HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Magazin

für die

Litteratur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Siebenundvierzigster Band.

Januar bis Juni.

1855.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

IX 6
BP 373.1 (47-48)
MAY 31 1856
LIBRARY
Subscription fund.

Inhalts-Verzeichniß.

Januar: Die Literatur des Auslandes. 1855. 1.

Februar: Glossen über die Geistlosigkeit unserer Naturprodukte. 24.

März: Die Bearbeitung der Chronik von Ferd. Schmidt. 28.

Mai: Die Literatur Oesterreichs. 64.

Juni: Betrachtungen über ein deutsches Schriftsteller-Asyl und deutsches Literatenthum. 67. — Ein überrheinischer deutscher Dichter. 75.

Spanien.

Februar: Spanische Jahrmarktslieder und Bilderbogen. Ein Beitrag zur Kenntniß des spanischen Volkslebens und der spanischen Dialekte. 22.

März: Ein deutscher Goldschmied und Kunstschriftsteller in Spanien. 33.

April: Die Archäologie in Spanien. 43.

Juni: Ein modernes spanisches Drama. 74.

Frankreich.

Januar: Ueber die dramatischen Vorstellungen im baskischen Lande. 2. — Die französischen Ausgrabungen an der Stätte des alten Babylon. 6. — Die Republiken Andorra und San Marino. 7. — Die französische Gesellschaft während der Revolution. 9. — Gedanken des Generals Pétiet. 13.

Februar: Französische Witterungs-Beobachtungen auf dem Schwarzen Meere. 14. — Pariser Literatur-Briefe. 1855. Erster Brief. Paris zu Neujahr. Vorbereitungen zur Industrie-Ausstellung. Die Familien-Paläste. Fortschritte der Neubauten. Die Theater. Guizot und die Académie des sciences morales et politiques. Tagesliteratur. 15. — Das Schulwesen in Frankreich. Der neue Studienplan für die Lyceen. 16. — Die Entstehung der Ungeheuer. 18. — National-Charakter von Slaven und Gelten. 23. — Die Zahl der vom Blitze Getödteten in Frankreich. 23.

März: Ueber die menschliche Lebensdauer und die Quantität des Lebens auf der Erde. 26. — Die Niam-Niams, oder die geschwänzte Menschenrace. 27. — Die Unzweckmäßigkeit der Beschränkung des Getraidehandels. 29. — Das, was unsere zoologischen Gärten sein sollten. 30. — Zur Kirchengeschichte des elften Jahrhunderts. 33. — Zur religiösen Literatur. A. Monod's Lucile. 35. — Galimard's Homme und Ultramontanismus. 36. — Dr. G. Kastner's Todtentänze. 37. — Aluminium, ein neues Metall. 38. — Ein Kenner des Frauenherzens. 39.

April: Aus den Memoiren des Grafen Rodorer. 42. — Universal-Ausstellung von Paris. 1. Die Ausstellungs-Kommission und ihre Unterabtheilungen. 43. — II. Die Völker-Kunstgalerie. 44. — Die Einathmung des Chloroforms. 44. — Die Militair-Verwaltung in Frankreich. 45. — Die Frauen von Geist und der Geist der Frauen. 46. — Aus den Verhandlungen der Pariser Akademie der Wissenschaften. Die Lage der vornehmen Stadtviertel in den großen Städten und ihr Einfluß auf die Gesundheit. 47. — Die Dichtheit und das Salz der Meere. 47. — Philosophie des Barts und der Kopfhaare. 49. — Universal-Ausstellung von Paris. III. Ihre Architektonik, Aesthetik und geschichtliche Bedeutung. 50. — Die „Jäger zu Fuß" oder „von Vincennes". 51.

Mai: Pariser Literatur-Briefe. Zweiter Brief. Die Universal-Ausstellung. Irrung der Architekten. Baulichkeiten. Der Ausstellungs-Palast. Der Charakter der Elysäischen Felder verändert. Aeußeres des Ausstellungs-Palastes. Inneres des Gebäudes. Die Ergänzungsgiebel. Bildwerken. Die französische Jury für die Kunst-Ausstellung. Anzahl der eingesandten Kunstwerke. Die zurückgewiesenen Gemälde und Studenten. Fräulein Rachel und die Folgen ihres Abgangs vom Théâtre Français. Der dramatische Geschmack der Pariser. „Le Demi-Monde", von A. Dumas Sohn. „Pilbox et Friquet" und die Bal des Auvergnats" im Palais Royal. „Les Cosaques" und ihr Beifall. Die große Oper. „Der Prophet" und Madame Stolz. Die komische Oper. „La Cour de Célimène", von Ambroise Thomas. Théâtre Lyrique: „Lionette", ein Erstlingswerk. Die Konzert-Saison. Herr Bergson. Paris macht seine Gala-Toilette. Der Bau des neuen Louvre. Der Thurm von St. Jacques la Boucherie. Herr Duprè und Herr Guizot. 52. — Dr. Bärth's Tagebuch über die Februar-Revolution. 54. — Die Universal-Ausstellung von Paris. IV. Vertheilung und Benutzung des Raumes für die Industrie. 55. — Was Gutes man von den Franzosen gesagt hat. 56. — Ueber die Kaiserliche Bibliothek in Paris. 58. — Das Pariser Findelhaus. 59. — Der Maler David und seine Schule. 61. — Universal-Ausstellung von Paris. V. Die Eröffnungsfeier am 15. Mai. VI. Die Gemälde der Welt-Kunst-Ausstellung. 63. — Zur Geschichte der Volksschriften in Frankreich. 64. — Die Pariser Arbeiterunen. 68. — Der Provinzialist, Paris und der Pariser. 69. — Zur Erläuterung von Rousseau's Ansichten über die Erziehung. 70 — Das protestantische Frankreich. 75. — Die Metamorphosen des Thiers. 76. — Graf A. de Laborde's Forschungen über die Renaissance. 78.

Belgien.

Januar: Die zoologischen Gärten in Belgien. 3. — Die belgische Statistik. Vierter Artikel. Die Rechtspflege. 13.

England.

Januar: Die lebenden Dichter Großbritanniens. 1. — Erfahrungen eines unter dem Pöbel in London thätigen Missionärs. 7. — Die Verdienste der Deutschen um das vergleichende Sprachstudium. 8. — Der Streit über die Mehrheit der Welten. 9. — Literatur-Briefe aus England. 1855. Erster Monats-Bericht. Die Presse und das sich selbst richtende Militair-System. Verhältniß beider in Krokisch gezeichnet. Kriegs- und Krim-Literatur. „Ein Monat im Lager", von einem Advokaten. „Der Weg zum Lager", von einer Dame. „Wer ist zu loben?" von Macqueen. „Die Engländerin in Rußland". Ein deutscher Privatdocent unter den englischen Publizisten. Kossuth als Sonntag-Times-Mitarbeiter. Zeitungen, Daily-News und Knight Hunt. J. H. Lochart und andere verbrannte Notabilitäten. Dr. Rosh. Zur Geschichte Englands unter Heinrich VIII. Fälle und Unfälle einer Amerikanerin in England. Verschwiegenheit und Verdrießlichkeit. Die publizistische Asyl-Heferin. Phineas Taylor Barnum und seine Bedeutung für England und Amerika. Ein literarischer Schwindel. Weihnachts-Literatur und Pantomimen. Ein Blick auf die plastische Kunst. Gibson's kolorirte Venus. 11.

Februar: Die Shelleyisten in England. 15. — Militairische Kritik des Krim-Feldzuges. 17. — Literatur-Briefe aus England. 1855. Zweiter Monats-Bericht. Sphäre, Begriff und Aesthetik des Humbug. Noch einmal Barnum in England und Cuvelle, wie in Lyon überhaupt. Barnum's „Geschichte des Humbug". Unterschied zwischen dem englischen und amerikanischen Humbug. Der zweite Theil von Johnston's: „Chemie des gemeinen Lebens"; die narkotischen Substanzen. Statistik des Verbrauchs. Tabaksliteratur. Aus König Jakob's „Counterblast". Literarische Lust der Season. Walter Scott's angeblicher, aufgefundener Roman „Moredun". Schicksal und neue Auflagen der „Rejected Adresses". Geschichte der Königinnen von Schottland, von Agnes Strickland: „Maria Stuart's Unschuld". Künstliche Gehörvertretung für Taube. Das „Buch der Armseligkeit", von Mrs. Jamesson. 19. Die Times. Was sie war und was sie ist. 20.

März: Ein Hofpital in Balaklava. 26. Der englische Marine-Lieutenant Royer und sein Tagebuch. 27. — Literatur-Briefe aus England. 1855. Dritter Monats-Bericht. Der retrobuktive Charakter der Literatur in Schillings-Ausgaben, gesammelten Essays u. s. w. Popularisirung der Kultur auf diesem Wege. Die Kluft zwischen dem Volk und der bisherigen Literatur. Bildungsmittel des englischen Volks. Die Aufhebung des Penny-Stempels und die Aristokratie im englischen Volke. Die Essayisten; Henry Rogers. Komparative Analysis der englischen Sprache. Thomas Fuller. Sir Adam Ferguson, der lebenslängliche nächste Freund Walter Scott's. Neue literarische Erscheinungen. Neue Journale und Zeitungen. „Der Bulgare, Türke und Deutsche". „Schatten des Ostens". „Skizzen aus Kanada". „Abenteuer in den Wildnissen Nord-Amerika's". „Die australischen Kolonieen". „Mormonismus". „Drei Opochen Palmerston's". Künste und Erfindungen. Die Ausstellung der photographischen Gesellschaft. Die Photographie als geheime Polizei und Steckbrief. Industrielle Pathologie der Society of Arts. Elektrische Bleichung unter Wasser. Elektrischer Telegraph von Stockholm die Balaklava. Schwimmende Batterieen. Vierräderige Dampfschiffe. Neue Schraubendampfer. Große Eroberung in Italien. Praxis und Prinzip in England. 31. — Bestrebungen und Erfolge der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft. 32.

April: Die Ossianische Gesellschaft in Irland. 40. — Literatur-Briefe aus England. 1855. Vierter Monats-Bericht. Zustand der theellen Industrie. Napoleon und die Pariser Universal-Ausstellung in London. Das „später perdu" der Times für Napoleon. Horror vacui an den Quellen geistiger Produktion. Der Tempel des Saturn in Rom. Die Wirksamkeit der Society of Arts und der wissenschaftlichen Vereine. Das wandernde Museum für Volksgesundheit. Der neue Seidenwurm in der entomologischen Gesellschaft, die älteste Hund der Erde in der geologischen, die Electrisication der Hausthiere in der metzinischen. Der menschliche Körper als Organism. Wasser als Brenn- und Heiz- und Leuchtmaterial. Der Wassererzeugungs-Apparat eines Schiefers in London. Der elektrische Telegraph rund um die Erde. Die doppeleiserne

Digitized by Google

Doppel-Dampfschiff-Brücke zwischen England und Australien. Die Plejaden-Expedition nach Central-Afrika und die Murray-Expedition in Australien. Die Sydney-Melbourne-, die Kalkutta- und die Panama-Eisenbahn, auch eine im Lande der Pharaonen. Literary and Artists' Benevolent Fund. Naturwissenschaft, Geist und transscendente Literatur-Versuche. Die chemische Zusammensetzung des Fonds, der Shakespeare u. s. w. dem Standpunkte der materialistischen Naturwissenschaft. Reisen durch den Aether, durch die Weltzeit und die Einheit jenseitiger Welten. Amerikaner, als Sklaven der Freiheit. Turnerlei's Buch über die russische Kaiserfamilie. Abschaffung des Zeitungsstempels. 44. — Pentland's Bericht über die neueren Franklin-Expeditionen. 45. — Die Verfassung von „Jane Eyre". 47. — Thomas Chatterton und George Crabbe. Zwei Dichterleben, nach Cesare Cantù. 48. — Ein beschränkter Schriftsteller. 50.

Mai: Literatur-Briefe aus England. 1855. Fünfter Monats-Bericht. Allgemeiner Umbruch. Graham's Gnosomesse und die Naturwissenschaft. Palmerston's „Komplement" für die Wissenschaft in Graham's Beförderung zum Münzmeister. Grove's Verwandlung galvanischer in Friktions-Elektrizität. Der Dünger Londons. Eisenproduktion in Amerika und England. Verwerthung der Schlacken. Dr. Livingston's Reise im Innern Afrika's. Belcher's und Maclure's Berichte über ihre arktischen Expeditionen. Rizza's Ruhm wiederlegt in der statistischen Gesellschaft. Telephonie im polytechnischen Institute. Hoskins' neues Lumpen-Surrogat für Papier. Royle's Werk über die ehrsten Pflanzen Indiens, als Surrogate für Lumpen, Baumwolle, Flachs, Hanf und Seide. Die Zeitungen und der Zwangs-Postkampf. Die angeschmierte weltweite Tagespresse. Englische und amerikanische Zeitungs-Preßfreiheit. Das Literatur-Barbarismen-Engros-Geschäft von George Reynolds. Preis-Aufgabe der Universität Cambridge. Industrie-Museum in Edinburg. Pläne und Bewegungen für Gesundheit, Kultur und Literatur des Volks. Edinburger Vierteljahrsschrift. Vorlesung über frisch konservirte Lebensmittel. Mühlen- und Bäckereischau für die Krim. Dreihundertpfünder aus Schmiedeisen-Kanonen. Die Wasserfarben-Maler-Ausstellungen. Das große April-Nationalfest Londons. 58. — Südländische Genesungsstationen. 60. — Die Falschmünzerei „Moredun" auf Walter Scott's Namen. 61. — Die englische Marine-Verwaltung und die Franklin-Expeditionen. 65.

Juni: Das englische Sappeur- und Pionier-Corps. 70. — Literatur-Briefe aus England. 1855. Sechster Monats-Bericht. Die unteren Schichten des Volks und ihr Verhältniß zu den oberen und der Literatur. Memoiren über die „regierenden Klassen" sonst (unter Georg III.) und jetzt. Doppelte Betrachtungen der Geschichte. Die jetzige, tiefe Ursache. Die Sklavisirten, ihre Instinkte, ihr Anfang, ihre Bedeutung in der jetzigen Krisis. Der weite und der engere Kreis der Sklavisirten; Holyoake und Southwell, die Organe, die Literatur der Sklavisirten. Die Administrativ-Reformer und Chartisten. Die materialistische Richtung in England im Vergleich zu der deutschen. Karl Vogt und Rudolph Wagner. Die naturwissenschaftlichen Gesellschaften in England. Lyell's Elementar-Geologie. Du Bois Reymond in der Royal Institution. Tyndall's neue Ansicht über magnetische Phänomene. Faraday's Experimente mit Elektrizität. Skizzen und Gemälde vom Kriegsschauplatze. „Gontrans Herbert", von Mrs G. Jewsbury. „Die Outlaniers" von Thornbury. 73. — James Watt's Leben und Wirken. 74.

Italien.

Januar: Italiänische Literatur-Berichte. Ueber die alten Völker Italiens. Kugler's Geschichte Friedrich's des Großen. Savigny's Geschichte des römischen Rechtes. Cremonese Dialekt. Lovati's chirurgische Geburtshülfe. Der Aderlaß in Italien. Tosti's Geschichte des Konzils von Konstanz. Die „Geheimnisse von Florenz". 1. — Die Parabeln zu der Parabel von den drei Ringen. 2. — Die Luminara von Pisa. 11.

Februar: Literatur-Berichte aus Italien. Rardini's Bernunftmäßigkeit in der Architektur. Italiänische Ansicht über die Gothen. Cola di Rienzi's Leben. Macaulay zweimal ins Italiänische übersetzt. Guerrazzi. 14. — Literatur-Berichte aus Italien. Gärten und Villen bei Florenz. Staat und Kirche in Sardinien. Kraftwelt und Hypothesenwesen. Graf Solar de la Margarite über politische Tagesfragen. Alte Klassiker und neue Philosophen. Barruffi's Reise nach St. Petersburg und Moskau. Sebenduo. Nationalität und Staatsangehörigkeit. Colomb de Batines. 18.

März: Das Volkstheater in Rom. 34. — Literatur-Berichte aus Italien. Hendrik Conscience italiänisch. Capecelatro und die neapolitanische Censur. Italiänischer Verlag von Franz in München. Boggio über Staat und Kirche in Piemont. Frau v. Solms-Bonaparte-Byse als Schriftstellerin. Italiänische Militair-Literatur. 35.

April: Mellon's wissenschaftliche Arbeiten über Licht und Wärme. 40. — Die Letture di Famiglia. 41.

Mai: Literatur-Berichte aus Italien. Parenta über die schriftstellerische Verantwortlichkeit. Della Torre über Moses Mendelssohn. Allegathie und Homöopathie in Italien. Dr. Krüger's Geschichte der sardinischen Verwaltung. Mommsen's römische Geschichte. Giannone's Werke. Gibrario's Staatshaushalt des Mittelalters. Berühmte Frauen Piemonts. Leti's Leben Sixtus V. Archäologische Zeitschrift in Sardinien. Das „Licht des Evangeliums" in Turin. Die Waldenser, ein historisches Drama. Italiänische Taschenbücher. Die Strenna Italiana von 1854—55. Mailändische Kunst-Illustrationen. Komischer Almanach von Turin. 53. — Literatur-Berichte aus Italien. Gibrario über das Haus Savoyen. Geschichte der Grafschaft Nizza. Graf Balbo's „Gedanken und Muster". Geschichte der Lombardei von C. Cantù. Farini's Zeitgeschichte von Italien. Geistliche und deren Einkünfte in Sardinien. Hegel in Italien. Rechtsgeschichte der Republik Genua. 62. — Santa Agnese in Rom. 64.

Juni: Literatur-Berichte aus Italien. Il Pakmaverde, der sardinische Staatskalender. Die fabelhafte Verwaltung von Turin. Ayala's Militair-Wörterbuch. Bianchi-Giovini's publizistische Thätigkeit. Naturgeschichtlicher Unterricht in Sardinien. Die Kunst, italiänische Verse zu machen. Zanu's kleines Conversations-Lexikon. Der Verfasser des Werkes „von der Nachfolge Christi". 69. — Die neueste Eruption des Vesuv. 76.

Schweiz.

Januar: A. von Tillier's Geschichte der Schweiz von 1830 bis 1848. 6.

Dänemark.

Mai: Gott in der Natur. Ein Argument gegen den Materialismus, aus Oersted's Schriften. 56.

Juni: Die Bewegung in der Natur, eine Offenbarung der Vernunft Gottes. Ein zweites Argument aus Oersted's Schriften. 71. — Die Bedeutung Oersted's für die Wissenschaft und die Erkenntniß Gottes in der Natur. 78.

Schweden.

Januar: Lieutenant Meinert's Antheil an der Wahl Bernadotte's zum Kronprinzen von Schweden. 4.

Februar: Palmblad's romantisirte Geschichte. 21.

Polen.

Februar: Landwirthschaftliche und andere statistische Notizen aus Polen. 24.

Rußland.

Januar: Fit Knori, des Hadessinners, goldene Sprüche. 5.

März: Die schöne Literatur, als Kriterium der Gesellschaft in Rußland. 28. — Ein getreues Portrait und ein Schreiben des Kaisers Nikolaus. 29. — Neu-Meserig. 30. — Zur Geschichte der Krim. 32. — Der Kaiser Nikolaus in den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung. 34. — Fünf Tage in Bessarabien. 38.

April: Kaiser Nikolaus, von einem Amerikaner geschildert. 41. — Das Kloster des heiligen Georg auf der Krim. 42. — Puschkin, Lermontow und Jukowski. 49.

Mai: Ländliche Bilder aus der Ukraine. 57. — Skizzen aus dem russischen Dorfleben. 63.

Juni: Der kaukasische Bleiberg. 67.

Slavische Sprachstudien.

Mai: Slavisches im „Berliner Namenbüchlein". 65.

Ungarn.

Mai: Mythologische Thiere der Ungarn. 56.

Juni: Der indische Gloka bei den Magyaren. 71.

Illyrien.

Mai: Wie die Slovenen das Neujahr feiern. 54.

Dalmatien.

April: Die Korallenfischerei in Dalmatien. 48.

Türkei.

Februar: Aktes und Neues aus der Türkei. 19.

März: Ghoberu-Pascha. 30.

Mai: Neuere Schriften über die alte orientalische Frage. 52. — Die Bascht-Bozuks in Feindes Land. 54.

Juni: Der Telegraph von Galatava nach London. 66. — Valerio's Album des Donau-Heeres. 77.

Palästina.

Mai: Ueberreste von Brandopfern bei Jerusalem. 59.

Syrien.

Januar: Phönizische Alterthümer. 4.

Digitized by Google

Juni: Bad den Reisebildern der Fürstin Belgiojoso. Entfernungs-Maßstab im Orient. Tempel-Trümmer bei Antiochien. Besuche in den Hornes. Das Volk und die Landesvertheidiger. Mangel an allem Comfort auf der Reise. Frauen-Toilette. Bettelei und Ungastlichkeit. Englische und amerikanische Missionäre. 72.

Ostindien.

Juni: Ostindiens materielle Fortschritte. 68.

China.

Januar: Zum Privatrecht der Chinesen. 12.

März: Woher stammen die auf den ostindischen Besitzungen der Holländer befindlichen Chinesen, und worin besteht die Eigenthümlichkeit derselben? 31.

Mai: Das Volk und die Exporteure der Provinz Tscheliang. 57.

Aegypten.

Februar: Der Kanal zur Verbindung des Mittelländischen Meeres mit dem Rothen Meere. 25.

Mai: Reiseberichte aus Aegypten, von Dr. H. Brugsch. 60.

Algerien.

Januar: Neuestes in der Bäche. 5.

Central-Afrika.

Januar: Kalle's Werk über die Kanuri-Sprache. 8. — Die Expedition nach Central-Afrika. 12.

Februar: Aus der Neger-Literatur. Erzählung eines Borno-Negers von einem Priester und seinem heidnischen Fetische. 22.

Mai: Eine Löwenjagd am Hofe eines Negerfürsten. 53.

Süd-Afrika.

Februar: Ein schwedischer Reisender in Süd-Afrika. 16.

Nord-Amerika.

Januar: Ueber die Berschiedenartigkeit des Menschengeschlechts. 10.

Februar: Was sich die Deutschen in Amerika von den Yankees erzählen. 20. — Channing und der Unitarismus. 25.

April: Die Dichter der Vereinigten Staaten. 46. — Ein neues Werk von Washington Irving. 51.

Mai: Die Natur in Bewegung. 61. — Die Hängebrücke über den Niagara. 62.

Juni: New-York und die Hauptstadt der alten Welt. 77.

Kalifornien.

Februar: Die Dattelpalme in Kalifornien. 24.

März: Deutsche Vereine in San Francisco. 36. — Ein chinesisch-englisches Zeitungsblatt. 37.

Juni: Franz Marryat's Skizzen aus Kalifornien. 66.

Central-Amerika.

Januar: Der Staat Costarica. 3.

Süd-Amerika.

Mai: Spanisch-amerikanische Dichter. J. J. Olmedo. 55.

Brasilien.

Januar: Die Alma, am Rio de Janeiro gefeiert. 10.

Guyana.

Juni: Zustände unter den Deportirten in Cayenne. 72.

Australien.

Februar: Neu-Seeländische Volkssagen, Sitten und Gebräuche. 17.

Polynesien.

März: Die „neue Kera" der Sandwichs-Inseln. 39.

Mannigfaltiges.

Januar: Die Philosophie in Amerika. 1. — Amerikanische Honneurs in England. 1. — Mägge's „Afrasa". 1. — Fremden-Legionen. 2. — Costarica als deutschest Colonisationsland. 3. — Ein politisches Lustspiel. 3. — Petermann's Karte von Rußland. 4. — Historische Novellistik. 5. — Julep in Bloßville. 6. — Neugriechische Industrie. 6. — Belletristik in Rußland. 7. — Wenig's Handwörterbuch der deutschen Sprache. 7. — Nachrichten von Dr. Vogel aus Afrika. 8. — Das Leben auf der Erde. 9. — Das Verlagsrecht der Erben verdienter Schriftsteller. 9. — Russische Fabrikwesen. 10. — Bulwer's literarische Laufbahn noch nicht beendet. 11. — Zur Statistik des Theaterwesens in Paris. 11. — Geburtsort Dschingis-Chan's. 12. — Die Bibliothek des naturgeschichtlichen Museums in Paris. 12.

Februar: Französisches Urtheil über den Feldmarschall York. 14. — Eine chinesische Kosmetik. 14. — Vorlesungen über Kunst und Alterthum in Paris. 15. — Chinesische Literaten. 15. — Weber's „Freischütz" in Paris. 16. — Dickens über den alkoholistischen Grundsatz. 17. — Zur Kunstgeschichte Spaniens. 17. — Leistungen auf dem Gebiete der Bibliographie. 18. — Westafrikanische Kolonieen. 18. — Shakespeare's Werke, von Delius. 19. — Dickens' und die englischen Handwerks-Meister. 20. — Das Ring-Verbot in China. 20. — Die Opern-Akademie von New-York. 21. — Die Malle-Nachet's Kontrakt mit Amerika. 21. — Die Dampfboot-Expedition in Central-Afrika. 22. — Russländische Journalistik in Deutschland. 22. — Evangelische Gymnasien in Ungarn. 22. — Knabenkauf in Konstantinopel. 23. — Gérard de Nerval. 23. — Ein weibliches Talent. 24. — Miß Mitford. 24. — Die Literatur-Geschichte der modernen Kulturvölker. 25. — Noch eine Spur von Sir John Franklin. 25.

März: Fischzucht in China. 26. — Franz Löher's anglo-amerikanische Skizzen. 27. — Kühne's „Europa" contra Dickens. 27. — Ein naher Ausbruch des Aetna. 27. — H. Heine und Alexandre Dumas. 28. — Joseph Lehmann. 29. — Lack's Elfenbahn-Bücher. 30. — Quellen-Verschweigung in Journalen. 30. — Ueber Dr. H. Barth's Schicksal. 31. — Ein neues Leben Muhammed's. 31. — Die Armeen der kriegführenden Mächte. 32. — Die Mormonen-Propaganda. 32. — Atmosphärische Briefpost. 33. — Unser „Magazin" in Oesterreich. 33. — Die Lebensgeschichte George Sand's. 34. — Noch Einiges über die Dampfboot-Expedition nach Central-Afrika. 34. — Eine Biographie Nikolaus' I. 35. — Hayti und die Amerikaner. 35. — Neue Guano-Lager. 35. — Max Waldau in Frankreich. 36. — Wer geht nach Spanien? 37. — Spanische Weine; Ehrern. 37. — Des Prinzen Waldemar von Preußen Reise nach Indien. 38. — Die Kunstwerke der Gebrüder Zwirner. 38. — Geschichte des Kaisers Nikolaus I. 39. — Russische Schwefelgruben. 39. — A. Petermann's geographische Mittheilungen. 39. — Das Telegraphen-Netz in Europa und Asien, zu Anfang 1855. 39.

April: Herbst in England. 40. — Russischer Protest. 41. — Zur Geschichte der Gasbeleuchtung. 41. — Alexander Herzen. 41. — Irische und schottische Leinweberei. 42. — Französische Chaussee-Eisenbahnen. 42. — Romanistische Etymologieen, von Mahn. 42. — Erinnerungen an Joseph von Lasberg. 43. — Die Armeen Europa's. 43. — Dupin's Memoiren. 44. — Französische Kunstdenkmale. 44. — Literarische Nekrologie. 45. — Die russische Flotte in Sebastopol. 45. — Professor Haustein's Reise in Sibirien. 46. — Bibliographisch-Antiquarisches. 46. — Dr. Barth und Dr. Vogel. 47. — Schiller und Lessing als Zugabe zur Goethe. 47. — Literarisches aus Rußland. 48. — W. Seyffarth's Wahrnehmungen in Paris. 49. — K. A. Menzel's Neuere Geschichte der Deutschen. 49. — Guizot über die Extreme unserer Zeit. 50. — Neue Expedition nach Central-Afrika. 50. — Ein historisches Dank für deutsche Sanskrit-Rebellen. 51. — Deutsche Wissenschaft und Literatur in Straßburg. 51. — Thiers' Geschichte Napoleon's I. 51.

Mai: Zusammentreffen Dr. Barth's mit Dr. Vogel. 52. — Der Radikalismus unter den Deutschen in Amerika. 52. — Eine türkische Literaturgeschichte. 52. — Ein historisches Konzert in Paris. 53. — Diverse Nachrichten von Dr. Barth. 54. — Zur literarischen Nekrologie. 54. — Washington Irving's „Leben Washington's". 55. — Kardinal Richelieu als Liebhaber. 55. — Entstehungsgeschichte eines bekannten Dramas. 55. — Mrs. Jamieson nochmals. 56. — Zur Seidenzucht. 56. — Die ruhige Entwicklung der Geographie von Neu-Amsterdam und St. Paul. 57. — Amerikanischer Forscherdrieb. 57. — Du und Sie. 57. — Sir Henry de la Beche. 57. — Gesittetes Leben in Neapel. 58. — Das Mittelländische Meer. 58. — Französische Bibliographie. 59. — Die große Sphinx und der Horus-Tempel. 60. — Der englische Komponist Bishop. 61. — Mendelssohn's „Phädon" russisch. 61. — Französische Bibliographie. 61. — Das Erdbeben von Brussa. 62. — Einimpfung des gelben Fiebers. 63. — Werth der Zeitungs-Annoncen. 63. — Der Winteregarten von Paris. 64. — Die Stadt London in Kanada. 64. — Unterirdische Eisenbahn in London. 65. — Ein neues, farbiges Metall. 65.

Juni: Englisches Urtheil über deutsche Kunst. 66. — Der Erfinder der Industrie-Ausstellungen. 66. — Eisenbahnen über die Alpen. 66. — Ein bisher ungedrucktes Drama von Lope de Vega. 66. — Shakespeare in der Dellius'schen Ausgabe. 67. — Eine altersschwache Zeitung. 67. — Brun-Rollet's Erforschungen des Nil. 68. — Frolow, der russische Uebersetzer des „Kosmos". 68. — Ueber den Fleischzwieback von Justin Callamand. 68. — Maschinen zur Erzeugung von Höhe durch Reibung. 69. — Der Glaukt von Ariccia. 69. — Die Universal-Ausstellung von Paris. 70. — Deutsche Buchdrucke französischer Klassiker. 70. — Schutz der Autoren gegen unbefugte Uebersetzungen. 71. — Zwei merkwürdige Reisende. 71. — Die Fremden in Paris. 72. — Geschichte des einundvierzigsten Sitzes der französischen Akademie. 72. — Deutsche Philologie in England und Amerika. 73. — Alter jüdischer Friedhof in Wien. 73. — Ein Amerikaner in Berlin. 74. — Preis-Denkmünzen für französische Literaten. 74. — Gervinus. 74. — Michel Beer's Nachlaß. 74. — Philologische Spitzfindigkeit. 75. — Gerlach's „Stylistische Versuche". 75. — Philologische Zeitschrift in ungarischer Sprache. 76. — Bürger's Briefe. 77. — Wie man in Amerika die Sängerinnen ehrt. 77. — Dudley's Repertorium der gesammten Rechtswissenschaft. 78.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 10 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Grafthum Hammond, Werderstraße, Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 1. Berlin, Dienstag den 2. Januar 1835.

Die Literatur des Auslandes.

1835.

Die Geschichte der Kultur, deren Bewegungen und Gestaltungen in der Gegenwart zu beobachten hauptsächlich die Aufgabe dieser Blätter ist, zeigt uns von Anbeginn bis auf den heutigen Tag zwei große, geographische Gegensätze. Einen derselben bilden die beiden Welttheile, von denen die Kultur der Erde ausgegangen: Asien, die Wiege aller Religionen, das dem Menschen seinen Zusammenhang mit einer höheren göttlichen Weltordnung offenbarte, das aber mit diesem großen Werke seine Kultur-Mission beendigt zu haben scheint, und Europa, das den vom göttlichen Ideal erfüllten Menschen mit Kunst und Wissenschaft ausstattete und ihn die Natur, so wie seine über dieselbe hinausgehende Aufgabe, begreifen lehrt. Den anderen jener Kultur-Gegensätze bilden in Europa die beiden mächtigen Völker-Individualitäten, die über diesen Welttheil verbreitet sind und die, wie Licht und Schatten, sich überall nähern und überall abstoßen: die Romano-Germanen und die Slaven.

Ein berühmter Geschichtschreiber, Leopold Ranke, hat in einem seiner frühesten Werke, in den „Geschichten der germanischen und romanischen Völker von 1494 bis 1535“) den Gedanken durchgeführt, daß in der Geschichte der Kultur die germanischen und romanischen Nationen eine Einheit bilden, die überall unverkennbar sei, wo es sich um große menschheitliche Ziele handle. Die Völkerwanderung hat, wie Ranke sagt, diese Einheit gegründet. Die Bewegung ging zwar von den Germanen aus, aber auch die romanischen Landschaften verhielten sich dabei nicht blos passiv: für die Kriegswaffen und das neue öffentliche Leben, welche die Romanen in Italien, Gallien und Spanien von den Germanen empfingen, theilten sie diesen ihre Religion und ihre Sprache mit. Von den Nationen, die außer den Romanen (Franzosen, Spanier und Italiäner) und Germanen (Deutsche, Engländer und Skandinavier) bei der Völkerwanderung betheiligt waren, drohten besonders Araber, Magyaren und Slaven störend, ja, vernichtend auf die neuen Zustände einzuwirken; aber die Araber wurden durch den vollkommenen Gegensatz der Religion abgewendet, die Magyaren in ihre Gränzen gewiesen, die Slaven zuletzt vernichtet oder unterworfen. Das Papstthum, dessen eigentliche Machtbegründung erst vom siebenten Jahrhundert datirt, war durch Karl den Großen eine germanisch-romanische Institution geworden; eben so darf das im Herzen Europa's gegründete römisch-deutsche Kaiserthum als ein Ausdruck jenes Einheits-Bewußtseins angesehen werden. An den daraus durch die Kreuzzüge herbeigeführten geistigen wie nationalen Bewegungen nahmen ebenfalls nur Romanen und Germanen Theil. Das Ritterthum mit der daran sich knüpfenden romantischen Hingebung für die Frauen und der daran wieder sich rankenden Poesie, welche der Quell aller neueren schönen Literatur ward, ist ausschließlich auf romanisch-germanischem Boden gediehen. Noch im Jahre 1501 baten die Moskowiter, ihnen doch einmal einen Ritter, einen „eisernen Mann“, wie sie ihn nannten, zu senden, und dieser wurde in Moskau als ein Wunder angestaunt.

Nicht minder ist die zweite Völkerwanderung, die seit der Entdeckung von Amerika ein anderes germano-romanisches Europa in der westlichen Hemisphäre gründete, ausschließlich von jenen Völkern ausgegangen, die von der Vorsehung die Mission empfangen haben, das Licht der Civilisation über die Welt zu verbreiten. Das Slaventhum hat zur Verpflanzung europäischer Sitte auf transatlantischen Boden weder Beruf, noch Geschick, und hat auch niemals mit Erfolg irgend einen Colonisations-Versuch gemacht. Da, wo es fremde Kolonieen auf seinem eigenen Boden aufnimmt, bleiben diese unvermischt mit der autochthonischen Bevölkerung, und in den Städten, welche deutsche Ansiedler mitten unter slavischen Ackerbauern gründeten, wurde mit dem deutschen Recht auch die Sitte des deutschen Bürgerthums eingeführt. Der Handel, dieses Völker verbindende Kultur-Element, sofern er See- und Welthandel ist, befindet sich unter den Slaven auch jetzt noch größtentheils in den Händen germanischer und romanischer Ansiedler und ihrer Nachkommen.

Wo es sich bei den Arbeiten des Menschengeschlechtes um das Streben nach höheren und nicht blos materiellen Zielen, um Forschungen in dem großen Buche der Natur und um neue Entdeckungen und Erfindungen auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst handelte, da haben die Slaven stets den Germanen und Romanen allein das Feld überlassen, die sich auch hier, wie auf dem Gebiete der Welt-ereignisse, als Einheit darstellen. Allerdings sind unter den viel verzweigten Gliedern der romano-germanischen Völkerfamilie, deren Wohnstge sich von Island bis nach Sicilien und von den Mündungen des Tajo und des Duero bis zu denen der Weichsel und der Düna erstrecken, einzelne zeitweise zurückgeblieben und haben andere der allgemeinen Strömung widerstrebt; nationale oder dynastische Eifersucht auf der einen Seite und religiöse oder politische Meinungsverschiedenheiten auf der anderen haben periodisch unter ihnen die gewaltsamsten Reibungen und die verderblichsten Kriege herbeigeführt; — gleichwohl haben Germanen und Romanen stets die große Mission, welche Europa im Gegensatze zu Asien hat, die Mission der Ausbreitung der geläuterten christlichen Gottesidee über die Welt, die Mission der Kunst und der Wissenschaft, des Veredelns der sinnlichen Materie und des Erkennens und Durchdringens im Geiste, stets als eine gemeinsame, der größten Opfer werthe Sache betrachtet, während die Slaven sich durch Sitte und Denkart, durch ihre soziale wie durch ihre politische Verfassung von jener geistigen Bewegung des Westens, von jener Sehnsucht über die sinnliche Materie hinaus nach dem göttlichen Ideale, mit geringen Ausnahmen, stets ferngehalten haben. Niemals haben, wie Ranke sagt, die slavischen Völker selbständige Einwirkungen auf die großartigen Strebungen des Occidents geübt; „dienend und widerstrebend erscheinen sie in der Geschichte der Kultur; die Wellen der allgemeinen Bewegungen laufen, so zu sagen, zuweilen in ihnen ab.“

Dagegen scheint das Slaventhum, dessen Hauptstamm, die Russen, seinen historischen Zusammenhang und seine Verwandtschaft mit den Stämmen des nördlichen Asien nicht verleugnen kann, nicht blos vermöge seiner geographischen Lage, sondern auch vermöge seiner Neigungen und Richtungen, vorzugsweise den Beruf zu haben, der Vermittler zwischen dem Theil Europa's, welchem die Erziehung des Menschengeschlechtes von der Vorsehung anvertraut ist, und dem nördlichen und mittleren Asien zu sein. In diesen Blättern ward bereits oft unter Mittheilung mannigfacher Proben orientalischer Dichtkunst, die nur durch russische Vermittelung in Europa bekannt geworden (wie denn auch Friedrich Bodenstedt nur durch diese Vermittelung im Stande war, uns einen völlig neuen Schatz morgenländischer Dichtungen zu eröffnen), darauf hingewiesen,*) daß sich russische Autoren, Linguisten sowohl, als Literarhistoriker und Dichter, mit außerordentlicher Vorliebe und großem Erfolge das Studium und die Bearbeitung asiatischer Sprachen und Literaturen zur Lebens-Aufgabe machen. Naturgemäß sind es hauptsächlich die tatarischen, mongolischen und bis an die Gränzen China's reichenden Völker-Idiome, aber welche sich das russische Studium verbreitet. Dorthin — und wir können den Kaukasus keineswegs davon ausnehmen — sind die Russen geographisch und kulturhistorisch gewiesen, um ihren Thätigkeitstrieb nach außen, ihre Lust der Bewältigung massenhafter, untergeordneter Zustände, geltend zu machen. Das südliche und westliche Asien dagegen, das zum Theil einer alten, wiewohl stationair gebliebenen Civilisation sich erfreut und zum Theil durch die Meere, an denen es liegt, schon seit der Zeit der Handelsherrschaft der Venezianer und Genueser mit den romano-germanischen Völkern Europa's in direktem Verkehr sich befindet, ist dem moralischen Einflusse Rußlands eben so entzogen und unzugänglich, wie der europäische Occident.

Zwar behauptet man, daß sich ein Theil der christlichen Bewohner der europäischen und asiatischen Türkei durch die orientalische Kirche

*) Berlin, G. Reimer, 1824.

*) Man vgl. namentlich, was Herr Dr. Julius Altmann in Nr. 147 des „Magazins“ von 1834 darüber mitgetheilt.

Digitized by Google

zu dem großen nordischen Slavenstaate hingezogen fühle, und unter den Slaven in der Türkei scheint dieser kirchliche Zusammenhang auch in der That schon nationale Sympathieen erzeugt zu haben. Die Geschichte der Kultur weiß jedoch auch diese Länder unbedingt dem Occident zu. Die Gräko-Slaven sympathisiren nur so lange mit den Russen, als es gilt, den gemeinsamen Feind, die Türken, zu bekämpfen. Im Uebrigen jedoch hängen diese Volksstämme, wie die Slaven in Oesterreich, nach allen ihren Handels- und Verkehrs-Interessen, in Sitten und Lebensgewohnheiten, wie in Staatseinrichtungen, mit den romanisch-germanischen Völkern zusammen. Außer Stande, in sich selbst und für sich allein einen organischen Staat zu bilden, werden diese Völker stets in der Rothwendigkeit sein, den romanisch-germanischen Nationen, unter denen sie zum Theil sporadisch zerstreut leben, ihre Dienste im Kriege, wie im Frieden zu leihen.

Gleichwohl hat sich Rußland gerade diese Bevölkerungen als das Mittel auserlesen, seine Macht und seinen Einfluß über das romanisch-germanische Europa auszudehnen und auf diesem Wege die lange prophezeite slavische Weltmonarchie zur Wahrheit zu machen. Die Erfolge, welche im vorigen Jahrhundert Peter der Große und Katharina II. und im gegenwärtigen Kaiser Alexander I. gegen das Germanenthum im Norden und gegen das bei der Erhaltung der Türkei interessirte Romanenthum im Süden erlangten, haben Rußland allerdings ermuntern können, zu einer Zeit, wo es den Occident in Parteiungen gespalten glaubte, an die Ausführung seines alten Planes zu denken. Der bloße Gedanke „slavische Weltmonarchie" hat jedoch in wahrhaft wunderbarer Weise jene seit länger als einem Jahrtausend bestehende und nur anscheinend völlig aufgelöste Einheit der germano-romanischen Völker wieder ins Leben gerufen. Es sind lange Schatten, die das Slaventhum vom Uralgebirge bis an die Küsten des Adriatischen Meeres wirft, aber noch weitreichender sind die Strahlen des Lichtes, das von den verbundenen germano-romanischen Nationen ausgeht. Haben die Romanen allein nicht gezweifelt, daß eine germanische Weltmonarchie unter den Hohenstaufen oder auch unter Kaiser Karl V. zu Stande komme; haben die Germanen eben so wenig zugelassen, daß eine romanische Weltmonarchie unter Philipp II., Ludwig XIV. und Napoleon I. sich gestalte, so wird es Germanen und Romanen vereinigt gewiß unschwer sein, eine slavische Weltmonarchie unmöglich zu machen.

Das ist die Antwort, die uns die Geschichte der Kultur auf unsere Fragen in Bezug auf den Völkerkrieg giebt, der so plötzlich den Gedankengang und die Arbeit der Wissenschaft, wie die Amessen-Thätigkeit der Industrie, unterbrochen hat. Aber sie bringt uns auch, und zwar gerade mit Bezug auf die Arbeit der Wissenschaft und den eben ausgebrochenen Krieg, noch ein zweites Moment in Erinnerung: Hütet Euch, so ruft uns die Geschichte der Kultur zu, daß, während an den Gränzen Asiens um die Hegemonie des Welttheils gekämpft wird, Ihr nicht in Europa des hohen Berufes uneingedenk werdet, den Ihr nicht blos dem Slaventhume, sondern der ganzen Welt gegenüber habet, das göttliche Ideal im Menschen zu pflegen und diesen dadurch über die sinnliche Materie zu erheben! Geht Euch das Ideal verloren, so kömmt Euer schöner Welttheil dadurch selbst hinter Asien zurück, welches dann doch wenigstens die Erinnerung bewahren wird, die Geburtsstätte aller Gottes-Ideen zu sein.

Und das Ideal in uns zu tödten, ist man leider unter den germanischen, wie unter den romanischen Völkern so eifrig beflissen, daß wir an der Größe und Zukunft Europa's verzweifeln würden, wenn uns die Geschichte nicht lehrte, daß auch früher schon solche Verirrungen des menschlichen Geistes vorgekommen, daß aber da, wo die Gottes-Idee einmal Wurzel gefaßt, diese und die Macht ihrer Wahrheit, trotz aller entgegensetzenden Täuschungen, immer wieder zum Sieg gelangt. Es sind diese Täuschungen freilich um so gefährlicher, wenn sie, wie jetzt, auf die Unterstützung so mächtiger Verbündeten, wie der philosophischen, der Staats- und der Natur-Wissenschaft, bauen. Während nämlich einerseits die Jünger der deutschen Philosophie des absoluten Seins aus gestreektrunkener Allergötterung in die nüchternste und trostloseste Selbstvergötterung der menschlichen Vernunft verfallen, oder durch Entgötterung der Welt dahin gelangen, daß sie, wie einer der allerneuesten Philosophen, der gleichzeitig auf Hegel, Schelling, Fichte und Kant sehr vornehm herabsieht, in dem Leben eine Last und in der Selbstvernichtung einen heiligen Drang erblicken, — haben andererseits die Schöpfer jener naturwidrigen Nivellirmgdsysteme, die unter den Namen „Kommunismus" und „Sozialismus" bekannt sind, den germanischen wie den romanischen Völkern die Köpfe mit ihren Systemen zu verdrehen gesucht, und kaum haben wir uns aus diesem Babel der Sprach- und Ideen-Verwirrung ein wenig gerettet, als wiederum andere Apostel auf die Bühne treten, die, mit dem allerdings großen und reichen Buche der Natur in der Hand, dem Volke beweisen wollen, daß der Mensch nichts weiter als einer der vielen Stoffwechsel in der Natur und daß das, was ihm von dem über der Natur waltenden, die Gesetze derselben anordnenden, göttlichen Geiste offenbart worden, ein leeres Hirngespinnst sei.

Wir sind gewiß die Letzten, eine Gefahr darin zu erblicken, wenn das Volk durch zahlreiche populäre Bücher und Zeitschriften hingewiesen wird auf die in der Natur schlummernden Kräfte, die der Mensch zur Förderung seiner Arbeit und seines Reichthumes benutzen kann; wie freuen uns vielmehr, wenn das Volk darüber belehrt wird, wie der Mensch die ewigen Gesetze der Natur durch vollständige Erkenntniß und richtige Verwendung derselben seinem Geiste dienstbar zu machen vermag; aber wenn trotzdem, daß zugegeben wird, es seien noch lange nicht alle Naturgesetze erkannt, noch Alles, was den erkannten Naturgesetzen nicht überall entspricht, als chimärisch abgewiesen wird, so ist das in gewisser Beziehung eben so unwissenschaftlich, als es irreligiös ist. Irreligiös ist es unzweifelhaft, wenn z. B. das naturwissenschaftliche Axiom, daß kein Atom der Materie neu geschaffen oder vernichtet werden kann, dahin gedeutet wird, daß der Mensch, weil er auch Materie (aber, wohl zu merken: nicht blos Materie) ist, nie geschaffen, sondern nur das Produkt eines Stoffwechsels in der Natur sein könne, und daß in dem Menschen also der Stoff nur die höchste Potenz der sich reproduzirenden Naturkraft darstelle. Es ist aber auch unwissenschaftlich, weil bei der Aufstellung einer solchen Lehre die Meinung gehegt wird, sie sei neu, während sie doch im Wesentlichen längst bekannt und eben so lange schon widerlegt ist. Das Wesentliche dieser bereits widerlegten Lehre besteht nämlich nur darin, daß die Materie Alles, der Geist aber ein bloßer Ausfluß der Materie sei. Neue Beobachtungen der Materie können uns nun zwar über diese selbst, unmöglich aber über das, was nicht sie selbst ist, neue Aufschlüsse verschaffen. Bereits im Alterthume ist der Behauptung des Aristoteles, des ersten und größten aller Naturforscher, daß der Geist Nichts an sich habe, was ihm nicht durch die Sinne, d. h. auf materiellem Wege, zugekommen sei, die Lehre Plato's von den angeborenen Ideen siegreich entgegengestellt worden. Noch mehr aber erinnern die Behauptungen der neueren Naturforscher an das System Locke's, der ebenfalls von der Materie angenommen, daß sie denke. Welcher Philosoph mag sich jedoch heutzutage noch auf ein System berufen, das sich längst überlebt hat und längst durch die Denker aller Nationen widerlegt ist? Schon der große deutsche Zeitgenosse Locke's, Leibnig, hat die Absurdität jener Behauptung des englischen Philosophen und der heutigen Naturforschung nachgewiesen, indem er (in seinem „Essai sur l'entendement humain") sehr scharfsinnig bemerkt: die Annahme, daß die Materie auch denke, setze ein viel größeres Wunder und einen noch viel weniger mit den Naturgesetzen zu vereinigenden Widerspruch voraus, als die andere Annahme, daß Gott mit der Materie etwas Unmaterielles, mit dem Körper die Seele verbunden habe.

Folgen wir demnach dem Warnungsrufe der Geschichte! Lassen wir uns das, was uns erhebt und beseligt, nicht rauben durch die Lehren jener Männer mit dem Mikrostop, dem Scalpell, der Retorte und der Waage, lauter Werkzeugen, mit deren Hülfe nur Sicht-, Wäg- und Fühlbares beurtheilt werden kann. Schon die den Menschen adelnde Kunst, noch mehr aber die ihn heiligende Religion fordert ihn auf, über die Natur hinaus zu streben. Ohne das Ideal, das die Kunst unserem geistigen Auge als Ziel vorhält, und ohne die Idee Gottes, welche durch die Offenbarungen der Religion in unserer Seele geweckt worden, sind wir aller Vorzüge entkleidet, welche den sinnigen Europäer vor dem amerikanischen Wilden auszeichnen, der möglicherweise ein sehr aufmerksamer und treuer Beobachter der ihn umgebenden Natur ist. Die Natur ist der erhabene Thron, vor dem wir in Ehrfurcht uns beugen, doch über dem Throne schwebt die Majestät Gottes, von dem die Erde und die Welten ohne Zahl, die wir bewundern, ihre Gesetze empfangen.

J. Lmn.

England.

Die lebenden Dichter Großbritanniens.

Von einem in England lebenden Deutschen.

Es giebt jetzt keinen großen Dichter in der englischen Poesie, wohl aber desto mehr. Die Menge der respektablen Dichter sind zusammen mehr, als ein oder ein paar große Lichter. Sehen wir sie uns einmal näher an. Um hier aber ein Feld zu bekommen, das seine Gränzen hat, nehmen wir blos solche, die wirklich körperlich leben, und dieselben blos, insofern sie sich in gebundener Rede geben, die Lyriker und die poetischen (nicht auf Bestellung für Theater-Spekulanten arbeitenden) Dramatiker. Dabei schließen wir auch die ein, welche zwar noch leben, sich aber überlebt haben im Ganzen ziemlich bekannt sind, so daß wir recht eigentlich die auslebenden, noch nicht weit und breit anerkannten, aber zu mehr oder weniger großen Hoffnungen berechtigenden Dichter und Dichterinnen als den Gegenstand unserer Aufgabe erkennen. Die Ausschließung der geistig Fertigen und nur noch persönlich Lebenden würde uns konsequenterweise nöthigen, die körperlich Gestorbenen, aber geistig noch wahrhaft Gegenwärtigen mit in unseren Kreis zu ziehen und so gerade mit Tennyson, dem Repräs-

Digitized by Google

sentanten des höchsten poetischen Genius der Zeit in England, anzufangen. Dadurch würde sich aber unsere Aufgabe weder so weit ins Ungewisse hinaus verschieben, daß wir mit Stoff und Raum nicht ans der Verlegenheit kämen. Tennyson und Thomas Hood z. B. würden uns, wenn wir gerecht gegen so abgeschlossene Größen sein wollten, auf der zwanzigsten Spalte noch keine Ruhe lassen, so daß wir alle Lust an den Anstehenden, Jungen verlieren würden. Halten wir uns also blos an Letztere, so gut es gehen will, denn wir sind bei der Reichhaltigkeit und Neuheit unseres Stoffes bescheiden genug, von vorn herein auf eine unerträglich erschöpfende Vollständigkeit zu verzichten. Was wir geben, ist vorläufige Frucht einer Jahre lang in der englischen Metropolis fortgesetzten Aufmerksamkeit auf die hervorbrechenden Knospen und Blüthen, — nicht eines Studiums, wie man es anstellen müßte, um ein Stück wirkliche Literaturgeschichte oder eine Kritik aller betreffenden Werke und Dichter zu schreiben. Durch Lektüre neuer Erscheinungen in dieser Sphäre, durch Unterhaltung mit literarisch gebildeten Engländern darüber, geschriebene und mündliche Kritik entstand eine Bekanntschaft mit den betreffenden Dichtern und ihren Werken, die nicht genaue Erkenntniß genannt werden will, wohl aber hinreicht, dieselben so darzustellen, wie sie sich etwa vor der Hand in der englischen Gesellschaft und Kritik gegenwärtig geltend gemacht haben und aufgefaßt werden. Was als eigenes Urtheil dabei auftritt, hält sich aus Vorsicht ziemlich untergeordnet, so daß die nachfolgenden Zeilen im Ganzen als gedrängte Darstellung der Urtheile, welche in England über die betreffenden Dichter gelten, angesehen werden können.

Nach Tennyson ist uns immer Philip James Bailey, der Dichter des „Festus" und der „Angel World", als der selbständigste und eigenthümlichste, wenn nicht überhaupt bedeutendste Dichter vorgekommen. In ihm ist Poesie eine Leidenschaft, ein holder, ein dämonischer Wahn bis zum Wahnsinn für unseren nüchternen Alltagsverstand, eine unwiderstehliche Gewalt, welche ihn jetzt in die Tiefen des Erhabenen verlockt bis zum Brunnquell des Gedankens („such as dodge conception to the very bourne of thought"), jetzt den Ungezügelten den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen thun läßt und ihn in Widerspruch und Unsinn verwickelt, aus welchem ihn aber der wahre Genius immer bald wieder zu erlösen weiß. Als das Werk eines noch sehr jungen Dichters, muß „Festus" für eine der merkwürdigsten Productionen der Zeit gelten. „Festus" ist Goethe's „Faust" in einem jungen Feuergeiste wiedergeboren, aber in wilder Selbständigkeit und Ungezogenheit sich führ seine eigene Bahnen brechend durch metaphysische Labyrinthe und unterirdische, chaotische Irrwelten. Wir lächeln über den unbändigen, ungeschickten Englishman, wenn er uns an Goethe's Lehrmeister erinnert, aber die Wildheit und das Ungraziöse gefällt uns, weil es naiv und keck aus innerster Kraft spendet, und dann haben wir auch nie lange Zeit zum Lächeln, da der wahre eigene Genius sich immer wieder bald geltend macht und uns bewundern läßt, wo wir wegen metrischer, logischer, poetischer und Compositionssünden kritisiren oder ungebuldig werden möchten bis zum Wegwerfen des Buches. Nur noch einen Augenblick, und der wahre Dichter steht wieder vor uns und fesselt und bezaubert und und reißt uns hindurch durch das reichste Dickicht von Urwaldphantasieen, von einer lichten, üppigen Scene zur anderen. Die „transscendentalen Absurditäten", die Mancher gar zu reichlich in dem Gedichte gefunden haben will, lösen sich zwar häufig in poetische Auffassungen tiefer Wahrheiten auf, aber der dessenungeachtet bleiben wohl genug solcher Kindsitäten und Absurditäten der durchgehenden Dichterphantasie übrig, als daß wir in dem Werke viel mehr finden könnten, als eine große, schöne, dichterische Jugendsünde, die wir lieben und ehren, weil sie der gährende Most ist, der, vom Schaume geläutert, zum Trunke wird, der Geist und Sinn erfreut. Noch ist die „Angel World" nicht dieser Trank. Aber die schäumende Kraft hat sich schon bedeutend geläutert, wiewohl das Gedicht wegen seines allegorischen Charakters und seiner Klopstockschen Maschinerie dem Deutschen im Ganzen jetzt eben so wenig zusagen würde, wie die Messiade. Beide Gedichte haben nur ihren hohen Werth als die Verkündiger großer, dichterischer Schöpfungen, als Beweise, wie kräftig und jugendlich die wahre Dichterkraft mit ihrer eigenen Fülle, mit der Form, mit der Sprache, mit Bild und Figur kämpft, um sich zu offenbaren. Beide Gedichte überzeugen uns, daß sie sich herausarbeiten und schön und eigen offenbaren werden und wir den Dichter unter denen finden mögen, um die wir

„Wie Arimphasbogen uns're Liebe
Erbau'n, führt sie ihr Pfad durch unser's Kreis
In ihrer Glorie und Unsterblichkeit.
Ihre Gebanken erglüh'n zur Leidenschaft
Durch unser Herz und Mark, und, Altern gleich,
Die Hoh'n umschwebend, nisten sie im Haupt;
Zu Männern, die gam ew'gen Ruhm' empor
Wie zu 'nem treuen Freund vertraulich geh'n."

(Aus dem „Festus".)

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Italiänische Literatur-Berichte.

Ueber die alten Völker Italiens. — Kugler's Geschichte Friedrich's des Großen. — Savigny's Geschichte des römischen Rechtes. — Cremoneser Dialekt. — Lovati's chirurgische Geburtshülfe. — Der Ackerbau in Italien. — Lotti's Geschichte des Konzils von Konstanz. — Die „Geheimnisse von Florenz".

Während die deutschen Alterthumsforscher, und namentlich auch Prof. Theodor Mommsen in seiner „Römischen Geschichte",*) den Nachweis führen, aus welchen verschiedenen Völkern die Einwohner Italiens zusammengesetzt waren, als sie die Herrschaft Roms zu einem Ganzen verband, tritt ein Nachkomme der alten Etrusker auf und will beweisen, daß Italien ganz und gar von einem Enkel Noah's bevölkert worden. Der Verfasser dieses Werkes,**) der sich nur P. U. unterzeichnet, und das in dem Mittelpunkte des alten Hetruriens, zu Cortona, gedruckt ist, hätte uns wohl auch Manches von den Ueberresten jenes hochgebildeten Volkes erzählen können; statt dessen sucht er die Bibel mit der alten Geschichte Italiens in Verbindung zu bringen; durch etymologische Kunststücke sucht er zu beweisen, daß die verschiedenen Völker Italiens sämmtlich von einer und dieselbe Sprache geredet hätten, aus welcher nur verschiedene Dialekte hervorgegangen wären. Man sieht, daß es nicht blos in Deutschland solche Grübler giebt, welche in der Bibel eben alles Andere suchen und finden, als Unterricht in einer die Menschheit veredelnden Sittenlehre und Religion.

Erfreulicher ist eine Uebersetzung des Lebens des Preußen-Königs Friedrich II., von Kugler, durch Alessandro Arrivabene.***) Die Italiäner lesen diese Geschichte gern, da sie zugleich populär und wissenschaftlich gehalten ist und sie darin den Entwickelungsgang eines Staates dargestellt finden, in welchem sich neben strenger militairischer Ordnung bürgerliche und Religionsfreiheit hat entwickeln können.

Es ist nicht zu verwundern, daß ein historisches, für ein größeres Publikum bestimmtes Werk, wie vorstehendes, Anklang in Italien findet; allein noch mehr Ehre macht den Italiänern die Uebersetzung eines Werkes in sieben Bänden, das nur für den wissenschaftlichen Mann berechnet ist. Wir meinen die Geschichte des römischen Rechts von Savigny***) durch den Advokaten Bollati, welcher zugleich eine Abhandlung über das Leben und die Werke des berühmten Rechtslehrers mittheilt. Unter anderen Beilagen soll in dem letzten noch zu erwartenden Bande ein Verzeichniß der Statuten der italiänischen Städte und Gemeinden aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert von dem Ober-Archivar Bonaini zu Florenz folgen, dessen Herausgabe der „Statuten von Pisa" wir schon früher erwähnt haben.

Die Literatur der italiänischen Dialekte hat eine andere neue Bereicherung erhalten, nämlich ein Wörterbuch der Cremonesischen Sprache†) von Peri, welches, obwohl seit 1847 angefangen, erst in diesen Tagen beendet worden. Dieser Dialekt gehört dem lombardischen Zweige an und zeichnet sich besonders durch seine Nasale aus. Von den Vokalen wird das o wie u ausgesprochen und u wie das französische eu.

Wenn wir eines neuen Werkes über chirurgische Geburtshülfe††) von dem Professor Lovati erwähnen, so geschieht es deshalb, weil dieser Lehrer an der medizinischen Fakultät zu Pavia sich eines bedeutenden Rufes als Dozent in diesem Fache erfreut und die meisten Aerzte der Lombardei seine Zöglinge sind. Auch befindet sich ein Werk von ihm über die Hebammenkunst in allen Händen der Sachverständigen seines Vaterlandes.

Ein Werk über den praktischen Ackerbau von Prof. Ottavi†††) hat so günstige Aufnahme gefunden, daß bereits die zweite Auflage erschienen ist. In der Regel hat man von dem italiänischen Ackerbau und dem darauf verwendeten Fleiße bei uns in Deutschland keine besonders vortheilhafte Vorstellung. Man gehe aber nach der Lombardei, nach dem Piemontesischen u. s. w., und man wird erstaunen, wie jedes Stückchen Landes benutzt wird. Zu bedauern ist nur, daß der Boden meist von kleinen Pächtern bebaut wird. Daher das Vorurtheil, daß das Eigenthum sehr vertheilt ist; dies ist nicht sowohl der Fall, als

*) Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung, 1854.

**) Altre viste negli antichi popoli italiani del P. U., Socio di varechie Academie. Cortona.

***) Storia di Frederico il grande, del Dottore Francesco Kugler, da Alessandro Arrivabene. Mantova, Tip. Virgiliana, 1853.

****) Storia del diritto Romano, del medio evo, per F. Carlo di Savigny. Dal avvocato Emanuele Bollati. Venezia, presso Gaetano Brigola, 1854.

†) Vocabolario Cremonese-Italiano, compilato da Angelo Peri. Cremona, 1854.

††) Manuale del parto meccbanico ed instrumentale. Lezioni tenute nella Universita di Pavia dal Prof. Teodoro Lovati. Milano, Chiusi, 1854.

†††) I Segreti di Don Rebo, lezioni da agricoltura pratica, da G. A. Ottavi, Professore &c. Casale, 1854. in 16.

Digitized by Google

die Bearbeitung. Selbst in Frankreich findet man da, wo man die kleinsten Kulturstädten sieht, sehr große Grundbesitzer, aber, wie in Irland, von armen Pächtern bearbeitet. In Sicilien gehört die ganze Provinz Trapani vier Grundbesitzern, und dennoch geschieht die Bearbeitung morgenweise, so wie die kleinen Weinberge im französischen Departement der Yonne oft zu Hunderten großen Gutsherren gehören. Die Gutsherren finden aber mehr Vortheil dabei, ihr Land durch kleine Pächter verwerthen zu lassen, als sich der Industrie des großen Ackerbaues hinzugeben; denn großer Ackerbau ist ebenfalls Industrie, Handel und Gewerbe, gleichviel ob mit lebendigen Pferden und Menschen, oder mit Dampf-Pferdekräften gearbeitet wird.

Ein für die Geschichte der Kirchen und der Bildung der Gesellschaft in ganz Europa sehr wichtiges Werk ist in diesen Tagen zu Neapel von dem gelehrten Benediktiner Tosti erschienen,*) der bereits durch seine geschichtlichen Forschungen in Italien rühmlich bekannt ist. Er ist ein strenger Vertheidiger der Allmacht des Papstes, aber seine theokratischen Ideen haben nicht das plumpe Ansehen der Systeme mancher neuen Vertheidiger der guten alten Zeit, welche gern das Mittelalter wieder zurückführen möchten und in der Gegenwart nichts als Verderben erblicken! Dieser fromme Mönch ist vom Hauche der Neuzeit belebt; er verlangt keinen blinden Klöster-Glauben, sondern er sucht das Bestehende der alten Institutionen mit der Selbstforschung und Spontaneität der Gegenwart zu vereinigen. Bekanntlich hatten die Konzilien von dem zu Nicäa bis zu dem zu Trient nur Feststellung von Glaubenslehren oder Gegenstände des Kirchen-Regimentes zum Zweck, z. B. Ehesachen u. s. w. Das Konzil zu Kostnitz dagegen war eigentlich eine konstituirende Versammlung der Kirche. Während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts hatte die Kirche das eben nicht sehr erbauliche Schauspiel des Kampfes zwischen mehreren erwählten Päpsten dargeboten. Die dadurch eingerissene Anarchie hatte die Macht der Bischöfe verstärkt und die Einheit des Kirchen-Regimentes vernichtet. Die Bischöfe machten es nunmehr, wie jede Aristokratie, welche die souveraine Macht zu ihrem Vortheil zu beschränken sucht, besonders wenn diese glaubt, der Aristokratie zu ihrem Schutze zu bedürfen: die Bischöfe strebten dahin, ihre Kollektivmacht über die des Papstes zu stellen und sich zu Herren des Letzteren zu machen. Zu Kostnitz wurde demnach die Unverletzlichkeit der päpstlichen Gewalt in Frage gestellt. Es war ein für die Einheit der katholischen Kirche höchst bedeutendes Ereigniß, daß diese Versammlung der kirchlichen Aristokratie zwischen drei Päpsten zu wählen hatte; und daß diese Kirchenfürsten vermochten, dem Papste Johann XXIII. den Prozeß zu machen und ihn abzusetzen, war ein so revolutionairer Schritt, wie der des National-Konvents. Jedenfalls lernten damals die Völker über den Statthalter Gottes auf Erden nachdenken. Der Verfasser findet hier die ersten Grundlagen der Reformation und bemerkt, daß die vier Jahre, welche dieses Konzil dauerte, der Kirche mehr schadeten, als das ganze Jahrhundert der Kirchen-Spaltung und die babylonische Gefangenschaft zu Avignon. Er führt aus den Akten dieses Konzils Verwünschungen gegen die Verderbtheit des Papstthumes an, welche die verruchtesten Ketzer nicht schlimmer aussprechen konnten. Tosti tadelt die damalige kirchliche Aristokratie und mißt ihr den Verfall der päpstlichen Allmacht bei. Obwohl Kaiser Sigismund bei diesem Konzil neben mehreren tausend fahrenden Rittern und Frauen zugegen war, findet der Verfasser doch, daß der Kardinal Gerson, der Vertheidiger der Freiheiten der gallikanische Kirche, die bedeutendste Persönlichkeit dort war. Letzterer wollte, daß an der Stelle der Bischöfe die ganze Christenheit mit Einschluß des Papstes die höchste Gewalt darstelle, der zugleich die Entscheidung in allen weltlichen Dingen zustehen sollte. Derselbe Gerson, welcher es für einen Mißbrauch ansieht, neue Heilige zu kreiren, nahm keinen Anstand, Huß verbrennen zu lassen, und Tosti sucht die Gesetzlichkeit dieser Handlung zu rechtfertigen. Aber den Papst Johann XXIII. vertheidigt unser Verfasser nicht; dieser hatte als Papst seine Gewohnheiten als Seeräuber, was er früher gewesen war, nicht abgelegt, und Tosti nennt ihn den Verres von Bologna, wo er Kardinal-Legat oder Gouverneur gewesen war. Merkwürdig ist, daß die Italiäner es durchsetzten, daß Sciarra Colonna unter dem Namen Martin V. zum Papst gewählt wurde, obwohl er ein Abkömmling des Colonna war, welcher zu Anagni dem Papst Benedikt VIII. Ohrfeigen gegeben hatte, wofür diese Familie vier Generationen hindurch sich im Kirchenbann befand. Tosti freut sich, daß Martin V. die alte Ordnung wiederherstellte, wonach der Papst über dem Konzil steht, und daß somit die Bemühungen Gerson's vergeblich gewesen. Jedenfalls ist dies ein dem Geschichtsforscher sehr wichtiges Werk.

In Italien haben die Nachahmungen von Sue's „Mystères de Paris" noch immer nicht aufgehört. Kürzlich erst ist Florenz an die Reihe gekommen.*) Der Verfasser, Herr Angelo Panzani, hätte sich alle die schauerlichen Scenen von Mord, Vergiftung u. s. w. ersparen können, wenn er uns die Gesellschaft in Florenz geschildert hätte, wie sie ist; es würde genug zu erzählen gegeben haben, wobei besonders die Liebenswürdigkeit der dortigen Gesellschaft gegen Fremde nicht genug zu rühmen wäre. Da dieser Roman im Jahre 1847 spielt, so fehlt es nicht an Anklängen an die damaligen politischen Parteien. Man tadelt mit Recht, daß dieses Buch einen mehr französischen, als italiänischen Charakter hat.

J. F. Reigebaur.

*) Storia del concilio di Constanza, per D. Luigi Tosti, Cassinese. Napoli, tip. del Fallorama. 2 vol.

Mannigfaltiges.

— Die Philosophie in Amerika. In den Vereinigten Staaten schaint plötzlich eine Vorliebe für die Philosophie erwacht zu sein. Wenigstens deutet darauf das gleichzeitige Erscheinen dreier Lehrbücher der Logik, der Psychologie und der metaphysischen Wissenschaft hin. Von den Verfassern der drei Schriften führen zwei, die Herren Mahan und Wayland, den stolzen Titel „Präsident", weil sie Vorsteher von Colleges oder sogenannten „Universities" sind; der Dritte ist ein bloßer Professor am Union-College und heißt Dr. Hickok. Präsident Wayland's Buch beschränkt sich auf eine bloße Denklehre; das des Dr. Hickok ist mehr psychologischer Art, während das des Präsidenten Mahan die ganze metaphysische Wissenschaft umfaßt. Wayland hält sich meistens an Dugald Stewart und die schottische Schule der Philosophie, Hickok ist ein Verehrer von Kant und seinen Nachfolgern in Deutschland, und Mahan hat die Lehren beider Schulen, der schottischen und der deutschen, zu einer Art von Eklekticismus kombinirt. Ein Kritiker in Putnam's Monthly stellt in Bezug auf diese drei Systeme folgende, eines Lanze ganz würdige Betrachtung an: „Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, so widersprechend auch die verschiedenen philosophischen Systeme unter einander sind, doch jeder gute Dialektiker eben so das eine, wie das andere System uns als unumstößlich darstellen kann, so daß wir, wenn wir erst in seine Art zu denken eingegangen, auch von der Wahrheit seiner Darstellung durchdrungen sind. Glücklicherweise ist es für uns praktische Menschen ziemlich gleichgültig, ob das eine oder das andere dieser Systeme aufrecht erhalten wird. Auf uns machen sie ungefähr den Eindruck, den die Disputationen der Scholastiker über die Zahl der Engel, die auf einer Nadelspitze tanzen können, auf die heutige Welt machen würden (!). Die Wahrheit zu gestehen, wir sehen dergleichen metaphysische Speculationen wie Versuche von Menschen an, im luftleeren Raume — in vacuo — zu leben, in einem Raume zu subsistiren und sich zu bewegen, wo Nichts ist, um darauf zu subsistiren; je schneller also dergleichen Speculationen wieder von unserm Studirtischen verschwinden, um so besser und vortheilhafter ist es für uns." — Der amerikanische Kritiker hätte gut reden, wenn der sogenannte „gesunde Menschenverstand" seine Landsleute wirklich stets auf praktischen Wegen erhielte. Die „Speculationen" der „Spiritualisten" oder „Geisterklopfer", das Treiben der „Mormonen" und vieles Andere der Art, was mit solchem Erfolge nur in Amerika vorkömmt, zeigen jedoch zur Genüge, was eigentlich von jenem „gesunden Menschenverstande" zu halten ist.

— Amerikanische Honorare in England. Auf einen Angriff, den der Londoner Verlags-Buchhändler Bentley in amerikanischen Blättern erfahren, läßt derselbe durch das Athenaeum erwidern, daß er allein an drei amerikanische Schriftsteller 17,535 Pfund Sterling (116,900 Thlr.) an Honoraren ausgezahlt. Davon hat Washington Irving 2450 Pfd., Fenimore Cooper 12,590 Pfd. und W. H. Prescott 2495 Pfd. empfangen. Das gesteht freilich zur guten alten Zeit, wo die amerikanischen Schriftsteller noch in England geschützt waren, ohne daß man in Amerika ein gleiches Recht den englischen Autoren gewährte. Jetzt, wo man in England auf Reciprocität dringt und dort die Rechte der amerikanischen Schriftsteller so lange sistirt hat, bis die der englischen in Amerika anerkannt sein werden, kann und mag Herr Bentley keine solche Honorare mehr zahlen. Daher also der Zorn der amerikanischen Presse gegen ihn.

— Mügge's „Afraja". Theodor Mügge's norwegischer Roman „Afraja" ist von einem Herrn Edward Joy Morris ins Englische übersetzt worden.**) Das Londoner Athenaeum sagt darüber: „Die in dem Buche vorkommenden Beschreibungen norwegischer und lapplandischer Zustände sind fast etwas zu zahlreich und zu lang, aber sie sind klar und graphisch ausgeführt, und es knüpft sich in der That eine Art von romantischem Interesse an diese wenig bekannten Regionen."

*) Misteri di Firenze. Scene moderne, di Ang. Panzani. Firenze, 1850.

**) Afraja; a Norwegian and Lapland Tale; or, Life and Love in Norway. Translated from Theodore Mügge.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 2. Berlin, Donnerstag den 4. Januar 1855.

Italien.

Die Parallelen zu der Parabel von den drei Ringen.

Es hat wohl kaum irgend eine Parabel einen so tiefen Eindruck gemacht, zugleich aber auch eine so verschiedenartige Beurtheilung erfahren, wie die von den drei Ringen, welche durch Lessing's treffliches Drama „Nathan der Weise" zu allgemeinerer Kenntniß gelangte. Wegen der religiösen Toleranz, die der berühmte Kritiker mittelst derselben auf eine eben so eindringliche wie klinge Weise lehrte, von den Aufgeklärten überaus gepriesen, mußte er von den Dunkelmännern, wegen der angeblichen Gleichgültigkeit gegen alles Positiv-Religiöse, die er durch jene Parabel bekundet haben sollte, den härtesten Tadel hinnehmen, und doch gebührt dem Dichter, wenn anders das Lob oder der Tadel dem Inhalte der Parabel gelten soll, keines von beiden, da Lessing dieselbe keineswegs erfunden, sondern, wie bereits Frau von Staël in ihrem Werke „Sur l'Allemagne" bemerkt hat, sie vielmehr dem Boccaccio entlehnt hatte, der sie in der dritten Novelle seines „Decamerone" fast ganz so wie Lessing mittheilt. Indeß auch der ausgezeichnetste Novellendichter Italiens, wofür Boccaccio mit Recht gehalten wird, hat nicht den Ruhm, jene sinnige Parabel erfunden zu haben, und in einer den Sinn derselben unrichtig auffassenden Weise wirft Menage (in den „Menagiania", ed. Amst., IV., pag. 406) mit Unrecht gerade dem Boccaccio vor: „qu'il fait de la parabole des trois anneaux ressemblants une dangereuse application à la religion juive, à la chrétienne et à la mahométane, insinuant, ce semble, par là qu'on peut embrasser indifféremment l'une des trois parcequ'on ne sait à laquelle donner la préférence". Schon in dem Romane „Fortunatus Siculus" von Boffone da Gubbio, dem Freunde und Verbannungsgenossen Dante's, wird jene Parabel erwähnt, und bereits Manni in seiner „Istoria del Decamerone", pag. 153, bemerkt, daß Boccaccio jene Erzählung dem „Novellino antico" entnommen habe, worunter eine Novellensammlung verstanden wird, welche gewöhnlich den Titel „Cento novelle antiche" führt.

In der dreiundsiebzigsten Novelle der uns vorliegenden Ausgabe (Mailand, 1825) wird nämlich erzählt, daß einem Sultan, welcher in Geldverlegenheit war, der Rath ertheilt wurde, mit einem reichen Juden, der in seinem Lande wohnte, anzubinden und dann sein beträchtliches Vermögen zu konfisziren. Der Sultan schickte nach diesem Juden und fragte ihn, welches der beste Glauben wäre, indem er dachte, falls er den jüdischen als den besten bezeichnet, werde ich ihm sagen, daß er sich gegen den muselmännischen vergangen habe, falls er aber diesen nennen sollte, werde ich ihn fragen, warum er dem jüdischen treu bliebe? Nachdem der Jude aber die Frage seines Herrn gehört hatte, antwortete er also: Herr, es war einst ein Vater, der drei Söhne hatte und einen Ring besaß mit einem kostbaren Edelsteine, dem schönsten von der Welt. Jeder von den Söhnen bat den Vater, ihm den Ring bei seinem Ableben zu übergeben. Als der Vater sah, daß ein jeder ihn wollte, schickte er zu einem geschickten Goldschmiede und befahl ihm, noch zwei Ringe zu machen, die jenem vollkommen ähnlich wären, und in jeden einen Edelstein, gleich diesem, einzusetzen. Der Goldschmied machte den Ring so täuschend ähnlich, daß Niemand, außer dem Vater, den echten erkannte. Alsdann schickte er nach seinen Söhnen einzeln, gab einem jeden einen Ring insgeheim, und jeder glaubte, den echten zu besitzen, keiner aber kannte den rechten, außer ihrem Vater. So ist es mit den Religionen, deren es drei giebt. Der Vater droben kennt die beste, von den Kindern aber, die wir sind, glaubt jedes, im Besitze der wahren zu sein. Als der Sultan diese Lösung gehört hatte, wußte er nicht, was er sagen sollte, um mit jenem ferner anzubinden, und entließ ihn.

Eine ähnliche Erzählung theilen auch die „Gesta Romanorum"*) mit, deren ursprüngliche Abfassung nach Graesse's Untersuchungen in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts stattgehabt haben soll. In dem neunundachtzigsten Kapitel derselben wird nämlich von einem Ritter berichtet, welcher drei Söhne hatte und, als er sterben wollte, dem Erstgeborenen ein Erbgut, dem zweiten einen Schatz und dem dritten einen Ring vermachte, der mehr werth war, als Alles, was er den beiden anderen vermacht hatte. Den älteren beiden hatte er übrigens auch zwei Ringe gegeben, nur nicht eben so kostbare. Alle Ringe sahen aber ganz gleich aus. Nach dem Tode des Vaters aber sagte der älteste Sohn: Ich habe den kostbaren Ring meines Vaters. Der zweite darauf: Du hast ihn nicht, sondern ich habe ihn. Der dritte aber sagte: Es ist nicht billig, daß ihr ihn haben sollt, da der ältere ein Erbgut und der zweite einen Schatz hat: die Vernunft lehrt demnach, daß ich den kostbaren Ring haben muß. Der älteste entgegnete hierauf: Laßt uns durch die That beweisen, welcher Ring der kostbare und bessere sei, und der andere erwiederte: Ja wohl, also gefällt es mir auch. Sogleich wurden verschiedene Kranke herbeigebracht, welche verschiedene Gebrechen hatten; die ersten beiden Ringe bewirkten aber durchaus nichts, während der Ring des jüngeren alle Krankheiten heilte. In der darauf folgenden Moralisation wird jener Ritter als Christus und die drei Söhne als die drei bekannten Religionen gedeutet. Den Juden hätte jener das Land der Verheißung, den Muhammedanern die irdischen Reichthümer, den Christen aber den kostbaren Ring, d. i. den rechten Glauben, verliehen.

Endlich findet sich eine Relation unserer Parabel in einem interessanten hebräischen Werke von R. Salomon aben Verga, das den Titel „Schevet Jehuda" führt, zuerst wahrscheinlich in Konstantinopel um 1550 gedruckt wurde und so eben aufs neue in einer von uns besorgten Ausgabe nebst deutscher Uebersetzung und wissenschaftlichen Noten in der Rümpler'schen Buchhandlung in Hannover erscheint. Das genannte Werk, welches die Leiden der Juden während des Mittelalters schildert und außer vielem anderen Interessanten, wie den Feierlichkeiten bei der Einsetzung der Exilfürsten und dem Einzuge des Hohenpriesters am Versöhnungstage in den Tempel zu Jerusalem, auch über mehrere zwischen Juden und Christen gehaltene öffentliche Religionsdispute berichtet, erzählt nämlich in der zweiundreißigsten Geschichte, wie Don Pedro der Aeltere, von Nicolaus aus Valencia veranlaßt, einen weisen Juden zu sich habe rufen lassen und, nachdem er ihn über seinen Namen befragt hatte, ihn eröffnet habe, daß er ihn hätte holen lassen, um von ihm zu erfahren, welche von den beiden Religionen er für die bessere halte, die christliche oder die jüdische? Der Weise antwortete hierauf, daß seine Religion für ihn, in Beziehung auf seine Verhältnisse die bessere sei, da er dereinst in Aegypten Sklave gewesen, von Gott aber auf wunderbare Weise von dort herausgeführt worden sei; für den König aber sei die christliche besser, da sie die herrschende sei. Hierauf entgegnete jedoch der König, daß er seine Frage in Rücksicht auf die Religionen selbst und nicht in Rücksicht auf deren Bekenner gerichtet hätte, worauf der Weise erwiederte, daß er nach einer dreitägigen Bedenkzeit zu dem Könige, falls es ihm genehm wäre, zurückkehren wollte, womit der König auch einverstanden war. Nach drei Tagen kam der Weise wieder und stellte sich gegen ihn ärgerlich und verstimmt, und von dem Könige befragt, warum er so ärgerlich sei, antwortete er: Weil man mich heute ohne Grund geschmäht hat; Dir aber, o König, liegt es ob, Dich meiner anzunehmen. Die Sache ist nämlich folgende. Vor einem Monate verreiste mein Nachbar und ließ seinen beiden Söhnen zum Trotze zwei Edelsteine zurück. Die beiden Brüder kamen hierauf zu mir mit dem Verlangen, ihnen die Vorzüge und den Unterschied der beiden Edelsteine anzugeben. Da erwiederte ich ihnen: wer weiß dies wohl besser, als Euer Vater, der ja als Juwelier die Edelsteine nach Werth und Form genau kennt? schickt doch ja ihm, er wird Euch das Richtige sagen. Und wegen dieser Antwort haben sie mich geschlagen und geschmäht! Als hierauf der König erwiederte: Daran haben sie Unrecht gethan, sie verdienen Strafe; versetzte der Weise: So mögen denn, o König, Deine Ohren die Worte Deines Mundes vernehmen. Auch Jakob und Esau waren Brüder, einem Jeden von ihnen ist ein Edelstein überliefert worden, und Du fragst, mein Herr, welcher der bessere sei? So möge mein König einen Boten an unseren Vater im Himmel senden, denn dies ist der große Juwelier, damit er den Unterschied der Edelsteine angebe. Hierauf rief der König aus: Hast Du nun, Nicolaus, die

*) Ueber den Nachweis der Citate vgl. Liebrecht's „Dunlop", pag. 221, nebst den betreffenden Noten.

Digitized by Google

Kingheit des Juden vernommen? Wahrlich, ein so weiser Mann verdient beschenkt und geehrt zu werden.

Es kann nun bei einer aufmerksamen Vergleichung der vorstehenden Parallelen nicht schwer sein, nachzuweisen, welche unter den erwähnten Relationen als die älteste betrachtet werden darf und zugleich an historischer Glaubwürdigkeit das Meiste für sich hat. Daß sich dies von der Darstellung in der „Gesta Romanorum" nicht behaupten lasse, die man leicht als ihrer ursprünglichen Einfachheit beraubt und entstellt erkennt, wird wohl erst keines ausführlichen Beweises bedürfen. Aber auch die Erzählung in dem „Cento novelle antiche" wird im Verhältnisse zu der in dem „Schevet Jehuda" nur als Umarbeitung erscheinen, wenn man nämlich erwägt, daß in jener das Intermezzo mit dem Goldschmiede, welches bei letzterem fehlt, hinzugefügt ist, und daß dort von drei Ringen, entsprechend den drei Religionen, die Rede ist, während hier nur zwei Edelsteine mit Rücksicht auf die jüdische und christliche Religion erwähnt werden, was nur in richtiger Anwendung auf die beiden Brüder Jakob und Esau und nicht etwa aus Furcht, dem Könige Arragoniens gegenüber die ihm verhaßte muhammedanische Religion der seinigen gleichzustellen, geschah. Hierzu kömmt noch, daß der Verfasser des „Schevet Jehuda" bei der Bearbeitung seines Werkes die bereits früher gesammelten historischen Nachrichten seines Ahnen Jehuda aben Verga benutzt hat, die dieser wiederum, wie er selbst sagt, zum Theil aus den Chroniken der Könige von Arragon entnommen hatte. Dort aber wird das Ereigniß ausdrücklich als unter dem zu Ende des elften Jahrhunderts regierenden Don Pedro dem Alten stattgefunden angegeben, und es ist um so weniger Grund vorhanden, dies zu bezweifeln, als man bedenken muß, daß in jener Zeit, wo man in Spanien neben der rohen Gewalt auch Redekunst und List anwendete, um die Juden dem Glauben ihrer Väter abwendig zu machen, Letztere wohl auch daran denken mußten, auf verfängliche Fragen, wie die von Seiten des Königs aufgeworfene, solche ausweichende Antworten bereit zu haben, durch welche sie weder ihrer eigenen Religion etwas vergaben, noch auch die Bekenner des Christenthums gegen sich aufbrachten. Auch wird man gewiß nicht Anstand nehmen, in jener geistreichen Abwehr ein Erzeugniß jüdischen Scharfsinnes zu erkennen, wenn man an die bei den Orientalen, insbesondere aber bei den Juden, vielfach sich findende Eigenthümlichkeit denkt, verfängliche und hart durch gründliches Nachdenken zu lösende Fragen durch Gleichnisse zu beantworten, die sich durch Witz und Scharfsinn besonders auszeichnen. Zu beachten ist hierbei auch der Umstand, daß sowohl Boccaccio als auch der Verfasser der „Cento novelle antiche" die Parabel einen Juden erzählen lassen, und mit vollem Rechte glauben wir daher, der Ansicht des Herrn Jellinek (Sabbathblatt, 1846), der nur darin irrt, daß er meint, Boccaccio habe den Stoff zu seiner Novelle auf seinen Reisen gesammelt, wo er erfahren, wie ein Jude durch jene Parabel sein Leben gerettet habe — beitreten zu können, nach welcher das berühmte Märchen in „Nathan der Weise" wirklich jüdischen Ursprungs und ein Eigenthum der Juden sei.

Hannover. **Dr. M. Wiener.**

England.

Die lebenden Dichter Großbritanniens.

(Fortsetzung.)

Robert Browning schließt sich zunächst insofern an Bailey an, als er ebenfalls zu großen Hoffnungen berechtigte, die er noch nicht erfüllt hat. Sein erstes Gedicht, „Paracelsus", bekundete nicht nur einen sehr reifen, durchgebildeten Geist und Denker, sondern auch den reichen, vielumfassenden Dichter. In späteren Productionen stört er den dichterischen und schönen Effekt seiner Poesie oft durch dunkele Stellen und sonderbare Einfälle, aber sie sind mehr Zeichen des Uebermuthes, als der Schwäche, so daß wir ihn immer noch zu den Strebenden rechnen können, die ihr Meisterwerk noch in sich tragen. Er ist der geborne Dramatiker. Unwillkürlich gießen sich alle seine Dichtungen in dramatische Form; er kömmt nie zu Schilderungen, außer wenn es Personen und Charakteren gilt. „Colombe's Birthday", „The Blot on the Scutcheon" und „The Return of the Druses" haben solche dramatische Gestaltung, wie sie etwa aufführbar wäre, doch ist meines Wissens noch keines auf eine Bühne gekommen. „Paracelsus", „Pippa Passes", „A Soul's Tragedy" und „King Victor and King Charles" sind dramatische Dichtungen ganz ohne Rücksicht auf die Bühne, ganz freie Verkörperungen von Ideen menschlicher Wesen, wie sie der Dichter für seine Idealwelt schafft, um dort Gesellschaft zu haben. Die specielle Eigenthümlichkeit Browning's ist eine ungemeine Kraft der Combination von Dichtung und Verstand, von Dialektik und Phantasie. Jedes Gedicht hat einen logischen Kern, eine gedankliche Tendenz, eine Moral, so daß man ihn einen großen didaktischen Dichter nennen könnte. So ist „Paracelsus" das dramatische Gemälde eines reichen Geistes, der wegen seiner Fülle in Forschungen, Kämpfe und Leiden fällt, von welchen der gewöhnliche Mensch verschont bleibt. Letzterer aber bleibt dafür auch ein Philister, während alle Phasen des Lebens und Leidens, die der Erstere durchlitt und überwand, sich als Mittel und Wege zu den höchsten Schätzen und Tugenden der Menschheit erweisen. „Paracelsus" ist die personifizirte Moral, daß weder das „Wissen", noch „die Liebe" allein den Menschen wirklich erfüllen und beglücken, den schönen Begriff des Menschen realisiren können, sondern Wissen und Liebe, die Klarheit und Wärme der inneren Sonne gegen die Welt. „The Soul's Tragedy" ist eine lebendige praktische Mahnung zur wahren wohlwollenden Humanität und „Pippa Passes" der Beweis, daß wahre Unschuld und Selbstachtung unbefleckt durch die Verschlingungen der Sünde und Thorheit zu wandeln weiß. Unter seinen „Dramatic Lyrics" finden wir ein humoristisches Gedicht, „The Pied Piper of Hamalin", und in „Cavalier Tunes" bewundernswürdige Proben eines freien, kecken, neuen Balladentones mit merkwürdiger Gelänfigkeit und Fülligkeit in Vers- und Reimbau. Das bis jetzt neueste Gedicht Browning's: „Christmas Eve and Easter Day" ist zu sehr Uebersetzung abstrakter Speculation in dichterische Phrasen und am wenigsten zu denen gehörig, welches die durch frühere Productionen erregten Hoffnungen befriedigte. Browning ist zwar schon ein Mann von Jahren, aber durchaus noch nicht bis zu dem Zeitpunkt gekommen, wo die Frische des Schaffens zu welken anfängt, so daß wir ihn mit Zuversicht unter die Dichter der Gegenwart zählen, die erfreuend und belebend über die sprachlichen Gränzen Englands hinaus wirken können.

Zu seinen häuslichen Verhältnissen findet Browning wenigstens kein Hinderniß für weitere Verhältnisse seiner Muse, da ihm eine Gattin zur Seite steht, die unter den weiblichen Dichtern Englands die erste Stelle einnimmt, seine sonstigen Verhältnisse aber der Art sind, daß beide in der Weise englischer „Gentry" alles Kochen, Waschen, Braten, Einkaufen und Bezahlen der unterirdischen Welt dienstbarer Geister überlassen können.

Mrs. Barrett Browning, schon vorher als Miß Elizabeth Barrett durch mehrere poetische Productionen vortheilhaft bekannt, begründete ihre literarische Notabilität durch die zwei Bände, deren Haupt-Inhalt „The Drama of Exile" war, nachdem sie in der „Seraphim" ihres ersten Bandes doch bestimmte, wenn auch etwas amblikole Manier und Affektation hindurch ungemeine poetische Kraft entfaltet hatte. Ihre Kenntniß der alten klassischen Literatur ist bedeutend und ausgedehnt (sie übersetzte z. B. den gefesselten Prometheus des Aeschylus) und macht sich durch ihre Werke theils in einzelnen Anspielungen, theils durch die ganze Art ihrer Composition bemerkbar. Ihre Muse ist tief ernst und nicht selten melancholisch. Der Sonnenschein des Parnassus und die olympische Heiterkeit fehlen, da sie sich nicht mit ihrer tiefsinnigen Muse unter dem umwölkten und von Nebelschneeruth bedeckten Himmel Englands vertragen. Das „Drama of Exile" ist ein reiches, phantastisches Gedicht, welches gewissermaßen Milton's verlornes Paradies da aufnimmt, wo es der Dichter schloß. Wir lernen zuerst die Gedanken und Gefühle des ersten Menschenpaares kennen, „als die ganze Welt vor ihnen lag, um darin zunächst einen Platz für häusliche Niederlassung und eigenen Mitteln zu finden und zurechtzumachen." Satan oder Lucifer und die Engelwache vor den geschlossenen Thoren Edens halten ihre Dialoge über den Fall und die künftige Bestimmung des Menschen, während die Geister der Erde den Gefallenen entgegeneilen und sie in der Welt der Sorgen und Mühen willkommen heißen. Diese Chöre sind genial, wild und melodisch, aber die größte poetische Schönheit finden wir in den Dialogen und in den Schilderungen der ersten Wirkungen des Falles, d. h. des Heraustretens der eigenen Natur jedes Dinges und Wesens aus seiner paradiesischen Bevormundung, z. B. des Löwen:

„Auf einem Felsenriff,
Vom Urwald hoch geschützt und glänzend grell
Von Sonnenschein, in getrosten Sonnenschein,
Saß in hoher Stand' ein Leu, gestreckt,
Halb aufrecht auf den Tatzen, ruhig mit
Majestem Kopf und seinem Sternenhaar
Gemähn' aufhorchend. Der gesprech'ne Fluch
Ließ Schweigen in der Welt. Jetzt plötzlich sprang
Er auf und stand erstarrend steif und strack,
Als ob der neue Leb leibhaftig ihm
Ins Auge sprang', und grimmiges Gebrüll
— Solch dicke fleischbegier'ge Leidenschaft —
Riß sich 'nen Weg durch seines Rachens Muth
Und Schreck und brachte gegen Thal und Höh',
So wild, daß scharfe Echos überall
Zurück sich stürzten durch die Thäler, und
Der Wald der Thiere, ein's dem andern nach
In wildem, sorgenvollem Klaggefchrei,
Das sich entlang die Küste hin verlor,
Einstimmten in die Schreckensruth des Leu'n."

Digitized by Google

Um aus denselben Gedichte einen Gegensatz zu der wilden Schönheit dieses Gemäldes zu geben, übersetzen wir einen Theil der Stelle, welche die Mission des weiblichen Geschlechts, die rauhen Pfade des Lebens zu ebnen und die durch erste Versuchung erniedrigte Menschennatur wieder zu erheben und zu läutern zu ihrer ursprünglichen Reinheit, unter Anderem in folgender Weise schildert:

„Auf, Frauen! auf!
Zum eigenen und besten Wirkungskreis
Gutes zu thun und Unrecht zu ertragen, —
Erhebt Euch mit den Töchtern! Wenn denn Tod
Und Sünde durch Dich kam, o, mein Geschlecht!
So sei der Jugend Sühn', ein himmlisch Leben
Und der Gefallnen Tod auch Dein Verdienst.
Gieb Deinen Leiden Dich ergeben hin;
Etwas zu dulden hast Du stets als Weib —
Gewiß der Sünde angemess'nes Leid.
Den Schmerz für jedes neue Menschenleben,
Die Müh' um dessen Wahrung und Beschirm,
Dann Unlust wohl für Dein ermüdend Amt —
Doch Deine Lieb' ist selbst sich Seligkeit.
In ihrer eig'nen Wirkens Geist und Kreis.
Des Kindes Kuß auf Deine senkenden
Verwelkten Lippen soll Dich süß ersetz'n;
Der Arme, wild ergreift von Dir, soll reich,
Der Kranke, sanft gelabt von Dir, soll stark
Dich machen. Darum in Paradieses Namen
Gesegnet seist Du, und im Angedenken
Von Evens Frauen, bei der Nachtigall,
Die trauernd hinterher uns sang" —

In ihren späteren Gesängen wird die Dichterin mehr skizzenhaft und begnügt sich mit wenigen kühnen Strichen, die aber nicht selten durch ihre poetische Kraft intensiver wirken, als ihre früheren, ausgeführten Gemälde. So finden wir in einem Gedichte: „Crowned and Buried", in den „Casa Guidi Windows", einer poetischen Skizze der italiänischen Revolution von 1848, und in dem „Cry of the Children", einem Protest gegen das Faktorei-System, oft Zeilen, die ein ganzes klassisches Gemälde ersetzen. Als das vollendetste ihrer Gedichte in Form und Composition gilt „The Lady Geraldine's Courtship", das an Tennyson's „Locksley Hall" erinnert, obwohl es dessen Poesie und Formvollkommenheit nicht erreicht.

So viel von dem dichterischen Paare, das, obwohl sie zusammen noch keinen großen Dichter des Jahrhunderts erzeugen, doch zu den besten Zierden der gegenwärtigen poetischen Literatur Englands gerechnet werden muß, zumal da man Beider Wirksamkeit noch als in der Entwicklung begriffen ansehen darf.

Unter den wenigen Dichtern, welche durch schönen Geschmack und die Grazien der Poesie zu besonderem Ruhme in der Literatur gelangten, nimmt Richard Monckton Milnes eine ganz ausnehmende Stellung ein. Er ist kein dichterisches Genie, nicht weit und breit bekannt, aber geliebt und verehrt unter den Wenigen, die Schönheitssinn und ästhetische Bildung genug besitzen, um ihn würdigen zu können. Niemand hat die ruhige, fein fühlende Genialität Wordsworth's, der überhaupt einen großen Einfluß auf die lebenden Dichter behauptet, so glücklich und klassisch auf sich wirken lassen, als Milnes. So wird jeder gebildete Geist in ruhigen, schönen Stunden dessen „Palm Leaves" und „Poems of Many Years" mit großem Genusse lesen, so sehr man auch konstruktives Geschick und dramatische Kraft vermissen mag. Er ist reflektirend, warm, weich und elegisch und weiß gar anmuthig und fein in die gewöhnlichsten Sphären menschlichen Fühlens und Denkens einzuwirken. Für gebildete „retired gentlemen" ist diese Poesie wie geschaffen.

Keble, ein Geistlicher, soll in seiner religiösen Sphäre eben so klassisch gemessen und formenruhig sein, doch läßt das Festhalten an oberflächlichen religiösen Vorstellungen eine eigentliche dichterische Schönheit nicht aufkommen.

Richard Chenevix Trench, Professor an der London University, verbindet mit dem feinen Takte und dem Schönheitssinne eines Milnes eben so viel dichterische Originalität, als gedankenreiche Intelligenz. In seinen „Banished Kings" und besonders in den „Poems from Eastern Sources" finden wir in der eleganten Diction die schönsten Gedanken in abgerundeten dichterischen Formen, überhaupt ein so reiches intellektuelles Element, daß sie der großen Menge ziemlich unzugänglich bleiben, so daß er kaum als Dichter genannt wird, zumal da er seit längerer Zeit sich ausschließlich seinem Berufe widmet, wo aufmerksame Zuhörer aus seinem phantasiereichen, eleganten Vortrage den feinigen Dichter herausbören.

Während wir in den drei zuletzt Genannten den schönen Einfluß von Wordsworth und geradezu von dessen Poetik, wie er sie in der Vorrede zu seinen „Lyrical Ballads" aufstellte, wiedererkennen, giebt es eine Menge Anderer, die geglaubt haben mögen, man brauche nur eben nach Wordsworth's Theorie Verse zu machen, um Dichter zu sein. Sein moralischer und reflektirender Ton ging in den Händen der Nachahmer in jede Tugendpredigten über, und seine Behauptung, daß die gewöhnlichen Vorfälle und Charaktere des Alltagslebens, dargestellt in der einfachsten, schmucklosesten Sprache, fähig seien, die Wirkungen der höchsten Poesie hervorzubringen, haben gewöhnliche Alltagsmenschen wie ein Privilegium angesehen, ganz gewöhnlich über gewöhnliche Dinge zu reimen. Diese Herren werden billig übergangen.

Dagegen hat in Dr. Charles Mackay die Wordsworthsche Theorie ein Talent gefunden, welches im Stande war, dieselbe nicht nur in dichterischer Einkleidung abstrakter Wahrheiten, sondern auch in politischen Dingen geltend zu machen. Diese Ausdehnung der Wordsworthschen Theorie bildet den Kern eines großen Theiles der Mackayschen Productionen. „Salamandrine" und „Egeria" sind reine Phantasiegebilde, Abstrakta, und haben mit irgend etwas Wirklichem eben so wenig gemein, wie Fouqué's „Undine", an welche ersteres Gedicht sehr vielfach erinnert. Sein erstes Gedicht, „The Hope of the World", versprach viel, die „Salamandrine" erfüllte mehr. Eine glänzende, reiche Phantasie und die delikateste, zarteste Gestaltung halbmenschlicher Wesen erheben es zu den süßesten und schönsten Conceptionen moderner Poesie. „Amethysta", die Heroine, ist die luftigste, grazilöseste Freundin des ganzen romantischen Undinen- und Elfenreichs. In der „Legends of the Lake" kommt er der Erde schon näher, doch erst durch seine „Voices from the Crowd", „Voices from the Mountains" und die „Town Lyrics" wurde er der bekannte, beliebte und geschätzte Dichter der Zeit. Hier berührt er kräftig und künstlerisch die Saiten, die in jedem gebildeten Herzen und Sinne nur eben dieser Berührung bedürfen, um poetisch zu ertönen. Es sind oft Poesien des Fortschritts und der Anerkennung progressiver Dinge, die sonst nicht in den Kreis der Poesie gerechnet werden, der Wissenschaft, z. B. der Lokomotive, als des neuen Pegasus der Freiheit, der Massen-Kultur und allgemeiner Verbrüderlichung aller Klassen. Die „Segnungen", die er über die „Wissenschaft" herabruft, sind eben so gesund und kräftig, als dichterisch, denn „wir sind weiser, als wir wissen", und brauchen uns vor Allem nur dieses anderweitige oder durch Gewohnheit des Alltagslebens verbundene Wissen klar zu machen, um weiser zu sein, als wir uns zutrauen. Dies tritt in einem dichterisch schönen Gesange der „Begrüßungen" ganz besonders entschieden hervor. Wir setzen ein paar Verse davon zu übertragen:

„Hört Du klagenden Gelöne,
Früh'rer Tage süßer Sang,
Laute, Himmel ertönbarer,
Klarer Stimme Hymnenwort?
Möchten's Dir in Wehmuth wecken,
Wie die Seel' auch schwelg' in Duft,
Und des Lebens Segensfülle,
Wenn weile Deine Brust;
Meine nicht und dich vertrauen
Dich dem Gottestegen preis;
Wisse sind's gehrimen Mysterien?
Man ist weiser, als man weiß.

Du, der in des Mittags Glanze
Sichst 'nen Schatten unterliegt,
Hört 'nen Klang, der, leise rührend,
Wahnung Deinem Sinn belebet.
Du mit einer wollen Ahnung
Einer wahrenden Gefahr;
Werke drauf, auch wenn die Sonne
Und 's Gewissen rein und klar:
Trau der Warnung, sieh im Spiegel
Deiner Engel ihr Geheiß,
Weil sie kamen, Dich zu leiten:
Man ist weiser, als man weiß.

Zahllos sind des Himmels Töne
Angestimmt vor Ordenzeit
Und in ew'gen Klängen zitternd
Durch der Menschen Freud' und Leid;
Zahllos sind des Himmels Strahlen,
Leuchtend durch der Geister Leid
Auf des Wissen redlich Streben,
Auf der Kinder Zeitvertreib.
Und der Mensch mit Himmelsthränen
In des ew'gen Lichtes Kreis,
In der Sterne, in den Klängen
Ist wohl weiser, als er weiß."

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber die dramatischen Vorstellungen im baskischen Lande.*)

Es scheint mir an der Zeit und nicht ohne Nutzen zu sein, wenn ich die Kenntniß, die ich mir von dramatischen Vorstellungen verschafft, welche das Volk ganz aus eigenen Kräften zu Tage fördert, und die auf seinen Geist und auf seine Sprache einen großen Einfluß ausübt, der Oeffentlichkeit übergebe. Ich will von den sogenannten „Pastorales" reden, die man in dem baskischen Lande Frankreichs immer noch aufführt.

Die Stücke, welche ich gesammelt habe, dreißig an der Zahl, haben ihren Stoff entweder der Bibel entnommen, wie die „Pastorale" von Moses und die von Abraham und von Nebukadnezar, oder der Legende, wie die Stücke vom heiligen Ludwig, vom heil. Petrus, vom

*) Die folgenden Mittheilungen sind einem im Athenaeum Français veröffentlichten Briefe des Herrn Francisque Michel an den Herrn P. Mérimée, Verfasser des „Theaters von Clara Gazul", entnommen.

Digitized by Google

heil. Jakob, vom heil. Rochus, vom heil. Alexis, von den drei Märtyrern, von der heil. Helene, von der heil. Agnes, von der heil. Katharine, von der heil. Margarethe und von der heil. Genovefa. Die Mythologie ist in dem Repertoir des baskischen Volkstheaters durch das Stück vom Bacchus und die alte Geschichte durch die Stücke vom Alyrages und großen Alexander vertreten. Die alten Heldenlieder haben die Stoffe für folgende Stücke geliefert: „Clovis", „die zwölf Pairs von Frankreich", „Karl der Große", „die vier Haymonskinder", „Thibaut", „Richard, Herzog der Normandie". Das Stück „Murguiya, der große Sultan" hat seinen Stoff aus der ottomanischen Geschichte. Für die anderen Stücke sind die Quellen schwerer anzugeben. Die drei Stücke von Napoleon I. sind aus den Erinnerungen des Volks hervorgegangen. Das erste umfaßt das Konsulat; das zweite bezieht sich auf das Kaiserthum; im dritten wird der Held als Verbannter auf St. Helena vorgeführt.

Sehen wir nun, wie diese Stücke aufgeführt werden.

Hat man beschlossen, eines davon aufzuführen, so geht die Jugend des Orts zu einem Mann der Wissenschaft, gewöhnlich zu dem Lehrer des Orts oder der Gegend, um ihm den Beschluß mitzutheilen. Man verständigt sich über die Wahl der Pastorale und über das Honorar für den Direktor der improvisirten Gesellschaft, der die Functionen des Kopisten, des Repetiteurs, des Regisseurs und des Souffleurs zu erfüllen hat. Das Honorar beträgt vierzig Francs und freien Unterhalt.

Die Einrichtung der Theaters beschränkt sich auf das Nothwendigste. Einige auf einem Dutzend Balken aufgenagelte Bretter bilden das Theater; drei Reihen von Brettern bilden die Unterlage und geben der Bühne, die vier bis fünf Metres im Quadrat mißt, eine Höhe von anderthalb Metres. Der Raum auf den Brettern ist in zwei gleiche Theile getheilt, von denen der eine die Bühne, der andere den Aufenthaltsort für die Spielenden bildet. Ein mit Draperieen behängtes Seil bildet die Scheidewand zwischen den beiden Räumen, die durch zwei Oeffnungen an den beiden Seiten verbunden bleiben. Auf der linken Seite steht gewöhnlich eine Art von ungeheurer Gliederpuppe, die durch Stricke in Bewegung gesetzt wird; sie stellt Allah, den Gott der Muhammedaner, vor und hat die Aufgabe, bei den Verbrechen der Bösen zu applaudiren und bei der Anwesenheit tugendhafter Persönlichkeiten durch allerlei Drohungen Mißbehagen auszudrücken. Man bedient sich ihrer auch, um in den Pausen das Publikum zu amüsiren.

Die Acteurs sind nicht die einzigen, welche auf der Bühne erscheinen; die angesehensten Personen des Orts haben auf der Bühne ihre Ehrenplätze, auch sieht man da die Räthterinnen, welche die Kostüme und die Draperieen eingerichtet haben, den Repetiteur, welcher seine Souffleurfunction öffentlich verrichtet; und zwei Dorfmusikanten, von denen der eine die Violine spielt, der andere die Flöte bläst, begleitet auf einem Tambourin. Während der Aufführung des Stückes begleiten sie gewöhnlich nur die Gesänge. In den Zwischen-Akten, wenn solche in den Stücken vorkommen, treten fünf oder sechs gewandte junge Leute auf, um tanzend die Kämpfe der guten und der bösen Geister um den Besitz des Menschen darzustellen.

Die Pastoralen, die ich besitze, beginnen alle mit einem Prolog, der den Inhalt des Stücks angiebt. Einige Stücke schließen mit einem Epilog, der die Moral des Stücks ausdrückt und den Vätern, Müttern, jungen Leuten u. s. w. verschiedene gute Lehren giebt.

Die Kostüme werden nach einem seit undenklichen Zeiten der Jugend zugestandenen Rechte aus Allem, was man in den Schlössern und in den Bürgerhäusern Altes und Schönes finden kann, zusammengebracht. Der Kopfputz ist Gegenstand ganz besonderer Sorgfalt; Bänder und Kleinodien werden in Menge dazu verwendet. Ein Jeder sucht das Kostüm für die Person, die er darstellt, so gut wie möglich anzubringen; aber große Ansprüche werden in dieser Beziehung weder von den auf der Bühne Auftretenden, noch von den Zuschauern gemacht. Das Kostüm eines christlichen Königs besteht gewöhnlich in weißen, mit Goldtressen besetzten Beinkleidern, in einer schönen Weste, einem bürgerlichen Rock und niedrigen Stiefeln; eine mit einer reichen, goldenen Kette geschmückte Krone, eine zweite goldene Kette, die über die Brust hängt, ein Degen, ein Stab, Handschuhe, zwei Uhren und das Ehrenkreuz vollenden dieses Kostüm. Die muhammedanischen Fürsten haben hohe Stiefel, weiße betreßte Beinkleider, einen rothen Rock, einen cylinderförmigen, mit Federbüschen und kleinen Spiegeln geschmückten Hut und einen großen Säbel.

Die Stücke werden immer von Personen desselben Geschlechts aufgeführt. Treten junge Mädchen auf, was übrigens selten geschieht, so sind es nie Töchter aus den angesehenen Familien. Am Tage der Aufführung durchziehen die Mitspielenden die Straßen des Orts, machen Fensterparade vor den Wohnungen des Maire und anderer Standespersonen und begeben sich dann auf den Platz, wo das Theater errichtet ist. Hier angekommen, steigen die Acteurs vom Pferde und begeben sich in der durch die Wichtigkeit ihrer Rollen bestimmten Reihenfolge auf das Theater.

Während der Aufführung, die vier bis fünf Stunden dauert, herrscht die tiefste Stille, die gespannteste Aufmerksamkeit in der großen, aus Zuschauern beiderlei Geschlechts, jedes Alters und jedes Standes bestehenden Versammlung. Man sieht es jedem Zuschauer an, daß er sich bemüht, jedes Wort zu verstehen, um später in der Unterhaltung und für die Erziehung der Kinder Gebrauch davon zu machen. Ein Acteur, der eine gute Stimme hat und mit Leichtigkeit sich bewegt, kann sicher sein, daß sein Name lange Zeit mit Ruhm genannt wird; wer seine Rolle schlecht spielt, erhält eben so gewiß einen Beinamen, der die Erinnerung an sein Fiasko lange Zeit wach erhält.

Der Zuschauer hat nicht nöthig, ein bestimmtes Eintrittsgeld zu bezahlen; aber nichtsdestoweniger bekommen die Acteurs die Kosten der Aufführung und mehr wieder ein. Die Erfrischungen, welche sie allen Anwesenden darreichen lassen, werden ihnen durch freiwillige Gaben mehr als vergolten. Und nach der Vorstellung werden auf dem Theater Tänze, an denen auch die Zuschauer theilnehmen können, aufgeführt. Die Ehre, an den drei ersten Tänzen theilzunehmen, wird zu Gunsten der Acteurs verauctionirt. Die Ortschaft, deren junge Leute das höchste Gebot gemacht, genießt ein hohes Ansehen. Der erste Tanz bringt hundertfünfzig bis zweihundert Francs ein, der zweite zwanzig bis fünfzig, der dritte fünfzehn bis dreißig. Nach diesen drei Tänzen folgt der gewöhnliche Ball. Sind die Acteurs zu ihren Kosten gekommen, so verwenden sie den Ueberschuß zur Veranstaltung eines acht Tage nach der Vorstellung stattfindenden Bankets.

Die Zeit, aus welcher diese dramatischen Vorstellungen herrühren, ist schwer zu bestimmen. Die große Anzahl von Stücken, die sich auf den Kampf der Christen gegen die Moslemin beziehen, und andere Umstände lassen vermuthen, daß diese dramatischen Aufführungen eher eine einheimische Schöpfung, als eine Nachahmung der im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert üblichen „Mysterien" sind. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie einem nützlichen, moralischen und patriotischen Zwecke dienen. Leider aber wirken zur Aufführung dieser Stücke heutzutage bisweilen unlautere Interessen mit, sei es, daß den Schenkwirthen ein pekuniärer Vortheil zugewandt oder dem gestrengen Herrn Pfarrer, der gegen diese Vergnügungen greifert hat, damit ein Possen gespielt werden soll.

Die Basken sind alle sehr eingenommen für diese dramatischen Vorstellungen; aber nur im Lande Soule, dessen Hauptort Maulon ist, scheinen solche Pastoralen verfaßt worden zu sein. Wer die Verfasser gewesen, ist nicht bekannt. Man kennt nur die Namen derer, die seit einem Jahrhundert es sich haben angelegen sein lassen, diese Pastoralen zu sammeln und von neuem aufführen zu lassen.

Es ist sehr zu wünschen, daß ein mit den aus dem Mittelalter herrührenden Werken dieser Art vertrauter Gelehrter diese interessanten Denkmäler des Geistes und der Sprache des baskischen Volkes mit einer Uebersetzung und mit erklärenden Anmerkungen der Oeffentlichkeit übergebe.

Mannigfaltiges.

— **Fremden-Legionen.** In dem Augenblicke, wo man in England im Begriffe ist, eine neue Fremden-Legion zu bilden, ist in Paris eine Geschichte der im Dienste Frankreichs stehenden fremden Truppen erschienen.*) Frankreich hat sowohl unter der alten Monarchie, als zur Kaiserzeit, eine große Anzahl fremder Regimenter in seinen Diensten gehabt. Bei der Rückkehr der Bourbonen im Jahre 1814 wurde die Schweizer-Garde wiederhergestellt, die sich bis zum Jahre 1830 erhielt. Noch jetzt besitzen die Franzosen in Algerien eine Fremden-Legion. Es läßt sich von allen diesen Regimentern dasselbe sagen: Sie sind ein Zufluchtsort ungerathener Söhne, davongelaufener Soldaten und durchgefallener Offiziere. In der Regel muthet man ihnen den schwersten, undankbarsten Dienst zu, setzt sie gegen die Landeskinder in jeder Hinsicht zurück und weist ihnen die Thür, wenn sie für geleistete Dienste die entsprechende Belohnung verlangen. Herr Fieffé, der Verfasser des vorliegenden Buches, hat aus den Archiven des französischen Kriegeministeriums geschöpft und bietet darin Manches, das zur Charakteristik des Heerwesens und des Krieges vom höchsten Interesse ist.

*) Histoire des troupes étrangères au service de France, par M. Eugène Fieffé. 2 vol. Paris, Duinaine, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche man Hierzu im Inlande portofrei und in Berlin bei den Boten geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Spediteur Rommler, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Kaiserl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 3. Berlin, Sonnabend den 6. Januar 1855.

Belgien.

Die zoologischen Gärten in Belgien.

Es bestehen gegenwärtig in dem kleinen Königreich Belgien drei naturgeschichtliche Gesellschaften, und eine jede derselben hat einen zoologischen Garten angelegt:

Der zoologische Garten Antwerpens ist außerhalb der Stadt nahe beim Eisenbahnhof gelegen. Der Eingang zu demselben hat nichts Merkwürdiges: ein mit Kies belegter, von Bäumen eingefaßter Weg führt zu einer Plate-forme, von der man eine Aussicht über Bäume, Wasser und Ländereien hat, die nicht ohne Reiz ist. Die Gebäude, welche die Antwerpsamkeit auf sich ziehen, sind: ein naturgeschichtliches Museum, ein schuimeisterliches, reizloses Bauwerk; ein Kaffeehaus im mauritanischen Geschmack und ein reizendes Schweizer-Haus, welches dem Direktor zur Wohnung dient. Das Hauptgebäude enthält eine Sammlung von ausgestopften Thieren, welche größtentheils in dem zoologischen Garten Antwerpens gelebt haben. Wir möchten diese Räume das Elysium der Anlage nennen; denn die hier befindlichen, wenn auch sehr künstlich zugerichteten Vögel und Säugethiere sind doch nur die Schatten von dem, was sie früher waren. Das Parterre des Museums enthält die Behälter der lebendigen fleischfressenden Thiere, unter denen wir einen Tiger, eine Tigerin, einen Löwen vom Senegal, einen Panther, einen Kuguar aus Paraguay bemerkenswerth gefunden. Der Vorhau des Museums dient den Vögeln der tropischen Gegenden zur Wohnung; hier schwatzen, pfeifen, glänzen und beluftigen sich bei der Wärme des Ofens die Papageien, die Aras und eine Menge anderer Vögel, die sich durch ihr prächtiges Gefieder auszeichnen. In einer Ecke dieses den Vögeln gehörenden Raumes ruht vom 15. September bis zum 15. Mai im Zustande der Erstarrung das Krokodil. Mitten im Garten befinden sich in einem der Mittagssonne ausgesetzten Hause zwei Giraffen, zwei Elephanten und viele Antilopen vom Senegal. Die Wiederkäuer gehen in Park-Anlagen, die nur von leichten Gittern eingefaßt sind, umher; wir haben unter ihnen einen Ziegenbock von den Azoren bemerkt. Mehrere Käfige beherbergen eine ziemlich reiche Sammlung von Raubvögeln. Geschmackvoll gebaute Vogelhäuser dienen dem Huhn vom Senegal, dem heiligen Ibis, dem rothen Ibis auf Brasilien, der chinesischen Ente, der gekrönten Taube, der Demoiselle von Numidien und vielen anderen ausländischen Vögeln zur Wohnung. Ueber diesen Vogelhäusern befindet sich ein Wasserbehälter, auf welchem alle Arten von Schwimmvögeln, die in Europa existiren, schwimmen, schnattern, tauchen und um die Wette sich ertuhgen. Hinter dem Gestrüuch versteckt, finden wir überall Wohnungen von mehr oder weniger hoch auf der Stufenleiter der Wesen stehenden Thieren. In dem Hause der Affen ist ein Exemplar einer seltenen Affenart von den Philippinen bemerkenswerth. Weiter kommen wir zum Behälter der Bären. Am Sonntage bringen, wenn das Wetter schön ist, die Frauen von Antwerpen ihre Kinder hierher, damit diese die Bären mit Kuchen füttern.

Die Geschichte der naturhistorischen Gesellschaft, die diesen zoologischen Garten angelegt, ist folgende: Im Jahre 1843 wurde diese Gesellschaft durch ein aus acht Mitgliedern bestehendes Comité gegründet. Der Naturforscher Herr Kets wurde zum lebenslänglichen Direktor des zoologischen Gartens, den man anzulegen gedachte, ernannt. Eine Anleihe von hunderttausend Francs diente zum Ankauf des Platzes und zur Erbauung der Gebäude. Im Jahre 1847 ist der Platz erweitert worden. Die Kosten der Unterhaltung des zoologischen Gartens betragen gegenwärtig fast hunderttausend Francs jährlich. Diese Summe wird aufgebracht: 1) durch das einen Francs betragende Eintrittsgeld, welches jeder Besucher des zoologischen Gartens zu bezahlen hat; 2) durch den Verkauf ausländischer, größtentheils im zoologischen Garten gezogener Vögel und anderer Thiere; 3) durch die Einlagen, welche die Mitglieder der Gesellschaft bei ihrem Eintritt (zwanzig Francs betragend) und dann jährlich (im Betrage von fünfundzwanzig Francs) entrichten. Die Zahl der Besucher ist bedeutend; die Anzahl der Mitglieder der Gesellschaft beläuft sich gegenwärtig auf zweitausendfünfhundert.

Die Anschaffung der Thiere wird durch die zwischen gewissen Mitgliedern der Gesellschaft und den Schiffscapitainen unterhaltenen Beziehungen erleichtert. Die Mitglieder der Gesellschaft, sich als Miteigenthümer der Anlage betrachtend, wetteifern in dem Streben, das Gedeihen der Anlage zu fördern, die Sammlungen zu erhalten und zu vermehren. Die Polizei des zoologischen Gartens wird von allen Mitgliedern, die sich für denselben interessiren, ausgeübt; die naturgeschichtlichen Reichthümer sind unter ihren Schutz gestellt, und überall tritt und in der Verwaltung dieser Reichthümer der Geist der Ordnung und der Erhaltung, den das Gemeinschaftsgefühl hervorruft, entgegen. Die Ueberwachung einer Menagerie erfordert eine sehr ins Einzelne gehende Sorgfalt. Um Thiere, welche in so entgegengesetzten Klimaten geboren sind, am Leben zu erhalten, hat man eine praktische Kenntniß ihrer Naturen, ihrer Bedürfnisse, ihrer Gewohnheiten nöthig. Die Verluste, welche die naturgeschichtliche Gesellschaft von Antwerpen erfahren, sind unbedeutend gewesen; ihre Erfolge verdienen Anerkennung, besonders wenn man erwägt, in wie wenigen Jahren dieselben erreicht sind. Antwerpen besitzt gegenwärtig eine Sammlung lebender Thiere, welche allen Seestädten Ehre machen würde.

Das von den Bewohnern Antwerpens gegebene Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung. Gegen Ende des Jahres 1851 gründete sich in Gent eine Gesellschaft zur Anlegung eines zoologischen Gartens. Das Gesellschaftskapital, welches anfangs dreihunderttausend Francs betrug, wurde 1853 auf vierhunderttausendfünfzigtausend Francs gebracht. Der Platz, allmälig vergrößert, umfaßt heute eine Fläche von mehr als fünf Hektaren. Die Bewohner von Gent, die dem Aufruf des Gründungs-Vereins anfangs nur zögernd nachgekommen waren, wetteifern gegenwärtig um die Ehre, in das Mitglieder-Verzeichniß der naturgeschichtlichen Gesellschaft eingetragen zu sein. Die Anzahl der Mitglieder beträgt schon viertausend. Der zoologische Garten von Gent hat schon eine Sammlung von siebenhundert lebendigen Thieren. Die Sammlung hat einige große Verluste erlitten: ein Krokodil und ein weißer Bär sind gestorben, jenes aus Sehnsucht nach seiner heißen Sonne, dieser aus Sehnsucht nach seinen Eisfeldern. Solche Verluste sind in der ersten Zeit unvermeidlich. Im Uebrigen befindet sich der zoologische Garten von Gent im gedeihlichsten Zustande. Der Direktor, ein tüchtiger, seinem Beruf ganz ergebener Mann, hat einen Berkehr mit allen Ländern hergestellt, aus denen die seltenen Thiere kommen. Die Geldmittel sind im Ueberflusse vorhanden. Im verflossenen Jahre hat die Anstalt eine Einnahme von fünfundsechzigtausend Francs gehabt; die Ausgaben haben sich nur auf achtundvierzigtausend Francs belaufen. Wie der zoologische Garten von Antwerpen, so ist auch der von Gent gleichzeitig dem Studium und dem geselligen Vergnügen gewidmet. In der guten Jahreszeit ziehen Konzerte von Militairmusik, wiedestens einmal in der Woche, zahlreiche Besucher herbei. Die Damen der Stadt kommen in ihrem Putz, theils um die Thiere zu sehen, theils um gesehen zu werden.

Die Hauptstadt Belgiens, Brüssel, ist ebenfalls nicht zurückgeblieben. Ihr zoologischer Garten befindet sich aber noch in der ersten Kindheit. Der Platz ist recht groß und gut bepflanzt; es sind auch schon einige hübsche Gebäude errichtet; die Räume für die Thiere sind so eingerichtet, daß sie durch naturgemäße Ausschmückung das Schaupiel der Gefangenschaft, welches immer etwas Trauriges hat, so viel wie möglich verhüllen. Die Sammlungen sind noch dürftig. Die Bierfüßler sind bis jetzt nur durch das Hundegeschlecht und die Vögel nur durch das Hühnergeschlecht vertreten. Die Verluste sind sehr groß gewesen und beweisen, daß die Kunst, die fremden Thiere am Leben zu erhalten, eine Kunst der Erfahrung und der Praxis ist. „Vierzig Jahre beschäftige ich mich damit", sagte der Direktor, „und täglich lerne ich noch." Wir sind überzeugt, daß auch die naturgeschichtliche Gesellschaft Brüssels die Schwierigkeiten der ersten Einrichtung überwinden wird. Die junge Anlage zieht schon viele Besucher herbei, und es werden fortwährend Thiere angeschafft.

Die Einrichtung der naturgeschichtlichen Gesellschaften, wie sie sich in Belgien gegründet haben, ist, wie man sieht, sehr einfach. Es bildet sich ein organisirendes Comité; dieses Comité ernennt einen Verwaltungsrath und einen Direktor. Ein Gesellschafts-Kapital, so groß

seinen Dialogen zarte, innige Blumen des Gefühls. Wir können nicht umhin, folgende Stelle zu übertragen:

„Hält's Du des Gartens Steig, 'ne Lieblingsrose,
Zum Spaße nieder in den Sand getreten,
In Ueberwurf Juwelen, die nicht Dein,
Ins Meer geworfen — 'ş würde Jedermann
Dich einst des Unrechts, einer Sünde zeih'n;
So wie' es seine Sünde, diese lebenslimmen,
Der Hoffnung schönste Frisch' in zarter Knospe,
Die nicht ein zweites Schweifen kennt, muthwillig
In den Staub zu treten? Unser'n Glauben selbst
An Menschlichkeit, das ein'ge Kleinod,
Das furchtlos uns durch dieses Leben schützt,
Ins Meer zu werfen der Erinnerung,
Deß Schreckentiefen noch kein Taucher fand:
Das hoffnungsfrohe Herz, noch an der Schwelle
Des Lebens, zu erdrücken und den Raub
An ihm auf alle Schätze anzudehnen,
Bis auf die angebitte Kraft, zu bulden!"

In den meisten dramatischen Gedichten Marston's, von denen nur noch „Gerald" einen besonderen poetischen Werth über die Bühne hinaus behielt, finden wir die sittliche Freiheit und männliche Selbstbestimmung des edlen Menschen gegen die mancherlei Machwerke von Pflichten und Rücksichten, welche die gute Gesellschaft und das verformelte Leben fordert, in energischen poetischen Schuß genommen, so daß wir die „Patrizier-Tochter" als das Thema und den Brennpunkt seiner ganzen dichterischen Anschauungsweise in verschiedenen Strahlungen und Färbungen immer wiederfinden, ohne daß von Wiederholung etwas zu merken, da derselbe Grundgedanke immer in neuer Gestaltung und Ausführung gefeiert wird.

Henry Taylor, Dichter des „Philip van Artevelde", wird als solcher vielleicht künftig bekannter sein, als jetzt, und durch dieses Drama eine Stelle in der dramatischen Literatur behaupten, wenn seine beiden neuen Dramen: „The Virgin Widow" und „The Eve of the Conquest", vergessen sein werden. Er gehört zu den wenigen hoffnungsvollen, edlen Dramatikern, die unlängst in Talfourd, dem Dichter des „Ion", „The Athenian Captive" und „The Massacre of Glencoe", ihren besten Repräsentanten verloren. (Schluß folgt.)

Central-Amerika.

Der Staat Costarica.

Mitten unter den Aufregungen, welche fortdauernd die kleinen Republiken von Central-Amerika, namentlich Guatemala, Nicaragua, Honduras und Salvador, in fieberhafter Bewegung erhalten, ist Costarica seit einigen Jahren versöhnt von jenen Umwälzungen geblieben, die periodisch den ganzen Bestand dieser Dwodez-Staaten gefährden und sie über kurz oder lang zur Beute entweder eines glücklichen Kriegsmannes oder auch des Alles verschlingenden nordamerikanischen Nachbars machen werden. Costarica unterscheidet sich von seinen vier Schwesterstaaten durch die Besonnenheit und weise Wachsamkeit seiner Regierung, so wie durch die ruhige, verständige Haltung seiner Bevölkerung.

Der bereits seit einigen Jahren an der Spitze der Regierung von Costarica stehende Präsident, Juan Rafael Mora, ist im Jahre 1853 abermals auf vier Jahre gewählt worden. Derselbe hat in der letzten Zeit mehrere sehr nützliche Verwaltungs-Maßregeln angeordnet: namentlich die Anlegung neuer Verbindungs- und Handelsstraßen, die Ausarbeitung eines Handels-Gesetzbuches, die Reorganisation der Landesschule, nach den Bestimmungen des mit Rom abgeschlossenen Konkordates, und endlich einige sehr wesentliche Konzessionen zur Erleichterung der Colonisation und Niederlassung fremder Einwanderer.

In seinem Innern schreitet demnach Costarica auf erfreuliche Weise vor. Was dagegen seine auswärtigen Angelegenheiten betrifft, so ist vor nicht langer Zeit, jedoch nicht durch die Schuld Costarica's, bad in jeder Beziehung das Beispiel einer friedlichen Regierung giebt, ein Gränzstreit mit dem benachbarten Nicaragua eingetreten, der sich auf das zwischen beiden Republiken liegende Gebiet Guanacaste bezieht. Ein Gesandter von Nicaragua, der sich im Jahre 1853 nach San José, der Hauptstadt von Costarica, begab, um hier über einen Vertrag zu unterhandeln, nahm dabei völlig die Miene und die herausfordernde Stellung des Fürsten Menschikow in Konstantinopel an (von dessen Mission eben die Nachricht nach Central-Amerika gedrungen war). Er erließ ein Ultimatum nach dem anderen und verlangte endlich seine Päße, als auf seine verletzenden Forderungen nicht eingegangen wurde. Es kam darauf zum Bruche zwischen beiden kleinen Staaten, doch glücklicherweise war Nicaragua zu sehr durch seine inneren Zwistigkeiten und durch seinen Krieg mit anderen Nachbarn beschäftigt, als daß es, nach dem Beispiele seines großen europäischen Vorgängers, das Gebiet, auf dessen Besitzung es Anspruche macht, als Pfand hätte in Beschlag nehmen können. Gleichwohl hat sich Costarica in Vertheidigungs-Zustand gesetzt und sein Heer bis auf sechstausend Mann verstärkt, was allerdings die Kräfte des Landes zu übersteigen scheint.

Costarica ist inzwischen bisher ohne Staatsschuld; auch unterscheidet sich sein Budget von dem der übrigen centralamerikanischen Republiken dadurch, daß es kein Defizit aufzuweisen hat. Nach der letzten Finanz-Uebersicht, welche der Präsident dem Landes-Kongreß vorgelegt, betrugen im Jahre 1853 die Einnahmen 320,390 schwere Piaster (1852 nur 329,390 Piaster) und wurden die Einnahmen im Jahre 1854 sogar auf 657,309 Piaster angeschlagen, während die Ausgaben in dem letztgedachten Jahre nur auf 490,100 Piaster berechnet wurden. Die Einnahmen erwachsen lediglich aus den Einfuhrzöllen, dem Verkaufe von Tabak, dem Ertrage der Branntweinsteuer und dem Verkaufe von Staatsländereien. Mit diesen Mitteln glaubte Costarica einem möglichen Angriffe von Seiten Nicaragua's ruhig entgegensehen zu können. (Wir verweisen auf die Notiz von Dr. Moritz Wagner, unter „Mannigfaltiges".)

Mannigfaltiges.

— Costarica als deutsches Colonisationsland. Der bekannte Reisende, Dr. Moritz Wagner, schreibt (in der Allg. Ztg.) aus Angostura in Costarica (Mittel-Amerika): „Costarica ist nicht nur das schönste und fruchtbarste Land, das wir während eines langen Reiselebens gesehen, sondern auch das beste und vortheilhafteste für eine deutsche Kolonie. Möchten wir die nöthige Beredtsamkeit besitzen, unseren auswanderungslustigen Landsleuten diese Wahrheit so überzeugend zu verkünden, wie sie's verdient. Ja, hier hat das deutsche Element, wenn es sich massenhaft einfindet, eine unfehlbar gedeihliche glückliche Zukunft. In Costarica findet der Ansiedler nicht blos ein Klima von ewiger Frühlingsmilde und einen Boden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, sondern auch Ordnung, persönliche Sicherheit und politische Freiheit. Was in unseren Augen aber diesem Lande eine noch höhere Bedeutung giebt, ist die Wahrscheinlichkeit, daß unter günstigen Verhältnissen die deutsche Nationalität sich hier lange erhalten und in diesem so dünn bevölkerten Lande sogar die herrschende werden könnte." — Herr Dr. Wagner ist dagegen nicht einverstanden mit der Wahl des Ortes, welche der Direktor des Berliner Colonisations-Vereins, Herr A. v. Bülow, in Costarica behufs Gründung einer deutschen Kolonie getroffen. Er erklärt, Angostura, wo Herr von Bülow ein Directionshaus erbaut und die Lichtung von Waldungen begonnen hat, für eine abgelegene Wildniß, die, um zugänglich zu werden, erst durch eine neu anzulegende Straße, deren Kosten auf 300,000 Dollars geschätzt sind, mit Cartago einerseits und mit dem Hafen Limon andererseits verbunden werden müsse. Eine sogenannte Junta itineraria in Cartago, bei welcher sich Herr v. Bülow betheiligt haben soll, hat zwar den Bau einer solchen Straße angefangen, ist jedoch damit in Stocken gerathen. Herr Dr. Wagner räth, einen Punkt bei San Mignel behufs deutscher Colonisation zu erwerben, da man sich dort in der Nähe fahrbarer Straßen und in direktem Verkehr mit den Hauptmärkten des Landes befinden würde. Uebrigens bestätigt er Alles, was früher Herr v. Bülow über die vorzügliche Gesundheit Costarica's zur Kolonisirung für mitteleuropäische Ansiedler hat drucken lassen.

— Ein politisches Lustspiel. Herr P. Limayrac hat die spanischen Pronunciamientos zum Gegenstand eines politischen Lustspiels gemacht und dasselbe unter dem Titel „La Comédie en Espagne ou les Pronunciamientos" herausgegeben. Die spanischen Extravoganzen, politischen Declamationen und Volksaufwiegelungen, wie sie bei den sogenannten Pronunciamientos vorkommen, sind allerdings sehr lächerlich, doch kann man eben nicht sagen, daß die gewandteren Franzosen und die gebildeteren Deutschen in den Jahren 1848 und 1849 viel gescheidter als die Spanier sich benommen haben. In der That schlägt auch Herr Limayrac in seinem spanischen Lustspiele nicht sowohl den Sack, als den Esel. Der Advokat, der Journalist und der Zarbrikant, welche darin die Hauptrollen spielen, sind augenscheinlich Pariser Kinder, doch hat es für einen Autor seine Vortheile, besonders unter den jetzigen Verhältnissen in Frankreich, wenn er seinen Kindern spanische Namen giebt. Ganz eben so hat es Beaumarchais gemacht, dem Figaro war nicht sowohl ein spanisches als ein französisches Barbier-Genie, Graf Almaviva war eine Uebersetzung des französischen Bonvivant, und Bartolo und Basil waren französische Jesuiten comme il faut.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 4. Berlin, Dienstag den 9. Januar 1855.

Schweden.

Lieutenant Mörner's Antheil an der Wahl Bernadotte's zum Kronprinzen von Schweden.

Der von dem bejahrten und kinderlosen König Karl XIII. zu seinem Nachfolger erwählte Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg war bei einer Revüe am 28. März 1810 durch einen Schlaganfall, wobei er vom Pferde stürzte, getödtet worden. Das schwedische Volk, das den Kronprinzen wegen seiner trefflichen Eigenschaften liebte, hegte den Argwohn, daß er von den Parteigängern des abgesetzten Königs Gustav IV. vergiftet worden, und diesem blinden, ungegründeten Argwohn fiel der Reichsmarschall Axel Fersen zum Opfer, indem er bei dem Leichenbegängnisse des Prinzen in Stockholm ermordet wurde. Karl XIII., von seinen Rathgebern gedrängt, sich einen neuen Nachfolger zu wählen, dachte zunächst an den älteren Bruder des verstorbenen Kronprinzen (Vater des jetzigen Herzogs Christian August von Augustenburg), doch mochte er zu einer solchen Wahl nicht eher schreiten, als bis er sich überzeugt, welche Ansicht der vor Sache der zur Zeit allmächtige Herrscher in Frankreich, Kaiser Napoleon, hege, dessen Gesandter bei dem Ableben des Kronprinzen das Recht seines Herrn, bei der Neuwahl ein Wort mit darein zu reden, gewissermaßen reservirt hatte.

Man deliberirte lange im Kabinette von Stockholm darüber, auf welche Weise wohl am besten der Wille des geliebten Kaisers zu erforschen sein möchte; man fürchtete, von ihm einen seiner Marschälle oder Verwandten octroyirt zu bekommen, was man in Schweden auf jede Weise vermeiden wollte; man war daher in großer Verlegenheit; endlich beschloß man, daß der König an Napoleon einen eigenhändigen Brief schreibe, der ihm durch den schwedischen Gesandten in Paris, General Fabian Wrede, dem zugleich die diskretteste Verfahrungsweise zur Pflicht gemacht wurde, übergeben werden sollte. Die betreffenden Depeschen wurden durch einen außerordentlichen Courier, den Oberst Ankarfjärd, nach Paris gesandt. Dieser nahm als Reisegefährten einen jungen Lieutenant von der Garde, Baron Mörner, mit, welcher unlängst erst in die Armee eingetreten war, nachdem er seine Studien auf der Universität Upsala beendigt hatte, und der nun, als ein reicher Cavalier, seinen ersten Ausflug in die Welt machen wollte. Diesem jungen Manne, der ohne allen Auftrag sich befand, der gar nicht wußte, was eigentlich im Kabinette vorging und was es mit einer diplomatischen Mission auf sich habe, war es vorbehalten, seinem Vaterlande den künftigen König und die Dynastie zu erwählen, die jetzt über Schweden herrscht.

Baron Karl Otto Mörner, der jetzt noch lebt, und zwar auf seinen Gütern, die er nachmals von König Karl Johann geschenkt bekommen, nachdem er, als General-Adjutant desselben, vielfach in Staats-Geschäften thätig gewesen war, hat seinen Antheil an jenem Ereignisse in einer Schrift aufbewahrt, die im Jahre 1829 unter dem Titel „Kort berättelse om ursprunget till thronföljare-valet i Georbro; upsatt af C. O. Mörner" erschienen, und aus welcher die nachfolgenden Data zusammengestellt sind.*)

Am 6. Juni 1810 reisten Oberst Ankarfjärd und Lieutenant Mörner von Stockholm nach Paris ab. Beide Offiziere unterhielten sich auf ihrer langen Reise viel von den Kriegsthaten der Zeit, und so kam es denn auch wohl, daß man den Wunsch aussprach, es möchte einer der tapferen Feldherren Frankreichs den schwedischen Thron besteigen, um wo möglich mit Napoleon's Hülfe den Russen das eben verlorene Finnland wieder abzunehmen. Man sprach vom Prinzen Eugen, dem damaligen Vicekönige von Italien, von Macdonald und Anderen, doch nicht vorzugsweise vom Fürsten von Ponte-Corvo. Ankarfjärd gab bei dieser Gelegenheit nur seine Privat-Ansicht zu erkennen, ohne im Entferntesten daran zu denken, diese auch bei seiner amtlichen Mission, deren eigentlicher Zweck ihm wohl bekannt sein mochte, geltend machen zu wollen. Mörner aber nahm sich vor, für die Idee, die in ihm erwacht war, zu wirken und dafür die Hülfe eines alten, in Paris lebenden Freundes seiner Familie, des Oberst Lapie, in Anspruch zu nehmen.

Oberst Lapie, geheimer Secretair und Adjutant des Kaisers, nahm den jungen Mann, dessen Vater er als Gouverneur der Provinz Upsala gekannt und von dem er wußte, daß er erblickes Mitglied des schwedischen Ritterhauses sei, mit großer Zuvorkommenheit auf. Aus denselben Gründen, und da Mörner sich als Ueberbringer wichtiger, geheimer Depeschen gerirte, hielt Lapie auch die Mittheilungen, die der junge Schwede ihm machte, für authentisch; er betrachtete sie als Staatsgeheimnisse, die direkt aus dem Stockholmer Kabinette kämen. Lapie faßte natürlich den ihm von Mörner mitgetheilten Plan, einen französischen Kriegsmann auf den schwedischen Thron zu erheben, mit großer Wärme auf. Daß dieser Plan Mörner's Idee allein sei und nicht im Geringsten mit den Ansichten harmonire, die der König Karl XIII. und sein Hof darüber hegten, kam dem Oberst nicht in den Sinn. Lapie, der darüber entscheiden sollte, war unter den französischen Marschällen der Geeignetste für die Krone des nordischen Königreiches sei, daß sich nach der ersten warmen Unterredung mit Mörner vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit aus.

Am folgenden Tage suchte unser junger, auf eigene Hand arbeitende Diplomat wiederum seinen Freund auf, der die ganze Nacht über die Sache nachgedacht und, nachdem er mit sich darüber einig geworden war, daß es seinem kaiserlichen Gebieter vor Allem darauf ankommen müsse, die Macht Rußlands zu unterminiren, endlich zu dem Schlusse gelangte, daß Niemand anders als der Fürst von Ponte-Corvo der geeignete Mann sei. In einer langen Auseinandersetzung bewies er dies dem schwedischen Lieutenant, worauf denn auch beide Freunde übereinkamen, für diesen Plan so thätig als möglich, wiewohl mit höchster Discretion, zu wirken. Mörner wollte zunächst noch andere Freunde für seine Idee werben, und Lapie sollte, wie Jener hoffte, zunächst mit dem Kaiser über die Sache sprechen. (Schluß folgt.)

*) Ueber denselben Gegenstand hat im vorigen Jahre Herr Prof. Wurm in Hamburg, der über die neuere Geschichte der skandinavischen Halbinsel Vorträge im Johanneum hielt, eine anziehende Vorlesung gehalten. Wir haben, da wir zufällig die Ehre hatten, diesen Vorträge beizuwohnen, auf der Erinnerung einige Momente ergänzt, die Herr Wurm nach anderen Geschichtsdarstellern mittheilt. D. R.

England.

Die lebenden Dichter Großbritanniens.

(Schluß.)

Edward Bulwer Lytton hat zwar den Schwerpunkt seines literarischen Ruhmes im Romane, aber von seinen Dramen gehören wenigstens „Richelieu" und „The Lady of Lyons" zu den gelungensten Productionen seiner fruchtbaren Muse. Beide haben den Vorzug, als dramatische Gedichte sowohl, wie in ihrer Bühnengerechtigkeit vorzüglich zu sein. Die Aufführung derselben gehörte zu den glänzendsten Bühnen-Ereignissen neuerer Zeit, obwohl man vielen Lärm und Enthusiasmus seinem sonstigen literarischen Ruhme und seiner sozialen und politischen Stellung zuschreiben darf. Die beiden anderen Hauptdramen Bulwer's: „The New Timon" und „King Arthur", stehen poetisch wohl höher, und letzterer gilt als das gelungenste aller seiner Werke. Im „neuen Timon" zeigt sich seine Muse plötzlich in einer neuen Phase. Früher vornehm verdrießlich und mißanthropisch in den Enthüllungen und Schilderungen menschlicher Natur, sucht er sich hier mit der Welt zu versöhnen. Diese Besserung sucht er auch in späteren Gedichten zu bekunden, z. B. in dem „Is Life all Vanity?" Allgemein bekannt ist wohl sein Gelegenheits-Lustspiel: „Not so Bad as we Seem", welches mehrmals in verschiedenen Städten, für gewählte Kreise aufgeführt (mit Charles Dickens in der Hauptrolle), überall mit außerordentlichem Beifall aufgenommen ward und mehrere Tausende von Pfunden in die Fonds der neuen „literarischen Gilde" geliefert haben soll.

Im Uebrigen ist Bulwer für die dramatische Poesie doch nur eine untergeordnete Persönlichkeit, da seine Leistungen in dieser Sphäre sich im Ganzen unfruchtbar erwiesen. Sie gingen unter, ohne weder in ihm, noch in Anderen eine besondere Spur zu hinterlassen. Dichterische Werke erster Größe erkennt man unter Anderem auch immer an ihrer Fruchtbarkeit entweder in dem Autor selbst, oder in Anderen. Bulwer's Dramen blieben bis jetzt unfruchtbar stehen, wiewohl zu hoffen ist, daß die im „neuen Timon" zuerst hervortretende menschenfreundliche Richtung ihm selbst zu weiteren glücklicheren Productionen verhelfen wird.

Digitized by Google

Unter den dramatischen Dichtern der Gegenwart nimmt R. H. Horne eine ganz hohe Stellung ein. Sie ist zunächst stets zu hoch für die Bühnen und dann auch für das große Publikum gebliebem, obwohl gerade bei ihm eine frühere oder spätere allgemeinere und wärmere Anerkennung erwartet werden darf. Sein Genius gehört zu den ersten Größen, und da er als solcher zugleich zu kühn und ungestüm für die conventionellen Anforderungen des Lebens, der Bühne und selbst der technischen Kunst ist, konnte er bis jetzt nirgends ein breites Terrain für seinen Ruhm erwerben; aber die Einzelnen, die Sinn und Geist genug haben, das Grandiose, Gewaltige, Wiederstrahlende seiner Conceptionen zu verstehen und zu genießen, sprechen dafür auch mit desto wärmerer Bewunderung von ihm. Sein „Death of Marlowe" und „Judas Iscariot" gehören zu dem Gewaltigsten, Grandiosesten und Erhabensten des Schrecklichen und Furchtbaren, was die Literatur irgend eines Volkes aufzuweisen haben mag. Die spärlichen Stricke, mit welchen das neue Testament den Judas-Charakter und den Tod Christi hinzeichnet, enthüllen sich hier in gewaltigen Ausdehnungen mit der grausenhaftesten Theilnahme des Himmels und der Erde. Das Grauen und Ahnen der Menschheit, das Beben der Erde, das Zerreißen des Himmels, welches den Untergang des Heilandes und einer alten Welt, das Aufsteigen einer neuen begleitet, die Leidenschaften des Verräthers, seine Gewissensqualen, ohne Fähigkeit zu bereuen, die Feigheit und der Trotz des Verworfenen und seine Selbstzerstörung von innen heraus — alles das wandelt und schreitet in wilden, schlagenden Bildern und grandios komponirten Scenen langsam und durch starke Schlagschatten getheilt und gehoben an uns vorüber. „Gregory VII." und „Cosmo de Medici" halten sich mäßiger und gemessener, so daß sie sich allenfalls in Scene setzen ließen; aber ihre Zeit ist noch nicht gekommen, weder auf der Bühne, noch in der Literatur. Beide verlangen jetzt gewisse conventionelle Formen, so daß selbst das Genialste sich ihnen fügen und halb verstecken muß, um allgemein beliebt und Mode zu werden. Diese gewaltigen, heroischen Bilder und Passagen Horne's aber passen weder für die jetzigen Drawing Rooms, noch für die Aesthetik des Athenaeum. Ist doch Horne in seiner gelungensten Dichtung, dem romantischen Epos „Orion", oft beinahe so heidnisch, wie Wieland im „Oberon", vielleicht noch heidnischer in Schilderung der stillen, schläfrigen, schwülen Mittagszeit, in welcher Orion die lebendige, unverhüllte, perfekte Skulptur der Artemis erblickt. Aber freilich, das hat die Leute, die sich im Geschmack unabhängig fühlen, nicht abgehalten, binnen kurzer Zeit nicht weniger als sieben Auflagen des „Orion" zu vergreifen. Eine Auflage hieß der Dichter zu dem Preise von einem Farthing (dem Viertel eines Penny, noch nicht einem preußischen Dreier) veranstalten, um den Geschmack des Publikums zu prüfen. Es hat die Prüfung, wie es scheint, gut bestanden, denn vielleicht trug die Farthing-Ausgabe viel zu dem Verkaufe der anderen zu fünf Shilling (dem zweihundertundvierzigfachen Preise) bei. Abgesehen von diesem „Humbug", sind die reine klassische Diction, die Kraft und Größe und Fruchtbarkeit von Bildern und Schilderungen, die Schönheit und Harmonie der Theile hinreichend genug, auch den äußerlichen Erfolg erklärlich zu machen. Die große Masse ist nicht unempfänglich für die Schönheit, wenn sie nur eben erreichbar für dieselbe gemacht wird. Die Farthing-Ausgabe war das Mittel, das Wert unter dem Volke bekannt zu machen. Und als es dasselbe erst kannte, gab es auch fünf Shilling. Ein besonderer Reiz in Horne's Dichtungen liegt in der Originalität und Neuheit seiner Anschauungen und Bilder, wofür wir zufällig ein Beispiel in der Personification der Morgenröthe (Aurora) finden, die doch gewiß jeder Dichter einmal in hergebrachter Weise mit benutzt haben mag. Horne schildert sie ganz englisch:

„Hager und fröstelnd wie ein verlorenes Gespenst,
Mit aufgelösetem Haar und barfußbaarem Fuß,
Verschwiegenem Gewand, wie ein ärmlich siechender Rauch —
So geht sie schweigend am Himmel, schwer sich tragend
Mit einer schalgen Bürde, um bald
Zu verschwinden im dunklen Regen, durch welchen
Mit konfusem Kreis schwach die Sonne blickt."

Das ist die „rosenfingrige", wie sie leidhaftig in England fast alle Morgen die Erde verläßt, Andere Dichter glaubten sie von Alters her nicht reizend und jugendlich und sorgig genug malen zu können. In dieser Wahrheit und Ehrlichkeit liegt deshalb eben so viel Muth und Originalität, wie in den kühneren und gewaltigeren eigenen Conceptionen des Dichters.

Der Stellung und dem Geiste nach, hat J. Edmund Reade Aehnlichkeit mit Horne, obwohl er diesen nicht in Gewalt und Großartigkeit der Imagination erreicht. Seine gesammelten Werke, die 1852 erschienen, enthalten zu schwere Kost für gewöhnliche Leser, obwohl es sich sympathetischer an das übliche Leben anschließt, als der in erhabenen und entlegenen Regionen himmelstürmende Horne. Er dichtete in dramatischen Formen, doch zeigt sich sein Genius mehr im Detsriptiven, ohne es darin bis zur Fülle des Malerischen zu bringen. Er verweilt mit Liebe in klassischen Regionen, in den antiken Wäldern und kühlen Grotten, welche die antike Mythologie so schön mit Nymphen, Dryaden u. s. w. bevölkerte, z. B. in seinem Gedichte „Italy", worin er uns an Byron und Rogers erinnert. Seine Schilderung Pästum's könnte von Byron sein, sein Venedig, „die Königin ohne Krone, der verblichene Schatten geschwundenen Ruhms", ebenfalls. Doch wollen wir ihn nicht schlechterdings unter die byronisirenden Poeten stellen; er ist zu eigen, zu ruhig und gemessen dazu. Nur erkennt in seinen Vorzügen und Fehlern immer noch den selbständigen Dichter. In dem „Drama of a Life", der „Ode to Memory", den „Lines written on Doulting Sheep Slate" findet man Schilderungen, die und eben so neu, als klassisch erschienen.

Und hier können wir die Liste und Revüe der englischen lebenden Dichter schließen, denn ein neues Drama, „Videna", von dem schon genannten J. A. Herand, das Anfangs November zum ersten Mal auf der Bühne erschien und uns in die ersten Urwälder der englischen Geschichte, Forrex und Porex, zurückführt und als das kräftige und originelle Produkt eines wahren Dichters gerühmt wird, bedarf erst der Feuerprobe, da man auf die englische Theater-Kritik weniger geben kann, als auf jede andere. So läßt sich eine Einreihung in diese Revüe noch nicht ohne Weiteres rechtfertigen.

Auch der unlängst plötzlich aus dem Arbeiterstande auftauchende junge Lyriker Gerald Massey, der in seinem dünnen Bändchen „The Babe Christabel and other Poems" gern entschiedenes, frisches und kräftiges Dichtertalent, penetrante, edle Leidenschaft für Fortschritt, Freiheit, Humanität, Menschlichkeit kundgiebt, muß erst zeigen, daß er nach dem ersten Raptus unkultivirten Naturgesanges durch Studien, Arbeit und Leben hindurch eine Psyche zu entpuppen und zu entfalten wußte. Der beispiellose Erfolg seiner kecken, frischen, feurigen Lieder in einer stillen Zeit schien ihn fortort eitel und aufgeblasen zu machen. Dies muß gerechten Verdacht gegen seine Muse erregen, den er nur durch bessere, kräftigere Lieder beseitigen können wird.

Es bleibt uns noch ein gutes Wort über einige Sänger des liederlosen modernen Schottland übrig. In Jamesson's „Nimrod" haben wir ein gutes Produkt der neuen schottischen Poesie, in James Ballantyne und David Vedder finden wir anmuthige und einfache Sänger des heimischen Heerdes und dessen Accessorien und in Thomas Aird den großen, originalen, einzigen Barden, auf welchen übrigens das jetzige, lebende Schottland weniger stolz sein kann, da er mit seiner Bildung und Poesie einer früheren Zeit angehört.*) Aird wird bald zu den Greisen gehören, und seine Dichtungen sind zum Theil zwanzig Jahr alt, ohne daß Schottland sich rühmen kann, ihm dazu verholfen oder sie je dauerhaft gewürdigt zu haben. Er ist ein Aar, hoch schwebend in erhabener Einsamkeit, wild und schreclich in seiner Kraft, selbstständig, eigen und ohne Freund in seiner Dicht- und Anschauungsweise, kühn, majestätisch in seinen Pinselstrichen, die oft in jeder einzelnen Zeile eine ganze Gestalt in kräftiger, ediger Vollendung hinwerfen. Schon die Titel seiner großen Dichtungen: „The Devil's Dream", „The Captive of Fez", „Nebuchadnezzar" und „The Demoniac" geben eine Ahnung davon. „Der Traum des Teufels" entfaltet diese in der ganzen englischen Literatur einzig dastehende Dichter-Eigenthümlichkeit am gelungensten, und zwar gleich im Anfange, den wir deshalb auch mittheilen:

„Jenseits des Pols, von wo des Ural-Hoh'n vor Stürmen sich'n,
Sieht man am Mitternacht'nen dunkeln Sonnenlichtschein glüh'n;
Im Norden Mitternachts erhebt sich mächtges Getof,
Als bräch der ganze Ocean aus eisen Banden los;
Und aus der Tiefe schoß ein Pfeil mit feuriger Gewalt
Und machte hoch im Himmel als ein grauer Schrecken Halt.
Er war nicht der saufen Sonnen Heer, befürchtend vor dem Throne,
Weiß Feuer, bebend Schauer zitternd, bei des Traum es scheint.
Grausicher Schatten weh den Pfeile, mit Regen glorienumgeben.
Ein Antlitz wie ein Sturm verkündet aus den Höllenabgrund.
Aus seiner Nacht erklang er nach des Himmels Gund' empor,
Als wollt' er stürmen das erhab'ne, steile Himmelthor."

„Frohlockend über die schöngerundete Erde unter ihm" macht der Erzfeind seine mitternächtliche Lustpromenade, bis er auf einer nie betretenen weißen Spitze des Aphel sich niederläßt, und nun folgen solche Zeilen von Schilderung, deren jede in sauber, ungeheulter Kraft wie ein Fels dasteht:

„Und Stiere" erstanden. Schneegewölbe strahlte unterm Fuß.
Wie zottiges Haar umflattert es sein Haupt im wilden Schuß.
Des Zischenwolfes Grimm brausen wie ein weithend Meer,
Heraus aus ihren Schluchten eilt und heult der Wölfe Heer.
Grausam von Frost gebläut, lehnt er sich auf des Eises Thurm,
In seinem Geist herabsigt von dem ringsum rasenden Sturm."

Hier auf die eisige Felsenspitze gesetzt, denkt er zu die Zeiten, „als er im Himmel noch den Morgen auf seiner Braue trug", und ein Traum von Gnade und Güte durchschauert sogar ihn: „Eine Gegenwart sanft und kühl ging durch seinen brennenden Traum, und ein

*) Der gerade Verfasser scheint übersehen zu haben, daß auch William Aytoun, der Dichter der jedenfalls beachtenswerthen „Lays of the Scottish Cavaliers", ein Schotte ist. D. R.

Von der fernen grünblätterigen Erde grüßt hinauf in den Dunst seiner Seele."

In diesen wenigen kühnen, skizzenhaften Strichen hat man ein ziemlich charakteristisches Bild der Arabischen Dichtungsweise, doch steigt sie auch in kleineren lyrischen Ergüssen auf die grüne Erde und in die Herzens- und Gemüthsbeziehungen jetziger, wirklicher braver Menschen herab, um „das Mutter-Grab" und Kindesliebe, die kleineren Freuden und Leiden des bürgerlichen Lebens zu besingen. Sein wahrer Genius hält sich freilich einsam, majestätisch und erhaben in seinen größeren Dichtungen zurück und wirft als einer der kostbarsten Schätze der englischen Poesie in einer gewissen ehrerbietigen Ferne gehegt und bewundert leiden, wie etwa die Klopstock'sche Messiade, die Jedermann sehr hoch schätzt, ohne sie jemals zu lesen. Nur Wenige wagen sich hinein und durch, um sich an einzelnen vollendeten, dichterischen Gemälden zu laben. Aehnliche Reisen durch die Arabischen Gedichte würden sich noch lohnender erweisen, da seine Bilder sich fast durchweg als eben so originell als konsistent mit der Natur und der Eigenthümlichkeit des Berglichenen darstellen, eine Tugend, die man nicht oft aus originalen Figuren und Tropen herausfinden kann.

Hiermit halten wir unsere Aufgabe, in möglichster Kürze eine vollständige (obgleich wahrscheinlich mit einigen Auslassungen in der Sphäre der mittleren und kleineren Geister) Liste und Charakteristik der jetzigen Dichter Englands zu geben, für erfüllt. Große Dichter in dem Sinne, in welchem man diejenigen so nennt, welche blos nach längeren Zwischenräumen hervortreten, um sich als Personifikationen und Schöpfer neuer Epochen in der Literatur geltend zu machen, finden wir nicht unter ihnen, wohl aber manche, von denen die Gegenwart noch größere Entfaltung ihres Genius erwartet. Die Größe liegt nicht in Diesem und Jenem, sondern in deren beträchtlicher Anzahl. Und Jeder gehört zu der „göttlichen Kakultät und besitzt die Gabe der Vision", für Dinge und Mächte, welche der gewöhnliche Sterbliche nicht sieht, so daß er sich das bewußte Auge des Dichters borgen muß, um zu sehen und zu genießen, was er nicht entbehren kann, wenn er nicht blos eine Geld machende, sich und Frau und Kinder ernährende Verdauungsmaschine bleiben und mitten in aller weltlichen und wissenschaftlichen Kultur und Fülle zu einer bloßen conventionellen, physischen Existenz herabsinken will.

Die Poesie gehört — man muß dies unserer materialistischen Zeit sehr derb ins Gesicht sagen — für das Gedeihen der kultivirten Völker eben so gut zu den **nothwendigen** Produktionen, wie Kultur, Seife, mechanische und chemische Produkte aller Art. Und dies recht materialistisch darzuthun, bemerken wir nur, daß ohne Nahrung, Veredelung und Ernährung des menschlichen Herzens und seines Dichtens und Trachtens auch Alles, was man Luxus-Industrie und Humanität nennt, ohne die nöthige Wärme und Belebung bleibt, die dazu gehört, um die Kapitalien der Humanität und der Luxus-Industrie in gehöriger Circulation zu erhalten, von der die Verwerthung der größeren Hälfte alles menschlichen Produzirens abhängt.

Die Engländer sind das geld-, industrie- und verkehrreichste Volk der Gegenwart, und auch das dichtervollste. Wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß die Dichter den Kattun-Absatz befördern und Dampfschiffe beladen und treiben, so stehen doch neben blühten- und blüthenreiche Produktionen mit der materiellen Fülle von Kultur in genauestem Zusammenhange. Früher ließ England seine einzelnen, wenigen Dichter nicht selten wörtlich und wirklich verhungern, jetzt kauft es vielen Dutzenden nicht eben gar großer Dichter eine Anstoge nach der anderen ab und besorgt ihnen auf diese Weise schöne Bilas mit allen Reizen schöner Häuslichkeit und Muße, der Muse sorglos weiter zu dienen. Das kann nicht blos Folge materiellen Reichthums sein, sondern es ist im Wesentlichen dem sonnwohnend seit Menschengedenken fallenden Himmelsthau, welchen die Poesie auf den Mosphinentuch und die Goldmacherei der Leute fallen ließ, zu verdanken, so daß die Dichter ärndten, was sie auf einem empfänglichen und fruchtbaren Boden säten. Daß aber Himmelsthau bei aller Zartheit und Unsichtbarkeit nicht blos die Grasspitzen für die Morgensonne in Juwelen kleidet, sondern auch zu den mächtigsten Beförderern guter Aernten gehört, weiß jeder Bauer.

Später wandern wir nach Amerika hinüber, um auch dort, wo nach der gewöhnlichen Annahme vollends Alles in nüchterner, gefühl- und herzloser Speculation die letzten Tropfen für Poesie verschwinden soll, eine neue, vielleicht zukunftreiche, junge dichterische Produktivität nachzuweisen und so den Glauben an die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Poesie, an ihre Gegenwart auf der menschlichen Erde nähren und erquicken zu helfen. B.

Syrien.

Phönizische Alterthümer.*)

..... Freitag, den 22. September 1853, zogen wir aus Beirut durch das Stadthor und nahmen eine östliche Richtung längs der Stadtmauer nach einem großen saftigen, mit Kaffeehäusern und indischen Feigenbäumen (Cactus Opuntia) besetzten Platz, wo lange Reihen von niedergelassenen Kameelen das „Kann passiren" der Zollbeamten geduldig abwarteten, während syrische Elegants ihre Rosse tummelten. An der Anstalt der „französischen Nonnen", worin siebenhundert junge Mädchen täglich Unterricht erhalten, dann an den grünen Zelten eines türkischen Husarenregimentes, das im Begriffe ist, sich nach Varna einzuschiffen, vorbeikommend, betraten wir die Gärten, die um Beirut einen grünenden Gürtel schließen und sich längs dem Meere hinziehen. Eine volle Stunde zogen wir in gleicher Richtung mit der Küste zwischen fruchtbeladenen Maulbeer- und Citronenbäumen: wir kamen an einer kleinen Quelle vorbei, worin, nach der türkischen Sage, der heilige Georg, Besieger des Drachen, seine blutbesudelten Hände abgewaschen hat, und erreichten den Nahr-Beirut, auch Nahr-el-Kelb, Wolfsfluß, genannt, von der weißen Farbe, den sein durch den geschmolzenen Schnee und durch die Herbstregen angeschwollenes Gewässer annimmt. Das habe ich freilich nur vom Hörensagen; denn gegenwärtig ist er völlig trocken, und wir gehen auf dem sandigen Bett durch, neben einer Brücke von sechs Bogen, die zum Theil römischer Construction scheinen. Am anderen Ufer finden wir wieder die Maulbeerbäume, die uns bis an den Rand der Bucht führen. Hier machen wir eine jähe Wendung nach Norden, versolgen das Sandufer, sehen über den Nahr-Antelijas und gelangen an den Fuß des Kas-Nahr-el-leib, Kap des Hundeflusses. Auf der Halde dieses Vorgebirges sind Spuren einer weitläufigen Bergbaues zu sehen; große Steinmassen waren mit der Sorgfalt abgeschnitten, wie sie die alten Steinbrüche zeugzeichnet, und die Wellen branden tosend an unzähligen, von Menschenhand erzeugten Einschnitten. Vor Allem macht sich ein großer Fels bemerklich, der zu einem viereckigen, oben offenen Saal ausgehöhlt worden. Die Araber sammeln das durch Verdünstung des Seewassers darin krystallisirte Salz, und haben ihn deshalb den Namen: El-Mellaha (des Salzigen) gegeben. Es bestand früher kein natürlicher Durchgang zwischen dem Gebirge und dem Meere. Um nun einen Weg zu bahnen, mußte man bald den Felsen durchbrechen, bald die Vertiefungen durch Cement ausfüllen, bald Rampen aufführen. Diese schönen Arbeiten sind, nach dem Zeugniß einer wohlbekannten Inschrift des Kaisers Antonin, ein Werk der Römer. Auf der Felsenfläche befinden sich die vielerklärten, vielerörterten berühmten Skulpturen. Ich werde mich auf das beschränken, was ich gesehen oder besser nicht gesehen habe.

Sechs oder zerundete Stelen von ungleicher Höhe, alle aber einander ähnlich, erheben sich in ungleichen Abständen. An zwei dieser Stelen sind zwei rechtwinklige Täfelchen von ägyptischen Ausehen; denn am oberen Rande befindet sich ein Kornich, das aus einem Wulst und einer senkrecht gerichten Hohlkehle besteht. Indeß, trotz der genauesten Untersuchung, konnten wir kein Bastrelief, nicht die geringste Hieroglyphe entdecken. Ferner dürften die in den vier Winkeln der Einfassung eingehobenen Löcher auf die Vermuthung bringen, daß die Inschriften auf steinernen oder metallenen, mittelst Klammern an den Felsen befestigten Tafeln angebracht waren. Uebrigens werden wir später Gelegenheit haben, zu beweisen, daß der Apis-Kultus ägyptischer Kunst nicht genüge, Monumente als ägyptisch zu charakterisiren, und daß in Phönizien eine noch wenig gekannte Kunst existirte, der man vielleicht die erwähnten Skulpturen zu verdanken hat.

Am Fuß dieser interessanten Felsen fließt der Nahr-el-Kelb, der Lykus der Alten. Eine Brücke neuerer Bauart führt uns darüber, und durch einen Hain von Maulbeer- und Citronenbäumen erklimmen wir eine Hügelleite, die weit ins Meer hineinbringt. Anderthalb Stunden später waren wir wieder am Ufer in Djuni, einem kleinen Dorf, das aus einem Khan und einigen Hütten besteht, wo zwei Schaluppen Holz und Zwiebeln laden. Von hier verfolgten wir die Küste parallel mit der alten Straße über zahlreiche alte Steinbrüche; alle Felsen längs dem Ufer waren gehaut worden, und ausgebrochen, von phönizischen Bergleuten gehewie Stufen sind jetzt von den Wellen bedeckt. In einer dieser alten Gruben steht man drei uppolleudete Säulenschafte und einen aus dem Groben gehauenen Würfel. Weiterhin bemerke ich eine von Menschenhänden vergebliche Grotte. Vielleicht ist das einer von jenen Schlupfwinkeln, deren Strabo bei der Beschreibung dieser Küste erwähnt. „Aus Furcht vor Räubern bedienen sich die Libanon-Bewohner der Höhlen längs der Meeresküste und des Schlafes auf dem Theonprosopon. Pompejus zerstörte diese Nesten." (Strabo XVI, S. 216.)

Um zwei Uhr zogen wir durch das Wadi-el-Mamelein über eine fast noch wohlerhaltene römische Brücke, Dschisr-el-Mamelein; dann, stets dem Meere folgend, umsegelten wir ein langes, von den Wogen angenagtes Kreide-Vorgebirge, auf dem sich ein alter Wartthurm, Burdsch-el-Kossein, erhebt. Vielleicht ist diese steile Erhöhung identisch mit dem Berge Klimax, den Strabo zwischen Byblos und dem Lykus aufführt; er mußte dann die Felsenmasse, die Djuni von Nahr-el-Kelb trennt, mit seinem Namen bezeichnet haben.

*) Aus den Reise-Notizen eines Franzosen, Melchior de Vogüé.

Digitized by Google

Um vier Uhr erreichten wir den Nahr Ibrahim, einen schönen Fluß, der aus einer jähen Schlucht des Libahon entspringt und auf seinem Laufe ins Meer zahlreiche Gärten bewässert. — Unter den Maulbeerbäumen, um frische Luft zu schöpfen, saß ein marovitischer Scheich mit seinen Schwestern und Muhmen. Wir hofften, von der Höhe der türkischen Brücke herab einige neugierige Blicke in diese Familienscenen zu tauchen; allein beim Geräusch unserer Pferde sanken sich alle Schleier. Am anderen Ufer fanden wir Zelte aufgeschlagen, die Pferde angebunden, die Feuer angezündet, und so wie die Ballen geöffnet und die Flaschenfutter ausgepackt werden, richtet sich Alles zu einer improvisirten Herberge ein. Dieses Schauspiel mit all seinen Einzelnheiten unterhält uns durch den Reiz der Neuheit; wir sind entzückt von unserem ersten Lager und unserer ersten Nacht unter dem Zelte.

23. September. Mit Anbruch des Tages sind wir auf den Beinen, aber es vergehen zwei Stunden, bevor Alles, wieder eingepackt, seine Stelle auf dem Rücken der Maulthiere gefunden hat. Um halb acht Uhr setzt sich die Karawane in Bewegung, nimmt ihren Zug längs dem Meer-Ufer und erreicht Dyebeil um neun Uhr. Zahlreiche antike Bruchstücke, unter anderen schöne Säulenschafte von rothem Granit liegen in den Royalgebäuden umhergestreut, als Zeugen des ehemaligen Glanzes von Byblos. Wir banden unsere Pferde an die Pforte eines kleinen Khans mit vier Säulen von schwarzem Granit und gingen nach der Stadt. Eine Inschrift an der Mauer eines benachbarten Hauses, die Robinson 1830 entdeckte, besagt, daß das Thor von dem Kaiser Hadrian wiederhergestellt worden sei. Ein ununterbrochener, von viereckigen Thürmen flankirter Mauergürtel deckt die Stadt von allen Seiten und lehnt sich an das Gestade. Ein Theil dieser Wälle ist alt oder von altem Material aufgeführt; der andere ist das Werk der Kreuzfahrer und der Araber. Im südöstlichen Winkel liegt ein altes Schloß, von den englischen Kugeln im Jahre 1840 halb zertrümmert, das mit seinen Ruinen, Thürmen, Bogenhallen, Terrassen, bedeckten Gängen einen höchst malerischen Anblick bietet; alle diese Einzelnheiten zusammengestellt würden eine klassische Burg des Mittelalters bilden. Diese antiken Bruchstücke sind in die Mauern eingefügt. Auf einem derselben liest man folgende verstümmelte Inschrift:

ITOEHA
ωPOYE IB
OF.

Der Stein, der sie trägt, und der Fuß der Mauer waren von einem unglückseligen Araber neulich mit vielem Zeitaufwand und großer Anstrengung durchlöchert worden; er hatte einen Europäer die Inschrift kopiren sehen und hatte einen von dem Franken entdeckten Schatz in dem Innern vermuthet. Im Mittelpunkte der Festung finden sich Bruchstücke von höchster Wichtigkeit: es sind mehrere Steinschichten, die als Grundlage zu einem viereckigen Thurm gehören und die durch ihren Umfang und ihre Höhe sich von den vorhandenen Constructionen unterscheiden. Die Länge dieser Werkstücke wechselt zwischen vier und sieben; die Höhe zwischen einem und fünfzig Mètres. Uebrigens sind sie vollkommen abgekantet und durch Bandleisten in einander gefugt. Alle Reisende, die diese Mauern gesehen, erklärten sie ohne Anstand für das Werk der alten Phönizier; keiner aber dachte daran, sie mit der Ringmauer des Tempels in Jerusalem zu vergleichen, mit der sie doch die vollkommenste Aehnlichkeit haben. Bedenkt man, daß es Arbeiter von Dyebel*) waren, die, von dem König Hiram gesandt, die Steine des Tempels zugehauen und gesetzt hatten: so muß man von einem Zusammentreffen überrascht werden, das die Behauptung der Alterthumsforschers, daß in den prachtvollen Ringmauern des Harams-Scherif Ueberreste des Salomonischen Baues vorhanden sind, um einen Beweisgrund bereichert.

Noch einige Zeit verweile ich, um mir die Stadtmauern zu besehen und eine merkwürdige Kirche der Kreuzfahrer zu studiren. Ein viertelstündiger Zug durch Felsen und über einen mit fossilen Schalthieren bedeckten Boden führt uns dann nach Batroun, dem alten Botrys, einem unbedeutenden Dorfe, wo wir übernachten.

24. September. Hinter Batroun zweigt sich von der Hauptstraße des Libanon ein hoher Gebirgsstaß ab, dringt ins Meer vor und endigt mit einem steilen Vorgebirge: Ras-es-Schuka. Um diese Naturschranke zu überspringen, müssen wir Batroun links lassen und die Richtung nach Nordost durch ein enges Kreidethal nehmen. Mitten auf dieser Straße erhebt sich ein isolirter Fels, mit einer Burg-Ruine auf der Spitze. Seit undenklichen Zeiten verödet, hat sich selbst ihr Name verloren, und ihre Mauern bedrohen den Wanderer mit den Steinen, welche die Zeit von den schwankenden Gipfeln ablöst. Eine Wendeltreppe, die an den Hälden des Felsens hinanklimmt, führte allein zu diesem Nest; Alter und Rankengewächse haben sie unersteiglich gemacht. Einige Augenblicke verweilten wir in Betrachtung dieser malerischen Ruin und betraten dann die schauerlichen Gebirgsstriche. Nach einem langweiligen Auf- und einem noch unangenehmeren Abstiegen fanden wir uns in einer Schlucht, angebauten Ebene, durch die wir die Richtung nach dem Meere einschlugen. Ueber die kleine Bruche Emly kame wir in die Felsen und alte Steinbrüche und gewannen dann wieder das Ufer, das wir bis Kalmun nicht wieder verließen. In diesem hübschen, von Grün eingefaßten Dörfchen hielten wir unter einer Gruppe fruchtbeladener Feigen und Granaten unser Mittagsmahl. Eine Stunde von dem Dorfe, in einiger Entfernung vom Meere, stieg ich auf Monumente von seltsamer Form: sie bestehen aus drei Steinen, wovon zwei aufrecht stehen und der dritte oben eingefugt ist, so daß sie eine Art Blende bilden. Das Ganze ist beiläufig zwei Mètres hoch. Diese kleinen Gebäude vom schlicht entlegensten Alterthum sind vielleicht eine rohe Nachahmung der monolithischen Zellen in den ägyptischen Tempeln, die zur Aufnahme geheiligter Statuen bestimmt waren.*) . . . . .

Eine Stunde nachdem wir Kalmun verlassen, lagerten wir uns in den schönen Olivengärten, die Tavarolus umgeben, und verbrachten den Rest des Tages damit, daß wir die Bazars dieser Stadt besuchten und von der Höhe der Citadelle die schöne Aussicht genossen, die das Meer und das lachende Kadischab-Thal umfaßt. — Am anderen Morgen verließen wir die Küste, um über den Libanon nach Damaskus zu reisen.

Mannigfaltiges.

— Petermann's Karte von Rußland. In der geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha ist kürzlich eine von Aug. Petermann zusammengestellte Karte des europäischen Rußland und der angränzenden Donau- und Schwarzenmeeres-Länder erschienen, die wohl als die übersichtlichste und belehrendste angesehen werden kann, welche es in diesem Augenblicke für Zeitungsleser giebt. Sie bringt nämlich gleichzeitig die historischen, physikalischen und geographischen Hauptmomente zur Anschauung, die bei der Betrachtung des weitausgedehnten russischen Ländergebietes von Interesse sind. Was das Historische betrifft, so bemerken wir zunächst im Mittelpunkte des ungeheuren Reiches einen kleinen Kern, welcher das Großfürstenthum Moskau um das Jahr 1460 bildet. Um diesen Kern gruppiren sich die allmäligen organischen und anorganischen Ansätze desselben, die durch verschiedene Farbentöne bezeichnet sind. Namentlich liesen das Rußland Peter's des Großen schon eine sehr umfangreiche Hülle um den inneren Kern, während das Rußland der Gegenwart uns um diese Hülle wieder einen noch allen Mündrichtungen hin sich ausbreitenden, weiten Mantel zeigt. Diesen Mantel hat der Zeichner an seinen vier Ecken durch Hinweisungen, die gewissermaßen aus der Tiefe des Blattes hervorliegen, an seinen Ursprung aus Polen, Schweden, Persien und der Türkei erinnert. Gleichzeitig sind die Strecken von der Ostsee bis zum Ural und vom Deutschen Kap am Warangar Fjord bis zum Kaspischen See von verschiedenfarbigen Streifen durchzogen, welche Rußland nach seinen Boden-Erzeugnissen und Beschäftigungsweisen in folgende Regionen eintheilen: 1) Region der Wälder (32,500 geographische Quadratmeilen, 10 Millionen Seelen, starker Flachsbau, Jagd und Fischerei); 2) Manufakturbezirk (incl. Bergbau-Distrikt 17,400 Quadratmeilen, 18 Millionen Seelen, die Hauptzweige der Landes-Industrie zwischen der Wolga und Desna); 3) Bergbau-Distrikt (mehr als $\frac{1}{4}$ der sämmtlichen Hütten des Reiches, die hauptsächlich Eisen und Kupfer liefern); 4) Region des Ackerbaues (17,400 Quadratmeilen, 20 Millionen Seelen, Kornkammer Rußlands, liefert jährlich für 40 Millionen Rubel Getraide, Leinsamen ꝛc. zur Ausfuhr und umfaßt den am dichtesten bewohnten Theil des Reiches); 5) Region der Viehzucht (13,200 Quadratmeilen, 4 Millionen Seelen, liefert hauptsächlich den Talg und die Wolle zur Ausfuhr). Neben den historischen, physikalischen und allgemeinen geographischen Angaben sind die Ortsnamen auf dieser Karte allerdings nicht zahlreich genug, doch ist bei größeren Orten die Zahl der Bevölkerung, wie auch auf den genau bezeichneten, großen Landstraßen überall die Entfernung angegeben.

*) Und der König gebot, daß sie große und köstliche Steine brachen, um den Grund des Hauses zu legen, gehauene Steine. Und die Bauleute Salomo's und die Bauleute Hiram's und die Gibliter bereiten sie und richteten das Holz und die Steine zu zum Bau des Hauses. (1. Kön. 5, 17. 18.)

*) Im Talmud (Abodah-Sara 50, a.) wird etwas Aehnliches, als zum Gegendienst Gehöriges, unter dem Namen Beth-Kulin erwähnt und beschrieben: „Die Steine des Beth-Kulin sind so geordnet: Einer hier, der andere dort, und der dritte liegt oben darauf.“ Neben diesen *Kulin* erscheint auch z. a. O. die Form *Merculin* (Mercurius im Accusativ). Entweder ist um Kulin eine bräunere Abkürzung, oder es ist das abgekürzte Kyllenios, als Zunamen des Hermes. Der heidnische Kultus dieses Beth-Kulis oder *Merkulis* bestand nun darin, Steine vor ihn hinzuwerfen.

D. D.

Hierbei Titel und Register des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 13, und beim Spediteur Trautwein, Niederwallstr. Nr. 23), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 5. Berlin, Donnerstag den 11. Januar 1855.

Rußland.

Fit Arari, des Habeschiniers, goldene Sprüche.

Mehr noch, als die bändereichen Bibliotheken der russischen Universitäten Kiew, Kasan, Charkow, Moskwa, St. Petersburg und Dorpat, mehr, als die meist mit großer Humanität dem Publikum geöffneten Lesesäle der übrigen gelehrten Anstalten des russischen Reiches, wohin wir besonders das große pädagogische Central-Institut in St. Petersburg, das Lazarevsche Institut für orientalische Sprachen in Moskau, die Lycen Richelieu (in Odessa), Demidow (in Jaroßlawl'), des Fürsten Besborodko (in Rjeżin), die griechische Alexanderschule daselbst und die Agababovsche armenische Schule (in Astrachan) zählen, und mehr selbst, als die mit vielem unglosen gelehrten Kram vollgepfropften Bücherspeicher der großen kaiserlichen Bibliothek in der heutigen Residenzstadt des Zaren, sind die Bücherschätze mancher geistlichen Institute, als des heiligen dirigirenden Synods, verschiedener geistlicher Akademieen und Seminare und insonderheit einiger Klöster des centralen Rußland reich ausgestattet mit Druckwerken und Manuskripten, die sich auf die orientalische Literatur beziehen und die dem Linguisten wie dem Literatur-Historiker noch lange Zeit ein Feld zur Ausbeute von so unermeßlicher Ausdehnung eröffnen werden, wie er es im übrigen Europa, wo die gelehrte Forschung sich schon aller derartigen Schätze bemächtigt hat, schwerlich irgendwo antreffen dürfte.

Besonders ist es die armenische, grusinische, persische, türkische und arabische Literatur, aus der hier zahlreiche und kostbare Handschriften angetroffen werden, die oft an Gehalt wie an Zahl die Manuskripte des Asiatischen Museums*) weit hinter sich lassen. Denn dieses besitzt zwar schätzenswerthe und mit kaiserlicher Eleganz ausgestattete Kopieen, aber nur wenige Originalwerke und noch weniger Unica, woran die Klosterbibliotheken zuweilen absonderlich reich sind. Unter diesen Bücher-sammlungen russischer Klöster hebe ich vor vielen anderen**) die im Kloster Troizki Monastyr oder Troiza, d. i. zur heiligen Dreieinigkeit, befindliche hervor, die ich als einen der russischen Hauptfundorte für die orientalische Forschung bezeichne, und worauf ich jeden in Rußland befindlichen Literator aufmerksam gemacht haben will, zu dem vielleicht der Mund dieser Blätter spricht. Das von dem heiligen Sergij im Jahre 1340 gegründete Kloster Troizki Monastyr liegt bei dem Flecken Sergiewstoj Posad, achtundsechzig Werst oder nahe zehn deutsche Meilen von der alten Metropole des russischen Reiches, der „goldhäuptigen, weißsteinernen" Moskwa, entfernt. Der Nimbus der Heiligkeit, in den diese alte Glanzstadt Rußlands gehüllt ist und der sich bis zur Gegenwart herab nicht verloren hat, umweht auch dieses noch auf dem Territorium des moskowischen Gouvernements, am Nordsaume des Bogorodsker Kreises befindliche, mit einer wundersamen Pracht und Großartigkeit erbaute und in einer überaus romantischen, mit allen Reizen der Abwechselung geschmückten Gegend gelegene Kloster, welches ein Mönchskloster der ersten Klasse ist und nach dem Petscherskischen Kloster zu Kiev, sowohl dem Rufe seiner Heiligkeit, als seinen unermeßlichen Reichthümern nach, für das bedeutendste Kloster Rußlands gilt. Die Zahl der Wallfahrer, die alljährlich nur von Moskau aus die schöne Straße über Groß-Mytischtschi nach dem Troizischen Kloster ziehen, beträgt weit über hunderttausend.

Die Mönche dieses ehrwürdigen und historisch wichtigen Klosters haben Rußland gelegentlich sehr wichtige Dienste geleistet. Der heilige Sergij selbst war es schon, der das Seinige beitrug, die Macht der Mongolen und Tataren zu brechen, indem er den Großfürsten Dmitrij Jwanowitsch, zubenannt Donskoj, zum Kampfe wider dieselben begeisterte. In der weltberühmten Vernichtungsschlacht auf der Ebene von Kulikowo entschied sich Rußlands Sieg und des Chan Mamai Schicksal. Mehrere Mönche aus dem Troizischen Kloster hatten in dieser gewaltigen Schlacht mit Heldenmuth an des Großfürsten Dmitrij Seite gefochten. — Nicht minder wichtig sind Nikon's, des zweiten Gründers dieses Klosters, nachdem Chan Jedigei dasselbe zerstört, Abraham Palizyn's, des Retters der Zarenstadt, und in neuester Zeit des Metropoliten Platon, der erst am 11. November 1812 starb, nachdem er in glühender Seele die Rettung seines Vaterlandes vom Druck der Franzosen vorausgesehen und von Gott inbrünstig erbetet hatte, so wie des frommen Popen Pelagij, der möglicherweise noch heute lebt, vielfache Verdienste um Thron und Reich. Zu erklären hieraus ist jene beispiellose Munifizenz, mit der Rußlands Zaren und Rußlands fanatische Patrioten diese Andachtsstätte begabten und zu einem unermeßlichen Eldorado ausrüsteten. Was jenes berühmte Kloster bei Madrid, das dem heiligen Laurentius geweihte Escorial, das ist Troiza für die Stadt der Zaren. Dort, wie hier, finden wir hohe Klostermauern, mit festungsähnlichen Thürmen versehen, prächtig ausgestattete Kathedralen und Kirchen, gewaltige Glocken und Glockenthürme, Seminare, Kunstsammlungen und Bibliotheken — eines nur ist anders: die dürren und rauhen Umgebungen des Escorial liefern ein schauerlich wahres Abbild seines finsteren Erbauers, des zweiten Philipp, während die mit allen Reizen einer wundervollsten, wechselvollen und beinahe pittoreskes Natur geschmückten Umgebungen des Klosters der Dreieinigkeit, die in der Nähe des nur zwei Werst entfernten Klosters Mytschja, einst des Lieblingssitzes des heiligen Platon, wahrhaft zauberisch wirken, die Seele mit einer Andacht und einem Frieden erfüllen, der die würdigste Vorbereitung ist für die, die in das Haus Gottes treten wollen.

Doch wir wenden uns zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück!

Die wichtigen Bücherschätze des Troizischen Klosters befinden sich in einem hohen und freistehenden, für die von fern Kommenden weit sichtbaren Glockenthurm, der sich vor der Kirche der Dreieinigkeit erhebt. Der Thurm, ein Denkmal tatarischen Geschmacks oder Ungeschmacks, ist wundersam gestaltet, mit vier offenen und von Schnörkelwerk überladenen Galerieen durchbrochen und auf seiner mehr als zweihundert Fuß hohen Spitze mit vergoldeten und gigantischen Kronen, Kugeln und Kreuzen versehen. An den vierundzwölfzig Glocken, die in diesem Klosterthurme schweben, darunter eine viertausend Pud schwer ist, üben sich fette bußfertige Hände, da in Rußland das Glockenziehen für eine gottgefällige Handlung gilt. An die Galerieen lehnen Gemächer, welche die einst von Platon begründete oder doch wenigstens sorglich geordnete und den Schau- und Leselustigen zugänglich gemachte Bibliothek enthalten. Als ich im Jahre 1839 zum ersten Male dieses Kloster betrat, wurde mir gesagt, daß die Bibliothek achttausend Bände enthalte, schon vier Jahre später ward mir die Zahl zu zehntausend angegeben, und so oben lese ich in einer Mittheilung aus Moskau, daß diese für mich so wichtige Bibliothek heutigestages bereits mehr als zwölftausend Werke besitze.

Die meisten darunter beziehen sich auf die Religion, die Geschichte der Klöster, Kirchen und Heiligen, der Kirchenväter u. s. w. Von dem berühmten „Paterikon", welches 1661 zuerst in Kiev im Druck erschien und nachmals viele Auflagen und verschiedene Druckorte erlebte, fand ich hier wohl mehr als ein Dutzend Ausgaben, von denen einige sehr schön gedruckten waren. Besonders waren aber Editionen und Handschriften der heiligen Schrift reich vertreten, Ausgaben aus allen Sprachen slavischen, finnisch-tatarischen, tungusischen, samojedischen und mongolischen Dialekts lagen hier vor, so wie armenische, persische, grusinische und andere Handschriften und Drucke. Auch an Grammatiken und Wörterbüchern fehlte es nicht, die den heiligen Männern zum Verständniß dienten. Platon, der selbst sein Vaterland mit einer großen Anzahl sehr werthvoller Schriften beschenkte, und dessen Styl, zumal in seinen Erbauungsschriften, sich oft zu einer wahrhaft poetischen Höhe erhebt, war ein außerordentlicher Verehrer der moralischen und didaktischen Literatur nicht blos seines Volkes, sondern aller Völker, deren Schriften ihm zugänglich waren. Durch Ankauf und

*) Die mit der etwa hunderttausendtausend Bände starken Bibliothek der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg verbundene Bücher-sammlung des Asiatischen Museums besitzt gegenwärtig etwa tausend orientalische Manuskripte. D. Einf.

**) Genannt seien hier wenigstens flüchtig die Bücherschätze der Klöster Iwerskoi Monastyr im Waldai-See, Petschorskoi Monastyr an der Wolga bei Rybal Nowgorod, des heiligen Jurij am Jmera-See, des heiligen Nikolai bei Twer, der Klöster Spaß Jeroßimow und Wiatzkij-weliki bei Tscheksna und des heiligen Dmitrij zu Wladimir, außer einer großen Reihe anderer, die der Verfasser obiger Zeilen aus eigener Anschauung kennt.

Digitized by Google

Schenkung mehrte er fort und fort jene ihm theure Bibliothek, in der man ihn oft sitzen und arbeiten sah, mit solchen Werken der in- und ausländischen Literatur, die sich eines klassischen Rufs erfreuten, weil er meinte, daß ein Schriftsteller, den das Volk mit dem Namen eines Klassikers beehre, auch reich sein müsse an großen und gottergebenen Gedanken. So findet man hier manche Werke, die man in einem Kloster nicht glaubt erwarten zu dürfen. Das Kloster besitzt viele werthvolle Ausgaben aus moralischen, didaktischen und belletristischen Schriftstellern, angelegt von der eigenen Hand des gefeierten Metropoliten Mookan'ó. Volle zwanzig Bände, die man unter den Handschriften aufgestellt findet, rühren aus der Feder Platon's her.*) Man liest darin Excerpte aus altklavischen, serbischen, bulgarischen, griechischen, lateinischen, romanischen und germanischen Dichtern und Denkern und könnte eine sehr werthvolle Gnomologie daraus zusammenstellen. Auch liebte und sammelte er Parömien, kurze Sprüche, Sentenzen, Aphorismen und andere in das Gebiet der Gnomik gehörige Sinn- und Gedenkworte. Seine Kloster-Untergebenen schreinen ihm hier (ob aus eigenem Antrieb und eigener Begeisterung, ob aus Schmeichelei und Unterwürfigkeit, bleibe unentschieden) getreulich beigestanden zu haben. Seinem und ihrem Eifer verdanken wir außer vielen anderen handschriftlichen Unternehmungen die große, mehr als zwanzig Bände umfassende Sammlung, die unter dem Titel: „Gnomologitscheskija knigi" („gnomologische Bücher") einen sehr werthvollen Theil der gedachten Kloster-Bibliothek bildet. Sie enthält Anthebungen aus türkischen, uiguirischen und anderen tatarischen, finnischen, nordsibirischen, bucharischen, chiwensischen, mongolischen, lesghischen, grusinischen, armenischen, persischen, indischen, chinesischen, japanesischen, malaiischen, arabischen und habessinischen Werken, die hier in das Russische übertragen sind. Ein eigenthümlicher Bildersaal des Orients, angefüllt mit den Perlen[schnüren der Dichtung und den goldenen Schätzen der Weisheit aller Völker des Ostens!

Da ich in Begleitung des Kommandanten von Moskau, des wackeren General von Staal, am hiesigen Orte erschien, so ließ die Rücksichtnahme, die man dem hohen Gaste erwies, mich den Vortheil ziehen, eine gründliche Umschau in der Bibliothek halten zu können und das für mich Werthvollste anzusuchen, wobei mir einige Mönche des Klosters, von denen der Eine selbst meine heimische Sprache fließend redete, vortrefflich zur Hand gingen. Ich hätte gern noch vieles Andere ausgehoben, doch war die Zeit meines Aufenthaltes nur karg zugemessen, und was ich auszog, mußte im Kloster geschehen, da die Bücher desselben, den Statuten gemäß, nicht den Bezirk des Klosters überschreiten dürfen. So mußte ich meine eigenen Auszüge auf die seltenteren unter den Auszügen beschränken, die ich selbst vor mir hatte. Nur ein Werk konnte ich mich nicht entbrechen, ganz abzuklopfen, weil es erstlich keinen zu großen Umfang und zweitens einen sehr großen literarischen Werth für mich hatte und, wie ich wohl sagen kann, auch heute noch für mich hat. Es ist dies ein Werk oder vielmehr die Handschrift und russische Version eines Werkes, welches die russische Aufschrift trug: „Solotyja Poslowizy wybrannyja Fitom Araröm (sprich Araryom) Abissinzom", d. i. auf Deutsch: „Fit Arari, des Habessiniers, goldene Sprüche". Die Sammlung hat wahrscheinlich einhundfünf Sprüche oder zehn Centurien enthalten, deren fünf erstere auch vollständig vorliegen, während die fünf anderen leider nur in Bruchstücken vorhanden sind. Und zwar enthält das Fragment der VI. Centurie die Sprüche 19—91, das der VII. die Sprüche 7—79, das der VIII. die Sprüche 5—100, das der IX. die Sprüche 22—100 und das der X. die Sprüche 1—88. Es fehlen aus der VI. Centurie demnach siebenundzwanzig, aus der VII. gleichfalls siebenundzwanzig, aus der VIII. vier, aus der IX. einundzwanzig und aus der X. zwölf Sprüche, was im Ganzen einen Defekt von einundneunzig Sprüchen bildet, während die Sammlung in ihrem vorliegenden Theile uns in Allem neunhundertundneun Sprüche zur Mittheilung bringt. Ob Fit Arari der wirkliche Dichter dieser Sprüche oder nur der Sammler derselben gewesen sei, wird in der russischen Abschrift nicht erwähnt. Ich berühre nur beiläufig, daß der Name Fit Arari ein in Habesch wirklich vorkommender ist, und beziehe ich mich auf Salt's „Neue Reise nach Abessinien in den Jahren 1809 und 1810" (übersetzt von Rühs; Weimar, 1815), wo S. 376 ein Fit Arari Zog genannt wird. Auch deuten einige Ortsnamen, die in die russische Version übergegangen sind, darauf hin, daß das Original zu der Amharasprache, die seit dem vierzehnten Jahrhundert Hofsprache in Habesch geworden ist, und nicht in der altäthiopischen oder Gheez-Sprache verfaßt sein müsse. Doch lassen wir hier einstweilen dergleichen Untersuchungen fallen, die an anderen Orten ihre Wiederaufnahme finden sollen. Ich erwähne nur, daß die Sammlung durch ihren orientalischen Typus ein ganz besonderes Interesse bei mir erweckte, welches mich einst mächtig gefesselt hielt, als ich vor Jahren die Abschrift und Uebertragung derselben bewerkstelligte. Da ich meine, daß den Lesern dieses Blattes ein Gefallen geschehen werde, diese eigenthümliche Gnomenlese kennen zu lernen, so will ich denselben sogleich die erste Centurie vorlegen, indem ich mich für den Augenblick alles Räsonnements über sie und ihre neun Geschwister enthalte.

(Fortsetzung folgt.)

*) In dem „Istoritscheskij Slowar etc." („Alphabetisches Verzeichniß der ausgezeichnetsten Kanzelredner und Schriftsteller geistlichen Standes der griechisch-russischen Kirche, mitgetheilt in dem von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg herausgegebenen Kalender für das Jahr 1839." S. 144—156) heißt es von ihm in wortgetreuer Uebersetzung: „Platon Lewschin, Metropolit von Moskau, Archimandrit der Kergijewschen Lawra, geboren am 29. Juni 1739 im Kirchdorfe Tschaschitschewo zuweit Moskwa. Ein durch seinen Geist, seine Kenntnisse und seine Beredsamkeit berühmter Geistlicher. Von seinen vielen Schriften und Predigten zeichnen sich vornehmlich aus: sein Abriß der Theologie, seine Instruction für die Kirchen-Aufseher, seine Ermahnung an die Raskolniki und sein kurzer Katechismus. Seine Predigten, welche zu verschiedener Zeit edirt wurden, bilden zwanzig Bände. Platon starb den 11. November 1812 und ward im Spaß-Wisnufskischen Kloster zu Moskwa beerdigt."

D. Eins.

Schweden.

Lieutenant Mörner's Antheil an der Wahl Bernadotte's zum Kronprinzen von Schweden.

(Schluß.)

Zunächst besuchte Mörner den schwedischen Konsul in Paris, Herrn Signeul, dem er sein angebliches Geheimniß ebenfalls anvertraute. Signeul, ein gewandter lebhafter Mann, der später in Hamburg längere Zeit, und zwar ebenfalls in Konsular-Functionen, gelebt hat und der mit den Staats-Angelegenheiten und den auswärtigen Verhältnissen Schwedens auf das genaueste bekannt war, ging, merkwürdig genug, nach kurzer Ueberlegung auf den ihm von Mörner mitgetheilten Plan vollständig ein, was allerdings von sehr günstiger Vorbedeutung für das Gelingen desselben war. Seiner Vermittelung verdankte es der schwedische Lieutenant, daß er bereits drei Tage darauf, am 25. Juni 1810, eine geheime Unterredung mit dem Fürsten von Ponte-Corvo hatte. Wie Mörner in seiner Schrift erzählt, erschien der Fürst anfänglich sehr indifferent, ja, er verhehlte nicht, daß er das Ganze für einen märchenhaften Plan halte. Er wußte sehr wohl, was dem jungen Schweden freilich nicht bekannt war, daß er an Napoleon seinen Gönner habe, und wie geschmeichelt er sich auch durch einen Antrag fühlen mochte, der ihm eine Krone in Aussicht stellte, hielt er es doch für klüger, gegen diesen Antrag gleichgültig zu erscheinen. „Zu der That", fügt Mörner in seiner Schrift hinzu, „wäre ich nicht auf eine laue Aufnahme gewissermaßen schon vorbereitet gewesen, so hätte ich annehmen müssen, der Fürst hege keinen Ehrgeiz nach einer Krone; als er jedoch im weiteren Verlaufe des Gespräche die Bemerkung fallen ließ, daß er, was die Konfession betreffe, das Lutherthum stets dem Katholizismus vorgezogen und er also, um wohlbar zu sein, zu dem ersteren gern sich bekennen würde, so wußte ich, woran ich war, und ließ mich durch den Anschein von Gleichgültigkeit, die er zeigte, auch nicht länger täuschen."

Während dies geschah und fast in demselben Augenblicke hatte der schwedische Gesandte, General Wrede, eine Privat-Audienz bei Napoleon. Den ihm durch Oberst Ankarsvärd zugegangenen Depeschen zufolge, wollte er in distrerter Weise die Ansichten des Kaisers über die Thronfolge in Schweden ermitteln. Er übergab zu diesem Behufe das eigenhändige Schreiben seines Souverains und bat sodann[ließ um die Meinung des damaligen Gebieters über das Schicksal Europa's. Napoleon soll zur Zeit, wie er auch nachmals auf St. Helena sich aussprechen, den Wunsch gehegt haben, daß der König von Dänemark zum Thronfolger in Schweden erwählt werde, denn erstlich betrachtete er diesen als seinen treuesten Bundesgenossen, und zweitens würde durch die Vereinigung der drei skandinavischen Königreiche in der Ostsee ein wahrhaftes Bollwerk errichtet worden sein, das ebensowohl gegen Rußland, wie gegen England hätte Stand halten können. Der Kaiser wußte inzwischen, daß eine solche Vereinigung damals in den Herzen der Schweden, wie der Dänen, keine Sympathieen gefunden hätte; er fürchtete, dadurch die in Schweden kaum beschwichtigte revolutionaire Flamme wieder zum Ausbruche zu bringen; er unterdrückte daher jenen Wunsch, und da er eben auch für keinen seiner Marschälle und am wenigsten vielleicht für Bernadotte ein besonderes Verlangen nach einem Throne hatte, so erwiderte er dem General Wrede, er möge seinem Könige anzeigen, daß sich der Kaiser aller Einmischung in diese Angelegenheit enthalte, und daß er die schwedische Wahl in jeder Beziehung als eine „freie" betrachte.

Diese Erwiderung an den Gesandten verbreitete sich sofort unter der Umgebung des Kaisers und kam auch zur Kenntniß des Oberst Lavie, der sie alsbald seinem jungen schwedischen Freunde mittheilte. Mörner erblickte darin eine Aufforderung, unmehr auch den Gesandten mit ins Geheimniß zu ziehen; er ging demnach zum General Wrede, dem er ebenfalls von Schweden her schon bekannt war. Als er jedoch dem Gesandten gegenüberstand, dem Manne, der wirklich die Angelegenheiten des Landes zu vertreten hatte, über dessen Krone der junge Lieutenant bereits zu verfügen gewagt, da ward diesem doch das Herz et-

Digitized by Google

was schwer, und er sah so gedrückt und verlegen aus, daß Wrede ihn fragte: „Was fehlt Ihnen, Mörner? Haben Sie etwa ein Duell vor?“ „Nein, Herr General“, antwortete dieser, „es ist etwas viel Wichtigeres, was mir im Kopfe herumgeht.“ Als nun der General väterlich ihn aufforderte, sich vollständig auszusprechen, wußte Mörner die Sache so zu wenden, daß Wrede ihm versprach, das ihm Anzuvertrauende als ein Geheimniß zu bewahren und namentlich so lange darüber zu schweigen, als sich Mörner in Paris befinde. Erst jetzt erzählte ihm dieser, was er in der Thronfolge-Sache gethan und was er bereits erreicht habe. „Ich habe“, fügte er hinzu, „heute mit dem Fürsten von Ponte-Corvo gesprochen, und er hat mir erklärt, daß, wenn der Kaiser nichts dagegen habe, er bereit sei, die auf ihn fallende Wahl anzunehmen und von der katholischen zur lutherischen Kirche überzutreten.“

General Wrede war, wie man sich leicht denken kann, nicht wenig erfaunt über die Kühnheit dessen, was sein junger Freund unternommen hatte. Er kannte und schätzte den Fürsten von Ponte-Corvo; deshalb fand der Plan keinen Widerwillen bei ihm, aber er fragte sich mit Recht, ob auch wohl dem Könige dieser Plan genehm sein würde? Die Sache war indessen, nach Mörner's Mittheilungen, schon so weit gediehen, daß ein Auftreten dagegen eine Verletzung des Fürsten gewesen sein würde, den er schätzte und der möglicherweise doch der König seines Landes werden konnte. Ueberdies hatte er Mörner das Versprechen ertheilt, über die Sache zu schweigen. Er beschloß also, darüber vorerst nach Stockholm zu berichten und ebenfalls in Uebereinstimmung mit seinem Versprechen die betreffende Depesche dem jungen Mörner selbst mitzugeben.

Inzwischen hatte sich der künftige Kronprinz von Schweden zum Kaiser nach St. Cloud begeben, um diesem mitzutheilen, welches ehrenvolle Anerbieten ihm gemacht worden — ein Anerbieten, in dem er nicht sowohl eine Anerkennung seines eigenen, als des Verdienstes des tapferen französischen Heeres erblicke. Napoleon mußte voraussetzen, daß, nachdem er den Schweden völlig freie Hand gelassen, diese nun sein Vertrauen nicht besser glaubten ehren zu können, als indem sie einem seiner Marschälle ihre Krone anboten. Und so gestaltete sich Alles nach den Wünschen des jungen Garde-Lieutenants.

Als dieser, nach der Rückkehr Bernadotte's von St. Cloud, dem Letzteren wieder seine Aufwartung machte, theilte ihm derselbe seine Unterhaltung mit dem Kaiser mit, der durchaus keine Einwendungen gegen den Plan gemacht habe. Der Kaiser hatte auch dem Marschall Bernadotte erklärt, daß er sich in die Wahl der Schweden nicht einmischen und gegen den Ausfall derselben keinerlei Opposition machen werde. Dies war dem Kron-Kandidaten vollkommen genügend, und er sprach unumwunden sowohl gegen Signeul als gegen den improvisirten Vermittler seine Bereitwilligkeit aus. „Sagen Sie Ihrem Könige“, fügte er hinzu, „daß der Kaiser nicht allein seine Schwierigkeit mache, sondern auch im Falle meiner Erwählung mir gestattet, das schmeichelhafte Vertrauen des schwedischen Volkes anzunehmen. Sagen Sie auch, daß ich bereit bin, den constitutionellen Bedingungen nachzukommen und zur lutherischen Kirche überzutreten.“

General Fabian Wrede hatte inzwischen die Depesche nach Stockholm vorbereitet, die Mörner mitnahm und worin er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten genau schilderte, wie die Sache eingeleitet und auf ihren gegenwärtigen Standpunkt gebracht worden. „Ich verließ Paris“, sagt Mörner in seiner gedruckten Relation, „in sehr aufgeregter Stimmung. Die Schwierigkeiten meines Planes schienen, je mehr ich darüber nachdachte, zu wachsen, doch ich entschlug mich sehr bald wieder solcher düsteren Befürchtungen, wenn ich erwog, daß es sich hier darum handle, meinem Vaterlande den besten der Könige zu verschaffen.“ — In der That aber mußte Mörner das Herz um so stärker schlagen, je näher er der schwedischen Hauptstadt kam, denn in Paris hatte Jeder, dem er sein Geheimniß anvertraute, mehr oder weniger geglaubt, daß er in höherem Auftrage handle, während er sich bewußt war, allein für Alles verantwortlich zu sein, und ihm diese Verantwortlichkeit um so näher trat, als er auf schwedischem Boden sich befand.

Mörner begab sich in Stockholm sofort zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron Engeström, dem er seine Depesche übergab. Während dieser sie las, veränderte er die Farbe; er ward bloß und dann glühend roth, der Zorn trat ihm ins Auge, und er rief: „Wer hat Sie, junger Mann, gebeißen, sich in diese Sachen einzumischen! Wie haben Sie sich unterstehen können, so etwas zu unternehmen!“ Noch bevor Mörner sich verantworten konnte, traten zwei andere Mitglieder des Staatsministeriums ein, denen Engeström den Inhalt der ihm so eben von Paris zugegangenen Depeschen mittheilte. Die beiden Hinzugekommenen drängten Mörner mit Fragen und sagten dann, der König habe sich bereits einen Nachfolger gewählt, er (Mörner) möge also ja seine unberufene Einmischung, die ihm sonst leicht den Kopf kosten würde, aufgeben. Mörner erwiederte, daß er keine Furcht hege; „andere Köpfe“, fügte er trotzig hinzu, „werden vielleicht für den meinigen zahlen müssen.“

Da er sehr wohl wußte, daß ein Thronfolger keineswegs bereits erwählt sei, so erkannte Mörner auch leicht, daß in dem Gebahren der Minister mehr der Verdruß über die von ihm ohne ihre Autorisation erlangten Erfolge, als eine strenge Verurtheilung seines Leichtsinns sich aussprche. Einer der Minister, Graf v. Essen, fing sogar noch und noch an, eine gewisse Theilnahme für den Fürsten von Ponte-Corvo an den Tag zu legen, indem er sich nach den näheren persönlichen Verhältnissen desselben, so wie nach den Ansichten, die er von Schweden hege, erkundigte. Dies gab unserm Lieutenant neuen Muth: er sprach von den Sympathieen, die der Fürst bereits im schwedischen Volke und bei der Armee besitze, und je mehr die Minister ihn aufforderten, sich den „kindischen“ Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen, um so fester beharrte er nun darauf, daß dieser Gedanke nicht blos der seinige, sondern der des ganzen Landes sei. Er wurde schließlich mit dem guten Rath entlassen, sich ja nicht über den Gegenstand gegen Andere auszulassen, da ihm dies sonst nicht gut bekommen würde.

Mörner hatte jedoch bereits einige Offiziere seines Regiments zu seinen Mitwissern gemacht. Oberst Lagerbring, der Commandeur desselben, erklärte sich öffentlich für den französischen Marschall, den er im Jahre 1806, als er auf der Trave mit einigen anderen schwedischen Offizieren zu Gefangenen der Franzosen gemacht wurde, als einen sehr menschenfreundlichen und liebenswürdigen Kriegsmann kennen und achten gelernt hatte. Es ist sogar nachmals behauptet worden und in Zeitungen, so wie in Geschichtswerke, übergegangen, daß es dieser zufällige Umstand des Zusammentreffens von Bernadotte mit einigen Schweden im Jahre 1806 gewesen, was die Aufmerksamkeit des schwedischen Volkes auf ihn gelenkt, daß dies war, wie man aus dem Vorstehenden ersieht, nur ein sehr sekundäres Moment, während dem Lieutenant Mörner das Verdienst der Wahl ganz allein gebührt.

Eben so wie die Offiziere seines Regiments, wußte Mörner sehr bald auch mehrere leitende Mitglieder des Reichstages, namentlich des Bauern- und des Bürger-Hauses, auf seine Seite zu bringen. Wie ein Blitz zündete der Gedanke, daß man einen tapferen und zugleich leutseligen Kriegsmann auf den schwedischen Thron bringen müsse. Der Hof wurde immer unruhiger. Gerade, was er am meisten, als ein Danaer-Geschenk Napoleon's, gefürchtet hatte, das war ohne Mitwirkung des Kaisers dem Lande octroyirt worden, und das Letztere schien nichts weniger als unzufrieden darüber zu sein. Man warnte Mörner, sich dem Zorne des Königs auszusetzen, der seine Lieblings-Idee, einen zweiten Prinzen von Augustenburg zum Thronfolger in Schweden zu erheben, so plötzlich in den Hintergrund gedrängt sah. Mörner begab sich auf Urlaub nach seiner Vaterstadt Upsala, und bald darauf ging dem Oberst Lagerbring vom Hofe die Weisung zu, den jungen Offizier verhaften zu lassen. Der Oberst begnügte sich, ihm Hausarrest zu dictiren, wodurch Mörner allerdings behindert wurde, beim Reichstage, der bald darauf in Örebro zusammentrat, zu erscheinen und seinen Platz im Ritter-Hause einzunehmen.

Während alles dieses sich zutrug, während die Gemüther durch die über die Thronfolge herrschende Ungewißheit immer mehr aufgeregt wurden und der König eben eine Kommission ernannt hatte, welche die Kandidatur des Prinzen von Augustenburg in nähere Erwägung ziehen sollte, traf in Stockholm der schwedische Konsul in Paris, Herr Signeul, ein, von dem wir bereits oben gesprochen. Er brachte einen französischen Freund mit, welcher als Emissair Napoleon's galt, in der That aber der Abgesandte des Fürsten von Ponte-Corvo war, der mit Recht die Besorgniß hegte, daß in Mörner's Hand allein seine Sache nicht auf das beste gewahrt sei. Der Fürst hatte ein Schreiben an Karl XIII. gerichtet, welches Signeul dem Könige übergab, und das mit außerordentlicher Geschicklichkeit abgefaßt war. Bernadotte schrieb nämlich, er habe gehört, daß das schwedische Volk seine Augen auf ihn als Thronfolger gerichtet, daß er jedoch, so bereit er auch sei, seine Kräfte und die ihm zur Verfügung stehenden Mittel*) dem edeln Lande zu widmen, das ihn einer solchen Auszeichnung würdig halte, auf eine solche Combination nur dann eingehen werde, wenn der König, den er über Alles hochachte, damit einverstanden sei und ihn als gehorsamen Sohn adoptiren wolle.

Mit diesem Schreiben hatte Bernadotte das Herz des Königs gewonnen, der überdies von Signeul hörte, mit welcher Liebe Jener von dem greisen, tugendhaften Monarchen spreche, der in der schwierigsten Zeit das Scepter ergriffen und dem Lande den inneren Frieden wiedergegeben habe. Gelegentlich cirkulirte auch ein Portrait des Sohnes des Fürsten von Ponte-Corvo, des jetzigen Königs Oscar, und das liebliche, von allen Reizen der Jugend umschwebte Bild des Erben des künftigen Thronfolgers verfehlte nicht, den günstigen Eindruck, den bereits die schriftlichen Mittheilungen des Vaters, so wie die Privat-Eröffnungen seines Emissairs, gemacht, noch zu erhöhen. General Wrede, schwedischer Gesandter am französischen Hof, traf auf Ein-

*) Schweden war damals sehr arm, und der Marschall Bernadotte soll im Kriege Gelegenheit gefunden haben, sich Millionen zu erwerben. D. R.

Digitized by Google

ladung des Königs ebenfalls in Stockholm ein, um an den Sitzungen der über die Thronfolge berathenden Kommission Theil zu nehmen. Dies gab im Schooße derselben vollends den Anschlag zu Gunsten Bernadotte's, nachdem obendies die im Volke verbreitete — besonders auch durch eine von Mörner verfaßte Druckschrift genährte — Vorliebe für denselben den Hof schwankend gemacht und der König sogar selbst eine Neigung für den ihm bis dahin fast gänzlich unbekannt gewesenen Fürsten von Ponte-Corvo gefaßt hatte. Die Kommission kam zu dem Beschlusse, daß der König an seinen getreuen Reichsrath den Antrag richte, ihm den Fürsten von Ponte-Corvo, den er als Sohn adoptiren wolle, zum Nachfolger zu geben.

Am 21. August 1810 erhielt dieser Antrag die einmüthige Zustimmung des nach Örebro berufenen Reichstages. Die Bauern waren die ersten, die bereits am Vormittag ihr zustimmendes Votum abgaben. Ritter, Priester und Bürger folgten im Laufe des Tages, und von Haparanda bis zur südlichsten Spitze von Schonen erklang nun der Name Bernadotte's und wurde er mit Jubel begrüßt. Der erwählte Kronprinz antwortete auf diesen Ruf in Person: am 2. November 1810 hielt er seinen feierlichen Einzug in Stockholm, wo er eben so vom Könige wie vom Volke mit Herzlichkeit empfangen wurde. Der unermüdliche junge Mörner, dessen erstes Auftreten in der politischen Welt von so glänzenden Erfolge gekrönt war, konnte wieder von Upsala nach der Hauptstadt zurückkehren, wo er nicht blos in seinem Regimente, sondern bald auch in den Generalstab des Kronprinzen befördert wurde, dessen Freund und Verehrer er bis an das Lebensende des Königs Karl Johann geblieben ist.

Algerien.

Adelstolz in der Wüste.

„Nimm einen Dornenstrauch, begieße ihn jahrelang mit Rosenwasser, er wird immer nur Dornen tragen, nimm aber einen Dattelzweig, lasse ihn ohne Wasser und Pflege, er wird dennoch Datteln geben.“ So sagte einst der Emir Abd-el-Kader in poetischer Gleichnißsprache des Orients zu dem französischen General Daumas, dessen aphoristische Erinnerungen seines Aufenthaltes in der Wüste die Revue des deux Mondes seit einiger Zeit öfter mittheilt.

In der Bildersprache der Araber bedeutet dieser edle Dattelzweig den Adel, und der Dornenbusch, den nichts verbessern kann, ist das Volk. Man glaubt im Orient noch an die Macht des Blutes, an die Reinheit der Rassen. Man hält die Aristokratie nicht nur für eine gesellschaftliche Nothwendigkeit, sondern auch für ein Naturgesetz. Niemand denkt daran, sich dieser Wahrheit zu widersetzen, wie es die Völker des Abendlandes so häufig thun, man unterwirft sich ihr mit ruhigster Ergebung und sagt: „Kopf ist Kopf, Schwanz muß Schwanz bleiben.“ Dieses Axiom versteht der ärmste Schäfer, und wenn die Araber auch ehrgeizige Träume haben, denen sie nachjagen, so sind es doch solche, die ihm keine Pein verursachen, während bei uns Tausende an fieberhafter Arbeit des Gehirns leiden, um es möglich zu machen, den Schwanz zum Kopf umzuwandeln und den Kopf zum Schwanz herabzudrücken. Es gehört gewiß zu den seltensten Fällen, Vertheidiger der Aristokratie zu finden, die nicht selbst zu ihr gehören und ihrer vermeintlichen Vortheile theilhaftig werden wollen.

Außer dem Adel alten und geheiligten Ursprunge, der aus den Abkömmlingen Muhammed's besteht, giebt es bei den Arabern noch zwei verschiedene Adelsstämme: den Adel der Priester und den der Krieger. Die Marabouts sind die Djouads — so nennen sich diese beiden Kasten, die stolz auf ihr Gebet oder auf ihren Degen sind — verfolgen sich gegenseitig mit unversöhnlichem Haß. Der Krieger-Adel macht den Marabouts Vorwürfe, wie man sie gern in allen Ländern gegen Priester richtet, die sich in die weltliche Ordnung der Dinge mischen; sie werden des Ehrgeizes, der Intrigue, der Winkelzüge und der unaufhörlichen Begierde nach den Gütern dieser Erde, verborgen unter einer heuchlerischen Liebe zu Gott und dem Himmel, beschuldigt. Es giebt ein Sprüchwort, welches sagt: „Aus einer Zaouia (ein religiöses Gebäude, das Kirche, Schule und geweihte Gräber vereinigt) wird immer eine Schlange kommen.“ Die Marabouts ihrerseits beschuldigen ihre Gegner der Gewaltthätigkeit, der Raubsucht und der Gottlosigkeit. Die letztere wird eine mächtige Waffe in den Händen der Priester, die für die Djouads dasselbe sein können, was die Geistlichkeit des Mittelalters für den weltlichen Adel war. Sie vermochte alle seine Streitmacht durch den Bannstrahl der Kirche zu vernichten. Wenn die Djouads das Volk hinreißen durch die Erinnerung der bestandenen Gefahren, des vergossenen Blutes, durch den kriegerischen Glanz, so haben dagegen die Marabouts die Allgewalt des Glaubens über die Gemüther. Mehr als einmal ist ein Marabout, den das Volk fürchtete oder liebte, dem Eigenthum und dem Leben seines Gegners gefährlich geworden.

Die Stellung der Djouads zum Volke ist ein Mittelding zwischen den Patriarchen der Bibel und den Lehnsherren des Mittelalters. Das Haupt eines Kriegerstammes hält in seinem Zelt vom frühen Morgen an eine feierliche Sitzung, wo sein Urtheil über Verbrechen und sein Rath bei Unglücksfällen eingeholt wird. Die Menge der Bittsteller und Beschwerdeführer ist oft sehr groß, aber eine der ersten Eigenschaften des Oberhauptes ist die Geduld. Mit unnachahmlicher Würde sitzt dasselbe auf seinem Teppich und schenkt allen Klagen Gehör, helfend und richtend, wo es sein muß, wie das arabische Sprüchwort bezeichnend sagt: „allejeit mit blanker Waffe und offener Hand.“

Der Krieger-Adel erweitert seine Reichthümer durch Raubzüge (Razzias), die ihm nicht nur Geld, sondern auch Ruhm einbringen, weil sie als Beweise des Muthes angesehen werden. Abd-el-Kader sagte: „Nichts erhöht das blendende Weiß des Burnus so sehr, als vergossenes Blut.“ Das Oberhaupt des Stammes muß auch der tapferste Mann sein, und es würde dessen Einfluß und Ansehen vernichten, wenn die geringste Schwäche oder Feigheit zu Tage käme. Trotz ihrer Bewunderung des persönlichen Muthes, kennen die Araber durchaus nicht unseren sogenannten Ehrenpunkt; der Zweikampf und seine Gesetze gelten bei ihnen nicht. Dagegen ist die Blutrache bei ihnen gebräuchlich, die sich von Geschlecht zu Geschlecht erbt, um einen Mord oder eine Beleidigung zu rächen. Die Kriegszüge der feindlichen Stämme gegen einander werden mit orientalischer Pracht begangen und erinnern in ihrer naiven Ursprünglichkeit an die Kämpfe, welche Homer beschrieben. Außer Krieg und Raub wird die Jagd vielfach betrieben, und zwar die ritterliche Falkenjagd. Auch Wettrennen edler Rosse ist eine Lieblingsbeschäftigung des Krieger-Adels der Wüste, der alle Romantik des Abend- und Morgenlandes vereinigt.

Mannigfaltiges.

— *Historische Novellistik.* In dem Taschenbuch „*Vielliebchen*“ von Theodor Mügge (Leipzig, Baumgärtner, 1855) ist, außer sieben trefflichen Stahlstichen und einer sehr aus dem Leben gegriffenen drastischen Verbrechergeschichte, eine historische Novelle enthalten, welche den merkwürdigen Kongreß in Rastatt vom Jahre 1798 darstellt. Die Erzählung ist einem jungen Diplomaten in den Mund gelegt, wodurch die diplomatischen Gepflogenheiten der damaligen Zeit ein helles Licht gestellt werden. Ergreifend wirkt es, daß der politische Horizont eine ähnliche Gewitterschwüle athmet, wie sie sich in der Gegenwart bemerklich macht. Einer der drei in Rastatt ermordeten französischen Gesandten, Jean Debry, ist gewissermaßen der Held der Novelle und jedenfalls der interessanteste Charakter darin, weil er einen Typus des französischen Geistes hervorhebt, der in Deutschland noch wenig Anerkennung gefunden und der doch gerade der ins auf Seelenverwandtschaft rechnen müßte. Es ist dies der *Gefühlsmensch*, *l'homme de sentiment*, während man bei dem Franzosen fast nur *l'homme d'esprit* voraussetzt. Erregbarkeit und Zeitheit des Empfindens zeichnet aber gerade die neueren französischen Schriftsteller aus, z. B. George Sand, Sainte Beuve, Victor Cousin u. a. m. Der Gefühlsmensch, leicht zur Schwärmerei hingerissen, war auch schon zur Zeit der ersten Revolution in Frankreich zahlreich vertreten, und Mügge's Jean Debry ist kein einzelnes Symptom davon. Die Mehrzahl der Girondisten gehörte eigentlich diesem Menschenschlage an; die historische Novellistik findet noch einen reichen Stoff im Schooße derselben. Neuerdings hat dieser eine neue Bearbeitung erfahren durch die Dichterin Elise v. Hohenhausen, geb. v. Ochs, welche die Irrthümer und Leiden der Madame Roland mit psychologischer Intuition in einem historischen Roman entwickelt hat. Frauencharaktere, von weiblicher Hand entdallt, die in die verborgensten Seelentiefen zu dringen vermag, gewähren immer einen eigenthümlichen Reiz, um so mehr wenn es sich, wie hier, um ein historisches Problem handelt, wie Manon Roland es war. Noch einen anderen Zuwachses der historischen Novellistik wollen wir hier erwähnen, dessen Heldin ebenfalls eine Frau aus der französischen Geschichte ist, nämlich das Leben der schönen und klugen Herzogin v. Longueville, welches unter dem Titel: „*Nonne und Weltdame*“ von einer Mitarbeiterin des „Magazins für die Lit. des Auslandes“ (Z. v. H.) nach Victor Cousin's neuesten Aufschlüssen über die merkwürdige Parteiführerin der Fronde bearbeitet ist und die interessantesten Personen aus der Glanz-Epoche Frankreichs mit Portrait-Aehnlichkeit vorführt.

Herausgegeben redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür der Band im Inlande, portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Spediteur Hermann, Unterwasserstr. No. 24.), so wie von allen Königl. Postämtern, angenommen.

№ 6. **Berlin, Sonnabend den 13. Januar** **1855.**

Schweiz.

A. v. Tillier's Geschichte der Schweiz von 1830 bis 1848.*)

An einen Geschichtschreiber macht man mit Recht die Anforderung, daß er die Personen, die Zustände, die Handlungen, die Begebenheiten, die er darstellt, unparteiisch darstellen soll. Unmöglich aber kann damit gemeint sein, daß der Geschichtschreiber in seiner geschichtlichen Darstellung sich alles Urtheilens enthalten, daß er die geschichtliche Wirklichkeit gleichsam nur mit Worten abdagnerreotypiren, daß er das Urtheilen ganz und gar dem Leser überlassen soll. In dem Maße, als der Geschichtschreiber dieser Anforderung entspräche, hörte er auf, ein wissenschaftlicher Darsteller der Geschichte zu sein; er würde zu einem Sammler geschichtlicher Matrialien, zu einem Chronischreiber. Daß auch solche Arbeiter immer noch ihren Nutzen und ihr Interesse haben, wird man zugeben können; aber sie exit wissenschaftliche Leistungen, für Arbeiter, die der an die Wissenschaft zu machenden Anforderung genügen, wird man sie und nicht ansgeben dürfen. Geschichtliche Zusammenstellungen, welche im angedeuteten Sinne unparteiisch sind, bleiben trotz dieser ihrer Unparteilichkeit, die auf bloße Urtheilslosigkeit oder auf gänzliche Zurückhaltung des Urtheils hinauslauft, in Rücksicht auf wissenschaftlichen Werth weit zurück hinter solchen Geschichtswerken, in denen, wenn auch von einem unrichtigen Parteistandpunkte aus, der geschichtliche Stoff geistig durchdrungen, verarbeitet und als ein von einer Idee beseeltes Ganzes dargestellt iß.

Zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßt uns das unten genannte, die Geschichte der Schweiz während der Jahre 1830 bis 1848 darstellende Werk von Anton v. Tillier, in dessen zwei ersten, uns vorliegenden Bänden das politische Leben der Schweiz bis zum Herbste 1847 dargestellt iß. Der Verfasser hat an den geschichtlichen Ereignissen, die er darstellt, thätigen Antheil gehabt; er hat durch Betheiligung an der öffentlichen Verwaltung und an den gesetzgebenden Versammlungen, wie auch durch diplomatische Missionen in der Geschichte der Eidgenossenschaft, in dem genannten Zeitraum eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. In dem Vorwort des vorliegenden Werkes weiß er auf seine politische Laufbahn und auf seine früheren historischen Arbeiten hin, um uns zu überzeugen, daß er fähig sei, die Geschichte, in der er selbß eine Rolle gespielt, unparteiisch darzustellen. Wir bedauern, es aussprechen zu müssen, daß die Unparteilichkeit, welche der Verfasser in dem vorliegenden Werke bekundet, eine solche iß, die wir einem Geschichtschreiber nicht zum Ruhme anrechnen können. Der Verfasser hat, wenn wir die Stellen in seinem Werke annehmen, in denen er die handelnden Persönlichkeiten charakterisirt, was er nicht hat thun können, ohne sein Urtheil über diese Persönlichkeiten zu erkennen zu geben, die Ereignisse, die Berathungen, die Beschlüße, die Gesetze, die Maßregeln, die Bestrebungen, die Kämpfe, die im politischen Leben der einzelnen Kantone und der Eidgenossenschaft im Ganzen und in dem Verhältniß der Schweiz zur übrigen politischen Welt vom Beginn der politischen Bewegung in Folge der Juli-Revolution bis zum Ende des Jahres 1847 vorgekommen sind, aus authentischen Quellen in aller Ausführlichkeit so dargestellt, daß der Leser aus der Darstellung faß mit gende entnehmen kann, wie der Verfasser das Dargestellte beurtheilt haben will, ob lobend oder tadelnd, ob billigend oder verwerfend. Hätte der Verfasser sein durch Erfahrungen gereiftes Urtheil, welches er im Vorwort über den Zeitraum, den er darstellt, im Allgemeinen ausspricht, in der Darstellung der Einzelnheiten, die er aus dem politischen Leben der Eidgenossenschaft in einer Zeit heftiger Geburtswehen berichtet, mehr hervortreten und als ich bewährend erschinen lassen, so wäre das vorliegende Werk ein wissenschaftlicheres, ein lehrreicheres und ein interessanteres Buch geworden. Wie das Werk jetzt beschaffen iß, entspricht es keineswegs der Anforderung, die an die Geschichtschreibung als Wissenschaft gemacht werden muß, der Anforderung nämlich, daß die Geschichtschreibung so viel wie möglich die göttliche Vernunft, die dem Leben der Völker und der Menschheit nie und nirgends gänzlich fehlen kann, auch hinter solchen Erscheinungen im Leben der Menschheit zeigt, in denen eine oberflächliche Betrachtung nur eine ziel- und zwecklose Sisyphusarbeit menschlicher Unvernunft und Selbstsucht zu sehen vermag. Auch dem Zwecke, den der Verfasser seinem Werke ausdrücklich zueignet, seinem Volke eine richtige Selbsterkenntniß und eine heilsame Lehre für die Zukunft zu geben, entspricht dasselbe in der gegenwärtigen Beschaffenheit viel weniger, als dies der Fall gewesen wäre, wenn der Verfasser die Mängel und verkehrten Richtungen im politischen Leben der Eidgenossenschaft während der Zeit von 1830 bis 1848 deutlicher und ausdrücklicher bezeichnet hätte, so daß die vernünftigerweise zu erstrebenden Reformen und die Mittel und Wege, zu ihnen zu gelangen, dem Leser dadurch eindringlich zum klaren Bewußtsein gebracht worden wären. Daß endlich eine solche farblose, daguerreotypische, chronikartige Darstellung, eine solche bloße Zusammenstellung von politischen Thatsachen, wie der Verfasser sie uns hier giebt, höchstens solchen Lesern, die diesen politischen Thatsachen persönlich ganz nahe stehen, ein Interesse abgewinnen kann, für alle andere Leser aber, wenn sie nicht Geschichtsforscher von Fach sind, eine sehr unerquickliche und sehr ermüdende Lektüre iß, wird auch Niemand in Abrede stellen wollen. Wir wollen es offen bekennen, daß wir es nicht über uns vermocht, die zwei starken Bände mit rege bleibendem Interesse durchzulesen. Und wir können nicht zugeben, daß die Schuld an uns liegt. Eine aus dem denkenden Geiß heraus wiedergeborne, wissenschaftlich wahre und mit, so zu sagen, dramatischer Kunß dargestellte Geschichte des politischen Lebens der Schweizer Eidgenossenschaft in so bewegungsvollen Jahren hätte unsere Aufmerksamkeit und unser lebendiges Interesse gewiß im höchßen Grade gefesselt.

Außer der einem Geschichtswerk unserer Zeit nicht mehr ziemenden Urtheilslosigkeit, haben wir dem vorliegenden Werke des Verfassers eine der Geschichtschreibung in unserer Zeit eben so wenig zu verzeihende Einseitigkeit vorzuwerfen. Das Werk iß keineswegs das, was man heute unter einer „Geschichte" der Eidgenossenschaft zu verstehen berechtigt iß; es beschränkt sich darauf, die Thatsachen im rein politischen Leben der Schweiz, die Kämpfe und Bestrebungen, welche ausschließlich die Politik, die Staatsform des Volkslebens zum Ziele haben, aktenmäßig zu berichten. Die den eigentlichen Inhalt alles Volkslebens ausmachenden, sogenannten materiellen Interessen, die heutzutage in höherem Maße, als in früheren Zeiten, den Geiß der Völker beherrschen und auch in der Schweiz den politischen und politisch-religiösen Bestrebungen und Parteikämpfen zu Grunde liegen und denselben auch erß einen vernünftigen Sinn, eine geschichtliche Bedeutung geben, die materiellen Interessen, wie Industrie, Handel, Eisenbahn- und Telegraphenwesen, Ackerbau und Gewerbe, sind in der uns vorliegenden Geschichte der Eidgenossenschaft gänzlich unberücksichtigt gelassen. Daß hieran die dargestellte Geschichte und nicht der Darsteller der Geschichte schuld sei, d. h. daß in dem Zeitraum von 1830 bis 1840 in Beziehung auf die materiellen und auch in Beziehung auf die geistigen Interessen (Wissenschaft, Kunß, öffentlicher Unterricht, Rechtspflege u. dgl.) in der Schweiz gar nichts Erwähnenswertes geschehen sei, wird Niemand behaupten wollen. Dieser Umstand, daß der Verfasser es so gänzlich verabsäumt, die Zuständ des Schweizervolkes in Bezug auf diese allgemein menschlichen Interessen, das, was in dieser Beziehung in den einzelnen Kantonen geschehen oder auch nicht geschehen sei, uns zu vergegenwärtigen, trägt wohl das Meiße dazu bei, daß das vorliegende Werk den Verfasserd uns in dieselbe Stimmung des Mißbehagens und der Langweil versetzt, die der ehrenwerthe Verfasser, dem der vernünftige Fortschritt seines Volkes, der Fortschritt desselben in der die Freiheit erfüllenden Sittlichkeit eines alle Volksgenossen wirklich beglückenden, echt menschlichen Lebens, sehr am Herzen gelegen,*) im Hinblick auf die Geschichte, welche er dargestellt hat, unverkennbar ausdrückt.

*) Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des so gehaßenen Fortschrittes, von dem Jahre 1830 bis zur Einführung der neuen Bundesverfassung im Herbße 1848. Aus authentischen Quellen dargestellt durch Anton v. Tillier. Bern, Verlag von J. Körber (Buchhandlung Huber & Comp.). 1854.

*) In einer Anmerkung zum Vorworte des vorliegenden Werkes meldet die Herausgeber, daß der Verfasser am 16. Mai 1854, bei einem zeitweiligen Aufenthalt zu München, im zweiundsechzigsten Lebensjahre gestorben sei.

Digitized by Google

seinen Dialogen zarte, innige Blumen des Gefühls. Wir können nicht umhin, folgende Stelle zu übertragen:

„Hält' Du des Gartens Steig, 'ne Lieblingsrose,
Zum Spaße nieder in den Sand getreten,
In Uebermuth Irrwelen, die nicht Dein,
Das Meer gewonnen — 's würde Jedermann
Dich eines Unrechts, einer Sünde zeih'n;
So wär' es keine Sünde, diese Lebensblumen,
Der Hoffnung schönste Frisch' in zarter Knospe,
Die nicht ein zweites Schwellen kennt, muthwillig
In den Staub zu treten? Unser'n Glauben selbst
An Menschlichkeit, das ein'ge Kleinod,
Das furchtlos uns durch dieses Leben schützt,
Ins Meer zu werfen der Erinnerung,
Deß Schreckensriesen noch kein Taucher fand:
Das hoffnungstrebe Herz, nach an der Schwelle
Des Lebens, zu erblicken und den Rand
Am ihm auf alle Schätze umzudrehen,
Bis auf die ungebohr Kraft, zu bulden?"

In den meisten dramatischen Gedichten Marston's, von denen nur noch „Gerald" einen besonderen poetischen Werth über die Bühne hinaus behielt, finden wir die sittliche Freiheit und männliche Selbstbestimmung des edlen Menschen gegen die mancherlei Machwerke von Pflichten und Rücksichten, welche die gute Gesellschaft und das verformelte Leben fordert, in energischen poetischen Schutz genommen, so daß wir die „Patrizier-Tochter" als das Thema und den Brennpunkt seiner ganzen dichterischen Anschauungsweise in verschiedenen Strahlungen und Färbungen immer wiederfinden, ohne daß von Wiederholung etwas zu merken, da derselbe Grundgedanke immer in neuer Gestaltung und Ausführung gefeiert wird.

Henry Taylor, Dichter des „Philip van Artevelde", wird als solcher vielleicht künftig bekannter sein, als jetzt, und durch dieses Drama eine Stelle in der dramatischen Literatur behaupten, wenn seine beiden neuen Dramen: „The Virgin Widow" und „The Eve of the Conquest", vergessen sein werden. Er gehört zu den wenigen hochstrebenden, edlen Dramatikern, die unlängst in Talfourd, dem Dichter des „Ion", „The Athenian Captive" und „The Massacre of Glencoe", ihren besten Repräsentanten verloren. (Schluß folgt.)

Central-Amerika.

Der Staat Costarica.

Mitten unter den Anfregungen, welche fortdauernd die kleinen Republiken von Central-Amerika, namentlich Guatemala, Nicaragua, Honduras und Salvador, in fieberhafter Bewegung erhalten, ist Costarica seit einigen Jahren verschont von jenen Umwälzungen geblieben, die periodisch den ganzen Bestand dieser Dwodez-Staaten gefährden und sie über kurz oder lang zur Beute entweder eines glücklichen Kriegsmannes oder auch des Alles verschlingenden nordamerikanischen Nachbars machen werden. Costarica unterscheidet sich von seinen vier Schwesterstaaten durch die Besonnenheit und weise Wachsamkeit seiner Regierung, so wie durch die ruhige, verständige Haltung seiner Bevölkerung.

Der bereits seit einigen Jahren an der Spitze der Regierung von Costarica stehende Präsident, Juan Raphael Mora, ist im Jahre 1853 abermals auf vier Jahre gewählt worden. Derselbe hat in der letzten Zeit mehrere sehr nützliche Verwaltungs-Maßregeln angeordnet: namentlich die Anlegung neuer Verbindungs- und Handelsstraßen, die Ausarbeitung eines Handels-Gesetzbuches, die Reorganisation der Landeskirche, nach den Bestimmungen des mit Rom abgeschlossenen Konkordates, und endlich einige sehr wesentliche Konzessionen zur Erleichterung der Colonisation und Niederlassung fremder Einwanderer.

In seinem Innern schreitet demnach Costarica auf erfreuliche Weise vor. Was dagegen seine auswärtigen Angelegenheiten betrifft, so ist vor nicht langer Zeit, jedoch nicht durch die Schuld Costarica's, das in jeder Beziehung das Beispiel einer friedlichen Regierung giebt, ein Gränzstreit mit dem benachbarten Nicaragua eingetreten, der sich auf das zwischen beiden Republiken liegende Gebiet Guanacaste bezieht. Ein Gesandter von Nicaragua, der sich im Jahre 1853 nach San José, der Hauptstadt von Costarica, begab, um hier über einen Vertrag zu unterhandeln, nahm dabei völlig die Miene und die herausfordernde Stellung des Fürsten Menschikow in Konstantinopel an (von dessen Mission eben die Nachricht nach Central-Amerika gedrungen war). Er erließ ein Ultimatum nach dem anderen und verlangte endlich seine Päße, als auf seine verletzenden Forderungen nicht eingegangen wurde. Es kam darauf zum Bruche zwischen beiden kleinen Staaten, doch glücklicherweise war Nicaragua zu sehr durch seine inneren Zwistigkeiten und durch seinen Krieg mit anderen Nachbarn beschäftigt, als daß es, nach dem Beispiele seines großen europäischen Vorgängers, das Gebiet, auf dessen Beschützung es Anspruche macht, als Pfand hätte in Beschlag nehmen können. Gleichwohl hat sich Costarica in Vertheidigungs-Zustand gesetzt und sein Heer bis auf sechstausend Mann verstärkt, was allerdings die Kräfte des Landes zu übersteigen scheint.

Costarica ist inzwischen bisher ohne Staatsschuld; auch unterscheidet sich sein Budget von dem der übrigen centralamerikanischen Republiken dadurch, daß es kein Defizit aufzuweisen hat. Nach der letzten Finanz-Uebersicht, welche der Präsident dem Landes-Kongreß vorgelegt, betrugen im Jahre 1853 die Einnahmen 320,390 schwere Piaster (1852 nur 329,390 Piaster) und wurden die Einnahmen im Jahre 1854 sogar auf 657,309 Piaster angeschlagen, während die Ausgaben in dem letztgedachten Jahre nur auf 490,100 Piaster berechnet wurden. Die Einnahmen erwachsen lediglich aus den Einfuhrzöllen, dem Verkaufe von Tabak, dem Ertrage der Branntweinsteuer und dem Verkaufe von Staatsländereien. Mit diesen Mitteln glaubte Costarica einem möglichen Angriffe von Seiten Nicaragua's ruhig entgegensehen zu können. (Wir verweisen auf die Notiz von Dr. Moritz Wagner, unter „Mannigfaltiges".)

Mannigfaltiges.

— Costarica als deutsches Colonisationsland. Der bekannte Reisende, Dr. Moritz Wagner, schreibt (in der Allg. Ztg.) aus Angostura in Costarica (Mittel-Amerika): „Costarica ist nicht nur das schönste und fruchtbarste Land, das wir während eines langen Reiselebens gesehen, sondern auch das beste und vortheilhafteste für eine deutsche Kolonie. Möchten wir die nöthige Bereitsamkeit besitzen, unseren auswanderungslustigen Landsleuten diese Wahrheit so überzeugend zu verkünden, wie sie's verdient. Ja, hier hat das deutsche Element, wenn es sich massenhaft einfindet, eine unfehlbar gedeihliche glückliche Zukunft. In Costarica findet der Ansiedler nicht blos ein Klima von ewiger Frühlingsmilde und einen Boden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, sondern auch Ordnung, persönliche Sicherheit und politische Freiheit. Was in unseren Augen aber diesem Lande eine noch höhere Bedeutung giebt, ist die Wahrscheinlichkeit, daß unter günstigen Verhältnissen die deutsche Nationalität sich hier lange erhalten und in diesem so dünn bevölkerten Lande sogar die herrschende werden könnte." — Herr Dr. Wagner ist dagegen nicht einverstanden mit der Wahl des Ortes, welche der Direktor des Berliner Colonisations-Vereins, Herr A. v. Bülow, in Costarica behufs Gründung einer deutschen Kolonie getroffen. Er erklärt, Angostura, wo Herr von Bülow ein Directionshaus erbaut und die Lichtung von Waldungen begonnen hat, für eine abgelegene Wildniß, die, um zugänglich zu werden, erst durch eine neu anzulegende Straße, deren Kosten auf 300,000 Dollars geschätzt sind, mit Cartago einerseits und mit dem Hafen Limon andererseits verbunden werden müsse. Eine sogenannte Junta itinerärin in Cartago, bei welcher sich Herr v. Bülow betheiligt haben soll, hat zwar den Bau einer solchen Straße angefangen, ist jedoch damit in Stocken gerathen. Herr Dr. Wagner räth, einen Punkt bei San Miguel behufs deutscher Colonisation zu erwerben, da man sich dort in der Nähe fahrbarer Straßen und in direktem Verkehr mit den Hauptmärkten des Landes befinden würde. Uebrigens bestätigt er Alles, was früher Herr v. Bülow über die vorzügliche Geeignetheit Costarica's zur Kolonisirung für mitteleuropäische Ansiedler hat drucken lassen.

— Ein politisches Lustspiel. Herr P. Limayrac hat die spanischen Pronunciamientos zum Gegenstand eines politischen Lustspiels gemacht und dasselbe unter dem Titel „La Comédie en Espagne ou les Pronunciamientos" herausgegeben. Die spanischen Extravaganzen, politischen Declamationen und Volksaufwiegelungen, wie sie bei den sogenannten Pronunciamientos vorkommen, sind allerdings sehr lächerlich, doch kann man eben nicht sagen, daß die gewandteren Franzosen und die gebildeteren Deutschen in den Jahren 1848 und 1849 viel geschreiber als die Spanier sich benommen haben. In der That schlägt auch Herr Limayrac in seinem spanischen Lustspiele nicht sowohl den Sack, als den Esel. Der Advokat, der Journalist und der Fabrikant, welche darin die Hauptrollen spielen, sind augenscheinlich Pariser Kinder, doch hat es für einen Autor seine Vortheile, besonders unter den jetzigen Verhältnissen in Frankreich, wenn er seinen Kindern spanische Namen giebt. Ganz eben so hat es Beaumarchais gemacht, denn Figaro war nicht sowohl ein spanisches als ein französisches Barbier-Genie, Graf Almaviva war eine Uebersetzung des französischen Bonvivant, und Bartolo und Basil waren französische Jesuiten comme il faut.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche man von Auswärts portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. No. 69, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 4. Berlin, Dienstag den 9. Januar 1855.

Schweden.

Lieutenant Mörner's Antheil an der Wahl Bernadotte's zum Kronprinzen von Schweden.

Der von dem bejahrten und kinderlosen König Karl XIII. zu seinem Nachfolger erwählte Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg war bei einer Revüe am 28. März 1810 durch einen Schlaganfall, wobei er vom Pferde stürzte, getödtet worden. Das schwedische Volk, das den Kronprinzen wegen seiner trefflichen Eigenschaften liebte, hegte den Argwohn, daß er von den Parteigängern des abgesetzten Königs Gustav IV. vergiftet worden, und diesem blinden, ungegründeten Argwohn fiel der Reichsmarschall Axel Fersen zum Opfer, indem er bei dem Leichenbegängnisse des Prinzen in Stockholm ermordet wurde. Karl XIII., von seinen Rathgebern gedrängt, sich einen neuen Nachfolger zu wählen, dachte zunächst an den älteren Bruder des verstorbenen Kronprinzen (Vater des jetzigen Herzogs Christian August von Augustenburg), doch mochte er zu einer solchen Wahl nicht eher schreiten, als bis er sich überzeugt, welche Ansicht von der Sache der zur Zeit allmächtige Herrscher in Frankreich, Kaiser Napoleon, hege, dessen Gesandter bei dem Adelchen des Kronprinzen das Recht seines Herrn, bei der Neuwahl ein Wort mit darein zu reden, gewissermaßen reservirt hatte.

Man deliberirte lange im Kabinette von Stockholm darüber, auf welche Weise wohl am besten der Wille des gebietenden Kaisers zu erforschen sein möchte; man fürchtete, von ihm einen seiner Marschälle oder Verwandten octroyirt zu bekommen, was man in Schweden auf jede Weise vermeiden wollte; man war daher in großer Verlegenheit; endlich beschloß man, daß der König an Napoleon einen eigenhändigen Brief schreibe, der ihm durch den schwedischen Gesandten in Paris, General Fabian Wrede, dem zugleich die diskreteste Verfahrungsweise zur Pflicht gemacht wurde, übergeben werden sollte. Die betreffenden Depeschen wurden durch einen außerordentlichen Courier, den Oberst Askarsköörd, nach Paris gesandt. Dieser nahm als Reisegefährten einen jungen Lieutenant von der Garde, Baron Mörner, mit, welcher unlängst erst in die Armee eingetreten war, nachdem er seine Studien auf der Universität Upsala beendigt hatte, und der nun, als ein reicher Cavalier, seinen ersten Ausflug in die Welt machen wollte. Diesem jungen Manne, der ohne allen Auftrag sich befand, der gar nicht wußte, was eigentlich im Kabinette vorging und was es mit einer diplomatischen Mission auf sich habe, war es vorbehalten, seinem Vaterlande den künftigen König und die Dynastie zu erwählen, die jetzt über Schweden herrscht.

Baron Karl Otto Mörner, der jetzt noch lebt, und zwar auf seinen Gütern, die er nachmals von König Karl Johann geschenkt bekommen, nachdem er, als General-Adjutant desselben, vielfach in Staats-Geschäften thätig gewesen war, hat seinen Antheil an jenem Ereignisse in einer Schrift aufbewahrt, die im Jahre 1829 unter dem Titel „Kort berättelse om ursprunget till thronföljare-valet i Oerebro; upsatt af C. O. Mörner" erschienen, und auf welcher die nachfolgenden Data zusammengestellt sind.*)

Am 6. Juni 1810 reisten Oberst Askarsköörd und Lieutenant Mörner von Stockholm nach Paris ab. Beide Offiziere unterhielten sich auf ihrer langen Reise viel von den Kriegsthaten der Zeit, und so kam es denn auch wohl, daß man den Wunsch aussprach, es möchte einer der tapferen Feldherren Frankreichs den schwedischen Thron besteigen, um wo möglich mit Napoleon's Hülfe den Russen das eben verlorene Finnland wieder abzunehmen. Man sprach vom Prinzen Eugen, dalmatischen Vicekönige von Italien, von Macdonald und Anderen, doch nicht vorzugsweise vom Fürsten von Ponte-Corvo. Askarsköörd gab bei dieser Gelegenheit nur seine Privat-Ansicht zu erkennen, ohne im Entferntesten daran zu denken, diese auch bei seiner amtlichen Mission, deren eigentlicher Zweck ihm wohl bekannt sein mochte, geltend machen zu wollen. Mörner aber nahm sich vor, für die Idee, die in ihm erwacht war, zu wirken und dafür die Hülfe eines alten, in Paris lebenden Freundes seiner Familie, des Oberst Lapie, in Anspruch zu nehmen.

Oberst Lapie, geheimer Secretair und Adjutant des Kaisers, nahm den jungen Mann, dessen Vater er als Gouverneur der Provinz Upsala gekannt und von dem er wußte, daß er erblichen Mitglied des schwedischen Ritterhauses sei, mit großer Zuvorkommenheit auf. Aus denselben Gründen, und da Mörner sich als Ueberbringer wichtiger, geheimer Depeschen gerirte, hielt Lapie, und die Mittheilungen, die der junge Schwede ihm machte, für authentisch; er betrachtete sie als Staatsgeheimnisse, die direkt aus dem Stockholmer Kabinette kämen. Lapie faßte natürlich den ihm von Mörner mitgetheilten Plan, einen französischen Kriegsmann auf den schwedischen Thron zu erheben, mit großer Wärme auf. Daß dieser Plan Mörner's Idee allein sei und nicht im Geringsten mit den Ansichten harmonire, die der König Karl XIII. und sein Hof darüber hegten, kam dem Oberst nicht in den Sinn. Lapie, der darüber entscheiden sollte, wer unter den französischen Marschällen der Geeignetste für die Krone des nordischen Königreiches sei, bat sich nach der ersten warmen Unterredung mit Mörner vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit aus.

Am folgenden Tage suchte unser junger, auf eigene Hand arbeitende Diplomat wiederum seinen Freund auf, der die ganze Nacht über die Sache nachgedacht und, nachdem er mit sich darüber einig geworden war, daß es seinem kaiserlichen Gebieter vor Allem darauf ankommen müsse, die Macht Rußlands zu unterminiren, endlich zu dem Schlusse gelangte, daß Niemand anders als der Fürst von Ponte-Corvo der geeignete Mann sei. In einer langen Auseinandersetzung bewies er dies dem schwedischen Lieutenant, worauf denn auch beide Freunde übereinkamen, für diesen Plan so thätig als möglich, wiewohl mit höchster Discretion, zu wirken. Mörner wollte zunächst noch andere Freunde für seine Idee werben, und Lapie sollte, wie Jener hoffte, zunächst mit dem Kaiser über die Sache sprechen.

(Schluß folgt.)

England.

Die lebenden Dichter Großbritanniens.

(Schluß.)

Edward Bulwer Lytton hat zwar den Schwerpunkt seines literarischen Ruhmes im Romane, aber von seinen Dramen gehören wenigstens „Richelieu" und „The Lady of Lyons" zu den gelungensten Productionen seiner fruchtbaren Muse. Beide haben den Vorzug, als dramatische Gedichte sowohl, wie in ihrer Bühnengerechtigkeit vorzüglich zu sein. Die Aufführung derselben gehörte zu den glänzendsten Bühnen-Ereignissen neuerer Zeit, obwohl man vielen Lärm und Enthusiasmus seinem sonstigen literarischen Ruhme und seiner sozialen und politischen Stellung zuschreiben darf. Die beiden anderen Hauptdramen Bulwer's: „The New Timon" und „King Arthur", stehen poetisch wohl höher, und letzteres gilt als das gelungenste aller seiner Werke. Im „neuen Timon" zeigt sich seine Muse plötzlich in einer neuen Phase. Früher vorneym verdrießlich und mißanthropisch in den Enthüllungen und Schilderungen menschlicher Natur, sucht er sich hier mit der Welt zu versöhnen. Diese Besserung sucht er auch in späteren Gedichten zu bekunden, z. B. in dem „Is Life all Vanity?" Allgemein bekannt ist wohl sein Gelegenheits-Lustspiel: „Not so Bad as we Seem", welches mehrmals in verschiedenen Städten, für gewählte Kreise aufgeführt (mit Charles Dickens in der Hauptrolle), überall mit außerordentlichem Beifall aufgenommen ward und mehrere Tausende von Pfunden in die Fonds der neuen „literarischen Gilde" gelisefert haben soll.

Im Uebrigen ist Bulwer für die dramatische Poesie doch nur eine untergeordnete Persönlichkeit, da seine Leistungen in dieser Sphäre sich im Ganzen unfruchtbar erwiesen. Sie gingen unter, ohne weder in ihm, noch in Anderen eine besondere Spur zu hinterlassen. Dichterische Werke erfter Größe erkennt man unter Anderem auch immer an ihrer Fruchtbarkeit entweder in dem Autor selbst, oder in Anderen. Bulwer's Dramen blieben bis jetzt unfruchtbar stehen, wiewohl zu hoffen ist, daß die im „neuen Timon" zuerst hervortretende menschenfreundliche Phase ihm selbst zu weiteren glücklicheren Productionen verhelfen werde.

*) Ueber denselben Gegenstand hat im vorigen Jahre Herr Prof. Wurm in Hamburg, der über die neuere Geschichte der slawinovischen Halbinsel Verträge im Johanneum hielt, eine anziehende Vorlesung gehalten. Wir haben, da wir zufällig die Ehre hatten, diesem Vortrage beizuwohnen, aus der Erinnerung einige Momente ergänzt, die Herr Wurm nach anderen Geschichtsdarstellern mitgetheilt.

D. R.

Digitized by Google

Unter den dramatischen Dichtern der Gegenwart nimmt R. H. Horne eine ganz hohe Stellung ein. Sie ist zunächst stets zu hoch für die Bühnen und dann auch für das große Publikum geblieben, obwohl gerade bei ihm eine frühere oder spätere allgemeinere und wärmere Anerkennung erwartet werden darf. Sein Genius gehört zu den ersten Größen, und da er als solcher zugleich zu kühn und ungestüm für die conventionellen Anforderungen des Lebend, der Bühne und selbst der technischen Kunst ist, konnte er bis jetzt nirgends ein breites Terrain für seinen Ruhm erwerben; aber die Einzelnen, die Sinn und Geist genug haben, das Grandiose, Gewaltige, Wilderhabene seiner Conceptionen zu verstehen und zu genießen, sprechen dafür auch mit desto wärmerer Bewunderung von ihm. Sein „Death of Marlowe" und „Judas Iscariot" gehören zu dem Gewaltigsten, Grandiosesten und Erhabensten des Schrecklichen und Furchtbaren, was die Literatur irgend eines Volkes aufzuweisen haben mag. Die spärlichen Striche, mit welchen das neue Testament den Judas-Charakter und den Tod Christi hingeichnet, enthüllen sich hier in gewaltigen Ausdehnungen mit der grausenhaftesten Theilnahme des Himmels und der Erde. Das Grauen und Ahnen der Menschheit, das Beben der Erde, das Zerreißen des Himmels, welches den Untergang des Heilandes und einer alten Welt, das Aufsteigen einer neuen begleitet, die Leidenschaften des Verräthers, seine Gewissensqualen, ohne Fähigkeit zu bereuen, die Zeigheit und der Trotz des Verworfenen und seine Selbstzerstörung von innen heraus — alles das wandelt und schreitet in wilden, schlagenden Bildern und grandios komponirten Scenen langsam und durch starke Schlagschatten getheilt und gehoben an und vorüber. „Gregory VII." und „Cosmo de Medici" halten sich mäßiger und gemessener, so daß sie sich allenfalls in Scene setzen ließen; aber ihre Zeit ist noch nicht gekommen, weder auf der Bühne, noch in der Literatur. Beide verlangen jetzt gewisse conventionelle Formen, sie daß selbst das Genialste sich ihnen fügen und bald verstecken muß, um allgemein beliebt und Mode zu werden. Diese gewaltigen, heroischen Bilder und Passagen Horne's aber passen weder für die jetzigen Drawing Rooms, noch für die Aesthetik des Athenaeum. Ist doch Horne in seiner gelungensten Dichtung, dem romantischen Epos „Orion", oft beinahe so heidnisch, wie Wieland im „Oberon", vielleicht noch heidnischer in Schilderung der stillen, schlafrigen, schwülen Mittagsgluth, in welcher Orion die lebendige, unverhüllte, perfekte Statuur der Artemis erblickt. Aber freilich, das hat die Leute, die sich im Geschmack unabhängig fühlen, nicht abgehalten, binnen kurzer Zeit nicht weniger als sieben Auflagen des „Orion" zu vergreifen. Eine Auflage ließ der Dichter zu dem Preise von einem Farthing (dem Viertel eines Penny, noch nicht einem preußischen Dreier) veranstalten, um den Geschmack des Publikums zu prüfen. Es hat die Prüfung, wie es scheint, gut bestanden, denn vielleicht trug die Farthing-Ausgabe viel zu dem Verkaufe der anderen zu fünf Shilling (dem zweihundertundvierzigfachen Preise) bei. Abgesehen von diesem „Humbug", sind die reine klassische Diction, die Kraft und Größe und Fruchtbarkeit von Bildern und Schilderungen, die Schönheit und Harmonie der Theile hinreichend genug, auch den äußerlichen Erfolg erklärlich zu machen. Die große Masse ist nicht unempfänglich für die Schönheit, wenn sie nur eben erreichbar für dieselbe gemacht wird. Die Farthing-Ausgabe war das Mittel, das Werk unter dem Volke bekannt zu machen. Und als es dasselbe erst kannte, gab es auch fünf Shilling. Ein besonderer Reiz in Horne's Dichtungen liegt in der Originalität und Neuheit seiner Anschauungen und Bilder, wofür wir zufällig ein Beispiel in der Personification der Morgenröthe (Aurora) finden, die doch gewiß jeder Dichter einmal in hergebrachter Weise mit benutzt haben mag. Horne schildert sie ganz englisch:

„Hager und fröstelnd wie ein verlorner Gespenst,
Mit aufgelöstem Haar und fadenblassem Fuß,
Verschossenem Gewand, wie ein ärmlich siechendes Rauch —
So geht sie schwach am Himmel, schwer sich tragend
Mit einer schattigen Bürde, um bald
In verschwinden im dunklen Regen, durch welchen
Mit konfusem Kreis schwach die Sonne flickt."

Das ist die „rosenfingrige", wie sie leidhaftig in England fast alle Morgen die Erde verläßt. Andere Dichter glaubten sie von Altern her nicht reizend und jugendlich und farbig genug malen zu können. In dieser Wahrheit und Ehrlichkeit liegt deshalb eben so viel Muth und Originalität, wie in den kühneren und gewaltigeren eigenen Conceptionen des Dichters.

Der Stellung und dem Geiste nach, hat J. Edmund Reade Aehnlichkeit mit Horne, obwohl er diesen nicht in Gewalt und Großartigkeit der Imagination erreicht. Seine gesammelten Werke, die 1852 erschienen, enthalten zu schwere Kost für gewöhnliche Leser, obwohl er sich sympathetischer an das übliche Leben anschließt, als der in erhabenen und entlegenen Regionen himmelstürmende Horne. Er dichtete im dramatischen Formen, doch zeigt sich sein Genius mehr im Detail, ohne es darin bis zur Fülle des Malerischen zu bringen. Er verweilt mit Liebe in klassischen Regionen, in den antiken Wäldern und kühlen Grotten, welche die antike Mythologie so schön mit Nymphen, Dryaden u. s. w. bevölkerte, z. B. in seinem Gedichte „Italy", worin er uns an Byron und Rogers erinnert. Seine Schilderung Pästum's könnte von Byron sein, sein Venedig, „die Königin ohne Krone, der verblichene Schatten geschwundenen Ruhms", ebenfalls. Doch wollen wir ihn nicht schlechterdings unter die byronistrenden Poeten stellen; er ist zu eigen, zu ruhig und gemessen dazu. Man erkennt in seinen Vorzügen und Fehlern immer noch den selbständiger Dichter. In dem „Drama of a Life", der „Ode to Memory", der „Lines written on Doulting Sheep Slate" findet man Schilderungen, die uns eben so neu, als klassisch erscheinen.

Und hier können wir die Liste und Revüe der englischen lebenden Dichter schließen, denn ein neues Drama, „Videna", von dem schon genannten J. A. Herand, das Anfangs November zum ersten Mal auf der Bühne erschien und uns in die ersten Urwälder der englischen Geschichte, Farrex und Poner, zurückführt und als das frühzige und originelle Produkt eines wahren Dichters gerühmt wird, bedarf erst der Feuerprobe, da man auf die englische Theater-Kritik weniger geben kann, als auf jede andere. So läßt sich eine Einreihung in diese Revüe noch nicht ohne Weiteres rechtfertigen.

Auch der unlängst plötzlich aus dem Arbeiterstande auftauchende junge Lyriker Gerald Massey, der in seinem dünnen Bändchen „The Babe Christabel and other Poems" ganz entschiedenes, frisches und kräftiges Dichtertalent, penetrante, edle Leidenschaft für Fortschritt, Freiheit, Humanität, Männlichkeit kundgiebt, muß erst zeigen, daß er nach dem ersten Raptus unkultivirten Naturgesanges durch Studien, Arbeit und Leben hindurch eine Pfyche zu entpuppen und zu entfalten wußte. Der beispielslose Erfolg seiner kecken, frischen, feurigen Lieder in einer stillen Zeit schien ihn sofort eitel und aufgeblasen zu machen. Dies muß gerechten Verdacht gegen seine Muse erregen, den er nur durch bessere, kräftigere Lieder beseitigen können wird.

Es bleibt uns noch ein gutes Wort über einige Sänger des liederlosen modernen Schottland übrig. In Jamieson's „Nimrod" haben wir ein gutes Produkt der neuen schottischen Poesie, in James Ballantyne und Daniel Wedder finden wir anmuthige und einfache Sänger des heimischen Heerdes und dessen Accessorien und in Thomas Aird den großen, originalen, einzigen Barden, auf welchen übrigens das jetzige, lebende Schottland weniger stolz sein kann, da er mit seiner Bildung und Poesie einer früheren Zeit angehört.*) Aird wird bald zu den Greisen gehören, und seine Dichtungen sind zum Theil zwanzig Jahr alt, ohne daß Schottland sich rühmen kann, ihm dazu verholfen oder sie je dauerhaft gewürdigt zu haben. Er ist ein Aar, hoch schwebend in erhabener Einsamkeit, wild und schrecklich in seiner Kraft, selbständig, eigen und ohne Freund in seiner Dicht- und Anschauungsweise, kühn, majestätisch in seinen Pinselstrichen, die oft in jeder einzelnen Zeile eine ganze Gestalt in kräftiger, edliger Vollendung vor einzelnen Zeile eine ganze Gestalt in kräftiger, edliger Vollendung hinwerfen. Schon die Titel seiner großen Dichtungen: „The Devil's Dream", „The Captive of Fez", „Nebuchadnezzar" und „The Demoniac" geben eine Ahnung davon. „Der Traum des Teufels" enthält diese in der ganzen englischen Literatur einzig dastehende Dichter-Eigenthümlichkeit am gelungensten, und zwar gleich im Anfange, den wir deshalb auch mittheilen:

„Jenseits des Pols, von wo des Ural Hoh'n vor Stürmen sich'n,
Steht von am Mitternacht 'nen dunkeln Sonnenlichtschein zieh'n;
Im Norden Mitternachts erhebt sich mächtiges Geist,
Als brächt der ganze Ocean aus seinen Banden los;
Und aus der Tiefe schoß ein Pfeil mit feuriger Gewalt
Und machte hoch im Himmel als ein grauer Schrecken Halt.
Er war nicht des sanften Strahls Form, hellherrschend vor dem Throne,
Des Kummervolles Gefieder zittert, daß der Sturm es scheue.
Grünlicher Schatten wob den Blitz, mit Feuern glorienumlegt:
Ein Rabbi wie ein Sturm verkündet und den Höllenkönig.
Aus seiner Nacht erhieg er nach des Himmels Gnad' empor,
Als wollt' er hämmen das erhab'ne, feste Sternenthor."

„Frohlocken über die schöngernundete Erde unter ihm" macht der Erzfeind seine mitternächtliche Lustpromenade, bis er auf einer nie betretenen weißen Spitze des Nebel sich niederläßt, und nun folgen sechs Zeilen von Schilderung, bevor jede in rauher, ungehobelter Kraft wie ein Fels daseht:

„Und Stürm' erstanden. Schneegewölk fürchte unterm Fuß.
Wie zottiger Haar umflattert es sein Haupt im wilden Schuß.
Des Nichtenwaldes Gründe drausen wie ein wüthend Meer,
Heraus aus ihren Schlupfen eilt und heult der Wölfe Heer.
Grausam von Frost gebläut, lehnt er sich auf des Eises Thurm,
In seinem Geist herabigt von dem ringsum rasenden Sturm."

Hier auf die eisige Felsenspitze gesetzt, denkt er an die Zeiten, als er im Himmel noch den Morgen auf seiner Braue trug", und ein Traum von Gnade und Güte durchschauert sogar ihn: „Eine Gegenwart sanft und kühl ging durch seinen brennenden Traum, und ein

*) Der geehrte Verfasser scheint übersehen zu haben, daß auch William Aytoun, der Dichter der jedenfalls beachtenswerthen „Lays of the Scottish Cavaliers", ein Schotte ist. D. R.

Ton von der fernen grabblätterigen Erde grüßt hinauf in den Dunst seiner Seele."

In diesen wenigen kühnen, skizzenhaften Strichen hat man ein ziemlich charakteristisches Bild der Airdschen Dichtungsweise; doch steigt sie auch in kleineren lyrischen Ergüssen auf die grüne Erde und in die Herzens- und Gemüthsbeziehungen sorglos, wirklicher braver Menschen herab, um „das Mutter-Grab" und Kindesliebe, die kleineren Freuden und Leiden des bürgerlichen Lebens zu besingen. Sein wahrer Genius hält sich freilich einsam, majestätisch und erhaben in seinen größeren Dichtungen zurück und wird als einer der kostbarsten Schätze der englischen Poesie in einer gewissen ehrerbietigen Ferne geehrt und bewundert bleiben, wie etwa die Klopstocksche Messiade, die Jedermann sehr hoch schätzt, ohne sie jemals zu lesen. Nur Wenige wagen sich hinein und hindurch, um sich an einzelnen vollendeten, dichterischen Gemälden zu laben. Aehnliche Reisen durch die Airdschen Gedichte würden sich noch lohnender erweisen, da seine Bilder sich oft durchweg als eben so originell als konsistent mit der Natur und der Eigenthümlichkeit des Verglichenen darstellen, eine Tugend, die man nicht oft aus originalen Figuren und Tropen herausfinden kann.

Hiermit halten wir unsere Aufgabe, in möglichster Kürze eine vollständige (obgleich wahrscheinlich mit einigen Auslassungen in der Sphäre der mittleren und kleineren Geister) Liste und Charakterskizze der jetzigen Dichter Englands zu geben, für erfüllt. Große Dichter in dem Sinne, in welchem man diejenigen so nennt, welche blos nach längeren Zwischenräumen hervortreten, um sich als Personifikationen und Schöpfer neuer Epochen in der Literatur geltend zu machen, finden wir nicht unter ihnen, wohl aber manche, von denen die Gegenwart noch größere Entfaltung ihres Genius erwartet. Die Größe liegt nicht in Diesem und Jenem, sondern in deren beträchtlicher Anzahl. Und Jeder gehört zu der „göttlichen Fakultät und besitzt die Gabe der Vision" für Dinge und Mächte, welche der gewöhnliche Sterbliche nicht sieht, so daß er sich das bewußteste Auge des Dichters borgen muß, um zu sehen und zu genießen, was er nicht entbehren kann, wenn er nicht blos eine Geld machende, sich und Frau und Kinder ernährende Verdauungsmaschine bleiben und mitten in aller weltlichen und wissenschaftlichen Kultur und Fülle zu einer bloßen conventionellen, physischen Existenz herabsinken will.

Die Poesie gehört — man muß dies unserer materialistischen Zeit sehr derb ins Gesicht sagen — für das Gedeihen der kultivirten Völker eben so gut zu den nothwendigen Productionen, wie Kultur, Seife, mechanische und chemische Produkte aller Art. Um dies recht materialistisch darzuthun, bemerken wir nur, daß ohne Nahrung, Veredelung und Erwärmung des menschlichen Herzens und seines Dichtens und Trachtens auch Alles, was man Luxus-Industrie und Humanität nennt, ohne die nöthige Wärme und Belebung bleibt, die dann gehört, um die Kapitalien der Humanität und der Luxus-Industrie in gehöriger Circulation zu erhalten, von der die Verwerthung der größeren Hälfte alles menschlichen Produzirens abhängt.

Die Engländer sind das geld-, industrie- und rechtbereicherte Volk der Gegenwart, und auch das dichtervollste. Wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß die Dichter den Rahm-Absatz befördern und Dampfschiffe beladen und treiben, so stehen doch deren blätter- und blüthenreiche Produktionen mit der materiellen Fülle von Kultur in genauestem Zusammenhange. Früher ließ England seine einzigen, wenigen Dichter nicht selten wörtlich und wirklich verhungern, jetzt kauft es vielen Dutzenden nicht eben gar großer Dichter eine Anstage nach der anderen ab und besorgt ihnen auf diese Weise schöne Villas mit allen Reizen schöner Häuslichkeit und Muße, der Muse sorglos weiter zu dienen. Das kann nicht blos Folge materiellen Reichthums sein, sondern ist im Wesentlichen dem sonnenhaften seit Menschenaltern fallenden Himmelsthaue, welchen die Poesie auf den Moschinentrauch und die Geldmacherei der Leute fallen ließ, zu verdanken, so daß die Dichter ärndten, was sie auf einem empfänglichen und fruchtbaren Boden säten. Daß aber Himmelsthau bei aller Zartheit und Unsichtbarkeit nicht blos die Grundlagen für die Morgensonne in Juwelen kleidet, sondern auch zu den mächtigsten Beförderern guter Aernden gehört, weiß jeder Bauer.

Später wandern wir nach Amerika hinüber, um auch dort, wo nach der gewöhnlichen Annahme vollends Alles in nüchterner, gefühlund herzloser Spekulation die letzten Tropfen fäk Poesie verschwitzen soll, eine neue, vielleicht zukunftreiche, junge dichterische Produktivität nachzuweisen und so den Glauben an die Nothwendigkeit und Unvertilgbarkeit der Poesie, an ihre Gegenwart auf der menschlichen Erde nähren und erquicken zu helfen. B.

Syrien.

Phönizische Alterthümer.*)

.... Freitag, den 22. September 1853, zogen wir aus Beirut durch das Stadthor und nahmen eine östliche Richtung längs der Stadtmauer nach einem großen sandigen, mit Kaffeehäusern und indischen Feigenbäumen (Cactus Opuntia) besetzten Platz, wo lange Reihen von niedergelanerten Kameelen das „Kaun passiren" der Zollbeamten geduldig abwarteten, während syrische Eleganz ihre Rosse tummelten. An der Ausfahrt der „französischen Nonnen", worin siebenhundert junge Mädchen täglich Unterricht erhalten, dann an den grünen Zelten eines türkischen Husarenregimentes, das im Begriffe ist, sich nach Varna einzuschiffen, vorbeikommend, betraten wir die Gärten, die um Beirut einen grünenden Gürtel schließen und sich längs dem Meere hinziehen. Eine volle Stunde zogen wir in gleicher Richtung mit der Küste zwischen fruchtbeladenen Maulbeer- und Citronenbäumen: wir kamen an einer kleinen Quelle vorbei, worin, nach der örtlichen Sage, der heilige Georg, Besieger des Drachen, seine blutbesudelten Hände abgewaschen hat, und erreichten den Nahr-Beirut, auch Nahr-el-Kelb, Milchfluß, genannt, von der weißen Farbe, den sein durch den geschmolzenen Schnee und durch die Herbstregen angeschwellter Gewässer annimmt. Das habe ich freilich nur vom Hörensagen; denn gegenwärtig ist er völlig trocken, und wir gehen auf dem sandigen Bett durch, neben einer Brücke von sechs Bogen, die zum Theil römischer Construction scheinen. Am anderen Ufer finden wir wieder die Maulbeerbäume, die uns bis an den Rand der Bucht führen. Hier machen wir eine jähe Wendung nach Norden, verfolgen das Sandufer, lassen aber den Nahr-Antelias und gelangen an den Fuß des Ras-Nahr-el-Kelb, Kap des Hundsfluß. Auf der Halde dieses Vorgebirges sind Spuren eines weitläufigen Bergbaues zu sehen; große Steinmassen waren mit der Sorgfalt abgeschnitten, wie sie die alten Steinbrüche kennzeichnet, und die Wellen brauden tosend an unzähligen, von Menschenhand erzeugten Einschnitten. Vor Allem macht sich ein großer Fels bemerklich, der zu einem viereckigen, oben offenen Saal ausgehöhlt worden. Die Araber sammeln das durch Verdünnung des Seewassers darin krystallisirte Salz und haben ihn deshalb den Namen: El-Mellaha (den Salzigen) gegeben. Es bestand früher kein natürlicher Durchgang zwischen dem Gebirge und dem Meere. Um nun einen Weg zu bahnen, mußte man bald den Felsen durchbrechen, bald die Vertiefungen durch Cement ausfallen, bald Rampen aufführen. Diese schönen Arbeiten sind, nach dem Zeugniß einer wohlbekannten Inschrift des Kaisers Antonin, ein Werk der Römer. Auf der Felsenfläche befinden sich die vielerklärten, vielerörterten berühmten Skulpturen. Ich werde mich auf das beschränken, was ich gesehen oder besser nicht gesehen habe.

Sechs oder gezundete Stelen von ungleicher Höhe, alle aber einander ähnlich, erheben sich in ungleichen Abständen. An zwei dieser Stelen sind zwei rechtwinklige Täfelchen von ägyptischem Ansehen, denn am oberen Rande befindet sich ein Karnieß, das aus einem Wulst und einer senkrecht geriefften Hohlkehle besteht. Indeß, trotz der genauesten Untersuchung, konnten wir kein Bastrelief, nicht die geringste Hieroglyphe entdecken. Ferner dürften die in den vier Winkeln der Einfassung eingehobrten Löcher auf die Vermuthung bringen, daß die Inschriften auf steinernen oder metallenen, mittelst Klammern an den Felsen befestigten Tafeln angebracht waren. Uebrigens werden wir später Gelegenheit haben, zu beweisen, daß der Anschein ägyptischer Kunst nicht genüge, Monumente als ägyptisch zu charakterisiren, und daß in Phönizien eine noch wenig gekannte Kunst existirt, der man vielleicht die erwähnten Skulpturen zu verdanken hat.

Am Fuß dieser interessanten Felsen fließt der Nahr-el-Kelb, der Lykus der Alten. Eine Brücke neuerer Bauart führte uns darüber, und durch einen Hain von Maulbeer- und Citronenbäumen erklommen wir eine Hügelkette, die weit ins Meer hineinbringt. Anderthalb Stunden später waren wir wieder am Ufer in Dinjo, einem kleinen Dorf, das aus einem Khan und einigen Hütten besteht, wo zwei Schaluppen Holz und Zwiebeln laden. Von hier verfolgten wir die Küste parallel mit der alten Straße über zahlreiche alte Steinbrüche; alle Felsen längs dem Ufer waren gebaut worden, und ausgebeutet, von phönizischen Bergleuten gebaute Strecken sind jetzt von den Wellen bedeckt. In einer dieser alten Grüben steht man drei unvollendete Säulenschafte und einen aus dem Groben gehauenen Würfel. Weiterhin bemerkt ich eine von Menschenhänden vergrößerte Grotte. Vielleicht ist das einer von jenen Schlupfwinkeln, deren Strabo bei der Beschreibung dieser Küste erwähnt. „Aus Furcht vor Räubern bedienen sich die Libanon-Bewohner der Höhlen längs der Meeresküste und des Schlosses auf dem Theoprosopon. Pompejus zerstörte diese Vesten." (Strabo XVI, S. 216.)

Um zwei Uhr zogen wir durch das Nahr-el-Kameleen über eine, fast noch wohlerhaltene römische Brücke, Jisr-el-Kameleen; dann, stets dem Meere folgend, umgehellen wir ein langes, von den Wogen angenagtes Kreide-Vorgebirge, auf dem sich ein alter Wartthurm, Burdj-el-Kofferi, erhebt. Vielleicht ist diese steile Erdzunge identisch mit dem Berge Klimax, den Strabo zwischen Byblos und dem Lykus anführt; er mußte dann die Felsenmasse, die Dinji von Nahr-el-Kelb trennt, mit seinem Namen bezeichnet haben.

*) Aus den Reise-Notizen eines Franzosen, Meichior de Vogüé.

Digitized by Google

Um vier Uhr erreichten wir den Nahr Ibrahim, einen schönen Fluß, der aus einer jähen Schlucht des Libanon entspringt und auf seinem Laufe ins Meer zahlreiche Gärten bewässert. — Unter den Maulbeerbäumen, um frische Luft zu schöpfen, saß ein marmotistischer Scheich mit seinen Schwestern und Muhmen. Wir hofften, von der Höhe der türkischen Brücke herab einige neugierige Blicke in diese Familienscene zu tauchen; allein beim Geräusch unserer Pferde senkten sich alle Schleier. Am anderen Ufer fanden wir Zelte aufgeschlagen, die Pferde angebunden, die Feuer angezündet, und so wie die Ballen geöffnet und die Flaschenfutter ausgepackt werden, richtet sich Alles zu einer improvisirten Herberge ein. Dieses Schauspiel mit all seinen Einzelnheiten unterhält uns durch den Reiz der Neuheit; wir sind entzückt von unserem ersten Lager und unserer ersten Nacht unter dem Zelte.

23. September. Mit Anbruch des Tages sind wir auf den Beinen, aber es vergehen zwei Stunden, bevor Alles, wieder eingepackt, seine Stelle auf dem Rücken der Mauthiere gefunden hat. Um halb acht Uhr setzt sich die Karawane in Bewegung, nimmt ihren Zug längs dem Meer-Ufer und erreicht Dschoil um neun Uhr. Zahlreiche antike Bruchstücke, unter anderen schöne Säulenschafte von rothem Granit liegen in den Royalgebüschen umhergestreut, als Zeugen des ehemaligen Glanzes von Byblos. Wir banden unsere Pferde an die Pforte eines kleinen Khans mit vier Säulen von schwarzem Granit und gingen nach der Stadt. Eine Inschrift an der Mauer eines benachbarten Hauses, die Robinson 1830 entdeckte, besagt, daß das Thor von dem Kaiser Hadrian wiederhergestellt worden sei. Ein ununterbrochener, von viereckigen Thürmen flankirter Mauergürtel deckt die Stadt von allen Seiten und lehnt sich an das Gestade. Ein Theil dieser Wälle ist alt oder von altem Material aufgeführt; der andere ist das Werk der Kreuzfahrer und der Araber. Im südöstlichen Winkel liegt ein altes Schloß, von den englischen Kugeln im Jahre 1840 halb zertrümmert, das mit seinen Ruinen, Thürmen, Bogenhallen, Terrassen, bedeckten Gängen einen höchst malerischen Anblick bietet; alle diese Einzelnheiten zusammengestellt würden eine klassische Burg des Mittelalters bilden. Diese antike Bruchstücke sind in die Mauern eingefügt. Auf einem derselben liest man folgende verstümmelte Inschrift:

ILTOEHA
ωPOYE IE
OI.

Der Stein, der sie trägt, und der Fuß der Mauer waren von einem unglückseligen Araber neulich mit vielem Zeitaufwand und großer Anstrengung durchbohrt worden; er hatte einen Europäer die Inschrift kopiren sehen und hatte einen von dem Franken entdeckten Schatz in dem Innern vermuthet. Im Mittelpunkte der Festung finden sich Bruchstücke von höchster Wichtigkeit: es sind mehrere Steinschichten, die als Grundlage zu einem viereckigen Thurme gehören und die durch ihren Umfang wie ihre Höhe sich von den vorhandenen Constructionen unterscheiden. Die Länge dieser Werkstücke wechselt zwischen vier und sieben; die Höhe zwischen einem und fünfzig Mètres. Uebrigens sind sie vollkommen abgekantet und durch Bandeisen in einander gefugt. Alle Reisende, die diese Mauern gesehen, erklärten sie ohne Anstand für das Werk der alten Phönizier; keiner aber dachte daran, sie mit der Ringmauer des Tempels in Jerusalem zu vergleichen, mit der sie doch die vollkommenste Aehnlichkeit haben. Bedenkt man, daß es Arbeiter von Dschebel*) waren, die, von dem König Hiram gesandt, die Steine des Tempels zugehauen und gesetzt hatten: so muß man von einem Zusammentreffen überrascht werden, das die Behauptung der Alterthumsforscher, daß in den prachtvollen Ringmauern des Harams-Esch Scherif Ueberreste des Salomonischen Baues vorhanden sind, um einen Beweisgrund bereichert.

Noch einige Zeit verweilte ich, um mit die Stadtmauern zu besehen und eine merkwürdige Kirche der Kreuzfahrer zu studiren. Ein viertelstündiger Zug durch Felsen und über einen mit fossilen Schalthieren bedeckten Boden führt uns dann nach Batroun, dem alten Botrys, einem unbedeutenden Dorfe, wo wir übernachten.

24. September. Hinter Batroun zweigt sich von der Hauptkette des Libanon ein hoher Gebirgsast ab, dringt ins Meer vor und endigt mit einem steilen Vorgebirge: Ras-es-Schuka. Um diese Naturschranke zu übersteigen, müssen wir Batroun links lassen und die Richtung nach Nordost durch ein enges Kreidethal nehmen. Mitten auf dieser Straße erhebt sich ein isolirter Fels, mit einer Burg-Ruine auf der Spitze. Seit undenklichen Zeiten verdeut, hat sich selbst ihr Name verloren, und ihre Mauern bedrohen den Wanderer mit den Steinen, welche die Zeit von den schwankenden Gipfeln ablöst. Eine Wendeltreppe, die an den Hälden des Felsens hinanklimmt, führte allein zu diesem Rest; Alter und Rankengewächse haben sie unersteiglich gemacht. Einige Augenblicke verweilten wir in Betrachtung dieser malerischen Ruine und betraten dann die schauerlichen Gebirgsstege. Nach einem langweiligen Auf- und einem noch unangenehmeren Abklettern fanden wir uns in einer schönen, angebauten Ebene, durch die wir die Richtung nach dem Meere einschlugen. Ueber die kleine Brücke Emsy kamen wir in die Felsen und alte Steinbrüche und gewannen dann wieder das Ufer, das wir die Kalmun nicht wieder verliehen. In diesen hübschen, von Grün eingefaßten Dörfchen hielten wir unter einer Gruppe fruchtbeladener Feigen und Granaten unser Mittagsmahl. Eine Stunde von dem Dorfe, in einiger Entfernung vom Meere, sieht ich auf Monumente von seltsamer Form: sie bestehen aus drei Steinen, wovon zwei aufrecht stehen und der dritte oben eingefugt ist, so daß sie eine Art Pforte bilden. Das Ganze ist beiläufig zwei Mètres hoch. Diese kleinen Gebäude vom sichtlich entlegensten Alterthum sind vielleicht eine rohe Nachahmung der monolithischen Zellen in den ägyptischen Tempeln, die zur Aufnahme geheiligter Statuen bestimmt waren.*) . . . . .

Eine Stunde nachdem wir Katoum verlassen, lagerten wir uns in den schönen Olivengärten, die Tarabolus umgeben, und verbrachten den Rest des Tages damit, daß wir die Bazars dieser Stadt besuchten und von der Höhe der Citadelle die schöne Aussicht genossen, die das Meer und das lachende Kabischal-Thal umfaßt. — Am anderen Morgen verließen wir die Küste, um über den Libanon nach Damaskus zu reisen.

Mannigfaltiges.

— Petermann's Karte von Rußland. In der geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha ist kürzlich eine von Aug. Petermann zusammengestellte Karte des europäischen Rußland und der angränzenden Donau- und Schwarzenmeeres-Länder erschienen, die wohl als die übersichtlichste und belehrendste angesehen werden kann, welche es in diesem Augenblicke für Zeitungsleser giebt. Sie bringt nämlich gleichzeitig die historischen, physikalischen und geographischen Hauptmomente zur Anschauung, die bei der Betrachtung des weit ausgestreckten russischen Ländergebietes von Interesse sind. Was das Historische betrifft, so bemerken wir zunächst im Mittelpunkte des ungeheuren Reiches einen kleinen Kern, welcher das Großfürstenthum Moskau um das Jahr 1460 bildet. Um diesen Kern gruppiren sich die allmäligen organischen und anorganischen Ansätze desselben, die durch verschiedene Farbentöne bezeichnet sind. Namentlich liefert das Rußland Peter's des Großen schon eine sehr umfangreiche Hülle um den inneren Kern, während das Rußland der Gegenwart aus um diese Hülle wieder einen noch allen Windrichtungen hin sich ausbreitenden, weiten Mantel zeigt. Diesen Mantel hat der Zeichner an seinen vier Ecken durch Hinweisungen, die gewissermaßen aus der Tiefe des Blattes hervorlugen, an seinen Ursprung aus Polen, Schweden, Persien und der Türkei erinnert. Gleichzeitig sind die Strecken von der Ostsee bis zum Ural und vom Deutschen Kap am Warangr Fjord bis zum Kaspischen See von verschiedenfarbigen Streifen durchzogen, welche Rußland nach seinen Boden-Ergenzungissen und Beschäftigungsweisen in folgende Regionen eintheilen: 1) Region der Wälder (32,500 geographische Quadratmeilen, 10 Millionen Seelen, starker Flachsbau, Jagd und Fischerei); 2) Manufakturbezirk (incl. Bergbau-Distrikt 17,400 Quadratmeilen, 18 Millionen Seelen, die Hauptzweige der Landes-Industrie zwischen der Wolga und Desna); 3) Bergbau-Distrikt (mehr als ¾ der sämmtlichen Hütten des Reiches, die hauptsächlich Eisen und Kupfer liefern); 4) Region des Ackerbaues (17,400 Quadratmeilen, 20 Millionen Seelen, Kornkammer Rußlands, liefert jährlich für 40 Millionen Rubel Getraide, Leinsamen ꝛc. zur Ausfuhr und umfaßt den am dichtesten bewohnten Theil des Reiches); 5) Region der Viehzucht (13,200 Quadratmeilen, 4 Millionen Seelen, liefert hauptsächlich den Talg und die Wolle zur Ausfuhr). Neben den historischen, physikalischen und allgemeinen geographischen Angaben sind die Ortsnamen auf dieser Karte allerdings nicht zahlreich genug, doch ist bei größeren Orten die Zahl der Bevölkerung, wie auch auf den genau bezeichneten, großen Landstraßen überall die Entfernung angegeben.

*) Im Talmud (Abodah-Sara 30, a) wird etwas Aehnliches, also zum Götzendienst Gehöriges, unter dem Namen Beth-Kulin erwähnt und beschrieben: „Die Steine des Beth-Kulin sind so geordnet: Einer hier, der andere dort, und der dritte liegt eben darauf." Neben diesen *Kulin* erscheint auch a. a. O. die Form *Korcunkis* (Mercurius an Mercurius). Entweder ist nun *Kulin* eine bequeme Abkürzung, oder es ist das obenzitirte Kyllenios, als Zunames des Hermes. Der heidnische Kultus dieses Beth-Kulin oder *Merkulis* bestand nun darin, Steine vor ihn hinzuwerfen.

D. B.

Hierbei Titel und Register des vorigen Halbjahres.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche bei allen Königl. Preuß. Postämtern, sowie in Berlin bei Mittler & Comp., Zimmerstr. No. 29, und beim Expedit. Brennan, Kochstr. No. 21, angenommen werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mittler & Comp., Zimmerstr. No. 29, und beim Expedit. Brennan, Kochstraße No. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 5. Berlin, Donnerstag den 11. Januar 1855.

Rußland.

Fit Arari, des Habesstniers, goldene Sprüche.

Mehr noch, als die bändereichen Bibliotheken der russischen Universitäten Kiew, Kasan, Charkov, Moskwa, St. Petersburg und Dorpat, mehr, als die meist mit großer Humanität dem Publikum geöffneten Lesesäle der übrigen gelehrten Anstalten des russischen Reiches, wohin wir besonders das große pädagogische Central-Institut in St. Petersburg, das Lazarevsche Institut für orientalische Sprachen in Moskau, die Lyceen Richelieu (in Odessa), Demidov (in Jaroslawl'), des Fürsten Besborodko (in Nježin), die griechische Alexanderschule daselbst und die Agababovsche armenische Schule (in Astrachan) zählen, und mehr selbst, als die mit vielem nutzlosen gelehrten Kram vollgepfropften Bücherspeicher der großen kaiserlichen Bibliothek in der heutigen Residenzstadt des Zaren, sind die Bücherschätze mancher geistlichen Institute, als des heiligen dirigirenden Synods, verschiedener geistlicher Akademieen und Seminare und insonderheit einiger Klöster des centralen Rußland reich ausgestattet mit Druckwerken und Manuskripten, die sich auf die orientalische Literatur beziehen und die dem Linguisten wie dem Literaturhistoriker noch lange Zeit ein Feld zur Ausbeute von so unermeßlicher Ausdehnung eröffnen werden, wie er es im übrigen Europa, wo die gelehrte Forschung sich schon aller derartigen Schätze bemächtigt hat, schwerlich irgendwo antreffen dürfte.

Besonders ist es die armenische, grusinische, persische, türkische und arabische Literatur, aus der hier zahlreiche und kostbare Handschriften angetroffen werden, die oft an Gehalt wie an Zahl die Manuskripte des Asiatischen Museums*) weit hinter sich lassen. Denn dieses besitzt zwar schätzenswerthe und mit kaiserlicher Eleganz ausgestattete Kopieen, aber nur wenige Originalwerke und noch weniger Unica, woran die Klosterbibliotheken zuweilen absonderlich reich sind. Unter diesen Büchersammlungen russischer Klöster hebe ich vor vielen anderen**) die im Kloster Troizkoi Monastyr oder Troiza, d. i. zur heiligen Dreieinigkeit, besonders hervor, die ich als einen der russischen Hauptfundorte für die orientalische Forschung bezeichne, und worauf ich jeden in Rußland befindlichen Literator ausmerksam gemacht haben will, zu dem vielleicht der Mund dieser Blätter spricht. Das von dem heiligen Sergij im Jahre 1340 gegründete Kloster Troizkoi Monastyr liegt bei dem Flecken Sergijewskoj Possad, achtundsechzig Werst oder nahe zehn deutsche Meilen von der alten Metropole des russischen Reiches, der „goldhäuptigen, weißsteinernen" Moskwa, entfernt. Der Rimbus der Heiligkeit, in den diese alte Glanzstadt Rußlands gehüllt ist und der sich bis zur Gegenwart herab nicht verloren hat, umweht auch dieses noch auf dem Territorium des moskowischen Gouvernements, am Nordsaume des Bogorodsker Kreises befindliche, mit einer wundersamen Pracht und Großartigkeit erbaute und in einer überaus romantischen, mit allen Reizen der Abwechselung geschmückten Gegend gelegene Kloster, welches ein Mönchsklofter der ersten Klasse ist und nach dem Petschersk'schen Kloster zu Kiev, sowohl dem Rufe seiner Heiligkeit, als seinen unermeßlichen Reichthümern nach, für das bedeutendste Kloster Rußlands gilt. Die Zahl der Wallfahrer, die alljährlich nur von Moskau aus die schöne Straße über Groß-Mytischtschi nach dem Troizischen Kloster ziehen, beträgt weit über hunderttausend.

Die Mönche dieses ehrwürdigen und historisch wichtigen Klosters haben Rußland gelegentlich sehr wichtige Dienste geleistet. Der heilige Sergij selbst war es schon, der das Seinige beitrug, die Macht der Mongolen und Tataren zu brechen, indem er den Großfürsten Dmitrij Iwanowitsch, zubenannt Donskoj, zum Kampfe wider dieselben begeisterte. In der weltberühmten Vernichtungsschlacht auf der Ebene von Kulikov entschied sich Rußlands Sieg und des Chan Mamai Schicksal. Mehrere Mönche aus dem Troizischen Kloster hatten in dieser gewaltigen Schlacht mit Heldenmuth an des Großfürsten Dmitrij Seite gefochten. — Nicht minder wichtig sind Nikon's, des zweiten Gründers dieses Klosters, nachdem Chan Jedigei dasselbe zerstört, Abraham Palizyn'e, des Retters der Zarenstadt, und in neuester Zeit des Metropoliten Platon, der erst am 11. November 1812 starb, nachdem er in glänbiger Seele die Rettung seines Vaterlandes vom Druck der Franzosen vorausgesehen und von Gott inbrünstig erbetet hatte, so wie des frommen Popen Pelagij, der möglicherweise noch heute lebt, vielfache Verdienste um Thron und Reich. Zu erklären hieraus ist jene beispiellose Munificenz, mit der Rußlands Zaren und Rußlands fanatische Patrioten diese Andachtstätte begabten und zu einem unermeßlichen Eldorado ausrüsteten. Was jenes berühmte Kloster bei Madrid, das dem heiligen Laurentius geweihte Escorial, das ist Troiza für die Stadt der Zaren. Dort, wie hier, finden wir hohe Klostermauern, mit festungsähnlichen Thürmen versehen, prächtig ausgestattete Kathedralen und Kirchen, gewaltige Glocken und Glockenthürme, Seminare, Kunstsammlungen und Bibliotheken — eines nur ist anders: die dürren und rauhen Umgebungen des Escorial liefern ein schauerlich wahres Abbild seines finsteren Erbauers, des zweiten Philipp, während die mit allen Reizen einer wunderlieblichen, wechselvollen und beinahe pittoresken Natur geschmückten Umgebungen des Klosters der Dreieinigkeit, die in der Nähe des nur zwei Werst entfernten Klosters Ppfanija, einst des Lieblingssitzes des heiligen Platon, wahrhaft zauberisch wirken, die Seele mit einer Andacht und einem Frieden erfüllen, der die würdigste Vorbereitung ist für die, die in das Haus Gottes treten wollen.

Doch wir wenden uns zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück!

Die wichtigen Bücherschätze des Troizischen Klosters befinden sich in einem hohen und freistehenden, für die von fern Kommenden weit sichtbaren Glockenthurm, der sich vor der Kirche der Dreieinigkeit erhebt. Der Thurm, ein Denkmal tatarischen Geschmacks oder Ungeschmacks, ist wundersam gestaltet, mit vier offenen und von Schnörkelwerk überladenen Galerieen durchbrochen und auf seiner mehr als zweihundert Fuß hohen Spitze mit vergoldeten und gigantischen Kronen, Kugeln und Kreuzen versehen. An den vierundvreißig Glocken, die in diesem Klosterthurme schweben, darunter eine viertausend Pud schwer ist, üben sich stets bußfertige Hände, da in Rußland das Glockenziehen für eine gottgefällige Handlung gilt. An die Galerieen lehnen Gemächer, welche die einst von Platon begründete oder doch wenigstens sorglich geordnete und den Schau- und Lesefustigen zugängigt gemachte Bibliothek enthalten. Als ich im Jahre 1839 zum ersten Male dieses Kloster betrat, wurde mir gesagt, daß die Bibliothek achttausend Bände enthalte, schon vier Jahre später ward mir die Zahl zu zehntausend angegeben, und so eben lese ich in einer Mittheilung aus Moskau, daß diese für mich so wichtige Bibliothek heutigestages bereits mehr als zwölftausend Werke besitze.

Die meisten darunter beziehen sich auf die Religion, die Geschichte der Klöster, Kirchen und Heiligen, der Kirchenväter u. s. w. Von dem berühmten „Paterikon", welches 1661 zuerst in Kiev im Druck erschien und nachmals viele Auflagen und verschiedene Druckorte erlebte, fand ich hier wohl mehr als ein Dutzend Ausgaben, von denen einige sehr schön geschrieben waren. Besonders waren aber Editionen und Handschriften der heiligen Schrift reich vertreten, Ausgaben aus allen Sprachen slavischen, finnisch-tatarischen, tunguisischen, samojedischen und mongolischen Dialekte lagen hier vor, so wie armenische, persische, grusinische und andere Handschriften und Drucke. Auch an Grammatiken und Wörterbüchern fehlte es nicht, die den heiligen Männern zum Verständniß dienten. Platon, der selbst sein Vaterland mit einer großen Anzahl sehr wortvoller Schriften beschenkte, und dessen Styl, zumal in seinen Erbauungsschriften, sich oft zu einer wahrhaft poetischen Höhe erhebt, war ein außerordentlicher Verehrer der moralischen und didaktischen Literatur nicht blos seines Volkes, sondern aller Völker, deren Schriften ihm zugänglich waren. Durch Ankauf und

*) Die mit der etwa hunderttausendbändigen Bibliothek der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg verbundene Bücher-sammlung des Asiatischen Museums besitzt gegenwärtig etwa tausend orientalischer Manuskripte. D. Eins.

**) Genannt seien hier wenigstens flüchtig die Bücherschätze der Klöster Iwerskoi Monastyr im Waldai-See, Petscherskoi Monastyr an der Wolga bei Nishni Nowgorod, des heiligen Jurij am Jimen-See, des heiligen Nikolai bei Twer, der Klöster Spasj Jeofimiev und Wassilij-Wolki bei Sudbal und des heiligen Dmitrij zu Wladimir, außer einer großen Reihe anderer, die der Verfasser obiger Zeilen aus eigener Anschauung kennt.

Digitized by Google

Schenkung mehrte er fort und fort jene ihm theure Bibliothek, in der man ihn oft sitzen und arbeiten sah, mit solchen Werken der in- und ausländischen Literatur, die sich eines klassischen Rufs erfreuten, weil er meinte, daß ein Schriftsteller, den das Volk mit dem Namen eines Klassikers beehre, auch reich sein müsse an großen und gotterhabenen Gedanken. So findet man hier manche Werke, die man in einem Kloster nicht glaubt erwarten zu dürfen. Das Kloster besitzt viele werthvolle Ausgäbe aus moralischen, didaktischen und belletristischen Schriftstellern, angelegt von der eigenen Hand des gefeierten Metropoliten Mostau's. Volle zwanzig Bände, die man unter den Handschriften aufgestellt findet, rühren aus der Feder Platon's her.*) Man liest darin Exzerpte aus altslavischen, serbischen, bulgarischen, griechischen, lateinischen, romanischen und germanischen Dichtern und Denkern und könnte eine sehr werthvolle Gnomologie daraus zusammenstellen. Auch liebte und sammelte er Parömien, kurze Sprüche, Sentenzen, Aphorismen und andere in das Gebiet der Gnomik gehörige Sinn- und Gedenkworte. Seine Kloster-Untergebenen scheinen ihm hier (ob aus eigenem Antrieb und eigener Begeisterung, ob aus Schmeichelei und Unterwürfigkeit, bleibe unentschieden) getreulich beigestanden zu haben. Seinem und ihrem Eifer verdanken wir außer vielen anderen handschriftlichen Unternehmungen die große, mehr als zwanzig Bände umfassende Sammlung, die unter dem Titel: „Gnomologitscheskija knigi" („gnomologische Bücher") einen sehr werthvollen Theil der gedachten Kloster-Bibliothek bildet. Sie enthält Anstheilungen aus tatarischen, nigurischen und anderen tatarischen, finnischen, nordsibirischen, bucharischen, chinesischen, mongolischen, kalmykischen, grusinischen, armenischen, persischen, indischen, chinesischen, japanesischen, malaiischen, arabischen und babylonischen Werken, die hier in das Russische übertragen sind. Ein eigenthümlicher Bilderzaal des Orients, angefüllt mit den Perlenschätzen der Dichtung und den goldenen Schätzen der Weisheit aller Völker des Ostens!

Da ich in Begleitung des Kommandanten von Mostau, des wackeren General von Staal, am hiesigen Orte erschien, so ließ die Rücksichtnahme, die man dem hohen Gaste erwies, mich den Vortheil ziehen, eine gründliche Umschau in der Bibliothek halten zu können und das für mich Werthvollste auszuziehen, wobei mir einige Mönche des Klosters, von denen der Eine selbst meine heimische Sprache fließend redete, vortrefflich zur Hand gingen. Ich hätte gern noch vieles Andere ausgehoben, doch war die Zeit meines Aufenthaltes nur karg zugemessen, und was ich anzog, mußte im Kloster geschehen, da die Bücher desselben, den Statuten gemäß, nicht den Bezirk des Klosters überschreiten dürfen. So mußte ich meine eigenen Ausgüge auf die seltneren unter den Anzügen beschränken, die ich selbst vor mir hatte. Nur ein Werk konnte ich mich nicht entbrechen, ganz abzukopiren, weil es erstlich seinen zu großen Umfang und zweitens einen sehr großen literarischen Werth für mich hatte und, wie ich wohl sagen kann, auch heute noch für mich hat. Es ist dies ein Werk oder vielmehr die Handschrift und russifizirte Version eines Werkes, welches die russische Aufschrift trug: „Solotyja Poslowizy wybrannyja Fitom Amrëm (früh Ararjom) Abissinzom", d. i. auf Deutsch: „Fit Arari, des Habessinierers, goldene Sprüche". Die Sammlung hat wahrscheinlich einhundertsprüche oder zehn Centurien enthalten, deren fünf erstere auch vollständig vorliegen, während die fünf anderen leider nur in Bruchstücken vorhanden sind. Und zwar enthält das Fragment der VI. Centurie die Sprüche 19—91, das der VII. die Sprüche 7—79, das der VIII. die Sprüche 5—100, das der IX. die Sprüche 22—100 und das der X. die Sprüche 1—88. Es fehlen aus der VI. Centurie demnach siebenundzwanzig, aus der VII. gleichfalls siebenundzwanzig, aus der VIII. vier, aus der IX. einundzwanzig und aus der X. zwölf Sprüche, was im Ganzen einen Defekt von einundneunzig Sprüchen bildet, während die Sammlung in ihrem vorliegenden Theile aus in Allem neunhundertundneun Sprüche zur Mittheilung bringt. Ob Fit Arari der wirkliche Dichter dieser Sprüche oder nur der Sammler derselben gewesen sei, wird in der russischen Abschrift nicht erwähnt. Ich berühre nur beiläufig, daß der Name Fit Arari ein in Habesch wirklich vorkommender ist, und beziehe ich mich auf Salt's „Reise nach Abessinien in den Jahren 1809 und 1810" (übersetzt von Rühs; Weimar, 1815), wo S. 376 ein Fit Arari Zog genannt wird. Auch deuten einige Ortsnamen, die in die russische Version übergegangen sind, darauf hin, daß das Original zu der Amharasprache, die seit dem vierzehnten Jahrhundert Hofsprache in Habesch geworden ist, und nicht in der altäthiopischen oder Ghez-Sprache verfaßt sein müsse. Doch lassen wir hier einstweilen dergleichen Untersuchungen fallen, die an anderen Orten ihre Wiederaufnahme finden sollen. Ich erwähne nur, daß die Sammlung durch ihren orientalischen Typus ein ganz besonderes Interesse bei mir erweckte, welches mich einst mächtig gefesselt hielt, als ich vor Jahren die Abschrift und Uebertragung derselben bewerkstelligte. Da ich meine, daß den Lesern dieses Blattes ein Gefallen geschehen werde, diese eigenthümliche Gnomenlese kennen zu lernen, so will ich denselben sogleich die erste Centurie vorlegen, indem ich mich für den Augenblick alles Raisonnements über sie und ihre neun Geschwister enthalte.

(Fortsetzung folgt.)

*) In dem „Interiturchenkij Slowar etc." („Alphabetisches Verzeichniß der ausgezeichnetsten Kanzelredner und Schriftsteller geistlichen Standes der griechisch-russischen Kirche, mitgetheilt in dem von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg herausgegebenen Kalender für das Jahr 1839." S. 144—156) heißt es von ihm in wortgetreuer Uebersetzung: „Platon Lewschin, Metropolit von Mostau, Archimandrit der Dreifaltigkeits-Lawra, geboren am 29. Juni 1739 im Kirchdorfe Tschichitschewo unweit Mostwa. Ein durch seinen Geist, seine Kenntnisse und seine Berebtsamkeit berühmter Geistlicher. Von seinen vielen Schriften und Predigten zeichnen sich vornehmlich aus: sein Abriß der Theologie, seine Instruktion für die Kirchen-Aufseher, seine Ermahnung an die Rankenkuli und sein langer Katechismus. Seine Predigten, welche zu verschiedener Zeit edirt wurden, bilden zwanzig Bände. Platon starb den 11. November 1812 und ward im Spaß-Wissotskischen Kloster zu Mostwa beerdigt."

D. Einf.

Digitized by Google

was schwer, und er sah so gedrückt und verlegen aus, daß Wrede ihn fragte: „Was fehlt Ihnen, Mörner? Haben Sie etwa ein Duell vor?“ „Nein, Herr General“, antwortete dieser, „es ist etwas viel Wichtigeres, was mir im Kopfe herumgeht.“ Als nun der General väterlich ihn aufforderte, sich vollständig auszusprechen, wußte Mörner die Sache so zu wenden, daß Wrede ihm versprach, das ihm Anzuvertrauende als ein Geheimniß zu bewahren und namentlich so lange darüber zu schweigen, als sich Mörner in Paris befinde. Erst jetzt erzählte ihm dieser, was er in der Thronfolge-Sache gethan und was er bereits erreicht habe. „Ich habe“, fügte er hinzu, „heute mit dem Fürsten von Ponte-Corvo gesprochen, und er hat mir erklärt, daß, wenn der Kaiser nichts dagegen habe, er bereit sei, die auf ihn fallende Wahl anzunehmen und von der katholischen zur lutherischen Kirche überzutreten.“

General Wrede war, wie man sich leicht denken kann, nicht wenig erstaunt über die Kühnheit dessen, was sein junger Freund unternommen hatte. Er kannte und schätzte den Fürsten von Ponte-Corvo; deshalb fand der Plan keinen Widerwillen bei ihm, aber er fragte sich mit Recht, ob auch wohl dem Könige dieser Plan genehm sein würde? Die Sache war indessen, nach Mörner's Mittheilungen, schon so weit gediehen, daß ein Auftreten dagegen eine Verletzung des Fürsten gewesen sein würde, den er schätzte und der möglicherweise doch der König seines Landes werden konnte. Ueberdies hatte er Mörner das Versprechen ertheilt, über die Sache zu schweigen. Er beschloß also, darüber vorerst nach Stockholm zu berichten und ebenfalls in Uebereinstimmung mit seinem Versprechen die betreffende Depesche dem jungen Mörner selbst mitzugeben.

Inzwischen hatte sich der künftige Kronprinz von Schweden zum Kaiser nach St. Cloud begeben, um diesem mitzutheilen, welches ehrenvolle Anerbieten ihm gemacht worden — ein Anerbieten, in dem er nicht sowohl eine Anerkennung seines eigenen, als des Verdienstes des tapferen französischen Heeres erblicke. Napoleon mußte voraussetzen, daß, nachdem er den Schweden völlig freie Hand gelassen, diese nun sein Vertrauen nicht besser glauben ehren zu können, als indem sie einem seiner Marschälle ihre Krone anboten. Und so gestaltete sich Alles nach den Wünschen des jungen Garde-Lieutenants.

Als dieser, nach der Rückkehr Bernadotte's von St. Cloud, dem Letzteren wieder seine Aufwartung machte, theilte ihm derselbe seine Unterhaltung mit dem Kaiser mit, der durchaus keine Einwendungen gegen den Plan gemacht habe. Der Kaiser hatte auch dem Marschall Bernadotte erklärt, daß er sich in die Wahl der Schweden nicht einmischen und gegen den Ausfall derselben keinerlei Opposition machen werde. Dies war dem Kron-Kandidaten vollkommen genügend, und er sprach nunmehr sowohl gegen Signeul als gegen den improvisirten Vermittler seine Bereitwilligkeit aus. „Sagen Sie Ihrem Könige“, fügte er hinzu, „daß der Kaiser nicht allein keine Schwierigkeit mache, sondern auch im Falle meiner Erwählung mir gestattet, das schmeichelhafte Vertrauen des schwedischen Volkes anzunehmen. Sagen Sie auch, daß ich bereit bin, den constitutionellen Bedingungen nachzukommen und zur lutherischen Kirche überzutreten.“

General Fabian Wrede hatte inzwischen die Depesche nach Stockholm vorbereitet, die Mörner mitnahm und worin er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten genau schilderte, wie die Sache eingeleitet und auf ihren gegenwärtigen Standpunkt gebracht worden. „Ich verließ Paris“, sagt Mörner in seiner gedruckten Relation, „in sehr aufgeregter Stimmung. Die Schwierigkeiten meines Planes schienen, je mehr ich darüber nachdachte, zu wachsen, doch ich entschlug mich sehr bald wieder solcher äußeren Befürchtungen, wenn ich erwog, daß es sich hier darum handle, meinem Vaterlande den besten der Könige zu verschaffen.“ — In der That aber mußte Mörner das Herz um so stärker schlagen, je näher er der schwedischen Hauptstadt kam, denn in Paris hatte Jeder, dem er sein Geheimniß anvertraute, mehr oder weniger geglaubt, daß er in höherem Auftrage handle, während er sich bewußt war, allein für Alles verantwortlich zu sein, und ihm diese Verantwortlichkeit um so näher trat, als er auf schwedischem Boden sich befand.

Mörner begab sich in Stockholm sofort zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron Engeström, dem er seine Depesche übergab. Während dieser sie las, veränderte er die Farbe; er ward bloß und dann glühend roth, der Zorn trat ihm ins Auge, und er rief: „Wer hat Sie, junger Mann, gebeißen, sich in diese Sachen einzumischen! Wie haben Sie sich unterstehen können, so etwas zu unternehmen?“ Noch bevor Mörner sich verantworten konnte, traten zwei andere Mitglieder des Staatsministeriums ein, denen Engeström den Inhalt der ihm so eben von Paris zugegangenen Depeschen mittheilte. Die beiden Hinzugekommenen drängten Mörner mit Fragen und sagten dann, der König habe sich bereits einen Nachfolger gewählt, er (Mörner) möge also ja seine unberufene Einmischung, die ihm sonst leicht den Kopf kosten würde, aufgeben. Mörner erwiederte, daß er keine Furcht hege; „andere Köpfe“, fügte er trotzig hinzu, „werden vielleicht für den meinigen zahlen müssen.“

Da er sehr wohl wußte, daß ein Thronfolger keineswegs bereits erwählt sei, so erkannte Mörner auch leicht, daß in dem Gebahren der Minister mehr der Verdruß über die von ihm ohne ihre Autorisation erlangten Erfolge, als eine strenge Verurtheilung seines Leichtsinns sich aussprache. Einer der Minister, Graf v. Essen, sing sogar nach und nach an, eine gewisse Theilnahme für den Fürsten von Ponte-Corvo an den Tag zu legen, indem er sich nach den näheren persönlichen Verhältnissen desselben, so wie nach den Ansichten, die er von Schweden hege, erkundigte. Dies gab unserem Lieutenant neuen Muth: er sprach von den Sympathieen, die der Fürst bereits im schwedischen Volke und bei der Armee besitze, und je mehr die Minister ihn aufforderten, sich zu „kindlichen“ Gedanken und dem Kopfe zu schlagen, um so fester beharrte er nun darauf, daß dieser Gedanke nicht blos der seinige, sondern der des ganzen Landes sei. Er wurde schließlich mit dem guten Rath entlassen, sich ja nicht über den Gegenstand gegen Andere auszulassen, da ihm dies sonst nicht gut bekommen würde.

Mörner hatte jedoch bereits einige Offiziere seines Regiments zu seinen Mitwissern gemacht. Oberst Lagerbring, der Commandeur desselben, erklärte sich öffentlich für den französischen Marschall, den er im Jahre 1806, als er auf der Trave mit einigen anderen schwedischen Offizieren zu Gefangenen der Franzosen gemacht wurde, als einen sehr menschenfreundlichen und liebenswürdigen Kriegsmann kennen und achten gelernt hatte. Es ist sogar nachmals behauptet worden und in Zeitungen, so wie in Geschichtswerke, übergegangen, daß es dieser zufällige Umstand des Zusammentreffens von Bernadotte mit einigen Schweden im Jahre 1806 gewesen, was die Aufmerksamkeit des schwedischen Volkes auf ihn gelenkt, doch hies war, wie man aus dem Vorstehenden ersieht, nur ein sehr sekundäres Moment, während dem Lieutenant Mörner das Verdienst der Wahl ganz allein gebührt.

Eben so wie die Offiziere seines Regiments, wußte Mörner sehr bald auch mehrere leitende Mitglieder des Reichstages, namentlich des Bauern- und des Bürger-Hauses, auf seine Seite zu bringen. Wie ein Blitz zündete der Gedanke, daß man einen tapferen und zugleich leutseligen Kriegsmann auf den schwedischen Thron bringen müsse. Der Hof wurde immer umrubiger. Gerade, was er am meisten, als ein Danaer-Geschenk Napoleon's, gefürchtet hatte, das war ohne Mitwirkung des Kaisers dem Lande octroyirt worden, und das Letztere schien nichts weniger als unzufrieden darüber zu sein. Man warnte Mörner, sich dem Zorne des Königs auszusetzen, der seine Lieblings-Idee, einen zweiten Prinzen von Augustenburg zum Thronfolger in Schweden zu erheben, so plötzlich in den Hintergrund gedrängt sah. Mörner begab sich auf Urlaub nach seiner Vaterstadt Upsala, und bald darauf ging dem Oberst Lagerbring vom Hofe die Weisung zu, den jungen Offizier verhaften zu lassen. Der Oberst begnügte sich, ihm Hausarrest zu dictiren, wodurch Mörner allerdings behindert wurde, beim Reichstage, der bald darauf in Örebro zusammentrat, zu erscheinen und seinen Platz im Ritter-Hause einzunehmen.

Während alles dieses sich zutrug, während die Gemüther durch die über die Thronfolge herrschende Ungewißheit immer mehr aufgeregt wurden und der König eben eine Kommission ernannt hatte, welche die Kandidatur des Prinzen von Augustenburg in nähere Erwägung ziehen sollte, traf in Stockholm der schwedische Konsul in Paris, Herr Signeul, ein, von dem wir bereits oben gesprochen. Er brachte einen französischen Freund mit, welcher als Emissair Napoleon's galt, in der That aber der Abgesandte des Fürsten von Ponte-Corvo war, der mit Recht die Besorgniß hegte, daß in Mörner's Hand allein seine Sache nicht auf das beste gewahrt sei. Der Fürst hatte ein Schreiben an Karl XIII. gerichtet, welches Signeul dem Könige übergab, und das mit außerordentlicher Geschicklichkeit abgefaßt war. Bernadotte schrieb nämlich, er habe gehört, daß das schwedische Volk seine Augen auf ihn als Thronfolger gerichtet, daß er jedoch, so bereit er auch sei, seine Kräfte und die ihm zur Verfügung stehenden Mittel*) dem edeln Lande zu widmen, das ihn einer solchen Auszeichnung würdig halte, auf eine solche Combination nur dann eingehen werde, wenn der König, den er über Alles hochachte, damit einverstanden sei und ihn als geborsamen Sohn adoptiren wolle.

Mit diesem Schreiben hatte Bernadotte das Herz des Königs gewonnen, der überdies von Signeul hörte, mit welcher Liebe Jener von dem greisen, tugendhaften Monarchen spreche, der in der schwierigsten Zeit das Scepter ergriffen und dem Lande den inneren Frieden wiedergegeben habe. Gelegentlich cirkulirte auch ein Portrait des Sohnes des Fürsten von Ponte-Corvo, des jetzigen Königs Oscar, und das liebliche, von allen Reizen der Jugend umschwebte Bild des Erben des künftigen Thronfolgers verfehlte nicht, den günstigen Eindruck, den bereits die schriftlichen Mittheilungen des Vaters, so wie die Privat-Eröffnungen seines Emissairs, gemacht, noch zu erhöhen. General Wrede, schwedischer Gesandter am französischen Hof, traf auf Ein-

*) Schweden war damals sehr arm, und der Marschall Bernadotte soll im Kriege Gelegenheit gefunden haben, sich Millionen zu erwerben. D. R.

Digitized by Google

ladung des Königs ebenfalls in Stockholm ein, um an den Sitzungen der über die Thronfolge berathenden Kommission Theil zu nehmen. Dies gab im Schooße derselben vollends den Anschlag zu Gunsten Bernadotte's, nachdem obnedies die im Volke verbreitete — besonders auch durch eine von Mörner verfaßte Druckschrift genährte — Vorliebe für denselben den Hof schwankend gemacht und der König sogar selbst eine Neigung für den ihm bis dahin fast gänzlich unbekannt gewesenen Fürsten von Ponte-Corvo gefaßt hatte. Die Kommission kam zu dem Beschlusse, daß der König an seinen getreuen Reichstag den Antrag richte, ihm den Fürsten von Ponte-Corvo, den er als Sohn adoptiren wolle, zum Nachfolger zu geben.

Am 21. August 1810 erhielt dieser Antrag die einmüthige Zustimmung des nach Örebro berufenen Reichstages. Die Bauern waren die ersten, die bereits am Vormittag ihr zustimmendes Votum abgaben. Ritter, Priester und Bürger folgten im Laufe des Tages, und von Haparanda bis zur südlichsten Spitze von Schonen erklang nun der Name Bernadotte's und wurde er mit Jubel begrüßt. Der erwählte Kronprinz antwortete auf diesen Ruf in Person: am 2. November 1810 hielt er seinen feierlichen Einzug in Stockholm, wo er eben so vom Könige wie vom Volke mit Herzlichkeit empfangen wurde. Der unermüdliche junge Mörner, dessen erstes Auftreten in der politischen Welt von so glänzendem Erfolge gekrönt war, konnte wieder von Upsala nach der Hauptstadt zurückkehren, wo er nicht blos in seinem Regimente, sondern bald auch in den Generalstab des Kronprinzen befördert wurde, dessen Freund und Verehrer er bis an das Lebensende des Königs Karl Johann geblieben ist.

Algerien.

Adelstolz in der Wüste.

„Nimm einen Dornenstrauch, begieße ihn jahrelang mit Rosenwasser, er wird immer nur Dornen tragen, nimm aber einen Dattelzweig, lasse ihn ohne Wasser und Pflege, er wird dennoch Datteln geben.“ So sagte einst der Emir Abd-el-Kader in poetischer Gleichnißsprache des Orients zu dem französischen General Daumas, dessen aphoristische Erinnerungen seines Aufenthaltes in der Wüste die Revue des deux Mondes seit einiger Zeit öfter mittheilt.

In der Bildersprache der Araber bedeutet dieser edle Dattelzweig den Adel, und der Dornenbusch, den nichts verbessern kann, ist das Volk. Man glaubt im Orient noch an die Macht des Blutes, an die Reinheit der Rasen. Man hält die Aristokratie nicht nur für eine gesellschaftliche Nothwendigkeit, sondern auch für ein Naturgesetz. Niemand denkt daran, sich dieser Wahrheit zu widersetzen, wie es die Völker des Abendlandes so häufig thun, man unterwirft sich ihr mit ruhigster Ergebung und sagt: „Kopf ist Kopf, Schwanz muß Schwanz bleiben.“ Dieses Axiom versteht der ärmste Schäfer, und wenn die Araber auch ehrgeizige Träume haben, denen sie nachjagen, so sind es doch solche, die ihm keine Pein verursachen, während bei uns Tausende an fieberhafter Arbeit des Gehirns leiden, um es möglich zu machen, den Schwanz zum Kopf umzuwandeln und den Kopf zum Schwanz herabzudrücken. Es gehört gewiß zu den seltensten Fällen, Vertheidiger der Aristokratie zu finden, die nicht selbst zu ihr gehören und ihrer vermeintlichen Vortheile theilhaftig werden wollen.

Außer dem Adel alten und geheiligten Ursprungs, der aus den Abkömmlingen Mohammed's besteht, giebt es bei den Arabern noch zwei verschiedene Adelsstämme: den Adel der Priester und den der Krieger. Die Marabouts und die Djouads — so nennen sich diese beiden Rassen, die stolz auf ihr Gebet oder auf ihren Degen sind — verfolgen sich gegenseitig mit unversöhnlichem Haß. Der Krieger-Adel macht den Marabouts Vorwürfe, wie man sie gern in allen Ländern gegen Priester richtet, die sich in die weltliche Ordnung der Dinge mischen; sie werden des Ehrgeizes, der Intrigue, der Winkelzuge und der unaufhörlichen Begierde nach den Gütern dieser Erde, verborgen unter einer heuchlerischen Liebe zu Gott und dem Himmel, beschuldigt. Es giebt ein Sprichwort, welches sagt: „Aus einer Zaouia (ein religiöses Gebäude, das Kirche, Schule und geweihte Gräber vereinigt) wird immer eine Schlange kommen.“ Die Marabouts ihrerseits beschuldigen ihre Gegner der Gewaltthätigkeit, der Raubsucht und der Gottlosigkeit. Die letztere wird eine mächtige Waffe in den Händen der Priester, die für die Djouads dasselbe sein können, was die Geistlichkeit des Mittelalters für den weltlichen Adel war. Sie vermochte alle seine Streitmacht durch den Bannstrahl der Kirche zu vernichten. Wenn die Djouads das Volk hinreißen durch die Erinnerung der bestandenen Gefahren, des vergossenen Blutes, durch den kriegerischen Glanz, so haben dagegen die Marabouts die Allgewalt des Glaubens über die Gemüther. Mehr als einmal ist ein Marabout, den das Volk fürchtete oder liebte, dem Eigenthum und dem Leben seines Gegners gefährlich geworden.

Die Stellung der Djouads zum Volke ist ein Mittelding zwischen den Patriarchen der Bibel und den Lehnsherren des Mittelalters. Das Haupt eines Kriegerstammes hält in seinem Zelt vom frühen Morgen an eine feierliche Sitzung, wo sein Urtheil über Verbrechen und sein Rath bei Unglücksfällen eingeholt wird. Die Menge der Bittsteller und Beschwerdeführer ist oft sehr groß, aber eine der ersten Eigenschaften des Oberhauptes ist die Geduld. Mit unnachahmlicher Würde sitzt dasselbe auf seinem Teppich und schenkt allen Klagen Gehör, helfend und richtend, wo es sein muß, wie das arabische Sprüchwort bezeichnend sagt: „allezeit mit blanker Waffe und offener Hand.“

Der Krieger-Adel erwirbt seine Reichthümer durch Raubzüge (Razzias), die ihm nicht nur Geld, sondern auch Ruhm einbringen, weil sie als Beweise des Muthes angesehen werden. Abd-el-Kader sagte: „Nichts erhöht das blendende Weiß des Burnus so sehr, als vergossenes Blut.“ Das Oberhaupt des Stammes muß auch der tapferste Mann sein, und es würde dessen Einfluß und Ansehen vernichten, wenn die geringste Schwäche oder Feigheit zu Tage käme. Trotz ihrer Bewunderung des persönlichen Muthes, kennen die Araber durchaus nicht unseren sogenannten Ehrenpunkt; der Zweikampf und seine Gesetze gelten bei ihnen nicht. Dagegen ist die Blutrache bei ihnen gebräuchlich, die sich von Geschlecht zu Geschlecht erbt, um einen Mord oder eine Beleidigung zu rächen. Die Kriegszüge der feindlichen Stämme gegen einander werden mit orientalischer Pracht begangen und erinnern in ihrer naiven Ursprünglichkeit an die Kämpfe, welche Homer beschrieben. Außer Krieg und Raub wird die Jagd vielfach betrieben, und zwar die ritterliche Falkenjagd. Auch Wettrennen oder Rosse ist eine Lieblingsbeschäftigung des Krieger-Adels der Wüste, der alle Romantik des Abend- und Morgenlandes vereinigt.

Mannigfaltiges.

— Historische Novellistik. In dem Taschenbuch „Vielliebchen“ von Theodor Mügge (Leipzig, Baumgärtner, 1855) ist, außer sieben trefflichen Stahlstichen und einer sehr ans dem Leben gegriffenen dramatischen Verbrechergeschichte, eine historische Novelle enthalten, welche den merkwürdigen Kongreß in Rastatt vom Jahre 1798 darstellt. Die Erzählung ist einem jungen Diplomaten in den Mund gelegt, wodurch die diplomatischen Gespinnste der damaligen Zeit in ein helles Licht gestellt werden. Ergreifend wirkt es, daß der politische Horizont eine ähnliche Gewitterschwüle athmet, wie sie sich in der Gegenwart bemerklich macht. Einer der drei in Rastatt ermordeten französischen Gesandten, Jean Debry, ist gewissermaßen der Held der Novelle und jedenfalls der interessanteste Charakter darin, weil er einen Typus des französischen Geistes hervorhebt, der in Deutschland noch wenig Anerkennung gefunden und der doch gerade bei uns auf Seelenverwandtschaft rechnen müßte. Es ist dies der Gefühlsmensch, l'homme de sentiment, während man bei dem Franzosen fast nur l'homme d'esprit voraussetzt. Erregbarkeit und Feinheit des Empfindens zeichnet aber gerade die neueren französischen Schriftsteller aus, z. B. George Sand, Sainte Beuve, Victor Cousin u. a. m. Der Gefühlsmensch, leicht zur Schwärmerei hingerissen, war auch schon zur Zeit der ersten Revolution in Frankreich zahlreich vertreten, und Mügge's Jean Debry ist kein einzelnes Symptom davon. Die Mehrzahl der Girondisten gehörte eigentlich diesem Menschenschlage an; die historische Novellistik findet noch einen reichen Stoff im Schooße derselben. Neuerdings hat dieser eine neue Bearbeitung erfahren durch die Dichterin Elise v. Hohenhausen, geb. v. Ochs, welche die Irrthümer und Leiden der Madame Roland mit psychologischer Intuition in einem historischen Roman entwickelt hat. Frauencharakters, von weiblicher Hand enthüllt, die in die verborgensten Seelentiefen zu dringen vermag, gewähren immer einen eigenthumlichen Reiz, um so mehr wenn es sich, wie hier, um ein historisches Problem handelt, wie Manon Roland es war. Noch eines anderen Zuwachses der historischen Novellistik wollen wir hier erwähnen, dessen Helbin ebenfalls eine Frau und der französischen Geschichte ist, nämlich das Leben der schönen und klugen Herzogin v. Longueville, welches unter dem Titel: „Nonne und Weltdame“ von einer Mitarbeiterin des „Magazins für die Lit. des Auslandes“ (Z. v. H.) nach Victor Cousin's neuesten Aufschlüssen über die merkwürdige Parteiführerin der Fronde bearbeitet ist und die interessantesten Personen aus der Glanz-Epoche Frankreichs mit Portrait-Aehnlichkeit vorführt.

Herausgegeben redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, für Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Postamt Krausnick, Unterwasserstr. Nr. 214, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 6. Berlin, Sonnabend den 13. Januar **1855.**

Schweiz.

A. v. Tillier's Geschichte der Schweiz von 1830 bis 1848.*)

An einen Geschichtschreiber macht man mit Recht die Anforderung, daß er die Personen, die Zustände, die Handlungen, die Begebenheiten, die er darstellt, unparteiisch darstellen soll. Unmöglich aber kann damit gemeint sein, daß der Geschichtschreiber in seiner geschichtlichen Darstellung sich alles Urtheilens enthalten, daß er die geschichtliche Wirklichkeit gleichsam nur mit Worten abdagnerreotypiren, daß er das Urtheilen ganz und gar dem Leser überlassen soll. In dem Maße, als der Geschichtschreiber dieser Anforderung entspräche, hörte er auf, ein wissenschaftlicher Darsteller der Geschichte zu sein; er würde zu einem Sammler geschichtlicher Materialien, zu einem Chronistschreiber. Daß auch solche Arbeiter immer noch ihren Nutzen und ihr Interesse haben, wird man zugeben können; aber fürr echt wissenschaftliche Leistungen, für Arbeiter, die der an die Wissenschaft zu machenden Anforderung genügen, wird man sie uns nicht angeben dürfen. Geschichtliche Zusammenstellungen, welche im angedeuteten Sinne unparteiisch sind, bleiben trotz dieser ihrer Unparteilichkeit, die auf bloße Urtheilslosigkeit oder auf gänzliche Zurückhaltung des Urtheils hinauslauft, in Rücksicht auf wissenschaftlichen Werth weit zurück hinter solchen Geschichtswerken, in denen, wenn auch von einem unrichtigen Parteistandpunkte aus, der geschichtliche Stoff geistig durchdrungen, verarbeitet und als ein von einer Idee beseeltes Ganzes dargestellt ist.

Zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßt und das neuen genannte, die Geschichte der Schweiz während der Jahre 1830 bis 1848 darstellende Werk von Anton v. Tillier, in dessen zwei ersten, uns vorliegenden Bänden das politische Leben der Schweiz bis zum Herbste 1847 dargestellt ist. Der Verfasser hat an den geschichtlichen Ereignissen, die er darstellt, thätigen Antheil gehabt; er hat durch Betheiligung an der öffentlichen Verwaltung und an den gesetzgebenden Versammlungen, wie auch durch diplomatische Missionen in der Geschichte der Eidgenossenschaft, in dem genannten Zeitraum eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. In dem Vorwort des vorliegenden Werkes weist er auf seine politische Laufbahn und auf seine früheren historischen Arbeiten hin, um uns zu überzeugen, daß er fähig sei, die Geschichte, in der er selbst eine Rolle gespielt, unparteiisch darzustellen. Wir bedauern, es aussprechen zu müssen, daß die Unparteilichkeit, welche der Verfasser in dem vorliegenden Werke bekundet, eine solche ist, die wir einem Geschichtschreiber nicht zum Ruhme anrechnen können. Der Verfasser hat, wenn wir die Stellen in seinem Werke ausnehmen, in denen er die handelnden Persönlichkeiten charakterisirt, was er nicht hat thun können, ohne sein Urtheil über diese Persönlichkeiten zu erkennen zu geben, die Ereignisse, die Berathungen, die Beschlüsse, die Gesetze, die Maßregeln, die Bestrebungen, die Kämpfe, die im politischen Leben der einzelnen Kantone und der Eidgenossenschaft im Ganzen und in dem Verhältniß der Schweiz zur übrigen politischen Welt vom Beginn der politischen Bewegung in Folge der Juli-Revolution bis zum Ende des Jahres 1847 vorgekommen sind, aus authentischen Quellen in aller Ausführlichkeit so dargestellt, daß der Leser aus der Darstellung fast nirgends entnehmen kann, wie der Verfasser das Dargestellte beurtheilt haben will, ob lobend oder tadelnd, ob billigend oder verwerfend. Hätte der Verfasser sein durch Erfahrungen gereiftes Urtheil, welches er im Vorwort über den Zeitraum, den er darstellt, im Allgemeinen ausspricht, in der Darstellung der Einzelnheiten, die er aus dem politischen Leben der Eidgenossenschaft in einer Zeit heftiger Geburtswehen berichtet, mehr hervortreten und als sich bewährend erscheinen lassen, so wäre das vorliegende Werk ein wissenschaftlicheres, ein lehrreicheres und ein interessanteres Buch geworden. Wie das Werk jetzt beschaffen ist, entspricht es keineswegs der Anforderung, die an die Geschichtschreibung als Wissenschaft gemacht werden muß, der Anforderung nämlich, daß die Geschichtschreibung so viel wie möglich die göttliche Vernunft, die dem Leben der Völker und der Menschheit nie und nirgends gänzlich fehlen kann, auch hinter solchen Erscheinungen im Leben der Menschheit zeigt, in denen eine oberflächliche Betrachtung nur eine ziel- und zwecklose Sisyphusarbeit menschlicher Unvernunft und Selbstsucht zu sehen vermag. Auch dem Zwecke, den der Verfasser seinem Werke ausdrücklich zueignet, seinem Volke eine richtige Selbsterkenntniß und eine heilsame Lehre für die Zukunft zu geben, entspricht dasselbe in der gegenwärtigen Beschaffenheit viel weniger, als dies der Fall gewesen wäre, wenn der Verfasser die Mängel und verkehrten Richtungen im politischen Leben der Eidgenossenschaft während der Zeit von 1830 bis 1848 deutlicher und ausdrücklicher bezeichnet hätte, so daß die vernünftigerweise zu erstrebenden Reformen und die Mittel und Wege, zu ihnen zu gelangen, dem Leser dadurch eindringlich zum klaren Bewußtsein gebracht worden wären. Daß endlich eine solche farblose, daguerreotypische, chronikartige Darstellung, eine solche bloße Zusammenstellung von politischen Thatsachen, wie der Verfasser sie uns hier giebt, höchlens solchen Lesern, die diesen politischen Thatsachen persönlich ganz nahe stehen, ein Interesse abgewinnen kann, für alle andere Leser aber, wenn sie nicht Geschichtsforscher von Fach sind, eine sehr unerquickliche und sehr ermüdende Lektüre ist, wird auch Niemand in Abrede stellen wollen. Wir wollen es offen bekennen, daß wir es nicht über uns vermocht, die zwei starken Bände mit rege bleibendem Interesse durchzulesen. Und wir können nicht zugeben, daß die Schuld an uns liegt. Eine aus dem denkenden Geist heraus wiedergeborne, wissenschaftlich wahre und mit, so zu sagen, dramatischer Kunst dargestellte Geschichte des politischen Lebens der Schweizer Eidgenossenschaft in so bewegungsvollen Jahren hätte unsere Aufmerksamkeit und unser lebendiges Interesse gewiß im höchsten Grade gefesselt.

Außer der einem Geschichtwerk unserer Zeit nicht mehr ziemenden Urtheilslosigkeit, haben wir dem vorliegenden Werke des Verfassers eine der Geschichtschreibung in unserer Zeit eben so wenig zu verzeihende Einseitigkeit vorzuwerfen. Das Werk ist keineswegs das, was man heute unter einer „Geschichte“ der Eidgenossenschaft zu verstehen berechtigt ist; es beschränkt sich darauf, die Thatsachen im rein politischen Leben der Schweiz, die Kämpfe und Bestrebungen, welche ausschließlich die Politik, die Staatsform des Volkslebens zum Ziele haben, aktenmäßig zu berichten. Die den eigentlichen Inhalt alles Volkslebens ausmachenden, sogenannten materiellen Interessen, die heutzutage in höherem Maße, als in früheren Zeiten, den Geist der Völker beherrschen und auch in der Schweiz den politischen und politisch-religiösen Bestrebungen und Parteikämpfen zu Grunde liegen und denselben auch erst einen vermünftigen Sinn, eine geschichtliche Bedeutung geben, die materiellen Interessen, wie Industrie, Handel, Eisenbahn- und Telegraphenwesen, Ackerbau und Gewerbe, sind in der uns vorliegenden Geschichte der Eidgenossenschaft gänzlich unberücksichtigt gelassen. Daß hieran die dargestellte Geschichte und nicht der Darsteller der Geschichte schuld sei, d. h. daß in dem Zeitraum von 1830 bis 1840 in Beziehung auf die materiellen und auch in Beziehung auf die geistigen Interessen (Wissenschaft, Kunst, öffentlicher Unterricht, Rechtspflege u. dgl.) in der Schweiz gar nichts Erwähnenswerthes geschehen sei, wird Niemand behaupten wollen. Dieser Umstand, daß der Verfasser es so gänzlich verabsäumt, die Zustände des Schweizervolkes in Bezug auf diese allgemein menschlichen Interessen, das, was in dieser Beziehung in den einzelnen Kantonen geschehen oder auch nicht geschehen sei, uns zu vergegenwärtigen, trägt wohl das Meiste dazu bei, daß das vorliegende Werk des Verfassers uns in dieselbe Stimmung des Mißbehagens und der Langweil versetzt, die der ehrenwerthe Verfasser, dem der vernünftige Fortschritt seines Volkes, der Fortschritt desselben in der Freiheit erfüllenden Sittlichkeit eines alle Volksgenossen wirklich beglückenden, echt menschlichen Lebens, sehr am Herzen gelegen,*) im Hinblicke auf die Geschichte, welche er dargestellt hat, unverkennbar ausdrückt.

*) Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des so gedeihlichen Fortschrittes, von dem Jahre 1830 bis zur Einführung der neuen Bundesverfassung im Herbste 1848. Aus authentischen Quellen dargestellt durch Anton v. Tillier. Bern, Verlag von J. Körber (Buchhandlung Huber & Comp.). 1854.

*) In einer Anmerkung zum Vorwerte des vorliegenden Werkes melden die Herausgeber, daß der Verfasser am 16. Mai 1854, bei einem gelegentlichen Aufenthalt zu München, im zweiundsechzigsten Lebensjahre gestorben sei.

Digitized by Google

„Die Geschichte der achtzehn Jahre des in diesen Büchern geschilderten eidgenössischen Lebens“, sagt der Verfasser im Vorwort, „hat einige Aehnlichkeit mit derjenigen des israelitischen Volkes, wie es erst nach vierzigjährigen Irrgängen in der Wüste in dem verheissenen Palästina ankam. So stellten auch hier, die Einen von echtem und reinem Streben begeistert, die Anderen unter täuschender Vorspiegelung zu eitel selbstsüchtigen Zwecken wirkend, dem schweizerischen Volke, am Ziele der zu durchlaufenden Verbesserungs- und Umgestaltungsbahn, das schöne Ideal gelauterter, den wahren Bedürfnissen der Zeit entsprechender, aufgeklärter, das allgemeine Beste gewährleistender Kantonsverfassungen und einer Bundesverfassung auf, welche, nach dem oft ausgesprochenen Wunsche der Gebildetsten, neben Schonung der Eigenthümlichkeit der Kantone, solche in einem kräftigen, schweizerischen Gemeinsinn entwickelnden, Alles umfassenden Bunde vereinen sollte. Aber kaum hatte man die Bahn der Wirren und Kämpfe betreten, so schien das schöne Ideal, gleich einem täuschenden Trugbild nächtlich aufgerotter Einbildungen, sich immer mehr zu entfernen. Während man sich mit dem heftigsten Eifer über die Berechtigung zum Herrschen stritt, wurde der Zweck aller Herrschaft, die geistige Entwickelung und sittliche Bildung der Bevölkerung, das allgemeine Wohlbefinden derselben, völlig aus dem Auge verloren, und es fand sich, daß man nach den schwerglichen Anstrengungen den Kern über der Schale völlig hintangesetzt hatte.“

Der vernünftig politische Standpunkt des Verfassers ist aus den folgenden beherzigenswerthen Schlußworten des Vorworts zu erkennen:

„Eidgenossen, schweizerische Brüder! fragen wir uns selbst, ob wir in den Künsten des Friedens anderen Völkern sehr überlegen seien, und ob unsere nur noch wenig gereiften und geläuterten Staatsverfassungen, wohl sehr oft einem wandelbaren Glücksspiele beweglicher Leidenschaften ähnlich, etwas dazu beigetragen, dieselben zu fördern? ob sie auch hinreichen, die Sitte und Recht durchbrechenden Forderungen unersättlicher Genußsucht und eitlen Ehrgeizes in den Schranken zu halten? Fragen wir uns endlich und hier vorzüglich ohne Selbsttäuschung: ob die Kunst der Waffen, die uns einst so hoch gestellt, so gräbt, unsere Vertheidigungs-Anstalten so eingerichtet seien, um uns vor blutigen, unsere Unabhängigkeit gefährdenden Lehren zu bewahren? — Wenn wir den Muth haben, und diese Fragen ernstlich zu stellen, sie uns unbefangen und wahrheitsgemäß zu beantworten, so möchten wir wohl zu der Einsicht kommen, daß es weit nützlicher und ruhmvoller wäre, mit unverdrossener Kraft und Einsicht an die nachhaltige Besserung unserer Mängel zu gehen, der Enthaltung fernerer Thorheiten und zu bestreitigen, als dieselben, was zudem selten gelingt, mit ungerechtem, verderblichem Trotz und unwürdiger Prahlerei bemänteln zu wollen. Sollte der Gott unserer Väter und diese Kraft bescheiden, dann, eidgenössische Brüder, kann auch ein späteres Geschlecht den alten Ruhm der Väter durch eine neue Zukunft erfrischen; allein vergessen es nicht, der einzige Weg dazu, den Euch Erfahrung, Geschichte und Weisheit bezeichnen, ist Selbsterkenntniß und Bescheidenheit: nur diese führen zur Freiheit, zum Heil und zu bleibendem Ruhm.“

Rußland.

Fit Arari, des Habessiniers, goldene Sprüche.

(Fortsetzung.)

Die erste Centurie der goldenen Sprüche Fit Arari's, des Habessiniers, lautet nun in folgender Weise:

„Wenn der Negus schießen will, stellt sich seinem Bogen immer eine Antilope entgegen.

Wen Allah bis auf den Hurtu führt, dem will er auch das Rothe Meer zeigen.

Du vertraust Dich auch dem Samum an, indem Du Dich der Sahel anvertraust.

Wer die Krokodile schilt, soll auch den Nil verdammen.

Jede Aloe meint auf Sofotora zu stammen.

Wenn der Bergquell zum Nil werden soll, dann wird er auch die Ebene gewinnen.

Nicht jedes Harz, das aus den Bäumen quillt, ist Gummi.

Kannst Du keine Kokos tragen, o Palme, so trage Arekas.

Liebe die Sahara schon um des Sandes willen, damit Du sie verehren kannst der Oasen wegen.

Was ein Zebra ist, hält es weder mit den Rossen, noch mit den Mäulern.

Wäre der Arme eine Mokkabohne, der Reiche würde ihn als Kaffee trinken.

An dem Palmbaum des Ruhms vertrocknet die Dattel der Bescheidenheit.

Die Wahrheit ist eine Koloquinte, man darf sie Keinem reichen ohne Zucker.

Laß, o Jüngling! Deine Fehler denen der Muschel gleichen — nämlich Perlen.

Zieh den Ertrinkenden vorerst aus dem Nil, und am Ufer frag ihn, wie er ins Wasser fiel.

Je kleiner die Eidechs, je größer die Hoffnung, ein Krokodil zu werden.

Bewahrt den Guro vor Erkältung, sonst haben die Gallas den Schnupfen.

Als Gott den Adam schuf, meinte der Floh, er hab' es gethan um seinetwillen.

Pflanze die Distel ins Paradies, sie wird doch keine Rose tragen.

Sorge nur dafür, mein Sohn! daß Du die Dembea seist, so wird die Nilwelle schon in Dich einmünden.

Die Riesenschlangen sind leichter zu meiden, als die kleinen Nattern.

Gott verschenkt keine Henne, es sei denn eine Bruthenne.

Die selbst nackt gehen, nähen am emsigsten Gürtel für Andere.

Wenn dem Narren der Hals zu neu ist, so setzt er einen Flicken darauf.

Als ich durch die Wüste zog, fehlte mir das Kameel; nun ich aus Meer komme, fehlt mir der Kahn.

Wenn es der schönen Dembea auch einmal gelingt, den edlen Nil für ihre Reize zu fesseln: er wird sich doch bald aus ihren Armen wieder lodreißen.

Es schadet nichts, ein weißer Vogel zu sein, wenn man so schön singen kann, wie die Nachtigall.

Wie der Taranta-Berg den Nebel braut, so muß ihn Dirans Ebene trinken.

Sorge für die Pisangs in Ankobar, wenn Du die Bananen in die Wüste versenden willst.

Der Zwerg bückt sich am meisten, wenn er durch die hohe Pforte von Gondar tritt.

Allah hat dem Strauß in die Ferse gelegt, was er ihm an den Schultern versagt hat.

In den Augen des Neides wächst sich der Ginsterstrauch zu einem Palmenwald aus.

Allah schafft kein Krokodil, er schafft auch ein Schneumon.

Nicht jede Schlange ist eine Boa, aber der Feige hält jede dafür.

Ziehe die Ruder ein, wenn Du bei einem schlafenden Krokodil vorüberfährst.

Setze die Waalia in das purpurfarbene Taubenhaus: sie sehnt sich doch nach den grauen Dorobämmen.

Jedes Sumpfschilf hält sich für einen Sohn des Zuckerrohrs.

Wenn die Dattel-Aerndte vorbei ist, hat Jeder etwas am Palmbaum auszusetzen.

Wem man den Krebsfang im Nil verstattet, der verlangt auch nach dem Hummerfang im Libyschen Meere.

Sohn, nimm Dir eine Sichel mit, wenn Du ins Land der Kehren reisest.

Wo Gott den Spechten die Bienen schmälert, läßt er ihnen die Sykomoren wuchern.

Für Liebende hat die weiße Grasnelke Jasminduft.

Fliege dem Himmel entgegen, o Sohn, aber nicht eher, als bis Dir Adlerschwingen gewachsen sind.

Thu es der Glocke gleich: schlägst Du sie, giebt sie einen schönen Klang.

Dankbarkeit ist ein Lotos, dessen Blüthen schnell abwelken.

Weil Gott den Wipfel der Palme nicht herabgebeugt hat, so hat er das Haupt der Giraffe emporgehoben.

Wer die Perlen trägt, zählt nicht nach, wie oft der Hai nach des Tauchers Beinen geschnappt hat.

Wer durch einen Zahn sterben soll, den kann wohl der Rachen des Krokodils fahren lassen: aber der Hyäne Biß wird ihn zermalmen.

Frage nicht, wer größer sei, der Boveba oder der Ambahai; genug, daß beide in die Wolken ragen.

Gleiche der Palme, mein Sohn; wenn Du sie steinigst, wirft sie Dir Datteln als Kußfinger zu.

In der Ebene gilt jeder Berg für einen Namera.

Lebe sechs Tage in der Oase, am siebenten wirst Du Dich nach der Wüste sehnen.

Man muß den Kürbisstern nicht legen, wo man den Melonenstern legen kann.

Wenn die Phasele sich auch höher streckt, als der Mokkabaum: sie wird dennoch keine Kaffeebohnen tragen.

Die Welle hebt sich im Golfe, wenn sie sich im Ocean hebt.

Im Lande der Zwiebeln gilt es für ein Unrecht, etwas Anderes sein zu wollen, als Lauch.

Wenn Du die Orange auch in Essig legst: es wird doch keine Citrone daraus hervorgehen.

Man braucht kürzere Zeit, wenn man ausreist, den Pol zu finden, als wenn man ausreist, einen Freund zu suchen.

Digitized by Google

Wer aus Scherz in den Nil springt, kann leicht im Ernste darin ertrinken.

Man bringt mit einem goldenen Schlüssel die zur Herzkammer des Negus.

Bringe den Weisen nach Samen, und er wird zufrieden sein; führe den Narren nach Schoa, und er wird zu klagen haben.

Der Geizige möchte dem Einen das Kameel und dem Anderen noch den Buckel verkaufen.

Ein trunkener Treiber macht ein taumelndes Kameel.

Allah läßt die Kokosnüsse fallen, wenn kein Schläfer unter der Palme liegt.

Der Riese freut sich der Waldhügel Lasta's: aber dem Zwerge gelten die Schneeberge Samens viel zu niedrig.

Kann man den Papagei nicht fangen, so schlägt man auf den Pfisang.

Wenn Dein Geheimniß der Nil hört, so wird es auch die Wüste erfahren.

Gleiche der Ananas; was an ihr nicht eßbar ist, läßt sich zu Flachs verspinnen.

Wenn der Thau des Himmels Dich erquicken soll, muß Dein Herz eine Oase sein und keine Sahel.

O Sohn, wenn ein Engel Dich ins Eden treiben wollte mit flammendem Schwert: Du würdest noch an der Eingangspforte zu entfliehen suchen.

Für Eichen schafft Gott nur Maiwürmer, für Rosen aber Goldkäfer.

Wenn man eben noch der reinen Luft sich freut, dann ist schon der Harmattan im Anzuge.

Stelle den Dichter auf den Taranta-Berg: er wird Dich doch befragen, wo Dixan liege.

Es ist ein thörichter Diener, der nicht etwas Schatten auch auf das eigene Haupt fallen läßt, wenn er den Schirm ausbreitet über den Negus.

Wenn der Dieb vom Bawbus sprechen hört, reibt er sich den Rücken.

Wenn der Tiger zur Fußdecke geworden ist, fürchtet ihn Keiner.

Sei Pfeffer unter den Gurken und Zucker unter den Chinablättern.

Wenn der Eber den Elephanten gesehen hat, preist er den eigenen Rüssel.

Das Wolfsfell wird da am meisten geachtet, wo das Pantherfell fehlt.

Wenn der Feldherr bei den Gazellen in die Schule gegangen ist, wie mag er verlangen, daß das Heer die Weisheit von den Palmen wisse?*)

Ein geschenkter Zobel gilt für zwei versprochene Hermeline.

Wenn die Karawane noch in Arkiko weilt, wird schon viel von Mekka geredet.

Wenn der Fuchs in die Steppe kömmt, wächst ihm seine Schlauheit.

Die Männer fürchten die Gefahr, die Weiber nur den Anblick derselben.

Der Weise gleicht der Sonne: wo er erscheint, wird es Tag.

Der Frosch schnappt wohl nach dem Kameel, aber er verschluckt es nicht.

Der Demant ist unter den Quarzen versehmt.

Die Blume des Ruhmes wächst nur auf dem Acker des Verdienstes.

Der Ruhm klopft nicht an die Pforten der Unterblichkeit: denn sie stehen ihm schon offen.

Wenn die Morgenröthe ein Flamingo wäre und die Sonne ein Kanarienhase: wir würden beide nur noch im Hause des großen Negus erblicken.

Wenn die Schlange zu giftig ist, so giebt ihr Gott eine Klapper.

Auf dem Gipfel des Namera gedeihen die Palmen nicht.

Wenn Du einen Nackten siehst, so schütte Dich, als wenn Du Frost empfindest.

Laß Dir den Tef genügen, wofern der Mais fehlt.

Allah beuget die Kniee des Nils in Assuan, weil er allzu stolz das Haupt hob in Dongola.

Wenn man auf goldenen Schuhen geht, kann man bis an der Welt Ende gelangen.

Die Frige, die der Reiche austheilt, ist saurer, als der Holzapfel, den der Arme spendet.

Wird Dein Fuß auch nicht gestochen, ohne daß Gott es will: so sollst Du doch nicht auf dem Viperspfade wandeln.

Schilt Gott nicht, o Sohn! daß er den Tiger geschaffen hat, sondern lobe Gott, daß er ihm nicht die Flügel gegeben hat.

Der Rabe spricht gern von den Wolken, aber der Adler wohnt in ihnen."

Died die erste vollständige Centurie. Unter den Fragmenten hebe ich das der sechsten Centurie aus, welches mit dem neunzehnten Sprache beginnt und mit dem einundneunzigsten endet.

Die einzelnen Sprüche lauten:

„Wer den Papagei zu loben geneigt ist, der findet auch, daß seine Stimme wohlklingend sei.

An des Tigers Grabe wird keine Wehklage von den Antilopen erhoben.

Wer keinen Hunger hat, sagt: die Kokosnuß hat eine zu harte Schale.

Wenn der Thautropfen in den Nil fällt, meint er, der Strom müsse nun austreten.

Wer sich zum Kiber macht, nach dem schnappen die Haie.

Den, der die Stockstreiche empfing, frage nicht: schmerzt Deine Fußsohle?

Dem, der gestorben ist, hilft selbst der Diptam nichts.

Wenn Du auf die Elephantenjagd gehst, dann vertausche die Rohrpfeile mit den Feuergeschossen.

Wer sich vor dem Bade nicht schämt, darf sich vor dem Nacktsein nicht scheuen. (Schluß folgt.)

*) Der Sinn ist wahrscheinlich der: „Wenn der Feldherr selbst ein Anfänger ist, so kann er nicht erwarten, daß die Soldaten dem Feinde Stand halten werden." D. Einf.

Frankreich.

Die französischen Ausgrabungen an der Stätte des alten Babylon.

Es ist bekannt, daß in den letzten Monaten des Jahres 1851 in Frankreich zwei archäologische Expeditionen unternommen wurden, die eine, um Ober-Mesopotamien zu erforschen, die andere, um die Gegend zu untersuchen, wo einst Babylon gestanden hatte. Die erste fand unter der Leitung von Herrn Place statt, während der Führer der zweiten der ausgezeichnete Orientalist Fulgence Fresnel war. Ihn begleiteten die Herren Oppert und Thomas. Von den sprachlichen und paläographischen Entdeckungen, welche Dr. Oppert gemacht, haben wir bereits vor kurzem Bericht erstattet. Was die übrigen Resultate der Fresnelschen Expedition betrifft, so wollen wir hier das Wesentliche aus einem Berichte darüber mittheilen, den die Revue des deux Mondes aus der Feder des Herrn Fred. Mercey gebracht.

Während die Expedition von Place sehr erfreuliche Ergebnisse zu Tage gefördert, scheint man mit der von Fresnel in Frankreich weniger zufrieden zu sein; vielleicht mit Unrecht; denn wenn auch die Ausbeute an eigentlichen Kunstwerken, die man mit einiger Ostentation in Museen aufstellen könnte, nicht gerade sehr fruchtreich war, so sind doch die Resultate, die sich aus der Erforschung der schriftlichen Denkmäler ergeben können, jedenfalls, wenn auch weniger in die Augen fallend, so doch für die eigentliche Wissenschaft von höchster Bedeutung. Die Reisenden waren lange Zeit in Bagdad eingeschlossen wegen eines Krieges, wie sie häufig zwischen den eingeborenen Stämmen dort vorfallen, und erst gegen Anfang des Sommers 1852 konnte die babylonische Mission ihre Arbeiten beginnen. Oppert und Thomas maßen und zeichneten, bei einem ersten Ausflage nach Selencia und Ktesiphon, in der letzteren Stadt jene herrliche Ruine, welche der Bogen des Kosroes heißt und deren Baustyl aus dem babylonischen und byzantinischen gemischt sein soll. Nur durch ihre erstaunliche Solidität ist sie dem Schicksale entgangen, von den Bewohnern von Bagdad abgebrochen und zu anderen Bauten verwendet zu werden.

Dieser Ausflug fand im Juni 1852 statt; am 7. Juli befanden sich Herr Fresnel und seine Begleiter zu Hillah auf dem Boden des alten Babylon selbst; am 15ten begannen die Ausgrabungen und Untersuchungen.

Man begann mit den Hügeln des Kasr und des Amran-ibn-Ali, wo man die ersten Gräben einschlug. Diese Untersuchungen förderten eine Menge kleiner Gegenstände zu Tage: Statuetten von Stein und gebranntem Thon von griechischer oder parthischer Arbeit, die letzteren von einem ganz barbarischen Style. Fresnel und Oppert gingen vorzüglich in ihren Nachforschungen darauf aus, die Lage mehrerer Hauptgebäude des alten Babylon zu bestimmen. Es stellte sich ihnen zufolge heraus, daß der Ruinenhügel von Amran-ibn-Ali der ältesten Zeit angehöre und aus den Trümmern der Bauten der Semiramis gebildet sei, während der Kasr, an dem alle Backsteine den Namen des Nabuchodonosor tragen, diesem Könige zugehöre; der Mudschelibeh (der Umgestürzte) endlich, dem ganz besonders der Name Babel beigelegt wird, würde verschiedenen Zeiträumen angehören, aber nicht der berühmte babylonische Thurm sein. Diesen finden sie vielmehr in dem Birs-Nimrud (Thurm des Nimrud), welcher mehrere Stunden von den anderen Ruinen entfernt liegt.

Rawlinson theilt in dieser Hinsicht ihre Meinung, wonach der Birs-Nimrud das alte Borsippa oder Babel, der Thurm der Sprachen, ist.

Bei den ersten am Kasr stattgefundenen Ausgrabungen fand Fresnel, außer den mit dem Namen des Nabuchodonosor versehenen Backsteinen, zahlreiche Stücke von emaillirten Ziegeln, die mit Bruchstücken oder Theilen von Menschen- und Thierfiguren bedeckt waren und Keil-Inschriften trugen, deren Buchstaben, von weißer Emaille, sich von einem blauen Grunde abhoben. Da nach Ktesias und Diodor der Palast des

Digitized by Google

Nabuchodonosor mit großen Mosaiken von emaillirten Ziegeln verziert war, welche Jagdstücke darstellten, so glaubt Fresnel wohl mit Recht, an dem Kasr jenen Palast entdeckt zu haben, gleichwie Place in Ninive ganz ähnliche Mosaiken, und zwar weit besser erhalten, gefunden hat.

Thomas, der dieser Expedition beigegebene Architekt, benutzte den Augenblick, wo das Wasser des Euphrat unter seinen gewöhnlichen Stand gesunken war, und stellte in den Grundmauern der darüber liegenden Uferbauten Nachgrabungen an. Man fand Sarkophage aus gebranntem Thon von grober Ausführung, aber von so eigenthümlicher Gestalt und solcher Kleinheit, daß sie Verwunderung erregten (40 Centimeter breit, 36 lang, 50 hoch). Der in diese Art Urnen gezwängte Körper muß so zusammengedrückt worden sein, daß die Kniee ans Kinn rührten und die Arme von den Hüften aus über die Brust gekreuzt waren. Fresnel meint, daß diese Todtenkisten wohl nur für die untersten Klassen der Stadt bestimmt gewesen sein können; indeß läge auch wohl eine Vermuthung nahe genug, nämlich sie für Kindersärge zu halten. Ob sie nun chaldäischen oder parthischen Ursprungs waren, das, meine ich, ist wohl eine nicht anszumachende Sache.

Ein einziges Denkmal ist auf seiner Stelle geblieben, halb umgestürzt und begraben in den Trümmern der Nordostseite des Kasr, eine kolossale Gruppe, die einen Löwen darstellt, wie er einen Menschen unter sich bringt. Sie ist indeß so verstümmelt und unscheinlich, daß man, um die bei ihrer ungeheuren Größe sehr schweren Transportkosten zu sparen, sie lieber an Ort und Stelle gelassen hat. Der Stein, worans sie gemacht ist, ist ein schwarzgrauer Granit.

Eine der interessantesten Entdeckungen hat man indeß in den Gräbern gemacht, welche man südlich vom Kasr in dem Hügel von Amran-ibn-Ali fand, dem, wie man glaubt, ältesten Theile von Babylon. Man hält ihn, wie auch die Gruppen von Homayra und Babel, für einen Theil der am linken Euphrat-Ufer liegenden königlichen Paläste. Man fand daselbst an einer Stelle, welche die eingebornen Arbeiter el kobur (die Gräber) nennen, mehrere Sarkophage, in welchen sich mit Eisen gepanzerte und mit goldenen Kronen geschmückte Skelette fanden, die freilich mit Ausnahme einiger Theile des Schädels schon in Staub zerfallen waren; das stark gerostete Eisen und das Gold der Kronen indeß ist noch sehr unterscheidbar und abwägbar. Fresnel betrachtet diese Gräber als macedonisch und bringt sie mit den Begleitern Alexander's oder Selenkus' in Verbindung.

Die goldenen Kronen bestehen eigentlich nur aus einem Stirnbande, das mit sechs Blättern des Lorbeers oder einer im Lande einheimischen Pappelart besetzt ist, drei zu jeder Seite, so zwar, daß ihre Spitzen auf die Stirnhöhe zugerichtet sind. Die Ciselirung der Blätter ist sehr zart, namentlich sind die Rippen derselben sehr fein ausgedrückt. Unterhalb des Reifes findet man immer eine gewisse Menge Gold in Blättern, welches wahrscheinlich die Augen bedeckte oder anstatt der Goldmaske diente, wie man sie in anderen Gegenden bei den Vornehmen findet. Die Masse von Eisen bei einigen dieser Leichname ist wirklich erstaunlich. Einer von ihnen war ganz eingehüllt in eine Binde von diesem Metalle. Die Construction der Gräber selbst ist sehr einfach; es sind parallel durch Scheidewände getrennte kleine Zellen aus Backsteinen oder Mörtel.

Nicht weit von diesem Fundorte entdeckte man das ähnlich gebaute Grab einer Frau und fand darin mehrere Statuetten aus Marmor und Alabaster, die eine Venus, Juno und eine Person mit phrygischer Mütze vorstellen. Letztere liegt halbgenackt. Es ist griechische Arbeit von ziemlich guter Ausführung. Auch fand man Schmucksachen, z. B. Ringe, mit Opalen besetzt, Ohrgehänge von sehr verwickelter Arbeit, goldene Ringe u. s. w.; das Skelett hatte aber keine goldene Krone.

Sonst hat man im Verlaufe der eingestellten und wiederaufgenommenen Grabereien eine große Menge kleinerer Gegenstände entdeckt, Bronze- und Silber-Medaillen, Schmuckſachen von Gold und Edelsteinen, Elfenbein-Arbeiten, Figuren aus Bronze, Alabaster und gebrannter Erde (Terrakotten), Thiere aus hartem Stein, Bronze und Silber, Amulette, Alabastervasen, Scheiben, Kugel, Kugeln aus hartem Stein, griechische, persische oder chaldäische Vasen oder Phiolen aus vergoldetem Glase und andere Glaswaaren, kleinerne Cylinder, feine Terrakotten mit Inschriften, kleine Gebrauchs-Gegenstände, Flaschen von gebrannter Erde, wovon eine einen Kontrakt enthält, schwarze Steine, Topfscherben mit Keilschrift, Backsteine mit Aufschriften, manche davon bisher ganz neu in ihrer Art u. s. w.

Der längere Aufenthalt zu Hillah hat Oppert in den Stand gesetzt, die genaueste Karte von Babylon und der Umgegend zu entwerfen und an die Lösung mehrerer Fragen zu gehen, die seit länger als einem Jahrhundert streitig waren. Wir sehen der Veröffentlichung dieser Arbeiten mit Interesse entgegen.

Man hat, wie gesagt, dem Führer der Expedition, Herrn Fresnel, verschiedene Vorwürfe gemacht, vor Allem darüber, daß er nur auf dem Boden von Babylon, nicht aber auch an anderen Orten, z. B. zu Niffar und Warkah am Nieder-Euphrat, Nachforschungen angestellt habe, welche, wie man glaubt, eine reiche archäologische Ausbeute gewährt haben würden. Fresnel vertheidigt sich dagegen und führt namentlich an, daß Layard und später Loftus, der auf eine Subscription von Kunstfreunden, zu welcher Se. Majestät der König von Preußen fünfzigtausend Francs gezeichnet, dort Nachsuchungen angestellt, nichts Bedeutendes gefunden hätten, und daß er sich glücklich schätze, Frankreich eine bedeutende Geldsumme erspart zu haben. Oppert berechnet, daß, um in Babylon mit Erfolg Nachgrabungen machen zu können, d. h. um die riesigen Trümmerhaufen des Kasr, Amran-ibn-Ali u. s. w. abzuräumen, man sich mindestens zu einer Ausgabe von hundertvierzigtausend Francs verstehen müsse.

Mannigfaltiges.

— Jules de Blosseville. Der Name dieses Franzosen, von welchem so eben eine Lebensbeschreibung aus der Feder eines Verwandten, des Marquis von Blosseville, erschienen, verdient in der Geschichte der berühmten Seefahrer einen Platz neben dem des Engländers Sir John Franklin. Am 4. Juli 1833 ging Blosseville von Dünkirchen mit der von ihm befehligten Kriegsbrigg „La Lilloise“ unter Segel, um eine wissenschaftliche Expedition in den Polarmeeren zu unternehmen, namentlich am Untersuchungen über den Erdmagnetismus, so wie auch um in Island, im Auftrage der Gesellschaft der Alterthumsforscher der Normandie, Nachforschungen nach einem isländischen oder lateinischen Manuskript über das Leben Rollo's anzustellen. Zwischen dem 20. und 25. August 1833 war die „Lilloise“ zum letzten Mal in dem Eismeere jenseits Island gesehen worden, und seitdem ist jede Spur von dem Schiffe sowohl, als von der Mannschaft verloren gegangen. Außer Herrn v. Blosseville befanden sich auf demselben noch mehrere Männer der Wissenschaft, namentlich die Herren Raoul Lepelletier d'Aulnay und Aug. de Kulhière. Blosseville war auf seinen früheren Reisen der wissenschaftliche Amanuensis der Admirale Duperré, Dumont d'Urville und Dupetit-Thouars gewesen. Dem naturgeschichtlichen Museum in Paris und dem ceramischen Museum in Sevres hatte er von seinen Reisen die werthvollsten Beiträge mitgebracht; eben so hat er zahlreiche Artikel für das „Journal des voyages“ und die „Annales maritimes“ geliefert. Das Marine-Ministerium liebte es zwar damals nicht und mißbilligte es ausdrücklich, wenn sich seine Offiziere mit anderen als rein nautischen Dingen beschäftigten. Blosseville ließ sich jedoch dadurch nicht zurückhalten, auch fernerhin mit Cuvier, Arago und der Akademie der Wissenschaften in Verbindung zu bleiben. Als er seine letzte Reise antrat, hatte er erst ein Alter von achtundzwanzig Jahren erreicht.

— Neugriechische Industrie. Der rühmlichst bekannte Bibliograph, Herr Ludovic Lalanne, Herausgeber des Athénoeum Français, warnt in diesem Blatte vor einem in der Welt umherreisenden Griechen, der ein sehr geschickter Paläograph sein soll und die Bibliothekenbesitzer, so wie die Liebhaber kostbarer alter Manuskripte in Europa und Amerika, sehr gern hintergehen dürfte. In Paris und in London hat dieser Grieche bereits, wie Herr Lalanne erzählt, allerlei höchst merkwürdige alte griechische Handschriften herumgeboten, über deren Auffindung er gar wunderbare Geschichten zu erzählen weiß. Unter Anderem besitzt er, ohne sich jedoch, wie er vorgiebt, davon trennen zu können, siebenundvierzig Lustspiele des Menander, sämmtliche Theaterstücke von Sophokles, die Lustspiele von Philemon, das Lexikon von Charemon*) und endlich gar den Katalog der Alexandrinischen Bibliothek in elf Bänden Folio. Das letztgedachte Manuskript will er in Griechenland zurückgelassen haben; die übrigen, die von merkwürdiger kalligraphischer Schönheit sind, führt er sämmtlich mit sich, doch zeigt er sie nur Kennern, die dergleichen Kostbarkeiten zu würdigen wissen. Einer der gelehrtesten französischen Hellenisten, welcher Gelegenheit gehabt, einige dieser Handschriften zu sehen, hat, nachdem er sie ein paar Augenblicke sorgfältig betrachtet hatte, ausgerufen: „Diese Manuskripte haben ein Alter von dreitausendhalb Jahr!“

*) Da wäre ja die Frage, was die Alten eigentlich unter einem „Lexikon“ verstanden haben mögen, mit einem Male gelöst! Wörterbücher in unserem Sinne haben sie natürlich nicht gekannt. Jakob Grimm sagt, daß unter lexicon und dictionarium lediglich eine Zusammenstellung von Redensarten und besonderen Ausdrücken gemeint gewesen sei. D. R.

Berichtigung. In Nr. 3 des Magazins, S. 12 unter Central-Amerika (Costarica) sind die Zahlen folgendermaßen zu berichtigen: 1853 betrugen die Einnahmen 360,171 Piaster — 1852 nur 330,390 P.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 16 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche man durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes pränumerando entrichtet.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedition Brunnenstr., Universitäts-Str. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 7. Berlin, Dienstag den 16. Januar 1855.

England.

Erfahrungen eines unter dem Pöbel in London thätigen Missionärs. *)

Es bestehen Missionen in den fernsten Gegenden der Erde zu dem Zweck, daß Wilden, welche das Christenthum und die Civilisation, aber auch die schimpflichen Krankheiten, die moralische Verderbniß, den Hunger und die äußerste Noth nicht kennen, das Evangelium gepredigt werde. Diese kräftigen und gesunden Wilden gehen zwar nackt; aber diese Nacktheit ist anständig und mit eigenthümlichen Zierraten geschmückt. Ihre Speisen finden sie an den Aesten der Bäume; die Flüsse bieten ihnen erfrischende Bäder. Sie erkennen einen großen Geist als den Herrn der Welt an und verehren eine Beutelratte als das grobe Sinnbild der Weltseele; sie werden durch ihre Greise, denen sie willig folgen, gut regiert: sie haben eine schöne bilderreiche Sprache, in welcher wie in einem See die Dinge naturgetreu wiedergegeben werden. Wir bedauern nichtsdestoweniger diese Menschen; wir beklagen es, daß sie in so krassem Aberglauben, in so groben Vorurtheilen befangen sind, und die christlichen Kirchen schicken ihre Missionäre aus, um ihre Seelen dem ewigen Gott und der Civilisation zu gewinnen. Blicken wir aber um uns her, in unserer Städten, so sehen wir da Wilde, welche der Predigt des Evangeliums viel mehr widerstreben und viel weniger anmuthig sind, aller Natürlichkeit entbehrende Wilde, welche alles Gift der Civilisation aufgefangt zu haben scheinen; wie die Schlangen und die Kröten, nach dem Volksglauben, dazu da sind, das Gift der Erde aufzusaugen. Ihre Flüsse sind die schmutzigen Rinnsteine der Gassen, ihr Schmuck Fetzen von Kleidungsstücken. Sie haben ihre Sprache — bildlich, wie die der Wilden in Amerika, aber von einer brutalen Kraft des Ausdrucks: den Mord, den Diebstahl, die Lasterhaftigkeit verrathend. Sie haben nicht Feuer, nicht Wohnung, nicht Gott, nicht Gesetze, nicht Regierung. Sie leben gleichsam unter dem Boden der Gesellschaft, wie Termiten, die Grundlagen derselben unterwühlend, — eine stets gefüllte Mine, die nur einer Gelegenheit, einer ruchlosen Hand bedarf, um den Gesellschaftsbau in die Luft zu sprengen. Wir nennen sie nicht Wilde, und doch betrachten wir sie auch nicht als Mitbürger; wir nennen sie Christen, und doch mögen wir sie nicht wie Brüder behandeln; wir belegen sie mit den Namen: Pöbel und Canaille; wir sind in Rücksicht auf sie immer auf der Hut; wir schützen uns gegen sie durch Gesetze und polizeiliche Verordnungen; wir unterhalten ein ganzes Heer, um ihnen nachzustellen, sie zu fangen und zu züchtigen. Sie sind nicht zu erziehen, nicht zu bekehren, und wir bemühen uns nichtsdestoweniger auch liebevollste, sie auf bessere Wege zu bringen, ihnen einige Strahlen der moralischen Welt zu Theil werden zu lassen. Krankenhäuser, religiöse Vereine, Predigten, Almosen, Verwaltungsmaßregeln versehlen ihre Wirkung nicht bei ursprünglich guten Naturen; aber auf diese verdorbenen Seelen wirken sie nicht. Ihre Zahl vermindert sich nicht; sie scheint im Gegentheil durch jede Anstrengung, die man macht, sie zu vermindern, vermehrt zu werden. Dieser verwilderte Theil der Gesellschaft ist wirklich der Lernäischen Hydra zu vergleichen; haut man ihr einen Kopf ab, so entstehen zwei neue an der Stelle; man kömmt zu der Frage, ob die Gesellschaft mit ihrer christlichen Liebe sich nicht lächerlich macht, ob es nicht besser wäre, daß sie diesen Pöbel, indem sie sich nur gegen ihn schützte, dem Elend und dem Laster, für welche er geschaffen ist, ganz und gar übe rließe.

Das Verfahren der modernen Gesellschaft in Bezug auf diese Wilden ist voll von Widersprüchen; sie stößt sie zurück, sie kann ihren Anblick nicht ertragen, und doch ist sie mit einer eigenthümlichen Besorgniß für sie erfüllt; sie wendet ihre Theilnahme viel weniger der so zahlreichen und so achtbaren Klasse des Volkes zu, ohne welche die Gesellschaft nicht würde bestehen können. Die Menschen, die von einem Tage zum anderen, in den glücklichsten Fällen von Monat zu Monat, ihr Leben fristen, die durch ein Naturereigniß, durch eine unglückliche Speculation, durch einen regnigen Sommer, durch eine Kornteuerung, durch eine Woche Arbeitslosigkeit, durch eine Krankheit in Noth und Elend kommen, und die trotzdem immer brav so vielen Ersinden gegenüber Stand halten, diese Menschen erregen heutzutage weniger die Theilnahme der Gesellschaft, als jene für die moralische Welt unwiederbringlich verlornen Menschen, welche Bettler und Vagabunden von Profession, Diebe und Verbrecher sind. Für die letzteren wird gesprochen und geschrieben; für sie setzen sich die Menschenfreunde in Bewegung: sie sind für Romanschreiber und für Dramendichter ein Gegenstand rührender Darstellung. Man könnte manchmal meinen, daß die Gesellschaft sie achtet und als eine ihrer originellsten Schöpfungen betrachtet. Die Quelle dieser Vorliebe ist die unter uns herrschende sinnliche Sentimentalität, welche durch das Schauspiel des moralischen und materiellen Elends sich angeregt und gekitzelt fühlt. Einem verlornen Menschen gegenüber gewährt es denen, die sich reich, wohlerzogen, gebildet wissen, ein gewisses Vergnügen, anrufen zu können: welch ein Unterschied! — Einen Menschen aber, der uns näher steht, der mit und in einem Hause wohnt, der durch die Dienste, durch die Arbeiten, die er für uns macht, und verbunden ist, der, trotz seiner häufigen Grobheit, trotz der Ausbrüche von Leidenschaft und übler Laune, in Bezug auf die Moralität einer von den Unsrigen ist, einen solchen Menschen zu beklagen, ihm zu Hülfe zu kommen, ihn in seinem Leben zu bewachten, daran denken wir weniger. Er verdient sich mit Mühe seinen nothdürftigen Unterhalt; er strengt sich auf alle mögliche Art an, anständig und ehrlich zu bleiben; er ist nicht interessant. Wenn er auf den Bänken der Polizei- und der Geschwornen-Gerichte gesessen hätte, würde er die Ehre erlangt haben, eine Art öffentlicher Persönlichkeit geworden zu sein; die Feuilletons würden ihn besprochen, die Salons würden ihn für eine Viertelstunde zum Gegenstande ihrer Unterhaltung gemacht haben; Herr Dumas würde ihn in einem Drama, Herr Sue in einem Roman vorgeführt haben; die Philanthropen würden sein Gefängniß besucht und erklärt haben, daß es zu warm oder zu feucht gewesen sei; die Aerzte würden seinen Kopf befühlt, sein Temperament untersucht und ausgerufen haben: „Eine starke, leider nur schlecht geleitete Natur!“ — Diese krankhafte Sentimentalität ist in Frankreich allgemein geworden. Alle Bücher, alle Abhandlungen, alle Romane, die hier in Bezug auf die niederen Volksklassen verfaßt worden sind, beziehen sich fast immer auf die Verbrecher oder auf diejenigen, die nahe daran sind, es zu werden. In England dagegen haben die armen, aber sittlich gebliebenen Volksklassen das Interesse der Gesellschaft erregt oder doch wenigstens mit den eine Bente des Verbrechens gewordenen Unglücklichen getheilt.

Dieser Pöbel ist der Beachtung allerdings auch werth, nicht blos, weil er gefährlich ist, sondern vor Allem, weil er eine Schande für die Gesellschaft ist. Der Wilde der Natur würde vor den Wilden der civilisirten Welt zurückschaudern. Als die Odschibbeway-Indianer in London waren, bemühte man sich, sie zum Christenthum zu bekehren. Der Häuptling dieser Wilden sprach sich in folgender Weise aus:

„Meine Freunde, ich muß Euch sagen, daß wir, als wir in dieses Land kamen, die Meinung hatten, die Weißen seien alle gute und mäßige Menschen, aber wir werden mehr und mehr gewahr, daß diese Meinung ein Irrthum war. Als wir ankamen, dachten wir, daß die Religion der Weißen Alle zu rechtschaffenen Menschen machte, und wir wünschten deshalb mit Euch in Verkehr zu treten; aber jetzt müssen wir sagen, daß wir es durchaus nicht mehr wünschen. Meine Freunde, ich bin sehr geneigt, mich mit Euch zu unterhalten, wenn dies den Tausenden von armen und ausgehungerten Menschen zugutekommen könnte, welche wir täglich auf Euren Straßen sehen. Wir sehen Hunderte von kleinen Kindern darfuß im Schnee; wir haben Mitleid mit ihnen, denn wir wissen, daß sie von Hunger geplagt sind; und wir geben ihnen Geld, so oft wir bei ihnen vorbeigehen. In vier Tagen haben wir an solche hungrige Kinder zwanzig Dollars vertheilt; und wir vertheilen unser Geld nur an die Kinder. Man erzählt uns, daß die Aeltern dieser unglücklichen Kinder in Wirthshäusern liegen, wo sie Feuerwasser kaufen, sich betrinken und bei ihren Unterhaltungen in jedem Augenblick den großen Geist lästern. Ihr sprecht davon, daß Ihr den Indianern Schwarzröcke schicken wollt; aber wir haben bei

*) Das hier Mitgetheilte ist einem von Emile Montégut verfaßten Artikel der Revue des deux Mondes entnommen.

Digitized by Google

uns nicht solche unglückliche Kinder, wir haben nicht solche Trunkenbolde, nicht Solche, die den großen Geist so lästern; die Indianer scheuen sich, so zu handeln; sie beten zum großen Geist. Wir meinen also, daß es viel besser sein würde, wenn Eure Prediger zuhause blieben und alle ihre Kräfte auf Euren Straßen verwendeten, welche wahrlich Euren ganzen Muth und all Euren guten Willen herausfordern. Das ist meine Ansicht. Mehr möchte ich darüber nicht sagen."

Der Indianer-Häuptling hatte Recht: er war kein Gegenstand des Anstoßes, weder in der Natur, noch in der sittlichen Welt; aber die Bettler auf den Straßen, welchen er Almosen gab, sind ein Anstoß vor sittlichen Welt und ein Gegenstand physischen Ekels; sie sind nur dazu fähig, die Summe des Elends und des Verbrechens in der Gesellschaft zu vermehren, den Typhus zu erzeugen und der Pest Nahrung zu geben. Der Indianer war ein Gegenstand der Neugierde; er war nicht ein Gegenstand moralischen Anstoßes. Man hat viel von den englischen und irländischen Bettlern gesprochen, aber das Ekel erregende Schauspiel, welches sie darbieten, findet man nirgends geschildert. Selbst der Künstler, welcher das Plitteresse und schöne Lumpen liebt, würde bei ihnen seine Rechnung nicht finden. Man wird bei ihrem Anblick zu sehr von Schauder und von Mitleid ergriffen. Sie stehen auf einer viel tieferen Stufe als die Bettler in den katholischen Ländern. Die Bettler in Italien, in Spanien, im südlichen Frankreich haben Nichts von diesem abstoßenden Aussehen. Sie können barfuß gehen: die Erde ist trocken und warm; sie können im Freien schlafen: die Luft ist mild und rein; ihre aus Stücken von allerlei Farben zusammengesetzten Kleider geben ihnen ein pittoreskes und fast heiteres Aussehen. Sie sind beziehungsweise anständig; sie sind die Dandies des Bettlerthums. Das Klima erlaubt ihnen, Vieles zu entbehren, was dem Menschen im Norden unumgänglches Bedürfniß ist. Und ihre Landsleute haben sich daran gewöhnt, sie überall auf den Straßen zu erblicken. Für den Engländer dagegen ist ein Bettler ein Gegenstand, an dessen Anblick er sich nie hat gewöhnen können, und den er mit einer Härte behandelt, welche den neu angekommenen Fremden verletzt. Das Klima verbietet es hier, halb nackt zu gehen; daher ist der englische Bettler nicht blos ein anstößiges, er ist auch ein absurdes Wesen. Von allem Pöbel ist der englische der häßlichste und widerwärtigste.

Unter diesem Pöbel hat der würdige Herr Vanderstiche sechs Jahre lang als Missionär predigend, katechisirend und Moral lehrend gewirkt. Haben die Erfolge, die er gehabt, der Mühe entsprochen, welche er sich gegeben? Wir müssen es bezweifeln. Sein uns vorliegendes Buch*) über die Erfahrungen, die er gemacht, erzählt uns Fälle, in denen Diebe sich bekehrt, Prostituirte reuig, Bettler tugendhaft geworden; aber es ist in die Augen fallend, daß solche Ausnahmen nur die Regel bestätigen: dieser Pöbel hat ein unzugängliches verhärtetes Herz (!); er hat nicht Augen, um zu sehen, nicht Ohren, um zu hören. Die Anzahl der halben Bekehrungen, welche Herr Vanderstiche erzählt, ist größer, als die der ganzen Bekehrungen. Er verlangt eine größere Anzahl von Missionären; wir waren zu wenige, sagt er. Aber, nachdem wir sein Buch gelesen, drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, ob die Polizei nicht der Predigt vorzuziehen wäre, ob eine größere Anzahl von Polizeibeamten nicht wirksamer sein würde, als eine größere Anzahl von Missionären.

Die „Mission in der Stadt London" ist im Jahre 1835 von einem Philanthropen, Namens David Nasmith, gegründet worden und beruht auf den strengsten religiösen Grundlagen. Die Gesellschaft schließt keine der Sekten aus, welche das protestantische Glaubensbekenntniß und das Dogma von der Dreieinigkeit anerkennen; sie umfaßt also die Dissidenten aller christlichen Gemeinschaften und schließt nur die Katholiken und die Unitarier aus. Ein Artikel in ihrem Statut lautet so: „Die Missionäre sollen allen Streit über die Verfassung und Regierung der christlichen Kirchen vermeiden, indem ihr Hauptzweck der ist, dem Volk der Distrikte, die ihnen zugewiesen sind, den Heilsweg zu weisen, der uns durch Jesus Christus eröffnet ist." Die Gesellschaft hat die Zahl der Missionäre, die anfangs nur vier war, nach und nach vermehrt; nach Herrn Vanderstiche zählte sie im vorigen Jahre 245 Missionäre und hatte über eine Summe von 23,053 Pfd. Sterl. zu verfügen. Es fehlt viel daran, daß diese Missionäre alle große Geister waren; sie gehörten zum größten Theile der niederen englischen Geistlichkeit an, die, wenn auch noch ziemlich beschränkt und fanatisch, den christlichen Geist doch mehr bewahrt hat, als die hohe Geistlichkeit, und welche mehr als einmal die wankende anglikanische Kirche gestützt hat. Jedoch einige der Missionäre sind Männer von höherer Geistesbildung, und einige sind sogar Absolventen der Universitäten Cambridge und Oxford gewesen. Die Gesellschaft verlangt vom Missionär, daß er, aller wissenschaftlichen oder literarischen Beschäftigung entsagend, sich ausschließlich der Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden der Stadt London widme. Herr Vanderstiste hat berechnet, daß es in Jamaika, bei einer Bevölkerung von 390,000 Seelen, mehr Kommunikanten giebt, als in London bei einer Bevölkerung von 2,103,279 Seelen, und daß auf den Inseln Tonga und Hawai in der Südsee die Hälfte der aus 18,000 Seelen bestehenden Einwohner an dem Abendmahl theilnimmt, während in dem Kirchspiel Jellington, welches 55,690 Seelen umfaßt, die Hälfte der Kirchen und Kapellen leer bleibt.

Die Nachrichten, welche Herr Vanderstiste uns giebt, sind lesenswerth, nicht um dessen willen, was er gewirkt hat, sondern um der Einzelnheiten willen, welche er erzählt. Sein Buch ist ein interessanter Anhang zu den Büchern, welche seit funfzehn Jahren über die armen und verbrecherischen Klassen veröffentlicht worden sind. Schade, daß der Verfasser, sei es aus Scham oder aus übertriebener Hochachtung vor seinen Lesern, nicht Alles hat erzählen mögen, was er erfahren hat. Das Stadtviertel, in dem er seinen heiligen Beruf ausgeübt hat, ist das Stadtviertel Clerkenwell, im nördlichen Theil Londons, einer der schmutzigsten Bezirke der großen Stadt, dicht bevölkert von Bettlern und Dieben, von Schankwirthen, ihren guten Freunden und von jüdischen Diebeshehlern. Die Bevölkerung von Clerkenwell, welches die beiden Kirchspiele von St. James und St. John umfaßt, betrug 1851: 53,584 Seelen. Zwei Drittel dieser Bevölkerung leben in der äußersten Dürftigkeit. Als 1849 die Cholera herrschte, raffte sie hier täglich gegen hundert Individuen hin; und sie grassirte fast ein ganzes Jahr. Die 50,000 Seelen, auf welche Herr Vanderstiste seine Missionsthätigkeit beschränkt hat, sind nur ein geringer Theil der im tiefsten Elend lebenden Bevölkerung Londons. Was würden wir erst erfahren, wenn wir von allen Bezirksgenossen unseres Missionärs auch solche Mittheilungen erhielten! „Clerkenwell", sagt ein von Herrn Vanderstiste citirtes Londoner Journal, „ist der Bezirk der Hefen des Volkes, der Unwissenheit und des Lasters; seine engen Gassen werden nur von verkleideten Polizeidienern, die den Dieb auf verfallenen Stiegen bis in seinen Schlupfwinkel verfolgen, oder von den armen und sanften Missionären der Stadt, in abgeschabten Kleidern, betreten, wenn sie kommen, um an dem verfaulten Strohlager eines mit dem Tode ringenden Paria kniend zu beten." Schmutzig sind die Straßen dieses Bezirkes, schmutzig auch die Bewohner und die Wohnungen. Unser Missionär sagt: „Wanzen, Flöhe und alles andere Ungeziefer ist im Ueberflusse vorhanden und hat mich entsetzlich geplagt. Ich habe meine Kleider täglich davon reinigen müssen, und oft, wenn ich meine Besuche in der Nacht gemacht, habe ich Schaaren von Wanzen über meine Kleider und meinen Hut laufen sehen. Die Luft in den Wohnungen war oft so mephitisch, daß mein Mund sich mit Speichel füllte und ich genöthigt war, mich zurückzuziehen."

Die Gewohnheiten der Bewohner sind in Uebereinstimmung mit der Scene, auf der das schmutzige Drama ihres Lebens sich abspielt. Die Irländer fallen bisweilen über einander her und metzeln sich nieder. Vier Frauen verbinden sich, um eine zu schlagen, und lassen sie halbtodt liegen. Eine Frau giebt einer anderen, die nahe daran ist, niederzukommen, einen Faßstoß auf den Bauch. Kleine Kinder, kaum der Mutterbrust entwöhnt, stehlen, öffnen Schlösser, nehmen Antheil an nächtlichen Einbrüchen oder Mordthaten. Die friedlichsten dieser Unglücklichen beschwichtigen die Qualen des Hungers in entsetzlichen Trinkstuben, indem sie den schönen Grundsatz praktisch ausüben: „Ein Tropfen Gin macht Euch ganz vergnügt!" — Mütter bringen ihren Kindern Lästerungen oder schmutzige Reden bei, indem sie mit Schlägen drohen, wenn sie nicht Folge leisten wollen. Die Krämer klagen darüber, daß der Handel faß unmöglich ist; so sehr machen die zerlumpten Gassenjungen des Bezirks sich ein Vergnügen daraus, sich in der spartanischen Erziehung praktisch zu üben. Alle, Diebe oder ehrliche Bettler, kommen vor Hunger um, liegen auf Stroh und gehen fast nackt. „Eine Familie in Frying-Pan-Alley beherbergt, fand ich den Mann an etwas Schwarzem nagend. Ich fragte ihn, was es wäre; er sträubte sich, es mir zu sagen; als ich in ihn drang, gestand er mir, daß es ein Knochen wäre, den er in einem Lehrzhause gefunden und den er im Feuer verkohlt hatte. Diese Menschen hatten fast zwei Tagen buchstäblich Nichts gegessen. Ich gab ihnen etwas Geld, damit sie sich Lebensmittel kaufen könnten; sie bevorgten sich dieselben sogleich; der Vater und die Mutter fielen darüber mit einer solchen Gier her, daß ich wirklich bestürzt wurde."

(Fortsetzung folgt.)

*) Notes and Narrations of a Six Years Mission principally among the Dens of London, by R. W. Vanderkiste, late London City Missionary. London, James Nisbet, 1854.

Rußland.

Fit Arari, des Habessiniers, goldene Sprüche.

(Schluß.)

Das Glück ist der Narren Säugamme, das Unglück der Weisen rechte Mutter.

Warne Dein Kind nur vor den süßen Früchten, die bitteren warnen vor sich selbst.

Digitized by Google

Gieße das Wasser der Lehmfüße zuvor aus dem Krug, wenn Du das Wasser des Nils einfüllen willst.

Kaufe die dumpf gewordene Durra nicht, weil sie billig ist, sonst wirst Du es an Deinem Brei büßen müssen.

Meine Datteln sind süß, sagt die Mißel, die sich von der Palme rankt.

So hungrig ist keine Mücke, daß sie eine andere sticht.

Wer sich einmal mit den Eidechsen abspeisen ließ, wird nie mehr zum Genuß der Datteln gelangen.

Wenn Du ein Dattelbaum bist, o Edler, dann ertrag' es, daß Du von jedem Narren mit Steinen geworfen wirst.

Die kleinen Sterne bleiben hell am Himmel, die große Sonne kann verfinstert werden.

Wenn Du einen Strauß verfolgst, dann weiche nicht ab von der Fährte um eines Wüstenhuhns willen.

Der Ameisenlöwe freut sich, wenn er die Ameise in den Freßgang hält, aber die Ameise schwebt in Todesängsten.

Salz hilft nicht wider den Durst.

Es schneidet sich Keiner das Bein ab, weil ihn die Zehe schmerzt.

Hat der Alligator einmal Dein Kind verschlungen, was frommt es Dir, wenn er es nachher mit Dir beweint!

Es ist für den Hasen gefährlich, wenn seine Ohren über das Tasfeld hinauswachsen.*)

Aus allen Quellen entspringen Flüsse, aus einer aber entspringt der Nil.

Die Durrraspeise, die Dich heute vom Hungertode errettet, wirft Du fortan zu Deinen Lieblingsgerichten zählen.

Den goldenen Pfeil findet nur der, der den silbernen Bogen hat.

Erst, als die Kuh die Kameelstute wiederkäuen sah, nannte sie sie Schwester.

Wenn das ganze Dorf Deinen Affen einen Löwen nennt, dann nenne ihn auch so.

Wenn Dich die schöne Sklavin aus Liebe umfängt, werden ihre Füße zu Armen werden; wenn sie Dich für Geld umfängt, werden ihre Arme sich in Füße verwandeln.

Keiner sorgt mehr dafür, daß zu Abend Licht angesteckt werde, als der Blinde.

Wenn es Deine Bestimmung ist, eine Nuß zu sein, dann wird es auch wohl Dein Loos sein, zwischen zwei Steine zu kommen.

Wenn das Feuer vom Himmel fällt, zündet es der Armen Hütten an und läßt des Scheichs Wohnung unversehrt.

Das Meer nennt den Nil seinen Bruder, der Sumpf aber hadert mit dem Nil.

Ein heimlicher Funken ist mehr zu fürchten, als ein offenes Feuer.

Wer allzu hitzig im Jähen ist, den schicke nicht dahin, wo Rosen unter den Disteln stehen.

Wenn der Löwe sich erst an die Kette legen ließ, so ist es hinfort keine Schmach für ihn, an der Kette zu liegen.

Gewaltig ist des Helden Macht über die Besiegten, wenn er Milde gegen sie übt.

Wer an Krücken geht, soll sich nicht unter die Tänzer mischen.

Schnee, falle nicht in die Thäler, sondern auf die Berge, wenn Du zu überwintern Neigung hast.

Wenn der Nil erst in Kahira ist, würde es keiner Dembea mehr gelingen, ihn zu fesseln.

Als die junge Henne den Strauß sah, rief sie: wie groß ist doch meine Mutter!

Säe nicht Flachsaat aus, wenn Du Baumwolle ernteln willst.

Gieb dem Narren das Ebenholz nicht, denn er wird es bleichen wollen.

Wenn Du das Feuer löschen willst, dann trage nicht Schwefel herzu, sondern Nilwasser.

Wenn die Katze sich nicht für den Löwen hält, so hält sie sich doch für den Caracal.**)

Der Narr sitzt zwar auf dem Kameele, aber er tadelt den Buckel desselben.

Des Wortes Nacktheit darfst Du wohl vor den Geraden erwähnen, aber nicht vor den Buckeligen.***)

Besser ist des Löwen Zorn, als der Hyäne Freundschaft.

Der Sklave verräth sich als ein Verschnittener, der seinem Herrn abräth, Hochzeit zu halten.

Gieb Deinem Sklaven den Makischweif, und er wird auch von Dir das Fell des schwarzen Leoparden verlangen.

Wenn der Narr die Sandhühner nicht fangen kann auf dem Nil, so will er die Wasserhühner schießen in der Sahara.

Verführe nicht Deines Sklaven Weib, sonst haß Du einen Herrn und eine Herrin über Dich gesetzt.

Wenn der Hunger den Igel drängt, er gäbe sein Stachelfell her für eine Mohrrübe.

Wenn Du das Feldhuhn nicht anders fangen kannst, dann sage „Strauß" zu ihm.

Du mußt die Grube mit starken Zweigen bedecken, wo Du den Elephanten fangen willst.

Es ist den Zebras von keinem Gewinn, daß die Gallas ihre Mähnen so hochhalten.

Kaum wachsen meinem Farren die Hörner ein wenig krumm, alsogleich hielt er sich für einen Sangaflier.

Die Fadenwürmer sind gefährlicher, als die Riesenschlangen.

Wenn der Narr den Gepfählten sieht, fragt er: warum stöhnt Du!

Wenn der Reis es nicht wäre, der die Gefangenen verlockte, entginge mancher von ihnen der Gefangenschaft.

Gott giebt die wilden Datteln, wenn er die zahmen versagt.

Was kann die weiße Palme dafür, wenn der schwarze Tiger sie mit seinem Kothe besudelt!

Die Mutter, die für Silber ihre Brüste verkauft, verkauft auch für Gold ihren Säugling.

Wer die Palme schelten will, der findet die Datteln so sauer, wie den Essig, der daraus bereitet wird.

Fürchte Dich nicht, sagte die Eidechse zum Hasen, der vor ihrem Rascheln entfloh, nicht alle Krokodile sind Euch feindlich gesinnt.

Wenn die Ameise vom Ameisenlöwen gefaßt wird, sagt sie nicht: das Thal, welches ich hinabglitt, war klein.

Das Bleichen des Ebenholzes gelang dem Narren nicht, nun versucht er, das Elfenbein zu schwärzen.

Wer die Banane tadeln will, giebt als Grund an, daß sie süß schmecke.

Die Freude über ein gefundenes Hufeisen kömmt der Trauer über einen verlornen Gaul gleich.

Wenn der Sklave das leere Honiggefäß von der Tafel seines Herrn trägt, sagt er zu seinen Kameraden: heute fühle ich kein Verlangen nach Süßigkeit.

Nachts träumt der freigewordene Sklave noch immer davon, daß er zum Nil gehe, Wasser zu tragen.

Wenn der Narr einen Bären gefangen hat, dann legt er ihn an eine Kette und Honig."

Wir fügen den hier mitgetheilten Sprüchen Fit Arari's nur noch wenige Worte hinzu. Ein großer Theil der Leser dürfte mit dem Unterzeichneten darin übereinstimmen, daß sich bei vielen dieser oft mit ganzer orientalischer Vollendung ausgeprägten Sentenzen interessante Vergleiche mit persischen und arabischen Dichtern, als mit Motenebbi, Dschelaleddin Rumi, Feriddeddin Attar, Mewlana Dschami, Rudegi, Dakiki, Firduffi, Emhaeddin Enweri, Nisami, Bilkani, Saadi, Hafis, Kiatibi, Scherefeddin Ali, Hatifi, Hilali, Mirza Taher, Molla Wahfchi, Feisi u. a. m. anstellen lassen, d. h. mit Sentenzendichtern einer wahrscheinlich früheren Zeit, die Fit Arari theilweise zum Vorbild gehabt haben mag und deren westasiatischen Typus er gelegentlich in den ostafrikanisch-persischen umgeformt haben dürfte. Dennoch bleibt vieles ihm und seinem Lande sicher Eigenthümliche und recht Heimische an seiner Sentenzenpoesie übrig, was geeignet ist, ihn uns anziehend und beachtenswerth zu machen. Oft ist sein Ausdruck sogar präziser und sein Witz schlagender und geistreicher, als bei den obengenannten Koryphäen der orientalischen Dichtung. Wenn wir eine subjektive Muthmaßung hinstellen wollen, so erscheint uns Fit Arari als ein Dichter der späteren Zeit, die vielleicht der Gegenwart nicht um mehr als ein oder zwei Jahrhunderte fern liegt, worauf manche historische Angaben in seiner Gnomen-Lese hinzudeuten scheinen, und er wäre alsdann ein interessanter Beleg mehr dafür, daß die Poesie zu allen Zeiten, wie aller Orten, ihre Blüthen treibt — selbst in dem Lande des phantastisch-ungeheuerlichen, sphinxenernsten Afrika.

Oft wie liebliche Klänge aus der uralt-heiligen Memnonssäule, oft wie die brausende Stimme der Kataraktе des Nils über die weiten und gespenstischen Flächen der Sahara hin fallen diese Sprüche der Weisheit, die uns ein unbekannter Dichter Habessiniens anschlägt — auch den Söhnen des Westens zur Belehrung, zur Erbauung und zum dichterischen Erfreuen! Wohl meine ich, daß sie werth sind, von Vielen vernommen zu werden; deshalb und weil ich Gelegenheit bieten möchte, daß die Räthsel gelöst werden, die Fit Arari's Person, wenigstens für den Unterzeichneten, bis auf die heutige Stunde umhüllen, habe ich dieses vielgelesene Blatt, welches sich eines europäischen und selbst überseeischen Rufes erfreut, zu meiner Mittheilung gewählt.

Berlin. Dr. Julius Altmann.

*) Dieses Sprüchwort ist befremdend, da die Muhammedaner bekanntlich sich des Hasenfleisches enthalten, indem der Hase, der Muhammeden wegen, ihnen als ein unreines Thier erschimmt. Jedoch kann die russische Version einen falschen Ausdruck zugelassen haben, aber das Sprüchwort rührt von dem christlichen Theile der Bevölkerung Habessiniens her. D. Einf.

**) D. i. die Löwenkatze.

***) Aehnlich ist der dritte Spruch der zweiten Centurie: „Eine häßliche Sklavin wird Geschmack anstimmen, so Du ihr den Schleier vom Kalliß haben willst; eine schöne Sklavin wird nur einen sanften Widerstand zeigen, wenn Du selbst den Gurt ihres Busens lösest."

Digitized by Google

Frankreich.

Die Republiken Andorra und San Marino.

Zu einem Werke über die Republiken Andorra und San Marino, welches Herr A. de Bouzy der Oeffentlichkeit übergeben, hat George Sand ein Vorwort geschrieben, welches folgendermaßen lautet: „Es ist allgemein bekannt, daß an der Gränze Frankreichs und auf einem Gebirge in Italien zwei kleine Republiken bestehen, die ältesten in Europa. . . .

„. . . Wir haben immer den Wunsch gehegt, die Geschichte dieser beiden Ländchen kennen zu lernen. Träge, wie alle anderen Menschen, gingen wir, wer weiß wie Viele, darum an, uns einen jener kurzen Berichte zu geben, welche, indem sie uns eine Stunde angenehm unterhalten, und die Mühe sparen, ein Werk zu lesen. Aber wir fanden Niemand, der unserem Wunsche Genüge zu leisten im Stande war; denn mit Ausnahme des Herrn Xavier Durrieu, der, wenn ich mich recht erinnre, in Andorra geboren und Bürger war, konnte uns Niemand über den Bestand dieser kleinen Demokratieen innerhalb der uns umschränkt regierten Staaten die gewünschte Auskunft geben.

„Hier liegt uns nun ein ohne Anspruche und mit Klarheit geschriebenes Buch vor, welches uns endlich das Problem begreiflich macht. Andorra und San Marino sind aristokratische Demokratieen. Wir gebrauchen diesen Ausdruck, ohne zu fürchten, daß man ihn paradox finden wird; man wird ihn wahrscheinlich nicht unrichtig finden, wenn man diese einfache und interessante Geschichte gelesen haben wird.

„Man würde jedoch irren, wenn man a priori zwischen diesen beiden kleinen Staaten eine Aehnlichkeit annehmen wollte, der zufolge der Bestand des einen von dem Bestande des anderen abhinge. Die Republiken Andorra und San Marino unterscheiden sich von einander wie die Prinzipien, die ihnen zu Grunde liegen. Die Geschichte von Andorra ist patriarchalisch, die von San Marino ist heroisch: Andorra ist eine friedliche auf solider Grundlage konstituirte Stadtgemeinde; San Marino ist eine Festung und eine Art Kirche. Ich für meine Person nehme keinen Anstand, der Republik San Marino um deswillen den Vorzug zu geben, weil zu allen Zeiten ihr Fels den Verbannten und Verfolgten zur Zufluchtsstätte gedient, während die guten Schäfer von Andorra nur diejenigen, deren Anwesenheit ihnen weder Störung, noch Gefahr bringen konnte, gastfreundlich aufgenommen haben.

„Die Bürger von Andorra scheinen nur die Tugenden der alten Zeit zu haben, welche dem Landmann eigen sind, Tugenden, die in vielen Fällen negativer Art sind, welche, die Gränzen ihrer engen Gebiete überschreitend, Laster sein würden: die Familien-Gerechtigkeit, der Mehreren gemeinsame Egoismus; eine Brüderlichkeit, die rührend erscheint, wenn man sieht, wie sie innerhalb der kleinen Heerde geübt wird, die aber verschwunden ist, sobald ein armes irrendes Schaf Schutz suchen kömmt; vor Allem die Bedachtsamkeit, diese große Eigenschaft des ländlichen Lebens, welche sich nie durch einen Enthusiasmus hinreißen läßt und welche gegen Alles, was Fortschritt heißt, sich hartnäckig verschließt.

„Die Bürger von San Marino sind alte Christen aus dem Mittelalter her. Sie kämpfen, wo sie es in ihrem Interesse nöthig haben, selbst gegen den Papst. Sie haben einen Heiligen, der in einer schönen Legende verherrlicht ist, und welchem zu Liebe sie gern Ketzer würden, wenn die Kirche es sich einfallen ließe, seine Rechtgläubigkeit zu bestreiten. Ihre Freiheit ist nicht blos ein Recht, ein theures Privilegium; sie ist eine Religion, ein Glaubens-Artikel. Jedoch im Laufe der Zeiten ist die Verderbniß von außen eingedrungen und hat die strengen Formen und die stolschen Sitten verändert. Sie hatte, um sich hier heimisch zu machen, Grundsätze zu bekämpfen, — Etwas, was schwer zu zerstören ist. Nu was hätte sie sich in Andorra machen können! — Andorra hat seine Einfachheit bewahrt. Die und Berechnung tugendhaften Leute sind der Verführung unzugänglich.

„Der Verfasser des Buches möge es uns verzeihen, daß wir diese guten Andorraner, deren glückliches Leben und sanfte Sitten, wie man merkt, in ihm Regungen sehr gerechter Ungeduld beschwichtigt haben, härter behandeln, als er. Die Nachsicht ist so natürlich, wenn man fühlt, wie gewisse gute Fasern denen entsprechen, die man im eigenen Herzen hat; aber man merkt auch, daß unser Reisender sein Herz nicht ganz befriedigt gefühlt hat in dieser Republik, in welcher die Senatoren Hirtenstäbe tragen. Wir sagen ihm dafür eben so sehr Dank, wie für alle die gewissenhaften Forschungen, deren Mühe er nicht gescheut hat, um die absichtlich so geheimgehaltene Geschichte dieser mißtrauischen Republik aufzuklären, welche ihre Schriftstücke in einem eisernen Schrank verschließt und den profanen Fremden es verwehrt, sich diesem Schranke zu nahen."

Mannigfaltiges.

— Kriegsliteratur in Rußland. Wie wir aus der Séwernaja Ptschela ersehen, hat der Krieg mit den Westmächten in Rußland eine Fluth von Gelegenheitsschriften hervorgerufen, in welchen man die Feinde mit den Waffen des Ernstes und des Spottes zu bekämpfen sucht und theils die eigene Tugend und Unbeugsamkeit und die Bosheit und Ungerechtigkeit der Gegner hervorhebt, theils die Anstrengungen der gottlosen „Halbmondfahrer" zur Besiegung des heiligen Rußland als ohnmächtig darstellt und sie in Prose und Versen verhöhnt. Es fehlt dabei keineswegs an Persönlichkeiten, namentlich gegen Lord Palmerston und den Kaiser Louis Napoleon; die schärfsten Pfeile der Satire treffen jedoch den Admiral Napier, der, wie den Gelehrten des „Kladderadatsch", auch den Petersburger Bizbolden zur stehenden Zielscheibe ihrer Späße dient. Von den gegen ihn gerichteten Broschüren nennen wir nur: „Napier's Schmand mit Palmerston und Gedanken eines Russen", „Streiche Karschen Napier's im Finnischen Meerbusen" (mit Napier's Portrait) und „Entstreife Karl Napier's nach Petersburg". Andere Flugschriften beziehen sich auf die Operationen der Briten im Weißen Meer, z. B. „Bravo, Engländer! oder das Kloster Solowezk", „das Bombardement von Kola oder eine neue Heldenthat der Engländer im Weißen Meer" ꝛc. Noch andere beschäftigen sich mit der Kriegführung in Asien und im Euxin und zeichnen sich zum Theil durch absonderliche Titel aus, als: „Kennet die Unsrigen, oder Ihr seid an die Unrechten gekommen" (mit dem Portrait Schtschegolew's), von Tatarinow; „Das ist echt russisch, oder Fürst Bebutow bei Kars", von Subow, und „Die drei Feinde Rußlands, Türken, Engländer und Franzosen, oder Willkommen, Ihr Gäste!" Alle diese Schriften sind in Petersburg herausgekommen; zahlreiche Lucubrationen ähnlichen Inhalts erschienen zu Moskau und an anderen Orten. Ihr literarischer Werth ist natürlich ein höchst geringer, und in manchen von ihnen haben die Verfasser sich durch ihren patriotischen Eifer sogar zu Verstößen gegen die Grammatik und Orthographie hinreißen lassen, wodurch sie, wie die Séwernaja Ptschela etwas malitiös hinzusetzt, wahrscheinlich auch zugleich ihre Berachtung der Feinde in recht schlagender Weise bekunden wollten.

— Wenig's Handwörterbuch der deutschen Sprache.*) Die kürzlich erschienene dritte Auflage dieses seit dem Jahre 1821 vielverbreiteten Handbuches ist durch den gegenwärtigen Herausgeber, den durch seine Schriften über Plato und Horaz rühmlichst bekannten Gymnasial-Direktor Arnold, in mehrfacher Beziehung erweitert worden, so daß es sich für den praktischen Gebrauch noch mehr als bisher empfehlen wird. Das große monumentale Werk deutscher Sprachforschung, das eben unter den Händen Jakob und Wilhelm Grimm's vollendet wird, macht dergleichen Handbücher keineswegs entbehrlich. Ist jenes für den Mann der Wissenschaft, für die Universität und die Akademie bestimmt, so wendet sich dieses an den schlichten deutschen Handwerker, an die Mütter, die ihren Kindern mit den richtigen Formen auch die sinnvollen Unterscheidungen der Sprache, in der sie sich mit ihnen unterhalten, lehren wollen. Ja, es würde ihm als Gewinn für das ganze Leben zu Statten kommen, wenn der Schüler schon neben seinem griechischen und lateinischen Lexikon auch ein solches deutsches Handwörterbuch besäße und er darin zuweilen, zur Orientirung in der Heimatsprache, studiren müßte. Die Vorbereitung durch Handbücher dieser Art würde zugleich der beste Weg sein, die wissenschaftlichen Wörterbücher populär zu machen. Herr Arnold hat es sich zwar angelegen sein lassen, von jedem Worte den ursprünglichen Stamm und die Grundbedeutung anzugeben, was allerdings für die Begriffs-Entwickelung, wie für die richtige Auffassung der Wortform und des Wortsinnes, ungemein förderlich ist; doch darf man von einem auf so eng begränzten Raum angewiesenen Buche keine historische und philosophische Belehrung erwarten, wie sie das „Deutsche Wörterbuch" von Grimm gewährt. Nach dem Vorgange von Boiste's französischem Werke ähnlicher Art, hat Herr Arnold auch ein Reimlexikon hinzugefügt, das wir jedoch, da es sich eben auch nur auf das Nothwendigste beschränken mußte, für minder praktisch und nützlich erklären müssen, als den übrigen Inhalt des Buches, welches außerdem auch noch eine ganz zweckentsprechende Sprachlehre, eine Uebersicht der Regeln der Verskunst und ein Verzeichniß aller unregelmäßigen Zeitwörter enthält. Druck und Ausstattung des Werkes sind vortrefflich.

*) Handwörterbuch der deutschen Sprache ꝛc. Bearbeitet von Ch. Wenig, Schuldirektor ꝛc. Dritte neu bearbeitete, vielfach erweiterte und mit einem Reimlexikon versehene Auflage, herausgegeben von Aug. Arnold. VIII und 702 S. kl. 8. Lex.-Form. Köln, M. Dumont-Schauberg, 1854.

Berichtigung. In der Nr. des Mag. lese man S. 22, 2 Sp., Z. 18 v.u.: Beyeda st. Bereda, und S. 23, 1. Sp., Z. 25 v.u.: Kanariendahn st. Kanarienhofe.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedit. Neumann, Mauerstraße, Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 8. Berlin, Donnerstag den 18. Januar 1855.

Central-Afrika.

Kölle's Werk über die Kanuri-Sprache.*)

Dieses sehr merkwürdige Idiom eines Reiches im innersten Afrika ist uns vor kurzem durch einen Deutschen in seiner ganzen Fülle erschlossen worden. Der Verfasser hat Europa gleichzeitig mit einer Grammatik, einer Reihe Lesestücke und einem kleinen Wörterbuche der erwähnten Sprache beschenkt. Hätten diese Leistungen kein anderes Verdienst als das der Gründlichkeit, so würden sie schon sehr dankenswerth sein; allein unser Landsmann ist auch mit den heutigen Fortschritten der Sprachwissenschaft vertraut und hat im Geiste derselben gearbeitet, daher sein Werk in ganzer Ausdehnung auch den Gelehrten befriedigen muß.

Herr Sigismund Wilhelm Kölle, ein geborner Württemberger, studirte das Kanuri, die Hauptsprache des Reiches Bornu, während eines Aufenthaltes an den Küsten von Guinea (vom Dezember 1847 bis Februar 1853).**) Den meisten Stoff zu seiner mühevollen Arbeit lieferte ihm ein ungelehrter, aber verständiger Eingeborner von Bornu, den Schicksale aus seiner Heimat verschlagen hatten. Der große grammatische Reichthum der Sprache, zumal im Verbum, hatte für den wackeren Forscher anfänglich etwas Beängstigendes; es bedurfte seltener Ausdauer, um in diese Mannigfaltigkeit, da sie ihm als verworrene Masse geboten ward, Ordnung zu bringen und die oft seltsamen Eigenthümlichkeiten, die seinen Unterschiede im Gebrauche zu ermitteln. Manche mit wenigen Worten ausgedrückte Regel kam erst nach wochenlanger Beobachtung und Vergleichung ins Klare. Zu dem Allen denke man sich noch, daß der Verfasser in dem sicherschwangeren Klima von Sierra Leone arbeitete!

Das Kanuri liegt uns in der Grammatik so vor, wie es in der großen Provinz Gasir gesprochen wird oder wenigstens damals, als Herrn Kölle's Lehrer die Heimat verließ, gesprochen wurde; denn die Kriege im inneren Afrika sind so mörderisch, daß oft ansehnliche Gebiete verödet werden und Fremden anheimfallen. Große Stämme wandern alsdann aus und suchen neue Wohnsitze. Als Basis des ganzen Sprachwerkes diente ein Manuskript von achthundert Quartseiten, lauter Texte, die jener Eingeborne von Bornu, Ali Eisami Gasirma, ein unerschöpflicher Erzähler, unserm Verfasser diktirt hatte, und die man im zweiten Bande seines Werkes abgedruckt findet.

Wie wenige Missionäre lassen es sich angelegen sein, bei Völkern, denen eine geschriebene Literatur fehlt, die lebendige Tradition oder die freien Schöpfungen der Phantasie aufzuzeichnen! Was über Anlagen und Charakter eines Volkes den besten Aufschluß giebt, was allein fähig ist, uns den Geist seiner Sprache erkennen und würdigen zu lassen, das wird nur zu oft geflissentlich unterdrückt oder als heidnisches Machwerk seiner ernsten Beachtung werth gehalten. Herr Kölle giebt in dieser Hinsicht seinen Kollegen ein Beispiel, wie es unter wenigen Anderen der würdige Casalis durch Mittheilung schöner Märchen der (südafrikanischen) Betschuanas gegeben.***) In der Vorrede zum zweiten Bande liest man: „Die hier mitgetheilten Lesestücke verdienen besondere Aufmerksamkeit: sie sind echter Negerwerk, in Conception und Ausdruck; in ihnen spricht eine wirkliche Negerzunge, zu uns; wir hören Erzählungen in derselben Sprache und ungefähr in denselben Worten, in denen sie immer von neuem erzählt worden sind, um in einem Lande, wo man die reichsten Schätze der Natur fast ohne Arbeit haben kann, viel müßige Zeit angenehm zu verbringen."

„Der ganze eigenthümliche Charakter und die feineren Züge einer Sprache können nur dann vollständig begriffen werden, wenn wir hören (oder lesen), wie der Eingeborne seine eigenen Gedanken in der eigenen Muttersprache ausdrückt."

„Unabhängig von solchen Vortheilen lehren und vergleichen Lesestücke die innere Welt, die Gedanken und Gefühle des Negers einigermaßen kennen, und dies ist ein höchst wichtiger Umstand, so lange es Leute giebt, welche die Frage, „ob die Neger ein echter Theil der Menschheit sind oder nicht"", entweder ohne Umstände verneinen oder noch als unentschieden betrachten."

„Wenn es der Geist ist, was den Menschen vom Thier unterscheidet, so kann das Problem nicht gelöst werden, ehe man die Sprachen der Neger zu Rath gezogen hat; denn Sprache ist Ausdruck und Offenbarung des Geistes. Wie nun die Grammatik beweist, daß Negersprachen fähig sind, menschliche Gedanken — und oft mit bewundernswürdiger Präzision — auszudrücken: so zeigen die folgenden Lesestücke, daß die Neger wirklich Gedanken auszudrücken haben, daß sie genau so, wie andere Menschen, über Dinge reflektiren und urtheilen." . . .

„Solche Ansichten (wie die oben erwähnte) mögen an Leuten zu entschuldigen sein, die den Schwarzen immer nur in einer Sprache reden hören, die ihm fremd ist, und die er nur vom Hören lernt; als ich aber in ihrem Vaterlande unter ihnen war und sie in ihrer Muttersprache ergreifende Reden von der Länge einer halben oder ganzen Stunde halten hörte, oder wenn ich bisweilen zehn Stunden lang ohne Unterbrechung niederschrieb, was sie mir diktirten, und doch nirgends ein Wort zu verbessern oder eine Construction zu ändern brauchte; wenn ich endlich in Sierra Leone den Prüfungen von Söhnen freigelassener Sklaven in Algebra, Geometrie, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch u. s. w. beiwohnte: so kam mir nie ein anderer Gedanke, als der, „daß ich mit echten Menschen, die Verstand und Vernunft besitzen, zu thun hatte."

Das Lesebuch enthält Sprüchwörter, Erzählungen, Thierfabeln, Beschreibendes und Historisches. Unter den Erzählungen verdient die „Geschichte eines (muhammedanischen) Priesters, der einen heidnischen Freund hatte", besondere Auszeichnung. Die historischen Skizzen geben Aufschlüsse über Schicksale der mächtigsten Völker Central-Afrika's. Der letzte Dynastiewechsel in Bornu ist so vollständig und befriedigend mitgetheilt, daß er für die Geschichte des Landes immer werthvoll bleiben muß. Den Beschluß des Ganzen bilden die eigenen Erlebnisse des Ali Eisami.

Allen diesen Stücken hat der Verfasser seine englische Uebersetzung beigefügt. In Verbindung mit dem vortrefflichen Vokabular macht es diese Uebersetzung Jedem, der einigen Sprachsinn mitbringt, möglich, das Kanuri ohne Beihülfe eines Lehrers zu erlernen.

Die Sprachen sogenannter „Wilden" erklärt man heutzutage — Dank unserer fortschreitenden Aufklärung — wenigstens nicht mehr a priori für halb thierische Produkte des Stumpfsinns. Dagegen laborirten noch Viele an der vorgefaßten Meinung, daß solche Sprachen sehr arm, einfach und leicht zu erlernen seien. Dies ist aber gewöhnlich auch eine arge Täuschung. Wo giebt es wohl komplizirtere Denkmale des arbeitenden Menschengeistes, als z. B. das Kaffrische unter dem Gluthhimmel Süd-Afrika's, oder das Grönländische, diese wundersame Schöpfung halb erstarrter Polar-Zwerge!*) Wer würde nicht alle Sprachen Europa's (die baskische etwa ausgenommen) und die meisten Asiens, mit jenen beiden ergründen, für leicht und einfach erklären! Und doch dabei — welche unverkennbare Harmonie aller Theile eines solchen Riesenbaues zum Ganzen!

Auch das Kanuri ist sehr schwierig und besitzt manche überraschende Eigenthümlichkeit. Doch kann man in ihm schon eine Richtung des Sprachgeistes entdecken, die bald an das Wesen der sogenannten semitischen, bald an das der tatarischen und uralischen Sprachenklassen erinnert. Hier ein paar Worte über seine Formenlehre in ihren allgemeinsten Umrissen. Das Kanuri hat euphonische Lauteränderungen jeder Art. Die Ableitung geschieht im Substantiv fast immer mittelst Präfixen (vorgesetzten Silben), und fast alle abgeleiteten

*) Zu zwei Bänden. Der erste Band ist betitelt: „Grammar of the Bornu or Kanuri Language"; der zweite: „African Native Literature, or Proverbs, Tales, Fables and Historical Fragments in the Kanuri or Bornu Language". London, 1854.

**) Bornu gränzt im Norden an den Tschad-See und die Große Wüste, im Westen an das Gebiet der Haussa-Neger. Kuka, der Aufenthaltsort des Dr. Vogel im vorigen Jahre, ist die Hauptstadt von Bornu.

***) Vgl. Proben derselben im Jahrgang 1842 des „Magazins", Februar, Nr. 19 und 20.

*) Ueber Ersteres vgl. man Jahrgang 1844 des „Magazins", Nr. 54. — Die meisterhafte Kleinstwendische Grammatik der grönländischen Sprache ist 1851 in Berlin bei G. Reimer erschienen.

Digitized by Google

Substantive sind Abstracta. Einen hohen Grad der Entwickelung zeigt die Sprache in ihren fünf Kasuspartikeln und besonders darin, daß sie eine wahre Nominativ-Partikel (die kein anderes Geschäft hat) besitzt. Die persönlichen Fürwörter haben gleiche Kasus, wie das Nomen; ihren Plural bilden sie von diesem abweichend, doch unter sich streng analog. Das besitzanzeigende Fürwort gestaltet sich immer als Suffix und ist den Personen-Endungen am Verbum sehr ähnlich, scheint aber mit dem absoluten Fürwort in keiner etymologischen Verbindung zu stehen. Die Suffixen schiebt man zwischen das Wort und seine Kasuspartikel (wie z. B. im Türkischen und Magyarischen). Ein relatives Fürwort ist nicht vorhanden; wie es ersetzt wird, lehrt die Syntax. Das Adjektiv wird durch Anhängung verschiedener Sylben vom Substantiv u. s. w. abgeleitet, es folgt dem Substantive nach und wird, wenn es mit ihm zusammensteht, allein flektirt (wie dies in Sprachen mit vorangehendem Adjektiv umgekehrt ist). Das Zahlwort ist decimal wie das unsrige: Die Zahlen von 1 bis 10 stehen in keiner etymologischen Verbindung; 20, 30 u. s. w. werden so gebildet, daß pi (ohne Zweifel eine ungewöhnliche Zehnform) vor die Einheit tritt, z. B. pindi (10 × 2) 20, ans pi und ndi (zwei). Das Verbum ist der wichtigste und bei weitem schwierigste Redetheil. Verba kennen ursprünglich, auch von Nennwörtern oder anderen Verben abgeleitet sein. Die von Verben abgeleiteten Verba bezeichnen gewisse Modificationen des Grundbegriffes oder Nebenbestimmungen bei demselben, wie in den semitischen und altaï-uralischen Sprachen. Alle Verba zerfallen in zwei Klassen, je nachdem die Endung erster Person in der Grundform ngin oder akin ist; vermuthlich war ihr ursprüngliches Verhältniß ähnlich dem des Aktivums und Mediums bei den Griechen. In der Conjugation sind sie sehr verschieden; die bei weitem größere Mannigfaltigkeit der Formen entfalten die auf akin, welche der Verfasser in viele größere und kleinere Gruppen vertheilt hat. Am merkwürdigsten ist aber die objektive Inflexion transitiver Verben. In der Kanuri-Sprache erzeugt nämlich der Wechsel des Objektes eine eben so große Veränderung am Verbum, wie der des Subjektes. Diese ganz eigenthümliche Beugungsart vermehrt die Verbalformen in erstaunlichem Grade. Das Merkmal des Objektes ist hier mit den sonstigen Zuſätzen so innig verwebt, so organisch zu Eins geworden, daß es nicht wohl gefondert und für sich allein dargestellt werden kann. — Die Syntax, in so vielen Sprachlehren bloßer Anhang, hat Herr Kölle mit derselben Sorgfalt und Vollständigkeit behandelt wie die Formenlehre: sie macht und mit noch vielen Feinheiten, zum Theil auch Sonderbarkeiten des Sprachgebrauchs bekannt. Unter allen Erscheinungen der Sprache ist jedoch keine, die mir gefunden Sprachlogik in Widerspruch geriethe. Zx.

England.

Erfahrungen eines unter dem Pöbel in London thätigen Missionärs.

(Fortsetzung.)

Inmitten dieses Elends begegnen uns, wenn auch nicht große Seelen, so doch sittliche Regungen, die noch nicht erstickt sind, und ein Gehorsam gegen das Moralgesetz, den man kaum erwarten sollte. Herr Vanderstige führt viele solcher Beispiele an. Wir erfahren hier, daß moralischer Muth nöthig ist, um dem Laster zu widerstehen. In dem Bezirk, in welchem Herr Vanderstige seinen Missionsberuf ausübte, befand sich ein Mädchen von achtzehn Jahren, welches verführt worden war und in Folge davon ein Kind hatte. Durch die angestrengteste Arbeit konnte sie kaum dahin gelangen, sich und ihr Kind aufs elendeste zu ernähren; das Kind war äußerst unruhig und verlangte saſt beſtändig Wartung. „Da sie während des Tages nicht arbeiten konnte, so mußte sie, frierend und mit leerem Magen, die Nacht über Hemden nähen und Schuhe einfassen, um wenigstens ein Stück Brod zu verdienen. — Wenn ich das kleine Geschöpf betrachtete, sagte sie, und an das Elend dachte, welches ich um seinetwillen zu ertragen hatte, so fühlte ich, wie in mir eine entsetzliche Luſt erwachte, es zu tödten, und die Versuchung war so mächtig, daß ich nahe daran war, ihr zu unterliegen; aber in einer Nacht träumte ich, daß ich den Mord begangen hätte und daß das Kind todt in einem kleinen Sarge läge. Ich war von fürchterlichen Empfindungen gequält, und ich vernahm eine Stimme, es schien mir die Gottes zu sein, welche zu mir sagte: „„Du wirst es nicht tödten!““ Als ich erwachte und sah, daß ich es nicht getödtet hatte, o, wie dankte ich Gott! Ich habe später nicht mehr den abscheulichen Gedanken gehabt.“

Die Geschichte eines armen Menschen, der nur ein einziges Hemde hatte und es einzurichten wußte, daſſelbe immer rein zu haben, ist rührend: „Ich begebe mich in ein Bethaus und ziehe da mein Hemde aus; dann laufe ich in eine Sackgasse, die oben bei der Whitecross-Straße liegt und wo aus einer in der Mauer befindlichen Röhre warmes Waſſer, welches einer Fabrik gehört hat, herausſließt. Da wasche ich mein Hemde; dann laufe ich über die Blackfriard-Brücke zu dem Kalkofen, wo ich mein Hemde trockne und wieder anziehe. Ein reines Hemde, das thut mir so wohl! Ich kann die Unreinlichkeit nicht ausſtehen.“ Diese Geschichte wurde durch einige Zeitungen dem englischen Publikum mitgetheilt; es wurden in Folge davon dem armen Menschen mehrere Hemden zugeschickt, die er gewiß mit großem Dank angenommen haben wird.

Einer der traurigsten Umstände im Leben der ins Elend Gesunkenen ist der, daß sie immer tiefer in ihr Elend und in ihr Laster versinken müssen, um nicht vor Hunger zu sterben. Natürlich sind in dieser verwilderten, heidnischen, aberglaubischen Volksklasse die unsittlichen Gewerbe die überwiegenden. Man findet da neben einem zerlumpten Bettler einen schmutzigen Seiltänzer in seinem Paradekostüm mit dem abgenutzten Tressen- und Flitterstaat; es leben da die Zigeuner mit ihren sonderbaren Gewerben, als Stuhlflechterer, als Hundescheerer, als Straßenfänger, als Wahrsager; es ermuthigen da schmutzige, berüchtigte Kartenlegerinnen die Hoffnungen oder vermehren die Verzweiflung dieser Elenden. Herr Vanderstige hat bei Manchen von diesen Unglücklichen noch Scham über ihre Gewerbe angetroffen. Ein armer Straßenkombdiant theilte einst dem Prediger seine Gewissensskrupel mit; es war ihm unmöglich, den Forderungen seines Publikums Genüge zu leisten. Die Zuschauer wollten unanständige Pantomimen und Gesänge; er konnte sich nicht dazu verstehen, zu thun, was die Moral und das Gesetz Gottes ihm verbot. „Ich sehe es ein“, sagte er, „daß es anſtändiger ist, die Kehrichthaufen zu durchsuchen, um den Lebensunterhalt zu finden, als das Gewerbe zu betreiben, welches ich habe. Ich verabſcheue es; es giebt keines, welches tiefer steht.“ Aehnliche Gefühle drückte eine alte Kartenlegerin dem Prediger aus; sie gab ihr Gewerbe wirklich auf.

Leider sind unter den Bewohnern des Bezirks, in welchem Herr Vanderstige gewirkt, nur wenige so tugendhaft. Wir möchten eine Vorstellung geben von dem Leben und Treiben in diesen Wohnungen des Elends; aber es ist dies nicht leicht; das Schauderhafte darin hat seine Einförmigkeit. Es wiederholen sich immer dieselben Scenen von Elend, Rohheit und viehischer Sinnlichkeit. „Frau T . . . stieß, als sie, wie gewöhnlich, früh auf den Markt gehen wollte, auf der Treppe auf einen Gegenstand, den sie wegen der Dunkelheit nicht erkennen konnte. Sie vernahm bald die Stimme einer lüderlichen Dirne, die im Hause wohnte; sie stieß unflätige Schimpfworte aus. Als Frau T. mit einem Lichte wiederkam, fand sie das elende Geschöpf auf der Treppe liegen — betrunken, in der einen Hand ein Glas, in der anderen eine Flasche.“ Schauder erregend sind die folgenden Schilderungen: „J. D. ist ein Dieb. Sein Vater lebt in wilder Ehe mit der Mutter und mit einer der Töchter, die er von einer anderen Frau hat. Sie bewohnten seit langer Zeit alle zusammen eine kleine Kammer. Die jüngere der beiden Frauen hatte, als ich die Familie zuletzt besuchte, Zwillinge, acht Tage alt, auf den Armen; es waren die Kinder des Mannes.“ — „Die beiden C . . . sind lange Zeit Diebe gewesen. Der ältere, ich bin glücklich, es sagen zu können, hat das verbrecherische Gewerbe wiedergelegt. Die Mutter war dem Trunke ergeben, der Vater ein lüderlicher Mensch. Die Mutter starb 1849 an der Cholera. Der Vater war damals ungefähr sechzig Jahr alt. Eine Nichte, ein Mädchen von achtzehn Jahren, war gekommen, um der Frau in ihrer Krankheit beizustehen; am Tage nach dem Tode der alten Frau kündigte sich diese Nichte als die neue Frau C . . . an. Die beiden Söhne, obwohl Diebe von Profession, protestirten gegen die dem Andenken ihrer Mutter angethane Schmach und wurden dafür zur Thür hinausgeworfen. Der Vater begab sich mit der Dirne in das Stadtviertel Whitechapel. Einige Zeit später ließ sie sich mit Allem, was in der Stube zu finden war, von einem anderen Mann entführen. Der alte Mann, von seiner Arbeit zurückkehrend und sein Zimmer ausgeräumt findend, merkte, daß der Weg der Sünder rauh und dornenvoll ist.“ Er kam eines Morgens zurück in seine alte Wohnung, sagte dem Vermiether einige Worte und ging auf den Hof. Hier fand man ihn bald darauf gehängt an einem Haken im Wagenschuppen, der so niedrig war, daß der Unglückliche, um seinen Entschluß auszuführen, die Beine nach hinten hatte zusammenlegen müssen. Er war dem Tode nahe.“

Die Scenen der schändlichsten Prostitution, die Herr Vanderstige vorführt, sind, obwohl er es mit aller möglichen Dezenz thut, zu abstoßend, als daß wir sie hier wiedergeben könnten. Wir wollen das schauderhafte Gemälde mit zwei statistischen Thatsachen schließen, welche geeignet sind, das Mitleiden zu erregen und den Haß gegen das Schlechte im tiefsten Innern zu erwecken. Die größten Verbrecher in diesen Bezirken sind nicht die Männer, sondern die Kinder. „Die jungen Leute von funfzehn bis zwanzig Jahren“, sagt Herr Vanderstige, „machen nicht den zehnten Theil der Bevölkerung aus, aber sie begehen wenigstens den vierten Theil aller Verbrechen.“ In Betreff der Frauen ist der unzureichende und unsichere Verdienst, den sie sich

Digitized by Google

durch ehrliche Arbeit verschaffen können, der Hauptgrund der gehäuften Verbrechen und Schamlosigkeiten. — Das sind die Schatten, welche den Glanz der Civilisation verdunkeln und welche uns abhalten können, uns unserer Fortschritte zu rühmen.

Indessen der natürliche Fortschritt der Civilisation hat seinen Einfluß auch in diesen Schlupfwinkeln des physischen und moralischen Elends ausgeübt; Clerkenwell ist nicht mehr das, was es früher war. Die Diebsfähle sind seltener und die Verbrecher weniger zahlreich. Die Polizei wagte sich früher selten hin, und wenn sie es that, ging sie in großer Anzahl und stark bewaffnet hin. Die Kämpfe zwischen den Verbrechern und den Konstablern waren oft sehr blutig. Die Regierung war früher, so zu sagen, mitschuldig an den Diebsfählen, denn die Kosten der Verfolgung eines Diebes waren so bedeutend, daß man der Schuldigen nur in den Fällen habhaft zu werden suchte, wo große Verbrechen begangen waren. Wenn ein Nachtwächter eine Anzahl von Taugenichsen aufgegriffen hatte, rief man ihm gern das Wort Talleyrand's zu: „Nur nicht zu viel Eifer!“ Was früher in diesem Stadtviertel vorging, übertraf die krassesten Erfindungen des Herrn Sue. Clerkenwell bietet nicht mehr dasselbe Schauspiel dar. Das von Sir Robert Peel eingeführte Polizeisystem hat diesem abscheulichen Unwesen und dieser Straflosigkeit einen harten Schlag versetzt. „Sehen Sie, mein Herr“, sagte ein bekehrter Dieb zu Herrn Bauderkipse, „ich möchte lieber für einen Penny ehrlich erworbenes Brod als alle gute Prisen, die mir auf andere Art zukommen können. Man ist nie in Ruhe; bei dem geringsten Geräusch, das man hört, bildet man sich ein, daß ein Polizeimann kömmt, uns zu ergreifen!“ Der wachsame Polizeimann, der sich überall blicken läßt, hat mehr Bekehrungswunder gethan, als Herr Bauderkipse je thun wird. Wenn man zu der Ueberzeugung kömmt, daß sogar in England die Bestrebungen Einzelner in dieser Angelegenheit ohnmächtig sind, daß die einfachste Regierungsmaßregel mehr Wirkung hat, als die Bemühungen der glühendsten christlichen Liebe, so muß man natürlich daran glauben, daß auch anderwärts die Liebe zur Beseitigung des hier in Frage stehenden sozialen Uebels ohnmächtig ist.

Es ist klar, daß die moderne, weltliche, protestantische, die durch die weltliche Macht des Staates regierte Gesellschaft gegen die Bettler, die Vagabunden, gegen die Horden des Volkes einen größeren Abscheu hat und haben muß, als die alte katholische der Regierung der Geistlichkeit unterworfene Gesellschaft. Die moderne weltliche Regierung hat mehr den Geist der Gerechtigkeit, als den der christlichen Liebe. Bei den Maßregeln, die sie nimmt, kümmert sie sich nicht darum, wie vielen Individuen sie wehe thut; sie fragt nur, ob die Maßregeln gerecht und klug sind. Es ist nun aber auffallend, daß, während die keine Appellation duldende Staatsmacht sich allen gesunden Bestandtheilen der Gesellschaft zu fühlen giebt, die unterste Klassen die einzigen sind, auf welche sie ihre Gewalt nicht ausdehnt. Der Steuereinnehmer kömmt an dem bestimmten Tage, die Steuern zu erheben; er hat dem, der nicht bezahlen kann, weder einen Tag, noch eine Stunde Frist zu bewilligen. Die Aushebung zum Militairdienst entzieht dem Familienvater seine Kinder; er darf keine Weigerung entgegensetzen: all sein Jammern bleibt erfolglos. Auf Grund eines Staatsgesetzes kann ich genöthigt werden, ein mir gehörendes Haus zu verlassen, welches mir theuer ist, und welches ich nicht aufgeben will. Eine unsichtbare, ungreifbare moralische Person, Regierung genannt, legt mir Steuern, Abgaben, Pflichten auf. Ich bin der Sklave dieser moralischen Person, weil ich in der Gesellschaft einen Rang habe, einen Acker, ein Landgut, ein Häuschen, ein Gewerbe. Was wird man denn mit dem Menschen ohne bestimmten Beruf, mit dem Vagabunden, mit dem Bettler machen, wenn man mit mir so verfährt? — Man wird ihn ohne Weiteres ergreifen, um zwangsweise, wenn es möglich ist, ein anständiges Wesen, auf jeden Fall aber wenigstens ein nützliches Wesen aus ihm zu machen. Aber nein! Der Staat, welcher für diese niederen Volksschichten den Geist der christlichen Liebe eines Priesters nicht hat, nicht haben kann, welcher dem Bettler weder Rath, noch liebevolle Ermahnung zu Theil werden lassen kann, beschränkt sich darauf, ihn durch die Polizei bewachen und durch seine Gerichtshöfe bestrafen zu lassen, wenn er sich eines Verbrechens schuldig gemacht. Welch ein sonderbarer Widerspruch! Man läßt den Bettler und den Vagabunden frei, daß er vor Hunger umkommen und den Versuchungen des Elends nachgeben kann; und in Wirklichkeit giebt es in der modernen Gesellschaft keine Freiheit, welche mehr respektirt wird, als die desjenigen Menschen, der mit der Freiheit nichts anfangen kann, der keinen anderen als einen schlechten Gebrauch davon machen kann.

Und doch kann in Bezug auf den Pauperismus die moderne Staatsregierung so viel Gutes wirken. Wir haben gesehen, daß eine einfache Polizeimaßregel, die Sir Robert Peel getroffen, hingereicht hat, das Gewerbe der Diebe von Profession in London bedeutend zu beschränken. Die Staatsmacht kann in dieser Angelegenheit um so mehr Gutes thun, da dieselbe eine von denen ist, zu deren Erledigung die Empfindsamkeit und das sentimentale Mitleiden nichts beitragen können. Sie erfordert vielmehr Festigkeit, Strenge, ja, eine gewisse Härte der Gerechtigkeit; sie erfordert es beinahe, daß man den dem Menschen natürlichen Gefühlen Gewalt anthue, um eben diesen Gefühlen Genüge zu leisten. Die Regierungen müssen und können sich ein höchstes Recht über diese Volksschichten beilegen, welche ihr Leben dem Zufall preisgegeben verbringen; sie müssen es im Namen der Humanität und im Gegensatz zu allen den Lehren eines schwächlichen Liberalismus, die an der Tagesordnung sind, denn das moralische Verderben und der Hunger sind nicht Dinge, auf welche man die falschen Lehren des Laissez faire und des Laissez passer anwenden kann. Es scheint uns, daß der Staat, ohne seinen Rechten eine willkürliche Ausdehnung zu geben, eines schönen Tages folgendermaßen sprechen könnte:

„Man hat in unserer Zeit ein neues Recht für den Menschen beansprucht: das Recht auf Arbeit; ich bin bereit, dieses Recht anzuerkennen, wenn man gleichzeitig eine viel ältere Pflicht, die Pflicht zur Arbeit, anerkennen will. Ich sehe nun aber, daß, sei es aus Trägheit und Sorglosigkeit, sei es aus Verzweiflung oder aus Unbehülflichkeit, sei es in Folge eines unglücklichen Schicksals, viele Menschen in unserer Gesellschaft dieser Pflicht nicht nachkommen oder unfähig sind, sie zu erfüllen, wenn ihnen Niemand zu Hülfe kömmt. Die private und die öffentliche Wohlthätigkeit vergeuden unnütz ihre Schätze, um diesem Elend abzuhelfen; sie haben kein anderes Resultat, als daß sie dem Gewissen derer, welche geben, Genüge leisten. Dieses Elend und diese Laster erzeugen immer neues Elend und neue Laster; diese Bettler stören und hindern eine achtungswerthe Volksklasse, der man die Freiheit lassen muß, eine Volksklasse, die sich nicht aufgegeben hat, die muthvoll kämpft und ringt, in ihrer Lebensentwickelung. Ich werde also in Bezug auf diese entarteten Volksschichten militairisch verfahren, weil dies das einzige Mittel ist, ihnen nützlich zu werden und die Pflicht zu erfüllen, welche mir gebietet, nicht blos über die materielle Erhaltung der Gesellschaft zu wachen, sondern auch zu verhindern, daß das moralische Verderben in ihr überhandnehme. Was thue ich, wenn ich den zum Militairdienst Ausgehobenen von seinem Pflug oder aus seiner Werkstätte wegnehme? Ich reinige ihn, ich kleide ihn, ich nähre ihn, ich sorge so viel wie möglich dafür, seine Gesundheit und seine Moralität zu erhalten; und ich fordere dafür, daß er meinen Befehlen unbedingt gehorche, und ich verpflichte ihn dazu durch die strengsten Mittel: durch eine pünktliche Disziplin, durch das Polizeigericht, durch das Gefängniß, durch das Kriegsgericht. Dank dieser Methode, forme ich in einigen Monaten den starkhüftigen, einfältigen, ungehobelten Tölpel um; ich mache einen Menschen aus ihm, und ich bringe ihm einige der wichtigsten Tugenden des Menschen bei: den Muth, den Sinn für Ordnung, das Ehrgefühl, die Vaterlandsliebe, den Corpsgeist, die Hingebung. Was ich thue, um die Gränzen zu sichern und das Gebiet des Vaterlandes zu vertheidigen, das zur Vertheidigung der Gesellschaft und zur Sicherstellung der Moral zu thun sollte ich kein Recht haben! Wohlan, ich glaube fest, daß ich dieses Recht habe; ich nehme es mir. Ich werde dem Staatshaushalt Kosten für Lager, für Gefängniß, für Rechtspflege ersparen. Ich werde nicht mehr gewaltig warten, bis die Individuen ohne einen bestimmten Beruf ein Verbrechen begangen haben, um sie zu züchtigen und mich von ihnen zu befreien. Alle diejenigen, welche nicht ein erlaubtes Gewerbe treiben, welche keine Existenzmittel nachweisen können, welche dem Vagabundenthum ergeben sind, alle diejenigen, welche des gewerbmäßig betriebenen Bettelns überführt sind, welche seit mehr als einem Jahre, aus dem einen oder dem anderen Grunde, keine ehrliche Arbeit haben finden können, alle diese werden aufgesucht, ergriffen, ihrer Lumpen beraubt; militairisch organisirt, zu Zwangsarbeiten angehalten werden, die unschädlich zu machen mir leicht sein wird. Ich habe Länderein zu bewässern, Sümpfe trocken zu legen, Kolonieen zu gründen. Ich werde sie nicht wie Sklaven behandeln, ich werde ihnen einen angemessenen Lohn bezahlen, und ich werde denjenigen von ihnen, die es verdienen, ihre Freiheit wiedergeben.“ (Schluß folgt.)

Die Verdienste der Deutschen um das vergleichende Sprachstudium.

Die zweite Auflage der Eastwickschen Uebersetzung von Bopp's vergleichender Grammatik giebt dem Londoner Athenaeum Anlaß zu folgender Bemerkung über die Verdienste der deutschen Philologie um das vergleichende Sprachstudium:

„Mit dem Bekanntwerden des Sanskrit in Europa begann für die Philologen eine neue Aera. Diese alte Sprache, sagt Sir William Jones, vollkommener als die griechische, reicher als die lateinische, veredelter als beide, steht dennoch zu der einen, wie zu der anderen, sowohl in Bezug auf die Wurzeln, wie auf die grammatischen Formen, in einer zu entschiedenen Verwandtschaft, als daß diese für ein Werk des Zufalls zu erklären wäre; es ist dies so entschieden, daß kein Philolog, bei genauer Prüfung, Anstand nehmen kann, sie für drei Ströme,

Digitized by Google

aus einer und derselben Quelle entsprungen, anzusehen. Das Sanskrit ist für den Philologen, was Kalifornien und Australien für den Kapitalisten sind. Wie gewöhnlich treten die Deutschen in die vorderste Reihe, die Entdeckung zu wissenschaftlichen Zwecken auszubeuten. Während der Engländer, treu seiner praktischen Natur, diese Sprache externte, um den Verkehr mit den eingebornen Stämmen Indiens, über die er seine Herrschaft immer mehr ausbreitete, zu erleichtern, arbeiteten die Deutschen, obgleich ihnen weder die Handschriftenschätze in den Archiven der ostindischen Compagnie, noch die Pariser Bibliothek zu Gebote standen, mit unermüdetem Fleiß, um über die Gesetze der Sprache und die Geschichte der Menschheit ein höheres Licht zu verbreiten. Und bald ward ihr Mühen reichlich belohnt. Jones' Behauptung, daß das Sanskrit identisch sei mit dem Griechisch-Lateinischen, Gothischen, Celtischen und Persischen, erhielt ihre Bestätigung; ein neuer, kräftiger Geist der Forschung wurde erweckt, gesundere philologische Prinzipien wurden festgestellt und manche Dunkelheit beleuchtet. Der Erste, der diesen angebahnten Weg betrat, war Grimm in seiner berühmten deutschen Grammatik, worin er das Lautsystem der indo-germanischen Sprachen aufstellte. Allerdings hatte schon Rask in seiner 1814 vollendeten Abhandlung über den ihralischen Sprachstamm auf den innigen Zusammenhang zwischen dem Germanischen und Griechisch-Lateinischen ein helles Licht geworfen und auf das Gesetz des Lautwechsels hingewiesen; allein der Mangel an Kenntniß des Sanskrit hinderte ihn, die Resultate zum Abschluß zu bringen, wozu er sonst wohl befähigt gewesen wäre. Pott in seinen „etymologischen Forschungen" folgte wacker seinen Vorgängern und wies den Lautwechsel im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Gothischen nach. Im Jahre 1816 richtete Bopp seine Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang der Conjugation im Griechischen und Sanskrit und legte die Resultate seiner Forschungen in seinem „Conjugations-System" nieder. Seitdem hat er, mit Benutzung verwandter Forschungen anderer ausgezeichneter Gelehrten, seine Untersuchungen in dieser Richtung immer weiter ausgedehnt, und wir sehen nun die reife Frucht seiner Arbeit in dem hier übertragenen großen Werke, dem in der vergleichenden Philologie mit vollem Recht dieselbe hohe Stellung zuerkannt worden, die Bacon's „Novum Organon" in der Philosophie und Newton's „Principia" in der Physik einnahmen. Diese und ähnliche neuere Gedankenschöpfungen haben in der Philologie eine Umbildung hervorgebracht, die nicht nur in ihren unmittelbaren Ergebnissen von großer Bedeutung ist, sondern den Keim künftiger Fortschritte in sich trägt. Um sich von dem wohlthätigen Einfluß der neueren philologischen Entdeckungen auf das Griechische zu überzeugen, braucht man nur Damm's „Homerisches Lexikon" und das griechische Lexikon von Liddell und Scott aufzuschlagen. Und so fehlt es auch nicht an Werken über das Lateinische, die das scharf ausgeprägte Merkmal der Bekanntschaft und Sympathie mit der verbesserten Methode etymologischer Forschung an sich tragen.

„Professor Horace Hayman Wilson, der ausgezeichnete Orientalist, der sich der Durchsicht dieser Uebersetzung unterzogen hat, charakterisirt das Original vortrefflich mit den Worten:

„„In diesem Werke ist eine neue und merkwürdige Klasse von Verwandtschaften systematisch und fleißig aufgesucht worden. Mit dem Sanskrit als Leiter, spürt Professor Bopp die Analogieen auf, die es mit dem Zend, dem Griechischen, Lateinischen, Gothischen, Germanischen und Slavischen und diese unter sich in Verbindung bringen. Wie man auch über manche seiner Argumente denken mag — die Verwandtschaft zwischen den Sprachen der Nationen, die durch den Verlauf von Jahrhunderten, wie durch den Raum einer halben Erdfläche, durch die Verschiedenheit physischer Bildung und gesellschaftlicher Verfassung von einander getrennt sind — die Verwandtschaft zwischen Sprachformen, die und bei den dunkelfarbigen Eingebornen Indiens und den blonden Stämmen im alten und neuen Europa begegnen — eine Verwandtschaft, von der man vor funfzig Jahren noch keine Ahnung hatte, die erst in der jüngsten Periode sich geltend machte, als das sorgfältigste Studium des Sanskrit auf die Prinzipien der Laut- und Sylbenmodulation führte, worin dessen grammatische Veränderungen wurzeln, und die von den deutschen Philologen auf die gleichartigen Sprachformen angewandt worden — diese Verwandtschaft ist von Bopp über allen Zweifel festgestellt worden.""

„Bemerkenswerth ist, daß Bopp selbst, nach seiner Aeußerung in der Vorrede zum zweiten Theil, beim Beginn seines Werkes noch nicht daran gedacht hat, das Slavische in den Kreis seiner Forschungen aufzunehmen, und daß er erst im Verlauf seiner Arbeit sich dazu entschlossen hat. — Trotz dem Geiste der neueren Experimentalphilosophie, entsagt Bopp jedem Versuch, in die verborgenen Ursachen zu dringen, die nicht auf dem sichern Wege der Induction von beobachteten Erscheinungen zu Tage gefordert werden können. „„Einen Punkt"", sagt er, „„werde ich unberührt lassen: das Geheimniß der Wurzeln oder die Begründung der Nomenklatur für die ursprünglichen Vorstellungen. Ich werde z. B. nicht untersuchen, warum die Wurzel i gehen und nicht stehen heißt; warum der Lautverein sthâ oder sta stehen und nicht gehen bezeichnet.""" Die Aufgabe, die er sich gestellt und mit großem Erfolg gelöst hat, ist minder glänzend, aber bei weitem nützlicher und ehrenvoller, als die, welche Bacon dem Menschen, als dem Ausleger der Natur, anweist. Wie der neuere Naturforscher die ihm vorliegenden Individuen verschiedener Arten zum Zwecke der Classification so nimmt, wie sie sind, und ihre Organisation studirt, ohne sich in Konjekturen über Lebensprinzip und ähnliche geheimnißvolle Themata zu verlieren — eben so beschränkt sich unser wissenschaftlicher Philolog auf die einfache Vergleichung der indo-germanischen Sprachen, so weit sie bis jetzt bekannt sind; ihrer Wurzelwörter, als der Ausdrücke der einfachsten Begriffe und Beziehungen; ihrer Wohllautsgesetze und Biegungsweisen — kurz, ihres ganzen grammatischen Baues, um den Grad und die Art ihrer Verwandtschaft festzustellen. Wir sagten: er beschränkt sich; erwägen wir aber nun einen Augenblick, welche Geistesspannung eine solche Zahl von Sprachen nothwendig erfordert, so ist uns klar, daß das Unternehmen Alles eher, denn beschränkt ist. In der That gehört es gerade zu jenen herkulischen Arbeiten, die nur ein Deutscher den Muth hat auf seine Schultern zu nehmen. Mit der bloßen Uebersetzung haben drei englische Gelehrte vollauf zu thun gehabt."

Die Uebersetzung bezeichnet der Referent übrigens als vortrefflich, wie sie, meint er, von Männern zu erwarten stand, die in Deutschland studirt haben. Festwick, mit den indischen Sprachen vollkommen vertraut, konnte überdies manche Behauptung Bopp's in Bezug auf dieselbe berichtigen und einschränken.

Mannigfaltiges.

— Nachrichten von Dr. Vogel aus Afrika. Durch Herrn Aug. Petermann in Gotha sind den deutschen und ausländischen Journalen (auch auch uns) neuere Nachrichten über Dr. Ed. Vogel's Expedition nach Central-Afrika zugegangen. Es sind sowohl geologische und botanische Sammlungen, als Depeschen und Kartenblätter in großem Maßstabe von Dr. Vogel nach Europa gelangt. Sein letztes, an Ritter Bunsen gerichtetes Schreiben ist noch aus Kuka, und zwar vom 14. Juli 1854, datirt. Vogel war im Monat Februar dem Tode nahe, indem auch er einen Anfall von dem bösartigen Gallenfieber hatte, an welchem Overweg gestorben ist. Zehn Tage lang lag er in ununterbrochenem Delirium, und alle seine Begleiter sahen seinem Verscheiden entgegen; „doch Gott, der Allgütige", sagt Vogel in seinem Schreiben, „erhielt mich wunderbarerweise, mein Bewußtsein kehrte allmälig zurück, und mit Calomel und Chinin stellte ich mich wieder her." Spätteren Fieber-Anfällen hat er durch eine kalte Waschkur vorzubeugen gewußt. Am 27. März war er so weit hergestellt, daß er sich einer Kriegs-Expedition des Scheich von Bornu nach dem Lande Musgu anschließen konnte. Diese Expedition, obwohl mit 22,000 Reitern, 15,000 Kameel- und Ochsentreibern, 3000 Kameelen und 5000 Ochsen unternommen, war doch, wie alle Neger-Expeditionen im Innern Afrika's, nichts weiter als eine Sklavenjagd, wobei die unmenschlichsten Grausamkeiten begangen werden. Vogel's Schilderung der Expedition ist wahrhaft haarsträubend. Za, seine Nerven müssen bereits wieder sehr stark gewesen sein, da er bei dem Anblicke jener kannibalischen Schlächtereien nicht einen neuen Fieber-Anfall bekommen hat. Vogel drang mit der Expedition bis zu 9° 20′ nördl. Br. vor, wo er einen großen See mit vielen bewohnten Inseln entdeckte. Von diesem See, „Tubosi" genannt, welcher zweihundert englische Meilen Länge hat und längs welchem eine nach Süden streichende Granitkette läuft, zog die Armee der Bornuesen ostwärts nach dem Flusse Schary, der, wie sich Vogel überzeugte, ebenfalls mit dem Niger-System in keinerlei Zusammenhang steht. Noch Kuka zurückgekehrt, wollte Vogel, wie bereits erwähnt, die Reise nach Wadai, Darfur, Kordofan, Nubien und Aegypten antreten, und würde er, wenn er diese Tour glücklich zurückgelegt, der erste Europäer sein, der den afrikanischen Kontinent von Westen nach Osten durchschritten hat.

Der schwarze Dioner Barth's, Ali Lapran, welcher die erste Anzeige von dem Tode dieses Reisenden in einer Botschaft nach Kuka gemacht, wohin er bald selbst zu kommen gedachte, ist (wahrscheinlich auf die Nachricht, daß Vogel in Kuka sei) plötzlich verschwunden. Die Diener sollen sich in die Effekten ihres verstorbenen Herrn getheilt haben. An einer sicheren Nachricht über das Ableben dieses Reisenden fehlt es indessen auch jetzt noch.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 5 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 69., und beim Expediteur Neumann, Mittelstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 9. Berlin, Sonnabend den 20. Januar **1855.**

Frankreich.

Die französische Gesellschaft während der Revolution.*)

(Nach Ed. Barrière.)

Im Jahre 1789 wohnte ein Kind von drei Jahren mit seiner Familie in der Straße Cog-Saint-Honoré. An einem sehr schönen Julitage entstand plötzlich auf dieser Straße ein ungeheurer Lärm. Die Wärterin lief, mit dem Kinde im Arm, ans Fenster, um zu sehen, was es gäbe. Und was gab es? — Man wird es errathen: inmitten einer aufgeregten, von Wein, Zorn und Pika trunkenen Volksmenge wurden zwei Menschenköpfe auf Piken einhergetragen. Ein glücklicher Irrthum bewahrte den kleinen Zuschauer vor dem Schauder des Schauspiels. Es trugen zu dieser Zeit die verschiedenen Stände noch besondere Coiffuren, und man sah noch häufig in den Häusern auf Stangen Köpfe von Holz, auf denen Perücken von Magistratspersonen oder Aerzten frisirt und gepudert wurden. Solche Köpfe glaubte zum Glück das Kind zu sehen. — Drei Jahre später ein anderes Bild! Bewaffnete Haufen durcheilten die Straßen — durch das Louvre und über den Carousſel-Platz nach den Tuilerieen. Man vernahm zuerst einzelne Flintenschüsse, dann den Donner der Kanonen, zuletzt ein regelmäßiges, aber bald aufbrüllendes Gewehrfeuer des Militairs. Es war der 10. August. Und bald war auch der schreckliche September da. — Am Ende der Straße wohnte ein Arbeitsmann, Namens Antoine, mit dem Jeder gern zu thun hatte. Eines Abends um sechs Uhr sah man ihn an der Seite des Pont neuf einhergehen, eine Pike hinter sich her schleppend, so daß das Eisen auf dem Steinpflaster klirrte. „Wo gehst Du denn hin, Antoine!“ fragte man ihn. „Ich gehe abmurksen.“ antwortete er. Er ging wirklich hin, in den Gefängnissen tödten zu helfen. Er wurde, selbst in diesen Tagen des Schreckens, in keinem Hause mehr zur Arbeit zugelassen; er wußte ein anderes Stadtviertel aufsuchen.

Heute ist jenes dreijährige Kind ein Greis, der Verfasser dieser Zeilen, F. Barrière. Warum erinnert der Greis an diese einzelnen Erlebnisse? Um mit dem, was er gesehen, Zeugniß zu geben für das, was junge Schriftsteller, die Herren E. und J. von Goncourt, gelesen haben, aber gelesen haben mit unermüdlichem Eifer, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, mit Aufbietung aller ihrer Einbildungskraft, in einer sehr umfangreichen Bibliothek. Aus einer solchen Lektüre ist das uns vorliegende unten genannte Werk entstanden. Es versetzt uns in das Jahr 1789. Wie die anderen Gesellschaftsklassen, so sah auch die Aristokratie damals in der Zusammenberufung der Etats-Généraux kein zu furchtendes Ereignis. Diese Zusammenberufung entsprach den neuen Ideen. Die Geistlichkeit allein hatte die neuen Ideen immer bekämpft; vielleicht schmeichelte sie sich damals mit der Hoffnung, die Philosophie besiegen zu können; vielleicht schmeichelt sie sich noch heute mit dieser Hoffnung. Der Hof zweifelte nicht daran, daß er nach einigen Zurechtweisungen neue Hülfskräfte gewinnen würde. Was den Adel betrifft, — den erschreckte Nichts. Um was könnte es sich handeln? Höchstens um etwas Kampf, wie zur Zeit der Fronde. Daß zuletzt durch gütliche Vergleiche Alles wieder in Ordnung kommen würde, daran zweifelte der Adel nicht. Die Gerichtshöfe glaubten sich zu der Rolle des englischen Parlaments berufen. Der Advokatenstand sah in den zu debattirenden großen Interessen einen unerweßlichen Stoff zum Reden. Die Finanzleute sahen in der Revolution nur eine Möglichkeit, schneller zu Reichthum zu kommen(!); denn wie eine geistvolle Frau, die Herzogin von Coigny, sagte: „Das Geschäft drängt sich mindestens im Verhältniß eines Drittels in alle Anstichten eines Banquiers ein.“

Die Gesellschaft, welche gewohnheitsmäßig die wichtigsten Dinge mit leichtfertigem Witz bespricht, die Salons, welche aus Sammelpunkten des Geistes politische Turnierplätze geworden, ziehen zuerst die Aufmerksamkeit unserer jungen Verfasser auf sich und veranlassen dieselben zu scharfen Bemerkungen. Die Salon haltenden Damen jener Zeit werden in geistreich-spöttischer Weise geschildert: zuerst Madame Necker, „eine Frau von verständigem und kaltem Geist, die eine Unterhaltung mehr zu leiten als zu beleben verstand, die den Hofmann lieber bei sich sah als den Priester, den Schätzling lieber als den Freund“; dann Frau Fanny von Beauharnais, „die in ihrem Leben zwei oder drei hübsche Worte gesagt hatte und dieselben dann und wann wiederſagte“; Frau von Genlis, „welche über alle Gegenstände schrieb und vorzugsweise über Moral, womit sie ihre ganze Einbildungskraft, ihre ganze Fähigkeit, über Dinge zu reden, die sie nicht aus eigener Erfahrung, sondern nur von Hörensagen kannte, an den Tag legte“; und Madame Pankouke, „welche eine Gastwirthschaft für Schöngeister hält, bei welcher am Donnerstag Arnaud Baculard, Garat und Barère zu Tische waren, die in ihrer gefälligen Ausdrucksweise später die Schreckensherrschaft eine bittere Diplomatie nannte“; endlich eine berühmte Schauspielerin mit ihren schlechten Soupers, auf welche man die Aeußerung des Herzogs von Lauraguais über die Gastmähler der Frau Aligre anwenden kann: „Wirklich, wenn man zu seinem trockenen Brod nicht den „Nächsten“ mit verspeiste, müßte man vor Hunger sterben.“

Woher kömmt es, daß die Frauen aller Stände so gern einen Salon halten? — Weil sie da unumschränkt herrschten. Man liebte damals noch die feinen Unterhaltungen und die Vergnügungen einer geistreichen und gebildeten Gesellschaft. Männer und Frauen fanden diese allabendlichen Versammlungen höchst anziehend. Die geschlossenen Gesellschaften und die Rauchzimmer waren damals noch nicht erfunden. Die Einförmigkeit der Klubs überließ man den Engländern und die Cigarre oder Pfeife den unbeschäftigten Soldaten. Wo die Frauen es dahin haben kommen lassen, daß man den schweren Tabacksqualm dem leichten Wehen ihres Geistes vorzieht, da haben sie die Herrschaft verloren. Damals führten sie das Scepter mit einer so viel Ansehen als Grazie; die Herrschaft im Reich der Geister, der Mode und des Geschmackes war ihnen angenehm und gefiel ihnen sehr. Sogar die unter ihnen, welche Paläste bewohnten, und welche ihr Rang nöthigte, zu ihrem Schutz und Heil einen langweiligen Hof um sich zu haben, wollten eine „Gesellschaft“ haben. Die Königin erholte sich zu Trianon ein wenig von den niederdrückenden Herrlichkeiten des Hoflebens zu Versailles. „Zu Trianon“, erzählen die Gebrüder de Goncourt, „erfreute sie sich (aber nicht so selten, wie sie meinen) an den zarten, geistreichen Scherzen des Herzogs v. Lauzun oder des Barons v. Besenval, als sie noch nicht in ihren politischen Tagen war, als sie sich noch nicht das Vergnügen machte — die Unklugel — mit der öffentlichen Meinung zu spielen und die Rolle eines Familien-Ministers zu übernehmen.“ Sie war auf dem Throne ganz nur Frau geblieben. Wartet, bis das Unglück über sie hereinbricht, rufen uns die Herren in edler und wahrer Gemüthsbewegung zu; sie wird dann Königin sein!

„Soll ich von den Salons in Paris, die mir einfallen, wenn ich an Trianon erinnert werde, sprechen, von den Salond der Frauen von Simiane, v. Boubon, v. Murinat, v. Berchini, welche der Royalismus als „demokratisch wie eine Antichambre“ bezeichnete? — Ich will lieber mit unseren Führern eintreten in die Zimmer eines reichen und prachtliebenden Engländers, des Herzogs von Bedford. „Die Revolution“, erzählen sie uns, „hatte ihn nicht von Paris vertrieben; es gewährte ihm eine angenehme Unterhaltung, sie mit anzusehen; er war sehr eingenommen für den Jakobinismus und sehr neugierig, wie ein Zuschauer, der nicht Gefahr läuft, einen Platz bezahlen zu müssen. Der Herzog von Bedford lud alle Arten von Menschen zu seinen luxuriösen Festen ein; die Zierde und der Ton-Angeber verſehlen war der Marquis de Villette. Man gab sich das Versprechen, nicht hinzugehen, und man ging doch hin. Für die Damen hatte es ein Interesse, zu wissen, in welcher Toilette die Herzogin von Aremberg und die Frau von Sainte-Amaranthe sich dort zeigt; die Wunderdinge, die man erzählte von der Art, wie Bedford seine Gäste bewirthete, von der Verschwendung in Delikatessen, von den Blumenbouquets und den Guirlanden an den Draperieen, machten, daß die damaligen Pariser und Pariserinnen es als eine Ehrensache anſahen, zu den Bällen dieses Engländers Einladungen zu erhalten.“

Aber die rechten Feste feiert in dieser Zeit das Volk. Das Volk muß man sehen, hören, beobachten — auf den Straßen, in den Gär-

*) Histoire de la Société française pendant la Révolution. Par Edmond et Jules de Goncourt. Un volume grand in-8.

Digitized by Google

ten, auf den öffentlichen Plätzen von Paris. Hier ertönt ein Hornsignal und wird in der Ferne vielfach wiederholt; dort werden Freiheitsbäume, mit Bändern und Blumen geschmückt, auf Triumphwagen einhergefahren; die Mauern werden mit Anzeigen in den buntesten Farben bedeckt; die Aufregung zeigt sich in jeder Gruppe, die an einer Straßenecke zusammengekommen ist. Der Prallstein an der Straßenecke ist zur Tribüne geworden. Die Volkshaufen werden durch die Arbeiter verwehrt, welche aus den geschlossenen Werkstätten herbeieilen. Es werden Befehle vom Palais Royal nach dem Grèveplatz und nach den Hallen gesandt. „In jeder Minute, in jeder Sekunde werden Irrthum, Lüge, Verleumdung, Wahrheit als Nahrung ausgestreut für die Hoffnung, für die Furcht, für den Enthusiasmus, für den Haß; der losbrechende Unfrohr, volksthümliche Büsten, die im Triumph getragen werden, Läden, die geschlossen werden, ängstliches Hin- und Herlaufen, Bestürzung, Patrouillen, welche den Volkshaufen zerstreuen, Ansammlung neuer Volkshaufen, Freiheitslieder, die sich hören lassen, und andere Erscheinungen bewirken einen fortwährenden Wechsel in dem Lärm, in dem Aussehen, in dem Leben von Paris.“

Die Straßen waren die Salons des Volkes. Die Freiheit hielt hier mit nackten Armen ihre Gerichtstage. Wie viele neue Freiheiten wurden an den Straßenecken proklamirt und protegirt! — Freiheit für die geheimen Lotterie-Unternehmer, in der Dämmerung ihre verführerischen, mit Nummern und Thalern gefüllten Beutel zu schütteln! Freiheit für die Colporteure, die erklärten Helden der Zwietracht, vom frühesten Morgen an die neuesten Flugschriften, die neueste Nummer vom „Volksfreund“, den Marat herausgab, mit lauter Stimme feilzubieten und anzupreisen! Freiheit für die Bettler, in den Garten des Luxembourg einzutreten, um unter dem Schatten der Bäume ihr unabhängiges Gewerbe zu betreiben! — Im Jahre 1805 promenirte der damalige Präfekt der Seine, Herr Frochot, oft im großen Saale des Hôtel de Ville, der die Aufsicht auf den Platz hat. Er blieb gern an dem mittleren Fenster stehen, an welchem Ludwig XVI. nach der Erstürmung der Bastille, vor dem Volke die neue Kokarde an seinen Hut gesteckt hatte. Von diesem Fenster aus sah man die berüchtigte Laterne, das Werkzeug, den Zeugen, den unfreiwilligen Mitschuldigen so vieler abscheulichen Exzesse. Als er diese Exzesse in Erinnerung brachte, sagte ein junger Mann, der oft in seiner Nähe war: Solche Exzesse werden sich nicht mehr erneuen; die Revolution ist beendigt! — „Beendigt!“ seufzte der Präfekt, „sie hat kaum angefangen!“

(Schluß folgt.)

England.

Erfahrungen eines unter dem Pöbel in London thätigen Missionärs.

(Schluß.)

So würde der Staat einst sprechen können, wenn alle Versuche erfolglos geblieben sein werden, und wenn man endlich eingesehen haben wird, daß eine heilsame Strenge das einzige Mittel ist, die große und schreckliche Frage des Pauperismus zu lösen. Es werden jährlich ungeheure Summen als fruchtlose Almosen vergeudet. Die Gesellschaft giebt viel, aber auf eine unverständige und erfolglose Art. Man glaubt seiner Pflicht sich entledigt zu haben, wenn man das Geld, welches man zur Linderung des Armen-Elends bestimmt, seinem Wohlthätigkeits-Bureau, seiner Kirche, seiner Kommune übergeben hat; aber geben ist nicht genug, es wäre noch nöthig, und dies ist die Hauptsache, die Verwendung der Gaben zu überwachen und ihre Vertheilung gehörig zu regeln.

Es ist bis jetzt noch kein vernünftiges und wirksames System in Anwendung gebracht worden, um mit den Gaben für die Armen, die mit jedem Jahre eine größere Last für die Gesellschaft werden, etwas Gutes zu wirken. Der Reiche giebt, weil man von ihm fordert; er wirft gleichgültig sein Goldstück in die Armenbüchse, die man ihm hinhält; Andere geben aus nervöser Empfindsamkeit; Andere, weil sie Furcht haben; Andere endlich, um einer Gewissenspflicht zu genügen. Alle diese Arten zu geben sind fruchtlos. Eine einzige würde erfolgreich sein, nämlich: zu geben unter der Bedingung, daß über die Verwendung der Gabe Rechenschaft abgelegt würde. Die Armenverwaltungen vergeuden die Gelder, die ihnen überlassen sind, in lächerlichen Unterstützungen, die denen, welche sie empfangen, nicht einmal für einige Tage Erleichterung schaffen können. Würde ein vernünftiges Zwangs-Arbeitssystem, ein für alle Male eingerichtet, nicht viel nutzlicher sein? Würde man nicht gewisse Arbeiten beständig zugänglich halten können? Man könnte leicht in jeder Präfektur ein Amt für die öffentlichen Arbeiten einrichten, welches, unter strenger Verwaltung, alle die Gaben und Almosen, die sich jetzt unnütz in den wendlichen Ocean der Bettelei und der Faulheit verlieren, konzentriren müßte. Wenn der Wohlthätigkeitssinn in Frankreich Thatkraft hätte, würden wir diese Bemerkungen nicht machen; aber unser Wohlthätigkeitssinn ist empfindsam oder gleichgültig; er hat keine Ideen, kein Feuer, keine Ausdauer. Der Franzose kennt nur zwei Arten, das Gute zu thun: er thut es mit Sorglosigkeit oder aus Empfindsamkeit. Von den Einzelnen ist in Bezug auf die in Rede stehende soziale Frage in Frankreich Nichts zu erwarten; man muß Alles vom Staat erwarten. So betrübend diese Thatsache ist, man muß sich darein ergeben.

Die Arbeit allein, eine erzwungene, fortdauernde Arbeit ohne Feierzeiten, ohne zu große Verschiedenheiten im Lohn, ist geeignet, diese dem Elend verfallenen Volksschichten moralisch zu heben. Die Religion, besonders der Protestantismus, hat keine Macht über sie. Der Protestantismus ist seinem Wesen nach volksthümlich, aber nicht für den Pöbel; er läßt viele Verschiedenheiten der Meinungen, der Ansichten, der Charaktere zu; aber er ist auch in mancher Beziehung sehr exklusiv. Er hat mehr den Geist der Gerechtigkeit, als den der Milde, und wie er seine zur Unseligkeit oder zur Seligkeit Prädestinirten hat, so hat er auch seine Pariah, welche er zurückstößt auch da, wo er ihnen Worte des Friedens entgegenbringt. Der Protestantismus ist wesentlich eine Religion für den anständigen Menschen, für den soliden Pächter, für den biederen Gutsbesitzer, für den tugendhaften „Squire“, für den Familienvater und Staatsbürger; er ist vortrefflich für alle diejenigen, welche eine soziale Pflicht zu erfüllen, das Amt eines Geschworenen, eines Wählers, eines Maire, eines Alderman zu bekleiden haben, aber er hat denen, welche die Beute des Elends und der Spielball des bösen Geistes geworden sind, keinen Trost zu geben. Der Katholizismus verhält sich ganz entgegengesetzt zu dem Pöbel. Er bekehrt ihn nicht; er macht ihn nicht reicher, nicht arbeitsamer, nicht tugendhafter; aber er tröstet ihn und macht ihn unschädlich, er nimmt ihm seine Giftzähne und stumpft seine fürchterlichen Krallen ab. Der Katholizismus hat für den Bettler einen unerschöpflichen Schatz von Hoffnungen; er hat Bilder, Rosenkränze, Skapulaire, Amulette — lauter Mittel, dazu gemacht, den Schmerz zu beschwichtigen und das Leben der Elenden mit schönen Träumen zu erfüllen. So wird der Katholizismus zu jeder Zeit die bevorzugte Religion der zwei elendesten Kategorien von Menschen sein: in dem Erdgeschoß der Gesellschaft — die Religion der armen Teufel, deren Loos unwiderruflich ist, denen jede irdische Hoffnung versagt ist; — auf den glänzenden Höhen der Welt — die Religion der Menschen, welche, weil sie das Leben zu stark genossen haben, irdischen Genüße nicht mehr fähig sind. Es ist nur zu gewiß, daß alle die Unglücklichen, mit denen Herr Bandertiste zu thun gehabt, Protestanten gewesen sind, die von ihrer Religion Nichts verstanden haben. Der Protestantismus, der für einen gebildeten Menschen ein sehr einfaches System ist, der philosophisch viel weniger abstrakt ist, als der Katholizismus, kann von einem unwissenden und rohen Menschen nur sehr unvollkommen verstanden werden. Der Protestantismus muß mit dem Geist und mit dem Gedanken erfaßt werden; er hat keines von den Symbolen, den Bildern, die für rohe Naturen eben so viele Mittel religiösen Verständnisses sind.

Unter den Individuen, mit denen Herr Vanderkiste zu thun gehabt, sind die katholischen Irländer noch die religiösesten, wenn auch der protestantische Missionär drei nicht zugestehen will. Er macht in Bezug auf sie die folgende richtige Bemerkung: „Ich muß bemerken, daß der römisch-katholische Pöbel, obwohl im Grunde eben so unwissend in Betreff seiner Religion und eben so nachlässig in der Ausübung seines Kultus, wie der protestantische Pöbel, doch äußerst bigott ist.“ Mit dieser Bemerkung ist zugestanden, daß die katholischen Irländer ihrer Religion von Herzen zugethan bleiben, wenn sie dieselbe auch nicht ausüben. Diese Anhänglichkeit der Irländer an ihre Religion tritt mitunter in der leidenschaftlichsten Form auf; sie erscheint verstärkt durch den Nationalhaß, den die Irländer gegen die Engländer haben. Unser Missionär sprach einmal zu einem mit Lumpen behangenen katholischen Volkshaufen; da trat ein anständig gekleideter Irländer aus dem Haufen hervor und schnitt ihm das Wort mit der folgenden sarkastischen Bemerkung ab: „Wahrhaftig“, sagte er, „jeder Schuhflicker kann heutzutage am Sonntage ein schwarzes Kleid anziehen und predigen gehen, aber es gab eine Zeit, wo es dem Menschen das Leben gekostet haben würde, wenn er so etwas gethan hätte.“ Einer der Mitarbeiter des Herrn Vanderkiste, ein Herr Ballin, kam bei einer solchen Gelegenheit nicht so gut davon; er wurde von der Höhe der Treppe eines Hauses herabgestürzt und starb an den Folgen seiner Verletzungen.

Die Irländer haben also in ihrem Unglück doch noch einen Trost; man muß ihrem Aberglauben den Vorzug geben vor der Unwissenheit und dem Atheismus des englischen Pöbels. Dieser Aberglaube hat doch wenigstens Züge von Geist und Poesie; er ist einem Strahl der Sonne vergleichbar, der auf dem Kothe leuchtet. Eine auffallende Macht des Katholizismus! Die in ihm erzogen sind, entsagen selbst dann, wenn sie nicht mehr an ihn glauben, ihm niemals mit dem Herzen. In der Liebe, die er einflößt, liegt Etwas von der Verehrung, die wir für die Frau haben, welche uns groß gezogen und genährt hat. Diese feste Anhänglichkeit der Katholiken an ihre Religion hat Herr

Digitized by Google

Banderliste bei den italiänischen, ungarischen, polnischen Emigranten wiedergefunden.

Eine andere Erscheinung im Katholicismus ist diese: ein Katholik kann sehr wohl ein schlechter Mensch sein und dabei doch sehr devot. Der Italiäner kann stehlen, der Spanier tödten, der Irländer sich betrinken, ohne das Kreuzeszeichen, die Kniebeugung, das Gebet, den Besuch der Kapelle darüber zu vergessen. Das Gegentheil ist im Protestantismus der Fall: sobald ein Protestant ein schlechter Mensch wird, hört er auf, Protestant zu sein. Seine ganze innerliche und moralische Religion existirt dann nicht mehr für ihn, und die Lebensweise, die er erwählt hat, ist nicht geeignet, sie ihm in Erinnerung zu bringen. Die protestantische Religion ist in England bis in die niedrigsten Volksschichten die herrschende; aber man kann sagen, daß sie da aufhört, wo das zur Gewohnheit gewordene Laster anfängt. Der ganze Pöbel in England gehört dem Namen nach zur anglikanischen Staatskirche; er weiß aber Nichts von seiner Religion und kann natürlich Nichts davon wissen. Die verkehrten Antworten, welche unser Missionär von seinen Schülern erhielt, beweisen zur Genüge, daß der Religions-Unterricht, welchen er ihnen mit Eifer gab, nur dazu diente, sie noch unwissender zu machen. Ein sehr lernbegieriger und aufmerksamer Greis legte ihm einst die folgende Frage vor: „Ich möchte eine Frage an Sie richten, mein Herr, weil ich weiß, daß Sie mich zurechtweisen werden, wenn ich mich irre. Wenn ich mich schlafen lege, sage ich die Gebete her, die Sie mir beigebracht haben, und ich lege meine Hände so (er bedeckte seine Hände mit dem Gesicht) über meine Augen; ich sehe dann so schöne Erscheinungen; sie gleichen glänzenden Funken und wirbeln durch einander; ich wollte Sie fragen, ob dies nicht ein Bild vom Himmel ist?“ Eine von Herrn Banderstike bekehrte Frau meinte, daß das Sakrament der Taufe die Kinder kräftiger mache. „Wißt Ihr, wer Jesus Christus ist?“ fragte Herr Banderstike einen dieser Elenden. — „Ja, mein Herr“, lautete die Antwort, „man hat mir immer gesagt, daß er der Vater unseres guten Gottes ist.“ Auf die Frage: „Meint Ihr, daß man, im Ganges sich badend, seine Sünden abwaschen könne?“ erfolgte einmal die Antwort: „Ich sehe nicht ein, warum das nicht möglich sein sollte.“

Die Dummheit in Bezug auf religiöse Gegenstände tritt in zwei Hauptgestalten auf: als die einfältigste Gläubigkeit und als die zweifelsüchtigste Ungläubigkeit; sie ist in beiden Formen gleich stark. Wenn man die Schilderung dieser unüberwindlichen Dummheit liest, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die christliche Liebe, wie sie unser Missionär an den Tag gelegt, diesen Menschen gegenüber eine lächerliche Thorheit ist. Glücklicherweise kennt diese edle Tugend keine Berechnung; sie ist blind, wie die Liebe überhaupt, und vertheilt ihre unerschöpflichen Schätze mit einer unermüdlichen Freigebigkeit.

Die Mäßigkeits-Gesellschaften sind nicht glücklicher, als die Gesellschaften der Missionäre, und bewirken nur sehr unvollständige Bekehrungen. Der englische Bettler trinkt, wie der Gentleman; nur hat der Gentleman noch andere Leidenschaften, welche ihn dem schimpflichen Joch der Trunksucht entziehen, während der Bettler nur diese eine hat und haben kann. Die Unmäßigkeit ist das tief eingewurzelte, unheilbare Laster des englischen Volks. Die Unwissenheit kann beseitigt werden, und wenn sie einmal beseitigt ist, kehrt sie nicht wieder. Alle diese Wilden ohne Religion werden sich einmal bekehren können; die Unmäßigkeit wird, welches Mittel man auch dagegen anwende, ihre schreckliche Macht nie verlieren. In dem Kapitel, welches unser Missionär der Unmäßigkeit widmet, führt er einige Beispiele von Bekehrungen an, auf welche schreckliche Rückfälle gefolgt sind. Man kann sich eine Vorstellung von der Herrschaft der Unmäßigkeit in England machen, wenn man weiß, daß nach den Berechnungen des Lord Shaftesbury die arbeitenden Klassen Englands an Bier, spirituösen Getränken und Tabak eine Summe von funfzig Millionen Pfd. Sterl. jährlich verausgaben, und daß die Stadt London allein eilftausend Schenkstuben zählt, während sie nur zweitausendfünfhundert Bäcker und siebzehnhundert Fleischer hat.

Die christliche Liebe, die Wohlthätigkeit, die religiöse Belehrung sind also, wie man sieht, unwirksam in dieser Volksklasse. Sollte diese Hingebung darum reine Einfalt und Thorheit sein? Ein so hartes Wort wollen wir nicht aussprechen. Hätte er auch nur einen Einzigen von diesen Elenden bekehrt, so würde der gute Missionär seine Mühen nicht verloren haben, denn was haben wir im Grunde auf dieser Welt zu thun, wenn nicht beständig das Böse zu bekämpfen? — Eine hochmüthige moderne Philosophie hat als Grundsatz hingestellt, daß das Böse vernichtet werden könnte und müßte; aber diese Hoffnung ist unvernünftig, und wenn man die Frage gründlich behandeln wollte, würde man vielleicht finden, daß sie sündhaft ist. Die arme Menschheit, sechstausend Jahr alt, ist nicht ein Gott in der Kindheit, welcher anfängt, das Bewußtsein seiner Gottheit zu bekommen; sie ist vielmehr und in unserer Zeit mehr, denn je, ein leidender und elender Lazarus, mit Wunden bedeckt, die, so oft sie auch geheilt werden, immer wieder aufbrechen. Der Beruf des Menschen ist nicht, das Böse zu vernichten, sondern: es ohne Unterlaß auszujäten, damit die gute Pflanze wachsen und Früchte bringen kann; das Ausjäten kann aber auf verschiedene Weisen bewerkstelligt werden, und die wirksamste, die schnellste, die am wenigsten kostspielige wird natürlich die beste sein. Sonst waren Hunderte von Menschen wochenlang beschäftigt, um allmälig und mühsam das Unkraut von einigen Morgen Landes zu beseitigen; heutzutage wird die Egge über die keimende Saat geführt und sie verrichtet an einem Tage das Werk einer Woche. Dieses neue Verfahren muß man für das Werk des moralischen Jäters in Anspruch nehmen, und giebt es eine bessere Egge für diesen Zweck, als die moderne Staatsregierung? Sie würde, wenn sie es wollte, in einigen Jahren zu Stande bringen, was unsere Vorfahren kaum in mehreren Jahrhunderten zu Stande brachten. Die Frage, um die es sich hier handelt, ist nicht schwieriger, als jede andere; aber sie erfordert drei Dinge, welche selten beisammen zu finden sind: einen besonnenen und klugen Kopf, ein gutes und großes Herz, einen erbarmungslosen Arm. Der Staat allein kann die allgemeine moralische Jätung, die Reinigung der Augiasställe bewirken; die Macht der Einzelnen reicht nicht aus, dieses Werk mit Erfolg zu betreiben, und für einen solchen Pöbel, wie der, von dem wir hier gesprochen, ist die moralische Macht allein nicht genügend, sie muß immer von der materiellen Macht begleitet sein, welche den Gehorsam zu erzwingen weiß. Die religiösen und liebevollen Seelen mögen sich beruhigen: sie werden in der Welt immer genug Böses finden, dem gegenüber sie ihre Hingebung werden beweisen können, und sie werden überall in ihrem Kreise in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen das arme und arbeitsame Volk, in der Erfüllung ihrer Bürgerpflichten, im Privatleben, in der Hingebung an die Humanität, in der Hingebung an die Wissenschaft eine bessere Anwendung von ihren Tugenden machen.

Der Streit über die Mehrheit der Welten.

Wir haben im vorigen Jahrgange des „Magazins“ (Nr. 109) des Federkrieges gedacht, den zwei berühmte englische Physiker, Professor Whewell in Cambridge und Sir David Brewster in Edinburg, über die Mehrheit der Welten führten, eines Federkrieges, der zum Theil jetzt noch fortdauert und der, bei der Richtung, welche besonders auch in England die neuere Naturwissenschaft genommen, eine tiefere Bedeutung hat, als man im Allgemeinen vielleicht zu glauben geneigt ist. Wir kommen daher mit einigen resumirenden Worten darauf zurück und bemerken, daß die Ansicht, die wir über die Sache uns gebildet, nicht erst eine Folge dieser Polemik, sondern das Resultat längeren Nachdenkens und einer Ueberzeugung, die älter als der gedachte Streit ist.

Fontenelle's „Entretiens sur la pluralité des mondes“*) haben in den beiden letzten Jahrzhunderten unter Gelehrten, wie unter Laien, die Idee geweckt und genährt, daß die Gestirne am Himmel bloße Seitenstücke zu unserm Sonnensystme, und zwar, sofern es Planeten sind, zu unserer Erde, darbieten. Vielerlei phantastische Träumereien, aber auch dichterische Phantasieen, sind an diese Idee geknüpft worden. Es war allerdings kindisch, ohne Weiteres anzunehmen, daß das Leben, wie es auf der Erde zur Erscheinung kömmt, gerade so auf anderen Planeten sich wiederhole, deren Entfernungen von der Sonne sehr abweichend von einander sind, während doch die Sonne einen ganz entschiedenen Einfluß auf die physikalischen Verhältnisse der Erde und, analog damit, aller übrigen Planeten übt. Es heißt aber das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn jetzt die Bewohntung aufgestellt wird, daß es überhaupt kein Leben, weder ein vegetatives, noch ein animalisches, und am allerwenigsten ein selbstbewußtes, auf anderen Weltkörpern geben könne. Man weiß zur Unterstützung dieser Behauptung unter Anderem auf den Mond hin, der ohne alles Wasser und mit einer nur sehr unbedeutenden Atmosphäre ausgestattet sein soll, oder auf den Merkur, der von allen Planeten in größter Sonnennähe sich bewegt und dessen Masse so dicht und gediegen wie Gold ist, oder endlich auf den Saturn, der, in viel größerer Sonnenferne, als die Erde, sich bewegend, so unwicht und zähe wie Gallerte erscheint, und sucht nun darzuthun, daß der Chemismus des Lebensprozesses auf allen diesen und ähnlichen Weltkörpern etwas Unmögliches sei.

Solcher Art ungefähr ist auch die Argumentation des Herrn Professor Whewell in dem Streit über die Mehrheit der Welten, die er bekanntlich in Abrede stellt. Aus der geologischen Geschichte der Erde, welche Millionen Jahre lang existirte, bevor der Mensch erschien, sucht dann der englische Physiker den Schluß zu ziehen, daß sich die anderen Weltkörper jetzt noch in jenem präadamitischen Zustande befinden, den die Erde nur ausnahmsweise, und zwar auch erst seit einer kurzen, im Verhältniß zu ihrer unermeßlichen Vor-Existenz gar nicht in Betracht kommenden Zeit, verlassen habe. Hierdurch gelangt nun Herr Whe-

*) Paris 1686. Deutsch zuerst von Gottsched, 1726; dann mit Anmerkungen und Kupfern, von Bode, 1790, zweite Auflage 1780.

Digitized by Google

well, merkwürdig genug, wieder zu der naiven Folgerung der Alten, daß die Erde, angeblich die begünstigtste Stelle im Sonnensystem einnehmend, der Mittelpunkt der ganzen Welt sei, von welchem allein die Schöpfung durch denkende Geschöpfe angesehen und begriffen werde!

Fast sollte man, wenn man solche und ähnliche Lucubrationen der heutigen Naturforschung liest, auf den Gedanken kommen, daß der Mensch, je mehr er seine eigene physische Natur und die des Weltkörpers, auf welchem er lebt, kennen lernt, um so mehr auch die Fähigkeit verliere, sich über den Stoff, über die sinnliche Materie, zum Geiste, zum Unendlichen, zu erheben. Heißt es nicht in der That, an der Scholle, am Boden kleben bleiben, wenn wir nach den endlichen Bedingungen des Erdenlebens, die uns als Naturgesetze oder, wie man sich jetzt ausdrückt, als Chemismus erscheinen, das Leben oder Nichtleben im Unendlichen beurtheilen, zu dem sich doch unsere Erde eben so wenig, wie unser Wissen von dem Endlichen, in irgend eine vergleichende Beziehung bringen läßt! Was berechtigt uns, anzunehmen, daß es für Weltkörper, welche nicht die Erde sind, keine anderen Gesetze der Manifestation des Geistes, keine anderen Bedingungen der Ernährung des Stoffes, als diejenigen giebt, die eben der Erde, vermöge ihrer Stellung im Sonnensysteme, unreigenthümlich sind?

Dürfen wir nicht ein Urtheil über das Weltall, das aus den Erscheinungen der Erd-Atmosphäre geschöpft ist, mit dem Urtheil eines Fisches im Wasser vergleichen, der, wenn er urtheilen könnte, aus den ihn beherrschenden Lebensgesetzen den Schluß zu ziehen berechtigt wäre, daß es außerhalb des Wassers unmöglich ein lebendes Geschöpf geben könne, und daß jedes lebende Wesen nothwendig auch mit Kiemen und Flossfedern versehen sein müsse? Wissen unsere Naturforscher etwa mehr von den Lebensgesetzen außerhalb der Erd-Atmosphäre, als der Fisch von den Lebensbedingungen außerhalb des Wassers? Ja, wir wagen sogar zu behaupten, daß sich der Geist des Erdensohnes zu dem Geiste Gottes nicht anders verhält, als das von uns unterstellte Urtheil des Fisches zu dem Urtheile der gelehrtesten Naturkundigen.

Immerhin trete man an die Natur heran, um sie zu begreifen und dadurch weiser und mächtiger zu werden, aber wenn wir nicht, indem wir an sie herantreten, die Ueberzeugung mitbringen, daß sie selbst nur eine Dienerin des ewigen, unendlichen Gottes ist, so werden wir von dem Endlichen uns unterwerfen und beherrschen lassen und setzen wir und der Gesahr aus, den edleren besseren Theil in uns preiszugeben und unwiederbringlich zu verlieren.

Mannigfaltiges.

— Das Leben auf der Erde. Ganz andere Schlüsse, als die antispiritualen Naturforscher in England und Deutschland (wobei wir zunächst an den Verfasser der „Vestiges of Creation" und an Mulder, so wie an Moleschott und die Herausgeber der Hallischen „Natur", denken*), zieht ein geistreicher französischer Akademiker aus der Schöpfungsgeschichte unserer Erde. In einer kürzlich „über die menschliche Lebensdauer und über die Quantität des Lebens auf dem Erdboden**)" erschienenen kleinen Schrift macht Herr Flourens am Schlusse derselben, wo er ein vollständiges Resumé der geologischen Kenntnisse unserer Zeit liefert, die Bemerkung, daß, bevor das Leben, wie wir es kennen, auf der Erde möglich gewesen, die furchtbare Hitze der ersten Lebensalter unserer Planeten sich habe abkühlen müssen; die unermeßliche Dunstsphäre, welche die Erde auf Millionen von Meilen umhüllte, habe erst Zeit gewinnen müssen, sich zu Flüssigkeiten zu verdichten; eine einathmungsfähige Atmosphäre habe sich bilden müssen, um zuerst das Pflanzen-, dann das Thier- und endlich das Menschenleben möglich zu machen. „Alle diese dem Leben nothwendigen Bedingungen", fügt Herr Flourens hinzu, „die, wenn sie fehlten, ja, wenn auch nur eine einzige nicht erfüllt wäre, das Leben unmöglich machen würden: die Temperatur, das Wasser, die Luft, der Sauerstoff, die Pflanzenkost zur Ernährung der herbivoren Thiere, die herbivoren Thiere zur Ernährung der karnivoren, alle diese nothwendigen Bedingungen, die so wunderbar kombinirt und eben so wunderbar genau für den Moment, wo das Leben erscheinen sollte, vorbereitet sind, beweisen das Dasein Gottes, und zwar eines einzigen Gottes. Allem Anscheine nach, waren es nicht zwei Götter; denn wären deren zwei gewesen, sie würden sich nicht so vollständig mit einander verstanden haben."

— Das Verlagsrecht der Erben verdienter Schriftsteller. In Nr. 151 u. ff. des „Magazins" von 1854 haben wir die Ansichten eines amerikanischen Buchhändlers über den Begriff des literarischen Eigenthums und über internationales Verlagsrecht mitgetheilt. Diesen noch auf dem Standpunkte der Kindheit des literarischen Verkehrs sich befindenden, sehr naiven Ansichten gegenüber können wir jetzt die Schrift eines deutschen Buchhändlers anzeigen, welche, bei Gelegenheit eines eben den preußischen Kammern vorliegenden Gesetzentwurfs zu Gunsten der Erben verdienter deutscher Schriftsteller, die Frage kurz, aber prägnant und erschöpfend behandelt.*) Herrn H. C. Carey dagegen, dem amerikanischen Verfasser der „Letters on International Copyright", ist auf das dringendste zu empfehlen, die Schrift seines deutschen Kollegen zu lesen, um eine richtige Einsicht von dem Rechte zu erlangen, das der Verfasser, der Verleger und der Käufer eines Buches erworben haben, bei dessen Vertrieb allerdings auch noch ein höheres Recht in Betracht kömmt, nämlich das der Nation, aus deren geistigem Besitzthum, welches dadurch zugleich vermehrt wird, das Buch hervorgegangen ist. Herr Carey glaubt den Schriftstellern, und zwar auch den besten und verdientesten, gar nichts schuldig zu sein; er meint, daß sie höchstens das Vorrecht und den Vortheil zu beanspruchen hätten, ihre Werke zuerst an den Markt zu bringen. Dieses Vorrecht, dieser Vortheil ist wohl überhaupt kaum einem Autor zu entziehen, und nur einem an Nachdruck gewöhnten amerikanischen Buchhändler wird es nicht einleuchten, daß von dieſe m Vortheil ein Schriftsteller kaum Nutzen ziehen kann. Und doch will der Schriftsteller, eben so wie jeder andere Arbeiter, von der Frucht seiner Arbeit leben; ja, es ist ihm, eben so wie jedem anderen Arbeiter, zu gönnen, daß er von dieser Frucht auch noch etwas seinen Nachkommen hinterlasse. Wie weit dies nun der Gesetzgeber gestatten kann, ohne daß dadurch jenes höhere Recht der Nation auf das, was ihre großen Schriftsteller ihr hinterlassen, beeinträchtigt werde, das wird eben in der Schrift des Herrn Veit klar und einleuchtend festgestellt. Der deutsche Buchhändler ist der Ansicht, daß dem Recht, wie dem Bedürfnisse, durch die preußischen Gesetze vom 11. Juni 1837 und vom 5. Juli 1844 vollkommen genügt sei, indem hierdurch jedem Autor das Eigenthumsrecht auf sein Werk während seiner Lebenszeit und noch dreißig Jahre nach seinem Tode gesichert und (da kein Gesetz rückwirkend sein kann) für die bereits bei Erscheinen jener Gesetze verstorbenen Schriftsteller festgestellt wird, daß ihre Rechtsnachfolger diesen Schutz, so weit sie eben im Besitze desselben waren, noch dreißig Jahre lang vom 11. Juni 1837 ab genießen sollen. Hierdurch sind die Werke der großen deutschen Schriftsteller des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, sofern auf dieselben im Jahre 1837 ein Verlagsrecht vorhanden war, von selbst, und ohne daß es dazu besonderer Bundesprivilegien bedarf, noch bis zum Jahre 1867 in Preußen geschützt. Das Verlangen, diesen Schutz noch weiter auszudehnen, hält Herr Veit für ungerechtfertigt, und aus den von ihm entwickelten Gründen, mit denen das gewichtige Zeugniß Macaulay's, bei den Verhandlungen über die Talfourdsche Verlagsrechts-Bill im englischen Unterhause von 1841, übereinstimmt, würde die Bewilligung eines solchen Verlangens allerdings auch ein Unrecht gegen die Nation involviren.

Dieses Unrecht tritt besonders schlagend in dem Umstand hervor, daß durch Privilegien solcher Art nicht allein den Erben eines verdienten Schriftstellers eines ihnen wohl zu gönnende Belohnung, sondern auch dem durch diesen Schriftsteller reich gewordenen Verleger ein durchaus ungerechtfertigtes Monopol auf Kosten und zum Schaden der Nation ertheilt wird. Wie wäre es nun, wenn der Gesetzgeber einen Ausweg fände, die Enkel Schiller's und Goethe's z. B. auch ferner zu belohnen, ohne daß dadurch die Enkel des verstorbenen Herrn v. Cotta auch fernerhin bereichert würden! Wie wäre es, wenn der deutsche Bund beschlösse, daß nach einer bestimmten Zeit die Werke Schiller's und Goethe's zwar von Jedem, sowohl einzeln als im Ganzen, neu herausgegeben und aufgelegt werden dürfen, jedoch mit der Verpflichtung, von jedem gedruckten Exemplar ein Minimum, einen Prozentsatz des Verkaufspreises, an die Enkel Schiller's und Goethe's abzugeben? Es scheint dies nach dem Vorgange der Tantiemen, welche die verschiedenen großen und kleinen Theater an die dramatischen Schriftsteller für ihre Arbeiten zu zahlen haben, gar nicht so unausführbar, und die Dankbarkeit der Nation gegen ihre großen Schriftsteller würde gewiß die beste Bürgschaft dafür sein, daß eine solche Verordnung aufrecht erhalten würde.

*) G. J. Mulder ist ein holländischer Gelehrter, dessen physiologische Chemie, eben so wie Liebig's „Chemische Briefe", hauptsächlich in England zu neuen biologischen Systemen den Anstoß gegeben. In Deutschland hat Moleschott an Liebig's „Chemische Briefe" seinen „Kreislauf des Lebens" geknüpft und damit, nachdem Karl Vogt die „Vestiges of Creation" übersetzt und mit eigenthümlichen, tadelnden Anmerkungen aufgestattet, den Autoren überschritten, welcher den Chemismus der Lebensfunctionen von der aller sinnlichen Beobachtung sich entziehenden und gleichwohl unverkennbaren Urkraft des Lebens trennt. D. R.

**) De la longévité humaine et de la quantité de vie sur le globe.

*) Die Erweiterung des Schutzes gegen Nachdruck zu Gunsten der Erben verdienter Autoren. Von M. Veit. Berlin, Veit & Comp., 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 10, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 10. Berlin, Dienstag den 23. Januar **1855.**

Nord-Amerika.

Ueber die Verschiedenartigkeit des Menschengeschlechts.

Die früher nicht blos bei Theologen, sondern auch bei Männern der Naturwissenschaft herrschende Ansicht über den Ursprung und die Verbreitung der Menschenracen führte die unendliche Mannigfaltigkeit der jetzt auf der Erdoberfläche lebenden Nationen auf Adam und Eva oder besser auf Noah und seine drei Söhne: Sem, Ham und Japhet, zurück. Auf Grund des ersten Buchs Mosis, in dessen Angaben man nicht zu bezweifelnde geschichtliche Thatsachen zu haben glaubte, nahm man an, daß alle die Verschiedenheiten, welche wir heutzutage im Menschengeschlechte gewahr werden, nicht die Folge einer ursprünglichen, vom Schöpfer hervorgebrachten Verschiedenheit, sondern das Ergebniß der Einflüsse seien, welche Klima, Nahrung, Lebensweise, geschlechtliche Vermischung und andere äußere Umstände im Laufe der Jahrtausende ausgeübt haben. Der Kaukasier, der Malaie, der Amerikaner, der Neger, der Mongole, kurz, alle Menschenracen auf der Erde sind, dieser Ansicht zufolge, als Abkömmlinge Adam's oder Noah's anzusehen, und alle gehören demnach nicht blos zu einer und derselben Gattung, sondern auch zu einer und derselben Species. Diejenigen, welche diese Ansicht festhalten, stützen sich vorzugsweise auf die heilige Schrift; aber sie verschmähen es nicht, für ihre Ansicht auch die Analogieen der Naturwissenschaft, die Sprachenverwandtschaften, die Ueberlieferungen verschiedener Völker und die zuverlässigen geschichtlichen Erinnerungen anzuführen. Fast alle christliche Sekten, wie verschieden und widersprechend sie auch in anderen Beziehungen die heilige Schrift auslegen, stimmen darin überein, daß das erste Buch Mosis den einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts lehre; fast alle hervorragende Naturforscher, Sprachforscher und Philosophen, wie Humboldt, Cuvier, Buffon, Adelung, Schlegel, Blumenbach, Prichard u. A. m., nehmen einen solchen einheitlichen Ursprung aus wissenschaftlichen Gründen an, und die große Mehrheit der civilisirten Völker haben die Einheit des Menschengeschlechts praktisch durch eine Vermischung anerkannt, welche kaum noch eine augenfällige Race unter ihnen übrig gelassen.

In neuerer Zeit sind in England, Frankreich, Deutschland und Nord-Amerika entgegenstehende Naturforscher der althergebrachten Ansicht aufs entschiedenste entgegengetreten. In Nord-Amerika, wo die Bekämpfer der alten Ansicht zu einer förmlichen neuen ethnologischen Schule zusammengetreten sind, an deren Spitze Agassiz und Morton stehen, ist so eben ein Werk erschienen, in welchem die höchst interessanten Forschungen und Untersuchungen der jene neue amerikanische ethnologische Schule bildenden Gelehrten zusammengestellt sind.*)

Der amerikanische Verfasser der Abhandlung, der wir die folgenden Mittheilungen entnehmen,**) hält es für nöthig, die Berechtigung dieser neuen Schule gegenüber der göttlichen Autorität der heiligen Schrift darzuthun. Er schlägt den Weg ein, den schon der heilige Augustinus, der heilige Hieronymus, vorzugsweise aber Origenes und in neuerer Zeit Swedenborg betraten. Er unterscheidet in der heiligen Schrift überall den geistigen und den buchstäblichen Sinn. Nur der geistige Sinn des in der heiligen Schrift Enthaltenen sei als irrthumlose, auf das geistige Leben des Menschen sich beziehende göttliche Offenbarung anzusehen; in Betreff des buchstäblichen Sinnes sei die heilige Schrift, insofern sie Dinge und Verhältnisse aus der natürlichen Wirklichkeit (nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als Behikel der Symbole ewiger Wahrheiten) vorführt, keineswegs irrthumslos und darum der Prüfung und Beurtheilung durch die Vernunft unterworfen, wie jedes andere Buch. Die Gründe, welche für diese Auffassung der heiligen Schrift angegeben und der Beweisführung eines Dr. Smyth und Charleston entgegengesetzt werden, der in seinem Werke „Unity of the Human Races" noch daran festhält, daß über den Ursprung des Menschengeschlechts eine wissenschaftliche Forschung gar nicht mehr zulässig sei, da Gottes irrthumloses Wort die Offenbarung enthalte, daß alle Menschen von Adam abstammen, diese Gründe werden für die meisten unserer Leser kein Interesse mehr haben. Darum schreiten wir sogleich zu den Mittheilungen über den Inhalt des angezeigten ethnologischen Werkes.

Was lehrt die Wissenschaft über die gegenwärtigen Unterschiede der menschlichen Racen und über die Beständigkeit derselben in der Vergangenheit?

Man zählt neunhundert Millionen lebender Wesen auf der Erde, die man Menschen nennt, weil sie, obwohl sie einige Eigenschaften mit den Thieren gemein haben, unverkennbar von den Thieren verschieden sind, sowohl in Bezug auf das, was sie mit ihnen gemein haben, als auch in Bezug auf gewisse besondere Eigenschaften, durch welche sie sich von den Thieren auszeichnen. Manche Naturforscher haben in den niederen Arten von Menschen eine sehr nahe Verwandtschaft mit den Affen, insbesondere mit den Orang-Utangs, erblicken wollen; aber gewiß würde ein jeder dieser Naturforscher, wenn er Individuen der niedrigsten Menschenarten zu sehen bekommen hätte, sie beim ersten Blick als Menschen erkannt haben. Der niedrigste Neger von Guinea, so sehr er auch an Körper und an Geist von einem Shakespeare oder einem Washington verschieden ist, ist immer noch mehr verschieden von einem Chimpansee, hat immer noch eine größere Aehnlichkeit mit Shakespeare und Washington, als mit einem Chimpansee. Wir können uns eine Vorstellung davon machen, daß er im Laufe der Zeit, durch eine allmälige Entwickelung der Eigenschaften, die wir an ihm gewahren, ein Genosse Shakespeare's oder Washington's werden könne; aber wir können uns nicht vorstellen, daß der Chimpansee durch eine fortgehende Entwickelung dessen, was er hat, dem Neger von Guinea gleich werden könne. Der Unterschied zwischen dem Neger und dem gebildetsten Kaukasier ist doch immer nur ein Unterschied des Mehr oder Weniger; der Unterschied aber zwischen dem Chimpansee und dem Neger beruht auf einem Hinzukommen von Fähigkeiten, welches einer vollständigen Umwandlung gleichkömmt.

Die Menschen sind über alle Gegenden der Erdoberfläche verbreitet, wo es für sie möglich ist zu leben, vom höchsten Norden, wo das Quecksilber gefriert, bis zu den tropischen Ländern, wo der Aether siedet, auf den Spitzen der Gebirge, in fast undurchdringlichen Waldungen, mitten in Sandwüsten, auf Korallenriffen und auf den abgelegensten Inseln der Meere. Ueberall, mit Ausnahme weniger kleiner Inseln, wohin der Mensch zu dringen vermocht hat, sei es in früheren Zeiten, wo er nur wenige und langsame Arten, zu reisen, kannte, sei es in den neueren Zeiten, wo er zum Reisen, so zu sagen, die Lunge des Fisches und die Flügel des Vogels sich anzueignen gewußt, hat er seinen Bruder Mensch angetroffen, und zwar nicht als einen neuen Ankömmling, sondern als einen uralten Bewohner, angepaßt den klimatischen Verhältnissen des Landes, der Wärme, der Feuchtigkeit, der Vegetation u. s. w. und in Liebe mit dem Lande verbunden. Der Eskimo, welcher vom Fischthran lebt mitten im ewigen Schnee, hängt mit Zähigkeit an seiner eisigen Heimat, der Afrikaner läßt sich durch die erfrischende, balsamische Luft der gemäßigten Himmelsstriche nicht weglocken aus seinen glühend heißen Wohnstätten, der Mongole von China hat sich beharrlich geweigert, sich mit anderen Nationen zu vermischen, sie anzunehmen oder aus seiner Heimat zu ihnen zu gehen, und nur die Hand des erobernden Eindringlings hat den amerikanischen Indianer, der Wanderer und Jäger ist, von dem Begräbnißplatz seiner Väter wegtreiben können. Ein in gerader Richtung von Italien nach Schweden Reisender durchsieht heute fast dieselben Nationen und Stämme, die Einer, der in den Tagen Cäsar's diese Reise gemacht hätte, angetroffen haben würde. So sind Beständigkeit in der Liebe zur Heimat, Antipathie gegen die Fremden und eine feste Anhänglich-

*) Wie führen den Titel des Werkes, der sehr lang ist, vollständig an, weil er ganz geeignet ist, dem Leser im voraus eine Vorstellung von dem reichen und interessanten Inhalt des Werkes zu geben; er lautet:

Types of Mankind, or Ethnological Researches, based upon the ancient monuments, paintings, sculptures, and crania of races, and upon their natural, geographical, philological and biblical history; illustrated by selections from the unedited papers of Samuel George Morton, M. D., and by additional contributions from Prof. Louis Agassiz, L. L. D., W. Usser, M. D., and Prof. H. S. Patterson, M. D. By J. C. Nott, M. D., and George R. Gliddon, formerly U. S. Consul at Cairo. Philadelphia, Lippincott, Grambo & Co., 1854.

**) In Putnam's Monthly unter dem Titel: „Is Man One or Many?" enthalten.

Digitized by Google

keit an die Gegenden, welche ihm durch Ueberlieferungen, Reliquien, Lebensgewohnheiten, Grabstelne als die Wohnorte seiner Vorfahren bezeichnet werden, immer hervortretende Eigenschaften des Menschen, und besonders der wilden oder noch halb barbarischen Völker gewesen. Es ist in der That bemerkenswerth, daß sie gerade in dem Maße, als sie roh und unentwickelt sind, an der Scholle klebend erscheinen, während wir sie in dem Maße, als sie gebildeter werden, mehr und mehr dem Verkehr geneigt, freundlich, thätig und kosmopolitisch werden sehen. Der Malaie, der Aethiopier und der Polynesier lebt größtentheils heute noch eben da, wo wir ihn zuerst in der Geschichte antreffen, und nur der Kaukasier hat sich als Bürger der Erde gezeigt, indem er überall hingegangen, wo er zu Wasser oder zu Lande hat hinkommen können.

Von den neunhundert Millionen Menschen sind nicht zwei einander ganz gleich, und man findet keine zwei Gruppen von einem Dutzend oder mehr Gliedern, die nicht in mancher Beziehung verschieden von einander wären. Sie unterscheiden sich in Bezug auf Hautfarbe, Haar, Augen, Nase, Schädelform, Backenknochen, Füße u. s. w. Sie drücken sich in Sprachen aus, die so zahlreich sind, wie die Sterne am Himmel (!). Ihre Lebensweisen sind unendlich verschieden. Manche nähren sich von Schlangen, Würmern und Wurzeln, andere verspeisen ihre Großväter und meinen, damit sich etwas Gutes anzuthun und zugleich Gott einen Dienst zu erweisen, während andere dreihundertfünfundsechzig Arten haben, ihr Kartoffelgericht zu bereiten. Manche leben auf Bäumen, andere in Höhlen; andere theils auf dem Lande, theils auf dem Wasser, und noch andere in Palästen, welche Magazine der kostbarsten Luxusgegenstände sind. Manche machen während ihres ganzen Lebenslaufes nicht sechzig Meilen, während andere, wenn sie wollen, jeden Tag zwei- bis dreihundert engl. Meilen zurücklegen im Stande sind. Der eine ist roh, lasterhaft und boshaft, der andere gebildet und tugendhaft; der eine ist stolz, hochmüthig und gewaltthätig, der andere bescheiden, demüthig und geduldig: der eine ist ernst und verschlossen, der andere heiter und geschwätzig; der eine ist klar im Auffassen, besonnen im Urtheilen, fest im Handeln, während ein anderer nicht bis zehn zählen kann und ein Sklave seiner Vorurtheile und Irrthümer bleibt; der eine verehrt einen Stein als seinen Gott, der andere den unendlichen Vater und Herrn; — kurz, wohin wir blicken, wir sehen nur unendliche Verschiedenheit, unaufhörlichen Gegensatz und ein anscheinend unentwirrbares Lebenschaos.

Aber wie groß auch diese Verschiedenheit in vielen Beziehungen ist, so bemerken wir darin doch, wie in den anderen Reichen des organischen Lebens, ein gewisses Gesetz und eine gewisse Ordnung. Wir bemerken Aehnlichkeiten unter ihnen, auf Grund deren wir sie als Gruppen unterscheiden können, zuerst als Familien — in Bezug auf die Bande der Blutsverwandschaft, dann als Stämme — in Bezug auf fernere Bande derselben Art; weiter als Racen, insofern sie gewisse Eigenschaften gemein haben; endlich als typische oder Grund-Racen, in denen die sie unterscheidenden Eigenschaften ihren vollkommensten und höchsten Ausdruck finden. Die Zahl der Racen im weiteren Sinn dürfte mit der Anzahl der Sprachen zusammenfallen; der Sprachen aber zählt Adelung über dreitausend, wobei er eine Menge von Dialekten noch unberücksichtigt läßt. Die Anzahl der typischen Racen ist sehr verschieden, von zwei- bis dreiundsechzig, angegeben worden. Megan theilte das Menschengeschlecht in zwei Racen; Mosel, oder wer sonst der Verfasser der Genesis sein mag, Cuvier, Jacquinot, Birey, Latham, Smith u. A. m. in drei; die alten Aegyptier und Kant nehmen vier, Blumenbach fünf, Buffon sechs, Hunter sieben, Agassiz acht, Pickering elf, Bury St. Vincent funfzehn, Desmoulins sechzehn, Morton zweiundzwanzig, Fourier zweiunddreißig und Luke Burke dreiundsechzig typische Racen an.

Um die Verschiedenartigkeit der Eintheilungsgründe und der Gesichtspunkte, von denen die Gelehrten bei ihren Eintheilungen ausgegangen sind, zu zeigen, theilen wir beispielsweise einige dieser Eintheilungen mit:

Cuvier unterscheidet die kaukasische, die mongolische oder altaische und die Negerracge: die Amerikaner rechnet er zur mongolischen Race.

Fischer zählt folgende Racen auf: Homo lapeticus; Homo Neptunianus; Homo Scythicus (Mongolen); Homo Americanus (Patagonier); Homo Columbicus (Amerikaner); Homo Aethiopicus und Homo Polynesius.

Lesson giebt folgende Racen an: die weiße; die braune (zu der er die Hindus, die Kaffern, die Papuas und die Ureinwohner von Australien rechnet); die orangefarbene (Malaien, Oceanier und Amerikaner); die rothe Race (Indianer in Nord-Amerika) und die schwarze Race.

Birey unterscheidet zwei Racen: die eine mit einem Gesichtswinkel von 85° bis 90°, die weiße (kaukasische), die gelbe (mongolische) und die kupferfarbene (amerikanische) Race enthaltend; die andere mit einem Gesichtswinkel von 75° bis 82°, in sich einschließend die dunkelbraune (malaische), die schwarze und die schwärzliche Race (Hottentotten und Papuas).

Dr. Pickering macht die Bemerkung,*) daß die in den Vereinigten Staaten sich vorfindenden drei Menschenracgen von hervorragenden Naturforschern als diejenigen bezeichnet worden, die alle Verschiedenheiten des Menschengeschlechts unter sich begreifen. Er fährt dann aber fort: „Ich habe im Ganzen elf Menschenracgen kennen gelernt, und wenn ich auch nicht berechtigt bin, ihre Anzahl auf eilf zu beschränken, so bekenne ich doch, daß ich, nachdem ich so manche verschiedene Gegenden auf der Erdoberfläche besucht, außer Stande geblieben bin, noch andere anzugeben." Er zählt die eilf Racen dann in folgender Weise auf:

„A. Die weiße Race, in sich begreifend: 1) die arabische, mit hervortretender Nase, feinen Lippen, starkem Bart und straffem, herabhängendem Haar; 2) die abyssinische, mit einer fast nie blühend erscheinenden Gesichtsfarbe, mit hervorragender Nase und krausem Haar.

„B. Die braune Race. Zu ihr gehört: 3) die mongolische Race, bartlos mit vollkommen straffem und sehr langem Haar; 4) die Race der Hotentotten, mit den Formen des Negers, mit kurzwolligem Haar, von kleiner Statur; 5) die malaiische Race, mit Formen, die im Profil wenig hervortreten; die Gesichtsfarbe ist dunkler, als bei den beiden vorher genannten Racen; das Haar straff und herabhängend.

„C. Die schwärzlich braune Race. Sie schließt in sich: 6) die Papuas, mit Formen, die im Profil wenig hervortreten, mit starkem Bart, rauher Haut und gekräuseltem Haar; 7) die Negrillos, ohne Bart, klein von Statur, mit Formen, die denen des Negers ähnlich sind, und mit wolligem Haar; 8) die Indianer, mit Formen, die sich denen der arabischen Race nähern; das Haar straff und herabhängend; 9) die Aethiopier, mit Gesichtsfarbe und Formen, die zwischen denen des Indianers und des Negers die Mitte halten; das Haar gekräuselt.

„D. Die schwarze Race. Zu ihr gehört: 10) der Australier, mit Negerformen, aber mit straffem, herabhängendem Haar; 11) der Neger, mit dichtwolligem Haar, platter Nase und sehr dicken Lippen."

Eine zweckmäßigere Eintheilung für die Reiche der organischen Welt liegt in den sogenannten „Gruppen und Ordnungen"; man kömmt zu dieser Eintheilung, indem man nach den allgemeinsten und einfachsten Eigenschaften die Gruppen und innerhalb derselben auf Grund der feineren und verwickelteren unterscheidenden Eigenschaften die auf einander folgenden Ordnungen bestimmt. Und man wird gut thun, in jeder Gruppe und in jeder Ordnung noch besondere Gruppen zu unterscheiden, nämlich: 1) die Hauptgruppen, 2) die Uebergangsgruppen, 3) die als Ausnahmen hinzukommenden Gruppen.

Wir haben auf die große Verschiedenheit der menschlichen Racen und auf die Schwierigkeit hingewiesen, die sich den Naturforschern bei ihren Versuchen, dieselben in ein wissenschaftliches System zu bringen, darbietet; aber wir haben jetzt zu bemerken, daß diese Schwierigkeit keineswegs von häufigen oder zufälligen Veränderungen in dem Charakter derselben Racen herrührt. Wir haben vielmehr Grund, anzunehmen, daß die Urtypen, die hervorragenden Eigenschaften der Racen seit den ältesten Zeiten, immer dieselben geblieben sind. Die Unterschiede, die zwischen den Negern, den Mongolen, den Europäern so unverkennbar hervortreten, bestehen ganz unverändert seit vier, fünf, sechs Jahrtausenden; wir finden sie ganz so, wie heute, in den ältesten Zeiten wieder, so weit die Menschengeschichte zurückführt, auch in jenen goldenen Zeiten, von welchen wir nur durch unbestimmte Ueberlieferungen oder durch die ältesten Offenbarungen eine Kunde haben. Die alte Literatur, Gemälde und besonders die Denkmäler Aegyptens setzen uns in den Stand, fünfzehn oder sechzehn Racen, die wir heutzutage kennen, in der Zeit der Sündflut, und einige von ihnen tausend Jahre früher wiederzufinden. Wir finden in den Pyramiden noch wohlerhalten die Köpfe und Gesichtsformen von Arabern, Kanaanitern, Nubiern, Assyriern, Tataren, Hindus, Thraciern, Juniern, Lybiern, Abyssiniern und Negern, welche mindestens gleichzeitig mit Salomo und, nach der längeren Chronologie der Aegyptologen, zum Theil gleichzeitig mit Abraham, mit Noah, ja, mit dem geschichtlich genommenen Adam gelebt haben. Die Aegyptier hatten seit den ältesten Zeiten, aus denen Ueberreste auf uns gekommen, seit den Zeiten der dritten und vierten Dynastie (die letztere nach Lepsius 3893 v. Chr.), die Gewohnheit, ihre Tempel, Grabmäler u. s. w. mit Darstellungen historischer Persönlichkeiten und Begebenheiten in Gemälden und Skulpturen zu schmücken, und die reichhaltigen, wenn auch mitunter abgebrochenen Reihen solcher Denkmäler sind bis auf den heutigen Tag erhalten. Diese Skulpturen und Gemälde, sagt Dr. Nott, geben uns unzählige Portraits nicht blos von Aegyptiern, sondern auch von sehr vielen fremden Völkern, mit denen sie durch Kriege oder durch Handelsverkehr in Berührung kamen. Sie haben ihre Bundesgenossen, ihre Feinde, ihre Gefangenen, ihre Dienstboten und Sklaven porträtirt, und wir besitzen daher treue Abbildungen der meisten, wo nicht aller afrikanischen und asiatischen Racen, die den Aegyptiern vor dreitausendfünfhundert Jahren bekannt waren, und diese Racen sind als dieselben zu erkennen, die in jetziger Zeit dieselben Gegenden bewohnen. In dem

*) Im ersten Kapitel seines Werkes: „The Races of Man and their Geographical Distribution". Boston, 1848.

Digitized by Google

berühmten Gemälde, welches im Grabmal des Setimenepthe I., gewöhnlich „Belzoni's Grabmal" genannt, aufgefunden worden ist, und welches aus der Zeit der neunzehnten Dynastie, 1500 v. Chr. (oder nach Poole 1300 v. Chr.), herrührt, haben wir einen Beweis, daß die Aegyptier schon damals ein ethnographisches System hatten, in welchem sie das Menschengeschlecht, so weit es ihnen bekannt war, in vier Racen eintheilten: die rothe, die gelbe, die schwarze und die weiße Race. Das Gemälde stellt den Gott Horus als Führer von sechzehn Personen dar, von denen immer je vier unverkennbar einen besonderen Racen-Typus zeigen. Die erste Gruppe, „Roth" oder die Race par excellence genannt, stellt Aegyptier dar; die zweite, genannt „Namu" oder die gelbe, ist eine asiatische Gruppe; die dritte, genannt „Anahu" oder die schwarze, zeigt Neger; die vierte, „Tamhu" oder die weiße genannt, besteht aus Gestalten von kaukasischem Typus. In dem Portrait der siebzehnten Dynastie Thebens (nach Lepsius 1671 v. Chr.) haben wir entschieden griechische, jüdisch-semitische, nubische und andere Typen, und auf Grund anderer Denkmäler giebt Rott allein von Kaukasiern dreißig verschiedene Stämme an aus der Zeit zwischen dem siebzehnten und dem dreizehnten Jahrhundert v. Chr.

Aus der Zeit der zwölften Dynastie (die bis 2124 v. Chr. regierte) führt Lepsius zahlreiche Beispiele von Kaukasiern, Asiaten, Negern und anderen Afrikanern an. Berühmt ist die Gruppe der „siebzehn Gefangenen", die von früheren Gelehrten auf Abraham's Besuch in Aegypten oder auf Jakob's und seiner Familie Ankunft gedeutet, von neueren Forschern aber als eine Gruppe von Arabern erkannt worden ist. Es ist aus diesen Denkmälern zu ersehen, daß die hier dargestellten Racen vier oder fünf Jahrtausende hindurch unverändert dieselben geblieben sind. In Betreff der den Aegyptiern unbekannten Nationen ist eben so gewiß, daß sie die Nationen in China, Australien, Nord- und West-Asien, Europa und Amerika) dieselbe große Verschiedenheit und dieselbe Beständigkeit in den unterscheidenden Urtypen zeigen.*) Die zahllosen, in den Gräbern Etruriens aufgefundenen Vasen, die Zeichnungen in den chinesischen Annalen, die alten Skulpturen Indiens, die ehrwürdigen Ruinen Ninivehs und die in Peru, Yucatan und Mexiko, in weit von einander entfernten Gegenden, aufgefundenen Bilder haben zum Beweise gedient, daß die vielen heutzutage existirenden Racen des Menschengeschlechts schon in den ältesten Zeiten existirt haben. Die Juden, welche, so viele Jahrhunderte über die Erde zerstreut, doch die Formen und Züge ihrer ältesten Vorfahren behalten haben, eben so die Magyaren in Ungarn, die Basken in Spanien, die Indianer in Amerika geben den überzeugendsten Beweis dafür, daß die nationalen Typen sich unter allen Umständen unverändert erhalten. Und lauscht man auf die ältesten Ueberlieferungen der Völker, so tritt uns in diesen überall eine Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit von Stämmen entgegen, die einander bekriegt und unterjocht haben. Von Kriegen und Eroberungen ist vorzugsweise in den Annalen und ältesten Ueberlieferungen der Völker die Rede. Verfolgen wir rückwärts die Erinnerungen und Sagen der Völker, gehen wir zurück, so weit als möglich, z. B. in der Geschichte Griechenlands, in der Geschichte Roms, so tritt uns zuletzt nirgends ein einziger Stamm entgegen, von dem die besonderen Stämme sich herleiten, sondern eine Vielheit von Stämmen, deren Ursprung sich in der Dämmerung der Sagenwelt verliert. Verschiedenartigkeit und nicht Gleichartigkeit ist der Charakter des Menschengeschlechts in den ältesten Zeiten.

(Schluß folgt.)

*) Morton hat Schädel aller Nationen mit Schädeln derselben Nationen aus der neuesten Zeit verglichen, und er hat gefunden, daß die Form und der Raum-Inhalt derselben durch alle Zeiten dieselben geblieben. Morton's Schädelsammlung hatte, was ihren Reichthum und die Echtheit der einzelnen Exemplare betrifft, nicht ihresgleichen, und seine mannigfaltigen, mühsamen, genauen und beharrlich fortgesetzten Forschungen verrathen einen außerordentlich scharfsinnigen, mit großer Besonnenheit im Urtheil verbundenen wissenschaftlichen Geist.

Frankreich.

Die französische Gesellschaft während der Revolution.

(Schluß.)

Der Platz ist seitdem wirklich noch oft der Schauplatz ernster Ereignisse geworden; aber wenigstens hat doch die verhängnißvolle Laterne dabei keine Rolle mehr gespielt. In der Zeit, von der die Herren de Goncourt reden, war sie leider zu oft eine Macht. „Die Hauptlaterne von Paris", sagen sie, „die Mutterlaterne, thront gegenüber dem Hôtel de Ville, an der Ecke des Hauses des Gewürzkrämers, über dem Wetterdach, unter einer Büste Ludwig's XIV., und ihr schöner eiserner Arm streckt sich so anziehend nach den Aristokraten und, daß das kleine Journal des Palais Royal im Jahre 1789 schreibt: „Das Haus an der Königsecke, genannt „Hôtel de Réverbère", ist zu verkaufen, — der Besitzer des Hauses will nicht mehr schlafen so nahe bei einer Macht." — Ein Seitenstück zur Laterne, sagen die beiden Verfasser, ist das „Ça ira!" Dieser Refrain war an der neuen Welt nach Frankreich gekommen. Franklin hatte ihn herübergebracht. Da man täglich sich bei ihm nach den Neuigkeiten der amerikanischen Revolution erkundigte, antwortete der ökonomische gute Mann immer nur lächelnd: „Ça ira! Ça ira!" Die französische Revolution griff das Wort auf und machte es zu ihrem Hymnus.

Ja, es war später in unseren Armeen ein Hymnus des Ruhmes, aber nur zu oft auch anderswo ein Gesang des Todes und ein Aufruf zu Gräuelthaten. Mit dem „Ça ira!" steckte man die Schlösser in Brand, plünderte man die Kirchen; nach der Melodie des „Ça ira!" umtanzten ungeheure Ronden die in Flammen stehenden Geräthe und Zierstücke der Altäre; das „Ça ira" singend, trug man im Jubel die abgeschnittenen Köpfe durch die Straßen; mit dem Geschrei: „Ça ira!" erstickte man die Jammertöne des Opfers, als man den Maire von Saint-Denis erwürgte. Großer Gott! haben solche Barbarein, die bei den Huronen kaum zu begreifen sind, den unsterblichen Arbeiten der konstituirenden Versammlung, zum Glück, ohne dieselben zu befleckten, vorausgehen oder nachfolgen müssen!

Das „Ça ira", dem die Macht der Laterne zur Seite stand, war wohl geeignet, den Adel aus Frankreich zu vertreiben. In Verwirrung gebracht, uneinschlossen, getheilt, ganz neu in den Kämpfen mit dem Wort, in den parlamentarischen Feldzügen, hatte er in den Versammlungen nicht seine Stelle. Die Geistlichkeit, ihrer Güter beraubt, in ihrer weltlichen Macht niedergeworfen, hatte immer noch unermeßliche Mittel, auf die Geister zu wirken; sie nahm daher den Kampf auf. Der Abbé Maury war der Tapferer, der den Kampf leitete. „Heftig, ja, sogar grob, mehr zu den Zorn-Ausbrüchen des alten Testamentes, als zu der Sanftmuth des neuen Testamentes geneigt", war er geeignet, in der Revolution eine hervorragende Rolle zu spielen. Die Herren von Goncourt werden mir erlauben, hier zwei Aeußerungen des Abbé Maury mitzutheilen, welche sie nicht erwähnen. Der Abbé befand sich in einem stark aristokratischen Salon. „O", sagte er, von seinen Gegnern in der Constituante sprechend, „ich werde sie schon zwingen, mich zu verstehen; ich werde ihnen, dessen bin ich sicher, die Zugeständnisse, die ich brauche, schon abnöthigen." — „Herr Abbé", sagte zu ihm ein auf seinen Rang, auf seinen Namen stolzer Erzbischof, „Sie halten sich also wohl für eine sehr wichtige Person!" — „Ganz und gar nicht, wenn ich mich betrachte; wohl aber, wenn ich mich vergleiche", erwiederte der Abbé Maury. — Die andere, weniger bekannte Aeußerung war gegen Mirabeau gerichtet. Unter vielen Beifallsbezeigungen verläßt der Abbé Maury die Tribüne. Mirabeau kömmt, um gegen ihn zu sprechen; er beginnt, den Abbé anredend, mit den Worten: „Ich will Sie in einen fatalen Kreis einschließen! . ." — „Er will mich also umarmen!" ruft der Abbé aus; und das Gelächter war allgemein.

Ganz anders waren Partei, Zweck und Mittel eines Predigers, der nicht in der Versammlung saß. „Mit seiner religiös feierlichen Sprache, die mehr die Sprache eines Apostels, als eines Redners war, gefühlvoll, ergreifend und nun zu einer Zeit, wo die Schöngeistigkeit die Kanzelberedtsamkeit in Mißkredit gebracht hatte, den Weg zu dem weiblichen Herzen findend, weihte der Abbé Fauchet der Revolution seinen Enthusiasmus, seine Beredtsamkeit, seine Paradoxie. Er wollte Gott mit seinem Jahrhundert, das Evangelium mit der Revolution und das Osterfest mit der Freiheit in Verbindung bringen. Die Philosophie war, seiner Ansicht zufolge, die Verbündete der Vorsehung, er verehrte dieselbe als das gesegnete Mittel, durch welches die Vorsehung der Menschheit die Rechte des Menschen und des Bürgers bringen wollte."

Die Herren de Goncourt führen uns in die Mönchsklöster, wo, wie sie sagen, die hereintretende Freiheit Augustiner, Benhardiner, Barnabiten, Karmeliter, Cölestiner, Franziskaner, Kartäuser, Jakobiner losspricht und mit einer weltlichen Zukunft beschenkt, und in die Nonnenklöster, in denen „zarte Mädchen die Ruhe einer sicheren materiellen Existenz genossen, Engelsköpfe frisirend, Gotteskämmer ausschneidend, Kragen besäumend, das „Oremus" singend, kleine Betten für kleine Jesusein stickend." Sie führen uns dann auch zu den berühmten Restaurateurs der Zeit, zuerst zu Beauvilliers, dessen Keller die zum Ende des Jahres 1790 dreimal geräumt worden sind, dann zu Marais, zuletzt zu einem Traiteur, bei dem die Diners mit einer „Soupe à la cocarde" beginnen und mit „velours en bouteille" schließen. Die Kaffeehäuser hatten — ein jedes sein besonderes Abzeichen. Die Ansichten eines Mannes waren Einem bekannt, wenn man wußte, in welchem Lokale er den Kaffee zu trinken pflegte. „Hieß er den Père Duchêne? In der Straße des Temple, an der Ecke der Straße Notre-Dame-de-Nazareth ist ein Kaffeehaus zu finden, auf dessen Schild in schönen gelben Buchstaben zu lesen ist: „Café de Jean Bart ot du Père Duchêne." — Ist er ein Moratist? Er wird willkommen sein Café de Choiseul, dessen Limonadenbereiter, der Herr Chrétien, bekannt ist durch seine Reden auf dem Champ de Mars, und im Café am Pont Saint-Michel, dessen Inhaber, ein Koch, später Charlotte Corday in die Abtei führen wird." Im Café Zoppi, wo es heute so anständig zugeht, verbrannte man oft genug, um die Aristokratie zu ärgern, die gemäßigten Journale. Aber es existirt auch noch ein Café

Digitized by Google

in welchem die Anwesenden, ganz mit Lilien besteckt, jedes Mal, wenn der König genannt wird, sich verneigen. Die Jakobiner ärgern sich darüber; sie stürmen das Café und nehmen es für sich in Besitz, indem sie draußen an der Wand eine Freiheitsmütze anbringen, für deren Erhaltung sie den Wirth verantwortlich machen.

In den Cafés, auf den Promenaden, in den Theatern besonders, überall Streit und Kampf! Und wo gab es nicht Theater! — Im Garten des Palais Royal stand ein großer Pavillon in Form einer Ellipse; er war nur ein Stockwerk hoch und mit Erdschichten und Terrassen umgeben, auf denen Sträucher gepflanzt und Springbrunnen mit Bassins angebracht waren. Was dieser Pavillon oben nicht haben konnte, das gab man ihm unten in der Tiefe; man höhlte unter ihm einen Raum aus und richtete ein unterirdisches Theater ein. Man trat hier zuerst ins Paradies und hatte, um zu den Parterreplätzen zu gelangen, vier Treppen hinunterzusteigen. In diesem Theater wurden zu dieser Zeit der 10. August und die Septembermetzeleien, aber auch das süßliche Drama von Sainte-Foix: „Die Grazien", aufgeführt. Die später hier aufgeführten Stücke waren noch beziehungsreicher und deutlicher; man spielte z. B. den „Kapuziner an den Gränzen". Es werden in diesem Stück Frauen in ein Mönchskloster eingeschmuggelt. Ein Mönch befindet sich im Gefängniß, weil er „dem süßesten Triebe der Natur Folge gegeben." Die Nationalgarde setzt ihn in Freiheit; der Mönch wird Grenadier und kämpft bei Valmy als ein Held.

Im Theater Montansier (dem heutigen Theater des Palais Royal) wurden Bettelmönche vorgeführt, in einer der verwüsteten Dörfer der Vendée kommend. — „Wir können Euch leider Nichts vorsetzen, Väter", sagen die Landleute. „Setzet nur die Pfanne mit etwas Butter übers Feuer; der Himmel wird sorgen", erwiedern die Mönche. · Sie haben als Reisende weiße Stöcke in der Hand; sie rühren damit die Butter in der Pfanne um, und aus den hohlen Stöcken geht ein Eierkuchen hervor, zum großen Erstaunen der Landleute, zur großen Freude der Zuschauer, die entzückt sind, zu sehen, wie leicht man hat Wunder thun können. — Von diesen Stücken, die ich gesehen habe, sprechen die Herren de Goncourt nicht; aber aus vielen andern Stücken theilen sie interessante Einzelnheiten mit. „Hier, in einem großen Theater, wird eine Messe parodirt, mit Altar, Lichtern, Kruzifix, Priesterkleidern. Dort auf einer anderen Bühne werden in dem Stücke: „Das Urtheil über die Könige von Europa", die Könige durch Sansculottes ihrer Nation dargestellt; Michaud, der Schauspieler, welcher die Kaiserin von Rußland, unter dem Namen: Madame Lenzambée, darstellt, macht aus dem gemeinen Stück ein obscönes Schauspiel. Bisweilen machen die Schauspieler scherzhafte Anspielungen auf die am Tage vorgekommenen Guillotinaden; das Publikum nimmt diese grausamen Späße mit Beifall auf; aber Unwille wird rege, wenn in einem alten Stück noch die Bezeichnung Baron oder Marquis gebraucht wird. Corneille selbst ist verdächtig geworden, nachdem bei einer Aufführung des „Cinna" ein Patriot gerufen hat: „An die Laterne mit dem Verfasser!"

Natürlich müssen alle Personen des alten Theaters jetzt mit einer großen dreifarbigen Kokarde erscheinen. „Der Petit-Maître im goldbetreßten Kleide, mit Spitzen-Aermeln, muß eine Kokarde haben; Tartüffe, die Franen, die Bedienten müssen Kokarden tragen; sogar die Wilden dürfen sich nicht ohne Kokarde zeigen." Der kleine Gauthier hat wohl nicht geglaubt, so gut zu prophezeien, als er am 16. August 1790 sagte: „Die Nymphen auf der Bühne werden weiße Kleider nur unter der Bedingung tragen dürfen, daß dieselben mit Bändern in den Nationalfarben geschmückt sind. Man wird die Nationalfarben auf dem Gewande der Andromache und auf dem Helm der Minerva erblicken."

Ein Schöngeist dieser Zeit gab sich die Mühe, zu beweisen, daß Molière, wenn auch am Hofe von Versailles lebend, doch ein Patriot gewesen, der seinen Unwillen beherrscht und seine Unabhängigkeit versteckt habe. „Gezwungen, in der Zeit schrecklicher Knechtschaft zu schweigen", sagt der gründliche Kritiker, „läßt er doch aus allen Poren die Freiheit hervorblicken. Gezwungen, Ludwig XIV. zu loben, machte er die Prologe absichtlich so lächerlich schlecht und abscheulich. Er ließ darin sogar die Regeln des Versbaues unbeachtet. Die gewöhnlichsten Gemeinplätze und die abgedrechselten Redensarten wandte er darin an, in der nicht zu verkennenden Absicht, der Nachwelt den Ekel zu zeigen, den ihm die Umstände, sein Stand und das Verlangen, seine Talente und seine Philosophie bekannt zu machen, zur Nothwendigkeit machten."

Man sieht, die Kritik entsprach im Jahre 1793 dem Theater. Wo könnte man sonst über Molière als einen Sansculotte einen so ergötzlichen Kommentar finden! — Wir sind den beiden Historikern aufrichtigen Dank dafür schuldig, daß sie mit ihrer lebendigen Einbildungskraft, mit ihrem feinen Takt, mit ihrem gebildeten Geist aus einer Unzahl von Broschüren, Schmähschriften und Büchern für uns ein so vortreffliches Gemälde einer so merkwürdigen vergangenen Zeit zu Stande gebracht.

Brasilien.

Die Alma, am Rio de Janeiro gefeiert.

Die Schlacht an der Alma hat das eigenthümliche Unglück gehabt, von der berüchtigten Tataren-Ente überflügelt zu werden und daher selbst bei den eifrigsten Freunden der verbündeten Mächte und Gegnern Rußlands nicht so sehr das Gefühl befriedigter Erwartung, als eine Art von Enttäuschung zu erregen. Jenseits des Atlantischen Meeres, wo die Siegesbotschaft nicht durch jenen fatalen Zwischenfall verdunkelt wurde,*) scheint der blutige und gewaltige Kampf des Westens mit dem Osten einen mächtigeren und nachhaltigeren Eindruck hervorgebracht zu haben, und es wird für unsere des Englischen kundigen Leser gewiß nicht ohne Interesse sein, aus dem hier folgenden, dem zu Rio-Janeiro erscheinenden Correio mercantil vom 12. November v. J. entlehnten Gedicht zu bemerken, wie das Gedächtniß des großen Tages auch in dem fernen Brasilien gefeiert wird.

The Battle of Alma.

Peace to the ashes of the brave,
Who fell on Alma's bloody plain;
A nation's tears with sorrow lave
The mem'ry of her heroes slain.
Once more the British banners fly
In triumph and in victory. —
Once more does honour and renown
Old England's arms with laurels crown,
And Russia has been forced to yield
To British steel, on Alma's field. —
Brave France's legions too were there
Our glory and success to share,
And France's blood did freely flow
In aid of her once hitter foe. —
As fierce a foe, as stanch a friend,
And we on France can well depend,
For oft we 've proved her strength and might
In many a hard contested fight;
Like brothers now with hand in hand,
United we have drawn the brand,
And Alma's battle fought and won
Proclaims the deadly game begun.
A blessing on the soldier's bier,
A blessing on the gallant dead,
And British hearts shall long revere
The blood that was at Alma shed.

Rio-Janeiro, 10. November 1854. Augustus de L. Bright.

Mannigfaltiges.

— Russisches Fabrikwesen. Einem im Petersburger Manufaktur-Journal enthaltenen Artikel zufolge, belief sich die Zahl der Fabriken und gewerblichen Etablissements in Rußland im Jahre 1852 auf 10,388, mit 470,914 Arbeitern, deren Erzeugnisse einen Werth von 162,151,705 Rubeln Silber erreichten. Zu den wichtigsten dieser Anstalten gehörten die Tuchfabriken, deren man 414 zählte, mit 86,443 Arbeitern, welche 13,446,236 Arschin und 180,057 Stück Tuch zum Werth von 19,129,833 Rubeln lieferten; ferner die Baumwollspinnereien (55 mit 30,976 Arbeitern und einem Productionswerth von 15,647,388 Rub.), Baumwollwebereien (440 mit 81,454 Arbeitern und einem Productionswerth von 14,208,500 Rubeln), Kattundruckereien (349 mit 25,867 Arbeitern und einem Productionswerth von 15,425,334 Rubeln) und Zuckerfedereien (364 mit 45,711 Arbeitern und einer Produktion von 2,418,238 Pud Zucker und 148,830 Pud Syrup zum Werth von 19,315,603 Rubeln). Im Jahre 1851 gab es erst 10,126 Fabrik-Anstalten, welche 465,016 Arbeiter beschäftigten und für 159,380,506 Rubel Waaren lieferten. — Ein Theil dieser Fabriken soll übrigens jetzt, wegen Mangels an Steinkohlen, feiern müssen.

*) Wir bemerken jedoch aus kaiserlichen Blättern, daß die Tataren-Nachricht auch dort verbreitet war, und da die Post aus New-York nur alle vierzehn Tage in San Francisco eintrifft, so dauerte die Täuschung sogar weit länger. D. R.

Literarischer Anzeiger.

Bei uns ist so eben erschienen:

Schefer, Leopold. Laienbrevier. **Zehnte Auflage.** Miniatur-Ausgabe in Goldschnitt geh. Mit dem Bildniß des Verfassers. Preis 2 Thlr.

Berlin. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 9 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 4 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 2 Thlr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 26, und beim Buchbinder Naumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 11. Berlin, Donnerstag den 25. Januar 1855.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Erster Monats-Bericht.

Die Presse und das sich selbst richtende Militair-System. Verhältniß beider in Konflikt gerufenen Instanzen. — Kriegs- und Krim-Literatur. „Ein Monat im Lager", von einem Advokaten. „Der Weg zum Lager", von einer Dame. „Wer ist zu tadeln?", von Macqueen. „Die Engländerin in Rußland". — Ein deutscher Privatdocent unter den englischen Publizisten. — Kossuth als Sonntags-Times-Mitarbeiter. — Zeitungen, Daily News und Knight Hunt. — J. G. Lockhart und andere verstorbene Notabilitäten. — Dr. Routh. — Zur Geschichte Englands unter Heinrich VIII. — Fälle und Unfälle einer Amerikanerin in England. — Verschwiegenheit und Verdrußheit. — Die publizistische Apfel-Hökerin. — Phineas Taylor Barnum und seine Bedeutung für England und Amerika. — Ein literarischer Schwindel. — Weihnachts-Literatur und Pantomimen. — Ein Blick auf die plastische Kunst. Gibson's kolorirte Bemalung.

London, Mitte Januar.

Wir sahen das alte Jahr mit dem Anfange eines Konfliktes zwischen Literatur und Leben scheiden. Der neue Zeit-Abschnitt wird diesen Kampf fortsetzen und hoffentlich zu einer Entscheidung bringen. Nach den jetzigen Aussichten zu schließen, bleibt das russische Sebastopol, durch die Belagerung nur immer stärker geworden, stehen, und das englische fällt. Was ist das englische Sebastopol? Das verrottete Militair-Privilegium. Es hat durch den jetzigen Krieg materielle und moralische Niederlagen erlitten, von deren Umfang, Größe und erschütternden Folgen erst künftige Geschichtschreiber ein richtiges Bild werden geben können. Uns kümmert hier nicht die strategische Seite der Sache, welche in der ganzen Expedition eine Sammlung von Fehlern und in den englischen Siegen durchaus Pyrrhus-Siege erkennt, auch nicht das Detail des Systems, welchem Soldaten und Pferde und Schiffe und goldene Pfunde tausend- und millionenweise zum Opfer fielen, also auch nicht der Käse, den Admiral Dundas mit Trompetengeschmetter seinem Freunde, dem russischen General, unter der Flagge des Waffenstillstandes in sein Lager schickte, um auf diese Weise, von der Flotte scheidend, zugleich von Rußland Abschied zu nehmen; eben so wenig die historische Berechtigung, nach welcher die englische Aristokratie unter ihren vielen Privilegien auch die ausschließliche Bekleidung aller höheren Militair-Beamtenstellen bisher zu behaupten wußte (eines ihrer Mittel kam bekanntlich durch den Prozeß gegen den Lieutenant Perry eclatant zu Tage und setzte die ganze Presse bereits in Bewegung). Wir haben es blos mit der Thatsache des ausgebrochenen Kampfes zwischen der Presse und diesem Militair-System zu thun und geben gleich von vorn herein zu, daß, wenn die Presse eben blos für eine Ausdehnung dieses Privilegiums auf die reichen Kaufleute kämpft (wie 1832 u. s. w. in parlamentarischer Sphäre), England Aristokratie und England überhaupt viel verlieren, ohne etwas zu gewinnen. Wie die Sachen aber jetzt stehen, ist der Kampf der Presse gegen ein Privilegium, an dem jetzt so viel Menschenblut und tausendfaches Elend in tausendfachen Gestalten klebt, nicht nur ein unabweislicher, sondern auch eine höchste Pflicht gegen England, gegen unsere Zeit. Man muß in England lange gelebt, sich tüchtig umgesehen, Vieles studirt und noch mehr durch Umgang mit eingeweihten Engländern begreifen gelernt haben, um über diese komplizirteste aller Staats- und Gesellschaftsmaschinen, England, nur einigermaßen richtige Ansichten zu bekommen und mitzutheilen. Was das Militair und besonders die aristokratischen Offizier-Verbindungen betrifft, so hatten bis zum Perryschen Prozeß selbst eine Menge alt und groß gewordener Engländer kaum eine Ahnung von der Existenz eines Uebels, das jetzt bei Sebastopol erst mit der Zeit aus volle Tageslicht treten wird. Von der unsäglichen Desorganisation, dem verhungernden, erfrierenden, zerlumpten Elende, der endlosen Verwirrung und Liederlichkeit der Verwaltung, den beispiellos reichlichen Vorräthen, die zu spät oder an ganz unrechten Orten oder gar nicht angekommen waren u. s. w., hatten zuerst und hauptsächlich nur die englischen Korrespondenten Nachrichten und Schilderungen gegeben. Unter ihnen zeichnete sich besonders Mr. Russell als Times-Korrespondent durch malerische Schilderungen und scharfe Urtheile aus, so daß die Verbindung zuhause unruhig ward und anfing, die Presse des Verrathe anzuklagen. Sie verrathe, hieß es, dem Feinde alle Schwächen und setze ihn dadurch in den Stand, immer die schwachen Punkte anzugreifen; übrigens verstehe die Presse nichts von Krieg und könne nicht urtheilen. Einerseits war sie also weise genug, alle schwache Punkte genau zu finden und für den Feind zu bezeichnen, andererseits verstand sie Nichts. Man sieht leicht, daß beide Vorwürfe sich gegenseitig aufheben. In den exklusiven Klubs hieß es endlich, Lord Raglan habe den Times-Korrespondenten ausgewiesen, worüber große Freude herrschte, während das Volk, aufgeregt und ärgerlich über die furchtbare Menschen- und Geldverwüstung, über die Zerstörung des Nationalstolzes und der an die Armee gestellten übertriebenen Hoffnungen, sich grimmig geberdete und, um die Aristokratie zu ärgern, Geld und Lebensmittel und Kleider für die Armee gleichsam noch einmal anschaffte und abschickte, nachdem es schon doppelt an die Regierung dafür bezahlt hatte. (Doppelt insofern, als die Regierung von manchen ausserwählten und rekommandirten Lieferanten Sachen mit dem zweifachen Marktpreise bezahlt hatte.) Zur Zeit ist es noch nicht gewiß, ob Lord Raglan dem Times-Korrespondenten das Lager verboten. Die Times selbst bezeichnete es in einem besonderen Leitartikel als eine gemeine Lüge und Abfurdität, während Andere namentlich auf Grund der seit der Zeit ausgebliebenen Schilderungen desselben behaupten, er sei zwar nicht ausgewiesen, aber auf Balaklava beschränkt worden, so daß er nicht mehr im Lager und hinter den Schlachtfeldern herumreiten könne und dürfe. Das wäre eine große Absurdität von Seiten Lord Raglan's und würde den Prozeß gegen die Militair-Beamten-Kaste nur akuter und schwerer machen. An Stoff zu Anklagen und immer neuen Thatsachen fehlt es auch ohne Mr. Russell nicht, seitdem die ganze Armee Korrespondent geworden und sich anklagend und Hülfe suchend zur Presse drängt. Ganze Fuder von Briefen auf dem Lager drängen sich in die Redaction der Times und den anderen Zeitungen. Erstere soll nicht weniger als drei Personen ausschließlich mit deren Durchlesung und Auswahl beschäftigen. Ohne und weiter auf Details einzulassen, sehen wir aus blos den Umstand an, daß die Presse aufgerufen wird und es übernommen hat, ein Uebel anzugreifen und zu beseitigen, welchem man die wesentliche Schuld an unzähligen Tausenden von Todten, die keine russische Kugel verletzte, und an materiellen und moralischen Niederlagen der englischen Flotten und Armeen, welche gegen frühere Thaten, gegen den englischen Nationalstolz, gegen die musterhafte Ordnung in der beinahe doppelt stärkeren französischen Armee nun so erbitterter und demüthigender hervorstechen, in der öffentlichen Meinung, in der Armee selbst zuschreibt. Wie sieht eigentlich das Uebel, bei Lichte besehen, aus? Und wie verhält sich die Presse dagegen?

Die Times sagte einmal, der Eintritt in die englische Armee und zu Dante's „Hölle" trügen dieselbe warnende Ueberschrift: Keine Hoffnung! Der Gemeine bleibe Gemeiner, und erobere er Sebastopol ganz allein, wogegen Zulagen, Titel, Pensionen, Erhöhungen immer ausschließlich in die privilegirte Aristokratie fielen. Die Kluft zwischen Gemeinen und Offizieren sei eine unendliche, nie zu überspringende, und jeder Bürgerliche, der es etwa wage, sich unter sie hineinzukanzen, würde durch die rohesten Mißhandlungen und Späße, wie Lieutenant Perry (durch Drillen auf dem Bettstuhle, durch Abziehungen des Kopfendes vom Bette, durch Spiel, künstliches Betrunkenmachen, durch Exerzitien um Mitternacht im Hemde u. s. w.), wieder hinausgepeinigt. Die Offizierstellen, blos durch einen gemeinen Schacher der Behörden, durch Kauf von fünf- bis zehntausend Pfund pro Stelle, zugänglich, wurden bisher auf die angedeutete Weise gegen die Söhne reicher Bourgeoisie geschützt. Sonach steht es fest, daß die ganze befehlende, verwaltende, strategisch und taktisch bestimmende Masse in der englischen Armee wesentlich aus Lordsöhnen (meist zweiten und dritten) besteht und ihr also wesentlich alle die Uebel, unter denen Barna und Balaklava und Sebastopol Stichwörter des Lächerlichsten und Schrecklichsten zugleich für England wurden, zur Last fallen. Nur viele „Commissionern" und Lieferanten, mit denen Kontrakte für die reichste Fülle von Provision und Munition gemacht worden waren, sind bürgerlich, wie der berüchtigte Goldener, welcher seit Jahren privilegirt war, das

Digitized by Google

eingemachte frische Fleisch für die Flotte zu liefern, bis eines Tages ganz Portsmouth rebellisch wurde über den Pestgeruch, der sich über die Stadt verbreitete, und eine Kommission mit Verbrauch von mehreren Centner Chlor die Blechbüchsen „frischen" Fleisches untersuchte und sechstausend oder noch darüber ins Meer warf. Diese Lieferanten sind, wie Goldener, durch „Referenzen" (das Wort, welches mehr in England gilt, als selbst das baare rothe Gold) hoher Personen Lieferanten geworden. Sobald die gehörige „Referenz" da ist, bedarf es weiter keines Beweises von Ehrlichkeit, Zähigkeit und Talent. Ohne Referenz vermag der eifrigste Patriotismus, die anerkannteste Tüchtigkeit nicht durchzudringen. Beispielsweise wurde ein Kaffeehändler, berühmt wegen der Ausdehnung seines Geschäfts und seiner neuen Methode zu brennen, der sich erbot, die Regierung in Versorgung der Armee mit Kaffee zu unterstützen, abgewiesen, weil die Armee schon hinreichend versehen sei. Kurz vorher hatte der Times-Korrespondent geschildert, wie ausgezehrt, einzelne Offiziere sich ausnahmsweise Kaffee verschaffen könnten. Sie zermalmen den ungebrannten Kaffee zwischen Feldsteinen und kochen dann die graue Masse in einem Waschbecken oder was sie sonst finden können. Tausende von Menschen und Pferden kamen zwischen Balaklava und Sebastopol thatsächlich im Schmutze um, weil kein Weg von den Vorräthen ins Lager führte. Sobald dies die Regierung hier gehört hatte, ließ sie eine Eisenbahn gießen und in Schiffe packen, obgleich man ihr vorher gesagt hatte, daß man die Sache in wenig Tagen mit Balken und Brettern fertig machen und so Tausenden im Lager den Hunger oder wohl gar Hungertod sparen könne. Der Mann mit den Brettern, der Amerika und Kanada als Beispiele vorführte, hatte keine „Referenz", konnte sich auf keinen Duke oder Lord beziehen und mußte daher zu Gunsten des Mannes abgewiesen werden, dem durch eine Referenz die Eisenbahn zur Ausführung übergeben werden sollte. Und dabei bleibt Lord Raglan noch mit seinem ganzen exklusiven Stabe zu erklären. Er kennt den Weg zwischen Balaklava und Sebastopol aus Beschreibung und eigener Anschauung, sieht mit eigenen Augen, daß es nicht nur naß wird, wenn es regnet, sondern die ganze Masse von Thal und Hügel und Graben und Abgrund in untergründliche Sümpfe verwandelt und das Lager auf der einen, die Bedürfnisse für das Lager aber auf der anderen Seite sich befinden. Er sieht, wie allmälig, ohne die Menschen, viertausend Pferde in dem Sumpfe umkommen, aber er und sein Stab kommen niemals auf die Idee, daß man Bretter legen und überhaupt einen künstlichen Weg machen könne. Erst nachdem der Times-Korrespondent die Sache gehörig geschildert und gesagt, daß man durchaus einen künstlichen Weg machen und selbst eine Eisenbahn machen müsse, wenn auf der einen Seite die Vorräthe nicht verfaulen und auf der anderen die Armee nicht verhungern oder auf dem Wege zwischen beiden in den Urdreck vorsündflutlicher Zustände versinken solle, erst jetzt sah man sich hier nach einem Manne mit einer guten Referenz für eine „Eisenbahn" um.

Die Herren der Expedition und Belagerung sind studirte und examinirte Personen, bei deren Examen die „Referenz", die Familie und das Geld zwar auch eine größere Rolle spielte, als die Wissenschaft, aber doch zum Theil Personen, die etwas verstehen und die besten Absichten haben. Sie aber schweigen, weil unter den Privilegirten die Stelle der Subordination und Disziplin durch Rücksichten, Freundschaften und Konnexionen ersetzt wird, welche die größte Höflichkeit und Robleste höherer Bildung nöthig machen. Jeder gilt als ein freier, selbständiger Mann und betrachtet sich als solchen, so daß mehr oder weniger jeder Offizier und Verwalter auf der und für die Krim nach seinem eigenen Ermessen handelt, ohne von Anderen incommodirt zu werden. Es ist nicht nobel, es ist gar nicht englisch, sich in die Angelegenheiten anderer Personen zu mischen. Daher im Einzelnen heroische, bei Inkerman sogar tierartige, brutal mit Steinen werfende, mit Fäusten balgende Tapferkeit, tolltühner Todesmuth ganzer Regimenter ohne Auoschluß der Offiziere, aber nirgends Plan, Zusammenhang und Zweck, nirgends Haupt! Daher die englische Armee verhungert, zerlumpt, in Sümpfen, Schnee, Regen, Stürmen, durch Cholera, Fieber und Wunden ohne Aerzte in demselben Maße aufgerieben, als Verstärkungen ankamen, daher Sebastopol nach fünfmonatlichem Bombardement mit vielen hunderttausend Kugeln und Bomben dreimal stärker, als im Anfange. Daher in Tausenden englischer Familien die entsetzlichsten Risse: Frauen, die ihre Männer, Bräute, die ihre Zukünftigen, Mütter, die ihre Söhne, Kinder, die ihre Väter durch England, nicht Rußland, verloren haben. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Ueber die Verschiedenartigkeit des Menschengeschlechts.

(Schluß.)

Wir richten unsere Aufmerksamkeit jetzt auf eine merkwürdige Erscheinung in der geographischen Vertheilung der Pflanzen und Thiere, welche in Beziehung auf die Pflanzen durch De Candolle, in Beziehung auf die Thiere und Menschen durch Agassiz so übergangend konstatirt worden ist. Humboldt hatte zuerst auf diese Erscheinung hingewiesen; sie ist dann später fast allgemein durch die Beobachtungen der Naturforscher bestätigt worden. Jede Hemisphäre, sagt Orber berühmte Reisende, bringt verschiedene Spezies von Pflanzen hervor; die Verschiedenheit der Klimate reicht nicht aus, zu erklären, warum Afrika unter dem Aequator keine Laurinda und die neue Welt kein Heidekraut hat, warum die Kalkeolarien nur in der südlichen Hemisphäre gefunden werden, warum die Vögel des Kontinents von Indien weniger glänzende Farben haben, als die Vögel der heißen Gegenden Amerika's, warum endlich der Tiger nur in Asien und der Ornithorynchus nur in Neu-Holland einheimisch ist.

Es ist seitdem erkannt worden, daß verschiedene Pflanzenfamilien auf gewisse Gegenden und sogar auf sehr kleine Gebiete beschränkt sind, und daß Breite, Höhe, Boden und Klima in Beziehung auf die Vertheilung über die Erdoberfläche von untergeordneter Bedeutung sind. Es giebt verschiedene botanische Gebiete auf den Kontinenten und Inseln, von denen ein jedes seine eigene Vegetation hat oder, besser gesagt, ein Fokus ist für Genera und Spezies, welche, mit unbeträchtlichen Ausnahmen, sonst nirgends vorkommen. De Candolle stellte zwanzig solcher Gebiete fest, und Professor Schouw auf zwanzig; Professor Martin in München theilte die Erdoberfläche in einundfunfzig Gebiete, zu denen Andere noch mehrere hinzugefügt haben mögen. Dasselbe Gesetz gilt auch für die Vertheilung der Thierwelt, sowohl für die der Landthiere, als auch für die der Seethiere, und Agassiz bewiest, daß die für die verschiedenen Gruppen der Thierwelt aufgefundenen Gebiete auch für die Vertheilung der Menschenracen gelten. Die Fauna und die Flora vertheilen sich in zwei Richtungen über die Erdoberfläche, zuerst von Pol zu Pol, nördlich und südlich, beinahe in Uebereinstimmung mit den Zonen, und zweitens in der Richtung von Westen nach Osten; die Fauna und die Flora des Westens von Europa sind nicht dieselben, als die in der Ebene des Kaspischen Meeres oder die auf der östlichen Küste Afrika's, und die der östlichen Küste Amerika's sind andere als die der westlichen Küste. Agassiz theilt dem zufolge die Thierwelt in acht große Gebiete: das arktische, das afrikanische, das ostindische oder malaiische, das polynesische und das australische Gebiet; in jedem Gebiet unterscheidet er dann noch untergeordnete Gruppen der Thierwelt.

Das arktische Gebiet, alle Thiere in sich begreifend, welche jenseit der Gränzen leben, wo die Baldungen aufhören, bietet in allen drei Erdtheilen, die nach dem Nordpol zu liegen, denselben Anblick dar. Die gleichmäßige Vertheilung der Thiere, von denen es bewohnt ist, bildet seinen eigenthümlichen Charakter; eine solche durchgehende Einförmigkeit des organischen Lebens findet sich in keiner anderen Gegend. Die Flora besteht aus Gräsern, Moosen, Flechten und einigen wenigen blühenden Pflanzen und Zwergbirken. Von Thieren findet man hier nur solche, die zu den niederen Klassen der Würmer, der Mollusken, der Echinodermen, der Medusen gehören; keine Reptilien; Fische in großer Menge, besonders Lachse; Schwärme von Vögeln, wie Rothgänse, Wasserraben, Sturmvögel, eine Gans, Möwen und einige wenige Sumpfvögel und Seeadler. Von Säugethieren bewohnen dieses Gebiet der weiße Bär, das Walroß, das Seekalb, das Rennthier, der Bisamochs, der Narwall und Wallfische in ungeheurer Menge. In diesem Gebiete finden wir auch eine besondere Menschenrace, in Amerika als Eskimos, im Norden Asiens als Lappländer, Samojeden, Tschuktschen bekannt; sie ist verschieden von den Weißen Europa's, von den Mongolen Asiens und von den Indianern Nord-Amerika's, denen sie nahe wohnt. Ihr einförmiger Charakter auf der ganzen Ausdehnung der arktischen Meere ist in merkwürdiger Uebereinstimmung mit dem einförmigen Charakter der Thierwelt in diesem Gebiet. „Auf die Eiszone folgt die gemäßigte Zone, zwischen den Isothermen von 32° und denen von 74° (nach Fahrenheit's Thermometer), mit ihren Fichtenwäldern, ihren Ahorn- und Wallnußbäumen und mit ihren Fruchtbäumen; in dieser Zone giebt es überall Inseln und hohe Bergketten über Hochländer, bedeckt mit einer Vegetation, die in manchen Beziehungen an die der Eiszone erinnert. In der Thierwelt dieser Zone treten uns eng verbundene, aber doch von einander verschiedene Gruppen entgegen. Es wohnen hier: der Landbär, der Wolf, der Fuchs, das Wiesel, der Marder, die Fischotter, der Luchs, das Pferd und der Esel, das wilde Schwein und eine große Anzahl von Hirschen, Rehen, Schafen, Rindern, Hasen, Eichhörnchen, Ratten u. s. w., zu denen mehr im Süden einige wenige Repräsentanten der tropischen Zone hinzukommen.

„Ueberall, wo diese Zone nicht durch ausgedehnte und hohe Tafelländer und Bergketten modifizirt ist, können wir in ihr eine untergeordnete Zone unterscheiden, die sich stufenweise dem Charakter der tropischen Zone nähert und, je mehr südlich, eine desto größere Verschiedenheit in ihren organischen Formen darbietet. Wir haben zuerst eine subartistische Zone, in welcher die Fichtenwaldungen vorherrschen, und die, wie in der alten, so auch in der neuen Welt eine große Ein-

Digitized by Google

förmigkeit darbietet, die Heimat der Musethiere; dann eine kalte gemäßigte Zone, die Heimat der Pelzthiere; dann eine warme gemäßigte Zone, in welcher die Fichten aufhören, die Heimat der Fruchtbäume und des Weizens, und dann eine subtropische Zone, in welcher eine Menge tropischer Formen neben denen der warmen gemäßigten Zone vorkommen. Durch die ganze gemäßigte Zone sind unter gleichen Breitegraden überall dieselben Genera und Familien zu finden, in jedem botanischen oder zoologischen Gebiet durch besondere analoge Spezies vertreten, und nur sehr wenige jedem Gebiete eigenthümliche Formen von untergeordneter Bedeutung; erst in der tropischen Zone finden wir besondere Formen in jeder Fauna und Flora vorherrschend. In Folge der Ungleichheiten des Terrains sind die untergeordneten Zonen mehr oder weniger in einander übergehend, wie z. B. in den Tafelländern Mittel-Asiens und des nordwestlichen Amerika, wo die ganze gemäßigte Zone die Formen der kalten gemäßigten Zone behält; oder die kälteren Zonen können wie Inseln erscheinen, die mitten in wärmeren Zonen hervorragen, wie die Pyrenäen, die Alpen, deren höchste Stellen die Eigenthümlichkeiten der arktischen und subarktischen Zonen zeigen, während die Thäler die Flora und die Fauna der kalten oder warmen gemäßigten Zone haben."

Den ganzen Strich der gemäßigten Zone in seiner Ausdehnung von Osten nach Westen theilt Agassiz nach den vorherrschenden Naturformen in folgende Gebiete: 1) das asiatische Gebiet, die Mantschurei, China, Japan, die Mongolei und den mittleren Theil von Turkestan umfassend; 2) das europäische Gebiet, zu dem außer dem eigentlichen Europa Iran und Klein-Asien, Mesopotamien, das nördliche Arabien, die Berberei gerechnet werden; 3) das nordamerikanische Gebiet, welches im Süden das Tafelland von Mexiko einschließt.

„Die gemäßigte Zone ist nicht, wie die arktische, durch eine und dieselbe Fauna charakterisirt; sie bildet nicht, wie die arktische, rings um die Erdkugel eine einzige zoologische Zone. Die Thiere ändern ihre Form nicht blos von einer Hemisphäre zur anderen, sondern es treten bedeutende Verschiedenheiten auch in den verschiedenen Gegenden derselben Hemisphäre hervor. Die zu den westlichen Gegenden der alten Welt gehörenden Spezies sind nicht dieselben, als die der östlichen Gegenden. Zwar sind sie einander oft so ähnlich, daß sie bis auf die neuere Zeit vermischt worden sind; aber der neueren Zoologie und Botanik sind diese feineren Unterschiede nicht entgangen. So sind z. B. die Coniferae der alten Welt, selbst in der subarktischen Zone, nicht dieselben, als die in Amerika. Statt der norwegischen oder schwarzen Fichte haben wir hier den Balsambaum und die weiße Tanne, statt der gemeinen Föhre die Pinus rigida, und weiter südlich werden die Verschiedenheiten noch auffallender. In der gemäßigten Zone werden die Eichen, die Buchen, die Birken, die Hagebuchen, die Kastanienbäume, die Ulmen, die Linden, die Wallnußbäume auf jedem Kontinent durch besondere, mehr oder weniger verschiedene Spezies vertreten. Ganz eigenthümliche Formen kommen hier und da zum Vorschein, wie die Gummibäume und die Talpenbäume. Die immergrünen Gewächse sind noch mehr von einander verschieden; wir dürfen nur an die Kamelien von Japan und an die Kalmien von Amerika erinnern. In Bezug auf das Thierreich zeigt sich dieselbe Erscheinung. In Europa haben wir den braunen Bär, in Amerika den schwarzen, in Asien den tibetanischen Bär. Das Rothwild in Europa ist nicht dasselbe, wie das in Amerika; im östlichen Asien wird es durch das Moschusthier vertreten. Die Schafe, das Rind, die Marder und Wiesel, die Wölfe und Füchse, die Eichhörnchen und Mäuse, eben so die Vögel, die Reptilien, die Fische, die Insekten, die Mollusken u. s. w., obwohl mehr oder weniger nahe verwandt, sind in jedem der drei Gebiete spezifisch verschieden. Der Formen, die der alten oder der neuen Welt eigenthümlich sind, giebt es nur wenige; wir nennen nur das Pferd und den Esel, und das Dromedar Asiens und das Opossum Nord-Amerika's."

Bei dem gegenwärtigen Stande unserer Naturkenntniß können wir in der gemäßigten Zone die folgenden zoologischen Provinzen oder Faunen unterscheiden:

„Im asiatischen Gebiet: eine nordöstliche, die japanesische Fauna, eine südöstliche, die chinesische Fauna, und eine mittlere, die mongolische Fauna, an welche weiter westlich die kaspische Fauna sich anschließt, die zugleich an dem Charakter der asiatischen und an dem der europäischen Thierwelt Antheil hat. Die japanesische und die chinesische Fauna stehen zu einander in demselben Verhältniß, wie die südeuropäische und die nordafrikanische, und es bleibt weiteren Forschungen vorbehalten, zu entscheiden, ob die japanesische Fauna nicht wiederum noch einzutheilen sei in eine mehr östliche Insular-Fauna, die eigentlich japanesische, und eine mehr westliche Kontinental-Fauna, welche als die der Mantschurei oder als die tungusische bezeichnet werden könnte."

Die menschlichen Nationen, welche diese Gegenden bewohnen, gehören alle zu der sogenannten mongolischen Race, deren natürliches Gebiet mit dem der eben genannten Faunen: der japanesischen, chinesischen, mongolischen und kaspischen Fauna — genau zusammenfällt; und die besonderen Nationen dieser Racen entsprechen den besonderen Faunen dieses Gebietes: die Japanesen der japanesischen, die Chinesen der chinesischen, die Mongolen der mongolischen und die Türken der kaspischen Fauna.

Im europäischen zoologischen Gebiet (mit Einschluß West-Asiens und Nord-Afrika's) können die folgenden acht Faunen unterschieden werden: 1) die skandinavische, 2) die russische, 3) die mitteleuropäische, 4) die südeuropäische, 5) die von Iran, 6) die syrische, 7) die ägyptische, 8) die des Atlas. Wir bemerken hier wieder, daß dieses zoologische Gebiet genau zusammenfällt mit dem Gebiet der weißen Menschenrace. Den besonderen Faunen dieses Gebietes entsprechen genau die besonderen Nationen der weißen Menschenrace: den nordafrikanischen und den Faunen des südwestlichen Asiens entsprechen die semitischen Nationen, den südeuropäischen Faunen die griechisch-nomadischen Nationen, den Faunen der kalten gemäßigten Zone die celtogermanischen Nationen und den Faunen des östlichen Europa die slavischen Nationen.

„Obwohl das gemäßigte Amerika in seinen Thier-Formationen den Gegenden Europa's und Asiens, die zu derselben Zone gehören, sehr ähnlich ist, so treffen wir in diesem Kontinent doch auch physische und organische Erscheinungen und Formen an, die von denen der alten Welt durchaus verschieden sind. Die tropischen Gebiete, die hier an die der gemäßigten Zone anstoßen, obwohl durch einige Analogieen mit einander verbunden, unterscheiden sich wesentlich von einander. Das tropische Afrika hat kaum eine Spezies mit Europa gemein. Das tropische Asien unterscheidet sich in gleicher Weise von den gemäßigten Zonen Asiens, und Australien bildet eine Welt für sich. Anders ist es mit Süd-Amerika. Der Gebirgszug, der in fast ununterbrochener Fortsetzung sich vom höchsten Norden bis zum Kap Horn hinzieht, bewirkt eine Aehnlichkeit zwischen Nord- und Süd-Amerika, die sich auch in ihren Pflanzen und Thieren in hohem Maße zeigt. Ganze Familien, die diesem Kontinent eigenthümlich sind, haben ihre Vertreter eben so in Nord-, wie in Süd-Amerika, z. B. die Kaktus und die Didelphis; einige Spezies, wie der amerikanische Löwe, finden sich in der ganzen Ausdehnung von Kanada bis Patagonien. Weiter finden wir, daß das tropische Amerika, wenn es auch eben so wie das tropische Afrika, Asien und Australien seine ihm eigenthümlichen Formen hat, zu den Riesenthieren Afrika's und Asiens keine Analogieen darbietet; seine größten Dickhäuter sind Tapirs und Pecarii, nicht Elephanten, Rhinocerosse u. s. w., und seine Wiederkäuer die Llamas und Alpacas, nicht Kameele und Giraffen; in manchen Beziehungen erinnert uns das tropische Amerika an Australien, mit dem es den Typus der Marsupiala gemein hat, obwohl Wiederkäuer und Dickhäuter und selbst Affen hier ganz und gar fehlen. So kann man in einer gewissen Beziehung sagen, daß der ganze Kontinent Amerika's, verglichen mit den Zwillingskontinenten von Europa-Afrika oder Asien-Australien, sich durch eine viel größere Einförmigkeit seiner Naturerzeugnisse charakterisirt, die freilich eine Beschränkung einiger seiner Typen auf besondere Gebiete nicht ausschließt — eine Beschränkung, um derentwillen man auch hier mehrere besondere Faunen feststellen kann."

In Rücksicht auf diese Thatsachen werden wir bei den diesen Kontinent bewohnenden Menschenstämmen keine große Verschiedenheit erwarten, und in der That hat die gründlichste Erforschung ihrer Eigenthümlichkeiten Dr. Morton nicht von der Ansicht abgebracht, daß sie alle, vom Gebiet der Eskimos an bis zur südlichsten Spitze des Kontinents, nur eine Race ausmachen. Aber gleichzeitig muß bemerkt werden, daß in Uebereinstimmung mit dem zoologischen Charakter des ganzen Gebiets diese Race eine unendliche Anzahl kleiner Stämme, die sich mehr oder weniger von einander unterscheiden, in sich begreift.

„In Betreff der besonderen Faunen des Kontinents von Amerika müssen wir in der gemäßigten Zone unterscheiden: eine kanadische Fauna, die von Neu-Foundland quer über die großen Seen bis zum Fuße des Rockygebirges sich ausdehnt, eine Fauna des nordamerikanischen Tafellandes, eine Fauna der Nordweststäte, eine Fauna der mittleren Vereinigten Staaten, eine Fauna der südlichen Vereinigten Staaten und eine kalifornische Fauna."

Wenn wir aber erwägen, wie der amerikanische Kontinent mit denen der alten Welt so ganz und gar nicht zusammenhängt, so ist es höchst auffallend, daß alle Thiere der nördlichen gemäßigten Zone Amerika's denen Europa's so ganz und gar entsprechen.

„Im tropischen Amerika können wir unterscheiden: eine mittelamerikanische Fauna, eine brasilianische Fauna, eine Fauna der Pampas, eine Fauna der Cordilleras, eine peruanische und eine patagonische Fauna; aber es ist für unseren Zweck unnöthig, die charakteristischen Formen dieser Faunen hier zu erwähnen."

Wir können hier die Nachweise des Herrn Agassiz in Bezug auf die anderen zoologischen Gebiete: das afrikanische, das ostindische, das australische und das polynesische, nicht weiter verfolgen. Was wir mitgetheilt haben, genügt, um zu zeigen, daß das Reich des organischen Lebens der Erde eine Reihe unterschiedener weiterer Kreise darbietet,

Digitized by Google

die wieder eine Reihe engerer Kreise in sich schließen, deren Peripherieen wir in den besonderen Pflanzen und Thieren und deren Centra wir in den besonderen Menschenracen sehen müssen. Wir sind zu der Annahme genöthigt, daß Pflanzen, Thiere und Menschen ihre Verbreitung auf der Erde keineswegs zufälligen Ursachen (wie z. B. der Zerstreuung der Samenkörner durch Winde, den Strömungen von Wasserfluthen, den durch Vögel verpflanzten Keimen, dem Scheitern von Schiffen u. dgl.) verdanken, sondern daß in ihrer Verbreitung ein großer allgemeiner Plan zu erkennen ist, in welchem die schöpferische Weisheit die Myriaden von Lebenssphären zu einem großen organischen Ganzen verbunden, geordnet und zusammengestellt hat. Ugassiz hat unserer Einsicht in die Ordnung des Universums ein neues Kapitel eröffnet; seine Arbeiten berechtigen zu der Hoffnung, daß die Gesetze der organischen Verschiedenheit und der wechselnden Erscheinungen der Racen in der Geschichte später werden aufgedeckt werden.

Indem wir uns dabei nicht aufhalten wollen, daß eine Verwandelung einer Race in eine andere nicht nachzuweisen ist, oder daß die Einflüsse, welche das Klima und andere äußere Ursachen ausgeübt haben, nicht einmal ausreichen, die geringeren ethnischen Verschiedenheiten zu erklären, stellen wir zum Schlusse nur noch in Kürze zusammen, was wir im Vorstehenden ausgeführt. Die heilige Schrift, die, der bisher allgemein herrschenden Ansicht zufolge, den einheitlichen geschichtlichen Ursprung aller Menschen lehren soll, hat wahrscheinlich in dieser Beziehung einen ganz anderen Sinn. Die meisten Racen, die, je weiter wir in ihren Erinnerungen zurückgehen, desto ausschließlicher und feindlicher gegen einander erscheinen, sind, ihren Ueberlieferungen zufolge, seit undenklichen Zeiten die Inhaber des Bodens, auf dem sie uns begegnen. Die Racen-Unterschiede sind seit Jahrtausenden dieselben geblieben. Die menschlichen Racen leben, wie die Pflanzen und Thiere, in fest abgegränzten Gebieten, aus denen sie selten heraustreten und in denen sie am besten gedeihen. Wir haben demnach gute Gründe, anzunehmen, daß die historischen Anfänge des Menschengeschlechts verschiedene gewesen sind. — Wir sagen Nichts von der Zeit, welche aller Geschichte vorangeht, Nichts von dem Zustande kindlicher Unschuld, in dem die Erde, wie der Mensch selbst, der Tradition und der Offenbarung zufolge, sich einst befunden, Nichts von der großen moralischen und physischen Krisis, aus welcher die große historische Ordnung hervorgegangen, weil dies Fragen sind, die in die Theologie und nicht in die Naturwissenschaft gehören. Auch wollen wir nicht behaupten, daß die verschiedenen Racen besondere Species sind, weil die Männer der Wissenschaft mit diesem Worte verschiedene, zum Theil wenig bestimmte Begriffe verbinden, während die Theologen den Begriff der Species so auffassen, daß, wer die Einheit der menschlichen Species leugnet, ihnen die Menschlichkeit der Menschen zu leugnen scheint. Wir stellen nur dies als ausgemacht hin, daß uns feste und unanfängliche Verschiedenheiten der Racen entgegentreten, so weit wissenschaftliche und archäologische Forschungen zurückgehen, und daß demnach die Annahme einer vielfältigen oder nationalen Schöpfung des Menschengeschlechts, und nicht die Schöpfung Eines ersten Menschen oder Eines Menschenpaars, die wissenschaftlich begründete ist.

Auf unsere Titelfrage („Is Man One or Many") müssen wir die Antwort geben: der Mensch ist verschiedenartig, weil das Menschengeschlecht aus einer Vielheit verschiedener Racen besteht, deren charakteristische Eigenschaften immer dieselben geblieben sind, und doch ist der Mensch auch in allen Verschiedenheiten immer einer und derselbe, weil er durch seinen Bau, seinen Organismus, seinen Geist und sein Herz, die ihn in seinen niedrigsten Formen als das Haupt der Schöpfung erscheinen lassen, unwandelbar von jedem anderen lebenden Wesen getrennt ist. Die unverletzliche Stufenfolge von einander geschiedener und nicht zu vermischender Reihen, welche das Geheimniß der Ordnung des Universums ist, durch welches die äußerste Mannigfaltigkeit zur Einheit geordnet ist, zeigt sich im vorliegenden Falle aufs entschiedenste bestätigt als das Gesetz, dem alle Geschöpfe unterworfen sind. Wenn und die unanfänglichen Formen der Racen verschieden und unveränderlich sind, so ist doch jede in ihrer Sphäre der Entwickelung fähig, und der große Triumph des Christenthums wird darin bestehen, daß es in allen bis jetzt noch der Naturnothwendigkeit unterworfenen Menschenracen den Geist entwickeln und zur Freiheit bringen wird. Die Nationen sind von Einem Blut, nicht genealogisch, sondern geistig, in ihren geistigen Anlagen und Fähigkeiten, welche das wahre Wesen ihrer Menschlichkeit ausmachen.

Italien.

Die Luminara von Pisa.

Alle drei Jahre findet in Pisa zur Feier des heiligen Rainer (Ranieri) in der Nacht vom 16. Juni eine große Luminara statt. Im Jahre 1854 ward dieses Fest gefeiert, das erst 1857 wiederkehren wird und zu dem sich auch diesmal eine große Menge italiänischer und ausländischer Fremden eingefunden hatte. Die „Luminara", so heißt eine prachtvolle Illumination an den Quais (lungarni) des Arno, welcher die Stadt in launenhaftester Weise durchschlängelt. Der zauberische Eindruck, den die Luminara macht, entsteht aber durch die sich durchkreuzenden und vielfach verschlungenen Windungen der Quais, die bald eine Seiten-Decoration und bald eine Perspektive bilden und auf diese Weise einen wahrhaft überraschenden optischen Effekt hervorbringen.

Die Häuser der lungarni sind bis zu den platten Dächern hinauf mit brennenden Lampen bedeckt. Die öffentlichen Gebäude mit ihren Säulenhallen, die Brückenbogen, die Geländer am Flusse strahlen von den sich im Wasser spiegelnden Flammen. Die auf dem Arno schwimmenden Barken sind sämmtlich bewimpelt und erleuchtet. Jeder Wagen der rings um den Corso sich langsam vorwärts bewegenden langen Reihe von Equipagen trägt ebenfalls durch seine Laternen zur Illumination bei, während die sich drängenden Fußgänger vorzugsweise von den bunt beleuchteten Orchestern stehen bleiben, die auf den lungarni aufgestellt sind und ihre Musik ertönen lassen.

Am Tage nach der Luminara, am 17. Juni, wird im Dom eine feierliche, große Messe gelesen, zu welcher auch der Hof von Florenz herüberkömmt. Die Reliquien des heiligen Rainer sind im Dom ausgestellt und werden von den herzuströmenden Gläubigen verehrt. Nach der Messe besucht das Volk die öffentlichen Anstalten, die Kunstausstellung ꝛc., wo an diesem Tage Jedermann freien Eintritt hat. Abends findet dann noch auf dem Flusse eine Regatta statt, wo derjenige, der zuerst eine auf der Höhe eines Mastes befestigte Fahne erobert, den ersten Preis erhält.

Der heilige Rainer, zu dessen Ehren dieses alle drei Jahre wiederkehrende Fest stattfindet, war, wie die Legende erzählt, ein sehr lockerer Zeisig, der sich jedoch zeitig genug bekehrte, nachdem er eine himmlische Erscheinung gehabt hatte. In seiner Bürgerei hat er mehrere Wunder gethan, die der Pinsel Giotto's auf den Mauern des Campo santo verewigt hat. Nach seinem Tode hat die Stadt Pisa ihn zu ihrem-Schutzpatron erwählt.

Mannigfaltiges.

— Bulwer's literarische Laufbahn noch nicht beendet. Sir Edward Bulwer Lytton hat nachstehendes Schreiben an den Herausgeber des Londoner Critic gerichtet:

„Mein Herr! In dem Blatte des Critic vom 15. Dezember lese ich, eine New-Yorker Zeitung berichte, daß der Novellist Bulwer in einem Schreiben an einen Herrn in Boston Folgendes sage: „„Ich habe meine Laufbahn als Romanschriftsteller geschlossen. Ich fühle mich trüb und unglücklich; ich habe die Kräfte des Lebens erschöpft, indem ich dem Vergnügen da nachjagte, wo es nicht zu finden ist.““ Da ich annehme, daß unter dem Novellisten Bulwer kein Anderer gemeint ist, als ich, so ersuche ich Sie, zu bemerken, daß ich keinen Herrn in Boston kenne, welchem ich über Dinge, die lediglich meine Person betreffen, schreiben sollte, daß ich niemals etwas der Art an irgend Jemand geschrieben habe, und daß die Nachricht von Anfang bis zu Ende eine Erfindung ist. Ihr ꝛc. E. Bulwer Lytton."

— Zur Statistik des Theaterwesens in Paris. Die Revue et Gazette des Théâtres berichtet, daß die Anzahl der in Paris während des Jahres 1854 aufgeführten Stücke 262 (2 weniger als im Jahre 1853) betragen hat. Auf den Opern-Theatern sind 21 Stücke aufgeführt worden, und zwar sowohl französische als italiänische, komische Opern und Ballets; im Théâtre Français eine Tragödie, 7 Lustspiele und 2 Schauspiele; im Odeon 3 Schauspiele und 9 Lustspiele; auf dem Vaudeville-Theater 21 Vaudevilles; auf dem Theater„ Variétés" 54 Stücke; auf dem Gymnase 14; auf dem Theater der Porte Saint-Martin 4 Schauspiele, ein Lustspiel und ein Vaudeville; auf dem Theater „Gaîté" 3 Schauspiele, 3 Vaudevilles und ein Zauberstück; auf dem Theater „Folies Dramatiques" ein Zauberstück, eine sogenannte „Revue" und 16 Vaudevilles; auf dem „Théâtre impérial du cirque" 4 militairische Schauspiele; auf dem Theater „Délassements-Comiques" 18 Vaudevilles, eine Parodie, ein Schauspiel und eine „Revue"; auf dem Théâtre Beaumarchais 4 Schauspiele, 5 Vaudevilles und ein Zauberstück; auf dem Théâtre Luxembourg 18 Stücke; auf dem Théâtre des Jeunes Elèves 3 Zauberstücke und 4 Vaudevilles.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 29 Sgr., franko durch alle Posten im Zollverein versendet und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedition Kommiss., Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 12. Berlin, Sonnabend den 27. Januar 1855.

China.

Zum Privatrecht der Chinesen.

Eine große Lücke in unserer Kenntniß Ost-Asiens war bis heute und ist zum großen Theil auch heute noch das **bürgerliche** oder **Privatrecht** der ostasiatischen Reiche, insonderheit China's und Japans. Während die Sendboten der verschiedenen christlichen Religionsparteien und die Pfleger von Sprachen und Literatur der entferntesten Morgenländer den **Strafgesetzen** dieser Nationen beinahe zu viel Aufmerksamkeit bewiesen haben, sind Bestimmungen über das Mein und Dein als kaum vorhanden betrachtet worden. Das Ausführlichste, was uns mit Bezug auf China über diesen Gegenstand zu Gesicht gekommen, liefert die schätzbare (holländische) „Zeitschrift für das niederländische Indien", von van Hoevell, in einer Abhandlung des Herrn Reiner de Klerk.*) Es folge hier etwas kürzer gefaßt und mit Weglassung möglichst vieler unnöthiger Wiederholungen.

Rechtliche Stellung der Geschlechter.

Der älteste von den männlichen Erben in der Familie ist immer der vornehmste; nach ihm der zweite Sohn u. s. w. Unverheiratete Weiber stehen, welches auch ihr Alter sei, unter der Gewalt des **Vaters**, verheiratete unter der ihres Mannes.

Witwen bevormundet ihr volljähriger Sohn, oder in dessen Ermangelung der älteste männliche Erbe ihres verstorbenen Ehegatten.

Eine Witwe darf von keiner Erbschaft etwas veräußern, es sei denn mit Wissen und Zustimmung des ältesten männlichen Erben. Die Blutsverwandten des verstorbenen Mannes können einen oder mehrere Söhne adoptiren, die alsdann des Verstorbenen Erbschaft antreten.

Eine verheiratete Frau darf über nichts Bestimmungen treffen und keine Art Handel treiben.

Geburtsrechte.

Legitim geboren sind die Kinder getrauter Aeltern. Der älteste Sohn, mag er nun aus erster oder zweiter Ehe sein, hat das Recht über die anderen. Sind aus erster und zweiter Ehe keine männliche Kinder vorhanden, so treten die des Kebsweibes in deren Rechte, zunächst der Erstgeborne.

Ein nach des Vaters Tode geborenes Kind ist legitim, wenn die Mutter binnen zehn Monaten nach ihres Mannes Ableben entbunden ist.

Ungesetzlich geborene, d. h. außer der Ehe gezeugte Söhne werden zwar geringer geachtet, als die gesetzlichen, doch treten sie in Ermangelung letzterer als Häupter der Familie auf, und wenngleich gesetzliche Kinder vorhanden sind, so erben jene doch mit ihnen, obzwar kleinere Antheile.

Mündigkeit und Unmündigkeit.

Der Mann wird schon mündig, wenn er sein sechzehntes Jahr zurückgelegt hat; das Weib aber steht immer unter Bevormundung.

Als **überjährig** wird derjenige geachtet, dessen Verstand durchs Alter geschwächt ist. In solchem Falle kömmt ihm der älteste Sohn oder ein anderer nächster Blutsverwandter zu Hülfe.

Minderjährig oder unmündig sind Söhne unter sechzehn Jahren, außerdem alle diejenigen männlichen Individuen, die ob irgend eines Gebrechens, sei es angeboren oder nicht, sich selbst und dem Ihrigen nicht wohl vorstehen können.

Gewalt der Aeltern.

Die Kinder stehen unter der Gewalt des Vaters, so lange er lebt; nach seinem Tode aber geht die väterliche Gewalt auf den ältesten Sohn über, wenn er volljährig ist.

Der Vater kann über das Vermögen der Kinder frei verfügen; wenn sie getraut sind, bleiben sie mit ihren Frauen in des Vaters Hause, und Alles, was Handel oder Aemter ihnen einbringen, gehört dem Vater oder der Familie und dient zu ihrem Unterhalt.

Heirat und Ehe.

Ein Jüngling darf schon im sechzehnten Jahre heiraten, wenn er körperlich genugsam entwickelt ist. Gewöhnlich aber wird es beiden Geschlechtern erst um das zwanzigste Jahr gestattet.

Eine Heirat kann nicht ohne Vorwissen des Vaters erfolgen, der für seinen Sohn oder seine Tochter eine Partie aussucht, die unter keinem Vorwande verschmäht werden darf.

Wenn die Braut (was selten geschieht) ein Heiratsgut mitbringt, so besteht dies in einem Stück Land oder in Ländereien, deren Ertrag vom Manne zum gemeinsamen Vermögen geschlagen wird. Stirbt aber die Frau, sei es vor oder nach ihrem Manne, so fallen die mitgebrachten Grundstücke wieder an ihre Familie.

Nach dem Tode des Mannes darf die Witwe nur mit Zustimmung des Aeltesten der Familie ein zweites Ehebündniß eingehen.

Dem Manne dagegen steht es frei, selbst bei Lebzeiten seiner Gattin noch mehrere Frauen zu nehmen, was jedoch gebildete Leute nicht gutheißen und das Gesetz nur **duldet**. Doch darf er bei Lebzeiten seiner ersten Frau wenigstens an dem Orte, wo er das erste Mal getraut ist, keine zweite Ehe eingehen.

Eine Witwe heiratet selten noch einmal, da dies ihr als Schande angerechnet wird. Thut sie es gleichwohl, so geht all ihre Habe auf ihre Kinder vom ersten Manne, auf dessen Adoptivsohn oder nächsten Blutsverwandten über, so daß sie nichts als ihre Kleider mitbringt.

Wenn ein Verstorbener Schulden hinterläßt, so sind seine Witwe, Kinder und Enkel dafür verantwortlich; sie müssen dieselben bezahlen, sobald sie zu Vermögen kommen. Nur Seitenverwandte wie Geschwister u. s. w. haben nichts damit zu thun.

Ehescheidung.

In ältester Zeit konnte der Mann seine Frau verstoßen oder verlassen, wenn es ihm so behagte; besonders war dies hohen und höchsten Herrschaften gestattet. Das unglückliche Weib durfte alsdann nicht wieder heiraten, dem Mann aber war es gestattet. Seit ungefähr zweitausend Jahren weiß man jedoch kein Beispiel einer Ehescheidung, sofern sie nicht in Folge ehelicher **Untreue**, die übrigens äußerst selten ist, vor sich geht. Eine Ehebrecherin verliert Alles, was sie mitgebracht hat, und wird gleichsam nackt fortgetrieben. Keiner darf sie wieder heiraten, als der Mann allein, von dem sie geschieden ist (wenn er so großmüthig sein sollte, ihr zu verzeihen). Hat er eine Zeitlang geschwiegen und versucht dann erst Scheidung, so ist es vergebens.

Ueber Unfähigkeit zu Erfüllung der ehelichen Pflichten von Seiten des Mannes darf die Frau keine Klage führen. Bleibt sie kinderlos, so nimmt der Mann Kebsweiber, darf aber, wie schon oben bemerkt, nicht an demselben Orte eine zweite Heirat eingehen.

Vormundschaft.

Der Vater ist, wie schon gesagt, Vormund seiner ganzen Familie, mit Ausnahme der verheirateten Töchter; denn diese gehören zu den Familien ihrer Ehemänner. Nach dem Tode des Vaters gehen seine Rechte auf den ältesten Sohn, dann auf den zweiten u. s. w. über.

Ist das Vermögen unter die Brüder vertheilt, so macht jeder mit seiner Familie ein Haus für sich, und das Verhältniß der Abhängigkeit unter ihnen hat ein Ende; doch steht die Familie des Aeltesten immer in größerer Achtung, und in sehr wichtigen Dingen muß der Aelteste der Familie immer zu Rathe gezogen werden.

Sind die verwaisten Kinder noch minderjährig, so kömmt ihr Erbtheil in die Hände des Bruders ihres Vaters und ihrer Mutter oder der nächsten männlichen Erben, die es verwahren und verwalten.

Obgleich die Mutter, wie oben gesagt, nichts zu bevormunden hat, so ist es doch Pflicht der Kuratoren, sie um Rath zu fragen und ihr alle Ehrerbietung zu beweisen, auch sie nach Kräften zu unterhalten.

Die Obrigkeit bestellt keine Kuratoren. Wenn ein Chinese aus irgend einer entlegenen Provinz in Canton oder anderswo stirbt, so

*) Ihr allgemeiner Titel ist: Bydragen tot de kennis van de wetten en instellingen der Chinezen in Nederlandsch Indië (Beiträge zur Kenntniß der Gesetze und Einrichtungen der Chinesen im niederländischen Indien).

Digitized by Google

kann Einer, mit dem er Umgang gehabt, seinen Nachlaß retten, die etwanigen Schulden bezahlen und das Uebrige der Familie übermachen, Alles ohne Einmischung der Gerichte.

Erblassung und Erbrecht.

Bei Testamenten wird nie eine obrigkeitliche oder Gerichts-Person zugezogen. Wenn der Erblasser seinen letzten Willen schriftlich machen will, läßt er einen Schreiber kommen und diktirt ihm in Gegenwart eines der ältesten Familienglieder das Nöthige. Dann wird die Urkunde von Mann, Frau, Söhnen und sonstigen Aeltesten männlicher Linie unterzeichnet, schließlich auch von dem Schreiber als Zeugen. Alle Betheiligte erhalten dann Abschriften.

Dieses Verfahren findet jedoch fast nur in sehr wohlhabenden Familien statt; auch wird immer darüber gewacht, daß die Vertheilung von der gewohnten Weise nicht zu sehr abweiche, indem sonst die Aeltesten der Familie Einspruch thun.

Bei der Vertheilung erhält die Witwe eben so viel Antheil, als der älteste Sohn; der Sohn des ältesten Sohnes wieder gleichen Antheil mit den folgenden echten Söhnen; die unechten Söhne erhalten geringere Antheile, die echten oder unechten Töchter nichts Anderes als ihre Kleider und Schmuckſachen, die ihnen zugleich als Aussteuer dienen.

Wenn daher z. B. tausend Thaler zwischen einer Mutter, drei echten Söhnen, einem Sohne des ältesten Sohnes und zwei unechten Söhnen zu vertheilen wären, so würde die Vertheilung in folgender Art ausfallen:

Antheil der Witwe	.....	200,
" des ältesten Sohns, sei er leiblich oder adoptirt	....	200,
" dessen Sohnes, leiblich oder adoptirt	.....	150,
" zweier Brüder des ältesten (je 150) zusammen	....	300,
" zweier unechten Söhne (je 75) zusammen	.....	150,
		1000.

Wenn eine Witwe sich wieder verheiratet, muß sie, wie oben gemeldet, ihren Antheil zurückgeben.

Wenn es an Ascendenten und Descendenten gebricht, so erben die Brüder, jeder zu gleichem Antheile. Zu Ermangelung der Brüder erben die Neffen u. s. w. von männlichem Geschlechte, versteht sich, wenn keine adoptirte Söhne vorhanden sind.

Die Schwestern, ob verheiratet oder ledig, können von ihren Brüdern nichts erben, einige Kleinigkeiten an Kleidung und Schmuck abgerechnet; alles Uebrige muß auf den nächsten von der männlichen Erblinie übergehen.

Enterbung findet selten oder nie statt; ein erblassender Vater kann aber einem Sohne, dem ein größerer Antheil zukäme, einen geringeren zuerkennen, wenn er seine Gründe zu diesem Schritte der Familie mittheilt. Legate sind ungebräuchlich; das ganze Gut bleibt immer der Familie.

Wenn keine Söhne oder Enkel vorhanden sind, so werden ein oder mehrere Kinder adoptirt. Hat dies wegen plötzlichen Sterbefalls nicht geschehen können, so muß der Bruder des Mannes oder die nächste Familie es thun: auf die Adoptirten fällt dann das Erbtheil.

Adoption.

Diese geht gewöhnlich erst dann vor sich, wenn die Familie davon unterrichtet ist; doch kann sie nicht durch Einspruch der Familie verhindert werden. Dann wird zwischen dem Adoptanten und dem Vater der Familie des Adoptirten ein Kontrakt gemacht.

Wenn der Adoptant nachträglich einen oder mehrere leibliche Söhne bekommen sollte, so behält sein Adoptivsohn alle Rechte des Aeltesten.

Von seinen leiblichen Verwandten hat ein Adoptirter niemals etwas zu erben.

Ein Adoptirter kann nicht wieder verstoßen werden, es sei denn um schwerer Verbrechen willen.

Töchter werden zwar auch wohl adoptirt; doch diese verheiratet man nur (wenn sie mannbar geworden), sonst haben sie keine Vortheile.

* * *

Herr de Klerk verdankt dieses kleine Rechts-Kompendium, wie er selbst es nennt, dem „Capitain" der chinesischen Kolonie zu Batavia. Aus demselben ergiebt sich die merkwürdige Thatsache, daß die Gerichte in China mit privatrechtlichen Entscheidungen selten oder nie zu thun haben; so etwas kömmt vor den Familienrath, und die Obrigkeit mischt sich nur dann ein, wenn ein Prozeß zu verbrecherischen Exzessen geführt hat. Außerdem erhalten wir eine Lösung des Räthsels, warum noch kein das Privatrecht betreffendes chinesisches Gesetzbuch bekannt geworden ist. Die dahin einschlagenden Bestimmungen pflanzen sich ohne Zweifel als bloße Gewohnheitsrechte, entweder schriftlich (d. h. ungedruckt), oder wahrscheinlicher nur mündlich in den Familien fort, und am mit ihnen bekannt zu werden, muß man lebendige mündliche Belehrung suchen.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Erster Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Kann dieses England so bleiben? Die Presse schreit Nein, und die Thränen und Klagen von Tausenden im tiefsten Schwarz und höchster Erbitterung fordern Sühne. England aber ist kein modernes Staat: es hat weder einen ersten Friedrich II. (den mit den eisernen Zähnen), noch den mit dem eisernen Krückstock gehabt, so daß eine Reform, wie sie der Presse vorschwebt, sich nicht so leicht durchführbar denken läßt. Die königliche Gewalt hat nur noch Werth als Schild für die regierenden Lordsfamilien. Wie bescheiden, wie verlassen schrieb die Königin an Mrs. Herbert, sie möge ihr doch ja recht oft Nachricht zukommen lassen über die gemeinen Soldaten! Von ihren Lords erfuhr sie also wohl nie etwas Rechtes. Als neulich ein Schiff voll Krim-Helden ohne Arme, Beine, Augen, ohne die eine oder andere Kinnlade u. s. w. in Plymouth angekommen war, fanden sich blos Zollhandbeamte zu deren Begrüßung ein, welche unter den zerschmetterten Menschengliedern sehr gewissenhaft nach Päckchen Tabak und Cigarren und dergleichen herumstöberten und dann die glorreiche Armee sitzen ließen. Viele konnten entweder nicht stehen, oder nicht gehen und sich überhaupt nicht helfen bei ihren frischen Wunden, zu denen aber noch frischere, schwerere kamen: kein Ritter der Armee, keiner der vielen Admirale ließ sich sehen. Endlich fanden sich einige elende Karren barmherziger Samariter ein, um die zerschossenen und zerschmetterten Soldaten-Ruinen in elende Barracken zu karren. Der schwächste Funke von Ehr- und Menschengefühl muß hier zur Flamme der Entrüstung anfloben. Wir sind keine Engländer, aber Menschen, welche die Schmach und Schande dieser Scene nicht im Namen England, sondern im Namen des menschlichen Geschlechts überhaupt fühlen. Als Deutsche wurden wir übrigens noch ganz besonders roh und raffinirt von diesen gebildeten Gentlemen und der Times dazu beschimpft. Letztere bewies, daß es die Regierung mit ihrer Fremden-Legion besonders auf die blauäugigen, flachshaarigen, unschuldigen Deutschen abgesehen habe, denn sie seien expreß zu diesem Zweck erzogen, damit man ihnen das Fell über die Ohren ziehe. Also das seien gerade die rechten Materialien, um die Sümpfe um Sebastopol herum vollends auszufüllen. Im Parlamente amüsirten sich die regierenden Lords besonders über eine ritterliche Rede, worin bewiesen ward, daß man die Deutschen tausendweise unter den schmachvollsten Bedingungen als Opfer der lüderlichen Wirthschaft ihrer Regierungen gewinnen könne. Das ist ungehobelte Rohheit und Vornirtheit, aber in England hat man sich an dergleichen Aeußerungen Ihrer Herrlichkeiten gewöhnt. In Deutschland und anderwärts glaubt man freilich, es sei die englische Aristokratie nobler, gebildeter, als die deutsche. Das ist aber nur eine der vielen Illusionen, welche sich das Ausland über Großbritannien macht. Die deutsche Aristokratie ist, insofern sie Staatsämter bekleidet, im Allgemeinen streng und büreaukratisch, aber sie dient einem großen Zwecke, sie ordnet sich der Staats-Idee unter, sie gehorcht deshalb ihren Vorgesetzten und hilft nach unten hin so regieren, daß fähige, genau examinirte Kräfte und Köpfe sich nützlich machen können. Auch der gemein Geborne kann durch Talent und Tüchtigkeit steigen. Bei der englischen Aristokratie weiß man nichts von einem alle Klassen des Volkes umfassenden, über ihr stehenden Staatszwecke. Sie selbst ist der Staat, alles übrige Volk ist ihr Mittel, das sie nicht einmal zu gebrauchen weiß, insofern der mit dem Volke getriebene Mißbrauch weit überwiegt. Die einzelnen Familien und Beamten betrachten und behandeln sich als koordinirte höhere Wesen gegenseitig mit der raffinirtesten Höflichkeit und Delikatesse, so daß es dem Lord Raglan nicht einfällt, einem Lieutenant von eben so nobler Geburt nur ein Wort zu sagen, wenn er etwa tausend Soldaten und Pferde aus Nachlässigkeit verhungern ließ. Und solchen tief eingewurzelten Mißständen wird auch die Presse, so viel sie auch dagegen eifert, nicht abhelfen können.

So viel über diese neue Aufgabe der englischen Literatur und Presse im Allgemeinen. Ich konnte sie nicht bezeichnen, ohne unwillkürlich in einen politisirenden Ton zu verfallen. Die Sache aber will und soll nichts Anderes sein, als Andeutung der wissenschaftlichen und literarhistorischen Elemente, welche die Unwahrscheinlichkeit des Sieges der Presse über die englische Oligarchie bedingen, Vordergrund zu der speziellen Kriegs- und Krim-Literatur.

Bis jetzt ist sie, außer den Korrespondenzen, noch sehr mager und unzuverlässig. Meines Wissens giebt es erst Ein Buch, das auf dem Kriegsschauplatze selbst entstand, von einem Temple-Advokaten, einem „Nichtkämpfer",*) einem Unbetheiligten und Theilnahmlosen, der seine sechswöchentlichen Ferien dazu benutzte, einen Ausflug nach der Krim zu machen und in der frivolsten, oberflächlichen Weise Briefe an einen

*) A Month in the Crimea. By a Non-Combatant.

Digitized by Google

Kollegen im Temple darüber zu schreiben. Er erzählt, wie er sich verproviantirt und sogar mit einem Paar lebendigen Enten versieht, um nicht zu verhungern, wie er den Enten den Hals umdreht, da sie zu viel schnattern, indem er sie patriotisch für Kosaken hält; wie die Soldaten keine Tische und Stühle und Teppiche haben, sondern zerrissen und naß im Schmutze liegen und sterben. Das stört aber seine gute Laune nicht; hat Er doch zu essen und kann sich bald wieder aus dem Staube machen.

Nicht viel besser ist eine Dame, Mrs. Young, welche die müßige, frivole Kampirung der Engländer in Gallipoli, Tschiflik und Varna schildert und jede Kleinigkeit, die sie auf dem Wege dahin über Malta erlebte.*) Ein Auge, ein Herz für die damals renommirte Aufgabe der Alliirten scheint sie nicht gehabt zu haben, und sie findet es wunderhübsch, daß sich die Offiziere alle Tage rasiren und amüsiren und in Civil mit blauen Schleifern am Hut (um ihren Teint zu schützen, wie sie es auch von Pall-Mall aus machten, wenn sie zum Derby-Rennen fahren wollten) einhergehen, reiten und fahren können, während die Türkei im heroischen Kampfe ihre letzten Kräfte erschöpfte. Als Gemeibilder für Damen im Großvaterstuhl am Feuer sind die Schilderungen der Dame recht gefällig und lebendig, aber man begreift nicht, wo diese Herrschaften ihr Herz, ihr Ehrgefühl, ihre Einsicht gelassen haben, solche Züge und Scenen mit der üblichen lächelnden Kälte und Suffisance der höheren englischen Literatur zu schildern. Mrs. Young hat unter dem Namen Posnas schon bessere Bücher geschrieben: „Cutch", „Western India" u. s. w.

Unter dem Titel „Wer ist zu tadeln?" („Who's to blame?") hat James Macqueen eine erste Kritik des ganzen Feldzuges zu liefern gesucht. Er giebt eine Analysis der Entstehung, Entwickelung und Ursachen des Krieges auf Grund diplomatischer Korrespondenzen und Aktenstücke, in denen gewiß jeder wirkliche Kritiker und Historiker am allerletzten Anschluß und Licht der Wahrheit suchen würde. Ich habe erst in das Buch hineingesehen, fand aber schon, daß es ganz oberflächlich angelegt ist und eigentlich Nichts giebt, als was man in mittelmäßigen Zeitungsartikeln gelegentlich schon fand. Nach dem, was ich bis jetzt aus dem Schlusse (den ich zuerst las) ersah, zu schließen, sieht er nicht ein, daß die Analysis des jetzigen Krieges, seine Ursachen und seine Entstehung wesentlich tief in einer hundertjährigen englischen auswärtigen Politik zu suchen sind, welche als Grademicke den Kukuk erzog, der sie nun vermöge eines alten Naturrechts (das wenigstens ganz „naturmäßig" ist) verschlingen will.

Die Literatur über Rußland ist durch eine Original-Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, Sitten und Gebräuche der Russen von einer Dame, die zehn Jahre in verschiedenen Theilen Rußlands did zum Ausbruche des Krieges gelebt hatte, bereichert worden.**) Sie beſtätigt und detaillirt mit einer Menge Genrebilder und pikanter Erlebnisse, was wir in allgemeineren Formen und Urtheilen bereits von Custine und Harthausen wissen. Das Buch ist sehr interessant und pikant und „lieſt sich gut", ohne daß wir eigentlich Rußland von wesentlich neuen Seiten kennen lernen. Es ist besonders schmeichelhaft für England, da die Dame immer wiederholt, wie barbarisch die Russen und wie civilisirt die Engländer sind, obgleich Erstere keinen Dienstboten deshalb entlassen, weil er der Herrschaft einen guten Morgen wünschte, und obgleich die russischen Soldaten nicht in solchen Massen verhungern, erfrieren und aus Mangel an Aerzten, Medizin und allen möglichen nothwendigen Bedürfnissen von Cholera und Typhus hingerafft werden, als die englischen und namentlich die beschäzten Türken, die in Balaklava und im Lager bereits ziemlich alle umgekommen sein sollen.

Ich hätte nun diese unerquickliche Sphäre hinter mir, wenn nicht noch ein ehemaliger deutscher Privat-Dozent und Dr. phil. als englischer Publizist aufgetreten wäre, der sich in englischer Sprache ganz vortrefflich und gründlich auskünmt, obgleich wir ihm, ins Deutsche übersezt, wenig Neues und Belehrendes verdanken würden. Wir meinen die „Political Sketches: Twelve Chapters on the Struggles of the Age" (Zwölf Kapitel über die Kämpfe unserer Zeit), by Carl Retalag, Dr. phil. of Berlin, late Professor of Philosophy in the University of Rostock. Wenn er Deutschen nichts besonders Neues sagt, für Engländer ist das Buch von bedeutendem Werth, da er ihnen über die neueste Geschichte Deutschlands ein durch Thatsachen und Schlüsse richtiges Urtheil möglich macht und ihnen beweist, daß nicht das Schicksal Sebastopols oder der Alliirten überhaupt, sondern das Schicksal Deutschlands das von Europa entschiede. Als Privat-Dozent und Dr. phil. fängt er natürlich mit einem Citat aus Goethe's „Faust" an, dann bezeichnet er den „Weg der Civilisation", um im zweiten Kapitel Rußland auf diesem Hintergrunde zu beleuchten, drittens den Absolutismus, viertens Amerika, fünftens die französische Revolution, sechstens u. s. w. Demokratie, Gleichheit und Kommunismus, ein Kapitel preußischer Geschichte, die heilige Allianz, den Bankerutt der Revolutionen von 1848, Rußland und sein dadurch befestigtes Uebergewicht über Deutschland und Europa überhaupt, Diplomatie und eine Revision der Karte von Europa, und endlich den Krieg und dessen Aussichten. Ueberfesen läßt sich nichts Wesentliches, da er sich die englische Preßfreiheit zunutzegemacht. Wir erwähnen nur in Bezug auf den Schluß, daß er von zwei Mächten der Civilisation spricht, welche jedenfalls siegreich aus dem Kriege hervorgehen und die Civilisation über die Erde (inklusive Rußland) verbreiten werden. Die Engländer erwarten nun jedenfalls den üblichen Schluß ihrer Redner: England, das größte, freieste, mächtigste, reichste, gebildetste Volk, und Frankreich; aber unser Doktor überrascht sie und sagt, daß er unter den zwei Großmächten den Dampf und die Preſſe verstehe. Zwar gehören noch einige andere Kleinigkeiten hierzu (denn die Engländer haben z. B. beide Großmächte im vollsten Umfange in ihrer Gewalt und sind doch so tief in Schmutz gekommen, wie Punch sie darstellt); aber als Schluß eines Buches, das die zwölf in Doncaster, wo der Verfasser Lehrer ist, gehaltenen Vorlesungen einem größeren Publikum bietet, machen sie sich auch ohne Beiwerk ganz hübsch. Ich wette darauf, daß der Autor sich nach diesem Schlusse im Spiegel beschaute und seinen schwarzen Schnurrbart, einmal das Weltereigniß von Doncaster, strich. Für England hat das Buch ganz entschiedenen Werth, schon weil es von dem abgeleiteten Tone englischer Publizisten abweicht und die Lords, welche von Deutschland wie von einer heerde Bagabunden sprechen, in ihrer eigenen Sprache lesen können, daß sie mehr von Deutschland abhängen, als von der aus Deutschland verschriebenen, aber bis jetzt total ausgebliebenen Fremden-Legion.

Größeres Aufsehen machte eine andere, in der Sunday-Times vom ersten Sonntage des Jahres regelmäßig auftretende, ausländische Feder, die Koſſuth's. Die Rammer, welche seinen ersten Artikel enthielt, wurde zwölftausendmal mehr verkauft, als die früheren, und die Redaction zahlte für den Artikel, was die Times für ihre renommirtesten „Leiter", nämlich fünfzig Pfund.

Die Sunday-Times vereinigt beide Rettichgen Großmächte in sich, da sie mit Dampf gedruckt wird, aber sie ist eine Wochenzeitung, die für das Volk, welches während der Woche nicht lesen kann, bestimmt und daher nach oben hin gar nicht da ist. Hätte es Koſſuth bis zu seinem größten Feinde, der Times, gebracht, möchte seine jetzt gedruckte Beredtsamkeit eher einer Wirkung auf England fähig sein. Jetzt kann man diese publizistische Wirksamkeit nur als ein Kuriosum betrachten, das sich wohl auch die Lords für sechs Pence Entree gegentlich ansahen. Wir trauen der ganzen freien Presse Englands nicht die Kraft, Energie und Ausdauer zu, die zu einer Zerstörung ihres eigenen Sebastopol gehören würde. Die englische Zeitungspreſſe ist durch den Einfluß (den goldenen) parlamentarischer Parteien und ihren rein geschäftlichen Betrieb demoralisirt worden. Man spricht denen das Wort, welche am besten bezahlen. Seitdem Knight Hunt durch den Tod von der Redaction der Daily News abberufen ward, nahm sie sich des schon schwach gewordenen Ministeriums an, weil sie selbst etwas „Stärkung" zu sich zu nehmen für gut befand. Morning Chronicle hält sich von der Times Stärkung reichen, weil letztere die Absicht hat, erstere ganz aus dem Wege zu räumen.

Der Tod Frederick Knight Hunt's erinnert mich an eine ganze Liste berühmter Todten Englands, die alle innerhalb der letzten Monate starben. Ich will hier noch kurz nachholen, was literarisch hierher gehört. Knight Hunt war eine der edelsten Persönlichkeiten Englands, ein Mann durchaus aus sich selbst, ein Charakter, ein Held in seiner Weise, ganz frei von dem modernen Anglikanismus, der, als sich ganz von selbst verstehend, antwortet, wenn man fragt, was man von diesem oder jenem Manne zu halten habe: „Well, he's worth 800 a year", oder wie sonst die Zahl der Pfunde lautet, über die er jährlich zu kommandiren hat, wobei, um kleinere Summen unter zweitausend zu verstärken, in der Regel noch hinzugesetzt wird: „highly connected", so daß sein ganzer Werth in Metall und hohen Protektoren und einflußreichen Konnexionen besteht. Hunt hatte sich aus Armuth und Obskurität durchaus selbst erhoben und hielt sich hoch und unabhängig bis an seinen Tod. Er war 1814 in London geboren, ältester Sohn einer verwitweten Mutter von fünf anderen Kindern, die er ernährte und dabei noch selbst einen respektablen Haushand begründete und erhielt. Um dies zu können und sich selbst heraustzuarbeiten, half er Jahre lang jede Nacht am Morning Herald arbeiten (als Schriftsetzer), während er den Tag in dem Bureau eines Temple-Advokaten zubrachte. So Tag und Nacht beschäftigt, studirte und las er noch, wie kein Anderer in völliger Muße. Mißtrauisch in die Zähigkeit der Literatur, ihren Mann zu ernähren, studirte er noch Medizin in Zwischenräumen zwischen Nacht und Tag und bestand alle betreffende Examina. Doch Kenntnisse und Diplome helfen dem Arzte zu London noch weniger, als anderswo. Aus Mangel an Praxis und Liebe zur Literatur wurde er wieder Schriftsteller und arbeitete zuerst hauptsächlich für die Illustrated London News, bis er 1846 auf Verwendung von Dickens Sub-Redacteur der Daily News und 1851 deren Haupt-

*) Our Camp in Turkey, and The Way to it.

**) The Englishwoman in Russia. Impressions of the Society and Manners of the Russians at Home.

Digitized by Google

Redacteur ward. Unter ihm wurde die Zeitung eine der intelligentesten, namentlich in Bezug auf staatswirthschaftliche Fragen, und in Schnelligkeit und Fülle von Mittheilungen schon glückliche Konkurrentin der Times. Insofern ist der Tod Hunt's ein ganz besonders unersetzlicher Verlust für die Presse, da jetzt alle Aussicht verloren gegangen ist, daß Monopol der Times zu brechen, das in ganz Europa schon so viel Unheil gestiftet, unterstützt und bestätigt und den Engländern durch durchschnittlich Fähigkeit und Willen genommen hat, selbst zu urtheilen. Die Energie und Unbestechlichkeit Hunt's würde ein Diogenes auch mit der hellsten Laterne lange vergeblich suchen. (Schluß folgt.)

Central-Afrika.

Die Expedition nach Central-Afrika.*)

Gotha, Perthes' geographische Anstalt, 15. Januar 1855.

Wenn man sagen würde, daß mit den Forschungen der Expedition nach Central-Afrika eine neue und wichtige Epoche für die geographische Kunde dieses von allen Kontinenten der Erde geschichtlich ältesten und am frühesten bekannten, seinem Innern nach aber bisher unbekanntesten, unzugänglichsten, gefahrvollsten, an geographischen Widersprüchen und Räthseln reichsten Erdtheils begonnen habe, so wäre mit einem solchen Ausspruch die Wichtigkeit der schon gewonnenen Resultate dieser Expedition keineswegs überschätzt, denn sie haben bereits, selbst in den unvollkommenen Fragmenten, in denen sie uns bisher zukamen, ein so helles Licht über jene Gegenden verbreitet, daß sie das mühsam aufgerichtete Gebäude unserer Vorstellung der Geographie Inner-Afrika's gänzlich umzustürzen drohen.

Afrika, so hieß es in den Darstellungen unserer ersten Geographen und unserer besten Karten, bestehe aus zwei seiner natürlichen Gestaltung nach gänzlich von einander gesonderten Theilen; einem großen, die ganze Wüste Sahara umfassenden Tiefstande und einem über die größere Hälfte Afrika's sich erstreckenden mächtigen Hochlande. Dieses Hochland steige gleich im Süden des Tschad-See's in massenhaften Gebirgsgruppen und kolossalen Alpenhörnern zu einer bedeutenden Höhe an und setze sich von da nach Süden als Gebirgsland ununterbrochen bis zum Kap der guten Hoffnung fort.

Die Arbeiten und Entdeckungen jener Expedition haben nun ergeben, daß diese Vorstellung in dem Grade irrig sei, daß man beinahe behaupten darf, diese beiden Regionen des Tief- und Hoch-Afrika haben ihre Plätze gewechselt, indem die Sahara als Hochebene von tausend bis zweitausend Fuß durchschnittlicher Erhebung auftritt, während tief im Innern und an der Stelle jenes Alpenlandes im Süden des Tschad-Sees eine ausgedehnte, fast horizontale Alluvial-Ebene von sehr geringer Meereshöhe existirt, die im Vergleiche der übrigen Regionen Inner-Afrika's eine große Senkung bildet und im Niveau des Tschad-See's eine Höhe von nur achthundert Pariser Fuß über dem Meere erreicht.

Der bisherige klägliche Zustand einer afrikanischen Geographie darf nicht befremden, wenn man erwägt, daß vor der Expedition unter Richardson, Overweg, Barth und Vogel zwischen dem mittelländischen Gestade-Lande von Tripoli durch den ganzen großen afrikanischen Kontinent hindurch bis zur Kap-Kolonie und zwischen dem unteren Lauf des Kowara im Westen und dem Nilstrom im Osten die geographische Lage von keinem einzigen Punkte in seinen drei Koordinaten der Breite, Länge und Höhe — auch nur einigermaßen genau bestimmt war. Erst jetzt, auf Grund der genauen astronomischen und hypsometrischen Messungen der wackeren Mitglieder dieser Expedition, beginnt unsere geographische Anschauung Inner-Afrika's eine positive, von unsicheren und phantastischen Compilationen und Gebilden geläuterte zu werden. Ganz besonders aber ist es Dr. Vogel, der sich diesem Zweige der Beobachtungen vorzugsweise gewidmet hat. Schon allein durch die genaue Festlegung eines so wichtigen Centralpunktes, wie des Tschad-Sees, hat er, so zu sagen, ein weithin leuchtendes Signal errichtet, durch dessen hellen Schein frühere Forschungen und Beobachtungen rektifizirt und zu einem Ganzen verbunden werden können.

Auf seiner letzten Reise, von Kuka in südsüdöstlicher Richtung bis zum 9° 30′ nördl. Br., hat Dr. Vogel gefunden, daß die geographische Länge dieser Gegenden auf allen früheren Karten zwei volle Aequator-Grade zu weit östlich angegeben war. Genau da, wo der berühmte Berg Mindil niedergelegt war, fließt der Schary, der größte Zufluß des Tschad-Sees. Das ganze Land von Kuka in südsüdöstlicher Richtung bis zum 9° ist eine weite, wohlbewaldete Alluvial-Ebene, die nirgends, mit Ausnahme einiger kleinen, isolirt stehenden, schroff aufsteigenden Granit-Kegel, höher als neunhundert Fuß über das Meer sich erhebt. Dreißig deutsche Meilen südlich von Kuka hatte Dr. Vogel Gelegenheit, beim Brunnengraben, etwa zwanzig Fuß unter dem Boden, jene aus halbzersetzten Süßwassermuscheln bestehende Kalkschicht wiederzufinden, auf die er in der Hauptstadt Borun's schon bei sechs Fuß Tiefe gestoßen war, und er hält dafür, daß diese große Alluvial-Ebene einst vom Tschad-See erfüllt gewesen sei. Diese Ebene beginnt schon bei der Oase Agadem, fünfundsechzig deutsche Meilen nördlich von Kuka, und von da bis zu den Granitkegeln von Wala, fünfundzwanzig deutsche Meilen südlich vom letzteren Punkte, in einer Strecke von neunzig deutschen Meilen, ist weit und breit kein Stein zu sehen.

Der hauptsächliche Fluß, der diese Ebene durchströmt und in den Tschad-See sich ergießt, ist der Schary. Als ihn Dr. Vogel sah (in etwa 10° nördl. Br.), gerade am Anfang der nassen Jahreszeit, fand er ihn sein ganzes, etwa zweitausend Fuß breites Flußbett ausfüllend und durchschnittlich funfzehn Fuß tief. Nur an wenigen Stellen zogen sich Sandbänke quer durch und verminderten die Tiefe bis auf sechs und acht Fuß. Der Strom floß mit einer Geschwindigkeit von etwa vier Meilen die Stunde, und nach den Spuren, die an seinen steilen Ufern zu sehen waren, mochte er in der besten Jahreszeit eine Tiefe von durchschnittlich mindestens dreißig Fuß haben. Nach Vogel's Messungen wälzt er während der Regenzeit nicht weniger als hundertvierzigtausend Kubikfuß Wasser in jeder Sekunde in den Tschad-See.

Unter dem 10° nördl. Br. und etwa 14° 35′ östl. L. (Greenwich) sah Dr. Vogel einen großen mächtigen Landsee vor sich ausgebreitet, der nach Süden sich erstreckte, viel weiter, als das Auge reichte. Er nimmt in Breite und Tiefe nach Süden zu, und nach verschiedenen Berichten der Eingebornen schätzte Dr. Vogel seine Ausdehnung von Norden nach Süden auf mindestens funfzehn bis zwanzig deutsche Meilen. Bis 9° 30′ nördl. Br., oder acht Meilen von seinem nördlichen Ende, hatte er selbst noch Gelegenheit, ihn zu verfolgen und wahrzunehmen, daß daselbst seine Breite eine deutsche Meile und seine Tiefe achtzehn bis zwanzig Fuß beträgt. Dieser See zeichnet sich durch viele lang gestreckte, von Heiden dicht bevölkerte Inseln aus, und wird nach seinen Bewohnern See von Tubori genannt. Weder Dr. Barth, noch Dr. Overweg erwähnen dieses Sees, obgleich sie die ganz in seine Nähe vorgedrungen sein müssen und auch der Name Tuburi (identisch mit Tubori) auf Barth's Karte sich findet. Sie sprachen aber von ungeheuren Ueberschwemmungen, denen das Land alljährlich ausgesetzt sei, und halten wir es deshalb nicht für unmöglich, daß dieser See periodischer Natur sei und durch die Wasserfluthen der Regenzeit zu seiner Größe anwachse oder wohl gar dadurch entstände, wie es bei anderen afrikanischen Seen der Fall ist. — Ueber die botanischen, geologischen und ethnographischen Verhältnisse der neu erforschten Gegenden werden wir im demnächst erscheinenden „Geographischen Jahrbuch" Näheres mittheilen, da der Raum in diesen Notizen uns nicht dazu vergönnt ist.

A. Petermann.

*) Von Herrn Aug. Petermann uns und gleichzeitig mehreren anderen Blättern zugesandt. D. R.

Mannigfaltiges.

— Geburtsort Dschingis-Chan's. Der Hjewernaja Ptschela wird von ihrem Nertschinsker Korrespondenten folgende interessante historische Notiz mitgetheilt: „Endlich hat man den Geburtsplatz jenes größten aller Eroberer, Dschingis-Chan's, aufgefunden. Die asiatischen Geschichtschreiber melden nur, daß er nicht fern von den Quellen des Flusses Onón geboren wurde, und man hatte diesen Punkt bisher jenseits der russischen Gränze, in der chinesischen Mongolei, gesucht. Den gelehrten Mongolen Dorji, Sohn Bansar's, ist es jedoch nach langen und mühseligen Forschungen gelungen, die Thatsache festzustellen, daß der große Chan zuerst im russischen Daurien das Licht der Welt erblickt hat, und zwar am rechten Ufer des Flusses Onón, etwas oberhalb der Festung Tschindant, im Ulus oder Distrikt Dsjun-Boldof, der Ortschaft Uechü-Aral gegenüber. Auf den gewöhnlichen Karten ist die Festung Tschindant nicht zu finden; sie liegt unter 50° nördl. Br. und 132° östl. L. Der Name Dsjun-Boldof bedeutet „Maulwurfshaufen" und Uechü-Aral „große Insel". Außer den historischen Erinnerungen hat die Lokalität sonst nichts Merkwürdiges. Alle Flüsse Dauriens vereinigen ihre Gewässer zur Bildung des mächtigen Amur. Von dem Jablonnoi- (Apfel-) Gebirge fließt zuerst die Ingoda hinab; südlich von ihr, aus der Mongolei, der Onón; auf ihrem Laufe gegen Osten nähern sich beide allmälig und bilden endlich den Fluß Schilka. Rasch und kräftig verfolgt der neue Strom seinen Weg; von Süden kömmt ihm langsam der Argun entgegen, trifft an der sogenannten Strelka mit ihm zusammen, sie vermischen ihre Fluthen, und der Amur ist da. — Es ist hier nicht der Ort, und über die Data zu verbreiten, auf deren Grund Herr Bansarow die Geburtsstätte Temudschin's, des nachherigen Dschingis-Chan, bestimmt hat; wahrscheinlich wird er sie der gelehrten Welt mit nächstem vorlegen; wir bemerken nur, daß diese Entdeckung von großem Werth ist, da sie mehrere historisch wichtige Fragen entscheiden hilft."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 5 Sgr., welche das Ganze im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Mohrenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 13. Berlin, Dienstag den 30. Januar 1855.

Belgien.

Die belgische Statistik.

Vierter Artikel.*)

Die Rechtspflege.

Il est au budget, qu'on paye avec une régularité effrayante, c'est celui des prisons, des bagnes et des échafauds, c'est celui là surtout, qu'il faudrait s'attacher à réduire.

Mit der Herausgabe der statistischen Resultate der Verwaltung der Kriminal-Justiz in Frankreich während des Jahres 1825 durch das französische Justiz-Ministerium brach die Entwickelung dieses Zweiges der Statistik an. Das Werk fand in dem Königreich der Niederlande lebhaften Anklang, die dort vorhandenen Materialien — der Form nach meist den französischen entsprechend, wenn auch die in der letzten Zeit in diesen eingeführten Verbesserungen in den niederländischen Tabellen noch nicht berücksichtigt worden waren — wurden zusammengestellt und in ähnlicher Weise behandelt; so gab Quetelet die Kriminal-Statistik des Jahres 1826 in seinen statistischen Untersuchungen über das Königreich der Niederlande, Edward Smits als Secretair der statistischen Kommission im Haag die des Jahres 1827 heraus, und wurde auch die Kriminal-Rechtspflege des Jahres 1828 in den südlichen Provinzen links der Maas von Quetelet in einem in der mathematischen Korrespondenz abgedruckten Aufsatze beleuchtet. Als dann nach der Bildung des belgischen Staates beide Statistiker die gemeinsame Behandlung der offiziellen Statistik unternahmen, wurde schon die zweite Sammlung von Dokumenten der Kriminal-Justiz gewidmet, sie umfaßte die Jahre 1826 bis 1830. Indessen fand nun auch die selbständige Bearbeitung im Justiz-Ministerium statt, die Statistik der Strafrechtspflege für 1831 bis 1834 und dann auch für 1835 wurde veröffentlicht, und die allgemeinen Tabellen fanden in dem fünften Bande der statistischen Dokumente in der Abtheilung der Moral-Statistik Aufnahme. Besonders förderlich aber war diesem Zweige der Statistik die Errichtung der statistischen Central-Kommission. Diese rechnete die Rechtspflege der politischen Statistik zu; hier gab das Erscheinen der Kriminal-Statistik der Jahre 1836 bis 1839 einmal die Gelegenheit, daß Ducpetiaux, der Verfasser der Schrift über die Todesstrafe, die bisherigen Resultate der Strafrechtspflege in einem ganzen, sehr wohl gearbeiteten Aufsatze zusammenstellte, dann aber wurden die gebrauchten Tabellenformulare in der Kommission geprüft und namentlich um verschiedene Rubriken, welche sich auf die persönlichen Verhältnisse der Angeklagten beziehen, bereichert; es wurde ferner eine Aufzeichnung der Ursachen der größeren Verbrechen, nach dem Vorgange der französischen Tabellen, unternommen, und zugleich wurde eine Frage, welche Quetelet in der Schrift über die Neigung zum Verbrechen zuerst angeregt hatte, die Betrachtung der Kriminalität vom Standpunkte der Oertlichkeit, den Provinzial-Kommissionen zur Erwägung aufgegeben und hierdurch u. a. Heuzan's interessante Abhandlung über die Kriminalität der Provinz Lüttich veranlaßt. Eine neue Erörterung der Lage der Kriminal-Statistik fand in der Kommission statt, als die Resultate aus den Jahren 1840 bis 1843 vorlagen; Faider's, des nachmaligen Justiz-Ministers, Bericht an die Kommission ist eine der bedeutendsten Arbeiten, welche die Statistik der Rechtspflege bis jetzt aufzuweisen hat. Die belgische Kriminal-Statistik hatte nun die französische eingeholt, auch jetzt kann man die Aufnahmen beider Staaten in Betreff der Strafrechtspflege als diejenigen bezeichnen, welche vorzugsweise den Anforderungen der Wissenschaft und der Gesetzgebung Genüge leisten, wenngleich nicht unerwähnt bleiben darf, daß im Großherzogthum Baden unter einfacheren Formen dasselbe erreicht wird.

Auch in der Statistik der Civil-Rechtspflege folgte Belgien dem Vorbilde des französischen Justiz-Ministeriums, als dieses den statistischen Bericht über die bürgerliche Rechtspflege in den Jahren 1820 bis 1830 herausgegeben hatte, in Belgien wurde zuerst in den Gerichtsjahren 1832/33 bis 1835/36 (die Civil-Gerichtsjahre beginnen in Belgien mit dem 16. August) und dann die der folgenden drei Jahre veröffentlicht, die Haupt-Tabellen daraus wurden in den letzten Band der statistischen Dokumente aufgenommen, dann gab später noch das statistische Bureau im Justiz-Ministerium die Tabellen der Civil-Rechtspflege in den Jahren 1839/40 bis 1842/43 heraus, und gelegentlich dieser Veröffentlichung bewirkte Faider in der Kommission, daß ein Anhang zu derselben ausgearbeitet wurde, welcher u. A. eine Statistik der Bankerutte, der Moratorien, der Notariatsgeschäfte und des Gerichtspersonals enthielt. Weitere Herausgaben fanden nicht statt, und wenn hinsichtlich der Statistik der Civil-Rechtspflege Belgiens Leistungen neben den französischen hervorgehoben sind, so ist es dagegen durch die Arbeiten der sardinischen statistischen Kommission für die Justiz übertroffen worden, deren Werke in diesem Theile der Statistik eine besonders hervorragende Stelle einnehmen. — Bekanntlich gehört auch in Preußen die Civil- und Kriminal-Rechtspflege zu den Gegenständen der offiziellen Statistik, eine vollständige Darstellung der Resultate derselben im Jahre 1851 ist in dem vierten Bande der vom statistischen Bureau herausgegebenen Tabellen und amtlichen Nachrichten über den preußischen Staat S. 591—640 veröffentlicht worden.

Die Kriminal-Rechtspflege bildete einen der zwölf Gegenstände der Berathungen des statistischen Kongresses; die belgische Central-Kommission hatte hier die Genugthuung, daß, mit Ausnahme der vorgeschlagenen Classification der Verbrechen, deren allgemeine Anwendung von dem Vertreter der badischen Statistik mit Erfolg bekämpft wurde, ihre zahlreichen Vorschläge die Billigung des Kongresses erhielten. Die Civil-Justiz fand auf diesem Kongresse keine Besprechung, obwohl von sardinischer Seite hierzu Vorlagen gemacht waren.

In der allgemeinen Statistik des Königreichs Belgien für das vorige Jahrzehnt bildet die Statistik der Rechtspflege das achte Kapitel des dritten Titels, sie hat den bedeutenden Umfang von 138 Seiten und ist von dem Abtheilungs-Direktor im Justiz-Ministerium, Herrn Leng,*) gearbeitet. Sie bezieht sich zwar zunächst auf die zehnjährige Periode, daneben aber gehen allgemeinere Tabellen so weit zurück, als die Ermittelungen reichen, so daß in der That diese Zusammenstellung ein Bild der gesammten Anfnahmen der belgischen Rechtspflege gewährt. Die Form dieses Kapitels ist größtentheils eine tabellarische und deshalb die Durchlesung desselben für den Laien kaum ausführbar, desto mehr darf der Berichterstatter Veranlassung nehmen, von dem ausgesprochenen und unausgesprochenen Inhalt desselben Einiges vor das größere Publikum dieser Zeitschrift zu bringen, wenn er auch fühlt, daß in der nachfolgenden Uebersicht nur hier und da sich dem Leser Interessantes darbieten werde.

Das Kapitel zerfällt in vier Abtheilungen, die Gerichts-Organisation, die Kriminal-Rechtspflege, die Civil-Rechtspflege und das Prozeßverfahren. Die Organisation der Gerichtsbehörden ist die französische geblieben; als Gerichte erster Instanz fungiren die Kreisgerichte, früher 28, jetzt 26, nachdem bei Feststellung der Gränze gegen die deutschen Bundes-Territorien die Kreisgerichte zu Ruremonde und Diekirch aufhörten belgisch zu sein und die zu Maastricht und Luxemburg nach Tongern und Arlon verlegt wurden. Neben den Kreisgerichten bestehen in zwölf Arrondissements (zu Lüttich, Verviers, Namur, Mons, Tournay, Brüssel, Löwen, Antwerpen, Gent, St. Nicolas, Kortryk, Brügge und Ostende) besondere Handelsgerichte. Die Appellations-Instanz wird von den Obergerichten zu Brüssel, Lüttich und Gent geübt, die beiden ersteren datiren schon aus der französischen Herrschaft. Der Cassationshof hat seinen Sitz in Brüssel, er wurde 1814 für die belgischen Provinzen des Königreichs der Niederlande errichtet; daneben hatte gleichzeitig das General-Gouvernement für den

*) Vgl. Nr. 50, 98 und 116 des „Magazins" vom vor. J.

*) Außer den im ersten Artikel (1854, Nr. 50) angegebenen, hat Herr Leng auch den Abschnitt der Polizei und öffentlichen Sicherheit verfaßt. Im Uebrigen sind wir inzwischen in den Stand gesetzt, als den Verfasser des letzten Abschnittes des dritten Titels (Finanzen) Herrn Dwelin, General-Secretair im Finanz-Ministerium, und als die Hauptbearbeiter der verschiedenen Abschnitte des vierten Titels Herrn Bellefroid, Abtheilungs-Direktor im Ministerium des Innern (Ackerbau), Herrn Perrot, Direktor der Indépendance Belge (Industrie und Handel), und Herrn Portois, General-Secretair im Ministerium der öffentlichen Arbeiten (Verkehrsmittel), zu bezeichnen.

Digitized by Google

Niederrhein den Cassationshof zu Lüttich eingerichtet, welcher über die (damals noch nicht an die Niederlande abgetretenen) Provinzen an der Maas seine Jurisdiction ausübte; dieser verblieb auch unter der niederländischen Herrschaft und wurde erst 1832 aufgehoben.

Die Zahl der Mitglieder des Cassationshofes, der Appellhöfe und Kreisgerichte wurde unter der belgischen Regierung fortdauernd vermehrt, bis das Gesetz von 1849 sie auf 30 erste Präsidenten, 15 Vice-Präsidenten und Kammer-Präsidenten und 155 Mitglieder, einschließlich der Instructions-Richter, reducirte, jedoch so, daß die übrigen Stellen erst mit dem Rücktritt der einzelnen Personlichkeiten eingehen. An denselben Gerichten fungirten 30 General-Prokuratoren und Staatsprokuratoren, 52 General-Advokaten und Substituten derselben und 327 Avvokaten. Für die Ernennung der Mitglieder der höheren Gerichtshöfe und der Präsidenten der Kreisgerichte werden zweierlei Präsentationslisten, eine durch die richterlichen Behörden, die andere durch den Senat, bezüglich den Provinzialrath, vorgelegt. Die Handelsgerichte haben 13 Präsidenten und 57 Mitglieder, sie werden von den notablen Geschäftstreibenden gewählt, deren Listen die Provinzial-Deputation aufstellt; im Jahre 1850 belief sich die Zahl derselben auf 1754, darunter 568 in Lüttich, 280 in Brüssel.

Geschwornengerichte hatten unter der niederländischen Regierung nicht bestanden, sie wurden schon im Juli 1831 eingeführt, eines für jede Provinz; die Geschwornen wurden vom Staatsanwalt und dem Angeklagten aus einer Liste von 30 gewählt, welche durch das Loos bestimmt werden, seit dem Sommer 1838 findet zwar die Ausschließung von drei Vierteln der zum Geschwornenamt Berechtigten durch die Gerichtshöfe statt. Der Census für das Geschwornenamt ist lokal verschieden 90 bis 250 Fr. Steuer; diejenigen, welche freie Gewerbe (professions libérales) betreiben, bedürfen des Census nicht; im Jahre 1850 betrug die Zahl der auf die Geschwornenlisten Eingetragenen 13,809, darunter 4480 den liberalen Professionen angehörig. Die Richter-Kollegien bei den Schwurgerichten werden aus Mitgliedern der Appellhöfe und der Kreisgerichte gebildet.

Friedensgerichte sind 203, vor der Abtretung durch den Londoner Vertrag waren es 228; ihnen entsprechen die Polizeigerichte, 191 an der Zahl, indem, wo mehrere Friedensgerichte (Cantons) in einer Gemeinde sind, diese ein Polizeigericht bilden, in dessen Verwaltung die einzelnen Friedensrichter abwechseln. Die Functionen des öffentlichen Anklägers üben hier die Polizeikommissäre, bezüglich die Bürgermeister, aus. Aehnlich, wie die Handelsgerichte neben den Kreisgerichten, bestehen neben den Friedensgerichten die Gewerbs-Schiedsgerichte (Conseils des prud'hommes); sie sind in 15 Orten, deren 10 in Flandern, und meist erst im letzten Dezennium, errichtet worden, sie sind zur einen Hälfte aus Fabrikherren, zur anderen aus Vorstehern der Werkstätten, Werkführern und patentirten Arbeitern zusammengesetzt. Die Notarien werden für Provinzen, Kreise oder Cantons bestellt, ihre Zahl belief sich im Jahre 1850 auf 1030. — Bei der Gerichts-Organisation sind auch die Militairgerichte behandelt, die Resultate ihrer Thätigkeit sind jedoch in diesem Werke nicht dargestellt, obgleich eine offizielle Statistik derselben schon 1835 herausgegeben wurde.

Die Ausgaben für das Gerichts-Personal beliefen sich 1834 nur auf 1,973,796 Fr., seitdem stiegen sie in den nächsten zwölf Jahren auf 2,572,368 Fr., obwohl inzwischen die Abtretung von Gebietstheilen eine Ersparniß von jährlich 80,000 Fr. mit sich gebracht hatte. In Folge des Gesetzes von 1849 wurden die permanenten Ausgaben für das Gerichts-Personal allmälig auf 2,314,184 Fr. reduzirt. Das höchste richterliche Gehalt, 14,000 Fr., bezieht der Präsident des Cassationshofes; an den Kreisgerichten stehen die Gehalte der Präsidenten und Mitglieder zwischen 2800 und 6000 Fr.; das Gehalt der Friedensrichter ist 1800 Fr., doch sind mit diesem Amte außerdem Emolumente von mitunter nicht unbeträchtlicher Höhe verbunden.

Die Tabellen der Civil-Rechtspflege ergeben, daß die Zahl der Prozesse sich ziemlich gleich geblieben ist, nur in Handelssachen hat eine bemerkliche Zunahme stattgefunden, die Zahl der Appellationen hat abgenommen. Auch die Zahl der notariellen Urkunden hat im Ganzen nicht zugenommen, sie betrug im ersten Jahrzehnt 1,854,055, im zweiten 1,739,904. Vor den Friedensgerichten, deren Kompetenz ohne Appellation bis 100 Fr., mit Appellation bis 200 Fr. geht, wurden im ordentlichen Prozeßgange in den Gerichtsjahren 1840/41 bis 1849/50 277,014 Sachen verhandelt, davon etwa zwei Siebentel durch richterliches Erkenntniß entschieden. In 1278 Sachen (also gegen 1,5 pCt. der Urtheile) wurde appellirt, und in der Appellations-Instanz wurden hiervon 736 Erkenntnisse bestätigt. In den Vergleichs-Bureaus der Friedensgerichte wurden in demselben Jahrzehnt von 50,381 Sachen 25,056 verglichen. Die Zahl der in den Vergleichs-Bureaus der Friedensgerichte der preußischen Rheinprovinz verhandelten Sachen war in den letzten drei Jahren dem Verhältniß der belgischen entsprechend, jedoch wurden bei den preußischen Friedensgerichten verhältnißmäßig nur halb so viel (nämlich alljährlich nur 26 pCt.) der vorliegenden Sachen verglichen.

In den Vergleichs-Bureaus der belgischen Schiedsgerichte in Gewerbesachen wurden im vorigen Dezennium von 6037 Sachen 4789 verglichen, auch von den übrigen kam nur ein geringer Theil vor das General-Bureau, und nur 110 Sachen wurden daselbst durch Erkenntniß entschieden, in drei Sachen wurde an die Handelsgerichte appellirt, die Appellationen aber zurückgewiesen.

Bei den Kreisgerichten gingen in dem Jahrzehnt 1840/41 bis 1849/50 63,330 Prozeßsachen ein, beendet wurden in derselben Zeit 65,833, worunter auch diejenigen Sachen begriffen sind, welche wieder eingetragen worden, nachdem sie gelöscht waren (sie machen etwa zwei bis drei Prozent aus), und zwar 44,772 Prozesse durch richterlichen Erkenntniß. Handelssachen wurden in demselben Jahrzehnt bei den Handelsgerichten 61,570, bei den Kreisgerichten 11,900 eingebracht, beendet wurden von den Handelsgerichten 63,797, von den Kreisgerichten 11,961, darunter durch Erkenntniß der Handelsgerichte 41,566, der Kreisgerichte 9067. Civilprozesse schwebten bei den Kreisgerichten zu Ende des Dezenniums 4422, darunter 2329 über ein Jahr alt, Handelsprozesse bei den Kreis- und Handelsgerichten 737, darunter 185 über ein Jahr alt. — Bei den Appellhöfen gingen in demselben Jahrzehnt 7470 Sachen ein; vergleicht man hiermit die Zahl der bei den Gerichten erster Instanz verhandelten Sachen, von welchen freilich bei einem großen Theile (nämlich bei Prozessen über Gegenstände unter 2000 Fr.) die Appellation nicht zulässig ist, so wurde ungefähr in jedem achten Civilprozesse und etwa in jedem dreißigsten Handelsprozesse appellirt. 8269 Sachen werden als im vorigen Dezennium bei den Appellhöfen erledigt bezeichnet, 687 schweben am Schluß desselben. 5545 Sachen wurden durch Erkenntniß der Appellhöfe entschieden, wobei 995 Erkenntnisse erster Instanz völlig, 880 theilweise umgestoßen wurden; von den in Civilsachen ergangenen Erkenntnissen wurde durchschnittlich das 29ste, von den in Handelssachen ergangenen das 161ste in der Appellations-Instanz umgestoßen. (Fortsetzung folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Erster Monats-Bericht.

(Schluß.)

Als Redacteur und Tagesschriftsteller konnte Hunt nicht viel größere, selbständige Werke schreiben. Aber sein einziges von Bedeutung: „Die Geschichte der Zeitungen in England" („A History of the Newspaper-Press") reicht auch vollkommen hin, seinen Namen in Ehren zu erhalten. Es ist nicht nur ein gründliches, gelehrtes Werk, sondern auch ein männliches, höchstes Gericht über die beispiellose Barbarei und brutale Grausamkeit, unter welcher und aus welcher sich die englische Presse mit wahrhaftem Heroismus zu der jetzigen (oft mißbrauchten und mißhandelten) Freiheit und Macht erhoben hat. Alle Preßverfolgungen in Deutschland zusammengenommen, bilden noch kein Gegengewicht zu den abgeschnittenen Schriftsteller-Ohren unter einer Stuart-Regierung, abgesehen von den Prügeln, welche die so Verschnittenen noch mit in den Kauf bekamen. Jetzt beschneidet man den Schriftstellern nicht mehr die Ohren, wohl aber die Federn, weil sich das für beide Theile als bequemer ergeben haben soll.

John Gibson Lockhart, allgemein bekannt als Biograph und Schwiegersohn Walter Scott's, ist der Zweite auf unserer Liste. Sein Geburtsjahr und der Ort in Schottland sind nicht genannt.*) Er studirte in Glasgow und Oxford, begann seine literarische Laufbahn mit Beiträgen zu Blackwood's Magazine und wurde dadurch mit Walter Scott bekannt, dessen Tochter Sophia er 1820 heiratete. Im Jahre 1825 wurde er nach London berufen und ihm die Redaction der Quarterly Review übertragen, die er beinahe dreißig Jahr lang mit bedeutendem Geschick und einflußreich behielt. In späterer Zeit verlor seine Vierteljahrsschrift viel Terrain, da sich die politischen Verhältnisse geändert hatten. Sir Robert Peel, dem er durch seine schwierige Metamorphose geholfen, gab ihm 1843 eine Sinekuren-Stelle mit vierhundert Pfund jährlich, so daß er, außerdem etwas vermögend, bis an seinen Tod frei blieb von den Gästen, welche so oft Hausfreunde von Literaten in deren letzten Lebenstagen werden. Er starb in Abbotsford, dem bekannten burgartigen Hause, in welchem der berühmte Schwiegervater seine besten Werke geschrieben. Außer seinem „Leben Walter Scott's", das nach der Boswellschen als die klassische Biographie Englands gerühmt wird, schrieb er „Spanische Balladen" und mehrere, jetzt vergessene Romane: „Valerius", „Reginald Dalton" ꝛc. Seine Kraft bestand hauptsächlich in scharfer, bitter satirischer Kritik, so daß er um so weniger ein populärer Mann ward, als er sich persönlich selbst für Engländer zu reservirt hielt.

Von anderen am Ende des scheidenden Jahres verstorbenen Berühmtheiten, Charles Kemble, Lord Dudley Stuart, Prof. Edward Forbes,

*) Lockhart ward im Jahre 1794 zu Glasgow geboren. D. R.

Digitized by Google

Miß Ferrier (der schottischen Romanschriftstellerin), Dr. Routh u. s. w., wußte ich nichts Besonderes mitzutheilen; nur daß Letzterer durch seinen Tod im hundertsten Jahre seines Lebens sich besonderen Ruhm erwarb. Man sagte ihm nach, daß er noch mit Personen bekannt gewesen, welche aus eigener Erfahrung von Cromwell und der Republik erzählt hatten, und er, länger wie jeder Andere, steifer, orthodoxer, jeder neuen Idee unzugänglicher Präsident des Oxforder Magdalenen-College gewesen. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er schon am 15. Dezember 1755 geboren worden war. Seine Bücher: „Leben und Zeiten des Bischofs Burnet“ und die gelehrten, kirchengeschichtlichen „Sacrae reliquiae scriptorum *perditorum* (!) saeculi secundi et tertii post Christum quae supersunt“, haben bloß Werth für Kirchenlichter von Profession.

Von Interesse für die englische Geschichte, obwohl nur einen kurzen Zeitraum (1515—1519) umfassend, sind Original-Depeschen und Briefe des venetianischen Gesandten Sebastian Giustiniani am Hofe Heinrich's VIII., zuerst im Italiänischen veröffentlicht und von Rawdon Brown übersetzt.*) Außer der sonderen Wirthschaft an diesem Hofe lernen wir auch etwas Näheres von dem wichtigen geschichtlichen Prozesse kennen, durch welchen Benedig von seiner frühen Weltverkehrs-Stellung herabsank, um sie England zu überlassen, das jetzt in seinen einsichtigeren Köpfen auch schon etwas von dem Granen spürt, welches Benedig damals gefühlt haben mag. In der That giebt es Manche, die in einer Entfernung von etwa fünfundzwanzig Jahren England zur Bedeutung, wenn nicht Benedigs, so doch Hollands herabgesunken sehen und nur noch zwei Großmächte kennen: Amerika und Rußland.

Um uns auch leichtere Waare anzusehen, finden wir das Buch einer Amerikanerin über England, „Fälle und Unglücksfälle auf einer Reise in Europa*“), von Grace Greenwood, die sich im vorigen Sommer und Herbste unter ihrem wahren Namen, Miß Clarke, durch die höheren Kreise Englands bewegte, besonders in Lob und Tadel hervorgehoben. Sie schildert mit Leichtigkeit und nicht so leichtsinnig, als Mrd. Stowe in ihren stets „sonnigen Memoiren“ (worin sie die ungemeine Jugendlichkeit der englischen Größen rühmt, während die Wirklichkeit keine jetzt Weltgeschichte-machende Größe unter sechzig Jahren aufweisen kann), mit mehr Anmuth und Ehrlichkeit. Daß sie uns auch Blicke in das Privatleben berühmter Personen thun läßt und uns Dicaseli zuhause zeigt, und wen sie Alles am festlichen Tische von Charles Dickens traf, brachte die ganze fashionable Welt und die fashionable Kritik dazu in Harnisch, und ein Schrei der Entrüstung erhob sich wieder über „Verletzung der Geheimnisse des häuslichen Heerdes*“ und ein allgemeines Warnen vor Amerikanern und Fremden überhaupt. Man sollte meinen, jeder berühmte Engländer treibe zuhause am häuslichen Heerde Falschmünzerei oder heße Tabak und Spiritus schmuggeln, so allgemein ist allemal die Empörung, wenn Jemand in einem Buche sagt, wie es bei dem oder jenem berühmten und populären Manne und wie er selbst aussehe und sich gebe. Als wenn solche Männer, wie Dickens, es sich nicht gefallen lassen könnten, sich dem Publikum auch im Schlafrock und am Schreibtisch zu zeigen! Gerade solche Größen haben ein eben so großes Recht als eine Pflicht in dieser Richtung, da ihre Schöpfungen, Gemeingut aller Völker, dieses nothwendigen und interessantesten Kommentars bedürfen. Die gute Gesellschaft Englands ist aber in dieser Beziehung wie blödsinnig und scheint an dieser Krankheit mehr und mehr zu laboriren. Es liegt die widerwärtige Vorstellung zu Grunde, daß Leben und Oeffentlichkeit eine fortwährende Maskerade sei und sein müsse und Niemand erfahren dürfe, wie Einer ohne Larve und Theater-Anzug aussähe. Die Engländer waren vor Alters nicht so. Es gab einst ein merry old England mit wohlwollenden, warmen, runden Gesichtern unter dem breitkrämpigen Hute, mit fidelen Gesellschaften und lebhaften Diskussionen in Kaffee- und Publik-Häusern. Wie menschenscheu und verödet in dem langen kahlen Gesichte lauern sie jetzt hundertweise vereinzelt zwischen den Bretterverschlägen der Coffee-Rooms, hinter eine Zeitung versteckt oder stumm über einen „rasher“ gebogen Schinkens gebogen! Die furchtbaren Schicksale und Ungeschicklichkeiten des englischen Krieges haben nicht vermocht, die Leute einander zu nähern und ihre Zunge zu lösen. Nur in ganz ausgestoßenen Kreisen spricht und fühlt man frischweg. So erzählte mir eine Straßen-Hökerin, von der ich für einen Penny Aepfel kaufte, mit wahrhaft tragischem Ausdruck, daß man ihr zwei Söhne erschossen habe und in ihrem Hause zwei Mädchen weinten, deren drei Brüder, ihre einzige Stütze, an der Cholera des Krieges gestorben, und daß sie für Nichts gestorben seien, da man, wie sie von einem sehr verständigen Vetter, der lesen und schreiben gelernt, gehört habe, Alles verkehrt und das Beste gar nicht anfange. Seit Monaten hatte ich im Pamphylian-Kaffeehause, wo ich in der Regel mit mehr als hundert sprachlosen Engländern Zeitungen lese, nicht so viel Lebendiges über den Krieg vernommen, als von der Aepfelhökerin. England sieht jetzt gar noch verduzter und verstummter aus, als vor dem Kriege. Jeder sprach es als eine mathematische Wahrheit wie 2 mal 2 ist 4 aus, daß England zum Frühstück mit der linken Hand Kronstadt, mit der rechten zum Diner Sebastopol nehme, daran soupire und den folgenden Morgen sein business weiter aufnehme. Kein Mensch scheint sich erklären zu können, warum es nun ganz anders gekommen, Niemand sich die Blöße geben zu wollen, einen Anderen um Auskunft zu bitten. Wenn es der Presse gelingt, die richtige Auskunft populär zu machen, bekommen die verstummten und verduzten Massen vielleicht Sprache und Leben.

Miß Clarke erinnert mich an ihren berühmteren, schriftstellerisch aufgetretenen Landsmann Phineas Taylor Barnum, der für eine Kleinigkeit, höchstens hunderttausend Dollars, sein eigenes Leben“) mit allen seinen Humbugs-Geheimnissen der Oeffentlichkeit preisgab. Es liegt hier sehr nahe, den Humbugs-Vater abzukanzeln und ganz Amerika dazu. Aber ich sehe auch ein großes Verdienst in dem Buche. Der Mann schreibt offenbar ehrlich, er verhehlt und verhüllt Nichts. Desto größer ist die Frechheit, kann man einwenden, aber offenbar wäre es noch frecher, in englischer Literaten-Manier die äußerlichen „appearances“ zu retten und Humbug mit Humbug zu schildern, wie es in England Mode, Fashion und höherer Styl ist. Wir lernen den berüchtigten Schwindler als einen ehrlichen, witzigen und tief humoristischen Schriftsteller kennen. Kann Jemand Amerika trefflicher schildern und empfindlicher geißeln, als der große Barnum durch Aufdeckung seiner Geheimnisse, wodurch er ein Millionär und eine nationale Zierde, ein Typus ward, der ehemalige Lausbursche und Ladenlehrer? Er schildert diese seine niedrigste Stellung in Schwindelgeschäften eben so ehrlich, wie seine Redaction des Herald of Freedom, wie er sich einen vernachlässigten Jungen von dessen Aeltern „borgt“ und den weltberühmten General Tom Thumb daraus macht, wie er zu der angeblich 161jährigen, bald erstarrten, zur Mumie eingetrockneten Negerin Joice Heth reist und sie zur Amme Washington's erhebt, wie er einen Fisch und einen Affen zusammenstickt und die Dollars tausendweise und diesem Meerwunder zieht, wie er Sauder's amerikanisches Museum für viele Tausende von Dollars kauft, ohne einen Cent dazu zu haben, und endlich selbst die jungfräuliche schwedische Nachtigall hinüberschwindelt, damit sie ihm die Million voll mache. Die amerikanische und die englische „Gesellschaft“ beruht auf einem und demselben Humbug. Nur daß letztere eine Art Kontrakt mit sich selbst und allen Organen der Oeffentlichkeit abgeschlossen hat, in allen Dingen „den Schein zu retten“ und daher vor allen Dingen Privat-Verhältnisse im weitesten Sinne heilig zu halten, während erstere naiver, ungenirter, meinewegen sage man auch, frecher, geworden ist. Barnum ist das Genie, das Ideal, der Typus dieses Humbug. Daher sechsundsechzigtausend Exemplare „vergriffen“ nach der ersten Ankündigung seines „Lebens“, daher die Popularität des Buches im alten und neuen England, daher die Times mit drei Elen langen Anzügen aus Barnum's Selbstbiographie neben lauter Sebastopol, Balaklava und Kriegsschauplatz voller Leichen. Warum verachtet, verabscheut man den Mann nicht lieber? Weil jeder Engländer und Amerikaner der „guten Gesellschaft“ im Stillen darin sein Ideal liebt und anbetet. Ja, warum schämt man sich seiner und der Hunderttausende von Exemplaren nicht! Warum fällt nicht wenigstens die Presse über ihn her, warum findet sie sogar den besten, längsten Raum für ihn und die Empfehlung seines Buches? Vielleicht umgekehrt, weil man selbst Tugend und Ehrlichkeit so zärtlich liebt und übt! Weil man sich, wie der Pharisäer, mit dem Gebete kitzeln will: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie Barnum!“ Nein, nein, man studire Barnum, und man wird nicht nur seine Freude daran haben, sondern auch amerikanische und englische Zeitungen und Ereignisse besser verstehen lernen. Barnum gehört zu dem Beweise, daß die westliche Civilisation verschiedenen Bankerutten nahe ist und die „hoffenden“ Deutschen sich mehr zahnarzt umsehen müssen, wenn Glaube, Liebe und Hoffnung von echter Arbeit gesucht wird. Der von den Lords und der Times und den Know-Nothings verhöhnte „blauäugige, unschuldige, flachsbaarige Deutsche“ ist, Gott sei Dank, durchschnittlich noch so weit in der Kultur gegen diese westliche Civilisation zurück, daß er weder so leicht schwindelt, noch sich so leicht beschwindeln läßt, als der gute Engländer und Amerikaner.

Einen früher schon erwähnten literarischen Schwindel: „Häusliches Leben in Rußland, von einem russischen Großen*“) will ich noch nachträglich dahin erläutern, daß das Buch nichts ist, als eine liederliche Uebersetzung der aus dem Russischen übersetzten „todten Seelen“ Gogol's, von der Revue des deux Mondes vor zwei Jahren ausführlich besprochen, in Chambers' Edinburgh Journal Stoff einer Erzählung.

Die Weihnachts-Literatur fiel mager aus, obgleich sich Dickens und Thackeray betheiligten, Ersterer mit einer Weihnachts-Nummer der Household Words, deren „Seven Poor Travellers“ alle Schanzeister

*) Four Years at the Court of Henry VIII. &c.

**) Haps and Mishaps of a Tour in Europe. By Grace Greenwood.

*) The Life of Phineas Taylor Barnum. Written by Himself.

**) Home Life in Russia. By a Russian Noble. Revised by the Editor of Revelations of Siberia. 2 vols. Hurst and Blackett, London.

Digitized by Google

Londons bedecken, und an welchen Nichts wahrhaft nach Dickens aussieht, als das dreihundert Jahr alte Testament, welches sieben armen Reisenden zum Weihnachts-Abend vier Pence und Feuer zum Wärmen anmacht. Die sieben Erzählungen, welche folgen, sind gewöhnliche Waare und offenbar nur durch den Namen Dickens und Tausende von Anzeigen gehoben. Thackeray's „Rose and the Ring" habe ich nicht gelesen.

In den Weihnachts-Theater-Pantomimen entwickelten sich neben großen Wundern der Mechanik und Metamorphose auch manche humoristische Gaben, besonders in dem Kampfe von König Mostrich mit Sultan Essig, die sämmtliche Küchengeräthe und Gewürze als Fremden-Legionen engagirt haben, um noch allnächtlich ihren Krieg zu führen und zuletzt einen Frieden zwischen den sauer und süß eingemachten Armeen zu schließen, damit es in der Küche und auf dem Tische an nichts fehle und es den Engländern wohlgehe auf Erden. Fast jede Pantomime entwickelt natürlich auch großartig Kriegsschauplatz, Freundschaft mit Frankreich und amerikanische Baby-Schau.

Auf dem Gebiete der Kunst finde ich erwähnenswerth, daß Wordsworth's Statue von Thrupp in die Westminster-Walhalla eingekauft worden ist; für Campbell's Denkmal forderte die Kirche immer noch mehr Guineen, als seine Verehrer bis jetzt zusammenbringen konnten; die Kirche aber läßt nur gegen starkes Pränumerando begraben und auferstehen. Eine Auferstehung in der Westminster-Abtei läßt sie unter zweihundert Guineen nicht zu. Den Ruhm des Verewigten nimmt sie dabei durchaus nicht mit als Theilzahlung an. Wordsworth's sitzende Figur ist poetischer und namentlich im Gesicht gedankendurchdenkender, als die meisten anderen Monumente. Damit es aber auch hier nicht an Geschmacklosigkeit fehle, hat man Blumen um seine Füße gewunden, in denen sich der Staub recht dauernd verkriechen und sammeln kann. Dem neuen Lord-Mayor hat man eine marmorirte Figur unter dem Titel „Morgenstern" im Mansion-house gesetzt. Sie beschäftigt sich fortwährend damit, der Nacht den Schleier abzureißen und auf einen grauen Fleck zu blicken, welcher symbolisch die „Dämmerung" darstellen soll.

Wie ich höre, wird auf der Arbeiter-Universität, wo Ruskin, Autor der „Seven Lamps of Architecture" und der „Stones of Venice", eine ästhetische Autorität in allen plastischen und bildenden Künsten, die Zeichnen- und Modell-Klassen leitet, ein von dem bisherigen Schlendrian abweichender, besserer Geschmack entwickelt. Als auf eine kühne Neuerung ist man auf Gibson's in Rom vollendete kolorirte Venus mit Fleischfarbe, goldenen Haaren, blauen Augen, rothen Backen und echt goldenen Armbändern sehr neugierig. Sie soll echt antik sein. Wenigstens steht es fest, daß in der besten Zeit Griechenlands die schönen Formen durch Farbe gehoben wurden.*)

Frankreich.

Gedanken des General Pétiet.

Ein alter französischer Kriegsmann, General Pétiet, der die Feldzüge unter Napoleon I. mitgekämpft und seit längerer Zeit zurückgezogen lebt, hat eine Sammlung von Gedanken, Grundsätzen und Betrachtungen (Pensées, Maximes, Réflexions) herausgegeben (Paris, Amyot), die sich einer großen Gunst des französischen Publikums erfreuen, denn es wurden rasch hinter einander zwei Auflagen vergriffen, und eine dritte ist kürzlich angekündigt worden. Die Gedanken zeugen von einer aufmerksamen Beobachtung der Menschen und der Zustände; sie enthalten viel Treffendes und manches Pikante, aber man kann nicht sagen, daß die älteren Sammlungen von Larochefoucauld, Labruyère und anderen geistreichen Franzosen dadurch im Mindesten in den Schatten gestellt werden, oder daß sie durch ihre Neuheit einen größeren Reiz gewähren.

Der Verfasser hat die Aphorismen seines ungefähr dreihundertfunfzig Seiten starken Büchleins in vier Abtheilungen gebracht, denen er folgende Ueberschriften gegeben: 1) Armee und Aristokratie; 2) Frauen; 3) Politik; 4) Gemischtes. Wir theilen aus jeder dieser Abtheilungen Proben mit:

Armee und Aristokratie.

Ich glaube an den Zauber des Blickes. Die Thiere werden durch das Auge des Menschen beherrscht. Kein Soldat in seiner Armee konnte den Blick Napoleon's ertragen.

* * *

Ein Held mit dem Munde länft immer einige Gefahr, wenn er mit seiner Tapferkeit prahlt. Ein solcher Prahlhans sagte einmal zum Marschall Turenne, daß er vor dem Feuer niemals irgend eine Furcht verspürt habe. „Pah!" rief der große Feldherr, „man sieht wohl, daß Sie das Licht nie mit den Fingern geputzt haben!"

* * *

Es ist keine Schande, einen untergeordneten Posten zu bekleiden, wohl aber ist es eine, seinem Posten untergeordnet zu sein.

Frauen.

Abwesenheit schwächt die Fehler, an denen man nicht mehr zu leiden hat, und verschönt die Eigenschaften, die man bedauert; sie ist ein geschickter Maler, der die Schönheit erhöht, ohne der Aehnlichkeit Eintrag zu thun.

* * *

Der Mann verheiratet sich, um von der Welt sich zurückzuziehen, die Frau, um in die Welt einzutreten.

* * *

Der Himmel hat in das Herz der Frau einen so entschiedenen Beruf, dem Leiden beizupflegen, gelegt, daß es ein Mittel ist, diesen Herzen zu gefallen, wenn man unglücklich scheint.

* * *

Die Schönheit einer bejahrten Frau ist zusammengesetzt aus Geist, Wohlwollen und Nachsicht.

Politik.*)

Der Spießbürger verlangt oft mit großem Geschrei, daß man die Armee um drei Viertel vermindere, denn die Ausgaben für das Heer ruinirten den Staat. Zur selben Zeit verlangt er jedoch ein Regiment zur Bewachung seiner Stadt und zur Vermehrung ihrer Accise-Einnahme (octroy).

Gemischtes.

Der Philosoph, der sich über das Glück seines Nächsten, über ungerechte Bevorzugungen, über schlechte Erfolge und über Krankheiten des Alters hinwegzusetzen weiß, vermag nicht den Verlust seines Vermögens zu ertragen.

* * *

Der Stolz regiert die Welt; der geistvollste Mensch ist, wenn man ihn lobt, eben so von der Schmeichelei befangen und gewissermaßen einfältig, wie der Rabe des Lafontaine.

Mannigfaltiges.

— Die Bibliothek des naturgeschichtlichen Museums in Paris. Außer den bekannten vier großen und allgemeinen Büchersammlungen der „Kaiserlichen Bibliothek", des „Arsenals", von „Ste. Geneviève" und der „Mazarine" besitzt Paris auch mehrere Spezial-Bibliotheken, unter welchen eine der merkwürdigsten die des naturgeschichtlichen Museums ist. Früher in Buffon's ehemaliger Wohnung aufgestellt, befindet sie sich seit dem Jahre 1840 in einem großen Pavillon, der mit den mineralogischen Galerieen zusammenhängt. Sie besteht aus etwa vierzigtausend Bänden naturgeschichtlicher Werke, zahlreichen Manuskripten und einer kostbaren Sammlung von Malereien auf Velin. Unter den mit vielen Zeichnungen ausgestatteten Handschriften befinden sich die des Mönchs Plumier über die Pflanzen der Antillen, die von Tournefort über seine Pflanzenbeobachtungen auf Reisen in der Levante und zwei Quartbände des spanischen Arztes und Naturforschers Norona über die Pflanzen und Thiere auf Java und den Philippinen. Eine Handschrift des Naturforschers Kommerson ist mit fünfhundertdreißig zoologischen und mit mehr als sechshundert botanischen Zeichnungen ausgestattet und ist sowohl von Lacépède für seine Naturgeschichte der Fische und Reptilien, als von Cuvier für sein „Tableau du règne animal" viel benutzt worden. Von den Malereien auf Velin, welche sechzig Folio-Bände einnehmen, rühren die ersten von der Hand Gaston's, Herzogs von Orleans, her. Nicolas Robert hat deren mehr als fünfhundert in Wasserfarben geliefert, und obwohl diese bereits an zweihundert Jahr alt sind, haben sie doch noch nichts an Frische verloren. Außerdem besitzt die Bibliothek auch merkwürdige chinesische Malereien auf langen Papierrollen von einem einzigen Blatte. Eines dieser Blätter, acht Mètres lang, trägt die Abbildung verschiedener Fische; vier andere stellen die Stadt Canton und ihre Seltenheiten dar. Ein chinesisches Manuskript in acht Bänden ist im Jahre 1723 von Peking an die Pariser Akademie gesandt worden; der mit zahlreichen anatomischen Abbildungen ausgestattete Text soll ein aus dem Französischen ins Chinesische übersetztes Werk enthalten.

*) Wenn ich nicht irre, zuerst entdeckt und spezifizirt von Gottfried Semper in einer besonderen, etwa 1832 erschienenen Broschüre.

*) Unter dieser Rubrik darf man freilich im heutigen Frankreich und ebendrein von einem Napoleonischen General nichts Bedeutendes erwarten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expediteur Neumann, Universitäts-Str. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 14. Berlin, Donnerstag den 1. Februar 1855.

Frankreich.

Französische Witterungs-Beobachtungen auf dem Schwarzen Meere.

Wenn man gegen das Ende des Monats November von Konstantinopel aus sich dem Eingange ins Schwarze Meer nähert, wird man von dem Kontraste überrascht, welchen der düstere Himmel über dem Schwarzen Meere mit dem noch so frischen Naturleben auf den Ufern des Bosporus bildet. Während des Winters, während eines Theiles des Herbstes und während der zwei ersten Monate des Frühlings ist der Himmel über dem Schwarzen Meere und das Wasser des Meeres dunkelgrau, fast schwarz. In der Atmosphäre hängen in diesen Zeiten bisweilen fünf Schichten Wolken über einander, und wenn es regnet, sieht man häufig den Horizont an einzelnen Stellen mitten am Tage in nächtliche Finsterniß gehüllt. Dieser Erscheinung verdankt das Schwarze Meer oder „das Meer mit dem Schwarzen Himmel" (so wird es von den Fischern an der Küste des Chersonnes genannt) seinen Namen. Aus der Chronik der „Godenen Horde" ersieht man, daß schon gegen 1215 die Tataren und die Mongolen diesem Meere den Namen beilegten, den es heutzutage führt.

Die gegenwärtige Expedition gegen Rußland hat zu der Ueberzeugung geführt, daß das Schwarze Meer, wenn auch die Schifffahrt auf demselben seine Schwierigkeiten hat, so arg doch nicht ist, wie es bisher dargestellt worden ist. Während der schlechten Jahreszeiten sind heftige Stürme nicht selten, und das Meer ist dann oft schwer zu befahren; aber die vorherrenden Orkane, die unter gewissen Breitegraden sehr oft vorkommen, sind auf dem Schwarzen Meere so selten, daß man derselben seit Anfang unseres Jahrhunderts erst vier zählt. Der erste brach am 17. November 1801 aus. Als er ausing, begab sich der Sultan Selim III. mit einer Abtheilung der türkischen Flotte nach Sinope; das Schiff, auf dem er sich befand, erreichte die hohe See und war dreißig Stunden lang der höchsten Gefahr ausgesetzt. Als der Sultan am dritten Tage wieder in Konstantinopel ankam, fand er das Volk in allen Moscheen versammelt, um für ihn zu beten. Alle andere Kriegsschiffe der Abtheilung waren gescheitert. Der zweite Orkan, dessen man gedenkt, erhob sich am 17. November 1818; er riß die Dächer von den Häusern Sebastopols und alle Minarets von den Moscheen Konstantinopels. Fünfundzwanzig Handelsschiffe gingen vor Odessa und längs der Küste Bulgariens unter. Der dritte große Orkan fand im Jahre 1839 statt und der vierte am 14. November vorigen Jahres.

Auf der Krim liegt in der Gegend zwischen Kaffa und Eski-Krim ein kleiner Berg, Namens Tiffys. Die Bewohner der Gegend behaupten, daß in den ältesten Zeiten das Meer bis an diesen Berg gereicht, und daß ein berühmter Seefahrer aus einer sehr fernen Gegend einst hier gelandet und dem Berge alles Gold, welches derselbe enthielt, genommen habe. Diese Sage bezieht sich offenbar auf die Argonautenfahrt; das Schiff „Argo", auf dem Jason und seine Gefährten die Fahrt machten, hatte als Steuermann einen Griechen, Namens Tiphys. Die Berichte der Argonauten veranlaßten die alten Griechen, dem Schwarzen Meere den Namen „Pontos Axenos", d. h. „ungastliches Meer", zu geben. Später, als die Griechen gelernt hatten, dieses Meer zu befahren, und als sie der Schifffahrt auf diesem Meere große Reichthümer verdankten, nannten sie es: „Pontos Euxenos", d. h. „gastfreundliches Meer". Dieser Name begegnet uns in der Zeit des Perikles, 460 vor Christi Geburt.

Seit 1453 für Europa verschlossen, wurde das Schwarze Meer erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dem Handelsverkehr aller Völker eröffnet. Kriegsschiffe blieben noch ausgeschlossen; die Handelsschiffe fuhren fast ausschließlich auf dem nördlichen Theile des Schwarzen Meeres, welcher der ungefundeste und der gefährlichste ist. Daher ist das Schwarze Meer wieder in den alten üblen Ruf der Ungastlichkeit gekommen. Der gegenwärtige Aufenthalt der verbündeten Flotten hat zu einer besseren Bekanntschaft mit dem Schwarzen Meere geführt.

Das Schwarze Meer hat zwei gute Eigenschaften: es ist tief und gesund. Bei seinem Eingange in den Bosporus hat es vierzig Klafter Tiefe; bis Sebastopol überall sechzig, achtzig, hundert und hundertfunfzig Klafter. An vielen Stellen hat man mit der Sonde den Grund nicht erreicht. Mit Ausnahme weniger Stellen an der Küste, welche bekannt und angedeutet sind, ist das Schwarze Meer frei von Bänken, Felsen und Klippen. Während des Sommers und in den guten Monaten des Herbstes und des Frühlings ist seine Fläche ruhig, sein Himmel heiter, seine Atmosphäre warm, so daß man sich in die Gewässer von Neapel oder Palermo versetzt glauben könnte. Die Gefahren, welche das Schwarze Meer der Schifffahrt darbietet, sind allen eingeschlossenen Meeren eigen; einige ihm besonders eigene Schwierigkeiten hängen mit seiner geographischen Gestaltung und Umgebung zusammen; aber diese Gefahren und diese Schwierigkeiten sind für Dampfschiffe in keiner Jahreszeit unüberwindlich. Die zahlreichen und bedeutenden Flüsse, welche sich in das Schwarze Meer ergießen, bilden seine Küste entlang lokale Strömungen, welche in Verbindung mit gewissen Winden gefährlich werden können, wenn man sie nicht genau berücksichtigt. Die Hauptströmung geht nach dem Bosporus zu, zieht in der Straße der Dardanellen mehr an der Küste Europa's hin und dringt ungefähr fünfundzwanzig Meilen weit ins Mittelländische Meer hinein. Am Anfange des Bosporus, wo das Meer in dieser Strömung bei ruhigem Wetter anderthalb Knoten tief ist, wächst es in Folge starker Winde bisweilen bis auf vier Knoten.

Der Eingang aus dem Schwarzen Meere in den Bosporus ist oft schwierig und gefährlich; er ist an der engsten Stelle nur eine Meile breit und bildet an einer Stelle einen schroffen Riß, der mit andern Stellen der Küste so viel Aehnlichkeit hat, daß er leicht mit diesen verwechselt werden kann. Wenn der Wind stark ist und seitwärts kömmt, gehen die Schiffe, welche die Mitte der Strömung nicht wieder gewinnen, unfehlbar zugrunde. Zu Anfange des Novembers vorigen Jahres ging das ägyptische Admiralschiff, auf welchem der Admiral Hassan-Pascha, ein sehr tüchtiger Seemann, den Befehl hatte, an dieser Stelle zugrunde, weil es die Richtung auf Kara-Burun — einen Punkt, den man bei dem trüben Wetter von weitem für den Eingang des Bosporus ansah, genommen hatte.

Da das Schwarze Meer in seiner größten Breite nur 330 Meilen und in seiner größten Länge nur 632 Meilen hat, so werden die Schiffe, wenn ein starker Wind 30 bis 40 Stunden lang in derselben Richtung weht, leicht an die Küste getrieben; und da es an den Küsten nur wenige Häfen und Ankerplätze giebt, so können sie leicht scheitern.

Die Nebel machen auch die Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere gefährlich; sie verhindern oft, daß man zur rechten Zeit die Küsten gewahr wird. Die Gebirge, welche das Meer umgeben, verursachen häufige und wechselnde Luftströmungen.

Ueber das Klima auf dem Schwarzen Meere können wir nach den neuesten Beobachtungen die folgenden Mittheilungen machen

Im Februar 1854 erfuhr die Dampfregatte „Vauban" auf ihrer Kreuzung eine Kälte bis zu 3° unter Null. Im März war die mittlere Temperatur 5° über Null (nach dem hundertheiligen Thermometer); dreimal nur sank die Temperatur auf 2°; aber da der Nord- und der Nordostwind häufig stark geweht, haben die Mannschaften während dieses Monats die Kälte sehr empfinden müssen. Im April war die durchschnittliche Temperatur 6° über Null; achtmal erreichte sie 10°; aber es fiel, wie im März, häufig Schnee und Regen. Im Mai war die durchschnittliche Temperatur 11°; an 22 Tagen gab es dicke Nebel. Im Juni stieg die Temperatur oft bis auf 20°, im Juli bis auf 25°, im August bis auf 29°; im September war sie 15 bis 20°, im Oktober 12 bis 18°. Die Monate November und Dezember haben keine große Kälte gebracht; aber durch den vielen Regen sind sie sehr unangenehm gewesen.

Das Klima spielt in der Unternehmung auf der Krim eine sehr große Rolle. Die folgenden Details werden also nicht ohne Interesse sein.

Die meteorologischen Beobachtungen, die wir hier mittheilen, sind gleichzeitig auf dem Schraubendampfer „Napoleon" vor Sebastopol und auf dem Schiffe „Marengo" in der Kamiesch-Bai mit ganz gleichen Instrumenten gemacht worden.

Den 22. Dezember 1854. Um Mitternacht: der Himmel bedeckt; Regen mit Unterbrechungen; starker Wind von WSW., verdi-

Digitized by Google

änderlich. — Um 4 Uhr Morgens: trübe und regnicht; mäßiger Wind von WSW., veränderlich. — Um 8 Uhr Morgens: Westwind; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 9° über Null. — Um Mittag: bedeckt; Regen, starker Westwind; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10° über Null. — 4 Uhr Abends: bedeckt; Regen mit Unterbrechungen; Westwind, veränderlich gegen NW.; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 9° über Null. — 8 Uhr Abends: bedeckt; Regen; starker Wind von NW., der allmälig schwächer wird; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 9° über Null.

Den 23. Dezember. Um Mitternacht: bedeckt; mäßiger Wind von NNW., von Stunde zu Stunde nachlassend. — Um 4 Uhr Morgens: schönes Wetter; leiser Wind von NW., veränderlich. — Um 8 Uhr Morgens: veränderlicher Wind; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 12° über Null. — Mittag: der Himmel zum Theil bedeckt; mäßiger Wind von SW., veränderlich; darauf Regen; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10° über Null. — Um 4 Uhr Abends: der Himmel zum Theil bedeckt; mäßiger Wind von SW., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10° über Null. — Um 8 Uhr Abends: bedeckt; starker Wind von SSW.; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10° über Null.

Den 24. Dezember. Um Mitternacht: bedeckt; sehr starker Wind von SSW. — Um 4 Uhr Morgens: bedeckt und Regen mit Unterbrechungen; starker Wind von SW., veränderlich. — Um 8 Uhr Morgens: bedeckt und regnicht, Wind veränderlich zwischen SW. und W.; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 9° über Null. — Um Mittag: bedeckt, Regen, Wind von NO., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 8° über Null. — Um 4 Uhr Abends: bedeckt; Regen; mäßiger Wind von N., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: über Null. — Um 8 Uhr Abends: bedeckt und regnicht; mäßiger Wind von N., veränderlich nach NO.; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 6° über Null.

Den 25. Dezember. Um Mitternacht: schönes Wetter bei theilweise bedecktem Himmel; veränderlicher Nordostwind. — Um 4 Uhr Morgens: schönes Wetter; gelinder Ostwind. — Um 8 Uhr Morgens: bedeckt; Schnee; gelinder Wind von ONO.; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 4° über Null. — Um Mittag: schönes Wetter; gelinder Wind von ONO., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10° über Null. — Um 4 Uhr Abends: schönes Wetter; gelinder, veränderlicher Wind von ONO; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 11° über Null. — Um 8 Uhr Abends: schönes Wetter; gelinder Wind von ONO., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 9° über Null.

Den 26. Dezember. Um Mitternacht: schönes Wetter, fast ohne Wind. — Um 4 Uhr Morgens: schönes Wetter; schwacher Wind von ONO., veränderlich. — Um 8 Uhr Morgens: schönes Wetter; schwacher Wind von ONO., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 5° über Null. — Um Mittag: schönes Wetter; schwacher Wind von OSO.; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10° über Null. — Um 4 Uhr Abends: schönes Wetter; gelinder Wind von SO., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 9° über Null. — Um 8 Uhr Abends: schönes Wetter; gelinder Wind von S., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 9°.

Den 27. Dezember. Um Mitternacht: schönes Wetter bei bedecktem Himmel; gelinder Wind von S., veränderlich. — Um 4 Uhr Morgens: schönes Wetter bei bedecktem Himmel; gelinder Wind von N., veränderlich. — Um 8 Uhr Morgens: schönes Wetter bei bedecktem Himmel; gelinder Wind von NNW., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 9° über Null. — Um Mittag: schönes Wetter; der Himmel bedeckt; gelinder Wind von SSW., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10° über Null. — Um 4 Uhr Abends: bedeckt; schwacher Regen; geringer, veränderlicher Wind von SSW; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10° über Null. — Um 8 Uhr Abends: bedeckt; schwacher Wind von S. gegen O., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 8° über Null.

Den 28. Dezember. Um Mitternacht: der Himmel zum Theil bedeckt; schwacher, veränderlicher Wind von S. — Um 4 Uhr Morgens: schönes Wetter; schwacher, veränderlicher Wind von SSO. — Um 8 Uhr Morgens: schönes Wetter; schwacher, veränderlicher Wind von SSO.; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 7°. — Um Mittag: schönes Wetter; der Himmel zum Theil bedeckt; mäßiger Wind von SO., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10°. — Um 8 Uhr Abends: schönes Wetter; gelinder Wind von S.; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 8°.

Den 29. Dezember. Mitternacht: schönes Wetter; gelinder Wind von NO. — Um 4 Uhr Morgens: schönes Wetter; zum Theil bedeckt; gelinder Wind von SSW., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10°. — Mittags: schönes Wetter, bedeckt; gelinder Wind von SSW., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10°. — Um 4 Uhr Abends: zum Theil bedeckt; schwacher Wind, veränderlich und allmälig frischer werdend; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 10°. — Um 8 Uhr Abends: bedeckt; mäßiger Wind von NW., veränderlich; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 8°.

Den 30. Dezember. Mitternacht: bedeckt; mäßiger Wind von NNW., veränderlich. — Um 4 Uhr Morgens: bedeckt; mäßiger Wind von NO., nach Norden schwankend. — Um 8 Uhr Morgens: bedeckt, mäßiger, frischer Wind von NO.; Barometer: 0,⁰⁰⁰; Thermometer: 4° über Null.

Aus diesen Angaben ist zu ersehen, daß man das Schwarze Meer den ganzen Winter hindurch, ohne Besorgniß für die Schiffe, wird befahren können; die Versorgung der Armee, die mit so großer Ordnung organisirt ist, wird mittelst der Dampfflotte ohne Unterbrechung fortgesetzt werden können.

Zufolge einer von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg veröffentlichten Arbeit ist die mittlere Temperatur von Sebastopol während des Winters 1853/54 2° über Null und während des Sommers 1854 21,⁷⁰° über Null gewesen. Wir dürfen also für den gegenwärtigen Winter gute Hoffnung hegen. Die Leiden der französischen Soldaten haben sich schon verringert. Die Sorgsamkeit der Regierung hat sie versehen und versieht sie noch fortwährend mit warmen Kleidungsstücken, mit Zelten, mit Brettern, mit Holz, mit Tabak und mit allen anderen zu ihrer Existenz und zu ihrem Wohlsein nöthigen Gegenständen. Sie kennen jetzt die Natur des Landes, seine Vortheile und seine Unannehmlichkeiten; sie haben daselbst zu leben und sich einzurichten gelernt. Die Russen, welche darauf gehofft haben, daß ihnen das winterliche Klima zu Hülfe kommen werde, werden sich vielleicht in ihrer Hoffnung getäuscht sehen.

Belgien.

Die belgische Statistik.

Vierter Artikel.

Die Rechtspflege.

(Fortsetzung.)

Ein Prozeß bei den Friedensgerichten kam hiernach jährlich ungefähr auf 156, bei den Gerichten erster Instanz einschließlich der Handelsgerichte auf 317 Einwohner. Diese Zahl der Prozesse ist allerdings bedeutend, doch erscheint sie gering, wenn man sie mit der Zahl der Prozesse zusammenhält, welche in der preußischen Rheinprovinz (so weit die französische Gerichtsordnung in Geltung geblieben ist) in den Jahren 1851 bis 53 geführt worden sind, denn hier stellt sich die Zahl der streitigen Sachen bei den Friedensgerichten verhältnißmäßig auf das Sechsfache, bei den Landgerichten und Handelsgerichten auf das Doppelte (die Kompetenz der Friedensgerichte ist nämlich in Preußen ausgedehnter, sie geht bis auf 100 Thaler oder 375 Fr.). Hinsichtlich der Dauer der Prozesse scheinen erhebliche Verschiedenheiten zwischen der Rheinprovinz und Belgien nicht obzuwalten, wenigstens ist das Verhältniß der beendigten und der zu Ende des Gerichtsjahres schwebenden Prozesse in beiden Ländern ungefähr gleich. — Aus den Tabellen, welche sich auf die einzelnen Prozeßhandlungen beziehen, mag hervorgehoben werden, daß im vergangenen Jahrzehnt an sämmtlichen Gerichten die Zahl der von den Parteien geleisteten Eide sich auf 7604 belief, eine Summe, deren geringe Höhe ein nicht unbefriedigendes Zeugniß für die Begründung der getroffenen Entscheidungen abgiebt. Auf die von den Gerichten angeordneten Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit (Familienrathsversammlungen, Veräußerung von Mündelgut, Bewilligung des Armenrechts u. s. w.) einzugehen, würde hier zu weit führen.

Die Tabellen der Rechtspflege beim Cassationshofe gehen bis zur Reorganisation desselben im Oktober 1832 zurück; bei der ersten Kammer desselben, welche die Civilsachen bearbeitet, waren überhaupt 1117 (davon im vergangenen Jahrzehnt 555) Cassationsgesuche eingegangen, erledigt wurden 1083 (im letzten Jahrzehnt 583), faktirt wurden 226 (im letzten Jahrzehnt 116) Erkenntnisse.

Die statistischen Ermittelungen, welche unter der Bezeichnung gerichtliches Verfahren mitgetheilt werden, beziehen sich auf die Execution. Die Mobiliar-Executionen sind nicht gezählt, Immobiliar-Executionen fanden im letzten Jahrzehnt 2681 statt, gerichtliche Thätigungen des Erlöses auf Immobilien 2048; auch diese Zahlen sind verhältnißmäßig viel geringer, als die in der preußischen Rheinprovinz konstatirten. Zum Personal-Arrest können Inländer nur auf Grund eines Erkenntnisses, Ausländer auch auf Grund einer Verfügung des Gerichts-Präsidenten gebracht werden; von dieser Befugniß wird in Belgien reichlich Gebrauch gemacht, von 128 Ausländern, welche in ersten, 191, welche im zweiten Jahrzehnt vorhaftet wurden, lag nur bei drei, bezüglich zehn ein richterliches Erkenntniß vor; die Zahl der zum Personal-Arrest gebrachten Inländer betrug im ersten Jahrzehnt 724, im zweiten 1496. Unter den im letzten Jahrzehnt zur Schuldhaft Gebrachten waren 123 Frauen, die angegebenen Personal-Arreste wurden fast sämmtlich wegen Handelsschulden verfügt. Außerdem wurden noch 163 Personen (im letzten Jahrzehnt 94) wegen Entfer-

Digitized by Google

digungsforderungen aus Kriminalprozessen zur Schuldhaft gebracht. Die statistischen Tabellen unterscheiden Stand und Gewerbe sowohl der Verhafteten (deren größere Hälfte den Kaufleuten und Fabrikanten angehört, neben welchen jedoch auch 104 Personen der liberalen Professionen (Kapazitäten) hier vorkommen), als die Zahl derer, welche den Arrestbefehl extrahirt haben, ferner den Betrag der Schulden (in 52 Fällen unter 100 Fr., in 39 über 10,000 Fr., durchschnittlich anscheinend zu etwa 1500 Fr.), die Dauer der Verhaftung (in 580 Fällen nur unter einem Monat, in 97 über ein Jahr, in einem Falle fünf Jahre, welches das gesetzliche Maximum ist) und den Grund der Entlassung, welcher nur bei 258 die vollständige geleistete Zahlung war. — Hier werden ferner die Moratorien und Bankerutte behandelt. Moratorien sind seit 1831 212 bewilligt worden, davon 167 im letzten Jahrzehnt, zurückgewiesen wurden 51 Gesuche auf Ertheilung eines Moratoriums (im letzten Dezennium 26). Von diesen Moratorien wurden 147 auf ein Jahr ertheilt (die übrigen auf kürzere Fristen) 53 wurden demnächst verlängert, 11 sogar zu wiederholten Malen. Die Zahl der in Belgien vorgekommenen Bankerutte ist 2426, hiervon allein im letzten Jahrzehnt 1552; unter den Fallirenden waren 176 Frauen, dem Gewerbe nach werden 169 Banquiers und Wechsel-Agenten, 115 Gas- und Schankwirthe, 267 Kleinhändler hierher gezählt, am zahlreichsten aber (mit 364) ist die Kategorie der für Kleidungsbedürfnisse arbeitenden Handwerker vertreten. Nur 406 der Fallirenden wurden verhaftet, da eine große Zahl derselben flüchtig war. Die Höhe der Passivmassen ist in 45 Fällen auf unter 1000 Fr., in 85 auf mehr als 100,000 Fr. angegeben. Von den 1543 im letzten Jahrzehnt eröffneten Konkursen wurden 36 zurückgenommen, 248 durch gerichtliches oder außergerichtliches Arrangement beendet, und zwar 14 mit vollständiger Befriedigung der Gläubiger, 16 mit Befriedigung derselben zur Hälfte; gerichtlichen Liquidationsverfahren fand in 579 Fällen statt, die Erfolge desselben sind nur bei der Hälfte der Fälle ermittelt, davon erhielten die Gläubiger in sechs Fällen über die Hälfte ihrer Forderung, in 95 Fällen erhielten sie nichts; in 680 Sachen wurde schon vorher wegen Mangel an Aktiven das Konkursverfahren aufgegeben. Von den im Jahre 1851 schwebenden Konkurssachen waren 36 über 10, 6 über 20 Jahr alt.

In der Statistik der Strafrechtspflege des belgischen Staats erscheinen die beiden ersten Jahrzehnte als zwei verschiedene Perioden. Denn nicht nur, daß mit dem Sommer 1839 der territoriale Bestand des Staates eingeschränkt wurde, sondern zugleich änderten sich die Gränzen der Kompetenz der Schwurgerichte, ein Gesetz vom Mai 1838 gestattete die Verweisung der Angeklagten wegen Verbrechen, welche mit Zuchthaus bedroht sind, vor die Kreisgerichte (d. h. die Zuchtpolizeigerichte), während zugleich auch die Zusammensetzung der Geschwornengerichte selbst die oben erwähnte Modifikation erlitt. Weitere erhebliche Aenderungen sind sowohl in der Kompetenz der Zuchtpolizei- und der Polizeigerichte, welche erweitert worden ist, als in der Appellations-Befugniß, welche veralgemeinert worden ist, seit dem Mai 1849 eingetreten, und hierdurch wird es motivirt, daß das Jahrzehnt, welches den Hauptgegenstand dieser Arbeit der belgischen Central-Kommission bildet, für die Straf-Rechtspflege auf die Jahre 1840 bis 1849 verlegt worden ist.

Vor die Geschwornengerichte gehören die Anklagen wegen Verbrechen, welche mit insamirenden Strafen bedroht sind, so wie wegen politischer und Preßvergehen. Die Zahl der Angeklagten wegen politischer Vergehen war im vorigen Jahrzehnt 55, wegen Preßvergehen 86, die der Anklagen 5, bezüglich 26, eine verhältnißmäßige geringe Zahl, wenn man bedenkt, daß in den letzten drei Jahren (1851 die 1853) in Preußen 503 Untersuchungen wegen Preßvergehen stattgefunden haben. Im Uebrigen kamen im vorigen Jahrzehnt 3188 Anklagen (wegen Verbrechen gegen Personen und Eigenthum, wie sie in Belgien bezeichnet und unterschieden werden) vor die Geschwornengerichte, die Zahl der Angeklagten war 4945 (so daß das Verhältniß der Theilnehmer am Verbrechen sich etwa wie 3 zu 2 stellt); gegen 275 derselben wurde in contumaciam verhandelt. Die belgische Statistik vergleicht mit dieser Zahl der Angeklagten die Zahl derjenigen, welche in den Jahren 1831 bis 1839 wegen Verbrechen gegen Personen und Eigenthum vor die Assisen gefordert wurden, es waren das 5411 (im Durchschnitt jährlich 601) Personen, ein Vergleich, bei welchem auf eine Abnahme der Kriminalität hingewiesen wird. Dieses Resultat ist indeß nicht richtig, denn nicht weniger als 1343 Personen sind im letzten Dezennium außerdem wegen Verbrechen bei den Kreisgerichten (Zuchtpolizeigerichten) angeklagt worden, im Ganzen also 12,193, so daß gerade im Gegentheil die Zahl der Angeklagten sich verhältnißmäßig beinahe verdoppelt hat.

Rechnet man die in den verschiedenen Tabellen aufgeführten wegen Verbrechen Angeklagten bei den Geschwornengerichten und Zuchtpolizeigerichten, kontradiktorisch und in contumaciam zusammen — man ist leider in der Statistik des Königreichs Belgien oft genöthigt, sich für die bedeutenderen Zahlen erst das Einzelne von verschiedenen Stellen zusammenzusuchen — so findet man, daß wegen Verbrechen gegen die Person im vorigen Jahrzehnt 2267 (darunter 1113 vor den Assisen), wegen Verbrechen gegen das Eigenthum 9926 (darunter 3732 vor den Assisen) angeklagt wurden; hiervon waren angeklagt 180 wegen Meuchelmordes, 19 wegen Giftmordes, 5 wegen Verwandtenmordes, 87 wegen Kindermordes, 246 wegen Todtschlages, 1110 wegen schwerer Körperverletzung und wegen Gewaltthätigkeiten bei Auffinden, 409 wegen Nothzucht und Angriffe gegen die Schamhaftigkeit, 243 wegen falschen Zeugnisses, Meineides und Verleitung zum Meineide, 59 wegen anderer Verbrechen gegen Personen, als Kuppelei, Entführung, Aussetzung, Abtreibung, Bigamie, Gefangenhalten; es waren ferner angeklagt 294 wegen Brandstiftung oder Zerstörung von Eigenthum, 388 wegen Urkundenfälschung, 119 wegen Falschmünzerei, 162 wegen betrüglichen Bankerutts, 73 wegen Erpressung, Bestechung und Unterschlagung, 8890 wegen Diebstahls. Wegen im Auslande begangener Verbrechen wurden im vorigen Jahrzehnt 22 Personen vor die Assisen gestellt, darunter zwei wegen Diebstahls mit Einbruch auf preußischem Gebiet. — Ein Angeklagter wegen Verbrechen gegen die Person kam hiernach im vorigen Jahrzehnt in Belgien jährlich ungefähr auf 19,130 Einwohner, wegen Verbrechen gegen das Eigenthum auf 4370, im Ganzen auf 3560; provinziell ist das Verhältniß verschieden: am meisten Angeklagte waren verhältnißmäßig in Brabant (etwa einer unter 2200 Einwohnern), am wenigsten in Namur und Luxemburg (etwa einer unter 5700). In der preußischen Rheinprovinz ist die Zahl der Angeklagten vor den Schwurgerichten verhältnißmäßig bedeutender, man kann die Zahl der Einwohner, auf welche jährlich ein Angeklagter wegen Verbrechen kömmt, hier auf höchstens 3000 veranschlagen; daraus folgt jedoch nicht unbedingt das Vorhandensein einer größeren Kriminalität, denn ein solcher Schluß würde voraussetzen, daß in Belgien und in der Rheinprovinz das Verhältniß zwischen der Zahl der Angeklagten und der der Verbrecher in Uebereinstimmung wäre; eher ließe sich annehmen, daß die Kriminalität ziemlich gleichmäßig, jedoch die Thätigkeit in Verfolgung der Verbrecher in den beiden Ländern verschieden sei.

Von den 2916 kontradiktorisch verhandelten Anklagesachen hat die Jury 1736 nach der Anklage entschieden, in 646 Fällen wurde die Anklage zurückgewiesen, in 223 erklärte die Jury, daß nur ein Vergehen vorliege. In 204 Fällen war nur von der einfachen Majorität der Jury das Schuldig ausgesprochen und war mithin die Entscheidung des Richterkollegs erforderlich; bis zum Mai 1849 erforderte das belgische Gesetz für die Freisprechung eine Majorität von vier Mitgliedern, in 29 Fällen war diese vorhanden, dagegen ist es dreizehn Mal vorgekommen, daß die Verurtheilung dadurch bewirkt wurde, daß nur die einfache Majorität der Richter für die Freisprechung war, wo also nach dem neueren Gesetze der Angeklagte straffrei gewesen wäre. Die Resultate der bei den Assisenhöfen geführten Untersuchungen waren im Ganzen folgende. Von den 141 wegen politischer und Preßvergehen Angeschuldigten wurden 70 freigesprochen, 26 zum Tode verurtheilt, die übrigen mit Correctionsstrafe belegt, von den Todesurtheilen wurde keines vollzogen. Von den 4845 wegen Verbrechen gegen Personen und Eigenthum Angeklagten wurden 1334 oder zwei Siebentel freigesprochen, verurtheilt wurden zum Tode 320, zur lebenswierigen Zwangsarbeit 400, zur Zwangsarbeit auf bestimmte Zeit 1074, zur Zuchthausstrafe 1136, zum Pranger 1679 (meist in Verbindung mit anderen Strafen), zur Einschließung in ein Correctionshaus 42, zu correctionellem Gefängniß 517, zu Geldstrafe 16, daneben wurden 1276 auf bestimmte Zeit unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Die Strafe der Brandmarkung, im Königreich Belgien niemals angewandt, ist in Folge 1849 gesetzlich abgeschafft worden. Die Zahl der Freisprechungen hat sehr geschwankt, vor Einführung der Geschwornengerichte, d. h. in den letzten fünf Jahren der niederländischen Regierung in Belgien, machte sie ungefähr 18 Prozent aus, seit Einführung derselben nahm sie bedeutend zu und betrug 1835 und in den folgenden Jahren etwa 42 Prozent; nachdem aber den Gerichten die Befugniß beigelegt ist, drei Viertel der Geschwornen von der Liste zu streichen, hat sich die Zahl der Freigesprochenen vermindert und betrug im Jahre 1849 sogar nur 24 Prozent der Angeklagten. Bei den einzelnen Verbrechen ist die Zahl der Freisprechungen ziemlich gleichmäßig verschieden, es wurden im letzten Jahrzehnt von den Angeklagten wegen Kindermordes, wegen Brandstiftung, betrüglichen Bankerutts, auch Erpressung und anderen Amtsverbrechen mehr als die Hälfte freigesprochen, von den Angeklagten wegen Todtschlages beinahe die Hälfte, die Repression bei Verbrechen gegen Personen war am stärksten bei der Nothzucht, wo nur 35 Prozent, bei Verbrechen gegen Eigenthum am stärksten beim Diebstahl, wo nur 20 Prozent der Angeklagten freigesprochen wurden. — Die Zahl der im Königreich Belgien wegen Verbrechen gegen Personen und Eigenthum (seit 1831) gefällten Todesurtheile hat 461 betragen, darunter 23 in contumaciam und den kontradiktorisch Verurtheilten waren 376 Männer, 62 Frauen, hingerichtet wurden nur 26 Männer und eine Frau. Die Hingerichteten gehörten fast ausschließlich den 175

Digitized by Google

an, welche wegen Mordes, auch Giftmordes und Verwandtenmordes zum Tode verurtheilt waren, indem außerdem nur einer der 99 verurtheilten Brandstifter hingerichtet worden ist; die übrigen 185 Todesurtheile waren wegen Kindermordes, wiederholter Nothzucht, Falschmünzerei und wiederholten unter erschwerenden Umständen begangenen Diebstahls gefällt worden. (Schluß folgt.)

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Nardini's Vernunftmäßigkeit in der Architektur. — Italiänische Ansicht über die Gothen. — Cola di Rienzi's Leben. — Macaulay proximal ins Italiänische übersetzt. — Guerrazzi.

Italien, das Land der Kunst, ist auch in der Architektur stets unser Vorbild gewesen. Darum ist das im vorigen Jahre erschienene Werk von Nardini „über die Vernunftmäßigkeit der Baukunst“*) um so beachtenswerther, obwohl es in Italien auf manchen Gegner gestoßen ist. Er geht von dem Grundsatze aus, daß das Schöne auch zweckmäßig sein müsse. Es wird ihm aber in Italien zum Vorwurfe gemacht, daß er das Gute mit dem Schönen für identisch halte, worin man ihm mit Gioberti im Widerspruch findet, den man jetzt hier für die erste Autorität als Philosoph zu halten gewohnt ist. Bei Gelegenheit dieser von Nardini vorgetragenen Zweckmäßigkeits-Theorie wollen wir des gelehrten Historikers Carlo Troja in Neapel erwähnen, welcher die gothische Baukunst den stets als Barbaren verschrieenen germanischen Gothen vindizirt, die ihm keinesweges als so rohe Gesellen erscheinen, wie sie gewöhnlich dargestellt werden. Er hält die einstigen Dazier für identisch mit den Gothen, welche unter Ermanrich eben so glücklich waren, als unter Decebal oder Diebwald unglücklich. Er findet bei ihnen eine neben der römisch-griechischen Kultur bereits seit dem Anfange unserer Zeitrechnung bestehende hohe Bildung, die aus dem monotheistischen Orient hervorgegangen, die durch die Völkerwanderung theils nach dem Norden gedrängt worden, wo sie ein neues Gothland und Dazien gründeten (denn Dänemark wird auf den Karten bis zum funfzehnten Jahrhundert stets Dacia genannt), und deren Bildung bei den Normannen und in der isländischen Edda wiederhollt. Die Christen gewordenen Gothen konnten sich lange nicht mit den in den klassischen Ländern in die Kirchen aufgenommenen Bildern befreunden und beheilten die einfachere arianische Lehre bei, bis sie als West- und Ost-Gothen in die Italiäner und Spanier aufgingen. Troja weist nach, daß die Daco-Gothen eine eigenthümliche Baukunst hatten, daß sie in Ravenna und Toledo die ersten gothischen Kirchen bauten, und daß die in Frankreich seit dem sechsten Jahrhundert erbauten gothischen Kirchen in den ältesten Chroniken als „Werke der Gothen“ bezeichnet werden. Während in Deutschland noch lange der byzantinische Baustyl beibehalten wurde, entstanden überall, wo die Normannen auftraten, bald die herrlichsten gothischen Kirchen.

Ein sehr wichtiger Beitrag zur Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts ist das von Zefirino Re in Florenz herausgegebene Leben des berühmten, aber unglücklichen Cola di Rienzi, beschrieben von einem seiner Zeitgenossen.**) Herr Re hat sich durch diese Arbeit ein wahres Verdienst erworben, besonders da er erläuternde geschichtliche Bemerkungen beigefügt hat, wozu er die treffliche Monographie dieses Volkstribunen von unserem gelehrten Papenkord benutzte, der der verdienstvolle Professor Tomaso Gar, sonst in Padua, jetzt in Triest, ins Italiänische übersetzt hat.

Bei dieser Gelegenheit machen wir darauf aufmerksam, daß in Florenz eine Uebersetzung der Geschichte Englands von Macaulay von Paolo Emiliani Giudici erschienen ist und demnächst gleichzeitig eine andere Uebersetzung zu Turin von P. E. Nicoli.

Von Guerrazzi, dem Verfasser der viel verbreiteten und gelesenen „Belagerung von Florenz“ und der „Beatrice Cenci“, werden nächstens wieder einige neue historische Romane erwartet, wie sich denn die italiänischen Novellisten überhaupt immer noch in dem von Walter Scott angeregten Genre des geschichtlichen Romans vorzugsweise bewegen und gefallen. Guerrazzi, der seit einiger Zeit in Korsika lebt, hat sich einen korsikanischen Stoff, den Aufstand unter General Paoli, zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt, die, da er Gelegenheit hat, aus Quellen zu schöpfen, welche bisher gänzlich unbenutzt geblieben, der Lesewelt gewiß eben so viel Neues als Interessantes bringen wird.

J. F. Reigebaur.

*) Della razionalità architettonica, saggio di Aristide Nardini-Despotti. Firenze.

**) La vita di Cola di Rienzo, tribuno del populo Romano, scritta da incerto autore nel secolo XIV., ridotta a migliore lezione ed illustrata con osservazioni storico-critiche, da Zefirino Re. Firenze, 1854.

Mannigfaltiges.

— Französisches Urtheil über den Feldmarschall York. Graf Albert de Circourt, der gelehrte Verfasser der „Histoire des Mores, des Mudejares et des Morisques“, liefert im Athenaeum Français eine sehr anerkennende Kritik von Droysen's „Leben des Feldmarschalls, Grafen York von Wartenburg“. Herr v. Circourt, der sich vor einigen Jahren in diplomatischer Stellung in Berlin befunden und bei dieser Gelegenheit in den von ihm veröffentlichten Schriftstücken seine Kenntniß preußischer Zustände und seine Hochhaltung des preußischen Namens an den Tag gelegt, verleugnet dies auch bei seiner Anzeige von dem Leben eines Soldaten nicht, der nichts weniger als ein Freund und Gönner der Franzosen war und der durch sein kühnes Vorschreiten gegen Ende des Jahres 1812 so viel zur endlichen Besiegung Napoleon's beigetragen. „York“, sagt Herr v. Circourt unter Anderem, „hatte sich stets ein zu kaltblütiges, ruhiges Urtheil, eine zu richtige Auffassung der Menschen und Zustände zu bewahren gewußt; auch hatte er eine zu stolze Meinung von seinem eigenen Beruf, als daß es ihm, wie Schill, hätte in den Sinn kommen können, den Befehl über ein Parteigänger-Corps zu übernehmen und vor dem Eintritte des rechten Momentes das Zeichen zu einem verzweiflungsvollen Kampfe zu geben. Er war nicht von dem Holze, aus welchem die ruhmreichen Abenteurer geschnitzt werden. Er hätte sich eben so wenig in den Zuschlag eines Andreas Hofer bewegen können. Soldat vor Allem und durch und durch, erwartete und verlangte er von dem Volke Nichts als Rekruten, um sie in wohlgeschulte Truppen umzuwandeln, ohne welche er in der militairischen Sphäre keine nachhaltige Energie, keinen erstrebenswerthen Siegespreis, keinen entscheidenden Erfolg erblickte.“

— Eine chinesische Kohlart. „Pe-tsaie“, heißt in China eine Kohlart, die für die Bevölkerung ein wahrer Segen ist; Linné nennt sie Brassica Chinensis. Sie stammt aus den nördlichen Provinzen China's und ist in ihren ersten Trieben ungemein zart und schmackhaft. Da diese Pflanze in allen Zeiten ihres Wachsthums gegessen wird, pflanzt man sie schachbrettartig in Abständen von achtzehn bis zwanzig Centimètres und lichtet dann die Reihen für den Verbrauch, indem man nur die besonders gut gediehenen Pflanzen stehen läßt. Will man die Pflanzen von ganz vorzüglicher Güte haben, so pflanzt man sie gleich in Abständen von funfzig Centimètres; die Pflanzen bekommen dann größere Köpfe und zartere Seitenblätter. Manche binden auch die Pflanzen; Andere meinen, daß sie gebunden an Geschmack und Duft verlieren, was sie an Zartheit und Weiße gewinnen. Es erfordert diese Kohlart einen weniger gedüngten Boden, als der gemeine Kohl; sie erträgt eine Kälte von sieben Grad. Wenn die Pflanzen ganz ausgewachsen sind, haben sie eine Höhe von vierzig bis sechzig Centimètres und ein Gewicht von zwei bis vier Kilogrammes. In China sollen sie aber mehr als noch einmal so groß werden. Mit der Einsammlung der Pflanzen wartet man, bis der Frost sie angegriffen hat. Der Pe-tsaie ist ein in China sehr geschätztes Gemüse; er ist ein angenehmes und auch bei den Reichen beliebtes Nahrungsmittel; für die Armen ist er eine große Wohlthat. Er ist leicht zu bauen und wächst schnell. Alles ist an dem Pe-tsaie genießbar; er ist nicht nur von besserem Geschmack, als der beste Kohl, sondern er ist auch leichter zu verdauen und der Gesundheit zuträglicher. Herr Pepin, der Direktor der Anpflanzungen im Jardin des Plantes, hat den Anbau dieses chinesischen Kohls versucht; er ist der Ansicht, daß die Landwirthschaft großen Vortheil davon würde haben können. Es würde, meint er, möglich sein, jährlich zwei Kerndten davon zu erhalten, wenn man ihn zuerst zu Anfange des April und dann Ende Juli oder in den ersten Tagen des August pflanzte. Herr Pepin hat ferner bemerkt, daß der Pe-tsaie in jeder Art von Boden fortkömmt, und daß er, Ende Juli oder zu Anfange des August angepflanzt, am besten gedeiht. Er hat Köpfe erhalten, die über vier Kilogrammes wogen und über ein Metre im Umfange hatten. Als Futterkraut angebaut, hat der Pe-tsaie neunzigtausend Kilogrammes auf der Hektare Land ergeben. Die Blätter werden gekocht, wie Spinat und wie französische Endivien; sie lassen sich auf verschiedene Art zubereiten. Der Graf von Lasteyrie versichert, daß die Blätter roh einen Sallat geben, der nicht weniger gut schmecke, als der Sallat von der Endivien. In dem Departement der Sorthe ist der Anbau dieses chinesischen Kohls versucht und sehr vortheilhaft gefunden worden. Man pflanzte ihn anfangs im Herbst und im Frühjahr; aber erst, als man ihn zu Anfange des August pflanzte, setzten die Pflanzen Köpfe an. Es heißt, daß man diesen chinesischen Kohl besser gefunden, als alle andern dort bekannten Kohlarten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 2 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 10 Sgr., und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 29, und beim Expedteur Krausnick, Werderstraße, Nr. 21, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 15. Berlin, Sonnabend den 3. Februar 1855.

Frankreich.

Pariser Literatur-Briefe.

1855. Erster Brief.

Paris, im Januar.

Paris zu Neujahr. — Vorbereitungen zur Industrie-Ausstellung. — Die Familien-Paläste. — Fortschritte der Neubauten. — Die Theater. — Gutzot und die Académie des sciences morales et politiques. — Tagesliteratur.

Paris hat die letzten vier Wochen eben nicht sehr fröhlich verlebt. Die blutigen Ereignisse im Orient haben so manche Familie ihres Oberhauptes oder sonst irgend eines theuren Gliedes beraubt. Frivolere Leute, welche dem Vaterlande kein Blutopfer darbringen, sondern auf Sieg und Niederlage ihre sauberen Spekulationen bauen, haben große Summen an der Börse verloren. Wer endlich sich weder um den Krieg, noch um die Börse kümmert, der hatte seinen Aerger über das schlechte Wetter, das uns lange heimgesucht. So ist es gekommen, daß man in der letzten Zeit wenig vergnügte Mienen angetroffen hat, überall Trübsinn, Verstimmung, lange Gesichter! Welche Aufgabe für einen Korrespondenten, über eine solche Gesellschaft Rundschau zu halten!

Glücklicherweise für die armen Pariser war das neue Jahr gekommen, um ihnen ein wenig Zerstreuung und Trost zu spenden. In Paris spielt bekanntlich der Neujahrstag dieselbe Rolle, wie in Deutschland das Weihnachtsfest, nur mit dem Unterschiede, daß in Deutschland sich hauptsächlich die Kindlein freuen, während es hier besonders die großen Kinder, Frauen genannt, sind, welche dreihundertvierundsechzig Tage im Jahre an jenen dreihundertfünfundsechzigsten sehnsüchtig denken. Paris hat sich auch allmälig mit seinen Wintergästen bevölkert, und das geistige Leben der Hauptstadt hat seine alljährliche Regsamkeit wiedererlangt. Die Theater bringen nach und nach die sorglam vorbereiteten Neuigkeiten zum Vorschein, die Buchhändler lassen ihre neuen Werke erscheinen, die Ausstellungen in den Kunstläden sind außerordentlich reichhaltig, kurz, wer die Mittel besitzt, zu genießen, findet Paris unerschöpflich.

Das Gebäude, welches die zur allgemeinen Ausstellung von 1855 gesandten Kunstwerke aufnehmen wird — bekanntlich ist in dem eigentlichen Industrie-Palast nicht Raum genug für diesen Zweck — wird äußerlich schon bald vollendet dastehen. Dasselbe besteht aus sieben Galerieen und einem großen Mittelsaal, und seine Länge beträgt 750′ bei 450′ Breite. Die Kosten dieses Baues sind auf 1,200,000 Fr. veranschlagt. Außerdem wird noch ein zweites provisorisches Gebäude für die Maschinen errichtet, so daß nur die Industrie-Erzeugnisse von geringerem Umfange in dem Hauptgebäude zu stehen kommen werden. Sollte man es nun wohl glauben, daß trotz allem dem der Raum in letzterem ziemlich spärlich zugemessen sein wird! Es wäre unrecht, wollte man den Uebelstand der Regierung oder den Unternehmern zur Last legen. Niemand hat erwartet, daß die Zahl der Aussteller fast das Vierfache derjenigen bei der Londoner Ausstellung betragen würde. Die Wahl des Platzes, die an sich schon keine ganz glückliche ist, hat vielleicht theilweise diese Beschränktheit des Raumes verschuldet. Man hat dazu einen freien Raum in den Elysäischen Feldern gewählt, welcher durch Bäume ringsherum begränzt ist. Kein Baum sollte geopfert werden, so lautete eine der Grundbedingungen der Bau-Konzession. Somit war der Raum von vorn herein an bestimmte Gränzen gebunden; als schon die äußeren Mauern standen, sah man, daß der Raum nicht ausreiche, doch es war nun natürlich zu spät. Die Herren Industriellen werden sich zu bemühen haben, nicht ganze Waarenlager, sondern eine Auswahl unter ihren vorzüglichen Fabrikaten zu senden, non multa, sed multum. Zur Beheberung, Speisung, Zerstreuung der erwarteten Millionen von Fremden werden die ungeheuersten Anstalten getroffen. Von den Speise-Anstalten habe ich neulich schon berichtet. Den erwähnten Unternehmungen haben sich seitdem noch viele andere zugesellt: so man hübsch, tritt einem irgend ein Riesen-Aushängeschild mit der Firma: „inessaument ouverture du grand dîner" u. s. w. entgegen; man möchte fast glauben, es gelte nicht einer allgemeinen Industrie-Ausstellung, sondern einem gastronomischen Universal-Wettkampfe. Auch an großen Karavanserais wird kein Mangel sein. Den Tuilerieen gegenüber, in der neuen Straße Rivoli, erhebt sich schon ein prächtiges Gebäude, welches für tausend Gäste Platz haben soll, gleich jenen Riesen-Hotels in den Vereinigten Staaten. Ein anderes Unternehmen dieser Art wird in den Zeitungen angekündigt. Eine Aktien-Gesellschaft soll nämlich mit einem Grundkapital von 4,000,000 Fr. gebildet werden, um in den Elysäischen Feldern ganz nahe dem Industrie-Palaste ein großes Hotel einzurichten, und zwar, wie das Programm sagt, „auf den besten Grundlagen und nach Art des schönsten Etablissements dieser Art in den Hauptstädten der Vereinigten Staaten, so wie in Deutschland und in der Schweiz." Ein Theil der Aktien ist den Aktionairen des Industrie-Palastes vorbehalten worden. Ganze Spalten könnte ich füllen, wollte ich Ihnen alle die Spekulationen aufzählen, welche für die Ausstellung vorbereitet werden. Einige derselben werden sicherlich glänzende Geschäfte machen, nach Schluß der Ausstellung aber vom Schauplatze abtreten, andere werden ein sieches Leben führen, noch andere endlich dürften noch vor Eröffnung der Ausstellung zu einem besseren Dasein hinüberschlummern.

Da ich eben bei dem Kapitel der Unternehmungen angelangt bin, so will ich von einer Idee sprechen, welche zwei Architekten, die Herren Callard und Lenoir, aufs Tapet gebracht haben. Es handelt sich nämlich um eine architektonische Revolution, welche, wenn sie wirklich ins Dasein träte, auf das bürgerliche Leben den nachhaltigsten Einfluß ausüben müßte. Diese Revolution führt den Namen: Palais de Famille, und ihr Prinzip beruht theils auf dem der englischen Klubhäuser, theils dem der deutschen Familienhäuser. Die neuerdings, namentlich in Berlin, begründeten Familienwohnungen sind lediglich für die arbeitenden Klassen berechnet, während die englischen Klubs doch immer einen gewissen exklusiven Charakter bewahren. Die arbeitenden Klassen sind nicht die einzigen Leidenden; unter anderen Verhältnissen haben die mittleren Klassen nicht minder mit alten traditionellen Gebrechen zu kämpfen. An der Spitze der letzteren nun steht die unzweckmäßige, unbequeme und dabei täglich kostspieligier werdende Einrichtung der bürgerlichen Wohnungen, und die genannten Herren haben Recht, wenn sie fragen, ob die Architektur wohl mit den außerordentlichen Verbesserungen und Vervollkommnungen Schritt gehalten habe, welche die meisten übrigen Zweige in Künsten und in der Industrie seit zweihundert Jahren erfahren haben? Die Antwort ist: Nein. Außer einigen neuen Façaden und einigen kaum nennenswerthen Verbesserungen im Innern, gleichen die Wohnhäuser von heute denen von vor zwei-, drei-, vierhundert Jahren wie ein Ei dem anderen. Kleine Rentiers, kleine Kaufleute, niedere Beamte, kurz, Leute mit beschränktem Einkommen, wohnen für viel Geld eng, ärmlich, unbequem. Eisenbahnen, Fiaker und Omnibus erlauben es allen Börsen, zu reisen und zu fahren; das Palais de Famille soll allen Börsen die Bequemlichkeiten zugänglich machen, welche bisher nur den Reichen vorbehalten waren, es soll nicht von Miethern, sondern von Eigenthümern bewohnt werden, d. h. ähnlich, wie in den Berliner Familienhäusern; soll jeder Miether nach acht Jahren Miteigenthümer werden, und zwar soll der Miethpreis denjenigen nicht übersteigen, den man jetzt für eine bescheidene Wohnung zahlt. So wie der achte Jahresmiethsbetrag entrichtet ist, hat der Miether Nichts mehr zu zahlen, er ist dann Eigenthümer seiner Wohnung. Die Unternehmer würden ihren Gewinn lediglich in dem Unterschiede zwischen dem Kostenpreise des Bauplatzes und des Gebäudes und dem Verkaufspreise, den die Gesammtheit der Miether zahlt, zu suchen haben. Das Gebäude selbst soll zunächst Wohnungen von allen Größen und zu allen Preisen enthalten, sodann aber eine Reihe von Gemächern, welche allen Bewohnern zur Verfügung stehen, nämlich Empfangzimmer, Sprachzimmer, Lesesäle, Bibliothek u. s. w., endlich die gemeinsamen Hauseinrichtungen, als da sind: Restauration, Küche, Buffet, Wasch-Anstalt, Bäder, Heizungsapparate u. s. w. Jeder Bewohner kann seinen Antheil am Hause vermiethen, verkaufen, vererben. Er hat Anspruch auf unentgeltliche Bedienung durch das Dienstpersonal, welches bei dem Hause angestellt

Digitized by Google

ist. Er kann seine Mahlzeiten entweder bei der gemeinsamen Küche bestellen, oder seine Mark-Einlässe mit denen des Hauses gemeinsam bewerkstelligen lassen. Die Gesellschaft der Hausbewohner verwaltet das Haus vermittelst eines gewählten Ausschusses, welcher sein Amt unentgeltlich versieht. Ein besoldeter Haus-Oekonom führt die Aufsicht über die Beamten und die Dienerschaft. Alle Verbrauchsgegenstände, welche en gros und durch Zuschlag an den Mindestfordernden eingekauft werden, werden den Bewohnern zum Kostenpreise nur mit Hinzurechnung einer kleinen Tantième für die allgemeinen Verwaltungskosten geliefert. Das ist in kurzem der Plan, welcher dem Palais de Famille zu Grunde liegt. So Manches darin mag sich in der Praxis unausführbar zeigen oder Abänderungen erheischen; die Idee an und für sich ist gewiß vortrefflich. Warum sollte auch nicht für die bürgerlichen Klassen eine Einrichtung aufführbar sein, die sich für die arbeitenden Klassen als wohlthätig erwiesen hat! Jedenfalls wird man die Sache bald praktisch beurtheilen können, denn schon ist ein erstes Palais de Famille im Werke. Ich werde also später Gelegenheit haben, auf diesen wirklich interessanten und wichtigen Gegenstand zurückzukommen.

Bis aber die Palais de Famille sich völlig eingebürgert haben, wird sich Paris mit seinen neuen Stadtheilen genügen lassen müssen. In der neuen Straße Rivoli namentlich steht man Häuser, die an innerer und äußerer Pracht mit Palästen wetteifern können. Die Architekten haben sich hier bemüht, die sonst in Paris hergebrachte Monotonie der Façaden zu beseitigen; die Häuser sind von oben bis unten mit Ornamenten und Figuren aller Art verziert, zuweilen wohl in etwas überladenem Geschmacke, doch im Ganzen recht effektvoll. Erstaunenswerth ist die Schnelligkeit, mit welcher diese ungeheure Straße aufgeführt worden ist. Leere Bauplätze sind gar nicht mehr vorhanden, nur wenige Häuser sind noch im Bau begriffen, die meisten stehen nicht nur vollendet da, sondern in ihren unteren Etagen sind längst schon Läden eröffnet, welche an Pracht und Großartigkeit sich dreist denen des Boulevard des Italiens und der Rue Vivienne an die Seite stellen können. (Schluß folgt.)

Belgien.

Die belgische Statistik.

Vierter Artikel.

Die Rechtspflege.

(Schluß.)

Am meisten allgemeines Interesse bietet der Abschnitt dar, welcher von den persönlichen Verhältnissen der Angeklagten handelt. Zur Aufnahme derselben sind in den belgischen Tabellen nicht weniger als sechsundsechzig Rubriken bestimmt; die Ermittelungen beziehen sich nur auf diejenigen Angeklagten, bei welchen kontradiktorischen Verfahren stattfand. Hier werden einige Zahlen vom vorigen Dezennium um so mehr genügen, als diejenigen Verhältnisse der Kriminalität, deren Gesetzmäßigkeit auf der verschiedenen Persönlichkeit der Angeklagten beruhen, und in welchen die Vertheilung der Verbrechen auf die Geschlechter, Civilstands-, Alters-, Gewerbs- und Bildungsklassen sich darstellt, naturgemäß den geringsten Schwankungen ausgesetzt sind und wir hier vorzüglich die Gleichmäßigkeit bewundern, welche Quetelet in der sozialen Physik und anderen hierauf bezüglichen Schriften hervorgehoben hat. — Die Zahl der Frauen, welche vor den Assisen erschienen, ist verhältnißmäßig gering, 768 von 4570 oder etwa der sechste Theil der Angeklagten (rechnet man hierzu die wegen Verbrechen bei den Zuchtpolizei-Gerichten Angeklagten, so machten die Frauen fast den vierten Theil aus). — Unter den Altersklassen ist die von 25 bis 30 Jahr am stärksten vertreten, 621 Männer und 130 Frauen dieses Alters befanden sich unter den Angeklagten, also stand, verglichen mit der 1846 gezählten Bevölkerung, angeklagt jeder 265ste Mann und ungefähr jede 1247ste Frau dieser Altersklasse jährlich vor den Assisen. Auch in den nächsten Altersklassen ist die Zahl der Angeklagten verhältnißmäßig nicht viel geringer, im Ganzen machten diejenigen von 21 bis 40 Jahr drei Fünftel aller Angeklagten aus. Von da aber nimmt die Kriminalität erheblich ab, der Kulminationspunkt derselben, die stärkste Neigung zum Verbrechen, scheint bei Männern in das 27ste, bei Frauen in das 28ste Jahr zu fallen. (Daß Quetelet einen früheren Zeitpunkt für den der höchsten Kriminalität bezeichnet hat, liegt daran, daß er für den Vergleich mit den Altersklassen der Bevölkerung damals nur auf Schätzungen und nicht sichere Berechnungen angewiesen war.) — Die Zahl der Angeklagten ist unter den Unverheirateten sowohl absolut, als anscheinend auch relativ etwas größer, als unter den Verheirateten und Verwitweten, der Unterschied tritt jedoch nur bei den Verbrechen gegen Personen hervor, deren drei Fünftel von Unverheirateten begangen worden sind. Unter den Verheirateten und Verwitweten hatten fünf Sechstel Kinder. Von 322 der Angeklagten (also etwa dem 14ten Theil) ist konstatirt, daß sie uneheliecher Geburt waren; die unehelichen Geburten machen allerdings unter den sämmtlichen Geburten über ein Dreizehntel aus, hieraus darf man jedoch nicht schließen, daß die uneheliche Geburt auf die Kriminalität nicht von Einfluß sei, denn nicht nur, daß nicht in allen Fällen die Eigenschaft der unehelichen Geburt des Angeklagten festgestellt wird, sondern namentlich ist die Zahl der unehelich gebornen unter der Bevölkerung in Folge der größeren Sterblichkeit derselben viel geringer, als sie das Verhältniß bei der Geburt selbst erscheinen läßt; wir erinnern in dieser Beziehung nur daran, daß in Bayern ein Fünftel der Geburten uneheliche sind, dagegen unter den Unerwachsenen bis zum 14ten Jahre einschließlich die uneheliech gebornen nur den achten Theil ausmachen. Im Konkubinate lebten 247 der Angeklagten.

Die Zahl der Verbrechen gegen Personen vertheilt sich gleichmäßig zwischen Stadt und Land, die Verbrechen gegen das Eigenthum sind verhältnißmäßig in den Städten häufiger, hier bemerkt jedoch Lexy mit Recht, daß die Einwohnerzahl der Städte sich auf der Landbevölkerung ergänzt, und in der That die Tabellen weisen nach, daß zwei Fünftel der in den Städten Angeklagten in ländlichen Gemeinden geboren waren. Ueberhaupt stellt es sich heraus, daß die umziehende Bevölkerung mehr zum Verbrechen neigt, als die am Orte verbleibende; so machten die Ausländer unter der belgischen Bevölkerung nur zwei Prozent aus, unter den Angeklagten dagegen fünf Prozent, und die Zahl der aus einer anderen Provinz gebürtigen betrug von der Gesammtbevölkerung nur fünf Prozent, von den Angeklagten elf Prozent, in Brabant insbesondere, wo der neunte Theil der Einwohner (nach der Zählung von 1846) außerhalb der Provinz geboren war, waren von den Angeklagten zwei Neuntel außerhalb der Provinz geboren.

Beinahe zwei Drittel der Angeklagten konnten nicht lesen, nur 657 derselben konnten ordentlich lesen und schreiben, und nur 125 hatten eine vollständigere Ausbildung erhalten; hält man hiermit die Anzahl der Gebildeten überhaupt zusammen und namentlich, daß unter den Militärpflichtigen in Belgien etwa zwei Fünftel nicht schreiben und lesen können, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Verallgemeinerung der Bildung geeignet ist, die Zahl der Konflikte mit dem Strafgesetz zu vermindern. Die Verschiedenheit der Kriminalität nach dem Bildungsgrade tritt noch stärker bei dem weiblichen Geschlechte hervor, denn drei Viertel der angeklagten Frauen konnten nicht lesen, und nur 9 gebildete Frauen wurden im vorigen Jahrzehnt vor den Assisen angeklagt. — Stand und Gewerbe werden bei den Angeklagten ähnlich wie unter der Gesammtbevölkerung unterschieden, ein Vergleich ergiebt, daß die in der Landwirthschaft thätige Bevölkerung, obwohl sie über die Hälfte der Bevölkerung umfaßt, noch nicht ein Drittel der Angeklagten enthält, daß ferner die den liberalen Professionen angehörigen sechs Prozent der Bevölkerung, aber noch nicht vier Prozent der Angeklagten ausmachen, und ein ähnlich günstiges Verhältniß bieten die dienenden Klassen dar. Dagegen steht die Kriminalität der Handels- und Industrie-Bevölkerung über der durchschnittlichen, und verhältnißmäßig die meisten Angeklagten (vierzehn Prozent) lieferte der Theil der Bevölkerung, welcher keines oder nur schimpfliche Gewerbe treibt (drei Prozent der Einwohner).

Hieran schließt sich die Frage, wie stellt sich für die verschiedenen Kategorien der Angeklagten, welche nach ihren persönlichen Verhältnissen gebildet sind, die Zahl der Verurtheilten und der Freigesprochenen; eine solche Berechnung bezeichnet Quetelet als Kriminalitäts-Tabelle, rein objektiv gefaßt, zeigt eine solche Tabelle die Wahrscheinlichkeit, welche der einer jeden Kategorie Angehörige hat, freigesprochen zu werden. In dieser Tabelle steht der Gebildete günstiger, als der Ungebildete, denn über die Hälfte der gebildeten Angeklagten wurde freigesprochen, dagegen von den Analphabeten nur der vierte Theil; das weibliche Geschlecht steht günstiger, als das männliche, denn fast die Hälfte der angeklagten Frauen wurde freigesprochen, die älteren Leute günstiger, als die jüngeren, denn über ein Drittel der 40 Jahr alten Leute wurde freigesprochen, der Verheiratete günstiger als der Unverheiratete, der Inländer günstiger als der Ausländer, und endlich besonders günstig diejenigen, welche liberale Professionen treiben, denn von diesen wurden drei Fünftel freigesprochen. — Nach den Ermittlungen über die Monate, in denen die Verbrechen begangen worden sind, scheint es, daß Verbrechen gegen Personen im Allgemeinen im Spätsommer häufiger vorkommen, Verbrechen gegen Eigenthum verhältnißmäßig häufiger im Frühjahr.

Die Kompetenz der Kreisgerichte (Zuchtpolizeikammern) bezieht, außer den ihnen seit 1838 zugewiesenen Verbrechen, die sämmtlichen Vergehen und die Uebertretungen von Spezial-Gesetzen, so wie diejenigen Polizei-Uebertretungen, welche über fünfzehn Franck (vier Thaler) oder fünf Tage Gefängniß nach sich ziehen; ihre Thätigkeit hat sehr zugenommen: während der Jahre 1831 bis 1839 wurden 142,732 Sachen vor dieselben gebracht, in welchen 212,739 Personen angeschuldigt waren, in den Jahren 1840 bis 1849 betrug die Zahl der Zuchtpolizeisachen 218,509, die der Angeschuldigten 317,444,

Digitized by Google

unter diesen waren wegen Vergehen 162,478 angeschuldigt, also jährlich ungefähr der 2670ste Einwohner des Staats. Hat sich die Zahl der Angeklagten wegen Vergehen vermehrt, so hat dagegen auch die Repression zugenommen; in der niederländischen Zeit machten die von den Zuchtpolizeigerichten Freigesprochenen 24 Prozent der Angeschuldigten aus, in dem nächsten Dezennium ging ihre Zahl auf 22, in dem letzten auf 18 Prozent herunter. Unter den wegen Vergehen Angeschuldigten gehörten 42,768 oder etwa der fünfte Theil dem weiblichen Geschlechte an. 145,793 der Angeschuldigten wurden zu Gefängnißstrafe verurtheilt, die meisten auf kurze Zeit, 10,969 auf ein Jahr und darüber, 111,386 wurden in Geldstrafen, 2856 zur Confiscation bestimmter Gegenstände oder zur Civil-Entschädigung, 664 zur Einschließung in ein Correctionshaus verurtheilt, 2305 wurden (neben anderen Strafe) unter polizeiliche Aufsicht, 13,850 als Bettler und Vagabunden zur Disposition der Regierung gestellt. Nur gegen 6476 oder 3 Prozent der gefällten Urtheile wurde appellirt, in der Appellations-Instanz, d. h. durch die Kreisgerichte in den betreffenden Provinzial-Hauptstädten, bezüglich die Appellhöfe, wurden etwa vier Siebentel der Urtheile bestätigt; 888, in der ersten Instanz freigesprochen, wurden in der zweiten verurtheilt, 964 Verurtheilte wurden in der Appellations-Instanz freigesprochen, bei 579 fand Milderung, bei 1014 Verschärfung der erkannten Strafe statt. — Die Zahl der vor den Polizeigerichten verhandelten Sachen ist fast auf das Doppelte gestiegen, sie betrug in acht Jahren die 1839 95,551 (gegen 150,275 Angeschuldigte), in den folgenden zehn Jahren 189,448 (gegen 294,803 Angeschuldigte). Die Repression ist hier am stärksten, nur ungefähr 13 Prozent wurden freigesprochen; die Appellation ist gegen Erkenntnisse auf Gefängnißstrafe und auf Geldbuße von mehr als 5 Fr. gestattet; von den 695 Appellationen, welche im letzten Dezennium ergriffen wurden, hatten 218 die Freisprechung der vom Polizeirichter Verurtheilten; 151 Verringerung der Strafe zur Folge. — Bei den Zuchtpolizeikammern der preußischen Rheinprovinz wurden, nach den Ergebnissen der letzten drei Jahre, verhältnißmäßig ungefähr doppelt so viel Anschuldigungen verhandelt, als bei den belgischen Zuchtpolizeikammern Anschuldigungen wegen Vergehen; dafür dagegen die Zahl sämmtlicher bei den Gerichten der Rheinprovinz (einschließlich der Polizeigerichte) verhandelten Strafsachen verhältnißmäßig etwa das Sechsfache der bei den belgischen Gerichten verhandelten beträgt, hat seinen Grund hauptsächlich in der übermäßigen Zahl der bei den rheinischen Polizeigerichten verhandelten Holzdiebstähle und Forst-, Jagd- und Feldfrevel.

Die zweite Kammer des Cassationshofes, welche die Kriminalsachen bearbeitet, hat seit der Reorganisation bis Ende 1849 im Ganzen 2354 Sprüche gefällt; hierbei hat sie in Kriminal-, Corrections- und Polizeisachen 400 (im letzten Dezennium 197) Urtheile kassirt und 1220 (im letzten Dezennium 651) Cassationsgesuche zurückgewiesen. In Kriminalsachen insbesondere hat der Cassationshof im letzten Dezennium 50 Urtheile kassirt, 462 Gesuche zurückgewiesen, in Zuchtpolizeisachen 60 Urtheile kassirt, 130 Gesuche zurückgewiesen, so daß also verhältnißmäßig am meisten Cassationen in Polizei-Uebertretungssachen erfolgt sind und die Entscheidungen des Cassationshofes zu der Stärke der Repression bei den Gerichten im umgekehrten Verhältniß stehen.

Die Kosten der Strafrechtspflege (einschließlich der militairischen) haben im vergangenen Jahrzehnt 6,774,472 Fr. (jährlich im Durchschnitte 180,652 Thlr.) betragen; hiervon wurden gedeckt durch die Gerichtsgebühren 1,486,558 Fr., durch die Strafgelder 1,510,349 Fr., im Ganzen also 2,996,927 Fr. (oder jährlich im Durchschnitt 79,918 Thlr.).

Schließlich bleiben noch drei besondere Verhältnisse zu besprechen, die Statistik der Rückfälle, der gerichtlichen Polizei und der Untersuchungshaft. Die große Zahl der Rückfälligen giebt ein trauriges Zeugniß von der Unvollkommenheit des Strafsystems; unter den im vorigen Jahrzehnt vor den Assisen Erschienenen waren nicht weniger als 1434 (also 31 Prozent) wegen Verbrechen oder Vergehen, darunter 348 schon mit Zwangsarbeit oder Zuchthaus bestraft; die Frauen machten unter den Rückfälligen nur einen kleinen Theil aus (es waren 87). Die Wahrscheinlichkeit, verurtheilt zu werden, ist für den Rückfälligen besondere stark, nur 13 Prozent derselben wurden freigesprochen (während im Allgemeinen die Freisprechung bei 29 Prozent der Angeklagten stattfand). Unter 311 (im kontradiktorischen Verfahren) zum Tode Verurtheilten waren 120 Rückfällige, unter den zu lebenslänglicher Zwangsarbeit Verurtheilten machten die Rückfälligen sogar die Mehrzahl aus, ein Verhältniß, dessen Grund in der Bestimmung des belgischen Gesetzes gefunden werden muß, daß der Rückfällige mit der um einen Grad härteren Strafe belegt werden soll, die Todesstrafe mit eingeschlossen. Auch in Bestrafung der Rückfälligen hat die Repression seit der Aenderung der Zusammensetzung der Geschworenengerichte erheblich zugenommen. In den belgischen Tabellen ist die Zahl der früheren Bestrafungen der Angeklagten, und zwar nach den einzelnen kriminellen und correktionellen Bestrafungen, zusammengestellt; so wie die seit der Bestrafung bis zur neuen Anklage verflossene Zeit; hier mag bemerkt werden, daß 99 Männer und 6 Frauen schon fünf oder mehr Strafen erlitten hatten, und daß 14 Personen noch während der Strafzeit, 460 schon im ersten Jahre seit der Befreiung aufs neue in Anklagestand versetzt wurden. Unter den von den Zuchtpolizeikammern im vorigen Jahrzehnt Angeschuldigten waren 6 Prozent (19,352, darunter 3353 Frauen) schon bestraft. So groß diese Zahlen erscheinen, so sind sie doch nicht vollständig, denn sie enthalten nur diejenigen, bei welchen während des gerichtlichen Verfahrens die frühere Bestrafung konstatirt wird, in vielen Fällen jedoch wird dieselbe erst in den Gefängnissen und wahrscheinlich in vielen Fällen gar nicht bekannt.

Von den verschiedenen Behörden, welche die Ausübung der Polizei haben, den Bürgermeistern und Polizeikommissarien, den Friedensrichtern, Feldhütern, Waldhütern, gehen die Anzeigen der Verbrechen und Vergehen den Anwalten zur Verfolgung zu. 282,540 Klagen, Dokumente, Protokolle der Art nehmen im vorigen Jahrzehnt die Wirksamkeit des öffentlichen Ministeriums in Anspruch; von diesen wurden 179,733 direkt bei den Zuchtpolizeikammern zur Audienz gebracht und 65,073 dem Untersuchungsrichter übergeben. Bei den Untersuchungsrichtern gingen im vorigen Jahrzehnt im Ganzen 86,107 Sachen ein, von denen sie 54,817 den Rathskammern vorlegten; die Rathskammern verwiesen hiervon 35,479 vor die Zuchtpolizeikammern, 3826 als Kriminalsachen vor die Anklagekammern. Die Zahl der Entscheidungen der Anklagekammern war im vorigen Jahrzehnt 3791, sie brachten 2994 Sachen vor die Assisen, 434 vor die Zuchtpolizeikammern. — Die Verfolgung wurde aufgegeben von der Anwaltschaft in 54,040 Sachen, von den Instructionsrichtern in 5553, von den Rathskammern in 14,665 Sachen, von den Anklagekammern in 346. Hiervon blieben wegen Unkenntniß der Person des Thäters unverfolgt 9607 Verbrechen, 10,165 Vergehen und 854 Uebertretungen von Spezialgesetzen und Polizeiverordnungen. Dieses Verhältniß ist günstiger als das des vorigen Dezenniums, denn in den Jahren 1832 bis 1839, bei einer verhältnißmäßig viel geringeren Zahl von Anklagen, blieben 5264 Verbrechen wegen Unkenntniß der Person des Thäters unverfolgt, es hat sich mithin neben einer bedeutenden Zunahme der Zahl der Verbrechen überhaupt (anscheinend um ungefähr zwei Drittel) zugleich die Wirksamkeit der gerichtlichen Polizei erheblich (nämlich im Vergleich mit der gleichzeitigen Zahl der Verbrechen anscheinend wohl um ein Sechstel) verbessert. Noch immer aber ist das Verhältniß zwischen der Zahl der Bestrafungen und derjenigen Verbrechen, wegen deren keine Bestrafung eintreten konnte, ein erschreckendes; bedenkt man, daß im letzten Jahrzehnt bei 307 Morden und Todtschlägen wegen Unkenntniß der Person des Thäters keine Anklage stattfinden konnte, während gleichzeitig 454 Anklagen erhoben wurden, bei denen 235 das Urtheil das Vorliegen des Verbrechens bestätigte, bedenkt man ferner, daß 1554 Brandstiftungen wegen mangelnder Kenntniß der Person der Thäter unverfolgt blieben, während wegen 137 die Anklage eintrat, bei deren 88 die Jury das Vorhandensein des Verbrechens aussprach, so wie daß die Zahl der aus demselben Grunde nicht verfolgten Diebstähle (7314) wohl gleichfalls der Zahl der verfolgten Diebstähle gleichkömmt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die belgische Gerichtspolizei ihrem Zwecke die jetzt nur unvollkommen Genüge leistet. Es sind dies Verhältnisse, deren Klarlegung unerfreulich, aber gerade deshalb wichtig ist, und es ist dankenswerth, daß die belgische Regierung durch die Veröffentlichung der Tabellen der Thätigkeit der gerichtlichen Polizei die Vergleichung derselben mit den Leistungen der eigentlichen Kriminal-Justiz ermöglicht.

Nicht minder gerecht es der belgischen Regierung zur Ehre, daß sie die Ermittelungen, welche die Untersuchungshaft betreffen, der Oeffentlichkeit nicht entzieht. Nach der bisherigen belgischen Gesetzgebung war das Verhaftungsrecht dem zur Untersuchung Gezogenen gegenüber sehr ausgedehnt, man kann allgemein sagen, daß die Verhaftung gestattet war, sobald der Angeschuldigte wegen einer Vergehens vor die Zuchtpolizeikammern gestellt werden sollte, welches mit Gefängnißstrafe bedroht war; ein Gesetz vom Jahre 1852 hat diese Befugniß sehr eingeschränkt und hat vorgeschrieben, daß in der Regel der wegen Vergehen Angeschuldigte in Freiheit belassen werden soll. Im vorigen Jahrzehnt wurden von 348,952 zu Untersuchung Gezogenen nicht weniger als 84,116, also fast der vierte Theil verhaftet, von diesen wurden 11,097 durch die Rathskammern, 414 durch die Anklagekammern in Freiheit gesetzt (im Ganzen hatten die Rathskammern bei 26,135, die Anklagekammern bei 662 Angeschuldigten die Untersuchung aufgehoben). Von den 67,990 Verhafteten, über welche die Zuchtpolizeikammern erkannten, wurden 8141 freigesprochen oder wenigstens nicht zu Gefängnißstrafe verurtheilt, von den 4625 Verhafteten, über welche die Jury erkannte, wurden 1360 freigesprochen; hierzu kömmt, daß noch 217 Verhaftete in der Appellations-Instanz freigesprochen wurden, so daß im Ganzen 21,229 oder ein Viertel aller Verhafteten als nicht schuldig entlassen worden sind. Bei 3639 Verhafteten hatte die Untersuchungshaft über drei Monat gedauert, von diesen wurden 1119 nicht

Digitized by Google

zu Gefängnißstrafen verurtheilt; von 90 Personen, welche länger als ein Jahr verhaftet gewesen, wurden 24 freigesprochen. Und dies ist das Verhältniß in Belgien, einem Staate, der sich schon früher in Betreff der Achtung vor der persönlichen Freiheit eines nicht nachtheiligen Rufes erfreute; allerdings lag die Schuld so vieler ungerechtfertigter Verhaftungen darin, daß die Gesetzgebung für die Zulässigkeit derselben einen zu großen Spielraum gewährt hatte; dies ist jetzt beseitigt, und wir werden nicht irren, wenn wir in der statistischen Feststellung der Thatsachen den hauptsächlichen Anlaß erblicken zu diesem so wichtigen Fortschritt in der Sicherstellung der persönlichen Freiheit.

K. St. B.

England.

Die Shelleyisten in England.

Der unglückliche Dichter des „Prometheus", der, ein Verbannter, in Italien starb, wurde bei seinem Leben durch den puritanischen Pietismus in England: cant, unerbittlich verfolgt, ja, man schrute sich, seinen Namen unter ehrbaren Leuten auszusprechen; und jetzt, zwanzig Jahre nach seinem Tode, ist sein Name das Feldgeschrei der neueren Poesie, und ein Mitglied der höheren Aristokratie, Mr. Zane, ein Sohn des Grafen von Westmorland, sprach voriges Jahr gränzenlose Bewunderung für Shelley aus, ohne daß ihn deshalb Tadel getroffen hätte. Seit der Zeit hat die gerechte Würdigung des Dichters immer zugenommen, und er steht jetzt an der Spitze der neuesten poetischen Schule; seine Schüler ergänzen ihn mehr, als sie ihn fortsetzen. Was dem lebenden Shelley fehlte, wurde dem todten durch seine Epigonen gegeben. Zur vollendeten Harmonie der schönen Natur des Dichters fehlte der Glaube, und das beleidigt mehr noch unser intellectuelles und plastisches, als unser moralisches Gefühl. Shelley, als Gläubiger, würde mehr identisch mit sich selbst gewesen sein, denn in ihm ist ein Ueberfluß an christlichen Eigenschaften; durch seine Schule erhält er erst seine wahre Bedeutung. Seine Schüler sind alle gläubig oder doch nach dem Glauben strebend. Alle sind frei von Hochmuth, jener unüberfreiglichen Scheidewand zwischen dem Menschen und Gott. Sie sind keine Zerstörer, aber Forscher; zugleich ernst und enthusiastisch, beten sie die Wahrheit in ihren einzelnen Manifestationen an, die ihnen als Stufen zur Erkenntniß des Absoluten dienen, und sie erkennen kein anderes Recht, als das Leben.

Der Umschwung der Ideen über Shelley rührt zum Theil von Carlyle her, viel auch von der Verbreitung der deutschen Literatur in England; mehr aber noch von plötzlich hereinbrechenden Lichtstrahlen im Reiche der Geister, von denen Niemand weiß, woher sie kommen, und die uns recht offenbar werden, wenn wir das Urtheil der Zeitgenossen Shelley's über ihn mit dem der jetzigen Generation vergleichen.

Es war ein großer Irrthum, daß man Shelley einen Materialisten nannte, einen Geist der Negation, den das Unendliche nicht anzieht, den sein inneres Gefühl gegen die erniedrigende Idee der Vernichtung schützt. Shelley suchte überall das Unendliche; alles Endlichen betrübte, der Begriff des Nichts erschreckte ihn. Wie alle religiöse Seelen, fand er auf Erden keine Befriedigung, alle seine geistigen Kräfte strebten über sie hinaus. Wie konnte er Materialist sein?

Excelsior! dieser Ausruf ist der echte Name Shelley's, den der amerikanische Dichter Longfellow ihm gegeben. Die lichte Gestalt, die immer aufwärtsstrebt und deren entfaltetes mystisches Banner ihm als Flügel dient, ist die Devise der neueren angelsächsischen Dichtergeneration. Shelley ist ihr Vorläufer wie ihr Typus. Schauen, um zu glauben, ist das Ziel ihres Strebens, von keinen menschlichen Rücksichten gehindert, nur durch den Tod begränzt. Wo englische Sprache ertönt, kennt man auch das Gedicht von Longfellow, von dem ein berühmter schottischer Kritiker, Gilfillan, höchst originell sagt: „Wir können uns keine Ideale Welt mehr denken ohne das Gedicht „Excelsior", so wenig wie ohne Iliade, ohne Kosmos und ohne Sommernachtstraum!"

Matthew Arnold und Alexander Smith, die beiden Shelleyisten der neueren Zeit, sind sehr von einander verschieden. Der Letztere ist zügelloser Romantiker; Ersterer, ein Sohn des berühmten Pädagogen Dr. Arnold, dichtet im strengsten klassischen Geschmack, wozu ihn seine Erziehung und sein Studium befähigen, während Alexander Smith nur wenige Musestunden hatte, um sein Talent auszubilden. Er war in Glasgow, einer großen, nüchternen schottischen Stadt, Waarenauffeher, und sein Tagewerk bestand in Rechnungführen und Waarenverzeichnen. Ein zweiter Freiligrath — ehe politischer Wahnsinn den Charakter dieses deutschen Dichters wie seine Poesie vernichtete — versetzte Alexander Smith sich aus der merkantilischen Welt in eine Welt der Phantasie und gab einen Band Gedichte heraus, die bald in Kalkutta wie in Jamaika, in Sydney wie in Quebec von der Leswelt verschlungen wurden. Der zwanzigjährige Dichter erregte durch seine Klagen über das merkantilische Leben, das er führen mußte, so allgemeine Theilnahme, daß er eine Stelle als Secretair an der Universität zu Edinburg mit hundertfünfzig Pfund Sterling Gehalt bekam. Er steht an der Spitze der Dichter, die den Materialismus angreifen. Ein Kämpfer für den Ernst des Lebens, hat er nach Shelley das größte Recht, sich die Devise Longfellow's, „Excelsior", anzueignen; besonders gilt das von seinem Gedicht „Drama des Lebens", worin ein jugendlicher Faust ohne Mephistopheles erscheint, und ein Gretchen, die zuletzt die glückliche Gattin des Reuigen wird.

Alexander Smith besitzt die lyrische Kraft Shelley's, Matthew Arnold seine klassische Kunst. Das dramatische Gedicht des Letzteren: „Sohrab und Rustum" bekundet ein eifriges Studium des Aeschylus. Ein zweites, „Tristan und Isolde", behandelt dieselbe leidenschaft- und phantasiereiche Erzählung, die uns zuerst Gottfried von Straßburg mittheilte und später Immermann mit Glück behandelte. Diese neueren englischen Dichter können neben der geheimnißvollen Devise „Excelsior" das Wort „Lebensernst" als solche tragen. Die Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen hat bei ihnen den höchsten Grad erreicht, und sie bilden dadurch einen schroffen Gegensatz zu den Lebemännern, die ihren Homer in Byron finden, die Alles verspotteten, was der menschliche Geist nicht begreifen konnte, und ihre Sünden mit der unbefriedigten Sehnsucht ihrer Seele entschuldigten, wie Byron von Sheridan singt:

Was Laster scheint,
Ist oft nur Weh, das tief im Busen weint.

Die neueren englischen und amerikanischen Dichter Carlyle und Longfellow, Browning, Emerson, Hawthorne, Tupper und Alexander Smith erheben alle die Pflicht und das Gesetz, und keine Spur von Empörung dagegen ist bei ihnen zu finden. Sie sind alle vom Geiste der Entsagung aller Lebensgüter, vom Durste nach Wahrheit, von dem Verlangen nach Thätigkeit beseelt; alle haben sich vom Fürsten dieser Welt losgemacht:

Ein heilig Band vereinigt sie: sie haben
Sich unbefleckt erhalten von der Welt.

Mannigfaltiges.

— Vorlesungen über Kunst und Alterthum in Paris. Herr Beulé, der französische Archäolog, der vor einigen Jahren so glückliche Ausgrabungen an der Akropolis von Athen bewirkte, ist der Nachfolger des verstorbenen Raoul Rochette auf dem Lehrstuhle der Alterthumskunde in Paris geworden und hat am 16. Januar im Jodialus-Saale der Kaiserlichen Bibliothek seine Vorlesungen, und zwar über die Geschichte der griechischen Kunst zur Zeit des Pisistratus, eröffnet. In seinem Einleitungs-Vortrage gedachte Herr Beulé neben seinem berühmten Lehrer und Vorgänger auch der Verdienste der deutschen Alterthumsforscher, namentlich Winckelmann's, den er den glorreichen Märtyrer, und Otfried Müller's, den er den Fürsten der Archäologie nannte. Der Vortrag scheint einen überaus günstigen Eindruck auf die zahlreich versammelten Zuhörer gemacht zu haben.

— Chinesische Literaten. Der französische Missionär Huc, der über Thibet und China sehr interessante Reiswerke veröffentlicht hat, sagt darin unter Anderem Folgendes über die Stellung der unvermögenden Literaten in China: „Der Stand der Literaten ist hier sehr verbreitet, und die meisten sind ohne alles Vermögen. Sie bekleiden kein öffentliches Amt, bilden aber eine Klasse für sich und führen eine schwer zu beschreibende Lebensweise. Eine wirklich ernste Arbeit sagt weder ihrem Geschmacke zu, noch würde sie mit ihrer sonstigen Lebensgewohnheit übereinstimmen. Sie halten es unter ihrer Würde, sich mit so niederen Dingen, wie Handel, Gewerbe oder Ackerbau, zu beschäftigen. Nothwendigerweise werden sie daher Schulmeister oder Doktoren, oder suchen sie sich irgend ein untergeordnetes Aemtchen bei den Gerichten zu verschaffen. Viele treiben sich ganz einfach als Abenteurer umher, indem sie auf mancherlei Weise, und zwar immer auf Kosten des Publikums, ihr Leben fristen. Diejenigen, die in großen Städten wohnen, haben gewöhnlich das Ansehen heruntergekommener, reicher Leute. Oft wissen sie von den reichen Kaufleuten und Mandarinen Geld zu erpressen, welche Letzteren, da sie fast immer Etwas auf dem Gewissen haben, sich gern mit Leuten zu verhalten suchen, die Nichts zu verlieren haben und stets bereit sind, sich auf Unternehmungen gegen sie einzulassen. Manche dieser Literaten leben auch von ihrer Feder, die sie oft mit wunderbarer Geschicklichkeit zu führen verstehen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. — Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Erscheint wöchentlich 6 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., worüber das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Postanstalt, in Berlin bei Otto Lenz, Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedit. Brennan, Wallnerstraße, Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 16. Berlin, Dienstag den 6. Februar **1855.**

Frankreich.

Das Schulwesen in Frankreich.

Der neue Studienplan für die Lyceen.

Die von dem französischen Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn Fortoul, an die Rektoren erlassene General-Instruction über die Ausführung des neuen Studienplans für die Lyceen ist ein Aktenstück von eben so umfassender und eingreifender Wichtigkeit, wie die Besprechung desselben von Seiten des gelehrten Sainte-Beuve im Moniteur sich durch ihre ruhige und unbefangene Darstellung vortheilhaft empfiehlt. Wir theilen diese Betrachtungen, die im gegenwärtigen Augenblicke auch für Deutschland ein großes Interesse darbieten, hier im Wesentlichen mit.

. . . . . „Mit jedem Tage weiß und sieht Jedermann klarer, was die moderne Gesellschaft ist und welche mühevolle Pflichten sie Jedem fast beim Austritt aus der Kindheit auflegt. Wenige junge Leute können zu ihrem Glücke einen Stand, ein Gewerbe entdehren; und selbst die es könnten, fühlen schon früh, oder die Familie fühlt es an ihrer Stelle, daß sie so thun müßten, als sei irgend ein Beruf für sie unentbehrlich. Aber welchen Beruf soll der Jüngling wählen? Alle Bahnen sind Allen offen, und ein in seinem Urgrund lobenswerther Ehrgeiz — vorausgesetzt, daß er mit den Mitteln in keinem zu starken Mißverhältniß steht und sich auf eine ehrliche Kraftanstrengung stützt — treibt Jeden, vorwärtszukommen, zu steigen oder mindestens die Seinigen vorwärtszubringen und seine Kinder auf eine Stufe zu heben, die er selbst nicht hat erreichen können. Daraus entsteht nun ein Wettlauf Aller auf denselben Studienwegen zum Ziele eines Berufes, der gerade ganz besonderd im Schwunge ist; daher die Ueberfüllung auf mancher Bahn. Die langen Friedensjahre hatten diesen Uebelstand aufs Höchste gesteigert: den ausgezeichneten und von Eifer beseelten Männern, die während dieser übrigens blühenden Jahre dem Unterrichte vorgestanden hatten, entging dieser Uebelstand nicht, und sie sahen die Gefahren voraus. Man hatte die wachsende Zahl der Kandidaten auf den sogenannten „Carrièren libérales" dadurch zu vermindern gesucht, daß man nur die wahrhaft Befähigten zuließ; die auferlegten Prüfungen wurden ernster, schwieriger; man rückte die Schranken höher, daß nicht Jeder darüber wegsehen könnte. Andererseits jedoch war bei einem großen Theil dieses Bedürfniß eines Berufes nicht getrennt von dem Trachten nach einem Amt, einer Stelle; und da hier das Gedränge, die Ueberfüllung überhand gewonnen, mußte man die Bedingungen und Schwierigkeiten häufen, eine Art Barre setzen: Schulzeugnisse, Diplome wurden beim Eintritt zu dem geringsten administrativen Amte abgefordert; und diese Diplome, oft in Mißverhältniß mit dem Ziel der neuen Laufbahn, wurden in vielen Fällen zu einem Hinderniß. Die Universität, berühmte Männer der Wissenschaft an der Spitze, mit tüchtigen Lehrern besetzt, ließ in Bezug auf Gründlichkeit und Umfang der klassischen Studien nichts zu wünschen; auch die Ansprüche der höheren Wissenschaften fanden volle Befriedigung. In einer Gesellschaft indessen, wo die industriellen Künste täglich weiter nun sich greifen und in das Leben eindringen — wo die Naturwissenschaften mit ihrer tausendfältigen Anwendung sich in die Welt theilen — wo tausend gesetzlich zulässige Wege der Thätigkeit und der Intelligenz offen lagen: in einer solchen Gesellschaft war es schwer, bisweilen peinlich, eine Wahl zu treffen. In Frankreich übt das Prinzip des Nachrufens, so zu sagen, der Stachel der Gleichheit, eine mächtige Gewalt: man will nicht weniger gelten, als der Nachbar; man stellt sich nicht gern selbst das Armuthszeugniß aus. Mit gutem Kopf und angestrengter Arbeit konnte man allerdings die Heerstraße einhalten, die ganze Strecke der klassischen Studien durchlaufen und, wenn man den Willen dazu hatte, bei Zeiten noch in aller Hast die Richtung auf die Spezial-Studien einschlagen, die in die gelehrten Hochschulen einführen; allein hier galt es: Alles oder Nichts; ein falscher Schritt am Ziel, und der ganze Lebensplan scheiterte. Mit jedem Tage wurde die Aufgabe schwieriger, seine Thätigkeit zwischen die geistig veredelnden klassischen Studien und die positiven Wissenschaften zu theilen. Um auf der Bahn des Großhandels und der höheren Industrie ein nützlicher Mensch zu werden, mußte man den Schulen Roms und Griechenlands den Rücken kehren. Viele Jünglinge indeß fanden sich darein; die Familienväter aber mochten sich nicht darein finden und zwangen ihre Kinder in Bahnen hinein, für die sie keinen inneren Beruf hatten, auf denen sie sich mit Widerwillen hinschleppten.

Und selbst die glücklich Begabten, die mit Erfolg den Weg des klassischen Alterthums einschlugen, nun sich später den sogenannten liberalen Berufen zuzuwenden, mußten es durch ihr ganzes Leben schmerzlich empfinden, in Dingen völlig unwissend zu sein, deren Kenntniß für das praktische Leben täglich nützlicher und unerläßlicher wurde. Wohl weiß ich, daß Sokrates seiner Zeit den Sophisten, den eingebildeten Weisen, die über den Urgrund der Dinge, über die Winde, das Wasser, die Jahreszeiten ins Blaue philosophirten, den Rücken kehrte. Sokrates hatte Recht, sich mit der schlechten Physik und den unreifen Hypothesen seiner Zeit nicht zu befassen, um sich ausschließlich mit dem inneren Menschen zu beschäftigen und ihm das berühmte: Kenne Dich selbst! zu predigen. „Es ist sehr einfältig", sagt der in diesem Punkte ganz sokratische Montaigne, „unsere Kinder zu lehren, was die Fische, die Gestirne, die achte Sphäre bewegt, bevor sie wissen, was sie selbst bewegt." Auch Montaigne war im Rechte, daß er das Studium der Moral der theilweise falschen Astronomie seiner Zeit vorzog. Heutzutage aber ist keine Rede von einem Opfer; denn eine wahre Wissenschaft, die Wissenschaft Galilei's, Pascal's, Descartes', Newton's, Harvey's, Franklin's, Lavoisier's, Cuvier's mit ihren sichtvollen und sicher leitenden Methoden, ist ins Leben getreten. Die Beobachtung und der Versuch bilden den Ausgangspunkt und die fortdauernde Kontrole; die Induction und die Logik treten herzu mit mehr oder weniger Vorsicht und Gewißheit, je nach der Natur der Objekte und nach der Ordnung der Thatsachen. Hier ist also ein ganz anderes Studium mit der Denkthätigkeit des Sokrates zu paaren; ein Studium, das sie nicht kreuzt, sondern ihr freundlich die Hand bietet, um gemeinschaftlich den Weg der Weisheit und der wissenschaftlichen Klarheit zu verfolgen.

Geben wir uns ehrlich Rechenschaft von dem wirklichen Zustand der Welt und der Gesellschaft, in der wir leben. Die Wissenschaft ladet uns von allen Seiten ein und umgiebt uns mit ihren Schauspielen und Wirkungen, die für uns keine Geheimnisse mehr sein können. Wir kennen die Oberfläche unserer Erdkugel. Blicken wir nach oben; wie kömmt es, daß wir uns so leicht darein finden, die Topographie des Himmels nicht zu wissen? — So war es indeß zu allen Zeiten; was aber unsere Zeit charakterisirt, ist die beständige Anwendung der Wissenschaft auf Alles, was das Leben verschönert und vervollkommnet: die Beleuchtung und Erwärmung unserer Zimmer, das Wasser, das von selbst bis in die höchsten Stockwerke steigt, das Spiel des Lichtes und der Sonnenstrahlen, worin unsere Bilder sich zauberisch abspiegeln, die raschen Nachrichten, die wir von fernen theuren Wesen mit Blitzesschnelligkeit erhalten, die gezähmte Wuth des Dampfes, der uns mit dem Fluge des Gedankens fortreißt — alles das wißt uns in jedem Augenblick ein Problem vor, das nur die Geistesträgheit nicht bewegen und zur Lösung anspornen kann. In diesen Materien aber, wenn man sich nicht mit bloßen Worten abfinden will, ist die Kenntniß der Elemente der Wissenschaft, ja, mehr als Einer Wissenschaft vonnöthen. Nun denn, Ihr seid fünfzehn, achtzehn Jahr alt, Ihr versteht Euren Virgil, Homer, Tacitus, und von den Sachen, die Eure Neugierde reizen, die Euch in die Augen springen, wollt Ihr keinen Begriff haben! Fürwahr, nur ein Indianer würde Euch dann in der Indolenz übertreffen.

Aber Ihr habt eine Vorliebe für die moralische Welt, für den Gedanken, für den Ausdruck der Empfindungen. Sie sind gerade meßgebend Eure Neigungen, Eure Lieblingsbeschäftigungen! Indeß sei es Euch ungewehrt, Eure Freude daran zu haben und sie durch die Macht Eures Wortes auch in Euren Jüngern zu wecken; aber Ihr müßt Eure Günstlinge nicht außer ihrer Sphäre aufzuzwingen suchen; besonders, wenn es sich nicht darum handelt, sie zu verdrängen, sondern ihnen die Gefährten anzuschließen, wie sie das Gesetz der Zeit gebieterisch fordert.

Digitized by Google

In jenen parlamentarischen Kämpfen, wo die Frage des öffentlichen Unterrichts debattirt wurde — wie viel mal standen da die unparteiischen Geister einander feindlich gegenüber! Arago vertheidigte die Wissenschaften gegen die gelehrten Sprachen; so lange er von der Wissenschaft sprach, hatte er Recht; verletzend wurde er erst, wenn er auf Tod und Leben das angriff, was er nur hätte begränzen und einschränken sollen. St. Marc Girardin wiederum vertrat die klassischen Studien mit seiner Autorität und der ihm eigenen Anmuth; wir, die wir noch von der alten Welt sind — mit dem Herzen stimmten wir ihm bei; unsere Vernunft jedoch, unser gesundes Urtheil mußte das Wahre in den positiven Behauptungen des Gegners anerkennen.

Es drohte Gefahr, wenn die Frage noch lange in dem Stande der Schwebe und des Kampfes geblieben wäre. Bei der hereinbrechenden politischen Revolution stand zu besorgen, der Tempel der Klassizität würde mit Sturm genommen werden. In solchen Momenten läßt man sich auf keine ausgleichende Verständigung ein: die Gegensätze sind mehr geneigt, einander zu unterdrücken, als sich zu versöhnen. — Die Frage, abgelöst von allen zufälligen Beiwerk, in ihrem wesentlichen Kern gefaßt, stellte sich damals so heraus: Soll die Erziehung in Frankreich nach ihren Prinzipien und nach ihrer Form ganz so bleiben, wie sie zu den Zeiten des guten Rollin war? Oder soll sie abgeändert, mehr als abgeändert, soll sie durch und durch umgestaltet und auf andere Grundlagen gesetzt werden, wie es ausgezeichnete Männer, wie es schon Franklin zu seiner Zeit forderte?

Franklin, dünkt uns, ist ein Name, dessen sich Gegner, wie Rollin und Quintilian, nicht zu schämen haben. Franklin nun — allerdings hat er zunächst Amerika im Auge, wirft aber auch einen Seitenblick auf Europa — spricht sich in sehr unehrerbietiger und spöttischer Weise über das Erziehungswesen aus, das unter seinen Augen noch immer vorherrschte. Man höre:

„„Es giebt in der Menschheit ein unerklärliches Vorurtheil zu Gunsten alter Bräuche und Gewohnheiten, die auch dann fortdauern, wenn die Umstände, die jene nützlich gemacht hatten, längst aufgehört haben. Ich könnte dafür tausend Beispiele anführen, doch mag einer genügen. Es gab eine Zeit, wo man den Hut für einen nützlichen Theil des Anzugs hielt; er hielt den Kopf warm, schützte ihn vor Sonne, Regen, Schnee, Hagel u. s. w. — Der Hut, im Vorbeigehen gesagt, gehört übrigens nicht zu den ältesten Kleidungsstücken; denn unter den unzähligen Resten aus dem Alterthum, an den Büsten, Statuen, Basreliefs, Schaumünzen, sieht man sich vergeblich nach einem Hut auf dem Kopf einer menschlichen Figur um; der Kopf mußte denn einem Soldaten gehören, in welchem Falle er mit einem Helm bedeckt ist und augenscheinlich nicht als Bestandtheil des gewöhnlichen Anzuges, sondern als Schutzmittel gegen Stoß und Streich im Kampfe dient. Dem sei, wie ihm wolle, wir wissen nicht, um welche Zeit die Hüte aufkamen; so viel ist indeß gewiß, daß sie im letzten Jahrhundert durch ganz Europa in allgemeinem Gebrauch waren. Nach und nach jedoch, wie die Perücken und die zierlichen Haarputze in Schwung kamen, unterließen es die Leute comme il faut, um nicht den kunstvollen Lockenbau zu zerstören oder die Puderschicht aus dem Haar zu verwischen, den Hut aufzusetzen; die Regenschirme fingen an, das Amt des Hutes zu vertreten, und doch galt dieser noch immer für ein so wesentliches Toilettenstück, daß ein Weltmann sich nicht für anständig gekleidet ansah, wenn er nicht einen Hut oder etwas dem Aehnliches unter dem Arme trug; so daß es eine ziemliche Anzahl seiner Leute an allen Höfen und in allen Hauptstädten Europa's giebt, die niemals, weder sie, noch ihre Väter, einen Hut anders als unter dem Arm getragen hätten, obgleich der Nutzen einer solchen Mode kaum einzusehen ist, ja, Mancher sogar diese für sehr lästig halten dürfte.

„„Nun denn, den vorherrschenden Brauch in den Schulen unserer Tage, alle unsere Kinder ohne Unterschied Lateinisch und Griechisch zu lehren — ich kann ihn unter keinem anderen Gesichtspunkt betrachten als den Hut unter dem Arm der modernen wissenschaftlichen Bildung.““

Fein in der Form war das, wie von Franklin zu erwarten ist, aber von so derbem und radikalem Inhalte, daß dieser Alles aufwiegt, was wir jemals in diesem Sinne über den Gegenstand gehört haben. Franklin hatte sich in diese Idee so verbissen, daß er sie bei jeder Gelegenheit nur in leicht abgeänderten Ausdrücken immer wieder an den Mann zu bringen suchte. Nimmer, das hoffe ich, konnte ein so völliger Bruch mit der Vergangenheit in Frankreich zu Stande kommen, in dem Frankreich, wo der Geist der Literatur sein Vaterland, wo die Tradition des Talents ihre Altäre hat, wo das Gefühl der klassischen Schönheit und der römischen Größe so tief in unsere nationalen Adern gedrungen ist. Dennoch gestehe ich meine Besorgniß: Wenn Franklin mit seinem System Rollin und seiner religiösen Verehrung der Alten gegenübergetreten und es zum offenen Kriege gekommen wäre — ich weiß nicht, wie sich der gute Rektor aus der Sache gezogen, wie er den unbedingten und fortdauernden gesellschaftlichen Nutzen seiner Methode vertheidigt, wie er es angefangen hätte, uns zu überzeugen, daß damit allen Bedürfnissen der wirklichen Welt und des modernen Lebens genügt wäre. So viel ist gewiß, der Philadelphische Buchdrucker, obgleich er nicht in allen Punkten im Recht ist, hätte öffentlich leichtes Spiel mit einem Gegner gehabt, den all seine edlen Studien nicht abgehalten, den Verzückungen beizuwohnen und an die Mirakel des Kirchhofes von St. Medardus zu glauben.

Gott sei Dank, die Alternative hat sich niemals in so schroffen Gegensätzen hingestellt, und es wird der gegenwärtigen Regierung und ihrer unparteiischen Weisheit zur Ehre, wie dem Herrn Minister des öffentlichen Unterrichts zu hohem Verdienste angerechnet werden, zu rechter Zeit den Stoß aufgehalten und, bevor der Zwist in Erbitterung ausgeartet, die Versöhnung herbeigeführt zu haben. Dringender, als jemals, stellte sich die Forderung heraus, alte und neue Bildung zu vereinigen, nach einem unparteilichen Verfahren die akademischen Grade zu ertheilen und offen in richtiger Ueberreinstimmung zu lehren. Derartige Reformen kann nur die Zeit bewähren und würdigen; ich will nur auf die gegenwärtige Ministerial-Instruction, als auf ein Zeugniß wahrhafter Pietät gegen jede menschliche und göttliche Wissenschaft und liebevoller Theilnahme für die Jugend, anerkennend hinweisen.

Indem Herr Fortoul bis in die kleinste Einzelnheit den ganzen Studienkreis durchläuft, von den ersten Anfängen bis hinauf zu der rhetorischen und logischen Klasse, ist er bemüht, auseinanderzusetzen, in welchem Geiste und nach welchem Maße jeder Unterrichtsgegenstand geleitet und gehandhabt werden soll. Bei einer solchen Mannigfaltigkeit der Materien und da, wo die anscheinend kleinlichsten Einzelnheiten nicht übersehen werden dürfen, mußte sich der Minister — und er erkennt es gern an — auf die Berichte und Erinnerungen der General-Inspektoren berufen und stützen; er vereinigte die Ergebnisse ihrer Praxis mit denen seiner reichen Erfahrung, die er an der Universität gemacht. . . . Ausgerüstet mit den sicheren Elementen, die ihm sprachfähige Männer der verschiedenen Fächer geliefert haben, und sie in seinem Geiste lichtvoll zur Einheit zusammenfassend, legt der Minister den Lehrern aller Unterrichtszweige klar vor Augen, was man von ihnen erwartet; ja, er stellt ihnen ein Muster der Klasse auf, die sie zu bilden haben.

(Schluß folgt.)

Pariser Literatur-Briefe.

1855. Erster Brief.

(Schluß.)

Eigenthümlich nimmt sich mitten unter diesen modernen Gebäuden der alte gothische Thurm von St. Jacques la Boucherie aus. Dieser Thurm, Ueberbleibsel einer im funfzehnten Jahrhundert sehr bedeutenden Kirche, befand sich gerade in der Linie der neuen Straße, und die Stadt beschloß, dieses architektonisch merkwürdige Denkmal nicht allein stehen zu lassen, sondern es auch vor dem Verfall zu bewahren. Freilich kostet diese archäologische Caprice der Stadt die Kleinigkeit von achttausendtausend Francs.*)

Der Bau des Louvre geht mit Riesenschritten seiner Vollendung entgegen. Der große Verbindungsflügel in der Rue Rivoli steht völlig unter Dach, mit Ausnahme des dermaligen Pavillons gegenüber dem Palais Royal. Die beiden neuen Flügel auf dem Carroussellplatze stehen ebenfalls bis zu ihren obersten Balustraden fertig da, und nur die Dome, welche die einzelnen Pavillons krönen sollen, harren ihrer Vollendung. Der Kaiser will durchaus, daß zu Zeit der Ausstellung äußerlich kein Baugerüst zu sehen sei, und es scheint, daß dieser Wille entsprechend vollführt werden wird.

Indem ich einen Bericht über das Theater mir vorbehalte, bemerke ich einstweilen nur, daß die große Oper seit einigen Wochen, an Stelle des entlassenen Herrn Roqueplan, Herrn Crosnier, früheren Direktor der komischen Oper und gegenwärtig Mitglied des gesetzgebenden Körpers, zum Direktor oder vielmehr, wie es offiziell heißt, zum General-Administrator erhalten hat. Die Journale loben seine ehemalige Thätigkeit bei der komischen Oper. Indessen wird die Praxis erst zeigen, ob Herr Crosnier mehr als sein Vorgänger im Stande ist, der großen Oper ihren alten Glanz wiederzugeben.

Die literarische Welt beschäftigt sich mit der von Herrn Guizot kürzlich in der Académie des sciences morales et politiques gehaltenen Rede. Ich glaube Ihnen dieselbe um so mehr wörtlich mittheilen zu müssen, als der ultramontane Univers vor kurzem eine sehr wüthende Polemik dagegen eröffnet hat.

„Zwei Männer von hohem Geiste und edlem Charakter, lange Zeit Freunde und ganz geschaffen, es immer zu bleiben, jedoch durch die unglücklichen Zeiten und durch die unverdiente Ungerechtigkeit der politischen Leidenschaft entzweit, nämlich die Herren de Serre und

*) Mit dieser Summe ist das architektonische Monument, das einen überaus imposanten Eindruck in der modernen Palast-Straße macht, keineswegs zu theuer bezahlt. D. R.

Digitized by Google

Royer-Collard, besprachen im Jahre 1821 in der Deputirtenkammer eine Reform-Maßregel in Betreff unserer Kriminalgesetze. Letztere war im Interesse der Ordnung und der Autorität der Regierung vorgeschlagen worden, Herr de Serre, welcher dieselbe in seiner Eigenschaft als Justizminister vertheidigte, sprach von den Gefahren, in welche der Dünkel der Theorie den Gesetzgeber zu stürzen im Stande sei. Ich kenne so gut wie irgend Jemand, entgegnete Royer-Collard, den Dünkel und die Gefahren der Theorie, allein es existirt auch in der Absicht, sich derselben unbedingt zu entledigen, jene überaus dünkelhafte Anmaßung, welche meint, daß man nicht zu wissen brauche, was man sagt, wenn man spricht, oder was man thut, wenn man handelt.

„Das, meine Herren, ist auch die beste und die einzige Antwort, welche man denjenigen geben soll, die unsere Akademie nur mit Mißtrauen und Mißvergnügen betrachten. Auch Sie kennen vielleicht besser als irgend Jemand die Gefahr der Theorien; allein Sie beharren deswegen nicht minder bei dem Glauben, daß, wenn man, gleichviel in welcher Eigenschaft, die Ehre hat, die Menschen zu regieren, man verpflichtet sei, zu wissen, was man sagt, wenn man spricht, und was man thut, wenn man handelt. Dies ist eben das Ziel, welches die auf die Politik angewandten politischen und moralischen Wissenschaften sich vorstecken. Ihr Streben geht nicht weiter, aber es geht bis dahin. Mögen sie dabei verharren, indem sie sich darauf beschränken und ihre Verleumder immerhin gewähren lassen.

„Nicht alle Zeiten sind diesen schönen Wissenschaften und ihrem wohlthätigen Einflusse gleich günstig. Wenn Anarchie oder Despotismus den Staat beherrschen, so findet die bloße Betrachtung im Bereiche der Politik wenig Eingang und Erfolg. Der Despotismus legt ihr Schweigen auf, und die Anarchie verbannt sie. Sie bedarf, was der menschlichen Gesellschaft stets zur Ehre und auf die Länge der Zeit zum Heile gereicht, nämlich der Freiheit, gepaart mit der Ordnung. Es kann freilich kommen, daß, wenn die politische Freiheit sehr lebendig und stark ist, die politischen Wissenschaften dadurch ein wenig in den Hintergrund gedrängt werden; Handelnde wie Zuschauer lassen sich leicht in den Kampfplatz hineinziehen, wo die Angelegenheiten des Staates mit Leidenschaft und Macht verhandelt werden. Die Wissenschaft bietet ihnen nicht dergleichen Verführungen dar; auch ist es nicht ihre Aufgabe, speziell und zu bestimmter Zeit jene praktischen und dringenden Fragen zu lösen, welche die politischen Versammlungen beschäftigen. Die wissenschaftliche Wahrheit erhebt sich Zeit und Raum, sie ist ein Licht, welches aufgeht und sich über die Höhen des Horizontes verbreitet, nicht eine Fackel, welche auf der Erde und vor der Bahn der Menschen leuchtet. Eine langjährige Erfahrung und eine weit vorgeschrittene Civilisation sind allein im Stande, die freien Völker darüber zu belehren, welche Dienste ihnen die politischen Wissenschaften leisten können, und in welchem Maße dies geschehen kann. Als ich im Jahre 1832 die Ehre hatte, dem König Ludwig Philipp die Wiederherstellung dieser Akademie vorzuschlagen, ging derselbe darauf ohne den geringsten Einwand ein und sagte nur: „„Sie wird sehr nützlich sein, vorausgesetzt, daß sie nicht danach hasche, gehört zu werden, und daß man anderhalb nicht zu viel Lärm mache.““

„Die Akademie hat heute diese Gefahr nicht zu fürchten, meine Herren; der Lärm hat in unserer ermüdeten Gesellschaft aufgehört, das politische Leben ist bei uns ruhig und bescheiden geworden, sei es, daß dasselbe sich in die Nothwendigkeit füge, sei es, daß es dem Beispiele jener von frommer Reue ergriffenen Seelen folge, welche sich ehedem aus der Welt zurückzogen, um ihre Verirrungen in Bergessenheit zu bringen. Ich bin nicht einmal gewiß, daß wir alle die Freiheit, die wir uns nehmen könnten, wirklich brauchen, und daß die Vorsicht nicht zuweilen über die Nothwendigkeit hinausgehe. Wie dem nun auch sein mag, in den Regionen des Stadiums und der reinen Wissenschaft hat jetzt die politische Freiheit ihren Sitz aufgeschlagen. Welche große und schöne Mission, meine Herren, den geistigen Rang unseres Vaterlandes aufrecht zu erhalten und die niedergeschlagenen Geister aufzurichten, indem wir sie mehr zu uns heranziehen!“

Nachdem hierauf Herr Guizot die von der Akademie ausgeschriebenen Preise, so wie die Preisschriften, aufgeführt hat, fährt er fort:

„So viele große Fragen, welche dem Nachdenken ernster Männer dargeboten worden sind, so viele Preise, welche man hier Arbeiten versprochen hat, zwei in diesem Jahre ertheilte Preise, fünfzehn, die in den nächsten drei Jahren zu ertheilen sind, alles das ist sehr viel gethan, meine Herren, im Interesse der herrlichen Wissenschaften, denen Sie sich hingeben. Vielleicht würde es gefahrvoll sein, wenn nicht die Bahnen, in welche Sie die Geister lenken, in sittlicher Beziehung des Eifers würdig wären, welchen Sie an den Tag legen, um dieselben darin vorwärtszutreiben. Doch Ihre Vorschriften und Ihre Absichten, die Gegenstände, welche Sie wählen, wie die Programme, in welchen Sie dieselben erläutern, dürfen in dieser Beziehung allen Blicken und Bedenken die Stirn bieten. Sie haben einen doppelten und leicht erschlichlichen Charakter, einerseits streben Sie danach, das Gesetz der Pflicht in die Gemüther, die Prinzipien der Ordnung in die Idee der Freiheit, die Moral in die Politik und die Religion in die Moral wieder einzuführen; andererseits üben Sie und unterstützen Sie jene Freiheit des Gewissens und des menschlichen Gedankens, welche nicht in dem Rechte besteht, nach Gutdünken zwischen Wahrheit und Irrthum zu wählen, sondern in dem Rechte, niemals dem Joche der materiellen Gewalt anheimzufallen und lediglich von jener großen geistigen Macht abzuhängen, welche Gott dem Streite der Menschen hat überlassen wollen, als er sie verständig und frei schuf. Einer der Züge menschlicher Anmaßung ist der, daß wir glauben, mehr Gewalt zum Bösen zu haben, als wir in der That besitzen; wir können den so engen Raum und die so kurze Zeit unseres Wandelns auf Erden verblendet in Aufruhr setzen, wir können auch, im Vorübergehen, die Ordnung stören und die Freiheit lästern. Allein die Welt ist so eingerichtet, daß wir selbst, in unserer Verirrung, weder ganz und gar, noch straflos ihre ewigen Gesetze umstoßen oder gefährden können, und daß, nachdem wir durch unsere eigenen Leiden wieder auf die rechte Bahn zurückgeführt sind, Freiheit und Ordnung alsbald wieder von ihren Rechten Besitz nehmen. Harren Sie also vertrauensvoll, meine Herren, in Ihrem zwiefachen Bestreben aus; Sie entsprechen auf diese Weise dem zwiefachen Bedürfnisse unserer Zeit. Der Glaube an die Wahrheit und an die Menschheit bringt seine Prüfungen und seine Trauer mit sich; doch in den heiteren Regionen, in welchen Ihre Zwecke sich bewegen, dürfen Sie auf den Erfolg hoffen, denn Gott, welcher die Menschen züchtigt, wenn sie sich ihrem Hochmuthe hingeben, blickt auf sie mit gnadenvollem Auge und kömmt ihnen zu Hülfe, wenn sie ihre Würde bewahren.“

Unter den Erscheinungen im Gebiete der Tagesliteratur stehen die Schriften über den Orient obenan. Wer mag sie zählen, jene Geschichten der Türkei, jene Enthüllungen über Rußland, jene Beschreibungen der Krim, jene Biographieen der Männer des orientalischen Krieges und dazu die Legion von Karten, Plänen, Kupferstichen, Lithographieen u. s. w. Zu erwähnen sind hier indessen zwei Werke: „Constantinople et la Mer Noire“, von Méry, und „La Turquie pittoresque“, von Durkett, die sich wenigstens über dem Niveau der Mittelmäßigkeit bewegen, in welchem sich die übrigen gefallen. Interessant ist auch das Werk eines in Konstantinopel lebenden Walachen, Herrn Bolintineano, über die Donau-Fürstenthümer. Der Verfasser giebt darin nicht allein eine vollständige Darstellung seines Vaterlandes, sondern geht auch gründlich auf die Uebel ein, welche das russische Protektorat über dasselbe herbeigeführt hat.

Eine Reise anderer Natur ist die, welche einer der jüngeren Pariser Feuilletonisten, Herr Etienne Eggis, unter dem Titel „Voyage aux Champs-Elisées“ herausgegeben hat. Der Verfasser hat Imagination und Empfindung, allein er treibt damit solchen Scherz, daß man oft nicht weiß, ob er ernst oder im Spaße spricht. Die Elisäischen Felder in Paris sind wohl einer psychologischen Analyse werth, auf dem Raume zwischen der Place de la Concorde und dem Triumphbogen de l'Etoile bewegt sich eine Welt im Kleinen, die es wohl verdient, daß man sie durchreist. Leider hat Herr Eggis seinen Gegenstand viel zu oberflächlich behandelt, und namentlich ist ihm vorzuwerfen, daß er die literarische und die schöne Welt ziemlich leicht hier obfertigt, während er viel Zeit und Raum an eine Kategorie der Frauenwelt verschwendet. Wann werden die französischen Feuilletonisten endlich anfangen, jene widerwärtige Spezies zu lassen, wo sie hingehört und ihr in den Augen der großen Masse nicht ein Relief zu geben, ohne welches sie bescheidentlich und unbeachtet in ihren verborgenen Winkeln bleiben müßte!

Süd-Afrika.

Ein schwedischer Reisender in Süd-Afrika.

In der Sitzung der Stockholmer Akademie der Wissenschaften vom 13. Dezember 1854 wurde nachstehendes Schreiben des jetzt in Süd-Afrika reisenden schwedischen Ingenieur Wahlberg an seinen Bruder, den Akademiker gleichen Namens, vorgetragen:

Missions-Station Schippmannsdorf im Damara-Lande,
den 22. Juni 1854.

Meine Fahrt von der Kapstadt nach der Walfisch-Bai, an Bord der „Witch of the Wave“, ging ziemlich langsam von Statten, weil das Schiff unterwegens eine Guanoinsel einnahm. Darunter mußten alle meine Sachen auf dem Deck stehen und wurden daher, obwohl sie gut bedeckt waren, mit dem feinen Guanostaub gänzlich angefüllt. Eine Entschädigung für all diese Unannehmlichkeit war, daß ich Zeit gewann, von den kleinen Inseln längs der Küste, als Possession-Eiland, Long-Eiland (auf welcher wir ungefähr vierzig Stück Ochsen tödteten, von denen ich einen alten Hahn präparirte), Halifax-Eiland, Pinguin-Eiland, Ichaboe, Mercury-Eiland, Manches zu erhalten. Pinguine der gewöhnlichen Art, vier Arten Graculus, Podiceps auri-

Digitized by Google

tus, ein paar Lazus-Arten, so wie Haematopus capinus und einige gewöhnliche Sumpfvögel, waren fast die einzigen Vögel, welche hier vorkamen. Hiervon schienen mir zwei Graculus-Arten neu. Ich nenne die eine Graculus coronatus, vermag aber jetzt die Beschreibung derselben nicht mitzuschicken. Den 22. März segelten wir von der Tafel-Bai ab, und den 14. April kamen wir in der Walfisch-Bai an, wo Millionen todter Fische, theils auf dem Wasser schwimmend, theils am Strande aufgehäuft, die Luft verpesteten. Tausende von Seeschwalben, Flamingos und Lestris-Arten hielten sich hier auf. Ich erhielt zwei Arten Lestris; die eine, welche klein war, kannte ich nicht, die andere glich Pomarina.

Meine Sachen wurden an das flache, sandige Meeres-Ufer gebracht, mein Zelt aufgeschlagen, und wir richteten uns so gut wie möglich ein und schickten einen Namaqua mit einem Briefe zum Missionär Baw, an welchen ich Empfehlungsschreiben hatte, mit der Bitte um Ochsen. In einer Nacht stieg das Wasser so hoch, daß wir rings unter umfloſſen waren, wie auf einer kleinen Insel. Wir fingen viele Fische, welche von den Wellen heraufgeworfen wurden, und schoſſen Flamingos zu unserem Unterhalt. Nach einigen Tagen kam ein Gespann Ochsen, und ich brach mit dem einen Wagen auf. Unterwegs zerbrach die Deichsel in dem tiefen Sande, aber wir arbeiteten uns bis zu einer großen Sandebene weiter. Hier konnten die Ochsen nicht mehr fort, weshalb ich sie zurückschicken und auf andere frische warten mußte. Während dieser Zeit machten sich in einer Nacht alle meine Leute, die ich von der Kapstadt mitgenommen, davon und ließen mich bei dem Wagen allein. Herrn Baw's Leute kamen indeß am Abend des folgenden Tages mit anderen Ochsen an, so daß ich seinen Wohnort Schippmansdorf glücklich erreichte. Einige Tage nachher belam ich auch meinen anderen Wagen mit Lindholm und dem einzigen treuen Kutscher Jakob wieder. Ich miethete nun drei Namaquas und zwei Damaras mit fünf Reit- und Pack-Ochsen und begab mich den 10. Mai mit drei Hunden und einigen Tauschwaaren auf den Weg nach dem Swakop-Fluſſe. Zwanzig Stunden lang gingen und ritten wir ohne Unterthalt über eine unermeßliche Sandfläche und erreichten dann den Fluß, dessen Bett sandig und dem Anschein nach ohne einen Tropfen Wasser war, aber mittelſt Graben konnte man hier und da in einer Tiefe von zwei bis drei Fuß Wasser auffinden. Wir folgten dem Fluſſe hinauf bis nahe an Otjombinque und wanderten von hier durch die Wildniß bis t'EKTams (warmes Wasser), Jonker Africanus', des mächtigsten Namaqua-Häuptlings, Residenz. Hier erfuhr ich, daß vier Tage vor meiner Ankunft der Häuptling von der verreinigten Macht von sechs anderen Namaqua-Häuptlingen überfallen worden sei, dieselben aber glücklich zurückgeschlagen habe. Er selbſt mit sechzig Mann, welche sämmtlich mit Gewehren bewaffnet waren, folgte mir bis zu der Wahlstatt, wo mehrere frische Gräber und das viele Blut im Sande und auf den Steinen keinen angenehmen Anblick gewährten. Ich verweilte bei ihm einen Tag, konnte aber keine Ochsen anders als für Pulver bekommen, und dieses durfte ich nicht geben, da ich mich am Kap verpflichtet hatte, keinem Eingebornen Pulver zukommen zu lassen. Einige Schafe mit Fettschwänzen wurden mir indeß zu Theil, und dies war höchst nothwendig, da hierzulande Wild ziemlich selten iſt. Ich begab mich von ihm direkt zu seinem Feinde und hinterbrachte diesem die Botschaft, daß er sogleich das Land verlaſſen solle, und daß der Zorner nach einiger Zeit kommen und sich übergeben würde, ob er dem Befehle nachkommen sei. Bei Willem Swartboy glückte es mir nicht viel besser; das Volk war im Zustande der Auflösung und Räuberhorden rings umher auf Plünderung zerstreut. Ich tauschte jedoch vom Missionär Kleinschmidt fünf Ochsen ein. Ziegen und Schafe bekam ich auch, so daß ich eine Heerde von ungefähr zwanzig Stück hatte, die Ziegen besonders der Milch wegen. Auch bei Jan Bovis, einem anderen Häuptling, konnte ich nichts bekommen. Auf der Wanderung von hier verirrten sich meine Wegweiser unter Sandbänen, so daß wir erst am vierten Tag Wasser erhielten. Ein Reitochſe fiel, und fast wären wir alle umgekommen, wenn nicht, als die Noth aufs Höchste gestiegen, die Hülfe uns nahe gewesen wäre. Der eine Damara war der Erste, welcher mir Wasser brachte, und ich beschenkte ihn sogleich mit einem Hemde, was hier einen hohen Werth hat. Wir kamen nun zu dem sandigen Bett des t'Kuiſip-Fluſſes, wo das Wasser zu den Seltenheiten gehört und blos durch tiefes Graben erlangt werden kann. So iſt es mit allen Flüſſen hierzulande; sie haben nur zwei bis drei Monate im Jahre fließendes Wasser und manchmal mehrere Jahre nichts. Herrliche Akazien-Arten wachſen in den Flußbetten, und ihre abgefallenen Hülſen machten faſt die einzige Koſt des Viehes aus, denn Gras fand sich wenig.

Den 16. Juni kam ich wieder in Schippmansdorf an, wo Lindholm und Jakob während meiner Abwesenheit, dem Versprechen gemäß, ein kleines Packhaus errichtet hatten. Zwei von seinen Hunden waren unterwegs umgekommen, der eine wahrscheinlich von einem Tiger getödtet. Ich hatte ziemlich viel Wild gesehen, als Giraffen, Gemsböcke, Steinböcke, Felsspringer, Duglaböcke, Zebra, Strauße, so wie Spuren von Rhinoceroſſen und Löwen, hatte mir aber wenig Zeit gelaſſen, darauf Jagd zu machen. Wilde Faſanen und Perlhühner wurden unterwegs getödtet, des Unterhaltes wegen. Ich erhielt Proben von dem seltenen Falco semitorquatus, Lanioturdus torquatus, Caenypha brevipes, Drymoeca orulina, so wie einen für mich neuen Vogel, deſſen Geſchlecht mir unbekannt iſt. Ich habe nun fünf Zugochſen und zwei Reitochſen zusammengebracht; aber das will nicht viel ſagen, und die Jahreszeit iſt überdies so weit vorgeſchritten, daß ich jetzt an eine Reiſe ins Innere nicht früher denke, als gegen den Oktober oder etwas ſpäter, wenn die Regenzeit eintritt. Ich werde unterdeſſen hier an der Küſte Sammlungen veranſtalten. Der Charakter dieſer letzteren iſt der einer vollkommenen Wüſte, nichts Anderes als Flugſand und mehrere Hundert Fuß hohe Sandderge, kein Waſſer und dürftige Vegetation; nur die Flußbette machen hiervon eine Ausnahme. Regen gehört zu den Seltenheiten, wird aber durch ſo ſtarken Thau und Nebel in den Nächten erſetzt, daß das Feld naß iſt, wie nach dem Regen. Im Flugſande wächſt die höchſt werthvolle Nacus-Frucht; das Gewächs iſt hellgrün, blattlos, ſtachelig, etwas kriechend; die Blüthen ſind gelbgrün, die Frucht eine Viertel-Elle im Durchmeſſer oder etwas kleiner, gelbgrün, ſtachelig. Sie ſchließt eine Menge Kerne ein, ähnlich den Quittenkernen, und dieſe ſitzen in einer ſaftigen, gelben Pulpa, welche einen ſahneartigen, angenehmen Geſchmack hat und ſehr nahrhaft iſt, aber bei Perſonen, die daran nicht gewöhnt ſind, Hautloſigkeit im Munde verurſacht. Die Kerne werden getrocknet und gegeſſen, ſie ſchmecken wie Mandeln, und die Pulpa wird von den Eingebornen auf dem Flugſande ausgebreitet, getrocknet und dann zu Suppen ꝛc. gebraucht. Gange Stämme leben faſt ausſchließlich von dieſer Frucht.

Ich hätte noch viel mehr darüber zu ſchreiben, kann aber jetzt nicht. Ich habe bisher viele Hinderniſſe gehabt und wenig ſammeln können, aber ich bin vollkommen guten Muthes und friſch und geſund und kann über meine Heimkehr noch nichts ſagen. Die Jagd iſt für mich noch immer verführeriſch, und die Kräfte ſcheinen nicht zu fehlen."

Mannigfaltiges.

— Weber's „Freiſchütz" in Paris. Im Januar d. J. hat eine Pariſer Opernbühne, das Théâtre lyrique, abermals den „Freiſchütz" in Scene geſetzt, und zwar, der Einſprache ungeachtet, welche ein muſikliebender Pole gegen die willkürlichen Veränderungen erhoben, die man in Paris mit dieſer Oper vorgenommen, wiederum in der verballhornten Form, welche die Herren Caſtil Blaze und Sauvage dem Werke gegeben, das dort den Titel „Robin des Bois" führt. Der Titelheld, Robin des Bois ſelbſt, iſt nicht etwa der Freiſchütz Kaſpar des deutſchen Stückes, ſondern ein franzöſiſcher „Samiel", den Herr Caſtil Blaze, des Theater-Effektes wegen, nicht blos eine ſtumme, bedeutungsvolle Rolle ſpielen, ſondern mehrfach auftreten und mitſprechen läßt. In dieſer veränderten Geſtalt iſt der Böſe augenſcheinlich der Prototypus zu ſeiner Perſonification (Bertram) in Scribe's und Meyerbeer's „Robert der Teufel" geworden. Als Karl Maria von Weber im Jahre 1824 gegen dieſe „Verſtümmelung" ſeiner Muſik, wie des Textes, proteſtirte, hat Herr Caſtil Blaze nicht etwa ſich entſchuldigt, ſondern mit der den franzöſiſchen Schriftſtellern bei der Behandlung ſolcher Angelegenheiten eigenthümlichen Unverſchämtheit behauptet, daß das angeblich ſchiefe und lahme Theaterſtück erſt durch ſeine orthopädiſchen Bemühungen eine Geſtalt bekommen habe, unter der es ſich in guter Geſellſchaft zeigen könne! Späterhin hat Herr Emilien Pacini für die große Oper in Paris eine zweite Ueberſetzung des „Freiſchütz" geliefert, und da dieſes Theater, ſeinen Statuten gemäß, keine Opern, in welchen auch geſprochen wird, aufführen darf, ſo komponirte Herr Berlioz Recitative dazu, und dieſe waren es eigentlich, die den Zorn des polniſchen Kritikers erregten. Gleichwohl war der Pacinieſche „Freiſchütz" ein viel treuerer Abdruck des Weberſchen Werkes, als der „Robin des Bois" von Caſtil Blaze, der auch jetzt noch als bloße „pièce imitée du Freischütz" bezeichnet wird, obwohl man einige Verballhornungen Blaze's durch ein entgegengeſetztes orthopädiſches Verfahren wieder gut zu machen geſucht hat. Jedenfalls hat aber Weber's Muſik nun auch in Frankreich ihre mehr als dreißigjährige Probe beſtanden. Bei der letzten Aufführung war die Generation von 1855 eben ſo entzückt, wie die von 1824 es war. Eine junge, ſchöne Belgierin, Madame Lauters, ſang die „Agathe", die in der Blazeſchen Bearbeitung „Anna" heißt, während „Aennchen" in „Nancy" (bekanntlich das engliſche Diminutivum von Anna) verwandelt worden. Die ſchöne Sängerin trug den Siegespreis des Abends davon, den jedoch die ſtrenge Kritik ihr ſtreitig macht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 20 Sgr., welche man hier und jenseits portofrei und die Monate frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 22, und beim Spediteur Neumann, Behrenstraße Nr. 55), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 17. Berlin, Donnerstag den 8. Februar **1855.**

England.

Militairische Kritik des Krim-Feldzuges.

Die Periode gezwungener Unthätigkeit, die zwischen dem ersten mißlungenen Angriff auf Sebastopol und den Vorbereitungen zu neuen, energischeren Operationen verfließt, ist von der englischen Presse zu einer strengen Kritik des bisherigen Feldzugs, sowohl in politischer als in militairischer Hinsicht, benutzt worden. In den wüthenden Philippiken der Times darf man objektive Wahrheit und ruhige Unparteilichkeit allerdings nicht suchen, und ohne Zweifel lag jenem Blatte der Fall der russischen Zwingburg weniger am Herzen, als der des britischen Ministeriums; aber auch von Seiten gewiegter militairischer Autoritäten treffen wir auf ernste Stimmen des Tadels und der Besorgniß. Der ausgezeichnete Ingenieur-General Sir Howard Douglas hat neulich eine eigene, sehr ausführliche Schrift über diesen Gegenstand veröffentlicht, und das Januar-Heft der Quarterly Review behandelt denselben in einem Artikel, der großes Aufsehen erregt hat, da er von einem zwar ungenannten, aber offenbar höchst sachkundigen und wohlunterrichteten Angezogenen herrührt.

Der Vorwurf, daß der Feldzug mit unzureichenden Mitteln unternommen wurde, trifft am Ende mehr die französische Regierung als die englische, indem erstere, trotz der ungleich bedeutenderen, ihr zu Gebote stehenden militairischen Kräfte, bei der Landung am alten Fort mit einem Kontingent erschien, das in numerischer Stärke das britische kaum erreichte. Die musterhafte Ordnung, in der der Truppen-Transport und die Ausschiffung unter der umsichtigen Leitung des Contre-Admirals Sir Edmund Lyons vor sich gingen, wird von allen Seiten anerkannt; aber gleich mit den ersten Bewegungen der Armee beginnt eine scharfe Polemik. Jedermann erinnert sich noch des furchtbaren Blutbades an der Alma und besonders des schweren Verlustes, den das englische Heer erleiden mußte; wie und der Reviewer belehrt, wurde dieser Verlust hauptsächlich durch eine Abweichung von dem ursprünglichen, zwischen dem französischen und britischen Obergeneral verabredeten Operationsplan veranlaßt, die in Folge der dringenden Vorstellungen des Ersteren stattfand. Wie man beschlossen hatte, sollte der Angriff von der französischen Division Bosquet, mit Unterstützung des türkischen Corps, ausgehen, welche unter dem Schutze der Schiffskanonen längs der Seeküste vorrücken, die Höhen ersteigen und den Feind in der linken Flanke umgehen sollten; hierauf hätte der Rest des französischen Heeres den Theil des russischen Centrums angegriffen, der sich auf das Dorf Almatal stützte, während die Engländer in ihrer Stellung jenseits des Dorfes Burjuk geblieben wären, bis sich die Franzosen auf den Höhen festgesetzt hätten, um dann die russische Rechte zu umgehen, indem sie das Feuer der Central-Batterieen so viel als möglich vermieden. „Nachdem aber", sagt der Reviewer, „die Franzosen die Höhen erklommen und sich hier aufgestellt hatten, bemerkte Marschall St. Arnaud, noch ehe der Angriff auf das linke Centrum der Russen begonnen, daß frische Kolonnen Infanterie mit schwerem Geschütz gegen sie vorgeschoben wurden, und von der Uebermacht erdrückt zu werden fürchtend, schickte er zu Lord Raglan mit der inständigen Bitte, ohne Aufenthalt vorzurücken. „„Wir werden maffakriet!"" riefen seine Adjutanten, in der etwas übertriebenen Ausdrucksweise unserer Verbündeten. Der Moment schien kritisch zu sein. Ohne auf die ungeheuren Artilleriemassen in der Fronte zu achten und den ursprünglichen Plan aufgebend, kommandirte der britische General: „Vorwärts!"" Die leichte Division (Brown), welche den Angriff begann, wurde durch das schwierige Terrain, die Nothwendigkeit, sich durch das brennende Dorf zu schlagen und den Bach zu durchwaten, in Unordnung gebracht: man gab ihr nicht Zeit, sich wieder zu formiren, und diesem „ernsten Irrthum" wird der von drei Regimentern, dem 7ten, 23sten und 33sten, erlittene schwere Verlust zugeschrieben. Der Hauptfehler bestand jedoch in dem Versuche, „die starke Batterie im Centrum zu stürmen, ohne den ursprünglichen Plan, die rechte Flanke der Russen zu tourniren, festzuhalten" — ein Versuch, der „durch die dringenden Vorstellungen des französischen Oberbefehlshabers veranlaßt wurde, bei diesem bekannter Tendenz zur Uebertreibung man sich aber etwas mehr besonnen haben sollte, den ersten Angriffsplan vollständig aufzugeben." Ob es mit dieser Erzählung seine Richtigkeit hat, können wir natürlich nicht beurtheilen; was indeß den ursprünglichen Operationsplan betrifft, so steht sie mit Lord Raglan's eigener Depesche (vom 23. September) in Widerspruch, welche bestimmt angiebt, daß die Engländer gegen den rechten Flügel und das Centrum der feindlichen Position vorgehen sollten, und kein Wort davon sagt, daß der ursprüngliche Angriffsplan bei seiner Ausführung eine Modification erfahren habe.

Wenn man es unterließ, den Feind nach der Schlacht zu verfolgen und dadurch seinen Rückzug in eine Debroute zu verwandeln, so war hieran vorzugsweise der Mangel an Kavallerie und Feld-Artillerie schuld. Doch selbst bei dem Marsch auf Sebastopol macht der Reviewer den französischen Oberbefehlshaber für den Verlust eines Tages verantwortlich. „Lord Raglan", schreibt er, „wünschte in Einem Tage nach dem Belbek zu marschiren; aber Marschall St. Arnaud war nicht damit einverstanden. Die Armeen blieben daher an der Katscha stehen, und erst am folgenden Tage (den 24sten) erreichten sie das linke Ufer des Belbek."

Wir kommen jetzt zu dem Zeitpunkt, wo der ursprüngliche Belagerungsplan — von der Nordseite — aufgegeben und der berühmte Flankenmarsch unternommen ward, der die Alliirten in ihre gegenwärtige Stellung im Süden der Stadt brachte. Auch hier mißt der Verfasser die Initiative dem Marschall St. Arnaud bei, dessen Beweggründe er in einer Weise auseinandersetzt, die mit dem von Lord Raglan gegebenen Bericht nicht ganz harmonirt. Der britische Oberbefehlshaber schreibt die Veränderung des Operationsplans dem Umstande zu, „daß der Feind ein Werk errichtet hatte, das den Eingang des Flusses beherrschte und die Ausschiffung von Truppen, Proviant und Material verhinderte", während der Reviewer den Marschall St. Arnaud die Bewegung aus strategischen Gründen motiviren läßt. Seine Truppen, meinte er, würden die Stellung an dem Belbek nicht einnehmen können, die zur Eröffnung regelmäßiger Approschen nothwendig wäre, ohne dem Feinde der den Eingang des Flusses beherrschenden russischen Batterieen angegefegt zu sein; die Flotte würde an der Katscha bleiben und die Vorräthe nebst dem Belagerungstrain an einer offenen Küste landen müssen; diese selbst aber würden auf dem Wege nach dem Lager den Angriff eines im Rücken der Armee operirenden Feindes zu fürchten haben, ohne daß es möglich sei, sie durch eine hinlängliche Macht zu beschützen. So habe man den Flankenmarsch in der That nur darum unternommen, weil die exponirte Stellung der französischen Armee es ihr, nach der Behauptung St. Arnaud's, unmöglich machte, die Belagerung von der Nordseite zu beginnen. Diese Ansicht wird durch die Depesche des Admirals Hamelin vom 27. September bestätigt, in der es heißt, daß das Versenken der Schiffe vor dem Eingang des Hafens von Sebastopol und die kürzlich am Fort Konstantin errichteten Außenwerke, die in Verbindung mit den früheren die Approschen von der Nordseite bestreichen konnten, die plötzliche Aenderung der Route veranlaßt hatten. Wie dem auch sein möge, die kühne Flankenbewegung durch eine dichtbewaldete, fast unwegsame Gegend im Osten von Sebastopol wurde glücklich bewerkstelligt, und am 26sten erschien die englische Armee in Balaklava. Unterwegs, beim Chutor Mackenzie, traf die Avantgarde mit der Nachzug der russischen Armee zusammen, zersprengte sie und machte eine ansehnliche Beute. Es dauerte aber lange, ehe man die Veranlassung und wahre Bedeutung dieser Affaire einsah und sich überzeugte, daß sie bereits feindlichen Armeen, ohne es zu wissen, ihre Stellungen gewechselt hatten. Nach seiner Niederlage an der Alma hatte Fürst Menschikow mit seinem Heere sich südlich von Sebastopol gezogen und war nach kurzer Rast wieder nordwärts in der Richtung auf Bachtschiserai oder Simpheropol abmarschirt, um den Alliirten, die er noch im Norden von Sebastopol glaubte, in den Rücken zu fallen. „Die Erklärung, welche der Fürst von seiner Absicht gab und welche zur Zeit vielfach mißdeutet wurde, war ohne Zweifel die richtige. Von Anfang an scheint er die Streitkräfte der Alliirten überschätzt zu haben. Er glaubte sehr natürlich, daß wir das Sternfort belagern würden, und daß wir in hinreichender Stärke wären, um die Zuzüge aufzufangen, die er täglich vom Norden erwartete. Er rechnete nun darauf, Simpheropol un-

Digitized by Google

bemerkt zu erreichen, wie wir unsererseits unbemerkt nach Balaklava zu gelangen hofften, und von jenem Punkte aus wollte er, nachdem er hinlängliche Verstärkungen herbeigezogen, uns im Rücken bedrohen und dadurch zur Aufgebung der Belagerung zwingen. Der Plan war weder schlecht erdacht, noch schlecht ausgeführt. Unsere Bewegung erwies sich jedoch als erfolgreicher und hat unsere Armee wahrscheinlich vor gänzlicher Vernichtung gerettet."

Die Russen wurden augenscheinlich durch jene Bewegung der Alliirten überrascht; auf der Südseite war Sebastopol zur Vertheidigung ganz unvorbereitet, und wäre man sogleich zum Angriff geschritten, so hätte man es, behauptet der Verfasser, durch einen kräftigen Handstreich nehmen können. „Als sich die Alliirten auf den Höhen zeigten, herrschte panischer Schrecken in Sebastopol. Man sah Dampfer und Böte jeder Art im Hafen hin- und herfahren; lange Züge von Wagen, Equipagen, Damen zu Pferde und zahlreiche Fußgänger eilten die Straße entlang, die nach dem Innern führt. Wie es schien, wurden Habseligkeiten aller Art aus der Stadt entfernt. Die Gefangenen und Deserteure, die seitdem in unsere Hände gefallen sind, haben fast einstimmig ausgesagt, daß ein sofortiger Angriff der Verbündeten nur auf geringen Widerstand gestoßen wäre, und daß die Einwohner sich unsere Unthätigkeit nicht zu erklären vermochten. Sir John Burgoyne soll sich dahin ausgesprochen haben, daß man die Stadt zur Uebergabe auffordern sollte, und daß im Verweigerungsfall ein sofortiger Sturm gerechtfertigt sei. Mehrere der geschicktesten und erfahrensten Offiziere der britischen Armee (unter welchen der verstorbene Sir George Cathcart zu erwähnen ist) und, wie man versichert, auch der französischen waren der Meinung, daß ein Handstreich nicht nur gelingen, sondern auch von verhältnißmäßig geringem Verlust begleitet sein würde. Als Gründe gegen dieses summarische Verfahren wurde angegeben, daß es mit der Humanität unvereinbar sei, eine mit Weibern und Kindern angefüllte Stadt in solcher Weise zu behandeln; daß man den Sturm auf eine Festung, deren Einnahme durch eine regelmäßige Belagerung außer Zweifel stehe, nicht würde verantworten können, im Fall der Versuch fehlschlüge; daß endlich, wenn wir uns auch des südlichen Theils der Stadt bemächtigen sollten, das Geschütz der gegenüberliegenden Forts und der Schiffe uns verhindern würde, ihn auf die Dauer zu behaupten. Wir gestehen, daß uns ein solches Raisonnement mit dem Zustande, den Hülfsquellen und der numerischen Stärke der verbündeten Armeen, wie mit der Zeit und der Art, in der sie den Feldzug begonnen, unverträglich scheint. Nehmen wir dasselbe aber als richtig an, so war es mehr als ein Fehler oder Mangel an Voraussicht, die Armee ohne eine Reserve oder die Mittel, eine lange Belagerung durchzuführen, in die Krim zu werfen; denn, wie schon bemerkt, konnte eine so unternommene Expedition überhaupt nur durch die Möglichkeit eines Handstreichs gerechtfertigt werden."

Wir übergehen die Klagen des Reviewers über die Langsamkeit, mit der die weiteren Operationen betrieben wurden, indem wir nur an die wichtige Thatsache erinnern, daß drei Wochen nach der Ankunft des verbündeten Heeres auf den Höhen von Sebastopol vorgingen, ehe es mit der Ausrüstung seiner zum Angriff bestimmten Batterieen fertig war. Unterdessen hatten die Russen unglaubliche Anstrengungen gemacht, die Südseite der Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen; Männer, Frauen, Kinder arbeiteten mit unermüdlichem Eifer, und in der That sind alle Werke, welche die Alliirten bis zu dieser Stunde belogert haben, während des seit ihrer Ankunft vor der Stadt verflossenen Zeitraums errichtet worden. Als man den Chef des britischen Geniewesens auf die Festigkeit und den Umfang dieser neuen Werke aufmerksam machte, soll er geantwortet haben, daß sie nur dazu angeworfen seien, um wieder zerstört zu werden (to be knocked down again); allein die Schwierigkeit, sie zu zerstören, trat nur zu bald ans Licht. Der 17. Oktober, an welchem das Bombardement Sebastopols zugleich von der See- und Landseite begann, machte den zuversichtlichen Hoffnungen der Belagerer ein Ende. „Wer", sagt der Verfasser, „sah den Abend jenes Tages nicht mit schwerem Herzen herannahen! Wir waren geschleudert, und es stand uns ein langer und schrecklicher Kampf bevor. Wir hatten die Hülfsquellen des Feindes thörichterweise unterschätzt und ihm Zeit gegeben, seine Kraft zu entwickeln. Eine gelegentliche Explosion in den russischen Batterieen oder ein wohlgezielter Schuß mochte auf einen Augenblick den Enthusiasmus unserer Leute erregen, aber allen Besonnenen war es nur zu klar, daß wir uns unvorbereitet auf ein riesenhaftes Unternehmen eingelassen hatten."

Der seltsame Gedanke, die regelmäßige Belagerung einer Festung zu versuchen, welche man nicht einmal cernirt hatte, wird von dem Verfasser aufs schärfste kritisirt, der noch einige interessante Details über die Mangelhaftigkeit und Schwäche de Materials hinzufügt, das man dem aus unerschöpflichen Arsenalen versorgten russischen Geschütz entgegenstellte. „Mit welchen Mitteln", heißt es, „hatten wir den Angriff auf einen Platz gewagt, der an Stärke und Umfang der Hülfsquellen seinesgleichen sucht? Die Geschichte liefert uns kaum ein zweites Beispiel von einem so unüberlegten Beginnen. Wir hatten einen Belagerungstrain von sechzig Kanonen, mit Einschluß der Mörser, mitgebracht, fast alle von schwächerem Kaliber, als die des Feindes. Den Franzosen stand eine größere Anzahl zu Gebote, sie waren aber alle von Messing und konnten sich folglich mit denen der Belagerten in keiner Weise messen. Um nur drei Batterieen zu armiren, mußten wir unsere Schiffe abtakeln und die Seelente zu Hülfe rufen. Von einer Kanone können, wegen der Gefahr des Springens und der Erweiterung des Zündloche, nur selten über achthundert Ladungen abgeschossen werden, und in der That können wenige Kanonen viel über sechshundert Ladungen vertragen. Da wir nun am ersten Tage über hundert Schüsse von jeder Kanone gethan hatten, so wurden wir, nach demselben Verhältnisse fortsahrend, binnen sechs Tagen unsere sämmtlichen Batterieen außer Stand gesetzt haben. Von Munition hatten wir einen so geringen Vorrath zu unserer Verfügung, daß wir ihn in fünf Tagen völlig erschöpft haben würden. Einige der brauchbarsten Geschütze waren jedes nur mit hundertzwanzig Ladungen versehen. Zur Bedienung des Belagerungsmaterials hatten wir eine so unzureichende Zahl Artilleristen, daß wir unser Feuer während der Nacht einstellen mußten, und der Feind hatte daher hinlängliche Muße, den seinen Erdwerken am Tage verursachten Schaden wieder anzubessern. Um auch nur ein mäßiges Feuer von Morgen bis Abend zu unterhalten, mußten die Offiziere und Artilleristen sechzehn Stunden täglich auf ihren Posten sein, so daß ihnen, nach Abzug der zum Hin- und Hergehen zwischen den Transchees und dem Lager erforderlichen Zeit, nur sechs Stunden zum Essen und Schlaf übrig blieben — eine Anstrengung, welche die menschliche Natur nicht lange ertragen kann."

Die Nachlässigkeit, welche die Engländer in der Bewachung ihrer rechten Flanke zeigten und welche zum Theil in der numerischen Schwäche zum Theil in der Erschöpfung der Armee ihre Erklärung findet, war an den Ueberfällen von Balaklava und Inkermann schuld, die zwar die Standhaftigkeit des britischen Soldaten ins hellste Licht stellten, aber auch so ungeheure Verluste nach sich zogen, daß die Belagerung dadurch faktisch zum Stillstande kam. So wurde ein Unternehmen, das unter den günstigsten Auspizien begonnen hatte und in seinem Verlauf durch Thaten unübertroffenen Heldenmuths bezeichnet wird, einer Krise entgegengeführt, die nur in der Geschichte des Jahres 1812 ein Vorbild hat und über welche die schaudervollen Berichte noch täglich zu unseren Ohren dringen.

Frankreich.

Das Schulwesen in Frankreich.

Der neue Studienplan für die Lyceen.

(Schluß.)

Manche, sonst billige Beurtheiler fanden zu viel Regelmäßigkeit und Mechanismus in der peinlich genauen Angabe der Stunden und Minuten, die jedem Theil der Klassenbeschäftigung eingeräumt sind. Aber gerade durch diese Pünktlichkeit wollte der Minister den Lehrern zum Bewußtsein bringen, welche Wichtigkeit er auf eine vollkommene Ueberreinstimmung der verschiedenen Fakultäten lege. Diese Allgegenwart des obersten Gedankens an allen Punkten des neugeschaffenen Organismus ist mehr geeignet, das Getriebe zu beleben, als zu hemmen und zu stören.

Und dann vergessen wir nicht, wir stammen aus einer anderen Zeit, wir sind in einem etwas abweichenden Geiste erzogen worden, ohne daß dieser Geist, bei zugegebener gedeihlicher Wirkung auf uns, berechtigt ist, in seiner ursprünglichen Form zum unabänderlichen Gesetze erhoben zu werden. Die auf einander folgenden Generationen haben ihre verschieden gerichtete Strömung, jede ihren eigenen Lufthauch, der sie beweegt. Unter dem vorigen Kaiserreich, vor etwa funfzig Jahren, als die Universität neu gegründet wurde, da lebten noch viele Trümmer, gährten noch viele Keime, die man nur einander zu nähern und in Berührung zu bringen brauchte, um mannigfaltige und mächtige Schöpfungen hervorzurufen. Es folgte eine lange und kräftige Kultur, in der nicht gerade Alles vernünftig und gesund war, der aber, bei einigem begünstigenden Zufall, fruchtbare Selbstthätigkeit und edler Glanz nicht abzusprechen ist. Die etwas später Gekommenen erbten diese Bewegung, diesen vorangegangenen Impuls, und sie liebten die Erinnerung an diese Zeit. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß das Feuer, das die Generationen jener Zeiten durchglüht hat, seit lange erloschen ist; alles Gute und alles Böse, das man von ihm gewärtig war, hat sich erschöpft. Die Welt hat ihre Richtung und ihre Anschauungsweise geändert: sie ist, was man nennt, positiv geworden. Ich will damit keinen tadelnden Nebensbegriff verbinden; denn wenn positiv heißt, vor Allem den Thatsachen, miteinbegriffen den Interessen, Rechnung tragen — der Theorie nicht den Vortritt vor der Erfahrung einräumen — das Besondere geduldig studiren, ehe man haßig und in blendender Weise verallgemeinert — der Arbeit und selbst der

Digitized by Google

Zucht sich lieber zu unterwerfen, als sich von dem Jugendfeuer und der Träumerei hinreißen lassen — wenn das positiv heißt, dann dürfen wir uns nur dabei beruhigen und trösten. Aergern darüber wollen wir uns nicht. Denn ein alter Dichter, Euripides, sagt: „Aergere Dich nicht über Thatsachen, das ändert sie nicht um ein Haar." Der Geist der Generationen ist ein anderer geworden, das ist Thatsache; sie sind vielleicht einer bestimmten, angemessenen Leitung fähiger, noch bedürftiger geworden, und der Gedanke, der bei der gegenwärtigen Instruction den Vorsitz führte und sich darin in zahlreichen Anwendungen vermannigfaltigt, dünkt mich für die neuen Generationen geeignet, ihren gesunden Menschenverstand, ihre geistigen Eigenschaften zu nähren und zu entwickeln, von ihrer Arbeitskraft den möglichsten Vortheil zu ziehen; sie ohne Illusionen, aber auch ohne Schwäche für die Gesellschaft, wie sie ist, für die physische Welt, wie sie dieselbe später erkennen und einnehmen müssen, vorzubereiten; und doch wird dabei das Zarte neben dem Nützlichen aufs möglichste berücksichtigt: jene antiken Bilder des Schönen, unvergänglich und ewig lebend für ihre wahren Verehrer, ließ die Instruction unverrückt auf ihrem Fußgestelle.

Ja, für die kluge und liebende Schonung, die Herr Fortoul hier zu beobachten verstand, sind ihm die Freunde der Literatur und des klassischen Alterthums zu Dank verpflichtet. Er selbst, geboren und groß gezogen in der Literatur, konnte sich gegen sie nicht der leisesten Kränkung schuldig machen, wenn er nicht mit seiner Vergangenheit völlig brechen wollte. Durch eine Combination, die sein Werk ist, versöhnte er also den Kult der klassischen Studien, den Kult der Tradition mit dem berechtigten Anspruch der rivalen Geschwister, die, wenn nicht als Theilnehmerinnen zugelassen, das Ganze an sich zu reißen drohten. Er beschwichtigte den Streit, setzte die Einigung ins Werk und überließ die wohlthätigen Folgen derselben der Zeit. Und die Zeit unserer Tage geht rasch! Kurz, am schon oben berührte Namen als Symbol des Ergebnisses zu gebrauchen: Herr Fortoul hat Franklin genug gethan, ohne Rollin zu verletzen."

Sainte-Beuve geht nun auf die Einführung der positiven Wissenschaften (Geometrie, Kosmographie, Chemie, Physik) über und hebt, als Probe, das Schema für die Chemie, die in der Sekunde und in der rhetorischen Klasse gelehrt wird, aus dem Programm im wörtlichen Auszuge besonders hervor:

„Nach diesen ersten Schritten (den ersten Erklärungen und Grundbegriffen, die in der Tertia gegeben werden) gehen die Studien ins Einzelne: man hüte sich aber, zu weit zu gehen. Der chemische Unterricht soll allerdings in der Sekunde und der rhetorischen Klasse vollständiger sein; man würde aber das Programm mißverständlich anlegen, wenn man den Umfang dahin ausdehnte, sich in Entwickelungen einzulassen, die nicht in die Klassen unserer Lyceen gehören.

„Vor Lavoisier bot die schon durchforschte Mineral-Chemie den Anblick eines von Zuflüchten und gewundenen Pfaden bedeckten Bodens; sein Genie faßte diesen auf und zeichnete den Grundriß. Durch eine neu erfundene Nomenklatur, scharf wie eine algebraische Formel, rein und wohllautend wie eine antike Sprache — wir hören sie gern die französische Nomenklatur nennen *) — wurde der Zugang bald selbst Anfängern leicht. Das ist das Studienfeld, das für den Unterricht in den Lyceen abgesteckt ist.

„Bewahren wir diesem Unterrichtszweig die kluge Behutsamkeit; er umfasse Alles, was klassisch ist; aber er beschränke sich darauf. Er bereite sich nicht, diese schöne Methode, diese schöne Sprache kahnen zu lassen; beide haben auf der Chemie eine Schule der praktischen Logik gemacht; zugleich aber ist sie der zuverlässigste Dolmetsch in der Naturphilosophie, das wirksamste Mittel der Analysis bei der Erörterung der Verfahrungsweisen in den Künsten.

„Nehmen die Jünglinge beim Austritt aus dem Lyceum von der Natur und den Eigenheiten gewisser, allgemein interessirender Körper, wie der Luft, des Wassers, der Metalle des täglichen Gebrauchs, der gewöhnlichsten Säuren, Alkalien, Salze, einen bestimmten und fest eingeprägten Begriff mit; sind die Erscheinungen des Verbrennens, des Athmens und Ernährens der Pflanzen und Thiere sorgfältig vor ihren Augen untersucht worden: so hat der chemische Unterricht sein Ziel erreicht.

„Besser, man beschränkt diese Studien auf große Gegenstände und führt mit sicherer Hand die Jugend unserer Lyceen in die Tiefe derselben, als daß man auf abliegende Einzelnheiten hinüberschweift, die durch kein logisches Band mit dem Hauptplan zusammenhängen.

„Die Professoren der Lyceen, in dem Bewußtsein, daß es nicht ihre Aufgabe sei, einige Chemiker zu bilden, sondern vielmehr gerade unter der Volksmasse die allgemeinsten und nützlichsten chemischen Kenntnisse in Umlauf zu bringen, werden sich daher nicht verwundern, daß sie dreimal in drei Jahren auf die Darstellung der Grundlehren zurückzukommen haben.

„Diese Grundlehren, diese allgemeinen Begriffe soll jeder Gebildete besitzen und fürs ganze Leben bewahren; sie müssen also geläutert, vereinfacht und unter allen Gesichtspunkten so lebhaft beleuchtet werden, daß diesen großen Wahrheiten in keinem Kopf bes jungen Auditoriums der Eingang darf verschlossen bleiben.

„Nichts ist greifbarer, an dieses wünschenswerthe Ziel zu führen, als wohlgewählte und aufmerksam angeführte und besprochene Experimente. . . . . .

„Man kann es den Lehrern nicht oft genug wiederholen: Beschränkt Euren Unterricht. Besser, Ihr bleibt diesseit der Gränze des Programmes, als daß Ihr darüber hinausgeht. Allein wenn Ihr ein fundamentales Experiment anstellt, so analysirt sorgfältig die wesentlichen Bedingungen, hebt die unmittelbaren Folgen scharf hervor. Wenn Ihr einen Gegenstand von allgemeinem Interesse auseinandersetzt, geht im Kurzen das Geschichtliche desselben; macht Eure Zuhörer mit der Logik der Erfinder vertraut; lehrt Eure Schüler die ruhmvollen Namen der Schöpfer der Wissenschaft kennen und verehren. Seid auf Eurer Hut vor den abstrakten Auseinandersetzungen!

„Die Thatsachen sind es, die alle Entdeckungen der Chemie zum Ausgangspunkt gedient haben, und die Thatsachen sind es, die sie auch in der Zukunft leiten werden. In dem Thatsächlichen, sonst nirgends, ist ihre Logik.

„Alles, was dahin zielt, das Studium der Naturwissenschaft mit den Beobachtungen und Begriffen des gemeinen Lebens zu verschmelzen, muß eifrig erfaßt werden. Der Schüler gewöhnt sich dadurch, über seine Eindrücke zu denken, seine Bemerkungen in Fächer zu bringen, sie scharf zu sondern. Er erwirbt fürs ganze Leben die Gewohnheit, als Chemiker zu urtheilen, anstatt sich damit zu begnügen, auf einige Monate seinen Kursus anwendig zu wissen.

„Zur vollkommenen Ausführung des neuen Studienplans werden es daher auch die Professoren bei weitem gedeihlicher finden, ihre Vorlesung gerade im Laboratorium, mitten unter dem ganzen chemischen Apparat vorzubereiten und an der materiellen Anordnung der Experimente theilzunehmen, als darüber in ihrer Bibliothek zu brüten. In der Natur, nicht in Büchern, hat man die Eingebungen für einen Unterricht zu suchen, der elementar, praktisch und stets den mittelmäßigen Köpfen zusagend bleiben soll.

„Mit dem fortschreitend sich verständlichen Unterricht können die Uebungen vortheilhafter gemacht werden; man kann den Zöglingen numerische Aufgaben stellen und sie von Zeit zu Zeit die Lösung kontrolliren lassen. — Durch einige derartige Uebungen lernen die jungen Leute berechnen, wägen, messen, und man flößt ihnen mit der Neigung zum Experimentiren das Vertrauen in dessen Resultate ein.

„Der Professor wird es nicht unterlassen, kleine analytische Probleme, wie sie die Lection mit sich bringt, besonders wenn sie Substanzen des täglichen Gebrauchs zur Sprache bringt, vor den Augen der Schüler zu lösen. Diese Begriffe, am rechten Orte angebracht, werden von denselben leicht aufgefaßt, finden später im Leben ihre Anwendung und tragen das Allermeiste bei, dem chemischen Unterricht seine wahre Bestimmung zu geben.

„Endlich wird man bei jedem Lyceum die Hülfsquellen, welche die Oertlichkeit darbietet, zu benutzen suchen, um den Schülern in den Werkstätten und Manufakturen der Industrie die für ihr Studium günstigen Gelegenheiten zu verschaffen. Sechs oder acht Spaziergänge alljährlich zu diesem Zwecke, unter der Leitung des Professors, sind leicht zu veranstalten. Er soll ihnen die nöthigen Erklärungen vermitteln, sie aber demnach ihrem eigenen Forschungstrieb überlassen und sie gewöhnen, sich unmittelbar an die Arbeit um die erwünschte Auskunft zu wenden.

„Unter allen Stoffen zu Styl-Uebungen sind diese Spaziergänge die besten, und mich dünkt, fährt Sainte-Beuve fort, die in solcher Weise gehandhabten positiv wissenschaftlichen Studien, vereint mit der klassischen Literatur, werden nicht, wie es die Lenglichkeit befürchtete, das Gedächtniß überstrengen; sie enthalten Nichts, was das verehrende Gefühl für das Schöne abstumpfen, Nichts, was die Idee des Schönen verkümmern könnte. In einem berühmten Buche, das dem Fortschritt der Zeit voranseilt, versuhr Ponokrates ganz in derselben Weise mit seinem Zögling; er brachte ihm die praktischen Begriffe des Lebens bei und hielt ihn dennoch in engem und vertrautem Umgang mit den größten Schriftstellern des Alterthums, mit Hippokrates, wie mit Homer. — Wenn Manche von den streng ausschließenden Schülern Quintilian's diese Instruction lesen, dürften sie es bedauern, nicht auf diese Weise gebildet worden zu sein. — Doch noch einmal, hier ist keine unbedingte Alternative, kein unvermittelndes Entweder Oder; Quintilian hat neben Lavoisier und andern Meistern sein gutes und ehrenvolles Theil."

Schließlich sei noch bemerkt, daß das Zeugniß eines so tiefen Verehrers des Alterthums, eines so ausgezeichneten Humanisten, der eben auf den Lehrstuhl der klassischen Literatur an der Pariser Universität berufen ist, für die Aufnahme der positiven Wissenschaften unter die Unterrichtsgegenstände der Lyceen (Gymnasien) ein schweres Gewicht in die Schaale legt.

*) Sie wird die französische genannt, im Gegensatze zu der viel verbreiteten deutschen, die bekanntlich von Werner in Freiberg ausging. D. R.

Digitized by Google

Australien.

Neu-Seeländische Volkssagen, Sitten und Gebräuche. *)

Als politischer Agent oder „Beschützer der Ureinwohner“ in Neu-Seeland, sammelt Herr Shortland in dem unten angezeigten Werke die Volkssagen und Ueberlieferungen des Landes. Diese Ueberlieferungen, meint er, gleichen einer Chronik in todter Sprache, und wer den Schlüssel zu dieser Geheimschrift findet, der könnte die dunkelsten und merkwürdigsten Stellen in der Geschichte unseres Geschlechts beleuchten. Wie wurde diese in weitem Meere einsam liegende Gruppe bevölkert? Shortland glaubt, in einer nicht sehr fernen Zeit haben Familien aus dem Osten in einer Arche einen neuen Ararat jenseit des Stillen Oceans gesucht, um von den Kämpfen und Fehden des Festlandes auf den abgelegenen Eilanden Ruhe zu finden. Er bemerkt richtig, daß, wo Missionen sich seit langer Zeit niedergelassen haben, ihre Lehren mit dem ursprünglichen Sagenstamm so innig verwachsen, daß es unmöglich wird, die einheimischen Vorstellungen von den eingebrachten zu sondern. Ein solcher, aus dem Eifer der Jesuiten hervorgegangener Prozeß formte die einfältigen Begriffe auf den Molucken und in dem Binnenland von China neugestaltend um, und eben so in Neu-Seeland nahmen einige Stämme das Christenthum an, nicht an die Stelle, sondern als Zugabe ihres alten Glaubens. Es war daher für unseren Autor vortheilhaft, daß er dort lebte, wo fremder Einfluß die Seelen der Eingebornen gar nicht oder kaum berührt hatte; so gelang es ihm, die Sitten und den Aberglauben des Volkes in ihrem frühesten und wahrscheinlich ursprünglichsten Zustande zu studiren.

In seiner Hypothese trifft er mit einigen anderen Schriftstellern zusammen, nach deren Annahme Neu-Seeland von der braunen Race des indischen Archipels bevölkert wurde, der wiederum seine Kolonisirung von dem indischen Festlande erhalten hatte. Zur Unterstützung dieser Theorie werden Sprache, Sagen, physischer Charakter untersucht, und das Ergebniß scheint nicht ungünstig zu sein. Ihre mündlichen Ueberlieferungen stimmen darin überein, daß ihre Stammväter aus einem Lande gekommen wären, das fern im Nordosten läge, und das sie Hawaiki nennen. Wenige Kanots brachten die ersten Ansiedler in die unbewohnten Eilande, und die Namen, die sie den Buchten, Ebenen und Bergkuppen von einem Ende der Gruppe bis zum anderen gaben, haben sich bis auf diesen Tag erhalten. Shortland verfolgt die Fußstapfen der Colonisation auf „den Wegen der Berge“ und baut seine Schlüsse auf Grundlagen der Naturgeschichte und der Gewohnheiten der Insulaner. Was ihm als besonders wichtig erscheint, ist, festzustellen, daß Neu-Seeland etwa vor fünfhundert Jahren bevölkert worden und daß unter Hawaiki Hawaii in der Sandwichgruppe zu verstehen sei. Hier jedoch zeigt sich eine Schwierigkeit. Zwischen Neu-Seeland und Polynesien, zwischen Polynesien und der malayischen Kaste strecken sich große Meerbusen. Ein Ocean, der wegen seiner rollenden Wogen gefürchtet ist, mußte in gebrechlichen Nachen durchschifft werden. Ist das möglich? Shortland behauptet, es ist. Ellis führt Beispiele an, daß hawaiische Fischer in ihren leichten Kähnen sechshundert (englische) Meilen zurückgelegt haben. Wir wissen, daß indische Böte bis in den tiefen Golf von Australien gedrungen sind. Ist nun Neu-Seeland überhaupt kolonisirt worden, so muß es aus einem mindestens tausend Meilen Abstand übers Wasser geschehen sein. — Shortland erzählt nun ein Beispiel, daß eines der unvollkommensten Fahrzeuge dieser Wilden einen Sturm überdauert hat:

„Eines Nachmittags im Juni 1844, während meines Aufenthaltes zu Lauranga, brach ein Nordost so plötzlich herein und wuchs schnell zu einer solchen Gewalt, wie wir zuvor selten vorgekommen war. Gegen Abend, als er seine Höhe erreichte, ward ich von einem vierstimmigen Jauchzen und Rufen aufgeschreckt, das in das Geheul des Windes einfiel. Wie groß war meine Ueberraschung, als ich erfuhr, daß ein Kanot von Opotiki, einem bei sechzig Meilen östlich entfernten Orte, so eben eingelaufen sei; der Lärm rührte von den Freunden und Verwandten der Mannschaft her, die ihrerseits nicht minder über ihre Rettung hoch erfreut war. Das Ereignis erschien mir so wunderbar, daß ich am frühen Morgen hinging, um das Kanot und die Mannschaft zu sehen und mich mit eigenen Augen von der Thatsache zu überzeugen. Ich fand das Kanot bis an die Scheide des Hochwassers auf den Strand gezogen; die Ladung, in Säcken von Kumara und Pataten bestehend, war noch am Bord. Es maß beiläufig vierzig Fuß Länge, war unverhältnißmäßig weit und fünf Fuß tief. Den Rumpf bildeten zwei keilförmig in einander gefügte Baumstämme, nach der eigenen Bauart der Eingebornen, die mehr auf Festigkeit, als auf Gleichförmigkeit der Gestalt sehen. Ein Deck, das kaum den Namen verdiente, konnte nur geringen Schutz gegen die hereinstürzenden Wogen bieten. Die Mannschaft, neun wohlgestaltete Burschen, saß auf dem Boden, umdrängt von zahlreicher Menge, die der Errathung von der Wunderrettung gierig lauschte. Sie hatten Vormittag unter allem Anzeichen heiteren Wetters Opotiki verlassen; als sie aber gen Maketu kamen, begann der Wind heftig zu wehen, und da unglücklicherweise die Leute dieses Ortes mit ihnen in todesfeindlicher Fehde begriffen waren, konnten sie hier keine Zuflucht suchen. Ihre einzige Aussicht auf Rettung war, das sechzehn Meilen entfernte Tauranga zu erreichen. Das gelang ihnen: und als sie sich der Mündung des Hafens näherten, zogen sie die Segel ein und suchten unter Lee eines festigen Eilandes zu kommen; denn die Gefahr, die sie an meißen fürchteten, die Brandung am Eingang des Hafens, die stand ihnen noch bevor. Das Kanot mittelst der Ruder so hart wie möglich an die Insel haltend, erfrischten sie sich mit den Ueberresten der Reisezehrung und berathschlagten mit einander, was sie zu thun hätten, denn ihre Lage war unsicher genug und verlangte ihre ganze Kraftanstrengung und Wachsamkeit, daß das Kanot nicht gegen die Klippen geschleudert oder von den Wogen überfluthet werde. Nach kurzer Besprechung faßten sie den Entschluß, einen Anlauf zu nehmen und, so lange ihnen noch die Kraft blieb, die Mündung mit einem Ruck zu durchkreuzen. Und der Versuch glückte; allerdings wäre das Kanot bei einem Haare gekippt: es brachte sie aber doch mit der Ladung sicher ans Land.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Dickens über den alkoholfeindlichen Cruikshank. Der treffliche englische Skizzenzeichner George Cruikshank ist ein „Teetotaller“, d. h. ein Feind des Alkohols und ein Apostel der Mäßigkeit. Bekannt ist seine illustrirte Geschichte der „Flasche“, die in Hunderttausenden von Exemplaren unter dem englischen Volke verbreitet ist und in der That auch wohl hier und da einen wohlthätigen Abscheu vor der Unmäßigkeit des Branntweintrinkens erweckt hat. Herr Cruikshank überträgt diese systematische Verfolgung des Alkohols aber auch auf Gebiete der Kunst und Literatur, die als neutral in diesem Kriege geachtet werden sollten, z. B. auf Kinderschriften und Feenmärchen, aus welchen er die altergebrachten, kleinen Weinrausch-Neckereien und sogar alle Anspielungen auf Rebensaft und Weinland verbannt. „Ja, der Riesentödter“, befindet sich, wie Cruikshank behauptet, durchaus nicht in der Nothwendigkeit, Traubenblut zu trinken. In seiner neuesten, meisterhaft illustrirten Ausgabe des alten Märchens „Aschenbrödel und der Glashantoffel“*) hat er in dem Prachtbilde, das die Vermählung Aschenbrödels darstellt, die Springbrunnen von Rheinwein, die in den älteren Ausgaben sprudeln, weggelassen. Ja, im Texte läßt er sogar den König an die Fee, die eine geschworene Teetotallerin ist, das Versprechen richten, daß aller Wein und Branntwein, so wie alles Bier, die sich im Palaste befinden, als schädliche Dinge, vernichtet werden sollen, welches Versprechen auch bei einem großen, illustrirten Freudenfeuer ausgeführt wird. Gegen diese Verballhornung alter, naiver Feenmärchen tritt nun Dickens mit großer Entschiedenheit auf. „Um diesen Märchen“, sagt er, „ihren wohlthätigen Einfluß zu erhalten, müssen sie in ihrer Einfachheit, Reinheit und unschuldigen Ausgelassenheit eben so erhalten werden, als wären sie geschichtliche Thatsachen. Wer sie zur Propagirung seiner eigenen Ansichten, welcher Art diese auch sein mögen, abändert, der macht sich, nach unserer Meinung, einer unverantwortlichen Willkür-Handlung schuldig und eignet sich eine Sache an, die ihm nicht gehört.“

— Zur Kunstgeschichte Spaniens. Das Berliner Kunstblatt (in Nr. 3) theilt einen sehr interessanten Aufsatz mit von José Galofre aus Madrid, der von dem Verfall der Kunst in dem stolzen Vaterlande Murillo's erzählt. Der Beginn einer Wiedergeburt ist nach Galofre's Ansage dem Einfluß deutscher Künstler zuzuschreiben, er nennt sie bayerische und preußische, weil diese sich zuerst wieder den Urquellen der christlichen Kunst zuwendeten, nach Italien pilgerten, um die Gemälde des Giotto und die Fresken Raphael's zu studiren, wie Overbeck, Cornelius und Kaulbach es gethan. Jedoch erwartet Galofre erst in funfzehn bis zwanzig Jahren die Früchte einer beginnenden Wiedergeburt der Kunst in Spanien, weil die jetzt noch keine Einheit der Bestrebungen erzielt werden kann und die Regierung augenblicklich eine schlechte Pflegerin der Kunst ist. Madrid und Barcelona haben bedeutende Malerschulen, die sich schroff gegenüberstehen, indem die französische Richtung in Madrid vertreten ist und die, welche der Bersasser die Overbeck'sche nennt, in Barcelona.

F. v. H.

*) Traditions and Superstitions of the New-Zealanders; with illustrations of their manners and customs. By Edward Shortland, M. A. Longman & Co., London.

*) Cinderella and the Glass Slipper. By George Cruikshank. London, Bogue, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt in Zukunft pränumerando von in Berlin eintretenden Herren gezahlt wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Universitätsstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 18. Berlin, Sonnabend den 10. Februar 1855.

Frankreich.

Die Entstehung der Ehrenlegion.*)

An einem Montag im Februar des Jahres 1802 lehrte der Erste Konsul von seinen Amtsgeschäften um sechs Uhr Abends nach Malmaison zurück. Das Diner wurde sogleich aufgetragen. Nach Tisch theilte sich die Gesellschaft in zwei Fractionen. Madame Bonaparte blieb mit den Damen und zwei oder drei Herren im Speisesimmer; der Erste Konsul begab sich in den Salon, den Charles Percier mit Kriegstrophäen geschmückt hatte. Unter den Herren, welche ihm dahin folgten, befanden sich der General Duroc, Monge, Ober-Inspektor der polytechnischen Schule, ein Mann, dessen streng republikanische Grundsätze sich nicht leicht überwinden ließen, Denon, der neu ernannte Direktor des Museums, und Herr Arnault, ein Literat und warmer Republikaner — in seinen Trauerspielen. Diesem Herrn verdankt die Welt den Bericht über die erste Unterhaltung, in der Napoleon seine Ideen eines nationalen Verdienstordens entwickelte. Im Salon angekommen, versammelte der Erste Konsul seine Gäste um sich und begann über den großen Empfang zu sprechen, den er Tags zuvor in den Tuilerien abgehalten hatte. Er machte besonders auf den Eindruck aufmerksam, den die glänzenden Sterne und Bänder der fremden Gesandten auf die Theilnehmer an der Ceremonie hervorgebracht, und, sich zu Denon wendend, fragte er ihn, ob ihm dies nicht gleichfalls aufgefallen sei?

„Es ist mir nicht allein aufgefallen", versetzte der Direktor des Museums, „sondern ich habe auch die Gefühle der Anderen getheilt. Man muß gestehen, daß diese breiten, hellen Bänder, diese Sterne und emailliirten Kreuze auf eine wunderbare Art dazu beitragen, die physische Würde des sie Besitzenden zu erhöhen — mit einem Wort, sie kleiden den Mann."

„Das heißt, wie ein Künstler denken", bemerkte Monge trocken. „Diese Kreuze, diese Sterne, diese Bänder sind nichts als Flitterwerk — wahres Spielzeug für Kinder."

„Spielzeug, wenn Sie wollen", erwiederte Napoleon, „aber wenn solches Spielzeug auch Männern gefällt? Diese Kreuze und Bänder erscheinen der Menge als sichtbare Zeichen der menschlichen Größe und flößen unwillkürliche Ehrfurcht ein. Lassen Sie uns die Frage offen besprechen. Die Menschen im Allgemeinen lieben derartige Auszeichnungen — die Franzosen insbesondere. Die Franzosen hungern in der That danach und haben stets danach gehungert. Da ist z. B. das Ludwigskreuz: Ludwig XIV. hätte im spanischen Erbfolgekrieg nie gegen das koalisirte Europa ankämpfen können, wenn ihm das Ludwigskreuz nicht statt des Geldes gedient hätte. Die Ansicht auf diese Belohnung rief Wunder hervor; es gab Viele, welche die Ordensdecoration höher schätzen, als Haufen von Gold." Und der Erste Konsul fuhr fort, sich mit ungewöhnlicher Wärme über dieses Thema zu verbreiten.

„Nun", sagte Monge kalt, „so haben wir nichts weiter zu thun, als das Ludwigskreuz wieder einzuführen."

Es war dies eine bittere Antwort aus dem Munde eines Mannes, welcher Mitglied der Kommission gewesen, die den Bericht an den Konvent wegen Abschaffung des Ludwigskreuzes erstattet hatte. Der Orden war am 15. Oktober 1793, ein Jahrhundert nach seiner Stiftung, aufgehoben worden. Die Antwort Monge's wurde von Napoleon mit Schweigen aufgenommen, welches er nur durch den Vorschlag unterbrach, sich dem übrigen Theil der Gesellschaft wieder anzuschließen. Zwei Monate nach dieser Unterredung präsidirte Napoleon im Staatsrath, umgeben von seinen Mitkonsuln, seinem Bruder Lucian, Regnault de St. Jean d'Angely, Berthier und anderen politischen Celebritäten. Hier brachte er nun die Idee eines Ordens nach dem Muster ähnlicher, in anderen Staaten bestehender Einrichtungen zur Sprache und setzte seine Gründe mit Klarheit und Energie aus einander. Cambacérès gab dem Vorschlage seine herzliche Beistimmung, indem er hinzufügte, daß keine der alten Republiken ehrenvolle Auszeichnungen verpönt habe. Regnault de St. Jean d'Angely erinnerte daran, daß die eben unabhängig gewordenen amerikanischen Freistaaten den Cincinnatus-Orden gestiftet hätten.*) Diese Bemerkung erregte die sichtliche Zufriedenheit Napoleon's und machte alle Opposition verstummen.

Am 4. Mai 1802 las Röderer auf Befehl des Ersten Konsuls dem Staatsrath den Gesetzentwurf über die Gründung einer Ehrenlegion vor. Napoleon, der bei dem Vortrage gegenwärtig war, motivirte denselben in einer kurzen Ansprache, die mit den merkwürdigen Worten schloß: „Die Gründung der Ehrenlegion werde der Anfang sein zur Organisirung der Nation." Es war in der That der erste, gegen die Republik gerichtete Streich. General Matthieu Dumas unterstützte das Projekt, bestand aber darauf, daß der Orden nur an Militairs verliehen werden solle. Napoleon antwortete ihm und vertheidigte in seiner Rede die Ansprüche der Civilbeamten des Landes. Vier Tage nachher wurde die Diskussion durch den Staatsrath Barbier wieder aufgenommen, welcher den beabsichtigten Orden für einen Schritt zur Erneuerung aristokratischer Institutionen erklärte; Kreuze und Bänder seien das Spielwerk der Monarchieen. Er berief sich auf die Geschichte Roms, wurde aber von Napoleon widerlegt, der ihn aufforderte, eine Republik älterer oder neuerer Zeit namhaft zu machen, welche alle Auszeichnungen verworfen hätte. Es sei möglich, daß Orden nur Spielwerke seien, aber dieses Spielwerk imponire auch Männern, wie man aus der Ehrfurcht sehe, welche ausländische Decorationen einflößen. Cambacérès, der zweite Konsul, sprach im Sinne Napoleon's. Dann folgte Portalis, der sich gleichfalls zu Gunsten des Ordens erklärte und einige Worte Rousseau's über den Einfluß und die Nothwendigkeit der Symbole citirte. Noch zwei Sitzungen wurden der Erörterung des Planes gewidmet. In der letzten, die am 24. Floréal stattfand, griff Thibaudeau, der im Konvent durch die Unerschütterlichkeit seiner Grundsätze den Namen der „Eisenstange" erworben hatte, den Gesetzentwurf mit Heftigkeit an. Wir werden sehen, daß das rothe Band die Eisenstange bald zum Schmelzen brachte. Thibaudeau erblickte in dem Projekt eine offene Verletzung der republikanischen Institutionen und die Vernichtung jener Gleichheit, für welche die Nation zwölf Jahr lang gekämpft hatte. Er schloß seine Rede mit dem Antrage auf Vertagung der Debatte. Napoleon ließ darüber abstimmen, und die Vertagung wurde mit funfzehn gegen neun Stimmen verworfen.

Am folgenden Tage (den 14. Mai 1802) legten drei Mitglieder des Staatsraths, Matthieu Dumas, Marmont und Röderer, das Projekt dem gesetzgebenden Körper vor, dessen Vertagung auf den 17ten festgesetzt war. Röderer unterstützte die Vorlage in einer Rede, in welcher er versicherte, daß der neue Orden eine Münze sei, deren Werth sich nie verringern werde. Nach dem Wortlaute des Entwurfs sollten alle Mitglieder der Legion den Eid leisten, das Gebiet und die Gesetze der Republik, so wie das durch diese Gesetze geheiligte Eigenthum, zu vertheidigen und sich jedem Versuche, das Feudalsystem oder die darauf gegründeten Titel und Vorrechte wiederherzustellen, zu widersetzen. Nach Anhörung des Projekts und der Rede des Antragstellers, vertagte der gesetzgebende Körper die Entscheidung der Frage bis zum 19. Mai. In der Zwischenzeit reichte Lucian Bonaparte den Gesetzentwurf im Tribunat ein. Wie man sich erinnern wird, war das Tribunat eine aus hundert von dem Senat ernannten Mitgliedern bestehende Versammlung, die das Recht besaß, die Vorlagen der Regierung in Erwägung zu ziehen, und deren Wirksamkeit erst seit dem 1. Januar 1801 begonnen hatte. Der Erste Konsul erwartete hier eine kräftige Opposition, da das Tribunat, wie er sagte, voll von Schreiern sei. Die Verhandlungen über die Ehrenlegion begannen am 18. Mai. Savoie Rollin widersetzte sich der Maßregel, die er als einen Versuch zur Wiedereinführung einer erblichen und militairischen Aristokratie charakterisirte. Der Tribun Frédille unterstützte im Gegentheil das Projekt, dessen Name die kostbarsten Belohnungen versprieße, die einem Franzosen zu Theil werden könnten. Der Ex-Marquis von Chauvelin, ehemaliger Garderobenmeister Ludwig's XVI,

*) Im gegenwärtigen Augenblick, wo die englische Regierung im Begriff steht, einen Verdienstorden nach dem Muster der Ehrenlegion zu stiften, dürften einige Notizen über den Ursprung dieser letzteren nicht ohne Interesse sein. D. R.

*) Der aber bekanntlich seitdem eingegangen ist, da man ihn für unvereinbar mit republikanischen Institutionen hielt. D. R.

Digitized by Google

brandmarkte den Entwurf als ein Attentat gegen die Freiheit und Gleichheit. Lucian bemühte sich, die Einwendungen der Opposition zu widerlegen, und der Antrag ging mit 56 gegen 38 Stimmen durch. Auch im gesetzgebenden Körper wurde er mit einer Mehrheit von 166 gegen 110 Stimmen angenommen. So sand sich in den drei Versammlungen, denen das Projekt der Ehrenlegion vorgelegt wurde und welche in Allem 394 Mitglieder zählte, eine Majorität zu Gunsten desselben von nicht mehr als 78 Stimmen. Es muß hier bemerkt werden, daß der von den gesetzgebenden Körperschaften sanctionirte Gesetzentwurf eine Klausel enthielt, die dessen Ausführung bis zum 23. September 1804, also über zwei Jahre, aufschob. Diese Verzögerung war nothwendig, da es dem Staate schwer gefallen wäre, die Dotation von sechs Millionen Francs zu erheben, auf welche man die jährlichen Kosten des Ordens angeschlagen hatte. Die finanzielle Lage besserte sich jedoch mit jedem Tage, und es ließ sich annehmen, daß man binnen zwei Jahren die sechs Millionen den außerordentlichen Ausgaben des Staates mit Leichtigkeit würde hinzufügen können.

Während dieser zwei Jahre regnete es Epigramme und Karikaturen gegen den neuen Orden. Der Erste Konsul fühlte sich zwar nicht wenig gekränkt, sagte aber: „Gebuld! dieser Orden wird nicht so leicht zu gewinnen sein. Es wird einst der Gegenstand des allgemeinen Ehrgeizes werden, sich unter die Mitglieder der Ehrenlegion aufgenommen zu sehen.“ Moreau beschenkte seinen Koch mit einer Ehren-Kasserolle. Frau von Staël richtete an alle Regierungsbeamte, die ihren Salon besuchten, die Frage: „Eh bien, vous êtes des honorés!“ Die Dame mußte ihren Witz mit dem Exil aus Frankreich büßen, auf welchem Benjamin Constant sie begleitete; Graf Montlosier mußte sich wegen eines ähnlichen Verbrechens gegen die Ehrenlegion nach seiner Geburtsprovinz Auvergne zurückziehen.

Am 29. Floréal des Jahres X wurde das auf die Statuten der Ehrenlegion bezügliche Gesetz veröffentlicht. Ihnen zufolge war sie ein zur Anerkennung militairischer Verdienste und bürgerlicher Tugenden bestimmter Orden und zerfiel in fünfzehn Kohorten (Piemont wurde später als sechzehnte hinzugefügt), wovon jede mit Staatseigenthum zum Belauf von zweihunderttausend Francs jährlich dotirt wurde. Ein Dekret vom 3. Oktober 1799 hatte festgesetzt, daß Handlungen hervorragender Tapferkeit im Kriege durch die Verleihung von Ehrenwaffen belohnt werden sollten. Von jenem Tage bis zum Mai 1802 waren etwa achtzehnhundert solcher Ehrenwaffen vertheilt worden; allein dreihundert Inhaber derselben waren bereits verstorben, so daß bei Gründung der Ehrenlegion fünfzehnhundert Mann in der Armee zur Tragung von Ehrenwaffen berechtigt waren. Der Erste Konsul hatte klugerweise in seinem Gesetzentwurf die Bestimmung eingeschaltet, daß alle diese Träger von Ehrenwaffen ipso facto zur Legion gehören würden. Die beiden Jahre, die zwischen der Veröffentlichung des Gesetzentwurfs und seiner Ausführung verflossen, hatten große politische Veränderungen zuwegegebracht. Der Rath und die Kanzlei der Ehrenlegion traten schon wenige Monate nach Erlassung des Gesetzes ins Leben. Lacépede, Verfasser der Fortsetzung des Buffonschen Werkes, wurde zum Großkanzler ernannt, und in der Liste der Rathsmitglieder bemerkte man die Namen des Ex-Direktors François de Neufchateau und des Cassationsgerichts-Präsidenten Tronchet. Ehe der Orden selbst konstituirt wurde, ruhte die Kaiserkrone bereits seit fünf Monaten auf Napoleon's Haupt.

Napoleon war am 19. Mai 1804 zum Kaiser ausgerufen worden. Dreißig Tage später erschien das Dekret, welches die Decoration für die verschiedenen Grade der Ehrenlegion festsetzte. Sie bestand aus einem Stern mit fünf doppelten Strahlen, an einem rothen, mit weiß durchschossenen Bande befestigt. Obgleich aber diese Verzierung, welche der des Ludwig-Ordens ähnelte, Stern und nicht Kreuz genannt wurde, kam das Wort Kreuz doch rasch wieder in Aufnahme und ward bald allgemein gebraucht. In der Medaille war das Bildniß Napoleon's angebracht. Der Orden hatte vier Rangstufen: Großoffiziere, Commandeure, Offiziere und Legionäre. Für die Mitglieder der drei ersten Klassen bestand die Decoration aus Gold, die der Legionäre aus Silber. Durch ein zweites Dekret wurden den Inhabern des Ordens jährliche Pensionen ausgesetzt, und zwar erhielt jeder Großoffizier fünftausend Francs, jeder Commandeur zweitausend, jeder Offizier tausend und jeder Legionär zweihundertfünfzig Francs. Die von dem Kaiser selbst angegebene Devise war „Honneur et Patrie“. Die Geschichtschreiber des Kaiserreichs haben den Einfluß, den die Stiftung der Ehrenlegion auf das Schicksal Napoleon's ausübte, nicht hoch genug angeschlagen. Es war der Entwurf zu dieser Legion, durch welchen er sich den Weg zum Kaiserthrone bahnte; wäre das Projekt verworfen worden, so hätte er sich vielleicht nicht so bald im Krönungssessel zu Notre-Dame niederlassen können. Die Einführung der Ehrenlegion schuf ein Band zwischen Männern entgegengesetzter politischer Meinungen und stellte alle Leute von Verdienst auf gleichen Fuß.

Man hatte die Jahre 1802 und 1803 damit zugebracht, eine Liste von Personen, der Theilnahme an diesem neuen Ritterverein würdig, anzufertigen; gegen Ende des letztgenannten Jahres ließ der Kanzler den Männern, auf welche Napoleon's Wahl gefallen war, ihre Ernennung anzeigen. Der oben erwähnte, jedem Mitgliede der Legion vorgeschriebene Eid wurde ohne Widerrede geleistet, und in dem Verzeichniß der Mitglieder finden wir die Namen Moreau (der seinem Koch eine Ehrenkasserolle geschenkt hatte), Massena, Jourdan, Bernadotte u. A. m. Kein einziger weigerte sich, dem neuen Orden anzugehören. Während der Zeit aber, die zwischen der Ernennung der Mitglieder und dem Vertheilen der Decorationen verstrich, hatte Napoleon den Kaiserthron befestigen und beschloß, die Ordenszeichen mit seinem Porträt zu versehen. Es war im Namen des Kaisers der Franzosen, daß den Mitgliedern im Juni 1804 die Anzeige von dem ihnen im Orden zuerkannten Rang übersandt ward. Diese Anzeigen enthielten die Bestimmung, daß die Mitglieder der Verfassung des Kaiserreichs und der Person des Monarchen Treue zu schwören hätten. Man erwartete, daß die Auserlesenen dieses Ehres einige merkwürdige Absagungen veranlassen werde; allein mit Ausnahme einiger Offiziere von untergeordnetem Rang und einiger alten Volksvertreter, welche ihr Diplom zurücksandten, fand kein Widerspruch statt. Das „Spielwerk der Monarchie“ hatte viele Bedenklichkeiten eingeschläfert. (Schluß folgt.)

Australien.

Neu-Seeländische Volkssagen, Sitten und Gebräuche.

(Schluß.)

Es mögen nun einige charakteristirende Proben der Volkssagen folgen:

„In den Tagen, als unsterbliche Wesen auf dieser Erde wohnten, lebten drei Brüder, Namens Maui, zusammen, von denen die zwei älteren den jüngsten haßten und unterdrückten. Nicht weit von ihrer Wohnung hauste ein altes Weib mit Namen Jine-nui-a-te-po (große Tochter der Nacht). Sie stand im Rufe, eine sehr schreckliche Person zu sein, und Keiner wagte es, Etwas von dem anzurühren, was ihr gehörte. Der jüngste Maui jedoch schloß sich, die Gegend zu besuchen, um dort vielleicht etwas Gutes zu finden. So sich dem Orte nähernd, wo Jine-nui lebte, setzte er sich auf einen Hügel, wo er die Aussicht in ihren Garten hatte, und begann eine Weile auf seiner Flöte zu spielen. Sobald Jine-nui den Flötenton hörte, schickte sie einige ihrer Sklaven, daß sie aufmerken und zusehen, wer da kömmt. Bevor sie aber gingen, schärfte sie ihnen den Befehl ein: „Kömmt der Mann den Hügel herab auf seinen Beinen, so faßt ihn, denn er ist ein Dieb; kömmt er auf Händen und Füßen, mit Bauch und Gesicht zur Erde gewendet, dann wisset, er ist ein Atua, und lasset ihn unangetastet.“ Der kleine Maui, der Alles mitangehört, kam natürlich auf Händen und Füßen herab, und da die Sklaven, in der Meinung, er sei ein Atua, ihn unangefochten ließen, kroch er in die Kumara-Vorrathskammer der alten Dame, aß, was er konnte, und nahm die Taschen voll mit. Am nächsten Tage saßen seine Brüder beim Morgenmahl und warfen hin und wieder dem kleinen Maui, der, wie gewöhnlich, allein entfernt von ihnen saß, einen Bissen zu. Anstatt jedoch sie aufzulesen, nahm er eine Kumara nach der anderen unter dem Rocke hervor und aß. Endlich bemerkte der älteste Maui die dem Bruder zugeworfenen Brocken unberührt liegen und fragte den Kleinen, was er denn äße. Da nahm der kleine Maui eine Handvoll und warf sie den Brüdern zu. Die großen, wohlschmeckenden Kumara mundeten ihnen vortrefflich und sie wünschten zu wissen, wo dergleichen mehr zu bekommen wären. Der kleine Maui erzählte nun die Geschichte, kehrte aber den Befehl der alten Jine-nui an ihre Sklaven um und ließ sie sagen: „Wenn der Mann auf Händen und Füßen herabkömmt, faßt ihn, denn er ist ein Dieb; kömmt er aber aufrecht auf seinen Beinen, dann laßt ihn in Ruhe, er ist ein Atua.“ Maui-mua gesiel das Abenteuer seines jüngsten Bruders so wohl, daß er noch an demselben Abend sich auf den Weg machte, um auf dieselbe Weise einige Kumara zu stehlen. Beim Weggehen rief ihm der kleine Maui noch einmal zu, sich ja genau den Befehl der Alten zu merken, um danach zu handeln.“ Die weiteren Folgen lassen sich denken. Kaum war der grausame Bruder aufrechtgehend in den Garten geschlichen, als die Sklaven ihn faßten, und die Alte drückte ihn zu Tode.

Der Aberglaube, daß gewisse alte Weiber im Verkehr mit Geistern stehen, ist in Neu-Seeland herrschend. Shortland besuchte mit einem Eingebornen eine solche Pythia.

„Nachdem dieses alte Weib aus einer kurzen schwarzen Pfeife geraucht hatte, entfernte sie die brennenden Scheite vom Feuer, um die Helle theilweise zu dämpfen, und setzte sich dann still hin. Zwei Sklavinnen, die bis dahin fleißig gearbeitet hatten, ließen nun ihre Hände ruhen, setzten ihre Körbe hin und saßen still, ohne ein Wort zu sprechen. Eine Weile verharrten wir alle in tiefem Schweigen. Kein Laut ward gehört. Auf die Länge aber fing Tuakaroina an ungedeutlich zu werden. Er verließ den Sitz neben mir und nahm an der entgegengesetzten Feuerseite unsern der Alten Platz, wo er sich der Länge nach

Digitized by Google

mit dem Gesichte zu Boden hinstrekte und den Atna bei Namen rief. „Warum zaudert Ihr so lange!“ schrie er ärgerlich. „Seid Ihr in Baikalo oder sonst wo in der Weite, warum kommt Ihr nicht rasch!“ — Das Feuer war indessen erloschen, und nur die Gluth verbreitete einen düsteren Schimmer, der jedoch hinreichte, mich die Personen in der Hütte unterscheiden zu lassen. Alle saßen still, außer Tuakaraina, der, sich auf dem Bauche wälzend, unaufhörlich seine Götter mit großem Nachdruck anrief. Der Anblick war ein seltsamer, überraschender, und augenblicklich machte er einen tiefen Eindruck auf mich. Dem gesunden Verstande zum Trotz wollten die Truggestalten auf meine Einbildungskraft eindringen. Sollte ich hier blos Zeuge eines Gaukelspiels sein? Gäbe es dennoch mehr Dinge im Himmel und auf Erden, wovon unsere Philosophie sich nichts träumen läßt? Diese Gedanken wurden plötzlich von einem Schall unterbrochen, als wenn etwas Schweres auf das Dach der Hütte gefallen wäre; dann ließ sich ein knisterndes Geräusch vernehmen, wie von einer Ratte, die über das Stroh hinkriecht, bis es über unseren Köpfen hielt. Das alte Weib hüllte Kopf und Gesicht in ihr Tuch und bog sich so zusammen, daß ihr Kopf auf den Knieen zu liegen kam. Und unmittelbar von dem Fleck, wo das knisternde Geräusch aufgehört, kamen mehr zischende, als artikulirte Töne einer Menschenstimme.“ — Es zeigte sich späterhin, daß das Weib eine Art Bauchrednerei trieb, vermöge deren sie ein Unikum hervorbrachte, das von einer Eidechse auf dem Dache herzurühren schien. Indessen konnte kein ägyptisches Mysterium mit mehr Feierlichkeit in Form gesetzt werden.

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Gärten aus Villen bei Florenz. — Staat und Kirche in Sardinien. — Realkredit und Hypothekenwesen. — Graf Solar de la Marguerite über politische Tagesfragen. — Alte Klassiker und neue Philosophen. — Baruffi's Reise nach St. Petersburg und Moskau — Seidenbau. — Nationalität und Staatsangehörigkeit. — Colomb de Batines.

Die Oricellarischen Gärten bei Florenz, ausgezeichnet durch ihre freundliche Lage und in der Geschichte Italiens durch ihre früheren Bewohner bekannt, haben kürzlich die Aufmerksamkeit eines vaterländischen Schriftstellers, Passerini, auf sich gezogen, der eine Geschichte derselben herausgegeben hat.*) Hier wohnte, außer mehreren der ersten Geister Italiens, Machiavelli; hier wurde eine Verschwörung gegen die Mediceer angesponnen; hier lebte die schöne Bianca Capello; hier feierte Kardinal Gian-Carlo seine Orgien; von den Pazzi und Strozzi gingen sie endlich an die Familie Buoncompagni Ludovisi über. Die herrlichen Villen in der Umgegend von Florenz vermehren sich noch fortwährend; am bedeutendsten ist die des Fürsten Demidow, San Donato. Eine Enkelin des Fürsten Hardenberg, die Gräfin von Gerdorff-Reventlow, baut sich dort ebenfalls eine neue Villa.

Der Streit zwischen der Kirche und dem Staate dauert in Turin noch fort. Doch da das Land, obwohl streng katholisch, wie der allgemein beliebte König, seinen Bischöfen nur in geistlichen Dingen ein williges Gehör schenkt, so hat es hier die ultramontane Macht nicht so leicht, als man vielleicht im Auslande meint. Frühere Könige von Sardinien haben sich sogar jede Einmischung der Kirche verbeten, und seit mehr als hundert Jahren müssen alle päpstliche Bullen der königlichen Bestätigung vorgelegt sein, bevor sie publizirt werden dürfen, und es sind Beispiele vorhanden, wo das Exequatur verweigert wurde. Doch läßt sich hier auch mitunter eine Stimme für die Uebermacht der Kirche vernehmen; eine solche ist die Vertheidigung der richterlichen Gewalt der Kirche im Königreiche Sardinien, besonders in Ehesachen, von dem Grafen della Torre,**) einem sehr frommen Manne, der sich aber dadurch nicht abhalten läßt, gegen seine Regierung im ultramontanen Sinne Opposition zu machen.

Die Einführung eines Pfandbriefsystems in dem Königreich Sardinien, nach dem Beispiel der von dem Kaiser Napoleon III. eingeführten Grund-Kreditbank, beschäftigt noch die Gemüther in diesem Lande sehr stark, und erwähnen wir hier der diesfallsigen Arbeit eines Kavallerie-Offiziers, des Grafen Pomane,***) welcher recht gute Vorschläge macht, die aber nicht ausgeführt sind, sobald die Grundlage des Real-Kredits, das Hypothekenwesen, nach den französischen Ansichten eingerichtet bleibt. Dasselbe kann man auch von der Arbeit eines Herrn Carpi†) sagen, welcher darauf aufmerksam macht, daß bei großem Grundbesitz dennoch sehr kleine Kulturen stattfinden können. In Sicilien wie in Irland ist das Eigenthum so wenig getheilt, daß z. B. dem Fürsten Radali-Wilding mehrere Quadratmeilen Ackerland gehören; dennoch wird dasselbe morgenweise von kleinen Pächtern gebaut. Alle, welche gegen die Parzellirungen eifern, müssen erst sehen, wie die großen Gutsbesitzer in Italien und Frankreich ihren Ackerbau durch Pächter betreiben lassen und die Armuth auf solchen Latifundien sich stets vergrößert. Diese Grundbesitzer können zu gut rechnen, um sich dem Ungewissen einer Mißernte auszusetzen; ihre Hunderte von Pächtern bleiben aber stets Proletarier.

Einer der letzten Minister Karl Albert's, Graf Solar de la Marguerite, dessen Bericht über seine Verwaltung bereits in diesen Blättern erwähnt worden, ist wieder mit einer neuen politischen Arbeit aufgetreten, indem er die politischen Tagesfragen mit besonderer Rücksicht auf den sardinischen Staat erörtert und seine staatsmännische Ansicht ausspricht.*) Die erste von ihm erörterte Frage ist, ob die sardinische Politik rein italiänisch sein müsse? Hierbei warnt er vor der Lehre, daß Sardinien in Italien aufgehen müsse. Er führt das Beispiel der Athenienser an, welche, obwohl Griechen, doch stets Athenienser geblieben. Eine zweite Frage wird dahin beantwortet, daß die Politik dieses Landes stets katholisch sein müsse. Zwar führt er an, daß in England und Frankreich nicht alle Staatsbürger dieselbe Religion haben, aber er hittet Gott, daß er sein Land vor solchen Beispielen bewahre. Die dritte und die vierte Frage betreffen die gegen Oesterreich und Frankreich einzuschlagende Politik, wobei der Verfasser zeigt, daß eine Erweiterung der sardinischen Gränzen weder nach dieser, noch nach jener Seite zu erwarten sei. Dagegen wird bei der letzten Frage, über die gegen andere Mächte zu beobachtende Politik, für Sardinien die merkwürdige Aussicht eröffnet, von der Schweiz die Kantone Wallis, Waadt, Genf und zum Theil sogar auch Bern zu erwarten!

Zum Beweise, daß man in Turin über der Politik der Neuzeit auch die der alten klassischen Zeit nicht vernachlässigt, erwähnen wir einer eben erschienenen Uebersetzung von den peloponnesischen Kriege des Thucydides, von Boni.**) Bei dieser Gelegenheit dürfen wir auch eine Abhandlung über den Jugurthinischen Krieg des Sallust, von dem bekannten römischen Gelehrten Betti,***) erwähnen.

Auch fehlt es in Italien nicht an Männern, welche sich mit der Geschichte der Philosophie beschäftigen. Ein Herr Epifanio Fognani†) hat in einem Werke über den Ursprung und den Beruf der Philosophie versucht zu beweisen, daß die Philosophie von Thales an bis zu der neuesten Zeit den Ihren zu viel Macht eingeräumt hat; er sucht daher das Studium der Philosophie zu reformiren und nennt die Ihee den Satan in der Vernunft. Er erklärt die Erforschung des Unergründlichen in dem Wesen der Gottheit für ein Unternehmen der Titanen, die bei den Stürmen gegen den Himmel von den Göttern herabgeschleudert wurden.

Der Professor Ritter Baruffi an der Turiner Universität, von dessen geistreichen „Spaziergängen um Turin“ in diesen Blättern früher berichtet worden ist, hat diesmal einen aufgergewöhnlichen Spaziergang nach den beiden Hauptstädten Rußlands herausgegeben, den er über Paris, Havre und Kopenhagen nach St. Petersburg und Moskau und von dort wieder zurück über Lübeck und die Schweiz unternommen und der im Ganzen achtundsechzig Tage gedauert hat. Einfach und bescheiden ist seine Darstellung alles dessen, was er beobachtet, so daß der italiänische Leser ein klares Bild von jenen beiden großen, mit aller Genauigkeit beschriebenen Städten bekommt.††) Da er als unbeachteter Privatmann ohne amtliche Begleitung reiste, hat er sich auch durch den äußeren Schein nicht blenden lassen, obwohl er keineswegs wie der Marquis von Custine auftritt. Daß Baruffi von wahrer Humanität beseelt ist, kann man schon aus der Erwähnung einer der Personen entnehmen, welche mit ihm in der Diligence durch Frankreich reisten. Es war dies eine Genfer Protestantin, welche mit wahrem Gottvertrauen im Herzen eine gefahrvolle Reise unternahm. Baruffi, katholischer Geistlicher, war gerührt von ihrer Frömmigkeit und betete für ihre glückliche Reise. Mit Recht hebt Baruffi die deutschen Diligencen gegen die französischen hervor, die wirklich über alle Beschreibung unangenehm eingerichtet und glücklicherweise durch die Eisenbahnen meist verdrängt worden sind.

Der unermüdliche Verfasser hat sich seit mehreren Jahren bemüht, den Seidenwurm aus Hindostan und Thibet, welcher sich nicht vom Maulbeerbaum, sondern von der Palma Christi (Ricinus) nährt, noch

*) Degli orti Oricellari, memorie storiche da Luigi Passerini. Firenze, 1854.

**) Della Giurisdizione della chiesa cattolica sul contratto di matrimonio negli stati cattolici, cenni razionali e storici, del Conte Ignazio della Torre. Torino.

***) Credit foncier, projet de centralisation d'emprunt par une banque nationale, par le Comte César de Pomane. Turin, 1854.

†) Del credito agrario fondiario, cenni di Leone Carpi. Torino, 1854.

*) Questioni di stato, del conte Clemente Solare della Margherita, ministro e primo segretario di stato per gli affari esteri del Re Carlo Alberto. Torino, 1854.

**) Della guerra del Peloponneso, volgarizzato del Canonico J. P. Boni, con note illustrative e critiche di F. Predari. Torino, 1854.

***) Intorno al Sallustio ed al suo commentario della guerra Giugurtina dal Cav. Salvatore Betti. Roma, 1854.

†) L'origine e l'officio della filosofia, dimostrati col fatto da E. Fognani. Torino, 1854.

††) Da Torino a S. Pietroborgo e Mosca, passeggiata straordinaria di G. F. Baruffi. Torino, 1854.

Digitized by Google

Europa zu verpflanzen, weil er viel leichter zu behandeln und unendlich mehr Seide liefert; daher auch in jenen Gegenden die seidenen Kleider die wohlfeilsten sind. Die Schwierigkeit bestand darin, die Eier auf der langen Reise durch jene heißen Länder brauchbar zu erhalten. Er ließ daher die ersten Generationen auf dem Wege nach Aegypten sich wieder erzeugen, bis er endlich in Malta gelegte Eier hier ausbrüten sah. Das Verdienst, welches er sich dadurch um die Industrie erworben, ist bereits von der großen französischen Akklimatisirungs-Gesellschaft öffentlich durch eine Bekanntmachung ihres Präsidenten, Geoffroy de St. Hilaire, anerkannt worden, und Kaiser Napoleon III. hat ihm dafür den Orden der Ehrenlegion verliehen. Baruffi ist dabei ein sehr thätiges Mitglied des Turiner Gemeinderathes, und sein eben erschienener Vorschlag, Turin mit öffentlichen Brunnen zu versehen, hat sehr gefallen.

Demnächst müssen wir auch noch auf die ethnographischen Studien des Ritters Vegezzi-Ruscalla aufmerksam machen, der eben so gründlich Deutsch, wie Ungarisch und die slavischen Sprachen, erlernt hat. Er kennt beinahe Alles, was in dieser Beziehung in Europa herauskömmt, und hat in mehreren italiänischen Zeitschriften Beweise von seinen Kenntnissen niedergelegt. Seine diesfallsigen Studien haben ihn veranlaßt, in einer eben herausgegebenen Abhandlung über die Nationalität*) nachzuweisen, daß Nationalität und Staatsverband etwas ganz Verschiedenes sind. Der Verfasser sagt: „Grund und Boden bilden das Vaterland, die Sprache bildet die Nationalität." Er untersucht die Verschiedenheit der Racen und erkennt nur wenig Völker an, die von ungemischter Race sind, wie die Basken, die Juden, einige indische Stämme und die Skipetaren oder Albanesen. Er hält die Nationalität für unabhängig von Regierung, Religion und Verfassung.

Der im „Magazin" früher vielfach rühmlich erwähnte Herr P. Colomb de Batines, Verfasser der „Bibliografia Dantesca" und der „Bibliographie aller im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gedruckten religiösen und weltlichen Theaterstücke Italiens (Rappresentazioni)", ist in Florenz am 14. Januar, 43 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Besonders das erstgenannte, vor zehn Jahren erschienene Werk ist eine bewundernswerthe Frucht des unermüdlichen Fleißes. Auf nahe an zwölfhundert Seiten enthält es eine Uebersicht aller in den Bibliotheken aufbewahrten Handschriften, gedruckten Ausgaben, Auszüge, Kommentarien und Uebersetzungen der „Divina Commedia". Italien hat durch den Tod dieses Mannes den einzigen, eben so thätigen als gelehrten Bibliographen verloren, dessen es sich in neuerer Zeit rühmen konnte.

J. F. Reigebaur.

*) Che Cosa è Nazione, raggionamento di Giovanni Vegezzi-Ruscalla. Torino, 1854.

Mannigfaltiges.

— Leistungen auf dem Gebiete der Bibliographie. Der tüchtige Bibliopole, Herr Paul Trömel in Leipzig, der auch schon unser „Magazin" zuweilen mit werthvollen Beiträgen erfreute, hat in dem „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothek-Wissenschaft" eine auch in besonderem Abdruck ausgegebene „Uebersicht der wichtigeren Erscheinungen auf dem Gebiete der Bibliographie im Jahre 1854" veröffentlicht. Wir können diese die Bücherkunde der deutschen wie der ausländischen Literatur umfassende Uebersicht jedem Bibliographen als eine fleißige Arbeit empfehlen, die auch selbstständigen Werth hat, indem man dabei den erwähnten „Anzeiger", auf dessen Nummern der Verfasser rekurrirt, nicht gerade nachzuschlagen braucht. Es dürften diese Uebersichten, welche von Jahr zu Jahr fortgesetzt werden sollen, mit der Zeit das Material zu einer vollständigen bibliographischen Literaturgeschichte liefern. Als Zeitschriften zu diesem Zwecke sind, außer dem genannten „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothek-Wissenschaft", das Naumannsche „Serapeum", das Pariser „Bulletin du Bibliophile" und das jetzt von A. Sterck herausgegebene „Bulletin du Bibliophile Belge" zu betrachten. Mehr in buchhändlerischem, als in bibliographischem Interesse, jedoch ebenfalls dem gedachten Zwecke dienend, besitzt Deutschland zwei Wochenschriften: die Hinrichsche „Allgemeine Bibliographie" und das „Buchhändler-Börsenblatt", so wie den in neuerer Zeit als bibliographisches Jahrbuch verjüngten alten Leipziger „Meßkatalog", der, wie Herr Trömel sagt, ein kaum zu übertreffendes Muster für alle ähnliche Arbeiten geworden ist. Als Seitenstücke dieser Zuwachs-Uebersichten der Literatur erscheinen in Frankreich: die „Bibliographie de la France" und der „Catalogue mensuel des Nouveautés de la Librairie Parisienne"; in Belgien: die von Karl Muquardt herausgegebene „Bibliographie de la Belgique" und das Journal de l'imprimerie et de la librairie, von Charles Hen, so wie die auf Kosten des Willems-Fonds herausgegebene „Vlaemsche Bibliographie"; in England: „The Publisher's Circular" und Longman's „Monthly List of New Books"; in Spanien: das „Boletin bibliografico" und die „Revista bibliografica"; in Holland: die „Bibliographie vor Nederland" und die „Lijst van nieuw uitgekomen boeken"; in Skandinavien: die Dansk und die Svensk Bibliografi; in Nord-Amerika: Norton's „Publisher's Circular" und „Literary Register" ꝛc. — Aus der Uebersicht des Herrn Trömel ersehen wir übrigens, daß im vorigen Jahre fast überall, in Deutschland wie im Auslande, eine sehr rühmliche und fruchtbare Thätigkeit auf den Gebieten der Bücherkunde, wie der Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels, obgewaltet hat. Des Aug. Bernardschen Werkes: „De l'origine et des débuts de l'imprimerie en Europe" ist in unserem „Magazin" bereits ausführlich gedacht. Neben diesem ist in Frankreich von Paul Dupont eine „Histoire de l'imprimerie" und von Henri Fournier ein „Traité de la typographie" herausgegeben worden. In Deutschland werden von dem Verfasser besonders die „Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels", von A. Kirchhoff, und die „Bilderhefte zur Geschichte des Bücherhandels", von Lempert, hervorgehoben. Die beiden von Heinsius und Kayser gegründeten und auch jetzt noch fortgesetzt erscheinenden großen Bücherverzeichnisse Deutschlands wünscht der Verfasser zu einem umfassenderen, nach dem Muster von Quérard's „France littéraire" eingerichteten Werke vereinigt, das seinem Zwecke besser entsprechen würde. Ein ähnliches großes Werk für die italiänische Literatur von Colomb de Batines war vor einiger Zeit unter dem Titel „Dizionario manuale di Bibliografia Italiana" in drei Bänden angekündigt und wird hoffentlich durch den vor kurzem erfolgten Tod des gelehrten Verfassers keine Unterbrechung erleiden.

— Westafrikanische Kolonieen. Bei Gelegenheit eines Berichtes über die französischen Niederlassungen an der Mündung des Senegal äußert sich der Moniteur Universel in folgender Weise: „Wenn man alten Chroniken Glauben schenken darf, so haben sich Franzosen aus der Normandie schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf der Westküste von Afrika niedergelassen, aber hauptsächlich seit den Reisen der Portugiesen gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts haben die Europäer diese Küste gekannt und angesangen, Handelscomtoire an der Mündung des Senegal anzulegen. Seit ungefähr vierhundert Jahren bewohnen also civilisirte Menschen dieses Land. Nichts ist überraschender! Man möchte beinahe glauben, daß die Kolonieen West-Afrika's erst seit wenigen Jahren entstanden seien, so geringe Wirkung hat der europäische Einfluß dort gehabt. Immer noch irren nomadische Mauren- und Negerstämme in jenen endlosen wüsten Steppen umher. Die Insel St. Louis ist ungefähr sieben Stunden von der Mündung des Senegal entfernt; es ist eine Sandbank von zweitausend Metres Länge auf einer Breite, die zwischen zweihundert und fünfhundert Metres abwechselt. Sie ist von zwei Armen des Stromes eingeschlossen, dessen einer östlicher nahe an dreihundert und dessen anderer im Westen zweihundert Klafter Breite hat, an welcher letzteren Seite er nur durch eine unbeträchtliche Landzunge vom Meere getrennt ist. Die Insel St. Louis liegt im 16° nördl. Br. und 18° 48' östl. L. von Paris; der Boden ist überall sandig, befindet sich fast im Niveau des Stromes, oder gar unter den Gewässern während der Winterzeit. Er ist platt oder sehr wenig geneigt; oft bildet er aber einzelne Senkungen gegen den Mittelpunkt hin, wohnch Kloaken und tiefe Schlammlöcher entstehen. Einige verkrüppelte Kokosbäume am nördlichen Ende, eine kleine Anzahl Bäume im Gouvernementsgarten sind die einzigen hohen Gewächse, die hier zu finden sind. Die Europäer und die Mulatten haben ziemlich gesunde und wohlgelegene Wohnplätze. Die Neger, Sklaven oder Freie, wohnen hier in ganz ähnlichen Schilfhütten, wie sie sie im Innern des Landes errichten. — Wenn man weiß, wie schrecklich das Klima des Senegal ist, so wundert man sich nicht, daß die Europäer sich von jeher Niederlassung hier abschrecken ließen, nachdem sie es versucht hatten, sich anzubauen. Aber man beklagt den Leichtsinn der Franzosen und anderer Europäer, welche alle nur daran gedacht haben, schnell dort ihr Glück zu machen, ohne sich um die Verbesserung des Bodens zu kümmern, wodurch auch der klimatische Einfluß gemildert worden wäre. Eine Niederlassung in einem Lande ist nur dann sicher und dauerhaft, wenn das Klima die Bevölkerung nicht erschöpft und im Gegentheil die freie Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten gestattet. Daraus folgt, daß man zuerst dessen Boden und Klima studiren muß, um Beides zu verbessern, gesunder zu machen. Bei dieser Gelegenheit soll die Intriguen ihre Herrschaft über die todte Masse darthun und die Civilisation über die Barbarei triumphiren. Senegambien ist gewiß der zugänglichste und geeignetste Theil von Afrika, um Verbindungen mit dem Herzen des Landes anzuknüpfen, und verdient also in doppelter Beziehung ernste Beachtung."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche bei allen im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expediteur Naumann, Markgrafenstr. Nr. 31), so wie von allen löblichen Post-Aemtern, angenommen.

№ 19. Berlin, Dienstag den 13. Februar 1855.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Zweiter Monats-Bericht.

Sphäre, Begriff und Aesthetik des Humbug. — Noch einmal Barnum in England und Amerika, wie im Leben überhaupt. Barnum's „Geschichte des Humbug". Unterschied zwischen dem englischen und amerikanischen Humbug. — Der zweite Theil von Johnston's „Chemie des gemeinen Lebens"; die narkotischen Substanzen. Statistik des Verbrauchs. Tabaksliteratur. — Aus König Jacob's „Counterblast". — Literarische Lust der Season. — Walter Scott's angeblicher, aufgefundener Roman „Moredun". — Schicksal und neue Auflagen der „Rejected Addresses". — Geschichte der Königinnen von Schottland, von Agnes Strickland: „Maria Stuart's Unschuld". — Künstliche Gehörwerkzeuge für Taube. — Das „Buch der Gemeinplätze", von Mrs. Jameson.

London, Anfangs Februar.

Es ist ein beachtenswerther Zufall, daß, während sich der englische Militair-, Ministerial- und Kriegs-Humbug auf die empörendste und tragischste Weise enthüllen lassen muß, der amerikanische Humbug-König mit seinen freiwilligen, mit hunderttausend Dollars Honorar bezahlten Selbstbekenntnissen in England und Amerika Triumphe feiert, die weit über den frommen „Vaternenputzer" hinausgehen und beinahe den ehemaligen Onkel-Tom-Triumph erreichen. „Das Leben des Phineas Taylor Barnum, geschrieben von ihm selbst," ist, so zu sagen, bis jetzt das literarische Ereigniß der englischen Season, wenigstens das einzige originale und originelle Werk und allem Anscheine nach Vater einer ganz neuen Literatur, einer neuen Anschauungs- und Verarbeitungsweise unserer Kultur, die überall stark mit Humbug versetzt ist, der in England den eigentlichen Kern aller Bildung ausmacht und in Amerika das übermüthigste freie Schürfen und Schachern und den nüchternsten, absoluten Merkantilismus wohlthuend als Schmarotzerpflanze umrankt und in heitere Blüthen kleidet. Wir machen es nicht, wie die Engländer der guten Gesellschaft, und stellen uns nicht auf die Straße, vor den Leuten die Augen gen Himmel verdrehend und betend: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute, wie dieser Schneidersohn Barnum, obgleich er sich eine Million zusammengehumbugt hat; wir gestehen offen, daß uns durch diesen respektablen Millionär ein neues Licht über Wesen und Begriff des Humbug aufgegangen ist. Humbug (wir empfehlen das Wort als unübersetzbar sofort als deutsches) ist ein gutes Theil Himmelreich auf Erden, ohne welches unsere Civilisation nicht vierundzwanzig Stunden auszuhalten wäre. Bekanntlich ist des Menschen Wille sein Himmelreich. Was will die Welt? Betrogen sein. Der Betrug, den die Welt will, der also zum Himmelreiche der Menschen gehört, ist Humbug. Jetzt bekömmt das Wort schon eine anständige Umännung und schließt Alle streng aus, welche im polizeilichen und kriminalistischen Sinne ihren Mitmenschen ein X für ein U machen. Kurz, Humbug ist eine nothwendige Phase des Scheins und des Schönen im Interesse der Freiheit, des Willens, des Himmelreichs unter den Menschen, wie sie eben sind und es haben wollen. Die civilisirte Welt ist so voller Humbug, daß ohne ihn keine Tasse Thee mehr getrunken werden kann. Neusilber, galvanische Vergoldung, künstliche Diamanten, Titulaturen, Orden, falsche Waden, wattirte Bruststücke in Uniformen, Federn auf Damen- und Generalshüten, Einladungen, Visiten, offizielle Abfütterungen, schwarze Leibröcke, weiße Halstücher, Ziegenleder über der warmen Hand, Portiers und zwölf Dutzend Arten von diensbaren Geistern, Ceremonienmeister, unsere ganze Gesellschafts-Construction, unsere höheren Umgangsformen, unsere Wohnungen, Kleider und Möbel, Tracht, Trachten und Dichten, ja, unsere einsamsten Stunden der Selbstprüfung sind so voller Humbug, daß ohne ihn oft neunundneunzig Prozent des Werthes der verschiedenen Phasen und Formen total verschwinden würden. Schon wer blos fünf Prozent für seine Schulden bezahlt oder von Interessen dieser Art seht, weiß, was für eine Macht fünf Prozent sind. Scheint nicht die Welt auf den Zugen zu brechen, wenn einmal Börsenpapiere sich um zehn bis funfzehn Prozent entwerthen? Welcher Werth steckt also in neunundneunzig Prozent des Lebens, im Humbug! Laien verbinden mit diesem Worte durchweg etwas Lächerliches, Komisches, bedenken aber nicht, daß bei tausend Arten desselben aller Spaß aufhört.

Wurde nicht Menschikow's Palefoi in Konstantinopel die Macht, welche den unseligen Krieg endlich zum Ausbruche trieb? Hätte er die nothwendige Staats-Uniform getragen, welche der die Sultans-Majestät umgebende und schützende Humbug vorschrieb, so hätte die Welt im Großen wohl kaum erfahren, wo Sebastopol eigentlich liegt. Welche tragische Folgen knüpfen sich an den unvorschtigen Gebrauch oder Nichtgebrauch von Titulaturen! Ein Leibrock ist oft mehr werth, als ein ganzer Körper mit einem ganzen respektablen Kopfe oben darauf. Die soziale Hypotheken-Eroberungskraft gutsitzender Uniformen bedarf in Deutschland keines Nachweises mehr. Sind doch schon civile, luntergelebe Glacée-Handschuhe nicht selten mächtiger, als die schönste, feinste, weiße Hand. Diese Ueberzeugung schien in dem vornehmen Kreise, in welchem ich einst bei zwanzig Grad Réaumur Thee trank, ganz allgemein zu sein. Sie aßen und tranken alle in kneifenden Handschuhen, aus denen hier und da Theile von Händen in ihrem hitzigen Freiheitsdrange hervorplatzten, ohne erkölt zu werden. Und hatte ich den Muth, Hand an den Humbug zu legen? Nein. „Jedweder Elephant hat seine — Handschuh, kann ich auch meine haben", sagt Goethe. Handschuhe zu einem feinen Thee sind absolut nothwendig. Und wenn kein männliches Individuum in die große Oper von Covent-Garden zu London ohne Leibrock kommen darf, dürfte es ganz in der Ordnung sein, wenn Don Juan, den Fortschritten unserer Kultur Rechnung tragend, sänge: „Reich mir den Handschuh, mein Leben."

Jede gebildete Familie hat ihr Putzzimmer, Fremde und Freunde darin zu empfangen, und besondere Masken für die verschiedenen Arten von höher oder niedriger gestellten Bekannten, verschiedene Kleider und Putzsachen für Morgen-Promenaden und Abend-Parties. Feine Kleidung, hohe Titel, prächtige Nahrung, schöne Nebensarten üben ihren Einfluß auch auf ganz ehrliche und vernünftige Menschen. Ueberall, aber nirgends so, als in England und Amerika und in merkantilen, geldmachenden Kreisen überhaupt, hängt der Mensch mehr von seinem Vorbemdchen und dem Glanze seiner Stiefel ab, als von dem Golde seines moralischen Werths und seines Talentes. Kurz, die civilisirte Welt will durchweg lieber den Schein, als das Wesen. Sie will ästhetisch betrogen sein, sie verlangt es, und in vielen Freiten und Fällen ist es strenges Gesetz, auf diese Weise betrogen zu werden. Die civilisirte Menschheit wird so allseitig und innig im Betrügen und Betrogenwerden, in der Nothwendigkeit und Gewohnheit des Scheins erzogen, daß man unter hundert Fällen neunundneunzigmal der größte, befremdendste Sonderling genannt werden würde (wenn nicht schlimmer), wollte man entweder das Betrogenwerden als nothwendige Regel des Anstandes oder den Betrug als „Lebensart" nicht anerkennen. Vor Allem kömmt in England die Pflicht, den Schein zu retten (to save appearances) gegen Gott und Menschen und sein eigenes Wesen.

Wir wissen, daß das ästhetische Schöne auch Schein ist, aber Erscheinung des Schönen. Musik, Malerei, Bau-, Bildhauer- und Dichtkunst bilden das Gebiet des schönen Scheins. Damit kann aber das wirkliche Leben sein Bedürfniß des Scheins nicht sättigen. Alles Scheinen nun und „Man so thun", wie das Berliner Volk sehr richtig sagt, was außerhalb der ästhetischen Sphäre ein wirkliches Leben vertangt, praktisirt und kultivirt wird, bildet das Gebiet des Humbug. Man sieht leicht, daß dieses bis jetzt in der Wissenschaft vernachlässigte Gebiet der Freiheit des Menschen und seiner Glückseligkeit nur einer besonderen Anregung bedarf, am einem deutschen Professor zu einem neuen Buche zu verhelfen. Wir haben viele Aesthetiken des Schönen und von Rosenkranz eine Aesthetik des Häßlichen. Die Aesthetik des Humbug liegt wie ein Brachfeld dazwischen und wartet auf seinen Kultivator. Der staatliche, kirchliche, soziale, industrielle, häusliche und persönliche Humbug, der Stutzer, der Heuchler, der Marktschreier, das Gebiet der Anzeigen und Anpreisungen u. s. w. — welch schöne Kapitel! Welch ein Epoche machendes Buch! Was Barnum betrifft, so ist er ein glänzendes, ich möchte sagen, ein ideales, lebendiges, selbstredendes Exempel und Muster im Praktischen und die beste Anregung und der reichste Stoff zur Erläuterung des Humbug. Er selbst hat

Digitized by Google

schon eine Ahnung von dem hohen praktischen Werthe und der Nothwendigkeit des Humbug zum Glücke der Menschheit und arbeitet deshalb, wie er uns in seiner Selbstbiographie mittheilt, an einer wahren „Geschichte des Humbug". „Jede Zeit", sagt er, „hatte ihre Humbugs. Man findet sie zerstreut in den Annalen jedes Kreises und Gewerbes. Meine Untersuchungen auf diesem Gebiete beschränken sich durchaus nicht auf die Sphäre eines „Schaumannes" (wenigstens ist die wörtliche Uebersetzung der „Showman" besser, als alle Umschreibungen). In der Ueberzeugung, daß eine genaue Darstellung aller Formen und Arten des Humbug durch die ganze Geschichte hindurch die Menschheit eben so überraschen, als belehren wird, gehe ich damit um, ein derartiges Werk zu Stande zu bringen und, wie ich hoffe, in kurzer Zeit der Oeffentlichkeit zu übergeben. Mein Buch wird wenigstens, wie ich hoffe, dieser Universal-Wissenschaft volle Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Barnum machte diese Anmerkung zur Geschichte des „Feuervernichters", der, von dem Engländer Phillips erfunden und patentirt, durch eine Compagnie in Amerika industriell eingeführt werden sollte. Barnum wurde, betheiligt mit hunderttausendtausend Dollars, Secretair und General-Agent der Gesellschaft. Als solcher verpflichtete er sich, jeden Pfennig wieder zurückzuzahlen für angekaufte Maschinen, wenn sie sich nicht bewähren sollten. Der erste Versuch wurde zu New-York am 13. December 1851 gemacht. Der Erfinder selbst löschte das Feuer, wurde aber dabei von einigen Rowdies angefallen und niedergeschlagen, worauf diese das Feuer wieder anzündeten und das Haus abbrennen ließen. Empört über diese Rohheit und Bornirtheit, die von einem Theile des Publikums gebilligt ward, zahlte Barnum alles Geld für schon angekaufte Maschinen auch an Solche zurück, die weitere Versuche abwarten wollten. Die Sache war zu ehrlich, zu augenscheinlich nützlich, ohne Humbug. Die Welt kriegte ihren Willen nicht dabei: sie ward nicht betrogen. „Meine Erfahrungen im Leben (so schließt Barnum diese Episode) haben mich überzeugt, daß wahres Verdienst weit seltener vorwärtskömmt, als Humbug." (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Entstehung der Ehrenlegion.

(Schluß.)

Es gab indessen einige gewissenhafte Männer, die der Berufung widerstanden. Der Dichter Lemercier, ein wahrer Freund der Familie Bonaparte, der die Ernennung zum Mitglied der Ehrenlegion mit Freuden angenommen und bereitwillig den ersten Eid geleistet hatte, verweigerte den zweiten in einem Schreiben an den Kaiser, das durch die Kraft seines Ausdrucks großes Aufsehen erregt haben soll. In gleicher Weise nahm Admiral Truguet den ihm von der Republik ertheilten Orden an, schickte aber das ihm von dem Kaiser Napoleon überreichte Großkreuz zurück; indessen ist diese Weigerung zum Theil wohl der Abberufung des Admirals vom Kommando des Brester Geschwaders zuzuschreiben.

Entschlossen, den neuen Orden mit allen äußeren Zeichen des Glanzes zu umgeben, ließ Napoleon verkünden, daß die erste Vertheilung der Decoration am 24. Juli in der Kirche der Invaliden stattfinden werde. Seit dem Sturz der alten Monarchie war die Ehrenlegion das erste Institut, welches durch eine religiöse Ceremonie eingeweiht wurde. Auf einem im Chor der Kirche angebrachten Thron sitzend, von den höchsten Würdenträgern des neuen Kaiserreichs umgeben, während die zu Mitgliedern des Ordens bestimmten Personen die Räume des Gebäudes füllen, wohnte Napoleon dem Hochamte bei, welches vom Kardinal Caprara verrichtet wurde. Hierauf erhob sich der Ordenskanzler und hielt eine Rede, die mit einem heftigen Ausfall gegen England schloß. Der kurz vorher erfolgte Bruch des Vertrags von Amiens sicherte dem Redner den Beifall der Zuhörer. Als Lacépède geendet hatte, rief er die Großoffiziere des Ordens bei ihren Namen auf, sich dem Throne zu nähern und den Eid zu leisten. Ein einziger Großoffizier antwortete nicht auf seinen Namen; dieser repräsentirte Mitglied war Nagerean, ein entschiedener Gegner des neuen Instituts. Er hatte den Kaiser bis zur Thür der Kirche begleitet, ohne sie jedoch betreten zu wollen. Während drinnen die imposante Feierlichkeit von Statten ging, blieb er im Hofe des Invalidenhotels, von etwas schlaffy Offizieren umgeben.

Sobald man mit den Namen-Aufruf fertig war, bedeckte sich Napoleon, nach dem Beispiel der Könige von Frankreich, stand auf und leistete eine kurze, energische Rede. Am Schlusse derselben forderte er die Mitglieder des Ordens auf, den Eid zu leisten. Es wurden zwei große Gefäße, das eine von Gold, das andere von Silber, aufgestellt waren. Herr von Ségur, der Ober-Ceremonienmeister, trug goldenes und ein silbernes Kreuz heraus und überreichte sie dem Flammenherrn, Herrn von Talleyrand, der sie seinerseits dem Prinzen Louis Bonaparte, Großconnetable des Reiche, einhändigte. Der Prinz bestete die Decoration an die Brust des Kaisers, unter den enthusiastischen Vivats der ganzen Versammlung. Alsdann begann die allgemeine Vertheilung, indem die Invaliden, denen der Ordensrath das Kreuz zuerkannt hatte, zuerst aufgerufen wurden. Den Invaliden folgten die Mitglieder der Academie, die hier zum ersten Male öffentlich in ihrem Amtskostüm erschienen und unter denen die wohlbekannten Namen Berthollet, Pastoret, Sylvestre de Sacy und Cuvier figurirten. An jeden dieser Gelehrten richtete der Kaiser einige Worte, als sie an ihm vorbeikamen. Als jetzt die Massen der Legionäre vordrangen, wandten sich alle Blicke auf einen Tambour vom 14. Linien-Regiment, Namens Mazan, der sich mitten in einer Gruppe von Obersten und Hauptleuten befand. Dieser Tambour hatte ein Recht auf den Orden als Inhaber silberner Trommelschläge, die man ihm als Belohnung für seine im italiänischen Feldzuge bewiesene, ausgezeichnete Tapferkeit verliehen hatte. Den Schluß der Ceremonie bildete ein von Lesueur komponirtes Tedeum, von dem auch die Musik zum Hochamt herrührte. Abends gab der Kaiser in den Tuilerieen ein Konzert, Paris wurde illuminirt und ein Feuerwerk auf dem Pont neuf abgebrannt. Die Einweihung der Ehrenlegion war das erste Fest, das unter dem Kaiserreich begangen ward.

Bei seiner Entstehung zählte der neue Orden bereits hundertzwanzig Großoffiziere. Unter den Commandeurs befanden sich Senatoren, Magistratspersonen und einige von den früheren Gegnern des Instituts. Weder der strenge Republikaner Berlier, noch der eigensinnige Savoie Rollin, noch jene sehr biegsame Eisenstange, Thibaudeau, weigerten sich, die bunte Decoration des Ordens anzulegen. Selbst Herr von Chauvelin, der so heftige Opposition gemacht hatte, willigte ein, das bescheidene Band eines Legionärs zu tragen. Das merkwürdigste Beispiel der Schwäche gab jedoch Monge, der, wie man sich erinnern wird, die Decoration verächtlich als ein Spielzeug bezeichnet hatte, aber nichtsdestoweniger den Stern eines Großoffiziers annahm. Berthollet, Lagrange und der Mathematiker Laplace wurden ebenfalls zu Großoffizieren ernannt, und in den unteren Graden finden wir die Namen Conté's, des Mathematikers Fourier, des Naturforschers Geoffroy Saint-Hilaire, Montgolfier's, Daubenton's, Collin d'Harleville's, Bouffiers', Chénier's, Lebrun's, Fontanes', Arnault's, Legouvé's, de Roquelanre's und Ducis'. Delille, dem man den Orden anbot, drohte, in sein Exil zurückzukehren, wenn er ihm aufgedrungen würde. Es war natürlich, in dieser Liste den Namen Bernardin de Saint-Pierre's zu suchen; allein der Verfasser von „Paul und Virginie" war damals in Ungnade, weil er sich der Frau von Staël bei ihrer Bertreibung aus Frankreich mit zu großer Wärme angenommen. Zwei Jahr nach Errichtung der Ehrenlegion wurde Bernardin de Saint-Pierre zum Mitgliede derselben ernannt. Unter den Malern, denen sie verliehen wurde, bemerken wir David, Vincent, van Spaendonck, Regnault, Vièconti und den berühmten Vien, der den Rang eines Commandeurs erhielt. Zu den dekorirten Musikern gehörten Lesueur, Goffec, Gretry, Mehul, Monsigny und Paëfiello. Cherubini hatte den Sieger von Marengo beleidigt; er wurde übergangen. In solcher Weise führte Napoleon seine Ideen aus. Der National-Orden wurde unter alle Volksklassen vertheilt. Von dem Marschall bis zum Tambour zierte er jeden Grad der Armee. Ihn empfingen die Staatsminister; die hervorragendsten Männer der Wissenschaft, Aerzte, Künstler, Literaten, Musiker wurden einer Legion zugezählt, die sie auf gleichen Fuß mit den Großwürdenträgern des Reiches stellte. Es gab indeß Männer der Vergangenheit, welche den Eintritt in eine Gesellschaft verweigerten, über welche Napoleon präsidirte. Mit ritterlicher Anerkennung der dem Lande in früherer Zeit geleisteten Dienste hatte der Kaiser das goldene Kreuz dem Marschall von Rochambeau angeboten, und der „Nestor der alten französischen Armee" hatte die Achtungsbezeigung mit Dank in Empfang genommen. Vielleicht von demselben edelmüthigen Impuls geleitet, ertheilte Napoleon den Rang eines Großoffiziers dem General Lafayette, als ehemaligen Oberbefehlshaber der Nationalgarde von Paris. Lafayette weigerte sich, die Decoration anzunehmen, indem er sie für „lächerlich" erklärte. Diese Antwort soll die Empfindlichkeit Napoleon's im höchsten Grade erregt haben, und selbst auf St. Helena gab er noch seinen Verdruß darüber zu erkennen.

Ohne Zweifel wurden die Staatsämter Frankreichs zu jener Zeit von den ausgezeichnetsten Männern verwaltet, die dem Lande je ihre Dienste gewidmet haben. Im Senat saß Trouchet, der Vertheidiger Ludwig's XVI., neben den alten Mitgliedern des Konvents, welche das furchtbare Dekret von 1793 votirt hatten; der Maler Vien, der Sohn armer Aeltern, war der Kollege des Herzogs von Luynes, des reichsten Grundbesitzers in Frankreich; der Rotar Bévière, eben so berühmt durch seine Rechtschaffenheit, wie Junot durch seine Tapferkeit, hatte den Herzog von Choiseul-Praslin, das Haupt eines der ältesten Häuser der Monarchie, zum Nachbar. Im Tribunat war saß jedes Mitglied ein Mann von Bedeutung — ein Mann, der auf eine oder die

Digitized by Google

andere Art einen großen Ruf erworben — von Carnot ab; der eine wichtige Rolle in der Revolution gespielt und unter dem Direktorium als Kriegsminister fungirt hatte. Der Erhebung Bonaparte's zum Kaiser hatte Carnot sich mit Heftigkeit widersetzt, und diesem feurigen Republikaner wagte man nicht das ihm bestimmte Kreuz eines Großoffiziers anzutragen. Die größte Anzahl von geschäftskundigen Personen zählte der gesetzgebende Körper; indessen wurden nur funfzig Decorationen unter diese aus dreihundertfunfzig Mitgliedern bestehende Versammlung vertheilt, während die Senatoren und Mitglieder des Tribunats fast ohne Ausnahme mit Kreuzen bedacht wurden. Auch die Kirche erhielt ihren Antheil; Napoleon that Nichts ohne Absicht. Das französische Reich bestand damals, in Folge der seit 1792 gemachten Eroberungen, aus hundertsechs Departements, die in geistlicher Beziehung von fünfundsechzig Erzbischöfen und Bischöfen verwaltet wurden. Viele von diesen Prälaten hatten Sprengel, die sich über zwei Departements erstreckten, und einigen war sogar die Seelsorge von drei Departements anvertraut. Der ehrwürdige Dubelloi, Erzbischof von Paris, wurde Großoffizier des Ordens; eben so die Kardinäle Boisgelin, Cambacérès, Fesch und Caprara, der päpstliche Legat; die übrigen Erzbischöfe traten als Legionäre ein; ferner die Bischöfe, welche die neuen Provinzen des Reiches verwalteten, so wie die wohlgesinnten der alten Provinzen, aber die Hälfte der Letzteren blieb unbekleidet. Auch den drei protestantischen Pfarrern von Paris, Marron, Pommier und Mestrezat, ward der Orden verliehen.

Unter der Magistratur des Reiches fand eine freigebige Vertheilung von Kreuzen statt. Muraire, der Nachfolger Tronchet's in dem Vorsitz des Cassationshofes, erhielt den Rang eines Großoffiziers; der General-Prokurator Merlin von Douai den eines Commandeurs; die übrigen sechsundfunfzig Mitglieder dieses Tribunals, unter denen wir den Namen Brillat-Savarin's, des berühmten Verfassers der „Physiologie du goût", hervorheben, wurden zu Offizieren oder Legionären ernannt. Ihnen reihten sich die Präsidenten und General-Prokuratoren der dreiundzwanzig Appellationsgerichte als Commandeure, Offiziere oder Legionäre an. Als Napoleon die oberste Gewalt erlangte, befand sich die innere Administration der Provinzen in der schrecklichsten Unordnung. Um der Anarchie ein Ende zu machen, legte das Staatsoberhaupt die Verwaltung eines jeden Departements in die Hände eines energischen Beamten. So entstand das Präfektensystem. Zu diesen Aemtern wurden Männer von den entgegengesetztesten politischen Meinungen berufen, die sich aber alle durch administrative Fähigkeiten auszeichneten. In der Liste der Präfekten sah man die Namen von Männern, deren man sich noch mit Schrecken aus der Revolutionszeit erinnerte, von constitutionellen Royalisten der ersten National-Versammlung, von alten, und der Emigration zurückgekehrten Edelleuten des Oeil-de-boeuf, von Gelehrten, Literaten und verabschiedeten Militairs, deren Erfahrung sich noch mit Nutzen verwenden ließ. Wie man behauptet, gab es nicht eine einzige unfähige Persönlichkeit unter den hundertsechs Präfekten, die bei Errichtung der Ehrenlegion im Amte waren. Alle diese Männer traten entweder als Commandeure, als Offiziere oder als Legionäre in den Orden, aber nicht ein einziger Unterpräfekt wurde mit dem Kreuze geschmückt. Es waren dies junge, thätige Leute, von denen man sagte, daß sie sich erst ihre Sporen zu verdienen hätten.

Die zwölf Maires von Paris, so wie die Bürgermeister der wichtigsten Provinzialstädte, standen auf dem ersten Verzeichniß der Ordensritter. Sämmtliche Obersten in der Armee wurden zu Offizieren der Ehrenlegion erhoben, um nicht im Range einigen der von ihnen befehligten gemeinen Soldaten nachzustehen. Zu ihnen gehörte Marulaz, Oberst des achten Husaren-Regiments, der, als er im Jahre 1814 dem aktiven Dienst entsagte, sich rühmen konnte, daß ihm sechsundzwanzig Pferde unter dem Leibe getödtet worden seien.

Eben so wenig sah sich die Marine vernachlässigt. Alle Vice-Admirale, mit Ausnahme Rosilly's, wurden Großoffiziere, alle Contre-Admirale Commandeure der Ehrenlegion. Truguet befand sich, wie schon gesagt, in Ungnade; im Jahre 1809 war er jedoch von neuem angestellt und zum Commandeur, zwei Jahr später aber zum Großoffizier des Ordens ernannt. Sämmtliche Linienschiffs-Capitaine, die mit den Armee-Obersten rangirten, erhielten das Offizierkreuz, und allen Inhabern von Ehrenwaffen in der Marine ward, gleich denen des Heeres, das Band eines Legionärs zugesprochen.

So wurde, wie man sieht, die Decoration des neuen Ordens sorgfältig in allen Zweigen des Staatsdienstes und unter alle Fractionen der politischen Welt vertheilt. Doch blieben Männer ausgeschlossen, die sich zwar durch ihre Talente und Kriegsthaten ein Recht darauf erworben, sich aber den Interessen des Kaisers feindlich gezeigt hatten. Unter den nicht dekorirten Generalen finden wir z. B. den Namen Lecourbe's, eines der ausgezeichnetsten Generale des Direktoriums, weil er für Moreau Partei genommen und, voll warmer Anhänglichkeit an seinen alten Feldherrn, sich respektwidrige Aeußerungen über das Haupt der Republik erlaubte. Dagegen ließ Napoleon den jungen Foy nicht nur im Kommando des fünften reitenden Artillerie-Regiments, sondern gab ihm auch, wie den übrigen Obersten, das Offizierkreuz, obwohl er sich der Vermaßlung des Konsulats in ein Kaiserreich widersetzt und den Sieger von Hohenlinden zu vertheidigen gewagt hatte.

Türkei.

Altes und Neues aus der Türkei.

(Aus den Denkwürdigkeiten Sir J. Porter's.*)

Sir James Porter war kein aristokratischer Ambassadeur; er hatte keinen angestammten Reichthum, noch Einfluß, ja, nicht einmal eine klassische Bildung. Wenn er es im Leben zu einer hohen Stellung brachte, so hatte er dies dem Fleiße zu danken, mit dem er sich in der Jugend eine Masse realer Kenntnisse aneignete, so wie seiner Klugheit, Pflichttreue und angeborenen Liebenswürdigkeit. Freilich fehlte es ihm auch nicht an Fürsprache; aber er war bereits ein anerkannt tüchtiger junger Mann, als ihn sein Gönner, der Admiral Adams, ein nachmaliger Schatzkammer-Lord, dem Lord Carteret, späterem Grafen Granville, empfahl. Letzterer übertrug ihm verschiedentliche Missionen in Handelsangelegenheiten an die europäischen Höfe und machte ihn zuletzt zum diplomatischen Stellvertreter des Sir Thomas Robinson, britischen Gesandten in Wien. Zu Anerkennung der Dienste, welche Porter hier bei den vermittelnden Unterhandlungen nach den ersten Kämpfen zwischen Maria Theresia und Friedrich II. leistete, wurde ihm der Botschafterposten in Konstantinopel übertragen. Diese glänzende Stellung, die er vom Jahre 1747 bis 1762 innehatte, gab ihm Gelegenheit, nicht nur das englische, sondern auch sein persönliches Interesse in hohem Grade zu fördern. Er machte sich zum Anwalt der Juden und Armenier gegen die Willkür der türkischen Beamten, und die Ehrengeschenke, die seine Protection ihm eintrugen, wuchsen in kurzem zu einem bedeutenden Vermögen an. Dabei hielt er in seinem Hauswesen und öffentlichen Auftreten die rechte Mitte zwischen Prunksucht und Knickerei. Durch seine Heirat mit der Tochter des holländischen Gesandten in Konstantinopel vermehrte er seinen Besitz und Einfluß noch um Vieles, und als er in vorgerückten Jahren nach England zurückkehrte, war er ein Mann von hohem Ansehen und in der angenehmsten Lebensstellung. Die Baronet-Würde, die ihm damals angetragen wurde, schlug er aus; dagegen nahm er den Rang eines Ritters an. Mit einer Gesandtschaft nach Brüssel betraut, sollte er seine diplomatische Laufbahn. Er zog sich danach vom öffentlichen Leben zurück, lebte eine Zeitlang zu Richmond, dann in Bath, wo er im Jahre 1786 im Alter von sechsundsechzig Jahren starb.

Während seines Aufenthaltes in Konstantinopel machte er eine Menge Aufzeichnungen über Verwaltung, Sitten und Hülfsquellen des ottomanischen Reichs. Ein Theil dieser Materialien wurde noch vor seinem Tode veröffentlicht, und Männer, wie Dr. Robertson und Sir William Jones, schätzten das Buch sehr hoch. Jetzt hat Porter's Enkel, Sir George Larpent, das Werk noch einmal herausgegeben, mit den damals ungedruckten Original-Notizen vermehrt und, nach anderweitigen guten Quellen, bis in die neueste Zeit fortgesetzt.

Der Gesandte rügt viele sittliche und politische Mängel in dem türkischen Regierungssystem, aber er hält dieselben weder für unbedingt zum türkischen Wesen gehörig, noch für unausttilgbar. Zunächst besprecht er die muhammedanische Religion. Hier zeigt er an einem Beispiel, welch hohen Werth selbst die gebildeteren Türken auf ganz nebensächliche rituelle Vorschriften des Koran legten. „Ein Reis Effendi", erzählt er, „der in dem Rufe großer Gewandtheit und Gelehrsamkeit stand, schickte wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit nach einem christlichen Dolmetscher. Letzterer kömmt, muß aber warten, — weil der Beamte in einem sehr ernsten Streit mit seinem Schwiegersohn begriffen ist: über die Frage, wie weit hinauf Hände und Füße gewaschen werden müßten, wenn das Gebot Allah's genau erfüllt sein sollte." — Aber weise oder einfältig, werden die Türken doch von dem Gesandten für die würdigste unter den Nationen des Orients erklärt. „So schlecht sie sein mögen", sagt er, „bleiben sie doch immer die beste Race im Reiche." Unter Anderem erzählt er eine Anekdote, die mit derjenigen von dem Müller von Sanssouci Aehnlichkeit hat. „Der Koran" — sind seine Worte — „schützt das Eigenthum eindringlich, selbst gegen die kaiserliche Allmacht, wie folgendes Beispiel zeigt: Im Jahre 1755 brannte die Pforte gänzlich nieder, und man beschloß, um die Wiederkehr eines solchen Ereignisses besser zu verhindern, beim Neubau des Palastes ringsum einen Platz frei zu lassen. Zu diesem Ende mußte eine Anzahl Privathäuser niedergerissen werden, zu deren Verkauf sich auch alle Hausbesitzer bereit finden ließen, mit Ausnahme einer alten Frau, die ihre von den Urahnen her ererbte Wohnung um

*) Turkey, its History and Progress: from the Journals and Correspondence of Sir James Porter, Fifteen Years Ambassador at Constantinople. Continued to the Present Time by Sir George Larpent. London, 1854. 2 Vols.

Digitized by Google

keinen Preis freigeben mochte. Man drohte ihr, sie aus ihrem Hause hinauszuwerfen, wagte aber doch nicht, Ernst zu machen, ohne dem Sultan vorzuschlagen, er möge aus eigener Machtvollkommenheit das Haus nehmen und die Besitzerin dafür entschädigen. Der Sultan aber antwortete einfach: „„Ja, wenn die Frau nicht will, so ist nichts zu thun; das Haus ist ihr Eigenthum.““

Die Türken mögen ihren Beherrscher „die kaiserliche Sonne“ nennen, „die das Firmament des Ruhms vergoldet“ — aber sie sind dessenungeachtet unerschrockene Beurtheiler seiner Thaten und wagen sich gelegentlich auch an sein Leben. Vorzugsweise stehen sie auf unparteiische Rechtspflege ohne Ansehen des Vermögens; obwohl Fälle, wie der folgende, nach Porter's eigener Versicherung, dennoch selten sind. „Vor einem jungen Kadi in Smyrna“ — erzählt er — „klagte ein armer Mann gegen einen reichen, der ihm sein Haus geraubt hätte. Er brachte Dokumente bei, die sein Anrecht auf das Haus bewiesen sollten, der Gegner aber kam mit Zeugen zur Behauptung des seinigen. Um dieselben desto glaubwürdiger zu machen, überreichte der Verklagte dem Kadi noch einen Beutel mit fünfhundert Dukaten, die dieser auch annahm. Als nun zur Entscheidung des Streites beide Parteien zusammen vorgeladen waren, wiederholte der arme Mann seine Klage und brachte die erwähnten Papiere vor, hatte aber keine Zeugen aufzustellen, die in der Türkei als das einzige wirksame Beweismittel gelten. Der Gegner dagegen hatte sich mit welchen versehen, die für ihn aussagten, und verlangte demnach, der Kadi solle das Urtheil zu seinen Gunsten sprechen. Der Kadi ließ den Kläger und Verklagten noch eine Weile einander heftig anschuldigen, dann nahm er ruhig den Beutel mit den fünfhundert Dukaten unter seinem Divan hervor und sagte zu dem reichen Manne: „„Du warst sehr im Irrthum, wenn Du meintest, der arme Mann da könne keine Zeugen beibringen; sieh, ich selbst kann ihm hier mindestens fünfhundert stellen.““ Mit diesen Worten warf er ihm den Beutel verachtungsvoll vor die Füße und sprach das Haus dem armen Kläger zu.“

Indessen die Künste der Bestechung waren zu Porter's Zeiten ein Monopol des Islam; auch die Griechen verstanden sie. „Ein Metropolit z. B.“ — berichtet Porter — „hatte sein Auge auf ein Erzbisthum geworfen und beschloß, um jeden Preis die Würde an sich zu bringen. So lange der damalige Erzbischof lebte, waren seine Bemühungen vergeblich, obwohl dieser Geistliche, die Wahrheit zu sagen, Dinge gethan hatte, um dereswillen er wohl die Absetzung verdiente. Da bekam derselbe plötzlich einen Schlaganfall, stürzte zu Boden und ward für todt gehalten. Man machte Vorbereitungen zum Leichenbegängniß. Die Feierlichkeit besteht in einem solchen Falle in Folgendem: Der todte Prälat wird im Priestergewand auf seinen Thron gesetzt, und zwei Kapläne stehen am Eingange des Leichenzimmers, um diejenigen Bekenner der griechischen Kirche einzulassen, die dem Todten die Hand küssen wollen, was bei ihnen für eine verdienstliche Handlung gilt. Die Zeit für die damalige Ceremonie war eben abgelaufen und der Sarg neben den Thron gestellt, als sich noch zwei einspännige Mitglieder der Gemeinde zum Handkuß meldeten. Nach einigem Weigern ließen die Kapläne sie ein, und einer von den Letzteren ging ihnen voran. In diesem Augenblicke schlug der todtgeglaubte Erzbischof die Augen auf, verlangte nach einem Glas Wasser und fragte, was der Sarg und die anderen schaurigen Trauergeräthe bedeuteten. Nachdem sich die Anwesenden von ihrem Schrecken erholt, halfen sie ihrem Bischof und brachten ihn in passende Pflege. Als aber noch allgemein an den Tod desselben geglaubt wurde, hatte der oben erwähnte Metropolit dem Sklaven des Kiosar Aga sechstausend Zechinen geboten, wenn er ihm zu der erledigten erzbischöflichen Würde verhelfen wollte. Und in der That, sogleich nachdem das Geld gezahlt war, erhielt der Metropolit seine Ernennung von der Pforte. Doch kaum war er im Besitz derselben, als die Nachricht von dem Wiederaufleben des Erzbischofs zu ihm drang. Natürlich lief er eiligst wieder zu dem Sklaven und erbat sich sein Geld zurück. Dieser aber war der Meinung, es sei gleichgültig, ob die Summe jetzt gezahlt worden oder eine Weile später gezahlt werde, denn lange könne der Erzbischof doch nicht mehr leben. Er (der Metropolit) möge nur schweigen und sich als den Erben des Halbverstorbenen betrachten. Unglücklicherweise aber wurde kurz darauf der Aga sammt seinem Sklaven und seinem Anhang in einem Volksaufstand umgebracht, das Geld war verloren, der Erzbischof lebte noch zwei Jahr nach seiner Wiederauferstehung, und der Metropolit hat das Amt niemals erhalten.“

Ueberhaupt ist Porter auf die Griechen schlecht zu sprechen. Er verdammt sie insgesammt und meint, sie seien ihren Vorfahren nur in ihrem Leichtsinn einigermaßen ähnlich, in allen guten Eigenschaften aber entgegengesetzt. Indessen dergleichen Verurtheilungen in Bausch und Bogen sind stets verdächtig, und es ist gut, sich dabei das Wort Burke's vorzuhalten, daß man besser thue, eines einzelnen Mannes Urtheile zu mißtrauen, als ein ganzes Volk für eine Bande von Schurken zu halten.

Aus den Zusätzen, die Sir G. Larpent den Aufzeichnungen seines Großvaters beigefügt hat, erfahren wir auch über die neueren Türken manche interessante Einzelnheit. Wir entnehmen daraus z. B. folgende tragikomische Probe von dem Terrorismus, mit dem Sultan Mahmud seine Reformen einführte, ein Seitenstück zu der Ermordung des Dichters Cinna in Shakespeare's „Julius Cäsar“. „Die Angeklagten wurden ohne Vorladung und Untersuchung, wo man ihrer habhaft wurde, auf der Stelle hingerichtet. Das Verfahren war schauerlich einfach. „Bist Du“ — hieß es — „der Hassan, oder Achmet, oder Zadik?“ — Ja, ich bin Achmet, was wünscht Ihr?“ — „Deinen Kopf, Schurke, knie nieder ohne Umschweif!“ — Bei Allah, das ist ein Mißverständniß, Ihr meint vielleicht einen anderen Achmet. Der Mann, den Ihr sucht, kann ich nicht sein. — „Wohl bist Du es. Wir suchen einen Achmet mit langer Nase und großen Augen; Du hast eine lange Nase und große Augen und heißest Achmet, folglich bist Du überführt, Dich gegen den Sultan verschworen zu haben.“ — Ich schwöre, das ist eine Verleumdung, bitte, geht weiter, ich bin unschuldig. — „Hört den Lästerer, anstatt um Verzeihung zu flehen, leugnet er noch! Knie nieder, Schuft!“ — Beim Propheten, bei meines Vaters Bart, bei meiner Seele versichere ich, hier ist ein Irrthum. — Mit diesen Worten fällt sein Kopf. Solche Angelegenheiten machen es einem Türken wünschenswerth, einen körperlichen Fehler zu haben. Bei der ungemeinen Verbreitung derselben Namen, ist er wenigstens vor gefährlichen Verwechslungen geschützt, wenn er der einzige Selim heißt, oder der buckelige Achmet, oder der lahme Hassan u. s. w.“

Von Omer Pascha erzählt Sir G. Larpent viel Rühmenswerthes. Die Liebe und Achtung der Balachen habe sich derselbe bereits im Jahre 1848 erworben, als die türkischen Truppen gemeinsam mit den russischen Bukarest besetzt hatten. So berichtet er unter Anderem, daß einmal eine Zigeunerbande die Marseillaise gespielt hatte und dafür von dem russischen Befehlshaber summarisch abgestraft worden war. Omer Pascha, dem daran lag, zu zeigen, daß der Sultan und nicht der Zar Oberherr im Lande sei, ließ seine eigenen Musikcorps die Marseillaise einstudiren und spielen, so oft die türkischen Truppen an den Fenstern des General Lüders vorbei zum Exerziren und der Stadt marschirten. Von diesem Angenblicke an mäßigte die russische Kommandantur ihre Eingriffe in die städtische Polizei.

Mannigfaltiges.

— Shakespeare's Werke, von Delius. Seitdem wir in Nr. 131 des „Magazins“ von 1854 den von Dr. Nikolaus Delius herausgegebenen „Hamlet“ angezeigt, sind uns zwei neue Dramen dieser im Verlage von R. L. Friederichs in Elberfeld erscheinenden, allen Freunden des großen Briten in Deutschland zu empfehlenden englischen Ausgabe Shakespeare's zugegangen: „Othello“ und „King Lear“. Jedes dieser Stücke ist, eben so wie „Hamlet“, mit einer deutschen Einleitung ausgestattet, worin zunächst über die Quellen des Dichters (altenglische Balladen, italiänische Novellen ꝛc., die zum Theil im Original angeführt werden) Bericht erstattet wird und die vorhandenen ersten, so wie die späteren, Autorität habenden, gedruckten Texte und Kritiken des betreffenden Dramas näher bezeichnet und charakterisirt werden, auf welche Bezeichnungen dann die das Drama begleitenden zahlreichen Anmerkungen Bezug nehmen. Herr Delius hatte seine Arbeit augenscheinlich schon beendet, als J. Payne-Collier mit seinem alten Korrektor der zweiten Folio-Ausgabe von 1632 hervortrat. Es wäre der Einheit der Deliusschen Ausgabe allerdings förderlicher gewesen, wenn auch dieser Korrektor, Kommentator, Verballhorner, oder wie er sonst genannt werden mag, seinen Platz neben Heminge und Condell, Rowe, Steevens, Malone ꝛc. gefunden hätte. Aber der deutsche Kritiker glaubte nicht, um dieses superklugen Alten willen, der doch selbst den vorsichtigen, peinlichen Collier verdutzt und insofern gemacht hat, eine Umarbeitung seiner Werke vornehmen zu müssen, und so mußten sich denn die Emendationen des alten Korrektors mit einem knapp bemessenen Platze in dem jedem Drama angehängten Nachworte begnügen. Der gute Alte wird da manchmal etwas arg mitgenommen. Es geht ihm inzwischen bei den neueren Kritikern im eigenen Vaterlande, so wie in Shakespeare's Stiefvaterland, in Nord-Amerika, nicht viel besser, und mag er es daher immerhin noch als eine Ehre betrachten, in der innerlich, wie äußerlich vortrefflich ausgestatteten, neuen deutschen Ausgabe, wenn auch nur in einem unfreundlichen Hinterstübchen, Aufnahme gefunden zu haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., welche von allen Postämtern des In- und Auslandes bezogen werden können.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Dorotheenstraße, Nr. 211), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 20. Berlin, Donnerst[illegible] den 15. Februar **1855.**

England.

Die Times.

Was sie war und was sie ist.

An diesem Blatte kann man aufs deutlichste sehen, was durch Fleiß, durch Beharrlichkeit und umsichtige Benutzung der gegebenen Verhältnisse zu erreichen ist. Die Times, die jetzt in Tischdeckenformat erscheint, hatte bei deren Gründung (1. Januar 1787) ungefähr das Format des „Frankfurter Journals“ und erschien ohne Beilage. Den Namen Times bekam das Journal erst einige Jahre nach dessen Gründung: bei seinem ersten Erscheinen hieß es: Universal Register. Der Herausgeber und Eigenthümer war der Buchdrucker Walter, dessen Enkel noch jetzt Eigenthümer der Times ist. Es ist mir vergönnt gewesen, in der Bibliothek des Times-Office herumzustöbern und in den ersten Jahrgängen des jetzt zu riesiger Größe herangewachsenen Journals zu blättern, und ich muß gestehen, daß mir niemals ein solch lebendiges Bild von der aus Wunderbare gränzenden Entwickelung des Völkerverkehrs geboten wurde, wie beim Anblick jener vergilbten Blätter. Eine am 16. April von Brandenburg abgegangene Nachricht brachte die Times damals erst am 30sten desselben Monats; eine am 13. April von Warschau eingesendete Korrespondenz erschien in den Spalten der Times erst am 3. Mai; eine Berliner Korrespondenz vom 19. April kam erst am 4. Mai den Lesern der Times zu Gesicht, und Nachrichten, die von Konstantinopel am 22. März abgingen, erschienen auch erst am 4. Mai, also sechs Wochen später, in den Spalten des Blattes, welches sich noch vor kurzem bitter beklagt hat, daß die Nachrichten von der Krim länger als sechs Tage brauchten, um nach London zu gelangen.

Man hat schon häufig mit mehr oder weniger Virtuosität die Werkstätte beschrieben, aus welcher das größte Tageblatt der Welt jeden Morgen hervorgeht. Ich glaube aber, daß die lebhaftesten Schilderungen der dort beschäftigten Setzer, Drucker, schnaubenden Dampfmaschinen u. s. w. dem Leser bei weitem keinen solch richtigen Begriff von dem wahrhaft erstaunenswürdigen Umfange dieser Anstalt geben können, als einige Details, die ich aus der besten Quelle, auf dem Bureau der Times nämlich, erfahren habe.

Die Times beschäftigt Jahr aus, Jahr ein und ausschließlich für ihren Bedarf zwei Papiermühlen und zahlt dem Staate an Stempel- und Papiertaxe jährlich die Summe von 95,000 Pfund Sterl., d. h. 635,000 Thaler. Sie braucht für ihre Dampfpressen täglich zwanzig Zentner Kohlen. Sie ist genöthigt, jedes Jahr sechs Schiffstonnen, also hundertundzwanzig Zentner neuer Typen anzuschaffen, und sie hält unausgesetzt hundertundzehn Setzer in Thätigkeit. Aus der Zahl der Setzer kann man schließen, wie viel Personen blos an dem materiellen Theile der Times beschäftigt sind. Ihre Zahl beläuft sich auf mehrere Tausend. Wenn der Leser der Times beim Frühstück behaglich die Riesenspalten der Times durchliest, denkt er wohl selten daran, wie viele Menschen Tag und Nacht in allen Ecken und Enden der Welt gearbeitet haben, um ihn von den Weltbändeln auf dem Laufenden zu erhalten. Von dem Lumpensammler, der den Rohstoff zu dem Papiergewande der Times aus den schmutzigsten Straßen zusammenklaubt, bis zu dem Staatsmanne, der den Leitartikel schreibt, welche Abstufungen von Thätigkeiten. Ein Blatt wie die Times kann nur in England entstehen und bestehen, in einem Lande, dessen Einfluß sich überall auf der bewohnten Erde geltend macht; in einem Lande, wo unumschränkte Preßfreiheit herrscht und wo jede Handelsunternehmung so gern auf der kolossalsten Grundlage ruht. Die Times setzt ihre Leser von den Vorgängen in den äußersten Weltwinkeln in Kenntniß; aber die Times wird auch in allen Winkeln der Welt gelesen. Wo die britische Flagge weht, d. h. in allen fünf Welttheilen, hat die Times nicht nur ihre Abonnenten, sondern auch ihre Mitarbeiter. In Madras und in Sydney, in Hong-kong und in St. Helena, in Gibraltar und in Malta wird für die Times regelmäßig geschrieben. Aber die Times bringt nicht nur Nachrichten aus allen Längen- und Breitengraden, sie verschmäht auch nicht, die allerkleinsten Vorfälle in ihre Spalten aufzunehmen. Der Engländer, der in der Kapstadt oder in Bombay die Times zur Hand nimmt, erfährt, daß in Goswellstreet eine Prügelei stattgefunden, daß in Birmingham ein Mr. Jones von einem Omnibus überfahren worden, daß Miß Betsy Smith den Mr. Joe Turner geheirathet, und auf diese Weise fühlt er sich in dem verlorensten Winkel der Welt in die Heimat versetzt, wenn er die Times liest.

Obgleich kein Blatt der Welt so viele Annoncen hat, wie die Times, so ist diese Zeitung, vom merkantilischen Standpunkte betrachtet, dennoch kein glänzendes Unternehmen. Die Times bringt zwar ungeheure Summen; aber sie verschlingt auch ungeheure Summen. Es wird keine Arbeit, es werden keine Kosten gescheut, um dieses Blatt auf der erreichten Höhe zu erhalten und jede Konkurrenz unmöglich zu machen. So z. B. hat ein tüchtiger Ingenieur mehrere Jahre hindurch von dem Besitzer der Times einen fixen Gehalt für die Erfindung einer Schnellpresse bezogen, für die Erfindung, die er erst machen sollte; denn es vergingen, wie gesagt, mehrere Jahre, bis es dem Ingenieur gelang, eine Presse herzustellen, die in Bezug auf Geschwindigkeit das Fabelhafteste leistet, und der Ingenieur bekam eine glänzende Belohnung. Man kann diese Presse mit ihren unzähligen Rädern und Walzen nicht ohne Schwindel sehen; so sehr kompliziert und verworren scheint sie dem Auge des Laien, besonders wenn sie in Bewegung gesetzt wird und unaufhörlich und nach allen Seiten hin die Riesenbogen der Times forschmeißt.

Die Mitarbeiter der Times werden glänzend honorirt. Die angestellten Reporters beziehen einen Gehalt von fünfhundert Pfd. Sterling und erhalten nach zehnjähriger Dienstleistung volle Pension. Ich habe auf dem Bureau der Times einen jungen Mann gesehen, der schon seit einigen Jahren seine Pension genießt, sich aber nicht geneigt fühlt, dieselbe in Unthätigkeit zu verzehren. Er versieht jetzt das Amt eines Registrators an der Times, für welches Amt er natürlich einen angemessenen Gehalt bezieht. Es giebt auch bei der Times eine gewisse Anzahl von Journalisten, die keine täglichen Berichterstatter sind und die hundertfunfzig Pfund Sterling jährlich beziehen, ohne daß sie für diese Summe im Geringsten zu arbeiten brauchen. Es sind dies die sogenannten Zwarter. Sie warten nämlich, bis ein Platz in der Reihe der angestellten Mitarbeiter erledigt ist: für die hundertfunfzig Pfund Sterling haben sie die Verpflichtung sich jeden Tag aufs Bureau der Times zu begeben und zu jeder Stunde zur Verfügung der Redaction zu stehen. Sie werden oft aus den Betten geholt, um sich auf der Eisenbahn oder auf dem Dampfschiffe nach einem Orte zu begeben, wo die Redaction einen zeitweiligen Berichterstatter nöthig glaubt. Für diese Berichte werden die Zwarter, wie sich von selbst versteht, angemessen bezahlt. Die Beförderung in die Reihe der angestellten Mitarbeiter geschieht nach der Ancienneté.

Die Redaction der Times ist in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Niemand kennt die Verfasser der Leitartikel. Man weiß nur, daß sie bedeutende Stellungen einnehmen und für ihre Beiträge ungeheure Summen beziehen. Die sehr schwer es ist, den mysteriösen Schleier zu lüften, mag man aus Folgendem ersehen. Nach dem Pariser Staatsstreich donnerte bekanntlich unter allen englischen Blättern die Times am meisten gegen die jetzige französische Regierung und brachte eine Reihe glänzend geschriebener Artikel gegen Louis Napoleon. Diese Artikel trugen als Unterschrift die zwei Worte: „An Englishman“. Wer war aber der geniale „Englishman“? Einige riethen auf Thackeray, wegen des prickelnden Styls; Andere behaupteten, der historische Scharfblick und die Präzision des Andrucks, der sich in jeder Zeile dieser Artikel bemerkbar mache, ließe Macaulay vermuthen; und Andere meinten, der Verfasser der räthselhaften Artikel sei weder Humorist, noch Historiker, sondern ein ganz schlichter Kaufmann aus der City. So stritt man sich herum, aber ohne sonderlichen Profit für die leicht verzeihliche Neugierde; denn noch bis auf den heutigen Tag hat Niemand den wahren Verfasser ausfindig machen können. Wie sehr streng übrigens derartige literarische Geheimnisse in England bewahrt werden, bewiesen wohl am schlagendsten „Junius' Briefe“, deren wahrer Autor, trotz aller scharfsinnigen Untersuchungen und Nachforschungen, bis jetzt noch immer nicht entdeckt worden.

Von der politischen Gesinnung der Times ist nicht sehr viel Rühmliches zu sagen. Man weiß, daß sie engherzig und wetterwendisch ist und das Recht des Stärkeren explicite und implicite anerkennt. Sie

Digitized by Google

hat dies in Bezug auf Louis Napoleon am deutlichsten gezeigt. Je mehr sich dieser nämlich befestigte, desto milder wurde ihr früher gegen ihn so bitter ausgesprochener Haß, und dieser Haß verwandelte sich am Ende in Liebe und Verehrung. Ihre frühere Russenliebe war in England sprüchwörtlich, und man behauptete, daß sie im Solde Rußlands stände, eine Behauptung, die sehr gewagt war, die sie aber zu widerlegen nicht unter ihrer Würde hielt. Man kann von der Times sagen, daß sie unter allen englischen großen politischen Blättern die meisten Leser und die wenigsten Sympathieen habe. K.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Zweiter Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Kurz vorher erzählt Barnum in seinen Denkwürdigkeiten eine seiner komischen „Show's", die wilde Büffeljochjenjagd bei New-Yort mit abgetriebenen Ochsenkälbern, die viel Prügel bekamen, als es losgehen sollte, durchaus aber nicht laufen wollten und sich nur dichter zusammenbuddelten. Das unerhörte großartige Schauspiel war umsonst zu sehen, brachte aber dem Barnum doch, obgleich er gar nichts damit zu thun hatte, binnen sechs Stunden fünftausend Dollars ein. Er hatte sich nämlich für diesen Tag sämmtliche Böte nach Hoboken (dem Schauplatze) gemiethet und vorher die Anzeigen besorgt. Im Anzeigen war er ein Genie; im Vorbereiten, Einheizen und Brandstiften unter dem Publikum steht er als nie erreichtes Wunderkind da. Als Tausende in Böten zurückströmten und Tausende noch ankamen, begegneten sich einmal zwei entgegengesetzte Ströme. Der ankommende fragt: „Wie, schon Alles vorbei!" — „Ja wohl, es war der größte Humbug von der Welt". So wie die Ankommenden dieses Evangelium hören, schwingen sie Mützen und Hüte und Taschentücher und dringen dem Autor dieses Humbug, „wer er auch immer sei", (Barnum selbst war damals noch ganz unbekannt als Autor) ein jauchzendes dreimaliges Hoch!!! Das ist ein drastisches Beispiel von dem menschlichen Himmelreich-Humbug, gegenüber dem soliden Fenervernichter. Humbug will der Mensch. Des Menschen Wille aber ist sein Himmelreich. Folglich gehört Humbug wesentlich zum Erdenglücke der Menschen.

In wissenschaftlicher Beziehung kann man sagen: das Schöne in der Kunst und im Leben ist Schein und Offenbarung des Wahren und Guten, Humbug ist Verheimlichung und Verhüllung des Unwahren und der schwachen, unschönen Elemente des Lebens, des Denkens und Handelns, nach dem Geschmacke und den Anforderungen von Zeiten, Sitten, Ständen und einzelnen Menschen. Damit würde der Humbug in das Bereich des Häßlichen fallen, aber er bildet hier ein komisches, lächerliches Gebiet für sich selbst, ohne sich erst gewaltsam, wie das eigentliche Häßliche, durch die göttlichste aller Elektrifirmaschinen, den Prozeß des Komischen im Menschen, in seine Widersprüche auflösen zu lassen. Das Häßliche erscheint mit der konsusen, heimlaten Anforderung, daß es das Schöne, Rechte, Wahre und Gute sei; der Humbug geht direkt aus dem Triebe des Schönen hervor, weshalb er sich mit Bedeckung von Blößen und dekorativer Auffüllung von Defekten abgiebt. Unsere übertriebene Kultur und Scheinheiligkeit zwingt aber die meisten Menschen, die darauf angewiesen sind, praktisch und durch andere Menschen ihr Glück zu machen, umgekehrt oft das Schöne, die Wahrheit zu verhüllen, um einen Schein hervorzubringen, wie ihn Krethi und Plethi des gebildeten Pöbels verlangt, um sich anziehen zu lassen. Soll doch einmal ein frommer Engländer seinen Stuhlbeinen Hosen angezogen haben, um den Leuten zu zeigen, wie schamhaft und züchtig er fühle. Auf diese Weise sieht sich König Humbug genöthigt, mehr Rollen zu spielen, als Proteus, um bald unangenehme und praktischen Interessen widersprechende Wahrheit und Schönheit zu verbergen, bald Egoismus anzuputzen und, wie Richard III., absolute Häßlichkeit mit Bibelstellen zu beleben.

Barnum hatte auf seinen vagabundischen Reisen als Lotterie-Agent, Kunstreiter-Direktor, Vermiether balancirender Tellerdreher, als Taschenspieler, Prediger des Wortes Gottes und absoluter Enthaltsamkeit von alkoholhaltigen Getränken, gefärbter Negersänger u. s. w. immer eine Bibel bei sich, aus der er sich Trost holt und gelegentlich Stellen citirt (wie das in Amerika jetzt besonders Humbug-Mode ist). Er muß sich alle Augenblicke umkleiden, wie die erste Liebhaberin in brillanten Intriguen-Lustspielen, überall und nirgends zuhause, immerwährende Metamorphose des Lebens, moderner Zaubermantel, der sich immer nach dem Winde hängt, um mit seinem Schiffe unter allen Umständen fortzukommen, immer „going ahead", lustig, neckisch und foppend, wie der Shakespearesche Puck, unter allen Umständen der angenehme Schwerenöther, spezieller der wahre, wirkliche merkantile Geist Amerika's. Das ist der wahre Humor von dem Buche Barnum, dem professionellen Ausstaffirer aller Kuriositäten der Welt, der nun zuletzt selbst auf die Bühne tritt mit der ganzen Garderobe seines Humbug, durch welche er ein Millionär ward. Er zeigt jede verborgene Tasche seiner Boccolüste, jede verborgene Klappe und Fallthür und sagt: So hab' ich's gemacht.

So ist sein Buch nicht nur ein wahrer Schatz für die komische Literatur, sondern auch eine brillante Sonne zur Beleuchtung der ganzen amerikanischen Gesellschaft, die und plötzlich weit liebenswürdiger erscheint, als die ihres Mutterlandes, Englands, wo man die Geheimnisse des lichtscheuen Humbug in allen Phasen des Lebens wie unantastbare Heiligthümer hütet und sich die einzelnen Kreise und Kliken, dann die einzelnen Familien, dann gar die einzelnen Menschen in der Familie abschließen, damit der Humbug sich nirgends verrathe. In England ist der Humbug Religion, Ueberlieferung des Häßlichen und Schmutzigsten mit Bibelstellen und „good breeding". In Amerika gehört es zum Humor des Lebens, ist es noble Passion, seinen eigenen Humbug immer selbst zu enthüllen und die Komplimente der Gehumbugten lächelnd dafür in Empfang zu nehmen. Man liebt es leidenschaftlich, jedes Geschäft, wo möglich, in der Form eines „practical joke" abzumachen. Die amerikanische Kultur kömmt deshalb frei im Humor des Humbug immer über sich selbst hinaus, während die englische hypokritisch und diplomatisch fest in den Fesseln des Humbug stecken bleibt und Leiden verkehrt, verfolgt und auflöst, dem das Unglück passirte, seinen Heiligenschein und seine Bankunotenscheine zu verlieren. In Amerika tritt der Humbug als immerwährender, improvisirender Lustspieldichter auf, in England stets als tragischer, angenverdrehender Held des Kampfes gegen Polizei und Justiz — jetzt vielleicht auch gegen das Weltgericht, nachdem der Humbug so weit gegangen, daß er unter dem Heiligenschein von „westlicher Civilisation" blödsinnig heimtückischen Sonderinteressen die besten Söhne des Landes tausendweise opferte, um vielleicht die ganze Zukunft des Landes und Europa's zu ruiniren oder ihm wenigstens seinen Kampf auf lange Zeit zu verderben und zu erschweren. Die Welt will betrogen sein. Amerika thut diese seine Schuldigkeit gegen die Welt als offener, ehrlicher, sich humoristisch selbst enthüllender Schwindler, England unter dem heiligsten Siegel der Verschwiegenheit, scheinheilig, seine Miene verziehend, ohne Fähigkeit, sich humoristisch selbst zu befreien, den Schein rettend, koste es auch die eigene Armee und die sechsundzwanzig Mann deutsche Fremdenlegion von Whitechapel obendrein. Wenn man das Buch Barnum durchgelesen hat, steht ganz Amerika offen und ehrlich vor uns da. Jeder hat ein Schild auf der Stirn: „Ich bin ein Schwindler, ich treibe Humbug." „Was gilt die Wette", sagt Einer zum Anderen, „daß ich ein besserer Schwindler bin!" „Du", sagt der Andere, „willst mehr sein, als ich! Gut, ich nehme die Wette an!" Und so wird gewettet. Wer sich dann als Sieger erweist, lacht aus vollem Halse, und der Beschwindelte drückt ihm die Hand und sagt: „Bravo, frent mich, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich bin besiegt, aber ich denke doch noch die Ehre zu haben, meinen Sieger zu beschwindeln." — Und so geht es fort in immer frischer Konkurrenz, welche die Leute so scharf und lustig und listig macht. In England will man keine Konkurrenz dulden und die Zauberformeln des Humbug, die geheimen Taschen und Fallthüren der Taschenspielerei nie zeigen und eingestehen — damit Alles ein christliches, ein respektables Ansehen behalte.

Das ist ein erster Versuch, dem Humbug ästhetische und praktische Anerkennung zu verschaffen. Warten wir für weitere Begründung dieser modernen Wissenschaft und Kunst, dieser Chemie des wirklichen Lebens, auf Barnum's Geschichte und des deutschen Professors Begriff und Wesen des Humbug.

Die Chemie des wirklichen Lebens und Barnum's jetzige Apostelschaft für absolute Enthaltsamkeit von geistigen Getränken erinnert mich an eines der wichtigsten und volksthümlichsten Bücher Englands, Johnston's „Chemie des gemeinen Lebens"*) dessen erster Theil in deutscher Ueberlesung bei Lorck in Leipzig erschienen. Der neueste Band verbreitet ein überraschendes Licht über die in der ganzen Menschheit gebräuchlichen Mittel, sich zu berauschen und Körper- oder Geistesktraft momentan künstlich zu beschwingen, um über Sorgen und Elend, über Schwächen und Pflichten, über Abgründe und Berge hinwegzufliegen. Diese künstliche Anregung ist so allgemein, so unabweislich unter den Menschen, daß selbst das wassertrinkende Amerika und sust der Mäßigkeitsapostel Barnum Beweise dafür liefern. Was hier der Branntwein, dort Opium, da Betelnuß, dort Haschisch u. s. w. bewirken, erreicht man in Amerika durch die Passion für „practical jokes", für Humbug und Wetten auf gegenseitige Beschwindelung. Wir gestehen, daß dies das spiritnoseste unter den spiritnosen Anregungsmitteln ist, zwar alkoholfrei, aber nicht fuselfrei. Da Johnston's zweiter Theil eben so rasch bekannt und zugänglich wird, wie der erste, wollen wir uns hier nicht näher auf Bier, Branntwein, Wein und Taback der gebildeten Zone, das Opium der Asiaten, die Hanfrosinen

*) The Chemistry of Common Life. By James F. W. Johnston. Vol. II. William Blackwood and Sons. London, 1855.

Digitized by Google

der Kabulistaner, Nepaulesen und Herater, den Haschisch der Mauren, Hotentotten und brasilianischen Indianer, die Betelnuß von Hindostan, die Cocablätter von Peru und Bolivia, den heraufschenden Schwamm der Kamtschadalen und sonstige Sorgenbrecher und Tränke der Labe einlassen, insofern sie chemisch in Betracht kommen, sondern nur statistisch eine Vorstellung von deren ungeheurem Verbrauch geben. In England wird jährlich von vierzig bis funfzig Millionen Pfund Hopfen Steuer bezahlt. Die Ostindische Compagnie kauft und verkauft jährlich 6,500,000 Pfund Opium. Davon verbraucht England, was gewiß überrasch t, etwa 100,000 Pfund. Das Pfund Opium kostet durchschnittlich ein Pfund Sterling, und da jährlich zwanzig Millionen Pfund auf der Erde überhaupt verbraucht werden, repräsentirt dieses Narkotikum allein einen fortlaufenden Werth von 135—140 Millionen Thaler. Freilich, der Taback, dieses in Luft eingenommene „langsame Gift", bildet eine noch viel anständigere statistische Figur. Von dem mütterlichen Boden Amerika's werden jährlich 4500 Millionen Pfund über die Erde vertheilt und verbraucht. Da die Menge der Menschen nach hergebrachter Annahme tausend Millionen beträgt, raucht Jeder, Damen und Kinder mit eingeschlossen, jährlich fünfthalb Pfund. Freilich müßte hier auch der respektablen Menge von Schnupfern Rechnung getragen werden. Aber dabei ist das edle Kraut von Vierraden und die Blume des Pfälzer Deckblatts nicht mit in Anschlag gekommen. Vielleicht spielt der Taback, der nicht auf mütterlichem Boden wuchs und gut ist, auf hohen Bergen, erhaben über den Riechwerkzeugen der Menschheit, geraucht zu werden, auch die Rolle eines Millionärs. In dem engeren Vaterlande der Herba Nicotiana werden nicht weniger als sechsthalb Millionen Acker des besten Bodens mit Tabacksblätter-Production beschäftigt. Der Verkaufspreis beträgt durchschnittlich zwei Pence, also noch nicht ganz zwei Silbergroschen für das Pfund, so daß allein für Ankauf des ersten Rohprodukts jährlich nicht weniger als 215 Millionen Thaler erforderlich sind. Im Detail-Verkauf hat er durchschnittlich den sechsfachen Werth, so daß also die Menschheit, exklusive Vierraden, die Pfalz u. s. w., jährlich etwa 1300 Millionen Thaler für Tabak, Cigarren und Nasen-Alimente ausgiebt. An diese statistische Armee schließen sich an fünfhundert Millionen Pfund Betelnuß und dreißig Millionen Pfund Cocablätter. Bier und Branntwein und Wein hat Johnston schon im ersten Bande behandelt. Welche Laudseen von diesen Flüssigkeiten werden jährlich zwischen den Halsbinden der Sterblichen hindurchfiltrirt!

Man sieht, die Menschheit ist in tausenderlei Gestalten dem stillen und offenen Trunke ergeben. Wir nehmen den Schnupfer nicht aus, selbst die Kaffeeschwester und den Cthtlez-Dicken nicht, denn auch diese edlen Säfte beleben und erregen die natürlichen Gaben und Geister der Menschen. Es giebt kein Volk der Erde, keine Klasse in einem Volke, keinen Menschen in einer Klasse, der sich nicht auf diese oder jene Weise den Trunk angewöhnt hätte. Die absoluten Enthaltsamkeiten mögen darüber jammern und gen Himmel schreien, die wasserfüchtigen Amerikaner ihr Maine law über ihre ganze Freiheit ausdehnen, mit und ohne Verbot wird fortge—trunken, zumal da wir von Liebig und Johnston eine Art naturwissenschaftliches Privilegium dazu erhalten haben. Mit fortschreitender Kultur wird der Säufer in jeder Form immer seltener und verachtlicher, während dieselbe Kultur mit Erfolg daran arbeitet, jeden Menschen künstlich über sein natürliches, vegetabilisches Dasein zum Gefühl, zur Bewährung und zum Genuß einer übernatürlichen Kraftentwickelung zu erheben und ihn somit gewissermaßen stets in einem gelinden, geistreichen Grade von Trunkenheit zu erhalten. Was wäre unsere Literatur ohne Kaffee, Wein, Tabak, Thee und die Spirituosen, die aus großen Thaten, schönen Augen, edlen Handlungen, erschütternden Ereignissen sich in den Geistern der Dichter und geistigen Produzenten zurechtdestilliren! Und selbst der große Genius, der vom Fasse innerer Begeisterung zapft, muß den speziell produzirenden Kräften erst daraus zu trinken geben, ehe sie ins Zeug gehen. Ist die Hippokrene der Alten nicht eine Art Apotheose künstlicher Kraftanspannung, wie sie die Menschheit unter allen Zonen und in allen Bildungsgraden bald durch Trinken, bald durch Rauchen, bald durch Kauen, bald durch Einathmen erregender und belebender Aethergeister zu erzeugen und zu erhöhen weiß?

Johnston erzählt uns besondere Wunder von dem Cocablatte. „Mit etwas getrocknetem Mais und gehörigem Vorrathe von Coca trägt der Indier Tag für Tag die fabelhaftesten Lasten bergauf oder gräbt er jahrelang in den unterirdischen Minen, ohne zu ermüden, ohne Hunger und Kälte zu fühlen, er glaubt sogar, daß Coca alle andere Nahrung ersetzen könne." Hier fällt mir ein kühner Gedanke ein. Die Chemie zeigt uns, daß unsere Nahrungsmittel wesentlich aus Luft bestehen. Wenn man nun in der Natur oder durch Kunst Mittel entdeckte, welche, genossen, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff u. s. w. so mit dem Körper assimilirten, wie es auf dem gewöhnlichen Wege der Verdauung nur materieller und gröber geschieht, könnten wir wörtlich und wirklich von der Luft leben. Möglich ist diese neue Methode zu speisen, wenn auch vor der Hand noch nicht wahrscheinlich. Die Verdauung ist ganz genau ein Verbrennungsprozeß in dem Ofen des Menschen, dem Magen. Was wir ausathmen, ist genau dasselbe, was aus dem Schornsteine raucht. Nun muß man allerdings Brennmaterial in den Ofen schieben, wenn er wärmen soll, aber das braucht längst nicht mehr immer Holz, Torf, Kohle u. s. w. zu sein. Wir haben hier Gasöfen, die wunderschön sind. Und eben ist ein halbderhungerter Deutscher hier damit beschäftigt, eine galvanische Batterie von tausend Plattenpaaren zusammenzusetzen, mit welcher das Wasser so schnell und dauernd und wohlfeil zersetzt werden kann, daß es heizt, leuchtet, kocht und bratet für etwa neun Pfennige Kosten täglich in einer mittleren Wirthschaft. Die schnelle, dauernde und wohlfeile Zersetzung des Wassers ist bisher noch das große Problem der Chemie. Ich habe diese Zersetzung bereits vermittelst eines kleineren Apparates von demselben Deutschen gesehen, so daß ich sür meinen Theil fest an den Erfolg des größeren glaube. Darüber vielleicht später. Also wir können schon thatsächlich Oefen ohne Brennmaterial (im gewöhnlichen Sinne) heizen, ohne materielle, rohe, schwere Massen von Luft, von den beiden Luftarten des Wassers. Warum sollte nicht eine Batterie im Ofen des Menschen möglich sein, welche dieselbe Heizung und Ernährung bewirkt, wie jetzt das alimentöse, materielle Essen und Trinken!

Johnston erzählt, daß ein Indier, zweiundsechzig Jahr alt, fünf Tage und Nächte hinter einander (mit blos zwei Stunden Schlaf alle vierundzwanzig Stunden) gearbeitet habe, ohne sich zu erschöpfen und etwas Anderes zu genießen, als etwas Mais und Cocablättergesicht. Indier von hundertdreißig Jahren wären nichts Seltenes. Sie aber seien allemal passionirte Cocakauer. Als starker Thee getrunken, giebt das Cocablatt geradezu Flügel. „Den ganzen Tag klettert denn der Jäger bergauf, ohne größere Anstrengung als beim Gehen in der Ebene, und verfolgt das schnellfüßige, springende Wild bis in die äußersten Spitzen weit über die Wolken ragender Eisberge, ohne auszugleiten oder schwer zu athmen."

Wir ersahren auch, daß die Schönen Ungarns u. s. w., die sich nicht schön genug vorkommen und zu lange fiben bleiben, etwas Arsenik zu ihrer täglichen Nahrung fügen. Diese subtile Vergiftung, wenn regelmäßig fortgesetzt (natürlich mäßig), macht die Haut fein und die Formen rund, ist aber wie der Teufel, der uns nicht wieder losläßt, wenn wir uns ihm einmal verschrieben haben. Sobald man aufhört, sich zu verrattengiften, stirbt man. In England werden die Pferde, um sie hübsch rund und fett zu machen, arseniirt. Von einem französischen Reisenden erzählt Johnston, daß er auf einer Reise durch hundertmeilige Sümpfe allein am Leben blieb, während seine Gefährten alle starben, blos weil er regelmäßig etwas Betelnuß zu sich nahm.

Die Chemie und Nutzanwendung der Gerüche, d. h. der ätherischen Oele, wollen wir einstweilen im Buche selbst lassen. Nur so viel, daß wir hier näher erfahren, wie man ohne einen Tropfen Wein, ohne einen Tropfen Rum, oder Cognac, oder Arrac, Persiko, Jara u. s. w. Wein und Spirituosen jeder Farbe und Blume echt nachmachen kann, oft besser, als die echten, die nicht selten durch zufällige Launen der Natur oder der Zwischenhändler ihre Unschuld verloren haben, so daß z. B. echter Cognac, welchen Kenner, wenn ich nicht irre, beim Reiben in der Hand durch einen Geruch nach „alten Strümpfen" herausfinden, nicht selten durch wirklich alte Strümpfe die feinsten Nasen täuschen soll.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Was sich die Deutschen in Amerika von den Yankees erzählen.

Seit einiger Zeit sind die Urtheile, die wir in den in Amerika erscheinenden deutschen Journalen über die Vereinigten Staaten finden, viel herber und schneidender geworden, als sie früher waren. Augenscheinlich ist dies eine Folge des sich immer breiter machenden amerikanischen Ignorantismus (Know-Nothingism), der seinen Namen mit Recht führt, denn eine größere Unkenntniß europäischer Zustände und Menschen kann es wohl kaum geben, als sich in den Aeußerungen der „Nativen" zu erkennen giebt, die oben jene gereizten Gegenbemerkungen der Deutschen erregen. Nicht zu verkennen ist aber auch, daß das berichtigte Urtheil über die Zustände und das Leben in Nord-Amerika, welches seit etwa zwei Jahren in Deutschland Platz gegriffen und wozu sehr viel die Göttinger „Atlantischen Studien" beigetragen, auf die Ansichten und die Presse der Deutschen in den Vereinigten Staaten zurückgewirkt habe.

Wir geben nachstehend eine kleine Blumenlese aus deutsch-amerikanischen Journalen, wozu namentlich auch der in Cincinnati erscheinende „Pionier" gehört:

„Man hat das alte Frankreich eine Despotie genannt, gemäßigt durch Chansons. Vom neuen Amerika könnte man sagen: es sei ein Land der Freiheit, gemäßigt durch Sklaverei, ein Land der Bildung, gemäßigt durch Rohheit, ein Land des Rechtes, gemäßigt durch Schwindelei, ein Land der Wahrheit, gemäßigt durch „Humbug", ein Land der öffentlichen Charaktere, gemäßigt durch universelle Gemeinheit."

Digitized by Google

„In Frankreich konnte ein Vidocq Geschäfte mit seinen Memoiren machen, aber nachdem aus dem Spitzbuben ein Spitzbubenfänger geworden, mußte er wenigstens mit seinem Buche durch Anfdeckung des Diebes- und Banditenlebens. In Amerika kann ein Barnum, nachdem er durch Humbug zum Krösus und berühmten Manne geworden, mit seinen Memoiren nicht blos ein besseres Geschäft machen, als irgend ein Buchhändler mit den Klassikern alter und neuer Zeit, sondern er kann auch, aus einem Praktikus des Humbug zum Professor dieser Kunst und Wissenschaft geworden, unter dem Applaus der Nation den Betrug zur öffentlichen Moral erheben. Barnum als Präsidentschafts-Kandidat würde den Gipfelpunkt der heutigen amerikanischen Entwicklung bezeichnen."

„Etwas Rechtes zu thun aus Kosmopolitismus, wobei Humbug und niedere Volksschmeichelei verachtet werden, gilt hier für eine größere Dornitrheit, als der Egoismus, der von den Anderen meint, sie seien alle nur um seinetwillen da. Ein vernünftiger Gedanke aus einem europäischen Schädel ist ein Gegenstand der Verachtung für jeden echten amerikanischen Demokraten, der das erhebende Bewußtsein in sich trägt, ein „Native" zu sein. Welche Anmaßung! ruft er. Sind wir hier nicht Demokraten! Ist es also nicht „Aristokratie", wenn der Verstand sich anmaßt, den Unverstand, und wenn das Recht sich herausnimmt, das Unrecht zu meistern!"

„Der Lichtenbergsche Satz, daß man vom Wahrsagen eher sehen könne, als vom Wahrheitsagen, bewährt sich nirgends besser, als in demjenigen Lande, wo die Wahrheit am freiesten und unverhülltesten ausgesprochen werden kann. Jede Kaffeeschwester, die aus den Karten eine Erbschaft prophezeit, jeder Geisterklopfer, der einen Tischfuß zum Wegweiser in die Ewigkeit macht, jeder Gehirndetaster, der für einen Dollar in einem Dotofonden-Schädel einen Shakespeare entdeckt, und jeder geistige Hotentotte, der mittelst der Erfindung Guttenberg's eine fortwährende Conspiration gegen seine Muttersprache, gegen die Bildung, das Recht und den gesunden Menschenverstand unterhält, macht hier bessere Geschäfte, als ein Börne machen würde, wenn er die Wahrheit in Schiffsladen „importirte" und sie, in Geist getränkt, an den Markt brächte, wo der Geist Nichts, der Dollar aber Alles gilt."

„Wir haben und nie in Amerika heimisch gefühlt, und jeder Deutsche wird, wenn er aufrichtig ist, erklären müssen, daß er eher in Frankreich, als in dem von so vielen Deutschen bewohnten Amerika sein Vaterland erkennen würde. Das Bewußtsein, daß man und hier nur als Geduldete ansieht, und die Unmöglichkeit, hier eine wahre geistige Heimat zu finden, war uns stets eine Mahnung, uns nur als Fremde zu betrachten, die sich zwar kein Recht, das ihnen als freien Menschen zusteht, streitig machen lassen, die aber, eben weil sie hier nur als Menschen auftreten können, dem Amerikanerthum durch keinerlei demüthigende Anerkennung Konzessionen machen wollen. Wir fühlen in diesem Lande keinerlei Gemeinschaft mit Denen, die weniger zu sein sich begnügen, als Menschen, und machen keinen Hehl aus dem Gefühle, daß man durch das Amerikanerthum mehr werden könne."

„Amerika könnte das wahre Land der Männer sein, wenn Sklaverei, Rohheit und Krämergeist es nicht hinderten, das wahre Land der Menschen zu sein. Ja, gerade das Menschenthum ist es, das man nicht will „importiren" lassen. Die Rohheit oder der Hochmuth des Nativismus stößt und zurück, wohin wir nur blicken. Daß aber diese Rohheit und dieser Hochmuth sogar die Aufnahme gebildeter und freiheitliebender Einwanderer zur Gnade machen kann in einem Lande, in welchem die Busineß-Seelen, die Humbugsmacher, die Betrüger und die Sklavenhalter das Zuströmen besserer Elemente dem Menschenfreunde als einziges Rettungsmittel erscheinen lassen — dies muß dem selbstbewußten Europäer, der noch eine Spur von Erinnerung der Vorzüge seiner Heimat hat, den hiesigen Aufenthalt vollends zur Qual machen."

„Dem Know-Nothingthum erscheint es als die ungeheuerste Anmaßung, wenn europäische Eingewanderte an der Volkommenheit der amerikanischen Zustände auch nur zu zweifeln wagen. Gleichzeitig empfinden diese „Natives" einen innerlichen Horror vor dem europäischen Geiste, der ihre Blößen aufdecken und ihre Ideen als aller wahren Idee ermangelnd darstellen kann. Sie verlangen, daß wir äußerlich wie innerlich zu Amerikanern werden, und wenn sie könnten, so würden sie uns zwingen, uns amerikanische Nasen und Schädel anzuschaffen. Sie tragen freilich das Bewußtsein in sich, daß es in europäischen und namentlich in deutschen Schädeln etwas giebt, was ihren angelernten Schlendrian, ihren Busineß-Geist, ihre Corruption, ihr Heuchlerwesen in Glaubenssachen brunruhigen und beschämen könnte, während sie doch gewöhnt sind, durch ihre praktische Geschicklichkeit, ihren Unternehmungsgeist und ihre abenteuerliche Energie, die man ihnen allerdings zugestehen muß, die Europäer zu beschämen."

„Unvermeidlich fühlen wir uns zu der Frage gedrängt, ob nicht die Zumuthung, welche die Eingewanderten den Amerikanern machen, alle Nationalitäten und Volksstämme auf dem Boden des freien Menschenthums gleichzustellen, von Grund aus eine unberechtigte und bei dem jetzigen Stande der Menschheits-Entwickelung auch eine chimärische sei? Wie, wenn es sich sogar ergäbe, daß gerade der angelsächsische Stamm durch seine Eigenschaften am wenigsten befähigt sei, ein Reich freier Menschen ohne egoistische und dornirte Exklusivität zu gründen? Wie, wenn es sich bei dieser unparteiischer Untersuchung herausstellte, daß die Menschheit überhaupt noch nicht weit genug vorgerückt sei, staatliche Gemeinwesen ohne abgeschlossene Nationalitäten möglich zu machen? Läßt sich wirklich der gemeinsame Sinn und die Zweck-Uebereinstimmung, welche das Produkt einer gemeinsamen Sprache, einer gemeinsamen Literatur, einer gemeinsamen politischen und Lebens-Erziehung auf nationaler Basis zu sein pflegen, durch einen anderen Geist, durch andere Motive, durch andere Inspirationen ersetzen, wo es sich um große durch eine Gesammtheit, welche Staat heißt, zu erreichende Zwecke handelt?"

„Und was bliebe uns Deutschen in Amerika, sobald wir zu dieser Einsicht gekommen, zu thun übrig? Nichts als die Bildung besonderer deutscher Staaten der Union! Der Nordwesten böte hierzu das geeignetste Terrain, theils wegen der dort schon vorhandenen, zahlreichen deutschen Bevölkerung, theils wegen der Nachbarschaft Canada's und theils endlich wegen der leichten Communication über die großen Seen. Erst in deutschen Staaten könnten wir auch diesseits des Meeres sagen, wir seien zuhause und das Land sei unser zweites Vaterland. Erst in gesonderten Gemeinwesen neben einander würden sich Deutsche und Amerikaner achten lernen und ihre gegenseitigen Vorzüge bereitwillig anerkennen."

Mannigfaltiges.

— Dickens und die englischen Handlungs-Reisenden. Die sogenannten „Commis Voyageurs", so häufig ein Gegenstand der Satire für Lustspieldichter und Sittenschilderer, hatten sich vor einigen Tagen einer besonderen Auszeichnung von Seiten der Koryphäen der englischen Schriftstellerwelt zu erfreuen. Einem Festmahle, das in der London-Tavern zu Ehren der Commercial Travellers School (Schule für Handlungs-Reisende) zu Wansread gegeben wurde, präsidirte nämlich Charles Dickens, während anderdem auch die Herren Horace Mayhew, Peter Cunningham, Albert Smith und noch viele andere bekannte Literaten erschienen waren. Der Verfasser der „Pickwickier" hielt bei dieser Gelegenheit mehrere Reden, die eben so durch ihre gewandte Form, wie durch ihren gestreichen Inhalt, an die brillantesten Leistungen seiner Feder erinnerten. Ließ er es auch nicht an einigen scharfen Seitenhieben auf die in allen Ländern sich ziemlich gleichende, große Masse der Commis Voyageurs fehlen, so wußte er sie doch andererseits auch als eines der thätigsten Werkzeuge der unsere Zeit charakterisirenden, die Völker des Erdbodens mit einander verbindenden Kultur-Propaganda darzustellen. Kein Institut, fügte er hinzu, und das ist allerdings sehr richtig, habe durch die Erfindung der Eisenbahnen so an Ausdehnung und Einfluß gewonnen, wie das der Handlungs-Reisenden, das die Privilegien der noch aus dem Mittelalter herstammenden Messen, wie einzelner Speditionsplätze und Hafenstädte, aufgehoben und auch den kleineren Kaufmann an den Vortheilen des Weltverkehrs theilnehmen lasse, indem ihm das jetzt ins Haus geschafft werde, was er sich früher nur durch kostspielige Vermittelung Dritter habe verschaffen können. Liebenswürdig war der Bergleich seines (des Dichters) eigenen Wirkens mit dem der Handlungs-Reisenden; er fühlte sich nicht zu stolz, dasjenige hervorzuheben, was diese Zunft mit der der Literaten Gemeinet habe. Die Berichterstatter der englischen Zeitungen verschiedene, daß dieser Abend sowohl für die Handlungs-Reisenden, als für die Literaten von nachhaltigem moralischen Eindruck sein werde.

— Das Ning-Verbot in China. Herr Professor Neumann in München berichtet: Die chinesischen Schriftzeichen, durch welche die Eigennamen der Kaiser bezeichnet werden, dürfen fonst nirgendwo zur Anwendung kommen, weil sie hierdurch angeblich profanirt werden würden. Der Eigenname des verstorbenen Kaisers Tao-kuang, Vaters Sr. jetzt regierenden Majestät, war Ming-Ning. Der Sohn hat nun das Zeichen „Ning" (Nr. 8026 im tonischen Wörterbuche des Dr. Morrison) ganz verboten und es durch ein anderes von ähnlichem Laute und ähnlicher Bedeutung ersetzt. Wird diese Verordnung konsequent

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 20 Sgr., welche auch Bücher in Polnisch verleiht und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Buchhändler Mayroux, Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 21. Berlin, Sonnabend den 15. Februar 1835.

Schweden.

Palmblad's romantisirte Geschichte.

Den harmlosen Romanen der Bremer, Knorring und Flygare-Carlen, welche der schwedischen Literatur so viele deutsche Leser gewannen, ist ein bösartiges Buch gefolgt; es gehört zu dem Zwittergeschlecht, das zwischen Roman und Geschichte schwankt, ohne den geringsten Anspruch auf den Ehrentitel eines historischen Romans zu haben. Es heißt: „Aurora Königsmark und ihre Verwandten, Zeitbilder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert", von W. F. Palmblad. Es sind darin historische Personen in den grellsten Tönen ihres typischen Charakters redend eingeführt; die Geschichte ist verdreht, und die Gerüchte, welche immerdar wie böse Dünste die historische Wahrheit verhüllen, sind übertrieben verstärkt, anstatt entkräftet und aufgeklärt zu werden. Die Darstellung macht den Eindruck eines Marionettenspiels, so ungeschickt und grell ist die Charakterzeichnung der historischen Figuren, so abgebraucht und plump sind die Verwickelungen und Liebesgeschichten, die willkürlich der Geschichte beigemischt sind und sie in eine abgegriffene Romanschablone zwängen. Das eigenmächtige Einschalten von unerwiesenen Thatsachen muß den gebildeten Leser langweilen und den ungebildeten verwirren.

Schon der historische Roman wirkt in dieser Hinsicht nachtheilig; wenn er aber seine Aufgabe richtig erfüllt, wird auch ein ungeübtes Auge die Dichtung von der Wahrheit unterscheiden können, was geradezu unmöglich ist bei dem unkünstlerischen Streben nach Effekt, wie es sich Palmblad zu Schulden kommen ließ, denn der Leser wird fortwährend irregeführt durch die feierliche Versicherung des Verfassers, streng historisch zu sein. Er hat nämlich sehr häufig bei ganz unbedeutenden Anekdoten und Scenen in einer Note das prahlende „historisch" angemerkt, wodurch der unbefangene Leser verleitet wird, die mitgetheilten wichtigeren Begebenheiten nun so weniger zu bezweifeln, während sie doch meistens ganz willkürlich erarbeitet und häufig geradezu erfunden sind, wie z. B. das Verhältniß zwischen Patkul und der Aurora Königsmark. Ein Rezensent in den Brockhausschen (unter Hermann Marggraf's Redaction sich verjüngenden, vom Einflusse des Verlegers sich möglichst emanzipirenden) „Blättern für literarische Unterhaltung" (S. 13, Nr. 2) kann nicht umhin, den Tadel auszusprechen, obwohl er ihn (da bei Brockhaus eine Uebersetzung des Romans erschienen) nur schonend motivirt und durch reichliches Lob vergessen zu machen strebt. Aus dieser Rezension geht indessen schon deutlich hervor, wie unhistorisch, parteiisch und geradezu böswillig Palmblad's Darstellungen sind. Die schwedische Literatur hatte schon früher ein ähnliches Werk aufzuweisen: es ist der „Mohr" von Kruusenstolpe, und die deutsche hat sich etwas Aehnliches müssen bieten lassen in den Romanen von Louise Mühlbach, die Friedrich's des Großen merkwürdiges und schweres Leben, mit einer romantischen Sauce übergossen, dem Bibliotheks-Publikum mundrecht zu machen sucht. Indessen der „Mohr" ist wenigstens historisch streng und gab manches Neue, und die Mühlbach ist nur seicht, aber nicht ätzend wie Palmblad, dessen Zunge fast so giftig ist wie die Feder Behse's, des bekannten Forschers im historischen Skandal.

Der Dritte im Bunde ist der französische Schriftsteller Henri Blaze, der, ein echter literarischer Lumpensammler, sich stets beeilt hat, Palmblad's und Behse's Verwuthungen für die Revue des deux Mondes zuzustutzen. Wir haben schon früher einmal in diesen Blättern darauf aufmerksam gemacht und Henri Blaze wegen seiner literarischen Geschmack- und Gewissenlosigkeit angeklagt. Palmblad verdiente eine solche Anklage in noch höherem Grade, wenn ihn nicht der Tod kürzlich von jedem irdischen Gericht absolvirt hätte; indessen dürfen wir uns dadurch nicht abhalten lassen, gegen seine romantistirte Geschichte die verdiente Strenge zu üben.

Außer den oben gerügten Fehlern beging Palmblad namentlich auch noch die Ungerechtigkeit, ein Verdammungsurtheil über eine weibliche Schuld auszusprechen, die keineswegs erwiesen ist und sogar noch ihrer eigenen Beweisführung von neuem in Frage gestellt werden muß. Es betrifft die unglückliche Herzogin von Ahlden, Sophie Dorothea,*) gegen die sich die neueren Geschichtsforscher in Unritterlichkeit und Verleumdungen überbieten möchten. So will Palmblad namentlich ihre Schuld aus einem Briefwechsel beweisen, der sich in Schweden, angeblich unter alten Papieren der Familie Königsmark, vorgefunden haben soll und Liebesbriefe dieser Fürstin an den Grafen Königsmark, so wie dessen Antworten, enthält. Es liegt schon eine evidente Unwahrscheinlichkeit in dem Umstand, daß diese beiderseitigen Briefe zusammen gefunden sind, denn gewöhnlich behält doch nur der eine Theil die empfangenen und nicht auch die abgesendeten. Aber Palmblad erklärt dies dadurch, daß der Graf stets eine Reinschrift von den seinigen gemacht, so unwahrscheinlich dies auch bei den meiß kurzen Zetteln klingt. Palmblad hebt demnächst besonders hervor, wie roh und gemein vertraulich der Graf an seine hochstehende Geliebte geschrieben, und legt dabei Gewicht auf einen Brief, den er auch mittheilt, worin Königsmark mit unanständigen Ausdrücken das Liebesverhältniß seiner Schwester Aurora mit dem Kurfürsten von Sachsen erwähnt — aber wie kann Palmblad nur daran denken, die Authentizität solcher Briefe zu behaupten, da es ja historisch feststeht, daß Aurora Königsmark erst nach dem Tode ihres unglücklichen Bruders den Kurfürsten kennen gelernt, indem sie denselben anging, Rechenschaft von dem Hof zu Hannover zu fordern über Königsmark's gewaltsamen Tod. Palmblad erzählt diesen letzteren Umstand sogar selbst im Verlauf seiner sechs langathmigen Bände, hat aber vergessen, daß er früher jene offenbar untergeschobenen Briefe citirte. Wenn man bedenkt, wie viel der Geliebten Georg's I., der Gräfin von Platen, daran liegen mußte, Sophie Dorothea als Schuldige erscheinen zu lassen, so liegt es nahe, in ihr die Urheberin verfälschter Briefe zu vermuthen. Es mußte ihr noch dadurch erleichtert werden, daß sie selbst eine Menge eigenhändiger Briefe von Königsmark besaß, wie es denn ein weltbekanntes Faktum ist, daß sie früher mit ihm in einem Liebesverhältniß gestanden und seine Verhaftung, aus der gewiß ohne Absicht eine Ermordung wurde, betrieb, um sich an ihm zu rächen für seine Treulosigkeit. Zu gleicher Zeit war es auch ihr Zweck, die rechtmäßige Gemahlin ihres kurfürstlichen Liebhabers zu verderben, gegen die sie den natürlichen Haß des Lasters gegenüber der Tugend empfand. Die unglückliche Sophie Dorothea hatte ihr selbst die beste Gelegenheit hierzu gegeben durch die unvorsichtige Annahme der Dienste Königsmark's, der ihr zur Flucht nach Braunschweig behülflich sein wollte, da der eigene Vater kaum geblieben für ihr Flehen um Erlösung. Sophie Dorothea beging damit einen großen Fehler sowohl gegen die Sitte, als auch gegen die Klugheit, aber kein Verbrechen, und es ist fast ärger, als der Spruch eines Todesurtheils über einen Unschuldigen, daß man dennoch immer wieder trachtet, sie eines Ehebruchs zu beschuldigen. Es giebt keinen vollgültigen Beweis für ihre Schuld, nur Vermuthungen sind vorhanden; kriminalrechtlich müßte also ihre Freisprechung erfolgen. Aber auch die moralische Ueberzeugung ihrer Unschuld drängt sich gewaltsam auf, wenn man das ruhige und würdevolle Benehmen der unglücklichen Fürstin nach der Katastrophe betrachtet. Wiederholt nahm sie das heilige Abendmahl darauf, daß sie schuldlos sei; hält man es für möglich, daß ein weibliches Wesen einen so verdoppelten Meineid auszusprechen vermag? Und konnte sie etwa irgend etwas Günstiges für ihr Schicksal durch einen solchen errreichen, wenn man einmal die Möglichkeit eines Meineids in diesem Falle annehmen wollte? Nein, denn sie verschmähte es ausdrücklich, in ihre Rechte als Kurfürstin wieder eingesetzt zu werden, und weigerte sich auch noch später standhaft, den englischen Königsthron mit ihrem Gemahl zu theilen. Dieser behielt zeitlebens eine heilige Scheu vor der fürstlichen Märtyrerin; als alle seine Bemühungen, ihre getränkte Unschuld zu verföhnen und sich wieder mit ihr zu vereinigen, gescheitert waren, befahl er, daß man die

*) Sophie Dorothea, die Mutter Georg's II. und der Gemahlin Friedrich Wilhelm's I., wurde ohne Urtel und Recht vom Jahre 1690 bis zu ihrem im Jahre 1726 erfolgten Ableben auf dem Schlosse Ahlden, im Fürstenthum Celle, in Gefangenschaft gehalten. Die unglückliche Fürstin hat selbst eine „Kurze Erzählung ihrer Schicksale und Ersangenschaft" aufgesetzt, welche erst in unserer Zeit (Hamburg, 1840) gedruckt wurde. In London sind im Jahre 1845 „Memoirs of Sophia Dorothea" erschienen.

D. R.

Digitized by Google

größte Sorgfalt auf die Pflege der gefangenen Frau wenden solle, denn ihm war bekannt, daß sie im Zorn einst gesagt hatte, daß nach ihrem Tode wolle sie sich wieder mit ihm vereinigen. Dieses Wort klang wie ein Fluch, und seine Erfüllung ängstigte ihn fortwährend; gerade dadurch trat sie wahrscheinlich wirklich ein. Man verheimlichte dem Könige eine Zeitlang den Tod seiner Gemahlin; er erfuhr ihn zufällig auf einer Reise nach Deutschland und starb richtig nur wenige Monate später, wie sie es vorhergesagt hatte.*) Auch darin sahen ihre Zeitgenossen eine Art Gottesgericht zum Beweise ihrer Unschuld, und der Volksglaube versicherte sogar, daß an ihrem Leichname Zeichen und Wunder geschehen seien. Zum tragischen Schlußstein ihres Geschicks gehört es, daß ihre Urenkelin, die in Struensee's Schicksal verwickelte Karoline Mathilde von Dänemark, nicht weit von dem Orte ihrer Verbannung, in Celle, ein ganz ähnliches Märtyrerthum erlitt und auch dergebend ihre Unschuld betheuerte. Diese zwei Fürstinnen sind Stoff zu einem Gedicht, wie Tennyson ihn in seinen „Fair Women" brauchen könnte. F. v. H.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Zweiter Monats-Bericht.

(Schluß.)

Von großer Wichtigkeit für das praktische Leben und Treiben ist Johnston's zweiter Theil desselben durch Nachweisung der Geist- und Gedächtnißstärkungsmittel, welche keine sichtliche Erschlaffung nach der Anspannung zurücklassen und wirklich Kraft und Geist gleichsam von außen zu importiren scheinen. Unter diese Mittel rechnet er, Gott sei Dank! (denn auch ich helfe die jährlichen 4500 Millionen Pfund konsumiren) auch das edle, langsame Gift, das uns gemüthlich in der Rauchwolke des Tabacks umnebelt, wie der heilige Dampf, welcher die Augen der Pythia auf ihrem Dreifuße heller sehen ließ, als jetzt alle eksere Diplomaten zusammengenommen. Freilich fehlt es auch ehen so wenig, als auf dem Felde Kranichfeld, an Tabacks-Abschreckungs-Literatur. Wenn man gläubig die neuesten englischen Bücher darüber durchgelesen, verschmäht man gewiß die echteste kleine Havana-Cigarre, vom frischesten, zartesten Blatt an Ort und Stelle gedreht. Es sind ein Abdruck der Abhandlung Mr. Crawford's über Geschichte und Verbrauch des Tabacks aus dem Journal der statistischen Gesellschaft vom März 1853,**) und besonders eine Brannbulle aus Edinburg von Professor Lizard.***) Nach ihm erzeugt der Tabac folgende Krankheiten: Krebsgeschwüre, schwere Verdauung, Diarrhöe, Leberkrankheiten, Kopfkrankheiten, Verlust des Gedächtnisses, Amaurosis besonders auf einem Auge, Apoplexie, Gliederlähmung und Wahnsinn. Wären es weniger Krankheiten, wären es mehr. Bei dieser Menge merkt man die Absicht, wird verstimmt und steckt sich eine Cigarre an, um auf bessere Gedanken und in die Stimmung einer gewissen behaglichen Glückseligkeit zu kommen, welche die drei im Tabacke vereinigten Gifte hervorrufen. Wo sind alle die Einäugigen bei dem jährlichen Verbrauch von 4500 Millionen Pfund Tabak? ohne Bierraden! Wo die Männer ohne Gedächtniß? Schnupfen sie etwa alle als Gegengift Schneeberger? Freilich, der Herr Professor meint zuletzt, daß nur zu viel, zu starkes, zu anhaltendes Rauchen alle die schrecklichen Krankheiten erzeuge. Das glaubt ihm Jeder. Stark doch dem Priesnitz auf dem Gräfenberge ein Patient direkt vom Wasserstrinken. Nur durch seine Geistesgegenwart und bäurische Praxis rief er ihn wieder ins Leben zurück, indem er den von inwendig heraus Ertrunkenen tüchtig mit Füßen trat und so den Ocean, der sich im Innern gesammelt, ableitete. Wie zu viel Wassertrinken die schrecklichsten Krankheiten erzeugt, kann man sich auch durch das schönste Butterbrod den Tod zuziehen, wenn man sechs Viergroschenbrode zu einem Frühstücke verzehren würde. Die englischen und amerikanischen Thee-Totalitäten (tea-totallers, wie sich die Mäßigkeits-Verschworenen nennen†) können mit ihrem ewigen Thee eben so viel Unheil anrichten, als die Fuselsklaven und Wasser-Enthusiasten mit ihren angebeteten Flüssigkeiten. Der abschreckendste Fall von Folgen des Tabackkauens, den Lizard mittheilt, ist der eines Matrosen, welcher im siebzehnten Jahre anfing und den gekauten Schmurgel stets verschluckte. Die Wirkungen waren natürlich auch auf den Matrosenmagen ziemlich unangenehm. Endlich versagte auch das Herz jeden vierten Schlag. Der Doktor, der nun zu Rathe gezogen ward, sagte mit seinem sicheren Blick in die Natur voraus, daß der Mann in einigen Wochen plötzlich sterben müsse, er könne aber als momentanen Trost bei schlimmen Anfällen etwas „Brandy and Water" nehmen. So denkt er: Sterben muß Dn einmal, und kannst und trinkst zunächst noch siebenundzwanzig Kalenderjahre hinter einander fort, bis es ihm endlich zu arg wird. Jetzt gewöhnt er sich es plötzlich ganz ab und ist seit zwanzig Jahren ein „noch lebender, höchlich intelligenter, jetzt fünfundsechzig Jahr alter, flinker, robuster Mann, der ein großes Geschäft dirigirt." Das ist der abschreckendste Fall als Folge der abschreckendsten und ekelhaftesten Tabacks-Consumtion. Da dem Professor die praktische Erfahrung nicht schrecklich genug ist, malt er die Krankheiten, die der Sünde des Tabacksmißbrauche folgen, theoretisch desto gräßlicher aus.

Diese Schrecken werden natürlich den Sünden der Menschheit, sich selbst Weihrauch zu machen, eben so wenig steuern, als Jakob's I Bannbulle, die er 1616 über das rauchende England schleuderte. Im Jahre 1560 brachte Nicot, Agent des Königs von Frankreich, die erste Spezies der etwa vierzig Arten von Tabackspflanzen nach Europa, Walter Raleigh 1586 nach England. Die Menschheit begrüßte diesen neuen Sorgenbrecher mit Enthusiasmus, und schon nach dreißig Jahren rauchte ganz England dermaßen, daß Jakob I. in seinem berühmten „Counterblast" (1616 gedruckt mit seinen übrigen Werken) dagegen als eine allgemeine schmutzige Gewohnheit loszog. Da dieses Schriftstück sehr selten ist, citiren wir aus Crawford's Abhandlung einige Stellen daraus. Nachdem er den Tabac im Allgemeinen dadurch in Mißkredit zu bringen gesucht hat, daß er „weder von einem König, noch von einem Eroberer, noch von einem gelehrten „doctour of phisicke", sondern blos von Walter Raleigh herübergebracht sei, fährt er fort: „Wie Ihr durch diese Gewohnheit Euch selbst an Eurem Wohle hindert, mag die Gentry dieses Landes beweisen, von denen einige drei- bis vierhundert Pfund Sterling jährlich für diese kostbare Stänkerei (stinke) ausgeben" (vierhundert Pfund hatten damals einen Werth von beinahe fünftausend jetzigen Thalern). Diese schmutzige Gewohnheit ist nicht nur unsinnige Verschwendung, sondern auch Entweihung des Tisches, den man besser achten, rein und bescheiden halten sollte. Aber Männer schämen sich nicht, sich mit Pfeifen im ihn herumzusetzen und sich gegenseitig Rauch zuzublasen, so daß die ganze Luft mit dem schmutzigen Rauche und Gestanke davon erfüllt wird, obgleich oft Männer mitspeisen, die diese Gewohnheit verabschenen. Rauch gehört in die Küche, nicht ins Speisezimmer. Freilich macht der Raucher sein eigenes Innere zu einer schmutzigen Küche, die er mit einer dligen, schmierigen Salbe vergiftet, wie man dies in den geöffneten Leichen großer Raucher gefunden hat. Nicht blos die Tischzeit, auch Geschäftsstunden werden durch den öffentlichen Gebrauch dieser barbarischen Künstelei (uncivil tricke) entweiht. Noch schlimmer und die größte Ungerechtigkeit ist es, gegen alle Humanität, daß der Mann sich nicht schämt, seine zarte, gesunde, weiße und reine Frau zu nöthigen, daß sie entweder ihren süßen Odem auch damit verderbe oder sich einer ewigen stinkenden Qual unterwerfe." — „Habt Ihr also nicht Ursache, Euch zu schämen und diese schmutzige Neuerung aufzugeben, die auf so niedrigen Gründen beruht, in Thorheit angenommen und so gröblich gemißbraucht wird? In dem Mißbrauche dieser Neuerung sündigt Ihr gegen Gott, thut Euch Schaden in Person und Vermögen, ladet den Vorwurf der Eitelkeit und Verschwendung auf Euch und macht Euch verächtlich bei allen fremden, gebildeten Nationen (die inzwischen wohl stärker rauchen gelernt hatten). Eine Gewohnheit, ekelhaft dem Auge, gehässig für die Nase, verderblich dem Gehirn, gefährlich für die Lunge und mit ihrem schwarzen, stinkenden Rauche von genauester Aehnlichkeit mit dem schrecklichen Qualme des Styx in dem Abgrunde, der da ist bodenlos."

Das ist, so zu sagen, „starker Tobac", aber man rauchte nicht nur fort, sondern auch stärker, da gerade die von Jakob am meisten begünstigte Kolonie Virginien die Hauptquelle jenes edleren Krautes ward. Man baute die Pflanze selbst in England, obgleich Jakob und sein Nachfolger, Karl I., diesen Kultus streng verboten. Erst der starke Arm Cromwell's jätete das Unkraut radikal zum Wohle der Menschheit auf englischem Boden aus, damit es unter der mütterlichen Sonne seiner Heimat desto üppiger und wohlriechender gedeihe. Seit jenen Zeiten kämpft die englische Regierung durch die größte aller Eingangssteuern — zwölfhundert Prozent — vermochten gegen das Rauchen, daß beinahe bald London mit Tabacks- und Cigarrenläden gefüllt ist und alle gemeinen Menschen und Weiber offen, die anständigen Herrschaften aber bei verschlossenen Thüren rauchen und die übersilberten Pillen, welche den Tabacksgeruch vertreiben, hundertausendzentnerweise verschlucken. In gewissen Höhen des englischen Lebens kömmt ein Hauch, der gerauht hat, gleich nach dem, welcher einen silbernen Löffel stahl; aber sie gehen in ihr Kämmerlein, so oft es irgend geht, schließen die Thür hinter sich zu, kehren der Welt den Rücken und dem Feuer die Kniee zu, um oft noch in stiller Mitternacht, wenn die Wächter der „high respectability" schlafen, eine Full-Flavour-Cigarre, 5 Sgr. das

*) Horace Walpole (Lord Orford) erzählt in seinen Memoiren, es sei dem Könige in Deutschland ein Brief seiner Gemahlin zugestellt worden, den sie angeblich in der Todesstunde geschrieben und worin sie ihm vergeben, ihnen Zusammentreffen vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen und dort seine Strafe für das ihr zugefügte Unrecht zu empfangen. D. R.

**) Paper on the History and Consumption of Tobacco. From the Journal of the Statistical Society for March, 1853.

***) On the Use and Abuse of Tobacco. By John Lizard.

†) Englische Linguisten, die das Wort „Teetotaller" schreiben, geben ihm nicht diesen Ursprung. D. R.

Digitized by Google

Stück, in Andacht und Sicherheit zu genießen. Im Ganzen ist der Tabak in England von allen feineren Gesellschaften, aus allen Geschäftszimmern, aus jedem Kaffee-, ja, selbst aus den besseren Bierhäusern, von jedem Omnibus, jeder Eisenbahn, auf jedem respektablen Munde öffentlich verbannt, aber geraucht wird, daß sich die Sonne verfinstert, auch nachdem Palmerston sechstausend Fabrik-, Eisenbahn- und Dampfschifffslotte das Rauchen verboten hat. Beiläufig gesagt, hat er dabei zwei Klassen gemacht, wie denn überhaupt in England Alles klassisch eingetheilt ist, sogar die sieben Kriegsministerien, welche Sebastopol einstimmig nehmen wollen. Die Dampfschiffe der Themse dürfen von der London-Brücke an aufwärts nach dem Westende hin, wo die respektablen Leute wohnen und Downing-Street liegt, nicht rauchen. Von der London-Brücke ostwärts, wo bloß gemeines Pack wohnt, herrscht absolute Rauchfreiheit.

In der literarischen Welt sieht es im Ganzen trübe und mager aus. Haufen neuer Publicationen, multa, multa, nicht multum, Compilationen, Fabrik-Arbeiten, zusammengeschweißte alte Eisen-Abfälle, Leitfaden, Volksbücher, in taufenderlei Formen „something amusing and instructive", dem ersten Instruktor unter den Buchhändlern, den Gebrüdern Chamberd in Edinburg, nachgeäfft, viel Talentvolles und Geschicktes, aber keine Schöpfung, keine frische Kraft. Unter solchen Umständen wird auch viel in der älteren Literatur herumgestört, so daß z. B. jetzt wohl kaum ein berühmter englischer Autor vorhanden ist, der nicht in Heften mit Stahlstichen oder in besonderen neuen Bearbeitungen erschiene. So ist es auch eine Art Ereigniß, daß man einem bis jetzt noch nicht gedruckten Werke Walter Scott's auf die Spur gekommen sein will. Die Sache klingt ganz fabelhaft und romantisch. Wie Sie vielleicht schon von Philadelte Chasles durch das Journal des Débats ersahren haben werden, soll Walter Scott, 1826 mit seiner Tochter in Paris, von seinem Freunde William Spencer ersucht worden sein, sich eines wahnsinnigen Deutschen anzunehmen, dessen Manie darin bestehe, daß er von der Sucht, ein Manuskript von ihm, Walter Scott, zu besitzen, verzehrt werde. Man fürchtete, daß er sich in dieser Sehnsucht verzehren werde, wenn man ihm das heilende Manuskript nicht schaffe. Anne Scott habe damals gerade einen Roman ihres Vaters, „Moredun", in ihrem Pulte gehabt, welchen derselbe früher geschrieben und als unreif zurückgelegt habe. Gerührt von der Noth des Deutschen, habe sie den Vater gebeten, ihm das Manuskript senden zu dürfen, und nach einigem Sträuben Erlaubniß dazu erhalten. Der Deutsche sei kurirt worden, endlich aber doch gestorben und das Manuskript als Makulatur verkauft worden. Dessen Sohn habe aber jetzt noch zu guter Zeit den Schatz entdeckt und Philarete Chasles davon in Kenntniß gesetzt. Kompetente Engländer sollen das Manuskript geprüft und für ganz echt erklärt haben. Freilich ist bekannt, daß Walter Scott wegen Geldverlegenheit damals in Paris war und er wahrscheinlich unter solchen Umständen keinen Roman in das Pult seiner Tochter verschließen ließ. Auch ist der Deutsche, ohne Namen und Stand und blos mit einer sonderbaren Krankheit versehen, eine sehr nebelhafte Figur. Vielleicht will man einen in Walter Scottscher Manier geschriebenen Roman unter romantischen Verhältnissen in die Welt schicken und von vorn herein guten Absatz sichern. Hat ihn vielleicht Wilibald Alexis geschrieben, der vor vielen Jahren einmal meisterhaft als Ueberseher eines von W. Scott nie geschriebenen Romans auftrat? Sind wirklich alle drei Kultur-Nationen zugleich so bankerutt, daß sie sich alle drei vereinigen, um den Ruhm eines großen Todten um einen neuen Roman zu bumhugen? Kann keine derselben mehr aus eigenen Mitteln neuen Ruhm produziren!

Die berühmten „Rejected Addresses" sind in zwei neuen Auflagen erschienen. In der einen erfahren wir interessante Details über deren Geschichte. Das erste Manuskript ward dem Buchhändler Murray für zwanzig Pfund angeboten. Ohne es anzusehen, sprach er seinen Dank für das gütige Anerbieten aus, bedauerte aber zu derselben Zeit, „keinen Gebrauch davon machen zu können" (die Phrase ist unter den englischen Buchhändlern genau so gebräuchlich, wie unter den deutschen). Es fand sich indessen ein anderer Buchhändler, der kurz hinter einander sechzehn Auflagen des Werkes verkaufte. Neuerdings zahlte derselbe Murray hundertelnundbreißig Pfund Sterling blos für die Erlaubniß, auch eine Auflage bringen zu dürfen. Die ersten Verfasser oder Eigenthümer des Manuskripts bekamen bis jetzt etwa zehntausend Thaler Honorar.

Das jetzt bis zum fünften Bande vorgeschrittene historische Werk: „Leben der Königinnen von Schottland", von Agnes Strickland („Lives of the Queens of Scotland"), verdient endlich auch einmal Erwähnung, nachdem es bis zu Maria Stuart, für die man sich in Deutschland speziell interessirt, fortgeschritten ist. Wie speziell der weibliche Historiker eingeht, ergiebt sich aus dem einzigen fünften Bande, der nicht mehr als etwa ein einziges Jahr der schönen Königin behandelt. Die Autorin ist wohl etwas zu parteiisch für die hohe Unglückliche eingenommen, so daß der ernste Historiker nicht immer recht trauen mag; aber in Detailmalerei, in Beherrschung und Verarbeitung des Stoffes und neuer Quellen und Thatsachen kömmt ihr unstreitig historisches Verdienst zu. Die romantischen und tragischen Geschichten mit Rizzio, Bothwell u. s. w. treten auf Grund ganz neuer Dokumente in ganz anderem Lichte auf, als in den bisherigen Geschichtsbüchern. Der Hauptbeweis ihrer unsinnigen Leidenschaft für Bothwell gründete sich bisher auf ihre Liebesbriefe. Mit Strickland weiß nach, daß sie grobe Fälschungen waren. In Details können wir uns nicht weiter einlassen. Vielleicht läßt sich später, wenn die Verfasserin ihr breites historisches Epos über Maria Stuart vollendet hat, nachweisen, ob und wie weit sie den Verdacht, daß Elisabeth und ihre Höflinge deren Sünden und Verbrechen dichteten und diplomatisch fabrizirten, um sie enthaupten zu können, zur Thatsache erhoben habe. Wir bemerken nur noch, daß das tägliche und häusliche Leben der Königin die in die kleinsten Details, ihre Möbel, Kleider, Zahl, Farbe und Gestalt ihrer Hüte, ihre Speisen, ihre Spiele, ihre Beschäftigungen, ihr Schlafzimmer u. s. w. mit niederländischer Genauigkeit ausgemalt werden.

Zufällig bekam ich ein merkwürdiges sachwissenschaftliches Buch in die Hände, welches den Tauben thatsächlich ihr Gehör wiedergiebt. Ein Arzt, den ich um sein Urtheil darüber befragte, versicherte mir, daß sich die in dem Buche mitgetheilte neue Theorie und Praxis in allen Fällen, wo nicht ganz außerordentliche Mißbildungen der Gehörorgane vorhanden gewesen, bewährt habe. Nach der in dem Buche ausgeführten Theorie werden die tauben Gehörorgane zerstört und dafür künstliche eingesetzt, die man, wenn man nicht hören will, herausnehmen kann und sie, wenn man es der Mühe werth hält, einmal wieder zu vernehmen, was uns andere Leute zu sagen haben, wieder einsetzt. Der Verfasser, Dr. Toynbee, ausschließlicher Ohrenarzt seit vielen Jahren, stützt zunächst die ganze physiologische Theorie des Hörens um: die Eustachische Röhre ist nicht offen, die kleinen Knochen, welche auf das Trommelfell die Worte anderer Menschen trommeln sollen, sind gar nicht vorhanden; die, welche dafür angesehen wurden, haben ganz andere Zwecke. Doch das gehört den Fachgelehrten. Wir melden nur, daß es die Gehörwerkzeuge der Tauben theilweise zerstört und dafür bessere von Gummi oder Gutta-Percha in die Ohren steckt. Meistens bestehen sie blos in Trommeln, welche er, da sich kein Engländer fand, der sie machen konnte, ausschließlich von einem Deutschen, Weiß mit Namen, verfertigen läßt. Personen, die näheres Interesse an dieser wichtigen Entdeckung und Erfindung fühlen, müssen schon das Werk selbst studiren. Es führt den Titel: „On the Use of an Artificial Membrana Tympani in Cases of Deafness dependant on Perforation or Destruction of the Natural Organ. By Joseph Toynbee. Second Edition" (London, Churchill.).

Um zuletzt auch die diesmal vergessene Belletristik mit einem Worte zu berücksichtigen, erwähnen wir die neueste Composition von Mrs. Jameson: „Ein Buch von Gemeinplätzen" („A Commonplace-Book of Thoughts, Memories and Fancies, Original and Selected"). Mrs. Jameson gehört zu den besten, klarsten und graziösesten der unabsehbaren Menge englischer Schriftstellerinnen. Sie ist Dichterin und empfänglicher Genius für alles Schöne und Noble, das ihr nahekömmt. So steigen immer Gedanken und Anschauungen in ihr auf, die sie zum Theil augenblicklich niederschreibt. Auf diese Weise entstanden die meisten ihrer Werke: „Shakespeare's Frauen", „Ueber heilige und Legenden-Poesie und Kunst", die „Mönchsorden", die „Madonna" und dieses letzte Werk. Es sind Sammlungen ethischer Perlen aus anderen Schriftstellern und aus ihrem eigenen Herzen, Bemerkungen und Kritiken über Literatur und Kunst, die und zum Theil als eigenthümlich genial und treffend überraschten, so daß wir sie am wenigsten zu Gemeinplätzen zählen möchten. Besonders sinnig und schön sind „Enthüllungen aus der Kindheit", wobei ich lebhaft an Goethe's schönes Lob der Fülle und Vollkommenheit kindlichen Thuns und Denkens erinnert ward. „Wer wäre fähig, von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen!" ruft er. Nun, Mrs. Jameson ist eine dieser Würdigen. Die Erwachsenen, die meisten Aeltern, Lehrer und Erzieher können hier viele wichtige Aufschlüsse über Behandlung von Kindern lernen. Auch die wenigen Seiten, welche sie den niedrigeren Handthierern, die und umgeben, widmet, sind voller Einsicht und Humanität. Am interessantesten würde sie in Deutschland durch ihre feinen, treffenden kritischen Bemerkungen über lebende und gestorbene Dichter und ihre Werke, einzelne Charaktere und Eigenthümlichkeiten derselben werden. Es sind eben keine Gemeinplatz-Urtheile, sondern tief begründete, sein herausgefühlte eigene, selbständige. Das Buch liest sich wie eine geistreiche, lebhafte, reiche, persönliche Unterhaltung mit einer liebenswürdigen, kenntnißreichen, hochgebildeten Dame. Als Buch genommen, ist es nichts Ganzes, nichts Befriedigendes, aber nur ein vertrockneter Bücherwurm denkt daran, wenn er liest. Deutsche Damen und Herren, die gern englisch lesen, können nichts Besseres thun, als sich hier in leichtestem Gewande und graziösester Form die reichste Fülle von Stoffen und Gedanken aufzuschließen.

Digitized by Google

Kalifornien.

Die Perlenfischerei in Kalifornien.*)

Wie schön ist der Golf von Kalifornien! — Ein wolkenloser blauer Himmel ruht über ihm, und in den langen, angenehmen Tagen des ewigen Sommers der Tropen wird die Oberfläche der kleinen Buchten, auf welche die Sonne stets ihre glühenden Strahlen niederschießt, von keiner Welle gekräuselt, wenn nicht ein munterer Delphin oder ein phlegmatisches Meerschwein sie mit ihren Spielen belebt. Ueber den Busen des Golfs erheben sich grüne, smaragdartige Eilande, an deren Fuß der Seehund und die Fischotter ihr glückliches Dasein verständeln und die träge, gravitätische Schildkröte in der warmen Sonne schlummert. Weit unten in der Tiefe liegen Haufen von Perlmuscheln, welche Schätze in sich schließen, die der Stirn selbst der stolzesten Königin zum Schmuck gereichen würden. Längs den Ufern macht früh Morgens das Rauschen der stets von blühenden Früchten gekrönten Kokosnuß- und Dattelpalmbäume eine sanfte Musik, und am Abend des langen Tages breitet ein Himmel sich über sie aus, auf dem das scheidende Sonnenlicht seine glänzendsten Farben sammelt. Von einer unwiderstehlichen Sucht nach Abenteuern angezogen, verlebte ich mehrere Monate an diesen Küsten, und der Eindruck, den ihre liebliche Natur auf mich hervorbrachte, war zu mächtig, als daß ich ihn je vergessen könnte.

Im Jahre 1847 war eine amerikanische Militair-Abtheilung in der Stadt La Paz, hundert (engl.) Meilen von dem Eingang des Golfs, an der inneren Küste von Nieder-Kalifornien einquartiert. Die Lage der jetzigen Stadt ist auf derselben Stelle, wo Cortez landete, als er nach der Eroberung Mexiko's im Westen neue Juwelen aufsuchte, um die Krone Spaniens damit zu schmücken. Wir belustigten uns hier mit „Soldatenspielen", fingen Austern und Schildkröten, sammelten Muscheln, aßen Weintrauben und frische tropische Früchte, horchten den sanften Tönen der Guitarre und den noch sanfteren Stimmen, die in der fließenden und leidenschaftlichen Sprache Spaniens unter den breiten, immergrünen Zweigen der Feigenbäume ertönten, durch welche der helle Mond auf unsere Vergnügungen herabschaute, und bemühten uns mit Hülfe unserer glänzenden Uniformen und unserer schlechten Castilianisch die Herzen der schönen Señoritas zu rühren, deren Lächeln uns jederzeit in ihren Häusern willkommen hieß und die uns beim Scheiden einen traurigen Blick nachwarfen. Obgleich die strengen Gebote des Krieges uns in der Folge mit ihren Brüdern und Freunden zu kämpfen nöthigten, zeigten die Menschen um uns sich doch stets freundlich und gastfrei, und in manchem Auge glänzte eine Thräne, als am Ende des Krieges die „Americanos" fortgezogen und die Erinnerung an so viele angenehme Stunden zurückließen, welche zu unserem Bedauern gar oft durch mitternächtliche Scharmützel, den Donner der Kanonen, das Wehklagen der Sterbenden und die Beerdigung der Gefallenen unterbrochen werden mußten. Für den Menschenfreund ist es jedoch ein erhebendes Gefühl, daß auch die Schrecken des Krieges nicht ganz die Sympathieen vernichten können, die in dem menschlichen Herzen aufkeimen und mit unsichtbaren, aber unauflöslichen Banden die gemeinsamen Kinder unseres gemeinschaftlichen Vaters an einander knüpfen.

Ermüdet von unserem angenehmen, aber etwas monotonen Leben, verabredeten vier von uns eines Oktober-Nachmittags einen Ausflug nach der Perlenfischerei von San Lorenzo, ungefähr zwanzig Meilen von La Paz. Am Tage war es windstill und ruhige Luft; wir wählten daher den Abend zu unserer Abfahrt, wo die vom Lande wehende Brise unser Boot über das Wasser tanzen lassen und uns der Mühe des Ruderns überheben würde, welches, obgleich eine vortreffliche Leibesbewegung und der Erweiterung des Brustkastens höchst zuträglich, bei einem Thermometerstande von zwanzig bis fünfundzwanzig Grad doch wenig Liebhaber findet. Da wir zwei bis drei Tage abwesend zu sein gedachten, so hatten wir bei unserem kommandirenden Offizier um Urlaub nachgesucht, ein Fäßchen Wasser, einen guten Vorrath von gebochtem Schweinefleisch, einige getrocknete Feigen und frische, eben von den Bäumen im Garten unserer Kaserne gepflückte Limonen mitgenommen und Alles zu unserer Abreise in Bereitschaft gesetzt. Kurz nach Sonnen-Untergang legten wir die Uniformen, Epauletten und Seitengewehre ab, mit denen wir so eben auf der Parade erschienen waren, schulterten jeder eine Büchse und bestiegen dann unser Boot, welches bald über die Gewässer des Golfs dahinschoß.

Es war ein stiller, lieblicher Abend, wolkenleer und sternenklar, wie es die Abende in Nieder-Kalifornien immer sind. Am Horizont weilten noch die sanften, goldenen Farben der untergehenden Sonne. Der Landwind fächelte unsere Wangen, mit den Wohlgerüchen der Orangenhaine und tropischen Blumen geschwängert. Als es Nacht zu werden begann, erschien in der Tiefe des Meeres ein zweiter Himmel, gleich dem über uns mit Sternen besäet und durch das volle, anmuthige, lachende Gesicht des Mondes erleuchtet. Auf der Oberfläche schwammen Millionen von kleinen, smaragdfarbenen Punkten phosphorischen Lichtes, und die Spuren der goldenen Delphine und spielenden Meerschweine glänzten wie flüssiges Feuer. Am Meeresstrande erblickten wir in einiger Entfernung ein Licht, das von einem dort angezündeten Feuer herzurühren schien, und da der Wind sich nach und nach legte, so steuerten wir dahin, indem wir den Gedanken aufgaben, San Lorenzo noch während der Nacht zu erreichen. Als wir ans Land stiegen, fanden wir zwei vierschrötige, halbnackte Indianer, die mit beendetem Tagewerk, das im Schildkrötenfang bestand, ihre Abendmahlzeit zubereiteten. Wir zogen unser Boot den sandigen Strand hinauf, zündeten auch unsererseits ein Feuer an, kochten Kaffee, schmauchten unsere Pfeifen, breiteten unsere wollenen Decken aus und schickten uns an, unter diesem prachtvollen Himmel zu übernachten.

Die Schildkröten-Fischer im Golf von Kalifornien gehören zu einer Race Indianer, deren Heimat am Tage auf dem Wasser und des Nachts auf dem nächsten Ufer ist, wo sie die eintretende Dunkelheit überrascht. Vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne plätschern sie in dem Golf herum, aber so geräuschlos als möglich, um nicht die Schildkröten zu stören, die sie während ihres Schlummers auf der Oberfläche des Wassers fangen. Zu diesem Zweck gebrauchen sie eine kurze Stange, an deren Ende ein eiserner, mit Widerhaken versehener Pflock sich befindet, der so tief in die obere Schale eindringt, daß man letztere rund herum zerbrechen muß, um ihn herauszuziehen zu können.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Opern-Akademie von New-York. Die Bull scheint seiner norwegischen Kolonie Oleana in Nord-Amerika, in der er unter Kämmigen Aekerbauern der einzige Violinspieler war, bereits überdrüssig geworden, denn er hat sich in neuester Zeit mit dem bekannten böhmischen Kapellmeister Maretzeck verbunden, um in New-York ein Opern-Unternehmen zu begründen. Um dem neuen Unternehmen einen auf die schwachen Seiten der Yankees berechneten Namen zu geben, wurde Barnum's „Wörterbuch des Humbug" zur Hand genommen und hier die Benennung „Académie de Musique" aufgefunden, die gewiß um so anlockender sein wird, als Alles, was aus Paris kömmt, einen doppelten Reiz für die Yankees hat. Gleichzeitig hat sich Herr Ole Bull in seinem Programm der Académie de Musique in New-York an die patriotische Gesinnung der Amerikaner gewandt, indem er ankündigt, „daß er einen Preis von tausend Dollars für die beste Original-Oper von einem amerikanischen Komponisten und ein streng amerikanisches Sujet behandeln" ausgesetzt. „Die Nationalgeschichte von Amerika", sagt Herr Ole Bull, „ist reich an Stoffen sowohl für den Dichter, als für den Komponisten; es ist daher zu hoffen, daß diese Preisaussetzung dazu beitragen werde, das jetzt im Verborgenen sich haltende musikalische Talent unseres Landes an das Tageslicht zu bringen." Die zur Preisbewerbung bestimmten Werke müssen vor dem 1. August d. J. bei der Direction der Académie de Musique eingereicht sein, und da bei Einrichtung dieser Akademie alle Humbugs-Regeln des berühmten Professor Barnum befolgt worden, so ist auch wohl zu erwarten, daß sie Korsören und die gewiß nicht ausbleibenden amerikanischen Opern zur Aufführung bringen werde.

— Dlle. Rachel's Kontrakt mit Amerika. Französische Journale behaupten, Dlle. Rachel habe kürzlich mit amerikanischen Unternehmern — wahrscheinlich ist Herr Barnum dabei — einen Kontrakt abgeschlossen, in welchem sie sich anheischig macht, für die Summe von vierundzwanzigtausend Pfd. Sterl. (hundertsechzigtausend Thaler), deren Hälfte ihr in Paris, noch bevor sie die Reise antritt, ausgezahlt werden muß, in den Vereinigten Staaten zweihundert Mal vor dem Publikum zu erscheinen, und zwar — lebend oder todt. Der Kontrakt soll nämlich für den Fall ihres Ablebens in Amerika feststellen, daß der Körper der Dlle. Rachel einbalsamirt und eben so viele Tage, als an jener Zahl von zweihundert Gastrollen fehlen, öffentlich ausgestellt werden soll. Der Handel hat allerdings einen ganz amerikanischen Charakter, aber einer Künstlerin der ersten Bühne Frankreichs möchte er doch wohl kaum zuzutrauen sein.

*) Aus dem Pioneer. Vgl. Nr. 151 des „Magazins" vom vor. J.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Mohrenstraße, Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 22. Berlin, Dienstag den 20. Februar 1855.

Central-Afrika.

Aus der Neger-Literatur.

Erzählung eines Borna-Negers von einem Priester und seinem heidnischen Freunde.*)

Es war einst ein großer Priester, der alle Bücher kannte und jedes Wort in den Büchern gesehen hatte; aber sein einziger Freund war ein Heide, den er herzlich liebte und in dessen Haus er täglich ging, wo sie dann mit einander plauderten. Dem Heiden gefiel das ausnehmend wohl, und er sagte zu sich selbst: „Ich sasse nicht, bete nicht, schlachte nie ein Osterlamm, esse das Fleisch von Schweinen und Affen, esse gesallenes Vieh und trinke Bier-**) der Priester sieht dies Alles, und doch findet er an meiner Freundschaft Gefallen.“ Jeden Tag, wenn er nachhause kam aus dem Walde, wo er gejagt hatte, ging er zu dem Priester und begrüßte ihn, und war er am Morgen aufgestanden, ging er nicht eher in den Wald, bis er den Priester begrüßt hatte.

Eines Tages sagte der Priester zu dem Heiden: „Mein Freund, in einer Woche werde ich nach Mekka gehen.“ Sein Freund, der Heide, sagte zu ihm: „Vater Priester, wenn Du nach Mekka gehst, so nimm mich mit Dir!“ Aber der Priester sagte: „Du bist ja ein Heide, Du fastest nie, betest nie, issest Aas, trinkest Bier und willst mir nach Mekka folgen? Ich kann Dich nicht mit mir nehmen.“ Als sein Freund, der Heide, diese Worte gehört hatte, ging er und blieb daheim, indem weil der Priester sich zur Reise anschickte, eine Kuh schlachtete und ihr Fleisch zerlegte und dörrte. Dann ging der Heide in den Wald, schoß für seinen Bedarf ein Wildschwein, nahm es nachhause, zerlegte und dörrte es. Eine Woche darauf nahm der Priester sein gedörrtes Fleisch und sein Mehl, steckte jedes von beiden in einen besonderen Sack, füllte seinen Flaschenkürbis mit Wasser, steckte seine Bücher in ein Futteral und machte sich auf die Reise nach Mekka. Als sein heidnischer Freund ihn aufbrechen sah, ging auch er nachhause, nahm sein gedörrtes Schweine- und Affenfleisch, auch eine Kalabasse mit Bier und eine mit Trinkwasser, steckte Alles in seinen Sack und machte sich reisefertig. Sein Freund, der Priester, war bereits drei Wochen fort, aber der Heide überholte ihn schon nach einer Woche. Als sie zusammentrafen, sagte der Priester zu ihm: „Mein Freund, wie konntest Du aufbrechen und mir nachfolgen, nachdem ich Dir gesagt, daß ich Dich nicht nach Mekka mitnehmen wollte und Dich zurückgelassen hatte? Wie bist Du denn können nicht zusammen wandern und in Mekka einziehen.“ Da entgegnete sein Freund: „Oh! Du allein nach Mekka; ich will Dir folgen, wenn Du angekommen bist.“ So setzte der Priester seine Reise fort, und der Heide blieb einstweilen zurück.

Als der Priester in Mekka angelangt war, brach der Heide wieder auf und folgte ihm; der Tag nach seiner Ankunft war ein Freitag. Um neun Uhr des Morgens rief ein Mann die Gebetsstunde aus und setzte sich dann am Thore nieder, während alle großen Leute nach Mekka kommen Priester ging und stellte sich an den Eingang; da stand auch der Heide auf und schritt dem Eingange zu. Der Gebetsrufer fragte den Priester: „Vater Priester, von wannen kommst Du?“ Der Priester sagte ihm den Namen seiner Stadt; aber der Rufer sagte weiter: „Vater Priester, Du hast einen Freund, der Dir hierher nachgefolgt ist; dessen Anblick Dir aber nicht gefällt und den Du einen Heiden nennst. Du wußtest, daß er ein Heide ist, daß er Hunde, Schweine und Affen verzehrt und Bier trinkt; Du wußtest, daß er nie fastet oder betet, und daß seine Aeltern, Großältern und Urgroßältern Heiden gewesen sind — das Alles wußtest Du, ehe Du mit ihm Freundschaft schlossest, und doch sagtest Du mir zu ihm: Du bist ein Heide.“ Als Du aber aufbrachst und ihn sagtest: „Ich will nach Mekka gehen“, und er in Dich drang und sagte: „Laß mich mit Dir ziehen, damit,

*) Nach Koelle's African native Literature. S. Vgl. Mr. 8 des Ausl.

**) Im Texte steht kimi, was dem Kolle im Vokabular so erklärt: ein berauschendes Getränk, welches mittels Kochen aus Ölbaumgewächsen hier bereitet wird.

wenn wir nach Mekka gekommen sind und Gott Dir einen guten Platz anweist, auch ich durch Deinen Segen einen guten Platz erhalte“, da wolltest Du keinen Heiden zum Begleiter haben. Da Du nun sagst: „Ich bin ein Priester“, weißt Du auch wohl, wer ein Heide ist! Wo nicht, so sollst Du es jetzt von mir erfahren. Nicht der ist ein Heide, der Hunde, Affen oder Aeser verzehrt oder Bier trinkt, sondern derjenige ist es, der mit seinem Nachbar einen Streit gehabt hat und dann über ihn grollt und sich immer daran erinnert, wenn er Denjenigen sieht, mit dem er gestritten — ja, höre es, was ich Dir heute sage: ein Heide ist Jeder, der wider Andere Groll im Herzen trägt! Weil nun Dein Freund, der Heide, hoffte, indem er Dir hierher folgte, durch Deinen Segen den Himmel zu erwerben, Du aber an seiner Hierherkunft kein Gefallen fandest, so werde ich Dich nicht in die Moschee eintreten lassen; aber der Mann, den Du einen Heiden nennst, soll eintreten.“ Da öffnete der Pförtner, und der Heide trat ein, aber dem Priester wurde es verwehrt, und er mußte draußen vor dem Thore bleiben. Alle großen Leute beteten in der Moschee, und als sie herauskamen, stand der Priester noch vor dem Thore; aber sein Freund, der Heide, hatte mit den großen Leuten gebetet. Darauf gingen die großen Leute wieder heim, und nachmals riefen sie den Heiden und gaben ihm ein schönes Wohnhaus; dem Priester aber gaben sie eine unansehnliche Wohnung.

Als ein Monat herum war, da ging der Heide zum Groß-Imam und sprach: „Ich möchte wieder in meine Heimat ziehen.“ Da gab ihm der Groß-Imam ein silbernes Becken, einen silbernen Stab, eine Mütze von Scharlach, ein schönes Oberkleid, gute Reisekost und eine goldene Schüssel dazu. Der Heide nahm alle diese Dinge zusammen und ging nachhause. Dann trat auch der Priester vor den Groß-Imam und sprach: „Mein Vater, ich möchte wieder heimkehren.“ Als der Groß-Imam dies hörte, gab er ihm wenig Reisekost, eine Wafferschüssel (taas oki), ein kupfernes Becken und einen eisernen Stab. Der Priester nahm diese Dinge zusammen und ging damit in sein Haus. Eine Woche darauf machten sich Beide zusammen auf den Heimweg und waren nach zwei Monaten wieder im Vaterlande.

Da wurden Beide eines Tages fiebertrank, der Priester am Morgen und der Heide zwischen Morgen und Mittag. Am anderen Morgen in der Frühe starb der Priester, nachdem er sein Gebet gesprochen hatte, und zwischen Morgen und Mittag starb auch der Heide. Als sie nun beide todt waren, da sagte der Ortsvorsteher*) zum Volke: „Gehet, waschet und bekleidet die Beiden, dann bringet sie auf den Platz der Beerdigung und grabt ihnen Gräber, die einander benachbart sein.“ Die Leute der Stadt machten sich auf, nahmen die Leichname, wuschen und schmückten sie, hüllten jeden in eine Matte, die sie zubanden, und legten sie auf dem Todtenacker nieder. Dann nahmen sie Spaten, maßen den Grund ab und gruben das Grab des Heiden zuerst. Dieses hatten sie bald ausgegraben: denn es war locker genug, da es nur Sand und keine Steine enthielt. Sobald es vollendet war, machten sie sich auch an das Grab des Priesters; als sie aber hier einen Fuß tief gegraben hatten, stießen sie auf Gestein. Da umsten sie eine andere Stelle wählen, aber auch hier wieder sie durch Steine am Weitergraben verhindert. Darauf sagte der Vorsteher: „So grabet in meines Grab; und wenn Ihr ein wenig gegraben habt, legt ihn ins Haus und schüttet es zu.“ Die Leute ergriffen wieder ihre Spaten, gruben an einer dritten Stelle tiefer, bis sie wieder auf Felsengrund kamen, und legten dann den Priester hinein. Aber sie konnten ihn nur halb mit Erde zudecken. Dann wurde auch der Heide in seine Gruft gesenkt und mit Erde bedeckt. Als die Leute den Todtenacker verlassen wollten und noch einmal nach dem Grabe des Priesters sahen, da war eine ganze Hälfte des Leichnams außer dem Grabe; aber aus dem Grabe des Heiden drang Wasser, füllte es und floß über.

Sie benachteten dies dem Vorsteher des Orts, und der sagte ihnen: „Jener Priester wollte nicht den Heiden mit nach Mekka nehmen; aber unser Herr begleitete den Heiden, der den großen Leuten in die Moschee folgte und daselbst betete; der Priester jedoch, der sich darauf verließ, daß er Priester war, erhielt keinen Zutritt in die Mo-

*) Auch dieser wird im Texte Groß-Imam (limâa kûru) genannt.

Digitized by Google

chee. Unser Herr hat alle Menschen geschaffen, die schwarzen und die rothen, die kleinen und die großen; unser Herr hat nicht, wenn Einer geschaffen war, gesagt: Diese ist ein Heide und Jener ein Rechtgläubiger (ate kerdi, ate müselem)! Alle sind gleich erschaffen. Vor unserem Herrn giebt es keine Sklaven, keine Priester, keine Freien; denn jeder Mensch ist frei. Ihr Priester glaubt, daß Ihr gewißlich in den Himmel kommen werdet, aber Ihr werdet es eben darum nicht, weil Ihr Priester seid. Wenn der Mensch ein gutes und weißes Herz hat, so wird er in den Himmel kommen; das Herz allein ist es, was Einen ins Feuer und wol ihn in den Himmel befördert. Magst Du alle Bücher der Welt durchgelesen haben, wenn Dein Herz schwarz ist, so hoffe nicht auf den Himmel."

In der jenseitigen Welt giebt es acht Himmel und sieben Feuer (Höllen). Die sieben Feuer sind für die Priester erschaffen.*) Warum dies? Weil die Priester mit den Büchern vertraut sind und diese nur zu öffnen brauchen, um den guten Weg und den schlechten Weg zu sehen; wenn nun Einer, der den guten Weg sieht, ihn doch verläßt und auf schlechtem Wege geht, so zieht er ins Feuer ein. Die Geschichte von dem Priester und seinem heidnischen Freunde ist nun zu Ende.

Kalifornien.

Die Perlenfischerei in Kalifornien.

(Schluß.)

Mit diesem Instrument bewaffnet, schwimmen oder treiben die Fischer stundenlang in lautloser Stille auf dem Wasser, bis sie eine Schildkröte erblicken; dann nähern sie sich leise und erwecken den Schläfer dadurch, daß sie ihm den grausamen Pflock in den Rücken stoßen, und während das arme Thier sich vielleicht noch in süßen Träumen wiegt, wird es bereits als Gefangener fortgeschleppt und ihm bald die schöne Unterschale abgenommen, um weit von seiner anmuthigen, wässerigen Heimat die glänzenden Locken eines lachenden Mädchens zu schmücken. Arme, träge Schildkröte! Giebt es für sie eine Seelenwanderung, so wird sie immerdar trauernd den Tag verwünschen, an welchem sie einst so ruhig und ohne Verdacht auf dem Busen des Golfs von Kalifornien schlummerte. Schildkrötenschalen waren früher ein bedeutender Handelsartikel, aber seitdem die Yankees mit so vielen neuen Erfindungen hervorgetreten, sind die niedlichen echten Schildpattkämme bei den Amerikanerinnen außer Mode gekommen, und der größte Theil der Schalen wird jetzt nach Europa gesandt.

Nach einer erquickenden Nachtruhe nahmen wir ein Frühstück von Schweinefleisch, Früchten und Kaffee zu uns und benutzten den Morgenwind, um gegen zehn Uhr Vormittags die sandige Spitze von San Lorenzo zu umschiffen. Wir wurden am Strande von hundert Indianern empfangen, die nur mit einer um den Leib befestigten und fast bis an die Kniee reichenden Schürze bekleidet waren und sich eben anschickten, nach dem Fischerei-Revier abzugehen. Sie drangen in uns, sie mit Mescal zu traktiren, einem starken, berauschenden Getränk, das aus einer im Lande wachsenden Wurzel bereitet wird und bei den unteren Klassen sehr beliebt ist. Wir hatten jedoch nichts vorräthig und suchten es, so gut es anging, durch Orangen und Limonen zu ersetzen, die wir unter die Frauen vertheilten. Da wir mit dem Haupt-Armador oder Fischereipatron, einem in La Paz wohnenden Portugiesen, bekannt waren, so erhielten wir ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, sechs von den Tauchern mitzunehmen, und in einigen Minuten gingen wir von neuem unter Segel, indem wir nach dem hohen, felsichten Eilande Espiritu Santo, zwei Meilen von dem Strande von San Lorenzo, steuerten. Uns begleitete die ganze Flotte von zwanzig aus Baumstämmen ausgehöhlten Kanoës, ein jedes mit fünf Buson (Tauchern) bemannt; wir führten diese unüberwindliche Armada an, die sich in die Tiefe des Golfs wagen und ihn seiner Perlenschätze berauben sollte. In einer Viertelstunde waren wir am Platze, und die Taucher machten Anstalt, ihre Arbeiten zu beginnen. Sie zogen sich nackt aus, und wir befestigten das Boot mit einem großen Stein, der statt des Ankers diente, und setzten uns im Spiegel beisammen, um den Operationen beizuwohnen. Jeder Taucher hatte einen zuspitzen Stock von einer harten Holzart, die in Kalifornien wächst und „Madera de hierro" (Eisenholz) genannt wird. Dieser Stock, der an beiden Enden zugespitzt ist, wird von den Tauchern zu einem doppelten Zweck gebraucht: um nämlich die Austern loszubrechen, die zwischen dem Sande und den Felsen sitzen, und sich gegen den furchtbaren Tiburon (Hai), den Todfeind des Tauchers, zu vertheidigen. Mit einem solchen Stock bewaffnet, bestieg einer der Busos die Schanze des Boots, richtete sich straff in die Höhe, und mit einem kurzen gellenden Ton pfeifend, um die Lungen mit Luft zu füllen, stürzte er kopfüber ans Wasser und tauchte behend wie ein Delphin in die Fluthen. Mit einer froschähnlichen Bewegung seiner Glieder drang er alsdann immer weiter in das durchsichtige Element, bis er den Grund erreichte. Die Anderen folgten ihrem Führer, und das Tauchen dauerte unaufhörlich fort, bis die Busos mit ihrer schweren, glänzenden Haut einem Rudel Meerschweine glichen, die ihr fröhliches Spiel in der Tiefe des Oceans trieben.

Das Wasser, in welchem unsere Taucher fischten, war beinahe drei Klafter oder achtzehn Fuß tief, aber so klar, daß man das mit Muscheln gepflasterte Bett deutlich wahrnehmen konnte. Mit ihren Stöcken lösten die Taucher die Erde von den Austern oder brachen sie von denselben ab und kamen von einem Augenblick zum anderen mit einem Armvoll zurück, die sie ins Boot warfen, um, nachdem sie eine Minute geruht, von neuem unterzutauchen. Einige von ihnen brachten Seegewächse mit, andere überaus schöne Muscheln, und ein alter Kerl fing einen kleinen, noch lebenden Hai, der kräftig um sich schlug und der er zum Schrecken von uns Landratten ins Boot warf. Um uns herum ward nun eine lustige Scene aufgeführt. Hundert nackte Indianer sprangen, spielten und überschlugen sich im Wasser. Lachend und schreiend forderten sie einander auf zum Wettstreit im höheren und graziöseren Tauchen, oder sie brachen in einen ihrer unmusikalischen nationalen Gesänge aus, durch welche sie ihren freudigen Gefühlen Luft zu machen schienen. Ausgeregt von diesem fortwährenden Schreien, Plätschern, Singen und Tauchen, kamen wir beinahe in Versuchung, selbst einen Sprung zu probiren; aber nachdem wir die Sache überlegt hatten, gelangten wir zu dem vernünftigen Schluß, daß, obgleich wir aller Wahrscheinlichkeit nach den Grund ohne Schwierigkeit erreichen würden, es äußerst problematisch sei, ob wir auch wieder die Oberfläche erreichen dürften, und blieben daher klüglich in unserem Boot sitzen.

Die Taucher suchen oft Muscheln in weit tieferem Wasser, als dasjenige, in welchem die unseren fischten; an einzelnen Stellen bis sechzig Fuß unter dem Meeresspiegel. Der Impuls, den sie ihren Körper im Untertauchen geben, treibt sie sechs Fuß in das Wasser hinein, und jeder folgende Schlag bringt sie dem Grunde um drei Fuß näher; in der Regel beträgt die Zeit, welche sie unten verbringen, zwischen einer und drei Minuten.

Als die zwei Stunden, die das gewöhnliche Tagewerk der Perlenfischer bilden, verflossen waren, gingen wir wieder unter Segel, und die ganze Flotte steuerte dem Lande zu. Unsere Taucher hatten nun an dreihundert Austern gesammelt; die anderen Mannschaften hatten ungefähr denselben Erfolg. Uns ward die Ehre zu Theil, den Gouverneur oder Chef der Taucher-Gesellschaft von San Lorenzo in unser Boot aufzunehmen, der über seine Untergebenen eine so unumschränkte Gewalt ausübt, wie sie nur der Autokrat Rußlands besitzen kann. Er war ein alter Mann von gegen sechzig Jahren, von denen er fünfzig als Taucher verbracht hatte, und er machte sich lustig über meine Bemerkung, daß dieses Gewerbe das Leben abkürzen müsse. Er erzählte mir indeß eine Reihe von Fällen, wo Taucher in harten Strüßen mit dem furchtbaren Hai getödtet oder verstümmelt wurden. Die Busos des Golfs von Kalifornien sind Indianer vom Yaqui-Fluß im Staate Sonora. Ein sorgloses, träges Geschlecht, widmen sie die Hälfte des Jahres, so lange die Fischerei dauert, ihrer eigentlichen Beschäftigung, die übrige Zeit aber schlagen sie sich für den, der sie am besten bezahlt, oder spielen und trinken, bis die Tauchersaison wiederkehrt.

Bei unserer Ankunft in San Lorenzo wurden die Austern von jedem Boot ans Land gebracht und am Strande in einzelnen Haufen zusammengeworfen. Dann wurden unter Aufsicht der verschiedenen Patrone die Muscheln eines jeden Hufens in zwei Hälften getheilt, wovon eine dem Armador überlassen, die andere aber in so viele kleinere Häufchen zertheilt wurde, als sich Taucher in dem Boote befanden. Hierauf schritt man zum Oeffnen der Austern; die Gesellschaft bildete einen Kreis um den Haufen des Armador, welcher man zuerst öffnete und, sobald man die Perlen herausgenommen, sie dem Eigenthümer einhändigte. Für diesen Löwen-Antheil, den dem Armador zufällt, liefert er den Tauchern während der Fischerei-Saison die Böte und die nöthigen Lebensmittel; was die Kleidung betrifft, so ist sie in diesem tropischen Klima von so geringer Bedeutung, daß keine Sorge dafür getragen wird. Die Muscheln werden von den Indianern mit großer Schnelligkeit geöffnet und die Austern beim Herausnehmen zwischen dem Daumen und Zeigefinger durchgezogen, um die Perle zu entdecken, die sich etwa im Innern der Auster befindet, und der man auf diese Art sogleich auf die Spur kommt. Inzwischen werden hinweilen Hunderte von Austern geöffnet, ohne daß man eine Perle antrifft, die einen Werth von fünf Silbergroschen hätte. Der Eigenthümer steht mit scharf aufgesperrten Augen dabei, wenn ein Stoß geöffnet wird, um die Arbeiter zu kontroliren, welche die eigenthümliche Gewohnheit haben, in unbewachten Augenblicken die Austern, in welchen sie eine große Perle fühlen, in den Mund zu stecken und zu verschlucken. Sobald man mit den dem Armador gehörigen Austern fertig ist, fängt jeder Taucher an, die seinigen zu untersuchen, und die in denselben gefundenen Perlen werden gewöhnlich dem Armador auf der Stelle verkauft. Der Werth einer Perle hängt von drei Eigenschaften ab, ihrer

*) Kánne tulurtú málamm6 álakkeda. — Das Wort für Priester (málam) ist nach unserer Bemerkung kein Borrow-Wort, sondern aus dem arabischen mu'allam (Gelehrter) entstanden.

Größe, ihrer Form und ihrer Farbe. Die ei- und birnenförmigen werden als die vorzüglichsten betrachtet, und wenn diese groß sind und eine Milchfarbe haben, so werden sie mit den höchsten Preisen bezahlt. Einzelne Perlen sind schwarz wie Dinte, besitzen aber eine hohe Politure. Die kleinen und unregelmäßig geformten werden gewöhnlich zusammengeworfen und zu fünf bis zwölf Dollars das Loth als Schnüre verkauft. Einige Schalen haben inwendig eine Erhöhung, die man eine „falsche Perle" nennt, und die, obgleich von außen einer Perle ähnlich, von innen hohl ist. Die innere Schale ist unter dem Namen „Perlmutter" bekannt und wird zu Messergriffen, Hemdknöpfen und vielen andern Artikeln gebraucht. Die Perlen, welche früher als sehr werthvolle Zierden betrachtet wurden, haben im Laufe des jetzigen Jahrhunderts eine bedeutende Preis-Erniedrigung erfahren und gehen jetzt meistentheils nach Rußland. Das Geschäft in demselben ist jedoch noch immer ein sehr vortheilhaftes zu nennen, sogar in der Art, wie es heutzutage betrieben wird. Vor einigen Jahren versuchte ein Engländer, Namens Hardy, bei Loreto, im Golf von Kalifornien, mit einer Taucherglocke Perlen zu sammeln. Aus irgend einer Ursache jedoch hatte das Experiment keinen Fortgang, und nach einigen Wochen erfolgloser Arbeit ward der Versuch aufgegeben. Es ist merkwürdig, daß man noch keine wissenschaftlichere Methode, als die von den Indianern angewandte, erdacht hat, um die Schalen in dem reich gepflasterten Golf von Kalifornien zu sammeln.

Wenn die Austern alle geöffnet sind, nehmen die Taucher ihr erstes Mahl an diesem Tage zu sich, welches aus nichts als gekochtem Mais nebst einer kleinen Portion getrockneten Rindfleisch besteht, zu dem man etwas Salz thut, um es schmackhaft zu machen. Ihrer Erfahrung nach, geht die Taucher-Arbeit mit leerem Magen am besten von statten; sie fasten daher bis Nachmittag drei Uhr, dann trinken sie Mascal und spielen bis spät in der Nacht Monte.

Es war der letzte Tag der Fischer-Saison, und ehe wir das Ufer verließen, wurden die kleinen Häuser von Strauchwerk, die den Tauchern als Wohnungen gedient hatten, in Brand gesteckt und ein allgemeines Fest gefeiert. Wir gingen beim Dunkelwerden unter Segel, und nachdem wir eine Nacht auf unserem alten Lagerplatz zugebracht, erreichten wir am folgenden Morgen La Paz. In weniger als einem Monat nach unserem Besuch in San Lorenzo waren die nämlichen Taucher, die uns mit so vieler anscheinender Freundlichkeit aufgenommen hatten, eifrigst damit beschäftigt, mit Pfeilen nach uns zu schießen, die aus derselben „madera de hierro" gearbeitet waren, mit der sie die Perlmuscheln aus ihrem felsichten Bette graben

Spanien.

Spanische Jahrmarktlieder und Bilderbogen.

Ein Beitrag zur Kenntniß des spanischen Volkslebens und der spanischen Dialekte.

Wenn ich über die spanischen Märkte wanderte, machte es mir immer ein besonderes Vergnügen, in jenen Winkeln und Seitengäßchen stehen zu bleiben, wo die wandernden Buchhändler ihre Kostbarkeiten, irgend eine alte Klostermauer entlang, an Schnüren mit Klammern befestigt hatten und das gaffende Landvolk sich sein geistiges Ergötzen erholte. Ich hatte ja als Kind ganz dasselbe auf manchem deutschen Jahrmarkt gesehen und höchlich bewundert: die Ritter- und Märchengeschichten, die alten Romanzen von Kaiser Karl und Held Roland und die derben Volkslieder. Manche traf ich hier in der Uebersetzung (1) wieder, mit denselben abscheulichen Holzschnitten verziert wie im lieben Deutschland, andere waren wenigstens ganz in demselben Charakter gehalten, neu erschienen nur die geistlichen Volkskomödien, von denen ich früher gesprochen. Diese fliegenden Blätter sind größtentheils im Kastilianischen gedruckt, da sie meist aus Madrid, Valladolid ꝛc. stammen, andere — namentlich in Katalonien, Valencia, Murcia — sind im Provinzial-Dialekt geschrieben und bilden einen wesentlichen Beitrag zur Kenntniß der spanischen Dialekte, da sie fast die einzigen sichtbaren Zeugen davon sind. Ihr Inhalt betreffs, wie gesagt, meist die mittelalterliche Welt. Charakteristischer erschienen mir aber die, welche Ansichten und Sitten des Volkes und schnurrige Geschichten im Genre des Boccaccio oder des rheinischen Hausfreundes (Hebel) oft in höchst muthwilliger Weise preisgaben. Daß von einer zarten Poesie hier eben so wenig die Rede ist, als bei unseren deutschen Schwänken der Art, versteht sich wohl von selbst, die Hauptsache ist die Satire, ein Grundzug im Charakter der Spanier, und die Derbheit, worin sie ihre deutsche Verwandtschaft nicht verleugnen.

Unter den satirischen nenne ich beispielsweise: „Coloqui non, ó hoo se referix lo que li pasá á un fadré de Valensia, que, en moltes gunes de casarse, tingué catorse nories y en ninguna pogué aplegar á ser casat, com ho voré el curios lector". (Ein neues Lied, in welchem erzählt wird, was einem Junggesellen von Valencia geschah, der bei großer Heirathslust vierzehn Braunschaften hatte, aber bei keiner es zum Heirathen bringen konnte, wie der neugierige Leser ersehen wird.) Nachdem der Fadre erst gejammert, daß man in dieser Welt Alles tadle:

Si es ha[1]) baixet,[2]) may[3]) quin nano,	Wenn Einer klein ist — aber welch ein Zwerg,
si es alt, may quin chagant,[4])	wenn er groß ist — aber welch ein Riese!
si es gros, quina bolifarra,	wenn er dick ist — welch ein Faß!
si es prim, quin cuc[5]) de llar,	wenn er dünn ist — welch ein Binsfaden!

— beginnt er seine vierzehn Liebschaften zu erzählen, wovon ich die vierte herausgehe:

Despues de esta trapisonda	Nach dieser Zänkerei
encomensé á parlochar	begann ich zu schwatzen
en una cosina de ella,	mit einer Base jener,
y anaba el assut formal:	und die Sache ging ihren ordentlichen Gang;
yo freqüentaba la casa	ich besuchte das Haus
en gran familiaritat,	in großer Vertraulichkeit,
pero era casa de dos perres	aber es war ein Haus mit zwei Thalern,
que en mol[8]) mala de guardar;	was sehr schwer zu bewachen ist;
no mes[9]) tenia un defecte	nur einen Fehler hatte
esta chica, y era el tal	diese Kleine, und das war,
que tenia molts parens:	daß sie viele Verwandte hatte:
allá anaba el escola,	ja ihr kam der Gymnasiast,
el agnasil, el milló,	der Polizeidiener, der Kellner,
el dependeet, el soldat,	der Beamte, der Soldat,
el sabater,[6]) el fuster,[7])	der Schuster, der Tischler,
el marriner, el estudiant,	der Matrose, der Student,
el llaurador, y mich[10]) mou;	der Bauer und ich Halbe-Welt.
y yo li varh[11]) preguntar:	Und ich fragte sie dann:
já qué ve así esta chentola[12])	Weshalb kommen denn diese Leute,
chica! y me va contestar:	Schätzchen? — und sie hielt mir entgegen:
chic, si tota son cosins meus;	Schatz, das sind lauter Vettern von mir;
y yo li volgué dir burlant:	und ich erwiderte ihr im Scherze:
pues tens ums parentelis	Dann hast Du eine Verwandtschaft
mes llargs que la de Adám;	größer als die von Adam.
per esta resposta saoles	Auf diese Antwort allein
vostra dona em[13]) despachá.	verabschiedete mich Eure Dame.

Ein anderes dieser Lieder heißt: „Coloqui non dels Festechants, primer y segon no de casat". (Ein neues Lied von den Hofmachern, das erste und zweite Jahr der Ehe.) Nachdem die Unannehmlichkeiten des Junggesellenstandes beschrieben sind, kömmt der Fadré zu dem Schluß:

Yo casarme em casaria	Ich wollte mich ja verbinden zu heirathen,
si se poguera acbustar	wenn man es so richten könnte,
que en[14]) morim al any la dona;	daß über's Jahr die Frau stürbe,
¡pero que, vihuen tant!	aber ach! sie leben so gar lang!

Nun erzählt er, wie es in der Ehe hergeht: Daß der junge Ehemann

te[15]) una gochera tan gran	eine so große Lust empfindet,
que no cap[16]) dins[17]) de la pell;	daß er aus der Haut fahren möchte;
— que un terno en la loteria	daß eine Terne in der Lotterie
mes goch no li donará.	ihm keine größere Freude machen würde.
Und wenn erst	
pare[18]) la dona el fará	die Frau ihn zum Vater macht,
que te hu el cul mes ton[19])	daß ihm dann der Hintere so zart wird,
que en los sarrallells no cap.	daß ihn die Hosen drücken!!
Aber bald wird dies anders:	
Perque entre dona y chiquet	Denn zwischen Weib und Kind
ele alls[20]), no els apegarás;	kannst Du die Augen nicht verlieren;
chico, alsat y enseu llum	Schau, steh auf und zünde ein Licht an,
du[21]) el got que en la taula[22]) está	gieb das Trinkein, das auf dem Tische steht,
á vore[23]) si el farem beure[24])	wir wollen sehen, ob es trinken will,
du y farem us micapá	gieb her, wir wollen ihm ein Suppchen machen,
mira tras[25]) una heneta[26])	bring' doch eine Latterge her,
chico, el chignot as cagat,	Schap, das Kind hat sich verunreinigt,
porta una casola de aigua.	bring' eine Schüssel mit Wasser.

Nachdem das erste Wochenbett vorüber ist, wird die Frau nochmals schwanger und peinigt ihn mit ihren Gelüsten:

Chico, seme chocolate,	Schatz, mache mir Chocolade,
tine unos torbes de cap,	ich habe Kopfweh,
hui[27]) no me poses olleta	mache mir heute keine Olla;
perque estic[28]) tan fastidiá	denn so entsetzlich ist mir
del caldo que no puc[29]) mes;	das Warme, daß ich nicht mehr kann;
la carn no la puc passar,	ich kann kein Fleisch kehen,
ves á la pastisseria	geh zum Pastetenbäcker,
dus un pastis de arreol.	hole eine Pastete um einen Real.

1) nue; 2) baje; 3) mas; 4) gigante; 5) cuco; 6) macho; 7) mas; 8) zapatero; 9) carpintero; 10) medio; 11) voy; 12) gente; 13) me; 14) en; 15) tiene; 16) cabe; 17) dentro; 18) padre; 19) blando; 20) olos; 21) traiga; 22) tabla; 23) ver; 24) beber; 25) traiga; 26) benedicta; 27) hoy; 28) estoy; 29) puedo.

Digitized by Google

Nun kömmt der Jammer mit Ammen, Kinderkrankheiten,	
que para te tornen loco,	welche um Dich närrisch zu machen
y tixquen ela cabella blanca	und Dir die Haare weiß zu färben,
en la millor medicina.	wie beste Arzuei sind.
So gelangt er zu dem Schluß:	
La dona al segon añ es	Die Frau im zweiten Jahr ist
un abaecho remullat.	ein ungewaschener Sleckfisch. —
Und	
sique se pasen treballa	wenn auch Widerwärtigkeiten vorkommen
en la vida de fadré,	im Junggesellenleben,
pero mos pasa el canat.	so habe der Verheirathete doch mehr durch- zumachen.

Zu den Schwänken gehört der „Chiste grasios del vinader de Silla aon se referix el chasco, que li pasá venint á vendre el ví á Valensia que haventlo cridat un lechuguino, per lastar el ví el deixá en camisola, y del modo grasios que el vinader chasquecha al mateix[1]) lechuguino." (Der hübsche Schwank von dem Weinverkäufer von Silla, worin der Streich erzählt wird, der diesem geschah, als er nach Valencia kam, um seinen Wein zu verkaufen; denn nachdem ihn hier ein Salatverkäufer herbeigerufen, um den Wein zu kosten, wird er von diesem in das bloße Hemd versetzt, — und von der hübschen Art und Weise, wie denn der Weinverkäufer diesen Salatverkäufer foppte.)

Der Salatverkäufer öffnet nämlich dem Anderen zwei seiner Weinschläuche, um den Wein zu kosten, und läßt ihn, während er sich angeblich an den dritten machen will, die zwei Oeffnungen zuhalten, damit der Wein nicht herauslaufe. Statt aber den dritten Schlauch zu kosten, schneidet er dem Weinverkäufer die Hosenträger ab, daß die Hosen herabfallen.

Que apreto cherman	Welch ein Zustand, Brüder,
tindre[2]) an home[3]) ocupados les mans;	wenn Einer die Hände voll hat;
y ni les deixaba	wenn er loslies, wußte er,
ya sabin que el ví es derramaba;	daß der Wein barenliefe;
si les sostenia	wenn er festhielt, dachte er,
ya penaba que no combenia	daß es sich nicht schicke,
estar indecent	so unanständig dazustehen
entre mits[4]) de tota la ebent	mitten unter den Leuten;
cuant l'aire bufaba	wenn in Stößchen wehte,
la camisa li volantechaba.	flatterte sein Hemd hin und her.
De asi la ahucaben	So haben es auf und stupften ihn
y de hallá en una caña el punchaben	mit einem aufgespunnten Stock
les chiquos llimades,	die abgekimmen Buben,
y les dones les cares inpadeos.	und die Frauen bedeckten die Gesichter.

Er ließ endlich los, und der Wein lief davon. Seine Rache ist so sostiger Natur, daß sie sich kaum erzählen läßt. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Dampfboot-Expedition in Central-Afrika. Herr Aug. Petermann hat an die verbreitetsten Journale einen auch uns zugegangenen Bericht über die Resultate der nach einer Abwesenheit von acht Monaten nach Europa zurückgekehrten ersten Dampfboot-Expedition nach dem Tschadda-Kowara gelangen lassen. Diese Resultate sind sehr erfreulich und eröffnen die Aussicht, daß eine rasche und gefahrlose Verbindung mit dem inneren Afrika hergestellt zu sehen, dessen Erforschung bisher so viele Menschenleben dem wissenschaftlichen und forschungslustigen Europa gekostet. Jene von Herrn Macgregor Laird in Liverpool ausgerüstete und von der englischen Regierung unterstützte Expedition, aus dem Dampfboot „Pleiad" bestehend, auf welchem sich auch mehrere deutsche Gelehrte befanden, fuhr, nachdem sie sich auf der Insel Fernando Po gehörig vorbereitet hatte, Anfangs Juli 1854 das Kowara-Delta hinauf, gelangte bis in die Nähe von Zola, der Hauptstadt von Adamawa, unweit des zuerst von Dr. Barth entdeckten und beschriebenen großen Stromes Benue gelegen, welcher wahrscheinlich mit dem Tschadda und dem Kowara ein einziges zusammenhängendes Strom-System bilden, und war am 7. November wieder in Fernando Po angelangt. Die Expedition war zweihundertfünfzig engl. Meilen tiefer, als je zuvor ein europäisches Schiff, in das Innere Afrika's eingedrungen. Dr. Vogel's Angaben über die geographische Lage dieses Central-Landes mit seinen Gewässern sind dadurch vollkommen bestätigt. Die Eingebornen (von deren Literatur wir in unserem Blatte heute eine merkwürdige Probe mittheilen) zeigten sich überall gutmüthig und zum freundlichen Verkehr geneigt. Von der gesammten Mannschaft der Expedition, sechsundsechzig an der Zahl, ist auch nicht ein Einziger auf der Reise gestorben, und Krankheiten sind nur in geringem Maße vorgekommen, obwohl der Aufenthalt auf den Flüssen hundertachtzehn Tage dauerte. „Jetzt", so schreibt ein Leiter dieser Expedition an Herrn Petermann, „jetzt haben wir endlich einen praktischen Weg nach Inner-Afrika angebahnt, welcher die Gefahren und Schwierigkeiten afrikanischer Erforschung und Regeneration ungehener vermindern und in der Geschichte dieses Erdtheils eine neue Aera bilden wird."

— Ausländische Journalistik in Deutschland. Wir sind zwar keine besonderen Liebhaber der in Deutschland in französischer oder englischer Sprache erscheinenden Journale, die sich bei dem lebhaften literarischen Verkehr, der jetzt zwischen Frankreich, England und Deutschland stattfindet, selten lange in Konkurrenz mit den von ihren nachgedruckten Originalen erhalten. Wir können jedoch den aus Stuttgart uns zugegangenen Proben zweier Monatschriften, einer französischen: Le Semeur, und einer englischen: The Family Magazine, das Zeugniß nicht versagen, daß sie äußerlich wie innerlich den Anforderungen, die man an solche Sammel-Zeitschriften zu machen berechtigt ist, sehr wohl entsprechen. Beide erscheinen im Verlage der „Erheiterungen", bei J. B. Müller in Stuttgart.

— Evangelische Gymnasien in Ungarn. Wir finden uns veranlaßt, einen Bericht, den kürzlich die „Allg. Ztg." über die Zustände der evangelischen Gymnasien in Ungarn geliefert, in unserem Blatte zu reproduziren: „Diese Zustände sind keine erfreulichen. Nominell ist die Zahl der evangelischen Gymnasien mehr als vierzig, doch sind diese Anstalten mehr Bürgerschulen gleich, als eigentlichen Gymnasien. Von diesen haben nur vier das Oeffentlichkeitsrecht; nur die Zeugnisse der evangelischen Gymnasien von Oberschützen, Debreczin, Nagy-Körös und Holo-Mezö-Basarhely werden von der Regierung anerkannt. Nicht einmal in Oedenburg und Preßburg existiren evangelische Staats-Gymnasien. An diesem Zustande sind freilich theilweise die Evangelischen selbst, so wie die hypernationalen Bestrebungen einiger Glieder derselben, schuld. Die Bedingungen, welche zur Erlangung des Rechtes der Oeffentlichkeit gestellt wurden: Einführung der gesammten Gymnasial-Ordnung nach dem neuen System, sammt Lehramts-Prüfung, Unterwerfung unter die Kontrole der Schulbehörden des Staates u. s. f., sind allerdings in der strengen Gerechtigkeit ganz begründet, aber die Thatsache kennt jeder evangelische Schulfreund, daß ohne eine durch den Staat vermittelte Bildung von Gymnasial-Lehrern als solchen diese Bedingungen nicht zu erfüllen sind. Auch bei den katholischen Staats-Gymnasien ist ein großer Unterschied zwischen ihrem Zustand in der Wirklichkeit und auf dem Papier. Dabei ist zu erwägen, daß die evangelischen Gymnasien ausschließlich auf Kosten der Gemeinden existiren; der Staat thut gar nichts hierzu. Im Pesth-Ofener Verwaltungsgebiet haben in den Jahren 1853 und 1854 evangelische Gymnasien und Private den Fonds für evangelische Gymnasien um achthundertachtzigtausend Gulden vermehrt, im Kaschauer Distrikt in denselben Jahren um dreihundertachtzigtausend Gulden. Katholische Staats-Gymnasien hat Ungarn seit 1850 in Preßburg, Ofen, Leutschau und Kaschau. In Hermannstadt, wo ein treffliches evangelisches Gymnasium existirt, wurde ebenfalls für die wenigen Katholiken ein katholisches Staats-Gymnasium gegründet. Die katholischen Gymnasien zu Agram, Zimme und Warasdin, so wie das griechisch-katholische zu Belenyes, wurden theilweise vom Staat übernommen. Bei der Thätigkeit und Umsicht mit welcher in Wien jetzt die Unterrichts-Angelegenheiten geleitet werden, steht zu erwarten, daß demnächst fördernde und entscheidende Schritte auch für die evangelischen Gymnasien geschehen werden. Wir glauben auf das entschiedenste den Voraussetzungen widersprechen zu müssen, welche in dem gegenwärtigen Zustand eine Geringschätzung der Regierung gegen den Protestantismus oder einen Versuch derselben erblicken wollen, die siebenbürger Sachsen und die evangelische Bevölkerung Ungarns auf die Toleranz-Zustände der Protestanten in den deutschen Kronländern herabdrücken zu wollen. In einem wahrhaft erbärmlichen Zustande befindet sich allerdings auch das evangelische Gymnasium in Teschen; es hat gegenwärtig zwar sieben Klassen, aber noch keine definitiv angestellten Lehrer. Die Frequenz ist natürlich nicht sehr groß, da Niemand Lust haben kann, ein principiell unvollständiges Gymnasium zu besuchen. Aber die Zustände in Teschen sind sicher nicht maßgebend für Ungarn und dürfen als das Verhältniß dessen nicht betrachtet werden, was der Regierung vorschwebt, sondern, wie gesagt, die Regierung kann die höhere Bildung von Millionen Protestanten nicht mehr dem Zufall preisgeben. Ist es doch dieselbe Regierung, welche bei der ottomanischen Pforte den gleichartigen Schutz aller christlichen Konfessionen so lebhaft befürwortet[5] — und die sich jetzt konnte man hinzufügen) das Ansehen gibt, als wolle sie das Interesse ihres Landes mit dem der deutschen Nation, welche zum Theile aus Evangelischen besteht, vollständig identificiren.

1) Mismo; 2) tener; 3) hombre; 4) medio.

Herausgegeben und redigirt von Jul. Schwanz. — Im Verlage von Otto & Comp. in Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 23 Sgr., welche auch in Polnisch verwalten und in Berlin sowie bei dem Lande geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedition Kronenstr., Bürgerstraße, Nr. 32), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 23. Berlin, Donnerstag den 22. Februar **1855.**

Frankreich.

National-Charakter von Slaven und Celten.*)

Die Ethnographie, wenn sie auf die Slaven zu sprechen kömmt, macht es sich in der Regel sehr bequem. Sie verwandert sich von vorn herein über die Leichtigkeit, womit Russen und Polen die französischen Sitten annehmen, über ihre geistige Geschmeidigkeit, über ihre äußerliche Abgeschliffenheit, über die Kunst, womit sie die Steife des Engländers und die Schüchternheit des Deutschen zu vermeiden wissen; zuletzt hebt sie dann noch das junge Datum dieser Bekehrung zu dem fremdländischen Wesen hervor, indem sie den Polen das Ancienneténrecht in diesem Bezuge vor den Russen zuerkennt. Ueber die Kehrseite dieses Bildes, über die Mischung von barbarischer Rohheit und morgenländischer Ueppigkeit, wovon diese Franzosen des Nordens in ihrem Vaterlande Beweise geben, ist man schnell im Reinen. Sie werden zu den Scythen und Tataren geworfen, die, kaum noch aus ihrem Schaffelle und ihrem Elend heraus, unter einem der französischen und europäischen Civilisation abgeborgten Firniß ihre Rohheit verbergen. Die Masse des eigentlichen Volkes bezeichnet man als dummes Vieh, das sich sklavisch unter die Peitsche des Zwingherrn krümmt. Um diesem eben nicht reizenden Gemälde den letzten Pinselstrich zu geben, wird noch hinzugefügt, was man weiß oder zu wissen meint von dem Verhältniß des Zaren zu der moskowitischen Aristokratie, einem Menschenschlag, der in der Furcht vor seinem Herrn lebt, aber stets bereit ist, durch Palast-Revolutionen sich gegen sein Leben zu verschwören. Habt Ihr nun das Ganze mit einigen Gemeinplätzen über die Mischung von chinesischem und mongolischem Despotismus, über eine Grundlage byzantinischer Sitten und weströmischer Perfidien, wie sie das Zarenregiment kennzeichnen, gehörig angestrichen: so ist das Tableau in all seinen Theilen fertig, es fehlt kein Zug.

Lassen wir nun diese oberflächlichen, Wahres und Falsches durch einander werfenden Anschauungen und gehen wir an die Wirklichkeit der slavischen Völker. Wir dringen hier in eine neue Welt, deren Verständniß die Mühe verlohnt; denn es handelt sich dabei um die Geschicke der Zukunft.

Zuvörderst begegnen wir hier einer bei den Slaven heimischen Thatsache. Die großen Familien der indo-europäischen Nationen unterscheiden sich bekanntlich, und zwar in jeglicher ihrer Abzweigungen, sehr scharf von einander. So die Gaelen und die Kymren bei den Celten; so die Deutschen, Engländer und Skandinavier bei den Germanen. Dasselbe gilt von den romanischen Völkern: den Spaniern, Portugiesen, Franzosen und Italiänern. Allerdings theilen sich die slavischen Völker in zwei große Familien: die serbischen Stämme, wozu die Russen, Dalmatier, die romanischen Slaven u. s. w. gehören, bilden die eine; die tschechischen Stämme: die Polen, Böhmen, Mähren, die Slaven West-Ungarns, die sächsischen Wenden, bilden die andere. Indeß, wie groß auch der Unterschied in den Idiomen dieser beiden slavischen Familien sei, mit irgend welchem der europäischen Völkerzweige, selbst in deren innigst-blutsverwandtschaft genommen, ist dieser Unterschied nicht zu vergleichen. Das ist aber noch nicht Alles. Die Sitten der verschiedenen slavischen Stämme bieten in ihrer Grundlage eine noch schlagendere Aehnlichkeit: von der großen Individualität der durch gemeinschaftliche Abkunft nächst verwandten europäischen Nationen ist bei ihnen keine Spur zu finden. Daher der sympathetische Zusammenhang zwischen allen Gliedern der slavischen Welt trotz aller politischen Zerrissenheit, trotz der alten Feindseligkeit zwischen Rußland und Polen; daher ferner die große Sitten-Einförmigkeit, die schwach ausgeprägte Individualität der slavischen Race. Es erklärt sich das aus dem eigenthümlichen Charakter der Slaven überhaupt; es erklärt sich noch besser aus einer nicht minder merkwürdigen Thatsache: die Slaven haben nirgends die großen gesellschaftlichen Krisen einer organischen oder historischen Entwickelung durchgemacht; früh sind sie in dem Zustande halb patriarchalischer Sitten erstarrt.

Die Slaven sind eine durchaus unvermischte Race; jene durch Einfall und Eroberung auf einander geschobenen Schichten verschiedener Völker sind hier nicht zu finden; nichts erinnert hier an das Verhältniß der Römer zu den Griechen, den Galliern, den Iberern, Bretonen, Pannoniern u. s. w. Hier ist aus ähnlichen Umgestaltungen und Durchkreuzungen kein neues Volk hervorgegangen; kein neuslavisches Europa, wie es ein neugermanisches und neulateinisches Europa giebt. Abgerechnet die völlig germanisirten Slaven in einem Theile Nord-Deutschlands, abgerechnet die tschechischen Slaven, die seit Jahrhunderten in das Germanenthum rein aufgegangen sind, hat sich der Rest in den Ländern, über die ihnen die Herrschaft von den fremden Herren entrissen worden, in seiner Nationalität unberührt erhalten. Die wenigen tatarischen und mongolischen Familien in Rußland, die zu Slaven gemachten Gefangenen der tatarischen Horden in Polen vermochten auf den Charakter der Bevölkerungen, in die sich diese Barbaren verloren, keinen tiefgreifenden Einfluß zu üben. Mit Ausnahme einiger Adelsfamilien haben die Slaven überall, wo sie sich in Massen abgeschieden erhalten, in Böhmen, Ungarn, in anderen Theilen Oesterreichs, in der Türkei, ihre traditionellen Gewohnheiten bewahrt. Noch mehr: seit undenklichen Zeiten bestehen zahlreiche germanische Kolonieen in slavischen Ländern, ohne daß sie im Geringsten auf ihre Nachbarn umgestaltend eingewirkt hätten.

Bei den Slaven zeigt sich endlich nirgends der gründliche Einfluß der griechischen und lateinischen Civilisation, wie bei den Germanen. Die Geistlichkeit in Böhmen und Polen ist zwar lateinisch geworden; allein das kanonische Recht unter ihre Mitbürger einzuführen, das wollte ihr nicht gelingen; jeder Versuch dazu scheiterte überall. Die böhmischen und mährischen Religionskriege, für welche die Herzen der Polen so warm schlugen, hatten allerdings ihren Hauptheerd in dem Widerstande gegen die Einwirkung germanischen Wesens; das Widerstreben indeß gegen die reformatorische Einwirkung der lateinischen Kirche hatte ihren guten Theil daran. Der griechische Klerus war geschmeidiger, als der lateinische: er gab in allen Punkten den nationalen Gewohnheiten nach und schlug die *canones* der Kirche billig los. Das Christenthum des byzantinischen Bruchtheils der Slaven konnte daher auch mit der Entwickelung des Christenthums bei den westlichen Nationen nicht gleichen Schritt halten.

Die Civilisation der großen Völker des klassischen Alterthums, wie sie die christliche Kirche in sich aufgenommen und verarbeitet hat, nicht die allein ist es, — es ist das ganze germanische Wesen in Sitte und Einrichtung, das dem slavischen Geist widersteht. Die Slaven mochten durchaus nichts von der Allode und dem Lehn wissen; sie machten weder von der neugeborenen, schwanken Feudalität der merovingischen, noch von der befestigten und ausgebildeteten der karolingischen Epoche Anwendung; die Organisation der Hansa, der Gilden, die rein germanische, wie die gemischte lateinisch-germanische Gemeindeverfassung wiesen sie standhaft von sich. Mehr denn einmal riefen die slavischen Völker Fremde: Skandinavier, Deutsche und andere, herbei, nicht, ihnen Einrichtungen und Gesetze zu geben, sondern sie zu beherrschen und anzuführen; denn es wollte ihnen nie gelingen, auf ihrem Schooße eine dauerhafte Regierung zu erzeugen. Die polnischen und böhmischen Fürsten, die schlesischen Herzoge, die russischen Zare zogen kaufmännische, arbeitende, industrielle Kolonieen aus Deutschland in ihre Gebiete, bewilligten ihnen Vorrechte und Aufrechthaltung ihrer Institutionen; auf die verschiedenen slavischen Volksschichten hatte das aber keinen ernstlichen Einfluß.

Selbst da, wo die germanischen Einflüsse sich eine Weile geltend gemacht hatten, verloren sie sich allgemach. Die warägischen Könige bewahrten eine lange Zeit ihre Handordnung, bevor sie sich slavisirten; es stand eine lange Zeit an, bevor ihre Höflinge und Krieger sich mit den Bojaren verschmolzen, deren Sitten und Einrichtungen annahmen. Um sich gegen die Familienverbande der Woiwoden und die Verfassung des polnischen Adels einen Stützpunkt zu schaffen, begünstigten die Könige von Polen die Entwickelung einer Feudalität in abgeblaßtem Nachbild. Es haben also allerdings ernstliche germanische Einwirkungen bestanden; nirgends aber ist daraus etwas wirklich Neues,

*) Nach Reynaud in Athéneaum français.

Digitized by Google

eine aus einer Sittenmischung geschaffene Organisation hervorgegangen. Mit Ausnahme des böhmischen Adels, der zuletzt der einst feudalen Verfassung seiner großen Familie seine Rechnung fand, ist der Charakter der slavischen Aristokratie nur durch sich selbst mehbar geblieben.

Die Stärke der slavischen Völker besteht ganz in der ihnen eigenen Expansionskraft. Sie dehnten sich langsam, friedlich, aber unaufgesetzt in dem Verlauf der Jahrhunderte aus. Ihre Kolonieen bedecken ein unermeßliches, in all seinen Theilen zusammenhängendes Gebiet. Das Vaterland des Bodens kennen sie nicht; sie kennen nur ein Vaterland der Familie, nicht der individuellen Familie — diese ist ja nur ein abhängiges, untergeordnetes Glied der großen, der gemeindlichen Familie, d. h. des Vereins an einander geketteter Familien, die auf gemeinsamem Boden leben, von einem Erzgeborenen, von einem fingirten Vater, einem Wahlvater, regiert werden; er verwaltet ihre Angelegenheiten für eine gegebene Zeit, ihm gehorcht die ganze männliche Bevölkerung wie ihrem gesellschaftlichen Gott. Dieser Erzgeborne hat eine Gehilfin in seinem Berufe: eine erwählte, fingirte Mutter, die ebenfalls auf eine gewisse Zeitdauer eingesetzt ist, um den gemeinsamen Haushalt zu leiten; ihr gehorcht blindlings der weibliche Theil der Gemeinde. Ein solches Regiment ist, wie man wohl sieht, nur in Kolonieen denkbar, die von den Gliedern der großen Familie in nächster Nachbarschaft an einander angelegt werden und die, ihrer Abkunft eingedenk, der Mutterkolonie kindliche Ehrfurcht bewahren. Dieser Expansionskraft entspricht eine nicht minder starke Concentrationskraft. Von unwiderstehlicher Gewalt ist die kindliche Sympathie, die all diese kleinen Gemeinden beseelt. Die Ehrfurcht, welche die Kolonieen an die Mutter-Gemeinde bindet, vertritt bei ihnen die Vaterlandsliebe. Mißhelligkeiten kommen selten vor; wer ohne Grund sich von der Gemeinde trennen will, dem steht es völlig frei, nur verliert er sofort alles soziale Recht, jeden Verband mit seinem Vaterlande; er wird den Mitgliedern seiner Familie ein Widerfremder. In diesen Gemeinden ist das kindliche Gefühl bei weitem nicht so stark, wie die Bruderliebe; es geht in der Fiction des Gemeindevaters und der Gemeindemutter unter.

Was nach unserer Darstellung die Stärke der slavischen Völker ausmacht, ist aber auch die Quelle ihrer äußersten Schwäche. Sie sind von Grund aus unfähig, politische Nationen und große Reiche zu bilden. Ihre Geschichte ist da, es zu beweisen. Ackerbau, Handel und Industrie sind bei ihnen nie aus den Kinderschuhen gekommen. Der Unternehmungsgeist geht ihnen ganz ab, obgleich sie zu Allem geschickt, mit einer Schmiegsamkeit des Geistes, einer Elastizität der Auffassung sondergleichen begabt sind. Durchaus ohne eigenen Willen, ausschließlich nur für ihre Race Sympathie empfindend, streben sie nach keinerlei Verbesserung ihres Loses, nach keinerlei Veränderung ihres Zustandes. Man möchte sagen, die Slaven sind die nächsten Verwandten der Griechen, denen sie auch in einer gewissen Zartheit der Empfindung, in der Naivetät ähnlich sind, der man in ihrer Volksdichtung begegnet. Was ihnen abgeht, ist die den Griechen angeborene Kunst. Bei den Slaven bewegt sich die Poesie in einem engen Kreise; sie beschränkt sich auf die innigsten Bande der Bruderliebe, auf die glühende Freundschaft zwischen Jünglingen. Erst der Kampf gegen die Osmanli begeisterte ihre Muse zu kriegerischen Darstellungen, setzte ihr die hellönende Drommete blutiger Schlachten an den Mund.

Ueberall, wo sich bei den Slaven unternehmender Handel und industrielle Macht entwickelt haben, da gingen sie von dem Bürgerthum der Deutschen, mit ihrem Zunft- und Gemeingeist, aus; denn ein slavisches Bürgerthum existirt nicht. Die Slaven können sie hassen, ihrer entbehren konnten sie nicht.

Aus dem Schoose der brüderlichen und patriarchalischen Demokratie der slavischen Ackerbauer hat sich allerdings in Folge der Kriege gegen die tatarischen und magyarischen Horden, viele Jahrhunderte vor der großen mongolischen Völkerwanderung, eine Aristokratie gebildet. Eine andere Aristokratie unter den Slaven im Norden Deutschlands verdankt ihr Entstehen dem gezwungenen Kampfe gegen das karolingische Reich und gegen die Pläne der Kaiser auf dem sächsischen, fränkischen und schwäbischen Hause. Diese militaristische Aristokratie bildete sich aus den ursprünglich wählbaren Kriegshäuptlingen; sie hatte zwar in Deutschland einen Anlauf zu feudaler Organisation genommen; allein da es ihr an dem zusammenhaltenden Band einer Centralmacht fehlte, blieb sie schwach und wankend. Die Aristokratie der orientalischen Slaven hatte nach einer anderartigen Macht gestrebt: einer Macht, um die sie ihre Feinde, die tatarischen und magyarischen Krieger, beneidete. Die Gefangenen, die sie von diesen machte, bildeten den Stamm der Leibeigenen und Sklaven auf den Familienländereien der Bojaren und Woiwoden; was in der Folge der Freiheit der slavischen Ackerbauer so verderblich wurde. Jahrhunderte lang waltete diese Aristokratie noch nach dem Prinzip der slavischen Gemeinde-Verfassung, wie wir sie oben kennen gelernt. Die Waräger brachten zwar einige Modificationen in dieses Wesen, aber nur für ihre eigene Familien. Da sie aufhörten, sich aus Skandinavien zu ergänzen, so gingen zuletzt ihre Ueberreste in die Sitten der Eingebornen auf, und von dem Ursprung der Waräger blieb nur noch der Name und die Erinnerung. Erst seit dem Zar Peter und zum Theil schon in Folge der mongolischen Herrschaft individualisirte sich die russische Aristokratie durch die Ablösung der besonderen Familien von dem gemeinsamen Familienstock; die Zaren begünstigten diese Zersetzung der Gemeinsamkeiten, die ihnen einen kompakten Widerstand hätten entgegensetzen können. (Schluß folgt.)

Die Zahl der vom Blitz Getödteten in Frankreich.

In einer der letzten Nummern der Berichte über die Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Paris befindet sich eine sehr interessante statistische Notiz über die Zahl der vom Blitz getroffenen und getödteten Menschen in Frankreich. Es sind dies Auszüge aus einer Abhandlung des Herrn Boudin über den Gegenstand. Nach Arago's früher in der Akademie vorgetragenen (und zur Zeit auch im „Magazin" erwähnten) Mittheilungen erschien die Anzahl der jährlich vom Blitz Erschlagenen so unbedeutend, daß die Wahrscheinlichkeit des Falles, durch einen Blitzstrahl getödtet zu werden, kaum in Betracht zu ziehen ist. Die Zeitungen von 1805 meldeten keinen einzigen tödlichen Blitzstrahl; 1806 sprachen sie nur von dem Tode zweier Kinder; 1807 führten sie nur zwei vom Blitz getroffene Bauern an; 1808 gedachten sie Eines getödteten Schiffers. Nach Kämtz rührt die Gewitterfurcht nur von Vorurtheilen her, die unwissende Aeltern den Kindern einflößen. Gegen die Meinung dieser beiden Gelehrten wird nun die Thatsache angeführt, daß in dem kurzen Zeitraum von 1835—52 der Blitz nicht weniger als dreizehnhundertundacht Personen allein in Frankreich getödtet hat.

Wir sprechen nur von auf der Stelle getödteten Individuen. Was die Dokumente betrifft, auf die der Verfasser sich stützt, so sind sie aus den Archiven des Justiz-Ministeriums geschöpft. Nach diesen Dokumenten belief sich im Jahre 1835 die Zahl der durch den Blitz Erschlagenen auf hundertundelf, und im Jahre 1847 auf hundertundacht. Aber es ist augenscheinlich, daß die auf der Stelle Getödteten nicht sämmtliche Opfer des Blitzes bilden. Im Jahre 1797 zählte Volney in den Vereinigten Staaten in einem einzigen Vierteljahr siebzehn durch den Blitz Getödtete und vierundachtzig schwer Verletzte. Von dieser Grundlage ausgehend, denken wir, daß die Zahl der Getroffenen mindestens dreimal beträchtlicher sein müsse, als die Zahl der auf der Stelle Getödteten. Es würde daraus folgen, daß die durchschnittliche Zahl der vom Blitz Getroffenen in Frankreich jährlich zweihundert übersteige.

Andere offizielle Zeugnisse befragend, haben wir, so sagt der Verfasser, gefunden, daß die jährlichen Durchschnittszahlen der in anderen Ländern, als Frankreich, vom Blitzstrahl Getödteten hiernach ist: in Belgien drei, in Schweden neun, in Deutschland vierundsechzig, in England zweiundzwanzig. Jetzt haben wir eine geographische Karte entworfen, die Vertheilung der durch den Blitz verursachten Todesfälle nach Departements enthaltend. Es ergiebt sich aus diesem Dokument: 1) daß kein französisches Departement gänzlich von Blitz-Unfällen verschont bleibt; 2) daß die Unfälle sehr unregelmäßig in den verschiedenen Departements vertheilt sind; 3) daß das Maximum der Erschlagenen in den Departements, welche das Central-Plateau von Frankreich bilden, einigen anderen gebirgigen Kantonen entspricht.

Also finden wir in der Periode, die wir untersucht haben, zwei Fälle im Departement der Eure, drei im Eure-et-Loire und Calvados, während sie sich in Cantal zu zwanzig erheben, zu vierundzwanzig in Aveyron, siebenundzwanzig in Korsika, achtundbreißig in Saône-et-Loire, vierundvierzig in der Haute-Loire, achtundvierzig in Puy-de-Dôme. Die Lage der Orte scheint eine wichtige Rolle zu spielen.

Aus neunundzwanzig Fällen von eingeschlagenem Blitz an Bord von Schiffen in verschiedenen Jahreszeiten schloß Arago, daß auf dem Meer die Gewitter der warmen Monate weniger gefährlich sind, als die der kalten Jahreszeit.

Bei der Untersuchung von hundertunddrei tödlichen Blitzschlägen in Frankreich haben wir folgende Eintheilung gefunden: Januar keiner, Februar keiner, März vier, April sechs, Mai acht, Juni zweiundzwanzig, Juli dreizehn, August neunzehn, September vierzehn, Oktober fünfzehn, November keiner, Dezember keiner. Es würde daraus folgen, daß wenigstens in Frankreich die vier kältesten Monate des Jahres frei von Blitz-Unfällen seien; was sehr wohl daher kommen kann, daß die Gewitter in jener Jahreszeit überhaupt sehr selten sind. Was das Geschlecht betrifft, so waren unter hundert in Frankreich getödteten Personen: siebenundsechzig Männer, dreiundzwanzig Personen, deren Geschlecht nicht angezeigt ist, und nur zehn Frauen. In Schweden haben wir fünf vom Blitz getroffene Männer gegen drei Frauen gefunden; in England zweiunddreißig Männer gegen elf Frauen.

Digitized by Google

Das Maximum der durch einen einzigen Blitzstrahl Getödteten hat in den Dokumenten, welche wir haben untersuchen können, nicht die Zahl acht oder neun überstiegen. Die Thiere sind weit übler daran, als die Menschen. In einer großen Menge von Fällen sind ganze Heerden von einem einzigen Blitze getroffen worden. Nach Abdadie hätte ein einziger Blitzstrahl in Aethiopien zweitausend Hammel getödtet. In vielen Fällen ist der Hirt, der Reiter, der Jäger verschont geblieben, als der Blitz die Thiere, die Pferde oder die Hunde erschlug.

Unter hundertundsiebzehn durch den Blitz von 1843—54 Getödteten finden wir einundzwanzig bezeichnet als unter Bäumen umgekommen. Aber es ist nöthig hinzuzufügen, daß der Ort des Todes nicht immer genau angegeben ist, woraus man abnehmen kann, daß von den dreizehnhundertundsechzig auf der Stelle getödteten Personen in Frankreich von 1832—52 wenigstens fünfhundert hätten dem Tode entgehen können, wenn sie sich nicht unter Bäume flüchteten. Solche Thatsachen verdienen jedenfalls allgemein bekannt zu werden.

Die vom Blitz verursachten Feuerbrünste erreichen eine sehr hohe Zahl; es waren deren acht in einer einzigen Woche in den Departements der Maas, der Mosel, der Meurthe und der Vogesen. Das kleine Königreich Württemberg allein hat von 1841—50 nicht weniger als hundertundsiebenzig Feuerbrünste durch den Blitz aufzuweisen.

Der Blitz verursacht der Marine unermeßliche Verluste. Von 1829—30 hat in einer Periode von fünfzehn Monaten der Blitz auf fünf Schiffe der königlich englischen Flotte eingeschlagen. Die Schiffe „Resistiance“ und „Lynx“ sind nach einigen Donnerschlägen gänzlich untergegangen. Es folgt aus den offiziellen Berichten der englischen Regierung, daß der Schaden, der ehemals der königlichen Marine durch den Blitz zugefügt wurde, sich auf nicht weniger als sechs- bis zehntausend Pfund Sterling jährlich (vierzig- bis sechsundsechzigtausend Thaler) beläuft. In zweihundert Fällen sind dreihundert Matrosen getödtet oder verwundet worden; hundert Maststämme, im Werthe von zehn- bis zwölftausend Pfund Sterling jeder, sind gänzlich ruinirt worden. In dem einzigen Zeitraume von 1810—15 hat der Blitz fünfundzwanzig Linienschiffe (!) und fünfundzwanzig Fregatten oder andere Schiffe von geringerer Bedeutung unbrauchbar gemacht. Aber seitdem alle Schiffe der Marine mit Blitzableitern versehen sind, haben die öffiziellen Berichte keinen vom Blitz verursachten Schaden mehr gemeldet.

Endlich hat man oft wiederholt, daß der Blitz kein in Magazinen lagerndes Pulver entzündet. Vor Einführung der Blitzableiter, wie jetzt wohl auf allen Pulvermagazinen angebracht sind, war dies jedoch keineswegs der Fall. Der Blitz hat nämlich das Pulvermagazin von Tanger am 4. Mai 1785 entzündet; das Magazin von Luxemburg am 26. Juni 1807, das Magazin von Benedig am 9. November 1808; endlich hat der Blitz, indem er 1769 in das Pulvermagazin von Brescia einschlug, den sechsten Theil der Gebäude dieser Stadt zerstört und den Tod von dreitausend Personen verursacht.

Spanien.

Spanische Jahrmarktslieder und Bilderbogen.

(Schluß.)

In die gleiche Kategorie gehört der „Chiste dels Estudiants y el pore, abon se declaru el chasco que li donaren à un llaurador de Benifaió“ (der „Schwank von den Studenten und dem Schwein, wo der Streich erzählt wird, den sie einem Bauern aus Benifaito spielten“). Einige arme Studenten trugen nämlich Gelüst nach einem Schwein, das ein Bauer zu Markte gebracht hat. Einer derselben geht zu dem Bauern hin, giebt sich für den Diener eines geistlichen Herrn aus und kauft das Schwein für diesen. Der Bauer begleitet ihn, um die Bezahlung in Empfang zu nehmen. Sie kommen an einer offenen Kirche vorbei, wo ein Geistlicher im Beichtstuhle sitzt. Diesen giebt der Student für den Herrn aus, geht hinein und sagt ihm ins Ohr: draußen stehe ein Bauer, dem es nicht richtig im Kopfe sei, er spreche immer von einem verkauften Schwein; er möchte sich doch seiner annehmen. Dem Bauern aber macht er weiß, er solle nur hineingehen, der Herr Pfarrer wolle ihn bezahlen. Während diese an einander gerathen, bringen die Studenten das Schwein in Sicherheit. Die Sache kömmt alsbald vor den Richter, der seine Patrouillen durch die ganze Stadt sendet. Wie die Studenten dies in Erfahrung bringen, ziehen sie dem Schwein ein Todtenhemd an, wie einem verstorbenen Kameraden, und bejammern seinen frühen Hingang:

Compañero del mix del meu cor, que non has deixat forasters y en tanca solsdnd. ¡oh mort desdichada! quina nit [1]) que tindrem tan pesada;	Herzensbruder, der Du uns als Fremdling und so einsam gelassen hast, o unglückseliger Tod! welch' eine schwere Nacht werden wir haben;

1) Noche.

no poder comprarte tan soln oli [1]) pera llumenarce! y en estes raons [2]) la patrulla puchava lya en escalnos.	wir können nicht einmal Oel kaufen, um Dich zu beleuchten! — Bei diesen Worten kam die Patrouille schon die Treppe herauf.

Die Soldaten werden richtig getäuscht, ja, es geht ihnen noch schlimmer:

Al estar en la escala hu dels estudiants inquê [3]) y comenso á dirlos: compasio chermanos; si volen donar algun cuarto pera llumenar á este pobret, que dlfunt está en eixe [4]) cuarlet; y mig [5]) duro mein [6]) arreplegaren;	Als jene auf der Treppe waren, ging einer der Studenten hinaus und begann zu ihnen zu sagen: Habt Mitleid, Brüder, wollet doch geben einen Kreuzer, damit wir diesen Armen beleuchten können, der in diesem Zimmer todt liegt; und jene legten einen halben Thaler zusammen.
y qué sunni, [7]) que es [8]) comprarem un canter de vi, y aquells molt tunantes nel begueren á ses pintes amples. Y así sacabat; perdons me neñoren sino ein hu agradad.	und was geschah? Sie kauften sich einen Krug Wein, und diese großen Gaudiebe soffen sechzehn volle Schoppen. Also sie endete die Geschichte, ich bitte um Verzeihung, ihr Herren, wenn sie Euch nicht gefallen hat.

Diese und andere Lieder zeichnen die Gedanken und Gewohnheiten der Spanier auf das genaueste und dürften daher von diesem Standpunkte aus nicht uninteressant sein. Merkwürdig war mir, daß ein sehr beliebtes Thema der Deutschen ganz fehlt: die Mordthaten — wahrscheinlich weil die Spanier so viel davon in der Praxis haben, daß sie sie nicht auch noch gedruckt wollen.

Von Bilderbogen habe ich außer den Heiligenbildern, welche man besonders an den betreffenden Kirchenfesten kauft und dann an den Hut steckt, wie wir profaische Nordländer unsere Pferderennen-Karten, nur wenige bemerkt. Die zwei am häufigsten vorsommenden unter den profanen sind: „Los Españoles pintados por si mismos“ („Die Spanier, durch sich selbst gezeichnet“) und „Las Provincias de España“. Sie enthalten auf einem blauen oder rothgefärbten Papier je achtundvierzig Quadrätchen mit häßlichen Holzschnitten, die verschiedenen Volksklassen und die Trachten der Provinzen darstellend. Unter jedem Bildchen steht ein kleiner mittelmäßiger Vers. Die am meisten charakteristischen des ersteren Bilderbogens sind:

Ganze anderthalb Stunden sitzt der Beamte an der Wärmpfanne und behauptet: man zahle so schlecht.	Nach seiner Diete zu schließen, lebt der Kaplan nicht von Brod und Zwiebeln.
Dieser närrische Bursche, der sich wie ein Weiser geberdet, ist nur der Lehrling eines Literaten.	Im Sturmschritt und den Dolch und die Hand in die Hüfte gestemmt, geht die Stuperin auf Eroberung aus.
Das Schicksal des Arztes ist es, Einigen das Leben zu schenken, aber sehr vielen Anderen den Tod.	Die Magd, welche Schnaps kauft, nimmt sür sich und den Knecht Etwas aus der Flasche.
Der Schulze in seiner Schmerkappe dünkt sich ein König und diktirt Jedermann Gesetze.	Für ein Trinkgeld trägt die Colestine Bestellungen zwischen Liebenden hin und her.
Der Meßner pflegt in der Kneipe gerade aber auszugehen, was er in der Kirche erhält.	Der Nachtwächter singt manchmal des Nachts, aber öfter noch schnarcht er.
Wenn der Barbier nicht einsieht, kratzt er auf seiner Guitarre.	Mit Mühe und Schweiß und fern von seiner Familie verdient der Wasserverkäufer sein Brod.
Bei seinem erbenelenden Elend lebt mancher Bettler lustiger, als viele Andere.	Der Galego kömmt zur Aerndte und schafft sich saß zu Tode, um hundert Realen zu verdienen.
Ein Weinschenk ist im Stande, die ganze Welt zu plündern.	Wer ist glücklicher, als der Stierkämpfer? Er wagt allerdings sein Leben, aber er gewinnt sehr viel Geld.
Der Almosensammler nimmt in den Dörfern den Löwein ihr Geld ab und läßt sie einen Holzschnitt dafür sitzen.	Zu wuthes zum Räuber, ist der Gauner (ratero) der erbärmlichste Kerl seiner Art.

Die nachfolgenden Strophen sind dem zweiten Bilderbogen entnommen:

Der Madrider und die Madrilenin zeichnen sich durch Anstand und Pünctlichkeit aus.	In Leon versteht das Weib die Geschäfte des Mannes.
Der Wein in der Mancha ist gut, Aber der Manchego ist ein Schlaukopf.	Die Navarrer weichen Niemand an Körperstärke.
Rosmarin, Honig, Thymian, der Alcarreña ist ein Todtel.	Die biskaischen Herren halten Etwas auf ihre Verrechte.
Die Leute von Soria machten nie einen großen Lärm in der Geschichte.	Der Alavese geht spazieren, seine Frau arbeitet.

1) Azeite; 2) razones; 3) xulió; 4) ese; 5) medio; 6) medio ollos 7) sucedió; 8) se.

Digitized by Google

Treu, türkisch und tapfer
sind die Saragozaner.
Das Weib von Ternel arbeitet,
während er ausbeht.
Mit seiner Mütze und Pfeife
ist der Tarragonese ein Raufbold.
Der flüchtige Valenzianer
tanzt und ißt Reis.
Mit seiner Flinte und seinem Mantel
schreckt der Malagueñe.

Barcelona rühmt sich
mit Stolz seiner Industrie.
Der Granadiner ist in seinem Wesen
ehrlich, freisinnig und fein.
Der Estremeñe hat Schinken
statt der Dublonen.
Der von Cornña
ist in Allem vollendet.
Der asturianische Gedmann
ist eben kein Pfiffikus.

Des eigenthümlichen Dialektes wegen füge ich noch einige Strophen aus dem asturischen Wiegenliede an die Prinzessin von Asturien bei, obwohl es von keinem Volksdichter stammt.

Los Arrullos.
De José María Albuerne.

Mio anxelin, fia del alma,
ora, ora duerme en paz,
que d'Asturian son falagos
los besinos de to má.

1.

Palombina coronada
q'apigaxá a ferarin!
muchos cielos terra España
cuando sepias esnalar.
Hasta entos, luz de mios quegos,
rite, mi alma, que to pá
con floroos y con flores
pabellones pa ti fai.
Mio anxelin &c.

2.

Dorbayaos clavellinos
yo tu boca 'n onde estan
puros micles, que me lleven
á besáte sin cesar.
Q'á mios reynos nigun dia,
ni por tuyos Dios los da,
tu los miembros á la Reina
que yo quiero remembrar.
Mio &c.

Das Girren.

Von José María Albuerne.

Mein Engelchen, Herzenstöchterchen,
schlafe nun in Frieden,
denn Asturiens Liebkosungen
sind die Küsse Deiner Mutter.

1.

Gekröntes Täubchen,
Das auf dem königlichen Stamme ruht,
viele Himmel wirb Spanien haben,
wenn Du nicht aufstehen kannst.
Bis dahin, Licht meiner Augen,
lache, mein Seelchen, denn Dein Vater
macht aus Lorbeer und Blumen
Reste für Dich.
Mein Engelchen &c.

2.

Von dunkelrothen Nelken
ist Dein Mund, darauf ißt
reiner Honig, der mich hinreißt,
Dich ohne Unterlaß zu küssen.
Mögest Du einst mein sein,
wenn Gott es Dir zu eigen giebt,
an die Königin erinnern,
an die ich so gern erinnert werde.
Mein &c.

A. Seubert.

Mannigfaltiges.

— Kunstdenkmale in Konstantinopel. Der Baurath Salzenberg in Erfurt hat auf Befehl des kunstsinnigsten Monarchen, Sr. Majestät des Königs von Preußen, eine Reise zu archäologischen Zwecken nach Konstantinopel gemacht zur Zeit, als die berühmte Sophia einer Restauration unterworfen wurde. Dadurch ward es möglich, in das Innere des sonst immer neidisch verschlossenen Tempels zu dringen und seine Kunstschätze zu würdigen. Außerdem gelang es dem tüchtigen Archäologen, noch zwei andere Moscheen zu untersuchen und fast alle die edlen Trümmer altchristlicher Architektur in der einstigen Hauptstadt des byzantinischen Christenthums aufzufinden und zu studiren. Die Resultate seines Studiums legte Herr Salzenberg in einem Prachtwerke nieder, welches vor kurzem durch das königliche Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten herausgegeben worden. Eine ausführliche Besprechung und Würdigung dieses außerordentlichen Zuwachses für die archäologische Forschung hat bereits das gediegene Kunstblatt von Berlin gebracht, und zwar aus der geistvollen Feder Franz Kugler's. Wir können hier nur in aller Kürze den reichen Stoff andeuten, den das herrliche Prachtwerk für alle Kunstfreunde darbietet. Es enthält neunundreißig Tafeln, theils in Kupferstich, theils in Buntdruck mit Farbe, Gold und Silber, nebst Illustrationen, welche dem Text eingereiht sind. Dieser selbst giebt historische Notizen über einzelne Monumente aus den zuverlässigsten Quellen und ausführliche Erläuterungen über das Charakteristische in den künstlerischen Decorationen, so wie über die sehr merkwürdigen konstruktiven Verhältnisse der byzantinischen Baukunst. Außerdem ist noch eine sehr dankenswerthe Zugabe beigefügt in der poetischen Beschreibung der Sophia und des Ambon von Silentiarius Paulus, metrisch übersetzt von Dr. C. W. Kortüm; es erregt Staunen und Bewunderung, dieses Verzeichniß von den ursprünglichen Besitzthümern der reichen Sophia zu lesen. Sie besaß unter ihren Ornamenten Schätze aus der Blüthezeit der antiken Kunst, z. B. acht herrliche Säulenschafte aus Ephesus und eben so viele von dunkelrothem Porphyr von dem Sonnentempel Aurelian's aus Rom. Von noch größerem Kunstwerth ist die große Bronzethür, welche in die südliche Vorhalle der Kirche führt, die seine graziöse Arbeit gehörte offenbar zu einem der Pracht-Monumente der hellenischen Zeit. Es wäre wünschenswerth, daß diese einzig schöne Kunstform, von der so wenig Beispiele existiren, in Abgüssen möglichst verbreitet und unseren Kunstschulen zum Vorbilde aufgestellt werden könnte. Alle Wölbungen dieses großartigen Gebäudes im byzantinischen Kuppelsystem sind mit Goldmosaik bedeckt, zwischen der einfache figürliche Darstellungen und zierliche farbige Musterzeichnungen sich hinziehen. Der Glanz dieser Ornamentik soll jauchzhaft wirken durch die Lichtfülle der großen Fenster, jedoch konnte sich Herr Salzenberg nur kurze Zeit daran erbauen, denn die christlichen Figuren der Mosaikgemälde mußten vor dem herrschenden Islam weichen; auf Befehl des Sultans wurden sie wieder mit einer leichten Tünche überzogen, die ihnen jedoch keinen wesentlichen Schaden bringen soll, wenigstens haben sie sich bisher unter einer solchen schon durch Jahrhunderte gut erhalten. Das Hauptbild, eine Madonna mit dem Kinde, hat Salzenberg jedoch leider nicht mehr sehen und beschreiben können, da es vor seiner Ankunft schon wieder von der Tünche bedeckt worden war. Welcher Hand wird es dereinst gelingen, diese Schleier zu heben? Wahrlich, die Sophia hält einen Kampfpreis empor, würdig der modernen Argonautenzüge! Bekanntlich ist die Sophienkirche schon im sechsten Jahrhundert vom Kaiser Justinian erbaut, dessen Lieblingswerk sie war. Außer ihr hat Konstantinopel noch einige sehr merkwürdige Kunstdenkmale aufzuweisen, namentlich die Säule des Kaiser Marcian und die einfach schöne Basilika, die ehemalige Klosterkirche des Studios, so wie die eigenthümlichen Werke frühbyzantinischer Architektur, die Cisternen. Auch die Kirche der heiligen Irene ist bemerkenswerth, sie gehört dem achten Jahrhundert an und ist jetzt ein Arsenal im Vorhofe des Serai. Von den Palastbauten des Kaisers Theophilus, die Schwanse kürzlich in seiner Geschichte der bildenden Künste so glänzend geschildert, bringt Salzenberg ebenfalls die Abbildung eines der größten Meisterwerke, des Saalbaus des Heddomon, welches jetzt den türkischen Namen Tekfur-Serai führt und eine Nachahmung des berühmten Abbasidenhofes zu Bagdad gewesen sein soll. Mehrere kleinere Kirchen und Klöster werden genau nach ihrem Kunstwerth gewürdigt, auch auf die Kirchenruinen Klein-Asiens dehnt Salzenberg seine Forschungen aus; das treffliche Werk zeigt überall das Walten einer Meisterhand, die sicher in alle Geheimnisse und Gesetze der Kunst einzuführen weiß. Möchte es recht bielen vergönnt sein, sich von ihr leiten zu lassen; damit die Heiterkeit und Poesie der Kunst immer mehr Raum gewinne neben der Prosa und dem Ernst des Lebens. F. v. H.

— Gérard de Nerval. Der kürzlich verstorbene französische Schriftsteller Gérard de Nerval (dessen Name fast in allen deutschen Zeitungen, die seinen Tod meldeten, unrichtig, und zwar in jeder auf andere Weise, abgedruckt war) war im Jahre 1810 geboren und hatte sich, nachdem er bereits im Jahre 1826 mit einigen poetischen Elegieen auf Napoleon und Talma aufgetreten war, besonders durch eine Uebersetzung von Goethe's „Faust“ bekannt gemacht, welche zuerst im Jahre 1828 gedruckt wurde und wovon nachmals, 1835 und 1840, zwei neue Auflagen erschienen. Goethe selbst soll sich über diese Uebersetzung sehr belobigend ausgesprochen haben. Gleichwohl hat dies nicht verhindert, daß später noch einige andere, und zwar keine besseren, französischen Bearbeitungen des „Faust“ (unter Anderem eine von Herrn Henri Blaze) erschienen. Im Jahre 1830 gab Gérard de Nerval (dessen eigentlicher Familienname Labrunier war) eine „Choix de Ballades et de poésies de Goethe, Schiller, Bürger, Klopstock, Schubert, Körner, Uhland &c.“ heraus, die ebenfalls mit Beifall aufgenommen wurde, jedoch unter den vielen poetischen Ergüssen, die damals der politische Enthusiasmus der Juli-Revolution hervorgerufen hatte, bald wieder vergessen wurde. Als Nachtrag zu dieser Sammlung lieferte Gérard noch im Jahre 1835 eine Bearbeitung von Bürger's „Lenore“. Er scheint sich vorzugsweise gern mit Gegenständen der deutschen Literatur, so wie mit deutschen Zuständen, beschäftigt zu haben. Im Jahre 1839 gab er gemeinschaftlich mit Alex. Dumas ein Drama unter dem Titel „Leo Burckhardt“ heraus, welchem eine „Sammlung von Memoiren und ungedruckten Aktenstücken in Bezug auf die geheimen Gesellschaften Deutschlands“ angehängt war. Die Feuilletons fast aller Pariser Zeitungen brachten von Zeit zu Zeit Artikel von ihm, die immer gern gelesen wurden. Die Revue des deux Mondes lieferte aus seiner Feder Schilderungen des Orients, wohin er, so wie nach Deutschland, nach dem Ausbruche der Februar-Revolution auf längere Zeit gereist war. Man behauptet sogar, daß er während eines Aufenthalts in Wien mit dem Herzoge von Bordeaux in Frohdorf vielfach in Verbindung gewesen sei. An einem der kalten, unfreundlichen Tage der letzten Hälfte des Januar hat Gérard de Nerval in einem Anfalle von Schwermuth seinem Leben ein gewaltsames Ende gemacht. Man fand seinen leichnam in einer Gasse von Paris an dem Pfeiler einer Straßenlaterne hängend.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr., worfür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Krausnick, Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 24. Berlin, Sonnabend den 24. Februar 1855

Glossen über die Geistlosigkeit unserer Naturpropheten.

Höchst naiv sind doch mitunter die Aeußerungen unserer Naturpropheten, wie man die im Orakelton schreibenden, im Himmel wie auf Erden zuhause sich dünkenden Apostel der Gott- und Geistlosigkeit, die Schüler und Freunde des Herrn Jakob Moleschott in Heidelberg, wohl nennen darf. So z. B. sagt Herr Dr. Otto Ule in Nr. 6 der von ihm und Herrn Karl Müller herausgegebenen, in Halle erscheinenden „Natur“ vom 1855: „Ich weiß, es wird vielfach dieser Vergleich zwischen dem menschlichen Körper und einer Fabrik als mechanisch, materialistisch, wohl gar frivol getadelt und wenigstens seine Vervollständigung dahin verlangt werden, daß nun auch dem geheimen Werkführer dieser Fabrik, der Lebenskraft, ihre Stelle angewiesen werde. Aber es ist nicht meine Schuld, wenn ich das nicht vermag; die ganze physiologische Wissenschaft läßt mich keine solche Stelle finden. Ich erinnere indeß an das Geschrei, das sich einst erhob, als die Wissenschaft es wagte, die klassische Götterwelt zu vernichten, als sie den Heerd der Götter, die Erde, bewegte und aus Wellen und Winden die lieblichen Göttinnen verjagte. Ich denke, diese Lebenskraft ist ein letzter Rest jener Götterwelt, und es kann kein Vergleich sein, sie zu leugnen, wenn es nur die Unwissenheit ist, welche diesem unbekannten Gotte des Leibes Weihrauch streut. Was aus irdischen Stoffen gewoben, kann nur aus stofflichen Kräften seine Bewegung, sein Leben erhalten. Wir glauben ja nicht mehr an eine besondere göttliche Kraft, welche den Lauf der Gestirne regelt; warum soll ein solches Geheimniß länger über den organischen Vorgängen unseres Leibes schweben?“

Nun, was zunächst die Wissenschaft betrifft, „welche es wagte, die klassische Götterwelt zu vernichten“, so können wir Herrn Dr. Ule die Versicherung geben, daß sie nichts mit derjenigen Wissenschaft gemein hatte, aus der er die Weisheit schöpft, mit welcher jetzt unsere Naturpropheten den „letzten Rest der Götterwelt“ zu vernichten denken. Oder weiß Herr Dr. Ule nicht, daß es gerade der Gegenstand des heutigen Naturdienstes war, der zuerst durch die großenteraste Gottes-Idee und sodann in der griechischen Philosophie, in den Weisheitslehren eines Anaxagoras, eines Sokrates und eines Plato, gegen die Vergötterung der Natur auftrat und hier die Erkenntniß, dort aber auch die Verehrung und Anbetung des ewigen Geistes lehrte?

Fern sei es von uns, für die alten Gottesprophezien gegen die heutigen Naturpropheten auftreten zu wollen. Jene bedürfen unserer Anwaltschaft nicht; die Geschichte der Menschheit spricht für sie, wie auch die Zukunft der Menschheit noch für sie zeugen wird. Aber den Herren, die den Quell alles Lebens und den Glauben an denselben für einen „letzten Rest jener Götterwelt“ erklären, die sich rühmen, „nicht mehr an eine besondere göttliche Kraft zu glauben, welche den Lauf der Gestirne regelt“, und die gleichwohl sich auf Eine Linie mit den Männern des Alterthums zu stellen wagen, welche zuerst der Vergötterung der Natur die Wissenschaft des Geistes entgegengehalten, möchten wir doch ihr eigenes unwissenschaftliches Treiben etwas zu Gemüth führen.

Gerade der Götzendienst war es, der, gleich unseren heutigen Naturpropheten, Stoff und Kraft identisizirte, und der den Gedanken, welcher den Erdenklotz zur Pflanze, zum Thier und zum Menschen belebte und beseelte, nicht als einen Ausfluß der Allweisheit und Allkraft, sondern als der Pflanze, dem Thier und dem Menschen immanent betrachtete und diesen daher göttliche Verehrung erwies. Haben nun auch die philosophischen Zeitgenossen des Polytheismus sich nicht bis zu der Idee eines einzigen Gottes, als des letzten Urgrundes aller Dinge, zu erheben vermocht, so erkannten sie doch das grundverschiedene Wesen der räumlichen Beschränktheit des Stoffes und der unendlichen Ausdehnung der Kraft, so waren sie sich doch der selbständigen Macht des schaffenden Geistes, dessen Gesetze älter als alle sinnliche Erfahrung sind, zu bewußt, als daß sie diese Macht mit der Materie, mit dem Erdenklotz, hätten identifiziren und nicht vielmehr einer höhren Welt hätten unterordnen sollen, einer Welt, die nicht blos unvertilgbar, wie der Cirkulirstuff unserer Naturpropheten, sondern auch unsterblich im edelsten Sinne des Wortes ist.

Anaxagoras, ein Zeitgenosse des Perikles und des Euripides, war es, der, den Aussprüchen und Geheimlehren des Pythagoras folgend, zuerst in Griechenland öffentlich lehrte, daß der Geist die bewegende Kraft aller Dinge, d. h. alles Stoffes, sei. Inmitten der Vielgötterei seiner Zeit erhob er die Einheit des Geistes zur Herrscherin der Welt und lud er zu diesem Kultus Perikles ein, das Haupt der Republik, Euripides, den der einheitlichen Gottesidee am nächsten stehenden der drei großen Tragiker Griechenlands, und Archelaos, den Arzt und Naturforscher, der einer der Ersten war, die bei Betrachtung der sichtbaren Welt von dem Unendlichen redeten. Noch bevor Sokrates, Plato und Aristoteles erschienen waren, hatte sich der griechische Geist mit wunderbarer Elastizität des ganzen Gebietes transscendentaler Forschung bemächtigt. Aristoteles dehnte diese Arbeit der Erkenntniß auch auf das Gebiet der Natur aus, das ebenfalls, so weit die damaligen Hülfsmittel der Beobachtung, Scheidung und Wägung der Stoffe es zuließen, dem Geiste von ihm erschlossen ward. Mit Aristoteles drang die Kritik überall siegreich ein: Politik, Literatur, Physik und Metaphysik — Alles, die Grundgesetze des menschlichen Denkens nicht ausgenommen, wurde ihr unterworfen. Freilich sind erst lange nach ihm die Grundgesetze des Weltalls, die Gesetze der Schwere und der Bewegung der Weltkörper, entdeckt worden. Aber waren nicht auch diese Gesetze schon von Plato, indem er von den allgemeinen, angeborenen und vor aller Beobachtung und Erfahrung vorhandenen Ideen sprach, der Herrschaft des Geistes im Voraus unterjocht worden? Wo ist hier auch nur eine entfernte Beziehung zu jener naiven, thörichten Vermessenheit, die, wie Etwas, das sich von selbst versteht, sich rühmt: „daß sie ja längst nicht mehr an eine besondere göttliche Kraft glaubt, welche den Lauf der Gestirne regelt!“

In ähnlicher Weise sagt auch der Meister dieser Naturpropheten-Schule, Herr Dr. Moleschott, in seinem „Kreislauf des Lebens“: „Die Scheidung der organischen von der anorganischen Natur ist eine ganz willkürliche (!). Diejenigen, welche sie aufrecht zu erhalten streben, welche die Irrlehre von der Lebenskraft predigen, unter welcher Form, welcher täuschenden Verkleidung es auch sei, solche Köpfe sind, mögen sie sich dessen für versichert halten, niemals bis an die Gränzen ihres Denkens vorgedrungen.“ — Hiernach also waren die größten Geister der alten und neuen Zeit, die alle zwischen unbelebter und belebter Materie, zwischen dem räumlich Begränzten und dem Unendlichen, zwischen dem materiell Unvertilgbaren und dem unsichtbar Ewigen, zwischen Stoff und Kraft, zwischen Natur und Geist, einen Unterschied gemacht haben, beschränkte Köpfe, und Herr Moleschott ist der Erste, der bis an die Gränzen seines Denkens vorgedrungen ist!

Wir würden über jene Lehren in Schriften und Zeitungen, die für das Volk bestimmt sind, erschrecken, wenn wir nicht wüßten, es sei dafür vom Himmel selbst gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Mögen die Herren immerhin nicht an die Kraft glauben, welche die Gestirne regelt — sie bewiesen dem Volke dadurch nur ihre eigene Thorheit und erlangen darum auch keinen Einfluß auf dasselbe. In der That ist es aber auch Thorheit und Verblendung, die Herrschaft einer letzten, einheitlichen Grundursache zu leugnen, während uns die Wissenschaft lehrt und wir täglich am Himmel wahrnehmen können, daß die Weltkörper insgesammt noch einer sie beherrschenden Allkraft trotzen, daß, wie groß und wie unzählig auch die Massen der Gestirne sein mögen, doch das Bestreben der Gruppen und der Gruppen dieser Gruppen, einem einheitlichen Mittelpunkte sich unterzuordnen, zuletzt und nothwendig zu einer die stoffliche Welt, und zwar von außen her, beherrschenden Einheit führen muß.

Professor Mädler hat bekanntlich im Jahre 1846 die Stelle am Himmel (in den Plejaden) angedeutet, wo die Centralsonne unseres Fixsiern-Systems sich befindet. Ist hierüber auch eine mathematische Gewißheit noch nicht erlangt, so spricht doch für die höchste Wahrscheinlichkeit dieser Annahme die unverkennbare Harmonie und Wechselwirkung der Weltkörper mit und auf einander, wobei, nach Analogie unseres Sonnen-Systems, die centrale Einheit die perieptische Vielheit an Einfluß, d. h. nicht blos an Schwere, welche das Gesetz der Materie ist, sondern auch an Licht und Wärme überwiegt, welche letzteren

Digitized by Google

und als sicht- und greifbare Mittler und Emanationen des das All beherrschenden, unsichtbaren, unendlichen Geistes erschienen.

J. L.

Frankreich.

National-Charakter von Slaven und Celten.

(Schluß.)

Fassen wir uns zusammen. Die Slaven sind von Hause aus keine Krieger, wie es im alten Europa die Vorväter der Hellenen und Germanen waren. Sie erinnern vielmehr an die alten Pelasger, nur daß sie nicht wie diese, in Städten zusammen wohnten, nicht ihre Thätigkeit besaßen, die sie zu Lande und zu Wasser bekundeten. Bei dem allmäligen Uebergang aus dem Jäger- und Hirtenleben zum Ackerbau haben alle indo-europäischen Völker ähnliche, den ackerbaulichen Gemeinden angemessene Einrichtungen, wie die Slaven, durchgemacht. Die Spuren davon sind bei den Griechen und Römern, selbst bei den Germanen, nicht zu verkennen, und wir können sie im alten Indien, wie im alten Persien, überall im Schooße der alten Rural-Demokratieen, wie der alten Militair-Aristokratieen, wiederfinden. Ueberall aber, in Indien wie in Persien, in Griechenland wie in Italien, in Germanien wie in Skandinavien, strebte die ursprüngliche Allgemeinheit sich in kleinere Verbände aufzulösen: es begannen sich bei den Lateinern die *gentes*, bei den Griechen die γενεαι, bei den Germanen die Sippen zu bilden, die in sich durch das Band der Verwandtschaft, der religiösen Gebräuche, der gemeinsamen Interessen und Unternehmungen zusammenhielten. Als später auch diese Vereine alterten, als ihre Gründer sich hierhin und dorthin zerzogen und die Bande des Blutes, der gemeinsamen Abstammung immer lockerer werden mußten, da trat ein neues Bindeprinzip an die Stelle: die Nachbarschaft, worauf sich die ὁμοι und αμφικτιονιαι bei den Hellenen, die *civitates* bei den Römern, die Hansa bei den Germanen entwickelten. Ueberall erwuchsen so aus dem Gefühl einer mächtigen Nationalität, welche die Glieder als Mitbürger, als Vaterlandskinder verband, politische Staaten. Nichts dem Aehnliches erzeugte sich auf slavischem Boden. Um sie war zu einem Schein von Nationalkörper zu vereinen, bedurfte es fortwährend der Bethätigung einer äußeren Thätigkeit, wie in Rußland, Polen und Böhmen, überall, wo ein Kampf gegen Außenfeinde zu bestehen war, der Schöpfung einer Militairmacht. Daher ist es gekommen, daß die Slaven in ihren Reichen sich niemals eines festbegründeten Zustandes erfreuten: entweder versenkten sie sich in die aristokratische Anarchie, wie in Polen, oder sie fielen unter das Joch eines buntscheckigen Despotismus, wie in Rußland, zusammengesetzt aus Mustern, die hier den Mongolen, die sie selbst aus China geholt, dort der byzantinischen Monarchie entlehnt worden; Peter der Große befestete noch einen Zopfen der administrativen Monarchie Ludwig's XIV., seine Nachfolger einen anderen des Soldatenstaats Friedrich's des Großen an.

Wie schon oben angedeutet, hat die slavische Aristokratie, verlockt durch das böse Beispiel, ihre Besitzungen mit kriegsgefangenen Sklaven zu bevölkern, zuletzt den Versuch gemacht, ihre Mitbürger zu knechten: ein Versuch, der ihr in Rußland und Polen gelungen ist. In Rußland indeß, wo die Masse der Sklaven geringer war, als in Polen, konnte sie es nicht dahin bringen, die Bande der ihrer Macht unterworfenen Bauerngemeinden zu brechen. Diese verwalten ihr Gemeinwesen noch heute ihrer eigenthümlichen Organisation gemäß und hassen ihre Herren von ganzem Herzen. Diese Stimmung wußten die Zaren trefflich zu benutzen, um ihrer Macht bei den Bauern eine Art abgöttischer Verehrung zu sichern. In den Augen des russischen Volkes ist der Zar nicht, wie bei Westländern, der legitime Fürst, der Vertreter des politischen und sozialen Staates — er ist das Haupt der Gemeinde, der Patriarch der Ackerbauer, der gesammten slavischen Demokratie. Daher seine unermeßliche soziale Macht, trotz den gelegentlichen Palast-Revolutionen, trotz der entschiedenen Abneigung bei den Abkömmlingen der alten Bojaren. Dafür hat sich aus den Beamten und Staatsdienern, die der National-Aristokratie feindlich sind und die Alles von der Person des Zaren zu erwarten haben, eine Art ihm völlig ergebener Bourgeoisie gebildet, die ihm im In- und Auslande mit eifriger Beharrlichkeit dient.

Die Slaven, unter diesem allgemeinen Gesichtspunkt betrachtet, scheinen mit den Celten der Vorzeit und des Mittelalters Aehnlichkeit zu haben; aber es ist eben nur Schein, und um dies nachzuweisen, wird es gut sein, näher auf die Sache einzugehen.

Die Celten theilen sich bekanntlich in zwei Völker-Reste, die unter sich eine augenfällige, obgleich entfernte Verwandtschaft haben. Aus dem vergleichenden Studium der Idiome der Gaelen (Irländer und Schotten) und der Kymren (Wallifer und Nieder-Bretagner) ist das erwiesen. Die gallischen Völker, ursprünglich mit den Gaelen verwandt, wurden angegriffen und theilweise unterworfen von den Kymru, an deren Spitze eine hierarchisch gestufte Priesterschaft stand, die jüngeren Ursprungs war, als die übrige Nation. Diese Druiden hatten sich die Barden, Reste einer durch das um sich greifende Ansehen der Ersteren in Verfall gerathenen Priesterschaft, einverleibt und für ihren Dienst umgestaltet. Als die Römer Gallien an sich rissen, überraschten sie es in der bedenklichsten Krisis, die ein verderbtes Volk zu bestehen hat: in dem Moment sozialer Umgestaltung. Auf der gänzlich zertrümmerten gallischen Clanschaft gründeten die Kymren eine Militair-Aristokratie, die Ueberreste des Clans mußten sich unter das Gesetz der Schutzherrlichkeit beugen und sanken endlich in Leibeigenschaft. Die Druiden wiederum, in dem Bestreben, das theokratische Ideal ihrer Macht zu verwirklichen, traten gegen die Aristokratie in die Schranken. Wie leicht mußte es nun den Römern werden, sich eines gesellschaftlichen Körpers zu bemeistern, der erst in der Bildung und Gliederung begriffen war!

Bei den Celten in Großbritannien war es ein Anderes, als bei den Celten des Festlandes; dort haben sich die Gaelen niemals, wie in Irland und in Gallien, als eine nationale Körperschaft festgesetzt. Die Kymren hatten hier freies Feld; der Clan in seiner Ursprünglichkeit existirte bei ihnen nicht oder war in einem Zustande völliger Auflösung; etwas der Organisation der γενεαι, der *gentes*, der Sippen sich Näherndes, in seiner Entwickelung aber durch die Institutionen des Druidenthums Gestörtes, sollte ihn, den Clan, ersetzen. Niemals übrigens ist Britannien durch die Eroberung wahrhaft römisch geworden; niemals haben die Römer hier so, wie in Gallien, Wurzel gefaßt. Dem sei indeß, wie ihm wolle, die Angelsachsen waren, ungeachtet ihrer geringen Zahl, durch ihren festen inneren Zusammenhang so stark und politisch den zahlreichen Kymren so überlegen, daß diese mit ihrer Civilisation und Geistesbildung, in denen sie ihren Gegnern weit voranwaren, der Minderheit weichen mußten. In die Gebirge zurückgedrängt, behaupteten sich die Kymren dennoch in ihre Unabhängigkeit und wurden erst später dem feudalen normännischen England unterworfen. Hätten die Kymren den Kreis ihrer sozialen Entwickelungen vollenden können, sie würden den Römern und Germanen wahrscheinlich wirksamer die Spitze geboten haben.

Die irischen und schottischen Gaelen waren die Einzigen, die das Clanwesen bewahrten, ohne daß es der kymrischen Aristokratie gelang, sie zu unterjochen, oder der Druiden-Theokratie, eine entschiedene Obergewalt zu gewinnen. Gewiß hat der Clan einen starken Schein von Verwandtschaft mit den Institutionen der Slaven; faßt oder wäre es, sie einander gleichzustellen.

Denn zuvörderst hat der Clan der Celten einen kriegerischen, ja, heroischen Charakter, den keine slavische Gemeinschaft aufweist. Er lebt auf einem gemeinsamen Grundstück; allein die Vertheilung dieses Grundstücks unter die vereinzelt lebenden Familien des Clans geht nicht mit der Ordnung und Abgemessenheit vor sich, wie bei den Slaven, wo Alles mit religiöser Ehrfurcht und im tiefsten Frieden vollbracht wird. Der Häuptling des Clans hat seine Günstlinge und sucht eine Klientel; abgesehen von den Unfriedenheiten und Mißordnungen, die schon daraus entspringen müssen, ist hier von einem Regiment und einer Verwaltung wie bei der slavischen Gemeinde keine Rede: es ist nicht möglich, sich eine festerhaftere Verfassung als den celtischen Clan vorzustellen. Von der einen Seite abgöttische Verehrung gegen den von den Alten und Familienvätern in den Reihen eines ruhmgekrönten Geschlechts erwählten Häuptling; von der anderen Seite aber wurde eben dieser Häuptling mit empfindlichstem Argwohn bewacht; denn aus Furcht, er könnte ein unabhängiges Königthum gründen und das Erbrecht an die Stelle der Volkswahl einbrängen, wählte man ihm bei Lebzeiten einen Nachfolger, einen Rival, in der Person des Tanaisten: daher die Parteienkämpfe der Häuptlinge und Tanaisten. Es giebt daher auch keine Geschichte, die, gleich den Annalen der irischen und schottischen Clans, auf dem einen Blatte Handlungen der erhabensten Hingebung, des reinsten Edelmuths, und auf dem anderen wiederum die blutigsten Grausamkeiten, die schaudervollsten Barbarein in solcher Fülle darböte. Im Schooße der clanischen Kolonieen kommen nie Streitigkeiten zum Ausbruch; die Unzufriedenen entfernen sich, und es ist weiter keine Rede von ihnen. Die einzigen Zerwürfnisse, die ihre Jahrbücher aufweisen, brachen zwischen den gesonderten und auf einander eifersüchtigen Gemeinden namentlich bei der Gelegenheit auf, wenn es sich darum handelte, ein Kriegshaupt, einen Wodwoden, zu wählen, der in Zeiten der Gefahr die verschiedenen Völkerhaufen unter einen und denselben Oberbefehl vereinigen sollte. Uebrigens ist der celtische Clan auf das Hirtenleben gegründet, nur die Noth drängt ihn zum Ackerbau; bei den Slaven ist gerade der umgekehrte Fall.

Das ist also der große Unterschied zwischen den Slaven und Celten. In Irland und Hochschottland blieb der Clan im Zustande der Gemeinschaft so lange wie möglich, selbst unter der normännischen Eroberung, welche die Macht der Häuptlinge und Tanaisten brach; in Gallien sängt vor der römischen Eroberung, da der Clan der Gewalt der Kymren unterlegen war den Uebergang ins Vasallenthum

gemacht hatte. Unter der römischen Herrschaft zum *colonus* herabgesunken, machte sich der arme celtische Meier unter der Regierung Domitian's durch Empörung Luft, und der Krieg der Bagauden entbrannte. Denn diese Masse eingeborener *coloni*, dieses Geschlecht der Kleinpächter von celtischer Abstammung, war die Beute einer Aristokratie geworden, die aufgehört hatte, gallisch zu sein, um römisch zu werden, die, statt, wie vor der Eroberung, ländlich zu bleiben, gezwungen worden war, sich eine städtische Verfassung zu geben. Der Fiskus belastete sie mit der Unterhaltung der Stadt. Um dem zu genügen, erdrückte die Aristokratie das Landvolk mit Auflagen, und der Fiskus wiederum, immer unersättlicher in seinen Forderungen, erdrückte die Aristokratie mit Auflagen und führte ihre Erschöpfung und ihren Verfall herbei. In diesem Bilde ist das ganze römische Reich kenntlich; so sah es hier schon zur Zeit der Gracchen aus: je umfassender die Großländereien (latifundia) wurden, desto mehr verschwanden die ländlichen Kleinbesitzer, indem sie zuerst die Pächter ihrer eigenen Grundstücke, später an die Scholle gebundene Bauern (coloni) wurden; lauter fremde Sklaven hüteten die Heerden und bauten das Land.

Die germanischen Eroberer eigneten sich hier, wie überall in alter Zeit, einen Theil der erobrten Ländereien an. Die Großländereien wurden zerschlagen. Es bildete sich eine neue agrikole Bevölkerung freier Menschen neben Sklaven, Pächtern und Bauern von lateinischer und neulateinischer Abstammung. Die germanischen Könige, jetzt Eigenthümer der Domänen des römischen Fiskus, schöpften aus diesem Brunnen mit vollen Händen, um ihre Krieger zu besolden. Diese, vor der Eroberung zum Volke gehörig, eigneten fürderhin dem Könige; früher unabhängige Besitzer von Freigütern, waren sie fürderhin halbe Lehnsmänner. Indeß zogen sie lange Zeit reichen Gewinn aus den beiden Ordnungen der Dinge, die das Feudalwesen in der karolingischen Epoche eine feste Gestaltung annahm. Nicht aber die Abkömmlinge der Hörigen, der Bauern (coloni), der Pächter fielen unter das Joch des Vasallenthums — ihre Lage konnte weder umgestaltet, noch verschoben werden —; es waren vielmehr die freien Germanen, die Männer ohne Gefolge, die keine Waffenmacht besaßen, sich in ihren kleinen Allodien zu behaupten, die sich genöthigt sahen, für ihre Ländereien bei einem Mächtigen in das Lehnsverhältniß zu treten. Diese Umgestaltung drückte besonders schwer auf die Aermsten in diesen Reichen, die im Verlaufe der Jahre zu einem Zustande herabkamen, der an Leibeigenschaft streifte. Das waren die schreienden Ungerechtigkeiten des zehnten und elften Jahrhunderts; Ungerechtigkeiten, welche den allgewaltigen Gegenstoß des Gewohnheitsrechts hervorriefen. Diese Verbrechen des hohen Feudal-Adels hatten übrigens verschiedene Wirkungen in dem lateinischen und germanischen Europa. Dort war die Masse der Bauern und Pächter von neulateinischer Abkunft vorwiegend; sogliche große nationale Stütze fehlte den ursalter Zeit freien Männern, die aber unter den Abkömmlingen der Franken, Gothen und Lombarden von ihrem Range herabsteigen mußten; zuletzt unter die Klassen der Afterlehnträger herabgesunken, verloren sie alle ihre alten sozialen Rechte. Im germanischen Europa dagegen waren nur wenige oder gar keine römische Bauern. Allerdings gab es an den Küsten des Baltischen Meeres Slaven, die in der elendesten Hörigkeit lebten; allein das beschränkte sich auf wenige Oertlichkeiten. Die Aekerbauer germanischer Abkunft bewahrten, noch so sehr unterjocht, ihre alten sozialen Einrichtungen; bildeten, selbst im Schooße der Leibeigenschaft, eine Gemeinde für sich; verwalteten ihre Angelegenheiten, schlichteten ihre Streitigkeiten unter der Aufsicht der Beamten ihrer Herren. Wie groß auch die Härte dieser Beamten sein mochte — in ihr ist die Ursache des Bauernkrieges im funfzehnten Jahrhunderts nicht zu suchen; seine Quelle lag vielmehr in den Bestrebungen der damaligen Rechtsverdreher, den Armen mit Hülfe des Corpus iuris den letzten Rest einer Art Self-government zu entreißen.

Nun haben wir den Standpunkt genauer zu beurtheilen, ob die Lage der Hörigen Europa's im Mittelalter von derselben Beschaffenheit sei, wie die der Leibeigenen in Rußland und Polen. In dem letzteren Lande waren sie wirkliche Sklaven, Kriegsgefangene der türkischen und ungarischen Horden, die dazu verwendet wurden, die durch das verwüstende Schwert der Finnen und Slaven geschaffenen ungeheuren Oeden zu bevölkern; bei ihnen konnte von einer angeborenen Verfassung kein Rede sein. Neben diesen stößt man auf Kommunen deutscher Ackerbauer, die unter Verbürgung ihrer Institutionen und Vorrechte ins Land gezogen wurden.

In Rußland ist der Ursprung der Leibeigenschaft von jüngerem Datum; die eingeborenen Ackerbauer unterlagen ihr, ohne ihre ursprünglichen Institutionen einzubüßen. Hier befand von die große Geschicklichkeit der Zaren darin, diese Thatsache für die Verfassung der Kronbomänen zu benutzen, sie nach dem in den Nationalsitten wurzelnden Prinzip zu verwalten und bei der Masse der Leibeigenen das Verlangen zu erwecken, in den freieren Dienst der Krone zu treten, und so von fern den Moment vorzubereiten, die Aristokratie, wenn sie Anstand nähme, sich blindlings dem Willen des Selbstherrschers zu unterwerfen, völlig zu stürzen.

Mit Ausnahme der slavischen Familien unter Oesterreichs Scepter haben die Uebrigen noch heute die Regierungsformen ihrer urzeitigen patriarchalischen Freiheit beibehalten. So die Slaven des osmanischen Reiches, die zum Islam übergetreteten, wie die Bosniaken, so die bewaffneten Schaaren, welche die Gränzen gegen Oesterreich bewachen. Nur die Bulgaren sind unter türkischer Herrschaft zur Stufe der Raja herabgesunken.

Polen.

Landwirthschaftliche und andere statistische Notizen aus Polen.

Unter den mancherlei Novitäten, womit die polnische Presse die Literatur des verflossenen Jahres bereichert hat, befindet sich ein Werk, welches und interessant genug erscheint, um, wenn auch nur im Auszuge, die deutsche Lesewelt damit bekannt zu machen. Es hat einen Forstbeamten, Namens A. *Polujański*, zum Verfasser, führt in dem die jetzt erschienenen ersten Theile (dem die drei übrigen in Kürze folgen sollen) den nicht ganz entsprechenden Titel: „Polnische Forsten" und ist eine Beschreibung der Wälder des Königreichs Polen, so wie der westlichen Provinzen Rußlands, in geschichtlicher, statistischer und wirthschaftlicher Beziehung.

In Polen — sagt der Autor — kommen auf 2319 Quadratmeilen oder 22,831,088 Morgen Land 6,478,880 Morgen Waldung, auf den Kopf also ungefähr anderthalb Morgen, ein Verhältniß, welches man ein günstiges nennen muß und bei dem, bei sonst angemessener Bewirthschaftung, Mangel an Holz nie eintreten dürfte.

Die Wälder Polens sind: Kronwälder, sequestrirte, konfiszirte, fyppirmirte (von der Geistlichkeit auf den Staat übergegangene), emphyteotische (in Erbpacht gegebene), geistliche (dem Klerus gehörige, jedoch vom Staat verwaltete), kaiserliche, städtische, und den Instituten eigene, ferner Bergwerks- und Majoratsforsten (Geschenke des Kaisers), so wie Privat-Besitzungen. Sie nehmen im Ganzen einen Flächenraum von 4,650,841 Morgen ein; der Rest (also nahe an 2,000,000 Morgen) ist Eigenthum des Staates.

Das heutige Gubernium Warschau, bestehend aus dem größeren Theile des ehemaligen Masoviens, den Wojewodschaften Kalisch, Sieradzk, Łęczyca, Brześć-Kujawsk, Rawa, so wie aus einem kleineren des Inowlodzker und Krakauer Gebiets, hat bei 1,532,320 Einwohnern auf 6,306,496 Morgen Land 663,290 Morgen Waldung. Es ist mit das holzreichste. Die ansehnlichsten kaiserlichen und Staatsforsten liegen im Rawischen, die städtischen im Gostynschen und die privaten im Stanislawowschen.

Der Boden, wenn auch im Allgemeinen sandig, ist dennoch fruchtbar, besonders im Gostynschen und um Blonie herum (westlich von Warschau); im Sowicjer Kreise dagegen findet man bedeutende Sümpfe, von denen die jetzt beinahe trocken gelegten Famulkower, so wie die Bachorze bei Moclawek (deren Austrocknung bereits in Angriff genommen ist), einige Meilen lang sind. Am linken Ufer der Weichsel, in der Gegend von Thorn, Raciąż und Nieszawa, zieht sich ein in der Mitte von Sand und Sumpf durchschnittenes Thal, in welchem man, bei einer Tiefe von 50—100 Fuß, Soole gefunden hat, welche in der Saline zu Ciechocinek zu Salz verarbeitet wird und dem Staate bedeutende Summen einbringt. An dem genannten Orte befinden sich auch Soolbäder, welche in den letzten Jahren besonders sehr in Anahme gekommen sind und dem Besuch derjenigen von Buski und Solec (beide nach Krakau zu belegen) nicht unerheblichen Abbruch gethan haben.

Der vorwaltende Waldbaum im angeführten Gubernium ist die Fichte, die entweder allein, oder mit Rothtannen, Eichen, Tannen und Buchen vermischt vorkömmt. Im Jahre 1842 (diese Jahrezahl gilt für alle im Werke angegebenen Summen) zog der Staat aus den Forsten der Provinz 57,000 Rubel Silber (aber 63,000 Thaler preuß.); gleich günstige Erfolge erzielten die Privaten aus ihren durchgehends forzsam gepflegten Waldungen.

Auf der Weichsel, der Haupt-Wasserader des Landes, welche in ihrem mittleren Laufe daselbst von Süden nach Norden durchschneidet, tummeln sich überall Fahrzeuge der verschiedensten Art und Größe, welche sowohl Getraide, als auch Fichten- und Eichenholz nach Stettin und Danzig bringen. An ihnen fliegen gleich flotzen Schwänen die auf Rechnung von Privaten gebauten und bis zur preußischen Gränze gehenden neun Dampfschiffe (das größte von hundert, die kleinsten von dreißig Pferdekraft) vorüber, welche theils Fracht laden, theils bei täglicher Fahrt Passagiere aufnehmen und während der Saison Tausende von Kranken und Gesunden nach Ciechocinek führen.

In den Forsten des Guberniums findet man Theer- und Kohlenbrennereien, so wie auch Potaschfabriken, doch nicht mehr in so beträchtlicher Anzahl wie vordem, da zur Schonung des Holzes viele nach dem tiefinnischen Podlachien und nach Wolhynien verlegt worden sind.

An Fabriken hat das Gubernium großen Reichthum, denn es besitzt deren über 4000, welche jährlich für circa 9,000,000 Rubel Silber

Waare liefern. Der Staat unterstützt sie auf alle mögliche Weise, einerseits durch Einfuhrverbote und hohe Eingangszölle, andererseits theils durch baare Vorschüsse aus dem Schatz und der Bank, theils durch die Vergünstigung, rohe Stoffe einzuführen, theils endlich durch Ertheilung von Privilegien und durch periodische Ausstellungen. Gleich besorgt zeigt er sich in Bezug auf Erleichterung der Communication, indem er fortwährend Wege und Eisenbahnen bauen läßt.

Die Hauptfabriken des Gouvernums sind zu Lodi, Lęczyca, im Kalischer Kreise und um Warschau herum. Das erstgenannte Städtchen, eine 1821 gegründete Tuchmacher-Kolonie, liefert dem englischen an Güte fast gleiche Tuche, die massenweise nach Rußland und China gehen, so wie auch Baumwollen- und Seidenzeuge. Die Wichtigkeit des Ortes als Fabrikplatz geht schon daraus hervor, daß das Etablissement von Joseph Geyer allein im Jahre 1852 an Gespinnst 580,000 Pfund lieferte, 190 Maschinenstühle zum Weben halbwollener Zeuge im Gange hatte, 23,000 Stück Kattun und Seide druckte und die Färberei in gleich hohem Grade beschäftigt war. Außer 700 Arbeitern wirken dort noch drei Dampfmaschinen, jede von 120 Pferdekraft, welche 83 Spinnmaschinen und 20,000 Spindeln in Bewegung setzen. Viele andere Fabriken daselbst sind, wenn auch an Großartigkeit der eben angeführten nicht gleich, doch immer noch zu den sehr beachtenswerthen zu rechnen.

Im Kalischer Kreise sind als bedeutende Fabriken zu nennen: die von Fiebler (aus Oederan) in Opatowek und diejenige von Repphahn in Kalisch selbst. Die erstere erzeugt jährlich für 340,000 Rubel Silber Tuch, Kort und Sibirienne. Die 90 Werkstätten in Tomaszow, gleichfalls einem Tuchmacherstädtchen, machen einen jährlichen Umsatz von über 350,000 Rubel Silber.

Von Baumwollenfabriken ist die wichtigste die der Bank gehörige in Zyrardów; sie liefert zugleich Leinwand und andere Gewebe und stellt jährlich für 90,000 Rub. Silb. her, wozu noch 30,000 Rub. Silb. gerechnet werden müssen, welche die Bleiche bringt. Seidenwaaren und Roßhaarfabrikate werden vorzugsweise in Warschau angefertigt.

Von den acht Papierfabriken erzeugt die der Bank gehörige in Jezjorno jährlich für 137,483 Rubel Silber. Die Rüben-Zuckerfabrication ist noch fortwährend im Steigen begriffen und wird besonders in dem 1829 in Gugów angelegten Etablissement in großartigem Maßstabe betrieben, denn es sind dort 2 Dampfmaschinen von 30 Pferdekraft, 4 hydraulische Pressen und 4 Kessel in fortwährender Thätigkeit. Die Gesammtzahl der Zuckerfabriken im Gubernium beträgt bis jetzt 26. Zum Schluß wollen wir noch der Glashütte in Kluki (Kreis Piotrkow) und der Halbporzellanfabrik im Städtchen Kolo Erwähnung thun.

Die Viehzucht, besonders die Schafzucht, ist Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit und findet vorzugsweise im Gostyner Kreis ihre Vertreter. Man kann annehmen, daß im Gubernium gegenwärtig 217,000 Stück Merinos vorhanden sind und von anderen Racen gewiß das Doppelte.

Die Seidenraupenzucht ist erst im Entstehen, wird aber wohl auch schnelle Fortschritte machen und dadurch die bedeutenden Summen, die für Seidenwaaren ins Ausland gingen — 1851 waren es 514,000 Rubel Silber — dem eigenen Lande erhalten.

Das aus der ehemaligen Wojewodschaft Sandomir und Theilen des Krakauer Gebiets zusammengesetzte Gubernium Radom ist schon mehr gebirgiges Land und besteht meist aus Uebergangsgebirg, Uebergangskalkstein, theilweise auch aus Wacke und Uebergangsquarz in körniger und massenhafter Form, wie er sich bei dem Berge Łysa Góra (dem höchsten Berge Polens, 2000 Fuß) vorfindet. Der Kalkstein enthält hier viel Blei-, Kupfer-, Eisen- und Quarz-Adern; das Schichtengebirge zeigt vorwaltend Kohlensandstein, glimmerichten Thon, Manganes und Jurakalk. Der letztere bildet, vornehmlich nördlich von Krakau, in der sogenannten polnischen Schweiz, die malerischsten Felsengruppen und einige mit Stalaktiten ausgeschmückte Grotten, welche im Sommer häufig besucht werden. Einen großen Schatz bietet die Provinz auch an Steinkohlen und Eisenerz.

Der fruchtbarste Theil des 443 geogr. Meilen oder 4,342,437 Morgen großen Guberniums ist die durch ihren Weizen berühmte Wojewodschaft Sandomir. An Waldung nimmt sie 1,228,912 Morgen ein, und die vorkommenden Bonmarten stimmen so ziemlich mit denjenigen des Guberniums Warschau überein; doch findet man auch ganze Wälder von Lärchen und Eiben (taxus).

Von dem ganzen Forstbestand kommen 239,869 Morgen auf die Bergwerke, 136,787 auf diejenigen der Regierung, 52,000 auf die supprimirten, 20,000 auf die geistlichen, 2312 auf die konfiszirten, 30,000 auf die Majorate, 760,000 endlich auf den Privatbesitz. Zum Studium für die Forstbeamten besteht ein Kabinet der Landesprodukte und Erzeugnisse, mit welchem zugleich eine Gemälde-Galerie einheimischer Künstler verbunden ist.

Von allen Kreisen des Guberniums ist der Opoczyner der waldreichste; der Olkuszer besitzt außer bedeutenden Waldungen und den oben erwähnten Naturschönheiten auch noch große Schätze an Erzen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein weibliches Talent der seltensten und liebenswürdigsten Art ist ohne Zweifel in der berühmten Verfasserin von „Godwin-Castle“ zur Erscheinung gekommen; sie verband die kälteste Objektivität männlicher Auffassung mit der würmsten und lebhaftesten Empfindung eines echten Frauenherzens. Ihre Romane haben die ganze Lesewelt entzückt und besonders die deutsche für einige Zeit unempfänglich gemacht gegen die Produkte des Auslandes, denn sie waren unterhaltender, als die englischen, und sittlicher, als die französischen Romane. Henriette Paalzow ist einer der ersten und gefeiertsten Namen in der Literatur geworden. Von ihrem Privatleben und von ihrer Persönlichkeit wußte man bisher nur wenig; es ist deshalb ein dankenswerthes Unternehmen, ihren Verehrern und zahlreichen Lesern darüber Mittheilungen zu machen. Unter dem Titel: „Ein Schriftstellerleben“ ist bei Joseph Max & Comp. in Breslau so eben ein Buch erschienen, welches die Biographie und sehr interessante Briefe der Verfasserin von „Godwie-Castle“ enthält. Man lernt daraus den edlen Charakter und das schöne Privatleben derselben kennen; letzteres war ein rührendes Idyll inmitten unserer weltbewegten Hauptstadt. Die Dichterin lebte mit ihrem Bruder, dem bekannten Maler und Professor Mohr, in einer Gartenwohnung dicht bei Monbijou, ein echt künstlerisches Stillleben und schrieb ihre Romane, ohne im Mindesten an die Veröffentlichung derselben zu denken. Es war ein innerer Drang, der sie zum Schreiben trieb, gleichsam ein versetztes Malerlatent, denn ihre Darstellungen sind eigentlich Gemälde. Erst durch die Ueberredung ihrer Gönner und Freunde entschloß sie sich zu Einer herauszugabe. Die Geschichte derselben wird in ihren Briefen an den Verleger ausführlich erzählt und ist ein kleines literar-historisches Dokument, welches die vielfachen falschen Versionen in dieser Sache berichtigt. Am meisten verbreitet war bekanntlich das Gerücht, daß eine Prinzessin des königlichen Hauses dem Verleger die Herausgabe von „Godwie-Castle“ anempfohlen habe. Diese Prinzessin war wirklich eine hohe Gönnerin der Verfasserin, aber sie hat sich in keiner Art bei den buchhändlerischen Beziehungen derselben betheiligt. Der Verleger besaß genug Scharfblick und poetisches Verständniß, um den Werth des Werkes richtig zu würdigen. Seine Anerkennung der Verfasserin ging bald in eine aufrichtige Freundschaft für dieselbe über, wie sie wohl selten in einem ähnlichen Verhältniß vorkommt, da sonst gewöhnlich Verleger und Verfasser sich mißtrauisch gegenüberstehen, wie Käufer und Verkäufer. Das „Schriftstellerleben“, welches Herr J. Max herausgegeben, legt für ihn selbst ein ehrenvolles Zeugniß ab und könnte auch besonders allen Buchhändlern und Literaten als ein Musterbuch aufgestellt werden.

F. v. H.

— Miß Mitford. Am 10ten v. M. starb in ihrem neunundsechzigsten Jahre eine der beliebtesten und liebenswürdigsten Schriftstellerinnen Englands, Mary Russell Mitford. Sie war am 16. Dezember 1786 in der kleinen Stadt Alresford (Hampshire) geboren. Ihr Vater, ein Arzt in nicht sehr glänzenden Umständen, ging eine Zeit lang mit seiner kleinen Tochter zu einem Lotterie-Collecteur (zu jener Zeit erstürmte in England noch die Lotterie) und ließ sie ein Loos wählen, welches mit einem Gewinne von zwanzigtausend Pfund Sterling herauskam. Durch diesen Glücksfall wurde die pekuniäre Lage der Familie natürlich sehr verbessert; allein das plötzlich erworbene Vermögen brachte, wie so oft, keinen dauernden Segen und war in wenig Jahren bis auf die letzte Spur verschwunden. Unterdessen hatte Mary eine treffliche Erziehung genossen, und sie zeigte schon früh ein literarisches Talent, das ihr reichliche Quellen des Erwerbs öffnete. Ihr erstes Werk war ein Band Gedichte, der im Jahre 1810 erschien und von der durch ihre drakonische Strenge bekannten Quarterly Review eine nicht ungünstige Beurtheilung erfuhr. Doch verdankt Miß Mitford ihren Ruhm weder ihren Poesieen, noch ihren Dramen, obwohl „Rienzi“ zu den besten Erscheinungen der neueren englischen Schaubühne zählt, sondern ihren unvergleichlichen Bildern des nationalen Lebens, und zwar des einfachen, gesunden, kräftigen Landlebens, wie man es noch in einigen grünen Zirren des alten, fröhlichen Englands antrifft und wie sie es in „Our Village“ schildert. Vor einigen Jahren gab sie noch ein Werk unter dem Titel „Literary Recollections“ heraus, in welchem sich auch interessante autobiographische Notizen finden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expedit. Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 25. Berlin, Dienstag den 27. Februar 1855.

Nord-Amerika.

Channing und der Unitarismus.*)

Der Protestantismus hat das Schicksal aller menschlichen Dinge: er nähert sich immerfort seinem Ziele und kann es nie erreichen. Dieses sein Streben, dem religiösen Ideale immer näher zu kommen, hat sich aber in den beiden Nationen, die den Protestantismus vertreten, auf verschiedene Weise offenbart. Die deutsche Nation ist dadurch, daß sie ihre Geistestiefe, ihre spekulative Einbildungskraft, ihre wunderbare Befähigung zu den kritischen Forschungen auch im Gebiet der Theologie angewendet, zu Ende des vorigen und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts zu einer der großartigsten und poesievollsten Gestalten des religiösen Lebens gekommen. Es war zwar nur ein Moment, aber was für ein Moment in der geschichtlichen Entwickelung des menschlichen Geistes, als Kant, Fichte, Herder Christen waren, als Klopstock das moderne Christus-Ideal zeichnete, als jenes bewundernswerthe Gebäude der biblischen Exegese, das Meisterwerk einer eindringenden Kritik und eines erhabenen Rationalismus, errichtet wurde! Nie waren unter dem Namen des Christenthums so viele und so große Erscheinungen zusammengefaßt; aber die verschiedenartigen Elemente, welche in der Unbestimmtheit einer poesievollen Auffassung eine Zeitlang mit einander verträgt erschienen, gehen bald wieder aus einander: das reine religiöse Gefühl endigt in einem engherzigen Pietismus; der Rationalismus und die Kritik kommen zu negativen, die alte Religion gänzlich aufhebenden Behauptungen; der Katholizismus, der aus allem Zwiespalt seinen Nutzen zu ziehen bestissen ist, scheint überall wieder mehr Terrain zu gewinnen.

Die englische Nation hat, in Europa und in Amerika, das von der Reformation aufgestellte Problem, ein dem modernen Geist angemessenes Christenthum zu gründen, auf anderem Wege zu lösen gesucht. Mit einer großen Geistesbeschränktheit, einer bewundernswerthen Herzenseinfalt, mit einem ausgezeichneten Sinn für Moralität die Theologie betreibend, hat die englische Nation den modernen Christus gesucht. Der Unitarismus, ein der Lehre, welche der Dialomus Arius im vierten Jahrhundert vertrat, sehr ähnliches System, ist das letzte Ergebniß der englischen modernen Theologie. Vortrefflich praktische Anwendungen, eine echt evangelische Gesinnung gleichen den Mangel an Poesie und Geistestiefe aus. Man kann ohne Bedenken behaupten, daß aus dieser religiösen Richtung die vorzüglichsten moralischen und sozialen Lehren hervorgegangen sind, welche die Welt bis jetzt vernommen. Begründet und gefördert durch tüchtige, eben so sehr den Launen und den Raffinements des Künstlers, wie den Uebertreibungen und Bedenklichkeiten des Gelehrten fremde Naturen, hat diese ehrenwerthe lebenslänge Schule der Welt wieder einmal den Unterschied der Gaben des Geistes und die Kunst offenbart, welche die Ansichten des Genies von der praktischen Lebensklugheit trennt, die auf eine wirksame Weise die Verbesserung der menschlichen Zustände und Verhältnisse betreibt.

Channing ist unzweifelhaft der vollkommenste Repräsentant dieses ganz amerikanischen Strebens, eine Religion ohne Mysterien, einen Rationalismus ohne Kritik, eine Geistesbildung ohne hohe Poesie zu verwirklichen. Wenn nicht der Gründer, so ist Channing doch der Heilige der Unitarier. Die Gerüchte, welche von Amerika zu uns gelangen, beweisen, daß die Ansicht, er sei ein neuer Heiliger, in Amerika von Tage zu Tage mehr um sich greift. Das für seine Person rege gewordene Interesse hat viele hervorragende Geister in England und in Frankreich dazu getrieben, seine Schriften zu lesen. Herr Laboulaye, einer der ausgezeichnetsten Publizisten Frankreichs, will dem schon allgemeiner gewordenen Verlangen, den vorzüglichen Lehrer, den ganz Amerika feiert, genauer kennen zu lernen, durch eine Uebersetzung der Schriften Channing's entgegenkommen. Der Band, der von dieser Uebersetzung so eben erschienen ist, enthält den vortrefflichsten Theil der Werke Channing's, nämlich seine Theorie der Gesellschaft. Die folgende Darstellung möge dazu beitragen, daß der berühmte nordamerikanische Reformator in einen weiteren Kreise bekannt und gewürdigt werde, wie er es verdient.

*) Nach einem von dem geistvollen, besonders aus mit deutscher Literatur sehr vertrauten französischen Kritiker Ernst Renan verfaßten Artikel der Revue des deux Mondes.

I.

William Ellery Channing wurde am 7. April 1780 zu Newport, im Staate Rhode-Island, in einer achtbaren und wohlhabenden Familie geboren. Man kann nicht sagen, daß er eine ausgezeichnete Erziehung genossen; die Umgebung, in welcher er sich bildete, scheint wenig geeignet gewesen zu sein, einen großen Einfluß zu entwickeln. Newport war eine Stadt des Handels und des Vergnügens. „Reiche Kaufleute", sagt der Biograph Channing's, „Schiffs-Capitaine, die den Dienst aufgegeben hatten, und andere Personen, die aus Gesundheitsrücksichten sich dorthin begeben hatten, bildeten eine feine und selbst luxuriöse Gesellschaft. Die Anwesenheit der englischen und französischen Offiziere während des Befreiungskrieges trug auch dazu bei, die Sitten zu verfeinern; die französische Freisinnigkeit und der den Sreiteten eigene ungezwungene Ton hatte in den meisten Klassen der Gesellschaft Anklang gefunden." Uns wird aus dieser Schilderung sehr erklärlich, warum Channing jene Geistesfreiheit nicht hat, welche aus dem Verkehr mit einer Aristokratie des Geistes entsteht, und welche vielleicht noch eher der Berkehr mit dem Volke, als das Leben inmitten der Bourgeoisie zu entwickeln vermöchte. Aber für einen Mann, wie Channing, der die Bestimmung hatte, ein ganz praktischer Apostel zu werden, war die geschilderte Umgebung vielleicht ein Glück. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Feinheit und die Geschmeidigkeit, welche mit einer vielseitigen aristokratischen Geistesbildung vereinigt zu sein pflegen, den Eifer, den ein Apostel haben muß, nur beeinträchtigen können. Wer die Dinge erst von allen Seiten betrachtet, wird unentschieden. Das Gute enthusiasmirt nicht mehr, wenn man sieht, wie damit faß eben so viel Schlechtes verbunden ist. Das Schlechte widert uns nicht mehr in dem Maße an, wenn wir uns daran gewöhnt, es als nothwendig und mitunter sogar als die Bedingung des Guten anzusehen. Der Apostel darf alle solche feine Betrachtungsweisen nicht kennen. Channing verdankt es seiner schlichten Erziehung, daß er sein ganzes Leben hindurch sich die Energie seiner moralischen Bestrebungen und die Abgeschlossenheit seiner Ueberzeugungen hat bewahren können. Er hatte den Vorzug der guten Geister, längs des Abgrundes wandeln zu können, ohne vom Schwindel ergriffen zu werden; er hat nur ein begränztes Stück der Welt gesehen und ist bewahrt davor geblieben, durch ihre Unbegränztheit und Unermeßlichkeit in Schrecken gesetzt zu werden. In der Speculation ging er über die schottische Schule nicht hinaus; die kluge Mäßigung dieser Schule wandte er in seiner Theologie an. Deutschland kannte er wenig und begriff er nur halb. Seine Ideen und seine Kenntnisse waren die eines unterrichteten und gebildeten Mannes ohne besondere Tiefe und ohne schöpferische Kraft.

Aber über alle Fragen des sozialen, moralischen, politischen Lebens dachte er frühzeitig und gründlich nach. Der Gedanke des Kommunismus, der erste und darum unrichtigste, der sich dem Geiste darbietet, wenn man über die Reform der menschlichen Gesellschaft nachzudenken anfängt, bemächtigte sich für eine Zeit seines Geistes; er war einmal sogar nahe daran, das Amt eines Geistlichen bei einer Gesellschaft von Auswanderern, in welcher die Gütergemeinschaft eingeführt war, zu übernehmen. Seine Jugendzeit verlebte er in großen inneren Kämpfen, die gegen die tiefe Ruhe seines ganzen übrigen Lebens seltsam abstechen. Vierzig Jahr später spricht er von dieser seiner Prüfungszeit in folgender Weise: „Ich lebte allein für mich, die Nächte damit hindringend, Pläne und Projekte zu machen, und wie Jemanden um mich habend, außer in den Stunden, wo ich Unterricht gab, arbeitete ich, wie ich es später nie gethan. Kein menschliches Wesen wahrend, dem ich meine Gedanken hätte mittheilen können, und die gewöhnlichen Gesellschaften fliehend, verbrachte ich meine Zeit in geistigen und moralischen Kämpfen, in Erregungen des Herzens und des Geistes, die lebendig und mächtig genug waren, mir den Schlaf zu nehmen und meine Körper-Constitution merklich zu verändern. Ich wurde faß zu

Digitized by Google

einem Skelett, und doch denke ich mit einem Gefühl von Befriedigung an diese Tage der Versammlung und der Traurigkeit zurück. Nie habe ich so von ganzer Seele nach moralischer Reinheit und nach Wahrheit gestrebt, wie damals. Mitten in den stürmischen Kämpfen tauchte die große Frage in meinem Innern auf: Soll ich den erhabensten oder den niedrigsten Trieben meiner Natur Folge leisten? Soll ich das Opfer der Leidenschaften der Welt oder das Kind und der Diener Gottes sein? — Ich erinnere mich, daß dieser große Kampf in mir vorging, ohne daß Jemand aus meiner Umgebung es auch nur im Fernsten ahnte."

Sein Nachdenken über die Religion erfüllte ihn früh mit einer tiefen Verachtung gegen die herrschende Kirche und mit einem starken Widerwillen gegen die Dogmen des Calvinismus. Seine bittere Stimmung gegen „diese gemeine und entsetzliche Theologie" (so bezeichnete er das System des Calvinismus) giebt sich auf jeder Seite seiner Schriften kund. Seine ganze Theologie drückte er seitdem in dem einen Worte aus: „Gott ist gut". „Die englische Theologie", schrieb er im Jahre 1801", scheint mir, um es kurz zu sagen, sehr wenig werth zu sein. Eine festgestellte Kirche scheint mir das Grab des Geistes zu sein. Der Seele einen festen, unveränderlichen Glauben aufsegen, heißt: die Mauern eines Gefängnisses um sie errichten. . . . Die Furchtsamkeit, die Kälte und die Schwerfälligkeit, welche im Allgemeinen alle Bücher der Theologie auszeichnen, sind vorzugsweise der eben angedeuteten Ursache zuzuschreiben." Und einige Jahre später: „Ich weiß, daß viele vortrefflich Menschen den Calvinismus bekennen; aber ich weiß auch, daß er auf viele Gemüther die betrübendsten Wirkungen ausübt, daß er unbarmherzige Nacht über sie verbreitet, daß er einen Geist der Knechtschaft und der Furcht hervorbringt, daß er die besten Herzensregungen unterdrückt, daß er die tüchtigsten Bestrebungen ins Stocken bringt, daß er bisweilen die Herrschaft der Vernunft erschüttert. Zu Bezug auf empfängliche Gemüther ist der Einfluß dieses Systems immer zu fürchten. Glaubte unser einer daran, man würde von einer Entmuthigung heimgesucht werden, die bis zum Wahnsinn gehen möchte. Wenn ich und alle meine geliebten Freunde, wenn mein ganzes Geschlecht, gänzlich verdorben, unwiderruflich zum Bösen getrieben und mit Widerwillen gegen das Gute erfüllt, aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist, wenn blos ein Theil des Menschengeschlechts aus diesem Zustande erlöst werden kann, der andere Theil durch das Wesen, welches uns eine verkehrte und verdorbene Natur gab, zu Qualen ohne Ende, zu ewigen Höllenstrafen verdammt ist, da, meine ich, bliebe uns Nichts übrig, als in der Herzensangst zu beklagen; die Existenz wäre ein Fluch, und was der Schöpfer wäre, mag ich nicht aussprechen. . . O, barmherziger Vater, ich kann von Dir nicht reden in der Weise, wie es in diesem System geschieht. Nein, Du hast mir zu viele Beweise Deiner Güte gegeben, als daß ich einen solchen Vorwurf über meine Lippen bringen könnte. Du hast mich geschaffen, damit ich glücklich sei; Du hast mich zur Tugend und zur Liebe berufen, und Du verlangst von mir nur das, was zu erfüllen Du mich befähigt hast."

Die religiöse Ansicht, zu der Channing sich getrieben fühlte, war der der Arianer und der Pelagianer sehr verwandt. Er betrachtete den Menschen nicht als durch die Erbsünde gänzlich verdorben und sah in Christus nicht den fleischgewordenen Gott, herniedergestiegen auf die Erde, um die Last unserer Sünden auf sich zu nehmen und um durch seine Leiden unsere Rechtfertigung zu bewirken; aber er war eben so wenig der Ansicht, daß der Mensch sich noch in dem normalen Zustande befinde und von Natur zum Guten geneigt sei; und in Jesus Christus sah er nicht blos einen Menschen von ausgezeichneter religiöser Anlage, der, gehoben durch den Enthusiasmus seiner Nation, die vollkommenste Vereinigung mit Gott erreicht hatte. Er stimmte vielmehr denen bei, die das menschliche Geschlecht als durch den Mißbrauch des freien Willens entartet ansehen. In Jesus Christus sah er ein erhabenes Wesen, welches im Zustande der Menschheit eine Krisis herbeigeführt, den moralischen Sinn erneuert und die in der Tiefe des menschlichen Herzens verborgenen Keime des Guten mit Erfolg neu geweckt hat.

Diese Ansichten hatten viel Aehnlichkeit mit denen des Unitarismus, der in Amerika schon mehrere Kirchen hatte: Channing schloß sich den Unitariern an und nahm im Alter von dreiundzwanzig Jahren eine Predigerstelle bei ihnen an; er bekleidete diese Stelle an der Kirche von Federal-Street in Boston bis ans Ende seines Lebens; aber niemals gab er einen Sekten- oder Parteigeist kund. Seine Abneigung vor jeder offiziellen Feststellung in Sachen der Religion ließ ihn besorgen, daß die weiteste aller Sekten immer noch zu eng wäre. Fast in jeder seiner Predigten kömmt er auf diesen seinen Grundgedanken zurück: „Ich bitte Euch", sagt er, „nicht zu vergessen, daß ich in diesem Vortrage in meinem Namen spreche. Ich gebe Euch nicht die Ansichten einer Sekte; ich gebe Euch die meinigen. Ich allein habe das, was ich hier aussprechе, zu verantworten. Niemand möge mich hören, um zu erfahren, was Andere denken. Zwar gehöre ich dieser Gesellschaft von Christen an, welche glauben, daß es nur einen einzigen Gott — den Vater giebt, und daß Jesus Christus nicht dieser einzige Gott ist; aber meine Zugehörigkeit zu dieser Sekte ist keineswegs eine vollständige, und ich gehe nicht darauf aus, ihr neue Proselyten zu gewinnen. Was andere Menschen glauben, ist für mich von keiner Wichtigkeit. Ihre Gründe höre ich mir gern an; ihre Schlußfolgerungen habe ich die Freiheit gelten zu lassen oder zu verwerfen. Ich führe, muß ich gestehen, mit Freuden den Namen eines Unitariers, weil man bemüht ist, diesen Namen in üblen Ruf zu bringen, und weil ich die Religion Christi mir nicht angeeignet habe, um vor den Verwürfen der Menschen zurückzuschrecken. Wenn jener Name mehr in Ehren wäre, würde ich ihn vielleicht mit Freuden ablegen, denn ich fürchte die Ketten, welche eine Partei anlegt. Ich will nicht einer Sekte, sondern der Gemeinschaft der freien Geister angehören, welche die Wahrheit lieben und Christo nachfolgen, sowohl auf Erden, als auch in den Himmel. Ich habe das Verlangen, mich der engen Umgebung einer besonderen Kirche zu entziehen, um unter dem freien Himmel zu leben, am vollen Lichte, fern und nahe um mich her Alles betrachtend, mit meinen eigenen Augen sehend, und mit meinen eigenen Ohren hörend, und demüthig, aber entschieden der Wahrheit folgend, wie schwierig oder wie einsam der Weg auch sein möge, auf welche sie führt. Ich bin also durchaus nicht das Organ einer Sekte; ich spreche für mich allein, und ich danke Gott, daß ich in einer Zeit und unter Verhältnissen lebe, die es mir zur Pflicht machen, mein Inneres vollständig mit Freimuth und Aufrichtigkeit darzulegen."

(Fortsetzung folgt.)

Polen.

Landwirthschaftliche und andere statistische Notizen aus Polen.

(Schluß.)

Der Handel wird, da die Landwege noch Manchen zu wünschen übrig lassen und im Winter oft geradezu bodenlos sind, vorzugsweise zu Wasser, und zwar durch die Weichsel und ihre Nebenflüsse Nida und Pilica, vermittelt. Die Dampfschiffe gehen stromaufwärts bis Zawichost. Die Ausfuhr ist gegen die Einfuhr im Nachtheil, denn diese beläuft sich auf 1,856,764 Rubel Silber, während jene kaum 765,793 Rubel Silber erreicht. Genaue Angaben sind hier, so wie in allen an Preußen gränzenden Provinzen, des Schleichhandels wegen, nicht wohl möglich. Die Vorschriften in Betreff der Schmuggler sind zwar sehr streng, doch scheint es, als wenn sie selbst von Seiten der Beamten mitunter etwas lau (!) befolgt würden.*)

Der Bergbau spielt im Radomer Gubernium eine sehr bedeutende Rolle; es giebt dort Kohlengruben, Zink- und Eisenhütten, Walzwerke zu Zinkblech, Puddlings- und Frischöfen, so wie auch viele für Maschinen-Arbeit beschäftigte Schmieden. Die größten Anlagen und Werke befinden sich theils in Sudsowkow und Bialogora, theils in dem unweit der preußisch-schlesischen Gränze gelegenen Dombrowa, welches, beiläufig gesagt, jährlich 18,000 Centner Zink liefert. Außer diesen dem Staate gehörigen Werken giebt es aber auch noch viele private, die gleichfalls sehr einträglich sind. Um nur eines zu erwähnen, führen wir das dem Fürsten Radziwill gehörige Czerkowy an, wo jährlich an 5000 Centner Schwefelerz zu Tage gefördert werden.

In Bezug auf Reichthum an Erzen nimmt Polen unter den europäischen Ländern die vierte Stelle ein, denn seine Ausbeute beträgt jährlich an 800,000 Centner. Vorzüglich ist sein Eisbeifen; so wie auch das Blech, das dabei wohlfeiler als das sibirische ist und deshalb stark nach Rußland ausgeführt wird.

Fabriken befinden sich im Gebiete des Gouvernums 354 von Bedeutung, welche für 1,316,077 Rubel Silber Waare erzeugen.

Daß bei dem vielfach so außerordentlich ergiebigen Boden der Ackerbau günstige Resultate liefern muß, versteht sich von selbst. Dies ist wohl auch mit die Ursache, daß man im Gubernium 303 jüdische Familien findet, welche sich dem Pfluge zugewandt haben. Es ist sehr zu wünschen, daß sie auch in anderen Theilen des Landes Nachahmer fänden, denn bei der Beschäftigung, welcher der größte Theil ihrer Glaubensgenossen heute noch in Polen obliegt, giebt das Volk selbst zu der verächtlichen Behandlung Veranlassung, die es überall, besonders dem Edelmanne gegenüber, begegnet.

Das aus sechs Kreisen bestehende Gubernium Plock hat auf einem Flächenraume von 309 Quadratmeil. oder 2,986,575 Morg. 992,982 Morg. Waldung. Der ziemlich fruchtbare Boden der Provinz besteht aus fettigem Lehm und Mergel, in welchem viel Trümmer antediluvianischer Geschöpfe vorkommen, stellenweise auch aus Sand. In den Strichen, wo Steinkohlen lagern, besonders bei Ostrolęka und Pultusk, findet sich

*) Der Verfasser scheint zu glauben, daß die Einfuhr in Polen eigentlich noch mehr beschränkt werden müßte. Er übersieht, daß die Ausfuhr des benachbarten Gouvernums nur darum so unbedeutend ist, weil dem Handel durch Einführbeschränkungen aller Art das Mittel genommen ward, die eigenen Landesprodukte zu verwerthen. D. R.

auch Bernstein. Die bedeutendsten Wälder liegen um die erstgenannte Stadt herum; sie zogen sich früher bis an die berühmte Puszcza Bialowiezka (den ungeheuren Urwald in Litthauen), westlich bis nach Preußen hinein. Aehnliche, doch weniger umfangreiche Urwälder sind noch die Ostrolęker und Mazowniker Puszcza, in welchen ein eigenthümliches Volk, die Kurpen, haust, das wahrscheinlich als ein Ueberbleibsel der alten slavischen Masuren zu betrachten ist und seinen Namen wohl der Kurp benannten Fußbekleidung verdankt. In Polen steht der Kurpe, und mit Recht, in dem Rufe, ein ausgezeichneter Schütze zu sein.

Das Gubernium Plock ist reich an Wasser, denn außer den schiffbaren Flüssen Weichsel, Narew und Bug hat es noch 102 Seen, von welchen der Steckliner und Makower jeder 210 Morgen Flächen-Inhalt einnehmen.

Da die Bewohner vorzugsweise Ackerbauer sind, so können die Fabriken natürlich eine nur untergeordnete Stufe einnehmen; dennoch liefern sie jährlich für 150,000 Rubel Silber Erzeugnisse. Die bemerkenswerthesten befinden sich in Kuchary, woselbst Uniformtuch, und in Ostrolęka, wo Moufselin, Kattun und etwas Leinewand verfertigt wird. Bei weitem blühender sind, leider! die 213 Brennereien, denn sie erzeugen zum großen Nachtheil des gemeinen Mannes jährlich ein Quantum von 395,139 Eimern Branntwein.

Wichtig für die Provinz, wenngleich nicht mehr in dem Grade, wie früher, sind die Bernsteingruben, deren sich bei Ostrolęka 26, bei Pultusk 30 und bei Pruszany 13 befinden. Gewöhnlich kömmt das Mineral in kleinen Stücken vor, doch sind auch schon sechs Pfund schwere Stücke gefunden und diese bis zu 450 Rubel Silber bezahlt worden. Die Masse ist theils schön gelb und durchsichtig, theils weißlich, gelblich und flockig.

An Wild trifft man im Gubernium Auerochsen (in den Puszczas), Elenthiere und Dambirsche. Früher gab es auch Biber, doch diese sind heute vollkommen verschwunden; höchstens läßt sich noch hier und da eine Fischotter sehen.

Das aus einem Theil des früheren Großfürstenthums Litthauen, so wie aus Theilen Podlachiens und Masoviens, bestehende, gegenwärtig 5 Kreise bildende Gubernium Augustowo enthält auf 3,364,968 Morgen Land 1,007,358 Morgen Waldung, ist also nicht weniger als holzarm. Grund und Boden bestehen, gleichwie im benachbarten Gubernium Warschau, aus angeschwemmtem Land mit großen Sandflächen, Seen und Sümpfen (welche letztere das Vorhandensein bedeutender Torf- und Rasen-Eisensteinlager erklären) und sind, mit Ausnahme der um den Niemen herum liegenden, nicht gerade besonders fruchtbar. Außer dem eben genannten hundert Meilen langen Flusse, der durch vierzig Meilen das Land durchschneidet, besitzt das Gubernium noch eine zweite Wasserader in der Narew, welche durch den 25 Meilen langen, mit 21 Schleusen und einer Zeit mit einem Kosten-Aufwande von 2,100,000 Rubel Silber hergestellten Augustower Kanal mit der Weichsel verbunden ist.

Die Bewohner in den Kreisen Mariampol, Kalwarya und Sejenst, vorzugsweise aus Letten oder Samogitiern bestehend, welche in dem Rufe sehr arbeitsamer und wirthlicher Leute stehen, gelten mit für die wohlhabendsten Ackerbauer in ganz Polen und beschäftigen sich auch vielfach mit der Schifffahrt.

Von den vorhandenen Forsten fallen 500,000 Morgen, also beinahe die Hälfte, auf den Privatbesitz. Der vorwaltende Baum ist die Fichte; doch kommen auch Rothtannen und an feuchten Stellen Erlen vor.

Auf den beiden schiffbaren Flüssen werden Nutz- und Stabholz, Bretter, Theer, Getreide, Leinsamen, Tschnekenhanf, Wolle, Butter, Talg, Kreide, selbst Aftergetraide und Treepe (festuca) ausgeführt. Der Niemen ist die gewöhnliche Wasserstraße zum Transport nach Königsberg und Memel, doch ist die Fahrt auf ihm der Stein-Anhäufungen (raky) wegen, deren sein Bett achtundvierzig aufzuweisen hat, nicht gefahrlos. Als einen großen Uebelstand für die Provinz muß man es betrachten, daß der Handel vollständig in den Händen der Juden ist; das liegt jedoch größtentheils mit in dem Charakter des Polen, vorzugsweise des Edelmanns, der so manche nützliche, einträgliche Beschäftigung als mit seiner Ehre nicht übereinstimmend von der Hand wies, somit das Heft aus der Hand gab und dadurch viel an dem traurigen Zustand des Handels schuld ist, dem wir in Polen fast überall begegnen.

Die Erzeugnisse der Provinz sind so ziemlich dieselben wie diejenigen im Plockischen, besonders sind die Bernsteingruben sehr ergiebig. Die durch die Letten sorgfältig gepflegte Pferdezucht liefert Thiere von samogitischer Race, welche zur Arbeit ganz vorzüglich und auch in sumpfigen Gegenden sehr gut zu verwenden sind. In ihrer Veredelung werden Vollblut- und Halbblutpferde eingeführt. Die ausgezeichnetste Stuterei ist die des Baron von Keudell auf Gielgudyski. Ein bedeutender Erwerbszweig war früher die Waldbienenzucht, welche 1827 noch 17,736 Stöcke aufzuweisen hatte, jetzt aber auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen ist.

Die bedeutendste Fabrik des Guberniums ist die Zuckerfabrik zu Lomża, welche jährlich für 518,000 Rubel Silber erzeugt, sonst giebt es noch achtundzwanzig bemerkenswerthe mit einem Umsatze von über 600,000 Rubel Silber.

Die acht Kreise des Guberniums Lublin, deren größter der Zamoscher ist, umfassen einen Flächenraum von 563 Quadratmeilen oder 5,545,747 Morgen, von denen 1,526,337 mit Wald bedeckt sind, der fast gänzlich (1,300,000 Morgen) Privat-Eigenthum ist. Das Land gleicht in seiner Beschaffenheit nördlich dem Warschauischen, südlich dem Sandomirschen und wird von der Weichsel, so wie von den in diese mündenden Wieprz und Bug, durchflossen. Von Bäumen kommen außer der Fichte auch Eichen und Buchen vor.

Die 112 bedeutenderen Fabriken des Guberniums lieferten 1852 einen Ertrag von 852,400 Rubel Silber, woran sich die Zuckerfabriken mit 300,150 Rubel Silber betheiligten. (Beiläufig sei hier erwähnt, daß die sämmtlichen Zuckerfabriken Polens im genannten Jahre über 11,000,000 Pfund Waare exportirten.) In Kazimierz an der Weichsel und Dubienka am Bug befinden sich Werftplätze zum Bau von Dampfschiffen.

Die Viehzucht steht auf gleicher Stufe mit derjenigen des Guberniums Warschau. Die Wagenpferde sind ihrer Schönheit wegen sehr gesucht, während die Arbeitspferde viel zu wünschen lassen.

Der Autor schließt den vorliegenden ersten Band mit folgender Bemerkung: „Im Allgemeinen steht das Gubernium Warschau in Bezug auf Ackerbau und Forstpflege höher als die anderen; das ist aber auch sehr natürlich, denn es schließt die Hauptstadt in sich, die man als den Brennpunkt der wissenschaftlichen Bildung, des Fortschritts betrachten muß. Von dort aus erfährt der näher Wohnende bald alles für ihn interessante Neue und kann es bei sich zur Anwendung bringen, während die Entfernteren diese Vortheile weit weniger genießen und vortheilhafte Verbesserungen oft nur dem Zufalle verdanken. Doch muß man den Agronomen unseres Landes (worunter in großer Zahl der Adel zu verstehen ist) das Zeugniß geben, daß sie es sich in neuerer Zeit mehr als früher angelegen sein lassen, nicht hinter den Anforderungen der Gegenwart zurückzubleiben, wodurch sie eben nur ihr eigenes Interesse fördern. Es bilden sich mehr und mehr elektrische Linien, welche durch ihre Drähte auch den entferntesten Theilen des Landes dasjenige zugänglich machen, was die Hauptstadt als Ausgangspunkt Neues und Wissenswerthes bietet."

Der erste Band des Polnjaskischen Werkes ist in den Kritiken der polnischen Presse einstimmig als ein wichtiges, höchst gediegenes Werk hingestellt worden, dessen Fortsetzung man mit Verlangen entgegensieht. Auch wir schließen uns diesem Urtheil an und werden es für eine angenehme Pflicht halten, das deutsche Publikum mit dem Inhalte der übrigen drei Bände bekannt zu machen. (Cz.)

Aegypten.

Der Kanal zur Verbindung des Mittelländischen Meeres mit dem Rothen Meere.

Der Vicekönig von Aegypten hat bekanntlich vor kurzem den Herrn von Lesseps ermächtigt, eine Gesellschaft zur Durchstechung der Landenge von Suez und zur Anlegung eines das Mittelländische mit dem Rothen Meer verbindenden Kanals zu gründen. An diesem großartigen Unternehmen sich zu betheiligen sind alle Nationen berufen, da diese Kanalverbindung den Weg von Europa nach Ostindien um die Hälfte abkürzen und dem Handel aller Nationen neue Aussichten eröffnen wird. Es haben zu aller Zeit Handelsverbindungen zwischen Ostindien und den an den Ufern des Mittelländischen Meeres und im Norden Europa's liegenden Ländern bestanden; aber die Verbindungswege sind verschieden gewesen, je nach den Völkern, welche vorzugsweise die Schifffahrt und den Handel auf den verschiedenen Weltmeeren in Händen gehabt. Seitdem die Erfindung des Kompasses es leicht gemacht, das Kap der guten Hoffnung zu umschiffen, ist dieser neue Seeweg nach Ostindien von den Portugiesen, den Holländern, den Franzosen und den Engländern jedem anderen vorgezogen worden. Das Unternehmen, diesen Weg durch einen die Landenge von Suez durchschneidenden, den größten Schiffen zugänglichen Kanal abzukürzen, verdient den unbedingtesten Beifall. Schon die alten Herren Aegyptens und alle ihre Nachfolger haben mit mehr oder weniger Erfolg diesem Unternehmen ihre Aufmerksamkeit gewidmet. Als Bonaparte an der Spitze der ägyptischen Expedition den Fuß auf dieses Land gesetzt hatte, ließ er sich sogleich angelegen sein, die Spuren der alten Kanalverbindung aufzufinden. Durch die alten Schriftsteller weiß man, daß die verschiedenen Fürsten, welche die Verbindung der beiden Meere herzustellen suchten, sich dazu der Vermittelung durch den Nil erst dann bedienten, als sie in der Beweglichkeit des die Wüste von Suez bildenden Sandes ein fast unüberwindliches Hinderniß erkannt hatten (ein Hinderniß, welches gegenwärtig durch die Fortschritte der Wissenschaft fast ganz beseitigt ist).

Digitized by Google

Der alte Kanal, der aus dem Rothen Meer in den Nil ging, fossa regum, Kanal der Könige, genannt, führte zur Zeit der Pharaonen, der persischen Könige und der Ptolemäer nahe bei Bubastis in den Pelusischen Nilarm. Die Römer, unter Hadrian, und die Araber, unter Omar, hielten es für nöthig, dem Kanal eine andere Richtung zu geben. Nach der Denkschrift des Herrn Le Père, des Directors der der ägyptischen Expedition zugetheilten Ingenieur-Abtheilung, waren an dem Kanal der Könige vier besondere Partieen zu unterscheiden, welche, die Fahrt durch die Seen mitgerechnet, zusammen dreiundzwölf Meilen betrugen. Der Angabe Herodot's zufolge, betrug der Weg auf dem Kanal vier Tagereisen. Auf eine Tagereise kämen hiernach nur acht Meilen. Dies ist nicht befremdend, wenn man annimmt, daß damals bei der Schifffahrt faß immer nur Ruder, selten Segel angewendet wurden. In Betreff der Breite des Kanals weichen die alten Nachrichten von einander ab. Herodot berichtet, daß er breit genug war, um zwei dreireihige Schiffe mit den Fronten neben einander zugleich aufnehmen zu können. Strabo behauptet, daß er hundert Ellen (ungefähr hundertfunfzig Fuß) breit gewesen sei; Plinius giebt seine Breite auf hundert Fuß an. Diese verschiedenen Angaben lassen sich leicht erklären, wenn man annimmt, daß der Kanal, der sehr verschiedenes Terrain durchschnitt, nicht überall dasselbe Profil behalten konnte. Man kann für gewiß annehmen, daß er da, wo er seine geringste Breite hatte, zwei dreireihige Schiffe in der Fronte neben einander aufnehmen konnte. In Bezug auf seine Tiefe muß man annehmen, daß er wenigstens bis zur Zeit der arabischen Herrschaft darauf eingerichtet war, auch von Seeschiffen befahren zu werden. Die Araber scheinen ihn nur mit kleineren Schiffen befahren zu haben. Ueber die Abdachung des Kanals finden wir bei keinem alten Schriftsteller eine Angabe. Man hat Grund, anzunehmen, daß in Bezug hierauf der Kanal für einen regelmäßigen Gang der Schifffahrt nicht eingerichtet war.

Bis zum Jahre 622 unserer Zeitrechnung sind die Nachrichten über die Verbindung des Mittelländischen mit dem Rothen Meere sehr unzuverlässig und in vieler Beziehung einander widersprechend. Die genauen Angaben, die man darüber bei Makrisi und bei El-Makin findet, beseitigen alle Zweifel, die man in Bezug auf die Existenz des Kanals sonst haben könnte. Von diesen arabischen Schriftstellern erfahren wir, daß ein in der Nähe von Fostat (dem alten Babylon der Perser in Aegypten) vom Nil ausgehender und in den Kanal der Könige, des der Chalif Omar wieder hatte ausgraben lassen, führender Kanal eine Verbindung mit dem Rothen Meere herstellte. Dieser Kanal, länger als ein Jahrhundert, von 644 bis 767, schiffbar, geriet nach und nach in Verfall, wohl darum, weil die arabischen Herrscher es ungern mit ansahen, daß auf diesem Kanal die Erzeugnisse des Landes zum Nachtheil der Aegypter ausgeführt wurden. Der Chalif Abu Gafar-el-Mansur ließ diesen Kanal bei seiner Ausmündung ins Rothe Meer verschütten, um einem Rebellen, der sich zum Herrscher von Mekka machen wollte, die Lebensmittel abzuschneiden. Auch die Türken haben daran gedacht, die wichtige Wasserverbindung wiederherzustellen. Mit den mächtigen Mitteln, die der Wissenschaft heutzutage zu Gebote stehen, wird man alle Schwierigkeiten des Unternehmens leicht überwinden.

Die gegenwärtig projektirte Verbindung der beiden Meere, heißt es, soll ohne die Vermittelung des Nils zu Stande gebracht werden; die Landenge von Suez soll da, wo sie am schmalsten ist, in fast gerader Richtung durchschnitten werden; in dem Becken des Sees Timsah soll ein großer Hafen angelegt und die Wasserstraßen von Pelusium und von Suez nach dem Mittelländischen und nach dem Rothen Meere sollen für die größten Schiffe fahrbar gemacht werden. Auf diese Weise wird das Hinderniß, welches die Natur dem Verkehr zwischen Europa und Indien gesetzt hat, beseitigt und ein riesiges Unternehmen ins Werk gesetzt werden, ein Unternehmen, durch dessen Ausführung Napoleon I. seinen Namen berühmt zu machen nicht versäumt hätte, wenn nicht dringendere Interessen seine schleunige Rückkehr nach Europa nöthig gemacht hätten.

Mannigfaltiges.

— Die Literatur-Geschichte der modernen Kulturvölker und ihre Kunde ist in letzter Zeit sehr emsig unter uns vorgenommen, erweitert, vervollständigt oder auch durch angemessene Bearbeitung des im Heimatsland Erschienenen gefördert worden. So die italiänische von Adolf Ebert („Handbuch der italiänischen National-Literatur“; Marburg, 1853); die spanische, zuerst von A. F. von Schack („Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst“, drei Bände, Berlin, 1845 f.), dann von Ludwig Carus („Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter“, zwei Bände, Mainz, 1846), zuletzt von George Ticknor (1849, drei Bände; deutsch von Julius, zwei Bände, Leipzig, 1852); die französische, wenigstens durch einen „Grundriß von ihrem Entstehen bis zum Sturze Ludwig Philipp's“, von de Castres (Leipzig, 1854). Selbst die Geschichte der schwedischen Poesie hat an F. L. Bömers einen kundigen und fleißigen Darsteller gefunden (Hannover, 1853). Nicht weniger ist für die englische Literatur-Geschichte geleistet worden. Nachdem die vor circa zehn Jahren erschienenen Schriften von R. Chambers und Craik vornehmlich darum ungenügend befunden worden waren, weil sie, obwohl reich an biographischen und kritischen Notizen, sich doch nicht auf historische Darstellung des gesammten Entwickelungsganges der Literatur einlassen und noch weniger der für die Sprachbildung so wichtigen Periode von Gründung der angelsächsischen Herrschaft bis zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts eine eingehende Behandlung widmen, trat die „Geschichte der englischen Literatur“, von W. Spalding (Professor an der Universität St. Andrews), hervor, und wurde diese nach ihrer zweiten Auflage von einem Ungenannten mit Anmerkungen ins Deutsche übersetzt (Halle, 1854, 543 S. gr. 8.), hierdurch aber einem vielfach empfundenen Bedürfniß abgeholfen. Um ein Jahr ging ihr die augenommen verdienstliche, indeß weit minder umfängliche „Geschichte der englischen Sprache und Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Buchdruckerkunst“, von Dr. Ottomar Behrsch (Breslau, 1853), voran. Diese jedoch ist so streng wissenschaftlich gehalten, daß ihr Redenzweck, als „Ergänzungsband zu allen bisherigen englischen Chrestomathieen“ zu dienen, bei der Mehrzahl derjenigen, welche sich ohne zu tiefes Studium mit der englischen Literatur in ihrem historischen Zusammenhang bekannt machen wollen, nicht leicht zu erreichen und diesen vielmehr das populärere und demnächst auch bis auf die neueste Zeit herabreichende Werk von Spalding anzurathen sein dürfte. Die Schrift von Behrsch wird vorzugsweise Solchen zusatttenkommen, die nach recht gründlicher Kenntniß der Anfänge englischer Sprachbildung verlangen, und Referent, welcher sich zu dieser Gattung von Benutzern zählt, hat feinerseits in ihr so viel Belehrung gefunden, daß er seine günstige Meinung auch öffentlich bezeugen zu müssen glaubte. Die Mittheilungen über den outlaw Robin Hood (S. 176 ff.) vervollständigt Referent mit Verweisung auf dasjenige, was vor wenigen Jahren über diesen merkwürdigen Sagenkreis und die Robin-Hood-Balladen von Gutch und Hunter veröffentlicht und neuerdings von Etienne (siehe Revue des deux Mondes vom 1. Oktober 1854) beleuchtet worden ist.

E. K—r.

— Noch eine Spur von Sir John Franklin. Wie das Athenaeum meldet, haben die Berichte über das unglückliche Schicksal Franklin's und seiner Expedition durch die Aussagen eines Eskimo, Namens Mastikukwin, eine traurige Bestätigung gefunden. Mastikukwin war vor mehreren Jahren durch die Westlopanischen Missionäre in Rupville, an der Hudsons-Bai, zum Christenthum bekehrt worden und hatte sich der Reisegesellschaft des Dr. Rae angeschlossen, welcher diesen Eingebornen als höchst zuverlässig und wahrheitliebend bezeichnet. Bei seiner Rückkehr nach Rupville berichtete er, daß er mit seiner Gesellschaft in einem Schneehause übernachtet habe, wo sechs Wochen lang beständige Nacht herrschte. Im März v. J. (1854) setzten sie ihren Weg auf dem Eise nach Norden fort und brachten siebenundzwanzig Tage auf dieser Reise zu. Sie drangen hundert (engl.) Meilen jenseits der von den Eskimos bewohnten Region vor, trafen aber noch immer auf Spuren des Moschus-Thiers. Man übergenzte sich, daß Sir John Franklin und seine Gefährten todt seien; doch wäre es nicht unmöglich, daß noch einer oder einige von der Mannschaft sich am Leben befänden und unter den Eskimos aufhalten. Letztere versichern, daß man die Leiche Franklin's, in eine wollene Decke gehüllt und seine Flinte neben sich, gefunden habe, ferner seine Uhr, in Stücke zerbrochen, nebst silbernen Löffeln, Messern und Gabeln. Das Schiff war den Eingebornen ein willkommenes Geschenk, indem es ihnen zur Verfertigung von Schlitten, Sperren, Knots u. s. w. diente. Die Wahrscheinlichkeit ist, daß nicht mehr als zwei bis drei Jahre verflossen sind, seitdem die Mannschaft dem Hunger erlegen. So lauten die Worte Mastikukwin's, wie sie von dem Missionär T. Hurlburt in Rupville mitgetheilt werden. Man kann denselben wohl Glauben beimessen, da der Erzähler ein Eingeborner des Landes, der Sprache vollkommen mächtig und keinen Grund haben konnte, einen lügenhaften Bericht abzustatten. Die verschiedenen, aus Eichenholz gearbeiteten Gegenstände, die an den Lagerplätzen der Eskimos gefunden wurden, bewiesen zum wenigsten, daß ihnen die Trümmer eines Schiffes der verschollenen Expedition in die Hände gefallen waren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr., welche bei Bücher, in Berlin franco Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mittler, Stechbahn, Nr. 13), und beim Herausgeber, Kommandantenstraße, Nr. 61), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 26. Berlin, Donnerstag den 1. März 1855.

Frankreich.

Ueber die menschliche Lebensdauer und die Quantität des Lebens auf der Erde.

Das Werk, welches Herr Flourens unter dem vorstehenden Titel*) veröffentlicht hat, ist in diesen Blättern bereits erwähnt worden. Auf Grund eines von Herrn A. Romieu verfaßten Artikels im Moniteur geben wir nun unseren Lesern die folgenden ausführlicheren Mittheilungen über dieses höchst interessante Buch des berühmten Verfassers.

Der Titel ist geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Buch zu ziehen. Er scheint dem Verlangen des Menschen nach langem Leben und dem Streben, die Mittel zur Verlängerung des Lebens zu erforschen, entgegenkommen zu wollen. Das Ziel, dem die Alchimisten zunächst ihr Leben geweiht, „das große Geheimniß“ zu entdecken, den Stein der Weisen zu finden, erscheint heutzutage zu viel näher, als im Mittelalter. Vielleicht wird es bald in einem unserer physikalischen Laboratorien erreicht: die Umwandlung der Metalle in einander würde heutzutage nicht mehr überraschen. Seit der Entdeckung des Potassium wissen alle Chemiker, daß die Ansichten über die „zusammengesetzte“ Natur dieser Körper sehr frei geworden sind.

Aber das weitere Ziel eines Raymundus Lullus und aller der großen Alchimisten war: die irdische Ewigkeit des Menschen. Indem man das Lebens-Elixir suchte, fand man das kohlensaure Gas, den Phosphor, das Antimonium und auch den Arsenik! Und was für ein Lebens-Elixir bietet uns nun Herr Flourens! Ein Lebens-Elixir, zu dessen Bereitung wir weder Blasebalg, noch Retorte, noch Zeit, noch Geheimniß nöthig haben. Das Rezept ist ganz einfach: Seid mäßig; lebt regelmäßig; vermeidet die physischen und moralischen Erschütterungen; wirket den Krankheiten in ihrem Entstehen entgegen; füget Euch darein, alt zu sein, wenn Ihr es geworden, und — wenn keine unglücklichen Zufälle eintreten, wird Eure Lebensdauer wahrscheinlich hundert Jahre sein. Dieses Rezept wird so ernsthaft und mit so überzeugenden Gründen dargeboten, daß man nicht umhin kann, es dankbar anzunehmen.

Das Interesse, welches der zweite Theil des von Herrn Flourens für sein Buch gewählten Titels erregt, ist anderer Art. Was soll der Ausdruck bedeuten: die Quantität des Lebens auf der Erdkugel? — Ich habe Leute, die das Buch noch nicht gelesen, darüber streiten hören. Aber ich bin überzeugt, daß darüber auch zwischen Solchen, die das Buch gelesen haben, Streit stattfinden wird. Herr Flourens hat den Ausdruck zu erklären versucht; aber er wird gut thun, für die nächsten Auflagen, die sein Buch erleben wird, den Ausdruck zu verändern, da derselbe das nicht bezeichnet, was in dem vorzüglichen dritten Theile des Buches unter dem Titel: „Ueber die Erscheinung des Lebens auf der Erdkugel“ dargestellt wird. Dieser Theil enthält auf seinen funfzig Seiten eine vollständige Darstellung der Geologie.

Aber wir haben zunächst über die beiden ersten Theile des Buches zu berichten.

Herr Flourens stellt das Greisenalter in einem Lichte dar, in welchem man es selten sieht. Seine Ansicht über die Altersstufen weichen von der gewöhnlichen Ansicht sehr ab; er zählt dieselben in folgender Weise auf:

Kindheit	— erste,	von der Geburt bis zum 10. Lebensjahre;
	zweite,	vom 10. bis zum 20. Jahre;
Jünglingsalter	— erstes,	vom 20. bis zum 30. Jahre;
	zweites,	vom 30. bis zum 40. Jahre;
Mannesalter	— erstes,	vom 40. bis zum 55. Jahre;
	zweites,	vom 55. bis zum 70. Jahre;
Greisenalter	— erstes,	vom 70. bis zum 85. Jahre;
	zweites,	vom 85. bis zum 100. Jahre.

Diese Eintheilung wird Denen, die mit neunundsechzig Jahren sich für Greise gehalten, ganz besonders gut gefallen; aber diese Eintheilung ist auch vom physiologischen Standpunkte aus sehr vernünftig und sehr richtig. Herr Flourens dehnt das Kindesalter bis zum zwanzigsten Lebensjahre aus, weil in diesem Jahre erst die Entwickelung der Knochen und damit das Wachsthum in die Höhe aufhört. Das Jünglingsalter rechnet er bis zum vierzigsten Lebensjahre, weil in diesem erst das Wachsthum in die Breite aufhört. Was später noch hinzukömmt, ist nur eine Ansammlung von Fett. Bis zum siebzigsten Lebensjahre ist im menschlichen Körper eine Kräftigungsthätigkeit bemerkbar, welche alle Theile fester und den ganzen Organismus vollendeter macht. Erst mit dem siebzigsten Lebensjahre beginnt das Greisenalter, dessen Merkmal Herr Flourens in dem Mangel der Reservekraft sieht.

Das Buch des Herrn Flourens könnte Einem, wie die berühmte Abhandlung von Cicero, die Lust, Greis zu werden, beibringen; mit solcher Begeisterung schildert es die ruhige Behaglichkeit und die hohen Geistesbeschäftigungen, welche diese letzte Phase des Lebens mit sich bringt. Die Beispiele, die er vorführt (wir erwähnen nur das Buffon's, seines Lehrers, den zu rühmen seine Feder nicht müde wird), sind recht verlockend. Buffon nannte das Greisenalter ein Bouquet voll und fügte hinzu, daß ohne unsere Rechenkunst wir davon nichts wissen würden, daß wir Greise werden. Zum Beweise führte er die Thiere an, die davon nichts gewahr werden.

Dies kann man gut sagen, wenn man ein Buffon ist und wenn man „die Epochen der Natur“ geschrieben hat in einem Alter, in welchem so viele Andere nur noch salbadern. Aber leider wohnt das Genie nicht in allen menschlichen Gestalten; Viele bedürfen der Rechenkunst nicht, um gewahr zu werden, daß sie weit vor der Lebenszeit, in welcher Buffon sich noch so jugendkräftig fühlte, schon sehr greisig sind.

Auch bei der Erforschung des äußersten Gränzpunktes der menschlichen Lebensdauer läßt Herr Flourens sich durch die Physiologie leiten. Die Geschichte liefert Beispiele von Menschen, die ein Alter von hundertzwanzig bis hundertfunfzig Jahren erreicht. Die Möglichkeit eines hohen Lebensalters für den Menschen ist also nicht zu bezweifeln. Aber Herr Flourens beweist mehr, nämlich, daß eine Lebensdauer von hundert Jahren eigentlich die normale ist. Schon Buffon hatte darauf hingewiesen, daß die Lebensdauer der Thiere nach der Dauer ihres Wachsthums zu bestimmen wäre. Die bestimmten Verhältnißzahlen aber hat erst Flourens aufgefunden. Er hat als den Zeitpunkt des beendigten Wachsthums denjenigen Zeitpunkt erkannt, in dem die Knochen mit ihren Nebenknochen vollständig zusammengewachsen sind. Dies ist beim Menschen mit seinem zwanzigsten Lebensjahre der Fall; beim Pferde mit dem fünften Lebensjahre; beim Löwen mit dem vierten, beim Hunde mit dem zweiten Jahre. Das Pferd lebt nun aber fünfundzwanzig Jahre, der Löwe zwanzig, der Hund etwa zehn Jahre. Die Lebensdauer wäre also hiernach das Fünffache der Zeit des Wachsthums. Das Leben des Menschen müßte demnach in der Regel wenigstens hundert Jahre dauern.

Aber Herr Flourens begnügt sich hiermit nicht. Sich auf die Ansicht Haller's und auf unbestreitbare Fälle berufend, in denen Vögel, Fische, Säugethiere ein ungemein hohes Alter erreicht, gelangt er dazu, das Leben zu unterscheiden als das gewöhnliche und als das außergewöhnliche, welches letztere noch einmal so lange dauern kann, als das erste. Woraus folgen würde, daß der Mensch, genau genommen, zweihundert Jahre leben kann. Gott bewahre uns Alle davor!

Im zweiten Theile seines Buches steht Herr Flourens ganz auf dem Boden der positiven Beobachtungen und der Thatsachen, auf dem Boden seiner eigenen früheren Arbeiten, denen die Physiologie so viel zu verdanken hat und die sich so natürlich anwenden lassen, wo es gilt, die Fragen in Betreff des Lebens, in Betreff seines Ursprunges auf der Erde, der Art und Weise seiner Fortpflanzung und seiner Dauer zu beantworten.

Der Verfasser beginnt mit den folgenden zwei Behauptungen: 1) die Anzahl der Arten (species) lebender Wesen ist seit der Schöpfung im Abnehmen begriffen; 2) die Anzahl der Individuen vermehrt sich in den Arten, die übrig geblieben sind, — so daß die „Quantität des Lebens“ auf der Erde immer sich gleich geblieben ist. Abgesehen davon, daß es unmöglich ist, den letzten Punkt zu beweisen, sieht man nicht ein, warum Herr Flourens eben diesen Punkt zu beweisen sucht, wenn man nicht annehmen will, daß er nur den zweiten Theil des Titels seines Buches begründen will, welcher dadurch aber nicht klarer wird. Gott, der Schöpfer, gleicht nicht einem Buchhalter, der das

*) De la Longévité humaine et de la quantité de vie sur le globe.

Soll und das Haben immer auszugleichen hat. Das Leben wird von ihm nach Verhältnissen gemessen, welche uns unbekannt sind und welche wir wohl nie erkennen werden. Er schafft ohne Zweifel immer noch, während wir über seine vergangenen Schöpfungen Untersuchungen anstellen.

Warum übrigens das Leben nur in den Arten anerkennen, welche unser Auge wahrnehmen kann? Würden alle diese Arten vernichtet, es würde immer noch die zahllose mikroskopische Welt des Lebens in der Luft, im Wasser, in den Schichten der Erde übrig sein. Das Leben ist überall. Man darf seine „Quantität“ nicht messen wollen. Ob sie sich immer gleich bleibt oder nicht, das kann uns gleichgültig sein; worauf es uns ankömmt, das ist: zu wissen, ob die verschiedenen Systeme, die man zur Erklärung des größten aller Phänomene, welches das Leben ist, auf Täuschung beruhen oder nicht. Hierüber giebt nun aber Herr Flourens die befriedigendsten Aufschlüsse.

Was seine erste Behauptung: die Abnahme der Anzahl der Arten, betrifft, so ist diese nicht zu bezweifeln. Das Verzeichniß der untergegangenen Arten ist lang; wir erwähnen nur das Mammuth, das Dinotherium, das Megatherium, von denen nur noch Bruchstücke übrig sind. Die ungeheuerlichen Reptilien der früheren Weltalter: der Ichthyosaurus, der Plesiosaurus, der Megalosaurus, existiren nicht mehr. Auch in der historischen Zeit sind Arten verschwunden, z. B. der Dronthe, ein ungeheurer Vogel, den die Portugiesen noch im sechzehnten Jahrhundert auf Isle de France fanden (auch Dodo genannt), und der Tour, eine Art von Rind, die man in derselben Zeit noch auf den Ebenen Rußlands fand. Auch die Art, von der das Pferd abstammt, ist untergegangen; die wilden Pferde, welche schaarenweise in Amerika und in Asien angetroffen werden, stammen von zahmen Pferden ab, die frei geworden sind. Selbst in unseren Tagen sehen wir nach und nach ebenfalls sehr zahlreiche Arten, wie die Giraffe, den Hippopotamus, den Wolf, den Tiger und den Löwen, seltener werden. Wo der Mensch seine Herrschaft ausbreitet, verschwindet Alles, was ihm unnütz oder schädlich erscheint. Vielleicht hat Herr Flourens den bezeichnenden Ausdruck des alten Plinius, der den Menschen als „Fleau animal caeteris imperaturum“ (d. h. als ein Thier, welches weint und bestimmt ist, die übrigen zu beherrschen) charakterisirt, im Geiste gegenwärtig gehabt, als er die Worte geschrieben: „Schwach und nackt auf die Erde gestellt, ist der Mensch durch seine Intelligenz das am besten bewaffnete und das furchtbarste aller geschaffenen Wesen geworden. Er hat das Feuer entdeckt; mit Hülfe des Feuers hat er das Eisen geschmiedet; er hat bekämpft und weit von sich weggetrieben die Thiere, die ihm schaden konnten. Er hat dann seine Gattung sich entwickeln, zunehmen, sich überall ausbreiten und überall, wo sie erschienen, bald über die anderen herrschen gesehen.“

Aber wie hat der Mensch angefangen? Nach Flourens ist der Mensch zuerst als ein von Früchten sich nährendes Wesen, wie der Affe, aufgetreten. Seine Backzähne sind weder schneidend, wie die der Fleischfresser, noch höckerig, wie die der Grasfresser; er hat weder den kleinen Magen und die sehr kurzen Därme der Fleischfresser, noch den mehrfachen Magen und die sehr langen Därme der Grasfresser. Seine eindringenden Zähne und seine Hand, so sehr geeignet, die Früchte zu ergreifen und abzupflücken, geben zu erkennen, daß er ursprünglich für diese Nahrung bestimmt gewesen. „Seitdem der Mensch mit Hülfe des Feuers die animalischen und vegetabilischen Substanzen zu erweichen und zuzubereiten gelernt, ist er in den Stand gekommen, sich aller Arten von Nahrungsmitteln zu bedienen.“ — Sehr übereinzend beweist Herr Flourens die Unveränderlichkeit der Arten. Er beschränkt sich nicht darauf, daran zu erinnern, daß die Beschreibungen des Aristoteles, die zweitausend Jahr alt sind, heute noch ganz richtig sind, und daß die Mumien von Menschen und Thieren, welche wir von alten Aegyptern geerbt, genau die heutigen Typen darstellen; er bringt uns, bessere Beweise; es sind dies seine eigenen Erfahrungen. In seiner Stellung als Professor beim Jardin des Plantes hat er Thiere von derselben Gattung, aber von verschiedenen Arten, gepaart, z. B. Hund und Schakal. Die Erzeugnisse dieser Paarungen waren in der dritten oder vierten Generation unfruchtbar, wie die Geburten einer Eselin von einem Pferde, einer Hündin von einem Wolf. Der Mensch kann es demnach durch seine Bemühungen nicht dahin bringen, daß sich eine neue Art bildet. Die Arten, welche sich dauernd erhalten, sind aus der Hand Gottes hervorgegangen.

Aber die Versuche des Herrn Flourens haben der Wissenschaft noch einen anderen Dienst geleistet; sie haben für immer die Hypothese von der Prä-Existenz der Keime gestürzt, welcher Leibnitz und viele andere große Gelehrte, z. B. auch noch Cuvier, zugethan waren. Dieser Hypothese zufolge hätte das erste Weibchen einer Art in einem Ei alle Eier in einander eingeschachtelt enthalten, aus denen die Individuen der Art bis zum Aufhören eben dieser Art hervorgehen sollten. Aber, wie Herr Flourens sagt: „Es kömmt immer eine Zeit, wo ein System, welches es auch sei, nicht mehr behauptet werden kann; und diese Zeit ist die, wo die Thatsachen erschienen.“ Die Thatsachen sind erschienen. Herr Flourens hat ein Hündin von einem Schakal begatten lassen. Das Erzeugniß hält in allen physischen Eigenschaften die Mitte zwischen beiden, doch ein wenig mehr sich dem Schakal nähernd; es hat aufrechtstehende Ohren und einen herabhängenden Schwanz; es bellt nicht; es ist wild; es ist mehr Schakal als Hund. Das Erzeugniß dieses Bastards mit einer Hündin bellt auch noch nicht; aber es hat schon herabhängende Ohren; es ist schon weniger wild. Das Erzeugniß dieser Bastards mit einer Hündin bellt, hat einen aufgerichteten Schwanz und ist nicht mehr wild. In der vierten Generation ist der Bastard ganz und gar ein Hund. Das Umgekehrte ist der Fall, wenn der Bastard aus der Verbindung des Schakals und der Hündin mit einem weiblichen Schakal sich mischt und auch in den folgenden Paarungen das Weibchen immer ein Schakal ist; das letzte Erzeugniß ist dann ein vollständiger Schakal.

Aus diesen Thatsachen leuchtet ein, daß die Prä-Existenz der Keime eine bloße Chimäre ist. Wären die Nachkommen der Hündin alle schon in den Keimen, die sie in sich trägt, bestimmt vorgebildet, so könnten dieselben immer nur Hunde sein und nicht Bastarde, die zum Theil Hunde, zum Theil Schakale sind.

Nord-Amerika.

Channing und der Unitarismus.

(Fortsetzung.)

Die wahre Eigenthümlichkeit Channing's besteht in dieser Idee eines reinen, von allem ausschließenden Sektengeist befreiten Christenthums, in seiner Abneigung gegen allen, selbst gegen den frei eingeführten geistigen Despotismus, in seinem Haß gegen das, was er als eine „entwürdigende Uniformirung der Ansichten“ bezeichnet. Niemand hat mit stärkeren Ausdrücken den von Amts wegen befohlenen Glauben verdammt, Niemand hat besser begriffen, daß wegen Wahrheit, die der Mensch nicht aus seinem eigenen Innern gewonnen, unwirksam und ohne moralischen Werth ist. Das Wort: „glauben“ ist ihm zuwider. Er sieht in dem Glaubensgehorsam ein Ueberbleibsel des alten Systems, welches auf der Unterdrückung der individuellen Gewissen durch die festgesetzte Autorität beruhte. Er meint, daß es besser sei, einige schlechte Leidenschaften frei zu lassen, als die Sklaverei und die Lethargie der Geister fortzusetzen. Die Einheit in der Mannigfaltigkeit, das ist für ihn das Gesetz der zukünftigen Kirche, und er überließ sich gern dem schönen Traum, daß in Stelle der jetzt den Gläubigen durch die von ihnen getrennte Geistlichkeit aufgezwungene Katholizität in Zukunft die allgemeine Gemeinschaft der von der reinen Liebe beseelten Christen treten werde.

Diese erhabene Duldsamkeit ist an Channing das, was am meisten Beifall findet; man wird nicht müde, in Bezug darauf auf ihn hinzuweisen: „Eure Hauptschlüsse im Punkte des Glaubens läßt sich in zwei Vorschriften bringen: Achtet die, welche mit Euch nicht übereinstimmen; achtet Euch selbst. Bildet Euch nicht ein, daß Ihr das ausschließliche Privilegium der Wahrheit und der Güte habt. Betrachtet die Kirche Christi nie als eine in die Schranken einer menschlichen Erfindung eingeschlossene, sondern als eine alle Seiten umfassende. Ehret alle Menschen! Aber ehret auch Euch selbst! Duldet nie, daß Eure Ansichten mit Verachtung behandelt werden; und wenn Ihr sie auch Niemanden aufdringt, so zeigt doch, daß Ihr sie als die Wahrheit verehrt, und daß Ihr sie für sie die Achtung derjenigen beanspruchen, die mit Euch sich darüber in Unterhaltung einlassen. Stellt Euch immer auf den Fuß der Gleichheit gegenüber einer jeden Sekte oder Partei und veranlaßt durch Eure Schuchternheit neben gegen Euch einen Ton des Befehls, der Ueberlegenheit oder der Verachtung anzunehmen.“

Eine merkwürdige Konsequenz dieser unbegränzten Weitherzigkeit, dieser Ausschließung aller Ausschließung war seine besondere Toleranz für die intoleranteste aller Religions-Gesellschaften. Der Katholizismus um ihn her wurde verleumdet, fast verfolgt; darum liebte er ihn. Die lebhafte Sympathie, die er für die Schriften Fénelon's faßte, der Einfluß der schönen Erinnerungen, welche Cheyron us in den Vereinigten Staaten zurückgelassen hatte, und ganz besonders der Umstand, daß der Katholizismus um ihn her nicht durch die öffentliche Macht gestützt war, nahmen ihn für denselben ein. Er glaubte an die Zukunft des Katholizismus in England, an das Gelingen der Oxforder Bewegung, weil sich darin eine Reaction des individuellen Gewissens gegen die Autoritätskirche kundgab. Er äußert seinen Unwillen gegen die Theologen, welche einen großen Lärm über die Fortschritte des Katholizismus erheben und sich selbst eben so, wie der Papst, für unfehlbar halten. „Merken sie nicht“, sagt er, „daß, wenn die Menschen zwischen zwei Unfehlbarkeiten wählen müssen, sie den Papst wählen werden, weil seine Unfehlbarkeit die älteste ist und durch die größte Anzahl von Stimmen behauptet wird? Dieses System hätte nicht so lange Zeit dauern, noch so weit sich ausbreiten können, wenn es nicht einen tiefen Grund in der menschlichen Natur hätte. Die Ideen und die Worte „Kirche“ und „Alterthum“ haben einen mächtigen Reiz

Die Menschen, in ihrer Schwäche, in ihrer Unwissenheit, in ihrer Trägheit, suchen gern da eine Zuflucht, wo sie eine großartige, mehr die Zeit geheiligte Organisation finden. Wie stark und wie stolz wenden wir, wenn wir durch die Menge, durch einen großen Namen und durch die Autorität der vergangenen Zeiten unterstützt sind! Es ist nicht befremdend, daß die römische Kirche in der Gegenwart, wo eine kränkliche Furcht vor den Neuerungen sich dem Geiste der Reform entgegenstellt und die Menschen auf die Vergangenheit hinwendet, wieder neues Leben gewinnt. Diese Oxforder Bewegung hat viel Anschein auf Erfolg, weil sie weniger das Werk der Staatsmacht oder des Ehrgeizes der Geistlichkeit, als eines wirklichen Religionsbedürfnisses zu sein scheint."

In dem hier angedeuteten Geiste wirkte Channing vierzig Jahre in seiner Predigerstelle zu Boston. Er besuchte Europa, begriff es nicht und gab sich auch keine Mühe, es zu begreifen. Sein äußeres Leben war einfach und angenehm. In Frankreich, wo der geistliche Beruf die Ehelosigkeit in sich schließt, würde ein Apostel, ein Heiliger, der ein Leben führt, wie jeder andere Mensch, eine befremdende Erscheinung sein; in Frankreich würde sich kein junges Mädchen dahin entschließen können, Channing zu heiraten. — Kein Unglücksfall störte Channing's ruhige und heitere Existenz. Der Optimismus, der seine ganze Religion war, verließ ihn in keinem Momente seines Lebens. „Die Erde", sagte er, „wird jünger mit den Jahren, der Mensch besser, indem er älteret." Im letzten Sommer, den er auf der Erde verlebte, freut man in seiner Gegenwart darüber, welches Alter die glücklichste Zeit des Lebens wäre; er lächelte und meinte, daß es das Alter von etwa sechzig Jahren wäre. — Er stand damals in diesem Alter. Er starb bald darauf, im Oktober 1842, ohne Schmerz, ohne Traurigkeit, um die Zeit des Sonnen-Untergangs, eine Stunde, welche er immer geliebt und wie eine heilige gefeiert hatte. „Das Leben", schreibt er einmal, „scheint mir eine Gabe, welche mit jedem Tage einen höheren Werth gewinnt. Ich habe nicht gefunden, daß es ein auf der Oberfläche schäumender Trank sei, der weiter unten immer ungenießbarer wird. Ich hoffe wirklich diese veraltete Verspeichung... Das Leben ist ein Segen für uns. Wenn ich die Anderen so glücklich sehen könnte, wie ich es bin, was für eine Welt hätten wir! Aber diese Welt ist gut, trotz der Dunkelheit, von der sie umgeben wird. Je länger ich lebe, desto mehr sehe ich das Licht durch die Wolken dringen. Ich bin sicher, daß über ihnen die Sonne scheint."

II.

Ohne daß er es beabsichtigte, wurde Channing Schriftsteller. Seine schriftstellerischen Werke zeigen keine schriftstellerische Prätension; in keinem derselben tritt uns eine Bemühung um Composition und Styl entgegen. Seine Werke sind Predigten, gesiegelte Briefe und Artikel, die er für eine religiöse Zeitschrift, den Christian Examiner, geschrieben. Auf den Gedanken, ein Buch zu schreiben, kam er erst sehr spät; glücklicherweise aber führte er ihn nicht aus. Der Plan zu dem Buche war weder neu, noch originell. Es wäre ein „Versuch" geworden, wie so viele anderen, über den Menschen und die menschliche Natur, dieses beständige Thema der englisch-schottischen Schule.

Wie Channing kein Schriftsteller ist, so ist er auch kein Gelehrter und auch kein Philosoph. Seine historischen Kenntnisse sind alle auf zweitere oder dritter Hand. Er hat nicht den feinen Sinn für die Verschiedenheiten, auf welchem die Kritik beruht, und ohne welchen ein Verständniß der Vergangenheit oder eine zugedehnte Einsicht in die menschlichen Angelegenheiten nicht möglich ist. Es ist überraschend, zu sehen, in welchem Maße die Engländer im Allgemeinen dieser Gabe historischer Einsicht entbehren, die der deutschen Nation so reichlich zugemessen ist und in Frankreich von manchen Geistern in reichem Maße besessen wird, vorausgesetzt, daß sie sich nicht von allzu ferner Alterthum und nicht zu sinnes von dem französischen allzu verschiedenen geistigen Zustand handelt. Zum Glück kann man auch ohne diese Gabe ein guter Mensch sein; und das ist Channing in einem so hohen Maße, daß er in dieser Beziehung ein Genie zu nennen ist. Wie alle mehr zur Ausübung der Tugend als zur Speculation geborenen Menschen hat er wenig Gedanken und sehr einfache Gedanken. Er glaubt an die Offenbarung, an das Uebernatürliche, an die Wunder, an die Propheten, an die Bibel. Er sucht die Göttlichkeit des Christenthums durch Gründe zu beweisen, welche sich von denen der alten Schule in Nichts unterscheiden. Wie Channing aller Kritik ermangelt, so ermangelt er auch des Sinnes für die hohe Poesie. Wenn man diese vortreffliche Seele, diesen Heiligen des heutigen Amerika mit denen vergleicht, welche in der Vergangenheit so wie er von dem Eifer für die Ehre Gottes oder für das Wohl ihrer Brüder erfüllt gewesen sind, so wird man zuerst von einem Gefühl der Trauer und der Kälte ergriffen... Wir finden hier Nichts von der glänzenden Theologie früherer Zeiten, Nichts von der Schwärmerei eines Franz von Assisi; Channing ist ein anständiger, gutgestellter, gutgekleideter Gentleman; enthusiastisch und begeistert auf seine Weise, aber ohne den Hauch des Wunderbaren; voll von Hingebung, aber ohne Größe; edel und rein, aber ohne hohe Poesie.

Man würde ungerecht sein, wollte man den modernen Menschen vorwerfen, daß sie nicht mehr die Eigenschaften haben, welche die Menschen früherer Zeiten nur ihrer Unwissenheit und Einfalt zu danken gehabt. Eben so ungerecht würde es sein, Channing die Dürftigkeit seiner Theologie vorzuwerfen, da diese Dürftigkeit es macht, daß sie verwünscht ist. Seine Theologie ist das, was die Theologie im neunzehnten Jahrhundert und in Amerika sein kann, — nüchtern, einfach, ehrlich, praktisch; — eine Theologie im Geiste Franklin's, ohne metaphysische Tiefe und ohne transscendentale Anschauungen. Diejenigen, die den Werth einer Religion danach bemessen, ob sie einfach und einleuchtend ist, müssen von der Religion Channing's entzückt sein. Wenn der Geist der Neuzeit Recht hat, eine Religion zu verlangen, welche, ohne das Uebernatürliche anzuschließen, dasselbe doch so viel wie möglich vermindert, so ist die Religion Channing's sicherlich die vollkommenste und am meisten gereinigte, die bis jetzt zum Vorschein gekommen.

Aber ist das genug? Und wenn auch das Glaubensbekenntniß auf den Glauben an Gott und an Christus zurückgeführt sein wird, wo wird man damit gewonnen haben? Wird der Skepticismus dadurch zufriedengestellt sein? Wird der Begriff des Universums dadurch vollständiger und klarer geworden sein? Entgeht Channing mit seinem geringsten Glaubensbekenntniß den Einwürfen des Unglaubens? — Gewiß nicht. Er nimmt die Auferstehung Jesu Christi an und nimmt seine ganze Göttlichkeit mit an; er nimmt die Bibel an und nimmt die Hölle nicht an. Die Theologie Channing's ist voll von Inkonsequenzen und Widersprüchen. Channing ist ein Rationalist, der noch Wunder, Weissagungen, Offenbarung zuläßt. Was hilft es, zu sagen, daß die Offenbarung durch die Vernunft beurtheilt werden muß, und daß im Falle einer Konflikts zwischen beiden der Vernunft der Vorzug gegeben werden muß? Jeder Stiftskand im Rationalismus ist willkürlich. Channing's Theologie ist nicht im Stande, die Einwürfe der katholischen Theologen gegen den Rationalismus und gegen den Protestantismus zu widerlegen. Channing hat seine religiösen Ansichten nie in klare Begriffe gebracht. Er predigt die vollständigste Bekenntnißfreiheit, aber es fällt ihm nicht ein, das Gebiet der reinen Kritik zu betreten. Er kämpft mit Energie gegen die festgestellte Kirche, aber er giebt die Hoffnung nicht auf, die wahre Form der evangelischen Lehre zu finden. Wenn er auffordert, selbst zu suchen, so meint er doch keineswegs, daß man durch freie Forschung außerhalb des Christenthume die Wahrheit finden könne. Der Katholik kann mit Recht zu Channing sagen: „Du bist nicht frrier, als ich, und Du bist einer weniger klaren Autorität gehorsame. Du gehorchst der Bibel; ich gehorche der Kirche." Channing kann nicht zum klaren Bewußtsein darüber, daß, wer eine Offenbarung annimmt, konsequenterweise eine Autorität und damit auch den Katholizismus (!) annehmen muß.

Um die Autorität der Bibel zugleich mit der Vernunft aufrecht zu erhalten, muß Channing dem Sinn der biblischen Worte oft Gewalt anthun. Die Hölle, wie die Orthodoxie sie versteht, widerstreitet seiner Menschenfreundlichkeit. Die Hölle ist ihm daher nur ein Zustand des Gewissens, wie auch der Himmel ihm nichts Räumliches, sondern die Einheit mit Gott und mit allen guten Wesen ist. Man kann das gelten lassen; aber welcher Unverstand, sich hinzusetzen und nachzuzählen, wie viele Male die Hölle in der Bibel erwähnt ist, mit Genugthuung zu bemerken, daß es nur fünf- oder sechsmal geschieht, und daß eine „gute" Uebersetzung das unangenehme Wort zu beseitigen im Stande sein würde! Kann man annehmen, daß es für den heiligen Geist ein „Beinahe" giebt? Was offenbart ist, muß doch wohl ganz offenbart sein, oder es ist nicht offenbart. — Der Geschichte thut Channing eben so Gewalt an. Er macht sich ein ganz ideales, ursprüngliches Christenthum zurecht und meint, daß es nur darum zu thun sei, zu diesem Christenthum zurückzukehren. „Der Religion", sagt er, „welche gegeben wurde, um den Menschen zu erheben, hat man sich bedient, um ihn zu einem Werkzeuge zu machen. Die Religion, welche gegeben wurde, um in und eine hohe Hoffnung lebendig zu machen, hat man zu einem Mittel knechtischer Einschüchterung und Abschreckung gemacht. Die Religion, die von Gott offenbart worden ist, um die menschliche Seele zu erweitern, ist dazu gebraucht worden, dieselbe in die engen Gränzen einer Sekte einzuschließen, die Inquisition zu begründen, die Scheiterhaufen für die Ketzer einzuführen." Die Religion, die gegeben worden ist, um den Geist und das Gewissen frei zu machen, ist dahin verdreht worden, daß man in ihrem Namen beide den Priestern und den rein menschlichen Symbolen unterworfen hat." Diese Theorie von einem goldenen Zeitalter des Christenthums, dem ein eisernes gefolgt sei, in welchem das ursprüngliche Christenthum in sein Gegentheil verkehrt worden sei, ist ganz unhaltbar. Das Christenthum ist in seiner ersten Zeit nicht so vollkommen, noch in der späteren Zeit so entstellt gewesen, wie Channing und die meisten Protestanten annehmen. Eine kritische Geschichte der Anfänge des Christenthums weist die Täuschungen nach, die man in Betreff des ursprünglichen Christenthums sich bis jetzt gemacht.

Es fehlte dem guten Channing das, was in Amerika überhaupt fehlt, — die hohe Geistesbildung, die Tiefe, die gründliche Kritik,

es fehlte ihm die rechte Einsicht in den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes. Als Religion des Geistes bleibt Channing's Religion hinter der des nördlichen Deutschland, als Religion für die große Menge bleibt sie hinter dem Katholicismus zurück; dem Kritiker sagt sie nicht zu, weil sie zu wenig Kritik übt; denen, die das Bedürfniß haben, zu glauben, widerstredt sie, weil sie zu viel Kritik übt. Der Geist unserer Zeit scheint aber eine Religion von dieser Art, eine Religion, die aus dem, was in allen Religionen nach Beseitigung der dogmatischen Eigenthümlichkeiten einer jeden noch übrig bleibt, besteht, zu fordern. Ganz Asien scheint seit zwei oder drei Jahrhunderten auf dem Wege der Vereinfachung seiner alten religiösen Formen dem Deismus immer näher zu kommen. Indien, müde des Umherirrens in dem Labyrinth unzähliger Sekten, kommt überall zu diesem Ergebniß. Rammohun-Roy, der berühmteste Repräsentant des Geschlechts der Brahmanen in unserem Jahrhundert, war, als er starb, ein Unitarier, wie Channing. Voltaire, in den Gnzarati-Dialekt übersetzt, wird in unserer Zeit von den letzten Schülern Zoroaster's, die reine Deisten geworden sind, in ihren Kontroversen gegen die protestantischen Missionäre ausgebeutet. Der Revolution in China liegt offenbar ein Aufruf zum Monotheismus gegenüber der Verderbniß der alten Religionen des himmlischen Reichs zu Grunde. Daß der Deismus, der überall im Gebiet der religiösen Geistesentwickelung sich zur Geltung zu bringen sucht, der Abschluß der religiösen Geistesentwickelung sein und bleiben werde, wird derjenige, der die geistige Menschennatur erkannt hat, nicht annehmen können.

England.

Ein Hospital in Balaklava.

Der Korrespondent der Daily News, dem wir schon einige anziehende Skizzen des Kriegsschauplatzes verdanken, gab neulich wieder eine höchst graphische Schilderung des Lebens oder vielmehr des Sterbens in Balaklava, wie er es selbst aus nächster Nähe beobachtet hat. Nachdem er das erste Stadium der Belagerung von Sebastopol in den englischen Trancheen durchgemacht, war es ihm gelungen, sich ein Quartier in Balaklava zu verschaffen, welches früher einem wegen Russenfreundlichkeit aus der Stadt vertriebenen griechischen Kaufmann gehört hatte und sich trotz der von den Zuaven angerichteten Verwüstungen noch in einem leidlichen Zustande befand. Hier führte er in Gesellschaft zweier Beamten des Kommissariats, deren büreaukratische Eigenthümlichkeiten er mit vielem Humor beschreibt, eine ziemlich harmlose Existenz, deren Einförmigkeit nur von Zeit zu Zeit durch das Gerücht von einem bevorstehenden Sturm oder von der Annäherung des Generals Lyprandi unterbrochen wurde, bis die ungünstigen Einflüsse des Klimas sich endlich auch bei diesem gemüthlichen Kleebatt geltend machten und der Eine vom Fieber, der Andere von der Gelbsucht, der Dritte von der Dysenterie befallen wurde. Noch vor Eintritt dieser Katastrophe hatte jedoch eine unerwartete Episode ihren häuslichen Comfort vollständig untergraben.

„Die Regenzeit hatte kaum begonnen, als die Gesellschaft sich durch ein großes häusliches Unglück, den Einzug unangenehmer Nachbarn, bedroht sah. Eine Abtheilung Türken nahm Besitz von dem neben uns gelegenen Hause, und es war aus den gemachten Anstalten klar, daß die Osmanli sich auf die Dauer hier niederzulassen gedächten. Zusammengerollte Bettzeug und seltsam geformte Schachteln wurden hereingebracht und zwei grüne Zelte zu unserem Erstaunen in dem Hofe aufgeschlagen. Noch ahnten wir aber nicht, was uns bevorstand und was uns nur zu bald deutlich werden sollte. Einen Morgens wurden wir nämlich durch den Anblick dreier todten Türken überrascht; sie lagen kaum dreißig Schritt von uns, und man war eben damit beschäftigt, die Leichen zu waschen. Wir beklagten uns zwar nicht, wie Hotspur's Frau, daß „so häßliche, unmanierliche Leichen zwischen den Wind und unseren Adel gekommen seien", aber angenehm war uns das Schauspiel freilich nicht, und noch dazu gerade vor dem Frühstück. Es war ein memento mori, dessen wir uns gern entschlagen hätten. Da wir jedoch kein Recht hatten, unsere Alliirten in ihren Anordnungen zu stören, so verfolgten wir die Prozedur mit großem Interesse, bis ein Trupp Soldaten mit Tragbahren herbeikam, auf welche die Körper gepackt wurden. Als die letzte Bahre den Hof verließ, legte man einen Spaten und eine Hacke neben die bewußtlose Leiche, und die traurige Prozession entschwand unseren Blicken. Wir athmeten wieder frei auf und betrachteten neugierig den türkischen wachthabenden Offizier, welcher die Kleider der Verstorbenen untersuchte, die Röcke und Jnexpreßibles aufhob und die Nähte betastete. Später erfuhren wir, daß er nach Geld suchte, indem die türkischen Soldaten Alles, was sie besitzen, in ihre Kleider einzunähen pflegen. Die drei armen Teufel, die man eben begraben hatte, müssen in der That recht arme Teufel gewesen sein, denn auch nicht einen Piaster konnte der Offizin auffindig machen, und um seine rechtmäßigen Accidenzien betrogen, warf er die Kleidungsstücke mit Entrüstung von sich und kehrte in das Haus zurück.

„Am folgenden Morgen erneuerte sich vor unseren Augen das Schauspiel des Waschens und Begrabens, und in der Nacht drang ein Todtengeheul und Geschrei zu unseren Ohren, das uns fernere Waschungen und Begrabungen für den kommenden Tag verkündete. Wir konnten uns der schrecklichen Wahrheit nicht länger verschließen: das Nebenhaus war in ein Hospital verwandelt worden, wohin man unsere armen Alliirten brachte, um dort ihr Leben zu enden. Von Kuriren ist natürlich in türkischen Hospitälern keine Rede. Wir bemerkten allerdings einen Hakim-Baschi oder Doktor, einen kleinen, bleichen Mann in einem blauen Rock und einem Fez, der, den unvermeidlichen langen Tschibuk rauchend, umherspazierte; allein seine Pflichten waren, den Anscheine nach, eher die eines Leichenbestatters als eines Arztes, den er bekümmerte sich nie um die Kranken, während er mit großer Sorgfalt über die Besiegung der Todten wachte. Sobald man die Körper in den Hof herausbrachte, um sie zu entkleiden, ließ sich der Hakim-Baschi auf einen Stuhl nieder, steckte seinen langen Tschibuk an und ertheilte den Ordonnanzen seine Befehle. Ich konnte mich zu Zeiten des Eindrucks nicht erwehren, daß er gewissermaßen auf die Leichen stolz sei und sie mit einer Art von grimmigem Vergnügen betrachte; auch sah er mit solcher Selbstzufriedenheit zu uns herauf, als ob er auf unseren Beifall rechne. „Kein Federlesens", schien er sagen zu wollen, „keine halben Maßregeln in dieser Anstalt. Wer eintritt, möge jede Hoffnung fahren lassen. Die einzige Art, in der er wieder herauskömmt, ist auf den Schultern meiner Todtengräber."

„Er hatte Recht, und von diesem Augenblick an waren wir vorbereitet, in einer Atmosphäre des Siechthums und des Todes zu wohnen, bei Nacht das Aechzen der Sterbenden zu vernehmen und am frühen Morgen ihrem Begräbniß beizuwohnen. Wir gewöhnten uns endlich an diese traurige Routine, ohne uns jemals ganz damit aussöhnen zu können, und noch viel weniger vermochten wir uns gegen Scenen abzuhärten, die, obgleich sie täglich und stündlich vorfielen, aller Beschreibung trotzbieten. Ich kann nur sagen, daß die meisten Patienten an der Dysenterie starben, und daß es uns unmöglich war, die verstockten Türken zur Beobachtung des Anstandes und der Reinlichkeit zu bewegen. . . . . An dem Erfolg verzweifelnd, gaben wir endlich unsere fruchtlosen Bemühungen auf. Wir waren offenbar nicht berufen, als Reformatoren unter den Kindern Mohammed's aufzutreten."

Mannigfaltiges.

— Fischzucht in China. Die praktischen und industriösen Chinesen haben es auch hierin weit gebracht und den Europäern den Rang abgelaufen. Der Missionär Huc erzählt in seinem Reisewerke: „L'Empire chinois", darüber Folgendes, was, wenn nicht allgemeinere Kenntnißnahme wertb, hier wenigstens als Kuriosum eine Stelle finden möge: „Gegen Beginn des Frühlings kömmt, wie es heißt, aus der Provinz Canton eine große Menge Laichhändler in die nächst im Norden gelegene Provinz Kiang-si, durchzieht weit und breit das gewerbsthätige Land und verkauft ihre Waare an die dortigen Teichbesitzer. Die Waare, welche sie in Fässern und auf Karren verführen, ist dem Aeußerlichen nach nichts als eine dicke, gelbliche, schlammartige Flüssigkeit. Das bloße Auge vermag darin durchaus nichts Lebensfähiges (animalische) zu entdecken. Für wenige Sapeken kauft man einen Napf voll von diesem Schlammwasser, und dieses reicht hin, um einen schon bestehenden Teich zu besetzen oder, nach dem hier üblichen Ausdruck, zu „besäen". Dieser Schleim wird ins Wasser geschüttet, und nach wenigen Tagen wimmelt es von junger Fischbrut. Ist diese etwas herangewachsen, so wirft man zu ihrer Fütterung auf die Oberfläche der Weiher zerriebene Kleingehackties Gras. Die Portion nimmt in dem Maße zu, als die Fische größer werden. Ihr Wachsthum erfolgt mit unglaublicher Schnelligkeit. Einen Monat längstens nach der Stunde ihres Ausbrütens sind sie schon recht kräftig; und von da an erhalten sie Nahrung vollauf. Früh und Abends bringen ihnen die Eigenthümer der Fischbehälter gewaltige Ladungen frisch gehauenen Grases von den Feldern. Die Fische kommen auf die Oberfläche des Wassers herauf, stürzen sich heißhungrig auf das Gras und verschlingen es unter muthwilligem Spiel, wobei sie ein anhaltendes Brummen und Summen hören lassen, gleichwie eine große Heerde Meerschweinchen. Ihre Gefräßigkeit läßt sich nur mit derjenigen der Seidenraupen vergleichen, wenn diese im Begriff sind, sich einzuspinnen. In dieser Weise dauert die Fütterung zwei Wochen lang fort, nach welcher Frist sie in der Regel ein Gewicht von zwei bis drei Pfunden erlangt haben und nicht mehr wachsen. Alsdann werden sie geschlachtet und lebendig in den Hauptorten des Landes verkauft." E. K—r.

Herausgegeben und redigirt von J. Schmann. — Im Verlage von Otto & Comp. in Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 16 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 27. Berlin, Sonnabend den 3. März 1855.

Frankreich.

Die Niam-Niams, oder die geschwänzte Menschenrace.*)

Die wissenschaftliche und die unwissenschaftliche Welt wird seit einiger Zeit durch eine neue Frage lebhaft beschäftigt, durch die Frage der Niam-Niams oder der geschwänzten Menschenrace. Die stets nach Neuem lüsterne Menge und der Dilettantismus in der Wissenschaft sind von der Existenz jenes Menschenstammes, der mit den Onadrupeden sich eines gleichen Schmuckes am Ende der Wirbelsäule erfreuen soll, schon aufs allerfesteste überzeugt, so wie sie noch vor kurzem von dem Dasein der Klopfgeister und den galoppirenden Tischen aufs festeste überzeugt waren. Die strenge Wissenschaft aber, die nicht blindlings nach Wundern hascht, sondern überall die Wahrheit sucht, läßt sich nicht so leicht abspeisen, und sie hätte vielleicht schon die Niams-Angelegenheit in die Rumpelkammer geworfen, wenn nicht, außer so vielen mehr oder minder glaubwürdigen Zeugnissen für das Dasein jener sonderbaren Race, vor einigen Wochen von unserem Landsmann, Dr. Hübsch, Hospital-Arzt in Konstantinopel, ein Brief an den Redacteur der hiesigen medizinischen Wochenschrift eingetroffen wäre, der ein neues Licht auf diese höchst interessante Frage wirft.

Ehe wir indessen unseren Lesern den Brief des Dr. Hübsch mittheilen, wollen wir einige historische Bemerkungen über die fragliche Menschenrace vorausschicken.

Die erste Nachricht über dieselbe datirt von 1677. Damals versicherte Jan Struys, ein holländischer Reisender, in Afrika einen Menschen gesehen zu haben, der mit einem mehr als einen Fuß langen Schweif versehen war. Einer solchen Nachricht konnte man natürlich nur sehr wenig Werth beilegen. Denn erstens war ja noch nicht erwiesen, ob jener mehr als ein Fuß lange Appendix wirklich ein Schweif, d. h. eine Verlängerung der Wirbelsäule, war; dann bewies eine an einem Individuum wahrgenommene Erscheinung durchaus nichts für die Existenz einer ganzen, von den bekannten Menschenstämmen so sehr verschieden organisirten Race. Man konnte eben jene Erscheinung als eine vereinzelte, als eine Abnormität betrachten, und endlich konnte man das Phänomen überhaupt in Zweifel ziehen.

Ein viel wichtigeres Zeugniß war das eines Marabuts von Kaschenah, einer Stadt in Central-Nigritien. Dieser Marabut behauptete, daß zwischen dem Golf von Benin und Abyssinien geschwänzte Menschenfresser wohnten, die man Niam-Niams nannte. In diesem Zeugniß ist schon ein gewisser Anhaltspunkt durch die lokale Bestimmtheit gegeben. Die ersten sehr wichtigen Nachrichten über jene Race hat uns jedoch Du Couret mitgetheilt. Er selbst hat 1842 in Mekka einen Neger aus Mittel-Afrika gesehen, der mit einem wirklichen Schweif versehen war; zu gleicher Zeit haben ihm mehrere arabische und nubische Dschelabd (Sklavenhändler) genau und übereinstimmend diejenige Gegend in Mittel-Afrika bezeichnet, in welcher allen Eingeborenen jene Verlängerung eigenthümlich sei. Du Couret beschrieb in einer Mittheilung, welche am 20. August 1849 in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vorgelesen wurde, jene Individuen auf folgende Weise: „Kleiner als die übrigen Neger, erreichen sie selten mehr als fünf Fuß Länge. Sie sind in der Regel muskulös. Sie sind mager und scheinen sehr schwächlich. Ihre Arme sind lang und dünn; ihre Hände und Füße sind länger und platter, als bei den anderen Menschenracen. Sie haben einen starken, beträchtlich verlängerten Unterkiefer, hervorspringende Backenknochen, eine kurze, sehr zurückspringende Stirn, lange, häßliche Ohren, kleine schwarze, glänzende, sehr bewegliche Augen, eine dicke, breite Nase, einen großen Mund, spitze, starke, sehr weiße Zähne und dicke wulstige Lippen. Ihr Haar ist kurzes Haar ist kraus, doch weder sehr dicht, noch wollig. Was diese Menschenrace aber vor allen anderen besonders auszeichnet, ist die äußere Verlängerung der Wirbelsäule; diese Verlängerung bildet bei jedem männlichen und weiblichen Individuum einen Schweif von zwei bis drei Zoll Länge."

Der Schweif an dem von Du Couret bemerkten Neger war von großer Beweglichkeit.

An diese und an die von Arnault und Bayssières der Akademie der Wissenschaften gemachten Mittheilungen, so wie an den Bericht des Herrn Rochet d'Hericourt, den dieser der orientalischen Gesellschaft einreichte, muß eine sehr wichtige Broschüre des Herrn Francis de Castelnau über denselben Gegenstand angereiht werden. Als nämlich dieser Reisende sich vor einigen Jahren in Bahia befand, kam er auf den Gedanken, von den Negersklaven, die in jener Stadt sich in großer Menge befinden, Nachrichten über die noch unerforschten Gebiete des afrikanischen Festlandes einzusammeln. „Einer dieser Sklaven, Namens Mohammah oder Manuel", berichtet Herr de Castelnau, „hatte sehr viele Reisen gemacht und zeichnete sich durch seine Intelligenz besonders aus. Meine naturhistorischen Studien setzten mich in den Stand, zu wiederholten Malen seine Aussagen genau zu prüfen und zu vergleichen, und ich habe sie immer sehr genau gefunden."

Dieser Sklave gab ihm nun von den Niam-Niams oder den geschwänzten Menschen, die er gesehen zu haben auf bestimmteste versicherte, folgende, von Du Couret in dessen Broschüre veröffentlichte Nachrichten:

„Manuel hat mit den Haoussas unter dem Befehl des Sultans von Kano eine Expedition gegen die Niam-Niams mitgemacht. Eines Tages bemerkte man einen Trupp jener Niam-Niams. Sie schliefen, den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Schweigend näherten sich ihnen die Haoussas und tödteten sie bis auf den letzten Mann. Sie hatten sämmtlich Schweife von vierzig Centimètres Länge und von ungefähr zwei bis drei Centimètres Durchmesser. Dieses Organ war glatt und fehlte auch den Frauen nicht, die man unter den Erschlagenen fand. Sie glichen den übrigen Negern und waren ohne die allergeringste Bekleidung. Nach einigen Tagen stieß die Expedition auf mehrere andere Gruppen, denen es nicht besser erging. Eine dieser Gruppen war gerade mit einer Mahlzeit beschäftigt, die aus Menschenfleisch bestand. Drei Menschenköpfe hingen von langen, in die Erde gerammten Pfählen röthend über der Flamme. Manuel gehörte zum Vortrab und hat viele von diesen Menschen tödten sehen. Er hat mehrere Leichname untersucht; er hat das besprochene Organ an ihnen gemessen und kann über die Existenz dieser Race nicht den geringsten Zweifel hegen.

„Der größte Theil der Niam-Niams", fährt de Castelnau fort, „lebt in Felsklüften; einige jedoch danen elende Strohhütten. Sie haben eine sehr schwarze Gesichtsfarbe. Ihre Zähne sind gefeilt; ihr Haar ist kraus. Sie tätowiren sich nicht und sind ein schöner Menschenschlag. Ihr Häuptling hat aus Gnade; aber der Sultan von Kano besaß, jeden, den man finge, niederzumachen, weil sie geschwänzt wären und Niemand solche Sklaven kaufen würde."

Andere Neger berichten Aehnliches. So erzählt ein Neger aus Adamah (östlich vom Gebiete der Niam-Niams), den die Haoussas gefangen genommen und nach Boochey, einer ihrer Städte, abgeführt hatten, daß nicht nur alle Einwohner von Boochey die geschwänzten Menschen kennen, sondern daß er selbst einige davon gesehen habe. Es waren Kinder von acht bis zehn Jahren, welche das Expeditionsheer als Gegenstände der Neugierde mitgeführt hatte.*) — Ein Anderer, der an einem Kriege gegen die Niam-Niams theilgenommen und ihrer mehrere getödtet hat, behauptet, daß die Verlängerung des Rückgrates je nach dem Alter des Individuums von verschiedener Länge sei. Genanntes Organ sei glatt und schwarz und ohne willkürliche Bewegung, so daß es die Niam-Niams durch ein in den Stuhl angebrachtes Loch stecken müssen, wenn sie sich setzen wollen.

Ein wohlbekannter Reisender, d'Abbadie, hat der geographischen Gesellschaft, in deren Sitzung vom 6. Januar 1852, berichtet, daß ihm ein abyssinischer Priester genaue und unzweifelhafte Nachrichten über die fragliche Race mitgetheilt hat. Diesem Priester zufolge hätte jenes Organ eine Palme (29 M. M.) Länge und wäre nur dem männlichen Geschlechte eigen.

*) Diese aus aus Paris zugekommenen Mittheilungen sind durch zufällige Umstände verspätet bei der Redaction eingegangen, und weder der geehrte Herr Einsender bedauert auch den verspäteten Abdruck entschuldigen. D. R.

*) Er hat bei dieser Gelegenheit jenes Organ gesehen und betastet und sagt, daß es die Länge und den Umfang eines Fingers hatte.

Digitized by Google

Das wären nun die Zeugnisse für das Dasein einer geschwänzten Menschenrace in Central-Nigritien (Sudan). Da Cortet sagt uns noch, daß die Niam-Niams von der Jagd, vom Fischfang, von Wurzeln, Pflanzen und Früchten leben; daß sie Kannibalen sind und der Begierde nach rohem Fleisch selbst im Zustande der Sklaverei nicht entsagen können, und endlich, daß einige von ihnen die Sonne, den Mond und gewisse Fürsterne anbeten, andere aber den Schlangen und den Quellen eines großen Flusses (wahrscheinlich des Nil) lebendige Opfer bringen. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Channing und der Unitarismus.

(Schluß.)

III.

Die wahre Größe Channing's liegt offenbar in seiner Moral. Seine Theologie läßt sich in allen Punkten angreifen; seine Moral kann man unbedingt loben; in seiner Moral ist er originell und neu. Es muß und Europäern, die wir gewohnt sind, den Bekehrungseifer eines Apostels oder eines Missionärs immer mit einer positiven, von Dogmen und Religionsgebräuchen erfüllten Religion verbunden zu sehen, schwer werden, uns von dem rein moralischen Apostelberuf Channing's eine Vorstellung zu machen. Man muß die Biographie lesen, welche Channing selbst uns über Tuckerman, seinen Lehrer und Führer auf diesem Wege der Menschenliebe, gegeben, um sich die neue Erscheinung dieser weltlichen Heiligkeit, welche die Vereinigten Staaten bestimmt zu sein scheinen der Welt zu offenbaren, richtig vorstellen zu können. Die oft englische Natur Channing's, seine Gentlemansgefühle, sein Optimismus, der ihm den Anblick des Schlechten zu einer wahren Strafe machte, machten für ihn den Dienst der Menschenliebe nur noch verdienstvoller. „Mein Geist sucht das Gute, das Vollkommene und das Schöne", schreibt er. „Ich kann meiner Einbildungskraft nicht ohne eine gewisse Qual vergegenwärtigen, was der Mensch von seinen eigenen Ungerechtigkeiten und Verbrechen oder von den Gransamkeiten seiner Brüder zu leiden hat. Die Kunst, mag sie sich noch so sehr bemühen, Schauder erregende oder rein tragische Sujets mit einem Schein des Schönen zu verbleiden, vermag es nicht, mich mit solchen Sujets auszusöhnen. Nur weil ich es als eine Pflicht ansehe, lese ich in den Zeitschriften die Berichte über die Verbrechen, die Unglücksfälle und die Leiden in der Menschheit .... Ihr sehet, daß ich zu einem Reformator wenig das Zeug habe."

Es giebt in unserer Zeit Nichts, was den schönen Moralpredigten Channing's und der erhabenen Weise, in der er die sozialen Fragen auffaßt, an die Seite zu setzen wäre. Die Probleme, die bei uns den menschlichen Geist nur in Verwirrung gebracht und deren Lösung noch nicht abzusehen ist, sind bei Channing alle gelöst durch die Menschenliebe, durch den Glauben, daß die menschliche Natur gut ist, und daß sie, sich entwickelnd, zum Guten hin fortschreitet. Niemand hat so zuversichtlich an den Fortschritt, an die wohlthätigen Einflüsse der Aufklärung und der Bildung auf alle Gesellschaftsklassen geglaubt. Channing ist ein Demokrat in dem Sinne, daß er einen anderen Adel als den durch die Tugend und die Arbeit erworbenen nicht zuläßt, daß er das Heil für die Menschheit in nichts Anderem sieht, als in der geistigen Bildung der niederen Volksmassen, und darin, daß dieselben in die große gebildete Menschenfamilie aufgenommen werden. „Ich bin ein Gleichmacher", schrieb er im Jahre 1831, „aber ich möchte meinen Beruf in der Weise erfüllen, daß ich diejenigen, welche auf der tiefsten Stufe stehen, höher hinaufbringe, daß ich die arbeitenden Klassen aus dem Armen-Elende, welches sie niederdrückt, und aus der Unwissenheit, in welche sie versunken sind, emporhebe. Wenn ich verstehe, was „Christenthum" und „Philanthropie" bedeuten, so kann ich keine Vorschrift einleuchtender finden, als diese."

In der Politik ist Channing eben so schlicht und ungekünstelt. Er ist liberal und — was eine seltene Erscheinung ist — liberal aus religiösen Gründen. Die Revolution im Jahre 1830 verursachte ihm eine lebhafte Freude. Die erste Kunde davon vernahm er in Newport; er reiste sofort zurück nach Boston, um mit den Freunden der constitutionellen Freiheit seine Freude zu theilen und von der Kanzel herab die frohen Hoffnungen, von denen sein Herz erfüllt war, zu verkünden. Er war sehr befremdet darüber, daß sein Enthusiasmus so wenig Anklang fand; er verwünschte energischer, denn je, die durch die materiellen Interessen verursachte Erstarrung der Geister. Ganz besonders betrübte ihn die Gleichgültigkeit der Jugend. Er rief sich die feierlichen Aufzüge und die Freudenfeuer seiner Jugendzeit ins Gedächtniß und begriff nicht, wie die freien Männer America's die Wiedererscheinung Lafayette's, die Entschlossenheit und Besonnenheit des Volks und die für Europa nun auch kommende Zeit der Freiheit mit solcher Gleichgültigkeit ansehen konnten. Als er um diese Zeit eines Abends Jemanden aus seiner Bekanntschaft traf, redete er denselben in einem ihm sonst nicht eigenen sarkastischen Tone an: „Nun, mein Herr, sind Sie auch, wie die jungen Leute des Colleges, zu alt, zu weise, um den Helden der polytechnischen Schule etwas Enthusiasmus bezeigen zu können!" — „Mein Herr", erwiderte der Angeredete, „Sie scheinen mir unter Allen, die ich kenne, der einzige junge Mensch zu sein." — „Immer jung für die Freiheit", rief Channing mit bewegter Stimme und drückte dabei seinem Freunde mit Wärme die Hand.

Das sind allerdings Gesinnungen, deren man sich niemals zu schämen braucht. Aber können die politischen und sozialen Ideen Channing's, die sicherlich seine stärkste Seite sind, vor der Kritik bestehen! — Würde ein Volk, welches das Ideal Channing's verwirklichen würde, wirklich ein nach den Prinzipien der modernen Civilisation organisirtes Volk sein? Wir müssen es in Abrede stellen. Es würde ein achtbares, sich wohlbefindendes, aus guten und glücklichen Individuen bestehendes Volk sein; aber es würde kein großes Volk sein. Die Bestimmung der menschlichen Gesellschaft ist nicht so einfach, wie Channing meint. Im Hinblick auf ein Leiden, wie es das Mittelalter zeigt, gelangt man zu der Meinung, daß es nur darauf ankäme, dafür zu sorgen, daß das menschliche Leben so wenig wie möglich unglücklich sei; im Hinblick auf eine moralische Erschlaffung, wie die Gegenwart sie zeigt, bildet man sich gern ein, daß die soziale Reform nur die Aufgabe haben kann, der Menschheit etwas mehr Sittlichkeit beizubringen. Aber solche unter dem Eindruck vorübergehender menschlicher Verhältnisse sich bildende Ansichten sind immer einseitig und darum nicht anreichend. Ein Uebelstand in der Welt Channing's würde schon der sein, daß man vor Langeweile darin sterben könnte; das Genie würde in derselben unmöglich, die schöne Kunst unnütz sein. Italien ist gewiß das Land, wo das Ideal Channing's am wenigsten verwirklicht worden ist: im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert heidnisch, ohne Moral, allen Ausschweifungen der Leidenschaften und des Genies hingegeben, später abgespannt, abergläubisch, ohne Kraft, sich aufzuraffen; in der Gegenwart düster, aufgeregt, aller Lebensklugheit erwangelnd. Und doch — wenn Italien mit seiner Vergangenheit oder Amerika mit seiner Zukunft ins Reine kommen müßte, an welchem dieser beiden Länder würde die Menschheit mehr verlieren? — Was ist das ganze Amerika im Vergleich zu der Herrlichkeit, mit welcher in Italien Städte zweiten oder dritten Ranges, wie Florenz, Pisa, Siena, Perugia, bedeutet sind? — New-York und Boston werden, bevor sie auf der Stufenleiter menschlicher Größe den Rang solcher Städte einnehmen werden, viel zu thun haben, und daß sie durch die Gesellschaften zur Förderung des Gemeinwohles und durch die Verbreitung der reinen Lehre des Unitarismus dahin gelangen werden, ist wohl nicht wahrscheinlich.

Ueberzeugt, daß die Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft ausschließlich in der Besserung der Individuen besteht, wirft Channing sich mit Leidenschaft auf einzelne Bestrebungen, die wir zu belächeln geneigt sind. Er hat die Erfahrung gemacht, daß die Unmäßigkeit die Hauptursache des Elends der niederen Klassen ist; er folgert daraus, daß, um das soziale Uebel an der Wurzel anzugreifen, man nur die Unmäßigkeit zu bekämpfen habe. Er hat einen großen Theil seines Lebens und seiner Thätigkeit diesem gewiß ganz löblichen Bemühen gewidmet. Aber wird ein Volk damit, daß es dahin kömmt, nur Wasser zu trinken, größer, bedeutungsvoller in der Menschheitsgeschichte? Hat es damit ein höheres Ideal der Kunst, des Gedankens erreicht?

Wir sind weit entfernt, Channing einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß er sich den menschlichen Fortschritt nur als eine allmälige Erhebung der Gesammtheit der Menschen, also auch der niederen Klassen vorstellen kann: es ist offenbar der Beruf America's, das Werk des Fortschritts in der Menschheit auf diesem Wege zu verfuchen, — ein schöner und großer Beruf! Aber man hüte sich, diesen Beruf America's für den ausschließlich berechtigten anzusehen! Man verlange nicht, daß Europa die Art und Weise, in der es die jetzt den Fortschritt in der Civilisation betrieben, jetzt plötzlich aufgebe! Wenn man annimmt, wie das Alterthum es gethan, daß die menschliche Gesellschaft nur in den Tausenden von Individuen zu finden sei, die ein vollständiges Menschenleben führen, während die anderen Millionen nur dazu da sind, jenen dieses Leben zu verschaffen, so ist das soziale Problem sehr vereinfacht und einer befriedigenden Lösung fähig. Man kann dann eine Menge demüthigender Einzelnheiten, welche die moderne Demokratie ins Auge fassen muß, außer Acht lassen. Die Höhe der Civilisation steht gewöhnlich im umgekehrten Verhältniß zu der Anzahl derer, welche daran theilnehmen; die Geistesbildung hört auf zu steigen, sobald sie anfängt, sich auszubreiten; die Menge bewirkt, indem sie in die gebildete Gesellschaft eindringt, ein Herabsinken der Bildung. Dies ist der Grund, aus welchem wir die Ideen Channing's in Frankreich für unannehmbar halten. Channing will eine aufgeklärte Bevölkerung, aber nicht gerade eine hohe Geistesbildung. Aber in Bezug auf die Geistesbildung ist Frankreich ein durchaus aristokratisches Land; es zeigt in einem Maße, wie kein anderes Land, die Extreme: im Allgemeinen eine unter der Mittelmäßigkeit stehende Geisteskultur und daneben eine geistige Aristokratie, mit der vielleicht keine andere ver-

Digitized by Google

glichen werden kann. Nirgends findet man so viel Geist mit so wenig Sinn für liberale Bestrebungen verbunden. — Die Ideen Channing's in der Religion sind eben so wenig für Frankreich brauchbar. Frankreich hat im Gebiet der Religion keinen schöpferischen Geist. Wenn es fähig gewesen wäre, eine eigene religiöse Bewegung hervorzubringen, so würde es protestantisch geworden sein. Nie werden die Verhältnisse dazu so günstig sein, wie sie es im sechzehnten Jahrhundert waren. Und doch hat Frankreich den Protestantismus wie etwas seiner Natur Widerstehendes ausgestossen. Frankreich ist das orthodoxeste Land auf der Welt, weil es das in Bezug auf die Religion gleichgültigste ist. Neuerungen in der Theologie vornehmen, heißt: an die Theologie glauben. Aber Frankreich hat zu viel Geist, um je ein theologisches Land zu werden. Die Ketzerei hat hier keinen Boden. Der einzige große Ketzer, den Frankreich hervorgebracht, Calvin, machte sein Glück erst außerhalb Frankreichs. Die täglichen Erfolge, welche alle späteren Versuche, in Frankreich die Formen und den Geist des Katholicismus zu ändern, gehabt haben, nöthigen zu der Annahme, daß alle Versuche dieser Art auch in der Zukunft dieses Schicksal haben werden.

Frankreich will in der Religion, wie in allen Dingen, das Universelle und legt auf die seinen Unterschiede kein Gewicht; es liebt nicht die Sekten, die Religionen der Kapellen und der Sippschaften, die in der englischen Nation so gut gedeihen. Aller religiöse Streit ist in Frankreich ein Verstoß gegen den guten Geschmack; man begreift nicht, wie man um solche geringfügige Dinge sich verunreinigen kann. Das Argument der Theologen, welche dem Protestantismus seine beständigen Spaltungen und die neuen Sekten, die er hervorzubringen nicht aufhört, zum Vorwurfe machen (als wenn hierin nicht ein Zeichen wirklichen religiösen Lebens zu finden wäre, als wenn die Einförmigkeit des Glaubens nicht faßt immer die Unterdrückung der Geister zur Ursache hätte), dieses Argument gilt in Frankreich als ganz entscheidend. Darum ist Frankreich nach jeder Anstrengung, die es gemacht, aus seiner religiösen Gleichgültigkeit herausgekommen, wieder in den Katholicismus oder in den Unglauben zurückgesunken. Frankreich will überall Absolutes haben; es braucht bestimmt ausgeprägte Satzungen, die ihm Gelegenheit geben, seine Rhetorik daran anzuknüpfen und seinem Geschmack an allgemeinen Declamationen Genüge zu thun. Die Vernünftigen sehen und wollen etwas Besseres; aber die Vernünftigen sind nicht ihr Volk. Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die etwas entschieden Französisches ist, ist durch ihre universelle Tendenz, durch ihren Mangel an Kritik, durch ihren Anspruch, an die Stelle der theologischen Unfehlbarkeit eine andere Unfehlbarkeit zu setzen, durchaus katholisch.

Es ist nicht zu hoffen, daß Channing's Ideen in Frankreich viele Anhänger finden werden. Er selbst sieht es ein. Seine Briefe an die Herren de Sismondi und de Gérando beweisen dies. „Ich wünsche", schrieb er an den Letzteren, „an Sie eine Frage zu richten, auf welche Sie, hoffe ich, mit aller Aufrichtigkeit antworten werden. Sind die in meinem Buch entwickelten religiösen Ansichten irgendwie den Bedürfnissen und dem Zustande Frankreichs angemessen? — Es erregt nicht mein Bedauern, in Ihrem Briefe zu lesen, daß die englischen Sekten bei Ihnen keinen Boden finden. Dieselben können nur eine ärmliche Form der Religion geben. England hat seit einiger Zeit wenig Fortschritte in der höheren Erkenntniß gemacht. Seine Missionäre würden, wenn sie Gehör fänden, Frankreich um drei Jahrhunderte zurückbringen. Ich denke, daß die Religion, wenn sie bei Ihnen wieder erscheinen wird, in einer göttlicheren Gestalt auftreten wird. Ich denke, daß Frankreich nach so vielen Anstrengungen für den Fortschritt die verrottete Theologie der alten Zeiten nicht noch einmal aufnehmen wird." — „Ich hoffe weder, noch wünsche ich", schrieb er an Herrn de Sismondi, „daß das Christenthum in Frankreich in seinen alten Formen wieder erstehe. Es thut etwas Besseres Noth. . . Zur Wiederherstellung des Christenthums in Frankreich ist vor Allem nöthig, der herrschenden Gewohnheit, das Christenthum mit dem Katholicismus oder dem alten Protestantismus zu identificiren, entgegenzutreten. Weiter wäre zu zeigen, wie sehr das Christenthum mit dem Geist der Freiheit, der Philanthropie, des Fortschritts harmonire, und der Nachweis zu führen, daß diese Grundsätze zu ihrer vollständigen Entwickelung und Verwirklichung der Hülfe des Christenthums bedürfen. Die Identität dieser Religion mit der unbeschränktesten Menschenliebe hat besonders nöthig, erst erkannt zu werden. Wenn das Christenthum allen diesen Anforderungen nicht entspricht, kann ich ihm einen Erfolg nicht wünschen." — „Wie wird uns das Heil kommen?" fragt er an einer anderen Stelle. „Diese Frage erhebt sich immer wieder in meinem Geist. Wird die Welt dem Anstoß einzelner Reformatoren Folge geben, oder werden neue allgemeine Institutionen wirken müssen? Wird das Werk des Fortschritts sich in den Massen in allmäliger friedlicher Entwicklung vollbringen oder werden große Umwälzungen den gegenwärtigen Zustand der Dinge erst beseitigen müssen, wie zur Zeit des Untergangs des römischen Reiches, um eine wahre Reform möglich zu machen! — Ich fürchte oft, daß es in der zuletzt bezeichneten Weise kommen wird; so tief scheint mir die Verderbniß der Kirche und der Gesellschaft."

Diese Zweifel an einem religiösen Aufschwung der alten Welt verließen ihn niemals. Er sah ein, daß sein liberales, aller Tradition entbehrendes Christenthum gut für ein jugendliches Land war, wo die Menschheit sich neu einrichtet, aber unanwendbar für unsere gealterten Civilisationen, bei denen alle Welt eine Liebhaberei für das Alte hat. Er blieb Amerika treu. Dort scheinen seine Ideen wirklich eine unermeßliche Zukunft zu haben. Die Vereinigten Staaten sind vielleicht berufen, zum ersten Male eine aufgeklärte Religion in der Welt zur Herrschaft zu bringen, — eine Religion, welche rein individuell ist, sittliche Menschen bildet und alle metaphysischen Anmaßungen aufgiebt. Channing's Name wird ohne Zweifel für diese Religion von Bedeutung werden, nicht als der eines Sektenstifters, sondern als der eines Mannes, in welchem der neue religiöse Geist sich zuerst einen vollständigen und anziehenden Ausdruck gegeben.

Wenn das Problem des Menschenlebens durch die Herzensgüte, die Einfachheit, die Mäßigung des Geistes gelöst werden sollte, so würde Channing es gelöst haben; aber es sind andere Eigenschaften dazu nöthig; und Channing hat sich nicht in einer geistigen Welt befunden, welche diese Eigenschaften entwickelt und zur Reife bringt. Wir sind auch der Ansicht, daß über die Sittlichkeit, die Herzensgüte, die wahre Frömmigkeit, diese Eigenschaften der edlen Seelen, Nichts geht. Aber die Güte reicht nicht aus, wo es gilt, das soziale Problem zu lösen. Dazu ist Wissenschaft und Genie nöthig. Eine Menschenwelt ohne Wissenschaft und ohne Genie ist eben so unvollständig, wie eine Welt ohne Güte. Dies hat Channing übersehen.

Wir wollen die edlen Geister, welche, die Unvollkommenheit unserer religiösen Zustände erkennend, eine Reform derselben, einen ihren Bedürfnissen entsprechenderen religiösen Kultus herbeizuführen bestrebt sind, nicht entmuthigen. Sollten ihre Bemühungen auch nur den Erfolg haben, daß sie einige anderlesene Seelen stärken und trösten, würden sie damit nicht genügend belohnt sein? — Aber eine ausgebehnte und wahrhaft soziale Wirksamkeit können wir ihnen nicht in Aussicht stellen. Es scheint, als sei die Menschheit nicht mehr recht fähig, im Gebiete der Religion noch eine bedeutende Veränderung vorzunehmen. Der Buddhaismus scheint zwar dem Untergange bestimmt, und der Islam wird sich nur in der arabischen Menschenrace erhalten; aber es ist schwer zu glauben, daß das Gleichgewicht der drei großen Zweige des Christenthums (der römisch-katholischen, der griechischen orthodoxen Kirche und des Protestantismus) in der Zukunft eine bedeutende Störung erfahren wird. Wird das Verhältniß zwischen der Philosophie und dem Christenthum sich ändern? Wird die eine der beiden Formen des menschlichen Gedankens im Stande sein, die andere zu verdrängen? Oder wird ein dauernder Friede zwischen ihren entgegengesetzten Bestrebungen sich herstellen? Wir können es nicht glauben. Die Philosophie wird immer nur das Eigenthum einer geringen Minorität bleiben; aber sie wird nicht auszurotten sein, weil mit ihr der Civilisation die Wurzel genommen würde. Beide rivalen Mächte anerkennen, diejenigen, welche sie verstehen wollen, nicht entmuthigen und doch nicht zu sehr auf eine Versöhnung von Gegnern hoffen, die sich immer wieder verunreinigen werden, das ist das Ergebniß, zu dem ein echt kritischer Geist in unserer Zeit gelangt. Es würde ungerecht sein, der Vergangenheit vorzuwerfen, daß sie nicht eine Duldsamkeit gebt, welche nur das gute oder schlechte Ergebniß des gegenwärtigen geistigen Zustandes ist; aber es ist nicht weniger gewiß, daß die Freiheit im Gebiet des religiösen Lebens in Zukunft die Herrschaft behalten wird.

England.

Der englische Marine-Lieutenant Royer und sein Tagebuch.*)

Die sattsam bekannte (auch in unserem „Magazin" bereits erwähnte) Denkschrift dieses jungen Seemannes, welche das klug russische Gouvernement nicht verfehlt haben wird, als recht gelegen kommende Dank-Epistel, Ehrenspende und, gegenüber den von der britischen Marine im Baltischen und Weißen Meere verübten Unbilden, als ein der moskowitischen Großmuth vor ganz Europa ausgestelltes Sittenzeugniß zu bewillkommnen, ist ein Kuriosum eigener Art. In Deutschland ist dieselbe durch die Auszüge, zu welchen sich die Augsburger „Allg. Ztg." beigelassen hat, bekannter geworden, doch ist und nicht erinnerlich, ob sie dort von Anmerkungen und Nachschrift begleitet war, wie unlängst das Tagebuch eines englischen Schicksalsgenossen in Odessa. Gestehen wir, daß, wie bereit wir übrigens sind, russische Großmuth gegen gefangene Feinde anzuerkennen, und sie, so weit des Kaisers Arm und Ruge reichen, nicht bezweifeln, jenes Schriftchen vom Augenblicke seiner Ankündigung an den Eindruck einer starken Taktlosigkeit auf uns gemacht und in unserer unvortheilhaften Meinung von den durch

*) The English Prisoners in Russia, a Personal Narrative of the First Lieutenant of H. M. S. Tiger, by Alfred Royer. London, 1854.

Digitized by Google

Gold, Glanz, Comfort und Fashion so leicht bestechlichen Söhnen Albions nicht wenig bestärkt, daher auch eine neuliche Besprechung der Schrift von Emile Montegut (in der Revue des deux Moudes vom 1. Februar), der uns auch hier das Recht getroffen zu haben scheint, uns angenehm überrascht hat. „Wenn", sagt der verständige Franzose, „ein Dandy, eine Actrice, ein Dilettant über den Empfang, welchen sie in den von ihnen besuchten Ländern finden, in Verzückung geräthen, so ist dies ganz natürlich; aber daß ein kriegsgefangener See-Offizier die Unparteilichkeit bis zum Vergessen treibt, daß das Land, dessen Lobredner er wird, sich in offenem Waffenkampf mit seinem Vaterland befindet, so etwas hatte man noch nicht erlebt (ja doch!). Herr Roper ist von den russischen Behörden bestens aufgenommen worden; er weiß vom General Often-Sacken nicht Rühmens genug zu machen, er hat die erlauchte Gestalt des Kaisers betrachtet, die tiefen nautischen Kenntnisse des Großfürsten Konstantin zu bewundern Gelegenheit gehabt, Rußland auf Staatskosten bereist, die Fuhrwerke allem Comfort entsprechend, Frühstück und Mittagsmahl durchweg untadelig befunden und sich demnach ein dankdurchdrungenes Andenken an Rußland bewahrt. Nichts natürlicher, als dieses. Er hat also Artigkeit mit Artigkeit erwiedern wollen. Nicht mehr als recht. Nur müssen wir ihm bemerken, daß er seine Zeit und Mittel übel gewählt hat. Er konnte die Herausgabe seines Tagebuchs bis zum Frieden vertagen, und sicherlich hätte die Welt Nichts dabei eingebüßt. Zweitens konnte er in seinem Heimatland an irgend einem kriegsgefangenen russischen Offizier die übergütige Aufnahme vergelten, die er selbst im Feindesland gefunden hatte. Statt dessen hat er lieber ein Buch schreiben wollen. Gewißlich wird der Kaiser von dieser Galanterie innig gerührt sein, die zwar sehr ritterlich, aber herzlich wenig patriotisch ist. So aber geht es. Mr. Roper gehört augenfällig zu einer Klasse von Leuten, die sich abergläubisch (und knechtisch) vor Rang und Titeln beugen. Der Titel „Baron" schmeichelt ihren Ohren, der Titel „Prinz" setzt sie in Begeisterung, aber um die Erfaße zu bezeichnen, worein sie das Wort Kaiser versetzt, giebt es keine Worte mehr. Man hat dem Herrn Roper in Rußland zugeschleift, und das Russenvolk ist das liebenswürdigste von der Welt; man richtet das Wort an ihn, welche Herablassung! welches Entsetzen allen Stolzes! man setzt ihn in Freiheit, welche Uneigennützigkeit!"

So weit Emile Montégut. Uebergangen sei, was er im Ferneren über das Unstatthafte einer entrirten Unparteilichkeit beim Kriegsmann, vom Lieutenant bis inklusive dem Divisions-General, bemerkt. Kaum ist zu bezweifeln, daß diese Gesinnung von allen seinen Landsleuten getheilt wird. Kein Franzose würde sich in dem Mr. Roper analogen Falle eines Panegyrikus auf seines Landes Feind unterfangen, oder er müßte auf maßlosen Spott, Verachtung und Verruf gefaßt sein; schon das Ridikul würde ihn davon abschrecken. Auch der Deutsche, oft und leicht genug zu ähnlichen Taktlosigkeiten geneigt, mag sich die des Briten zur Warnung dienen lassen. Es giebt zum Glück auch unter uns eine Dosis patriotischer Reizbarkeit, und wir wünschten, daß die deutsche Presse, dem Auslande gegenüber, noch um manches Prozent reizbarer wäre. Dies nebenbei. Mr. Roper's Werklein kompromittirt nicht nur ihn selbst, sondern mehr noch den britischen Stolz. Man fühlt diese Blöße eben nirgends feiner, als diesseits des Kanals. Mag doch jetzt überhaupt „die große Nation" süß ins Fäustchen lachen, seitdem die militairische Inferiorität ihrer verbündeten Rivalen so weltkundig geworden ist, wiewohl sie selbst baaren Schaden davon hat. E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Franz Löher's anglo-amerikanische Skizzen. Franz Löher war der erste Deutsche, der, abweichend von der bis dahin unter unseren Landsleuten üblich gewesenen Beurtheilung der amerikanischen Zustände, in seinem vor sieben Jahren erschienenen (in Cincinnati gedruckten) Buche über die „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika" eine dem Standpunkte der deutschen Bildung und Wissenschaft entsprechende, selbstständige Ansicht über das Verhältniß der Yankees und der in den Vereinigten Staaten wohnenden Deutschen aufstellte. Seitdem hat diese Ansicht sowohl in der diesseitigen, als in der transatlantischen deutschen Presse mehr und mehr Platz gegriffen. Stimmen, nicht, wie jene, aus dem hohlen Fasse des Radikalismus herausschallend, die ohne moralischen Einfluß in Amerika wie in Deutschland sind, sondern die den auf Natur- und Menschenbeobachtung gegründeten Bau der deutschen Wissenschaft zum Resonanzboden haben, lassen sich immer zahlreicher in Büchern, wie in Zeitschriften, vernehmen, und wenn konsequent fortgesetzt und von unwiderleglichen Thatsachen unterstützt, werden diese Stimmen auch wohl bis zu denen dringen, die in Amerika Macht und Einfluß genug besitzen, um den gerechten Klagen der deutschen Ansiedler auf irgend eine Weise abzuhelfen. Ein neuer Beitrag zu diesen Stimmen möchten auch wohl die „Reiseskizzen" sein, welche Herr Franz Löher so eben unter dem Titel „Land und Leute in der alten und neuen Welt"*) herausgegeben. Obwohl theilweise schon etwas veraltet — da, seitdem der Verfasser diese Reisen gemacht, das so bald wechselnde Ansehen der amerikanischen Städte, Landschaften, Eisenbahnen und Wasserstraßen sich bereits wieder total verändert hat — werden diese Skizzen doch, die mit großer Eindringlichkeit des Styls wie der Darstellung überhaupt abgefaßt sind, mit großem Vergnügen gelesen werden. Selbst dem viel beschriebenen Aufenthalt in England hat Herr Löher noch einige neue Einblicke abzugewinnen vermocht. Eben so graphisch sind seine Schilderungen der ersten amerikanischen Eindrücke, von wie seiner Reisen nach dem Niagara, nach Ober-Kanada und den Seen, so wie seiner Rückkehr über Neu-England nach Washington, wo er uns mit dem Treiben des Kongresses und mit dem Wesen der amerikanischen Central-Regierung etwas näher bekannt macht. Fürchteten wir nicht, einen dritten Abdruck zu lesen, da, wie wir glauben, ein großer Theil dieser Skizzen, wo nicht alle, bereits einzeln in deutschen Zeitschriften zu lesen war, so würden wir auch durch einige Auszüge unser Urtheil näher belegt haben.

— Kühne's „Europa" *contra* Dickens. In Nr. 5 der von dem geschätzten Dr. F. G. Kühne herausgegebenen „Europa" ereifert sich ein Gegner von Box-Dickens über dessen neuesten Roman „Harte Zeiten". Er schilt besonders auf die „Quermäuligkeit" des englischen Idioms und bemerkt dabei anderdrücklich, daß er den Roman in einer fehlerhaften Uebersetzung gelesen habe. Diesen selbst zu vertheidigen liegt uns nicht ob; er enthält augenfällige Wiederholungen und Uebertreibungen, aber Dickens als Schriftsteller verdient durchaus nicht die Vorwürfe, die ihm in so derber und bitterer Weise gemacht werden. Der Humor seines guten Herzens erheitert immer wieder die düstern Sittengemälde seiner massiven Hand, und die allgemeine Lebenswahrheit seiner Darstellung entschädigt für einzelne Fehlgriffe in der Charakteristik. Wenn man ihm aber „poesielosen Kretinismus" und langweilige Nachahmung der Wirklichkeit vorwirft, ohne auch nur einen einzigen seiner unbestreitbaren Vorzüge anzuerkennen, so ist das unverkennbar eine Aeußerung deutscher Mißgunst gegen den vielgelesenen englischen Schriftsteller. Leider haben wir jetzt in Deutschland ihm keinen ebenbürtigen Nebenbuhler an die Seite zu stellen. Wie schwächlich sind neben ihm unsere Unterhaltungs-Schriftsteller: Hackländer, Mügge, Oertel aus Horn (D. v. Horn) u. s. w., die ihm theilweise nachahmen; wie hoch steht Dickens über ihnen an Ernst des Zweckes, Wärme der Empfindung und Kraft des Talentes! Es ist verzeihlich, daß sich die deutsche Lesewelt mit „übertriebener Verehrung" ihm zuwendet; nur sollte sie sich nicht mit so schlechten Uebersetzungen abfinden lassen. F. v. H.

— Ein naher Ausbruch des Vesuv. Dem Athenaeum wird aus Neapel geschrieben, daß man dort eine neue Eruption des Vesuv erwartet, die schon seit einem Jahre vorangegangt wurde und immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Auf dem Gipfel des Berges hat sich ein weiter und tiefer Abgrund geöffnet, aus welchem viel Rauch hervorgeht. Er liegt am Fuße der Punta del Palo, einer der drei felsigen Spitzen des vom Norden zugewandten Kegels, hat einen Durchmesser von etwa hundert Metres und eine noch größere Tiefe. Die Seitenwände desselben bestehen aus einer Reihe Basaltschichten, die aber gebrochen erscheinen, da das Innere des Kraters zum Theil eingesunken ist. Rund um den Abgrund sind große Spalten bemerkbar, die neue Einsenkungen verkünden, und in der That dürfte ein großer Theil des Berges in der Nähe der Punta del Palo binnen kurzen von dem Abgrund verschlungen werden. Für die Geologen muß die gegenwärtige Aussicht des Vesuv besonderes Interesse haben, indem der Durchschnitt, der sich durch den Krater gebildet, die verschiedenen Strata vollständig bloßlegt. Der gewöhnliche Pfad nach dem Gipfel der Kuppe darf jetzt nicht mehr betreten werden, da der Reisende Gefahr liefe, daß die Erde unter seinen Füßen weichen und ihn in den Abgrund versenken würde. Die erfahrensten Führer behaupten, daß Alles auf einen baldigen Ausbruch deute; allein die jetzt steigt der Rauch vielleicht noch nicht mit hinlänglicher Gewalt empor, um eine solche Behauptung außer Zweifel zu stellen. Möglicherweise entsteht sogar der Rauch nur aus dem Dampf, der sich in Folge des starken, durch die zahlreichen Spalten gefallenen Regens gebildet hat, welchen die höhere Temperatur des Kraters in einer anderen Form wieder ausstreicht. Sollte die Punta del Palo zusammenstürzen, so würde der Gipfel des Vesuv eines seiner hervorstechendsten Merkmale verlieren und der Berg selbst eine ganz veränderte Gestalt annehmen.

*) Erster Band. Göttingen, Georg H. Wigand. New-York, L. W. Schmidt, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 9 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 4 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 2 Thlr. 25 Sgr., werfür das Blatt im Januarly portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung in Berlin bei Brn. v. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedteur Hermann, Niederwallstr. Nr. 21, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 28. Berlin, Dienstag den 6. März 1855.

Rußland.

Die schöne Literatur, als Kriterium der Gesellschaft in Rußland.*)

Ein kritisches Fragment.

. . . . Der Gesellschaft in Rußland fehlt es, wie dem Staate in seiner weiten Ausdehnung, an einer gemeinsamen historischen Wurzel, an einer organischen Entwickelung. Es ist ein Irrthum, wenn gewisse Anschauungsweisen im westlichen Europa, von den Zuständen der Heimat auf diejenigen des slavischen Nordens schließend, Rußland als den Hort des Konservatismus betrachten. In der Gesellschaft Rußlands giebt es nichts Historisches, das zu konservieren wäre. Rußland lebt seit Peter dem Großen von Neuerungen, von Bewegungen. Es entwickelt sich nicht, ändert sich aber ununterbrochen. Jede längere Regierung, wie die Peter's I., Katharina's II., Alexander's I. und Nikolaus' I., hat die ganze Gestalt der russischen Gesellschaft mehr oder weniger verändert. Je mehr diese Veränderungen gewaltsam vonstattengingen und im Widerspruch mit den Bedürfnissen und Wünschen des Volkes standen, um so hartnäckiger war der innere Widerstand, auch deshalb, weil er niemals sich äußern, durch Wort oder Schrift sich kundgeben durfte. Dies führte in den ganzen russischen National-Charakter jene Duplizität, jene Wirtuosität der List und Verstellung, jene Diplomatie ein, die fast Jeder instinktmäßig mit dem Namen Rußland verbindet. Aus Furcht vor der geheimen Polizei ist der Russe ein Virtuose im Verbergen seiner Gedanken und Gesinnungen geworden. Seine Sprache ist oft die der Talleyrandschen Definition: er spricht, um zu sagen, was er nicht denkt und sagen will. Glaubt er sich verrathen zu haben, kann er sich oft nur vor den entsetzlichen (weil ganz unbestimmten) Folgen dadurch retten, daß er irgend einen Anderen denunzirt, um so seine Loyalität zu beweisen. Die Mehrheit der höheren, gebildeten Klassen stürzt sich, um dieser Furcht, dieser Qual, diesem Widerspruche von innen und außen, diesem Seelendurste nach Lebensinhalt zu entgehen, in ein Meer von Genüssen und Zerstreuungen. Egoismus ist die einzige Macht, die übrig bleibt, da das Ueberwachungs-System jeder Individuum in sich selbst sfolirt hat und kaum der zärtlichste Gatte seiner Geliebten sich ganz mitzutheilen wagt. Geselligkeit, Conversation, Gemüthlichkeit sind unmöglich geworden, obgleich das Gegentheil wahr zu sein scheint. Man ist in den höheren Klassen Rußlands geselliger, als irgendwo. Jeder flieht vor sich selbst und tömmt dadurch mehr, als jeder Andere, in die Lage, Andere aufzusuchen, wo er sich freilich dann immer gelaßcht findet, wenn er sich geben, sich mittheilen will. Wie er sich in Acht nehmen muß, hüten sich seine Freunde und Bekannten ebenfalls. So bleibt er wesentlich einsam und leer. Wie wahr, wie allgemein russisch dies sein muß, ergiebt sich am schlagendsten aus der sogenannten „schönen Literatur" Rußlands. Männer und Jünglinge von edler Disposition und höherem Berufe sehen für sich nirgends ein offenes Feld und werden daher immer in irgend einer Weise Opfer der furchtbaren Verhältnisse, die sie zwingen, ihre besten Kräfte zu unterdrücken.

So findet man fast in allen Helden von russischen Romanen und Novellen Portraits jener besseren Naturen, welche in Blasirtheit oder als tragische Opfer der autokratisch gemachten Verhältnisse untergehen. Ihr Prototyp ist „Eugen Onégin", der Held des Puschkinschen Gedichts gleichen Namens,**) der populärste Name unter allen poetischen Gestalten Rußlands. Onégin ist träg, ein Flaneur, da er nirgends eine Stelle, einen Stoff für ernste Beschäftigung seiner hochstrebenden Natur finden kann. Er ist ein Supernumerar in seiner Sphäre, ohne die Kraft, ohne Gelegenheit, sich darum hervorzuarbeiten. Er versucht Alles und Jedes im Leben, selbst den Tod, um zu sehen, ob er nicht am Ende mehr werth sei, als das Leben selbst. Alles hat er einmal angefangen, ohne irgend etwas zu verfolgen. Er hat sich immer Gedanken gemacht, die sich in Rußland nicht brauchen ließen, und Gedanken über diese Gedanken, so daß er nie zum Handeln kam. Seine nach außen strebende Thatkraft so immer in sich selbst zurückgetrieben, fühlt er sich alt im zwanzigsten Jahre, und jung, wenn ihn das Alter beschleicht und mit ihm die Liebe. Er hat stets auf Etwas gewartet, aber sein Leben war zu kurz, um bis zu dem in Rußland von allen Onégins erwarteten Maßstab zu reichen. Der Charakter Onégin's ist der russische National-Charakter der „schönen" Literatur. Er findet sich in jedem Romane, jeder Novelle, jedem Gedichte, das Anklang findet, wieder. Es sind keine Kopieen des Puschkinschen „Onégin", sondern auf dem Leben, von dem Onégin, den jeder bessere Mensch in sich trägt. Das macht den Onégin-Charakter eben national, das ist seine Popularität, seine Unvermeidlichkeit in der Poesie, weil er Ideal von ganz „Jung-Rußland" ist. Jeder bessere Russe ist ein Onégin, jede edle Russin liebt einen Onégin. Rettung vor ihm findet nur Dieser und Jener in einem Bureau oder durch Hacken und Graben in der Einsamkeit.

Der gebildete Russe konsumirt mit Heißhunger Civilisation, Literatur und Kunst des Westens, aber auf russischem Boden, wie er jetzt ist, führt sie ihn irre, sie ruinirt ihn. Sie wird ihm in dortigen Verhältnissen eine Last, eine Gefahr — ihm und Anderen. Oft fehlt von Hause aus der rechte Boden; so treibt sie Früchte, die ganz wie Demoralisation aussehen: Blasirtheit, Spiel, Trägheit, Völlerei, Ausschweifung aller Art. Der civilisirte Russe giebt sich dieser Demoralisation hin, um seine Sittlichkeit, seine bessere Natur, die ihm stets mit Verderben droht, zu zerstören, zu vergessen und die ungeheure Leere, die ihn umgiebt und erdrückt, den Horror vacui, todzuwerden.

Der Russe in höheren Zirkeln genießt eine liberale Erziehung, Musik, Philosophie, Kunst, Sprachen, Geschichte, Bücher, in denen die Wünsche, Bedürfnisse und Schätze der gegenwärtigen Welt geschildert und gewalt werden. Und wenn seine Erziehung vollendet ist, sagt man ihm: „Bleibe stumm und stumpf, laß Dir nichts merken, oder Du bist verloren." Als Ersatz prägelt er den Bauer und verprasst in Spiel- und ärgeren Höllen die Blutsteuern, die er ihm entrang.

Der junge, gebildete, erzogene Herr findet nichts um sich, das ihm ein dauerndes Interesse einflößen, seine Seele füllen, seine Thatkraft würdig beschäftigen könnte. Aber er muß unter seines Gleichen leben, da der Bauer noch weiter unter ihm steht, als der polizeilich geschiedene Standesgenosse von ihm. Mit dem „Volke" hat er gar nichts mehr gemein, gar keinen Berührungspunkt, da es Peter I. auf ewige Zeiten gelungen zu sein scheint, die ehemaligen traditionellen Bande zu brechen. Für den nobeln Charakter bleibt daher nichts als Einsamkeit oder Kampf gegen die Verhältnisse. Zu beiden fehlt der Muth, die Hoffnung. So wird er ein Onégin, wenn er nicht in Ausschweifungen oder in den Höhlen einer Faktion verderben will. Er hat einen Strahl von der Sonne der Civilisation gestohlen, und der russische Zeus bestraft ihn dafür mit den Martern des Prometheus.

Der steife, kranke, blasirte Ton, der durch die ganze schöne Literatur Rußlands wie die kleine Tertie hindurchklingt und aus den weichen, schwermüthigen Volksliedern der Kosaken und anderer Volksstämme, die ihr Eigen in jeder Beziehung an die russische Staatsmacht verloren haben, wiedertönt, hat den Zaren mit Ekel und Besorgniß vor der westlichen Civilisation erfüllt und in ihm die Ueberzeugung befestigt, daß dieselbe sein Volk entnervt, unzufrieden und zu Konspirationen macht, zu neuerungssüchtigen Demagogen, nicht zu Männern der That und des Muthes im Dienste der kolossalen Staatsidee. Es ist auch ihm das „Fremde", welches die Literatur und die Gesinnung der Einheimischen den Einheimischen entfremden und revolutionair machen soll, ein Glaube, der in den Anhängern des Bestehenden in unruhigen Zeiten überall auftaucht. Der Kaiser hat aus diesen Gründe die von Peter I. eingeführte und besonders von Katharina II. und Alexander gepflegte Politik, deutsche und französische Kultur zu begünstigen, total aufgegeben. Alexander ging bekanntlich so weit, sich für constitutionelle Regierungsform auszusprechen, nur müsse sein Volk durch westliche Civilisation erst vorbereitet werden. Den Polen bewilligte er eine Konstitution, die er stolz für den Vorläufer einer russischen hielt. Alexander war in seiner besten Zeit eine edle Natur, und es

*) Dieser Skizze wurde bereits zusammengestellt, als uns die Nachricht von dem Ableben des Kaisers Nikolaus zukam, von dessen ausgezeichnete Persönlichkeit auch der vorstehende Artikel Zeugniß ablegt. Wir werden Gelegenheit haben, einige vielleicht weniger bekannte Züge zur Charakterisirung dieser großen historischen Persönlichkeit in unserem nächsten Blatte mitzutheilen. D. R.

**) Der preußischen Uebersetzung dieses russischen Gesellschafts-Epos, von Felix v. Bodenstedt, haben wir in diesen Blättern bereits gedacht. — D. R.

Digitized by Google

war ihm Ernst mit seinen Bestrebungen, sein Volk für die Civilisation zu erziehen. Katharina und Alexander waren in gewisser Beziehung Kinder der Encyklopädisten und Doktrinär. Der jetzige Kaiser bekam schon von der Thronbesteigung an durch die Verschwörung von Pestel und Murawiew eine ganz andere Richtung und einen Widerwillen gegen den Westen. Der großartige Erfolg, mit dem er die Verschwörung durch einen dramatischen Akt persönlichen Muthes rasch unterdrückte und die Verschworenen wie mit einem Zauberschlag auf die Kniee warf, gab der Idee des Autokratismus für seine ganze Lebenszeit ein Relief. Sein Widerwille gegen constitutionelles Wesen mochte sich bald geltend. Der polnische Reichstag ward aufgelöst, die parlamentarische Regierung erst mittelbar, dann gewaltsam und direkt aufgehoben. Und als die Polen, erregt durch die Juli-Revolution von 1830, sich erhoben, wies er jedes Anerbieten, mit constitutionellen Rebellen zu unterhandeln, zurück und zog den furchtbarsten Waffenkampf vor, dessen Resultat, gegen die europäischen Staatsgrundgesetze von 1815, die Auflösung des Königreichs Polen und Einverleibung desselben in den russischen Staatskörper war. England und Frankreich, welche die Selbstständigkeit Polens garantirt hatten, protestirten, fügten sich aber später. Die Energie und der Erfolg, womit der Kaiser über Revolution, Insurrection, Constitutionalismus und die Grundsätze des europäischen Gleichgewichts von 1815 gesiegt hatte, mußten in ihm wohl die Ueberzeugung befestigen, daß in ihm und seinem Systeme die Kraft und das Gelingen gegen westliche Civilisation, gegen Liberalismus und Constitutionalismus liege. Vielleicht geben sie dem Glauben an die Civilisation im Westen selbst den Todesstoß. Der jetzige Krieg ging offenbar aus der Ueberzeugung hervor, daß ihm die verweichlichten Nationen des Westens, die an ihre eigene Freiheit nicht glauben können, nicht gefährlich seien.

Der Glaube an seine Energie und autokratische Gewalt bekam durch eine lange Reihe von Jahren von allen Seiten neue Nahrung. Graf Gurowski erzählt eine der eclatantesten Thatsachen in dieser Sphäre: Während die Cholera 1831 in Petersburg wüthete, kam es den niederen Klassen in den Sinn, daß Polen, Juden und Franzosen, die Fremden aus den Ländern der Civilisation, Gift in die Brunnen geworfen, welches die Cholera erzeuge. Dieser Glaube wurde zum Fanatismus. Bald zogen über achtzigtausend Mujiks und Sklaven durch die Straßen, jeden Fremden, dessen sie habhaft werden konnten, ermordend. Sie versammelten sich endlich auf dem Siennaja-Platze und toben in ihrer Trunkenheit und Wuth mit wildem Geschrei einen entsetzlichen Anblick und eine Macht, gegen welche alle Polizei- und Militairmacht zu schwach erschien. In diesen furchtbaren, wilden, wüthenden Haufen ritt der Kaiser Nikolaus ganz allein langsam und majestätisch hinein. Ihm folgten nur sein Adjutant und höchstens hundert Kosaken. Schweigend und langsam ritt er bis in die Mitte der Rebellen. Hier rief er plötzlich mit Donnerstimme: „Nieder auf Eure Kniee! Auf Euren Knieen bittet Gott um Gnade — von mir habt Ihr keine zu erwarten!“ Und alle achtzigtausend wilden Rebellen stürzten auf ihre Kniee und blieben so liegen, während die Kosaken ungestört diesen und jenen ergriffen, banden und wie todte Waare in Böte warfen, auf welchen sie in unbekannte Regionen verschifft wurden. Die Uebrigen stoben im panischen Schrecken aus einander. Die Rebellion war wieder wie durch Zauberei, den Zauber der autokratischen Idee, vernichtet. Der Schluß, daß die moralische Macht größer sein kann, als die der Polizei und Waffen, ward freilich nicht aus diesem eclatanten Beispiele gezogen. Der Schluß hieß: Schrecken und Furcht muß die Massen bändigen. Graf Gurowski, der kein Freund des Kaisers ist, gesteht gleichwohl, daß ihn dieser Akt zur höchsten Bewunderung genöthigt habe.

Ueber Polen und innere Unzufriedenheit gefeierter Sieger und faktisch nicht mehr gebunden durch die Wiener Verträge, stieß der Kaiser beinahe ein Menschenalter hindurch mit seiner Politik weder auf einen diplomatischen, noch gewaltsamen Widerstand von Bedeutung. Im Gegentheil zeigt die Geschichte, daß ihm England und Frankreich auch da, wo sie durch die „Civilisation“ als seine Gegner aufzutreten genöthigt gewesen, nur dienlich waren. England zerstörte einmal die türkische Flotte, Europa half ihm das neue Griechenland schaffen, und die Vergrößerungen nach der Türkei und Persien hinein, das Schutzamt über die Sulina-Mündung, die Donau-Fürstenthümer und die Christen in der Türkei wurden von der westlichen Civilisation gefördert oder wenigstens zugegeben. Diese Thatsachen berechtigten den Kaiser zu der Ueberzeugung, daß er die Macht Europa's sei, daß der Westen auch die Konsequenzen seiner früheren Hülfsleistungen zugeben werde. Insofern ist wesentlich dieser Westen am jetzigen Kriege schuld. Ohne diese angedeuteten Antecedenzien wäre die orientalische Frage vielleicht in der Sphäre einer Krisis gelöst worden und nicht zu einem Waffenkriege ausgebrochen, der alle Interessen der Gegenwart bis tief in Rußland hinein beeinträchtigt und verletzt. Die „Civilisation“ muß sich sagen, daß sie die „Barbarei“ verhätschelt und verzogen hat und die Kinder nur von den Sünden der Väter heimgesucht werden.

Der Kaiser genoß seit den Dreißiger Jahren in Europa, auch in Westen, den Ruhm, der erste und mächtigste Protektor der konservativen Interessen und des monarchischen Prinzips zu sein. Sein aufrichtigster Verehrer in England ward bekanntlich Regierungs-Oberhaupt, als sich der jetzige Krieg entwickelte — einer der pikantesten Triumphe Rußlands und die empfindlichste Demüthigung der „constitutionellen, erzweisen Civilisation“ durch die „Barbarei“. Die einheimische Politik des Kaisers ging stets dahin, Rußland von Europa zu entwöhnen, es von westlichen Ideen unabhängig zu machen und die russische Staats-Idee zur National-Idee, zur Alleinherrschaft in sich selbst und wo möglich über ganz Europa auszuarbeiten.

Durch Bande des Glaubens hingen viele russische Unterthanen mit Rom und Deutschland zusammen. Mit Energie und Ausdauer wurde daher der römische Katholizismus in Polen und der Protestantismus in den baltischen Provinzen bekämpft. Die Leibeigenen und Bauern wurden durch Aufsicht auf Emancipation, die höheren Klassen durch Versprechungen von Hofgunst und Staats-Carrière zur griechischen Kirche herübergezogen. Die religiöse Toleranz unter Alexander und Katharina hörte ganz auf, Proselytismus in reicheren Formen, als er unter civilisirten Verhältnissen möglich erscheint, nahm deren Stelle ein. Die protestantischen Missionäre wurden vertrieben, die Weiß-Russen (vereinten Griechen katholischer Konfession) zum Theil gezwungen, ihre spirituallistische Treue zum Papste abzuschwören. Orthodoxe Kolonieen wurden nach Polen geschickt und die Güter des römisch-katholischen Adels, der von 1831 her verdächtig war, russischen Generalen übertragen. Die Deutschen darunter, die so polnische Güter bekommen hatten, mußten sich verpflichten, ihre Kinder in der griechischen Konfession zu erziehen. Das ungemein stark verbreitete deutsche Element in der Verwaltung wurde, so weit es sich thun ließ (denn die Intelligenz derselben ließ sich nicht überall entbehren, so daß es in der Diplomatie und im Heere namentlich bedeutend geschont werden mußte), reduzirt und die altrussische Partei an dessen Stelle gesetzt. Am Hofe betam die russische Sprache die Oberhand über die französische und deutsche. Die Erlaubniß, den Westen zu besuchen, wurde auf den höchsten Adel beschränkt und ungemein erschwert. Fremde, die früher eingeladen und wie Güter förmlich importirt wurden, begegneten den größten Schwierigkeiten, wenn sie in Rußland reisen wollten. In das Innere darf Niemand dringen.

In den Romanovs scheint eine Neigung zum Mystizismus zu liegen. Vielleicht ist er blos Folge der autokratischen Stellung, welche z. B. auch in römischen Kaisern, die zum Theil sehr klare und edle Naturen waren, die Neigung zur unnatürlichsten Willkür-Herrschaft erzeugte. Was den jetzigen russischen Kaiser betrifft, so scheint es keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß er sich in mystischem Ernste für das auserwählte Werkzeug der Vorsehung hält, die russische Staatsidee, das absolute Prinzip, den orthodoxen Glauben zur Herrschaft und zum Siege über Unglauben, Constitutionalismus und die abgeschwächte westliche Civilisation zu führen. Was nicht an die russische Kirche glaubt, ist Unglaube. Protestantismus ist ihm nur eine besondere Form des Unglaubens. Deshalb hat der Kaiser keine Achtung vor dem Protestantismus, und den Katholizismus haßt er, weil in ihm eine geistliche Macht mit der weltlichen konkurrirt. Nach ihm führt nur die Kirche, deren Oberhaupt er ist, zur Seligkeit und schützt das Volk vor Unzufriedenheit, da sie unbedingte Verehrung des Zaren als Gottes Stellvertreter lehrt. In den letzten zehn Jahren hat sich diese Ueberzeugung zu einer Art von Glauben ausgebildet. Er glaubt wenn an seine göttliche Mission und Statthalterschaft Gottes. Nach dem Berichte von Augenzeugen sind die vielen religiösen Ceremonien, die er eifrig befolgt, bei ihm keine Vorstellung. Er küßt das Bild der Jungfrau mit der Wärme des heißesten Glaubens. Seine Sprache wird oft biblisch, und wenn er in seinen neuesten Aufrufen zum Tone des Psalmisten sich erhebt, ist es keine Diplomatie mehr — es ist der Ausdruck seines Glaubens.

Freilich, es ist ihm nicht gelungen, die höheren und civilisirten Klassen durch einen ähnlichen Glauben zu erwärmen. Nur die ungestrien Klassen, noch nicht berührt von deutschen und französischen Einflüssen, wurden Feuer und Flamme, sofern sie ihn verstanden. Die Hauptmassen des Heeres verstehen gar nichts, als den Hunger, die Strafe, die Liebe. Die Altrussen sind seine Schwingen. Sie hassen die westliche Civilisation, weil sie die grundbesitzenden, beamteten, gebildeten Klassen, deren Vertreter, hassen. Sie glauben, daß der Kaiser dieses „junge Rußland“ vernichten — vernichten wolle den seit hundertundfunfzig Jahren arbeitenden Civilisationsprozeß, den Peter der Große anfachte, um zurückzukehren zum alten Moskowiterthum. Deshalb vernahmen diese Altrussen mit Enthusiasmus, daß ihr Kaiser das Doppelkreuz gegen den Halbmond und dessen Protektoren, das schismatische Rom und das doppelt schismatische Protektorat, erhoben habe. Der jetzige Krieg ist ihnen ein heiliger Krieg und ein — Bürgerkrieg gegen das junge Rußland. Das ist der kritische, der wichtige Punkt in der jetzigen Verwirrung. Der altmoskowitische Geist,

seit hundertundfunfzig Jahren unterdrückt und stolz in Moskau und im Innern grollend, hat sich dämonisch erhoben gegen den Einfluß und die Macht westlicher Ideen in Rußland. So liegt der Schwerpunkt des jetzigen Krieges nicht sowohl in der Frage, ob Rußland von den Westmächten besiegt, ob Sebastopol zerstört und die Krim genommen werde, sondern in dem Ergebnisse des Konfliktes zwischen Alt- und Jungrußland im Innern. Schon seit Jahren hört man von einem revolutionairen Geiste unter den gebildeten Klassen Rußlands und neuerdings gar von einer propagandistischen russischen Presse im Auslande, von Demonstrationen im Innern gegen den jetzigen Krieg. Das ist Jungrußland, der Westen im Osten. Die Aufrufung des altmoskowitischen Geistes ist um so gefährlicher, als nicht nur ganz Europa, sondern das gebildete Rußland selbst gegen die ursprünglichen Motive des gegenwärtigen Krieges ist. So viel endlich ist gewiß, daß der Geist Onégin's, die westliche Civilisation hinter dem russischen Heere, nicht ohne Einfluß auf die Geschicke des Landes bleiben wird, so sehr auch die Westmächte vor demselben das alte Rußland zu schonen und zu konserviren suchen mögen. Rußland hat eben keinen konservativen Boden unter den eigenen Füßen. . . . —a.

Frankreich.

Die Niam-Niams, oder die geschwänzte Menschenrace.

(Schluß.)

Auf der nach den Mittheilungen der Neger von Bahio entworfenen Karte des Herrn v. Castelnau befindet sich das von den Niam-Niams bewohnte Gebiet am äußersten Süden von Sudan, zwischen Adamaß und dem Lande der Tangalesen.

Hören wir nun, was unser Landsmann, Dr. Hübsch, berichtet:

„Es war im Jahre 1852", sagt er, „daß ich zum ersten Male eine geschwänzte Negerin sah. Die Erscheinung überraschte mich, und ich erfuhr von ihrem Herrn, einem Sklavenhändler, den ich um nähere Mittheilungen anging, daß im Innern von Afrika unter dem Namen Niam-Niams eine Race lebe, in der jedem Mitgliede eine solche Verlängerung eigenthümlich. Mit jener der orientalischen Einbildungskraft eigenen Uebertreibung versicherte er, daß der sonderbare Fortsatz oft eine Länge von zwei Fuß erreiche und in eine Spitze endige. Die Negerin war schwarz wie Ebenholz. Ihre Haare waren kraus; ihre Zähne waren weiß und groß und saßen in stark nach außen geneigten Zahnhöhlen. Ihre vier Handbeißne waren gespitzt und ihre Augen mit Blut unterlaufen. Sie trug rohes Fleisch. Ihre Kleider genirten sie, und ihre Intelligenz unterschied sich nicht von der ihrer Race eigenthümlichen. Ungeachtet des geringen Preises, den ihr Eigenthümer für sie forderte, konnte er sie doch nicht an den Mann bringen. Sie schreckte aber die Käufer weniger durch ihren sonderbaren Schmuck am Rücken ab, als durch ihre Vorliebe für Menschenfleisch, eine Vorliebe, die sie durchaus nicht verbarg. Ihr Stamm nährt sich von dem Fleisch der Gefangenen, die sie in den häufigen Kriegen mit den benachbarten Stämmen machen. Sobald einer von ihnen stirbt, wird er von seinen Verwandten — nicht begraben, sondern zerstückt und verspeist. Daher haben sie auch keine Grabstätten. Nicht alle führen ein Nomadenleben; viele von ihnen bauen sich Hütten von Baumzweigen. Sie verfertigen sich Waffen und Ackergeräthe, pflanzen Mais und Korn und kennen die Viehzucht. Ihre Sprache ist eine Ursprache; sie enthält viele arabische Worte. Sie sind ohne alle Bekleidung und suchen nur ihre sinnlichen Gelüste zu befriedigen. Ihre Söhne schlafen bei ihren Müttern, die Brüder bei ihren Schwestern, kurz, es herrscht bei ihnen in dieser Beziehung ein entsetzlicher Wirrwarr. Der Stärkste unter ihnen wird zum Häuptling gewählt; er ist es, der sie zum Kampfe führt, der die Beute vertheilt. Man weiß nicht, ob sie irgend eine Religion haben, doch ist es nicht wahrscheinlich, wenn man noch der Leichtigkeit schließen darf, mit der sie jede Religion annehmen, die man sie lehrt. Es ist sehr schwer, ihnen ihre Wildheit ganz zu benehmen, ihr mächtiger Naturtrieb spornt sie immer, Menschenfleisch aufzusuchen; man führt Beispiele an, daß sie die von ihren Herren ihnen anvertrauten Kinder verzehrt haben.

Ich habe voriges Jahr einen Menschen von dieser Race gesehen, der mit einem unterhalb Zoll langen und mit Haaren besetzten Schweif versehen war. Er schien fünfundreißig Jahr alt, war von wohlgebildetem robustem Körperbau und schwarz wie Ebenholz. Merkwürdig an ihm waren seine nach außen geneigten Zahnhöhlen. Man feilt ihnen die vier Handbeißne stumpf, um ihre Kaukraft zu schwächen.

Die Niam-Niams besitzen eine herkulische Stärke. Ihrer Unbezähmbarkeit wegen wollen die Sklavenhändler nichts mit ihnen zu thun haben. Ihre Herren vertrauen ihnen nicht gern die Obhut ihrer Häuser an.

Ich kenne in Konstantinopel den zehnjährigen Sohn eines Apothekers, dieser Knabe ist mit einem etwa einen Zoll langen Appendix am Rücken geboren. Er gehört der kaukasischen Race an. Bei einem seiner Vorfahren fand sich dieselbe Anomalie. Diese wird im Orient als ein besonderes Zeichen seltener thierischer Kraft betrachtet.

Den Türken ist dieser Menschenstamm seit langer Zeit bekannt, und sie sind nicht wenig erstaunt, daß das wissenschaftlich gebildete Europa von dessen Dasein bis auf den heutigen Tag nichts gewußt hat."

Vergleicht man nun alle so eben angeführten Dokumente, so sieht man leicht, daß sich dieselben in manchen Punkten widersprechen. Während der abyssinische Priester behauptet, daß dem weiblichen Geschlechte der oft erwähnte Appendix fehlt, versichern die Negersklaven von Bahia das Gegentheil und geben vor, sich mit Augen und Händen von diesen Vorhandensein überzeugt zu haben. Die Mittheilung des Dr. Hübsch läßt aber über diesen Punkt keinen Streit zu, da einer der von ihm beobachteten beiden Individuen dem weiblichen Geschlechte angehörte. Die Sklavenhändler, bei welchen de Couret Erkundigungen eingezogen, sind mit den Negern in der Beschreibung der äußeren Beschaffenheit der Wirbelsäulenverlängerung völlig übereinstimmend. Der abyssinische Priester aber, der nur männliche Individuen beobachtet, weicht von ihnen ab. Sollte man nun nicht annehmen können, daß die äußere Beschaffenheit jenes Organs durch die Verschiedenheit des Geschlechtes bedingt werde?

Wir wollen uns hier nicht in kühne Behauptungen und gewagte Schlüsse einlassen; der Gegenstand scheint uns aber einer besonderen Beachtung, einer unermüdlichen Forschung würdig. Es hieße die Skepsis am Ende doch zu weit treiben, wollte man die mannigfachen Zeugnisse, die zum Theil von den glaubwürdigsten Männern kommen, ohne Weiteres verwerfen. Es fragt sich nun, ob jenes an den Niam-Niams bemerkte Phänomen ein wirklicher Fortsatz der Wirbelsäule oder ein krankhafter Auswuchs sei. Ist Ersteres der Fall, so hätten wir ein neues Glied in der großen Wesenkette gefunden. Was wir oben über den äußeren Bau dieser Menschenrace, besonders über die Schädelbildung, über die Kauwerkzeuge derselben vernommen, läßt uns in ihnen den Uebergang von den Quadrumanen zum Menschen vermuthen, und in dieser Vermuthung liegt das Haupt-Interesse dieser ganzen Frage. Hoffen wir, daß die ernste Wissenschaft, die schon so manches schwierige Räthsel gelöst, durch unausgesetzte Bemühungen bald in den Stand gesetzt sein wird, diese so sehr interessante Frage entscheidend zu beantworten.

Paris, im November 1854. K.

Die Bearbeitung der Odyssee von Ferd. Schmidt.

Der liebenswürdige Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt, dessen fleißiger und musterhafter Feder wir bereits eine große Anzahl werthvoller Jugendschriften verdanken, die sämmtlich schnell zu erneuten Auflagen gelangten, und unter denen wir nur ganz flüchtig die Büchlein „Hermann und Thusnelda", „Kriegersinn und Vaterlandsliebe", „Richard's Fahrt nach dem heiligen Lande", „die Türken vor Wien", „Gudrun", „die Nibelungen", „Fichte's Jugend" und vor Allem das mit der Feder des Herzens geschriebene, auf bleibenden Werth Anspruch machende Volksbuch: „Herder als Knabe und Jüngling" hervorheben wollen, hat jüngst einen neuen Schritt vorwärts gethan auf der von ihm so rühmlich verfolgten Bahn, der Jugend das herrlichste aus der Literatur aller Völker und Zeiten zu offenbaren — indem er dieselbe so eben mit der Bearbeitung einer der Meisterschöpfungen Homer's, der Odyssee, beschenkt hat.*)

Indem der Unterzeichnete es seinem Herzen nicht versagen kann einige Betrachtungen, die sich ihm bei der Lektüre der letztgedachten Schrift aufgedrängt haben, hier offen dem Publikum vorzulegen, verhehlt er es demselben nicht, daß er anfänglich nicht ohne einen Anflug von Bangigkeit an die Lesung dieser „Bearbeitung" eines Homerischen Werkes gegangen ist, trotzdem daß er schon mehrfache Gelegenheit gehabt — wie in den „Nibelungen", in „Gudrun" u. s. w. — das künstlerische Geschick des Verfassers bei der Handhabung und Bewältigung spröder Stoffe zu bewundern. Viele Männer schon, worunter bedeutend große auf dem Gebiete der Literatur, sind, wie Jedermann weiß, zu einer derartigen Metamorphosirung der Homerischen Werke geschritten und sind an der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens gescheitert. Das Schicksal pflegt unglücklichen Autoren viel wie ihnen. Wer lieft heutigestages noch jene Iliaden und Odysseen, die in Jamben, Trochäen, italiänischen Stanzen, reimlosen und gereimten Versen, oder in ungebundener Rede auf den Büchermarkt traten, nur um von demselben wieder zu verschwinden.**)

Ich hatte nie anders als in der Ursprache oder allenfalls in der Voßischen Version, welche die Urform des Textes beibehält, jene wir,

*) Homer's Odyssee. Für die Jugend bearbeitet von Ferdinand Schmidt. Mit 24 Illustrationen von J. Bartsch. Berlin, 1855. Verlag von G. Grieben.

**) Der Versuch Schiller's einer Bearbeitung der Aeneis in achtzeiligen Stanzen wird immerhin interessant und lesenswerth bleiben. D. R.

Digitized by Google

aus den Tagen der frischen Jugendzeit so theuren und unvergeßlichen Schöpfungen Homer's zu lesen vermocht, die oft noch der Mann wieder durchlas und wieder anstaunte, und deren Basis mir schließlich im griechischen Hexameter zu beruhen schien.

Der Hexameter, jener in den Spondeen so weiße- und würdevoll einherschreitende, gleich als wolle er absprießen die klare Besonnenheit und tiefe Verständigkeit des klassischen Geistes, der hier wieder mit der Schnellkraft der Daktylen hüpfende und lärmende, gleich als wolle er einen Wiederhall geben von der Gewalt der hellenischen Kämpfe: jener antike Hexameter eben war es, der mir bisher mit der dunkel heiligen Gestalt Homer's verwebt und verwachsen schien.

Der „Bearbeiter der Odyssee" hat uns gezeigt, daß es noch ein Anderes giebt als Spondeen und Daktylen, worin der heroische Dichter singen kann (und was von ihm gilt, gilt von jeglichem Dichter): dieses Andere, die Form Ersetzende, ist das Ebenmaß einer ruhigen, klaren und edlen Diction, die um so wirksamer ist, an je höhere Stoffe sie sich anlehnt. Der Schmidt'schen Prosa wird und muß es gelingen, jegliches Gedicht seines metrischen Gewandes zu entkleiden, und er wird ihm dennoch ein poetisches Gewand belassen haben, auch wenn er die ergriffene Dichtung in Prosa hüllte. Denn eben er ergreift jede Dichtung bis in die tiefsten Tiefen hinein, er durchdringt und zersetzt sie und verwandelt sie in eigenes Fleisch und Blut, oder nein — er verwandelt sie zu einem Gemeingut der Nation, in das Fleisch und Blut seines Volks und der heranwachsenden Jugend desselben, der er sie vorträgt in schlichter und einfältiger Weise im alten und ehrwürdigen Sinne des Worts. Dabei hütet er sich mit seinem Takt, lange Vorreden und Einleitungen, ausführliche Erklärungen und das unnöthige Beiwerk anderer Zusätze zu geben, welches, wie er wohl weiß, den Werth des Schriftstellers, von dem er eine Paraphrase giebt, nicht erhöhen, vielmehr ihn beeinträchtigen würde, da er dann nicht mehr in ursprünglicher Einheit und Jungfräulichkeit auftreten könnte. Mit zwei, drei Worten versetzt uns F. Schmidt in den Zusammenhang des Werkes, welches er unserer Betrachtung vorführt, diese kann dann ungestört und durch Nichts behindert dem Schriftsteller zugewandt bleiben, dessen individuelles Wesen wir kennen lernen.

Wir meinen es ganz ehrlich, wenn wir sagen, daß Schmidt einzig dasteht in seiner Methode der Paraphrasirung. Er giebt und durch dieselbe zweierlei, einmal sich selbst und zwar in ganzer, klar durchscheinender Reinheit — und er giebt uns den Autor, den er uns vorführen will, wo möglich mit noch heller durchstrahlendem Glanz. Andere geben nur Eines, entweder den fremden Schriftsteller, oder sich. Bei Rückert z. B., um an einen großen Namen anzuknüpfen, ragt die Virtuosität Rückert's weit über die Virtuosität des fremden Dichters hervor, der sich dem zwar purpurnen und blendenden, aber doch fremden Mantel anbequemen muß, den der paraphrasirende Dichter um ihn breitet. Wenn wir Nal und Damajanti lesen, einmal von Rückert vertirt, einmal von Bopp — da erkennen wir recht die Unterschiede, die bei der Uebertragung einer ausländischen Dichtung in die heimische Sprache obwalten können. Lesen wir den Rückert'schen Nal und Damajanti, da sind wir entzückt, wir schwelgen und schwärmen in tragischen Regionen, wir meinen, Klänge und Töne des Orients zu vernehmen, wir meinen, eine indische Dichtung vor uns zu haben — und doch war es Illusion, doch haben wir Rückert anzustaunen gehabt, doch wußte er geschickt uns zu täuschen, wie wir es neue werden, sobald wir Nal und Damajanti lesen in der Uebersetzung, die uns der treue Kenner des Sanskrit, Bopp, veranstaltet hat und wodurch er die Rückert'sche Dichtung aus dem Herzen derer verdrängte, denen die Wahrheit und der Wortlaut über die Illusion geht und über die poetische Umschreibung. In Bopp's Version haben wir, das kann nicht geleugnet werden, Indien und indische Zustände, indische Gestalten und indische Worte vor uns, und doch scheint und der Ganges nicht mit so majestätischer Welle zu fließen, nicht der Wipfel der tiananmächtigenen Palmen so schauerlich-heilig zu rauschen, als wir es bei Rückert empfanden, und warum nicht? warum nicht? so dürften wir fragen. War es vielleicht, weil die eigene Individualität des Uebersetzers sich aus der vorgeführten Dichtung verlor, weil sein eigenes, innerstes Wesen mit allzu großer Selbstverleugnung, und mit einer Bescheidenheit, wie sie nicht immer dem Gelehrten zueignen ist, zurücktrat aus der fremden Schöpfung, die, wie der Uebersetzer vielleicht meinte, nur hingebungsvoll werden durfte, ohne daß sie demselben ein Anrecht lieh, den eigenen Fuß in jenes Eden zu tragen; ähnlich, wie die alten Meister der griechischen Kunst Götterstatuen schufen und ihren Namen nicht eingruben in jene Denksäulen, die nicht ihren Ruhm verkünden sollten, sondern den Ruhm der Götter! So scheint, um noch einmal auf Nal und Damajanti zurückzukommen, jede der gelieferten Personen die Schuld einer Einseitigkeit zu tragen, es fehlt bei jeder an dem Medium, welches die fremde Schöpfung mit der Regeneration in volle Harmonie setzt. Dort waltet Rückert vor, hier die indische Dichtung. Hier tritt der fremdländische Dichter zu bedeutsam in den Schatten, dort wird die eigene Individualität des Uebersetzers allzu sehr geopfert. Dort schlägt der Ganges Rückert'sche Wellen, hier regt ihn der eingehaltene Ohem des Uebersetzers nicht einmal auf. Kurz, es mangelt an der letzten und völligen Uebereinstimmung der beiden Individualitäten, der des ursprünglichen Schöpfers und der des nachschaffenden Dichters — eine Uebereinstimmung, die wir gerade bei unserem in Rede stehenden Schriftsteller Ferdinand Schmidt in einer so wundersamen Weise stattfinden sehen, daß wir darüber erstaunen und uns fragen: wie hat er das unerreichbar Scheinende erreicht?

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— H. Heine und Alexandre Dumas. In Nr. 45 des von Alex. Dumas herausgegebenen Mousquetaire vom 14. Februar d. J. befindet sich ein an den Herausgeber gerichtetes Schreiben H. Heine's, worin dieser dem Mousquetaire zu Zwecken der Armen-Unterstützung die Summe von funfzig Francs übersendet, welche er in einer Züricher Banknote von einem jetzt in der Schweiz lebenden Landsmanne, als Betrag eines diesem vor zwanzig Jahren gemachten Darlehns erhalten, die er jedoch wegen ihres an eine Eselshaut erinnernden Geruches nicht im Hause behalten wolle. Wer unter dieser Eselshaut eigentlich gemeint, geht aus dem Briefe nicht deutlich hervor. Er wolle keinen Namen nennen, schreibt Heine, denn ohnehin riefire er, daß gewisse Leute, die jede Gelegenheit, ihrer Eitelkeit einen Dienst zu erweisen, mit Vergnügen ergreifen, in die oder jene gelesene Zeitung einen Brief einrücken lassen, worin sie schreiben: „Herr Redacteur, der Esel, von welchem in H. Heine's Brief die Rede ist, dieser Esel bin ich!" — Demnächst bemerkt der immer todtkranke, aber auch stets gegen sich wie gegen Andere spottlustige und unbarmherzige Dichter:

„Ich hätte Ihnen noch manches Andere zu sagen, aber ein Hals- und Druskrampf, an welchem ich leide und der mich jeden Augenblick zu ersticken droht, gestattet mir nicht, dieses Diktat noch zu verlängern. Mein Arzt hatte mir sogar das Sprechen überhaupt verboten. Es sind dies die Folgen eines fatalen Unfalles, der mir vor zwei Monaten begegnete und von dem ich mich endlich etwas zu erholen anfange. Denken Sie sich, wie traurig mein Zustand da sein mußte. Jede Zerstreuung durch Arbeit war mir unmöglich, und selbst das Wort war mir untersagt worden. Ich lag da wie ein gebundener Hund, dem man einen Maulkorb angelegt. — Aber warum besuchen Sie mich nicht einmal! Ich höre, daß Sie jetzt in derselben rue d'Amsterdam wohnen, an der ich mich kürzlich fortgemacht, um in den Champs Elysées, Matignon-Allee Nr. 3, zu residiren, wo Sie mich zu jeder Stunde antreffen. Es ist nicht gar zu weit von Ihnen, und Ihr Kabriolet kann Sie in fünf Minuten zu mir bringen. Schämen Sie sich doch! Während Sie, ein junger Mann, mich warten lassen, kömmt ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, der im Marais wohnt und der sich darauf pikirt, alle seine Wege zu Fuß zurückzulegen, kurz, unser berühmter Senior Béranger, neulich im schlechtesten Wetter zu mir angetrieben. Ich hatte Béranger seit vierundzwanzig Jahren nicht gesehen und fand ihn so munter und behend, wie einen Pariser Gamin. Eine Dame, deren Namen ich Ihnen nicht zu nennen brauche (wahrscheinlich ist Madame Heine gemeint), die an seine fünfundsiebzig Jahre durchaus nicht glauben und ihm höchstens sechzig zugestehen wollte, ist von ihm zu jurechtgewiesen worden, daß sie schwerlich mehr einem Greise das Kompliment machen wird, er sei jung. Quel vénérable polisson!"

Alex. Dumas antwortet unter Anderem an Heine: „Bon jour bon an et merci, mon cher Heine. Ihr Züricher Bankbillet hat nicht Zeit gehabt, bei mir zu verschimmeln, wie Sie aus der Beilage (Quittung und Dank eines armen Literaten F. J.) ersehen werden, und wenn es nach der Eselshaut riecht, so wird mein Zimmer, wo nur der Geruch des Geraniums gedultet wird, nichts davon abbekommen. . . . Und da ich mir gedacht, daß Herr F. J. noch pressirter als wir sein wird, das übelberüchtigte Züricher Bankbillet wieder loszuwerden, so habe ich ihm die Adresse eines mir befreundeten Wechslers gegeben, der den Armen, die ich ihm zuschicke, solche Billets anzuwechselt und der den Wucher so weit treibt, daß er ihnen ein Diconto von fünf bis zehn und selbst zwanzig Prozent zuzahlt, wenn das Billet, das sie bei ihm verwechseln, zu ihren Bedürfnissen nicht ausreicht. . . . Ja, ja, ja, ich werde Sie nächstens besuchen, und wenn ich noch nicht dagewesen bin, so ist es die Schuld Ihres Arztes, der mir gesagt, daß ich noch sehr viel Zeit habe."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., welche bei allen im Inlande portofrei sind in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expediteur Brennecke, Mohrenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 29. Berlin, Donnerstag den 8. März 1855.

Rußland.

Ein geistiges Portrait und ein Schreiben des Kaisers Nikolaus.

Der verstorbene Wilhelm Dorow hat unter mehreren Schriften, die sich auf das Leben, die Werke und insbesondere die Briefe und Handschriften berühmter oder vielgefannter Menschen beziehen, auch über den russischen Fürsten Koslowskij (geb. in Moskau 1783, verstorben als russischer Gesandter in Baden, 1840) ein Werkchen herausgegeben,*) das namentlich sehr interessante Anzüge aus dem Tagebuche dieses geistreichen Fürsten enthält. Unter Anderem befindet sich in diesem Tagebuch ein mit der Feder entworfenes Bildniß des Kaisers Nikolaus vor seiner Thronbesteigung. Fürst Koslowskij begleitete nämlich den damaligen Großfürsten Nikolaus und dessen Gemahlin auf einer Reise mit dem russischen Kriegsschiffe „Dwpeten" („Zärtlichkeit"**) und notirte bei dieser Gelegenheit alle seine Wahrnehmungen und Reise-Eindrücke in ein Tagebuch, das sich jetzt im Besitze der verwitweten Frau Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin befindet. Aus diesem Tagebuche hat Dorow das Portrait des Kaisers, und zwar in französischer Sprache, in welcher es Koslowskij abgefaßt hatte, in seiner obengedachten Schrift mitgetheilt. Es hat dieses mit künstlerischer Hand gezeichnete Bildniß einen um so größeren Werth, wenn man weiß, daß der Fürst Koslowskij, der sich, ungeachtet seiner russischen Nationalität, zur römisch-katholischen Kirche bekannte, nicht blos als ein geistreicher, sondern auch als ein durch seinen Charakter unabhängiger Mann bekannt war, der niemals zum Schmeichler einer Gewalt sich her gab, die er nicht achtete.

„Der Großfürst — so schreibt Koslowskij in seinem Tagebuche — hat von der Natur eines der schönsten Geschenke empfangen, die sie denjenigen verleihen kann, welche das Schicksal über Andere gestellt hat: er besitzt die edelste Gestalt, die ich in meinem Leben gesehen. Der gewöhnliche Ausdruck seiner Physiognomie hat etwas Strenges und Misanthropisches, das nicht gewinnend ist. Sein Lächeln ist ein Lächeln der Gefälligkeit, keineswegs aus fröhlicher, hingebender Stimmung hervorgegangen. Die Gewohnheit, eine solche Stimmung zu unterdrücken, hat sich so unzertrennlich mit seinem Wesen verbunden, daß darin nichts Erzwungenes, nichts Zurückgehaltenes, nichts Studirtes wahrzunehmen ist. Gleichwohl sind alle seine Worte, wie seine Bewegungen, so nach dem Takt abgemessen, als ob er ein Notenblatt vor sich hätte. Die ganze Erscheinung dieses Prinzen hat etwas Widersprechendes und zugleich wunderbar Imponirendes. Er spricht mit Lebhaftigkeit, dabei aber mit eben so großer Einfachheit als Würde. Alles, was er sagt, ist geistvoll; keine verbrauchten Scherze, kein nach Witz haschendes oder zur unrechten Zeit gebrauchtes Wort. In dem Ton seiner Stimme und in der Zusammensetzung seiner Phrase ist Nichts, was Stolz oder Verstellung andeutet, und gleichwohl fühlt man heraus, daß sein Herz verschlossen und daß diese Barrière unübersteiglich ist, ja, daß es thöricht sein würde, zu hoffen, daß man in das Innere seines Gedankens werde eindringen oder sich sein volles Vertrauen werde zu erwerben vermögen. Er hat sogar bis zu einem gewissen Grade auch seiner Gemahlin diesen Ausdruck der Gesichtszüge mitgetheilt. Ihr Blick hat zuweilen etwas Argwöhnisches, Forschendes, was mit den harmonischen Zügen ihrer von Natur sanften und anmuthigen Physiognomie nicht übereinstimmt.

„Doch ich irre mich vielleicht; nicht das Beispiel des Großfürsten ist es wohl, das seiner Gemahlin das Geheimniß offenbart hat, den Menschen überhaupt nicht zu trauen; der russische Hof ist es vielmehr, der Beiden wahrscheinlich jenes zurückhaltende, mißtrauische Ansehen verliehen; dieser traurige Hof, wo seit der Zeit der Menschikow und der Ostermann jede sittliche Unabhängigkeit, jeder Seelen-Adel, als heterogenes Element, mit Verwunderung betrachtet wird und wo die Kabale und die Intrigue unaufhörlich wie Schlangen um die Ohren der höchsten Personen zischen. . . .

„Der Großfürst beschäftigt sich nicht blos mit den Details der Militair-Angelegenheiten, sondern man hält ihn auch für einen ausgezeichneten Ingenieur und demzufolge für einen guten Mathematiker. Er liest viel, und alle seine Umgebungen haben mir versichert, daß er im höchsten Grade jene Macht der Aufmerksamkeit besitzt, die, nach den berühmten Definitionen Montesquieu's, eben nichts Anderes als Genie ist.

„Der Großfürst hat sich bisher darauf beschränkt, General zu sein, aber Alles deutet darauf hin, daß es ihm auch nicht schwer sein werde, Staatsmann zu sein, und wenn dieser Prinz sein Leben ohne große Thaten endigte, so würde er seinen Beruf verfehlt haben, denn die Natur hat ihn augenscheinlich zu etwas Großen bestimmt. Ich zweifle nicht, daß er seinem Sohne eine ausgezeichnete Erziehung giebt, aber ich fürchte, daß er ihn zu viel mit den Wissenschaften beschäftigen läßt, während der Geschmack für die schöne Literatur und besonders für die Poesie vernachlässigt wird. Dieser Geschmack aber würde eine der größten Wohlthaten für die Zukunft Rußlands sein, denn die wirkliche Welt übt dort einen so beklagenswerthen Einfluß auf den Charakter, daß er nothwendig eines anderseitigen Haltes durch die zauberischen Reize der Einbildungskraft bedarf.

„Falls der Großfürst Nikolaus eines Tages den Thron besteigt, zweifle ich nicht, daß man ihm mit Eifer dienen werde; er wird sich nicht wie Heinrich IV. durch liebenswürdige Hingebung die Herzen seiner Unterthanen gewinnen, aber sie werden ihm gern gehorchen, als einem Fürsten, auf den man mit Stolz immer hinweisen darf, auf welchen mit Recht die beiden berühmten Verse der Berenice angewendet werden können und der unter diesem ihm von der Natur aufgedrückten Stempel der Majestät eine hohe Intelligenz birgt, welche den Eindruck, den sein Anblick hervorgerufen, nur noch erhöht.

„Unsere Individualität tritt ebensowohl in unseren Neigungen, als in unseren Abneigungen ganz besonders hervor. Der Großfürst liebt seine Gemahlin, wie er Alles zu thun liebt, auf die ungeschmückteste, edelste Weise. Die Großfürstin hat einen majestätischen Wuchs, ein Herrscher-Ansehen, angenehme und harmonische Gesichtszüge. Wenn sie lebhaft wird, so verschwindet das Mißtrauische ihres forschenden Blickes, und sie wird dann wieder ganz die Tochter der Königin Louise von Preußen und die Schwester der Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg. Die Prinzessin tritt dann etwas zurück, aber die Frau mit ihren Engels-Formen erscheint dann um so reizender. . . ."

So weit Koslowskij mit seiner Portrait-Darstellung, die, wenn sie auch bereits etwas veraltet ist, doch an Wahrheit und Farbenfrische noch nichts verloren hat. Wir reihen daran, zur Charakteristik des verewigten Monarchen, der seinen Biographen und Geschichtschreibern eine nicht leicht zu lösende Aufgabe hinterlassen hat, die Ueberfetzung eines Schreibens, welches der Großfürst Nikolaus bei der im J. 1818 zu Moskau erfolgten Geburt seines ältesten Sohnes, des jetzigen Kaisers Alexander II., an den Metropoliten von Moskau, Erzbischof Augustin,*) erlassen hat:

„Hochwürdigster Prälat!**)

„Ich habe mit der Besorgniß eines schwachen Sterblichen, aber auch mit der Hoffnung eines gläubigen Christen den entscheidendsten Augenblick meines Lebens herannahen sehen; ungewiß über das, was die Vorsehung mir vorbehalten, habe ich meine Seele durch ein religiöses Gelübde gestärkt, und mit Resignation erwartete ich den Willen Gottes.

„Es hat der göttlichen Vorsehung gefallen, mich das Glück der Vaterfreude genießen zu lassen; sie hat die Mutter und den Sohn mir erhalten. Der Dankes-Ausdruck, der Demjenigen, welcher die Herzen prüft, nicht nöthig ist, wird unerläßlich für ein Herz, das davon durchdrungen. Das Gelübde, welches zu erfüllen ich mich beeilen werde, besteht darin, unter Anrufung des heiligen Alexander Newski,***) eine

*) Leipzig, 1846.

**) Seinen schwedischen Namen hatte dieses Fahrzeug zum Andenken an ein von den Russen in der Schlacht von Hyberg, 4. Juli 1790, eroberten schwedisches Linienschiff. D. R.

*) Gestorben am 15. März 1819.

**) Preosswiaschtschennoi Wladyko! Das Wort Wladyko oder Wladika bedeutet wörtlich blos „Herr", aber gleichsam Herr. Es ist dies der gewöhnliche Titel bei der Anrede russischer Bischöfe, ein Titel, der bekanntlich auch der Herrscher von Montenegro führt.

***) Schutzpatron des Neugeborenen.

Digitized by Google

Kapelle in der Kirche des Neuen Jerusalem*) zu errichten. Es ist dies das demüthige Opfer eines glücklichen Vaters, der dem Allmächtigen sein kostbarstes Gut, das Leben seiner Frau und seines Sohnes, vertraut.

„Sie, Eminenz, Sie werden mein Beistand und mein Führer bei der Erfüllung eines meinem Herzen so theueren Gelübdes sein. Innige Gebete für die Mutter und den Sohn mögen zum Himmel vom Fuße dieses durch die Dankbarkeit eines Vaters errichteten Altares emporgesandt werden! Möge der Allmächtige die Tage derselben verlängern zu ihrem eigenen Glück, für den Dienst des Monarchen, für die Ehre und das Wohlsein des Vaterlandes!

„Indem ich um Ihren Segen für sie und für mich bitte, bin ich ꝛc.

Nikolaus."

Man weiß, durch welche traurigen Ereignisse, die Folge von Conspirationen, welche über das ganze Land verbreitet waren, die ersten Tage der Regierung des Kaisers Nikolaus getrübt wurden. Der junge Monarch zeigte bei dieser Gelegenheit eben so viele Charakter-Festigkeit, als Energie des Geistes. Die Einwohner von St. Petersburg, die den Großfürsten Nikolaus bis dahin nur als einen sehr dienstfertigen Soldaten, als General-Inspecteur des Artillerie- und Ingenieur-Corps, gekannt und welche geglaubt hatten, daß er für andere Dinge, als militairische, weder Sinn, noch Einsicht habe, nahmen bald mit Erstaunen wahr, wie elastisch und vielseitig der Geist und die Thätigkeit des neuen Herrschers sei. Ein französischer Gelehrter, der sich zur Zeit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus in St. Petersburg befand, erzählt unter Anderem in seiner historischen Darstellung dieser Zeit:**)

„Die Bürgerschaft der Hauptstadt vernahm mit lebhaftem Interesse, daß dieser schöne Kavalier und vollendete Militair eine gleiche Achtung für die bürgerlichen Beschäftigungen hege, und daß er Allen und Jedem ohne Unterschied zugänglich sein werde. Jeder konnte ihn auf der Straße begegnen, allein mit der Kaiserin in einem einspännigen Schlitten fahrend, ohne Gefolge, selbst ohne Lakaien; im Hintergrunde vielleicht nur, jedoch nicht in die Augen fallend, von einigen treuen Dienern begleitet. Gleich in den ersten Tagen des Jahres 1826 sah der Handelsstand den Kaiser ganz unerwartet an der Börse erscheinen, wo er mit den bescheidensten Kaufleuten mit einer so herzgewinnenden Freundlichkeit sprach, daß diese sehr bald Vertrauen zu ihm faßten und er sich die Liebe der gesammten Kaufmannschaft erwarb. Indem er an der Börse umherging, kam er auch vor die im großen Saal aufgestellte Büste des Kaisers Alexander: „„Meine Herren!"" rief er „„halten wir das Andenken dieses Herrschers stets in Ehren, denn er war eben so Ihr Wohlthäter als der meinige."" Und bevor er die Börse verließ, sagte er zu den Männern, die ihn in diesem Augenblick umgaben: „„Behalten Sie mich lieb, wie ich Sie, das heißt von ganzem Herzen!""

„Man bemerkte bald, daß der junge Kaiser ein unermüdlicher Arbeiter sei. Er strengte sich in dem Maße an, daß er abmagerte und seine Augen von dem vielen Lesen und Schreiben geröthet wurden. Nikolaus blieb jedoch, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, dabei, Alles selbst sehen zu wollen. Er besuchte alle öffentlichen Institute und erschien dort oft so unvorhergesehen, daß an Zurüstungen für seinen Empfang und an Vorbereitungen nicht zu denken war. Er war augenscheinlich von den besten Absichten beseelt und schien immer wie in Folge einer plötzlichen Eingebung zu handeln, was ihn in den Augen religiöser Menschen — und alle Russen, die von der Civilisation noch nicht ergriffen wurden, sind in ihrer Weise religiöse Menschen — als den Erwählten der Vorsehung charakterisirte, welche die Könige vorzugsweise berufen hat, ihre Stellvertreter auf Erden zu sein."

Frankreich.

Die Unzweckmäßigkeit der Beschränkung des Getreidehandels.

(Nach Michel Chevalier.)

Die für das materielle Wohl der Völker höchst wichtige Frage, ob der Handel mit Getraide zwischen den verschiedenen Staaten durch Zölle, die auf die Ausfuhr oder auf die Einfuhr gelegt sind, beschränkt werden darf, oder ob es zweckmäßiger ist, diesen Handel vollkommen freizugeben, ist vor kurzem auch im Journal des Débats von Michel Chevalier in drei längeren Artikeln ausführlich besprochen worden.

In den beiden ersten Artikeln werden die Zustände und Verhältnisse, wie sie zur Zeit noch in Bezug auf den Getraidehandel bestehen, dargestellt und einer gründlichen Kritik unterworfen. Herr Michel Chevalier kömmt zu dem Ergebniß, daß bis jetzt die Getraide-Ausfuhr aus den vorzugsweise zur Production geeigneten Ländern kaum für den gewöhnlichen Bedarf Englands ausreicht, und daß eine bedeutende Zunahme der auf den Weltmarkt kommenden Getraide-Vorräthe auch nicht in Aussicht steht. Im dritten Artikel wird nachgewiesen, wie nur die unbeschränkte Freigebung des Handels mit Getraide den bisherigen Uebelständen abzuhelfen vermag. Wir theilen im Folgenden das Wesentliche aus dieser Nachweisung des Herrn Michel Chevalier mit.

Unter den vorzugsweise konsumirenden Ländern nimmt England die erste Stelle ein. Nächstdem verdienen Australien und die Schweiz berücksichtigt zu werden. Was Australien betrifft, so wird es hier, so lange die Arbeit in den Goldminen so lohnend bleibt, vorerst bloßes bleiben, daß nöthige Getraide von auswärts kommen zu lassen. Und da hier die Bevölkerung in schnellem Zunehmen begriffen ist, so wird Australien einer immer mehr zunehmenden Einfuhr von Getraide bedürfen. Aber England zieht zunächst unsere Blicke auf sich. Hier ist ein großer Bedarf zu befriedigen, und dieser Bedarf wird nicht geringer werden, sondern er ist in fortwährender Zunahme begriffen.

In Großbritannien, ohne Irland, wächst die Bevölkerung trotzdem, daß jährlich so viele Tausende auswandern. In jedem der letzten zwei Jahrzehnte (von 1831 bis 1851) hat die Zunahme der Bevölkerung nicht weniger als 1,360,000 Köpfe betragen. Auf jedes Individuum dritthalb Hektoliter Getraide gerechnet, braucht Großbritannien jetzt schon gegen sechs Millionen Hektoliter mehr, als vor zehn Jahren. Wollte Großbritannien seinen Getraidebedarf selbst produziren, so müßte es alle zehn Jahre sechs Millionen Hektoliter mehr produziren. Brächte man es in England zu einem doppelt so großen Ertrag, als in Frankreich, d. h. zu zwanzig Hektoliter auf eine Hektare Land, so müßte man zur Production des Mehrbedarfs alle zehn Jahre fast eine Million Hektaren Land mehr produktiv machen können. Um sich zu überzeugen, daß dies nicht möglich ist, darf man nur daran denken, daß das zum Getraidebau sich eignende Land in Großbritannien nur funfzehn Millionen Hektaren beträgt. Zwar sind Verbesserungen im Landbau, obwohl England in dieser Beziehung schon alle Länder übertrifft, immer noch möglich; aber diese Verbesserungen haben doch ihre Gränzen, und ihr Ergebniß kömmt nicht sogleich zum Vorschein. Die liberale Gesetzgebung von 1846 wird den Landbau mächtig fördern: England wird in Zukunft mehr Getraide produziren, als jetzt; aber doch wird England für den Zuwachs seiner Bevölkerung immer die Einfuhr von Getraide nöthig haben. Die zu erwartende Mehr-Production in Irland wird Großbritannien wenig zugutekommen. In Irland fängt man an, sich lieber von Getraide als von Kartoffeln zu nähren. Und auch der schottische Landmann, des großen Haferbrods satt, fängt an, Brod von gutem Weizenmehl zu essen. Die Getraideländer an der Ostsee und am Schwarzen Meere werden in Zukunft dem steigenden Bedarf des industriellen blühenden Großbritannien kaum Genüge leisten können, da von der trägen ackerbauenden Bevölkerung dieser Länder eine schnell erfolgende Mehr-Production nicht zu erwarten ist. Hat doch die Getraide-Ausfuhr auch aus den Vereinigten Staaten Amerika's sich nur sehr langsam vermehrt; sie betrug gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 1,200,000 Hektoliter und hat gegenwärtig noch nicht vier Millionen erreicht.

Sollten unsere Länder in Europa einmal einen großen Bedarf an Getraide haben, so würden sie nicht im Stande sein, sich denselben zu einem mäßigen Preise, wie meinen den Durchschnittspreis in Frankreich: 19 bis 20 Francs für einen Hektoliter, zu beschaffen. Dies beweisen uns die hohen Preise, die wir jedesmal bezahlen müssen, wenn unsere Aernten für die gewöhnliche Consumtion von sechs bis sieben Millionen nicht ausreichen. Wenn Ereignisse, die im Reiche der Möglichkeit liegen, wie z. B. die Dauer der Kartoffelkrankheit, uns nöthigten, dauernd Getraidemassen vom Auslande zu beziehen, so bliebe uns keine Wahl: wir müßten unsere Zuflucht zum Mais nehmen, wie England sich angeschickt hat, es zu thun, als in den Jahren 1846 bis 1847 die Kartoffel-Aernte fehlgeschlagen war. Der Mais hat den Vorzug vor dem Getraide, daß er einen viel größeren Ertrag giebt. In Mexiko giebt er bis achtzehnfach Körner für einen. Die Nord-Amerikaner sollen jährlich zweihundert Millionen Hektoliter Mais gewinnen, viermal so viel als Getraide. Sie verwenden ihn als Nahrungsmittel für Menschen; in Kentucky ist er von so guter Beschaffenheit, daß man ihm hier den Vorzug vor dem Getraide giebt. Aber der größere Theil des in den Vereinigten Staaten gebauten Mais wird zur Mästung des Viehes, besonders der Schweine, und zum Branntwein-Fabriciren verbraucht. Wenn Europa regelmäßige Bestellungen auf Mais in Nord-Amerika machen wollte, so würde man mit Leichtigkeit zwanzig bis dreißig Millionen Hektoliter jährlich liefern können, während bis jetzt, seit sieben Jahren, erst vier bis fünf Millionen Hektoliter nach England ausgeführt werden. Es wäre wünschenswerth, daß die Bewohner des nördlichen Frankreich sich an den Genuß des Mais gewöhnen möchten, der bekanntlich in den südlichen und südwestlichen Departements schon heimisch ist. Für den Fall, daß z. B. durch einen Krieg Frankreich von den Getraideländern am Schwarzen Meere abgeschnitten wäre, würde es gut sein, wenn die gesammte Bevölkerung

*) Klöster in der Umgebung von Moskau.

**) Histoire intime de la Russie &c. particulierement pendant la crise de 1825. Par J. H. Schnitzler. Paris.

Frankreichs sich schon an den Mais gewöhnt hätte. Das Mehl von Mais ist leicht auf verschiedene Weisen zu einer eben so angenehmen als gesunden Nahrung zu bereiten.

Wir kehren zu unserem Gegenstande zurück. Wir haben uns überzeugt, daß die Getreidemassen, welche bis jetzt auf den Weltmarkt kommen, dem zu befriedigenden Bedarf noch keineswegs entsprechen. Hieraus folgt mit logischer Nothwendigkeit, daß die Beschränkungen, welche in mehreren Staaten und in Frankreich mehr, als wo anders, für den Getreidehandel eingeführt sind, eines vernünftigen Grundes entbehren und ohne Nutzen sind, und daß es gut wäre, sie wieder aufzuheben. Der Getreidehandel sei frei, wenn man will: unter dem Vorbehalt eines geringen festen Zolles; es wird der französische Landbau dadurch Nichts verlieren; denn der Werth des Getreides wird durch den Freihandel nicht herabgedrückt werden.

Aber, wird man sagen, wenn die in Getreidehandel beschränkende Gesetzgebung den Preis des Getreides nicht vertheuert, so ist sie ja unschädlich, und warum soll man sie denn nicht bestehen lassen? Ohne Nachtheil für den Konsumenten, hat sie das Gute, daß sie den Produzenten zur Beruhigung dient. — Auf diesen Einwurf ist zu erwiedern: die beschränkende Gesetzgebung, welcher der Getreidehandel unterworfen ist, der bewegliche Zolltarif mit seinen von den Geschäften auf gewissen Märkten abhängigen periodischen Veränderungen, mit seinen Verschiedenheiten an den verschiedenen Gränzen, mit seinen verwickelten Bestimmungen in Bezug auf Eingangs- und Ausgangszoll, hat in den Köpfen keineswegs schon tiefe Wurzeln gefaßt; sie abschaffen — wird keineswegs eine Neuerung sein, die den herrschenden Ideen einen Stoß versetzt; diese beschränkende Gesetzgebung ist selbst eine Neuerung; sie datirt erst seit dreißig Jahren. Früher war die Getreide-Einfuhr mit keinem Zoll belegt. Die Republik und die erste Kaiserherrschaft hüteten sich, die Freiheit des Getreidehandels zu beschränken. Der bewegliche Zolltarif wurde in Frankreich als eine Nachahmung der englischen Gesetzgebung unter der Regierung der Restauration eingeführt. Es ist folglich nicht genau, wenn man sagt, daß er unschädlich sei. Unter den gewöhnlichen Zeitverhältnissen vertheuert er freilich nicht den Preis des Getreides, wie er in Zeiten großen Ueberflusses auch nicht einen hohen Preis aufrecht erhält; aber er übt in Zeiten des Mangels an Getreide einen sehr bedauerlichen Einfluß aus. Er verhindert es, daß durch den Handel lange vorher und aus weiter Ferne die nöthigen Vorräthe herbeigeschafft werden. Die Handeltreibenden, ungewiß über den Empfang, der dem Getreide im Augenblick seiner Ankunft bei dem Zollamt zu Theil werden wird, warten mit ihren im Auslande zu machenden Bestellungen, bis die Noth da ist, bis die Theurung offenbar geworden, und das Land ist dadurch der Vortheile beraubt, welche die interessirte Voraussicht der Handeltreibenden ihm bringen würde. Mit einem Worte, der bewegliche Zolltarif ist eine Maßregel, welche den Mangel zu vermehren und in Hungersnoth zu verwandeln geeignet ist. So haben jetzt, wenn ein Mangel an Getreide in Aussicht steht, die aufgeklärten Regierungen nichts Eiligeres zu thun, als den Eingangszoll aufzuheben; aber auch bei den besten Absichten ist die Regierung nicht immer im Stande, einen Mangel vorauszusehen, selbst wenn er wahrscheinlich ist. Frankreich mochte die Erfahrung hiervon im Jahre 1846.

In Bezug auf die Industrie hat der bewegliche Zolltarif die bedauerliche Wirkung, daß er der Entwickelung eines Industriezweiges, in welchem Frankreich sich auszeichnet, nämlich der der Mehlfabrication, hindernd in den Weg tritt. Das französische Mehl ist das vorzüglichste in der Welt. Um auf allen Märkten einen guten Absatz zu finden, braucht es nur die Freiheit, überall hinkommen zu können; der fremde Käufer muß Gewißheit haben, wenn er eine Bestellung gemacht hat. Der Handelsverkehr braucht Zeit und Beständigkeit; Handelsverbindungen, welche ein Kaufmann anknüpft, können ihm nur dann lieb sein, wenn er an ihre Festigkeit glauben kann. Nun aber, bei der Beweglichkeit des Zolltarifs, weiß Niemand, worauf er zu rechnen hat, weder der Franzose, der Mehl im Auslande verkaufen will, noch der Ausländer, der Mehl kaufen will; ein unvorhergesehener hoher Ausgangszoll kann im Verlauf einiger Monate alle Berechnungen zunichte machen. Es bleibt uns ja noch übrig, wird man sagen, auswärtiges Getreide zu mahlen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist dies sehr bedenklich; auch die Ausfuhr des aus fremdem Getreide bereiteten Mehls ist vielen Beschränkungen unterworfen. Das französische Mehl nimmt trotz seiner anerkannten Güte unter den Ausfuhr-Gegenständen Frankreichs die Stellung nicht ein, welche es einnehmen könnte.

Eben so sehr wirkt der bewegliche Zolltarif einem Erwerbszweige entgegen, den die Regierung eben jetzt sich angelegen sein läßt zu fördern, nämlich der Seeschifffahrt. So lange der bewegliche Zolltarif in England eben so wie in Frankreich bestand, vertheilte sich der Zwischenhandel in Bezug auf das Getraide zu gleichen Theilen auf die englischen und auf die französischen Häfen. Seitdem England den Getraidehandel freigegeben hat, hat dieser Zwischenhandel, trotz der Erleichterungen, die ihm gewährt worden sind, den französischen Boden verlassen und ist ganz und gar nach England hinübergezogen. Frankreichs überseeischer Verkehr hat hierdurch viel verloren.

Für den Landbau, dem man durch den beweglichen Zolltarif einen Schutz hat gewähren wollen, bringt diese Maßregel in gewissen Fällen ebenfalls einen großen Uebelstand mit sich. Die am Atlantischen Meere gelegenen Departements schicken bedeutende Getraidemassen nach England; sie betreiben den Landbau in der Aussicht auf diese Ausfuhr. Es kann nun in Folge der Beweglichkeit des Zolltarifs der Ausfuhrzoll so hoch zu stehen kommen, daß die Ausfuhr, auf welche rechnend man den Landbau eingerichtet hat, unmöglich wird. Was kann, wendet man ein, dem Landbebauer dieses Hinderniß, welches der Ausfuhr seines Getraides entgegentritt, schaden, da ja das Steigen des Ausgangszolls eben der Beweis ist, daß das Getraide da, wo er wohnt, im Preise gestiegen ist, daß er also sicher sein darf, es hier auch gut zu verkaufen. Dieser Einwand, so richtig er zu sein scheint, ist leicht zu widerlegen. Der die Preise regelnden Getraidemärkte giebt es in jeder Gegend nur wenige; es kann nun leicht kommen, daß die Preise an diesen Getraidemärkten viel höher sind, als in den nahegelegenen Distrikten, die auf die Ausfuhr gerechnet haben. Und es bietet sich hier für die Beurtheilung des beweglichen Zolltarifs noch ein anderer Gesichtspunkt dar. Es werden in dem fraglichen System die verschiedenen Cerealien ziemlich gleich behandelt. Wenn das Getraide im Preise steigt, steigt der Ausgangszoll für alle Cerealien, also auch für den Mais. In den südwestlichen Departements baut man seit einiger Zeit den Mais auch für die Ausfuhr nach England. Steigt der Preis des Getraides, so ist diese Ausfuhr nicht möglich, und der für England bestimmte Mais bleibt auf dem Markte ohne die Aussicht auf einen guten Preis.

Das System des beweglichen Zolltarifs ist gegenwärtig bei Allen, welche die in Frage kommenden Verhältnisse kennen, in Mißcredit gekommen. Die aus diesem System sich ergebenden Uebelstände hatten sich in England, wo dasselbe zuerst aufgekommen war, mit der Zeit zu sehr fühlbar gemacht. Das System wurde durch Sir Robert Peel's Reform im Jahre 1846 in England beseitigt. Mehrere Staaten des Kontinents folgten dem Beispiele Englands. Man führte überall einen mäßigen festen Zoll ein; nur in Piemont ist die Getraide-Einfuhr von jedem Zoll befreit.

Mit dem beweglichen Zolltarif müßte auch der Gebrauch schwinden, vorübergehend die Ausfuhr des Getraides, des Mehls, der Kartoffeln zu verbieten. Solche Maßregeln, welche dem ersten Anscheine nach geeignet sind, den Staaten die nöthigen Vorräthe zu sichern, zeigen sich demjenigen, der sie genauer prüft, in einem ganz anderen Lichte. Die Freiheit des Getraidehandels und eine unbeschränkte Circulation der vorhandenen Vorräthe ist gerade in den Zeiten des Mangels nothwendiger, als sonst. Wenn jeder Staat, jede Provinz, jede Stadt, jeder Einzelne sich in den Zeiten des Ueberflusses mit Getraidevorräthen auf längere Zeit versorgen wollte, so würde dadurch sofort eine große Theurung bewirkt werden. Um wie viel mehr muß dies der Fall sein, wenn Mangel an Lebensmitteln vorhanden ist!

Wenn die mächtigsten Staaten zu Ausfuhrverboten ihre Zuflucht nehmen, so veranlassen sie dadurch nicht blos die anderen kleineren oder größeren konsumirenden, sondern auch die produzirenden Länder, ihrem Beispiele zu folgen. Die Anstrengungen der Handeltreibenden, aus den produzirenden Ländern große Massen Getraide herauszuziehen, haben hier nothwendig ein Steigen der Preise zur Folge. Die Getraidepreise sind im vorigen Jahre nicht blos in Frankreich, sondern auch in Neapel, in Aegypten, in den Vereinigten Staaten gestiegen. In den Vereinigten Staaten, in dem Staate New-York, wo das ausgeführte Getraide eingeschifft worden ist, sind die Preise zu einer enormen Höhe gestiegen. Mitunter war das Getraide in New-York theurer, als in Havre und in Liverpool. In Berücksichtigung dieser Thatsache hat der Pascha von Aegypten und, wenn wir nicht irren, die Regierung von Neapel die Getraide-Ausfuhr verboten. Rußland hat es auch gethan, aber auf Veranlassung des Kriegszustandes. In welche Noth wären wir gekommen, wenn Rußland schon früher, als der Krieg noch nicht erklärt war, und die Vereinigten Staaten die Ausfuhr verboten hätten! Was hätten die Staaten Europa's, welche die Ausfuhr des Getraides, des Mehls und der Kartoffeln verboten hatten, dann gefagt, wenn der Kongreß der Vereinigten Staaten in Berücksichtigung des sich sehr fühlbar machenden Steigens der Getraidepreise die Getraide-Ausfuhr vom 1. Januar 1854 ab provisorisch verboten hätte? — Es ist nicht klug, mit beschränkenden Maßregeln vorangehen, die, gegen uns angewendet, so nachtheilige Folgen für uns haben. Eine gesunde Politik gebietet den großen konsumirenden Staaten, in den Zeiten des Mangels das zu thun, was England gethan, nämlich: der Circulation der Getraidevorräthe eine möglichst große Freiheit zu lassen, sowohl in Bezug auf die Ausfuhr, als auch in Bezug auf die Einfuhr. Es ist dies ihr wohlverstandenes Interesse.

Also: auf welchen Standpunkt man sich stelle, der freie Getraidehandel, mit dem Vorbehalt eines geringen festen Zolles in solchen Ländern, wo im allgemeinen Interesse ein solcher zweckmäßig scheinen

Google

sollte, ist die einfachste und heilsamste Maßregel; er beeinträchtigt kein Interesse; er ist allen Klassen der Gesellschaft günstig; er ist das beste Mittel, die allgemeine Verprovianturung zu sichern; und der Landbau hat Nichts davon zu fürchten. Man hat einige Jahre das Gegentheil geglaubt; aber seinen Irrthum einsehen, ist immer gut. Und alle Staaten, welche das System des beweglichen Zolltarifs angenommen hatten, sind und in der Aufgebung desselben mit gutem Beispiel vorangegangen. Wollte Frankreich zurückbleiben, so hätte es nicht einmal mehr die Entschuldigung eines falschen Ehrgefühls.

Die Bearbeitung der Odyssee von Ferd. Schmidt.

(Schluß.)

Wie ist es unserem Bearbeiter der Odyssee gelungen, sich eine Kunst zueigen zu machen, die selbst größere Meister sich nicht zueigen machen konnten, eine Kunst, an der selbst ein Rückert scheiterte oder die er verschmähte, was fast dasselbe ist? Wodurch hat es dieser bescheidene, still in sich zurückgezogene und von dem Stolze der Autorschaft noch unerfaßte, sicher und ebenmäßig seinen Weg dahinschreitende Schriftsteller, der kaum weiß, ob er Schriftsteller sei, wie Vieles und Gutes er auch geschaffen — ermüglichen können, in so vielen seiner Schriften, und namentlich auch in dieser letzten, jene, einer Circe (ob im Wachen, ob im Traum, wer will es behaupten?) abgelauschte Virtuosität in der Verwandlung zu offenbaren! Vielleicht waren es eben jene genannten Eigenschaften, deren Besitz — welcher nicht Jedem eigen ist — unseren Autor vor so vielen Anderen befähigte, so Schönes und Ungewöhnliches zu vollbringen! Die Macht des Stoffes ist es nicht allein, die sich hier bedeutsam erweist — im Homer haben wir freilich gleich das unübertreffliche Sujet, — man gebe aber jedem Anderen die Ilias oder Odyssee zur Metamorphosirung: es ist sehr die Frage, ob unter Tausenden nicht Ferdinand Schmidt der Sieger bleibe.

Wenn das, was Ferdinand Schmidt erreichte, ein Werk der Kunst ist, eines angestammten Talents, welches er, plangemäß und einem bestimmten Ziele mit fester Willenskraft zustenernd, förderte, so müssen die Anstrengungen und Studien gewaltig gewesen sein, die ihn, den in stiller Abgeschiedenheit lebenden und seinen bewegten Wirkungskreis als Kommunal-Schullehrer mit ganzer Treue und großer Genügsamkeit ausfüllenden Autor zu dieser Meisterschaft gelangen lassen, trotz aller Störungen, die eben jener Beruf seiner schaffenden Thätigkeit auferlegt.

Es sei mir vergönnt, hier einige Worte anzuführen, die vielleicht am besten geeignet sind, über Ferdinand Schmidt's literarische Wirksamkeit einigen Aufschluß zu geben, da sie aus der Seele des Autors selbst, wie fromme Engel, gestiegen sind, Zeugniß gebend von seiner reinen und kindlichen Seele und von der krystallhellen Tiefe seiner Empfindung. So schrieb er dem Verfasser dieser Zeilen vor kurzem:

„Soll ich Rechenschaft geben, in welcher Art ich gearbeitet habe, so darf ich vielleicht eines Wortes gedenken, das ich in einer Weihestunde aus Tieck's Munde vernahm. Ich sprach über den Eindruck, den sein getrener Eckart auf mich gemacht hatte, worauf er mir erwiederte: „Ja, den habe ich aber auch empfunden!“ — Dieses Wort ist mir wichtig geworden, insofern es mich zu der Ueberzeugung gebracht hat, daß kein Stoff als lebensvolle Schöpfung in die Welt treten kann, der nicht im tiefsten Gemüthe wahr empfunden worden ist. Hier muß — je nach der Größe des Stoffes — wahr werden, was aus alter Zeit wundersam herübertönt: es muß eine „Beschaffung“ des Wortgeistes stattfinden.“

Und indem Ferdinand Schmidt dann auf seine neueste Arbeit zu sprechen kömmt, berichtet er weiter:*)

„Ich muß nur bekennen, daß meine Odyssee mehr aus der Empfindung, als aus klarer Erkenntniß hervorgegangen ist. Ich habe die Arbeit, als sie — wie man so sagt — fertig war, mir niemal in einsamer Stunde laut vorgelesen und meist noch meinem Gefühle geändert und gebessert. Eine unsichtbare Gewalt zwang mich, in Bezug auf Satz- und Wortfolgung, auf Wahl der Ausdrücke u. s. w. so zu verfahren, als es geschehen ist. So erschien endlich das Buch, und mir klopfte das Herz. Meine Kinder in der Schule — sie sind meine ersten Rezensenten — waren zufrieden gewesen, aber die Frage: Was werden nun die Gelehrten, die Kunstkenner sagen? erfüllte mich mit unendlicher Besorgniß. Ich gab dem Professor Krüger das erste Exemplar. Am nächsten Tage schon erhielt ich von ihm ein sehr günstiges Urtheil. Nun fiel mir ein Stein vom Herzen. Der Privat-Docent Dr. Müller und Titus Ullrich urtheilten bald darauf ebenfalls höchst günstig in den Zeitungen, und auch von anderer Seite her vernahm ich zustimmende Worte.“

Zu diesen Stimmen des Lobes, die von so achtbarer Seite kommen, fügt auch der Unterzeichnete die seinige, obwohl er weiß, daß sie nur schwach neben jenen mitklingen kann. Er empfiehlt der Jugend (und nicht ihr allein) und wahrer und warmer Ueberzeugung die Letztere eines Werkes, welche er nicht verließ, bevor er das Werk von Anfang bis zu Ende gelesen. Er hofft, daß es manchem der durch diese Besprechung zur Lesung der Schmidtschen Odyssee Geleiteten so ergehen werde, wie ihm.

Wenn wir schließlich noch Eines der Beachtung des Schriftstellers für eine zweite Auflage, die, wie wir glauben, bald nöthig sein wird, empfehlen dürften, so ist dies eine Ansicht, zu der wir durch subjektive Auffassung der griechischen Schreibweise geführt werden. Diese steht nicht immer in Harmonie mit der im Buche gebrauchten. Abgesehen davon, daß wir S. 7 Thaphier lesen statt Taphier (griechisch Τάφιοι, nicht Θάφιοι), neben anderen kleinen erratis, die wohl dem Setzer zur Last fallen, wäre unserer Meinung gemäß entweder die volle griechische Form in den Orts- und Personennamen beizubehalten gewesen, oder es hätte die lateinische Form an ihre Stelle treten müssen, aber allenthalben durchweg. Wir aber lesen im übertragenen Werke die Formen Telemachos, Eurymachos, Antinoos, Leiokritos u. s. w. neben Eurykles, Aegyptios, Eumäos und andere, d. h. echt Homerische Namen neben solchen, wie sie der Römer gewählt haben würde, und auch der kann mit der hier gebotenen Orthographie, indem die seinige Eurycles, Aegyptius u. s. w. gewesen sein würde. Doch sind wir sehr fern davon, diese geringfügige Disharmonie dem Uebersetzer zu einem absonderlichen Vorwurf machen zu wollen. Wissen wir doch, wie unsere eigene Rechtschreibung noch im Argen ist, und wie wenig Uebereinstimmung wir selbst in den Werken unserer größten Dichter und Denker in dieser Beziehung antreffen.

Und nun wollen wir unserem wackeren Schriftsteller für Jung und Alt zum Abschiedsgruße noch den Wunsch aussprechen (den gewiß Viele mit dem Unterzeichneten theilen): daß er seine schöne Gabe, sich fremder Stoffe zu bemächtigen, zu noch vielen Kunstleistungen benutze, wodurch er die Welt erfreue und den Dank der heutigen und kommenden Geschlechter sich zueigen mache. Dr. Julius Altmann.

*) Der geehrte Schriftsteller möge es mir vergeben, daß ich mich hier, zur Freude gewiß Vieler, die ihn aus seinen Werken kennen und lieben, auf seine eigenen Worte beziehe, obgleich vielleicht, als sie geschrieben wurden, seinen Anspruch machten, vor die Oeffentlichkeit zu treten. D. Eins.

Mannigfaltiges.

— Joseph Teleki. Die ungarische Akademie in Pesth hat ein unersetzlicher Verlust getroffen. Ihr erster Präsident, Graf Joseph Teleki von Szék, ist am 15. Februar, in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre, gestorben.*) Teleki bekleidete bis zum Jahre 1848 eine der ausgezeichnetsten Stellungen in Ungarn und Siebenbürgen. Er war Gouverneur des letzteren Landes und Ober-Kurator der reformirten Theiser Superintendenz in Ungarn.**) Sein größtes Verdienst hat er sich um die ungarische Akademie erworben, zu deren Stiftung er mit seinen Brüdern die dreißigtausend Bände starke Bibliothek seines Vaters Ladislaus Teleki und außerdem fünftausend Gulden Conv.-M. bestimmte — aber auch ein sehr großes um die ungarische Literatur, die mehrere Telekis mit Stolz zu ihren Pflegern zählt. Zur höchsten Aufgabe seines Lebens hatte der Verewigte sich die Herausgabe eines geschichtlichen Werkes gestellt, betitelt: „Das Zeitalter der Hunyaden in Ungarn“ („Hunyadak kora Magyarországon“), von dem der erste Band 1852 erschien. Alle Zeit, die Joseph Teleki seinen Amtsgeschäften absparen konnte, an die Ausarbeitung dieses Werkes wendend, hat er damit noch ein anderes Denkmal seinem Namen gesetzt. Er machte nämlich daraus eine neue Stiftung der Akademie, und zwar zur Hälfte für die Bibliothek derselben, zur anderen Hälfte für die historische Section. Wie bedeutend aber diese Stiftung sei, läßt sich leicht ermessen, wenn man erfährt, daß die Geschichte selbst auf neun Bände, die dazu gehörigen Original-Belege aber auf drei Bände berechnet sind. Teleki bestritt aus eigenen Mitteln die Kosten des Drucks, so daß der Gesammt-Ertrag der tausend Exemplare starken Auflage der Akademie zufließt. Jeder Band kostet 3 Gulden 40 Kr. Conv.-M. Bis jetzt sind vier Bände erschienen, dazu ein Band Belege (oklevelek), als zehnter Band des ganzen Werkes.

*) Zweiter Präsident ist der jetzt erkrankte Graf Stephan Széchenyi.

**) Die beiden protestantischen Schwesterkirchen Ungarns haben acht Superintendenzen, nämlich vier reformirte: die jenseits der Theiß mit 780,000 Seelen, die Theißer mit 262,000 S., die Donauer mit 321,000 S., die jenseits der Donau mit 347,000 S., und vier evangelische: die jenseits der Donau mit 187,000 S., die diesseits der Donau mit 173,214 S., die Neutraner mit 300,300 S. und die Theißer Superintendenz mit 170,900 S. Die siebenbürger Protestanten standen und stehen mit den ungarischen in keiner administrativen Verbindung. Sie zählen als Reformirte 295,723, als Evangelische 198,807 Seelen. Im Ganzen hat Ungarn und Siebenbürgen 2,005,723 Reformirte, 1,030,227 Evangelische; — Unitarier sind in Siebenbürgen 46,008.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und allen Postämtern angenommen. Insertionsgebühren 2½ Sgr. für die Zeile, wofür auch Beilagen angenommen werden.

Literatur des Auslandes.

№ 30. Berlin, Sonnabend den 10. März 1855.

Frankreich.

Das, was unsere zoologischen Gärten sein sollten.*)

Die wahre Bestimmung der zoologischen Gärten würde sein, daß sie die naturhistorischen Thatsachen und Erfahrungen anschaulich vorführten. Die Erforschung der Gesetze, nach denen die Thiere aus dem Zustande der Wildheit in den der Zahmheit übergehen, die Acclimatisations-Versuche, die Vervollkommnung der gezähmten Gattungen und die Zucht derjenigen, die noch erst zu zähmen sind, das sind, unserer Ansicht zufolge, die praktischen Studien, für welche die zoologischen Gärten eingerichtet werden sollten. Da hier das, was bereits geschehen ist, geeignet ist, erkennen zu lassen, was geschehen kann, so würde zunächst zweckmäßig sein, die Thatsachen zu veranschaulichen, welche die Entwickelungsstufen der alten zahmen Thiergattungen darstellen.

Das Thierreich stellt eine lebendige Geographie dar, insofern der Charakter der verschiedenen Klimate sich in den verschiedenen Gattungen des Thierreichs darstellt. Wenn man neben den wilden Gattungen auch die zahmen Gattungen ausstellte, würde das Thierreich gewissermaßen die Universal-Geschichte veranschaulichen. Die Natur hatte zunächst nur Kräfte, Productions-Elemente, so zu sagen, nur Entwürfe gegeben; der Mensch hat die Arbeit geschaffen; er hat sie nicht blos in seiner Gattung geschaffen; sondern er hat die Arbeit, diese Erzeugerin aller positiven Reichthümer, nach und noch auch bei den andern lebenden Geschöpfen eingeführt. Er erzieht vernunftlose Thiere dazu, daß sie ihm in seinem Haushalt, in der Industrie helfen und nützlich sind. In dem Maße, als die sozialen Zustände sich vervollkommnen, zieht er immer mehr das Thierreich in seinen Dienst. Dafür, daß er für ihren Unterhalt sorgt, nährt er sich von der Arbeit der Lastthiere; in die Organe und in die Bewegungen seiner stummen Gehülfen legt er seinen Gedanken, seinen Willen, seinen Muth hinein; der Mensch schafft auf diese Weise nach und nach die beseelten Werkzeuge der Industrie. Das Hineingehen des Thierreichs in den Dienst der Menschheit hat seine Geschichte; die Hausthiere, wie sie uns auf den verschiedenen Entwickelungsstufen der menschlichen Civilisation begegnen, veranschaulichen uns den Verlauf dieser Geschichte.

Nehmen wir z. B. die bekannteste und verbreitetste Hausthiergattung: das Hundegeschlecht. Um zu veranschaulichen, wie unser Hund vom Schakal abstammt, würde man in einer Reihe von Exemplaren die Stufen darstellen, welche der Schakal durchgemacht, bis er die Formen, die Triebe, die Verrichtungen des europäischen Hundes angenommen hat. Eine wissenschaftliche Menagerie hätte also den durch den Menschen am wenigsten veränderten Hund zuerst zu zeigen. Dieser Hund ist der auf Neu-Holland. Dieses fast noch wilde Thier mit aufrechten Ohren hat unter seinem seidenartigen Haar noch eine Art von wollartiger Bedeckung, die gleichsam die natürliche Bekleidung seiner Gattung ist, welche aber unsere zahmen Hunde gänzlich verloren haben; er bellt nicht; das Bellen hat der Hund erst mit seiner Civilisation angenommen. Auf den Hund von Neu-Holland würde der Hund der Eskimos folgen. Während der Hund von Neu-Holland mit seinem feurigen Auge, mit seinem wilden Gange, mit seinen eckigen Formen und plumpen Bewegungen den sozialen Zustand der in Bezug auf Industrie auf der niedrigsten Stufe stehenden Menschenrace andeutet, entspricht der Hund der Eskimos, dessen Kunst sich darauf beschränkt, Schlitten auf dem Eise zu ziehen, den Bedürfnissen einer bereits beginnenden Civilisation. Nach dem Hunde der Eskimos würden gruppenweise die Hunde anzuführen sein, welche den barbarischen oder halbbarbarischen Bevölkerungen Afrika's und der Neuen Welt angehören, dann diejenigen, welche den zurückgebliebenen Civilisationen Indiens, Thibets, China's und Persiens angehören, zuletzt unsere schönsten Hunde, die uns als Hüter von Haus und Hof, als Helfer bei der Arbeit, als Aufseher über andere Thiere dienen. Der Hund der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, der im Hause zu verschiedenen Diensten verwendet wird und dessen durch den Menschen veredelte Formen auf eine die höchste Stufe der Industrie einnehmende Gesellschaft hindeuten, würde die Reihe beschließen.

Würde man, was wir in Bezug auf den Hund hier vorschlagen, in Bezug auf die Thiere thun, die uns zur Nahrung dienen oder in unserer Industrie von Wichtigkeit sind, so würde man anschaulich vor Augen haben, wie aus dem Mufflethier unser Schaf, aus dem Steinbock unser Ziegenbock, aus dem Auerochs unser Rind, aus dem wilden Schwein unser zahmes Schwein geworden. Die so betriebene Zoologie wäre nicht blos eine Wissenschaft; sie wäre zugleich auch ein Theil der Universal-Geschichte der Menschheit. Der Mensch hat Alles gemacht; er hat damit angefangen, sich selbst zu bilden; kaum, daß er die Bestimmung seiner Gattung zu erfüllen begonnen, so hat er auch schon in der ganzen Natur die ihm nöthigen Hülfsmittel gesucht. Nachdem er in dem Thierreich zuerst nur Beute gesucht, ist er darauf gekommen, dasselbe in seinen Dienst zu nehmen. Damit sind der Ackerbau, die Industrie, die nützlichen Künste und das häusliche Wirthschaftswesen entstanden. Einige wilde Thiere dahin zu bringen, daß sie an dem Leben, den Arbeiten, den Genüssenheiten des Menschen theilnahmen, das war das Werk einiger Generationen; aber diese Thiere in den Zustand unterworfener nützlicher Thiergattungen zu bringen, das war das Werk von Jahrhunderten. Die geschichtlichen Menschheitsgeschlechter übertrugen sich die Sorge, die Thiergattungen zu veredeln, und dieses Unternehmen wurde durch die Naturgesetze selbst begünstigt. Das Thier ist der Entwickelung fähig, nicht einer willkürlichen, freien, thätigen, sondern einer ihm mitgetheilten Entwickelung. Das Thier erfindet nicht, aber es nimmt an. Die Hausthiergattungen machen durch sich selbst keine Fortschritte; aber Jahrhunderte hindurch das Bestreben nach Vervollkommnungen, welche der Mensch ihren Intelligenz, ihren Trieben und selbst ihren Organen beibringt. Da nun aber der Mensch auf das Thierreich nur mit der Summe seiner jedesmaligen Fähigkeiten einwirken kann, so ergiebt sich, daß die Geschichte der Hausthiergattungen und die Geschichte der Fortschritte der menschlichen Civilisation im engsten Zusammenhange mit einander stehen. Niemand kann den Anderen geben, was er selbst nicht hat; daher entspricht der soziale Zustand einer Volks, sein historisches Alter, genau der Anzahl, der Natur und der Ausbildungsstufe der Hausthiergattungen, welche dasselbe steht. In den Nachrichten Cäsar's, Tacitus' und der übrigen Geschichtschreiber über den Reichthum an Thieren, den die Celten und Germanen besessen, werden Heerden von Kühen, von Stieren, von Schafen und von Ziegen, ferner das Pferd (bellator equus), der Jagdhund und der Schäferhund erwähnt. Alle diese Thiere zeigen an, daß die Völker, welche sie hielten, Nomaden, Hirten und Krieger waren.

Nach dem Grundsatze: „Rohe Völker haben rohe Thiere, gebildete Völker haben gebildete Thiere“ — kann man dreist eine historische Zoologie schaffen. Um den Grund zu dieser ganz neuen Wissenschaft zu legen, muß man jede Hausthiergattung durch Individuen, deren verschiedene Charaktere den verschiedenen Charakteren der menschlichen Gesellschaften, denen sie angehören, entsprechen, anschaulich und übersichtlich darstellen. Ein zoologischer Garten, in welchem man anschaulich dargestellt fände, wie alle unsere Hausthiergattungen nach und nach aus ihrem natürlichen Stamme hervorgegangen sind, in welchem man ferner in den verschiedenen Formen der Hausthiergattungen eben so verschiedene Civilisationsstufen der Menschheit dargestellt fände, — ein solcher zoologischer Garten würde nicht mehr blos ein Versammlungsplatz von Thierliebhabern, nicht mehr blos das Ziel einer Spaziergangs für Neugierige, er würde ein Schauplatz sein, auf dem das große Drama der menschlichen Civilisation in Individuen aus der Thierwelt dargestellt vor unseren Augen stände.

Die Nebeneinanderstellung der Thiere in der Aufeinanderfolge der Stufen, welche sie in ihrem Uebergange von der Wildheit zur Zahmheit durchmachen, würde an dem einen Ende dieser Stufenleiter die Einförmigkeit, an dem anderen die Mannigfaltigkeit vor Augen führen. Was die ursprünglichen menschlichen Racen anzeichnet, ist die Aehnlichkeit der Individuen unter einander; es giebt bei ihnen, so zu sagen, nur Eine Form, wie für den Mann, so für das Weib. Diese Beob-

*) Nach einem von A. Esquiros verfaßten Artikel der Revue des deux Mondes. — Man vergl. in Nr. 3 des „Magazins“ den Artikel: „Die zoologischen Gärten in Belgien“.

Digitized by Google

achtung macht schon Tacitus, indem er, von den Germanen sprechend, sagt: „Habitus quoque corporum, quamquam in tanto hominum numero, idem omnibus". Solche reine und einförmige Menschenracen haben Thiere, welche alle ihre Gattung nur in Einem Typus darstellen. In der menschlichen Gesellschaft, die erst in den Anfängen der Civilisation sich befindet, giebt es, so zu sagen, nur Ein Pferd, nur Einen Hund, nur Einen Esel, nur Ein Schaf. Der Mensch schafft die Mannigfaltigkeit in seiner Race und in den Hausthiergattungen durch Kreuzungen, die er veranlaßt. In einer Menagerie in welcher die Hausthiergattungen in ihren stufenweisen Hervorgehen aus dem Zustande der Wildheit dargestellt wären, würde eine jede Gattung, in ihrem Anfange durch ein oder zwei Individuen dargestellt, auf jeder folgenden Stufe durch eine größere Anzahl von individuellen Formen dargestellt erscheinen. Es würde das große Gesetz in die Augen springen: Was und den Händen der Natur hervorgeht, ist einander ähnlich; was aus den Händen der civilisirten Menschheit hervorgeht, ist verschieden von einander.

Weiter: Unter den einfachen Civilisationen zeigen sich die Thiere nur zu Einer Art von Diensten, die ihren ursprünglichen Naturen entsprechen, fähig; unter den weiter entwickelten Civilisationen erscheinen die Thiere zu verschiedenen Diensten, die mehr und mehr den Bedürfnissen des Menschen entsprechend werden, fähig. Eine jede neue Bereichtung, zu der die Thiergattung verwendet wird, bildet einen Fortschritt, der die früheren Fortschritte nicht vernichtet, sondern der dieselben fortlegt und erworbene Fähigkeiten zu natürlichen Fähigkeiten hinzubringt. So finden wir die drei Anfangsstufen der Civilisation in drei Verschiedenheiten des Hundegeschlechts ausgedrückt: der Jagdhund entspricht dem Zustande der Wilden; der Schäferhund entspricht dem Hirtenleben; der Haushund entspricht der Entstehung des Eigenthums. Die Theilung der Arbeit, die Ungleichheit der Stellungen im sozialen Leben, die Verschiedenheit der Erziehung, der Nahrung, der Gesundheitspflege unter den verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft drücken sich in den Charakteren der Hausthiergattungen aus und bringen für dieselben verschiedene Dienste mit sich, deren Summe den landwirthschaftlichen und gewerblichen Reichthum der Nationen ausmacht. Die Geschichte der Hausthiere ist die Geschichte der Organisation der Arbeit.

Diese Art, das Thierreich zu betrachten, würde natürlich bald zu neuen Erfahrungen führen. Die Naturhistoriker fangen bereits an, sich mit den auf die Zähmbarkeit der Thiere bezüglichen Fragen zu beschäftigen. Alle stimmen darin überein, daß die Verdelung der in unseren Klimaten unterworfenen Gattungen, die Unterwerfung noch nicht gezähmter Gattungen eine der größten Wohlthaten sein würde, die man über ein Land bringen kann. Die Arbeiten, sagen sie, würden leichter und die Subsistenzmittel gesicherter werden. Will man ausländische Thiergattungen akklimatisiren, so muß man wissen, was die Geschichte der Acclimatisation der bis jetzt bekannten Hausthiergattungen lehrt. Die meisten Hausthiergattungen, von denen der Europäer seinen Reichthum zieht, sind ursprünglich nicht in Europa einheimisch. Als die auf Zaphet zurückgeführte Menschenrace sich in den Welttheile, den wir bewohnen, und in dem sich jetzt alle Wunder der Industrie, alle Eroberungen des Landbaues entfalten, ausbreitete, was fand sie vor? — Von Bäumen die Eiche, von Thieren das wilde Schwein. Alle Hausthiergattungen, denen die europäischen Civilisationen ihren Wohlstand, ihre Ueberlegenheit, ihren Reichthum verdanken, hat Europa den anderen Welttheilen entnommen. Alles, was die Natur unseren Klimaten verweigert hatte, hat die menschliche Industrie sich zu verschaffen gewußt. Die Mutter Natur hatte den Norden der Erdkugel ursprünglich wenig begünstigt; der Mensch, der dazu berufen war, in unseren dürftigen Gegenden zu leben, war nur mit einer größeren Gehirnmasse bedacht, als die anderen Menschenracen; mit Hülfe dieser größeren Gehirnmasse über die Natur eine Art von ökonomischer Herrschaft ausübend, hat der Europäer seine Kräfte mit allen Kräften des Thierreichs vermehrt. Aus dem mittleren Asien hat er sich das Pferd geholt, aus Indien und Aegypten das Rind, aus Persien die Ziege, aus Hindostan das Huhn, aus Kolchis den Fasan, aus Afrika das Perlhuhn, aus der Neuen Welt das Truthuhn. Also ist das Thierreich, welches in Europa existirt, unsere Eroberung.

Ist diese friedliche Eroberung beendigt? Ist das Werk der Zähmung der Thiere abgeschlossen? Die Wissenschaft verneint diese Frage. Die Geschichte weist auf eine Menge ausländischer Thiere hin, nach welchen der Mensch mit der Gewißheit des Erfolges seine Hand ausstrecken könnte. Die meisten dieser Thiere sind in den Menageerien und in den zoologischen Gärten zu sehen, aber nur als Gegenstände der Neugierde. Ueberdies muß man wohl unterscheiden zwischen der zufälligen Besitznahme von einzelnen Individuen und der Besitznahme von der Gattung. Manche Thiere können gebändigt, sogar abgerichtet sein, ohne zahm zu sein. Die Zahmheit besteht in der Thatsache, daß die hervorgebrachten Veränderungen sich in der Gattung fortpflanzen. Die Veredelung der durch den Menschen hervorgebrachten Charaktere der Thiere rechtfertigt die Bemühungen und die Versuche des Menschengeschlechts, in die Schöpfung ein ihm gehorchendes Thierreich einzuführen. Mögen die Künstler die ursprünglichen Formen der Thiere, an denen die Hand des Menschen noch Nichts verändert hat, bewundern; mögen sie auch den wilden Thiergattungen den Vorzug gehen vor den zahmen Thiergattungen. Der Oekonom betrachtet die Thiere aus einem anderen Gesichtspunkt; er würdigt sie nach den Diensten, welche sie dem Menschen leisten. Für den Oekonom ist das Thier, welches arbeitet oder welches dem Menschen zur Nahrung dient, niemals häßlich; es hat die Poesie des Nützlichen.

Unter den Hindernissen, welche der Unterwerfung des Thierreichs entgegentreten, ist die geographische Vertheilung der Thiere über die Erde das bedeutendste; aber dieses Hinderniß ist nicht unüberwindlich. So oft der Mensch ein großes Interesse daran gehabt, sich einer wilden Thiergattung zu bemächtigen, ist es ihm gelungen. Man erkennt bald, daß die Verbreitung dieses oder jenes Hausthieres im gerade Verhältniß mit den Diensten steht, welches dieses Thier seinem Herrn leistet. Die Thiere zeigen in ihrem ursprünglichen Zustande in Bezug auf die Zähmung nicht alle dieselben Anlagen oder dieselbe Widerstandsfähigkeit. Die einen widerstreben der Acclimatisation oder der Abrichtung mehr, als die anderen; aber wenn der Nutzen einer Thierart ist, daß die menschlichen Gesellschaften ohne dasselbe sich nicht hätten gründen oder nicht hätten gedeihen können, so kann man sagen, daß die Unterwerfung desselben im voraus sicher gewesen. Wenn also der Mensch eine große Anzahl von Thieren nicht in Besitz genommen, so sind daran weder die verschiedenen Klimate der Erdoberfläche, noch die ursprünglichen Naturen der Thiere schuld; man muß vielmehr sagen, daß er, nachdem er durch die Unterwerfung einer kleinen Anzahl von Thiergattungen seinen dringenden Bedürfnissen Genüge geleistet, seine Wirksamkeit auf die organische Natur eingestellt und einen Sieg aufgegeben habe, der von seiner Trägheit zu große Opfer verlangte.

Europa besitzt erst fünfundzwanzig Arten von Hausthieren, unter denen einundzwanzig in der alten Welt und vier in Amerika zuhause sind. Um sich eine Vorstellung zu machen von den Wohlthaten, welche die Besitznahme der ausländischen Gattungen dem Landbau, der Industrie, den Künsten bringen würde, vergegenwärtige man sich den Verlust, den unsere Civilisation erleiden würde, wenn eine der seit langer Zeit bei uns einheimisch gewordenen Gattungen, wie das Pferd, der Esel, das Rind, das Huhn, verschwinden sollte.

Wir wollen das Thierreich überblicken, um zu sehen, welche Gattungen wir vernünftigerweise noch in Besitz nehmen zu können hoffen dürfen.

Den Fleischfressern hat der Europäer den nützlichsten und intelligentesten seiner thierischen Gehülfen entnommen: den Hund; dabei ist er stehen geblieben. Manche Leute bilden sich ein, daß die menschliche Industrie die übrigen großen Fleischfresser darum nicht in Anspruch genommen, weil sie vor der natürlichen Wildheit dieser Thiere zurückgeschreckt. Hierin liegt das Hinderniß. Es giebt Beispiele von sehr leicht zu behandelnden und sogar vollständig gezähmten Löwen, Tigern, Bären, Wölfen, Füchsen. Die Hyäne, welche die Naturhistoriker des vorigen Jahrhunderts mit so düsteren Farben geschildert hatten, ist in einem großen Theil Afrika's bereits in den Zustand eines Hausthieres übergegangen und leistet Dienste, wie der geschickteste und treueste Hund. Die Zucht des Katzengeschlechts ist angefangen.

Wir wollen nicht von der gewöhnlichen Katze, diesem unbeständigen Gast unserer Wohnungen, der seiner Unabhängigkeit nie hat entsagen wollen, sondern von dem Tigerwolf reden, der durch seine Natur die in Betreff der Grausamkeit des Tigers allgemein verbreiteten Vorurtheile widerlegt. Gutartig und gelehrig im Zustande der Freiheit, begleitet er die indischen Herren auf der Jagd; als Gefangener rührt er durch die Sanftmuth seines Charakters selbst seine Kerkermeister. Freilich unterscheidet sich der Tigerwolf von den anderen Katzenarten durch einige organische Eigenthümlichkeiten; der vordere Theil des Rückens ist höher und die nicht einziehbaren Krallen sind anders gestaltet, als die des Tigers; aber es ist die Frage, ob diese Eigenthümlichkeiten durch die Natur oder durch die Industrie hervorgebracht sind. Wir wollen diese Frage nicht entscheiden; es genügt uns, zu wissen, daß unter den Thieren, welche als die furchtbarsten gelten, uns solche begegnen, die für den Einfluß des Menschen sehr empfänglich sind. Alle wilden Thiere, wenigstens die, welche zu den Säugethieren gehören, sind der Anhänglichkeit und der Dankbarkeit fähig. Es ist ein den Naturhistorikern bekanntes Gesetz, daß bei dem Thiere, wie bei dem Menschen, die Güte eine Frucht der Entwicklung der Intelligenz ist. Nicht die Thiere, welche die Natur am wenigsten mit Angriffsmitteln versehen hat, sondern diejenigen, welchen sie die meiste Intelligenz gegeben, zeigen die meiste Fähigkeit, in freundliche Verhältnisse zu uns zu treten. Der mehr oder weniger gefährliche Charakter der Thiere hängt nicht von ihrer Nahrung oder von der Zerstörungskraft ab, mit der sie begabt sind; die meisten Gras fressenden Thiere zeichnen sich durch Wildheit, Plumpheit und Ungelehrigkeit aus. Es ist

mehr Geduld, Muth und Arbeit nöthig gewesen, das Pferd und den Stier zu bändigen, als nöthig gewesen wäre, die furchtbarste Gattung der Fleischfresser zu zähmen, und wenn die landwirthschaftliche Industrie sich vorzugsweise der Wiederkäuer bemächtigt hat, so hat sie dies um des mehr unmittelbaren Nutzens willen gethan, den sie dabei gesehen.

Es bleibt also nur die Schwierigkeit der Acclimatisation übrig. Der größte Theil der Fleischfresser, auf denen die europäischen Gesellschaften neue Helfer gewinnen könnten, gehört sehr heißen oder sehr kalten Klimaten an. Die Geschichte der gegenwärtig bei uns einheimischen Hausthiere lehrt uns aber, daß diese nicht plötzlich ihre Natur geändert; sie sind dem langsamen, regelmäßigen Gange der Civilisation, die Schritt vor Schritt von Osten nach Westen vorrückt, gefolgt. Der Fasan von Kolchis und der Pfau von Indien sind entlang der Gestade von Griechenland nach Europa gekommen; das Perlhuhn und das Frettchen, beide aus Afrika, sind erst in Italien und in Spanien, dann in Languedoc und in der Provence einheimisch geworden, bevor sie in unsere kalten Gegenden gekommen sind. Der Weg für die Acclimatisation ist also vorgezeichnet. Wenn zoologische Gärten, wie die in London, Liverpool, Antwerpen, Gent und Brüssel, auch in südlicheren Städten gegründet sein werden, wird die Eroberung im Thierreich bald große Fortschritte machen können.

Unter den Fleischfressern ist ein Thier, welches uns große Dienste würde leisten können; wir meinen das Seekalb. Intelligent, sanft, gutmüthig, hat es alle Eigenschaften, die für den Zustand der Zahmheit befähigen. In Dijon hatte vor einigen Jahren der Direktor des naturhistorischen Museums ein Seekalb, welches seine ursprüngliche Natur faß ganz abgelegt hatte; es ging faß gar nicht mehr ins Wasser; im Winter nahm es neben seinem Herrn auf dem Heerde Platz, wo es sich mit dem Bauch auf die warme Asche legte. Abgerichtet würde das Seekalb für die Fischerei das werden, was der Hund für die Jagd ist. Die Naturhistoriker haben den Einwand gemacht, daß keines der jetzt in Europa akklimatisirten ausländischen Thiere in einer kälteren Gegend seine ursprüngliche Heimat habe. Darauf kann man erwidern, daß, da die Civilisation von Indien, von Persien, von Aegypten ausgegangen, es ganz natürlich ist, daß unsere Hausthiere auf eben diesem Wege mit der Civilisation zu uns gekommen. Und beruhte die erwähnte historische Thatsache auch wirklich auf einem Naturgesetz, so bewiese sie doch noch nicht die Unmöglichkeit, das Seekalb bei uns zu akklimatisiren. Obwohl dieses Thier ein Bewohner der nördlichen Meere ist, so lebt es doch unter sehr verschiedenen Breitengraden. An den Küsten Belgiens und Englands würde es gezogen werden können. Um die Wichtigkeit dieses Unternehmens zu begreifen, erwäge man, daß der Mensch auf dieser ungeheuren Fläche der Meere bis jetzt nur Feinde antrifft. Wie vortheilhaft wäre es für ihn, unter der Bevölkerung der Meere sich einen Verbündeten, einen Freund, einen Gefährten, einen Helfer zu schaffen!

(Schluß folgt.)

Türkei.

Chosrew-Pascha.*)

Nichts ist geeigneter, uns zu Betrachtungen über den Wechsel der Zeiten, über die Größe und den Verfall der Staaten zu veranlassen, als das Ableben eines hochbetagten Mannes, der als Augenzeuge und handelnde Person an einer langen Reihe wichtiger Ereignisse theilgenommen. Die Türkei hat so eben den ältesten, den reichsten und, wie Manche glauben, den weisesten ihrer Staatsmänner hinscheiden sehen. Chosrew-Pascha ist nicht mehr. Der Europäer wird vielleicht fragen, wer Chosrew-Pascha gewesen ist und warum die Nachricht von seinem Tode das Interesse der Welt erregen sollte und von seinen Landsleuten mit einem Gefühl von fast abergläubischem Schrecken aufgenommen wurde. In diesem Greise begrub man den letzten Repräsentanten des Osmanenreichs, wie es in den Tagen Ludwig's XVI. und Katharina's II. war, als man noch „den neuesten Reisenden aus Konstantinopel" anstaunte und orientalische Märchen über den Großtürken und seine Paschas von drei Roßschweifen zu schreiben pflegte. In der That hat Chosrew beinahe sein ganzes Leben hindurch diese Insignien der Satrapenwürde hinter sich hertragen sehen. Er starb am 1. Februar im siebenundneunzigsten Jahr seines Alters.

Zu einer Zeit, als in Frankreich Ludwig XV. sich dem Ende einer schmachvollen Regierung näherte, als England durch die von Wilden angeregten Pöbel-Emeuten erschüttert wurde und die amerikanischen Kolonieen das Recht der Selbstbesteuerung erörterten, ward ein lahmer, buckliger georgischer Knabe auf dem Sklavenmarkt von Stambul zum Verkauf ausgestellt. In der Türkei ist es gewöhnlich ein hübsches Gesicht und einschmeichelndes Wesen, das zu Rang und Würden führt: das Erstere ging unserem Chosrew ab, aber das Talent, sich beliebt zu machen, hat kein fürstlicher oder populärer Günstling je in einem höheren Grade besessen. Ohne Zweifel gab er schon damals Anzeichen der Gewandtheit, die ihn in späteren Jahren auszeichnete; denn er wurde für den Pascha Abdul-Hamid's angekauft und erwarb sich bald das kaiserliche Wohlwollen, zu einer Epoche, wo die höchsten Aemter des Reichs faß ausschließlich mit den Lieblingssklaven der Sultane besetzt wurden. Nach kurzem erhielt Chosrew eine Anstellung bei der Person des jungen Mahmud, der sich in der Folge als der tüchtigste unter den neueren türkischen Herrschern zeigt hat. Die Freundschaft, die der Prinz für seinen Kämmerling sobte, war dauerhafter, als ein solches Verhältniß im Orient zu sein pflegt, und Chosrew widmete sich ganz den Interessen seines Gebieters. Abdul-Hamid starb und hatte Selim zum Nachfolger; Mustafa ermordete Selim, und Mahmud entthronte den Mustafa. Von nun an begann die Glückszeit Chosrew's: er wurde Secretair des Kapudan-Pascha und legte den Grund zu seinem ungeheuren Vermögen. Zum Pascha von Aegypten ernannt, stellte er die Ordnung in jenem Lande wieder her und half für einen humanen und nicht unbegabten Mann. Allein ein kräftigerer Geist hatte sich in der afrikanischen Provinz erhoben; gegen Mehemed-Ali vermochte Chosrew sich nicht zu behaupten, und nach einem langen Kampfe mußte er den Ränken des schlauen Albaneesers weichen, der seine Stelle einnahm. Seitdem wandte Chosrew beharrlich seinen ganzen Einfluß auf, um seinem glücklichen Nebenbuhler zu schaden. Der Bruch zwischen dem Sultan und Mehemed-Ali wurde als sein Werk betrachtet, und man weiß, daß, als die ägyptische Armee nach Konieh vordrang, der siegreiche Vieckönig das Haupt Chosrew's als Friedenspreis verlangte. Aber Chosrew lebte noch lange genug, um Mehemed-Ali sowohl, als seine beiden Nachfolger ins Grab steigen zu sehen und die rebellische Provinz noch einmal von dem Thron des Padischah abhängig zu wissen.

Unterdessen hatte der Günstling Mahmud's neue Würden empfangen und neue Reichthümer aufgehäuft. Der Posten des Kapudan-Pascha war sonst der lukrativste in der Türkei und vielleicht in der ganzen Welt. Er hatte gleichsam die türkische Marine in Pacht genommen. Es wurden ihm nämlich die Einkünfte Morea's, des Archipels und einiger Städte Klein-Asiens überwiesen, wogegen er verpflichtet war, die für den Unterhalt der Flotte erforderlichen Kosten zu bestreiten; den etwaigen Ueberschuß konnte er für sich behalten. Ein derartiges System wurde natürlich von den Paschas aufs beste ausgebeutet. Es lag ihnen wenig daran, daß der Sultan eine starke und wohlausgerüstete Flotte hatte, desto mehr aber, daß ihr eigenes Ansehen erhöht und ihr Säckel gefüllt wurde. Chosrew zeigte sich als ein trefflicher Financier, wo sein persönliches Interesse im Spiel war, und der Posten eines Kapudan-Pascha machte ihn in wenigen Jahren zum reichsten Mann in der ganzen Türkei. Auch einiger politischer Anstöße entledigte er sich mit vieler Geschicklichkeit. Der Pascha von Smyrna wagte es im Jahre 1817, sich gegen die Herrschaft des Sultans aufzulehnen. Wäre er der Statthalter einer entfernten, schwer zugänglichen Provinz gewesen, so hätte er vielleicht auf Straflosigkeit rechnen können, aber in einer Hafenstadt, wo ihm ohne Schwierigkeit beigekommen war, konnte der Rebell sich keinen dauernden Erfolg versprechen. Indessen setzte dieser Aufstand die Pforte in nicht geringen Schrecken, und der Kapudan-Pascha erhielt Befehl, sich mit seiner Flotte nach den Gewässern von Smyrna zu begeben. Dort angekommen, verlangte er den Pascha zu sprechen und lud ihn zu sich ein. Der Pascha zögerte und bereitete sich zum Widerstande vor, während er doch nicht abgeneigt war, sich an Bord des Admiralschiffs zu wagen, in der Hoffnung, daß Chosrew nicht den Muth haben würde, ihm ein Leid zu thun. Nach langem Schwanken gehorchte er und hatte kaum das Schiff betreten, als Chosrew das Signal zu seiner Hinrichtung gab. Sich in der Stille eines widerspenstigen Paschas entledigt zu haben, galt in jenen Tagen für ein besonderes Verdienst, und Chosrew stand daher in größerer Gunst als je. Die ganze stürmische Regierung Mahmud's hindurch wurde ihm sein Glück nicht untreu, und obgleich er ein paarmal in Ungnade fiel, blieb doch sein Kopf auf seinen Schultern, während seine weniger vorsichtigen Kollegen um ihn her zugrundegingen.

Seit der Thronbesteigung Abdul-Medschid's lebte Chosrew in der Zurückgezogenheit am Bosporus und verließ seinen Palast nur bei feierlichen Gelegenheiten oder um einer Sitzung des Staatsraths beizuwohnen. In Anfang der gegenwärtigen Verwickelung sprach er sich entschieden gegen den Krieg aus, da er zu der Partei gehörte, welche sich auf den russischen Schutz zu stützen wünschte und die augenblickliche Anwesenheit der westlichen Armeen mehr als die künftige Herrschaft des Zaren fürchtete. Er war ein persönlicher Freund Menschikow's, der ihn mit Karawanenthee beschenkte, was der Pascha mit ausersesenem türkischen Taback erwiederte. Schlau und welterfahren, lonnte er mit Talleyrand verglichen werden. Wie dieser, sagte er sich bereitwillig in jeden Wechsel des Systems und wußte jede Revolution zu seinem Vortheil anzubeuten. Als Sklave des kaiserlichen Hauses konnte er nach türkischen Gesetzen niemals freigelassen werden, und

*) Nach der Times.

Digitized by Google

seine enormen Schätze fallen daher dem Sultan anheim, der sich hierdurch im Stande sieht, den größten Theil seiner auf zehn Millionen Thaler angeschlagenen Schulden zu bezahlen. Chosrew's schöner Palast am Bosporus ist für den jüngsten Sohn Abdul-Medschid's bestimmt.

Rußland.

Neu-Meserig.

Im Kreise Kursk des kleinrussischen Gouvernements Tschernigow liegt der Flecken Klinzy, der schon seit langer Zeit von Großrussen bewohnt ist, die wegen religiöser Verfolgungen nach dieser Gegend auswanderten. Sieben Werst von diesem Orte lankte gegen Ende des Jahres 1832 der Warschauer Ehrenbürger und Kaufmann erster Gilde, Peter Jsajew, von dem Gutsbesitzer Borodina eine Strecke von mehr als tausend Dessjätinen*) Land, am hier, mitten im dichten Walde, eine Tuchfabrik anzulegen. Jn dieser Absicht ließ er aus dem Königreich Polen eine Anzahl deutscher Meister und Handwerker kommen und gründete mit Erlaubniß der Regierung auf dem von ihm angekauften Lande ein Städtchen oder Mjasteschko, wie es in den ehemaligen polnischen Provinzen genannt wird, dem er den Namen Neu-Meserig gab. Jm Laufe der Zeit wußte Jsajew noch mehrere geschickte Arbeiter aus dem Königreich Polen und dem Auslande herbeizuziehen, die Fabrik wurde mit Maschinen aus Belgien, von dem berühmten Cockerill und den bekanntesten Mechanikern Deutschlands versehen und errichte bald einen blühenden Zustand. So entstand durch die kluge Berechnung eines Kapitalisten im entlegensten Winkel des Gouvernements Tschernigow eine ausländische Kolonie, mit einer großartigen Fabrik-Anstalt, die binnen kurzem ein neues Leben in der ganzen Umgegend verbreitete. Durch das Beispiel ihrer Nachbarn angefeuert, begannen die Bewohner von Klinzy sich auf Jndustrieweise zu legen, wovon sie früher keine Ahnung hatten, so daß man 1854 in diesem Orte bereits elf Tuch- und zehn Strumpffabriken zählte, welche jährlich zwanzigtausend Stück Tuch und siebentausend Dutzend Strümpfe liefern. Man verfertigt Tuche in allen Sorten, meistens aber von grauer Farbe, von einem bis drei Silberrubel die Arschin; die Strümpfe von fünf bis sechs Silberrubel das Dutzend. Die Erzeugnisse der Klinzyer Fabriken werden nach Petersburg, Moskau und auf den kleinrussischen Jahrmärkten verkauft.

Das Etablissement Jsajew's in Neu-Meserig und die Fabriken in Klinzy wurden mehr als zehn Jahre nach ihrer Errichtung durch Wasser- und Pferdekraft betrieben. Hierauf bestellte Jsajew bei dem Mechaniker Hartmann in Chemnitz eine Dampfmaschine neuester Bauart von sechsundzwanzig Pferdekraft, und in Folge dessen wurden auch im Flecken Klinzy drei Hochdruckmaschinen, die eine von zwanzig Pferdekraft aus der Scheperlesyschen Maschinenbauerei in Moskau und zwei zu sechzehn Pferdekraft aus Belgien, errichtet. Mit dem Aufschwung der Jndustrie vermehrte sich auch die Bevölkerung von Neu-Meserig, aus Polen, Deutschen, Franzosen bestehend, die zugleich in sittlicher Beziehung einen bildenden Einfluß auf die ursprünglichen Bewohner von Klinzy äußerten. Letztere gehörten zur Sekte der Altgläubigen (Starowjerzy), welche alle Ausländer verabscheuen, sie für Unchristen halten und sich weigern, mit ihnen aus Einer Schüssel zu essen. Die Maschinen erklärten sie anfangs für Teufelswerk und wollten sie lange nicht als eine menschliche Erfindung anerkennen. Gegenwärtig leben die Einwohner von Klinzy nicht nur in Frieden und Freundschaft mit ihren ausländischen Nachbarn, sondern wetteifern auch mit ihnen in industrieller Geschicklichkeit und namentlich im Maschinenbau, in welchem sie so bedeutende Fortschritte gemacht haben, daß sie alle zu ihren Fabriken nöthigen Maschinen selbst verfertigen. (C. H.)

*) 1 Dessjätine = 4,3781 preuß. Morgen.

Mannigfaltiges.

— Lord's Eisenbahn-Bücher. Es war uns längst auffallend, daß das von England und Frankreich gelieferte Beispiel von Büchern für die Eisenbahn-Lektüre — Bücher, die eben so flüchtig und wohlfeil wie das Eisenbahnreisen sind — nicht auch in Deutschland Nachahmung gefunden. Es fehlt auf deutschen Bahnhöfen allerdings die Lebendigkeit der englischen „Stations" und der belgischen oder französischen „Gares", so wie die Eleganz und der Comfort der meisten dortigen Wartesäle. Kaum daß man auf deutschen Bahnhöfen, selbst der Hauptstädte (namentlich Berlins), Abends und in den Winterfrühstunden genügende Beleuchtung und erträglichen Kaffee findet! Von Zeitungs- und Bücher-Lektüre, wie sie uns in den lichten, weiten Vorhallen der „Embarcadères" von Paris und London von allen Seiten angeboten wird, ist — wenn man die wenigen privilegirten Nachfolger der ehemaligen Berliner „fliegenden Buchhändler" ausnimmt — fast nirgends die Rede. Jm Auslande, namentlich in Frankreich, hat beinahe jede Eisenbahn ihre besondere Literatur. Von der französischen Ostbahn (Paris-Straßburg), von der Nordbahn (Paris-Lille-Calais), von den Eisenbahnen nach Orléans, Rouen, Lyon ꝛc. giebt es illustrirte Handbücher, die zur Orientirung auf der Fahrt außerordentlich nützlich und auf jeder Station zu haben sind. Diese Bücher bilden den Grundstock der sogenannten Eisenbahn-Literatur, die zum größten Theile freilich auch weniger praktisch nützlichen, aber immerhin dem großen Durchschnitte der Reisenden angenehmen Büchern bestehen, für welche sie gern eine kleine Mehr-Ausgabe bewilligen.

Bücher der letztern Art sind es nun, die jetzt auch in Deutschland, und zwar durch den betriebsamen, unermüdlichen Verlag von C. B. Lorck in Leipzig, eingeführt werden. Für zehn Silbergroschen wird den Reisenden jeder dieser ungefähr zweihundert Seiten starken kleinen Oktavbände angeboten, welche äußerlich die Farben der feurigen Lokomotive (roth und schwarz) tragen und innerlich die mannigfaltigst friegerische und friedliche Unterhaltung bieten. Die die jetzt erschienenen vier Bändchen enthalten zunächst zwei Sammlungen türkischer Reisebriefe des „Own Correspondent" der Berliner Vossischen Zeitung, Herrn Hans Wachenhusen: „Ein Besuch im türkischen Lager", und die „Reise von Widdin nach Konstantinopel". Jn diesen Skizzen geht zwar ein etwas lockerer Styl mit einer nicht allzu soliden Gesinnung Hand in Hand; sie können jedoch unbedenklich auch von weiblichen Reisenden zur Unterhaltung während der Eisenbahnfahrt gelesen werden. Ein Gegenstück dazu bilden des bekannten englischen Marine-Lieutenant Alfred Royer Erlebnisse in seiner russischen Gefangenschaft. Es ist dies eine Lektüre für Russen-Verehrer, während die beiden anderen Bücher sich hauptsächlich an Türkenfreunde wenden. Das vierte Eisenbahn-Büchlein endlich ist eine englische Novelle, „Katie Stewart", die wir nicht die Ehre haben näher zu kennen, die aber für Liebhaber ganz interessant sein mag.

— Quellen-Verschweigung in Journalen. Eine gerechte Klage führt die Revue des deux Mondes in ihrem Hefte vom 15. Januar d. J. über den Raub, den deutsche Blätter so häufig an ihr begehen, ohne sie auch nur als Quelle zu nennen. Einer Leipziger Zeitschrift wird nachgewiesen, daß sie Uebersetzungen aus der Revue als selbstständige, eigene Artikel gebracht, die nachmals, unter Nennung dieses Blattes, in die Augsb. „Allg. Ztg." übergegangen. Süddeutsche Journale füllen ebenfalls ihre Spalten mit dem Reichthum der Revue, ohne sie zu nennen, und unzählige andere Blätter geben fast nur Novellen aus ihr, noch dazu in schlechtester Uebersetzung. Mit Recht behauptet die französische Zeitschrift, dieses Verfahren sei schimmer, als Nachdruck, weil dieser doch wenigstens den Namen und die Arbeit des Autors unangetastet lasse, während die Uebersetzung meistens die letztere verstümmele und den ersteren verschweige. Unser „Magazin" fühlt sich berufen, die Literatur des Auslandes gegen dergleichen Benachtheiligungen schützen zu helfen, da es sein Hauptzweck ist, für dieselbe Geltung und Verständniß in Deutschland zu vermitteln. Die Artikel, welche dazu benutzt werden, sind niemals in blos mechanischer Uebersetzung mitgetheilt, sondern dergestalt reproduzirt, daß sie dem Autor das volle Jnteresse des deutschen Lesers zuwenden und diesem zugleich die Quelle anzeigen, wo mehr und vollständiger geschöpft werden kann. F. v. H.

Literarischer Anzeiger.

So eben erschien in unserem Verlage:

Das Unterrichtswesen des Preußischen Staates

von

Ludwig von Rönne.

Erster Band. 3⅓ Thlr.

Der erste Band enthält zwei Abtheilungen, deren jede besonders verkauft wird.

1) Das Unterrichtswesen des Preuß. Staates in seiner geschichtlichen Entwickelung. Preis 1 Thlr.

2) Das Volksschulwesen des Preuß. Staates mit Einschluß des Privat-Unterrichts. Preis 2½ Thlr.

Allen Schulmännern und Schulverwaltungen wird diese vollständige, systematische Darstellung des gesammten das Schulwesen betreffenden Materiale der Preuß. Gesetzgebung ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch sein.

Berlin, Februar 1855. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Jm Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche bei allen Postämtern pränumerando und in Berlin bei der Expedition entgegengenommen werden.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann Victoriastraße, Nr. 34, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 31. Berlin, Dienstag den 13. März 1855.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Dritter Monats-Bericht.

Der reproduktive Charakter der Literatur in Schillings-Ausgaben, gesammelten Essays u. s. w. Popularisirung der Kultur auf diesem Wege. — Die Kluft zwischen dem Volk und der bisherigen Literatur. — Bildungszustände der englischen Volks. — Die Auflösung des Penny-Stempels und die Aristokratie im englischen Volke. — Die Chrysostus; Henry Rogers. Komparative Anatomie der englischen Sprache. Thomas Fuller. Sir Adam Ferguson, der lebenslängliche nächste Freund Walter Scott's. — Neue literarische Erscheinungen. Neue Journale und Zeitungen. „Der Bulgare, Türke und Deutsche". „Schatten des Ostens". „Essays aus Kanada". „Abenteuer in den Wildnissen Nord-Amerika's". „Die australischen Kolonieen". „Mormonismus". „Drei Epochen Palmerston's". — Künste und Erfindungen. Die Ausstellung der photographischen Gesellschaft. Die Photographie als geheime Polizei und Siegbrief. — Industrielle Pathologie der Society of Arts. — Elektrische Beleuchtung unter Wasser. — Elektrischer Telegraph von Stockholm bis Bokaliana. — Schwimmende Batterieen. Ueberseeische Dampfschiffe. Neue Schraubendampfer. — Große Eroberung in Italien. — Pisanis und Prinzip in England.

London, Anfangs März.

Die englische Literatur trägt jetzt eine eigens Physiognomie. Hunderte von Büchern, an denen Nichts neu ist, als Papier und Anschlag. Nicht einmal Produktivität in den Titeln. Und erwischt man endlich gar eine durchaus neue literarische Erscheinung, so ist auch diese eine alte, nur daß man sie in der Edinburgh Review oder in einer anderen Vierteljahrs- oder Monatschrift früher nicht bemerkt hatte. Sammlungen von Essays der berühmteren Schriftsteller und Schillings-Ausgaben oder sogar Sixpence-Auflagen vorher theuer erschienener Werke bilden jetzt bei weitem die Hauptwaare auf dem literarischen Markte. Longman u. Comp. kündigten an einem Tage unlängst etwa hundertundfunfzig Schillingsbücher an, darunter alle Essays, Biographieen und Charakteristiken Macaulay's, alle einzeln: Warren Hastings, Lord Clive, W. Pitt, Earl of Chatham, zwei Abhandlungen über Ranke's „Päpste" und Gladstone's „Staat und Kirche", Kritiken über Addison, H. Walpole, Lord Bacon und Lord Byron, über die komischen Dramatiker der Restauration u. s. w. In ähnlicher Weise erschienen und erscheinen Jeffrey, Sidney Smith, Lord Mahon, Sir James Stephen, Thomas Carlyle, Sir A. Alison und Henry Rogers. Dazu kommen große Unternehmungen von Ausgaben aller Klassiker, beginnend mit Chaucer, in dicken Bänden a 5 Shill. oder in dünnen Lieferungen à 1 Shill., ja, selbst in wohlfeilen illustrirten wöchentlichen Bogen, illustrirt, à 1 Penny, wie z. B. Byron, zweite und dritte und vierte Auflagen berühmter Werke von ehemals, vergrößert, erweitert und korrigirt, wie Forster's „Defoe" und „Oliver Goldsmith". Diese unproduktive Produktivität oder, besser, Popularisirung und Wiederklärung großer Massen literarischer Nahrung ist nichts Zufälliges. Wie sich das Thier erst, wenn es satt ist, hinlegt und dem gemüthlichen Prozesse des Wiederkäuens hingiebt, bedeutet auch diese leidenschaftliche, förmlich zur Manie gewordene Republication literarischer Stoffe eine gewisse Sättigung und das Bedürfniß, die rauhen Massen in lebendiges Fleisch und Blut zu verwandeln, ehe sich Muth und Genie aufstellt, neue Weideplätze für Gedanken, Ideen und Gestaltungen aufzusuchen. Was hilft einem Volke seine Literatur, wenn das Volk nichts davon zu sehen bekommt? Keine Literatur war dem Volke bis vor kurzer Zeit verschlossener, als die englische dem englischen Volke. Die Literatur war eine Drawing-room-Decoration der fünfundzwanzigtausend „Familien", die in England etwas sind und haben. Das Volk konnte millionenweise weder lesen, noch schreiben, und von den anderen Millionen konnten die Hälfte entweder blos das Eine, oder das Andere. Von denen, die lesen und schreiben konnten, kamen drei Viertel höchstens einmal Sonntags zum Buchstabiren einer halben Seite Zeitung. Ganze Dörfer, ganze Gegenden bekommen noch heute keine Zeitung zu sehen, geschweige eine literarische Erscheinung, die eine Guinee pro Band kostet. Ja, in hübschen, blühenden Country-Städten, wo Bekannte und Freunde von mir in „Gentlemen's"- und „Ladies"-Schulen Lehrer sind, gilt es heute noch als eine große Wohlthat, wenn man eine alte Zeitungs-Nummer hinschickt. Mit Staunen blicke ich noch heute auf die Briefe solcher Bekannten, welche mich um Gotteswillen beschworen, ihnen etwas Zeitung zu schicken. Während hier in London eine Zeitung manchmal in drei bis vier Auflagen mit jedesmal wichtigen Neuigkeiten binnen einem Tage erscheint, bleiben in der „Country" die gebildetsten Leute Wochen lang ohne einen elektrischen Funken vom Kriegsschauplatze. Das sieht fabelhaft aus, und ich muß selbst expreß Briefe hervorsuchen, um mich zu überzeugen, daß es war und ist, daß es wahr ist, obgleich die Zeitungen mit ihrem Penny-Stempel umsonst blöckhweck durch das ganze Land gehen! Ja, aber wer schickt denn von London nach Old-Sarum oder Fishpond? Denn von London kann doch nur geschickt werden, da die Provinzen keine Zeitungen, keine Literatur haben. Wenigstens erscheint in ganz England, außer London, keine einzige tägliche Zeitung. Zum Schicken gehören zwei Bekannte in den beiden Orten und außerdem Eisenbahnen. Aber wie voll von Winkeln steckt England, von denen kein Mensch in London eine Ahnung hat, wo man noch nie eine Eisenbahn nur von fern gesehen, obgleich das Land dichter mit Schienen überstrickt ist, als irgend ein anderes Stück Erde!

Wo soll unter solchen Verhältnissen die Kultur, die Literatur im Volke herkommen? England steht hinter der Maschine, sitzt hinter dem Contobuche und arbeitet Tag und Nacht für Steuern und Brod. Die Luxus-Industrie der Literatur beschränkt sich auf drei Straßen in London, Paternoster-Row, Fleet-Street und Strand, und auf Edinburg. Alles Uebrige in diesem Fache ist ohne Bedeutung, wenn wir etwa John Murray in Albemarle-Street und ein paar kleine Fleckchen in anderen Straßen des Westendes ausnehmen. Weder in Deutschland, wo jedes Nestchen sein Wochenblättchen mit einer Novelle vorn und hinten mit Kindtaufen und fetten Schweinen hat, noch in London, wo in jeder Straße ein paar Dutzend Fenster mit neuen illustrirten Journalen und den neuesten Nummern von Zeitungen ausgestellt sind, hat man eine Ahnung von der den Trostlosigkeit englischer Farm-Fleckchen im Süden und an den Fischer-Ufern. In manchen dieser Orte sind selbst Bibel und Gebetbücher Raritäten, und Schulen und Kirchen fehlen ganz. Ich erinnre mich jetzt nur noch im Allgemeinen, daß die Times früher einmal eine Liste von Grafschaften mit der Zahl der Dörfer, die ohne Kirche waren, ausstellte und auf einem verhältnißmäßig kleinen Flecke über achtzig Dörfer aufführte, in denen niemals eine Spur von Schule gewesen war.

Das möge als Relief für unser Thema genügen. Mit der Popularisirung der Literatur treten gleichzeitig zwei Ereignisse auf, die von der größten Wichtigkeit für diesen Prozeß sein werden: Gladstone's angeregte (wenn auch vor der Hand mit ihm selbst zurückgetretene) Aufhebung des Penny-Stempels für Zeitungen, wodurch eine wohlfeile Provinzial-Tagespresse möglich wird, und die aus funfzehntausend Leichen auf der Krim erfundene Agitation für Popularisirung der Civil- und Militair-Beamtenstellen, welche bisher Monopole der Aristokratie waren. Wollte ich mich auf letzteres Thema einlassen, würde viel zu sagen sein. Aber ich betrachte es nur insofern hierher gehörig, als es eine wesentlich andere Stimmung und Disposition in Leben und Literatur bedingt. Es ist jetzt in ganz England Mode, die Aristokratie wegen ihrer Monopole und als Schuldige der Krim-Tragödie anzuklagen. Wir haben manchmal „verstohlene" Bemerkungen dieser Art gemacht und können jetzt um so ruhiger sagen, daß im Wesentlichen das englische Volk selbst an den Staatsmonopolen der Aristokratie schuld ist. Die Times nannte das englische Volk unlängst aus demselben Grunde „niederträchtig und servil" (es sei in Gefahr, durch seine „meanness and servility" unterzugehen). Es hat bisher die Aristokratie mit allen möglichen Mitteln gezogen und gezwungen, überall, wo es etwas zum „Präsidiren", „Patronisiren" und „Respektabilisiren" gab, sich an die Spitze zu stellen. Die vereinigten Schornsteinfeger-Lehrjungen ruhen nicht eher und halten den Verein nicht eher für respektabel, als bis sie einen Lord als „Chairman" in die Zeitungen setzen können, wie Dawson in Manchester neulich bemerkte. Nichts im englischen Volke selbst galt bisher für respektabel, was sich nicht eines Lords, Bauquiers oder Bischofs rühmen konnte. So erscheint es nur als Spitze und Krone dieser Servilität des Volkes, daß seit

funfzig Jahren etwa zwölf Familien immerwährend Minister waren, so daß, wenn sechs abtraten, immer die sechs anderen wieder auf ihren alten Posten zurückkehrten, daß diese zweimal sechs Familien (natürlich jede mit einer kleinen Unendlichkeit von Gemahlinnen, Tanten, sehr wichtigen Personen, Oncles, Cousins, Cousinen, Schwagern, Schwägerinnen, Söhnen, Neffen, Enkeln und Henkeln aller Art) größtentheils altersgrau, stumpf, gichtisch, taub und blind geworden, unter allgemeinem Janchzen des Volks endlich auf, obgleich mit Widerstreben, die Krim-Expedition entwarfen und von ihren Verwandten und Anhängsein ausführen ließen. So entsetzlich nun auch das Resultat war und werden mag, muß man doch gerade jetzt sagen, daß die Hauptschuld ursprünglich in die ganze Breite des Volke fällt. Die Aristokratie wurde vom Volke freiwillig monopolisirt, und wo sie sich nicht freiwillig als Direktor, Chef, Präsident u. s. w. einfand, zerrte das Volk so lange an den Lords herum, bis es einen erwischte und ihn mit Pauken und Trompeten auf den Präsidentenstuhl setzte. Die Aristokratie und Plutokratie war bisher vollsthümlich, Bedürfniß des Volks. Die Todten der Krim sind nun allerdings eine furchtbare Lection, aber wir müssen erst sehen, ob selbst sie im Stande ist, die tiefgewurzelte, freie Servilität des englischen Volks auszurotten. Sie wurzelt im Gefühle der Abhängigkeit, der Unbeholfenheit, des Mangels an Selbstvertrauen des Einzelnen und dies Alles zusammen im Mangel an Kultur und Bildung. Diese Wurzeln sind furchtbar stark und tief durch den ganzen Boden Englands gewachsen. Wer weiß, ob England, ob die „Mittelklassen", welche die Times an die Stelle der Aristokratie rufen zu wollen scheint, im Stande sind, zu leisten, was die Welt von diesem Lande erwartet. Man popularisirt jetzt eifrig Literatur und Kultur überhaupt. Das ist allerdings gründliche Hebung des Volks, aber sie hebt nicht so schnell, daß es gleich da sein könnte, wenn ein Leitartikel der Times und in Folge davon die „ganze Nation" plötzlich neue Stellvertreter der zwölf Familien verlangt.

Wir dürfen hier nicht vergessen, daß die Literatur, welche jetzt popularisirt wird, keine neue ist, daß der große Moment ein kleines Geschlecht findet, das nicht produzirt; daß diese Schillings-Literatur durchweg während der populären, verehrten Herrschaft der Aristokratie entstand und deshalb noch den plötzlich entstandenen, neuen Ansichten feroil ist, freiwillig, selbstgefällig feroil oder wenigstens harm- und farblos, so daß sie neue Ansichten und neue Menschen weder erzeugen, noch erziehen kann. Selbst ihr berühmtester Historiker, Macaulay, ist in dieser Beziehung ein Mann der Mittelmäßigkeit und des „Gouvernementalismus". Der Einzige, der unter ihnen aus der Fülle des Herzens für Männlichkeit, Ehre, Ehrlichkeit und Herz donnert und blitzt, Carlyle, wurde längst für verrückt und „verdorben durch die Deutschen" erklärt. Kein Historiker, kein Schöngeist erinnert das englische Volk an die Wurzeln und Quellen seiner Freiheit und Größe. Man hat unter der begünstigten, vom Volke selbst ausgedrehten Herrschaft der alten Normannen-Familien die große, stammige, wahrhaft freie Gesittung, Gesinnung und Rechtspflege der alten Angelsachsen vergessen, so daß man einen Walter Scottischen Cedrik nur als eine seltsame Romanfigur bewundert, wie denn auch die wahrhafte Lebenskraft der englischen Sprache neuerdings in respektablen Kreisen und respektabler Schreibweise immer mehr von der normännischen, lateinisch-französischen, verdrängt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Das, was unsere zoologischen Gärten sein sollten.

(Schluß.)

Gehen wir zu dem Geschlecht der Pflanzen fressenden Thiere über, so finden wir, daß Europa mehrere Hauethiergattungen nicht hat, denen die Civilisationen Asiens, Afrika's und der Neuen Welt einen Theil ihrer Reichthümer verdanken; es fehlen uns: das Kameel, das Dromedar, das Dschiggetai (equus hemionus), das Quagga, das Lama, das Alpaca. Das Kameel und das Dromedar würden bei ihrer Mäßigkeit, bei ihrer Ausdauer, bei der Einrichtung ihres Magens, die es ihnen möglich macht, das Wasser lange zu entbehren, in den trockenen und gebirgigen Ländern Europa's Dienste leisten, welche das beste Pferd nicht leisten kann. Weniger Nahrung und mehr Arbeit, — hierin läge ein offenbarer Vortheil für die Oekonomie der menschlichen Gesellschaft.

Das Lama ist das Kameel der Neuen Welt. Obgleich schwach und langsam, scheint es uns als Lastthier in den armen und gebirgigen Ländern nicht zu verachten. Der Gewinn dieses Thieres würde für gewisse Departements Frankreichs, besonders für das der Hochalpen, ein großes Glück sein. Ursprünglich auf den höchsten Gebirgen der Erde zuhause, hat das Lama einen sehr sicheren Schritt; es steigt, schwer beladen, sehr geschickte Hohlwege hinab und sucht sich zwischen Felsen, selbst am Rande der Abgründe, seinen Weg, auf dem der Mensch ihm zu folgen oft verzichtet. Es fordert saß gar keine Pflege, es braucht gegen den Wechsel der Witterung nicht erst abgehärtet zu werden; seine Subsistenzmittel findet es überall selbst. Als Lastthier würde das Lama sich für manche Gegenden eignen; als Schlachtvieh würde es sich für alle Gegenden eignen, denn sein Fleisch ist sehr geschätzt; außerdem giebt seine Wolle wertholle Stoffe. Freilich ist es in dieser Beziehung mit dem Alpaca nicht zu vergleichen, dessen Wolle so fein ist, wie die Wolle der Ziegen von Kaschmir, und viel länger. Die Anfertigung von Geweben aus der Wolle des Alpaca hat zwei Zeit einen sehr einträglichen Industriezweig von Süd-Amerika ausgemacht. Vor kurzem sind diese Thiere in einige Gegenden Europa's eingeführt; an mehreren Orten haben sie sich erhalten und auch fortgepflanzt. In den meisten zoologischen Gärten hat man ohne große Mühe Geburten von Lamas und Alpacas erzielt. In Holland ist das Geschlecht der Lamas faß schon akklimatisirt. Fährt man in diesen Versuchen fort, so werden vor Ablauf eines halben Jahrhunderts diese Thiere der Neuen Welt als zu unserem wirthschaftlichen Haushalt gehörig betrachtet werden.

Einige englische Naturhistoriker haben gemeint, daß trotz ihrer unbändigen und widerspenstigen Charakters der „Daw" und das Zebra zu ziehen wären; sie behaupten sogar, daß ihre Fehler bei der gehörigen Ausbildung Eigenschaften sein würden, die dem Menschen nicht unlieb sein könnten, wie der Ungestüm, der Muth, das Feuer. Ein weniger wildes und mit einer großen Geschwindigkeit begabtes Thier ist das in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's unter dem Namen Wapeti bekannte Elennthier. Dieses edle Thier ist durch einen deutschen Naturhistoriker nach Baltimore gebracht. Die Indianer zähmten es, und es leistete ihnen sehr bald alle Dienste eines Hausthieres. Das Elennthier trägt Lasten, zieht Schlitten auf dem Eise mit ungeheurer Schnelligkeit und nährt den Menschen mit seinem feinen Fleisch. Dieses Thier scheint von dem Geschlecht der vorsündfluthlichen Elennthier abzustammen, deren ungeheure fossile Ueberreste man in den Ueberresten untergegangener Waldungen findet.

Unter allen Thieren aber, welche die Industrie in unseren gemäßigten Klimaten zu den gegenwärtigen thierischen Helfern bei der menschlichen Arbeit hinzufügen könnte, verdient das Rennthier die meiste Beachtung. Dieses Thier macht beinahe den ganzen Reichthum der Völker des Nordens aus; es ersetzt ihnen die Kuh, das Schaf und das Pferd; es nährt sie mit seiner Milch; es wärmt sie mit seiner Wolle, und es schafft ihre Lasten fort; sein Fleisch ist vortrefflich. Man kann sich vorstellen, welchen Vortheil die Besitznahme dieses in so vieler Beziehung nützlichen Thieres unseren Landleuten bringen würde. Die Versuche, die man in den letzten Jahren in den kalten Gegenden Großbritanniens gemacht, das Rennthier zu akklimatisiren, haben keinen guten Erfolg gehabt. Das Rennthier hängt, wie alle Thiere des Nordens, mit ungemeiner Zähigkeit an seinem heimatlichen Boden. Aber es fragt sich, ob diese Zähigkeit unüberwindlich ist. Man müßte, um das Rennthier in die gemäßigten Klimate Europa's einzuführen, sehr allmälig mit ihm von Norwegen aus, längs der Gestade der Ostsee und der Nordsee, nach Süden vorzurücken suchen. Der zoologische Garten von Antwerpen wäre geeignet, in Bezug auf die Thiere des Nordens das zu sein, was der zoologische Garten von Marseille in Bezug auf die Thiere Afrika's zu sein berufen ist. Das Klima Belgiens, besonders in der Gegend von Antwerpen, ist sehr geeignet zu Versuchen, Thiere des Nordens für eine Acclimatisation in südlicheren Ländern vorzubereiten.

Unter den vielen ausländischen Säugethieren, durch deren Besitznahme wir für unsere Hauthaltungen viel gewinnen könnten, müßen wir um seiner Größe, um seiner Fleischfülle und um der Leichtigkeit willen, mit der es in Besitz zu nehmen wäre, den amerikanischen Tapir ganz besonders empfehlen. Er ist das Zinpferd der Neuen Welt. Dieser Dickhäuter würde in Bezug auf Nützlichkeit hinter unserem zahmen Schwein nicht zurückbleiben. Eine Betrachtung, die hier am Orte ist, wird geeignet sein, uns nicht blos die Besitznahme des Tapirs, sondern auch die des (brasilischen) Sumpfschweins, des Kameelschafs, der Gazelle und vieler anderer in Europa unbekannter Thiere höchst wünschenswerth erscheinen zu lassen.

Alle Thiere, welche sich in den Zustand der Zahmheit haben bringen lassen, haben sich trotz der Oder, die ihre Gattungen unseren Bedürfnissen haben bringen müssen, bedeutend vermehrt; alle Thiere dagegen, die im Zustande der Wildheit leben, vermindern sich von Jahr zu Jahr. Einige sind nahe daran, aus der Welt zu verschwinden. In dem Maße, als die Civilisation auf der Erde fortschreitet, vermindert sich das Thierreich. Die großen Gattungen besonders können sich im freien Zustande in der Nachbarschaft der menschlichen Gesellschaften nicht behaupten. Wenn Afrika und Asien einst dem Beispiele der Neuen Welt folgen werden, so werden die wilden Thiere entweder sich unter die Herrschaft des Menschen begeben oder verschwinden. Die Wissenschaft wurde dadurch, daß sie den Versuchen, die darauf ausgehen, die Anzahl unserer Hausthiergattungen zu vermehren, das Wort redete, nicht blos den Interessen der gesellschaftlichen Oekonomie dienen; sie würde dadurch auch viele Thiergattungen vor dem Untergange bewahren. Mehrere wilde Arten von Wiederkäuern, in enge Gränzen

gehannt, den beſtändigen Angriffen von Feinden, wie der Löwe und der Tiger, ausgeſetzt; durch ihre Größe und den Glanz ihrer Farben in die Augen fallend, wie die Giraffe, dürften in einigen Jahrhunderten vom Erdboden verſchwunden ſein, wenn ſie nicht unter der Herrſchaft des Menſchen Schutz finden. Dieſe Beſorgniß gründet ſich auf Thatſachen. Der Dodo, ein großer Vogel mit kurzen Flügeln, iſt in der hiſtoriſchen Zeit vom Erdboden verſchwunden; daſſelbe Loos droht dem Känguruh in Auſtralien. Der Biber, von den Indianern aus dem Norden Amerika's vertrieben, wird ſchwerlich den Krieg, der ihm erklärt iſt, überſtehen, wenn er nicht das Glück haben wird, von ſeinem Feinde in Schutz genommen zu werden. In Rückſicht auf dieſe Thatſachen muß man entweder die Natur der Sorgloſigkeit anklagen oder annehmen, daß alle Thiere beſtimmt ſind, Haustiere zu werden, und daß ihr Fortbeſtand nur unter dieſer Bedingung ſicher zu ſtellen ſein wird.

Gehen wir von den Säugethieren zu den Vögeln über, ſo finden wir, daß unter dieſen der Menſch bis jetzt noch wenige Eroberungen gemacht hat. Die Kunſt der Falken-Abrichtung iſt mit der Zeit, in welcher Gewalt, Raub und Plünderung an der Tagesordnung war, verſchwunden. Die Wohl derjenigen Vogelgattungen, deren Acclimatiſation unſere Vogelhäuſer, unſere Parke, unſere Meierhöfe bereichern ſoll, muß heutzutage durch die Rückſicht auf das Nützliche und durch die Achtung vor allen Rechten geleitet ſein. Bisher hatte man es nicht dahin bringen können, aus Straußen- und Kaſuar-Eiern auf dem Wege des natürlichen Brütens Junge zu erzielen. Heutzutage darf man von den hydrauliſchen Brüt-Apparaten den beſten Erfolg erwarten. Unſere Induſtrie wird in Betreff der ſchönen Federn, welche der Schmuck und der Stolz unſerer Damenwelt ſind, nicht mehr lange von Afrika abhängig ſein.

Denen, die ſich mit der Acclimatiſation von Vögeln abgeben wollen, empfehlen wir beſonders das Geſchlecht der hühnerartigen Vögel. Unſer Geflügel iſt die jetzt wenig mannigfach; es fehlen uns viele Arten, welche in Afrika, in Auſtralien, in der Neuen Welt einheimiſch ſind. Wir erwähnen nur den Hocco und den Pauxi. Daß der Hocco ſich an unſer Klima gewöhnen kann, ſteht feſt, da er in Holland ſchon einmal akklimatiſirt geweſen. Das Etabliſſement, in welchem der Hocco in Holland mit dem beſten Erfolge gezogen wurde, iſt durch den Sturm der franzöſiſchen Revolution vernichtet worden. Die Beſitznahme vom Hocco müßte gegenwärtig von neuem erfolgen; die zoologiſchen Gärten ſollten ſich dieſer Aufgabe unterziehen. Die Einführung dieſes Vogels wäre ſehr wünſchenswerth: er empfiehlt ſich nicht blos durch ſeine Geſtalt und ſeine Schönheit den Liebhabern, ſondern er würde auch um ſeines Fleiſches willen, welches das des Faſans übertrifft, auf unſeren Märkten ſehr geſucht ſein.

Aus dem Geſchlecht der Fiſche beſitzen wir noch weniger, als aus dem Geſchlecht der Vögel, fremde Gattungen. Und doch iſt der ſo allgemein verbreitete Goldfiſch ein Beweis, daß man einen Fiſch leicht aus ſeiner Heimat in andere Gegenden verſetzen kann. Die Fiſchkultur befindet ſich noch in der Kindheit; aber ſie iſt gegenwärtig dabei, ungeheure Fortſchritte zu machen. Nicht zufrieden damit, die künſtliche Befruchtung eingeführt zu haben, hat die Wiſſenſchaft auch ſchon verſucht, durch Kreuzung des Samens von verſchiedenen Arten neue Arten hervorzubringen. Sind die Verſuche dieſer Art bisher auch noch nicht erfolgreich geweſen, ſo hoffen doch die hervorragendſten Phyſiologen, daß die Verſuche gelingen werden. Die Kunſt, die Gewäſſer mit Fiſchen zu bevölkern, würde erſt recht gewinnbringend ſein, wenn ſie ſich darauf legte, diesländiſchen Fiſchgattungen bei uns heimiſch zu machen.

Wir haben die Dienſte angedeutet, welche die zoologiſchen Gärten uns leiſten könnten, wenn ſie Anſtalten zur Acclimatiſation fremder Thiergattungen würden. Aber nicht weniger nützlich könnten ſie ſich durch die Veredelung der bei uns ſchon einheimiſchen Thiergattungen machen. Dieſer Kunſt, die Racen zu verändern und zu veredeln, verdankt Großbritannien einen Theil ſeiner Reichthümer. Die Kultur des Thierreichs würde, indem ſie die Subſiſtenzmittel und die Arbeitskräfte vermehrt, Etwas zur Erleichterung der arbeitenden Klaſſen beitragen.

Die Kunſt, die Racen zu veredeln, beruht auf Geſetzen, die heute nicht mehr unbekannt ſind, und das erſte dieſer Geſetze iſt dasjenige, dem zufolge die angeeigneten Charaktere ſich vererben. Die zufälligen und vorübergehenden Urſachen können alſo bleibende Formen bewirken. Auf dieſem Prinzip hat ſich eine praktiſche Wiſſenſchaft begründet, deren Ergebniſſe eben ſo bewundernswerth als vortheilhaft für den Reichthum der Nationen ſind. Auf die Individuen des Thierreichs wirkend, wirkt der Menſch gleichzeitig auf die Gattungen; er prägt dem Thierleben die Vorſtellung ſeiner Bedürfniſſe und ſeiner Wünſche ein. In die Stelle der urſprünglichen Formen der Natur ſetzt er, ſo zu ſagen, ſchöne Nützlichkeits-Formen. Er verlängert oder verkürzt die vorderen oder hinteren Beine des Pferdes; er befördert die Fleiſchbildung an den faſtreichen Theilen des Rindes; er vergrößert das Volumen des Schwanzes bei manchen Schafen und die Anzahl der Hörner bei anderen. Durch die Kreuzung bringt er neue Arten von Säugethieren und Vögeln hervor und bewirkt, daß ſie das Fell und die Federn ſo haben, wie er es will. Und es ſind nicht blos phyſiſche, äußere Charaktere, welche der Menſch den Thieren aneignet; höchſt überraſchende, ſeltſame, oft ſogar den Gewohnheiten im Zuſtande der Wildheit ſcheinbar ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften werden durch die Gewöhnung und durch die Zucht den Thieren angeeignet. Das Thier gewinnt nicht blos die Fähigkeiten, welche die Kunſt ihm giebt, ſondern es verliert auch diejenigen, mit denen die Natur es ausgeſtattet hatte. Das ſo veränderte, nach den Gelüſten, den Launen und den Berechnungen des Menſchen zugerichtete Thier iſt ein wirkliches induſtrielles Erzeugniß. Die zoologiſchen Gärten, in denen ſolche Verſuche gemacht würden, würden gewiſſermaßen Werkſtätten der Wiſſenſchaft und des Lebens ſein.

Man muß nicht glauben, daß die Thiere entarten, indem ſie zahm werden. Für die meiſten der bei uns einheimiſchen Thiergattungen iſt im Gegentheil die Zucht die Quelle neuer Zierden geworden. Der Menſch hat bei den meiſten Thieren, die ſeiner unmittelbaren und fortdauernden Einwirkung unterworfen geweſen ſind, die Geſtalt veredelt, den inneren Bau vervollkommnet, die Kraft der Fortpflanzung geſteigert. Doch iſt nicht zu leugnen, daß die Thiergattungen, wenn ſie eine Zeitlang im Zuſtande der Zahmheit gelebt, neuer Erfriſchung durch die Natur bedürfen. Schweine, die aus der Vermiſchung des wilden Schweins mit dem zahmen Schwein hervorgehen, zeichnen ſich im Wuchs, im Gange, in der Stärke vortheilhaft aus. Eben ſo würden unſere kaleſtutſchen Hühner ſehr gewinnen, wenn man eine Vermiſchung mit den wilden Hühnern Pennſylvaniens, von denen ſie abſtammen, zu Stande brächte. Die zoologiſchen Gärten könnten von Zeit zu Zeit eine ſolche Verjüngung unſerer Hausthiere durch eine Vermiſchung mit wilden Individuen ihrer Gattung bewirken.

Allen Verſuchen und Unternehmungen, das Thierreich mehr in Beſitz zu nehmen, tritt gegenwärtig ein Hinderniß entgegen; dieſes Hinderniß iſt die Dampfmaſchine. Wir ſind aus dem Zeitalter der Laſtthiere in das Zeitalter der Maſchinen getreten. Was ſind das Pferd, das Kameel, der Büffelochſe, ſelbſt der Elephant, im Vergleich zu dieſen mächtigen Lokomotiven, dieſen beſeelten Geſchöpfen der Induſtrie!! Es iſt zu fürchten, daß die Herrſchaft des Maſchinenweſens den Menſchen von den begonnenen Unternehmungen in Bezug auf das Thierreich wieder ablenken wird. In Frankreich beſonders iſt eine Vernachläſſigung der alten Eroberungen im Thierreich ſchon bemerkbar. Aber doch werden die Induſtrie und der Landbau der Zug- und Laſtthiere zur Beförderung von Laſten auf kurzen Strecken immer bedürfen. Der Fortſchritt in der Mechanik und die Veredelung der Thiere können ſehr gut neben einander hergehen. In England hat man dies eingeſehen. Die zoologiſchen Gärten, dieſe Schöpfungen der jüngſten Zeit, ſind dazu beſtimmt, die Wirkſamkeit des Menſchen auf die Thierwelt zu organiſiren, die nöthige Stufenleiter der Temperaturen und der Klimate künſtlich herzuſtellen und unſere zahme Thierwelt mit allen ausländiſchen Gattungen zu bereichern.

Unſeren Naturhiſtorikern iſt die Thatſache nicht genug gegenwärtig, daß die meiſten Gegenſtände der heutigen Conſumtion; der Zucker, die Kartoffel, der Reis, der Kaffee, ausländiſchen Urſprungs ſind. Die Nahrung des Menſchen iſt faſt zwei oder drei Jahrhunderten eine ganz andere geworden; aber das Pflanzenreich allein hat die Koſten dieſer ökonomiſchen Umgeſtaltung tragen müſſen. Das Thierreich hat bis jetzt für die zunehmenden Bedürfniſſe der Bevölkerungen faſt keine neue Hülfsquelle hergegeben. Die Entdeckung Amerika's hat uns nur vier neue Hausthiergattungen, unter denen der Truthahn die hauptſächlichſte iſt, eingebracht. Die übrigen in dieſem Erdtheile einheimiſchen Thiere vermindern ſich von Tag zu Tag, in dem Maße, als die Civiliſation dort an Terrain gewinnt. Es iſt Zeit, daß die Wiſſenſchaft ſich mit den materiellen Bedürfniſſen der menſchlichen Geſellſchaft beſchäftigt, und daß ſie dieſer die Wege weiſt, auf denen zur Befriedigung dieſer Bedürfniſſe zu gelangen iſt.

China.

Woher ſtammen die auf den oſtindiſchen Beſitzungen der Holländer befindlichen Chineſen, und worin beſteht die Eigenthümlichkeit derſelben?

Es iſt eine geſetzliche Beſtimmung des Kaiſerreiches China, daß an jedem zu demſelben gehörigen Orte lediglich eine gewiſſe Anzahl von männlichen Perſonen ſich befinde. Haben die Mandarinen in Folge von Zählungen der Bewohner des Kaiſerreiches, welche von den Mandarinen in einem feſtgeſetzten Zeitraum vollzogen werden, in Erfahrung gebracht, daß an einem Orte mehr männliche Perſonen ſich aufhalten, als die geſetzliche Beſtimmung will, ſo wird dieſer Ueberſchuß trotzdem, daß er aus kräftigen und geſunden Männern von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren beſteht, dergeſtalt durch Schiffsgelegenheit über die Gränzen von China hinausgeſchafft, daß dieſer Staat derjenigen ausländiſchen Regierung, von welcher die verwieſenen Chineſen aufgenommen werden, für einen jeden achtzig Gulden entrichtet. Auf dieſe Weiſe erklärt es ſich, daß die oſtindiſchen Beſitzungen, wie der Engländer, ſo der Holländer, mit gar vielen männlichen Chineſen verſehen werden.

Digitized by Google

Die Verwiesenen treten nun auf Veranstaltung der Regierungen, in deren Gebiete sie versetzt sind, wenn auch nicht in ein eigentlich sklavisches, doch in ein Dienstverhältniß zu solchen Chinesen, welche daselbst schon ansässig. Während der drei Jahre, worin das Verhältniß dermaßen stattfindet, daß die Verwiesenen für ihre Gebieter Arbeiten verrichten, bietet sich ihnen Gelegenheit genug dar, ein Gewerbe zu erlernen, sich mit den Sprachen, welche in ihrem neuen Vaterland gesprochen werden, vertraut zu machen, kurz, die Bedingungen einer selbständigen Form des Daseins sich anzueignen. Diese Form des Daseins wird ihnen zu Theil, wenn die drei Jahre verflossen sind. Die freigewordenen Knechte erhalten und wohl Gattinnen, mit welchen durch die Menschenfreundlichkeit von Volksgenossen Austeuern verbunden sind.

Anlangend die chinesischen Häuser, so haben dieselben, wie sie selbst hoch sind, Zäune oder Mauern zu ihrer nächsten Umgebung, so daß die Möglichkeit, das Innere der Häuser von außen her zu durchblicken, abgeschnitten ist. Die Häuser schließen Altäre in sich, deren Zierden bunte Decken und Wachskerzen, dergleichen Bilder des gefeierten Hong-Koong sind. Die Wachskerzen werden des Abends angezündet, so oft die männlichen Personen, die in den Häusern befindlich, die Kniee beugen und durch Gebete ihren religiösen Bedürfnissen Rechnung tragen wollen. Die Religionsübung ist natürlicherweise für verwiesene Chinesen durchaus kein Hinderniß, sich am Tage dem Handel und Gewerbe mit großem Eifer hinzugeben. Dadurch suchen sie, von Sehnsucht nach ihrem alten Vaterlande erfüllt, sich die Summe von zweitausend Ringis oder Dollars zu verschaffen, welche sie, dafern sie in das Kaiserreich China wieder aufgenommen werden wollen, an den Staatsschatz zu entrichten haben. Nur müssen sie bei der Rückkehr nach China ihre Familien im Auslande zurückbleiben lassen, und diese werden, falls ihnen die erforderlichen Lebensbedürfnisse abgehen sollten, mit denselben durch die Liebe ihrer im Auslande verweilenden Volksgenossen versorgt.

Bei dem Streben nach dem Besitz des Geldes, einer besonderen Eigenthümlichkeit der Chinesen! kömmt die Osforge für ihre Kinder nicht ganz zu kurz. Die fünf Jahr alt gewordenen Mädchen finden ihre Erziehung in den häuslichen Frauengemächern. Ihre Leiber werden an gewissen Theilen mit Reifen durch die Väter bis auf den wichtigen Augenblick verschlossen, in welchem die Mädchen vor den Altären in eheliche Verhältnisse eintreten. Die Knaben werden, nachdem sie sechs Jahr alt geworden, in Schulklassen von besonderen Lehrern unterrichtet, aber blos vom Morgen an bis zum Mittag; in der übrigen Zeit des Tages werden die Knaben zu häuslicher Thätigkeit genöthigt. Wie der Unterricht, der in der niedrigsten Klasse der Schule im Lesen und Schreiben so ziemlich zugleich ertheilt wird, beschaffen sei, wird aus folgenden Bemerkungen ersichtlich. Der Lehrer schreibt mit einem Stück Kreide etwa das Wort „Vater“ an eine große schwarze, aus Holz bestehende Tafel; dieses Wort wird von den Knaben mit lautem Geschrei dreimal ausgesprochen und dergestalt, daß der eine Knabe nach dem anderen an die Tafel hinantritt, nachgeschrieben. Hierauf wird von dem Lehrer etwa das zweite Wort „Mutter“ geschrieben, und die Knaben treten zu dem zweiten in dasselbe Verhältniß, in welches sie zu dem ersten getreten waren. In solcher Weise verfahren die vier bis fünf Stunden der Schulzeit eines Tages. Was an denselben in der Klasse geschehen ist, wird am nächstfolgenden Tage von dem Lehrer und den Knaben wiederholt, und dann erst werden neue Worte von jenem mit Kreide an die Tafel geschrieben und von den Knaben laut nachgesprochen und gehörig nachgeschrieben. Daß diese Methode des Lehrens und Lernens eine gewisse Gründlichkeit habe, soll nicht in Abrede gestellt werden.

Wie steht es aber mit dem Genuß von Speisen und Getränken bei den Chinesen? Dem Frühstücke, welches dieselben gewöhnlich um zehn Uhr des Morgens einnehmen, schließe sich Nachmittags um fünf Uhr die eigentliche und hauptsächliche Mahlzeit an. Die Speisen werden von gekochtem Reis, von dem gebratenen und in Portionen zerschnittenen Fleische des Ochsen, Schweins und des Geflügels, von frischen, doch auch von gedämpften Früchten gebildet. Dem Fleische ist eine Brühe beigeschlossen, bereitet aus scharfen Bestandtheilen, z. B. aus spanischen Pfefferschoten. Die Chinesen sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf Matten, welche eine große, aus Binsen oder Bambus bestehende Matte, die Unterlage der Speisen, umgeben, und schaffen dieselben dadurch geschickt in ihren Mund, daß sie sich zweier mit einem Drathe zusammengepreßter, sechs Zoll langer Stäbchen bedienen, welche mit den Fingern zusammengezogen und aus einander gehalten werden können. Die Brühe wird mit einem Porzellanlöffel genossen. Während der Mahlzeit trinken die Chinesen ein aus Zuckerrohr und Reis bereitetes, kräftiges Gebräu, welches in ein einer Oberfläche ähnliches Porzellangefäß*) aus der heißen Theekanne geschöpft ist. Sie genießen bei der herrschenden Eigenschaft des Gebräues noch vielen Genusse leicht in Schlaf, und ihre Köpfe werden dann durch indianische Diener mit Ruheküssen versehen.

Das Wesentliche dieser gesammten Darstellung, welches ich selbständig verarbeitet habe, verdanke ich einem wackeren Manne, der Jahre lang in den ostindischen Besitzungen der Holländer, namentlich auf Java, gelebt hat, dem Herrn Martiny. Die Richtigkeit der Eröffnungen, welche er mir gütigst gemacht hat, anzuzweifeln, dazu habe ich keinen triftigen Grund.

Breslau. Wilh. Böhmer.

*) Die Stelle derselben wird bei außergewöhnlichen, d. h. festlichen Mahlzeiten von einem nierlichen Wassergefäße, die Stelle jenes Gebräus dagegen wird von köstlichem Wein eingenommen. Auch fehlt es bei derzlichen Mahlzeiten, welchen die Chinesen sich vom Abend an bis zum Anbruch des Morgens gewöhnlich hingeben, keineswegs an Musik, Gesang und weiblichem Tanz.

Mannigfaltiges.

— Ueber Dr. H. Barth's Schicksal. Es sind nun bereits drei Monate vergangen, seit die Nachricht des Gerüchts von Barth's Tode nach Europa gelangte, ohne daß dasselbe bestätigt worden ist. Zwar haben alle bisher eingegangenen Nachrichten, sowohl von Dr. Vogel selbst, als von seinen Geschäften, den englischen Sappeurs, wie auch von den englischen und österreichischen Konsulaten in Nord-Afrika, die Hoffnung angeregt, daß der wackere Reisende noch lebe, ja, von vielen Seiten ist die Richtigkeit der ersten Nachricht Dr. Vogel's gradezu bezweifelt und gelegnet worden, ohne daß jedoch Jemand im Stande gewesen ist, thatsächliche Belege für eine solche Widerlegung anzuführen. Trotzdem gewinnt diese Annahme immer mehr Grund und Glauben, und jede neue Nachricht aus Afrika hat die Hoffnung an Barth's Leben vergrößert und erneuert. Unter diesen Umständen gewährt es uns zur innigsten Freude, die neueste, in England angekommene Kunde aus Central-Afrika hier mitzutheilen, welche dahin lautet, daß ein Brief von Dr. Vogel im englischen Konsulat in Mursuk eingelaufen sei, geschrieben auf seiner jüngsten Reise nach Süden, mit der Meldung, daß ihm viele Eingeborne versichert hätten, Dr. Barth sei noch am Leben und im Juli des vergangenen Jahres in Timbuktu gesehen worden. Was und aber noch viel mehr Hoffnung einflößt, ist der Umstand, daß die Nachricht über Dr. Barth's angeblichen Tod noch nicht auf anderen Wegen, als auf demjenigen über Kuka, nach Europa gelangt ist, denn nach unseren Begriffen jenes vollständigen und weit verzweigten Netzes der Karawanenwege und anderer Communicationsmittel Nord- und Central-Afrika's glauben wir hinlänglichen Grund zu haben, anzunehmen, daß, wenn Dr. Barth's Tod wirklich erfolgt sei, die Nachricht während eines so langen Zeitraums die Küsten-Stationen der Europäer an mehr als einem Punkt habe erreichen müssen, sei es in Marokko, Algier, Tunis, Tripolis, Aegypten oder an der Guinea-Küste. Da dies bisher nicht der Fall gewesen ist, so stehen wir nicht an, der lebhaften Hoffnung Raum zu geben, daß „no News, good News“, — keine Nachrichten, gute Nachrichten seien. — Daß von Dr. Barth direkte Nachrichten seit fünf Monaten nicht eingelaufen sind, darf durchaus keine Befürchtungen erregen, ja, es wäre nichts sehr Ungewöhnliches, wenn von jetzt ab fernere fünf Monate und noch länger verstrichen, ehe wir von dem Reisenden selbst etwas vernähmen, ohne daß uns dies berechtigen dürfte, sein Ableben daraus zu folgern.

Gotha. A. Petermann.

— Ein neues Leben Muhammed's. In Allahabad in Ostindien ist im vorigen Jahre die erste Abtheilung einer von einem gelehrten deutschen Arzte, Dr. A. Sprenger, in englischer Sprache abgefaßten Lebensbeschreibung Muhammed's, nach bisher unbekannten morgenländischen Quellen, im Druck erschienen.*) Der Verfasser hat das Glück gehabt, zwei der ältesten und besten Chroniken des Muhammedanismus, die eine zu Lawnpore, „Warkhe“, und die andere zu Lathnau, das arabische Original des „Tabari“, zu entdecken und diese, so wie die sechs kanonischen Sammlungen von Ueberlieferungen der „Sunnies“ und der „Dayat al-gold“ und eine von Ibn Jhhak im Jahre 828 der christlichen Zeitrechnung geschriebene Geschichte des Muhammedanismus, zu seinem Zwecke zu benutzen. Das Londoner Athenaeum (vom 10. Febr.) giebt dem Dr. Sprenger das Zeugniß, daß er seiner Aufgabe gründlicher und gewissenhafter nachgekommen, als irgend einer seiner Vorgänger, mit Einschluß von Washington Irving. Der Charakter Muhammed's und die Geschichte der Ausbreitung des Islam werden durch diese Darstellung in ein gänzlich neues Licht gestellt.

*) The Life of Mohammad, from Original Sources. By A. Sprenger, M. D. Part I.

Berichtigung. In Nr. 29 des „Magazins“, S. 116, 1. Sp., z. 21 u. 22 v. u. muß es heißen: „Beschaltung“ des Weltgezelts, statt: „Beschaffung“ des Wortgezelts, und z. 5 v. u.: Dr. Märcker, statt: Dr. Müller.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., worüber man sich im Inlande portofrei mit an Berlin frei ins Haus gehaltet wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Naumann Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 32. Berlin, Donnerstag den 15. März **1855.**

Rußland.

Zur Geschichte der Krim.*)

Ueber den Zustand, in welchem sich die Krim befand, als sie, laut Befehl des Fürsten Potemkin vom 8. April 1783, nach Abdankung des Chans, sammt der Insel Taman und der ganzen Provinz Kuban der russischen Krone einverleibt wurde, giebt Herr A. Skalkowski, der dabei sechs Folianten Erlasse des erwähnten Fürsten, einen Theil der Beschreibung des Taurischen Kreises vom Jahre 1809 und des General-Lieutenants, Baron Igelström, Beschreibung der Krim im Jahre 1783 als Quellen benutzen konnte, folgende Notizen:

Zur Zeit der Bestergreifung durch Rußland war die Krim in folgende sechs Provinzen oder Kaimakanate eingetheilt:

1. Bachtschi-Saraj.
2. Ach-Metschet (Simferopol).
3. Kara-su-Basar.
4. Koslow (Eupatoria).
5. Kefin (Theodosia).
6. Perekop.

Die hinter Perekop liegenden Nogajischen Steppen gehörten zwar zum Chanat, die nomadisirenden Tataren- und Kirgisenhorden, denen Serasskiere aus den Familien Girej und Murz vorstanden, bildeten aber keine Provinz.

Die Kaimakanate zerfielen in Katalyken oder Kreise. In allen zusammengenommen befanden sich 1474 Dörfer; Kara-su-Basar hatte deren die meisten (342), Perekop die wenigsten (169). Die Zahl sämmtlicher Hütten der Tataren und wenigen karaitischen Juden belief sich auf 14,323.

Nach der großen Auswanderung der Christen, Griechen und Armenier im Jahre 1779 standen ganze Dörfer vollkommen leer und die Häuser der Städte lagen in Trümmern. Die dem Chan zugehörigen 52 Dörfer zeigten allein 2137 verlassene Stellen.

Die Städte zählten im Ganzen viertausend einige Hundert Häuser, wovon 2432 auf Bachtschi-Saraj, 308 auf Ach-Metschet fielen. Der Aufenthalt in der erstgenannten Stadt, der Residenz des Landes, war den Juden nicht erlaubt; sie wohnten deshalb in Tschufut-Kalé, zwei Werste davon entfernt. Die Griechen und Armenier besaßen in den Städten funfzehnhundert Häuser; Jeni-Basar war allein von Moslim bewohnt.

Die hinter der Perekoper Linie herumziehenden Kirgisen- und Nogajer Horden bestanden aus 193 Familien, welche in neun Orten vertheilt waren; Turkmen hatte die meisten (36 Fam.), Dschas-Kirgis die geringste Anzahl (13). Die Nomadenstätten in der Steppe zogen sich gegen Schwatsch am Faulen Meere zu, lagen also von den heutigen Niederlassungen der Nogajer ziemlich entfernt.

Die Bevölkerung der Krim betrug 1783 56,769 Seelen; darunter waren 54,936 Tataren, 1407 Juden, 426 Kirgisen. Die Ersteren zerfielen in Nogajer, Steppen- und Gebirgstataren.

Die Nogajer sind Nachkommen derjenigen Mongolenstämme, der unter Dschingis-Chan Süd-Rußland und die Krim überzog. Sie streifen längs der kaukasischen Linie und an der Achtuba umher und wohnen in drei bis vier Ellen im Durchschnitt großen, aus Holz und Rohr bestehenden und mit Filz übergezogenen Hütten, welche, wenn die Horde ihren Lagerplatz änderte, abgebrochen und auf Wagen geladen wurden. Sie hatten keine eigentlichen Fürsten oder Beis, sondern nur Adel (Mursa) unter sich und rechneten die Suban-Kasy und Jedy-Oglu zu ihren vornehmsten Geschlechtern. In ihrem Aeußeren waren sie von mittlerem Wuchs, glichen in der Gesichtsbildung den Kalmücken, hatten kleine Augen, große Ohren, eine kleine, platte Nase und schwarzes Haar. Ihr Anzug bestand aus einem Kaftan von Tuch und einer aus keilförmigen Stücken von Schafspelz zusammengenähten Mütze, welche den Kopf bis an die Ohren bedeckte. Die Mädchen trugen sicherkefische Mützchen, die verheirateten Frauen dagegen einen dergleichen Bund. Der Umgang zwischen beiden Geschlechtern ist ein vollkommen freier. Die Nahrungsmittel bestehen aus Fleisch und Milch von Stuten, was die krimischen Tataren damals schon beinahe nicht mehr genossen.

Zur Zeit der Besetzung der Krim durch die Russen trieben sich die Nogajer Horden in den zwischen Donau und Don liegenden Steppen umher. Im Jahre 1770 versetzte man einen Theil derselben in die nördlich von Perekop nach dem Dnjepr zu belegenen Ebenen, 1783 jedoch flohen sie bis hinter den Kuban, von wo sie sich 1790 wieder nach der Krim wandten und unter ihrem Führer Bajazet-Bej Lagerstätten an den sogenannten Milchwassern bezogen. In den Jahren 1804—1806 wurde ihre Zahl durch Zuzüge von Stammgenossen bedeutend vermehrt, und General Rosenberg sowohl, als auch später der Herzog von Richelieu nebst dem Grafen de Maison suchten sie durch Ueberlassung von Grundeigenthum, Vertheilung von Ackerbau-Geräthschaften u. s. w. an bleibenden Wohnsitz zu gewöhnen, was denn auch ziemlich gelang.

Die krimischen Tataren bewohnten die Steppe bis zu den Bergen und diejenigen, welche in Perekop seßhaft waren, erinnerten in Sitten und Gebräuchen vielfach an ihre mongolische Abkunft. Weiter in die Berge hinein fand man sie schon mit den Türken vermischt und der kaukasisch-mongolische Zug trat mehr in den Hintergrund. Sie beschäftigten sich vorwaltend mit Viehzucht und bauten ihre Häuser, in Ermangelung von Stein, aus rohen Ziegeln.

Der dritte Zweig der Tataren und diejenigen Bewohner der südlichen Thäler der taurischen Gebirge bildeten mit den früher in der Krim ansässigen Stämmen ein Mischvolk, das sich schon durch sein Aeußeres, dichteren Bart und hellere Haare, von den übrigen Tataren unterschied. Die Türken, welche sie Tat nennen, halten sie für zu ihrem Stamme gehörige Einwohner der Halbinsel. Sie unterscheiden sich schon in der Tracht von den Steppenvölkern, sind fleißig und arbeitsam und beschäftigen sich viel mit Gartenbau, Lein- und Tabackzucht. Ihre an die Berge angelehnten Häuser sind von Stein und haben ein plattes, mit Erde bedecktes Dach, auf welchem man umhergehen kann.

Die frimer Griechen sind theils Nachkommen der früher hier Angesiedelten, theils aus dem Archipel stammende Arnauten, die in und um Balaklava wohnen, theils Kaufleute und gewöhnliche Einwohner, welche sich 1775 in Kertsch und Jeni-Kale niedergelassen haben. Die Arnauten üben vorzugsweise das Amt der Küstenwache und halten aus Furcht vor der Pest jedes Schiff fern, das der Sturm ans Ufer treiben könnte oder welches Willens wäre, Wasser einzunehmen.

Zigeuner gab es 1790 in der Krim an 3200 Köpfe.

Die Zahl der Tatarenfamilien, welche zur Zeit der Besitzergreifung Rußlands die Krim verließen, übersteigt nicht tausend, wonach Pallas' und Anderer Angaben zu berichtigen sind. Es waren größtentheils Mullahs (Richter erster Klasse), welche sich nach Taman und der Türkei begaben. — Christen rechnete man 1780 in der Krim 12000, die ganze Einwohnerzahl beiderlei Geschlechts zu 140,000 Seelen.

Im Jahre 1783 gab es in der Krim, außer einigen Klöstern, siebzig Kirchen, von denen dreißig in Trümmern lagen. In dem jetzt dem Grafen Woronzow gehörigen Masandra befand sich ebenfalls ein kleines, niedriges Kloster, aus Steinen erbaut.

In den fünf Stämmen befanden sich zweihundertzwei Edelleute (Mursas), welche in zwei Klassen zerfielen. Zu der einen gehörten die Nachkommen der Einwohner, welche durch Verdienste zum Adel gelangten, zu der anderen die Sieger. Der Chan stammte aus der Familie Girej, den Nachkommen Dschingis-Chan's, auch welcher auch die Kalhe und Nurodin Sulmanen gewählt wurden.

Zu dem alten Adel rechnete man, außer den Schirinern, noch die Barun, Mansur, Argia und einige andere; in Allem sieben Geschlechter. Sie waren vollkommen unabhängig und nur deren Unterthanen dem Chan dienstbar. Ihre Einkünfte bezogen sie aus dem eigenen Grund und Boden und aus der Viehzucht, außerdem erhoben sie noch einen Zehnten an Getraide und Vieh von ihren Untergebenen, eine geringe Abgabe von den Griechen, Armeniern und Juden und eine gewisse Summe vom Chan, wodurch sie, wenngleich sie ihm nicht dienten, in ein gewisses abhängiges Verhältniß zu ihm traten.

Die Zahl sämmtlicher Moschceen in der Krim belief sich auf ungefähr funfzehnhundert, die der Tekias oder Ordtempel auf einige zwanzig. Medreffe oder geistliche Schulen gab es fünfundzwanzig, Mechteb (gewöhnliche) fünfundvierzig. Die Geistlichkeit war sehr zahlreich vertreten.

Der Mufti, das Haupt der Geistlichkeit, bezog jährlich zweitausendvierhundert Rubel (über zweitausendsechshundert Thaler), der Kasi-

*) Nach J. J. Kraszewski's Wspomnienia.

Digitized by Google

Asker, oder geistliche Richter, eben so viel. An der Bujuk-Dschami genannten Haupt-Moschee zu Kaffa wirkten: der Chatib (Haupt-Muslah), zwei untergeordnete Muslahs, vier Mu-essins (Rufer zum Gebet) und ein Kajium (Wächter). Sie hatten jährlich zu hundertzwanzig Rubel Jeder; zur Unterhaltung der Moschee waren hundertacht Rubel ausgesetzt; zu derjenigen in Sudak nur fünfundreißig. — An der Moschee zu Bakltschi-Sarai waren angestellt; ein Chatib, zwei Muslahs, sechs Mu-essins, drei Kajiums, ein Mutekell (Aeltester, Vorsteher), dreißig Dewrichums (tägliche Leser des Korans), so wie zehn Andere, welche das heilige Buch nur während des Ramasans lasen, ein Kursu Scheich (Prediger), ein Kiutiub Chane Muchadisch (Vorsteher der Bibliothek) und ein junger Deresam (Lehrer).

Andere Geistliche hatten außer festem Gehalte auch noch die Vergünstigung, Geschenke von den Pilgern annehmen zu dürfen; eben so kam ihnen der Sikiat, oder vierzigste Theil von Getraide und Fleisch, zugute, den sie gleichfalls beanspruchen konnten, wenn Jemand ohne Nachkommen starb und der Chan als Erbe eintrat. Das letztere Besteuern fiel jedoch unter Schechin Girej weg.

In Bachtschi-Saraj befanden bis heutigentages (!) noch drei Gräber von Chanen, bei welchen zwei Turbedare Wache hielten.

Zu den Einkünften des Chans gehörten: die Pereloper Sperre, der Ertrag aus den Salzseen, die südlichen Abgaben, der Zoll der beim Steueramte zu Koslow und Balaklawa eingefahrten Waaren. Dies Alles zusammen warf ungefähr 215,000 Rubel ab. Dazu kam nun noch die Abgabe von Getränken 24,000 Rubel, die vom Fischfang im Dnjepr 1000 Rubel und von den jüdischen Weinbergen 1000 Rubel. Rechnet man dazu die von Juden und Zigeunern erhobene Kopfsteuer, die Steuer auf Vieh, Bienen, Salz, die Münzgerechtigkeit ꝛc., so kann man das jährliche Einkommen des Chans auf nahe an 350,000 Rubel anschlagen. In seinem Budget findet man folgende Summen verzeichnet: Küche 4680 Rub. (nahe an dreißig Rubel täglich), Konfitüren 720 Rubel, Wagen und Pferde 1822 Rubel. Sein Hofstaat bestand aus vielen Ehrleuten und Hofbeamten, als Aufseher über die Hirsche im Wildpark zu Tschufut-Kale bei Bachtschi-Saraj, über die Falkennester, die hohe Jagd, die Kähne und Meerfahrzeuge, Furiere, Kapellmeister, Aerzte, Secretaire, Knaben u. s. w. — Der Hof und die Frauen kosteten dem Chan jährlich über 85,000 Rubel; die Ulu, eine der Letzteren, hatte z. B. jährlich über 4080 Rubel zu verfügen.

Als Einfuhr-Artikel waren erlaubt: Tuch, Seidengewebe (doch ohne Gold- oder Silberstickerei), Pelze und Lein gegen eine Abgabe von zwei bis zehn Prozent in natura, desgleichen Wein, französischer und russischer Branntwein, englisches Bier, Honig, Bekmet oder Zuckersyrup, Oel, Kaffee, Thee und Taback. Der an sich nicht bedeutende Handel wurde mit Rußland, den Saporogern (Kosaken) und der Türkei geführt und durch anatolische Schiffe vermittelt. — Das Haupt-Einkommen lieferte das Salz. — Das Militair, welches das Land in bestimmter Anzahl zu stellen hatte, wurde vom Chan unterhalten und besoldet; die Nogajer Horden traten nöthigenfalls sämmtlich auf den Kampfplatz. — Die Ausgaben liefen sich, Alles in Allem, auf ungefähr 140,000 Rubel veranschlagen.

Die Rangstufen stellten sich in absteigender Linie wie folgt heraus:

Dicht hinter dem Chan stand der Kalga-Sultan oder Thronfolger, der es indeß nur uneigentlich war, da das Recht der Wahl des Oberhauptes dem türkischen Sultan zukam. — Der Zweite war der Nureddin-Sultan, welcher eintrat, wenn der Kalga starb oder sich entfernte. Beide gehörten der Familie Girej, also der Regentenfamilie an. — Die Sultane aus Girejschem Geschlechte als die Dritten dienten dem Chan als Krieger und standen als Patriarcher den Nogajer Horden vor. — Der Vierte, Dr-Bej, gleichfalls zu den Girej gehörig, war Aufseher in der Festung Or-Kap (Perekop), der Fünfte der Wesir des Chans, der Sechste Kasi-Kaler, der Mufti, der Siebente der Groß-Aga oder Polizei-Minister, der Achte der Groß-Kadnabar, der Neunte der erste Defterdar oder Groß-Schatzmeister; dann kamen die verschiedenen Beis, der Nurrebin oder Stellvertreter des Groß-Agas, die Defterdare, der Silschefter oder Schreibertrager, der Kiutibi Diwan oder Rathssecretair, der Al-Nadschi-Bej oder Aufseher über den Harem, die Kaimakane oder Präsidenten der Städte und Nogajer Horden, die Murachas oder Repräsentanten des Adels am Hofe des Chans und der Basch-Buljuk-Basch oder Chef des Stabes. Die unterste Stufe nahmen die Kadi (Richter), Muschelim (Rangenten), Serdare, Disdare, Münzschreiber, Zollbeamten und Schreiber der Kaimakane ein.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Dritter Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Von diesem Punkte aus nehme ich Gelegenheit, auf einen selbständig erschienenen Essayisten besonders aufmerksam zu machen, Henry Rogers, der in seinen gesammelten „Essays"*) eine vortreffliche Abhandlung über das Verhältniß der anglo-sächsischen Wörter zu den anderen Ablegern in der englischen Sprache bietet. Was Rogers betrifft, so gehören seine drei Bände unstreitig zu dem Besten, was England überhaupt an Intelligenz und Geist, an Witz und Wissenschaft bieten kann. Rogers kann als Haupt-Repräsentant der in England zahlreichen, in Deutschland seltenen Literatur gelten, welche Gelehrsamkeit und strenge Wissenschaft mit Schöngeistigkeit, mit Belletristik verbinden und hauptsächlich die Bierteljahrs- und Monatschriften und sonst auch Palästte, gute Staatsämter und wissenschaftliche Posten füllen. Rogers ist logisch klar, präcise in Definition, methodisch, gründlich, gelehrt, belesen, kurz, Alles, was bei und den Fachgelehrten ausmacht, dabei aber lebendig, geistreich, sokratisch, leicht und graziös. Er scheint zu spielen und dringt dabei ernst in sein Thema ein. Er unterrichtet, er giebt Material und Stoff in der fastlichsten Form und weiß selbst abzustrafte, den Engländern im Allgemeinen fern liegende wissenschaftliche Schätze „heimzubringen", wie es die englische Sprache so schön bezeichnet. Und welch eine Mannigfaltigkeit in den drei Bänden! Auf einer Abhandlung über englisches Wahrheit flossen wir auf Memoiren Dr. Martin Luther's; von der philologischen Untersuchung der englischen Sprache gehen wir über zu einer Monographie Andrew Marvell's; „Vernunft und Glaube" führen zum Nachdenken über „die Eitelkeit literarischen Ruhmes"; neben Plato steht eine Kritik der englischen Kanzleiberedtsamkeit; der originelle Witzbold Thomas Fuller ist des Carlesius, und Pascal ein getreuer Nachbar der Monaden des Leibnitz. Man sieht, daß er Vieles und so Manchem Etwas bringt, und zwar immer etwas Solides, kein übliches, oberflächliches Raisonnement, das entweder genaue Kenntniß oder völlige Unbekanntschaft voraussetzt, sondern immer die Hauptsache, die Substanz giebt, und zwar klar, logisch und in graziöser Form. Das ist es, worin die englischen Essayisten solche Vorzüge vor den deutschen haben. Der Deutsche ist entweder ein schwerer, beschränkter Mann von Fach oder ein Schöngeist, wenn er schreibt, selten Beides. Beides aber gehört zusammen für Popularisirung der Wissenschaft und Kultur.

Mit Uebergehung des Inhalts der anderen Abhandlungen gehen wir die Substanz seiner Abhandlung über die englische Sprache. Sie besteht aus etwa achtunddreißigtausend Wörtern, die zu ihrem anglo-sächsischen, germanischen Wesen lateinische, französische, griechische, holländische u. s. w. Hülfstruppen eingeübrgert haben. Von den achtunddreißigtausend Wörtern sind etwa dreiundzwanzigtausend, also beinahe fünf Achtel anglo-sächsisch. In den älteren, klassischen, populären Schriftstellern zeigt sich das Uebergewicht des Anglo-Sächsischen viel bedeutender, als das arithmetische Verhältniß bedingen würde. Proben aus der übersetzten Bibel, Spenser, Shakespeare, Milton, Cowley, Thomson, Addison, Locke, Swift, Pope, Young, Robertson, Hume, Gibbon und Johnson ergeben zusammen vierzehnhundertzweiundneunzig nicht anglo-sächsisch sind. Im Ganzen weiß Rogers nach, daß in den besten Schriftstellern nur etwa ein Zehntel der Wörter nicht anglo-sächsisch sind, in den neueren, neuesten und mehr diplomatischen ein Drittel und mehr. In einem Times-Leitartikel, der häufig geschrieben wird, um Gedanken und Wahrheit zu verstecken, klingt Alles zweideutig, blos und vornehm normännisch, während Douglas Jerrold seinen ersten „leader" in „Lloyds" aus lauter derben, geradezu schlagenden, plattdeutschen Worten zusammenschmiedet.

Doch das arithmetische Verhältniß ist durchaus nicht die Hauptsache. Das Anglo-Sächsische herrscht noch ausschließlich in der eigentlichen Heimat des Heerdes und Herzens und überall, wo es darauf ankömmt, Etwas aus Ueberzeugung, ehrlich und derb herauszusagen, so daß es von einem „home" zum anderen eindringe. Die Sprache der Kinder, die frühsten und ihnerstes Erinnerungen, die stärksten und innigsten Gefühle, die Haushaltsworte (hearth, roof, home, fireside, love, fear, hope, sorrow, shame und was sich daran schließt), die Sprache des Lebens und Umgangs, des Marktes, der Straße, der Landleute, die Sprüchwörter, das Fluchen und Schimpfen, der Humor und Witz, das Wortspiel — alle diese eigensten und innersten Phasen des anglo-sächsischen Volkes sind jetzt noch nicht erobert worden von den Normannen. Hier spricht man noch rein plattdeutsch, so daß Leute aus manchen Gegenden Nord-Deutschlands sich ohne viel Studium sofort mit den jetzigen Cockrils und dessen Schweinehirten und Narren unterhalten können. Und wenn man nach der Regel eines hier lebenden Deutschen sein Hochdeutsch nur möglichst schlecht aufspricht, errathen auch die Shopkeepers und gemeinen Leute der Stadt, was man sagen will.

Die Kraft der englischen Muttersprache behauptet sich ferner in allen konkreten Dingen, deren Abstrakta und allgemeine Begriffe sich gleichfam, wie die Aristokratie, an der Spitze konkreter Worte eine aneeklannte, monopolistirte Herrschaft und dem Normännischen, reiz-

*) Essays collected from Contributions to the Edinburgh Review. By Henry Rogers. Second Edition, with Additions. 3 vols. Longman.

Digitized by Google

Lateinischen, erworben haben. So ist z. B. colour, Farbe im Allgemeinen, normännisch, während die bestimmten Farben, red, white, blue, black, green, yellow u. s. w., anglo-sächsisch sind. Das Thier im Allgemeinen heißt lateinisch oder auch dem Normännischen animal, Schaf dagegen sheep, Kalb calf, Katze cat, Kuh cow u. s. w. Dasselbe gilt von „number" mit Bezeichnung bestimmter Zahlen aus dem Anglo-Sächsischen: one, two, three, four u. s. w.

Rogers ist freilich weit entfernt, aus dieser komparativen Anatomie der Sprache andere als selbstgefällige Schlüsse zu ziehen. Die englische ist ihm voll von „substantialness" und „delightfulness", „fulness und fineness", „seemliness und portliness", „currentness und staidness", „sounding full of all sweetness". — „Sie hat, wie Bienen, den Honig aus allen Sprachen gesammelt und überläßt deren Dr— anderen Völkern". Wir gehören nicht zu den potverdamlichen Sprachreinigern und erkennen die fremden Hülfstruppen gern an, wenn sie sich den bürgerlichen Sprachgesetzen unterordnen und eingeborene Worte nicht tyrannisch und vornehmthuerisch verdrängen. Das ist aber gerade im hohen Grade mit den normännischen Erobererwörtern in England der Fall. Sie bilden eine Aristokratie in der Sprache, wie die Abkömmlinge der Ritter Wilhelm's des Eroberers im Leben und im Staate. Diese Wörter, früher oft neben einander gebraucht, wie „liberty and freedom", „right and justice", haben in der modernen guten Gesellschaft sich an die Stelle der eingeborenen gesetzt und kornumpiren nun durch ihre Blässe und Zweideutigkeit, durch ihre gespreizte, nichtssagende Vielsylbigkeit die Anschauungs- und Gesinnungsweise des Volks, das auf diese Weise alle seine anglosächsische Kraft und Einfachheit, seine Selbstverwaltung, seine Biederkeit und Ehrlichkeit, das Vertrauen auf sich selbst verloren hat. Niemand getraute sich ohne Lord, ohne den Normann, in die Höhe zu kommen. Die Konsequenz war, daß die Lords sich oben festsetzten und einrichteten und das Volk auf eine Weise ausbeuten und mißbrauchen, wie wir etwas Aehnliches nicht in den unfreiesten Staaten wiederfanden. Das furchtbare Erwachen der Herrschenden und dieser Stolzen, daß sie beherrscht wurden, hat eine Krisis hervorgerufen, der nun Niemand gewachsen scheint, so daß wir unsere ernstlichen Besorgnisse um das fernere Gedeihen Englands hegen.

Eine der interessantesten biographischen Charakteristiken von Rogers ist die Schilderung Thomas Fuller's, des Verfassers der „Worthies of England" und der „Church History of Britain", den Coleridge in Genie, Witz, Humor und Ueberwuth gleich nach Shakespeare rangirte. Rogers portraitirt ihn bis aufs Haar: flachshaarig, blauäugig, stets im ganzen vollen Gesichte lachend und auf der Lauer, einen Witz anzubringen oder über die Lächerlichkeiten Anderer zu lachen. Dabei hatte er ein fabelhaftes Gedächtniß. Er wiederholte fünfhundert Wörter einer ihm ganz fremden Sprache, einmal vorgelesen, sofort ohne Anstoß. Einmal gewann er folgende Wette: er wollte von Temple bar bis an das Ende von Cheapside, der dichtesten, firmenüberladensten Geschäftsgegend Londons, gehen und nach seiner Rückkehr jedes Schild, jeden Namen an jedem Laden nach der Reihe vor- und rückwärts aufzählen. Er that es ohne Anstoß und ohne einen einzigen Irrthum. Als das Wunderbarste erscheint seine Art zu schreiben. Rogers versichert und, so unglaublich es auch klingt, daß es seine Gewohnheit gewesen, Seite für Seite herunter immer das erste Wort jeder Zeile hinzusetzen und dann den übrigen Raum auszufüllen, ohne leere Stellen zu lassen.

Leibniz, Cartesius, Plato und andere Philosophen sind nach unseren Begriffen von diesen Männern nicht in ihrem philosophischen Wesen und ihrem kulturgeschichtlichen Zusammenhange begriffen worden. Luther ist mit ungemeiner Kraft und Begeisterung geschildert, ohne daß er den Fehler vermeidet, der bei den Deutschen stereotyp geworden ist. Sie sehen vor den Tugenden, dem Heroismus des Mannes seine dogmatische Halsstarrigkeit, sein neues Papstthum nicht. Marvell, der republikanische Freund Milton's, der unbestechliche Vertreter von Hull, ist lebendig und warm geschildert, aber nicht so kräftig und patriotisch, als von Hartley Colerdge, der seine „Northern Worthies" mit ihm begann.

Der vorherrschend reproduktive Charakter der jetzigen Literatur hält sich hauptsächlich und gern an alte Größen. Wenn diese nicht immer ausreichen, nimmt man zu Nebensonnen seine Zuflucht, wie zu Marvell neben Milton und zu Ferguson neben Walter Scott. Sir Adam Ferguson, der noch zu der früher gegebenen Todtenliste berühmter Männer gehört — er starb am letzten Weihnachtstage — ist zwar aus Lockhart's Biographie Walter Scott's ziemlich bekannt, doch hat man sich neuerdings den nächsten und ältesten Freund Walter Scott's näher angesehen und manche charakteristische Details über seine Persönlichkeit und seine Beziehungen zu dem großen Dichter von Abbotsford veröffentlicht. Um seines Freundes und seinetwillen theilen wir hier einige dieser anekdotischen Publicationen auszugsweise mit. Adam Ferguson war ein Jahr älter, als Walter Scott, und starb erst vor einigen Monaten. So war er bis dahin ein lebendiges Denkmal alter Zeiten. Er hatte auf dem Schooße des alten Philosophen David Hume gesessen und unzählig viel Düten Zuckerwerk von ihm bekommen. Er war Sohn eines Soldaten, der bei Fontenoy mitgefochten (1745), und zwar als Geistlicher. Der Oberst des zweiunddreißigsten Regiments (das sich neuerdings unter derselben Fahne auf der Krim auszeichnete) wollte den Feldprediger Adam Ferguson (den Vater) zurückweisen, als er sich mit einem Schwerte in Reihe und Glied stellte; er aber zerriß sein Prediger-Dokument und ging mit der „Hochlands-Furie" gegen die Franzosen, die vor ihr flohen, wie Blätter im Sturme. Später ward er Hofmeister in der Familie Lord Bute's, des berüchtigten Ministers Georg's III., dann Professor der Philosophie an der Universität zu Edinburg und ein berühmter Schriftsteller. Am meisten und als noch jetzt von Werth wird seine „Geschichte der römischen Republik" gerühmt. Im sechzigsten Jahre betam er einen heftigen Anfall von Paralysis, wollte aber nicht daran sterben, so daß er noch dreißig Jahre zu leben beschloß. Diesen Vorsatz führte er auch getreu aus, und zwar durch eine dreiundbreißig Jahr lang ohne Ausnahme durchgeführte Pflanzen- und Milchdiät. Nach der Schlacht bei Waterloo kam ihm das Leben langweilig vor, so daß er wieder Wein trank und Fleisch aß, blos um zu sterben, was denn auch geschah.

(Schluß folgt.)

Bestrebungen und Erfolge der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft.*)

Bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Jubiläums (1854) hat die britische und ausländische Bibelgesellschaft zwei Berichte veröffentlicht, aus welchen wir in nachstehenden Zeilen einen gedrängten Auszug geben wollen.

Die Gesellschaft, deren Streben die Verbreitung der heiligen Schrift ohne Anmerkungen und Erklärungen ist, entstand in Folge des drückenden Mangels an Bibeln in Wales und der Unmöglichkeit, zu dessen Abhülfe einen irgend entsprechenden Vorrath von Exemplaren dieses Werkes zu erlangen. Die damals allein bestehende Gesellschaft verstand sich zwar 1787 zu einer Lieferung von fünfhundert Exemplaren und neun Jahre später zu einer zweiten von zehntausend, doch genügte dies den Bedürfnissen keineswegs, und als man später um weitere zwanzigtausend Exemplare nachsuchte, erfolgte eine abschlägige Antwort. Da kam 1802 der Prediger Thomas Charles von Bala nach London und versuchte auf dem Wege der Privatsammlung bei Freunden dem Fürstenthum (Wales) dasjenige zu verschaffen, was er so allgemein verlangte. Er kam mit dem Ausschuß der religiösen Traktatgesellschaft in Berührung, und in dieser wurde nicht nur sein Gegenstand in reiflichte Erwägung genommen, sondern auch die Ansicht aufgestellt, Wales sei wohl nicht das einzige Land, wo es nothwendig erscheine, die heilige Schrift zu verbreiten, das Verlangen nach dem Worte Gottes könne wohl auch in weiteren Kreisen, in England, auf dem Kontinent, in den übrigen Welttheilen fühlbar sein. Es wurde vorgeschlagen, eine Gesellschaft zu gründen, welche neben Berücksichtigung der Gesuche aus Wales und der Bedürfnisse Englands ihre Wirksamkeit über den ganzen Erdkreis ausdehnen sollte, und der Plan trat 1804 in der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft ins Leben. Es geschah damit einem wirklichen, dringenden Bedürfniß Abhülfe, denn nicht nur stand es mit den Uebersetzungen der Bibel für die von der Kultur noch wenig oder gar nicht berührten Völker sehr schlimm, sondern selbst das civilisirte Europa zeigte einen solchen Mangel an dem gedruckten Worte Gottes, daß die bereits bestehenden Gesellschaften außer Stande waren, ihm nur einigermaßen genügend abzuhelfen. So mußte also ein armes Bergvolk den ersten Anstoß zu einer Verbindung geben, die jetzt mit ihren Armen den ganzen bewohnten Erdball umfaßt.

Die Zeit, in welcher die Gesellschaft entstand, war für diese eine nichts weniger als günstige, denn wie bekannt, hatten in den letzten zwanzig Regierungsjahren der Stuarts Irreligiosität und grobe Entsittlichung in England ihren Höhepunkt erreicht, und es war eine lange Zeit der Vorbereitung nöthig, ehe eine Verbindung, wie die in Rede stehende, in größerer Ausdehnung zu wirken vermochte. Glücklicherweise fand sie in der „Gesellschaft christlicher Erkenntniß" und „derjenigen zur Verbreitung des Evangeliums", ferner in den Bewegungen unter den Dissentern, so wie auch durch die Bestrebungen Wesley's und Whitfield's, endlich durch die von Robert Raikes von Gloucester ins Leben gerufenen Sonntagsschulen und durch Bell und Lancaster's neues System des Volksunterrichts, wodurch die Vortheile der Erziehung Gemeingut wurden, tüchtige Vorarbeiten und kräftige Unterstützung. Natürlich ging mit der allgemeineren Kenntniß des Lesens eine größere Nachfrage nach dem Worte Gottes Hand in Hand; die vorhandenen Auflagen konnten dem bedeutenden Begehr nicht Ge-

*) Nach dem „Fiftieth report of the British and Foreign Bible Society" und dem in Frankfurt a. M. 1854 erschienenen Auszuge.

Digitized by Google

nüge leisten, und die Bildung einer neuen Anstalt erschien um so dringenderes Bedürfniß.

Die erste Kundgebung zu Gunsten der Gesellschaft auf Grund allgemeinen Zusammenwirkens geschah 1805 zu Glasgow; das dortige Presbyterium ließ nämlich in allen Pfarrkirchen und Kapellen seines Sprengels Geldsammlungen veranstalten und fand bald aller Orten erfreuliche Nachahmung. Es wurden auf diese Weise durch die Calvinischen Methodisten in Nord-Wales achthundert Pfund Sterling, durch diejenigen in England tausend Pfund aufgebracht. Eben so entstanden in London und Birmingham Verbindungen, um den Mitteln der Gesellschaft Beihülfe zu verschaffen, und in Nürnberg konstituirte sich zur selben Zeit der später nach Basel übergesiedelte Verein, welcher sich die Aufgabe stellte, die heilige Schrift in Frankreich, der Schweiz und Deutschland zu verbreiten. Auch das Festland gewährte, wo es irgend zugänglich war, ab und zu ansehnliche Verwilligungen, und in Berlin, in Württemberg und an einigen anderen Orten traten kleine Gesellschaften ins Leben. Der Trieb nach Ausbreitung der Bibel wurde selbst jenseits des Oceans rege, und schon 1808 trat in Amerika eine Gesellschaft zusammen, welcher acht Jahre später die New-Yorker National-Gesellschaft folgte, die heute, außer zwölfhundertfunfzig Hülfsgesellschaften, diele Zweigvereine und Verbindungen zählt und mehr als sechs Millionen Exemplare der heiligen Schrift in Umlauf gebracht hat.

Die Zahl der Hülfs- und Zweiggesellschaften der britischen Mutergesellschaft beläuft sich, die mit ihnen verbundenen Vereine mit inbegriffen, auf 3890, von denen 3315 auf Großbritannien, 575 auf die Kolonieen kommen und welche viele Millionen von Bibeln und Neuen Testamenten vertheilt haben.

Die Beobachtung, daß örtliche Erfolge am besten und sichersten durch diejenigen erreicht werden, welche mit den Gewohnheiten des Volkes und den Verhältnissen des Landes bekannt sind, gab 1806 der irländischen Bibelgesellschaft ihr Entstehen. Sie hat mit ihren fünfhunderteilf Zweiggesellschaften bis jetzt weit über zwei Millionen Bibeln verbreitet; eine gleiche Anzahl hat die Muttergesellschaft den irländischen und Sonntagsschulen, so wie den Gesellschaften der Insel, unmittelbar zugehen lassen.

Die Trennung der Kontinental-Gesellschaften von der britischen wurde durch den Umstand herbeigeführt, daß letztere sich weigerte, die Apokryphen in die Bibel aufzunehmen, weil sie nach dem Ausspruche Luther's zu denjenigen Büchern gehören, „so der heiligen Schrift nicht gleichgehalten sind". Sie hatte die Stiftung unabhängiger Agenturen im Gefolge, welche von der Gesellschaft selbst geleitet und unterhalten werden und durch deren Vermittelung in Rußland, so wie in allen protestantischen Staaten, ihr verwandte Vereine entstanden sind. Agenturen der Art bestehen seit 1830 in Frankfurt a. M. (Verbreitung 1,342,115 Exemplare), Breslau (34,751 Exemplare), Stockholm (583,162 Exempl.), Christiania (88,315 Exempl.), Brüssel mit Niederlagen in Breda, Amsterdam und Köln (899,568 Exempl.), Petersburg (349,986 Exemplare, dazu 250,325 Exempl. der protestantischen Bibelgesellschaft und 861,105 Exempl. der 1826 aufgehobenen russischen Bibelgesellschaft, zusammen 1,461,416 Bibeln und Neue Testamente in dreißig verschiedenen Sprachen), Paris (3,112,233 Exempl.). Sie haben bis jetzt zusammengenommen 6,025,393 Exemplare der heiligen Schrift ins Publikum gebracht.

Für die kanadischen und westindischen Kolonieen ist gleichfalls schon viel geschehen, obgleich hier noch Manches zu thun übrig bleibt. Jeder Missionsniederlassung ist schleunigste und freigebigste Beihülfe zu Theil geworden, und starke und wiederholte Auflagen höchst gelungener Uebersetzungen der Bibel sind nach den Südsee-Inseln geschickt worden. Eben so hat China eine neue verbesserte Uebersetzung erhalten, und Indien, ein Land, wo vor vierzig Jahren nur Wenige erst sich zum Christenthum bekannten, besitzt im Augenblick über zwei Millionen Exemplare der heiligen Schrift. Den verschiedenen Missions-Gesellschaften, welche in dem letztgenannten Lande thätig sind, gehören an 403 Missionäre und 551 eingeborene Prediger, unter welchen bis jetzt 309 Kirchen mit 17,356 Kommunikanten und 103,154 regelmäßigen Besuchern gegründet worden sind. In den Schulen, welche den Verbreitern des Wortes Gottes ihr Entstehen verdanken und deren Zahl sich gegenwärtig auf 1881 beläuft, erhalten an 114,000 Kinder Unterricht.

In einer Uebersicht des Ganzen mag die Aufstellung genügen, daß die Verwendungen der Gesellschaft von ihrem Beginnen an die Summe von 4,070,251 Pfd. Sterl. erreicht haben, daß sie die heilige Schrift in hundertzweinddfunfzig Sprachen in Umlauf brachte, so wie hundertfünfundzwanzig Uebersetzungen veranstaltete, und daß sie bis jetzt in Allem 27,938,631 Exempl. verbreitet hat. Rechnet man hierzu die Vertheilung der unabhängigen Gesellschaft in Amerika, ingleichen diejenige der europäischen Festlandgesellschaften, welche durch eigene Mittel bestehen, so beläuft sich die Totalsumme auf beinahe fünfzig Millionen.

Mannigfaltiges.

— Die Armeen der kriegführenden Mächte. Ein in diesen Tagen erschienenes Schriftchen, dessen Titel wir unten bemerken,*) giebt eine den Zeitungslesern gewiß willkommene Uebersicht der Streitkräfte der drei kriegführenden Mächte, die allerdings, was die Engländer und Franzosen betrifft, insofern unvollständig ist, als sie hauptsächlich nur die im Orient kämpfenden Truppentheile derselben berücksichtigt. Auch scheinen dem Verfasser gerade in Bezug auf letztere die amtlichen Quellen nur spärlich geflossen zu sein, und er giebt durch die häufigen Fragezeichen selbst zu erkennen, daß es ihm schwer geworden ist, sich aus dem Wirrwarr der Zeitungsnachrichten herauszufinden; doch hätte ihn dies nicht verhindern dürfen, etwas mehr Sorgfalt auf die Rechtschreibung der englischen Eigennamen zu verwenden, die bei ihm sehr im Argen liegt. Daß er den General Tylden, der zwei Tage nach der Schlacht von der Alma an der Cholera starb, noch als einen der Chefs des englischen Genie wesens anführt, ist eine Flüchtigkeit, die um so mehr auffällt, da der Tod dieses Generals zur Zeit genugsam besprochen wurde. Desto sorgfältiger sind die Notizen über die russische Armee bearbeitet, bei welchen der Verfasser ohne Zweifel den neuesten Jahrgang des russischen Militair-Handbuchs (Pamjatnaja knijzka) benutzt hat. Demnach bestand die russische Truppenmacht zu Anfang dieses Jahres aus acht Haupt-Armeen, nämlich der Armee von Finnland unter dem General-Adjutanten von Berg (Hauptquartier: Helsingfors), der Armee von Petersburg unter dem General-Adjutanten Arbusov (Hauptquartier: Petersburg), der Baltischen Armee unter dem General der Kavallerie von Sievers (Hauptquartier: Mitau), der Armee von Polen unter dem Feldmarschall Fürsten Paskewitsch (Hauptquartier: Warschau), der Süd-Armee unter dem General-Adjutanten Fürsten Gortschakov (Hauptquartier: Kischenew), der Krim-Armee unter dem Admiral Fürsten Menschikov (Hauptquartier: Bachtschi-Serai und Sebastopol), der Reserve-Armee unter dem General der Infanterie Tscheodajev (Hauptquartier: Moskau) und der Kaukasus-Armee unter dem General-Adjutanten Murawjev (Hauptquartier: Tiflis), deren Gesammtstärke auf 698,000 Mann Infanterie in 899 Bataillons, 124,900 Mann Kavallerie in 910 Schwadronen und 44,490 Mann Artillerie mit 2088 Geschützen angegeben wurde. Hierzu kommen noch die Garnisontruppen, die Militair-Kolonieen, das abgesonderte orenburgische und sibirische Corps, die irregulären Truppen u. s. w., so daß mit Einschluß der neu angefallten Cadres die Summe der russischen Streitmacht sich auf 1,396,400 Mann in 1053 Bataillons, 1472 Schwadronen, 139 selbständigen Compagnieen, 15 Sappeur-Bataillons, 9½ Pionierschwadronen mit 2316 Geschützen und 400 Pontons belaufen soll. Wie viel von dieser ungeheuren Macht in der Wirklichkeit existirt, wie viel nur auf dem Papier zu finden ist oder auf den Schlachtfeldern, in den Transchen und in den Hospitälern zugrundegegangen, läßt sich freilich auch nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen.

— Die Mormonen-Propaganda. Die englischen Zeitungen führen bittere Klage über die propagandistischen Bestrebungen der Mormonen, die es besonders auf das weibliche Geschlecht abgesehen haben, von dem sie schon viele Tausende zur Emigration nach Amerika bewogen. Bekanntlich gehört die Polygamie zu den Hauptdoktrinen dieser merkwürdigen Sekte, die sich hierin namentlich auf das Beispiel Abraham's und anderer altttestamentarischer Patriarchen stützt und die Zweckmäßigkeit einer solchen Einrichtung durch die angebliche Thatsache zu beweisen sucht, daß die Bevölkerung sich in unhamedanischen Ländern weit rascher vermehrt, als in christlichen, während es sich doch nach dem Zeugniß aller Reisenden damit ganz umgekehrt verhält. Nach dem im Jahre 1850 aufgenommenen Census der Vereinigten Staaten zählte das Mormonengebiet Utah 11,330 Einwohner, worunter 6020 männlichen und 5310 weiblichen Geschlechts. Da nun die Religionstaat der Gemeindemitglieder nach der größeren oder geringeren Zahl ihrer Weiber gemessen wird und kein Heiliger erster Klasse sich anständigerweise mit weniger als einem halben Dutzend begnügen kann, so folgt aus obigen Angaben, daß die Heiligen untergeordneten Ranges zum großen Theil leer angehen müssen, und da die Amerikanerinnen sich für die Rückkehr des patriarchalischen Zeitalters nicht sehr begeistert zeigen, so ist es ganz erklärlich, daß die guten Mormonen ihre frommen Harems aus Europa zu rekrutiren suchen.

*) Stärke, Kommandos, Dislocationen und Ordres de Bataille der gesammten russischen, so wie der englischen und französischen Orient-Armee zu Anfang des Jahres 1855, nach den besten Quellen zusammengestellt von einem Offizier. Potsdam, 1855. Verlag von A. Stein (Riegelsche Buchhandlung).

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin selbst frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expediteur Brennecke, Universitäts-Str. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 33. Berlin, Sonnabend den 17. März **1855.**

Spanien.

Ein deutscher Goldschmied und Kunstschriftsteller in Spanien.

Nach Valentin Carderera.

Wir nennen ihn einen „Deutschen", weil sein Großvater ein Deutscher war und die Kunst, welche nach ihm Sohn und Enkel übten, nach Spanien gebracht hatte. Die nachfolgende Skizze selbst, welche einen nicht uninteressanten Beitrag zur Kunstgeschichte überhaupt und zu der der deutschen Kunst im Auslande insbesondere liefern dürfte, stammt und der Feder des verdienstvollen spanischen Künstlers und Archäologen V. Carderera, der allen deutschen Kunstliebhabern, welche in den letzten Dezennien Madrid besuchten und ihn kennen lernten, eben so sehr durch seine tiefe Kenntniß spanischer Kunst und Archäologie, wie durch seine persönliche Liebenswürdigkeit im Gedächtnisse geblieben sein wird und dessen Bekanntschaft wir daher allen dahin reisenden deutschen Künstlern empfehlen.

„Einer der trefflichsten Künstler, welche in unserem goldenen Zeitalter in Spanien blühten", sagt Carderera, „war ohne Zweifel der Gold- und Silberschmied Juan de Arfe y Villafañe (oder, wie sein vor und liegendes Fakſimile sagt: Arphe). Groß gewiegt in der berühmten Schule und Werkstätte seines Vaters Antonio und seines Großvaters Enrique, dem letzten Kunstbaumeister, der uns meisterhafte gothische Filigran-Arbeiten hinterließ, ist es nicht zu verwundern, daß Arfe die bedeutende Ruhmeshöhe erstieg, auf der sein Name zu uns gekommen ist. Ja, die Stufe der Vervollkommnung und des guten Geschmackes, auf welche Arfe die schöne Kunst der Gold- und Silberarbeit in Spanien erhob, war so groß, daß wir ihn in diesem seinem speziellen Handwerke unseren Benvenuto Cellini nennen dürfen, obwohl er sonst durchaus nichts von dem exzentrischen und ungestümen Charakter des großen Florentiners an sich hatte.

„Die ernsten Studien, welche in jenem ehrgeizigen und praktischliebenden Jahrhundert alle Töchterzweige der Zeichnungskunst zu machen hatten, der lebendige beständige Sporn, den dieselben durch die herrlichen Werke erhielten, welche in unseren reichen Kathedralen, in den Palästen und Häusern der Großen unternommen wurden, bildeten jene große Schule, aus der so viele ausgezeichnete Gold- und Silberschmiede hervorgingen, deren Werke noch jetzt unsere ganze Bewunderung in Anspruch nehmen.

„In Wahrheit, die Ordoñez, Alvarez, Becerril und Dueñas in Kastilien, die Rodriguez, Fernandez, Ballesteros*) und Alfararos in Andalusien und Andere, deren Anzählung ermüden würde, hinterließen der Nachwelt so meisterhafte Kunstwerke, daß sie heutzutage den Werth der kostbaren Stoffe, aus denen sie gearbeitet sind, fast verhundertfachen würden.**)

„Die Städte Leon und später Valladolid waren die reichen Brennpunkte, das eigentliche Laboratorium dieser Goldschmiedschule. An dem ersteren Orte ließ sich nämlich zuerst Arfe's Großvater Enrique, von Geburt ein Deutscher, nieder, dessen Sohn Antonio das Geschäft fortsetzte. Sein Enkel Juan, unser Arfe, ging, von Begierde nach Vervollkommnung brennend, nach Salamanca, um dort die Anatomie unter Dr. Cosme de Medina zu hören. Von Salamanca zog er nach Toledo, wo er die Berühmtheit des menschlichen Körpers an den schönen, von Bigarny und Berruguete hinterlassenen Werken studirte. Durch so bedeutende Studien sattsam genährt, schlug er nun seine Werkstätte zu Valladolid auf, der Metropolis der schönen Künste des sechszehnten Jahrhunderts, wo auch die berühmten Bildhauer und Holzschnitzer Juni, Jordan, Berruguete, Hernandez und andere bedeutende Künstler ihre Werkstätten hatten.

„Kaum zählte Arfe 25 Jahre, als man ihm schon die Anfertigung der Custodia (Behälter für die Monstranz mit der Hostie) der Kathedrale von Avila übertrug: ein kostbares Muster des Grabstichels, welches aus fünf architektonischen Körpern besteht und eine bezaubernde Wirkung macht. Nach dieser fertigte er die berühmte und reiche Custodia von Sevilla, dann die von Burgos, welche, wie bereits bemerkt, leider nicht mehr existirt, die von Valladolid, und endlich die der Bruderschaft zum heiligen Sakrament in der Pfarrkirche von San Martin in Madrid. Kunstliebhaber und Künstler kennen die Eleganz, die Leichtigkeit dieser Arbeiten, die Genialität ihres Entwurfes, die Trefflichkeit der zahlreichen Statuetten und Basreliefs, womit sie verziert sind, und deren Ganzes Arfe zum vollendeten Künstler stempelt.

„Aber als hätte er nicht schon in diesen seinen plastischen Werken der Nachwelt die nützlichen Lehren und Beispiele hinterlassen, wollte er sie auch noch schriftlich niederlegen. Er that dies in seinem kostbaren Buche „De Varia Commensuracion" („Ueber verschiedene Messungsverhältnisse"), welches im Jahre 1585 zum ersten Male in Sevilla im Druck erschien. Diese Schrift, welche wenigstens noch sechsmal wiedergedruckt wurde, ist eine der interessantesten, ja, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der „Práctica de la pintura" („Praxis der Malerei") die beste, welche wir in dieser Richtung in Spanien benutzen. Er setzt darin die schönen Verhältnisse des menschlichen Körpers in einer Weise auseinander, daß dieses Buch von allen in unserer Sprache hierüber erschienenen Werken dem des unsterblichen Malers von Urbino, des höchsten Gesetzgebers in der modernen Zeichnungskunst, am nächsten kömmt. Heutzutage, wo die schöne Ornamentirung der Renaissance aus dem Spanien Karl's V. wiedererstehen will — was, beiläufig gesagt, uns sehr wohlgethan scheint, werden Gold- und Silberschmiede, so wie alle Künstler, welche sich dem Dekorativen widmen, an den herrlichen Custodien und anderen Kunstwerken, die er in seiner Schrift behandelt, eben so treffliche Theorien entwickelt als Muster dargestellt finden.")

„Mit diesen umfassenden Kenntnissen in den schönen Künsten vereinigte Arfe noch andere hieran sich anschließende Fertigkeiten: insbesondere die Kunst, in Blei und Holz zu zeichnen und zu schneiden. Der P. Burriel verschert, die Holzschnitte zu dem Gedichte: „El caballero determinado", von M. Olivier, seien von seiner Hand gezeichnet. Wir wissen nicht, worauf dieser gelehrte Schriftsteller seine Ansicht gründet; gewiß ist aber, daß Styl und Verhältnisse jener Figuren (die wir vor Augen haben) bedeutend an die auf der Custodia von Avila erinnern. Da diese Custodia das erste Werk war, welches Arfe unternahm, so ist noch der jur Zeit seines Vaters vorherrschende Geist der deutschen Schule daran zu erkennen. Es ist daher wenigstens wahrscheinlich, daß Arfe jene Sammlung erfand und zeichnete, wenn er sie auch nicht selbst in Holz schnitt, wie der P. Burriel meint. Hätten wir aber auch die Holzschnitte des „Caballero determinado" nicht, so würden doch jedenfalls die zu der ersten Ausgabe von Arfe's Werk von seiner eigenen Hand gefertigten Holzschnitte einen hinreichenden Beweis von der Anmuth und Eleganz seiner Zeichnung liefern. Es ist nicht wohl möglich, mehr Talent und Genauigkeit an den Tag zu legen, als an seinem eigenen Portrait hervortritt, welches auf der Rückseite des Titelblattes in Holz geschnitten ist. Gleiche Kunst ist an dem Wappen des Grafen von Ureña entwickelt, dem er das Werk bedijirte. Ein anderes außerordentlich schönes Wappen mit allegorischen Figuren und dem D. Diego de Espinosa, Kardinal und Bischof von Siguenza, gewidmet, ist gleichfalls von ihm gezeichnet und wahrscheinlich auch geschnitten. Es findet sich in seinem köstlichen Schrift-

*) Sieht wohl der Name Ballester, welcher in Schwaben häufig vorkommt, in einer Beziehung hiermit, oder ist es nur der früher beliebte lateinische Ausdruck für „Schütz"?

A. E.

**) Unglaublicherweise wurden in dem letzten Unabhängigkeitskriege auf der Halbinsel sehr viele dieser Kostbarkeiten eingeschmolzen, um Geld daraus zu schlagen. Wir vermuthen, daß bei dieser Gelegenheit auch die herrliche, von Arfe gefertigte Custodia von Burgos für immer zugrundegieng. Der empfindlichste Verlust waren aber die wundervollen Vasen, welche Benvenuto Cellini für die Kathedrale von Salamanca gearbeitet hatte. — Neben dem Patriotismus, der diese Opfer heischte, waren es jedoch auch Unwissenheit und Schlendrian, wodurch Gegenstände von hohem historischen und künstlerischen Werthe aus Kirchen und Klöstern verschwanden, so namentlich jenes berühmte Kreuz, auf welches die Könige von Aragonien ihren Eid zu leisten pflegten.

V. C.

*) Wir sprechen hier jedoch nicht von der letzten Ausgabe, welche in Madrid in sehr lobenswerther Absicht und mit großem Kosten-Aufwand veranstaltet wurde. Bei dieser hat nämlich der damals in der Akademie vorherrschende verschobene Geschmack alle die schönen, von Arfe erfundenen Weise der Gebäudeeintheilungen weggelassen und dafür andere gegeben, welche den Arbeiten, die vor fünfzig Jahren geschaffen wurden, als Nichtschnur dienten und deshalb durchaus werthwärzig, wieder in die häßliche Materie verwandelt zu werden, der sie entsprangen.

B. C.

Digitized by Google

chen vom „Quilatador de oro, plata y piedras" („Prüfer der Feinheit und des Gehaltes von Gold, Silber und Edelsteinen"), welches am Schlusse noch den Autographen von Juan de Arfe enthält.

„Der fleißige Cean Bermudez konnte die Zeit seines Todes nicht ermitteln. Er theilt dieses Loos mit vielen unserer großen Männer; aber seine Werke werden leben, so lange der Instinkt des Schönen besteht." A. S.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Dritter Monats-Bericht.

(Schluß.)

Von einem so energischen Vater stammte der intimste Freund Walter Scott's ab, der lustige, leichtsinnige, schottisch-spaßige Soldat Adam Ferguson. Er lernte Walter Scott zuerst in der Schule kennen und lud ihn sofort nach „Kamtschatka" ein, wie man die weit entlegene Villa, wo sein Vater damals lebte, getauft hatte. Hier verkehrten die ersten Notabilitäten des Tages: Black, der berühmte Chemiker, dessen Nichte Ferguson heiratete; Hutton, Vater der modernen Geologie; Robertson, der Historiker; John Home, Dichter der seiner Zeit berühmten Tragödie „Douglas"; Adam Smith, Verfasser von „The Wealth of Nations". In diesem Kreise erschien Walter Scott als obskurer Schuljunge, als welcher er Robert Burns anstaunte und auch seine großen schwarzen Augen, die buchstäblich brannten, sobald er zu sprechen anfing. Doch begegneten sich beide Barden Schottlands nur dieses einzige Mal im ganzen Leben. Mit Ferguson dagegen „schulte", wanderte und „kneipte" Walter Scott Jahre lang in und um Edinburg bis in die Austernkeller von Newhaven herunter. Er machte mit ihm den ersten Ausflug in die schottischen Hochgebirge und romantischen Scenerieen, welche wir in seiner „Lady of the Lake" wiederfinden. Ferguson führte ihn zu dem mißgestalteten Zwerge David Ritchie zwischen den Hügeln von Prebleshire, der ihm in seiner mystischen Weise „poo'er", d. h. magische Kraft, prophezeite. Walter Scott stellte dies in Abrede; aber der Zwerg schloß die Hütte, holte eine ungeheure schwarze Katze hervor und schien diese um Bestätigung zu fragen. Die Katze sprang ins Fenster, das sie vollständig ausfüllte, so daß es ganz dunkel in der Hütte ward. Der Zwerg funkelte mit seinen häßlichen Augen durch die Finsterniß und murmelte: „He has poo'er." Walter Scott war dabei ganz blaß geworden und zitterte an allen Gliedern. Der Eindruck rief noch nach zwanzig Jahren seinen „Black Dwarf" ins Leben.

Ferguson versuchte sich erst eine Zeitlang als „Schreiber" bei einem Advokaten, ging aber bald zum Militair über, wo ihn die aristokratischen Offiziere anfangs sehr schnöde behandelten. Aber seine Heiterkeit, sein Witz, seine Lieder machten ihn bald zum Liebling in jedem Offizierkreise und jeder Kaserne. Da er viele Feldzüge Wellington's mitmachte, wußte er viele Anekdoten von diesem Helden zu erzählen, die, zum Theil unbedeutend, durch sein Erzählungs- und Darstellungstalent berühmt wurden. Einmal kam Wellington herangeritten zu Ferguson, der mit einer kleinen Abtheilung einen Fluß untersuchen sollte. Wellington fragt, ob er etwas von Flüssen verstehe. „Ja." — „„Was für Flüsse kennen Sie?"" „Die Tweed, Mylord!" — „„Tweed, Tweed!"" sagt Wellington, zerstreut mit seinem Glase umherschauend, „„die Tweed!"" „Ja, Mylord!" antwortet Ferguson, „die Tweed, welche Schottland von England trennt." Einer von Wellington's Stabe platzt in ein lautes Gelächter aus, Wellington stimmt ein, zugleich der ganze Stab, sodann die weitere Umgebung, bis sich die geographische Lection, die Wellington bekommen hatte, durch die ganze Armee verbreitet mit unaussöhnlichem Gelächter, das sich erst nach mehreren Wochen allmälig verliert.

Als Ferguson in Portugal Krieg führen half, kam Walter Scott's „Jungfrau vom See" hinüber, um den Freund mit allen möglichen Delikatessen zu versehen, die sonst im Kriege schwer zugänglich sind. Er erhielt nämlich Einladung auf Einladung in Lissabon, um das Schottische Produkt vorzuzeigen, wofür man ihn mit Schinken, Wein und Hammelrippchen belohnte, wie er das in einem Briefe an den Verfasser gar lustig ausmalt. Im Jahre 1812 ward er von den Franzosen gefangen, aber ziemlich liberal behandelt, so daß es ihm gelang, selbst Paris zu besuchen. Hier sah er Napoleon, der ihn fixirte. Er sah ihn dies einmal an, doch rief ihm Jemand zu: „Il vous a fixé! Sie sind gemacht, um Sie ist's geschehen!" Einige Minuten später befand er sich denn auch schon vor den Augen des großen Fouché, der ihn „beseitigt" haben würde, wenn nicht Napoleon selbst aus Verehrung für Ferguson's Onkel, den Chemiker Black, ihn und den Händen der Polizei befreit hätte.

Nach dem Kriege verschaffte Walter Scott dem Freunde eine Anstellung über die „regalia" Schottlands und selbst den „Sir" vor seinem Namen. Auch kaufte er ihm ein Haus in der Nähe von Abbotsford, und zwar für zehntausend Pfund Sterling. Ferguson machte ihm Vorwürfe über solche freundschaftliche Verschwendung. „Nur still davon", sagt Walter Scott, „das Haus wird Euch und Euren Schwestern gefallen, und was den Preis betrifft, so braucht ich blos noch einige von den alten Geschichten auszuspinnen, dann ist's Geld da." — Dieses Haus war ein hübscher Freundschaftstempel und gar nicht moderner Art, nach welcher man Freunde zum Hause hinauswirft, sobald sie haushos werden oder Geld brauchen, statt sie mit zehntausend Pfund Sterling unter- und in die Höhe zu bringen. Von jetzt an wurde Ferguson täglicher Gast Walter Scott's und Theilnehmer aller seiner Productionen. Später stellte sich auch Familienverwandtschaft ein, da Walter Scott's Sohn die Nichte von Ferguson's Frau heiratete. Ferguson bezahlte reiche Zinsen, da er den Freund stets munter erhielt und ihm jeden Tag mit genialer Eigenthümlichkeit alte Geschichten erzählte oder ihm alte schottische Lieder vorsang. Ferguson's Humor war ganz für Walter Scott geschaffen. Darin lag der Reiz und die Erklärung dieser nie unterbrochenen, stets treuen und warmen Freundschaft. Eine Menge kleiner, gemüthlicher Anekdoten und dieser Freundschaft ließen sich blos im Zusammenhange gehörig verständlich machen, z. B. wie ein Dr. Carlyle, um die Wuth des Vorlesungshaltens eines anderen Doktors nach Tische bei Walter Scott zu brechen, unter Ferguson's Regie plötzlich mit einem langen gelehrten Vortrag über einen neuen, patentirten Mostrich loslegt, als der Vorlesungswüthige seinen Vortrag beginnen will; oder wie ein Fleischer, der das Haus versorgt, als „Gentleman" mit zu Tische gezogen wird und seinen Mangel an Appetit plötzlich damit entschuldigt, daß er an „Schlachttagen" nie viel esse. — Ferguson starb im vierundachtzigsten Jahre, ohne jemald die „Eonnigkeit seines Temperaments" verloren zu haben. So viel über den braven Mann und großen Literaten, der zwar selbst keine Romane schrieb, aber desto mehr zur Frische, Kraft und Individualität der Werke seines Freundes beitrug, der auch in der deutschen Literatur zu den populärsten Dichtern gerechnet werden muß, so daß wir für unsere Skizze wohl keiner Entschuldigung bedürfen.

Und nun ein Wort über neue literarische Erscheinungen. Zunächst gedenken wir einiger Versuche in der Tagespresse, einer Konkurrenz mit der Illustrated London News, unter dem Titel: „Pen and Pencil", mit dem Programme, Wort und Bild mehr in Harmonie zu bringen und nicht blos alle acht Tage ein Bilderbuch für große Kinder herauszugeben, wozu der Text sich als Sklave verhält. Doch wird der Versuch schwerlich gelingen, da das Londoner Journal-Bilderbuch viel zu weit voraus ist, Tausende von Pfunden ausgeben kann, um Bilder von Ort und Stelle original zu bekommen, und auch Marston's Redaction für den Text zu sorgen weiß. Merkwürdig ist sodann eine Wochenzeitung in Times-Format für 1 Penny, ein ganzer, enggedruckter Bogen, unter dem Titel: „Bell's News", von Bell, dem Eigenthümer und in siebenhundertfausend Exemplaren erscheinenden London Journal, des „Beobachters an der Spree" für London. Das Blatt erschien in Erwartung der Aufhebung des Zeitungsstempels ohne Stempel und hängt natürlich, wie unzählige ähnliche Unternehmungen im Schooße des Entstehens, von der wirklichen Aufhebung desselben ab. Eben so wartet Kossuth mit seiner englischen Zeitung darauf, der bisher in der Sunday Times bedeutendes Aufsehen und viel Geld (fünfzig Pfund für jeden Artikel) machte.

Unter den neuen Büchern sind die meisten Schul-, kirchliche oder Charlatan-Krankheitsbücher. Nur einige ethnologische, touristische Reisebücher scheinen beachtenswerth, wenigstens „The Bulgarian, the Turk and the German", von A. A. Paton (eben erst zu Gesicht bekommen); „Shadows of the East", Schattenbilder des Ostens, gesammelt auf einer Reise 1853—54, in Aegypten, Palästina, Syrien, der Türkei und Griechenland von Katharine Tobin; „Skizzen aus Kanada", von Mrs. Jameson; „Abenteuer in den Wildnissen von Nord-Amerika", von Lanman; die „Australischen Kolonieen", von W. Hughes; der „Mormonismus", besonderer Abdruck aus Edinburgh Review und vielleicht manches Andere, das mir bisher entging. Merkwürdigerweise bleibt mitten in einer großen Krisis die politische Literatur brach und öde. Alles verpufft sich in faulen Leitartikeln, die möglichst bequem und mundrecht hingerredensartet werden, damit sie auf vierundzwanzig Stunden den Appetit der Leser befriedigen. Beachtenswerth ist nur ein Pamphlet über den einundsiebzigjährigen neuen Premier: „Palmerston in Three Epochs. A Comparison of Facts with Opinions", von Washington Willis, dem Historiker der letzten fünfzig Jahre. Die diplomatische Schau- und Taschenspielernatur Palmerston's ist hier wenigstens zum ersten Male auf englischem Boden gründlich beleuchtet, wiewohl durchaus lange nicht erschöpft, da eine große Menge wichtiger Enthüllungen entweder nur oberflächlich oder gar nicht benutzt worden sind.

In der Sphäre der Künste verdient die jetzt offene photographische Ausstellung in Trafalgar Square ehrenvolle Erwähnung. Sie wird für die beste gehalten, seitdem überhaupt solche Ausstellungen stattgefunden. Wir sehen Portraits in Lebensgröße von der erstaunlichen Genauigkeit, welche unter der Linse selbst die Poren der Haut und die Wurzeln des rasirten Bartes zeigt; hundertfache Vergrößerungen von

Insekten und deren einzelnen Theilen von den Bildern des Hydro-Oxygengas-Mikrostopes aufgefangen; stereoskopische Bilder auf Glas von wundervoller Schönheit; Bilder von Wolken mit den klarsten Umrissen, so daß sie im Nu aufgefangen und fixirt sein müssen; Landschaften von Fenton, in denen sich die Luft, die Zwischenräume, die Perspektiven mit solcher Wahrheit und Klarheit wiedergeben, daß man sich versucht fühlt, die Ebene, auf der sie sich neben einander befinden, zu untersuchen, ob es auch wirklich blos eine Ebene sei. Photographen sagen mir, daß man die großen Forstscheite, welche sich zeigen, hauptsächlich dem albumenisirten (mit Eiweißstoff präparirten) Glase verdanke. Den besten Eiweißstoff bekomme man von Eiweiß frischer Eier vom Lande, nicht alter und Stadthühner. Herr Vogel in Venedig hat an die photographische Association hier geschrieben, daß man mit Hülfe solchen Glases auch musikalische Töne photographisch drucken könne, doch habe ich nicht gehört, wie das Kunststück ausführbar sei. Hierbei fällt mir die neue photographische Praxis in den englischen Gefängnissen ein, die von Gardiner, Direktor der Straf-Anstalt in Bristol, eingeführt worden ist.*) So wie ein neuer Gefängnisbewohner ankömmt, wird er, ohne daß er das Geringste merkt, photographirt und außerdem noch kopirt. Findet der Direktor ein Bild schon aus früherer Zeit oder will er sich überzeugen, daß der Sträfling anderswo schon einmal gesessen, wird sein Portrait an die Directionen anderer Gefängnisse geschickt und recherchirt. Es sollte mich nicht wundern, wenn plötzlich einmal neben den in Prachtbänden gesammelten Ladies des „high-life" ein Band wohlgetroffener Verbrecher wohl Lebensbeschreibung erschiene.

Die rühmlich thätige und über das ganze Land ausgedehnte Society of Arts, welche die pädagogische Ausstellung ins Leben rief und seit längerer Zeit die umfassendsten Untersuchungen auf dem Felde industrieller Pathologie, d. h. der Krankheiten der arbeitenden Klassen, anstellen läßt und leitet, hat jetzt nicht nur das Gebiet der Augenkrankheiten absolvirt, sondern auch eine Ausstellung aller Mittel zur Verhütung und Heilung dieser Krankheiten vorbereitet. Sie wird dieses Frühjahr eröffnet werden. Der Bericht über die Augenkrankheiten ist sehr umfangreich. Die erste und hauptsächlichste Ursache aller Augenleiden ist zu lange und zu anhaltende Arbeit, das furchtbare englische Wort „overwork", sodann das flackernde Gaslicht, besonders wenn es zugleich auf das Auge und die Arbeit fällt, so daß grüne Augenschirme vor allen Dingen nothwendig erscheinen. Zur Erfrischung und Reinigung der Augen hat man in vielen Fabriken und Arbeitsstätten Augen-Douche-Bäder eingerichtet, Cisternen mit Wasser und einer Röhre, aus welcher das Wasser direkt in die Augen geleitet werden kann.

Für das elektrische Licht hat man eine interessante Anwendung in Taucherglocken unter Wasser sehr nützlich gefunden. Der betreffende Apparat besteht aus einem Glascylinder mit einer Linse, welche parallele Strahlen wirft mit dem galvano-elektrischen Apparat innerhalb. Sobald der Taucher Licht braucht, dreht er nur eine seine Schraube, wodurch die in Kohlenspitzen auslaufenden elektrischen Ströme so nahe zusammenkommen, daß sie glühen und mindestens zwei Stunden lang ununterbrochen das intensivste Licht verbreiten und einen Cirkel von vierzig Fuß Radius vollkommen mit Licht ausfüllen. Einen der öffentlichen Seine-Bäder ist mit einem ähnlichen, größeren Apparate dreißig Fuß über der Wasserfläche erleuchtet, so daß man einen Körper bis dreißig Fuß unter der Oberfläche des Wassers sehen kann. Die neue Chelsea-Brücke in London soll auf ähnliche Weise beleuchtet werden.

Die Elektrizität als Courier und Depeschenreiter wird sich nun ununterbrochen von Stockholm bis nach Balaklava ausdehnen. Von Kopenhagen führen unterseeische Drähte durch den Sund die Stockholm. Im Osten ist man bereits bis Barna, und der Draht, welcher Barna mit Balaklava verbinden soll (vierhundert englische Meilen lang) ist längst von den Herren Newall gezogen und übersponnen und bereits am 15. Dezember (nebst zehn Schiffen mit Krim-Eisenbahn) in einem ungeheuren Dampfschiffe nach dem Orte seiner Bestimmung abgegangen.

Eine neue Art von Dampf-Propulsion ist in Bristol erfunden und bereits zur Anwendung gebracht worden. Ich verstehe sie aber nicht aus der Beschreibung und sah nur so viel, daß sie aus einer neuen Art Maschinerie unter Wasser besteht, die gegen Angriffe von außen noch geschützter ist, als die Schraube.

Eine ganz neue Construction von Dampfschiffen mit vier Rädern hat sich bewährt in dem neuen Schiffe „Lachlalia". Es ist für die Donau bestimmt, deren eisernes Thor und seichte Stellen es zu jeder Jahreszeit passiren können wird, da es, vollständig geladen, nur dreizehnzehntel Zoll tief geht.

Die neuen „schwimmenden Batterieen", jede mit zwölf Lancaster-Kanonen und mit so dicken eisernen Wänden, daß ihnen keine Kanonenkugel etwas anhaben kann, sollen für englische Arbeiten auf dem Baltischen Meere und im Finnischen Meerbusen bestimmt sein.

*) Ist in einigen Gegenden Deutschlands bereits seit mehreren Jahren eingeführt. D. R.

Eine der großartigsten und erfreulichsten Unternehmungen ist die Eroberung eines Theils von Italien, das bisher Jahrtausende lang allen Mächtigen der Erde und Italiens getrotzt hat. Vielleicht, jedenfalls zeigt sich hier englisches Kapital und englischer Unternehmungsgeist ehrenhafter und siegreicher, als auf der Krim, da sich keine Diplomaten und Monopolisirten einmischen werden. Es gilt der Verwandlung des Fucino-Sees in ein Meer goldener Halme und reichen antiquarischen Boden dazu.

Der Fucino-See ist ein Appenninen-Bassin etwa in der Mitte zwischen Rom und Neapel mit ungemein fruchtbarem Boden ringsum, dreiundvierdreißigtausend Morgen Landes von zwanzig bis vierzig Fuß mit Wasser bedeckend und so beim Steigen unendliche Massen von Agrikulturschätzen alle Jahre mehr oder weniger verwüstend. Außerdem macht er die ganze Gegend ungesund. Julius Cäsar war der Erste, der beschloß, den See ins Meer zu werfen. Aber erst Claudius versuchte es wirklich, den Feind zu vernichten. Ueber zehn Jahr lang ließ er dreißigtausend Mann an einem Tunnel durchs Gebirge arbeiten, der endlich auch zu Stande kam, sich aber später verstopfte. Dieser Tunnel soll erweitert und vertieft und so der ganze See abgezapft werden. Die Compagnie, welche sich zu diesem Zwecke aus Engländern und Italiänern gebildet hat, verpflichtet sich, das Werk in acht Jahren zu vollenden und so Italien um fünfunddreißigtausend Morgen des fruchtbarsten Landes zu vergrößern, abgesehen von drei versunkenen Städten, die dicht unter der Oberfläche des Sees schlummern und zu Zeiten der größten Ebbe hier und da mit einzelnen Trümmern hervorragen.

Noch ließen sich manche Beweise der praktisch-wissenschaftlichen, technischen und industriell-spekulativen Thätigkeit und Produktivität der Engländer als Einzelner oder ungeschorener Associationen mittheilen; aber sie verlassen sich zu sehr in Details der Technik, in die eigentliche Sphäre der Engländer. Hier sind sie groß, tüchtig, thätig und unternehmend. Für große Unternehmungen der Idee, des Prinzips, des Gedankens, der Wissenschaft selbst haben sie mehr oder weniger alle Fähigkeit verloren. Für den Krieg haben sie jetzt noch keine Basis, keinen Begriff von seiner kulturhistorischen Bedeutung. Ihre constitutionelle Krisis zuhause ist ihnen noch nichts, als eine Agitation für Zulassung der Mittelklassen in die von der Aristokratie monopolisirten Staatsstellen, vielleicht gar blos in die militairischen.

Frankreich.

Zur Kirchengeschichte des eilften Jahrhunderts.

Das Leben des heiligen Anselmus.*)

Das unten angezeigte Werk des Akademikers Ch. de Rémusat enthält eine umfassende Schilderung der gesellschaftlichen Zustände des eilften Jahrhunderts, in welchem der unversöhnliche Kampf zwischen der Kirchen- und Staatsgewalt zum ersten Mal unter der Form des Investiturstreites mit Heftigkeit entbrannte. Dieser der allgemeinen Geschichte angehörige Inhalt des genannten Buches ist an die interessante Lebensbeschreibung des heiligen Anselmus, Erzbischofs von Canterbury, geknüpft, der einer von den begabtesten Führern in dem damaligen Streite der geistlichen mit der weltlichen Macht gewesen ist. Die hauptsächlichsten Ereignisse in dem merkwürdigen Leben desselben sind folgende:

Der heilige Anselmus wurde in der lombardischen Stadt Aosta im Jahre 1033 geboren. Sein Vater Gondulf war ein reicher Edelmann, seine Mutter, Ermengarde, stammte aus dem Hause der Grafen von Maurienne. Während der Vater den noblen Passionen der Zeit in hohem Grade ergeben war, lebte die Mutter, als fromme Christin, nur der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten und den Werken der Wohlthätigkeit, und daß Anselm nachmals ein Heiliger wurde, hatte er der ihm von der Mutter eingepflanzten religiösen Gemüthsrichtung zu verdanken. In der That zeigte er schon als kleiner Knabe den Trieb nach Erforschung des Göttlichen. Seine Mutter hatte ihn gelehrt, daß Gott hoch im Himmel wohne, und es war deshalb die stete Sehnsucht seiner Kindheit, die hohen Berge seiner Heimat zu besteigen, um den Herrn des Himmels von Angesicht zu sehen. In dem Maße, als er älter wurde, befestigte sich in ihm der Wille, ein heiliges Leben zu führen, und noch vor Vollendung seines funfzehnten Jahres meldete er sich aus eigenem Antrieb in einem Kloster, um Mönch zu werden. In jenen Zeiten allgemeiner und aufrichtiger Frömmigkeit hatten die Klöster noch nicht nöthig, ihr Kontingent zu pressen, und Anselm wurde zurückgewiesen, da er die Einwilligung seiner Familie nicht beweisen konnte. Dieselbe widersetzte sich seinem Eintritt ins Kloster durchaus und auch dann noch, als er aus Kummer darüber krank wurde. Aber nach seiner Genesung ging in seinem Gemüthe eine vollständige Umwandlung vor. Aus dem frommen, fleißigen jungen Mann wurde ein

*) Saint Anselme de Cantorbéry. Tableau de la vie monastique et de la lutte du pouvoir temporel avec le pouvoir spirituel à l'onzième siècle. Par Ch. de Rémusat. Paris, Didier.

Digitized by Google

üppiger Verschwender. Eine Zeitlang noch bewahrte ihn der Einfluß seiner Mutter vor großen Ausschreitungen; jedoch gerade während dieses Abschnittes seines Lebens starb sie, und nun war — um mit Anselm's eigenen Worten zu reden — „sein Herz gleich einem Schiff, das den Anker verloren." Er überließ sich ohne Rückhalt der in ihm erwachten Ueberlichtheit, und es lag nicht in der Gewohnheit der Menschen jener Zeit, etwas halb zu thun.

Anselm's Vater, Gondulf, nahm sich den Tod seiner Frau so sehr zu Herzen, daß er nun seinerseits in ein Kloster ging und sich über seines Sohnes Lebensweise um so tiefer grämte, als er dieselben Ausschweifungen begangen hatte und nun von Reue darüber gequält wurde. Er überhäufte aber seinen Sohn dermaßen mit Vorwürfen, daß es derselbe in der Heimat nicht mehr aushalten mochte und, sich selbst enterbend, das Land verließ. Er nahm nur einen einzigen Diener und einen Esel zum Tragen des Gepäcks mit und ging, er wußte selbst nicht wohin, noch wozu.

Herr und Diener überschritten den Mont-Cenis zu Fuß und wären beinahe vor Hunger und Kälte umgekommen. Dann wanderte Anselm drei Jahre in Burgund, Frankreich und der Normandie umher. Längere Zeit hielt er sich in Avranches auf, wo Lanfranc kurz vorher eine theologische Schule gegründet hatte. Im Jahre 1059 folgte er diesem Lehrer nach Bec, wo derselbe das Amt eines Priors übernahm und seine Lectionen fortsetzte. Anselm hatte seine Lust zum Lernen wiedergefunden und wurde Lanfranc's bester und beginnigtester Schüler. Nun erwachte auch seine Liebe zum Mönchsleben von neuem in ihm, und jeden Gedanken an eine hervorragende Stellung in der Welt aufgebend, beschloß er, sein Leben in der Abtei von Bec zu vergraben. Indessen, bevor er den Entschluß ausführen konnte, starb sein Vater, und nun befragte er Lanfranc, welchen von den drei Lebenswegen er wählen, ob er ein Mönch, oder ein Einsiedler werden, oder sein väterliches Erbtheil übernehmen, in der Welt leben und den Armen Gutes thun sollte. Lanfranc lehnte es ab, eine Meinung abzugeben, und wies Anselm mit seiner Frage vor den Erzbischof von Rouen. Sie machten sich beide auf den Weg, um den Bescheid einzuholen, und als sie durch den Forst von Bec gingen, erklärte Anselm, daß, wollte Lanfranc ihm befehlen, sein Leben in diesem Walde zuzubringen, er mit Freuden gehorchen würde.

In Rouen war die Sache bald entschieden. Anselm, damals kaum siebenundzwanzig Jahr alt, trat als Mönch in die Abtei von Bec ein. Schon nach drei Jahren (1063) wurde er Abt von St. Etienne, später machte man ihn zum Prior von Bec und im Jahre 1079, trotz seines Sträubens, zum Abt desselben Klosters. Er liebte die Macht nicht; der vorherrschende Zug seinen Geistes war die Contemplation. Nichts wünschte er sehnlicher, als Mönch zu bleiben und seine Zeit zwischen Nachdenken und Gebet zu theilen. Trotzdem fehlte es ihm nicht an der Gabe, sich auf die Gemüther Anderer Einfluß zu erwerben und zu behaupten. Sein Wohlwollen gegen Alle, die ihm nahe kamen, sein unerschütterlicher Gerechtigkeitsgefühl und die exemplarische Reinheit seines Lebenswandels verschafften ihm Vertrauen und Gehorsam. Besonders glücklich war er in der Beruhigung derer, die beschwerten Herzens oder Gewissens waren, weshalb er in den Ruf kam, daß er Teufel austreiben könne. Aber nicht minder hülfreich und sorgsam war er für diejenigen, die körperlich litten, und darum hieß es von ihm, er sei sanis pater, infirmis mater, den Gesunden ein Vater, den Kranken eine Mutter.

Wie man sich denken kann, werden aus der Laufbahn eines solchen Mannes nicht wenige Wunder berichtet, und es ist schwer, aus den frommgemeinten Umhüllungen seiner Erlebnisse immer den thatsächlichen Kern herauszufinden. Herr de Rémusat, der mehrere von diesen Traditionen mittheilt, bemerkt dazu mit Recht: „eine Biographie aus dem eilften Jahrhundert würde ihren Zeitcharakter verleugnen, wenn der Held derselben nicht Wunder wirkte und erführe." (Schluß folgt)

Mannigfaltiges.

— Atmosphärische Briefpost. Englische und amerikanische Blätter beschäftigen sich jetzt viel mit einer Erfindung, Briefe und selbst leichte Packete mit einer Geschwindigkeit von sechzig geographischen Meilen in der Stunde zu befördern, und zwar vermittelst Röhren, in welchen die zu befördernden Gegenstände lediglich durch den atmosphärischen Druck vorwärts getrieben werden. Als diejenigen, die sich mit Lösung dieser Aufgabe hauptsächlich beschäftigen, werden ein Herr Rothomb, geborener Belgier, jetzt Bürger von Boston, ferner ein Engländer, Herr James, und drei Franzosen, die Herren Andraud, Teffité de Motay und Ador, bezeichnet. Der obengenannte Herr Ador soll bereits bei der englischen, französischen und amerikanischen Regierung um ein Patent für die von ihm zuerst angeregte Erfindung eingekommen sein. Dieser Erfindung zufolge, sollen die verschiedenen Stationen durch zwei parallel neben einander laufende Röhren verbunden werden, die entweder unter oder über der Erde sich befinden und die aus Metall, oder Holz, oder auch von Thon (wie die Drainröhren) konstruirt sein können. An jeder Hauptstation arbeitet eine von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzte Luftpumpe, welche die atmosphärische Luft in eine jener Röhren hineintreibt, aus der andern jedoch zurückdrängt, und zwar dergestalt, daß eine fortdauernde sehr rapide Strömung in beiden Röhren, ihrer ganzen Länge nach, erhalten wird. Die diesen Luft-Strömungen anvertrauten Briefe und Packete befinden sich in kugelförmigen, sehr leichten elastischen Beuteln von Kaoutschuk oder ähnlichem Material, so daß letztere, welches auch ihr Inhalt und die Form desselben und wie heftig auch die Stöße sein mögen, die sie empfangen, gleich einem Ballon, immer wieder leicht ihre ursprüngliche Gestalt annehmen. Der Durchmesser dieser kugelförmigen Beutels ist natürlich verhältnißmäßig geringer, als der der Röhren, so daß erstere etwa funfzehn, letztere aber achtzehn Zoll im Durchmesser haben. Man glaubt, daß bei einem solchen Verhältniß die Beutel, bei einer geraden Strömung, selten oder gar nicht die Wände der Röhren berühren werden. Auf den verschiedenen Stationen sind zugleich zur Aufnahme der Briefbeutel Behältnisse mit Deckeln von durchsichtigem Krystall angebracht, die mit den Röhren in unmittelbarer Verbindung stehen. Jedes dieser Empfangs-Behältnisse ist mit zwei Schiebern versehen, die von außen zu öffnen und zu schließen sind, so daß die Luftströmung ganz oder theilweise unterbrochen werden kann. Einer dieser Schieber ist von Löchern durchbohrt, der andere jedoch nicht; Ersteres, damit die dem Beutel vorangehende Luft, indem sie durch diese kleinen Oeffnungen passirt, an Intensität verliere und demzufolge die Beutel in die Empfangs-Behältnisse mit geringerer Heftigkeit gelangen. So wie sie in diesen Behältnissen sind, fällt der andere Schieber hinter ihnen zu und schützt sie sonach vor dem fernern Luftdrucke. Unweit von der Station berührt der Briefbeutel ein Feder, durch welche eine Glocke in Bewegung gesetzt und der Beamte von dem Eintreffen der Depesche benachrichtigt wird. Dieser nimmt aus dem Briefbeutel, was an ihn gerichtet ist, und läßt ihn sofort wieder in die Röhre gelangen, wo er nach Beseitigung des luftdichten Schiebers augenblicklich von der Luftströmung wieder ergriffen und nach der nächsten Station befördert wird. Die Herstellungskosten dieses Mechanismus werden auf nicht mehr als achtausend Thaler pro englische Meile und die Unterhaltungskosten auf zwei- bis dreitausend Thaler pro funfzig englische Meilen berechnet.

— Unser „Magazin" in Oesterreich. Es hat uns nicht wenig überrascht, den Artikel, den wir in unserm Blatte vom Dienstag, 6. März (Nr. 23), über „die schöne Literatur als Kriterium der Gesellschaft in Rußland" geliefert, bereits am Freitag, 9. März, im Feuilleton der Wiener Zeitung „der Wanderer" abgedruckt zu finden. Dampfwagen und Dampfpressen sind in Oesterreich um die Wette bedrefft, zu beweisen, daß das alte „Immer langsam voran!" keine Wahrheit mehr sei. Wäre nur mit der größeren Schnelligkeit auch immer die größere Zuverlässigkeit verbunden! Als eine solche würden wir es z. B. angesehen haben, wenn der „Wanderer" gleich im Eingange des von ihm abgedruckten Aufsatzes — wie wir dies sogar bei freien Bearbeitungen und Uebertragungen aus fremden Sprachen thun — durch eine Note die Quelle, aus der er geschöpft, vollständig angegeben hätte. Statt dessen hat er sich begnügt, am Schlusse des durch zwei Nummern des „Wanderer" laufenden Artikels durch einige Initialien auf unser Blatt hinzudeuten — Initialien, unter welchen die wenigsten Leser des österreichischen Blattes das „Magazin für die Literatur des Auslandes" erkennen möchten. Gleichwohl müssen wir dies immer noch als eine Quellenbezeichnung ansehen, wenn wir damit das Verfahren einiger älteren österreichischen Journale, namentlich der Bäuerlerschen „Theaterzeitung" und des Saphirschen „Humoristen", vergleichen, welche zahrelang fortfuhren in der Unsitte waren, unser Blatt nachzudrucken, ohne auch nur entfernt ihre Quelle anzudeuten. Es ist schon vorgekommen, daß unsere Abonnenten in Oesterreich, welche das „Magazin" nicht, wie es die Zeitungs-Redactionen thun, durch die Post, sondern auf dem langsamen Wege des Buchhandels beziehen, Artikel unseres Blattes in den nachdruckenden Journalen zuerst gelesen und dann, als sie unser Blatt zu Gesicht bekamen, der Meinung waren, wir seien die Sünder. Gegen ein solches Verfahren nachdruckender Blätter giebt es in Deutschland kein Rechts-, ja, nicht einmal ein moralisches Mittel. Nur das Eine möchten wir unseren geehrten Lesern in Oesterreich — mit Bezug auch auf uns zugegangene schriftliche Aeußerungen — bemerklich machen, daß sie das „Magazin", ohne daß es ihnen darum theurer zu stehen kömmt, eben so wie die nachdruckenden Blätter, durch die Post — d. h. auf dem raschen Wege der Eisenbahnen — dreimal wöchentlich erhalten können, während es der Buchhandel (der in Oesterreich obendrein den Preis erhöht) ihnen nur in Wochenlieferungen von drei Nummern zugehen läßt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 35 Sgr., welche auch Wien im Inlande portofrei und in Berlin franco Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Postamt Neumann, Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 34. Berlin, Dienstag den 20. März 1855.

Rußland.

Der Kaiser Nikolaus in den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung.

Es ist im Allgemeinen wohl bekannt, daß der Kaiser Nikolaus, um auf dem Throne, den er nach dem Tode Alexanders bestieg, gesichert zu sein, in den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung eine Verschwörung niederzukämpfen hatte. Die Geschichte dieser Verschwörung, der Ursprung, die Bedeutung, die Tendenz derselben, die Persönlichkeiten, welche in dieselbe verwickelt waren, insbesondere aber das heldenmüthige Benehmen des Kaisers, durch welches dieser dem russischen Reiche große Gefahr drohenden Verschwörung ein so unerwartet schnelles Ende bereitet wurde, dürften so bekannt noch nicht sein, daß eine in die Details eingehende Darstellung dieser schwierigen Verhältnisse, unter denen Nikolaus I. auf der großen politischen Weltbühne zuerst auftrat, den meisten unserer Leser nicht willkommen sein sollte. Wir geben im Folgenden diese Darstellung, wie sie in einem höchst interessanten französischen Werke*), dessen Verfasser den Vorgängen, welche er schildert, ganz nahe gestanden, manchen sogar als Augenzeuge beigewohnt, uns vorliegt:

Als der Kaiser Alexander am 1. Dezember 1825 in Taganrog gestorben war, blieb man im russischen Reiche mehrere Wochen lang in Ungewißheit darüber, wer der Erbe des erledigten Thrones sei, ob Konstantin, der älteste der Brüder Alexander's, oder Nikolaus. Nach der von Paul I. festgestellten Thronfolge-Ordnung war Konstantin der zunächst berechtigte Erbe des russischen Thrones. Derselbe hatte aber, ohne daß dies offiziell bekannt gemacht worden war, zu Gunsten des Großfürsten Nikolaus auf sein Recht Verzicht geleistet. Als die Nachricht von dem Tode Alexander's am 9. Dezember in Petersburg angekommen war, eilte Nikolaus sofort zur Kaiserin-Mutter; in Folge der geheimen Unterredung, die er mit derselben hatte, begab er sich in den Senat, um seinem Bruder, dem Kaiser Konstantin, „als dem legitimen Erben des russischen Thrones nach dem Recht der Primogenitur" den Eid der Treue zu leisten und den Befehl zu geben, daß das ganze Reich seinem Beispiele folgen sollte. Der Reichsrath kam in Versegenheit, da er auf dem eröffneten Testamente Alexander's ersah, daß Konstantin am 26. Januar 1822 zu Gunsten seines Bruders Nikolaus seinem Rechte auf den Thron entsagt hatte; der Reichsrath leistete dem Großfürsten Konstantin den Huldigungseid, weil Nikolaus, den derselbe als seinen Herrn ansah, es befahl. Dem Beispiele des Reichsraths folgten der Senat und der „Heilige Synod". Erst nachdem Konstantin seine Verzichtleistung auf den Thron nochmals offiziell bestätigt hatte, proklamirte sich Nikolaus als den Nachfolger des Kaisers Alexander. Es geschah dies am 24. Dezember 1825. Wir lassen nun, nachdem wir die Situation des Kaisers Nikolaus bei seiner Thronbesteigung angedeutet, den Verfasser des angeführten Werkes sprechen.

Der Tag des 24. Dezember, an welchem Nikolaus im Winter-Palast das Thronbesteigungs-Manifest unterzeichnet hatte, wurde mit Ueberlegungen und Berathungen ausgefüllt. Die Situation war bedenklich; die Briefe aus Taganrog hatten der Regierung die Enthüllungen gemacht, welche den sterbenden Monarchen niedergebeugt und seine Umgebung mit Entsetzen erfüllt hatten. Man erwartete in größter Spannung Nachrichten aus Kiew, wo der General Diebitsch, aus eigener Machtvollkommenheit, dem General-Adjutanten Tschernyschew die schwierige Mission gegeben, den Oberst Pestel, die Seele eines in der Armee verzweigten Komplotts, und mehrere andere Leiter der Verschwörung in Haft zu bringen. Es konnte dadurch die revolutionäre Erhebung in dem wenig zuverlässigen Klein-Rußland zum Ausbruch gebracht werden. In der Hauptstadt glaubte man sich der Gefahr nicht so nah; aber doch mußten in aller Eil allerlei Vorsichtsmaßregeln, wie ein Regierungswechsel unter solchen Umständen sie erheischte, getroffen werden.

In die Oeffentlichkeit ließ man keine Mittheilung gelangen. Erst am Abende des 25. Dezember wurde der Reichsrath zusammen berufen; derselbe leistete den Huldigungseid ohne Widerstreben nun auch dem Kaiser Nikolaus. Die Sitzung, welcher mehrere Personen von hohem Range, die nicht Mitglieder des Reichsraths waren, beiwohnten, dauerte bis 2 Uhr Nachts. Um 7 Uhr Morgens leisteten der Senat und der Heilige Synod den Eid. Als der Tag anbrach, erfuhr Petersburg, wer nun der Herr des russischen Reiche geworden war.

Noch am Abende, als der Reichsrath sich versammelte, hatte der Kaiser über das, was in seiner Hauptstadt sich vorbereitete, Kenntniß erhalten. Ein Brief des Unterlieutenants Rostorzov hatte ihn benachrichtigt, daß ein Komplott dem Ausbruch nahe sei, und daß seit zwei Tagen die Garde zu diesem Zweck stark bearbeitet werde. Man wagte am 26. Dezember in Folge dieser Nachricht nicht, die Garde zusammentreten zu lassen; es wurde befohlen, daß die Regimenter einzeln in ihren Kasernen vereidigt werden sollten. Man verabsäumte es leider, das Thronbesteigungs-Manifest vorher gehörig bekannt zu machen. Ein guter Gedanke war es, daß man noch in der Nacht in Stelle der Leibgrenadiere eine Abtheilung des Finnländischen Regiments in den Winter-Palast nahm und diese am folgenden Tage noch durch das Bataillon der Sapeurs der Garde verstärkte.

Die Gefahr war größer, als man glaubte. Die Verschworenen waren zwar nicht darauf vorbereitet, in der Hauptstadt und sogleich ihren Schlag anzuführen; aber der Umstand, daß der Thron so lange unbesetzt blieb, bot eine zu günstige Gelegenheit, als daß sie dieselbe hätten unbenutzt lassen können. Sie zählten in ihren Reihen nicht viele Männer von großem Vermögen; die großen Gutsbesitzer hatten sich wohl gehütet, an einem Komplott, dessen Erfolg so wenig gesichert schien, Theil zu nehmen. Die Verschworenen waren aber zahlreich und gehörten zum Theil einflußreichen Familien an; der Zutritt von Generalen, unter denen Namen vom höchsten Ansehen genannt wurden, war ihnen in Aussicht gestellt; sie selbst waren Oberste, Majore und Offiziere niederen Grades in fast allen Regimentern der kaiserlichen Garde, in den Besatzungen der Marine, unter den Leibgrenadieren, im Regimente Moskau und im Regimente Jmailov, dessen nomineller Chef der Kaiser selbst war. Niemand konnte vorher berechnen, wo der einmal entzündete Brand sich Schranken setzen würde.

Die Hauptleiter der Verschwörung waren: Konrad Rylejev, Sergius Fürst Trubetzkoi und Eugen Fürst Obolenski. Unter ihnen war Obolenski der ungestümste, Rylejev der festeste und klügste, Trubetzkoi der durch seine soziale Stellung bedeutendste. Letzterer gehörte einer alten und zahlreichen Familie an, welche Einen, der nach der Krone der Zaren hätte streben können, zu den Jhrigen zählte. Einer seiner Vettern war General-Adjutant des Kaisers. Er selbst, lange in Armuth lebend, hatte durch seine Verheirathung mit einer Tochter des Grafen Laval seinen Vermögenszustand verbessert und war dadurch ein Schwager des Grafen von Lobzelkern, des damaligen bevollmächtigten Ministers Oesterreichs am russischen Hofe, und ein Neffe der Fürstin Belosselski-Beloserzky, die später Ehrendame der Kaiserin war, geworden. Seine Schwester Elisabeth war an den Grafen Sergius Potemkin, der von einem Cousin des berühmten Günstlings Katharina's II. abstammte, verheiratet. Der Zugang zu den höchsten Ehrenstellen war ihm geöffnet; er war bereits Oberst des Generalstabes und vor kurzem zum Militair-Gouverneur von Kiew ernannt worden. Die Freigebigkeit des Kaisers hatte ihn in den Stand gesetzt, zu seiner Ausbildung längere Zeit in Paris zu weilen. Fürst Trubetzkoi war im Uebrigen ein uneigennütziger, angenehmer, guter, fleißiger, den Wissenschaften ergebener Mann; er war allgemein beliebt. Mit mehr Charakterfestigkeit, mit strengeren Grundsätzen und mit einer solideren Bildung würde er ein ausgezeichneter Mann gewesen sein.

Fürst Obolenski war von nicht weniger altem Adel; er stammte von den Fürsten von Tschernigov ab. Vermögen hatte er nicht; er war Lieutenant in der kaiserlichen Garde und Adjutant des Generals

*) **Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas et particulièrement pendant la crise de 1825. Par J. H. Schnitzler. Paris, 1847.** — Von diesem Werke haben wir zwar bald nach seinem Erscheinen einige Auszüge auch mit Bezug auf die hier erwähnte Episode geliefert, doch dürfte es unseren Lesern im gegenwärtigen Augenblicke interessant sein, einen erneuerten Rückblick auf die stürmischen ersten Tage der Regierung des Kaisers Nikolaus zu werfen. D. R.

Bistrom; er war, wie Trubetzkoi, jung, kenntnißreich, eine glänzende Erscheinung. Es herrschte zwischen ihm und dem Kaiser seit längerer Zeit eine persönliche Feindschaft.

Rylejew war weder Fürst, noch reich, noch einflußreich; dem niederen Adel angehörig, war er mit einer mittelmäßigen Bildung aus dem Kadetten-Corps herausgekommen. Er wollte von der Regierung eine Beamtenstelle annehmen und hatte in der Armee, und der er bald ausschied, keinen höheren Grad, als den eines Unter-Lieutenants eingenommen. Dem Grundsatze gemäß, den die Patrioten hatten, daß man sich den richterlichen Functionen widmen müsse, damit dieselben nicht in schlechte Hände kämen, nahm er die unbesoldete Stelle eines Secretairs beim Kriminal-Gerichtshof in Petersburg an. Um sich die nöthigen Subsistenzmittel zu sichern, trat er in den Dienst der amerikanischen Compagnie, einer großen privilegirten Handelsgesellschaft in Petersburg. Zu der Zeit, von der wir hier sprechen, bekleidete er die Stelle eines General-Secretairs dieser Gesellschaft, eine Stelle, die, so bescheiden sie war, doch wirkliche Fähigkeiten erforderte. Rylejew verband eine hohe Intelligenz mit allen Eigenschaften eines guten Herzens. Mehr durch Grundsätze als durch Leidenschaften geleitet, handelte er aus Reflexion, nach abstrakter Theorie — kann man sagen, aber mit Uneigennützigkeit und um eine Pflicht zu erfüllen. Im Grunde seines Herzens ein Demokrat und ein großer Bewunderer der Verfassung der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, begriff er doch vollständig, daß diese wirkliche Staatsbürger mehr voraussetzende als ausbildende Verfassung auf ein Land, dessen Bevölkerung sich in Herren und in Sklaven theilt, nicht anwendbar sei. Er ließ für eine solche Bevölkerung die Monarchie gelten, aber dieselbe unumschränkt sehend in einer Zeit, wo selbst die an die legale Ordnung gewöhnten Völker zu ihrer größeren Sicherheit ein Staatsgrundgesetz forderten; die Willkür auf dem Throne und die Sklaverei in den Hütten durch einander gefördert sehend; in seiner Umgebung Nichts von alle dem wahrnehmend, was den Staaten ihre wahre Stärke giebt, in den höheren Klassen das Ehrgefühl und in den niederen die moralische Würde vermissend, hielt er für nothwendig, daß der Ausübung der souverainen Machtvollkommenheit Schranken gesetzt würden; der Autokrat mußte nach seiner Ansicht ein konstitutioneller Kaiser werden. Mild, human, ein Feind von Streitigkeiten und Kämpfen, vor Bluvergießen zurückschaudernd, konnte er doch fest und gebieterisch sein, wenn die Umstände es forderten. Als der wilde Jakubowitsch darauf bestand, daß man den Schlag bei erster Gelegenheit ausführen solle, wandte Rylejew zuerst gütige Vorstellungen und Bitten an, um den Mitverschwornen zur Mäßigung zu bringen; da er sah, daß er kein Gehör fand, erklärte er mit einer nicht zu verkennenden Entschlossenheit, daß er ihn auf der Stelle tödten oder denunziren werde. Rylejew hatte seit mehreren Jahren als Dichter die schönsten Hoffnungen erweckt; er hatte in seinen Dichtungen aufzuflehen gewagt, daß er vor Allem ein Staatsbürger sei. Im Verein mit seinem Freunde Alexander Bestuzew hatte er drei Jahre hinter einander (1823—1825) einen sehr geschätzten russischen Almanach (den „Polarstern") herausgegeben. Er liebte die Literatur eben so leidenschaftlich, wie sein Vaterland.

Diese drei Männer waren die Leiter aller Unternehmungen in dem „Verein des Nordens". Unter ihren Helfern verdient zuerst der Oberst-Lieutenant Batenkov genannt zu werden, ein geistreicher, ehrgeiziger und unternehmender Mensch, der sich dem „Vereine des Nordens" erst im Herbste 1825 anschloß, nachdem ihm eine einträgliche Stelle in dem Rath der Militair-Kolonieen genommen worden war. Ein anderer Mitverschworener, der Capitain Jakubowitsch, war von Rachegefühl gegen den Kaiser beseelt, weil dieser ihn im Jahre 1817, wegen seiner Betheiligung an einem unglücklichen Duell, aus der kaiserlichen Garde ausgestoßen hatte. In dem Lieutenant Peter Kachowski hatte der „Verein des Nordens" ein vor keinem Verbrechen zurückbebendes Ausführungsorgan. Die vier Brüder Bestuzew, liebenswürdige und allgemein geachtete junge Männer, hatten sich durch Sophismen und verkehrte Raisonnements verleiten lassen, Theilnehmer an dem Komplott zu werden. Sie waren Söhne des durch mehrere im Sinne der Regierung geschriebene politische Schriften bekannten Staatsraths und Professors Bestuzew. Alexander Bestuzew, der vertraute Freund Rylejew's, achtundzreißig Jahr alt, war Capitain bei den Garde-Dragonern und Adjutant des Herzogs Alexander von Würtemberg. Begabt mit einer lebendigen Einbildungskraft, die durch gute und schlechte Lektüre genährt war, hatte er sich als Schriftsteller durch mehrere Werke, unter denen die „Reise nach Revel" erwähnenswerth ist, einen Namen gemacht. Sein Bruder Nikolaus, ebenfalls Dichter, Verfasser der „Erinnerungen an Holland", war Marine-Lieutenant. Der dritte Bruder, Michael, war Capitain im Regimente Moskau; der vierte, Peter, Schiffs-Fähnrich und Adjutant des Vice-Admirals Moller. Unter denen, auf welche die Häupter der Verschwörung die größte Hoffnung setzten, verdient auch noch der Oberst Bulatov genannt zu werden, Commandeur des sechsten Jäger-Regiments, ein leidenschaftlicher, energischer, beredter Mann, der in dem Regiment der Leibgrenadiere, bei welchem er früher gestanden hatte, großen Anhang hatte. Wir müssen aber sogleich bemerken, daß Bulatov der Erwartung seiner Mitverschwornen keineswegs entsprochen hat.

Die Verschwornen hatten große Hoffnungen auf den Fehler gesetzt, den Alexander begangen, indem er es unterlassen hatte, seinen Nachfolger durch einen öffentlichen Akt im voraus ausdrücklich zu ernennen. Als sie die Krone nach Alexander's Tode so ohne alle Schwierigkeit auf Konstantin übergehen sahen, brachte sie dies zuerst in Bestürzung. Aber da der Dolch eine ihrer Waffen war, da sie Männer wie Kachowski und Jakubowitsch in ihrer Mitte hatten, war es im Grunde von keiner Bedeutung, daß ein neuer Souverain auf den Thron erhoben war. Er mußte beseitigt werden, und dies konnte mit weniger Gewissensbissen in Bezug auf den wilden und phantastischen Konstantin, als in Bezug auf den sanften und wohlwollenden Alexander geschehen. Jedoch wurde fürs erste noch kein Versuch hierzu gemacht; nur ließ der Fürst Obolenski am 9. Dezember bei Alexander Murawiew, einem Offizier der Chevalier-Garde, anfragen, ob man im Fall eines Aufstandes auf dieses Regiment rechnen könne? Die Antwort war verneinend. Man warf sich nun mit Bitterkeit vor, die günstige Gelegenheit unbenutzt gelassen zu haben. „Wenn es rüstige Männer im Reichsrathe gegeben hätte", sagte Batenkov, „würde Rußland heute einem neuen Souverain und neuen Gesetzen zugleich den Eid geleistet haben. Jetzt ist Alles für uns verloren und für immer!" Man fing an, von Auflösung des „Vereins des Nordens" zu sprechen; die Festigkeit Rylejews machte den Verschwornen wieder Muth. Der Muth steigerte sich, als man erfuhr, welche Nachrichten der Großfürst Michael aus Warschau (nämlich von Konstantin) gebracht hatte. Zwei Ausschüsse boten sich dar: entweder gelang es, den unwissenden und mißtrauischen Volksmassen den Glauben beizubringen, daß die Nachricht von der definitiven Verzichtleistung Konstantin's eine Lüge sei, oder man benutzte den Huldigungstrieb, den Nikolaus dem Cäsarewitsch Konstantin geleistet, aus, indem man ihn als eine Thronentsagung darstellte.

Man bereitete sich also aufs Handeln vor; man wählte, damit man in Uebereinstimmung handeln könnte, einen Diktator, der ganz allein die Unternehmung leiten sollte. Der Fürst Trubetzkoi wurde erwählt, nicht weil er als der Tüchtigste erschien, sondern weil er einen berühmten Namen führte, mit welchem hier und da noch immer der Gegenstand gegen das Haus Romanov verbunden wurde. Rylejew, persönlich wenig gekannt, obwohl sein Name in der literarischen Welt schon berühmt geworden war, bedurfte eines berühmten Namens, wie der Trubetzkoi's war, um durch denselben den Unternehmungen, die er leitete, mehr Ansehen zu geben. Er gesteht dies selbst zu, äußert jedoch, daß der Fürst in mancher Beziehung die Initiative gehabt habe, und daß, wenn er, Rylejew, den Fürsten an Klugheit übertreffe, dieser ihm in Bezug auf Thätigkeit für die Interessen der Verschwörung gleichkomme. „Hochherzig", fügt er hinzu, „kann ich behaupten, der Haupt-Urheber der Ereignisse des 14. (26.) Dezember gewesen zu sein; ich konnte Alles aufhalten; aber ich habe den Anderen das verhängnißvolle Beispiel einer verbrecherischen Leidenschaftlichkeit gegeben." In seinem Hause hielt man die Versammlungen; er gab dem Diktator ein, was er durch die Mitglieder des Vereins ausführen lassen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Zur Kirchengeschichte des eilften Jahrhunderts.

Das Leben des heiligen Anselmus.

(Schluß.)

Große Sorge verwendete der heilige Anselmus auf Förderung der von seinem Vorgänger gegründeten Klosterschule und auf Bereicherung der Kloster-Bibliothek. Erstere stand in vorzüglichem Rufe, und ein Chronist des eilften Jahrhunderts sagt von den Mönchen von Bec, sie seien so eifrig im Lernen und so bewandert in der Kenntniß der heiligen Mysterien gewesen, daß man sie beinahe sämmtlich für Philosophen halten konnte. Man muß jedoch wissen, daß diese „Philosophen" ihrer Zeit ihren Schülern kaum mehr als die einfachsten Anfangsgründe des Lernens beibrachten. Die Schüler aber, die man hier lesen und schreiben lehrte, waren meistens Männer in reifem Alter, die im Begriffe standen, den ersten Schritt aus der Nohheit des damaligen bürgerlichen Lebens zu thun. — Was die Kloster-Bibliothek betraf, so wendete Anselmus viele Zeit auf Kopirung und Wiederherstellung von Manuskripten, worin ihn übrigens seine Mönche unterstützen konnten. Die Sammlung wird in den Chroniken des Mittelalters vielfach gerühmt und enthielt, nach einem noch heutigen Tages vorhandenen Katalog, vierzig Werke, worunter dreißig kirchliche.

Die Muße, die ihm seine Berufsgeschäfte ließen, verwendete Sankt Anselm auf philosophische Speculationen, und man kann nicht anders von ihm sagen, als daß er einer der tiefsten und schärfsten Metaphysiker gewesen ist, die jemals gelebt haben. Beweis dafür sind seine

beiden merkwürdigsten Schriften: das „Prologium“ und das „Monologium“, in denen er Glauben und Vernunft zu vereinigen strebt. Er, ein Mönch des eilften Jahrhunderts, ging, um das Dasein Gottes zu beweisen, nicht von der Offenbarung, sondern von der reinen Vernunft aus, eine Methode der philosophischen Forschung, die sechs Jahrhunderte später Descartes erfunden zu haben glaubte.

Sehr merkwürdig und bezeichnend für die Geistesrichtung des heiligen Anselmus ist, was Rémusat von der Abfassung des „Prologium“ erzählt. Freilich fehlt auch hier die mirakelhafte Beimischung nicht. „Der Gedanke, ein derartiges Werk zu schreiben“, — berichtet unser Autor — „befing Anselmus gleich einer fixen Idee. Er verlor dabei Schlaf und Eßlust, und, was er noch übler empfand, er war zerstreut, wenn er Messe las oder still für sich beten wollte. Bei dieser inneren Unruhe aber mochte es ihm auch nicht gelingen, den Gesammtplan seines Buches klar zu erfassen, und schon kam ihm die Furcht an, irgend ein böser Geist habe ihm seinen großen Gedanken als Versuchung in den Sinn gelegt. Nun bemühte er sich, ihn ganz und gar zu verbannen; aber je mehr er ihm zu entfliehen strebte, desto mehr setzte sich derselbe fest. Doch in einer Nacht zur Fastenzeit war es ihm, als ob plötzlich ein ungewohntes Licht seinen Geist erhelle, und der Stoff seines Buches stand in klaren Umrissen, wie geoffenbart, vor seiner Seele. Freudig bewegt, sprang er auf und schrieb die Grundzüge einer Beweisführung in Wachstafeln ein, die er einem Mönch in Verwahrung gab. Als er jedoch später wieder nach den Tafeln fragte, waren sie nirgends zu finden. Anselmus schrieb nun dieselben Sätze auf neue Tafeln, die jener Mönch sorgsam in einer Ecke seines Bettes verbarg. Nächsten Tages aber fand er sie zerbrochen auf der Hausflur liegen. Er las die Stücke auf und brachte sie zu Anselm, der sie mit Mühe wieder zusammensügte und sie „im Namen des Herrn“ auf Pergament überschrieb, wo seinen Grundlinien zum „Prologium“ kein weiteres Mißgeschick begegnete.“

Bei seiner ersten Reise nach England, im Jahre 1079, die er in Angelegenheiten seines Klosters unternahm, gewann Anselmus mehrere vornehme Freunde, durch deren Vermittelung er später in das erledigte Erzbisthum von Canterbury eingesetzt wurde. Hierdurch aber wurde er genöthigt, einen thätigen Antheil an der brennenden Frage jener Zeit, am Investiturstreite, zu nehmen. In dieser Form nämlich begann unter Wilhelm II. der Hader des englischen Königthums mit der päpstlichen Macht, der endlich unter Heinrich VIII. zum entschiedenen Bruche mit Rom führte.

Am 28. Mai 1089 war Lanfranc, Erzbischof von Canterbury, gestorben. Nun hatte König Wilhelm II. die eintrügliche Gewohnheit, die erledigten geistlichen Pfründen, so lange es irgend anging, zu seinem Besten zu verwenden, bevor er einen Nachfolger ernannte, denn er war, wie Malmesbury von ihm sagte, ein Mann, der Gott äußerst wenig und die Menschen gar nicht fürchtete. Auch bei dem Erzbisthum Canterbury machte der König keine Ausnahme von seiner Gewohnheit und er verzögerte die Besetzung über Jahr lang zum großen Kummer der englischen Kirche. Im Jahre 1092 aber wurde Hugo, Graf von Chester, ein Freund des Anselmus und einer von den mit Wilhelm dem Eroberer hinübergekommenen Edelleuten, bedenklich krank, und da er von seinem Hauskaplan nicht befriedigt war, so schrieb er nach Anselmus, zumal er vor seinem Ende noch ein Kloster gründen und sich darüber mit seinem frommen Freunde besprechen wollte. Als Anselmus in England ankam, wurde er von der Geistlichkeit mit allen Ehren empfangen, und der höhere Klerus, dessen Mitglieder meist normännischen Ursprungs waren, wünschte ihn dringend als obersten Bischof im Lande zu behalten. Auch der König nahm ihn mit Auszeichnung auf. Als nun der Graf von Chester hergestellt und das Kloster gegründet war, wollte Anselm trotz aller Ehrenbezeugungen wieder nach Bec zurückgehen. Indeß erhielt er den Befehl, sich auf dem Hoftag in Gloucester (Weihnachten 1093) einzufinden, um des Königs Entscheidung über die Kloster-Angelegenheit in Empfang zu nehmen.

Die Lords und Prälaten, die sich zu der Versammlung eingefunden hatten, klagten bitterlich über die Verwirrung, in welche die englische Kirche gerathen sei, und verlangten in corpore, es sollten Gebete im ganzen Reiche angeordnet werden, um des Königs Herz zur Ernennung eines Erzbischofs geneigt zu machen. Der König gab ihnen Erlaubniß, zu beten, so viel sie wollten, er aber, fügte er hinzu, werde dennoch thun, was ihm beliebe, und schwöre, daß weder Anselm, noch irgendwer, außer ihm selbst, Erzbischof sein solle. Aber kaum war der Schwur gethan, als sich der König unwohl fühlte. Er lag mehrere Wochen krank, und in dieser Zeit ließen Klerus und Adel nicht nach, ihn zu bestürmen, daß er, zur Rettung seiner Seele, das an der Kirche begangene Unrecht wieder gut mache und vor Allem einen Erzbischof ernenne. Der König, durch seine Krankheit ein wenig weicher geworden, that so viel gute Werke, als sich in der kurzen Zeit verrichten ließen, und willigte endlich auch in Anselm's Ernennung zum Erzbischof von Canterbury.

Anselmus aber weigerte sich entschieden, die Ernennung anzunehmen. Die Bischöfe jedoch hörten nicht auf seine Weigerung, sondern führten ihn mit Gewalt in des Königs Schlafzimmer, wo er die Belehnung empfangen sollte. Dem König war es sehr leid, als er hörte, daß Anselmus die erzbischöfliche Würde ausschlug, und er beschwor den Widerstrebenden bei seinen Leiden, so wie bei der Liebe, die seine Aeltern ihm stets bewiesen hätten, sich überreden zu lassen; ja, er erklärte, er könne nicht in Frieden sterben, wenn ihm das Besitzthum der Kirche nicht aus Händen genommen werde. Jeder von den Anwesenden war tief gerührt; aber als Anselm immer noch bei seiner Weigerung beharrte, gingen sie von Bitten zu Vorwürfen über. Anselmus wendete sich in seiner Verzweiflung an die beiden Mönche, die ihn von Bec her begleitet hatten, und sagte: O, meine Brüder, warum unterstützt Ihr mich nicht! „Wenn es Gottes Wille ist“, erwiderte Baldwin, „was können wir thun, als auf ihn hören!“ und der arme Mönch brach in Thränen aus und gerieth in solche Aufregung, daß ihm das Blut aus der Nase stürzte. Jetzt befahl der König, daß Alle vor seinem Lager niederknieen sollten. Anselm that desgleichen, beharrte aber immersort auf seiner Weigerung. Nun verloren die Anwesenden alle Geduld, riefen noch einem Kreuze, zwängten es, als es gebracht war, mit Gewalt dem Abte in die Hand, hielten ihn, da er sich nach Kräften wehrte, kniend am Boden, während der König die Belehnungsformel anssprach, riefen darauf: Lang lebe der Erzbischof! und stimmten ein Tedeum an. Jetzt schleppten sie den zitternden, blaßgewordenen Mann in die Kirche, unbekümmert darum, daß er mit seinen letzten Kräften rief: „Was Ihr thut, ist nichtig!“ Schließlich war er so erschöpft, daß sie ihn mit dem Weihwasser besprengen und ihm davon zu trinken geben mußten, um ihn wieder zu sich zu bringen.

Als Anselm solchermaßen zum Erzbischof geweiht war, gab es für ihn keinen Frieden mehr. Bald nach Antritt seines Amtes gerieth er mit dem König über eine Geld-Angelegenheit, bei der er die Rechte der Kirche beeinträchtigt glaubte, in Mißhelligkeiten, und dieser vergleichsweise unbedeutende Streitpunkt wuchs binnen kurzem zu einem erbitterten Prinzipienkampfe an über die Frage, ob die Bischöfe ihr Amt vom Könige oder vom Papste zum Lehn besäßen. Anselm, mit seiner ehrlichen, heldenmüthigen Frömmigkeit, hatte von allen Seiten zu leiden, von der vohen Energie seiner Feinde, wie von der Hinterlist seiner natürlichen Bundesgenossen, deren schlauer Diplomatie er sich nicht anbequemen mochte. Zweimal wurde er verbannt, und öfter gerieth er in Noth und Lebensgefahr. Endlich, als Heinrich I. mit dem Papste Frieden oder vielmehr einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit geschlossen, wurde Anselm wieder in seine Würden eingesetzt und gebührend entschädigt.

Als Inhaber eines der reichsten Sitze der Christenheit, führte Anselm dasselbe einfache Leben fort, das er als Mönch geführt hatte, die großen Schätze, über die er gebot, für die Armen verwendend und die Macht, die ihm übertragen war, als ein Mittel benutzend zur Bildung des Volkes und zur Förderung seiner Wohlfahrt.

Trotz seiner wankenden Gesundheit verfaß er bis an sein Lebensende täglich die kirchlichen Verrichtungen und arbeitete, so viel ihm die Berufsgeschäfte gestatteten, an der Vollendung seiner philosophischen Schriften. Aus jener Zeit stammte z. B. die oft citirte Abhandlung über die Prädestination und ihr Verhältniß zum freien Willen. Er starb 1109 im dreiundsiebzigsten Lebensjahre und im sechzehnten seines Pontifikats. Im Jahre 1494 wurde er vom Papste Alexander Borgia heiliggesprochen. Eine Gesammt-Ausgabe seiner Werke erschien im Jahre 1675 in Paris von Dom Gerberon.

Sankt Anselm — sagt de Rémusat — war ein Philosoph und Theologe und der Vorläufer Descartes'. Descartes freilich würde kaum zugegeben haben, daß Anselm einer von seinen Lehrern gewesen sei, und auch die Geschichte der Philosophie beburfte einer langen Zeit, um den Werken des Mönches von Bec in der Entwickelung der philosophischen Systeme ihren gebührenden Platz anzuweisen. Noch vor dreißig Jahren den neueren Philosophen gesagt worden wäre, daß im Jahre 1050 in einem Kloster ein Metaphysiker ersten Ranges gelebt habe, der vom Papste unter die Heiligen versetzt worden sei, so würden sie unglaubig über ein solches Paradoxon gelächelt haben. Nicht minder hätten Kant, wie Voltaire, daran gezweifelt. Denn es galt in jenen Zeiten für ausgemacht, daß das Mittelalter eine Nacht ohne Sterne gewesen. Aber es gab mehr denn Einen, nur daß ein geduldiger Beobachter dazu gehört, die der Wissenschaft verloren gegangenen geistigen Welten wiederzufinden. Anselmus aber war einer von den glänzendsten Sternen des Mittelalters.

Italien.

Das Volkstheater in Rom.

Eine ziemlich neue Erscheinung in Rom sind die auf der Piazza Navona im römischen Volksdialekt aufgeführten Theaterstücke. Den ersten Versuch dieser Art machte im Jahre 1834 Annibale Sanzoni, der Souffleur eines kleinen Theaters, mit einem Lustspiel von Goldoni. Der Versuch hatte den besten Erfolg; Sanzoni fuhr fort, für

das neue Volkstheater Stücke von Goldoni in den römischen Dialekt zu übersetzen. Sein Nachfolger Randanini brachte außer bürgerlichen Dramen auch Schauspiele aus der höheren Welt und Tragödien auf die Volksbühne. Auch Alfieri ließ sich herbei, die Volkssprache auf dem Theater der Piazza Navona zu sprechen. Gegenwärtig ist Tacconi für diese Bühne thätig; für die Lustspiele, die er verfaßt, nimmt er die Sujets aus dem Leben der niedrigsten Schichten des Volks; er ist der gefeierte Liebling des römischen Volks, und auch die Censoren, sowohl der politische als auch der geistliche, behandeln die Erzeugnisse seiner volksthümlichen Muse mit vieler Nachsicht. Tacconi ist auf allen Theatern Roms als Schauspieler in Rollen zweiter Ordnung angestellen. Jetzt ist er für seine Lebenszeit der Herrscher auf dem Theater der Piazza Navona; er unterhält eine ganze Schaar von Künstlern, die ohne ihn Hunger leiden würden; er erheitert das römische Volk, welches ohne ihn Langeweile haben würde; er entwickelt, um Anderen Brod und Vergnügen zu schaffen, eine erstaunenswerthe Thätigkeit und wird in Armuth sterben, wie er gelebt hat. Der Berichterstatter im Athenaeum, dem wir diese Mittheilungen entnehmen, spricht sich über eine Vorstellung, der er beigewohnt, folgendermaßen aus:

„Einmal gab man die „Dido" von Metastasio, in den Volksdialekt übertragen und mit einem Prolog bereichert von Herrn Filippo Tacconi. Dieser Prolog war die ergötzlichste Mobilscene, die man sich denken kann. Es wurden darin alle die kleinen Fatalitäten, welche der Theaterdirektor mit den improvisirten Schauspielern hat, aufs anschaulichste vorgeführt. Der arme „Impresario", von allen Seiten her bedrängt und in Anspruch genommen, von den Männern, die alle die Rolle des Aeneas haben wollten, von dem Verlieben, der seiner Braut nicht erlauben wollte, öffentlich aufzutreten, von wer weiß wie vielen anderen Neuhinzukommenden, welche verlangten, daß neue Rollen für sie noch gemacht werden, ist nahe daran, sie alle zum Teufel zu schicken. Eine der Frauen meint, ihr käme die Rolle der „Dido" eher zu, als ihrer Mitbewerberin; „mein Vater — führt sie zur Begründung an — hat einen Laden, Dein Vater ist nur ein Tage-Arbeiter." Am Ende wird Alles aufs beste geordnet, und unsere Schauspieler begeben sich hinter die Coulissen. Aber hier stellen sich neue Hindernisse ein. Die guten Leute kommen betrunken aus der Kneipe; die Frauen lassen auf sich warten: sie sind noch mit ihrer Toilette beschäftigt. Andere haben Angst und drohen dem Souffleur, sie würden ihm Fußstöße an den Kopf geben, wenn das Gedächtniß sie im Stiche lassen sollte. Der „Impresario" hat seine Noth; er soll für Alles sorgen: für die Schminke, für das Kostüm u. dergl. Endlich sind Alle fertig; der Vorhang geht in die Höhe. Aeneas tritt auf, während das Publikum schon mit den Füßen trompelt.

„Wir haben nie etwas Ergötzlicheres gesehen, als diese Tragödie. Es war nicht eine gewöhnliche Parodie, wie die, welche man jeden Abend auf den kleinen Pariser Theatern sehen kann, sondern eine naive Uebertragung in die Volkssprache, wie Metastasio sie zu sprechen versteht. Das Komische lag nicht in der Umwandlung des Textes, sondern in den „apropositi" der Darsteller, welche ihre Rollen ganz im Ernst nahmen. Die gebildete Sprache machte sich über den Dialekt, nicht der Dialekt über die gebildete Sprache lustig. Die Italiäner haben dieses Gute an sich, daß sie ihre Meisterwerke und überhaupt Alles, was ihnen zum Ruhm gereicht, respektiren und es nicht für erlaubt halten, die Männer, die ihnen Ehre gemacht haben, zu verspotten. In den rührenden Scenen wurden diese Posseureißer in Lumpen, die statt der Federbüsche Roßschweife, statt der Schärpen Bindfaden-Enden haben, oder Krieger des Alterthums in Kostüm eines Tambour-Majors darstellen, ernsthaft und wirklich ergriffen, und das Publikum vergoß heiße Thränen. Das Publikum zu beobachten, war nicht weniger interessant; denn es spielte auch seine Rolle. Es blieb nicht wie angenagelt auf den Sitzen, wie die Pariser, die den Dichter, die Schauspieler und das Stück gleich kritisiren; sondern es nahm Antheil an der Handlung; es urtheilte nur über Dido, Aeneas und Jarbas, erhob ein Freudengeschrei, nicht wenn man gut spielte, sondern wenn es der Person, für die es Sympathie empfand, gut ging; es begleitete die Aufführung des Dramas mit Ausrufen, welche Freude, Schrecken oder Mitleid ausdrückten. Man sah einen antiken Chor vor sich.

„Nach der Abreise des trommen Trojaners und nach den Verwünschungen der Königin von Karthago kamen wir auf den Einfall, hinzugehen und den vortrefflichen Künstlern, die uns so königlich amüsirt hatten, dankbar die Hand zu drücken. Obwohl wir in dem Palast nicht groß geworden waren, konnten wir doch ein wenig seine Irrgänge, und nachdem wir eine Zeitlang in den Verschlägen, die Katakomben ähnlich waren, herumgebückert waren, gelangten wir glücklich auf dem „palco scenico" an. Wir wurden von Herrn Filippo Tacconi, der zugleich der Dichter, der Direktor und der Hauptkünstler dieses Theaters ist, in Person empfangen. Wir sahen vor uns einen bleichen, sehr blonden kleinen Mann, mit deutschem Kopf, träumerischen Augen, italiänischer Haltung und einem mehr als gewölbten Rücken. Das letzte Kennzeichen erwähnen wir, weil es für Tacconi ein unerschöpflicher Gegenstand seines guten Humors ist; er weiß sein Gebrechen wie Polichinell anzubeuten. Der Direktor empfing uns mit der freundlichsten Zuvorkommenheit, und da wir ihn baten, uns die Geschichte seines Theaters zu erzählen, und er uns, um unserer Bitte con amore Folge leisten zu können, ein, mit ihm in einer Kneipe des Ghetto ein Gläschen zu trinken."

Mannigfaltiges.

— Die Lebensgeschichte George Sand's. Mit Recht trägt ein Kritiker im Athéneaum Français an der nunmehr bis zum siebenten Bande gediehenen Lebensgeschichte von George Sand (Histoire de ma vie), daß in diesem langathmigen Buche von sehr vielen bekannten und unbekannten Personen, von dem Marschall Moritz von Sachsen, von dessen natürlicher Tochter, Madame Aurora Dupin, Großmutter der Frau Aurora Dudevant-Sand, von Herrn Moritz Dupin, Vater derselben, von dem Vogelhändler Delaborde und Anderen, äußerst wenig aber von ihr selbst bisher die Rede sei. Man denke sich, daß George Sand noch im siebenten Band ihrer Lebensgeschichte ein Kind ist, das mit seinen Puppen spielt, und das die Mutter auf einer Reise nach Madrid begleitet, wo sich eben der Vater befindet. Hiernach zu schließen, müßte das Werk, wenn Madame Sand, wie wir ihr wünschen, zu einem hohen Alter gelangt, die Bändezahl der Französischen Encyklopädie erreichen. Inzwischen ist wohl zu erwarten, daß die Verfasserin nicht eben so ausführlich über ihre Enkel und Urenkel, wie über ihre Großältern und Urgroßältern sein werde. Es ist übrigens auch eigenthümlich, daß Madame Dudevant-Sand, die sich in Bezug auf ihre eigenen ehelichen und häuslichen Verhältnisse — wie sie in der Einleitung angekündigt — die strengste Discretion auferlegt hat, nichts weniger als diskret in Bezug auf ihre Vorfahren, den Marschall von Sachsen, dessen choreographische Geliebte, deren Tochter u. s. w., ist. Der Vater der Madame Sand, Herr Moriz Dupin, folgte der Carriere seines Großvaters, des Marschalls Moriz, brachte es aber nur bis zum Chasseur-Hauptmann. Er hatte die Schlachten von Marengo und Austerlitz mitgekämpft, deren Beschreibung, wie sie die Verfasserin nach den Erzählungen ihres Vaters mittheilt, nicht ohne Interesse ist, doch hat kein Leser wohl dergleichen Kriegsberichte in einer Biographie George Sand's erwartet. Ohne Napoleon III. würde auch wohl die Verfasserin nicht so ausführlich von den Thaten ihres Vaters unter Napoleon I. gesprochen haben.

— Noch Einiges über die Dampfboot-Expedition nach Central-Afrika. Ueber die bereits erwähnte englische Dampfboot-Expedition auf dem Tschadda-Niger hat Herr Dr. Baikie, einer der Regierungsbeamten, welche die Expedition begleitet hatten, in der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 12. Februar einen Bericht erstattet, der mit den von Herrn Aug. Petermann veröffentlichten Nachrichten über die glücklichen Resultate dieser Expedition ganz übereinstimmt. Es lassen sich diese Ergebnisse folgendermaßen zusammenfassen: 1) Die Erforschung und Aufnahme des Flusses Tschadda, zweihundertfünfzig englische Meilen über den Punkt hinaus, den Allen und Oldfield im Jahre 1833 erreichten. 2) Das beispielslose Glück, daß die ganze Zahl der bei der Expedition befindlichen Europäer wohlbehalten zurückkam. Dieser Erfolg muß breiten Ursachen zugeschrieben werden: a) der Bauart des Schiffes, des ersten Schraubendampfers, der zemals zu einer Erforschungsreise gebraucht worden. Das Fahrzeug (die „Pleiad") ist nach dem Muster der berühmten Jacht „Amerika" gebaut, verhältnißmäßig kurz und breit (24 Fuß breit bei 110 Fuß Länge), was die Bewegung im Strom erleichterte. Wird die Schraube herausgenommen, so ist das Schiff ein schnellsegelnder Schooner. Bei seinem großen, eigenthümlich eingerichteten Kiel-Raume konnte das Schiff so viele Kohlen mitführen, daß es nicht nöthig hatte, frisches Brennholz von der Küste einzunehmen, dessen Einlagerung erfahrungsmäßig Fieber erzeugt; b) dem reichlichen Gebrauche des Chinins, sowohl als Präservativ, wie als Heilmittel gegen Fieber, ferner Anwendung eines desinfizirenden Fluidums vermittelst sogenannter „Burnetts", der Reinhaltung vom Rinnwasser, der Säuberung des Decks durch Abkratzen, anstatt durch Abwaschung, und dem Abkochen des zum Trinken bestimmten Wassers; c) dem Umstande, daß man zur rechten Jahreszeit in den Fluß einlief, während nämlich sein Gewässer im Steigen war. Der deutsche Philolog, Dr. Bleek, welcher, auf die Empfehlung Buns's, ebenfalls die Expedition begleiten sollte, hat leider in Fernando-Po, wo er erkrankt war, zurückbleiben müssen. — Dr. Baikie läßt dem Verdienste des deutschen Reisenden, Dr. Barth, um die Entdeckung dieser wichtigen Wasserstraße volle Gerechtigkeit widerfahren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von sämmtlichen Buchhandlungen (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expediteur Naumann, Markgrafenstr. Nr. 11), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 35. Berlin, Donnerstag den 22. März **1855.**

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Hendrik Conscience italiänisch. — Capecelatro und die neapolitanische Censur. — Italiänischer Verlag von Franz in München. — Boggio über Staat und Kirche in Piemont. — Frau v. Solms-Benaparte's Wyse als Schriftstellerin. — Italiänische Militair-Literatur.

Der diesmalige Bericht über die neuen Erscheinungen in italiänischer Sprache kann mit ein paar in Deutschland herausgekommenen Schriften anfangen. Der Buchhändler Franz in München, der thätige Vermittler der italiänischen Literatur in Deutschland, besonders auch mit England und Schweden, welcher schon die früher in diesen Blättern angezeigten köstlichen „Scenen aus dem Leben in Europa und Amerika", von Ant. Caccia, italiänisch herausgegeben hatte, hat von den Erzählungen des bekannten belgischen Schriftstellers Conscience eine Uebersetzung von Nicolo Negrelli zu Prag in italiänischer Sprache edirt, wovon bereits zwei Bändchen erschienen sind.*) Der Verfasser ist hinreichend bekannt, und seine Uebersetzung werden Italiäner besser, als wir, beurtheilen; die äußere Ausstattung ist des Verlegers würdig.

Dasselbe ist der Fall mit der von ihm veranstalteten dritten Auflage von dem Leben und den Schriften des neapolitanischen Staatsmannes Francesco Capecelatro, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges General in spanischen Diensten und Gouverneur in Kalabrien war. Diese von Scipio Volpicella verfaßte Biographie hatte bereits zwei Auflagen in Neapel erlebt, als der Censor bei der dritten einige Stellen anstößig fand. Daher fand der Druck in München statt. Dort hielt der Schriftsetzer die Striche des Censors für Anweisungen, diese Stellen in ausgezeichneter Schrift zu setzen, und so kann man kontroliren, welche Stellen in Neapel anstößig gefunden wurden. Capecelatro, aus einer der vornehmsten Familien des Landes, war von der königlichen Partei, und dennoch erzählt er, daß die Erpressungen der spanischen Statthalter ungeheuer waren, indem sie für sich größere Summen aus dem Lande führten, als sie für die Krone Abgaben erhoben hatten. Capecelatro, bekannt als bedeutender Geschichtschreiber jener Zeit, wo die Vornehmsten zugleich die Gelehrtesten waren, wie es noch jetzt in Italien oft der Fall ist, hatte im Glauben an die Wunder des heiligen Januarius die Ansichten seiner Zeit und erzählt, wie er die rebellischen Dörfer an den Feiertagen habe überfallen, die Bauern ermorden und die Ebelleute hängen lassen. Der Biograph bemerkt, daß Capecelatro doch etwas zu hart gegen die armen Leute verfahren, welche durch die schlechte Verwaltung zur Verzweiflung gebracht worden und welche seine Landsleute waren. Dies aber ist eine der Stellen, welche die neapolitanische Censur gestrichen hatte.**)

Da es so schwer hält, aus Italien Bücher zu erhalten, dort auch gewöhnlich nur kleine Auflagen gemacht werden, so hatte der Buchhändler Franz schon früher in Italien erschienene Bücher mit Genehmigung der Verfasser neu abgedruckt. Letztere lassen sehr oft auf ihre eigenen Kosten ein Werk drucken und verschenken die meisten Exemplare, so daß nur ein kleiner Rest, mitunter gar keine, in den Buchhandel kommen. In Italien schätzen es sich die Vornehmsten zur Ehre, zugleich die Wissenschaftlichsten zu sein. Auf diese Weise hatte der Graf Beome di Baudi einen Theil der von ihm entdeckten Gesetze des Longobarden-Königs Rotharis drucken lassen,***) und der Graf Provana die Brüsseler Handschrift des Waltharius,†) welcher vor kurzem von Dr. Geyder bei Urban Kern in Breslau deutsch herausgegeben worden ist.

In dem constitutionellen sardinischen Staate kömmt jetzt die Frage über die Rechte der Kirche im Staate vielfach zur Sprache, und es scheint, als wenn ganz katholische Länder sich auf Beantwortung derselben besser verständen, als die, wo verschiedene Glaubensbekenntnisse herrschen. In Deutschland traten bei den Verhandlungen des katholischen Vereins Redner auf, welche behaupteten, daß alle Freiheit, selbst die bürgerliche, von der Kirche ausgehe, und dabei forderte einer der Redner in der St. Ulrichskirche unbedingten Gehorsam der Laienschaft gegen die Bischöfe. Ein in diesen Tagen in Turin erschienenes Werk über Staat und Kirche von Boggio*) behandelt diesen Gegenstand mit vielem Scharfsinne und einer Freimüthigkeit, wie sie nur der (leider zu München an der Cholera verstorbene) Pangkofer in seinen geistreichen Beiträgen zum Thema „Kirche und Staat" an den Tag gelegt hat, derselbe, welchem wir „das Siegesthor zu München" verdanken, welches ihm zu wahrhaft deutschen Herzensergießungen Gelegenheit gegeben hat. Das vorliegende Werk des außerordentlichen Professors der Rechtsphilosophie zu Turin, Pietro Carlo Boggio, zeugt von eben so großer Geschichtskenntniß als Unparteilichkeit, obwohl der Verfasser ein strenger Katholik ist. Er zeigt, wie in den Staaten des Königs von Sardinien die gegenseitigen Verhältnisse des Staats und der Kirche sich im Laufe der Zeit gestaltet, wobei er nicht nur die gelehrten Forschungen des bedeutendsten Geschichtschreibers dieses Reiches, des Ministers Cibrario, sondern auch das Staats-Archiv benutzt hat, so daß er manche unedirte Urkunden mittheilt. Er zeigt, daß schon der erste Herzog von Savoyen, Humbert, die Kirche reich beschenkte; sein Sohn, Amon, wurde im Jahre 1040 Bischof von Lyon, und Herzog Amadeus VIII. legte die Regierung nieder, wurde Mönch und Papst; als solcher hatte er den Edelmuth, beim Konzil zu Kostniz abzudanken, um der Kirchenspaltung ein Ende zu machen, statt daß viele andere Päpste vor ihm die Gegenpäpste verstuchten. Schon früh beförderten die Päpste das Wachsthum des savoyischen Hauses und seine Unabhängigkeit von dem damals noch bestehenden römisch-deutschen Reiche. Urban VIII. nennt den Herzog von Savoyen den Vertheidiger der italiänischen Freiheit. Gregor IX. sprach den Herzog von Savoyen von dem Lehnseide ganz frei, den er dem Kaiser geschworen hatte. Aus Dankbarkeit für die nach dem damaligen historischen Rechte sehr wichtigen Wohlthaten des Papstes bezeigten sich die Herzoge von Savoyen sehr freigebig gegen diesen Papst, dem sich Kaiser Friedrich der Rothbart unterwerfen mußte. Die Herzoge von Savoyen hatten die Waldenser bisher bei ihrem Glauben gelassen, doch unter Emanuel II. veranlaßten die Kapuziner eine Verfolgung derselben (1653), so daß erst Holland, England und Preußen ihnen einige Duldung verschaffen konnten. Noch mehr Einfluß hatte der Papst auf die Verfolgung der Waldenser unter dem sonst so menschlichen Herzog Emanuel Philibert und 1685 unter Viktor Amadeus II. Auf diese Weise hatte der Einfluß der geistlichen Macht schon so weit um sich gegriffen, daß die Kirchen zu Aplen und die Kirchenfeste zur Unterbrechung des Laufes der Gerechtigkeit benutzt wurden. Nur eine Frau, die Herzogin Maria Christina, hatte gewagt, sich 1643 den Uebergriffen der geistlichen Gewalt zu widersetzen, bis endlich auch später den Herzogen von Savoyen die Geduld ausging und 1698 ein Jesuit sofort aus dem Lande gewiesen wurde, weil er eine unehrerbietige Schrift herausgegeben hatte. Die Herzoge gaben den Befehl, daß keine geistliche Bulle mehr in Ausführung gebracht werden solle, wenn der Landesherr nicht seine Genehmigung (das Exequatur) gegeben hatte.

Nun sah der Papst ein, daß er nachgeben müsse, und so suchte er sich durch Konkordate zu helfen; diese hatten jedesmal die Schwächung der Staatsgewalt zur Folge, und der Verfasser beweist deren Verwerflichkeit schon daher, daß es nothwendig war, stets neue Konkordate zwischen dem Papst und den Königen von Sardinien zu machen. Auf diese Weise war der sardinische Staat bereits ziemlich unabhängig von der Kirche, als in Folge der französischen Revolution der König Karl Emanuel IV. sich nach der Insel Sardinien zurückziehen mußte. Dort

*) Racconti di Enrico Conscience, tradotti dal Prof. Ab. Nicola Negrelli. Monaco, Giorgio Franz, Editore, 1854. 16. II. Vol.

**) Della vita e delle opere di Francesco Capecelatro, discorso da Scipione Volpicella. Edit. 3. corretta ed accresciuta. Monaco, 1854. Stampa di Giorgio Franz.

***) Regum Longobardorum leges de structoribus, quas Baudius a Vesme primum edebat, repetendas curavit J. F. Neigebaur. Monachi, G. Franzius, 1854.

†) Waltharius poema saeculi decimi ex recens. Cod. Bruxellensis, secund. edit. equitis L. G. Provana, repetendam curavit J. F. Neigebaur. Monachi, Franz, 1854.

*) La chiesa e lo stato in Piemonte, apoizione storico-critica dei rapporti della santa sede e la corte di Sardegna dall' 1000 al 1854, per l'Avv. P. C. Boggio. Torino, 1854.

Digitized by Google

fing die ultramontane Reaction an, welche später auch in anderen Ländern eintrat. Unter solchen Umständen wurde nach dem Falle Napoleon's der sardinische Staat wiederhergestellt. Der Verfasser führt uns die Zeit der Wiederherstellung der Jesuiten und die Verbannung aller freisinnigen Gedanken vor, wobei er sich auf den edlen Grafen Balbo beruft, welcher gewiß nicht im Geruche der Demagogie steht. Nachdem der Verfasser die Geschichte bis auf die neueste Zeit gebracht hat, schließt er damit, daß Kirche und Staat ganz unabhängig von einander sein müßten, daß der Staat weder ein indifferenter, noch ein christlicher, noch ein atheistischer sein könne, da er lediglich eine juristische Person ist, daß das Beispiel von Nord-Amerika zeige, daß dort der religiöse Sinn am meisten ausgebildet sei. Damit stimmt eine Aeußerung des Kardinals Zachia gegen den Einsender, welcher unter Gregor XVI. sagte: „Es giebt ein Land, wo der Papst allmächtig ist, wo er Bischöfe ernennen, absetzen, Feiertage befehlen und aufheben kann, wie er will, denn die Regierung kümmert sich darum nicht. Dies ist Nord-Amerika. Aber die Religion gedeiht dort sehr gut."

Wenn wir hier eines Werkes in französischer Sprache erwähnen, so geschieht es, weil es, in Italien gedruckt, dieses Land betrifft. Die eben so schöne, als liebenswürdige Nichte des Fürsten von Canino, die eben so talentvolle als geistreiche Marie v. Solms, geb. Bonaparte-Wyse, hat nämlich über die Vor- und Jetztzeit von Nizza*) eine sehr hübsche Arbeit dem größeren Publikum vorgelegt. Wer ihre Compositionen kennt, wer sie hat singen hören und wer ihre lieblichen Miniaturen bewundert hat, der freut sich, in ihr auch eine anziehende Schriftstellerin zu finden, welche mit aller Bescheidenheit, die ihrer großen Jugend so wohl ansteht, auftritt. Sie widmet diese Arbeit ihren „Feinden". Zu diesen gehört auch der jetzige Kaiser der Franzosen, der sie aus Paris hat ausweisen lassen; sie besitzt aber nicht den Fehler der Frau v. Staël, daß sie nirgends anders als in Paris leben zu können glaubte. Sie lebt jetzt in Turin, wo auch ihre Mutter, die Tochter von Lucian Bonaparte, erwartet wird. Ihre Schrift wird jedem Fremden als Wegweiser für Nizza und Umgebung um so willkommener sein, als sie auch die früheren Schicksale dieser griechischen Kolonie von Phocäa sehr lebendig vorführt.

Die Geschichte der Eroberung von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer ist als eine Verherrlichung des tapferen Marchese von Monferrato**) von einem Ungenannten herausgegeben worden und ließ sich recht gut. Dieses Werk ist der Vorläufer einer Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter italiänischer Helden, und werden uns Männer, wie Dandolo, Doria, Zeno, Manfredi, Sforza, Trivulzio, Colonna, Gonzaga, Farnese, Montecuculi u.p.a.m., vorgeführt werden.

Eben ist in Mailand das „technologische Handbuch" von de Volpi***) neu herausgegeben worden, dessen erster Band den zoologischen Theil enthält.

Ein sehr bedeutendes Werk ist aber die von Mariano Ayala herausgegebene Militair-Literatur der Italiäner.†) Es ist allgemein anerkannt, daß der Verfasser der Mann dazu ist, in dieser Beziehung etwas Tüchtiges zu leisten. Er war einer der unterrichtetsten Artillerie-Offiziere im neapolitanischen Heere und gab bereits vor mehreren Jahren ein sehr geschätztes Militair-Wörterbuch heraus. Er hatte kein großes Vertrauen zu der von seinem Könige gegebenen Constitution, wohl aber zu dem Großherzog von Toskana; er folgte daher einem Rufe nach Florenz, wo ihn der Großherzog zum Kriegsminister machte, welchem Fürsten er auch treu blieb, als Guerrazzi und Montecelli gegen denselben feindlich auftraten; damals legte er aber seine Stelle nieder. Seit jener Zeit hat er sich mit seiner Familie in Turin niedergelassen und lebt, wie viele hiesige Offiziere, ganz den Wissenschaften. Aus dem vorliegenden Werke kann man abnehmen, wie viele wissenschaftliche Militairs es stets in Italien gegeben, wo es von Doria und Montecuculi an die Massena nicht an tapferen Soldaten gefehlt hat. Ayala hat in seinem Werke über zweitausend italiänische Militair-Schriftsteller aufgeführt.

Wir enden diesen Bericht mit einem der neuesten Militair-Schriftsteller Italiens, dem sardinischen Major F. Pinelli, der die von dem gelehrten General, Marchese v. Saluzzo, angefangene Geschichte des piemontesischen Heeres mit Glück fortsetzt.††) Die sehr geistreichste Arbeit Pinelli's fängt mit dem Frieden von Aachen an und giebt im ersten Bande die Geschichte jenes stets ausgezeichneten Heeres, in welchem sich noch die Traditionen des Prinzen Eugen von Savoyen erhalten haben, bis zu dem französischen Revolutionskriege. Im zweiten Bande folgen die durch die Einmischung der Coalition in die inneren Angelegenheiten von Frankreich herbeigeführten Unglücksfälle, die Restauration und die damit eingetretene Reaction, mit dem fremden Einflusse verbunden, ferner die dadurch herbeigeführten Bewegungen durch Karl Albert, welcher in der Ecole polytechnique erzogen war, ihr ebenfalls durch fremden Einfluß herbeigeführtes Ende, bis zum Jahre 1830. Der folgende Band wird die Regierung dieses Manchen noch unenträtselten Königs darstellen. Der Verfasser steht im Rufe großer Unparteilichkeit.

J. F. Neigebaur.

*) Nice ancienne et moderne, par Madame Marie de Solms, née Bonaparte-Wyse. Nice, 1854.

**) La presa di Constantinopoli, ossia il Marchese di Monferrato. Torino, 1854.

***) Manuale di Tecnologia generale dell Dott. Giuseppe de Volpi, aumentato dal D. Ferd. Touini. Milano, 1854. Tip. Silvestri.

†) Bibliografia militare Italiana antica e moderna dal Mariano d'Ayala. Torino, 1854.

††) Storia militare del Piemonte in continuazione di quella di Saluzzo, con carte e piani di Ferdin. A. Pinelli, Maggiore. Torino, 1854. Presso de Georgis.

Rußland.

Der Kaiser Nikolaus in den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung.

(Fortsetzung.)

Es war keine Zeit zu verlieren; ein neuer Aufschub wäre ein Aufgeben der Unternehmung gewesen. Man mußte sich klar machen, was man eigentlich wollte. Es fanden Berathungen statt, und es wurden Vorschläge aller Art gemacht. Die von Trubetzkoi und Bobrinsky gemachten Vorschläge waren noch sehr unbestimmt und den kritischen Moment wenig angepaßt; aber Rylejew rückte mit seinem Plan, der einfach und klar und darum wenig geeignet war, auf die erregten Gemüther zu wirken, nicht gleich hervor. Ihm schien der gerade Weg allein geeignet, zum Ziele zu führen, während Batenkow auf allerlei Umwegen zum Ziele gelangen zu können meinte.

In der Voraussetzung, daß die Truppen sich weigern würden, den von Nikolaus für seine Person verlangten Eid zu leisten, und daß der Cesarewitsch in Person nach der Hauptstadt kommen würde, machte Batenkow den folgenden Vorschlag: Die Verschworenen sollten sich in zwei Haufen theilen, der eine Haufen sollte den Großfürsten Konstantin, der andere den Großfürsten Nikolaus zum Kaiser ausrufen. In dem wahrscheinlicheren Falle, daß die Entscheidung zu Gunsten des Ersten ausfiele, wäre zweierlei möglich: entweder würde Nikolaus zurücktreten; dies müßte man als Thronentsagung nehmen, um seinen minderjährigen Sohn Alexander II. zum Kaiser zu proklamiren; oder er würde sein Recht aufrecht zu erhalten suchen, in diesem Falle müßte man Aenderungen in den politischen Einrichtungen und die Einsetzung einer provisorischen Regierung zur Bedingung seiner Anerkennung machen. Einige er auf diese Bedingungen ein, so müßten alle Verschworenen sich für ihn erklären.

Die Vorschläge Anderer gingen dahin, daß man die Militair-Kolonieen zur National-Garde machen, daß man die Citadelle von Petersburg zu einer Freistätte, zu einem Palladium der russischen Freiheiten machen, daß man zwei gesetzgebende Kammern und außerdem in jeder Provinz eine besondere gesetzgebende Körperschaft einsetzen sollte. Der entscheidende Entschluß wurde in der Wohnung Rylejew's gefaßt. Am 24. und am 25. Dezember kamen hier die Verschworenen in großer Anzahl zusammen. Der am 24sten gehaltenen Versammlung wohnten außer den Fürsten Trubetzkoi und Obolensky, außer dreien der Brüder Bestuzew, außer Jakubowitsch, Kochowski und Batenkow noch die folgenden Mitverschworenen bei: Der Baron v. Steinheil, Oberst-Lieutenant a. D., ein kluger und besonnener Mann, der, sich in Moskau vernachlässigt scheend, erst vor wenigen Monaten nach Petersburg gekommen war; der Lieutenant und Generalstabs-Offizier, Graf Konownitzyn, aus einer mit dem Geschlecht der Romanow verwandten Familie; der Capitain im Regiment Moskau, Fürst Schtschepin-Rostowski, ein Nachkomme Rurik's; die Capitaine Puschtschin und Rejin; die Lieutenants Arbusow und Suthow; der Kornet Fürst Odojewski, auch ein Nachkomme Rurik's. Jeder verbürgte sich für sein Regiment; am entschiedensten thaten dies die Marine-Offiziere.

Wie es immer in Versammlungen dieser Art zu geschehen pflegt, erhitzte man sich gegenseitig durch die unvernünftigsten Vorschläge und unbesonnensten Aeußerungen. Im höchsten Maße leidenschaftlich wurde die Berathung, als die Frage verhandelt wurde, was man nach dem Siege mit den Mitgliedern der kaiserlichen Familie machen sollte. Rylejew machte dieser abscheulichen Debatte durch die Erklärung ein Ende, daß darüber die Umstände entscheiden würden. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß der Kaiser durch den Unter-Lieutenant Roslowzow von dem im Werke seienden Komplott Kenntniß erhalten hatte. „Ihr seht es", sagte er, „wir sind verrathen; der Hof weiß schon Viel; aber er weiß noch nicht Alles; unsere Kräfte sind noch ausreichend." — „Ja", erwiederte man ihm; „die Scheiden sind zerbrochen; wir können unsere Säbel nicht mehr verbergen."

Man kam zu dem Entschluß, den Tag des Huldigungseides abzuwarten, die Truppen nach Kräften zu bearbeiten, ihnen den neuen Eid, den man von ihnen fordern würde, als einen Bruch des dem Cesarewitsch bereits geleisteten Eides, die behauptete Berzichtleistung

Digitized by Google

Konstantin's als eine Lüge, als eine Falle darzustellen, in der sie gefangen werden sollten. Die Regimenter und einzelnen Soldaten, die man gewonnen hätte, sollten auf dem Senats-Platz aufgestellt werden; der Fürst Trubetzkoi sollte das Kommando übernehmen und „den Umständen gemäß handeln." Man rechnete auf einen glücklichen Erfolg und man meinte sogar, man werde ohne Blutvergießen zum Ziele gelangen, wenn man durch die Vermittelung des Senats den einen oder den anderen der beiden Großfürsten dazu bewegen könnte, eine Zusammenberufung von Deputirten der Provinzen zu bewilligen, damit durch diese eine Repräsentativ-Verfassung festgestellt und entschieden werde, wer der künftige Souverain sein sollte. Für die Zeit bis zur Zusammenkunft der Deputirten, sollte eine provisorische Regierung bestehen; der Senat sollte die Mitglieder derselben aus der Zahl der Bewegungsmänner erwählen.

Man wünschte, die Revolution innerhalb dieser Gränzen halten zu können; es ist jedoch ausgemacht, daß Rylejev die Besorgniß ausgesprochen, es möchte ohne die Beseitigung des Kaisers das Unternehmen auf zu viele Hindernisse stoßen und einen Bürgerkrieg zur Folge haben. Kachovski schien ihm ein geeignetes Werkzeug, den Kaiser aus dem Wege zu schaffen. In Gegenwart mehrerer Verschwornen ihn unarmend, machte er ihm den verbrecherischen Vorschlag: „Theurer Freund," sagte er, „Du bist allein auf der Welt; Du mußt Dich für die Gesellschaft opfern; schaffe uns dem Kaiser aus dem Wege!"

Gleichheitig gab man dem „Verein des Südens" die nöthigen Instructionen. Dieser Verein hätte eine bedeutende Unterstützung leisten können, wenn er nicht in Folge der von Tagaurog kommenden Befehle an demselben Tage entwaffnet oder wenigstens seiner Häupter beraubt worden wäre.

Am frühen Morgen des 25. Dezember schickte Trubetzkoi zwei Mitverschworne mit Botschaften weg, den einen an seinen Bruder, der Oberst-Lieutenant in der zweiten Armee war, den anderen an Michael Orlov in Moskau. Den Letzten bat er dringend, nach Petersburg zu kommen, ohne ihm den Grund geradezu anzugeben. Beide Botschaften verfehlten ihre Bestimmung.

Am Abende des 25sten waren die Verschwornen noch einmal bei Rylejev versammelt; sie hatten von einem aus dem Süden angekommenen Offizier die trügerische Zusicherung erhalten, daß in der zweiten Armee hunderttausend Mann bereit wären, sich ihnen anzuschließen. Der Oberprokurator im Senat, Krasnokutski, ein Mitglied des Vereins des Südens, brachte ihnen die Nachricht, daß der Staatsrath am folgenden Tage um 7 Uhr Morgens zusammentreten würde, um mit der Eidesleistung voranzugehen. Man vertheilte nun die Rollen. Alle Offiziere von den Garden sollten sich zu ihren Regimentern begeben, um dieselben dahin zu bringen, daß sie sich weigerten, den Eid zu leisten. Die zuerst einwilligten, sollten dazu verwendet werden, die anderen Regimenter auch aufzuwiegeln. Die gewonnenen Regimenter und Soldaten sollten sich auf dem Isaaksplatz vor dem Palast des Senats aufstellen. In dieser Stellung wollte man zusehen, was für Maßregeln die vom Abfall der Truppen unterrichtete Regierung nehmen würde. Jakubowitsch, die Seele des Komplotts, schlug unter Anderem auch vor, die Brannteinweinkneipen den Soldaten und dem Volke preiszugeben, die Plünderung ausdrücklich zu gestatten, kirchliche Fahnen aufzupflanzen und die Ströme der Volksfluthen gegen den Winter-Palast zu richten. Diese höllischen Vorschläge, denen eine gute Kenntniß der Proletarier-Massen Petersburgs zu Grunde lag, fanden unter den Verschwornen keinen Anklang; Rylejev trat ihnen mit Entschiedenheit entgegen. Im Falle, daß die Unternehmung mißglückte, sollte die Stadt verlassen und die Fahne des Aufruhrs im Lande aufgepflanzt werden.

Die Nacht wurde zur Aufwiegelung der Truppen benutzt. Um Mitternacht waren Jakubowitsch und Alexander Bestujev beim Marine-Lieutenant Arbusov mit mehreren Seiner Kameraden vor dem Regiment versammelt, bei dem man den Anfang machen wollte. Schon am Abende hatte man allerlei Gerüchte verbreitet, die geeignet waren, die Soldaten zur Verweigerung des Eides geneigt zu machen. Als am 26sten früh der Senat, der Heilige Synod und die niederen Behörden den Eid leisteten, waren in der ziemlich abgelegenen Kaserne des Regiments Moskau Schlichepin-Rostovski, Michael und Alexander Bestujev und zwei andere Offiziere des Regiments thätig, die Soldaten für ihre Zwecke zu bearbeiten. „Man betrügt uns", sagten sie, „der Großfürst Konstantin hat nicht auf die Krone verzichtet; er ist in Ketten, eben so wie der Großfürst Michael, der Chef unseres Regiments." Alexander Bestujev versicherte, von Warschau gekommen zu sein mit dem Befehle, diesen Akt des Verraths zu verhindern. Michael Bestujev rief: „der Kaiser Konstantin liebt unser Regiment; er wird euren Sold erhöhen. Nieder mit Allen, die ihm nicht treu bleiben werden!"

Solchen Worten konnten die Soldaten nicht widerstehen. Die erste Wirkung war die, daß sie in die Vorrathsräume des Regiments eindrangen, um sich mit Feuersteinen (für gewöhnlich hatten sie in Stelle der selben nur hölzerne Formen) und Patronen zu versehen. Als ein Adjutant des Baron Frederick's, des Commandeurs des Regiments, den Befehl an die Offiziere brachte, daß sie alle zu dem Regiments-Commandeur kommen sollten, rief der Fürst Schlichepin: „Ich erkenne den General nicht mehr an!" und gab den Compagnieen den Befehl, zu laden. Als er den General selbst kommen sah, drang er, den Säbel in der Faust, auf denselben ein, während Alexander Bestujev ein Pistol auf ihn abfeuerte. Der General fiel, am Kopfe verwundet, bewußtlos zur Erde. In diesem Augenblick kam auch der General Schenschin, Commandeur der Brigade, zu der das Regiment Moskau gehörte, herbeigeeilt; auch über diesen fiel Schlichepin her und durchstieß ihn. Seiner selbst nicht mehr mächtig, säbelte der Capitain Schlichepin Alles nieder, was ihm in den Weg kam, ergriff die Fahne und führte seine Compagnie aus der Kaserne; den Anreden der höheren Offiziere antwortete die Compagnie mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser Konstantin!" Als die Compagnie draußen die anderen Compagnieen durch den Oberst von Adlerberg, einen jungen Grafen von Lieven und andere treu gebliebene Offiziere zurückgehalten sah, zögerte sie, weiter vorzugehen; erst als eine zweite Compagnie und einzelne Soldaten aus den anderen Compagnieen folgten, setzte sie sich wieder in Bewegung, um im Sturmschritt nach dem Senats-Platze zu gehen, zum großen Erstaunen der Bevölkerung des Stadtviertels, die nicht wußte, was vorging. Man stellte sich hinter der Statue Peters des Großen auf und wartete auf die versprochene Verstärkung. Es kamen außer dem Bataillon der Marine nur noch einige Compagnieen der Leibgrenadiere. Eine Menge feingekleideter Herren, den Anfang für günstig haltend, schlossen sich den Aufrührerischen an; Volksmassen häuften sich um sie her, bereit, ihre Neutralität aufzugeben, wenn sie es ohne Gefahr würden thun können.

Im Winter-Palast wartete unterdessen der Kaiser in Spannung auf Nachrichten über die Eidesleistungen der Truppen. Nach 11 Uhr brachten der General Woinov, Ober-Commandeur der Garde, und der Chef seines Generalstabes, der kluge General Neidhardt, die Nachricht, daß die meisten Regimenter den Eid willig geleistet. Die Gefahr schien vorüber. Aber eine Viertelstunde später lief eine beunruhigende Meldung ein: es wurde dem Kaiser gemeldet, daß man sich geweigert gesehen hätte, vier Offiziere der reitenden Artillerie in Haft zu bringen und ihr ganzes Regiment zu konsigniren. Gegen 1 Uhr kam die Nachricht von dem Benehmen des Regiments Moskau und von dem offenen Widerstande, in welchem nicht weit von dem Palast sich mehrere Compagnieen befanden. Der Kaiser schickte durch den Chef des Generalstabes der Garde dem Regimente Semenov den Befehl, sofort sich aufzumachen und die Empörung zu unterdrücken, und der reitenden Garde den Befehl, sich bereit zu halten. Einsehend, daß er selbst bei dieser Gelegenheit sich zeigen müßte, ging Nikolaus von seiner Frau Abschied nehmen. Nachdem er mit ihr in der Kapelle des Schlosses den göttlichen Segen erfleht, ging er, den jungen Großfürsten (damals im Alter von acht Jahren) an der Hand, zur Palastgarde und befahl ihr, die Gewehre zu laden und alle Zugänge zu besetzen. Seinen Sohn übergab er den Soldaten mit den Worten: „Ich vertraue ihn Euch an; Ihr habt ihn zu schützen." Die finnländischen Jäger, die zu Thränen gerührt, schworen, daß sie ihm und ihren Leibern einen Schutzwall bilden würden; sie nahmen den Knaben auf ihre Arme, herzten und küßten ihn der Reihe nach. Er war in guten Händen. Als sein Gouverneur, der Oberst Moerder, den Prinzen forderte, weigerten sie sich, ihn herauszugeben. „Gott kennt die Gesinnungen eines Jeden", erwiederten sie; „wir werden den Sohn unseres Vaters nur dem Vater selbst zurückgeben."

Nachdem der Kaiser noch den Rapport des Grafen Miloradowitsch, der seit 1819 General-Gouverneur von Petersburg war, angehört, begab er sich auf den Schanzlay der Revolution. Der Oberst Alexis Orlov stand hier bereits an der Spitze mehrerer Schwadronen der reitenden Garde, der Befehle des Kaisers gewärtig; den großen Dienst, welchen er durch die Schnelligkeit, mit welcher er die Truppen herbeigeführt, seinem Herrn geleistet, hat dieser ihm nie vergessen.

Ein Blick über den Platz Peter's des Großen übergenugte den Kaiser, daß es Zeit war, zu handeln. Die Empörer standen, von Volkshaufen umringt, kampfbereit da und ließen den Ruf: „Es lebe der Kaiser Konstantin!" über den Platz schallen.

Das berühmte Regiment Preobrajenskt erhielt den Befehl, ohne Verzug sein erstes Bataillon zu schicken; es dauerte nicht lange, so war es da; auch das dritte Bataillon dieses Regiments, ferner mehrere Compagnieen der Grenadiere Pawlovsk und das Bataillon der Sappeurs der Garde wurden aufgeboten. Das letzte sollte der Besatzung des Winter-Palastes zur Verstärkung dienen. Um einem Angriff auf diesen Palast, in welchem die beiden Kaiserinnen und die übrigen in Petersburg anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie sich befanden, vorzubeugen, führte der Kaiser selbst das erste Bataillon des Regiments Preobrajenskt den Aufständischen entgegen, deren Zahl auf zweitausend bis dreitausend Mann angewachsen war.

Digitized by Google

„Guten Tag, meine Kinder", rief der Kaiser dem ersten der aufständischen Haufen, auf den er stieß (einem alten russischen Gebrauche gemäß) entgegen. Die Antwort lautete: „Hurrah, Konstantin!" Der Kaiser wies mit dem Finger auf das äußerste Ende des Platzes hin, indem er sagte: „Ihr irrt Euch im Wege; Euer Platz ist da bei den Verräthern." Ein anderer Haufe, dem derselbe Gruß zugerufen wurde, war verblüfft und gab keine Antwort. Der Kaiser benutzte mit bewunderungswerther Geistesgegenwart den Augenblick, er kommandirte mit starker Stimme: Rechts um, Marsch! Der Haufe gehorchte maschinenmäßig dem Kommandowort, als wenn er in keiner anderen Absicht sich auf den Weg gemacht. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Zur religiösen Literatur.

A. Monod's Lucile.*)

Dieses Buch ist ein Sieg des religiösen Bewußtseins über den Indifferentismus und besonders auch deshalb merkwürdig, weil es zuerst in Frankreich erschienen.

Lucile, die Frau eines reichen Gutsbesitzers, als Protestantin erzogen, später aus Familienrücksichten katholisch geworden, hat sich dem absolutesten Indifferentismus ergeben, da auch ihr Mann zu den Ungläubigen gehört. Eines Tages fährt sie ein Spaziergang am Kirchhofe vorbei, und in ihr entsteht die Betrachtung: „Welcher Kirche gehört mein Körper an, wo würde ich begraben werden? Protestantin durch Geburt, Katholikin durch Verhältnisse, halte ich eigentlich an Nichts fest und gehe nie zum Tische des Herrn." — Die nunmehrigen Gedanken über die Bestimmung ihres Körpers führen sie zu ernstlichen Besorgnissen um das Schicksal ihrer Seele. Sie sucht Trost in einem Handbuch der Christen, worin auch die Evangelien und Episteln des Neuen Testamentes abgedruckt sind; diese machen einen doppelten Eindruck auf sie. Der Geist der Aufrichtigkeit und Autorität, der sie beseelt, läßt sie auf göttliche Inspiration schließen; aber an das Wunderbare darin kann sie nicht glauben. In ihrer Noth wendet sie sich an den Abbé Favieu, einen edlen und verständigen katholischen Geistlichen. Er tadelt, daß sie, statt des gewöhnlichen Weges, durch die Kirche zur Bibel zu kommen, den verkehrten eingeschlagen habe, hofft aber, sie werde bald zu dem vorgeschriebenen Wege zurückkehren, weil er der einfachste und sicherste sei; und nur Der volle Beruhigung genieße, der die ganze Sorge, ihn zu Gott zu führen, der Kirche überlasse und ihr vertraue, wie das Kind der Mutter. Dann führt er Lucile und ihren Gemahl auf das Alte Testament zurück und zeigt ihnen die Erfüllung seiner Prophezeiungen im Neuen Testament. Lucile wird tief bewegt, und auch ihr Gemahl fühlt seinen Unglauben erschüttert. Sie wünscht nun sehnlichst, die Bibel selbst zu lesen, und will sich ein neues Testament von den Colporteuren kaufen, die solche überall herumtragen. Der Abbé widerräth ihr das aus ernstlichste, weil es allein der Kirche zukomme, die heilige Schrift zu deuten; wenn sie ihre Tiefen selbst ergründen wolle, so beforge er, ihr Verstand werde sich verwirren und sie ihre eigenen Meinungen mit den Gedanken Gottes verwechseln. Lucile kann sich damit nicht beruhigen, obgleich der Abbé eine Menge Autoritäten für seine Meinung anführt, worunter der Ausspruch des Erlösers: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben", der stärkste ist. Sie macht Bekanntschaft mit Mercier, einem Katholiken, der durch Oberlin, Pfarrer des Ban de la Roche, dahin gekommen ist, keinen Vermittler zwischen Gottes Wort und seiner Erkenntniß zu dulden. Er beweist ihr aus der Bibel selbst, daß Jesus Christus befohlen habe, sie zu lesen, Johannis 5, V. 39: „Suchet in der Schrift, denn Ihr meint, Ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist es, die von mir zeuget", und die Worte Johannis, Offenbarung 1, V. 3: „Selig ist, der da lieset und die hören die Worte der Weissagung." Er räth Lucile, die Bibel mit Gebet und Demuth zu lesen und Gott zu bitten, daß er seinen Geist sende, um ihr die Tiefen zu erhellen. Mercier gesteht, daß er mit Aufopferung bedeutender irdischer Vortheile Protestant geworden, hält aber den Unterschied der Konfessionen für gleichgültig zur Seligkeit; die römische Kirche dürfe ihren Bekennern aber nicht länger die Bibel entziehen, die für alle Noth des Lebens den besten Trost gewähre. „Die Bibel", sagt Mercier, „nährt täglich meine Seele und versorgt mich mit Allem. Meine ganze Stärke besteht in diesen drei Worten: Es steht geschrieben!" Lucile folgt seinem Rath und setzt ihren katholischen Freund, den Abbé Favieu, davon in Kenntniß. Der fragt, ob sie Frieden habe, seit sie die Bibel lese? Sie bejaht es, und er erwidert: „Dann ist es gut, ich habe weiter nichts zu sagen."

*) Lucile, ein Buch für Leser der heiligen Schrift, von Adolph Monod. Aus dem Französischen. Hamburg, 1834.

Den Schluß des Buches bildet eine Ermahnung an das französische Volk, die Bibel zu lesen, nur dadurch könnte es das Geheimniß der Ordnung, der Freiheit und des sicheren Wohlstandes finden, wonach es so viele Jahre vergebens gesorscht hätte. Der Wunsch des Verfassers, daß die Bibel allgemein gelesen werde, scheint sich seiner Erfüllung zu nahen. Schon 1832 erließ der Bischof L. Guillaume von Montauban eine Erlaubniß, das von Sacins übersetzte Neue Testament unter den Katholiken zu verbreiten, unterfagte aber die Verbreitung des Alten Testaments, weil viele Bücher darin weggelassen wären, welche die Kirche als kanonisch anerkannt habe. E. v. H.

Mannigfaltiges.

— Eine Biographie Nikolaus' I. Unter den zahlreichen Schriften, zu welchen die gegenwärtige Weltkrise Veranlassung gegeben, bemerken wir ein vor kurzem in London erschienenes „Life of Nicholas I., Emperor of Russia", von Herrn F. Mayne, welches die Literary Gazette ihren Lesern als ein Werk empfiehlt, das mit Benutzung der authentischsten Quellen zusammengestellt sei und sich daher namentlich zu einem „book of reference" eigne. Nach den von dem genannten Journal gelieferten Proben zu urtheilen, können wir jedoch in dieses Lob nicht einstimmen, indem der Verfasser es nicht einmal für nöthig gehalten, die gewöhnlichsten, in jedem Almanach zu findenden historisch-genealogischen Notizen zu berücksichtigen. Er verwechselt Personen und Daten mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit, wovon wir als Beispiel nur anführen, daß er eine Tochter des verstorbenen Großfürsten Michael von Rußland mit einem gewissen Adolph von Warschau (Adolph of Warsaw) verheiratet, hinter welcher Maske wohl nicht alle Leser den Herzog Adolph von Nassau herausfinden werden. Noch merkwürdiger ist vielleicht der Umstand, daß er die Theilung Polens dem Kaiser Nikolaus zuschreibt.

— Hayti und die Amerikaner. Unser Landsmann, Sir Robert Schomburgk, der seit dem Jahre 1848 britischer Konsul in St. Domingo, dem republikanischen Theile von Hayti, ist, von wo er auch bereits manche interessante Mittheilung über die botanische und orographische Beschaffenheit des Landes nach Europa hat gelangen lassen, hat sich in der jüngsten Zeit um die englische Regierung ein großes Verdienst zu erwerben gewußt, indem er es war, der den Plan der Amerikaner, von der dominikanischen Republik den Hafen von Samana und dazu gehörenden Landstrich für ein Stück Geld zu erwerben, zu Schanden machte. Man darf wohl annehmen, daß, wenn die Yankees erst auf Hayti festen Fuß gefaßt, sie sich sehr bald auch in den Besitz der ganzen Insel, mit Einschluß des Soulouquschen Kaiserthums, würden zu bringen wissen. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, beeilte sich Schomburgk, sobald er von den Unterhandlungen des amerikanischen Agenten Cazneau, der dem Mulatten-Präsidenten Santa-Anna bereits zwei Millionen Dollars für Samana geboten hatte, Kenntniß erhalten, den französischen Generalkonsul in Hayti, Herrn Raybaud, davon zu benachrichtigen. Dieser kam sofort unserem Schomburgk zu Hülfe, und Beiden ist es gelungen, die dominikanische Republik, unter Androhung eines Kriegszuges von Seiten des Kaisers Faustin Soulouque, von ihrem Vorhaben einstweilen abzubringen. Es fragt sich inzwischen, ob die Amerikaner nicht durch fortgesetzte Unterhandlungen ihren Zweck gleichwohl erreichen werden. Ja, im Interesse einer vernünftigen und humanen Regierung auf Hayti, zu welcher sich bis jetzt weder die Neger, noch die Mulatten befähigt gezeigt, wäre es vielleicht zu wünschen, daß dem schwarzen Regiment auf der Insel bald durch irgend eine weiße Intervention ein Ende gemacht würde!

— Neue Guano-Lager. In einer neulichen Sitzung der Pariser Société impériale et centrale d'agriculture berichtete Herr Boussingault, nach einer ihm von der Regierung der Republik Ecuador gemachten Anzeige, über die Entdeckung eines bedeutenden Guano-Lagers auf einer der Galapagos-Inseln, unweit des Hafens Guayaquil. Den angestellten Berechnungen zufolge enthält dieses Lager nicht weniger als vierunddreißig Millionen Kubikmeter Guano, und es werden einige Proben desselben binnen kurzem in Paris erwartet. Als Herr Boussingault vor mehreren Jahren jene Gegenden bereiste, hatte er schon auf den Galapagos-Inseln einige Guano-Lager bemerkt, die aber von nur geringer Ausdehnung waren, während die jetzt entdeckten eben so reich scheinen, wie die der Chinchas-Inseln an der Küste von Peru, welche so ungeheure Massen dieses werthvollen Düngmaterials liefern. Daß man sie nicht früher wahrgenommen, läßt sich durch den Umstand erklären, daß die Guano-Insel im Mittelpunkt des Galapagos-Archipels liegt und nur selten besucht wird. — Ein englisches Journal meldet gleichzeitig die Entdeckung eines reichen Guano-Lagers auf dem Bird's Island, im Atlantischen Meere.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 10 Sgr., welche auf Wunsch die Zusendung portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von allen deutschen Buchhandlungen, in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Postamt Neumann, Werderstraße Nr. 21, so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 36. Berlin, Sonnabend den 24. März 1855.

Frankreich.

Gallikanismus und Ultramontanismus.

Bruchstück aus einer Abhandlung der *Revue des deux Mondes* über die gallikanische Kirche.*)

Wie der kirchliche Lehrbegriff, dem Frankreich seinen Namen gegeben, so bietet auch der Ultramontanismus zwei Seiten dar: die bürgerliche oder politische und die kirchliche oder religiöse. Der ultramontane Kodex läßt sich auf zwei Prinzipien zurückführen: die Herrschaft der Kirche über den Staat — die Unfehlbarkeit des Papstes, zusammenfassen; denn seit dem Mittelalter haben die Päpste beide Rechte für sich in Anspruch genommen. Mehr als jemals herrschet zu Rom der Theokratismus, dem man sich unmöglich entziehen kann, wenn der Papst für unfehlbar gilt. Der erste Grundsatz des Ultramontanismus zerstört die Gewissensfreiheit bis auf die Wurzel, stellt den Priester über das Gesetz, überliefert die Ehe und das gesammte bürgerliche Leben dem Priesterthum — der zweite beugt die Kirche unter das Regiment der Willkür, verewigt die religiösen Zwiste, vernichtet jede Hoffnung auf Reform. Beide machen den Ultramontanismus von Grund aus mit der neuen Civilisation unverträglich. Niemals kam er völlig in Anwendung; der Genius der christlichen Nationen fügte sich niemals in die letzten Konsequenzen der Theokratie. Diese mochte, wir geben das gern zu, in dem Mittelalter mit seinen Gewaltsamkeiten und Wirrnissen an ihrem Platze sein, ja, ihrer damaligen Rolle ist weder die Größe, noch der Nutzen abzusprechen. Was aber jene Zeit durch den allgemeinen Zustand der Dinge entschuldigt, das wird unerträglich, wenn es sich dem religiösen und gesellschaftlichen Aufschwung des Christenthums geradezu widersetzt. Es ist glaublich, daß ein Genie, wie Gregor VII., in unsern Tagen die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt nicht bekämpfen, sondern eben so wie Bossuet in der Freiheit der Kulte, die überall, wo sie waltet, dem Fortschritt der katholischen Wahrheit so günstig ist, ein christliches Prinzip anerkennen würde.

Die Herrschaft des Ultramontanismus im Schooße des französischen Klerus, im achtzehnten Jahrhundert mit dem Verfall der Kirche und des Staates eingeführt, durch die Reform von 1791 eine Weile unterbrochen, erschien in den letzten Jahren der Restauration festgegründet. Wenigstens zeigte er sich zu diesen verschiedenen Epochen in seiner natürlichen Gestalt, als Rückkehr zu den Einrichtungen des Mittelalters. Der religiöse Gallikanismus, obgleich von seinen schwachen Vertheidigern bloßgestellt, hatte seine bestandige Stütze in der freisinnigen Meinung.

Die Juli-Revolution bewirkte bei dem Ultramontanismus eine unerwartete Umgestaltung. Er wechselte plötzlich Haltung und Sprache; er wählte die Freiheit zum Losungswort. In Belgien machte er den Vortrab der Revolution und stimmte für Republik. Im Grunde aber hatte sie keine seiner Lehren modifizirt. Die Gelehrsamkeit Bellarmin's, durch Joseph de Maistre's Geist gewürzt, umfaßte für ihn noch wie vor die christliche Wissenschaft. Bonald war sein Metaphysiker, Lamennais sein Haupt. Abwechselnd ungestümer Royalist und feuriger Demokrat, aber immer Theokrat, so lange er innerhalb der Kirche verblieb, hatte Lamennais das Herz des Klerus dadurch gewonnen, daß er das priesterliche Interesse über alle politische Interessen setzte. Die neuen Ultramontanen wollten die Freiheit der Kirche, die Freiheit des Unterrichts, die Freiheit der Presse, kurz, alle Freiheiten der Welt. Vor ihnen hatte man die Freiheit nicht verstanden. Von diesen Thürmachenden Demonstrationen der „Söhne der Kreuzfahrer", die vielleicht unbewußt von den Söhnen Loyola's inspirirt waren, ließen sich die wahren Liberalen und die verständigen Katholiken nicht fangen. Endlich gerieth die Deputirtenkammer in Bewegung und schalt die unbegreifliche Schwäche der französischen Regierung, die fast dis zur Mitschuld ging. Dupin hielt bei dieser Gelegenheit vielleicht seine besten Reden; erlangte es aber nicht, unseren Grundsätzen den Einfluß und die Popularität wiederzugeben. Wie Portalis, dem er nur zu gelehrig folgt, zeigte Dupin mehr Vorliebe für den bürgerlichen Gallikanismus. Die aufgegebene niedere Geistlichkeit, die im Konkordat übergangenen Laien blieben ohne Vertheidiger. Diese ungerechte und unpolitische Vernachlässigung hat den lobenswerthen Bestrebungen unbeweisselt sehr geschadet und der Täuschung, die die seltsame Maskerade der theokratischen Partei hervorgerufen, großen Vorschub geleistet.

Doch nicht lange, und die Masken fielen. Die Verfolgung mit ihrer Despotie und ihrer Inquisition zum Rechte erhoben, zeigte der Welt, was die ultramontane Freiheit werth sei. Die Partei legte ihre Paradefahne bei Seite. Es steht jetzt fest, daß in ihrem Muade die Freiheit der Kirche so viel bedeutet, wie die allgemeine Herrschaft des Klerus unter Roms Befehlen; es ist erkannt, daß ihre Freiheit des Unterrichts der Tod der Philosophie und die Ausschließung der Laien von jeder geistigen Function ist. Die unsere Grundsätze der Servilität geziehen hatten, erschöpften alle Arten von Kriecherei. Dem Gallikanismus verschaffte der Cynismus seiner Tadler volle Rache.

Die theokratische oder, wie sie sich nennt, katholische Partei hat von ihm einen moralischen Stoß bekommen, von dem sie sich nicht erholen wird. Schon streckte sie die Hand gegen den bürgerlichen Gallikanismus: sie belagerte die Regierungen mit ihrer eigennützigen Schönthuerei; allein hier mußte sie bemerken, daß die gallikanischen Lehren zu unzerstörbaren Thatsachen geworden sind. Die Zweitracht drang in ihre Reihen; sie verlor einige ihrer glänzendsten Kämpen. Stärker ist die Stellung des Ultramontanismus in der Kirche. In Rom eingewurzelt, im Besitz des Episkopats und eines großen Theils des niederen Klerus, mag er sich für unangreifbar halten. Indeß hat auch hier der Gallikanismus den Kampf nicht aufgegeben. In diesem Augenblick beginnt er das Haupt zu erheben. Von einzelnen Mitgliedern des französischen Klerus ließ sich eine Sprache vernehmen, an die man nicht mehr gewöhnt war; sie redete von Rechten und Bürgschaften in der Kirche; sie berufen sich auf die öffentliche Meinung, auf ihre Berufsgenossen.

Um die Ueberreste der kirchlichen Freiheit gegen die ultramontane Faction zu vertheidigen, muß ein Priester heutzutage den Muth mit dem Wissen paaren. In ihren jüngsten Schriften haben De la Couture, Prompsault, Laborde bewiesen, daß sie Beides besitzen. Aus dem Klerus hervorgegangen sind ferner zwei beachtenswerthe anonyme Schriften: eine an das Episkopat gerichtete Denkschrift „über die gegenwärtige Lage der gallikanischen Kirche" und: „die gallikanische Kirche und ihre Grundsätze, gerächt gegen die Angriffe des Herrn Grafen v. Montalembert". Die letztere enthält auch eine gute Widerlegung Joseph de Maistre's. Wie schätzbar aber auch diese Productionen in gewissem Betrachte sind, so leiden sie an dem Fehler, daß sie den Gallikanismus nicht umfassend genug behandeln und daher auch nicht geeignet sind, die öffentliche Meinung kräftig zu ergreifen. Sie beschränken sich auf Fragen der Kirchenzucht und schlagen meist die Rechte der weltlichen Gewalt ziemlich wohlfeil los; sie wollen mit den Grundsätzen unserer alten Parlamente nichts gemein haben; einige bezeigen den Eingriffen in die weltliche Souverainetät ihren Beifall. Anstatt die Intoleranz dem Ultramontanismus, dessen eigenthümliches Prinzip sie ist, zu überlassen, möchten sie sie im Gallikanismus verewigen, obgleich sie sich hier nur zufällig und folgewdrig angeheftet hat. Sie reklamiren höchstens zu Gunsten der Bischöfe, als wenn der Priesterstand und die Masse der Laien nicht zählten. Ueberdies anwickeln sie ihre Opposition mit so unendlich vielen Rücksichten und schonenden Ausdrücken, als wollten sie um Gnade bitten, daß sie die Wahrheit und das Recht vertreten. Wir wissen wohl, daß auch diese demüthige Rolle nicht ohne Gefahr und folglich auch nicht ohne Ehre ist; allein sie erzielt nichts. Nicht also trat die alte Pariser Schule den Mißbräuchen entgegen und wies die Gewalt des Papstes in die gebührenden Schranken zurück.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, die Symptome einer Wiedergeburt des Gallikanismus, wie schüchtern sie auch im Schooße des Klerus auftreten, zeigen uns den Ultramontanismus in seinen letzten Verschanzungen bedroht. Auf dem bürgerlichen Gebiete besiegt, wie kann er hoffen, auf dem religiösen den Preis zu erringen? Ist denn noch ein

*) Die Abhandlung ist aus der Feder einer französischen Katholiken geflossen; das gegenwärtige Bruchstück, welches das Resumé des Ganzen bildet, ist unverändert von uns wiedergegeben. D. R.

Zweifel über den Ausgang des letzten Kampfes, den er hervorgerufen! Die Masse der Laien ist gallikanisch, der letzte französische Bauer, selbst ohne es zu wissen. Laß einen Ultramontanen ins Ministerium treten — und wir haben es erlebt —, er muß die Prinzipien von 1789, die durch den römischen Hof vor und nach 1789 unzählige Male mit dem Bann belegten, von Amts wegen anerkennen. Also ein ganzer Kirchenstand hat die Theokratie entschieden verworfen. Die Einstimmigkeit der Kirche, die, nach Evangelium und Tradition, allein die Glaubensausspräche zu unwiderruflichen stempelt — die können demnach die ultramontanen Lehren nicht geltend machen.

Wir verkennen die Gefahren nicht, die auch nur der allerstüchtigste Erfolg der ultramontanen Partei für Religion und Vaterland herbeiführt. Die Kluft zwischen dem Volke und einem Klerus, der eine antinationale Erziehung erhält, höhlt sich mit jedem Tage tiefer. Der größte Theil unserer Doktoren der Theologie, unserer Bischöfe, Erzbischöfe, Kardinäle bekennt offen die Unselbstheit des Papstes mit allen drohenden Schlußfolgen dieses Dogmas. In den Seminarien sieht man sich vergebens nach einer theologischen und kirchenrechtlichen Abhandlung um; in welcher die wirkliche Unabhängigkeit der bürgerlichen Gewalt freimüthig anerkannt wird. Bei einem öffentlichen Akt bezeichnete neulich ein Erzbischof die Civil-Ehe als gesetzliches Konkubinat. Das Konkordat verstand es nicht, einen von seiner neuen Sendung durchdrungenen Klerus zu schaffen. Eine erleuchtete Regierung könnte aus dem Rechte, Bischöfe zu wählen, großen Nutzen ziehen, und doch ist man bei diesen Wahlen nie mit Umsicht verfahren. Der Klerus zweiten Ranges wurde weder 1830, noch 1848 von seinen Fesseln befreit; man versagte ihm Alles, selbst die Vermehrung der unabsetzbaren Pfarrer,*) eine Maßregel, so einfach und doch von so großer Tragweite, die man, ohne das Konkordat anzutasten, in Anwendung bringen kann. Der Ultramontanismus hat unsere Fehler benutzt: die Reform der Kirche und der Ruf des Staates mit ihr wurden vertagt.

Eine solche Lage bedarf des raschen, ergreifenden Mittels. Die kühnen Anläufe der Ultramontanen, die Vorsichtsmaßregeln der aufgeschreckten Regierungen, und vor Allem der Geist des Jahrhunderts, die Alles beherrschende Bewegung der öffentlichen Meinung bereiten glücklicherweise die Wiedergeburt des religiösen Gallikanismus vor. Auch die Kirche ist der Knechtung müde. Auch dort werden die verfassungsmäßigen Bürgschaften die Bedingung zur Aufrechthaltung der Macht. Der Klerus zweiten Ranges strebt nach gerechter Unabhängigkeit, die Civilgewalt wird begreifen, daß in der letzteren ihr die eigene Unabhängigkeit verbürgt ist, und die Laien werden sich nicht darein fügen, in der religiösen Gesellschaft eine Null zu sein. War nicht der Ultramontanismus selbst gezwungen, die Livree der Freiheit anzulegen? Um den Wünschen der echten Katholiken und den Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen, braucht der Gallikanismus nicht die scheinheilige Maske vorzunehmen; er braucht nur Er selbst zu sein und sich von den falschen politischen Lehren loszusagen, die ihm von Bossuet bis Frayssinous beigemischt worden. Noch einmal, der Gallikanismus geht in diese zwei Hauptpunkte auf: die vollständige Unabhängigkeit der bürgerlichen Gewalt, als Grundlage zu den Beziehungen zwischen Staat und Kirche — die Umkehr zu den Freiheiten der Urkirche, als Grundlage zu den religiösen Verbesserungen. Haben nun diese großen Prinzipien Etwas gewonnen mit dem Despotismus eines Ludwig XIV. oder mit unseren jungen Theoricen der Gewalt? Folgen wir denn Bossuet's Maximen; folgen wir ihnen aber bis ans Ende, ohne uns in die Beschränkungen, welche die Vorurtheile des siebzehnten Jahrhunderts hineingebracht haben, einschnüren zu lassen. Wenn der Gallikanismus mit einem politischen System Verwandtschaft hat, so ist es mit den freisinnigen Institutionen, die der neuere Geist, auch ein Sohn des Evangeliums, erzeugt hat. Da einzig und allein ist die Zukunft des religiösen Gallikanismus, weil da sein Prinzip, seine Stärke wohnt.

Nachdem er die Jahrhunderte mit seinen Kämpfen, mit seinem Ruhme erfüllt hat, ist das Interesse für den Gesammt-Gallikanismus noch immer lebendig, und noch heute braucht man nur seinen Schatten anzurufen, um die öffentliche Meinung aufzuregen. Das kömmt daher, weil Gallikanismus und Freiheit sinnverwandt sind. Man konnte ihn nach seinen aus den öffentlichen Urkunden geschöpften Prinzipien beurtheilen. Er verbindet die Gegenwart mit der Vergangenheit, er giebt der Freiheit eine strahlende Tradition. Unsere großen Könige, unsere großen Rechtsgelehrten, unsere großen Philosophen, die Kartesianer zumeist, Port-Royal, der Orden des Oratoriums waren Gallikaner. Er war die Fahne aller Lichtfreunde in der Welt. Im Namen des Gallikanismus sank die Inquisition zu Toskana unter dem Großherzog Leopold. Im Namen des Gallikanismus entwurzelte der von dem seichten Wissen unserer Tage so angeschwärzte Joseph II. den Fanatismus und die Dummheit in Oesterreich und bewirkte, freilich etwas zu hastig, eine Menge gründlicher Verbesserungen, denen es dieses Land meist verdanken wird, in die Familie der freien Staaten einzutreten. Im Namen des Gallikanismus fielen selbst in Neapel und Portugal, den Ländern des Gehorsams vorzugsweise, die schreiendsten Mißbräuche des alten Regime. Solis, der gelehrte Bischof von Cordova, nannte den Gallikanismus das einzige Heilmittel gegen den Verfall der spanischen Kirche. Als unter der Reaction zu Neapel, die dem Rückzuge des französischen Generals Championnet folgte, der heldenmüthige Serao, Bischof von Petenza, durch Mörderhände fiel, war sein letztes Wort der Wunsch für die Vereinigung der neuen Zeen mit dem alten Glauben. „Es lebe der Glaube Jesu Christi! Es lebe das Gemeinwesen!“ war der Ruf, mit dem er den Geist aufgab.

In der katholischen Kirche vertritt der Gallikanismus die orthodoxe Reform, den einzigen Weg zum Heil. Ohne ihn wäre unser Land jetzt protestantisch. Den ersten Stoß zu dem Abfall der halben Kirche im sechzehnten, zu der Empörung der Vernunft im achtzehnten Jahrhundert gab jenes unklug verlängerte theokratische Regiment und die Verfeindheit der römischen Politik, alle Mißbräuche des Mittelalters in Schutz zu nehmen. Nur mit dem Gallikanismus wird man zur Einheit zurückkommen. In ihrer Umlaufschrift an den Klerus der anglikanischen Kirche stellt die Versammlung von 1682 unsere nationalen Maximen als vorzüglich geeignet dar, die Reformirten von der Ketzerei zurückzubringen, indem sie die vorgefaßten Meinungen von der Natur der geistlichen Gewalt zerstreut. So urtheilen die aufgeklärtesten Protestanten selbst. Der berühmte anglikanische Theologe Leslie lobt unsere vier Artikel, als „ein mächtiges Mittel, die beiden Bekenntnisse einander nahe zu bringen.“ Es ist bekannt, daß Leibnitz sich den katholischen Lehren des Gallikanismus zuneigte. Er hatte mit Bossuet einen interessanten Briefwechsel über die Auflösung der beiden Parteien. Sie führte allerdings zu keinem Ziel; allein unseren Ultramontanen gegenüber hätte Leibnitz auch nicht einen Schritt gethan. Die Tiefe und sichere Metaphysik des Katholizismus sagte seinem Genius zu; in allen transscendenten Erörterungen gab er unserer Kirche Recht. Gegen das Ende seines Lebens jedoch, als Port-Royal unterlag, als der hochmüthige Despotismus Ludwig's XIV. den Widerruf des Edikts von Nantes vollbrachte, als die siegreichen Jesuiten die Verfolgung der Protestanten auch auf den besten Theil der gallikanischen Kirche ausdehnten: da zog sich der in seinen Ideen katholische Leibnitz von der Gemeinschaft mit der ultramontanen Unduldsamkeit entschieden zurück. — Als im Anfang unseres Jahrhunderts die constitutionelle Kirche unter uns den reinen Gallikanismus in Anwendung brachte, schrieb der Dechant der protestantischen Kirche zu Bern an den Bischof Grégoire, die Seele der katholischen Reform: „Unser Kultus, nur nicht unser Glauben, am wenigsten unsere Sittenlehre, unterscheidet uns. Wenn aus dem Schooße Ihrer Kirche noch einige Apostel, wie Sie, hervorgehen, so kann der Augenblick nicht fern sein, wo Sie die Protestanten unter das Banner der katholischen Kirche zurückkehren sehen. Was hat diese Spaltung herbeigeführt? Waren es nicht einige zu wenig verschleierte Mißbräuche? Die Heilung dieser Mißbräuche wird zugleich das untrüglichste Mittel unserer Vereinigung sein.“ — Ja, das würde auch das Mittel sein, den Orient, der über die Unabhängigkeit seiner alten Kirchen so eifersüchtig wacht, zur Einheit zurückzuführen. Nie wird er sich dem Ultramontanismus unterwerfen. Dieser will also die Kirchenspaltung, kann man mit Recht sagen, da er sie unterhält.

Wie Leibnitz und die erleuchteten Protestanten, so verhalten sich zur katholischen Kirche die aufrichtig supranaturalistischen Denker unserer Zeit, die Liberalen und Demokraten, welche begreifen, daß ohne das religiöse Prinzip kein sozialer Fortschritt denkbar sei. Laß heute den Gallikanismus in Rom die Oberhand gewinnen, und morgen schwören sie Alle zur Fahne des Katholizismus. So lange aber die ultramontane Theokratie aus dem Mittelpunkte der Christenheit ein Bollwerk des Absolutismus in Europa macht, gebe man unsere Hoffnung auf.

Der Gallikanismus, französisch seinem Namen und seiner Herkunft nach, hat die französische Revolution, die „die Reise um die Welt gemacht hat“, vorbereitet, und er bleibt als der religiöse Theil davon übrig. Unser Vaterland hat auch durch den großen Descartes die neuere freie, starke, tief christliche Wissenschaft erzeugt. Und Frankreich — wir vertrauen seinem Genius — wird sein Werk nicht unvollendet lassen; es wird sich fernerhin zeigen als ältester Sohn der Kirche und ältester Sohn der Civilisation. Durch seine ganze Geschichte scheint es vorbestimmt zur Auflösung dieser beiden allmächtigen Kräfte, des Glaubens und der Freiheit, die in der Logik der Ideen und der Thatsachen sich vereinigen und nur in den falschen menschlichen Systemen einander ausschließen. Mit dieser Auflösung ist der sozialen Zerfahrenheit Halt geboten und die Menschheit ist von der beängstigenden Last befreit. Die Kirche, auf ihren alten Grundlagen ruhend, ein Asyl des Wissens und der Tugend, wird den Errungenschaften des menschlichen Geistes durch die Majestät der religiösen Weihe Festigkeit und Dauer verleihen. So geheiligt und sichergestellt,

*) Es giebt gegenwärtig 3301 unabsetzbare Pfarrer und 27,451 Filiale, deren Verweser willkürlich abberufen werden können. Vor 1789 waren dagegen 36,000 der ersteren und 2800 der letzteren Kategorie.

wird die französische Revolution den Namen christliche Revolution verdienen, und die alten gallikanischen Grundsätze werden ihre letzte Erfüllung erlangt haben.

Rußland.

Der Kaiser Nikolaus
in den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung.

(Fortsetzung.)

Das Regiment der Leibgrenadiere leistete, da Bulatow nicht in ihrer Kaserne erschienen war, den Eid trotz der Anstrengungen, die der Unterlieutenant Kojevnikow machte, sie zum Widerstande zu bewegen. Hinterher bereuten sie es, da die Worte Kojevnikow's und Anderer doch einigen Eindruck auf sie gemacht hatten. Der Lieutenant Sutkow, der herbeikam, machte sie vollends wankend: „Meine Freunde", sagte er zu ihnen, „wir haben Unrecht gehabt, zu gehorchen; die anderen Regimenter haben den Eid verweigert und sind auf dem Senats-Platze versammelt. Lasset uns zu ihnen eilen, machet euch marschfertig, ladet die Gewehre!" Eine ganze Compagnie folgte der Aufforderung; vergeblich bemühte sich der brave Oberst Stürler, der Commandeur des Regiments, sie zurückzuhalten. Der Oberst ließ Allarm schlagen und gab dem Regimente den Befehl, die Gewehre zu laden und die Rebellen zu verfolgen. Aber der Lieutenant Panow, der von Compagnie zu Compagnie eilte, drang mit seinen Vorstellungen durch; mehrere Compagnien folgten ihm mit dem Geschrei: „Hurrah, Konstantin!" auf den Senats-Platz. Unterwegs kam Panow auf den Einfall, zu versuchen, ob er nicht die nahe gelegene Citadelle nehmen könne. Es wäre dies für die Aufständischen ein ungeheurer Gewinn gewesen. Da aber die unter dem General Sukin stehende Besatzung keine Sympathie für den Aufstand zeigte, stand Panow von dem Versuche ab. Die Haltung der Sappeurs vor dem Winterpalast benahm ihm eben so die Lust, hier einen Angriff zu wagen. Er führte also seine Compagnie zu der auf dem Platze des Senats stehenden Schaar, deren unanhörlicher Ruf: Hurrah, Konstantin! sehr geeignet war, ihren Muth anzufeuern. Die Reihen der Aufständischen hatten eben noch eine andere bedeutende Verstärkung erhalten: fast das ganze Bataillon der Marinegarde, von Arbusow und Nikolaus Bestujew geführt, war zu ihnen gestoßen. Es hatte sich geweigert, einen neuen Eid zu leisten, und die aufständischen Offiziere hatten die Commandeure der Compagnieen, welche der Brigade-Chef Schipow hatte arretiren lassen, sogleich wieder frei gemacht. Als sie auf dem Senats-Platze ankamen, rief man ihnen zu: Quarre gebildet gegen die Kavallerie! Das Regiment Moskau hatte nämlich auch schon beim Anblick der reitenden Garde diese Stellung eingenommen.

Der Kampf eröffnete sich damit, daß das Regiment Moskau einen Angriff auf den Senats-Palast machte. Der Lieutenant Rassatin stand mit einer kleinen Schaar finnländischer Jäger am Eingange des Hotels und hielt zwei Stunden lang allen Angriffen Stand.

Die Aufständischen hatten keinen rechten Muth; es fehlten ihnen tüchtige Führer. Von den drei Männern, welche das Kommando führen sollten, war Jakubowitsch allein auf seinem Posten; Trubetzkoi und Bulatow waren nicht erschienen. Der Letzte befand sich auf dem Platze, aber im Haufen der Zuschauer versteckt. Batenkow hatte den Eid geleistet; Trubetzkoi hatte schon den Muth verloren. Der feste Rylejew war mit seinem Freunde Alexander Bestujew auf dem Platze erschienen; als er den Fürsten Trubetzkoi nicht sah, eilte er fort, um ihn zu suchen; er verlor viel Zeit und erschien nicht wieder.

Der Kaiser war von Truppen und Generalen umg'ben, die den Sieg über die Empörer verbürgten. Aber er gab den Vorstellungen und Bitten, daß er sich zurückziehen möchte, kein Gehör; er wollte sich des Thrones würdig zeigen, nicht blos durch seinen Muth, sondern auch durch seine noch mehr bewundernswürdige Langmuth. Er ließ durch den General-Gouverneur Miloradowitsch noch einen Versuch machen, die Aufständischen auf gütlichem Wege zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Derselbe ging im guten Vertrauen auf die Anhänglichkeit, welche die Soldaten immer für ihn gezeigt hatten, allein auf sie zu. Seine ermahnende Stimme ward durch das Geschrei übertönt: „Hurrah Konstantin!" Obolenski richtete einen Bajonnetstich gegen ihn, traf ihn aber nicht; Kachowski zielte mit dem Pistol auf ihn und verwundete ihn tödlich. „Hätte ich glauben können", seufzte er, als man ihn forttrug, „daß ich von der Hand eines der Unsrigen den Tod empfangen würde!"

Mehr und mehr in Aufregung versetzt, fingen auch Einzelne aus den Volkshaufen an, thätigen Antheil an dem Kampfe zu nehmen. Noch hatten die Offiziere und die Verschworenen in Civilkleidung nicht gewagt, das Wort: „Constitution" hören zu lassen. Jetzt schien ihnen der rechte Moment dazu gekommen zu sein. Mit dem Geschrei: „Hurrah Konstantin! Constitution!" mischte sich der Ruf: „Hurrah, Constituzia!" Dieser Ruf befremdete natürlich die Menge; und es wird versichert, daß man einander gefragt habe: „Wer ist das? Ist es seine Frau?" Das Wort: Republik, und der Ruf: „Es lebe die Gesetzlichkeit, nieder mit der Willkür!" würden hier eben so wenig verstanden worden sein.

Die tödliche Verwundung des braven General Miloradowitsch erfüllte den Kaiser und die ihn umgebenden Generale und Offiziere mit tiefer Trauer.

Der Großfürst Michael war an diesem Tage von seiner zweiten Reise nach Warschau zurückgekehrt. Als er gehört, daß ein Regiment seiner Division das Signal zum Aufstande gegeben, war er in die Kaserne dieses Regiments geeilt; es gelang ihm, das Regiment zu bewegen, daß es den Eid leistete; er stellte sich an die Spitze des Regiments und führte es dem Kaiser zu. Das den Insurgenten gegenüberstehende Militair erwartete ungeduldig den Befehl, dem Aufstande ein Ende zu machen. Der Kaiser zauderte noch, den Befehl zu geben; er wollte, ehe er zum Aeußersten schritt, erst alle Mittel der Güte erschöpfen. Er ließ den Insurgenten noch einmal Vorstellungen in ihrem Interesse machen; da es ohne Erfolg blieb, ließ er den Metropoliten von Petersburg holen, damit dieser den irregeleiteten Soldaten die Stimme der Religion zu hören gäbe. Der schwache Greis, an solche tumultuarische Scenen nicht gewöhnt, zitterte: das Kreuz schwankte in seinen zitternden Händen. Begleitet vom Metropoliten von Kiev und einem Theil seiner Geistlichkeit, versuchte er es, auf dem Kampfplatz die Pflichten seines Amtes zu erfüllen. Der Bärbel der Trommeln übertönte seine Stimme; man wies ihn zurück, spottete über seine weißen Haare und warf ihm vor, daß er sich in Dinge mischte, die ihn nichts angingen. Er zog sich mit seiner Umgebung in Eil zurück. Der Kaiser, niedergebeugt, aber immer furchtlos und überall gegenwärtig, entschied sich nun erst, das letzte Mittel anwenden zu lassen, „welches", sagt ein amtlicher Bericht, „um so unvermeidlicher geworden war, als die durch Geld und durch Branntwein bestochenen Volkshaufen mit den Rebellen gemeinsame Sache zu machen anfingen." In seinem Mitleiden mit den verführten Soldaten wollte der Kaiser dieselben zunächst nur in Schrecken setzen; darum ließ er den Angriff durch die reitende Garde und die Chevalieres-Garde eröffnen. Diese Demonstration hatte nicht den erwünschten Erfolg. Dem jungen Oberst Baron Velho, einem Sohn des Banquiers dieses Namens, zerschmetterte im Augenblick, wo er den Säbel zog, eine Kugel den Arm. Die Insurgenten leisteten kräftigen Widerstand; der Fürst Schtschepin-Rostowski hatte zuerst den Befehl zum Schießen gegeben. Kachowski, der Mörder Miloradowitsch's, tödtete auch den Oberst Stürler, einen braven Schweizer, der das Regiment der Leibgrenadiere kommandirte; er warf darauf, wie in einem Anfall von Gewissensbissen, das Pistol weg. Wilhelm Küchelbecker richtete seine Waffe auf den Großfürsten Michael und würde ihn gewiß getödtet haben, wenn nicht die Matrosen der Garde, entsetzt über diese Kühnheit, ihn daran verhindert hätten. Er zielte nun auf den General Woinow; zum Glück versagte das Pistol. Jakubowitsch blickte, den Dolch in der Hand, wild um sich: er suchte den Kaiser, aber er fand ihn nicht. Der Widerstand hatte schon mehrere Stunden gedauert, als man bei einbrechender Nacht die Kanonen anrücken ließ. Es wurde Feuer gegeben, nachdem eine nochmalige Aufforderung an die Insurgenten erfolgt war. Man versichert, daß die Artilleristen wenig geneigt waren, zu feuern, und daß der Großfürst Michael den ersten Schuß gethan. Die Kartätschen verfehlten ihre Wirkung nicht. „Nach der zweiten Kartätschen-Salve", sagt der Bericht, „zerstreute sich der Insurgentenhaufe und wurde von den Chevaliers-Garden und der reitenden Garde verfolgt. Gegen fünfhundert Insurgenten wurden sogleich gefangen genommen; die übrigen flüchteten sich in die Häuser und auf die Eisdecke der Newa." Etwa hundertfunfzig Insurgenten, und darunter mehrere Urheber des Aufstandes, wurden während der Nacht ergriffen; einige überliefterten sich freiwillig. Die Marinesoldaten und die Leibgrenadiere begaben sich truppenweise in ihre Kasernen zurück und baten um Gnade. Die Zahl der Gefallenen belief sich mindestens auf zweihundert; gefangen wurden gegen achthundert.

Die Kaiserin wartete unterdessen, von den vornehmsten Damen der Stadt umgeben, zitternd auf den Ausgang des Kampfes. In dem Moment, wo der Kaiser sich genöthigt gesehen hatte, das Feuer gegen die Insurgenten eröffnen zu lassen, hatte er die Kaiserin davon in Kenntniß gesetzt. Die Kaiserin warf sich, in Thränen schwimmend, auf die Kniee und verblieb im Gebet, bis man ihr die Nachricht brachte, daß der Aufstand unterdrückt sei. Noch vor sechs Uhr hatte sie den Kaiser wieder in ihren Armen; er war nur noch am Sterbelager des Grafen Miloradowitsch gewesen, um gegen letzten Willen zu verweilen. Man stelle sich die ergreifende Scene bei seiner Rückkehr vor! An demselben Abende wurde in der Kapelle des Winterpalastes in Anwesenheit des ganzen Hofes ein feierliches Tedeum gesungen. Die Truppen blieben unter den Waffen; alle Zugänge zum Winterpalast wurden besetzt; Kosaken-Detachements durchzogen in allen Richtungen die Stadt. Die wiederhergestellte Ru- wurde nicht mehr gestört.

Digitized by Google

Was war aus den Leitern der Verschwörung geworden? — Rylejew hatte sich in seine Wohnung begeben, und mehrere seiner Freunde: Alexander Bestujew, der Baron von Steinheil, Puschtschin, Batenkow und Andere waren nachgekommen, um hier ihre Wuth, ihre Scham, ihre Herzensqualen vor der Welt zu verbergen. Trubetzkoi war nicht gekommen. Dieser Brutus neuer Art, dieser Diktator ohne Willen und Muth, hatte sich den Tag über auf dem Kampfplatze nicht blicken lassen. Er war beim Beginn des Kampfes in das Hotel des Generalfabels (gegenüber dem Winterpalaste) geeilt und hatte den Unbedingtgeeigneten, um seine Person in Sicherheit zu bringen. Darauf hatte er bei seiner Schwester und dann bei seiner Schwägerin eine Zufluchtsstätte gesucht. Zuletzt lief er, unter dem Schutz der Nacht, in die Wohnung seines Schwagers, des Grafen von Lehrtetern. Indem er sich mit der Hoffnung schmeichelte, im Hotel des österreichischen Gesandten sicher zu sein, vergaß er, daß er alle Beweise des Komplotts in seiner Wohnung zurückgelassen hatte. Seine Papiere wurden mit Beschlag belegt, und noch in derselben Nacht erschien der Graf von Resselrode, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, persönlich in dem Hotel des österreichischen Gesandten, um diesen zu ersuchen, daß er seinen Schwager bewegen möchte, sich sofort, dem Befehle Seiner kaiserlichen Majestät gemäß, unter Begleitung eines Flügel-Adjutanten in den Winterpalast zu begeben. Der Fürst Trubetzkoi gehorchte, und es dauerte nicht lange, so stand er dem Kaiser gegenüber. Er log sich zuerst aufs Leugnen; als er aber sah, daß der Kaiser alle Beweise seiner Schuld in der Hand hatte, warf er sich seinem Richter zu Füßen und bat um sein Leben. „Es sei!“ sagte der Kaiser mit Würde; „setzen Sie sich und schreiben Sie an die Fürstin, Ihre Frau; ich werde Ihnen den Brief diktiren.“ Trubetzkoi schrieb maschinenmäßig die Worte: „Ich befinde mich wohl!“; als der Kaiser weiter diktirte: „und ich werde mein Leben behalten“, wagte Trubetzkoi nicht, mit Schreiben fortzufahren. Der Kaiser rief ihm mit gebieterischem Tone zu: „Schreiben Sie und siegeln Sie den Brief zu!“ Der schuldbeladene Mann gehorchte zitternd, und lange noch erbebten alle seine Nerven von den strengen Worten, die der Kaiser noch hinzufügte: „Wenn Sie den Muth in sich fühlen, ein entehrtes und mit Gewissensqualen erfülltes Leben zu ertragen, so sollen Sie es haben; aber das ist das Einzige, was ich Ihnen versprechen kann.“ Nach diesen Worten kehrte der Kaiser ihm mit Verachtung den Rücken und entfernte sich. (Schluß folgt.)

Kalifornien.

Deutsche Vereine in San Francisco.

Es bestehen jetzt in San Francisco nicht weniger als fünf deutsche Vereine, über die wir nach der San Francisco Chronicle vom 16. Januar d. J. einige Notizen mittheilen. Die älteste dieser Gesellschaften ist der deutsche Verein, auch als „deutscher Klub“ bekannt, der im Jahre 1850 gegründet wurde. Sein Zweck ist geselliger Verkehr. Er hat funfzig Mitglieder und eine Bibliothek von achtzehnhundert Bänden. Die monatlichen Einkünfte belaufen sich auf dreihundertfunfzig Dollars und die Auslagen auf eine gleiche Summe. Präsident ist Herrmann Reiade, Secretair M. Frisius. Der Turnverein datirt vom 14. August 1852 und hat sich die physische und geistige Ausbildung seiner Theilnehmer, so wie die Aufrechthaltung deutscher Gesinnung unter ihnen zur Aufgabe gemacht. In der Stadt San Francisco selbst zählt er zweihundert Mitglieder, wozu noch viele im Innern des Staates zerstreute gerechnet werden müssen. Präsident ist Herr Osten, Secretair Herr Sarten und Herr Schneider Director der Turn-Uebungen. Der Verein besitzt ein schönes steinernes Gebäude, die „Turnhalle“, und eine Büchersammlung von mehreren hundert Bänden. Der San-Francisco-Verein wurde am 2. Oktober 1853 zur Beförderung des geselligen Verkehrs, der geistigen Bildung und der landsmännischen Einigkeit unter den Deutschen gestiftet. Er besteht aus hundertsechzig Mitgliedern, die eine Bibliothek von achthundertfunfzig Bänden, meistens deutsche klassische Werke, besitzen. Außerdem waren für sechzehundert Dollars neuere Bücher und periodische Schriften aus Deutschland unterwegs, zu deren Anschaffung der Verein monatlich zwanzig Prozent von seinem Einkommen ansetzte. Als Präsident fungirt Dr. Karl Precht, als Secretair Wilhelm Schindeler, als Schatzmeister D. Kasch. Die allgemeine deutsche wohlthätige Gesellschaft entstand am 7. Januar 1854. Die ursprüngliche Zahl von sechzig Mitgliedern ist bereits auf dreihundertfunfzig gestiegen, welche eine monatliche Beisteuer von 1 bis 5 Dollars entrichten. Im Laufe des verflossenen Jahres hat die Gesellschaft zweihundertundvier unbemittelten Deutschen ihre Unterstützung angedeihen lassen und dabei 2896 Dollars auf Kost und Wohnung, Kleidung, Arznei, Hospital-Gebühren ꝛc. verwendet; außerdem erhielten 247 Personen durch ihre Vermittelung eine feren Unterhalt sichernde Beschäftigung, neununddreißig Personen wurden nach den Minen und neun nach den atlantischen Staaten befördert. Mit der Zeit gedenkt die Gesellschaft ein eigenes Hospital zu errichten, wozu sich bereits ein Fond von fünftausendfünfundert Dollars angesammelt hat, der zu zwei ein Viertel Prozent monatlich auf Hypothek ausgeliehen wurde. Zum Besten desselben sollte am 27. Januar ein großer Ball in der „Tonhalle“ stattfinden. Die Direktoren der Gesellschaft versammeln sich allmonatlich, und alle drei Monate wird eine Generalversammlung gehalten. Präsident ist G. W. Beck, Secretair H. Gerstung und Schatzmeister Herr Nielsen. Die San Francisco-Harmonie endlich wurde am 26. August 1854 gebildet, ist dem Gesang und der geselligen Unterhaltung gewidmet und schließt alle politische Tendenzen aus. Sie besteht gegenwärtig aus hundertzwanzig Mitgliedern, worunter zwanzig silent members (Ehrenmitglieder?). Die Gesellschaft besitzt eine werthvolle Musiksammlung, und ihre Einkünfte belaufen sich auf hundertzwanzig Dollars monatlich, welche zur Deckung sämmtlicher Ausgaben genügen. Herr Rudolph Herold ist Musikdirektor, E. Th. Schmidt Präsident, Jakob Gundlach Kassirer, Fr. Hecht Bibliothekar und B. J. Brodersen Secretair.

Mannigfaltiges.

— Max Waldau in Frankreich. Herr Karl Stachel, ein sehr fleißiger Mitarbeiter des Athénaeum Français, dem hauptsächlich das Feld der deutschen und der englischen Literatur in dieser Zeitschrift übertragen zu sein scheint, liefert in Nr. 10 derselben (vom 10. März) einen Nekrolog des kürzlich verstorbenen deutschen Dichters Max Waldau (Spiller von Hauenschild). Es ist erfreulich, den jungen, viel zu früh von dieser Welt geschiedenen, talentvollen Dichter auch im Auslande so bereitwillig anerkannt zu sehen. Haben wir auch nicht immer in die ungemessene Bewunderung einstimmen können, die dem Dichter seine deutschen literarischen Freunde zu Theil werden ließen, so haben wir doch den Reichthum der poetischen Form, verbunden mit einer großen Lebendigkeit der Darstellung, in Max Waldau niemals verkannt. Was ihm zum vollendeten Dichter noch fehlte, das war eben nur eine größere Lebenserfahrung, das Alter des Mannes, der die Menschen und die Welt nicht blos nach seiner subjektiven, wenn auch immerhin geistreichen und wissenschaftlichen Anschauung auffaßt und darstellt, sondern nach ihren wirklichen Verhältnissen, Fähigkeiten und Bedürfnissen. Was Max Waldau in seinen Dichtungen idealisirte, das war nicht die Natur, sondern vielmehr die Schule, die Theorie in Staat, Wissenschaft und Gesellschaft, wie er mit seinem lebendigen Naturell sie verwirklicht sehen wollte. Wir verkennen nicht die Wahrheit einzelner von ihm aus dem Leben gegriffener Bilder und Charakterschilderungen; aber seiner Gesammtanschauung und besonders seiner Theorie der Menschheitsbeglückung fehlte die geschichtliche Grundlage und die objektive Wahrheit. Während ihm keineswegs entgegen war, daß es nicht die Regierungsform sei, welche den glücklichen Staat, nicht der materielle Besitz, welcher das glückliche Individuum bedinge, verschmähte und untergrub er doch, wie so viele andere feiner radikalen Richtungsgenossen, dasjenige Glück, das allein, wie die Geschichte der Menschheit lehrt, unterschiedslos Niederen wie Hohen, Schwachen wie Starken, Armen wie Reichen, Talentlosen wie Genialen, zu Theil werden kann: das Glück, das aus dem religiösen Bewußtsein, aus dem Vertrauen auf Gott entspringt. Herr Karl Stachel empfiehlt unbeschäftigten Uebersetzern, den Max Waldauschen Roman: „Nach der Natur“ dem französischen Publikum zugänglich zu machen, weil dieser voll „realistischer“ Weisheit und dieser Ideen sei. Wir stellen nicht in Abrede, daß der gewöhnliche Schlag französischer und deutscher Novellisten ein solches Werk nicht zu schreiben vermag, aber einen Roman, der, wie „Nach der Natur“, mit allerdings sehr „realistischen“ Unterhaltungen über Physiologie, Politik und Sozialismus gefüllt ist, können wir eben so wenig ein Kunstwerk nennen, wie etwa Eugen Sue's „Geheimnisse von Paris“, worin und physiologische, politische und soziale Bilder aller Art, und zwar ebenfalls mit Geist und Talent, vorgeführt sind. Wir stellen freilich Max Waldau viel höher, als Eugen Sue, aber um ein Dichter zu sein, der im Andenken der Nation fortlebt, hatte Max Waldau eben so wenig, wie Eugen Sue, die richtigen Wege eingeschlagen. J. L.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich wöchentlich 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche bei allen Postämtern vorräthig sind in Berlin freilich auch pünktlich sind.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 58, und beim Expedit. Trautwein, Niederwallstr. Nr. 21, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 37. Berlin, Dienstag den 27. März 1855.

Frankreich.

Dr. G. Kastner's Todtentänze.*)

Der Ursprung und die Geschichte der Todtentänze sind bisher wenig in den Bereich gelehrter Forschungen gezogen worden. In Frankreich ist in diesem Jahrhundert nur ein einziges Werk darüber erschienen, nämlich im Jahre 1826 Gabriel Peignot's Buch „Sur les Rondes funèbres". In England und Deutschland haben sich Dower und Maßmann mit dem Gegenstand beschäftigt. Allein im Ganzen herrscht doch noch ein großes Dunkel über Symbol und Darstellung der Todtentänze, so daß das vorliegende Werk als ein kostbarer Beitrag dazu betrachtet werden muß, um so mehr, als der Verfasser dabei ganz neue Gesichtspunkte aufstellt.

Herr Kastner ist der Erste, welcher die unmittelbaren Beziehungen der Todtentänze zu dem Tanze überhaupt und zu der Musik nachweist. Er zeigt, daß der Name Tanz, der ihnen gegeben worden, nicht, wie man behauptet hat, Warnung oder Lehre bedeutet, sondern in dem engsten Sinne des Wortes zu nehmen ist. Um die ganze Wichtigkeit dieser Thatsache für Künstler und Gelehrte, die sich mit dem Gegenstande beschäftigen, hervortreten zu lassen, hat der Verfasser den Ursprung, den Zweck und die philosophische Bedeutung der Todtentänze auseinandergesetzt.

Hiernach zerfällt denn auch das Werk in zwei Theile. Der erste Theil bringt einen allgemeinen Abriß der Philosophie, Geschichte und Literatur der Todtentänze; der zweite Theil beschäftigt sich mit der musikalischen Seite und mit den Musik-Instrumenten, welche dabei zur Anwendung gekommen sind.

Das erste Kapitel des ersten Theiles handelt von der Idee des Todes und von dem Texte der Todtentänze. Der Verfasser untersucht hier, auf welche Weise die Idee des Todes in den Werken der Philosophen, Schriftsteller, Dichter und Moralisten dargestellt worden ist. Er geht dabei bis ins früheste Alterthum zurück und bezeichnet ab und zu die Säße, welche das Entstehen der Antithese haben vorbereiten können, die den Todtentänzen zu Grunde liegt. Er zeigt, wie letztere sich mehr und mehr entwickelt hat, allerdings unter verschiedenen Formen, von der heidnischen Beschwörung des Gastmahlgespenstes an bis zur katholischen Legende von den „Drei Todten und den Drei Lebendigen". Er zeigt dann ferner, wie jene Antithese sich mit neuen Elementen genährt hat, die in der eigenthümlichen Situation ihren Ursprung hatten, welche zwei schreckliche Plagen, Pest und religiöse Unduldsamkeit, der Menschheit bereitet hatten. Wir sehen dann, wie sie sich allmälig unter der Feder der Mönchsschriftsteller und im Munde der Prediger vervollständigt, bis sie endlich die ganz bestimmte und feststehende Form erhält, unter welcher sie in den wunderlichen Werken erscheint, die man Todtentänze, Todtenspiegel, Todtenbilder nennt.

Nachdem der Verfasser von den Werken gesprochen hat, welche jener düsteren und erschütternden Darstellung vorhergegangen sind, nachdem er dann ferner die merkwürdigsten, darauf bezüglichen Stellen angeführt hat, geht er zu denjenigen literarischen Erzeugnissen über, die nur eine Nachahmung, eine Erinnerung an die Todtentänze waren, so wie ferner zu denen, welche zwar nicht unmittelbar daher stammen, jedoch damit verwandt sind, indem ihnen gewisse Gedanken in Beziehung auf das memento mori zu Grunde liegen. Der Verfasser nennt dann endlich in chronologischer Reihefolge die berühmtesten französischen Dichter, welche den Tod besungen haben.

Das zweite Kapitel ist ausschließlich der bildlichen Darstellung der Todtentänze gewidmet. Der Verfasser untersucht die Denkmäler des Alterthums und diejenigen aus der ersten Zeit des Mittelalters, um die frühsten Keime jenes Gedankens zu entdecken, welcher unter dem Griffel, dem Pinsel, dem Meißel und dem Grabstichel der gothischen Muse die grotteske und unheimliche Erscheinung des mimischen, tanzenden und musizirenden Gerippes entstehen ließ. So wie der Verfasser im ersten Kapitel sich mit den Folgen des Einflusses, welchen die Todesidee auf die Einbildungskraft der Mythologen, Philosophen und Dichter ausübte, beschäftigt, so geht derselbe jetzt die verschiedenen Darstellungsweisen durch, welche von den Künstlern beliebt wurden, um die Idee des Todes als Gegensatz zum Leben zur Erscheinung zu bringen. Jener Gegensatz von Leben und Tod, Liebe und Haß kömmt in allen Religionen zum Vorschein, bei den Hindus ist es der dualistische Gott Siwa, der bald das Leben, bald den Tod vorstellt; bei den Persern Ahriman und Ormuzd; bei den Muselmännern ist Asrael der Todesengel; bei den Aegyptern liefern sich Osiris und Typhon, Isis und Nephthys, Horus und Apophyd die heftigsten Kämpfe. Wieder bei den Griechen finden wir Hades oder Pluto im Streit mit Zeus oder Jupiter; wir haben ferner Proserpina, die Parzen, die Erinnyen, endlich Thanatos, den Tod, und die Todten oder Schatten. Aehnlich ist es bei den Lateinern, welche die Laren oder Manen, d. h. die friedlichen Hausgötter, und die Larven oder Lemuren, d. h. die bösen Geister, kannten. Die Juden hatten ebenfalls ihre bösen oder Todesengel, und die ersten Christen wiesen allen heidnischen Gottheiten ohne Ausnahme ihren Platz in der Unterwelt an.

Der Verfasser untersucht so die verschiedenen Formen, in welchen in den alten Religionen die bösen Gottheiten erscheinen, die mittelbar oder unmittelbar dem Menschen feindliche Mächte bedeuten, als da sind: das Uebel, die Sünde, der Tod. Er stützt sich besonders auf den Gegensatz, der in früherer Zeit zwischen den Gottheiten der Unterwelt, der Nacht und der Finsterniß und denen der Oberwelt bestand, wo das ewige Licht herrscht, jene Quelle aller Schöpfung und allen Lebens. Er erläutert die Identifizirung des bösen Prinzips, seiner Symbole und Personifizirungen, mit der Idee, den Symbolen und Personifizirungen des Todes, und von Folgerung zu Folgerung gelangt er zu dem Resultate, daß nicht allein auf den Denkmälern des Alterthums das Skelett seine Personifizirung des Todes ist, wie das Herder und Lessing auch schon dargethan haben, sondern daß das Gerippe in den ältesten bekannten Todtentänzen vielmehr eine Larve (als Fortsetzung des Gegensatzes in der Legende von den „Drei Todten und den Drei Lebendigen") als ein ikonographischer und der christlichen Symbolik eigenthümlicher Typus der mittelalterlichen Individualität, Tod genannt, ist. Diese Ansicht, welche bisher noch Niemand aufgestellt hat, führt den Verfasser dazu, die Ursachen von einem ganz neuen Gesichtspunkte zu betrachten, welche die Künstler veranlaßt haben, dem Skelette einen spöttischen Charakter zu geben, es allerlei Possen treiben und Instrumente spielen zu lassen, um einen Tanz darzustellen.

Alle diese Einzelheiten, in welche der Verfasser eingeht, sind von größerem Interesse, namentlich weil sie mit der musikalischen Seite des Gegenstandes in einer gewissen Verbindung stehen und demnach das Verständniß der zweiten Abtheilung des Werkes befördern. Sie geben keine vollständige Aufklärung des räthselhaften Ursprunges der Todtentänze, doch tragen sie zu dessen Auffindung wesentlich bei.

Der Verfasser untersucht hierauf den symbolischen Kontrast in den betreffenden Denkmälern, welche vor den Darstellungen der Todtentänze im Mittelalter entstanden sind, ganz wie er dies zuvor mit den literarischen Erzeugnissen gethan, und wirft sodann einen flüchtigen Blick auf die künstlerischen Erzeugnisse, die nach den Todtentänzen entstanden, jedoch mit letzteren mehr oder weniger verwandt sind. Um die Zeit der Renaissance, wo sich die christlichen Ideen in so eigenthümlicher Weise mit den Erinnerungen der heidnischen Kunst vermischen, findet man das Skelett, das Bild desjenigen, der nicht mehr ist, oder Symbol des Todes, in einen ganz eigenthümlichen und neuen Typus des Todes verwandelt, insofern nämlich, als dasselbe als die Personifizirung der geheimnißvollen Macht dargestellt ist, die Alles packt und zerstört. Dieser Dasdard-Typus, der, wie Herder sagt, gleichzeitig die Zeit und der Tod oder, um richtiger zu sagen, weder die eine, noch der andere ist, entlehnt den mythologischen Gottheiten

*) Les Danses des Morts. Dissertations et recherches historiques, philosophiques, littéraires et musicales sur les divers monuments de ce genre qui existent et qui ont existé tant en France qu'à l'étranger. Par George Kastner. Avec 20 planches et la Danse Macabre, grands rond, paroles d'Ed. Thierry, musique de G. Kastner. Roy. 4. Paris, Brandus & Cie.

des Todes einige ihrer Attribute, wie z. B. Schwert und Sichel, Stundenglas und kleine Fledermausflügel, große schwarze Flügel u. s. w. Doch im Grunde bleibt es nichtsdestoweniger Skelett, d. h. Larve; also nicht in einem äußerlich seiner Natur gewählten Bilde, sondern in seinem Wesen selbst, in seiner eigenen Hülle findet der Mensch die Personifizirung des zerstörenden Prinzips, welches die Alten mit imaginärem Wesen, von ihnen zu Göttern erhoben, identifizirten.

Um endlich den symbolischen und ikonographischen Theil seines Gegenstandes zu vervollständigen, theilt der Verfasser einige Urtheile mit, welche zu verschiedenen Zeiten über den philosophischen Charakter, wie über den künstlerischen Werth der Todestänze gefällt worden sind.

Wir gelangen somit zu dem dritten Kapitel der ersten Abtheilung, in welchem wir die Aufzählung und Beschreibung aller bis zum heutigen Tage aufgefundenen Todestänze finden. Zur besseren Orientirung stellt der Verfasser drei Kategorien auf. Die erste Kategorie giebt diejenigen Todestänze, welche bildlich auf Wänden oder in der Nähe von Kirchhöfen, Klöstern, Kirchen, Schlössern u. s. w. dargestellt sind. In der zweiten finden sich die Todestänze, welche entweder gedruckt, oder als Manuskripte, theils als literarische Erzeugnisse, theils als Sammlungen von Bildern oder als einzelne Bilder in öffentlichen Bibliotheken oder Privat-Museen existiren. Die dritte Kategorie endlich giebt die Todestänze, welche auf verschiedenen Gegenständen, wie Glasfenster, Fahnen, Fahnen, Möbel, Geräthschaften, Waffen, Schmuckſachen u. s. w., abgebildet sind. Außerdem aber führt der Verfaſſer alle bekannten Todestänze, Malereien, Bildwerke, Kupferstiche, Zeichnungen, Dichtungen, Manuſkripte und Druckwerke auf drei oder vier Haupt-Vorbilder oder Original-Compositionen zurück, von denen jede einer größeren oder kleineren Anzahl von künſtlerischen oder literarischen Erzeugnissen als Muſter gedient hat.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Der Kaiser Nikolaus in den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung.

(Schluß.)

Am 27. Dezember gab es den ganzen Tag einen starken Zusammenfluß von Menschen auf dem Admiralitäts- und auf dem Isaaksplatz; es waren aber nur Neugierige, die den Schauplatz und die Spuren des Kampfes in Augenschein nehmen wollten. Um neun Uhr Morgens war der große Platz noch besetzt, wie er es die Nacht hindurch gewesen war; die Soldaten beobachteten ein ernstes Schweigen; die Kanonen waren in die auf den Platz führenden Straßen gerichtet; die Biouoakfeuer brannten noch, und die Kosaken wehrten mit ihren Piken diejenigen ab, welche, von Neugierde getrieben, über die gedeckten Schranken hinausgingen.

Bald sah man den Kaiser aus dem Palaste herauskommen: ein einziger Adjutant, wie er, zu Pferde, begleitete ihn. Der junge Monarch ritt vor die Fronte der aufgestellten Truppen, dankte ihnen für ihre Treue, ihren Gehorsam, ihre musterhafte Ordnung und entließ sie mit dem Versprechen, daß er jedes Corps in seinem Quartier besuchen werde. Nachdem er noch den Befehl gegeben, den Soldaten die bei solchen Gelegenheiten üblichen Rationen an Fleisch, Fischen und Branntwein und außerdem eine Gehaltage zu verabreichen, begab er sich an das Sterbebett des Grafen Miloradowitsch; er fand ihn nicht mehr am Leben. Der Oberst Stürler starb auch bald an seinen Wunden.

Trotz dieser ihn tief ergreifenden Verluste blieb der Kaiser geneigt, Gnade zu beweisen. Er bewilligte zuerst den Marinesoldaten der Garde, welche aufrichtige Reue zeigten und sich beeilten, den Eid der Treue zu leisten, nicht weniger aus Politik, wie aus Großmuth, einen allgemeinen Pardon; er ließ ihre durch den Aufstand beschmutzte Fahne von neuem weihen und gab mit eigener Hand ihnen dieselbe zurück, indem er sagte: „Ihr habt die Ehre verloren; suchet sie Euch wieder zu erwerben!“ Auch die anderen Truppen, die den Eid verweigert und sich an dem Aufstande betheiligt hatten, erhielten Verzeihung: nur sollten die am meisten Schuldigen, zu besonderen Compagniern vereinigt, auf einige Zeit zur kaukasischen Armee geschickt werden, damit sie dort den Schauplatz, den ihre militairische Ehre erhalten, auslöschen. Diese Entscheidung wurde mit wahrer Begeisterung aufgenommen; mehrere Hunderte erklärten sich zum sofortigen Abmarsche bereit, nachdem der Kaiser auch noch versprochen, daß er für ihre Frauen und Kinder sorgen werde.

Man konnte nun den Truppen außerhalb Petersburgs, denen man die Ordre gegeben, eilig herbeizukommen, Contre-Ordre schicken; nur die Garde-Dragoner und einige Schwadronen Husaren und Ulanen ließ man kommen; sie sollten in der Umgebung der Stadt patrouilliren, um die Flucht der in der Stadt noch versteckten Theilnehmer am Aufstande zu verhindern. Es entkam auch wirklich fast kein Einziger derselben. Küchelbecker, Professor am Lyceum von Zarskoje-Selo, war so glücklich, unter einer Verkleidung bis nach Warschau zu entkommen. Hier wurde er von einem Unteroffizier, der sein Signalement hatte, erkannt, festgenommen und ausgeliefert. Küchelbecker wurde nach Petersburg gebracht; der scharfsichtige Unteroffizier erhielt zur Belohnung tausend Rubel, den Grad eines Fähnrich und eine Stelle unter den Invaliden der Garde.

Die Verhaftungen in Petersburg, für welche die Papiere Trubetkoi's und mehrerer seiner Mitschuldigen eine gute Grundlage abgaben, dauerten den ganzen Tag des 27. Dezembers fort. Die Kasematten der Festung waren bald mit Gefangenen gefüllt; es befanden sich unter ihnen Söhne von Generalen, hohen Beamten, Professoren, mehren Fürsten, Offiziere, Literaten u. s. w. Rylejew, Kachowski, der Fürst Obolenski, mehrere der Brüder Bestujew, Jakubowitsch waren den Fürsten Trubetkoi schon in die Gefängnisse gefolgt. Alexander Bestujew hatte noch in der Nacht „seinen schuldigen Kopf“, wie er sich ausdrückte, freiwillig dem Kaiser überliefert. Der Oberst Bulatow hatte dasselbe gethan.

Der junge Monarch nahm in Person das erste Verhör mit ihm vor. Der Tag war kaum angebrochen, als Bestujew sich der Person des Kaisers gegenüber sah. Er war wie vom Blitz getroffen, als der Kaiser ihn mit den Worten anredete: „Der General Bestujew war ein treuer Diener; aber er hat nur entartete Söhne hinterlassen.“ Auf die Frage: „Wo waren Sie am Tage des 14ten (26sten)!“ soll Bestujew geantwortet haben: „„In der Nähe Ihrer Person, Sire! Und wenn Sie sich schwach gezeigt hätten, wäre es um Sie geschehen gewesen; aber da Ew. Majestät so viel Festigkeit und Muth zeigten, habe ich nicht das Herz in mir gefühlt, das Pistol abzudrücken.““ — „Aber zu einer Unternehmung solcher Art hat man Beistand, Hülfsmittel aller Art nöthig; mit welchen Mitteln habt Ihr zum Ziele zu kommen gehofft!“ — „„Welchen Gedanken dieser Art läßt sich nicht vor so vielen Zeugen sprechen.““ — Ohne an die Gefahr zu denken, welcher er sich aussetzte, nahm der Kaiser den Verschwörer beim Arm und führte ihn in sein Kabinet, wo er eine lange Unterredung mit ihm hatte. Wir wissen nicht, ob Bestujew sich so weit erniedrigte, die Denunziantenrolle zu spielen; aber man versichert, daß er sich mit einer vollständigen Offenherzigkeit aussprach, die der hohe Richter ihm mit Beweisen von Wohlwollen und mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß ein solcher Mann für die Gesellschaft verloren wäre, vergalt.

Der Autokrat hatte unangenehme, aber heilsame Wahrheiten zu hören bekommen. Die Machtlosigkeit der Gesetze, die Bestechlichkeit der Richter, die Erpressungen und Unterschleife, deren sich die höchsten Beamten schuldig machten, die in den letzten Jahren begangenen unerhörtesten Ungerechtigkeiten, die ohne Gesetz und ohne Richterspruch verhängten Bestrafungen, alles dies war dem Kaiser so überzeugend dargelegt worden, daß er schaudern mußte beim Einblick in diesen die soziale Ordnung mit dem Untergange bedrohenden Abgrund.

Die Verschwörung wurde in ihrer ganzen Ausdehnung bis in die einzelnsten Züge hin aufgedeckt. Man schickte zur Armee des Südens und nach verschiedenen Orten zuverlässige Generale, die beauftragt waren, noch drohende Ausbrüche der Verschwörung zu vereiteln, Sicherheitsmaßregeln anzuordnen, Verhaftungen vorzunehmen, mehreren Regimentern andere Chefs zu geben, wohl auch einige ihrer Vorgesetzten zu überwachen, und den Gehorsam der Armeecorps sicherzustellen. Der Kaiser entwickelte eine bewundernswerthe Thätigkeit und Scharfsichtigkeit. Uebrigens aber zeigte er sich keineswegs beflissen, Schuldige herauszufinden; man hatte ja auch gleich so viel entdeckt, daß die Politik nicht rieth, Alles offenkundig zu machen. Der Kaiser zeigte sich daher sehr geneigt, zu verzeihen, sobald er nur eine Spur von Reue sah.

Ein junger Graf Tschernyschew, Rittmeister bei den Chevaliers-Garden, die Freude und der Stolz einer berühmten Familie, war verhaftet worden. Der Kaiser wünschte aus Rücksicht auf seine Verwandten und auch um seiner Jugend willen, ihn zu retten. Er hatte an der offenen Empörung keinen Theil genommen, wohl aber auch den geheimen Versammlungen beigewohnt. Der junge Graf wurde vor den Kaiser geführt. „Ist es möglich, daß Sie sich eines entehrenden Verbrechens schuldig gemacht, Sie, die Sie zu einer der ersten Familien meines Reichs gehören! Ich hoffe: nein! Entsagen Sie den von Ihnen ausgesprochenen Grundsätzen, den unbesonnenen Handlungen, welche Sie begangen; sagen Sie mir, daß Sie Reue fühlen, und ich werde Ihnen Gnade angedeihen lassen können.“ Tschernyschew erwiederte nur: „Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt.““)

Ein alter Soldat, General-Adjutant des Kaisers und Commandeur des ersten Reserve-corps der Kavallerie, erschien als Ankläger und Ueberlieferer seines Sohnes vor seinem Herrn. Als dieser sich geneigt zeigte, zu verzeihen, sagte der ergrimmte Vater: „Wenn Ew. Majestät diesen Elenden mit Gunst behandeln wollen, mögen Sie ihn gut hüten; denn

*) Er wurde nach Jakutsk verbannt, im Jahre 1829 begnadigt und als gemeiner Soldat zur kaukasischen Armee geschickt.

Digitized by Google

sonst würde ich ihn tödten." Der Kaiser versicherte, daß er dem jungen Manne verzeihe und bat den alten Mann, diesem Beispiele zu folgen. Der alte Krieger setzte allen Vorstellungen ein unerbittliches „Niemals!" entgegen.

Am 29. Dezember führte man in aller Frühe einen Enkel des großen Suworow, den einzigen Sohn des Fürsten Arkadius Italiiski und der geistreichen Helene, geb. Narischkin, in den Winterpalast. Um acht Uhr wurde der junge Mann vor den Kaiser geführt. In den Vorzimmern befanden sich viele Adjutanten, Generale, Obersten; Alle thaten, weil sie ihn für schuldig hielten, als wenn sie ihn nicht kannten. Als er eingeführt wurde, rief der Kaiser ihm entgegen: „Suworow, Suworow! Sie also entehren einen Namen, den ganz Rußland verehrt!" Der junge Fürst war bestürzt; kaum konnte er die Worte herausbringen: „Womit kann ich mir einen solchen Vorwurf zugezogen haben! Ich glaube nicht den Zorn Ew. Majestät verdient zu haben." Er hatte sich wirklich nichts Bedeutendes vorzuwerfen. Der Kaiser theilte ihm die Verdachtgründe mit, die sich gegen ihn erhoben, und fragte ihn nach seinem Verhältniß zu dem Fürsten Obolenski. Der junge Kornet gestand, daß er mit demselben in freundschaftlichem Verkehr stehe, daß man bei ihm sich frei, vielleicht zu frei aussprache, daß man aber in seiner Gegenwart nie etwas gegen die Person Sr. kaiserlichen Majestät Feiwoliges geäußert habe; daß er dies gewiß nicht geduldet haben würde. „Ich sagte es ja", rief der Kaiser mit einem Ton des Triumphe, „daß ein Suworow nicht fähig ist, seinen Souverain zu verrathen!" und schloß den jungen Fürsten in seine Arme. Als dieser frei aus dem Kabinet des Kaisers zurückkehrte, beeilten sich alle Herren im Vorzimmer, ihm Glück zu wünschen, ihm die Hand zu drücken, ihn zu umarmen. Er wurde am folgenden Tage zum Lieutenant und bald zum Flügel-Adjutanten des Kaisers ernannt.*)

Die durch den Ukas vom 29. Dezember eingesetzte Untersuchungs-Kommission war kaum zusammengetreten, als der Kaiser sein Manifest vom 31sten veröffentlichte, um die öffentliche Meinung in Betreff des Geistes der Armee zu beruhigen. Zwei Klassen von Menschen, sagt er darin, haben an dem Aufstande des 14. (26.) Dezembers theilgenommen: die Einen, arme Verführte, wußten nicht, was sie thaten; die Anderen, wirkliche Verschwörer, „wollten den Thron und die Gesetze umstürzen, das Kaiserreich zugrunderichten, die Anarchie herbeiführen." — „Die Soldaten der verführten Compagnieen", heißt es weiter, „hineingezogen in den Tumult, haben sich an diesen Attentaten weder durch Handlung, noch durch Gesinnung betheiligt; eine strenge Untersuchung hat mir den Beweis hiervon gegeben, und ich sehe es als einen ersten Akt der Gerechtigkeit, als meinen ersten Trost an, zu erklären, daß sie unschuldig sind. Aber dieselbe Gerechtigkeit verbietet es, die Schuldigen zu schonen." Der nun folgende Paragraph des Manifests verdient vorzugsweise beachtet und der öffentlichen Beurtheilung empfohlen zu werden. „Den bereits genommenen Maßregeln zufolge, werden der Prozeß und die Bestrafung gegen das Uebel, dessen Keim schon Jahre zählt, in seinem ganzen Umfange, in allen seinen Verzweigungen gerichtet sein, und sie werden, hoffe ich, das Uebel an der Wurzel angreifen; sie werden den heiligen Boden Rußlands von diesem fremden Ansteckungsstoff reinigen; sie werden dieses häßliche Gemisch trauriger Wahrheiten und ungegründeter Argwöhnungen, welches den edlen Menschen so widerwärtig ist, beseitigen; sie werden für immer eine Gränzlinie ziehen zwischen der Liebe zum Vaterlande und den revolutionairen Leidenschaften, zwischen dem Verlangen nach dem Besseren und der Wuth der Ueberstürzungen; sie werden der Welt beweisen, daß die russische Nation, immer treu ihrem Souverain und den Gesetzen, die geheimen Bestrebungen der Anarchie zurückweist, wie sie die offenen Angriffe ihrer erklärten Feinde zurückgewiesen hat; sie werden zeigen, wie man sich von einer solchen Geißel befreit; sie werden den Beweis liefern, daß dieselbe nicht überall ungestraft bar ist."

Die Männer, aus denen der Kaiser die Untersuchungs-Kommission gebildet, waren folgende: Der Kriegsminister, General der Infanterie, Alexander Tatischtschew, Präsident der Kommission; der Großfürst Michael, Bruder des Kaisers, Oberbefehlshaber der Artillerie, Commandeur einer Division der Garde; der Fürst Alexander Galitzyn, wirklicher Geheimerath, Minister des öffentlichen Unterrichts und des Kultus unter Alexander, Minister der Posten unter Nikolaus; Golenischtschew-Kutusow, General-Adjutant und Militair-Gouverneur von Petersburg; Alexander Tschernyschew, General-Adjutant (später Graf, Fürst, General der Kavallerie, Kriegsminister u. s. w.); Alexander von Benkendorf, General-Adjutant, Chef der ersten Division der Kürassiere; Lewaschow, General-Adjutant, Commandeur einer Brigade der leichten Kavallerie der Garde; Potapow, General-Adjutant, und Dmitri Bludow, wirklicher Staatsrath, Secretair der Kommission.

Der Kaiser Nikolaus konnte gewiß sein, daß diese Untersuchungs-Kommission seinem in dem Manifest ausgesprochenen Willen, daß die Schuldigen, „die wirklichen Verschwörer", „nicht geschont" werden sollten, mit der rücksichtslosen Strenge politischer Rechtgläubigkeit volles Genüge leisten würde.

Kalifornien.

Ein chinesisch-englisches Zeitungsblatt.

Unseren Lesern wird vielleicht noch ein Bericht erinnerlich sein, den wir unlängst**) nach einem Aufsatze Stanislas Julien's im Journal des Débats über die in San-Francisco erscheinende chinesische Zeitung „Kin-schan-dschi-sin-lu" (Zeitung der Goldminen) abgestattet haben, in welchem dieses neue Mitglied der großen journalistischen Familie mit gebührender Anerkennung begrüßt wurde. So eben erhalten wir nun direkt aus San-Francisco ein (vom 11. Januar d. J. datirtes) Exemplar eines zweiten chinesischen Blattes, welches den Titel Thu Oriental oder „Tung-ngai-San-lok" führt und von dem Rev. William Speer herausgegeben wird. Dem Programme zufolge, soll dasselbe dreimal wöchentlich in chinesischer und einmal wöchentlich in chinesischer und englischer Sprache erscheinen, „um dem von der amerikanischen Bevölkerung Kaliforniens gefühlten Bedürfniß eines Verständigungsmittels mit den chinesischen Einwanderern abzuhelfen." Der chinesische Theil ist in der Anstalt des Herrn F. Kuhl lithographirt und steht unter unmittelbarer Leitung des Herrn Li-Kan, „eines intelligenten, von einem amerikanischen Missionär in Hong-kong erzogenen Gentleman." Die achtbarsten chinesischen Kaufleute in San-Francisco haben sich an dem Unternehmen betheiligt und sich anheischig gemacht, ihre Landsleute zum Abonnement zu bewegen.

„Der Name des Blattes," sagt das Programm weiter, „deutet schon seinen allgemeinen Charakter an. Es bezweckt: 1) Das Land mit den Chinesen bekannt zu machen, die, obwohl in unserer Mitte lebend, noch so wenig gekannt und verstanden werden. Wir werden deßhalb ihre Sitten, ihre Gewerbthätigkeit, ihren Handel, ihre ackerbauenden, gartenbauenden, bergmännischen und andere Beschäftigungen, ihre Laster, Meinungen (eine ziemlich seltsame Reihefolge!), religiösen Gebräuche, die Wirksamkeit der unter ihnen bestehenden christlichen Missionäre, ihre Bedürfnisse und die Pläne zur Entwickelung und Nachförderung ihrer Kultur in den Kreis unserer Erörterung ziehen. 2) Nachrichten aus China und den Ländern und Inseln der östlichen Welt mitzutheilen; Berichte über ihre Produkte, ihre Künste, ihren Handel, ihre Sprachen, Literatur, religiöse Bewegung und andere für den Kaufmann, den Gelehrten und die Christen wichtige Gegenstände. 3) Die heilige Schrift und die christliche Archäologie durch Vergleich mit den heutigen Sitten und Begriffen des Orients zu erläutern, die Sache der Moralität und der geistigen Religion in diesem Lande zu befördern und namentlich Alles, was in Bezug auf die Ausbreitung des Christenthums von Interesse ist, vorzulegen. 4) Als Intelligenzblatt zum gemeinschaftlichen Nutzen unseres Volkes und der Chinesen zu dienen und dadurch zur Bestreitung der mit dem Unternehmen verknüpften Kosten beizutragen."

Man wird aus Obigem bemerken, daß die Tendenz des Blattes sich hauptsächlich als eine religiöse ankündigt, ohne jedoch, more Americano, die merkantilischen Interessen aus dem Auge zu verlieren. Das uns vorliegende Exemplar ist die zweite Nummer der chinesisch-englischen Ausgabe, ein Bogen in Groß-Folio, wovon die beiden äußeren Seiten den chinesischen, die beiden inneren den englischen Text enthalten. Die Annoncen befinden sich auf der dritten und vierten Seite, und zwar sind die Namen der Inserenten (worunter mehrere deutsche) auch im chinesischen Theil englisch angegeben, wonach man schließen möchte, daß die meisten der in Kalifornien weilenden Chinesen sich schon einigermaßen mit der lateinischen Schrift vertraut gemacht haben. Als Leitartikel dürfte wohl ein Aufsatz mit der Ueberschrift: „Was sind die Kulis?" zu betrachten sein, in welchem auseinandergesetzt wird, wie Unrecht man habe, die freien chinesischen Arbeiter mit den zur niedrigsten Pariakaste gehörigen Hindus zu verwechseln, welche diese Benennung führen. Um das von den Amerikanern gegen die Chinesen gehegte Vorurtheil zu entkräften, wird auch ein längerer Auszug aus Macaulay's berühmter Rede über die Emancipation der Juden gegeben, indem, wie die Redaction bemerkt, nicht wenig von dem, was jener große Staatsmann über die Behandlung der Juden durch die europäischen Nationen sagt, sich auf die Behandlung anwenden lasse, welche die Chinesen in Kalifornien von der amerikanischen Bevölkerung erfahren müssen."*) Unter den übrigen, meist kleineren Artikeln und Miscellen verdient eine Notiz über die chinesische Zeitungs-

*) Dieser Fürst Suworow ist derselbe, welcher jetzt den Posten eines General-Gouverneurs der russischen Ostseeprovinzen (Livland, Esthland und Kurland) bekleidet. D. R.

*) Nr. 86 des „Magazins" vom vor. J.

**) In ganz ähnlicher Weise hat sich auch unser geehrter Mitarbeiter, Herr Kunstkonsulatrath Dr. Böhmer, in Nr. 156 des „Magazins" vom 1854 über die Behandlung der Chinesen auf Java ausgesprochen. D. R.

Digitized by Google

preffe Erwähnung, die uns manche interessante und nicht allgemein bekannte Details zu enthalten scheint und die wir hier wiedergeben.

„Im Auslande wird oft von der „Peking Gasette" gesprochen und viel Wunderbares über die Eigenthümlichkeiten derselben erzählt. Man versichert, daß sie auf Seide gedruckt wird, die Thatsachen niemals verfälscht (!) und in Millionen von Abschriften cirkulirt. Alles dieses ist nur zum Theil gegründet. Das erste, im kaiserlichen Palast abgefaßte Exemplar ist wahrscheinlich mit großen Lettern auf einer Rolle gelber Seide geschrieben, wie die jetzt im Archive des Staatssekretariats zu Washington befindliche Kopie des Vertrags zwischen China und den Vereinigten Staaten. Dieses wird jedoch zur weiteren Verbreitung auf gewöhnliches Papier abgedruckt oder abgeschrieben. Hierauf werden Kopien desselben durch Eilboten nach den Hauptstädten des Landes abgefertigt und dort vermittelst Stereotypiatafeln von Wachs in der Form einer dünnen Flugschrift in Oktav vervielfältigt. Wie die Londoner Times, geht jedes Exemplar durch die Hände verschiedener Leser, die, je nachdem sie es früher oder später erhalten, ein Abonnement von einigen Dollars oder einigen Cents monatlich entrichten. Die Reichen, welche ihr Exemplar nicht weiter geben, müssen von fünf bis acht Dollars monatlich zahlen. Mit Einschluß aller Abbrüche und der succeffiven Abonnements wird das Blatt wahrscheinlich von einer größeren Anzahl von Personen gelesen, als irgend eine andere Zeitung der Welt. Bei alledem entspricht es nicht der Idee, die wir mit dem Namen einer Zeitung verbinden. Sein Titel ist King-Tschau oder Abschrift der Hauptstadt. Es veröffentlicht nur die amtlichen Berichte an die Regierung oder Notizen über Angelegenheiten, die auf die Person des Kaisers Bezug haben. Auch wird es nicht in regelmäßigen Fristen ausgegeben, sondern nur im Verhältniß zum größeren oder geringeren Reichthum an Material — bisweilen in Zwischenräumen von zwei bis drei Tagen. Wegen der durch revolutionaire Bewegungen in den Provinzen veranlaßten Unterbrechungen gelangen Exemplare dieses Blattes gegenwärtig nur selten nach Kanton. Seinen Inhalt bilden finanzielle Angaben, amtliche Ernennungen, Berichte über vom Kaiser verrichtete Opferungen, Listen der St. Majestät vorgestellten Personen, statistische Notizen, Retrologe verstorbener Beamten und dergleichen. Wie man sagt, wird ein Mandarin, der überführt worden, einen falschen Bericht abgestattet zu haben, mit dem Tode bestraft; aber dennoch findet man an keinem anderen Hofe eine so systematische Entstellung der Thatsachen, Ereignisse und finanziellen Ausweise. Namentlich ist zu erwähnen, daß alle von der „Pekinger Zeitung" mitgetheilten Nachrichten über die gegenwärtigen Unruhen in China als höchst zweifelhaft betrachtet werden müssen. — Proclamationen und Anzeigen über lokale und städtische Angelegenheiten werden einfach auf rothes Papier geschrieben und an den Straßenecken angeschlagen.

„In englischer Sprache und unter englischer Leitung erscheinen die China Mail, der Friend of China, das Hong-kong Register und der North China Herald (in Schangbai). Da letzterer dem Kriegsschauplatz am nächsten steht, so enthält er gewöhnlich die zuverlässigsten und vollständigsten Angaben über den Verlauf der revolutionären Bewegung.

„Von Ausländern werden ferner in China zwei für die Eingeborenen des Landes bestimmte Zeitschriften herausgegeben. Die „Verkündigung von fern und nah" erscheint monatlich in Hong-kong unter den Auspizien der Morrison Education Society, und zwar in Heften von etwa zwanzig Seiten. Man findet darin mitunter ganz interessante, von chinesischer Feder herrührende Aufsätze; so in dem Hefte für August v. J. eine „Skizze einer Reise um das Kap und eines mehrmonatlichen Aufenthalts in England". Dasselbe Heft enthält eine Uebersetzung der Fabel „von dem Adler und der Schildkröte" ins Chinesische und nennundvierzig Artikel unter der Rubrik: „Tages-Neuigkeiten und Miscellen." Das Register ist der einzige Theil dieser Zeitschrift, der auf Englisch geliefert wird.

„Das zweite Journal wurde in Ningpo von dem Dr. M'Gowan gegründet, der seit elf Jahren als Arzt und Missionär unter den Chinesen gewirkt und sich durch mehrere schriftstellerische Arbeiten über China bekannt gemacht hat. Sein Blatt heißt The Chinese und Foreign Gazette und wird zweimal wöchentlich ausgegeben. Es ist „der Beförderung des wahren Gottesglaubens, der Ehrfurcht gegen den Kaiser, des Gehorsams gegen die Behörden und der Liebe zu den Menschen" gewidmet. Wie man versichert, erfreut es sich unter den Chinesen von Ningpo einer großen Verbreitung."

Die Redaction des Oriental schließt ihre Notiz mit dem Wunsche, daß auch ihre Zeitung in den dichtbevölkerten Provinzen China's und selbst unter den rauchgeschwärzten Zelten Thibets und der Mandschurei, in den dem Auslande so lange verschlossenen Städten Japans gelesen werden und dazu beitragen möge, die Saat christlicher Kultur in diesen entfernten Regionen auszustreuen.

Mannigfaltiges.

— Wer geht nach Spanien? „Will my Readers go to Spain?" ist der Titel eines neulich erschienenen, in englischen Blättern sehr rühmend erwähnten Reisewerks, dessen Schilderungen übrigens die Leser schwerlich veranlassen dürften, die von der greifreichen Verfasserin gestellte Frage zu bejahen. „Das Einzige, was hierzulande wirklich schön ist", bemerkte einer ihrer Reisegefährten, auf die von ihnen in Spanien verlebten zwei Monate zurückblickend, „ist gerade das, womit Spanien selbst nichts zu thun hat — der Himmel über ihm." Auf den Straßen ist kaum durchzukommen, die Wirthshäuser sind von allen Bequemlichkeiten entblößt, die Gastwirthe unverschämt und betrügerisch, und die Civilisation steht auf demselben Punkte, wie vor drei Jahrhunderten, wenn sie nicht gar Rückschritte gemacht hat. „Je mehr wir von Spanien sahen", schreibt die Touristin, „desto mehr überzeugten wir uns von der Wahrheit einer launigen Fabel, die uns hier erzählt wurde und die ich zur Rechtfertigung des von mir ausgesprochenen Urtheils über das Land mittheilen muß. Sie lautet wie folgt: Jupiter stieg eines Tages vom Himmel herab, um sich in unserer schönen Welt umzusehen und die Fortschritte der verschiedenen Nationen in der Kultur zu beobachten. Es gelang ihm, einen Führer aufzutreiben (er war in dieser Hinsicht glücklicher als wir), der ihm behülflich war, sich auf dem Erdenrund zu orientiren. „Was Sie dort sehen, Herr, ist Frankreich, und dort England" (vielleicht zeigte er ihm auch Rußland und die Türkei) — worauf Jupiter sein Erstaunen ausdrückte — „und dort, wenn Ew. Gottheit hinschauen wollen, liegt Spanien." — „Das hätte Ihr mir nicht zu sagen brauchen", versetzte Jupiter, „ich erkannte es sogleich; es befindet sich noch in demselben Zustande, als da es von mir erschaffen wurde."

— Spanische Weine; Sherry. Die im Auslande am meisten gekannten und gesuchten spanischen Weine werden in den beiden Provinzen Cadix und Huelva angebaut. In diesen Provinzen gelten der „Pedro Jimenez" (Ximenes) und der „Moscatel" als die vorzüglichsten süßen, der „Palomino," der „Mantico-Castellano" und der „Albillo" als die besten herben Weine. Der mit Recht am meisten geschätzte Weinbau ist der des Distriktes Jerez (Xeres), nach welchem fast alle herben weißen Weine der beiden erwähnten spanischen Provinzen im Auslande benannt werden, besonders in England, wo der „Xerry" durch die englische Aussprache den Namen „Sherry" erhalten hat. Eben so war in vielen Ländern der Name „Moscatel", oder „Muskateller," die Benennung nicht blos für spanische, sondern auch für einige französische, italiänische ꝛc. süße Weine geworden. Im Distrikte Jerez selbst giebt es sehr verschiedene Sorten, die nach dem Boden und nach dem darauf verwandten Fleiße mehr oder weniger geschätzt werden. Die zweite Qualität von Jerez wird jedoch immer noch der ersten der Provinz Huelva vorgezogen. Die Bucht von Cadix bildet den allgemeinen Abzugsweg der Weine. Sie gelangen dorthin direkt auf dem Guadalquivir, so wie durch Küstenschiffe, und werden dann meistens von Puerto de Sta. Maria nach Cadix und von da nach dem Auslande gefandt. In Agamonte, das an der Mündung der Guadiana, an der portugiesischen Gränze, liegt, werden mit den Weinen von Huelva auch diese Weine aus Portugal verladen. Man berechnete die Ausfuhr des Jerez-Weines auf jährlich 225,000—260,000 Eimer in der Periode 1845—49 und auf jährlich 340,000—375,000 Eimer in der Periode 1850—1854. Vier Fünftel dieser Ausfuhr gehen als „Sherry" nach England; 40—45,000 Eimer gehen jährlich nach Rußland, ungefähr 40,000 Eimer nach den Vereinigten Staaten, ungefähr eben so viel nach Deutschland und nach Australien und nur etwa 750 Eimer jährlich nach Frankreich. In Spanien selbst wird beinahe gar kein Jerez-Wein getrunken, und außerhalb der Provinz, die ihn liefert, ist er fast gänzlich unbekannt. Im Februar 1855 wurde in Puerto de Sta. Maria und in Cadix der Eimer Jerez-Weines von der jüngsten Lese mit ungefähr acht Thaler preuß. bezahlt; für jedes ältere Jahr findet ein Zuschlag von 1½—2 Thaler pro Eimer statt. In der Provinz Huelva, deren Weine, wie gesagt, minder gut als der Jerez sind, ist auch der Preis derselben nur etwa halb so hoch.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Rbl. 10 Cop., halbjährlich 1 Rbl. 60 Cop. und vierteljährlich 85 Cop., werden von Riga in Zukunft portofrei und in Berlin für drei Thaler geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 28, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Kais. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 38. Berlin, Donnerstag den 29. März 1835.

Rußland.

Fünf Tage in Bessarabien.*)

Nach J. J. Kraszewski's *Wspomnienia.*

.... Ende Juli verließen wir Odessa und nahmen unseren Weg durch die 1837 von der Pest so schrecklich heimgesuchte Vorstadt Moldawanka nach dem Tirahpoler Zollamt zu.

Allmälig entschwand die Stadt unseren Blicken; das Bild veränderte sich und bereitete uns mehr und mehr auf den Anblick der Steppe und der Landhäuser (Chutory) der Popen vor. Die Häuser der erwähnten Vorstadt sind bedeutend niedriger, als anderswo, alt und baufällig; sie scheinen auf den Einsturz zu warten, um neu und prächtiger aus dem Schutt zu erstehen. Auf einem Hügel gewahrten wir eine Gruppe Windmühlen, deren Odessa wohl einige Hundert zählt; es schien, als wenn sie sich mit ihren kreisenden Flügeln in die Lüfte erheben wollten. Eilenden Schrittes kamen wir an der Zerkow (Kirche) vorüber, sahen durch die Bäume hindurch den eigenthümlich gebauten Kasnwoffskischen Chutor, durchfuhren den früher die Stadt von den Vorstädten trennenden Boulevard, so wie die kleinen Gäßchen, in welchen man einer Menge von Fuhrwerk, theils bessarabischen, mit verschiedenen Lebensmitteln beladenen, theils bulgarischen und deutschen Kolonisten angehörigen, begegnet, und gelangten endlich an das oben erwähnte Zollamt, wo wir, doch mit nicht genug zu lobender Artigkeit, untersucht wurden. Gleich hinter dem Schlage standen wir in der Steppe, wandten uns von der nach Tirahpol führenden Poststraße ab und nahmen unseren Weg nach Odiopol zu.

Wenn ich sage, daß wir uns in der Steppe befanden, so ist dies in Bezug auf das, was wir sahen, eigentlich nicht der rechte Ausdruck, denn nah und fern, besonders in den Hohlwegen und Klüften, zeigten sich Landhäuser, Kolonieen, Hütten, Häuschen, Anpflanzungen von Obstbäumen, Gemüse und Baumpartieen. Man spürt noch überall die Nähe einer großen volkreichen Stadt, in deren Weichbild man sich denn auch noch befindet.

Wir berührten den Ort des früheren ausgedehnten Porto-Franco, heute Oede und Steppe, und kamen durch hügeliges und zerklüftetes Land. Links in der Ferne erblickten wir einen Theil des ausgetrockneten Limans, die Kirche in Tatarka und hübsche Baumgruppen. Das Gras der Steppe war bereits vertrocknet, und auf ihm tummelte sich eine Menge kleiner rosenrother Heuschrecken herum.

In einer kleinen am Wege gelegenen bulgarischen Kolonie lernten wir kennen, wie mühevoll die Erhaltung des tragbaren Bodens (Barchtan) sei, der während der Sommerhitze fortwährend begossen werden muß. Man thut dies vermittelst kleiner, durch ein Rad in Bewegung gesetzter Eimer, welche das Wasser aus einem Brunnen schöpfen und es durch eine Holzrinne in alle Furchen leiten, von denen der Boden durchschnitten ist; der Brunnen selbst ist gewöhnlich mit Pappeln oder Robinien umpflanzt. Pfirsiche und Wein wachsen im Freien und ohne besondere Pflege; man hält es sogar für überflüssig, den letzteren an Pfähle zu binden.

Es dauerte nicht lange, so erreichten wir die 1804 gegründete deutsche Kolonie Groß-Liebenthal, von den Russen Bolschaja Wakerscha genannt. Sie liegt mitten unter Gärten und Bäumen, hat nette Häuser mit hohen Dächern, breite mit Robinien bepflanzte Straßen und statt der Zäune Mauerlehnen von dem in der Gegend vorkommenden Steingerölle. Das Ganze sieht zwar alt, doch ordentlich und reinlich aus und trägt ein echt nationales Gepräge. Alles, der Anzug der Bewohner, die Sprache, die Bauart und Lage der Häuser ist deutsch, ja, es fehlt selbst nicht der öffentliche Garten, wo die Leute zusammenkommen, ein Glas Bier trinken und ihre Pfeife rauchen. Ordnungsliebe, Arbeitsamkeit und in deren Gefolge Wohlstand sind überall sichtbar.

Im Vorbeifahren sahen wir, wie die Leute mit ihren Pferden das Getraide droschen oder vielmehr austraten, begegneten noch manchem hoch beladenen Fruchtwagen und traten gleich hinter der Kolonie in die eigentliche, wahre Steppe. Ueber uns der wolkenlose Himmel mit seiner sengenden Sonne, um uns her in weiter Ferne hier und da ein Todtenhügel (Mogila), unter unseren Füßen vertrocknetes Gras und Staub — das Ganze eine Wüste, nur von rosenrothen Heupferdchen belebt.

Seit unserer Abfahrt von Odessa hatten wir die wunderbare Erscheinung der Fata morgana vor Augen; die ganze Steppe schien mit Wasser bedeckt. Es ist dies ein in der heißen Jahreszeit hier sehr gewöhnliches Phänomen.

Wir fuhren rasch und hätten nach unserer Berechnung das nicht sehr entfernte Odiopol längst schon sehen müssen; doch außer dem von den Sonnenstrahlen blitzenden Dnjester-Liman war nichts zu bemerken. Da plötzlich springt wie durch Zauber zu unseren Füßen der Thurm einer Kirche hervor, der Liman drängt sich zurück und wird zur ausgedehnten Wasserfläche, und dahinter erhebt sich etwas Schwarzes — Akkerman! Der Thurm zu unseren Füßen steht in Chadschi-Dere, dem heutigen Odiopol, einem befestigten, elenden, kleinen Orte am erhöhten östlichen Ufer des Limans.

Durch eine überflüssig breite und schrecklich öde Straße lenkten wir nach dem am Hafen stehenden, anständig aussehenden Posthause, stiegen aus und betrachteten die Ueberbleibsel der heute verlassenen russischen Festung, die von dem Augenblicke an, als Bessarabien und Akkerman russisches Besitzthum wurden, mit der Stadt zugleich ihre Bedeutung verlor.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß alle ins Schwarze Meer sich ergießenden Flüsse bei ihrer Mündung sogenannte Limane bilden. Sie enthalten meist salziges Wasser und sind vom Meere durch einen schmalen Sandwall (Peresyp) getrennt, der allmälig angeschwemmt worden ist. Die im südlichen Bessarabien befindlichen Salzseen, die durchgängig Liman genannt werden, sind höchst wahrscheinlich Ueberbleibsel des Meeres, welches früher bis an sie herangereicht hat, später aber durch den angespülten Sand mehr und mehr zurückgedrängt worden ist und nun Landseen bildet. Die Flüsse, welche einst in sie mündeten (Alkiat, Ofjusa u. s. w.), sind heute kaum noch in der Furche zu erkennen, welche früher ihr Bett war. Dem Dnjester-Liman wird vielleicht mit der Zeit gleichfalls das Schicksal bevorstehen, Landsee zu werden, denn er ist heute schon verwandelt, daß sich nur kleine Böte durch ihn hindurchwinden, während er noch im funfzehnten Jahrhundert zu den bedeutendsten Häfen des Euxinus gerechnet wurde.

Die Gewässer dieses Dnjester-Armes fließen gegenwärtig durch den Liman vermittelst zweier Oeffnungen, die sie sich durch den vorgeschobenen Sandwall gewählt haben, ins Meer. Die rechte derselben: Stambuler Schlund (türkisch: Bugaz) genannt, ist 150 Klafter breit und 26 Fuß tief; die linke, der Otschakower Schlund, hat bei einer Breite von 70 Klaftern nur 8 bis 15 Fuß Tiefe; zwischen beiden erhebt sich die Sand-Anschwemmung als zahle Insel von 3½ Werst Länge und ¼ Werst Breite.

Dicht bei dem Liman des Dnjestr befindet sich der des Bubschaks. Die Sandbank, welche beide trennt, ist an manchen Stellen so schmal, daß die Fischer, welche hier dem Aland oder Döbel, einer Fischart (russisch: Kokol), nachstellen, sie durchstechen und in den Lücken ihre Netze ausspannen. Ein dritter hierher gehöriger Liman ist der Kimbeter.

Der heutige Dnjester-Liman, dessen Wasser in Folge des in ihn sich ergießenden Flusses und der Sandbänke fast süß ist, läßt, wie die Einheimischen behaupten, den Dnjestr an der bessarabischen Seite, also vorzugsweise durch den Stambuler Schlund, durch. Hier ist er auch am tiefsten; in der Mitte dagegen an manchen Stellen so seicht, daß Schiff aus dem Wasser hervorragt. Zur Winterszeit friert er oft gänzlich zu, doch ist die Eisdecke, welche man dann befährt, dünn und springt leicht. Der vorsichtige Fuhrmann legt Bretter über die Risse, um darüber wegzukommen, der weniger furchtsame überläßt es den Pferden, darüber wegzuspringen und den Wagen nachzuschleifen. Die Post benutzt im Winter gern den Weg über die Eisfläche, wenn er

*) Das zwischen Pruth, Donau, dem Schwarzen Meere und Dnjepr belegene kleine Stückchen Land ist in letzter Zeit besonders häufig genannt worden und könnte in nächster Zukunft wohl in den Kriegsschauplatz hineingezogen werden. Wir glauben demnfolge, daß die Reisestizze, welche einen der beliebtesten polnischen Schriftsteller zum Verfasser hat, für die Leser des „Magazin" nicht ohne Interesse sein wird. D. Eins.

auch die hundertundsieben Werst lange Strecke nach Tiraspol und Bender noch durch einen bedeutenden Umweg vermehrt.

Nun noch einige Worte über den Dnjestr, der, wie bekannt, im Karpathenwald-Gebirge entspringt, österreichisch Galizien durchfließt, etwas oberhalb Chocsim nach Rußland eintritt und weiter abwärts theilweise die Gränze von Bessarabien bildet. Das Hinderniß zu seiner Schiffbarkeit sind die sieben Kataraktе (Porogy) bei Jampol, die jedoch durch einen Kanal leicht zu beseitigen wären. Schon unter dem polnischen König Siegmund August (sechzehntes Jahrhundert) arbeitete der Kardinal Commendoni, welcher die Kataraktе besucht hatte, ein auf die Schifffahrt bezügliches Handelsprojekt aus; später (1789) nahmen sich der Fürst von Nassau-Siegen, so wie auch Richelieu, der Sache an und brachten ein Schiff mit Ladung von Roswadow (fünf Meilen von Lemberg) glücklich bis zur Mündung; bei alledem ist die Angelegenheit noch nicht weiter vorwärtsgerückt und die wichtige Fahrstraße dem Verkehr verschlossen.

Vor noch nicht gar langer Zeit machte man den neun Werst langen Weg von Ovidiopol nach Akkerman in Böten, und die Länge der Fahrt war deshalb stets von der Richtung und Stärke des Windes abhängig; heute legt man ihn, Dank der Fürsorge des Fürsten Woronzov, mit allem Comfort in einem kleinen, netten eisernen Dampfboote von vierzig Pferdekraft zurück, das fünfmal wöchentlich hin- und zurückgeht. Auch wir beabsichtigten es zu benutzen und verfügten uns in Gesellschaft einer Menge von Bauern- und Kolonistenwagen nach dem dicht beim Posthause gelegenen Hafen.

Das Dampfboot kam nicht ganz heran, sondern ging in einiger Entfernung vor Anker, und flache Böte, Schaluden genannt, übernahmen es, Wagen, Vieh und die mit Billets und Blechmarken versehenen Passagiere an Bord zu schaffen. Daß es dabei an Geschrei und Stößen nicht fehlte, versteht sich von selbst.

Das niedliche, mit dem Capitain und sechs Leuten bemannte Schiff fing an, den schwarzen Rauch aus dem Schlot zu jagen und mit seinen Schaufeln die spiegelglatte Wasserfläche aufzuwühlen. Gleichwie auf dem Rücken eines Schwans zogen wir dahin, Ovidiopol schwand mehr und mehr vor unseren Blicken, und bald tauchten ungeheure, lange, finstere Mauern eines Schlosses, ein zweites Gebäude mit vier weißen Thürmen, die Kuppel einer Kirche, die schlanke Gestalt eines Minarets und ein Leuchtthurm aus dem fernen Nebel auf. Wir sahen Akkerman.

Schon von weitem bemerkten wir einige Menschen in den verschiedenartigsten Trachten, welche am Strande des sich schnellen Laufes nähernden Schiffes warteten. Kaum hatten wir das Ziel unserer Fahrt erreicht, als auch schon ein Boot bereit war, uns und den Wagen ans Land zu schaffen. Die Postpferde waren schnell vorgespannt, und so fuhren wir denn über den breiten Platz unter dem Schlosse, an den dunkeln Mauern der Festung vorbei, nach der etwas entfernten Stadt.

Nachdem wir uns bei einem Freunde, an welchen wir empfohlen waren, etwas erholt und gestärkt hatten, traten wir bei klarster Vollmondbeleuchtung unsere Wanderung durch die Stadt nach dem Schlosse an. In den Straßen war es noch recht lebhaft und die armenischen Barbierstuben noch offen und erleuchtet. Ein flüchtiger Blick in das Innere derselben zeigte uns ziemlich niedrige und nicht eben zu helle Zimmerchen, auf deren Divanen Leute mit schwarzen Haaren und gebräunten Gesichtern saßen, welche auf den Strich des Rasirmessers warteten. Hier und da hörte man Musik, und Moldauer, Armenier und Schwärme von Juden trieben sich in buntem Gemisch unter einander umher; ja, wir hatten sogar das Glück, einer Hochzeit zu begegnen, die unter dem Schall einer Pfeife und kleinen Trommel an uns vorüberzog.

Es dauerte nicht lange, so hatten wir das auf Felsen, welche die Gewässer des Liman benetzen, ruhende Schloß erreicht, das, ein Zeuge so mancher That alter und neuer Zeit, welche die Geschichte der Aufzeichnung werth gefunden hat, ernst und schweigend, düster und öde vor uns stand. Es lehnt sich zu beiden Seiten an den Liman und hat von der Landseite einen tiefen, theilweise in den Felsen gehauenen, senkrecht abfallenden Graben, Wälle, Brustwehren und Bastionen. Das Material, worauf es besteht, ist ein hier vorkommender weißlicher Stein, und die Bauart trägt unverkennbar genuesischen Charakter; was die Türken hinzugefügt haben, ist an der Unvollkommenheit leicht zu erkennen und zu unterscheiden. Die Mauern sind wahrhaft riesig und könnten, obgleich sie seit Jahren schon vollkommen unbedacht geblieben sind, auch heute noch einen tüchtigen Vertheidigungsort abgeben. (Vielleicht ist ihnen dieses Schicksal in nächster Zukunft beschieden.)

Hat man die Brücke, welche über den Graben führt, überschritten, so steht man vor dem Hauptthore, dessen marmorner Schlußstein den Namen des Sultans trägt. Hinter ihm breitet sich ein ungeheurer Hof aus, an dessen linker Seite sich, den Graben entlang, mit Thürmen und Planke versehene breite Mauern hinziehen, von denen aus man einen entzückenden Anblick auf die mächtigen Steinmassen und den sie bespülenden Liman genießt. Auf diesen Hof folgt ein zweiter, der gleichfalls mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben ist und breite Gänge hat, die aber vollständig mit Gesträpp bedeckt sind; in seiner Mitte liegt der dritte Hof. Inmitten der Mauermassen, welche man von oben herab übersieht, gewahrt man einige kleine Häuschen, Magazine und Ueberbleibsel des Arsenals, aus welchem noch ein Geschütz und etliche Kugeln zurückgeblieben sind. An die frühere türkische Herrschaft erinnert nur das mit Thon verklebte, seiner Krone beraubte und den Namen eines Sultans tragende Minaret, das heute den Eindruck des Schornsteins einer abgebrannten Hütte macht.

In Betreff von Nachforschungen im Schlosse ist noch so viel wie gar nichts geschehen, obgleich sich gewiß manches Interessante und historisch Wichtige zu Tage fördern ließe. Nur durch Zufall entdeckte man dicht am Liman einen Kessel voll Knochen, ohne jedoch deren Bedeutung zu kennen. Die Sache war mir insofern beachtenswerth, als Baron von Tott in Backtsche-Saraj einen ähnlichen Fund gethan hat, der sich aber in einem steinernen Behältniß befand.

Der Besuch des Schlosses hatte so viel Zeit in Anspruch genommen, daß wir erst spät zur Ruhe kamen, die uns nach dem ermüdenden Tagewerk eben so wohl that, als wir ihrer bedurften.

Tags darauf machten wir uns bei guter Zeit auf, um auch die Stadt kennen zu lernen, welche zerstreut auf einer Anhöhe am Liman liegt. Die nach dem Landungsplatz zu führende Senkung, Boulevard genannt, ist mit Bäumen bepflanzt, die freilich jetzt noch zu jung sind, um viel Schatten zu geben, mit der Zeit jedoch eine recht schöne Promenade werden können, und bildet mit ihren Treppen, einem in gothischem Styl erbauten Thore und der Ruine des Sultansbades ein sehr malerisches Ensemble. Zu den eben erwähnten, auch Bad der Paschas genannten Trümmern gelangt man durch eine Bresche in der Mauer und glaubt vor einem Todtenhügel zu stehen, da dem Oberstäche überall mit Gras und Dornen bewachsen ist. Durch eine schmale, niedrige, oben spitz zulaufende Thür gelangt man in verschiedene gewölbte kleine Räume und Durchgänge, welche durch Thüren mit einander in Verbindung stehen, die aber so schmal sind, daß man in der That nicht begreifen kann, wie es den wohlbeleibten Türken möglich war, hindurchzukommen.

Nicht weit von diesem früher gewiß sehr beliebten Aufenthalt der Söhne Muhammed's sieht man die jetzt öde Moschee, ein elendes Bauwerk mit hohem Rohrdach, Galerie und neu aufgesetzter Kuppel. Sie hatte mit dem neuen Herrn auch die Bestimmung ändern müssen, denn sie diente so lange als russische Kirche, bis die neue fertig war.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Dr. G. Kastner's Todtentänze.

(Schluß.)

Demgemäß sind denn auch diejenigen Werke mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt, welche, wie dies aus zahlreichen Angaben hervorgeht, vornehmlich Ruf und Popularität genossen. So finden wir namentlich eine sehr ausführliche Notiz über die Baseler Todtentänze, besonders über den Klingenthaler Tanz vom Jahre 1312. Letzterer ist sowohl seines Alters, als auch wegen seiner erhaltenen Reliquienheit mit dem Tanze auf dem Dominikaner-Kirchhofe merkwürdig, welcher letztere aller Wahrscheinlichkeit nach nur eine Nachahmung des ersteren ist. Hinsichtlich des Todtentanzes auf dem Dominikaner-Kirchhofe bekämpft der Verfasser eine Ansicht, welche einige Schriftsteller, besonders aber unredliche Antiquare, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotze, hartnäckig im Publikum verbreiten, die Ansicht nämlich, daß Holbein, welcher die „Schattenbilder" gemalt hat, auch den Todtentanz in Groß-Basel gemalt habe, während durchaus Nichts beweist, daß er jemals auch nur daran gerührt habe. Nachdem der Verfasser die Todtentänze der Schweiz, Deutschlands und Englands besprochen hat, und zwar so weit als möglich in chronologischer Reihefolge und mit Berücksichtigung der bereits erwähnten Kategorieen, gelangt er zu den französischen Tänzen, unter welchen der Todtentanz des Kirchhofes „des Innocents" zu Paris, auch „Danse macabre" genannt, den ersten Platz einnimmt. Er beleuchtet hierbei nicht allein die Irrthümer, welche rücksichtlich des Ursprunges desselben begangen worden sind, sondern er zeigt auch, wie bedauerlich es ist, daß man die Gewohnheit angenommen hat, mit dem Namen „Macabres" ohne Unterschied alle Todtentänze im Allgemeinen zu belegen, denn daher stammen eine Menge von Irrthümern und falscher Schlußfolgerungen, welche den Gegenstand überhaupt so außerordentlich verdunkelt und verwirrt haben.

Auf die Statistik der Wandmalereien über den Todtentanz folgt eine bibliographische Nomenklatur der Gedichte und Bilder, sodann ein kurzer Abriß der Gemälde, Kupferstiche und sonstigen Kunstgegenstände. Dieser Theil der Arbeit ist so vollständig, als es in einem Werke geschehen konnte, welches verschiedene Reihen von Ideen und verschiedene Reihen von Thatsachen umfaßt und das nicht ausschließlich archäo-

logischen und bibliographischen Forschungen gewidmet ist. Mit Ausnahme des oben erwähnten Peignotschen Buches giebt es kein Werk, welches eine vollständigere Uebersicht der verschiedenen Todtentänze liefert, die früher erstirt haben oder noch heute in den verschiedenen Ländern existiren. Um die Wißbegierde des französischen Lesers so viel als möglich zu befriedigen, giebt der Verfasser eine Uebersetzung der trefflichen bibliographischen Tabellen aus dem Maßmannschen Werke. In letzterem finden sich bekanntlich genaue Angaben über die verschiedenen Ausgaben der Todtentanz-Poesieen Frankreichs und der anderen Länder. Zwei dieser Tabellen betreffen die Baseler Tänze, die dritte die Danse macabre, die vierte den Holbeinschen Todtentanz; eine fünfte endlich, welche vom Verfasser selbst herrührt, giebt eine allgemeine Uebersicht sämmtlicher bis jetzt bekannter Todtentänze.

Die zweite Abtheilung des Werkes beschäftigt sich, wie schon erwähnt, mit der Musik der Todtentänze, d. h. Alles, was in den Figuren, Legenden, Reimen der letzteren mit der Tonkunst in Verbindung steht. Der wichtigste Bestandtheil dieser Abtheilung ist in den Abbildungen uralter Musik-Instrumente zu suchen, unter denen die interessanteste und kostbarste Sammlung diejenige ist, welche der in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gedruckte „Doten-Dantz" enthält. Es ist dies sicherlich einer der werthvollsten Beiträge sowohl zur Geschichte der Todtentänze, wie zu der der Tonkunst, denn wir ersehen daraus den Gesammt-Charakter der damals bekannten Instrumente. Wir finden darin Instrumente, die noch jetzt im Gebrauch sind, andere, die zwar nicht mehr im Gebrauch, jedoch nur sehr wohl bekannt sind, andere endlich, die uns völlig fremd sind. Obgleich die Holzschnitte des „Doten-Dantz" sehr grob und unvollkommen sind, so sind doch die Musik-Instrumente darin viel genauer abgebildet, als in anderen Todtentänzen, denen man in Bezug auf Anlage und Zeichnung einen gewissen künstlerischen Werth beilegt. Von einundvierzig Figuren, welche der „Doten-Dantz" enthält, sind nur vier, wo das Skelett nicht ein Instrument spielend oder ein solches haltend, ohne zu spielen, abgebildet ist. Ein Blick auf die dem Werke beigefügten Kupfertafeln zeigt dies sofort. Hier findet man nämlich jene ganze Folge von Holzschnitten in verkleinertem Maßstabe, aber in derselben Ordnung, wie in dem in der Straßburger Bibliothek befindlichen Exemplare des „Doten-Dantz", welches vom Verfasser zur Kopie benutzt worden ist. Der Verfasser hat die zahlreichen Abbildungen von Instrumenten dieses Werkes mit denen der Baseler Todtentänze, der französischen Ausgaben der „Danse macabre" und der Holbeinschen „Schattenbilder" verglichen. Die verschiedenen Instrumente sind vom Verfasser nach Arten und Gattungen geordnet; jede Hauptgattung ist in einem besonderen Kapitel erläutert, wo man Ursprung, Gebrauch, Abänderungen, Vervollkommnungen und Formen beschrieben findet, welche das betreffende Instrument sowohl zur Zeit der Todtentänze, als auch vorher und nachher durchgemacht hatte. Auf diese Art gelangt der Verfasser dazu, einen geschichtlichen Abriß der im Mittelalter üblich gewesenen Musik-Instrumente zu geben, namentlich derer aus dem Ende der zweiten Periode, aber auch derjenigen aus dem Anfange der Renaissance. Diese Arbeit mußte dem Verfasser außerordentliche Schwierigkeiten bereiten, denn bis jetzt giebt es nur sehr wenig Autoritäten in diesem Fache, aus welchen man zuversichtliche Belehrung schöpfen könnte; die authentischen Dokumente aus jener Epoche sind eben nicht zahlreich, und die wenigen vorhandenen sind so vage und unsicher, daß die Forschung nicht allzu sehr dadurch erleuchtet wird. Oft stehen die Quellen, an welchen der Forscher schöpft, in so schreiendem Widerspruch mit einander, daß selbst der Unverdrossenste muthlos wird und in Verzweifelung geräth, die undankbare Arbeit gänzlich aufzugeben. Der Verfasser hat vielfach die Werke von Roquefort, Bottée de Toulmon und Rieseweter benutzt, seine eigenen Forschungen dazu gefügt und auf diese Weise seinen Zweck erreicht, nämlich in die bisher auf diesem Gebiete erlangten Resultate etwas mehr Ordnung und Klarheit hineinzubringen. So finden wir denn in diesem Theile des Werkes manches Neue und bisher Unbekannte, freilich aber keine Aufklärung über gewisse dunkele Punkte, welche schon die Vorgänger des Herrn Kastner vergebens zu ergründen gesucht haben. Aber, wie gesagt, der Verfasser findet seine vollkommene Entschuldigung in den außerordentlichen Hindernissen, die er zu bewältigen hatte. Maler, Bildhauer, Reimdichter und Chronikenschreiber sind so ziemlich die einzigen Autoritäten, auf welche man sich bei einem Gegenstand stützen kann, über welchen die didaktischen Schriftsteller und die Musiker jener Zeit so gut wie völliges Schweigen beobachten. Allein jene Autoritäten sind höchst verdächtig und bieten in Beziehung auf Genauigkeit auch nicht die geringste Bürgschaft dar. Oft lassen sich Feder und Pinsel von den Launen der Phantasie, wenn nicht gar von Nachlässigkeit und Trägheit fortreißen und werden so der historischen Wahrheit untreu. Man kann mit Recht über die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, das sagen, was Roquefort, der ein geachteter und gewissenhafter Schriftsteller war, von seinem Studium der französischen Dichtkunst des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sagte: „Es genügt nicht, jene ausdauernde Thätigkeit zu besitzen, welche das Studium so vieler bändereicher Werke, so vieler Handschriften erfordert, die im Schooße der Bibliotheken begraben liegen und eben so schwer aufzufinden als zu entziffern sind. Es genügt nicht, die gehörige Schnelligkeit und Leichtigkeit im Urtheil zu besitzen, wodurch man gleich beim ersten Blick in dieser Menge von alten Denkmälern diejenigen ausfindig macht, welche belehrende Nachweise liefern können; es genügt selbst nicht, jenen Geist der Ordnung zu besitzen, welcher das aus so vielen verschiedenen Fundgruben geschöpfte Material zu sichten und zu ordnen versteht, um dasjenige, was man sucht, sofort zu finden. Es bedarf auch einer erleuchteten und freien Kritik: man muß das Gute vom Schlechten, das Wahre vom Falschen, das Authentische vom Verdächtigen zu unterscheiden, angesehene Autoritäten zu bekämpfen verstehen, welche, mit der Anerkennung vieler Jahrhunderte bekleidet, zu uns gelangen. Es bedarf eines gesunden Urtheile, welches die Bewegungen des Glaubens an diesen oder jenen Mann auf ihren wahren Werth zurückzuführen versteht, welches die förmliche, nur der Wahrheit zustehende Anerkennung nicht mit der Schonung verwechselt, die das Vorurtheil oft erheischt, und welches, nur rechtmäßigen Ruhm begehrend, sich nicht scheut, unbegründete Ansprüche, so ehrenwerth sie sonst auch sein mögen, abzuweisen."

Der Gegenstand, welchen der Verfasser behandelt hat, gehört nicht zu denjenigen, die Jedermann kennt, studirt und versteht. Die wenig bekannten Gegenstände aber wollen auch bis in die geringsten Einzelheiten erläutert sein. Der Verfasser hat daher unter den Text seines Werkes eine Menge von Anmerkungen gesetzt, in welchen man interessante, merkwürdige und belehrende Thatsachen oder auch Betrachtungen und Hinweise des Verfassers findet, welche dessen Auffstellungen und Behauptungen erläutern und unterstützen. Es ist nur zu billigen, daß diese Anmerkungen nicht im Texte eingeschaltet worden sind, da sie sonst der Klarheit und dem Verständniß desselben geschadet haben würden.

Von großem Interesse für den Archäologen sind die Kupfertafeln, welche dem Werke beigefügt sind. Auf denselben sind sämmtliche Todtentänze, so wie die dabei vorkommenden Instrumente, abgebildet.

Ganz am Schlusse des Werkes finden wir eine große Instrumental- und Vokal-Composition, betitelt: „La Danse macabre". Das Gedicht stammt aus derselben Zeit her, wie dieser Todentanz selbst, ist aber von Eduard Thierry in neufranzösische Verse übertragen worden. Der Tod beginnt nämlich:

> Accourez, accourez des quatre points du monde!
> Chaque heure dans sa tour répète le signal;
> Mes fils, joignez vos mains; former l'immense ronde,
> C'est moi qui suis la Mort et qui donne le bal!

Es folgen nun der Reihe nach die Repliken des Kaisers, der alten Frau, des Soldaten, der Nonne, des Reichen und des Kindes. Auf jede Replik antwortet der Tod und endigt seine Rede stets mit den Strophen: „En place donc pour commencer: pas de réplique, il faut danser." Als Probe geben wir noch folgende Replik. Der Kaiser sagt:

> Qui que tu sois, voix ma couronne,
> Tout un peuple armé m'environne;
> J'remplis le monde de terreur,
> Après Dieu, je suis l'Empereur!
> Je marche escorté de fanfares
> Sur le marbre et les tapis rares;
> Pour danser je ne tends la main
> Qu'à la fille d'un souverain!

Worauf der Tod entgegnet:

> Diadème pour diadème,
> Choisis Hélène ou Junon même;
> En place donc pour commencer:
> Pas de réplique, il faut danser!

Herr Kastner hat nun das Gedicht in Musik gesetzt, indem er jeder Person den ihr eigenthümlichen Charakter sowohl in der Melodie, als im Arrangement gegeben hat. Der Gesang ist einfach und in dem strengen Styl des Mittelalters gehalten.

Wir haben hier nur flüchtig dem Gange des Werkes folgen können; Archäologen und Künstler werden dasselbe als einen unschätzbaren Beitrag zur Geschichte jener seltsamen symbolischen Darstellung begrüßen.

Aluminium, ein neues Metall.

Bereits vor etwa zwanzig Jahren hat der damals in Berlin lebende Verfasser der „Grundrisse der unorganischen und der organischen Chemie",*) Herr Professor Friedrich Wöhler in Göttingen, das Aluminium,**) das bis dahin zu den Thonerden gezählt worden, zum

*) Erste Auflage der „unorganischen Chemie", 1821; „organische Chemie", erste Auflage, 1840.

**) Von dem lateinischen alumen, Alaun.

Digitized by Google

ersten Mal als Metall dargestellt. Weder seinem Lehrer Berzelius, noch Oersted und Davy, war es, ungeachtet mehrfacher Versuche, gelungen, dieses metallische Radikal der Thonerde aus dem Aluminium-Chlorid zu gewinnen. Wöhler hat das chemische Verfahren jedoch gefunden: Wenn man gasförmiges Aluminium-Chlorid in einer Glasröhre über geschmolzenes Kalium streichen läßt, reducirt sich ersteres unter Feuer-Erscheinung, und man findet nach dem Erkalten das Metall mit einer Rinde von Chlorkalium und Aluminium-Chlorid umgeben, die durch Abwaschen mit Wasser entfernt wird und worauf das Aluminium als ein graues, unter dem Polirstahl metallglänzendes Pulver erscheint.

Einem französischen Chemiker, Herrn Deville, ist es in neuerer Zeit gelungen, durch ein vereinfachtes Verfahren das reine Aluminium in größerer Masse zu gewinnen, so daß es jetzt, als ein bearbeitbares Metall, welches in vielen Stücken das Zinn und das Kupfer zu ersetzen vermag, von der Industrie verwandt werden und ihr von außerordentlichem Nutzen sein kann.*) Diesen Fortschritt hat die französische Regierung dadurch anerkennen zu müssen geglaubt, daß sie dem Entdecker, Herrn Wöhler, und dem Mehrer des Aluminium, Herrn Deville, den Rang als Offiziere der Ehrenlegion verliehen. Der Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, Herr H. Fortoul, hat bei dieser Gelegenheit einen Bericht über das Aluminium an den Kaiser erstattet, der auch für das deutsche Publikum interessant sein möchte, weshalb wir ihn hier vollständig wiedergeben:

„Sire! Als vor einigen Monaten ein neues Metall, das Aluminium, zum ersten Male der Akademie der Wissenschaften vorgelegt wurde, haben Ew. Majestät, überrascht von den merkwürdigen Eigenschaften, welche dieses Metall anzeichnen, den Wunsch geäußert, daß die Industrie sofort von dieser unerwarteten Hülfsquelle Nutzen ziehen möge. Sie fanden einen glücklichen Dolmetscher Ihrer Gedanken in dem geschickten Chemiker, welchem es gelungen, das reine Aluminium in hinreichender Masse herzustellen, um seine eben so auffallenden, als wichtigen Eigenthümlichkeiten zur Erscheinung kommen zu lassen. Dank dem von Ew. Maj. gegebenen Impulse, so wie den neuen Anstrengungen des Herrn Deville, Professors der Chemie an der oberen Normalschule, ist der Gewinnungs-Prozeß des Aluminium sehr vereinfacht worden; die dazu bestimmten Apparate haben eine zur Fabrication geeignete Form erhalten, und die zu seiner Erzeugung nöthigen Urstoffe sind im Ueberfluß und zu niedrigem Preise beschafft. Das Aluminium wird auf der bevorstehenden Universal-Ausstellung als eine der kostbarsten Eroberungen der Wissenschaft und der Industrie, so wie als ein glänzender Beweis des aufgeklärten Interesse erscheinen, das Ew. Majestät ihnen widmen.

„Wenn dieses außerordentliche Metall, das leicht wie Glas, weiß und glänzend wie Silber, unveränderlich fast in gleichem Maße wie Gold, hämmer- und dehnbar in demselben Grade wie diese edlen Metalle, fest wie Eisen und schmelzbar wie Kupfer ist, das der Guß, das Strecken, das Ziehen, der Hammer und die Feile in allen Formen zu bearbeiten vermag — wenn dieses Metall, das sich im Ueberfluß in allen gemeinen Thonerden findet, in der häuslichen Oekonomie und in den Gewerben erst seinen Platz gefunden haben wird, so wird man sich nicht mehr über das andauernde Interesse wundern, das Ew. Maj. den Versuchen geschenkt, die dazu führten, die Gewinnung desselben leichter und weniger kostspielig zu machen. Von neuem wird dann anerkannt werden, daß in der Wissenschaft Alles zusammenhängt, und daß es jener wunderbaren Entdeckung der Zersetzung der Körper durch die galvanische Säule bedurfte, welche die Chemie mit dem Kalium und dem Natrium bereicherte und wodurch Davy (im Jahre 1807) den von Napoleon I. gestifteten großen Preis erhielt, um durch die auf einander folgenden Forschungen von Oersted, Wöhler und Deville zu dieser neuen, nicht minder wunderbaren Entdeckung der Verwandlung der Töpfer-Thonerde in ein Metall zu gelangen, das durch seine Unwandelbarkeit mit dem Gold und Silber und durch seine Verbreitung auf der Erdoberfläche mit dem Eisen rivalisirt.

„Sire, ich weiß sehr wohl, daß das Aluminium, ungeachtet der Häufigkeit seiner Fundorte und der zu seiner Gewinnung erforderlichen Stoffe, noch nicht mit dem Kupfer oder dem Zinn, die es eines Tages zu ersetzen bestimmt ist, hinsichtlich der Wohlfeilheit konkurriren kann. Hierzu wird allein eine längere gewerbliche Anwendung desselben führen können. Die Wissenschaft hat jedoch ihre Aufgabe in würdiger Weise gelöst: sie hat das Metall entdeckt, hat alle seine Eigenschaften nachgewiesen und die Mittel geschaffen, um dasselbe im Großen zu gewinnen; sie hat Alles erfunden: Apparate und Verfahrungsweise, und mit der seltensten Uneigennützigkeit überliefert sie jetzt dem Handel die Frucht ihrer Forschungen.

„Erlauben Sie mir, Sire, den Augenblick, wo die Kolle der Wissenschaft aufhört und die des Gewerbfleißes anfängt, zu ergreifen, um Ihnen vorzuschlagen, so unverkennbare Verdienste durch eine für glänzende Leistungen vorbehaltene Auszeichnung zu belohnen und dem Herrn Sainte-Claire Deville, Ritter der Ehrenlegion, den Rang eines Offiziers dieses Ordens zu verleihen. Ew. Maj. werden, wie ich hoffe, geruhen, denselben Rang dem Herrn Wöhler zu ertheilen. Dieser ausgezeichnete Chemiker, einer der verdienstvollsten Schüler von Berzelius, hat nicht allein seinen Namen an die Entdeckung des Aluminiums geknüpft, sondern nimmt auch unter den Meistern der gegenwärtigen Epoche, welche die organische Chemie gegründet, einen sehr hohen Rang ein. In der Geschichte der Wissenschaft wird er stets als der Erste bezeichnet werden, dem es beschieden war, vermittelst mineralischer Elemente die Harnsäure, d. h. eine der verbreitetsten animalischen Substanzen, in allen ihren Bestandtheilen herzustellen. Das gelehrte Deutschland würde mit Dankbarkeit dieses neue Zeugniß von dem Interesse aufnehmen, das Ew. Maj. für die Fortschritte der Naturwissenschaft hegen.

„Ich habe die Ehre, zu sein ꝛc.

Der Minister-Staatssecretair im Departement des öffentlichen Unterrichts und der Kulte
H. Fortoul."

*) Bei der vor einigen Tagen in Paris stattgefundenen Eröffnung des Kongresses der gelehrten Gesellschaften Frankreichs hat der bekannte Chemiker Herr Payen ebenfalls auf die Wichtigkeit dieser Entdeckung hingewiesen, indem er bemerkte, daß das Zink bei seiner ersten Anwendung lange nicht den praktischen Nutzen in Aussicht gestellt, den man jetzt vom Aluminium erwarten dürfe. Gleichwohl sei das erstere jetzt ein vielen Gewerben unentbehrliches Metall geworden.
D. R.

Mannigfaltiges.

— Des Prinzen Waldemar von Preußen Reise nach Indien. Das Londoner Athenaeum vom 17. März macht in einen besonderen Artikel auf die durch geschwisterliche Pietät geförderte Herausgabe des typographisch-künstlerischen Monumentalwerkes: „Erinnerungen der Reise nach Indien von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Waldemar von Preußen", mit einem Vorworte von Alexander von Humboldt, aufmerksam. Für England ist dieses Werk von ganz besonderem Interesse, da bekanntlich der eben so tapfere, als wissenschaftlich und künstlerisch gebildete Prinz an dem Kriege, der während seiner Reise in Indien zwischen den Engländern und den Sikhs ausgebrochen war, persönlich einen auch von der Königin von Großbritannien durch das ihm zu Theil gewordene Geschenk mehrerer eroberter indischen Trophäen gewürdigten Antheil nahm. Leider wird dieses Monumentalwerk eben so wenig, wie die früher erschienene brasilianische Reise Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Adalbert von Preußen, in das größere, wissenschaftliche Publikum kommen. Bis jetzt sollen nur erst zwanzig Exemplare der „Erinnerungen" des Prinzen Waldemar an die nächsten hohen Verwandten und Freunde des Verewigten gekommen sein. Es ist jedoch wohl anzunehmen, daß die fürstlichen Geschwister des Prinzen, die ihm ein so schönes, würdiges Denkmal gestiftet, dasselbe auch in den zugänglichsten wissenschaftlichen Denkmalsammlungen von England und Ostindien, namentlich im British Museum und in der Bibliothek des East-India-House, werden ausstellen lassen.

— Die Kunstwerke der Sophia. Das in Nr. 23 des „Magazin" erwähnte Werk über die altchristlichen Baudenkmäler in Konstantinopel, von W. Salzenberg, hat in zwei Sitzungen des britischen Architekten-Vereins in London (Institute of British Architects) zu sehr anziehenden wissenschaftlichen Vorträgen Anlaß gegeben. In der Sitzung vom 5. Februar las der Secretair des Vereins, Herr C. C. Nelson, über das Werk selbst, welchem er die vollste Anerkennung zu Theil werden ließ, und in der Sitzung vom 19. Februar knüpfte daran Herr Digby Wyatt einen Vortrag über die muffivischen Arbeiten und die Glasmalereien in der Sta. Sophia, welche letzteren freilich nicht mehr vorhanden, aber nach allen Anzeichen, wie sie sich noch an den inneren Steinrahmen der hohen Kirchenfenster rings um den Dom finden, sehr reich und mannigfaltig waren. Paulus Silentiarius erwähnt ausdrücklich des magischen Licht- und Farben-Effektes der Sophienkirche, besonders in den Frühstunden, und Theophilus, der kurz vor der Eroberung von Konstantinopel über Glasmalereien geschrieben, sagt, daß er sich noch der Sophia begeben, um die Wirkungen des Lichtes durch bemalte Fensterscheiben zu studiren. Von den Leistungen der Byzantiner in dieser, wie in der Emaillir-Kunst, finden sich übrigens auch jetzt noch einige sehr interessante Denkmäler in dem Museum Christianum des Vatikans. Die Mosaiken des Domes der Sophia wurden von Herrn Wyatt genau nach Salzenberg's Darstellungen geschildert.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr. halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., so daß das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin sogar frei geliefert wird

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 29, und beim Spediteur Neumann, Mohrenstraße No. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 39. Berlin, Sonnabend den 31. März 1855.

Polynesien.

Die „neue Aera" der Sandwichs-Inseln.

Vor uns liegt ein Exemplar der ersten Zeitung eines neuen Welttheils der Civilisation: „New Era and Weekly Argus", gedruckt in Honolulu, der Hauptstadt des hawaiischen Inselstaates oder der Sandwichs-Inseln, auf der Insel Oahu. Eine typographische Siegesfahne, von keiner Kugel, sondern blos hier und da vom Setzer „durchschossen", unschuldig und ganz frei von „Krieg" und „Krim" und „Sebastopol", und unter ihren vielen Punkten kein einziger von den europäischen „vier", die übrigens gar keine Punkte, sondern Fragezeichen sind, da sie ganz entschieden mit „Haken" versehen sind.

Die „neue Aera" des stillen, pazifischen Oceans, der hunderteinzigen Arrogance einer jenseits des äußersten Westens aufblickenden und sich scharf umschauenden amerikanischen, d. h. über rassische und politische Schranken erhobenen Cultur, — ja, das Blatt sieht sehr bedeutungsvoll und inhaltreudig aus, ganz abgesehen davon, was auf dem Papiere gedruckt steht.

Ehe wir uns die Zeitung selbst näher ansehen, werden die nothwendigsten historischen Vordemerkungen am Platze sein. Die Sandwichs-Inseln sind auf dem Wege, ein neuer, mächtiger, freier Seestaat zu werden, vielleicht eine Art Großbritannien der antipodischen Halbkugel.

Die ganze Inselgruppe ist vulkanischen Ursprungs mit dem größten Vulkane der Welt auf Hawaii. Die Berge und Gebirge steigen bis vierzehntausend Fuß und sehen auf die malerischsten, prächtigsten Thäler herab. Schon seit dreißig bis vierzig Jahren war der Hafen von Honolulu der Haupt-Erholungsort der Wallfischfänger. Man fand nicht selten funfzig bis sechzig Schiffe auf einmal. Jetzt wird der Hafen jährlich von vielen Hunderten amerikanischer und australischer Wallfischfänger besucht. — Im Jahre 1820 erschienen die ersten Missionäre Englands auf Hawaii, welche nicht viel zu bekehren fanden, da die Bewohner in ihrer gelbbraunen, nackten Unschuld keine Götzen mehr anbeteten und im Uebrigen ziemlich fest an ihrer lachenden, heiteren Naturreligion festhielten, so daß sich die Frauen der Bekehrer zum Theil bis jetzt abgequält haben, die Sandwicherinnen nur in Hemden zu bringen. Man beschenkte sie reichlich mit diesen nothwendigsten Stücken aller Leibwäsche, und zwar mit solchen, die gleich vom Halse bis an die Knöchel reichten. Da nun aber die Sandwichs-Damen durchweg gute Reiterinnen sind und außerdem viele Zeit im Stillen, sonnigen Meere herumplätschern, wurde ihnen, der erste Missions-Leibrock bald lästig, so daß sie wieder und immer wieder zu dem Kleide paradiesischer Unschuld (vor dem Apfelbisse) zurückkehrten. Erst neuerdings haben die praktischeren amerikanischen Missionäre mit Erfolg „Anstand" unter den Damen in die Mode gebracht. Sie packen dieselben bei der schwachen Seite aller Schönen der Erde, sich zu schmücken und zu putzen, so daß sie jetzt ganz gut wissen, wie Schleier, Hut, seidene Kleider und Handschuhe mit Vortheil getragen werden. Die steifleinene Hemden-Civilisation der englischen Bibelgesellschaft muthete den schönen Naturkindern „Sack und Asche" zu, so daß sie mit Erfolg und Recht zurückgewiesen ward. '

Seit zwanzig bis funfundzwanzig Jahren ging die Kultur auf den Sandwichs-Inseln ununterbrochen rasch vorwärts. Kirchen und Schulen erhoben sich, Pressen arbeiteten an Büchern für die Eingebornen. England, Frankreich, Amerika, Spanien und Rußland ließen sich durch Konsuln in dem rasch aufspringenden und um sich greifenden Handel vertreten. Die Inseln zusammen bildeten seit der Zeit einen anerkannten, unabhängigen Staat mit einer ordentlichen Verfassung, einem Landrechte und einer organisirten Verwaltung. Der König ist constitutionell gebunden, Gesetz und Recht zu bewachen, statt seiner Willkür zu fröhnen. Ein Unterhaus, gewählt vom Volke, und ein Oberhaus bilden die eigentliche gesetzgebende Macht. Die Eingebornen selbst sind von Hause aus eine der gutmüthigsten und friedlichsten Menschen-Arten. Politische, kirchliche und rechtliche Streitigkeiten lernten sie erst durch Einmischung von Diplomaten und dogmatische Klopffechterein zwischen katholischen und protestantischen Missionären kennen. Die Wichtigkeit dieser Inseln ergiebt sich auf den ersten Blick aus ihrer geographischen Lage, seitdem sich auch die westlichen Gestade Amerika's der neuen australischen Welt und den anwohnenden Chinesen. Indiern u. s. w. geöffnet haben. Der um fünf- bis sechshundert Prozent gesteigerte Weltverkehr via dieser Inseln steigerte auch die diplomatischen Intrigen Amerika's, Englands, Frankreichs und Rußlands um die Oberherrschaft über den unschuldigen, nur Cigarren rauchenden und Billard spielenden König Kamehamea. Doch Bruder Jonathan hat sie nur alle über „humbugt" und wird sich wahrscheinlich das neue Großbritannien des Stillen Oceans schon „gekauft" haben, was wenigstens einfacher ist, als eine Eroberung mit Waffen und Leichen. Das schwache, eingeborene Sonnenvolk, das sich schon so sehr gegen das Hemde der Civilisation sträubte, stirbt ohnehin ganz von selbst an den Oberflächen derselben aus, wie wenigstens Jarvis, der gründlichste Statistiker über diese Inseln, behauptet.

Die Lage der Inseln ist central zu beiden nächsten Kontinenten, d. h. gleich weit entfernt von Central-Amerika, Mexiko, Kalifornien und der Nordwestküste der einen und Japan, China, den russischen Besitzungen und den Philippinen auf der anderen Seite, mit dem unerschöpflichen Goldlande Australien davor. Die Sandwichs-Inseln sind auf bestem Wege, die eigentlichen Herzkammern des materiellen und ideellen Umsatzes jener bedeutungsvoll gegen einander sich öffnenden Ländergebiete der Antipoden zu werden.

Die „neue Aera" ist also kein leerer Titel. Die vor uns liegende Nummer ist zwar schon alt, denn sie trägt das Datum „8. Juli 1854", aber da wir in ihr nicht nach telegraphischen Depeschen vom Kriegsschauplatze oder dem Centrum der „vier Punkte" sehen, sondern sie blos als Fahne und Symbol der großen, friedlichen Entwickelung auf der neuen Halbkugel betrachten, erscheint sie uns neu und interessant genug. Wir bemerken zunächst, daß die Zeitung das erste freie Privat-Unternehmen der Art ist und schon eine offizielle Regierungszeitung, unter dem Titel: The Polynesian, existirt. Die New Era erscheint wöchentlich dreimal, in je einem großen Bogen, etwas kleiner, als der Londoner Globe, aber für den großen Preis von dreiejehalb Cents für jede Nummer oder sechs Dollars praenumerando fürs Jahr. Dabei sieht das Papier sehr schön aus. Man kann aus diesem hohen Preise nur auf eine geringe Circulation oder auf theure Herstellungsweise schließen. Aber was ist aus Honolulu geworden! Vor einem Jahre erst erschien ein englisches Buch ganz frisch von den Zeitungen weggeschrieben, worin die Hauptstadt als ein dürftiges Dorf mit einigen Windmühlen geschildert ward. In der „Neuen Aera" von dem einzigen Tage finden wir dreizehn von den zwanzig Seiten ausschließlich mit Anzeigen gefüllt, mit einhundertfünfundsiebzig Anzeigen, die sich alle um Dollars und Cents drehen. Mehr als ein Dutzend Hotels empfehlen ihre bequeme und billige „Accommodation", Kaufleute, Krämer, Fleischer, Bäcker, Brauer, Konditoren, Schneider, Hutmacher, Schuhmacher, Friseurs, Parfumeurs, Uhrmacher, Juweliere, Pfandleiher, Auctionatoren, Kommissionäre, Schiffs-Agenten, Advokaten, Aerzte, Apotheker u. s. w. bieten sich oder ihre Waaren ganz im üblichen Anzeige-Styl an, so daß man gar nichts von einem Honolulu merken würde, wenn nicht Straßennamen wie „Nuuana-, Kaahumanu-, Mauna Kea-, Alaken-Street" u. s. w. noch den vorklingenden Grundton der Urbevölkerung verriethen. Von den unterzeichneten Namen finden wir keinen einzigen autochthonischen: Alles Johns, Smith, Johnson u. s. w., einige französische und unter den deutschen einen ganz echten, Schulze, aber mit dem „ß", und natürlich mehrere deutsche Schneider. Großväter wurde einmal gefragt, was ihm auf seinen Weltfahrten als das Merkwürdigste gelte. „Die deutschen Schneider in jedem Orte der Welt", antworteten er. Nach den deutschen Schneidern des Kosmopolitismus kömmt aber gleich der deutsche Tabagist. So empfiehlt auch hier in Honolulu Friedrich August Meyer „alle Sorten von Bieren, kalte und warme Speisen." Aus anderer Quelle ersehe ich, daß an der New Era zwei deutsche Schriftsetzer arbeiten. Nach den Namen der hundertfünfundsiebzig Anzeigenden zu schließen, sind vier Fünftel englisch-amerikanischer, die übrigen deutscher und französischer Prägung. Von der Großartigkeit des Handels zeugen nicht nur alle mögliche Sorten von Gebrauchs- und Luxusartikeln, sondern auch vierzehn zum Verkauf gebotene ganze Schiffsladungen. Bücher-Anzeigen fehlen ganz. Diese nebst Zudehör stellen sich natürwüchsig erst ein, wenn sich die Leute auch hier erst „aus dem Gröbsten herausgehauen" haben. Doch zeigt bereits eine „Honolulu Circulating

Library Association" an, daß Bücher oder Geld als Geschenke sehr willkommen seien. Auch Gesellschaften zeigen sich. „Excelsior Lodge of Ancient Foresters" kündigt ein Meeting an, eben so eine Freimaurer-Gesellschaft.

Die sieben Spalten Zeitung enthalten gesetzliche Bekanntmachungen, die erste Nachricht von dem „Kriege", Parlaments-Verhandlungen und lokale Interessen, darunter eine Bitte um Erhöhung der Hundesteuer auf fünf Dollars, eine andere um Freiheiten für die Bürgerwehr (Militia). Mr. Kaumâa's Berechtsamkeit wird gerühmt, „Messrs. Kalama und Maika sprachen sehr entschieden für die Bürgerwehr", Mr. Kamaipelekani brachte zum ersten Male ein Gesetz ein u. s. w. und „Mr. Nahakuleia einen Antrag, alle illegitime Personen zu Soldaten zu machen." Die Hälfte der Namen erscheinen als anglo-sächsische, die andere Hälfte sandwichianisch, oder besser: hawaianisch. Mr. Bowlie deckt eine originelle Branntwein-Schmuggelei auf. Er werde als Sassaparilla importirt und vom Zollhause frei als „Medizin" abgeholt und als „Heard's Sarparilla" an Jeden verkauft, der Branntwein trinken wolle.

Die Zeitung des Herausgebers selbst führt das Motto: „Open to all, controlled by none". Er spricht von den erwarteten englischen und französischen Geschwadern im Hafen von Honolulu und der unaufschiebbaren Nothwendigkeit, den Hafen zu erweitern und zu tiefen. Da man in dieser Beziehung unverantwortlich nachlässig sei: „so bieten wir, der arme, verunglimpfte, beschimpfte („libelled, villified") Herausgeber von New Era and Argus, zweihundert Dollars Jedem, der binnen einem Monate der Regierung den leichtesten und ausführbarsten Plan zur Entsandung und Reinigung des Hafens, ausführbar bis zum 1. Dezember, vorlegen wird." Man sieht, das ist ein energischer, weil verunglimpfter, ein patriotischer Redacteur! Doch findet er auch Anerkennung. Er dankt öffentlich für „einen Sack Mehl, gemahlen in der neuen Dampfmühle von Honolulu", eben so für einen „glänzenden, bequemen Redacteur-Stuhl, den schöne Herzen während seiner Abwesenheit ihm ins Sanctum gesetzt haben."

Es muß sich dort sehr gemüthlich leben lassen, da alle Welt mit vollen Schiffen sich herandrängt und in der ganzen Nummer keine Spalte von Verbrechen, Verhören, Verletzungen oder nur Unglücksfällen zu finden ist. — Kann es einen schöneren Mangel in einer Zeitung geben? Giebt es eine angenehmere Lektüre, als solche Dinge zu lesen, die gar nicht darin stehen? Ist so ein mageres Zeitungsblatt nicht mehr werth, als ein dickes Buch, wenn man zu lesen versteht, was gar nicht einmal zwischen den Zeilen gefunden werden kann?

Nun noch ein Wort über die Zukunft der Sandwichs-Inseln in politischer Beziehung. Das englisch-französische Geschwader (drei englische und vier französische Schiffe) kam Ende Juli in Honolulu an, um von da aus nach russischen Kriegsschiffen weiter zu suchen. Ein Korrespondent des englischen Flaggenschiffs „Président", meldete der Times vorigen Herbst, daß Honolulu mit funfzehntausend Einwohnern eine herrliche Stadt sei, wo Alles rasch aufblühenden Wohlstand verkünde. König Kamehameha III. mache eben solchen Staat, wie der englische Hof (er hat einen Papageno-Mantel von den hohlbarten Federn, der drei Millionen Dollars werth sein soll). Er hat eine hübsche Prinzessin, „Victoria", und mehrere schöne Söhne, auch eine gute Menge eingeborener Aristokratie von schöner Aeußerlichkeit und nobeler Haltung um sich. Die Unterhandlungen mit Amerika wegen Abtretung des Landes wurden vom Könige und dem Staatsrathe, mit Ausnahme des Prinzen Alexander, des Thronerben, und einen hohen Chefs von Eingeborenen, begünstigt. Den ersten August waren die verschiedenen Punkte der Abtretung in Washington angekommen und sollen seitdem von beiden Seiten erdrückt und angenommen worden sein.

Daß ein König sein Land verkauft, hat an sich selbst etwas Niederträchtiges, wie es scheint. Aber wenn man sich die Sache etwas näher ansieht, wie man von allen Seiten in die isolirten Inseln mitten im Oceane hineincivilisirt und den Hof und die Mächtigen von vier bis fünf diplomatischen Seiten fortwährend zwickt und zwackt, zieht und zerrt, daß er hierhin, dorthin regieren und diplomatisiren solle, daß der hawaianische Inselstaat jetzt der Schlüssel für den ganzen Verkehr auf dem Stillen Meere ist und sich allein unmöglich gegen die verschiedenen politischen Ansprüche (namentlich auch Rußlands) halten kann; so erscheint es im Interesse der rund um die Erde strebenden materiellen und hoellen Civilisation als eine Wohlthat, daß sich hier unter amerikanischem Sternbanner ein sicherer, freier Grund und Boden bildet für den handelnden Friedenskongreß der alten und neuen Erdtheile. D.

Rußland.

Fünf Tage in Bessarabien.

(Fortsetzung.)

Wer Akkjerman früher gesehen hat, der erkennt es heute nicht wieder, denn es hat sich erstaunlich verändert. An die Stelle elender, ungestalteter Häuser und enger, krummer Gassen, die früher ein wahres Labyrinth bildeten, sind schöne gerade Straßen und steinerne Gebäude getreten. Wo man hinblickt, liegt neben alten Schutthaufen frisch angebäuftes Baumaterial und spricht für die Rührigkeit der Menschen; man wandelt nicht mehr in der einförmigen, öden Tatarensteppe, sondern in einem Lande voll jungen thatkräftigen Lebens. Der Dank dafür, daß es so ist, gebührt dem achtungswerthen Gouverneur Fedrov, der sich auch um den Aufschwung der Stadt Kischenev unsterbliche Verdienste erworben hat. Er hat für Alles gesorgt, wie und so viel er konnte, und in Folge seiner Bemühungen nehmen Handel und Industrie täglich an Bedeutung zu.

Akkjerman ist gegenwärtig eine Kreisstadt von 25,000 Einwohnern, unter denen sich viele Groß-Russen befinden, welche im Lande auf eben überlassenem Grund und Boden angekaufte Vorwerke errichtet haben, die sie jedoch, da sie sie nicht bewohnen, von Beamten bewirthschaften lassen. Jede der hier ansässigen Nationen bildet eine Gemeinde (Obschtschestwo), die ihre besondere Verwaltung und Kasse hat, die Abgaben einzieht und für die Ausgaben aufkömmt. Außer der eigentlichen Stadt, d. h. der Veste und ihrer Umgebung, so wie der von Schouzern und Klein-Russen bewohnten Kolonie Schaba mit der Vorstadt Kimbel, gehören zu Akkjerman noch drei Vorstädte (Posady). Eine derselben ist Popuschoja (vom moldauischen Worte Mais benannt) mit einer Kirche, eine zweite Turta oder Turtaki (nach der türkischen Benennung des Dnjestr) mit zwei Vorstädten. Die Krylova, eine steinerne Brücke, verbindet Akkjerman mit den Vorstädten.

Der türkische Theil der Stadt ist ein Knäuel enger, krummer Gassen, in denen man Nichts als Mauern mit kleinen Pförtchen sieht, die auf einen Hof führen, in welchem das elende, mit Rohr gedeckte Haus steht, das statt der Fenster Oeffnungen hat, die mit Holzstäben vergittert sind. An dem Hause ist ein Vordach zum Schutz gegen die Sonne angebracht, und darunter steht eine Art Tisch, auf welchem der Türke, sitzend oder liegend, die Kühle genießt und dabei seinem Geschäft obliegt. In den Gehöfte, in welches wir uns die Freiheit nahmen einzutreten, fanden wir einen alten, armen Moslim, der auf einem Lederkissen lag und die Pantoffeln neben sich auf der Erde hatte. Er präsentirte sich uns in rothem Fes, langem Kaftan, breitem Gürtel, an dem eine silberne Uhr hing, und mit einer Tabaksdose in der Hand. Wir baten den guten Alten um Feuer, um unsere Cigarren anzubrennen; er schien uns jedoch nicht oder vielmehr etwas Anderes zu verstehen, denn er bot uns auf sehr artige Weise seinen schwarzen Tabak an.

Durch eine kleine, aus Grabsteinen eigenthümlich geformte Pforte gelangten wir, mitten im türkischen Stadttheil, auf einen Kirchhof, welchst die armenische Kirche stand. An ihrer Schwelle fanden wir den mit langem Ornat und breitem Gürtel bekleideten Geistlichen, der uns anbot, und das Innere des Gotteshauses zu zeigen.

Während der Diener des Herrn nach den Schlüsseln ging, betrachteten wir das Aeußere des Gebäudes und fanden es klein, finster und halb in der Erde stehend, also gewiß noch in derselben Verfassung, wie es zur Zeit der Türken, also damals war, als die „Ungläubigen" weder singen, noch läuten, noch überhaupt öffentlich Gottesdienst halten durften. Ein Gang von neuerem Datum erhebt sich etwas über die Kirche, und er sowohl, als auch der Hof sind mit Grabsteinen ausgelegt.

Die Pforte zum Tempel öffnete sich, und wir traten ein. Der für die Gemeinde (welche, beiläufig gesagt, nach des Geistlichen Angabe, aus hundertvierzig armenisch-nestorianischen Familien besteht) bestimmte Raum ist leer und, gleich der über dem Haupteingange befindlichen Frauengalerie, mit Matten und Kilim ausgelegt. Von Sitzen ist keine Rede, selbst der Thron des Archierej (Erzbischofes) ist ohne Sessel. Den Altar fand ich, wie bei den Unirten, und an den Wänden eingemauerte Steine mit Inschriften und Verzierungen; die Jahreszahlen darauf wiesen auf die Heidschra hin. Die Sakristei hatte ein steinernes Taufbecken; die Malerei in der Kirche deutete auf griechische Manier. Ich wußte recht wohl, daß ich mich in einem christlichen Gotteshause befinde, allein Alles, was ich um mich herum sah, die Kissen und Matten, selbst einige hier und da stehende Pantoffeln, erinnerten doch sehr an den Orient und seine Moscheen.

Was die Stadt an Sehenswerthem bietet, hatten wir vollständig in Augenschein genommen; es blieben nur noch die von Alters her berühmten Weinberge übrig, und ihrem Besuche schenkten wir die letzten Stunden vor der Weiterreise. Die Gärten — denn so sollte man sie eigentlich nennen — haben eine Länge von einigen Werften und liegen auf einer sandigen Ebene, welche breite, mit Ulmen, Pfirsichen, Nüssen und Maulbeerbäumen bepflanzte Straßen durchschneiden. Der Wein, den wir sahen, wächst als Strauch, der jährlich abgeschnitten wird, und ist nicht an Pfähle oder Spaliere gebunden, sondern die Traube reift auf dem Sandboden liegend. Diese Nachlässigkeit vermindert natürlich den Ertrag der Lese, läßt sich jedoch mit der Schwierigkeit, Holz zu erlangen und die Reben zu überwintern, entschuldigen. Wir fanden die Pflanzen, wie gesagt, als Büsche in Sandwällen wurzelnd, die dicht mit Strupppigen, langblätterigen Arenarien bewachsen waren.

Der Rothwein, welcher in den Weinbergen gewonnen wird, ist dem Brüll-Bordeaux ähnlich: der weiße kömmt mit dem ordinären

Schimmer. Der ganze Ertrag beläuft sich auf ungefähr zweihunderttausend Eimer, wovon drei Viertel zum Verkauf kommen. Die ausgepreßten Trebern geben einen sehr guten Branntwein.

Wir hatten die Absicht, unseren Aufbruch bis Kischenew auszudehnen, und hielten uns deshalb bei der Weiterreise auf der westlichen Seite des Dnjestr. Die ersten fünf Werste, welche wir durchfuhren, gingen über eine wellenförmige, breite Straße, meistentheils noch durch die Vorstädte Akkerman's, deren von Moldanern, Groß- und Klein-Russen bewohnte Häuser augenscheinlich den besondern Charakter der verschiedenen Nationalitäten tragen. Schilf und Rohr scheinen hier eine bedeutende Rolle zu spielen, denn sie dienen nicht nur zur Bedeckung der Dächer, sondern man findet auch die Zäune daraus geflochten, und sie müssen selbst das nöthige Brennmaterial liefern. — Längs des Limans, an welchem die Straße hinläuft, sehen wir abermals Weinberge, die an den dunklen Sandhaufen, worauf die Reben stehen, leicht zu erkennen sind.

Je weiter man in der Steppe vorrückt, desto mehr ebnet sich der Weg, und funfzehn Werst von Akkerman entfernt zeigen sich bereits die in dieser Gegend so häufig vorkommenden Todtenhügel, die wir denn auch bis zur Station Gura Rosche*) fortwährend zu beiden Seiten hatten. Hier und da trifft man auf erbärmliche Lehmhütten, welche von Leuten bewohnt sind, die den Ackerbau betreiben und Zehnten entrichten, und auch eine ganz eigenthümliche Art von Menschen, die Tschabans, welche auf der öden, einförmigen Fläche die Schafe weiden lassen. Sie haben ein wahrhaft Grauen erregendes Aussehen mit ihrem behaarten Gesichte, der nackten, sonnenverbrannten Brust, der schmutzig dunklen Haut, den Fetzen von Schaffellen, die um den Körper herumhängen, und den nichts weniger als sauberen Beinkleidern, den schweren Stiefeln, mit welchen Beine und Füße bedeckt sind. Ihr Wahrzeichen ist ein langer Stock, an dessen Hacken eine Flasche mit Wasser hängt. Sie sind echte Kinder der Steppe, fast wild und jedenfalls ein ganz absonderlicher Menschenschlag. Das einsame, keinerlei Abwechselung bietende Leben, welches sie zu führen gezwungen sind, prägt sich deutlich in ihrem Charakter aus, denn sie stecken voller Vorurtheile, sind mürrisch und schweigsam. Zu ihrem Beistand haben sie ungeheure Hunde, welchen es obliegt, die Heerde gegen die Wölfe zu schützen, welche im hohen Grase der Steppe hausen. Daß uns in der traurigen Steppe der Tschaban als eine unheimliche Gestalt erscheint und das gemeine Volk ihn als Zauberer und Hexenmeister geradezu fürchtet, darf nach dem Bilde, welches wir von ihm entworfen haben, nicht eben auffallen.

Das wolkbedeckte Büffchen, welchem der Tschaban vorsteht, heißt hier otara, während man die Rinderheerde tschereda, die Roßheerde tabun nennt. Der Ochsenhirt trägt den Namen skotar, der Roßhirt ist der tabunschtschik.

Je mehr wir in der Steppe vorwärtskamen, desto größer wurde auch die Zahl der Todtenhügel. Zuweilen erblickten wir in weiter Ferne den immer schmäler werdenden Liman, so wie auch den in ihn einmündenden Dnjestr mit seinem theilweise ausgetrockneten, mit Holz und Schilfrohr bewachsenen Bett, in dessen Mitte sich das Wasser gleichwie ein silbernes Band schlängelte.

Wir befanden uns nun in dem zwischen Pruth und Dnjestr gelegenen südlichen Theile Bessarabiens, dem sogenannten Budschak, und wollen hier beiläufig bemerken, daß Einige diesen Namen von demjenigen des Sohnes des Nagai der kaptschaker Horde, die Byzantiner dagegen von dem Heerführer Tsakas oder Dschat ableiten. Die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat des Russen Radjeschkin Ansahme, der in dem Worte das türkisch-tatarische Ecke, Winkel erkennt. Benennen versteht unter Budschak die Ebene zwischen Akkerman und Kilia, nimmt sie zu zwölf Meilen Länge und fünf bis sechs Meilen Breite an und erwähnt dabei, sie habe früher denjenigen Tataren zum Wohnsitz gedient, welche weder den Chan der Krim, noch den türkischen Sultan als ihren Oberherrn anerkennen wollten.

Da wir uns gerade auf dem Felde etymologischer Forschungen befinden, so wird es wohl am rechten Orte sein, auch Etwas über den Namen Bessarabien zu sagen. So sonderbar es auch im ersten Augenblick erscheinen mag, ein Land nach seinem Beherrscher benannt zu finden, so ist doch mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, der Fall müsse hier eingetreten und der Ursprung der Benennung in dem Namen Bessarab oder Bessaraba, einem früheren Regenten, zu suchen sein. Er war zugleich Titel der walachischen Wojewoden, deren Besitzthum zwischen Pruth und Dnjepr lag, und hat jedenfalls Verwandtschaft mit dem des schon Herodot bekannten Volkes der Bessi, das dieser theilweise auf den Rücken des Hämus versetzt und später in den Daciern aufgehen läßt. Das Haupt des Geschlechtes der Bessarab war vermuthlich ein gewisser Barbul, der, um dem türkischen Joche zu entgehen, im funfzehnten Jahrhundert aus dem heutigen Bessarabien nach Serbien und darauf nach der Walachei zum Wojewoden Wlada II. Dgodat floh, der ihm den Titel eines Ban von Krajowa verlieh. Da nun seit Radul I., dem Schwarzen, welcher das walachische Reich gründete, alle Hospodare Bessarab genannt wurden, so scheint es allerdings, als wenn dies weniger ein Geschlechtsname sei, als vielmehr den Titel der Herrschaft bezeichne. Der bereits erwähnte Radjeschkin, dem wir diese Aufklärung entlehnen, würde versucht sein, den Namen von dem türkischen Rab oder Rob (Anführer) abzuleiten und in ihm den Anführer der Bessi, eines Volkes, das in den ersten Jahrhunderten n. Chr. längs der beiden Ufer der unteren Donau bis zu deren Mündung wohnte, erkennen, wenn damals die Türken schon vorhanden gewesen wären; wahrscheinlicher ist ihm eine Verwandtschaft mit dem arabischen Rabbi (Rab) oder gar eine Zusammensetzung von Boss und Sorab (Sorb), wonach denn die Bessi Slaven gewesen sein müßten.

Wir hatten — um wieder auf unsere Reise zurückzukommen — bereits siebenundzwanzig Werst in einer Steppe zurückgelegt, wie wir bisher noch keine zweite zu Gesicht gekommen ist, denn wir fuhren fortwährend auf einer wenig bebauten Fläche dahin, die im wahren Sinne des Worts eben wie ein Tisch war. So weit das Auge reichte, sah man Nichts als plattes Land, auf welchem die Kurgane wie ungeheure Maulwurfshügel lagen, und das Ganze gemahnte stark an das Meer, wenn es ruhig ist, denn auch hier erblickte man, wenn Etwas aus der Ferne sich näherte und, so zu sagen, am Horizont heraufstieg, immer zuerst den oberen Theil. In der Entfernung einer Werst verschwand jeder Gegenstand wie im Nebel, was wohl in der endlosen Ebene seinen Grund hat.

So lange die Steppe trocken ist, darf man den Staub abscheulich, den Weg aber vortrefflich nennen. Sitzt man erst im Wagen, so kann man sich ruhig seinen Gedanken oder dem Schlafe überlassen, denn die Pferde laufen in der einmal genommenen Richtung immer geradeaus und deshalb nicht fehl. Das wußte auch unser Fuhrmann und war auf seinem Sitze bald eingenickt. (Schluß folgt.)

*) Gura, moldavisch, entspricht dem deutschen Schlund, Höhle.

Frankreich.

Ein Kenner des Frauenherzens.

Der Verfasser zahlreicher Romane, Charles de Bernard, ist kürzlich in Frankreich gestorben, und die Revue des deux Mondes widmet ihm eine ausführliche Besprechung. Er gehörte zu dem Autorkreise von Balzac, Sainte-Beuve, Planche, George Sand u. s. w., lebte aber stets so zurückgezogen, daß man seinen Namen, der einer altadeligen Familie und der Franche-Comté entstammte, sehr häufig für pseudonym hielt. Charles de Bernard begann seine literarische Laufbahn mit Versen, wie die meisten jungen Schriftsteller, und erkannte erst später seinen Beruf. Seine Freunde wollten ihn zu historisch-romantischen Arbeiten nach Walter Scott's glänzendem Beispiel bereden; er machte auch einige Versuche darin, die aber hinter den Erwartungen weit zurückblieben. Erst sein Roman: „Eine Frau von vierzig Jahren" brachte ihm glänzenden Erfolg. Die bittere Satire auf die bejahrte Sentimentalität und Gesallsucht, verbunden mit einer hinreißend komischen Darstellung machte allgemeines Aufsehen. Wohl war Balzac's Einfluß nicht zu verkennen, aber Charles de Bernard übertraf seinen Freund, der ihm als Vorbild gedient hatte, bei weitem, denn seine Gestalten waren wirklich und lebendig, während Balzac die seinigen nur zu häufig in den Kreiche der Unmöglichkeit existiren ließ. Man hat sich von Balzac's Werken den stolzen Namen „Schauspiel der Menschheit" gefallen lassen, viel richtiger ist für die feinkolorirten Bilder, die uns Charles de Bernard vorführt, „Schauspiel der Weiblichkeit". Er versteht es, ein Frauenherz in den geheimsten Regungen darzustellen, und wenn er auch oft mit etwas rauher Hand in das bebende Getriebe greift und noch öfter mit wahrhafter Grausamkeit alle Schwächen der Eitelkeit aufdeckt, so fühlt man doch heraus, daß er nie aufgehört hat, an ein weibliches Ideal zu glauben, und daß seine Satire eigentlich das Salz sein soll, an dem die entkrankte und verderbte Natur des Weibes gesunden kann. Seine Lesorinnen können ihm deshalb auch nie lange zürnen und werden immer wieder begierig, die scharfen, zierlichen, witzigen Ausfälle gegen ihr eigenes Geschlecht anzuhören. Leider hat sich Charles de Bernard aber auch zu Productionen hinreißen lassen, die seinem Namen keine Ehre machen. Er kam arm nach Paris; der Drang, Ruhm und Geld zu gewinnen, ließ ihm keine Ruhe; er hatte keine Geduld, auf einem Dachstübchenwerchen bei trockenem Brode auszuharren, wie es so oft einem gewissenhaften Schriftsteller zugemuthet wird; er würdigte sein Talent herab, dem schlechten Geschmack seiner Zeit zu dienen. Doch ist es nicht unsere Sache, hier mit ihm darüber zu rechten. Heißt es doch von den Todten: „ihre guten Werke folgen ihnen nach" — deshalb wollen wir uns nur mit seinen guten Büchern beschäftigen. Außer der berühmten „Frau von vierzig Jahren", verdienen noch besonderer Erwähnung: „Der ernsthafte Mann", eine humoristische Darstellung der Geistesnoth politischer Größe. Dann der „Land-Edelmann", worin mit Meisterstrichen die Stellung des Adels neben der demokratischen Bürgerschaft kleiner Städte gezeichnet ist, ein treffend ähnliches Bild der Zu-

Digitized by Google

stände vor der Februar-Revolution; dann die köstliche „Jagd auf Liebhaber", so wie die „Flügel des Ikarus", worin die unvergeßlich drollige Figur der Madame Praxi vorkömmt. „Der Blitzableiter", „die gelbe Rose", „ein Akt der Tugend", „der Vorläufer" sind wahre Perlen aus der Novellenverzierung der französischen Feuilletons, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen. „Die Fünfzig", ebenfalls eine der besten Arbeiten Bernard's, ist eigentlich ein Akt der Verspottung für die Bitterkeiten der vierzigjährigen Frau. Ohne die Waffen der Komik aus der Hand zu legen, weiß der Autor dennoch mit ungeheuchelter Rührung die Wirkungen einer romantischen Neigung zu schildern, obgleich es lächerlich ist, mit fünfzig Jahren, wo man nur der Erinnerung leben soll, eine solche zu empfinden. Wir haben hier kaum die Hälfte der Werke von Charles de Bernard namentlich aufgeführt, da diese den deutschen Lesern ohnehin schwerlich bekannt sein werden, indessen müssen wir doch noch eines Romans erwähnen, auf den seine Landsleute den meisten Werth legen, weil sie eine Selbstschilderung des Verfassers darin vermuthen; er führt den einfachen Titel „Gerfaut" und enthält die Geschichte eines Schriftstellers von hoher Geburt, der sich durch alle Verkümmerungen des Lebens hindurchkämpfen muß, ohne den Ruhm zu erreichen, nach dem er schmachtet. Eine unglückliche Liebe, in der sich eine mystische Beimischung im Sinne Swedenborg's und eine wilde Leidenschaft à la Byron vorfinden, giebt dem Roman einen starken melodramatischen Beigeschmack. Das Buch ist ein Kleinbild des französischen Gesellschaftslebens, als dessen Repräsentant Charles de Bernard bei Lebzeiten gegolten hat. F. v. H.

Mannigfaltiges.

— Geschichte des Kaisers Nikolaus I. Wahrscheinlich eines der am meisten gekauften Bücher der Lorckschen Dritteltha1er-Bibliothek für Eisenbahn-Reisende, deren wir in Nr. 30 des „Magazin" gedacht, dürfte die sehr à propos kommende, nach dem Grafen de Beaumont-Vassy bearbeitete „Geschichte des Kaisers Nikolaus I." (191 S. in kl. 8.) sein. Das letzte der achtzehn Kapitel dieser Schrift, welches in gedrängter Darstellung die Geschichte des jetzigen Krieges von den vertraulichen Unterhaltungen des Kaisers mit Sir H. Seymour und der Sendung des Fürsten Menschikow bis zu den Schlachten an der Alma und bei Inkerman, so wie schließlich die Nachrichten über die letzten Lebenstage des Kaisers, umfaßt, kann natürlich nur ein Postskriptum zu den vorangegangenen siebzehn Kapiteln sein. Der Verfasser hat die letzten Worte des sterbenden Kaisers nach einer der Personen wiedergegeben, die darüber in Umlauf sind. Ueber diese Worte, die von russischen Zeitungen anders mitgetheilt werden, als von deutschen, so wie über den Verlauf der letzten Lebenstage des verewigten Monarchen, wird jedoch der Geschichtschreiber desselben andere Quellen, als die der sich widersprechenden Zeitungen, abzuwarten haben.

— Russische Schwefelgruben. In einer neulichen Sitzung der russischen geographischen Gesellschaft in St. Petersburg wurde Bericht über eine während des verflossenen Sommers im Auftrage der Gesellschaft unternommene Expedition nach der Kirgisensteppe abgestattet, auf der die Reisenden, Herr Auerbach und Oberst Kornilow, die ganze, zwischen den Bergen Groß-Bogdo, Tschapschabschi, Bietschoko ꝛc. liegende Gegend erforscht und reichhaltige Steinsalzlager entdeckt haben, deren Gehalt auf siebzehnthalb Millionen Pud angeschlagen wird. Auf dem Rückwege besuchte Herr Auerbach die im Gouvernement Samara befindlichen Schwefelgruben, über die er interessante Details mittheilt. Auf einer weiten Ebene zwischen den Jegulewschen Bergen und der Wolga liegt, sechs Werst von dem dem Grafen Panin gehörigen Dorfe Podgorje und zweiundzwanzig Werst von der Stadt Samara, der sogenannte Schwefelberg (Hjernajn Gorà), der sich 776,,. Fuß über das Niveau des Flusses erhebt und sich durch seinen Reichthum an gediegenem Schwefel auszeichnet. Derselbe ist in den Gyps, der den oberen Theil des Berges in großen Massen bedeckt, so wie in den angränzenden dichten, gelblichen Dolomit, eingesprengt, und zwar in gediegenen, krystallisirten Körnern, die nach den Aussagen der Landesbewohner und dem Zeugniß des berühmten Pallas, welcher diese Gegend im Jahre 1769 besuchte, nicht selten ein Gewicht von mehreren Pfunden erreichen. Unter den Mineralien, die in Verbindung mit dem natürlichen Schwefel angetroffen werden, macht Herr Auerbach besonders auf die krystallisirten Massen von bläulichem Cölestin (schwefelsaurem Strontian) aufmerksam, sowohl wegen der möglichen Anwendung zu pyrotechnischen Zwecken, als wegen der Analogie mit ähnlichen Erscheinungen in Sicilien, wo der Schwefel sich gleichfalls mit Cölestin vermischt findet. Die hiesigen Schwefelgruben waren schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bekannt und wurden auf Anordnung Peter's des Großen für Rechnung der Krone ausgebeutet, im Jahre 1757 aber an einen gewissen Martow verkauft, dessen Sohn die Bearbeitung nach einigen Jahren wieder aufgab. Wie Herr Auerbach meint, rührt die Vernachlässigung dieser Gruben hauptsächlich von dem damaligen Sinken der Schwefelpreise und der mangelhaften Darstellungsart her; bei ihrer außerordentlichen Reichhaltigkeit, dem Ueberfluß von Brennholz und der Leichtigkeit des Wassertransports könnte jedoch die Ausbeutung, „namentlich unter den gegenwärtigen Umständen", mit großem Nutzen wieder aufgenommen werden. Dieser Ansicht war schon Pallas, der in seiner Reisebeschreibung sein Bedauern über das Eingehen „de cette belle fabrique de soufre" ausspricht und im Interesse des Landes die Wiederherstellung derselben anempfiehlt.

— A. Petermann's geographische Mittheilungen. Als die durch ihre großartigen und weit verbreiteten Kartenwerke, namentlich durch ihre Atlanten von Stieler, Berghaus und v. Spruner, rühmlichst bekannte „Geographische Anstalt" von Justus Perthes in Gotha den tüchtigen Ingenieur-Geographen Dr. Ang. Petermann in London, wo er durch ein eigenes Etablissement sehr rasch einen wissenschaftlichen Namen und den Titel eines „physikalischen Geographen der Königin" erworben, für sich gewonnen hatte, konnte man wohl erwarten, daß es die Thätigkeit dieses Mannes, der bereits in London ein Mittelpunkt für die Ergebnisse neuer Forschungen auf geographischem Gebiete geworden war, nicht blos bei der Leitung von Kartenzeichnungen würde bewenden lassen, sondern damit auch eine wissenschaftlich-literarische Wirksamkeit verbinden werde. In der That ist und auch so eben das erste Heft einer von ihm in Monatslieferungen (à 10 Sgr.) herauszugebenden geographischen Revue (in 4.), unter dem Titel „Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie" zugegangen, das, außer drei größeren Aufsätzen über Dr. H. Barth's Reise (1853) von Kuka nach Timbuktu (von Petermann), über die Bevölkerung Nubiens im Jahre 1851, nach Peter v. Köppen, und über die Geologie von Vorderindien (von G. B. Greenough) und einzelnen geographischen Notizen, drei sehr sorgfältig bearbeitete und sauber lithographirte Karten von A. Petermann (1) Die Provinzen Kebdi und Zanfara in Central-Afrika, mit einer Skizze der Umgebungen von Sókoto und Wurno; 2) Barth's Route von Sókoto nach Timbuktu, so wie besonders von Sarasjamo, auf dem Kowara, bis in die Nähe von Timbuktu und ein Plan der letztgenannten Stadt; 3) geologische Karte von Vorderindien) enthält. Auch alle folgenden Hefte sollen auf ähnlichen Karten immer die Endresultate neuer geographischen Forschungen zusammenfassen und graphisch veranschaulichen. Allerdings wird es bei der Wohlfeilheit des Preises nicht immer möglich sein, ein so reiches Heft wie dieses erste zu liefern.

— Das Telegraphen-Netz in Europa und Asien, zu Anfang 1855. Keine der wichtigeren Erfindungen der Neuzeit hat sich mit solcher Blitzesschnelle entfaltet und in so kurzer Zeit großartige Resultate erlangt, wie der elektrische Telegraph. Seine gegenwärtige Ausdehnung in Europa läßt sich durch folgende Linien andeuten: Madrid im Südwesten bis St. Petersburg und Moskau im Nordosten; Belfast, Galway und Cork (Irland) im Nordwesten bis Lemberg, Czernowitz, Jassy, Bucharest und Belgrad im Südosten; Upsala und Stockholm im Norden bis Spalato (Dalmatien), Triest, Siena, Toulon und Perpignan im Süden. — Beinahe dreitausend englische Meilen Drahtlänge elektrischer Telegraphen-Verbindung sind in ungefähr zwölf Monaten in Vorderindien angelegt worden. Sie erstrecken sich von Bombay nach Madras einerseits und von Bombay nach Kalkutta und von da nach Agra und Lahore andererseits. Weitere Linien sind im Fortgange, um Kalkutta mit der Küste von Arracan und Pegu in Verbindung zu bringen. Die Anlage dieser ersten dreitausend Meilen kostete zweiundvierzig Pfund Sterling pro engl. Meile.

(Mittheilungen aus Perthes' Geographischer Anstalt.)

Literarischer Anzeiger.

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Kritik der Eröffnungen.

Ein Leitfaden für geübtere Schachspieler.

von

Max Lange.

Gr. 8. VIII und 356 Seiten. Geheftet. Preis 1¾ Thlr.

Berlin, März 1855. **Veit & Comp.**

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr. halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., worin das Blatt in Zeitungs-Preisliste und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 40. Berlin, Dienstag den 3. April 1855.

Italien.

Melloni's wissenschaftliche Arbeiten über Licht und Wärme.*)

Macedonio Melloni hat keine neue Naturkraft entdeckt; aber er hat durch seine beharrlichen Forschungen sich die größten Verdienste um die Wissenschaft von der Wärme erworben. Die Geschichte seines wissenschaftlichen Lebens ist eine Darstellung des Fortschritts, den im neunzehnten Jahrhundert die Naturwissenschaften in einem ihrer fruchtbarsten Zweige, in der Lehre von den Eigenschaften der Wärme und des Lichts, auf deren Wichtigkeit zuerst Herschel und Ampère hingewiesen, gemacht haben. Die Arbeiten Melloni's darstellen, heißt: eine der bemerkenswerthesten Entwicklungen der modernen Physik vor Augen führen. Um diese Entwicklung in das gehörige Licht zu stellen, ist es nöthig, zuerst den Standpunkt in Erinnerung zu bringen, auf welchem die Wissenschaft von der Wärme und vom Licht sich vor Melloni befand.

Von der Sonne kömmt uns zugleich mit dem Licht auch die Wärme; es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Wärmestrahlen sich mit derselben Geschwindigkeit verbreiten, wie die Lichtstrahlen, d. h. daß auch sie in acht Minuten und einigen Sekunden von der Sonne bis zu uns gelangen. Durch einen Hohlspiegel werden die Wärmestrahlen eben so, wie die Lichtstrahlen, zurückgeworfen und in dem Brennpunkte gesammelt. Durch eine Linse von Glas oder auch von Eis werden mit den Lichtstrahlen zugleich auch die Wärmestrahlen konzentrirt; in dem Sammelpunkte der Lichtstrahlen entzündet sich Holz und schmilzt Metall.

Es sind also mit den Strahlen, durch welche die Gegenstände erleuchtet werden, andere Strahlen verbunden, durch welche sie erwärmt werden. Wir sind gewohnt, die beiden Arten von Strahlen auf zwei Ursachen zurückzuführen, die wir Licht und Wärme nennen, obwohl beide überall unzertrennlich mit einander verbunden zu sein scheinen. Die Physiker haben beide gesondert von einander zu erforschen gesucht, und zwar zunächst fast ausschließlich das Licht; Newton hatte das Licht in seine einfachen Elemente zerlegt; Euler, Young, Fresnel hatten die Forschungen über das Licht mit Erfolg fortgesetzt, während man in Betreff der Wärme in vollständiger Unkenntniß geblieben war. Diese befremdende Erscheinung erklärt sich daraus, daß wir für die Phänomene der Wärme nicht ein so wunderbar feines Organ haben, wie es das Auge für die Phänomene des Lichts ist. Wir empfinden die Wärme und ihre Unterschiede auch, aber nicht auf eine so bestimmte und deutliche Art, wie wir durch das besondere Organ des Sehens, das Auge, das Licht in seinen Nuancen empfinden. In Ermangelung eines solchen besonderen natürlichen Organs für die Wärme haben die Physiker erst ein Instrument erfinden müssen, welches im Stande ist, das natürliche Organ einigermaßen zu ersetzen. Das Thermometer, mittelst dessen man die großen Temperatur-Unterschiede zu messen vermag, besitzt den Grad von Empfindlichkeit nicht, der für Untersuchungen so feiner Art nöthig ist, und könnte man auch dem Thermometer eine noch so große Empfindlichkeit geben, so wird es doch nie das für die Wärme werden können, was das Auge für das Licht, das Ohr für den Ton ist. Das Auge unterscheidet die Nuancen des Lichts als verschiedene Farben, das Ohr unterscheidet die Töne in ihren Unterschieden als höhere und tiefere Töne. Das Thermometer läßt uns in Ungewißheit darüber, ob es verschiedene Arten von Wärme giebt, die den Arten von Licht, welche wir durch das Auge als verschiedene Farben wahrnehmen, entsprechen. Es ist also nicht befremdend, daß die Lehre von der Wärme weniger rasch vorgeschritten ist, als die vom Licht. Im Jahre 1686 hatte Mariotti die Entdeckung gemacht, daß die Wärme der Sonne leicht durch eine Glasscheibe geht, während die von einem Feuer ausstrahlende Wärme durch eine Glasscheide fast ganz abgefpert wird.**) Der berühmte Scheele beobachtete dieselbe Erscheinung ein Jahrhundert später. Beide schlossen daraus, daß die strahlende Wärme je nach ihrem Ursprunge eine verschiedene sei. Im Jahre 1800 machte die Wissenschaft von der Wärme plötzliche und unerwartete Fortschritte durch die bewundernswerthen Arbeiten W. Herschel's. Als dieser berühmte Astronom durch das Teleskop, welches er erfunden hatte, die Sonne beobachten wollte, sah er sich genöthigt, die Helligkeit und die Hitze an der Stelle, wo die Sonnenstrahlen sich konzentrirten, durch Einschieben von farbigen Gläsern zu mildern. „Was ich damals wahrnahm", sagt Herschel, „war merkwürdig. Wenn ich gewisse Gläser anwandte, hatte ich eine starke Wärme-Empfindung ohne eine beträchtliche Licht-Empfindung, während andere Gläser viel Licht und wenig Wärme hervorbrachten. Es drängte sich mir die Ansicht auf, daß die verschieden gebrochenen Strahlen in Bezug auf die Wärme ungleich sein könnten." Herschel legte sich nun mit dem größten Eifer darauf, die Natur und die Eigenschaften der Wärme zu erforschen; er vermuthete, daß einer- und derselbe Strahl der Sonne möglicherweise die Ursache der zwei bis dahin zwei verschiedenen Prinzipien zugeschriebenen Wirkungen: der Wärme und des Lichts, sein könnte. Er ging darauf aus, den Wärmestrahl zu zersetzen, wie Newton den Lichtstrahl zersetzt hatte.

Newton's Entdeckung in Betreff des Lichts besteht in Folgendem:

Wenn man das Sonnenlicht durch ein Prisma von weißem Glase durchgehen läßt, so werden Strahlen von der Richtung, in der sie auf das Prisma fallen, abgebracht, so daß das Bild der Sonne, welches man auf einer gegenüberstehenden weißen Fläche auffängt, nicht in der Richtung der Sonnenstrahlen liegt; die Sonnenstrahlen werden verschieden stark gebrochen; die am wenigsten von der ursprünglichen Richtung abgehen, erscheinen roth; die am meisten gebrochen sind, erscheinen violett; die dazwischen liegenden sind: orange, gelb, grün, hellblau, dunkelblau.

Um sich zu überzeugen, ob die Wärmestrahlen eine analoge Eigenschaft, wie die Lichtstrahlen, hätten, unternahm Herschel mittelst eines sehr empfindlichen Thermometers die verschiedenfarbigen Stellen des durch ein Glasprisma bewirkten Sonnenbildes; von der violetten Stelle anfangend und in der Richtung zur rothen fortschreitend, bemerkte er, daß das Thermometer überall stieg; aber eine Verschiedenheit der Wärme, entsprechend der Verschiedenheit, welche das Licht in den Farben zeigt, gab sich nicht zu erkennen. Dennoch nahm Herschel eine solche Verschiedenheit auch der Wärme an; „denn", sagte er, „diese Wärmestrahlen unterscheiden sich von einander durch eine sehr charakteristische, physische Eigenschaft: die ungleiche Brechbarkeit; der Wärmestrahl der rothen Stelle des Sonnenbildes ist weniger gebrochen, als der Wärmestrahl der violetten Stelle; wenn sie alle identisch wären, könnten sie durch das Prisma nicht zerstreut und unter verschiedenen Winkeln gebrochen werden." Herschel machte auch noch die Entdeckung, daß die Wirkung auf das Thermometer da noch nicht aufhörte, wo vom Sonnenbild nichts mehr zu bemerken war; im Gegentheil, das Thermometer blieb noch in Steigen und erreichte das Maximum erst, nachdem es eine gewisse Entfernung von dem rothen Rande des Sonnenbildes erreicht hatte.

Daß nicht leuchtende Körper, wie ein geheizter Ofen oder kochendes Wasser, Wärme ausstrahlen, ist eine bekannte Thatsache; aber daß die Sonne außer der unermeßlichen Menge leuchtender Wärmestrahlen auch dunkle aussendet, das hatte man nicht vermuthet. Die Entdeckung der dunklen Wärmestrahlen durch Herschel ist seitdem in allen Werken der Physiker erwähnt worden; die theoretische Bedeutung aber, welche Herschel für seine Entdeckung in Anspruch nahm (er legte ihr dieselbe Bedeutung bei, welche die Zersetzung des Lichts durch Newton hatte), ist später immer mit Stillschweigen übergangen worden. Für Herschel stand nach den Entdeckungen, die er gemacht, fest, daß die Wärme der Sonne mannigfaltig ist, wie ihr Licht, daß die Wärme aus verschieden brechbaren Wärmestrahlen zusammengesetzt ist, von denen die einen mit den einfachen Lichtstrahlen verbunden bleiben, die anderen sich von den Lichtstrahlen trennen und ein „unsichtbares Licht" ausmachen. Eine weitere Reflexion Herschel's war diese: „Es ist möglich", sagte er, „daß dieselben Strahlen zugleich die Eigenschaft, zu leuchten, und die Eigenschaft, zu wärmen, haben, daß das Licht und die Wärme

*) Nach einer Abhandlung der Revue des deux Mondes.

**) Wir vermuthen, daß es mit dem Durchgange durch einen luftleeren Raum eine ganz ähnliche Bewandtniß habe. Während nämlich die Wärme der Sonne, eben so wie der Strahl, durch den luftleeren Raum, den dieser passirt, unvermindert gelassen wird, wird die von einem Feuer ausgehende Wärme, deren Träger die Luft ist, durch den luftleeren Raum absorbirt werden. D. R.

verschiedene Wirkungen derselben Ursache sind; aber es ist auch möglich, daß die Wärme und das Licht die Manifestationen zweier verschiedener Strahlungen ist, welche zusammengehen, zusammen gebrochen werden, zusammen aus dem Prisma herauskommen, aber in ihren Prinzipien, in ihren Eigenschaften nichts Gemeinsamet haben." Die philosophische Regel festhaltend, daß man, um gewisse Wirkungen zu erklären, nicht zwei Ursachen annehmen dürfe, wenn dieselben auf Eine Ursache zurückgeführt werden können, bemüht Herschel sich, zu zeigen, daß die von ihm entdeckten Thatsachen alle durch die Annahme eines einzigen Prinzips erklärt werden können. Schwer zu erklären waren nur die dunklen Wärmestrahlen, d. h. die Strahlen, welche auch nicht leuchtenden Körpern herkommen. Die Erklärung, welche Herschel für dieselben gab, war folgende: „Man kann annehmen", sagte er, „daß die leuchtenden, von der Sonne ausgehenden Atome verschieden groß sind; sie haben in den Sonnenstrahlen dieselbe Richtung; im Prisma aber nehmen sie verschiedene Richtungen und trennen sich nach Verhältniß ihrer Größe von einander. Es giebt unter ihnen solche, die zugleich die Körper erwärmen und erleuchten; dies sind die mittleren Atome; diejenigen aber, die zu groß oder zu klein sind, können die Eigenschaft, zu erleuchten, verlieren, während sie die, zu erwärmen, behalten; sie werden, wenn man so sagen darf, unsichtbared licht sein; sie werden die dunkle Wärme hervorbringen. Um zu begreifen, warum sie auf den Sehnerv nicht wirken, während sie die Eigenschaft, zu wärmen, behalten, dürfte man nur annehmen, daß sie durch die Hüllen und die Feuchtigkeiten des Auges in ihrer Bewegung aufgehalten werden."

Um die hier aufgestellte Hypothese zu beweisen, machte Herschel nun mit den Apparaten, die man zu seiner Zeit hatte, und deren Anzeigen noch sehr ungenau waren, eine Menge von Versuchen; er nahm die Resultate, die er damit gewann, natürlich für richtig an und zog Schlüsse daraus, die er für begründet hielt, die aber doch irrthümlich waren. Es änderten sich bald, in Folge dieser Versuche, seine Ansichten; ja, er kam dahin, seine oben dargestellten Ansichten aufs entschiedenste zu bekämpfen.

Er hatte gesagt: „Wenn Eine Ursache hinreicht, sind wir nicht berechtigt, zwei anzunehmen." Jetzt spricht er sich folgendermaßen aus: „Die Natur wendet nicht für zwei unserer Sinne einen- und denselben Mechanismus an, wie die Schwingungen, welche den Ton hervorbringen, die Undulationen, welche den Geruch bewirken, die Stofftheile, welche den Geschmack erzeugen, der Widerstand der Körper, welcher das Gefühl zu Stande bringt, beweisen. Alle diese Mittel sind besondere, und ein jedes von ihnen entspricht nur einem der Sinne. Sollten wir nun annehmen, daß einer- und derselbe Mechanismus zwei so verschiedene Sinnes-Affectionen: die so bestimmte Affection des Sehens und die am wenigsten feine Affection, deren die gröbsten Theile unseres Körpers theilhaftig werden, wenn sie der Wärme angesetzt sind, bewirken könne?" An einer anderen Stelle sagt er: „Wenn man das Sonnenspektrum, welches durch das Prisma entsteht, erforscht, so findet man zuerst, daß in demselben Wärme und Licht gleichzeitig wachsen; dann, vom Gelb bis zum äußersten Roth, daß die Wärme zunimmt, während das Licht abnimmt; zuletzt, jenseits des Rothen, Wärme ohne Licht. Wie wollte man diese Erscheinungen bei der Annahme, daß Licht und Wärme eine- und dieselbe Ursache haben, erklären?!"

Wir deuten die Experimente an, durch welche Herschel auf diese Ansichten, die seinen früheren geradezu widersprechen, gekommen ist. — Er hatte eine Menge verschiedener transparenter Scheiben: weiße und farbige Glasscheiben und natürliche Krystalle zusammengebracht. Eine jede der Scheiben fing, wenn man sie vor das Licht hielt, einen Theil des Lichtes auf, den anderen Theil ließ sie durch. Herschel maß beide Theile mit aller ihm möglichen Genauigkeit. Dieselben Versuche machte er dann auch mit den transparenten Scheiben in Bezug auf die Wärme, und er zog dabei alle bekannten Quellen der Wärme in Betracht: die Sonne, eine brennende Kerze, ein Feuer und einen geheizten eisernen Ofen. Die Arbeit Herschel's umfaßt zweihundertzwanzig verschiedene Versuche. (Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Fünf Tage in Bessarabien.

(Schluß.)

Selten nur begegneten wir auf der Fahrt Menschen, und ereignete sich dieser Zufall, so waren es Leute, welche Holz aus dem waldreichen Bessarabien, Wolle, Salz oder Häute nach Akkerman brachten. Die Sonne, welche uns den Tag über tüchtig auf den Scheitel gebrannt hatte, senkte sich mehr und mehr dem Horizont zu, und auf der entgegengesetzten Seite stieg das Gestirn der Nacht in fast Grauen erregender Größe auf. Wir genossen noch den eben so eigenthümlichen wie großartigen Anblick der Steppe bei Mondbeleuchtung und kamen spät Abends auf der Station an, wo wir unseren Reiseplan insofern änderten, als beschlossen wurde, die Tour direkt nach Bender zu nehmen, da nach des Postmeisters Versicherung Kauschany durchaus nichts Sehenswerthes biete. Bei einem Glase Thee erfuhren wir von unserem Wirth manches Interessante über das Land und dessen Bewohner. Er erzählte uns unter Anderem, die Bevölkerung Bessarabiens bestehe aus Moldanern, polnischen Edelleuten, Klein- und Groß-Russen, welche sich hierher gezogen und niedergelassen haben und sämmtlich im Wohlstand leben. Der Bauer ist weder leibeigen, noch an den Grund gefesselt; er steht im Kontrakt und bezahlt entweder den Zehnten oder macht sich verbindlich, ein gewisses Stück Grund zu bearbeiten oder sonstige Arbeiten und Handleistungen zu verrichten, wofür er über ein bestimmtes Ackerstück frei verfügen kann. Als Schattenseiten des Landes und seiner Einrichtungen bezeichnete er die dünne, unzureichende Bevölkerung, die Rekrutenstellung, die zu hohen Abgaben und die Auslieferung der Ueberläufer. — Nach ein paar recht angenehm verplauderten Stunden suchten wir unser Nachtlager, konnten jedoch die uns so sehr nöthige Ruhe nicht finden, denn eine der Landplagen, nämlich Schwärme von Mücken, Sendlinge der um zwei Werst entfernten Dnjestr, kam über uns, und statt zu schlafen, mußten wir — kämpfen.

Mit dem klarsten Sonnenschein setzten wir uns am folgenden Morgen in Bewegung. Die Gegend wurde, je mehr wir und den Dnjestr näherten, desto angenehmer und abwechselnder und stach wohlthuend gegen die monotone Steppe ab, die wir gestern durchmessen hatten. Rechts in einem breiten Thale zeigten sich uns bald die hügeligen Ufer des Flusses, der sich, bekränzt von malerischen Höhen und freundlichen Waldchen, dahinschlängelt. Auch die Flora wurde eine andere, mannigfaltigere, und manch bekanntes Blümchen nickte uns entgegen. Die Bäume waren im Allgemeinen weder hoch, noch gerade, und schienen auch sämmtlich jung zu sein, aber ihr Laub war dicht und kräftig. Kleineo, von einer Art rosenrothen Flaums bedecktes Gebüsch mit dicken bauschigen Blumen stand hier in großer Anzahl und nahm sich inmitten der dunklen Blätter der Eichen und Ulmen sehr hübsch aus.

Die goldene Wahrheit des Sprüchworts, der gerade Weg sei der beste, hatten wir auf unserer heutigen Tour alle Ursache in Zweifel zu ziehen. Wir kamen an die ausgedehnten Sümpfe, welche um die Botnia herum liegen und mit Schilf und Weiden bedeckt sind. In unserem Schrecken mußten wir uns überzeugen, daß an ein Uebersetzen nicht zu denken sei, denn der Fluß war ausgetreten, und zwar in dem Maße, daß auf den ihn begränzenden Wiesen die Moldaner Fische fingen. Da war denn weiter nichts zu thun, als umzukehren und aufs neue in die Steppe hineinzufahren. Wir fuhren auf unserem Wege von weitem Kauschany, das als strategischer Punkt wohl nicht eben günstig liegt, da es von Höhen umgeben und deshalb leicht zu nehmen ist, und eilten durch die nackte, mit Kurganen besäete Ebene in gerader Richtung auf Bender zu.

Funfzehn Werst hinter Kauschany biegt die Straße rechts ein, und man erblickt wieder den Dnjestr mit seinen grünen Inseln, in weiter, weiter Nebelferne die Stadt Tiraspol und, näher liegend, Bender mit seinen Gärten und Mühlen, der von Bastionen gekrönten Veste und dem Feuerwachtthürmchen, den zerstreuten Hütten und reichen Maisfeldern; ein wahrhaft reizendes Panorama! An einem Bogen, welcher der Weg macht, liegt links ein Todtenhügel oder, richtiger gesagt, ein länglicher Erdhausen, den das Volk hier Swurowohügel nennt, ohne zu wissen, warum.

Bender, der Ort, wo Mazeppa starb und Karl XII. sich der türkischen Uebermacht entgegenwarf, ist das frühere Tyhin, zuweilen auch Tyhinia genannt, und heißt bei den Russen Bendery. Es liegt im Thal und auf Anhöhen malerisch zerstreut am westlichen Ufer des Dnjestr, doch fehlt ihm der Reiz des jedes Bild so sehr hebenden Grüns der Bäume. Die frühere türkische Stadt lag zwischen der Festung und dem jetzigen elenden Kreisstädtchen, und ihre Stelle bezeichnet noch heut das Minaret einer Moschee. Das heutige Bender zählt mit den ausgedehnten Vorstädten wohl an 10,000 Einwohner.

Von der Station aus schlugen wir die Richtung nach Warnitze ein, das aus einer Kirche und mehreren Hütten und Scheunen besteht und seiner Zeit den Hof Karl's XII. mit Lebensmitteln versah. Zwischen diesem Dorfe und der Stadt befand sich der zweite und letzte Lagerplatz des kühnen Schwedenkönigs, als der erste, der Festung näher liegende, unter Wasser gesetzt worden war. Er war, nahe am Dnjestr, jedenfalls gut gewählt, und bis heute noch erkennt man in den Furchen und Unebenheiten des Bodens die früheren Laufgräben und sonstigen Belagerungsarbeiten.

Von Bender aus führte uns unser Weg durch ein wellenförmiges mit Eichen bewachsenes und einen sehr angenehmen Anblick gewährendes Land. Wir passirten die am Byk gelegenen Dörfer Roschkany und Zinjiran, so wie auch eine moldauische Ansiedlung mit recht netten Häusern, hohen thurmähnlichen Maisschobern und üppigen Feldern. Die Sprache der Nachkommen römischer Kolonisten ist hier allgemein im Gebrauch und auch die Ortsbenennungen meist tatarisch-moldanisch. Das Land selbst ist niedrig, taht und baumlos, und nur am Ufer des Dnjestr sieht man hier und da Gebüsch und kleines Gehölz.

Je näher wir Kischeneo kamen, desto mehr begegneten uns Bulgaren, die sich sowohl in der Gesichtsbildung, als auch durch die

Tracht merklich von den Moldauern unterschieden. Die Männer tragen blaue Kleidung, die Frauen dunkle Schürzen mit ausgenähtem Rand und auch auf dem Kopfe, gleich den Moldauerinnen, einen Bund.

Fünf Werst vor der obengenannten Stadt fangen schon die weitläufigen Gärten der Bulgaren an, in welchen so viel Obst, Gemüse u. s. w. angebaut wird, daß man wirklich nicht begreift, wo die Leute das alles hinbringen. Die Stadt selbst erscheint, gleich allen in dieser Gegend, auf den ersten Blick sehr ansgedehnt. Die weißen Häuser stehen bald in Gruppen, bald vereinzelt inmitten grüner Baumpartien; darüber hinweg ragen die Thürme der Kathedrale, der gothische Thurm der lutherischen Kirche, die unprotestantisirten zwei Kuppeln der katholischen, so wie die Spitzen der moldauischen (in welcher der Gottesdienst in slavonischer Sprache abgehalten, doch moldauisch gebetet und gesungen wird). Rechter Hand erhebt sich, wenn auch noch bescheiden, die regelmäßig angelegte und ordentlich gebaute Neustadt.

Ehe wir in die eigentliche Stadt hineinfuhren, kamen wir durch mehrere Straßen mit recht netten Häusern, die hier, so zu sagen, über Nacht aus der Erde herauswachsen. Die von alter Bauart sind bald aus Holz, bald aus Stein, haben Gänge mit durchbrochenen Brustlehnen, hohe mit ausgezackten Spitzen versehene Dächer, Treppen an der Außenseite des Hauses und Fensterläden, die sich von unten nach oben öffnen, um den unter ihnen sitzenden, rauchenden Griechen, Bulgaren und Moldauern den nöthigen Schatten zu geben. Das Alte verschwindet hier immer mehr, obgleich es Schade ist, denn die echt nationalen Häuser haben viel Malerisches und sind namentlich für den Fremden interessant; dafür entstehen in unglaublich kurzer Zeit große steinerne Würfel, die man wohl nur deshalb schöne Häuser nennt, weil sie weiß und glatt sind.

Kischeneo scheint sich, nach dem ersten Anblick zu urtheilen, mit Riesenschritten zu entwickeln. Sitten, Trachten, Lebensart, Gebäude und häusliche Einrichtung drängen mit jedem Tag mehr das Fremde in den Hintergrund. Bei diesem Trieb, es dem verfeinerten Westen gleichzuthun, trägt aber der Moldauer immer noch sein Käppchen (Krymka) und den Schlafrock (Chalat), der Grieche den Fez, und der Orientale sitzt noch immer mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen vor dem Hause und raucht seinen Tschibuk. Wie das gegen den aus Wien verschriebenen Frack und die feinen Glacé-Handschuhe absticht, wie komisch sich die armenischen Barbierstuben neben Bellini, Donizetti und Strauß ausnehmen, die ein Leierkasten zur Kenntniß des Publikums bringt, wie wenig die bessarabischen Weinkneipen zu den Moden passen, welche Madame N. N. direkt aus Paris gebracht hat und hier zu Schau und Verkauf ausstellt, kann man sich denken.

Die Stadt, deren Name wohl von dem tatarisch-moldauischen Kischi-nau (neuer Garten) abstammt, zählt vierzigtausend Einwohner, darunter drei Achtel Juden, achthundert bulgarische Familien (die in der Kimpa genannten Steppe an sechstausend Stück Vieh haben), hundert armenische und tausend deutsche (zweihundert evangelische und achthundert Katholiken). Der Rest besteht aus Zigeunern, Groß- und Klein-Russen und Griechen. Ehe sie an Rußland kam, war sie ein kleines Dorf und wurde erst durch den Erzchen Gabriel Bodoni, dem die Lage mitten in Bessarabien zwischen der Steppe und dem moldauischen Theil des Landes gefiel, zur Hauptstadt der neu erworbenen Provinz erhoben.

Die vorherrschende Sprache der Bevölkerung ist die rumänische. Wien gilt als das Non-plus-ultra aller Civilisation, als der Ort, wo allein man seine Kinder anständig erziehen lassen kann. Doch fehlt es hier nicht an Lehr- und Bildungs-Anstalten, denn es giebt in der Stadt ein geistliches Seminar, ein Gymnasium, eine Kreisschule, eine Lancastersche (die beste in ganz Rußland), eine für Kanzlisten und eine höhere jüdische nach dem Muster derjenigen von Odessa. Die zweitausendfünfhundert Bände starke öffentliche Bibliothek ist sehr gut eingerichtet und enthält manches Werthvolle. Ein thätiger Klub sorgt ebenfalls mit für den geistigen Fortschritt, und das russische Theater, das mit der deutschen und französischen Gesellschaft aus Odessa abwechselt, für die Ausbildung des Geschmacks.

Gleich beim Eintritt in die Stadt stößt man auf das Haus, in welchem eine Zeitlang der russische Dichter Puschkin gewohnt hat. Es gehört noch zu denjenigen alten Styls, sollte aber, schon um das Andenken eines gefeierten Namens zu ehren, verschont und erhalten werden, denn auf einen zweiten Dichter, wie der genannte es war, wird Rußland wohl lange warten müssen.

Nach einer recht behaglich zugebrachten Nacht machten wir uns daran, die Stadt in ihren Einzelheiten kennen zu lernen.

Die Hauptstraße Kischeneos ist die ermüdend lange Millionenstraße, gewissermaßen das Programm der Zukunft der jungen Stadt. Sie hat schöne große Häuser, die bald dicht neben einander, bald abgesondert stehen und sämmtlich aus einem weißlichen, hier vorkommenden Steine aufgeführt sind, der fester und besser ist, als der Odessaer. Die Nebenstraßen sind alt, eng und krumm, und die Häuser sitzen wie Schwämme an und auf einander.

Wenn man sich mit Recht verwundert, wie sich Odessa so schnell in die Höhe schwingen konnte, was soll man da zu Kischeneo, der Stadt in der bessarabischen Wüste, sagen, die noch 1812 nur aus elenden türkisch-moldauischen Hütten und Kramläden bestand und deren Bevölkerung damals siebentausend Seelen nicht überstieg! Was hier in kurzer Zeit geleistet worden ist, gränzt ans Unglaubliche und findet Aehnliches sich heute gewiß nur in den Vereinigten Staaten.

Das älteste der neuen Gebäude der Stadt ist die 1814 aufgeführte prächtige Kathedrale (Sobor). Sie steht auf einem schönen, von Bäumen umgebenen Platz und hat einen schönen Glockenthurm, so wie auch ein noch schöneres, mit einer Uhr versehenes Thor vor sich, durch welches man auf die Hauptstraße gelangt. Auf der anderen Seite steht die nicht eben hübsche katholische Kirche, mit deren Restauration gerade eine Menge von Handwerksleuten beschäftigt war. Die lutherische Kirche zeigt sich als ein niedriges Gebäude mit hohem, gothischem Thurm von nicht gerade schlechter Architektur.

Der öffentliche Garten, mit Laube und Carousssel, ist ein hübsches Wäldchen von Robinien, Linden und Pappeln und sehr ordentlich unterhalten. Mit gleicher Anerkennung verdienen die durch die Fürsorge des schon früher genannten Generals Fedorov entstandenen Springbrunnen, der an einem Orte, wo der Wassermangel groß ist, angelegte Waschplatz, die Schwefelquelle und der nur einige Werst vor der Stadt liegende große Garten erwähnt zu werden.

Zuletzt besuchten wir noch den alten und neuen Basar, so wie den vierten Theil der Stadt, welcher bestimmt ist, sein altes Gewand mit einem neuen zu vertauschen. Die dem Untergang, d. h. dem Einreißen, geweihten Häuser waren durch Kreuze auf den Dächern bezeichnet. Nach beendigter Wanderung traten wir in eine Konditorei, um uns auf echt orientalische Art mit Sorbet zu erquicken; damit war es jedoch nichts, denn in dem Hause der Süßigkeiten waren nur Teppiche und Sophas morgenländisch, alles Uebrige aber so, wie man es in jeder civilisirten Stadt findet. Nicht besser ging es mir mit einem Paar Pantoffeln, welche ich mir zum Andenken an die bessarabische Hauptstadt kaufen wollte; es war wohl überall Fußbekleidung in Menge vorhanden, doch das, was ich suchte, nämlich türkische Pantoffeln, konnte ich nicht finden. Und doch findet man in der Tracht der Männer so viel Orientalisches, z. B. Kaftan, Bund und Fez; freilich fehlte es dafür bei den Frauen gänzlich.

Bei jedem Schritte, den man in Kischeneo thut, drängt sich die Bemerkung auf, man stehe inmitten eines Knäuels von allerlei zusammengelaufenem Volke. So war, um nur ein Beispiel anzuführen, der Wirth des Gasthofes, wo wir logirten, ein Italiäner, der Kastor ein Jude und der von uns gemiethete Kutscher ein Lithauer. Die Aufschriften an den Schildern der Gewölbe sind ein buntes Gemisch von Französisch, Deutsch, Polnisch, Russisch, Armenisch u. s. w., die Sprache, welche man auf der Straße vorzugsweise hört, die moldauische oder vielmehr die rumänische. In ihr werden auch alle Verkaufsartikel, als: Fransoli (Semmeln), Gemüse und Früchte (die sämmtlich nach dem Gewicht verkauft werden) angerufen.

Inmitten des heutigen Bessarabiens, woselbst sich noch Ueberbleibsel des Trajanswalls befinden, der einst die Gränze zwischen der genannten Provinz, der Budschaker Steppe und der östlichen Moldau bildete, fangen die sich von Süd nach Nord in einem breiten Gürtel hinziehenden Wälder an, welche die Rumänen Kodry nennen, und die auch als Orgiejefskische bekannt sind. In ihnen liegen die weiberühmten Klöster (Monastyri), deren es dreißig giebt und von welchen das bedeutendste Horodeschti ist. Wir hätten sehr gern wenigstens eines derselben besucht, fanden dazu jedoch nicht die gewünschte Gelegenheit.

Kischeneo war das Ziel unseres Ausfluges, und die Rückreise sollte über Bender gemacht und auf dem Wege noch Tiraspol mitgenommen werden. Das Letztere war jedoch nicht so leicht auszuführen, denn der Dnjestr war zu unserem Unglück gerade wieder einmal aus seinen Ufern getreten und hatte das ganze Ufergland unter Wasser gesetzt. Wir ermöglichten es mit Hülfe eines Juden, der die nöthigen Leute, Moldauer und Bulgaren, kräftige Gestalten mit nackter Brust und bloßem Halse, um welchen ein Bändchen mit einem geweihten Bildchen und ein buntes Tuch lose geknüpft waren, herbeischaffte. Wir begaben uns mit Pferden und Wagen auf die Fähre und stießen vom Lande ab. So lange wir uns auf dem Flusse selbst befanden, ging die Ueberfahrt ziemlich gut; sie wurde erst unangenehm und selbst gefährlich, als wir über oder vielmehr durch das überschwemmte Land mußten. Von dem Gebrauch des Fahrzeugs war von da an keine Rede mehr; es blieb uns nichts weiter übrig, als in den Wagen zu steigen, und die Fährleute gingen mitten in dem reißenden und schäumenden Wasser vor dem Fahrwerk her, um vermittelst langer Stöcke den Weg zu sondiren. Um das Unglück vollzumachen, begegnete uns noch auf dieser ohnehin schon Grauen erregenden Passage ein Postwagen. Wir mußten ausweichen, und schon drang das Wasser in unseren Kasten; doch die Angst dauerte nur einen Augenblick, wir kamen mit dem bloßen Schreck davon und gelangten endlich bei der bulgarischen Kolonie Par-

kam glücklich aufs Trockene, wo wir es unsere erste Sorge sein ließen, die Pferde und uns selbst wieder in brauchbaren Stand zu setzen.

Hinter der Kolonie hatten wir noch einen herrlichen Blick auf Bender, den Dnjestr und die Höhen und samen bald nach dem kleinen, unansehnlichen Tiraspol, von welchem eigentlich nichts weiter zu sagen ist, als daß es drei Kirchen und elende Häuser hat.

Die kahle Steppe mit ihren Todtenhügeln, welche uns hinter der eben erwähnten Stadt abermals aufnahm, fing an, sich stellenweise etwas freundlicher zu gestalten, da sie doch schon hier und da Getreidefelder und hübsche Gruppirungen zeigte. Wir berührten auf unserem Wege Kutschurhan, Gidirin, so wie die deutsche Kolonie Strasburg, sämmtlich zu Balta gehörig, und sahen bald wieder die uns von Odessa her noch in frischem Andenken stehenden ungeheuren Wagen der deutschen Ansiedler, die moldauischen Radwanen und die Kohlenkarren. Unter fröhlichem Gespanner über das, was uns während des fünftägigen Aufenthaltes begegnet war, erreichten wir die Station Dalnik und standen, so zu sagen, schon mit einem Fuße in Odessa.

England.

Die Ossianische Gesellschaft in Irland.*)

Die Zeit ist nicht so fern, wo man Ossian dem Homer an die Seite stellte und wo die ausgezeichnetsten Geister für das Machwerk Macpherson's, indem sie darin das Original-Siegel der ursprünglichen Poesie zu erkennen glaubten, wahrhaft begeistert waren. Seitdem hat man auf die Bewunderung die Verachtung folgen lassen, und man hat nicht mehr an die Echtheit der gälischen Dichtungen glauben wollen, welche Macpherson seinen Erweiterungen zur Grundlage hat dienen lassen. In unseren Tagen fangen die guten historischen Forschungen an, sich zu verbreiten, und man gelangt zu einer gründlichen Würdigung der Denkmäler der alten Literatur; fern von Bewunderung und von Mißachtung, ist man bemüht, durch gründliches Studium der Quellen den wirklichen Werth der früheren Epochen und Nationalitäten, ihre gegenseitigen Einflüsse und Kreuzungen festzustellen. Irländische Patrioten und Gelehrte haben ebenfalls diesen Weg betreten; sie haben unter dem Namen „Ossianische Gesellschaft“ einen Verein gegründet, der sich die Aufgabe gestellt, Alles, was von der gälischen Poesie übrig ist, zu erforschen und der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Als die erste Frucht der Arbeiten dieser Gesellschaft liegt uns ein Buch**) vor, welches den Titel führt: „Die Schlacht von Gabhra“, und welches den Herrn Nicolas O'Kearney zum Verfasser hat. Wie weit führt dieses Buch uns weg von der Ossianschen Poesie, wie wir sie zu kennen gewohnt sind! Selbst die Namen lauten hier ganz anders: der wahre Name Ossian's wird als Oisin bezeichnet; die Schlacht von Temora, das Thema so vieler romantischer Balladen, heißt hier die Schlacht von Gabhra. Den Hauptinhalt des vorliegenden Bandes bilden die ursprünglichen gälischen Dichtungen, welche diese Schlacht zum Gegenstande haben. Die längste und merkwürdigste dieser gälischen Dichtungen hat die Form eines Dialogs zwischen Ossin und dem heiligen Patricius, dem Apostel Irlands. Unter den anderen kürzeren und älteren Dichtungen findet sich eine, die allen anderen zum Vorbilde gedient zu haben scheint; sie ist in einem Manuskript entdeckt worden, welches den Titel führt: „The book of Leinster“ und welches in der Bibliothek des Trinity College zu Dublin aufbewahrt wird. Man glaubt, daß dieses Manuskript aus dem zwölften Jahrhundert herrührt.

Herr O'Kearney läßt sich in seinen Noten und Erklärungen besonders angelegen sein, die alten Religions-Ansichten der Barden von Erin festzustellen; er hebt unter denselben hervor: ihren Glauben an ein mit orientalischen Farben erfülltes Paradies und ihren Glauben an die Seelenwanderung. Das Paradies nennen sie „Tir na n' Og“, d. h. Land der ewigen Jugend. Dieses Paradies wird in einem der Gedichte, die dem Ossin zugeschrieben werden, folgendermaßen geschildert:

Tir na n' Og ist schön, wie kein anderes Land man findet,
Fruchtbar, wie kein anderes Land, das die Sonne bescheint;
Bäume, die unter der Last der Blüthen und Früchte sich beugen;
Auch die Dornengesträuche sind mit Laub überkleidet.

Mein und Herzig sind da im Ueberfluße zu finden
Und auch Alles, was je ein menschlich Auge erspent.

Krankheit zehret da nicht an Eurem Leben,
Tod und Zerstörung bleiben für immer Euch fern.

Spiele, Getränk und frohe Gelage werdet Ihr haben;
Die bezaubernden Klänge der Harfe werdet Ihr hören;
Gold und Silber in Menge wird Eure Augen ergötzen;
Ereistein' auch werdet in Hüll' und Fülle Ihr besitzen.

Und die schützenden Panzerhemden werden nicht fehlen;
Schmucken auch wird Euch ein herrliches Schwert mit goldenem Griff,
Leicht zu führen, ein Schwert, dem Keiner lebendig entkommen,
Wenn auf ihn die glänzende Schärfe gerichtet gewesen.

Hundert fröhliche junge Mädchen werdet Ihr haben,
Lieblich und schön, in blendendet Schönheit, der Sonne vergleichbar,
Alle vollendet im Gau, das Anthlitz in Anmuth gestleidet;
Ihre Stimmen lieblicher, als der Vögel Gesang.

Hundert Gezähmte, in Schlachten bewährt, sind um Euch geschaart,
Alle geübt und gereift in den Heldenthume herrlichen Thaten,
Glänzend gerüstet, geschmückt und immer bereit, Euch zu dienen.
Alles dies habt Ihr in Tir na n' Og, gelangt Ihr hinein.

Der Glaube an die Seelenwanderung begegnet uns in den irländischen Ueberlieferungen überall und in der merkwürdigsten Gestalt. Wir haben schon des Gedichts erwähnt, in welchem Ossin eine Unterredung mit dem heiligen Patricius hat. Der Letztere ist nun aber erst hundertfunfzig Jahre nach dem Tode des Barden nach Irland gekommen. Herr O'Kearney macht in Bezug auf die sich hier darbietende Schwierigkeit die folgende Bemerkung:

„Es ist möglich, daß der heilige Patricius noch einige heidnische Greise, wo nicht gar Druiden, angetroffen, die ihm Nachrichten über das alte Irland gaben; ihre Ueberlieferungen müssen wohl stark mit heidnischem Aberglauben gemischt gewesen sein, da in der Geschichte des Heiligen erzählt wird, daß er auf ein Mal dreihundert Bände druidischer Werke verbrannt habe. Man muß bezweifeln, daß der heilige Patricius je den wahren Ossin gesehen; aber er mag irgend einen Druiden begegnet sein, der sich, in Folge des druidischen Glaubens an die Einwanderung der Geister in andere Leiber, für den wieder lebendig gewordenen Ossin ausgab. Eine andere Geschichte von der Seelenwanderung ist noch interessanter: es ist die von Tuan Mac Coireal, der sogar im Stande war, die einzelnen Umstände der antediluvianischen Kolonisirung von Irland zu erzählen, indem er damals schon gelebt haben soll. Später hatte seine Seele dreihundert Jahre in dem Leibe eines Hirsches, dreihundert Jahre in dem eines Ebers, dreihundert Jahre in dem eines Adlers und dreihundert Jahre in dem eines Lachses zugebracht. In der letzten Gestalt wurde er von einem Fischer gefangen und der Königin von Irland geschenkt. Als diese von dem Fische gekostet hatte, wurde sie sogleich schwanger und gebar neun Monat darauf den berühmten Tuan Mac Coireal. Dieser konnte, als er zur Vernunft gekommen war, die Geschichte der Bevölkerung Irlands, des Landes, in welchem er zum zweiten Mal geboren war, erzählen.“ „Und“, sagt der Verfasser der Chronik, „Niemand konnte an der Wahrheit seiner Erzählung zweifeln, da er den Thatsachen, die er erzählte, in Person beigewohnt hatte.“

Das Buch des Herrn O'Kearney enthält viele Mittheilungen, die in mythologischer, philologischer und literarischer Beziehung nicht weniger interessant sind.

Mannigfaltiges.

— Herodot in England. Unter den von dem Matador der Londoner Verleger, John Murray, angekündigten neuen Werken verdient eine englische Uebersetzung des Herodot die besondere Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen Publikums, indem sie mit Anmerkungen des berühmten Keilschrift-Entzifferers, Oberst Rawlinson, und des nicht minder berühmten Hieroglyphen-Erklärers, Sir Gardner Wilkinson, versehen ist, welche das Zeugniß der aus tausendjähriger Vergessenheit erweckten assyrischen, persischen und ägyptischen Monumente mit den uns von dem „Vater der Geschichte“ überlieferten Angaben vergleichen und die aus dieser Collation sich ergebenden Resultate festzustellen suchen. Von Wichtigkeit für das Studium des Herodot ist auch die kürzlich bei Longman erschienene Arbeit des fleißigen Philologen Wheeler, „The Geography of Herodotus“, welche, von den Untersuchungen Rennell's und Niebuhr's ausgehend, sie mit den neuen, durch die Fortschritte der Wissenschaft ans Licht getretenen Thatsachen zu einem systematischen Ganzen verbindet. Ueberhaupt genießt der alte Karier in England einer merkwürdigen Popularität, die durch eine gewisse Sympathie mit seinem wißbegierigen und zugleich praktischen Charakter, seiner Reiselust und seinem Unternehmungsgeist bedingt wird. So hat sich auch ein Dichter, Namens Bode, gefunden, der unter dem Titel „Ballads from Herodotus“ die herodoteischen Sagen in derselben Weise poetisch reproduzirt, wie es Macaulay bereits mit den Traditionen des alten Rom gethan. Allerdings besitzen die Balladen des Herrn Bode nicht jene Frische und jenes pittoreske Kolorit, durch welche sich die „Lays of Ancient Rome“ empfehlen; sie sind aber doch mit so vielem Beifall aufgenommen worden, daß sie neulich in einer zweiten Ausgabe erscheinen konnten.

*) Nach dem Athénaeum français.

**) Transactions of the Ossianic Society for the year 1853. Vol. I.: Die Schlacht von Gabhra, von Nicolas O'Kearney. Dublin. Gedruckt für die Mitglieder der Gesellschaft. Paris, H. Galignani.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Universitäts-Str. Nr. 21, so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 41. Berlin, Donnerstag den 5. April 1855.

Italien.

Die Letture di Famiglia.

Das von uns im Jahre 1854 angezeigte, von der literarisch-artistischen Abtheilung des österreichischen Lloyd in Triest herausgegebene, italiänische Journal „Letture di Famiglia" hat auch im Jahre 1855 einen erfreulichen Fortgang. Ihre artistische Ausstattung mit dem deutschen „Illustrirten Familienbuch" theilend, indem die betreffenden Stahlstiche, die sowohl eine deutsche als eine italiänische Titelschrift tragen, bald von dem einem und bald von dem anderen Journale zuerst gebracht werden, bilden die Letture di Famiglia eine sehr anziehende Verschwisterung deutscher Kunst mit italiänischem Geiste. Die fast sämmtlich von deutschen Künstlern gezeichneten und gestochenen Blätter werden in der italiänischen Zeitschrift regelmäßig von historischen oder auch poetischen Erklärungen begleitet, wie wir letztere in dem deutschen „Familienbuch" vergebens suchen. Das alte improvisatorische Talent der Italiäner bewährt sich auch bei dieser Gelegenheit, während die bildende Kunst, mit Ausnahme der Skulptur, mehr jetzt unter den Deutschen, als in ihrer alten Heimat, kultivirt zu sein scheint. Die Brüder Cesare und Ignazio Cantù, unter den zahlreichen Mitarbeitern der Letture di Famiglia die fleißigsten und besten, setzen auch in diesem Jahre ihre dem Publikum sehr ersprießliche Theilnahme an dem Journale fort, welches übrigens das einzige seiner Art in Italien sein soll, das seine Mitarbeiter durch anständige Honorare fesselt. Von Cesare Cantù bringt das dreijährige Januar-Heft über das Thema: „Ungeduld verdirbt, Geduld überwindet Alles" einen anziehenden Artikel mit der Ueberschrift: Indigunsi o soccombere, perseverare o riuscire, worin die Lebensgeschichten zweier englischer Dichter, des unglücklichen, verzweifelnden Thomas Chatterton und des gottvertrauenden, ausharrenden George Crabbe, einander gegenübergestellt werden. Wir denken dieses treffliche Charakter- und Lebensbild, das auch deutschen jungen Schriftstellern zu warnender Belehrung dienen kann, späteren Heften mittheilen. Ignazio Cantù setzt seine übersichtlichen Monatsberichte über die neuesten Forschungen auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Literatur fort. Seinem Januar-Berichte entnehmen wir die nachstehenden Notizen:

„Wenige Städte zeigen eine solche Thätigkeit in ihren Neubauten, wie Como; wer durch die Straßen dieser Stadt kömmt, erblickt überall neue Bauwerke. Ihr Dom, ein prächtiges Gotteshaus aus dem vierzehnten Jahrhundert, bietet jetzt vollendet jene solide Pflasterung von weißem und schwarzem Marmor dar, die der Größe dieses Gebäudes so sehr entsprechend ist. Nächstens kömmt auch der Plan zur Ausführung, eine Straße zu eröffnen zwischen dem Domplatze und dem See, dessen Ufer so begierig von Italiänern, Deutschen, Franzosen, Engländern und Russen aufgesucht werden, die dort reiche Villen erbauen, deren Gärten sich jetzt ringsum den Rand dieser Perle unter den Seen ziehen.

„Am Adriatischen Meere können wir die neue eiserne Brücke begrüßen, welche die Gewässer des Canal Grande in Venedig überdacht und die Insel des Rialto mit der Giudecca-Insel verbindet, auf welcher sich die Kirche della Salute, die Dogana, der Palast der schönen Künste und so viele andere Denkmäler erheben, welche Venedig so großartig machen. Eben so wie Bergamo in den letzten Jahren ein Pyceum von gigantischer Ausdehnung erbaute, hat Vicenza auf weitesten Grundlagen ein Seminar errichtet, das eines der größten Gebäude dieser Art in Italien ist. Treviso hat an den Ufern des Sile einen großen öffentlichen Garten hergestellt, der eine neue Zierde dieser reizenden Vaterstadt Benedikt's XIV. und Trissino's bilden wird. Die Kirchenbaukunst wird dieses Jahr in Rom einen neuen Triumph durch die Vollendung der Basilika des heil. Paulus extra muros feiern. In den letzten Lebenstagen von Pius VII. durch eine Feuersbrunst zerstört, ward dieses Gotteshaus zum Theil von Leo XII. und zum Theil von Gregor XVI. hergestellt. Zur Verschönerung dieses Baues haben der Vicekönig von Aegypten durch ein Geschenk prächtiger Säulen, die Maler Agricola, Coghetti und Podesti durch Bildwerke, Tenerani und andere berühmte Bildhauer durch Marmorarbeiten beigetragen, so daß es jetzt eine der prächtigsten Kirchen ist, welche die Religion des Vatikans irgendwo auf Erden erbaut hat.

„Wie bei den Ausstellungen in London, New-York und München, werden sich die Künstler (besonders auch die Bildhauer und Mosaik-Arbeiter) Italiens auch bei der Universal-Ausstellung von Paris sehr zahlreich betheiligen. In den letzten Jahren hat leider die große Theurung aller Bedürfnisse des häuslichen Lebens sehr viel dazu beigetragen, die Freude an den Werken der Kunst nicht aufkommen zu lassen und unsere Künstler zu entmuthigen. Es ist daher zu hoffen, daß diese bei der kosmopolitischen Feier, an welcher Theil zu nehmen die ganze künstlerische Welt aufgefordert ist, eine Entschädigung finden werden.

„Die Literatur lebte im vergangenen Monat insofern, als sie nicht starb; aber ihre Früchte waren nicht bedeutend, wie wir nach dem Rufe urtheilen dürfen, der den erschienenen Büchern zu Theil geworden. Ein Zweig der Literatur, den wir mit Vorliebe angebaut sehen, ist der dem Jugend-Unterricht gewidmete. Es ist zwar eine sehr bescheidene Carriere, die durch das Schulhaus, aber sie findet hier ein dankbares Publikum. (Unter den Schriften dieser Art werden besonders die des Priesters Filippo De Bernardi, Pietro Thouar's und G. T. Gargani's gerühmt.)

„Das Museum Christianum in Rom, das der jetzt regierende Papst im Lateran gegründet, gewinnt immer mehr an Bedeutung. Aus den Katakomben, aus den Columbarien, aus den Grüften und Kirchen kommen täglich neue Gegenstände nach diesen Sälen, die der Archäologie der ersten christlichen Jahrhunderte gewidmet sind. Kürzlich ward das Museum mit einem Besuche des heiligen Vaters beehrt, der über die Bereicherungen desselben seine Freude zu erkennen gab. Auch an der Appischen Straße haben einige Ausgrabungen kürzlich sehr werthvolle Funde christlicher Alterthümer ergeben, die diesem Museum einverleibt werden. Es wird diese Sammlung nicht blos für die früheste Kirchengeschichte, sondern auch für die Geschichte des römischen Alterthums einen außerordentlichen Werth bekommen.

„Zur Erklärung der periodischen Variationen des Erdmagnetismus hat der Pater Angelo Secchi, Direktor der Sternwarte am Collegio Romano, kürzlich eine neue Theorie veröffentlicht. Er verkündet darin ein sehr einfaches und allgemeines Gesetz, das alle diese Variationen beherrschen soll und sie angeblich eben so regulirt, wie das Gesetz der Schwere die Bewegungen der Himmelskörper. Aus einer Reihefolge sehr zahlreicher Beobachtungen, die er publizirt, zieht Pater Secchi den Schluß, daß die Sonne und deren außerordentliche magnetische Kraft auf den Erdmagnetismus einen beständigen Einfluß übe. Ob die Sonne wirklich ein magnetischer Körper sei, läßt Secchi vorläufig unerörtert, — genug, daß alle Beobachtungen übereinstimmend eine Kraft erkennen lassen, welche sich der Physiker berechtigt hält als Solarmagnetismus zu bezeichnen. Es würde diese Kraft ein neues Band sein, das unsere Erde und wahrscheinlich auch alle übrige Planeten und deren Trabanten an die Sonne knüpft, die für uns zugleich der Centralquell des Lichtes, der Wärme und der Schwerkraft ist."

Wenn auch der alte Salomo-Spruch: „Nichts Neues unter der Sonne" auf so manche angeblich neue Theorie der Materie sich anwenden läßt, so scheint doch von der Sonne selbst, deren Natur leineswegs schon wissenschaftlich festgestellt ist, noch sehr viel Neues erwartet werden zu dürfen.

Melloni's wissenschaftliche Arbeiten über Licht und Wärme.

(Fortsetzung.)

Wenn man die Methoden und die Apparate in Betracht zieht, die Herschel anwandte, so sieht man ein, daß seine Versuche ganz richtige Resultate nicht geben konnten, aber doch ist in dem Ensemble der Resultate die allgemeine Wahrheit nicht zu verkennen. Hätte Herschel, anstatt eines schlechten Thermometers, ein empfindlicheres Instrument zur Messung der Wärme gehabt, so würde er gewiß die wahre Theorie, die er früher ahnungsweise aufgesprochen hatte, bestätigt gefunden

Digitized by Google

haben und nicht, wie es nun geschah, wieder so weit von dieser wahren Theorie abgekommen sein.

Eine der ersten Bemerkungen, zu denen man durch einen Ueberblick über die Ergebnisse der Herschelschen Versuche veranlaßt wird, ist die, daß die Wärmestrahlen durch dieselbe Substanz in verschiedenem Maße hindurchgehen, je nachdem sie von dieser oder jener Quelle der Wärme herrühren. Herschel unterläßt es, diesem Umstande eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, weil er bewiesen hat, daß die Arten von Wärme, die von verschiedenen Quellen ausgehen, verschieden sind und sich daher nothwendig verschieden verhalten müssen. Aber auf einen anderen Umstand macht Herschel ausdrücklich aufmerksam, auf den nämlich, daß gewisse vollkommen durchsichtige Gläser fast alle Wärme auffangen, während andere, welche fast undurchsichtig sind, die Wärme derjenigen Wärmequellen, die er anwendet, sehr leicht durchlassen. Die Durchsichtigkeit der Körper steht mit ihrer Fähigkeit, die Wärme durchzulassen, in keinem Verhältniß. Diese Entdeckung, die Herschel gemacht hat, veranlaßt ihn zu folgendem Schlusse: „Da eine und dieselbe Substanz die Wärme in anderem Maße durchläßt, als das Licht, so können Wärme und Licht nicht auf eine Ursache zurückgeführt werden.“ Dieser Schluß ist überreilt und kann leicht bekämpft werden. Herschel selbst giebt an, was dagegen eingewendet werden kann. „Man kann sagen, daß die von den Wärme-Ursachen ausgehenden Wärmestrahlen aus leuchtenden und aus dunklen Strahlen zusammengesetzt sind; die angewandten Substanzen können so beschaffen sein, daß sie die eine oder die andere Art dieser Wärmestrahlen leichter durchlassen. Wenn sie die dunklen Strahlen auffangen, während sie die leuchtenden durchlassen, werden sie durchsichtig sein, wie das Glas, und doch einen beträchtlichen Theil von Wärme zurückhalten; wenn sie im Gegentheil die dunklen Strahlen durchlassen und die leuchtenden zurückhalten, werden sie undurchsichtig für das Auge sein und doch die Wärme durchlassen.“

Dieser Einwendung setzt Herschel die Ergebnisse seiner Betrachtungen entgegen und bleibt bei seiner neuen Ansicht. Er fängt die aus dem Prisma herauskommenden rothen Strahlen auf, um sie gesondert von den anderen Strahlen zu untersuchen. Diese rothen Strahlen enthalten eine elementare Wärme und ein elementares Licht, d. h. zwei besondere Strahlungen, die mit einander verbunden sind, wenn Licht und Wärme zwei verschiedene Ursachen haben, oder eine Strahlung, wenn sie eine und dieselbe Ursache haben. Im ersten Falle wird man die Wärmestrahlung beseitigen können, ohne die Lichtstrahlung zu beeinträchtigen; im zweiten Falle wird man die Wärmestrahlung nicht ändern können, ohne gleichzeitig die Lichtstrahlung zu ändern. Herschel hatte also die rothe Strahlung durch eine transparente Scheibe durchgelassen, um zu untersuchen, ob Wärme und Licht in gleichem Maße durchdringen oder nicht.

Auf Grund seiner Beobachtungen, die, wie schon bemerkt, ungenau und unrichtig waren, entschied Herschel sich für die Heterogeneität der Ursachen von Licht und Wärme.

Vom Jahre 1800 bis 1832 geschah fast gar Nichts zur Lösung der wichtigen Frage. Im Jahre 1832 nahm der berühmte Ampère die Untersuchungen über die Wärme und ihr Verhältniß zum Licht da auf, wo Herschel sie liegen gelassen hatte.

Von den beiden Hypothesen über das Licht war die eine, die Newtonsche, in Mißkredit gekommen, weil die Erfahrungen ihr widersprachen; die andere, die von Descartes aufgestellte, erwies sich als geeignet, alle Eigenschaften des Lichts zu erklären; sie wurde deshalb von allen Physikern angenommen. Ampère versuchte nun eine dieser Hypothese analoge Hypothese über die Wärme aufzustellen.

Man weiß, daß das Licht eine Bewegung ist. Diese Bewegung hat ihren Ursprung in den leuchtenden Körpern, pflanzt sich durch den Aether fort und bringt, indem sie den Sehnerv ergreift, die Empfindung des Lichts hervor. Der Hergang ist demjenigen zu vergleichen, der den Ton hervorbringt; nur sind die Lichtschwingungen viel schneller, als die Tonschwingungen, und während diese die atmosphärische Luft zur Grundlage haben, ist für jene ein äußerst feines Fluidum (ein Luftäther) anzunehmen. Eine andere Analogie zwischen dem Ton und dem Licht ist diese: die tiefen Töne werden durch langsame, die hohen Töne durch schnelle Schwingungen hervorgebracht; beim Lichte, erklärte man, sei es nicht anders: die verschiedenen Farben entstehen aus der geringeren oder größeren Geschwindigkeit der Schwingungen des Lichtäthers; die langsamsten Schwingungen geben das rothe, die schnellsten das violette Licht, und die Schwingungen werden durch das Prisma um so mehr von ihrer ursprünglichen Richtung abgebracht, je geschwinder sie sind.

Diese Hypothese wendet Ampere auch auf die Wärme an. Er nimmt an, daß die Aetherschwingungen sowohl die Eigenschaft besitzen, im Sehnerv die Licht-Empfindung hervorzubringen, als auch die Eigenschaft, die Temperatur zu erhöhen und auf das Thermometer zu wirken; das violette Licht und die diesem Licht entsprechende Wärme, meint er, werden durch die geschwindesten, das rothe Licht und die diesem Licht entsprechende Wärme durch langsamere Schwingungen, die dunklen Wärmestrahlen durch noch langsamere und noch weniger gebrochene Schwingungen hervorgebracht. Ampère's Ansicht ist im Wesentlichen dieselbe, die Herschel ursprünglich hatte; nur daß Ampère Aetherschwingungen annahm, während Herschel leuchtende Atome voraussetzte. In Betreff der dunklen Wärmestrahlen meinen Beide, daß dieselben nicht ins Innere des Auges hineingelangen; nur beweist Ampère, was Herschel vermuthet.

Man nehme eine eiserne Kugel und erwärme sie im Finstern ganz allmälig; zuerst ist sie dunkel, obwohl schon warm, dann wird sie dunkelroth, bald hellroth, zuletzt weißglühend. Während der Dauer des Versuchs beobachtet man, welche Wirkung die von der Kugel ausstrahlende Wärme durch ein mit Wasser gefülltes durchsichtiges Gefäß hindurch auf ein Thermometer ausübt, die Wirkung ist unmerkbar, so lange die Kugel dunkel ist; sie wird bemerkbar, sobald die Kugel leuchtend geworden ist. Die dunkle Wärme hat sich also allmälig in Licht verwandelt; sie geht erst nach dieser Verwandlung durch das Wasser hindurch, und da das Auge eine mit Wasser gefüllte Kugel ist, so wirkt die Wärme erst dann auf die Netzhaut im Auge, wenn die Aetherschwingungen die nöthige Geschwindigkeit erlangt haben.

So weit war die Wissenschaft von der Wärme gekommen, als Melloni sich mit derselben zu beschäftigen anfing.

II.

Melloni war in Parma geboren. Er zeigte schon früh eine große Neigung zu den Naturwissenschaften. Er erzählt selbst, daß die Betrachtung der Natur, an welcher Andere in seinem Alter nur einen poetischen Genuß hatten, in ihm das Verlangen erregte, ihre Gesetze kennen zu lernen und zu erklären. Vor Allem erregte die Rolle, welche die Wärme im Naturleben spielt, seinen Forschungstrieb; und da er die Fragen, welche er sich schon als Schüler in Bezug auf die Wärme stellte, in keinem der naturwissenschaftlichen Werke, die er las, beantwortet fand, so dachte er unaufhörlich darüber nach, wie diese Fragen zu beantworten wären. Noch sehr jung, erhielt er von seinen Lehrern den ehrenvollen Beruf, an der Universität die Physik zu lehren. Melloni hatte somit das große Glück, daß die Pflichten, die sein Beruf ihm auflegte, seine angenehmsten Vergnügungen waren. Er benutzte seine Mußestunden zu Experimenten; aber, da die thermometrischen Apparate, die ihm zu Gebote standen, ihm nicht genügten, setzte er seine Forschungen aus und wartete. Ein Naturforscher von europäischem Rufe in Reggio, Namens Nobili, mit dem Melloni in lebhaftem Verkehr stand, erfand einen Apparat, der ganz geeignet war, zur Erforschung der Gesetze der strahlenden Wärme zu dienen. Dieser Apparat, dessen geschickter Anwendung Melloni seine Berühmtheit verdankt, kömmt in folgender Weise zu Stande. Man zerschneidet Drath von Antimonium und Drath von Wismuth, der etwa die Stärke einer Stricknadel hat, in lauter gleiche, ungefähr zwei Centimetres lange Stücke; diese Stücke löthet man so, daß immer ein Stück Antimonium auf ein Stück Wismuth folgt, zusammen. Dann biegt man den Drath in den Stellen der Löthung so zusammen, daß überall das Stück Antimonium der Länge nach auf das nächste Stück Wismuth zu liegen kömmt. Das Ganze sieht dann aus, wie ein Päckchen Zündhölzer, nur daß die Enden der neben einander gelegten Drahtstücke immer je zwei durch die Löthung verbunden sind. Die beiden Enden des so zusammengelegten Drathes werden durch einen anderen metallischen Drath von beliebiger Länge mit einander verbunden. Dieser Apparat wird, wenn man die von einem Feuer ausstrahlende Wärme auf die eine der Flächen, in denen die zusammengelöthteten Enden liegen, wirken läßt, zu einer Voltaschen Säule: es entsteht ein elektrischer Strom in dem Drath durch seine ganze Längen-Ausdehnung hindurch. Ist die Wärme stark, so ist auch der elektrische Strom stark; vermindert sie sich, so nimmt auch die Stärke des elektrischen Stroms ab. Eine dem Verbindungsdrath nahe gebrachte Magnetnadel zeigt durch den Grad ihrer Abweichung von der eigentlichen Richtung die Stärke des in dem Drathe befindlichen elektrischen Stroms an. Da in dem vorgebachten Apparat der elektrische Strom die Wirkung der strahlenden Wärme ist, so ist durch die Abweichung der Magnetnadel mit der Stärke des elektrischen Stroms zugleich auch das Maß der jenen Strom bewirkenden strahlenden Wärme bestimmt angezeigt.

Diesen von Nobili erfundenen Apparat machte Melloni durch einige seinen Zwecken entsprechende Einrichtungen, die er damit verband, zu einem die geringsten Veränderungen der Wärme bemerkenden Anzeiger; mit diesem Apparate versehen, konnte Melloni nun die Gesetze der Wärme erforschen.

Will man beweisen, daß die Wärme sich mit großer Geschwindigkeit fortpflanzt, so stellt man zwischen der Lampe, deren Wärmewirkung man untersuchen will, und dem beschriebenen Apparat zuerst einen Schirm auf; im Augenblick, wo man den Schirm fortnimmt, setzt sich die Magnetnadel in Bewegung.

An einem Thermometer ist die Wirkung nicht sogleich zu bemerken. Will man wissen, ob die Wärmestrahlung durch durchsichtige Körper hindurchgeht, so stellt man solche Körper zwischen die Lampe und den

Apparat; man sieht an der Magnetnadel des Apparats sogleich, ob die Wärmestrahlung hindurchgegangen oder nicht.

Der von Nobili erfundene, von Melloni vervollkommnete Apparat eignet sich eben so gut, wie die älteren Thermometer, dazu, den Beweis zu liefern, daß die Wärme eben so, wie das Licht, sich fortpflanzt, sich reflektirt, sich durch Körper hindurchsetzt, sich bricht; dieser Apparat ist aber bei weitem empfindlicher, als die älteren Thermometer; er ist in seinen Anzeigen so genau, daß, wenn man die Flamme einer Wachskerze in flackernde Bewegung setzt, diese Bewegung durch die entsprechende Bewegung der Magnetnadel angezeigt wird. Wenn man sich dem Apparate nähert, wenn man ihn berührt, so wird dies durch die Magnetnadel angezeigt. Der Mond sogar übt auf diesen Apparat eine merkbare Wärmewirkung aus.

Kaum hatte Melloni seine Untersuchungen mit diesem Apparat begonnen, als er in Folge seiner Betheiligung an der politischen Bewegung von 1830 seine Stellung in Parma verlassen und sich nach Frankreich flüchten mußte. Er fand in Arago einen Beschützer und Fürsprecher und erhielt die Stelle eines Professors der Physik am Collège in Dole. Er gab diese Stelle aber bald auf, um nach Genf zu gehen, wo er ein reich ausgestattetes physikalisches Kabinet vorfand, wie er es für seine Zwecke brauchte. Es dauerte nicht lange, so kehrte er nach Paris zurück, um dem „Institut“ seine erste Denkschrift zu übergeben. Da die zur Prüfung der in dieser Denkschrift dargelegten Ansichten ernannte Kommission zu lange auf ihren Bericht warten ließ, übergab Melloni seine Arbeiten der Oeffentlichkeit. Die Denkschriften, welche zu Gunsten der Mellonischen Arbeiten erschienen, veranlaßten die Ernennung einer neuen Kommission, deren Berichterstatter Herr Biot wurde. Melloni konnte nun zufrieden sein; einen geeigneteren Beurtheiler seiner Arbeiten konnte er sich nicht wünschen. Nachdem Biot sich von der Vortrefflichkeit der Beobachtungsmittel Melloni's und von der Richtigkeit der vorgeführten Thatsachen überzeugt hatte, ließ er es sich mit allem Eifer angelegen sein, den Entdeckungen Melloni's, die er mit so vieler Geduld und mit solcher Selbstverleugnung bestätigt hatte, Anerkennung zu verschaffen.

Die Methode Melloni's ist der, welche Herschel angewandt hatte, entgegengesetzt; Melloni fängt da an, wo Herschel aufgehört hat, und stellt, wie wir sehen werden, als Endresultat hin, was Herschel zuerst als eine Vermuthung ausgesprochen.

Melloni setzt seinen Apparat der Wärmestrahlung einer Locatelli'schen Lampe aus und mißt die Abweichung, welche an der Magnetnadel dadurch bewirkt wird; dann schiebt er zwischen den Apparat und die Lampe eine dünne Glasscheibe; diese fängt einen Theil der Wärme auf und läßt den anderen Theil durch; die Wirkung auf die Magnetnadel ist nun natürlich vermindert. Wenn die sich jetzt zeigende Abweichung der Magnetnadel halb so groß ist, wie die frühere, wird man annehmen, daß nur die Hälfte der Wärme durchgegangen ist; ist die Abweichung auf den dritten Theil vermindert, so wird man annehmen, daß der dritte Theil der ausgestrahlten Wärme durchgegangen ist. Man findet, daß durch eine Glasscheibe mehr als die Hälfte der Wärme hindurchgeht.

Melloni hat dann in Stelle der Lampe ein mit kochendem Wasser gefülltes Gefäß angewendet; die von diesem ausgehende Wärme dringt nicht im Mindesten durch die Glasscheibe hindurch.

Diesen Versuch hat Melloni mit den verschiedenartigsten transparenten Körpern wiederholt. Die Resultate hat er übersichtlich zusammengestellt. Wir ersahren aus dieser Zusammenstellung, daß sehr durchsichtige Substanzen fast undurchdringlich für die Wärme sind, während andere Substanzen, die das Licht nicht durchlassen, manche Wärmestrahlungen fast ganz durchlassen. Die Resultate, die man gewinnt, wenn man in Stelle einer Oellampe eine Alkoholflamme oder irgend ein anderes Feuer anwendet, sind ganz andere, als die bei Anwendung einer Oellampe gewonnenen Resultate. Es scheint zunächst aus den Resultaten der Versuche kein einfaches Gesetz hervorzugehen. Der Versuch, den wir oben beschrieben, beweist eine Verschiedenartigkeit der aus verschiedenen Wärmequellen ausgehenden Wärmestrahlungen und eine Verschiedenheit der durch einen und denselben Körper auf die Wärmestrahlungen ausgeübten Wirkungen. Das Glas wirkt auf die von heißem Wasser ausstrahlende Wärme anders, als auf die von einer Oellampe ausgehende Wärme; es können also die beiden Wärmestrahlungen nicht identisch sein. Man muß annehmen, daß es in der Natur sehr verschiedene Wärmestrahlungen giebt, deren jede ihre eigenthümlichen Eigenschaften hat, und daß, wie das Glas, so auch jede andere Substanz auf jede der verschiedenen Wärmestrahlungen anders wirkt. Die Substanzen zersetzen, wie es scheint, die Wärmefluida und nehmen einen Theil derselben in sich auf, während sie den anderen Theil durchlassen.

Um zu erklären, worin die Verschiedenartigkeit der Wärmestrahlungen und das verschiedene Verhalten der Körper zu denselben ihren Grund habe, hielt Melloni die Vergleichung der Wärme mit dem Lichte fest.

Die Sonne sendet ein aus verschiedenartigen Strahlen zusammengesetztes leuchtendes Strahlenbündel aus, welches durch ein Glasprisma in seine einfachen Bestandtheile zersetzt wird. Die Elementarlichter, deren es eigentlich unzählige giebt, lassen sich auf die sieben Hauptfarben zurückführen. Andere leuchtende Körper oder Flammen sindet man aus eben diesen Elementarstrahlen zusammengesetzt, aber das Verhältniß der Elementarstrahlen zu einander ist bei ihnen ein anderes, als beim weißen Sonnenlicht. Es giebt Lichter, welche einen Ueberschuß rother Strahlen aussenden und darum in einer vorherrschend röthlichen Färbung erscheinen; andere sind grünlich, oder bläulich, oder gelblich, je nachdem die grünen, die blauen oder die gelben Strahlen vorherrschen.

Melloni nimmt an, daß es sich mit der Wärme eben so verhält, wie mit dem Lichte, daß die Wärme auch aus unzähligen einfachen Wärmestrahlen, die sich von einander auf eine ähnliche Art, wie die farbigen Licht-Elemente, unterscheiden, zusammengesetzt ist, und daß die verschiedenen Wärmequellen gleichsam Bündel von verschieden zusammengesetzten unzähligen elementaren Wärmestrahlen aussenden und je nach dem Vorherrschen dieser oder jener elementaren Wärmestrahlen einen spezifischen, der Färbung des Lichts analogen Charakter (eine besondere „Thermochrose“) haben. (Schluß folgt)

Rußland.

Kaiser Nikolaus, von einem Amerikaner geschildert.

In einem vorjährigen Hefte von Putnam's Monthly giebt ein amerikanischer Tourist unter der Ueberschrift „The Czar and the Sultan“ ein Doppelbild der Beherrscher Rußlands und der Türkei, das an pikanten Gegensätzen reich, obwohl allerdings von der Parteilichkeit nicht frei ist, welche die Presse der Vereinigten Staaten zu Gunsten ihres großen nordischen Antipoden an den Tag legt. Es wird inzwischen unseren Lesern interessant sein, zu erfahren, wie man jenseits des Atlantischen Meeres den Charakter des Kaisers auffaßt, und wir theilen daher nachstehende Anzüge mit:

„Jeden Sommer findet in Rußland eine Reihe von militairischen Uebungen statt, die eine möglichst getreue Nachahmung wirklicher Kriegsoperationen bilden. Der Zar übernimmt das Kommando einer Armee von zwanzigtausend Mann, und der Großfürst Alexander einer zweiten von gleicher Stärke. Es wird ein Scheingefecht geliefert; der verlierende Theil (und das ist stets der Großfürst!) zieht sich zurück — wird von den Siegern verfolgt — sein Lager wird erstürmt, und der Kampf endet unter dem Donner der Kanonen, dem Aufsteigen von Minen und dem Abbrennen eines glänzenden Feuerwerks.

„Dieser merkwürdige, aber charakteristische Zeitvertreib des Kaisers dauert etwa zehn Tage und zieht viele Zuschauer aus England und allen Theilen des Kontinents herbei. Diejenigen von ihnen, welche zum Militairstande gehören, werden, ohne Rücksicht auf ihre Nationalität, auf Kosten des Zaren bewirthet, mit Pferden und Dienerschaft versehen und ihnen jede Gelegenheit dargeboten, die Disziplin seiner Truppen und die Taktik seiner Generale zu bewundern.

„Es war bei einem dieser Manöver, als ich den Zaren zum ersten Mal erblickte. Die Armee befand sich auf dem Marsch, und wir hatten in Zarskoje-Selo Pferde erhalten, um ihr zu folgen. Wir holten zuerst Schaaren von Landleuten ein, deren Karren mit Holz und Proviant für die Truppen beladen waren; dann kamen lange Züge von Bagage- und Munitionswagen, von Infanterie-Detachements begleitet, und Equipagen mit schlummernden Offizieren, deren Schlachtrosse ihnen schnaubend und karakolirend nachgeführt wurden. Demnächst erreichten wir die Arrieregarde, die Pontion-Train, die schweren Dragoner mit Helmen und Panzern von leuchtendem Stahl, hellgekleidete Husaren, rumpelnde Artillerie und Reihen von Fußsoldaten, welche müde und staubbedeckt die Straßen entlang zogen.

„An einem Kreuzwege wurde Halt gemacht, um auf weitere Befehle zu warten. Der Ruhe bedürftig, warfen sich viele Soldaten und auch manche Offiere auf den Boden nieder; eine Patrouille donischer Kosaken — große, wild aussehende Männer, in einfache blaue Uniform gekleidet, mit zottigen, rauhen Pferden — beschlugen ihre Thiere in einer transportablen Militairschmiede. Im Begriff, unseren Weg fortzusetzen, hörten wir plötzlich einen Ruf: Gossudar! Gossudar! (der Herr! der Herr!) — unser Postillon lenkte den Wagen zur Seite; die Truppen präsentirten das Gewehr. Eine Ordonnanz sprengte in voller Carriere vorüber, und dicht hinter ihr rollte eine Equipage, von vier spreifschnellen Pferden gezogen, einher. Sie enthielt zwei Personen, und es fiel uns nicht schwer, den „Gossudar“, den unbeschränkten Herrn so vieler Millionen Unterthanen, zu unterscheiden. Groß und wohlgebaut, aber nicht zu voll, mit einer hohen Stirn und geistreichen, stark markirten Zügen, würde seine Persönlichkeit überall die höchste Aufmerksamkeit erregen, obwohl er die jugendliche Blüthe verloren hat, die ihm den Namen des schönsten Mannes in Europa erwarb. Er war einfach gekleidet, mit einem Mantel und einer Militairmütze, richtete einen festen Blick auf unsere Gesellschaft und er-

Google

wiederte unseren achtungsvollen Gruß, indem er nach militairischer Art die Hand an die Mütze legte. Er war auf dem Wege zum Diner auf dem Landgute eines benachbarten Edelmannes und reiste mit seiner gewohnten Schnelligkeit. Lange nachdem wir den tanzenden Federbusch auf der Mütze des Vorreiters aus dem Gesicht verloren hatten, und als die Spur des kaiserlichen Wagens nur noch durch eine Staubwolke bezeichnet war, hörten wir den Ruf: „Gossudar! Gossudar!" der von einem Trupp Soldaten nach dem anderen wiederholt wurde.

„Es war dies auch das Einzige, was den Fremden an die Gegenwart des Kaisers erinnerte; kein Pomp, kein Gepränge: nur ein einziger Begleiter und ein einfacher Reisewagen, mit vier Postpferden bespannt. Die persönliche Beaufsichtigung der Truppen, die Fatiguen des Marsches und des Lagers dienen ihm im Sommer zur Erholung. Seine Lebensweise ist faß spartanisch, seine Kleidung in der Regel eine einfache Militair-Uniform, seine gewöhnliche Equipage eine einspännige Droschke. Er ist seinen Unterthanen stets zugänglich und erscheint öffentlich ohne alle Colorte. Sein Hauptvergnügen besteht darin, sich, gleich dem fabelhaften Harun-al-Raschid, unerkannt unter das Volk zu mischen und die Gefühle und Ansichten desselben zu erforschen. Als die Omnibusse zuerst in St. Peterdburg eingeführt wurden, erklärte das feinere Publikum diese Fahrwerke für gemein und wollte sie den Mujiks überlassen wissen. Um diesem Vorurtheil entgegenzutreten, fuhr der Zar selbst in einem Omnibus, und sie wurden sogleich Mode. Wie man erzählt, miethete er einst, von der Oper zurückkehrend, eine Droschke und fuhr damit nach dem Hauptportal des Winter-Palastes. Dort angekommen, wollte er hineingehen, indem er dem Kutscher versprach, ihm das Fahrgeld durch einen Bedienten hinaustschicken. „Das ist nichts", entgegnete der Jswoschtschik, „das sagen mir alle Offiziere, und dann kann ich die ganze Nacht warten, ohne daß ich mein Geld bekomme." — „Kannß Du mir Einen zeigen, der Dich so behandelt hat?" fragte der Kaiser. — „Freilich kann ich das," war die Antwort. Nikolaus warf ihm seinen Mantel zu, um als Pfand zu dienen, und der Lakai, der ihm das Geld brachte, hieß ihn am folgenden Tage vor dem Zaren erscheinen. Der zitternde Sklav gehorchte, und die Personen, die er als seine Schuldner bezeichnete, wurden ihrer Unrechtheit halber streng bestraft. . . . Kein Wunder daher, wenn der Kaiser von den mittleren und unteren Klassen angebetet wird; gefürchtet wird er nur von dem Adel."

Mannigfaltiges.

— Musikalischer Protest. Nicht uninteressant ist ein Protest, den die vornehmsten Militairmusik-Instrumentenmacher in Paris bei der musikalischen Abtheilung der französischen Akademie der Künste (bestehend aus den Herren Auber, Halévy, Caraffa, A. Adam, A. Thomas, Reber und Clapisson) eingereicht haben. Die gedachten Instrumentenmacher protestiren nämlich gegen eine Verordnung des französischen Kriegsministeres, wonach eine große Anzahl der bisher bei den Militairmusik-Corps integrirend gewesenen Instrumente, namentlich die Hoboen, gewöhnlichen Hörner, Baßposaunen, Klappenhörner, Fagotte, Schlangenhörner (Ophikleiden) ꝛc., ganz abgeschafft werden sollen. Dies würde zur Folge haben, wie jene Herren sagen, daß sich weder Schüler, noch Lehrer für diese Instrumente mehr finden würden, denn die Musiker, die sich den letzteren widmeten, rechneten meistens darauf, bei den Militairmusik-Corps angestellt zu werden und hier hauptsächlich ihren Unterhalt zu begründen, während sie daneben auch bei Theater- und Konzert-Orchestern mitwirkten. In der That seien die meisten Blasinstrument-Virtuosen, eben so wie die betreffenden Lehrer beim Pariser Konservatorium, früher als Militairmusiker angestellt gewesen. Welchen Ausfall aber würde die Kunst erleiden und wie unangenehm müsse es den Opern-Komponisten sein, wenn sich zur Ausführung ihrer auf die Mitwirkung aller dieser Instrumente berechneten Compositionen keine Musiker mehr fänden! Ohnehin sei in Frankreich durch eine Verordnung des Kriegsministers vom Jahre 1845, obwohl diese später auf Verwendung der Akademie wieder zurückgenommen wurde, schon mancher Musikjünger zurückgeschreckt worden, die gedachten Blas-Instrumente zu erlernen, und Adolphe Adam, der vor einigen Jahren bei einem Aufenthalt in Berlin viele vorbefferte, chromatische Instrumente bei den preußischen Militairmusik-Corps kennen gelernt, habe für Einführung derselben in Frankreich vergebend zu wirken gesucht. Es wird also von neuem die Intervention der Akademie nachgesucht, um dem völligen Untergange dieses Theiles der Orchestermusik in Frankreich zuvorzukommen. Herr Girard, erster Kapellmeister der großen Oper in Paris, Herr Tilmant, Musikdirektor der komischen Oper, so wie sämmtliche Lehrer am „Conservatoire", unterstützen dieses Gesuch der Instrumentenmacher, dem sich einige dramatische Komponisten auch mit dem Wunsche angeschlossen, daß sich das berühmteste auswärtige Mitglied der musikalischen Section der Akademie, Herr Meyerbeer, den Berathungen und Beschlüssen der Akademie über diesen wichtigen Gegenstand anschließen möge.

— Zur Geschichte der Gasbeleuchtung. Der Erfinder der Gasbeleuchtung ist ein Franzose, der Bau-Ingenieur Philipp Le Bon, der im Jahre 1785 die Idee hatte, die Gase zur Beleuchtung zu benutzen, die sich bei Verbrennung des Holzes entwickeln. Er widmete dieser Idee ein ziemlich langes Studium, und erst 1799 theilte er seine Erfindung der französischen Akademie der Wissenschaften mit. Kurze Zeit darauf (im September 1800) erhielt er ein Patent und im folgenden Jahre veröffentlichte er einen Aufsatz, welcher das Publikum von dem Resultate seiner Forschungen in Kenntniß setzen sollte, unter dem Titel: „Wärmelampen oder Oefen, welche wärmen, mit Oekonomie beleuchten und unter anderen kostbaren Ergebnissen eine Bewegkraft liefern, die bei jeder Art von Maschinen anwendbar ist". — Le Bon hatte anfangs nur Holz gebrannt, um daraus Gas, Oel, Theer und die brenzliche Holzsäure zu gewinnen; aber sein Aufsatz bewies die Möglichkeit, alle festen Substanzen zu destilliren.

Von 1799 bis 1802 machte Philipp Le Bon zahlreiche Experimente: in Havre errichtete er seine ersten Wärmelampen; aber das Gas, welches er erhielt, aus kohlensaurem Oxygen und Kohlen-Oxyd bestehend, war nicht geeinigt, leuchtete schlecht und hatte einen unangenehmen Geruch. Auch schenkte man der Entdeckung keine große Aufmerksamkeit, und der Erfinder gründete in Versailles neben der Wasserleitung von Marly eine Fabrik brenzlicher Holzsäure. Als er starb, war er durch seine Versuche ruinirt. Die Engländer setzten bald die Ideen Philipp Le Bon's ins Werk. Im Jahre 1804 ließ sich Windsor ein Patent geben und schrieb sich das Verdienst der Erfindung der Gasbeleuchtung zu. Im Jahre 1805 wurden mehrere große Werkstätten in Birmingham, unter anderen die von Watt, durch Windsor's und Murdoch's Apparate mit Gas beleuchtet. Im Jahre 1816 wurde der erste Gasometer in London errichtet. Erst 1818 wurde die ursprünglich französische Erfindung in Frankreich angewendet, als der Seine-Präfekt Chabrol eine Gas-Anstalt in Paris im Hospital des heiligen Ludwig bauen ließ.

— Alexander Herzen. Ueber diesen russischen, demokratischen Schriftsteller berichtet die „Allg. Ztg." in einer Abhandlung „zum Verständnisse der russisch-polnischen Bewegungen unter Alexander und Nikolaus": „Herzen — 1812 während des Brandes von Moskau in dieser Stadt geboren von einer Württembergerin, während sein Vater ein geborener Russe ist — gründete vor etwa einem Jahr in London eine Buchdruckerei mit russischen Typen und lud seine Landsleute ein, ihm Beiträge zu senden, um dem „freien russischen Worte" Bahn zu brechen. Vor Allem wünschte er die in Rußland unterdrückten und verbotenen Dichtungen und schriftstellerischen Arbeiten berühmter Autoren, namentlich Puschkin's, Rylejew's, Bestuschew's, Lermontow's, Polezajew's, Petschkin's ꝛc. zugesandt zu haben. Schwieger seine Landsleute und machten sie von seiner Einladung keinen Gebrauch, nun — so liege die Schuld an ihnen: er habe dann, wie er meinte, seine Schuldigkeit gethan. Später findet sich in einer der Herzen'schen Publicationen die bittere Klage: „„Die noch ungedruckten Gedichte von Puschkin, Lermontow, Polezajew, Rylejew ꝛc. zu veröffentlichen, war mein heißester Wunsch, dem ich mein Vermögen opfern wollte. Jetzt denke ich mich mit einer Bittschrift um jene Manuskripte an die russische Regierung (!) und an den russischen Klerus (!) zu wenden, denn von den Nichtangestellten, den Laien, den Journalisten, den „Progressisten" etwas zu erwarten, wäre vergebliche Mühe.""" — Mittlerweile druckte Herzen seine eigenen Schriften. In einer seiner fragmentarischen Erzählungen findet sich eine Geschichte seiner Gefangenschaft und Verbannung. Es ist ein Seitenstück zu Silvio Pellico's „Gefängnißleiden", nur mit dem Unterschiede, daß Pellico die Kerker der Bleidächer von Venedig und des Spielberges fromm, gebrochenen Gemüthes verließ, während Herzen in seinem starren Demokratismus durch die Verfolgungen, die ihn von Land zu Land, zuletzt auch von Paris, treiben, nur noch mehr befestigt wurde." — Im Jahre 1849 hatte Herzen bekanntlich in Hamburg eine Schrift unter dem Titel „Vom anderen Ufer" erscheinen lassen, worin er eine Schilderung des im Juni 1848 in Paris von Cavaignac niedergeworfenen demokratisch-sozialistischen Aufstandes giebt und die mit den für seine Partei bezeichnenden Worten schließt: „Und deswegen lebe das Chaos! Es lebe die Ausrottung! Vive la mort! Raum für die Zukunft!" — Seitdem ist er jedoch mit seinem demokratischen Landsmann Golowin, dem Herzen nicht weit genug geht, gänzlich zerfallen. Golowin, der namentlich den Deutschen in Rußland, worunter hauptsächlich kur- und livländische Adelige zu verstehen, gern zu Leibe gehen möchte, wirft Herzen vor, daß er selbst ein halber Deutscher sei, und daß er viel zu viel deutsches Blut in sich habe, um auf die große panslavistische Idee der „Vereinigten Staaten von Ost-Europa" einzugehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Neuenwallth. Nr. 21), so wie von allen löbl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 42. Berlin, Sonnabend den 7. April 1835.

Frankreich.

Aus den Memoiren des Grafen Roederer.

Eine Unterhaltung desselben mit dem Kaiser Napoleon I. über Spanien und den König Joseph.

Dem so eben erschienenen dritten Bande der Werke des bekannten französischen Staatsmannes Grafen Roederer (geboren zu Metz, 1754, gestorben 1835*), welche der Sohn desselben, Baron Roederer, herausgiebt, entlehnen wir die folgende Unterhaltung, welche der Graf am 11. Februar 1809 mit dem Kaiser Napoleon in dessen Kabinet in den Tuilerieen gehabt:

Der Kaiser. Hat der König von Spanien (Joseph) Ihnen geschrieben?

Graf Roederer. Nein, Sire.

D. K. Es scheint, als habe er ein großes Vertrauen zu Ihnen. Er wünscht Sie in seiner Nähe zu haben.

Gr. K. Ich stehe im Dienste Eurer Majestät.

D. K. Aber es hängt das von Ihnen ab. Sehen Sie zu, ob es Ihnen paßt. Sie haben hier nichts Großes zu thun; Sie können dort sehr nützlich sein. Er hat einen schlechten Finanz-Minister. Er will vielleicht, daß Sie dieses Ministerium übernehmen.**)

Gr. K. Sire, ich bin sehr alt geworden; überdies hat der König mich auch mit einem Schreiben aus Bayonne beehrt, in welchem er mir sagt, daß ich in Spanien nicht Minister sein könne.

D. K. Es haben sich seit der Zeit die Dinge geändert. Ich habe das Land erobert. Von den vor der Eroberung gemachten Zugeständnissen ist nicht mehr die Rede. Das Land muß französisch werden, die Regierung muß französisch werden. Cabarrus ist ein Mann mit närrischen Plänen. — Der König braucht einen Mann, der tüchtig und ein Franzose ist. Sie sind aus Metz gebürtig; Sie haben, wie es scheint, keine Neigung, sich zu einem Spanier zu machen.

Gr. K. Nein, Sire, ich bin ein Franzose, und alle Franzosen, die den König umgeben, sind es auch.

D. K. Ich bin nicht zufrieden mit dem König. Ich habe ihn schlecht gefunden. Er will Soldat sein; er ist ganz und gar zum König geboren; er will, daß man ihm schmeichle. Jourdan redet ihm ein, daß er ein Feldherr sei. Zu mir hat er gesagt, daß die Kriegskunst eine Charlatanerie sei. Ich weiß nicht, was Jourdan ist. Er hat die rothe Kokarde angesteckt; und er ist ein Ignorant, der zu nichts zu gebrauchen ist. P. . . . . ist ein schlechtes Subjekt. Er ist englisch gesinnt; er ist ein Tockaner, der seine Jugend im Solde Englands verlebt hat.

Gr. K. Ich habe niemals einer Unterhaltung des Königs mit dem Marschall Jourdon beigewohnt; aber ich weiß, daß von den Franzosen, welche die Ehre hatten, ihm nahe zu stehen, mehrere sich die Freiheit nahmen, zu meinen und Sr. Majestät auch zu sagen, daß der militairische Ruhm nicht der Hauptgegenstand seines Strebens sein müßte. Die Generale Saligny und Mathieu waren dieser Ansicht.

D. K. Darum haßt er auch den Einen wie den Anderen.

Gr. K. Herr von Girardin sprach oft dieselbe Ansicht aus.

D. K. So haßt er auch Girardin. Der König ist kein Soldat. Er kann es nicht sein. Er hat nicht einmal die dazu nöthige Gesundheit. Ich, ich bin es, weil es die eigenthümliche Gabe ist, die ich mit meiner Geburt bekommen; es ist meine Existenz; es ist meine Gewohnheit. Ueberall, wo ich gewesen, habe ich kommandirt. Ich habe im dreiundzwanzigsten Jahre die Eroberung von Toulon kommandirt. Ich habe in Paris im Vendemiaire kommandirt; ich habe die Soldaten in Italien fortgerissen, so oft ich mich ihnen gezeigt. Ich bin dazu geboren. Sie müssen ihn zu der Einsicht bringen, daß er kein Soldat ist. Er ist ganz und gar zum Könige gemacht. Gut denn! Sie kennen ihn; er hat Vertrauen zu Ihnen. Man muß die Worte, mit denen man ihm das sagt, süß machen; Sie werden es thun. Jourdan täuscht ihn.

Gr. K. Vielleicht spricht Jourdan deshalb so, weil er Lust hat, selbst zu kommandiren; er frent sich vielleicht, auf diese Weise die Konkurrenten zu beseitigen; aber ich habe von ihm nie Etwas erfahren, was schlechte Absichten vermuthen ließe.

D. K. Er ist nicht fähig, zu kommandiren.

Gr. K. Wenigstens ist er nicht glücklich gewesen; und wenn man seine Generale ein Bischen so wählen muß, wie man seinen Arzt wählt, so muß man wünschen, daß sie schon Glück gehabt.

D. K. Der König glaubt, daß man ein Feldherr ist, wenn man sich's einfallen läßt, es sein zu wollen. Er spricht immer von der Charlatanerie des Kommandirens; allerdings ist etwas davon im Kommandiren: aber es sind auch Talente dazu nöthig, die dem König fehlen: der sichere Blick, die schnelle Entschiedenheit. Der König hat in seinem Geist etwas tief Eindringendes; aber er hat etwas Unentschiedenes; er hat Muth, aber nicht den Muth der That, sondern den der Resignation. Er hat mehr Muth, als nöthig ist, lieber zu sterben, als sich zu entehren. Aber es ist wohl darum zu thun, daß man stirbt?! — Man muß sich und die Anderen retten. Corvisart hat auch Charlatanerie; aber er hat Kenntnisse und Talent. Wenn Sie krank sind, vertrauen Sie sich da einem Charlatan ohne Kenntnisse auf Zieben Sie nicht Corvisart vor? — Murat . . . . . hat einen Schwung, eine Kühnheit! Er hat sein ganzes Leben hindurch nur den Krieg betrieben. Murat . . . . . ist ein Held. Der König aber versteht nichts von den Anfangsgründen des Kriegshandwerks. Er weiß nicht, was Situations-Uebersichten zu bedeuten haben. Als ich nach Spanien kam, hatte er sich nach Vittoria drängen lassen. Wenn er zu manövriren verstanden hätte, würde er weder von mir, noch von einem Anderen Hülfe nöthig gehabt haben. Er ist aus Madrid geflohen mit einer Uebereilung! . . . Er hat dort fünfzehnhundert Kranke zurückgelassen . . . Er konnte da bleiben und sich behaupten; wenigstens mußte er seine Kranken nicht zurücklassen. Als ich meinen Rückzug von Saint-Jean-d'Acre gemacht, habe ich die Kranken auf meine Pferde gesetzt; die Generale haben es eben so gemacht; wir sind zu Fuß gegangen, während die Soldaten auf den mit Gold bedeckten Pferden saßen. In Madrid mußte man die Kutschen, die Fiaker zusammenbringen, um die Kranken fortschaffen zu lassen. Der König versteht so was nicht. Ich, ich kenne immer meine Position; ich habe meine Situations-Uebersichten immer gegenwärtig. Ich habe nicht das Gedächtniß, einen alexandrinischen Vers zu behalten; aber von meinen Situations-Uebersichten vergesse ich nicht das Geringste. Ich habe immer die Stellung meiner Truppen gegenwärtig. Ich liebe die Tragödie; aber lägen alle Tragödien der Welt mir auf der einen Seite, auf der anderen Seite aber Situations-Uebersichten, ich würde die Tragödien nicht ansehen, von den Situations-Uebersichten aber würde ich jede Zeile mit Aufmerksamkeit lesen. Jetzt noch nehme ich sie vor, wenn ich nach meinem Zimmer komme; ich lege mich nicht eher schlafen, als bis ich sie gelesen habe.*) (Schluß folgt.)

*) Oeuvres du comte P. L. Roederer, publiées tant sur les manuscrits inédits de l'auteur que sur les éditions partielles de ceux de ses ouvrages, qui ont déjà été publiés, avec les corrections et les changements, qu'il y a fait postérieurement.

**) Roederer war Finanz-Minister des Königs Joseph in Neapel gewesen und hatte dort in kurzer Zeit durch Ordnung und Sparsamkeit den öffentlichen Kredit hergestellt. D. R.

Italien.

Melloni's wissenschaftliche Arbeiten über Licht und Wärme.

(Schluß.)

Wenn man ein rothes Glas vor die Augen hält, erscheinen die Gegenstände alle roth; durch ein blaues Glas sieht man sie blau ꝛc., und das Sonnenlicht erscheint roth, blau oder gelb, je nachdem es durch rothes, blaues oder gelbes Glas hindurchgegangen ist. Nicht alle Gläser lassen alle Elemente des Sonnenlichts mit gleicher Leich-

*) Es war gegen Mitternacht, als der Kaiser diese Worte sprach.

Digitized by Google

tigkeit durch; manche halten alle Strahlen, mit Ausnahme der rothen zurück; andere lassen nur die grünen Strahlen durch. Ein rothes Glas läßt das Licht einer rothen Flamme durch, absorbirt aber das Licht einer grünen Flamme, und überhaupt: ein Glas ist durchsichtig in Bezug auf ein ihm gleichfarbiges, undurchsichtig in Bezug auf ein ihm ungleichfarbiges Licht. Melloni behauptet, daß auf eine entsprechende Weise die Körper für die Wärmestrahlen von gleichartiger Thermochrose durchdringlich, für die Wärmestrahlen von ungleichartiger Thermochrose undurchdringlich sind.

Das Sonnenlicht wird, wenn es durch ein rothes Glas aufgefangen wird, aller nicht rothen Strahlen beraubt; es enthält, wenn es wieder herauskömmt, nur die rothen Strahlen; werden diese durch ein zweites oder drittes rothes Glas hindurchgeführt, so verlieren sie dadurch nichts von ihrem Licht. Daß es sich mit der Wärme eben so verhalte, hatte Delaroche schon lange bewiesen. Die Wärme, welche durch eine Glasscheibe hindurchgegangen, geht durch eine zweite und dritte von derselben Beschaffenheit mit größerer Leichtigkeit hindurch. Legt man aber ein rothes und ein grünes Glas über einander, so wird der Theil des Lichts, der durch das rothe Glas hindurchgeht, vom grünen Glas aufgefangen, und das Ganze ist deßhalb undurchdringlich für das Licht. Entsprechend bilden Alaun und schwarzer Bergkrystall zusammen eine undurchdringliche Wand für die Wärmestrahlen.

Der Begriff der Thermochrose (Wärmefärbung), den Melloni aufgestellt, scheint nicht geeignet, die Sache, um die es sich handelt, klarer zu machen. Wenn man das Licht erforscht, unterscheidet man seine einfachen Elemente mit den Augen als verschiedene Farben. Für die einfachen Elemente der Wärme fehlt uns das sinnliche Organ; der Begriff einer Wärmefarbe erklärt nur für unseren Verstand. Man müßte als die charakteristische Eigenschaft jedes einfachen Licht-Elements nicht seine eigenthümliche Farbe, sondern nur seine eigenthümliche Brechbarkeit festhalten; in Bezug auf diese entsprechen die spezifischen Wärmestrahlen ganz und gar den spezifischen Lichtstrahlen. Den rothen, den blauen, den gelben Lichtstrahlen entsprechen eben so viele besondere Arten von Wärmestrahlen; nennt man diese roth, blau, gelb, so drückt man hiermit nur die Identität der besonderen Lichtstrahlen und der besonderen Wärmestrahlen in Bezug auf die Brechbarkeit aus.

Auf diese Art wäre die Aufgabe in Bezug auf die Wärme sehr vereinfacht. Man hätte eine jede der den Farben des Sonnenspektrums entsprechenden Wärmestrahlungen besonders zu untersuchen und zu zeigen, in welchem Maße dieselbe durch diese oder jene Substanz sich fortpflanzt oder aufgefangen wird. Hätte man die eigenthümliche Wirkung einer jeden der Wärmestrahlungen erst festgestellt, so würde man dann leicht auch die durch die angewandte Substanz auf die Gesammtheit der Wärmestrahlungen ausgeübte Gesammtwirkung bestimmen können. Diese Methode, bei welcher vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortgeschritten wird, hat Melloni nicht angewendet; er ist vom Zusammengesetzten ausgegangen, um daraus die einfachen Elemente hervorgehen zu lassen. Er ließ auf jede der angewandten Substanzen die Gesammtheit der Wärmestrahlungen fallen (nicht blos die den Farben entsprechenden leuchtenden Wärmestrahlungen, sondern auch die dunklen); eine jede der Wärmestrahlungen erfuhr eine eigenthümliche Wirkung; diese und der Gesammtwirkung der Substanz auf die Gesammtwärme abzuleiten, war die sehr mühevolle Arbeit, der Melloni sich zuerst unterzog. Auf die bessere, von Herschel angewandte Methode kam er erst später. Um die Verbesserungen, welche diese Methode dann durch Melloni erfuhr, in das gehörige Licht zu stellen, müssen wir eine seiner glücklichsten Entdeckungen hier anführen.

Vor Melloni kannte man keinen Körper, der für die Wärme eine solche fast absolute Durchdringlichkeit zeigte, wie das weiße Glas und das reine Wasser für das Licht. Erst Melloni entdeckte einen solchen Körper in dem Steinsalz. Herschel hatte die Wärme durch ein Glasprisma zerlegt; das Glas ist aber für die Wärme nicht genug durchdringlich. Ein Theil der Sonnenwärme wurde also verhindert, in das Sonnenspektrum zu gelangen. Das weiße Glasprisma war in Bezug auf die Wärme, was ein farbiges Glasprisma in Bezug auf das Licht wäre. Die Versuche, die Melloni nun mit einem Prisma von Steinsalz machte, bestätigten die Ergebnisse, die Herschel gewonnen hatte, und führten zu neuen Ergebnissen. Sie bewiesen, daß die Wärmestrahlen, welche das Glasprisma zurückhält, gerade die dunklen Wärmestrahlen sind. Melloni gelangte zu der Ueberzeugung, daß wenigstens die Hälfte der gesammten Sonnenwärme dunkel ist.

Wir kommen nun zu den Versuchen Melloni's, die er anstellte, um die Frage zu entscheiden, ob Licht und Wärme eine und dieselbe Ursache haben. Er war zuerst mehr geneigt, zwei besondere Ursachen anzunehmen, weil das verschiedene Verhalten derselben Körper zur Wärme und zum Licht die Identität der Ursachen beider auszuschließen schien. Aber später erschien ihm dieses verschiedene Verhalten eines und desselben Körpers zu den Lichtstrahlen und zu den Wärmestrahlen bei der Annahme der Identität der Ursachen von Licht und von Wärme nicht unerklärlich.

„Denken wir uns", sagt Melloni, „drei vollkommen farblose Substanzen: die eine für jede Art von Strahlen durchdringlich, die andere für die leuchtenden und für einen Theil der dunklen Strahlen durchdringlich, die dritte nur für die leuchtenden Strahlen durchdringlich. Man wird leicht einsehen, daß diese drei Substanzen in Bezug auf das Ensemble der leuchtenden und der dunklen Strahlen sehr verschiedene Färbungs-Eigenschaften haben werden: die erste Substanz wird ein wahrhaft farbloser Körper sein für die Gesammtheit der Strahlen; die zweite wird eine gefärbte Substanz sein in Bezug auf die dunklen Strahlen, und die dritte wird ein dunkles Medium sein in Bezug auf die dunklen Strahlen, trotz ihrer vollkommenen Durchdringlichkeit für die leuchtenden Strahlen. Alle drei werden ungleich wirken; aber die Ungleichheit des Wirkens wird ein Ergebniß gleicher auf die leuchtenden Strahlen und ungleicher auf die dunklen Strahlen ausgeübter Wirkungen sein."

Melloni löst die schwierige Frage durch sehr entscheidende Versuche. Wir führen den einfachsten an:

Er untersucht die Wirkung, welche eine Scheibe von Alaun auf die dunklen Wärmestrahlen ausübt; er findet, daß sie dieselben alle ohne Unterschied zurückhält. Dann läßt er durch diese Scheibe die von einer Lampe ausgehende Strahlung hindurchgehen; das Strahlenbündel, welches herauskömmt, ist ein Ensemble von leuchtenden Farben ohne einen dunklen Strahl. Dieses Strahlenbündel durch transparente Gläser hindurchgelassen, kömmt aus denselben hervor, ohne in seiner Licht-Intensität oder in seiner Wärme-Intensität auch nur die geringste Schwächung erfahren zu haben. Alle Ungleichheit zwischen den beiden Wirkungen ist verschwunden: die Translativkraft ist der Transparenz gleich geworden.

Die Strahlen, die als rothe, als gelbe oder als blaue aus dem Prisma herauskommen, können besonders untersucht werden. Haben sie zugleich die Eigenschaft, zu leuchten, und die, zu wärmen, so wird man ihre Lichtwirkung nicht schwächen können, ohne zugleich die Wärmewirkung zu schwächen; sind sie aber auch zwei besonderen Strahlungen (leuchtenden und wärmenden) zusammengesetzt, so wird es möglich sein, die Lichtwirkung zu schwächen, ohne die Wärmewirkung zu schwächen. Alle Versuche, die in Bezug hierauf mit Hülfe der besten optischen Instrumente und des Melloni'schen Wärmemessers gemacht worden sind, haben bewiesen, daß beide Wirkungen immer gleich sind. Es ist mithin als erwiesen anzusehen, daß die Lichtwirkungen und die Wärmewirkungen eine und dieselbe Ursache haben.

Wir führen noch einige andere, für die Wissenschaft von der Wärme und vom Licht höchst wichtige Beobachtungen an.

Das Sonnenspektrum, welches Newton untersucht hat, an dem einen Rande roth, an dem anderen violett, hat nicht überall eine gleiche Lichtstärke; die beiden Ränder sind sehr dunkel; gegen die Mitte hin nimmt die Lichtstärke zu und ist im Gelben am größten. Wir wissen jetzt, daß jeder der Strahlen neben der Eigenschaft, das Auge zu affiziren, auch die Eigenschaft hat, die Gegenstände zu erwärmen; diese Eigenschaft beginnt beim violetten Strahl, nimmt zu bis zum gelben, hört aber hier noch nicht auf, zuzunehmen, sondern erlangt ihr Maximum erst in einiger Entfernung vom rothen Strahl und fängt hier erst an, abzunehmen.

Auch über den violetten Rand hinaus hat man noch eine Art von Strahlen entdeckt. Wenn man auf einer zur Aufnahme eines Daguerrotypbildes zugerichteten Platte das Sonnenspektrum auffängt, gewinnt man ein genaues Bild des Sonnenspektrums; ein jeder Strahl hat also, außer den beiden Eigenschaften, zu leuchten und zu wärmen, auch noch die dritte Eigenschaft, chemisch zu wirken. Diese Eigenschaft ist im Rothen fast null, sie nimmt zu bis zum Violetten, hört hier aber noch nicht auf; denn das Bild des Sonnenspektrums reicht weit über den violetten Rand hinüber. Es giebt also hinter den violetten Strahlen noch andere Strahlen, welche weder auf das Auge, noch auf das Thermometer wirken.

Die Untersuchungen Newton's, Herschel's und Melloni's haben also folgendes Ergebniß. Die Sonne ist die Quelle unendlich vieler Strahlen, welche, obwohl sie Wirkungen Einer Ursache sind, sich von einander unterscheiden und durch ein Prisma, in dem sie ungleich gebrochen werden, von einander getrennt werden können. Diejenigen, die eine mittlere Brechbarkeit haben, zeigen sich im siebenfarbigen Sonnenspektrum; diejenigen, welche mehr gebrochen werden, gehen über den violetten, und diejenigen, welche weniger gebrochen werden, über den rothen Rand hinaus. Diese Strahlen haben die dreifache Eigenschaft, zu wärmen, zu leuchten und photographisch zu wirken; aber sie besitzen nicht alle diese drei Eigenschaften in gleichem Maße.

Die zur Erklärung der Licht-Erscheinungen aufgestellte Theorie läßt sich auch auf die wärmenden und auf die photographischen Strahlen anwenden. Jeder dieser Strahlen ist das Erzeugniß einer Aetherschwingung, die sich in gerader Richtung fortpflanzt; ist die Schwingung langsam, so giebt sie dunkle Wärme; wird sie geschwinder, so wird der Strahl leuchtend, wird sie noch geschwinder, so wird der

Digitized by Google

Strahl ein chemisch wirkender. Alle Ergebnisse in Bezug auf das Licht haben sich auch in Bezug auf die Wärme bestätigt: die Wärme polarisirt sich, erfährt in den Krystallen die doppelte Brechung, wird nach denselben Gesetzen zurückgeworfen und gebrochen. Und dasselbe gilt auch von der chemisch wirkenden Strahlung. An den wissenschaftlichen Arbeiten, welche die Gesetze der Optik für die beiden anderen Strahlungen bestätigt haben, hat Melloni seinen Antheil genommen, dieser sein Antheil ist aber nicht so groß, wie er hätte sein können. Melloni spielt darin keineswegs die Hauptrolle. Seine Arbeiten haben aber einen großen Erfolg gehabt. Die berühmtesten Akademien betheiligten sich bald an seinen Forschungen. Sein Apparat war bald in allen physikalischen Kabinetten; seine Entdeckungen waren bald in alle Lehrbücher der Physik aufgenommen. Zu dem Ruhm gesellte sich für ihn bald auch das Glück: er wurde in sein Vaterland zurückgerufen. Als Professor der Physik in Neapel setzte er seine Arbeiten fort. Er veröffentlichte die „Thermochrose", ein Werk in französischer Sprache, in welchem er, leider zu weitschweifig, die Arbeiten seines Lebens zusammengestellt hatte. Eine überschriftliche Darstellung der Forschungen, die den feinigen vorangegangen waren, vermißt man in diesem Werke. Der Verfasser spricht zu viel von sich, zu wenig von Anderen. Neue politische Wirren trübten seine letzten Lebenstage: er verlor seine Stellung als Professor; in seiner Zurückgezogenheit beschäftigte er sich nur noch damit, die Herausgabe seines Werkes, von dem nur der erste Theil erschienen war, zu vollenden; aber die in Neapel herrschende Epidemie raffte ihn weg, bevor er sein Werk vollendet hatte.

Rußland.

Das Kloster des heiligen Georg auf der Krim.

Etwa neun Meilen von Sebastopol und vier Meilen von Balaklava entfernt, liegt auf einer der höchsten Bergspitzen an der Küste der Krim ein dem heiligen Georg geweihtes Kloster, welches seit vielen Jahrhunderten einer hohen Verehrung genießt. Im zehnten Jahrhundert gegründet, diente es ursprünglich griechischen Mönchen, welche der Ketzerei des Photius widerstanden hatten, zur Zufluchtsstätte. Es bestand in der ersten Zeit nur aus einer kleinen Kirche und einigen in den Fels gehauenen Zellen. Später nahmen die Genueser dieses Kloster in ihren Schutz, fügten mehrere Baulichkeiten hinzu und machten dem Kloster reiche Geschenke. Noch später kam es unter die Herrschaft des Patriarchen von Konstantinopel. Als die Russen Herren der Krim wurden, ließen sie das Kloster bestehen. Im Jahre 1805 ließ der Kaiser Alexander es wieder in Stand setzen, und 1819 ließ er die große Kapelle erbauen. Der Kaiser Nikolaus gab es zehn Jahre später einer Mönchs-Brüderschaft, die der Flotte von Sebastopol ihre Kapläne liefern sollte, zum Aufenthaltsorte. Gegenwärtig hat es eine Besatzung von Zwoven, die vom General Canrobert den Befehl erhalten hat, das Kloster und seine Bewohner gegen jede Unbill zu schützen.

Einem von französisch-militairischer Feder herrührenden Briefe, der im Januar d. J. in dem Kloster geschrieben ist, entnehmen wir die folgenden genaueren Mittheilungen über dasselbe.

Das Kloster des heiligen Georg liegt auf einem aus dem Meer schroff emporsteigenden Felsen, etwa hundertzwanzig Mètres über der Meeresfläche, im Hintergrunde einer halbkreisförmigen kleinen Bucht. Auf einer in den Fels gehauenen, etwa hundertfunfzig Mètres langen Plateforme stehen die Wohnungen der Mönche, einfördige, im Mönchsstyl angelegte Gebäude. Am Ende der Plateforme erhebt sich die im griechischen Style erbaute, von einem grünen Glockenthurm überragte Kirche, mit einem schönen Kreuze versehen. Neben ihr ragt aus den zu Wohnungen dienenden Baulichkeiten eine kleine zierliche Kapelle hervor. In der Mitte der die Plateforme einfassenden Terrasse sieht man eine schöne, in Stein gehauene, zu einer zweiten niederen Terrasse herabführende Treppe. Mitten auf der niederen Terrassen-Abstufung befindet sich ein aus rothem und schwarzem Marmor gearbeiteter Springbrunnen. Eine zweite steinerne Treppe führt zu den noch niedriger auf verschiedenen Stellen des Felsen-Ufers angelegten Gärten. Auf der Landseite gelangt man durch ein in Stein gehauenes Thor, über welchem ein Basrelief, den heiligen Georg, wie er den Drachen tödtet, darstellend, angebracht ist, zu den Klostergebäuden. Vor dem Thore der kleinen Klosterstadt steht eine Menge runder steinerner Gebäude, die zur Aufnahme der Reisenden dienen, welche in der schönen Jahreszeit sehr zahlreich das Kloster besuchen. Nahe am Thore liegt der von einem schönen eisernen Gitter eingefaßte Begräbnißplatz, in dessen Mitte eine kleine Kapelle mit einem grünen Glockenthurm steht.

Der Baustyl des Klosters ist modern; es ist zu bedauern, daß man die Ruinen, die aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert herrührten, beseitigt hat.

Die Anzahl der Mönche, welche das Kloster gewöhnlich bewohnen, beträgt funfzig; gegenwärtig sind nur siebzehn da; die übrigen befinden sich in Sebastopol, wo sie ihrem Dienste obliegen. Der Vorsteher des Klosters, der die Würde eines Archimandriten hat, ist der Pater Guerondi(1), ein Mann von höchst würdigem Aussehen, im Alter von etwa achtundvierzig Jahren. Er ist eine hohe Gestalt mit langem, grauem Barte. Er trägt eine schwarze Robe und einen hohen, runden Hut ohne Krämpen, an welchem hinten ein über die Schultern hängender Schleier befestigt ist. Ein goldenes Kreuz auf der Brust zeichnet ihn vor den anderen Mönchen aus. Er steht unter der Jurisdiction des Erzbischofs von Odessa.

Die Mönche haben zweimal am Tage Gottesdienst; sie verrichten denselben fast fünfundzwanzig Jahren nicht mehr in griechischer, sondern in slavischer Sprache. Sie stehen im Rufe großer Frömmigkeit. Mehrere von ihnen sind verheiratet gewesen; aber sie erklären alle, daß sie sich nach den Freuden der Welt nicht zurücksehnen. Mit Ausnahme des Archimandriten sind sie alle sogar in Betreff ihrer Religion sehr unwissend. Befinden sie sich auf den russischen Kriegsschiffen, so sind sie der strengsten militairischen Disziplin unterworfen: der Kommandant des Schiffs schreibt ihnen vor, was sie den Matrosen und Soldaten in ihren Predigten und Herz legen sollen.

Auf dem Kirchhof sieht man manche recht geschmacklose Monumente. Eines derselben, noch ganz neu, ist von weißem Marmor; es besteht in einem auf einem viereckigen Sockel stehenden Sarkophag mit einer Inschrift in russischer Sprache, die in deutscher Uebersetzung folgendermaßen lautet:

„Eine schöne und zarte Blume; die Morgensonne vergoldete ihren vom wohlthätigen Thau erfrischten reinen Kelch; sie war der Stolz der ganzen Natur, als der zerstörende Orkan sich wüthend erhob, um sie auf ihrem triebkräftigen Stengel zu vernichten."

Es ruht in diesem Grabe ein siebzehnjähriges Mädchen, welches auf eine verhängnißvolle Art vor zwei Jahren den Tod gefunden. Auf einem Spazierritt, den sie mit ihrem Vater, welcher Kommandant einer der hier organisirten militairischen Kolonieen war, machte, wurde sie vom Pferde, welches durch einen von den umherirrenden Hunden, denen man in der Krim so oft begegnet, scheu gemacht worden war, abgeworfen; sie fiel auf einen Fels und hauchte sogleich in den Armen des verzweifelnden Vaters ihre Seele aus. Der alte Offizier hat darüber den Verstand verloren und befindet sich noch im Irrenhause zu Odessa.

Weiter heißt es in dem uns vorliegenden Schreiben:

Einige Stunden nach unserer Ankunft im Kloster stellte sich ein starker Nordostwind ein; er wurde immer heftiger und war gegen Abend zu einem Sturm geworden. Während der ganzen Nacht stürmte und tobte es gewaltig; die Glocken des Klosters kamen in Bewegung und gaben klagende Töne von sich; gleichzeitig ließ sich das Gebrüll des gegen die schroffen Felsen schlagenden Meeres und das Geheul der umherirrenden Hunde in der Ferne vernehmen. Die Kälte war stark. Um ein Uhr stand das Thermometer auf 9° unter Null. Am folgenden Tage (es war der 16. Januar) dauerte der Sturm noch ungestümer fort. Es war nicht möglich, das Kloster zu verlassen. Es fiel kein Schnee mehr; aber die vom Sturm aufgewehten Schneemassen erfüllten die Luft in dem Maße, daß man nicht bis ans Meer sehen konnte. In der Nacht hat der Sturm nachgelassen. Wir haben seine Wirkungen in Augenschein nehmen können. Das Kloster ist durch die Schneemassen, die bis zur Höhe der äußeren Mauer liegen, abgesperrt. In der Ferne sieht man Schneehügel in kegelförmiger Gestalt, ähnlich den Hügeln, welche die Winde in den Wüsten Aegyptens verursachen. Die Blicke auf das Meer werfend, erstaunt man über seine Ruhe, die so bald nach dem schrecklichen Ungestüm eingetreten ist. Zur Rechten steht man den schroffen Fels, welcher den Anfang der Bai bezeichnet; er hat die Gestalt eines griechischen Mönchs in betender Stellung. Der Volksglaube sieht darin den russischen Heiligen Mitrophanes. Dieser Fels ist von mehreren anderen spitzen Felsen umgeben, zwischen denen bei starken Stürmen die Wellen des Meeres schäumend sich brechen. Noch weiter rechts sieht man eine kleine Anhöhe, auf welcher im Alterthum der zu Ehren der Jphigenia, der Tochter des Agamemnon und der Klytemnestra, erbaute Tempel gestanden hat. Zur Linken liegt die kleine Landspitze, welche die von der hohen See kommenden Schiffe umfahren, wenn sie sich nach Balaklava begeben.

Es ist neun Uhr; die Sonne eines schönen Wintertages durchleuchtet die Atmosphäre; es bietet sich unseren Augen ein prächtiges Naturschauspiel dar. Am fernen Horizont sieht man Berge, die aus dem Meere emporzusteigen scheinen; es sind die längs der Küste sich hinziehenden Gebirge der Krim, hier und da in Gewölk gehüllt, deren Spiegelbild wir sehen.

Die Glocke ertönt; die Mönche ziehen bei uns vorbei; sie begeben sich zum Gottesdienst. Wir machen sie auf das schöne Naturschauspiel aufmerksam; sie bewundern es mit uns und sagen uns, daß diese wunderbare Spiegelung jährlich zwei- bis dreimal zu sehen ist, vorzugsweise im Winter, wenn der Schnee das Land bedeckt und wenn kein Lüftchen in der Atmosphäre sich regt.

Digitized by Google

Eine Wolke kömmt, verhüllt für einige Augenblicke die Sonnenstrahlen; der Horizont klärt sich auf, die Berge verschwinden; das wunderbare Schauspiel ist zu Ende.

Der heilige Georg, dem das Kloster geweiht ist, ist im ganzen Orient berühmt. Auf einem in der kleinen Kapelle des Klosters sich befindenden Gemälde ist er als ein junger und schöner ritterlicher Held (die Legende macht ihn zu einem Prinzen von Kappadocien) dargestellt. Als er sich einst, erzählt die Legende, mit seinem Stallmeister zu Pferde befand, sah er, wie ein furchtbarer Drache die schöne Aglo, die Tochter des Königs, die sich eben zum Christenthum bekehrt hatte, von ihrem Wagen gestürzt hatte; er eilte ihr zu Hülfe, tödtete den Drachen und rettete das junge Mädchen. Ihre Schönheit, ihr edles Wesen nahm den Prinzen für sie ein; er begehrte sie zur Ehe. Sie bekehrte ihn zum Christenthum und starb wenige Tage vor der Hochzeit an einer Krankheit, die sie sich unter den armen Kranken, denen sie Trost und Hülfe brachte, durch Ansteckung zugezogen hatte. Der heilige Georg, von Gram gebeugt, entsagte den Freuden der Welt und weihte sich ganz dem Dienste Gottes; er führte ein musterhaftes, ganz der Wohlthätigkeit, der Tugend und der Religion gewidmetes Leben und hatte die Freude, unter Diokletian als Märtyrer für den katholischen Glauben zu sterben.

Das Fest des heiligen Georg wird von den Russen, wie von den Römischkatholischen, am 23. April jeden Jahres gefeiert. Zu den Feierlichkeiten, die in dem Kloster an diesem Tage stattfinden, strömen große Schaaren aus allen Orten der Krim und aus anderen Provinzen des russischen Reiches herbei. Im Jahre 1851 wohnte der Kaiser Nikolaus mit seinen Söhnen den Feierlichkeiten dieses Festes bei.

Mannigfaltiges.

— Irische und schottische Leinweberei. Großbritannien und Irland verarbeiten jährlich 120,000 Tonnen (2,400,000 Centner) Leinen, und zwar Tonnen. Werth.

Aerndte von Irland	30,000	1,500,000 Pfd. Sterl.
Einfuhr aus Rußland	60,000	2,400,000 „ „
„ „ anderen Ländern	30,000	1,350,000 „ „
Zusammen	120,000	5,250,000 Pfd. Sterl.

Die englische Ausfuhr an Leinengarn und fabrizirten Waaren beläuft sich auf 6 Millionen Pfd. Sterl. Der Bedarf im Lande selbst wird für viel bedeutender als die Ausfuhr gehalten; wenn er jedoch auch nur auf sechs Millionen angeschlagen wird, so daß der gesammte Productionswerth der Leinen-Industrie zwölf Millionen Pfd. Sterl. beträgt, dann verbleibt dem Lande, nach Abzug jener 5,250,000 Pfd. St. als Werth des Rohstoffes, die Summe von 6,750,000 Pfd. Sterl. für Arbeitslohn und als Gewinn. Die schottischen Grafschaften verarbeiten von jener Quantität etwa fünf Zwölftel (50,000 Tonnen), und zwar sind Forfarshire mit 191,264 Einwohnern und Fifeshire mit 153,546 Einwohnern fast ausschließlich mit der Leinen-Industrie beschäftigt. Die übrigen sieben Zwölftel aller im Lande gewonnenen und eingeführten Leinen werden in Irland verarbeitet. Der Leinenhandel der Stadt Dundee hat im vorigen Jahre in Folge des russischen Krieges sehr viele Fluctuationen erfahren. Besonders nach dem Brande von Memel und als es hieß, daß die großbritannische Regierung auch die indirekte Einfuhr des russischen Flachses und Hanfs hindern und verbieten wolle, stiegen die Preise dieser Rohstoffe außerordentlich und haben sich seitdem auch auf dem höheren Standpunkt erhalten. Weniger, als die Rohstoffe, sind die Garne und die Leinwande im Preise gestiegen. Zwei Hauptabnehmer englischer Leinen im Auslande sind die Vereinigten Staaten und Australien. In den Ersteren sind es besonders die Mississippi-Staaten, die sehr viele europäische Leinenwaaren verbrauchen, und da dort jetzt durch finanzielle Krisen Handelsstockungen eingetreten, so feiern in diesem Augenblicke auch viele Leinweber der schottischen Grafschaft Fife. Nach Australien sind in letzter Zeit besonders sehr viele Getreideschiffe ausgeführt worden. Im Ganzen ist die Leinwand-Fabrication des Landes vorsichtiger, als die meisten anderen großen Manufakturzweige sind: sie fabrizirt in der Regel nicht mehr, als der Bedarf und die Nachfrage heischen, so daß Ueberführungen und Erschütterungen des Marktes, wie sie so häufig in der Baumwollen-Industrie sind, in der Leinen-Industrie nicht vorkommen.

— Französische Chaussee-Eisenbahnen. In Frankreich ist unter der Benennung „Compagnie générale des chemins de fer départementaux" eine Actien-Gesellschaft zusammengetreten, die es sich zur Aufgabe macht, die bestehenden großen Eisenbahnen des Landes durch Zweigbahnen zu verbinden, welche auf den gewöhnlichen Heerstraßen angelegt und je nach Zulässigkeit und Erforderniß mit Lokomotiven und stehenden Dampfmaschinen oder auch mit Pferden betrieben werden sollen. Die neuen Bahnen würden gewissermaßen die Bijinalwege des großen französischen Eisenbahn-Systems bilden. Der bisherige Verkehr auf den Landstraßen soll durch die mit denselben zu verbindenden Eisenbahnen in keiner Weise behindert und gestört werden. Auch das Rideau-Verhältniß der ersten wird nicht geändert, indem die Schienenwege unbedingt den Steigungen und Kurven der Chaussen folgen werden, wobei denn allerdings die Lokalität für die Art der Beförderung durch stärkere oder leichtere Lokomotiven, oder auch durch Pferde und durch stehende Dampfmaschinen maßgebend sein wird. Daß bei solchem „Streeken nach der Decken" die Anlage der neuen Bahnen nicht kostspielig zu sein braucht und viel billiger herzustellen ist, als die der gewöhnlichen Eisenbahnen, ist einleuchtend. Die Kosten werden auf höchstens vierzigtausend Thaler für die geographische Meile (zwanzigtausend Francs pro Kilometer) durchschnittlich veranschlagt. Einstweilen hat die Gesellschaft um die Konzessionirung von nunmehr verschiedenen, größeren und kleineren Linien bei der Regierung nachgesucht. Wir bemerken darunter eine Bahn von Paris über Damartin, Nanteuil und Villers-Cotterets (an welchem letzteren Orte eine Hauptbahn liegt) nach Soissons; ferner Linien von Hagenau über Bitsch nach der bayerischen Gränze; von Laon nach Valenciennes; von Valenciennes nach Maubeuge; von Louviers nach Elbeuf ꝛc. ꝛc. Durch dieses neue, wie behauptet wird, sehr praktische und durch die Möglichkeit seiner Herstellung und seines Betriebes allen Klassen von Reisenden und Frachtgütern zugängliche Beförderungsmittel werden viele Orte, die bisher gar keine Hoffnung hatten, direkten Antheil an den Wohlthaten der Eisenbahnen zu nehmen, in das allgemeine Netz hineingezogen, und für den Umsatz der landwirthschaftlichen und Gewerbs-Erzeugnisse sich neue, große Aussichten.

— Romanische Etymologieen, von Mahn. Der fleißige Linguist und Sprachenlehrer Dr. C. A. F. Mahn hat uns wieder eine kleine Lese seiner von Zeit zu Zeit veröffentlichten lexikographischen und etymologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der romanischen Sprachen zugehen lassen.*) Diese bilden jetzt zusammen zweiunddreißig enggedruckte Seiten und bieten mit einer Einleitung die Etymologie von fünfundzwanzig romanischen Wörtern als Nachtrag zu dem Wörterbuch der romanischen Sprachen, von Prof. Diez in Bonn, dar. Diese fünfundzwanzig Wörter sind: Anchois, franz. Anschove; Alligatore, ital. Alligator; Calibre, franz. Kaliber; Casamatta, ital. Kasematte; Caserne, franz. Kaserne; Hazard, franz. Hasard; Amiral, franz. Admiral; Abrigo, span. Schutz; Mariposa, span. Schmetterling; Laya, span. Art, Gattung; Marandeur, franz. Marodeur; Porcellana, ital. Porzellan; Gorra, span. Mütze; Sauro, aoro, ital. fuchsroth; Zapato, span. eine Art Halbstiefel; Bastard, provenç. Bastard; Jicara, span. eine große Tasse; Diner, franz. zu Mittag essen; Lasto, ital. Last; Camicia, ital. Hemde; Alanza, prov. Lerche; Naipe, span. Spielkarte; Dune, franz. Düne; Blat, prov. Getraide; Bhaireau, franz. Dache. — Wir theilen hier mit, was Mahn über das Wort diner, als abweichende Meinung von Diez, beibringt: „Das Wort stammt unzweifelhaft aus derselben Quelle, aus welcher das franz. dejeuner, (span. desayuno, ital. sdigiunare) fließt. Es ist das bei den Kirchenschriftstellern vorkommende, von jejunus, nüchtern, abgeleitete jejunare, fasten, mit der eine Trennung, Unterbrechung, Aufhebung andrückenden Partikel dis, = engl. breakfast; also gleichsam mittellat. disjejunare, wenn dieses auch in den uns zugänglichen Hülfsmitteln nicht verzeichnet ist. Man findet bei Ducange nur dejejunare als spätere oder Nebenform. Das Aufheben des Fastens ist relativ; es wird durch das Frühstück und durch das Mittagessen aufgehoben. Es ist bekannt, wie oft auch einem lateinischen Worte zwei in der Form verschiedene romanische Wörter mit kleiner Abstufung der Bedeutung gebildet werden. So franz. chose und cause aus dem lat. causa, franz. sevrer und séparer vom lat. separare. (Auch umgekehrt aus zwei verschiedenen lat. Wörtern zwei romanische mit gleicher Form; z. B. je sais, ich bin und ich folge, von sum und sequor.) Die älteste bekannte romanische, sich dem disjejunare am nächsten anschließende Form ist das ital. disinare, später und daher ältlicher desinare; diesem schließt sich das sehr alte, mittellateinische dismare (aus dem neunten Jahrhundert) und provenç. dismar an. Und selbst das altfranz. disgner, neben digner, liefert nur noch einen Beweis mehr. Das s (in dem ital. desinare) ist also nicht eingeschoben (man wollte es vom griech. δεῖπνον ableiten), sondern radikal, wie auch die regelrechte Verwandlung desselben in r im prov. dirnar bestätigt. Es ist aber desinare und diner ein viel früher nach der lat. Form disjejunare gebildetes Wort, als dejeüner, eben so wie sevrer viel älter und volksthümlicher ist, als séparer."

*) Berlin, 1854—55, bei dem Verfasser.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., worüber das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 28, und beim Verleger Neumann, Wilhelmsstraße, Nr. 32), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 43. Berlin, Dienstag den 10. April 1855.

Frankreich.

Universal-Ausstellung von Paris.

I. Die Ausstellungs-Kommission und ihre Unterabtheilungen.

Die Eröffnung der Pariser „Universal-Ausstellung" ist im nächsten Monate bevorstehend. Sie wird nicht minder weltbedeutend sein, wie die Londoner von 1851; denn wenn diese, als erster eben so glücklicher, wie gewagter Versuch einer Musterweltklarte des menschlichen Fleißes und Erfindungsgeistes, einen durch Nichts wieder zu verwischenden, großartigen und imponirenden Eindruck gemacht, so wird die Pariser Exposition Universelle, wo mit einer Schaustellung der Erzeugnisse des Gewerbfleißes auch die der Kunstwerke aller Länder verbunden sein wird, dem Eindrucke des Großartigen den in London zuweilen vermißten Eindruck des Schönen hinzufügen.

Wir werden durch unsere Pariser Verbindungen eben so in den Stand gesetzt sein, über die dortige Universal-Ausstellung zu berichten, wie wir es über die Londoner Welt-Industrie-Ausstellung gethan, ohne daß wir jedoch mit den Berichten der politischen Zeitungen oder spezieller auf das Einzelne eingehenden Kunst- und Gewerbe-Organe zu konkurriren denken. Wir werden vielmehr, wie im Jahre 1851, hauptsächlich die kulturhistorischen Berührungspunkte im Auge haben, welche die neben einander aufgestellten, zu Vergleichungen auffordernden Leistungen der verschiedenen Völker der Erde darbieten.

In ähnlicher Weise, wie in London, ist auch in Paris von der Regierung eine Central-Ausstellungs-Kommission bestellt worden, die nach den dreißig verschiedenen Klassen, in welche die Ausstellung zerfällt, eben so viele Abtheilungen bildet.

Es wird nicht uninteressant sein, die großen Gruppen der Universal-Ausstellung, ihre Abtheilungen und Klassen, so wie die Männer, welche die bestellten Jurys bilden und unter denen sich viele berühmte Namen finden, auch im Auslande kennen zu lernen. Wir lassen daher nachstehendes Verzeichniß folgen:

Erste Abtheilung. Erzeugnisse der Industrie.

Erste Gruppe. Bergwerks-Erzeugnisse und Rohstoffe.

Klasse I. Bergbau und Metallurgie.*)

Elie de Beaumont, beständiger Secretair der Akademie ꝛc.
Dufrénoy, General-Inspektor der Bergwerke.
Le Play, Professor der Metallurgie.
Callon, Bergwerks-Ingenieur und Professor.

Klasse II. Forst-, Jagd-, Fischerei- ꝛc. Erzeugnisse.

Isidore Geoffroy de Ste. Hilaire, Professor der Zoologie.
Milne-Edwards, desgleichen.
Ad. Brongniart, desgleichen.
Decaisne, Professor der Botanik.
Bicaire, General-Verwalter der Domainen und Forsten.
Theroulde, Schiffserheber.

Klasse III. Land- und Gartenbau.

Graf v. Gasparin, Präsident.
Bouffingault, Professor am Gewerbe-Institut.
Graf v. Kergorlay.
Barral, Professor der Chemie.
Yvart, General-Inspektor der Veterinärschulen.
Dailly, Postmeister in Paris.
L. Vilmorin, Gärtenbesitzer.

Zweite Gruppe. Industrie mit mechanischer Kraft.

Klasse IV. Allgemeine Gewerbs-Mechanik.

General Morin, Direktor des Gewerbe-Instituts.
Combes, Professor an der Bergwerksschule.
Flachat, Ober-Ingenieur der Versailles-Saint-Germain-Eisenbahnen.
H. Fournel, Oberbergbau-Ingenieur.

Klasse V. Mechanik der Eisenbahnen und anderer Transportmittel.

Schneider, Vicepräsident des gesetzgebenden Körpers.
Sauvage, Ober-Ingenieur der Ostbahn.
Lechatelier, Oberbergbau-Ingenieur.
Arnoux, Administrator der Messageries.

Klasse VI. Spezielle Mechanik der Werkstätten für Gewerbe und Ackerbau.

General Piobert, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.
Clapeyron, Professor an der Bauschule.
Moll, Professor am Gewerbe-Institut.
Polonçeau, Ober-Ingenieur der Orleans-Eisenbahn.
Peyré-Mangon, Professor an der Bauschule.
E. Gonin, Maschinenbauer.

Klasse VII. Spezielle Mechanik der Webstühle ꝛc.

General Poncelet, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.
Féray, Spinnerei- und Fabrikbesitzer in Essonnes.
E. Dolfuß, Fabrikbesitzer in Mühlhausen.
N. Schlumberger, Maschinenfabrikbesitzer in Mühlhausen.
Alcan, Professor am Gewerbe-Institut.

Dritte Gruppe. Industrie mit Anwendung physikalischer und chemischer Agentien, für wissenschaftliche Apparate ꝛc.

Klasse VIII. Kunst-, Gewerbe-, wissenschaftliche Instrumente ꝛc.

Marschall Vaillant, Kriegsminister, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.
Mathieu, Examinator an der polytechnischen Schule.
Baron Seguier, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.
Froment, Instrumentenmacher.
Wertheim, Dr. der Philosophie.

Klasse IX. Apparate zu ökonomischer Gewinnung von Wärme, Licht und Elektrizität.

Babinet, Astronom an der Sternwarte von Paris.
Péctet, General-Inspektor des öffentlichen Unterrichts.
Foucault, Assistent an der Sternwarte von Paris.
Becquerel, Professor der Physik.

Klasse X. Chemikalien, Farben, Drucksachen, Papier, Leder, Kautschuk ꝛc.

Dumas, Professor der Chemie.
Chevreul, desgl. und Direktor der Gobelins-Fabrik.
Balard, Professor der Chemie.
Persoz, Professor am Gewerbe-Institut.
Fauler, Fabrikant und Mitglied der Pariser Handelskammer.
Kühlmann, Fabrikant chemischer Produkte in Lille.
Canson, Papierfabrikant in Annonay.

Klasse XI. Nahrungsmittel, zur Conservation präparirt ꝛc.

Prinz Louis Bonaparte.
Fouché-Lepelletier, Fabrikant chemischer Produkte.
Payen, Professor am Gewerbe-Institut.
Darblay jun., Müller in Corbeil, Vicepräsident ꝛc.

Vierte Gruppe. Industrie der Wissenschaft.

Klasse XII. Pharmacie, Medizin und Chirurgie.

Rayer, Hospital-Arzt an der Charité.
Rélaton, Professor der Klinik, Arzt am Hotel-Dieu.
Mélier, Mitglied des Sanitäts-Kollegiums.
Bussy, Direktor der Pharmazeuten-Schule.

*) Ehren-Präsident der Central-Kommission ist der Prinz Napoleon. Die stellvertretenden Mitglieder der Jurys haben wir nicht mit aufgeführt. D. R.

Digitized by Google

Klasse XIII. Marine und Kriegskunst.

Baron Charles Dupin, General-Inspektor des Marine-Unterrichts.
General Noizet, Mitglied der Festungsbau-Kommission.
Admiral Lepredour, Mitglied des Admiralitäts-Raths.
Resmes-Desmarets, Oberst vom Generalstab.
Guyot, Oberst von der Artillerie.

Klasse XIV. Civilbauten.

Mary, General-Inspektor des Bauwesens.
De Gisors, Architekt des Luxemburg.
Reynaud, Ober-Baudirektor.
De la Gournerie, Professor der Geometrie.

Fünfte Gruppe. Verarbeitung mineralischer Erzeugnisse.

Klasse XV. Stahl-Fabrication.

Michel Chevalier, Staatsrath und Professor.
Frémy, Professor der Chemie.
Barre, General-Münzmeister.
Goldenberg, Stahlwaaren-Fabrikant in Zornhoff.

Klasse XVI. Gewöhnliche Metallarbeiten.

Pelouze, Mitglied der Akademie.
Wolowski, Professor am Gewerbe-Institut.
Estivant, Fabrikant in Givet.
Coulaux, Büchsenmacher in Klingenthal.
Paillard, Bronzefabrikant in Gießer.
Dierick, Münz-Direktor in Paris.

Klasse XVII. Gold-, Silber-, Edelstein- und Bronze-Arbeiten.

Herzog v. Cambacérès, Ober-Ceremonienmeister.
Graf v. Laborde, Mitglied der Akademie.
Devéria, Kustos an der Kaiserlichen Bibliothek.
Le Dagre, Goldarbeiter und Juwelier.
Fossin, Hofjuwelier.

Klasse XVIII. Glas- und Thon-Waaren.

Régnault, Professor der Chemie, Direktor der Kaiserlichen Fabrik in Sèvres.
Péligot, Professor der Chemie und Münzwardein.
Bougon, ehemaliger Porzellan-Fabrikant.
Ste. Claire Deville, Professor der Chemie.
De Caumont, Mitglied des Instituts.
Chenavard, Maler.

Sechste Gruppe. Fabrication von Geweben.

Klasse XIX. Baumwollen-Industrie.

Mimerel, Senator.
J. Dolfuß, Spinnerei- und Fabrikbesitzer in Mühlhausen.
Barbet, Fabrikbesitzer in Rouen.
E. Scillières, Spinnerei- und Fabrikbesitzer in Senones.
Lucy-Sédillot, Großhändler.

Klasse XX. Wollen-Industrie.

Cunin-Gridaine, Tuchfabrikant in Sedan.
F. Bernoville, Spinnereibesitzer.
Seydoux, ehemaliger Fabrikant.
Raudoing, Tuchfabrikant in Abbeville.
Germain Thibaut, Fabrikbesitzer in Paris.
M. Gaussen, Shawlsfabrikant in Paris.
Billiet, Wollspinnereibesitzer.

Klasse XXI. Seiden-Industrie.

Arlès-Dufour, Großhändler in Lyon.
E. Faure, Bandfabrikant in St. Etienne.
Ch. Tavernier, ehemaliger Fabrikant.
Girodon, Seidenfabrikant in Lyon.
E. Robert, Seidenspinnereibesitzer.

Klasse XXII. Leinen-Industrie.

Legentil, Präsident der Pariser Handelskammer.
Cosin son., Leinengarnspinner.
Desport, desgleichen.
D. Scrive, desgleichen.

Klasse XXIII. Teppiche, Posamentierwaaren, Spitzen &c.

Sallandrouze de Lamornaix, Teppich-Fabrikant in Paris.
Budin, Direktor der Kaiserlichen Fabrik in Beauvais.
Aubry, Großhändler in Spitzen.
Lieven-Delhaye, Tüllfabrikant.
Lainel, Inspektor der Militair-Ateliers.
Hautemanière, Damenhutfabrikant in Paris.
Flaissier, Teppichfabrikant in Nimes.

Siebente Gruppe. Möbel und Tapeten, Moden und Musterzeichnungen, Buch- und Musik-Industrie.

Klasse XXIV. Ameublement und Zimmer-Dekorirung.

Hittorff, Baumeister.
Dieterle, artistischer Direktor in Sèvres.
Baron A. Seillière.
Barcollier, von der Seine-Präfektur.

Klasse XXV. Bekleidungsgegenstände und Mode-Artikel.

R. Rondot, Kaufmann.
Gervais, Direktor der oberen Handlungsschule.
Trelon, Knopffabrikant.
Chevreux, Kaufmann.
Legentil jun., Mitglied des Gewerberaths.

Klasse XXVI. Schriftgießerei, Buchdruckerei, Photographie &c.

Ambr. Firmin-Didot, Buchdruckereibesitzer.
Leon Jenchère, Architekt.
Duverger, Buchdruckereibesitzer.
Baron Gros.
Lechesne, Ornamenten-Bildhauer.

Klasse XXVII. Musik-Instrumentenmacher.

Halevy, Komponist.
Marloye, Gehör-Instrumentenmacher.
Hector Berlioz, Komponist.
Roller, ehemaliger Pianoforte-Fabrikant. (Schluß folgt.)

Aus den Memoiren des Grafen Roederer.

(Schluß.)

Graf Roederer. Ich bin der Ansicht, daß nicht blos viel Talent, sondern auch viel Wissenschaft dazu gehört, ein guter General zu sein. Die Schnelligkeit des Ueberblicks und der Entschlüsse beweist bei den großen Feldherren nur ihre ungewöhnliche Vertrautheit mit dem nöthigen Wissen. Aber, Sire, die spanische Armee ist ja Ihre Armee.

Der Kaiser. Ja, und meine Pflicht ist es, sie zu erhalten. Es ist meine Pflicht gegen Frankreich, welches mir seine Kinder anvertraut. In zwei Monaten, sobald ich Oesterreich gezwungen haben werde, die Waffen niederzulegen, werde ich eine Reise nach Spanien machen, wenn es nöthig ist. In fünf Tagen kann ich da sein; ich habe meine Pferde dazu. Der König darf nicht daran denken, die Stellung in Andalusien zu nehmen. Ich kann es nicht zugeben, daß er das Schicksal meiner Armee gefährde. Es geht nicht, daß der Eine das Kommando, der Andere die Verantwortlichkeit habe. Ich verdoppele die Stärke meiner Truppen, wenn ich sie kommandire; wenn er es thut, vermindert er ihre Stärke um die Hälfte. Wenn ich befehle, gehorcht man, weil auf mir die Verantwortlichkeit ruht. Es ist vielleicht ein Uebelstand, daß ich in Person kommandire; aber es gehört zu meinem Wesen. Die Könige, die Fürsten sollten vielleicht ihre Armeen nicht kommandiren; es ist eine Streitfrage. Wenn ich sie kommandire, geschieht es, weil es meine besondere Bestimmung, mein Loos ist. Das seine ist es nicht.

Gr. R. Die fortwährenden Siege Eurer Majestät haben die Frage in Bezug auf die Fürsten entschieden.

D. K. Wenn König Joseph kommandirt, glaubt der Soldat nicht, kommandirt zu sein. Die Armee giebt dem, was er thut, ihren Beifall, wie man die Kaiserin, wenn sie kommandirte, loben würde. Man hat Vertrauen zu ihm, wie man es zur Kaiserin haben würde. Die englischen Blätter theilen ja die Aeußerungen der französischen Grenadiere über ihn mit; sie sagen: „Wir lieben ihn, weil er gut und weil er tapfer und weil er der Bruder unseres Kaisers ist.“ Wenn man sein General und wenn man König ist, muß man die Generale handeln lassen. Alexander ist kein General, obwohl er mehr versteht, als der König von Spanien; er versteht das Manövriren aus dem Grunde und kommandirt dabei ausgezeichnet. Und doch — genirte er die Generale nur. Bennigsen hat ihn zehnmal gebeten, die Armee zu verlassen. Die Generale nehmen für Befehle, zu denen sie kein Vertrauen haben, die Verantwortlichkeit nicht auf sich; die Ausführung macht sich schlecht. Alexander hat oft zu mir gesagt: „Ich fühle, daß ich nicht Kaiser bin, wie Sie, weil ich von meinen Generalen abhänge.“ Er hat mir hundert Fragen in Betreff der Kriegskunst vorgelegt. Wenn wir zusammen spazieren ritten, fragte er mich: „Sst das da eine Position! Wie würde man sie vertheidigen! wie angreifen!“ Ich setze ihm die

Dinge aus einander. Wenn ich Krieg gegen Oesterreich beköme, würde er ein Corps von dreißigtausend Mann unter meinen Befehlen kommandiren, um die Kriegskunst zu lernen. Und der König von Spanien glaubt sie zu verstehen . . . . . Ich fand den König ganz verändert, als ich nach Spanien zurückkehrte: er hat den Kopf verloren; er ist ganz und gar König geworden; er will, daß man ihm schmeichle. Er ist mir zugethan, ich weiß es; aber doch vergeht er es mir nicht, daß ich ihm die Wahrheit sage. Ich habe ihm gesagt, daß er kein Soldat sei; ich habe es ihm bewiesen; er hat meinen Beweisen nicht widerstehen können; und doch ist er im Grunde des Herzens verletzt und ärgerlich darüber, daß ich es ihm gesagt. Jourdan giebt ihm schlechten Rath; er ist es, der ihm diese Meinung beibringt. Sie wollen die Positionen in Andalusien nehmen; ich will es nicht, daß er sich damit befasse. Ich hatte ihm in Neapel zwanzigtausend Mann gelassen und ihn damit machen lassen, was ihm beliebt hat; in Spanien handelt es sich aber um eine Armee von dreimalhunderttausend Mann. Ich will nicht, daß sie geopfert oder kompromittirt werde. Die Linie in Andalusien schützt sie nicht. Warum sagt ihm sein Gewissen nicht, daß er den Tod aller in Folge schlechter Anordnungen fallenden Franzosen verschulden würde! Wenn die Unwissenheit den Tod von zehntausend Mann verursacht, wo das Opfer von zweitausend andreichen würde, hat sie nicht das Blut der achttausend Mann zu verantworten? — Kann er nicht sehr zufrieden damit sein, daß er die Franzosen nicht der Gefahr aussetzen und die Spanier nicht zu schlagen hat? — Sie haben gesehen, daß, in Beziehung auf Spanien, ich die Mißliebigkeit des Krieges auf mich genommen und ihm alle Vortheile des Sieges überlassen habe, das Vergnügen, sanft und gütig zu sein. Warum ist er mit diesem Antheil nicht zufrieden! Er hat etwas Borwirres in seinem Geist, trotz seines Scharfsinnes; er ist sehr ungehalten darüber, in Spanien seine Stellung neben mir nehmen zu müssen. Er wollte eine thätige Rolle spielen. Inzwischen war seine Stellung nicht ehrenvoll genug an meiner Seite, der Erste nach mir! — Seine Stellung war die: seine Zeit in meinem Salon zuzubringen, wenn ich in meinem Kabinet war; und was wollte er mehr, als beide Thürflügel geöffnet zu sehen, wenn er eintrat? —

Gr. R. Sire, Eure Majestät haben es im militairischen Ruhm so weit gebracht, und dieser Ruhm hat Ihnen dazu gedient, allen anderen Ruhm zu gewinnen, daß der König durch Ihr Beispiel wohl hat veranlaßt werden können, zu glauben, daß die Achtung, die man sich durch die Waffen verschafft, ihm bei der spanischen Nation nöthig sei. . . .

D. K. Das ist ein anderer Vorwurf, den ich ihm mache, daß er sich zu einem Spanier gemacht. Die Franzosen können sich ihm nicht mehr nähern. Er hat vor kurzem zweihundert gefangene Spanier den Regimentern einverleibt; es ist zu früh. Diese Menschen werden meine Soldaten erwürgen. Er hat nur spanische Minister. Ayanza ist ein achtbarer Mann; Massaredo hat wenig zu bedeuten. Cabarrus ist ein verdrehter Kopf. Jourdan hat die rothe Kokarde angesteckt. Der König muß Franzose sein; Spanien muß französisch werden. Für Frankreich habe ich Spanien erobert; mit seinem Blut, mit seinen Armeen, mit seinem Geld. Ich bin Franzose in allen meinen Gefühlen, wie ich es aus Pflicht bin. Ich thue Alles aus Pflicht und aus Anhänglichkeit für Frankreich. Ich habe die Bourbons nur darum entthront, weil das Interesse Frankreichs es forderte, meine Dynastie sicher zu stellen. Ich habe nur den Ruhm und die Stärke Frankreichs im Auge. Meine ganze Familie muß französisch sein. Als Lucian in Mantua (den Winter vorher) zu mir wie zu einem Ausländer zu sprechen wagte, sagte ich ihm: „Geh, Unglücklicher, entferne Dich aus meinen Augen! Keine Beziehungen mehr zwischen uns!" — Ich habe Spanien erobert; ich habe es erobert, damit es französisch werde; es handelt sich nicht darum, hier einen Philipp V. zu erneuen!

Gr. R. Sire, es scheint mir, daß der König in Betreff seiner Beziehungen zu Frankreich in Spanien keine anderen Ansichten angenommen haben kann, als diejenigen, die ich in Neapel als die seinigen kennen gelernt. In Neapel sah er sein Königreich als einen Bestandtheil Ihres Kaiserreichs an; und was seine persönlichen Beziehungen zu Eurer Majestät betrifft, so würde ich erstaunen, wenn sie nicht angenehmer sein sollten; denn in Neapel sprach der König, im vertrautesten Kreise, immer nur von Ihrem Genie, und auf die Ansichten, die er als Prinz und als Privatmann gehabt hatte, kam er immer wieder nur darum zurück, um zu sagen: „Ich hatte sehr Unrecht, und der Kaiser hatte sehr Recht!"

D. K. In Neapel, ja, da ging's besser; er hat aber den Hof und die Regierung ganz für die Großen eingerichtet. Er sah nur sie und die Frauen. Er hat sie mit Geschenken überhäuft. Vielleicht ist dieses System für jenes Land nicht schlecht. Was mich betrifft, ich habe es hier nicht. Ich habe einige Leute vom alten Hof in mein Haus genommen; es vergehen zwei Jahre, ohne daß sie mit mir sprechen, und sechs Monate, ohne daß sie mich sehen. Ich empfange keinen von ihnen, ich liebe sie nicht, sie sind zu Nichts zu brauchen; ihre Unterhaltung mißfällt mir. Ich habe einige bei der Kaiserin gesehen; ihr Ton stimmt nicht zu meinem Ernste. Ich berene täglich einen Fehler, den ich in meiner Regierung gemacht; es ist der bedeutendste, den ich gemacht; ich spüre täglich Folgen davon; es ist der, daß ich den Emigranten die Gesammtheit ihrer Güter zurückgegeben habe. Ich hätte alle ihre Güter zu einer Masse machen und dem Einzelnen höchstens sechstausend Francs Rente geben sollen. Nachdem ich meinen Fehler eingesehen, habe ich für dreißig bis vierzig Millionen Waldungen zurückgenommen; aber einer großen Menge von ihnen bleibt immer noch viel zu viel. Als ich Spanien genommen, habe ich's gethan, um das Feudalwesen und die Inquisition abzuschaffen. Ich habe die Güter der reichsten Rebellen konfiszirt und ich habe sie für mich durch mir ergebene Männer verwalten lassen. Der König würde dies nicht gethan haben; darum habe ich es gethan. Ich habe nur eine Leidenschaft, nur eine Geliebte: Frankreich ist es; mit dieser Geliebten schlafe ich. Sie hat mich nie in Stich gelassen; sie giebt mir ihr Blut und ihre Schätze. Ich will, daß meine Brüder eben so sein sollen, wie ich. Spanien soll französisch werden; und wenn es später mir passend scheinen wird, einige seiner Provinzen mit Frankreich zu vereinigen, werde ich es thun. Von Stipulationen in Betreff der Integrität, von Verträgen kann nicht mehr die Rede sein. Ich habe die Rechte der Eroberung; — König von Spanien, Vicekönig, General-Gouverneur, es ist gleichgültig, welchen Titel der führt, der Spanien regieren wird; Spanien muß französisch werden. Ich schwöre, daß ich Alles nur für Frankreich thue, daß ich nur seinen Nutzen im Auge habe. Ich schwöre, daß, wenn ich ihm nicht mehr Freiheit gebe, ich es nur darum nicht thue, weil ich glaube, daß es nützlicher für Frankreich ist. — Das Ministerium ist ganz spanisch; die Minister versammeln sich, ehe sie zur Berathung in sein Kabinet kommen. Der König muß das nicht dulden; sie müssen nur mit ihm berathen.

Spanien.

Die Archäologie in Spanien.

Dem Renacimiento von Madrid, einer kürzlich eingegangenen Monatsschrift für Kunst und Literatur, entnehmen wir die nachstehenden Worte des durch seine Herausgabe spanischer Architekturen in der Künstlerwelt bekannten Manuel de Assas über den Zustand der Archäologie in Spanien.

„Die archäologischen Studien in Spanien befinden sich in einem betrübten Zustande, insofern der Einheit in allen Richtungen, welche Spanien selbst betreffen. Die allmälige Umbildung spanischer Künste, Sitten und Gebräuche ist kaum von einer kleinen Anzahl Gelehrten gekannt, welche in Ermangelung von Schriften über diese höchst interessanten Stoffe durch lange und mühsame Forschungen zu ihrer Wissenschaft gelangen mußten.

„Welches waren nun die Umstände und Verhältnisse, die uns so weit hinter unsere Nachbarvölker zurückgebracht haben? Darum mangeln und sogar beinahe die Vorarbeiten zu dieser Wissenschaft, während die übrigen Nationen Europa's mehr oder weniger vollkommene wirkliche Geschichten der Archäologie besitzen! Sehen wir, ob sich nicht aus unserer Geschichte selbst eine oder die andere Ursache dieses Mangels darthun läßt.

„Als die Ueberschwemmung unseres Landes durch die Völker des Nordens die antike Kultur, welche schon während des Verfalls des römischen Weltreichs nicht wenig eingebüßt hatte, vollends vernichtete, da war es der Mangel an Erinnerungen auf Seite der fregrichen Barbaren, das Gerüstsch der Waffen, das Bedürfniß, das soziale Gebäude wieder neu zu bauen, und die religiösen Angelegenheiten, was die ganze Aufmerksamkeit der Gelehrten auf Gegenwart und Zukunft lenkte und ihnen kaum gestattete, die vergangenen Ereignisse noch einmal in Gedanken durchzulesen. So geschah es, daß selbst große Thaten von Völkern, Helden und Königen kaum eine schmale Linie in den flüchtigen Nachrichten einnahmen, die man Chroniken nannte. Die Verwechslung und die Reihe von Staatsumwälzungen, welche dieser Periode folgten, waren historischen Studien eben so wenig günstig.

„Als hierauf die Anhänger des Koran in die Halbinsel einbrachen und ein Theil der christlichen Spanier unter ihr Joch gerieth, da sahen sich die Anderen in die grausame Nothwendigkeit versetzt, unermüdlich zu kämpfen, um den Boden nach und nach wieder zu gewinnen, den sie in so kurzer Zeit verloren hatten. Adel, Geistlichkeit und Volk, kurz, wer es nur vermochte, griff zu den Waffen; nur Greise, Kinder, Weiber und aus anderen Gründen zum Gefechte Untauglichen blieben daheim. Als nun unsere Christen ihr Gebiet allmälich wieder erweiterten, da zogen sich jene Letzteren in das einsame friedliche Asyl der Klöster zurück, wo sie sich abwechselnd klösterlichen Uebungen und nützlichen Künsten widmeten und bei dieser Gelegenheit von Zeit zu Zeit eine historische Erinnerung in ihren Archiven verzeichneten.

„Je mehr hierauf die Monarchie wuchs, desto mehr trat auch das menschliche Wissen aus den Klöstern und verweltlichte sich, so zu sagen. Die Geschichte ward nun ein allgemeines Gut. Aber noch lange blieben

die Bürgerkriege, welche sich an den beständigen Kampf mit den Muhammedanern anschlossen, der weiteren Ausbildung derselben hinderlich.

„Während dieser Zeit fand in einem nicht fernen und eng mit dem unsrigen verknüpften Lande eine große künstlerische und literarische Revolation statt, welche der Literatur und den schönen Künsten in Europa ein anderes Gesicht gab. Es war im vierzehnten Jahrhundert, daß Dante, Petrarca und Boccaccio die Aufmerksamkeit des literarischen Italien auf das Studium der klassischen römischen Schriftsteller lenkten. Ihre schönen Künste schlugen, von demselben Geiste geleitet, den nämlichen Weg ein, und so entstand die Wiedergeburt der antiken Kunst und Literatur. Einige Zeit später, als Italien der Krone von Aragonien gehorchte, überlieferte es uns diesen wiedergeborenen Geschmack, diese Liebe zur Antike. Jetzt wendeten wir unsere Blicke eifrig nach der Vergangenheit, obgleich wir vor der Hand nur griechischen und römischen Spuren nachfolgten. Um diese Zeit erschienen bei uns mehrere archäologische Werke. Wahrscheinlich wären noch weit mehr erschienen, denn der Zustand unseres Vaterlandes war ein glücklicher zu nennen: Die Kronen von Kastilien und Aragonien waren vereinigt, die Herrschaft der Mostemin in Spanien unter dem Scepter des katholischen Königspaares Fernando und Isabella vernichtet, und unermeßliche Gebiete in allen Welttheilen hatten das spanische Reich vergrößert. Aber sei es nun, daß gerade diese Entdeckungen und Eroberungen die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber ganz für sich in Anspruch nahmen; sei es, daß die Entdeckung Westindiens unserem Charakter eine gewisse Indolenz aufdrückte; oder war es der Umstand, daß die Kupferstecherkunst, welche zur Reproduction der den archäologischen Studien nothwendigen graphischen Erläuterungen nöthig ist, damals erst geringe Fortschritte bei uns machte; oder endlich weil die Inquisition die Presse fesselte und die Talente sich vorzugsweise theologischen Disputen zuwandten — gewiß ist, daß sich entweder nur sehr Wenige dem Studium der Archäologie widmeten oder aber der größere Theil der Gelehrten ihre Wissenschaft dem Publikum vorenthielt.

„Als aber die historischen Studien, durch die Königl. Gründung einer achtungswürdigen Akademie ermuntert, sich dem Volke mittheilen konnten, wobei sie durch die Fortschritte der spanischen Typographie unter der Regierung des hochherzigen Königs Karl III. unterstützt wurden, erschienen auch sehr schätzenswerthe Werke über den fraglichen Gegenstand. Besonders ist hervorzuheben und verdient das höchste Lob, daß trotz dem erklusiven Geschmacke des vergangenen Jahrhunderts damals einige Prachtwerke über die schönen Ueberreste, welche das Mittelalter uns überliefert hat, eine Veröffentlichung fanden.

„Auch in unseren Tagen sind einige sehr schätzenswerthe archäologische Werke erschienen; allein trotzdem müssen wir wiederholen, daß die gesammelten Materialien noch in sehr spärlicher Anzahl vorhanden sind. Ueberdies hat das Publikum bis jetzt sehr wenig Nutzen daraus gezogen, woran ohne Zweifel unsere unseligen politischen Verhältnisse schuld sind. Wir schmeicheln uns jedoch, daß bald günstigere Tage kommen werden, wo die spanische Archäologie das ungeheure Feld, das vor ihr liegt, ergiebiger bebauen werde."

Aus eigener Anschauung fügen wir bei, daß es neuerdings besonders Don Valentin de Carderera ist, der für den künstlerischen Theil der spanischen Archäologie Bedeutendes geleistet hat. Seine spanische Ikonographie oder Sammlung von Denkmälern und Bildern alter spanischer Könige, Bischöfe, Krieger, mit ausführlichem Texte, die er nach Grabmälern und anderen Monumenten zusammengestellt hat, ist um so interessanter, als manche dieser Denkmäler jetzt bereits der Zerstörung anheimgefallen und nur noch in seiner Mappe zu finden sind. So viel wir wissen, hat Carderera bis jetzt vergeblichе Versuche gemacht, einen Verleger im Auslande für dieses in jeder Beziehung ausgezeichnete Werk zu gewinnen, zu dessen Ausführung in Spanien selbst die erforderlichen Kräfte und Mittel fehlen. A. S.

Mannigfaltiges.

— Erinnerung an Joseph von Laßberg. Am 15. März starb, sechsundsechzig Jahr alt, der berühmte Bibliograph, Joseph Freiherr von Laßberg auf seinem Schlosse zu Meersburg am Bodensee. Er besaß einen großartigen Bücherschatz, namentlich auch eines der ältesten Manuskripte des Nibelungenliedes; seine Leistungen in literarhistorischer Hinsicht, die Herausgabe des „Liedersaals" u. s. w. haben bei allen Freunden der altdeutschen Poesie die vollste Anerkennung gefunden. Er gehörte zu den Celebritäten von Schwaben, wo er als „Meister Sepp von Eppishausen", unter welchem Namen er den „Liedersaal" und Anderes herausgegeben, überall gefeiert und geliebt wurde. Seine Ritterburg am Bodensee war ein literarischer Wallfahrtsort; Gelehrte und Dichter fanden dort immerdar eine echt altdeutsche Gastfreundschaft, in leiblicher und geistiger Hinsicht Erfrischung und Unterstützung. Das feuerfeste Gewölbe der Bibliothek, stets wie ein Heiligthum gehütet, wurde ihnen bereitwillig geöffnet und die reichen Kunstschätze an Glasmalereien, edlem Schnitzwerk, Oelgemälden, Waffen- und Münzsammlungen, welche die oberen Räume des Schlosses füllen, ihnen unter den geistvollen, humoristischen Erläuterungen des Besitzers zur Betrachtung und Belehrung dargeboten. Der alte Freiherr hatte sich so gänzlich in seinen Lieblingsgegenstand, das Mittelalter, vertieft, daß er selbst ein liebenswürdiger Repräsentant desselben wurde, und seine Gäste, die ihn mit Recht den letzten Ritter und den letzten Meistersänger nannten, glaubten sich einige Jahrhunderte zurückversetzt, so lange sie auf diesem alterthümlichen Schlosse lebten, wo Wendeltreppen, Burgverliesse und jede Geräthschaft, sogar die Lokale auf der reichen Mittagstafel, so lebhaft an eine romantische Vergangenheit erinnerten. Ein ausgeführtes Bild des ehrwürdigen Meister Sepp und seiner Meerburg wird hoffentlich in kurzer Zeit von einer kundigen Hand aus dem Kreise seiner zahlreichen Verehrer dargestellt werden. Seine Lebensgeschichte würde dazu wirksamen Stoffes genug darbieten, selbst wenn aus Rücksichten für seine überlebende Familie manche interessante Einzelnheiten noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben werden könnten. Joseph v. Laßberg hatte sich, schon bei vorgerückten Jahren, mit einer Dame von altem westfälischem Adel, der Freiin von Droste-Hülshoff, Schwester der bekannten Dichterin dieses Namens, vermählt; sie hat ihn überlebt, mit einem Töchterzwillingspaar in noch zartem Alter, Hildegard und Hildegund, welche von Uhland, dem Freunde des Vaters, mannigfach besungen worden sind, als echte Blüthen eines ritterlichen Stammes. F. v. H.

— Die Armeen Europa's. Von der im September des vorigen Jahres im Verlage von Gustav Remmelmann in Leipzig erschienenen Schrift über die Armeen der direkt oder indirekt bei der orientalischen Frage betheiligten Mächte (als Verfasser dieser Schrift wird ein königlich sächsischer Offizier bezeichnet) ist so eben eine französische Uebersetzung aus der Feder eines geachteten Militair-Schriftstellers, des Herrn Ed. de la Barre-Duparcq, Lehrers an der kaiserlichen Kriegsschule von St. Cyr, erschienen.*) Der Uebersetzer sagt in seinem Vorworte, daß er an der deutschen Schrift, mit Ausnahme einiger hauptsächlich die französische Armee betreffenden Details, nichts geändert habe. Gang besonders habe er des Verfassers vergleichende Betrachtungen und Zusammenstellungen respektirt, so weit solchen derselbe, als im Mittelpunkte von Deutschland sich befindend, ganz besonders geeignet erschiene. „Wenn es wahr ist", fügt er hinzu, „daß, wie der deutsche Verfasser behauptet, Frankreich nicht mehr die Gewohnheit des großen Krieges hat, wenn ein Friede von vierzig Jahren sie ihm hat abhanden kommen lassen, so wird es für dasselbe keiner großen Zeit bedürfen, um sie wieder zu erlangen und sich zu erhalten." — Bemerkenswerth ist übrigens, daß der Verfasser lange vor der im britischen Parlament zur Anregung gekommenen Nothwendigkeit einer Reform der englischen Heeresverfassung Folgendes von derselben gesagt hat: „Die englische Armee steht sowohl wegen ihrer Stärke, als auch wegen ihres Ersatzes durch Werbung, endlich wegen der im Allgemeinen ungenügenden militairisch-wissenschaftlichen Bildung ihrer Offiziere bedeutend hinter der französischen. Die Tapferkeit und gewohnte Kaltblütigkeit der Mannschaften gleichen diese Uebelstände nicht völlig aus. Uebrigens wird England über lang oder kurz gezwungen sein, seine Armee nach kontinentalen Mustern zu reorganisiren, wenn es nicht in seiner Weltstellung beträchtlich an Macht verlieren will."

Von den deutschen Heeren urtheilt der Verfasser: „Die Armeen Oesterreichs, Preußens und Deutschlands bieten, sowohl im Einzelnen, als auch zu einem großen Heere vereinigt gedacht, ein in kriegerischen Zeiten wahrhaft erhebendes Bild. Sie sind zahlreicher und tüchtiger durchgebildet, wie irgend andere der ganzen Welt. Zwar stören die vielen Kontingente der Bundesstaaten den Zusammenhang und die Einheit des Ganzen in mancherlei Beziehungen, wie die theilweise ziemlich ungleichförmige Bewaffnung und Ausrüstung sogar den taktischen Erfolg schwächen können; aber es ist hervorzuheben, daß die kleineren Kontingente mehr zu Besetzung der Festungen als zum Operiren im Felde bestimmt sind. Uebrigens haben die Kriege Napoleon's und neuerdings der schleswig-holsteinische Feldzug bewiesen, daß selbst die verschiedensten Kontingente, unter einer Fahne, sich brav schlagen können."

Wir können sowohl die deutsche Schrift, als ihre französische Uebersetzung, Allen empfehlen, die einen numerisch-statistischen Ueberblick der Heere und der Flotten Rußlands, der Türkei, Englands, Frankreichs, Oesterreichs, Preußens, Deutschlands, Skandinaviens, der beiden niederländischen Königreiche, Sardiniens und Griechenlands zu haben wünschen.

*) Les armées des puissances directement ou indirectement engagées dans la question d'orient. Statistiques Militaires &c. Paris, Ch. Tanera, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 30 Sgr., welche bei allen in Inlande portofrei sind in Berlin bei der Expedition gefordert werden.

Bestellungen werden auch jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spedteur Krumbach, Wilhelmsstr. Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 44. Berlin, Donnerstag den 12. April 1855.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Vierter Monats-Bericht.

Zustand der ibrellen Industrie. — Napoleon und die Pariser Universal-Ausstellung in London. — Das „pater peccavi" der Times für Napoleon. — Horror vacui an den Quellen geistiger Production. — Der Tempel des Saturn in Kew. — Die Wissensmeit der Society of Arts und der wissenschaftlichen Vereine. — Das wandernde Museum für Volks-Aesthetik. — Der neue Seidenwurm in der entomologischen Gesellschaft, die älteste Haut der Erde in der geologischen, die Electricitation der Haushaare in der medizinischen. — Der menschliche Körper als Equator. — Wasser als Brenn- und Heiz- und Leuchtmaterial. — Der Wasserersetzungs-Apparat eines Schlossers in London. — Der electrische Telegraph rund um die Erde. — Die doppeleiserne Doppel-Dampfschiff-Brücke zwischen England und Australien. — Die Plejaden-Expeditionen nach Central-Afrika und die Murray-Expedition in Australien. — Die Sydney-Melbourne-, die Kalkutta- und die Panama-Eisenbahn, auch eine im Lande der Pharaonen. — Literary and Artists' Benevolent Fund. — Naturwissenschaft, Geist und transscendente Literatur-Versuche. — Die hemische Zusammensetzung des Faust, des Shakespeare u. s. w. vom Standpunkte der materialistischen Naturwissenschaft. — Reisen durch den Aether, durch die Mehrheit und die Einheit jenseitiger Welten. — Amerikaner, als Sklaven der Freiheit. — Turnerell's Buch über die russische Kaiserfamilie. — Abschaffung des Zeitungsstempels.

London, Anfangs April.

Mars und die Musen waren nie Freunde. Da nun Ersterer sich des ganzen englischen Volks in allen seinen Schichten bemächtigt hat und ihnen Geld und Menschen, Schiffe und Kanonen, Kredit und Glauben, Geschäft und Ruhe verdirbt und todtschlägt, leiden alle Phasen der Civilisation auf eine klägliche Weise, am meisten die Literatur. „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen, es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg", sang Körner, als Fichte zugleich in den Berliner Hörsälen die Majestät des Ich predigte und ganz Deutschland sich wie ein Tugendbund gegen den korsischen Tyrannen erhob. Das war ein Krieg der Tugend, der Wissenschaft, der Idee, der Poesie und befruchtete alle Phasen der Kultur. Der jetzige Krieg scheint nur Mangel an Tugend, Wissenschaft, Idee und Poesie in England zu entwickeln. „Well, Sir, what do you think about the war?" fragt noch heute jeder Engländer den anderen, in der Hoffnung, endlich einmal einen zu finden, der sich wirklich etwas dabei denkt oder einen Gedanken, eine Idee, einen Plan, ein Pathos darin entdeckt haben könnte. Eine solche Entdeckung ist, trotz der eifrigsten, Monate lang fortgesetzten Nachforschungen und der Roebuckschen Mißverwaltung-Untersuchungs-Kommission, noch nicht gemacht worden. Daß unter diesen Umständen die Literatur, welche für alle ihre Production Geist braucht, nicht gedeihen kann, ist klar, um so mehr, als der bankerott gewordene Mars auch alle Sphären der Thätigkeit, die sonst Kapital für die Civilisation abwerfen, lähmt und dabei noch ausbeutet. In einer Druckerei, in welcher früher funfzig Menschen arbeiteten, wurden von den geblieben fünf neulich eines Sonnabends noch zwei entlassen. Das ist etwa das Verhältniß in den meisten Geschäften, welche von der Literatur leben, wenn sie nicht gerade Zeitungen drucken. Selbst solche, die mit der Kunst, Wissenschaft und Literatur gar nichts zu thun haben, sind zum Theil in demselben Grade heruntergekommen. Die Folge ist, daß es an Produzenten wie Konsumenten in der ideellen Industrie fehlt, und daß die „season", welche sonst alle Arme und Füße Londons zu einer Thätigkeit rief, die ihnen beinahe hinreichende Mittel für das halbe Jahr der „Stille" gewährte, diesmal durchaus nicht freundlich auf den Pinsel, auf den Kiel blicken will.

Ein Trost, wenn auch ein demüthigender, ward unter diesen Verhältnissen die Sonne des Industrie-Tempels auf den elysäischen Feldern von Paris und der am 16. April in London erscheinende neue Kaiser-Komet Frankreichs. Man spekulirt auf beide. Napoleon, der am 8. April 1848 im St. James-Bezirke als gemeiner Konstabler die Chartisten-Wallfahrt in Ordnung bringen half, der zweimal unglücklich, zum dritten Mal glücklich von England aus in Frankreich landete und nun persönlich als Kaiserfonne und mittelbar durch seinen Industrie-Tempel als Wohlthäter nach England kömmt, ist sogar ein anregendes Thema für romantische Poesie, wiewohl die Engländer mehr an den belebten Absatz von Sammet und Seide und Juwelen und auf Mittel denken, zu den Napoleon-Festen eingeladen zu werden, wenn sie für die beiden Höfe London, Buckingham-Palast und Guildhall, coursähig sind. Auch spekulirt ein Safety-Cap-Driver auf die achtzehn Pence, die ihm, wie er behauptet, Napoleon für eine Droschkenfahrt nach seiner ehemaligen Chambre-garnie am St. James-Square noch schuldig sein soll. Kein Werk der Phantasie, kein großes Gedicht neuer Zeit ist abenteuerlicher, pikanter, weltgeschichtlich witziger und ergreifender, als Napoleon's offizieller Besuch bei der Königin von England. „Truth is stranger than fiction." Welche Abenteuerlichkeit, welche Mysterien, welcher Plan, welche Konsequenz in dem großen neuen Epos Napoleon. Alle seine Prophezeiungen und mysteriösen Andeutungen, die er in London an den Tafeln der Aristokratie und Banquiers fallen ließ, wachen wieder auf und werden viel Glück in den Zeitungen machen. Mit der größten Ruhe und Sicherheit sprach er öfter davon, daß er als Kaiser der Franzosen dies und das thun und unter Anderem auch Waterloo rächen werde. Letzteres erfüllt sich auf eine Weise, die eben so viel Pikantes als Nobles zu haben scheint. Die Engländer auf der Krim schützten sich gegen den Tod des Erfrierens durch französische Mäntel. Der Nachkomme des Helden, gegen welchen ein Wellington zum Helden und die englische Nationalschuld der größte Riese aller Zeiten ward, wird als Triumphator, als Diktator des Krieges und Friedens in London empfangen! Wird die Rächung Waterloo's noch weiter gehen? — Die Times, welche die gröbsten Streiche sittlicher Entrüstung über den Staatsstreich gegen ihn führte, sagte freiwillig gestern ihr „pater peccavi". Zwar seien die Mittel nicht gut gewesen, aber durch den Zweck vollständig gerechtigt worden, so daß sie von nun an mit gutem Gewissen einen Heiligen verehren kann. Die Times ist die Großmacht der „constitutionellen Freiheit" und der freien Presse. Die Times fiel dem Sieger über constitutionelle Freiheit und freie Presse schon vier Wochen vor seiner Ankunft zu Füßen. Was wird sie thun, wenn er gekommen ist! Ihn um die Ehre bitten, ihm die Schuhriemen auflösen zu dürfen! Die Times klagte das englische Volk der Servilität, der Niederträchtigkeit, gegenüber der mißverwaltenden Aristokratie, an. Was die viel größere sittliche Fäulniß und Niederträchtigkeit in Anbetung pekuniärer und politischer Erfolge, welche heilig erschienen, weil sie Erfolge waren und dann die Mittel gleich mit heiligen, betrifft, so giebt es keinen besseren Beleg, kein unverschämteres Muster für den Vorwurf der Times, als sie selbst.

Als Schöpfer und Haupt-Architekt der großen Ausstellung erscheint der Kaiser Napoleon nicht nur den Pariser, sondern auch den großen englischen Produzenten als ein wahrer Retter in der Kriegsnoth, bei welchem Kultus man freilich keine national-ökonomischen Betrachtungen anstellt, sondern nur das nächste Interesse ins Auge faßt, für welches man durch die Ausstellung einen goldenen Regen in Paris und in England Belebung alles Absatzes erhofft. Würde die Ausstellung in dieser Beziehung Fiasko machen, wäre es mit dem Kultus in dem Grade aus, daß er sich in das Gegentheil umstürzen würde. In allen heidnischen und rohen Religionskulten überhaupt ist es Mode, das Götzenbild zu prügeln, das seinen Bestand für ein Unternehmen, für welches der sittliche Muth und die sittliche Basis nicht vorhanden war, nicht hergab.

England betheiligt sich in dem Grade an der Ausstellung, daß die ganze große Halle, d. h. die Hälfte des ganzen Gebäudes, nicht für hinreichend erachtet ward, alle seine Artikel aufzunehmen, so daß bekanntlich zwei Nebengebäude, das eine besonders für englische Maschinen, in großer Eil nachgebaut wurden. England bringt nicht nur sich, sondern auch die meisten seiner funfzig Kolonieen: Malta, die Jonischen Inseln, die Kap-Kolonie, West-Afrika, St. Helena, Westindien, Guiana, Van-Diemens-Land, Neu-Seeland, Australien, Kanada, unter Anderem einen zweitausendpfündigen Magneteisenstein von den sechzig Millionen Centnern des Berges von Byr-Towe, Ostindien und selbst China.

Krim, Krieg, Mißverwaltung, Napoleon, Ausstellung in Paris, Zersetzung des Heiligenscheins, der die englische Civilisation, Constitution

und Regierung so lange umgab — das sind die Hauptquellen, aus denen die geistige Production schöpfen könnte, wenn diese Quellen nicht alle in bedeutenden und demüthigenden Negationen für England bestänben. England ist so groß, daß es „im laborat mole sua", wie Livius von dem weltbeherrschenden Rom sagte, daß es bereitt an seiner eigenen Last leidet, um so mehr, da es keinen geistigen Schwerpunkt mehr in sich hat, kein Pathos, keine Idee, kein Wissen und keinen Willen, kein Talent für die Aufgaben, die ihm von der Weltgeschichte gestellt zu sein schienen. So fühlt und findet man überall eine sehr merkliche Leere, eine Verstimmung, eine instinktmäßige Furcht, daß England sich in dem Prozesse befinde, seine weltgeschichtliche Stellung zu verlieren. Das Kladderadatsch-Bild, wie Napoleon am Bette des „kranken Mannes", in welchem wir plötzlich John Bull erkennen, sitzt, ihm den Puls fühlt und ihn sehr angegriffen findet, mit dem Bemerken, daß er die Rechnung später machen werde, ist mehr eine Wahrheit, als ein Witz. Englische Wochblätter glaubten ein witziges Thema gefunden zu haben, als sie Preußen von den Wiener Konferenzen ausgeschlossen darstellten. Ich für meinen Theil dachte: Wohl dem, der nicht dabei ist!

Diese Andeutungen sollen blos auf den Schluß führen, daß England ohne Schwerpunkt, ohne Pathos, ohne Erkenntniß seiner Aufgabe, ohne Ehrlichkeit und Geist im Großen kein Material für wirkliche geistige Production bieten kann; auf den Grund, worum die Literatur mit all ihrer Preßfreiheit mager, verlegen und vergilbt aussieht. Vieles kann man dem brutalen, mißverwaltenden, blödsinnigen Mark als vorübergehende und überwindliche Störung der Rechnung setzen, aber nicht das Wesentliche. Letzteres liegt in der Struktur und in dem Geiste Englands selbst. Ob es sich erholen und halten wird, nachdem sein Sebastopol gefallen, bleibt eine Frage, auf die wir die Geschichte allmählich antworten lassen müssen.

Nur in die eigentliche Wissenschaft scheint sich die Verstimmung und Leere noch nicht eingedrängt zu haben. Wir finden deshalb unter den Männern der exakten Wissenschaft ein erfreuliches Leben, eine ungelähmte Thätigkeit. Während Kretzhi und Plethi von den höchsten bis in die untersten Regionen sich mit Mißverwaltung, Verwandeln, Kranken und Todten, mit Krim, Krieg und dem ganzen Mars beschäftigt, bauen die Astronomen dem Saturn einen Tempel in Kew-Gardens, und zwar zu dem speziellen Zwecke, sich während seiner bevorstehenden Erdnähe seine Ringe genau anzusehen und festzustellen, ob sich dieselben wirklich zusammengezogen haben. Messungen, die man vor zweihundert Jahren machte und aufzeichnete, ergeben eine bedeutende Verkleinerung dieser Ringe. Huygbens machte seine Beobachtungen mit einem Teleskop ohne Röhre. Die Royal Society, welche im Besitz seiner Gläser ist, will dieselben wieder zum Vergleichen benutzen. Ein Gebäude zu einer Reihe von Beobachtungen während der nächsten zwölf Monate mit den dazu nöthigen Apparaten wird in dem berühmten botanischen Garten zu Kew errichtet. Die Gelegenheit, den Planeten in der jetzigen Nähe zu beobachten, wird erst in fünfzehn Jahren wiederkehren und deshalb um so gewissenhafter wahrgenommen werden.

Die Society of Arts, welche im großartigsten Maßstabe Wissenschaft und Leben verbindet und Eines in das Andere wirken läßt, bereitet eine Ausstellung von Gegenständen, welche die Augenkrankheiten der arbeitenden Klassen erklären, verhüten und heilen, als erste Frucht ihrer über das ganze Land ausgedehnten Untersuchungen auf dem Gebiete der „industriellen Pathologie" vor. Sie hat neuerdings mehrere Preise für beste Leistungen in verschiedenen Industrie-, Kunst- und Wissenschaftssphären vertheilt, z. B. fünfundzwanzig Pfund Sterling für den besten mit Maschinen gesponnenen Flachs, denselben Preis für die beste Abhandlung über Verbrennung ohne Rauch, zwei andere für Mikroskope, die nicht über zehn Schilling und respektive drei Pfund Sterling kosten sollen, ohne dabei den Anforderungen für wissenschaftlichen Gebrauch etwas schuldig zu bleiben. Ich erwähne dabei, daß, wie schon Dickens in seiner Weise prächtig schilderte, auf der Straße ganz brauchbare Mikroskope, einen Penny das Stück, verkauft werden, deren Geheimniß in einer gegossenen Linse besteht, einem Geheimniß, aus dem sich noch mehr machen lassen wird. Die Masse, aus der sie gegossen werden, ist kein Glas, sondern soll ein durchsichtiges Harz sein. Hierbei fallen mir Dr. Pritchard's künstliche Turmaline ein bis zur Größe einer Zolles im Durchmesser und vortrefflich zur Darstellung und Erklärung der Licht-Polarisation.

Die Abreise eines ganzen, zur Wanderung bestimmten Museums mit allerlei Gegenständen, welche geeignet sind, Geschmack, Formen- und Schönheitssinn der arbeitenden Klassen zu bilden, einer vollständigen historischen Sammlung von Vasen, architektonischen, Möbel- und Hausgeräthmodellen, überhaupt Mustern für alle keramischen und textilen Künste, ist nach meiner Ueberzeugung ein größeres Ereigniß, als die zweite Expedition der baltischen Flotte. Das Museum entstand durch Marlborough-House, welches mit fünftausend Pfund Sterling von der Regierung die ersten Elemente desselben aus der großen Ausstellung von 1851 kaufte und sie durch Kopieen seiner eigenen Muster und Originale, durch Geschenke der Königin (vier Vasen, die für viertausend Pfund Sterling gekauft worden waren) und der Aristokratie bedeutend vermehrte. Das Museum wanderte zuerst in die Stadt der Metall-Kerowsk, Birmingham, um nach einem Monate in eine andere Stadt zu ziehen und so fort, bis sie das ganze Land in seinen Hauptsitzen der Industrie durchwandert haben wird.

In der entomologischen Gesellschaft wartete Mr. Westwood mit einem neuen Seidenwurme von Malta, der Bombyx Cynthia, auf. Die Seide, welche er spinnt, soll von ungemeiner Dauerhaftigkeit sein. Bei dieser Gelegenheit kam die Thatsache zur Sprache, daß in Indien nicht weniger als hundertfünfzig Spezies von Schmetterlingen (moths) umherflögen, nachdem sie ihre Larvenzeit in seidenen Gewändern zugebracht. Alle Cocons dieser Larven seien seidenartig und ließen sich verspinnen und verweben. Sonach wäre das Monopol der Maulbeerbaumraupe nur Produkt bisheriger Unwissenheit und Nachlässigkeit. Uebrigens wurde dabei auch gelegentl gemacht, daß sich die seidenspinnenden Insekten durch „Erziehung" sehr vervollkommnen ließen.

Die geologische Gesellschaft ließ von Dr. Daubeny beweisen, daß die unterste Haut der Erde, die älteste oder silurische, noch kein animalisches Leben produzirt haben könne. Um dies zu ergründen, habe er untersucht, ob Felsengebilde dieser Periode Spuren von Phosphorsäure enthielten. Die Chemie habe dies bis jetzt nicht gekonnt. Um der Sache indirekt auf die Spur zu kommen, habe er Gerste in zerstoßene silurische Gebilde gesäet und daraus ein negatives Resultat bekommen. Auf der ältesten silurischen Haut der Erde könne sich also noch keinerlei animalisches Leben entwickelt haben. Ein solches Stück Wissenschaft, zu lesen, wie es auf der Erde vor etwa siebzig oder achtzig Millionen Jahren ausgesehen habe.

Die Physiologen und Mediziner haben über die von Laurentius und Gilbert nachgewiesene therapeutische Erregbarkeit der Haut viel zu denken und zu sagen. Sie beleben nicht nur todte Haut wieder, sondern auch abgestorbene graue Haare, daß sie von innen heraus ihre Jugendfarbe wieder annehmen und alle Haarfärbungs-Künstler und Perückenmacher anstachen. Von der Thatsache angebend, daß die Haare der Haut innerhalb derselben in einem eigenen, fetten Knollen wurzeln und spitz herauswachsen, um von innen noch außen und von außen nach innen Vermittelungen des Ausscheidens und Einnehmens aus der Atmosphäre vorzunehmen, kamen sie auf die Idee und Mittel, die Haare außen negativ zu elektrisiren und dadurch im Innern positive Elektrizität hervorzurufen. „Das Haar wird dann ein Konduktor, die negative Elektrizität entweicht durch die freien Spitzen, und die positive verbichtet sich in den inneren Wurzelsäcken der Haare. Man kann auf diese Weise an jedem beliebigen Theile der Haut eine erhöhte Thätigkeit hervorrufen und geschwächte und paralysirte Muskeln wieder zu ihrer gesunden Kraft aufrufen. Diese wirkt zugleich auf die Arterien und innervirt die Circulation. Selbst graue Haare, die sich so gern auf den Häuptern und den Bärten lebensklustiger hoher Vierziger zu deren Aerger einstellen, können wieder zu ihrer Jugendkraft und Farbe zurückelektrisirt werden." — Das hört sich sehr lebenslustig an und könnte den berühmten französischen Physiologen Flourens, der wissenschaftlich behauptet und begründet, daß jeder Mensch ein natürliches Recht auf die runde Summe von hundert Jahren des Lebens habe (fünfmal die Zeit des Wachsthums, welche im Durchschnitt bis zum zwanzigsten Jahre dauert, d. h. bis zur Vollendung der Knochenverbindungen mit ihren Epiphysen), sehr unterstützen, denn ohne Elektrizität und sonstige positive Einpumpung von Kraft würden doch die meisten Menschen fortfahren, sich lange vor dem hundertsten Jahr zu selbstmorden, wie schon Buffon behauptete. Die Electrification der Hausthüre wird durch eine Art neuer „Schmier-Kur" bewirkt, „durch Bestreichen der Haut mit einer Auflösung von mineralischen Salzen, deren Zersetzung der elektrischen Prozeß in den Haaren bewirkt." Näher sprechen sich die Herren Laurentius und Gilbert nicht aus.

Dieselben geben auch Mittel an, wie man Gold aus der menschlichen Haut gerben könnte, so daß man nicht erst nach Australien oder Kalifornien zu gehen brauchte. Es ist ein elektro-chemischer und respektive therapeutischer Prozeß, nämlich jede Art metallischer Substanzen, die sich als Aktienmieter in den Körper einlogirt haben, zu exmittiren. Ein Franzose, Bergnes, habe ein Geschwür auf der Hand gehabt, das keiner medizinischen Behandlung gewichen sei. Als Galvano-Elektrizitäts-Versklberer und Vergolder sei er auf die Vermuthung gekommen, daß das Geschwür aus Silber und Gold bestehe, habe deshalb die Hand in den positiven Theil eines elektro-chemischen Bades getaucht und schon nach fünfzehn Minuten gesehen, wie sich am negativen Ende eine dünne Haut von Gold und Silber bildete. Einige Wiederholungen dieses Bades heilten das Geschwür vollkommen. Versuche anderer Art zu demselben Zwecke gelangen ebenfalls. So soll man einem Manne, der an Merkur (nicht dem Handelsgotte, freilich einer nicht elektro-chemisch zu kurirenden Krankheit) litt, durch elektrische Bäder so viel Quecksilber aus dem Körper gezogen haben, daß man einen ganzen Barometer hätte davon machen können. Wie viele solche Wettergläser laufen in Leibrock und Vatermörderen umher! Bewährt sich diese neue Art von Minen eblen und unedlen Erzes, werden sich viele Aerzte ihr Honorar unmittelbar aus den kranken Menschen zie-

hen und weiter keine Rechnung zu machen brauchen, wenn diese gesund sind. Die metallischen Schwämme des Dr. Chenot in Paris, aus „elektro-metallischer Charpie“ gemacht, erinnern übrigens sowohl an Gilbert's, als an Bergnes' neue Kur- und Invigorationsmethode. Die Erfindung Dr. Callan's (in Maynooth) einer elektrischen „single fluid-battery“ bewährt sich auf eine überaus glänzende Weise als neues Heiz- und Leuchtmittel. Mit einer galvanischen Batterie von achtundvierzig Elementen unterhielt er acht Stunden lang ein beständiges, gleichmäßiges, intensives Licht und eben so beständige Hitze, ohne daß die Metalle hinterher im Geringsten angegriffen erschienen. Die Kosten dieser Hitze und dieses Lichtes für acht Stunden beliefen sich auf acht Pence. Das ist aber gegenüber der Erfindung eines Deutschen in London, des Mechanikers Herrn Puls aus Schlesien, noch viel zu theuer. Er heizt und beleuchtet ein ganzes Haus mit zersetztem Wasser vierundzwanzig Stunden lang für einen Farthing, noch nicht einen Dreier. Das Abenteuerlichste dabei ist, daß er Wasser mit Wasser zersetzt. Seine Batterie von tausend Plattenpaaren (in einer neuen, patentirten Construction) wird blos mit gewöhnlichem Wasser, ohne eine Spur von Schwefel- und anderer Säure, gefüllt und zersetzt Wasser so schnell und dauernd, daß das Wasserstoffgas (mit Benutzung zugleich des Oxygens), wie gesagt, hinreicht, ganze Häuser zu beleuchten, zu heizen und Alles zu braten und zu kochen, was verlangt wird. Der Erfinder ist in die Hände von Engländern, Franzosen und einen Deutschen aus Costa-Rica (wo er eine Art Vice-Präsidenten spielt) gerathen, die sich nun um ihn, wie Raubthiere um ihre Beute, streiten und sich wegen des „Gewinnes“ nicht einigen können, so daß die wichtige Erfindung seit Wochen ruht.*) Da sie aber gemacht ist, wird sie sich geltend machen und der Menschheit ein Brenn- und Heizmaterial liefern, das auf Millionen von Jahren, das in Ewigkeit umsonst zu haben sein wird, da drei Viertel der Erde aus Wasser bestehen und der Verbrennungsprozeß ohnehin immer wieder Wasser bildet. Man wird dann die Erde auf ewige Zeiten illuminiren und den härtesten Winter in blühenden und Früchte reifenden Sommer verwandeln können. (Schluß folgt.)

*) Er konstruirt jetzt eine ganz neue Art von Maschinen, um der alten, patentirten, von deren Anwendung ihm kaum fünf Prozent Gewinn bleiben würden (fünfundneunzig Prozent wollen die Raubthiere) zu entgehen.

Frankreich.

Universal-Ausstellung von Paris.

(Schluß.)

Zweite Abtheilung. Kunstwerke.

Achte Gruppe.

Malerei, Kupferstich und Lithographie.

(13 Franzosen, 3 Ausländer.)

Graf Mornay, Präsident.
Dauzats.
Desnoyers, Mitglied des Instituts.
Français.
Ingres, Mitglied des Instituts.
Meuilleron.
Picot, Mitglied des Instituts.
Alaux, Mitglied des Instituts.
Eug. Delacroix, Maler.
Flandrin, Mitglied des Instituts.
Horace Vernet, Mitglied des Instituts.
De Mercey, Abtheilungs-Chef.
Marquis v. Pastoret, Mitglied des Instituts.
R. Fleury, Mitglied des Instituts.

Bildhauerei und Medaillirkunst.

(11 Franzosen, 2 Ausländer, unter welchen Letzteren der Präsident.)

Arago, General-Inspektor der schönen Künste.
Baroche, Präsident des Staatsrath.
Barye.
De Longpérier, Konservator der Alterthümer.
Dumont, Mitglied des Instituts.
Duret, Mitglied des Instituts.
Gatteaux, Mitglied des Instituts.
De Nieuwerkerke, Direktor der Kaiserlichen Museen.
General, Fürst von der Moskowa.
De Reiset, Konservator des Louvre.
Simart, Mitglied des Instituts.

Architektur.

(7 Franzosen, ein Ausländer.)

Caristie, General-Inspektor der Civilbauten.
Duban, Mitglied des Instituts.
Lefuel, Kaiserlicher Hofbaumeister.
Lenormant, Konservator des Medaillon-Kabinets.
Mérimée, General-Inspektor der historischen Denkmäler.
De Saulcy, Mitglied des Instituts.
L. Vaudoyer, Baumeister des Gewerbe-Instituts.

II. Die Völker-Kunstgalerie.

Neben dem umfassenden Gebäude, welches sich in den Champs-Elysées, am Ufer der Seine, für die Arbeiten der Welt-Industrie erhebt, ist, und zwar am Ende der dem Hauptgebäude noch angebauten, ebenfalls für die Industrie bestimmten Supplementar-Halle, ein abgesondertes, großes Bauwerk errichtet, dem, seiner Bestimmung nach, der Name „Völker-Kunstgalerie“ beigelegt werden dürfte. Der Name „Salon“, den die Franzosen ihren Kunst-Ausstellungen zu geben pflegen, ist natürlich auf einen solchen Komplexus von Stockwerken, Sälen, Hallen, Bilder- und Skulptur-Galerieen, die von allen künstlerisch gebildeten Ländern der Welt ausgestattet werden, nicht anzuwenden. Es bildet dieses Gebäude an seiner Vorderseite zwei hervorstehende Flügel, welche im Hintergrunde durch einen weiten Halbkreis verbunden sind. Großartige Säulenhallen und weite kreisförmige Treppenstufen führen in das Gebäude und bilden zugleich edequate An- und Abfahrten für die Equipagen.

Das Centrum des Gebäudes nehmen in jedem Stockwerke drei große Säle ein, an welche sich an jeder Seite drei andere Säle ziehen, die nicht unmittelbar, sondern durch querlaufende, galerieartige Räume mit einander verbunden sind. Es kam vor Allem darauf an, große vertikale Wandflächen zu gewinnen, die doch andererseits auch wieder nicht zu hoch sein dürfen, damit die am höchsten hängenden Gemälde noch vollständig erkennbar bleiben. Der im Mittelpunkte befindliche größte Saal des oberen Stockwerkes ist für die größeren Compositionen bestimmt. Das Licht fällt in diese im oberen Stockwerke gelegenen Räume von oben herein und gestattet überall einen gleich vollen Ueberblick der Kunstwerke. Die Farbe der Wände ist olivengrün, weil dies den Künstlern in der Regel die für ihre Ateliers am meisten zusagende Farbe ist.

Der Skulptur sind im linken Flügel des Gebäudes Räume überwiesen, die nicht durch Wände, deren diese Kunstwerke nicht bedürfen, von einander geschieden sind. Jede Gruppe, jede Statue wird hier noch allen ihren Umrissen unter einem breiten, reinen Lichte betrachtet werden können. Die Decke dieser Räume wird von Säulen getragen, deren Bogen-Verbindungen sehr passende Rahmen für besonders hervorgehobene Gruppen, Statuen, Vasen ꝛc. bilden. An den Wänden werden Fresco-Zeichnungen von Cornelius, Chenavard und anderen bekannten Meistern hängen.

In der Völker-Kunstgalerie haben England 860 Mètres Oberfläche, Belgien 800, Preußen 752, die Niederlande 310, die Schweiz 300, Oesterreich 210, Hamburg 133,*) Schweden und Norwegen 130, das Großherzogthum Hessen 52, Württemberg 23, Hannover ein Mètre für sich in Anspruch genommen. Von anderen deutschen Staaten, namentlich von den an Kunst und Künstlern reichen Städten München und Dresden war über den von ihnen in Anspruch genommenen Raum dieses Theiles der Ausstellung noch nichts bekannt. An den ziemlich großen, viereckigen Saal, der für Preußen bestimmt ist, werden links Belgien und rechts die Schweiz und Württemberg angränzen.

Eine der transversalen Mittelverbindungen werden ganz und gar die Werke Horace Vernet's und eine andere die von Ingres einnehmen. Eben so nehmen die Werke von E. Delacroix eine ganze Galeriewand in Anspruch. Die Künstler haben nicht blos unter ihren neueren, sondern auch unter ihren älteren Werken eine Auswahl getroffen. So wird Horace Vernet unter Anderem seine berühmte „Smala“ und mehrere andere, im Museum von Versailles befindliche große Schlachtgemälde aufstellen. Delacroix bringt seinen „Triumphzug des Trajan“, seine „Medea, ihre Kinder tödtend“, und seine „Schlacht von Kassel“; von neueren Werken eine „Löwenjagd“ und eine Scene aus den „Foscari“. Ingres stellt nicht weniger als vierzig Bilder auf, worunter sein „Gelübde Ludwig's XIII.“, seine „Märtyrer von St. Symphorian“, seine „Apotheose des Homer“ vom Plafond des Louvre und seine „Apotheose Napoleon's“ von der Decke des Hôtel de Ville. Nicht minder wird Herr Decamps einige seiner ausgezeichnetsten Werke bringen. Auch an zahlreichen französischen Bildhauer-Arbeiten wird es nicht fehlen.

Aus England sind Werke von Gibson, Landseer, Mulready, Stanfield, Prout, Cattermole ꝛc. (Bildhauer, Maler und sogenannte painters in water-colours) angekündigt; Belgien wird unter Anderem durch die Bildhauer Geefs und Simonis und die Maler Portaels, Stevens, Willems, Leys, Verlaet u. A. vertreten sein. Die Schweiz sendet Landschaften von Diday und Calame. Preußen wird zunächst

*) Wie kömmt Senf unter die Propheten? Hat die reellste Handelsstadt wirklich so viel Kunst und Künstler aufzuweisen? Die Behörden-Angaben liefert der Monteur.

D. R.

durch ausgezeichnete Bildhauer-Arbeiten von Meister Rauch und seinen Schülern, so wie durch Malerwerke von Begas, Magnus, Achenbach und anderen Namen der Düsseldorfer und der Berliner Schule, in dieser Völker-Kunstgalerie glänzen.

Die Einathmung des Chloroform.

Ueber diesen Gegenstand ist der Pariser Akademie der Wissenschaften in einer ihrer letzten Sitzungen von Herrn Mounier folgende Mittheilung gemacht worden:

„Während eines Aufenthalts von sechs Monaten in Konstantinopel habe ich als Oberarzt des Hospitals von Dolma-Bagtsche mehrere tausend Male, bei leichten Operationen, wie bei den schwersten, das Chloroform angewendet; und ich habe die Genugthuung, der Akademie anzeigen zu können, daß die Einathmungen des Chloroform immer von dem vollständigsten Erfolge gekrönt worden sind. Die Vorrichtung, deren ich mich dabei immer bedient habe, ist sehr einfach: sie besteht in einer Düte von Papier, die so weit ist, daß sie Mund und Nase gerade bedeckt; die Spitze der Düte ist abgeschnitten, damit durch die Oeffnung die zum Athmen nöthige Luft durchströmen kann; ein wenig Charpie im Innern der Düte vertritt die Stelle des Schwammes. Zwanzig bis dreißig Tropfen Chloroform wurden auf die Charpie gegossen. Der Verwundete lag horizontal, mit dem Kopfe etwas hoch. Nachdem wir die Erfahrung gemacht, daß das Licht und das Geräusch die Wirkung des Chloroform verzögerten, wo nicht gar verhinderten, legten wir über die Augen des zu Operirenden eine Kompresse und beobachteten alle das tiefste Stillschweigen. Ein geschickter Assistent beobachtete die Pulsschläge, die Athemzüge und maß die Zeit mit einer Sekundenuhr. Die Düte wurde dem Munde des Verwundeten während einiger Sekunden abwechselnd näher und ferner gebracht; wenn der Zustand der Bewußtlosigkeit sich einzustellen anfing, wurde die Düte fester und längere Zeit auf das Gesicht gehalten. Durch Kneifen der Haut und durch wiederholte Fragen, die wir an den Verwundeten richteten, überzeugten wir uns, ob der Zustand der Bewußtlosigkeit und Empfindungslosigkeit vollständig eingetreten war. Und wir begannen dann die Operation. Dauerte die chirurgische Operation lange, so wurde in die Düte eine zweite, wohl auch eine dritte Dosis Chloroform gegossen und dem Kranken allmälich einzuathmen gegeben. Dieses Verfahren haben wir bei allen an der Alma und bei Inkerman Verwundeten, die in mein Hospital gebracht wurden, in Anwendung gebracht; und wir haben dabei keinen Todesfall zu beklagen, ja, nicht einmal Zufälle zu bekämpfen gehabt. Ich schreibe diese Unschädlichkeit und beständige Wirksamkeit des Chloroforms dem von mir angewendeten Verfahren beim Chloroformiren zu, einem Verfahren, welches der von Herrn Flourens so gründlich dargestellten Theorie entsprechend ist, der zufolge das Chloroform den Zustand der Empfindungslosigkeit allmälich hervorbringt, indem es zuerst auf die Intelligenz, dann auf die Sensibilität, zuletzt auf die Locomotion, oder, mit anatomischen Ausdrücken, der Reihe nach auf die Gehirnlappen, auf das Gehirn, auf das Rückenmark, auf das verlängerte Rückenmark, auf den Lebensknoten seine Wirkung ausübt. Aus den so zahlreichen Erfahrungen, die unter meinen Augen und unter meiner Leitung gemacht worden sind, hat sich ergeben, daß es keineswegs nöthig ist, die Einathmung des Chloroform so lange fortsetzen zu lassen, bis der Zustand der Bewegungslosigkeit eingetreten, daß es noch weniger nöthig ist, sie bis zum Absterben des Nervensystems fortsetzen zu lassen, und daß es, wie Herr Baudens gesagt, eine Unvorsichtigkeit und eine Gefährdung des Menschenlebens ist, die Stufe, welche zwischen dem Aufhören der Empfindung und dem Aufhören der Bewegung liegt, absichtlich zu überschreiten.

Die Uebereizung des Muskelsystems hat sich meiner Beobachtung selten dargeboten; wenn sie sich gezeigt hat, so habe ich, statt sie durch Hinzufügung neuer Dosen von Chloroform zu bekämpfen oder zu unterdrücken, im Gegentheil den Apparat von dem Gesichte des Kranken entfernen lassen, und nach wenigen Sekunden war dieser dann in dem für den Beginn der Operation normalen Zustand der Empfindungslosigkeit.

Diesen Verfahren, dessen Regeln Herr Baudens so klar dargestellt hat, welches sich auf die Reihenfolge gründet, in welcher die durch die Einathmung des Chloroform hervorgebrachten, von Herrn Flourens so gründlich auseinandergesetzten pathologischen Erscheinungen hervortreten, diesem Verfahren verdanke ich es, daß ich mehrere Male den Kranken auf eine Tragebahre habe legen, in den Operationssaal habe bringen lassen, operirt und verbunden habe, und in sein Bett habe zurücktragen lassen, ohne daß derselbe von dem, was mit ihm vorgegangen, etwas gewußt oder gefühlt hat.

Nachdem auf diese Weise die Chloroformirung sich bei den verschiedenartigsten Operationen, bei den leichtesten, wie bei schwersten, als durchaus zweckmäßig und ungefährlich herausgestellt, ist die Frage entschieden, und jeder unparteiische Geist muß zugeben, daß nicht das Mittel, sondern nur die ungeschickte Art, es anzuwenden, die Ursache der Unglücksfälle gewesen, die man so oft zu beklagen gehabt. Die zahlreichen fremden Aerzte, welche mir die Ehre erwiesen, meinen Operationen im Hofpital von Dolma-Bagtsche beizuwohnen, und die Zöglinge von Galata-Serai, welche die osmanische Regierung mir zur Verfügung gestellt hatte, haben nach der Darstellung, die ich ihnen von der Theorie des Herrn Flourens gemacht, es bestätigt, daß der Verlauf der Erscheinungen ganz so gewesen, wie ihn dieser ausgezeichnete Physiologe beschrieben hatte, und Alle sind sowohl über die Wirksamkeit, als auch über die Unschädlichkeit des nach der Methode des Herrn Baudens angewendeten Chloroform in Erstaunen gerathen.

Die Verbreitung des Gebrauchs des Chloroform und die Anleitung zu Operationen an Leichnamen, welche ich den Zöglingen der medizinischen Schule Konstantinopels ertheilt, sind zwei Wohlthaten, welche, hoffe ich, unverlöschliche Spuren der militairischen französischen Heilkunst im Orient zurücklassen werden."

Mannigfaltiges.

— **Dupin's Memoiren.** Unter dem Titel „Souvenirs du barreau" ist so eben beim Buchhändler Plom in Paris der erste Band der Memoiren des Herrn Dupin, des bekannten ehemaligen Batonnier der Rechtsanwalte von Paris und des vieljährigen Präsidenten der Deputirtenkammer unter Ludwig Philipp, erschienen. Der vielgewandte Rechtspraktikus liefert in dieser Selbstschau eine Ueberschrift aller der „Causes célèbres", mit welchen er von seinem ersten Debut bis zu seinem Abtreten von der Advokaten-Laufbahn in Verbindung gekommen. Seine Memoiren möchten daher auch wohl eines der interessantesten Bücher dieser Art sein. Es zerfallen die von dem Verfasser besprochenen Rechtsfälle in drei Kategorieen. Die erste, unter dem Titel „politische Anklagen", umfaßt die Prozesse von Ney, Brune, der drei Engländer Wilson, Bruce und Hutchinson, welche Lavalette aus dem Gefängnisse befreit, der Generale Rovigo, Gilly, Poret de Morvan, Travot, Caulaincourt ꝛc. Die zweite Kategorie ist den berühmteren Preßprozessen gewidmet, wobei als Angeklagte de Pradt, Fiévée, Comte und Dunoyer, Jay, Jouy, Arnault, Montfolet, Dupaty, Béranger, Merilhon, Jfambert, die Herausgeber des Constitutionnel und Bertin der Aeltere, als Haupt-Redacteur des Journal des Débats, figuriren. Die dritte Abtheilung endlich ist einigen großen Civil-Prozessen vorbehalten, worunter sich, als zwei interessante Gegenstücke, die Reclamation für die Testamentsvollstrecker Napoleon's und die für die Testamentsvollstrecker Ludwig Philipp's befinden. Auch einige interessante Vertheidigungsschriften in Sachen Ludwig Philipp's, damaligen Herzogs von Orleans, sind mitgetheilt, wobei unter Anderem der gegen ihn in den Jahren 1825—30 von einer Intriguantin, Namens Maria Stella, angestellte Prozeß. Letztere, die zuerst mit Lord Newborough und dann mit einem Baron v. Sternberg verheiratet war, gab sich für eine Prinzessin von Orleans aus und behauptete, daß sie eine Tochter des damaligen Herzogs und der Herzogin von Chartres (Aeltern Ludwig Philipp's) sei, die im Jahre 1773, als diese in Italien reisten, geboren und dort mit dem Sohne eines gewissen Chiappini, für dessen Tochter man sie dann ausgegeben, vertauscht worden sei. In Italien war es der Intriguantin gelungen, sich bei einem geistlichen Gerichte ein Erkenntniß zu erwirken, worin sie wirklich für die Tochter des Grafen und der Gräfin von Joinville erklärt wurde, unter welchem Namen die Aeltern Ludwig Philipp's diese italiänische Reise gemacht hatten. Die französischen Gerichte, vor welchen sie, gestützt auf dieses Erkenntniß, ihre Ansprüche geltend machen wollte, haben sie jedoch damit, und zwar noch unter der Regierung Karl's X., vollständig abgewiesen.

— **Französische Kunstdenkmale.** Der geistvolle Schöpfer einer pragmatischen Kunstgeschichte, Karl Schnaase, hat in dem vierten Bande seines trefflichen Werkes, „Geschichte der bildenden Künste", die mittelalterlichen Baureste Frankreichs einem genauen Studium unterworfen und besonders darauf aufmerksam gemacht, wie verschieden sich der Baustyl in den einzelnen Provinzen gestaltete, namentlich war er im Norden und Süden Frankreichs ein ganz anderer, während zu derselben Zeit in Deutschland die allerdings auch vorkommenden Verschiedenheiten und Gegensätze von einer höheren Einheit beherrscht wurden. Der normannische Styl bildete sich einseitig und schroff im nördlichen Frankreich aus, der romanische im südlichen. Burgund und die Auvergne haben dagegen einige Baudenkmale aufzuweisen, wo die Ornamentik, ohne das Gepräge ihres antiken Ursprungs einzubüßen, sich schon mehr mit dem Konstruktiven verschmolzen hatte. Schnaase hat seinem Werke Abbildungen beigegeben, welche berühmte Kirchen von Avignon, Clermont, Toulouse, Dijon, Cluny, Caen u. s. w. darstellen. Auch über den Standpunkt der Kunstliteratur in Frankreich sind schätzenswerthe Winke mitgetheilt; sie steht gegen Deutschland und England bedeutend zurück.

F. v. H.

Digitized by Google

Magazin

Sechsmahl wöchentlich 2 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt in Leipzig portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von allen deutschen Buchhandlungen (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 59, und beim Spediteur Brasch, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 45. Berlin, Sonnabend den 14. April 1855.

England.

Pentland's Bericht über die neueren Franklin-Expeditionen.

Als Beitrag zur Geschichte der Franklin-Expeditionen theilen wir einen im Moniteur Universel enthaltenen, an den Secretair der französischen Akademie der Wissenschaften eingesandten Bericht des Herrn Pentland mit, der von einer Karte begleitet wurde, auf welcher die von den genannten Expeditionen in den arktischen Meeren gemachten Entdeckungen verzeichnet sind. Es wird zur Vervollständigung der bereits im „Magazin" gegebenen Details über diese interessanten, obwohl in der Hauptsache leider ohne Resultate gebliebenen Reisefahrten dienen.

„Ich überreiche Ihnen," heißt es darin, „die von der britischen Admiralität so eben herausgegebene Karte, die Entdeckungen betreffend, welche von den verschiedenen zur Aufsuchung Sir John Franklin's ausgerüsteten Expeditionen gemacht worden. Die neuesten derselben sind die Küsten, die 1851, 1852, 1853 und 1854 von den Capitainen Belcher und Kellett gesehen wurden, welche vor kurzem zurückgekehrt sind, nachdem sie ihre Schiffe im Eise hatten zurücklassen müssen, ohne daß es ihnen während eines zweijährigen Aufenthalts in den arktischen Regionen bisher als ihren Vorgängern geglückt wäre, Spuren der Mannschaften des „Erebus" und des „Terror" aufzufinden.

„Sie werden sich erinnern, daß die englische Regierung, veranlaßt durch die geringen Erfolge der Expeditionen von Sir James Roß und Capitain Austin im Jahre 1849, sich entschlossen hatte, eine neue Anstrengung zu machen und zwei Expeditionen, die eine, im Jahre 1850, durch die Behringsstraße, und die andere, im Jahre 1852, durch die Baffins-Bai und den Lancaster-Sund abzufertigen. Die erste dieser Expeditionen, welche aus zwei Segelschiffen, dem „Investigator" und der „Enterprise", bestand, war den Capitainen Mac Clure und Collinson anvertraut; an der Spitze der zweiten standen zwei durch frühere hydrographische Arbeiten ausgezeichnete Offiziere, die Capitaine Belcher und Kellett.

„In den ersten Tagen des Jahres 1850 gingen Mac Clure und Collinson unter Segel, und Beiden gelang es, dem Ersteren in demselben Jahre, dem Zweiten im folgenden, das so lange Zeit schwebende Problem, den ersten Beweggrund aller Expeditionen in das Polar-Meer, zu enträthseln und die Existenz einer nordwestlichen Durchfahrt festzustellen. Die Nordküsten Amerika's entlang fahrend, drangen sie bis zu einer kurzen Entfernung von der durch den Aufenthalt Parry's im Jahre 1819 berühmt gewordenen Melville-Insel vor und setzten sich, indem sie ein eisbedecktes Meer durchkreuzten, mit der Expedition Kellett's, die im Jahre 1852 dort angekommen war, in Verbindung. Unter den merkwürdigsten Resultaten, welche von diesen beiden aus Westen kommenden Seefahrern erlangt wurde, ist die Entdeckung der großen Barings-Insel und des Kanals, der sie von dem benachbarten Prinz-Alberts-Land trennt, zu erwähnen. Die Küsten dieser unwirthbaren Regionen wurden sorgfältig erforscht und aufgenommen, ihre Naturprodukte untersucht und eine große Zahl physikalischer und meteorologischer Beobachtungen während der drei langen Jahre zusammengetragen, welche der „Investigator", vom Eise eingeschlossen, in der Mercy-Bai, im Norden der Barings-Insel, verbrachte. Von den beiden mit diesen mühseligen Untersuchungen beschäftigten Schiffen wurde das eine, der „Investigator", nachdem es von 1850 bis 1854 im Eise festgefroren, im Frühling des vorigen Jahres verlassen, und die Mannschaft kehrte mit verhältnißmäßig geringem Verluste nach England zurück; das andere Schiff, die „Enterprise", machte vergebliche Anstrengungen, nach Osten vorzudringen, sowohl an der Melville-Insel vorbei, als durch die lange Meerenge, welche die nördliche Küste des Kontinents von Woolastons-Land trennt, wurde endlich, nachdem es ebenfalls drei Winter im Eise zugebracht, gezwungen, nach dem Stillen Meere zurückzusegeln, und wird täglich in England erwartet.

„Die Expeditionen der Capitaine Belcher und Kellett nach der Baffins-Bai, die im Jahre 1852 von England abging, bestand aus vier Schiffen, zwei Segelfahrzeugen und zwei kleinen Schraubendampfern. Man kann diese Expedition als eine doppelte betrachten, da sie in zwei verschiedenen Abtheilungen vor sich ging. Die eine, unter den Befehlen Sir Edwards Belcher's, sollte den Wellington-Kanal erforschen, wohin, nach den Spuren eines im Jahre 1851 auf einer der Inseln entdeckten Lagers zu schließen, Sir John Franklin sich im Jahre 1846 gewendet haben dürfte; hierauf sollte sie sich dem Pol zu nähern suchen, indem viele Personen glauben, daß, analog mit dem, was vom Polarmeer im Norden von Sibirien bekannt ist, man auch dort ein vom Eise freies Meer entdecken müsse, welches mit dem mehr nach Westen liegenden, von Wrangell gesehenen in Verbindung stehe; daß man endlich daselbst ein schiffbares Polar-Becken, die Polynia dieser Theoretiker, auffinden würde. Zu gleicher Zeit, als Belcher seine Forschungen im Osten verfolgte, sollte Capitain Kellett sich nach der Melville-Insel begeben und, von seiner Station in einer ihrer Buchten aus, die Spuren Franklin's aufs genauste, sowohl in nördlicher, als in westlicher Richtung, untersuchen, sich mit den aus der Behringsstraße kommenden Expeditionen in Verbindung setzen und Retognoszirungen auf dem Lande wie auf dem Eise unternehmen, um die Küsten der Inselgruppen, von denen die Melville-Insel selbst einen Theil ausmacht, zu erforschen.

„Obgleich es unglücklicherweise den Expeditionen von Belcher und Kellett nicht gelungen ist, die wichtigste Aufgabe ihrer Sendung, die Auffindung Sir John Franklin's und seiner Gefährten, zu erfüllen, so haben sie doch viel zur geographischen Kenntniß der arktischen Regionen beigetragen, wie die der Akademie vorgelegte Karte zur Genüge beweist. Nach zwei im Eise verbrachten Jahren entschloß sich Sir Edward Belcher aus Rücksichten, welche allerdings von mehreren der ausgezeichnetsten unter seinem Befehle stehenden Offiziere nicht getheilt wurden, seine Schiffe in Stich zu lassen und die Mannschaft auf Walfischfahrern nach England zu befördern, wo sie im Herbste vorigen Jahres angekommen sind.

„Während die erwähnten vier Haupt-Expeditionen mit dem Polar-Eise kämpften, hatten auch andere Schiffe, welche dazu bestimmt waren, ihnen Lebensmittel zuzuführen und die Communication mit dem Mutterlande zu unterhalten, der Erdkunde wichtige Dienste geleistet. Capitain Ingleseld drang während seiner drei Reisen nach der Lancasterstraße in den Jahren 1851, 1853 und 1854 viel weiter im Norden der Baffins-Bai vor, als irgend ein früherer Seefahrer, untersuchte die beiden unter den Namen Smith's Sound und Jones' Sound bekannten Busen, welche mit dem großen Polar-Meer in Verbindung stehen, und entdeckte endlich auf der östlichen Küste der Baffins-Bai die Murchisonstraße, die wahrscheinlich die westliche Oeffnung einer großen Meerenge bildet, welche Grönland im Norden von den Polar-Ländern trennt. Ein anderes Fahrzeug, der „North Star", der am Ausfluß des Wellington-Kanals stationirt war, hat durch Streifpartieen zu Lande und auf dem Eise unsere Kenntniß mehrerer Punkte der Lancasterstraße vervollständigt. Mit diesem Schiffe machte der kühne Lieutenant Bellot seine letzte Reise, während der er, wie man weiß, auf eine so beklagenswerthe Weise verunglückte, indem er sich zur Ueberbringung von Depeschen an Sir Edward Belcher erboten hatte.

„Auf der von mir eingereichten Karte ist die Gegend angegeben, wo, nach den von Dr. Rae im Jahre 1854 eingezogenen Nachrichten, die letzten Ueberlebenden der Franklinschen Expedition ein so trauriges Ende gefunden haben. Wie Ihnen erinnerlich ist, hatte Dr. Rae, einer der unerschrockensten arktischen Reisenden, die große Meerenge entdeckt, welche den westlichen Theil des Kontinents von dem Woolaston-Lande und den Inseln trennt, die sich zwischen der Mündung des Kupferminen- und Back-Flusses ausdehnen. Von der Hudsons-Bai-Gesellschaft beauftragt, seine Arbeiten zu beendigen und hauptsächlich die Küste der im Jahre 1830 durch Sir John Roß entdeckten Halbinsel Boothia näher zu untersuchen, fand er sich im Frühling des verflossenen Jahres in eine der großen Vertiefungen dieses Landes. Da traf er in der Pelly-Bai mit einem Stamm der Eskimos zusammen, von denen er erfuhr, daß eine Anzahl weißer Männer, die aus dem Nor-

Digitized by Google

den gekommen, nachdem sie ihre Schiffe verloren hatten, einen Tagemarsch nordwestlich von der Mündung eines großen Stroms voller Wasserfälle, welcher kein anderer als der von Sir George Back entdeckte und unter dem Namen Great-Fish-River beschriebene, heute aber als Back's River bekannte Fluß sein kann, vor Hunger gestorben seien. Den Erzählungen der Eskimos zufolge, hätten Franklin und seine Gefährten in den ersten Monaten des Jahres 1850 ihre Schiffe verlassen, indem sie den amerikanischen Kontinent zu erreichen suchten; da sie jedoch auf der ganzen langen Strecke, die sie von den Niederlassungen der Hudsons-Bai-Gesellschaft trennte, keine Lebensmittel finden konnten, so wären sie auf der Insel Montreal in der Nähe von Kap Ogle und in einiger Entfernung von der Mündung des Back-River vom Tode ereilt worden. Die in Folge dieses Berichts angestellten Nachforschungen führten zur Entdeckung mehrerer Gegenstände, die nicht allein Franklin, sondern auch verschiedenen Mitgliedern seines Offizier-Corps gehörten. Es ist wahr, daß die traurigen vom Dr. Rae erhaltenen Nachrichten auf den Mittheilungen der Eskimos beruhen, die sie von anderen Stämmen empfangen haben; man hat indessen nur zu viele Ursache, sie für gegründet zu halten, und sie werden sogar durch vor kurzem nach England gekommene Angaben bestätigt.*) Doch giebt es immer noch Personen, die den Erzählungen der Eskimos wenig Glauben beimessen und vermuthen, daß die dem unglücklichen Franklin und seiner Gesellschaft gehörigen und von Rae mitgebrachten Gegenstände von den Eskimos auf den Schiffen gefunden sein mögen, welche die Mannschaft freiwillig verlassen haben könnte, während sie in den Details über die fünfunddreißig an einem Orte und fünf an einem anderen gefundenen Leichen nichts als eine Fabel sehen, die von den Wilden ersonnen worden, um als Rechtfertigung über den Besitz der ihren Händen befindlichen Gegenstände zu dienen. Um nun jede Ungewißheit über das Schicksal der Mannschaften des „Erebus" und des „Terror" zu beseitigen, wird die britische Admiralität im Laufe dieses Jahres zwei Expeditionen aussenden, die sich von Back's River und wahrscheinlich von Repulse-Bai aus nach den Punkten begeben sollen, welche die Eskimos als den Schauplatz jener furchtbaren Katastrophe bezeichnen."

Literatur-Briefe aus England.

1855. Vierter Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Um das Walten der englischen Wissenschaft auf imposanteren Gebieten zu berühren, fallen mir zwei kolossale Projekte ein: der elektrische Telegraph um die ganze Erde, über Dänemark, Island, Grönland nach Amerika, wo die kürzeste Entfernung — fünfhundert englische Meilen — gewonnen ist und ein Draht für gut ausführbar gehalten wird, über Schweden, Finnland, Petersburg, Moskau, Sibirien, Kamtschatka, die Aleutischen Inseln, Amerika, hinunter an der Küste nach Kalifornien, wo der Chef des Unternehmens, Herr Schaffner, auch sein schon vollendetes Werk, den amerikanisch-kalifornischen Telegraphen, treffen wird. Eine Gesellschaft ist gebildet, Unterhandlungen mit Dänemark und Schweden abgeschlossen und mit Rußland im Werke. Der lebendige elektrische Sprachgürtel um die Erde ist ein Werk, bei welchem die Engländer ihre nationalen Demüthigungen vergessen können lernen, eben so bei ihrem Brückenbau von England nach Australien. Eine Brücke über die beiden Weltmeere ist allerdings keine Kleinigkeit, aber sie ist nichtsdestoweniger schon halb fertig, ich meine das große doppeltelerne Doppeldampfschiff, welches Scott Russell und Brunel für die Ost-Schifffahrts-Compagnie auf der Hunde-Insel im Osten Londons bauen. Es ist ein Weltwunder, die größte Fabel aller Zeiten und doch doppelt von eiserner Realität. An Größe übertrifft es das größte englische Kriegsschiff, den „Wellington", mehr als dreimal. Es wird dem Winde stets entgegenfahren, in keinem Sturme schwanken und nie untergehen. Es wird so viel Kohlen auf einmal einnehmen, daß es die Reise nach und von Australien in sechzig bis siebzig Tagen beide machen kann, ohne neuer Zufuhr zu bedürfen. Die luftdichten Räume zwischen den Decks sind so groß und abgetrennt, daß sie, wenn selbst die ungeheuren Doppeleisenwände durchstoßen und alle Räume im Innern mit Wasser gefüllt wären, die ganze Masse, die geladen eine Million Centner betragen könnte, über Wasser gehalten werden würde. Das ganze Werk ist die großartigste angewandte Mathematik und Nautik. Ein deutscher Arbeiter an dem Wunderwerke versichert mir, daß man desto mehr staunen müsse, je mehr man davon verstehe und je genauer man ins Detail eindringe. Es sei nach seiner festen Ueberzeugung das großartigste Wunder und Ereigniß aller Zeiten und werde die ganze Erdkugel zu einem Spaziergange machen. Man fahre später um sie herum, wie der Philister der kleinen Ackerbürgerstadt jetzt Abends um die Stadt herumgehe. Große Nationen und Länder würden eine Krähwinkelei einer stets durch einander fließenden Menschheit gegenüber.

England und Deutschland, Ersteres materiell und geschäftig, Letzteres ideell und wissenschaftlich, berufen und vereinigt, diesen Kulturfluß der Menschheit, diesen Blutumlauf aller Güter der Erde zu einem Organismus durchzubilden, treten bereits in allen Welttheilen in bieser gemeinschaftlichen Mission auf, bald wirklich vereinigt, wie in Afrika, bald im Gegensatze, der seine Einheit und Verjüngung sucht, wie in Amerika und Australien. Selbst die orientalische Humbugs-Wirthschaft ist nur verpfuscht, weil für dieselbe die substantielle Macht nicht gefunden ward, welche das deutsche Element genöthigt haben würde, sowohl sich selbst zu entscheiden, als die Entscheidung materiell und ideell auszuarbeiten. Doch letztere Angelegenheiten führen uns auf unseren Bereiche. Ich erwähne nur Afrika, wo deutsche Wissenschafts-Missionäre der englischen dampfenden „Plejade" die Stätte bereitet hatten. Die Plejade, welche voriges Jahr auflief, die von Barth entdeckten Flüsse Kowara, Chadda und Benue (welche letzteren nach Barth einen einzigen Fluß bilden) näher zu untersuchen, hat unter Dr. Baikie eine glückliche Fahrt gemacht und ist zweihundertfünfzig englische Meilen weiter, als früher Jemand, im Chadda vorgedrungen. Man brachte hundertachtzehn Tage auf der Expedition zu, verständigte sich mit den Eingeborenen und brachte ihnen Sinn und Geschmack für Handel bei. Man erreichte die Küste wieder, ohne einen Mann zu verlieren, obgleich die klimatischen Feinde im Ganzen viel böser sein sollen, als die vor Sebastopol. Ich höre von einer Compagnie zur Bildung von Eingeborenen, welche das Innere Afrika's auf Rechnung Englands weiter explorieren sollen. Die Plejaden-Expedition war eine glückliche, doch scheint sie weder geographisch, noch sonst wissenschaftlich den Erwartungen zu entsprechen, die sie mit ihren Mitteln wohl hätte erfüllen können. Ein definitives Urtheil läßt sich freilich erst bilden, wenn ein genauer Bericht vorliegt. Von dem Leben Barth's sind bis jetzt, meines Wissens, noch keine sicheren Beweise wieder eingetroffen.

In Australien hat Capitain Cadell eine Reise von zweitausend englischen Meilen den Murray hinauf gemacht und einen Punkt zwanzig Meilen von Albury in New-Süd-Wales erreicht, so daß der Fluß also eine große Verkehrsschlagader für drei große kultivirte Ansiedelungen bildet. Zwei Dampfschiffe und vier Barken, die verdoppelt werden sollen, sind bereits in voller Thätigkeit, allerlei ländliche Produkte, besonders große Massen von Wolle, den Fluß herabzubringen. Die Regierung hat fünfzehnhundert Pfund Sterl. angewiesen, einen Hafen an der Mündung in Stand zu setzen. Der Lieutenant-Gouverneur von Victoria, Sir H. Young, sucht die Genehmigung der Regierung für eine tausendmeilige Eisenbahn zwischen Sydney und Melbourne über Adelaide und eine Anleihe dazu. Die Rentabilität des Unternehmens soll außerdem durch Verkauf von Land zu beiden Seiten der Bahn von je zehn Meilen Breite gesichert werden.

Die Panama-Eisenbahn ist fertig, neunundvierzig Meilen Eisenbahn durch die wildeste, trotzigste Felsengegend, die hier beide großen Oceane aus einander und die beiden Landerkolosse Süd- und Nord-Amerika's zusammenhält. Die Bahn erhebt sich an einer Stelle zweihunderteinundfünfzig Fuß über das Meer. Sie kostet nicht mehr als 1,400,000 Pfd. Sterl. Die dampfenden Lokomotiven berühren auf beiden Seiten angekurte Dampfschiffe, welche von und nach Sydney, von und nach London eilen, um sich bald von dem fabelhaften, doppeleisernen Doppeldampfer (Ruder- und Schraubentriebwerk zugleich) überholen zu lassen. — Auch durch das Land der Pharaonen, zwischen Kahira und Alexandrien, wird nächstens, hundertdreißig Meilen lang, die donnernde Dampfschlange die Mumien in Stand zusammenrütteln. Die Bahn ist vollendet bis auf drei Brücken.

Auch in elektrischer Durchdarung der Erdhaut ist man schon ziemlich kosmopolitisch, so daß die große Hauptader ringsherum immer wahrscheinlicher und nothwendiger wird. Wo sich einst indische Gottheiten durch Jahrtausende hinträumend auf Lotosblumen wiegten und in Tausenden backsenartiger Tempel dafür sorgten, daß die andächtige Menschheit nicht aus der Wiege komme, verlieren sie ihre Balance in den Lotosblumen und fallen ins Wasser, da die Eisenbahn vorbeidonnert, und werden die Menschen neugierig ob des Zitterns der Nadel, mit welcher die Leute sich tausend Meilen per Neuigkeiten schreiben. Die Kalkutta-Eisenbahn ist auf einer Strecke von hundertzwanzig Meilen vollendet und dreitausend Meilen elektrischen Korrespondenzdrahtes binnen zwölf Monaten. Die in Bombay ankommenden englischen Nachrichten gehen in drei Stunden nach Madras, Kalkutta, Agra und Lahore vor dem Khyber-Paße vorbei. Eine neue Linie geht nach Pyome, Rangoon und der Hauptstadt von Aracan. Auch ist die Ostindische Compagnie so vernünftig, ihre Universität zu Haileybury des Monopols für Ostindien zu berauben und jedem Talente die Möglichkeit eines Wirkungskreises in ihrem ungeheuren Bereiche zu verschaffen. Bisher konnten nur Haileyburrsten und Banquier-Empfohlene auf Berücksichtigung rechnen, so daß die Staatsämter fast eben so schlecht ver-

*) Vgl. Nr. 25 des „Magazin".

Digitized by Google

sorgt wurden, wie dies im Mutterlande der Fall und ein Fall geworden ist, der dieses ganze stolze Mutterland zu Falle bringen kann.

Mit den bisher hingestellten Thatsachen habe ich einige Werke der wirklichen englischen Literatur, die positiv und weltgeschichtlich ist, anführen wollen. Man sieht schon aus dem Kataloge dieser vom Momente und Zufalle an einander gereihten Werke, die systematisch und vollständig noch ganz anders und viel imposanter aussehen würden, wie die Kulturgeschichte der Menschheit ihre großen Zwecke angehindert verfolgt, während halb Europa, geschichtsdurstig, vor den Borgen Sebastopols zu stehen scheint, wie ein großer Oche.

Ehe wir in den engen und sehr beschränkten Kreis geschriebener und gedruckter Werke übergehen, sehen wir uns die literarischen Fonds Englands als „Literary Fund" an, diese merkwürdige Literaten-Wohlthätigkeits-Gesellschaft, welche neuerdings Anstrengungen machte, sich auf Dickens' energischen Antrag zu reformiren. Ganz in der Art englischer Wohlthätigkeits-Gesellschaften, jedesmal mit einem Lord, Bischof oder Banquier an der Spitze, schien sie nur für einen Direktor mit zweitausend, einen Vice-Direktor mit funfzehnhundert, einen Secretair mit tausend Pfund und einige andere Gentlemen mit Geburt und Familie, ohne Talent und Schamgefühl, da zu sein. Die Gesellschaft unterstützte während der letzten zwanzig Jahre vierhundertneunundzwanzig Literaten und gab, um dies zu können, fünftausendvierundneunzig Pfund Sterling aus, ohne die laufenden Kosten für Secretair, Verwaltung u. s. w., blos für wohlthätige „Dinners", Anzeigen und gelehrte Forschungen, ob die vierhundertneunundzwanzig Literaten das Almosen auch verdienten. Die Künstler haben eine ähnliche Gesellschaft gebildet (a „Artists' General Benevolent Fund"), welche während derselben Zeit (1844—1853) fünfhundertneunundfunfzig Personen mit einem Kosten-Aufwande von blos neunhundert Pfund unterstützte. Dies war wenigstens ein Beweis ad hominem, daß man in der Literatur-Gesellschaft mindestens viertausend Pfund sparen und die vierhundertneunundzwanzig Personen gründlicher oder besser fünf- bis sechshundert andere geistige Produzenten in momentaner Sorge und Verlegenheit bewohlthätigen könnte, wenn es ihr Ernst gewesen wäre. Sie zählt Männer wie Macaulay, Dickens, Hallam, Bulwer, Carlyle unter ihren Mitgliedern, denen man keinen Humbug zutraut, sie waren aber zu schwach, zu „gentle", um Männer von Gebürt, d. h. die Beamten, zu beleidigen, eine gentleness, durch welche bekanntlich das ganze englische Regierungs-System bankerott wird.

Die literarische Gesellschaft gab für jeden Literaten, den sie unterstützen wollte, etwa neunzig Thaler aus. Nur der Rest, der dann übrig blieb, floß als Balsam auf die brennenden Wunden des Würdigbefundenen. Bei uns würden die neunzig Thaler, die man hier ausgiebt, um zu unterstützen, schon als Unterstützung selbst gelten und mit Dank angenommen werden. Dickens schlug gesunde Reformen und mehr Geld für die Nothleidenden, als für die gebende Gesellschaft vor, z. B. daß Männer wie Bulwer, Macaulay, Carlyle u. s. w. und er selbst die nöthigen Nachfragen, ob Jemand Unterstützung verdiene oder nicht, umsonst thun und dann im positiven Falle die neunzig Thaler, die jetzt als Kosten abgehen, als Unterstützung selbst disponibel lassen würden. Was aus seinen Vorschlägen geworden, ist noch nicht bekannt. Im Uebrigen ist die Gesellschaft zu alt und vornehm, als daß man viel Erfolg erwarten dürfte, obgleich jetzt gerade die Fonds derselben öfter und gründlicher in Anspruch genommen werden, als seit vielen Jahren. Nur Literaten ersten Klasse und Zeitungsschreiber konnten in der letzten Zeit Werke los werden; alle minder glänzende Namen, und wenn sie das Beste boten, wurden mehr oder weniger, wie alle andere Production, die nicht für den Krieg arbeitet, beeinträchtigt und zum Theil brodlos. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Militair-Verwaltung in Frankreich.*)

Wenn, wie es wohl wirklich der Fall ist, die Armeen immer das mehr oder weniger treue Abbild der Völker sind, so folgt daraus, daß das auf dem moralischen, politischen und bürgerlichen Zustande der Gesellschaften beruhende Militairwesen sich nothwendig mit dem gesellschaftlichen Zustande ändern muß.

Das „Handbuch der französischen Militair-Verwaltung", von dem Intendanten Vauchelle, seit 1825 dem Unterrichte in der „Schule des Generalstabes" in Paris zur Grundlage dienend, im Jahre 1829 der Oeffentlichkeit übergeben und 1847 von neuem gedruckt, gab in seinen beiden Ausgaben eine vollständige Uebersicht über das Militairwesen in Frankreich während des letzten Jahres der Restauration und unter der aus der Revolution von 1830 hervorgegangenen Regierung. Für die historische vergleichende Kenntniß des französischen Militairwesens vor und nach 1830 werden die beiden Ausgaben ihren Werth behalten, trotzdem, daß das unten näher genannte „Handbuch der Militair-Verwaltung" nun in einer dritten Ausgabe erschienen ist.

Das Handbuch des Herrn Vauchelle behandelt: 1) den Friedenszustand; 2) den Kriegszustand.

In der Militair-Organisation kömmt es vorzugsweise darauf an, daß die Armeen so leicht wie möglich vom Friedensfuß auf den Kriegsfuß gebracht werden können; aber selbst im tiefsten Frieden muß für die Bedürfnisse des Krieges gesorgt sein; das fordert die Sicherheit der Staaten; das räth eine wohlverstandene Sparsamkeit, welche, die Mittel haushälterisch verwaltend, doch nie den Zweck aus dem Auge verliert. Herr Vauchelle sagt in dieser Beziehung:

„Die Religion, das öffentliche Recht, die Gesetzgebung, die Wissenschaft und die Kunst, kurz: alle Fortschritte der Civilisation", sagten wir im Jahre 1847, „wenn sie auch mächtig dazu beitragen, den gegenseitigen Haß der Nationen zu verringern, die Organisation der Armeen zu vervollkommnen und die verheerende Macht des Krieges zu beschränken, haben doch keineswegs dazu beigetragen, die Aufgabe, welche die Militair-Verwaltung hat, leichter zu machen.

„Die Regel ist in die Stelle des Zufalls, die Ordnung in die Stelle der Erpressung und der Vergeudung getreten.

„Die Verantwortlichkeit der Militair-Verwaltung ist größer geworden, und ihre Maßregeln haben sich im Verhältniß dieser Verantwortlichkeit, an welche das Schicksal der Staaten geknüpft sein kann, sich ausdehnen und sich vervollkommnen müssen.

„Eine Unvorsichtigkeit der Verwaltung kann den Verlust einer Schlacht zur Folge haben; und eine verlorene Schlacht hat in unserer Zeit schon öfter ein Land in die Gewalt des Siegers gebracht.

„Die Opfer, welche die stehenden Heere den Ländern auflegen, in Uebereinstimmung setzen mit der Nothwendigkeit, dieselben schnell aus dem Friedenszustand in den Kriegszustand, aus dem Garnisondienst in den Felddienst zu bringen, das ist die erste, das ist die große Aufgabe, welche in unseren Tagen die Militair-Verwaltung zu lösen hat."

Herr Vauchelle betrachtet also mit Recht die Militair-Organisation als Etwas, was der Administration vorangeht. Bevor er die Prinzipien, die Regeln, die Einrichtungen der Administration im Friedens- und im Kriegszustande untersucht, bespricht er in einem einleitenden nicht weniger als 318 Seiten umfassenden Theil seines Werkes die Organisation der Armee, die Vorrechte, die Eigenschaften und die Dienste aller die Militair-Organisation aufmachenden Elemente, vom Kaiser als dem obersten Chef der Armee herab bis auf die verschiedenen Corps, die Schulen, die Arsenale, die Schmiedewerkstätten, die Depots, die Festungen, die verschiedenen Stufen der Jurisdiction und der Disziplin u. s. w.

Die Militair-Administration schildert dann der Verfasser in ihren Pflichten und Functionen auf Grund der bestehenden gedruckten und ungedruckten Vorschriften und da, wo diese noch Lücken darbieten, auf Grund seiner vieljährigen Erfahrung.

Der erste Theil der Militair-Administrations-Lehre des Herrn Vauchelle beginnt sich auf den Friedenszustand und behandelt in fünf Kapiteln die folgenden Gegenstände:

I. Militair-Aushebung und Avancement. II. Civilstand (état civil) der Militair-Personen. III. Allgemeine Verwaltung. IV. Besondere Verwaltung. V. Militair-Pensionen.

Keine Macht scheint dem Verfasser besser, als Frankreich, die schwierige Aufgabe den stehenden Armeen, dieser lebendigen Schutzwälle der Nationalitäten und der modernen Civilisation, gelöst zu haben. Die Regierung verlangt von dem Lande nur das, was die Sicherheit und die Ehre des Landes gebieterisch fordern. Daher der willige Gehorsam, der Heldenmuth in der Gefahr, die bewundernswerthe Ergebung inmitten der schwersten Erfahrungen des Krieges. Der Soldat ist immer bereit, der Fahne überall zu folgen und sie mit seinem Leben zu vertheidigen. Eine gerechte Dankbarkeit, wie auch das wohlverstandene allgemeine Interesse, legt der Militair-Verwaltung die Pflicht auf, dafür zu sorgen, daß es dem Soldaten, welcher sich dem Wohle Aller opfert, indem er die innere Ordnung aufrecht erhält oder den äußeren Feind bekämpft, an Nichts fehle. Die Verantwortlichkeit und die Thätigkeit der Militair-Verwaltung muß sich also auf Alles beziehen, was für den Soldaten von Bedeutung ist, vom Eintritt bis zur Entlassung, von dem Abmarsche bis zur ruhmvollen Rückkehr in seine Heimat. Zwischen dem Anfange und dem Ende einer Laufbahn, die so viele Strapatzen und Gefahren mit sich bringt, wie vielerlei widerwärtige oder günstige Zufälle, Ereignisse und Wechselfälle können da vorkommen! Aber in Bezug auf Alles muß Fürsorge getroffen sein von der Militair-Verwaltung, welche, aus dem Schooße der Armee hervorgegangen, die Wünsche und die Bedürfnisse derselben kennt und ihre Maßregeln und Sorgen im Hinblick auf

*) Cours d'Administration militaire, par M. Vauchelle, Intendant militaire du cadre de réserve, grand officier de la Légion d'honneur, ancien professeur d'administration à l'école d'application d'état-major, ancien conseiller d'Etat, ancien directeur des affaires de l'Algérie au ministère de la guerre. Troisième édition. — 3 vol. Paris, 1854.

Digitized by Google

die verschiedenen Situationen, in welche der Soldat kommen kann, einzurichten versteht. Wenn auch die Gesetzgebung oder die höchste Autorität die Grundsätze und die Regeln festgestellt hat, nach denen die Militair-Verwaltung sich richten soll, so ist dem freien Ermessen der Militair-Verwaltung doch immer ein weites Feld überlassen.

Ein gründliches Studium der Militair-Gesetzgebung und eine reiche praktische Erfahrung in allen Zweigen des Militairdienstes haben Herrn Bauchelle in den Stand gesetzt, nicht blos die vorhandenen Vorschriften übersichtlich zusammenzustellen und zu besuchten, sondern dieselben auch, wo sie noch Lücken darbieten, zu ergänzen und zu vervollständigen. Das Letzte geschieht vorzugsweise im zweiten Theile der Militair-Verwaltungslehre des Herrn Bauchelle, in welchem der Kriegszustand behandelt wird.

Vor der Eröffnung des Feldzuges soll die Armee wo möglich über den Bedarf mit Vorräthen versorgt sein, und die Vorräthe sollen mit Rücksicht auf die Hülfsquellen und die Hindernisse des Kriegsschauplatzes angelegt sein. Herr Bauchelle empfiehlt in dieser Beziehung eine gesunde Statistik der Militair-Verwaltung als ein besonderes nützliches Hülfsmittel.

Wenn die Armee vorrückt, soll sie auf ihren Operationslinien Magazine, Lazarethe, Häuser für die Genesenden und ganz besonders regelmäßige Transporte herstellen.

Mehr anschaffend, als nöthig ist, um sicherer zu sein, den Bedürfnissen genügen zu können, soll die Militair-Verwaltung, selbst bei vorhandenem Ueberfluß, haushälterisch zu Werke gehen und selbst mitten im Lärm des Krieges für eine gewissenhafte Verwendung des Vorhandenen sorgen. Der Armee Alles, was sie zu ihrer Existenz und zu ihren Unternehmungen braucht, verschaffend, soll sie sich auch hüten, die Kräfte des besetzten Landes übermäßig in Anspruch zu nehmen, um durch ihre Mäßigung das Land für sich zu gewinnen.

Auch erklärt Herr Bauchelle, daß die Aufgabe der Militair-Verwaltung in den äußersten Fällen keine anderen Schranken haben darf, als die der Einsicht, welche mit den Hindernissen und den Gefahren wächst. Er spricht unter Anderem folgenden Wunsch aus:

„Es existirt über die Militair-Administration im Kriege nur die Instruction vom 16. Bentôse des Jahres III. Diese Instruction empfiehlt sich uns nicht weniger durch die großartigen Grundsätze, welche sie aufstellt, als durch den heilsamen Einfluß, den sie auf die Leistungen der Militair-Administration ausgeübt. Immer noch in Geltung, hat sie unsere vorzüglichste Führerin sein müssen, und ohne es zu erkennen, daß sie in Bezug auf gewisse Einzelnheiten der Militair-Administration im Kriege noch Manches zu wünschen übrig läßt, können wir auf unserem Standpunkte nicht umhin, sie als die rechte Grundlage festzuhalten.

„Hoffen wir, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, wo kluge und geschickte Hände es unternehmen werden, diese Instruction in vollständige Uebereinstimmung mit der gegenwärtigen Einrichtung unserer Militair-Administration zu setzen."

Mit der Instruction vom 16. Bentôse des Jahres III würden sich, meint Herr Bauchelle, die später bis 1814 erlassenen Reglements verbinden lassen; man würde zu einem Militair-Verwaltungsgesetz gelangen, dessen unter den gewöhnlichen Verhältnissen obligatorische Vorschriften die Militair-Verwaltung nicht hindern würde, in den äußersten Fällen nach eigenem Ermessen zu thun, was das wohlverstandene Interesse oder das Wohl der Armee erheischt.

Herr Bauchelle hat sich Mühe gegeben, die Lücken und die Schwierigkeiten, welche die Militair-Administration in Kriegszeiten noch zeigt, so viel wie möglich auszufüllen und zu beseitigen, indem er die Erfahrungen der ausgezeichnetsten Administrativ-Talente der neuesten Zeit zur Geltung gebracht hat.

Die Eroberung und die Besitznahme von Algerien brachte Erfahrungen mit sich, welche, wenn auch nicht mit den in den Kriegen der Republik und des Kaiserreiches gemachten zu vergleichen, doch eine Berücksichtigung wohl verdienten.

Herr Bauchelle widmet diesen Erfahrungen in der vorliegenden dritten Ausgabe seines Werks einen besonderen Abschnitt und beschließt denselben mit der folgenden Betrachtung:

„Eine neue, eine große Thatsache liegt vor, welche die seit einigen Jahren bewirkten wichtigen Fortschritte im vollen Licht zeigt. Diese Thatsache ist die, daß Algerien, welches beinahe außer Stande war, seinen eigenen Bedürfnissen zu genügen, jetzt der Armee im Orient seine geübtesten Soldaten zuschickt und ihr bedeutende Vorräthe liefert.

„Und Algerien soll nicht stolz sein, wenn es sieht, daß einer seiner ältesten und berühmtesten Generale und andere hohe Offiziere, die auf seinem Boden sich in den harten Arbeiten des Krieges ausgebildet, an der Spitze der Armee im Orient stehen, und wenn es sieht, daß seine Kinder berufen worden sind, unter den Befehlen dieser Offiziere an dem Ruhme einer großen und edlen Unternehmung Theil zu nehmen?"

Herr Bauchelle beendigte die neue verbesserte und vermehrte Ausgabe seines Werks in dem Augenblick, wo der Krieg gegen Rußland im Orient begann. Indem er die Armee mit seinen besten Wünschen begleitet, freut sich der Verfasser, den Abtheilungen des Kriegs und der Marine seine unbedingte Huldigung darbringen zu können für die Energie, mit der sie diesen Krieg, der die Befestigung der Unabhängigkeit der Staaten Europa's und die Befestigung des politischen Gleichgewichts in Europa zum Ergebniß haben werde, vorbereitet haben und fortsetzen. „Nie hat eine Regierung, nie hat eine Militair-Administration," sagt er, „mehr Sorgsamkeit gezeigt, mehr Thätigkeit an den Tag gelegt, mehr Hülfsmittel aufgeboten, um allen Bedürfnissen einer Armee im Kriege Genüge zu leisten."

Nachdem der Verfasser Alles aufgezählt, was die Militair-Administration für diesen Krieg im Orient zu leisten gehabt und noch zu leisten hat, sagt er:

„Alles dies war zu leisten und alles dies ist geleistet worden oder wird fort und fort mit wunderbarer Schnelligkeit geleistet; und die französische Militair-Administration zeigt ihren alten Ruhm in einem neuen Glanze durch das großartige Ensemble von Organisations- und Vorsichtsmaßregeln, welches sie gegenwärtig auf so vielen Stellen zu gleicher Zeit entfaltet."

Mannigfaltiges.

— Literarische Nekrologie. Am 20. März d. J. starb die Gräfin Elise v. Ahlefeldt, die ehemalige Gattin des berühmten Generals v. Lützow; sie war von Letzterem geschieden und hatte ihren gräflichen Familiennamen wieder angenommen. Ihre Beziehungen zu dem früh verstorbenen Dichter Immermann brachten sie mit der Literatur in Verbindung, auf die sie, wenn auch indirekt, viel Einfluß übte, wie alle Frauen, die durch eigenthümliche Verhältnisse dazu gelangen, einen Dichter zu inspiriren. Wie Frau v. Stein Goethe's Muse gewesen, so war Gräfin Ahlefeldt die Immermann's geworden. Er hat ihr, nach seinem eigenen Ausspruch, unendlich viel zu danken, und die besten seiner Werke sind ihr gewidmet oder an sie gerichtet, z. B. die „Reisebriefe", die „Epigonen" u. s. w. In dem letzteren Romane findet sich auch eine Schilderung ihrer Persönlichkeit und ihrer Erlebnisse während der Freiheitskriege. Das bewegte Leben der interessanten Frau sollte von einem seelenkundigen Biographen dargestellt werden; es ist manches Räthsel darin zu lösen. Ihr Nachlaß enthält einen Reichthum von Briefen und Erinnerungen, die sie mit Aufopferung aller selbstischen Rücksichten aufbewahrt hat, um dereinst zur Vermittelung eines besseren Verständnisses des Dichtergeistes zu dienen, der in Immermann so lange verkannt war und noch jetzt nicht das volle Maß der Anerkennung findet.

F. v. H.

— Die russische Flotte in Sebastopol. Der furchtbare Kriegshafen von Sebastopol existirt in diesem Augenblicke kaum mehr. Leichter wird es sein, den jetzt von Preußen in Besitz genommenen Jadebusen in eine Rhede für ein- und auslaufende Kriegsschiffe umzuschaffen, als den durch zwei Reihen versenkter Dreidecker (Fregatten und Linienschiffe) unzugänglich gemachten Hafen von Sebastopol wieder in ein die ganze gegenüberliegende Küste des Schwarzen Meeres bedrohendes See-Arsenal zu verwandeln. Ein Kriegshafen, von welchem man nicht aus- und in den man nicht einlaufen kann, ist ein Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt. Nicht weniger als acht der größten Kriegsschiffe, die Rußland im Schwarzen Meere besessen, sind jetzt zum Theil außerhalb und zum Theil innerhalb der den Hafen von Sebastopol absperrenden beiden Kettenbarrièren in die Tiefe des Meeres versenkt. Man kennt nicht viele Seeschlachten, in welchen die unterliegenden Kämpfer eine größere Zahl von Linienschiffen verloren, als Menschikow dort, ohne zur Streichung der Flagge gezwungen zu sein, ja, ohne einen Schuß von den breiten Seiten gethan zu haben, gewpfert hat. Als die Nachricht vom Tode des Kaisers Nikolaus nach Sebastopol kam, befanden sich außer den Dampfern nur noch fünf größere russische Kriegsschiffe, worunter zwei Dreidecker, im Hafen. Eines dieser Schiffe trägt die Flagge des Admirals Nachimow, ein anderes die des Vice-Admirals und ein drittes die des Contre-Admirals. Die Matrosen und Marinesoldaten (wohl) des versenkten, als des noch vorhandenen Theiles der Flotte befinden sich fast sämmtlich am Lande, wo sie mit Hülfe ihres schweren Geschützes die bedrohte Veste in allerdings sehr tapferer und ehrenwerther Weise vertheidigen helfen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr., und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt an Jedermann portofrei aus der Expedition franco ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 52, und beim Spediteur Ermann, Niederwallstr. No. 27), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 46. Berlin, Dienstag den 17. April 1855.

Nord-Amerika.

Die Dichter der Vereinigten Staaten.

In den Gauen Barnum's, der Knownothings und des Yankee-Doodle — Dichter! Allerdings, und zwar kein unbedeutendes Häuflein. Zwar auch nicht eben eine große Menge und auf diesem nur mäßig bevölkerten Parnaß keine mit ihren Brauen Himmel und Erde erschütternde „Väter von Göttern und Menschen", aber doch genug und gut genug, um in einem „Magazin für die Literatur des Auslandes" einen nicht uninteressanten Artikel zu bilden. Damit dieser aber nicht zu mager ausfalle und zugleich einigen literarhistorischen Werth bekommen möge, holen wir alle vergessenen Amerikaner mit herbei, denen einst ein Vers gelang oder auch nicht) in einer gebildeten Sprache und die einst als Dichter galten. Der geläuterte Geschmack neuester Zeit, die Dichter der Gegenwart in ihrer Fülle haben sie in Vergessenheit gebracht und zu Verse machenden Kuriositäten herabgesetzt. Und als Kuriositäten und der Vollständigkeit wegen sollen sie denn auch blos kurz vorgeführt und als Rahmen für die Gegenwart an einander gereiht werden.

Die amerikanische Poesie ist von heute und für morgen. Das giebt ihr einen Reiz, den wir in der herrlichsten Dichterfülle der alten Welt nicht finden. Letztere scheint in welthistorischen Schöpfungen die höchste Blüthe ihrer Entwickelung erreicht zu haben und herbstlich ihre Blätter und Blumenkronen zu neigen.

Die amerikanische Poesie erscheint uns als eine Macht der Zukunft, und zwar für die ganze gebildete Welt. Die Gedanken und Empfindungen, welche sich über die so rasch und allmählich entwickelte antipodische Halbwelt aussprechen, werden mehr oder weniger die ganze Erde und ihre Kulturschicksale bestimmen helfen. Wir Deutsche haben ein um so intimeres Interesse an der amerikanischen Poesie, als sie wesentlich als eine junge, hoffnungsvolle Schösserin germanischer Poesie auftritt. Die besten Dichter Amerika's sprechen, lieben, studiren und dichten Deutsch, während die Deutschen selbst in Amerika im Allgemeinen sich selbst und ihre Mutter verachten und deshalb auch gründlich verachtet werden. Nur im Innern und weiter hinauf im Westen um die Hauptstadt des amerikanischen Deutschland herum (Cincinnati) scheint sich eine neue respektable Germania entwickeln zu wollen.

Der Einfluß, den die amerikanische Poesie bis jetzt über ihre Heimat und darüber hinaus gewonnen, ist im Ganzen gesund und gut gewesen, und zwar gleich von den Tagen an, als die Pilgrim-Väter in puritanischer Bornirtheit und Rohheit ihre geschmacklosen Versificationen der Psalmen David's zankerdudelten. Zwar hat sich stets eine unpoetisch-moralisirende und puritanisch-bibliströne Ader erhalten und neuerdings gar wieder breit gemacht, aber das ist nicht ihre wahre Hippokrene, wie ihre wahrhaften auerkannten Dichter beweisen. Die amerikanische Poesie ist noch im Werden. Auf dem ungeheuren Terrain der neuen Welt mischt und mengt sich und produzirt eine stets wechselnde, flüssige, gebrehende Bevölkerung von Anglo-Sachsen, Deutschen, Schotten, Irländern, Franzosen, Chinesen, Indianern u. s. w. mit aller Fälle freier Kraft, verschiedenster Gestaltung in ererbten Eigenthümlichkeiten von Charakter, Temperament, Glauben und Sozialität, hackend, grabend, kultivirend, taufend, verkaufend, „sich aus dem Groben heraushauend" und in Kultur und Civilisation hinauf spekulirend. Daraus wird Etwas. Das Gewordene hat unter solchen beneidenswerthen Verhältnissen nur das Interesse gleichsam geologischer Schichten, aus denen sich ganz neue Welten hervorbilden. Daß die Poesie eben erst angefangen hat, sich zu zeigen, ist ihre Schönheit, ihr Frühlings-Gefühl. Bis jetzt ist noch die Zeitung die eigentliche Literatur für die Masse, Poesie, Geschichte, Philosophie sind noch Delikatessen höherer Geister.

Manche Weise des Morgenlandes haben der amerikanischen Literatur vorgeworfen, daß sie nicht national sei ohne Knownothingismus, ohne Haß gegen die Leute über einer mit dem Schwerte des Eroberers und ectroyirten Steuer-Einnehmers gezogenen Gränze drüben. Das ist freilich nur eine Schönheit mehr, daß sie versucht, die Kultur aller Welt in sich zusammenzufassen und zum allgemeinen, freien Eigenthum der Menschheit auszudehnen; doch in der nächsten Zukunft können diese Weisen vielleicht etwas nach ihrem Geschmack erleben, vorausgesetzt, daß unter den Nachtvögeln und Bewurrichtern der nationalen „Nichtwisser" Shakespeares und Goethes ausgebrütet worden können. Auch schlummern in den „Vereinigten" Staaten so viel Differenzen und patriotisch-abgegränzte National-Eifersüchteleien, daß wenigstens für den Humor und Spott besondere New-Yorkstädter, Philadelphische, Kentuckische, Massachusettische, Nebraskasche u. s. w. Literaturchen entstehen können. Im Ganzen und Großen aber ist zu hoffen, daß, wenn Amerika einmal ordentlich zu schreiben anfängt, es noch mehr, als den „Onkel Tom" oder das „Buch Barnum", gleich für die ganze Welt schreibt. Amerika ist von vorn herein darauf angelegt, die Aufhebung bornirter, knownothingischer Nationalitäten zu sein. Es nahm eine große Kultur mit hinüber, Bibel und Bacon, Chaucer und Shakespeare ꝛc., und ließ sich bald Schiller und Goethe ꝛc. nachkommen. Ihr ganzes Terrain ist so groß, daß es Gränzen verspottet und kosmopolitisch stimmt. Man kann zwar sagen, daß sie etwas mehr hätten machen können aus ihren Weltmeeren im Lande, ihren tausendmeiligen Flüssen, ihren erhabenen Urwäldern, ihren rothen und schwarzbraunen Indianerstämmen, ihrem Freiheitskampfe; aber ersteres haben sie dafür schon einen Sealosfield, und zweitens fangen sie ja eben erst an, sich aus dem Groben herauszuhauen und zu dichten. Und dann fehlt es, Gott sei Dank, an ehrwürdigen Ruinen, worin Burgfräulein um Mitternacht wimmern oder ruchlose Gaugrafen auf Pferden ohne Kopf reiten, wo zwischen Epheu und Eulenlöchern Sagen, Legenden und Balladen hausen. Alles ist neu, denn die Schichten der Gebeine von indianischen und vorindianischen Nacen sind ohne Geschichten. Ihre Seen und Flüsse und Berge und Wälder sind wundervoll, zum Theil erhaben, aber ohne vermoderte Geschichte, blos von Dampfschiffen und Eisenbahnen durchschlängelt und von Industrie und industriellem Aderbau besäet. Hier ist Alles Gegenwart und — Zukunft. Selbst die Niagara-Fälle haben keinen Poeten aufgedonnert, denn die wenigen Verse Brainard's sind kaum erwähnenswerth. Man hat eine Stadt dicht neben seinen Donnern aufgebaut und sie Manchester genannt und jetzt eine Eisenbahn darüber hinweggeführt, — ein Beweis, daß die Amerikaner ganz unsühig sind, sich von dem größten aller Wasserfälle zu poetischen Einfällen hinreißen zu lassen. Kurz, wir dürfen keine besondere, nationale Poesie von Amerika erwarten, sondern nur freie Entfaltung und Ausbreitung des dichterischen Genius, der von England und Deutschland übersiedelte und unter neuen, großen Beziehungen und Berührungen und aus neuem Urboden frische und eigene Kräfte fangen und danach eigen und neu gestalten wird.

Mit den Indianern, so poetisch sie uns auch in der Ferne erscheinen mögen, war man bald fertig, und was sich aus ihnen machen ließ, haben Cooper, Bryant, Whittier, Smith und einige andere Poeten schon gethan. Kulturloses Leben ist ein magerer Stoff für Poesie. Jagd-Erkursionen, Schlachten zwischen kleinen Stämmen, etwas Kopfhaut-Abziehen, etwas Kriegs-Tanz und Friedens-Pfeife — das ist Alles, und in alledem steckt nicht viel. Einer der ältesten amerikanischen Dorfspitzkanten, Roger Wolcott, versuchte den Untergang der Pequod-Indianer zu besingen, brachte es aber in der erhabensten Katastrophe, dem Tode des Häuptlings Sasacus, blos zu folgender Höhe:

> Yet he escaped, and to the Mohawks goes,
> Where he to them keeps reckoning up his woes;
> And they, to cure the passions of his breast,
> Cut off his head, and all his cares released.

„Doch er entkam und geht zu den Mohawk-Indianern, wo er ihnen anhaltend seine Leiden vorrechnet, und diese, um zu kuriren die Schmerzen seiner Brust, schnitten ihm den Kopf ab und erlösten ihn von allen seinen Sorgen." — Wenn bei uns ein Junge in Unter-Quarta eine solche Verbrüderung von Präsend und Imperfectum in seine Styl-Arbeit brächte, abgesehen von Poesie und der entsetzlichen Katastrophe darin, würde der Quartus-Philologe alle Hoffnung aufgeben, den Stylisten jemals bis zum Dorf-Pastor in Kaffuben oder Polen steigen zu sehen. Freilich Wolcott war noch weniger, ein armse

Schneiderlein, der zu Ende seiner Gedichte immer Wohnung und Straße angab und die Leser bat, wenn sie Etwas zu machen oder auszubessern hätten, ihn gefälligst zu brehren. Ganz nein amerikanisch: Pegasus vor die Prairie gespannt, damit er auch Geld verdienen helfe.

Aus der Wildniß war nicht viel zu holen, und das civilisirte Leben Amerika's mit seiner ruhelosen Arbeit und Speculation, seiner öden Häuslichkeit mit Frauen, im Wiegestuhl Konditoreiwaaren naschend und sich lebendig ausdörrend in überheizten Stuben, mit seiner Hänslichkeit in gigantischen Hotels, seinem Go-aheadism zu Wasser und zu Lande, seinen Wahlen mit Knütteln und blutigen Nasen, seinem Puritanismus, Wasser-Enthusiasmus, Knownothingismus und Barnumismus läßt keine lyrische Gänseblume aufkommen. Nur zwischen den Blüthendolden von Dörfern und Farms, wo sich die Bildung der Stadt mit der Gemüthlichkeit des Dorfes vereint, gedeiht und liebt man Haus- und Herzpoesie. Im Allgemeinen ist die schanderhaft nüchterne, gemein-praktische und hinterpommerisch-orthodox-puritanische Gesinnung und Gesittung der Stammväter Amerika's noch nicht überwunden. Sie hielt es früher wenigstens noch mit Hexen, Zauberern und dem leibhaftigen Teufel, sehr poetischen Figuren; aber seitdem die Pilgrim-Väter auch diese verbannt und verbrannt haben, kennen sie nur noch zwei klingende Lieder, sechs Tage in der Woche den Klang des Geldes und am siebenten etwas Choral, um den Himmel wieder für sechs Tage zu bestänftigen. Unter solchen Verhältnissen würde der größte geborene Dichter in der Geburt oder wenigstens bald nachher sterben, wenn es nicht auch für Amerikaner unerschöpfliche Quellen der Poesie gäbe, namentlich deutsche. Die wenigen jetzigen Dichter von anerkannter Bedeutung haben ihre Poesie hauptsächlich der deutschen zu verdanken.

Selbst die entschieden große historische Thatsache, welcher Amerika seine Unabhängigkeit verdankt, hat nicht einen einzigen „nationalen" Dichter gefunden. Washington ist ein größerer Mann, als Napoleon, aber Napoleon hat seine Poeten zu Dutzenden, Washington nicht einen. George Richards gab zwar 1793 ein Gedicht: „Unabhängigkeits-Erklärung", heraus; aber er wußte im Westentlichen nichts Anderes zu sagen, als was von 1848 an jeder gute, „Ruhe und Ordnung" liebende Bürger tausendmal viel kräftiger zu sagen wußte, ohne Dichter zu sein.

> Trade dies away, and commerce quits the shore,
> Where right to hard-earned property is known no more.
> 'S Gewerbe stirbt — und Handel flieht den Strand,
> Wo schwer erwor'benes Mein ein Recht nicht zuerkannt.

Das ist eine ganze Ilias des Philisteriums für alle ähnliche Unglücksfälle, wie das, welches der Washington über Amerika brachte: Gewerbe, Handel, Sicherheit des Eigenthums gehen zugrunde. Joel Barlow sang einst eine „Columbiade", die aber, der Beschreibung nach (ich habe sie nicht gesehen), viel, viel schlimmer sein muß, als Werder's „Columbus", an welchem Seybelmann starb. Weder die Entdeckung, noch die Befreiung Amerika's hat bis jetzt einen Dichter gefunden.

In Deutschland, England und Schottland hat jeder Teich seine Nixen, jeder Berg seine Gnomen, jeder See seine Fee, jedes Feld seinen „Korn-Engel", jedes Dorf einen Bauer mit einem Kobold, jedes Nest seine Plätze, wo es spukt oder wenigstens „nicht geheuer" ist, jede Spinnstube ihren Mufäus; Amerika ist auch in dieser Beziehung die allerdeste Wüste. „No ghost was ever seen in North-America", sagt die Edinburgh Review. „Niemals hat man in Nord-Amerika einen Geist gesehen." Als aufgeklärte Leute müssen wir uns darüber freuen; aber wenn man in unseren deutschen Märchen und Fabeln ließt oder sie lebendig erzählen hört, freut man sich selten, daß man aufgeklärt ist. Unmöglich können es selbst Amerikaner in einer Natur aushalten, die blos insofern in Betracht kömmt, als sie Stoff zum Geldmachen liefert. Sie wären auch schon längst umgekommen, wenn sie dem nach dem lieben Brode nothwendigsten Bedürfnisse, die Phantasie zu nähren, nicht auf ihre Weise abhülfen. Sie haben ihre reiche, neue und hier ganz eigen-amerikanisch auftretende Märchen- und Legenden-Poesie, wir nennen sie nur Humbug, Puff, Aufschneiderei; aber das ist nicht zu leugnen, daß die Amerikaner ohne Geister sehr gut fortkommen und ungemein viel Geist und Witz in ihrer Volkspoesie entwickeln. Noch ist dieselbe gedruckt nur sehr schwach vertreten; wir begegnen ihr nur zuweilen in Sam Slick, noch öfter in Barnum.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Vierter Monats-Bericht.

(Schluß.)

Der Krieg selbst, wie angedeutet, bot keine Hippolrene, keinen Stoff, kein Pathos für ordentliche Literatur. Im Gegentheil, er deckte einen horror vacui auf, der vielleicht eben so viel zu Versuchen, „in anderen Welten" Zuflucht und Stoff zu finden, beiträgt, als die materialistische Richtung des englischen Lebens überhaupt, besonders in der Naturwissenschaft. Freilich tritt letztere in England nicht als systematische Reaction gegen einen Idealismus auf, der 1848 als Revolution ausbrach und sich blamirte, so daß die Idealisten aus Aerger darüber reactionair wurden und behaupteten: „Alles ist Nicht", oder: „Alles ist Materie." Es giebt keinen Geist, wenigstens wir haben keinen, und die Welt besteht blos aus Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Eisen, Phosphor, Kalium, Natrium, Strontium u. s. w. höchstens noch ein Bischen Elektrizität, Magnetismus und Absorationsmus. Faust besteht aus so und so viel Theilen Wasserstoffgas, so und so viel Theilen Eiweißstoff u. s. w., Shakespeare aus so und so vielen stöchiometrischen Partikeln der und der und dieser und jener der funfzig oder sechzig Elemente, aus denen die Welt sich ohne Geist selbst geschaffen. Nein, die Werke unserer Dichter haben sie doch noch nicht in ihre Elementarkörper zerlegt. Warum nicht? Sie besitzen aus Impudenzbrodlosen, die sich nicht messen, wiegen und spezifisch in Retorten bringen lassen. Alles, was man nicht weiß, nennt man „Kraft", lehrt die neueste Naturwissenschaft. In unseren Dichtern ist Vieles, das wir nicht kennen, nicht anerkennen, nicht auf eines unserer funfzig Elemente zurückdestilliren können. Nennen wir es daher auch Kraft. Nun, warum wollt Ihr unter den Millionen und Billionen Dingen, die Ihr nicht kennt und daher einer „Kraft" zuschreibt, nicht auch das gelten lassen, was Ihr früher zum Theil selbst Geist, Idee, λόγος u. s. w. nanntet? Nein, es ist nicht systematisch, nicht hochwissenschaftlich, nicht reactionair genug gegen den früheren „Geist", wenn man ihm wirklich auch nur das kleinste Winkelchen noch erlaubte. Insofern diese absolute Negation ein Zeichen von „Gesinnungstüchtigkeit" und Hölle und Himmel verachtender Courage sein soll, mag man sie sich immer gefallen lassen, nur bilde sich Niemand ein, der Welt damit eine neue Bahn zu weisen. Alles schon da gewesen in Deutschland, Frankreich und England. Alte Geschichten, nur diesmal besonders trübselig, fahl und strohern. Die Leute, denen schon Goethe ein Denkmal setzte, als er sagte: „Was Ihr nicht münzt, das, glaubt Ihr, gälte nicht; was Ihr nicht wägt, das glaubt Ihr, wiege nicht", waren geschwätzere und geistreichere Männer, als Ihr alle zusammen. Die Materialisten, welche sich von einer Reihe heroischer Ideal-Philosophen, von Cartesius bis Hegel, zum Schweigen bringen ließen, so daß es Jeder ohne metaphysischen Beweis zu glauben schien, was Hegel bewies: „Alles ist Geist und die Materie nur ein zeitliches Spielwerk desselben", hatten Gewaltigeres und Gründlicheres geleistet, um ihre sich um sich selbst, wie der seinen Schwanz haschende Hund, drehende Materie zur Allein-Herrschaft zu bringen. Also bildet Euch nur wenigstens nicht ein, daß Ihr etwas Neues in die Welt setzen oder zur Geltung bringen könntet, denkt an Euren eigenen Fundamentalsatz: „Alles, was man nicht weiß, nennt man Kraft, daß also Eure Kraft im Nichtwissen besteht und die Kraft selbst, welche etwas leistet, ganz außerhalb Eurer Sphäre fällt. Wenn sie Euch aus ihrem unendlichen Gebiete hier und da eine Wirkung und Mischung aus Euren funfzig Elementen unter die Retorte oder auf die Wage schiebt, so nehmt das Geschenk dankbar an, untersucht es genau und verbindet der Welt, welche Element und wie viel von jedem darin war, und begnügt Euch mit dem Bescheide, ehrliche, wenn auch ganz unten plazirte Handlanger und Elementarsteher der „Kraft" zu sein. Bedenkt, daß sich Eure Elemente, aus denen die ganze Welt bestehen soll, über Nacht auf Hundert vermehren und wieder über Nacht diese Hundert sich auf ein Dutzend, auf eines zurückführen lassen können, daß Ihr also auf gar keinem sicheren Boden steht und die wahre Kraft, wie gesagt, weder in Eurer Gewalt, noch in der Sphäre Eurer Fachwissenschaften arbeitet. Das erste Kennzeichen wahrer Wissenschaftlichkeit ist Bescheidenheit; die Anmaßung, das Generalisiren und systematische Abgrünzen und Absprechen verräth den kläglichen Fachgelehrten, der stolz darauf ist, nichts zu wissen und zu sehen, nichts als westhvoll und wirklich anzuerkennen, als was in das Fach fällt, worin er sich als Käsemilbe spreizt und die Welt herausfordernd fragt: „Was könnte es noch sonstelse des Käses, auf dem ich lebe, geben, als noch mehr Käse?")

*) Besonders Herr Karl Vogt, der so eben wieder eine Streitschrift für den Materialismus, unter dem Titel: „Köhlerglaube und Wissenschaft", herausgegeben, sollte sich dies gesagt sein lassen. So viel Herr Karl Vogt, der Zoo- und Physiolog, auch wissen mag, er ist und bleibt doch immer nur ein spezieller Fachgelehrter, der mit allem seinem Mikroskopiren, Präpariren, Sticken und Kaffeen doch nur Unterjochungsmethoden". S. 88 seiner Schrift). Solche Lohnlanger- und Elementarlehrer-Arbeiten im Dienste der Wissenschaft verrichtet, unter deren Gebieten das der von ihm in Arbeit genommenen Materie ein winzig kleines ist im Vergleiche zu dem unbeschränkten und unendlichen Gebiete des Geistes. — In der „Allg. Zeitung" (Beilage zu Nr. 88.) weiß übrigens ein vielgereister, jetzt in Süd-Amerika ausübender deutscher Gelehrter, Herr Dr. Schütz, dem sich für unbefangenere Leute bald ein Schimpfwörterbuch und Verdammungs-Urtheilen um sich werfenden Herrn Karl Vogt in seiner Schrift „Köhlerglaube und Wissenschaft" die ärgsten Schnitzer und grobe Unwissenheit hinsichtlich der Menschen- und Thierracen in Amerika nach. Was wird erst Herr Prof. Agassiz in Amerika zu dieser geistreichen Abhandlung des

Die Engländer sind in der Naturwissenschaft auch materialistisch, aber dabei bescheiden. Sie bleiben bei der Sache und generalisiren ihre Dutzend-Erfahrungen nicht zu neuen Weltsehrsätzen. Dabei wird es Manchem freilich zu enge, er macht deshalb, um in seiner Weise dem Geiste auch zu huldigen, Ausfälle in den Aether, in die „Mehrheit der Welten", in die „Welten jenseits der Erde", unwissenschaftlich und ungeschickt genug allerdings, aber doch als Beweis, daß er ahnt und weiß und liebt, was Unendliches, Unerforschtes, Gränzenloses, Unerschöpfliches über den Fliegenklecks seines Bereiches hinausliegt. Diese Unendlichkeit ist noch nicht Zugänglichen erkennen die Materialisten von Profession auch an, insofern sie, wie gesagt, immer Kraft sagen, wo ihr Witz und Wissen aufhört, nur wollen sie das aus purer Gründlichkeit nicht zugeben, so daß sie immer mit der Logik um sich schlagen: Weil dieser Fliegenklecks, den ich durch und durch kenne, aus lauter Materie besteht, muß alles Jenseits dieser meiner Welt durchaus auch eine ganz gemeine Materialwaaren-Handlung sein. Das ist dieselbe Logik, mit der ein Franzose sein Buch über Deutschland anfing. Er hatte an der Gränze eine Familie Schulze kennen gelernt, auch einige Verwandte und Bekannte derselben, die ebenfalls Schulze hießen. Nun fing er also sein Buch über Deutschland mit dem Satze an: „Die Deutschen sind ein Volk, welches Schulze heißt." Für ihn existirte in ganz Deutschland nicht ein Einziger, Namens Müller.

Was die transscendente Literatur der Engländer betrifft, läßt sich allerdings nicht viel Rühmens von ihr machen. Es ist viel theologischer Disput dazwischen, und auch da, wo Philosophie und kosmische Einsicht mit einfließt, macht man gern der Pachydermie Komplimente. Sie ist nicht astronomisch, nicht kosmisch, nicht naturwissenschaftlich, nicht synthetisch, nicht analytisch, sondern von Allem etwas, zusammengehalten von theologischen und Bibelfäden. Doch halte ich es der Mühe werth, die betreffenden Bücher noch genauer durchzusehen. Bis jetzt habe ich mich nur durch Stellen und Partieen mit deren Inhalt und Charakter bekannt gemacht. Es sind hauptsächlich folgende, außer den in Sachen Ebbewell und Brewster schon früher erschienenen Beschäften: „Reisen im Aether oder Scenen des Lebens in anderen Welten", von dem Verfasser der „Visionen der Natur", Henry C. Watts[*]) „Ueber die Vielheit von Welten", eine Abhandlung mit einem Dialoge über denselben Gegenstand;[**]) „Welten jenseits der Erde", von Montagu Lyon Phillipps[***]) und „die Einheit der Welten und die Philosophie der Schöpfung", von dem geistlichen Baden Powell, Professor der Geometrie an der Universität Oxford.[†]) Die Welten-Einheit des Oxforder Professors ist wohl die inhaltvollste und subtilste unter den verschiedenen Welten, die durch den Ebbewell-Brewsterschen Streit bis jetzt geschaffen wurden. Der Mann ist etwas Geolog und deshalb kein so starrer Theolog, wie sie in Oxford sonst zu Hause sind, und macht seine Bekanntung, daß die Erde nicht etwa ein besonderer Günstling Gottes, sondern, wie andere Erd- und Sonnenkörper, nach einem großen, einheitlichen Plane angelegt und bevölkert worden sei, allerdings auch wissenschaftlich geltend. Eine nähere Angabe seiner Construction und des Inhaltes der übrigen Werke dieser Sphäre behalte ich mir vor. Hier sollen sie blos als Erscheinung, als eigenes Phänomen der jetzigen englischen Literatur figuriren. Es ist ein Versuch, aus dem trostlosen Materialismus sich herauszuretten und die Substanz wo anders zu suchen, als sie der Mensch als gemeines Magenthier und naturwissenschaftlicher Wiege-, Meß- und Scheidekünstler findet „und froh ist, wenn er Regenwürmer findet."

Gewiß glaubt jeder Tertianer genau zu wissen, was das Wasser für ein Ding sei. So und so viel Wasserstoffgas, so und so viel Sauerstoffgas: das ist Wasser ganz genau. Jeder Fuhrmann-Schwitzer wird damit zufrieden sein, und doch weiß er nun von diesem gemeinsten Artikel des Lebens noch gar nichts. Sagt er nicht selbst, daß die chemische Verbindung zweier Körper darin bestehe, daß jeder sein Selbst, sein Wesen, seine Individualität, seine Eigenschaften, kurz, sich ganz und gar in dem anderen aufgebe und aufhöre, es selbst zu sein? Wie kann man nun Wasser dadurch erklären wollen, daß es nichts sei, als so und so viel dieser und so und so viel jener Stoff? Beide Stoffe sind ja nur Wasser, insofern sie nicht mehr sind. Was der Chemiker Wasser nennt, ist gerade das, was es aufhört, zu sein, wenn seine Erklärung aufging. Er ist, wie der Anatom, der in dem lebendigen Körper Nichts sieht, als Knochen, Muskeln, Venen, Adern u. s. w. Wenn sein Körper anfängt, faul zu schmecken und hat aufgehört, ein Organismus zu sein. Er kann den Organismus, das Leben, die Idee nie unter das Messer kriegen. Selbst der feinste Physiolog kommt immer bald an eine Gränze im Leben, wo ihm ein Engel mit feurigem Schwerte unerbittlich ein Zurück! zuruft. Vielleicht sieht er durch das Thor in eine unendliche Welt von Kräften und Mysterien, aber er kann es nicht überschreiten. Wenn er ehrlich ist, gesteht er, daß er mit allem Ernste seiner Wissenschaft noch nicht die in die Vorhalle der Lebenssubstanz gedrungen ist.*) Er hört und sieht es schlagen und hämmern und pulsiren und kennt jeden Werkzeug des Lebens ganz genau, er hört das Gras wachsen, er weiß, wie es die Blumen anfangen, daß sie zum Blühen kommen, aber was hämmert und pulsirt denn? Was macht die Blumen-Individualitäten? Das ist Nichts, sagt der Eine, was sollte es denn sein? Aber es ist die Kraft, die Ursache und die Blume dieselbe Ursache, nur als Wirkung. Uebrigens muß man sich damit weiter gar nicht abgeben, ist ja an sich Nichts, nicht der Rede werth, jedenfalls aber auch Materie, als da sind Sauer-, Wasser-, Stick-, Kohlen-. Schon gut, lassen wir den blinden Gaul, der immer im Kreise zieht und so die Kloppermühle im Gange erhält, ruhig seines Weges gehen. Da sah ich mir den Engländer, sonst ein sehr praktisches Thier, im Aether und jenseits der Erde. So unwissenschaftlich er auch fliegt, er hat doch Flügel und kommt eher zu Etwas, als der im Kreise herumgepeitschte blinde Gaul.

Von neuer Literatur ist im Uebrigen nicht viel zu sagen, wenn man nicht etwa Anweisungen in der „Potichomanie" als einen neuen Zweig etabliren will. In der Industrie, in den Läden, in den Beschäftigungen der Damen, in den Decorationen der Drawing-rooms tritt sie allerdings sehr breitspurig hervor, diese seltsame neue ästhetische Kunst, die gleich mit dem Titel „Manie" auf die Welt kam.

Die drei Bände Memoiren Brooke's („Memoirs of the Rajah Sir James Brooke. Ed. by John Templer.") sind ein zu reichhaltiger und bunter Stoff der englischen Kultur-Eroberung in den wildesten Gegenden der Menschenfresser, als daß ich hier schon etwas Gescheidtes darüber sagen könnte. Dahin gehören auch die fünf Bände Chesterfield's („The Letters and Works of Ph. D. Stanhope, Earl of Chesterfield. By Lord Mahon."). Interessant ist eine Broschüre über die amerikanische geschändete Freiheit: „American Liberty and Government questioned. By Thomas Ryle". Sie weiß nach, was allerdings sich seitdem mit jedem Tage mehr bestätigt, daß die Amerikaner Sklaven der Freiheit geworden sind, d. h. abhängig vom Gauneri, Spitzbuben und gekauften Banden, welche wie eine neue Art von Prätorianern Obrigkeiten wählen und so eigentlich regieren. Dadurch entsteht die merkwürdige Situation, daß die Kapuzinades mit ihren freiheitfeindlichen Plänen eigentlich nur die ungeheure Freiheit anstreben, d. h. wieder auf die Beine bringen wollen, dies aber nur durch Mittel erreichbar scheint, die möglicherweise zu absolutistischen Institutionen führen.

Der Tod des Kaisers von Rußland rief hier im ersten Augenblicke viel Leben und Friedenshoffnungen hervor, auch einige Früchte in der Literatur, aber keine von Bedeutung. Nur in Tracy Turnerelli's Memoiren und Erinnerungen aus seinem sechzehnjährigen Aufenthalte in Rußland, und zwar sehr häufig in der nächsten Umgebung des Kaisers, findet sich manches Neue und Interessante, selbst wenn man Confuse genau gelesen. Er schildert: „What I know of the Emperor Nicholas and his Family."

Die wichtige Frage über die Abschaffung des Zeitungsstempels, wogegen die Times als gegen den Tod ihrer Allmacht, vielleicht ihrer Existenz, mit allen ihr noch zu Gebote stehenden Mitteln streitet, ist noch immer nicht entschieden. Wird diese „Tax auf Wissen" wirklich aufgehoben, könnte sich in England wohl wirklich eine freie Presse entwickeln. Bis jetzt ist die freie Presse im Zeitungswesen nicht viel besser als ein Humbug, denn die ein- und ausgeleierten Phrasen und Interessen, welche in den etablirten Geschäften und Handlungen mit bedrucktem Papiere Mode geworden, sind nur die Hypothekie der Preßfreiheit.

Frankreich.

Die Frauen von Geist und der Geist der Frauen.**)

Unter diesem viel versprechenden Titel ist von einem bisher unbekannten Verfasser, dessen Name fast wie ein Pseudonym klingt, ein pikantes Buch erschienen. Es wird viele Leser anlocken, aber die meisten werden sich gestaucht fühlen, denn man erwartet sicherlich allgemein eine Schilderung des glänzenden Frauengeistes, der in Frank-

---

jetzt im Bakerlande des Letzteren, in der französischen Schweiz, ausschließlich jesuitischen Professors der Geologie sagen?

D. R.

*) Travels in Ether, or Scenes of Life in other Worlds u. s. w.

**) Of the Plurality of Worlds. An Essay with a Dialogue on the same subject.

***) Worlds beyond the Earth.

†) The Unity of Worlds and the Philosophy of Creation.

*) In der That gehört auch der Physiolog R. Virchow in seiner den Materialisten viel elitten Abhandlung: „Empirie und Transscendenz": „Mit der Gränze der sinnlichen Erfahrung ist die Gränze des sicheren Denkens gegeben, und die letzte Abstraction der allgemeinsten Erscheinungen vermag man sich nicht zu erklären. In diesem Punkte ist es, wo der Naturforscher, indem er aus dem empirischen Gebiet, das seinen Scharfsinn nicht genügt, verläßt, in das der Glaubens eintreten kann."

D. R.

**) Les femmes d'esprit et l'esprit des femmes, par P. J. Stahl. Brüssel und Leipzig. Kießling, Schnee & Comp., 1855.

Digitized by Google

reich so zahlreiche Beispiele aufzuweisen hat. Seit drei Jahrhunderten sind die Französinnen als Herrscherinnen der Intelligenz berühmt. Die lange Reihe ausgezeichneter Geister beginnt mit den Frauen des siebzehnten Jahrhunderts, le grand siècle genannt, das überhaupt als die Blüthezeit des französischen Geistes angesehen werden muß. Die Lafayette, die Scudéri, die Sevigné, die Herzogin von Longueville, die gefeierte Tochter des Hotel Rambouillet, u. s. w. u. s. w. gehörten ihm an und hätten nothwendig einen Ehrenplatz erhalten müssen in einem Buch, das vom Geist der Frauen handelt. Die glänzenden Namen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, wenigstens einige, wie die Dudeffant, Julie de l'Espinasse, die Staël und George Sand, hätten ein gleiches Recht geltend machen können. Aber der Verfasser scheint kaum eine Ahnung von allen diesen berühmten Frauen gehabt zu haben, es ist sogar zu bezweifeln, daß er den Geist derselben zu würdigen weiß, denn eine, die wir noch nicht genannt haben, obgleich sie berühmt und geistreich, wie sie, nur in ihrer eigenthümlichen Art, war, scheint sein Ideal weiblichen Geistes zu sein, nämlich Ninon de l'Enclos. Die geistreichen Frauen werden in Verhältnissen dargestellt, wie sie sich nur eine Ninon und allenfalls ihre modernen Nachfolgerinnen gestatten können. Frivole Liebe und leichtfertige Schönheit sind die Gefährtinnen dieses Geistes, der meistens nur als ein schlechter Witz erscheint. Die französischen Frauen der großen Welt, an denen der Verfasser ausdrücklich seine Wahrnehmungen gemacht haben will, müssen alle Weiblichkeit verloren haben, wenn ihr geistiges Spiegelbild hier richtig geschildert ist. Daß alle geistreichen Frauen unweiblich sein sollen, ist ein alter vielverbreiteter Aberglaube, der in Deutschland gewiß noch mehr Anhänger als in Frankreich zählt, aber die deutschen Frauen der großen Welt würden doch seinem Schriftsteller so viel Stoff zum Skandal darbieten; ihr Geist — wenn sie welchen haben — ist wenigstens nicht frivol. Zur Ehre des Verfassers und seiner Landsmänninnen wollen wir übrigens annehmen, daß er eine Satire geschrieben, die von Amts wegen übertrieben darf, was sie schildert. Aus Rücksicht für unsere Leserinnen wollen wir die schlimmsten Ausfälle gegen ihr Geschlecht verschweigen und nur einige Proben geben von den kleinen Seitenhieben, die der Verfasser in der Manier Larochefoucauld's, dieses Meisters der bösen Zunge, wie Sentenzen ausstreicht. Die Auswahl kann freilich nicht immer schmeichelhaft für die Leserinnen sein, da sie möglichst vortheilhaft für den Verfasser sein muß:

„Im Allgemeinen haben alle Frauen Geist; man findet sehr selten einige, denen er gänzlich mangelt. Diese wenigen können sich aber meistens nicht ohne ihn begnügen; sie trachten danach, ihn zu erlangen, und tauschen dadurch für einfache Dummheit eine Narrheit ein, die unausstehlich ist."

„Die Frauen, welche in hohem Grade den Geist inne haben, der in Gesellschaft gilt und glänzt, sind meistens ausgezeichnet begabte Frauen, während die Männer, von denen man ein Gleiches rühmt, oft sehr mittelmäßige Naturen sind. Es folgt daraus, daß ein Mann in Gesellschaft Geist zeigen kann, ohne ihn zu besitzen, und daß er viel besitzen kann, ohne ihn zu zeigen — was sich die Frauen nie verzeihen!"

„Wenn man von geistreichen Frauen spricht, so denkt man gleich an die häßlichen; diese sind die dumm, wenn auch zweifelsohne häßlich."

Es ist hinreichend, daß eine Frau häßlich ist, um sie geistreich zu machen. Der Mangel an Schönheit übt einen so wirksamen Einfluß auf das weibliche Leben aus, daß fast immer bei Frauen, die in der Welt auftreten, Geist und Bosheit dadurch geweckt werden. Das folgende Beispiel mag als Beleg dienen: „„Ich versichere Sie, ich war in meiner Jugend sehr dumm"", sagte einst eine Frau zu mir, die nicht mehr jung und sehr geschickt ist — „„denn ich war beinahe häßlich. Aber ich hatte die Ungeschicklichkeit, mit achtzehn Jahren die Blattern zu bekommen, wodurch meine Augen bis zur Unmöglichkeit klein wurden. Zum Ueberfluß noch Häßlichkeit bekam ich auch noch einen Schnurrbart; anfangs lachte ich, aber bald weinte ich darüber, denn die abscheulichen Barthaare, anstatt ein Schatten oder Zierde zu bleiben, wuchsen ungeheuer. Mein Verstand mußte mit ihnen wachsen, ich bedurfte seiner, um sie vor der Welt zu vertheidigen, ein geistiges Rasirmesser mußte er mir werden. — Ihre Zunge, schärfer als ein solches Messer, reichte später vollkommen zur Vertheidigung aus!"

„Die häßlichen Frauen sind so unglücklich, daß man die guten nie ohne Rührung und die bösen nie ohne Mitleid ansehen kann."

„Mit vierzig Jahren ist es gleichgültig, ob eine Frau schön oder häßlich gewesen."

„Wüßten die Frauen nur, wie viel sie gewinnen, wenn sie ihre Häßlichkeit ruhig zu ertragen vermögen, sie nicht verstecken und nicht verleugnen wollen!"

„Keine Frau, selbst die geistreichste nicht, hält sich für vollständig häßlich. Die Selbsttäuschung ist begreiflich, denn es giebt sehr hübsche Frauen, die nicht die geringste Schönheit besitzen."

„Eine hübsche Frau ist in den Augen der Männer niemals dumm, schöne Zähne und Rosenlippen verwandeln die größte Dummheit in Geist."

„Man kann einer geistreichen Frau Alles sagen, wenn man zu reden und zu schweigen weiß."

F. v. H.

Mannigfaltiges.

— Professor Hansteen's Reise in Sibirien. Als einen werthvollen Band der sorchschen Handbibliothek für Länder- und Völkerkunde haben wir in diesen Blättern auch noch der „Reise-Erinnerungen aus Sibirien, von Prof. Christoph Hansteen" zu gedenken, welche unser Mitarbeiter, Herr Dr. H. Sebald, nicht blos aus dem Dänischen übersetzt, sondern auch noch verstreuten Materialien des gelehrten norwegischen Verfassers, die derselbe bis dahin selbst nicht zu einem Ganzen geordnet hatte, zusammengetragen, wodurch sich der deutsche Bearbeiter jedenfalls ein anerkennenswerthes Verdienst erworben hat. Herr Hansteen, Professor an der Universität zu Christiania und Direktor der dortigen Sternwarte, hatte in den Jahren 1828—30 diese Reise nach Sibirien, zu Beobachtungen des Erdmagnetismus, unternommen, wozu das norwegische Storthing die Geldmittel bewilligte. Die wissenschaftlichen Resultate dieser Reise, welcher sich, zur Unterstützung bei den magnetischen Beobachtungen, der norwegische Marine-Lieutenant Due, und in St. Petersburg Herr Prof. Adolf Erman aus Berlin angeschlossen hatte, sind zu jener Zeit der gelehrten Welt kundgemacht worden. In dem gegenwärtigen Buche liegen uns die anderweitigen Reisebeobachtungen des eben so scharfsinnigen als unterhaltend erzählenden norwegischen Reisenden vor. Von St. Petersburg hatte sich Hansteen zunächst nach Tobolsk begeben. Von hier begleiten wir ihn über Krasnojarsk nach Irkutsk, besuchen mit ihm den chinesischen Markt in Maimatschin und den buddhistischen Oberpriester Chamba Lame und treten, nach Irkutsk zurückgekehrt, eine beschwerliche und gefahrvolle Flußfahrt nach Turuchansk, nahe dem Polarkreise, an. Von hier begleiten wir den Reisenden nach Jenisseisk, berühren auf dem Rückwege nochmals die chinesische Gränze und reisen über Orenburg durch die Kirgisen-Steppe nach Astrachan, um von da über Moskau nach St. Petersburg zurückzukehren und hier einer interessanten Vorstellung bei Hofe beizuwohnen, wo die Reisenden vom Kaiser Nikolaus und seiner hohen Gemahlin mit außerordentlicher Huld aufgenommen wurden. Der anziehende Bericht über diese Audienz ist aus dem vorliegenden Buche bereits in mehrere deutsche Blätter und namentlich auch in die Augsburger „Allgemeine Zeitung" übergegangen.

— Bibliographisch-Antiquarisches. Das kürzlich erschienene antiquarische Verzeichniß der Buchhandlung von J. Stargardt in Berlin enthält unter Anderem das Tagebuch eines Malers im Gefolge Kaisers Karl V. auf einer Reise nach Spanien mit 56 Federzeichnungen, wovon dem Kataloge zwei Faksimiles beigegeben worden; ferner ein indisches Gemälde: Scenen aus der Ramayana, in verschiedenen Erdfarben auf einem Baumwollenstoff. Es ist dieses wohl eines der größten und am besten ausgeführten indischen Gemälde mit achtzig Figuren, das im Jahre 1849 auf der Insel Bali, im Tempel von Kasumba, erbeutet worden. — Interessant ist eine kleine Sammlung von jüdisch-deutschen Volksbüchern. Der Katalog der berühmten Oppenheimerschen Sammlung, eine Arbeit von Dr. Steinschneider im Separatum und ein Vortrag des Professors von der Hagen in der Akademie enthielten wohl bis jetzt die einzigen Nachweisungen über diese Volksbücher. Es giebt eine Menge historischer Lieder, Sagen und Märchen in demselben Jargon: Decameron, Artushof, Schildbürger und Anderes. Der im Druck befindliche Katalog der Bodleyana wird ein reiches Material zu einer ausführlichen Arbeit darüber gewähren. — Mit besonderer Vorliebe sind von dem Besitzer dieser reichen Sammlung von circa sechstausend Bänden die verschiedenen Sprachen berücksichtigt worden. Fast alle europäische und viele außereuropäische Sprachen sind vertreten: Molina's Wörterbuch der mexikanischen Sprache (Mexiko, 1571); Echave, über die cantabrische Sprache, (ebend., 1607); „Toung-Si-Jang-Kao" (Peking, 1620); Wilhelm v. Humboldt's Hand-Exemplar von Marban, „arte de la lengua moxa" (Lima); Santos, „vocabulario della lengua Tagala" (Manila, 1734); ein ungarisches Canzionale u. A. sind Seltenheiten ersten Ranges. — Beachtungswerth ist auch eine Sammlung von Bibeln in sechzehn verschiedenen indianischen Sprachen und eine Auswahl von Büchern über die slavischen Dialekte, so wie über die Sprachen der Karaiben und Zigeuner.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Sämtlich nächstens 3 Nummern. Preis jährlich 8 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 19, und beim Expedit. Naumann, Universitäts-Str. Nr. 21, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 47. Berlin, Donnerstag den 19. April 1855.

England.

Die Verfasserin von „Jane Eyre".

Currer Bell ist todt. Das frühe Ende der zahlreichen Familie, von der sie die einzige Ueberlebende war, hatte Alle, die sie kannten, auf den Verlust dieses begabten Wesens vorbereitet, aber die Gesellschaft und die Literatur werden ihn nicht weniger tief empfinden. Wir besitzen von ihr drei Werke, die ihren Platz unter den geist- und gemüthvollsten Dichtungen unseres Zeitalters behaupten werden, und ohne ihre schwache Gesundheit hätte sie noch weit mehr leisten können, denn sie war unter Vierzig, und sie gehörte nicht zu den Geistern, deren Kräfte sich bald erschöpfen. Es wäre ihr ein Leichtes gewesen, ihre Produktivität zu vervielfältigen und sich dadurch in kurzer Zeit zu bereichern; allein sie hielt die Herausgabe eines Buches für einen Akt des Gewissens, und wenn auch dieses Buch nur ein Roman war. Sie sprach zwar nicht gern von sich selbst und ihrem Gewissen; doch ließ sie mitunter im engen Kreise ihrer Freunde ein Wort fallen, das die langen Zwischenräume zwischen ihren verschiedenen Werken erklärt. Ihrer Ueberzeugung nach, mußte jede ernste Schilderung des Lebens ein Produkt persönlicher Erfahrung und Beobachtung sein — einer Erfahrung und Beobachtung natürlicher und normaler, nicht erzwungener oder exceptioneller Art. „Seitdem ich „„Shirley"" veröffentlichte", sagte sie einmal, „habe ich nichts gesammelt, was mich nöthigen könnte, abermals zu reden; und bis dies geschehen, möge Gott mich in seiner Gnade verstummen lassen." Ihre Gewissenhaftigkeit konnte weder durch Ueberredung, noch selbst durch Mitgefühl erschlafft werden, so tief ihre empfindungsreiche Natur dieses Mitgefühl auch zu schätzen wußte. Die Eitelkeit war ihr fremd, und sie fühlte sich eben so wenig durch Lob geschmeichelt, wie durch Tadel gekränkt. Sie las mit großer Seelenruhe alle ungünstigen Kritiken ihrer Werke, um daraus Belehrung zu schöpfen, und wenn sie die Richtigkeit der ihr gemachten Ausstellungen nicht erkennen konnte, so schien sie darüber eher verlegen, als verletzt oder erzürnt. Die gewöhnlichen Schmeicheleien, die den literarischen Erfolg zu begleiten pflegen, wies sie mit unmuthiger Ironie zurück, während sie die gelegentliche Strenge, welche schriftstellernde Frauen im Beginn ihrer Laufbahn von der Kritik zu erdulden haben, mit einer Demuth voll Würde und Reiz acceptirte. Ihre körperlichen Leiden, der frühe Tod ihrer ganzen Familie und ihre zurückgezogene, einförmige Lebensweise hatten eine in mancher Beziehung krankhafte Empfindlichkeit in ihr erzeugt; aber in ihrem hohen Berufe vereinigte sie mit den feinen Instinkten einer begabten Frau die Kraft eines Mannes, die Andauer eines Helden und die Gewissenhaftigkeit eines Heiligen. In jenen Punkten, bei denen das weibliche Geschlecht sich sonst am schwächsten zeigt, in der Nachsichtnahme auf die öffentliche Meinung, auf den Beifall und die Mißbilligung der Welt, stand ihre moralische Kraft auf gleicher Höhe mit der in ihren Werken ausgeprägten geistigen Energie. Obwohl ihre Lebensdilder sich allerdings zu ausschließlich mit einer Leidenschaft beschäftigen, und die Frauen sich darüber beklagen können, daß die Liebe als die einzige und hauptsächlichste Angelegenheit ihres Lebens dargestellt wird, ist es doch als eine soziale Wohlthat zu betrachten, die Sentimentalität und den schwächlichen Egoismus von einer weiblichen Feder mit so vieler praktischen Kraft bekämpft zu sehen, wie sie sich in den Schriften Currer Bell's geltend machte. Ihre Heldinnen verlieben sich zu bereitwillig, lieben zu heftig und oft in einer Weise, die den meisten Leserinnen nicht zusagen dürfte; aber sie vergessen in keiner Lage ihre Pflicht und zeigen sich gesund in ihren Handlungen, wenn auch krankhaft in ihren Leidenschaften.

Die Bewunderungswürdigkeit dieser Kraft, dieses festen Gefühls der Pflichttreue wird in ihrem ganzen Umfang nur von den Wenigen verstanden werden, welche die Lebensgeschichte dieser seltenen Frau kennen. Die Beschreibung der Schule in „Jane Eyre" hat nur zu viel Wahrheit. Die Helene jener Erzählung ist nach der ältesten Schwester der Verfasserin gezeichnet, die in der Anstalt ihren Tod fand; eine andere Schwester starb bald, nachdem sie die Schule verlassen, in Folge der erlittenen Behandlung; und Charlotte Brontë war während ihres ganzen dortigen Aufenthalts, der anderthalb Jahre dauerte, nie frei von dem nagenden Gefühl und der daraus hervorgehenden Schwäche des peinlichsten Hungers. Seit jener Zeit ist sie auch nicht um einen Zoll gewachsen; von Statur war sie eine der kleinsten Frauen ihrer Zeit, und es war die Schule, die sie in ihrem Wachsthum gehemmt hatte. Wie sie und in „Jane Eyre" mittheilt, bewirkte der Ausbruch einer epidemischen Krankheit in der Schule eine vollständige Umgestaltung und radikale Reform der Anstalt, die sogar nach einem anderen Orte verlegt wurde. Allein die Reform kam zu spät, um die Geschwister Brontë von ihrem Schicksal zu retten.

Diese Wundermädchen waren die Töchter eines Geistlichen, der, hochbejahrt und gebrechlich, seine Gattin und alle seine zahlreichen Kinder überlebt hat. Der Name Brontë, abgekürzt von Brunterre, stammt aus Irland und rühmt sich eines bedeutenden Alters. Die Mutter starb vor vielen Jahren; eben so mehrere von den Kindern. Als das Publikum zuerst an der Familie Antheil zu nehmen begann, bestand sie aus drei Schwestern und einem Bruder, die alle mit ihrem Vater zu Haworth, bei Keighley in Yorkshire, lebten. Die Mädchen hatten Gouvernantenstellen bekleidet; Charlotte namentlich in Brüssel, wie die Leser mit Recht aus „Villette" schließen können: und freudig kehrten alle drei — Charlotte, Emily und Anne (Currer, Ellis und Acton Bell) — in das Vaterhaus zurück. In einer biographischen Notiz über ihre beiden Schwestern giebt Charlotte einige Enthüllungen nicht sowohl in Bezug auf die schriftstellerische Laufbahn derselben, als auch auf ihre Lebenserfahrungen.*) Wie schwerlicher Natur diese letzteren gewesen sind, geht aus den furchtbaren Darstellungen des männlichen Sinnes und Charakters hervor, die sich in den Novellen und Erzählungen Emily's und Anne's finden. Sie hielten es für ihre Pflicht, das Leben zu schildern, wie sie es beobachtet hatten, und sie legten demnach ihre Anschauungen in „Wuthering Heights" und „The Tenant of Wildfell Hall" nieder. Man darf diesen Umstand bei der Beurtheilung ihrer Werke nicht außer Augen lassen, in welchen einzelne Scenen allerdings mit einer an Rohheit streifenden Energie ausgemalt sind, die für schwache Nerven etwas Zurückstoßendes hat.

Das Publikum glaubte ziemlich allgemein, daß die Verfasserin von „Jane Eyre" in ihrer Heldin sich selbst geschildert habe; allein sie hat dies stets mit der Ruhe und der unverkennbaren Aufrichtigkeit geleugnet, die alle ihre Worte charakterisirten. Der einzige Grund zu einer solchen Behauptung bestand nach ihrer Ansicht in Folgendem: Sie sprach einst gegen ihre Schwestern die Ansicht aus, daß Letztere Unrecht, und zwar auch in sittlicher Beziehung Unrecht hätten, die Heldinnen ihrer Romane, als eine Sache, die sich von selbst verstände, mit körperlicher Schönheit auszustatten. Die Antwort war, daß es unmöglich sei, eine Heldin ohne Schönheit interessant zu machen. „Ich will Euch beweisen", entgegnete Charlotte, „daß Ihr im Irrthum seid. Ich werde eine Heldin beschreiben, die so klein und häßlich ist, wie ich es bin, und doch eben so viel Theilnahme einflößen soll, wie die Eurigen." „So entstand „Jane Eyre"", fügte sie bei Erzählung dieser Anekdote hinzu, „aber nur insofern ist ihr Portrait nach dem meinigen gezeichnet." An dem Werke fortarbeitend, gewann sie ihm allmählich ein tieferes Interesse ab, und als sie ihre Heldin nach Thornfield geführt hatte, konnte sie sich nicht mehr zurückhalten. Da sie ungemein kurzsichtig war, so schrieb sie in kleine viereckige Hefte, die sie sich dicht vor die Augen hielt, und gebrauchte dazu eine Bleifeder. So arbeitete sie drei Wochen lang unausgehalten weiter, bis sie ihre Heldin aus Thornfield fortgeschafft und sich selbst ein Fieber zugezogen hatte, welches sie zu einer Pause zwang. Das Uebrige ward mit weniger Heftigkeit und größerer Sorgfalt geschrieben — aber auch, wie die Leser fanden, mit geringerer Kraft und abnehmendem Interesse. Die Veröffentlichung dieser merkwürdigen Buchs that der ihr eigenthümlichen Scheu vor der Publizität keinen Eintrag: Wir erinnern uns alle, wie lange es dauerte, ehe man erfahren konnte,

*) In der erwähnten Notiz wird auch der Urfurung der von den drei Schwestern gewählten Pseudonymen erklärt. Es sollte nämlich unentschieden bleiben, ob Männer oder Frauen damit gemeint waren, um einerseits das in England gangbare Vorurtheil gegen „Blaustrümpfe" zu vermeiden, ohne sich andererseits geradezu für männliche Autoren auszugeben. Aus diesem Grunde wurde Charlotte in „Currer", Emily in „Ellis" und Anne in „Acton" verwandelt.

Digitized by Google

wer es geschrieben habe, und, nachdem der Name bekannt wurde, ehe man genauere Erkundigungen über die Persönlichkeit der Verfasserin einzuziehen vermochte. Sie lebte zu jener Zeit unter den einsamen Hügeln von Yorkshire, bei einem Vater, der zu sehr in seine Studien vertieft war, um ihre Beschäftigung zu bemerken, an einem Orte, wo Zeitungen nie gesehen wurden oder wo sie wenigstens keine sah, und in einem Hause, wo das Gesinde nichts von Büchern, Manuskripten, Poebezogen oder der Post wußte. Als sie das Geheimniß ihrem Vater offenbarte, reichte sie ihm mit der einen Hand ihr Buch und mit der anderen eine ungünstige Rezension desselben, um sein einfaches und der Weltlichkeit fremdes Gemüth von voreiligen Erwartungen eines Ruhmes und Glücks zurückzuhalten, die sie fest entschlossen war nicht zum Hauptzweck ihres Lebens zu machen. Daß wir seitdem nur zwei Werke von ihrer Feder erhalten haben, beweiß, wie fest sie an diesem Entschlusse hing.

Der Plan zu „Shirley" wurde inmitten eines zermalmenden häuslichen Kummers entworfen und ausgeführt. In einem Jahre starben ihr einziger Bruder, ein Jüngling von großen, aber früh getrübten Hoffnungen, und ihre beiden letzten Schwestern. Es lag etwas unaussprechlich Rührendes in dem Anblick des schwächlichen kleinen Wesens, das schon so Wunderbares geleistet hatte und mit so klarem Auge und so gefaßter Miene die Wucht eines solchen Schmerzes und die Aussicht auf eine so völlige Vereinsamung ertragen konnte. In tiefer Trauer, so einfach wie eine Quäkerin gekleidet, mit ihrem schönen, glatten, braunen Haar, ihren ausdrucksvollen Augen und ihrem geistvollen, die Gewohnheit der Selbstbeherrschung verrathenden Gesichte, glich sie einer wohlthätigen Hausfee, wie sie Wordsworth in einer seiner Dichtungen schildert. Und in der That war sie dies: sie wußte die Nadel eben so gut zu handhaben, wie die Feder, und die Trefflichkeit ihrer Kochkunst war den Ihrigen früher bekannt, als die ihrer Bücher. In einer so vollständigen Zurückgezogenheit lebend; von öden Haiden umgeben, ohne die physische Kraft zu besitzen, die entfernteren Hügel zu ersteigen; in jenem einsamen, am Rande des Kirchhofs gelegenen Pfarrhause, mit den Gräbern ihrer Schwestern unter ihrem Fenster, mußte ihr Geist an seinen eigenen Werke zehren, und wie sehr er litt, ist an einzelnen Stellen ihres letzten Romans, „Villette", zu erkennen. Ihr ruhiges Antlitz unwollte sich aber nur bei dem Gedanken, daß sie nach dem Tode ihres alten Vaters sich ganz verlassen sehen werde. Es war ihr jedoch beschieden, neue Bande zu knüpfen; sie heiratete, und es ist ihr alter Vater, der sie überlebt hat und der sie jetzt betrauert. Auch andere ihr nahe stehende Wesen trauern um sie, und was das Publikum betrifft, so ist es nicht zu bezweifeln, daß mitten in den Alles verschlingenden Interessen des Tages ein schmerzliches Gefühl nicht nur in ihrem Geburtslande, sondern auch im Herzen Deutschlands (wo man ihre Dichtungen besonders zu würdigen verstand), in Frankreich und Amerika sich regen wird bei der Kunde, daß Currer Bell, vor kurzem noch ein Schatten in dem Felde der zeitgenössischen Literatur, von neuem ein Schatten geworden ist, der nur noch in der Erinnerung lebt.

(D. N.)

Nord-Amerika.

Die Dichter der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Was für ein amerikanischer Mussäus muß dieser Hawley gewesen sein, mit welchem uns Barnum bekannt macht! Münchhausen ist ein Kind gegen ihn. Nachdem er seinen andächtigen Zuhörern die Geschichte von dem amerikanischen Gesandten erzählt hat, welcher während der Revolution zu einem Indianerstamme geschickt, unterwegs eingeschlafen, so in Eis gefroren, funfzig Jahre lang darin konservirt, dann entdeckt und in warmem Wasser aufgethaut und zum Leben zurückgerufen worden war, berichtet er von der gesundesten Gegend Amerika's von etwa zwanzig englischen Quadratmeilen, die so gesund ist, daß dort niemals ein Mensch sterben kann. Anfangs wurden Leute, welche zu alt wurden, um noch nützlich zu sein, über die Gränze gebracht, wo sie sofort starben. Aber die Philanthropie einiger Gentlemen errichtete bald ein großes Museum im Lande der Gesundheit, worin die alten Leute, der Reihe nach nummerirt, in Säcken aufgehangen wurden. Wollten Verwandte einen so Konservirten besuchen, bezahlten sie funfzig Cents Entree, wofür ihnen der betreffende Unterthäter vom Nagel heruntergeholt, ausgefaßt und in einem Kessel warmen Wassers wieder so weit zum Leben aufgewärmt wurde, daß er es ein halbes Stündchen aushielt, sich mit dem Besuchenden zu unterhalten. Hawley, dem vor langer Zeit ein Onkel abhanden gekommen war, giebt im Lande der Gesundheit und Unsterblichkeit einmal Vorstellungen als Taschenspieler, hört von dem Museum und fragt im Bureau desselben nach, ob sie vielleicht ein Subjekt Namens Samuel Hawley mit aufgespeichert hätten. Man schlägt das Buch nach und findet, daß Onkel Hawley unter Nr. 367 aufgehangen worden. Neffe Hawley bezahlt seine funfzig Cents, läßt sich den Onkel im Kessel aufwärmen und fragt ihn, wo er die alte berühmte Flinte, welche er besessen, hingethan. Onkel besinnt sich, vermacht ihm die Flinte, fühlt sich aber zu weiterer Unterhaltung zu schwach, so daß er bittet, man möge ihn wieder herausnehmen, abtrocknen und wieder an den Nagel hängen, was denn auch mit gewohnter Humanität geschieht.

Mit solchen Schnurren und Puffe, Barnumschen Humbugs und Sam Slickschen Pfiffigkeiten entschädigt man sich in Amerika für unsere Märchen- und Geisterposie. Wo es an Geistern fehlt, fühlt sich der Geist um so schärfer herausgefordert und fortwährend gereizt, die Erde zu bevölkern und zu durchgeistigen. Die Barnumschen Wunder, das berühmte Meerwunder, halb Fisch, halb Affe, die hundertelnundsechzigjährige Amme Washington's, General Tom Thumb, das Pferd mit dem Felle von Wolle, die nachgemachte Büffelochsenjagd mit einem Bivat des Volks, als es hört, daß Alles Humbug sei, das Alles beweiß, wie durstig das Volk nach Märchenposie ist und wie sehr es Poeten, wie Barnum, zu schätzen weiß. Barnum's Poeten gewährt zugleich einen weiteren Blick in diese neue Art amerikanischer Volksposie. Von vorn herein bis zuletzt macht er uns mit Lenten bekannt, die leinen höheren Genuß kennen, als sich gegenseitig zu foppen, zu überlisten und zu „humbugen", ohne daß Jemand so leicht Etwas übelnimmt. Man würdigt die Humbuger als Erlaß der Volksposie. Wo sind übergenug, daß der Ersatz noch selbst als echts Waare gelten und zu weiterer Anerkennung gebracht werden wird. Barnum, Sam Slick, die New-Yorker Picayune u. s. w. sind bereits ganz charakteristische Vertreter derselben. In dieser Sphäre mag es Amerika sogar zu einer Art von National-Charakter bringen, um so mehr da andere Nationen gewiß nicht so leicht Konkurrenz machen können.

Im Uebrigen wird Amerika eine durchaus kosmopolitische, nicht blos nationale Poesie aus sich herausbilden, welche alle civilisirte Menschen der Erde zugleich als ihre eigene acceptiren, da sie menschlich-, nicht national-schön ist. Die deutschen Muster, aus denen man schöpft, führen direkt auf diese große Bahn.

Der Kuriosität und Vollständigkeit wegen geben wir eine Art von Homerischem Schiffskatalog von amerikanischen Versmachern, ehe wir uns die wenigen eigentlichen Dichter näher ansehen.

Drei Jahre nach der Ankunft der ersten Pilgrim-Väter in „Neu-England" drüben fühlte sich ein Geistlicher, William Morell, begeistert, die neue Welt in lateinischen Hexametern zu besingen. Der zweite amerikanische Dichter bestand aus drei Personen, John Eliot, Thomas Welde und Richard Mather. Sie verreimten ihre Poesie, um die Psalmen David's „frei in englische Verse" zu übersetzen und sie dann feierlich zu singen. Es muß eine große Freude unter den Engeln im Himmel gewesen sein, wenn diese stouten Quäker nach dem Psalm „An den Strömen Babels" sangen:

> The Lords song sing can we? being
> in stranger's land, then let
> loose her skill my right hand if
> Jerusalem I forget.

Benjamin Thompson ist der erste, in Amerika geborene Dichter, „the first native American poet" (nicht zu verwechseln mit dem Dichter, „der geboren wird"). Auf seinem Grabsteine in Roxbury, wo er 1714 im vierundsiebzigsten Jahre starb, wird er „der gelehrte Schulmeister und Doktor und der berühmte Poet Neu-Englands" genannt. Sein Gedicht „New England's Crisis", geschrieben 1670—75, ist eine Kuriosität voller Klagen über Neu-Englands Verfall in Luxus und Verschwendung zu einer Zeit, als die Frauen von Boston eine Festung gegen die Indianer bauen hatten, voller Jammer über die Verweichlichung der Menschen, die Abkürzung von Tischgebeten, die Einführung seidener Kleider, Tabak, Chokolade und französischer Weine.

Roger Wolcott, geboren in Windsor, Connecticut, 1679, befang die „Charte" („The Charter"), welche seine Kolonie 1662 vom Mutterlande bekommen hatte. Das wäre nationale Poesie, wenn es Poesie wäre. Aber er beschreibt das Land, wie man es jetzt in Canabich besser findet, z. B. seinen Landes-Hauptfluß durch Aufzählung der Fische, die man alle darin findet, und Berge so:

> Twenty-four miles *surveyors* do account
> Between the eastern and the western mount.
> Hither the eagles fly, and hy — their eggs.

Das klingt wie die Reime in der lateinischen Grammatik zum Einpauken der Regeln und Ausnahmen.

Michael Wiggleswerth, geboren 1631, besang das Ende der Welt, als Amerika kaum anfing, anzufangen. Sein Hauptgedicht: „The Day of Doom", war seiner Zeit sehr populär und erlebte sechs Auflagen und Nachdruck in London. In der Weise Sterndale's und Hopkins' werden die erhabensten religiösen Vorstellungen haudsacken beschrieben, und das Schreckliche des Endes der Welt durch Verse, wie folgende, anschaulich gemacht:

> They push from beds, with giddy heads, —
> And to their windows run —.

Digitized by Google

James Ralph, Freund Benjamin Franklin's, mit dem er nach England kam, wo er viel über Politik schrieb, machte sich auch als Verfasser eines langen Gedichtes: „Zeuma", und als Dichter der „Nacht", noch mehr aber durch eine Stelle in Pope's „Dunciade" einen Namen. Er hatte den bissigen Papa beleidigt, wofür dieser ihn debunciadirte:

Silence, ye wolves! while *Ralph* to Cynthia howls,
Making „night" hideous — answer him, ye owls!

Thomas Godfrey, geboren 1736 — war der erste amerikanische Dramatist mit „The Prince of Parthia", einer Tragödie, einem traurigen Spiele.

Nathaniel Evans, Freund Godfrey's, wurde eine Zeitlang von der amerikanischen Kritik für einen Dichter gehalten, die jetzigen Amerikaner wissen aber nicht mehr, daß je so ein Genie gelebt habe.

Mather Byles, geboren 1706 — war seiner Zeit ein berühmter Abraham a Sancta Clara auf der Kanzel und Poet dazu.

Joseph Green, geboren 1706 — ein Handelsmann in Boston, amüsirte seine Nachbarn durch mancherlei Späße gegen den Spaßvogel Byles.

Timothy Dwight, 1752 in Northampton, Massachusetts, geboren, sonst theologischer Schriftsteller, galt auch eine Zeitlang als Dichter, weil er die biblische „Verdemung Kanaan's" versifizirte, im „Prospect" Thomson's „Jahreszeiten" und in dem „Flourishing Village" Goldsmith's „Deserted Village" nachahmte. In „The Farmer's Advice to the Villagers" giebt er in Versen gute Regeln über Dünger und andere ökonomische Dinge.

Joel Barlow galt einmal als der Homer Amerika's, nachdem er seine „Columbiade" geschrieben. Sie ward als Morgenröthe einer schönen Zukunft begrüßt und sowohl in London, als in Paris nachgedruckt. Da ich Niemand gefunden, der sich rühmen konnte, die amerikanische Ilias durchgelesen zu haben, und ich die Sünde verabscheue, kann ich nicht darüber urtheilen. Aber da sie Jeder nur als ein Kuriosum kennt, vermuthe ich auch, daß sie nichts weiter sei. „Barlow war ein Dichter durch Arbeit und Studium", heißt es in einer amerikanischen Kritik, also kein Dichter. Besser gelang ihm der nationale „Pudding", „Hasty Pudding", in drei Gesängen. In solchen Dingen haben die Anglo-Sachsen Begeisterung und Geschmack, zumal wenn sie recht fett und rosinenreich sind.

Von solchem Kaliber gab es natürlich eine gute Zahl anderer Verswacher im achtzehnten Jahrhundert, um die wir uns ein Verdienst erwerben, wenn wir sie gar nicht nennen.

Um zur amerikanischen Poesie zu kommen, müssen wir über sie weg bis zur neuesten Zeit schreiten.

Lydia Sigourney, aus Norwich in Connecticut, trat schon in früher Jugend als Religionsdichterin auf. Ihre Jugend und die Kuriosität einer Dichterin, amerikanischem Boden entsprossen, machten mehr aus ihr, als sie werth war. Man titulirte sie „Amerika's Hemans" und verbreitete manche ihrer religiösen, moralischen und in Form und Ausdruck conventionell gefälligen Gedichte in Abschriften, Zeitungen und verschiedenen Ausgaben; doch ist nichts von Genius und Eigenthümlichkeit darin, so daß wir es nicht übers Herz bringen können, eines oder das andere zu übersetzen. Einige ihrer Gedichte sollen in Amerika ganz populär und Hausschätze geworden sein, doch sind ich keines, welches etwa mit den alten deutschen Gesangbuchliedern von Gellert u. s. w. einen Vergleich aushielte.

John Pierpont, geboren 1785, auch ein Connecticuter, hat offenbar angeborene lyrische Gabe, doch auch er ist zu theologisch und kirchenlieblich, ohne sehr warm dabei zu werden. Sein umfangreichstes Gedicht sind die „Airs of Palestine". Die Poesie ringt bei ihm noch mit dogmatr und kömmt noch nicht zu der Kraft, ihre Flügel frei zu entfalten. In der Form findet man schon Fluß und Geschmack.

Richard H. Dana, ein Publizist der North American Review und anderer Journale, verdankt seinen Ruf als Dichter besonders seinem eigenthümlichen, abrupt formulirten „Buccaneer", einer schrecklichen Versifikation von Verbrechen, Zerknirschungen und Strafen durch außerordentliche Maschinerie des Himmels. Die Schrecken, welche dem Verbrechen gesetzlich, psychologisch und physiologisch folgen, genügen dem Dichter nicht, so daß er besonders, extraordinäre Torturen erfindet. Sein Pirat und Mörder Lee wird nach vielen übernatürlichen Peinigungen auf ein feuerschnaubendes imaginäres Pferd gebunden und ins Meer hinausgetrieben, so daß diesem Don Juan der Feuerreigen der Schlußscene sehr bedeutend zu Wasser wird. In vielen Stellen und Theilen erkennt man den Dichter, aber gewiß würde sich Karl Ritter schämen, hätte er jemals solch trockene Geographie geschrieben, wie der Buccaneer-Dichter in Versen, wie folgender:

The island lies nine leagues away,
Along its solitary shore
Of craggy rock and sandy bay
No sound but ocean's roar.

James Gates Percival, geboren den 15. September 1795, erzogen in Yale College, 1820 zuerst in gebundener Rede auftretend, kam bald darauf zu dem Rufe, ein großer Dichter zu sein, da ihm die Verse in einer gebildeten Sprache besser gelangen, als Anderen. Er schrieb viel und flüssig, ohne es jemals zu feilen, wie er sich selbst rühmte, so viele Worte sich auch gerade drethald einstellen, weil Begriffe fehlen. Seitenlang ist er nichts als ein versifizirender Schwätzer vom conventionellsten Schnitte, da er seinen religiösen Skeptizismus, mit dem er schnell Aufsehen gemacht hatte (denn die Amerikaner vertrugen damals noch weniger in dieser Sphäre, als jetzt — in guter Gesellschaft) nicht einmal fortsetzte, sondern ein ganz mundgerechter Schwätzer ward.

Maria E. Brooks, aus Massachusetts, wurde zuerst durch Dr Southey eine dichterische Notabilität. Dr. Southey ist eine Autorität in England und Amerika, und Dr. Southey, der poeta laureatus, behauptete, „Zophiel" von Mrs. Brooks sei „bei weitem das originellste Gedicht, welches diese Generation hervorgebracht", obgleich die Liebe eines Engels zu einem sterblichen Mädchen von Moore und Byron doch etwas poetischer und inniger behandelt worden war. Das dichterische Talent ist nicht zu verkennen, aber auch nicht die große Geschmacklosigkeit und Unbeholfenheit im Ausdruck mit vielen schrecklichen Inversionen und Härten. In der Sache selbst suchen wir vergebens nach Originalität, da der Engel ein langweiliger, unmänlicher Amerikaner und Tectianer, das Mädchen aber weder eine sterblich, noch unsterblich liebende und Geliebte ist.

John Neal, der fünfzigbändige, beweist, daß der Amerikaner, wenn er einmal sich auf das Geschäft des Büchermachens geworfen, eben so viel fabriziren kann, als Anderen in Schuhwerk u. s. w. Er studirte Rechte, praktizirte als Advokat, redigirte The Yankee, ein Wochenblatt, machte Verse, Novellen, Kritiken, Geschichte und Artikel für englische Journale und füllte so in Zeit von zwölf Jahren funfzig Bände. Er sagt selbst: „Hätte ich ein Dutzend Hände, ich könnte wenigstens die Hälfte daron stets mit Schreiben beschäftigen." Was wollte er mit dem anderen halben Dutzend machen? Vielleicht hätten sie vollauf zu thun gehabt, um zu streichen, was die erste Hälfte geschrieben. Seine Verse sind schrecklich überlich, schwatzhaft; Phrase, überladen mit ungeschickten Metaphern und baar alles künstlerischen Geschmackes. Er sagt von seiner Poesie: „Es ist Poesie oder der allerschmutzigste Unsinn; Eines oder das Andere muß es sein." Stellt er und blos diese Alternative, entscheiden wir und ohne Bedenken für die letztere, obgleich wir, ohne sein eigenes unlogisches Urtheil zu berücksichtigen, sagen müssen, daß aus den funfzig wenigstens ein Band voll Poesie und Belletristik zu konzentriren wäre. Jetzt schwimmen die poetischen Perlen auf der schmutzigen Wassersuppe seiner Werke wie einzelne verirrte Fetzungen. Die Amerikaner haben noch keinen Geschmack und denken noch, daß es auch in der Poesie die Menge bringen müsse, wie beim wohlfeilen Tabak, der Baumwollen- und Sklavenzucht.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Aus den Verhandlungen der Pariser Akademie der Wissenschaften.

Die Lage der vornehmen Stadtviertel in den großen Städten und ihr Einfluß auf die Gesundheit.

Herr Junod macht auf die interessante Thatsache aufmerksam, daß in den großen Städten die wohlhabendere Klasse der Bevölkerung sich zumeist nach Westen hin ausbreitet, während die Masse der Gewerbetreibenden in den gegen Morgen gelegenen Stadttheilen zu wohnen pflegt. So z. B. haben in Paris, seit Gründung der Stadt, die vornehmen Quartiere stets auf der Westseite gelegen. Dasselbe gilt von London und den meisten englischen Städten. Auch in Berlin, Wien, St. Petersburg, kurz, fast in sämmtlichen Hauptstädten Europa's sieht man die königlichen Paläste und herrschaftlichen Häuser nach Westen liegen. Ja, diese Eigenthümlichkeit war schon im Alterthume vorhanden, wie die Ruinen Pompeji's und anderer alten Städte zeigen. Dieselben Städte hatten auch, gerade wie das heutige Paris, ihre größten Kirchhöfe auf der Ostseite, und auf der Westseite gewöhnlich keine.

Es kommen nun zwar einige Ausnahmen von dieser Regel vor; dann aber läßt sich in jedem einzelnen Falle nachweisen, daß der westliche Ausdehnung der betreffenden Städte durch strategische oder Bodenschwierigkeiten gehindert war. Belege hierzu bieten einige Schweizer-Städte wie Neuchatel, ferner Edinburg und Rom, welche beide erst nach Norden hin ausgedehnt werden mußten, ehe die Raubanlen für die wohlhabenderen Stände der natürlichen westlichen Richtung folgen konnten.

Eine Thatsache, die sich mit solcher Regelmäßigkeit wiederholt, kann keinen zufälligen und nebensächlichen Grund haben. Es muß in dieser stetigen Richtung der besseren Stadttheile nach Westen ein vernünftiger Plan liegen, obwohl die Erbauer sich desselben nicht be-

Digitized by Google

wußt zu sein scheinen. Um es kurz zu sagen, die besprochene Thatsache ist ein Beispiel instinktmäßiger Gesundheitspflege, wie wir deren so viele in den Sitten der verschiedenen Völker beobachten. Sie ist eine unbewußt von den Gesetzen des Luftdruckes gemachte Anwendung. Bei hohem Barometerstande nämlich sehen wir den Rauch unserer Schornsteine, so wie die um uns sich entwickelnden schädlichen Dünste rasch im Raume verschwinden. Bei niedrigem Barometerstande aber verweilen Rauch und Dunst auf der Erdoberfläche. Nun ist, wie Jedermann bekannt, von allen Winden der Ostwind derjenige, der das Barometer am meisten steigen, der Westwind derjenige, der es am meisten fallen macht. Weht aber der letztere, so führt er alle schlechte Luft, der er auf seinem Durchgange durch die westlichen Stadttheile begegnet ist, den östlichen zu, die nun zu ihrem eigenen Rauch und Dunst noch den der westlichen hinzubekommen. Kömmt dagegen der Wind aus Osten, so macht er die schädlichen Gase aufsteigen und führt dem Westen reine Luft zu.

Der westliche Theil einer Stadt erhält demnach in jedem Falle, woher der Wind auch wehe, eine reinere Luft, meist aber zwar, da die Westwinde überhaupt überwiegen, so wie sie vom Lande kömmt.

Aus Obigem lassen sich nun folgende Nutzanwendungen ziehen:

1) Personen, die sich ihre Wohnung beliebig wählen können, zumal solche von zarter Constitution, thun am besten, sich im westlichen Theile ihres Wohnortes niederzulassen.

2) Alle gewerbliche Anstalten, aus denen sich Dämpfe oder schädliche Gase entwickeln, müssen in den östlichen Stadttheilen angelegt werden.

3) In dem einzelnen Wohnhause, es liege in der Stadt oder auf dem Lande, müssen die Küchen und alle Nebengebäude, von denen aus sich unreine Luft nach den Zimmern verbreiten kann, ostwärts gelegen sein.

Die Dichtheit und das Salz der Meere.

Der französische Moniteur giebt eine Uebersicht der verschiedenen Grade von Dichtheit der Meere, insofern sie nämlich mehr oder weniger von Salz gesättigt sind. „Personen", sagt er, „die noch nicht zur See waren, können sich keinen Begriff machen von den Schwierigkeiten, die unsere Schiffer gerade auf den Meeren zu bekämpfen hatten, auf die der Krieg unsere Geschwader geführt hat. Wenn man in ein neues Meer gelangt, genügt es nicht, seine Klippen zu kennen, um sie zu vermeiden, die Winde und Stürme, um ihnen zu widerstehen, und die Wogen, um sich nach ihren Bewegungen zu richten; man muß noch andere Kenntnisse besitzen, um Gefahren zu entgehen. Da z. B. das Wasser jedes Meeres mehr oder weniger salzig und daher auch mehr oder weniger dicht ist, so müssen die Schiffer genau alle diese Grade der Dichtheit kennen. Je dichter das Wasser ist, desto mehr Segel kann man aufsetzen, um mit dem Winde zu gehen; denn das Schiff findet hier eine sichere Grundfläche.

„Auf einem Dampfschiff muß man auch mehr oder weniger Kraft anwenden, je nachdem das Wasser mehr oder minder dicht ist.

„Folgende Tabelle zeigt, wie viel Salztheile jedes Meer enthält: Bezeichnet man das süße Wasser mit 1,000, so enthält:

das Atlantische Meer	1,029
das Mittelländische Meer	1,029
das Adriatische Meer	1,029
das Jonische Meer	1,029
das Marmorameer	1,018
das Schwarze Meer	1,014
das Asowsche Meer	1,012
das Kaspische Meer	1,005

„Wie man sieht, ist das Schwarze Meer weit weniger gesalzen, als das Mittelländische, und man muß auf diese Verschiedenheit der Dichtheit rechnen, wenn man zu Toulon ein Schiff befrachtet, um es nach Sebastopol zu schicken; denn man weiß, wenn es in das Schwarze Meer kömmt, so würde es sich weit tiefer ins Wasser begeben und leck werden, wenn man es in Toulon zu sehr beladen hat.

„Das Marmorameer ist noch weniger salzig, als das Schwarze Meer, weil es sich in der Strömung befindet, welche zwischen dem Mittelmeer und dem Pontus Euxinus exiſtirt.

„Das Todte Meer enthält viel mehr Salzmasse, als die anderen Meere. In tausend Kilogrammen seines Wassers sind zweihundertsiebenundsechzig Kilogramme Salz und schwefelsaure Magnesia. Diese große Quantität fester Massen giebt ihm eine solche Dichtheit, daß ein Mann, der sich darin aufrecht hielte und dessen Füße den Boden nicht berührten, nicht weiter als bis an den Gürtel hineingehen würde. Die Pferde können nicht darin schwimmen; sobald sie hineinkommen, drehen sie sich herum und schwimmen auf der Oberfläche, mit den Füßen in der Luft.

„Wenn die griechischen Seefahrer uns eine Tabelle, wie die vorstehende, hinterlassen hätten, um uns zu belehren, wie viele Salztheile das Wasser jedes Meeres zu ihrer Zeit enthielt, so würde es uns leicht sein, die Vermehrung oder Verminderung der Gewässer dieser Meere genau zu berechnen. Die, welche früher weniger salzig gewesen wären, als jetzt, würden augenscheinlich Wasser verloren haben, und die entgegengesetzte Folgerung würde man auf denen ziehen, welche wir weniger salzig finden, als zur Zeit der Griechen. Leider haben uns die alten Völker keine Studien dieser Art hinterlassen."

Mannigfaltiges.

— Dr. Barth und Dr. Vogel. (Mittheilung des Herrn Dr. A. Petermann.) Vor fünf Wochen sprachen wir bereits unsere Zweifel über die Richtigkeit des Gerüchtes von Dr. Barth's Tod unverhohlen aus, und seitdem ist diese Ansicht mehr und mehr bestätigt worden. Nach der neuesten, von Oberst Herman, dem britischen General-Konsul in Tripoli, eingelaufenen Nachricht, befand sich Dr. Barth, zufolge eines eigenhändigen Schreibens, noch am 15. November vergangenen Jahres wohlbehalten zu Kano, von wo aus er seinen Rückweg nach Tripoli über Kuka zu nehmen gedachte und in etwa vier Monaten die Küste zu erreichen hoffte. — Ueber Dr. Vogel's letzte Reise von Kuka in südlicher Richtung, um mit der Tschadda-Expedition zusammenzutreffen, erfahren wir, daß ihm gleich im Anfange derselben Hindernisse von dem Herrscher Bornu's in den Weg gelegt wurden, und als diese so weit beseitigt waren, daß er abreisen konnte, wurde er nicht gar weit von Kuka, nämlich in Mora, der Hauptstadt Mandara's, aufs feindseligste aufgehalten, seine Lasthiere wurden ihm genommen, alle seine Effekten verlangt, er selbst scharf bewacht und nicht aus dem ihm angewiesenen Hause gelassen, ja, sogar sein Leben bedroht. Nur durch ein Manövriren voll Takt und Entschlossenheit gelang es ihm, glücklich nach Kuka zu entkommen. Dort fand er, daß eine Insurrection ausgebrochen war und der unlängst auf den Thron gesetzte Herrscher wieder einem neuen hatte Platz machen müssen. Dr. Vogel's Gesundheit hatte viel zu leiden gehabt, und die strengste Diät war unumgänglich nöthig. Die politischen Verhältnisse schienen die Hoffnung auf ein Vordringen in östlicher Richtung nach Wadai gänzlich zu vernichten, so daß er seine Rückkehr nach Europa via Rusk und Benin projektirt hatte.

Sollte, wie wir nunmehr zu hoffen und berechtigt fühlen, Dr. Barth zu Ende des vergangenen Jahres sich mit Dr. Vogel in Kuka vereinigt haben, so ist zwar anzunehmen und zu wünschen, daß Beide zusammen den direktesten, schnellsten und sichersten Weg über Murkuk und Tripoli nehmen werden, um nach Europa zurückzukehren, aber unmöglich wäre es nicht, daß die wackeren, unverdrossenen Reisenden, neu gestärkt und ermuthigt durch ihre Vereinigung, auf einer anderen Route der Wissenschaft, der sie ihr Leben geweiht, neue Bereicherungen zuzuführen suchten. Jedenfalls dürfen wir nun mit jedem Tage weitere Nachrichten über beide Reisenden erwarten.

— Schiller und Lessing als Zugabe auf Goethe. In deutsch-amerikanischen Blättern findet sich folgende Buchhändler-Anzeige: „Von der Prämien-Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken ist so eben die erste und zweite Lieferung ausgegeben worden. Goethe's Werke erscheinen in dem Formate von Zschokke, in sechs Bänden oder hundertundzwei wöchentlichen Lieferungen à zehn Cents, und macht sich der Verleger, F. W. Thomas in Philadelphia, um der neueren Konkurrenz-Ausgabe der J. G. Cottaschen Buchhandlung zu begegnen, auser dem außerordentlich billigen Preise*) verbindlich, Abnehmern der kompletten Goetheschen Werke noch Schiller's sämmtliche Werke in zwei Bänden und Lessing's sämmtliche Werke in einem Bande als Prämie gratis zu liefern, wodurch diese Ausgabe noch die Cottasche neue Ausgabe an Billigkeit übertrifft. Jedem, der ein Freund der deutschen Literatur ist und diese Koryphäen deutscher Dichter gern in seinem Besitz hat, ist hiermit die Gelegenheit geboten, für ein Spottgeld und unter den leichtesten Bezugsbedingungen diese Werke sich anzuschaffen."

*) So außerordentlich billig ist der Preis eben nicht, denn wenn jede Lieferung auch nur zehn Cents (4½ Sgr.) kostet, wird doch der Preis aller hundertundzwei Lieferungen nicht weniger als 10 Doll. 20 Cents (14 Thlr. 9 Sgr.) betragen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

№ 48. Berlin, Sonnabend den 21. April 1855.

England.

Thomas Chatterton und George Crabbe.

Zwei Dichterleben, nach Cosore Cantu.*)

Vor einiger Zeit lebte — wie sich ein Novellist ausdrücken würde — oder auch: Es war einmal, wie unsere Großmutter ihre Erzählungen begann, ein junger Engländer, Namens Thomas Chatterton, eines jener frühreifen Talente, der zu sechzehn oder siebzehn Jahren Verse machte, wie die besten Dichter. Da er inzwischen bemerkte, daß sein unbekannter Name nicht eben geeignet sei, ihm bald zu Gold oder Ruhm zu verhelfen, nach welchem er sich sehnte, so gab er vor, alte verloren gegangene Dichtungen aufgefunden zu haben, und das Publikum feierte seine Publicationen wie einen wunderbaren Schatz. Das war Alles sehr schön, aber es reichte immer noch nicht hin, um von dem Ertrage leben zu können. Die Buchhändler betrachteten ihn fortwährend als einen in der literarischen Welt unbekannten Namen, und nur die bekannten Namen honorirten die Buchhändler; einige vornehme Herren ließen ihn zwar dies oder jenes für sich schreiben, aber davon konnte er kaum sich satt essen, und das Ministerium — ach, das arme Ministerium, wenn es für Alle sorgen müßte, die sich für Genies halten! Und so verging die Zeit, der Ruhm wollte sich nicht einstellen, und die Geliebte, die er anbetete, er durfte nicht hoffen, sie zu besitzen. In seinem Verdruß über den ausbleibenden Erfolg, in seinem Aerger über den erstrebten und nicht erreichten Ruhm, gab er sich der Verzweiflung hin und nahm sich das Leben.

Nun sing die Welt an, den Verlornen zu beweinen, alle Bruchstücke seines Geistes aufzulesen und den untergegangenen Genius zu betrauern. Chatterton galt eine Zeitlang in England als ein großer Geist, und erst nachmals ist man über den wahren Charakter dieses jungen Mannes, der, statt ehrlich zu kämpfen und zu ringen, den Ruhm auf falschen Wegen und im Fluge erhaschen wollte, klar geworden.

Auch in Italien besitzen wir dergleichen Namen, die ihren eigenen, wie den Genius ihrer Zeit, verkannten; — wir dürfen nur an Giacomo Leopardi und an Ugo Foscolo erinnern. Verehrungsvoll neigen wir uns vor dem Menschengeist in seinen gewaltigen Erscheinungen, aber zu den schlimmsten Krankheiten des Jahrhunderts müssen wir jene Weltschmerzler zählen, welche beständig Weh! über die menschliche Gesellschaft rufen, der sie alle Schuld, alle Verantwortlichkeit aufbürden; die überall Egoismus und Schwäche erblicken und doch selbst so wenig thun können oder wollen, um sich zu ermannen; die so wenig Vertrauen zu Anderen, am wenigsten aber zu sich und zu Gott haben.

Wir wollen hier neben Thomas Chatterton einen anderen seiner Landsleute vorführen, der mit dem Unglück wacker gekämpft und es durch rühmliche Ausdauer überwunden hat. George Crabbe war der Sohn eines armen Dorfbesitzers, der nachmals einen kleinen Salzhandel trieb, mit welchem er sich und seine sieben Kinder unter den Fischern seines Dorfes kümmerlich ernährte. Fischer sollte auch unser George werden, doch er zeigte keine Geschicklichkeit zu dem Geschäft. „Aus Dir wird gar nichts!“ rief oft der Vater, wenn er den Jungen so täppisch mit Netzen und Angeln umgehen sah, doch wenn der Alte Abends im Kreise seiner Kinder aus seinen Büchern etwas vorlas, horchte George am meisten auf von Allen, und in der Nacht wiederholte er oft die Bibel- und andere Verse, die er vom Vater gehört hatte. Das veranlaßte diesen, den Georg in eine Schule zu schicken, wo er freilich, da es am Schulgelde gebrach und weil er zuhause in der Wirthschaft helfen mußte, nicht lange genug bleiben durfte, doch war die Zeit hinreichend, um den Knaben noch empfänglicher für Alles zu machen, was seine Kenntnisse vermehren, seinen Geist vervollkommnen konnte.

Der Vater entschloß sich, den Sohn der gelehrtesten Profession zuzuführen, die ihm in seinem engen Kreise bekannt war; er ließ ihn Bader werden. Georg, obwohl er wenig Neigung dazu verspürte, ergriff doch die ihm dargebotene Gelegenheit, etwas mehr zu lernen, als er im Hause vor sich sah, mit Vergnügen. Nach fünf Jahren war er ein tüchtiger Chirurg, und als solcher legte er sich ganz besonders auf die Botanik. Eine Neigung, die er zu einer armen Waise, Sarah Elmy, faßte, begeisterte ihn zu seinen ersten Dichtungen, die ihn selbst erst mit seinem Talente bekannt machten.

In seinem einundzwanzigsten Jahre ging er nach London, um in einem dortigen Hospitale zu praktisiren, doch sah er sich bald, wegen mangelnden Erwerbs, genöthigt, nach seiner Heimat zurückzukehren. Aber auch hier brachte ihm seine chirurgische Praxis dutwenig ein. Er benutzte die Zeit, sich mit den alten Klassikern immer vertrauter zu machen; er dichtete auch sehr viel Schönes, aber er blieb arm und mittellos und durfte nicht daran denken, seine Sarah zu heiraten. Doch war er weit davon entfernt, wie Thomas Chatterton, an sich zu verzweifeln. Er vertraute auf Gott, und am letzten Tage des Jahres 1779 schrieb er Folgendes in sein Tagebuch: „Dieses Jahr voll Betrübniß, Schmerz, Armuth, Zurücksetzung, Täuschung und Unbank endigt heute und schließt sich der Ewigkeit an. O Herr, ich bitte Dich, gedenke meiner Leiden und meines Fluchens; vergiß meiner Fehler und Thorheiten. Du, Quell des Glückes, verleihe mir größere Unterwürfigkeit unter Deinen Willen, größere Bereitwilligkeit, meine eitelen Hoffnungen zu unterdrücken, und größeren Muth, meinen gedrückten Zustand zu ertragen. Möge das abgelaufene Jahr keine Last für mich sein, möge das neue ihm nicht gleichen, aber Dein Wille geschehe und nicht der meine!“

Und er entschloß sich, wieder nach London zu gehen, um dort das saure Brod des Literaten sich zu verdienen. Mit Hülfe eines Darlehns, das er erhielt, bezahlte er seine kleinen Schulden und schiffte er sich nach London ein, wohin er sein chirurgisches Besteck, ein Bändel Manuskripte und den festen Willen mitnahm, sich eine neue Thätigkeit zu schaffen.

Zunächst ging er zu einigen Buchhändlern, um ihnen seine Gedichte anzubieten, doch der Eine sagte ihm: „Sie sind noch zu jung; reifen Sie erst etwas mehr“; der Andere sprach: „Er, was soll das Publikum mit Versen machen? es hat deren bereits genug“; ein Dritter: „Ach, die Zeit drängt zu anderen Dingen, als zum Bücherlesen“; — gerade so, wie heutzutage allen jungen Dichtern geantwortet wird. Crabbe gerieth darüber nicht, wie Chatterton, außer sich; er wurde darum nicht voll Gift und Galle gegen die Zeit, die Gesellschaft, das Schicksal, sondern suchte sich vielmehr zu überreden, daß an diesem Mißlingen nur die Mangelhaftigkeit seiner Erzeugnisse schuld sei. Zunächst ging er also an die Verbesserung dieser Arbeiten, aber — auch wie vor erfuhr er nichts als Zurückweisungen. Endlich fand sich zwar ein Buchhändler, der eine seiner Dichtungen ohne Namen des Dichters drucken ließ, und zwei oder drei Journale sprachen davon mit Lob, doch dieser Buchhändler fallirte, bevor er dem armen Dichter das versprochene Honorar bezahlt hatte.

Und Sarah? — Bei der Abreise hatte sie ihm, wie alle Liebenden, gesagt: „Schreibe mir recht oft“, aber da ihr gleichzeitig einfiel, wie theuer jeder Postbrief sei — an das Penny-Porto war damals noch nicht zu denken — so begnügte sie sich mit dem Versprechen, daß Crabbe, wenn auch nicht direkt, doch seine Gedanken durch sein Tagebuch indirekt täglich an sie richten wolle. Und dieses Tagebuch ist uns erhalten worden, als Zeugniß von einem nicht gewöhnlichen Geiste, der sich im beständigen Kampfe mit äußeren Schwierigkeiten befindet, ohne je zu ermatten und stets von neuem durch den Glauben und die Liebe gekräftigt. Seine Dürftigkeit wuchs mit jedem Tage, und mit jedem Tage auch seine Sorge. Gleichwohl behielt er Muth genug, in seinem Tagebuche zu scherzen, bald über seinen einzigen Rock für Sonn- und Fest- wie für Wochentage, bald über die mancherlei Knöpfe, die er annähen, und über die Flicken, mit denen er ihn ausbessern muß. Die Buchhändler wollen nichts von ihm drucken. Die Vornehmen, an die er sich wendet, lassen seine Briefe unbeantwortet. Der Posten, um den er sich bewirbt, wird durch einen Anderen besetzt. Er tröstet sich jedesmal: es werde schon einmal besser werden; Gott wolle ihn nur prüfen; inzwischen wolle er sich und seine Dichtungen bessern, und die Freundin werde dann nur um so zufriedener mit ihm sein. Einmal schreibt er:

*) Vgl. Nr. 41 des „Magazin“ den Artikel über die Lettere di Famiglia.

Digitized by Google

„Welcher Tag der Furcht und Erwartung wird das morgen wieder sein! O Sarah, die Hoffnungen schwinden, und ich sehe nur schwarz. Wenn ich noch einen zweiten Shilling besäße, so würde ich gern heut' Abend etwas essen, um die düsteren Gedanken zu verscheuchen, aber ich bin genöthigt, den einen Shilling, den ich besitze, zu wahren, damit ich morgen das Porto für den Brief bezahlen kann, den ich erwarte. — Wie werde ich diesmal wohl aufgenommen! Das Schlimmste, was mir bevorsteht, würde die Rückgabe meines Buches durch den Bedienten ohne Weiteres sein; das minder Schlimme wäre — eine höfliche Ablehnung. Schmerzliche Voraussetzungen, alle beide!"

Nachdem sich Crabbe vergeblich an Lord North und die anderen Minister gewandt hatte, schrieb er auch an Burke, der ihn, wider sein Erwarten, zu sich kommen ließ und ihn auf das Freundlichste empfing. Zum Sprechen aufgefordert, öffnete der junge Dichter dem berühmten Staatsmanne sein ganzes Herz, und dieser gewann ihn, in Folge seiner naiven, eben so von dem edelsten Herzen, wie von einem gebildeten Geiste zeugenden Mittheilungen, so lieb, daß er sich, trotz seiner vielen Beschäftigungen, die Zeit nahm, Crabbe's Gedichte in der Handschrift durchzulesen, daraus eine strenge Auswahl zu treffen und diese einem Buchhändler zu übergeben, bei dem er sich zugleich verbürgte, ihm für den etwa dadurch entstehenden Schaden aufzukommen. Mit der Empfehlung Burke's ausgestattet, wurden die Gedichte von Vielen gelaust und gelesen, die zu ihrer Ueberraschung ein großes poetisches Talent kennen lernten, von dem sie bisher noch keine Ahnung gehabt. Der Lord-Kanzler Thurlow, der früher den armen Crabbe kurz abgewiesen hatte, ließ ihn jetzt, nachdem sein Name von mehreren Journalen rühmend genannt worden war und er selbst die Gedichte Crabbe's mit Entzücken gelesen hatte, zu sich einladen, entschuldigte sich wegen der dem Dichter früher zu Theil gewordenen üblen Behandlung und überreichte ihm, um diese vergessen zu machen, eine Banknote von hundert Pfund Sterl. (6—700 Thlr.). Man kann sich die Ueberraschung Crabbe's denken und wie ganz anders, als früher, er jetzt an seine geliebte Sarah schrieb. Zunächst aber bereilte er sich, seinen Reichthum mit einigen armen Studiengenossen zu theilen, die er Gelegenheit gehabt hatte während der Zeit seiner Noth als Freunde kennen zu lernen.

Der Dichter, der immer eine große Hinneigung zu religiösen Vertiefungen gehabt hatte, trat jetzt in den geistlichen Stand ein und ward Hauskaplan des Herzogs von Rutland. Hier fand er ein Einkommen, das genügend war, um auch eine Familie erhalten zu können, und so heiratete er denn jetzt seine Sarah, nachdem er zwölf Jahre mit ihr verlobt gewesen war. Es geschah dies im Jahre 1785, als er dreißig Jahr alt war. Von diesem Zeitpunkt ab widmete er sich fast ausschließlich der von ihm betretenen theologischen Laufbahn, obwohl er auch seine naturwissenschaftlichen und insbesondere seine botanischen Kenntnisse zu vermehren strebte. Als Dichter trat er während einer Reihe von Jahren nicht mehr vor das Publikum. Er fand sein Glück in seiner Familie, in der Erziehung seiner Söhne und in der stillen Beschäftigung mit der ihm hold gebliebenen Muse. Erst im Jahre 1807 bewog ihn Fox, der zu seinen Freunden gehörte, sein „Parish Register" zu veröffentlichen, das sich allgemeine Theilnahme erwarb und dem im Jahre 1810 sein „Borough" folgte.*)

Crabbe hatte das Unglück, mehrere seiner Kinder frühzeitig durch den Tod zu verlieren, und im Jahre 1813 starb auch seine geliebte, treue Sarah. Der Dichter war dafür in seinen älteren Tagen von der Theilnahme zahlreicher Freunde umgeben, zu welchen unter Anderen Lord Grey, Canning, Thomas Moore, Walter Scott, Jeffrey und Gifford gehörten. Er starb, geliebt und geehrt, im Jahre 1832, im achtundsiebzigsten Jahre seines Alters, als ein ehrwürdiges Zeugniß für die Macht und den Segen der Gottesfurcht, der Menschenliebe und der Ausdauer der Tugend, trotz aller Bedrängnisse und Versuchungen.

Nord-Amerika.

Die Dichter der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Von den besseren und neuen Poeten finden wir zunächst

Fitz-Greene Halleck besonders hervorzuheben. Auch er ist in Connecticut geboren (in Guilford) und soll noch jung sein.**) Von Profession ein Kaufmann, fand er doch noch Zeit und Geist genug, zu denken und zu dichten. Er hat etwas Gemüthliches, Heiteres und selbst Humoristisches in seinen Versen, die alle noch nicht alt sind, so daß wir in ihm einen noch Strebenden und Produzirenden finden mögen. Er ist patriotisch, er erkennt und singt die Vorzüge Amerika's vor anderen Ländern und Völkern und findet die rechte Form für das volle Pathos, das zuweilen in eben so ferngen Humor ausläuft. Ein voller Dichter Amerika's:

> 'Tis a rough land of earth and stone and tree,
> Where breathes no castled Lord *nor enthrall'd slave* (!);
> Where thoughts and tongues and hands are bold and free,
> And friends will find a welcome, foes a grave;
> And where none kneel, save when to Heaven they pray,
> Nor even then, unless in their own way.

Dieses Land ist noch jung, hat aber doch schon eine respektable Geschichte mit manchem wackeren Helden (so fährt er fort), z. B. den grünen Sohn der Berge von Connecticut, den „Stark of Benningtun" im Freiheitskriege:

> When on that field his band the Hessians fought,
> Briefly he spoke before the fight began:
> „Soldiers! those German gentlemen are bought
> For four pounds eight and seven pence per man
> By England's King — a bargain, as 'tis thought.
> Are we worth more? Let's prove it now we can —
> For we must beat them, boys, ere set of sun,
> Or *Mary Stark's a widow.*" — It was done.

John Brainard wäre vielleicht ein kühner und origineller Dichter geworden, wenn er nicht durch gewöhnliche Handwerks-Schriftstellerei und Ueberarbeitung als Redacteur des Connecticut Mirror seinen Tod an der Schwindsucht beschleunigt hätte. Er starb im Jahre 1828 erst zweiunddreißig Jahr alt. Seine Gedichte entbanden nicht selten aus Mangel an Manuskript für sein Journal, so daß er ein oder auch zwei Seiten mit Versen füllte, weil man dabei öfter absetzen kann, als in Prosa, und der Lückenbüßer am schnellsten fertig ward. In diesen eiligst hingeworfenen Versen begegnen wir nicht selten dem wahren, kühnen, edlen, originellen Dichter mitten in Fehlern gegen Syntax und Prosodie. Er war ein Dichter von Genie und als Mensch achtungswerth. Die Amerikaner prachen bei seinem Tode von seiner Edelverzigkeit und Redlesse als Redacteur und als Freund mit der größten Bewunderung. Seine Gedichte scheinen noch nicht in einer besonderen Ausgabe erschienen zu sein. Eine gut redigirte Auswahl derselben würde sich gewiß als eine werthvolle Bereicherung der Poesie erweisen, wenn wir uns den uns vorliegenden Proben urtheilen dürfen.

Charles Sprague, 1791 in Boston geboren, ist ein eleganter Dichter und gehört zu den wenigen in Amerika, welche die Wichtigkeit der Form in der Poesie zu würdigen wußten. Durch helle, glatte Form erreicht er Schärfe und Klarheit für seine hübschen Gedanken und Bilder, die übrigens weder die Bedeutigkeit, noch die Spitze Pope's erreichen, so daß es als eine echt amerikanische Hyperbel gelten muß, wenn man ihn „den Alexander Pope der neuen Welt" tünkirte. Seine Gedichte sind in Amerika sehr populär, vielleicht hauptsächlich deshalb, weil formenklässige und klare Verse dort überhaupt noch eine Seltenheit sind. Freilich einige seiner Lieder sind so einschmeichelnd, daß sie sich vielleicht auch bei uns geltend machen würden, z. B. die beiden „beschwingten Kirchengäste" („The Winged Worshippers"), zwei Schwalben, die während der Predigt in der Kirche erscheinen:

> Gay, guiltless pair,
> What seek ye from the fields of heaven?
> Ye have no need of prayer,
> Ye have no sins to be forgiven.
>
> Why perch ye here,
> Where mortals to their Maker bend?
> Can your pure spirits fear
> The God ye never could offend?
>
> Ye never knew
> The crimes for which we come to weep.
> Penance is not for you,
> Blessed wanderers of the upper deep u. s. w.

Rufus Dawes, auch ein Sohn Bostons, Graduirter der Universität Cambridge, redigirte mehrere Jahre The Emerald, ein Baltimorer Journal, und lieferte Gedichte für die United States Literary Gazette. In ihm tritt nicht nur Erkennniß, Anerkennung und Praxis der schönen Form ästhetischer hervor, sondern auch eine größere Freiheit in Gedanken und Bildern, als man es sonst in der fast stets noch theologisch und biblisch gebundenen Poesie Amerika's wahrnehmen konnte. Sein größtes Gedicht, „Geraldine", erinnert in seiner Combination des Tragischen und Komischen, originalistrenden Reimen und Wendungen zu sehr an Byron, aber nicht an dessen poetische Tugenden. In den kleineren Gelegenheitsgedichten und lyrischen Liedern erkennt man den gebildeten Mann von Geschmack und feines dichterisches Gefühl. „Die Schönheit" nimmt bei ihm schon zur Anerkennung ihrer Selbständigkeit und Macht über etwa theologische Rücksichten. „The Spirit of

*) Im Jahre 1819 zahlte der Buchhändler Murray dem Dichter als Honorar für seine letzte größere Arbeit, „Tales of the Hall", verbunden mit einer neuen Ausgabe älterer Dichtungen, die Summe von dreitausend Pfund Sterl. (20,000 Thaler). D. R.

**) Keineswegs. Er wurde im Jahre 1795 geboren, ist also sechzig Jahr alt. D. R.

Digitized by Google

Beauty" ist ihm eine Göttin, die ihre Lichter und Farben Morgens, Mittags und Abends über die Natur ausstreut, kurz:

The Spirit of Beauty is everywhere.

Doch fehlt es ihm noch in der Kunst und im Leben, wenigstens schweigt sein hübsches Gedicht davon, wie denn auch den Amerikanern im Allgemeinen die ästhetische Erkenntniß, wie das ästhetische Gefühl, noch mangeln oder wenigstens mangelhaft aufgegangen sein mag. Aber sie haben es vor sich. Um Mittag macht es ihm die Göttin der Schönheit am besten:

At noon she flies to a cool retreat,
Where bowering elms over waters meet;
She dimples the wave, where the green leaves dip,
That smiles, as it curls, like a maiden's lip,
When her tremulous bosom would hide, in vain,
From her lover, the hope that she loves again.

William B. O. Peabody, aus Exeter in New-Hampshire, Prediger einer Gemeinde in Springfield (Massachusetts, nicht Ohio, wo die Baby-Ausstellungen erfunden wurden), ist beliebt als frommer, feiner Dichter schöner Gedanken, wie sie von Predigern überall gern in ihre Reden eingeflochten werden. „Alles in der Natur predigt Gottes Weisheit, Allmacht u. s. w., der Sonnhalm, das Gewitter, Sommer, Winter, kurz, Alles in der Natur ohne Aufhören", doch ist es ein Zeichen gesunder Ansicht und guten Geschmacks, daß er den Menschen den Tod nicht dadurch leichter zu machen sucht, indem er ihnen heilig versichert, daß die Erde ein Jammerthal sei:

But still her grand and lovely scenes
Have made man's warmest praises flow;
For hearts grow holier as they trace
The beauty of the world below.

Nach der früheren, puritanisch beschränkten Poesie macht sich zunächst Naturpoesie in üblicher Weise geltend. Wir könnten in dieser unmittelbarsten Sphäre noch manche Namen anführen, z. B.

J. Mac Lelan, aus Boston, der für verschiedene Zeitschriften artige Lieder über Naturscenen, die „Noten der Vögel" u. s. w. liefert, aber man hat noch nichts beisammen von ihm und anderen Kollegen. Nach einzelnen Gedichten läßt sich kaum eine Vorstellung, geschweige ein Urtheil über sie bilden, abgesehen davon, daß man noch nirgends etwas über deren Persönlichkeiten und Verhältnisse findet. Aus den verschiedenen einzelnen Liedern von verschiedenen Namen, unter denen immer wieder neue auftauchen, gewinnt man zunächst nur die Ueberzeugung, daß Amerika sich wirklich „and dem Größten herausgehauen" findet und das Bedürfniß fühlt, nicht mehr blos zu handeln und zu schachern und „to go a-head", sondern sich auch gemüthlich und fühlend seines Lebens genießend bewußt zu werden, zu dichten und Dichter lieben zu lernen, der Muße und Muse und selbst dem holden Müßiggange zu huldigen. Mit dem höheren Müßiggange kömmt denn auch die Beschaulichkeit, die Gemüths- und endlich die höhere Kunstpoesie. Spuren davon findet man schon für alle diese Richtungen. Singt doch bereits

Nathaniel P. Willis, auch ein Sohn Bostons, die Schönheit des Müßiganges, worüber die eigentlichen Yankees zuerst gewiß höchst erstaunt, wenn nicht entrüstet waren. Willis ist sogar schon ein Literat von Profession im Sinne der alten Welt, ein moderner Mann der Feder in Poesie und Prosa. Als Student im Yale College, das er im einundzwanzigsten Jahre verließ, hatte er schon so viel Gedichte vollendet, daß er sofort nach dem Abgange einen hübschen Band herausgab. Sie machten sofort Aufsehen und wurden weit und breit beliebt. Nach seiner Rückkehr von England schrieb er in Prosa seine „Pencillings by the Way" in lebendigem, jugendlichem Uebermuthe, worüber sich die Engländer der guten Gesellschaft, deren Persönlichkeiten er skizzirte, in üblicher hypokritischer Manier höchlich beleidigt fühlten. Der junge Amerikaner, obgleich merkwürdiger-, aber ganz gewaltig in dem Yankerdiute spukenderweise ein Bewunderer der Aristokratie bis zur Servilität, geruhte sich nicht, kleine, harmlose Späße, die ihm in englischen Drawing-rooms passirt waren, mit Namennennung zu erzählen. Der schriftstellernde Engländer lernt schon in früher Jugend das heilige Gesetz befolgen, in allen persönlichen Angelegenheiten stets nur einen Buchstaben für Namen, Straße und Ort zu setzen, z. B. der sehr ehrenwerthe N., T-Street in B. Willis aber sagte geradezu, daß Christopher North (Professor Wilson) in der Wärme seiner Conversation über Poesie seinen Thee in die Unter- statt Obertasse gegossen habe. Ueber solche Entweihung der Heiligkeit des „private life" befremdeten sich die Engländer und schimpften und spotteten in Zeitungen und Journalen über den Amerikaner ohne Discretion, wie sie es immer machen, und sei es das Unschuldigste und Ehrenwertheste, was aus Privatkreisen mitgetheilt wird. — In seinem anderen Skizzenbuche, „People I have Met", zeigt sich Willis noch übermüthiger, leichtsinniger und graziöser, als in seinen „Pencillings". Die wirklichen Personen, die er angeblich schildert, mochten ihm größtentheils zu nüchtern und prosaisch vorgekommen sein, so daß ihm die Muse stark behülflich ist, interessante, imaginäre Figuren daraus zu machen. Die reellen Leute und Kritiker erdosten sich darüber nicht wenig und warfen ihm Ungenauigkeit vor, ihm, dem schongeistigen, aristokratischsanden, graziösen Tyrannen, der sich blos amüsiren wollte, indem er Personen beschrieb und sie daher mit allen möglichen, unmöglichen Tugenden, Gebrechen und Schwächen ausstattete, wie das der Komiker und Humorist immer machen muß. In Prosa und Vers erscheint uns Willis wie ein ungemein begünstigter Musensohn. Es fließt ihm Alles so leicht dahin, es klingt Alles so natürlich, so schön, so ungesucht, als wäre das alles gar keine Kunst. Und dies ist bekanntlich ein Zeichen höchster Kunst und Schönheit. Man erfährt nie, ob er Studium und Sorgfalt auf höherer künstlerischer Rücksicht blos verstedte oder wirklich leichtsinnig und müßig hinschrieb. Vielleicht hielt er sich mehr an Bequemlichkeit und Müßiggang, den er ganz gemüthlich und graziös besingt. Das mußte in Amerika wie ein Ereigniß aufsehen, wie ein Wunder, direkt vom Himmel gefallen. Lob des Müßiggangs von einem Amerikaner! Ein englischer Admiral unter siebzig Jahren, ein Minister ohne „Familie!" Lauter transscendentale Dinge. Absolut unmöglich.

The rain is playing its soft, pleasant tune
Fitfully on the sky-light, and the shade
Of the fast flying clouds across my book
Passes with delicate change.

Doch wir wollen diesen reimlosen, bequemen Gang nicht weiter in den Abtägen des Originals verfolgen, sondern die Sache kurz hinter einander deutsch angeben. Also er sitzt unter einem Dachfenster mit Himmelslicht, auf welches der Regen sanft niederplätschert, während die Schatten der Wolken mit zarten Schritten über sein Buch gleiten. Neben ihm — ganz englisch — prasselt ein heiterer Kaminfeuer. Die Katze sitzt davor in Gedanken und unruhigen Schlaf versunken und schnurrt dann und wann aufwachend und ihm ins Gesicht glotzend, als wollte sie sagen, daß es sehr schön sei am Fenez, wenn es eben regnet. Hier hat er von früh an gesessen, manchmal lesend, manchmal horchend dem rascheren Fall der Tropfen, dann aufstehend mit dem Aufsuchen eines unwillkürlichen Einfalls, um bequem in der Stube auf- und abzugehen. Dann setzt er sich wieder zu seinem hübschen Buche voll alter Poesie nieder. Sie sagen, ich bin ein sauter Mensch, und das ist wahr. Ich liebe es, nach dem Regen in die heitere Sonne hinauszugehen und meine Augen zu weiden auf den Menschengesichtern, die vorbeipassiren, jedes mit einem heiteren oder „Geschäfts-Interesse". Dann mache ich mir meine Gedanken über deren Loos und lese manche Lehre in deren wechselndem Ausdruck.

And so grow kind of heart, as if the sight
Of human beings were humanity.
And I am better after it, and go
More gracefully to my nest, and feel a love
Stirring my heart to every living thing;
And my low prayer has more humility,
And I sink lightlier to my dreams — and this
'Tis very true, is only idleness.

Man sieht hier: Müßiggang ist Muße und Muse und, was mehr ist, Humanität, Gemüth. Die Amerikaner, jetzt immer noch industrieell „a-head" gehend, müssen müßig gehen lernen, um Menschen der Kultur mit Poesie, Schönheit und Literatur zu werden. Willis ist der Mann dazu und der Johannes dafür.

J. G. Whittier, Redacteur des American Manufacturer in Boston, einst Schuhmacher, ist ein Autodidakt, ein Mann, „aus sich selbst" gemacht. Sein Manufacturer enthält zuweilen Verse, die nicht über den Leisten der Mittelmäßigkeit gearbeitet sind, und in seiner „Indian's Tale" klingt ein ganz hübscher Balladenton. Eine Sammlung seiner Gedichte ist meines Wissens noch nicht erschienen, so daß man sich noch kein rechtes Bild von seiner Poesie machen kann. Am bedeutendsten ist er als free-soil- und Antisklavereidichter.

Alfred B. Street, Advokat in Albany, wird als treuer, lokaler Landschaftsmaler in Worten geschätzt, obgleich die bloße deskriptive Poesie keiner großen Schönheit fähig ist, da sie stets mit dem Widerspruche zwischen „Malerei und Poesie" kämpfen wird. Lessing'd „Laokoon" kennt man in Amerika noch nicht. „The Old Bridge", „The Forsaken Road", „Sunset" und „Frontenac, a Tale of the Iroquois" gelten als seine besten Gedichte. Letzteres soll ein gutes Epos sein. Ich habe es noch nicht zu Gesicht bekommen.

Oliver Wendell Holmes, 1809 geboren, bedeutender Arzt in Boston, ist der liebenswürdige, groteske Satiriker für die gute Gesellschaft des amerikanischen, Wasser trinkenden Athen. Er ist nicht giftig, wie Pope und Dryden, sondern gemüthlich in seinem Spott und süffig und graziös in seiner Versification, so daß Miß Mitford in ihren „Recollections of a Literary Life" eben so sehr übertreibt, wie Southey in Beurtheilung der Mrs. Brooks, wenn sie von Holmes sagt: „Für ihn können wir kein lebendes Muster finden; um seine Fußstapfen anzufinden, müssen wir bis Pope und Dryden zurückgehen,

Digitized by Google

und es würde sehr gut sein, wenn einige unserer Barden denselben Weg machten, vorausgesetzt, daß es zu ähnlichen Resultaten führte." Holmes ist ein liebenswürdiger Gebter der guten Gesellschaft, den die Muse zum Thee und bei seinen Krankenbesuchen begleitet, ohne noch selbständigem Ruhm zu trachten. Vorliegende Proben seiner Poesie sind zu lokal, als daß sie mitgetheilt werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Dalmatien.

Die Korallenfischerei in Dalmatien.

Von allen Meeresprodukten, welche man uneigentlich Seepflanzen nennt, ist die schönste und kostbarste die Koralle, „die Zierde des Meeres" der Griechen. Es ist eine steinige Masse, pflanzenhaft gebildet, welche ihre Entstehung Thieren verdankt und auf den unterseeischen Felsen wächst. Sie gehört zu dem Geschlecht der Gorgonia nobilis und ist zu bekannt, um einer Beschreibung zu bedürfen.

Einen wahren Ueberfluß an Korallen haben die unterseeischen Felsenriffe Dalmatiens. Dies erregte schon längst die Aufmerksamkeit der Bewohner von Zlarin, einer kleinen Insel gegenüber Sebenico, und sie haben sich, indem sie Unermüdlichkeit in der Arbeit mit dem ihnen angeborenen Scharfsinn des Verstandes vereinen, einen ganz eigenen Industriezweig daraus zu bilden gewußt. Es fahren nämlich von dieser Insel, welche nach den statistischen Tabellen in Professor Carrara's vortrefflicher Dalmazia descritta im Ganzen nicht mehr als 739 Häuser mit 612 Familien oder 5157 Seelen zählt, alljährlich vom Mai bis Ende September sechzehn sogenannte Korallenschiffe mit achtzig Seeleuten ab, um in den Meeresstrichen von den Incoronate bis zu den Bocche di Cattaro zwischen dem 42 den 44 den Grad nördl. Br. Korallen zu fischen. Für das Privilegium dieser Fischerei zahlen sie dem Staate für acht Barken eine bestimmte jährliche Summe, die Canon heißt, und für die Barken, welche darüber sind, fügen sie noch ein Drittheil des Canons hinzu. Vor einigen Jahren versuchten die Zlariner, den Korallenfang auch auf den Gewässern der Jonischen Inseln auszudehnen, und zahlten für das Recht darauf das Siebentel des ganzen Ertrags als Abgabe an die englische Regierung. Da sie aber gewahr wurden, daß die Korallen dort weit seltener waren, als sie gedacht, gaben sie die Unternehmung auf. Der Zufall hat einen zu großen Antheil an der Ausbeute der Korallenfischerei, obwohl Geschicklichkeit sie leitet. Die Art der Fischerei ist folgende: Jede Barke hat eine Maschine, lauter genannt, welche aus zwei kreuzweise über einander gelegten Balken von je vierthalb Ellen Länge besteht. In der Mitte befestigt man einen sechzig bis siebzig Pfund schweren Stein, welcher, an ein Tau gebunden, die Maschine bis auf den Meeresgrund herabsinken läßt. An den äußersten Enden der vier Kreuzesarme hängt ein zwölf Pfund schweres Netz von starkem Hanfstrick mit großen, vier Zoll weiten Maschen, deren jede, da sieben Reihen solcher Maschen über einander liegen, achtundzwanzig Zoll hoch werden kann. Unter dem Kreuz befinden sich noch außerdem vier dörfenähnliche Netze von demselben Strickwerk, aber von nur je fünf Pfund Schwere, und zwischen ihnen, um zu verbinden, daß sie sich nicht unter einander verwickeln, gehen in der Richtung des Kreuzes Schnüre. Ein starkes, neues Pauai*) langes Tau hält diese Maschine in der Mitte und ist am äußersten Ende mit einem Ringe versehen, durch welchen ein anderes Tau von funfzig, sechzig, auch siebzig Passo läuft, das Lanzana genannt wird.

Will man Korallen fangen, muß das Meer ruhig sein. Sobald es daher das Wetter erlaubt, erlandet die Fischer von Lande ab und auf sechs, acht und noch mehr Miglien in die hohe See hinaus. Gewisse Bergspitzen, einige Vorgebirge und hier und da eine besahrte Eiche sind die Merkmale, welche sie zu den unterseeischen Felsenriffen führen. Fast mit mathematischer Genauigkeit legen sie dort an. Hier läßt der Schiffer die Maschine herabsenken. Hat diese den Grund erreicht, so hält er das Tau in der Hand und wendet sich, ohne sich viel von der Stelle zu entfernen, hier- und dahin, indem er bei jeder Wendung die Maschine hebt und senkt. Dadurch werden die Korallenpflanzen, welche an dem Riffe hängen, von demselben losgerissen und in dem Netze festgehalten. Dann zieht der Fischer mit einigen seiner Gefährten die Maschine wieder herauf und findet entweder reiche Ausbeute oder seine Hoffnung getäuscht. War der Fang gut, beginnt er seine Arbeit um denselben Riff herum von neuem — fand er Nichts, so sucht er eine andere Stelle auf. Mitunter bringt die Maschine mehr als acht Pfund Korallen herauf, andere Male gar Nichts. Und während so der Korallenfischer vom Morgen bis zum Abend mitten auf dem Meere, den glühenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, unermüdlich sein schweres Handwerk treibt, besteht seine Kost aus nichts, als einem Zwieback in Meerwasser eingetaucht und Wein mit Wasser gemischt.

Nach der Durchschnittszahl der Ausbeute während der letzten zehn Jahre beläuft sich die Korallenfischerei der Zlariner jährlich auf zweitausend venetianische Pfund Korallen jeder Größe, der Ertrag auf sechsunddreißigtausend Zwanziger, wovon jedoch drei Viertel für die Kosten aufgehen. Der größte Fang in einem Jahre während dieser Zeit betrug 3196, der kleinste nur 960 Pfund.

Die in Dalmatien gefischten Korallen zeichnen sich durch größere Festigkeit und durch ihre frische purpurrothe Farbe vor allen im Adriatischen Meere gefundenen Korallen aus. Das Pfund wird roh auf der Messe von Sinigaglia für achtehalb Gulden verkauft, während es in Livorno und Genua mehr als acht Gulden kostet und bearbeitet die Unze mit acht bis funfzehn Gulden bezahlt wird. Aber leider muß dieser Gewinn Fremden überlassen werden, da in Dalmatien, dem Lande der Korallen, die Kunst der Bearbeitung derselben, wenn nicht gänzlich unbekannt, so doch unbenutzt geblieben ist. Daher kommt es, daß ein ganzer Korallenberg, welcher im Oktober 1843 nach Zlarin gebracht wurde und bearbeitet über hundertausend Gulden werth gewesen wäre, dem glücklichen Finder nicht mehr als zweitausend Gulden einbrachte.

Frhr. v. Reinsberg.

*) Ein venetianischer Passo ist gleich fünf venetianer Fuß oder 6,1, nach Littrow nur 3,4 Wiener Fuß.

Mannigfaltiges.

— *Literarisches aus Rußland.* Die interessanteste Erscheinung in der russischen Literatur ist eine neue Ausgabe der gesammelten Werke Puschkin's, die von einem Freunde des Verstorbenen, einem Herrn Annenkow, unternommen worden und mehrere noch nicht veröffentlichte Gedichte und prosaische Aufsätze enthalten soll. Ob sie auch die von Herzen erwähnten, durch die Censur unterdrückten Pieces mittheilen wird, ist allerdings mehr als zweifelhaft, es müßte denn die Regierung Alexander's II. in dieser Beziehung liberalere Grundsätze befolgen, als die des Kaisers Nikolaus. Der bekannte Novellist Graf Sollohub, der sich jetzt in Tiflis aufhält, hat dort eine Biographie des Generals Kollärewskji, eines der berühmtesten Führer in den russisch-kaukasischen Kämpfen, erscheinen lassen, die manche interessante Details enthält. Kollärewskji, der Sohn eines armen Popen in Klein-Rußland, tat als elfjähriger Knabe in Militairdienste und schwang sich durch vollkühne Tapferkeit schon in seinem achtundzwanzigsten Jahre zum General empor, erhielt aber bald darauf bei der Erstürmung von Lenkoran eine schwere Kopfwunde, die ihn nöthigte, die Armee zu verlassen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, wo er noch fast vierzigjährigen aufgeblühen Leiden starb. — Von dem Professor Solowjew in Moskau ist der vierte Band seiner russischen Geschichte erschienen, der, wie die früheren, sich durch gründliche Forschung auszeichnet, aber in Hinsicht des Stils und der Anordnung Manches zu wünschen läßt. Auf die Zeitinteressen spekulieren Stassewitsch's noch byzantinischen und italiänischen Quellen bearbeitete „historische Untersuchung über die Belagerung und Einnahme Konstantinopels durch Muhammed II.", Rottscher's „Wahrheit über England", eine vom russischen Standpunkt aufgefaßte Darstellung der englischen Kolonial- und Kontinentalpolitik während des letzten halben Jahrhunderts, und ähnliche Werke, so wie mehrere Reisen nach dem Orient, als Victor Kaminskji's „Erinnerungen eines Pilgers im heiligen Lande", die „Reise-Notizen eines russischen Künstlers", von dem Maler Sacharow, der während seines Aufenthalts in Konstantinopel, nicht lange vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges, die Ehre hatte, den Sultan Abdul-Medschid zu portraitiren ꝛc. Von bleibendem Werthe ist eine etwas ältere Schrift des Grafen Nik. Adlerberg, „Is Rima w' Jerusalim", die ein wahrhaftes poetisches und religiöses Gefühl verräth. Im dramatischen Fach verdienen die Trauerspiele „Serokkia" und „Diagoras" Erwähnung, wovon das erstere, ein Produkt des durch Bühnengewandtheit und elegante Versification ausgezeichneten Mai, die Christenverfolgung unter Diocletian, das letztere, von einem früh verstorbenen jungen Dichter, Alexejew, die bekannte Geschichte des alten Philosophen behandelt, der als Gottesleugner und Atheo verbannt wurde. Uebrigens sind die russischen Poeten gegenwärtig fast ausschließlich durch patriotische Ergüsse in Anspruch genommen, in welchen sie eine merkwürdige Fruchtbarkeit an den Tag legen und ihr Aeußerstes versuchen, um die Feinde mit Oden, Kriegsgesängen, Epigrammen und Anekdoten aus dem Felde zu schlagen. Gleichwohl ist, unseres Wissens, bisher weder ein Tyrtäus, noch ein Körner aus ihren Reihen hervorgegangen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Sächsisch erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin selbst ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 31, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 49. Berlin, Dienstag den 24. April 1855.

Frankreich.

Philosophie des Barts und der Kravatte.*)

Es giebt kaum ein so unbedeutendes Thema, über welches es nicht möglich wäre, geistreich zu schreiben. Swift hat eine tiefsinnige Abhandlung über einen Besenstiel verfaßt, Jean Paul einige seiner wundervollen Gedanken an den Schweif eines Papierdrachen gehängt und Gutzkow den unpoetischen Zopf im poetischen Weste verarbeitet: warum also nicht auch den Bart, jene Zierde des männlichen Angesichts, zum Gegenstand philosophischer Dissertationen erwählen? Warum nicht die Halsbinde und den Vatermörder, die in unserer Toilette eine so große Rolle spielen, vom hiſtoriſch-kritiſchen Standpunkt aus beleuchten? Es iſt dies allerdings eine Aufgabe, der nur eine franzöſiſche Feder gewachſen ſein dürfte, und Herr de Michel hat ohne Zweifel einem „tief gefühlten Bedürfniß“ abzuhelfen geglaubt, als er ſich zur Herausgabe des gelehrten Werkes entſchloß, deſſen Titel wir unten anführen*) und dem wir dieſe Anzeige widmen.

Obgleich daſſelbe ſich als eine „philoſophiſche und kritiſche Geſchichte“ im Allgemeinen ankündigt, ſo beſchäftigt es ſich doch natürlich vorzugsweiſe mit dem Vaterlande des Verfaſſers als tonangebend in Sachen der Mode und des Geſchmacks. Herr de Michel verfolgt zunächſt die Bärte ſeiner Landsleute von jener Epoche an, wo Karl der Große ihnen den Krieg erklärte, bis in die neueſte Zeit herab. Wenn der Bart unter der Regierung Franz' I. wieder in die Mode kam, ſo verdankt er dies nur der Eitelkeit des Königs, der, als er bei einem der damals beliebten, gefährlichen Spiele eine Wunde am Kinn erhalten hatte, die Narbe zu verbergen wünſchte. Heinrich IV. war der letzte König, der einen Bart trug. Sein Nachfolger, der den Thron in dem jugendlichen Alter von neun Jahren beſtieg, konnte aus begreiflichen Urſachen ſeinem Vorgänger nicht nachahmen, und die Bartloſigkeit des Königs galt den Höflingen als Signal, ſich ihres Bartſchmucks ſchleunigſt zu entledigen. In ſpäteren Jahren trug Ludwig XIII. einen Schnurrbart und Imperial, damals „Royal“ genannt; aber auch dieſe Ueberbleibſel des Barts verſchwanden während der Herrſchaft Ludwig's XIV., und von dieſem Zeitpunkt an ging das Raſirmeſſer ungeſtört über königliche und kaiſerliche Wangen bis zur Abdankung des erſten Napoleon. Dann zeigten ſich kleine Haarbüſchel auf dem Geſichte Ludwig's XVIII. und Karl's X., und im Jahre 1830 beſtieg der volle engliſche Backenbart Ludwig Philipp's den Thron. „Aber“, ruft der Verfaſſer mit Enthuſiasmus aus, „der Schnurrbart (la moustache) und der Zwickelbart (impérial) Napoleon's III. ſind die Erſten, welche ſeit den Tagen Ludwig's XIII. auf dem Antlitz eines Monarchen erſchienen.“ Dem philoſophiſchen Forſcher bleibt es überlaſſen, die Folgerungen zu ziehen, die aus dieſer äußerſt merkwürdigen Thatſache hervorgehen. Die Freiheit in der Art und Weiſe, den Bart zu tragen, iſt, wie unſer ſcharfſinniger Autor bemerkt, „diejenige, welche von den politiſchen Umwälzungen am wenigſten gelitten hat.“ In Frankreich herrſcht gegenwärtig unbeſchränkte Freiheit in Allem — was den Bart betrifft, und wie hart man auch über die dortige Regierung urtheilen mag, ſo kann man doch nicht leugnen, daß ſie die Bürger ungeſchoren läßt. In anderer Beziehung haben drei blutige Revolutionen allerdings nur geringe Früchte getragen, und im Rückblick auf die Vergangenheit kann der heutige Franzoſe ſich mit den Worten auf die Bruſt ſchlagen: „Tout est perdu — hormis la barbe.“

Von dem Barte führt ein leichter Uebergang zum Hauptgegenſtand der gelehrten Unterſuchungen des Herrn de Michel, den er mit einer dem Ernſte deſſelben angemeſſenen Gründlichkeit behandelt. Er beginnt mit dem focale (Halswärmer) der Römer, welches den Zorn des Seneca erregte, als er die jungen Leute eine ſo weibiſche Bekleidung tragen ſah; ſpäter dann zu den Galliern über, die den Hals ganz unbedeckt ließen, und gelangt ſo zu der Regierung Ludwig's XI., wo das Halsband aufkam, das erſt in den Tagen Franz' I. die Würde einer „Collerette“ erreichte. Dieſe wuchs bald zu der Halskrauſe an, wie ſie jetzt von den Schweizergarden des Vatikans getragen wird und die unter Karl IX. und Heinrich III. auf ihrem Culminationspunkt ſtand, worauf ſie unter Heinrich IV. wieder in Verfall gerieth. Wie ſchon erwähnt, war der erſte Bourbon der letzte Bartträger unter den franzöſiſchen Königen; er war auch der letzte, der die Halskrauſe trug. An ihre Stelle trat ein großer flacher Kragen, den ſein junger Nachfolger einführte und der ſogar über den Panzer zurückgeſchlagen wurde. Und nun gelangen wir zu jener denkwürdigen hiſtoriſchen Periode, welche durch die Geburt der Kravatte verherrlicht wird. Den zuverläſſigſten Schriftſtellern „de re vestiaria“ zufolge, wurde ſie im Jahre 1636 von Offizieren nach Frankreich gebracht, die von der Armee aus Deutſchland zurückkehrten. Der Name ſoll von den Kroaten herſtammen, zu deren Uniform im dreißigjährigen Kriege eine lange ſeidene oder muſſeliniene Binde, um den Hals gewunden und vorn in eine Schleife geſchlungen, gehörte. Ueber den Erfinder dieſer Tracht ſchweigt die Fama; vielleicht war es „Graf Iſolani, der böſe Zahler“. Zum erſten Mal aber wird der Kravatte gedacht in einer Urkunde, welche aufgefunden zu haben unſer Verfaſſer ſich mit verzeihlichem Stolze rühmt. Dieſe Urkunde iſt ein Reglement des calviniſtiſchen Kollegiums von Puylaurens, in Languedoc, wo der berühmte Bayle erzogen wurde. Es wird den Zöglingen darin verboten, Kravatten zu tragen, oder mit Spazierſtöcken zu gehen, oder andere mit der Ehrbarkeit unverträgliche Modethorheiten nachzuäffen. Doch jetzt erſchient Ludwig XIV. auf der Bühne, mit allen ſeinen Atlas-Schleifen und Kantenbordüren, und nun erſt erhebt ſich der Autor auf die ganze Höhe ſeines Gegenſtandes. Mit Bedauern erinnert er daran, daß die Damen einſt den Verſuch machten, ſich die Kravatte anzueignen, indem ſie dieſe loſe geſchlungen um den Hals trugen — den Herren nachahmend, welche, von Wilhelm III. bei Steenkerk überraſcht, nicht Zeit hatten, ſich die Kravatte ordentlich umzubinden. Dieſe Mode wurde à la Steinkerque genannt. Die weiten Halsbinden Ludwig's XV. und XVI. bilden den Uebergang zu einer verhängnißvollen Epoche der franzöſiſchen Geſchichte. Die Nationalverſammlung iſt von unzähligen Schriftſtellern geſchildert worden, aber gleichwohl weiß Herr de Michel ihr eine neue Seite abzugewinnen: er charakteriſirt die verſchiedenen Stände nach der verſchiedenen Form ihrer Halsbinden. Die Mitglieder des Tiers Etat tragen weiße Kravatten, die über den ſchwarzen Rock niederfallen und ihrem Anblick eine gleichmäßige Ernſthaftigkeit verleihen, die bedeutſam gegen die geſtickten oder militairiſchen Kragen des Adels abſtach. Dieſer Gegenſatz gab ohne Zweifel Veranlaſſung zu jener berühmten Flugſchrift, in der Siehes die neue Phaſe in der Geſchichte des Landes beſprach und die mit Sturmſchritt herannahende ſociale Verjüngung ankündigte. Nach unſerem Autor hätte man die Sanscullottes „nans crovattes“ nennen müſſen. Marat verachtete die Kravatte: Robespierre konnte ſich nicht entſchließen, die ſeinige preiszugeben. Wir überlaſſen es wiederum dem Leſer, die philoſophiſchen Schlußfolgen zu ziehen, die ſich ihm über dieſen Punkt darbieten mögen. Die Jeunesse dorée, die Muscadins und die Incroyables führten abenteuerliche Moden ein, in welchen die Halsbinde, wie man weiß, eine hervorragende Rolle ſpielte. Sie wand ſich in dichten Falten um den Nacken des Trägers und ragte bis über das Kinn empor. Die grüne Kravatte wurde ein Zeichen der royaliſtiſchen Tendenzen, und die Stutzer pflegten damals mit dem oberen Theil ihres voluminöſen Halstuchs zu ſpielen, wie ſie jetzt die Spitzen ihres langen Knebelbarts auf- und niederſtreichen.

Im Jahre IX begann der Hemdskragen, vulgo Vatermörder, ſich aus der Kravatte in die Höhe zu arbeiten; doch behauptete ſich letztere während des Konſulats in ihrem ganzen Umfang und ſchlang ſich noch immer in Lawinenfalten um das Kinn. Napoleon brachte bei ſeiner Krönung die königliche, mit points d'Alençon beſetzte Kravatte wieder zu Ehren, und bald darauf erſchien der noch der Mode Franz' I. geſtickte Kragen von neuem auf dem Schauplatz. Im Civilkoſtüm wurden die wundervollen Knoten bekannt, welchen man den Namen „choux“ beilegte, und Herr de Michel ſpricht mit Bewunderung von der Grazie, mit der

*) Histoire philosophique et critique de la Cravate &c., précédée d'un essai sur la barbe. Par Gr. de Michel. Paris, Lévy frères. Uebrigens exiſtirt ſchon aus dem vorigen Jahrhundert eine „Pogonologie ou histoire philosophique de la barbe“, von Delaure, und eine „Geſchichte des männlichen Barts unter allen Völkern“, von Scheller. Vielleicht hat Raupach ſeinen Barbier nicht ohne Abſicht mit dem Namen des letzteren Autors getauft.

Digitized by Google

wer es geschrieben habe, und, nachdem der Name bekannt wurde, ehe man genauere Erkundigungen über die Persönlichkeit der Verfasserin einzuziehen vermochte. Sie lebte zu jener Zeit unter den einsamen Hügeln von Yorkshire, bei einem Vater, der zu sehr in seine Studien vertieft war, um ihre Beschäftigung zu bemerken, an einem Orte, wo Zeitungen nie gesehen wurden oder wo sie wenigstens keine sah, und in einem Hause, wo das Gesinde nichts von Büchern, Manuskripten, Probebogen oder der Post wußte. Als sie das Geheimniß ihrem Vater offenbarte, reichte sie ihm mit der einen Hand ihr Buch und mit der anderen eine ungünstige Rezension desselben, um sein einfaches und der Weltlichkeit fremdes Gemüth von voreiligen Erwartungen eines Ruhms und Glücks zurückzuhalten, die sie fest entschlossen war nicht zum Hauptzweck ihres Lebens zu machen. Daß wir seitdem nur zwei Werke von ihrer Feder erhalten haben, beweist, wie fest sie an diesem Entschlusse hing.

Der Plan zu „Shirley“ wurde inmitten eines zermalmenden häuslichen Kummers entworfen und ausgeführt. In einem Jahre starben ihr einziger Bruder, ein Jüngling von großen, aber früh geknickten Hoffnungen, und ihre beiden letzten Schwestern. Es lag etwas unaussprechlich Rührendes in dem Anblick des schwächlichen kleinen Wesens, das schon so Wunderbares geleistet hatte und mit so klarem Auge und so gefaßter Miene die Wucht eines solchen Schmerzes und die Aussicht auf eine so völlige Vereinsamung ertragen konnte. In tiefer Trauer, so einfach wie eine Quäkerin gekleidet, mit ihrem schönen, glatten, braunen Haar, ihren ausdrucksvollen Augen und ihrem geistvollen, die Gewohnheit der Selbstbeherrschung verrathenden Gesichte, glich sie einer wohlthätigen Hausfee, wie sie Wordsworth in einer seiner Dichtungen schildert. Und in der That war sie dies: sie wußte die Nadel eben so gut zu handhaben, wie die Feder, und die Trefflichkeit ihrer Kochkunst war den Ihrigen früher bekannt, als die ihrer Bücher. In einer so vollständigen Zurückgezogenheit lebend; von allen Haiden umgeben, ohne die physische Kraft zu besitzen, die entfernteren Hügel zu ersteigen; in jenem einsamen, am Rande des Kirchhofs gelegenen Pfarrhause, mit den Gräbern ihrer Schwestern unter ihrem Fenster, mußte ihr Geist an seinem eigenen Marke zehren, und wie sehr er litt, ist an einzelnen Stellen ihres letzten Romans, „Villette“, zu erkennen. Ihr ruhiges Antlitz unwohlte sich aber nur bei dem Gedanken, daß sie nach dem Tode ihres alten Vaters sich ganz verlassen sehen werde. Es war ihr jedoch beschieden, neue Bande zu knüpfen; sie heiratete, und es ist ihr alter Vater, der sie überlebt hat und der sie jetzt betrauert. Auch andere ihr nahe stehende Wesen trauern um sie, und was das Publikum betrifft, so ist es nicht zu bezweifeln, daß mitten in den Nebe verschlungenden Interessen des Tages ein schmerzliches Gefühl nicht nur in ihrem Geburtslande, sondern auch im Herzen Deutschlands (wo man ihre Dichtungen besonders zu würdigen verstand), in Frankreich und Amerika sich regen wird bei der Kunde, daß Currer Bell, vor kurzem noch ein Schatten in dem Felde der zeitgenössischen Literatur, von neuem ein Schatten geworden ist, der nur noch in der Erinnerung lebt. (D. N.)

Nord-Amerika.

Die Dichter der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Was für ein amerikanischer Mußäus muß dieser Hawley gewesen sein, mit welchem uns Barnum bekannt macht! Münchhausen ist ein Kind gegen ihn. Nachdem er seinen andächtigen Zuhörern die Geschichte von dem amerikanischen Gesandten erzählt hat, welcher während der Revolution zu einem Indianerstamme geschickt, unterwegs eingeschlafen, so in Eis gefroren, funfzig Jahre lang darin konservirt, dann entdeckt und in warmem Wasser aufgethaut und zum Leben zurückgerufen worden war, berichtet er von der gesundesten Gegend Amerika's von etwa zwanzig englischen Geviertmeilen, die so gesund ist, daß dort niemals ein Mensch sterben kann. Anfangs wurden Leute, welche zu alt wurden, um noch nützlich zu sein, über die Gränze gebracht, wo sie sofort starben. Aber die Philanthropie einiger Gentlemen errichtete bald ein großes Museum im Lande der Gesundheit, worin die alten Leute, der Reihe nach nummerirt, in Säcken aufgehangen wurden. Wollten Verwandte einen so Konservirten besuchen, bezahlten sie funfzig Cents Entree, wofür ihnen der betreffende Unsterbliche vom Nagel heruntergeholt, ausgesackt und in einem Kessel warmen Wassers wieder so weit zum Leben aufgewärmt wurde, daß er es ein halbes Stündchen aushielt, sich mit dem Besuchenden zu unterhalten. Hawley, dem vor langer Zeit ein Onkel abhanden gekommen war, giebt im Lande der Gesundheit und Unsterblichkeit einmal Vorstellungen als Taschenspieler, hört von dem Museum und fragt im Bureau desselben nach, ob sie vielleicht ein Subjekt Namens Samuel Hawley mit aufgesprichert hätten. Man schlägt das Buch nach und findet, daß Onkel Hawley unter Nr. 367 aufgehangen worden. Neffe Hawley bezahlt seine funfzig Cents, läßt sich den Onkel im Kessel aufwärmen und fragt ihn, wo er die alte berühmte Flinte, welche er besessen, hingethan. Onkel besinnt sich, vermacht ihm die Flinte, fühlt sich aber zu weiterer Unterhaltung zu schwach, so daß er bittet, man möge ihn wieder herausnehmen, abtrocknen und wieder an den Nagel hängen, was denn auch mit gewohnter Humanität geschieht.

Mit solchen Schnurren und Puffs, Barnumschen Humbugs und Sam Slicklichen Pfiffigkeiten entschädigt man sich in Amerika für unsere Märchen- und Geisterposie. Wo es an Geistern fehlt, fühlt sich der Geist um so schärfer herausgefordert und fortwährend gereizt, die Erde zu bevölkern und zu durchgeistigen. Die Barnumschen Wunder, das berühmte Meerwunder, halb Fisch, halb Affe, die hundertzweiundsechzigjährige Amme Washington's, General Tom Thumb, das Pferd mit dem Felle von Wolle, die nachgemachte Büffelochsenjagd mit einem Bivat des Volks, als es hört, daß Alles Humbug sei, das Alles beweist, wie durstig das Volk nach Märchenposie ist und wie sehr es Poeten, wie Barnum, zu schätzen weiß. Barnum's Leben gewährt zugleich einen weiteren Blick in diese neue Art amerikanischer Volksposie. Von vorn herein die zuletzt macht er uns mit Leuten bekannt, die seinen höheren Genuß kennen, als sich gegenseitig zu foppen, zu übervisiren und zu „humbugen“, ohne daß Jemand so leicht Etwas übelnimmt. Man würdigt die Humbuger als Erfaß der Volksposie. Wir sind überzeugt, daß der Erfaß noch selbst als echte Waare gelten und zu weiterer Anerkennung gebracht werden wird. Barnum, Sam Slick, die New-Yorker Picayune u. s. w. sind bereits ganz charakteristische Vertreter derselben. In dieser Sphäre mag es Amerika sogar zu einer Art von National-Charakter bringen, um so mehr da andere Nationen gewiß nicht so leicht Konkurrenz machen können.

Im Uebrigen wird Amerika eine durchaus kosmopolitische, nicht blos nationale Poesie aus sich herausbilden, welche alle civilisirte Menschen der Erde zugleich als ihre eigene acceptiren, da sie menschlich-, nicht national-schön ist. Die deutschen Muster, aus denen man schöpft, führen direkt auf diese große Bahn.

Der Kuriosität und Volksthümlichkeit wegen geben wir eine Art von Homerischem Schiffskatalog von amerikanischen Verehrern, ehe wir und die wenigen eigentlichen Dichter näher ansehen.

Drei Jahre nach der Ankunft der ersten Pilgrim-Väter in „Neu-England“ drüben fühlte sich ein Geistlicher, William Morell, bezeichnet, die neue Welt in lateinischen Hexametern zu besingen. Der zweite amerikanische Dichter bestand aus drei Personen, John Eliot, Thomas Welde und Richard Mather. Sie versmigten ihre Poesie, um die Psalmen David's „frei in englische Verse“ zu übersetzen und sie dann feierlich zu singen. Es muß eine große Freude unter den Engeln im Himmel gewesen sein, wenn diese flouten Dukker nach dem Psalm „An den Strömen Babels“ sangen:

> The Lords song sing can we? being
> in stranger's land, then let
> lose her skill my right hand if
> Jerusalem I forget.

Benjamin Thompson ist der erste, in Amerika geborene Dichter, „the first native American poet“ (nicht zu verwechseln mit dem Dichter, „der geboren wird“). Auf seinem Grabsteine in Roxbury, wo er 1714 im vierundsiebzigsten Jahre starb, wird er „der gelehrte Schulmeister und Doktor und der berühmte Poet Neu-Englands“ genannt. Sein Gedicht „New England's Crisis“, geschrieben 1670—75, ist eine Kuriosität voller Klagen über Neu-Englands Verfall in Luxus und Verschwendung zu einer Zeit, als die Frauen von Boston eine Zeitung gegen die Indianer haben hatten, voller Jammer über die Verweichlichung der Menschen, die Abkürzung von Tischgebeten, die Einführung seidener Kleider, Tabak, Chokolade und französischer Weine.

Roger Wolcott, geboren in Windsor, Connecticut, 1679, besang die „Charte“ („The Charter“), welche seine Kolonie 1662 vom Mutterlande bekommen hatte. Das wäre nationale Poesie, wenn es Poesie wäre. Aber er beschreibt das Land, wie man es jetzt in Canadich besser findet, z. B. seinen Landes-Hauptfluß durch Aufzählung der Fische, die man alle darin findet, und Berge so:

> Twenty-four miles *surveyors* do account
> Between the eastern and the western mount.
> Hither the eagles fly, and hy — their eggs.

Das klingt wie die Reime in der lateinischen Grammatik zum Einpauken der Regeln und Ausnahmen.

Michael Wigglesworth, geboren 1631, besang das Ende der Welt, als Amerika kaum anfing, anzufangen. Sein Hauptgedicht: „The Day of Doom“, war seiner Zeit sehr populär und erlebte sechs Auflagen und Nachdruck in London. In der Weise Sternhald's und Hopkins' werden die erhabensten religiösen Vorstellungen haudbacken beschrieben, und das Schrecklichste des Endes der Welt durch Verse, wie folgende, anschaulich gemacht:

> They push from beds, with giddy heads,
> And to their windows run —.

Digitized by Google

James Ralph, Freund Benjamin Franklin's, mit dem er nach England kam, wo er viel über Politik schrieb, machte sich auch als Verfasser eines langen Gedichtes: „Jezma", und als Dichter der „Nacht", noch mehr aber durch eine Stelle in Pope's „Dunciade" einen Namen. Er hatte den bissigen Papa beleidigt, wofür dieser ihn bedauciadirte:

Silence, ye wolves! while *Ralph* to Cynthia howls,
Making „night" hideous — answer him, ye owls!

Thomas Godfrey, geboren 1736 — war der erste amerikanische Dramatist mit „The Prince of Parthia", einer Tragödie, einem traurigen Spiele.

Nathaniel Evans, Freund Godfrey's, wurde eine Zeitlang von der amerikanischen Kritik für einen Dichter gehalten, die jetzigen Amerikaner wissen aber nicht mehr, daß je so ein Genie gelebt habe.

Mather Byles, geboren 1706 — war seiner Zeit ein berühmter Abraham a Sancta Clara auf der Kanzel und Poet dazu.

Joseph Green, geboren 1706 — ein Handelsmann in Boston, amüsirte seine Nachbarn durch mancherlei Späße gegen den Spaßvogel Byles.

Timothy Dwight, 1752 in Northampton, Massachusetts, geboren, sonst theologischer Schriftsteller, galt auch eine Zeitlang als Dichter, weil er die biblische „Eroberung Kanaan's" versifizirte, im „Prospect" Thomson's, „Jahreszeiten" und in dem „Flourishing Village" Goldsmith's „Deserted Village" nachahmte. In „The Farmer's Advice to the Villagers" giebt er in Versen gute Regeln über Dünger und andere ökonomische Dinge.

Joel Barlow galt einmal als der Homer Amerika's, nachdem er seine „Columbiade" geschrieben. Sie ward als Morgenröthe einer schönen Zukunft begrüßt und sogohl in London, als in Paris nachgedruckt. Da ich Niemand gefunden, der sich rühmen konnte, die amerikanische Ilias durchgelesen zu haben, und ich die Sünde verabscheue, kann ich nicht darüber urtheilen. Aber da sie Jeder nur als ein Kuriosum kennt, vermuthe ich auch, daß sie nichts weiter sei. „Barlow war ein Dichter durch Arbeit und Studium", heißt es in einer amerikanischen Kritik, also kein Dichter. Besser gelang ihm der nationale „Pudding", „Hasty Pudding", in drei Gesängen. In solchen Dingen haben die Anglo-Sachsen Begeisterung und Geschmack, zumal wenn sie recht fett und rosinenreich sind.

Von solchen Kalibern gab es natürlich eine gute Zahl anderer Verdmacher im achtzehnten Jahrhundert, um die wir uns ein Verdienst erwerben, wenn wir sie gar nicht nennen.

Um zur amerikanischen Poesie zu kommen, müssen wir über sie weg bis zur neuesten Zeit schreiten.

Lydia Sigourney, aus Norwich in Connecticut, trat schon in früher Jugend als Religiondichterin auf. Ihre Jugend und die Kuriosität einer Dichterin, amerikanischem Boden entsprossen, machten mehr aus ihr, als sie werth war. Man titulirte sie „Amerika's Hemans" und verbreitete manche ihrer religiösen, moralischen und in Form und Ausdruck conventionell gefälligen Gedichte in Abschriften, Zeitungen und verschiedenen Ausgaben; doch ist nichts von Genius und Eigenthümlichkeit darin, so daß wir es nicht übers Herz bringen können, eines oder das andere zu übersetzen. Einige ihrer Gedichte sollen in Amerika ganz populär und Hausschätze geworden sein, doch sind ich keines, welches etwa mit den alten deutschen Gesangbuchliedern von Gellert u. s. w. einen Vergleich aushielte.

John Pierpont, geboren 1785, auch ein Connecticuter, hat offenbar angeborene lyrische Gabe, doch auch er ist zu theologisch und kirchenliedlich, ohne sehr warm dabei zu werden. Sein umfangreichstes Gedicht sind die „Airs of Palestine". Die Poesie ringt bei ihm noch mit dogirter Dogmatik und kömmt noch nicht zu der Kraft, ihre Flügel frei zu entfalten. In der Form findet man schon Fluß und Geschmack.

Richard H. Dana, ein Publizist der North American Review und anderer Journale, verdankt seinen Ruf als Dichter besonders seinem eigenthümlichen, abrupt formulirten „Buccaneer", einer schrecklichen Versification von Verbrechen, Zerknirschungen und Strafen durch außerordentliche Maschinerie des Himmels. Die Schrecken, welche dem Verbrechen gesetzlich, psychologisch und physiologisch folgen, genügen dem Dichter nicht, so daß er besondere, extraordinäre Torturen erfindet. Sein Pirat und Mörder Lee wird nach vielen übernatürlichen Peinigungen auf ein feuerschnaubendes imaginäres Pferd gebunden und ins Meer hinausgetrieben; so daß diesem Don Juan der Feuerreigen der Schlußscene sehr bedeutend zu Wasser wird. In vielen Stellen und Theilen erkennt man den Dichter, aber gewiß würde sich Karl Ritter schämen, hätte er jemals solch trockene Geographie geschrieben, wie der Buccaneer-Dichter in Versen, wie folgender:

The island lies nine leagues away,
Along its solitary shore
Of craggy rock and sandy bay
No sound but ocean's roar.

James Gates Percival, geboren den 15. September 1795, erzogen in Yale College, 1820 zuerst in gebundener Rede auftretend, kam bald darauf zu dem Rufe, ein großer Dichter zu sein, da ihm die Verse in einer gebildeten Sprache besser gelangen, als Anderen. Er schrieb viel und flüssig, ohne es jemals zu feilen, wie er sich selbst rühmte, so viele Worte sich auch gerade deßhalb einstellen, weil Begriffe fehlen. Seitenlang ist er nichts als ein versifizirender Schwätzer vom conventionellsten Schnitte, da er seinen religiösen Skeptizismus, mit dem er schnell Aufsehen gemacht hatte (denn die Amerikaner vertragen damals noch weniger in dieser Sphäre, als jetzt — in guter Gesellschaft) nicht einmal fortsetzte, sondern ein ganz mundgerechter Schwätzer ward.

Maria E. Brooks, aus Massachusetts, wurde zuerst durch Dr. Southey eine dichterische Notabilität. Dr. Southey ist eine Autorität in England und Amerika, und Dr. Southey, der poeta laureatus, behauptete, „Zophiel" von Mrs. Brooks sei „bei weitem das originellste Gedicht, welches diese Generation hervorgebracht", obgleich die Liebe eines Engels zu einem sterblichen Mädchen von Moore und Byron doch etwas poetischer und inniger besungen worden war. Das dichterische Talent ist nicht zu verkennen, aber auch nicht die große Geschmacklosigkeit und Unbehofenheit im Ausdruck mit vielen schrecklichen Inversionen und Härten. In der Sache selbst suchen wir vergebens nach Originalität, da der Engel ein langweiliger, unmännlicher Amerikaner und Tertianer, das Mädchen aber weder eine sterbliche, noch unsterbliche Liebende und Geliebte ist.

John Neal, der fünfzigbändige, beweist, daß der Amerikaner, wenn er einmal sich auf das Geschäft des Büchermachens geworfen, eben so viel fabrizieren kann, als Andere in Schuhwerk u. s. w. Er studirte Rechte, praktizirte als Advokat, redigirte The Yankee, ein Wochenblatt, machte Verse, Novellen, Kritiken, Geschichte und Artikel für englische Journale und füllte so in Zeit von zwölf Jahren funfzig Bände. Er sagt selbst: „Hätte ich ein Dutzend Hände, ich könnte wenigstens die Hälfte davon stets mit Schreiben beschäftigen." Was wollte er mit dem anderen halben Dutzend machen! Vielleicht hätten sie vollauf zu thun gehabt, um zu streichen, was die erste Hälfte geschrieben. Seine Verse sind schrecklich lüderlich, schwatzhaft; Phrase, überladen mit angeschickten Metaphern und baar alles künstlerischen Geschmackes. Er sagt von seiner Poesie: „Es ist Poesie oder der allerschenßlichste Unsinn; Eines oder das Andere muß es sein." Stellt er uns blos diese Alternative, entscheiden wir uns ohne Bedenken für die letztere, obgleich wir, ohne sein eigenes unlogisches Urtheil zu berücksichtigen, sagen müssen, daß aus den funfzig wenigstens ein Band voll Poesie und Beletristik zu konzentriren wäre. Jetzt schwimmen die poetischen Perlen auf der schmutzigen Wasserfluppe seiner Werke wie einzelne verirrte Fettaugen. Die Amerikaner haben noch keinen Geschmack und denken noch, daß es auch in der Poesie die Menge bringen müsse, wie beim wohlfeilen Tabak, der Baumwollen- und Sklavenzucht.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Aus den Verhandlungen der Pariser Akademie der Wissenschaften.

Die Lage der vornehmen Stadtviertel in den großen Städten und ihr Einfluß auf die Gesundheit.

Herr Junod macht auf die interessante Thatsache aufmerksam, daß in den großen Städten die wohlhabendere Klasse der Bevölkerung sich zumeist nach Westen hin ausbreitet, während die Masse der Gewerbtreibenden in den gegen Morgen gelegenen Stadttheilen zu wohnen pflegt. So z. B. haben in Paris, seit Gründung der Stadt, die vornehmen Quartiere stets auf der Westseite gelegen. Dasselbe gilt von London und den meisten englischen Städten. Auch in Berlin, Wien, St. Petersburg, kurz, fast in sämmtlichen Hauptstädten Europa's sieht man die königlichen Paläste und herrschaftlichen Häuser nach Westen liegen. Ja, diese Eigenthümlichkeit war schon im Alterthume vorhanden, wie die Ruinen Pompeji's und anderer alten Städte zeigen. Diesselben Städte hatten auch, gerade wie das heutige Paris, ihre größten Kirchhöfe auf der Ostseite, und auf der Westseite gewöhnlich keine.

Es kommen nun zwar einige Ausnahmen von dieser Regel vor; dann aber läßt sich in jedem einzelnen Falle nachweisen, daß der westliche Aufbau der betreffenden Städte durch strategische oder Bodenschwierigkeiten gehindert war. Belege hiezu bieten einige Schweizer-Städte wie Neuchatel, ferner Coblenz und Rom, welche beide erst nach Norden hin ausgedehnt werden mußten, ehe die Neubauten für die wohlhabenderen Stände der natürlichen westlichen Richtung folgen konnten.

Eine Thatsache, die sich mit solcher Regelmäßigkeit wiederholt, kann keinen zufälligen und nebensächlichen Grund haben. Es muß in dieser stetigen Richtung der besseren Stadttheile nach Westen ein vernünftiger Plan liegen, obwohl die Erbauer sich desselben nicht be-

Digitized by Google

wußt zu sein scheinen. Um es kurz zu sagen, die besprochene Thatsache ist ein Beispiel instinktmäßiger Gesundheitspflege, wie wir deren so viele in den Sitten der verschiedenen Völker beobachten. Sie ist eine unbewußt von den Gesetzen des Luftdruckes gemachte Anwendung. Bei hohem Barometerstande nämlich sehen wir den Rauch unserer Schornsteine, so wie die um uns sich entwickelnden schädlichen Dünste rasch im Raume verschwinden. Bei niedrigem Barometerstande aber verweilen Rauch und Dunst auf der Erdoberfläche. Nun ist, wie Jedermann bekannt, von allen Winden der Ostwind derjenige, der das Barometer am meisten steigen, der Westwind derjenige, der es am meisten fallen macht. Weht aber der letztere, so führt er alle schlechte Luft, der er auf seinem Durchgange durch die westlichen Stadttheile begegnet ist, den östlichen zu, die nun zu ihrem eigenen Rauch und Dunst noch den der westlichen hinzubekommen. Kömmt dagegen der Wind aus Osten, so macht er die schädlichen Gase aufsteigen und führt dem Westen reine Luft zu.

Der westliche Theil einer Stadt erhält demnach in jedem Falle, woher der Wind auch wehe, eine reinere Luft, meist aber zwar, da die Westwinde überhaupt überwiegen, so wie sie vom Lande kömmt.

Aus Obigem lassen sich nun folgende Anhanwendungen ziehen:

1) Personen, die sich ihre Wohnung beliebig wählen können, zumal solche von zarter Constitution, thun am besten, sich im westlichen Theile ihres Wohnortes niederzulassen.

2) Alle gewerbliche Anstalten, aus denen sich Dämpfe oder schädliche Gase entwickeln, müssen in den östlichen Stadttheilen angelegt werden.

3) In dem einzelnen Wohnhaus, es liege in der Stadt oder auf dem Lande, müssen die Küchen und alle Nebengebäude, von denen aus sich unreine Luft nach den Zimmern verbreiten kann, ostwärts gelegen sein.

Die Dichtheit und das Salz der Meere.

Der französische Moniteur giebt eine Uebersicht der verschiedenen Grade von Dichtheit der Meere, insofern sie nämlich mehr oder weniger von Salz gesättigt sind. „Personen", sagt er, „die noch nicht zur See waren, können sich keinen Begriff machen von den Schwierigkeiten, die unsere Schiffer gerade auf den Meeren zu bekämpfen hatten, auf die der Krieg unsere Geschwader geführt hat. Wenn man in ein neues Meer gelangt, genügt es nicht, seine Klippen zu kennen, um sie zu vermeiden, die Winde und Stürme, um ihnen zu widerstehen, und die Wogen, um sich nach ihren Bewegungen zu richten; man muß noch andere Kenntnisse besitzen, um Gefahren zu entgehen. Da z. B. das Wasser jedes Meeres mehr oder weniger salzig und daher auch mehr oder weniger dicht ist, so müssen die Schiffer genau alle diese Grade der Dichtheit kennen. Je dichter das Wasser ist, desto mehr Segel kann man aufsetzen, um mit dem Winde zu gehen; denn das Schiff findet hier eine sichere Grundfläche.

„Auf einem Dampfschiff muß man auch mehr oder weniger Kraft anwenden, je nachdem das Wasser mehr oder minder dicht ist.

„Folgende Tabelle zeigt, wie viel Salztheile jedes Meer enthält: Bezeichnet man das süße Wasser mit 1,000, so enthält:

das Atlantische Meer	1,028
das Mittelländische Meer	1,029
das Adriatische Meer	1,028
das Jonische Meer	1,031
das Marmorameer	1,021
das Schwarze Meer	1,014
das Asowsche Meer	1,012
das Kaspische Meer	1,012

„Wie man sieht, ist das Schwarze Meer weit weniger gesalzen, als das Mittelländische, und man muß auf diese Verschiedenheit der Dichtheit rechnen, wenn man zu Toulon ein Schiff befrachtet, um es nach Sebastopol zu schicken; denn man weiß, wenn es in das Schwarze Meer kömmt, so würde es sich weit tiefer ins Wasser begeben und leck werden, wenn man es in Toulon zu sehr beladen hat.

„Das Marmorameer ist noch weniger salzig, als das Schwarze Meer, weil es sich in der Strömung befindet, welche zwischen dem Mittelmeer und dem Pontus Euxinus existirt.

„Das Todte Meer enthält viel mehr Salzmasse, als die anderen Meere. In tausend Kilogrammen seines Wassers sind zweihundertsiebenundsechzig Kilogramme Salz und schwefelsaure Magnesia. Diese große Quantität fester Massen giebt ihm eine solche Dichtheit, daß ein Mann, der sich darin aufrecht hielte und dessen Füße den Boden nicht berührten, nicht weiter als bis an den Gürtel hineingehen würde. Die Pferde können nicht darin schwimmen; sobald sie hineinkommen, drehen sie sich herum und schwimmen auf der Oberfläche, mit den Füßen in der Luft.

„Wenn die griechischen Seefahrer uns eine Tabelle, wie die vorstehende, hinterlassen hätten, um uns zu belehren, wie viele Salztheile das Wasser jedes Meeres zu ihrer Zeit enthielt, so würde es uns leicht sein, die Vermehrung oder Verminderung der Gewässer dieser Meere genau zu berechnen. Die, welche früher weniger salzig gewesen wären, als jetzt, würden augenscheinlich Wasser verloren haben, und die entgegengesetzte Folgerung würde man aus denen ziehen, welche wir weniger salzig finden, als zur Zeit der Griechen. Leider haben uns die alten Völker keine Studien dieser Art hinterlassen."

Mannigfaltiges.

— Dr. Barth und Dr. Vogel. (Mittheilung des Herrn Dr. A. Petermann.) Vor fünf Wochen sprachen wir bereits unsere Zweifel über die Richtigkeit des Gerüchtes von Dr. Barth's Tod unterhohlen aus, und seitdem ist diese Ansicht mehr und mehr bestätigt worden. Nach der neuesten, von Oberst Hermann, dem britischen General-Konsul in Tripoli, eingelaufenen Nachricht, befand sich Dr. Barth, zufolge eines eigenhändigen Schreibens, noch am 15. November vorgangenen Jahres wohlbehalten zu Kano, von wo aus er seinen Rückweg nach Tripoli über Kuka zu nehmen gedachte und in etwa vier Monaten die Küste zu erreichen hoffte. — Ueber Dr. Vogel's letzte Reise von Kuka in südlicher Richtung, um mit der Tschadda-Expedition zusammenzutreffen, ersahren wir, daß ihm gleich im Anfange derselben Hindernisse von dem Herrscher Borun's in den Weg gelegt wurden, und als diese so weit beseitigt waren, daß er abreisen konnte, wurde er nicht gar weit von Kuka, nämlich in Mora, der Hauptstadt Mandara's, aufs feindseligste aufgehalten, seine Lastthiere wurden ihm genommen, alle seine Effekten verlangt, er selbst scharf bewacht und nicht aus dem ihm angewiesenen Hause gelassen, ja, sogar sein Leben bedroht. Nur durch ein Manöviren voll Takt und Entschlossenheit gelang es ihm, glücklich nach Kuka zu entkommen. Dort fand er, daß eine Insurrection ausgebrochen war und der unlängst auf den Thron gesetzte Herrscher wieder einem neuen hatte Platz machen müssen. Dr. Vogel's Gesundheit hatte viel zu leiden gehabt, und die strengste Diät war unumgänglich nöthig. Die politischen Verhältnisse schienen die Hoffnung auf ein Vordringen in östlicher Richtung nach Wadai gänzlich zu vernichten, so daß er seine Rückkehr nach Europa via Nyfi und Benin projektirt hatte.

Sollte, wie wir nunmehr zu hoffen uns berechtigt fühlen, Dr. Barth zu Ende des vergangenen Jahres sich mit Dr. Vogel in Kuka vereinigt haben, so ist zwar anzunehmen und zu wünschen, daß Beide zusammen den directesten, schnellsten und sichersten Weg über Murfuk und Tripoli nehmen werden, um nach Europa zurückzukehren, aber unmöglich wäre es nicht, daß die wackeren, unverdrossenen Reisenden, neu gestärkt und ermuthigt durch ihre Vereinigung, auf einer anderen Route der Wissenschaft, der sie ihr Leben geweiht, neue Bereicherungen zuzuführen suchten. Jedenfalls dürfen wir nun mit jedem Tage weitere Nachrichten über beide Reisenden erwarten.

— Schiller und Lessing als Zugabe auf Goethe. In deutsch-amerikanischen Blättern findet sich folgende Buchhändler-Anzeige: „Von der Prämien-Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken ist so eben die erste und zweite Lieferung ausgegeben worden. Goethe's Werke erscheinen in dem Formate von Zschokke, in sechs Bänden oder hundertundzwei wöchentlichen Lieferungen à zehn Cents, und macht sich der Verleger, F. W. Thomas in Philadelphia, um der neueren Konkurrenz-Ausgabe der J. G. Cottaschen Buchhandlung zu begegnen, außer dem außerordentlich billigen Preise*) verbindlich, Abnehmern der kompletten Goethe'schen Werke noch Schiller's sämmtliche Werke in zwei Bänden und Lessing's sämmtliche Werke in einem Bande als Prämie gratis zu liefern, wodurch diese Ausgabe noch die Cottasche neue Ausgabe an Billigkeit übertrifft. Jedem, der ein Freund der deutschen Literatur ist und diese Koryphäen deutscher Dichter gern in seinem Besitz hat, ist hiermit die Gelegenheit geboten, für ein Spottgeld und unter den leichtesten Bezugsbedingungen diese Werke sich anzuschaffen."

*) So außerordentlich billig ist der Preis eben nicht, denn wenn jede Lieferung auch nur zehn Cents (4½ Sgr.) kostet, wird doch der Preis aller hundertundzwei Lieferungen nicht weniger als 10 Doll. 20 Cents (14 Thlr. 9 Sgr.) betragen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 15 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 19, und beim Expedit. Neumann, Wilhelmsstr. Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 48. Berlin, Sonnabend den 21. April 1855.

England.

Thomas Chatterton und George Crabbe.

Zwei Dichterleben, nach Cuxaxe Cantu.*)

Vor einiger Zeit lebte — wie sich ein Novellist ausdrücken würde — oder auch: Es war einmal, wie unsere Großmutter ihre Erzählungen begann, ein junger Engländer, Namens Thomas Chatterton, eines jener frühreifen Talente, der zu sechzehn oder siebzehn Jahren Verse machte, wie die besten Dichter. Da er inzwischen bemerkte, daß sein unbekannter Name nicht eben geeignet sei, ihm bald zu Gold oder Ruhm zu verhelfen, nach welchem er sich sehnte, so gab er vor, alte verloren gegangene Dichtungen aufgefunden zu haben, und das Publikum feierte seine Publicationen wie einen wunderbaren Schatz. Das war Alles sehr schön, aber es reichte immer noch nicht hin, um von dem Ertrage leben zu können. Die Buchhändler betrachteten ihn fortwährend als einen in der literarischen Welt unbekannten Namen, und nur die bekannten Namen honorirten die Buchhändler; einige vornehme Herren ließen ihn zwar dies oder jenes für sich schreiben, aber davon konnte er kaum sich satt essen, und das Ministerium — ach, das arme Ministerium, wenn es für Alle sorgen müßte, die sich für Genies halten! Und so verging die Zeit, der Ruhm wollte sich nicht einstellen, und die Gelehrte, die er anbetete, er durfte nicht hoffen, sie zu besitzen. In seinem Verdruß über den ausbleibenden Erfolg, in seinem Aerger über den erstrebten und nicht erreichten Ruhm, gab er sich der Verzweiflung hin und nahm sich das Leben.

Nun fing die Welt an, den Verlornen zu beweinen, alle Bruchstücke seines Geistes aufzulesen und den untergegangenen Genius zu betrauern. Chatterton galt eine Zeitlang in England als ein großer Geist, und erst nachmals ist man über den wahren Charakter dieses jungen Mannes, der, statt ehrlich zu kämpfen und zu ringen, den Ruhm auf falschen Wegen und im Fluge erhaschen wollte, klar geworden.

Auch in Italien besitzen wir dergleichen Namen, die ihren eigenen, wie den Genius ihrer Zeit, verkannten; — wir dürfen nur an Giacomo Leopardi und an Ugo Foscolo erinnern. Verehrungsvoll neigen wir uns vor dem Menschengeist in seinen gewaltigen Erscheinungen, aber zu den schlimmsten Krankheiten des Jahrhunderts müssen wir jene Weltschmerzler zählen, welche beständig Weh! über die menschliche Gesellschaft rufen, der sie alle Schuld, alle Verantwortlichkeit aufbürden; die überall Egoismus und Schwäche erblicken und doch selbst so wenig thun können oder wollen, um sich zu ermannen; die so wenig Vertrauen zu Anderen, am wenigsten aber zu sich und zu Gott haben.

Wir wollen hier neben Thomas Chatterton einen anderen seiner Landsleute vorführen, der mit dem Unglück wacker gekämpft und es durch rühmliche Ausdauer überwunden hat. George Crabbe war der Sohn eines armen Dorfschreibers, der nachmals einen kleinen Salzhandel trieb, mit welchem er sich und seine sieben Kinder unter den Fischern seines Dorfes kümmerlich ernährte. Fischer sollte auch unser George werden, doch er zeigte keine Geschicklichkeit zu dem Geschäft. „Aus Dir wird gar nichts!“ rief oft der Vater, wenn er den Jungen so täppisch mit Netzen und Angeln umgehen sah, doch wenn der Alte Abends im Kreise seiner Kinder aus seinen Büchern etwas vorlas, horchte George am meisten auf von Allen, und in der Nacht wiederholte er oft die Bibel- und andere Verse, die er vom Vater gehört hatte. Das veranlaßte diesen, den Georg in eine Schule zu schicken, wo er freilich, da es am Schulgelde gebrach und weil er zuhause in der Wirthschaft helfen mußte, nicht lange genug bleiben durfte, doch war die Zeit hinreichend, um den Knaben noch empfänglicher für Alles zu machen, was seine Kenntnisse vermehren, seinen Geist vervollkommnen konnte.

Der Vater entschloß sich, den Sohn der gelehrtesten Profession zuzuführen, die ihm in seinem engen Kreise bekannt war; er ließ ihn Bader werden. Georg, obwohl er wenig Neigung dazu verspürte, ergriff doch die ihm dargebotene Gelegenheit, etwas mehr zu lernen, als er im Hause vor sich sah, mit Vergnügen. Nach fünf Jahren war er ein tüchtiger Chirurg, und als solcher legte er sich ganz besonders auf die Botanik. Eine Neigung, die er zu einer armen Waise, Sarah Elmy, faßte, begeisterte ihn zu seinen ersten Dichtungen, die ihn selbst erst mit seinem Talente bekannt machten.

In seinem einundzwanzigsten Jahre ging er nach London, um in einem dortigen Hospitale zu praktisiren, doch sah er sich bald, wegen mangelnden Erwerbs, genöthigt, nach seiner Heimat zurückzukehren. Aber auch hier brachte ihm seine chirurgische Praxis blutwenig ein. Er benutzte die Zeit, sich mit den alten Klassikern immer vertrauter zu machen; er dichtete auch sehr viel Schönes, aber er blieb arm und mittellos und durfte nicht daran denken, seine Sarah zu heirathen. Doch war er weit davon entfernt, wie Thomas Chatterton, an sich zu verzweifeln. Er vertraute auf Gott, und am letzten Tage des Jahres 1779 schrieb er Folgendes in sein Tagebuch: „Dieses Jahr voll Betrübniß, Schmerz, Armuth, Zurücksetzung, Täuschung und Unbank endigt heute und schließt sich der Ewigkeit an. O, Herr, ich bitte Dich, gedenke meiner Leiden und meines Flehens; vergiß meiner Fehler und Thorheiten. Du, Quell des Glückes, verleihe mir größere Unterwürfigkeit unter Deinen Willen, größere Bereitwilligkeit, meine eitelen Hoffnungen zu unterdrücken, und größeren Muth, meinen gedrückten Zustand zu ertragen. Möge das abgelaufene Jahr keine Last für mich sein, möge das neue ihm nicht gleichen, aber Dein Wille geschehe und nicht der meine!“

Und er entschloß sich, wieder nach London zu gehen, um dort das saure Brod des Literaten sich zu verdienen. Mit Hülfe eines Darlehns, das er erhielt, bezahlte er seine kleinen Schulden und schiffte er sich nach London ein, wohin er sein chirurgisches Besteck, ein Bündel Manuskripte und den festen Willen mitnahm, sich eine neue Thätigkeit zu schaffen.

Zunächst ging er zu einigen Buchhändlern, um ihnen seine Gedichte anzubieten, doch der Eine sagte ihm: „Sie sind noch zu jung; reifen Sie erst etwas mehr“; der Andere sprach: „Ei, was soll das Publikum mit Versen machen? es hat deren bereits genug“; ein Dritter: „Ach, die Zeit drängt zu anderen Dingen, als zum Bücherlesen“; — gerade so, wie heutzutage allen jungen Dichtern geantwortet wird. Crabbe gerieth darüber nicht, wie Chatterton, außer sich; er wurde darum nicht voll Gift und Galle gegen die Zeit, die Gesellschaft, das Schicksal, sondern suchte sich vielmehr zu überteden, daß an diesem Mißlingen nur die Mangelhaftigkeit seiner Erzeugnisse schuld sei. Zunächst ging er also an die Verbesserung dieser Arbeiten, aber — nach wie vor erfuhr er nichts als Zurückweisungen. Endlich fand sich zwar ein Buchhändler, der eine seiner Dichtungen ohne Namen drucken ließ, und zwei oder drei Journale sprachen davon mit Lob, doch dieser Buchhändler fallirte, bevor er dem armen Dichter das versprochene Honorar bezahlt hatte.

Und Sarah? — Bei der Adreise hatte sie ihm, wie alle Liebenden, gesagt: „Schreibe mir recht oft“, aber da ihr gleichzeitig einfiel, wie theuer jeder Postbrief sei — an das Penny-Porto war damals noch nicht zu denken — so begnügte sie sich mit dem Versprechen, daß Crabbe, wenn auch nicht direkt, doch seine Gedanken durch sein Tagebuch indirekt täglich an sie richten wolle. Und dieses Tagebuch ist uns erhalten worden, als Zeugniß von einem nicht gewöhnlichen Geiste, der sich im beständigen Kampfe mit äußeren Schwierigkeiten befindet, ohne je zu ermatten und stets von neuem durch den Glauben und die Liebe gekräftigt. Seine Dürftigkeit wuchs mit jedem Tage, und mit jedem Tage auch seine Sorge. Gleichwohl behielt er Muth genug, in seinem Tagebuche zu scherzen, bald über seinen einzigen Rock für Sonn- und Fest- wie für Wochentage, bald über die mancherlei Knöpfe, die er annähen, und über die Flicken, mit denen er ihn ausbessern muß. Die Buchhändler wollen nichts von ihm drucken. Die Vornehmen, an die er sich wendet, lassen seine Briefe unbeantwortet. Der Posten, um den er sich bewirbt, wird durch einen Anderen besetzt. Er tröstet sich jedesmal: es werde schon einmal besser werden; Gott wolle ihn nur prüfen; inzwischen wolle er sich und seine Dichtungen bessern, und die Freundin werde dann nur um so zufriedener mit ihm sein. Einmal schreibt er:

*) Vgl. Nr. 41 des „Magazin“ den Artikel über die Lettere di Famiglia.

Digitized by Google

„Welcher Tag der Furcht und Erwartung wird das morgen wieder sein! O Sarah, die Hoffnungen schwinden, und ich sehe nur schwarz. Wenn ich noch einen zweiten Shilling besäße, so würde ich gern heut' Abend etwas essen, um die düsteren Gedanken zu verscheuchen, aber ich bin genöthigt, den einen Shilling, den ich besitze, zu wahren, damit ich morgen das Porto für den Brief bezahlen kann, den ich erwarte. — Wie werde ich diesmal wohl aufgenommen? Das Schlimmste, was mir bevorsteht, würde die Rückgabe meines Buches durch den Bedienten ohne Weiteres sein; das minder Schlimme wäre — eine höfliche Ablehnung. Schwerzliche Voraussetzungen, alle beide!"

Nachdem sich Crabbe vergeblich an Lord North und die anderen Minister gewandt hatte, schrieb er auch an Burke, der ihn, wider sein Erwarten, zu sich kommen ließ und ihn auf das Freundlichste empfing. Zum Sprechen aufgefordert, öffnete der junge Dichter dem berühmten Staatsmanne sein ganzes Herz, und dieser gewann ihn, in Folge seiner naiven, eben so von dem edelsten Herzen, wie von einem gebildeten Geiste zeugenden Mittheilungen, so lieb, daß er sich, trotz seiner vielen Beschäftigungen, die Zeit nahm, Crabbe's Gedichte in der Handschrift durchzulesen, daraus eine strenge Auswahl zu treffen und diese einem Buchhändler zu übergeben, bei dem er sich zugleich verbürgte, ihm für den etwa dadurch entstehenden Schaden aufzukommen. Mit der Empfehlung Burke's ausgestattet, wurden die Gedichte von Vielen gelaust und gelesen, die zu ihrer Ueberraschung ein großes poetisches Talent kennen lernten, von dem sie bisher noch keine Ahnung gehabt. Der Lord-Kanzler Thurlow, der früher den armen Crabbe kurz abgewiesen hatte, ließ ihn jetzt, nachdem sein Name von mehreren Journalen rühmend genannt worden war und er selbst die Gedichte Crabbe's mit Entzücken gelesen hatte, zu sich einladen, entschuldigte sich wegen der dem Dichter früher zu Theil gewordenen üblen Behandlung und überreichte ihm, um diese vergessen zu machen, eine Banknote von hundert Pfund Sterl. (6—700 Thlr.). Man kann sich die Ueberraschung Crabbe's denken und wie ganz anders, als früher, er jetzt an seine geliebte Sarah schrieb. Zunächst aber beeilte er sich, seinen Reichthum mit einigen armen Studiengenossen zu theilen, die er Gelegenheit gehabt hatte während der Zeit seiner Noth als Freunde kennen zu lernen.

Der Dichter, der immer eine große Hinneigung zu religiösen Vertiefungen gehabt hatte, trat jetzt in den geistlichen Stand ein und ward Hauskaplan des Herzogs von Rutland. Hier fand er ein Einkommen, das genügend war, um auch eine Familie erhalten zu können, und so heiratete er denn jetzt seine Sarah, nachdem er zwölf Jahre mit ihr verlobt gewesen war. Es geschah dies im Jahre 1785, als er dreißig Jahr alt war. Von diesem Zeitpunkt ab widmete er sich fast ausschließlich der von ihm neu betretenen theologischen Laufbahn, obwohl er auch seine naturwissenschaftlichen und insbesondere seine botanischen Kenntnisse zu vermehren strebte. Als Dichter trat er während einer Reihe von Jahren nicht mehr vor das Publikum. Er fand sein Glück in seiner Familie, in der Erziehung seiner Söhne und in der stillen Beschäftigung mit der ihm hold gebliebenen Muse. Erst im Jahre 1807 bewog ihn Fox, der zu seinen Freunden gehörte, sein „Pariah Register" zu veröffentlichen, das sich allgemeine Theilnahme erwarb und dem im Jahre 1810 sein „Borough" folgte.*)

Crabbe hatte das Unglück, mehrere seiner Kinder frühzeitig durch den Tod zu verlieren, und im Jahre 1813 starb auch seine geliebte, treue Sarah. Der Dichter war dafür in seinen älteren Tagen von der Theilnahme zahlreicher Freunde umgeben, zu welchen unter Anderen Lord Grey, Canning, Thomas Moore, Walter Scott, Jeffrey und Gifford gehörten. Er starb, geliebt und geehrt, im Jahre 1832, im achtundsiebzigsten Jahre seines Alters, als ein ehrwürdiger Zeugniß für die Macht und den Segen der Gottesfurcht, der Menschenliebe und der Ausdauer der Tugend, trotz aller Bedrängnisse und Versuchungen.

Nord-Amerika.

Die Dichter der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Von den besseren und neuen Poeten finden wir zunächst

Fitz-Greene Halleck besonders hervorzuheben. Auch er ist in Connecticut geboren (in Guilford) und soll noch jung sein.**) Von Profession ein Kaufmann, fand er doch noch Zeit und Geist genug, zu denken und zu dichten. Er hat etwas Gemüthliches, Heiteres und selbst Humoristisches in seinen Versen, die alle noch nicht alt sind, so daß wir in ihm einen noch Strebenden und Produzirenden finden mögen. Er ist patriotisch, er erkennt und singt die Vorzüge Amerika's vor anderen Ländern und Völkern und findet die rechte Form für das volle Pathos, das zuweilen in eben so kernigen Humor ausklingt. Ein voller Dichter Amerika's:

'Tis a rough land of earth and stone and tree,
Where breathes no castled Lord *nor cabined slave* (!);
Where thoughts and tongues and hands are bold and free,
And friends will find a welcome, foes a grave;
And where none kneel, save when to Heaven they pray,
Nor even then, unless in their own way.

Dieses Land ist noch jung, hat aber doch schon eine respektable Geschichte mit manchem wackeren Helden (so fährt er fort), z. B. den grünen Sohn der Berge von Connecticut, den „Stark of Bennington" im Freiheitskriege:

When on that field his band the Hessians fought,
Briefly he spoke before the fight began:
„Soldiers! those German gentlemen are bought
For four pounds eight and seven pence per man
By England's King — a bargain, as 'tis thought.
Are we worth more? Let's prove it now we can —
For we must beat them, boys, ere set of sun,
Or *Mary Stark's a widow.*" — It was done.

John Brainard wäre vielleicht ein fühner und origineller Dichter geworden, wenn er nicht durch gewöhnliche Handwerks-Schriftstellerei und Ueberarbeitung als Redacteur des Connecticut Mirror seinen Tod an der Schwindsucht beschleunigt hätte. Er starb im Jahre 1828 erst zweiundvierzig Jahre alt. Seine Gedichte entstanden nicht selten aus Mangel an Manuskript für sein Journal, so daß er ein oder auch zwei Seiten mit Versen fülle, weil man dabei öfter absetzen kann, als in Prosa, und der Rückenbüßer am schnellsten fertig ward. In diesen eiligst hingeworfenen Versen begegnen wir nicht selten dem wahren, kühnen, edlen, originellen Dichter mitten in Fehlern gegen Syntax und Prosodie. Er war ein Dichter von Genie und als Mensch achtungswerth. Die Amerikaner sprachen bei seinem Tode von seiner Ehrlichkeitzeit und Redlichkeit als Redacteur und als Freund mit der größten Bewunderung. Seine Gedichte scheinen noch nicht in einer besonderen Ausgabe erschienen zu sein. Eine gut redigirte Auswahl derselben würde sich gewiß als eine werthvolle Bereicherung der Poesie erweisen, wenn wir uns den uns vorliegenden Proben urtheilen dürfen.

Charles Sprague, 1791 in Boston geboren, ist ein eleganter Dichter und gehört zu den wenigen in Amerika, welche die Wichtigkeit der Form in der Poesie zu würdigen wußten. Durch helle, glatte Form erreicht er Schärfe und Klarheit für seine hübschen Gedanken und Bilder, die übrigens weder die Bedeutsamkeit, noch die Spitzen Pope's erreichen, so daß es als eine echt amerikanische Hyperbel gelten muß, wenn man ihn „den Alexander Pope der neuen Welt" titulirte. Seine Gedichte sind in Amerika sehr populär, vielleicht hauptsächlich deshalb, weil formensüssige und klare Verse dort überhaupt noch eine Seltenheit sind. Freilich einige seiner Lieder sind so einschmeichelnd, daß sie sich vielleicht auch bei uns geltend machen würden, z. B. die beiden „beschwingten Kirchengäste" („The Winged Worshippers"), zwei Schwalben, die während der Predigt in der Kirche erscheinen:

Gay, guiltless pair,
What seek ye from the fields of heaven?
Ye have no need of prayer,
Ye have no sins to be forgiven.

Why perch ye here,
Where mortals to their Maker bend?
Can your pure spirits fear
The God ye never could offend?

Ye never knew
The crimes for which we come to weep.
Penance is not for you,
Blessed wanderers of the upper deep u. s. w.

Rufus Dawes, auch ein Sohn Bostons, Graduirter der Universität Cambridge, redigirte mehrere Jahre The Emerald, ein Baltimorer Journal, und lieferte Gedichte für die United States Literary Gazette. In ihm tritt nicht nur Erkenntniß, Anerkennung und Praxis der schönen Form ästhetischer hervor, sondern auch eine größere Freiheit in Gedanken und Bildern, als man es sonst in der fast stets noch theologisch und biblisch gebundenen Poesie Amerika's wahrnehmen konnte. Sein größtes Gedicht, „Geraldine", erinnert in seiner Combination des Tragischen und Komischen, originalisirenden Reimen und Wendungen zu sehr an Byron, aber nicht an dessen poetische Tugenden. In den kleineren Gelegenheitsgedichten und lyrischen Liedern erkennt man den gebildeten Mann von Geschmack und feines dichterisches Gefühl. „Die Schönheit" kömmt bei ihm schon zur Anerkennung ihrer Selbständigkeit und Macht über etwa theologische Rücksichten. „The Spirit of

*) Im Jahre 1819 zahlte der Buchhändler Murray dem Dichter als Honorar für seine letzte größere Arbeit, „Tales of the Hall", verbunden mit einer neuen Ausgabe älterer Dichtungen, die Summe von drittausend Pfund Sterl. (20,000 Thaler). D. R.

**) Keineswegs. Er wurde im Jahre 1795 geboren, ist also sechzig Jahr alt. D. R.

Digitized by Google

Beauty" ist ihm eine Göttin, die ihre Lichter und Farben Morgens, Mittags und Abends über die Natur ausstreut, kurz:

> The Spirit of Beauty is everywhere.

Doch fehlt es ihm noch in der Kunst und im Leben, wenigstens schweigt sein hübsches Gedicht davon, wie denn auch den Amerikanern im Allgemeinen die ästhetische Erkenntniß, wie das ästhetische Gefühl, noch mangeln oder wenigstens mangelhaft aufgegangen sein mag. Aber sie haben es vor sich. Um Mittag macht es ihm die Göttin der Schönheit am besten:

> At noon she flies to a cool retreat,
> Where bowering elms over waters meet;
> She dimples the wave, where the green leaves dip,
> That smiles, as it curls, like a maiden's lip,
> When her tremulous bosom would hide, in vain,
> From her lover, the hope that she loves again.

William B. O. Peabody, aus Exeter in New-Hampshire, Prediger einer Gemeinde in Springfield (Massachusetts, nicht Ohio, wo die Baby-Ausstellungen erfunden wurden), ist beliebt als frommer, feiner Dichter schöner Gedanken, wie sie von Predigern überall gern in ihre Reden eingeflochten werden. „Alles in der Natur predigt Gottes Weisheit, Allmacht u. s. w., der Grashalm, das Gewitter, Sommer, Winter, kurz, Alles in der Natur ohne Aufhören", doch ist es ein Zeichen gesunder Ansicht und guten Geschmacks, daß er den Menschen den Tod nicht dadurch leichter zu machen sucht, indem er ihnen heilig versichert, daß die Erde ein Jammerthal sei:

> But still her grand and lovely scenes
> Have made man's warmest praises flow;
> For hearts grow holier as they trace
> The beauty of the world below.

Nach der früheren, puritanisch beschränkten Poesie macht sich zunächst Naturpoesie in üblicher Weise geltend. Wir können in dieser unmittelbarsten Sphäre noch manche Namen anführen, z. B.

J. Mac Lellan, aus Boston, der für verschiedene Zeitschriften artige Lieder über Naturscenen, die „Noten der Vögel" u. s. w. liefert, aber man hat noch nichts beisammen von ihm und anderen Kollegen. Nach einzelnen Gedichten läßt sich kaum eine Vorstellung, geschweige ein Urtheil über sie bilden, abgesehen davon, daß man noch nirgends etwas über deren Persönlichkeiten und Verhältnisse findet. Aus den verschiedenen einzelnen Liedern von verschiedenen Namen, unter denen immer wieder neue auftauchen, gewinnt man zunächst nur die Ueberzeugung, daß Amerika sich wirklich „aus dem Größten herausgehauen" findet und das Bedürfniß fühlt, nicht mehr blos zu handeln und zu schachern und „to go a-head", sondern sich auch gemüthlich und fühlend seines Lebens genießend bewußt zu werden, zu dichten und Dichter lieben zu lernen, der Muße und Muse und selbst dem holden Müßiggange zu huldigen. Mit dem höheren Müßiggange kömmt denn auch die Beschaulichkeit, die Gemüths- und endlich die höhere Kunstpoesie. Spuren davon findet man schon für alle diese Richtungen. Singt doch bereits

Nathaniel P. Willis, auch ein Sohn Bostons, die Schönheit des Müßigganges, worüber die eigentlichen Yankees zuerst gewiß höchst erstaunt, wenn nicht entrüstet waren. Willis ist sogar schon ein Literat von Profession im Sinne der alten Welt, ein moderner Mann der Feder in Poesie und Prosa. Als Student im Yale College, das er im einundzwanzigsten Jahre verließ, hatte er schon so viel Gedichte vollendet, daß er sofort nach dem Abgange einen hübschen Band herausgab. Sie machten sofort Aufsehen und wurden weit und breit beliebt. Nach seiner Rückkehr von England schrieb er in Prosa seine „Pencillings by the Way" in lebendigem, jugendlichem Uebermuthe, worüber sich die Engländer der guten Gesellschaft, deren Persönlichkeiten er skizzirte, in üblicher hypokritischer Manier höchlich beleidigt fühlten. Der junge Amerikaner, obgleich merkwürdiger-, aber ganz gewaltig in dem Dankesblute spukenderweise ein Bewunderer der Aristokratie bis zur Servilität, genirte sich nicht, kleine, harmlose Späße, die ihm in englischen Drawing-rooms passirt waren, mit Namennennung zu erzählen. Der schriftstellernde Engländer lernt schon in früher Jugend das heilige Gesetz befolgen, in allen persönlichen Angelegenheiten stets nur einen Buchstaben für Namen, Straße und Ort zu setzen, z. B. der sehr ehrenwerthe N., T-Street in B. Willis aber sagte geradezu, daß Christopher North (Professor Wilson) in der Wärme seiner Conversation über Poesie seinen Thee in die Unter- statt Obertasse gegossen habe. Ueber solche Entweihung der Heiligkeit des „private life" betreuzten sich die Engländer und schimpften und spotteten in Zeitungen und Journalen über den Amerikaner ohne Discretion, wie sie es immer machen, und sei es das Unschuldigste und Ehrenwertheste, was aus Privatreisen mitgetheilt wird. — In seinem anderen Skizzenbuche, „People I have Met", zeigt sich Willis noch übermüthiger, leichtsinniger und graziöser, als in seinen „Pencillings". Die wirklichen Personen, die er angeblich schildert, mochten ihm größtentheils zu nüchtern und prosaisch vorgekommen sein, so daß ihm die Muse stark behülflich ist, interessante, imaginäre Figuren daraus zu machen. Die reellen Leute und Kritiker erbosten sich darüber nicht wenig und warfen ihm Ungenauigkeit vor, ihm, dem schöngeistigen, aristokratischen Grazien, graziösen Tyrannen, der sich blos amüsiren wollte, indem er Personen beschrieb und sie daher mit allen möglichen, unmöglichen Tugenden, Gebrechen und Schwächen ausstattete, wie das der Komiker und Humorist immer machen muß. In Prose und Vers erscheint uns Willis wie ein ungemein begünstigter Musensohn. Es fließt ihm Alles so leicht dahin, es klingt Alles so natürlich, so schön, so ungesucht, als wäre das alles gar keine Kunst. Und dies ist bekanntlich ein Zeichen höchster Kunst und Schönheit. Man erfährt nie, ob er Studium und Sorgfalt auf höherer künstlerischer Rücksicht blos versteckte oder wirklich leichtsinnig und müßig hinschrieb. Vielleicht hielt er sich mehr an Bequemlichkeit und Müßiggang, den er ganz gemüthlich und graziös befingt. Das mußte in Amerika wie ein Ereigniß anssehen, wie ein Wunder, direkt vom Himmel gefallen. Lob des Müßiggangs von einem Amerikaner! Ein englischer Admiral unter siebzig Jahren, ein Minister ohne „Familie!" Lauter transscendentale Dinge. Absolut unmöglich.

> The rain is playing its soft, pleasant tune
> Fitfully on the sky-light, and the shade
> Of the fast flying clouds across my book
> Passes with delicate change.

Doch wir wollen diesen reimlosen, bequemen Gang nicht weiter in den Absätzen des Originals verfolgen, sondern die Sache kurz hinter einander deutsch angeben. Also er sitzt unter einem Dachfenster mit Himmelslicht, auf welches der Regen sanft niederplätschert, während die Schatten der Wolken mit zarten Schritten über sein Buch gleiten. Neben ihm — ganz englisch — prasselt ein heiterer Kaminfeuer. Die Katze sitzt davor in Gedanken und unruhigen Schlaf versunken und schnurrt dann und wann aufwachend und ihm ins Gesicht glotzend, als wollte sie sagen, daß es sehr schön sei am Feuer, wenn es eben regnet. Hier hat er von früh an gelesen, manchmal lesend, manchmal horchend dem raschen Fall der Tropfen, dann aufstehend mit dem Anstauchen eines unwillkürlichen Einfalls, um bequem in der Stube auf- und abzugehen. Dann setzt er sich wieder zu seinem hübschen Buche voll alter Poesie nieder. Sie sagen, ich bin ein fauler Mensch, und das ist wahr. Ich liebe es, nach dem Regen in die heitere Sonne hinauszugehen und meine Augen zu weiden auf den Menschengesichtern, die vorbeipassiren, jedes mit einem heiteren oder „Geschäfts-Interesse". Dann mache ich mir meine Gedanken über deren Loos und lese manche Lehre in deren wechselndem Ausdruck.

> And so grow kind of heart, as if the sight
> Of human beings were humanity.
> And I am better after it, and go
> More gratefully to my nest, and feel a love
> Stirring my heart to every living thing;
> And my low prayer has more humility,
> And I sink lightlier to my dreams — and this
> 'Tis very true, is only idleness.

Man sieht hier: Müßiggang ist Muße und Muse und, was mehr ist, Humanität, Gemüth. Die Amerikaner, jetzt immer noch industriell „a-head" gehend, müssen müßig gehen lernen, um Menschen der Kultur mit Poesie, Schönheit und Literatur zu werden. Willis ist der Mann dazu und der Johannes dafür.

J. G. Whittier, Redacteur des American Manufacturer in Boston, einst Schuhmacher, ist ein Autodidakt, ein Mann, „aus sich selbst" gemacht. Sein Manufacturer enthält zuweilen Verse, die nicht über den Leisten der Mittelmäßigkeit gearbeitet sind, und in seiner „Indian's Tale" klingt ein ganz hübscher Balladenton. Eine Sammlung seiner Gedichte ist meines Wissens noch nicht erschienen, so daß man sich noch kein rechtes Bild von seiner Poesie machen kann. Am bedeutendsten ist er als free-soil- und Antisklavereidichter.

Alfred B. Street, Advokat in Albany, wird als treuer, lokaler Landschaftsmaler in Worten geschätzt, obgleich die bloße deskriptive Poesie keiner großen Schönheit fähig ist, da sie stets mit dem Widerspruche zwischen „Malerei und Poesie" kämpfen wird. Lessing's „Laokoon" kennt man in Amerika noch nicht. „The Old Bridge", „The Forsaken Road", „Sunset" und „Frontenac, a Tale of the Iroquois" gelten als seine besten Gedichte. Letzteres soll ein gutes Epos sein. Ich habe es noch nicht zu Gesicht bekommen.

Oliver Wendell Holmes, 1809 geboren, bedeutender Arzt in Boston, ist der liebenswürdige, grotteske Satiriker für die gute Gesellschaft des amerikanischen, Wasser trinkenden Athen. Er ist nicht giftig, wie Pope und Dryden, sondern gemüthlich in seinem Spott und süffig und graziös in seiner Versification, so daß Miß Mitford in ihren „Recollections of a Literary Life" eben so sehr übertreibt, wie Southey in Beurtheilung der Mrs. Brooks, wenn sie von Holmes sagt: „Für ihn können wir kein lebendes Muster finden; um seine Fußstapfen aufzufinden, müssen wir bis Pope und Dryden zurückgehen,

Digitized by Google

und es würde sehr gut sein, wenn einige unserer Barden denselben Weg machten, vorausgesetzt, daß es zu ähnlichen Resultaten führte." Holmes ist ein liebenswürdiger Spötter der guten Gesellschaft, den die Muse zum Thee und bei seinen Krankenbesuchen begleitet, ohne nach selbstständigem Ruhm zu trachten. Vorliegende Proben seiner Poesie sind zu lokal, als daß sie mitgetheilt werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Dalmatien.

Die Korallenfischerei in Dalmatien.

Von allen Meereserzeugnissen, welche man uneigentlich Seepflanzen nennt, ist die schönste und kostbarste die Koralle, „die Zierde des Meeres" der Griechen. Es ist eine steinige Masse, pflanzenhaft gebildet, welche ihre Entstehung Thieren verdankt und auf den unterseeischen Felsen wächst. Sie gehört zu dem Geschlecht der Gorgonia nobilis und ist zu bekannt, um einer Beschreibung zu bedürfen.

Einen wahren Ueberfluß an Korallen haben die unterseeischen Felsenriffe Dalmatiens. Dies erregte schon längst die Aufmerksamkeit der Bewohner von Zlarin, einer kleinen Insel gegenüber Sebenico, und sie haben sich, indem sie Unermüdlichkeit in der Arbeit mit dem ihnen angeborenen Scharfsinn des Verstandes vereinen, einen ganz eigenen Industriezweig daraus zu bilden gewußt. Es fahren nämlich von dieser Insel, welche nach den statistischen Tabellen in Professor Carrara's vortrefflicher Dalmazia descritta im Ganzen nicht mehr als 739 Häuser mit 612 Familien oder 3157 Seelen zählt, alljährlich vom Mai bis Ende September sechzehn sogenannte Korallenschiffe mit achtzig Seeleuten ab, um in den Meeresstrichen von den Incoronate bis zu den Bocche di Cattaro zwischen dem 42sten bis 44sten Grad nördl. Br. Korallen zu fischen. Für das Privilegium dieser Fischerei zahlen sie dem Staate für acht Barken eine bestimmte jährliche Summe, die Canon heißt, und für die Barken, welche darüber sind, fügen sie noch ein Drittheil des Canons hinzu. Vor einigen Jahren versuchten die Zlariner, den Korallenfang auch auf den Gewässern der Jonischen Inseln auszudehnen, und zahlten für das Recht darauf das Siebenfache des ganzen Ertrags als Abgabe an die englische Regierung. Da sie aber gewahr wurden, daß die Korallen dort weit seltener waren, als sie gedacht, gaben sie die Unternehmung auf. Der Zufall hat einen zu großen Antheil an der Ausbeute der Korallenfischerei, obwohl Geschicklichkeit sie leitet. Die Art der Fischerei ist folgende: Jede Barke hat eine Maschine, Ingen genannt, welche aus zwei kreuzweise über einander gelegten Balken von je vierthalb Ellen Länge besteht. In der Mitte befestigt man einen sechzig bis siebzig Pfund schweren Stein, welcher, an ein Tau gebunden, die Maschine bis auf den Meeresgrund herabsinken läßt. An den äußersten Enden der vier Kreuzesarme hängt ein zwölf Pfund schweres Netz von starkem Hanfstrick mit großen, vier Zoll weiten Maschen, deren jede, da sieben Reihen solcher Maschen über einander liegen, achtundzwanzig Zoll hoch werden kann. Unter dem Kreuz befinden sich noch außerdem vier hörnenähnliche Netze von demselben Strickwerk, aber von nur je fünf Pfund Schwere, und zwischen ihnen, um zu verhindern, daß sie sich nicht unter einander verwickeln, gehen in der Richtung des Kreuzes Schnüre. Ein Starkes, neun Passi*) langes Tau hält diese Maschine in der Mitte und ist am äußersten Ende mit einem Ringe versehen, durch welchen ein anderes Tau von funfzig, sechzig, auch siebzig Passo läuft, das Lanzana genannt wird.

Will man Korallen fangen, muß das Meer ruhig sein. Sobald es daher das Wetter erlaubt, fahren die Fischer vom Lande ab und auf sechs, acht und noch mehr Miglien in die hohe See hinaus. Gewisse Bergspitzen, einige Vorgebirge und hier und da eine besondere Eiche sind die Merkmale, welche sie zu den unterseeischen Felsenriffen führen. Fast mit mathematischer Genauigkeit legen sie dort an. Hier läßt der Schiffer die Maschine herabsenken. Hat diese den Grund erreicht, so hält er das Tau in der Hand und wendet sich, ohne sich viel von der Stelle zu entfernen, hier- und dahin, indem er bei jeder Wendung die Maschine hebt und senkt. Dadurch werden die Korallenpflanzen, welche an dem Riffe hängen, von demselben losgerissen und in dem Netze festgehalten. Dann zieht der Fischer mit einigen seiner Gefährten die Maschine wieder herauf und findet entweder reiche Ausbeute oder seine Hoffnung getäuscht. War der Fang gut, beginnt er seine Arbeit am denselben Riff heram von neuem — sind er Nichts, so sucht er eine andere Stelle auf. Mitunter bringt die Maschine mehr als acht Pfund Korallen herauf, andere Male gar Nichts. Und während so der Korallenfischer vom Morgen bis zum Abend mitten auf dem Meere, den glühenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, unermüdlich sein schweres Handwerk treibt, besteht seine Kost aus nichts, als einem Zwieback in Meerwasser eingetaucht und Wein mit Wasser gemischt.

Noch der Durchschnittszahl der Ausbeute während der letzten zehn Jahre beläuft sich die Korallenfischerei der Zlariner jährlich auf zweitausend venetianische Pfund Korallen jeder Größe, der Ertrag auf sechsunddreißigtausend Zwanziger, wovon jedoch drei Viertel für die Kosten aufgehen. Der größte Fang in einem Jahre während dieser Zeit betrug 3195, der kleinste nur 960 Pfund.

Die in Dalmatien gefischten Korallen zeichnen sich durch größere Festigkeit und durch ihre frische purpurrothe Farbe vor allen im Adriatischen Meere gefundenen Korallen aus. Das Pfund wird roh auf der Messe von Sinigaglia für achtehalb Gulden verkauft, während es in Livorno und Genua mehr als acht Gulden kostet und bearbeitet die Unze mit acht bis funfzehn Gulden bezahlt wird. Aber leider muß dieser Gewinn Fremden überlassen werden, da in Dalmatien, dem Lande der Korallen, die Kunst der Bearbeitung derselben, wenn nicht gänzlich unbekannt, so doch unbenutzt geblieben ist. Daher kommt es, daß ein ganzer Korallenberg, welcher im Oktober 1843 nach Zlarin gebracht wurde und bearbeitet über hunderttausend Gulden werth gewesen wäre, dem glücklichen Finder nicht mehr als zwölftausend Gulden eindrachte.

Fhr. v. Reinsberg.

*) Ein venetianischer Passo ist gleich fünf venetianer Fuß oder 6,4, nach Littrow nur 3,4 Wiener Fuß.

Mannigfaltiges.

— Literarisches aus Rußland. Die interessanteste Erscheinung in der russischen Literatur ist eine neue Ausgabe der gesammelten Werke Puschkin's, die von einem Freunde des Verstorbenen, einem Herrn Annenkov, unternommen worden und mehrere noch nicht veröffentlichte Gedichte und prosaische Aufsätze enthalten soll. Ob sie auch die von Herzen erwähnten, durch die Censur unterdrückten Pieçen mittheilen wird, ist allerdings mehr als zweifelhaft, es müßte denn die Regierung Alexander's II. in dieser Beziehung liberalere Grundsätze befolgen, als die des Kaisers Nikolaus. Der bekannte Novellist Graf Sollohub, der sich jetzt in Tiflis aufhält, hat dort eine Biographie des Generals Kotlarewßki, eines der berühmtesten Führer in den russisch-kaukasischen Kämpfen, erschrinen lassen, die manche interessante Details enthält. Kotlarewßki, der Sohn eines armen Popen in Klein-Rußland, trat als elfjähriger Knabe in Militairdienste und schwang sich durch tollkühne Tapferkeit schon in seinem achtundzwanzigsten Jahre zum General empor, erhielt aber bald darauf bei der Erstürmung von Lenkoran eine schwere Kopfwunde, die ihn nöthigte, die Armee zu verlassen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, wo er noch fast vierzigjährigen unsäglichen Leiden starb. — Von dem Professor Sofrjonow in Moskau ist der vierte Band seiner russischen Geschichte erschienen, der, wie die früheren, sich durch gründliche Forschung auszeichnet, aber in Hinsicht des Styls und der Anordnung Manches zu wünschen läßt. Auf die Zeitinteressen spekuliren Stastewitsch's nach byzantinischen und italiänischen Quellen bearbeitete „historische Untersuchung über die Belagerung und Einnahme Konstantinopels durch Muhammed II.", Rottschew's „Wahrheit über England", eine vom russischen Standpunkt aufgefaßte Darstellung der englischen Kolonial- und Kontinentalpolitik während des letzten halben Jahrhunderts, und ähnliche Werke, so wie mehrere Reisen nach dem Orient, als Bictor Kaminskij's „Erinnerungen eines Pilgers im heiligen Lande", die „Reise-Notizen eines russischen Künstlers", von dem Maler Scharov, der während seines Aufenthalts in Konstantinopel, nicht lange vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges, die Ehre hatte, den Sultan Abdul-Medschid zu portraitiren zu. Von bleibenderem Werthe ist eine etwas ältere Schrift des Grafen Nik. Adlerberg, „In Rima w' Jerusalim", die ein wahrhaftes poetisches und religiöses Gefühl verräth. Im dramatischen Fach verdienen die Trauerspiele „Servilia" und „Diagoras" Erwähnung, wovon das erstere, ein Produkt des durch Bühnengewandtheit und elegante Versification ausgezeichneten Mai, die Christenverfolgung unter Diocletian, das letztere, von einem früh verstorbenen jungen Dichter, Alexejew, die bekannte Geschichte des alten Philosophen behandelt, der als Gottesleugner und Athen verbannt wurde. Uebrigens sind die russischen Poeten gegenwärtig fast ausschließlich durch patriotische Ergüsse in Anspruch genommen, in welchen sie eine merkwürdige Fruchtbarkeit an den Tag legen und ihr Aeußerstes versuchen, um die Feinde mit Oden, Kriegsgesängen, Epigrammen und Quodlibets aus dem Felde zu schlagen. Gleichwohl ist, unseres Wissens, bisher weder ein Tyrtäus, noch ein Körner aus ihren Reihen hervorgegangen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Sicherstellt erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 20 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Dorotheenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 49. Berlin, Dienstag den 24. April 1855.

Frankreich.

Philosophie des Barts und der Kravatte.

Es giebt kaum ein so unbedeutendes Thema, über welches es nicht möglich wäre, geistreich zu schreiben. Swift hat eine tiefsinnige Abhandlung über einen Besenstiel verfaßt, Jean Paul einige seiner wundervollen Gedanken an den Schweif eines Papierdrachen gehängt und Gutzkow den unpoetischen Zopf in poetischer Weise verarbeitet: warum also nicht auch den Bart, jene Zierde des männlichen Angesichts, zum Gegenstand philosophischer Dissertationen erwählen? Warum nicht die Halsbinde und den Vatermörder, die in unserer Toilette eine so große Rolle spielten, vom historisch-kritischen Standpunkt aus beleuchten? Es ist dies allerdings eine Aufgabe, der nur eine französische Feder gewachsen sein dürfte, und Herr de Michel hat ohne Zweifel einem „tief gefühlten Bedürfniß" abzuhelfen geglaubt, als er sich zur Herausgabe des gelehrten Werkes entschloß, dessen Titel wir unten anführen*) und dem wir diese Angzeige widmen.

Obgleich dasselbe sich als eine „philosophische und kritische Geschichte" im Allgemeinen ankündigt, so beschäftigt es sich doch natürlich vorzugsweise mit dem Vaterlande des Verfassers als tonangebend in Sachen der Mode und des Geschmacks. Herr de Michel verfolgt zunächst die Bärte seiner Landsleute von jener Epoche an, wo Karl der Große ihnen den Krieg erklärte, die in die neueste Zeit herab. Wenn der Bart unter der Regierung Franz' I. wieder in die Mode kam, so verdankt er dies nur der Eitelkeit des Königs, der, als er bei einem der damals beliebten, gefährlichen Spiele eine Wunde am Kinn erhalten hatte, die Narbe zu verbergen wünschte. Heinrich IV. war der letzte König, der einen Bart trug. Sein Nachfolger, der den Thron in dem jugendlichen Alter von neun Jahren bestieg, konnte aus begreiflichen Ursachen seinem Vorgänger nicht nachahmen, und die Bartlosigkeit des Königs galt den Höflingen als Signal, sich ihres Bartschmucks schleunigst zu entledigen. In späteren Jahren trug Ludwig XIII. einen Schnurrbart und Imperial, damals „Royal" genannt; aber auch diese Ueberbleibsel des Barts verschwanden während der Herrschaft Ludwig's XIV., und von diesem Zeitpunkt an ging das Rasirmesser ungestört über königliche und kaiserliche Wangen bis zur Abdankung des ersten Napoleon. Dann zeigten sich kleine Haarbüschel auf dem Gesichte Ludwig's XVIII. und Karl's X., und im Jahre 1830 besaß der volle englische Backenbart Ludwig Philipp's den Thron. „Aber", ruft der Verfasser mit Enthusiasmus aus, „der Schnurrbart (la moustache) und der Zwickelbart (impérial) Napoleon's III. sind die Ersten, welche seit den Tagen Ludwig's XIII. auf dem Antlitz eines Monarchen erschienen." Dem philosophischen Forscher bleibt es überlassen, die Folgerungen zu ziehen, die aus dieser äußerst merkwürdigen Thatsache hervorgehen. Die Freiheit in der Art und Weise, den Bart zu tragen, ist, wie unser scharfsinniger Autor bemerkt, „diejenige, welche von den politischen Umwälzungen am wenigsten gelitten hat." In Frankreich herrscht gegenwärtig unbeschränkte Freiheit in Allem — was den Bart betrifft, und wie hart man auch über die dortige Regierung urtheilen mag, so kann man doch nicht leugnen, daß sie die Bärger ungeschoren läßt. In anderer Beziehung haben drei blutige Revolutionen allerdings nur geringe Früchte getragen, und im Rückblick auf die Vergangenheit kann der heutige Franzose sich mit den Worten auf die Brust schlagen: „Tout est perdu — hormis la barbe."

Von dem Barte führt ein leichter Uebergang zum Hauptgegenstand der gelehrten Untersuchungen des Herrn de Michel, den er mit einer dem Ernste desselben angemessenen Gründlichkeit behandelt. Er beginnt mit dem focale (Halswärmer) der Römer, welches den Zorn des Seneca erregte, als er die jungen Leute eine so weibische Bekleidung tragen sah; hüpft dann zu den Galliern über, die den Hals ganz unbedeckt ließen, und gelangt so zu der Regierung Ludwig's XI., wo das Halsband aufkam, das erst in den Tagen Franz' I. die Würde einer „Collerette" erreichte. Diese wuchs bald zu der Halskrause an, wie sie jetzt von den Schweizergarden des Vatikans getragen wird und die unter Karl IX. und Heinrich III. auf ihrem Culminationspunkt stand, worauf sie unter Heinrich IV. wieder in Verfall gerieth. Wie schon erwähnt, war der erste Bourbon der letzte Bartträger unter den französischen Königen; er war auch der letzte, der die Halskrause trug. An ihre Stelle trat ein großer flacher Kragen, den sein junger Nachfolger einführte und der sogar über den Panzer zurückgeschlagen wurde. Und nun gelangen wir zu jener denkwürdigen historischen Periode, welche durch die Geburt der Kravatte verherrlicht wird. Den zuverlässigsten Schriftstellern „de re vestiaria" zufolge, wurde sie im Jahre 1636 von Offizieren nach Frankreich gebracht, die von der Armee aus Deutschland zurückkehrten. Der Name soll von den Kroaten herstammen, zu deren Uniform im dreißigjährigen Kriege eine lange seidene oder musselinene Binde, um den Hals gewunden und vorn in eine Schleife geschlungen, gehörte. Ueber den Erfinder dieser Tracht schweigt die Fama; vielleicht war es „Graf Isolani, der böse Zahler". Zum ersten Mal aber wird der Kravatte gedacht in einer Urkunde, welche aufgefunden zu haben unser Verfasser sich mit verzeihlichem Stolze rühmt. Diese Urkunde ist ein Reglement des calvinistischen Kollegiums von Puylaurens, in Languedoc, wo der berühmte Bayle erzogen wurde. Es wird den Zöglingen darin verboten, Kravatten zu tragen, oder mit Spazierstöcken zu gehen, oder andere mit der Ehrbarkeit unverträgliche Modethorheiten nachzuäffen. Doch jetzt erscheint Ludwig XIV. auf der Bühne, mit allen seinen Atlas-Schleifen und Kantenbordüren, und nun erst erhebt sich der Autor auf die ganze Höhe seines Gegenstandes. Mit Bedauern erinnert er daran, daß die Damen einst den Versuch machten, sich die Kravatte anzueignen, indem sie diese lose geschlungen um den Hals trugen — den Prinzen nachahmend, welche, von Wilhelm III. bei Steenkerk überrascht, nicht Zeit hatten, sich die Kravatte ordentlich umzubinden. Diese Mode wurde à la Steinkerque genannt. Die weiten Halsbinden Ludwig's XV. und XVI. bilden den Uebergang zu einer verhängnißvollen Epoche der französischen Geschichte. Die Nationalversammlung ist von unzähligen Schriftstellern geschildert worden, aber gleichwohl weiß Herr de Michel ihr eine neue Seite abzugewinnen: er charakterisirt die verschiedenen Stände nach der verschiedenen Form ihrer Halsbinden. Die Mitglieder des Tiers Etat trugen weiße Kravatten, die über den schwarzen Rock niederfielen und ihrem Anblick eine gleichmäßige Ernsthaftigkeit verliehen, die bedeutsam gegen die gestickten oder militairischen Kragen des Adels abstach. Dieser Gegensatz gab ohne Zweifel Veranlassung zu jener berühmten Flugschrift, in der Sieyes die neue Phase in der Geschichte des Landes besprach und die mit Sturmschritt herannahende soziale Verjüngung ankündigte. Nach unserem Autor hätte man die Sansculottes „sans cravates" nennen müssen. Marat verachtete die Kravatte: Robespierre konnte sich nicht entschließen, die seinige preiszugeben. Wir überlassen es wiederum dem Leser, die philosophischen Schlußfolgen zu ziehen, die sich ihm aber diesem Punkt darbieten mögen. Die Jeunesse dorée, die Muscadins und die Incroyables führten abenteuerliche Moden ein, in welchen die Halsbinde, wie man weiß, eine hervorragende Rolle spielte. Sie wand sich in dichten Falten um den Nacken des Trägers und ragte bis über das Kinn empor. Die grüne Kravatte wurde ein Zeichen der royalistischen Tendenzen, und die Stutzer pflegten damals mit dem oberen Theil ihres voluminösen Halstuchs zu spielen, wie sie jetzt die Spitzen ihres langen Knebelbarts auf- und niederstreichen.

Im Jahre IX begann der Hemdkragen, vulgo Vatermörder, sich auf der Kravatte in die Höhe zu arbeiten; doch behauptete sich letztere während des Konsulats in ihrem ganzen Umfang und schlang sich noch immer in Lordosenfalten um das Kinn. Napoleon brachte bei seiner Krönung die königliche, mit points d'Alençon besetzte Kravatte wieder zu Ehren, und bald darauf erschien der nach der Mode Franz' I. gestickte Kragen von neuem auf dem Schauplatz. Im Civilkostüm wurden die wundervollen Knoten bekannt, welchen man den Namen „choux" beilegte, und Herr de Michel spricht mit Bewunderung von der Grazie, mit der

*) Histoire philosophique et critique de la Cravate &c., précédée d'un essai sur la barbe. Par Gr. de Michel. Paris, Lévy frères. Uebrigens erschien schon aus dem vorigen Jahrhundert eine „Pogonologie ou histoire philosophique de la barbe", von Delaure, und eine „Geschichte der männlichen Barte unter allen Völkern", von Speller. Vielleicht hat Raupach seinen Barbier nicht ohne Absicht mit dem Namen des letzteren Autors getauft.

Digitized by Google

Ellevion Fleury, „der letzte der Marquis“, der General Foy und sein berühmter Sohn ihre Choux bauhadten. Er erzählt uns, wie der General Lasalle sein Leben einer weitfaltigen Krawatte verdankte, die eine Kugel auffing, welche ihm dem Angriff auf ein preußisches Regiment entgegenflog. Er macht mit gebührendem Nachdruck auf den wichtigen Umstand aufmerksam, daß Napoleon jeden Morgen in den Tuilerieen mit einer schwarzen, weißgeränderten Krawatte, aber ohne Kragen, zu erscheinen pflegte, und erinnert mit Schmerz an die inhaltschwere Thatsache, daß der große Kaiser am Tage der Schlacht von Waterloo, seiner Gewohnheit entgegen, ein weißes Halstuch, mit einem einfachen Knoten gebunden, angelegt hätte. Wer weiß, welchen Einfluß diese weiße Binde auf das Geschick des Tages ausüben mochte, und ob sie nicht durch eine jener unerklärlichen Idiosynkrasieen, welche alle Berechnungen zu Schanden machen, die französische Armee in den Gemüthszustand versetzte, den die Engländer mit dem euphemistischen Ausdruck „shewing the white feather“ bezeichnen!

Indessen enthält die Geschichte der Krawatte auch einige rührende Episoden, und mit einer solchen wollen wir unseren Bericht über dieses Thema schließen. Als Labédoyere nach der Ebene von Grenelle hinausgeführt wurde, am dort als Hochverräther erschossen zu werden, blieb er vor den Soldaten stehen, warf seinen Hut zur Erde, band sein Halstuch los und bat einen der Soldaten und seiner Escorte, es anzunehmen und zum Andenken an einen Sterbenden zu behalten. Der Soldat verweigerte es anfänglich, da er gegen die militairische Disziplin zu verstoßen fürchtete; aber da Labédoyere auf seiner Bitte bestand, so nahm der Soldat das Tuch mit den Worten: „Wohlan! ich nehme es, um Ihnen dadurch einen Beweis meiner Achtung zu geben, daß ich Ihnen nach dem Tode das Gesicht damit bedecke.“ Dieser Zug beweist, daß ein menschliches Herz oft in der Brust derjenigen schlägt, welche die Dienstpflicht zur Vollstreckung der grausamsten Befehle zwingt. Jener Soldat war eines besseren Schicksals würdig, als der Theilnahme an dem traurigen Amte, einen tapferen General zum Richtplatz zu führen.

Nord-Amerika.

Die Dichter der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Dies etwa sind die Bereimacher und Dichter, welche das Erwachen, das Bedürfniß der Poesie in der amerikanischen Kultur repräsentiren und vorbilden, ohne daß sie im eigentlichen Sinne wirklich Dichter genannt werden können. Daß sie dessenungeachtet ihren vollen literarhistorischen Werth haben, bedarf weiter keines Nachweises. Wollte man sie charakterisiren und etwa bestimmte Richtungen in ihnen nachweisen, könnte man in Abtheilungen und Kategorieen viel Geschmacksunheit entwickeln, ohne eigentlich viel damit zu sagen. Die Sache ist, daß sich das in ihnen regende poetische leben mehr oder weniger noch embryonisch darstellt, ohne bestimmte Physiognomie, ohne spezifischen Charakter. Bestimmte Richtungen und, wenn man will, Parteien entwickeln sich erst aus Verwirklichungen bestimmter Ideale für das Leben, aus wissenschaftlicher, künstlerischer, staatlicher, religiöser, sozialer Dialektik und Production. Alle diese Kulturfelder lagen aber bisher in Amerika noch brach. Man hatte eben vollauf damit zu thun, sich durch Wälder und Wildniß hindurchzuhauen, sich Heimat, Haus und Heerd, Geld und Mittel der Kultur zu schaffen. Was man „geistiges Leben“ nennt, existirte daher in Amerika bisher eigentlich gar nicht. Der Staat war fertig, als Amerika anfing, und in den politischen Parteien handelte es sich blos um materielle, wenigstens geist- und ideelose Interessen. Für kirchliche Dinge hatte man die Bibel und englische Tradition, wobei man blieb, da man nicht Zeit hatte, theologische Forschungen anzustellen. Bei aller kirchlichen Freiheit kam es doch in keiner der vielen Sekten zu einem geistigen, gedanklichen Gehalt, im Gegentheil fast nur zu blödsinnigen Karikaturen: Sekten, welche, wie die türkischen Derwische, zu Ehren Gottes tanzten, oder quäkten und zitterten, zu Joe Smith und seinem groben, frechen Betrug in Auffindung seiner Mormonenbibel, und dergleichen Machwerk von außen ohne Wachsthum aus geistig sich durcharbeitenden Ideen und deren Dialektik. So sah Amerika bisher für Kultur und Geschichte oder „Entwicklung im Bewußtsein der Freiheit“, also auch in der Poesie, sehr mager und trostlos aus. Aber es kömmt nun. Vielleicht ist es schon gekommen. Die vereinten „Nichtswisser“ beweisen, daß die Gefahr des „Wissens“ vorhanden ist und gefühlt wird. Wer ist der Hauptfeind der Knownothings? Gegen welche Macht suchen sie ihre vehmgerichtliche, nächtliche Vereinigung geltend zu machen und den Staat zu besteuen? Der Alarm gegen die Deutschen und ihr Wissen und Können, dann gegen die Irländer als vermeintliche Gefahr gegen ihren todten, formellen Puritanismus, den sie für Protestantismus halten, obgleich er ihnen nichts ist, als ein bequemes, gedankenloses Sonntagsspiel, um die Sünden der Woche abzuwaschen oder Predigten anzuhören, worin die von der Vorsehung weise eingesetzte Sklaverei aus der Bibel bewiesen wird.

Die Knownothings sind der aktiv gewordene Beweis, daß Amerika aus seinem groben Naturalismus und Formalismus sich aufgeschreckt fühlt zum geistigen Leben, daß es die Macht deutscher Kultur spürt und die Unruhe, welche das Erwachen verkündet. Der Kampf ist bereits ausgebrochen, die Knownothings wollen blos Staatsbeamte haben, welche ihre echte Abkunft von Pilgrim-Vätern beweisen können und ohne Kritik auf den Buchstaben schwören. Sie haben sogar so viel Deutsch gelernt, um beim Anblick eines Sohnes der Germania „deutscher Spitzbube“ rufen zu können. Aber das Bedürfniß der Kultur und die Mittel dazu sind da, und keine Macht des Staats und der Staaten kann daher die Deutschen in der Entwicklung ihrer amerikanischen Positionen und Missionen anhalten. Baukunst, Musik, Malerei, Künste und Wissenschaften überhaupt sind bereits in ihren Händen, weil diese Artikel von Amerikanern entweder gar nicht oder schlecht produzirt werden. Und was speziell die Poesie betrifft, so sind ihre besten Dichter Verehrer und Schüler Deutschlands. Und auf diese kömmt es und kann hier auch blos an.

James Russell Lowell wird schon zu den Dichtern erster Klasse gerechnet, doch fällt er noch ziemlich ab, obgleich in ihm das wirkliche und gebildete Dichtertalent nicht zu verkennen ist. Man findet Begeisterung, Wärme, Schilderungsgetraft, Gedanken, aber leider fast stets sie in leichtsinnigem Geschreibsel verstecken. Es scheint, als habe er fast alle seine Verse hingeworfen, wie sie ihm dem Reime nach am ersten klappten, Prosa und Poesie, Unsinn und Gedanke, poetische Schönheit und albernes Gefasel ganz rücksichtslos durch einander. Von seinen Gedichten liegt mir jetzt keines vor, auch weiß ich von seiner Persönlichkeit Nichts, doch höre ich, daß er noch jung ist,*) deutsch spricht und deutsche Dichter studirt, um Geschmack und Form zu kultiviren.

William Cullen Bryant, geboren in Cummington, Massachusetts, den 3. November 1794, ist der erste amerikanische Dichter, der eine nicht eben große natürliche Dichtergabe durch Studium deutscher Klassiker und den durch sie gebildeten Geschmack und Formensinn zu einer ungemeinen Geltung brachte. Er steht nach Longfellow, dem fast ganz deutschen Dichter, allein als würdiger Repräsentant der wahren lyrischen Poesie Amerika's da und hat durch eine bedeutende andenweitige literarische Produktivität und Verwaltung zuerst Grund und Boden für literarische Bildung in Amerika geschaffen. Schon im vierzehnten Jahre trat er mit einem Bändchen Gedichte auf, die so gut aufgenommen wurden, daß im folgenden Jahre eine zweite Auflage nöthig ward. Er studirte Rechte und war eine Zeitlang als Advokat in Plymouth thätig. Doch fand er keinen Geschmack an diesem Berufe und ging nach New-York, um hier zu schriftstellern. Dies geschah mit so vielem Erfolg, daß er bald Haupt-Redacteur der United States Review and Literary Gazette ward. In dieser Stellung wirkte er sehr wohlthätig auf Geschmack und literarischen Sinn durch noble, scharfe Kritik und elegante Schreibweise. Diesen Einfluß übte er auch in politischer Richtung als Redacteur der New-Yorker Evening Post aus. Sein erstes größeres Gedicht erschien in der 1821 herausgegebenen Sammlung „Thanatopsis“ („Schauen des Todes“). Da neben ihm noch keine gebildete Kritik und kein ästhetischer Geschmack Organe fand, blieb Amerika gegen diese Gedichte, worin einige seiner besten und feinsten Productionen zu finden sind, ziemlich gleichgültig, bis deren Ruhm in England erkannt und öffentlich anerkannt ward, besonders vom Professor Wilson in Blackwood's Magazine. Die Anerkennung seiner dichterischen und formell ästhetischen Verdienste wanderte von England nach Amerika ein, wo man nun nachdenken und fühlen lernte, worin eigentlich der Zauber der Bryantschen Lieder bestand, in korrekter, eleganter Formation, Klarheit der Bilder, melodischer Diction — in der schönen Form, die so sehr Wesen ist, daß die schönste Idee häßlich und ungenießbar bleibt, wenn ihr nicht von der Form ihre wirkliche Existenz gegeben wird. In jedem Marmorblock schlummert eine Amathysta, ein Apollo, ein Zeus. Wie aber Niemand den Schlummernden darin für einen Erweckten, Angemeißelten anerkennt, können auch Neal oder Lowell sich ihrer Poesie nicht rühmen, da sie im besten Falle Marmorblöcke hinwerfen und sagen: „Seht nur, es steckt d'rin!“ oder gar blos Steine und Stroh. Im Gegentheil ist Bryant weder groß, noch überhaupt besonders individuell. Man kann ihn nur als edlen, sinnigen, eleganten Dichter im Allgemeinen bezeichnen, dessen Werth und Größe für Amerika darin besteht, daß er dem Schönheitssinne, dem dichterischen Gefühl überhaupt Musterbilder schuf.

Die anglosächsische Poesie ist zwar noch nicht selbstständig und frei, sie muß noch mit einer Empfehlung von Bischof oder Bankunier reisen; aber Bryant kömmt schon nicht selten dazu, sie wie eine Pallas Athene hervorspringen zu lassen ohne moralische Gouvernante, mit ihren eigenen Waffen. Zu solcher Poesie auf eigenen Füßen gehört der Monolog des „Indianers auf dem Begräbnißplatze

*) Er ist im Jahre 1819 zu Boston geboren. D. R.

Digitized by Google

seiner Väter." Er erkennt den Ort sogleich, obgleich die „weiße" Kultur ringsum schon Alles geändert und gelichtet hat. Er vergleicht die kultivirte Natur mit seinem verschwundenen Urwalde, durch welche sein ausgerotteter, vertriebener Stamm einst Wölfe und Bären jagte.

But now the wheat is green and high
On clods that hid the warriors breast,
And scattered in the furrows lie
The weapons of his rest;
And there, in the loose sand is thrown
Of his large arm the moulder'ing bone.

Ah! little thought the strong and brave
Who bore their lifeless chieftain forth,
Or the young wife, that weeping gave
Her first-born to the earth —
That the Pale Race, who waste us now,
Among their bones should guide the plough.

They waste us — ay, like April snow
In the warm noon we shriek away;
And fast they follow, as we go
Towards the setting day —
Till they shall fill the land, and we
Are driven into the western sea.

Ich sagte früher, die Amerikaner hätten mit dem indianischen Elemente nicht viel anfangen können, aber Bryant's Lied ist Etwas. Man kann dieses Element kaum anschaulicher und treffender darstellen und zu Gemüthe führen. Im Wesentlichen wird es sich stets als epischer Stoff bieten, und in dieser Beziehung hat ganz neuerdings

Elbert H. Smith in seinem „Black Hawk" den extensivsten Versuch gemacht, Nibelungen oder eine Ilias aus dem Stoffe zu dichten. In der That hat man den „Black Hawk" in amerikanischen und auch in einem kurzlebigen deutschen Journale gar gewaltig als Iliade, Aeneide u. s. w. Amerika's ausposaunt und sich von dem extensiven Umfange, vom Stoffe, von einzelnen Schönheiten verleiten lassen, die monströse Compostition als die originelle Schöpfung eines Genies anzupreisen. Der Posaunenbläser in den verschiedenen atlantischen Journalen findet zunächst große Schönheit und kühne Originalität in der großen Verschiedenheit von Versmaßen, gereimten und ungereimten, so daß es allen Geschmäcken und Launen zusagen werde. Shakespeare habe sich ja in dieser Beziehung auch die größten Freiheiten erlaubt („Wie er sich räuspert" u. s. w.). Wir wollen uns nicht als Despoten der Kunstregel aufwerfen und die beletterische varietas ohne Weiteres zugeben. Gereimte oder ungereimte, vier- oder fünfreihige Poesie, wenn es nur Poesie ist und die Poesie sich ihrem Inhalt entsprechend zu benehmen weiß. Aber wenn sie nicht einmal Gebrauch von ihren genlebefreien Beinen zu machen weiß und, jambisch einherschreitend, in nüchterner Prosa umherwatet oder die schönsten oder wenigstens sprachlich nothwendigsten Sylben zerbricht!

Der Pionier (ein sehr reicher Stoff für amerikanische Poesie) bricht auf:

The hidden regions of the Western World
T' explore there went from off this isle a man.

Um die Schönheit des Originals treu wiederzugeben, finden wir es so übersetzt:

Der Abendwelt verstreckte Gegenden
Z' erforschen ging von dieser Insel ein Mann.

Hier haben wir einen hübschen Beweis der Freiheit von dem Despotismus der Kunstregel, gar nicht schwer z' erforschen.

Der Pionier bringt endlich vor die in die verstreckte Herrlichkeit von Palmyra, wo Joe Smith, „der Prophet vom Hügel, in der Nähe der Mormon-Bibel goldene Platten grub." Elbert Smith singt bei dieser Gelegenheit:

To give a history of the prophet here
And of the new religion he is founding
For West, and o'er the Atlantic is resounding,
And of his great success and signal fall,
Would interesting be no doubt to all.

Die Schönheit dieses Originals, treu wiedergegeben, würde lauten: „Hier eine Geschichte des Propheten zu geben und von der neuen Religion, die er gründet im fernen Westen, und die über das Atlantische Meer erschallt, und von seinem großen Erfolge und seinem offenbaren Falle, würde ohne Zweifel für Alle interessant sein." Solch ein Styl würde bei uns keinem Unter-Quartaner verziehen. Außerdem ist man kaum in Quinta so fern von Logik. Der Sänger singt, daß der Prophet mit der neuen Bibel, einer gegrabenen goldenen Platte (oder Glaget), eben eine neue Religion gründe und zwar mit großem Erfolg und zugleich sichtbarem „Falle". Da denken ja unsere Hausthiere logischer. Die Diction ist für die nächternste Prosa zu schlecht.

Black Hawk ist der von der „sanften Taube" (einer Art Genovefa) abstammende edle Indianer-Häuptling, der mit der weißen Race Krieg führt und natürlich ge- und verschlagen wird. Der Krieg entspinnt sich aus dem Tode eines erschlagenen Indianers und dem Verrathe der Weißen, ganz wie ein moderner Krieg zwischen civilisirten Diplomaten, nur daß hier deren Noten und Punkte in Personen abgefaßt erscheinen. Das giebt dem Ganzen, abgesehen von formeller und stylistischer Liederlichkeit, etwas durchaus Nüchternes, worin die offenbar schönen Einzelnheiten und Partieen beinahe spurlos verschwinden.

Ehe wir zum letzten und ersten Dichter Amerika's übergehen, ist noch

Edgar Poe zu erwähnen, der originellste und genialste Dichter Amerika's, den Amerika deshalb von sich in allerlei Verwirrung, Elend und einen frühzeitigen Tod hinabstieß. Freilich wissen wir auch zu wenig von seiner Innerlichkeit, als daß wir entscheiden könnten, welche Schuld ihn selbst treffe und welche das nüchterne, spekulirende, geistlose Leben Amerika's. Einen großen Theil seiner Jugend brachte er in England zu. Er ging in eine Schule in der Nähe Londons. Wegen seiner Extravaganzen, die man nicht näher bezeichnet findet, wurde er von der amerikanischen Universität Charlottesville relegirt. Er beliebigte und insultirte seinen aufgedrungenen Vormund und lief in die Welt hinaus, zunächst um die Freiheit Griechenlands wiederherstellen zu helfen, eine Begeisterung, die damals wohl alle idealisirenden, politisch nicht hell sehenden Naturen theilten. Doch kam er nie bis Griechenland. Er trieb sich in Frankreich, Italien, Deutschland und Rußland umher. In letzterem Lande griff man ihn als Bettler auf und schickte ihn nach Amerika zurück, wo er für verschiedene Zeitschriften arbeitete und bald ein beliebter und selbst berühmter Schriftsteller ward. Er heiratete ein braves, edles Mädchen, mit der er bald in die bitterste Armuth versank, da er vom Ertrage des Lebens nichts verstand. Um sich zu begeistern und der Armuth zu trotzen, trank er und fiel so tief, daß sein Weib aus Kummer starb. Er besang sie in der schönsten Lyrik, nachdem er sie aus dem Leben getrieben:

But the moon never beams, without bringing me dreams
Of the beautiful Annabel Lee;
And the stars never rise, but I feel the bright eyes
Of the beautiful Annabel Lee.
And so, all the night-tide, I lie down by the side
Of my darling, my darling, my life and my pride,
In the sepulchre there by the sea —
In her tomb by the sounding sea.

Man fühlt hier gleich, daß dies echte Lyrik ist, wirklicher Schmerz und schöne Anstimmung desselben in musikalischer, melodischer Form. Nach seiner Verheiratung versuchte er, von Liebe geläutert, eine Zeitlang einen „ordentlichen Lebenswandel" zu führen, aber es ging ihm wie unserem Grabbe, mit dem er persönlich und poetisch viel Aehnlichkeit hat. Armuth, Nahrungssorgen, Zwiespalt zwischen Ideal und Leben und gemeiner Alkohol ruinirten ihn so sehr, daß alle Anstrengungen von Freunden und sorgsamen Frauen ihn nicht wieder aufrichten konnten. Er starb im Hospitale zu Baltimore, Oktober 1849, im achtundvierzigsten Jahre, wie so viele andere Genies, welche das Rechnen mit den Brüchen des Lebens und ihren eigenen Gebrechen nicht lernten. Als Dichter steht er unerreichbar da in Harmonie und Einheit von Empfindung und Form, in rhythmischem Aufdrang und Originalität der Conception. Seine Erzählungen und Skizzen gehören der Literatur des Schrecklichen und Verzweifelten an, aber seine Gedichte, obwohl durchtönt von der Trauer eines gewissengeplagten Genies, sind wirkliche Tröstungen gegen sein Leiden und Sündigen, versöhnend, versignirt und echt tragisch. Besonders bekannt ist „der Rabe", der symbolische Vogel, in welchem er seinen eigenen bösen Dämon anschaut.*)

(Schluß folgt.)

Rußland.

Puschkin, Lermontov und Jukowskji.

Rußland ist noch die Heimat der Urpoesie; in den schwermüthigen Molltönen der Volkslieder, sowohl in Melodie als im Wort, zeigt sie sich in all ihrer Eigenthümlichkeit, aber sie ist noch nicht gestaltet, noch nicht ausgeprägt zu der kleinen Münze alltäglichen Verkehrs, wie in den Ländern, welche seit lange von der Herrschaft der Kultur durchfurcht sind. Rußlands Dichter sind noch meistens namenlos, wenn aber einer genannt und bekannt wird, so ist es augenscheinlich, wie unmittelbar er seine Eingebungen von der heimatlichen Urpoesie empfangen hat. Die naturwüchsige Kraft und die schwärmerische Innigkeit sind Grundzüge der russischen Dichter. In Alexander Puschkin und Michael Lermontov ist der typische Charakter derselben am deutlichsten ausgeprägt; sie sind ein Zwillingsgestirn, wie Byron und Shelley. Man hat neuerdings in der Revue des deux Mondes, bei Gelegenheit einer Besprechung von Bodenstedt's Uebersetzungen und dem Russischen, an das eigenthümliche Schicksal der beiden Dichter erinnert:

*) Eine deutsche Bearbeitung dieses Gedichtes von Edgar Poe haben wir in Nr. 70 des „Magazin" von 1853 geliefert. D. R.

Digitized by Google

sie fielen in vollster Jugendblüthe im Duell. Puschkin's Tod war hochtragisch, er empfing ihn von der Hand seines eigenen Schwagers, der im Verdacht einer verbrecherischen Neigung zu Puschkin's reizender Gattin stand. Völlig aufgeklärt ist die Sache nicht, es bleibt zweifelhaft, ob grundlose Eifersucht den leidenschaftlichen Dichter verblendete, oder ob sein Verdacht gerechtfertigt war. Sein Mörder war ein Franzose, Namens d'Anthes, der durch die Herzogin von Berry dem russischen Hofe dringend empfohlen war. Er hatte Puschkin's Schwester geheirathet, wie man behauptet, in der Absicht, sich den Verkehr mit Puschkin's Frau zu erleichtern. Nach der Katastrophe wurde er aus Rußland verbannt, und jetzt sitzt er als Baron v. Heekeren im französischen Senat. Vor einigen Jahren kam er sogar als außerordentlicher Gesandter nach Rußland, wurde aber von den Zeitungen in der bittersten Weise als der Mörder eines nationalen Dichters bezeichnet.

Vor achtzehn Jahren, als Puschkin getödtet war, feuerte ein damals noch unbekannter junger Offizier Kaiser und Volk zur Rache an. Seine Sprache war so ungestüm, so rücksichtslos, daß er des Kaisers Mißfallen erregte; er wurde zu der Armee des Kaukasus versetzt. Dort, in der großartigen, wildwachsenden Natur, wurde er ein Dichter, sein Name war Michael Lermontov. Nach drei Jahren schon erschien eine Sammlung seiner Gedichte in Petersburg; sie waren ein wenig himmelstürmend, aber völlig hinreißend. Man stritt noch über sein Talent, man baute die glänzendsten Hoffnungen daraus, Lob und Tadel erhoben sich im lautesten Lärm — da fiel auch Lermontov im Duell, wie Puschkin, dessen begeisterter Freund und Nachfolger er war. Die Ursache des Zweikampfes ist unbekannt geblieben, so wie überhaupt Lermontov's Privatleben nirgends ausführlich geschildert worden ist. Bodenstedt und August Boltz sind seine deutschen Uebersetzer, Ersterer scheint ihn persönlich gekannt zu haben. Er sowohl, wie Puschkin, war durch Byron's lebensfatte Muse auf Irrwege geführt; Zweifel- und Genußsucht war die Modekrankheit damaliger Zeit. Wie schade, daß die wilde Naturkraft dieser Feuerseelen nicht besser geleitet werden konnte! Statt des modernen Giftes hätte man ihnen Balsam reichen müssen. Doch hat ihr Leben und ihr Charakter mehr darunter gelitten, als ihr Talent; Puschkin und Lermontov sind gerade die ersten Dichter, welche Rußlands Literatur von fremden Einflüssen befreit haben, indem sie sich vorzugsweise nationale Stoffe wählten. Die frühere Literaturperiode unter Lomonossov, Kantemir bis zu Karamsin und Krylov war eigentlich nur eine Vorarbeit gewesen, um Sprache und Styl auszubilden, eine Form für den poetischen Geist zu schaffen, der die Nationalität durchdrehte und unruhig nach Erscheinung rang. Die neue mächtige Bewegung in der russischen Literatur, die mit Puschkin begann, von Lermontov gesteigert wurde, Gogol und neuerdings den liebenswürdigen Enthusiasten, Graf Sologub, hervorbrachte, ist auch von Kaiser Nikolaus so sehr gefördert und beschützt worden, daß sogar ein russenfeindliches Blatt, wie die Revue des deux Mondes, sich zur Anerkennung gedrungen fühlt. Wir lassen hier ihre eigenen Worte folgen: „Die National-Literatur der Russen, welche für die wahren Interessen des Landes sich begeistert, ward durch einen Herrscher unterstützt, den wir Franzosen loben dürfen in einem Augenblick, wo die liberalen Mächte Europa's seine ehrgeizigen Pläne zu vereiteln bemüht sind. Sei es, daß der Kaiser glaubte, in dieser Literatur einen Verbündeten für seine Politik zu gewinnen, sei es, daß er dem Gefühl seiner Größe gehorchte, die ihm seine Feinde nicht absprechen können, das Verfahren des Kaisers wird seine Früchte tragen. Wenn die Bildung eines Volkes sich steigert, kann man zu den Umwandlungen des Staatslebens nur Glück wünschen."

Den bereits angeführten glänzenden Namen der russischen Literatur muß hier noch ein Dichter eingereiht werden, den jene französische Kritik vergessen zu haben scheint. Es ist Jukovskij; er war es, der für die Entwicklung der literarischen Bildung in Rußland am meisten thätig gewesen. Seine glühenden patriotischen Gesänge zur Zeit der französischen Invasion hatten ihn zum Liebling der kaiserlichen Familie gemacht, er gebrauchte seinen Einfluß dazu, um am Throne eine Freistatt für die heranblühende Literatur zu begründen. Die schützende Hand des großen Herrschers, die eben erkaltet ist, hatte Jukovskij mit Anerkennung der schönsten Art gekrönt; er wurde Erzieher des Thronfolgers, und die gute Saat, die ein Dichter in das empfängliche Herz der Jugend ausstreute, wird nun sicherlich bald in guten Früchten heranreifen. Der edle Jukovskij wirkt noch nach seinem Tode für die geistige Zukunft seines Vaterlandes. Noch vor wenig Jahren lebte der Dichter unter uns in Deutschland, wo er das Ideal eines schönen Ehegelückes verwirklicht gefunden hatte. Wer in Baden-Baden war, wird sich des Greises mit dem Propheten-Antlitz, dem Feuerauge und dem Silberschein schneeiger Locken erinnern, wie er im Kreise auserwählter Geister gefeiert wurde.

F. v. H.

Mannigfaltiges.

— W. Seyffarth's Wahrnehmungen in Paris. Herr Woldemar Seyffarth, der von der königl. sächsischen Regierung zum Spezial-Kommissarius bei der Universal-Ausstellung von Paris ernannt worden und der eine ähnliche Stellung auch bei der Kommission für die Londoner Welt-Industrie-Ausstellung bekleidete, hat als vorbereitende Lektüre für diejenigen, die wahrscheinlich der bevorstehende Sommer in größeren Schaaren, als gewöhnlich, nach Paris führen wird, eine kleine Schrift zur Schilderung der gegenwärtigen Zustände dieser Hauptstadt herausgegeben, welche letztere er, eben so wie von London aus im Jahre 1851, auch in den Jahren 1853 und 1854 besucht hat.*) Der Verfasser ist bemüht, diejenigen Vorurtheile und persönlichen Voreingenommenheiten, die etwa jetzt noch in Deutschland gegen die seit dem Dezember 1851 in Frankreich herrschende Ordnung der Dinge verbreitet sind, möglichst zu beseitigen, indem er sowohl den Kaiser Napoleon III., als die Kaiserin Eugenie, von der humansten, liebenswürdigsten Seite darstellt. Herr Seyffarth erzählt unter Anderem Folgendes: „Ueberall, wo ich nach meiner Ankunft im April 1853 vom Kaiser sprechen hörte, in den Salons wie in den Trinkstuben, geschah es mit Achtung; mit an Begeisterung streifender Hingebung meistens nur da, wo Rücksichten den Beweggrund zweifelhaft machen, die Lauterkeit der Flamme verdächtigen konnten. . . . Demnächst bewegte sich das öffentliche Leben ungeniert, zeigte sich nirgends eine Spur gehemmterer Freiheit. Ich glaubte sogar weniger Polizeiwächter und weniger soldatisched Gekirr zu bemerken, als in den Tagen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. War mir in Straßburg der Paß ohne Verzug und ohne Visa zurückbehändigt, das Gepäck kaum berührt, in Paris zwar dieses, wegen des Octroi geöffnet, aber nach Paß und sonstiger Legitimation nicht gefragt worden, so begnügte man sich im Hotel und später in meiner Privatwohnung mit der Einzeichnung meines Namens ins Hausbuch. Weder hier, noch dort fand eine Frage nach Paß oder Anmeld statt. In Frankfurt a. M. dagegen, wo ich übernachtet hatte, war ich kaum im Hotel angekommen, als ein Kellner, das Fremdenbuch unter dem Arme, in mein Zimmer stürzte, die Feder voll Dinte in der Hand und das Begehren meines Passes auf den Lippen." — Wir können dies aus eigener Erfahrung bestätigen, möchten aber doch jedem Deutschen, der zur Universal-Ausstellung nach Paris reiß, den Rath ertheilen, nicht, blos einen vollständigen Paß mitzunehmen, sondern auch diesen mit dem Visa einer französischen Gesandtschaft versehen zu lassen, da Niemand über die jenseitige Grenze gelassen wird, dessen Reisepaß nicht ein solches Visa trägt. Man darf sich in der That wundern, daß die französische Regierung, die es doch gern sieht, wenn recht viele Fremde nach Paris kommen, nicht blos die Erfüllung dieser Formalität zur Bedingung der Erlaubniß, in Frankreich einzutreten, sondern dieselbe auch zu einer Quelle ziemlich bedeutender Einkünfte für ihre auswärtigen Gesandtschaften macht. Das französische Visa kostet in der Regel mehr, als der von der deutschen Behörde angestellte Paß. Auch sind, so viel und bekannt, die deutschen Gesandtschaften im Auslande, namentlich die preußischen, weit davon entfernt, sich dergleichen Passvisa bezahlen zu lassen.

— K. A. Menzel's Neuere Geschichte der Deutschen. Es scheint noch nicht allgemein bekannt zu sein, daß von Karl Adolph Menzel's „Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation" jetzt eine zweite billigere Auflage erscheint, die der gerechte Verfasser überarbeitet, vermehrt und verbessert hat. Der geachtete Geschichtschreiber, der wegen der strengen Gerechtigkeitsliebe, die er nicht blos seiner eigenen, sondern auch der katholischen Kirche gegenüber an den Tag legt, von verschiedenen Seiten Angriffe erfahren hat, ist gleichwohl auch bei der Ueberarbeitung seines Werkes der Aufgabe treu geblieben, die er sich gestellt: diejenigen historischen Begebenheiten, „durch welche das innere und äußere Leben der deutschen Nation bewegt, ihre geistige Thatkraft daß gefördert, daß gehemmt, ihre staatsbürgerliche Gestaltung bestimmt worden", in ihrem vollen Lichte darzustellen. Wir haben durch diese Zeilen nur daran erinnern wollen, daß die Verlagshandlung von Groß, Barth & Comp. in Breslau das Werk jetzt in Heften à zehn Silbergroschen erscheinen läßt, von denen fünf bis sechs je einen Band bilden. Das Ganze wird in sechs Bänden vollendet sein und den Preis von zehn bis zwölf Thalern nicht übersteigen, während der Preis der älteren Auflagen zweiundzreißig Thaler zwanzig Silbergroschen gewesen ist.

*) Wahrnehmungen in Paris 1853 und 1854. Von Woldemar Seyffarth. Gotha, Hugo Schrede, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Erscheint wöchentlich 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 40 Sgr., und vierteljährlich 20 Sgr., welche im Buch- im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedition Brunnen, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 50. Berlin, Donnerstag den 26. April 1855.

Frankreich.

Universal-Ausstellung von Paris.

III. Ihre Architektonik, Aesthetik und geschichtliche Bedeutung.*)

Das „Carré Marigny" in den Elysäischen Feldern in Paris, früher an Sonn- und Feiertagen bunt wimmelnd von allerlei lustigem Volke zwischen Carousells, Schaustellungen, Buden, Spielsachen und Zuckergebackenem, um welches Kinder und Erwachsene eifrig würfelten, ist nun ein ernsterer, weltshistorischer Platz geworden. Trotz der allgegenwärtigen Polizei ließ das Volk seine inwendige Opposition gegen die Absperrung des lustigen Platzes ziemlich laut werden. Es wollte sein historisches Recht auf Idylle und Sonntagsvergnügen nicht freiwillig aufgeben. So opponirte es selbst leise in der Presse. Aber unter Napoleon III. hilft das Opponiren nichts, selbst wenn es laut wird. Hat er doch ganz Paris umgewandelt, Straßen verschwinden, Straßen und Stadtheile entstehen lassen, als brauchte er nur zu sagen: „Werde!" und es steht da. Die Verengung der Haupt-Lungenflügel von Paris, der Elysäischen Felder, mit ihrem weiten Anfange durch ein für die Dauer bestimmtes massives, öffentliches Bauwerk ist ein großes Uebel für die Stadt. Die Ausstellung muß sehr viel leisten, wenn die Pariser ihren Verlust vergessen und vergeben sollen. Sie muß Paris mit neuem Leben erfüllen, sie muß Geschichte machen, sie muß den Janustempel schließen, wenn ihre offenen Thore Paris, das Kaiserreich, die Civilisation gegen den Krieg retten sollen. Und dies und nichts weniger erwartet man von ihr. Sie ist eine stolze, gewaltsame Schöpfung mit vielen Prätensionen und Schulden, so daß zunächst drei Viertel von Paris direkt reichliche Zinsen davon erwarten. Sie ist nicht das Werk friedlicher, kapitalistischer Privat-Association, wie die im Hyde-Park von London, nicht die Blüthe eines vierzigjährigen Friedens voller riesiger Entwickelung in Industrie, Kunst, Handel und Verkehr; sie ist das kühne Werk einer Willensgewalt, die ohne Rücksicht auf Geschichte, constitutionelle Etikette und allgemeines Landrecht ein Kaiserthum schuf, welches „der Friede war" und mit einer Hand den Mars aus vierzigjährigem Schlummer aufrief, um mit der anderen Merkur und den Musen diesen stolzen Palast zu bauen. Die Universal-Ausstellung und der Krieg stehen im Widerspruche, sie sollen nicht nur Zeitgenossen sein, sie sollen sich auch koordiniren und gleichsam eine „Theilung der Gewalten" repräsentiren, ohne daß sie sich ueben und mit einander vertragen zu können scheinen. Wer wird sich subordiniren! Einer muß weichen, Merkur oder Mars. Hoffen wir, daß der trotz aller Heldenthaten feige Mars, der sich zu keinem bestimmten Programm erheben und erklären und es nicht einmal bis zur Courage eines Maulheldenthums bringen konnte, Fiasko mache, verschwinde und sich nie wieder blicken lasse, wenn ihn nicht im äußersten Nothfalle die wirkliche Geschichte rufen sollte.

Diese nur sehr allgemein angedeuteten Umstände, unter welchen die Ausstellung ihre Thore öffnet, haben wenigstens das Gute, daß sie ihr ein pikantes Interesse geben. Zunächst kömmt es darauf an, sich mit ihr architektonisch und ästhetisch näher bekannt zu machen. Deshalb werden folgende Thatsachen und Bemerkungen eines der Wenigen, die vor Vollendung und Eröffnung durch die dichte Brettermauer, welche das Ganze noch den neugierigen Blicken des Publikums entzog, nicht nur in das Innere Einlaß fanden, sondern auch von einem der Kontrahenten, einem Engländer, Mr. Yorke, und einem Deutschen, Professor Semper, der für die englische Abtheilung eine bedeutende Stellung bekam und in architektonischer Beziehung ein sachverständiges Urtheil geben konnte, mit werthvollem Material versehen ward, nicht unwillkommen sein.

Für die, welche die Elysäischen Felder blos aus der Geographie und Topographie kennen, zunächst zum besseren Verständniß, daß sie zwischen Place de la Concorde, Marigny und der Seine eine Art städtisch-ländlichen, urban-sylvanen Erholungsorts und Luftschöpfungsmittels, den Spaziergang für Flaneurs und ordentliche Leute, welche Zeit haben, bilden. Sie sind dabei freilich kaum so groß, als einer der kleinsten Parks Londons, der von St. James. Außerdem fehlt es nicht nur an dem Grase und den Blumen von St. James-Park, sondern auch an dessen reicher Auswahl von seltenen Wasservögeln. Erquickend ist der Schatten der Bäume im staubigen, heißen Sommer, aber der kahle, dürre, festgetretene Grund ungemein trostlos für Jeden, der auf dem ewigen saftigen Grün der Londoner Parks oder nur im Thiergarten von Berlin Stadtnatur zu genießen gewohnt war. Zwar giebt es hier und da Springbrunnen und einen Restaurant oder ein „Café", wo Nachmittags-Flaneurs sich versammeln, speisen, Kaffee trinken oder etwas Kühlendes, aber nie ohne das unvermeidliche „petit verre", allein dadurch wird es nicht „grün", wie in den Londoner Parks, nicht einmal wie in Moabit. Hier und da öffnen sich Aussichten und freie Plätze, die Carrés, unter denen Carré Marigny das größte ist. Hier tändelten Kinder und Kindermädchen und Spaziergänger nach des Tages Last und Hitze am liebsten bis in die kühle Nacht hinein, die von der Seine erquickend heraufwehte. Zwar wurden sie schon früher zuweilen durch Ausstellungsgebäude vertrieben, aber es blieb stets der Trost, daß der Platz seine Freiheit wiedererhalten würde. Dieser Trost ist jetzt auf immer begraben. Das neue Ausstellungs-Mauerwerk auf diesem Boden soll bleiben. Es ist Eigenthümer dieses größten und populärsten Carrés geworden.

Die Pariser sagen, die Wahl dieses Ortes bedeute Unglück, und rufen bereits aus: Es ist das Todesurtheil über die prächtige öffentliche Promenade, um welche und Europa beneidete, über den „Grand Cours", wie sie ehemals hieß, und deren poetische Schönheit zu dem heidnisch-ausdruckvollen Titel „Champs Elysées" führte. Im Norden von den Hotels des Faubourg St. Honoré begränzt und geschützt, bekamen sie ihre erquickende Luft blos vom Süden, in welcher sich die Gruppen hoher Baumkronen nach dem Seine-Ufer strecken. Der neue Industrie-Palast zerstört alle diese Reize: Luft, Raum und Aussicht. Er erstickt die schöne Promenade und verwandelt sie in eine Art von Boulevard. Diese Anklage ist vielleicht etwas übertrieben und wiederholt sich in ähnlicher Weise bei jeder Neuerung, mag sie zum Besseren führen oder nicht. Läßt die Ausstellung brav goldenen Regen von Fremden in die Hotels, Läden und Logis (drei Viertel von Paris haben sich eingerichtet, Logis zu vermiethen) träufeln und belebt sie die gelähmten Arme der Industrie, wird sofort alle verschwundene Poesie der Elysäischen Felder vergessen sein.

Die Haupt-Façade des Industrie-Palastes sieht nach dem Norden. Jeder tritt in dessen Schatten von da aus südlich ein. Im Mittelpunkte springt ein großer, vierwinkeliger Pavillon dreißig bis vierzig Fuß von dem Hauptkörper des Gebäudes hervor. Ein tiefer Bogen, beinahe zwei Drittel der Höhe des Pavillons überspannend und von korinthischen Säulen mit entsprechenden Pilastern getragen, giebt dem Eingange ein kühnes, erhebendes Gepräge. Auf dem Dache gruppiren sich an den Firsten kolossale Statuen, unter denen die aufrechtstehende mit ausgebreiteten Armen, als wollte sie die ganze Erde umarmen, sich am effektvollsten hervorhebt, da sie zu wissen scheint, daß sie Frankreich bedeute. Unter ihr sitzen sehr bemüthig die Genien der Künste und des Handels, als ob sie ohne Frankreich und Ausstellung rein gar nichts wären. Die Allegorie hat für uns etwas Komisches, ist aber echt französisch.

Auf beiden Seiten des Pavillons dienen die in große Steinblöcke ausgehauenen und gruppirten Waffen Frankreichs als Thürmchen. Entsprechende Skulpturen bedecken die Wände der Façade und geben ihr ein Gepräge von Fülle und Eleganz. Auf beiden Seiten des großen Eingangs-Bogens finden wir die Namen der Hauptgenien in Kunst, Wissenschaft und Literatur eingegraben: Plinius, Vitruvius, Phidias, Apelles, Archimedes, Arago, Montyhon, Bauban, Bertrand, Canova u. s. w. Unter diesen Inschriften finden wir deren Portraits in großen Medaillons. An den Karniesen entlang, welche das Gebäude umgeben, prangen in großen goldenen Buchstaben die Namen verschiedener Notabilitäten aller Nationen. Zwischen den Fensterbogen dienen die Wappen von zweihundertfunfzig französischen Städten mit deren Namen, eingegraben in quer durchgehende Barren, als ornamentale Füllung. Paris, Lille, Rouen, Nantes, Lyon, Bordeaux,

*) Vgl. Nr. 43 und 44 des „Magazin".

Digitized by Google

Toulouse und Marseille nehmen natürlich die Ehrenposten an der Hauptfaçade ein.

Die noch laublosen Bäume ließen eine Total-Ansicht der Größe und der Proportionen zu. Aber unglücklicherweise drängen sich die Zweige so dicht an die Mauern, daß, wenn sie der Mai bekleidet haben wird, sie zugleich das ganze Gebäude einhüllen, so daß eine Total-Ansicht unmöglich werden muß. Man hat grüne Bäume und Gesträuche das „Feigenblatt der Architektur" genannt, wohinter sie Stellen und Bauformen, deren sie sich schämen müsse, verstecke. Der Industrie-Palast hat diese Verschämtheit nicht nöthig. Die Schönheit hat ein Recht, sich unverhüllt zu zeigen.

Auf jeder der vier Ecken befindet sich ein anderer Pavillon, nach ihrer Lage genannt: Pavillon du Nord-est, P. du Sud-est, P. du Nord-ouest und P. du Sud-ouest. In der Mitte der Süd-Façade entspricht ein anderer Pavillon dem Haupt-Eingange im Norden. In diesen Pavillons winden sich die Treppen aus dem Hauptkörper zu den Galerieen und in Restaurationslokale.

Die ganze Länge des Baues beträgt etwa achthundert Fuß bei dreihundertfünfzig Fuß Breite. Er bedeckt einen Raum von 45,140 Yardd, während der Krystall-Palast von Sydenham 78,459 Yards einnimmt. Die Eigenthümlichkeit des ersteren im Vergleich zum letzteren besteht in der Combination der beiden modernen Hauptmaterialien der Architektur, Stein und Eisen. Der Erfolg, mit dem Sir Joseph Paxton's kühne Anwendung von Eisen in der Construction großer Bauten belohnt ward, rief eine neue Epoche in der modernen Architektur hervor. Aber Paris ist reich an Stein von schöner Weiße und Härte (letzterer nach kurzer Wetterung, so daß die Weichheit bei der Arbeit zugutekommt). Die Hügel, die es umwirkeln, sind aufs mannigfaltigste von reichen Steinbrüchen durchadert. Aus ihnen zog Paris seinen Ruhm als eine Königin unter den Städten. Aus Dankbarkeit gegen den Stein gab man den ursprünglichen Plan, den Krystall-Palast von London als Original gelten zu lassen, auf und beschloß, Stein und Eisen auf selbständige Weise zu kombiniren. Demgemäß wurden die Außenwände von soliden Steinblöcken konstruirt und dem Eisen innere Ausschmückungen, Galerieen, Dach- und Seiten-Abtheilungen überwiesen. Wie diese Combination in der Aesthetik der Architektur sich bewähren mag, wird sich später anzeigen. Vorläufig sieht man dem großen Stein-Parallelogramm, obgleich es von vierhundert Fenstern durchbrochen und gelichtet wird, eine große Schwere im Ensemble an, die wenigstens denen besonderd auffällt, welche in der ätherischen Luftigkeit und dem kühnen, allsichten Schwunge des Krystall-Palastes von Hyde-Park und Sydenham einen Triumph der modernen Baukunst bewundern gelernt haben. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Dichter der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Henry Wadsworth Longfellow, geboren im Maine-Staate, früher Professor am Bowdoin-College, jetzt als Privatmann bei New-York lebend, gilt zwar als der größte, jetzt lebende Dichter Amerika's, doch möchten wir seine größere und weitere Bedeutung in seiner Repräsentation der vollen, umfassenden wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung und der dadurch verbelten, schönen, humanen Persönlichkeit finden. In dieser letzteren Bedeutung ist Longfellow wichtiger und wirkungsvoller für die amerikanische Kultur. Seine reiche poetische Gabe gilt dabei mehr als schöner Schmuck. In ihm lernen die Amerikaner zuerst den durch seine Geldmacherei und keine gemachten Millionen erreichbaren Werth der wirklichen höheren Bildung kennen und würdigen. Man respektirt dort wohl einzelne, spärlich und sporadisch vorkommende Sachgelehrte in Mathematik, Maschinenbau, Chemie und Physik, weil man die Vorstellung hat, daß sich von solchen Männern bald diese, bald jene Erfindung und Entdeckung billig erkaufen lasse, auf die man dann sofort ein Patent nehmen und sink Geld daraus machen könne, aber den durch Wissenschaft, Literatur, Bildung, Geschmack und edle, humane Gesinnung großen und ehrwürdigen Mann kennt man in Amerika nur erst in sehr schwachen Andeutungen und sehr wenigen Exemplaren. Longfellow ist der erste und vollendetste Repräsentant dieser „neuen Menschen in Amerika". In seinem edlen Mannesherzen pulsirt die Wärme aufrichtiger Humanität und in seinem schönen, ernsten Kopfe (nach einem Portrait zu schließen) das Wissen und die Literatur fast aller Kulturvölker der alten Welt, vor allen des deutschen. Er ist kein großes, schöpferisches Genie, aber ein edles, aus Bildung und Geschmack schön fließendes Talent, das sich an deutschen Mustern erwärmte und durch Nacheiferung oder Uebersetzung derselben zum ersten Dichter Amerika's ward. Man findet auch englischen, französischen, spanischen Einfluß u. s. w., aber die betreffenden Productionen stehen alle weit hinter denen zurück, in denen deutsche Einwirkungen, deutsches Anschauen, Fühlen und Denken die Seele ausmachen. Die übrigen Literaturen und Sprachen kennt er blos als Gelehrter, aber Deutsch studirt, spricht und liebt er wie eine zweite Muttersprache. Er kennt unsere Literatur genauer, als mancher unserer Literaten von Fach. Er studirte Deutschland und dessen große Kulturgeschichte an Ort und Stelle persönlich und hielt sich während seiner Reisen in Europa am längsten in Deutschland auf, besonders in Süddeutschland.

Als Dichter ist er nicht, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, einer von jenen

> — bards sublime,
> Whose distant footsteps echo,
> Through the corridors of Time;

er dringt nicht tief in Ideen ein, nicht in erhabene Mysterien und schneidende Zweifel und Negationen neuester Zeit, sondern bält sich bescheiden, gläubig, heiter und kräftigend an die schönen Erscheinungen des Lebens, alles Elend, alles Schmerz, alle Tragik mit seiner Universal-Medizin: „Arbeite und sei ein Mann von moralischer Willenskraft!" kurierend. Er ist ein Dichter,

> Whose songs gushed from his heart
> As showers from the clouds of summer,
> Or tears from the eyelids start.

Eine ganz gesunde, heitere, praktische Philosophie athmet durch alle seine Productionen, ein wohlthuender Kontrast zu den wühlenden, grübelnden, dialektischen, tiefen, anatomirenden Dichtungen anderer Völker. Diese schöne, ruhige, an die Kinder erinnernde Oberflächlichkeit Longfellow's erscheint unter solchen Umständen ein Verdienst. Es ist in der That nicht leicht, oben zu bleiben, Glauben und Vertrauen, Zuversicht und Heiterkeit zu wahren, während um uns in allen Sphären des Wissens und Forschens Schein und Erscheinung zerstört und der festeste Boden unter unseren Füßen in unhaltbare Lustarten und chemisch-flüssige Agentien und Reagentien zerfetzt wird. Doch ist seine Heiterkeit, sein Glaube, sein Vertrauen nicht Folge von Unbifferenz oder Unwissenheit: man sieht es, daß er auch in vielen Schachten unten war. Er fühlt tief, denkt brav und ernstlich, aber er wird nicht blasirt, er verliert die Klugkraft nicht und wird fromm, wie ein Kind mit der Riesenkraft eines festen Willens. Auch der moderne Atheist mag ihm seine Frömmigkeit verzeihen, da sie zugleich frei von aller häßlichen, tendenziösen Frömmelei ist. Seine sittliche Lebens-Ansicht tritt am schönsten und feinem „Sternenlichte" hervor:

> The night is come, but not too soon;
> And sinking silently,
> All silently, the little moon
> Drops down behind the sky. . . .

Dieses anmuthige Gedicht bezeichnet die Art und Weise Longfellow's am besten. Er tritt fast stets als ermuthigender, erheiternder Freund und Priester auf, er flüstert Hoffnung den Verzweifelnden, Freude den Betrübten, athmet Liebe und Erbarmen den Verstoßenen und bant überall gebrochene Fundamente des Glaubens an das Gute, Schöne, Vollkommene und Wahre wieder auf. Klingt dies auch oft wie Kanzelstyl, so hat er doch immer die schöne Form vor dem Prediger voraus und so eine viel größere Kraft, zu wirken. Der Sinn für klassisches Schöne, das sich selbst Zweck ist, existirt in Amerika noch nicht, und der Dichter wurde um so populärer, als er sich mit seinen schönen Gebilden und Lehren an die Anschauungsweise der Menge anschloß. Seine Frömmigkeit, fast immer mit dem Refrain: „Sei stark, arbeite! Wirke und handle!" ist immer zugleich echt amerikanische Frömmigkeit, die auf das bloße Theoretische, das wörtliche Beten, nicht viel giebt. Er bringt sie durch gute, schöne Arbeit und That bod in den Himmel zunächst der Poesie und dann auch in den jenseitigen und verschmäht es nicht, die Dichter zu Kollegen der Priester zu machen:

> God sent his singers upon earth
> With songs of sadness and of mirth,
> That they might touch the heart of men,
> And bring them back to Heaven again.

Dies that er erfolgreicher, als die Theologen, denn ihm ist zugleich die Gabe geworden, den Himmel auf der Erde nachzuweisen, der sich nicht fehlen thun in seiner Herrlichkeit für sich geltend machte, z. B. wenn er „the fair maiden with the meek brown eyes" besingt, oder, er selbst unter goldenem Laubdache lagernd, fühlt:

> The down of youth come back again,
> Low lispings of the summer rain,
> Dropping on the ripened grain
> As once upon the flower.

Unter seinen Gedichten für nobles, moralisches Thun und Denken, für Männlichkeit und Erhebung aus allen Schwächen und Leiden sind „The Ladder of the Augustine", „The Goblet of Life", „The Psalm of Life" und besonders „The Village Blacksmith" am populärsten. In letzterem finden wir ein allerliebstes Musterbild des sechs Tage tüchtig arbeitenden und Sonntags rein gewaschen in die Kirche gehenden Bür-

Digitized by Google

gerthums, noch mit der besonderen Freude für den Vater, die Tochter im Chor oben singen zu hören, und der gut ausgeschmiedeten Moral:

Thanks, thanks to thee, my worthy friend,
For the lesson thou hast taught:
Thus at the flaming forge of life
Our fortunes must be wrought;
Thus on its sounding anvil shaped
Each burning deed and thought.

Wir haben hieselbe Moral freilich billiger, wenn wir sagen: „Jeder ist seines Glückes Schmied" und „Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist", so daß ein deutscher Dichter es gewiß für sehr überflüssig halten würde, solche Moral zu versinnlichen und durch Beispiele zu erläutern, und dies kann zugleich als eine Instanz des Unterschiedes gelten zwischen dem poetischen Geschmacke Deutschlands und Amerika's.

Longfellow hat sich auch aus der Moral und der Schönheit des offen vorliegenden Lebens in größere Tiefen gewagt, aber nicht mit besonderem Glück. Seine „Golden Legend", nach Hartmann von der Aue, sucht in dem ausfahrenden Heinrich und der sich seiner Krankheit aufopfernden Schwäbin mystische Tiefen zu ergründen und setzt an, wie Hiob, Faust und Festus, mit Hölle und Himmel. Beide kämpfen zunächst Mitternachts um das Kreuz des Straßburger Münsters, das dem Teufel ganz besonders ein Dorn im Auge ist. Er sucht es also mit seiner Mannschaft zu stürmen und herauszureißen, aber vergebens, denn Legionen von Heiligen und Engeln beschützen es. Wenn man bedenkt, daß es blos auf die Heilung der Kräze ankömmt, die jetzt, Dank sei es den mikroskopischen Entdeckungen eines deutschen Arztes, gründlich in zwei Tagen kurirt werden kann, erscheint uns diese poetische Staffage ziemlich lächerlich. Kurz, die goldene Legende ist als Ganzes eine Absurdität. Dagegen ist seine amerikanische Idylle „Hermann und Dorothea", seine „Evangeline", fast eben so hübsch und gefällig, als die Goetheische, sogar in den Hexametern, die man bekanntlich der englischen Sprache gar nicht zutraute. Man erkennt durchweg die Inspiration aus der Goetheschen Idylle, obwohl er auch seine Eigenthümlichkeiten nicht unter den Scheffel stellt, z. B. in Schilderung seiner Heldin:

Black were her eyes as the berry that grows on the thorn by the wayside —
Black, yet how softly they gleamed beneath the brown shade of her tresses!
Sweet was her breath, *as the breath of kine* that feed in the meadows!

Letzteres Kompliment ließe sich bei uns keine Kuhmagd gefallen, obwohl es ganz homerisch ist. Vortrefflich sind Verse, wie folgende:

When she had passed, it seemed like ceasing of exquisite music!

Und Vater Felician's Vertheidigung der mit Unrecht belohnten Liebe:

Talk not of wasted affection, affection never was wasted;
If it enrich not the heart of another, its waters, returning
Back to their springs, like the rain, shall fill them full of refreshment;
That which the fountain sends forth returns again to the fountain.
Patience! accomplish thy labour! accomplish thy work of affection!
Sorrow and silence are strong, and patient endurance is godlike.

Wir haben hier zugleich Proben des englischen Hexameters, von dem Longfellow in einer seiner Vorreden zwar selbst sagt, daß er, wie die Bewegungen der englischen Muse überhaupt, einem Gefangenen gleiche, der nach der Musik seiner eigenen Ketten tanze oder, nach Dr. Johnson, dem „tanzenden Hunde, der uns nicht wundert, daß er so hübsch, sondern daß er überhaupt tanze"; die englische Sprache hat keine Prosodie, keinen onomatopoetischen Klang und Körper mehr; aller malerische Schmuck und Klang ist durch praktischen Gebrauch für gewerbliche, merkantile, Geld machende Zwecke durchgescheuert und abgerieben worden, so daß, was Grimm in syntaktischer Beziehung mit Recht an ihr zu rühmen weiß, in phonetischer und ästhetischer Beziehung tausendfach gebüßt werden muß. Es läßt sich daraus leicht erklären, wie sowohl in Amerika, als in England, mit zunehmender Geschmackskultur einestheils Liebe zu dem Angelsächsischen zurückkehrt und die deutsche Literatur und Sprache gelernt und geschätzt wird, die Liebe der amerikanischen Dichter zur deutschen Poesie und Longfellow's ganzes deutsches Wesen, seine Inspiration aus deutschen Mustern und seine fleißige und süßige Uebertragung deutscher Gedichte. Seine Balladen aus und nach deutschen Originalen (Uhland, Salis, Pfizer u. s. w.) sind zugleich seine besten Productionen und die schönsten Gedichte Amerika's überhaupt, wie wenigstens ein englischer Kritiker ganz entschieden hervorhebt.

Seine beiden Romane, „Hyperion" und „Kavanagh", kenne ich leider nicht. Sie werden als mißlungen geschildert, obwohl überaus schön in einzelnen Partieen, die mit farbigen, leichten, schwermüthigen Lichtern und Schatten, wie sie durch bemalte Kirchenfenster spielen, verglichen werden, so daß Longfellow noch nirgends auf die Dauer zu wagen scheint, sich ohne Kirchenlicht und Moral als Dichter zu offenbaren.

Longfellow hat sich bekanntlich auch in dramatischer Poesie versucht, aber sein „Spanish Student", nach der Erzählung „Gitanella", von Cervantes, bleibt eine Liebesgeschichte in dramatischer Form, obwohl durch lebhafte Scenen und Passagen in die Elastizität und Gedrängtheit des Dramas hineinspielend.*) Man sieht auch, daß er durch lebhafte Färbung und glühende Sprache die Sache hat hispanisiren wollen, doch kömmt er uns nur insofern spanisch vor, als er sich mit lyrischer, deutscher Gemüthlichkeit und Empfindung durchaus als Dramatiker bekunden will. Er ist es nicht, er wird es nicht. Die dramatische Poesie, die höchste Phase, wird sich erst mit der Zeit in Amerika entwickeln. Jetzt ist das Zeug dazu noch nicht da, noch nicht die Vorschule durchgemacht. Nicht als ob Amerika nicht seit Godfrey wiederholt dramatische Produkte und Fabrikate für die Bühne hervorgebracht hätte; man rühmt Stücke von Mrs. Oakes, von R. M. Bird, Percy, Hillhouse u. s. w. Und Morris Burton gilt nicht nur als ein guter Schauspieler, sondern auch fruchtbarer Bühnendichter, aber warum verschwinden die Sachen immer wieder nach einem ephemeren oder gar keinem Glanze! Warum dringt der Ruhm keines einzigen herüber, während die Glorie von amerikanischen Romanen so erfolgreich über die ganze Welt ge„puft" wird!

Warum hat das Akademie-Theater in New-York (Maretzek) einen Preis von tausend Dollars auf das beste amerikanische Bühnenstück ausgeschrieben! Weil man noch keine dramatische Poesie aus amerikanischem Boden hat, weil man sie braucht und das Bedürfniß dafür erwacht sein wird. Wir wissen, daß Presse keine preiswürdige Poesie zu erzeugen vermögen. Doch kann die lockende Gelegenheit einen Genius von außen anregen und auf Etwas inwendig treffen, da Amerika wirklich der Zeit entgegenreift, wo sich dramatische Poesie naturwüchsig einstellen muß, um die Bühnen von einem merkwürdigen Verfalle ohne vorhergegangene Steigung zu erlösen. Das amerikanische Theater nahm gleich von vorn herein den Conliffen- und Opernkurs der alten Welt an, ohne durch eine schönere Vergangenheit oder dann und wann wiederkehrende Reue und Besserung mit diesem äußerlichen Gepränge zu verstehen. Im amerikanischen Leben steckt das reichste Material für die Kunst, welche „heiter" ist. Der blühende, scharfe Humbug ihres Handels und Wandels, die Negersänger, die Irländer, welche jetzt schon die besten Komiker liefern, die von einem Besuche beim „großen Vater" civilisirt zurückkehrenden Indianer-Häuptlinge, die Rivalitäten und Individualitäten der einzelnen Staaten, der vor Langeweile umkommende Sohn und Erbe einer Million, die Knownothinger und Flachsensinger der Politik und der Sozialität sind fruchtbare Stoffe für die reichste Komik, während der Antagonismus zwischen Süd und Nord, die Sklavenfrage, der historische Kulturprozeß aus dem Gegensatze des Deutschthums, des Celtismus und Yankeeismus, der aus dem blühenden Weizenfelde emporstarrende verwitterte Krukenchen des Indianers und endlich der drohende Zusammenstoß des Westens und Ostens, zwischen welchem Alles, was zwischen Rußland und Amerika liegt, zerquetscht werden kann, tragisches Material für Jahrhunderte liefern mögen. Amerika hat noch keine Geschichte, insofern sich diese aus Prinzipien dialektisch auszubreiten, deshalb noch kein Drama. Aber die Geschichte hat angefangen: die äußerlichen, groben Interessen vertiefen sich zu Ideen und Feldlagern des Geistes, zu wirklichen Lebend- und Existenzfragen zwischen Republikanismus und Absolutismus, der amerikanischen Grundverfassung und des yankeesirten Knownothingismus, der deutschen Kultur und des Humbugs und der Hypokrisie einer puritanischen Separat-Existenz von Yankees auf einem kosmopolitischen Boden, an dessen Durchgeistigung für die Geschichte und die Civilisation alle gebildeten Nationen gearbeitet haben und arbeiten, sogar Chinesen und Juden. Ohne Eitelkeit kann man sich fragen: Was wären Baukunst, Malerei, Musik, Gesang, Erziehung, Tischlerei, Kleidermacherkunst, Ackerbau, Wissenschaft, Literatur und Poesie ohne die Deutschen in Amerika! Sie selbst sind drüben im Ganzen freilich weder selbst poetisch, noch Material für Poesie, da größtentheils unkultivirte Leute, unzufriedene, verfolgte, ruinirte Leute, Beamte mit Kassen, Geschäftsleute mit den Früchten von allerlei Schwindel u. s. w. hinübersloben, aber selbst sie haben sich eine Bedeutung erarbeitet, vor welcher jetzt der ganze Yankeeismus erschrickt, so daß er sich gegen sie verschwört. Es ist ein Trost, daß in dem bevorstehenden Kampfe alle die eigentlichen Repräsentanten der höheren Kultur auf Seiten des Germaniemus, den sie auf Büchern und dem Musterlande selbst hinüberpflanzten, stehen werden. Dana, Bryant, Bancroft, Parker, Longfellow u. s. w. sprechen fließend Deutsch und lieben den Germanismus, wenn sie auch die vierzehnhundert deutschen Kneipiers in New-York und deren Stammgäste nicht besonders hochachten und die yankeesirenden deutschen Kunstleute eben so verachten, wie Deutsche und Engländer auf die Affen des englischen Gentleman in der City von London, die sich aus deutschen Landeinsenern rekrutiren, mit einem Horror vacui herabblicken.

Es wäre noch Manches über die Dichter Amerika's zu sagen, wenigstens über die Dichterinnen, von denen Griswold ein ganzes Buch

*) Eine gelungene deutsche Uebersetzung dieses Dramas ist kürzlich von Dr. Karl Böttger bei Bunnqarten & Comp. in Pesth erschienen.

Digitized by Google

voller Biographieen und Charakteristiken geschrieben, von den Wunderschwestern Davidson, von Margaret Fuller, von der tragischen Selbstmörderin Jane Maclean, von der Dichterin von „Fashion and Famine", von der Familie Stowe u. s. w., von den Dichterinnen des „Hot Corn", des „Lamplighter", des „Newsboy" und sonstigen Romanen, von Gelehrten, Kanzeldichtern und Philosophen (Theodore Parker), Geschichtschreibern (Tuckor, Bancroft, der mit seinem sechsten Bande der amerikanischen Geschichte erst bis zum Jahre 1774 gekommen ist, wobei wir wiederholen, daß Amerika noch keine Geschichte als „Entwickelung im Bewußtsein der Freiheit" und geistiger, prinzipieller Gegensätze hat) und sonst noch anfangsweise und schließlich sogar von Anfängen deutscher Literatur in Deutsch; aber ich bin kein Wagner, der zwar Vieles weiß, doch Alles wissen möchte. Hoffentlich werden meine Mittheilungen für Jeden, der sich nicht gerade speziell mit amerikanischer Literatur beschäftigte, hinreichen, eine Vorstellung und Anschauung von der bisherigen amerikanischen Poesie zu geben und als Hülfsmittel für Beurtheilung der bald lebendiger und interessanter werdenden amerikanischen Entwickelung dienen können.

Wer sich auf die kürzeste Weise ein Sammelbild der amerikanischen Poesie verschaffen will, findet eine hübsche Anthologie in dem Prachtwerke, herausgegeben zum Besten eines literarischen Veteranen, L. G. Clarke, der zwanzig Jahre Redacteur des Knickerbocker Magazins war. Diese Knickerbocker Gallery enthält Original-Beiträge von Bryant, Longfellow, Willis, Holmes, Street, Halleck, Lowell, den in unserer Uebersicht unberücksichtigt gebliebenen Irving, Mitchell, Curtis, Fay, Hawthorne, Kimball, Roker, Griswold, Seward, Tuckerman und ein paar Dutzend anderen Dichtern und Lichtern, die wir zugleich alle persönlich kennen lernen, da das Gesicht eines jeden Contributors nach Lichtbildern, die bekanntlich in Amerika ihre höchste Technik erreicht haben, getreu und gelungen mit eingedruckt ward. B.

England.

Ein bescheidener Schriftsteller.

Der durch mehrere historische und philologische Arbeiten, besonders aber durch seine von Demmler übersetzte und von Dr. Lappenberg herausgegebene „Geschichte von England" bekannte Schriftsteller Thomas Keightley, dem unlängst von der Königin Victoria eine lebenslängliche Pension von hundert Pfund Sterling angesetzt wurde, ist augenscheinlich vollkommen frei von einer der Schwächen, die das Fortkommen in der Welt am meisten erschweren. Von welcher Schwäche wir reden wollen, werden folgende Auszüge aus der Vorrede zu einer in Bohn'd „Antiquarian Library" enthaltenen neuen Auflage seiner „Fairy Mythology" unseren Lesern begreiflich machen. „Vielleicht", sagt Herr Keightley, „dürften Einige es für das Zeichen einer beschränkten Geistes halten, daß man über Elfen schreibt und liest. Was diesen Gegenstand betrifft, werde ich meine Gedanken am Schlusse vorlegen; hier will ich nur dergleichen Kritiker an die Thatsache erinnern, daß ich gleich nach Vollendung dieses Werks meine „Umrisse der Geschichte" begann und in wenigen Wochen zu Ende schrieb, und welche Fehler man jener Arbeit auch vorwerfen mag, so hat doch Niemand darin einen Mangel an Kraft der Gedanken und des Ausdrucks gefunden. . . Juvenal selbst hat den Ahnenstolz nicht mehr verachtet, wie ich es stets gethan habe; wo er jedoch nicht unbegründet ist, dürfte er wohl verzeihlich sein. Ich habe bisher nie von meiner Familie gesprochen; jetzt aber, da sie dem Aussterben nahe scheint, kann ich (so groß ist die menschliche Schwäche!) mich nicht enthalten, von ihren Antecedentien zu sprechen. Ich bin also von Abkunft ein Gentleman aus einer alten und achtungswürdigen Familie. Ich lege keine Wichtigkeit auf den Umstand, daß sie dasselbe Wappen führt, wie die Stadt gleichen Namens im nördlichen England, denn sie kann das Wappen angenommen haben; auch kann ich den Ritter, der bei Agincourt fiel, nicht mit Sicherheit zu ihr zählen. Doch gehörte sie bereits unter den Tudors zu dem Landadel und trat im folgenden Jahrhundert durch Heirat mit den Evelyn, mit Lord Clarendon und durch ihn mit dem Königshause selbst in Verbindung. Ich bin, meines Wissens, das einzige Mitglied derselben, das sich der Literatur gewidmet hat, und der Gedanke tröstet mich, daß sie hiermit im Erlöschen einige Strahlen von sich geworfen, die, so bleich sie auch sein mögen, ihr ein nicht völlig glanzloses Andenken bei der Nachwelt sichern werden. Ich habe Vieles erklärt, was in den lateinischen Klassikern dunkel schien. Ich bin der Erste gewesen, der Sallust als einen Historiker behandelt und die Themata wie die Scenerie der ländlichen Gedichte Virgil's ordentlich gekannt hat. Wenn allgemeines Lob und eine außerordentliche Verbreitung meiner Schriften als Beweise des Erfolgs zu betrachten sind, so hat mich der Erfolg in Allem begleitet, was ich unternommen habe. Sie haben bis jetzt keine Nebenbuhler gefunden und dürften noch lange unübertroffen bleiben. Meine „Geschichte von England" wird durchgängig als die unparteiischste, die von Indien als das beste Handbuch für die Beamten der Compagnie anerkannt, während meine „Geschichte von Rom" in der That die beste ist, die irgend eine Sprache aufzuweisen hat, und meine „Umrisse der Geschichte", wie man wohl sagen darf, einzig in ihrer Art dastehen!" — Es ist wirklich erfrischend, in unserem entnervten Zeitalter auf eine so derbe, robuste Natur zu stoßen, die der Welt ohne alle Umschweife und mit einem so naiven Selbstbewußtsein ihren Werth zu verstehen giebt.

Mannigfaltiges.

— Guizot über die Extreme unserer Zeit. Die Revue Contemporaine, die bereits mehrfach historische und philosophische Abhandlungen von Guizot gebracht, enthält in ihrem jüngsten Hefte eine Art politischer Beichte von ihm, unter dem Titel „Mécomptes et espérances", worin er gewissermaßen zu Gericht sitzt über sich selbst und seine Fehler, als Minister und erster Rathgeber des Königs, worin er aber auch die Grund-Ursachen der Irrthümer des regierten und stets unzufriedenen Volkes aufdeckt. Er macht dabei manche Vorschläge zur Klärung der politischen und sozialen Zustände des Landes, — Vorschläge, die vor vielen anderen wenigstens das für sich haben, daß sie auf einer Fülle von Erfahrungen eines reichen und viel bewegten Lebens beruhen. Hören wir unter Anderem, wie er die beiden Extreme jener unzufriedenen Regierten schildert, denen, und zwar eben so dem einen wie dem anderen Extreme, der allein Sicherheit für die Zukunft gewährende sittliche Gehalt abgeht:

„Ich stoße auf zwei Gattungen Menschen, deren Ansichten mich traurig stimmen und beunruhigen: die Einen hängen, was auch immer geschehen mag, hartnäckig an dem, was sie einmal geglaubt und gewollt; die Anderen sagen sich, sobald die schlimmen Tage kommen, mit oder ohne Bedauern schnell davon los. Jene lernen Nichts, diese vergessen Alles. Auf der einen Seite erblicken wir unheilbare Blinde, auf der anderen furchtsame Egoisten, muthlos gewordene Skeptiker. Beides sind die Männer dazu, eine gute Sache zu verderben. Um sie zu retten, bedarf es der lebendigen Ueberzeugung, des gesunden Verstandes, der klaren Einsicht, der Erfahrung und der Glutbenswärme. Man mache sich, fern von Illusionen, die Gegenstände klar und bleibe standhaft. Um diesen zwiefachen Preis allein giebt Gott die Kraft und gestattet er den Erfolg.")

— Neue Expedition nach Central-Afrika. Englische Blätter berichten über eine neue Expedition zur Erforschung des inneren Afrika, die von einem Herrn Green auf eigene Kosten angerüstet wurde und im September vorigen Jahres von der Kapstadt nach Wallfisch-Bai abgesegelt ist. Von dort aus wird sie ihren Weg zu Lande nach dem G'nami-See fortsetzen, wozu man sich mit zwei Wagen, einer Anzahl Zugochsen, Pferden und dem nöthigen Proviant für eine zweijährige Reise versehen hat. Auf dem einen Wagen hat Herr Green statt des gewöhnlichen Kastens einen nach dem Prinzip des Rettungsbootes gebauten Kahn befestigen lassen, den man zur Beschiffung des G'nami-Sees und des Tionga-Flusses gebrauchen will. Es soll hierdurch festgestellt werden, ob der G'nami mit der Westküste in Verbindung stehe und ob die Erzählungen der Eingeborenen von der Existenz eines zweiten Sees dreihundert Meilen nördlich vom G'nami auf Wahrheit beruhen. Herr Anderton, der an der Expedition des Herrn Green theilnimmt, war einer der ersten Reisenden, die von Wallfisch-Bai, an der Westküste Afrika's, nach dem G'nami-See vordrangen. Herr Green selbst ist der Sohn eines ehemaligen englischen Gränz-Kommissärs der Kapkolonie, hat ebenfalls bedeutende Reisen in Afrika mitgemacht und ist völlig akklimatisirt. Im Jahre 1850 besuchte er das Gebiet des Bemengwati-Häuptlings Sekonie, erreichte 1851 in Gesellschaft des Capitain Shelley den G'nami und drang weiter gegen Nordwesten vor, als irgend ein Europäer vor ihm. Im Jahre 1853 kam er bis innerhalb dreißig Meilen von Delagoa-Bai, auf der Ostküste Afrika's. Durch seine Erfahrung als afrikanischer Kolonist und Reisender und seine Bekanntschaft mit der Sprache, den Sitten und dem Charakter der Eingeborenen Süd-Afrika's eignet sich Herr Green ganz besonders zu der schwierigen und gefahrvollen Unternehmung, der er seine Kräfte gewidmet hat.

*) Ueberraschend ist die Aehnlichkeit dieser und ähnlicher neueren Aussprüche Guizot's mit den Aphorismen Friedrich Ancillon's in dessen philosophisch-politischen Werken. Es würde leicht sein, zu den vorhehenden Sentenzen des ehemaligen französischen Minister-Präsidenten ein vollständiges Seitenstück aus Ancillon's „Nouveaux essais de politique et de philosophie" (Paris und Berlin, 1824) zu citiren. Auch ist in der That zu bedauern, daß dieses Buch voll Lebenserfahrung und politischer Weisheit so wenig mehr gekannt zu sein scheint. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 15 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedteur Kemnow, Wilhelmsstr. Nr. 21, so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 51. Berlin, Sonnabend den 28. April **1855.**

Nord-Amerika.

Ein neues Werk von Washington Irving.*)

Der geniale Verfasser des „Sketch Book" und der „Tales of the Alhambra" hat nach längerem Schweigen die Lesewelt von neuem mit einer jener Sammlungen von anmuthigen und gemüthvollen Skizzen beschenkt, welche seine eigenthümliche Domäne bilden und ihm eine so hervorragende Stelle in der Literaturgeschichte unseres Jahrhunderts gesichert haben. Sie besteht aus einigen dreißig Erzählungen, Fragmenten aus Reisetagebüchern und „Essays", von welchen einige zwar bereits in amerikanischen und englischen Zeitschriften gedruckt waren, deren größter Theil indeß erst jetzt das Licht der Welt erblickt. Man findet darunter Erinnerungen aus der Alhambra, Schilderungen des Pariser Lebens, Sagen der amerikanischen Aborigenen und Legenden der holländischen Kolonisten von Neu-Amsterdam, deren frisches Kolorit und Lebhaftigkeit des Styls uns die angenehme Ueberzeugung gewähren, daß der liebenswürdige Dichter sich trotz seiner zweiundsiebzig Jahre noch im Vollgenuß seiner Lebenskraft und geistigen Energie befindet, und daß wir von ihm noch manche dankenswerthe Gabe erwarten können.

Das Werk führt seinen Titel von Woolfert's Roost, dem Tusculum, in welches sich der Verfasser nach seiner Rückkehr aus Europa, wo er zuletzt bekanntlich den Posten eines Gesandten der Vereinigten Staaten in Madrid bekleidete, zurückgezogen hat und welches er folgendermaßen beschreibt:

„Etwa fünfundzwanzig (engl.) Meilen von der alten und berühmten Stadt Manhattan, früher Neu-Amsterdam, gewöhnlich aber New-York genannt, am östlichen Ufer jener Erweiterung des Hudson-Stroms, der die alten holländischen Schiffer den Namen des Tappan-See gaben und die man als das große Mittelländische Meer Neu-Niederlandes betrachten kann, steht ein kleines, altmodisches, steinernes Gebäude, das nur aus Giebeln zusammengesetzt scheint und so voll von Winkeln und Ecken ist, wie ein alter Dreimaster. In der That soll bei seiner Errichtung der dreieckige Hut Hartkoppig Piet's**) zum Muster gedient haben, wie bei der Errichtung des Celturiat der Bratrost des gebenedeiten St. Laurentius. Obwohl von nur geringem Umfang, hat es doch, wie viele kleine Leute, einen hochfahrenden Geist und drängt sich nicht wenig mit seinem Alterthum, indem es zu den ältesten Gebäuden dieser Größe im ganzen Lande gehört. Es macht auf den Ruhm eines walten Herrschersitzes oder vielmehr einer eigenen Herrschaft Anspruch und hat, wie alle größere oder kleinere Reiche, seine besonderen historischen Epochen. Ich werde von diesen sobald und wackeren kleinen Dan unter seiner gewöhnlichen Benennung The Roost (die Hühnerstange) sprechen, obgleich sie ihm erst in neuerer Zeit, seitdem weiße Männer ihren Aufenthalt hier genommen, ertheilt wurde.

„Sein Ursprung verliert sich allerdings in das Dunkel jener entlegenen Periode, die man gemeiniglich das fabelhafte Zeitalter nennt und in der die Prosa des Thatsächlichen in eine Mythe verwandelt und mit ergötzlichen Dichtungen vermischt wird. Das östliche Ufer des Tappan-See's wurde in jenen Tagen von einem unverdorbenen Völkchen bewohnt, das in patriarchalischer Einfalt lebte; es beschäftigte sich nämlich mit nichts Anderem als der Jagd und dem Fischfang, indem es zur Erholung seinen Nachbarn mit dem Tomahawk den Hirnschädel einschlug und sie dann skalpirte. Jeder Bach, der sich vom Gebirge hinab in den Hudson stürzte, hatte seinen kleinen Sachem, der über einen handbreiten Waldstrich an jeder Seite desselben herrschte und seine Residenz an der Mündung aufschlug. Der Häuptling, welcher in der Roost das Scepter führte, war nicht allein ein tapferer Krieger, sondern auch ein Arzneimann, oder Prophet, oder Zauberer, was nach indianischer Sprachweise dasselbe bedeutet. Von seiner Kampflust zeugen manche Reliquien, in der Form von feinernen Pfeilspitzen und Streitäxten, die noch gelegentlich im Umkreise der Roost ausgegraben werden; eine Probe seiner Zauberkunst erblicken wir in einer Quelle, die am Fuße des Uferdammes, hart am Rande des Flusses, hervorsprudelt und die er, wie man versichert, mit einer verjüngenden Kraft ausgestattet hatte, der berühmten Jugendquelle in Florida ähnlich, die so lange, aber so erfolglos von dem greisen Ponce de Leon aufgesucht wurde. Dieser Geschichte widerspricht jedoch eine alte, wohlbeglaubigte holländische Ueberlieferung, der zufolge die gedachte Quelle von Jemmetie von Blarcom, der Ehefrau Goosen Garret von Blarcom's, eines der ersten Ansiedler, in einem Butterfaß aus Holland herübergeschmuggelt wurde; sie habe dieselbe, heißt es, des Nachts, ohne Vorwissen ihres Gemahls, von ihrer Meierei bei Rotterdam entwendet, da sie überzeugt war, daß man in der neuen Welt kein gleich vortreffliches Wasser finden könne — und sie hatte vollkommen Recht."

Der Aufenthalt an diesem romantischen Ort giebt zu mehreren anziehenden Skizzen Veranlassung, in welchen ein leichter Humor mit sinnigem Ernste wechselt und von welchen eine, „die Frühlingsvögel" überschrieben, mit einer autobiographischen Einleitung anhebt. „Mein ruhiges Leben auf dem Lande," sagt Irving, „entfernt von dem Treiben der Politik, der Modewelt und des Geldmarktes, läßt mich zuweilen einen Mangel an Beschäftigung empfinden und verleitet mich gelegentlich zum Studium der Natur und anderem unnützen Zeitvertreib. Da ich nur wenige Nachbarn habe, denen ich auspassen könnte, um mein Beobachtungstalent in Uebung zu halten, so bin ich zu meiner Unterhaltung gezwungen, den häuslichen Angelegenheiten und Eigenthümlichkeiten der Thiere nachzuspüren, die ich um mich her erblicke, und während der heurigen Saison haben gewisse gesellige kleine Vögel, fast unsere einzigen Gäste in dieser frühen Jahreszeit, mir manche Ergötzlichkeit bereitet."

Nachdem er den Kibitz und den von Alexander Wilson, dem bekannten schottischen Hausirer und Ornithologen, in einem eigenen Gedicht geschilderten Blauvogel erwähnt, geht der Verfasser zu einem anderen, in Amerika hochgeschätzten, besiederten Frühlingsboten über. „Der munterste Vogel unseres Lenzes und einer, der, meiner Ansicht nach, der europäischen Lerche gleichkömmt, ist jedoch der Boblincon, oder Bobolink, wie er gewöhnlich genannt wird. Er trifft in jener herrlichen Periode des Jahres bei uns ein, welche in dieser Breite den von Dichtern gegebenen Beschreibungen des Wonnemondes entspricht. Sie beginnt bei uns um die Mitte des Mai und dauert fast bis zur Mitte Juni. Vor dieser Zeit pflegt der Winter oft auf seine Spuren zurückzukehren und die sich entfaltenden Blüthen des Frühjahrs zu vernichten, und späterhin tritt die dörrende, erschöpfende, anflößende Hitze des Sommers ein. In diesem lieblichen Zwischenraum aber erscheint die Natur in ihrer ganzen Frische und mit allen ihren Düften geschwängert; „die Regenzüsse sind vorüber, die Blumen zeigen sich auf der Erde, es ertönt das Zwitschern der Vögel, und die Stimme der Turteltaube wird im Lande vernommen." Die Bäume sind jetzt in ihr vollstes Laub, in ihr hellstes Grün gekleidet; die Wälder schmücken sich mit den traubenartigen Blüthen des Lorbeers; die Luft ist mit den Wohlgerüchen der Hagedutte und wilden Rose erfüllt; die Wiesen sind besäet mit Kleeblumen, während zwischen den grünen Blättern der Apfel, die Pfirsich und die Pflaume schwillt und die Kirsche glüht.

„Für den Boblink ist dies eine festliche Jahreszeit. Er kömmt, von aller Pracht und Herrlichkeit des Lenzes begleitet; sein ganzes Leben scheint in Freude und Genuß, in Gesang und Sonnenschein hinzufließen. Man findet ihn im weichen Schooß der frischesten und duftigsten Wiesen, und sein Gesang erschallt am klarsten, wenn der Klee in Blüthe steht. Er läßt sich auf den höchsten Zweig eines Baumes oder auf einen langen, schwankenden Strauch nieder und stößt, vom Winde geschaukelt, eine Reihe von vollen, klingenden Tönen aus, die rasch auf einander folgen, wie sich die Melodie der Feldlerche ergießt, deren heiteren Charakter sie in gleichem Maße besitzen. Bisweilen stürzt er sich von dem Gipfel eines Baumes herab, seinen Gesang beginnend, sobald er die Flügel ausbreitet, und in zitterndem Fluge zur Erde niederflatternd, als wäre er von dem Zauber seiner eigenen Musik überwältigt. Bisweilen setzt er seinem Weibchen nach, ohne

*) Chronicles of Woolfert's Roost, and Other Papers. By Washington Irving. New-York und Edinburg, 1855.

**) Peter Stuyvesant, der letzte holländische Gouverneur von Neu-Amsterdam, dessen sich manche Leser aus „Knickerbocker's History of New York" einem der launigsten Werke Irving's, erinnern werden. D. R.

auch nur auf einen Augenblick seinen Gesang verstummen zu lassen, als wollte er die Geliebte durch süße Töne gewinnen, und stets mit demselben Ausdruck von trunkenem Entzücken.

„Von allen Vögeln unserer Haine und Fluren habe ich in meiner Knabenzeit den Boblink am meisten beneidet. Er kam mir im lieblichsten Wetter und in der lieblichsten Periode des Jahres zu Gesichte, wo die Natur uns Alle ins Freie lockt und jede Brust sich nach ländlichen Vergnügungen sehnt, während ich, unglücklicher Bube! verdammt war, den ganzen lieben langen Tag in jenem Fegefeuer des Knabenalters, der Schulstube, zuzubringen. Es schien mir, als ob der kleine Schelm mich verspottete, als er fröhlich jauchzend an mir vorüberflog und mich neckend an sein glücklicheres Loos erinnerte. O wie beneidete ich ihn! Keine Lehrstunden, keine Aufgaben, keine unausstehliche Schule; nur Ferien, Spiele, grüne Felder und schönes Wetter. Wäre ich damals in der Poesie bewanderter gewesen, so hätte ich ihn mit den Worten Logan's*) an den Knackt anreden können:

Süß Vöglein, Dein Nest ist immer grün,
Dein Himmel ist stets klar;
Keine Sorge hast Du in Deinem Ton.
Keinen Winter in Deinem Jahr.

O könnt' ich fliegen, ich flöge mit Dir,
Auf fröhlichem Gefieder;
Wir zögen selbander um die Welt
Und sängen Frühlingslieder.

„Durch weitere Beobachtung und Erfahrung haben sich meine Ansichten über diesen gefiederten kleinen Wollüstling einigermaßen modifizirt, wie ich zum Besten meiner jungen Leser auseinandersetzen will, die ihn vielleicht mit demselben ungemischten Gefühle der Neidee und der Bewunderung betrachten, welches ich einst für ihn hegte. Ich habe ihn bisher nur in dem ersten, gleichsam poetischen Stadium seiner Laufbahn gezeigt, wo er sich verfeinerten Beschäftigungen und Genüssen hingiebt, die sich für einen der Musik und des Gesanges kundigen Vogel von Geschmack, Gefühl und Bildung ziemen. So lange dies dauert, ist er gegen alles Leid gefichert; kein Schulknabe würde einen Stein nach ihm werfen, und der roheste Bauerjunge hält an, um seinen Tönen zu lauschen. Doch man bemerke den Unterschied! Wenn das Jahr vorrückt, die Kleeblüthen verschwinden und der Frühling allmählich in den Sommer aufgeht, wird er nach und nach seinem feinen Geschmack und seinen poetischen Gewohnheiten untreu; er legt seinen eleganten schwarzen Anzug ab, hält sich in eine rothbraune, staubfarbige Tracht und sinkt zu den groben Freuden gemeiner Vögel herab. Seine Töne entzücken nicht mehr unser Ohr; er stopft sich den Magen voll mit den Samen jener hohen Sträucher, auf welchen er noch vor kurzem sich schaukelte und Liebeslieder sang. Er ist ein „bonvivant", ein Feinschmecker geworden; es geht ihm jetzt nichts über die Freuden der Tafel. Die einfache Hausmannskost ist ihm bald nicht mehr zu Munde, und er tritt eine gastronomische Reise an, um fremde Leckerbissen aufzusuchen. Wir finden ihn mit Myriaden seiner Genossen im Schilfe des Delaware wieder, wo er, von reichlicher Nahrung korpulent geworden, seines Leibes pflegt. Auf der Reise hat er seinen Namen geändert; er ist nicht mehr der Boblincon, sondern der Schilfvogel, jene anderisenne Delikatesse der pennsylvanischen Feinschmecker, der Rebenbuhler des zu seinem Unglück berühmten Ortolan. Wohin er nur geht: paff! piff! paff! — im ganzen Lande giebt es kein tödtliges Schießgewehr, das nicht auf ihn abgefeuert wird, und um ihn her sieht er seine Kameraden zu Tausenden fallen.

„Nimmt er sich dies zu Herzen und denkt er an Besserung? — Keineswegs! Der unverbesserliche Gourmand macht sich von neuem auf die Flucht: ihm winken einsadend die Reisspümpfe des Südens. Hier trifft er sich so voll, daß er schier bersten möchte; er kann vor Dickleibigkeit kaum noch fliegen. Zum zweiten Mal hat er seinen Namen gewechselt und ist jetzt der berühmte Reisvogel von Carolina. Am Schlusse seiner Laufbahn erblickt man ihn dann, mit Dutzenden seiner fetten Kollegen am Spieße steckend, als gepriesenes Gericht auf der Tafel eines südlichen Gastronomen!

„Das ist die Geschichte des Boblink, der, einst poetisch, gesangreich, bewundert, die Freude der Wiesen und der Lieblingsvogel des Lenzes, endlich zu einem groben kleinen Materialisten herabgesunken, seine Sinnlichkeit am Spieße abbüßt. Sein Leben enthält eine Moral, der Aufmerksamkeit aller kleinen Vögel und kleinen Knaben würdig — sie ermahnend, den gebildeten und geistigen Bestrebungen treu zu bleiben, die ihn im ersten Theil seiner Laufbahn zu einem so hohen Grade des Ansehens erhoben, und jede Neigung zu den niedrigen Genüssen und Ausschweifungen zu verdammen, welche diesen mißleiteten kleinen Vogel einem frühzeitigen Ende entgegenführten." (Schluß folgt.)

*) Der Schotte John Logan, geboren 1748, starb 1788, machte sich durch sein Trauerspiel „Runnimede", so wie durch mehrere historische und publizistische Werke, bekannt. Die „Ode to the Cuckoo" soll allerdings von einem anderen schottischen Dichter, Michael Bruce, herrühren, dessen literarischen Nachlaß in die Hände Logan's fiel, der, wie man behauptet, die besten Stücke darans für sein Eigenthum ausgab. D. R.

Frankreich.

Universal-Ausstellung von Paris.

III. Ihre Architektonik, Aesthetik und geschichtliche Bedeutung.

(Schluß.)

Die Erinnerung an die luftigen, leichten Proportionen in dem endlosen Hauptschiffe und der kühne Sprung des Haupt-Transseptes im Krystall-Palaste des Hyde-Parks mit seinen lichten, krystallenen Wänden bringt unwillkürlich besondere Erwartungen und Ansprüche an den Palast in Paris mit heran und erklärt die Enttäuschung, die Mancher noch fühlen wird. Die Ausstellung sieht wie ein großes Lagerhaus, wie eine Art Eisenbahnhof aus. Möglich, daß die geschmackvolle Ausschmückung im Innern, an der man bei den Franzosen, und nach den fertigen Arbeiten zu schließen, nicht zweifeln kann, das Ganze noch in gute Harmonie und zur Wirkung bringt.

Das Innere zerfällt in zwei große Sectionen, eine große, lichte Halle und einen Korridor, welcher dieselbe rings umgiebt und die Galerieen trägt. Die Höhe des durchaus glasbedeckten Daches beträgt etwa achtzig Fuß, die Breite der Galerie sechzig Fuß. Wie stark sich die Engländer betheiligen, geht schon aus dem von ihnen geforderten Raume hervor, für welchen die ganze große Halle nicht hinreicht.

Die ganze innere Ausschmückung ward von der Regierung übernommen, welche die Künstler anstellte und ihre Pläne und Ideen ausführen ließ. Es ist ihre Idee, das Ganze in verschiedenen Tönen von Grau anzunehmen und der natürlichen Steinfarbe gleichsam den Grundton zu lassen. Dies erklärt das nüchterne Aussehen der Halle und den Mangel an Leichtigkeit. Man wählte dieses „Grau in Grau", um durch Glanz und Lebhaftigkeit des Baues die ausgestellten Gegenstände nicht zu verdunkeln, wie dies allerdings der Krystall-Palast im Hyde-Park mit seinem Blau, Roth und Weiß vielfach that. Die lebhaften Farbentöne, die Lustigkeit und Größe der Fernsichten im Partouschen Palaste ließen oft die werthvollsten und schönsten Industrie- und Kunstprodukte unter den Augen verschwinden. Es war, als stelle sich das Gebäude selbst aus. Dieser Fehler wird in dem Pariser Baue allerdings vermieden, und was ihm selbst abgehen mag, gewinnt der Hauptzweck um so unverkümmerter. Außerdem wird der nüchterne Grundton der Banformen selbst bedeutend durch die beiden gemalten Fenster Marschal's, welche in die Ost- und Westseite eingesetzt werden sollten, mehr Lebensfarbe bekommen. Und in einzelnen Partieen fehlt es ohnehin nicht an geschmackvoller und gesunder Färbung. Die Franzosen, deren Chevreul die Farben-Wissenschaft erfunden und in die Industrie eingeführt hat, werden doch am Ende zeigen, daß sie es verstehen, und dem gebildeten Auge desto mehr bieten, je weniger sie sich durch schreiende Farben verführen ließen, den Beifall der Menge oberflächlich und auf den ersten Blick zu haschen.

Die Steintreppen, welche vom Grundstur in die Galerieen führen, sind ungemein graziös, eben so die Dachformen über ihnen. Der Fußboden eben besteht aus verschiedenfarbigen Marmorstücken, die, bald mosaikartig, bald zu Bildern zusammengesetzt, ungemein viel Kunstsinn zu unseren Füßen legen. In anderen Theilen ist der Fußboden in Marmorwürfeln gepflastert. Eine große Zahl von Medaillons von Devers, Portraits großer Männer darstellend, schmücken die Seiten der Haupttreppen.

Der Bau sollte bekanntlich schon im Mai vorigen Jahres beendet sein. Der Aufschub des großen Unternehmens um ein ganzes Jahr verursachte viel Unheil unter unzähligen Spekulanten und Produzenten, die auf schnellen Erfolg ihrer ungewöhnlichen Anstrengungen gerechnet hatten.

Man hat nicht weniger als dreihunderttausend Kubikfuß Steine zur Vollendung der Hauptwände gebraucht. Im Anfange waren nicht weniger als tausend Mann beschäftigt, täglich etwa achttausend Centner Steine herbeizuschaffen. Dazu kamen beträchtliche Eisenmassen, innen verbaut, nicht weniger als 162,000 Centner. Der Sydenham-Palast bedurfte für beinahe doppelte Ausdehnung ohne massive Wände nur 192,820 Centner. Die Engländer sind in Berechnung mechanischer Kräfte, in der Statik der Architektur genauer und ökonomischer, so daß man nicht mehr, als eben zur Sicherheit nöthig ist (bei Privatbauten auch weniger, so daß in London neue Häuser Einfälle bekommen, wie alte), verwendet. In dem Pariser Palaste soll für manche Säulen und Streben eine fünfzigfache Sicherheit zur Anwendung gekommen sein, d. h. eine neunundvierzigfache Verschwendung, denn die mathematisch genau berechnete und ausgeführte Tragkraft einer Säule u. s. w. ist eben so sicher, als wenn sie neunundvierzigmal wiederholt würde.

Als der Bau zu zwei Dritteln vollendet war, drängte sich die mathematisch unabweisbare Ueberzeugung auf, daß er für seinen Zweck zu klein sei. Die große Halle, d. h. der ganze Hauptrumpf des inne-

ren Raumes, reichte ja nicht einmal für die Engländer hin. Wollte man eine Universal-Ausstellung in Paris haben, wußte also Rath und Raum geschafft werden. Demgemäß baute man in aller Hast noch zwei Ausstellungsgebäude, eines an der Seine, das andere in der Allée des Veuves, beide in der Nachbarschaft des Haupt-Palastes, aber doch immer in störender Absonderung, so daß die höhere Einheit vom Hause aus für immer fehlen wird. Das eine Nebengebäude für Maschinen ist von Maurer- und Eisenwerk, das andere für eine Kunst-Ausstellung aller Nationen von starken Balken, Brettern und Bohlen. Ersteres streckt sich durch den sogenannten Cours la Reine an der Seine mit noch zwei besonderen Seitengebäuden an den Rügeln, die als Aus- und Eingang dienen, aber architektonisch nicht recht zu dem Hauptbau klingen. Im Centrum ist eine Haupt-Einfahrt, durch welche eine ganze Straße läuft. Sie führt von der Avenue de Marigny zu dem Pont des Invalides. Die andere Abtheilung für die Gemälde-Ausstellung liegt landeinwärts von der Seine am westlichen Ende der ersteren und ist aus doppelten Bretterwänden, gefüllt mit Schutt und übermalt, in höchster Eil zusammengenagelt worden. Die Hauptfront, der Allée des Veuves gegenüber, sieht allerdings sehr elegant aus, nach ihrer Vollendung jedenfalls noch schöner, so daß man nicht an die hölzernen Häute derselben denken wird. Nach den Vorbereitungen französischer und englischer Künstler zu schließen, die sich zum Theil seit Jahr und Tag eingeschlossen hielten, um die Welt auf dem großen kosmopolitischen Kunstmarkte zu überraschen, muß dieser Theil der Ausstellung sehr glänzend ausfallen, wiewohl Andere auch fürchten, daß mit dem Einschließen noch Nichts gewonnen worden sei und die jetzige Sonne Frankreichs weder auf den Kiel, noch auf den Pinsel freundlich blicke. Viele Künstler sind außerdem noch besonders verstimmt, da es heißt, diese Ausstellung werde zugleich ihre letzte sein und die Konzession dazu ihnen genommen werden. Ihre Ausstellungsfreiheit war eine Errungenschaft der Juli-Revolution, welche die Regierung wegen ihrer Geburt nicht mehr gelten lassen will. So fürchtet man, daß auch die freie Kunst unter Minister mit Soldaten-Uniformen und unter die Launen der Akademie gestellt werden solle.*) Die berühmtesten Namen und Werke, von denen man anticipando hört, lassen auch nichts überall Großes vermuthen. Eugen Lami wird mit einer kolossalen „Schlacht an der Alma" aufwarten, Jesuron mit einem „Camp de l'Ambleteuse" bei Boulogne: also Gewehre, Uniformen, Pferde und Menschen in schwierigen, verzerrten, unmalerischen Situationen im Pulverdampf, aus welchem Bajonnette und Kanonenläufe hervorschimmern. Wir fürchten, die Kunst werde unter die Soldaten gegangen sein, unter die Schlachtenmaler, wie bereits alle englischen Zeitungs- und Journal-Bilderbücher unnterbrochen Kanonen, Flinten, Pulverdampf und von bäumenden Pferden stürzende Helden, alle acht Tage in anderen Stellungen, seit Monaten über das Publikum hin sündfluten. Stelle doch neulich erst ein englisches Wochen-Bilderbuch, das gegen die Illustrated London News aufkommen will, „das Verbrennen ungezieferlicher Kleidungsstücke" in einem großen Holzschnitte dar. Das müßte man, in Oel und mit niederländischer, achtzehniger Genauigkeit ausgeführt, auf der Ausstellung aller Nationen als historisches Kriegsbild aufhängen, damit man doch sähe, was die Engländer davon haben!

Von den englischen Artisten hört man noch nichts Bestimmtes, doch sollen große Massen von Bildern angemeldet sein. Industriell kömmt England mit allen seinen Kolonieen (Helgoland ausgenommen), außerdem werden sich alle civilisirte Nationen, Rußland natürlich ausgenommen, ziemlich stark betheiligen, alle deutsche Vaterländer, Schweden und Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien, die Schweiz, Piemont, Toskana, Rom, Neapel, Griechenland Spanien, Portugal, die Türkei, Aegypten, die Vereinigten Staaten, Mexiko, Brasilien. Sie alle haben bereits ihre Kommissionäre hier und empfangen alle Tage Ballen, Kisten und Tonnen. Die französischen Kunst-Industrieen, besonders in allen Sphären der Keramik und textilen Künste, in denen es längst unerreicht in Schönheit, Grazie, Form und Farbe dasteht, werden sich in all ihrer Herrlichkeit und Fülle entfalten.

Diese Bemerkungen sind zur Bildung eines ehrlichen Vorurtheils hinreichend. Es ist gut, wenn man einiges Material zu dem Ereignisse der Ausstellung, die unter ungewöhnlichen Verhältnissen und den gespanntesten Erwartungen, unter großen und übertriebenen Ansprüchen auftritt, mit hervorbringt, da sie bestimmt zu sein scheint, nicht nur eine sehr bedeutende Anziehungskraft zu beschäftigen, sondern auch eine geschichtliche Rolle zu spielen. Der Napoleonische Ausspruch: „Das Kaiserthum ist der Friede", scheint sich zu dem Satze: „Das Kaiserthum ist die Ausstellung", epigrammatisch verengt und zugespitzt zu haben.

*) Das „Institut" mit seinen fünf verschiedenen „Akademieen" hat in der That kürzlich durch ein Dekret Napoleon's III. eine bureaukratische Umgestaltung erfahren, so daß die akademischen Redner, die allerdings zuweilen noch eine unabhängige (alt-royalistische) Gesinnung zeigten, nun in das Belieben des kaiserlichen Ministers gestellt worden. D. R.

Die „Jäger zu Fuß" oder „von Vincennes".

Als Fortsetzung des in dem Hefte vom 15. März gelieferten Artikels über die „Zouaven", als dessen Verfasser allgemein Sr. K. H. der Herzog von Aumale angesehen wird und von dem eine vollständige deutsche Uebersetzung bei Springer in Berlin erschienen, brachte die Revue des deux Mondes in ihrem Hefte vom 1. April einen Artikel über die „Jäger zu Fuß" (Chasseurs à pied), früher auch „Jäger von Vincennes" genannt. Wie die „Zouaven" durch den Krieg in Afrika bald nach der Juli-Revolution, und zwar unter dem Oberbefehl des Marschall Clauſel, ins Leben gerufen wurden, so sind die „Chasseurs à pied", mindestens in ihrer jetzigen Organisation, eine Schöpfung des Herzogs von Orleans, des Thronerben der Juli-Revolution. Der Herzog von Aumale sagt darüber in seinem neuen Artikel, daß sie zuerst gegen Ende des Jahres 1838 unter der Benennung „Tirailleurs de Vincennes" (weil sie zu Vincennes in Garnison lagen) in einem Probe-Bataillon hergestellt worden, das, mit einer verbesserten Waffe (einer gezogenen Karabine) versehen, in Algerien, unter dem Befehle des jetzigen Division-Generals Grobon, im Jahre 1840 seine ersten Lorbeern errang.

„Während diese Tirailleurs", fährt der Erzähler fort, „ihre ersten Waffenthaten in Afrika glorreich vollführten, schien ein schrecklicher Sturm über Europa hereinzubrechen. Jedermann kennt die Krisis von 1840; der Krieg schien damals unvermeidlich; die Regierung zögerte nicht, die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, das Landesheer mobil zu machen und eine bedeutende Macht anzuhäufen. Die constitutionellen Kammern, obwohl in gewöhnlicher Zeit sehr ökonomisch und zuweilen sogar knauserig in Bezug auf das Staatsvermögen, verweigerten ihrer Mitwirkung niemals, wenn es sich um ein großes nationales Interesse handelte. Im Jahre 1840 wurden alle vom Könige und seinen Ministern als dringlich vorgeschlagene Einrichtungen sofort von den Kammern genehmigt und alle erforderlichen Geldbewilligungen gemacht. Tausende von Arbeitern und Soldaten bauten an den Pariser Befestigungen, welche, so zu sagen, die strategische Lage Frankreichs, Europa gegenüber, völlig verändern. Menschen und Pferde strömten von allen Seiten zu den Armeecorps; unser Kriegsmaterial wurde hergestellt und vervollständigt; unsere Stämme wurden um zwölf Regimenter Infanterie und über Regimenter leichter Kavallerie vermehrt, und der Herzog von Orleans wurde beauftragt, zehn Bataillone „Jäger zu Fuß" herzustellen.

„Der Kronprinz verhehlte sich bei Uebernahme dieses Auftrages nicht, welche Schwierigkeiten damit verbunden seien. Er wußte sehr wohl, daß man einen Mann in seinem Alter nur gar zu leicht beschuldigt, für Neuerungen eingenommen zu sein, und daß Manche in dem ihm übertragenen Auftrag, ein neues Corps zu bilden, mehr einen politischen, als einen militairischen Gedanken wittern würden. Ihm war auch nicht unbekannt, daß das, was die Einen in aufrichtiger Meinung tadelten, die Anderen zu giftigen Anfeindungen im Sinne ihrer Partei ausbeuten würden. Aber er war zu sehr von dem großen Nutzen der Maßregel, von der Wichtigkeit des Dienstes überzeugt, welchen er der Armee und dem Lande erweisen würde: Frankreich leidenschaftlich liebend, hatte er alle Fragen, die dessen Macht und Ruhm betrafen, einer gründlichen Prüfung unterzogen. Mit den glücklichen Naturgaben, mit einem gründlichen Wissen war bei ihm viel Beobachtungs-Talent und Fleiß verbunden. Er hatte viel gelesen, viel über den Krieg nachgedacht und keine Gelegenheit verabsäumt, den Krieg selbst zu sehen und tapfer mitzukämpfen. Mit der Organisation der Armeen des Auslandes war er eben so bekannt, wie mit der der französischen, in deren Reihen er seit seiner frühesten Jugend gedient hatte. Er las Alles, was in oder außerhalb Frankreichs über Heeresein richtungen geschrieben und gedruckt wurde. Er kannte alle Fortschritte, alle Entdeckungen und wußte ihre Bedeutung zu würdigen. Sein gesunder Verstand mißtraute häufig den Eingebungen seiner sehr lebhaften Einbildungskraft, durch seine militairischen sehr gründlichen und ausgebreiteten Studien eines Besseren belehrt, wußte er das Wahre von dem Falschen zu trennen. Gebrauch machend von dem rechtmäßigen Einfluße, der in einer Monarchie dem Thronerben gebührt, jedoch niemals anders, als in einem öffentlichen Interesse oder außerhalb der durch die Verfassung gezogenen Schranken, verbreitete er die ihm als richtig erscheinenden Ideen mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Charakters in der geistvollsten und beredtesten Weise.

„Der Herzog von Orleans war es gewesen, der die Bildung des ersten Tirailleur-Bataillons durchgesetzt hatte; er war in Vincennes den ersten Experimenten desselben mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt; er hatte es auch im Kriege, in Algerien, operiren gesehen. Ueberzeugt, daß das Resultat des Versuches sehr günstig ausgefallen, daß diese Schöpfung, wenn sie entwickelt, vervollkommnet und in gewissen Schranken gehalten werde, wesentliche Dienste leisten könne, war er es nun auch, der bei der Regierung den Beschluß erwirkte, daß

Digitized by Google

die Zahl der Bataillone auf zehn gebracht werde, und um seine Theorie durch die Praxis zu erhärten, ging er nun selbst entschlossen ans Werk.

„Den Namen „Tirailleurs" beseitigte man, weil dieser von der Sache eine falsche Idee giebt und sich auf Exercitien und Bewegungen anwenden läßt, die der gesammten Infanterie gemeinsam sind. Der der „Jäger zu Fuß" paßte besser für ein Corps außerhalb der Linie und zeigte den Zweck desselben genau an. Das vor zwei Jahren in Vincennes gebildete Bataillon ward nun das erste Bataillon „Jäger zu Fuß", und da es bei der Organisation der neun übrigen als Muster dienen sollte, so ward es von Afrika zurückberufen und nach St. Omer dirigirt. Bei dieser Stadt existirte ein permanentes Lager, ein weites Manöver-Feld und alle zu einer zahlreichen Versammlung von Truppen nöthigen Etablissements. Dort vereinigten sich nun auch die von sämmtlichen Infanterie-Corps gelieferten Detachements, aus gewandten und bereits formirten Leuten bestehend, die von Offizieren geführt wurden, welche sich der neuen Waffe widmen wollten. Herr v. Ladmirault, ehemaliger Zouaven-Capitain, behielt das Kommando des ersten Bataillons, das er einige Monate vorher auf dem Schlachtfeld erhalten hatte; auch alle anderen Bataillone erhielten Befehlshaber, die sich seitdem auf ehrenvolle Weise ausgezeichnet und zu Generalen avancirt sind. Mehrere derselben haben jetzt wichtige Kommandos in der Krim oder in Afrika."

Mannigfaltiges.

— Ein hindostanischer Dank für deutsche Sanskrit-Arbeiten. Kürzlich hat die durch ihren Sanskrit- und anderen linguistischen Verlag auch im Auslande rühmlichst bekannte Ferd. Dümmlersche Verlagsbuchhandlung in Berlin das nachstehende charakteristische Dankschreiben eines indischen Pundit empfangen, das wir hier in einer wörtlichen Uebersetzung folgen lassen:

„Heil!

Wohlsein den heilbegabten Freunden des Aufblühens der Lotosblumen des Geistes der wissenden Männer (Gelehrten), den durch die Gnade des heiligen höchsten Herrn hochgestellten heilbegabten Herren Dümmler (Dyumlara)

sei aus Kâçi (Benares) dies von Seiten des Kâçinâtkaçâstrin (Gelehrten Kaçinatka) ehrerbietigst gemeldet: daß ich, ein Exemplar des weißen Yajurveda-Kommentars, gedruckt durch den trefflichen Gelehrten, den heilbegabten Herrn Weber (Bebara), von Euch als Geschenk gegeben, erhalten habend, mich sehr geehrt (beglückt) fühle: und daß den hiesigen Gelehrten durch den Anblick dieses Buches Befriedigung erwuchs, entstehend aus der Kenntniß des trefflichen Fortganges der Sanskrit-Wissenschaft in Deutschland: auch daß die Beförderer des Lernens und Lehrens der selbstverfertigten,*) die Gestalt von Erklärungen des Nyâjakaumudî (Mondschein der Logik), des Schaddarçanasamgraha (Zusammenfassung der sechs philosophischen Systeme), des Bemkana-Lehrbuches (Lord Bacon) habenden Sanskritwerke, so wie sonstiger alter wissenschaftlicher Werke, die heilbegabten Vorsteher des Lesesaales (Colleges) in Kaçi, die Herren Dr. James Ballantyne, die Schönheit des Buches sehend und meinen Empfang desselben erfahrend, sich sehr freuten.

„Den Wohlwollenden mehr zu schreiben, ist unnöthig, darum lebt wohl!

„Im Jesu-Jahre 1854, Monat Dezember den 14ten."

— Deutsche Wissenschaft und Literatur in Straßburg. Aus einer Reclamation in der „Allg. Zeitung" vom 9. April (Beilage zu Nr. 99) ersehen wir mit Vergnügen, welchen Werth man im heutigen Straßburg noch darauf legt, mit deutscher Literatur und Wissenschaft in organischem Zusammenhange zu sein, und daß die Leistungen des Elsasses auf diesem Gebiete keineswegs so ganz unerheblich sind, wie man in Deutschland anzunehmen pflegt. Es ist allerdings nur die protestantisch-theologische Literatur und Wissenschaft, die diesen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande in ehrenvoller Weise beibehält, wie es denn auch weitens evangelische Prediger sind, deren Muse im Elsaß noch, wie Arndt sagt, Gott im Himmel deutsche Lieder singt; aber gerade das ist ein so lauterer, tief aus dem Herzen kommender Quell, daß wir seine Versiegung, seine Austrocknung durch das französische Drainir- und Trainir-System wohl nicht so bald zu besorgen haben. Von Jedenden, deutschen Schriftstellern des Elsaß werden folgende genannt: Dr. Bruch, dessen theologische und philosophische Schriften: „Ueber die Eigenschaften Gottes", „Weisheit der Hebräer" und „Briefe über das Christenthum"; Dr. Matter, dessen kirchenhistorische Schriften „über den Gnostizismus", „die Schule von Alexandrien" und mehrere andere theologischen und philosophischen Inhalts; Dr. Fritz, dessen „Geschichte der Pädagogik"; Dr. Jung, dessen „Geschichte des Beginns der Reformation in Straßburg" und dessen „Geschichte des Reichstages von Speyer" auch in Deutschland viele Anerkennung und Würdigung gefunden. Die „Geschichte der Schriften des Neuen Testaments" von Reuß hat bereits die zweite Auflage erlebt, und in denselben Verfassers „Histoire de la Théologie chrétienne", einem Meisterwerk in klarer und bündiger Zusammenstellung aller deutschen theologischen Forschungen, ist dem französischen Protestantismus ein wahres Licht aufgesteckt worden. Außerdem haben sich die Elsasser Karl Schmidt durch seinen „Tauler" und durch eine französisch geschriebene „Geschichte der Albigenser", Baum durch seine Geschichte Theodor Beza's und Christian Bartholmès durch seine in Paris erschienenen Schriften zur Geschichte der Berliner Akademie und zur Geschichte der französischen Kolonie in Berlin, so wie durch sein „Leben Giordano Bruno's", einen in Frankreich wie in Deutschland bekannten und geachteten Namen erworben. Zu nennen sind ferner der verstorbene Joseph Willm, als Verfasser einer Geschichte der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel; Timothenê Colani, als Herausgeber der in Straßburg erschienenen „Revue de Théologie", einer obwohl in französischer Sprache geschriebenen, doch durchweg in deutschem Geiste gehaltenen Zeitschrift, und die „Theologischen Beiträge", welche unter der Leitung von Dr. Reuß und Cunitz erschienen. Mäder's „Neueste Geschichte des Protestantismus in Frankreich" und T. W. Röhrich's kürzlich erschienene „Mittheilungen aus der evangelischen Kirche des Elsasses" werden als sehr beachtenswerthe Arbeiten genannt. Des Letzteren bereits vor Jahren herausgekommene „Reformationsgeschichte Straßburgs" verdiente in Deutschland viel bekannter zu werden, als sie ist. Noch mehr aber gewähren jene „Mittheilungen" ganz neue Einblicke in die Geschichte der deutschen Reformation.

Die Franzosen beachteten freilich die in deutscher Sprache geschriebenen und gedruckten Werke ihrer gelehrten elsässischen Landsleute so gut wie gar nicht. Ja, der Napoleonische Präfekt von Straßburg hat sich kürzlich sogar sehr wegwerfend und geringschätzig über das wissenschaftliche Leben der Akademie dieser Stadt geäußert; in Deutschland nehmen wir jedoch solche Mittheilungen über das wissenschaftliche und literarische Leben der alten deutschen Reichsstadt mit wahrem Vergnügen entgegen.

— Thiers' Geschichte Napoleon's I. Von der „Histoire du Consulat et de l'Empire", von Thiers, sind bis jetzt elf Bände im Publikum. Der letzte, der bis zur Scheidung Napoleon's von Josephine, im April 1810, reicht, war im Jahre 1851 ausgegeben worden, seit welcher Zeit das bekannte Dezember-Ereigniß eingetreten, in Folge dessen der Verfasser mit vielen anderen Erlitten sein Vaterland verlassen mußte. Inzwischen war es dem Neffen des Kaisers zu sehr darum zu thun, die Geschichte seines Oheims aus der Feder des berühmten Geschichtschreibers vollendet zu sehen, als daß er diesen lange im Exil hätte lassen sollen, und deshalb wurde ihm auch bald, und zwar unerbeten, die Erlaubniß zur Rückkehr ertheilt. Gegenwärtig hat Thiers sein Geschichtswerk vollendet. Es sind noch vier Bände, die er geschrieben und deren Manuskript er kürzlich seinem Verleger Paulin übergeben. Der zwölfte Band wird im Juni gedruckt erscheinen, und von zwei zu zwei Monaten soll dann immer ein weiterer Band folgen, so daß gegen Ende des Jahres das Werk vollständig in den Händen der Subskribenten sein wird.

*) So ist die wörtliche Uebersetzung des Textes, der indeß wahrscheinlich nur vermöge der eigenthümlichen, etwas ungeschickten Ausdrucksweise des Briefschreibers so lautet; wir vermuthen, daß das Wort „selbstverfertigt" sich nur auf den letzten Theil des Kompositum bezieht; der Sinn wäre dann: des Lernens und Lehrens der Nyâjakaumudî, des Schaddarçanasamgrahas und eines selbstverfertigten Sanskritwerkes, welches eine Erklärung (Uebersetzung) von Bacon's Lehrbuch ist, so wie sonstigen u. s. w.

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben des Feldmarschalls

Grafen York von Wartenburg

von

Joh. Gust. Droysen.

Neue, wohlfeile Ausgabe. Zwei Bände. 2 Thaler.

Gebunden 2½ Thaler.

Droysen's Werk, das unbestritten zu den vorzüglichsten, durch den Stoff wie durch die Darstellung interessantesten Geschichtsbüchern der deutschen Literatur gehört, bieten wir dem Publikum in einer wohlfeilen Ausgabe, um dasselbe den weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Berlin. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche bestellt im Inlande portofrei nach in Berlin sind bei Hasenfeld entgegen wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Mauerstraße, Nr. 22), so wie von allen Kais. Post-Aemtern, angenommen.

№ 52. Berlin, Dienstag den 1. Mai 1855.

Frankreich.

Pariser Literatur-Briefe.

(Von Dr. Bamberg.)

Die Universal-Ausstellung. — Irrung der Architekten. — Banlieheilen. — Der Ausstellungs-Palast. — Der Charakter der Elysäischen Felder verändert. — Aeußeres des Ausstellungs-Palastes. — Inneres des Gebäudes. — Die Ergänzungsflügel. — Billetwesen. — Die französische Jury für die Kunst-Ausstellung. — Anzahl der eingesandten Kunstwerke. — Die zurückgewiesenen Gemälde und Statuetten. — Fräulein Rachel und die Folgen ihres Abgangs vom Théâtre Français. — Der dramatische Geschmack der Pariser. — „Le Demi-Monde", von A. Dumas Sohn. — „Pilbox et Friquet" und „Le Bal des Auvergnats" im Palais Royal. — „Les Cosaques" und ihr Verfaß. — Die große Oper. — „Der Prophet" und Madame Stolz. — Die komische Oper. — „La Cour de Célimène", von Ambroise Thomas. — Théâtre Lyrique: „Lisette", ein Erstlingswerk. — Die Konzert-Saison. — Herr Bergson. — Paris macht seine Gala-Toilette. — Der Bau des neuen Louvre. — Der Thurm von St. Jacques la Boucherie. — Herr Duprin und Herr Guizot.

Paris, im April.

Paris denkt und treibt augenblicklich nichts als Vorbereitungen zur Universal-Ausstellung. Nachdem die Leute seit einem Jahre die Frage erörtert haben, ob denn die Welt-Ausstellung wirklich zu Stande kommen werde, nachdem Wetten darüber eingegangen worden, nachdem der Moniteur zu wiederholten Malen sich dabei ins Mittel hat legen müssen, sind jetzt endlich die unerschütterlichsten Pariser zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Industrie-Palast am 1. Mai seine Thore öffnen werde. Der kaiserliche Wille besteht überdies auf diesen Termin.*)

Ich spreche vom Industrie-Palaste, während ich eigentlich Industrie-Paläste sagen sollte, denn mehrere Gebäude sind es, welche dem Gewerbfleiße der civilisirten und, wie es scheint, sogar der uncivilisirten Welt ein gastliches Obdach darbieten. Haben sich die Herren Architekten verrechnet, oder ist es absichtlich geschehen, ich weiß es nicht zu sagen; genug, das große Hauptgebäude war noch nicht unter Dach gebracht, als man sich überzeugte, daß der Raum nicht für die Hälfte der angemeldeten Gegenstände genügen würde.

Es ward denn auch sofort zum Bau eines Ergänzungsflügels geschritten, der allerdings nur aus Holz, Eisen und Glas besteht und nach Beendigung der Ausstellung wieder abgerissen werden soll. Auch dieser riesige Zuwachs von Räumen erwies sich schließlich ungenügend, und man mußte eine obere Galerie errichten, um einige Tausend Quadratmeter Raumes zu gewinnen. Nun waren die anwärtigen Aussteller einigermaßen zufriedengestellt, die kaiserliche Kommission fing an, hoffnungsvoll der Zukunft entgegenzuschauen, als die Industriellen der Stadt Paris und des Seine-Departements im Allgemeinen den Kaiser mit Beschwerden und Klagen wegen Vernachlässigung und Beeinträchtigung ihrer Interessen behelligten.

Diese Beschwerden müssen wohl zum großen Theil begründet gewesen sein, denn es erfolgte ein höchster Machtspruch, in Folge dessen das, was unmöglich schien, zur Möglichkeit wurde. Es ward nämlich der Bau eines dritten Flügels angeordnet, welcher das Hauptgebäude mit dem ersten Ergänzungsflügel verbinden wird. — Das ist in kurzem eine Uebersicht der Banlichkeiten; nunmehr einige Bemerkungen über den eigentlichen Industrie-Palast.

Man hat es vielfach getadelt, daß dieses Gebäude in den Elysäischen Feldern errichtet worden ist, und nicht ganz mit Unrecht, denn es ist jetzt voraussichtlich um diese schöne Promenade geschehen. Da, wo sich jetzt das Ausstellungsgebäude erhebt, war vordem ein großer herrlicher Rasenplatz, rings umher von schattigen Alleen eingefaßt, und im Hintergrunde, welcher theilweise frei war, sah man den stolzen Industriedom des jenseitigen Seine-Ufers. Auf diesem Rasenplatze hielten täglich die bowling green-Spieler ihre Wettkämpfe ab, und Tausende von Zuschauern saßen denselben zu, wetteten für und gegen, nahmen für oder wider diesen oder jenen Spieler Partei.

Daß diese Spieler grimmige Gegner des Industrie-Palastes sind, bedarf nach dem Gesagten wohl kaum der Erläuterung. Indessen würde diese Feindschaft nichts auf sich haben, wenn nicht das Publikum im Allgemeinen mit dem Verlaufe eines nahen und angenehmen Spazierganges bedroht wäre. Denn der erste Schritt, der schwierigste, ist gethan. In dem der Place de la Concorde zunächst gelegenen Theile der Champs-Elysées sah man bisher keine anderen Gebäude, als ein Dutzend kleiner Pavillons zu Cafés, Restaurants u. s. w., ferner den eleganten Franconischen Cirkus, also nur Gebäude zur Unterhaltung und zum Vergnügen des Publikums. Durch den Industrie-Palast aber ist das Nützlichkeits-Prinzip über den Tummelplatz der Pariser Volksfeste hereingebrochen, und nichts ist jetzt wahrscheinlicher, als daß nach und nach zu beiden Seiten gewiß prächtige und elegante Gebäude, aber immer doch Gebäude werden aufgeführt werden, und vielleicht in zehn Jahren schon werden die Elysäischen Felder sich in dem Falle des lucus a non lucendo befinden. Auch denkt Alles darauf hin, daß die Pariser, am frische Luft zu athmen, den Weg nach dem Bois de Boulogne werden nehmen müssen. Auf die Verschönerung des letzteren verwendet gegenwärtig die Stadt Paris ihre ganze Sorgfalt. Die früher sandigen Wege werden zu schönen, sauberen, mit Kies bestreuten Gängen umgeschaffen, Seen und Gewässer werden in dem bisher trockenen Gehölze angelegt, Pflanzungen aller Art unternommen; kurz, Alles zeigt, daß die Behörden die Nothwendigkeit einsehen, für den Verlust der Elysäischen Felder Ersatz zu bieten.

Doch kehren wir zum Industrie-Palaste zurück, dessen Styl und Plan fast noch größeren Widerspruch findet, als der Platz, auf welchem er steht. In Wahrheit kann man nicht behaupten, daß das Gebäude ein Muster architektonischen Geschmackes sei. Im Allgemeinen schon läßt sich den neueren französischen Bauten der Vorwurf machen, daß sie des monumentalen Charakters entbehren. Man baut Paläste, Minister-Hotels, Schulhäuser, Hospitäler, Kasernen ziemlich nach demselben Style, so daß der Beschauer oft die Inschrift zu lesen nöthig hat, um zu sehen, welche Bestimmung dem eigentlich das Gebäude habe, vor welchem er sich befindet.

Von diesem Vorwurfe ist denn auch der Industrie-Palast nicht frei; man könnte ihn recht gut für eine Kaserne, für eine Militair-Schule, für ein Exerzierhaus, für ein Krankenhaus halten. Man denke sich ein großes längliches Viereck, zwei Stockwerke hoch, ringsherum mit zwei Reihen Rundbogenfenster versehen, die Seitenfronten fast ohne hervorspringende Linien, ausgenommen die vier Eck-Pavillons, welche gegen die Mauern hervortreten, die Hauptfront kaum minder einfältig von allen Ornamenten, nur in der Mitte ein großes Ehren-Portal, welches die ganze Höhe des Gebäudes einnimmt, und man hat ein ziemlich vollständiges Bild von dem Aeußern des Industrie-Palastes. Das große Portal ist nicht ohne Styl, doch erdrückt es mit seinen großartigen Verhältnissen den übrigen Theil der Façade. Das Giebelfeld dieses Portals wird von der Figur der Francia gekrönt, welche die Hände ausstreckt, um Lorbeerkränze zu spenden. Diese Figur ist verunglückt, die beiden lang ausgestreckten Arme machen einen peinlichen Eindruck auf den Beschauer, der gezwungen wird, an das Ermüdende einer solchen Position zu denken. Rings um den Palast herum, zwischen und über den Fenstern, sind in Goldlettern die Namen aller berühmten Männer in Wissenschaft, Kunst und Industrie angebracht: nach welchem Plane? Das haben wir vergebens zu ergründen versucht; weder ist die chronologische, noch die nationale, noch die sachliche Ordnung beobachtet, sondern alle Namen, Völker, Zeitalter, Fächer sind bunt durch einander gewürfelt.

Treten wir nun in das Innere ein. Dasselbe besteht aus einem großen Mittelschiffe, welches die ganze Höhe unter dem Glasdache einnimmt, und zwei Seiten-Galerieen, welche übereinander in untere und obere Galerieen zerfallen. Die Architektur ist hier so einfach wie möglich. Die Galerieen werden von gußeisernen Pfeilern getragen. An den Balustraden befinden sich Arabesken mit den Wappen der verschiedenen französischen Departements. An den beiden äußersten Enden des Langhauses hatte man anfänglich gemalte Glasfenster aufstellen wollen. Doch die Arbeit, die ich theilweise gesehen, war so mittelmäßig und mehr, als das, ausgefallen, daß man davon gänzlich

*) Trotzdem ist er bekanntlich zuletzt doch nicht innegehalten, sondern die Eröffnung bis zum 15. Mai vertagt worden. D. R.

Digitized by Google

abstand. An der Oß- und Westseite führen steinerne Doppeltreppen auf die obere Galerie; die eine ist für die hinaufsteigenden, die andere für die hinabsteigenden Besucher. Unter dem Haupt-Portale befindet sich das große Treppenhaus.

So weit, was das Hauptgebäude betrifft. Der erste Ergänzungsflügel, welcher sich auf dem Quai do la Conférence zwischen der Konkordienbrücke und der jetzt im Bau begriffenen Almabrücke erstreckt, bildet eine einzige geradlinige Galerie von 3600 Fuß Länge. Es werden hier die Maschinen und die Rohprodukte ausgestellt. Ein besonderes Maschinenhaus ist in der Nähe errichtet; dort findet sich die Dampfmaschine, welche die verschiedenen ausgestellten Maschinen in Bewegung setzen soll. Der jetzt im Bau begriffene neue Flügel verbindet das Hauptgebäude mit der Galerie des Quai und nimmt die Rotunde des Panorama-Gebäudes in sich auf.

Das sind die für die Industrie-Ausstellung bestimmten Räumlichkeiten. Die Ausstellung der Gemälde und Skulpturen hat in der dem Industrie-Palaste benachbarten Avenue Montaigne ein besonderes, ebenfalls provisorisch errichtetes Gebäude erhalten. In einem der neuen Pavillons des Louvre werden Säle für die Kunst-Ausstellungen eingerichtet, und man hoffte anfangs, daß die große Völker-Kunst-Ausstellung dieselben würde einweihen können. Allein der Bau wird bis zum 1. Mai kaum äußerlich vollendet dastehen, und in dieser Voraussicht hat die Regierung das erwähnte provisorische Gebäude errichten lassen.

Ueber die Eintrittspreise ist noch nichts Bestimmtes festgesetzt. Es scheint, daß für die Industrie-Ausstellung an einem Tage der Woche fünf Francs, an vier Tagen ein Franc erhoben werden sollen; an zwei Tagen soll der Eintritt frei sein. Indeß, wie gesagt, dies steht noch nicht fest, und möglicherweise wird der Tarif ein ganz anderer. Die Direction des Industrie-Palastes hat sich an die Theater-Directionen gewendet, um das Billetwesen gehörig organisiren zu können, und Letztere haben denn auch bereitwillig ihre tüchtigsten Billeteurs zur Verfügung gestellt. Kürzlich haben bereits die Generalproben dieses Billetdienstes begonnen. Eintrittskarten und Contre-Marken liegen bereit und harren der Besucher.

Die französische Jury für die Kunst-Ausstellung hat eine ungeheure Anzahl von Unfriedenen gemacht; die zurückgewiesenen Gemälde und Bildhauerwerke zählen nach Tausenden. In Folge des großen Spielraumes, welchen die Regierung in ihrem Programm den Künstlern gelassen hatte, glaubten Letztere, daß der hohe Areopag wirklich verdienstvollen Kunstwerken die Pforten der Ausstellung nicht verschließen würde. In dieser Hoffnung haben sie sich nun leider getäuscht gesehen. Ohne Mitleid sind die eingesandten Werke geschichtet und dejmirirt worden. Weder Erfolge bei früheren Ausstellungen, noch Ehrenlegionskreuze, noch Medaillen, noch Begünstigung von oben, Nichts hat die unerbittlichen Schiedsrichter milder zu stimmen vermocht.

Die Jury bestand aus dreißig Mitgliedern, doch nicht Alle wohnten den Sitzungen bei, Viele begnügten sich mit der Ehre, auf der offiziellen Liste zu figuriren. Allerdings war es ein saures Stück Arbeit, mehrere Wochen hindurch von Morgens bis Abends mit der Besichtigung einiger Tausend Gemälde zuzubringen. An Bequemlichkeiten aller Art fehlte es den Herren Geschworenen nicht; für Buffet, Rauchzimmer und Sophas war in sehr zuvorkommender Weise gesorgt worden. Indessen, wie gesagt, die Strenge der Jury ist dadurch um nichts gemildert worden. Die Zahl der von französischen Künstlern eingesandten Gemälde beträgt gegen zehntausend, die der Skulpturen etwa tausend. Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß die von Ausländern eingesandten, d. h. wirklich angenommenen Werke sich zusammen auf zwölfhundert belaufen. Unter diesen sind etwa zweihundert von belgischen Künstlern, vierhundert von deutschen Künstlern. Diesen zunächst kommen, der Zahl nach, die italiänischen, spanischen und holländischen Werke. England ist nur sehr schwach vertreten; die britische Kunst wird vornehmlich mit Aquarellen und Kupferstichen glänzen.

Doch ich komme auf die zehntausend französischen Kunstprodukte zurück, über welche die Jury zu entscheiden hatte. Unter diesen sind die Portraits und Büsten in dem Verhältniß von 8 : 10 Opfer des Ostrazismus geworden. Von den übrigen Werken ist kaum ein Drittel würdig befunden worden, die Hallen der Ausstellung zu zieren. Unter den zurückgewiesenen Gemälden befinden sich zwei von Courbet: „Das Leichenbegängniß zu Ornus", welches im Salon von 1850 ausgestellt war, und das „Atelier". Ferner sind hier zu nennen: mehrere Landschaften von Daubigny und Corot; Portraits von Ricard; „Die Verführung Leda's" und die Kartons zu den Glasmalereien in verschiedenen Pariser Kirchen, von Galimard; drei von Borione eingesandte Gemälde, darunter ein Portrait von Mlle. Hausmann, Tochter des Seine-Präfekten. Herr Raigeon, Konservator im Museum des Luxembourg, hatte sechs seiner Arbeiten eingesandt, von denen vier im voraus schon von der Regierung angekauft sind; merkwürdigerweise hat die Jury gerade diese vier Gemälde zurückgewiesen. Unter den verurtheilten Gemälden befindet sich ferner das eines Schülers Cogniet's. Herr Cogniet, welcher selbst Mitglied der Jury ist, betheiligte sich anfangs nicht bei der Debatte, bemerkte aber schließlich in bescheidener Weise, daß das Gemälde, obschon von einem seiner Schüler, dennoch einen gewissen Werth habe. Doch die Jury verdammte das Gemälde, und Herr Cogniet wohnte seitdem nicht mehr den Sitzungen der Jury bei.

In Beziehung auf die Bildhauerwerke hat wo möglich eine noch drakonischere Strenge vorgewaltet, und man erzählt, daß mehrere Bildhauer, die seit Jahren schon nicht mehr produziren, sich in der Jury am unerbittlichsten gezeigt haben. Günzlich oder theilweise zurückgewiesen wurden die eingesandten Arbeiten von Etex, Ottin, Karl Elschoet, Dekigand; ein „Christus", von E. Thomas, welcher in der letzten Kunst-Ausstellung allgemeinen Beifall erhalten hatte, eine, wie Kenner versichern, vortreffliche Statue von Simard. — Im Allgemeinen sollen die Debatten im Schooße der Jury sehr leidenschaftlich und stürmisch gewesen sein, indem, wie gewöhnlich, die beiden Hauptparteien: Koloristen und Zeichner, sich um jeden Zoll Terrain stritten. Es versteht sich von selbst, daß in Folge dieser großartigen Razzia unter den erwähnten zehntausend Kunstwerken — denn jeder Künstler hält natürlich seine Arbeit für ein Kunstwerk — in den Pariser Ateliers große Erbitterung herrscht. Man rächt sich durch Anekdoten und Epigramme, und die Journale machen sich mehr oder minder zum Echo derselben. Es ist schwer, zu sagen, ob wirkliche Ungerechtigkeiten begangen worden, man müßte, um dies zu können, die Arbeit der Jury kontrolliren. Bloße Strenge wird in diesen Falle um so weniger getadelt werden können, als die französische Jury sich zu vergegenwärtigen hatte, daß die ausländische Kunst durch ihre vorzüglichsten Meister vertreten sein würde und sie also im Interesse des Rufes der französischen Kunst ebenfalls nur die ausgezeichnetsten Arbeiten zulassen dürfte. Vergessen wir nicht zu erwähnen, daß der Präsident der Jury, Graf von Nieuwerkerke, zwar den Sitzungen regelmäßig beigewohnt, sich aber der Abstimmung konsequent enthalten hat. Die Arbeit der Jury ist bereits seit acht Tagen vollendet, und man ist jetzt sehr thätig mit der Aufstellung der angenommenen Kunstwerke beschäftigt. Daß auch hierdurch wieder viele Unzufriedene werden gemacht werden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Ein neues Werk von Washington Irving.

(Schluß.)

Wir wissen nicht, ob sich die „Chronik von Woolfert's Roost" bereits unter den Händen unserer schnellfingerigen deutschen Uebersetzer befindet; daß sie von ihnen nicht übersehen wird, können wir jedenfalls voraussetzen, und wir schließen daher unsere Anzüge mit einer Schilderung des bekannten holländischen Dorfes Broek, jenes „holländischen Paradieses", welches schon so viele Reisende besucht haben, aber von welchem trotzdem fast jeder noch etwas Interessantes zu erzählen weiß.

„Was Broek in den Augen aller wahren Holländer zu einem so vollständigen Elysium macht, ist die unvergleichliche Höhe, welche der Geist der Sauberkeit in diesem Orte erreicht hat. Er erhebt sich unter den Einwohnern fast bis zur Würde einer Religion, und sie bringen den größten Theil ihres Lebens mit Waschen, Scheuern, Malen und Polieren zu. Eine jede Hausfrau wetteifert mit ihrer Nachbarin in der Verehrung des Scheuerlappens, wie eifrige Katholiken in der Verehrung des Kreuzes, und eine emsige Hausfrau aus alter Zeit wird in ehrenvollem Andenken gehalten und ist fast unter die Heiligen versetzt worden, weil sie, wie es heißt, an purer Erschöpfung und Aergerniß über die Erfolglosigkeit ihres Versuches, einen Mohren weiß zu waschen, gestorben war.

„Diese Berichte erweckten in mir die brennendste Neugier, einen Ort zu sehen, welchen ich mir als den wahren Urquell gewisser erblicher Sitten und Gewohnheiten vorstellte, die unter den Nachkommen der ersten holländischen Ansiedler meines Geburtsstaats vorherrschen. Ich beschloß demgemäß, ohne Zeitverlust eine Wallfahrt nach Broek zu unternehmen.

„Noch ehe ich den Ort erreichte, bemerkte ich schon Anzeichen des ruhesiebenden Charakters seiner Bewohner. Ein kleines, unförmliches Boot glitt mit vollen Segeln über den trägen Arm eines Kanals; aber das Segel bestand aus zwei endwärts ausgerichteten Rudern, während der Schiffer, wie eine Kröte niedergekauert und den Hut ins Gesicht gedrückt, im Spiegel des Fahrzeuges saß und mit dem dritten Ruder steuerte. Ich hielt ihn für einen nautischen Galan, auf dem Wege zu seiner Geliebten. Eine Strecke weiter kam ich in Sicht des Hafens oder Bestimmungsortes dieses schlafrigen Schiffers. Es war das Broeker-Meer, ein köstliches Becken oder Reservoir von olivengrünem Wasser, so still wie ein Mühlenteich. Am Saume desselben liegt das Dorf Broek, und die Ufer sind sorgfältig geschmückt mit Blumenbeeten, seltsam geschnörkelten und zugestutzten Buchebäumen und kleinen Lusthäusern oder Pavillons.

„Ich stieg außerhalb des Dorfes ab, denn es ist keinem Pferde oder Fuhrwerk gestattet, die Straße zu betreten, um nicht das wohl-

Digitized by Google

geschwemmte Pflaster zu verunreinigen. Ich schüttelte daher den Staub von meinen Füßen und schickte mich an, mit gebührender Ehrfurcht und Vorsicht in dieses sanctum sanctorum holländischer Reinlichkeit hereinzuschreiten. Der Eingang führte durch eine enge Straße, mit kantenweise gelegten gelben Ziegeln gepflastert, und sauber genug, um darauf zu essen. Allerdings sind tiefe Furchen darin zu bemerken, die aber nicht vom Tritt der Füße, sondern von der Friction des Schrubbens herrühren.

„Die Häuser sind von Holz gebaut und schienen alle frisch angestrichen mit grüner, gelber und anderen hellen Farben. Sie werden durch Küchen- und Obstgärten von einander getrennt und stehen in einiger Entfernung von der Straße, mit geräumigen Hofplätzen, deren aus bunten Steinen bestehendes Pflaster eine Mosaik bildet, die durch häufiges Reiben eine glänzende Politur erlangt hat. Von der Straße werden die Hofräume durch kunstreich gearbeitete eiserne Gitter oder Balustraden geschieden, deren Spitzen mit spiegelblank geschwerten kupfernen und messingenen Kugeln geziert sind. Sogar mit den Stämmen der vor den Häusern befindlichen Bäume hat man denselben Reinigungsprozeß vorgenommen und ihnen dadurch das Ansehen gegeben, als wären sie überfirnißt. Die Portale, Thüren und Fensterrahmen sind von exotischen Holzarten, niedlich geschnitzt und wie kostbare Möbel polirt. Die Vorderthüren werden nie geöffnet, außer bei Kindtaufen, Hochzeiten und Leichenbegängnissen; an allen anderen Tagen tritt man durch die Hinterthür ein. In früherer Zeit mußten die Gäste erst Pantoffeln anlegen, ehe ihnen gestattet wurde, die Schwelle zu überschreiten; aber gegenwärtig wird diese orientalische Ceremonie nicht mehr befolgt.

„Da mir keine Compagnie Soldaten zu Gebote stand, so konnte ich nicht daran denken, den Einlaß in eine dieser stattlichen Behausungen zu erzwingen. Ich hatte jedoch das Glück, mit Hülfe meines Führers mit einen Weg in die Küche des berühmten Dirmus zu bahnen, und es ist sehr die Frage, ob ich den Salon desselben meiner Aufmerksamkeit würdiger gefunden hätte. Die Köchin, ein kleines, hageres, mit einer Habichtsnase versehenes und durch immerwährende Thätigkeit und unablässiges Scheuern abgezehrtes Frauenzimmer, war mit ihren Kesseln und Kasserollen beschäftigt; hinter ihr tummelte sich der Küchenjunge, beide in Holzpantoffeln, so rein und weiß wie die Milcheimer; Reihen von messingenen und kupfernen Gefäßen, Regimenter von zinnernen Schüsseln und mächtigen Suppennäpfen gaben glänzendes Zeugniß von der Intensivität ihrer Reinlichkeit; selbst die Kesselhaken und Nägel am Ofensims waren blank geputzt, und das leuchtende Antlitz des guten St. Nikolaus strahlte von der eisernen Platte im Rücken des Kamins hervor.

„Unter den Zierraten der Küche befand sich ein gedruckter Bogen mit Holzschnitten, welche die verschiedenen Festtagsgebräuche Hollands darstellten, denen erklärende Reime angehängt waren. Ich erkannte hier mit Entzücken die Lustbarkeiten des Neujahrstages, die Festgelage von Paas und Pinkster und alle anderen Vergnügungen, die sich in meiner Geburtsstadt aus den ältesten Zeiten Neu-Amsterdams erhalten haben und in meiner Kindheit die Lichtpunkte des Jahres bildeten. Ich eilte, mich gegen eine geringe Vergütung dieses kostbaren Dokuments zu bemächtigen, und trug es als Andenken an den Ort davon, obgleich ich beinahe vermuthe, daß ich hiermit die ganze Tagesliteratur von Brock in Beschlag nahm.

„Ich muß hier die Bemerkung einschalten, daß dieses Dorf das Paradies der Kühe so gut wie der Menschen ist; in der That scheint die Kuh bei den Einwohnern fast eben so sehr ein Gegenstand der Verehrung zu sein, wie der Stier unter den alten Aegyptern, und sie verdient es auch vollkommen, da sie für die Schutzgöttin des Ortes gelten kann. Dieselbe gewissenhafte Reinlichkeit, die alles Andere durchdringt, zeigt sich auch in der Behandlung dieses verehrten Thieres. Man erlaubt ihr zwar nicht, im Dorfe umherzuwandeln; aber im Winter, wenn sie die reichen Weiden verläßt, wird ihr ein schön gebautes, schön angestrichenes und in bester Ordnung gehaltenes Haus zur Verfügung gestellt. Ihr Stall ist von ansehnlichen Dimensionen, der Fußboden ist gescheuert und gebohnt, die Haut der Kuh selbst wird täglich nach Herzenslust gestriegelt, gebürstet und gewaschen und ihr Schwanz, zierlich zusammengebunden, die zur Decke aufgeschürzt und mit einer Schleife geschmückt.

„Auf meinem Rückwege durch das Dorf kam ich an dem Hause des Predigers vorüber — eine sehr comfortable Wohnung, die mir einen vortheilhaften Begriff von der Religiosität des Ortes einflößte. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß die Einwohner lange Zeit in argen religiösen Indifferentismus versunken waren; ihre Prediger bemühten sich umsonst, ihre Gedanken auf ein zukünftiges Leben zu richten; die Freuden des Himmels, wie man sie in der Regel schildert, wollten ihrem Geschmack schlechterdings nicht zusagen. Endlich erschien ein Geistlicher unter ihnen, der einen ganz neuen Ton anschlug. Er beschrieb das neue Jerusalem als auf einer völlig glatten Ebene liegend, mit herrlichen Dämmen und Gräben und Kapälen, mit Häusern, die von Farbe und Firniß und glasirten Ziegeln wiederstrahlten; wohin kein Pferd, oder Esel, oder Katze, oder Hund, oder irgend Etwas kommen dürfe, das Gerüsch oder Schmutz verursacht, und wo man mit nichts Anderem beschäftigt sein werde, als mit Reiben und Scheuern und Waschen und Malen und Vergolden und Lackiren in saecula saeculorum! Seit jener Zeit sehnen die Hausfrauen von Broek sich alle nach den Freuden des neuen Jerusalems."

Türkei.

Neuere Schriften über die alte orientalische Frage.

Die heutige orientalische Frage ist nur die zweite oder dritte Auflage einer vier bis fünf Jahrhunderte alten. Ja, eine orientalische Frage gab es im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, wie jetzt, und die damalige ähnelt der heutigen in mancherlei Betracht. Damals, wie jetzt, galt es, einem abgelebten, wurmstichig gewordenen Reich den Todesstoß zu versetzen, andererseits demselben als Doktoren, Krankenhüter und Leibtrabanten möglichst wiederemporzuhelfen. Wenn Letzteres die damaligen Mächte im Westen mit vereinter Kraft zu thun verabsäumten, vielmehr den kranken Mann so gut als seinem Schicksal preisgaben, so ist den Westmächten unserer Tage nicht ein gleicher Vorwurf zu machen: ist sa durch ihr Schüren die orientalische Fackel nahebei zur europäischen Feuersbrunst geworden. Damals bedrohte ein Übergelegener Gegner von Osten und Norden aus den Kranken, wie heute, und der Hauptstoß erfolgte damals vom Norden (Adrianopel) her, wie er ihm auch jetzt vom Norden aus zugedacht war. Wie unter den damals obwaltenden Umständen das byzantinische Reich erliegen mußte, so wird auch der Sturz des auf derselben Stätte hinsiechenden Osmanenreichs nicht ausbleiben. Jedoch, dem Anschein nach, von anderer Seite her, als von wo noch vor Jahresfrist die Gefahr drohte; denn ihm sind seitdem die Freunde und Beschützer gefährlicher geworden, als der Feind im Norden. Den Waffenfleiß der Osmanen begleitete ein religiöser Triumph, der des Islam über das Evangelium, und so wird hinwiederum mit dem Zerfalle des Osmanenreichs in Europa's Osten allda der Sieg des Kreuzes über die bisherige faktische Präponderanz des Halbmonds entschieden und gesichert sein.

Ein Aufsatz zum Verständnisse jener älteren orientalischen Frage befindet sich unter Anderem von Herrn Dr. Zinkeisen in Raumer's neuestem historischen Taschenbuch: „Die orientalische Frage in ihrer Kindheit", worin die Arthlosigkeit in dem schwergefährdeten Konstantinopel, die Theilnahmlosigkeit im Occident, die Fruchtlosigkeit aller etwaigen Beistandsversuche zu der Zeit, wo die Osmanen sich über Natolien ergossen und schon festen Fuß in Europa faßten, geschildert ist. Es ist bemerkenswerth, daß wir uns in Deutschland noch immer keines originalen und vollständigen Werks über die Geschichte des oströmischen Reichs während des Mittelalters erfreuen, sondern uns theils mit der der Gründlichkeit nicht ermangelnden vierundzwanzigbändigen „Histoire du Bas-empire", von Lebeau und Ameilhon, und ihrer Uebersetzung behelfen, oder auch die Verdeutschung des umfassenden Werks von Finlay, wovon bis jetzt nur Theil I., von 1204—1401 reichend (von E. W. Reiching, Stuttgart, 1853), erschienen ist, abwarten müssen. Dagegen hat die neueste Zeit eine Reihe werthvoller Schriften gebracht, welche, wenn auch nicht den gesammten Zeitraum umfassend, doch einzelne Geschichtsephasen oder Zustände desselben beleuchten und, bei ihrer tiefeingehenden Betrachtungsweise, nicht wenig zum Verständniß jener Zeit beitragen. Hierher zu rechnen ist zuerst von Jakob Burckhardt: „Die Zeit Konstantin's des Großen" (Basel, 1852), auch nach Manso, von dem es vielfach abweicht, ein sehr verdienstvolles Werk. Eine besonders anziehende Episode desselben ist diejenige, wo erzählt wird, wie der Kaiser bei Wahl einer neuen Residenz, eines zweiten Rom, nach langem Schwanken, und nachdem er seine Gedanken beweltweilig auf Sardika (Sofia), in seiner Nähe er geboren war, Thessalonich, Chalcedon, zuletzt auf die Umgegend des alten Troja geworfen hatte, hier auch schon einen Riß der künftigen Stadt entworfen, schon Baumaterial anfahren ließ, endlich, durch ein vorwendes Traumgesicht abgebracht, seine Augen auf das am schönen Bosporus gelegene, von Septimius Severus grausam zerstörte Byzanz heftete und da auch sofort Hand ans Werk legte.

Als höchst lesenswerthe Monographieen sind ferner hervorzuheben: Ernst v. Lasaulx' „Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser, ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte" (München, 1854), und W. A. Schmidt's „Aufstand in Konstantinopel unter dem Kaiser Justinian" (Zürich, 1854). In dieser Schrift des durch mehrere sehr interessante Monographieen über die Politik des Alterthums bekannten Geschichtschreibers wird ein wichtiger, bisher ziemlich dunkel gebliebener Abschnitt in jenes Kaisers Regierungsgeschichte, die Verschwörung der lange Zeit sich tödtlich hassenden Factionen der Grünen und Blauen und ihre Vernichtung im Hippodrom durch Belisar und Narses, durch Rückführung

auf ihre Motive befriedigend aufgeklärt. — In die Geschichte des byzantinischen Reiches ragt, nächst den übrigen Völkern an der Nordgränze, besonders die der Hunnen herein, mit welchen es seit dem vierten Jahrhundert in andauernd mittel- oder unmittelbaren Konflikt gerieth und, ihnen bald verfeindet, bald zinsbar, bald auch verbündet, eine Reihe von Jahrhunderten blieb. Eine Menge Beziehungen dieser Geschichte also würde ohne nähere Bekanntschaft mit den äußeren und inneren Zuständen jener wilden Horden kaum verstanden werden. Diese Bekanntschaft nun wird durch die inhalt- und gehaltreichen Forschungen über „Attila's Söhne und Nachfolger" vermittelt, welche Amédée Thierry, auf Grund der Quellen jener Zeit und nach eigener, wie uns scheint, treffender Combination, in der Revue des deux Mondes des vorigen Jahres niedergelegt, aber bis jetzt nicht zum Schlusse geführt hat.

Auf die Periode des Falls von Konstantinopel zu kommen, ist bis auf die neuere Zeit herab der fruchtlose Beistand der Genuesen in Vertheidigung der Stadt ungemein hoch veranschlagt und gepriesen worden. Neueste Funde in den Archiven der ehemaligen Republiken Venedig und Genua, worüber in der Augsburger „Allg. Ztg." d. J. (Nr. 15, Beilage) nachzusehen, haben auch diesen Punkt aufgehellt und dargethan, daß die Genuesen vielmehr im Geheimbunde mit dem Bedränger Konstantinopels standen und ihr Landsmann Giovanni Giustiniani, der vielbelobte Waffengenoß des letzten Paläologen, nicht sowohl für Rettung der Stadt, als Wahrung seiner eigenen Interessen und Besitzungen auf der Insel Chios, tapfer gefochten hat und gefallen ist. — Schreiten wir über diese Katastrophe hinweg, so führt uns der Weg noch einmal zu Herrn Zinkeisen, der in seinen (Gotha, 1854 herausgegebenen, nach dem Originaltext übersetzten) „drei Denkschriften über die orientalische Frage von Papst Leo X., König Franz I. von Frankreich und Kaiser Maximilian I. aus dem Jahre 1517" die Politik der drei Christenhäupter, des zur Bekämpfung der Osmanen drängenden Leo, des leichtfertigen und zweideutigen Franz, des Alles mit deutscher Gründlichkeit erwägenden Max, beleuchtet hat. E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Zusammentreffen Dr. Barth's mit Dr. Vogel. (Mittheilung des Herrn Dr. A. Petermann.) Am ersten Dezember vergangenen Jahres ist unseren beiden wackeren Landsleuten in Central-Afrika das Glück zu Theil geworden, sich in Gesundheit und Wohlbefinden zu vereinigen. Dr. Vogel war Ende November von Kuka abgereist, um in westlicher Richtung vorzudringen und bis Sinder, der nordwestlichen Gränzstadt des Bornu-Reiches, das Netz seiner astronomischen und physikalischen Beobachtungen auszudehnen. Unterwegs erreichte ihn glücklicherweise ein Brief Dr. Barth's, datirt Kano den 24. Oktober, und dies war die erste Nachricht von dem unvergleichlichen Reisenden, die er erhalten hatte, nachdem alle früheren aus dem Westen anlangenden Nachrichten auf seinen Tod gedeutet hatten. Aus dem Briefe ging hervor, daß Barth ungefähr zur selbigen Zeit von Kano abgereist war und seine Schritte nach Osten zu gewandt hatte, in welcher Vogel Kuka verlassen, um nach Westen, nach Kano zu, auf demselben Wege, den Barth auf dem entgegengesetzten Endpunkte betreten, — vorzudringen. Beide Reisende waren sich also, ihrer unbewußt, entgegengekommen. Fürwahr, das feste, das rührende Gottvertrauen, was sich in den letzten Jahren in jeglichem Brief Dr. Barth's in hervortretender Weise ausgesprochen, hat den wackeren Mann nicht zu Schanden werden lassen! Auf jene unerwartete Nachricht hin warschirte Dr. Vogel, selbstverständlich, auf dem Kano-Wege weiter, und zu Bundi, etwa dreißig deutsche Meilen nordöstlich von Kano, und funfzig Meilen gerade westlich von Kuka, trafen beide Reisende zusammen. Ein paar flüchtige, mit Bleistift geschriebene Zeilen haben dieses frohe Ereigniß an den britischen Konsul in Tripoli verkündet, aber noch nichts Näheres darüber mitgetheilt; es ist indeß blos nöthig, daran zu erinnern, daß Barth seit Oberweg's Tode, der am 27. September 1852 stattfand, nicht blos allen europäischen Verkehrs entbehrt hatte, sondern von der ganzen civilisirten Welt abgeschnitten, während eines Zeitraums von mehr als zwei Jahren den größten Gefahren, Mühseligkeiten und Drangsalen aller Art ausgesetzt gewesen war, — um sich einen Begriff zu machen von der Scene des Zusammentreffens beider Reisenden.

Dr. Barth gedachte von Kuka aus, direkten Weges über Murzuk und Tripoli, nach Europa zurückzukehren und kann nun jeden Tag in seinem Vaterlande erwartet werden, was aber Dr. Vogel betrifft, so hatte das Zusammentreffen mit Barth nicht vermocht, den Feuereifer dieses jugendlichen Forschers zu verringern und ihn zu veranlassen, seine Schritte der Heimat zuzuwenden, sondern er hatte beschlossen, seine Forschungen weiter auszudehnen nach Süden und Westen, in die Reiche der Fellatas, und dazu hatte er sich schon von Barth die Empfehlungsschreiben geben lassen, die derselbe von dem großen Fellata-Herrscher in Sokoto erhalten hatte.

— Der Radikalismus unter den Deutschen in Amerika. Unter den Redakteren der deutschen demokratischen Zeitungen in Nord-Amerika ist eine sehr entschiedene Spaltung eingetreten. Aus einem Manifeste, das der bekannte Radikale, Karl Heinzen, in dem von ihm in Cincinnati herausgegebenen „Pionier" veröffentlicht, ist ersichtlich, daß nicht blos ältere deutsche Blätter, wie die „New-Yorker Staatszeitung", das „Demokratische Tagblatt" und der „Philadelphier Demokrat", die Grundsätze und die in das Volk geschleuderten Brandschriften des Herrn Heinzen bekämpfen, sondern daß auch solche deutsche Zeitungen, die erst seit dem Jahre 1848 in Amerika entstanden und von bekannten politischen Flüchtlingen redigirt werden, von der Richtung des Heinzenschen Blattes sich losgesagt haben. Zu den letztgedachten Zeitungen gehören namentlich die „Quincy-Tribüne", herausgegeben von dem früheren Frankfurter Parlamentsmitglied und „Reichskanarienvogel", Herrn Rösler, die „San Antonio Zeitung", redigirt von Dr. Donai, und die „Neu-Braunfelser Zeitung" des Herrn Lindheimer. Auch die Zeitungsredakteren Diez, Neumann und Magnus Groß werden unter den Gegnern des Radikalismus namhaft gemacht. Nur Heinzen selbst und die wenigen Anhänger, die er noch unter den Deutschen in Amerika zählt, wollen nicht einsehen, daß man mit solchen Grundsätzen, wie sie der Radikalismus zur Schau trägt, eben so in der neuen, wie in der alten Welt, keine Staatsform zu begründen, keine Gesellschaft zu reformiren, ja, kaum einen Hund hinterm Ofen hervorzulocken vermag. Herr Heinzen selbst sagt: „Die Worte Radikalismus und Radikaler sind einigermaßen anrüchig geworden.... Wir unserestheils adoptiren aber die Benennung nach wie vor, weil eben die Sprache uns keine geeignetere darbietet, obschon es uns für unsere Person ganz gleichgültig ist, ob man uns radikal, oder katholisch, oder hottentottisch, oder chinesisch nennt." — Inzwischen fügt der Verfasser doch etwas kleinlaut hinzu: „Trotz allen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, mit denen namentlich wir zu kämpfen hatten, ist es auch nicht die Erfolglosigkeit des Radikalismus unter den Deutschen, die uns selbst zu der Klage bringt, daß wir hier den Sisyphus spielen, sondern es ist die Erfolgsfähigkeit des Deutschthums unter den Amerikanern. Daß wir hier keine entsprechende Geltung und Macht haben, um das, was der deutsche Radikalismus in der Theorie entwickelt, nach und nach in der Praxis des Staatslebens zu gestalten, und daß in dieser fernen Machtlosigkeit, die keine thatsächlichen Marksteine der Wirksamkeit als ermuthigende Haltpunkte der weiteren Entwickelung aufzustellen vermag, endlich die Idee selbst erlahmen und ihren Anhang verlieren muß — das ist es, was uns den Muth rauben könnte, wenn wir überhaupt im Stande wären, ihn zu verlieren."

— Eine türkische Literaturgeschichte. Unter dem Titel „Denkwürdigkeiten der Dichter aus neuerer Zeit" (Teskeré-i-Chatimé ül Keh'ar) hat ein Beamter der Pforte, Fetin Efendi, eine Art Geschichte der neuesten Literatur der Osmanen im vorigen Jahre zu Konstantinopel herausgegeben. Vermuthlich ist dies eines der von der neuen türkischen Akademie veranlaßten und von ihr mit Ehrenpreisen belohnten Werke zur Verbreitung von Wissenschaft und Aufklärung. Nach einem darüber von einem Korrespondenten der „Allg. Zeitung" (Nr. 92, Beilage) ertheilten Berichte ist die Arbeit, obwohl von einigen literarischen Celebritäten, wie Kemal Efendi (türkischem Gesandten in Berlin), Ahmed Dschevdeh Efendi (Mitglied des Unterrichtsraths und Verfasser einer türkischen Grammatik), sehr empfohlen, eine blose Nomenklatur mit bombastischen Lobeserhebungen und unter Mittheilung eines kleinen Gedichtes, oft nur eines Distichons, von jedem Dichter. Als solcher gilt übrigens eben so jeder obskure Grabschriften-Verfasser, wie der Staatsmann, der irgend einmal zu seiner Erholung einen Vers gemacht hat. Dem letztgedachten Umstand verdankt das Buch jedoch den Vortheil, zugleich eine Uebersicht der zeitgenössischen Celebritäten der Türkei auf politischem und literarischem Gebiete zu sein. Von dem Plutarchischen Talente und von der Ueberschwänglichkeit des Verfassers wird es einen Begriff geben, wenn wir uns von ihm erzählen lassen: „daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Mustafa Reschid Pascha (welcher früher fünfmal den Posten eines Gesandten in Paris bekleidete und dreimal Großvesir war), durch die Schärfe seines Verstandes und Nachdenkens Plato und Kristoteles in Vergessenheit gebracht habe und in Betreff der Sytsistik sich zu den ersten Meistern dieses Faches wie ein Weltlehrer zu Kindern verhalte, welche die ABC-Schule besuchen." — Das Buch ist übrigens aus der lithographischen Presse der Kriegsschule bei Pera hervorgegangen und umfaßt, auf vierhundertneunzig Oktavseiten engen Druckes, die türkischen Dichter von dem Jahre des Hidschrei 1135 (1732 nach Chr.) bis auf die Gegenwart.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür bei allen Postämtern portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von hier deutschen Buchhandlung (in Berlin bei: Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Verleger Asmann, Niederwallstr. Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 53. Berlin, Donnerstag den 3. Mai 1855.

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Paravia über die schriftstellerische Verantwortlichkeit. — Della Torre über Moses Mendelssohn. — Allopathie und Homöopathie in Italien. — Dr. Crüger's Geschichte der sardinischen Verwaltung. — Mommsen's römische Geschichte. — Giannone's Werke. — Cibrario's Staatshaushalt des Mittelalters. — Berühmte Frauen Piemonts. — Leti's Leben Sixtus' V. — Archäologische Zeitschrift in Sardinien. — Das „Licht des Evangeliums" in Turin. — Die Waldenser, ein historisches Drama. — Italienische Taschenbücher. — Die Strenna Italiana von 1854—55. — Mailändische Kunst-Illustrationen. — Komischer Almanach von Turin.

Die Eröffnung der Universität zu Turin für das Winter-Semester 1854—55 hat zu einer glänzenden Rede Veranlassung gegeben, die aber verschiedentlich beunruhigt ist. Der Professor der Beredsamkeit und der vaterländischen Geschichte, Ritter Paravia, hat diese Rede mit Anmerkungen herausgegeben,*) welche von der „Verantwortlichkeit des Schriftstellers" handelt. Mit wahrhaft rednerischem Feuer sagt er: „Von allen Beschäftigungen des Menschen giebt es keinen höheren Beruf nach dem des Priesterthums und hat keinen höheren gegeben, als den des Schriftstellers. Keiner hat jemals einen größeren Einfluß gehabt." Daher leitet er aber auch die große Verantwortlichkeit ab, welche dieser Beruf — der einen so mächtigen und bleibenden Einfluß ausüben kann, — auflegt. Wenn man nun auch allgemein findet, daß der Verfasser diesen Gegenstand trefflich behandelt hat, so werfen ihm doch Manche vor, daß er die Wirkung der schlechten Presse zu hoch angeschlagen und durch seinen dagegen ausgesprochenen Eifer die Macht der wahren Ueberzeugung, mithin auch den Einfluß des Schriftstellers, wieder herabgesetzt hat. Paravia ist aus Zara in Dalmatien und hat seiner Vaterstadt eine treffliche Bibliothek mit der Bedingung zum Geschenk gemacht, daß sie dem öffentlichen Gebrauche geöffnet werden solle, und noch immer fährt der gelehrte Geber fort, seltene und kostbare Werke nach Zara zu senden.

Eine andere, bei feierlicher Gelegenheit vorgetragene Eröffnungsrede, die auch für Deutschland nicht ohne Interesse ist, hat den Philosophen Moses Mendelssohn zum Gegenstande und ward von dem bereits öfter von uns erwähnten Professor Lelio della Torre bei Wiedereröffnung des Collegio Rabbinico in Padua am 18. November 1854 gehalten.**) Professor della Torre, unter den israelitischen Schriftstellern Italiens einer der gelehrtesten und elegantesten, macht in dieser Darstellung seine italiänischen Glaubensgenossen mit dem Einflusse bekannt, welchen Mendelssohn im vorigen Jahrhundert auf die Bildungszustände der deutschen Juden geübt.

Der in Turin lebende Dr. Antonio Zambianchi hat daselbst kürzlich neue pathologische Untersuchungen herausgegeben.***) Er ist Redacteur der dort herauskommenden medizinischen Zeitung, welche in dem Rufe steht, die beste Zeitschrift für diese Wissenschaft in Italien zu sein. Uebrigens hat auch die Homöopathie in Italien viele Anhänger, so daß die Stadt Turin allein acht homöopathische Aerzte zählt, und daß bereits seit vierzehn Jahren eine homöopathische Apotheke hat bestehen können. Auf der anderen Seite hört man aber noch fortwährend von zehn bis funfzehn Aderlässen, welchen sich die Kranken unterziehen müssen. Der bekannte Arzt Ritter Trompeo fährt noch fort, seine Wissenschaft zur Förderung gemeinnütziger Anstalten anzuwenden, und hat bereits eine zweite Ausgabe seiner früher erwähnten Schrift: „über die Gesundheitsverhältnisse der Seelente" sehr bereichert herausgegeben.

Ein in Turin lebender Deutscher, Dr. Crüger, aus Königsberg, hatte eine Geschichte der Verwaltung des Königreichs Sardinien seit den im Jahre 1846 von König Karl Albert angefangenen Reformen deutsch herausgegeben; diese bis in die neueste Zeit gehende Darstellung hatte den Italiänern, welchen sie zugänglich war, so gefallen, daß er jetzt eine italiänische Uebersetzung dieser Arbeit herausgiebt.†) Die von ihm vor kurzem in französischer Sprache herausgegebenen „Esquisses italiennes" haben dem Verfasser ebenfalls viele Freunde erworben. Auch eine andere Uebersetzung eines deutschen Werkes wird nächstens in italiänischer Sprache erscheinen, nämlich die gründliche Geschichte Roms von dem Professor Mommsen in Breslau. Sandrini in Turin hat diese Arbeit übernommen. Es ist dies der gewandte Uebersetzer der Geschichte der Deutschen von Duller, den wir bereits zu erwähnen Gelegenheit hatten.

Unter den nächstens erscheinenden Büchern von Werth befinden sich die bisher ungedruckten Werke des berühmten neapolitanischen Staatsmannes Pietro Giannone, welchem wir die „Storia civile del Regno di Napoli" verdanken. Er ist einer der bedeutendsten italiänischen Schriftsteller, die über das Verhältniß von Kirche und Staat geschrieben haben. Die Geistlichkeit bewirkte seine Verbreibung aus Neapel und brachte ihn dahin, daß er 1748 auf der Citadelle zu Turin als Staatsgefangener endete. Der bekannte, hier lebende neapolitanische Rechtsgelehrte Mancini besorgt die Herausgabe der hinterlassenen Werke Giannoni's.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts des Königreichs Sardinien, der gelehrte Ritter Cibrario, dem wir so viele treffliche Werke über die Geschichte seines Vaterlandes verdanken, findet neben seinen Dienstgeschäften immer noch Zeit zu seinen verdienstlichen historischen Forschungen. Eben hat derselbe die vierte Ausgabe seiner Geschichte des Staats-Haushalts im Mittelalter**) besorgt. So wie der französische Statistiker Moreau de Jonnès durch seine Statistik der Völker der alten Welt viel Licht über jene Zeit verbreitet hat, so hat auch in dem vorliegenden Werke der gelehrte Cibrario die merkwürdigsten Forschungen über das Mittelalter mitgetheilt. Er stellt die Geschichte der Staatswirthschaft als den edelsten und wichtigsten Theil der Geschichte der Völker auf; sie zeigt die Ergebnisse der Erfahrungen der Regierungen und der Völker; sie zeigt, wonach die einen und die anderen gestrebt haben und wohin sie durch falsche Wahl der Mittel gerathen sind. Mit Recht beklagt er es, daß dieser Gegenstand von den Schriftstellern gewöhnlich nicht genug beachtet worden ist, obwohl gerade die Geschichte der Staatswirthschaft jeden Volkes Ursache und Wirkung des politischen und moralischen Zustandes derselben am besten darstellt. Dieses gelehrte Werk ward bereits nach den ersten Ausgaben in Deutschland dadurch bekannt, daß der Professor Buß in Freiburg davon eine Uebersetzung geliefert hat. Cibrario, dem das Urtheil der deutschen Geschichtsforscher sehr wichtig ist, sagt, daß er nach den ihm von dort zugekommenen Bemerkungen Gelegenheit genommen, manche Verbesserungen vorzunehmen; doch verwahrt er sich dagegen, daß er eine Philosophie der Geschichte habe schreiben oder darthun wollen, wie unter gewissen Voraussetzungen darauf logisch diese oder jene Folge habe entstehen müssen; sondern er habe vorgezogen, einfach ein Bild von dem Organismus jener Zeit zu liefern.

Daß ein so gebildetes Land, wie Piemont, auch gebildete Frauen besitzt, ist nicht zu verwundern; man erstaunt aber über deren Anzahl, wenn man das in Turin vor kurzem erschienene biographische Wörterbuch der ausgezeichneten piemontesischen Frauen einsieht.***)

Bemerkenswerth ist eine kürzlich erschienene Lebensbeschreibung des Papstes Sixtus V., von Leti,†) weil dieses Werk eines im siebzehnten Jahrhundert berühmten Römers, welcher in Genf den evangelischen Glauben annahm, mithin in Italien stets als verboten angesehen wurde, jetzt in der Sammlung der von Pomba veranstalteten wohlfeilen Volksbibliothek erschient.

*) Orazione nel riaprimento degli studii nella Università. Della responsabilità dello scrittore, del Cav. P. A. Paravia. Torino.

**) Mosè Mendelssohn. Orazione &c. Padova, 1854.

***) Questioni di Patologia e di Critica medica di Antonio Zambianchi. Torino.

*) Storia del Piemonte dalle Riforme sino agli ultimi tempi, tradotto dal Tedesco, dal Dott. Crügeer. 1854.

**) Della economia politica del medio evo di Luigi Cibrario. Libri tre. Quarta edizione accresciuta. Torino, 1854. Stamperia reale. 1. Vol. 8. 573 S.

***) Dizionario delle donne celebri Piemontesi, del Dottore Carlo Novellis. Torino.

†) Vita di Sisto quinto pontifice Romano, scritta da Gregorio Leti. Torino, 1853. III. Vol.

Digitized by Google

Seit dem Anfange dieses Jahres giebt der gelehrte Kanonikus Spano in Sardinien, von dessen Wörterbuche des sardinischen Dialekts und der Sammlung der dortigen Sprüchwörter wir bereits Nachricht gegeben, eine archäologische Zeitschrift*) heraus, von der alle Freunde des klassischen Alterthums viel erwarten können, da auf jener Insel fortwährend bedeutende Funde gemacht werden und Spano selbst eine reiche Sammlung besitzt.

In Turin ist neben der früher schon erwähnten evangelischen Zeitung Buona novella noch eine andere, unter dem Titel: „Licht des Evangeliums“,**) entstanden, welche der ehemalige Pfarrer an der Magdalenen-Kirche zu Rom, de Sanctis, herausgiebt, der hier evangelisch geworden. Es ist erfreulich, zu sehen, wie tolerant man bereits in Piemont geworden, so daß in bürgerlichen und Militair-Verhältnissen durchaus kein Unterschied wegen der Religion mehr gemacht wird, was sowohl für Protestanten als für Israeliten gilt.

Da einmal von der Verbreitung des evangelischen Glaubensbekenntnisses in Italien die Rede ist, müssen wir eines Schauspiels erwähnen, welches die Verfolgung der Waldenser im Jahre 1558 zum Gegenstande hat, in welchem Jahre der Geistliche derselben, Giuffredo Baraglia, in Turin und mehrere Andere in der Umgegend verbrannt wurden. Das gedachte Drama, „die Waldenser“,***) hat dramatischen Effekt, und spielen dabei die Jesuiten eben keine sehr erbauliche Rolle. Verfasser ist Herr Goveau, ein Nachkomme des Rechtsgelehrten Goveau, welcher den auf der Sorbonne studirenden Ignaz von Loyola von der Universität wegjagte und den Emanuel Philibert nach Turin zog. Das Hauptverdienst dieses Schauspiels ist aber, daß es durchaus historisch ist, indem es sich auf die Geschichte der Waldenser von Bert†) gründet, welche bald nach der durch Karl Albert mit der Constitution gegebenen Religionsfreiheit erschien. Der gewissenhafte Verfasser hat nachgewiesen, daß hier sich das Urchristenthum am längsten erhalten hat, denn noch zur Zeit Karl's des Großen verbannte der Bischof Claudius zu Turin die Bilder als Abgötterei aus den Kirchen.

Die Menge der in Italien alljährlich erscheinenden Volkskalender und Taschenbücher ist außerordentlich groß. Der in Mailand herauskommende Volkskalender, unter dem seltsamen Titel: „Grämrocks Neffe“,††) der für ein paar Groschen verkauft wird, enthält außer dem Kalender eine Uebersicht und Statistik der europäischen Staaten, eine noch mehr ins Einzelne gehende, der jetzigen Zeit angemessene Statistik von Rußland, mehrere gemeinnützige Abhandlungen, eine geschichtliche Uebersicht des vergangenen Jahres und einen Nekrolog der in dieser Zeit verstorbenen bedeutendsten Italiäner, mit deren Bildnissen, wie denn überhaupt jeder italiänische Volkskalender mit Bildern geschmückt, obwohl er sonst sehr einfach ist. Dagegen sind die für die elegante Welt bestimmten Taschenbücher um so prachtvoller ausgestattet; es kommen deren besonders in jeder größeren Stadt Italiens heraus. Hier, wo keine zur guten Gesellschaft gehörige Dame ein Buch in die Hand nehmen würde, das bereits die Runde durch alle Wachtstuben gemacht, sind solche Taschenbücher gewöhnlich die Neujahrsgeschenke, die man bekannten macht. Solche Strenna (Etrennes) erscheinen gewöhnlich in großem Format als Pracht-Ausgaben und werden von den Herausgebern dazu benutzt, junge Talente, besonders Damen, in die literarische Welt einzuführen. So hat die jugendliche Tochter Vegezzi-Ruscalla's in Turin seit drei Jahren Uebersetzungen von Nieritz' Erzählungen als Neujahrsgeschenke für Kinder mit Glück herausgegeben.

Ein wahres Prachtwerk dieser Art ist die ebenfalls in Mailand herauskommende „Strenna italiana“, deren dreizehnter Jahrgang der von 1854 war und dem man es ansieht, daß die elegante Welt hier Etwas auf Bücher wendet. Der bedeutendste Aufsatz in dem vorgedachten Bande dürfte die Lebensbeschreibung von Marco Polo, von Bozzoli, sein; ferner „Mittheilungen aus dem Leben des Malers Fr. Barocci“, von Rovida. Der für das Jahr 1855 bestimmte Band ist nicht weniger prachtvoll, ein wahrer Musen-Almanach, in welchem sich aber auch mehrere prosaische Aufsätze von Daudolo, Tomaseo und Maffei, dem Uebersetzer von Schiller's Werken, befinden. Jedenfalls sind diese italiänischen Taschenbücher, wenn auch nicht prachtvoller, doch geschmackvoller als die englischen ausgestattet, lassen aber die deutschen in dieser Beziehung weit zurück.

Das am reichsten ausgestattete Taschenbuch Italiens, die „Mailändische Kunst-Illustration“,††† ist auch diesmal den besten Kunstwerken der Neuzeit gewidmet; eine Prachtausgabe in Quart mit prachtvollen Stahlstichen nach Gemälden und Skulpturen ausgestattet. Wir erwähnen nur das Bild von Hayez, eine Scene aus dem Leben der Fiorella di Lamberazzi vom Jahre 1273, künstlerisch und geschichtlich erklärt von Caymi, u. a. m. In Italien, wo die vornehme Welt noch fortwährend für ihre Salons Gemälde und Bildwerke anlegen läßt, gehört ein solches Taschenbuch auf den Arbeitstisch jeder vornehmen und eleganten Dame.

Das Turiner Taschenbuch, für dieses Jahr unter dem Titel: „Die Wohlthätigkeit“,*) enthält gute Aufsätze von Paravia, Predari, Pisani, Tomaseo, Giobetti und Ball' Ongaro, dem Tyrtäus in Rom im Jahre 1848, der auf dem geistlichen Stande getreten ist, um der Politik und dem Vaterlande zu leben.

Auch der Satire ist ein Taschenbuch in Turin geweiht worden,**) das, mit vielen Bildern ausgestattet, für die Leser des „Fischietto“ bestimmt ist, welches Blatt dem Berliner „Kladderadatsch“ und den Münchener „Fliegenden Blättern“ gleichgestellt werden könnte, nur daß es sich noch mehr als diese mit Politik beschäftigt. Unter Anderem befindet sich darin ein Schwank in zwei Akten, die Wahl eines Deputirten von Dervegio darstellend. Der Humor bleibt aber in Italien stets in den Gränzen des Anstandes, und nie findet man sich in schlechter Gesellschaft, wie dies jenseits der Alpen mit der in manchen Kulen, wo man sie am wenigsten erwarten sollte, beliebten Eckensteher-Literatur der Fall ist.

Frankreich.

Pariser Literatur-Briefe.

(Fortsetzung.)

In der Bühnenwelt streitet man augenblicklich für und wider die Wahrscheinlichkeit des Rücktritts der Mlle. Rachel. Zu bemerken ist, daß von Fräulein Rachel seit einigen Jahren mehr gesprochen wird, wenn der Vorhang gefallen, als wenn er aufgezogen ist. Wird sie reisen? wird sie bleiben? Kein Mensch weiß es zu sagen. Eine Unzahl von Wetten sind darüber abgeschlossen worden.

Die Zahl derjenigen übrigens, welche sich über den Abgang der Rachel trösten würden, steigt von Tage zu Tage. Gewiß ist, daß die französische Bühnendichtkunst wenig dabei verlieren würde. Im Gegentheil. Ohne dem Talente der Künstlerin zu nahe zu treten, darf man doch sagen, daß ihre Wirksamkeit bei dem Théâtre Français auch nicht entfernt eine besondere literarische Bewegung hervorgerufen oder auch nur befördert habe. Außer ihrem klassischen Repertoirium hat Fräulein Rachel in einigen mittelmäßigen Trauerspielen und Dramen gespielt; in letzteren ist sie selbst ziemlich mittelmäßig gewesen. Inzwischen hat ihr Despotismus die Schriftsteller ermüdet, die anderen Künstler, die sich hervorthun wollten, entmuthigt. Das Lustspiel ist seit funfzehn Jahren so gut wie bei Seite geschoben. „Thalia“, sagte neulich Jemand sehr treffend in Bezug hierauf, „ist zum Aschenbrödel in Melpomene's Hause geworden.“

Durch den Abgang der Rachel würde diese Sachlage etwas klarer werden. Die Direction würde freie Hand bekommen und nicht genöthigt sein, lediglich für den Ruhm und die Interessen einer einzigen Künstlerin zu arbeiten. Fräulein Rachel selbst würde nur wenig vermißt werden, denn sie nimmt viel mehr Erinnerungen als Hoffnungen mit sich; sie kann dem intelligenten Publikum hinfort nur noch Täuschungen bereiten: sie hat in dem alten Europa Alles erschöpft, was einer Schauspielerin an Ehren und Lohn zu Theil werden konnte, mag sie jetzt in der neuen Welt weniger blasirte Zuschauer suchen.

Das Pariser Publikum trägt gegenwärtig noch etwas rosilerten Bühnengenüssen Verlangen. Das Lustspiel ist ihm willkommen, wofer es auch kommen mag. Das gute Publikum macht keine großen Ansprüche, jedwede literarische Schule ist ihm recht. Es speist spät zu Mittag, denkt an nichts, als an die großen politischen und industriellen Fragen und kömmt ins Theater, um sich ohne vieles Nachdenken zu unterhalten. Um Gottes willen keine idealen Situationen, keine verwickelte Handlung, am besten gar keine Handlung, nur bunt durch einander zusammengemürfelte, zusammenhangslose, pikante Scenen. Dies mag auch erklären, daß das letzte Stück von Alexandre Dumas, dem Sohne, „La Demi-Monde“, einen so außerordentlichen Erfolg gehabt hat.

Zunächst einige Worte über diesen Titel. Die Bezeichnung „Demi-Monde“ ist eine Erfindung des Verfassers, gleichwie der Ausdruck „Lorette“ eine Erfindung Nestor Roqueplan's war. „Demi-Monde“ bezeichnet eine Region von sehr zweifelhafter Geographie; obgleich überaus groß und stark bevölkert, hat doch noch kein Geograph ihre Gränzen mit Genauigkeit festzustellen vermocht. Die „Halb-Welt“ ist ein zweideutiges Land, das von einem schiefen und dämmernden Lichte beleuchtet wird. Es ist der Sammelplatz der weiblichen Wildbiebe, welche, von der Gesellschaft verfolgt, im Walde auf Abenteuer ausgehen. Man findet dort geschiedene Frauen, problematische oder leichtfertige Wittwen, junge kompromittirte Mädchen, gefal-

*) Bollettino archeologico Sardo, dal Can. Spano. Cagliari, 1855.

**) La Luce del Vangelo. Torino, 1855.

***) I Valdesi, dramma storico in cinque atti, di Felice Goveau. Torino.

†) I Valdesi, ossiano i Christiani cattolici secondo la chiesa primitiva, per Amedeo Bert, ministro del culto Valdese. Torino.

††) Il nipote del vesta-verde, strenna popolare per l'anno 1855.

†††) Gemme d'arti illustrate. Milano. Fünfter Jahrgang. 1855.

*) La Carità, strenna di beneficenza. Torino, 1855.

**) Strenna del Fischietto. Torino, 1855.

Digitized by Google

lose Engel, Intriguantinnen, welche, wie Jérôme Paturot, eine Position suchen, Pseudo-Ehefrauen, Renitenz, deren Namen im großen Staatsrentenbuche unbekannt sind, Schauspielerinnen, deren Haupttalent ihre Schönheit war, kurz, eine vielfarbige, chamäleonartige Welt, welche unzählige Formen annimmt, jedoch ein untrügliches Kennzeichen hat, nämlich die Abwesenheit des Ehemannes.

In diese Welt also führt Herr Dumas Sohn sein Publikum ein, diese Welt ist der Schauplatz seines neuesten fünfaktigen Stückes. Wie man sieht, sind wir von der Welt der Dame aux Camélias und Diane de Lys nicht gar weit entfernt. Diese „Halb-Welt“ ist von der eigentlichen Welt schwer zu unterscheiden, und ein geübtes Kennerauge täuscht sich darin nicht. „Gehen Sie zu Chevet“ (einem der berühmtesten Delikatessenhändler von Paris) — so sagt der Verfasser eine Person des Stückes zu einem Offizier sprechen, dessen Naivetät er kurieren will — „und verlangen Sie Pfirsiche; man wird Ihnen in einem Körbchen ein Dutzend vorlegen, rund, frisch, mit zener rosigen Färbung, welche gewissermaßen die Schamröthe der Frucht zu sein scheint, sammetartig und mit jenem bläulichen Hau, welchen die leiseste Berührung fortt entfernt, und man wird Ihnen sagen: das Stück kostet dreißig Sous; daneben wird man Ihnen andere zeigen, welche etwas dichter gepockt sind, scheinbar eben so schön, wie die vorigen, vielleicht sogar von demselben Spaliere, und doch kosten sie nur fünfzehn Sous. Kehren Sie diese Pfirsiche von geringerem Preise um, so finden sie einen unbemerkbaren Schiffsteck, durch welchen der Wurm eingedrungen ist, oder auch nur einen kleinen Fleck, eine Quetschung, eine Spur des Daumens, der sie befühlt hat, oder der Finger, die sie gepflückt haben. Es sind dies trotzdem saftvolle Früchte, doch der Feinschmecker verschmäht sie.“

Dieses Gleichnis und das ganze Stück zeigen, daß der Verfasser seine „Halb-Welt“ gründlich kennt, auch wenn Herr A. Dumas der Kletterer uns nicht enthülle, daß „Le Demi-Monde“ eine wichtige Stelle in der Lebensgeschichte seines Sohnes eingenommen habe. Allein die Kritik, welche nicht mit den Augen des vom Diner kommenden Publikums sieht, hat ein Recht, zu fragen, wo denn eigentlich die dramatische Berechtigung dieser „Halb-Welt“ zu suchen ist. Wenn man die modernen Bühnen-Schriftsteller Frankreichs noch eine Weile gewähren läßt, so wird es dahin kommen, daß jede Heroine der „Halb-Welt“ von dem großen Haufen als eine wirkliche Heldin angestaunt wird.

Und wo ist denn nun eigentlich das Drama in dem vorliegenden Stücke? Wir haben danach vergebens gesucht. Eine Handlung existirt darin nur dem Scheine nach, das Ding befindet sich im fünften Akte gerade da, wo wir es im ersten Akte gutroffen haben. Noch weniger ist von einer Intrigue die Rede. Die guten Leute geben sich gar nicht die Mühe, ihr Treiben ein wenig zu verschleiern und zu verhüllen. Man plaudert von acht bis eilf Uhr, wie auf einem wunterbrochenen Spaziergange. Und die Moral? Die Moral ist, daß ein junger seiner Herr den schlechten Ruf einer Frau in seinem Interesse ausbeuten darf, vorausgesetzt, daß, wenn diese Frau später in einer wahren Herzensneigung ihr Glück findet und auf den rechten Weg zurückkehrt, der junge Herr sie an den Finger stelle und sie in den Pfuhl zurückschleudere. Die Moral ist auch, daß die wirkliche Welt sich Alles erlauben darf, wenn es nur nicht rauchbar wird und wenn sie sich namentlich nicht mit der „Halb-Welt“ gemein macht. Auf solchen lockeren Grundlagen beruht das Dumasische Stück!

Allerdings steht dies mit der Denkungsart unserer Pariser Gesellschaft vollkommen in Uebereinstimmung, und die Leute ergötzen sich so recht herzlich an dem Stück, weil ihnen da eben nur das wiederholt wird, was sie allabendlich in ihren Salons auseinandersetzen hören. Um und kurz zu fassen: „Le Demi-Monde“ ist weder ein Drama, noch überhaupt ein Stück, es ist nichts als eine geschickte, wohlgeformte Zusammenstellung von Scenen, von denen einige außerordentlich effektvoll sind. Dazu tritt nun noch, daß die Rolle der Hauptheldin von Mlle. Rose Chéri meisterlich gespielt wird. Und so wird das Publikum im Athem gehalten, es hört sich selbst sprechen und geht zufrieden nachhause. Es ist wohl nicht der größte Uebelstand, daß der Zuschauer beim Herausgehen aus dem Theater schon gar nicht mehr von Eindrücken irgend welcher Art belästigt wird. Nicht zwei Jahre, und „Le Demi-Monde“ existirt nur noch als Titel in Katalogen und Bibliotheken.

Das Palais-Royal-Theater, die einzige Pariser Bühne, welche man besuchen kann, wenn man das Bedürfniß, zu lachen, fühlt, hat so eben eine Farce gebracht, betitelt: „Pilbox et Friquet“, militairische Scene aus dem orientalischen Kriege. Pilbox ist ein Highlander, Friquet ein Zouave. Das Stück hat die Tendenz, das herzliche Einverständniß der beiden Nationen, trotz des Gegensatzes ihrer Charaktere, zu zeigen. Pilbox ist ein träumerischer, melancholischer Schotte. Friquet ist ein Pariser Kind, lustig, erfinderisch, besonders thätig beim Marodiren und geschickter Improvisator einer Suppe ohne Zuthat von Rindfleisch und Bouillon. Sonst ist weiter kein Sinn in dem Stück. Levasseur und Gil Perez führen aber ihre Rollen in einer Weise durch, daß das Zwerchfell der Zuschauer in wirkliche Gefahr geräth. Nicht minder amüsant ist eine andere Posse desselben Theaters; „Le Bal d'Auvergnats“, in welcher Grassot die Hauptrolle spielt. Ein Dienstmädchen aus der Auvergne veranstaltet nämlich in Abwesenheit ihres Herrn einen Ball, zu welchem sie ihre Landsleute, Wasserträger und Kohlenhändler, einladet. Ihr Herr (Grassot) geräth aber denselben Tag auf den Einfall, einen Ball zu geben, auf welchen alle Eingeladenen als Auvergnaten verkleidet erscheinen müssen. So entsteht denn nun ein überaus komisches pêle-mêle von wahren und falschen Auvergnaten: ein Wechsel-Agent bewilligt die Hand seiner Tochter einem jungen Wasserträger, während Grassot die erlauchten Verwandten seines künftigen Schwiegersohnes durchprügelt, die zuletzt das Chaos sich entwirrt und in Wohlgefallen auflöst. Wenn man den idealischen Typus der Häßlichkeit sehen will, so wird man in diesem Stücke von Grassot befriedigt werden.

Das Théâtre de la Gaîté hat das bekannte Stück „Les Cosaques“ wieder aufgenommen. Vor einem Jahre war das Stück außerordentlich populär, und es erlebte zweihundert Vorstellungen, sämmtlich bei drückend gepfropftem Saale. Die Pariser Gamins amüsirten sich namentlich an der Scene, wo die Kosaken von der Galerie hinab in den Saal geworfen werden, so wie an den vollkommen Tatzen gegen die Söhne des Nordens. Jetzt aber, wo der orientalische Krieg nicht mehr als so ein leichtes Stück Arbeit erscheint, wo das Volk die Sache etwas nüchterner anschaut, haben „Les Cosaques“ einen großen Theil ihrer Anziehungskraft verloren, und sie dürften wohl gänzlich vom Repertoir verschwinden. „Ein politisch Lied, ein garstig Lied“ könnte man eher auf das Theaterstück anwenden. Da sehe man im Gegentheil auf die Zauberpossen im Théâtre du Cirque hin, diese bleiben ewig jung. Vorgestern wurden „Les Pilules du Diable“ zum siebenhundertsten Male gegeben, und der mächtige Saal war gefüllt, als hätte es einer ersten Vorstellung gegolten!

(Schluß folgt.)

Afrika.

Eine Löwenjagd am Hofe eines Negerfürsten.

Ein französischer Reisender, Herr B. Bernaut, giebt folgende Beschreibung der Löwenjagd, wie solche bei allen mit Feuerwaffen unbekannten Völkern Central-Afrika's stattfindet:

„Als ich im Begriff war, Dagara zu verlassen, schickte Amedoux, der König der Braknas, drei Gesandte an mich mit der Einladung, einige Tage an seinem Hofe zuzubringen. Die Sendboten Sr. Majestät hatten schöne Pferde von der Lubamar-Race mitgebracht, und wir setzten sie gleich in Galopp, den Staub der Wüste unter uns emporwirbelnd.

Das Feldlager Amedoux's war in einiger Entfernung aufgeschlagen, und wir ritten lange über Grasflächen und trockenem Sandboden hin. Unser Weg führte durch ein Dorf, wo ein Neger gestorben war. Auf einer Matte vor seiner Hütte liegend, erwiesen ihm seine Verwandte und Freunde die letzte Ehre; sie hatten alle seine Reichthümer um den Körper herumgelegt, und im Vorübergehen hörte ich, wie sie zu ihm sagten: „„Warum bist Du gestorben! warum willst Du uns verlassen! Lieben wir Dich nicht von ganzem Herzen! Verehren Dich nicht Deine Kinder! Wozu schon zum Himmel emporschweben! Dir fehlt ja nichts auf der Erde; Du trägst Deine goldenen Armbänder; auf Deinen Feldern steht die Hirse in schöner Blüthe, auf dem Dache Deiner Hütte hast Du noch drei Lagen getrockneter Fische vorräthig.““ Die Schmerzlichkeit unseres Rittes verhinderte mich, die Fortsetzung dieser seltsamen Leichenrede anzuhören.

Weiterhin, am Anfang eines Waldes, trafen wir auf einen Griotten, der einen todten Gefährten auf seinen Schultern fortirug, indem er folgende Worte an ihn richtete: „„Bruder, Dein Geist mag ohne Furcht zum Himmel sich aufschwingen; ich bringe jetzt Deinen Körper nach einem hohlen Baume, den ich so gut wie für mich selbst ausgewählt habe; dieser Ruhepalz wird für die Zähne des Panthers zu hoch sein, Dein Haar wird dort niemals naß werden; Deine Zitter, Deine Flöte und Deine schönsten Schriften will ich Dir um den Hals hängen. Dann werde ich mich täglich unter den großen Tamarindenbaum begeben, wo wir unsere Gesänge so oft zusammen ertönen ließen; fünf Rauchwolken aus unserer Friedenspfeife lasse ich für Dich zur Sonne aufsteigen und preise die Größe des Herrn der Seelen, damit er Dich mit Wohlwollen empfange.““

Bald verhallte die Stimme des Griotten in der Ferne, so daß ich nur noch undeutlich seine Worte vernahm. Im Fluge trugen uns unsere kräftigen Renner bis an das Ufer des Senegal. Der Fluß ist breit und tief, doch mußten wir ihn durchschreiten. Ich machte es wie meine afrikanischen Gefährten, entledigte mich meiner Kleider, die ich an der Mähne zwischen den Ohren meines gelehrigen Pferdes befestigte, legte einen Mahometgürtel zum Schutz gegen Krokodile und Wasserschlangen um, wickelte mir den buschigen Schwanz meines Renners um die Hände, floß ihn dann ins Wasser springen und mich so

Digitized by Google

durch die Strömung nachziehen. Unsere Pferde mußten lange schwimmen, sie schäten vor Ermüdung, doch erreichten sie endlich den Ufergrund, wir sprangen wieder in die Sattel und verfolgten unseren Weg durch trockene Grasflächen, die ganz naheliegenden Baracken des Handelsplatzes der Brakaas zur Linken lassend.

Kurze Zeit nachher langten wir im königlichen Lager des Fürsten Amedoun an; auf den verschlungenen Händen dreier Sklaven sitzend, wurde ich vor den König gebracht.

Wie vermag ich aber meine Empfindungen bei dem sich mir nun darbietenden Anblick zu schildern! Ich glaubte mich auf den Schauplatz eines Feenmärchens versetzt. Es war Mitternacht. Amedoun hatte sein Zelt auf dem Gipfel eines Sandhügels aufschlagen lassen, und während Se. Majestät zum Zeichen aufrichtiger Freundschaft mit noch rauchendes Fleisch von einem gebratenen Hunde darbot, leuchtete der Himmel über uns wie ein reiner blauer Atlasgrund, mit Myriaden blendender Sterne, und der Mond, die sanfte Königin der Nacht, erglänzte in einer prächtigen Strahlenkrone! Könnte wohl der stolzeste Palast sich einer helleren Beleuchtung rühmen? Diesem Werke Gottes fügte der Monarch das seinige hinzu; er hatte eine große Anzahl entwurzelter Bäume um den Hügel aufschichten und anzünden lassen. Dieser ungeheure Scheiterhaufen, eine brennende Krone zu unseren Füßen bildend, hatte eine Schaar von Menschen herbeigelockt, deren nackte Körper bei den hohen flackernden Flammen sich, gleich Schatten, hin- und herbewegten. Prasselnd stiegen die Funken als glänzende Garben in die Höhe und erloschen in dem ajurnen Himmelsgewölbe, während die Echos von allen Seiten das Geheul der wilden Thiere wiederholten. War solch ein Schauspiel nicht wunderbar!

Der köstliche, in unseren Kürbisflaschen funkelnde Palmwein erhitzte nach kurzer Zeit den Kopf des Königs. Er tanzte und sachte laut auf, während die Grioten ihm Loblieder sangen, denn Amedoun war ein großer Fürst, jung und schön, voller Geist und Kraft; wunderbar geschickt im Schleudern des Wurfspießes und gewohnt, seine wildesten Pferde selbst zu bändigen. Das Volk, glücklich über die gute Laune des Monarchen, stieß lautes Freudengeschrei aus und tanzte, in die Hände klatschend, am Fuße des Hügels.

Nach diesem vier oder fünf Stunden dauernden Feste war Jeder auf seinem Platze eingeschlafen, denn in heißen Klimaten dient der Sand statt der Matratzen, und die warme Atmosphäre bringt die Wirkung der Eiderdaunen hervor.

Am folgenden Tage meldete man dem König, daß während der Nacht wilde Thiere die Heerden in Schrecken gesetzt und die Schäfer so eben einen Löwen — die Joloffe nennen ihn Goun'dey, was einen starken Mann oder Landesherrn bedeutet — in verzweifelten Buschwerk entdeckt hätten, welchselbst er sehr leicht zu überrumpeln sei. „„Das ist eine gute Gelegenheit für Dich, Tonbad — der Name für einen Weißen — Du kannst das Fell Deinem Vater mitbringen““, sagte der Monarch zu mir. Er ordnete sogleich die Vorbereitungen zur Jagd an. Sämmtliche für die Expedition bestimmte Sklaven eilten, sich mit ihren heiligen Grigio zu umgürten und von ihren Frauen Abschied zu nehmen. Als sie das Lager verließen, verrichteten sie kniend und mit der Stirn auf ihre schweren Keulen gestützt ihr Gebet; nachdem auch der Monarch den Propheten angerufen hatte, brach man auf.

Amedoun wollte mich bewaffnen lassen, damit ich am Kampfe theilnehmen könnte; ich schlug jedoch diese Ehrenbezeugung aus und begnügte mich damit, auf einen Baum zu steigen, dessen Wurzeln ich zuvor einer Prüfung unterzogen hatte. Dieser Platz gewährte mir den doppelten Vortheil, außer jeder Gefahr zu sein und diese merkwürdige Jagd vollständig übersehen zu können.

Nachdem die ungefähr dreihundert Mann starken Jäger vor der Höhle des Löwen angekommen waren, theilten sie sich in zwei Kolonnen, welche sich rund um das Gebüsch, in dem das Thier rathe, in einen etwa funfzig Meter weiten Kreis aufstellten. Nun bewegten sich die Reihen vorwärts, so daß nach Verlauf einiger Minuten der das Lager des Löwen stets im Mittelpunkt behaltende Kreis nicht mehr als fünf bis sechs Meter im Durchmesser hatte und von etwa zwanzig Reihen Männern gebildet war, die sämmtlich, theils mit Sagajen,*) theils mit Keulen bewaffnet, schlagfertig dastanden. Das die dahin beobachtete Stillschweigen wich jetzt lautem Geschrei. Der Löwe kam dennoch nicht zum Vorschein, sondern sprang erst von seinem Lager auf, als ein Jäger seine Sagaje in das Gebüsch schleuderte. Seine erste Bewegung war ein Versuch, den lebendigen Wall der Jäger zu überspringen, er wurde jedoch unsanft zurückgestoßen, und nach einem blutigen Kampfe setzte sich der Löwe in der Mitte des Kreises nieder, wie um einen Augenblick anzuruhen; die Jäger begannen nun, die Sagajen noch ihm zu schleudern, die ihm wie Pfeile die Weichen zerrissen. Jedesmal, wenn der Löwe sich verwundet fühlte, stieß er ein dumpfes Gebrüll aus, ohne zum Angriff überzugehen, bis endlich eine Sagaje ihn zwischen den Schultern traf und tief ins Fleisch eindrang. Vor Schmerz und Wuth außer sich, ließ er nun ein anhaltendes Gebrüll ertönen, und nichts schien ihm mehr Widerstand leisten zu können. Er sprang auf die Jäger zu; wen er erreichte, der wurde zu Boden geworfen und zerfleischt. Man drängte sich nach der Stelle, wo er seine blutigen Lücken machte. Die Männer schrieen, der Löwe brüllte dumpf; kurze Zeit war der Kampf unentschieden; dann endlich streckte den Löwen ein Keulenschlag zu Boden, und die Jäger tödteten ihn vollends, wobei sie Siegeslieder anstimmten.

Ich eilte, die Kämpfer zu beglückwünschen; doch war der Triumph sehr theuer erkauft, denn mehr als funfzig Menschen hatten das Leben verloren, und eine große Anzahl war schwer verwundet. Ueber diesen Punkt unterbrächte ich selbst die geringste Bemerkung, weil ich mir dadurch die Feindschaft des Königs, der das Leben eines Sklaven nicht höher als das einer Mücke achtet, zugezogen hätte.

Nach unserer Rückkehr zum Lager erhoben die Angehörigen der umgekommenen Jäger ein lautes Wehklagen, doch Amedoun befahl zu schweigen, und man gehorchte.**)

*) Die Sagaje ist ein kleiner, ganz dünner Wurfspieß, den die Neger mit einer Hand auf ihren Feind schleudern und damit ganz dieselbe Wirkung wie ein Pfeil hervorbringen.

Mannigfaltiges.

— Ein historisches Konzert in Paris. Herr Fetis, der bekannte Musik-Archäolog und Direktor des Konservatoriums in Brüssel, wo er zuerst die seitdem auch an anderen Orten nachgeahmten historischen Konzerte einführte, hat kürzlich in Paris den Versuch gemacht, eine solche mit einleitenden Erklärungen verbundene Aufführung, bei welcher geschichtliche mit musikalischen Noten abwechseln und gewissermaßen eine Ausstellung von Kunstwerken aller Nationen stattfindet, im Herrschen Saale zu veranstalten. Während der Zeit der Universal-Ausstellung sollen diese Musik-Aufführungen, die zu ihr ein interessantes Seitenstück bilden, wiederholt werden. Die erste derselben hatte sich der Theilnahme aller gelehrten und gebildeteren Musikliebhaber zu erfreuen. Herr Fetis ärndtete den lebhaftesten Beifall, und zwar auch für die mit pikanten Anekdoten gewürzten kurzen Vorträge, die er bei jedem einzelnen Musikstücke hielt. Es wurden dieselben durch einen Chor aus dem funfzehnten Jahrhundert eröffnet, der zu den „Laudi spirituali“ gehört, die an die heilige Dreieinigkeit und an die Jungfrau Maria gerichtet wurden. Darauf folgte das „Kyrie“ aus einer Messe von Josquin Depréd, zuerst gesungen in der Kapelle Ludwig's XII. um das Jahr 1504. Josquin Deprés genoß zu seiner Zeit nicht blos in Frankreich und Italien, sondern auch in Deutschland und den Niederlanden eines großen Rufes. Luther soll von ihm gesagt haben, andere Musiker machten aus den Noten, was sie könnten, Josquin allein mache daraus, was er wolle. Von diesem Komponisten theilte Herr Fetis mehrere Anekdoten mit: unter Anderem, daß er einmal, um einen Hofmann zu ärgern, der die Leute immer mit der schlechten italiänischen Redensart „lassa fare a mi“ (lascia fare a me, laß mich nur machen) abfertigte, eine Messe auf das Thema „la sol fa re mi“ komponirte, bei deßen Wiederholung Alles sofort auf den gedachten Hofmann hinwies. Ein sechsstimmiges „Ave Maria“ von Nikolaus Gombert, Kapellmeister des Kaisers Karl V., hat, wegen mangelhafter Exekutirung, keinen besonderen Eindruck gemacht; einen um so grandioseren machte dagegen das darauf folgende „Salve mater“ von Palästrina, das zum ersten Male im Jahre 1577 in der päpstlichen Kapelle aufgeführt wurde. — Die zweite Abtheilung des Konzertes war der weltlichen Musik gewidmet, und zwar wurde zuerst eine vierstimmige „Villanella“ von Baltasare Donato vorgetragen, der zu Venedig um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lebte. Darauf folgte eine sogenannte „Frottola“ von Giacomo Gastoldi, herzoglichem Kapellmeister in Mantua um das Jahr 1592. Ein Konzertstück für Saiten-Instrumente von Schütz aus dem Jahre 1596 erwarb sich Aufmerksamkeit, eben so ein „Madrigal“ von Orlando Lasso (Rolland de Lassus), das Herr Fetis in nicht ganz passender Weise als „romantisches“ Musikstück bezeichnet hatte. Ein spanischer Gesang für sechs Frauenstimmen, mit Begleitung von Guitarren, von Soto de Puebla, erwarb sich so vielen Applaus, daß er wiederholt werden mußte. — Die dritte Abtheilung dieses Konzertes endlich war der leichten, beweglichen Tanzmusik gewidmet und verfehlte nicht, auf das empfänglichere französische Publikum den lebhaftesten Eindruck zu machen, obwohl gerade dieser Theil vielleicht der am wenigsten werthvolle war. Ein Rondo von Jacques Arcadet, eine „Romanesca“ von Baillot und zwei auf den Straßen von Paris im Jahre 1587 zuerst aufgeführte Tänze („Passe-pied“ und „Bourrée d'Auvergne“) wurden mit den lautesten Beifallsspenden überschüttet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 54. Berlin, Sonnabend den 5. Mai 1855.

Frankreich.

Dr. Véron's Tagebuch über die Februar-Revolution.

Von den Memoiren des Dr. Véron*) sind jetzt bereits sechs Bände erschienen. Dem fünften Bande, welcher die Geschichte der Februar-Revolution enthält, entnehmen wir die folgenden, nicht uninteressanten Mittheilungen aus Véron's Tagebuch über diese Ereignisse:

Montag, den 21. Februar.

Das Programm ist veröffentlicht. Der National und die Réforme weisen den Abtheilungen der Nationalgarde ihre strategischen Stellungen für den morgenden Tag an; auch den Schulen bezeichnen sie die Stellungen, die sie einnehmen sollen. Der Schlachtplan ist fertig.

Die Deputirten der Opposition fangen an, die Gefahren der Situation zu erkennen; sie erschrecken und versuchen, sich mit der Regierung zu verständigen.

Unterdessen erklären sich die geheimen Gesellschaften in Permanenz; die Nothwendigkeit des Aufstandes wird fortwährend in den meisten Werkstätten gepredigt. Ich versichere, daß es sich wirklich so verhält. Einen liebenswürdigen und geistreichen Republikaner meiner Bekanntschaft, der den Tag über Propaganda macht, den Abend als vornehmer Herr verlebt, habe ich in diesen beiden Tagen heiser gefunden. Die in die Bureaus der revolutionairen Journale abgesandten Deputirten der Opposition haben hier eine schlechte Aufnahme gefunden; „Eure Reue kömmt zu spät", sagte man ihnen; „wir haben uns Alle im Vertrauen auf Eure Reden und Beschlüsse verpflichtet; mehr als hunderttausend Bürgern ist der Anstoß gegeben; der Würfel ist gefallen! Wir werden sehen, ob Eure Freunde so feig sein werden, uns im Stich zu lassen; wir zeigen es Euch hiermit an: unser Programm wird mit dem morgenden Tage, dem 22. Februar, in Ausführung gebracht werden." Die Deputirten fliehen sich einer Allmacht gerührt, die ihnen streitig gemacht war. . . .

Am Abende vor dem Bankett traf ich in den Korridors und im Foyer der Oper eine Menge einflußreicher Männer, theils solche, die in der Nationalgarde hohe Stufen einnahmen, theils solche, welche in Geschäftsbeziehungen zu Industriellen, zu verschiedenen Besitzern ungeheurer Werkstätten standen. Alle waren in Angst wegen des folgenden Tages und führten dieselbe Sprache: „Es wird nicht ein Ausruhr, es wird eine Revolution sein."

Dienstag, den 22. Februar.

Die Werkstätten waren geschlossen, und vom frühen Morgen an konnte ich aus meinen Fenstern die Volksmassen sehen, auf der einen Seite die Rivolistraße erfüllend, auf der anderen Seite die Straße Saint-Honoré entlang sich bewegend, um sich nach den Champs-Elysées, zum Lokal des Bankett's, zu begeben. Als ich mir zu Ende des Jahres 1847 eine Wohnung in der Rivolistraße miethete, sagte ich zu meinen Freunden: „Unter meinen Fenstern werde ich die Revolution vorbeiziehen sehen." Eine traurige Prophezeiung, die sich nur zu bald erfüllte!

Die Geschäftslokale waren des Morgens wie gewöhnlich geöffnet. Um zehn Uhr bilden sich überall in den Straßen zahlreiche Haufen von Männern in Blousen und fein gekleideten jungen Leuten und begaben sich mit dem Rufe: „Es lebe die Reform!" und die Marseillaise und den Chor der Girondisten singend, theils auf den Magdalenenplatz, theils nach der polytechnischen Schule, theils auf die Quais, theils auf die Plätze des Châtelet, der Börse und der Bastille.

Eine Deputation der Zöglinge der Schulen, denen sich eine große Menge Handwerker angeschlossen hatten, läßt unter den Fenstern des Herrn Odilon Barrot den Ruf ertönen: „Es lebe die Reform!" Abgeordnete fordern den Führer der Opposition auf, sich an ihre Spitze zu stellen; er weigert sich. Der Haufe begiebt sich, fortwährend wachsend, nach dem Gebäude der Deputirtenkammer; er wird von einer Schwadron Dragoner und von Municipalgarden bis an den Concordien-Platz zurückgedrängt. Eine alte Frau wird getödtet, ein junger Mensch verwundet. Viele flüchten sich vor dem Kavallerie-Angriff in die wenig tiefen Gräben, die damals noch auf dem Concordien-Platz zu finden waren; die Fontainen fangen plötzlich an zu spielen und verjagen die Gruppen, welche sich in die Wasserbehälter geflüchtet hatten.

Unterdessen legte Herr Odilon Barrot im Namen der Deputirten der Opposition einen Antrag auf Anklage der Minister, von funfzig seiner Parteigenossen unterzeichnet, der Kammer vor. Der Antrag lautete folgendermaßen:

„Wir beantragen, das Ministerium in Anklagestand zu versetzen als schuldig:

1) die Ehre und die Interessen Frankreichs im Auslande verrathen zu haben;
2) die Grundsätze der Constitution verfälscht, die Garantieen der Freiheit verletzt und die Rechte der Staatsbürger angetastet zu haben;
3) durch eine systematische Corruption versucht zu haben, in Stelle des freien Ausdrucks der öffentlichen Meinung die Berechnungen des Privat-Interesses zu setzen und auf diese Weise die Repräsentativ-Regierung zugrundezurichten;
4) mit den öffentlichen Aemtern, wie mit allen Rechten und Privilegien der Regierungsgewalt, im ministeriellen Interesse Handel getrieben zu haben;
5) in demselben Interesse die Finanzen des Staats zugrundegerichtet und dadurch die Kräfte und die Größe der Nation preisgegeben zu haben;
6) die Staatsbürger eines zu einer Verfassung wesentlich gehörenden Rechts, dessen Ausübung ihnen durch die Verfassung, die Gesetze und durch die vorhergegangenen Ereignisse gewährleistet war, gewaltsam beraubt zu haben;
7) endlich durch eine offenbar contrerrevolutionaire Politik alle Errungenschaften unserer beiden Revolutionen in Frage gestellt und dadurch eine tiefgreifende Unruhe über das Land gebracht zu haben."

Diese Anklage-Akte aufsetzend, that Herr Odilon Barrot mehr, als die Insurgenten von ihm gefordert hatten: er verschaffte der Insurrection mehr, als Vorwände; er verschaffte ihr ungerechte Gründe. Und er nicht durch diese Anklage das Volk ein, sich selbst Recht zu schaffen?

Gegen zwei Uhr Nachmittags versucht man, am Eingange der Rue Royale und in der Rivolistraße Barrikaden zu errichten; Municipalgarden vereiteln diese ersten Versuche. Es erfolgten unter meinen Augen spaßhafte Scenen. Sobald die Municipalgarden sich aus der Rivolistraße entfernt hatten, rissen Haufen von Straßenjungen, unter der Leitung einiger intelligenter Führer, das Steinpflaster auf, nahmen Fuhrwerke in Beschlag und fingen an, Barrikaden zu errichten. Kam dann die Municipalgarde im Galopp zurück, so eilten dieselben Straßenjungen ihr entgegen, nunringten die Offiziere und erboten sich dazu, das Steinpflaster wieder in Ordnung zu bringen. Dieses Manöver dauerte mehrere Stunden.

An der Kirche Marià Himmelfahrt reißen die Insurgenten die Eisengitter aus, um die Stangen als Waffen oder als Werkzeuge zum Aufreißen des Steinpflasters zu gebrauchen. Bald sind die Läden mehrerer Waffenhändler erstürmt; das Volk versieht sich mit Gewehren, Säbeln, Pistolen. Um fünf Uhr wird die Nationalgarde in allen Stadttheilen zusammengetrommelt.

Am Abend durchziehen dreitausend Menschen, den Chor der Girondisten singend, das Palais Royal. Auf den Champs-Elysées steckt man Stühle und Zelte in Brand. Bei anbrechender Nacht versuchte ein Haufe einen Angriff auf die Wache bei der Magdalenen-Kirche; die Soldaten leisteten erfolgreichen Widerstand. Gegen sieben Uhr hatte die Insurrection auf den Boulevards eine ungeheure Ausdehnung und einen sehr drohenden Charakter gewonnen. Die Insurgenten stießen Geschrei und Drohungen aus, sangen die Marseillaise und den Chor der Girondisten. Viele von ihnen trugen brennende Pechfackeln nach allen Richtungen. Die Haufen, welche sich vor den Bureaus des Na-

*) Mémoires d'un Bourgeois de Paris. Par le Docteur L. Véron. Comprenant la fin de l'Empire, la Restauration, la Monarchie de Juillet, et la République, jusqu'au rétablissement de l'Empire. Paris, 1854—55.

Digitized by Google

tional gebildet hatten, hatten sich vor das Hotel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten begeben. Ein Bataillon Infanterie besetzte die Ausgänge der Straßen: Neuve-du-Luxembourg, des Capucins, Basse-du-Rempart und Caumartin und rückte gegen den Boulevard vor; Kavallerie-Detachements fenerten Schüsse in die Luft, um den Truppen Raum zu schaffen. Es wurde dies Alles in der besten Ordnung, mit großer Mäßigung und Gedult ausgeführt: aber es war leicht wahrzunehmen, daß die Insurgenten mehr und mehr in Aufregung geriethen.

Ein Mann, mit einer rothen Fahne in der Hand, drängt sich aus dem Haufen hervor und geht mit dem Rufe: „Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot!“ auf die Soldaten zu. Das Pferd des Bataillonschefs bäumt sich. Man hört einen Schuß. Da begiebt sich der Bataillonschef in die Mitte seines Bataillons; die Gewehre werden angelegt, und es erfolgt eine starke Salve. Das Gewehrfeuer dringt nicht blos in die mehr oder weniger bewaffneten Haufen, sondern auch in die Massen der auf dem Boulevard stehenden Zuschauer; es sind unter ihnen mehrere getödtet und verwundet. Die Rufe: „Wir sind verrathen! Man mordet uns! Zu den Waffen! Rächen wir unsere Brüder!“ hallen von allen Seiten wieder. . . . .

Der Haufe, welcher sich gegen das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gerichtet und dann vor dem Gewehrfeuer zurückgewichen war, kömmt zurück mit einem Schuttwagen. Man wirft Leichname hinauf und setzt sich dann bei dem Scheine der Fackeln und mit dem Geschrei: „Rächen wir unsere Brüder!“ in Bewegung. Der Zug begiebt sich zum Bureau des National, zu dem der Reforme und dann in die von den niederen Volksklassen bewohnten Stadttheile. Von Zeit zu Zeit richtete ein auf dem Schuttwagen stehender Mann einen bald nackten weiblichen Leichnam hoch auf, um denselben der Menge zu zeigen, und ließ ihn dann wieder zurücksinken. . .

Wir wählen aus den nun folgenden Darstellungen Nachstehendes:

Die Plünderung der Tuilerieen.

Ich erfuhr zu gleicher Zeit, daß die Deputirten-Kammer aus einander gesprengt, der König und die königliche Familie gestohen und die Tuilerieen in Besitz genommen seien. Ich wollte der Nachricht von diesen so plötzlichen und unerwarteten Ereignissen keinen Glauben schenken; aber der Ueberbringer der Nachrichten überzeugte mich, indem er Beweisstücke aus seiner Tasche hervorholte: einen mit Gold gestickten Aermel einer Generals-Uniform und einen mit Sammet besetzten und mit Silber gestickten Aermel der Staats-Uniform des Königs.

Ludwig Philipp und die übrigen Mitglieder der königlichen Familie hatten kaum die Tuilerieen verlassen, als die ziemlich zahlreichen Truppen, Artillerie und Infanterie, die das Palais besetzt hatten, und der General, welcher sie kommandirte, sich auch fortmachten und, die königliche Wohnung dem diebischen Gesindel preisgebend, ihre Quartiere oder Kasernen zu erreichen suchten. Die Dienerschaft des Königs und der Prinzen, durch den Schreck gelähmt, ohne Herren, ohne Befehle, konnte keinen Widerstand leisten. Die bewaffneten Sieger, die bis zum Carousselplatz vorgedrungen waren, und die Volkshaufen, die hinter ihnen immer mehr anwuchsen, näherten sich, erst schüchtern, dann bald entschlossen, den Gittern und den Thüren des Palastes und drangen, auf gar keinen Widerstand stoßend, endlich durch alle Eingänge in das Schloß.

Unter der Regierung Ludwig Philipp's diente der größte Theil der engen Straßen, welche das Palais Royal und die Tuilerieen umgaben, der niedrigsten Bevölkerung zur Wohnung. Heutzutage, wo das von Napoleon III. vollendete Louvre mit seinen Prachtbauten sich über einen Theil des Raums, den damals diese engen Gassen einnahmen, erstreckt, wo die neue Rivolistraße an die Stelle dieser Winkelgassen und Kloaken getreten ist, wird man kaum begreifen können, daß es nur Massen von Proskribirten und Menschen ohne Gewerbe gewesen, die, von der Hoffnung auf Beute getrieben, in die königlichen Gemächer gedrungen, hinter den bewaffneten Kämpfern her, die nur von Einem Gedanken beseelt waren, von dem: den Thron wegzuschleppen, zu zertrümmern und die Stücke auf dem Platz der Bastille zu verbrennen. Der ehrlosen Bevölkerung ist die traurige Ehre der Plünderung, der Schandthaten zuzuerkennen, deren Schilderung immer noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben wird.

Die triumphirenden Volkshaufen stürzen sich zuerst in die Parterre-Räume, in das Kabinet des Königs, in sein Schlafzimmer, in die Zimmer der Königin, in die Wohnungen der Prinzen, der Ehrendamen, in die Entresols; dann drängten sie sich die Treppen hinauf in das erste Stockwerk. Es strömt immer mehr Volk herbei; die Thüren sind nicht mehr ausreichend; es werden die Fenster des unteren Geschosses eingeschlagen. Zuerst begnügen sich diese Haufen in ihrer Neugierde und in ihrem Erstaunen damit, mit begehrlichen Blicken die Herrlichkeiten zu betrachten; eine schuldige Hand öffnet ein Möbel, nimmt kostbare Gegenstände heraus und giebt so das Signal zur Zerstörung und Plünderung: Wäsche, Kleidungsstücke, Waffen, Uniformen, Bücher, Kupferstiche, Briefschaften, Schriftstücke, Alles wird umhergeworfen, eingesackt oder zugrundegerichtet. Man dringt auch in die Küchen und in die Keller. Dreitausend Flaschen verschiedener Weine, Burgunder, Bordeaux und Champagner, wurden ausgetrunken, fortgetragen oder zerbrochen. Man sieht bald lange Züge von Plünderern aus dem Schlosse der Tuilerieen herauskommen, beladen mit Küchengeschirr, Wirthschaftsgeräthen und Eßwaaren. Der Ueberfall erfolgte so rasch, daß die Volksmenge das um zehn Uhr Morgens vom König und von der königlichen Familie begonnene Dejeuner beendigen konnte. Inmitten der gräßlichen Unordnung haben kräftige und geschickte Burschen den Einfall, den Hammer von der Uhr unter der Kuppel der Tuilerieen loszumachen. Indem auf diese Weise handgreiflich gezeigt wird, daß die letzte Stunde der Juli-Monarchie geschlagen, werden Schränke, Kommoden und andere Möbel von der bald herrumlaufenden Menge zertrümmert. Alles wird ihr zur Beute.

Das Krankenhaus St. Lazarus öffnete den Dirnen, welche die Zuchtpolizei ihm zuschickt, seine Thore, und diese Frauenzimmer kamen, die Masse derer zu vermehren, welche, Herren des Schlosses geworden, hier tranken, sangen und tanzten, bei dem blendenden Schein von tausend Kerzen, welcher diese abscheulichen Saturnalien beleuchtete. Ein elegant gekleideter junger Mann von einem in der Geschichte der letzten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts und der ersten Zeit des neunzehnten Jahrhunderts berühmten Namen nahm Platz am Piano und spielte, unter dem Beifallszuruf dieser vom Wein berauschten Menge, die Marseillaise, Galloppaden und Polkas. Das Weibervolk machte sich über die Kleider der Prinzessinnen, der Ehrendamen und der Königin her; die Taillen schnitten sie ab und warfen sie ins Feuer; die prächtigen Röcke von Seide und Sammet versteckten sie unter den Lumpen, mit denen sie bekleidet waren. (Schluß folgt.)

Pariser Literatur-Briefe.

(Schluß.)

Die große Oper, welche in diesem Winter keine einzige Neuigkeit gebracht hat, lebt und zehrt von ihrem älteren Repertoir, dessen Hauptsäule Meyerbeer ist. „Robert“, „Hugenotten“ und „Prophet“ fällen beständig den Saal bis zum letzten Platz. Im „Prophet“ hat vor einigen Tagen Madame Stolz als Fidest debütirt. Die Rolle der Fidès ist ursprünglich für sie geschrieben, doch eine Künstlerlaune bestimmte die Sängerin, die Rolle abzulehnen. Seitdem haben wir Mad. Biardot, Mlle. Alboni, Mlle. Tedesco in dieser Rolle gesehen, was gegenwärtig die Aufgabe der Madame Stolz überaus dornenvoll machte. Dennoch kann man nicht anders sagen, als daß sie die so schwierige Rolle mit großer Meisterschaft durchgeführt hat. Sie hält sich von Uebertreibung und Effekthascherei fern, sucht nicht ihren Vorgängerinnen nachzuahmen, sondern paßt die Rolle ihrer Figur und ihrer Stimme an. In der Scene in der Kirche ist sie wahrhaft meisterhaft. Den meisten Erfolg hatte sie im fünften Akt, und namentlich in der Arie „Comme un éclair“.

Die komische Oper, die uns lange Zeit hindurch mit einaktigen Lückenbüßern abgespeist hat, hat in voriger Woche eine zweiaktige Oper von Ambroise Thomas, Text von Rosier, gebracht. Der Titel ist: „La Cour de Célimène“. Célimene ist bekanntlich durch Molière das Urbild der Koketterie geworden. Der Verfasser des vorliegenden Stückes nun hat Célimene mit vierzehn Anbetern angestattet, welche die grausame Schöne wie Gliedermännchen am Drathe leitet, mit Ausnahme eines einzigen, der, wie sich das von selbst versteht, die Gräfin Célimene nebst den übrigen dreizehn Anbetern besiegt und das herabgewürdigte Männergeschlecht rächt. Die Partitur ist nicht ohne Frische und Originalität. Sehr komisch ist die Introduction, die aus einem Ensemble der vierzehn Anbeter besteht. Die Tröste warten nämlich im Garten auf Célimene, welche einem jeden dort Rendezvous gegeben hat. Mehrere dieser Kavaliere sind verkleidete Damen. Ueberhaupt sind die Ensemble-Stücke die gelungensten der Partitur, während der Komponist mit mehreren Solo-Nummern vollständige Mißgriffe gethan hat. Im Ganzen hat das Stück Erfolg gehabt und wird sich wohl eine Zeitlang auf dem Repertoir erhalten.

Im Théâtre Lyrique ist eine zweiaktige komische Oper, „Lisette“ betitelt, gegeben worden und hat sehr wohlgefallen. Sie ist das Erstlingswerk eines jungen Komponisten, Namens Ortolan, eines Schülers Halévy's.

Von der Konzert-Saison ist wenig zu sagen. Es hat uns in diesem Winter so wenig, wie in früheren Jahren, an Konzerten gefehlt, und namentlich seit Anfang März sind wir mit einer Fülle gesegnet, wenn anders dies ein Segen genannt werden kann. Drei Viertel davon waren Virtuosen- und namentlich Pianisten-Konzerte. Ich wüßte aber keinen einzigen Namen ersten Ranges zu nennen; Alles waren mehr oder minder gute Mittelmäßigkeiten. Unter den wenigen von Komponisten gegebenen Konzerten ist das unseres Landsmannes Berg-

Digitized by Google

en zu erwähnen. Wir hörten unter anderen Compositionen dieses ausgezeichneten Musikers ein Trio dramatique, welches reich an schön instrumentirten und wahrhaft scenischen Effekten ist. Großen Beifall erhielten eine Romanze, eine Serenade und eine Arie aus Bergson's Oper „Salvator Rosa", mehrere Nummern aus der Oper „Loisa di Monfort", endlich zwei Pieçen für Piano, nämlich eine Mazurka und ein Wiegenlied. Das glänzende Publikum, unter welchem sich alle musikalischen Notabilitäten von Paris befanden, zollte dem Komponisten wiederholt den stürmischsten Beifall. Im Allgemeinen sind die Musiker unzufrieden mit dem vergangenen Winter. Die wenigen Häufer, welche gewohnt sind, die Künstler, die ihre Soireen verherrlichen, zu bezahlen, waren diesmal geschlossen. Die ernsten Zeiten sind nicht Freunde der heiteren Kunst.

Wenn wir aus den Theatern und Konzertsälen wieder auf die Straße hinaustreten, so sehen wir, wie Paris Gala-Toilette macht, um seine Gäste würdig zu empfangen. Für uns Bewohner hat das freilich seine Unbequemlichkeiten, denn man kann keinen Schritt thun, ohne auf ein Gerüst zu stoßen, oder von herabfallendem Wasser und Kalk bespritzt zu werden. Alte Häuser in den Hauptstraßen werden abgeputzt oder gefirnißt. Die neuen Stadttheile beim Louvre schreiten zusehends ihrer Vollendung entgegen. Die Arkaden der verlängerten Rivoli-Straße werden in wenigen Tagen dem Publikum geöffnet sein. Bereits wird in der öhlichen Perspektive dieser Straße, die jetzt bis zur Rue Saint-Antoine fortgesetzt wird, die Juli-Säule sichtbar. Der Riesen-Gasthof, dem Louvre gegenüber, steht unter Dach, wird aber schwerlich die zur Ausstellung kommenden Gäste schon zu beherbergen im Stande sein.

Das neue Louvre wird allmählich eines Theiles der Baugerüste entkleidet, und man kann seine Grundlinien bereits deutlich erkennen. In kurzem wird der äußere Bau, das Werk von kaum vier Sommern, vollendet dastehen. Abgesehen von den größeren Schwierigkeiten, welche bei den mangelhaften Werkzeugen und Maschinen die alten Völker zu überwinden hatten, verdient gewiß der Bau des Louvre nicht geringere Bewunderung als die Riesendenkmäler der Aegypter, Griechen und Römer. Selbst uns, unter deren Augen das neue Louvre begonnen wurde, erscheint der Bau wie ein Zauberwerk. Schon muß man sein Gedächtniß anstrengen, um sich zu besinnen, daß vor wenigen Jahren noch an jener Stelle ein Labyrinth von Straßen und Gassen stand. Wer denkt aber heute noch an die Straßen Froid manteau, Pierre Lescot, de la Bibliothèque, des Filles Saint-Thomas, du Louvre, des Orties und wie sie sonst noch hießen. Wer findet die Stelle, wo das Château d'Eau des Palais Royal stand, jener blutigste Kampfschauplatz der Februar-Tage von 1848! Wer die Stelle der ehrwürdigen Kirche des Doyenné! Die heranwachsende Generation wird sich von alledem schwer einen Begriff machen.

Was die Aufgabe der Vollendung des Louvre in seiner Verbindung mit den Tuilerieen zu einer so besonders schwierigen machte, das war die unregelmäßige Anlage der beiden Paläste und der völlige Mangel an Parallelismus, und es gereicht den Baumeistern Visconti und Lefuel zu großer Ehre, diese Schwierigkeiten besiegt zu haben. Unebenheiten des Bodens und Ungleichheiten der Area sind dem Blick des Beschauers entzogen. Noch wenige Wochen, und der Palast Philipp August's, Karl's V., Franz' I., Heinrich's IV., Ludwig's XIV. und Napoleon's wird als ein fertiges Ganzes dastehen.

Bald wird auch die Restauration einer der ältesten und merkwürdigsten Denkmäler von Paris beendigt sein, nämlich die der altehrwürdigen Thurms von Saint-Jacques la Boucherie. Dieser Thurm gehörte früher zu einer Kirche, welche in der Revolutionszeit niedergerissen wurde. Derselbe stand seitdem einsam inmitten des häßlichsten und schmutzigsten Stadttheiles von Paris, als die neue Rue Rivoli jenen Stadttheil beseitigen half und den Thurm allen Augen bloßstellte. Freilich sah man nun auch den fürchterlichen Zustand des herrlichen gothischen Bauwerkes, welches überdies mit Einsturz zu drohen schien, falls man ihm nicht bald zu Hülfe eilte. Die Stadt kaufte den Thurm, welcher Privat-Eigenthum war, für achtzigtausend Francs und bewilligte siebenhundertfausend Francs für dessen Wiederherstellung. Es ist dabei der ursprüngliche Plan zu Grunde gelegt worden, und namentlich hat man dem Thurm seine ehemaligen Bildhauerzierraten wiedergegeben. An den vier Ecken der obersten Balustrade steht man bereits die Symbole der vier Evangelisten, nämlich den Engel, den Löwen, den Adler und den Stier. In der Mitte wird die kolossale Statue des heil. Jakob zu stehen kommen. In den Nischen, welche sich an den vier äußeren Seiten des Thurmes befinden, werden jetzt folgende Statuen aufgestellt: „Ludwig der Heilige", die „heil. Katharina", der „heil. Christoph", die „heil. Genovefa", „Johannes der Evangelist", die „heil. Margarethe", der „heil. Paulus", „Johannes der Täufer", die „heil. Magdalena", der „heil. Quentin", der „heil. Michael", der „heil. Klemens", der „heil. Lorenz", der „heil. Georg", der „heil. Rochus", der „heil. Leonhard", der „heil. Jakobus der Jüngere", der „heil. Petrus" und der „heil. Augustin". In der Mitte des Thurmes unter der Wölbung wird die Statue Pascal's zu stehen kommen. Pascal machte nämlich auf dem Thurme von St. Jacques zahlreiche Experimente über die Schwere der Luft, und man hat deshalb sein Andenken dort verewigen wollen. Der altertümliche Thurm inmitten der modernen Straße Rivoli ist ein Kontrast, der das Auge erquickt.

Wäre nicht mein Bericht schon ziemlich lang, so hätte ich Ihnen noch von der litterarischen Bewegung der letzten Wochen zu sprechen; ich behalte mir dies, mit Ihrer Erlaubniß, für einen späteren Artikel vor. Nur über zwei Erscheinungen einige Worte, nämlich über den Artikel Guizot's: „Les mécomptes et les espérances", und über die Memoiren Dupin's. Beiden Männern wirft man mit Recht ihren politischen Wankelmuth vor. Wie wurfte Herr Dupin, der Familienbeistand der Orleans, den Präsidentenstuhl der republikanischen Legislative annehmen und als solcher wieder die Familie Orleans besuchen! Und wie durfte Guizot im Jahre 1835 der bourbonischen Restauration das Wort reden, der von diesen selben Bourbons im Jahre 1844 sagte: „Es giebt Geschicke, die vorher im Schicksalsbuche verzeichnet sind; es giebt Unfähigkeiten, von welchen kein Arzt weder ein Geschlecht, noch eine Regierung heilen kann." Beides sind Thatsachen, die nicht zu Gunsten der politischen Moralität Frankreichs sprechen.*)

Türkei.

Die Baschi-Bosuks in Feindes Land.

Unter der türkischen Besatzung von Eupatoria befindet sich auch ein Corps Baschi-Bosuks, die auf den Ruf des Pabischah aus Aegypten, Tunis und der arabischen Wüste nach der Krim geeilt sind, wo sie als leichte Kavallerie gute Dienste leisten. In Wildheit und in der schonungslosen Grausamkeit, mit der sie den Krieg führen, gleichen sie, wie der mehrfach von uns citirte Korrespondent der Daily News bemerkt, ihren Namensvettern aus Kurdistan und Anatolien, die sich während des vorjährigen Feldzuges durch ihre Exzesse einen so üblen Ruf erwarben; doch haben sie vor jenen den Vorzug, daß sie treffliche Schützen sind und im vollsten Galopp ihr Ziel zu treffen wissen. „Sie alle sind mit langen Flinten oder Lanzen bewaffnet; auch an Pistolen fehlt es den Baschi-Bosuks nie. Ferner besitzen einige von ihnen Säbel, die stets zwischen den linken Schenkel und den Sattel eingesteckt werden, und endlich ist der größte Theil noch mit Yataghanen versehen, jener Sichel, mit der die Muselmänner auf der guten alten Zeit die blutige Ernte von Köpfen einzusammeln pflegten, die ihnen von Seiten des hochgebietenden Pascha mit einem grimmigen Lächeln und freigebigem Backschisch vergolten wurde. Der zweckmäßigste Theil ihrer Ausrüstung sind jedoch ohne Zweifel die Lanzen. Ganz vorschieden von den schweren, ungeschickten, eisenbeschlagenen Stangen der europäischen Kavallerie, die nur in einem Massen-Angriff von Nutzen sind und ihren ganzen Werth verlieren, sobald die Linie sich auflöst und jeder Reiter seinen eigenen Hülfsmitteln überlassen bleibt, ist die Lanze des Arabers lang, leicht, biegsam und scharf. Er schwingt sie, beschreibt mit ihr einen Kreis, schwenkt sie wie eine Reitgerte über seinem Haupte, nimmt mit ihr im wildesten Galopp einen Ring von der Erde auf und schleudert sie mit soll unfehlbarer Sicherheit nach einem Ziel. Der Türke, unvergleichlich in der Handhabung seines alten krummen Säbels, weiß die Lanze nicht zu gebrauchen; in der Hand des Arabers ist sie für Reiter die Königin der Waffen. Und was für Reiter sind es auch — diese rauhen, phantastisch aufstehenden, bettelhaften Wilden, mit ihren nackten, nervigen Armen, ihrem entblößten Hals, ihren nicht zu beschreibenden „Inexpressibles", ihren elenden Pantoffeln und alten, zottigen, schauderhaften Steigbügeln! Jeder englische Bereiter würde bei ihrem Anblick verächtlich die Nase rümpfen, aber wenn sein Leben davon abhinge, es ihnen in der Reikunst zuvorzuthun, so würde er sich bald in einer höchst unangenehmen Verlegenheit befinden.

Wer es sieht, den Menschen in seinem primitiven Zustande zu betrachten, ohne daß allzu sehr um die Moral zu kümmern, muß einen dieser zerlumpten Räuber an einem schönen Morgen sein Roß auf der Ebene tummeln sehen. Er setzt sich plötzlich in Galopp, sprengt etwa hundert Schritt weit in rasender Eil, hält dann eben so rasch wieder an, schwenkt in dem engsten Zirkel um, in welchem sich ein vierfüßiges Geschöpf bewegen kann, schwingt seine Lanze oder schießt sein Gewehr ab, wobei Roß und Reiter, Auge, Hand und Waffe in engster Harmonie zusammen wirken. Diese Leute sind ein wahres Studium, nicht nur für den Künstler, sondern auch für den Humoristen und den Sittenlehrer. Was uns bei dem Baschi-Bosuk am meisten auffällt, ist sein schrecklicher Ernst. Seine Lebensaufgabe ist ihm eben so feierlich und inhaltschwer, wie einem Missionär oder dem Secretair einer philanthropischen Gesellschaft. Er raubt aus Prinzip, weil er es für eine einfache und nothwendige Handlung hält, die zu dem

*) Wir gestehen, daß wir in Betreff Guizot's diese Meinung nicht theilen. Urtheile über die Zeitgeschichte können und müssen allerdings durch die Zeitgeschichte auch mehrfach verändert werden. D. R.

Digitized by Google

Gewerbe gehört, welchem er sich ergeben hat und welches er mit Eifer und Enthusiasmus betreibt. Was die Existenz gewisser Stiftungen betrifft, die es verbieten, sich fremdes Gut anzueignen, so glaube ich nicht, daß ihm etwas Derartiges jemals einfällt. Sein Pferd zu warten und zu füttern, seine Waffen rein zu halten, seine Beute aufzuspüren und seine Feinde schonungslos zu verfolgen — das sind für ihn die großen und gebieterischen Pflichten eines Lebens, dem die sanfteren Gefühle unbekannt sind, die bei einer vorgerückteren Civilisation sich zu regen beginnen. In der Festigkeit seiner religiösen Ueberzeugungen wird er von dem strengsten Asceten nicht übertroffen. Selbstsüchtig ist er allerdings im höchsten Grade, aber er hat nie gegen die Selbstsucht predigen hören, und in seinen Augen ist sie eher eine Tugend als ein Verbrechen. Gebete, Waschungen und Haß gegen die Ungläubigen ist die Summe seines Dogmas und seiner Praxis. Zum Kampf gegen die „Moskow“ stellt er sich theils aus religiösen Beweggründen, die es ihm zur Pflicht machen, den Giauren die Hälfte abzuschneiden und ihr Eigenthum zu plündern, theils aus persönlichem Eigennutz. Aber bei alledem ist er kein leichtsinniger, munterer Abenteurer, der sich mit dem Gedanken schmeichelt, daß er ein freies, fröhliches Leben führt und sich in der Welt umsieht; er ist ein ernstes, würdevolles Individuum, das, in der Erfüllung einer großen Pflicht begriffen, sich nicht im Mindesten zum Scherz oder zu heiterer Ausgelassenheit geneigt fühlt. Nie macht er sich einer Debauche schuldig; sein einziges Getränk ist Kaffee und Wasser, seine Hauptspeise Reis und Brod, höchstens dann und wann ein Huhn; sein Pferd ist sein einziger Freund, sein Lager an dem ersten, besten Ort, an welchem ihn die Nacht überfällt, und ich vermuthe stark, daß seine Thränne, statt ihn in den Schooß seiner Familie, in seine Heimat, in die Tage seiner Jugend zurückzuversetzen, ihn dergshohe Massen siedend heißen Pilavs vorführen — oder sie lassen ihn ein rasches Pferd besteigen, legen einen todten, mit Beute bedeckten Russen oder eine Oka Stambuler Toback zu seinen Füßen, und er wacht erfreicht und glücklich wieder auf.“

Illyrien.

Wie die Slovenen das Neujahr feiern.

(Aus dem Slovenischen.)

Alle Slovenen haben die alte Sitte, am Abend vor Neujahr, wie vor Weihnachten und den heiligen drei Königen, die Häuser und ihr ganzes Hausgeräth mit geweihtem Wasser zu besprengen und mit Weihrauch zu beräuchern. Gewöhnlich sprengt der Herr des Hauses oder die Frau, aber in manchen Gegenden überläßt man diese fromme Verrichtung aus besonderer Achtung dem ältesten Mann im Hause. Das Gefäß mit Weihrauch trägt meistentheils auch ein erwachsener Mann, mitunter irgend ein geschecktes Kind, welches dann sehr wichtig mit dem Wedel einherschreitet und räuchert. Alle Kinder im Hause laufen mit großer Lust hinterher. Jedes möchte gern am nächsten dem Räucherer sein, jedes will ihm rathen, wo er noch räuchern soll, und ist außerordentlich stolz, wenn sein Rathschlag befolgt wird.

In einigen Gegenden betet der Räucherer heimlich, während er räuchert, in anderen betet er laut, und die Anwesenden beten ihm nach.

Abends ziehen die sogenannten Weihnachtssänger (koledniki) vor den Häusern herum „weihnachten“ (koledvat), d. h. Weihnachtslieder singen, in denen sie Glück wünschen. In einigen Gegenden sind es nur große Knaben, in anderen große Knaben und Mädchen, noch in anderen, wie in Lok in Krain, sind es kleinere Knaben und Mädchen. Nach dem Singen erhalten sie etwas zum Geschenk, entweder Geld, was ihnen das Liebste ist, oder auch ebbare Dinge, wie Butter, Schmalz, Semmel und dergleichen. In wohlhabenden Familien ruft man sie wohl auch ins Haus, bewirthet sie gut und entläßt sie dann mit einem Geldgeschenk.

In manchen Gegenden, wie bei Möttling und Zatitschin in Unter-Krain, ziehen in ähnlicher Weise Musikanten am Tage vor Neujahr von Haus zu Haus spielen und glückwünschen. Sie werden, wie die Weihnachtssänger, beschenkt und bewirthet und häufig des Abends bestellt, um Tanzmusik zu machen.

An demselben Abend wird auch das Weihnachtsbrod (poportnik oder bozicnik, boshitschnik) zum zweiten Male auf den Tisch gelegt. Zum dritten Male geschieht dies am Abend vor den heiligen drei Königen, am Tags darauf, an Epiphania, endlich angeschnitten zu werden. In Möttling bezeugen wird es schon am Weihnachtstage angeschnitten und für das Neujahr ein besonderes großes Laib ähnliches Brod gebacken, welches zwar am Weihnachtsabend mit dem Weihnachtsbrode auf den Tisch gelegt, aber erst am Neujahrstage angeschnitten und deshalb novolotnika, Neujahrsbrod, genannt wird.

Kaum beginnt der Morgen des Neujahrs, so wird wie überall zum Neujahr gratulirt. Doch wird auf dem Lande diese Sitte nicht so streng befolgt, wie in den Städten, wo zuerst die Kinder ihren Aeltern und dann den Verwandten und Lehrern, die Dienstleute ihren Herrschaften und die Untergebenen ihren Vorgesetzten Glück wünschen.

In den großen Städten pflegt man gewisse Arbeiten und Bedürfnisse, welche man während des ganzen Jahres nöthig gehabt, erst am Neujahrstage zu bezahlen, Anderen dagegen, wie Briefträgern, Nachtwächtern, Barbieren u. s. w., wenn sie auch bezahlt worden sind, an diesem Tage ein kleines Geschenk zu geben.

Frhr. v. Reinsberg.

Mannigfaltiges.

— Direkte Nachrichten von Dr. Barth. (Mittheilung des Herrn Dr. A. Petermann.) Obgleich es dem Publikum, nach einer vorläufigen Nachricht von Dr. E. Vogel, bereits mitgetheilt worden ist, daß Dr. Barth gesund und wohl und auf der Rückreise nach Europa begriffen ist, so können wir es uns nicht versagen, nach den eigenhändigen Briefen, die und in diesem Augenblick von dem unübertrefflichen Reisenden selbst zugegangen sind, jene Nachricht zu ergänzen. — Aus diesen Briefen ersehen wir denn das Erste über Barth's Reise nach Timbuktu, „der Königin der Wüste“, wie diese Stadt rechtmäßigerweise von den Einwohnern genannt wird. Die Hinreise von Sokoto ging, wie wir kürzlich näher erörtert haben („Geographische Mittheilungen“, Heft 1), in einem stark nach Süden gekrümmten Umwege, weit von dem rechten Ufer des Kowara entlang. Es war immer Barth's größter Wunsch gewesen, auf seiner Rückreise auf dem großen Strome hinabzugehen, wie weiland der berühmte schottische Reisende Mungo Park, der dabei leider seinen Tod fand. Nach einem Geist und Körper aufzehrenden Aufenthalt in Timbuktu von beinahe einem Jahre gelang es ihm, diesen Plan auszuführen: er folgte dem Strom in allen seinen Windungen und seiner ganzen Ausdehnung zwischen Timbuktu und der Breite von Sokoto, — durch die Flotten zahlloser Schiffe und Fahrzeuge aller Art hindurch, die, von den Völkern der Tuariks und des Sudan bemannt, den Strom in diesem seinem mittleren Lauf zu einem Centralpunkte der Bevölkerung, des Lebens und Treibens, des Handels und der Industrie von ganz Inner-Afrika gemacht haben. Aber die Adern des Lebens und des Verkehrs von diesem bisher gänzlich unbekannt gebliebenen großen Binnenlande gehen hauptsächlich nach West, Nord und Ost, selten nach Süden in der Richtung der Küsten des Meerbusens von Guinea, und mit Erstaunen und Wunder vernahmen die Bewohner von dem fremden Reisenden aus dem fernen Christenlande die erste sichere Kunde darüber, wo der Strom, — das Element ihrer Existenz, — herkäme und wo er hinginge, — sich ins Meer einmünde. Ueberall wurde Barth von den Eingeborenen aufs freundlichste empfangen und behandelt, denn er versteht es, die Herzen der Kinder Afrika's zu gewinnen. Sie flehten ihn förmlich an, ganz bei ihnen zu bleiben oder baldmöglichst wiederzukommen ihren Strom hinauf auf einem europäischen Schiffe.

Von der bisher gänzlich unbekannten Region zwischen Timbuktu und Sokoto hat Dr. Barth vier große Kartenblätter entworfen und dieser jetzigen Sendung seiner Briefe beigelegt. — Von dem guten Erfolg der Tschadda-Expedition hatte er durch die Eingeborenen genaue Kunde, eben so über das Gerücht seines angeblichen Todes, welches ihn ungemein verletzt und empört hatte. — Näheres darüber wird in dem binnen vierzehn Tagen erscheinenden dritten Hefte von „Perthes, Geographischen Mittheilungen“ enthalten sein.

— Zur literarischen Nekrologie. Die in diesem Jahre so thätige Betrauerin des Todes, die Grippe, hat auch unter den deutschen Schriftstellerinnen ein junges, blühendes Leben gefordert; die Schriftstellerin Louise v. Gall, Gattin des bekannten Dichters Levin Schücking, starb auf dem Familiengute desselben, Sassenberg in Westfalen, eines plötzlichen Todes an Lungenlähmung. Unter den deutschen Schriftstellerinnen zeichnete sich Louise v. Gall durch anmuthige Naturlichkeit des Styls, lebhaftigkeit der Darstellung und Sicherheit der Beobachtung aus. Der moderne Roman der höheren Stände war ihr eigentlichstes Feld, doch verschmähte sie mit echt weiblicher Würde die Ausschmückung desselben durch den Reiz verbotener Leidenschaft, den die meisten ihrer literarischen Mitschwestern zum Ueberdruß anbeten, indem sie ihre französischen Vorbilder, die Staël und die Sand, in dieser Beziehung noch übertreffen. Louise von Gall huldigte stets der Moralität, ohne jemals in die Abscheulichkeit der Tendenz zu verfallen.

F. v. H.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Sechstheilig erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür der Preis im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 55. Berlin, Dienstag den 8. Mai 1855.

Frankreich.

Universal-Ausstellung von Paris.

IV. Vertheilung und Benutzung des Raumes für die Industrie.*)

Abgesehen von dem besonderen Gebäude, welches die Völker-Kunst-Ausstellung enthält, und das wir in Nr. 44 des „Magazin" beschrieben haben, bestehen die Hallen der eigentlichen Industrie-Ausstellung aus drei mit einander in Verbindung stehenden großen Bauwerken, deren jedes einen anderen Charakter hat. Das ursprüngliche, im Carré Marigny der Elysäischen Felder errichtete Hauptgebäude ist mit dem am Ufer der Seine, auf dem Quai de la Conférence und hinter der breiten Fahr-Allee, welche Cours la Reine heißt, gelegenen Langhau (von zweihundert Mètres Länge) durch einen mit einer Glaswölbung bedeckten Gang verbunden, der, vom Mittelpunkte des Hauptgebäudes ausgehend, die hinter demselben in den Elysäischen Feldern stehende Rotunde des ehemaligen „Panorama" durchschneidet und über den Cours la Reine hinweg, vermittelst einer Brücke mit Treppen nach beiden Seiten, mitten in den Langhau des einführt. Wir haben also 1) das Hauptgebäude, dessen Aeußeres in Nr. 50 dieses Blattes dargestellt worden; 2) den bedeckten Gang, auch „Galerie de Jonction" genannt, welcher das vorgedachte „Panorama" eben so umläuft, wie durchschneidet, und der auf beiden Seiten des „Panorama" ins Freie hinausführt, wo sich in eingehegten Blumen-Parquets die Erfrischungs-Lokale, Cafés und Restaurants befinden, und 3) den Langhau, welcher, siebzehn Mètres hoch und ebenfalls von einem Glas-Gewölbe bedeckt, über den ganzen Quai de la Conférence, von der „Concordien-Brücke" bis zur „Invaliden-Brücke" und von da bis zur neuen „Alma-Brücke" sich erstreckt, von wo man endlich durch die „Allée des Veuves" zu dem Gebäude der Völker-Kunst-Ausstellung gelangen kann.

Bei der Theilung dieser Räumlichkeiten zwischen Frankreich und seinen Gästen ist der Wirth, wie sich von der Galanterie des Landes erwarten läßt, mit großer Liberalität zu Werke gegangen. Er hat die besseren Plätze nicht blos getheilt mit den Fremden, sondern ihnen sogar vorzugsweise überwiesen. In dem Hauptgebäude nimmt das Ausland einen größeren Raum ein, als Frankreich, indem Ersteres von der unteren Etage die Hälfte und von der oberen ungefähr zwei Drittel bekommen hat. Der Langhau an der Seine, wo hauptsächlich Naturprodukte, Rohstoffe, Bedürfnisse des Volks ausgestellt sind, während das Hauptgebäude die verarbeiteten Erzeugnisse, Gegenstände der Verfeinerung, der Mode und des Luxus enthält, ist ebenfalls zwischen Frankreich und den Nationen des Auslandes getheilt, und nur die Verbindungs-Galerie mit dem Panorama, das sie durchschneidet, ist der sogenannten Pariser Industrie, die bei dem Mangel an Raum, der sich bald herausstellte, sehr lebhafte Reclamationen wegen vielfacher Zurückweisungen gemacht hatte, ausschließlich überwiesen worden.

Das Hauptgebäude, welches in seinem Centrum eine Art Transept (gleich dem des Londoner Krystall-Palastes) mit hoher Kuppel bildet, indem das kirchenartige, hundertzweiundneunzig Mètres lange und achtundvierzig Mètres breite Schiff von zwei Reihen vierundzwanzig Mètres breiter Galerieen umgeben ist, von welchen letzteren über effektvollen Balustraden und Bogen-Nischen mit den Trophäen des Gewerbfleißes die Fahnen, Landes-Farben und Wappen der verschiedenen Nationen und Sitze der Industrie wehen, hat folgende Eintheilung erhalten: Die Nordseite, d. i. diejenige, die nach der breiten Mittel-Allee der Elysäischen Felder hinausstoßt, gehört den französischen Ausstellern; die Südseite, d. i. diejenige, welche die Seine und den dort liegenden Langhau beherrscht, gehört dem Auslande. Von jedem der beiden Flügel ost- und westwärts, welche die breiten Seiten des Gebäudes mit einander verbinden, ist im unteren Raume die eine Hälfte den Franzosen und die andere dem Auslande, im oberen Stockwerke jedoch sind beide Seitengalerieen dem letzteren allein überwiesen; so daß im Hauptgebäude das Ausland so viel Raum als die beiden kürzeren Seiten der oberen Galerie betragen, mehr einnimmt, als Frankreich. Ja, dort, wo diese Verbindungslinien der oberen Galerie mit der Nordseite des Hauses in Berührung kommen, ist sogar den Fremden, auf Kosten der Franzosen, sowohl die nordöstliche, als die nordwestliche Ecke noch überlassen.

Diejenigen fremden Nationen, welche die meisten Aussteller zählen, nämlich: England mit 8470 Mètres Flächenraum im Hauptgebäude, der Zollverein mit 4499 M., Oesterreich mit 2694 M., Belgien mit 2412 M. und Nord-Amerika mit 2286 M., haben sowohl im Schiffe, als in der unteren und oberen Galerie, Räume erhalten. Das übrige Ausland jedoch, namentlich die Schweiz (mit 1099 Mètres Flächenraum), die skandinavische und die pyrenäische Halbinsel, die italiänischen und die nicht zum Zollvereine gehörenden deutschen Staaten, Griechenland, Persien und China (welche drei zusammen nur 262 Mètres einnehmen) u. s. w., ist auf das Erdgeschoß allein beschränkt, welches allerdings das Hauptquartier bildet. Auch ist die Einrichtung getroffen, daß jede Nation mit ihrer Ausstellung, und wäre diese auch noch so klein, bis an einen Punkt der Balustrade reicht, so daß sie mit ihrem Namens- und Wappenschilde, wie mit ihren Farben, in das Schiff hineinschaut.

Wenn man auf der Südseite des Hauptgebäudes von Osten nach Westen sich begiebt, so stößt man zunächst auf die Engländer, welche allein ungefähr den dritten Theil des dem Auslande überwiesenen Raumes einnehmen. Dann folgen die Amerikaner mit ungefähr dem vierten Theil des Raumes der Engländer (also ein Zwölftel des Auslandes), doch glaubt man, daß es hier so gehen werde, wie in London, indem die Yankees immer den Mund recht voll nehmen, aber, wenn es zur Ausführung kömmt, hinter ihren Ankündigungen, sowohl qualitativ als quantitativ, weit zurückbleiben. Wahrscheinlich wird den englischen Kolonieen Gelegenheit gegeben sein, den ihnen etwa noch fehlenden Raum auf amerikanischem Gebiete zu ergänzen. Den Amerikanern folgen die Belgier, deren industrieller Reichthum bereits in London große Bewunderung erregte. Diesen schließen sich die Oesterreicher an, die namentlich auch durch geschmackvolle Ausstellung, wobei es weder die Regierung, noch die betheiligten Industriellen an Sorgfalt und Kosten fehlen lassen, sich hervorzuthun suchen. Demnächst folgt der Zollverein, der etwas mehr als die Hälfte des Raumes der Engländer (ungefähr ein Sechstel des gesammten Auslandes) einnimmt und die äußerste Linke auf der Südseite bildet. Preußen, dessen Ausstellung, eben so wie bei den früheren Schaufesten in Berlin und in London, von Herrn Baurath Stein geleitet wird, war in der letzten Aprilwoche, gleichwie England, Belgien und die Schweiz, damit schon ziemlich weit vorgeschritten. Hoffentlich haben die Aufforderungen, die Herr Stein an die Industriellen des Zollvereins gerichtet, ihn mit Anschmückungskosten mehr als in London zu unterstützen, guten Erfolg gehabt. Den Württembergern, wie den Sachsen, muß man einräumen, daß sie sich in London besser auf ihren Vortheil verstanden, als die meisten übrigen Industriellen des deutschen Zollvereins, einzelne Berliner und rheinländische Firmen ausgenommen. Man glaubt gar nicht, wie sehr durch Spiegelglasscheiben, geschmackvolle Schränke und andere Decorationen die ausgestellten Waaren gehoben werden, wodurch diese nicht blos bei den Preisrichtern, sondern auch in der kaufmännischen Welt, auf deren Bestellungen der Fabrikant doch immerhin bei solchen Ausstellungen rechnet, höhere Preise sich erringen. Die Handelskammer von Lyon zahlt für die Etalagen und Glasschränke, auf und in welchen die Seidenwaaren dieser Stadt prangen und die nach beendigter Ausstellung den Unternehmern zurückgeliefert werden, nicht weniger als achtzigtausend Francs Miethe. Wie verlockend und zum Kauf einladend schauen uns dafür aber auch immer die Lyoner Seidenwaaren auf den Industrie-Ausstellungen an!

Auf der westlichen Verbindungsseite von Süden nach Norden befindet sich, an den Zollverein gränzend, zunächst Hamburg mit den wenigen anderen nicht zum Vereine gehörenden deutschen Staaten. Dann folgen Dänemark, Schweden und Norwegen, Holland,

*) Unabhängig von den auf die Universal-Ausstellung Bezug habenden Mittheilungen unserer Pariser Korrespondenz (Nr. 52) werden wir auch fernerhin nach anderen, namentlich in französischen Zeitschriften enthaltenen Berichten diese, wie uns von mehreren Seiten bezeugt wird, für unsere Leser ein besonderes Interesse habenden Referate ferstehen. (Vgl. Nr. 43, 44 und 50 des „Magazin".) D. R.

Digitized by Google

die Schweiz, Spanien und Portugal; auf der anderen (östlichen) Seite gränzen an England und dessen Kolonieen zunächst Persien und China, worauf die Türkei, Aegypten, Tunis, Griechenland und die italiänischen Staaten folgen. An die letzteren schließen sich, wie auf der gegenüberliegenden Seite an Spanien und Portugal, die Erzeugnisse Frankreichs an, welche, wie oben bemerkt, die Hälfte der Ost- und Westseite des Erdgeschosses, so wie die ganze Nordseite des Erd- und des oberen Geschosses, einnehmen.

Die Eintheilung der französischen Industrie hat nach der Ordnung in sieben Gruppen und siebenundzwanzig Klassen stattgefunden, wie wir sie in Nr. 43 des „Magazin“, bei Gelegenheit der Uebersicht der Mitglieder der Ausstellungs-Kommission, mitgetheilt. Im Ganzen sind, so viel die Räumlichkeiten und die ausgestellten Gegenstände es zuließen, auch die übrigen Staaten dem Beispiele Frankreichs gefolgt. Das sogenannte Transept, das bis zur Glaskuppel hinaufsteigende Schiff des Hauses, enthält, wie in London, Gegenstände, die sehr verschiedenen Gruppen und Klassen der Industrie angehören, die jedoch vermöge ihrer Schönheit oder ihres Werthes besonders hervorgehoben zu werden verdienen. In der Mitte dieses Schiffes wird die Einweihungs-Ceremonie stattfinden und der kaiserliche Thron aufgestellt sein. Unter Anderem sind darin zwei prächtige Leuchtthürme (der eine von englischer und der andere von französischer Arbeit) aufgestellt, mehrere Wasser sprudelnde Fontänen, eine von einer Turbine in Bewegung gesetzte Mühle, eine sehr kunstreich ausgestattete Kanzel für eine Kirche, Altäre in Bronze und Marmor und ein Spiegel von St. Gobain, dessen Glas von außerordentlichem Umfang ist.

Rings um dieses Mittelschiff lehnen sich an die Wände der Seitengalerieen gigantische „Trophäen“ aller der auf der Ausstellung vertretenen Haupt-Industrieen, und zwar sind an der Nordseite die französischen und an der Südseite die des Auslandes aufgestellt. Auf der französischen Seite sollen die Trophäen von Spitzen, Bändern und Blumen einen besonders überraschenden Eindruck machen, eben so die der Lyoner Seidenwaaren und der sogenannten Pariser Industrie, der Spiegel und Luxusmöbel. Nicht minder imposant erscheinen daneben die aus mächtigen Maschinen, Ackerbau-Werkzeugen, nautischen Instrumenten und Kriegswaffen gebildeten Trophäen. Es läßt sich denken, daß diese Monumental-Gruppen, wozu noch an den Balustraden der oberen Galerie die dogenförmig aufgehängten glänzenden Gegenstände von Gold und Silber, Bronze und Krystall kommen, in deren Reichen prachtvolle Kronenleuchter hängen, während das Ganze mit den vom Krystall-Dome beleuchteten Fahnen und Farben gekrönt wird, einen magischen Eindruck machen muß.

Wenn man von der Nordseite des Hauptgebäudes durch die hohe Pforte desselben eintritt, so berührt man zunächst die Galerieen des Erdgeschosses, welche das Transept umgeben. Hier findet man zuvörderst die Erzeugnisse der keramischen Kunst und der Glaswaaren-Fabrication, in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit aufgestellt; dann folgen baumwollene und wollene, seine Gewebe, Mousseline und Mousseline-de-laine, Merinos, Tuche, Hute, Putz- und andere Modewaaren, worun sich in den anstoßenden Seitenzimmern die sogenannten kurzen Waaren (Tabletterie, Bimbeloterie, Fächer, Sonnen- und Regenschirme ꝛc.) reihen. Mehr dem Transept zugekehrt sind die Abtheilungen für Gegenstände der Typographie, der Kupferstecherkunst, der Lithographie, der Papierfabrication, der Kunststickerei, der feinen Porzellan-Arbeiten, der Pretiosen, Gold-, Silber- und Email-Arbeiten ꝛc.

In den darüber befindlichen Galerieen des oberen Stockwerkes haben die Franzosen ihre prachtvollen Lyoner Seidenwaaren ausgestellt, von denen sie sich, bei der Sorgfalt und den Kosten, die darauf verwendet sind, einen besonderen vortheilhaften Eindruck versprechen. Es folgen dann die Seidenstoffe und Shawls von Nimes, Fabrikate aus Avignon, Modestoffe und Shawls von Paris, Bänder von St. Etienne, die berühmten Druckwaaren (Kattune ꝛc.) von Mühlhausen ꝛc.

Der Langbau auf dem Quai de la Conférence wird übrigens nicht minder anziehend sein, als das Hauptgebäude, indem er der Betrachtung ebenfalls manches Großartige und Eigenthümliche darbietet. Zunächst wird schon die Verbindungs-Galerie von Jedermann gesehen sein wollen, weil dort und in der Centralhalle des ehemaligen „Panorama“ die Erzeugnisse der französischen Staatsmanufakturen, namentlich das Porzellan von Sèvres, die Gobelins und die Teppiche von Beauvais, so wie die Kronldiamanten, aufgestellt sein werden. Die rings um das Panorama laufende Galerie ist für gewisse Gegenstände der Pariser Industrie, z. B. die in der „St. Antoine-Vorstadt“ angefertigten Möbel, für Musik-Instrumente, Waffen, Quincaillerieen, Wachstuch-Vorhänge ꝛc. reservirt. Aus dieser Galerie tritt man nach Ueberschreitung der Verbindungs-Brücke mitten in den Langbau, welcher in zwei Abtheilungen von fast gleicher Ausdehnung zerfällt, deren jede eine verschiedenartige Ausstellung darbietet. Der Raum nämlich zwischen der „Invaliden-Brücke“ und dem „Concordien-Platz“ ist sowohl im Erdgeschoß, als auf beiden Galerieen des Langbaues ausschließlich rohen sowohl, als verarbeiteten Naturprodukten, und Prima-Materien oder doch solchen Erzeugnissen gewidmet, die zur Herstellung und Bearbeitung von Naturprodukten und Rohstoffen bestimmt sind. Hier werden daher Bergwerks-Produkte von außerordentlicher Dimension oder von besonderem Werthe, Ackerbau-Werkzeuge, neue Säe-, Kerndrücke- und Dresch-Maschinen, Jagd- und Fischerei-Erträgnisse, Leder und Häute, aber auch Sattlerarbeiten und Wagen, Meß-Instrumente und Chronometer, chemische Produkte und konservable Nahrungsmittel, ꝛc. aufgestellt sein. Die andere Seite dagegen, die zwischen der Invaliden- und der neuen Alma-Brücke liegt, wird, nach dem Vorgange der Londoner Ausstellung, eine Welt voll Bewegung und Leben vor Augen führen, nämlich Maschinen aller Art, die durch Dampf-, Wasser- und andere mechanische Künste in volle Thätigkeit gesetzt werden und vor den Augen der Zuschauer die feinsten Gewebe anfertigen, Zeitungen drucken, Wasserfälle, Mühlen und Lokomotiven in Bewegung setzen.

Wir haben hier in flüchtigen und allgemeinen Umrissen angedeutet, wie ungefähr die Industrie-Ausstellung der Elysäischen Felder geordnet und anlockend gemacht sein wird. Da die Eröffnung selbst noch eine Verzögerung erfahren hat, so können die dahin, so nachen der Wille des Kaisers, die Wünsche der französischen und fremden Industriellen und der betreffenden Kommissarien des In- und Auslandes es veranlassen, immerhin noch mehr oder weniger bedeutende Veränderungen im Arrangement stattfinden. Im Großen und Ganzen wird jedoch wohl der Plan beibehalten sein, wie wir ihn hier so anschaulich, als es in gedrängter Darstellung möglich ist, vor Augen gestellt haben. Preußen und der Zollverein werden in Paris wieder, wie es in London der Fall war, durch Herrn Geheimen-Oberregierungsrath von Viebahn vertreten sein, der, als ein eben so humaner, wie kenntnißreicher Beamter, billigen Wünschen der deutschen Aussteller gewiß wird zu entsprechen bemüht sein; doch dürfen es diese schon in ihrem eigenen Interesse dem Comité auch nicht an den nöthigen Geldmitteln fehlen lassen, um auch in der Dekorirung des Arrangements den Vergleich mit den keine Ausgaben sparenden Franzosen und Engländern nicht scheuen zu dürfen.

Dr. Véron's Tagebuch über die Februar-Revolution.

(Schluß.)

Welch ein Lärm, welch ein wüstes und rohes Treiben, was für unglaubliche Auftritte in dieser großen Wohnung, wo am Abend vorher noch die Geschicke Frankreichs und des Königthums mit Besorgniß besprochen wurden! Mehr als zwölfhundert Individuen richteten sich hier wie in einem Bivouak ein, sich nach Gesellschaften in den einzelnen Zimmern vertheilend. Angekleidet und bewaffnet schliefen sie auf den Teppichen, auf den mit den reichsten Stoffen überzogenen Divans. In dem Feuer der mit dem kostbarsten Marmor eingefaßten Kamine kochte man Suppe. Der wahnsinnige Haufe schaltete und waltete nach Willkür in dem Schlosse; Alles war in seine Hände gefallen. Die Abschenlichkeiten, die begangen wurden, lassen sich nicht alle erzählen. Einige machten sich ein Vergnügen daraus, den Portraits die Augen auszustechen; Andere besudelten die Wände mit unanständigen Darstellungen, mit Spitzen, Kraft-Ausdrücken und Todesdrohungen gegen hochgeachtete Persönlichkeiten.

Eine andere Schaar von Raubvögeln hatte sich auch noch in dem Schlosse eingefunden: die Liebhaber von Merkwürdigkeiten, die Wiederverkäufer, die Hehler jeder Art. Sie eigneten sich an, was ihnen gefiel, um es in ihren Schubladen, in ihren Bibliotheken zu verbergen, bis es keine Gefahr mehr hätte, es öffentlich zu zeigen oder zu verkaufen. Viele Männer aus dem Volk waren vollkommen befriedigt, wenn sie eine fürstliche Weste oder fürstliche Hosen auf ihrem Leibe hatten; aber die Männer in schwarzen Ueberröcken legten ihre Hand an die Waffen, an die Gemälde, an die Kupferstiche, an die Pettschafte, an die Ringe von Werth. Die Kommissäre der Regierung mußten auf die schwarzen Ueberröcke ein wachsameres Auge haben, als auf die Blousen. Ueberall sah man die Aufschrift: „Tod den Dieben!“ Mehrere Spitzbuben wurden festgenommen; aber, bei der Polizeipräfektur angekommen, wurden sie alle in Freiheit gesetzt. . . . . .

Die neuen Inhaber der königlichen Wohnung hatten sich organisirt: es waren Befehlshaber von ihnen erwählt worden; zahlreiche Posten waren im Innern des Schlosses und in der äußeren Umgebung aufgestellt worden. Einige von diesen Würdenträgern konnte man in den sonderbarsten Kostüms sehen; Einer steckte in einem Generals-Uniform; ein Anderer hatte den Hausrock Ludwig Philipp's angezogen. Ein Tage-Arbeiter hatte, wahrscheinlich in der Meinung, der entstehenden Republik damit Ehre zu machen, die Staats-Uniform des Königs angelegt. . . . . .

Am 24. Februar folgerten kühne Neuerer, nur radikale Revolutionen begreifend, aus der Abschaffung des Königthums und der Herstellung der Republik, daß es eine Pflicht für sie wäre, die Paläste

Digitized by Google

der Könige niederzubrennen. So hatte Herr Ledru-Rollin an dem linken Ufer der Seine viel Mühe, eine fanatische Rotte, welche das Hotel in der Straße Grenelle erstürmt hatte, zu überzeugen, daß man nicht nöthig hätte, das Ministerium des Innern niederzubrennen.

Die Anzündung der Tuilerien war schon beschlossen, als ein Mann auf den glücklichen Gedanken kam, auf die den Hof der Tuilerieen umgebende Gittermauer in großen Buchstaben die Aufschrift zu setzen: „Hospice des invalides civils". Der Gedanke wurde mit Enthusiasmus aufgenommen; man fand nun von der Anzündung des Schlosses ab. Der ehrenwerthe Mann hatte seinen Zweck erreicht: es war ihm gelungen, eines der großartigsten und merkwürdigsten Bauwerke der Hauptstadt vor der Zerstörung zu bewahren. Bald aber sind auch die da, welche die Gedanken Anderer in ihrem Interesse auszubeuten wissen. Für ein Hospiz, wenn es als ein Krankenhaus aufgefaßt wird, sind nöthig: ein Direktor, Verwalter, Aerzte, Chirurgen, Assistenten, Aufseher, Krankenpfleger. In vierundzwanzig Stunden bildet sich die ganze Verwaltung und zieht in die Tuilerieen ein. Die Direction der Hospitäler versieht die Räume des ersten Stockwerks: die große Diana-Galerie, den Saal Ludwig's XIII., den Billardsaal, den Conversationssaal, mit Betten. Ueber den Betten werden auf die Wand Nummern geklebt; die Nummer 9 wird auf ein die Königin der Belgier von Kopf bis zu Fuß darstellendes Oelgemälde aufgeklebt. Barmherzige Schwestern bekommen in kleinen Reden- und Mittelzimmern ihre Wohnung; der erste Chirurg ertheilt seine Vorschriften in dem Kabinet, in welchem der König dem Ministerrath präsidirte. Die Chirurgen-Gehilfen hielten an dem in der Mitte des Rathssaales stehenden, mit einem Teppich von grünem Sammet bedeckten ungeheuren runden Tisch ihre Mahlzeiten. Der Chef der Verwaltung nahm den Titel eines „Gouverneur des Invalides civils" an. Es war dieser Titel aber der zur Wohnung des Prinzen von Joinville führenden Thür zu lesen; die vielen Zimmer des Prinzen schienen dem neuen Gouverneur für seine Person, für seine Familie, für seine Freunde und für seine Dienerschaft kaum ausreichend. Ich will nicht Alles ins Gedächtniß zurückrufen, was in Betreff der in das Schloß der Tuilerieen aufgenommenen Verwundeten und bürgerlichen Kranken erzählt worden ist; so viel ist ausgemacht, daß beklagenswerthe skandalöse Dinge bald in die Oeffentlichkeit kamen. Ich will hier nur einen auf diesen Gegenstand sich beziehenden Bericht, den die Kommissäre der Regierung am 5. März 1848 an Herrn Ledru-Rollin abgestattet, der Oeffentlichkeit übergeben:

„Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf die hier folgende Mittheilung über eine seit einigen Tagen im Schloß neu gegründete Macht.

„W..., der mit dem Beruf, der Sorge für die bürgerlichen Invaliden vorzustehen, in das Schloß der Tuilerieen eingezogen, hat in den Zimmern des Prinzen von Joinville seine Wohnung genommen und bewohnt sämmtliche Piècen, nachdem er dieselben aufs reichste mit Möbeln aller Art hat ausstatten lassen. Er verlangt ein herrschaftliches Bett, vier gewöhnliche Betten, Bett- und Tischzeug. Er hat sich mit Beamten umgeben, die er selbst erwählt und die der Kommandant des Schlosses nicht kennt. Er verlangt für das Haus, welches er macht, und für die Personen, die er mitbringt, den Unterhalt. Ueber seine Thür hat er die Worte setzen lassen: „Cabinet du gouverneur des Invalides de l'hospice civil".

Süd-Amerika.

Spanisch-amerikanische Dichter.*)

J. J. Olmedo.

Schon ein flüchtiger Blick in die Geschichte der spanischen Kolonieen zeigt uns den Grund ihrer untergeordneten geistigen Bildung, der aber durchaus nicht in angeborener Beschränktheit zu suchen ist. Ausgemacht ist, daß die Intelligenz der tüchtigen Unterlage eines vortrefflichen Schulunterrichts bedarf. „Die Naturwohlthätigkeit", sagt ein Mann, der sich als echter Philosoph mit der Erziehung beschäftigt hat, „schafft niemals Meisterwerke. Ohne Zweifel unterscheidet die Natur die Menschen; bei weitem mehr als diese aber die Erziehung. Das Talent ist eine Naturgabe; würdigt man das Talent richtig, so lassen sich gar manche Besonderheiten, welche der sogenannten erworbenen Kunst, der Gewöhnung gehören, darin entdecken. Wäre es möglich, das Talent der anerkannten Meister in Wissenschaft und Kunst chemisch zu zerlegen, so würde sich uns allerdings eine sehr reiche Grundlage darbieten, die aber durch eine lange und ununterbrochene Uebung entwickelt und vervollkommnet wurde. Durch die Kultur steigerte sich die Güte und die Fruchtbarkeit des Bodens. Fleiß ohne Talent macht nur mittelmäßige Menschen; Talent ohne Fleiß wird nimmer ausgezeichnete Männer schaffen. Der Grundsatz, daß die Natur Alles mache und daß Uebung und Fleiß nichts zu den natürlichen Anlagen thun, ist für die guten und mittelmäßigen Köpfe gleich verderblich: dort giebt er der Trägheit, hier der Entmuthigung Nahrstoff. Die Erfahrung lehrt, daß kein Mensch so weit geht, wie er gehen könnte, wenn er regen Fleiß mitgenommen hätte. Nicht Jeder, der mit Geist geboren ist, wird auch ein Mann von Geist."

Diese Bemerkungen, die vom ursprünglichen Standpunkte der Menschheit ungenau aufgefaßt haben, auf die moderne Reflexionsbildung angewendet, ihre vollkommene Richtigkeit. Welchen geistigen Aufschwung konnten nun die Amerikaner unter der unterdrückenden Herrschaft Spaniens nehmen? Das Mutterland unterlag ihnen, wie ehemals Augustus den ägyptischen Vornehmen, den Besuch der Hauptstadt. Sie durften kein höheres Amt bekleiden. Kaum daß ihnen Menschenwürde zuerkannt wurde. Unter dem beständigen Einfluß der Geistlichkeit wären sie wahrscheinlich alle zuletzt in den wilden Zustand der Ponos versunken, die sich in den ungeheuren Pampas des angränzenden Gebiets umherstreifen, die kein anderes Gesetz als ihre Willkür, keinen anderen Gott als ihre Leidenschaften kennen.

Man begreift nun die Begeisterung, mit welcher die Amerikaner den Namen Bolivar's feierten. Wohl hatten sie andere tapfere und geschickte Generale; allein zuvörderst besteckten gar manche unter ihnen ihren Ruf durch die entsetzlichsten Grausamkeiten, und dann hatte keiner den Vorzug anzuweisen, welcher den Helden von Caracaso schmückte: Er hatte seine ganze Erziehung in Europa genossen und war Zeuge der Wunder, die von der Revolution und dem Kaiserreich vollbracht worden. Dieser europäische Einfluß wirkte allmählich auf Bolivar, welchen die Natur überdies mit einem sittlich schönen Charakter und einem von allem gewöhnlichen Ehrgeiz freien Herzen ausgestattet hatte. Es ist demnach nichts Ueberschwängliches in der Bewunderung der Amerikaner für den Sohn ihres Vaterlandes, den Gründer ihrer Freiheit durch den Sieg von Apacucho, wo sich fünfzehn spanische Generale ergeben mußten.

Dieser denkwürdigen Schlacht war ein sehr wichtiges Gefecht, gleichsam das Vorspiel des entscheidenden Dramas, vorausgegangen: wir meinen das Gefecht bei Junin, wo das geschlagene spanische Heer nur unter dem Schutze der dunklen Nacht seiner völligen Aufreibung entging. Die Kastilianer hatten auf ihrem Rückzuge die Brücken des Apurimac abgebrochen, sich von neuem gesammelt, um ihrer gänzlichen Niederlage bei Apacucho entgegenzuziehen.

Einem Schriftsteller von Peru, J. J. Olmedo, verdanken wir über den Sieg bei Junin ein Gedicht, das im Grunde ohne Werth ist, das aber mit seiner überwältigenden Kraft, die in jedem Verse athmet, das tiefste Interesse der Amerikaner ansprecht.

In der Einleitung feiert der Dichter die Anden, als Zuschauer des Sieges, in folgenden Worten:

„Die stolzen Pyramiden, welche menschliche Kunst kühn bis in den Himmel thürmte, auf daß sie zu den Jahrhunderten und Nationen sprechen; die Tempel, worin Sklavenhände prunkend ihre Tyrannen vergötterten — sie sind ein Spielball der Zeit, die sie mit leisem Fittig berührt und zu Boden wirft, wenn der gestaltete Wind ihre lügenhaften Inschriften spurlos verwischt hat. Da liegen nun, als Denkmäler eines erbärmlichen Stolzes, unter Trümmern begraben, im Dunkel ewiger Vergessenheit, wüst durch einander Priester, Tempel und Gott.

„Die hehren Berge aber, die ihre Stirn hoch in den Aether heben, zu deren Füßen die Stürme grollen, rasen — die Anden, die, auf goldenem Grunde ruhend, durch die Schwere ihrer ungeheuren Massen die Gleichwucht der Erde erhalten — die Anden, sie werden nimmer schwinden. Berachtend der Menschen Stämme und der Zeiten Macht, werden sie ewige Denkmäler bleiben der Freiheit und des Sieges; sie werden den kommenden Geschlechtern der Welt sagen: Wir haben das Schlachtfeld von Junin gesehen; wir haben gesehen, wie Peru's und Columbia's Banner sich entfalteten und die stolzen Legionen verwirrt, besiegt sich zur Flucht wandten oder um Frieden baten. . .

„Bolivar siegte, Peru war frei, und die heilige Freiheit ward im Prunkzuge nach dem Sonnentempel getragen."

Und diesem Schwall ist zu ersehen, daß der Dichter in der kriegerischen Begeisterung stärker war, als in der geschichtlichen Geographie. Die ägyptischen Pyramiden, die auch ihr Großes haben, sind nicht zu Boden geworfen worden; noch ragen sie in der Wüste empor, als Zeugnisse von dem hohen Verstande eines Volkes, das die Verwesung des Todes besiegt hat. Indeß ist diese poetische Licenz einem Manne nachzusehen, der in einem Lande lebt, wo kein Denkmal gemalt die Macht des menschlichen Geistes bezeugt und wo die Natur die ganze Fülle ihrer Größe und Majestät standhaft bewahrt hat. Die unterdrückten Kasten hatten überdies stets eine Vorliebe für die stolzen Gipfel der Berge, die für sie eine Zufluchtsstätte und ein Sinnbild der Stärke waren.

Olmedo schildert dann mit voller Kraft den schrecklichen Kampf der Amerikaner und Spanier. Vor der Schlacht feuert Bolivar die Seinigen an:

„Seine Stimme erschallt: Peruaner, sehet die grausamen Unterdrücker Eures Vaterlandes! Wackere Columbier, Sieger in hundert

*) Nach Thales Bernard im Athénaeum Français.

Digitized by Google

Schlachten, da stehen die barbarischen Feinde, die Euch herbeigerufen von den Ufern des Orinoko! Sie haben die Uebermacht, Ihr den Muth; der Ruhm wird Euer sein!“

„Da erdröhnt das furchtbare Getön der Trommeln von allen Seiten, da schmettern die hellen Fanfaren der Trompeten, braust das Wiehern der Rosse, den Kopf hochgereckt, das Auge in Flammen, schnaubend dahin stürzend, wo der Kampf am heißesten lodert. — Da pfeifen die Kugeln durch die zerrissene Luft und tragen den Tod in alle Reihen — dichte Wälder eisenbeschlagener Piken stoßen furchtbar an einander — Lanzen und Schwerter funkeln — Blutstrahlen sprühen aus abgehauenen Gliedern — die Raserei der Krieger wächst mit den Wunden; sie verdoppeln ihre Streiche und wollen lieber sterben, als sich ergeben — Alles verkündet, daß sie gekommen ist, die Stunde, die in dem großen Buche des Schicksals verzeichnete, Rache dem amerikanischen Volke, Schmach und Verachtung den Kastilianern zu bringen.“

Die siegreichen Amerikaner ruhen einen Augenblick von der Blutarbeit aus; aber Huayna-Capac erscheint ihnen, brandmarkt das Gedächtniß der spanischen Eroberer, die seinen Sohn Atahualpa so barbarisch behandelt, und weissagt Bolivar den Sieg von Ayacucho.

Es bleibt dem Dichter noch, von seinen Zuhörern Abschied zu nehmen; das thut er denn auch in einem Reigen leichtgeschriebener Verse, die aber keine glänzende litterarische Bildung verrathen:

„Aber welche Vermessenheit hat Dich bis in den Himmel gehoben? O, meine bescheidene Muse! verrathe den Sterblichen nicht die himmlischen Geheimnisse in so schwachen Gesängen. Mögen Andere, geschmückt mit dem Lorbeer, sich an den Tisch der Götter setzen! Mögen Andere ihren Namen hingeben der geschwätzigen Fama, die der Ruhm ist und die Qual des Lebens. Ich will heimkehren zu meinen geliebten Träumen, frei umherwandeln in den Gebüschen, wo die grünende Pomeranze, die dichtbelaubte Tamariske flüstert, an den blühenden Gestaden des Guayaquil oder auf den fruchtbaren Fluren, wo die Ananas reift. Ach, ich werde mich glücklich preisen, wenn ich die Leier niederlege, auf der ich den Ruhm des amerikanischen Volkes zu singen versuchte, ich werde mich glücklich preisen, wenn ein zärtlicher Blick der Grazien, die Achtung und Liebe meiner Brüder, eine Erinnerung meines Vaterlandes und der Haß der Tyrannen mir als Preis meiner Kühnheit zufällt.“

Die lächelnden Grazien am Fuße der Anden! — ein überraschender Anblick, das muß man sagen. Erinnert man sich indeß des Jahres, in welchem das Gedicht verfaßt ist (1826); bedenkt man, welche Art Bücher in der Bibliothek eines Amerikaners vor der Befreiung aufgestellt sein konnte: so wird man mit jener mythologischen Anspielung Nachsicht haben.

Nichts kann ein treueres Bild von der litterarischen Dürftigkeit der neuen Welt geben, als folgende Thatsache: Die befreiende Revolution war in Assuncion vollbracht, und die Kolonisten versammelten sich, um eine Regierungsform zu wählen. Von der Diktatur kann noch keine Rede sein, und der verrufene Doktor Francia spielte den Gleichgültigen. Nach stundenlanger unnützer Diskussion beschloß man, aus dem Studium der Vergangenheit Licht zu schöpfen. Da aber die historischen Kenntnisse der Kolonisten nicht über das Elementarische hinausgingen, so mußte man schon zu einem Buche Zuflucht nehmen. Durch sorgfältiges Nachforschen entdeckte man glücklicherweise die römische Geschichte von Rollin, der es sich bei seinem Leben gewiß nicht hatte träumen lassen, daß sein Buch auf die Geschichte Paraguay's Einfluß haben werde. Tarquinius und Augustus fanden keine Gnade in den Augen der Hispano-Amerikaner von Assuncion; mit Begeisterung wurde das Konsulat begrüßt, als die einzige Regierungsform, die ihnen zusagte. Die Konsulswürde sollte von zwei Bürgern abwechselnd bekleidet werden. Allein Doktor Francia, dem es nicht einfiel, die oberste Gewalt mit Jemand zu theilen, brachte, trotz dem Widerstande seiner Mitbewerber, die Motion durch: „Jeder Konsul soll vier Monat sein Amt verwalten.“ Dann ersolgt auf seinen Betrieb die Annahme der zweiten Motion: „Der Doktor Francia soll zuerst regieren.“ So kamen im ersten Jahre acht Monate der Gewalt auf ihn, und er wußte sie trefflich zu benutzen, seinen Nebenbuhler vom Ruder zu entfernen.

So verwahrlost, wie Assuncion, waren freilich nicht alle Provinzen; indeß war es selbst mit Lima, der, nächst Mexiko, aufgeklärtesten Stadt des spanischen Amerika — sie hatte seit 1596 eine Druckerei — im Jahre 1826 so weit gekommen, daß ein wissenschaftliches Werk mit der Definition begann: „Das Wort Klima ist vom griechischen Χυνωνεω, das Grad bedeutet, hergeleitet.“*) Die Kreolen mochten mit den Mönchen des zehnten Jahrhunderts sagen: Graecum est, non legitur (ist griechisch, wird nicht gelesen).

Ja, die Erziehung im spanischen Amerika war sehr vernachlässigt. Einige Brocken von Condorcet, Volney und Voltaire waren die einzige Kost, woran diese freiheitgierige Bevölkerung sich labte. Die „Bibliotoca Columbiana“, in Lima 1821 gedruckt, zeigt, welcher Geist die aufgeklärte peruanische Jugend beseelte. Es ist ein Wust lächerlicher Tiraden gegen die Unwissenheit und den Aberglauben. Daß sie die Unwissenheit bekämpfen, begreift sich: sie kannten sie aus eigener Erfahrung; ihre Anklagen aber gegen den Katholizismus waren eben so unklug, wie übel angebracht; denn die kreolische Geistlichkeit spielte in dem Befreiungskriege eine edle und kräftige Rolle. — Das jetzige spanische Amerika, obgleich auf einigen Punkten noch immer von bedauernswerthen Zerwürfnissen heimgesucht, kann dennoch an seine Wiedergeburt durch europäische Bildung Hand anlegen. Es braucht nicht mehr, um diese zu erwerben, über den Ocean zu sehen; die Quellen derselben liegen ihm näher: in den Vereinigten Staaten.

Das Land, das den unsterblichen Bolivar erzeugt hat, wird, hoffen wir es, seinem nördlichen Nachbar in Wissenschaft und Kunst nachstreben und in nicht ferner Zeit seinen Fenimore Cooper aufweisen, wie es seinen Washington gehabt hat.

*) „La palabra clima se deriva del griego Χυνωνεω, qui quiere decir grado.“ — De la influencia de los differentes climas, por Don Abel Victorino Brandin. Lima, imprenta de la Libertad, 1826.

Mannigfaltiges.

— Washington Irving's „Leben Washington's“. George Washington's Lebensbeschreibung aus der Feder Washington Irving's dürfte eine der interessantesten Erscheinungen der amerikanischen, nationalen Literatur sein. Das Ganze wird aus drei Bänden bestehen, von denen der erste im Monat Mai in New-York (bei G. P. Putnam & Co.) ausgegeben wird. Um dem jetzt in England freigegebenen Nachdrucke amerikanischer Schriftsteller zu begegnen, wird der Verleger gleichzeitig eine für das Ausland bestimmte, sehr wohlfeile Ausgabe veranstalten. Von Washington Irving's (kürzlich besprochenen) „Wolfert's Roost“ sind in Amerika bereits fünf Auflagen verkauft.

— Kardinal Richelieu als Liebhaber. Die französische Geschichte ist noch immer eine unerschöpfliche Fundgrube für den historischen Roman. Die Schriftsteller Frankreichs und Deutschlands wetteifern besonders in der Bearbeitung des sogenannten großen Jahrhunderts, des siebzehnten; aber es ist bis jetzt noch nicht gelungen, das wahre Antlitz desselben darzustellen. Es wird von den romantischen Historikern stets mit grellster Farbe geschminkt oder entstellt; sie haben sich das Arbeiten nach der Schablone so angewöhnt, daß man immer genau weiß, wie viel Zuthat von verbotener Leidenschaft, von üppigen Frauen und sanften Mädchen darin enthalten ist. Auch der liebenswürdigen Schriftstellerin, Aline von Schlichtrull, ist es nicht gelungen, den romantischen Schlendergang des historischen Romans zu überwinden; ihr „Kardinal Richelieu“, eine sonst sehr lobenswerthe und fleißige Arbeit, tritt als Liebhaber Anna's von Oesterreich auf, und zwar in unpassender Weise, denn er verfolgt die Geliebte sogar bis zu den Stufen des Hochaltars. Der historische Haß, welcher zwischen Anna und dem Kardinal herrschte, soll aus dieser ehebrecherischen Liebe hergeleitet werden. Psychologisch möchte sich dies noch eher rechtfertigen lassen als die Möglichkeit der Liebeglath bei einem so klaren, scharfen Geiste, wie Richelieu es war. Die meisten großen Männer am Staatsruder, Cäsar, Napoleon, Friedrich der Große, hatten kein Ohr für die sentimentale Stimme des Herzens.

— Entstehungsgeschichte eines bekannten Bonmots. Dr. Véron erzählt in seinen Memoiren: „An dem Abend des 12. April 1814, als der Graf von Artois (nachmals Karl X.) in Paris einzog, war Empfang beim Fürsten von Talleyrand. Dieser erkundigte sich bei den Herren aus dem Gefolge des Prinzen, ob Monsieur etwas Bemerkenswerthes gesagt habe. Auf ihre verneinende Antwort äußerte er: „Es muß man ihn etwas sagen lassen. Sie“ — zu dem anwesenden Beugnot gewendet — „Sie haben Witz; gehen Sie in meine Studirstube und machen Sie uns ein Bonmot für Monsieur.“ Beugnot nahm ein Licht und ging in das angewiesene Zimmer. Zweimal kehrte er zurück mit einigen aufgesetzten Phrasen, die aber vor den Gästen keine Gnade fanden. Endlich trat er zum dritten Mal mit triumphirender Miene in den Gesellschaftssaal und rief: „Nichts hat sich in Frankreich geändert — es ist blos ein Franzose mehr darin.“ Die Gesellschaft applaudirte, und am folgenden Tage las man in den Morgenzeitungen, Monsieur habe seiner edlen Gesinnung Ausdruck gegeben durch das schöne Wort: „Nichts hat sich in Frankreich geändert — es ist blos ein Franzose mehr darin.“

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 56. Berlin, Donnerstag den 10. Mai 1855.

Dänemark.

Gott in der Natur.

Ein Argument gegen den Materialismus, aus Oersted's Schriften.*)

Dem Menschen sollte Nichts so sehr am Herzen liegen, als die Wahrheit; sich mit ihr bekannt zu machen, ist der Beruf jedes Menschen, denn Wahrheit allein führt zu Gott. Wie viel tausend verschiedene Meinungen haben die Menschen von je her über das Wesen der Körperwelt gehegt; wollt Ihr endlich die Wahrheit vor Allem erfahren, so lest Hans Christian Oersted's „Geist in der Natur". Lest ihn aber mehrere Mal; empfangt den Gesammt-Eindruck seines Geistes auf den Eurigen, und wenn Ihr dann nicht mit dem Gedanken, daß Ihr in die Harmonie der Welt mit eingereiht seid, das Buch fortlegt, so ist es Eure eigene Schuld. Oersted ist leicht zu verstehen; er ist klar, wie das Genie fast immer; dennoch wird es lange dauern, ehe seine Weltanschauung Eingang in Köpfe findet, die zu sehr an der Meinung hängen, nach welcher die Natur nun ein- für allemal als etwas geistloses, mechanisch durch sich selbst in Bewegung gesetztes Unbedeutendes betrachtet wird, während Oersted gerade das Gegentheil darthut.

Wenn die Naturwissenschaft nur das Bestreben hätte, Entdeckungen und Erfindungen zu machen und sie zum Nutzen der Menschheit zu verwenden, so wäre sie allein schon um dieses Strebens willen werth, hochgeachtet zu werden, doch würde sie dann nur theilweise ihren Zweck erfüllen, welcher vor Allem in der Erkenntniß des Göttlichen besteht. Oersted hat nicht nur große Verdienste um die Naturwissenschaft, als Entdecker des Elektromagnetismus, sondern noch größere um die Natur-Anschauung. Die Natur-Anschauung resultirt allerdings aus der Naturwissenschaft; aber es ist eben der kühne Blick des Genies erforderlich, um die richtige Natur-Anschauung aus der Wissenschaft herzuleiten. Diese Natur-Anschauung ist es, die Oersted groß und unsterblich macht. Mit ihr hat er die Menschheit der Gottheit einen Schritt näher gebracht. Seine ganze Natur-Anschauung läßt sich in dem einzigen Worte Vernunft zusammenfassen; Vernunft, ein Wort, das vom „Vernehmen" der inneren göttlichen Stimme der Natur abzuleiten. Er hat die Vernunft Gottes in der Natur erkannt, hat den Geist Gottes in der Natur fixirt. Er hat thatsächlich einen Verstand in den Gesetzen der Natur nachgewiesen, hat damit den ersten philosophischen Beweis für das Dasein eines Geistes außer uns geliefert. Philosophische Beweise für das Dasein Gottes hat die menschliche Vernunft seit Jahrtausenden geliefert. Der empirische Beweis konnte erst nach einem tiefen Eindringen in die Natur geliefert werden. Wer das erste Naturgesetz entdeckte, legte freilich schon den ersten Grundstein zur Erkenntniß eines Geistes außer uns, denn wo ein Gesetz herrscht, da muß nothwendig eine geistige Kraft und kann kein Zufall im Spiel sein, doch mußte die menschliche Vernunft erst mannigfach angeregt werden, um endlich diesen Gesetzen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, bis das Genie, auf die Wissenschaft gestützt, den Vorhang wegzog.

Im Vergleich zu den hundert Naturforschern und Philosophen, die sich noch fortwährend herumzanken, ob Geist, ob Materie, steht Oersted wie ein Riese da. Das Geschrei wird vor der lauteren Wahrheit verstummen, die Oerstedsche Natur-Anschauung wird die streitenden Meinungen versöhnen. Und doch enthält sein „Geist in der Natur" nur Andeutungen von dem, was er vielleicht weiter ausgeführt, hätte ihn nicht der Tod entrissen. Oersted hat die Keime zu einer mit der Naturwissenschaft Hand in Hand gehenden Religion ausgesäet. Er hat die Natur in ihre lange verkannten Rechte eingesetzt, wenn er darthut, daß Geist und Natur, von zwei verschiedenen Seiten betrachtet, ein und dasselbe ist, daß wir unser eigenes Denken in der Natur wiederfinden, daß der Eindruck, den die Natur auf unser Gemüth macht, von der göttlichen Vernunft herrührt, die in ihr liegt.

Es ist gewiß, daß Wahrheiten, die das Menschengeschlecht entdecken soll, ihm unverloren sind; es liegt dies in dem ganzen Entwickelungsgange der menschlichen Vernunft; hätte Oersted den Verstand Gottes in den Naturgesetzen nicht nachgewiesen, so würde dies jedenfalls ein Anderer gethan haben. Nachdem das empirische Wissen bereits solche Höhe erreicht, konnte die Natur selbst, wie Oersted sagt, sich nicht ohne Zeugniß lassen; immer aber wäre dieser Andere ein Genie gewesen.

Aehnliche Ideen keimten vielleicht auch schon in Anderen; jedenfalls aber ist Oersted derjenige, der diese Ideen zuerst mit Klarheit dargethan.

Oersted thut dar, daß die Naturgesetze Vernunftgesetze sind. Viele werden ihm dies nicht zum großen Verdienst anrechnen, indem sie behaupten, daß jedes Gesetz nothwendig ein Vernunftgesetz sein müsse und sich dies von selbst verstehe. Aber was sich aus Oersted's Darstellung ergiebt, ist, daß die ganze Natur die verkörperte Vernunft Gottes enthält; daß wir überall, wo wir etwas Gesetzmäßiges in der Natur sehen, den Verstand, den Geist Gottes vor uns haben; daß, wenn der Dichter durch eine erhabene Natur zur Begeisterung angeregt wird, dies die verborgene Vernunft ist, die ihm die Ideen eingiebt; daß die Schönheit eines Naturgegenstandes auf der darin ausgeprägten Vernunft, auf dem Ideenreichthum beruht, der in ihm herrscht. Was die philosophirende Vernunft seit Jahrtausenden gesucht in der Natur, den Geist, er steht nicht mehr im Dämmerlichte vor uns, sondern klar. Der Geist Gottes ist thatsächlich nachgewiesen.

In dem Gespräch „das Geistige im Körperlichen" legt Oersted dar, daß sich die ganze Körperwelt für die tiefere Betrachtung gleichsam in ein Spiel von Kräften, aber ein gesetzmäßiges, vernünftiges, auflösen läßt; daß das Körperliche einem beständigen Wechsel unterworfen, daß aber das Beständige im Wechsel der Körper die darin herrschende Gedanken-Einheit ist; daß diese Gedanken-Einheit nicht unser ich sondern der Natur angehört. Er thut dar, daß das Wesen eines Dinges von der Gesammtheit der Gesetze bestimmt wird, wonach alle darin vorgehende Wirkungen geschehen. Diese Gesetze sind Naturgedanken. Das Wesen eines Dinges besteht in der darin ausgeprägten Idee. Ferner ist jedes Ding ein Glied in einer Gesammtheit von Dingen; diese Gesammtheit ist wieder ein Glied in einer umfassenderen, die abermals ein Glied einer noch höheren bildet. Eben so ist es mit den Ideen, deren Verwirklichung die Dinge sind. Das ganze Dasein ist also ein Werk und die Offenbarung der lebenden Allvernunft. Die Versöhnung zwischen den Gedanken und der Wesens-Einheit liegt darin, daß das Körperliche und das Geistige unzertrennlich in dem schaffenden Gottesgedanken vereinigt sind.

In dem Gespräch „der Springbrunnen" weist Oersted sodann auf den Vernunft-Zusammenhang hin, welcher in der Summe der Wirkungen enthalten ist, die in dem Springbrunnen herrschen. Dieser Vernunft-Zusammenhang wird mit Wohlgefallen vom inneren Sinn aufgefaßt, der sich dieser Vernunft zwar nicht bewußt ist, aber selbst sein Wesen von der Alles beherrschenden Vernunft empfängt.

Wie die Körperwelt sich nach bestimmten Gesetzen entwickelt, desgleichen auch der menschliche Geist. Die Naturgesetze, die für den menschlichen Geist gelten, treten noch deutlicher als Vernunftgesetze auf. Fehlerhafte Anlagen und Krankheiten des Geistes bewirken eine falsche Welt-Auffassung. Die menschliche Vernunft erkennt sich selbst in den Dingen wieder. Sie wäre überhaupt nicht im Stande, ein einziges Naturgesetz zu entdecken, wenn sie nicht nach den nämlichen Gesetzen, wie die Natur, hervorgebracht und wirksam wäre. Alle Wesen im ganzen Weltall müssen ein dem unsrigen ähnliches Erkenntnißvermögen haben, wenn sie die in den Dingen enthaltene Vernunft erkennen wollen. Dieses Erkenntnißvermögen kann dem Grade und der Stärke nach sehr verschieden von dem unsrigen sein.

Die mathematischen Figuren, die wir in der Natur antreffen, drücken eine Gedanken-Einheit aus; je mehr diese Gedanken-Einheit hervortritt, um so schöner und harmonischer sind sie. Unser Vergnügen an der Musik beruht auf der inneren Vernunft, die sich darin abspiegelt. Die durch die Töne erzeugten Figuren sind um so regelmäßiger, je harmonischer die Töne sind.

Die ganze Körperwelt ist von unsichtbaren Bewegungen durchdrungen, was von größerer Bedeutung ist, als wir uns gewöhnlich vorstel-

*) Der Geist in der Natur, von Hans Christian Oersted.

Digitized by Google

len. Die Bewegung bestimmt viel mehr das Sein der Körper, als wir es glauben. Die ganze Schöpfung ist von Schwingungen erfüllt, die sich den selbstbewußten Wesen mittheilen und so die ganze Außenwelt und erst zum Bewußtsein bringen. Der erste Anstoß zur Bewegung liegt aber in Gott. Nicht blos bildlich, sondern in Wirklichkeit können wir deshalb sagen, daß Gott sich durch die Bewegung seinen Geschöpfen mittheilt.*)

Was man auch von Oersted lesen möge, man wird stets auf das Ganze hingewiesen; stets wird man an die ewige Vernunft erinnert, seine ganze Natur-Anschauung ist wie aus einem Guß, keine Widersprüche. Ja, es leuchtet ein, daß die Vernunft-Ordnung der Welt sich diesem Geiste so kundgab, daß er mit einem kühnen Blick das Ganze überschauen sollte und den Menschen gerade in einer Zeit, in der noch fortwährend viel Streit über das Wesen der Natur herrscht, eine wenige Wahrheit offenbaren konnte.

Oersted's Natur-Anschauung, geschöpft aus dem ewigen Born der Natur, und nicht durch Speculation aufgebaut, obwohl in aller Speculation ein Bestreben liegt, sich der Alles umfassenden, göttlichen Vernunft zu nähern, ist nicht nur für Naturphilosophen, für Geschichtsforscher, für den Philosophen in abstracto, für den Staatsmann, für den Dichter und Künstler von tiefer Bedeutung, sondern überhaupt für jeden Menschen, der seine Welt-Anschauung recht in sich aufgenommen hat, der gefunden, wie Oersted sagt, daß er in der ewigen Vernunft seine eigentliche Lebensquelle habe.

Es ist klar, daß, wer dies gefunden, die Natur mit ganz anderen Augen betrachtet; er fühlt sich ihr und der Gottheit näher, verwandter. Wollen die größten Philosophen ehrlich sein, so müssen sie gestehen, daß sie nie recht wußten, was sie aus der Materie machen, wie sie ihr beikommen sollten. Daß die Welt unendlich weise, verständig eingerichtet sei, daß sich in ihr eine höhere Hand kundgebe, das anzuerkennen, zwang sie ihre eigene Vernunft, die ja in Uebereinstimmung mit der göttlichen Vernunft thätig ist. Die Aussprüche der größten Dichter beweisen, wie schwach sich der menschliche Geist gegenüber der Natur fühlte, je in ihr Inneres zu schauen, und doch deuten nicht nur die Aussprüche der Dichter, sondern auch der Philosophen darauf hin, daß zwischen der Welt und unserem Geist eine tiefe, innige Verkettung herrscht. Oersted sagt, was der Geist verspricht, das hält die Natur.

Nochmals, Oersted's Verdienst, was ihn unsterblich macht, ist, daß er den göttlichen Geist in der Natur zuerst in Wirklichkeit nachgewiesen hat, daß er zuerst mit genialer Kraft darauf hingewiesen, daß die in der Körperlichen, wie geistigen Welt herrschenden Naturgesetze Vernunftgesetze des göttlichen Geistes sind. Bn.

Ungarn.

Mythologische Thiere der Ungarn.**)

Eine der merkwürdigsten und verbreitetsten mythischen Thiersagen des Magyarenvolkes ist die vom Drachen (sárkány). Wie der magyarische Name dieses phantastischen Geschöpfes, so haben auch die Sagen, in denen es eine Rolle spielt, ihr Eigenthümliches. Dem herrschenden Volksglauben gemäß entsteht der Drache meist aus einem Fisch oder einer Schlange, und zwar aus solchen Schlangen, die sieben Jahre lang unsichtbar in Sümpfen herangediehen sind. Auf diesen Ursprung des Ungeheuers und auf den Umstand, daß es besonders von Schlangen sich nähren muß, deuten Sprichwörter, wie die folgenden: „Wenn die Schlange nicht Schlangen frißt, so kann nicht ein Drache aus ihr werden." — „Die Schlange frißt ihresgleichen, um ein Drache zu werden." In einen Drachen verwandelt sich auch ein alter Wels oder Hecht, wenn er sieben bis dreizehn Jahre in schlammigem Moore zugebracht; desgleichen ein alter Hanfhahn, der lange Zeit im Düngerhaufen oder in leeren Brunnen sich verborgen gehalten.***) Aber in allen diesen Fällen kömmt der Drache nicht eher ans Tageslicht, bis er durch einen Zauberer citirt worden. Dieser sattelt ihn, reitet auf ihm mit Blitzesschnelle durch die Luft, heißt ihn Gewitter erregen. In dunklen Wetterwolken glaubt das Volk den Zauberer und das Ungethüm, auf dem er einherfährt, zu schauen: der feurige Körper, der Funken sprühende Schweif des Sárkány erscheint ihm auch in Kometen und Meteoren. Cserei sagt an einer Stelle seines Geschichtsbuches: „Eines Abends standen unser Viele draußen vor dem Thore von Kecz und sahen, wie ein gefügelter Sárkány, Funken sprühend, mit größter Schnelligkeit durch den Himmel flog. Derselbe Sárkány wurde damals auch an anderen Orten des Landes gesehen." Auf Geheiß des Zauberers entwurzelt das Ungeheuer mit seinem Schweife die mächtigsten Eichen; es heult wie der Sturmwind, zieht Hagelwetter nach sich, und die Saatfelder, über die es hinfährt, werden augenblicklich so weiß, als ob sie mit Kalk bestreut wären. Der Zauberer reitet auf seinem gräßlichen Thiere ins Mohrenland, wo er es schlachtet und das Fleisch den Eingeborenen theuer verkauft: diese können nämlich die furchtbare Hitze ihres Landes nur dann aushalten, wenn sie ein Stückchen Drachenfleisch unter ihrer Zunge tragen; denn nichts Anderes schafft ihnen die nöthige Kühlung. Der Zauberer erhält dafür ungeheuer viel Gold, edle Steine und andere Kostbarkeiten, mit denen er wieder heimkehrt. Hier, wie anderwo, scheint der Drache Symbol des Nordwindes, forsen dieser den Bewohnern des heißen Erdgürtels Kühlung zuführt.

Neben diesen vielleicht ganz eigenthümlichen und zum größeren Theile noch unklaren Anschauungen stellt die magyarische Sage und Fabel den Drachen auch in bekannteren allgemeinen Zügen dar. Er bewohnt gewöhnlich Moore, stehende Wasser, Brunnen, auch tiefe Höhlen, in die man zu ihm hinabsteigen muß, und deren Oeffnung ein großer Mühlstein deckt; dann wieder beherrscht er ungeheure Wildnisse. Volkslieder lassen ihn am „Blauen Meere" aufwachsen und jenseits der „Kupferbrücke" an der Einmündung des Rothen Meeres in das Blaue sich umtreiben. Am häufigsten jedoch haust der Drache in einem unterirdischen, dreifachen Palaste aus Erz, Silber und Gold, zwischen reichen Schätzen; oder jenseits eines Flusses und Meeres von flüssigem Silber, über welche eine Brücke, so scharf wie ein Scheermesser, führt, stehen wacklud auf Enterfüßen seine Burgen. Er ist gefräßig, hat einen langen Schlangenkörper, eine harte, schuppige Haut, in welche selbst jene Brücke nicht einschneidet, lange Klauen und Zähne, einen Schwanz, der wie eine Peitsche sich windet, und einen flammenden Hahnenkamm. Seiner Köpfe sind mehrere, oft viele, und zwar soll er im siebenten Kopfe die größte Kraft besitzen; aus dem Rachen speit er Flammen, Funken und giftigen Schaum. Wohnt er in einer Lache oder Höhle bei einer Stadt, so will er jeden Tag sein Opfer haben. Der in einem Brunnen hausende Drache hält das Wasser zurück, wenn ihm nicht alle Tage ein junges Mädchen geopfert wird, und hat er alle Mädchen des Orts pertilgt, so kömmt zuletzt an des Königs Tochter die Reihe. Nach Anderen verlangt er männliche Personen: jeden Freitag muß ihm der König des Landes neunundneunzig Mann zum Fraße schicken; aber Keiner von ihnen darf verheiratet sein; denn die Drachen leben nur von Junggesellenfleisch, und haben sie alle Junggesellen des Landes weggezehrt, so fressen sie sich selbst unter einander auf, bis am Ende nur drei Exemplare übrig bleiben, gegen welche dann die Königssöhne zum Kampfe antreten. — In den meisten Fällen jedoch kömmt der Drache selbst und raubt seine Beute;*) gewöhnlich sind dies die „drei Königstöchter", welche dann von drei Drachen im unterirdischen Palaste bewacht werden, wo sie bald wie Schicksalsgöttinnen spinnend und nähend sitzen, bald, von Schlangen gepeinigt, unter dem im Rauchfang aufgehängten Fleische zerstückter Prinzen Feuer anlegen. Der zur Bekämpfung des Ungeheuers ausgiehende Held forbert es zum Zweikampfe oder steigt in seine Höhle hinab, wenn der Drache nicht anwesend ist; dann empfängt den Helden die gefangene Königstochter und bemüht sich vergebens, ihn von seinem verwegenen Vorhaben abzulenken. Was ihm Beschwörung des Ungeheuers ausgiehende Held sich in erschreckliche Kämpfe giebt, das ist bald sein magisches Roß, bald ein gewisser Trank, der tausendfache Mannskraft, bald ein Zauberring, dessen Umdrehung die Stärke von zwanzigtausend Riesen verleiht. Der heimkehrende Drache wittert schon von weitem den Geruch des Ankömmlings; beim Herabfahren und der Luft schlägt er die Bäume nieder, und seine Flügel verdunkeln die ganze Gegend. Bevor der Kampf beginnt, stellt er auch wohl den Helden auf Proben: dieser muß z. B. ein Brod aus Stein mit hölzernem Messer durchschneiden u. s. w. Will der Held seines Sieges gewiß sein, so muß er zuvor die Köpfe des Drachen genau zählen und ihn vor Tages Anbruch bekämpfen, denn die Sonne vermehrt des Gegners Stärke. Der erlegte Drache stürzt unter entsetzlichem Gebrüll nieder; aus seinem Körper dunstet Schwefel, und nach seinem Verscheiden entsteht die Pest. Aus seinem Rachen fällt der goldene Schlüssel, welcher dem Besieger die verwünschten Paläste öffnet; so kömmt eine neue Welt ans Licht: die unter der Erde in Haft Gehaltenen werden befreit, und mit ihnen auch alle diejenigen, die das Ungethüm über der Erde tyrannisirt hatte. Den Kopf, die Zunge oder die Zähne des Drachen nimmt sein Ueberwinder als Gedenkzeichen und als Zeugen seiner That mit sich. Im Zusammenhang erscheint der Drache mit anderen mythischen Wesen, wie dem Zauberer (s. oben) und der bösen Fee, die als seine Mutter oder sein Weib auftritt. Des getödteten Drachen

*) Wir werden nächstens einen dieser Ansicht entsprechenden Aufsatz über „die Natur in Bewegung" liefern. D. R.

**) Ein Auszug aus einem viel umfassenderen Kapitel der „Magyarischen Mythologie" des Herrn von Jpolyi-Stumer. In einer früheren Nummer des „Magazin" haben wir auf jenes verdienstvolle und sehr reichhaltige Werk bereits aufmerksam gemacht.

***) Ein anderer ungarischer Volksglaube, wonach aus einem in die Erde vergrabenen Drachenzahn ein ungeheurer Drache wachsen soll, wie der Halm aus dem Samenkorn wächst, erinnert an die griechische Mythe von Kadmus.

*) Der Mädchen raubende und unter der Erde gefangen haltende Drache wird von Einigen als Symbol des der Sonne und dem Sommer feindseligen Winters betrachtet.

Digitized by Google

Mutter verwandelt zuweilen den Helden in einen Stein und flocht ihres Sohnes zerbröckelte Knochen, um ihn wieder lebendig zu machen.

Auch in der historischen Ueberlieferung Ungarns hat das Andenken an den Drachen sich lebendig erhalten. Die Stiftung des Drachen-Ordens (sárkányrend) verlegt Szirmay in die Zeit Bela's II., als man die nach der Verwüstung des Landes durch die Tataren überhandgenommenen Schlangen austrotten mußte. Wem eine solche Heldenthat gelungen war, der soll seitdem in seinem Wappen das Bild einer geflügelten Schlange, also eines Drachens, geführt haben. Daher leitet auch derselbe Verfasser das von ihm aufbewahrte Sprüchwort: „Sein Ahn hat einen Drachen getödtet", d. h. er ist von so altem Adel, daß sein erster Ahn zu Bela's Zeit einen Drachen erlegte. Allein diese den bedeutsamsten Sprüchwörtern bestimmte und historische Fakta unterschiedende Auslegung ist zu oberflächlich; jener Spruch konnte noch aus dem mythischen Zeitalter sich datiren und auf Abstammung von altnationalen Helden hinweisen, welche zum Besten des Vaterlandes mit Ungeheuern kämpften; später fand er indessen ganz natürliche Anwendung auf die Zeit Bela's, in welcher, zufolge jener verheerenden Tatarenzüge, die Raubthiere (Roges nennt nur solche, nicht Schlangen oder Drachen) sich sehr vermehrt und ausgebreitet hatten. Uebrigens wissen schon Sagen aus der Zeit vor Bela von heldenmüthigen Drachen-Vertilgern, z. B. Vid, dem hochgesinnten Rathe Salomon's, Opus, dem Ahnherrn der Bátori's, welcher den Drachen im Moore von Esek tödtete, und vielleicht könnte man auch die Stiftung des Drachen-Ordens in eine frühere Zeit hinaufrücken; denn obzwar die Geschichte diese Stiftung, gegen Szirmay's traditionelle Angabe, in einer noch viel früheren Epoche, nämlich in Siegmund's Regierung, erfolgen läßt, so hatte sie damals doch einen ganz anderen Zweck, als ihr Name zu befagen scheint; in der That sollte durch sie (wie auch den noch vorhandenen Statuten des Ordens erhellt) die königliche Macht gegen die Parteigänger befestigt, der christliche Glaube geschirmt und, was ihm feindlich war, ausgerottet werden; man könnte also annehmen, daß der später gegründete Orden, indem er den traditionell gebliebenen Namen eines längst untergegangenen erhielt, das Andenken an denselben wiederbelebte. Im Hintergrunde des Namens offenbart sich jedenfalls die lebendige mythische Idee und Vorstellung von heldenmüthigen Drachen-Vertilgern, wie diese, aus anderen ähnlichen Ordensnamen, z. B. vom „Löwen", vom „Goldenen Vließe", hervorleuchtet. Aus Karl's I. Zeit berichtet die Sage von einem Helden, der, als in der Umgegend von Oroßlá wär ein Drache Thiere und Menschen raubte, so daß der König selbst einen Preis auf seine Erlegung setzte, nachdem das Ungeheuer seine Geliebte geraubt hatte, dieses tödtete und dafür alles Land, was man von der Stelle aus, wo er den Drachen getödtet, schauen konnte, zum Eigenthum erhielt. Die Sage nennt den Helden Bencze (Benedikt), das Unthier aber bald einen feurigen Sárkány oder eine geflügelte Schlange, bald einen Löwen, wie die an jener Stelle erbaute Burg Oroßlánkö (Löwenstein) heißt. Löwe und Drache konnten aber deshalb leicht verwechselt werden, weil das magyarische Wort für ersteren (oroszlán) aus denselben Elementen gebildet scheint, wie lányorzó, was Mädchenräuber bedeutet, und weil die Sage den Drachen besonders als ein Mädchen raubendes Wesen darstellt.*)

Viele magyarische Ortsnamen sind mit dem Namen des Drachen zusammengesetzt. Einer von Tomba erzählten Sage zufolge hauste im See von Harangod ein das Volk plagendes Scheusal dieser Art, welches die jungen Rinder und Fohlen, auch Jungfrauen und Kinder raubte. Eines Tages schleppte es ein Mädchen des Dorfes fort, das aus dem benachbarten Brunnen Wasser schöpfen wollte; da tödtete dessen Liebhaber den Drachen; dieser riß, im Todeskampfe mit dem Schweife um sich schlagend, den Boden auf, und so entstand die Quelle Sárkánytöres, d. h. Drachen-Bruch.**) Als einstmals eine kranke Königstochter an der Quelle eines Thales Heilung suchte, stürzte ein Drache über sie und ihr Gefolge her. Das Jammergeschrei drang zum Ohre des Helden György; er sprengte auf seinem edlen Rosse heran, warf den Drachen nieder und steckte dann seinen abgehauenen Kopf in eine Spalte des Felsens von Kolumbács; aber allsämtlich kriechen seitdem die schädlichen Fliegen dieser Gegend aus dem verwesenden Schlunde des Ungethüms. Unter dem Magyaren-Volke herrscht auch allgemein der Glaube, daß auf Margarethen-Tag aus dem Schlunde des von ihr besiegten Drachen die Fliegen hervorkommen. Ein solcher mythischer Sinn könnte vielleicht schon in dem alten morgenländischen Beelzebub liegen, welcher eine Gottheit der Drachen und Fliegen war.

(Schluß folgt.)

*) Daß oroszlán nicht wirklich diese Bedeutung haben kann, ergiebt sich (noch abgesehen von lautlichen Verschiedenheiten) aus der Stellung des oroszlán vor lán. Es ist das uralaug oder uralna der Völker Hochasiens.

**) Bruch hat hier den Sinn von Erbrechung, der Boden wurde gleichsam aufgebrochen.

Frankreich.

Was Gutes man von den Frauen gesagt hat.*)

Dieses Pendant zu dem in Nr. 152 des vorigen Jahrgangs des „Magazin" besprochenen Buche wurde ohne Zweifel durch das große Glück hervorgerufen, welches letzteres nach der Vorrede zu dem neuen Büchlein machte. „Es hat die Leute von Geist für sich gehabt", sagt die Vorrede, „und die Narren gegen sich." Indessen beklagt sich der Herausgeber doch auch über einige „Pflastersteine", die man nach seiner „Mücke" geworfen. Das Univers von Gent und das Pays von Paris haben ihm den Krieg erklärt, das erstere, weil die liberalen Journale das Buch loben, das letztere, kaiserliche, aus Haß gegen die Franzosen, welche sich neuerdings in Brüssel niedergelassen und zu denen Deschanel zu gehören scheint. Beide haben das Buch einen Skandal, einen Verrath an dem schönen Geschlecht genannt und dabei doch besondere Empfindlichkeit darüber bewiesen, daß gewisse, wie es scheint, an ihrer Redaction betheiligte Autoren nicht auch citirt wurden. Dieser Umstand führt zu einem unerquicklichen persönlichen Zank, dem der Rest der Vorrede gewidmet ist.

Das neue Büchlein besitzt dieselben Vorzüge und Fehler, wie das erste. Es ist eine pikante, aber einseitig französische Mosaik-Arbeit, zu der sehr hochstehende auch einige deutsche Schriftsteller: Goethe, Lessing, Jean Paul und Schiller, beigezogen werden. Es enthält manche allgemeine Wahrheiten, aber noch weit mehr spezifisch pariſische. Es widmet daher auch den geschlechtlichen Beziehungen mit gelegentlich frivolem Anstrich einen besonders großen Raum und giebt manchmal nur gesteichte Lügen. Dies macht es zu einem passenden Futter der modernen Gesellschaft. — Daß es jedoch auch wirklich interessante psychologische Züge enthält, wollen wir in nachstehender Auswahl zeigen:

Catalani. Nur der wird eine Frau aufrichtig loben, der nichts von ihr zu hoffen hat.

Alphonse Karr. „Sie hatte eine Stirn von Elfenbein, Augen wie von Saphir, Augenbrauen und Haare von Ebenholz, Rosenwangen, einen Korallenmund und Perlenzähne." Eine solche Beschreibung, die man doch so häufig findet, könnte einem Diebe Gelüste machen, aber keinem Manne.

Malherbe. Von Allem, was man besitzt, sind die Frauen die Einzigen, welche Freude darüber empfinden, daß man sie besitzt.

Otway. Um die Schönheit der Engel zu veranschaulichen, hat man sie mit Frauenzügen gemalt.

Léon Gozlan. Eine Fee theilte einst ihre Gaben aus. Sie schenkte der Spanierin so lange schwarze Haare, daß sie sie als Mantille benützen konnte; der Italienerin Augen, welche leuchteten, wie die Venus; der Türkin Formen, rund, wie ihr Halbmond; der Engländerin ein Nordlicht auf Wangen und Lippen; der Deutschen ein empfindsames, der Liebe zugängliches Herz. — Was giebst Du mir? fragte endlich die Pariserin. — Dich habe ich vergessen. — Wie, Madame, ganz vergessen? — Du standest mir zu nahe, ich sah Dich nicht. Was ist jetzt zu machen? Ich habe alle meine Schätze vergeben. — Sie besann sich einen Augenblick. — Bleibt Ihr was, Ihr Schönen, sagte sie dann zu den Anderen, Ihr müßt meine Vergeßlichkeit wieder gut machen. Gebe eine Jede von Euch etwas von ihrem Ueberfluß an die vergessene Pariserin. — Sie thaten es. — So ward die arme Pariserin reicher, als alle Anderen.

Stahl.**) Die Häßlichkeit hat den Vorzug vor der Schönheit, daß es einer häßlichen Frau eben so schwer wird, verliebt zu werden, als einer schönen, der Verliebtheit zu entgehen.

Stahl. Wenn man von geistreichen Frauen spricht, so wird man nothwendig von Häßlichen sprechen, denn eine Häßliche kann boshaft sein, ganz dumm ist sie nie.

Alphonse Karr. Saget über eine Frau: sie sei böse, eigensinnig, leichtsinnig; aber setzet hinzu: sie sei sehr schön — sei verschert, Sie wird Euch immer ein gutes Andenken bewahren. Saget Ihr aber: sie sei gut, sanft, tugendhaft, verständig, aber leider sehr häßlich — sie vergiebt es Euch in ihrem Leben nicht.

St. Prosper. Es giebt Frauen, in deren Stimme schon eine eigenthümliche Macht liegt. Sie rührt und bewegt das Herz; und man liebt sie, ehe man noch daran gedacht hat, sie recht anzusehen.

Alphonse Karr. Gebt einmal Acht, welche Fragen man gewöhnlich über eine noch unbekannte Frau stellt. — Ist sie hübsch? ist immer die erste. Wenn man dann noch fragt, ob sie Geist hat, so geschieht es nur, um den Eindruck der ersten Antwort zu entkräften.

Daniel Stern. Die Frau ist mit einem so einschmeichelnden Reize begabt, daß schon ihre bloße Gegenwart wohlthuend ist.

*) Le Bien qu'on a dit des femmes, par Emile Deschanel. Bruxelles et Leipzig, Kiessling, Schnée & Co. 1835.

**) Vgl. Nr. 46 des „Magazin": „Les femmes d'esprit et l'esprit des femmes".

Digitized by Google

Stahl. Eine hübsche Frau ist gegenüber von Männern nie dumm. Sie besitzt ja die vornehmste Sorte von Geist, welche diese verlangen: — Schönheit.

Sanial Dubay. Der Geist der Frauen gleicht dem Garten Edens, der sehr schöne Früchte erzeugte, ohne einer Kultur zu bedürfen.

Frau v. Maintenon. In Allem, was die Frauen schreiben, giebt es immer tausend Fehler gegen die Grammatik, aber gewiß auch immer einen Reiz, der in den Briefen der Männer selten ist.

J. J. Rousseau. Die Männer philosophiren besser über das menschliche Herz, als die Frauen, aber diese lesen besser darin.

Florian. Die wenig kokette Frau bemerkt doch immer ein wenig früher, als der, welcher sich in sie verliebt, daß er dies thut.

Mde. de Girardin. Zu Frankreich sind alle Frauen geistreich — die Blaustrümpfe ausgenommen.

Thomas. Den Muth des Schmerzes besitzen die Frauen in der höchsten Potenz, was ohne Zweifel von den zahllosen Plagen herrührt, womit die Natur sie heimsucht.

Duclos. Große und seltene Herzensopfer wird man saft nur bei Frauen finden; sast alle gute Momente in der Liebe sind ihr Werk, oft auch in der Freundschaft, besonders wenn diese auf die Liebe folgt.

Bougeart. Der Freund giebt, wenn er zu viel hat, die Frau, selbst wenn sie nicht einmal genug hat.

Arsène Houssaye. Nur eine Frau kann vom Herzen leben und sterben.

Sanial Dubay. Es ist noch nicht entschieden, ob die Frauen mehr lieben, oder die Männer; aber es ist zweifellos, daß die Ersteren besser lieben.

St. Prosper. Im Umgange der beiden Geschlechter kömmt die Gewandtheit nie weit; das Herz versteht es besser. Daher kömmt es, daß auch Frauen von gewöhnlichem Geiste große Leidenschaften eingeflößt haben.

Stahl. Eine Frau, die nur Herz hat, ist zu Allem fähig; eine, die nur Geist hat, ist zu nichts Bedeutendem zu brauchen.

Isidore Bourdon. Die Frau, welche vor dem sieht, welchen sie liebt, und in den Armen eines dritten, gleichgültigen Menschen eine Zuflucht sucht; Raufluft, die sich fürchtet, den Ulyß in die Stadt zu begleiten, während sie ihn doch ohne Anstand ins Bad bringt — sie sind Beispiele von der echten Unschuld, die uns entzückt, weil sie nichts Gemachtes hat.

Pintarch. Eine keusche Frau zieht die Sittsamkeit an, wenn sie die Tunika ablegt.

Mde. Zée. Eine Frau zürnt häufig nur deshalb nicht über die Liebe, die man ihr widmet, weil sie sie fast immer für edler hält, als sie in der That ist.

Mde. Zée. Manchmal widersteht eine Frau der Liebe, die sie empfindet, und kann der nicht widerstehen, die sie einflößt.

Prinzessin Salm. Die Frau hält den Tag für einen verlorenen, an welchem sie den Geliebten nicht gesehen hat; der Mann hält ihn im gleichen Falle nur für die Liebe verloren.

Frau von Staël. Die Liebe ist im Leben der Frau die Geschichte, in dem des Mannes eine Episode.

La Bruyère. Durch die Begünstigungen, welche die Frauen den Männern einräumen, werden die Ersteren fester an die Letzteren gefesselt, diese aber — gehetzt.

La Bruyère. Bisweilen verheimlicht eine Frau die Leidenschaft, die sie für einen Mann empfindet, während dieser eben so oft eine, die er nicht empfindet, für sie heuchelt.

La Bruyère. Ein Mann wäthet gegen eine Frau, die ihn nicht mehr liebt, und tröstet sich dann bald; die Frau macht in diesem Fall weniger Lärm, aber der Schmerz sitzt um so tiefer.

Louis Desnoyers. Eine Frau mag häßlich, böse, unwissend, sogar dumm sein — lächerlich ist sie fast nie.

Louis Desnoyers. Was der Eitelkeit einer Frau am meisten schmeichelt, ist, wenn man sie liebt, ohne daß man es zu sagen wagt. Nur darf dieses Schweigen seine Ewigkeit dauern.

Louis Desnoyers. Man beklagt sich über die Koketterie einer Frau — wenn es dabei geblieben ist!

Paul Louis Courier. Bonne femme au fond comme toutes les coquines. — Wir erlauben uns, dies mit den Worten Schiller's zu übersetzen: „Die Meye ist gutmüthig, doch das sind sie alle!"

Ch. Lemesle. Die meisten ihrer Fehler verdanken die Frauen uns, die meisten unserer guten Eigenschaften wir ihnen.

Michelet. Es ist eine allgemeine Regel, die, meines Wissens, wenig Ausnahmen hat, daß bedeutende Männer immer die Söhne ihrer Mutter sind, sie prägt ihnen den geistigen und körperlichen Stempel auf.

Octave Feuillet. Gott hat es so angeordnet, daß sich nur zwei Frauen recht mit dem Glücke eines Mannes beschäftigen dürfen: seine Mutter und die Mutter seiner Kinder. Außer diesen zwei legitimen Gattungen von Liebe giebt es zwischen den beiden Kreaturen nur eitle Aufregungen, schmerzlichen und lächerlichen Wahn.

Mannigfaltiges.

— **Mrs. Jameson nochmals.***) Auch heutigen Tags, wo man wirklich recht elegante Bücher in Deutschland druckt, möchten unsere Strikenten maiorum und minorum gentium, wenn ihnen englische Bücher in luxuriöser Ausstattung und das beliebte juchtene Aroma anduftend, welches die englische Druckerschwärze diesen schwerlöthigen Kindern auf den Weg giebt, zu Gesichte kommen, noch immer etwas neidisch drauf und drein sehen. Vollends aber, wenn sie vernehmen, wie viel hundert oder tausend pounds dem Autor dafür gezahlt worden sind — ein breiter Stoff für deutsche Thränenflüsse. Aehnlich wird auch mancher deutschen Autorin zu Muthe sein, wenn sie des vorzährigen Buchs der hochachtbaren Mrs. Jamefon (a Commonplace Book) ansichtig wird. Fürwahr, ein kostspielig Buch, welches der Verleger für sechs Thaler achtzehn Silbergroschen nach dem Kontinente schickt, gedruckt auf splendidem Papier und mit einer Menge sauberer Illustrationen und Etchings durchwirkt. Und was enthält es in seinen dreihundertundeinundsiebzig Seiten? Antwort: Part I. Moral und Charaktere; Part II. Literatur und Kunst. Noch bezeichnender aber für den Inhalt ist das Motto aus Montaigne: „Un peu de chaque chose et rien du tout." Kurz, es ist ein Ragout aus Vielerlei und Allerlei, eine römische satura, ein italiänisches tutti frutti oder, um gegen eine Dame so viel Courtoisie, als mir gelänge, zu beweisen, eine Perlenschnur ist es, worin aber die Perlen in fremden Gestaden gefischt sind und nur das silbergewirkte Bändchen aus der Werkstatt der Verfasserin kömmt. Ju diesen „Notes from books" finden wir denn in bunter Reihe an einander gefädelt Balzac, Lavbor (weise Sprüche), Werther und Childe Harold, Theod. Hook, Tieck und Coleridge, Talleyrand, und Macaulay, Browning (Paracelsus), Frau v. Staël und Southey, dann, in der zweiten Abtheilung, Swift, Chateaubriand, Humboldt, Niebuhr, Dr. Arnold (Leben und Briefe), Bacon, Bischof Cumberland von Peterborough (1691), den französischen Philosophen Comte, Thackeray, Goethe, Hazlitt (Liber amoris), Francis Horner (Nachtigall), Willie, W. Schadow, Milton, Shakespeare, Spenser, Fr. Schlegel, Mozart und Chopin und tutti quanti. Also Leckerbissen für jeden Geschmack. Glücklicke Mrs. Jamefon, rufen wir aus, die solche Perlenschnüre fabriziren darf und dafür Lohn und Applaus einärndtet! Der letztere ist ihr gewiß, denn sie gehört zu zur crème und fashion. Wie viel des Lohnes aber, wissen wir ihren Kolleginnen in Deutschland nicht zu verrathen. E. K—r.

— **Zur Seidenzucht.** Die Pariser zoologische Akklimatisirungs-Gesellschaft erhielt vor kurzem aus China eine Kiste mit Cocons von den dort im wilden Zustande auf Eichen lebenden und sich stark vermehrenden Seidenraupen, deren Seide jährlich mehreren Millionen Bewohnern des himmlischen Reiches ihr Bekleidungs-Material liefert. Dieser Sendung, welche die Gesellschaft dem Herrn von Montigny zu verdanken hat, sind auch Blätter und Früchte der beiden Eichenarten, auf denen jene kostbaren Insekten leben, hinzugefügt; die eine derselben unterscheidet sich in nichts von unserer gewöhnlichen Waldeiche, die andere ist die unter dem Namen Kastanienblätter-Eiche bekannte. Auch über die Zahl der in China im wilden Zustande vorkommenden Seidenraupen-Arten ist man jetzt im Klaren. Nach einer dem Herrn von Guérin-Méneville von einem Sachverständigen, der sich viel mit dieser Frage beschäftigte, zugekommenen Mittheilung würde es deren vier geben: 1) die Gattung Atlas, deren Raupe auf der Eiche lebt und die schönste, „Siao-Kien" genannte Seide hervorbringt; 2) die Gattung Cynthia, von der schon öfters berichtet wurde, liefert den „Tsiao-Kien" genannten Stoff; 3) die Gattung Mylitta, welche die „Tussch oder Tussah" genannte Seide liefert; 4) die auf der Eiche lebende, ursprünglich vom Pater Incarville beschriebene Art, aus welcher die Seide „Ta-Kien" bereitet wird. — Die Gesellschaft hat in ihrer letzten Sitzung beschlossen, daß vierzig Cocons von der auf der Eiche lebenden Seidenraupe dem Kriegsminister zur Verfügung gestellt werden sollen, um solche nach Algier zu senden, wo jetzt derartige Akklimatisirungs-Versuche betrieben werden.

*) Vgl. Nr. 21 des „Magazin" d. J.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis pränumerando 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 4 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 22 Sgr., ferner das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Naumann, Markgrafenstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 57. Berlin, Sonnabend den 12. Mai 1855.

Rußland.

Ländliche Bilder aus der Ukraine.

Wirft man einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf die Sitten und Gewohnheiten der ukrainischen Völker, so gelangt man leicht zu der Ueberzeugung, daß sie durch mancherlei unausstilliche Bande an ihre Gutsherren gefesselt sein müssen; man sieht, daß der Grundeigenthümer vom Landmanne überall als der Vater, der Patriarch der kleinen Gemeinde betrachtet wird. Es giebt auch keinen Feiertag, keine Festlichkeit, ja, selbst kein irgend wichtiges Familienereigniß in dem Kreise des Dörfleins, bei dem der „Herr“ nicht eine wichtige, ja, meist die Hauptrolle zu spielen hätte. Ist irgendwo in einer Bauernhütte Hochzeit, ein Fest, das gewöhnlich mehrere Tage dauert — so kommen diejenigen, welche Ursache des Festes sind oder es ausrichten, bald einzeln, bald zusammen, und laden jetzt zur Verlobung, dann zur Trauung ein, oder bitten um den Segen; tritt ein Feiertag ein, so werden Geschenke gebracht, doch nicht von Einzelnen, nein, das ganze Dorf, alt und jung, betheiligt sich dabei. Und warum? woher dies Alles? Einmal aus dem Grunde, weil diese Landbebauer mit eben so rührender, wie seltener Pietät an allem demjenigen hängen, was ihnen die Vorältern als Erbe hinterlassen haben, dann, weil sie es gern thun, und endlich, weil sie mit ihrem einfachen und natürlichen, doch oft sehr scharfen Verstande recht wohl die Verpflichtungen gegen diejenigen herausfühlen, die sie als ihre natürlichen Vormünder betrachten müssen, und gutmüthig genug sind, nicht erst lange abzuwägen, ob diejenigen, welchen sie ihre Huldigungen darbringen, solche verdienen, oder nicht.

Betrachten wir, um dem bisher Gesagten einige Beispiele an die Seite zu stellen, wie in der Ukraine auf dem Lande gewisse Feiertage begangen werden; die Gebräuche dabei sind eben so charakteristisch, als sie ein klares und rührendes Bild von dem patriarchalischen Verhältniß geben, das zwischen Gutsherren und Bauern besteht. Wir wollen mit Neujahr, als dem ersten Kalenderfeste, beginnen.

Noch liegt die träge Winterfonne mit den grauen Schatten der Nacht im Kampfe, und schon wird es in dem ukrainischen Dorfe lebendig. Die Hütten öffnen ihre knarrenden Thüren, und herausströmt das Geschlecht künftiger Tage, ein Herr von Knaben im Alter von sechs bis zwölf Jahren, das seinen Weg nach dem elterthümlichen Thore nimmt, welches zu dem Hofe führt, wo der Herr haust. Die kleine Gesellschaft ist nicht gleich vollzählig; man wartet deshalb, hier angekommen, die Nachzügler ab, und der ganze Schwarm betritt dann erst etwas scheu und furchtsam den Hof, um zur Hausthür zu gelangen. Sind die Jungen an Ort und Stelle, so stimmen sie mit ihren dünnen, quikenden Stimmen ein nicht eben sehr wohltönendes Lied an und stampfen dabei tüchtig mit den vom Frost erstarrten Füßen. „Wollt Ihr wohl still sein“, ruft jetzt ergrimmt der alte, schnurrbärtige Diener, indem er den Kopf zur Thür hinausstreckt und mit der Faust droht; „der Herr schläft ja noch“; doch ist er mitleidig genug, die armen Kleinen mit ihren von der strengen Kälte hochgerötheten Nasen, Backen und Kinnen ins Haus zu lassen und ihnen hier auf dem geräumigen Flur ihren Platz anzuweisen.

Da der Herr, wie wir erfuhren, noch nicht aufgestanden ist, so haben wir hinreichend Zeit, uns das kleine Volk etwas genauer anzusehen. Es besteht, wie schon gesagt, aus einer nicht unerheblichen Anzahl kleiner Jungen, welche gekommen sind, dem Herrn im Namen der Aeltern zu gratuliren und ihn zu „bewersen“, zu welchem letzteren Zwecke jeder von ihnen einen leinenen Beutel oder, in dessen Ermangelung, den großen wollenen, oft mehrfach geflickten Hausthauvschuh des Vaters in der Hand hält. — Allgerechter! Welche Musterkarte der verschiedensten Trachten und Anzüge tritt und da entgegen! Weiße Kittel wechseln mit schwarzen, resp. schmutzigen; da taucht ein dunkler Rock mit hellen Aermeln, dort einer mit Schößen von zweierlei Farbe hervor; hier schleppt ein Gratulant den dicken Schafpelz seines Ernährers hinter sich her, da steht ein Anderer, klappernd vor Frost und sich in die Hände pustend, in dem Kostüm des Sommers, einem leinenen, kurzärmeligen Jäckchen. Die Mützen der Gesellschaft schillern in allen möglichen, mitunter namenlosen Farben und zeigen die verschiedenartigsten geometrischen Verhältnisse; einer der armen Jungen quält sich fortwährend damit ab, die schwarze Baranka des Vaters in die Höhe zu schieben, die ihm, als etwas zu weit, in einem fort über die Nase rutscht; ein anderer kleiner Knirps hat sich höchst verwegen eine Krakusla auf das rechte Ohr gestülpt. Fußbekleidung giebt es gleichfalls der verschiedensten Art, Stiefel von meist zu großartigen Dimensionen und die nationalen Postoly (Bastschuhe); fast überall aber gucken die kleinen Zehen neugierig aus ihrer Verhüllung heraus. Der Gesichts-Ausdruck ist bei jedem der Knaben ein schelmischer, der Blick offen und durchdringend; das kleine Volk jischelt und kichert trotz des gegebenen Verbots und stößt sich zum Zeitvertreib mit den Ellenbogen oder huldigt anderen Neckereien, denn — die Thür, worauf sich Aller Augen richten, ist immer noch verschlossen. Endlich öffnet sie sich, und der Herr wird sichtbar; in diesem Augenblick fährt jede Hand in den Beutel oder dessen Stellvertreter, und ein Hagel von Erbsen, Haidekorn, Roggen, Weizen und anderem Getreide, untermischt mit dem schweren Kaliber der Haselnüsse fliegt dem Herangetretenen entgegen; ja, der Patzigste der Gesellschaft treibt die Verwegenheit so weit, aus seinem Beutel einen Vogel hervorzuholen und ihn in die Fruchtspende hineinzuschleudern. Das arme Thier weiß vor Angst nicht wohin und richtet, von manchem großen und kleinen Korn getroffen und von dem wilden Geschrei scheu gemacht, seinen Flug nach dem Fenster, wo es, zum großen Gaudium der schadenfrohen kleinen Bande, sich den Kopf an den Scheiben tüchtig zerschlägt, zuletzt jedoch noch glücklicherweise an eine zerbrochene geräth und durch sie den Weg ins Freie findet.

Mit dem etwas ungestümen „Bewersen“ zugleich kömmt die aus voller Kehle herausgeschriene Gratulation, welche da lautet: „Glück und Gesundheit zum neuen Jahre; gebe Gott Roggen, Weizen und alles Getreide.“

Der Herr läßt sich die ihm dargebrachte Ovation eine kurze Zeit gefallen, d. h. sich bewerfen; der alte Diener, der dicht hinter ihm steht, kann jedoch die Mißhandlung nicht lange ruhig mit ansehen; jedes Erbsenkorn, das sich im grauen Backenbarte des gnädigen Herrn festsetzt, jede Haselnußbombe, die seinen kahlen Scheitel trifft, bringt ihn mehr aus der Fassung, und mit hochgebogenem Finger schreit er endlich: Genug! Da naht sich denn der Gutsherr liebreich der kleinen, ruhig gewordenen Schaar, streichelt diesem die vollen Backen, zupft jenen am Kinn oder Ohr und fragt dabei: Wie heißt Du! Wie geht es bei Euch zuhause! und was dergleichen Gemeinplätze mehr sind. Zuletzt ruft er noch einen seiner Kinder herbei, läßt durch dasselbe jedem der Gratulanten einen Groschen einhändigen und ärndtet dafür als Dank einen kräftigen Schnalz auf die Hand. Mit vielleicht etwas ungeschlachten, jedenfalls aber ungeheuchelten Zeichen der Freude tritt der Haufen den Rückzug an und erreicht bald auf dem geradesten Wege, d. h. mitten durch den dichten Schnee hindurch, den behaglichen heimischen Ofen.

Den kleinen Glückwünschenden folgen später die großen; der alte, ehrbare Schnuren-Aufseher naht sich zuerst, spricht die oben angeführte Formel und bewirft gleichfalls, dann kömmt das übrige Haus- und Hofgesinde und zuletzt der Schänker, der gern gesehene Mann, und der einzige, welcher Geld bringt, während alle Anderen holen. Auch er macht die Ceremonie des Bewerfens mit, doch auf eigenthümliche Art; mit selbstgefälligem Lächeln schüttet er eine Handvoll kleiner Geldstücke in den feuerlosen Kamin.

Draußen auf dem Hofe zeigen sich die Stallleute mit dem Lieblingspferde des Herrn. Es ist heute ganz besonders sorgfältig geputzt, so daß es wie ein Spiegel glänzt, und weiß den Kopf so zierlich zu drehen und zu werfen, überhaupt so schelmisch zu kokettiren, als ob es fühlte, daß man ihm die prächtige rothe Schabracke mit dem neuen, englischen Sattel und das reich mit Silber beschlagene Gebiß angelegt habe. Hinter dem stolzen Rosse schreitet, der Hofmagd, als ihrer Ernährerin, auf dem Fuße folgend, eine zahlreiche Hühnerschaar, an deren Spitze ein majestätischer Truthahn einherstolzirt, den man, um ihn noch schöner zu machen, mit bunten Bändern herausstaffirt hat und der, die Wichtigkeit des Augenblicks fühlend, gleichfalls sein „Prosit Neujahr“ kullert. Der Schäfer hat sich

Digitized by Google

in seinen besten Staat geworfen und führt an farbigem Bande den Repräsentanten der ihm anvertrauten Heerde, einen prächtigen, feinwolligen Bock, zwar nicht mit goldenen, dafür aber mit Bändern und bunten Papierstreifen umwundenen Hörnern. Dem eeht spanischen Merino folgen, vom Hirten am Stricke geleitet, ein herrlicher Stier und die schönste Kuh mit schwerem, milchgefüllten Euter. Das ganze Inventarium zieht gemessenen Schritts an den Fenstern des Herrenhauses vorbei, und die Führer ziehen ehrerbietig Hüte oder Mützen. Ganz zuletzt erscheint unter der Aegide seines „Professors“ der Sprößling des Oekonomen, den die glückliche Mutter, der Kälte zum Trotz, in ein leichtes Jäckchen und weiße Hosen gesteckt hat, weil er so am schönsten aussieht. Etwas verlegen und die Mühe in den Händen drehend, bleibt er dicht an der Thür des Zimmers stehen, bis der Mentor mit einem kräftig geführten Stoß des Ellenbogens die pflichtschuldige Gratulation hervorpreßt. Sie sängt ab ovo, d. h. mit Erschaffung der Welt, an, berührt in etwas holprigen Versen das erste Menschenpaar, den fatalen Apfelbaum und die verführerische Schlange, durchläuft die fünf Bücher Mosis und was darauf folgt, bleibt endlich bei der Auferstehung halten und knüpft daran durch eine kühne Irdenverbindung den Wunsch: Tausend Glück und Segen zum neuen Jahre. Ein zweiter Ruck des Ellenbogens seitens des Herrn Professors giebt dem kleinen Gratulanten das Zeichen zum schuldigen Handkuß seines Herrn und — zum Abzug nachdause, wo die Aeltern überglücklich sind, daß der Junge — der Herr hat ja aufmerksam zugehört und bisweilen gelächelt — seine Sache so gut gemacht hat.

Was bei uns Deutschen Weihnachten ist, nämlich das Fest, welches viele Wochen vorher schon Tausende von Händen in Bewegung setzt, und welches von Alt und Jung mit Freude, ja, mit Sehnsucht erwartet wird, das ist bei den Slaven, wenigstens bei den östlichen, Ostern, welches denn auch recht bezeichnend den Namen des „großen Tages“ (велйкій день) führt. An dieses Fest knüpft der Russe mit den Gedanken des hereinbrechenden Frühlings, der Zeit, wo die wiedererwachende Natur das Menschenherz mit Wonne erfüllt, und welche das Volk in der Ukraine dadurch zu ehren glaubt, daß es sich in plewo zu seinen Herren verfügt.

Man braucht nicht eben in der Steppe geboren zu sein, um zu wissen, daß es in der Ukraine zu Ostern ohne „bemalte und gefärbte Eier“ nicht abgeht. Es ist dies ein Gebrauch, der durch viele Jahrhunderte geheiligt ist, und selbst der Aermste muß zum Feste der Auferstehung sein „Gefärbtes und Bemaltes“ (Крашанки и писанки) haben. Jenes ist vorzugsweise roth, dieses in allerlei geheimnißvollen, schwer zu ergründenden Linien und Schnörkeln ausgeführt, ein Werk des Erfindungsgeistes der Hausfrauen, welche darüber Tage, ja, oft Wochen zubringen und sich ihrer Aufgabe nicht selten im Schweiße ihres Angesicht entledigen. Die jungen Mädchen des Dorfes haben andere Sorgen; in Erwartung der mancherlei Festlichkeiten, die ihrer warten, gehen sie ernstlich mit sich zu Rathe, wie sie es anzufangen haben, um zu Ostern die „Schönste“ zu sein, und suchen demzufolge alle Bänder und sonstige farbige Lappen zusammen, um daraus etwas ganz Aparted zu schaffen, die Gespielinnen zu verdunkeln und deren Neid zu erregen. In diesem Punkte, d. h. in Prinzip, unterscheiden sich die ukrainischen Landmädchen in nichts von den Damen der großen Städte; der Wunsch, zu gefallen, durch Putz Aufmerksamkeit zu erregen, ist bei dem schönen Geschlechte nicht national, also beschränkt, sondern vollkommen allgemein. Die schönen Leserinnen wollen uns diese Bemerkung verzeihen und darin ja nicht etwa eine Rüge erblicken, die auch schon deshalb nicht am Platze wäre, weil das „starke Geschlecht“, sei es Bauer oder verfeinerter Städter, durchaus nicht unempfindlich gegen die eben erwähnte Eigenschaft ist und das „schöne“ gerade hierin fortwährend aufmuntert. (Schluß folgt.)

Ungarn.

Mythologische Thiere der Ungarn.

(Schluß.)

Dem Drachen ähnlich und in vielen Stücken auch wieder eine eigenthümliche Phantasie-Schöpfung ist der Lidércz, auch Lidvércz, Lobovércz, Luczvér, und auf der Insel Schütt Iglig oder Ihlicz genannt. Heutzutage heißt das Irrlicht im gemeinen Leben also. Nach Erdélyi wäre Lidércz irgend ein Feuer-Dämon, welcher, wie die das Feuer nährende Luft, in einem Schlüsselloche Platz hat und in die abgesperrtesten Dinge, in verschlossene Kisten und Geldbeutel eindringt, ohne zu zünden. Sein Beruf ist, jenem Autor zufolge, daß er Geld bringt, die Leute reich macht; darum sage man von Jemand, der plötzlich reich geworden: „Er hat einen Lidércz.“ Dieses Wesen soll in Sümpfen, Burgruinen, Höhlen und auf Friedhöfen, oder überhaupt an feuchten modernden Orten wohnen. Der allgemeine Volksglaube und die Märchen wissen übrigens noch viel mehr Charakteristisches und besonders Züge vom Lidércz; sie geben ihm auch, als dienstbarem, Geld bringendem Geiste, sogar als Incubus, die Gestalt eines verkrüppelten Hühnchens. In dem Dorfe P., so erzählte ein Landmann von Csallóköz (Schütt), erblickte ein altes Weib eines Tages auf der Straße ein zaufiges Küchlein, welches nichts Anderes war, als der Ihlicz. Die Frau wußte nicht, mit wem sie es zu thun hatte; sie trug das Küchlein nachhause und setzte es an den Ofen. Als es warm geworden war, begann es zu pfeifen; in seinem Gepiepe aber hörte man immer deutlicher die Worte: „Was soll ich bringen? was soll ich bringen!“ Das Weib hörte anfangs schweigend zu, endlich rief sie ärgerlich: „Was würdest Du denn bringen, gewiß nur Dreck!“ Als nun der Morgen kam, war das Haus dermaßen mit Dünger angefüllt, daß man gar nicht im Stande war, ihn hinauszuschaffen. Das Weib wurde nun klüger, und als sein Pfleegling des anderen Tages wieder jene Frage pfeifte, sagte sie ihm: „Bringe Geld!“ Da füllte der Ihlicz die ganze Wohnung mit Geldstücken. Indeß wurde dieser nicht größer und nicht glatter, nur legte er ein behaartes Ei. Das Weib erschrak darüber und wollte die unheimliche Kreatur loswerden; sie brachte das Küchlein zurück an den Ort, wo sie es gefunden, allein es kam immer wieder und beunruhigte ihr Haus, bis die Alte es endlich auf irgend eine Art bewältigte; aber ihr Geld wurde seitdem zu Dünger. — In der Stadt K. konnten alle Einwohner ein bogerrel, gräulichen Haidvén-Weib, welche einen auf dem Düngerhaufen aus einem faulen Ei getrochenen Lidércz gefunden hatte. Dieser brachte ihr Gold, von dem aber selbst ihr Mann nichts bekommen durfte; den Lidércz aber mußte sie dafür in ihrem Busen tragen, wo er ihr Blut sog. Die Frau magerte zusehends ab und wagte kaum, noch etwas zu essen, denn der Lidércz wollte von jedem Bissen die Hälfte für sich.

Nach Karczay verschlorn die meisten Bauern der Insel Schütt, daß sie den Iglicz mit eigenen Augen in der Luft fliegen gesehen; alsdann gleiche er einem feurigen Heubaume, habe einen langen Schwanz, streue Feuer um sich her und fahre durchs Kamin in das Haus, in welches er Geld bringe. Er entsteht, wie sie sagen, aus einem Hühneres, allein der Mensch muß ihn ausbrüten, und zwar nachdem er das Ei in sein Haus gebracht. Ist der Iglicz ausgekrochen, so füttert man ihn heimlich mit Brei ohne Salz; doch behält er immer die Gestalt eines elenden, krüppelhaften Hühnchens und piept unaufhörlich; alle Nacht aber verschwindet er und bringt Geld. Einem Volksglauben um Kreuzkamt zufolge, kömmt dieses Wesen gewöhnlich aus einem Ei, welches eine siebenjährige Henne gelegt hat; dieses nehme der Mensch unter seine Achsel und trage es so lange, bis der Lidércz anskriecht; dann verläßt er den Menschen niemals. Nach Anderen kann den Lidércz nur ein Weib besitzen, das mit ihm verkehren will; wenn ein solches Weib dem bösen Feinde ihren Willen zu erkennen giebt, so erscheint er ihr stets in Gestalt eines Huhnes oder Küchleins; die Frau ist alsdann verpflichtet, ihn zu bewirthen, worauf er plötzlich die Gestalt eines Mannes annimmt und alle ihre Wünsche erfüllt. Der Volksglaube von Neutra weiß außerdem, daß auch ein Kind, welches der Teufel schon im Mutterleibe sich zu eigen gemacht, Lidércz genannt wird; ein solches wird nicht höher als zwei Fuß und hat in der Nacht das Ansehen einer feurigen Kette. Anderweitig (um Miskolcz) läßt man den Lidércz aus einem nicht aufgegangenen Ei entstehen, das in der ganzen Zeit einer Mondswandlung unter dem Miste verscharrt war; der Dämon hat die Gestalt eines Küchleins mit emporgesträubten Federn; er wird mit Milchbrei gefüttert und schläft immer bei der Hausfrau, deren Befehle er sämmtlich ausführt. So oft er etwas holen will, fliegt er als feurige Kette durch den Schornstein. Es ist schwer, ihn los zu werden; denn verkauft man ihn auch, immer kehrt er wieder; giebt man ihm aber Branntwein zu trinken, daß er berauscht wird, und trägt ihn, in ein seidenes Tuch eingewickelt, um Mitternacht auf einen Kreuzweg, so läßt er sich nicht wieder blicken, Wer einen Lidércz besitzt, der hat dem bösen Geiste seine Seele hingegeben.

Noch andere mythische Ideen mengen sich mit diesen Vorstellungen. Sofern die Irrlichter Lidércz heißen, hält sie das Volk für die Seelen solcher Kinder, welche ungetauft gestorben sind; ja, das Wort Lidércz soll auch für Gespenst im Allgemeinen vorkommen, besonders zur Bezeichnung solcher Seelen, die ob ihrer im Leben begangenen Sünden wehklagen und die Leute beunruhigen. Stellt man diesen Glauben mit der dem Lidércz oben beigelegten Eigenschaft des Blutaussaugens zusammen, so erinnert dies einigermaßen an die sogenannten Vampyre der Walachen, südlichen Slaven und Türken. Der heutige Magyar besitzt keine Sage von eigentlichen Vampyren und nicht einmal eine Benennung für den Begriff; wenn also Nachrichten von „ungarischen Vampyren“ die ausländische Literatur des vorigen Jahrhunderts in so eminentem Grade beschäftigt haben, so muß man dies theils geographischer Konfusion, anderentheils dem Umstande beimessen, daß jener Glaube von den vorhin erwähnten Nachbarvölkern der Magyaren auch auf Letztere überging und mit der ähnlichen Vorstellung vom Lidércz einigermaßen sich amalgamirte. Dem walachischen Volksglauben gemäß entsteht der Vampyr, dessen walachischer

Digitized by Google

Name Murony ist, aus unehelicher Vermischung zweier Personen, die selbst beide unehelich geboren sind, oder er ist die Seele eines durch einen anderen Vampyr Getödteten. Bei Tage ruht er in seinem Grabe; während der Nacht aber flattert er nach Gefallen herum und saugt Lebenden das Blut aus. Der Murony kann die Gestalt eines Hundes, einer Katze, Kröte, Wanze, Spinne, Laus oder eines Flohes annehmen; er kann nicht anders unsichtbich gemacht werden, als daß man seinen Körper, der an einer besonderen Lage im Grabe, an der blühenden Gesichtsfarbe und einer Wunde am Halse erkennbar ist, ausgräbt und durch die Stirn einen Nagel, durch das Herz aber einen Pfahl schlägt oder ihn verbrennt. Ein kranker Walache merkt es, wie sein verstorbener Feind als Vampyr wiederkehrt und ihm das Blut aussaugt; er glaubt nicht eher zu genesen, bis man dem Unhold einen Pfahl durch Brust und Rücken gestoßen hat. Sch...

China.

Das Volk und die Erzeugnisse der Provinz Tschekiang.

Schreiben des Botanikers Fortune.*)

In meinem letzten Briefe, der die Beschreibung eines chinesischen Jahrmarktes und anderer in der Provinz Tscheliang von mir beobachteter Gegenstände enthielt, versprach ich, einen Bericht über die Naturprodukte jenes Theils von China und über meine fernere Reise nach Westen einzusenden. Ich will nun zur Erfüllung meines Versprechens schreiben. Von dem flachen Lande, das zwischen den Bergen in dieser Gegend sich befindet, liegt vieles bedeutend höher, als die große Ebene von Ningpo, und ist zum Anbau anderer Früchte als Reis geeignet. Der Boden in diesen Thälern besteht aus leichtem, fettem Lehm und ist aufs allerbeste angebaut; in der That habe ich nie Felder gesehen, die in so hohem Grade den Anblick von Gärten darboten. Hauptsächlich werden diejenigen Pflanzen kultivirt, welche die Fasern zu den Geweben liefern, die auf dem schon von mir erwähnten Jahrmarkt feilgeboten werden. Eine in Ostindien unter dem Namen Dschut bekannte, der Corchorus-Spezies angehörige Pflanze, von welcher in den letzten Jahren auch eine bedeutende Ausfuhr nach Europa stattfand, wächst hier in sehr großer Menge. In China gebraucht man diese Faser zur Verfertigung von Säcken und Schäuchen, die mit Reis und anderen Körnern gefüllt werden. Unter den Feldfrüchten verdient eine riesenhafte Hanf-Spezies, die zehn bis funfzehn Fuß aufschießt, besondere Erwähnung. Es werden aus derselben vorzüglich Taue und Stricke von verschiedener Stärke fabrizirt, welche Artikel zum Ziehen der Böte auf den Flüssen und Kanälen im Innern des Landes stark begehrt sind. Jedermann hat von dem chinesischen Grashuch gehört — jenem schönen, in der Provinz Canton fabrizirten Stoff, der in großer Menge nach Europa und Amerika ausgeführt wird. Die, wie man vermuthet, zur Herstellung desselben verwendete Pflanze (Urtica nivea) wächst auch häufig im westlichen Theil von Tschekiang und der angränzenden Provinz Kiangsee. Von den Fasern dieser Pflanze werden Zeuge in verschiedenen Graden von Feinheit gemacht und in den Provinzen verkauft; doch habe ich noch keine gesehen, die so fein waren, als die in der Nähe von Canton gearbeiteten. Das Rhagarn, welches ebenfalls daraus gesponnen wird, hat den Ruf einer außerordentlichen Stärke und Dauerhaftigkeit. Endlich beobachtete ich hier noch eine Art Lunchus, aus deren Stengeln man die schönsten Matten webt, auf welchen die Eingeborenen schlafen und welche von ihnen auch zu Fischbecken und zu vielen anderen nützlichen Zwecken verwendet werden. Sie gedeiht, gleich der Reisstaude, am besten im Wasser und wird immer in den niedrigsten Theilen der Thäler gepflanzt. Zur Zeit meines Besuchs, im Anfang des Juli, hatte die Aernte so eben angefangen, und Hunderte von Eingeborenen waren damit beschäftigt, die Pflanze zu trocknen. Die Ufer des Flusses, das unbedaute Land, das trockene, fischige Bett des Stroms und jeder andere brauchbare Fleck ward zu dieser Arbeit benutzt. Beim ersten Grauen des Morgens wurden die Garben oder Bunde aus den zur Abhaltung des Regens und Thaus errichteten Schuppen geholt und in dünnen Lagen über die Oberfläche des Erdbodens gestreut. Des Nachmittags, ehe die Sonne noch ganz vom Horizont verschwunden war, sammelte man sie wieder in Garben ein und brachte sie für die Nacht unter Dach. Bei jedem der Schuppen wurde dann ein Wächter aufgestellt: denn so ruhig und harmlos auch das Volk in dieser Gegend ist, fehlt es doch nicht an Dieben, die nur so lange ehrlich sind, als sie keine Gelegenheit zum Stehlen haben. In solcher Weise fuhr man Tag für Tag mit dem Worfelungsprozeß fort, bis die ganze Feuchtigkeit aus den Binsen ausgetrocknet war; dann wurden sie in runde Bündel geschnürt und entweder auf den Landmärkten verkauft oder nach Ningpo und anderen Städten gebracht, wo die Fabrication der Matten in großem Maßstabe betrieben wird. Es scheint mir unerklärlich, daß ein Land wie China, reich an Bodenstoffen, an Oelen verschiedener Art, vegetabilischem Talg, Farben und gewiß vielerlei anderen Gegenständen, die meiner Beobachtung entgangen sind, so wenige Artikel zur Ausfuhr versendet. In dem Maße, wie man das Land besser kennen lernt, werden unsere Kaufleute ohne Zweifel noch manche Dinge, außer Thee und Seide, finden, die sich zur Ausfuhr nach Europa und Amerika eignen.

Meine Reise durch die Provinz Tschekiang fiel in die Monate Juli und August, und das Wetter war drückend heiß. Als ich mich gegen einige Personen, die auf mein Boot kamen, über die unerträgliche Schwüle beklagte, empfahlen sie mir, nach einem Orte zu gehen, den sie Lang-Schuy-ain, den „Tempel des kalten Wassers", nannten und der in der Nähe der Stadt liegt, in welcher ich mich aufhielt. An diesem Ort, versicherten sie mir, sei auch bei der stärksten Hitze die Luft sowohl, als das Wasser kalt. Als ich mich dahin begab, fand ich ein altes verfallenes Gebäude, welches augenscheinlich bessere Zeiten erlebt hatte. Ich stieg einige Stufen hinauf und befand mich in dem unteren Raum des Gebäudes, als ich plötzlich einen schroffen Temperatur-Wechsel empfand, ungefähr in der Art, wie man ihn an einem heißen Sommertage beim Eintreten in einen Eiskeller verspürt. Ich folgte meinem Geleitsmann in einen entfernten Winkel, wo er mir einige steinerne Stufen zeigte, die nach einer Höhle oder unterirdischem Gemach zu führen schienen und die ich hinuntersteigen sollte. Im Gegensatz zu dem hellen Sonnenschein, den ich so eben verlassen, kam mir die Oeffnung stockfinster vor, und ich nahm daher Anstand, ohne Licht weiterzugehen. Als man ein solches brachte, fand ich mich sehr getäuscht, indem nur wenige Stufen da waren, die zu keinem Aufgang führten. Wie es scheint, sprudelte in den glücklicheren Tagen des Tempels ein klarer Wasserquell am Fuße dieser Stufen hervor, der aber jetzt von Steinen und Schutt verstopft war. Es gelang mir indessen, etwas Wasser von fast eisiger Kälte zu schöpfen. Die Steine in diesem Theil des Gebäudes fühlten sich gleichfalls sehr kalt an, und aus der Erde strömte ein kalter Luftzug heraus. Ich bedauerte sehr, daß ich mein Thermometer nicht bei mir hatte, um den Unterschied in der Temperatur mit Genauigkeit feststellen zu können. Im Innern des Tempels zeigte sich mir eine bunttschedige Gruppe: Bettler, Kranke und andere Personen, die vor der Sonnenhitze hier Schutz suchten, lagen auf der Erde umher und erfreuten sich augenscheinlich der kühlen Luft, die an diesem Orte vorherrscht. So viel ich bemerken konnte, steht er für Reich und Arm ohne Unterschied offen. In der Nähe befinden sich mehrere große Steinbrüche, und ich bemerkte in der Folge mehrere Quellen, die in dem Thonschiefer-Felsen entsprangen und deren Wasser eben so kalt ist, wie das des „Kaltwasser-Tempels".

Nachdem ich mehrere Tage in der Stadt Ning-lang-dschu verbracht, beschloß ich, einen Tempel aufzusuchen, der im Westen zwischen den Gebirgen liegt und dessen Entfernung man auf zwanzig bis dreißig Li angab. Ich packte mein Bett und einige wenige Habseligkeiten zusammen und trat die Reise eines Morgens zeitig nach dem Frühstück in einem Gebirgsthal stehend an. Nachdem ich die Stadt verlassen, schlängelte sich der Weg an der Seite eines Berges hin, dem Laufe eines kleinen Stromes folgend. Die Gegend war bezaubernd schön. Die Landstraße, obgleich schmal, wie alle chinesischen Wege, war sauber gepflastert und oft von den Zweigen hoher Bäume beschattet. Ueber meinem Haupt ragte ein abschüssiger, mit Bäumen und Reisholz bedeckter Berg empor, während einige Fuß unter mir der kleine Strom über sein Kiesbett rieselte und in der Morgensonne glänzte. Dann und wann kam ich an einem Pfuhl vorüber, wo das Wasser still und tief war, aber im Allgemeinen war der Fluß, der in Ningpo für ansehnliche Fahrzeuge schiffbar ist, hier so seicht, daß er nicht höher als bis zum Knöchel reichte. Trotz seiner geringen Wassermenge benutzen ihn jedoch die Chinesen, um die Produkte dieser westlichsten Gebirge nach den Küstenregionen hinab zu befördern, wozu sie sich kleiner Fähre von Bambusrohr, winziger Böte mit flachem Boden und anderer sinnreicher Vorkehrungen bedienen. Wo der Fluß so seicht ist, daß der Schiffer die Ruder nicht gebrauchen kann, steht man ihn oft ins Wasser steigen und das Floß oder den Kahn über die Steine in tieferes Wasser schleppen. Im Vorbeipassiren bemerkte ich auch mehrere Angler mit ihrer Ruthe und Leine, und obgleich sie nicht sehr gewandt schienen und ihr Geräth etwas plump aussah, so gelang es ihnen dennoch, ihre Körbe zu füllen. Ich kann diese Scene nur unvollkommen beschreiben; sie war in der That reizend und gewährte einen Blick in das chinesische Landleben, der mir deutlich zeigte, daß die Chinesen, so seltsam sie und auch bisweilen vorkommen mögen, sich am Ende nicht allzu sehr von anderen Menschen unterscheiden.

Der Weg ließ jetzt das Gebirge und den kleinen Fluß zur Seite liegen und führte mich über eine ausgedehnte und in hohem Grade angebaute Ebene, die sich mehrere Meilen weit erstreckte und überall von Bergen umschlossen war, die Stelle ausgenommen, durch welche der Fluß in seinem Laufe gegen Osten sich hinwand. Ich kam durch zwei oder drei in diesem Thale gelegene Städte, deren ganze Bevölkerung herausströmte, um mich anzuschauen. Ueberall ward ich von den Ein-

*) Vgl. Nr. 77 und 146 des „Magazin" vom vorigen Jahre.

Digitized by Google

wohnern mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit und Gutmüthigkeit empfangen. „Bleib' ein wenig, setze Dich und trinke Thee", rief man mir beinahe von jeder Thür zu, an der ich vorüberkam. Zuweilen gewährte ich diesen Wunsch; meistens aber dankte ich und setzte meine Reise fort. Am Nachmittag gelangte ich zu dem Fuße eines Gebirgspasses, der sich am äußersten Ende des Thals erhebt. Beim allmählichen Erklimmen dieses Steiges, der sich den Berg hinauf windet, verlor ich das Thal, durch welches ich gekommen war, nach und nach vollständig aus den Augen. Nichts war nunmehr zu erblicken als Berge, die in Höhe und Form wechselten; einige erhoben sich kaum zweitausend, andere gegen viertausend Fuß über den Meeresspiegel; einige bildeten sanfte Abhänge mit Flecken angebauten Landes, während andere steil und unfruchtbar und von aller Vegetation entblößt waren, mit Ausnahme des Gestrüppes, welches auch die ödesten Berge hervorbringen. Die chinesische Fichte und die japanische Ceder sind fast die einzigen größeren Bäume, die ich auf meiner Durchreise bemerkte. Etwas höher hinauf fand ich schöne Bambusgehölze; es war der berühmte Mau-Tschok, die geschätzteste Art der chinesischen Bambus, die man immer in der Nähe der buddhistischen Tempel antrifft.

Zu einem kleinen Bergthal, etwa zweitausend Fuß hoch, sah ich endlich den Tempel von Tsan-sing durch die Bäume hervorschimmern. Das Gebäude selbst hat einen viel weniger imposanten Charakter, als andere in dieser Provinz und in Fokien, wie die meisten aber hat es eine angenehme Lage in der Mitte höchst romantischer Landschaften. Außer den bereits erwähnten Fichten und Bambus, sind noch mehrere Eichen und Kastanienarten zu bemerken, wovon erstere vortreffliches Bauholz liefern. Aber der schönste Baum von allen und für mich ganz neu war eine herrliche Spezies des Ceder- oder Lärchenbaums, die Herr Dr. Lindley, dem ich ein Exemplar zuschickte, Abies Kaempferi genannt hat. Einige Samen wurden im vorigen Winter nach England abgefertigt, wo sie, wie ich hoffe, fortkommen werden, in welchem Falle noch ein schöner Baum, vielleicht der nützlichste von allen, die ich aus China eingesandt, sich denjenigen anschließen würde, die bereits unsere Parks und Gehölze zieren.

Als ich den Hof des Tempels betrat, schienen die Priester ganz in Erstaunen versunken. Vielleicht war ihnen bisher nie ein Ausländer vor Augen gekommen, und viele von ihnen hatten nur dem Namen nach von solchen gehört. Einige starrten mich sprachlos an, als sähen sie ein Wesen aus einer anderen Sphäre, während Andere hinausliefen, um ihren Freunden meine Ankunft zu melden. Meine Bitte, mir ein Quartier einzuräumen, ward bereitwilligst zugestanden, und als alter Reisender war ich bald bei meinen neuen Freunden wie zuhause. Spät am Nachmittage kamen lange Züge von Kuhlis — Männer und Knaben aus einem anderen Distrikt, mit Bambus-Schößlingen beladen, die als Gemüse gegessen und sehr geschätzt werden, am Tempel vorüber. Die Nachricht, daß ein Ausländer in dem Tempel angekommen sei, hatte sich offenbar nach allen Richtungen verbreitet, und am Abend wimmelte es von Eingeborenen, welche begierig die Gelegenheit ergriffen, einen Blick auf mich zu werfen. Einige konnten es gar nicht müde werden, mich anzustieren; bei Anderen mischte sich die Neugier mit einer Art abergläubigen Schreckens. Ein kleiner Schelm, der mich eine Zeitlang mit großer Ehrfurcht betrachtet und auf den, wie ich mir schmeichelte, ich einen günstigen Eindruck gemacht hatte, entäußerte mich bald, indem er folgende einfache Frage an seinen Vater richtete: „Wenn ich ihm nahe komme, wird er mich dann beißen?" — Dies, muß ich gestehen, war mir doch etwas unerwartet; denn wenn ich auch keinen Zopf trug und meine Gesichtsfarbe, wie meine Kleidung, ein wenig von der ihrigen abwich, so hätte ich doch nicht geglaubt, daß man mich für ein wildes Thier halten würde. Welche seltsame Märchen muß man diesen einfältigen Landleuten während des letzten chinesischen Krieges von den Barbaren erzählt haben! R. F.

Mannigfaltiges.

— Die endliche Entwirrung der Geographie von Neu-Amsterdam und St. Paul. Auf dem Wege zwischen dem Kap der guten Hoffnung und Süd-Australien, und ziemlich halbwegs zwischen beiden, liegen zwei einsame Inseln, in den Karten als St. Paul und Amsterdam angegeben, jene gewöhnlich als die nördlichere, diese als die südlichere bezeichnet, aber seit Hunderten von Jahren haben ihre Plätze immer und immer wieder gewechselt, ohne daß die Geographen einig darüber werden konnten, was das Richtige sei. Der Schiffbruch des britischen Schiffes „Merdinan", im August 1853, gab zunächst die Veranlassung, die Konfusion der Benennungen dieser Inseln ins Licht zu ziehen und es recht wünschenswerth erscheinen zu lassen, dieselbe zu entwirren. Aber umsonst wurden die reichen Archive der britischen Admiralität durchsucht, vergeblich die Schätze der National-Bibliothek befragt, — es blieb ein Mysterium, wer diese Inseln entdeckt und wer sie benannt habe. Da wandte sich die britische Admiralität an die holländische Admiralität, aber trotz des fleißigsten Suchens und Spürens in den bestbedienten und zerfetzetsten alten Dokumente konnte der vermißte Entdecker nicht ergründet werden. Endlich nach verschiedenen Monaten war der Bibliothekar der Archive der Ost- und West-Indischen Compagnie in Amsterdam, L. C. D. van Dyck, der glückliche Finder des verlorenen Schatzes. Er fand das veritable Log-Buch des berühmten Anton van Diemen, geführt auf seiner Reise von Texel nach Batavia, 10. Dez. 1632 bis 21. Juli 1633, aus welchem hervorgeht, daß van Diemen am 17. Juni 1633 zwischen beiden Inseln durchfuhr und der nördlichen den Namen Neu-Amsterdam, der südlichen den von St. Paul gab. Nach den Messungen des Capitains Denham, den neuesten und zuverlässigsten, liegt St. Paul 38° 42′ 45″ südl. Breite und 77° 34′ 9″ östl. Länge von Greenwich. (Nautical Magazine und Petermann's Geogr. Mittb.)

— Amerikanischer Forschertrieb. Wie eifrig die neue Welt danach strebt, ihre eigene Geschichte festzustellen, geht daraus hervor, daß neuerdings die historische Gesellschaft in New-York einen jungen Gelehrten, Alexander Thayer, nach Deutschland gesendet hat, mit dem Auftrage, möglichst viele und genaue Nachrichten über die deutschen Truppen zu sammeln, welche sich zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in Amerika befanden. Herr Thayer hält sich augenblicklich in Berlin auf, wo ihn die reichen Schätze der Königlichen Bibliothek fesseln; er wird demnächst alle die Orte bereisen, wo er hoffen kann, Notizen für seinen Zweck zu erlangen, namentlich aber in Kassel verweilen, wo wahrscheinlich noch die meisten historischen Nachrichten über die damalige Fremdenlegion zu finden sein dürften. Demjenigen leben dort noch die Nachkommen ihrer bekanntesten Offiziere, wie General von Ochs, von Riedesel u. s. w.

— Du und Sie. Riehl, der berühmte soziale Schriftsteller, hat neuerdings behauptet, daß die Ehepaare der höheren Gesellschaft sich mit Sie anredeten, und damit gezeigt, wie fremd er in derselben ist, denn er scheint nicht zu wissen, daß die echte Vornehmheit in der Einfachheit und Ungezwungenheit der Form sich äußert. Das Sie ist in der Ehe aber nicht einmal mehr auf Thronen gebräuchlich, namentlich in Deutschland. Der Sprachgebrauch bei den Franzosen gestattet die Anwendung des Vous, je nach dem Gefühl und Gelegenheit es gebieten, und diese Sitte hat viel Gutes, denn sie ist eine Sicherstellung der Höflichkeit. Die Deutschen aber haben dies nicht bedacht, das Sie ist völlig verbannt, wo das Du einmal angefangen hat. F. v. H.

— Sir Henry De la Beche. Durch den vor kurzem erfolgten Tod des ausgezeichneten britischen Geologen De la Beche hat die gelehrte Welt einen fühlbaren Verlust erlitten. Aus einer alten normännischen Familie geboren, die sich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in England niederließ, war er von seinem Vater, einem alten Militair, für den Kriegsdienst bestimmt worden und erhielt seine Erziehung in der Kadettenschule zu Sandhurst, worauf man ihm ein Offizierspatent in der Armee kaufte, welches er jedoch bald aufgab, um seine Zeit, seine Kräfte und sein sehr bedeutendes Vermögen (er besaß ansehnliche Güter auf der Insel Jamaika) den Wissenschaften und vorzugsweise dem Studium der Geologie zu widmen. Um sein Vaterland hat er sich namentlich durch die Stiftung des Londoner Museums für praktische Geologie, durch die Herausgabe trefflicher geologischer Karten und durch seine Thätigkeit als General-Direktor der großen Geological Survey von Großbritannien unsterbliche Verdienste erworben. Das Ausland kennt ihn aus zahlreichen Abhandlungen über die geologischen Verhältnisse Englands, des europäischen Kontinents und Westindiens, hauptsächlich aber aus seinem höchst brauchbaren „Manual of Geology", das, in mehrere Sprachen übersetzt (ins Deutsche von H. v. Dechen; Berlin, 1832), eine weite Verbreitung gefunden hat. Zu erwähnen ist noch ein von ihm unter dem Titel „How to Observe" veröffentlichter praktischer Leitfaden für Freunde der Geognosie, der später in einer Umarbeitung als „Geological Observer" erschien. Der hohe Ruf, dessen er genoß und auf den seine gesellschaftliche Stellung vielleicht nicht ganz ohne Einfluß sein mochte, hatte ihm die Pforten sämmtlicher gelehrten Vereine Englands geöffnet, und im Jahre 1853 wählte ihn auch die Pariser Akademie der Wissenschaften zu ihrem korrespondirenden Mitgliede. Von verschiedenen Fürsten war er mit Orden bedacht worden, und von der Königin Victoria erhielt er 1848 den Ritterschlag. Er starb nach längeren Leiden an einer paralytischen Krankheit im neunundfunfzigsten Jahre seines Alters.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Rthlr. 10 Sgr., vierteljährlich 1 Rthlr. 20 Sgr. und einzelne Stücke 10 Sgr., welche von Berlin aus franco versendet und in Berlin für das Quart gefordert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 29., und beim Expediteur Naumann, Werderstr. No. 21.), so wie von allen löblichen Post-Aemtern, angenommen.

№ 58. Berlin, Dienstag den 15. Mai 1855.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Fünfter Monats-Bericht.

Allgemeiner Eindruck. — Graham's Endosmose und die Naturwissenschaft. — Palmerston's „Kompliment" für die Wissenschaft in Graham's Beförderung zum Münzmeister. — Grove's Verwandlung galvanischer in Frictions-Elektricität. — Der Dünger Londons. — Eisenproduction in Amerika und England. — Verwerthung der Schlacken. — Dr. Livingston's Reise im Innern Afrika's. — Belcher's und Maclure's Berichte über ihre arktischen Expeditionen. — Nigra's Ruhm widerlegt in der russischen Gesellschaft. — Telephonie im polytechnischen Institute. — Hosking's neues Lumpen-Surrogat für Papier. — Royle's Werk über die fibrösen Pflanzen Indiens, als Surrogate für Lumpen, Baumwolle, Flachs, Hanf und Seide. — Die Zeitungen und der Zwangs-Postkomptoir. — Die ungetempelte wohlfeile Tagespresse. — Englische und amerikanische Zeitungs-Preisvertheilt. — Das Literatur-Fabrications-Engros-Geschäft von George Reynolds. — Preis-Aufgabe der Universität Cambridge. — Industrie-Museum in Edinburg. — Pläne und Bewegungen für Gesundheit, Kultur und Literatur des Volks. — Ostindische Viertelsjahrsschrift. — Vorlesung über frisch konservirte Lebensmittel. — Mühlen- und Bäckereischrift für die Krim. — Dreihundertpfünder aus Schmiedeisen-Kanonen. — Die Wasserfarben-Maler-Ausstellungen. — Das große April-Nationalfest Londons.

London, Anfangs Mai.

Die Ereignisse des verflossenen Zwölftelmondtheils vom Jahre fallen größtentheils außerhalb der Kultur und Literatur, so daß ich nichts von glänzenden Geistesprodukten, wichtigen Entdeckungen und Produktionen in Kunst und Wissenschaft zu berichten habe. Auch war in dieser Sphäre interessant und wichtig ist, blieb zum Theil unbeachtet, da eine der schaulichsten und häßlichsten aller hochgeborenen Damen, die jetzt in folio und von all ihrem Reichthume von Liederlichkeit und Unheil umgeben erschienene „Miß Management" (Mismangement), alle Aufmerksamkeit, allen Geist, allen Humor, alle guten Gedanken über England und die Menschheit überhaupt in Anspruch nahm. Krim, Stutari, Sebastopol, Friedens-Konferenzen, der Besuch eines Kaiserpaares und der Zeitungsstempel, die sechzehn Millionen Pfund Sterling neuer Kriegesschulden, neue Steuern auf Kaffee, Thee und Zucker und sonst alles Mögliche zu den erhöhten und alten Hand-, Vermögens-, Ostitungs-, Erbschafts-, Testaments-, Grund- und grund- und zahllosen Steuern (welche Punch sehr anschaulich im John Bull personifizirt, indem er ihn als Herkules darstellt, mit einer Pyramide von Kanonenkugeln auf dem Kopfe, ein ungeheures Gewicht — achtzehnett Millionen Pfund Sterling — in der einen, ein anderes, die verschiedenen Steuern, in der anderen ausgestreckten Hand tragend, vor einem Sacke, sechzehn Millionen Pfund, stehend und eben im Begriff, letztere noch mit den Zähnen zu packen und, wie der dabei stehende Kanzler der Schatzkammer dem Publikum ankündigt, damit umherzugehen, ohne zusammenzubrechen, obgleich ihm der Angstschweiß schon von dem breiten, brummen Gesicht herunterkläuft), diese öthlichen Gegenstände beschäftigten „die öffentliche Meinung" (sopt eine sittenlose Gossenläuferin) so ausschließlich, daß sie weder Zeit, noch Lust behielt, ein Buch in die Hand zu nehmen. Dessenungeachtet giebt es keine Verlegenheit um Stoff und Materie in unserer Sphäre. Die Wissenschaft, die Kultur hat eine Stärke und Selbstständigkeit erreicht, daß sie gewissermaßen den äußersten Gegensatz zu Geld- und Papier-Börse bildet. Letztere ist ein kopflose Thermometer, das von jedem Hauche einer Thatsache oder Lüge, jedem Einfalle, jedem Schnupfen, jeder gedankenlosen Aeußerung eines Diplomaten unsinnig herauf- und herumgetrieben wird; ersterer nimmt nur aus Millionen in Gesellschaft gewöhnlicher Sterblichen von diesem Thermometer Notiz, bei Tische, beim Wein, mit Leuten, die nichts gelernt haben, als Geldwechslen und die Körper- und Geisterwelt nach der Fülle und Höhe derselben zu klassifiziren. Die Wissenschaft kehrt aber immer sofort wieder ruhig zu ihren Metern und Maßen, zu ihren Berechnungen und ewigen Wahrheiten zurück und fordert von den großen Alexandern nichts als: Noli perturbare circulos meos.

Unter diesen Verhältnissen ist es freilich sehr pikant, daß ein Wissenschafts-Alexander von seinen Tausenden von Cirkeln, Hebeln und Schrauben, Maßen und Gewichten abbersten und zum höchsten Haupte des englischen Geldmachens ernannt ward. Professor Graham von der London-Universität ist nämlich Münzmeister geworden, d. h. chemischer Direktor des Goldes, Silbers und Kupfers, auf denen die Staatsmünze Geld schlagen läßt. Man hielt dies für ein Kompliment, das Palmerston — der sich im Uebrigen mit mehr Gicht, Gebrst und Familie umgab, als frühere Ministerial-Familien — der Wissenschaft machte, aber offenbar zum Nachtheile der letzteren. Die Karäthigkeit, Löthigkeit und Reinheit der Geldmetalle könnte ein ganz gewöhnlicher Chemiker dirigiren und garantiren, so daß Graham mit seinen europäischen Verdienstn um die Wissenschaft in seiner höchst wichtigen Sphäre hätte bleiben können. Jetzt geht vielleicht eine bisher von Graham, mit Hülfe zweier deutschen Chemiker, seit etwa drei Jahren ununterbrochen fortgesetzte chemische Untersuchung der Gesetze von Endosmosis und Kapillarität mit einem ungeheuren Altenstück über die einzelnen Experimente verloren. In der Endosmose liegt das Geheimniß der Assimilation, der Verdauung, der Wirkungen verschiedener Spezies und chemischen Substanzen, also auch aller Arzneimittel. So war dieser Theil der Physiologie, auf dessen Kenntniß die Einsicht in das Mysterium des ganzen Lebensprozesses, der Ernährung, der Krankheiten und der Heilung derselben beruht, wohl des großen Chemikers und einer jahrelang mit ununterbrochenem Eifer und einer Menge der feinsten Erfindungen zum Experimentiren bereicherten Thätigkeit werth. Gelb hätte sich England auch ohne Graham nach Belieben und Kräften schlagen lassen können. Ohne Graham bleibt aber wahrscheinlich nun der wichtigste Theil der Physiologie liegen. Es waren bisher mit mehr als fünfhundert chemischen Flüssigkeiten die genauesten und verschiedensten endosmotischen Untersuchungen geführt und genau gebucht worden. Die Zahl fünfhundert erscheint eben nicht groß, aber fünfhundert Flüssigkeiten geben, in ihren Combinationen und je nach ihren Medien, eine Reihe von Verhältnissen, die in zehn Menschenaltern nicht erschöpft werden könnten. Wir bemerken hier nur im Allgemeinen, daß man mit Endosmose*) die chemischen Wirkungen verschiedener Flüssigkeiten durch trennende Wände hindurch bezeichnet, also genauer der in den Körper geschafften und zur Verdauung flüssig gemachten Speisen, wie sie durch die verschiedenen Eingeweide hindurchdringen und in Blut, Fleisch, Lebensmittel übergehen. Die materialistische Naturwissenschaft wiederholt es seit Jahren als eine bekannte, gar nicht mehr der Rede werthe Thatsache, daß die Verdauung nichts als ein Verbrennungsprozeß sei. Man schiebe Feuerung in den Ofen, den Magen, worin der Blasbalg der Lunge nun immerwährend Feuer erhalte (so lange man Holz und Torf für diesen Magen habe) und so die Lebenswärme und das Leben selbst mache und erhalte. Eine sehr hübsche physiologische Anschauung, ganz geeignet für Grobschmiede und Lokomotivbauer. Wie kommen denn aus diesem Verbrennungs-Prozesse, dessen Produkte sonst doch nur Kohlensäure, Wasser u. s. w. sind, die Thätigkeiten und Talente des Sehens, Hörens, Riechens, des Fühlens und gar Denkens? Nun, sagt die Naturwissenschaft, es ist nicht blos Verbrennungs-Prozeß, es ist auch Endosmose. Was ist Endosmose? Wechselwirkung verschiedener chemischen Substanzen durch abschließende thierische Häute hindurch, die an und für sich einen vollständigen Verschluß der einen Flüssigkeit von der anderen bilden. Daß sie nun aber doch durch die sonst undurchdringliche Haut auf einander wirken und materiell hindurchmarschiren, die sie sich chemisch ausgeglichen haben, nennt man eben Endosmose, den endosmotischen Prozeß. Und dieser ist das Wesentlichste in der Assimilation, ist Assimilation, ist Verdauung. Die grobschmiedige Naturwissenschaft bojirt diese beiden Weisheiten: Verdauung ein Verbrennungs-Prozeß, und dann in Parenthese oder über die Achsel: Endosmose, Durchmarsch verschiedener Flüssigkeiten durch abgeschlossene Wände, mit der größten Infallibilität, und verschert, das sei das Leben und weiter nichts, und alles Andere sei Einbildung von Idealisten und anderen Dummköpfen.

In ihrem grobschmiedigen All-Materialismus, in dem es ihr so wohl und so souverain zu Muthe ist wie dem Hahne auf dem Mistе, denkt sie nicht daran, daß sie selbst sagt und durch Experimente be-

*) Von dem griechischen ἔνδοθεν, angeborn, herumlosen.

Digitized by Google

weiß, die Assimilation sei wesentlich kein Verbrennungsprozeß, das Leben sei durchaus etwas ganz Anderes und Höheres, als der Chemismus (so daß Liebig z. B. sich durchaus genöthigt sieht, eine besondere „Kraft" für die Lebensprozesse und ihre nicht von der Chemie nachzumachenden höheren, zusammengesetzten „Atome" beizubehalten oder vielmehr die alte fabelhafte „Lebenskraft" wissenschaftlich zu beträftigen), die Endosmose sei das Wesentliche selbst in materialistischer Beziehung, und von der Endosmose wisse man materiell und experimentell wenig, wesentlich und wissenschaftlich aber so gut wie gar nichts. Die Endosmose aber ist ein Ding für sich, die man bisher im Allgemeinen sehr ungern in der Physiologie, in der Chemie sah, weil sie den bequemen materialistischen Ansichten zu viel Unerklärliches bot. Man sagte, darin besteht sie, darin zeigt sie sich, und damit ist es abgemacht. Uebrigens ist und bleibt die Verbauung ein Verbrennungsprozeß, und Verbauung ist Leben: ein Einheizen und Fortschaffen der nicht verbrennlichen Stoffe, die nützlichen Dünger geben, womit man anfe neue Holz und Torf für den Einheizungs-Prozeß des Lebens gewinnt. Ich glaube, die gemeinste Käsemade würde sich gegen eine solche Erklärung ihres Lebens empören, wenn sie in den Fall käme, naturwissenschaftliche Kollegien zu besuchen.

Eine Grundlehre der Chemie ist: die Körper, welche chemisch auf einander wirken sollen, müssen zusammenkommen, sich berühren. Der ganze endosmotische, d. h. materielle Lebens-Prozeß besteht aber wesentlich darin, daß verschiedene, durch undurchdringliche Wände und Häute getrennte Körper auf einander wirken. Man füllt Salzwasser in eine unten mit einer Blase geschlossene Röhre. Das Salzwasser bleibt darin, und kein Atom dringt durch die Blase. Setzt man dieselbe so gefüllte Röhre in ein Gefäß mit Wasser, so marschirt Salz aus der Röhre in das Wasser des anderen Gefäßes und Wasser aus dem letzteren in das erstere, bis sich beide Flüssigkeiten in Gleichgewicht gesetzt haben. Dies ist kein chemischer, kein physikalischer, es ist eben ein endosmotischer Prozeß. Im menschlichen Körper ist er wesentlich die Verdauung, der Weg der zur Nahrung dienenden Stoffe in dem Organismus, der immer zugleich ein Ausweg anderer Stoffe aus dem Organismus ist. Dieser Prozeß hat mit dem des Verbrennens nichts gemein, ist weder chemisch, noch physikalisch in dem gewöhnlichen Sinne, sondern ein Geheimniß des Lebens, des Organischen. Graham nun hat dieses wichtigste aller Lebensgeheimnisse zu seinem speziellen Studium, zu seiner Leidenschaft, zu seiner Monomanie gemacht, womit man ihn in Gesellschaft zu necken pflegte. Vielleicht setzt er als Münzmeister seine Leidenschaft fort. Wenigstens wird das wohl das einzige Mittel sein, aus seinen fünfzig bis sechzig Bänden von Protokollen und Zahlen über Experimente ein öffentliches Ergebniß für die Physiologie, und namentlich die Arzneikunst, zu bekommen. Andere werden sich schwerlich hineinarbeiten, um die angehenden Vorarbeiten zu extrahiren und zu verwerthen.

Das von Palmerston der Wissenschaft gemachte Kompliment (das übrigens sehr einfam dasteht und im Grunde durchaus nichts mit der Palmerstonschen Verehrung der Wissenschaft gemein hat) wird auf diese Weise sehr leicht eine Beraubung der Wissenschaft, vielleicht eine doppelte, denn Graham war auch Präsident der „Cavendish Society", der nobelsten und verdienstvollsten aller der Tausende von englischen Associationen und Gesellschaften, deren Mitglieder nur Geld geben, um die Wissenschaft zu fördern, und zwar speziell durch Uebertragung großer werthvoller wissenschaftlicher Werke ins Englische, z. B. C. G. Gmelin's, der „chemischen Briefe" ꝛc.

In dem Komplimente Palmerston's für die Wissenschaft finden wir, wie gesagt, kein Kompliment. Ueberhaupt hat sich nun in den etwas begriffsschweren Engländern endlich nach tausendfältigen Erfahrungen auch unter Palmerston (den man ein halbes Jahrhundert lang für das wahre Genie der Staatskunst hielt, obgleich England gerade unter ihm seine allergrößte bisherige Demüthigung konzentrirt sah) die Ueberzeugung geltend gemacht, daß die Regierung nichts so wenig verstehe, als die Kunst, den rechten Sattel auf das rechte Pferd zu bringen, so daß sich nun eine besondere Administrative Reform Association gebildet hat, welche Kenntniß, Fähigkeit und Erfahrung in die Staatsämter fördern und agitiren will, voranssichtlich eine ganz wichtige Bewegung gegen die bisherigen Monopole, General „Routine" und Mitt Management. Doch danken wir Gott, daß uns hier all dieser Kram nichts angeht. (Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Ländliche Bilder aus der Ukraine.

(Schluß.)

Der Palm- oder, wie er in der Ukraine heißt, der „Weidensonntag" (вербная недѣля) führt die heilige Woche ein und ist, so zu sagen, das Vorfest von Ostern. Die überall wachsende Weide hat, wenn auch noch mit Schnee bedeckt ist, bereits ihre Schuldigkeit gethan und ihre Äpfte und Zweige mit den Boten des Frühlings, den niedlichen „Kätzchen", geschmückt, doch nur, um bald zu verlieren, was sie hervorgebracht, denn Tausende von Händen schneiden und reißen an ihr herum, und der Mensch „heiligt seinen Raub an dem Altäre", mit anderen Worten, er trägt seine Ruthen in die Kirche und läßt sie dort weihen. Das Letztere geschieht unter Prozession und großer Feierlichkeit, und giebt zugleich Veranlassung zu einer eben so lustigen wie unschuldigen Unterhaltung, denn kaum ist die heilige Handlung vorüber und das Volk hat die Kirchenthür hinter sich, so werden, vorzugsweise von den jungen Burschen, die Weidenruthen geschwungen und fallen unter dem Rufe: „Die Weide schlägt, nicht ich; in einer Woche ist Ostern", auf den Rücken des Nächsten. Da giebt es denn zur manche drollige Scene; die Einen fliehen, die Anderen jagen hinterher, und die jungen Dirnen laufen erst recht, fallen aber wie durch ein eigenthümliches Spiel des Zufalls immer einem Burschen in die Arme, der dann sein Sprüchlein anbringt und mit der Ruthe dazu den Takt schlägt. Eine ganz bedeutende Fronde ist es, wer zeitig genug aufstehen kann, um dem Frühgottesdienst beizuwohnen; der Glückliche eilt mit seinem Kätzchen nachhause und prügelt mit seinem: „Die Weide schlägt" die Langschläfer aus den Betten.

Wenn die Zeit, welche Ostern vorhergeht, schon so manche Abwechselung und Kurzweil bietet, so kann man sich wohl denken, daß das eigentliche Fest nicht nur nicht zurückbleibt, sondern, so zu sagen, den Kulminationspunkt der Lust und Freude bildet. Häufig ist es vom schönsten Frühlingswetter begleitet, und manches grüne Blättchen streckt, verführt durch die laue, lebenserweckende Luft, vorwitzig seine grünen Spitzchen und der braunen Knöpfe. Es arbeitet und regt sich überall in der Natur, und die Ukraine zeigt sich, indem sie ihr Feierkleid anzieht, in ihrer ganzen eigenthümlichen Schönheit; man fühlt das Sanfte, die Sehnsucht, welche sich in ihren Liedern ausspricht.

An die Nacht vor dem Feste hat der Schlaf kein Recht; die älteren Leute verbringen sie in der Kirche unter Gebet; die jungen außerhalb des Gotteshauses, wo sie bei einem sorgsam unterhaltenen Feuer die Ankunft des heiligen Tages erwarten. Kaum röthet sich der Osten, so begrüßen sich Alle mit einem lauten: „Christus ist auferstanden!" (Хрыстосъ воскресъ), eilen zum Gotteshause und, wenn sie ihrer Pflicht als Christen Genüge geleistet haben, zur Unterhaltung, die ein eben so lebendiges wie mannigfaltiges Bild darbietet. Hier treiben Bursche und Mädchen zum Tanze an, dort singen Andere Nationalweisen und machen dazu die lustigsten, ja, oft salzberedte Sprünge. Die Alten sitzen beim Gläschen, die Jugend jedoch leidet es nicht lange an einer und derselben Stelle; die jungen Kräfte wollen sich erproben, an etwas reiben, und so kömmt es denn auch stellenweise zu einem Ringen, das, wenn es auch nur zum Scherz ausgeführt wird, doch nicht selten blaue Flecke, in dem Besiegten aber nie den Durst nach Rache zurücklässt, obgleich dieser gewöhnlich tüchtig ausgeschlagen wird. Ein Spiel eigenthümlicher Art ist noch das Aneinanderschlagen der farbigen Eier; wer das Glück hat, das seinige dabei ganz zu erhalten, nimmt das zerbrochene als rechtmäßigen Gewinn.

Unter Freude und Kurzweil vergeht der festliche Tag, und es naht der Abend; da versammeln sich die Wirthe vor der Schenke, pflegen langen, ernsten Rath und ziehen dann im gemessenen Schritte zum Herrenhause. Voran schreitet der Aelteste in einer hohen Mütze von schwarzem Schaffell. Die Jahre haben seinen Rücken gekrümmt und das Barthaar gebleicht, das greift gegen den schwarzen Rock abstieht und die ganze breite Brust bedeckt; aber das Auge hat noch viel von dem Feuer der Jugend behalten und blickt unter den weißen, buschigen Brauen recht herausforderndh in die Welt. Der Führer des Zugs trägt einen Laden von weißem Mehl; der dicht hinter ihm Gehende, ein rüstiger Bauer von kranner Geschäftsarbe und glatt geschorenem Kopfe, auf dem nun oben ein langer Büschel stehen geblieben ist, ein echter Tschumak (Fuhrmann), der schon manchmal die Reise nach den Limans und der Krim gemacht hat, trägt eine schwarze Henne unter dem Arm; Einer und das Andere die Ostergeschenke für den gnädigen Herrn. An die Beiden schließen sich in bunter Reihe die sämmtlichen Dorfbewohner an, die sich auf dem Wege sehr lebhaft unterhalten und wohl auch ab und zu einen gellen Freudenschrei von sich geben. Wenn wir die guten Leute in so eifrigem Gespräch begriffen finden, so hat dies seinen triftigen Grund; es handelt sich um nichts Geringes, und das, was hier die Zungen in Bewegung setzt, ist für die Leute eben so wichtig, wie in manchen Kammern der Gegenstand der Debatten. Es muß nämlich erwogen und bestimmt werden, wer für den laufenden Sommer Aecker und Triften hüten, wem das Amt eines Gemeindehirten übertragen werden soll, an wen das Besitzthum zu fallen hat, das der linderlos Verstorbene — ewigen Frieden seiner Seele! — hinterließ, und dergleichen mehr, kurz, es handelt sich hier darum, alle administrative, Finanz- und Rechtsfragen des kleinen Staates zu besprechen und zu erledigen. Begreiflicherweise geht das Alles nicht ohne bedeutenden Lärm und lebhafte Gesticulationen vor sich, und wer den Haufen in diesem Augenblicke von weitem beobachtet, der kann

Digitized by Google

wohl versucht sein, in ihm Elemente zu vermuthen, welche, anstatt sich zu unterwerfen und zu gehorchen, ihren Willen als Gesetz hinstellen und befehlen.

Im Verhältniß wie der Zug sich dem „Hofe" nähert, vermindert sich die Lebhaftigkeit des Gespräches höchstens daß noch ab und zu Einer „von der Linken" über die Gebühr laut wird, aber auch er verstummt, wenn er von dem Herrenhause angelangt ist. Dann zieht er, gleich allen Anderen, ehrerbietig die Mütze und erwartet das Heraustreten des Herrn. Gewöhnlich läßt dieser nicht lange auf sich warten und nimmt mit dem üblichen Handkuß und dem „Christus ist auferstanden" die für ihn bestimmten gefärbten Eier, den Faden und die Henne in Empfang, wofür er sich durch Verabreichung von „Gewehrten" und Preisgeben eines Fäßchens Branntwein erkenntlich zeigt. Ist dieses Ceremoniell zu Ende, so kömmt der Ernst des Lebens an die Reihe, und es entspinnen sich die Debatten, jedoch stets mit der gebührigen Achtung und Zurückhaltung seitens der Gemeinde. Es werden Fragen und Bitten vorgebracht, über welche der Gutsherr in erster und letzter Instanz entscheidet, die Bedürfnisse des Dorfes erwogen, die ländlichen Beamten und Aufseher gewählt und überhaupt Alles für die nächste Zukunft erledigt. Geht Alles den gewünschten Gang, so faßt sich wohl auch Einer und der Andere das Herz, eine schuchtern vorgebrachte Klage gegen den Oekonomen, Schreiber u. s. w. laut werden zu lassen oder gegen seinen Nachbar aufzutreten. Der Herr bestimmt auch hier, und gewöhnlich sehr gewissenhaft, und enläßt endlich ein „Volk!", das, nach des Tages Last und Mühen, in die Schenke wandert, dort das Vorgefallene nochmals summarisch rekapitulirt und erfahrenes Gutes, wie Schlimmes, mit dem Glase hinabspült. (Dr. W.)

Frankreich.

Ueber die Kaiserliche Bibliothek in Paris.*)

Erst seit Franz I. hat die Bibliothek der Könige von Frankreich ein Ensemble von einer gewissen Bedeutung gebildet. Karl VII. und Ludwig XII. hatten in ihrem Schloß zu Blois bereits achtzehnhundert Bände, Manuskripte und gedruckte Bücher, zusammengebracht. Franz I. ließ dieselben nach Fontainebleau bringen und zu denen stellen, die sich hier befanden. Als Franz I. starb, 1540, hatte er die Königliche Bibliothek schon auf dreitausend Bände gebracht. Unter Heinrich II. wurde sie noch um zweihundertfunfzig Manuskripte und sehr schöne Bände bereichert. Unter den drei Söhnen dieses Königs wurde sie sehr vernachlässigt. Zur Zeit der Ligue wurde sie vor der gänzlichen Zerstörung nur durch den Muth Jean Gosselin's, eines ihrer Wärter, gerettet. Heinrich IV. widmete der Königlichen Bibliothek eine ganz besondere Sorgfalt; er ist als einer ihrer Hauptbegründer zu betrachten. Auf seinen Befehl wurde die Bibliothek, zugleich mit mehreren anderen in den königlichen Schlössern sich vorfindenden kleinen Bücherzusammlungen, im Jahre 1595 nach Paris gebracht und in dem Kollegium von Clermont, welches seit der Vertreibung der Jesuiten leer stand, aufgestellt. Die Aufsicht über die Bibliothek übertrug Heinrich IV. dem Präsidenten Auguste de Thou, dem aufgeklärtesten und eifrigsten Bibliophilen seiner Zeit. Derselbe war eifrig bemüht, die Bibliothek zu vermehren. Seinen Bemühungen ist es zu danken, daß die durch Katharina von Medicis gesammelte, nicht unbedeutende Bibliothek dem Schicksale entging, öffentlich versteigert zu werden, und der Königlichen Bibliothek einverleibt wurde; 1604 wurde die Bibliothek in das Kloster der Franziskaner und bald darauf in ein großes Gebäude in der Straße de la Harpe gebracht, wo sie bis 1666 blieb. In diesem Jahre wurde sie auf Befehl Colbert's in zwei Häusern in der Straße Vivienne untergebracht. Sie befand um diese Zeit aus dreißigtausend Bänden. Unter Ludwig XIV. wurde sie durch wichtige Sammlungen geschriebener Dokumente und gedruckter Bücher bereichert; Gelehrte, welche zu dem Zweck in fremde Länder reisten, erwarben für sie, durch Kauf oder Tausch Tausende von werthvollen Manuskripten und Büchern in allen Sprachen. Sie verdankten diese Bereicherungen vorzüglich den Bemühungen Colbert's, der einer der größten Bibliophilen seines Jahrhunderts war. Im Jahre 1684 belief sich die Anzahl der Manuskripte auf 10,542, die der gedruckten Bücher auf 40,000. Um diese Zeit wurden mit der Bibliothek des Königs auch das Kabinet der Medaillen und eine Sammlung von Kupferstichen verbunden. Die beiden Häuser in der Straße Vivienne waren nicht mehr recht ausreichend; so war denn schon unter Ludwig XIV. davon die Rede, daß die Bibliothek ein anderes Lokal bekommen sollte; jedoch verzögerte sich die Ausführung bis 1724, wo sie in dem Hotel de Nevers, in einem Theil der Gebäude, in denen sie sich heute noch befindet, untergebracht wurde. Sie fuhr fort sich zu vergrößern. Zur Zeit des Ausbruchs der Revolution enthielt sie 200,000 gedruckte Bücher, 50,000 Manuskripte in allen Sprachen, eine sehr werthvolle Sammlung von handschriftlichen, die Geschichte Frankreichs betreffenden Urkunden und eine Menge wissenschaftlicher Arbeiten von verschiedenen Gelehrten über eben diesen Gegenstand. Die Revolution fügte mehrere Schätze hinzu, die Bibliothek, jetzt Bibliothèque nationale genannt, wurde durch Manuskripte und geschichtliche Werke, welche die Klöster und Domkapitel, so wie die emigrirten Familien, besessen hatten, bereichert. Die Schätze, die in Folge der Siege des Kaiserreiches hinzukamen, mußten später wieder ausgeliefert werden. Unter der Restauration und unter der Juli-Monarchie fuhr die Bibliothek fort, sich zu vergrößern. Aus dem Palais Mazarin, das sie seit längerer Zeit ganz ausfüllte, wurde sie zum Theil in die alten Gebäude des Schatzes und des Ministeriums der Finanzen, die an das Palais Mazarin gränzen, gebracht. Heute ist die Kaiserliche Bibliothek in fünf Abtheilungen gebracht: 1) die gedruckten Bücher; 2) die Manuskripte; 3) die Medaillen und Antiken; 4) die Kupferstiche; 5) die Karten und Pläne. Die Anzahl der gedruckten und geschriebenen Bände und Bücher wird auf 1,500,000 geschätzt.

Man kann sich vorstellen, wie schwierig es ist, ein Inventarium von so ungeheuren Reichthümern aufzunehmen. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begnügten sich die Bibliothekare mit geschriebenen Katalogen der ihnen anvertrauten Gegenstände. In den Jahren 1739 bis 1750 erschienen aber zehn gedruckte Bände in Folio, den Katalog mehrerer Abtheilungen von Büchern und Manuskripten enthaltend: vier Bände, 1739 bis 1744 von Melot herausgegeben, brachten das Verzeichniß der griechischen und lateinischen Manuskripte; sechs Bände, 1744 bis 1750 von den Abbés Sallier, Boudot, Capperonier herausgegeben, gaben das Verzeichniß der gedruckten Bücher in folgenden Abtheilungen: Theologie, drei Bände; schönwissenschaftliche Werke, zwei Bände; Jurisprudenz, ein Band. Noch ein anderer Band, das Civilrecht umfassend, siebenhundertfunfzig Seiten stark, wurde auch gedruckt, aber nicht in den Buchhandel gegeben. Trotz aller Gelehrsamkeit der Herausgeber des Kataloge, trotz aller Sorgfalt, welche sie auf ihre Arbeit verwendeten, begingen sie doch ziemlich viele Irrthümer; und es wurden ihnen dieselben nachgewiesen in einem „Berichten"), welches man für gut hielt zu unterdrücken. Dieser Katalog, der in Folge der fortwährenden Bereicherungen der Bibliothek heute fast gar nicht mehr brauchbar ist, wurde nicht fortgesetzt. In den Jahren 1822 bis 1828 erschien in fünf Bänden ein „Catalogue des livres imprimés sur velin de la Bibliothèque du Roi", von J. van Praet.

Der jetzt erschienene erste Band eines neuen Katalogs besteht aus drei Haupttheilen, deren jeder mehrere Unterabtheilungen enthält. Der erste Haupttheil ist betitelt: „Préliminaires et Généralités"; die Unterabtheilungen sind: 1) Allgemeine Bibliographie der Geschichte Frankreichs; 2) Allgemeine Abhandlungen über Frankreich; 3) Geographie Frankreichs; 4) Beschreibung Frankreichs; 5) Allgemeine Geschichte Frankreichs; 6) Sammlungen. Der zweite Haupttheil, welcher den Titel hat: „Geschichte nach Epochen", enthält die folgenden Unterabtheilungen: 1) Ethnographie; 2) celtische und gälische Geschichte; 3) Ursprung der Franken; 4) Allgemeines über die erste Race; 5) Allgemeines über die zweite Race; 6) Allgemeines über die dritte Race; 7) Allgemeines über die französische Revolution; 8) Allgemeines über die kaiserliche Dynastie; 9) Werke, die sich auf mehrere Regierungen beziehen, seit Napoleon I.; 10) Werke, die sich auf mehrere Regierungen beziehen, seit der Restauration. Der dritte Haupttheil, welcher „die Geschichte nach Regierungen" enthält, hat drei Abtheilungen: 1) Erste Race, von Merowäus bis Dagobert; 2) zweite Race, von Pepin bis Raoul; 3) dritte Race, von Hugo Capet bis Ludwig XIII. Eine Unterabtheilung ist den Valois gewidmet, von Philipp VI. bis Heinrich III.; eine andere den Bourbons, seit Heinrich IV.

Der §. 1 der sechsten Abtheilung des ersten Haupttheiles ist den Chronologieen der Geschichte Frankreichs gewidmet. Unter den hierher gehörigen Werken wollen wir nur eines hervorheben: das chronologische Handbuch des Präsidenten Henault, welches seit 1744 nicht weniger als dreiundzwanzig Ausgaben erlebt hat. Die Bibliothek besitzt dieses Werk in vierundvierzig Exemplaren. Der §. 4 desselben Theiles, den „allgemeinen Geschichten" gewidmet, ist einer der umfangreichsten und interessantesten. Man findet hier das Verzeichniß der verschiedenen Ausgaben dieser Geschichte, welche, wenn auch unvollständig, ihren Verfassern doch Ruhm verschafft haben. Paul-Emile, Robert Gaguin, Nicolle Gile, du Tillet, du Haillan, Scipion du Plez, Mézeray, Daniel, le Gendre Belly, Villaret, Garnier, Anquetil, Simonde de Sismondi, Michelet, Henri Martin, Theophile Lavallée und mehrere andere weniger bekannte Autoren sind hier der Reihe nach genannt. In demselben Paragraph findet man gewisse Elementar-Bücher auf-

*) Catalogue des livres imprimés de la Bibliothèque impériale. Histoire de France. Tome I. in-4. Paris, Firmin-Didot, 1855. (Preis 24 Fr.)

*) Lettre d'un académicien à M.*** sur le catalogue de la Bibliothèque du Roy 1749, in-12. (Dem Abbé Sallier zugeschrieben.)

Digitized by Google

gezählt, welche die dreißig Ausgaben gehabt haben, z. B. „die Geschichte Frankreichs von der Gründung der Monarchie bis auf unsere Tage", von Madame L. de Saint-Ouen (Paris, in-18.). Dieses Buch, zum ersten Male 1817 gedruckt, ist seitdem jedes Jahr wiedergedruckt worden.

Die Werke Paul-Emile's, Robert Gaguin's, Nicolle Gile's sind an die Spitze der allgemeinen Geschichten von Frankreich gestellt. Man findet hier auch die „Chroniken von St. Denis" und die „Martinschen Chroniken". Seite 133 findet man die Titel der Ausgaben von Froissart und Monstrelet; Seite 136 die von Commines. Von diesen Historikern fehlt der kaiserlichen Bibliothek nichts Wichtiges.

Zu zweiten Haupttheil verdient die der allgemeinen Geschichte der französischen Revolution gewidmete Abtheilung hervorgehoben zu werden.

Der dritte Haupttheil: „die Geschichte nach Regierungen", beginnt auf der Seite 191 und nimmt mehr als die Hälfte des Bandes ein, obwohl er noch nicht beendigt ist, da er nur bis zum Tode Ludwig's XIII. reicht. Es ist interessant, zu sehen, wie in den neueren Zeiten die Anzahl der auf die einzelnen Regierungen sich beziehenden Werke immer mehr zunimmt. Besonders seit Franz I. wird diese Anzahl sehr beträchtlich. Doch trotz aller Reichthümer, welche die kaiserliche Bibliothek in diesem Fache enthält, lassen sich einige Lücken entdecken. Vergleicht man diesen dritten Haupttheil mit dem zweiten Theil der „historischen Bibliothek Frankreichs", von Pater Lelong, so sieht man, wie viele wichtige Werke der ungeheuren Sammlung doch noch fehlen. Einige Werke über interessante Punkte der französischen Geschichte werden wohl nur noch in kleinen Privatsammlungen zu finden sein, wie z. B. die folgenden zwei Werke:

1) „Vera Relazione della Morte del glorioso ed invitto Re Christianissimo Henrico quarto di Francia e di Navarrà, con l'Incoronatione del nuovo Re Luigi, suo figliuolo, tradotta fedelmente dal Francese in Italiano per Alberto Mureti. Firenze, 1610. In-4°, fig."

2) „Supplicio, morte et ignominioso fine dell' inhumano Parricida e desnaturato Francesco Ravaillard (sic!) Giustitiato in Parigi alli 27 maggio 1619. — Conforme all' originale, Stampato in Lione da Joan Galterino con approvatione. Con Licenza de' superiori. In Venetia MDCX. Ad instanza di Iseppo Marcello. In-4°, fig."

Wenn die Herausgeber des neuen Katalogs ihre Arbeit durch Angabe der Werke oder der Pièces, welche der Kaiserlichen Bibliothek fehlen, vervollständigen wollten, würden sie große Forschungen zu machen haben, aber sie würden dadurch auch der Wissenschaft einen unermeßlichen Dienst leisten.

Einen Punkt haben wir noch hervor: Die Kaiserliche Bibliothek besitzt, wie mehrere Institute dieser Art, eine „Reserve", d. h. eine Sammlung von Büchern, welche um ihrer Seltenheit, um der Schönheit ihrer Ausstattung, um der eingeschriebenen Bemerkungen, um der wichtigen Personen willen, denen sie gehört haben, eine besondere Beachtung verdienen. Diese „Reserve" ist in der Kaiserlichen Bibliothek sehr beträchtlich und bildet ein biographisches Museum von unschätzbarem Werthe: die ersten Denkmäler der Buchdruckerei, die auf Velinpapier gedruckten Bücher, mit Miniatur-Gemälden oder Holzschnitten geschmückt, die reichsten und verschiedenartigsten Prachtbände sind hier in Menge zu finden.

Vom fünfzehnten Jahrhundert an sind hier alle Bücherliebhaber vertreten: Könige, Königinnen, Prinzen, Behörden, Bürger, Gelehrte; man findet hier von ihren Sammlungen bedeutende Bestandtheile oder wenigstens werthvolle einzelne Stücke. Unter den Mitgliedern des königlichen Hauses, aus deren Sammlungen Bücher in die Kaiserliche Bibliothek gekommen, sind hervorzuheben: Franz I., Heinrich II., Heinrich IV., Ludwig XIII. und sein Bruder Gaston von Orleans, Louise von Savoyen, mehrere Prinzessinnen des Hauses Orleans, Katharina von Medicis und Marie Antoinette. Die beiden letztgenannten Königinnen hatten einen entschiedenen Sinn für die schönen Bücher; Marie Antoinette liebte besonders die, welche Bezug auf die Geschichte Frankreichs hatten. Unter den anderen Bücherliebhabern sind zu nennen: Balluze, der Kardinal von Bourbon, Chatre de Cange, die Brüder du Puy, der Graf von Hoym, Hurt, der Herzog de la Vallière, de Thou und d'Ussé.

Der vorliegende erste Band des neuen Katalogs wird durch zwei Berichte eröffnet; im ersten derselben stattet der Minister des öffentlichen Unterrichts dem Kaiser ausführlichen Bericht ab über die bisherigen Bestrebungen, einen Katalog der Kaiserlichen Bibliothek zu Stande zu bringen. Der zweite Bericht ist von Herrn Taschereau, Verwalter der Bibliothek und Direktor der Kataloge, abgefaßt und an den Minister des öffentlichen Unterrichts gerichtet. Herr Taschereau setzt darin in Kürze den Plan des veröffentlichten ersten Bandes und derjenigen Bände, die ihm zunächst folgen sollen, aus einander, ferner den Stand der Arbeiten, die in den verschiedenen Abtheilungen der Bibliothek unternommen sind, um zu einer vollständigen Aufnahme aller Bände, aller Pièces, aller Kunstgegenstände zu gelangen. Es bleibt noch viel zu thun übrig; hoffen wir, daß die Zeit, die bekannte Tüchtigkeit der den einzelnen Abtheilungen vorgesetzten Gelehrten, der Eifer der Beamten eine Unternehmung, welcher das ganze gelehrte Europa seinen Beifall nicht versagen wird, zu einem befriedigenden Abschluß bringen werden.

Mannigfaltiges.

— Geistiges Leben in Neapel. Ein englischer Freund schreibt dem Londoner Athenaeum aus Neapel vom 24. März: „Ein Todtenschlaf scheint auf dem Anblicke dieser Stadt der Sirenen zu ruhen. Keinerlei neues Werk geht aus der Presse hervor; keinerlei neue Idee kömmt zur Erscheinung; Nichts deutet auch nur entfernt eine Thätigkeit des Geistes an, und so weit man vorwärts zu sehen vermag, ist auch kein Schutzengel zu erwarten, der die im Todesschlaf befangene Schöne wiedererwecke. Vergebens forsche oder blättere ich in einem wir vorliegenden Literaturblatte: da ist höchstens von einem juristischen Werke die Rede, oder es finden sich einige Notizen von archäologischem Interesse, oder auch ein Paar Sonette an eine Theater-Primadonna. Das sind die einzigen Symptome einer noch vorhandenen Lebensfähigkeit der Geister. Da ich meiner eigenen Beobachtung nicht hinlänglich traute, so befragte ich einen hiesigen Buchhändler, und dieser bestätigte meine Wahrnehmungen, indem er sagte: „An Talenten fehlt es uns nicht, wir besitzen literarisch gebildete Männer genug, aber alle werden durch einen unsichtbaren moralischen Einfluß paralysirt. Niemand wagt, zu schreiben, weil ihn der freie Ausdruck seiner Meinung, gleichviel über welche Gegenstände, ins Verderben führen kann — und wer es auch wagen wollte, der hat doch nicht Lust, die Erzeugnisse seines Geistes von irgend einem Priester-Censor verstümmeln zu lassen. Wir sind todt, Herr, und ich glaube nicht, daß wir jemals wieder auferstehen werden.""

— Das Mittelländische Meer. Ueber Admiral Smyth's in unserem „Magazin" bereits erwähnte, dieses Meer betreffende Abhandlung*) bemerkt Dr. A. Petermann in zweiten Hefte seiner geographischen Mittheilungen: „Eine physikalische, historische und nautische Abhandlung über das Mittelländische Meer ist, man könnte sagen, eine Geschichte der Welt und der Menschheit. Seine Wellen umspülten die vier größten Reiche der Welt, das Assyrische, das Persische, das Römische und Griechische, und von seinen Küsten haben wir unsere Religion, unsere Künste und unsere Kultur. Admiral Smyth hat während der Jahre 1817 und 1824 die erste genaue Vermessung des Mittelländischen Meeres bewerkstelligt, und diese Vermessung ist seitdem in einer Reihe von ausgezeichneten Seekarten, über hundert an Zahl, niedergelegt und von der britischen Admiralität publizirt worden. Dieses mit dem bescheidenen Ausdruck „Memoir" benannte Werk aber giebt den ersten zusammenhängenden und authentischen Bericht über jene ungemein wichtige Aufnahme und ihre Resultate und ist das beste geographische Werk, das über das Mittelländische Meer existirt. Von den umfangreichen und nachhaltigen Folgen von Admiral Smyth's Thätigkeit im Mittelmeer wird man noch einen besseren Begriff bekommen, wenn man erwägt, daß er es war, der die Reisen von Ritchie und Lyon 1818—1820, von Oudney, Denham und Clapperton 1821—1824 veranlaßte und organisirte und dadurch als Urheber der gründlichen Erforschung Inner-Afrika's dasteht."

Das zweite Heft der geographischen Mittheilungen aus der Perthesschen Anstalt ist abermals mit zwei anziehenden Kärtchen ausgestattet: mit einer von H. Burghaus gezeichneten „Skizze vom Pendschab," die mit Erläuterungen nach den amtlichen Berichten der Ostindischen Compagnie ausgestattet ist, und mit einer Karte zur Uebersicht der wichtigsten Entdeckungen in Südafrika (1849—53), wozu Herr Dr. Petermann eine auch bereits in englische Blätter übergegangene Kritik der Reisen Livingstone's, Oswell's und Murray's, der Route von Galton und Anderson und der von Gosselt geliefert hat.

*) Rear-Admiral W. H. Smyth, K. S. F. D. C. L., &c., The Mediterranean, a Memoir physical, historical, and nautical. London, Parker, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 30 Sgr., portofrei das Blatt im Inlande versendet und in Berlin bei der Post gehoben wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 19, von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs, Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 59. Berlin, Donnerstag den 17. Mai 1855.

Frankreich.

Das Pariser Findelhaus.

Hinter dem Garten des Luxembourg, ganz in der Nähe des Platzes, auf welchem der Marschall Ney erschossen worden, befindet sich das Hospice des enfants trouvés, das Pariser Findelhaus. Es ist ein sehr geräumiges, einen weiten Hof umschließendes Gebäude. In der Mitte dieses Hofes steht die Bildsäule des heiligen Vincenz de Paula, jenes frommen Priesters, der nicht nur der Schöpfer dieser Anstalt, sondern überhaupt der Erfinder derartiger Anstalten ist, ein Mann, dem die Unsterblichkeit geschert wäre, wenn man ihn auch nicht heilig gesprochen hätte. — Die eigentliche Anstalt besteht aus zwei Stockwerken und drei Flügeln. Zu ebener Erde, rechts und links vom Eingange, befinden sich die Speisehallen und die Küche, der eine barmherzige Schwester vorsteht. Man kann sich nichts Einladenderes, nichts Freundlicheres denken, als diese Küche, in welcher das Kupfergeräth so hell blitzt, als wäre es eben aus der Werkstätte hervorgegangen. Das erste Stockwerk enthält die Wohnungen der Schwestern, einen Theil des angestellten Personals und die sogenannte „Crèche“; so heißt nämlich der große Saal, in welchem die Kinder gepflegt werden. An beiden Seiten dieses langen Saales zieht sich eine Reihe dicht neben einander stehender Wiegen hin, deren Zahl ungefähr hundert beträgt. Ueber der Thür liest man die Worte: „Nos pères et nos mères nous ont abandonnés, mais le Seigneur aura pitié de nous.“ Man braucht aber wahrlich nicht erst diese Inschrift zu lesen, um in diesem Saale von Mitleid ergriffen zu werden. Der Anblick so vieler Kinder, deren Geburt, statt einen Vater zu beglücken und eine Mutter zu beseligen, vielleicht Tod und Verzweiflung verursacht hat, der bloße Anblick dieser Kinder genügt, auch das härteste Gemüth mit Wehmuth zu erfüllen.

Die Crèche ist ungemein belebt; denn man kann sich leicht denken, daß die Kleinen nicht immer und nicht zu gleicher Zeit schlafen und daher die Sorgfalt der Ammen und der Pflegerinnen oft genug in Anspruch nehmen. Hier sieht man eine Gruppe auf kleinen Stühlchen um den Ofen sitzen; dort wird ein Kind in frische Wäsche gekleidet; rechts wird ein Wiegenkissen geordnet; links ein neu angekommener Findling betrachtet. Trotz aller dieser Beweglichkeit aber, trotz aller niemals rastenden Thätigkeit herrscht in diesem Saale die größte Ruhe, die erfreulichste Ordnung; besonders aber kann man nicht umhin, die Reinlichkeit zu bewundern, die sich überall kundgiebt. Die Wäsche gleicht wirklich dem frisch gefallenen Schnee, und der Fußboden ist so sauber, als wäre er so eben gelegt worden. Hier ist die Reinlichkeit zwar eine um so größere Nothwendigkeit, als die Gesundheit so vieler zarten Geschöpfe davon abhängt; sie ist aber um so rühmenswerther, als sie durch die große Anzahl der Kinder sehr erschwert wird.

Im zweiten Stockwerke befinden sich die kranken Kinder und alle mit der Krankenpflege in Bezug stehenden Anstalten, und zwar eine Abtheilung für innere Krankheiten, eine andere für Augenleidende und eine dritte für solche Gebrechen, welche chirurgische Hülfe in Anspruch nehmen. Diese Krankensäle sind stets gefüllt; denn die Umstände, unter welchen diese Kinder zur Welt und dann in die Anstalt kommen, verursachen gar mancherlei Krankheiten. Nachdem solche Kinder unter Jammer und Noth geboren worden, sind sie oft eine ganze Nacht hindurch dem freien Himmel ausgesetzt, bis sie zufällig die Blicke eines Polizeibeamten auf sich ziehen und unter das schützende Obdach des Findelhauses gebracht werden. In diesen Krankensälen lernt man die wohlthätige Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern bewundern. Still und geräuschlos schaffen sie Tag und Nacht an dem schönen Werke der Menschlichkeit, und jede Minute ihres Daseins ist eine Minute der Linderung für die Leiden Anderer. Der fromme Muth ihres Herzens überwindet jede Mühsal, jeden Ekel, jede Widerwärtigkeit, um dem laurenden Tode die Opfer streitig zu machen. Was ist ein Herod, der seinen Ruhm nach der Zahl gewonnener Schlachten berechnet, gegen das Heldenthum eines solchen Weibes, das der Welt und deren Reizen entsagt, um ihr Leben zwischen Kranken und Sterbenden zuzubringen, ohne eine andere Belohnung, als das Bewußtsein, eine schöne Pflicht erfüllt zu haben? Wahrlich, ein solches Weib wiegt gar viele Männer auf, deren Namen die befleckliche Fama ausposaunt.

Der Orden der barmherzigen Schwestern ist ebenfalls vom heil. Vincenz de Paula gegründet worden, und zwar zur Pflege der Kleinen, die ein dunkles Loos hülflos in die Welt gesetzt. Das Findelhaus wurde im Jahre 1640 gegründet. Vincenz de Paula nahm dreiundzwölf verlassene Kinder auf und bewog durch seinen Einfluß mehrere reiche Frauen, sich der armen Geschöpfe anzunehmen. Das Findelhaus nimmt nur Kinder unter zwei Jahren auf; ist ein gesundenes Kind älter, wird es sogleich ins Waisenhaus gebracht. Sobald ein neugeborenes Kind in die Anstalt kömmt, wird es gewaschen und gewogen; wiegt es weniger als sechs Pfund, so hat man wenig Hoffnung, es am Leben zu erhalten. Die bedauernswürdigen Geschöpfe sind oft so mager, daß ihr Gewicht keine sechs Pfund beträgt. Im Jahre 1803 hatten unter 1445 Findelkindern 623, also fast die Hälfte, nicht das erwähnte Gewicht. Das klingt zwar unglaublich; man wird sich aber weniger darüber verwundern, wenn man bedenkt, daß in den meisten Fällen die hülflose Armuth es ist, welche die Mutter bestimmt, die Frucht ihres Leibes auszusetzen, und daß gar viele Tage des Hungers und des Kummers der Geburt des Kindes vorangegangen. Ich habe das Pariser Findelhaus zu wiederholten Malen besucht und ich habe immer gefunden, daß selbst die gesunden Kinder nicht jene frische Gesichtsfarbe haben, die man sonst an Säuglingen wahrnimmt; ja, ich habe unter den vielen Kindern nur selten Einige lächeln sehen. Ein tiefer Schmerz spricht sich in den Gesichtszügen dieser Kleinen aus, denen alle sorgfältige Pflege, alle fromme Aufopferung die Mutterliebe nicht zu ersetzen vermag.

In der inneren Verwaltung dieser Anstalt sind seit deren Gründung viele Veränderungen vorgenommen worden; besonders aber ist man in neuester Zeit zu manchen Abänderungen gezwungen worden. Der lebhafte Verkehr nämlich, der durch die Eisenbahnen zwischen den Departements und der Hauptstadt eingetreten, bietet den Unglücklichen, die ihren Fehltritt vor den Augen der Welt verbergen wollen, eine leichte und verhältnißmäßig wohlfeile Gelegenheit, nach Paris zu kommen, so daß diese Stadt allein den siebenten Theil aller Findelkinder Frankreichs zu versorgen hat. Um nun diesem Mißstande abzuhelfen und noch größeren Mißbräuchen vorzubeugen, ohne der Humanität zu nahe zu treten, hat man erstens eine strengere Ueberwachung der Drehlade eingeführt, jenes wiegenartigen Kastens, der sich in der Mauer befindet, so daß die eine lange Seite nach der Straße blickt, die andere sich aber in dem Zimmer der Pförtnerin der Anstalt befindet. Sobald nun die nahe an dieser Drehlade sich befindende Schelle gezogen wird, dreht die Pförtnerin die Lade nach der Straße; das Kind wird hineingelegt; die Lade wird wieder in die frühere Richtung gebracht, und das Kind befindet sich in der Anstalt. Früher nun stand diese Lade jede Stunde des Tages und der Nacht denen zu Gebote, die sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen, von derselben Gebrauch zu machen. Mit einem Ruck an der Schelle war Alles abgethan. Seit zwei Jahren aber wirkt die Drehlade während des Tages gar nicht; mit dem Eintritt der Dämmerung begiebt sich ein Kommissär in die Anstalt und bleibt daselbst bis gegen Mitternacht, zu keinem anderen Zwecke, als den Ankenthalt der Mutter zu entdecken, die während seiner Anwesenheit die Drehlade in eigener Person oder durch Vermittelung eines Anderen in Anspruch nimmt. Von Mitternacht bis gegen die Morgendämmerung wird die Drehlade ohne weitere Nachforschung auf Verlangen in Bewegung gesetzt. Trotz dieser Ueberwachung der Drehlade sind doch in den ersten neun Monaten des vorigen Jahres nicht weniger als 106 Kinder in die Lade gelegt worden, woran die Theurung schuld war; denn wie bereits erwähnt, ist es in den meisten Fällen die Noth, welche die Mütter bewegt, sich ihrer Kinder zu entäußern.

Ein anderes, positiveres Mittel, die Lasten der Anstalt ein wenig zu erleichtern, hat die Verwaltung in der Reduzirung der Nachsuchegebühren (droit de recherche) gefunden. Früher hatte nämlich Jeder, der von der Verwaltung eine genauere Auskunft über ein Kind verlangte, dreißig Franken zu erlegen. Es könnte nun sein, daß manche Aeltern, die ihr Kind gern aus der Anstalt genommen hätten, vor dieser

Digitized by Google

Summe zurückschrecken; denn nicht alle Sterbliche haben über eine solche Summe, so klein sie auch ist, zu verfügen. Jetzt sind diese Gebühren auf 5 Franken herabgesetzt.

Trotz dieser und noch anderer Verbesserungen und zeitgemäßer Veränderungen ist die Anstalt doch immer gefüllt, was sehr leicht erklärlich ist. Man braucht ja eigentlich gar nicht die Dreistadt in Anspruch zu nehmen, um ein Kind in die Anstalt zu bringen. Man legt das unglückliche Geschöpf in einen Korb und stellt diesen an eine Kirchthür oder an einen sonstigen, den Blicken des Publikums ausgesetzten Ort, und der mitleidige Finder hat keinen anderen Ausweg, als sich an den Polizei-Agenten zu wenden, der das Findelkind in die Anstalt bringt. Ein auf diese Weise ausgesetztes Kind hat gewöhnlich am Halse einen kleinen Zettel befestigt, auf welchem sein Name und andere auf seine Existenz sich beziehende Umstände geschrieben sind. Es wird dann Ort und Zeit seiner Auffindung in ein Register genau eingetragen und die Kleidung sorgfältig aufbewahrt, um jede Reclamation zu erleichtern und jeden Irrthum unmöglich zu machen.

Das Loos der Findelkinder, nachdem sie die Anstalt verlassen, ist meist ein trauriges, obgleich sie nicht mehr, wie unter Ludwig XIV., verkauft werden. Ein modernes Staatsinstitut behauptet, daß das Schicksal des größten Theils derselben gänzlich unbekannt bleibt. Sobald sie das dreizehnte Jahr erreicht haben, d. h. sobald die Departements aufhören, den kleinen Beitrag für sie zu zahlen, sind sie sich selbst überlassen, und da sie in Gottes weiter Welt ganz allein und hülflos stehen, verschwinden sie namenlos unter der Menge. Sehr wenig Findelkinder lernen lesen, und noch weniger lernen sie schreiben. Man will bemerkt haben, daß diejenigen, die sich einem Handwerk widmen, eine böse Richtung einschlagen und schlechte Subjekte werden. Mit dem weiblichen Theile dieser Unglücklichen geht es noch schlimmer. Die Mädchen sind nämlich viel schwerer unterzubringen, als die Knaben, und sie gerathen daher meistens auf die schlimmsten Abwege. Watteville, der über die Findelhäuser und Findelkinder die genauesten und gewissenhaftesten Studien gemacht, hat in sechzig in den verschiedensten Theilen Frankreichs gelegenen Städten gefunden, daß in den dortigen Freudenhäusern die aus den Findelhäusern genommenen Mädchen den fünften Theil der Prostituirten bilden. Das ist sehr traurig, aber leicht erklärlich. Die Armen, deren ganzes Verbrechen darin besteht, geboren worden zu sein, finden in der Welt kein Herz, das für sie empfindet, kein Auge, das theilnehmend auf das ihrige blickt. Es hat sie keine Mutter in den Armen gewiegt, kein Vater auf den Knieen geschaukelt. Das blinde Vorurtheil verspert ihnen jeden Weg. Sie stehen, so zu sagen, außerhalb der menschlichen Gesellschaft, mit der sie durch kein Familienband zusammenhängen. Die Welt hat keine Rücksicht gegen sie; darum haben sie keine Rücksicht gegen die Welt.

Indessen giebt es doch unter diesen verlassenen Kindern gar manche, denen unerwartet ein heiteres Schicksal winkt. So erzählte mir der rührlichst bekannte deutsche Arzt Otterburg in Paris folgenden interessanten Fall. Ein reicher Viktualienhändler in der Straße Montmartre hat ein einziges Kind, ein Töchterchen. Das Kind stirbt, und die Aeltern sind in Verzweiflung. Einige Monate später kömmt der unglückliche Vater zu Dr. Otterburg und sagt ihm, daß er es nicht länger aushalten könne. Seine Frau flehe langsam hin, und sie müßten eben ein anderes Kind haben. Er wolle ins Findelhaus gehen und sich dort ein Kind aussuchen, das dem verstorbenen ähnlich sähe. Der gerührte Arzt bestärkt den Mann in seinem Vorsatze, und der gebeugte Vater begiebt sich ins Findelhaus. Dort findet er wirklich ein seinem verstorbenen Töchterchen ähnliches Kind. Er läßt es untersuchen, und nachdem er die erforderlichen Bedingungen erfüllt, nimmt er das Kind, das herzlich froh ist, einen Vater gefunden zu haben, nachhause, um ihm auch eine Mutter zu geben. Das Kind ist jetzt zu einer schönen, blühenden Jungfrau herangewachsen. Sie versieht das Geschäft ihrer Adoptiv-Aeltern, deren einzige Erbin sie ist.

Für Manche ist das Findelhaus gewissermaßen ein Pfandhaus, in welches sie die Pfänder ihrer Liebe tragen, um sie bei der ersten günstigen Gelegenheit einzulösen. Eines Tages kömmt zu Dr. Otterburg ein Mann aus seiner Praxis, ein Arbeiter, wenn ich nicht irre, mit freudestrahlendem Gesicht und ungewöhnlich geputzt. Als der Arzt ihn um die Ursache seiner außerordentlichen Freude fragt, antwortet er: „Vor funfzehn Jahren, Herr Doktor, lange bevor mein Weib mir am Altare angetraut war, habe ich mit ihr einen dummen Streich gemacht, und wir waren damals genöthigt, den dummen Streich ins Findelhaus zu thun. Es that uns weh; aber wir konnten nicht anders. Wir haben jedoch unseres Kindes niemals vergessen. Ich habe jahrelang gespart, bis ich die Summe zusammen hatte, um mein Kind einlösen zu können. Heute nun bin ich mit dem Gelde ins Findelhaus gegangen, habe mir mein Kind geholt und es seiner Mutter gebracht. Soll ich nun nicht froh sein, daß wir unser Kind wieder haben?"

Ich muß noch einen Fall mittheilen, der sich vor einigen Jahren ereignet und der einem Novellisten reichlichen Stoff zu einer schönen Erzählung böte.

Eines Tages sinkt vor dem Hause Nr. 64 in der Straße Richelieu ein Mann ohnmächtig zu Boden. Man eilt ihm zu Hülfe, und es gelingt bald, ihn wieder zu sich zu bringen. Der Mann sieht elend und abgemagert aus, und als man ihn theilnehmend am nähere Auskunft über seine Persönlichkeit fragt, antwortet er mit gebrochener Stimme: „Ich habe schon drei Tage nichts gegessen und kann mich nicht mehr fortschleppen. Ich bin ein Seidenweber aus Lyon. Meine Frau ist ein schändliches Weib. Sie ist mit unserem Kinde entlaufen und hat es ins Pariser Findelhaus gethan. Ich liebe mein Kind; ich kann ohne mein Kind nicht leben. Ohne einen Sous in der Tasche habe ich den Weg von Lyon nach Paris zurückgelegt, um mein Töchterchen aus dem Findelhause zu holen. Ich bin eben angekommen; aber ich kann nicht mehr fort."

Nachdem man dem Unglücklichen einige Erfrischungen gereicht und er seine Kräfte wieder gesammelt hatte, bemerkt ihm Jemand, daß er ohne dreißig Franken Nachsuche-Gebühren und die nöthigen Legitimationspapiere nicht daran denken dürfte, sein Kind aus der Anstalt zurückzuerhalten. Der arme Vater geräth in Verzweiflung. Gute Menschen jedoch — und es giebt deren in Paris sehr viele — die gerührt sind von der Lage des Mannes, der auf eine so schöne Weise seine Vaterliebe bekundet, schießen schnell die nöthige Summe zusammen. Der gebeugte Mann geht wieder nach Lyon, schafft sich bei der dortigen Behörde die Papiere, die seine Identität nachweisen, und eilt nach Paris zurück. Es versteht sich von selbst, daß er dort nichts Eiligeres zu thun hat, als sich nach dem Findelhause zu begeben. Er stößt aber in der Anstalt auf eine neue Schwierigkeit. Die Direction bemerkt ihm nämlich, daß er ganz genau angeben müsse, wann, unter welchem Namen und unter welchen Umständen das Kind in die Anstalt gebracht worden. Da er diese Fragen nur theilweise zu beantworten weiß, fängt er heftig zu weinen an. Endlich fällt ihm aber ein, daß er sein Kind kenne, daß sein Kind ihn kenne, und er bittet, man sollte die Kinder, die gleichen Alters mit dem seinigen sind, in den Hofraum lassen; man würde alsbald sehen, ob sein Kind darunter sei. Die Direction durfte eigentlich auf diesen Vorschlag nicht eingehen; aber ergriffen von dem Schicksale des Mannes, weicht sie von der strengen Vorschrift ab. Die Kinder werden in den Hofraum gelassen, und ehe der Vater noch Zeit hat, sein Kind zu erblicken, eilt dieses, halb weinend, halb lachend, mit dem Ruf: „Ach, mein Vater!" in seine Arme. K.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Fünfter Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Unter den wissenschaftlichen Entdeckungen ist die Mr. Grove's von der Verwandlung galvanischer in Frictions- oder Funken sprühende Elektrizität von theoretischer, wie praktischer Wichtigkeit. Im Panopticon zeigt ein scheinbar ganz gewöhnlicher galvanischer Apparat die Sache auf eine sehr effektvolle Weise. So wie er in Thätigkeit gesetzt wird, sprüht mit einem schrecklichen Geräusch ein ununterbrochener Feuerstrom von elektrischen Blitzen heraus.

Die „Society of Arts" fährt in ihrer praktischen Richtung verdienstlich fort. Sie ist jetzt im Begriff, ein neues, leichtes System der Zeichnen- und Ornamentirkunst in ihren unzähligen Schulen, mit denen sie durch mehr als dreihundert Zweiggesellschaften in Verbindung steht, einzuführen. Es besteht in einer geordneten Stufenleiter von einfachen, geometrischen Linien zu ornamentalen und geschwungenen Schönheitslinien, so daß das Entwerfen und Erfinden von allerhand ornamentalen Figuren für architektonische, textile und keramische Kunst als auf bestimmten Regeln beruhend erscheint, gleichsam auf dem General-Baß für sichtbare Musik im Raume. Auch hat sie nicht verschmäht, sich der Frage zu bemächtigen, wie man die Themse von den fadelhaften Massen der Verdauungs-Verbrennungs-Produkte Londons befreien könne. Mr. Lewes las eine Abhandlung, in welcher die von ihm jährlich auf 1,000,000 Centner geschätzten Extremente Londons „philosophisch" und praktisch diskutirt werden. Obgleich man vierhunderttausend Acker Landes damit düngen und jährlich sechshunderttausend Scheffel Weizen daraus extrahiren könne und die Materie deshalb etwa fünf Millionen Thaler werth sei, würden doch die Kosten der Gewinnung den Gewinn selbst übersteigen. Doch stellt sich die Sache nach der Abhandlung eines anderen „Philosophen" über diesen Gegenstand, Herrn Mechi's, ganz anders. Er weist in diesen „unverbrannten" Abgängen der beinahe drei Millionen gedrängen Einheizer Londons einen Werth von hundertfünfundzwanzig Millionen Thalern nach. Wenn sich auch beide Philosophen einander so nähern müßten, daß der Letztere die Hälfte seines Werthes dann verlöre, würde es immer noch Gewinn abwerfen, aus diesen ausgebrannten Abgängen Weizen zu ziehen. Jetzt schickt England in der ganzen Welt nach Dünger umher und kann nicht

Digitized by Google

genug bekommen, während es zuhause seine Flüsse und Kanäle damit verpestet und Tod daraus erzeugt, statt Brod.

Eine Abhandlung Wilson's über die Eisen-Production der Vereinigten Staaten Amerika's und Englands schloß mit einer wichtigen Mittheilung über die Verwerthung der Eisen-Extremente, der Schlacken. Zunächst wies er nach, daß Amerika jährlich zweihunderttausend Tonnen Eisen selbst produzire und mehr als fünfhunderttausend Tonnen aus England beziehe. In Bezug auf die Gewinnung des Metalls aus dem Roherze sei Jonathan aber der Welt weit voraus, er mache ersteres und letzterem direkt ohne die bisher üblichen mühsamen Zwischenprozesse. Diese amerikanische Methode wird jetzt in den kolossalen Eisenwerken von Süd-Wales eingeführt. Die Gebirge von Wales verwehren und erhöhen sich dabei auf eine furchtbare Weise. Ganze Städte liegen bereits in schrecklichen, schwarzen Gebirgen von Schlacken. England macht auf seinen drei Millionen Tonnen Eisen jährlich aber neun Millionen Tonnen Schlackengebirge, deren Wegschaffung aus den Arbeitsstätten enorme Summen kostet. Nun hat aber ein Dr. Smith in Philadelphia bereits nachgewiesen und praktisch gezeigt, daß diese Schlacken ein sehr werthvolles Rohprodukt für eine Menge nützlicher und nothwendiger Artikel seien; man kann glacirte Bausteine, Dachziegel, Vasen, Pflastersteine, Kamin-Ornamente, Tisch-Platten und unzählige andere Artikel vom größten bis zum feinsten daraus machen und and den jährlich in Amerika entstehenden Schlacken über drei Millionen Thaler gewinnen. In den englischen Schlacken würden demnach jährlich etwa fünfzehn Millionen Thaler direkt weggeworfen. Eine Anstalt in Dowlais bestätigt die Angaben des Dr. Smith in allen Punkten, so daß Aussicht auf eine ganz neue Industrie aus Schlacken hervorgeht.

In der letzten Versammlung der geographischen Gesellschaft ward ein genauer Bericht über Dr. Livingstone's Reise im Innern Afrika's abgestattet und ihm die goldene Medaille der Gesellschaft zuerkannt (Barth und Overweg hatten es noch nicht so weit gebracht, da die geographische Gesellschaft von dem Dänen Dr. Schaw, ihrem Secretair, einem professionellen Saulus gegen die Deutschen, tyrannisirt wird). Dr. Livingston hatte Loander an der Westküste verlassen, um in die portugiesischen Besitzungen vorzudringen. Capitain Collinson wird mit dem arktischen Expeditionsschiffe „Enterprise" binnen kurzem erwartet. Sir Edward Belcher und Capitain Maclure haben Jeder seine Expedition zur Aufsuchung Franklin's und der Entdeckung der Nordwest-Passage beschrieben. Beide Werke werden wohl erschienen sein, ehe meine Mittheilung zur Oeffentlichkeit kömmt.

In der statistischen Gesellschaft nahm Oberst Sykes dem Ruhme Nizza's, eine Lebensverlängerungs-Anstalt für Lungenkranke zu sein, alle seine Strahlen. Die Winde seien größtentheils nördliche und die Temperaturwechsel häufig und plötzlich, daher Lungenkrankheiten dort, wie in Piemont überhaupt, häufiger, als in London. Dr. Lloyd in Dublin hat dafür eine bessere Stelle entdeckt und der königlich irländischen Akademie bewiesen, daß es kein weicheres und gleichmäßigeres Klima für Respirations-Leidende gäbe, als die Küste von Kerry.

In der polytechnischen Gesellschaft ist ein neues musikalisches Wunder zu sehen und zu hören, eine ansichtbare Harfenmusik. Man sieht vier Harfen neben einander stehen, welche nach einem leisen Rücken derselben sofort ein ganz ordentliches Quartett spielen. Mit einer geringen Handbewegung kann das Quartett mitten im Takte sofort abgeschnitten und auf Wunsch oder Zeichen eines Anwesenden sofort wieder angeknüpft werden. Es ist ein hübsches Beispiel von Telephonie und ein interessanter Theil der Akustik. Die Spieler sitzen im Souterrain, und deren wirkliches Harfenspiel pflanzt sich durch lange Stäbe von Fichtenholz bis in die Resonanz-Böden der Harfen oben fort, aus denen die Saiten leise mitschwingen und so die Musik von unten noch unterstützen. Schon vor etwa dreißig Jahren hatte Wheatstone solche telephonische Instrumente konstruirt und öffentlich ausgestellt. Später hielt Faraday eine besondere Vorlesung darüber. Jetzt tritt die Sache als funkeinageinenes Wunder auf.

Die in England seit langer Zeit gesührte, steigende Noth und Theurung des Papiers und die damit zusammenhängenden mannigfaltigen Versuche, aus Pflanzenfasern dieß Surrogate für die thierenen Lumpen ausfindig zu machen, besonders angeseuert durch die als Preis ausgesetzten tausend Pfund Sterling der Times, haben endlich zu einem Resultate geführt. Dr. Hoskins von Guernsey hat einen Papierstoff aus einer Mischung von Sägespänen oder vielmehr geschabtem Holz und Hobelspänen und Kleie erfunden, welcher den von der Times gestellten Anforderungen vollkommen entsprechen soll, namentlich der, daß der Stoff in England selbst in gehöriger Quantität und für geringe Kosten zu haben sein müsse. Ein sehr interessantes und vielleicht zu kunstvolles Buch, das von der Papierfrage hervorgerufen ward: Dr. Royle über die fibrösen Pflanzen Indiens („The Fibrous Plants of India" u. s. w.) enthält eine Menge Nachweise von Pflanzenfasern, die sich statt des Flachses und Hanfes besser und wohlfeiler zur Verarbeitung durch Seiler, Spinner und Weber, eben so für Papiermacher eignen. Lord Derby hielt im Oberhause eine Rede darüber. Im Ganzen darf man annehmen, daß aus Lumpen, Baumwolle, Haare und Flachs neue Konkurrenten bekommen. Namentlich wird der ungeheure Papierverbrauch Englands, noch gesteigert durch die Aufhebung der Zwangs-Poststempels auf Zeitungen, rasch Surrogate für Lumpen in Industrie und Cours bringen.

Die Großmoguls der Presse, welche das Vaterland in Gefahr erklärten durch die gedrohte Aufhebung des Zwangsstempels, müssen sich doch nun wohl in die schreckliche Freiheit fügen lernen. Die Kunde, daß der Finanz-Minister sie von dem Drucke des Stempels befreien wolle, erregte ein allgemeines Entsetzen und rief eine ganze Armee gewaffneter Leitartikel in der Times hervor. Außerdem schickten sie nach der ersten Besinnung von dem Schrecken lange mächtige Deputationen zum „Kanzler der Schatzkammer", um ihm die subversiven Tendenzen dieser Befreiung mit grellen Farben vorzumalen und ihn um gnädige Fortsetzung oder, besser, Verwerbrung des Zwanges zu bitten. Aber der revolutionaire, freiheitstrunkene Chancellor blieb unerbittlich und sagte, so sehr er auch wünsche, sich ihnen durch Beibehaltung der Abgabe verbindlich zu zeigen, halte er es doch für seine Pflicht, künftig die Stempelung ihrer Zeitungen und die Annahme ihrer gedrenen Pfunde zu verweigern. Man entgegnete ihm, die Steuer sei durchaus keine Steuer, sondern blos Postgeld. „Sehr wohl, Gentlemen", sagt der Chancellor, „den Postpfennig soll die Post auch noch ferner nehmen, aber die Pfennige für nicht versandte Zeitungs-Exemplare will ich nicht mehr haben. Sie werden mich hoffentlich nicht zwingen wollen, die Zeitungen, die nicht zur Post kommen, gewaltsam mit einem rothen Fleck zu bedrucken und zu sagen: Jeder Fleck kostet einen halben Penny."

So beraubt den gnädigen Schutzes vom Finanzminister, stehen die Großmoguls da, schuldlos, weinend und den Tod im Herzen. Was soll nun aus den unverheuerten, dem großen Kapitale bisher monopolisirten Zeitungen werden? Räuber und Mörder, Sittenlosigkeit und Revolution werden kommen und Zeitungen machen, und England moralisch und materiell zu einem Sodom und Gomorrha machen, predigten sie und klagten sie, wie die Juden an den Wassern Babylons. Das war ein schwerer Vorwurf, den sich Sir George Cornewall Lewis, der Chancellor, genau anfah, um im Unterhause darauf zu antworten. Er ließ sich die Presse kommen, die bisher schon stempellos gewuchert und sich weit über die Zahlen der Times verbreitet hatte, z. B. das London Journal, welches wöchentlich fünfhundertzehntausend Exemplare und mehr absetzt, also jährlich etwa siebenundzwanzig Millionen Exemplare, also zehn Millionen mehr, als die täglich erscheinende Times (wie folgen der Angabe des Chancellors im Unterhause), und examinirte deren Spalten, die er durchaus tadellos in Bezug auf Moralität und recht anschaulig amüsant und etwas instruktiv fand. Dieselbe Erfahrung machte er im Family Herald, mit 12,500,000 Exemplaren jährlich, und in allen anderen. Daraus schloß er ganz richtig, daß der unbesteuerte und unconsirte Geschmack der ärmeren Klassen durchaus keinen Appetit für Unsittlichkeit und subversive Tendenzen haben könne, da die Herausgeber jener ungeheuer verbreiteten Kutscher-, Dienstmädchen- und Arbeiter-Poesie ihr Interesse und das Gedeihen ihrer Abonnentenzahl darin fänden, alle Rohheit und Gemeinheit, alle Unsittlichkeit und Subversivität sorgfältig zu vermeiden. Die Großmoguls der Presse waren also mit ihrem Vorwurfe auch in diesem Punkte geschlagen.

Es ist also nun, nachdem das Unterhaus die Stempelfreiheit (im doppelten Sinne: Freiheit vom Stempelzwange und Freiheit, die für die Post bestimmten Exemplare stempeln zu lassen) der Zeitungen angenommen, so gut wie eine Thatsache, daß Zeitungen von nun an in solchen Formen und Massen und zu solchen Preisen publizirt werden, wie sie das Interesse der Leser und nicht das der Eigenthümer verlangt. Statt eines Ungeheuers für fünf Pence, das wieder und wieder mit der Post geschickt werden oder von Zeitungshändlern von Haus zu Haus, einen Penny die Stunde, gelesen werden muß, damit man lesen und doch die schwere Ausgabe vermeiden könne, wird man hübsche, handliche Bogen für einen und zwei Pence haben, die man sich kaufen und behalten kann, um mit Muße zu lesen, statt, wie jetzt, in einer Stunde eine Masse Lettern angelaut verschlingen zu müssen, die in Buchform einen ganz starken Oktavband bilden würden. Bis jetzt werden die Zeitungen in der Regel gar nicht gelesen. Man guckt in einige Leitartikel hinein, besieht sich die neuesten Nachrichten, die „latest intelligence", und hat genug. Man wird nun mit Verstand lesen lernen, eine Art zu lesen, die in England ganz abhanden gekommen. Wer wäre denn von Geschäftsleuten im Stande, täglich vier Leitartikel, zwei Schreunenthorflügel voll Gerichts- und Polizei- und oft noch zwei Schreunenthorflügel voll eng gedruckten Parlamentsstoffs zu verschlucken? Die Monopole von einem halben Dutzend Zeitungen Londons für ganz England werden aufhören, die Provinzialstädte werden Zeitungen bekommen. Der sächerliche Kontrast zwischen der englischen Preßfreiheit mit fünfzehn täglichen Zeitungen im ganzen vereinigten Königreiche zu Amerika mit dreihundertfunfzig Tagesjeitungen mag sich nun etwas abschlei-

Digitized by Google

Summe zurückschrecken; denn nicht alle Sterbliche haben über eine solche Summe, so klein sie auch ist, zu verfügen. Jetzt sind diese Gebühren auf 5 Franken herabgesetzt.

Trotz dieser und noch anderer Verbesserungen und zeitgemäßer Veränderungen ist die Anstalt doch immer gefüllt, was sehr leicht erklärlich ist. Man braucht ja eigentlich gar nicht die Dreyläde in Anspruch zu nehmen, um ein Kind in die Anstalt zu bringen. Man legt das unglückliche Geschöpf in einen Korb und stellt diesen an eine Kirchthür oder an einen sonstigen, den Blicken des Publikums ausgesetzten Ort, und der mitleidige Finder hat keinen anderen Ausweg, als sich an den Polizei-Agenten zu wenden, der das Findelkind in die Anstalt bringt. Ein auf diese Weise ausgesetztes Kind hat gewöhnlich am Halse einen kleinen Zettel befestigt, auf welchem sein Name und andere auf seine Existenz sich beziehende Umstände geschrieben sind. Es wird dann Ort und Zeit seiner Auffindung in ein Register genau eingetragen und die Kleidung sorgfältig aufbewahrt, um jede Reclamation zu erleichtern und jeden Irrthum unmöglich zu machen.

Das Loos der Findelkinder, nachdem sie die Anstalt verlassen, ist meist ein trauriges, obgleich sie nicht mehr, wie unter Ludwig XIV., verkauft werden. Ein moderner Statistiker behauptet, daß das Schicksal des größten Theils derselben gänzlich unbekannt bleibt. Sobald sie das dreizehnte Jahr erreicht haben, d. h. sobald die Departements aufhören, den kleinen Beitrag für sie zu zahlen, sind sie sich selbst überlassen, und da sie in Gottes weiter Welt ganz allein und hülflos stehen, verschwinden sie namenlos unter der Menge. Sehr wenig Findelkinder lernen lesen, und noch weniger lernen sie schreiben. Man will bemerkt haben, daß diejenigen, die sich einem Handwerk widmen, eine böse Richtung einschlagen und schlechte Subjekte werden. Mit dem weiblichen Theile dieser Unglücklichen geht es noch schlimmer. Die Mädchen sind nämlich viel schwerer unterzubringen, als die Knaben, und sie gerathen daher meistens auf die schlimmsten Abwege. Wattebille, der über die Findelhäuser und Findelkinder die genauesten und gewissenhaftesten Studien gemacht, hat in sechzig in den verschiedensten Theilen Frankreichs gelegenen Städten gefunden, daß in den dortigen Freudenhäusern die aus den Findelhäusern genommenen Mädchen den fünften Theil der Prostituirten bilden. Das ist sehr traurig, aber leicht erklärlich. Die Armen, deren ganzes Verbrechen darin besteht, geboren worden zu sein, finden in der Welt kein Herz, das für sie empfindet, kein Auge, das theilnehmend in das ihrige blickt. Es hat sie keine Mutter in den Armen gewiegt, kein Vater auf den Knieen geschaukelt. Das blinde Vorurtheil versperrt ihnen jeden Weg. Sie stehen, so zu sagen, außerhalb der menschlichen Gesellschaft, mit der sie durch kein Familienband zusammenhängen. Die Welt hat keine Rücksicht gegen sie; darum haben sie keine Rücksicht gegen die Welt.

Indessen giebt es doch unter diesen verlassenen Kindern gar manche, denen unerwartet ein heiteres Schicksal winkt. So erzählte mir der rühmlichst bekannte deutsche Arzt **Otterburg** in Paris folgenden interessanten Fall. Ein reicher Viktualienhändler in der Straße Montmartre hat ein einziges Kind, ein Töchterchen. Das Kind stirbt, und die Aeltern sind in Verzweiflung. Einige Monate später kommt der unglückliche Vater zu Dr. Otterburg und sagt ihm, daß er es nicht länger aushalten könne. Seine Frau siechte langsam hin, und sie müßten eben ein anderes Kind haben. Er wolle ins Findelhaus gehen und sich dort ein Kind aussuchen, das dem verstorbenen ähnlich sähe. Der gerührte Arzt bestärkt den Mann in seinem Vorsatze, und der gebeugte Vater begiebt sich ins Findelhaus. Dort findet er wirklich ein seinem verstorbenen Töchterchen ähnliches Kind. Er läßt es untersuchen, und nachdem er die erforderlichen Bedingungen erfüllt, nimmt er das Kind, das herzlich froh ist, einen Vater gefunden zu haben, nachhause, um ihm auch eine Mutter zu geben. Das Kind ist jetzt zu einer schönen, blühenden Jungfrau herangewachsen. Sie versieht das Geschäft ihrer Adoptiv-Aeltern, deren einzige Erbin sie ist.

Für Manche ist das Findelhaus gewissermaßen ein Pfandhaus, in welches sie die Pfänder ihrer Liebe tragen, um sie bei der ersten günstigen Gelegenheit einzulösen. Eines Tages kömmt zu Dr. Otterburg ein Mann aus seiner Praxis, ein Arbeiter, wenn ich nicht irre, mit freudestrahlendem Gesicht und ungewöhnlich gepugt. Als der Arzt ihn um die Ursache seiner außerordentlichen Freude fragt, antwortet er: „Vor funfzehn Jahren, Herr Doktor, lange bevor mein Weib mir am Altare angetraut war, habe ich mit ihr einen dummen Streich gemacht, und wir waren damals genöthigt, den dummen Streich ins Findelhaus zu thun. Es that uns weh; aber wir konnten nicht anders. Wir haben jedoch unseres Kindes niemals vergessen. Ich habe jahrelang gespart, bis ich die Summe zusammen hatte, um mein Kind einlösen zu können. Heute nun bin ich mit dem Gelde ins Findelhaus gegangen, habe mir mein Kind geholt und es seiner Mutter gebracht. Soll ich nun nicht froh sein, daß wir unser Kind wieder haben?"

Ich muß noch einen Fall mittheilen, der sich vor einigen Jahren ereignet und der einem Novellisten reichlichen Stoff zu einer schönen Erzählung böte.

Eines Tages sinkt vor dem Hause Nr. 64 in der Straße Richelieu ein Mann ohnmächtig zu Boden. Man eilt ihm zu Hülfe, und es gelingt bald, ihn wieder zu sich zu bringen. Der Mann sieht elend und abgemagert aus, und als man ihn theilnehmend um nähere Auskunft über seine Persönlichkeit fragt, antwortet er mit gebrochener Stimme: „Ich habe schon drei Tage nichts gegessen und kann mich nicht mehr fortschleppen. Ich bin ein Sedenweber aus Lyon. Meine Frau ist ein schändliches Weib. Sie ist mit unserem Kinde entlaufen und hat es ins Pariser Findelhaus gethan. Ich liebe mein Kind; ich kann ohne mein Kind nicht leben. Ohne einen Sous in der Tasche habe ich den Weg von Lyon nach Paris zurückgelegt, um mein Töchterchen aus dem Findelhause zu holen. Ich bin eben angekommen; aber ich kann nicht mehr fort."

Nachdem man dem Unglücklichen einige Erfrischungen gereicht und er seine Kräfte wieder gesammelt hatte, bemerkt ihm Jemand, daß er ohne dreißig Franken Nachsuche-Gebühren und die nöthigen Legitimationspapiere nicht daran denken dürfte, sein Kind aus der Anstalt zurückzuerhalten. Der arme Vater geräth in Verzweiflung. Gute Menschen jedoch — und es giebt deren in Paris sehr viele — die gerührt sind von der Lage des Mannes, der auf eine so schöne Weise seine Vaterliebe bekundet, schießen schnell die nöthige Summe zusammen. Der gedrängte Mann geht wieder nach Lyon, schafft sich bei der dortigen Behörde die Papiere, die seine Identität nachweisen, und eilt nach Paris zurück. Es versteht sich von selbst, daß er dort nicht Eilligeres zu thun hat, als sich nach dem Findelhause zu begeben. Er stößt aber in der Anstalt auf eine neue Schwierigkeit. Die Direction bemerkt ihm nämlich, daß er ganz genau angeben müsse, wann, unter welchem Namen und unter welchen Umständen das Kind in die Anstalt gebracht worden. Da er diese Fragen nur theilweise zu beantworten weiß, fängt er heftig zu weinen an. Endlich fällt ihm aber ein, daß er sein Kind kenne, daß sein Kind ihn kenne, und er bittet, man sollte die Kinder, die gleichen Alters mit dem seinigen sind, in den Hofraum lassen; man würde alsbald sehen, ob sein Kind darunter sei. Die Direction durfte eigentlich auf diesen Vorschlag nicht eingehen; aber ergriffen von dem Schicksale des Mannes, weicht sie von der strengen Vorschrift ab. Die Kinder werden in den Hofraum gelassen, und ehe der Vater noch Zeit hat, sein Kind zu erblicken, eilt dieses, bald weinend, bald lachend, mit dem Ruf: „Ach, mein Vater!" in seine Arme. K.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Fünfter Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Unter den wissenschaftlichen Entdeckungen ist die Mr. Grove's von der Verwandlung galvanischer in Frictions- oder Funken sprühende Elektrizität von theoretischer, wie praktischer Wichtigkeit. Im Panopticon zeigt ein schreibar ganz gewöhnlicher galvanischer Apparat die Sache auf eine sehr effektvolle Weise. So wie er in Thätigkeit gesetzt wird, sprüht mit einem schrecklichen Geräusch ein ununterbrochener Feuerstrom von elektrischen Blitzen heraus.

Die „Society of Arts" fährt in ihrer praktischen Richtung verdienstlich fort. Sie ist jetzt im Begriff, ein neues, leichtes System der Zeichnen- und Ornamentirkunst in ihren unzähligen Schulen, mit denen sie durch mehr als dreihundert Zweiggesellschaften in Verbindung steht, einzuführen. Es besteht in einer geordneten Stufenleiter von einfachen, geometrischen Linien zu ornamentalen und geschwungenen Schönheitslinien, so daß das Entwerfen und Erfinden von allerhand ornamentalen Figuren für architektonische, textile und keramische Kunst als auf bestimmten Regeln beruhend erscheint, gleichsam auf dem General-Basse für sichtbare Musik im Raume. Auch hat sie nicht verschmäht, sich der Frage zu bemächtigen, wie man die Themse von den fabelhaften Massen der Verdauungs-Verbrennungs-Produkte Londons befreien könne. Mr. Lewes hat eine Abhandlung, in welcher die von ihm jährlich auf 1,000,000 Centner geschätzten Extremente Londons „philosophisch" und praktisch diskutirt werden. Obgleich man vierhunderttausend Acker Landes damit düngen und jährlich sechshunderttausend Scheffel Weizen daraus extrahiren könne und die Materie deshalb etwa fünf Millionen Thaler werth sei, würden doch die Kosten der Gewinnung den Gewinn selbst übersteigen. Doch stellt sich die Sache noch der Abhandlung eines anderen „Philosophen" über diesen Gegenstand, Herrn Mechi's, ganz anders. Er weiß in diesen „unverbrannten" Abgängen der beinahe drei Millionen gehörigen Einwohner London einen Werth von hunderteinfundzwanzig Millionen Thalern nach. Wenn sich auch beide Philosophen einander so nähern müßten, daß der Letztere die Hälfte seines Werthes dann verlöre, würde es immer noch Gewinn abwerfen, aus diesen ausgebrannten Abgängen Weizen zu ziehen. Jetzt schickt England in der ganzen Welt nach Dünger umher und kann nicht

Digitized by Google

genug bekommen, während es zuhause seine Flüsse und Kanäle damit verpestet und Tod daraus erzeugt, statt Brod.

Eine Abhandlung Wilson's über die Eisen-Production der Vereinigten Staaten Amerika's und Englands schloß mit einer wichtigen Mittheilung über die Verwerthung der Eisen-Extremente, der Schlacken. Zunächst wies er nach, daß Amerika jährlich zweihunderttausend Tonnen Eisen selbst produzire und mehr als fünfhunderttausend Tonnen aus England beziehe. In Bezug auf die Gewinnung des Metalls aus dem Roherze sei Jonathan aber der Welt weit voraus, er mache ersteres auf letzterem direkt ohne die bisher üblichen mühsamen Zwischenprozesse. Diese amerikanische Methode wird jetzt in den kolossalen Eisenwerken von Süd-Wales eingeführt. Die Gebirge von Wales vermehren und erhöhen sich dabei auf eine furchtbare Weise. Ganze Städte liegen bereits in schrecklichen, schwarzen Gebirgen von Schlacken. England macht aus seinen drei Millionen Tonnen Eisen jährlich aber neun Millionen Tonnen Schlackengebirge, deren Wegschaffung aus den Arbeitsstätten enorme Summen kostet. Nun hat aber ein Dr. Smith in Philadelphia bereits nachgewiesen und praktisch gezeigt, daß diese Schlacken ein sehr werthvolles Rohprodukt für eine Menge nützlicher und nothwendiger Artikel seien; man kann glasirte Bausteine, Dachziegel, Vasen, Pflastersteine, Kamin-Ornamente, Tisch-Platten und unzählige andere Artikel vom größten bis zum feinsten daraus machen und aus den jährlich in Amerika entstehenden Schlacken aber drei Millionen Thaler gewinnen. In den englischen Schlacken würden demnach jährlich etwa fünfzehn Millionen Thaler direkt weggeworfen. Eine Anstalt in Dawlais bestätigte die Angaben des Dr. Smith in allen Punkten, so daß Aussicht auf eine ganz neue Industrie aus Schlacken hervorgeht.

In der letzten Versammlung der geographischen Gesellschaft ward ein genauer Bericht über Dr. Livingston's Reise im Innern Afrika's abgestattet und ihm die goldene Medaille der Gesellschaft zuerkannt (Barth und Overweg hatten es noch nicht so weit gebracht, da die geographische Gesellschaft von dem Dänen Dr. Schaw, ihrem Secretair, einem professionellen Saulus gegen die Deutschen, tyrannisirt wird). Dr. Livingston hatte Loander an der Westküste verlassen, um in die portugiesischen Besitzungen vorzudringen. Captain Collinson wird mit dem artistischen Expeditionsschiffe „Enterprise" binnen kurzem erwartet. Sir Edward Belcher und Capitain Maciure haben Jeder seine Expedition zur Aufsuchung Franklin's und der Entdeckung der Nordwest-Passage beschrieben. Beide Werke werden wohl erschienen sein, ehe meine Mittheilung zur Oeffentlichkeit kömmt.

In der statistischen Gesellschaft nahm Oberst Sykes dem Ruhme Nizza's, eine Lebensverlängerungs-Anstalt für Lungenkranke zu sein, alle seine Strahlen. Die Winde seien größtentheils nördliche und die Temperaturwechsel häufig und plötzlich, daher Lungenkrankheiten dort, wie in Piemont überhaupt, häufiger, als in London. Dr. Lloyd in Dublin hat dafür eine bessere Stelle entdeckt und der königlich irländischen Akademie bewiesen, daß es kein weicheres und gleichmäßigeres Klima für Respirations-Leidende gäbe, als die Küste von Kerry.

In der polytechnischen Gesellschaft ist ein neues musikalisches Wunder zu sehen und zu hören, eine unsichtbare Harfenmusik. Man sieht vier Harfen neben einander stehen, welche nach einem leisen Rücken derselben sofort ein ganz ordentliches Quartett spielen. Mit einer geringen Handbewegung kann das Quartett mitten im Takte sofort abgeschnitten und auf Wunsch oder Zeichen eines Anwesenden sofort wieder angekuppelt werden. Es ist ein hübsches Beispiel von Telephonie und ein interessanter Theil der Akustik. Die Spieler sitzen im Souterrain, und deren wirkliches Harfenspiel pflanzt sich durch lange Stäbe von Zichtenholz bis in die Resonanz-Böden der Harfen oben fort, aus denen die Saiten leise mitschwingen und so die Musik von unten noch unterstützen. Schon vor etwa dreißig Jahren hatte Wheatstone solche telephonische Instrumente konstruirt und öffentlich ausgestellt. Später hielt Faraday eine besondere Vorlesung darüber. Jetzt tritt die Sache als funkelnagelneues Wunder auf.

Die in England seit langer Zeit gestiegene, steigende Noth und Theurung des Papiers und die damit zusammenhängenden mannigfaltigen Versuche, auf Pflanzenfasern direkt Surrogate für die theuren Lumpen aufzudrig zu machen, besonders angesteuert durch die als Preis ausgesetzten tausend Pfund Sterling der Times, haben endlich zu einem Resultate geführt. Dr. Hoskins von Guernsey hat einen Papierstoff aus einer Mischung von Sägespänen oder vielmehr geschabtem Holz und Hobelspänen und Kleie erfunden, welcher den von der Times gestellten Anforderungen vollkommen entsprechen soll, namentlich der, daß der Stoff in England selbst in gehöriger Quantität und zur geringe Kosten zu haben sein müsse. Ein sehr interessantes und vielleicht zu kunstvolles Buch, das von der Papierfrage hervorgerufen ward: Dr. Royle über die fibrösen Pflanzen Indiens („The Fibrous Plants of India" u. s. w.) enthält eine Menge Nachweise von Pflanzenfasern, die sich statt des Flachses und Hanfes besser und wohlfeiler zur Verarbeitung durch Seiler, Spinner und Weber, eben so für Papiermacher eignen. Lord Derby hielt im Oberhause eine Rede darüber. Im Ganzen darf man annehmen, daß nun Lumpen, Bauwwolle, Haare und Flachs neue Konkurrenten bekommen. Namentlich wird der ungeheure Papierverbrauch Englands, noch gesteigert durch die Aufhebung des Zwangs-Poststempels auf Zeitungen, rasch Surrogate für Lumpen in Industrie und Cours bringen.

Die Großmogols der Presse, welche das Vaterland in Gefahr erklärten durch die gedrohte Aufhebung des Zwangsstempels, müssen sich doch nun wohl in die schreckliche Freiheit fügen lernen. Die Kunde, daß der Finanz-Minister sie von dem Drucke des Stempels befreien wolle, erregte ein allgemeines Entsetzen und rief eine ganze Armee gewaffneter Leitartikel in der Times hervor. Außerdem schickten sie nach der ersten Besinnung von dem Schrecken lange mächtige Deputationen zum „Kanzler der Schatzkammer", um ihm die subversiven Tendenzen dieser Befreiung mit grellen Farben vorzumalen und ihn um gnädige Fortsetzung oder, besser, Verwehrung des Zwanges zu bitten. Aber der revolutionaire, freiheitstrunkene Chancellor blieb unerbittlich und sagte, so sehr er auch wünsche, sich ihnen durch Beibehaltung der Abgabe verbindlich zu zeigen, halte er es doch für seine Pflicht, künftig die Stempelung ihrer Zeitungen und die Annahme ihrer goldenen Pfunde zu verweigern. Man entgegnete ihm, die Steuer sei durchaus keine Steuer, sondern blos Postgeld. „Sehr wohl, Gentlemen", sagt der Chancellor, „den Postpfennig soll die Post auch noch ferner nehmen, aber die Pfennige für nicht versandte Zeitungs-Exemplare will ich nicht mehr haben. Sie werden mich hoffentlich nicht zwingen wollen, die Zeitungen, die nicht zur Post kommen, gewaltsam mit einem rothen Fleck zu bedrucken und zu sagen: Jeder Fleck kostet einen halben Penny."

So beraubt des gnädigen Schutzes vom Finanzminister, stehen die Großmogols da, fassungslos, weinend und den Tod im Herzen. Was soll nun aus den unverthenerten, dem großen Kapitale bisher monopolisirten Zeitungen werden? Räuber und Mörder, Sittenlosigkeit und Revolution werden kommen und Zeitungen machen, und England moralisch und materiell zu einem Sodom und Gomorrha machen, predigten sie und klagten sie, wie die Juden an den Wassern Babylons. Das war ein schwerer Vorwurf, den sich Sir George Cornewall Lewis, der Chancellor, genau anfaß, um im Unterhause darauf zu antworten. Er ließ sich die Presse kommen, die bisher schon stempellos gewuchert und sich weit über die Zahlen der Times verbreitet hatte; z. B. das London Journal, welches wöchentlich fünfhunderttzehntausend Exemplare und mehr absetzt, also jährlich etwa siebenundzwanzig Millionen Exemplare, also zehn Millionen mehr, als die täglich erscheinende Times (wie folgen der Angabe des Chancellors im Unterhause), und examinirte deren Spalten, die er durchaus tadellos in Bezug auf Moralität und recht unschuldig amüsant und etwas instruktiv fand. Dieselbe Erfahrung machte er im Family Herald, mit 12,500,000 Exemplaren jährlich, und in allen anderen. Daraus schloß er ganz richtig, daß der unbesteuerte und unbesiegte Geschmack der ärmeren Klassen durchaus keinen Appetit für Unsittlichkeit und subversive Tendenzen haben könne, da die Herausgeber jener ungeheuer verbreiteten Kutscher-, Dienstmädchen- und Arbeiter-Poesie ihr Interesse und das Gedeihen ihrer Abonnentenzahl darin fänden, alle Rohheit und Gemeinheit, alle Unsittlichkeit und Subversivität sorgfältig zu vermeiden. Die Großmogols der Presse waren also mit ihrem Verwurfe auch in diesem Punkte geschlagen.

Es ist also nun, nachdem das Unterhaus die Stempelfreiheit (im doppelten Sinne: Freiheit vom Stempelzwange und Freiheit, die für die Post bestimmten Exemplare stempeln zu lassen) der Zeitungen angenommen, so gut wie eine Thatsache, daß Zeitungen von nun an in solchen Formen und Massen und zu solchen Preisen publizirt werden, wie sie das Interesse der Leser und nicht das der Eigenthümer verlangt. Statt eines Ungeheuers für fünf Pence, das wieder und wieder mit der Post geschickt werden oder von Zeitungshändlern von Haus zu Haus, einen Penny die Stunde, geliefert werden muß, damit man lesen und doch die schwere Ausgabe vermeiden könne, wird man hübsche, handliche Bogen für einen und zwei Pence haben, die man sich kaufen und behalten kann, um mit Muße zu lesen, statt, wie jetzt, in einer Stunde eine Masse Lettern angeklemmt verschlingen zu müssen, die in Buchform einen ganz starken Oktavband bilden würden. Bis jetzt werden die Zeitungen in der Regel gar nicht gelesen. Man guckt in einige Leitartikel hinein, besieht sich die neuesten Nachrichten, die „latest intelligence", und hat genug. Man wird nun mit Verstand lesen lernen, eine Art zu lesen, die in England ganz abhanden gekommen. Wer wäre denn von Geschäftsleuten im Stande, täglich vier Leitartikel, zwei Scheunenthorflügel voll Gerichts- und Polizei- und oft noch zwei Scheunenthorflügel voll eng gedruckten Parlamentsstoffs zu verschlingen? Die Monopole von einem halben Dutzend Zeitungen London's für ganz England werden aufhören, die Provinzialstädte werden Zeitungen bekommen. Der lächerliche Kontrast zwischen der englischen Preßfreiheit mit fünfzehn täglichen Zeitungen im ganzen vereinigten Königreiche zu Amerika mit dreihundertfünfzig Tageszeitungen mag sich nun etwas abschlei-

Digitized by Google

fen. Freilich hat die Times Recht: sie und ihre kleineren Großmoguls mit ein paar Dutzend eingelernten und abgeleierten Federn werden des Todes sterben oder bessere und anständigere Lebenskräfte in Bewegung setzen müssen, wenn ihnen die Preßfreiheit nicht den Tod geben soll. Ihr Kampf gegen ihre eigene Freiheit ist übrigens Todsünde genug, so daß sie, wenn sie sterben, nur eine Schuld bezahlen. Sie fochten vor zehn Jahren den Kampf für die Freiheit des materiellen Brodes, und das Volk befindet sich wohl dabei; als sie nun aber selbst Freiheit vertragen lernen sollten, wurden sie die verächtlichsten Schutzzöllner. Sie wollten monopolisirte Bäckereien für das Brod des Geistes bleiben und verriethen so auf eine klägliche Weise ihre Heuchelei mit „öffentlicher Meinung", allgemeinem Wohle, „Interessen der Nation", Vaterland, Civilisation und wie der Humbug sonst heißt, hinter welchen sie ihre Geldmacherei mit gedrucktem Papiere verbergen. Von den Folgen der Stempelfreiheit haben wir übrigens schon seit dem 1. Januar ein Beispiel. Bell, der Eigenthümer des London Journal, riskirte es, in Erwartung der Stempelfreiheit und daß man ihn nicht verfolgen werde, eine Wochenzeitung für einen Penny (Bell's Nowa) herauszugeben, in der Regel einen großen Bogen, nicht selten aber auch zwei mit einem halben Dutzend Holzschnitten: achtundvierzig Foliospalten, jede zu zweihundert Zeilen, jede volle Zeile mit fünfundvierzig bis fünfzig Buchstaben, also mit Rücksicht auf Absätze und Holzschnitte etwa dreihundertachtzigtausend zu Neuigkeiten und Unterhaltung zusammengesetzte Buchstaben für etwa sechs preußische Pfennige, da der Eigenthümer den Zeitungsverkäufern nicht nur dreißehn Exemplare als ein Dutzend, sondern dieses Dutzend auch zu acht Pence verkauft. Bringt man dabei die hohen Löhne für Satz und die theuren Papierpreise mit in Anrechnung, so erscheint die deutsche Literatur und Zeitungspresse sechs- bis zehnfach theurer, als die englische. Das London Journal giebt übrigens für einen Penny noch mehr, regelmäßig acht eng gedruckte Quartblätter oder achtundvierzig Spalten mit drei, vier Holzschnitten, während Bell's News nur unregelmäßig seine Beilage giebt und in der Regel nur auf zweihunderttausend Lettern geschätzt werden kann.

(Schluß folgt.)

Palästina.

Ueberreste von Brandopfern bei Jerusalem.

Der englische Konsul in Jerusalem, Herr Finn, dem man schon manche interessante archäologische und ethnographische Notizen über das gelobte Land verdankt, hat in einer der letzten Hefte des Londoner Athenaeum wieder ein Schreiben einrücken lassen, welches wir unseren Lesern hiermit vorlegen. Es ist aus Jerusalem vom 2. April d. J. datirt.

„Nordwestlich von dieser Stadt, nicht weit von der Nablusser Straße und den sogenannten Königsgräbern, befanden sich einige Haufen bläulich grauer Asche, auf welchen kein Gras oder Unkraut wächst. Einer derselben hat eine Höhe von etwa vierzig Fuß. Durch den eigenthümlichen Anblick, den sie gewähren, und namentlich durch den Kontrast zwischen ihrer Farbe und dem dunklen Grün der sie umgebenden Olivenhaine haben sie stets die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Von den Eingeborenen werden sie für den Abfall aus früher hier bestehenden Seifensiedereien gehalten. Einigen Engländern, die sich in Jerusalem aufhalten, schienen sie jedoch einen anderen Ursprung zu haben; sie glaubten nämlich, daß diese Aschenhaufen von den alten jüdischen Brandopfern herrühren könnten. Als daher Dr. Roth aus München im Jahre 1853 Palästina besuchte, wurde er aufgefordert, Proben der Asche nach Deutschland mitzunehmen, um sie dort analysiren zu lassen, und ein Bericht des Herrn Roth über diesen Gegenstand ist nunmehr in der literarischen Gesellschaft zu Jerusalem verlesen worden. Nach einigen Bemerkungen über die von ihm in Palästina gesammelten Käfer und Mollusken fährt er so fort: „„Es ist bisher zweifelhaft gewesen, ob die beiden vor dem Thore von Damaskus aufgehäuften Aschenhügel von den Brandopfern herrühren oder aus dem Residuum der in den dortigen Seifensiedereien verwendeten Pottasche bestehen. Die im Laboratorium unseres berühmten Liebig vorgenommene Analyse der beiden Proben bestätigt die Annahme, daß die Asche wirklich als ein Ueberrest der Brandopfer zu betrachten sei, indem sich hauptsächlich thierische und nicht vegetabilische Substanzen, ja, sogar kleine Fragmente von Knochen und verbohlten Zähnen darin vorfinden. Zu welchen Thierarten diese gehören, kann man jedoch unmöglich bestimmen.""

„Aus der Analyse geht eine kleine Beimischung von Kieselsäure hervor, welche nie in der Asche von Fleisch oder Knochen gefunden wird. Wie Herr Roth meint, läßt sich dieser Umstand durch die Annahme erklären, daß die Asche des zu den Fleischopfern verwandten Brennmaterials, in der sich allerdings Silicium finden kann, gleichfalls nach den erwähnten Hügeln hinausgeschafft wurde.*) Von den Proben war die eine dem Gipfel, die andere der Basis des größten Hügels entnommen, nicht gerade von der Oberfläche, aber auch nicht aus einer bedeutenden Tiefe. Herr Roth beabsichtigt, einen detaillirten Bericht über diese Analyse, so wie über eine neue Analyse der Mineralquelle von Tiberiad, einzusenden.

Resultat der chemischen Zerlegung.

	Asche von dem Gipfel.	Asche von der Basis.
Auflösbare Kieselsäure	1,218	1,42
Alkalien	1,150	0,20
Eisenoxyd	0,782	0,45
Calcium	45,220	44,40
Magnesium	6,782	4,60
Residuum, glühend, aber unauflöslich	6,482	6,42
Carbonimm	1,700	3,20
Phosphorsäure	0,720	0,40
Aluminium	3,750	2,60
Kohlensäure	30,220	32,20
	98,482	99,40
Es ging verloren	1,520	0,62
	100,000	100,00

„Dieses fast unerwartete Ergebniß führt zu wichtigen archäologischen Schlüssen, indem es nicht allein zur Bestätigung der heiligen Schrift dient und uns in unmittelbare Verbindung mit dem Aaronitischen Priesterthum bringt, sondern auch mit anderen Thatsachen die Richtung der alten Stadtmauer bestimmen hilft, jenseits welcher die Asche hinausgeworfen werden mußte."

Mannigfaltiges.

— Französische Bibliographie. Neu erschienene Bücher von besonderem Interesse sind:

Commentaires de Jehan Calvin sur le Nouveau Testament, le tout revu diligemment et comme traduit de nouveau, tant le texte que la glose. Tome III., sur les Epitres de saint Paul aux Romains, Corinthiens, Galatiens et Ephésiens.

Les Della Robbia, sculpteurs en terre émaillée. Etude sur leurs travaux, suivie d'un catalogue de leurs oeuvres, fait en Italie, en 1833, par H. Barbet de Jouy, conservateur adjoint des antiques et de la sculpture moderne au musée impérial du Louvre.

Etudes sur la géographie botanique de l'Europe et en particulier sur la végétation du plateau central de la France, par Henri Lecoq. Tome III.

Géographie universelle de Malte-Brun, entièrement refondue et mise au courant de la science, par Th. Lavallée. Tome I., 1. partie. (L'ouvrage formera 6 forts volumes in-8.)

Histoire du directoire de la république française, par M. de Barante, de l'Académie française. Tome III.

Histoire du 41. fauteuil de l'Académie française, par Arsène Houssaye.

Histoire de France, depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, par H. Martin. Tome III., 4. édition.

Histoire universelle de César Cantu, traduite sous ses yeux par Eugène Aroux et Pierslivestro Leopardi. Tomes XV., XVI., XVII.

Maximes, conseils et instructions sur l'art de la guerre, à l'usage des militaires de toutes armes et de tous pays, d'après un manuscrit rédigé en 1815 par un général d'alors et revu en 1855 pour être mis en harmonie avec l'organisation du jour.

Mémoires de Madame de Motteville, nouvelle édition, d'après le manuscrit de Courart, avec une annotation, des éclaircissements et un index, par M. F. Riaux, et une notice sur Madame de Motteville, par M. Sainte-Beuve, de l'Académie française.

Procédure administrative, recueil contenant par ordre alphabétique l'indication des attributions des divers fonctionnaires administratifs, des règles à suivre, des formalités à remplir et des pièces à produire pour l'instruction des affaires soumises à l'examen et à la décision des ministres, préfets &c., par F. Croxet.

Documents inédits sur Montaigne, recueillis et publiés par le docteur J.-F. Payen, No. 3. Ephémérides, lettres et autres pièces autographes et inédites de Montaigne et de sa fille Eléonore.

*) Das Original ist hier nicht ganz klar, und bedarf dieser Punkt jedenfalls einer näheren Auseinandersetzung. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und einzelne Stücke 10 Sgr., welche das Blatt in Leipzig portofrei und in Berlin franko geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Carl L. Lamm, Jägerstr. Nr. 29, von allen Oesterr. Kaiserl. Postämtern, angenommen.

№ 60. Berlin, Sonnabend den 19. Mai 1855.

England.

Südländische Genesungsstationen.

Verkehrs- und Beförderungsmittel jeder Art steigern sich, rastlos wachsen die Berührungspunkte der Völker; die Zeit, als Maß von Entfernungen, verliert ihre Bedeutung, immer weniger können die Staaten den Zudrang fremder Schöpfungen abwehren, immer weniger der Einzelne seine Erfindung der Gemeingüterschaft entziehen. Landgebiete charakterisirt ihr Erzeugniß, die Stadt wird zum Emporium, das Haus zur Werkstätte, die Scholle des Individuums nur der Anfangspunkt seines ferahin wirkenden Hebels. Nur die erweitertste Sphäre scheint in diesem Ringen Aller mit Allem zu genügen. Das Spiel der Kräfte des Ansammelns und Ausstrahlens, jene allgemeine, gegenseitige Polarität, welche im Organismus die neueste Zeit als Bedingung für den Lebensprozeß nachweist, sie beherrscht schlechthin auch die Gesellschaft.

Hätte die Staats-Oekonomie nur vor ein paar Menschenaltern diese lodernde Innervation des Volkslebens, diesen perpetuirlichen Umschwung aller Zonen gegen einander vorhersehen können! Kaum, — noch weniger vielleicht das sonderbare Schauspiel, daß mit dem Arbeiten für und mit dem Ausbieten an die Ferne die Anstrengung Hand in Hand gehen würde, für sich selbst der Ferne und ihrer Gaben dennoch zu entrathen. Denn was ist gesuchter, was gilt für verdienstlicher, als die Kunst, jede Abhängigkeit von den Darreichungen des Auslandes aufzuheben! Kein Bestreben ist minder opferscheu, in so vielen unbezwinglich erachteten Konkurrenzen nichts so überraschend siegbaft gewesen, als das Akklimatisiren und Surrogiren von Erzeugnissen, sei es der Bodenkultur, sei es der Industrie.

Wie in früherer Zeit von einem Weltheil zum anderen der Austausch von Cerealien und Hausthieren, so hat in der neueren das Verpflanzen von kolonialen oder das Gewinnen von analogen einheimischen Produkten sich erfolgreich bewährt. Die Technik, im Kampfe mit Schleuderhan, Vorurtheil und Finanzmaximen, weiß allerwegen ihren Maschinen und Fabrikaten das Indigenat zu erringen. Es fallen die Schutzzölle und gleichzeitig dennoch die Importationen; man emanzipirt sich von fremden Preisern und Mustern, die Natur selbst lernt sich bequemen.

Nicht anders in der Sphäre, welche Aesklap beherrscht. Geheimmittel und Autoritäten werden publici iuris, privilegirte Heilquellen sehen täglich rivalisirende Najaden dem Schooße der Erde entstriegen, und endlich soll auch auf das alte Monopol der „Gesundheitsstationen“ der Angriff gerichtet werden.

Wenn diese Stationen dem Auslande angehören, wenn ihm Ruhm und Erwerb zufällt, der dem Vaterlande mit besserem Rechte gebührt, sollte das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ dieses Recht nicht vindiziren?

Es sind drei Jahre, seitdem nach dem Vorgange Carrière's in Paris und Schouw's in Kopenhagen ein geschätzter Londoner Arzt, Burgeß, zuerst in einer medizinischen Zeitschrift (The Lancet), dann in einem eigenen Werke,*) „authentische Thatsachen und positive Beobachtungen zur Beurtheilung der Heilsamkeit eines Klimas“, niedergelegt hat, um sie an die Stelle unbestimmter Meinungen und eines traditionellen Rufes treten zu lassen.

Immer noch, sagt der Verfasser, werden Schwindsüchtige aus der Heimat hinweg nach den Küsten des Mittelmeeres oder anderswohin geschickt in blindem Vertrauen auf die talismanartige Kraft fremder Klimate — würdig der Zeiten, wo man von den Schwefeldämpfen des Monte Fabio in der Nähe des Vesuv Heilung der Schwindsucht erwartete und Patienten hinschickte, um die vulkanische Luft zu athmen, Milch zu trinken und — zu sterben.

In Italien hat der Verfasser sich aus eigener Anschauung von den Leiden der dorthin überstedelten Lungenkranken und dem positiven Schaden ihrer Versetzung überzeugen können. Die Anstrengungen der Reise, der Mangel an Bequemlichkeiten, unterwegs sowohl, wie in dem gelobten Lande selbst, und die bedeutenden Temperaturwechsel bringen den Kranken einen qualvollen Tod, statt dessen man sie in ihrer Heimat, im Kreise ihrer Angehörigen hätte in Frieden sterben lassen sollen. Und nicht blos reiche Kranke, die sich mit ihrem Gelde die Verwirklichung ihrer Wünsche und damit wenigstens Beruhigung schaffen, nein, auch Lebende, denen äußere Verhältnisse den Wechsel des Aufenthalts nicht gestatten, kranken nur zu oft am Bittersten, an dem Glauben, daß die Mittel zur Erlangung ihrer Gesundheit vorhanden, nur aber für sie unerreichbar sind.

Nicht, daß es überhaupt keine Krankheiten gäbe, bei denen Versetzung nicht heilsam wirke, und Himmelsstriche, die Genesung bereiten können; nur sind sie bei Magen- und Nervenleiden, bei Rheumatismus und Skropheln bemerkbarer, als bei Lungenleiden. So ist Norwegen im Sommer wunderbar geeignet, Hypochondrie und Entnervung, gastrische und plethorische Uebel zu heilen. Freilich werden Vorurtheil und Mode hinderlich sein, Kranke dorthin zu senden, obwohl für die bezeichneten Leiden kein Aufenthalt besser paßt, als gerade Chrisiania in seiner reizenden Lage, mit seiner heiteren und reinen Luft.

Nach dieser Vorbemerkungen untersucht der Verfasser die verschiedenen, als Zufluchtt für Schwindsüchtige empfohlenen Oertlichkeiten. Er beginnt mit Malta und beweist theoretisch aus dessen festsiger, erhobener und dem Sirocco ausgesetzter Lage, faktisch aus den Lazarethlisten der englischen Besatzung, daß daselbst die Lungenschwindsucht gerade die meisten Opfer fordert und die heftigen Luftveränderungen die Schuld davon tragen.

Madeira unterliegt einem heißen und trockenen Winde, den die Portugiesen Leste nennen, der so höchst reizend wirkt, daß er selbst Gesunde abmattet. Die Witterungsveränderungen sind sehr häufig und empfindlich, die Feuchtigkeit ist selbst in den Häusern stark, und unter den Eingeborenen ist keine Krankheit gewöhnlicher, als gerade die Lungenschwindsucht.

Nix und Montpellier, die Provence überhaupt, leiden an Dürre und furchtbaren Staubwirbeln, vornehmlich aber an dem eisigen und stürmischen Nordwest, dem berüchtigten Mistral. Vor dem Wehen desselben verdorrt und erstarrt Alles, und gegen seine das Mark zu Eis erkältende Wirkung scheint die blendende Sonne nicht mehr Wärme zu erzeugen, als ein Nachtlicht. Diesen vergiftenden Einfluß übt der Mistral über das ganze Rhonethal und er verschont auch nicht die Oliven- und Orangenpflanzungen von Hyères.

Nizza hat ziemlich dasselbe Klima, doch ist es durch einschließende Höhen gegen die Nordwinde meistentheils geschützt, so daß seine Vegetation sich der tropischen nähert. Aber der Halbkreis der schirmenden Gebirge ist unglücklicherweise an einigen Stellen durchbrochen, und die einbringenden Ostwinde, so wie der ebenfalls nicht abzuhaltende Mistral, beeinträchtigen sowohl die Vegetation, als die Gesundheit, und zwar am heftigsten im Winter und Herbst. Weit empfindlicher indeß wird die große Verschiedenheit der Temperatur, welche sich zwischen Tag und Nacht, in der Sonne und im Schatten bemerkbar macht. Regenzüge, nicht häufig, aber maſſenhaft, und sehr kalter Thau und Reif vermehren die Unannehmlichkeit des Klimas, so daß die günstige Temperatur im Allgemeinen sich auf die mittleren Tagesstunden beschränkt. Carrière erklärt die Sterblichkeit unter den englischen Ansiedlern für so bedeutend, daß allen Hektikern der Muth genommen werden muß, nach Nizza zu gehen. Gerade die lange und prachtvolle Terrasse, das Marmorkreuz genannt, welche die Engländer bewohnen, ist dem Mistral am meisten ausgesetzt. Von den vielen Zeugnissen verderblicher Wirkung führen wir nur das des Dr. Mercyon wörtlich an: „Sie wissen, wie trügerisch das Klima von Nizza ist. Ein prachtvoller Sonnenschein lockt Sie an dem Hause, dann aber überfällt Sie ein kalter, durchdringender Wind, gegen welchen keine Kleidung und kein Flanell Sie zu schützen vermag. Die Südseite eines Hauses wird so erwärmt, daß man keinen Ofen darin braucht, während es auf der Nordseite so kalt wie in einem tiefen Brunnen bleibt. Hätte ich Muße genug, so würde ich mehr Thatsachen sammeln, mit Hülfe deren sich beweisen ließe, daß in Nizza viel mehr Eingeborene, als in irgend einer englischen, gleich stark bevölkerten Stadt, an der Schwindsucht sterben. Ich erstaunte darüber, als ich meine Untersuchungen fortsetzte, wie wenig Vertrauen die Bewohner von Nizza selbst zu ihrer eigenen Stadt haben, und daß nach den Sterbelisten der siebente Theil aller Todesfälle auf Rechnung der Lungenschwindsucht kam.“

*) Deutsch: Das Klima von Italien und seine Heilwirkungen bei Lungenschwindsucht. Leipzig, Teubner, 1854.

Digitized by Google

Eben so wenig vermögen die über den Lago maggiore und den Comer-See so reich angegossenen landschaftlichen Reize das unbefriedigende Urtheil des Verfassers zu bestimmen und ihn den schroffen und bedenklichen Witterungswechsel an jenen Alpenrändern vergessen zu lassen. Obenein sind Como und Mailand, Letzteres durch entschieden kaltes Klima charakterisirt, die endemischen Sitze des Pellagra, des lombardischen Anstaltes, dessen schrecklicher Verlauf meist mit Irrsinn endet! Ueberhaupt ist die lombardische Ebene reichlichen Regengüssen und miasmatischen Erscheinungen preisgegeben, und die Winde sind vorherrschend kalt. Mantua, Pavia, selbst Verona, sind um nichts angenehmer in dieser Beziehung als Holland. „Es giebt", sagt ein englischer Beobachter, „über Italien viel Humbug, aber keinen beklagenswertheren als den, der sein Klima betrifft." Nur Venedig mit seinen staubfosen, stillen Straßen, mit der behaglichen Gondelbewegung, mit einer merkwürdig gleichmäßigen Temperatur, mit luftreinigenden, nicht scharfen Winden, welche das Wechselfieber und die Malaria verscheuchen, macht im ganzen Norden Italiens eine wohlthätige Ausnahme.

Finden nun auch Genua und die ligurische Küste überhaupt als Genesungsstationen wegen ihrer rauhen Winde wenig Gnade vor den ärztlichen Tribunalen, so wird Toskana noch entschiedener verurtheilt wegen großer Kälte im Winter, starker Hitze im Sommer, überwiegender Nordwinde und schneller Wetter-Uebergänge durchweg. Manche Naturkundige glauben, daß der Nordwind von oben nach unten ströme, sich senke, während die Südwinde entgegengesetzt streichen, daher diese von mäßigen Hügeln, jene erst von bedeutender Höhe abgewehrt würden. Am schlimmsten kömmt aber Pisa weg, dessen zugleich nasse und warme Atmosphäre tödlich erschlaffend wirkt, während die öde und düstere Stadt das Gemüth der Leidenden niederdrückt. Nirgends tritt daher das letzte, auflösende Stadium der Brustkranken rascher und entschiedener ein. Bei dieser Stadt warnt der Verfasser ausdrücklich vor dem den Kranken höchst verderblichen Drang, Museen und Kirchen zu besuchen, eine Warnung, die er auch bei Florenz, Rom und wiederholentlich Gelegenheit nimmt, den Patienten ans Herz zu legen.

Die „ewige Stadt" wird nicht fowohl wegen des Sirocco und der Aria cattiva verurtheilt, als wegen der zwar viel gepriesenen, aber nach neuerer ärztlichen Ansicht entschieden verdächtigten Milde der Temperatur, die gleichwohl einen weder gelinden, noch kurzen Winter bedingt, und eben diese Jahreszeit ist den dortigen Brustkranken höchst verderblich. Hierbei wirken in Rom, wie in Italien überhaupt, die alle Sonnenstrahlen absperrende Bauart der Häuser, ihre steinernen Treppen und Estriche, der Mangel an Kaminen, Oefen und Teppichen, die schlechte Beschaffenheit der Fenster gründlich mit. Der gesundeste Aufenthalt ist in — der Peterskirche. In der warmen Jahrezeit hingegen müssen ganze Stadttheile verlassen werden.

Neapel endlich wird als das vielleicht in ganz Europa unpassendste Klima für Brustkranke, sein Winter für noch kälter als der römische erklärt. „Neapel sehen und dann sterben" — ist für Schwindsüchtige buchstäblich zu verstehen; so aufregend und verzehrend wirkt die Luft.*)

Der Mensch, obgleich in hohem Grade und mehr als irgend ein anderes Geschöpf befähigt, die den meisten organischen Wesen verderbliche und unnatürliche Verpflanzung zu ertragen, fühlt nichtsdestoweniger deren nachtheiligen Einfluß. Wir brauchen, um wohlbekannte Bilder dieses Einflusses zu sehen, nur die zerrütteten Constitutionen der indischen Beamten oder die abgezehrten Formen des jüngeren Hindu, welcher die Straßen London kehrt, zu betrachten. Das Kind des Europäers, wenngleich in Indien geboren, muß in früher Jugend nach dem Lande seiner Vorfahren oder nach einem ähnlichen heimgesendet werden, wenn es nicht unheilbaren Krankheiten oder gar einem frühen Tode preisgegeben werden soll. Eben so kränkeln und verfallen die in einem fremden Lande geborenen Kinder der Asiaten zuletzt in eine oder die andere der beiden Schwesterkrankheiten — Skrophuln und Lungenschwindsucht, und wenn ja ein derartiges Wesen am Leben bleibt, so lebt es in einem Zustande passiver Existenz, im Wachethum behindert und unfähig, anhaltende Anstrengungen zu ertragen. Wenn solche bedeutende Veränderungen des Klimas sich für die Gesundheit von Individuen nachtheilig erweisen, welche von der Natur mit einer gesunden und kräftigen Constitution ausgerüstet worden sind, wie können wir erwarten, daß sie Personen mit kranken Organen förderlich sein werden! In der That, man mag den Gegenstand betrachten, in welchem Lichte man auch will, wir müssen zuletzt dennoch zu dem natürlichen und beruhigenden Schlusssatz kommen, daß die Natur die Constitution des Menschen dem Lande und dem Klima seiner Vorfahren angepaßt hat. Der Zufall der Geburt bedingt keineswegs die Befähigung für irgend ein Klima. Das natürliche Klima eines Menschen bleibt das, in welchem nicht nur er selbst, sondern auch seine Blutverwandten mehrere Generationen hindurch geboren wurden. Dies ist sein natürliches Klima ebensowohl im gesunden, wie auch im, gleichviel durch welche Ursachen herbeigeführten, krankhaften Zustande.

*) Eine Angabe über Palermo vermissen wir. D. E.

Schon oben ist die mit dem herkömmlichen Vorurtheil für den warmen Süden scharf kontrastirende Behandlung hervorgehoben worden, nach welcher für Brust- und viele andere Leiden nördliche, kalte Landstriche von den Aerzten empfohlen werden. Das Beispiel Norwegens steht nicht isolirt da. Dr. Allen bemerkt in seiner interessanten Abhandlung über das Klima von Kanada, daß daselbe für Hektiker passender sei, als das von Italien. Die reine, trockene Luft Ober-Kanada's, die Abwesenheit aller Sumpfmiasmen scheinen zu bewirken, daß man daselbst thatsächlich keinen skrophulösen oder schwindsüchtigen Menschen sieht.

Eine der dessen deutschen Autoritäten über Krankheiten der bezeichneten Art, Professor Dietl in Krakau, erklärt sich entschieden zu Gunsten einer luftigen Alpenluft für die Heilung oder Beschränkung des tuberkulösen Prozesses gegen den verweinten Einfluß einer feuchten und warmen Atmosphäre. So findet er z. B. in dem schlesischen Reinerz alle Bedingungen vereinigt, die, unterstützt durch einen eisenhaltigen Brunnen, den Brustkranken die Aussicht auf Genesung eröffnen, die sie in Italien sicher nirgends finden würden. Der Ueberseher des verdienstlichen Werkes von Burgeß bezeichnet am Schlusse seiner Arbeit Wiesbaden, Baden-Baden und Meran als deutsche Genesungsstationen. Analog den Ansichten des englischen Arztes, wird man diese Stationen nicht auf den Südwesten unseres Vaterlandes zu beschränken haben: und thatsächlich weist uns Herr Dietl nordöstlich des scheidenden Gebirgsgürtels in Reinerz einen vorzüglich geeigneten Punkt nach, der für unsere Patienten verhältnißmäßig leicht, und ohne auf den nöthigen Comfort zu verzichten, erreichbar ist.

Soll also klimatischer Wechsel ein Heilverfahren bedingen, so ist Luftveränderung im eigenen Klima die natürliche Indication.

Wir möchten diese vielleicht allzu lang ausgesponnenen Mittheilungen nicht schließen, ohne einer hierher gehörigen und, wie es scheint, sehr glücklichen Idee wenigstens flüchtig zu gedenken, auf die ein angesehener deutscher Arzt und Physiologe, wie wir hören, gekommen ist und für deren Ausführbarkeit es sich nur um die Geldmittel handeln soll. Wenn es nämlich für so viele Leidende nur darauf ankömmt, dem Einfluß der rauhen Jahrezeit zu entgehen, ohne sich auf das Zimmer und den Jeffreyschen Respirator zu beschränken, so würde ein Krystall-Palast, allerdings im größten Maßstabe — Wohngebäude und Garten-Anlagen unter Glasdach fassend — jeder Heilbedingung entsprechen. Man soll Wiesbaden wegen seines naturwarmen Fußbodens dafür ins Auge gefaßt haben. Vielleicht, mit Hülfe unterirdischer Heizung, erhebt sich einmal ein solches Asyl in hauptstädtischer Umgebung, etwa am Saume derselben reizenden Hügel, die Sansfouci beschirmen. Man sollte glauben, daß die Nähe einer dichten Bevölkerung für ein so großartiges Unternehmen erhebliche Chancen bieten würde. —dt.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Fünfter Monats-Bericht.

(Schluß.)

Eine eigenthümliche Stellung in der wohlfeilen Volks- und Tagesliteratur nimmt das „Geschäft" des Herrn George W. M. Reynolds ein. Er giebt ein Reynolds' Miscellany in der Form des London Journal heraus, außerdem eine Wochenzeitung, Reynolds' Newspaper, sechzehn Seiten oder viermalsechzig Spalten für drei Pence in drei wöchentlichen verschiedenen Ausgaben, außerdem gleichzeitig fortwährend eine ziemliche Portion Romane in wöchentlichen Penny-Lieferungen, die acht Jahre lang fortlaufen, ohne ein Ende zu finden. Wenn der Mann Alles selbst schriebe, müßte er nicht nur fortwährend Tag und Nacht mit beiden Händen, sondern auch mit beiden Füßen außerdem schreiben. Aber er hat, glaube ich, Roman und Zeitung schreibende Dampfmaschinen mit diversen Pferdekräften, sonst ist es nicht möglich. Er selbst lebt in seinem „Gothischen Hause" zu Herne Bay in Kent ziemlich comfortable, während Journal, Zeitungen und Penny-Roman-Lieferungen in London immer frischweg erscheinen, denn die Maschinen oder Physiographen sind einmal im Gange und arbeiten unverdrossen immerfort. Der Mann steht zugleich in dem Rufe, sehr radikal und ein großer Feind des Prinzen Albert und anderer Prinzen, so wie der Höfe, überhaupt zu sein, so daß er immer pikante Stoffe in die Maschinen wirft, um darauf Zeitungs-Artikel und Romane spinnen und weben zu lassen. Auch geht er mit der Zeit immer frischt fort, so daß z. B. in seinem Miscellany-Romane: „Omar" (Pacha) der Tod des Kaisers Nikolaus nicht nur vollständig mit hineingesponnen, sondern auch im Titel-Holzschnitt groß und breit abgebildet ist, als wenn der Zeichner und Holzschneider persönlich dabei gewesen und die Personen expreß dazu gesessen hätten. Sein Penny-Lieferungs-Roman „Kenneth" und den schottischen Hochlanden hält dabei mit „Omar Pascha" und mit dem illustrirten türkischen Romane: „The Loves of the Harem", in wöchentlichen Lieferungen, frischen Schritt. Kurz vor-

her werden gleichzeitig die jahrelang fortgelieferten Romane: „Die Bronze-Statue oder der Jungfrau-Ruf" (aus den geheimen Papieren der böhmischen Tribunale mit Zizka als Hauptheldan), „Rosa Lamperl" und „die Mysterien des Hofes" („The Mysteries of the Court" wahren jahrelange Leidenschaft der Arbeiter und Arbeiterinnen an Sonnabenden) fertig. Vorher waren erschienen: „Mary Price" und andere Romane, „das Haushalt-Buch praktischer Rezepte", „die Toilette" und viele andere schöngeistige und praktische Reynoldse, Alles von demselben Reynolds. Ueberall Reynolds. Kein Leben, keine Lektüre ohne Reynolds. Ein grosartiges Beispiel, was ein Name, eine Firma werth ist. Jeder Mensch weiß, daß Reynolds nicht nur die Höfe, Könige und Fürsten und Hochgeborene aller Zeiten und Zonen unbarmherzig geißelt, sondern speziell auch den Prinzen Albert, und daß er in jeder Penny-Nummer Einen hängen, köpfen, mysteriös verschwinden und wieder aus der Versenkung hervorspringen und sonst auf kannibalische Weise mißhandeln läßt; so greift Jeder nach seinem Penny und kauft sich den beliebten starken Toback.

In Deutschland wäre der Mann nicht nur zu ein paar Jahrzehnten Gefängniß, sondern auch zu verschiedenen Todesarten und zum Verlust der National-Kokarde obendrein verurtheilt worden; hier erwähnte ihn Sir G. C. Lewis, der Finanz-Minister, in seiner Rede zur Vertheidigung der wohlfeilen Volksliteratur nicht einmal. Er und wir sind überzeugt, daß England nicht durch Reynolds ruinirt wird, sondern, wenn es ruinirt wird, nur durch sein Parlament, wie wenigstens ein grosser englischer Staatsmann prophezeite und Herr Bucher in einer besonderen Broschüre nachzuweisen suchte, als „Miß Management" noch nicht erschienen war.

Um wieder zu ernsteren Dingen zurückzukehren, vervollständige ich zunächst meine früher gegebene Notiz über die Anstalten zur näheren Untersuchung der Saturn-Ringe. Das St. John's-College der Universität Cambridge hat einen Preis von hundertdreißig Pfund für die beste Arbeit über die Bewegungen der Saturn-Ringe ausgestellt. Die Arbeiten sollen bis zum 1. Januar 1857 eingesandt werden. In der Astronomischen Gesellschaft zeigte Mr. Burr eine mechanische Erfindung zur Veranschaulichung der Aequinoktien, über welche die Gesellschaft noch zu Gericht sitzt.

In Edinburg läßt die Regierung ein „Industrie-Museum" für die arbeitenden Klassen errichten, um die Mittel und Wege aus der Wissenschaft und Kunst in die Industrie und das Handwerk geläufiger zu machen. Bekanntlich giebt es zu diesem Zwecke bereits ein „wanderndes Museum", das neulich von Marlborough-House, seiner Geburtsstätte, zunächst nach Birmingham übersiedelte. Das Institut der britischen Architekten hat ein Comité zur Ueberwachung der Gesundheits-Anstalten in den verschiedenen Städten durch das Parlament ernannt (wenn nur ein guter Genius ihre Bankanst überwachte). Bäder und Waschhäuser gedeihen so prächtig in London, daß die Architekten und andere Herren jetzt die Obrigkeit der City bearbeiten, diese wohlthätigen Anstalten auch in ihrem Bereiche zuzulassen. Bristol baut Muster-Logir-Häuser und Cambridge hat eine Menge schmutziger Hütten niedergerissen, um gute Wohnungen für die Armen dafür zu bauen. In verschiedenen Extremitäten Londons fiegen ganze Regimenter von kleinen hübschen Häusern für die Armen mit kleinen Gärten. Man kann dort für einen Preis, der in manchen Stadttheilen nicht zu einer Schlafstelle unter dem Dache hinreicht, eine ganze Villa mit Garten miethen. Mr. Ewart hat eine Bill ins Parlament gebracht, die freien öffentlichen Bibliotheken auch auf kleinere Städte und Irland auszudehnen. So sind mancherlei Kräfte in Bewegung, Wohl und Wissen, Kultur und Literatur durch alle Klassen der Gesellschaft auszudehnen und reellen Inhalt unter den Firniß äußerlichen Scheins zu bringen. Ich war unlängst in einem englischen „Dorfe", d. h. in einer Village, die wirklich noch als Dorf gilt, mit ausschließlichem Ackerbau und Viehzucht, um einen dort angesiedelten deutschen Handelherr zu besuchen. Der Prinzipal war blos ein Bauer, nicht einmal so viel, als ein deutscher Bauer, da er kein freies Grundeigenthum besitzt. Dessenungeachtet hielt er sich einen deutschen Handlehrer, und die Kuhmägde trugen Hüte mit Schleiern und französische Ziegenleder-Handschuhe, drei Schilling sechs Pence oder über einen Thaler das Paar. Nun ist das an sich ganz gut, wenn auch Bauern, Mägde und Knechte an der ziegenlederüberzogenen Kultur theilnehmen, aber wenn Knechte und Mägde weder lesen, noch schreiben können und der Herr, der in Bezug auf den Handlehrer direkt Lord John Russell nachahmt, keine Ahnung von Liebig und rationeller Landwirthschaft hat und obendrein behauptet, daß sein Mensch selig werden könne, der nicht das vollständig glaubt, was die anglikanische Kirche lehrt, und daß jede Diekussion darüber mindestens mit „einem Jahre Hölle" bestraft werden müsse, sieht diese Kultur doch viel unschöner aus, als die echte deutsche barfüßige Bauermagd auf dem Mißthaufen und der braun gebrannte Knecht in der Stall-Luke oben, der sich über ihre hochgeschürzten Röcke lustig macht.

Die Ostindische Compagnie ist unter die Philologen gerathen, freilich blos insofern sie sich die Eintreibung von Steuern erleichtern will. Sie hat ein „Glossary of Judicial and Revenue Terms and Useful Words" in einem Dutzend der indischen Sprachen ausarbeiten und herausgeben lassen; „revenue terms": Steuereinnehmer-Philologie! Uebrigens ist in Bombay auch eine Vierteljahrschrift, Bombay Quarterly Review, gegründet worden, deren erstes Heft sich gründlich über lokale Angelegenheiten ausspricht. Diese Erscheinungen und die Befreiung des Staatsdruckes in Indien von Protection, Nepotismus und Familie hängen mit dem praktischen Wunsche zusammen, sich mehr liebe der Indier zu erwerben, damit sie sich im Falle russischer Einfälle dankbar zeigen. So weit der Weg Rußlands nach Indien auch ist, nährt man doch in Bombay, Kalkutta, Madras und Rangoon viel „Russophobie".

Vor einigen Wochen hatte ich Gelegenheit, einen interessanten Vortrag Barlow's über die chemischen Mittel, Fleisch und Vegetabilien in ihrem frischen Zustande zu konserviren, in der Royal Institution mit anzuhören. Er zeigte so zubereiteten Biequit für die russische Armee, die Fleischarten und Suppen aus luftdicht verschlossenen Blechbüchsen, wie sie der französischen Armee geliefert werden, komprimirte Vegetabilien für die französische Marine, z. B. einen Blumenkohlkopf noch nicht von der Größe eines Kubikzolles, der im kochenden Wasser sehr schnell seine natürliche Größe und sein frisches Aroma wiederbekam. Diese vortrefflichen chemischen Künste zeigten sich bei den Russen und Franzosen sehr schön und umfangreich ausgebildet, von denselben Künsten für die englische Armee wußte er nichts zu sagen, vielleicht aus Schonung für die Nasen der Zuhörer, die noch nicht vergessen haben, daß sich vor einigen Jahren ganz Portsmouth über den Gestank empörte, der von der Niederlage präservirten Fleisches der Admiralität anging. Ueber sechstausend Büchsen mußten ins Meer geworfen werden, aber Herr Goldener, der monopolistische Lieferant, blieb im Trockenen, wie die Lieferanten, die Nichts oder nicht das Verlangte lieferten, auch jetzt unversehrt aus der Roebuckschen Untersuchung hervorzugehen scheinen.*)

Die englische Armee wird aber nun wenigstens Brod bekommen. Man hat ein grosses Dampfschiff, „Bruiser", in eine Mühle verwandelt, mit hinlänglicher Pferdekraft, täglich achthundert Scheffel Getraide zu mahlen, und ein anderes Schiff, „Abundance", in eine Bäckerei, welche täglich zwanzigtausend Pfund Brod backen kann. Beide Schiffe sind nach dem Schwarzen Meere abgegangen, eben so die Dampf-Fregatte „Horatian" mit zwei Raimyschen Schmiedeeisen-Kanonen, deren jede vierhundertsechzig Centner wiegt und im Stande ist, mit je dreißig Pfund Pulver dreihundert zweipfündige Kugeln etwa eine deutsche Meile weit zu schleudern.

Um die Feste zu feiern, wie sie fallen, wäre auch noch über die Ausstellungen der „alten" und „neuen Wasserfarbenmaler-Gesellschaft" zu berichten. In Wasserfarben gilt bekanntlich die englische Malerei für unübertroffen, und diesmal soll sie sich glänzender darstellen, als jemals. Ich habe die Ausstellungen noch nicht besucht, sondern kann nur sur erst aus einem Berichte der Times vom 30. April, welcher zwei Ausländer, einen Deutschen und einen Flamänder, an die Spitze beider Gesellschaften stellt, Karl Haag als den größten Meister der alten, aristokratischeren, und Louis Haghe als „den Thurm der Kraft" für die neue. Ersterer glänzt in heiteren italiänischen und englischen Hoffarben, als Lehrer der Prinzen und Prinzessinnen und Liebling der Königin, die er in der Regel auf ihren Reisen begleitet, um mit ihr und für sie zu stigiren. Beständig gelogt, ist Karl Haag nicht nur einer der ausgezeichnetsten Maler, sondern auch ein liebenswürdiger, nobler, deutscher Charakter ohne eine Spur von dem Gifte, das sich in so vielen Deutschen entwickelt, wenn sie hier zu Geld, Stellung und Einfluß kommen und dann thun, als wäre Deutschland Brudes Ochsenhändler aus Steiermark.

Louis Haghe, der Flamänder, führt einen wahrhaft flämischen Pinsel voller Kraft, Gesundheit und gemüthlicher Lustigkeit. Daß die Times die beiden Ausländer als die ersten Meister in einer Sphäre, in welcher England selbst für unübertrefflich galt, anerkennt, ist bemerkenswerth und beweist, daß die Wahrheit so entschieden und auffallend sein muß, um die Umgebung derselben bedenklich erschienen zu lassen. — Die Oelgemälde-Ausstellungen habe ich auch noch nicht gesehen; doch würde ein Bericht aus eigenem Studium wohl wenig Interesse erregen, da man in Deutschland die englischen Maler eben so wenig kennt, wie in England deutsche. Die Engländer halten sich fortwährend insulirt und isolirt von dem kosmopolitischen Strome der Kunstausstellungen und werden eigentlich erst mit der Pariser Aus-

*) Berichtigend haben wir mit Bezug auf die vom Korrekter hinzugefügte Anmerkung in Nr. 58 zu bemerken, daß die dort erwähnte „Endosmose" nicht wie *Verdampfung* von *Verdichtung* abgeleitet, sondern eine chemische Verschmelzung von *hindurch* und *Aequi* ist. Der französische Physiolog Dutrochet hat das Verdienst, die Gastbewegung des Pflanzen- und Thierleibens zuerst durch die Endosmose (die chemischen Wirkungen verschiedener, mehr oder weniger dichter Flüssigkeiten durch häutige Schläuche hindurch) erklärt zu haben. Seine Theorie hat er in den beiden Schriften: „L'agent immédiat du mouvement vital" (Paris, 1826) und „Nouvelles recherches sur l'endosmose" (Paris, 1828) entwickelt. Mit der „Endosmose" (Eindringung) geht die „Exosmose" (Ausdringung) Hand in Hand. D. R.

Digitized by Google

stellung ordentlich mit dem Kontinente in Berührung kommen, obwohl, wie es scheint, die eigentlichen Notabilitäten der englischen Malerwerkstätten wenig oder nichts außstellen werden. Sie haben zuhause zu viel zu thun und verkaufen ihre Bilder, ehe sie trocken werden. Von einmal „etablirten“ Größen will jeder Lord und Banquier etwas in seiner Galerie aufzuweisen haben.

Von schöngeistiger Literatur ist mir nichts Bemerkenswerthes vorgekommen. Das große April-Nationalfest Londons mit verschiedenen kostbaren Frühstücken, Dinners und Soppers, Illuminationen und Feuerwerkvermiethungen — das nächste nach der Wellington-Begräbnißfeier — rief zwar verschiedene broschirte Bewillkommnungen hervor, diese sind aber ohne schöngeistigen Werth. Ueberhaupt muß das Fest, so wie die ganze englisch-französische Allianz, erst beweisen, ob sie eine kulturgeschichtliche Bedeutung haben. Bis jetzt scheint es mir nur wie eine dunkle Erinnerung an einen wirren Traum von Kutschen, Hüten und Mähnen.

Aegypten.

Reiseberichte aus Aegypten, von Dr. H. Brugsch.*)

Herr Dr. Brugsch, Docent an der Universität in Berlin, als Aegyptolog und namentlich als Entzifferer der demotischen Schrift bereits rühmlich bekannt, unternahm, wie er uns im Vorworte seines uns vorliegenden Buches berichtet, auf Befehl Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV., welchem die theilnahmvolle und wärmste Befürwortung Alexander v. Humboldt's vorangegangen war, in den Jahren 1853 und 1854 eine wissenschaftliche Reise nach Aegypten, mit der Aufgabe, die altägyptischen Inschriften in den noch erhaltenen Gräbern und Tempeln des Nilthals zu studiren und zu sammeln, um durch gezeignete Publicationen den archäologischen Untersuchungen auf diesem Felde ein weiteres Material zu gewähren. Die Ergebnisse dieser Reise hat nun der Herr Verfasser in seinen jüngst erschienenen „Reiseberichten aus Aegypten“ im Allgemeinen dargestellt und eine Menge der interessantesten Aufklärungen geboten, wenn auch die eigentliche Frucht derselben erst in zwei bereits angekündigten Werken ans Licht treten soll. Das eine, in französischer Sprache geschrieben, wird Beschreibung, Erklärung und Abbildung der von Herrn Brugsch gesammelten ägyptischen Denkmäler geben, das andere ist seine demotische Grammatik, für welche er treffliche Belege gefunden hat.

Was die Reiseberichte betrifft, so bieten sie, obgleich der Verfasser sich meistens streng an seine Aufgabe hält und angehörige Abschweifungen vermeidet, dennoch des Interessanten und Neuen nicht wenig; namentlich aber ist die Liberalität anzuerkennen, mit welcher er die neuen Berechnungen für die Wissenschaft sofort zugänglich macht und ohne jede spröde Zurückhaltung mittheilt; denn dadurch erhält sein Buch bedeutenden Werth selbst für Fachgelehrte, denen es nicht so leicht vergönnt ist, die kostspieligen Prachtwerke einzusehen, welche die ägyptischen Studien so lange zu einer mysteriösen Wissenschaft weniger Erwählten gemacht haben.

Interessant ist namentlich die Reise nach den Natronseen und die Zustände des koptischen Christenthums, das Herr Brugsch dort in einem koptischen Kloster zu beobachten Gelegenheit hatte. Bei seiner Ankunft in Memphis fand er bereits das alte Serapeum in der Wüste durch Herrn Mariette entdeckt, welcher sich daselbst häuslich eingerichtet hatte, um seine Forschungen mit desto größerem Erfolge betreiben zu können, und unseren Reisenden gastfreundlich aufnahm. Wir haben Gelegenheit, durch Herrn Brugsch die Wichtigkeit dieser Entdeckung, die von den bedeutendsten Folgen sein wird, schätzen zu lernen.

Die ganze Verehrungsstätte des hochgefeierten Apistieres ist zu Tage gekommen; eine mächtige Allee von Sphinxen, welche schon zu Strabo's Zeit (um Christi Geburt) zum großen Theile vom Wüstensande bedeckt waren, führt westlich (in der Nähe der Pyramiden von Sakkara) und mündet in einen Halbkreis, der von den Statuen ausgezeichneter Philosophen und Dichter des griechischen Alterthums gebildet wird. Durch einen engen, von zwei Mauern eingeschlossenen Weg, an welchem an der einen Seite sich eine Kapelle des Apis mit dessen vortrefflicher Abbildung befand, gelangt man zu den eigentlichen Propylonen und in eine große viereckige Umfangsmauer, in welchen sich das Serapeum, d. i. der Tempel des Apis, mit den zugehörigen kleineren Heiligthümern und anderen Gebäuden, und unter der Erde die Gräber der heiligen Stiere befinden. Das Wichtigste vor der Hand scheint zu sein, daß die Beseitigung einer in neuerer Zeit sehr hitzig verfochtenen Streitfrage, nämlich über die fünfundzwanzigjährigen Apisperioden, zu erwarten steht, indem sich der Beweis durch Thatsachen führen lassen wird. Außerdem erweist sich der Serapiskultus, den man bisher, namentlich auf Plutarch hin, erst in der Zeit der Ptolemäer aufgekommen glaubte, als uralt, indem bereits Ramses II. (um 1350 v. Chr.) diesen Gott verehrt, welcher kein anderer ist, als der apotheosirte Apis-Gott selbst, der Osiris-Apis.

Was das alte, fast ganz verschwundene Memphis betrifft, so macht Herr Brugsch sehr begründete Schlüsse, daß der südliche Theil dieser Stadt, den König Menes durch Aufschüttung und künstliche Abdämmung des Nils gewann, welcher vordem häufig das weite Feld überfluthet hatte, die Akropolis von Theben gewesen und die Südmauer oder die weiße Mauer gehießen habe, und daß in jenem Stadttheile auch der Tempel des Phtha oder Hephästos zu suchen sei, welcher als uraltester Reichstempel bei den Aegyptern im höchsten Ansehen stand.

Eben so interessant sind seine Schilderungen und Entdeckungen in anderen Fundorten ägyptischer Alterthümer, namentlich in Theben, dessen Großartigkeit uns wieder recht lebhaft vor die Seele getreten ist. Anerkennenswerth sind besonders die Bemühungen des Herrn Brugsch, die altägyptische Landes-Eintheilung und Völkerkunde herzustellen, so wie seine sonst bei Aegyptologen nicht immer vorkommende Rücksichtslosigkeit in Mittheilung geschichtlichen und antiquarischen Stoffes. Mit Erwartung sehen wir den gewiß bedeutenden Aufschlüssen entgegen, welche Herr Brugsch aus der Verarbeitung des von ihm gesammelten Materials gewinnen wird.

Kal.

*) Ein Band in 8., XIV u. 334 S., mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. Leipzig, Brockhaus, 1855.

Mannigfaltiges.

— Die große Sphinx und der Horus-Tempel. Von Herrn A. Mariette, dessen wir in unserem heutigen Artikel über Dr. Brugsch's ägyptische Reiseberichte gedenken, ist der französischen Akademie auch eine ausführliche Berichterstattung über seine Ausgrabungen bei der großen Sphinx zugegangen. Cottrel, der englische Uebersetzer von Bunsen's Werk über Aegypten, hatte im Jahre 1833 in Florenz, unter den Papieren Caviglia's, der zuerst in jenen Koloß beträchtliche Ausgrabungen unternommen, den Plan zweier Kammern aufgefunden, die sich hinter der großen Sphinx befinden und hieroglyphische Texte enthalten sollten. Birch hatte darauf bemerklich gemacht, daß, wenn es gelänge, diese beiden Kammern wieder aufzufinden, die gedachten Texte gewiß Aufschluß über den Ursprung der gigantischen Figur geben würden. Der Herzog von Luynes, der bekannte französische Mäcen aller archäologischen Forschungen, versah durch Rougé's Vermittelung Herrn Mariette mit den nöthigen Geldmitteln, um diese Ausgrabungen veranstalten zu können, welche sodann auch von der französischen Regierung unterstützt wurden. Herrn Mariette gelang es, die Sphinx von dem sie umgebenden Schutte zu befreien, wobei sich denn herausstellte, daß es ein natürlicher Fels sei, dem der Meißel und das Mauerwerk der alten Aegypter blos etwas nachgeholfen, um ihm die Formen einer Gottes-Statue zu geben. Der Gott ist Horus, und der Tempel, in welchem er angebetet wurde, ist auf der südöstlichen Seite des Kolosses aufgefunden worden. Dieser, aus der Zeit der ältesten Pharaonen, wahrscheinlich der vierten Dynastie, herrührende Tempelbau bildet eine umfangreiche, viereckige Mauer-Umfassung, in welcher sich viele Kammern oder Galerien finden, die von gigantischen Blöcken in Alabaster und Granit gebildet werden. Von hieroglyphischen Inschriften war jedoch keine Spur darin zu finden. Der in einen Gott verwandelte Felskoloß steht in einem Graben, dessen gemauerte Seitenwände etwa zwanzig Mètres von dem ersterm entfernt sind, so daß, wie Herr Mariette annimmt, im Alterthume das Nilwasser in diesen Graben geleitet werden konnte, wodurch der Gott völlig isolirt ward. Um hinabzusteigen, haben die Griechen nachmals Treppen erbaut, deren Stufen von Caviglia entdeckt worden. Auf der rechten Seite der Sphinx hatte Mariette eine kolossale Figur der Osiris aufgefunden, die aus achtundzwanzig Stücken zusammengesetzt ist, welche Ziffer an die Zahl der Stücke erinnert, in welche der ägyptischen Mythe nach, Osiris zerschnitten worden sein soll. Die Sphinx hat eine Höhe von 19,7 Mètres (ungefähr 57 Fuß). Im Rücken der Statue hat Mariette die vertikale brunnenartige Oeffnung gefunden, von deren Vorhandensein bereits Wensleben und Pococke gesprochen, welche der Meinung waren, daß man von hier aus in die Kammern gelangen könne, die sich, wie sie glaubten, im Innern des Kolosses befänden. Diese von Mariette sorgfältig durchforschte Oeffnung hat jedoch auf ihrem Grunde nichts als einen Felsensplatz dargeboten, der von Menschenhänden erweitert worden war. Man fand in diesem Raume einige Holzstücke, die, wenn sie angebrannt wurden, einen Harzgeruch verbreiteten, weshalb Mariette glaubt, daß das Holz von einem Sarkophage herrühre. Den an den Treppen der Sphinx aufgefundenen griechischen Inschriften zufolge, hat dieser Koloß den Namen „Harmakhis“ gehabt, dessen Bedeutung man jedoch bis jetzt noch nicht zu erklären gewußt hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Brit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande versandt und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expedition Neumann, Mittelstraße, Nr. 33), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 61. Berlin, Dienstag den 22. Mai **1855.**

Nord-Amerika.

Die Natur in Bewegung.*)

Kein Irrthum hat vielleicht länger unter den Menschen geherrscht, als der von der Ruhe und der Unwandelbarkeit der Erde. Und doch ist der Schlaf unserer Mutter Erde nur scheinbar; Nichts in der Natur ist jemals in Ruhe. Der Mond bewegt sich rund um die Erde, die Erde rund um die Sonne, die Sonne rund um ein großes Centrum, und alle Himmelskörper in ununterbrochenem Kreislauf um den Thron des Allmächtigen — alle sind sie in rastloser Bewegung, dahin rollend in der großen Welt des Herrn, seinen Namen preisend in endlosen Chören.

Aber selbst daheim, unsere eigene Mutter ist, wie sie noch immer geglaubt wird, keineswegs in Ruhe; hin und wieder giebt selbst ihr festes Gerippe Zeichen des geheimnißvollen Lebens, das in ihm pulsirt. Meteorsteine kommen gleich lustigen Boten aus fernen, unbekannten Regionen und sprechen laut von einem Leben und von Räumen, die kein menschliches Auge erschaut. Denn Steine wandern gleich den lebendegabten Organismen; sie sind thatsächlich die ältesten Wanderer seit Menschengedenken. Die Berge sind nicht immerdauernd und die See nicht von ewig her. Vor Tausenden von Jahren begannen Felsen vor dem grimmen Frost der Polargegenden zu splittern; in Schweden und Norwegen, Grönland und Spitzbergen hielten sie es am Ende nicht aus, und sie traten ihre große Reise in wärmere Länder des Südens an. Allein schwerfällig, unbeholfen, wurden sie bald müde und ruhten eine Weile in den weiten Steppen aus, die sich zwischen Nord-Europa und Asien strecken. Die größten darunter, rauhe, verwitterte Felsmassen liegen sich dort nieder und starren als furchtbare Riesen der finsteren, alten Zeiten. Ihre leichteren Gefährten, kleiner und behender, wälzten sich lustig dahin an den Fuß der Berge, und dort liegen sie zerstreut über Europa's und Sibiriens Ebenen. Die Wissenschaft nennt sie „erratische Blöcke" oder „Wandelsteine"; das Volk kennt sie unter dem Namen „Findlinge", denn sie gehören, wie verlaufene Kinder, einem anderen Klima und einem anderen Gesteinschlag, als dem sie umgebenden. Wann sie ihre Wanderung antraten, weiß kein Mensch. Doch muß es wohl in jenen Jahren geschehen sein, als noch der große Nord-Ocean mit seinen dunklen Wogen Berge und Wälder im Herzen des Festlandes bedeckte. Andere Blöcke wanderten wider Willen mit Schnee und Eis beladen. Ganze Eisei lande, wissen wir, wurden durch furchtbare Zuckungen von Skandinaviens Gestaden abgerissen; die sturmbewegte See wirbelte sie hinein in ihren gewaltigen Strömungen, und so trieben sie, ungeheure, von den Muttergebirgen abgelöste Felsmassen auf dem Rücken, nach Süden zu. Diese gigantischen Gäste aus Norden verschellten an den Gebirgen des Festlandes; sie schmolzen unter der Einwirkung der milderen Sonne, und ihre Last fiel zu Grunde. Als nachmals der Boden dieser weiten See sich hob und trockenes Land wurde, da sahen sich diese seltsamen Touristen mit Erstaunen in einer südlichen Gegend, unter einer südlichen Sonne. So wurde die berühmte Statue Peter's des Großen, die einen der prächtigsten Plätze der Newastadt ziert, aus schwedischem Granit gehauen, aus demselben Gestein des fernen Nordens, das zu der Riesenschale vor dem Berliner Museum den Stoff lieferte.

Diese Fels- und Steinwanderungen haben aber noch jetzt ihren Fortgang. Noch immer sendet die Nordpolregion ihre Kinder aus, um unter einer wärmeren Sonne zu wohnen, und Jahr für Jahr kommen aus den hohen Eisgegenden Wandersteine und stürzen in das Atlantische Meer oder stranden an dem niedrigen Gestade bei der Mündung des St. Lorenz. Sollte es dem Meeresgrund an den Ufern von Neufundland jemals beschieden sein, das süße Licht des Himmels zu schauen, so wird man ihn mit mächtigen Felsen und Grönland überfäet finden.

Andere Felsen sind meergeboren. Hochragende Berge, mit ihren Schneekuppen in Wolken gehüllt, tragen unverkennbare Zeichen, daß sie einst im tiefen Meeresgrunde weilten. Sandsteinblöcke, hoch aufgeschichtet, lange Ketten bildend, in welche Riesenbäume ihre Wurzeln schlagen, unter denen die Vögel des Himmels wohnen, — Berge, deren Gipfel die Menschen mühsam erklimmen, um hinabzuschauen auf die sonnigen Fluren: einst waren sie lockerer Sand in den Abgründen des Meeres. Noch haben sie zahllose Schaltiere, Fischgräthen und Ueberreste ihrer früheren Heimat aufzuweisen. Andererseits wissen wir, daß große Strecken Seegrund einst dem festen Lande gehörten, sich des Lichts, der Luft und der Wärme erfreuten und von Leben jeglicher Art wimmelten. Da kam das Meer und vergrub sie in ewige Finsterniß. Denn auch der unbegränzte Ocean ist nicht derselbe, der er gestern war; wie jedes Ding auf Erden, wechselt er Form und Gestalt. Das innerste Herz unserer Kugel ist ruheloS. Geschmolzene Steine werden aus ihren verborgenen Lagern in die Tiefen der Erde gedrängt, durch Feuerglen getrieben, um endlich in wilder Gluth als Lavaströme aus den Vulkanen hervorzubrechen und dann erkaltet fruchtbares Erdreich, neue Berge auf dem Lande oder neue Inseln im Meere zu bilden.

Jetzt noch, Dank ihren alten Freunden, den gigantischen Eisgletschern, wandern die Steine langsamen Schrittes vorwärts. Der Grindelwaldgletscher mag nur ungefähr fünfundzwanzig Fuß jährlich fortrücken; dagegen beträgt der jährliche Fortschritt des Unter-Aargletschers nach dem Zeugniß des an einem Granitblock befestigten Signalpfostens an die tausend Fuß. So reisen die Steine auf dem Rücken der Eiswogen von dem Gipfel nach dem Fuße der Alpen, wo sie seltsame Gruppen, hochragende Wälle bilden oder, gleich den Riesenfelsen von Stonehenge, in der Ebene zerstreut liegen.

Eine Art des Reisens ist der Steinmasse eigen, die von allen anderen Arten der Locomotion abweicht und so geheimnißvoll ist, daß die wenschliche Wissenschaft ihre Natur noch nicht ergründet hat. Felsmassen von wahrhaft gigantischen Dimensionen, die in die Spalten der Gletscher gesunken, kommen ruhig, aber mit unwiderstehlicher Gewalt wieder an die Oberfläche. So erblickt man nicht selten von dem Muttergletscher abgelöste Pyramiden oder Pfeiler von Eis, mit ungeheuren Steinmassen gekrönt. Allgemach schmelzen und wandern die seltsamen Gestalten, der Fels sinkt immer tiefer, bis er sich dem Blicke entzieht und in Schnee und Eis begraben liegt. Nach einiger Zeit jedoch erscheint er wieder auf der Oberfläche, und der Schweizer sagt: der Gletscher klärt sich. Denn seltsam, der Gletscher bildet keinen Stein, kein Sandkorn in seiner klaren, durchsichtigen Masse, und obgleich meilenweit mit Millionen zerbröckelter Steine, mit Haufen von Blättern und allerlei Gemülle bedeckt — ist der Gletscher am Fuße der Gebirge so klar und rein, daß selbst das Mikroskop keinen fremdartigen Körper darin entdeckt. Und was nicht minder staunenswerth ist: während die organischen Theile der in das kalte Bett versunkenen Körper hier schnell verwesen, werden die unorganischen wieder ausgeworfen. Vor Jahren versank ein Pferd auf einem der Gletscher, die es nicht mehr gesehen ward. Ein Jahr nachher ragte das fleischlose, weiße Gerippe aus dem klaren Eis hervor. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fielen in einer Nebe langanhaltender Winter unermeßliche Schneemassen, und die Gletscher wachsen so sehr, daß sie rascher und tiefer als gewöhnlich wanderten und in ihrem Lanfe eine kleine Kapelle am Fuße des Grindelwaldes versenkten. Bergehoch war Alles mit Schnee und Eis bedeckt, jahrelang begraben in grausigem Schweigen. Aber siehe, plötzlich zeigte sich hoch auf dem gligernden Gefilde eine schwarze, unförmige Masse — es war die Glocke der Kapelle! frowme Hände retteten sie, führten sie nach der benachbarten Stadt, und dort läutet die langbegrabene Sonntag für Sonntag die Andächtigen zum Gebet.

Wandern die Steine mit Hülfe der majestätischen Felsen nur langsam abwärts, so legen sie ihre Reise von unten nach oben in weit kürzerer Zeit zurück. Das wilde Element, das, nach vieler Meinung, unter der dünnen, von und bewohnten Kruste rast, bricht hin und wieder durch die Sicherheitsklappen, welche die Natur vorgesehen hat. Schon Strabo und Pausanias erzählen uns, wie um 300 v. Chr. der Berg Methone auf der trokenischen Halbinsel sich erhob. Auch Ovid beschreibt in schönen Versen, wie auf einer früher frennolichen Ebene plötzlich ein starrer, baumloser Hügel aufstachte. Er erklärt diese Erscheinung in folgender Weise: Dämpfe, in den unterirdischen Höhlen

*) Nach Putnam's Monthly. Vgl. Nr. 56 des „Magazin", den Artikel „Gott in der Natur".

eingeschlossen, haben vergeblich durch irgend eine Spalte einen Ausweg gesucht. Da habe, sagt er, der Boden zu krachen und unter dem Druck der eingesperrten Hitze zu schwellen begonnen, bis er sich endlich zu einer ansehnlichen Höhe erhoben. Jedes Zeitalter hat Felsen und Berge auf der Kugeloberfläche unerwartet erscheinen sehen. Im letzten Jahrhundert erhob sich der Vulkan Jorullo in Mexiko 1590 Fuß über die anliegende Fläche. Auch die See hat ihre vulkanischen Berge, die plötzlich von dem Meeresgrunde emporgehoben worden. Die berühmte Insel Santorin im ägäischen Meere, 1810 noch beträchtlich niedriger als die Erdoberfläche, war 1830 nur um wenige Fuß unter diesem. Sie erscheint jetzt als eine ungeheure Kuppe, fteil an allen Seiten, mit dem Krater eines unterirdischen Vulkans auf dem Gipfel. Die feurige Beschaffenheit des Bodens bezeugen die Schwefeldünste, die so anhaltend aufsteigen, daß die Schiffe hier landen, um ihre Kupferbeschläge gründlich und schnell zu reinigen. Auch Stromboli wurde aus der Tiefe ans Licht gefördert, um eine Stelle unter den Inseln des Mittelmeeres einzunehmen. Und ist Italien gegenwärtig auch verhältnißmäßig in Ruhe, so entströmen dennoch seinen Vulkanen fortwährend Regenschauer von Brennstoffen, und flüchtige Eilande tauchen hier und da aus dem angränzenden Meere auf.

Diese plötzlichen Ausbrüche, schrecklich in ihrer Entstehung und gigantisch in ihren Wirkungen, sind noch der dauernden Wichtigkeit nicht mit der ruhigen, unmerklichen Wanderung der Sand- und Kiestheilchen zu vergleichen. Granitblock- und Sandsteinmassen hoch auf den Berggipfeln sind dem wechselnden Einflusse von Hitze und Kälte, Regen und Schnee ausgesetzt und verwittern allgemach in grobkörnigen Sand, den Wind und Wetter, Wolken und Quellen hinabführen, wo er, von den rastlosen Strömen erfaßt, durch Thal und Schlucht bis an die Küste gespült und ins Meer geworfen wird. So werden die höchsten Theile der himmelanstrebenden Berge zermalmt und von der ewig hungrigen See verschlungen. Durch ihre eigene Schwere und durch den Druck der abschwebenden Wasserschichten zusammengepreßt, bilden sie neue Felsen, von keines Menschen Auge geschaut, und die wohl erst nach Jahrtausenden berufen werden, sich ihren älteren Brüdern auf dem festen Lande anzureihen. Wenn auf diese Weise der Ocean Berge verschlingt, so halten sich diese dafür schadlos und füllen ihn allmählich und ungesehen, aber mit unfehlbarer Sicherheit. Das ist die Macht des Kleinen auf Erden!

Langsam ist dieser Vorgang, aber seine Wirkungen sind staunenswerth. Denn dieser Akt des Abfpülens und Zerbröckelns ging seit Jahrhunderten vor sich; von Urzeiten ergossen Riesenflüsse ihren Inhalt in den Ocean. Ueber Berggrücken, über gräßliche Abgründe, alle Widerstände überwältigend, rauschen sie sonder Rast und Ablaß — wohin? In den sicheren Tod, in den großen Ocean! Denn so wie sie das ferne Gestade erreicht haben, ist ihr Lauf gehemmt — hier legen sie ihre Last an soliden Körpertheilen ab und bauen sich selbst die Schranke gegen ihren weiteren Fortschritt.

Diese Ablagerungen bilden Sandbänke und Barren. Sie wachsen von Jahr zu Jahr durch die fortwährenden Beiträge von den fernen Bergen, bis sich unter dem Wasserspiegel Hügel thürmen; der Fluß muß sich theilen, um die Höhe zu umgehen, und zuletzt erscheint diese über dem Wasser in Gestalt eines Delta. So bildet sich durch die fast unsichtbaren Theilchen neues Land. Einen Beweis, wie viel fremdartige Substanzen von den Flüssen abgesetzt werden, giebt der Rhein, der dick und schlammig in den Bodensee tritt und ihn klar und hell verläßt. Derselbe Prozeß hat gegenwärtig die Rhein- und Donaumündungen verstopft, und der Nil, der mit seinem sandgeschwängerten Wasser als der Schöpfer Nieder-Aegyptens anzusehen, verlangt jetzt einen künstlichen Kanal, um einen Weg und Ausgang ins Mittelmeer zu finden. Der große Mississippi wird an seiner Mündung so langsam und träg, daß er seine Last nicht fortbringt: die unermeßlichen Haufen ungeheurer vegetabilischer Körper, die Riesenbäume aus den fernen Gegenden, wo seine Quellen liegen, sinken zu Grunde; Sand und Schlamm füllen die Zwischenräume aus und bilden an der Mündung eine Halbinsel. Der Ganges mit seiner gewaltigen Strömung ergießt seine Riesenfluthen weit in das Meer hinaus; da nun das süße Wasser leichter ist, als das salzige: so schwimmen sie eine Weile auf den dunkelgrünen Wogen des Oceans; bald aber stoßen sie auf die Brandungen, werfen die unermeßlichen Lasten von Sand, Schlamm und fruchtbarem Erdreich ab und bilden, trotz der ungemein hohen Fluth, ein mehr denn hundert Meilen langes Eiland.

Die Macht der Locomotion ist jedoch keineswegs auf die Triebkraft des Wassers und des Feuers allein beschränkt. Bei weitem merkwürdiger ist, daß auch ohne vulkanische Thätigkeit, auch ohne sichtbare Anstrengungen oder krampfhafte Zuckungen unserer Mutter Erde ganze ungeheure Landstrecken sich auf und nieder bewegen und so wesentlich die Gestalt der Kugel ändern. Es ist gesagt worden, daß es nur wenige Stellen auf Erden gebe, die jemals lange in Ruhe sind; so wie England allein seine zweihundertfunfundfunfzig Erdbeben zählt, derlei Erschütterungen überall vorkämen, die zwar nicht in unsere Sinne fallen, durch die feinen Instrumente aber, von der neueren Wissenschaft erfunden, deutlich erkannt und aufgewiesen werden. Das würde aber die angedeuteten Veränderungen nicht erklären; diese treten in einer zu umfassenden Ausdehnung auf, als daß sie blos örtlichen Störungen zugeschrieben werden könnten. Faßt auf jedem Punkt unseres Globus ist Bewegung zu merken; das Land hebt oder senkt sich, allerdings in langsamer, aber beständiger Bewegung. Die Geologie lehrt uns, daß das nicht etwa eine Laune unserer Zeit sei, sondern von Geschlecht zu Geschlecht habe derselbe Wechsel, dieselbe geheimnißvolle Bewegung stattgefunden. Nur ist sie wegen der außerordentlichen Langsamkeit schwer zu beobachten, so wie wir den Fortschritt des Stundenzeigers auf unseren Uhren nicht merken, und doch sehen wir am Ende, daß er sich bewegt hat. Könnte ein Mensch mit einem Blick die ganze Erde umfassen — könnte er rückwärts in die vergangenen Jahrtausende, vorwärts prophetisch in die Zukunft schauen: er würde unser großes Festland ab- und aufwogen sehen, gleich der sturmerregten See; hier zu Bergen sich thürmend, dort in Trümmern sinkend, um in den ruhigen Ocean gespült zu werden. Einige dieser unerklärlichen Veränderungen sind seit Jahrhunderten beobachtet worden. Die ganze kleinasiatische Küste blieb in stetem Sinken seit den Tagen des alten Roms. Nord-Rußland dagegen erhob sich beständig aus dem Eismeere, worin es begraben lag seit den Zeiten, da es die Heimat jener Riesengeschöpfe, jener Mammuths, die jetzt im ewigen Eis gefunden werden und der Handelswelt unerschöpfliche Elfenbeinmassen darbieten. Nicht weit von Neapel, nahe bei Puzzuoli, stehen noch die Ueberreste eines alten Tempels des ägyptischen Serapis; die schönen Säulen namentlich sprechen von seinem früheren Glanz. In einer beträchtlichen Höhe sind sie felsfamerweise vom Warm angefressen, und neulich sorgfältige Untersuchungen lassen keinen Zweifel, daß die Gewässer des Mittelmeeres einst bis zu jener Höhe gereicht haben, so daß die Seewürmer dahin gelangen konnten. Und sonderbar, diesem nothwendig aus dem Meere emporgestiegenen Lande droht das Geschick, durch eine geheimnißvolle Macht wieder von den Wellen verschlungen zu werden. Schon steht der Fußboden des Tempels unter Wasser, und nach einem Jahrhundert dürften neue Mollusckengeschlechter in den von ihren Vätern verlassenen Wohnungen hausen, die jetzt außer dem Bereich der höchsten Wogen liegen. Ein alter Kapuziner, der in der Gegend lebt, erzählt es den Besuchenden gern, daß er in seiner Jugend Trauben in dem Klosterweinberg gesammelt, der jetzt von Fischerkähnen befahren wird. Venedig, die ehrwürdige Dogenstadt, sinkt Jahr für Jahr tiefer in die Arme der verlobten Braut, als wollte sie ihre Schande in dem Busen der Adria verbergen. Schon 1722, als das Pflaster des schönen Markusplatzes aufgerissen wurde, fanden die Arbeiter in beträchtlicher Tiefe ein altes Pflaster, das weit niedriger als die Fluthhöhe war. Nun aber dringt das Adriatische Meer auch über den zum zweiten Mal aufgeschütteten Platz; bei Hochwasser sind Magazine und Kirchen überfluthet, und wenn nicht beigezeiten geeignete Maßregeln genommen werden, treten unvermeidlich ernste Folgen ein. Nicht weit von hier, in Zara, kann man bei klarem Wetter prächtige alte Mosaike unter dem Wasser sehen, und an der Südseite des Eilandes Brattja gleitet Euer Boot über lange Reihen prachtvoller Sarkophage tief unter der hellen, durchsichtigen Fläche.

Auch Frankreich weist solche Veränderungen nach. Der heilige Ludwig schiffte sich zu dem unfeligen Kreuzzuge in dem geräumigen Hafen von Aigues-Mortes ein; dieser Platz — kein Hafen mehr — ist jetzt eine Meile von der Küste entfernt. Im Jahre 1752 strandete ein englisches Schiff bei La Rochelle an einer Austernbank und wurde in Stich gelassen. Jetzt liegt das Wrack mitten auf einem angebauten Felde dreißig Fuß über der See, rundum haben die fleißigen Bewohner in weniger denn fünfundzwanzig Jahren über zweitausend Acker fruchtbaren Bodens gewonnen. Aehnliches bietet sich in England dar. Die Bucht bei Hithe in Kent galt früher für einen vortrefflichen Hafen; jetzt ist sie, trotz aller darauf gewendeten Mühe und Arbeit, festes Land und sehr gute Viehweide. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der Maler David und seine Schule.*)

Es ist bekannt, wie groß der Einfluß gewesen, den David auf die französische Malerschule ausgeübt hat, aber ob dieser Einfluß nachtheilig oder wohlthätig war, darüber ist noch immer kein Endurtheil gefällt worden. Es wird einerseits vielfach behauptet, daß er nur die nothwendigsten Reformen eingeführt habe, durch welche die ewigen Grundzüge des Schönen erst wieder in ihr Recht eingesetzt wären; andererseits wird er beschuldigt, die französische Malerschule durch Phantasiegebilde irregeleitet zu haben. Die Grundsätze seiner Lehrmethode

*) Nach Louis David, son école et son temps. Souvenirs, par E. J. Delécluze. Paris, 1855.

Digitized by Google

sind nur noch durch sehr wenige Schüler aufrecht erhalten, deren Manier viel zu abweichend von der seinigen ist, um ihn danach richtig beurtheilen zu können. Sogar seine eigenen Werke reichen dazu eigentlich nicht aus; denn man hat vergessen, in welchem Zustande die französische Malerei vor ihm war. Um unparteiisch und gerecht über David zu urtheilen, ist es noch zu früh oder schon zu spät; er steht der Gegenwart noch zu nah oder schon zu fern. Seine Gemälde machen jetzt den Eindruck von Moden, die man früher getragen, man hat das Verständniß und den Geschmack dafür verloren. Die Ideen und Meinungen der Zeit, welche auf David's Talent einen fühlbaren Einfluß übten, sind von den jetzigen so sehr verschieden, daß man eigentlich einen Kursus der Geschichte damaliger Zustände durchmachen müßte, ehe man sich an die Beurtheilung von David's Gemälden wagen darf. Zu seinem Unglück hat David eine politische Rolle gespielt; er war ein Spielball aller Marktschreier der Revolution. Er besaß einen beschränkten Geist und einen schwachen Charakter. Früher ein glühender Anhänger von Robespierre, verleugnete und verfluchte er ihn öffentlich, als der Konvent, aus Rache gegen den gestürzten Tyrannen, seine einfältigen Freunde vor Gericht zog. Der unglückliche Maler war kein Rednertalent; er stotterte seine Vertheidigung, die nur in Verwünschungen seines ehemaligen Gönners bestand, mühsam hervor, und der Angstschweiß rann ihm dabei stromweise vom Gesicht herab. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, Herr Delécluse, hat diese mitleidswürdige, aber erbärmliche Scene neuerdings aufgestöbert, wie denn das Buch außerdem viel interessante Einzelnheiten über den Maler enthält.

David war 1748 geboren, seine Erziehung war vernachlässigt, wie es so häufig das Schicksal der Künstler ist. Seine Aeltern bestimmten ihn für die Bildhauerei, aber das wissenschaftliche Studium schreckte ihn stets ab. So hat er nie die Gesetze der Perspektive gelernt, und die geringsten Schwierigkeiten derselben mußte er in seinen besten Gemälden seinen Schülern überlassen. Sein Lehrmeister war ein berühmter Maler des achtzehnten Jahrhunderts, Joseph Maria Vien, der jetzt fast gänzlich vergessen ist. Mit siebenundzwanzig Jahren errang David endlich den Preis der Akademie, nachdem er sinnlos vergeblich sich darum beworben hatte. Er reiste hierauf nach Rom. Die französische Kunst war zu jener Zeit sehr in Verfall gerathen, seit Watteau gab es keinen Maler mehr, der mit Farben umzugehen wußte, um die Zeichnung stand es nicht viel besser. Boucher war der Künstler dieser traurigen Zeit, in der man das Gefühl für die Schönheit der Form verloren hatte und die Anmuth durch Ziererei ersetzte. Auch David war ein Nachahmer Boucher's; glücklicherweise lernte er in Italien auch den Bemühungen Winckelmann's den Weg zur wahren Kunst durch die Antike finden. Heyne und Winckelmann waren selbst noch nicht vollkommene Kunstkenner in damaliger Zeit; Letzterer hielt den Apoll von Belvedere für ein Werk aus der Zeit des Phidias. So war auch David zuweilen nicht klüger, als seine Lehrmeister, er verwechselte oft Nachahmungen mit Originalen. Indessen kehrte er aus Italien mit einem Reichthum von neuen Ideen und Kenntnissen zurück, die wohl ein wenig verworren waren, aber doch nach mehreren Jahren klar und fruchtbringend wurden. Sein berühmtes Gemälde, „die Pest von St. Roch", ist ein Erzeugniß derselben; bei einer zweiten Reise nach Rom entstand „der Schwur der Horatier" und zeugte entschieden für die neue Manier des Künstlers. Die Kühnheit des Styls und der Composition fiel allgemein auf, der Name David's ward dadurch berühmt. Die Opposition gegen die Akademie der Malerei und ihre bisherige Schulmanier war von da an augenscheinlich; David wurde für die folgende Generation das Haupt einer neuen Richtung, die jedoch bald eben so manierirt und einseitig sich zeigte, wie die ältere von ihm verdammte.

Dennoch muß anerkannt werden, daß David den ersten Versuch gewagt hat, das Gesetz des Schönen wieder in seine Rechte einzusetzen und das Zierliche mit kräftiger Hand beiseite zu schieben. Namentlich hat er es verstanden, dem historischen Gemälde eine Würde zu verleihen, welche seinen Kunstgenossen ganz unbekannt war; er hatte sie allerdings dem Studium der Antike entlehnt. Aber David war nicht der Mann dazu, die Traditionen des Alterthums mit dem Geschmack der Neuzeit in Einklang bringen zu können. Seine Neigung für die antike Kunst war aufrichtig; er hielt es für unmöglich, ohne ihre Mithülfe den Weg zu finden, der zum Verständniß der echten Schönheit führt. Es gelang ihm eine Zeitlang, seinen Enthusiasmus dafür auch Anderen mitzutheilen, aber die Jetztwelt beschuldigt ihn, daß er nur Statuen gemalt habe. Wahr ist es, daß David sich herabzulassen glaubte, wenn er sich gezwungen sah, einmal beliebtere statt nackter Gestalten zu malen. Jedoch ward er durch die herrschende Politik, namentlich durch seinen etwas tyrannischen Gönner, Napoleon, häufig dazu vermocht, seine Vorliebe für Römer und Griechen aufzuopfern und statt ihrer Franzosen zu malen. Ein merkwürdiges Beispiel von der Elastizität seines Talentes ist in zwei Gemälden von ihm enthalten: das eine stellt Marat in seiner Badewanne sterbend dar, das andere ist ein Portrait des ersten Pius VII — man vergeise die Nebeneinanderstellung. Als David den Mann der Revolution malte, glaubte er, einen Halbgott darzustellen, und in Pius sah er nur einen guten Mann, dem es an Lebensweisheit gefehlt. Betrachtet man heute die beiden Gemälde, so erkennt man in dem einen die vollständigste Thierheit und Grausamkeit, in dem anderen die heiligste Sanftmuth und Frömmigkeit vorhanden. Beide Bilder beweisen, daß die Macht der Wahrheit das Talent fast gegen seinen eigenen Willen arbeiten läßt. Die Kritik hat an David's Arbeiten so häufig Verstöße gegen die Wahrheit der Situation gerügt, daß in diesem Falle ihm wenigstens volle Anerkennung gezollt werden muß. Nicht zu verschweigen ist jedoch bei dem berühmten Reiterbilde Napoleon's,*) als erster Konsul des St. Bernard überschreitend. Am Rande eines furchtbaren Abgrundes läßt David seinen Helden dem bäumenden Pferde die Sporen geben und mit einer wahrhaft theatralischen Geberde den Arm erheben, um nach dem Gipfel des Berges zu zeigen. Napoleon selbst, dessen feinen Taktgefühl sich überall bewährte, sagte tadelnd von dem Bilde: Ein Mann, den eine Menschenmenge, wie das Heer, anschaut, wird sich hüten, solche auffallende Bewegungen zu machen, weil er dadurch leicht mißverstanden oder lächerlich werden könnte.

Man hat vielfach behauptet und geladelt, daß David's Studien zu sehr an das Theater erinnern, daß er zu wenig die Natur selbst zum Musterbild genommen habe. Es ist einige Wahrheit in diesem Urtheil, jedoch auch viel Härte. Dichter, Schauspieler und Maler müssen den Anforderungen des Zeitgeschmacks bis zu einem gewissen Grade gehorchen, wenn sie auch danach streben, ihn zu verbessern. Jedenfalls hat David wenigstens nicht mit Absicht sich von der Natur abgewendet, er hat sie allen seinen Schülern als ewiges Vorbild empfohlen, wenn er auch das Studium der Antike daneben betrieben wissen wollte. Die Zahl und der Ruhm seiner Schüler gereicht seiner vielfach angegriffenen Methode mehr als alles Andere zum Lobe. Wir nennen hier nur Gerard, Girod, Guérin, Girodet und Ingres, aber man wird zugeben, daß es eine glänzende Liste ist. David's Künstlerlaufbahn war eine der glücklichsten und schmeichelhaftesten; der Kaiser Napoleon hatte ihn zu seinem ersten Hofmaler ernannt und mit Reichthümern beschenkt. Die Abnahme seines Ansehens fiel zusammen mit dem Sturz Napoleon's. David wurde von den Bourbonen verbannt, wodurch es ihm möglich ward, sich zu täuschen über die Ursachen, welche seinen Namen in Frankreich in Vergessenheit brachten; er glaubte natürlich, die veränderte Politik sei daran allein schuld. Er starb zu Brüssel im siebenundsiebzigsten Jahre mit dem Pinsel in der Hand, umgeben von der Liebe seiner Familie und der Bewunderung einiger Schüler, sich immer noch für den ersten und gefeiertsten Künstler Frankreichs haltend.

*) Es hängt in dem königlichen Schlosse zu Berlin.

England.

Die Falschmünzerei „Mordrun" auf Walter Scott's Namen.

Mit vahen früher die angeblich in Paris gemachte Entdeckung eines hinterlassenen oder vielmehr an einen verrückten Deutschen als Prätzjin verschenkten Romans von Walter Scott mitgetheilt, wie sie im Journal des Débats vom 15. und 24. Dezember 1854 der Welt verkündet worden war. Hören wir, was James Stone aus Oxford, der genau mit der Familie des Dichters bekannt war, darüber an Reynolds in London zur Veröffentlichung in den Letteren „Miscellany" schreibt:

„Ich kann beweisen, daß Miß Anne Scott, welche den Roman ihres Vaters „Mordrun" zum Wohle des wahnsinnigen Deutschen verschenkt haben sollte, nie ein solches Manuskript ihres Vaters besaß. Und selbst, wenn dies der Fall gewesen wäre, wird doch Jedermann, der die damaligen Umstände Sir W. Scott's erwägt, zugeben, daß der Dichter unmöglich eines so unsinnigen Gebrauchs eines seiner unveröffentlichten Werke fähig gewesen sein konnte.

„Ich werde, um dies zu beweisen, zuerst auf Walter Scott's persönliche Lage in damaliger Zeit, die ihn nach Paris trieb, aufmerksam machen. Der unerwartete Bankerott Mr. Constable's, des W. Scott'schen Verlegers, war für ihn eine niederschmetternde Katastrophe. Ich erinnere mich genau, daß er an den Tag vorher von Abbotsford nach Edinburg kam und, nach seiner Gewohnheit, bei mir aß und den Abend heiter und munter mit mir zubrachte. Am Morgen darauf vor Tagesanbruch befam ich ein Briefchen von ihm, worin er mich dringend ersuchte, sofort zu ihm zu kommen. Ich fand ihn über und über in Haufen von Papieren und Manuskripten, worin er die ganze Nacht gesucht und geordnet hatte. Er redete mich mit folgenden Worten an: „Hier bin ich, Skene, an den Bettelstab gebracht!" — „Wie und durch wen?" fragte ich erstaunt. — „Durch Drucker, Verleger und Banquerottern, die uns arme Autoren opfern. Es ist schrecklich. Nun bleibt mir nur ein Weg: ich muß ans, so lange es geht, streben und arbeiten, um mich herauszuschaffen, und hier" — auf seinen mit Manuskript beladenen Tisch zeigend — „ist jedes Blättchen und Schnipfelchen

Digitized by Google

von allem Manuskript und Notizen, die ich besitze. Ich werde sie so schnell als möglich arrangiren und loosschlagen, um damit meine Bürde zunächst zu erleichtern."

„Und in Folge davon war es ihm möglich, blos innerhalb des folgenden Jahres nicht weniger als zwanzigtausend Pfund Sterling aus dieser Quelle allein zur Liquidation der Schuldenmasse anzuweisen. Er arbeitete Tag für Tag, Jahr für Jahr mit ungeschwächter Ausdauer, für weitere Ansprüche gerecht zu werden. Unter solchen Umständen mußte es ihm unmöglich sein, irgend eines seiner Manuskripte zu vernachlässigen oder es zu verschenken. Der Zweck, für welchen seine Tochter „Woredun" weggegeben haben soll, ist außerdem so lächerlich, besonders wenn man nicht vergißt, wie sehr es dem Dichter darauf ankam, seinen guten Namen und seine Ehre durch seines Geistes Arbeit zu wahren. Indem war er zu gewissenhaft in Bezug auf seinen literarischen Ruhm, als daß er hätte einwilligen können, ein breidändiges Werk in die Hände eines unbekannten und augenscheinlich blödsinnigen Fremden zu legen, damit dieser nach seinem Gefallen darüber disponire. Die Geschichte ist ohne alle Rücksicht auf Walter Scott in sich selbst zu albern, um auf viel Glaubige rechnen zu können. Von eben so abenteuerlichem Charakter ist die vom Journal des Débats gegebene Erklärung, wie Miß Anne Scott dazu gekommen sei, als Medium dieser Manuskript-Anschändigung zu dienen. Wäre sie noch am Leben, würde man sich wohl gehütet haben, ein solches Medium aus ihr zu machen. Glücklicherweise giebt es aber noch einen ziemlich eben so gültigen Zeugen, als sie selbst, die Nichte W. Scott's, welche von Kindheit an beständig in treuester Freundschaft und Gesellschaft mit Miß Anne Scott lebte. Sie schreibt mir unter dem 15. Februar 1855 Folgendes:

„Betreffs des lügnerischen Berichtes in den Zeitungen, insofern gut gewählt, als unser lieber Freund Lockhart ebenfalls gestorben ist, kann ich und der genauesten Erinnerung versichern, daß das Ganze nichts ist als eine grobe Fabrication. Während der Monate unmittelbar vor Scott's Reise nach London und Paris befaß Anne Scott ganz sicherlich nichts von einem Manuskript, das an einen dreidändigen „Moredun" erinnern könnte. Wir waren so unbegränzt vertraut mit einander, daß wir stets in demselben Zimmer schliefen und das kleinste Ereigniß, das einer von uns begegnete, und gegenseitig mittheilten. Ein solches Geschenk des Vaters, eine so abenteuerliche Veräußerung desselben würde uns sehr lange und sehr viel Stoff der Besprechung geworden sein. Als sie 1818 im Frühlinge von Paris zurückkehrte, begleitete ich Vater und Tochter von Cheltenham nach Schottland. Der Aufenthalt in Paris ward wiederholt und genau Gegenstand unseres Gespräche. Onkel Walter erwähnte auch eines Mr. Spenser, aber weder er, noch sie je etwas von einem an ihn für die Heilung eines Deutschen weggegebenen Manuskripte. Ich erinnere mich ganz genau, daß, ehe mein Oheim nach Paris ging, er von Mr. Blackwood eben so gebeten ward, wie wir selbst, Anne und ich, eine Geschichte für sein Magazine zu schreiben. Hätte Anne ein solches Manuskript besessen, wahrscheinlich würden wir es wenigstens bei dieser Gelegenheit hervorgesucht haben. Doch eine „Lüge hat keine Füße." Und wie sollte nun Anne doch dazu gekommen sein, ein so unbeachtetes und schwereres Manuskript mit nach Paris zu nehmen! Sie konnte nicht die Absicht haben, es etwa Mr. Spenser zu geben, von dem sie bis dahin nie etwas gesehen und gehört hatte. Anne besaß kein Pult, worin es etwa gelegen haben könnte. Sie nahm blos ein Schreibbuch mit auf die Reise, da sie gar keinen Grund hatte, sich mit Gepäck oder gar voluminösen Manuskripten zu beladen. Die Geschichte erschient mir deshalb so durchaus unglaublich, daß ich nicht annehmen kann, blos Ausländer*) hätten einen so frechen Versuch gemacht, den Namen eines Genius zu mißbrauchen."

Was den angeblichen Brief Walter Scott's betrifft, der das verschenkte Manuskript begleitet haben soll, so erinnert er in keiner Weise an seinen Briefstyl — und die plumpe Aussprache, blos die Anfangsbuchstaben W. S. zu gebrauchen (was Walter Scott nie that), zeigt nur, daß es dem Fabrikator darauf ankam, den juristischen Anschein einer „Fälschung" zu verhüten.

James Skene."

Mannigfaltiges.

— Der englische Komponist Bishop. Einer der beliebtesten englischen Komponisten, Sir Henry Bishop, ist neulich, hochbejahrt und fast vergessen, in größter Dürftigkeit gestorben. Das Ausland wird von seinen musikalischen Verdiensten nicht viel erfahren haben, in seinem Vaterlande aber galt er nächst Purcell für den hervorragendsten Vertreter der englischen Musikschule, und während eines Vierteljahrhunderts genoß er einer unbegränzten Popularität. Seine erste Oper, „The Circassian Bride", wurde am 23. Februar 1809 im Drury-Lane-Theater aufgeführt, und bis zum Jahre 1824 hatte er nicht weniger als achtundfunfzig Opern, Singspiele u. s. w. geschrieben, von welchen man jetzt kaum mehr als die Namen kennt. Zugleich machte er das englische Publikum auch mit den Werken Mozart's und anderer ausländischen Komponisten bekannt, die er nach seiner Weise zustutzte und auf den Theaterzetteln als „adapted and improved by Bishop" bezeichnet haben soll. Doch wurde ihm gerade diese Introduction ertolischer Elemente verderblich; trotz seiner „Verbesserungen" konnte man nicht umhin, den Abstand zwischen einem Mozart und dem bisher hochgeschätzten vaterländischen Tonkünstler herauszufühlen und sich nach einer kräftigeren musikalischen Speise zu sehnen, als die nicht unmelodischen, aber farblosen und völlig undramatischen Compositionen des letzteren. Da wurde Karl Maria von Weber nach England berufen; er brachte seinen „Oberon" mit, der in Covent-Garden gegeben und mit enthusiastischem Beifall aufgenommen wurde. Um diesem furchtbaren Nebenbuhler die Stange zu halten, schrieb Bishop eine Oper, „Aladdin", in der er den Styl der deutschen Komponisten nachzuahmen suchte und die er in Drury-Lane aufführen ließ; aber „Aladdin" fiel durch, und Bishop zog sich seitdem von der Opernbühne zurück. Seiner Kunst wurde er zwar nicht untreu, doch beschränkte er sich von nun an auf kleinere Piècen, namentlich Lieder-Compositionen, auf welchem bescheidenerem Terrain er gleichfalls eine außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelte und sich zahlreiche Freunde erwarb. Die Universität Oxford ernannte ihn zum „Doktor der Musik", die Universität Edinburg zum Professor, die Königin Victoria ertheilte ihm den Ritterschlag — aber alle diese Ehrenbezeugungen verhinderten nicht, daß das Publikum vor kurzem zu seinem Erstaunen erfuhr, daß der beliebte Komponist buchstäblich Hungers sterbe. Man eilte, ihm Hülfe zu leisten, Konzerte und Opernvorstellungen zu seinem Besten anzukündigen; doch ehe diese noch zu Stande kamen, hatte der Tod schon den unglücklichen Greis von allen irdischen Leiden befreit.

— Mendelsohn's „Phädon" russisch. Im vorigen Jahre erschien zu Tiflis eine russische Uebersetzung des „Phädon", und zwar in zweiter Auflage. Es würde jedoch voreilig sein, aus diesem Umstande auf eine überaus beifällige Aufnahme des Werkes von Seiten der russischen Lesewelt zu schließen, da wir zugleich erfahren, daß die erste Auflage schon im Jahre 1837, also vor siebzehn Jahren, herausgekommen war. Indessen freuen sich die Oststechestwennyja Sapiski, denen wir diese Notiz entlehnen, daß auch in Rußland ein solches Buch, das, „wie Alles, was Mendelssohn, einer der besten und edelsten Männer einer an guten und edlen Männern reichen Zeit, geschrieben, vom Geiste der Tugend und der Schönheit durchdrungen sei", doch nicht ganz unberücksichtigt bleibe. Die Persönlichkeit des Verfassers, fährt das genannte Blatt fort, sei dem russischen Publikum nur wenig bekannt, weshalb es einige Details über das Leben Mendelsohn's und sein Verhältniß zu Lessing und Lavater folgen läßt. Als Uebersetzer des „Phädon" nennt sich ein Herr Mynikow.*)

— Französische Bibliographie. Neu erschienene Bücher von besonderem Interesse sind:

Recherches sur la religion et le culte des populations primitives de la Grèce, par Alfred Maury.

Nouveau Dictionnaire des droits d'enregistrement, de transcription, de timbre, de greffe et des contraventions dont la répression est confiée à l'administration de l'enregistrement, par M.... Tome II.

Théâtre suédois: les Martyrs, tragédie chrétienne de E.-J. Stagnelius, traduite par Louis Boutillier.

Victoires, conquêtes, désastres et guerres civiles des Français depuis 1792, nouvelle édition. Tome IV.

Guillaume Freund. Le grand dictionnaire de la langue latine sur un nouveau plan. Traduit en français, revu sur les textes et considérablement augmenté, d'après les travaux lexicographiques les plus récents français et étrangers, par N. Theil. Première livraison. In-4.

Atlas Céleste, contenant plus de 100,000 étoiles et nébuleuses dont la position est réduite au 1. Janvier 1860 d'après les catalogues les plus exactes des astronomes français. Par Charles Dien. In-fol. I. partie.

*) Wir bemerken hierzu, daß die Verlagsbandlung Longman und Comp. „Moredun, eine Erzählung aus dem Jahre 1210", von Walter Scott, mit dem Zusatze ankündigte: „Die Verleger bleiben dabei (maintain), daß Sir Walter Scott wirklich der Verfasser dieses Romans ist."

*) Федонъ, или о безсмертіи души, Моисея Мендельсона. Переводъ съ немецкаго В. Милюникова. Изданіе второе. Тифлисъ. 1854. XXIX и 131 SS. 8.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedteur Neumann, Mittelstraße, Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 62. **Berlin, Donnerstag den 24. Mai** **1855.**

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Cibrario über das Haus Savoyen. — Geschichte der Grafschaft Nizza. — Graf Balbo's „Gedanken und Muster". — Geschichte der Lombardei von C. Cantù. — Fortini's Zeitgeschichte von Italien. — Geistliche und deren Einkünfte in Sardinien. — Hegel in Italien. — Rechtsgeschichte der Republik Genua.

Der Ritter Cibrario, Minister des öffentlichen Unterrichts des Königreichs Sardinien, giebt fortwährend Gelegenheit, über seine literarischen Arbeiten zu berichten. Das eben von ihm herausgegebene Werk über den Ursprung und das Wachsthum des Hauses Savoyen*) ist wieder ein Beweis seines unermüdlichen Fleißes und der Gründlichkeit seiner Forschungen über die Geschichte seines Vaterlandes. Es ist bekannt, daß Manche den Ursprung des Hauses Savoyen von dem sächsischen Wittekind herleiten, daher auch das westfälische Pferd sich in dem Familienwappen des Königs von Sardinien befindet; Cibrario hat in diesem und in seinen anderen früheren Werken darüber aktenmäßige Untersuchungen angestellt, nach denen das Haus Savoyen burgundisch-italiänischen Ursprungs ist.

Die Grafschaft Nizza, eine griechische Kolonie, dann ebenfalls zu Burgund gehörig, hatte sich freiwillig dem Herzoge von Savoyen unterworfen. Die Geschichte dieser Landschaft ist für das Mittelalter bedeutend; sie hatte einen Geschichtschreiber, Pistorelli, welcher 1618 starb, dessen Arbeit von Gioffredo fortgesetzt wurde, der ihm 1692 folgte. Die Arbeiten Beider sind jetzt in einer neuen Auflage von dem Professor Luigi Cicchero herausgegeben worden.**)

Aus dem Nachlasse des berühmten Historikers Grafen Cesare Balbo hat sein Sohn, Prospero Graf Balbo, Offizier im sardinischen Heere, eine sehr achtungswerthe Sammlung von „Gedanken und Mustern" herausgegeben, die sich meist auf Selbst-Erlebtes beziehen. Von einem Mann, wie der Verstorbene, welcher Gelegenheit hatte, die Ereignisse seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in der Nähe mit einer solchen klassischen Vorbereitung anzusehen, wird man mit wahrem Genusse die Resultate seiner Beobachtungen lesen. Den ersten Familien des sardinischen Staats angehörig, war Balbo gründlich wissenschaftlich ausgerüstet; auch waren die sardinischen Diplomaten stets als die gebildetsten bekannt. Darum hatte auch Napoleon I. den jungen Grafen Balbo zum Auditeur des Staatsraths berufen, als welcher er sich 1806—7 in seinem Gefolge in Deutschland befand. Später wurde er, nach Wiederherstellung der sardinischen Monarchie, General und Minister. Besonders aber wurde er als Schriftsteller berühmt. Seine Geschichte Italiens, sein „Leben Dante's", besonders aber seine „Hoffnungen Italiens", haben ihm zum Lieblinge seiner Landsleute gemacht. Er gehörte, wie Gioberti, zur Partei der Guelfen, aber er war rein monarchisch, während Gioberti von einer italiänischen Republik unter dem Papste träumte und auf den Einfluß der Geistlichkeit hoffte. Balbo dagegen war Soldat und hoffte auf die materielle Macht und die Politik seiner Monarchie, welcher er treu ergeben war. Von einem Manne von solcher Gesinnung, Bildung und Erfahrung wird man gern seine durchaus praktisch gehaltenen Gedanken in dem vorliegenden Werke lesen.***) Wir deuten nur die Aufsätze an: über öffentliches Leben; über Thätigkeit und Müßiggang; über Privat- und öffentliches Leben; über Landbau, Legitimität, Aristokratie u. s. w. Von der letzteren sagt er, daß sie niemals zum leeren Namen herabsinken könne: der Adel habe Einfluß, und wer Einfluß hat, der gehört nothwendig auch zum Adel. Beachtenswerth dürfte namentlich seine Vergleichung des englischen und des Napoleonischen Adels sein.

Ein anderer, ebenfalls hochgeachteter Historiker, Cesare Cantù, hat eine „Geschichte der Lombardei im siebzehnten Jahrhundert"†) herausgegeben. Bei seiner Begeisterung für den Gegenstand wird man besonders folgende Abschnitte mit großer Theilnahme lesen: über die Familie Borromeo; über die spanischen Gouverneure von Mailand; über die Nonne von Monza; über die Pest zu Mailand und über den Prozeß gegen die Unglücklichen, welche man im Verdacht hatte, diese Pest durch Vergiftung bewirkt zu haben. Bei Cantù wird man die reife Erfahrung vermissen, die Balbo im Leben gesammelt hatte. Cantù ist liebenswürdiger Romantiker; besonders hat das Mittelalter in seiner Geschichte der Italiäner, von welcher der erste Band erschienen, und in seinen anderen Werken eine romantische Färbung erhalten. Wenn er von der Religion und vom Heldensinne jener Zeit spricht, so gewahrt man an den von ihm angeführten Beispielen mehr das Bild jener Zeit, wie sie sein sollte, als wie sie wirklich war.

Um so klarer und einfach an die Thatsachen sich haltend ist Farini in seiner „Geschichte Italiens von 1815 bis auf unsere Zeit". Es hat kein gelehrtes, sondern ein praktisches Buch sein sollen; aber es erfüllt seinen Zweck, für den Gegenstand einzunehmen, indem es gemeinfaßlich geschrieben und reich an Thatsachen ist, welche bisher weniger bekannt waren. Man wird es dem Verfasser verzeihen, daß er als Italiäner mit Wärme für sein Vaterland geschrieben hat.*)

Von Taschenbüchern und Volkskalendern erwähnen wir außer den kürzlich genannten noch den „Freund des Landmannes",**) den „Italiänischen Leuchtthurm"***) und den Turiner „Kirchen-Kalender",†) der uns Gelegenheit giebt, zu bemerken, daß in dem Königreich Sardinien die Zahl der Geistlichen dreimal stärker ist, als in Belgien, und daß auch deren Einkünfte sich viel höher als in jenem Lande belaufen, da hier die Geistlichkeit bekanntlich sich sehr wohl befindet. Auf dem festen Lande des Königreichs Sardinien befinden sich fünfundvierundsiebzig Klöster bederlei Geschlechts, dreißig Bischöfe und Erzbischöfe, eilfhundert Canonici, siebenundachtzig Abteien u. s. w. mit 11,447,460 Fr. Einkünften. Auf der armen Insel Sardinien mit einer halben Million Einwohner befinden sich neunundneunzig Klöster, eilf Bischöfe und Erzbischöfe, im Ganzen mit 1,741,946 Fr. Einkünften. Im ganzen Lande hat die Geistlichkeit überhaupt 13,189,406 Fr. Einkünfte, ohne die Erträgnisse der Stola und anderer Revenüen der Geistlichen, welche man noch außerdem auf vier Millionen anschlägt. Man rechnet, daß die Geistlichkeit ein Zehntel des Gesammt-Ertrages der Grundstücke des Landes zu beziehen hat.

Ein ernstes Werk ist Villari's „Geschichte des Ursprunges und Fortganges der Philosophie der Geschichte".††) Er findet, daß die Geschichte einen künstlerischen und einen wissenschaftlichen Zeit-Abschnitt gehabt hat; den ersten weist er in drei Gestaltungen nach: einer poetischen, einer fabelhaften und einer eigentlich geschichtlichen (Homer, Herodot, Thucydides). Der Verfasser findet, daß mit Machiavelli, Robertson und Guizot die wichtigsten Fortschritte in der Kritik der Geschichte gemacht worden. Vico aber und Bossuet hätten zur Philosophie der Geschichte geführt; worauf er Herder, Schiller und Hegel anführt. Bei dem Letzteren wiederholt Villari die bei den Italiänern gewöhnlichen Klagen über die deutschen „Metaphysicherie", und macht es ihm zum Vorwurf, daß er mit seiner christlich-deutschen Welt jede Zukunft abgeschnitten habe. Ein in den philosophischen Wissenschaften mehr erfahrener Leser wird dem Verfasser besser folgen können und ihn vielleicht widerlegen. Jedenfalls ist es aber auffallend, daß in Italien sich so viele Gelehrte mit der Hegelschen Philosophie beschäftigen, und daß sich hier eine eigene Hegelsche Schule gebildet hat, für welche sich besonders in Neapel viele Liebhaberei findet.

Ein für die Geschichte der Republik Genua und des Handels und Verkehrs im Mittelländischen Meere sehr wichtiges Werk ist eben im ersten Bande erschienen, nämlich das „Rechtsbuch des Freistaates Ge-

*) Origini e progressi delle istituzioni della monarchia di Savoia, da Luigi Cibrario. Torino.

**) Delle storie Nicesi, per Onorato Pastorelli e Pietro Gioffredo. Nizza, 1834.

***) Pensieri e esempi. Opera postuma di Cesare Balbo. Firenze.

†) La Lombardia nel secolo XVII. Raggionamenti di Cesare Cantù. Milano.

*) Storia contemporanea d'Italia dal 1815 ai nostri giorni, da Carlo Luigi Farini. Torino, 1854.

**) L'amico del contadino, manuale per 1855. Milano.

***) Il faro italiano, Strenna popolare. Milano, 1855.

†) Almanaco provinciale per l'anno comune 1855 delle diocesi di Piemonte. Torino, 1854.

††) Sul origine e sul progresso della filosofia della storia, di Pasquale Villari. Firenze, 1854.

Digitized by Google

nus".*) Es ist ein Werk, welches nur mit Hülfe des sardinischen Staates herausgegeben werden konnte, da allein der Druck der drei Folio-Bände, welche es füllen wird, eine bedeutende Summe erfordert. Der König Karl Albert, in der Ecole polytechnique unter Napoleon I. zu Paris erzogen, hatte einen so wissenschaftlichen und vaterländischen Sinn, daß er eine Gesellschaft zur Herausgabe der die Geschichte des Staates betreffenden Urkunden reich dotirte, welche bereits sechs solcher Bände herausgegeben hat. Der erste enthält Urkunden vom Jahre 602 an bis 1292, der zweite die Statuten von zehn Städten, der dritte, vierte und fünfte enthalten alte Chroniken, der sechste Urkunden vom Jahre 700 bis zum Jahre 1299. Der vorliegende neue Band enthält die Urkunden des Archivs der Republik Genua von dem Jahre 950 an bis 1290. Der Herausgeber ist der Professor Cesare Ricotti, als Geschichtschreiber bereits rühmlich bekannt durch seine Geschichte der italiänischen Freischaaren (Compagnie di Ventura), welche er im Jahre 1846 in vier Bänden zu Turin, wo er die neuere Geschichte lehrt, herausgab. Dieses gelehrte Werk, ein Beweis des gründlichsten Fleißes, erhielt den Preis von der Akademie zu Turin und enthält die Kriegsgeschichte der Italiäner von dem Einfalle der Barbaren an bis zu Giovanni Medici. Mit gleichem Fleiße hat dieser Geschichtsforscher nicht nur in allen Landes-Archiven nach der Sammlung der gennesischen Urkunden gesorscht, welche nach einem Beschlusse dieses Freistaats vom Jahre 1262 bereits gesammelt wurden. Er ist so glücklich gewesen, drei Codices aufzufinden, welche einander ergänzen, und hat, wie es für das historische Studium am geeignetsten ist, dieselben in chronologischer Folge herausgegeben. Dieser Band enthält tausendundbreizehn Urkunden, die mit einem Inhaltsverzeichnisse und einem sehr vollständigen Register versehen sind. Besonders wichtig ist diese Sammlung für die Geschichte von Sardinien, welches damals in vier Königreiche oder Gerichtssprengel eingetheilt war. Die erste Urkunde, von dem italiänischen Könige Berengar und Adelbert, bestätigt schon im Jahre 958 die Rechtsgewohnheiten der Stadt Genua: ein Beweis, wie früh sich in Italien das Städtewesen entwickelt hat; daher auch dort die Gemeinden die Barbarei des Feudalwesens brechen konnten.

J. F. Neigebaur.

Nord-Amerika.

Die Natur in Bewegung.

(Fortsetzung.)

In Schweden glaubte das Volk schon zu Celsius' Zeiten, daß das Wasser sich langsam vom Lande entferne. Der große Geologe v. Buch hat bewiesen, daß nördlich von der Provinz Schonen Schweden sich in jedem Jahrhundert drei bis fünf Fuß erhebt, indeß es südlich von dieser Linie in demselben Verhältniß sinkt. Einige Dörfer in Süd-Schonen sind jetzt dreihundert Fuß näher dem Baltischen Meere, als zur Zeit Linné's, der den Abstand vor hundert Jahren gemessen hat. Die Küsten von Norwegen und England zeigen nicht minder deutliche Spuren dieser mysteriösen Bewegung. Nahe an sechshundert Fuß über dem gegenwärtigen Niveau sind lange Linien zu sehen, scharf markirt durch horizontale Bogen von Muscheln, die etwa nicht zu ausgesprochenen Gattungen, sondern zu den Arten gehören, die sich noch jetzt in den anliegenden Gewässern finden. Wenn wir weiter nach Süden gehen, scheint sich das Land zu senken; längs der deutschen und holländischen Küsten sprechen die Volkssagen von verlorenen Städten und in der Fluth untergegangenen Provinzen, von den großen Städten Wineta und Jhnna; an einem stillen ruhigen Sonntag kann man noch heute ihre Kirchglocken in der Ost- und Nord-See läuten hören. Jn Holland erzählen sie von Thürmen und Glockenspitzen, die bei klarem Wetter fern im Südersee zu sehen sind: die strenge Wirklichkeit zeigt, daß dies keine müßige Erdichtungen sind: in der That sind große Städte, ausgedehnte Eilande, ja, ganze Provinzen vom Meere verschlungen worden, und in beiden Ländern sind noch heute die Menschen in vollem Werke, die sinkenden Küsten gegen die Einbrüche der Wogen zu schützen. Jn Grönland dringt das Meer so schnell ein, daß der mährische Ansiedler mehr denn einmal sich genöthigt sah, die Pfähle, an die er sein Boot band, landeinwärts zu rücken. Auf den niedrigen Felseilanden ringsumher und selbst auch am Festlande sind zahllose alte Gebäude überfluthet worden, und sein Menschengedenken wagen es die Bewohner nicht mehr, sich an der Seeküste anzubauen.

Denn auch die See hat, gleich dem Festlande, ihre seltsamen Bewegungen, die bald sanft, in periodenweise zurückkehrenden, fortschreitenden Schwingungen, bald mit plötzlicher Gewalt wirken. Jn der Südsee hebt und senkt sich der Meeresgrund mit regelmäßiger Abwechselung; dasselbe begegnet auch an der Küste von Chili. Und so lehrt uns Land und Wasser die Unbeständigkeit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge und die Veränderungen, denen die Umrisse unserer Kontinente von Zeit zu Zeit ausgesetzt sind. „Er allein, Gott, er ändert sich nicht!"*)

So ist Alles Leben und Bewegung in und auf der, wie um die Erde. Ja, welches Triebrad unablässiger Bewegung ist die Sonne allein? Sie schöpft aus des Meeres Grunde die Flüsse hoch in die Luft, daß sie, niederschauernd, beide Erdhälften bewässern. Sie entbietet die Winde, daß sie die regengeschwängerten Wolken in tausend seltsamlichen Gestalten über Festlande und Jnseln tragen, sie über den Himmel in goldenen Schleiern und purpurnen Tapeten breiten, sie zu düsteren, Fluth und Verwüstung drohenden Domen thürmen, aus denen bald gewaltige Ströme über die ragenden Gipfel der Berge gießen, bald sanfte Tropfen auf die durstigen Ebenen träufeln. Bald gestalten sie sich zu schönen Schneekrystallen, bald fallen sie als köstliche, hell schimmernde Thauperlen herab. Wie launenhaft und willkürlich sie auch in ihren Dienstleistungen scheinen, dennoch empfängt jeder Punkt unserer Erde Jahr auf Jahr ein den gebührenden Theil an ihren Gaben. Jeglicher Fluß füllt sein Bett, jegliche Rajade ihre Schale. Und die Winde selbst, welch geschäftige Reisende sind sie in ihrem großen Luftreich! Sie wehen, wo es ihnen gefällt, und wir hören ihren Schall, können aber nicht sagen, von wannen sie kommen und wohin sie gehen. Sie führen ein fröhliches Leben, diese „Segler der Lüfte!" Bald treiben sie goldene Wolken hoch in den blauen Aether, und bald steigen sie herab, um in lustiger Jagd die Riesen-Eichen und die nordischen Fichten zu schütteln. Zum Zeitvertreib hauchen sie Leben in die wandernden Schatten, wecken das schlummernde Echo und sammeln reiche Wohldüfte auf den blumigen Wiesen. Heute wandeln sie das Korngefilde in ein ammuthig wogendes Meer, morgen lauern sie unter den Resten der Bäume, um eine goldene Frucht zu erspähen, oder sie streifen das Land ab, um dem Menschen durch das entblößte Gezweig den blauen Himmel droben zu zeigen. An schwülen Tagen kühlen sie sich in den Fluthen und führen wieder erfrischenden Thau dem lechzenden Lande zu. Auf dem Zuge zu ihren mannigfalti.en Sendungen drücken sie in tausendfacher Weise der Spiegelfläche des Oceans ihre Tritte ein. Einige träufeln kaum das sanfte Antlitz des Meeres, während andere es tief furchen zu azurnen Wogen oder es zu rasenden Wellen aufregen und ihre Kämme mit weißem Schaum säumen.

Das sind die Beispiele von Bewegung in der unorganischen Natur. Wenn die organischen Körper einerseits schneller und mehr in die Sinne fallen durch ihre Bewegungen, so hinterlassen sie andererseits weniger tiefe Spuren. Wenn Felsen wandern, so bilden sie selbst Meilensteine, an welchen wir die Entfernungen von ihrem Ausgangspunkte berechnen können. Die Menschen halten in Sagen und Mythen gewissermaßen nur die Vergangenheit fest oder errichten mit eigenen Händen Denkmäler für große Ereignisse. Die Pflanzen aber und die Thiere bestehen aus vergänglichen Jndividuen; sie haben keine Macht, zu den künftigen Zeiten zu sprechen. Was wir daher von ihren Wanderungen wissen, ist wenig; allein selbst das Wenige giebt uns einen so tiefen Einblick in das innere Leben und Weben der Natur, daß es wohl der Mühe der Besprechung lohnt.

Unter allen Kindern dieser Erde haben die Pflanzen von je die meisten und fernsten Reisen gemacht. Viel ist gesagt und geschrieben worden über die armen Blumen, diese echten, eingeborenen Kinder der mütterlichen Erde, die unmittelbar aus ihrem Schooße stammen und stets geschäftig sind, aus der Luft Nahrung für ihre große Erzgenzin zu ziehen. Oft wurden sie bemitleidet, weil sie an den Boden geheftet sind, während ihr eigener Schatten neckend um sie tanzt und die wandelnden Stunden des Sonnenscheins anmerkt. Die Bäume nannte man die treffenden Bilder der Sehnsucht nach dem Himmel, die der Menschenseele eingeboren ist. Fürd ganze Leben an eine kleine Erdscholle gebunden, strecken sie weit hinaus über den Bereich der niedrigen Wurzeln ihre breiten Aeste und streben, die balsamische Luft zu umfassen, das goldene Licht der Sonne zu trinken, die Wolken selbst in ihrem lustigen Lauf aufzuhalten.

Jn der Wirklichkeit aber wandern die Pflanzen schnell und weit in die Ferne. Freilich vollbringen sie ihre Reise als Samen; indeß giebt es vielleicht keine Art von Bewegmitteln auf der Erde, die sie nicht zu ihrem Zwecke verwenden. Wind und Wasser, die Thiere des Feldes und die beschwingten Geschöpfe des Himmels, sie alle, der Mensch selbst an der Spitze, arbeiten in ihrem Dienste, sie von Meer zu Meer, von Gestade zu Gestade zu führen. Unzählige Mächte der Natur sind ohne Unterlaß beim Werke, die Segnungen der Pflanzenwelt überallhin zu streuen. Fast ein Viertel aller Pflanzen auf der Erde dirgt Samen, der mit Schwingen, Fallschirmen oder anderen Organen versehen ist, mittelst deren er auf des Windes Flügeln in ferne Gegenden getragen wird. Jeder Bach, jeder Fluß, jeder Regen führt Tausende von Pflanzen an abgelegene Orte. Der große Ocean selbst trägt auf seinen mächtigen Wellen Früchte und Keime von Jnsel zu Jnsel, und jegliches Korallenriff in der Südsee ist fast im Nu mit reicher, üppiger Vegetation bedeckt.

*) Historiae patriae monumenta, Tom. VII. Liber iurium Reipublicae Genuensis. Augustae Taurinorum, 1854. Fol.

*) Wer denkt hier nicht an die geistbegeisterten Worte des Psalmisten (Kap. 102, V. 26—28)?

So erscheinen beständig neue Pflanzen an solchen Orten, wo sie früher nicht vorhanden waren; während von dem völligen Verschwinden einheimischer Pflanzengattungen nur vereinzelte Beispiele bekannt sind. So kommen unter den sauberen und wohlerhaltenen Malereien der ägyptischen Denkmäler drei Arten Seerosen vor; von diesen leben noch zwei in Aegypten und den angränzenden Gegenden; die dritte findet sich nicht mehr, weder hier, noch sonstwo auf der weiten Welt.

Der thätigste Beförderer der Pflanzen auf ihren Wanderungen bleibt der Mensch. Geschichte und Wissenschaft lehren, daß die von den Polen nach dem Aequator strömende erhitzte Luft hier mit der großen Lebensgarnerie der Erdkugel zusammentrifft, und in einer fast organischen Strömung dem scheinbaren Sonnenlauf von Osten nach Westen folgend, zeigt sie uns die Richtung, in welcher alles Leben und Weben auf der Erde fortschreitet. Diese große Bewegung, ohne Zweifel so alt wie die Erdkugel selbst und doch erst so spät erkannt, dauert noch heute fort; und während uns die Geschichte ein reiches Material wohlverbürgter Thatsachen liefert, belegt und begründet die Gegenwart dieselben stets klarer und klarer. Mit Recht hat man gesagt: Alle guten Dinge kommen aus dem Morgen.

Auch die Pflanzen scheinen ihre gemeinschaftliche Heimat im Osten zu haben; von dannen wanderten sie und zerstreuten sich nach allen Richtungen, fern und weit. Wir sprechen hier nicht von der ersten Geschichtsepoche der Erde, wo Eilande aus dem ungeheuren thatlichen Meere stiegen, bedeckt mit Pflanzen, die sich dann über die Erdfläche verbreiten, indem sie von dem Aequator nach den Polen und von den hohen Bergen in die tiefen Thäler wanderten. Wir sprechen nicht von den Tagen, wo Palmen und Farnkräuter unter dem ewigen Schnee der Nordmeere begraben worden. Von diesen großen Bewegungen haben wir noch zu wenig gewisse Kenntniß. Verfolgen können wir aber, in verhältnißmäßig neueren Zeiten, die Wanderungen gewisser Pflanzen Schritt für Schritt, und immer nehmen sie ihre Reise vom Aufgang zum Niedergang. Kaffee und Thee, Zucker und Baumwolle, Bananen und Gewürze, alle waren zuerst im fernen Osten bekannt, von wannen sie langsam dem scheinbaren Laufe des Lichtes nach Westen folgten. Alexander der Große brachte von seinen Zügen die breite Bohne und die Gurke nach Griechenland; der Flachs und Hanf sind indischer Herkunft.

Am wichtigsten jedoch für das Leben des Menschen und daher die treuesten Begleiter auf seinen eigenen großen Wanderungen sind die Gräser, seine und der Hauptheere Hauptnahrung. Die Tropengegenden erzeugen allerdings die Brodfrucht; die Kokosnuß und die Dattel von freien Stücken Jahr aus Jahr ein; sie sind aber an den heimatlichen Boden gebunden, auf kleine Länderstriche beschränkt und können nicht verpflanzt werden. Die Bestehung hat daher einige Gräser, und zwar die dem Menschen nothwendigsten, mit einer biegsameren Struktur ausgestattet, so daß er sie bequem auf seinen Wanderungen mitnehmen kann. Absoluter Herr der Schöpfung ist er aber nun einmal nicht; er hat nicht die Macht, zu seinem Vergnügen und zur Befriedigung seiner Bedürfnisse die natürliche Vertheilung der Pflanzen nach Wohlgefallen zu ändern. Er sah sich daher genöthigt, unter den vieltausend Grässergattungen, die unsere freigebige Erde spendet, einige und zwanzig Arten auszuwählen, die in Einem Sommer, in wenigen Monaten reiche Nahrung gewähren, unabhängig von der dorrenden Gluth der Tropen wie von dem starrenden Frost des Nordens. Sie sind es, die die Perioden der Menschengeschichte bezeichnen; mit ihnen kam überall die Civilisation in den Wechsel vom nasteten Hirtenleben zu einer höheren Stufe des stets Ackerbaues. Die großen Phasen der Menschengeschichte sind auf diese Weise in die grünen Blätter der Pflanzenwelt geschrieben.

In einer sehr frühen Periode schon müssen diese Cerealien aus dem Eden Gottes in die Gefilde der Menschen übergesiedelt sein. Ihr folgender Gang von Volk zu Volk ist deutlich aufzuspüren; allein die Zeit des ersten Anbaues derselben ist unergründlich; das geht aus der Thatsache hervor, daß, trotz der angelegentlichsten Nachforschungen, die Urheimat der wichtigsten Varietäten nie entdeckt worden. Ihre Urquelle ist in dasselbe Geheimniß gehüllt, wie die Urgeschichte der Hausthiere, die den Menschen seit seinen frühesten Wanderungen über den ganzen Erdkreis begleitet haben. Sie sind in der That heimatlos. Hat man ihnen durch einige Jahrhunderte nachgespürt, so stößt man auf Ueberlieferungen und Mythen, die unwandelbar auf die Götter, als die ersten Spender dieser reichen Segnungen, hinweisen. Brahma in Indien, Isis in Aegypten, Demeter in Hellas und Ceres in Rom stiegen vom Himmel nieder, um die Sterblichen mit dieser Gabe zu beschenken. Die Perauner hatten eine ähnliche Sage in Bezug auf den Maiz, den die kühnen spanischen Eroberer auf dem heiligen Boden rund um den Sonnentempel des Inka, in einer Höhe von zwölftausend Fuß über der Meeresfläche, angebaut fanden. Die reifenden Kolben wurden feierlich den Göttern geopfert oder unter das Volk vertheilt, das denselben eine wunderthätige Kraft beilegte. Diese Fabeln aber deiseele gelaffen, weisen Ueberlieferung und Geschichte unverrückt auf den Orient als auf das Land hin, woher diese Gräser kamen. Die Fußstapfen der Mythe selbst verlieren sich auf der Hochebene Asiens, wo, wie man vermuthet, eine späte und letzte Boden-Erhebung in entlegenen Zeitaltern und eine plötzliche Vergbildung sie zerstreut haben mochte, so daß ihr ursprüngliches Vaterland nicht mehr zu finden ist. Jetzt trifft man sie nur angebaut oder verwildert, und selbst das alte Sanskrit hat kein eigenes Wort dafür, sondern nennt den Weizen: „die Nahrung der Barbaren", womit es dessen nordwestlichen Ursprung bezeichnet.

Nicht alle Völker indessen können auf die Vertheilung dieser edlen Gaben der Natur gleichen Anspruch machen, die kaukasische Race allein hat die Wanderungen der wichtigsten Pflanzen aus deren Urheimat, welche es auch sei, nach den vier Erden der Welt veranlaßt. Die Europäer haben allmählich alle charakteristischen Pflanzen der anderen Racen in ihr eigenes Land verpflanzt. Sie holten die edleren Früchte: die Mandel, die Aprikose, die Pfirsich, aus Persien und Klein-Asien; sie brachten die Apfelsine aus China, verpflanzten den Reis und die Baumwolle an die Gestade des Mittelmeeres und führten Mais und Kartoffeln aus Amerika nach Europa. Noch sichtbarer ist der Einfluß dieser Race auf die Veränderung der Pflanzenvertheilung in den Kolonieen, die sie auswärts gründete. Diese stattete sie nicht nur mit den eigenthümlichen Vegetabilien, sondern auch mit solchen aus, die in Europa nicht fortkommen, aber in günstigeren Gegenden gedeihen können. So finden wir alle Kornpflanzen in jedem Theil Amerika's; Reis und Baumwolle werden in ungeheuren Quantitäten in der Union und Brasilien gewonnen; der Wein gründete in Madeira und den Kanarien, im Süden Afrika's und Amerika's eine neue Heimat. Die Muskatnuß und die Gewürznelken haben ihren Weg nach St. Mauritius, Bourbon und den westindischen Inseln gefunden, und der Thee wird jetzt in Brasilien, Indien und Java gebaut. Weniger haben andere Stämme für die Pflanzenkultur gethan. Die Araber trugen zur Verbreitung der Baumwolle bei, welche die Alten bereits in Indien, später in Aegypten kannten; auch Kaffee, Zucker und die Dattelpalme verpflanzten sie. Die Chinesen haben die Baumwolle und Hindostan und die Japanesen den Thee aus China eingeführt. (Schluß folgt.)

Die Hängebrücke über den Niagara.

Selbst im gegenwärtigen Moment, wo die Aufmerksamkeit des europäischen Publikums von näher liegenden Interessen in Anspruch genommen wird, ist die Vollendung eines der großartigsten Werke unseres Zeitalters, der Eisenbahnbrücke über den Wasserfall des Niagara, ein Ereigniß, das mindestens eine kurze Erwähnung zu verdienen scheint. Wir lesen in der New-York Weekly Times vom 31. März einige Angaben über diesen unter Leitung eines preußischen Ingenieurs zu Stande gekommenen Wunderbau, die auch im „Magazin" eine Stelle finden können.

„Die hängende Eisenbahnbrücke über den Niagarastrom ist jetzt eine vollendete Thatsache. Was von einigen der berühmtesten Baukünstler für unmöglich und unausführbar erklärt wurde, hat sich nicht nur als möglich, sondern als höchst praktisch erwiesen. Es ist nicht mehr eine Chimäre, sondern eine Wirklichkeit, die für die Zukunft unschätzbare Vortheile verspricht.

Der Erfolg dieses Werkes, obgleich schon vor einigen Tagen durch den Uebergang einer Lokomotive von der kanadischen nach der amerikanischen Seite des Flusses entschieden, wurde erst am 18ten d. M. vollständig außer Zweifel gestellt, indem man die Festigkeit der Brücke einer Probe unterwarf, die auch den Unglänbigsten von ihrer Fähigkeit überzeugen mußte, jedes Gewicht zu tragen, das man ihr auferlegen wird. Die Verbindung zwischen der New-Yorker Central-Eisenbahn und der Great-Western in Kanada wurde am Abend des 17ten hergestellt, und am 18. März, Morgens 10½ Uhr, setzte sich der erste Zug von der britischen Seite in Bewegung, fuhr mit mäßiger Geschwindigkeit über die Brücke und eilte auf der New-Yorker Eisenbahn weiter. Er bestand aus einer Lokomotive mit Tender und zweiundzwanzig schwerbeladenen Güterwaggons, welche die Brücke in ihrer ganzen Länge bedeckten. Die Schwere des Zuges belief sich auf etwa dreihundertfunfzig Tonnen, aber trotz dieser ungeheuren Last und des furchtbaren Schneesturms, der bei Eröffnung der Brücke wüthete, war nicht die geringste Vibration an derselben zu bemerken. Eine von sachkundigen Männern angestellte Untersuchung brachte hingegen eine Senkung von ungefähr neun Zoll zu Tage, die jedoch nicht so bedeutend ist, als man erwartet hatte.

Es ist schwer, die unermeßlichen Vortheile zu würdigen, die aus der Eröffnung dieser großen Verbindungsstraße fließen müssen. Durch ihre glückliche Vollendung hat die Kunst einen Sieg über die Natur davongetragen und die Welt mit einem Prachtbau beschenkt, dessen Großartigkeit nur von dem majestätischen Wasserfall übertroffen wird, der ihm seinen Namen giebt. In einer Höhe von zweihundertfünfundvierzig Fuß über den Niagarafstrom geworfen, von der einen Seite auf die gewaltigen Katarakten, von der anderen auf den furchtbaren

Wasserstrudel blickend, dessen kreisende Wirbel den kühnsten Schiffer und den unerschrockensten Abenteurer zurückscheuchen, bietet die Hängebrücke eines der imposantesten Schauspiele dar, auf welchen das menschliche Auge je gerucht hat. In einiger Entfernung gesehen, erhält sie durch ihre Höhe und ihre enorme Länge, indem sie in einer ununterbrochenen Linie von achthundertzweiundzwanzig Fuß Spannung sich über den Fluß erstreckt, den Anschein der Gebrechlichkeit; erst bei einer näheren Untersuchung offenbart sich ihre ungeheure Stärke. Sie wird durch vier Drahtketten getragen, die über vier steinerne Thürme gezogen und an ein massives Mauerwerk befestigt sind, in welches sie sich fünfundzwanzig bis dreißig Fuß tief einsenken. Die Höhe der beiden Thürme am kaukasischen Ufer beträgt achtundsiebzig, die der an der amerikanischen Seite befindlichen achtundachtzig Fuß. Von den vier großen Ketten hat jede zehn Zoll im Durchmesser, mit 3640 Drähten, so daß sie zusammen 14,560 Drähte enthalten. Das Gewicht des Oberbaues ist siebenhundertfünfzig Tonnen, die Tragekraft der Drähte siebentausend und die Gesammtkraft zwölftausendvierhundert Tonnen.

Von jeder Kette hängen in fast vertikaler Richtung und in einem Abstande von etwa vier Fuß kleinere Drahtketten von anderthalb Zoll Durchmesser, durch welche der Oberbau getragen wird. Dieser Theil des Werkes ist durchaus besonders merkwürdig, daß er eine doppelte Brücke bildet, indem unmittelbar unter demselben und sechzehn Fuß unter dem Belag, über welchen die Eisenbahn hinführt, ein zweiter Belag angebracht ist, der als Brücke für Fußgänger und Wagen aller Art dient. Mit der oberen oder Eisenbahnbrücke steht letztere durch ein Flechtwerk von Holz und Eisen von enormer Stärke in Verbindung. Die untere oder Wagenbrücke ruht auf steinernen Widerlagern und ist durch schwere Seiten- und transversale Ketten, die an die Felsen und die Erhöhungen des Ufers befestigt sind, so kräftig gestützt, daß selbst die schwersten Winterstürme eine kaum merkliche Schwankung hervorbringen. Die Eisenbahnbrücke ist mit einem einfachen Geleise versehen, auf dessen beiden Seiten ein hinlänglicher Raum für Fußgänger gelassen ist. Es besteht aus vier parallelen Schienen, die in eben so vielen Weiten angelegt sind, welche Einrichtung die Bahn für Locomotiven und Waggons von verschiedener Geleisweite zugänglich macht.

Obige Details wurden uns von Herrn J. A. Röbling mitgetheilt, dem Ingenieur, durch den das Werk projektirt und unter dessen Aufsicht es vollendet wurde. Er ist ein geborener Preuße, hat sich aber viele Jahre in Amerika aufgehalten. Der Entwurf und die glückliche Ausführung eines Unternehmens, das die namhaftesten wissenschaftlichen Autoritäten für unmöglich erklärt hatten, gereicht ihm zu hohem Ruhm und wird für ihn ein bleibendes Denkmal bilden, welches Millionen mit Bewunderung und Entzücken betrachten werden. Als Kunstwerk ist es in seiner Art ohne gleichen. Es ist die einzige bisher vollendete hängende Eisenbahnbrücke in der Welt, und noch dazu eine doppelte. Die berühmte Hängebrücke zu Freiburg in der Schweiz ist allerdings schön, aber sie ist nur für Wagen bestimmt. Stephenson's vielgepriesene Britannia-Brücke ist ein gigantisches Werk, aber auch sie ist eine einfache und ruht auf Pfeilern, deren größte Spannung nur vierhundertsechzig Fuß beträgt. Unter allen Prachtbauten älterer und neuerer Zeit, welche das Erstaunen und die Bewunderung der Völker erregt haben, wissen wir von keinem, in dem die natürlichen Vortheile der Lage, Kühnheit des Entwurfs, massive Kraft, vollendete mechanische Geschicklichkeit und gemeinnütziger Zweck sich in so hohem Grade vereinigt fänden, als in Röbling's Luftstraße."

Mannigfaltiges.

— Das Erdbeben von Brussa. Das unfern von der asiatischen Küste des Marmora-Meeres gelegene Brussa, das seinen alten Namen Prusa von seinem Erbauer, dem Freunde Hannibal's, König Prusias, herleitet, ist bekanntlich am 27. Februar und 12. April durch zwei Erdbeben, die in ihrer Furchtbarkeit und Wirkung das jetzt beinahe hundertjährige von Lissabon noch übertrafen, gänzlich zerstört worden. Brussa, eine Stadt von nahe an zweihunderttausend Einwohnern, soll so viele Minarets gehabt haben, als das Jahr Tage zählt. In einigen großen Moscheen befanden sich die Grabmäler der ersten Sultane aus dem Hause Osman, Osman's selbst, Orkhan's, Murad's I. und Muhammed's II., so wie zweier Söhne Bajasith's, aber alle diese prächtigen, von den Türken als Heiligthümer verehrten Mausoleen sind eben so zerstört, wie das Kastell, dessen Grundmauern noch von König Prusias selbst auf einer steilen Höhe des Olympos, an dessen Fuß die Stadt lag, gebaut sein sollen, und das von Sultan Osman unweit davon angelegte feste Schloß Balabandschik. Brussa, das auch der Sitz eines griechischen Metropoliten und eines armenischen Erzbischofs war, erfreute sich einer blühenden, gewerblichen Thätigkeit, und wegen seiner in anziehender Berggegend sprudelnden, warmen Mineralquellen von Jeni- und Eski- (Neu- und Alt-) Kaplija hatte es sich auch in jedem Sommer eines zahlreichen Fremdenbesuches zu erfreuen. Aber gerade diese Nähe vulkanischer Gebirgsformationen hat ihm den Untergang bereitet. Am Fuße des Olymps deutet jetzt nur noch ein langer abschfarbiger Streifen, aus dem einzelne Trümmer hervorragen, die Stelle an, wo Brussa gestanden. Ein deutscher Reisender, der von Konstantinopel über das Marmora-Meer hinübergefahren war, um den Ort der Zerstörung anzusehen, giebt davon (in der K. Z.) die nachstehende Schilderung:

„Ungefähr drei Viertel der Stadt sind dahin; Khans, Moscheen, Bäder, und was sonst aus Stein errichtet war, sind bis zur Unkenntlichkeit entstellt; von den prachtwürdigen gewordenen dreihundertfünfundsechzig Minarets der Stadt, von welchen viele mit farbigem Porzellan bekleidet waren, mögen noch sechs bis acht zur Hälfte dastehen, die anderen liegen, umgeworfenen Säulen gleich, am Boden; die noch stehenden Holzhäuser sind zerfetzt, zerrissen, ihre Dachziegel abgeschleift, und kein einziges im bewohnbaren Zustande; die vielen Brunnen und Quellen sind versiegt oder bilden Lachen zwischen den Ruinen. Nur Eines ist unversehrt geblieben und prangt in üppiger Schönheit, wie am ersten Tage; das ist der tropische Pflanzenwuchs, die überwuchernde Vegetation, in der das ehemalige Brussa wie in einer Wiege gebettet lag. Die schöne Ebene prangt noch immer in allen Farben vom dunkeln Grün der Cypressen und Pinien bis zur Smaragdfarbe der Maulbeerhecken; aber all ihren Reichthum wird diesmal Niemand einheimsen; keine Spindel schnurrt mehr, kein Seidenwurm spinnt sein zartes Gewebe. Mit Angst vor überhängenden Mauern und Felsblöcken kletterten wir die Burg herunter und kamen alsdann zu der Stelle, wo einst der reiche Basar der Stadt war. Hier ist die Zerstörung am gräßlichsten; in der Schreckensnacht des 12. April brach an dieser Stelle eine Feuersbrunst aus, welche achtzehn Stunden lang wüthete und Alles verschlang, was das Erdbeben vielleicht noch verschont hätte. An Löschen dachte Niemand, denn die heftigen Zuckungen der Erde warfen die Menschen zu Boden, viele Leute erlitten Kontusionen, man warf sich deshalb platt nieder und ließ die gierige Flamme fressen, bis sie von selbst aufhörte. Wenn man sich dazu denkt, daß in jener Nacht zu zweihundert Erdstöße erfolgten, daß der Donner der Erde, das Krachen der einstürzenden Gebäude, das Wehegeschrei der armen Einwohner sich mit dem Gebrüll der herbrennenden Thiere mischte, so ist es wohl zu begreifen, wenn sich heute noch der Rest der zurückgebliebenen Einwohnerschaft in einem halben Delirium, in einer förmlichen Unzurechnungsfähigkeit befindet. Der geringe Rest des Basars, welchen das Feuer verschonte, hat ein darum nicht weniger trostloses Aussehen. Die Waarenschränke sind aus den nach orientalischer Weise vorn ganz offenen Boutiquen in die Straße hineingestürzt und die Boutiquen hinterdrein; die armen Besitzer klettern darüber weg und suchen die Fetzen der Seidenstoffe herauszuziehen. Der Sermaksek-Khan und der Seiden-Khan, ebenfalls in dieser Gegend gelegen, bieten einen grauenvollen Anblick dar. Die Kuppeln, Pfeiler und Bogen dieser für die Ewigkeit errichteten Gebäude liegen in buntem Chaos durch einander, und die reichen Lager gesponnener Seide und noch nicht abgehaspelter Cocons, zwischen den kolossalen Werkstücken umhergestreut, bildeten häufig für unsere müden Füße einen weichen, angenehmen Ruhepunkt. An Bergung der hier verschütteten Schätze ist nicht zu denken. Denn abgesehen davon, daß Staub und Regen die Waare bereits verdorben haben, so müßten doch die darüber gestürzten Mauerstücke erst gesprengt werden, bevor man an deren Fortschaffung und Aufräumung denken könnte. Das „Himmelsthal", welches die Stadt in zwei Hälften theilt, hatte drei steinerne Brücken; zwei derselben sind eingestürzt. Die dritte, welche, gleich dem Rialto in Venedig, links und rechts zwei Reihen Buden trug, steht zwar noch, hat aber die Buden zu beiden Seiten abgeschüttelt und in die Tiefe gestürzt. Drüben steht die Moschee Muhammed's II., welche für das schönste Erzeugniß osmanischer Baukunst galt, und hinter ihr befindet sich das Grabmal desselben Sultans, das ganz mit grünem Porzellan und sonstigem farbigen Steinschmuck bekleidet war. Beide Gebäude sehen aus wie ein Sieb; ihr Inneres, das kein Imam zu betreten wagt, ist mit Schutt erfüllt, und um weiteres Unglück zu verhüten, wäre nichts Besseres zu thun, als die beiden Gebäude abzutragen. Die Ulu Dschami (große Moschee), welche vierundzwanzig Kuppeln hatte, und welche in der Mitte offen war, so daß der Himmels Wolken in ein in der Mitte angebrachtes Marmorbassin mit Goldfischen schauen konnten, wodurch die frommen Beter mit der großen Himmelskuppel und der Natur in nähere Berührung gebracht wurden — eine sehr sinnige Idee des Erbauers —, diese Moschee hat die Hälfte ihrer Kuppeln verloren, ihre Minarets liegen an der Erde, die Mauern klaffen, und das Wasser des Bassins fließt über den Marmorboden; sie ist, wie alle anderen, geschlossen und ebenfalls blos den Abbruch werth.',

ausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 6 Rthlr. 20 Sgr., halbjährlich 3 Rthlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 1½ Rthlr., worauf das Blatt in Preußen portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Redakteur Kossmann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 63. Berlin, Sonnabend den 26. Mai 1855.

Frankreich.

Universal-Ausstellung von Paris.

V. Die Eröffnungsfeier am 15. Mai.

Das Londoner Athenaeum bringt den Bericht eines Engländers über die am 15. Mai stattgefundene Feier der Eröffnung der drei Ausstellungen (der Industrie-, der Naturprodukten- und der Kunst-Ausstellung; jede in einem besonderen Gebäude) in den Champs-Elysées von Paris. Ein vergleichender Blick auf die am 1. Mai 1851 stattgehabte Eröffnung des Krystall-Palastes im Hyde-Park von London drängte sich wahrscheinlich Jedem auf, der beiden Feierlichkeiten beigewohnt. „Die Welt war damals in Frieden", sagt der englische Berichterstatter; „viel Romantik mischte sich allerdings in die Träume der Menschen von 1851, doch diese Illusionen waren edler Art, und während sie dauerten, fühlte sich die Menschheit wohler. Jetzt ist die Welt in Waffen; unter den Tausenden, die das Pariser Ausstellungsgebäude umfaßte, befanden sich gewiß Wenige, deren Herzen nicht anderswo waren. Alle Gedanken waren mit der Krim beschäftigt. Während man auf das Kaiserpaar wartete, in den Zwischenpausen der Musik, nach dem Aufrechen der hohen Personen, sprach der Fremde zum Fremde, der Gast zum Gaste, nicht von der glänzenden Schau rings umher, nicht von den glänzenden Aussichten für den künftigen Verkehr der Nationen — wie es in London geschah — sondern von fernen Kämpfen und Leiden, von den letzten Depeschen über die Ausfälle der Russen in Sebastopol, von Flatterminen und Contreminen, von der Flotte und den Städten, die sie bombardiren soll, von Zerstörung und nicht vom friedlichen Aufbau. Nur Eines konnte hierbei allenfalls tröstlich erscheinen: der Gedanke, daß Frankreich und England, die jetzt eben an den Gränzen Europa's mit dem kolossalen Rußland einen für Letzteres so verderblichen Krieg führen, gleichwohl daheim ein solches Fest der Künste und der Industrie feiern können." . .

„Das Gebäude im Hyde-Park", fährt der Engländer fort, „war des Volkes Palast; das in den Elysäischen Feldern ist ein Kaiserdan. Ganz England trug sein Scherflein zu dem Glashause bei; in Frankreich hat die Regierung den Plan zu dem von ihr garantirten steinernen Bauwerke vorgezeichnet. Vom 1. Mai ab nahm die Menge Besitz von ihrem Eigenthum im Hyde-Park, und bis zur letzten Stunde dessel-den hing sie mit Liebe an dem imposanten Spielwerk. In Paris bemerkt man nichts von diesem stolzen Gefühle der Gemeinguterschaft; das Gebäude gehört nicht einmal der Ausstellung; sobald die Schätze, die es enthält, wieder in alle vier Weltgegenden zerstreut sein werden, wird man die massiven Mauern, Gott weiß, zu welchem anderen Zwecke, verwenden. Das Volk bewegt sich hier ungefähr eben so fremd und neugierig, wie es sich in den Tuilerieen am Tage nach der Februar-Revolution bewegte, oder wie es sich heute noch mit höherer Erlaubniß auf einen Tag in den kaiserlichen Schlössern und Gärten bewegt. Im Hyde-Park dagegen fühlte sich jeder Engländer zuhause, und sein Krystall-Palast hatte die Einheit zugleich und die Mannigfaltigkeit einer epischen Dichtung.

„Das Centralgebäude, ein rechtwinkliches Viereck, bietet keine Mannigfaltigkeit der Ansichten dar. Von jedem Punkte der Galerieen und selbst des Schiffes beherrscht das Auge alle Theile des Schauplatzes. Ungleich den gebogenen Linien, dem verschwimmenden Lichte und den krystallischen Formen des Hyde-Park-Gebäudes, ist im Pariser Palast eine Aussicht wie die andere beschaffen. Was hier an Pracht zusammengehäuft ist, das stellt sich dem Auge mit einem Male dar, während man im Hyde-Park, wenn man um die Ecke bog, plötzlich eine ganz veränderte Scene vor sich hatte und in mannigfaltiger Weise überrascht wurde. Etwas romantischer erscheint der an der Seine gelegene Langbau; der Centralpalast jedoch hat durchaus nichts Poetisches — so geschmack- und so prachtvoll auch die Anordnung und so blendend der Gesammteindruck ist." . . .

Der Berichterstatter, welcher bestätigt, daß der Anblick der schönen Frauen im glänzenden Ballstaate, umgeben von den dekorirten und kostümirten Herren, bei der Eröffnungsfeier sehr malerisch gewesen, und daß namentlich die anmuthige Gestalt der Kaiserin Aller Augen auf sich gezogen, weiß auch darauf hin, daß der kaiserliche Thron, welcher sich auf der Südseite des Mittelraumes, gegenüber den französischen sogenannten „Trophäen", befand, zufällig gerade vor der den Nord-Amerikanern überwiesenen Abtheilung stand. Nun ist zwar diese Abtheilung (wie dies auch in London lange der Fall war) noch ziemlich leer an Ausstellungs-Gegenständen, doch fehlt es dafür nicht an zahlreichen Flaggen, Sternenbannern und Freiheits-Devisen. Letztere hatten um den kaiserlichen Thron förmlich mit republikanischen Attributen umgeben, und was man seit dem 2. Dezember 1851 so sorgfältig von allen öffentlichen Plätzen, Staatsgebäuden und Wappen in Frankreich entfernt hatte, das war hier scheinbar mit außerordentlichem Pomp zur Schau angestellt.

VI. Die Gemälde der Welt-Kunst-Ausstellung.

In einem vorläufigen Bericht über die Gemälde der Welt-Kunst-Ausstellung spricht Theophile Gautier (im Feuilleton des Moniteur) die Ansicht aus, daß nur vier Nationen einen entschiedenen, ausgesprochenen Charakter auf dieser Ausstellung hätten: England, Belgien, Deutschland und Frankreich. England sei durch die Individualität, Belgien durch das savoir-faire, Deutschland durch das Ideal und Frankreich durch den Eklekticismus gekennzeichnet. Italien habe nur einige Quadratfuß Wand mit mittelmäßigen Gemälden bedeckt, und Spanien würde man von den ihm benachbarten Franzosen, die es vollständig kopire, nicht unterscheiden können, wenn nicht das Wappen von Kastilien und Leon über seinen Bildern hinge.

Hören wir, was Herr Gautier zur näheren Ausführung seiner Charakteristik der vier künstlerischen Nationen beibringt. Daß er den französischen Eklekticismus über Alles stellt, versteht sich von selbst bei einer Kunstkritik, die es für ihre Haupt-Aufgabe hält, die „Gloire de la France" wahrzunehmen. „Wiewohl," sagt er, „Frankreich nur ein Paris (und nicht wie Italien oder Deutschland mehrere Centren der Kunst) hat, vertritt es in seiner Kunst doch alle Klimate und alle Temperamente. Es kann Ingres dem Delacroix, Decamps dem Meissonnier, Flandrin dem Couture, Aligny dem Rousseau gegenüberstellen. Hier begegnen sich alle Kontraste, vertragen sich die verschiedenartigsten Eigenthümlichkeiten."

„Deutschland," sagt Gautier, „das die naive minutiöse Darstellung, den Naturalismus Albrecht Dürer's und Lucas Cranach's aufgegeben, scheint sich in der Kunst-Aesthetik ja gefallen; kann daß es die Natur eines zerstreuten Blickes würdigt. Es erfindet, komponirt und zeichnet Cartone,*) deren Ausführung es sekundären Händen überläßt. Nicht Gemälde, sondern Dichtungen malt es: epische Darstellungen, welche uns die Geschicke des Menschengeschlechtes, die Wanderungen der Völker, die Mythen und Apokalypsen der Religionen, oder auch wohl Symbolismen oder philosophische Systeme vorführen, wo die Figuren mehr als hieroglyphische Zeichen, wie als Vertreter von Persönlichkeiten gelten. Diese rein verstandesmäßige Schule mißachtet die Farbe und die Geschicklichkeit des Pinsels (!). Sie malt nicht, sie versinnlicht eine Idee. Für uns ist eine solche Art der Kunstbetrachtung etwas ganz Neues, und sie wird den französischen Malern, deren Anschauungsweise eine so ganz and.re ist und die sich immer nur an die Form gehalten haben, ein merkwürdiger Gegenstand ihrer Studien sein."

Von Belgien sagt Herr Gautier, daß es im Gegentheile durch außerordentliche Geschicklichkeit, durch eine merkwürdige Detailkenntniß in der Ausführung sich auszeichne, Belgien strebe nicht nach dem Ideal, und wie die alte flamändische Schule, wisse es auch dem geringfügigsten Gegenstand ein kostbares, kleines Meisterstück zu machen. Freilich ahme es auch seinem guten Freund, dem französischen Nachbar, nach,

*) Der Kritiker scheint dabei nur Cornelius und Kaulbach im Auge zu haben. Im Gegensatze mit den maßenhaften historischen Bildern der Franzosen, die ihre Musen von zeitgenössischen Arbeitern im Lorrembourg, im Louvre und in Versailles, so wie einen Theil ihrer Künstler, für die Ausstellung gespändet, müssen allerdings die wenigen Bilder der Düsseldorfer, der Münchener und der Berliner Schulen sehr zurücktreten. D. R.

Digitized by Google

und zwar zuweilen bis zum Plagiat, aber es behalte darum doch immer seine erkennbare Individualität. Die großen Ahnen würden den Enkel nicht verkennen.

Englands charakteristische Merkmale endlich seien sein nationales Wesen, seine starke lokale Färbung. Ein englisches Bild, ob gut oder schlecht, werde sofort, als solches, auch von dem ungeübtesten Auge erkannt. Ein Franzose glaube sich drüben in einer ganz anderen Welt zu befinden, obwohl man an demselben Tage in Paris frühstücken und in London dinieren könne. Bei aller Manierirtheit und Bizarrerie habe diese Kunst doch auch immer etwas Aristokratisches und „Gentlemanliket." Eine eigentliche Schule gäbe es jetzt nicht in England; Jeder folge vielmehr seiner Individualität, doch stets trage sein Werk den unverkennbaren englischen Stempel. Nächst den Franzosen, haben die Engländer am meisten die Ausstellung beschickt — wenige historische Bilder, doch um so mehr Landschaften, Marinen, Stillleben, Genrebilder und Aquarelle.

Nord-Amerika.

Die Natur in Bewegung.

(Schluß.)

Die frühesten, in Europa gekannten Getraide-Arten waren unstreitig Weizen und Gerste, obgleich die ältesten Schriftsteller aber deren eigentliches Vaterland in ihren Meinungen von einander abweichen. Verkohlte Körner beider Arten finden sich in Pompeji, und Wandgemälde der todesstillen Stadt stellen Wachteln dar, die aus Gersten-Aehren Körner picken. Die Bibel, Homer und Herodot erwähnen ihrer als weitverbreitet, und Diodor von Sicilien spricht von der Meinung Vieler, daß der Weizen in Leontini und anderen sicilischen Gegenden wild wachse. So gewiß ist es, daß selbst das Alterthum über die Urheimat dieser Gräser in Zweifel war; Alles weist jedoch auf Indien hin. Nach Humboldt tragen alle hier vorkommenden Varietäten das unverkennbare Zeugniß, daß sie ehemals fleißig angebaut worden waren und erst in jüngster Zeit ansarteten. Die Spanier brachten den Weizen nach Nord-Amerika; ein Negersklave des großen Cortez war der Erste, der ihn in Neu-Spanien anbaute, indem er mit drei zufällig unter dem Reisvorrath für die Armee gefundenen Körnern den Anfang machte. Zu Quito zeigt man noch heute in einem Franziskanerkloster das irdene Gefäß, das den ersten Weizen enthielt; ein Mönch, aus Flandern gebürtig, hatte ihn vor seinem Kloster gesäet, nachdem er den Urwald niedergebrannt. Der große Humboldt sagt mit Recht: „Ich wünschte, man hätte nicht die Namen derer erhalten, welche die Erde durch blutige Eroberungen verwüstet, sondern derer, welche ihr zuerst die Früchte anvertraut, die sich so früh mit der Verbreitung des Menschengeschlechtes gepaart haben." Die Gerste, deren Homer als Futter der Rosse seiner Helden erwähnt, hat mindestens das Verdienst, daß sie unter allen nahrhaften Gräsern am weitesten verbreitet ist. Sie ist bekannt von den äußersten Gränzen der Kultur in Lappland bis zu den Hochebenen in der Nähe des Aequators.

In einer weit späteren Periode wurde der Roggen nach Europa gebracht. Um die Zeit des Galenus fand er den Weg durch Thracien nach Griechenland, und Plinius spricht davon, als sei er von Taurien durch massilische Kaufleute eingeführt worden; zu seiner Zeit traf man ihn zufällig in der Nachbarschaft von Turin. Im siebenten Jahrhundert kam er nach Deutschland, wo Karl der Große sofort die Wichtigkeit desselben erkannte und den Anbau weislich förderte, so daß er sich bald über das Festland verbreitete und jetzt mindestens einem Drittel der Bewohner desselben Unterhalt verschafft. Irrigerweise glaubte man ihn im Kaukasus wild wachsend gefunden zu haben; denn sorgfältige Beobachtung zeigte, daß die vermeintlichen Originale einer ganz verschiedenen Spezies angehören: ihre Halme waren so spröde, daß sie nicht gedroschen werden konnten. — In einer noch jüngeren Zeit kam der Hafer aus dem Osten nach Europa, und während man ihn in Griechenland als grünes Futter benutzte, bereiteten die Deutschen, wie bereits Plinius berichtet, ihre Hafergrütze, eine Delikatesse, der sie bis zur Stunde treu geblieben sind.

Reis scheint schon in einer sehr frühen Periode der europäischen Geschichte unter den verbreitetsten Gräsern gewesen zu sein. Daher können wir ihm aus seiner Heimat Indien (der Sanskrit-Name „Vrie" weist dahin, und der dänische Missionair Klein glaubt ihn hier wild wachsend gefunden zu haben) auf seinen Wanderungen nach allen Welttheilen Schritt für Schritt nachgehen. Im Osten, wissen wir, war er seit undenklicher Zeit die Hauptnahrung; um die Zeit Alexander's des Großen wurde er am Nieder-Euphrat angebaut und von dort nach Aegypten gebracht. Die Römer scheinen ihn nicht gekannt zu haben, die Araber jedoch brachten ihn nach ihren Eroberungen in Afrika, Sicilien und Spanien in das südliche Europa. Nord-Amerika kennt ihn erst seit dem Beginn des letzten Jahrhunderts, versorgt aber jetzt die alte Welt mit einem großen Theil dieser Nahrung.

Die neue Welt nimmt, aber nicht ohne alle Widerrede, den Mais als ein einheimisches Produkt in Anspruch. Denn Theophrastus spricht von einem gewissen eigenthümlichen Weizen mit olivengroßen Körnern, der aus Indien stamme, und das kann, wie Einige meinen, nur Mais gewesen sein. Sie suchen ihre Behauptung durch die Thatsache zu erhärten, daß die sorgfältigsten Nachforschungen der Reisenden in Amerika den Mais niemals anders als angebaut oder verwildert angetroffen haben. Gewiß ist, daß sein Name in den europäischen Sprachen auf den Osten hinweist. Deutschland und Italien nennen ihn: „türkischen Weizen", und der Name „arabischer Weizen" bei den Griechen setzt ebenfalls eine orientalische Heimat voraus.

Es klingt fast hart, dem West-Kontinent nicht mindestens das Verdienst einzuräumen, die Urheimat der Kartoffel zu sein, wie dies allgemein angenommen wird. Sie ist in Peru, Chili und Mexiko wild wachsend. Allein gelehrte Botaniker und aufmerksame Beobachter haben festgestellt, daß die hier gefundene Knolle nicht die gemeinsame Mutter, sondern eine Abart der zahlreichen Gattung sei, zu der die Kartoffel gehört. Und merkwürdig, Mexiko, hauptsächlich nun den europäischen Einwanderern den Genuß der Lieblingskost ihrer Mutterlandes zu gewähren, hat erst ganz kürzlich den Versuch gemacht, längs der Küste Kartoffeln zu ziehen. Der Versuch mißlang, trotz aller Anstrengung, vollständig. Die vermeintliche Mutter behandelte die ihr aufgedrungenen Kinder sehr steif, und sie verkümmerten.

Doch wie jedes Gute nothwendig sein Uebel mit sich führt, wie fast jedes Heer wackerer Krieger einen Schwarm von Strolchen und Gesindel in seinem Gefolge hat: so sah sich auch der Mensch gezwungen, als unzertrennliche Gefährten der nützlichsten Grasarten einen ganzen Troß Unkraut, Dornen und Disteln mitzunehmen. Die meisten derselben, die wir auf unseren Aeckern finden, sind ohne Zweifel mit den Cerealien eingewandert. In weit größerer Zahl jedoch, und ohne menschliche Vermittelung, schließen sich andere Pflanzengattungen an den Herrn der Schöpfung, folgen ihm, wohin er geht, und bauen sich aus freien Stücken ihre Hütten. Diese scheinen sich nicht an ihre Verwandten, die Körner und Gräser, zu binden, sondern halten sich unmittelbar an des Menschen Heimat; mit nimmer fehlender Pünktlichkeit nisten sie sich um sein Haus, seinen Stall oder wuchern auf seinem Düngerhaufen. So sind Reisende, wie der berühmte Angustin de St. Hilaire in Brasilien, im Stande, mitten in einer Wüste aus dem bloßen Vorhandensein des Unkrauts die Spuren völlig zerstörter Niederlassungen zu entdecken. Noch seltsamer ist es, daß die verschiedenen Menschenracen verschiedene Unkraut-Arten in ihrer Begleitung haben, so daß sorgfältige Beobachter auf ihren Reisen aus dem vorherrschenden Unkraut sofort bestimmen können, ob Europäer oder Asiaten, Deutsche oder Slaven, Neger oder Indianer hier gewohnt haben. Nicht ohne guten Grund also nannten einige Indianerstämme den gemeinen Wegerich in ihrer Sprache: „des weißen Mannes Fußstapfen." Noch bezeichnet die Wicke den ehemaligen, jetzt völlig verödeten Wohnplatz der norwegischen Kolonisten in Grönland. Die Geschichtschreiber können also über die Richtung und die Länge der großen Wanderungen des Menschengeschlechtes noch Manches von dem Unkraut lernen. Eines der merkwürdigsten Beispiele der Art ist vielleicht die fast universelle Verbreitung des sogenannten Jamestown-Unkrauts. Die Zigeuner brachten es aus Indien und verführten es über die weite Welt, indem sie von diesen guten und schönen offizinellen Eigenschaften Gebrauch machten. Sie hatten es stets bei der Hand, pflanzten es sogar um ihre flüchtigen Lagerstätten, und so folgte es ihren Spuren von dem fernen Osten bis in den fernen Westen.

Eine eigene Wirkung dieser Wanderungen in Masse ist, daß gewisse, von den Menschen zuerst eingebrachte Pflanzen in der Folge sich, unabhängig von menschlicher Thätigkeit, zu allgemein verbreiteten, daß die ganze ursprüngliche Flora mancher Gegend eine vollständige Umwandlung erhielt. So werden die reichen Pampas in Süd-Amerika von der Artischocke und dem Pfirsichbaum eines anderen Festlandes überwuchert; unermeßliche Strüche sind von diesen auswärtigen Eindringlingen bevölkert und zu Viehweiden unbrauchbar geworden. Eilande selbst sind diesem Geschick nicht entgangen. Auf St. Helena sind die heimischen Pflanzen fast verschwunden und haben solchen Platz gemacht, die aus Europa und Asien hereinkamen. In Ost-China ist die Bevölkerung so dicht und die Bodenkultur so ausgebildet, daß, mit Ausnahme weniger Wasserpflanzen in den künstlich bewässerten Reisfeldern, alle ursprünglich wildwachsenden Pflanzen ausgetrieben worden sind. Das ganze Land ist jetzt ausschließlich mit Kornfeldern bedeckt, und der Botaniker findet, in dem Tieflande wenigstens, nicht eine einzige Pflanze, die nicht der Kunst ihr Dasein verdankt.

So erobern manche Pflanzen buchstäblich ein Land und verdrängen die eingeborenen Schwestern; andere weichen nicht den Feinden aus ihrer eigenen Race, sondern wandern aus, weil das Klima sich verändert hat. Palästina, einst das Land, wo Milch und Honig floß, wo die Weintraube und die Dattel in Fülle gedieh, ist jetzt eine unfruchtbare Oede. „Der Verwüster ist hergefallen über ihre Sommerfrucht

Digitized by Google

und ihre Weinlese? Freude und Heiterkeit sind ihren reichen Gefilden entnommen, und ihre Pflanzen sind übers Meer gewandert. Unser gemeiner Klee hat seine Reisestationen deutlich gemarkt; da er viel Nässe braucht, verließ er Griechenland, als dessen Ebenen versiegt und ausgedorrt waren. Italien, nach seinen wiederholten Bewässerungen, konnte ihn nicht halten, als er seinen Weg nach Süd-Deutschland nahm, von wo er erst allmählich in die feuchten Gegenden des Nordens zog. Kein Pythagoras braucht jetzt seinen Schülern die Bohnen zu verbieten; denn Aegypten kann keine mehr hervorbringen. Der Wein der Marcotis, der die Gäste Kleopatra's besoffen, den Horaz in so preisenden Versen besang — er bläht nicht mehr. Der furchengesagte Mörder würde heutzutage seinen Schutz in den Fichtenhainen Pofeiden's finden, der in Pferden sie zu erwarten, die zu den großen Festmählern Griechenlands heiter wallten — die Fichten haben die Ebene mit ihrer heißen, verdörrenden Luft längst verlassen und die kühleren Berge aufgesucht.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß alle edleren Früchte aus dem Osten zu uns gekommen sind. Die köstliche Traube, die süßende Kirsche, die Pomeranze und die Pfirsich, kurz, alle wonnigen Gaben des Herbstes schulden wir dem Orient. Italien ist nicht ursprünglich

„Das Land, wo die Zitrone blüht,
Im dunklen Laub die Gold-Orange glüht",

denn Sevilla's Orangen und Zitronen kamen nur durch die Araber nach Europa. Sie fanden sich nicht einmal an den Mauern Pompeji's, und die gemeine Apfelsine, chinesisch von Geburt, ist zuerst von kühnen portugiesischen Seeleuten nach Europa gebracht worden. Hier lebten sie eine Zeitlang in verkümmertem Zustande, bis sie, durch geschickte Zucht an Gestalt und Geschmack verfeinert und veredelt, über das weitgestreckte Atlasmeer nach Amerika segelten. In dem neuen Vaterlande verbreiteten sie sich von Staat zu Staat und sind jetzt auf dem Wege, durch Kalifornien in ihre Urheimat zurückzukehren. Vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo die jugendkräftige Union, die bereits dem hungrigen Irland das Korn zurückgegeben und auf die Tafeln der Reichen die schönsten Aepfel, welche die Welt kennt, gesetzt hat, ihre Trauben und ihre unübertrefflichen Nektarinen den alten Persien zuschickt, von wo Europa die harten, ungenießbaren Pfirsiche bekommen hatte. Seltsam, so wie Europa für die mannigfaltigen Gaben aus dem Osten sich durch kein einziges Gegengeschenk abgefunden, eben so unerkenntlich hat sich Amerika gegen Europa bewiesen. Für die ganze Segensfülle unserer Getraide-Aernde, für den gesunden Reis, für die gewinnreiche Baumwolle, für Zucker und Gewürze, Orangen und Pomeranzen — für Alles, was wir der alten Welt verdanken, haben wir ihr nur zwei, ziemlich zweideutige Gaben gesendet. Denn nur Raucher dürften geneigt sein, die Einführung des Tabacks als ein wirkliches, schätzenswerthes Geschenk anzusehen. Eine Pflanze, die weder an Wurzel, Frucht oder Blatt etwas Eßbares darbietet, die sich weder durch Schönheit, noch angenehmen Duft auszeichnet; die im Gegentheil durch Geruch und Geschmack anwidert, die Ekel, Erbrechen und Schwindel verursacht, ja, in großen Quantitäten oder in verdichteter Substanz genossen, zum tödlichen Gifte wird — eine solche Pflanze ist, auf gelindeste bezeichnet, ein zweifelhaftes Geschenk. Eben so ist es mit der Kartoffel, die von ihren enthusiastischen Bewunderern als eine unvergleichlich kostbare Gabe des Westens an den Osten betrachtet wurde, die aber jetzt als unselige Frucht in den Jahrbüchern der Geschichte den beginnenden Verfall der europäischen Völker bezeichnet.

Aber selbst der Taback wird nicht von allen Botanikern als ein Geschenk des Westens anerkannt. Es heißt allerdings, die Spanier hätten ihn in Mexiko gefunden, wo er, besonders bei der Behandlung von Wunden, zu medizinischem Gebrauch verwendet wurde, und ihn hier, wie die Engländer in Virginien, rauchen sehen; indeß war er in Java und China schon 1601 und, wie guter Grund zu glauben ist, in einer noch früheren Periode in China bekannt. Da nun der Taback vor 1559 nicht nach Europa kam, wo er zuerst in Portugal, also in Europa, als Arznei gebraucht wurde; so mag er in dem östlichen Asien lange vor der Entdeckung Amerika's bekannt gewesen sein. Die Natur scheint überdies darauf anzugehen, diese naturwidrige Bewegung von Westen nach Osten durch die rasche Ausartung dieser beiden Pflanzen in Europa zu rächen. Wäre aber auch der Mais wirklich zuerst aus dem West-Kontinente gekommen, hätte die indische Feige und die damit eng verwandte Agave, die jetzt um das Mittelmeer wild wachsen und nicht wenig zu der malerischen Scenerie beitragen, ihre wahre Heimat in der neuen Welt: so bleiben diese zwei Pflanzen die einzigen, die jemals westwärts gewandert sind, die vereinzelten Ausnahmen von dem großen Naturgesetz, daß Pflanzen, Thiere und Menschen nach dem Niedergang der Sonne ihre Pilgerfahrt vollbringen müssen.

Diese geheimnißvolle und unleugbare Bewegung geht noch in unseren Tagen nach einem großartigen und imponirenden Maßstabe ihren Gang und verändert von Zeit zu Zeit wesentlich den pflanzlichen Charakter ganzer Gegenden, so wie sie neu entdeckt oder angebaut werden. Sie zeigt uns in unauslöschlichen Zügen die stille, unwiderstehliche Gewalt, mit welcher die bescheidenen Pflanzen ihren Weg auf Erden zu den Thieren, die uns nähren, und zu den verschiedenen Menschenracen beschreiben. Denn so wunderbar ist die Beziehung zwischen den Pflanzen und dem Menschen; sie sind von höchster Wichtigkeit nicht nur für seine Existenz, sondern auch für seine Wohlfahrt. Daß sie ihn ernähren und kleiden, daß sie ihm die Mittel bieten, die Thiere zu füttern, die ihm dafür nicht blos Nahrung und Bequemlichkeit erstatten, sondern, was bei weitem schätzbarer, ihm dienstbar, zugeneigt und dankbar sind — das will wenig sagen; die Cerealien wurden vielmehr das erste und festeste gesellige Band zwischen Menschen, weil der Anbau derselben eine umfassende Arbeit und eine gegenseitige Dienstleistung fordert. Da keine Gesellschaft überdies ohne Gesetze bestehen kann, so darf man wohl sagen, daß diese farbenlosen Gräser in Wahrheit die erste Ursache aller Gesetzgebung sind. Nicht ohne guten Grund also nannten die Römer ihre Ceres nicht blos eine Göttin, sondern auch eine Gesetzgeberin.

Dem flüchtigen Beobachter scheinen Thiere wie Pflanzen feste Züge in der Physiognomie der Natur. Dem Aufgeben nach, nicht derselbe Sperling, der unsere Kirschbäume im Frühsommer plündert, die Weizenkörner auf den Herbstfeldern auf, und dasselbe Wild, das unsere Vorväter fingen, lockt uns heute noch in Feld und Wald.

So ist es aber mitnichten. Die von ihrer Naturwüchsigkeit abgefallenen Thiere freilich sind nahezu jetzt dieselben, die sie von je waren; dasselbe Schaf, das Abel hütete, schlief Nacht für Nacht auf unseren Weiden, und das „Vieh auf tausend Bergen" schweift jetzt auf unseren Ebenen. Allein alles edlere, höhere Leben unter den Thieren bewegt sich ohne Unterlaß rund um den Erdkreis. Auch hier ist ein rastlos Gehen und Kommen, Fließen und Drängen, ein endloser Wechsel der Heimat, ein Aufdaschen der abgenutzten Bergangenheit gegen eine verheißende Zukunft.

Keine Klasse von Thieren, der höheren oder niederen, entgeht gänzlich dem allgemeinen Gesetz der Bewegung; und wenn wir gelegentlich von dem Flug der Störche und den Heringszügen lesen, so sind das bloße Anekdoten, nichts als einzelne, herausgehobene Momente jenes unermüdlichen Laufens, das in großen, ruhelosen Massen um den Erdball kreist.

Von den frühesten Wanderungen der Thiere, selbst derer, die der Mensch zu seine Existenz gebunden, wissen wir sehr wenig. Die Geschichte, die uns von den ersten Reisen des Menschen selbst erzählt, läßt sich nicht herab, über Wesen zu sprechen, die tief unter ihm stehen. Wir vermuthen mehr, als wir wissen, daß die Hauptheere wenigstens ihre gemeinsame Heimat in dem großen Centrum alles indischen Lebens, Hochindien, zugleich mit den ersten wandernden Völkern verließen. Wir schließen das hauptsächlich aus der Thatsache, daß die Menschengeschlechter sich zu einer Zeit trennten, als sie Alle Hirten waren. Das erkennen wir aus der Sprache; denn in allen Idiomen sind die Wörter, die sich auf das Hirtenleben beziehen, verwandt; während die Verwandtschaft in den anderen Beziehungen verschieden und schwieriger nachzuweisen ist. Ein merkwürdiges Beispiel ist das Wort: „Tochter" = *daughter* = *Duhitar*, aus dem Sanskrit: *duhitri*, das hier das melkende Weib heißt; weil es bei allen Hirtenvölkern Gewohnheit war, das Melken der Heerden den Töchtern zu überlassen. — Die Thiere selbst bleiben in einem gewissen Zusammenhange mit ihrer Urheimat; denn von den meisten leben noch verwandte Arten auf den Hochebenen Mittel-Asiens, wo sie in naturwüchsiger Wildheit, Kraft und Schönheit umherschweifen und Hunderte von Meilen die Thäler entlang rennen, um die erschöpften Landschaften gegen neue üppige Weideplätze umzutauschen.

Thiere wie Pflanzen reisen gelegentlich auf den mannigfaltigen Wegen, die ihnen die Natur selbst bietet. Die Riesenströme Ganges, Congo, Marañon, Orinoco, Mississippi schwemmen alljährlich Inseln nach dem Ocean, die lebende Bewohner auf ihren Rücken tragen. Tausende Meilen von der Küste kann man sehr häufig Massen von Seetang auf dem Meeresspiegel schwimmen sehen; sie dienen den kleinen Schaalthieren zum Ruheplatz, die nicht fort genug sind, durch eigene Kraft so weit von ihrem Geburtslande zu schwimmen. Ueber die Philippinen und Molucken hinaus stoßen die Seeleute oft, nach einem Typhon, auf schwimmende Inseln, die von Leben wimmeln und die mit Bäumen so bewachsen sind, daß sie das Auge täuschen und die Sicherheit der Fahrzeuge gefährden. In den großen Meeresströmungen treiben Baumstämme, die, mit Zaddelankerven von einem Ende bis zum anderen ausgehöhlt, mit Mollusken- und Fischeiern angefüllt sind. Ein andermal brachten sie Eidechsen und Vögel von einem Lande zum anderen. Auf der Insel St. Vincent erschien einst eine ungeheure Boa Constrictor, die sich um eine hohe, kräftige Ceder wand, mit der sie aus den Urwäldern Brasiliens entführt worden war; sie verschlang mehrere Schafe, bevor es den erschrockenen Einwohnern gelang, sie zu tödten. Der Gouverneur, wie wohlbekannt, führte mehr denn einmal Leichen von unbekannter Race mit breiten Gesichtern nach den Azoren,

Digitized by Google

die zur Entdeckung des amerikanischen Festlandes beitrugen, indem sie Columbus in seinem Glauben an die Existenz einer neuen Welt bestärkten. Eben so wurden Grönländer und Eskimos lebendig über den Ocean entführt und fanden sich zu ihrem Erstaunen an der englischen Küste.

Außerdem führen Luftströmungen Myriaden Pflanzensamen, zahllose Insekten-Eier und Infusorien über die ganze Welt. Um diese früher bestrittene Thatsache festzustellen, setzte Unger, ein deutscher Naturforscher, einige sorgfältig gereinigte Glasplatten zwischen die fast luftdicht verschlossenen Doppelsenster seiner Studirstube. Sechs Monate später nahm er sie heraus, untersuchte mit dem Mikroskop den durch die Spalten und Ritzen eingedrungenen Staub und entdeckte in dieser scheinbar anorganischen Substanz den Blumenstaub von acht verschiedenen Pflanzen, den Samen von elf Fungusvarietäten, die Eier von neun höheren Infusorien und lebendige Individuen von einer Art.

Rußland.

Skizzen aus dem russischen Dorfleben.

Von Iwan Turgheneff's Skizzen aus dem Leben der Russen, dessen erster Band im vorigen Jahre von August Diebert unter dem Titel „Aus dem Tagebuche eines Jägers“ (was auch dem russischen Titel „Sapiski Ochotnika“ entspricht) übersetzt ward, ist kürzlich der zweite Band erschienen,*) und zwar aus der Feder des Herrn August Boltz, der uns ebenfalls schon durch Uebertragungen aus dem Russischen rühmlichst bekannt ist. Daß diese Skizzen Turgheneff's ein sehr glücklicher Griff aus der Fülle des russischen Volkslebens sind, geht schon aus dem Umstand hervor, daß sie gleichzeitig in deutscher, französischer und englischer Uebersetzung erschienen sind. Der französischen haben wir bereits gedacht; die englische Bearbeitung hat den wohlgewählten Titel „Russian Life in the Interior, or the Experiences of a Sportsman“ und ist von einem Herrn James Meikleajohn herausgegeben. Die Literary Gazette vom 14. April theilt darauf die Skizze von den „Odnodworzen“ (Freibauern) mit, die bei August Diebert die Ueberschrift: „Der Freisasse Owssianikow“ hat. Diese russischen Dorfgeschichten schildern uns das Haus und den Hof, den Ernst und den Scherz, die Durchtriebenheit und die Naivetät des moskovitischen Lebens viel anschaulicher und wirkungsvoller, als irgend ein noch so viel gereister und scharfsinniger, europäischer Tourist es vermag. Man lese z. B., was der russische Jäger von dem Handel und Wandel unter den Bauern erzählt (Bd. II. S. 56 in der Skizze „Chor und Kalinitsch“):

„So erfuhr ich, daß in jedem Sommer vor dem Heumähen in den Dörfern ein kleines Wägelchen ganz besonderer Art erscheint. In diesem Wägelchen sitzt ein Mann im Kaftan und verkauft Sensen. Dagegen Baar erstößt er seine Sensen für 1¼ bis 1½ Papierrubel (11½ bis 13½ Sgr.)₂ auf Borg — für drei Papier- bis zu einem Silberrubel (28 Sgr. bis 1⅓ Thlr.). Natürlich kaufen alle Bauern bei ihm auf Pump. Nach zwei bis drei Wochen kömmt der Mann wieder und fordert sein Geld. Der Bauer ist eben mit der Schaffchur fertig geworden; er hat also die Mittel, ihn zu bezahlen. Man begiebt sich mit dem Verkäufer in die Kneipe, und nun geht es ans Abrechnen.

„Einige Gutsbesitzer ließen es sich einfallen, die Sensen gegen baares Geld selbst einzukaufen und sie den Bauern auf Borg zum Kostenpreise zu überlassen. Damit waren die Bauern jedoch nicht zufrieden; manche betrübten sich sogar darüber, denn sie wurden ja dadurch des Vergnügens beraubt, mit den Zähnen an der Sense zu beißen, zu hören, wie sie klingt, sie in den Händen umzudrehen und den verschmitzten Verkäufer wohl an zwanzig Mal zu fragen: Na Du, Gutfreund, was meinst Du wohl, ist die Sense auch wirklich gut? — Dasselbe geschieht bei dem Ankaufe von Sicheln; nur mit dem Unterschiede, daß an diesem Handel auch die Weiber Antheil nehmen, wobei sie den Verkäufer zumeisen in die Nothwendigkeit versetzen, sie, um sich von ihnen Ruhe zu verschaffen, durchzuhauen.

„Am meisten aber haben die Weiber der Bauern in dem nachfolgenden Falle sich in Acht zu nehmen. Die Lieferanten des Materials für die Papierfabriken beauftragen mit dem Ankaufe von Hadern eine ganz besondere Art Leute, welche in gewissen Bezirken „Adler“ genannt werden. Ein solcher Adler empfängt von dem Kaufmanne seine zweihundert Papierrubel (60 Thlr.) und zieht nun auf Beute aus. Seine Taktik läßt er irgendwo in den Büschen vor dem Dorfe stehen, während er sich auf Gartenzyaden und Feldwegen ins Dörfchen begiebt, gerade als ob er blos vorübergänge und ein geschäftsloser Durchreisender wäre. Die Weiber wittern instinktmäßig seine Ankunft und gehen ihm verstohlen entgegen. Das Geschäft wird in aller Eil abgemacht. Für wenige Kupfermünzen giebt das Bauerweib dem Adler nicht nur jeden unnützen Haderlappen, sondern auch oft des Mannes Blumsehend und Manches von ihren eigenen Sachen hin. In neuerer Zeit fanden es die Weiber vortheilhaft, sogar ihre Wirthschaft zu bestehlen und auf diese Weise den Hanf und insbesondere die Hede lotzyschlagen — eine wichtige Erweiterung und Vervollkommnung der Adler-Industrie. Doch sind auch die Bauern überzeugt gewitzigt worden, und sie schreiten bei dem geringsten Verdachte, bei dem bloßen Gerücht von der Annäherung eines Adlers rasch und kräftig zu Korrektiv- und Schutzmitteln. Und ist es in der That nicht eine Beleidigung für sie! Den Hanf zu verkaufen, ist doch wohl ihr Geschäft! Und sie verkaufen ihn auch; freilich nicht in der Stadt, denn nach der Stadt müßte man sich erst selbst mit hinschleppen, sondern an die umherreisenden Handelsleute, welche in gänzlicher Ermangelung von Gewichten das Pud*) zu vierzig Handvoll rechnen. Nun weiß man aber wohl, was eine Handvoll heißt und was für einen Griff ein Russe thun kann, wenn er „des Eisens voll“ ist.“

Wie schon aus dem Vorstehenden zu schließen, sind die russischen Bauernweiber nicht eben die liebenswürdigsten Schönen. In derselben Skizze, der das Obige entlehnt ist, wird von einem Bauern, Namens Chor, erzählt:

„Er verachtete die Weiber aus der Tiefe des Herzens, und zur guten Stunde ergoß er seinen Spott und Hohn über sie. Seine Frau, eine zanksüchtige Alte, kam den ganzen Tag nicht vom warmen Ofen herunter, auf dem sie lag, und beiserte und schalt in Einem fort. Ihre Söhne ließen sie gänzlich unbeachtet, dagegen wußte sie ihre Schwiegertöchter in der Furcht des Herrn zu erhalten. Nicht umsonst singt in einem russischen Lied eine Schwiegermutter:

„Du bist mir ein Sohn,
Mir ein rechter Sohn!
Schlägst ja nicht Dein Weib!
Drinc junge Frau!....“

„Ich wollte einmal zu Gunsten seiner Schwiegertöchter ein Wörtchen fallen lassen und es versuchen, Chor's Mitgefühl anzuregen, aber er erwiederte mir gelassen: Ach, was wollen Sie sich mit solchen Lumpereien abgeben! Mögen sich doch die Weiber zanken. Es ist gar zu schwer, sie aus einander zu bringen, und es verlohnt nicht der Mühe, sich daran die Hände zu beschmutzen.

„Ein andermal, als sich die Alte vom Ofen herunterzugleiten war, rief sie den Hofhund herein, indem sie ihn mit den Worten: „Komm her, komm her, mein Hündchen!“ anlockte, worauf sie ihn treulosersweise mit dem Feuerhaken durchbleute. Oder sie stellte sich auch unter den Schuppen und beiserte, wie Chor es nannte, mit allen Vorübergehenden. Vor ihrem Manne hatte sie jedoch großen Respekt, und auf seinen Befehl kroch sie jedesmal wieder auf den Ofen.“

Mannigfaltiges.

— Einimpfung des gelben Fiebers. Wie die Gaceta de la Habaña meldet, ist in Cuba ein Dr. Wilhelm von Humboldt (Dr. Don Guillermo de Humboldt) mit einem Präservatio gegen das gelbe Fieber aufgetreten, das in der Einimpfung einer abkühlenden Lymphe wie diejenige besteht, deren Impfung Jenner als ein Schutzmittel gegen die Pocken entdeckt hat. Der Zudrang zur Erlangung dieses Mittels ist so groß, daß der General-Gouverneur die Errichtung von Spezial-Hospitälern gestattet hat, wo diejenigen, die sich das gelbe Fieber wollen einimpfen lassen, aufgenommen und bis zu ihrer völligen Wiederherstellung gepflegt werden können. Die genannte Zeitung sagt: „Thatsache hier, namentlich im Militair-Lazareth, ausgeführte Inoculationen haben den Beweis geliefert, daß die Einimpfung weder gefährlich, noch nachtheilig sei. Zunächst werden wir nun das Eintreten einer Fieber-Epidemie abzuwarten haben, ob die Einimpfung dieser Lymphe ein sicheres Mittel ist oder nicht, sich gegen die furchtbare Krankheit zu schützen. O, möchte doch eine solche Gelegenheit, das Mittel zu prüfen, noch recht lange auf sich warten lassen!“ — Wir stimmen nicht blos in diesen Wunsch ein, sondern auch in den, daß die guten Havanesen weder durch das Mittel, noch durch den berühmten Namen seines Erfinders angespießt sein mögen.

— Werth der Zeitungs-Annoncen. Ein Pariser Journal stellt folgende Berechnung über den Eindruck an, den eine oft wiederholte Zeitungs-Kanonee auf den Leser macht: Erste Insertion — man übersieht sie. Zweite Insertion — man bemerkt sie, aber man liest sie nicht. Dritte Insertion — man liest sie. Vierte Insertion — man sieht sich den Preis an. Fünfte Insertion — man spricht darüber mit seiner Frau. Sechste Insertion — man hat Lust zu kaufen. — Siebente Insertion — man kauft. Gutta cavat lapidem; auch ein Wassertropfen höhlt mit der Zeit den Stein aus.

*) Berlin. Heinrich Schindler, 1855.

*) Ein Pud = 40 russische oder 35 preußische Pfund.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 64. Berlin, Dienstag den 29. Mai 1855.

Die Literaturen Oesterreichs.

Wir haben in diesen Blättern auch noch einer gegen Ende des vorigen Jahres in Wien erschienenen Uebersicht der Literaturen des österreichischen Kaiserstaates in dem Zeitraume vom 1. September 1852 bis zum 31. Dezember 1853 zu erwähnen.*) Unser „Magazin" hat vorzugsweise die Pflicht, auf diesen schätzenswerthen, von dem Chef der administrativen Bibliothek im k. k. Ministerium des Innern, Herrn Dr. Const. v. Wurzbach (Verfasser der auch von uns zur Zeit angezeigten „Sprichwörter der Polen, Ruthenen rc."), herrührenden ersten Versuch einer Uebersicht der polyglotten Bücher-Erzeugung Oesterreichs hinzuweisen, als wir es hier mit einem guten Theil ausländischer — romanischer sowohl als slavischer und magyarischer — neben deutscher Literatur zu thun haben. Im Auftrage des Ministers des Innern, Freiherrn v. Bach, liefert der Verfasser seit dem Jahre 1853 in den als Beilage zur amtlichen „Wiener Zeitung" erscheinenden „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst" eine fortlaufende, nach den bei dem gedachten Ministerium eingelieferten Pflicht-Exemplaren abgefaßte Bibliographie aller im Kaiserstaate, in den verschiedenen Sprachen desselben erscheinenden Druckwerke von irgend einem literarischen Interesse. Aus dieser Bibliographie ist nunmehr für den gedachten Zeitraum von sechzehn Monaten die vorliegende Uebersicht zusammengestellt, welche — außer drei sehr mühsam, und zwar erstlich nach Fächern und Sprachen; zweitens nach den Kronländern und drittens nach Vertheilung der einzelnen Fächer auf die fünfzehn Kronländer gesonderten General-Tabellen — einen nicht blos bibliographischen, sondern auch kritisch-komparativen Ueberblick der literarischen Leistungen der unter sich so verschiedenen Provinzen der österreichischen Monarchie gewährt.

Im Jahre 1844 hatte Dr. Adolf Schmidl in den „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst" statistische Tabellen zur Literaturgeschichte Oesterreichs, mit Ausnahme Ungarns, geliefert. Hiernach belief sich im Jahre 1840 die Zahl der in Oesterreich „zum Drucke bewilligten" Schriften auf 1632 in deutscher, 1471 in italiänischer und 114 in böhmischer Sprache (zusammen 3217). In dem von Dr. v. Wurzbach behandelten Zeitraume von sechzehn Monaten sind dagegen in Oesterreich, mit Einschluß von Ungarn, 6874 Druckschriften,**) und zwar 2737 in deutscher, 2723 in italiänischer, 428 in ungarischer, 859 in slavischer, 24 in französischer, 4 in englischer, 1 in schwedischer, 173 in lateinischer, 7 in griechischer und 14 in hebräischer Sprache, erschienen. Die Production ist hiernach, wenn wir die ungarischen Werke weglassen, gerade um das Doppelte gestiegen, was jedenfalls von einer freieren, wenn auch vielleicht nicht überall gefunderen und tüchtigeren Thätigkeit des Geistes zeugt. Die deutsche Sprache sowohl als die italiänische, produzirt jede für sich in Oesterreich ungefähr viermal so viel, als die slavischen Sprachen zusammen, und ungefähr siebenthalbmal so viel, als die magyarische Sprache. Zu bedauern ist, daß der Herr Verfasser nicht auch die slavischen Sprachen Oesterreichs in ihre drei großen Bestandtheile des Czechischen, Polnischen und Slovenischen gesondert, um jedem dieser drei Bestandtheile sein Recht widerfahren lassen zu können.

Die Zahl der deutschen und die der italiänischen Druckschriften in Oesterreich war in dem in vorliegender Schrift behandelten Zeitraume eine beinahe ganz gleiche (2737 und 2723), und zwar ist die italiänische Bücher-Production seit dem Jahre 1840 in noch größerem Verhältnisse gewachsen, als die deutsche. Vergleichen wir die deutsche und die italiänische mit der gesammten Production Oesterreichs nach den verschiedenen Fächern, so finden wir:

	In deutsch. Sprache.	In ital. Sprache.	In Gesammt-Oesterreich.
Encyklopädieen, Literaturgeschichte	49	122	248
Theologie, Kirchengeschichte	101	193	419
Predigten, Erbauungsschriften	220	224	677
Rechts- und Staatswissenschaft	219	278	630
Medizin, Thierheilkunde	196	303	506
Naturwissenschaft, Chemie	171	87	295
Philosophie	10	11	27
Pädagogik, Unterrichtswissenschaft, Jugendschriften	291	174	605
Sprachwissenschaft, Archäologie	74	151	315
Geschichte	202	188	434
Geographie	80	155	255
Mathematik, Astronomie	14	14	39
Kriegswissenschaft, Marine	38	6	47
Handel und Gewerbe	68	64	134
Bauwesen, Communicationen	58	72	131
Forst- und Jagdwissenschaft, Bergbau	152	—	154
Landwirthschaft, Gartenbau	140	73	245
Schöne Literatur im Allgemeinen	51	50	110
Gedichte	42	75	157
Theater	60	130	204
Romane, Erzählungen	345	192	729
Kunst	17	72	90
Kalender, Jahresberichte, Mitzellen	189	89	373
Karten und Pläne (ohne Rücksicht auf Sprachen)	—	—	50
	2737	2723	6374

Es ergeben sich aus dieser Zusammenstellung einige charakteristische Resultate. Was zunächst die encyklopädischen Werke und die Literaturgeschichte betrifft, so sind in diesen Fächern mehrere Kronländer, wie Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kraln, Kärnthen, Küstenland, Tirol, Mähren und Dalmatien, gar nicht vertreten. In elf Verlagsorten von sechsundzwanzig Verlegern herausgegeben, repräsentiren sie das strengwissenschaftliche Element der Monarchie, wohaft sie sich vorzugsweise auf die Hauptstädte vertheilen: so Wien mit fünf Verlegern, Prag mit drei, Krakau und Lemberg mit zwei, Mailand mit drei, Venedig mit fünf und Pest mit drei Verlegern. Meistens sind es die Forschungen gelehrter Vereine, und diese sind besonders in Italien zuhause, weshalb auch das lombardisch-venetianische Königreich beinahe die Hälfte aller Werke dieser Art aufzuweisen hat, die in Oesterreich erschienen. Nicht minder ist für katholische Theologie und Kirchengeschichte Italien ein viel ergiebigeres Land, als Deutsch-Oesterreich, was sich auch aus den beiden Zahlen 193 und 101 ergiebt.

Was die Rechts- und Staatswissenschaft betrifft, so bemerkt Herr Dr. v. Wurzbach, daß der wissenschaftliche Werth der erschienenen Werke im Ganzen gering und nur die Zahl derselben einigermaßen imponirend sei. „Es stellt sich in diesem Fache eine Buchmacherei heraus, deren sich, analog wie in England, der unbeschäftigte Rechtskandidat oder der Staatsdienst-Aspirant, nach Vollendung seiner juridischen Studien, bedient, um zu einem Namen und durch diesen zu gewissen Vortheilen zu gelangen, die er ohne das Hülfsmittel der Schriftstellerei nicht zu erreichen glaubte." — Die Zahl der italiänischen Druckschriften auf diesem Gebiete übersteigt die der deutschen um ein Bedeutendes. Gesetzes-Compilationen kommen in Italien seltener vor, als in Deutsch-Oesterreich, dagegen desto mehr Studien und Vergleichungen fremdländischer Legislaturen, insbesondere der französischen. Auch an Zeitschriften für die Rechtspflege, so wie für die Rechts- und Staatswissenschaft, fehlt es im österreichischen Italien nicht. Die Zahl der slavischen Schriften über Staatswissenschaft und Jurisprudenz ist sehr klein; den größeren Theil derselben bilden die amtlichen, von der Staatsdruckerei herausgegebenen Uebersetzungen der Gesetzbücher aller Art.

*) Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des österreichischen Kaiserstaates rc. Erster Bericht, verfaßt im Auftrage Sr. Excellenz des Herrn Minist. des Innern. Wien, Buchhandlung v. Ghelenschen Erben, 1854.

**) Zu bemerken ist, daß hiernunter eine große Zahl von Journal-Heften und lieferungsweise erscheinenden Büchertheilen, und zwar jedes immer als ein Buch, mitgezählt ist. Streng genommen, müßten daher alle Zahlen sehr — vielleicht auf die Hälfte — reduzirt werden. D. R.

Digitized by Google

Von medizinischen Schriften, deren 303 in italiänischer und 196 in deutscher Sprache erschienen, hatte das Slavische nur zwei, die ungarische Sprache nur drei und die lateinische zwei aufzuweisen. Wien und Prag, als die Sitze der wissenschaftlichen Medizin Deutsch-Oesterreichs, haben eben so wie die italiänischen Universitäts-Orte die meisten dieser Schriften verlegt, worunter sich übrigens sehr viele Monats-Hefte von Journalen befanden, die immer als Bücher mitgezählt sind. In den Naturwissenschaften leistet das deutsche Oesterreich bei weitem mehr, als das italiänische. In italiänischer Sprache erscheint kein eigentlich naturwissenschaftliches Journal; in czechischer Sprache dagegen ein seit dem Jahre 1853 von den Herren Purkynie und Krejcy herausgegebenes, treffliches Blatt unter dem Titel „Ziwa", welches der böhmische Name der Göttin des Lebens ist.

Die Zahl der philosophischen Werke ist in ganz Oesterreich während des Zeitraums, den wir im Auge haben, auf siebenundzwanzig beschränkt gewesen, wovon zehn auf die deutsche, elf auf die italiänische, zwei auf die ungarische und eine auf die slavischen Sprachen kommen. Feuchtersleben's „Diätetik der Seele", von welchem Buche bereits die zwölfte Auflage erschien, obwohl es im nördlichen Deutschland noch nicht so bekannt und verbreitet ist, als es verdient, nimmt unter diesen Schriften die erste Stelle ein. Die Günthersche Philosophie, die jetzt auch außerhalb Oesterreichs mehr und mehr gewürdigt wird, hat mehrere Streitschriften vom kirchlich-dogmatischen Standpunkte hervorgerufen, zu welchen auch eine von Dr. F. J. Klemens in Köln und eine vom Domherrn und Professor Dr. Balzer in Breslau gehört. Zusammengefaßt und übersichtlich dargestellt ist dieser Streit in den „offenen Briefen" von Dr. Knodt: „Günther und Klemens" (Wien, Braumüller). Auch die Augsburger „Allg. Ztg." hat vor kurzem eine Reihefolge von interessanten Artikeln über die Günthersche Philosophie geliefert, die eben so, wie die Berufung von Männern wie Arndts, Brücke, Stein u. A. an die Wiener Universität, jedenfalls einen Beweis dafür liefert, daß es mit der Behandlung der Wissenschaft in Oesterreich jetzt anders bestellt ist, als im vorigen Jahrhundert und selbst noch vor zehn Jahren. (Schluß folgt.

Frankreich.

Zur Geschichte der Volksschriften in Frankreich.*)

Die von dem Kaiser Napoleon III. hervorgerufene Prüfungs-Kommission hatte am 30. November 1852 kaum ihre Sitzungen eröffnet, als eine wahre Bücherfluth zur Prüfung hereinbrach. Zuvörderst nahmen die Kalender die Aufmerksamkeit der Kommission in Anspruch. Aus allen Gegenden Frankreichs kamen die schon für 1853 gedruckten Kalender in Massen herbei, weil sie ohne den Kommissionsstempel den Herumträgern nicht zum Verschleiß ausgegeben werden durften.

„Kalender", bemerkt Nisard in dem unten genannten Werke, „sind, nächst der Bibel, die ältesten Bücher." In Brunet's Katalog trägt der früheste Kalender das Datum 1493, in welchem Jahre er zu Paris, unter dem Titel „Le grand Compost des Bergers" („der große Zeitrechner der Schäfer"), gedruckt wurde. Das hohe Alter der Kalender dahingestellt, ist so viel gewiß, daß sie zu den ältesten Büchern gehören, die durch Herumträger verkauft wurden. Gegenwärtig ist das Verhältniß der durch Colportage veräußerten Kalender zu den auf denselben Wege unter das Publikum gebrachten Büchern wie 1000 : 1. Zwei Buchhändler in Troyes verkaufen sie nach dem Gewichte.

Der Stammvater der Volkskalender ist wahrscheinlich aus der Fremde eingewandert: es ist der „Almanach Liégeois" („Lütticher Kalender"), der über ganz Frankreich verbreitet und bei seinen zahlreichen Varietäten an dem blauen Deckel und dem kleinen Format kenntlich ist. Als ursprünglicher Verfasser gilt aber der „Mathematiker Matthieu Laensberg", ein Ehrenmann, dessen Name wahrscheinlich eben so apokryph wie der des Francis Moore in England ist, obgleich Laensberg diesem seinem Kalender einen Platz in der Biographie Universelle verdankt; er lebte als Kanonikus zu St. Bartholomäus in Lüttich um 1600. — Der Lieblingskalender dieser Klasse ist „der kleine Lütticher", der winzigste aller Kalender und nur achtundzwanzig Seiten zählend. Die Abarten gehen aber ins Unzählige. Das bedeutendste Geschäft in Lütticher Kalender machen die Herren Auner-André und Bandot zu Troyes. Kaum haben diese einen neuen Lütticher mit einem fabernden Titel, etwa: „National-Kalender", „Napoleons-Kalender", angekündigt, so tritt ein Konkurrent mit einem andern lockenden Zusatz auf, wie: „französisch-nationaler, kaiserlicher Kalender" u. s. w.; alle aber sind nichts als Metamorphosen des Lütticher.

Eine andere Klasse umgestalteter Lütticher Kalender stammt aus Chatillon-sur-Seine. Sie verbinden das Komische mit dem Nützlichen. Derart sind: „der Hausdoktor", „der Klätscher", „der Plauderer", der „Kalender des Barons von Krach, von Monsieur Fröhlich der Lustige" u. a. m.

Andere führen den Namen gewisser Oertlichkeiten: „Almanach de Normandie", „Almanach du Pas de Calais"; noch andere werden von frommen und mildthätigen Vereinen herausgegeben; unter diesen ist von besonderer Bedeutung der Kalender der Brüderschaft des heiligen Vincenz von Paula.

Mit den Varietäten der blauen Lütticher wetteifern die rothen Kalender, die zu Paris meist in Duodez erscheinen. Die ihrer Farbe analoge Richtung sicherte ihnen in den Tagen der Demokratie einen reichen Absatz. Die noch jetzt umlaufenden mußten ihren politischen Charakter aufgeben und theilen sich, nach Nisard, in fünf Klassen: die komischen, die nützlichen, die prophetischen, die koiserlichen und die Kinder-Kalender.

Die meisten Kalender sind astrologischen Schlages. Sie behaupten, die Zukunft vorherzusagen, und deuten die besonderen Theile der menschlichen Gestalt an, die unter dem Einflusse planetarischer Constellation stehen. Das war stets der Charakter der Lütticher Kalender. Als Ludwig XV. auf dem Todbette lag, wurde Madame Dubarry von der Weissagung des Lütticher Kalenders, daß in einem gewissen Monat eine der begünstigsten Frauen ihre letzte Rolle spielen werde, in Angst gesetzt. Sie that alles Mögliche, den Kalender zu unterdrücken, und rief oft: „Wäre doch schon der unglückselige April vorüber!" Er ging vorüber — aber der König starb im folgenden Monate.

Es trifft sich oft, daß die Vorhersagungen in den verschiedenen Lütticher Kalendern einander widersprechen, und Herr Nisard hat sich die Mühe gegeben, einige Stellen aus den verschiedenen Kalendern für 1853, die bei demselben Verleger herausgekommen, anzuführen, die den künftigen Frühling als naß und trocken, kalt und mild, freundlich und widerwärtig verkünden. Einige enthalten Auslegungen erfüllter Prophezeiungen in verflossenen Jahren; andere bringen kleine artige Sammlungen, besonders für Damen, zur Unterweisung in der Blumensprache (z. B. das Pfaffenhütchen bedeutet: „Ihre Reize sind in mein Herz gezeichnet"), noch andere beschenken uns mit einem Wörterbuch oder einer Abhandlung über Auslegung der Träume. Daraus kann Ihr z. B. lernen, daß, wenn Ihr träumt, Ihr habt Euch an Wasser berauscht, das ein sicheres Zeichen künftigen Glückes sei.

Von den vielen komischen Erzählungen in manchen dieser Kalender stehe hier eine Probe: „Man schreibt uns aus Ettretat:*) Ein Krebsenfischer, der sich an die Felsen längs dem Fuße der steilen Klippen hinauswagte, fand in einer kleinen Höhlung eine von der abgelaufenen Fluth zurückgelassene, wohlverschlossene Flasche. Als der Krebsenfischer sie herschlug, fand er darin ein Pergament, worauf folgende Zeilen standen: „„Achtundvierzig Tage bin ich nun auf diesem Wasser umhergeschwommen. Gott sei Dank, ich bin wohlauf, so auch meine Kinder; allein meine Thiere machen mir viel zu schaffen. Der Fuchs will die Hühner fressen, der Wolf über das Schaf herfallen, und der Löwe wirft mir hin und wieder Blicke zu, die mich eben nicht bei gutem Muth erhalten. Die Sache fängt an, bedenklich zu werden. Es war jedenfalls unrecht, daß wir nicht ein paar Bau Amburgh's**) mit in die Arche nahmen. Gestern schickte ich den Raben aus, um einige Nachrichten einzuholen. Der Schuft kam nicht wieder. Der Löwe blickt mich an und streckt die Zunge heraus. Wie soll das enden! Wenn ich aufgefressen werde, wird doch hoffentlich ein Menschenkind diese Schrift finden. (gez.) Noah.""

Aehnlichen Geschichten begegnen wir von Columbus in einem Sturm auf dem Atlantischen Meere — von Jason am Bord der Argo — von Ulysses, nachdem er sich auf der Insel der Kalypso verproviantirt hatte — von Herkules am Bord der „lieblichen Dejanira" auf der Fahrt nach der Straße von Gibraltar: an all diese Ereignisse wurde so fest geglaubt, wie an die Schicksale Robinson Crusoe's.

Die merkwürdigste und wahrscheinlich älteste Art ist der „Schäfer-Kalender". Es sind gewissermaßen Kalender ohne Worte; Alles wird durch Zeichen und Hieroglyphen ausgedrückt: die Tage durch die Embleme der Heiligen; die Eigenschaften, die denselben beigelegt werden, durch ein handgreifliches Symbol. Ein Tag, der zum Holzfällen günstig ist, wird durch eine Axt angedeutet — ein Auge giebt zu verstehen, daß an diesem Tage die Heilung der Augen vorzunehmen sei — eine Scheere, daß die Haare geschoren und eine Hand, daß die Nägel beschnitten werden sollen — eine Kugel mit einem Kreuz darauf bezeichnet einen Tag, „gut, Pillen einzunehmen" u. s. w.

Nisard schließt diese Musterung mit einer Notiz über die verschiedenen Ausgaben des oben von Brunet erwähnten Kalenders. Er ist jetzt ganz außer Gebrauch gekommen, aber Nisard besitzt ein Exemplar vom Jahre 1705. Außer dem gewöhnlichen Inhalt eines Kalenders hat dieser noch religiöse, astrologische und medizinische Zusätze. Das

*) Histoire des livres populaires ou de la littérature du colportage, depuis le XV. siècle jusqu'à l'établissement de la Commission d'Examen des livres du Colportage (30. Nov. 1852). Par Charles Nisard. 2 vol. Paris, Amyot.

*) Vermuthlich in der Gegend von Flachsenfingen aufzusuchen.

**) Berühmter Menageriebesitzer und Thierbändiger.

Digitized by Google

Merkwürdigste ist eine Erzählung der Visionen des Lazarus, illustrirt durch Bilder von Dantescheu Charakter, ohne allen Kunstwerth, aber stark und ausdrucksvoll. Die Visionen werden mit folgender Legende eingeleitet:

„Unser Heiland und Erlöser Jesus Christus, kurz vor seinem Leiden, trat zu Bethanien in das Haus eines Mannes mit Namen Simeon, um einige leibliche Nahrung zu sich zu nehmen. Und wie er so mit seinen Jüngern bei Tische saß, erschien auch Lazarus, der Bruder Magdalene's, den er von den Todten erweckt hatte. Simeon hatte seine Zweifel an dem Dinge. Da befahl unser Heiland Lazarus, vor der Gesellschaft zu erzählen, was er in der anderen Welt gesehen habe. Und Lazarus erzählte, wie er in der Hölle stolze Männer und Frauen und dann noch andere in großer Qual gesehen habe." — Die Stolzen waren aufgehängt an großen Mühlrädern, die sich unablässig herumdrehten; die Neidischen wurden in einen eiskalten See getaucht; die Zornmüthigen wurden in einen grausigen Keller gemartert; die Trägen wurden von geflügelten Schlangen an einem düsteren und schauerlichen Orte gebissen; die Habsüchtigen siedeten in Kesseln kochenden Oels und geschmolzenen Metalls; die Gefräßigen wurden von Teufeln mit unsäglichen Kröten gefüttert; und endlich krümmten sich die Geilen in tiefen Brunnen voll Feuer und Schwefel.

In diese Klasse der Volksbücher reiht Nisard zunächst die Schriften von künstlerischem und wissenschaftlichem Inhalt. Hier werden wie in die Mysterien der Magie und Astrologie, die Wissenschaften unserer Vorfahren und noch jetzt Gegenstände der französischen Volksliteratur, eingeführt. Das erste Buch dieses Faches ist betitelt: „Der große Grimorino, oder das Buch der Magie, d. i. der Kunst, die Geister, die himmlischen, luftigen, irdischen und höllischen, zu beherrschen, nebst dem wahren Geheimmittel, die Todten sprechen zu machen, stets auf seine Nummer in der Lotterie zu gewinnen, verborgene Schätze zu entdecken u. s. w." (Gedruckt nach einer Handschrift vom Jahre 1522, in Duodez, Paris, 1845. 108 S.). — Vorgeblich sind die hier erschlossenen Geheimnisse zum Theil der heiligen Magie entlehnt, die Gott Abraham, Moses, Aaron, David, Salomo und anderen Propheten vertraut, Abraham seinem Sohne Lameth (!) hinterlassen hat und die 1458 aus den Hebräischen übersetzt worden sind; den reichsten Beitrag aber liefern die „Claviculas" (Schlüsselchen) Salomo's, des großen Adepten dieser Wissenschaft, die er seinem Sohne Rehabeam übergeben hatte. Aus dieser Quelle werden die genauesten Anweisungen geschöpft, wie Einer einen Handel mit Geschick zu unternehmen habe, um seinen Wohlstand zu jeder beliebigen Höhe zu fördern. Mit diesem Geheimniß, das alle Mysterien des Hellsehens und der Tischklopferei weit hinter sich läßt, dürften unsere Leser wohl begierig sein, Bekanntschaft zu machen.

Zwei Tage bevor Ihr das Werk beginnt, nehmet ein neues, noch nie gebrauchtes Messer, schneidet damit eine Gerte von einem wilden Haselstrauch, der noch nie Nüsse getragen, genau in dem Augenblick, wenn die Sonne über dem Geschichtskreis erscheint. Ausgerüstet mit dem Stein Ematilla (!) und zwei geweihten Wachskerzen, habt Ihr einen abgeschlossenen Ort aufzusuchen, der für Euer Geschäft geeignet ist. Ein heimliches Gemach in einem alten Hause oder ein abgesonderter Winkel in einem zerfallenen Schlosse wird besonders zu dem Behufe empfohlen. Soll nun das erste Werk angehen, so zeichnet auf den Boden mit Eurem Steine Ematilla ein Dreieck — stellet Eure heiligen Kerzen jede an eine Seite des Dreiecks — schreibet an die dritte Seite den heiligen Namen des Heilandes und stellt hinter ihm, auf daß die Geister Euch kein Leid thun. Stellet Euch in die Mitte des Dreiecks — fasset den geheimnißvollen Haselstab in die Hand, leget Euer Zauberbuch und absonderlich die „Claviculae" Salomonis vor Euch hin, nebst Räucherkörnern von den Reben und Gewächsen, die Ihr an Euren beschwindeten Geist richten wollt, und nun mögt Ihr es getrost und wohlgemuth vollbringen. Lucifer wird angerufen und erfuhr, den besonderen Geist zu senden, mit dem Ihr zu verkehren wünscht. Beelzebub und Astaroth werden gebeten, gnädig zu sein und es so einzurichten, daß das erbetene Individuum in menschlicher Gestalt und ohne den obligaten „übeln Geruch" erscheine. Eine Beschwörung, die ein Gemisch aus den heiligen Namen der Gottheit und gotteslästerlich sein würde, wenn es nicht Unsinn wäre, zwingt ihn, wo er auch herumschweife, sich zur Stelle einzufinden. Rock, Wamms und Hosen liegen plötzlich für ihn bereit, und siehe, er steht vor Euch! Fragen und Antworten sind zum voraus fertig aufgesetzt. Ihr sagt ihm, daß Eure Börse leer ist und daß Ihr sie von ihm gefüllt haben wollt. Er zaudert. Der Teufel ist ein Wucherer. Er verlangt einen Wechsel, zahlbar zur bestimmten Zeit, Kapital und Zinsen. Darauf seid Ihr gefaßt. Die übliche Wechselform lautet: „Ich verspreche dem großen" (hier ist der Name einzuschalten) „ihm in" (so viel) „Jahren all die Schätze wiederzuerstatten, die er mir geben wird. Zu Urkund dessen habe ich meinen Namen unterschrieben. A. B." Allein der Teufel ist eben so schlau wie habgierig. Wenn der Handel geschlossen ist, sucht er Euch zu prellen. Dann müßt Ihr ihn in die Enge treiben durch große und schreckliche Worte; schrecklich, vermuthen wir, weil ihre Unaussprechlichkeit Einem die Mundstimme verursachen könnte. Der Geist fügt sich. Er schreitet voraus, Ihr folgt Ihm mit Eurem Zauberstab. Der Schatz ist entdeckt. Ihr werfet Eure Urkunde darauf. Der Teufel greift danach, und Ihr mögt nun so viel nehmen, wie Ihr tragen könnt. Dann müßt Ihr von neuem Eure schrecklichen Worte gebrauchen, um den Teufel, den Ihr heraufbeschworen, wieder fortzuwerden. Und das Ganze ist dann mit einem andächtigen Dankgebet gegen Gott zu beschließen, daß er, dessen Gnade der Erfolg zugeschrieben wird, den erworbenen Schatz segne und keinem bösen Geiste gestatte, den Genuß desselben zu stören.

Ein anderes Zaubermittel, „das schwarze Huhn", spielte seiner Zeit eine sehr volksbeliebte Rolle. Samuel Bernard, der reiche jüdische Banquier am französischen Hofe zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, war stark in Verdacht, sich dieses Zaubermittels bedient zu haben. Gewiß, wenn etwas an der Geschichte ist, die von ihm erzählt wird, so müßte man sich die Zucht der schwarzen Hühner sehr angelegen sein lassen: ihr Werth wäre unschätzbar. Bernard starb, neunzig Jahr alt, 1739 und soll das ungeheure Vermögen von dreiundreißig Millionen hinterlassen haben. Es schien unglaublich. Als man aber unter seinem Inventarium, außer seinen Millionen, auch eine schwarze Henne fand, da erklärte sich Alles. Er wohnte auf der Place des Victoires und in seinem Hause wurde dieses Huhn entdeckt. Danach dünkt dem Volke kein Ding unmöglich. Und noch bis auf den heutigen Tag wird in England wie in manchen Gegenden Frankreichs der Besitzer einer schwarzen Henne mit argwöhnischen Augen angesehen. Der „Grimorino" oder „der wahre rothe Drache" erklärt das Geheimniß der schwarzen Henne. Wie es scheint, war dieses Geheimniß viele Jahrhunderte verloren gegangen, bis es den fortgesetzten und angestrengten Bemühungen der Wohlthäter des Menschengeschlechtes gelungen ist, es wieder zu entdecken.

Ein anderes Buch dieses Gelichters ist das „Handbuch des Papstes Leo", das St. Heiligkeit Karl dem Großen überreicht haben soll. Es ist eine Sammlung parodirter Kirchengebete, zu magischen Zwecken umgestaltet und angewendet. Es enthält die seltsamsten Talismane. Siebenundneunzig Namen des Heilandes bieten jedem Reisenden Schutz zu Wasser und zu Lande. Wer sie gläubig und andächtig hersagt, ist vor jeder Gefahr geborgen. Zu demselben Gebrauche und von gleichem Erfolge dient eine andere Sammlung von dreiundsechzig Namen der Jungfrau. Eine Zauberformel wird also beschrieben: „Dies sind die Worte, die Adam aussprach, als er in der Hölle oder im Limbus an den Ufern des Acheron weilte. Wer sie geschrieben bei sich trägt während eines Krieges, der wird von seinerlei Waffe getödtet. Wenn ein Reisender sie siebzig Tage bei sich trägt, so begegnet ihm nichts Gefährliches auf der Straße, noch wird er von Räubern angegriffen, und es wird ihm stets Zeit bleiben, einen Priester zu bekommen, der ihm seine Beichte hört und ihm die Sünden vergiebt. Von großer Wirkung sind sie auch für Seefahrer." Und nun folgen die Namen, die meist rothwälsch sind. Eine Zauberformel gegen Füchse lautet:

„Sage dreimal in der Woche: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, ich beschwöre euch, Füchse und Fuchsinnen, bei den Heiligsten von Allen, bei der Jungfrau nach der Empfängniß, daß ihr mir nicht greift und davonrennt eines von meinem Geflügel, sei es Hahn, Henne oder Küchlein, daß ihr weder ihre Brut fresset, noch ihnen das Blut aussauget, noch ihre Eier aufbrechet, noch ihnen irgend ein Leid thut" u. s. w.

Hier noch ein Rezept aus Papst Leo's „Handbuch", um einen Menschen „gefroren" (schuß- und hiebfest) zu machen:

„Schreibe auf zwei Papierstreifen: Ranue. Malin. Fora consummatum est, in te confido, Satana; den einen Streifen mußt Du verschlucken, den anderen um den Hals tragen."

Von dem hierher gehörigen Buche „der wundervollen Geheimnisse von Albertus Magnus", das einst in großem Ansehen beim Volke gestanden, scheint keine neue Auflage in jüngster Zeit zu existiren. Es ist das einzige, das über einen Aberglauben, der bis auf die neueste Zeit in manchen Ländern geherrscht hat und in Irland noch heute bekannt ist, genau berichtet: es ist der von der sogenannten „Hand des Ruhmes". Die einem Gehenkten abgenommene Hand wurde eingepökelt und dann in der Sonne gedörrt. Ein Licht aus dem Fette eines Hingerichteten, Jungfernwachs und lapplandischer Sesam wurde an die Hand befestigt und angezündet. Damit ausgerüstet, mochte ein Dieb ungestört in ein Haus eindrechen und die Zimmer ausräumen, da die Bewohner durch die vorgehaltene „Hand des Ruhmes" aller Bewegung beraubt wurden. Dasselbe Buch ist indeß so freundlich, einen Gegenzauber zu bieten: „Nimm in den Hundstagen die Galle einer schwarzen Katze, das Fett einer weißen Henne und das Blut einer Nachteule; mische Alles zu einer Salbe und bestreiche damit Deine Hausschwelle. Ueber dieses Schutzmittel hat selbst die „Hand des Ruhmes" keine Macht."

Von der Betrachtung solcher Wunder war natürlich nur ein Schritt in die unsichtbare Welt der Teufel, durch deren Mitwirkung allein

Digitized by Google

nun".") Es ist ein Werk, welches nur mit Hülfe des sardinischen Staates herausgegeben werden konnte, da allein der Druck der drei Folio-Bände, welche es füllen wird, eine bedeutende Summe erfordert. Der König Karl Albert, in der Ecole polytechnique unter Napoleon I. zu Paris erzogen, hatte einen so wissenschaftlichen und vaterländischen Sinn, daß er eine Gesellschaft zur Herausgabe der die Geschichte des Staates betreffenden Urkunden reich dotirte, welche bereits sechs solcher Bände herausgegeben hat. Der erste enthält Urkunden vom Jahre 602 an bis 1292, der zweite die Statuten von zehn Städten, der dritte, vierte und fünfte enthalten alte Chroniken, der sechste Urkunden vom Jahre 700 bis zum Jahre 1299. Der vorliegende neue Band enthält die Urkunden des Archivs der Republik Genua von dem Jahre 950 an bis 1280. Der Herausgeber ist der Professor Ercole Ricotti, als Geschichtschreiber bereits rühmlich bekannt durch seine Geschichte der italiänischen Freischaaren (Compagnie di Ventura), welche er im Jahre 1846 in vier Bänden zu Turin, wo er die neuere Geschichte lehrt, herausgab. Dieses gelehrte Werk, ein Beweis des gründlichsten Fleißes, erhielt den Preis von der Akademie zu Turin und enthält die Kriegsgeschichte der Italiäner von dem Einfalle der Barbaren an bis zu Giovanni Medici. Mit gleichem Fleiße hat dieser Geschichtsforscher nicht nur in allen Landes-Archiven nach der Sammlung der genuesischen Urkunden geforscht, welche nach einem Beschlusse dieses Freistaats vom Jahre 1262 bereits gesammelt wurden. Er ist so glücklich gewesen, drei Codices aufzufinden, welche einander ergänzen, und hat, wie es für das historische Studium am geeignetsten ist, dieselben in chronologischer Folge herausgegeben. Dieser Band enthält tausendunddreizehn Urkunden, die mit einem Inhaltsverzeichnisse und einem sehr vollständigen Register versehen sind. Besonders wichtig ist diese Sammlung für die Geschichte von Sardinien, welches damals in vier Königreiche oder Gerichtssprengel eingetheilt war. Die erste Urkunde, von dem italiänischen Könige Berengar und Adelbert, bestätigt schon im Jahre 958 die Rechtsgewohnheiten der Stadt Genua: ein Beweis, wie früh sich in Italien das Städtewesen entwickelt hat; daher auch dort die Gemeinden die Barbarei des Feudalwesens brechen konnten.

J. F. Neigebaur.

Nord-Amerika.

Die Natur in Bewegung.

(Fortsetzung.)

In Schweden glaubte das Volk schon zu Celsius' Zeiten, daß das Wasser sich langsam vom Lande entferne. Der große Geologe v. Buch hat bewiesen, daß nördlich von der Provinz Schonen Schweden sich in jedem Jahrhundert drei bis fünf Fuß erhebt, indeß es südlich von dieser Linie in demselben Verhältniß sinkt. Einige Dörfer in Süd-Schonen sind jetzt dreihundert Fuß näher dem Baltischen Meere, als zur Zeit Linné's, der den Abstand vor hundert Jahren gemessen hat. Die Küsten von Norwegen und England zeigen nicht minder deutliche Spuren dieser mysteriösen Bewegung. Nahe an sechshundert Fuß über dem gegenwärtigen Niveau sind lange Linien zu sehen, scharf markirt durch horizontale Bogen von Muscheln, die etwa nicht zu ausgesforderungen Gattungen, sondern zu den Arten gehören, die sich noch jetzt in den anliegenden Gewässern finden. Wenn wir weiter nach Süden gehen, scheint sich das Land zu senken; längs der deutschen und holländischen Küsten sprechen die Volkssagen von verlorenen Städten und in der Zuidy untergegangenen Provinzen, von den großen Städten Vineta und Jhnna; an einem stillen ruhigen Sonntag kann man noch heute ihre Kirchglocken in der Ost- und Nord-See läuten hören. Zu Holland erzählen sie von Thürmen und Glockenhäusern, die bei klarem Wetter fern im Südersee zu sehen sind: die strenge Wirklichkeit zeigt, daß dies keine müßige Erdichtungen sind: in der That sind große Städte, umfängliche Eilande, ja, ganze Provinzen vom Meere verschlungen worden, und in beiden Ländern sind noch heute die Menschen in vollem Werke, die sinkenden Küsten gegen die Einbrüche der Wogen zu schützen. In Grönland dringt das Meer so schnell ein, daß der mährische Ansiedler mehr denn einmal sich genöthigt sah, die Pfähle, an die er sein Boot band, landeinwärts zu rücken. Auf den niedrigen Felseilanden ringsumher und selbst auch am Festlande sind zahllose alte Gebäude überfluthet worden, und seit Menschengedenken wagen es die Bewohner nicht mehr, sich an der Seeküste anzubauen.

Denn auch die See hat, gleich dem Festlande, ihre seltsamen Bewegungen, die bald sanft, in periodenweise zurückkehrenden, fortschreitenden Schwingungen, bald mit plötzlicher Gewalt wirken. In der Südsee hebt und senkt sich der Meeresgrund mit regelmäßiger Abwechselung; dasselbe begegnet uns an der Küste von Chili. Und so lehrt uns Land und Wasser die Unbeständigkeit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge und die Veränderungen, denen die Umrisse unserer Kontinente von Zeit zu Zeit unterworfen sind. „Er allein, Gott, er ändert sich nicht!"*)

So ist Alles Leben und Bewegung in und auf der, wie um die Erde. Ja, welches Triebrad unablässiger Bewegung ist die Sonne allein? Sie schöpft aus des Meeres Grunde die Flüsse hoch in die Luft, daß sie, niederschauernd, beide Erdhälften bewässern. Sie entbietet die Winde, daß sie die regengeschwängerten Wolken in tausend selksamlichen Gestalten über Festlande und Inseln tragen, sie über den Himmel in goldenen Schleiern und purpurnen Tapeten breiten, sie zu düsterem Fluth und Verwüstung drohenden Domen thürmen, und denen bald gewaltige Ströme über die ragenden Gipfel der Berge gießen, bald sanfte Tropfen auf die durstigen Ebenen träufeln. Bald gestalten sie sich zu schönen Schneeflyssallen, bald fallen sie als köstliche, hell schimmernde Thauperlen herab. Wie launenhaft und willkürlich sie auch in ihren Dienstleistungen scheinen, dennoch empfängt jeder Punkt unserer Erde Jahr aus Jahr ein den gebührenden Theil an ihren Gaben. Jeglicher Fluß füllt sein Bett, jegliche Najade ihre Schale. Und die Winde selbst, welch geschäftige Reisende sind sie in ihrem großen Luftreich! Sie wehen, wo es ihnen gefällt, und wir hören ihren Schall, können aber nicht sagen, von wannen sie kommen und wohin sie gehen. Sie führen ein fröhliches Leben, diese „Segler der Lüfte!" Bald treiben sie goldene Wolken hoch in den blauen Aether, und bald steigen sie herab, um in lustiger Jagd die Riesen-Eichen und die nordischen Fichten zu schütteln. Zum Zeitvertreib hauchen sie Leben in die wanderuden Schatten, wecken das schlummernde Echo und sammeln reiche Wohlduͤfte auf den blumigen Wiesen. Heute wandeln sie das Kornfeld in ein anmuthig wogendes Meer, morgen lanern sie unter den Resten der Bäume, um eine goldene Frucht zu erspähen, oder sie streifen das Land ab, um dem Menschen durch das entblößte Gezweig den blauen Himmel droben zu zeigen. An schwülen Tagen kühlen sie sich in den Fluthen und führen wieder erfrischenden Thau dem lechzenden Lande zu. Auf dem Zuge zu ihren mannigfalti.en Sendungen drücken sie in tausendfacher Weise der Spiegelfläche des Oceans ihre Tritte ein. Einige kräuseln kaum das sanfte Antlig des Meeres, während andere es tief furchen zu azurnen Wogen oder es zu rosenden Wellen aufregen und ihre Kämme mit weißem Schaum säumen.

Das sind die Beispiele von Bewegung in der unorganischen Natur. Wenn die organischen Körper einerseits schneller und mehr in die Sinne fallen durch ihre Bewegungen, so hinterlassen sie andererseits weniger tiefe Spuren. Wenn Felsen wandern, so bilden sie selbst Meilensteine, an welchen wir die Entfernungen von ihrem Ausgangspunkte berechnen können. Die Menschen halten in Sagen und Mythen gewissermaßen nur die Vergangenheit fest oder errichten mit eigenen Händen Denkmäler für große Ereignisse. Die Pflanzen aber und die Thiere bestehen aus vergänglichen Individuen; sie haben keine Macht, zu den künftigen Zeiten zu sprechen. Was wir daher von ihren Wanderungen wissen, ist wenig; allein selbst das Wenige giebt uns einen so tiefen Einblick in das innere Leben und Weben der Natur, daß es wohl der Mühe der Besprechung lohnt.

Unter allen Kindern dieser Erde haben die Pflanzen von je die meisten und fernsten Reisen gemacht. Viel ist gesagt und geschrieben worden über die armen Blumen, diese echten, eingeborenen Kinder der mütterlichen Erde, die unmittelbar aus ihrem Schooße stammen und stets geschäftig sind, aus der Luft Nahrung für ihre große Erzeugerin zu ziehen. Oft wurden sie bemitleidet, weil sie an den Boden geheftet sind, während ihr eigener Schatten neckend um sie tanzt und die wandelnden Stunden des Sonnenscheins anmerkt. Die Bäume nannte man die treffenden Bilder der Sehnsucht nach dem Himmel, die der Menschenseele eingeboren ist. Fürs ganze Leben an eine kleine Erdscholle gebunden, strecken sie weit hinaus über den Bereich der niedrigen Wurzeln ihre breiten Aeste und streben, die balsamische Luft zu umfassen, das goldene Licht der Sonne zu trinken, die Wolken selbst in ihrem lustigen Lauf aufzuhalten.

In der Wirklichkeit aber wandern die Pflanzen schnell und weit in die Ferne. Freilich vollbringen sie ihre Reise als Samen; indeß giebt es vielleicht keine Art von Bewegmittein auf der Erde, die sie nicht zu ihrem Zwecke verwenden. Wind und Wasser, die Thiere des Feldes und die beschwingten Geschöpfe des Himmels, sie alle, der Mensch selbst an der Spitze, arbeiten in ihrem Dienste, sie von Meer zu Meer, von Gestade zu Gestade zu führen. Unzählige Mächte der Natur sind ohne Unterlaß beim Werke, die Segnungen der Pflanzenwelt überallhin zu streuen. Fast ein Viertel aller Pflanzen auf der Erde birgt Samen, der mit Schwingen, Fallschirmen oder anderen Organen versehen ist, mittelst deren er auf des Windes Flügeln in ferne Gegenden getragen wird. Jeder Bach, jeder Fluß, jeder Regen führt Tausende von Pflanzen an abgelegene Orte. Der große Ocean selbst trägt auf seinen mächtigen Wellen Früchte und Keime von Insel zu Insel, und jegliches Korallenriff in der Südsee ist fast im Nu mit reicher, üppiger Vegetation bedeckt.

*) Historiae patriae monumenta, Tom. VII. Liber iurium Reipublicae Genuensis. Augustae Taurinorum, 1854. Fol.

*) Wer denkt hier nicht an die gottbegeisteten Worte des Psalmisten (Kap. 102, V. 26—28)?

So erscheinen beständig neue Pflanzen an solchen Orten, wo sie früher nicht vorhanden waren; während von dem völligen Verschwinden einheimischer Pflanzengattungen nur vereinzelte Beispiele bekannt sind. So kommen unter den sauberen und wohlerhaltenen Malereien der ägyptischen Denkmäler drei Arten Seerosen vor; von diesen leben noch zwei in Aegypten und den angränzenden Gegenden; die dritte findet sich nicht mehr, weder hier, noch sonstwo auf der weiten Welt.

Der thätigste Beförderer der Pflanzen auf ihren Wanderungen bleibt der Mensch. Geschichte und Wissenschaft lehren, daß die von den Polen nach dem Aequator strömende erhitzte Luft hier mit der großen Lebensarterie der Erdkugel zusammentrifft, und in einer fast organischen Strömung dem scheinbaren Sonnenlauf von Osten nach Westen folgend, zeigt sie und die Richtung, in welcher alles Leben und Weben auf der Erde fortschreitet. Diese große Bewegung, ohne Zweifel so alt wie die Erdrugel selbst und doch erst so spät erkannt, dauert noch heute fort; und während uns die Geschichte ein reiches Material wohlverbürgter Thatsachen liefert, belegt und begründet die Gegenwart dieselben stets klarer und klarer. Mit Recht hat man gesagt: Alle guten Dinge kommen aus dem Morgen.

Auch die Pflanzen scheinen ihre gemeinschaftliche Heimat im Osten zu haben; von dannen wanderten sie und zerstreuten sich nach allen Richtungen, fern und weit. Wir sprechen hier nicht von der ersten Geschichtsepoche der Erde, wo Eilande auf dem ungeheuren chaotischen Meere stiegen, bedeckt mit Pflanzen, die sich dann über die Erdfläche verbreiteten, indem sie von dem Aequator nach den Polen und von den hohen Bergen in die tiefen Thäler wanderten. Wir sprechen nicht von den Tagen, wo Palmen und Farnkräuter unter dem ewigen Schnee der Nordmeere begraben worden. Von diesen großen Bewegungen haben wir noch zu wenig gewisse Kenntnis. Verfolgen können wir aber, in verhältnißmäßig neueren Zeiten, die Wanderungen gewisser Pflanzen Schritt für Schritt, und immer nehmen sie ihre Reise vom Anfang zum Niedergang. Kaffee und Thee, Zucker und Baumwolle, Bananen und Gewürze, alle waren zuerst im fernen Osten bekannt, von wannen sie langsam dem scheinbaren Laufe des Lichtes nach Westen folgten. Alexander der Große brachte von seinen Zügen die breite Bohne und die Gurke nach Griechenland; der Flachs und Hanf sind indischer Herkunft.

Am wichtigsten jedoch für das Leben des Menschen und daher die treuesten Begleiter auf seinen eigenen großen Wanderungen sind die Gräser, seine und der Hausthiere Hauptnahrung. Die Tropengegenden erzeugen allerdings die Brodfrucht; die Kokosnuß und die Dattel von freien Stücken Jahr aus Jahr ein; sie sind aber an den heimatlichen Boden gebunden, auf kleine Länderstriche beschränkt und können nicht verpflanzt werden. Die Vorsehung hat daher einige Gräser, und zwar die dem Menschen nothwendigsten, mit einer biegsameren Struktur ausgestattet, so daß er sie bequem auf seinen Wanderungen mitnehmen kann. Absoluter Herr der Schöpfung ist er aber nun einmal nicht; er hat nicht die Macht, zu seinem Vergnügen und zur Befriedigung seiner Bedürfnisse die natürliche Vertheilung der Pflanzen nach Wohlgefallen zu ändern. Er sah sich daher genöthigt, unter den viertausend Gräsergattungen, die unsere freigebige Erde spendet, einige und zwanzig Arten auszuwählen, die in Einem Sommer, in wenigen Monaten reiche Nahrung gewähren, unabhängig von der dorrenden Gluth der Tropen wie von dem starrenden Frost des Nordens. Sie sind es, die die Perioden der Menschengeschichte bezeichnen; mit ihnen kam überall die Civilisation in den Wechsel vom unsteten Hirtenleben zu einer höheren Stufe des festen Ackerbaues. Die großen Phasen der Menschengeschichte sind auf diese Weise in die grünen Blätter der Pflanzenwelt geschrieben.

In einer sehr frühen Periode schon müssen diese Cerealien auf dem Eden Gottes in die Gefilde der Menschen übergesiedelt sein. Ihr folgender Gang von Volk zu Volk ist deutlich aufzuspüren; allein die Zeit des ersten Anbaues derselben ist unergründlich; das geht aus der Thatsache hervor, daß, trotz der angelegentlichsten Nachforschungen, die Urheimat der wichtigsten Varietäten nie entdeckt worden. Ihre Urquelle ist in dasselbe Geheimnis gehüllt, wie die Urgeschichte der Hausthiere, die den Menschen seit seinen frühesten Wanderungen über den ganzen Erdkreis begleitet haben. Sie sind in der That heimatlos. Hat man ihnen durch einige Jahrhunderte nachgespürt, so stößt man auf Ueberlieferungen und Mythen, die unwandelbar auf die Götter, als die ersten Spender dieser reichen Segnungen, hinweisen. Brahma in Indien, Isis in Aegypten, Demeter in Hellas und Ceres in Rom steigen vom Himmel nieder, um die Sterblichen mit dieser Gabe zu beschenken. Die Peruaner hatten eine ähnliche Sage in Bezug auf den Mais, den die kühnen spanischen Eroberer auf dem heiligen Boden rund um den Sonnentempel des Inka, in einer Höhe von zwölftausend Fuß über der Meeresfläche, angebaut fanden. Die reifenden Kolben wurden feierlich den Göttern geopfert oder unter das Volk vertheilt, das denselben eine wundertätige Kraft beilegte. Diese Fabeln aber beifelle gelassen, weisen Ueberlieferung und Geschichte unverrückt auf den Orient als auf das Land hin, woher diese Gräser kamen. Die Fußstapfen der Mythe selbst verlieren sich auf der Hochebene Asiens, wo, wie man vermuthet, eine späte und letzte Boden-Erhebung in entlegenen Zeitaltern und eine plötzliche Bergbildung sie zerstreut haben mochte, so daß ihr ursprüngliches Vaterland nicht mehr zu finden ist. Jetzt trifft man sie nur angebaut oder verwildert, und selbst das alte Sanskrit hat kein eigenes Wort dafür, sondern nennt den Weizen: „die Nahrung der Barbaren", womit es deffen nordwestlichen Ursprung bezeichnet.

Nicht alle Völker indessen können auf die Vertheilung dieser edlen Gaben der Natur gleichen Anspruch machen, die kaukasische Race allein hat die Wanderungen der wichtigsten Pflanzen und deren Urheimat, welche es auch sei, nach den vier Enden der Welt veranlaßt. Die Europäer haben allmählich alle charakteristischen Pflanzen der anderen Zonen in ihr eigenes Land verpflanzt. Sie holten die ederen Früchte: die Mandel, die Aprikose, die Pfirsich, aus Persien und Klein-Asien; sie brachten die Apfelsine aus China, verpflanzten den Reis und die Baumwolle an die Gestade des Mittelmeeres und führten Mais und Kartoffeln aus Amerika nach Europa. Noch sichtbarer ist der Einfluß dieser Race auf die Veränderung der Pflanzenvertheilung in den Kolonieen, die sie auswärts gründete. Diese flattete sie nicht nur mit den eigenthümlichen Vegetabilien, sondern auch mit solchen aus, die in Europa nicht fortkommen, aber in günstigeren Gegenden gedeihen können. So finden wir alle Kornpflanzen in jedem Theil Amerika's; Reis und Baumwolle werden in ungeheuren Quantitäten in der Union und Brasilien gewonnen; der Wein gründete in Madeira und den Kanarien, im Süden Afrika's und Amerika's eine neue Heimat. Die Muskatnuß und die Gewürznelken haben ihren Weg nach St. Mauritius, Bourbon und den westindischen Inseln gefunden, und der Thee wird jetzt in Brasilien, Indien und Java gebaut. Weniger haben andere Stämme für die Pflanzenkultur gethan. Die Araber trugen zur Verbreitung der Baumwolle bei, welche die Alten bereits in Indien, später in Aegypten kannten; auch Kaffee, Zucker und die Dattelpalme verpflanzten sie. Die Chinesen haben die Baumwolle aus Hindostan und die Japanesen den Thee aus China eingeführt. (Schluß folgt.)

Die Hängebrücke über den Niagara.

Selbst im gegenwärtigen Moment, wo die Aufmerksamkeit des europäischen Publikums von näher liegenden Interessen in Anspruch genommen wird, ist die Vollendung eines der großartigsten Werke unseres Zeitalters, der Eisenbahnbrücke über den Wasserfall des Niagara, ein Ereigniß, das mindestens eine kurze Erwähnung zu verdienen scheint. Wir lesen in der New-York Weekly Times vom 31. März einige Angaben über diesen unter Leitung eines preußischen Ingenieurs zu Stande gekommenen Wunderbau, die auch im „Magazin" eine Stelle finden können.

„Die hängende Eisenbahnbrücke über den Niagarastrom ist jetzt eine vollendete Thatsache. Was von einigen der berühmtesten Baukünstler für unmöglich und unausführbar erklärt wurde, hat sich nicht nur als möglich, sondern als höchst praktisch erwiesen. Es ist nicht mehr eine Chimäre, sondern eine Wirklichkeit, die für die Zukunft unschätzbare Vortheile verspricht.

Der Erfolg dieses Werkes, obgleich schon vor einigen Tagen durch den Uebergang einer Lokomotive von der kanadischen nach der amerikanischen Seite des Flusses entschieden, wurde erst am 18ten d. M. vollständig außer Zweifel gestellt, indem man die Festigkeit der Brücke einer Probe unterwarf, die auch den Ungläubigsten von ihrer Zähigkeit überzeugen mußte, jedes Gewicht zu tragen, das man ihr auferlegen wird. Die Verbindung zwischen der New-Yorker Central-Eisenbahn und der Great-Western in Kanada wurde am Abend des 17ten hergestellt, und am 18. März, Morgens 10½ Uhr, setzte sich der erste Zug von der britischen Seite in Bewegung, fuhr mit mäßiger Geschwindigkeit über die Brücke und eilte auf der New-Yorker Eisenbahn weiter. Er bestand aus einer Lokomotive mit Tender und zweiundzwanzig schwerbeladenen Güterwaggons, welche die Brücke in ihrer ganzen Länge bedeckten. Die Schwere des Zuges belief sich auf etwa dreihundertfunfzig Tonnen, aber trotz dieser ungeheuren Last und des furchtbaren Schneesturms, der bei Eröffnung der Brücke wüthete, war nicht die geringste Vibration an derselben zu bemerken. Eine von sachkundigen Männern angestellte Untersuchung brachte hingegen eine Senkung von ungefähr neun Zoll zu Tage, die jedoch nicht so bedeutend ist, als man erwartet hatte.

Es ist schwer, die unermeßlichen Vortheile zu würdigen, die aus der Eröffnung dieser großen Verbindungsstraße fließen müssen. Durch ihre glückliche Vollendung hat die Kunst einen Sieg über die Natur davongetragen und die Welt mit einem Prachtbau beschenkt, dessen Großartigkeit nur von dem majestätischen Wasserfall übertroffen wird, der ihm seinen Namen giebt. In einer Höhe von zweihundertfünfundvierzig Fuß über den Niagarafirom geworfen, von der einen Seite auf die gewaltigen Kataraften, von der anderen auf den furchtbaren

Wasserstrudel blickend, dessen kreisende Wirbel den kühnsten Schiffer und den unerschrockensten Abenteurer zurückscheuchen, bietet die Hängebrücke eines der imposantesten Schauspiele dar, auf welchen das menschliche Auge je geruht hat. In einiger Entfernung gesehen, erhält sie durch ihre Höhe und ihre enorme Länge, indem sie in einer ununterbrochenen Linie von achthundertzweiundzwanzig Fuß Spannung sich über den Fluß erstreckt, den Anschein der Gebrechlichkeit; erst bei einer näheren Untersuchung offenbart sich ihre ungeheure Stärke. Sie wird durch vier Drahtketten getragen, die über vier steinerne Thürme gezogen und an ein massives Mauerwerk befestigt sind, in welches sie sich fünfundzwanzig bis dreißig Fuß tief einsenken. Die Höhe der beiden Thürme am kanadischen Ufer beträgt achtundsiebzig, die der an der amerikanischen Seite befindlichen achtundachtzig Fuß. Von den vier großen Ketten hat jede zehn Zoll im Durchmesser, mit 3640 Drähten, so daß sie zusammen 14,560 Drähte enthalten. Das Gewicht des Oberbaues ist siebenhundertfünfzig Tonnen, die Tragekraft der Drähte siebentausend und die Gesammtkraft zwölftausendvierhundert Tonnen.

Von jeder Kette hängen in fast vertikaler Richtung und in einem Abstande von etwa vier Fuß kleinere Drahtketten von anderthalb Zoll Durchmesser, durch welche der Oberbau getragen wird. Dieser Theil des Werkes ist dadurch besonders merkwürdig, daß er eine doppelte Brücke bildet, indem unmittelbar unter demselben und sechzehn Fuß unter dem Belag, über welchen die Eisenbahn hinführt, ein zweiter Belag angebracht ist, der als Brücke für Fußgänger und Wagen aller Art dient. Mit der oberen oder Eisenbahnbrücke steht letztere durch ein Flechtwerk von Holz und Eisen von enormer Stärke in Verbindung. Die untere oder Wagenbrücke ruht auf steinernen Widerlagern und ist durch schwere Seiten- und transversale Ketten, die an die Felsen und die Erhöhungen des Ufers befestigt sind, so kräftig gestützt, daß selbst die schwersten Winterstürme eine kaum merkliche Schwankung hervorbringen. Die Eisenbahnbrücke ist mit einem einfachen Geleise versehen, auf dessen beiden Seiten ein hinlänglicher Raum für Fußgänger gelassen ist. Es besteht aus vier parallelen Schienen, die in eben so vielen Weiten angelegt sind, welche Einrichtung die Bahn für Lokomotiven und Waggons von verschiedener Geleisesweite zugänglich macht.

Obige Details wurden uns von Herrn J. A. Röbling mitgetheilt, dem Ingenieur, durch den das Werk projektirt und unter dessen Aufsicht es vollendet wurde. Er ist ein geborener Preuße, hat sich aber viele Jahre in Amerika aufgehalten. Der Entwurf und die glückliche Ausführung eines Unternehmens, das die namhaftesten wissenschaftlichen Autoritäten für unmöglich erklärt hatten, gereicht ihm zu hohem Ruhm und wird für ihn ein bleibendes Denkmal bilden, welches Millionen mit Bewunderung und Entzücken betrachten werden. Als Kunstwerk ist es in seiner Art ohne gleichen. Es ist die einzige bisher vollendete hängende Eisenbahnbrücke in der Welt, und noch dazu eine doppelte. Die berühmte Hängebrücke zu Freiburg in der Schweiz ist allerdings schön, aber sie ist nur für Wagen bestimmt. Stephenson's vielgepriesene Britannia-Brücke ist ein gigantisches Werk, aber auch sie ist eine einfache und ruht auf Pfeilern, deren größte Spannung nur vierhundertsechzig Fuß beträgt. Unter allen Prachtbauten älterer und neuerer Zeit, welche das Erstaunen und die Bewunderung der Völker erregt haben, wissen wir von keinem, in dem die natürlichen Vortheile der Lage, Kühnheit des Entwurfs, massive Kraft, vollendete mechanische Geschicklichkeit und gemeinnütziger Zweck sich in so hohem Grade vereinigt fänden, als in Röbling's Luftstraße.“

Mannigfaltiges.

— Das Erdbeben von Brussa. Das unfern von der asiatischen Küste des Marmora-Meeres gelegene Brussa, das seinen alten Namen Prusa von seinem Erbauer, dem Freunde Hannibal's, König Prusias, herleitet, ist bekanntlich am 27. Februar und 12. April durch zwei Erdbeben, die in ihrer Furchtbarkeit und Wirkung das jetzt beinahe hundertjährige von Lissabon noch übertrafen, gänzlich zerstört worden. Brussa, eine Stadt von nahe an zweihunderttausend Einwohnern, soll so viele Minarets gehabt haben, als das Jahr Tage zählt. In einigen großen Moscheen befanden sich die Grabmäler der ersten Sultane aus dem Hause Osman, Osman's selbst, Orkhan's, Murad's I. und Muhammed's II., so wie zweier Söhne Bajasith's, aber alle diese prächtigen, von den Türken als Heiligthümer verehrten Mausoleen sind eben so zerstört, wie das Kastell, dessen Grundmauern noch von König Prusias selbst auf einer steilen Höhe des Olympos, an dessen Fuß die Stadt lag, gebaut sein sollen, und das von Sultan Osman unweit davon angelegte feste Schloß Balabandschik. Brussa, das auch der Sitz eines griechischen Metropoliten und eines armenischen Erzbischofs war, erfreute sich einer blühenden, gewerblichen Thätigkeit, und wegen seiner in anziehender Berggegend sprudelnden, warmen Mineralquellen von Jeni- und Eski- (Neu- und Alt-) Kaplija hatte es sich auch in jedem Sommer einen zahlreichen Fremdenbesuches zu erfreuen. Aber gerade diese Nähe vulkanischer Gebirgsformationen hat ihm den Untergang bereitet. Am Fuße des Olympos deutet jetzt nur noch ein langer abschüssiger Streifen, aus dem einzelne Trümmer hervorragen, die Stelle an, wo Brussa gestanden. Ein deutscher Reisender, der von Konstantinopel über das Marmora-Meer hinübergefahren war, um den Ort der Zerstörung anzusehen, giebt davon (in der K. Z.) die nachstehende Schilderung:

„Ungefähr drei Viertel der Stadt sind dahin; Khans, Moscheen, Bäder, und was sonst aus Stein errichtet war, sind bis zur Unkenntlichkeit entstellt; von den sprüchwörtlich gewordenen dreihundertfünfundsechzig Minarets der Stadt, von welchen viele mit farbigem Porzellan bekleidet waren, mögen noch sechs bis acht zur Hälfte dastehen, die anderen liegen, umgeworfenen Säulen gleich, am Boden; die noch stehenden Holzhäuser sind zerfetzt, zerrissen, ihre Dachziegel abgeschüttelt, und kein einziges im bewohnbaren Zustande; die vielen Brunnen und Quellen sind versiegt oder bilden Lachen zwischen den Ruinen. Nur Eines ist unversehrt geblieben und prangt in üppiger Schönheit, wie am ersten Tage; das ist der tropische Pflanzenwuchs, die überwuchernde Vegetation, in der das ehemalige Brussa wie in einer Wiege gebettet lag. Die schöne Ebene prangt noch immer in allen Farben vom dunkeln Grün der Cypressen und Pinien bis zur Smaragdfarbe der Maulbeerhecken; aber all ihren Reichthum wird diesmal Niemand einheimsen; keine Spindel schnurrt mehr, kein Seidenwurm spinnt sein zartes Gewebe. Mit Angst vor überhängenden Mauern und Felsblöcken kletterten wir die Burg herunter und kamen alsdann zu der Stelle, wo einst der reiche Basar der Stadt war. Hier ist die Zerstörung am gräßlichsten; in der Schreckensnacht des 12. April brach an dieser Stelle eine Feuersbrunst aus, welche achtzehn Stunden lang wüthete und Alles verschlang, was das Erdbeben vielleicht noch verschont hätte. An Löschen dachte Niemand, denn die heftigen Zuckungen der Erde warfen die Menschen zu Boden, viele Leute erlitten Kontusionen, man warf sich deßhalb platt nieder und ließ die gierige Flamme fressen, bis sie von selbst aufhörte. Wenn man sich dazu denkt, daß in jener Nacht an zweihundert Erdstöße erfolgten, daß der Donner der Erde, das Krachen der einstürzenden Gebäude, das Wehegeschrei der armen Einwohner sich mit dem Gebrüll der herbrennenden Thiere mischte, so ist es wohl zu begreifen, wenn sich heute noch der Rest der zurückgebliebenen Einwohnerschaft in einem halben Delirium, in einer förmlichen Unzurechnungsfähigkeit befindet. Der geringe Rest des Basars, welchen das Feuer verschonte, hat ein darum nicht weniger trostloses Ansehen. Die Waarenschränke sind aus den nach orientalischer Weise vorn ganz offenen Boutiquen in die Straße hineingestürzt und die Boutiquen hinterdrein; die armen Besitzer klettern darüber weg und suchen die Fetzen der Seidenstoffe herauszuziehen. Der Sermakesch-Khan und der Seiden-Khan, ebenfalls in dieser Gegend gelegen, bieten einen grauenvollen Anblick dar. Die Kuppeln, Pfeiler und Bogen dieser für die Ewigkeit errichteten Gebäude liegen in buntem Chaos durch einander, und die reichen Lager gesponnener Seide und noch nicht abgehaspelter Cocons, zwischen den kolossalen Werkstücken umhergestreut, bildeten häufig für unsere müden Füße einen weichen, angenehmen Ruhepunkt. An Bergung der hier verschütteten Schätze ist nicht zu denken. Denn abgesehen davon, daß Staub und Regen die Waare bereits verdorben haben, so müßten doch die darüber gestürzten Mauerstücke erst gesprengt werden, bevor man an deren Fortschaffung und Aufräumung denken könnte. Das „Himmelsthal“, welches die Stadt in zwei Hälften theilt, hatte drei steinerne Brücken; zwei derselben sind eingestürzt. Die dritte, welche, gleich dem Rialto zu Venedig, links und rechts zwei Reihen Buden trug, steht zwar noch, hat aber die Buden zu beiden Seiten abgeschüttelt und in die Tiefe gestürzt. Drüben steht die Moschee Muhammed's II, welche für das schönste Erzeugniß osmanischer Baukunst galt, und hinter ihr besitzt sich das Grabmal desselben Sultans, das ganz mit grünem Porzellan und sonstigem farbigen Steinschmuck bekleidet war. Beide Gebäude sehen aus wie ein Sieb; ihr Inneres, das kein Imam zu betreten wagt, ist mit Schutt erfüllt, und um weiteres Unglück zu verhüten, wäre nichts Besseres zu thun, als die beiden Gebäude abzutragen. Die Ulu Dschami (große Moschee), welche vierundzwanzig Kuppeln hatte, und welche in der Mitte offen war, so daß des Himmels Wölben in ein in der Mitte angebrachtes Marmorbassin mit Goldfischen schauen konnten, wodurch die frommen Beter mit der großen Himmelskuppel und der Natur in nähere Berührung gebracht wurden — eine sehr sinnige Idee des Erbauers —, diese Moschee hat die Hälfte ihrer Kuppeln verloren, ihre Minarets liegen an der Erde, die Mauern klaffen, und das Wasser des Bassins fluthet über den Marmorboden; sie ist, wie alle anderen, geschlossen und ebenfalls dies den Abbruch werth.“,

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 16 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 8 Sgr. und vierteljährlich 24 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Carl A. Conn, Jägerstr. Nr. 23, und beim Expedit. Kommiss. Buderwalk. Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 63. Berlin, Sonnabend den 26. Mai 1855.

Frankreich.

Universal-Ausstellung von Paris.

V. Die Eröffnungsfeier am 15. Mai.

Das Londoner Athenaeum bringt den Bericht eines Engländers über die am 15. Mai stattgefundene Feier der Eröffnung der drei Ausstellungen (der Industrie-, der Naturprodukten- und der Kunst-Ausstellung, jede in einem besonderen Gebäude) in den Champs-Elysées von Paris. Ein vergleichender Blick auf die am 1. Mai 1851 stattgehabte Eröffnung des Krystall-Palastes im Hyde-Park von London drängte sich wahrscheinlich Jedem auf, der beiden Feierlichkeiten beigewohnt. „Die Welt war damals in Frieden", sagt der englische Berichterstatter; „viel Romantik mischte sich allerdings in die Träume der Menschen von 1851, doch diese Illusionen waren edler Art, und während sie dauerten, fühlte sich die Menschheit wohler. Jetzt ist die Welt in Waffen; unter den Tausenden, die das Pariser Ausstellungsgebäude umfaßte, befanden sich gewiß Wenige, deren Herzen nicht anderswo waren. Alle Gedanken waren mit der Krim beschäftigt. Während man auf das Kaiserpaar wartete, in den Zwischenpausen der Musik, nach dem Auf brechen der hohen Personen, sprach der Freund zum Freunde, der Gast zum Gaste, nicht von der glänzenden Schau rings umher, nicht von den glänzenden Aussichten für den künftigen Verkehr der Nationen — wie es in London geschah — sondern von fernen Kämpfen und Leiden, von den letzten Depeschen über die Ausfälle der Russen in Sebastopol, von Flatterminen und Contreminen, von der Flotte und den Städten, die sie bombardiren soll, von Zerstörung und nicht vom friedlichen Aufbau. Nur Eines konnte hierbei allenfalls tröstlich erscheinen: der Gedanke, daß Frankreich und England, die jetzt eben an den Gränzen Europa's mit dem kolossalen Rußland einen für Letzteres so verderblichen Krieg führen, gleichwohl daheim ein solches Fest der Künste und der Industrie feiern können." . .

„Das Gebäude im Hyde-Park", fährt der Engländer fort, „war des Volkes Palast; das in den Elysäischen Feldern ist ein Kaiserhan. Ganz England trug sein Scherflein zu dem Glashause bei; in Frankreich hat die Regierung den Plan zu dem von ihr garantirten steinernen Bauwerke vorgezeichnet. Vom 1. Mai ab nahm die Menge Besitz von ihrem Eigenthum im Hyde-Park, und bis zur letzten Stunde desselben hing sie mit Liebe an dem imposanten Spielwerk. In Paris bemerkt man nichts von diesem stolzen Gefühle der Gemeingüterschaft; das Gebäude gehört nicht einmal der Ausstellung; sobald die Schätze, die es enthält, wieder in alle vier Weltgegenden zerstreut sein werden, wird man die massiven Mauern, Gott weiß, zu welchem anderen Zwecke, verwenden. Das Volk bewegt sich hier ungefähr eben so fremd und neugierig, wie es sich in den Tuilerieen am Tage nach der Februar-Revolution bewegte, oder wie es sich heute noch mit höherer Erlaubniß auf einen Tag in den kaiserlichen Schlössern und Gärten bewegt. Im Hyde-Park dagegen fühlte sich jeder Engländer zuhause, und sein Krystall-Palast hatte die Einheit zugleich und die Mannigfaltigkeit einer epischen Dichtung.

„Das Centralgebäude, ein rechtwinkliches Viereck, bietet keine Mannigfaltigkeit der Ansichten dar. Von jedem Punkte der Galerieen und selbst des Schiffes beherrscht das Auge alle Theile des Schauplatzes. Ungleich den gebogenen Linien, dem verschwimmenden Lichte und den krystallischen Formen des Hyde-Park-Gebäudes, ist im Pariser Palast eine Aussicht wie die andere beschaffen. Was hier an Pracht zusammengehäuft ist, das faßt sich dem Auge mit einem Male dar, während man im Hyde-Park, wenn man um die Ecke bog, plötzlich eine ganz veränderte Scene vor sich hatte und in mannigfaltiger Weise überrascht wurde. Etwas romantischer erscheint der an der Seine gelegene Langbau; der Centralpalast jedoch hat durchaus nichts Poetisches — so geschmack- und so prachtvoll auch die Anordnung und so blendend der Gesammteindruck ist." . .

Der Berichterstatter, welcher bestätigt, daß der Anblick der schönen Frauen im glänzenden Ballsaale, umgeben von den dekorirten und kostümirten Herren, bei der Eröffnungsfeier sehr malerisch gewesen, und daß namentlich die anmuthige Gestalt der Kaiserin Aller Augen auf sich gezogen, weist auch darauf hin, daß der kaiserliche Thron, welcher sich auf der Südseite des Mittelraumes, gegenüber den französischen sogenannten „Trophäen", befand, zufällig gerade vor der den Nord-Amerikanern überwiesenen Abtheilung stand. Nun ist zwar diese Abtheilung (wie dies auch in London lange der Fall war) noch ziemlich leer an Ausstellungs-Gegenständen, doch fehlt es dafür nicht an zahlreichen Flaggen, Sternenbannern und Freiheits-Devisen. Letztere hatten nun den kaiserlichen Thron förmlich mit republikanischen Attributen umgeben, und was man seit dem 2. Dezember 1851 so sorgfältig von allen öffentlichen Plätzen, Staatsgebäuden und Wappen in Frankreich entfernt hatte, das war hier scheinbar mit außerordentlichem Pomp zur Schau ausgestellt.

VI. Die Gemälde der Welt-Kunst-Ausstellung.

In einem vorläufigen Bericht über die Gemälde der Welt-Kunst-Ausstellung spricht Theophile Gautier (im Feuilleton des Moniteur) die Ansicht aus, daß nur vier Nationen einen entschiedenen, ausgesprochenen Charakter auf dieser Ausstellung hätten: England, Belgien, Deutschland und Frankreich. England sei durch die Individualität, Belgien durch das *savoir-faire*, Deutschland durch das Ideal und Frankreich durch den Eklekticismus gekennzeichnet. Italien habe nur einige Quadratfuß Wand mit mittelmäßigen Gemälden bedeckt, und Spanien würde man von den ihm benachbarten Franzosen, die es vollständig kopire, nicht unterscheiden können, wenn nicht das Wappen von Kastilien und Leon über seinen Bildern hinge.

Hören wir, was Herr Gautier zur näheren Ausführung seiner Charakteristik der vier künstlerischen Nationen beibringt. Daß er den französischen Eklekticismus über Alles stellt, versteht sich von selbst bei einer Kunstkritik, die es für ihre Haupt-Aufgabe hält, die „Gloire de la France" wahrzunehmen. „Wiewohl," sagt er, „Frankreich nur ein Paris (und nicht wie Italien oder Deutschland mehrere Centren der Kunst) hat, vertritt es in seiner Kunst doch alle Klimate und alle Temperamente. Es kann Ingres dem Delacroix, Decamps dem Meissonier, Flandrin dem Couture, Klagny dem Rousseau gegenüberstellen. Hier begegnen sich alle Kontraste, vertragen sich die verschiedenartigsten Eigenthümlichkeiten."

„Deutschland," sagt Gautier, „das die naive minutiöse Darstellung, den Naturalismus Albrecht Dürer's und Lucas Cranach's aufgegeben, scheint sich in der Kunst-Aesthetik zu gefallen; kaum daß es die Natur eines zerstreuten Blickes würdig. Es erfindet, komponirt und zeichnet Cartons,*) deren Ausführung es sekundären Händen überläßt. Nicht Gemälde, sondern Dichtungen malt es: cyklische Darstellungen, welche uns die Geschicke des Menschengeschlechtes, die Wanderungen der Völker, die Mythen und Apokalypsen der Religionen, oder auch wohl Symbolismen oder philosophische Systeme vorführen, wo die Figuren mehr als hieroglyphische Zeichen, wie als Vertreter von Persönlichkeiten gelten. Diese rein verstandesmäßige Schule mißachtet die Farbe und die Geschicklichkeit des Pinsels (!). Sie malt nicht, sie versinnlicht eine Idee. Für uns ist eine solche Art der Kunstbetrachtung etwas ganz Neues, und sie wird den französischen Malern, deren Anschauungsweise eine so ganz andere ist und die sich immer nur an die Form gehalten haben, ein merkwürdiger Gegenstand ihrer Studien sein."

Von Belgien sagt Herr Gautier, daß es im Gegentheile durch außerordentliche Geschicklichkeit, durch eine merkwürdige Detailkenntniß in der Ausführung sich auszeichne, Belgien strebe nicht nach dem Ideal, und wie die alte flamändische Schule, wisse es aus dem geringfügigsten Gegenstand ein kostbares, kleines Meisterstück zu machen. Freilich ahme es auch seinem guten Freund, dem französischen Nachbar, nach,

*) Der Kritiker scheint dabei nur Cornelius und Kaulbach im Auge zu haben. Im Vergleiche mit den maßenhaften historischen Bildern der Franzosen, die ihre Museen von zeitgenössischen Arbeiten im Luxembourg, im Louvre und in Versailles, so wie einen Theil ihrer Kirchen, für die Ausstellung geplündert, müssen allerdings die wenigen Bilder der Düsseldorfer, der Münchener und der Berliner Schulen sehr zurücktreten. D. R.

Digitized by Google

und zwar zuweilen bis zum Plagiat, aber es behalte darum doch immer seine erkennbare Individualität. Die großen Ahnen würden den Enkel nicht verleugnen.

„Englands charakteristische Merkmale endlich seien sein nationales Wesen, seine starke lokale Färbung. Ein englisches Bild, ob gut oder schlecht, werde sofort, als solches, auch von dem ungeübtesten Auge erkannt. Ein Franzose glaube sich drüben in einer ganz anderen Welt zu befinden, obwohl man an demselben Tage in Paris frühstücken und in London dinieren könne. Bei aller Manierirtheit und Bizarrerie habe diese Kunst doch auch immer etwas Aristokratisches und „Gentlemanliked." Eine eigentliche Schule gäbe es jetzt nicht in England; Jeder folge vielmehr seiner Individualität, doch stets trage sein Werk den **unverkennbaren englischen Stempel**. Nächst den Franzosen, haben die Engländer am meisten die Ausstellung beschickt — wenige historische Bilder, doch um so mehr Landschaften, Marinen, Stilleben, Genrebilder und Aquarelle.

Nord-Amerika.

Die Natur in Bewegung.

(Schluß.)

Die frühesten, in Europa gekannten Getraide-Arten waren unstreitig Weizen und Gerste, obgleich die ältesten Schriftsteller über deren eigentliches Vaterland in ihren Meinungen von einander abweichen. Verkohlte Körner beider Arten fanden sich in Pompeji, und Wandgemälde der todesstillen Stadt stellen Wachteln dar, die aus Gersten-Aehren Körner picken. Die Bibel, Homer und Herodot erwähnen ihrer als weitverbreitet, und Diodor von Sicilien spricht von der Meinung Vieler, daß der Weizen in Leontini und anderen sicilischen Gegenden wild wachse. So gewiß ist es, daß selbst das Alterthum über die Urheimat dieser Gräser in Zweifel war; Alles weist jedoch auf Indien hin. Nach Humboldt tragen alle hier vorkommenden Varietäten das unverkennbare Zeugniß, daß sie ehemals fleißig angebaut worden waren und erst in jüngster Zeit ausarteten. Die Spanier brachten den Weizen nach Nord-Amerika; ein Negersklave des großen Cortez war der Erste, der ihn in Neu-Spanien anbaute, indem er mit drei zufällig unter dem Reisvorrath für die Armee gefundenen Körnern den Anfang machte. Zu Quito zeigt man noch heute in einem Franziskanerkloster das irdene Gefäß, das den ersten Weizen enthielt; ein Mönch, aus Flandern gebürtig, hatte ihn vor seinem Kloster gesäet, nachdem er den Urwald niedergehauen. Der große Humboldt sagt mit Recht: „Ich wünschte, man hätte nicht die Namen derer erhalten, welche die Erde durch blutige Eroberungen verwüstet, sondern derer, welche ihr zuerst die Früchte anvertraut, die sich so früh mit der Veredelung des Menschengeschlechtes gepaart haben." Die Gerste, deren Homer als Futter der Rosse seiner Helden erwähnt, hat mindestens das Verdienst, daß sie unter allen nahrhaften Gräsern am weitesten verbreitet ist. Sie ist bekannt von den äußersten Gränzen der Kultur in Lappland bis zu den Hochebenen in der Nähe des Aequators.

In einer weit spätern Periode wurde der Roggen nach Europa gebracht. Um die Zeit des Galenus fand er den Weg durch Thracien nach Griechenland, und Plinius spricht davon, als sei er von Taurien durch massilische Kaufleute eingeführt worden; zu seiner Zeit traf man ihn zufällig in der Nachbarschaft von Turin. Im siebenten Jahrhundert kam er nach Deutschland, wo Karl der Große sofort die Wichtigkeit desselben erkannte und den Anbau weislich förderte, so daß er sich bald über das Festland verbreitete und jetzt mindestens einem Drittel der Bewohner desselben Unterhalt verschafft. Irrigerweise glaubte man ihn im Kaukasus wild wachsend gefunden zu haben; denn sorgfältige Beobachtung zeigte, daß die vermeintlichen Originale einer ganz verschiedenen Spezies angehören: ihre Halme waren so spröde, daß sie nicht gedroschen werden konnten. — In einer noch jüngeren Zeit kam der Hafer aus dem Osten nach Europa, und während man ihn in Griechenland als grünes Futter benutzte, bereiteten die Deutschen, wie bereits Plinius berichtet, ihre Hafergrütze, eine Delikatesse, der sie bis zur Stunde treu geblieben sind.

Reis scheint schon in einer sehr frühen Periode der europäischen Geschichte unter den verbreitetsten Gräsern gewesen zu sein. Daher können wir ihm aus seiner Heimat Indien (der Sanskrit-Name „*Vrie*" weist dahin, und der dänische Missionair Klein glaubt ihn hier wild wachsend gefunden zu haben) auf seinen Wanderungen nach allen Welttheilen Schritt für Schritt nachgehen. Im Osten, wissen wir, war er seit undenklicher Zeit die Hauptnahrung; um die Zeit Alexander's des Großen wurde er am Nieder-Euphrat angebaut und von dort nach Aegypten gebracht. Die Römer scheinen ihn nicht gekannt zu haben, die Araber jedoch brachten ihn nach ihren Eroberungen in Afrika, Sicilien und Spanien in das südliche Europa. Nord-Amerika kennt ihn erst seit dem Beginn des letzten Jahrhunderts, versorgt aber jetzt die alte Welt mit einem großen Theil dieser Nahrung.

Die neue Welt nimmt aber nicht ohne alle Widerrede, den Mais als ein einheimisches Produkt in Anspruch. Denn Theophrastus spricht von einem gewissen eigenthümlichen Weizen mit olivengrossen Körnern, der aus Indien stammt, und das kann, wie Einige meinen, nur Mais gewesen sein. Sie suchen ihre Behauptung durch die Thatsache zu erhärten, daß die sorgfältigsten Nachforschungen der Reisenden in Amerika den Mais niemals anders als angebaut oder verwildert angetroffen haben. Gewiß ist, daß sein Name in den europäischen Sprachen auf den Osten hinweist. Deutschland und Italien nennen ihn: „türkischen Weizen", und der Name „arabischer Weizen" bei den Griechen setzt ebenfalls eine orientalische Heimat voraus.

Es klingt fast hart, dem West-Kontinent nicht mindestens das Verdienst einzuräumen, die Urheimat der Kartoffel zu sein, wie dies allgemein angenommen wird. Sie ist in Peru, Chili und Mexiko wild wachsend. Allein gelehrte Botaniker und aufmerksame Beobachter haben festgestellt, daß die hier gefundene Knolle nicht die gemeinsame Mutter, sondern eine Abart der zahlreichen Gattung sei, zu der die Kartoffel gehört. Und merkwürdig, Mexiko, hauptsächlich um den europäischen Einwanderern den Genuß der Lieblingskost ihres Mutterlandes zu gewähren, hat erst ganz kürzlich den Versuch gemacht, längs der Küste Kartoffeln zu ziehen. Der Versuch mißlang, trotz aller Anstrengung, vollständig. Die vermeintliche Mutter behandelte die ihr aufgedrungenen Kinder sehr steif, und sie verkümmerten.

Doch wie jedes Gute nothwendig sein Uebel mit sich führt, wie fast jedes Heer wackerer Krieger einen Schwarm von Strolchen und Gesindel in seinem Gefolge hat: so sah sich auch der Mensch gezwungen, als unzertrennliche Gefährten der nützlichen Grasarten einen ganzen Troß Unkraut, Dornen und Disteln mitzunehmen. Die meisten derselben, die wir auf unseren Aeckern finden, sind ohne Zweifel mit den Cerealien eingewandert. In weit größerer Zahl jedoch, und ohne menschliche Vermittelung, schließen sich andere Pflanzengattungen an den Herrn der Schöpfung, folgen ihm, wohin er geht, und bauen sich auf freien Stücken ihre Hütten. Diese scheinen sich nicht an ihre Verwandten, die Körner und Gräser, zu binden, sondern halten sich unmittelbar an den Menschen Heimat; mit nimmer sehleder Pünktlichkeit nisten sie sich um sein Haus, seinen Stall oder wuchern auf seinem Düngerhaufen. So sind Reisende, wie der berühmte Augustin de St. Hilaire in Brasilien, im Stande, mitten in einer Wüste aus dem bloßen Vorhandensein des Unkrauts die Spuren völlig zerstörter Niederlassungen zu entdecken. Noch seltsamer ist es, daß die verschiedenen Menschenracen verschiedene Unkraut-Arten in ihrer Begleitung haben, so daß sorgfältige Beobachter auf ihren Reisen aus dem vorherrschenden Unkraut sofort bestimmen können, ob Europäer oder Asiaten, Deutsche oder Slaven, Neger oder Indianer hier gewohnt haben. Nicht ohne guten Grund also nannten einige Indianerstämme den gemeinen Wegebreit in ihrer Sprache: „des weißen Mannes Fußstapfen." Noch bezeichnet die Wicke den ehemaligen, jetzt völlig verödeten Wohnplatz der normegischen Kolonisten in Grönland. Die Geschichtschreiber können also über die Richtung und die Länge der großen Wanderungen des Menschengeschlechtes noch Manches von dem Unkraut lernen. Eines der merkwürdigsten Beispiele der Art ist vielleicht die fast universelle Verbreitung des sogenannten Jamestown-Unkrauts. Die Zigeuner brachten es aus Indien und verführten es über die weite Welt, indem sie von dessen guten und schönen offizinellen Eigenschaften Gebrauch machten. Sie hatten es stets bei der Hand, pflanzten es sogar um ihre flüchtigen Lagerstätten, und so folgte es ihren Spuren von dem fernen Osten bis in den fernen Westen.

Eine eigene Wirkung dieser Wanderungen in Masse ist, daß gewisse, von den Menschen zuerst eingebrachte Pflanzen in der Folge sich, unabhängig von menschlicher Thätigkeit, so allgemein verbreiteten, daß die ganze ursprüngliche Flora mancher Gegend eine vollständige Umwandlung erhielt. So werden die reichen Pampas in Süd-Amerika von der Artischocke und dem Pfirsichbaum eines anderen Festlandes überwuchert; unermeßliche Strecke sind von diesen auswärtigen Eindringlingen bevölkert und zu Biehweiden unbrauchbar geworden. Eilande selbst sind diesem Geschick nicht entgangen. Auf St. Helena sind die heimischen Pflanzen fast verschwunden und haben solchen Platz gemacht, die aus Europa und Asien hereinkamen. In Ost-China ist die Bevölkerung so dicht und die Bodenkultur so ausgebildet, daß, mit Ausnahme weniger Wasserpflanzen in den künstlich bewässerten Reisfeldern, alle ursprünglich wildwachsenden Pflanzen ausgetrieben worden sind. Das ganze Land ist jetzt ausschließlich mit Kornfeldern bedeckt, und der Botaniker findet, in dem Tieflande wenigstens, nicht eine einzige Pflanze, die nicht der Kunst ihr Dasein verdankt.

So erobern manche Pflanzen buchstäblich ein Land und verdrängen die eingeborenen Schwestern; andere weichen nicht den Feinden aus ihrer eigenen Race, sondern wandern aus, weil das Klima sich verändert hat. Palästina, einst das Land, wo Milch und Honig floß, wo die Weintraube und die Dattel in Fülle gedieh, ist jetzt eine unfruchtbare Oede. „Der Verwüster ist hergefallen über ihre Sommerfrucht

Digitized by Google

und ihre Weinlese! Freude und Heiterkeit sind ihnen reichen Gefilden entnommen, und ihre Pflanzen sind übers Meer gewandert.“ Unser gemeiner Klee hat seine Reisestationen deutlich gemarkt; da er viel Nässe braucht, verließ er Griechenland, als dessen Ebenen versiegt und ausgedorrt waren. Italien, nach seinen wiederholten Verwüstungen, konnte ihn nicht halten, als er seinen Weg nach Süd-Deutschland nahm, von wo er jetzt allmählich in die feuchten Gegenden des Nordens zieht. Kein Pythagoras braucht jetzt seinen Schülern die Bohnen zu verbieten; denn Aegypten kann keine mehr hervorbringen. Der Wein der Marsoten, der die Gäste Kleopatra's beseelte, den Horaz in so reizenden Versen besang — er blüht nicht mehr. Der furiengejagte Mörder würde heutzutage keinen Schutz in den Fichtenhainen Poseidon's finden, dort die Gäste zu erwarten, die zu den großen Festmählern Griechenlands heiter wallen — die Fichten haben die Ebene mit ihrer heißen, verdörrenden Luft längst verlassen und die kühleren Berge aufgesucht.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß alle edleren Früchte aus dem Osten zu uns gekommen sind. Die köstliche Traube, die fühlende Kirsche, die Pomeranze und die Pfirsich, kurz, alle wonnigen Gaben des Herbstes schulden wir dem Orient. Italien ist nicht ursprünglich

„Das Land, wo die Zitrone blüht,
Im dunklen Laub die Gold-Orange glüht!“

denn Sevilla's Orangen und Zitronen kamen nur durch die Araber nach Europa. Sie finden sich nicht einmal an den Mauern Pompeji's, und die gemeine Apfelsine, chinesisch von Geburt, ist zuerst von kühnen portugiesischen Seelenten nach Europa gebracht worden. Hier lebten sie eine Zeitlang in verkümmertem Zustande, bis sie, durch geschickte Zucht an Gestalt und Geschmack verfeinert und veredelt, über das weitgestreckte Atlasmeer nach Amerika segelten. In dem neuen Vaterlande verbreiteten sie sich von Staat zu Staat und sind jetzt auf dem Wege, durch Kalifornien in ihre Urheimat zurückzukehren. Vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo die jugendkräftige Union, die bereits dem hungrigen Irland das Korn zurückgegeben und auf die Tafeln der Reichen die schönsten Aepfel, welche die Welt kennt, gesetzt hat, ihre Trauben und ihre unübertrefflichen Nektarinen dem alten Perserlande zuschickt, von wo Europa die harten, ungenießbaren Pfirsiche bekommen hatte. Seltsam, so wie Europa für die mannigfaltigen Gaben aus dem Osten sich durch kein einziges Gegengeschenk abgefunden, eben so unerkenntlich hat sich Amerika gegen Europa bewiesen. Für die ganze Segensfülle unserer Getraide-Ernte, für den gesunden Reis, für die gewinnreiche Baumwolle, für Zucker und Gewürze, Orangen und Pomeranzen — für Alles, was wir der alten Welt verdanken, haben wir ihr nur zwei, ziemlich zweideutige Gaben gespendet. Denn nur Raucher dürften geneigt sein, die Einführung des Tabacks als ein wirkliches, schätzenswerthes Geschenk anzusehen. Eine Pflanze, die weder an Wurzel, Frucht oder Blatt etwas Eßbares darbietet, die sich weder durch Schönheit, noch angenehmen Duft auszeichnet; die im Gegentheil durch Geruch und Geschmack anwidert, die Ekel, Erbrechen und Schwindel verursacht, ja, in großen Quantitäten oder in verdichteter Substanz genossen, zum tödlichen Gifte wird — eine solche Pflanze ist, aufs gelindeste bezeichnet, ein zweifelhaftes Geschenk. Eben so ist es mit der Kartoffel, die von ihren enthusiastischen Bewunderern als eine unvergleichlich kostbare Gabe des Westens an den Osten betrachtet wurde, die aber jetzt als unselige Frucht in den Jahrbüchern der Geschichte den beginnenden Verfall der europäischen Völker bezeichnet.

Aber selbst der Taback wird nicht von allen Botanikern als ein Geschenk des Westens anerkannt. Es heißt allerdings, die Spanier hätten ihn in Mexiko gefunden, wo er, besonders bei der Behandlung von Wunden, zu medizinischem Gebrauch verwendet wurde, und ihn hier, wie die Engländer in Virginien, rauchen sehen; indeß war er in Java und China schon 1601 und, wie guter Grund zu glauben ist, in einer noch früheren Periode in China bekannt. Da nun der Taback vor 1559 nicht nach Europa kam, wo er zuerst in Portugal, als ein Europa, als Arzneі gebraucht wurde; so mag er in dem östlichen Asien lange vor der Entdeckung Amerika's bekannt gewesen sein. Die Natur scheint überdies darauf anzugehen, diese naturwidrige Bewegung von Westen nach Osten durch die rasche Ansartung dieser beiden Pflanzen in Europa zu rächen. Wäre aber auch der Mais wirklich zuerst aus dem West-Kontinente gekommen, hätte die indische Feige und die damit eng verwandte Agave, die jetzt um das Mittelmeer wild wachsen und nicht wenig zu der malerischen Scenerie beitragen, ihre wahre Heimat in der neuen Welt: so bleiben diese zwei Pflanzen die einzigen, die jemals westwärts gewandert sind, die vereinzelten Ausnahmen von dem großen Naturgesetz, daß Pflanzen, Thiere und Menschen nach dem Niedergang der Sonne ihre Pilgerfahrt vollbringen müssen.

Diese geheimnißvolle und unleugbare Bewegung geht noch in unseren Tagen nach einem großartigen und imposirenden Maßstabe ihren Gang und verändert von Zeit zu Zeit wesentlich den pflanzlichen Charakter ganzer Gegenden, so wie sie neu entdeckt oder angebaut werden. Sie zeigt uns in unauslöschlichen Zügen die stille, unwiderstehliche Gewalt, mit welcher die bescheidenen Pflanzen ihren Weg auf Erden zu den Thieren, die uns nähren, und zu den verschiedenen Menschenracen beschreiben. Denn so wunderbar ist die Beziehung zwischen den Pflanzen und dem Menschen; sie sind so höchster Mächtigkeit nicht nur für seine Existenz, sondern auch für seine Wohlfahrt. Daß sie ihn ernähren und kleiden, daß sie ihm die Mittel bieten, die Thiere zu füttern, die ihm dafür nicht blos Nahrung und Bequemlichkeit erstatten, sondern, was bei weitem höherer, ihm dienstbar, zugeneigt und dankbar sind — das will wenig sagen; die Cerealien wurden vielmehr das erste und festeste gesellige Band zwischen Menschen, weil der Anbau derselben eine umfassende Arbeit und eine gegenseitige Dienstleistung fordert. Da keine Gesellschaft überdies ohne Gesetze bestehen kann, so darf man wohl sagen, daß diese kurzlebigen Gräser in Wahrheit die erste Ursache aller Gesetzgebung sind. Nicht ohne guten Grund also nannten die Römer ihre Ceres nicht blos eine Göttin, sondern auch eine Gesetzgeberin.

Dem flüchtigen Beobachter scheinen Thiere wie Pflanzen feste Züge in der Physiognomie der Natur. Dem Ansehen nach, sieht derselbe Sperling, der unsere Kirschbäume im Frühsommer plündert, die Weizenkörner auf den Herbstfeldern auf; und dasselbe Wild, das unsere Vorväter jagten, lockt uns heute noch in Feld und Wald.

So ist es aber mitnichten. Die von ihrer Naturwüchsigkeit abgefallenen Thiere freilich sind nahezu jetzt dieselben, die sie von je waren; dasselbe Schaf, das Abel hütete, schläft Nacht für Nacht auf unseren Weiden, und das „Vieh auf tausend Bergen“ schweift jetzt auf unseren Ebenen. Allein alles edlere, höhere Leben unter den Thieren bewegt sich ohne Unterlaß rund um den Erdkreis. Auch hier ist ein ruhloß Gehen und Kommen, Fliehen und Drängen, ein endloser Wechsel der Heimat, ein Austausch der abgenutzten Vergangenheit gegen eine verheißende Zukunft.

Keine Klasse von Thieren, der höheren oder niederen, entgeht gänzlich dem allgemeinen Gesetz der Bewegung; und wenn wir gelegentlich von dem Flug der Störche und den Heringszügen lesen, so sind das bloße Anekdoten, nichts als einzelne, herausgehobene Momente jenes unermüdlichen Lebens, das in großen, ruhelosen Massen um den Erdball kreist.

Von den frühesten Wanderungen der Thiere, selbst derer, die der Mensch an seine Existenz gebunden, wissen wir sehr wenig. Die Geschichte, die uns von den ersten Reisen des Menschen selbst erzählt, läßt sich nicht herab, über Wesen zu sprechen, die tief unter ihm stehen. Wir vermuthen mehr, als wir wissen, daß die Hauptthiere wenigstens ihre gemeinsame Heimat in dem großen Centrum alles irdischen Lebens, Hochindien, zugleich mit den ersten wandernden Völkern verließen. Wir schließen das hauptsächlich aus der Thatsache, daß die Menschengeschlechter sich zu einer Zeit trennten, als sie Alle Hirten waren. Das ersehen wir aus der Sprache; denn in allen Idiomen sind die Wörter, die sich auf das Hirtenleben beziehen, verwandt; während die Verwandtschaft in den anderen Beziehungen verdeckter und schwieriger nachzuweisen ist. Ein merkwürdiges Beispiel ist das Wort: „Tochter“ = *daughter* = *Duγατηρ*, aus dem Sanskrit: *dughtri*, das hier das melkende Weib heißt; weil es bei allen Hirtenvölkern Gewohnheit war, das Melken der Herden den Töchtern zu überlassen. — Die Thiere selbst bleiben in einem gewissen Zusammenhange mit ihrer Urheimat; denn von den meisten leben noch verwandte Arten auf den Hochebenen Mittel-Asiens, wo sie in naturwüchsiger Wildheit, Kraft und Schönheit umherschweifen und Hunderte von Meilen die Thäler entlang rennen, um die erschöpften Landschaften gegen neue üppige Weidepläge umzutauschen.

Thiere wie Pflanzen reisen gelegentlich auf den mannigfaltigen Wegen, die ihnen die Natur selbst bietet. Die Riesenströme Ganges, Congo, Marañon, Orinoco, Mississippi schwemmen alljährlich Inseln nach dem Ocean, die lebende Bewohner auf ihren Rücken tragen. Tausende Meilen von der Küste kann man sehr häufig Massen von Seetang auf dem Meeresspiegel schwimmen sehen; sie dienen den kleinen Schalthieren zum Ruhepfahl, die nicht stark genug sind, durch eigene Kraft so weit von ihrem Geburtslande zu schwimmen. Ueber die Philippinen und Molucken hinaus stoßen die Seeleute oft, nach einem Typhon, auf schwimmende Inseln, die von Leben wimmeln und die mit Bäumen so bewachsen sind, daß sie das Auge täuschen und die Sicherheit der Fahrzeuge gefährden. In den großen Meeresströmungen treiben Baumstämme, die, durch Insektenlarven von einem Ende bis zum anderen ausgehöhlt, mit Mollusken- und Fischeiern angefüllt sind. Ein andermal brachten sie Eidechsen und Vögel von einem Lande zum anderen. Auf der Insel St. Vincent erschien einst eine angeschwemmte Boa Constrictor, die sich um eine hohe, kräftige Ceder wand, mit der sie aus den Urwäldern Brasiliens entführt worden war; sie verschlang mehrere Schafe, bevor es den erschrockenen Einwohnern gelang, sie zu tödten. Der Galistrom, wie wohlbekannt, führte mehr denn einmal Leichen von unbekannter Race mit breiten Gesichtern nach den Azoren,

Digitized by Google

die zur Entdeckung des amerikanischen Festlandes beitrugen, indem sie Columbus in seinem Glauben an die Existenz einer neuen Welt bestärkten. Eben so wurden Grönländer und Eskimos lebendig über den Ocean entführt und fanden sich zu ihrem Erstaunen an der englischen Küste.

Außerdem führen Luftströmungen Myriaden Pflanzensamen, zahllose Insekten-Eier und Infusorien über die ganze Welt. Um diese früher bestrittene Thatsache festzustellen, setzte Unger, ein deutscher Naturforscher, einige sorgfältig gereinigte Glasplatten zwischen die fast luftdicht verschlossenen Doppelfenster seiner Studirstube. Sechs Monate später nahm er sie heraus, untersuchte mit dem Mikroskop den durch die Spalten und Ritzen eingedrungenen Staub und entdeckte in dieser scheinbar unorganischen Substanz den Blumenstaub von acht verschiedenen Pflanzen, den Samen von elf Fungusvarietäten, die Eier von neun höheren Infusorien und lebendige Individuen von einer Art.

Rußland.

Skizzen aus dem russischen Dorfleben.

Von Iwan Turgheneu's Skizzen aus dem Leben der Russen, dessen erster Band im vorigen Jahre von August Diebert unter dem Titel „Aus dem Tagebuche eines Jägers“ (was auch dem russischen Titel „Sapiski Ochotnika“ entspricht) übersetzt ward, ist kürzlich der zweite Band erschienen,*) und zwar aus der Feder des Herrn August Boltz, der uns ebenfalls schon durch Uebertragungen aus dem Russischen rühmlichst bekannt ist. Daß diese Skizzen Turgheneu's ein sehr glücklicher Griff aus der Fülle des russischen Volkslebens sind, geht schon aus dem Umstand hervor, daß sie gleichzeitig in deutscher, französischer und englischer Uebersetzung erschienen sind. Der französischen haben wir bereits gedacht; die englische Bearbeitung hat den wohlgewählten Titel „Russian Life in the Interior, or the Experiences of a Sportsman“ und ist von einem Herrn James Meikleajohn herausgegeben. Die Literary Gazette vom 14. April theilt darauf die Skizze von den „Odnodworzen“ (Freibauern) mit, die bei August Diebert die Ueberschrift: „Der Freisasse Owssjänikow“ hat. Diese russischen Dorfgeschichten schildern uns das Haus und den Hof, den Ernst und den Scherz, die Durchtriebenheit und die Naivetät des moskovitischen Lebens viel anschaulicher und wirkungsvoller, als irgend ein noch so viel gereister und scharfsinniger, europäischer Tourist es vermag. Man lese z. B. was der russische Jäger von dem Handel und Wandel unter den Bauern erzählt (Bd. II. S. 56 in der Skizze „Chor und Kalinitsch“):

„So erfuhr ich, daß in jedem Sommer vor dem Heumähen in den Dörfern ein kleines Wägelchen ganz besonderer Art erscheint. In diesem Wägelchen sitzt ein Mann im Kaftan und verkauft Sensen. Gegen Baar entläßt er seine Sensen für 1½ bis 1¾ Papierrubel (11½ bis 13½ Sgr.); auf Borg — für drei Papier- bis zu einem Silberrubel (28 Sgr. bis 1⅓ Thlr.). Natürlich kaufen alle Bauern bei ihm auf Pump. Nach zwei bis drei Wochen kömmt der Mann wieder und fordert sein Geld. Der Bauer ist eben mit der Schaffung fertig geworden; er hat also die Mittel, ihn zu bezahlen. Man begiebt sich mit dem Verkäufer in die Kneipe, und nun geht es ans Abrechnen.

„Einige Gutsbesitzer ließen es sich einfallen, die Sensen gegen baares Geld selbst einzukaufen und sie den Bauern auf Borg zum Kostenpreise zu überlassen. Damit waren die Bauern jedoch nicht zufrieden; manche betrübten sich sogar darüber, denn sie wurden zu dadurch des Vergnügens beraubt, mit den Jähren an der Sense zu beißen, zu hören, wie sie klingt, sie in den Händen umzudrehen und den verschmitzten Verkäufer wohl an zwanzig Mal zu fragen: Na Du, Gutfreund, was meinst Du wohl, ist die Sense auch wirklich gut? — Dasselbe geschieht bei dem Ankaufe von Sicheln; nur mit dem Unterschiede, daß an diesem Handel auch die Weiber Antheil nehmen, wobei sie den Verkäufer zuweilen in die Nothwendigkeit versetzen, sie, um sich von ihnen Ruhe zu verschaffen, durchzuklängen.

„Am meisten aber haben die Weiber der Bauern in dem nachfolgenden Falle sich in Acht zu nehmen. Die Lieferanten des Materials für die Papierfabriken beunruhigen mit dem Ankaufe von Hadern eine ganz besondere Art Leute, welche in gewissen Bezirken „Ader“ genannt werden. Ein solcher Ader empfängt von dem Kaufmanne seine zweihundert Papierrubel (60 Thlr.) und zieht nun auf Beute aus. Seine Teleschka läßt er irgendwo in den Büschen vor dem Dorfe stehen, während er sich auf Gartenzäunen und Feldwegen ins Dörfchen begiebt, gerade als ob er blos vorübergings und ein geschäftsloser Durchreisender wäre. Die Weiber wittern instinktmäßig seine Ankunft und gehen ihm verstohlen entgegen. Das Geschäft wird in aller Eil abgemacht. Für wenige Kupfermünzen giebt das Bauerweib dem Ader nicht nur jeden unnützen Haderlappen, sondern auch oft des Mannes Blusenhemd und Manches von ihren eigenen Sachen hin. In neuerer Zeit fanden es die Weiber vortheilhaft, sogar ihre Wirthschaft zu bestehlen und auf diese Weise den Hanf und insbesondere die Hede lotzuschlagen — eine wichtige Erweiterung und Vervollkommnung der Ader-Industrie. Doch sind auch die Bauern ihrerseits gewitzigt worden, und sie schreiten bei dem geringsten Verdachte, bei dem bloßen Gerücht von der Annäherung eines Ackers rasch und kräftig zu Korrektiv- und Schutzmitteln. Und ist es in der That nicht eine Beleidigung für sie! Den Hanf zu verkaufen, ist doch wohl ihr Geschäft! Und sie verkaufen ihn auch; freilich nicht in der Stadt, denn nach der Stadt müßte man sich erst selbst mit hinschleppen, sondern an die umherreisenden Handelsleute, welche in gänzlicher Ermangelung von Gewichten das Pud*) zu vierzig Handvoll rechnen. Nun weiß man aber wohl, was eine Handvoll heißt und was für einen Griff ein Russe thun kann, wenn er „des Eifers voll“ ist.“

Wie schon aus dem Vorstehenden zu schließen, sind die russischen Bauernweiber nicht eben die liebenswürdigsten Schönen. In derselben Skizze, der das Obige entlehnt ist, wird von einem Bauern, Namens Chor, erzählt:

„Er verachtete die Weiber aus der Tiefe des Herzens, und zur guten Stunde ergoß er seinen Spott und Hohn über sie. Seine Frau, eine zanksüchtige Alte, kam den ganzen Tag nicht vom warmen Ofen herunter, auf dem sie lag, und beferte und schalt in Einem fort. Ihre Söhne ließen sie gänzlich unbeachtet, dagegen wußte sie ihre Schwiegertöchter in der Furcht des Herrn zu erhalten. Nicht umsonst sing in einem russischen Lied eine Schwiegermutter:

„Du bist mir ein Sohn,
Mir ein rechter Sohn!
Schlägst ja nicht Dein Weib!
Deine junge Frau! . . . .“

„Ich wollte einmal zu Gunsten seiner Schwiegertöchter ein Wörtchen fallen lassen und es versuchen, Chor's Mitgefühl anzuregen, aber er erwiederte mir gelassen: Ach, was wollen Sie sich mit solchen Lumpereien abgeben! Mögen sich doch die Weiber zanken. Es ist gar zu schwer, sie aus einander zu bringen, und es verlohnt nicht der Mühe, sich daran die Hände zu beschmutzen.

„Ein andermal, als die Alte vom Ofen herunterglitten war, rief sie den Hofhund herein, indem sie ihn mit den Worten: „Komm her, komm her, mein Hündchen!“ anlockte, worauf sie ihn treulosereise mit dem Feuerhaken durchbleute. Oder sie stellte sich auch unter den Schuppen und beferte, wie Chor es nannte, mit allen Vorübergehenden. Vor ihrem Manne hatte sie jedoch großen Respekt, und auf seinen Befehl kroch sie jedesmal wieder auf den Ofen.“

Mannigfaltiges.

— Einimpfung des gelben Fiebers. Wie die Gazeta de la Habana meldet, ist in Cuba ein Dr. Wilhelm von Humboldt (Dr. Don Guillermo de Humboldt) mit einem Präservatio gegen das gelbe Fieber aufgetreten, das in der Einimpfung einer ähnlichen Lymphe wie diejenige besteht, deren Impfung Jenner als ein Schutzmittel gegen die Pocken entdeckt hat. Der Zubrang zur Erlangung dieses Mittels ist so groß, daß der General-Gouverneur die Errichtung von Spezial-Hospitälern gestattet hat, wo diejenigen, die sich das gelbe Fieber wollen einimpfen lassen, aufgenommen und die zu ihrer völligen Wiederherstellung gepflegt werden können. Die genannte Zeitung sagt: „Zahlreiche hier, namentlich im Militair-Lazarett, ausgeführte Inoculationen haben den Beweis geliefert, daß die Einimpfung weder gefährlich, noch nachtheilig sei. Zunächst werden wir nun das Eintreten einer Fieber-Epidemie abzuwarten haben, ob die Einimpfung dieser Lymphe ein sicheres Mittel ist oder nicht, sich gegen die furchtbare Krankheit zu schützen. O, möchte doch eine solche Gelegenheit, das Mittel zu prüfen, noch recht lange auf sich warten lassen!“ — Wir stimmen nicht blos in diesen Wunsch ein, sondern auch in den, daß die guten Havanesen weder durch das Mittel, noch durch den berühmten Namen seiner Erfinders angeführt sein mögen.

— Werth der Zeitungs-Annoncen. Ein Pariser Journal stellt folgende Berechnung über den Eindruck an, den eine oft wiederholte Zeitungs-Annonce auf den Leser macht: Erste Insertion — man übersieht sie. Zweite Insertion — man bemerkt sie, aber man liest sie nicht. Dritte Insertion — man liest sie. Vierte Insertion — man sieht sich den Preis an. Fünfte Insertion — man spricht darüber mit seiner Frau. Sechste Insertion — man hat Lust zu kaufen. — Siebente Insertion — man kauft. Gutta cavat lapidem: auch ein Wassertropfen höhlt mit der Zeit den Stein aus.

*) Berlin Heinrich Schindler, 1855.

*) Ein Pud = 40 russische oder 35 preußische Pfund.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Dieselbe erscheint 3 Mal wöchentlich. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Brunnow, Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 64. Berlin, Dienstag den 29. Mai **1855.**

Die Literaturen Oesterreichs.

Wir haben in diesen Blättern auch noch einer gegen Ende des vorigen Jahres in Wien erschienenen Uebersicht der Literaturen des österreichischen Kaiserstaates in den Zeitraume vom 1. September 1852 bis zum 31. Dezember 1853 zu erwähnen.*) Unser „Magazin" hat vorzugsweise die Pflicht, auf diesen schätzenswerthen, von dem Chef der administrativen Bibliothek im k. k. Ministerium des Innern, Herrn Dr. Const. v. Wurzbach (Verfasser der auch von uns zur Zeit angezeigten „Sprüchwörter der Polen, Ruthenen rc."), herrührenden ersten Versuch einer Uebersicht der polyglotten Bücher-Erzeugung Oesterreichs hinzuweisen, als wir es hier mit einem guten Theil ausländischer — romanischer sowohl als slavischer und magyarischer — neben deutscher Literatur zu thun haben. Im Auftrage des Ministers des Innern, Freiherrn v. Bach, liefert der Verfasser seit dem Jahre 1853 in den als Beilage zur amtlichen „Wiener Zeitung" erscheinenden „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst" eine fortlaufende, nach den bei dem gedachten Ministerium eingelieferten Pflicht-Exemplaren abgefaßte Bibliographie aller im Kaiserstaate, in den verschiedenen Sprachen desselben erscheinenden Druckwerke von irgend einem literarischen Interesse. Aus dieser Bibliographie ist nunmehr für den gedachten Zeitraum von sechzehn Monaten die vorliegende Uebersicht zusammengestellt, welche — außer drei sehr mühsam, und zwar erstlich nach Fächern und Sprachen, zweitens nach den Kronländern und drittens nach Vertheilung der einzelnen Fächer auf die fünfzehn Kronländer gesonderten General-Tabellen — einen nicht blos bibliographischen, sondern auch kritisch-komparativen Ueberblick der literarischen Leistungen der unter sich so verschiedenen Provinzen der österreichischen Monarchie gewährt.

Im Jahre 1844 hatte Dr. Adolf Schmidl in den „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst" statistische Tabellen zur Literaturgeschichte Oesterreichs, mit Ausnahme Ungarns, geliefert. Hiernach belief sich im Jahre 1840 die Zahl der in Oesterreich „zum Drucke bewilligten" Schriften auf 1632 in deutscher, 1471 in italiänischer und 114 in böhmischer Sprache (zusammen 3217). In dem von Dr. v. Wurzbach behandelten Zeitraume von sechzehn Monaten sind dagegen in Oesterreich, mit Einschluß von Ungarn, 6874 Druckschriften,**) und zwar 2787 in deutscher, 2723 in italiänischer, 428 in ungarischer, 659 in slavischer, 24 in französischer, 4 in englischer, 1 in schwedischer, 173 in lateinischer, 7 in griechischer und 14 in hebräischer Sprache, erschienen. Die Production ist hiernach, wenn wir die ungarischen Werke weglassen, gerade um das Doppelte gestiegen, was jedenfalls von einer freieren, wenn auch vielleicht nicht überall gefunden und tüchtigeren Thätigkeit des Geistes zeugt. Die deutsche Sprache sowohl als die italiänische, produzirt jede für sich in Oesterreich ungefähr viermal so viel, als die slavischen Sprachen zusammen, und ungefähr siebentehalbmal so viel, als die magyarische Sprache. Zu bedauern ist, daß der Herr Verfasser nicht auch die slavischen Sprachen Oesterreichs in ihre drei großen Bestandtheile des Czechischen, Polnischen und Slovenischen gesondert, um jedem dieser drei Bestandtheile sein Recht widerfahren lassen zu können.

Die Zahl der deutschen und die der italiänischen Druckschriften in Oesterreich war in dem in vorliegender Schrift behandelten Zeitraume eine beinahe ganz gleiche (2787 und 2723), und zwar ist die italiänische Bücher-Production seit dem Jahre 1840 in noch größerem Verhältnisse gewachsen, als die deutsche. Vergleichen wir die deutsche und die italiänische mit der gesammten Production Oesterreichs nach den verschiedenen Fächern, so finden wir:

	In deutsch. Sprache.	In ital. Sprache.	In Gesammt-Oesterreich.
Encyklopädieen, Literaturgeschichte	49	122	248
Theologie, Kirchengeschichte	101	193	419
Predigten, Erbauungsschriften	220	224	677
Rechts- und Staatswissenschaft	219	278	630
Medizin, Thierheilkunde	196	303	506
Naturwissenschaft, Chemie	171	87	295
Philosophie	10	11	27
Pädagogik, Unterrichtswissenschaft, Jugendschriften	291	174	605
Sprachwissenschaft, Archäologie	74	151	315
Geschichte	202	188	434
Geographie	80	155	255
Mathematik, Astronomie	14	14	39
Kriegswissenschaft, Marine	38	6	47
Handel und Gewerbe	68	64	134
Bauwesen, Communicationen	58	72	131
Forst- und Jagdwissenschaft, Bergbau	152	—	154
Landwirthschaft, Gartenbau	140	73	245
Schöne Literatur im Allgemeinen	51	50	110
Gedichte	42	75	157
Theater	60	130	204
Romane, Erzählungen	345	192	729
Kunst	17	72	90
Kalender, Jahresberichte, Miscellen	189	89	373
Karten und Pläne (ohne Rücksicht auf Sprachen)	—	—	50
	2787	2723	6874

Es ergeben sich aus dieser Zusammenstellung einige charakteristische Resultate. Was zunächst die encyklopädischen Werke und die Literaturgeschichte betrifft, so sind in diesen Fächern mehrere Kronländer, wie Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Krain, Kärnthen, Küstenland, Tirol, Mähren und Dalmatien, gar nicht vertreten. In elf Verlagsorten von sechsundzwanzig Verlegern herausgegeben, repräsentiren sie das strengwissenschaftliche Element der Monarchie, weshalb sie sich vorzugsweise auf die Hauptstädte vertheilen: so Wien mit fünf Verlegern, Prag mit drei, Krakau und Lemberg mit zwei, Mailand mit drei, Venedig mit fünf und Pest mit drei Verlegern. Meistens sind es die Forschungen gelehrter Vereine, und diese sind besonders in Italien zuhause, weshalb auch das lombardisch-venetianische Königreich beinahe die Hälfte aller Werke dieser Art aufzuweisen hat, die in Oesterreich erscheinen. Nicht minder ist für katholische Theologie und Kirchengeschichte Italien ein viel ergiebigeres Land, als Deutsch-Oesterreich, wo sich auch aus den beiden Zahlen 193 und 101 ergiebt.

Was die Rechts- und Staatswissenschaft betrifft, so bemerkt Herr Dr. v. Wurzbach, daß der wissenschaftliche Werth der erschienenen Werke im Ganzen gering und nur die Zahl derselben einigermaßen imponirend sei. „Es stellt sich in diesem Fache eine Buchmacherei heraus, deren sich, analog wie in England, der unbeschäftigte Rechtskandidat oder der Staatsdienst-Aspirant, nach Vollendung seiner juridischen Studien, bedient, um zu einem Namen und durch diesen zu gewissen Vortheilen zu gelangen, die er ohne das Hülfsmittel der Schriftstellerei nicht zu erreichen glaubte." — Die Zahl der italiänischen Druckschriften auf diesem Gebiete übersteigt die der deutschen um ein Bedeutendes. Gesetzes-Compilationen kommen in Italien seltener vor, als in Deutsch-Oesterreich, dagegen desto mehr Studien und Vergleichungen fremdländischer Legislaturen, insbesondere der französischen. Auch an Zeitschriften für die Rechtspflege, so wie für die Rechts- und Staatswissenschaft, fehlt es im österreichischen Italien nicht. Die Zahl der slavischen Schriften über Staatswissenschaft und Jurisprudenz ist sehr klein; den größeren Theil derselben bilden die amtlichen, von der Staatsdruckerei herausgegebenen Uebersetzungen der Gesetzbücher aller Art.

*) Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des österreichischen Kaiserthums rc. Erster Bericht, verfaßt im Auftrage Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern. Wien, Buchhandlerei der v. Ghelen'schen Erben, 1854.

**) In bemerken ist, daß hierunter eine große Zahl von Journal-Heften und Lieferungsweise erschienenen Büchern, und zwar jedes immer als ein Buch, mitgezählt ist. Streng genommen, müßten daher alle Zahlen sehr — vielleicht auf die Hälfte — reduzirt werden. D. R.

Digitized by Google

Von medizinischen Schriften, deren 303 in italienischer und 196 in deutscher Sprache erschienen, hatte das Slavische nur zwei, die ungarische Sprache nur drei und die lateinische zwei aufzuweisen. Wien und Prag, als die Sitze der wissenschaftlichen Medizin Deutsch-Oesterreichs, haben eben so wie die italiänischen Universitäts-Orte die meisten dieser Schriften verlegt, worunter sich übrigens sehr viele Monats-Hefte von Journalen befinden, die immer als Bücher mitgezählt sind. In den Naturwissenschaften leistet das deutsche Oesterreich bei weitem mehr, als das italiänische. In italiänischer Sprache erscheint kein eigentlich naturwissenschaftliches Journal; in czechischer Sprache dagegen ein seit dem Jahre 1853 von den Herren Purkynie und Krejci herausgegebenes, treffliches Blatt unter dem Titel „Zima", welches der böhmische Name der Göttin des Lebens ist.

Die Zahl der philosophischen Werke ist in ganz Oesterreich während des Zeitraums, den wir im Auge haben, auf siebenundzwanzig beschränkt gewesen, wovon zehn auf die deutsche, eilf auf die italiänische, zwei auf die ungarische und vier auf die slavischen Sprachen kommen. Feuchtersleben's „Diätetik der Seele", von welchem Buche bereits die zwölfte Auflage erschien, obwohl es im nördlichen Deutschland noch nicht so bekannt und verbreitet ist, als es verdient, nimmt unter diesen Schriften die erste Stelle ein. Die Güntherschle Philosophie, die jetzt auch außerhalb Oesterreichs mehr und mehr gewürdigt wird, hat mehrere Streitschriften vom kirchlich-dogmatischen Standpunkte hervorgerufen, zu welchen auch eine von Dr. F. J. Klemens in Köln und eine vom Domherrn und Professor Dr. Balzer in Breslau gehört. Zusammengefaßt und übersichtlich dargestellt ist dieser Streit in den „offenen Briefen" von Dr. Knodt: „Günther und Klemens" (Wien, Braumüller). Auch die Augsburger „Allg. Ztg." hat vor kurzem eine Reihefolge von interessanten Artikeln über die Güntherschle Philosophie geliefert, die eben so, wie die Berufung von Männern wie Arndts, Brücke, Stein u. A. an die Wiener Universität, jedenfalls einen Beweis dafür liefert, daß es mit der Behandlung der Wissenschaft in Oesterreich jetzt anders bestellt ist, als im vorigen Jahrhundert und selbst noch vor zehn Jahren. (Schluß folgt.

Frankreich.

Zur Geschichte der Volksschriften in Frankreich.*)

Die von dem Kaiser Napoleon III. hervorgerufene Prüfungs-Kommission hatte am 30. November 1852 kaum ihre Sitzungen eröffnet, als eine wahre Bücherfluth zur Prüfung hereinbrach. Zuvörderst nahmen die Kalender die Aufmerksamkeit der Kommission in Anspruch. Aus allen Gegenden Frankreichs kamen die schon für 1853 gedruckten Kalender in Massen herbei, weil sie ohne den Kommissionsstempel den Hernumträgern nicht zum Verschleiß ausgegeben werden durften.

„Kalender", bemerkt Nisard in dem unten genannten Werke, „sind, nächst der Bibel, die ältesten Bücher." In Brunet's Katalog trägt der früheste Kalender das Datum 1493, in welchem Jahre er zu Paris, unter dem Titel „Le grand Compost des Bergers" („der große Zeitrechner der Schäfer"), gedruckt wurde. Das hohe Alter der Kalender dahingestellt, ist so viel gewiß, daß sie zu den ältesten Büchern gehören, die durch Herumträger verkauft wurden. Gegenwärtig ist das Verhältniß der durch Colportage veräußerten Kalender zu den auf demselben Wege unter das Publikum gebrachten Büchern wie 1000 : 1. Zwei Buchhändler in Troyes verkaufen sie nach dem Gewichte.

Der Stammvater der Volkskalender ist wahrscheinlich aus der Fremde eingewandert: es ist der „Almanach Liégeois" („Lütticher Kalender"), der über ganz Frankreich verbreitet und bei seinen zahlreichen Varietäten an dem blauen Deckel und dem kleinen Format kenntlich ist. Als ursprünglicher Verfasser gilt aber der „Mathematiker Matthieu Laensberg", ein Ehrenmann, dessen Name wahrscheinlich eben so apokryph wie der des Francis Moore in England ist, obgleich Laensberg diesem seinem Kalender einen Platz in der Biographie Universelle verdankt; er lebte als Kanonikus zu St. Bartholomäus in Lüttich um 1600. — Der Lieblingskalender dieser Klasse ist „der kleine Lütticher", der winzigste aller Kalender und nur achtundzwanzig Seiten zählend. Die Abarten gehen aber ins Unzählige. Das bedeutendste Geschäft in Lütticher Kalender machen die Herren Ranet-André und Bandot zu Troyes. Kaum haben diese einen neuen Lütticher mit einem lockenden Titel, etwa: „National-Kalender", „Napoleons-Kalender", angekündigt, so tritt ein Konkurrent mit einem anderen lockenden Zusatz auf, wie: „französisch-nationaler, kaiserlicher Kalender" u. s. w.; alle aber sind nichts als Metamorphosen des Lütticher.

Eine andere Klasse umgestalteter Lütticher Kalender stammt aus Chatillon-sur-Seine. Sie verbinden das Komische mit dem Nützlichen. Derart sind: „der Hauswurst", „der Klätscher", „der Plauderer", der „Kalender des Barons von Krach, von Monsieur Fröhlich der Lustige" u. a. m.

Andere führen den Namen gewisser Oertlichkeiten: „Almanach de Normandie", „Almanach du Pas de Calais"; noch andere werden von frommen und mildthätigen Vereinen herausgegeben; unter diesen ist von besonderer Bedeutung der Kalender der Brüderschaft des heiligen Vincenz von Paula.

Mit den Varietäten der blauen Lütticher wetteifern die rothen Kalender, die zu Paris meist in Duodez erscheinen. Die ihrer Farbe analoge Richtung sicherte ihnen in den Tagen der Demokratie einen reichen Absatz. Die noch jetzt umlaufenden mußten ihren politischen Charakter aufgeben und theilen sich, nach Nisard, in fünf Klassen: die komischen-, die nützlichen, die prophetischen, die kaiserlichen und die Kinder-Kalender.

Die meisten Kalender sind astrologischen Schlages. Sie behaupten, die Zukunft vorherzusagen, und deuten die besonderen Theile der menschlichen Gestalt an, die unter dem Einflusse planetarischer Constellation stehen. Das war stets der Charakter der Lütticher Kalender. Als Ludwig XV. auf dem Todbette lag, wurde Madame Dubarry von der Weissagung des Lütticher Kalenders, daß in einem gewissen Monat eine der begünstigsten Frauen ihre letzte Rolle spielen werde, in Angst gesetzt. Sie that alles Mögliche, den Kalender zu unterdrücken, und rief oft: „Wäre doch schon der unglückliche April vorüber!" Er ging vorüber — aber der König starb im folgenden Monate.

Es trifft sich oft, daß die Vorhersagungen in den verschiedenen Lütticher Kalendern einander widersprechen, und Herr Nisard hat sich die Mühe gegeben, einige Stellen aus den verschiedenen Kalendern für 1853, die bei demselben Verleger herausgekommen, anzuführen, die den künftigen Frühling als naß und trocken, kalt und mild, freundlich und widerwärtig verkünden. Einige enthalten Anlegungen erfüllter Prophezeiungen in verflossenen Jahren; andere bringen kleine artige Sammlungen, besonders für Damen, zur Unterweisung in der Blumensprache (z. B. das Pfaffenfräulein bedeutet: „Ihre Reize sind in mein Herz gezeichnet"), noch andere beschenken uns mit einem Wörterbuch oder einer Abhandlung über Auslegung der Träume. Daraus könnt Ihr z. B. lernen, daß, wenn Ihr träumt, Ihr habt Euch an Wasser berauscht, das ein sicheres Zeichen künftigen Glückes sei.

Von den vielen komischen Erzählungen in manchen dieser Kalender stehe hier eine Probe: „Man schreibt uns aus Etretat:*) Ein Krebsenfischer, der sich an die Felsen längs dem Fuße der steilen Klippen hinauswagte, fand in einer kleinen Höhlung eine von der abgelaufenen Fluth zurückgelassene, wohlverschlossene Flasche. Als der Krebsenfischer sie zerschlug, fand er darin ein Pergament, worauf folgende Zeilen standen: „„Achtundvierzig Tage bin ich nun auf diesem Wasser umhergeschwommen. Gott sei Dank, ich bin wohlauf, so auch meine Kinder, allein meine Thiere machen mir viel zu schaffen. Der Fuchs will die Hühner fressen, der Wolf aber das Schaf herfallen, und der Löwe wirft mir hin und wieder Blicke zu, die mich eben nicht bei gutem Muth erhalten. Die Sache fängt an, bedenklich zu werden. Es war jedenfalls unrecht, daß wir nicht ein paar Kan Ambrah's**) mit in die Arche nahmen. Gestern schichte ich den Raben aus, um einige Nachrichten einzuholen. Der Schuft kam nicht wieder. Der Löwe blickt mich an und streckt die Zunge heraus. Wie soll das enden! Wenn ich aufgefressen werde, wird doch hoffentlich ein Menschenkind diese Schrift finden. (gez.) Noah.""

Aehnlichen Geschichten begegnen wir von Columbus in einem Sturm auf dem Atlantischen Meere — von Jason am Bord der Argo — von Ulysses, nachdem er sich auf der Insel der Kalypso verproviantirt hatte — von Herkules am Bord der „lieblichen Dejanira" auf der Fahrt nach der Straße von Gibraltar: an all diese Ereignisse wurde so fest geglaubt, wie an die Schicksale Robinson Crusoe's.

Die merkwürdigste und wahrscheinlich älteste Art ist der „Schäfer-Kalender". Es sind gewissermaßen Kalender ohne Worte; Alles wird durch Zeichen und Hieroglyphen ausgedrückt: die Tage durch die Embleme der Heiligen; die Eigenschaften, die denselben beigelegt werden, durch ein handgreifliches Symbol. Ein Tag, der zum Holzfällen günstig ist, wird durch eine Art angedeutet — ein Tage giebt zu verstehen, daß an diesem Tage die Heilung der Augen vorzunehmen gut ist — eine Scheere, daß die Haare geschoren und eine Hand, daß die Nägel beschnitten werden sollen — eine Kugel mit einem Kreuz darauf bezeichnet einen Tag, „gut, Pillen einzunehmen" u. s. w.

Nisard schließt diese Musterung mit einer Notiz über die verschiedenen Ausgaben des oben von Brunet erwähnten Kalenders. Er ist jetzt ganz außer Gebrauch gekommen, aber Nisard besitzt ein Exemplar vom Jahre 1705. Außer dem gewöhnlichen Inhalt eines Kalenders hat dieser noch religiöse, astrologische und medizinische Zusätze. Das

*) Histoire des livres populaires ou de la littérature du colportage, depuis le XV. siècle jusqu'à l'établissement de la Commission d'Examen des livres de Colportage (30. Nov. 1852). Par Charles Nisard. 2 vol. Paris, Amyot.

*) Vermuthlich in der Gegend von Flachsenfingen aufzusuchen.

**) Berühmter Menageriebesitzer und Thierbändiger.

Digitized by Google

Merkwürdigste ist eine Erzählung der Visionen des Lazarus, illustrirt durch Bilder von Dantesthem Charakter, ohne allen Kunstwerth, aber stark und ausdrucksvoll. Die Visionen werden mit folgender Legende eingeleitet:

„Unser Heiland und Erlöser Jesus Christus, kurz vor seinem Leiden, trat zu Bethanien in das Haus eines Mannes mit Namen Simeon, um einige leibliche Nahrung zu sich zu nehmen. Und wie er so mit seinen Jüngern bei Tische saß, erschien auch Lazarus, der Bruder Magdalena's, den er von den Todten erweckt hatte. Simeon hatte seine Zweifel an dem Dinge. Da befahl unser Heiland Lazarus, vor der Gesellschaft zu erzählen, was er in der andern Welt gesehen habe. Und Lazarus erzählte, wie er in der Hölle stete Minen und Frauen und dann noch andere in großer Qual gesehen habe.“ — Die Stolzen waren aufgehängt an großen Mühlrädern, die sich unablässig herumdrehten; die Neidischen wurden in einen eiskalten See getaucht; die Zornmuthigen wurden in einem grausigen Keller gemartert; die Trägen wurden von geflügelten Schlangen an einem düsteren und schauerlichen Orte gebissen; die Habsüchtigen siedeten in Kesseln kochenden Oels und geschmolzenen Metalle; die Gefräßigen wurden von Teufeln mit unsäglichen Kröten gefüttert; und endlich krümmten sich die Geilen in tiefen Brunnen voll Feuer und Schwefel.

In diese Klasse der Volksbücher reiht Pisard zunächst die Schriften von künstlerischem und wissenschaftlichem Inhalt. Hier werden wir in die Mysterien der Magie und Astrologie, die Wissenschaften unserer Vorfahren und noch jetzt Gegenstände der französischen Volksliteratur, eingeführt. Das erste Buch dieses Faches ist betitelt: „Der große Grimorius, oder das Buch der Magie, d. i. der Kunst, die Geister, die himmlischen, lustigen, irdischen und höllischen, zu beherrschen, nebst dem wahren Geheimmittel, die Todten sprechen zu machen, stets auf seine Nummer in der Lotterie zu gewinnen, verborgene Schätze zu entdecken u. s. w.“ (Gedruckt nach einer Handschrift vom Jahre 1522, in Duodez, Paris, 1845. 108 S.). — Vorgeblich sind die hier erschlossenen Geheimnisse zum Theil der heiligen Magie entlehnt, die Gott Abraham, Moses, Aaron, David, Salomo und anderen Propheten vertraut, Abraham seinem Sohne Lameth (!) hinterlassen hat und die 1458 aus dem Hebräischen übersetzt worden sind; den reichsten Beitrag aber liefern die „Clavicular“ (Schlüsselchen) Salomo's, des großen Adepten dieser Wissenschaft, die er seinem Sohne Rehaboam übergeben hatte. Aus dieser Quelle werden die genauesten Anweisungen geschöpft, wie Einer einen Handel mit Geschick zu unternehmen habe, um seinen Wohlstand zu jeder beliebigen Höhe zu fördern. Mit diesem Geheimniß, das alle Mysterien des Hellsehens und der Tischklopferei weit hinter sich läßt, dürften unsere Leser wohl begierig sein, Bekanntschaft zu machen.

Zwei Tage bevor Ihr das Werk beginnt, nehmet ein neues, noch nie gebrauchtes Messer, schneidet damit eine Gerte von einem wilden Haselstrauch, der noch nie Nüsse getragen, genau in dem Augenblick, wann die Sonne über dem Gesichtskreis ersteht. Angerüstet mit dem Stein Ematilla (!) und zwei geweihten Wachskerzen, habt Ihr einen abgeschlossenen Ort aufzusuchen, der für Euer Geschäft geeignet ist. Ein heimlichen Gemach in einem alten Hause oder ein abgesonderter Winkel in einem zerfürten Schlosse wird besonders zu dem Behufe empfohlen. Soll nun das erste Werk angehen, so zeichnet auf den Boden mit Eurem Steine Ematilla ein Dreieck — stellet Eure heiligen Kerzen jede an eine Seite des Dreiecks — schreibet an die dritte Seite den heiligen Namen des Heilandes und steht hinter ihm, auf daß die Geister Euch kein Leid thun. Stellet Euch in die Mitte des Dreiecks — saget den geheimnißvollen Haselstab in die Hand, leget Euer Zauberbuch und absonderlich die „Clavicules“ Salomonis vor Euch hin, nebst Abschriften von den Reden und Gesuchen, die Ihr an Euren befreundeten Geist richten wollt, und nun mögt Ihr es getrost und wohlgemuth vollbringen. Lucifer wird angerufen und ersucht, den besonderen Geist zu senden, mit dem Ihr zu verkehren wünscht. Beelzebub und Astaroth werden gebeten, gnädig zu sein und es so einzurichten, daß das erbetene Individuum in menschlicher Gestalt und ohne den obligaten „üblen Geruch“ erscheine. Eine Beschwörung, die ein Gemisch aus den heiligen Namen der Gottheit und gottesläßlerisch sein würde, wenn es nicht Unsinn wäre, zwingt ihn, wo er auch herumschweife, sich zur Stelle einzufinden. Rock, Wamms und Hosen liegen plötzlich für ihn bereit, und siehe, er steht vor Euch! Fragen und Antworten sind zum voraus fertig aufgesetzt. Ihr sagt ihm, daß Eure Börse leer ist und daß Ihr sie von ihm gefüllt haben wolle. Er zaudert. Der Teufel ist ein Wucherer. Er verlangt einen Wechsel, zahlbar zur bestimmten Zeit, Kapital und Zinsen. Darauf sein Ihr gefaßt. Die übliche Wechselform lautet: „Ich verspreche dem großen“ (hier ist der Name einzuschalten) „ihm in“ (so viel) „Jahren all die Schätze wiederzuerstatten, die er mir geben wird. Zu Urkund dessen habe ich meinen Namen unterschrieben. A. B.“ Allein der Teufel ist eben so schlau wie habgierig. Wenn der Handel geschlossen ist, sucht er Euch zu prellen. Dann müßt Ihr ihn in die Enge treiben durch große und schreckliche Worte; schrecklich, vermuthen wir, weil ihre Unsinnsverschlichkeit Einem die Mundstimme verursachen könnte. Der Geist fügt sich. Er schreitet voraus, Ihr folgt Ihm mit Eurem Zauberstab. Der Schatz ist entdeckt. Ihr werfet Eure Urkunde darauf. Der Teufel greift danach, und Ihr mögt nun so viel nehmen, wie Ihr tragen könnt. Dann müßt Ihr von neuem Eure schrecklichen Worte gebrauchen, um den Teufel, den Ihr heraufbeschworen, wieder loszuwerden. Und das Ganze ist dann mit einem andächtigen Dankgebet gegen Gott zu beschließen, daß er, dessen Gnade der Erfolg zugeschrieben wird, den erworbenen Schatz hege und keinem bösen Geiste gestatte, den Genuß desselben zu stören.

Ein anderes Zaubermittel, „das schwarze Huhn“, spielte seiner Zeit eine sehr volksbeliebte Rolle. Samuel Bernard, der reiche jüdische Banquier am französischen Hofe zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, war stark in Verdacht, sich dieses Zaubermittels bedient zu haben. Gewiß, wenn etwas an der Geschichte ist, die von ihm erzählt wird, so müßte man sich die Zucht der schwarzen Hühner sehr angelegen sein lassen: ihr Werth wäre unschätzbar. Bernard starb, neunzig Jahr alt, 1739 und soll das ungeheure Vermögen von dreiundvierzig Millionen hinterlassen haben. Es schien unglaublich. Als man aber unter seinem Inventarium, außer seinen Millionen, auch eine schwarze Henne fand, da erklärte sich Alles. Er wohnte auf der Place des Victoires und in seinem Hause wurde dieses Huhn entdeckt. Danach dünkt dem Volke sein Ding unmöglich. Und noch bis auf den heutigen Tag wird in England wie in manchen Gegenden Frankreichs der Besitzer einer schwarzen Henne mit argwöhnischen Augen angesehen. Der „Grimorius“ oder „der wahre rothe Drache“ erklärt das Geheimniß der schwarzen Henne. Wie es scheint, war dieses Geheimniß viele Jahrhunderte verloren gegangen, bis es den fortgesetzten und angestrengten Bemühungen der Wohlthäter des Menschengeschlechtes gelungen ist, es wieder zu entdecken.

Ein anderes Buch dieses Gelichters ist das „Handbuch des Papstes Leo“, das Sr. Heiligkeit Karl dem Großen überreicht haben soll. Es ist eine Sammlung parodirter Kirchengebete, zu magischen Zwecken umgestaltet und angewendet. Es enthält die seltsamsten Talismane. Siebenundzwanzig Namen des Heilandes bieten jedem Reisenden Schutz zu Wasser und zu Lande. Wer sie gläubig und andächtig hersagt, ist vor jeder Gefahr geborgen. Zu demselben Gebrauche und von gleichem Erfolge dient eine andere Sammlung von dreiundsechzig Namen der Jungfrau. Eine Zauberformel wird also beschrieben: „Dies sind die Worte, die Adam aussprach, als er in der Hölle oder im Limbus an den Ufern des Acheron weilte. Wer sie geschrieben bei sich trägt während eines Krieges, der wird von keinerlei Waffe getödtet. Wenn ein Reisender sie sechzig Tage bei sich trägt, so begegnet ihm nichts Gefährliches auf der Straße, noch wird er von Räubern angegriffen, und es wird ihm stets Zeit bleiben, einen Priester zu bekommen, der ihm seine Beichte hört und ihm die Sünden vergiebt. Von großer Wirkung sind sie auch für Seefahrer.“ Und nun folgen die Namen, die meist rothwälsch sind. Eine Zauberformel gegen Füchse lautet:

„Sage dreimal in der Woche: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, ich beschwöre euch, Füchse und Füchsinnen, bei den Heiligsten von Allen, bei der Jungfrau nach der Empfängniß, daß ihr mir nicht greift und davonrennt eines von meinen Geflügel, sei es Hahn, Henne oder Küchlein, daß ihr weder ihre Brut freffet, noch ihnen das Blut aussauget, noch ihre Eier aufbrechet, noch ihnen irgend ein Leid thut“ u. s. w.

Hier noch ein Rezept aus Papst Leo's „Handbuch“, um einen Menschen „gefroren“ (schuß- und diebfest) zu machen:

„Schreibe auf zwei Papierstreifen: Ramne. Malin. Fora consummatum est, in te confido, Satana; den einen Streifen mußt Du verschlucken, den anderen um den Hals tragen.“

Von dem hierher gehörigen Buche „der wundervollen Geheimnisse von Albertus Magnus“, das einst in großem Ansehen beim Volke gestanden, scheint keine neue Auflage in jüngster Zeit zu existiren. Es ist das einzige, das noch einen Aberglauben, der bis auf die neueste Zeit in manchen Ländern geherrscht hat und in Irland noch heute bekannt ist, genau berichtet: es ist der von der sogenannten „Hand des Ruhmes“. Die einem Gehenkten abgenommene Hand wurde eingepökelt und dann in der Sonne gedörrt. Ein Licht aus dem Fette eines Hingerichteten, Jungfernwachs und lappländischer Selam wurde an die Hand befestigt und angezündet. Damit angerüstet, mochte ein Dieb ungestört in ein Haus einbrechen und die Zimmer anstrümen, da die Bewohner durch die vorgehaltene „Hand des Ruhmes“ aller Bewegung beraubt wurden. Dasselbe Buch ist indeß so freundlich, einen Gegenzauber zu bieten: „Nimm in den Hundstagen die Galle einer schwarzen Katze, das Fett einer weißen Henne und das Blut einer Nachteule; mische Alles zu einer Salbe und bestreiche damit Deine Hausschwelle. Ueber dieses Schutzmittel hat selbst die „Hand des Ruhmes“ keine Macht.“

Von der Betrachtung solcher Wunder war natürlich nur ein Schritt in die unsichtbare Welt der Teufel, durch deren Mitwirkung allein

Digitized by Google

jene glaublich erschienen. Betker in seinem „Monde enchants", nach Bier's „De Praestigiis", giebt die Schaar der unsauberen Geister auf 7,405,926 an, mit der kaufmännisch vorsichtigen Bemerkung, daß er nicht für kleine Rechenfehler stehe. Die Mitglieder dieser ungeheuren Körperschaft, sagt Betker, verwandeln sich zur Vollführung ihrer bösen Werke in alle erdenkliche Gestalten. Wenn sie die Menschenform annehmen, wählen sie vorzugsweise eine sehr dunkle Gesichtsfarbe; ob sie aber in Riesengröße oder in Zwergestatur erscheinen, immer ist ihr Aeußeres mißgestaltet und abschreckend. Grausame Witwen haben etwas Teufliches an sich. Von Juristen borgen die Dämonen häufig die Gestalt. Auch Mönche genießen diesen Vorzug. Esel, Bettler und Drachen sind ihre Lieblingsmasken, und man will sogar von ihnen wissen — so weit geht ihre Unverschämtheit! — daß sie sich in Geldbeutel eingeschlichen haben. Niemals aber ist ein Teufel unter der Gestalt einer Taube, eines Schafes oder eines Lammes entdeckt worden.

An den Hexen-Sabbathen pflegt der Teufel seine ganze Schaar zusammenzuberufen. Seinen menschlichen Dienern schickt er als Equipage einen Besenstiel, einen Ziegenbock, einen Esel, zuweilen auch ein Pferd. Andere brauchen sich nur mit einer gewissen Salbe zu bestreichen, um die Luftfahrt in jeder beliebigen Richtung zu machen. Die mannigfaltigsten Gesellschaftsspiele beleben diese freundlichen Reunions, am beliebtesten ist der Krötentanz. Die Kröten stehen überhaupt bei diesem Publikum in großer Achtung. Wer sie unfreundlich behandelt, wird von ihnen bei ihrem teuflischen Patrone verklagt und darf dann für Schaden nicht sorgen.

Zu einer Zeit, wo die Erde mit mehr Teufeln bevölkert war, „als die Hölle fassen kann", wo dieser Unsinn bei der großen Masse einen wesentlichen Bestandtheil des Katechismus bildete, da war begreiflicherweise kein Ding so hart, daß der Glaubensmagen nicht verdauen mochte. Bei jeder Erscheinung, wo dem Volk der Verstand stillstand, da mußte der Teufel sein Spiel haben. Und selbst heutzutage, obgleich die Form des Aberglaubens scheinbar sich geändert, hat sich das Wesen doch erhalten. Was gewisse Leute nicht begreifen, schreiben sie am liebsten dem Teufel auf die Rechnung. Dieser Schwäche unserer Natur bemächtigen sich Quacksalber und Gauner aller Art. Es ist die Quelle, aus der sie ihren Unterhalt schöpfen. Es dürfte denn von Nutzen sein, hin und wieder daran zu erinnern, wohin diese Anschauungsweise unsere Vorfahren geführt hat in jener „guten alten Zeit", die noch der neuesten Mode bis in den Himmel erhoben wird.

Italien.

Santa Agnese in Rom.

Rom besitzt zwei Tempel dieser Heiligen; einen auf der Piazza Navona, dem alten Circus Agonalis, kann durch etwas Anderes bemerkenswerth als seine Façade von Borromini*) und ein vielgepriesenes Basrelief der heil. Agnes von Algardi; den zweiten, „Santa Agnese fuori le Mure" genannt. Letztere oder vielmehr das daranstoßende gleichnamige Nonnenkloster ist es, wo unlängst Pius IX. mit mehreren seiner Prälaten einen Augenblick in Lebensgefahr schwebte. Man gelangt zu dieser Kirche von Monte Cavallo oder dem Quirinal her, indem man, die Via delle quattro Fontane durchschneidend, die schnurgerade Strada Pia, vor den Thermen Diocletian's vorüber, bis zur Porta Pia (vor Alters nomentana) verfolgt. Von diesem Thore liegt sie eine starke Miglie entfernt zur Linken der alten nomentanischen Straße, welche den jähen Abhang des Viminal hinab zum pons nomentanus und jenseit des Anio ober Teverone auf den altberühmten mons sacer führt.

Schreiber dieses hatte das Glück, jene klassische Region auf einer archäologischen Wanderung durch ein Stück Campagna in Gesellschaft des bekannten Archäologen Antonio Nibby, des Verfassers des Werks: „del Foro romano &c.", in der Tasche den Titus Livius, zu beschreiten und zu beangenscheinigen. Und so auch Aeußeres und Inneres der Basilika von Sta. Agnese. Der Name einer Basilika gebührt ihr insofern, als an ihr, wie zu San Clemente, der alte christliche Kirchenstyl am reinsten erhalten und erkennbar ist. Sie reicht, der Sage nach, bis in die Zeit Konstantin's des Großen hinauf und ist überhaupt reich an Erinnerungen nicht nur an den ersten christlichen Kaiser und seine Tochter, die heil. Constantia, der auch die nächstgelegene Rotunde (bi Sta. Costanza) geweiht ist, sondern eben so voll Reliquien aus den Jahrhunderten des Heidenthums, wie namentlich die mit bakchischen Zierraten und Mosaiken angefüllte Rotonda bezeugt. Angeblich führte der Kaiser die Basilika über den Grüften auf, worin man den Leichnam der heil. Agnes gefunden haben wollte. In diese Grüfte oder Katakomben führen etwa funzig Stufen, in deren Seitenwand, wie im Souterrain selbst, eine große Anzahl christlicher Grabschriften aus vor- und nachkonstantinischer Zeit eingefügt und chronologisch, wie im Saale der Inscriptionen im Vatikan, zusammengestellt ist. Zu den übrigen Sehenswürdigkeiten der Kirche gehören die vier Stabsäulen des Hochaltars aus Porphyr, die man den schönsten Säulen Roms beizählt, und in einer Seitenkapelle ein marmorner Christuskopf von Michel Angelo von so unendlich schönem Ausdruck, daß ich ihm nur das im Albergo de' Poveri zu Genua gesehene Basrelief beifellen Meisters: „die Jungfrau, wie sie des Sohnes entseelten Körper an ihren Busen drückt", an die Seite zu stellen wüßte. Bekanntlich werden alljährlich in dieser Kirche am St. Agnestage (21. Januar) feierlich die Lämmer geweiht, aus deren Wolle man die Pallien für die neuernannten Bischöfe webt. So hat demnach, als dereinst die Götter Roms entwichen, auch Gott Bachus eine seiner Stätten dem neuen unsichtbaren Gott abtreten müssen. Eintausend Schritte weiter in diesem Theile der Campagna, dies- und jenseit des Anio oder am Ponte Salaro, und man steht wiederum mitten unter heidnischen Erinnerungen und Trümmern.

E. K—r.

*) Vor ihr erhebt sich die vielleicht schönste Fontaine Roms, ein Werk Bernini's, überragt von einem Obelisk. Eine der vier Colossalen, die Hauptströme der Welt bedeutenden Statuen ist mit furchtsam nach dem Thurme von St. Agnes zu aufgehobenem Arme, gleich als besuchte sie dessen absolutigen Umfang, dargestellt. Man erzählt, in dieser Weise habe sich Bernini, einer Beleidigung halber, an dem Erbauer des Thurmes gerächt, den man verwarf, denselben in überhängender Richtung gebaut zu haben.

Mannigfaltiges.

— Der Wintergarten von Paris. Der in der Nähe des Hauptgebäudes der Universal-Ausstellung in den Elysäischen Feldern gelegene „Jardin d'Hiver", eine prachtvolle Anlage, wo unter hohen und weiten Glaskuppeln und unter lebendigen Springbrunnen Palmen ihre Blätter ausbreiten, Zitronen- und Mandelbäume blühen und der reichste tropische Blumenflor das Auge ergötzt, geht mit dem neuen Leben, das für einen Theil von Paris begonnen, ebenfalls einer Regeneration entgegen. Von den Parisern vernachlässigt, weil es der Jardin d'Hiver bisher verschmähte, wie die ebenfalls in der Nähe gelegenen „Jardin Mabille" und „Reine des Fleurs", die Reizmittel der unter zauberischer Gartenbeleuchtung stattfindenden Tänze im Freien anzuwenden, hat der Wintergarten sich entschlossen, den zahlreichen Fremden zu gefallen, die dergleichen Schau- und Tanzfeste vorzugsweise aufsuchen, ebenfalls ein Sommergewand anzulegen und neben seinen exotischen auch allerlei erotische Gewächse dem Auge darzubieten. Daneben wird jedoch der berühmte Musard die hundertstimmige Kapelle leiten, und an den Sonntagen will der St. Cäcilien-Verein in diesen Räumen besondere Gesangfeste als Morgenkonzerte veranstalten.

— Die Stadt London in Kanada. Unter den vielen Städten in Amerika, die den Namen „London" führen, zeichnet sich besonders die im Mittelpunkte des „Gartens der kanadischen Halbinsel" gelegene aus, welche seit kurzem ihrer großen Pathin in Europa in einer nicht ganz unwürdigen Weise nachzueifern sucht. Dieses an einem Strome, der ebenfalls „Themse" heißt, erbaute London ist durch mehrere Eisenbahnen mit den Vereinigten Staaten verbunden. Außerdem liegt es in der Nähe der drei großen Seen, achtzehn geographische Meilen vom Ontario, sechs Meilen vom Erie-See und dreißig Meilen vom Huron-See, sechundzwanzig Meilen von der großen Hängebrücke und fünfundzwanzig Meilen von Detroit entfernt. Bald wird diese Stadt nach fünf verschiedenen Richtungen hin mit Eisenbahnen ausgestattet sein, wodurch sie zum Centrum dieses Theiles von Amerika werden wird. London zählt jetzt angeblich zwölftausend Einwohner, die sich jedoch sehr bald in unbrechendaren Verhältnissen vermehrt haben dürften. Der Handelsverkehr und der Reichthum dieses Platzes nehmen mit jedem Jahre außerordentlich zu, und die überall emporschießenden neuen Wohnhäuser und Waaren-Magazine reichen für das Bedürfniß lange nicht aus. Seit Vollendung der Great-Western-Eisenbahn ist London der wichtigste Getreidemarkt von Kanada geworden. Um dem englischen London, wenn auch in sehr verkleinertem Maßstabe, immer ähnlicher zu werden, hat das kanadische seinen Gebäuden, Brücken, öffentlichen Plätzen und Straßen Namen beigelegt, die durch die Weltstadt allgemein bekannt worden. So besitzt es eine „City" und ein „West-End", eine „St. Pauls-" und eine „Westmünster-Kirche", eine „London-" und eine „Blackfriars-Brücke" über seine „Themse"; einen „St. James-" und einen „Hyde-Park", einen „Strand", eine „Threadneedle-" und eine „Lombard-Straße" u. s. w.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Erscheinungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr., in halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

№ 65. Berlin, Donnerstag den 31. Mai **1855.**

Slavische Sprachstudien.

Slavisches im „Berliner Namenbüchlein".

Im Verlage von W. Herz hierselbst erschien kürzlich unter obigem Titel ein Werkchen, welches den Dr. Felix Geisheim, einen sowohl im Fache der Geschichte und Alterthumswissenschaft, als auch auf dem Gebiete der Sprachkunde wohl bewanderten hiesigen Gelehrten, zum Verfasser, hat.

Das Buch hat ein in der literarischen Welt ganz ungewöhnliches Glück gehabt und ist bereits von mancher Seite her mit großem Lobe besprochen worden. Der Unterzeichnete, indem er auch seinerseits mit Freuden in dieses Lob einstimmt und das sehr Verdienstvolle der Arbeit besonders da anerkennt, wo es sich um die Erklärung der Namen auf Grund alter Urkunden deutscher Archive handelt, hat es sich zur Aufgabe gestellt, in diesem viel gelesenen Blatte, welches sicher auch manchem Leser jenes „Namenbüchleins" in die Hände kömmt, in Betreff der slavischen Eigennamen, deren Erklärung der Verfasser ebenfalls und meist mit großem Geschicke versucht hat, einige Punkte hervorzuheben, über die er glaubt ein einigermaßen kompetentes Urtheil abgeben zu können, um so mehr als er sich vielfach auf slavischem Grund und Boden mit Untersuchung der slavischen Namen beschäftigt und gegenwärtig eine größere Arbeit darüber unter Händen hat. Gerade die sehr weite Verbreitung, die das „Berliner Namenbüchlein" gefunden hat und andauernd findet, ist es, die mich auffordert, in dieser Beziehung das Wort zu ergreifen, da es gilt, einer Ansicht zu begegnen, die schon von mancher nambaften Seite her ausgesprochen worden ist und die sich hier wiederholt findet, wiewohl sie mir eine durchaus irrige zu sein scheint.

Herr Dr. Geisheim bemerkt nämlich auf S. VI seiner sonst trefflichen Einleitung: „Eigenthümlich ist es und sür die Charakteristik der verschiedenen Völkerstämme nicht unwichtig, daß z. B. bei den Slaven ein großer Hang für Namen aus der Pflanzenwelt vorherrschend ist — so stammt beispielsweise von leschina, der Haselstrauch, und Malinowski von malina, die Himbeere — und hat man hieraus den Schluß gezogen auf den verhältnißmäßig milderen und friedfertigeren Sinn und Geist der slavischen Völker.*)"

Daß dieser Schluß ein nicht wohl begründeter, ja, ein mit einer gewissen Temerität gezogener sei, darüber lassen sich zahlreiche Beweise aufstellen, wenn man die Listen der slavischen Namen durchgeht. Wir brauchen in dieser Hinsicht nicht einmal bei den alten slavischen Herrscher- und Heldennamen stehen zu bleiben, wo die historische Ueberlieferung uns Namen wie Wladimir, Wolodimir (von władjeć), herrschen, mir, russ. мiръ, Welt, im Gegensatz zu mir, russ. миръ, Friede) Weltbeherrscher; Wsewolod (wse, all), Allherrscher, Allmächtiger; Jaropolk (jar. Heftigkeit), jähes Regiment, Gewaltherrscher; Svjatopolk (swjatyj, heilig), heiliges Regiment; Swjatoslaw (slawa, Ruhm), heiliger Ruhm; Jaroslaw, jäher Ruhm; Rostislaw (rost, Wachsthum), wachsender Ruhm; Wyscheslaw (wysche, höher), höherer Ruhm; Metislaw (mest', Rache), rächender Ruhm; Wsesław, Allruhm, allberühmt, unter vielen anderen, nicht minder erhaben klingenden, vorführt; wir brauchen nur einfach ein böhmisches, polnisches, serbisches oder russisches Namenverzeichniß der Gegenwart, z. B. den 1852 zu St. Petersburg in zwei Bänden erschienenen „Adres-Kalendar. Obschtschaja Kospis' wsjech tschinownych osob w gosudarstwje", d. h. Adreß-Kalender. Allgemeines Verzeichniß aller einen Rang bekleidenden Personen im Kaiserreiche", in die Hand zu nehmen, um uns zu belehren, daß das Slaventhum nicht blos sanfte und blumige Eigennamen besitzt, sondern daß daselbst auch — und zwar erblichе, also stehende — Benennungen vorkommen, die da würdig sind, den edelsten Triumphalnamen der Helden des Alterthums an die Seite gestellt zu werden.

Da der Raum dieses Blattes es verbietet, in dieser Beziehung auch nur in annähernder Weise erschöpfend zu sein, so bescheide ich mich, hier nur einige Namen herzusetzen, die ich aus dem angeführten Werke zog, wobei ich mich absichtlich aller übrigen Belege enthalte, die mir außerdem im reichen Maße über die Namengebung bei den Slaven**) zu Gebote stehen. Es finden sich im Adreß-Kalender des russischen Reiches, der nach approximativer Schätzung fünfundvierzigtausend den Rangklassen angehörige Namen enthält, während der dem „Berliner Namenbüchlein" zur Basis dienende Wohnungs-Anzeiger vom Jahre 1855 etwa siebzigtausend, also das Doppelte an Gesammtnamen, umfaßt, beispielsweise Eigennamen, wie:

Derjawin (von derjawa), Macht, Herrlichkeit; *) Pochwalinskij (v. pochwala), Lob, Preis; Silin, Silitsch (v. Sila), Stärke, Kraft; Krsepatschew (v. krjepkij), der sehr Starke, Riesenstarke; Slawa, Slawitsch, Slawinskij, Ruhm; Wsesławin, Allruhm; Wyscheslawzow, Höherberühmter, Ruhmreicherer; Ljuboslawskij, Ljuboslawow, Slawoljubow (v. ljubit', lieben, ljubyj, gefällig), Ruhmhold, φιλόδοξος; Wseswjatskij, der Allheilige; Chwalibog (v. chwalit', rühmen, bog, Gott), Gottesruhm, griech. Θεόμυσος oder Τιμόθεος; Bogoljubow, Gottlieb, Θεόφιλος; Bratoljubow (v. brat, Bruder), Bruderliebend, Bruderhold, φιλάδελφος; Gostomilow (v. gost, Gast, milyj, lieb, angenehm), Gästen hold, ξενόφιλος oder φιλόξενος; Miloslawow, lieber Ruhm, Theuerlob; Dobroslawin (v. dobryj, dobr, gut), guter Ruf, Edelruhm; Dobromyslow (v. myst, Sinn), frommer Sinn; Dobronrawow (v. nrav, Charakter), guter Charakter; Umow (v. um), Verstand; Krasnowzow (v. krasnyj, schön), schöner Verstand; Ostroumow (v. ostryj, ostr, scharf), scharfer Verstand; Ostrowidow (v. wid, Gesicht), scharfer Blick; Ostrouchow (ucho, Ohr), scharfes Ohr; Lutin, Lutinskij, Ljutowskij (v. ljutyj, grausam), der Grimmige; Ljutoslawskij, von schrecklichem Ruhm, schreckenberühmt; Jarin, Jarowskij (v. jar, Strudel, Wirbel; jaryj, hitzig, heftig), der Wilde, Wüthende; Tscherwojarow (v. tscherwyj, schwarz), schwarzer Strudel, schwarze Wuth;

*) Eine Vorbemerkung hinsichtlich der neueren Namengebung der Russen, die wir hier gleich von vorn herein zum Verständniß der im Folgenden mitzutheilenden Namen machen müssen, ist, daß das russische Stammwort, auf welchem die Deutung des danach formirten Eigennamens beruht, selten in seiner reinen und vollständigen Form vorliegt, daß ihm vielmehr fast immer eine Endung angefügt ist, die dem Eigennamen einen adjektivischen Anstrich verleiht. Derzleichen Endungen sind ov, ev, in, ij, oj, das patronymische owitsch (owitsch, itsch) und die kleinrussischen Endungsel en, a, o (ko, enko, sonko) u. s. w. So begegnen wir z. B. Namen wie Dolin, Dolinskij viel häufiger, als dem einfachen Eigennamen Dol (Adler); so ist Sorokin gebräuchlicher, als Soroka (Elster); so kömmt Ryba (Fisch) unter den Eigennamen im russischen Kalender gar nicht vor, wogegen die Formen Rybin, Rybinskij, Rybkin, Rybitzkij, Rybkij u. a. sehr im Schwange sind. Ja, sein Vaterland hat den Russischen so beliebt, daß wir selbst eine große Zahl fremdländischer Eigennamen damit versehen finden, wovon die Nomina propria: Kertznator, Kotonator, Milerdov, Klenkov, Kalejmanow, Mustafin, Gendelzon, Kondeatjew, Kalmanow, Kutschenow, Kutschewzkij, Kopenzagenzy, Kasslandzow, Maldowzkij, Mawria (v. mawr, Meer), Semkien, Schwedzow, Karlowez, Norwegzow (Papst Gregor, ähnlich seltsam, wie die Franzosen ihren Namen Charlemagne deutzen), Kallanow, Kallanow, Schachow, Schachowzkij, Schachowzkof, Mükren, Below (Beg), Tschafar-Below, Chancuk (kleiner Chan), Murzinzew, Murzisch (Murza, tatarischer Edelmann), Mullow (Mullah, Priester), Katamolin, Kantemirow, Kantemurow, Gantimurow u. v. a. Zeugniß ablegen. Der letztgenannte Name Gantimurow kommt von Gantimur, dem berühmten Tungusenfürsten, der auch seinen Namen russischsirte, als er in den russischen Unterthanenverband trat. Hier wären denn auch Namen zu erwähnen, wie Birukow, Birjulow (das russische Wolfen), was vom tatarischen Worte Birjuk, Wolf, herstammt, wofür der Russe den heimischen Ausdruck wolk hat, u. a. m.

D. Einf.

**) Der Name Derjawin's, des Sängers der gefeierten Ode „Bog" (d. i. Gott), bedeutet also den Herrischen, den Mächtigen, eine Bezeichnung, die eben so interessend ist, wie die des genialen Malers Skrebowzow († 1792), der durch „Blitzgewalt" (skory), schnell, duma, Gedanke) zu vertiren ist. So ist bei den Griechen Sokrates der „durch Berstand Herrschende, Verstandmächtige" bei den Engländern Shakespeare der „Speerweiler, der mit den Lanzen Spielende".

D. Einf.

Digitized by Google

Horov (v. akorvj), der Eilende, Rasche; Horochodov (v. chod, Gang), Sturmschritt; Wojna, Wojnov (v. wojna), Krieg; Metschev, Metschin (v. metsch), Schwert; Puschkin*) (v. puschka), Kanone; Palizin, Paliyun (v. paliza), Keule; Kol'schgugin (v. kol'tschuga), Harnisch, Panzer; Sablin (v. sablja), Säbel; Ostroosablin, Wostroosablin (v. ostryj, wostryj, scharf), scharfer Säbel; Tugoslukov (v. tugij, straff, luk, Bogen), gespannter Bogen; Kolitschanovskij (v. koltschan), Köcher; Tulov, Tulovskij (v. tul), Köcher; Golowmin (v. golownja), Feuerbrand; Kowalev, Kowalevskij, Kowal'tzov (v. kowalo), Schmiedehammer; Rykov (v. ryk), Löwengebrüll; Schorchov (v. schorech), Geräusch, Tumult; Gamov (v. gam), Lärm, Getöse; Schumov (v. schum), Getümmel, Geschrei; Schumkov (v. schumok), kleiner Lärm; Diwov (v. diwo), Wunder; Strachov (v. strach), Schreck, Entsetzen; Beskonov (v. beskonije), Schlafstosigkeit; Widgin (v. wig), Gewimmer; Pytkin (v. pytka), Folter, Tortur; Tschumin (v. tschuma), Pest, Seuche; Burunowitsch (v. burun), Brandung; Entschkov (v. tutschka), schwarzes Gewölk; Gromov (v. grom), Donner; Morosk, Morosov (v. moros), Frost; Tumanov, Tumanskij, Tumanovskij (v. tuman), Nebel; Wjetrov (v. wjetr), Sturm; Pogodin (v. pogoda), Himmelsblaue; Wichirev (v. wichr), Wirbelwind; Burinskij, Burischtschev (v. burja), Steppen-Unwetter, Donner-Orkan; Garin (v. gar), brandiger Geruch; Ogniev (v. ogon'), Feuer; Kopteo (v. kopot'), Ruch, Dampf; Pylinskij (v. pyl), Flamme, Zorn; Chrabrostin (v. chrabrost), Tapferkeit; Bogatyrev, Bogatyrskij (v. bogatyr', tatarisch Bahatyr, welches nach Klaproth auch ein Eigenname bei den Tschirkessen ist), Held, Ritter, Riese; Welikanov (v. welikan), Riese, Rede; Polkov (v. polk), Regiment, Heer; Strojev (v. strojj), Parade, Schlachtordnung; Branguilzev (v. brani', Kampf, gut, Gesöse, Wiederhall), Kampfgetöse; Polschaninov (vom veralteten poltschanin'), Soldat; Woinov, Wojnilov (v. woin, wojnik), Krieger; Karaulov (v. karaul), Wache; Sotnikov (v. sotnik, in der Bibel und bei den Kosaken), Hauptmann; Generalov, Kapitannikov, Rotmistrov, General, Capitain, Rittmeister; Chorunzikov (v. chorunzij), Kosaken-Fähnrich; Getmanov, Atamanov, Hetman; Puschkarev (v. puschkar), Kanonier; Chwatov (v. chwat), flinker, kühner Mann; Ostrjakov (v. ostrjak), übermüthiger Mensch; Sabijakin (v. sabijaka), Raufbold, Ringer, Hebenstreit;**) Brankewitsch (v. brau'ko), Zänker; Schumilin, Schumilov (v. schumilo), Schreier, Brüller; Krikunovskij (v. krikun), Lärmer, Poltron; Tschwanov (v. tschwan), Prahler; Jankov (v. jan'ka), Großsprecher; Gordejev (v. gordeiwyj), der Stolze, Hochfahrende; Grosnov (v. grosnyj, grosen), der Schrecliche, Trotzige; Ugrjumov (v. ugrjumyj), der Mürrische, Finstere; Doknitschajev (v. dokutschat, quälen), der Plagegeist; Lichatschev (v. lichij, lich, böse, arg, tückisch), der Erzböse; Puschtschikin (v. puschtschij, ärger, schlimmer), der Schlechtere, Boshaftere; Dikov (v. dikij, dik, wild), der Wilde, Wüste; Smjelyj, der Dreiste, Verwegene; Pylkov (v. pylkij), der Lodernde, Heißblütige; Glotov (v. glot), der Ränkeschmied; Trunev, Trunov (v. trun), der Spötter, Frivole; Brasnikov (v. brasnik), der Schlemmer; Jarygin (v. jaryga), der Prasser; Gulsikin, Gulsajov (v. guljaka), der Faullenzer, Müßling; Bindov (v. blud), die Leppigkeit, Wollust; Schirjajev (v. schirjaj), der Viersröhtige; Golowatschev (v. golowa, Kopf), der Großkopf; Brjuchatschev (v. brjucho, Bauch), der Dickbauch; Gubanov (v. guban), Dickelze; Tregubov (v. trojubyj), der mit gespaltener Lippe; Ueatschev (v. ue, Knebelbart) der mit starkem Knebelbart; Tschernonosov, der mit schwarzem Knebelbart; Tschernogulzov (v. glas, Auge), Schwarzauge; Tschernogubov (guba, Lippe), Schwarzlippe; Tschernosubov (v. sub, Zahn), Schwarzzahn; Tschernobrowkin (v. browi, Brauen), Schwarzbrane; Tschernopjatov (v. pjata, Ferse), Schwarzferse; Kinebrinzhov (v. sinij, blau), Blaubauch; Zeltonchov (v. seltyj, zelt, gelb), Gelbohr; Bjelogrud (v. bjelyj, weiß, grud, Busen), Weißbrust; Bjelokrylzov (v. kryl'za, Schulterblätter), Weißschulter; Bjelonogov (v. noga, Fuß), Weißfuß; Bjelobarodov (v. boroda, Bart), Weißbart; Krasnoglasov (v. krasnyj, roth, schön, glsadjet', sehen), Rothange; Krasnoschitschokin (v. schtscheka, Backe), Rothwange; Kumjanzov, Kumjanzov (v. rumjanez, Gen. —uza, gesunde Gesichtsfarbe), Rothwange; Burov, Burnj (v. burnj), der Schwarzbranne; Kriworotov (v. kriwyj, krumm, rot, Mund), Schiefmaul; Tolstov, Tolstoj (v. tolstyj, dick), der Dicke; Tolstonogov, Dickbein; Tschelischtschev (v. tschelo, Stirn), Großstirn; Dolgorukij, Dolgorukov (dolgij, lang, ruka, Hand), Langhand; Grudev (v. grud), Busen, Brust; Serdzev (v. serdze), Herz; Duschentschewitsch, Duschinkewitsch (v. duschen'ka), Seelchen; Umov (v. um) Verstand; Milowanov (v. milowanje), Erbarmen; Sowjetin (v. sowjet), Rath, Rathschlag; Chitrov (v. chitryj, chitr), der Listige, Schlaue; Umnov (v. umnyj), der Kluge, Verständige; Mudrov, Mudrowitsch (v. mudryj), der Weise; Filosofov, der Weltweise; Doktorov, der Doktor; Gramatikov, der Grammatiker; Bystrpj, Bystrov (v. bystryj), der Scharfsinnige; Bystrzakov (v. bystrjak), aufgeweckter Kopf; Bystrowidov, scharfer Blick; Bystroumov, heller Verstand; Nastschjov (v. nastschtschij), der Wahre, Echte; Tschistowitsch (v. tschistyj), der Reine; Tschistoserdov, der mit lauterem Herzen; Neporojnov (v. neporotschnyj), der Unschuldige, Unsträfliche, Tadellose; Prawdin (v. prawda), das Recht, die Wahrheit. (Fortsetzung folgt.)

*) Ist auch möglicherweise von puschok, gen. puschka, dimin. von puch, was Pflichthaar, Flaum heißt, herzuleiten (wofür sogar die Eigennamen Puchalo, Puchal'skij, Puchinski, Puchov mehrfach sprechen), wo dann die Bedeutung freilich sich eine der obigen sehr entgegengesetzte darin ergeben würde.

**) Eine wörtliche Uebersetzung des deutschen Eigennamens Hebenstreit (griechisch Λογχοτρος, Λογχοτριβος) scheint ebenfalle im Slavischen vorzukommen. Ob im Russischen? ist uns zwar unzweifl. Dagegen scheint der historisch vorkommende Name Mackeprang, der auf die böhmische Lesenfiction zurückreicht, seine Erklärung durch bitte, makati, zu appelliren, und prantice, Schlägerei, zu finden. Wahrscheinlich ist auch das deutsche Widerspiel: Schlichtegroll, Schlichtefroll, Schlichtkrull, griech. Λογχοκραγος, Λογχιμαχος, irgendwo hinter einer fabelhaften Hülle verborgen, wiewohl leicht möglich ist, daß ähnliche Verdunkelungen, wie den besonders Urkundung haben. So leitet Herr Dr. Griesheim u. a. mit guten Grund den in Berlin vorkommenden Namen Ruschewey auf das böhm. ruzowi (Rosenstrauch) zurück und erklärt Mnohaze wend. als „einen Mann aus Mnelau, was seinerseits die Bedeutung des Mannigfachen habe vom sino, mna, der Mann." Der letztere Name wäre außerdem auch durch böhm. muzak (Fliege) zu interpretiren, ähnlich wie Schlepphake, Schlippack (in Urkunden Schlepacke, Schlippack u. s. w.) durch böhm. slepak (Blindschleiche, Natter), Appelbein durch russ. gospodin (Herr, Lehn, hospodin, Gebieter) und Hochgeboren durch Wysokopolzky Berger das Gegentheil von Mnohaze, wenn wir dies als die Verstümmelung des russ. muschik (Bauer, Kerl, gerber Mensch) ansehen. So kann der bekannte Name Mornhimweg leichtlich von böhm. mrnay' (verwahrlostes Kind) herkommen, aber es wäre auch möglicherweise abzuleiten von mrnawost (Anstrengung), wo dann eine Verschiebung der Konsonanten stattgefunden hätte (mrnawoce, mrnawoec u. s. w.). Wir erwähnen hierbei, daß es uns eine große Freude gewährt hat, dem Verfasser des „Berliner Namenbuches" bei seiner Erklärung hier gangbarer Namen auf dem Litthauischen zu folgen. Wir erklärt er sehr richtig Mokite aus litth. mokotis (Deutscher); Tante aus litth. tauta (Oberland, Deutschland); Manaud aus litth. wanagus (Habicht); Spurgat aus litth. spurgas (Knoepe; Dimunsio-Form, mit abgewetzener Endung); Strackath aus litth. strazkas (Dreifel); Strackfuß aus litth. wudekas (Sauger) u. s. w. Manche andere Herleitungen ließen sich noch aus dem Litthauischen machen, wie Plautza von litth. pjauti (mähen, schlachten); Pilgiat von dilngas (Hilfstiegel); Diminutiv-Form, mit abgewetzener Endung); Plum von litth. plonas (fein, schmächtig); Papprotk von litth. paparkis, ruß. paporot (Farrenkraut); Ballwey von litth. balawi (Geschenke); Beral von litth. beralas (Brodkorn); Cabno von litth. kabas (anhängen, anklebend); Spingath von litth. spingis (Durchhau, Waldverhau); Wiederatis von litth. widduryn (Mitte); Sitnat von litth. sitnas (Netz) u. v. a.

D. Einl.

Die Literaturen Oesterreichs.

(Schluß.)

Ueberraschend groß ist die Zahl der Druckschriften, welche entweder als Lektüre für die Jugend bestimmt sind oder die Erziehungs- und Unterrichts-Wissenschaft betreffen. Sie beläuft sich auf 605, und unter diesen befinden sich 291 deutsche, 174 italiänische, 52 ungarische, 69 slavische, 4 englische, 9 lateinische, 5 griechische und eine hebräische. Herr Dr. v. Wurzbach weist auf die geringe Zahl der in Ungarn im Vergleiche mit anderen Kronländern erschienenen Schriften dieser Art hin und sucht dies besonders aus dem Mangel an Unterrichts-Anstalten in Ungarn zu erklären, welches bei seinen 13,240,000 Einwohnern nur 30 Gymnasien und 3929 Volksschulen besitzt — gegen 22 Gymnasien und 3579 Volksschulen in dem nur den dritten Theil dieser Bevölkerung zählenden Böhmen und gegen 44 Gymnasien und 4134 Volksschulen unter der nur den sechsten Theil der ungarischen ausmachenden Bevölkerung der Lombardei. Ein eben so grelles Mißverhältniß findet sich in Galizien, das bei einer Gesammtbevölkerung von 4,936,200 Seelen nur 14 Gymnasien und 2274 Volksschulen aufzuweisen hat. Deshalb hat diese große Provinz auch nur 23 Druckschriften für den Jugend-Unterricht, und zwar 17 in polnischer, 5 in deutscher und eine in lateinischer Sprache, produzirt. Mähren mit seinen 1,799,838 Einwohnern hat zu dem Kontingente der Jugendschriften und Lehrbücher nicht mehr geliefert, als das halb so stark bevölkerte Tirol (859,706 Einw.), indem jedes ungefähr ein Dutzend solcher Bücher aufzuweisen hat, was aber auch seine Erklärung darin findet, daß Tirol eine größere Anzahl von Volksschulen besitzt, als das doppelt so stark bevölkerte Mähren; ersteres zählt deren nämlich 1805, letzteres jedoch nur 1574, bei acht Gymnasien in jedem der beiden Kronländer. Zu verkennen ist übrigens nicht, daß auch für diesen Zweig des Unterrichtes in den letzten fünf Jahren mehr geschehen, als in dem vorangegangenen halben Jahrhundert. Die in Wien erscheinende, von Joh. Gabriel Seidl, dem geschätzten Dichter, und Prof. Bonitz redigirte „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" liefert dafür manches erfreuliche Zeugniß, und es ist zu erwarten, daß die erleuchtete Regierung Franz Joseph's I. auch in dieser Beziehung immer entschiedener fortschreiten werde.

Auf dem Gebiete der klassischen Philologie und der Alterthumskunde ist natürlich das italiänische Oesterreich dem deutschen, slavischen und ungarischen, sowohl der Zahl der Erscheinungen, als ihrer Qualität nach, sehr überlegen. Vor Allem ist die von Antonelli in Venedig herausgegebene „Biblioteca degli scrittori latini, colla traduzione a fronte" zu nennen, von der bis Ende 1853 bereits 548 Lieferungen in gr. 8. erschienen waren. Hieran reiht sich die in demselben Verlag erscheinende „Biblioteca nova scriptorum latinorum", die bis zum zweihundertsiebenundvierzigsten Hefte gediehen. In Mailand giebt Silvestri eine „Biblioteca scelta di opere greche e

Digitized by Google

latine tradotte in lingua italiana" und Nicolini eine „Collana degli antichi storici greci volgarizzati" heraus. Zu bedauern ist dabei nur die bereits mehrfach gerügte Gewissenlosigkeit, mit welcher die italiänischen Herausgeber die Arbeiten ausgezeichneter deutscher Philologen ohne Angabe der Quellen benutzen. Gerühmt wird das von Zanotto in Venedig herausgegebene „Dizionario d'ogni mitologia", das in seiner hundertdreißigsten Lieferung bis zum Buchstaben O vorgeschritten ist; eben so Marzolo's „Monumenti storici della parola", die gleichfalls in Venedig erscheinen.

Die Geschichtsforschung hat in Oesterreich seit Gründung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften bedeutende Fortschritte gemacht, und in der angegebenen Zahl von 202 deutschen, historischen Druckschriften bilden die von der Akademie herausgegebenen oder auf ihre Anregung erschienenen Schriften ein nicht kleines Kontingent. Für die historische Bücher- und Handschriftenkunde Oesterreichs ist das vom Regierungsrath Chmel unter dem bescheidenen Titel: „Notizenblatt, Beilage zum Archiv österreichischer Geschichtsquellen" von besonderer Wichtigkeit. Daß in Prag besonders die Gesellschaft des „böhmischen Museums" und die „Matica" (Muttergesellschaft), die in anderen slavischen Provinzen Filiale besitzt, große Thätigkeit für böhmische Geschichtsforschung entwickeln, ist bekannt. Für Deutschland interessant ist das im fernen Siebenbürgen von Trausch in deutscher Sprache herausgegebene „Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denkwürdigkeiten Siebenbürgens", so wie das „Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde". Unter den italiänischen historischen Schriftstellern sind besonders die Namen Cappelletti („Storia della repubblica di Venezia"), Cesare und Ignazio Cantù, Dandolo („Frammenti d'una storia del pensiero nei tempi moderni") u. A. zu nennen.

Unter den geographischen Erscheinungen bemerken wir Dr. Ungewitter's „Portfolio für Länder- und Völkerkunde" und dessen „Inbegriff des Wissenswürdigsten aus der Geographie aller Welttheile", beides in Pesth erscheinend; die eilfte Auflage von Galetti's „allgemeiner Weltkunde", im historischen Theile von Dr. Meynert verbessert und fortgeführt; Raffelsberger's „Geographisch-statistisches Lexikon", und in italiänischer Sprache das „Dizionario corografico universale dell' Italia" (Mailand), die „Enciclopedia geografica" (Venedig) und das „Universo pittoresco" (à la Meyer in Hildburghausen und New-York), von welchem letzteren in Venedig bei Antonelli bereits an neunhundert Hefte erschienen sind.

Von den weder zahlreichen, noch gehaltvollen mathematischen Druckschriften ist als Kuriosität zu berichten, daß sich darunter Abhandlungen in deutscher, polnischer, französischer und italiänischer Sprache über die Quadratur des Zirkels" befinden.

Zur Kriegswissenschaft hat das tapfere österreichische Heer und sein kenntnißreiches Offizierscorps 38 Beiträge in deutscher, 6 in italiänischer und 3 in ungarischer Sprache geliefert. Besonders zu nennen sind darunter des Fehrn. v. Sunstenau „Analytische Uebersicht der Kriegs-Operationen der österreichischen Armee in Italien im Jahre 1848", Jul. v. Burmb's „Lehrbuch für Kriegsbaukunst", K. Hauer's „Handbuch für die Pionier-Offiziere im Felde" und Ang. Dub's „Organisation der k. k. Militairverwaltungs-Behörden".

Handels- und Gewerbewesen haben 68 Schriften in deutscher und 64 in italiänischer, aber nur je eine Schrift in ungarischer und slavischer Sprache aufzuweisen. Die von Gustav Höfken, einem ehemaligen preußischen Offizier, mit großer Geschicklichkeit redigirte „Austria" wird als das Organ des österreichischen Handels-Ministeriums angesehen. Andere dem Interesse des Kaufmannsstandes anschließlich gewidmete Blätter erscheinen jetzt fast in jeder größeren Handelsstadt des deutschen, wie des italiänischen, slavischen und ungarischen Oesterreich. Das in Prag erscheinende „Technische Wörterbuch", von K. Karmarsch (in Hannover) und Dr. Friedr. Heeren herausgegeben, bildet ein für alle Gewerbe sehr brauchbares Handbuch. In Mailand kömmt ein „Manuale del commerciante" und in Triest eine „Biblioteca dei negozianti" heraus. Einen sehr wichtigen Theil der Handels-Literatur bilden die, wie es scheint, im Auslande bisher wenig bekannten, aber sehr umfassenden und zahlreichen Berichte der österreichischen Handelskammern, von welchen Herr Dr. von Wurzbach einige, ihrem Inhalte nach, näher gewürdigt hat.

Unter den Schriften über Bauwesen, Eisenbahnen und andere Communicationen ist nur die deutsche und die italiänische Sprache mit erheblichen Zahlen, das Slavische aber nur mit Einer Druckschrift und das Ungarische gar nicht vertreten. Unter den Journalen dieses Faches zeichnet sich die bekannte „Allgemeine Bauzeitung", herausgegeben vom Prof. F. L. Förster, aus. In Mailand erscheint ein „Giornale del ingeniere Architetto e Agronomo" in Monatsheften und eine „Biblioteca dell' Ingeniere civile". Sonst liefert das italiänische Oesterreich weniger Bedeutendes in diesem Fache der Literatur, als man von dem Vaterlande Palladio's erwarten könnte.

Es reiht sich hieran am natürlichsten die Abtheilung über Kunst, zu welcher in der oben mitgetheilten Zusammenstellung 90 Druckschriften gehören, von denen 72 in italiänischer, 17 in deutscher und eine in französischer Sprache erschienen. Unter den deutschen Schriften werden die „kunsthistorischen Briefe" zur Theorie der Kunst, von Dr. A. Springer, hervorgehoben. Kugler's „Handbuch der Kunstgeschichte" erschien zu Venedig in einer italiänischen Uebersetzung von Mugna. Selvatico's „Storia estetico-critica delle arti del disegno" hat sich in Italien eines großen Rufes zu erfreuen. Die von Baldi herausgegebene „Harmonielehre" („Trattato del sistema armonico") von Antonio Colleguari ist in Mailand in zweiter Auflage erschienen. Zahlreich sind die besonders in Venedig herauskommenden Monographieen über einzelne Künstler und Kunst-Objekte. Kunstkritik und Kunstgeschichte haben weder in slavischer, noch in ungarischer Sprache Dolmetscher gefunden.

Das Italiänische hat dagegen gar keine Vertreter in der Forst- und Jagdwissenschaft, so wie im Fache des Bergbaues und der Hüttenkunde, während das Deutsche 154 Druckschriften, das Slavische zwei aufzuweisen hat. J. Wessely's Werk, „die österreichischen Alpenländer und ihre Forste", gehört auf diesem Gebiete zu den geschätztesten Arbeiten; eben so Chr. Liebich's „Kompendium der Forstwissenschaft".

Landwirthschaft und Gartenbau haben in allen Sprachen Oesterreichs Zeitschriften aufzuweisen, die meistens von Vereinen herausgegeben werden, doch fehlt es auch nicht an Monographieen über einzelne Zweige des Landbaues und insbesondere auch der Viehzucht, welche letztere hauptsächlich in slavischer und ungarischer Zunge behandelt wird. Daß die italiänische Sprache reich an Schriften über die Seidenzucht ist, versteht sich von selbst.

Die belletristischen Druckschriften Oesterreichs beliefen sich in den sechzehn Monaten, von welchen hier die Rede, auf zwölfhundert, worunter jedoch 756 Hefte oder einzelne Lieferungen von Werken mitgezählt sind. Obenan stehen die deutschen mit 498 Nummern; daran reihen sich die italiänischen mit 447, die slavischen mit 158 und die ungarischen mit 87, wozu noch 12 in ausländischen Sprachen kommen. Herr Dr. von Wurzbach fällt über diesen Theil der österreichischen Literaturen ein strenges Urtheil: „Das Wenigste," sagt er, „steht auf eigenen Füßen; mit geringen Ausnahmen ist Alles entweder geradezu Uebersetzung oder mißlungene Nachahmung aus dem Französischen, oder aber eine Apotheose solcher Grundsätze und Bestrebungen, die mit den Gesetzen der Aesthetik wenig oder gar nichts zu schaffen haben." Erst seit einigen Jahren hat in Oesterreich diese Sucht, schlechte französische Romane, seichte, oder dabei sinnliche und pikante Erzählungen ins Deutsche, Italiänische, Slavische oder Ungarische zu übersetzen, so um sich gegriffen. Nur wenige Verleger sind es allerdings, die dergleichen Uebersetzungs-Fabriken angelegt haben, aber sie überschwemmen damit das ganze Land, und zwar der Eine immer zu wohlfeileren Preisen, als der Andere. Gleichgiltig ist in Wien eine Gattung Original-Romane aufgetaucht, auf die das Ausland mit mitleidiger Verachtung herabschaut und die, so werth-, inhalt- und geistlos sie auch sind, dennoch ein Publikum finden, das sie mit Begierde lieft. In diesen Romanen wird die Geschichte entstellt; geschichtliche Personen sind darin die Träger von Tendenzen, die sie nie gehabt, die in jener Zeit noch gar nicht zum Bewußtsein der Massen, oft nicht des Einzelnen gekommen waren. Es werden Begebenheiten aneinandernet, die entweder durch ihren mysteriösen Charakter geeignet sind, Spannung zu erwecken, oder aber es werden Privatgeheimlichkeiten in romantischen Kapiteln abgethan und lebende Personen durch eine Zeichnung, welche sie Jedem erkennbar macht, an den Pranger gestellt."*)

Man hat vielleicht eine Expectoration, wie die vorstehende, in einer sich als „bibliographisch-statistisch" bezeichnenden Uebersicht nicht erwartet; aber gerade der Umstand, daß der österreichische Patriot solche Worte des Unwillens und der gerechten Entrüstung in diesem Rechenschaftsbericht über die geistige Production seines Vaterlandes nicht unterdrücken konnte, zeugt für die Wahrheit seiner ganzen Darstellung, die nichts übertreibt und nichts verschweigt. Wir schließen die Anzeige der werthvollen Schrift, von der wir in folgenden Jahren eine reiche, eben so belehrende Nachlese erwarten, mit folgender Schlußbemerkung derselben:

„Man würde sich irren," sagt der Verfasser unter Hinweisung auf die in den letzten Jahren außerordentlich gewachsene literarische Production Oesterreichs, „wollte man auf die Bildung eines Volkes von seinen gelehrten Gesellschaften und Akademieen oder aus den jährlichen Bücheranzeigen und Messkatalogen schließen; aber kein Irrthum ist es, daß die geistige Macht einen stillen Sieg um den anderen feiert, von Jahr zu Jahr unmerklich immer neuen Terrain gewinnt, und daß es unter solchen Umständen nicht gleichgültig sei, ob der fruchtbare Boden edle Gewächse zu Tage fördere, oder aber solche, von denen man wünschen muß, daß sie in ihren Keimen verkümmert wären. Gewiß ist es aber möglich, wie überhaupt jede, so auch die geistige Kultur zu verderben und sie, wenn sie auf falschen Fährten ist, in die rechten Bahnen zu leiten."

*) Es giebt allerdings auch einige rühmliche Ausnahmen in diesem Zweige der österreichischen Bücher-Production: unter Anderem hat bei Gerlach in Prag erschienene „Album" (Bibliothek deutscher Original-Romane der beliebtesten Schriftsteller), herausgegeben von J. L. Kober, das die geachtetsten Namen unter seinen Mitarbeitern zählt.

D. R.

Digitized by Google

England.

Die englische Marine-Verwaltung und die Franklin-Expeditionen.

Als sich ein allgemeiner Sturm gegen das englische Verwaltungs-System erhob und Presse und Parlament die unglaublichen Mißbräuche desselben an den Pranger stellten, bemerkte der damalige erste Lord der Admiralität, Sir James Graham, mit vieler Selbstzufriedenheit, daß die Administration des Seewesens sich als tadellos bewährt habe und keine Stimme des Vorwurfs gegen dieselbe laut werden könne. Unglücklicherweise wurden gerade die Marine-Behörden gleich darauf durch die rücksichtslosen Enthüllungen des alten Napier aufs ärgste kompromittirt, und was man sowohl vor, als nach dieser Zeit von den Leistungen derselben im Schwarzen Meere zu hören bekam, war ebensalls nicht sehr geeignet, den von dem Admiralitätschef beanspruchten Nimbus zu erhöhen; man mußte vielmehr zu der Ueberzeugung gelangen, daß auch hier der Schlendrian, der Nepotismus und die Corruption gar Manches zu verantworten haben. Unter solchen Umständen dürfte eine neue Anklage gegen das britische Marine-Ministerium in Bezug auf die Leitung der Franklin-Expeditionen (über welche übrigens auch in unserem Blatte schon vor geraumer Zeit einige bemerkenswerthe Andeutungen gegeben wurden) ziemlich schwer ins Gewicht fallen, zumal sie von einem so verdienten Veteranen, wie der durch seine Nordpolfahrten bekannte greise Admiral Sir John Ross, herrühren. Die von Letzterem über diesen Gegenstand herausgegebene Flugschrift*) hat in England nicht geringes Aufsehen erregt und wird in der Literary Gazette folgendermaßen besprochen:

„Wir haben mit der Anzeige dieses Berichts gezögert, in der Hoffnung, eine Widerlegung oder Berichtigung desselben von Seiten derjenigen erschrinen zu sehen, gegen welche Sir John Ross so harte Beschuldigungen, das Mißlingen der zur Aufsuchung Franklin's ausgesandten Expeditionen betreffend, vorbringt. Da indeß die Hauptanklage gegen die Admiralität selbst erhoben wird, so hielt man es wohl für die klügste Politik, die Schrift nicht zu beantworten, sondern die ganze Sache auf sich beruhen und, wo möglich, in Vergessenheit gerathen zu lassen. Aber die Geschichte wird nicht über einen Punkt schweigen, der den tragischen Schluß so vieler Scenen britischen Unternehmungsgeistes und britischer Ausdauer bildet. Künftige Historiker werden darüber Aufklärung verlangen, warum die Aufsuchung der verschollenen Reisenden lange Zeit hindurch in so lässiger und planloser Weise betrieben wurde und warum eine Expedition nach der anderen ihre Thätigkeit auf dasselbe beschränkte Feld richtete, während sie, über einen größeren Raum ausgebreitet, durch ihre vereinigten, kräftig geleiteten Anstrengungen die Aussicht auf einen günstigen Erfolg unendlich vermehrt hätten. Sir John Roß behauptet, daß die Aufsuchung Franklin's als eine Nebensache betrachtet wurde, daß Günstlingschaft und Pluschacherei bei der Ausrüstung jeder einzelnen Expedition vorwalteten und daß sich in allen Anordnungen der Admiralität ein Mangel an Urtheil und Entschiedenheit neben einer unverantwortlichen Verschwendung von Geld und Hülfsmitteln kundgab. Als die letzte der arktischen Reisen unter der Leitung Sir Edward Belcher's unternommen wurde, glaubte man allgemein, daß die Zeit vorbei sei, wo man auf einen glücklichen Ausgang rechnen konnte, und die Kritik des Admirals Roß bezieht sich auf die frühere „traurige Reihe von mißlungenen Versuchen". Er klagt, daß man ihn von den Rathschlägen der Admiralität ausgeschlossen habe, weil seine Ansichten mit denen einiger dort einflußreicher Personen nicht übereinstimmten, und daß „die Gebote der Menschlichkeit auf dem Altar der Parteivortheile und wissenschaftlichen Coterien geopfert wurden." In der Hauptsache gingen seine Vorschläge dahin, daß man Schiffe von leichterem Tonnengehalt anwenden solle, da sich dieselben nicht nur zur Navigation der arktischen Gewässer besser eignrten, sondern auch die Möglichkeit darboten, ohne größeren Kostenaufwand die ganze Küstenstrecke, von deren Untersuchung man sich irgend einen Erfolg versprechen konnte, im Laufe eines einzigen Sommers zu bereisen. Dagegen wurden, wie er schreibt, zur Expedition vom Jahre 1848 „zwei Schiffe, das eine für 17,370 Pfd., das andere für 15,750 Pfd. St. angekauft, während hier kleinere Fahrzeuge, welche dieselbe Quantität Mundvorrath aufnehmen konnten, mit vollständiger Ausrüstung nur je zweitausend Pfund gekostet und überdies noch eine weniger starke Bemannung erfordert hätten. Auf diese Art würden die Kosten sogar nicht einmal die Hälfte von dem betragen haben, was man für eine Fahrt von dreizehn Monaten auf ein einziges Schiff verwenden mußte, und man hätte sich trotzdem in der Lage befunden, der Untersuchung eine größere Ausdehnung zu geben."

*) Rear-Admiral Sir John Franklin, C. B. A Narrative. By Rear-Admiral Sir John Ross, C. B. London, Longman and Co.

Es ist nicht unsere Absicht, uns gegenwärtig auf eine ausführlichere Prüfung der Flugschrift des Admirals Roß einzulassen, aber es sollte nicht vergessen werden, daß er zuerst, und noch vor der Abreise seines Freundes Franklin, sich freiwillig erbot, ihn aufzusuchen, wenn er nicht vor einer gewissen Frist zurückkehren würde, daß er im Alter von dreiundsiebzig Jahren sich auf einem kleinen Fahrzeuge einschiffte, im Eise überwinterte und nur durch seine schwachen Hülfsmittel verhindert ward, ein zweites Jahr dort zuzubringen, daß er seinen Halbsold und seine Pension aufgab, um der Sache zu dienen, die ihm so sehr am Herzen lag, und daß er, trotz der kränkenden Vernachlässigung und der Mißhandlungen, die er von Seiten der Behörden erdulden mußte, in seinen Anstrengungen nie ermüdete. Wir haben bis jetzt nicht erfahren können, warum Sir John Roß nicht nur mit seinem Kommando betraut wurde, sondern sich auch von allen Berathungen über die arktischen Expeditionen ausgeschlossen sah, für welche ihm seine langjährige Erfahrung in so hohem Grade eignete. Ueber seine Befähigung zur Leitung einer solchen Expedition hatte sich der berühmte Hydrograph Sir Francis Beaufort in einem Bericht an die Admiralität, wie folgt, ausgesprochen: „Was Sir John Roß betrifft, so ist er mit der Handhabung von Dampfschiffen vertraut; er besitzt einen ungemein abgehärteten Körper, ist durch theuer erkaufte Erfahrung über die Natur des Eises belehrt worden, hat einen Reichthum an erfinderischem Geist und würde sich glücklich schätzen, seinen Lieblingsplan ausführen zu können." Als aber der unerschrockene Greis, von der Admiralität zurückgewiesen, mit Hülfe großmüthiger Freunde sein kleines Schiff, den „Felix", ausgerüstet hatte, weigerte sich die Regierung, auch nur einen Theil der nothwendigen Vorräthe zu liefern! „Meine beschränkten Mittel", sagt Roß, „gestatteten mir nur, Mundvorrath auf achtzehn Monate an Bord zu nehmen, und da ich fand, daß es möglich war, noch auf ein Jahr Proviant unterzubringen, so wandte ich mich deshalb an die Admiralität. Obgleich ich mich dessen verbindlich machte, Alles, was nicht verbraucht worden, der Behörde wiederzuzustellen oder das Fehlende zu vergüten, so wurde meine Bitte doch abgeschlagen!"

Zur Ehre der britischen Regierung und im Interesse der Menschlichkeit ist es, wie die Literary Gazette bemerkt, dringend zu wünschen, daß eine Erklärung oder Berichtigung so haarsträubender Thatsachen erfolgen möge.

Mannigfaltiges.

— Unterirdische Eisenbahn in London. Das englische Parlament hat kürzlich seine Genehmigung zur Erbauung der unterirdischen Londoner Eisenbahn ertheilt, welche, unter der Benennung Metropolitan Railway, von der Verwaltung der Nordbahn (Great-Northern) ausgeführt wird. Diese Bahn wird sich einstweilen auf eine Verbindung der drei Eisenbahnhöfe der Great-Western, der North-Western und der Great-Northern mit dem Generalpostamte beschränken, und bleibt eine weitere Verlängerung vorbehalten. In ihrer gegenwärtigen Ausdehnung wird sie gerade eine deutsche Meile lang sein. Die Kosten sind, wie es scheint, sehr niedrig, auf 1,200,000 Pfd. Sterl. (acht Millionen Thaler) berechnet, wofür natürlich auch ein Doppelgeleise (ohne ein solches giebt es kaum irgend eine Eisenbahn in England) und die auf den verschiedenen Anhaltepunkten erforderlichen Vorrichtungen hergestellt werden. Solcher Anhaltepunkte wird es etwa acht geben, und zwar außer den Bahnhöfen der großen Eisenbahnen auch an solchen Punkten, wo sich die Omnibus-Linien kreuzen. In den Früh-, Mittags- und Abendstunden werden sich die Züge auf dieser Bahn unmittelbar an die aus der Ferne ankommenden und dahin abgehenden Eisenbahnzüge anschließen. Außerdem wird jedoch in den Stunden von 8 bis 11 Uhr Vormittags und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags alle fünf Minuten ein Zug von beiden Endpunkten befördert werden.

— Ein neues, farbiges Metall. Unter den etwa vierzig Metallen, welche die Wissenschaft kennt, gab es bisher nur zwei farbige: das Gold und das Kupfer. Kürzlich ist es gelungen, noch ein drittes, das ebenfalls röthlich ist, herzustellen, nämlich das Strontium, dessen Oxyd das Strontian ist, welches erstere jedoch die Chemie bisher nicht zu isoliren verstand. In Paris, wo das Verfahren, das Aluminium-Metall in größeren Massen herzustellen, von Ste. Claire Deville entdeckt worden, werden jetzt auch Versuche mit dem Strontium gemacht, doch scheint es noch ungewiß, ob es eben so wie jenes für die Gewerbe und zu wirthschaftlichen Zwecken verwendbar sein wird. Daß das Strontium farbig sein müsse, haben übrigens Manche schon aus dem Umstande geschlossen, daß die Strontian-Salze ein schönes Purpurlicht gewähren, wenn sie, wie dies gewöhnlich bei Feuerwerken geschieht, in die Spiritusflamme gethan werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 2 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche man durch alle Postämter preußens und in Berlin durch Boten geliefert wird.

für die

Gesellschaft, werden von der deutschen Buchhandlung in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 80, und allen Buchhandlungen Krakaus, Hauptmarkt, Nr. 31, so wie von allen Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 66. Berlin, Sonnabend den 2. Juni 1855.

Kalifornien.

Frank Marryat's Skizzen aus Kalifornien.

Ein Sohn des bekannten See-Novellisten Marryat, der sich vor einigen Jahren nach Kalifornien begab, um dort sein Glück zu versuchen oder neue Eindrücke zu sammeln, ist anfänglich mit einem Buche hervorgetreten,*) in welchem er die auf dieser Reise gemachten Erfahrungen zum Besten künftiger Abenteurer mittheilt, und welches durch leichten Humor, Beobachtungsgeist und die Gabe, ungewöhnliche Verhältnisse in drastischer Weise zu schildern, an die einst so allgemein beliebten Schriften seines Vaters erinnert. Es findet in den gesellschaftlichen Phasen jenes westlichen Eldorados ein so rascher Wechsel statt, daß, was gestern geschrieben worden, oft nicht mehr auf heute paßt. Vieles von dem, was Herr Marryat junior erzählt, hat daher nur noch einen historischen Werth; außerdem begegnete ihm auch das Unglück, daß ihm sein Journal unterwegs verbrannte; indeß werden einige aufs Gerathewohl aus seinen Reise-Erinnerungen hervorgehobene Fragmente trotzdem nicht ohne Interesse gelesen werden.

Herr Marryat erreichte San Francisco während des Ausbruchs einer noch größeren Feuersbrunst, als diejenige, welche später seinen Aufzeichnungen so verderblich ward. Als das Schiff, auf dem er sich befand, in die Bai einlief, rollten dichte Massen Rauch von dem Ufer nach dem Meere hinüber. Es war der „große Brand" vom Juni 1850, der die Stadt von Grund aus zerstörte. In dieser Krise hatte die Bevölkerung Gelegenheit, ihre Eigenthümlichkeiten aufs kräftigste zu entwickeln, und der Reisende konnte keinen günstigeren Moment treffen, um die Physiognomie Kaliforniens und der Kalifornier in ihrer ganzen Originalität zu beobachten.

„Jedermann", sagt er, „scheint bei guter Laune, und der Fremde, der durch diese Kalamität nicht berührt wird, hat daher nicht den mindesten Grund, sich melancholischen Betrachtungen hinzugeben. Bretter und Bauholz werden schon nach allen Richtungen gefahren, und sobald die glühende Asche sich abgekühlt hat, wird stracks zum Neubau geschritten. Ich unterhielt mich am folgenden Tage damit, die Brandstätte zu durchstreifen und die Wirkungen der angewenden Hitze auf die Gegenstände zu beobachten, welche rings umher lagen. Flintenläufe waren wie Schlangen verschlungen und geknetet; Tonnen von eisernen Nägeln waren zusammengeschweißt und standen aufrecht in der Form der Fässer, die sie eingeschlossen hatten; man sah kleine Seen von geschmolzenem Glas, welches alle Farben des Regenbogens darbot, Handwerkszeug, wovon das Holz verschwunden, und Pechtöpfe, die mit flüssig gewordenem Blei und Glas gefüllt waren. Hier war ein eisernes Haus, durch die Hitze zusammengefallen, und ein eiserner feuerfester Schrank unter demselben Einsturze geborsten; dort lagen Messer, Gabeln, Löffel und ihrdenes Geschirr in Haufen zusammengeschmolzen; sogar Schmelztiegel hatten Sprünge bekommen; eingemachte Fleischwaaren hatten diesen zweiten Kochprozeß nicht vertragen können und waren nach allen Richtungen hin explodirt. Der Schaden, den dieser Brand angerichtet, mußte sehr bedeutend sein, indem die Häuser meistens mit Kaufmannsgütern angefüllt waren; aber Niemand verlor seine Zeit mit nutzlosen Klagen: die Energie der Bevölkerung gab sich in Handlungen kund, und in achtundvierzig Stunden nach dem Feuer hallte der ganze Distrikt von dem Getöse unermüdlicher Arbeiter wieder. Auf der Baustelle, wo ich die Ueberbleibsel der Gewehrläufe und Nägel gesehen, steht der frühere Eigenthümer, Herr Jones, welcher dem Zimmermeister oder „Boss"**) auseinandersetzt, wie er den neuen Laden zu bauen hat, wozu das Material bereits da ist. Der Zimmermann verspricht, Alles schleunigst anzurichten (Americanice: fixed right off), und solle der Laden in zwei Tagen fertig sein. In diesem Augenblick kömmt Mr. Smith, der ehemalige Besitzer des eisernen Hauses, ebenfalls in Begleitung von Baumaterialien vorüber und bemerkt Mr. Jones. — „Abgebrannt!" fragt er ihn lakonisch. Jones: „Ja, und in die Luft gesprengt." — Smith: „Kaputt!" — Jones: „Rein ausgezogen." — Smith: „Dies ist doch ein großes Land." — Jones: „Es giebt kein größeres." Und in einigen Tagen ist sowohl Smith, als Jones wieder auf den Beinen, ihre Freunde unterstützen sie nach Kräften, und sie werden vielleicht bald so reich, um steinerne Häuser zu bauen, die der Feuergefahr widerstehen können."

Wer das Unglück mit so leichtem Sinn erträgt, wird auch die helleren Augenblicke, die ihm das Schicksal gewährt, zu benutzen und zu genießen suchen. Daß dies bei den Kalifornern der Fall ist, geht aus folgender Skizze hervor:

„Auf den Fremden, der in San Francisco anlangt, bringt die fieberhafte Erregtheit, die sich bei der ganzen Bevölkerung bemächtigt zu haben scheint, einen eigenthümlichen Eindruck hervor. Der Kleidung schenkt man nicht die geringste Sorgfalt, und in dem Wesen eines Jeden ist Hast und Ueberstürzung zu bemerken. Klubs, Lesezimmer und Damen-Gesellschaften sind unbekannt, und von den anstrengenden Geschäften des Tages findet man nur Erholung in den Trinksalons und Spielhöllen, wo allnächtlich die ganze Bevölkerung zusammenströmt. Wo der Handelsverkehr unaufhörlichen Schwankungen unterworfen ist und Gewinn und Verlust nicht von der Berechnung, sondern allein von dem Zufall abhängen — wo Alle ihr Glück auf einen einzigen Wurf setzen und Handlungen für unschuldig gelten, die in geordneteren Ländern von der Gesellschaft verpönt sind — müssen die Faro-Bänke einen besonderen Reiz haben, und man sieht hier den Kaufmann, seinen Commis und vielleicht seinen Koch sich zusammen durch das Gewühl arbeiten und ihre Nasen***) am demselben Tische einsetzen. Das Trinken wird mit unglaublicher Virtuosität getrieben; ohne daß man sagen kann, es gäbe hier viele Betrunkene, wird Tag für Tag eine unverordentliche Masse Spirituosen verthigt. Von der Morgenstunde an, wo der geschulte Trinker seinen ersten Schluck Genever hinabstürzt, um Appetit zum Frühstück zu bekommen, versieht er sich im Laufe des Tages mit einer unberechenbaren Anzahl pikanter kleiner spirituöser Mixturen, durch deren Wirkung er sich ziemlich konstant in einem mehr oder weniger erheiterten Zustande erhält. Und wo die Trink-Salons sich die Straße entlang an einander reihen und Du weder einem Freunde begegnen, noch eine neue Bekanntschaft anknüpfen, noch einen Handel abschließen kannst, ohne die Aufforderung, Eins zu trinken, welche einem Befehl gleicht; wo die Tage heiß sind und Du Deine Bekannten, nach den eingethätten Münzzuläge die Zunge schnalzend, aus den Salons herauskommen siehst; wo Dein Freund Brown mit einem ganzen Schwarm in einen Salon eintritt und Dir zuruft: „Komm mit!" und wo es gebräuchlich ist, solche Einladungen annehmen, und unhöflich, sie auszuschlagen — was soll eine durstige Seele da anfangen! — Die Weinstuben höheren Ranges sind mit vielem Geschmack und ungeheurem Aufwand eingerichtet. Während des Tages herrscht in diesen Lokalen Ruhe und Ordnung; man liest dort Zeitungen und Journale und trifft mit seinen Geschäftsfreunden zusammen. In San Francisco ist Jedermann freigebig, Jeder wirft mit dem Gelde um sich, und es ist kaum zu verwundern, daß so viel Trinkbarer konsumirt wird, da es nie an freigebigen Leuten fehlt, die sich nicht zufriedengeben, bis sie einige zwanzig Bekannte um das Buffet versammelt haben. Wenn dann Jedem sein Gläschen eingeschenkt ist, heißt es: „Auf Ihre Gesundheit, meine Herren!" — die zwanzig Köpfe werden gleichzeitig zurückgeworfen, die „Straight brandies", „Queen Charlottes", „Stone-fences", „Champaign cocktails" und „Sulky sangarees"**) hinunterstürzt, und während der Amphitryon die Zeche bezahlt, gerstreuen sich die Gäste, um ihren Geschäften nachzugehen. Niemand hat es so eilig, wie ein Kalifornier, aber einen Schluck zu trinken, hat er immer Zeit. Man bemerkt gewöhnlich einzelne Mäßigsänger, die sich in der Nähe der Trinksalons herumtreiben, in der Hoffnung, etwas

*) Mountains and Molehills; or, Recollections of a Burnt Journal. By Frank Marryat. With Illustrations by the Author. Longman & Co.

**) So nennt in Amerika der Handwerker seinen Meister und überhaupt die arbeitende Klasse ihre Arbeitgeber — wahrscheinlich von dem holländischen

***) Eine span. Goldunze = 16 harte Piaster oder Dollars, etwa 22½ Thlr.

****) Da diese termini technici kalifornischer Getränke der Mehrzahl unserer Leser fremd sein dürften, so erlauben wir uns, eine Erklärung derselben hinzuzufügen. „Straight brandy" ist einfacher, unvermischter Cognac (Frankenntwein); der Namen „Queen Charlotte" führt ein Gebräu von Branntwein, Wein, Wasser, Citronensaft und Zucker; „Champaign cocktail" heißt Champagner mit Branntwein und Zucker, „Sangaree" aber Rothwein mit Zucker

für sie Vortheilhaftes zu erhaschen und namentlich in die allgemeine Einladung eingeschlossen zu werden, die mitunter von Seiten eines exaltirten Herrn an die ganze werthe Gesellschaft erfolgt. Diese Herumtreiber werden Loafers (Bummler) genannt. Man erzählt ein Geschichtchen von einem alten Richter in dem südlichen Theile Kaliforniens, der ein Stammgast der Schenkstuben war, und der mit seiner klingenden Stimme den Ruf ertönen ließ: „Kommt, laßt uns Alle ein Schlückchen nehmen.“ Freudig umringten die Loafers das Buffet, und jeder forderte sein Lieblingsgetränk; als sie aber fertig waren, fügte der Richter hinzu: „Und nun laßt uns Alle bezahlen!“ was die Gefoppten mit betrübter Miene thun mußten und dann gewitzigt, wenn nicht gebessert, davonschlichen.“

Ueber das Goldgraben, an welchem sich der Verfasser selbst, obwohl mit geringem Erfolg, betheiligte, giebt er eine Menge Anekdoten zum Besten, aus denen sich ein recht anschauliches Bild dieses eben so prekären als glänzenden Industriezweiges zusammenstellen läßt. Wir beschränken uns darauf, folgendes Kuriosum wiederzuerzählen.

„Einer der Goldsucher war gestorben, und da er sich allgemeiner Achtung erfreute, so beschloß man, ihn anständig zu beerdigen. Ein Goldgräber und der Nachbarschaft, der, wie die Fama sagte, einst ein beliebter Prediger in den Vereinigten Staaten gewesen war, erhielt den Auftrag, den Gottesdienst am Grabe zu verrichten, und nachdem die Flasche herumgegangen, zog die Gesellschaft mit gebührender Feierlichkeit nach der Gruft, die man hundert Schritt von dem Lager angehöhlt hatte. Als man diese Stelle erreichte, begann der Prediger ein extemporisirtes Gebet, während dessen Alle um das Grab knieten. So weit ging Alles vortrefflich; aber das Gebet fiel etwas zu lang aus, und einige von den Knieenden fingen an, in Gedanken versunken, die lose auf dem Grabe geworfene Erde zwischen den Fingern durchrollen zu lassen. Sie war dicht mit Goldkörnern gespickt, und eine mächtige Aufregung zeigte sich sofort unter der knieenden Gemeinde. „Jungens, was ist das!“ fragte der Prediger, in seiner Rede innehaltend. „Gold!“ fuhr er fort, „und von der allerreichsten Sorte! — Die Versammlung ist entlassen!“ Der arme Todte ward aus seinem goldreichen Grabe herausgeschleppt und auf einer anderen Stelle beerdigt, während das Leichengefolge, den Prediger an der Spitze, ohne Zeitverlust zur Untersuchung der neuen Grube schritt.“

Slavische Sprachstudien.

Slavisches im „Berliner Namenbüchlein“.

(Fortsetzung.)

Wie haben hier dem Leser eine ganze Reihe russischer Eigennamen vorgeführt, die wir ad libitum anderthen könnten, die ihm indeß durch die vorgelegte Probe schon genugsam den Beweis liefern wird, daß das im „Berliner Namenbüchlein“ wiederholte Urtheil, als seien die slavischen Eigennamen von minderer Wucht und Kraft, als die germanischen, nicht ganz zutreffend sei. Ja, es könnte nach dem Beigebrachten sogar scheinen, als ob die von dem Professor v. Schlözer ausgesprochene Ansicht — von welcher derselbe alles Ernstes durchdrungen war — auf gutem Grunde fuße, daß nämlich die slavischen Eigennamen „vorzugsweise den Geist von Waffenruhm und kriegerischem Muthe“ athmeten.

Uns will ein allgemein angesprochenes Urtheil, da wo erschöpfende Studien angestellt werden müßten, die noch nicht zum Abschluß gelangt sind, nie recht behagen, und so glauben wir auch im Rechte zu sein, die Gründlichkeit des Schlözerschen Urtheils anzweifeln zu dürfen. Dieser Zweifel findet denn auch seine Bestätigung, wenn wir einen weiteren Blick in die Welt der russischen Namen werfen, wie sie uns in dem großen Verzeichniß des St. Petersburger „Adreß-Kalendar“ zu Tage tritt. Wir treffen hier nämlich auch Eigennamen zur Genüge an, die ein sanftes und friedliches Gepräge tragen und die, wenn wir daraus auf den milden Charakter des Volkes schließen dürften, dieses bekunden würden. Es seien von uns beispielsweise folgende russische Familiennamen angeführt:

Mirov, Mirowitsch (von mir, russ. миръ), Friede; Tichomirov (v. tichij, tich, still), Stiller Friede, Stillfried;*) Tichonrawov, stiller Sinn, sanfter Charakter; Tichowidov, stiller Blick, ruhiges Antlitz; Miroljubov, Ljubomirov, Ljubomirskij, Friedlieb; Ljudomirskij (v. mir, russ. мiръ, Welt), Weltlieb; Ljubimov (v. ljubimyj, beliebt), Geliebter, Φιλητός, Amatus, Aimé; Dobrotin (v. dobrota), Liebe, Begehr;**) Nadeshdin (v. nadeshda, was auch selbst als Eigenname vorkömmt), Hoffnung; Wjera, Glaube; Dobrotin (v. dobrota), Güte; Dobrochotow (v. dobryj, gut, chotjet', wollen), gutwillig; Dobrowolʼskij (v. wolja, Wille), guter Wille; Pribylow (v. pribyl'), Vortheil, Gewinnst; Cholin (v. cholja), Sauberkeit, Nettigkeit; Pokojev (v. pokoj), Ruhe, Muße; Schutkov (v. schutka), Scherz, Kurzweil; Igrenev (v. igra), Spiel; Schachmatov (v. schachmaty), Schachspiel; Sernov (v. sern), Würfelspiel; Kostyr, Kostyrja, Kostyrko (v. kostyr), Würfelspieler; Chljustin (v. chljust), Kartenspiel der Bauern; Kosyrev, Kosyrelij (v. kosyr, Trumpf; Lusov (v. tus), Dank, Aß; Schelegov (v. schelag), Rechenpfennig, Zahlpfennig; Mjatschkov (v. mjatschik, Gen. mjatschka), kleiner Spielball; Muschyn (v. musyka), Musik; Strunin (v. struna), Saite; Guslikov, Guslistyj (v. gusliste), Harfenist, Spieler der Gußli, russischen Harfe; Zimbalistov, Cymbelspieler; Wolynskin (v. wolynka), Dudelsack; Bubnov (v. buben, Gen. bubna), Trommel; Kolokolov, Kolokolzov (v. kolokol), Glocke; Dudin (v. duda), Schalmei; Tanzov (v. tanez, Gen. tanza), Tanz; Kaschalov (v. kaschel, kaschalka), Schaukel; Gultjaev (v. gultjat', promeniren), der Spaziergänger; Katkov (v. katok, Gen. katka), Eisbahn, it. Rolle; Telsegin, Telsejtin (v. telsejn, telsejka), Bauerwagen, Bauerwägelein; Kolesov (v. koleso), Rad; Spizyn (v. spiza), Speiche; Chomutov (v. chomut), Kummet; Bujegorjev (v. gry), weißer Kummetriemen; Korablev (v. korabl), Schiff; Budarin (v. budara), Flußbarke; Objedkov (v. objed), Mahl, Schmaus; Stolov (v. stol), Tafel, Mahlzeit; Winovskij (v. wino), Wein; Suslov (v. suslo), starkes Bier; Kwasov (v. kwasok, Gen. kwaska), Kwaßchen; Medvin (v. med, Honig, Meth); Molotov (v. moloko), Milch; Smetanin, Smjetanin (v. smetana), Rahm, Sahne; Botwinkin (v. botwinje), kalte Schale; Kapneta, Kapustin (v. kapusta), Kohl; Kapschin (v. kapscha), Nudeln; Chljebovskij (v. chljeb), Brod; Jitnikov (v. jitnik), Roggenbrod; Kalamatov (v. kalamata), Mehlteig; Kiselev, Kiselevskij (v. kisel'), saurer Mehlbrei; Tolokunjkov (v. tolokno), gedörrtes Hafermehl; Kaschin (v. kascha), Grützbrei; Bulkin (v. bulka), Semmel; Kulagin (v. kulaga), Roggenteig; Lepeschkin (v. lepeschka), Fladen; Kalatschev (v. kalatsch), Kalatsche; Karawajev (v. karawaj), Aschkuchen; Krupennikov (v. krupenik), Grützkuchen; Krupowitsch (v. krupa), Graupe; Prjanikov (v. prjanik), Honigkuchen; Pirogov, Pirogovskij, Piroschov, Pirofschow (v. pirog), Pastete, Pasteetlein; Sucharev (v. suchar'), Zwieback; Lomtev (v. lomot, Gen. lomtja), Stück Brod; Kolbasjev (v. kolbas, Gen. kolbasa), Wurst; Mjasojedov (v. mjasojed), Fleischesser; Gribojedov (v. gribojed), Pilzesser; Krasov, Krasovskij, Krasovzev (v. krasa), Zierde, Schmuck; Schubov (v. schuba), Pelz; Tulupov (v. tulup), Schafspelz; Puschi, Rauchwerk; Burkov, Burkin (v. burka), Filzmantel; Barmin (v. barmy), der kleine Krönungsmantel der alten Zaren; Balachonzev (v. balachonez), Kittelchen; Klobukov (v. klobuk), Kapuze; Kolpakov (v. kolpak), Mütze; Schapkin (v. schapka), Pelzmütze; Kriwoschapkin (v. kriwyj, frumm), frummer Hut; Fatov (v. fata), Schleier der gemeinen Frauen; Platov (v. plat), Handtuch; Tschulkov (v. tschulok, Gen. tschulka), Strumpf; Sapojkov (v. sapojok, Gen. sapojka), Stiefelchen; Kablukov (v. kabluk), Absatz; Golenischtschev (v. golenischtsche), Stiefelschaft; Lapter (v. lapot, Gen. lapta), Baßschuh; Worotnikov (v. worotnik), Rockkragen; Karmanov (v. karman), Tasche; Kikin (v. kika), Weiberhaube; Rubaschkin, Rubaschewitsch (v. rubaschka), Hemd; Chlopov (v. chlop), Flocken, Wolle; Barchatov (v. barchat), Sammet; Karasinov (v. karasenja), Kirsey, Art grobes, schmales Laken; Schlschegolev (v. schlschegol), süßer Herr, Stutzer; Schalin (v. schal'), Windbeutel; Chomjakov (v. chomjak), Schlafmütze; Zalin, Zalenkov (v. zalja, Trog?; Balagurov (v. balagur), Possenreißer; Schutov, Schutin (v. schut), Narr, Spaßmacher; Durakov, Durakin (v. durak), Narr; Tschubakov (v. tschubak), wunderlicher Mensch; Chanzin (v. chanja), Scheinheiliger; Jmurin (v. jmura), Blinzler; Plochov (v. plochij, ploch), der Schlechte, Geringe; Karlov, Karlovskij, Karlowitsch (v. karla), Zwerg; Golowatzov (v. golyj, bloß, kerl, chwastat', prahlen), bloßer Prahler;*) Goworun, Schwätzer; Trunov (v. trun), Zeigling; Schtukin (v. schtuka), Streich, Schelmenstück; Swad'bin (v. swad'ba), Hochzeit; Sladkov (v. sladkij), der Süße; Mjagkoj, Mjagkov (v. mjagkij), der Zarte, Weichling; Chilkov (v. chilyj), der Schwache, Kränkliche; Weselago, Weselov (v. weselyj), der Lustige, Fröhliche; Blagov, Blagoj (v. blagij), der Gütige; Schtschedrin (v. schtschedryj, schtschedr), der Mildthätige; Dobroljubov, der Liebgute, καλοκἀγαθός; Weltlolzpov (v. ljepyj, schön, zierlich), groß und schön; Ljubomudrov, lieb und weise; Miloradowitsch (v. rad, froh, freudig), lieb und froh, freudig und froh; Dorogomilov, der Liebwerthe; Miloljubov, freundlich Gesicht; Miloglasov, freundlich Auge; Milogljadov, holdblickend; Ljubowidskij, holdes Antlitz; Krasnopjewzov, Krasnopjewzev (v. pjewez, Sänger), schöner Sänger; Sladkopjewzev, süßer Sänger, lieblicher Sänger.

*) Kommt als Personenname oft vor. Ob Tschewit auch als Ortsname vorhanden sei, wie Herr Geitzheim erwähnt, ist mir unbekannt. D. Eins.

**) Gehota heißt aber auch die Jagd. D. R.

*) Golschewskoi kann freilich, statt „leerer Prahler, hohler Schwätzer“, auch interpretirt werden „Nackschwanz“ (von golyj, kahl, nackt, and chwost, Schwanz), was nichts Unwahrscheinliches hat, da Ihwosten, Schwanz, auch in sich als Eigenname auftritt und überhaupt Namen, die auf Thiere sich beziehen, häufig sind. So hat man beispielsweise: Bjelokopytov (von kopyto, Huf), Weißhuf; Krasnopero (pero, Feder), Rothfeder; Krylov (von krylo, Flügel; Rogov (von rog), Horn; Chochlov (von chochol, Gen. chochla), Schopf, Federbusch; Chwostov (v. chwost), Rüssel; Schtschelkunin (v. schtschelkun), Schwetzeberne; Salov (v. salo), Fett, Schmalz; Mjatschkov (v. mjatschik), die Ritschmaße; Kolschuchin (v. kuwschuch), der Beil. u.s.w. D. Einf.

So finden wir denn auch bei den Russen, als dem Hauptstamme der Slaven, in ihren Eigennamen den Frieden vertreten wie den Krieg, den Scherz wie den Ernst, die Heiterkeit und Gemüthlichkeit wie die Schwere und Würde des Lebens.

Auch die Natur, die erste und nächste Lehrmeisterin des Menschen, bot ihnen reichen Stoff, wie wir gesehen, zu ihrer Namengebung, und „Löwe, Adler" und andere symbolistische Bezeichnungen finden wir hier wie bei den Germanen und Romanen und noch anderen Völkern, so weit die Kunde über Personennamen uns vorliegt.*)

Uns will es denn überhaupt erscheinen — obwohl wir diese Ansicht als eine unmaßgebliche hinstellen — daß das große und weitverzweigte Volk der Slaven, welches von so ungeheurer Massenschichtigkeit ist, daß mit Hinzurechnung aller Nebenstämme, als des lettisch-litthauischen,**) fast hundert Millionen Angehörige ihm zugewiesen werden können, also fast ein Zehntel aller Bewohner des Erdballe, welches einst, wie seine Sprache nachweist, der reinste Mutter aller lebenskräftigen Sprachen, dem Sanskrit, sehr nahe gestanden haben muß, welches selbst in nachweisbar historischer Zeit mit den Völkern der Klassizität in vielfacher geistiger Berührung stand, seine Schrift, seine Aufklärung, seinen religiösen Kultus u. s. w. von den Griechen entlehnte, und welches noch heute Gelegenheit hat, sich zu nähren mit der Eigenthümlichkeit romanischer, germanischer, finnisch-tatarischer, semitischer, indischer Elemente, indem es von dem Herzen Europa's bis zum Herzen Asiens reicht — daß, sagen wir, die Slaven den Geist und das Wesen fast aller Völker alter wie neuer Zeit in sich vereinigen, da, wo es sich um die Wahl und Fixirung ihrer so zahlreich vorhandenen Familiennamen handelt. (Schluß folgt.)

Türkei.

Der Telegraph von Balaklava nach London.***)

Der elektrische Telegraph, welcher Sebastopol mit London verbindet, ist jetzt in voller Thätigkeit. Unter dem dunkeln und nebeligen Pontus länft der Draht von Balaklava nach dem steilen Borgebirge Kaleakri, das etwa vierzehn Meilen nordöstlich von Varna in das Meer hinausragt. Von diesem Punkte wird er längs den Untiefen bis zum sechs Meilen von der Stadt gelegenen Kloster geführt, und von dort aus zieht er sich unter der Erde nach der Station hin, die sich neben dem Hause des britischen Konsuls befindet. Das verödete Varna hat wieder etwas Leben erhalten, seitdem der elektrische Funke die Botschaften der Alliirten von dem Kriegsschauplatze nach London und Paris und nach dem Orient zurückträgt, und seitdem das französische Telegraphen-Amt mit seinem ganzen Apparat von Büchern und Instrumenten sein Hauptquartier hier aufgeschlagen hat. Der Anblick dieses Seehafens ist nicht einladend, und nachdem die verbündeten Heere ihn verlassen, scheint eine verdoppelte Melancholie sich über ihm gelagert zu haben. Allerdings führen die Straßen noch immer ihre hochtönenden französischen Namen, allein der Corso ist in eine Pfütze verwandelt, die Rue impériale schaut trübselig durch den strömenden Regen, die Restaurants werden nur von zwei oder drei gähnenden französischen Offizieren besucht, und die Verkäufer von Hosenträgern und kosmetischen Mitteln stehen müßig an der Thür ihrer leeren Boutiquen. Nicht mehr als tausend Mann sind jetzt in Varna stationirt, um die Depots und das Hospital zu bewachen, und selbst die französische Lebhaftigkeit kann der niederdrückenden Atmosphäre des Ortes nicht widerstehen. Die Einwohner wissen nicht einmal, was bei Sebastopol vorgeht. Früher fand ein beständiges Ein- und Auslaufen von Dampfböten statt, aber seitdem das letzte Regiment französischer Kavallerie eingeschifft und das letzte Bataillon der Soldaten Omer-Pascha's nach Eupatoria abgefertigt wurde, hat der Verkehr eine Unterbrechung erlitten, welche die Stadt noch ungleich langweiliger macht. Das Gras wächst über den Ruinen, welche die vor acht Monaten stattgefundene Feuersbrunst hinterlassen hat, die Büffel und die elendesten aller Pferde stehen mehrere Stunden nach einander regungslos, während ihre Treiber in einem benachbarten Schuppen rauchen, und Niemand ist geschäftig außer den bulgarischen Bootsknechten, welche ihre kleinen Fahrzeuge für das französische Kommissariat befrachten.

Seit fünf Tagen hat jedoch der unterseeische Telegraph seine Operationen begonnen. Es ist noch ungewiß, inwiefern man den Privatpersonen die Benutzung desselben gestatten wird. Dies hängt einzig und allein von der englischen Regierung ab, welche diesen Theil der Balaklava-Bucharester Linie angelegt und sich dessen Leitung vorbehalten hat.*) Es dauerte einige Zeit, ehe der submarine Draht seine Functionen erfüllte, aber am 25. April wurden die Hindernisse beseitigt, und während der beiden folgenden Tage gingen chiffrirte Depeschen in Varna ein, um nach Paris und London befördert zu werden, was im Ganzen eine Frist von etwa fünf Stunden in Anspruch nahm. Wenn die Linie ganz vollendet ist, wird der Prozeß noch rascher vor sich gehen. Bei Eröffnung des Telegraphen war der Draht unter der Donau von Rustschuk nach Giurgewo noch nicht gelegt worden; an diesem Punkt hat der Strom eine ansehnliche Breite, und da die beiden Städte sich nicht gegenüber liegen, so ist die Entfernung zwischen ihnen bedeutend. Die Depeschen mußten in Rustschuk abgelesen und mit einem Boot nach Giurgewo geschickt werden, wodurch ein Zeitverlust von beinahe zwei Stunden entstand. Man hat jedoch die nöthigen Maßregeln getroffen, um die Communication binnen einigen Tagen zu vervollständigen. Es bestehen jetzt vier Telegraphen-Stationen zwischen Varna und Paris; diese werden durch die Verbindung von Rustschuk mit Giurgewo auf drei reduzirt, und es ist kaum zu bezweifeln, daß Nachrichten und der Krim alsdann in zwei Stunden an die Kabinette von Paris und London gelangen werden.

Der Telegraph, der sich von Varna aus an die walachische Linie anschließt, ist auf gemeinschaftliche Kosten Englands und Frankreichs konstruirt worden, indem jeder Staat die Hälfte der Anlagen bestreitet. Nach dem von Lord Clarendon und dem Grafen Walewski abgeschlossenen Vertrage haben beide Regierungen gleichen Anspruch auf den Gebrauch der Linie, und wenn Botschaften in demselben Augenblicke eintreffen, so wechselt das Prioritätsrecht zwischen ihnen ab. Die Leitung ist ausschließlich den Franzosen anvertraut, welche auch die Construction der Werke übernommen haben. Diesen Theil ihrer Aufgabe haben sie mit vielem Erfolg ausgeführt, indem die Drähte auf sehr hohen Stangen in großer Entfernung von einander befestigt und außer dem Bereich einer absichtlichen oder zufälligen Beschädigung sind; sie können nur von einem starken Winde leiden. Von Giurgewo aus haben die Franzosen die walachischen Telegraphenstangen benutzt, aber die Bucharest sind die beiden Linien vollständig getrennt. Das in Varna eingeführte System ist das Morsesche, und die Depeschen werden mit großer Rapidität befördert.

Es ist merkwürdig, die Leichtigkeit zu beobachten, mit der sich die Einwohner des Landes an das ihnen dargebotene neue Korrespondenzmedium gewöhnen. Das Telegraphen-Amt in Varna ist kaum seit acht Tagen eröffnet, und schon drängen sich hier Griechen, Armenier und Levantiner, begierig, die schnellmöglichste Kunde ihrer resp. Angelegenheiten nach Wien oder London zu übersenden. Selbst die bulgarischen Krämer und Pächter beeilen sich, ihre Depeschen nach Schumla, Rustschuk und Giurgewo abzufertigen. Natürlich nehmen die Türken an dieser Bewegung keinen Antheil; sie wissen nicht, was sie von dem Telegraphen halten sollen, und staunen den feinen Draht, der sich über ihnen fortzieht, an, als ob er ein Zauberwerk sei und mystische Kräfte besäße, die der menschliche Verstand nicht begreifen könne. Unter den Prüfungen und Kalamitäten, welche dieses unglückliche Land betroffen haben, ist es ein wahrer Trost, daß sich in der Masse der rumelischen Bevölkerung noch hinlängliche Energie findet, um die Hülfsmittel zu benutzen, die ihr die Civilisation des Westens reicht, und obschon der Menschenfreund sich der Verzweiflung hingeben möchte, wenn er unter den schönsten Landschaften in der Welt nur die Trümmer verödeter Dörfer, die zerbröckelnden Mauern verfallener Aquadukte und

*) Beispielsweise erwähnen wir, daß der Name Arslan, d. i. Löwe, auch bei tatarischen Familien sehr im Brauche ist. Und aus Klaproth („Reise in den Kaukasus") lernen wir, daß auch bei den Tscherkessen der Mannsname Arslan-Beg, d. i. Löwenfürst, vorkommt.

Zurückkommend auf die Slaven, so ist zu merken, daß in ihren Eigennamen fast alle Thiere vertreten sind, selbst solche, die der Zone des Slavenreiches nicht eigen sind. So haben die Russen: Klonow (v. slon), Elephant; Barsow (v. bars), Panther; Lwow (v. lew, Gen. lwa), Löwe; Rysinzki (v. rys'), Luchs, Tiger, ꝛc, während allerdings die einheimischen Thiere eine noch wichtigere Rolle spielen. Denn wir finden: Medwjejew (v. medwjed'), Bär; Wolkow (v. wolk), Wolf; Lisizyn (v. lisica), Fuchs; Barsukow (v. barsuk), Dachs; Kunizyn (v. kuniza), Marder; Sobolew (v. sobol), Zobel; Bobrow (v. bobr), Biber; Los, Losew, Losjew (v. los), Elennthier; Olenin (v. olen'), Hirsch; Kabanow (v. kaban), Wildschwein; Borodin, Borodkow (borowok, v. boror), Ebertier; Swinjin (v. swinja), Schwein; Jerebzow (v. jerebez), Zeisig; Kobylin (v. kobyla), Stute; Lochow (v. low, Gen. lowa), Hirsch; Ryzinzki (v. ryzik), Reh; Orchowin (v. korowa), Kuh; Teljatinzki (v. telja, Gen. teljati), Kalb; Owzyn (v. owza), Schaf; Baranow (v. baran), Hammel, Widder; Jarkowski (v. jarka), Mutterschaf; Kosloi (v. kosel), Bock; Sobakin (v. sobaka), Hund; Sobatschkin, Hündchen; Kutin (v. kuka), Hündin, Hündchen; Kotin (v. kot), Kater; Kotschin (v. kouchka), Katze; Krjukin (v. krjuk), Ratte; Myschkin, Myschtschowski (v. myschka), Mäuschen; Salzow, Kusalow (v. sacz, rusak), Hase; Tschetschalow (v. tschetschka), Zwergbase; Krolikowski (v. krolik), Kaninchen; Krukow (v. kruk), Rabe; Worobjew (v. worobej), Sperling; Golubzow, Golubjew (v. loschak), Manuskript; Morzowski, Morzeffi (v. morz), Wallroß; Kitowski (v. Kit), Wallfisch u. s. w., und erlauben uns, zu bemerken, daß eben so das Reich der Vögel, Fische u. s. w. die zu den Genannten herab in den russischen Eigennamen auf ihre eigenthümliche Weise vertreten ist, und daß wir hierunter Namen haben, die vielleicht keine andere Sprache aufweisen dürfte, wie Mieger, Miegiren (v. miegir), Tarantel; Karantschen, Karantschen (v. saranczuchu), Heuschrecke; Scherschenewitsch (v. scherschen'), Hornig; Owodow (v. owod), Rebhuhn; Murawjew (v. murawjej), Ameise; Dworitschen (v. dworetschok), Gerste, Hirsche; Jaralajew (v. jaralan), Spatz, Tatalan; Mottylew, Motylinskij (v. motyl'), Schmetterling; Tschtschepalkin (v. tschepachka), Schildkröte u. v. a. D. Einf.

**) Man vergleiche, was hierüber in dem Aufsatz: „Beiträge zum Sprachwörter- und Alterthumsschatz der Letten, gesammelt auf verschiedenen Reisen durch Kurland und Livland", von Dr. J. Bienemann, in den Jahrbüchern für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft", von J. C. Schmidt. Jahrg. 1854. Neuer Folge zweiten Bandes drittes und viertes Heft, S. 153—252) beigebracht ist.

***) Aus einer Korrespondenz der Times.

*) Wie der Korrespondent später mittheilt, werden nur offizielle Depeschen aus der Krim nach Varna befördert.

die Spuren von einst festen und wohlgebauten Heerstraßen erblickt, so erweckt doch eine nähere Beobachtung die freudigsten Hoffnungen für die Zukunft, die allerdings davon abhängen, daß die Westmächte eine gerechte, von Vorurtheilen und conventionellen Begriffen freie Politik verfolgen.

Die Taxe für die durch den französischen Telegraphen beförderten Depeschen ist zwar hoch, aber nicht unbillig, wenn man bedenkt, daß die Linie sich durch eine Gegend streckt, deren Hülfsquellen noch unentwickelt sind und die erst mit der Zeit zu einem Zustande der Handelsthätigkeit gelangen kann. Als Centralpunkt dient Varna, von wo aus man Kreise gezogen hat, und das zwischen zwei Kreisen befindliche Land bildet eine Zone. Der Tarif beträgt 2 Fr. 50 Cent. auf die Zone für eine einfache Depesche von fünfundzwanzig Worten, und außerdem muß man bis jetzt noch 3 Fr. für die Ueberfahrt über die Donau bezahlen. So liegt z. B. Wien in der zehnten Zone von Varna, und der Preis einer einfachen Depesche nach der österreichischen Hauptstadt beläuft sich mithin auf 28 Fr.; eine doppelte Botschaft von funfzig Worten kostet 53 Fr. und eine dreifache von hundert Worten 78 Fr. Uebersteigt die Mittheilung den Satz von hundert Worten, so bildet der Ueberschuß eine besondere Depesche, und die Preis-Ermäßigung kömmt nur den zwischen funfzig und hundert Worten betragenden Korrespondenzen zugute.

Mannigfaltiges.

— *Englisches Urtheil über deutsche Kunst.* Die Ausstellung deutscher Kunstwerke in London, die, wie in den beiden letzten Saisons, auch dieses Jahr wieder stattfindet, scheint bei dem dortigen Publikum immer mehr Aufmerksamkeit zu erregen, und die anerkennende Weise, in der sie von der englischen Presse besprochen wird, bildet einen erfreulichen Kontrast zu dem leichtfertigen und selbstzufriedenen Ton, den Herr Theophile Gautier und die französischen Kritiker überhaupt in Bezug auf die Schöpfungen der deutschen Kunst anstimmen. „Was den Werken der neueren deutschen Malerschule einen so unwiderstehlichen Reiz verleiht," sagt die Daily News, „ist die rücksichtslose Liebe zur Wahrheit, die sie von Seiten ihrer Urheber offenbaren. Ohne diesen gesunden Zustand der Kunst erklären zu wollen, den wir gern anerkennen und der uns zu bezeugen scheint, daß die deutschen Künstler in beständiger Genossenschaft mit der Natur leben, bemerken wir nur, daß letztere das Publikum niemals durch sinnliche Verlockungen zu bestechen suchen: „Augendienst" ist ihnen nicht nur unbekannt, sondern man möchte fast sagen, daß sie nicht einmal davon träumen. In ihrem Wetteifer um künstlerischen Ruhm zeigen sie stets eine unerschütterliche Hingebung an die Sache der Wahrheit und der Natur. Als allgemeine Regel, legen sie nichts mehr in ihre Gemälde hinein, als der Gegenstand mit sich bringt, den sie in einer einfachen, natürlichen Manier entwickeln, was einen um so größeren Eindruck macht. Dem deutschen Künstler ist es nicht um artistischen Effekt zu thun, sondern um Gemüth und Wahrheit. So verliert er nie die echte Bestimmung der Kunst aus den Augen; er will durch sie belehren und erheben, und Zeichnung und Kolorit bieten sich ihm nur als Hülfsmittel dar, diese Hauptaufgabe zu erreichen. Das Zeugniß, welches jeder Theil der Ausstellung von dem strengen und richtigen Sinne liefert, in dem der deutsche Maler seine Kunst auffaßt, giebt der Sammlung eine eigenthümliche Würde, und der aufmerksame Beobachter wird in Gegenwart dieser gesunden Schöpfungen des Pinsels von mehr als gewöhnlicher Achtung erfüllt. Werke, die in so hohem Grade das Gepräge der Intelligenz an sich tragen, müssen nothwendigerweise die Theilnahme intelligenter Naturen erregen, und man erklärt sich hieraus leicht das tiefe Interesse, mit welchem diese Gemälde von den wirklichen Freunden der Kunst betrachtet werden, die sich allmählich in der Galerie einfinden. Hieraus erklärt sich der oft wiederholte Besuch eines einzigen Gemäldes und die bedeutsamen Worte: „wir müssen wiederkommen!" die man so Viele beim Verlassen der Galerie ausrufen hörte. Es ist dies die Huldigung, welche die Intelligenz der wahren Kunst erzeigt."

— *Der Erfinder der Industrie-Ausstellungen.* Als solcher wird jetzt in Paris ein Marquis d'Audze genannt, der 1848 gestorben ist, nachdem er beinahe neunzig Jahre alt geworden und, dreißig Jahre gänzlich erblindet, fast in Dürftigkeit gelebt hatte. Seine Blindheit befiel ihn in einer Nacht auf der Flucht in Begleitung Ludwig's XVIII. im März 1815. Zur Zeit des Directoriums war er als Kommissarius der Regierung angestellt bei den Manufakturen von Sevres-Porzellan, von Gobelins und Teppichen. Er fand sämmtliche Fabriken, Eigenthum des Staats, in der äußersten Zerrüttung. Die Werkstätten waren leer, die Arbeiter starben fast Hungers, die Vorräthe standen in veralagern aufgehäuft, und aller Handel war ins Stocken gerathen. Der Marquis war tief ergriffen von diesem Nothstande, und bei seinem Streben, demselben Abhülfe zu verschaffen, gerieth er auf den Gedanken, eine Industrie-Ausstellung zu veranstalten. Er entwarf den Plan dazu, reichte ihn dem damaligen Handelsminister François von Chateauneuf ein und erhielt die Erlaubniß, das Schloß St. Cloud, welches gänzlich von Möbeln entblößt war, zu seinem wohlthätigen Zwecke zu benutzen. In kurzer Zeit hingen die köstlichsten Gobelin-Tapeten an den leeren Wänden des Schlosses, und Teppiche, die mit den türkischen wetteifern konnten, bedeckten die Fußboden. Das Porzellan von Sevres in großen Vasen, Aufsätzen und Tafelservicen wurde aufgestellt, und das Publikum begann in Massen herbeizuströmen. Es wurden große Einkäufe gemacht, Bestellungsorginen eingerichtet, Feuerwerke abgebrannt u. s. w. Gegen ein hohes Eintrittsgeld, welches den verarmten Arbeitern der Fabriken zugewendet werden sollte, wurde am 18. Fructidor die Ausstellung eröffnet, aber kaum drängten sich die Wagen der zahllosen Schaulustigen in den Höfen von St. Cloud, als eine Ordre erschien, die Ausstellung durch Dragoner zu schließen, und die den Marquis vor das Ministerium citirte. Auf dem Wege dahin lag er an allen Straßenecken das Dekret der Verbannung des französischen Adels, der sich bei Todesstrafe nicht auf dreißig Meilen der Hauptstadt nähern durfte. Der Marquis leistete dem Befehl auf der Stelle Folge, nachdem er mit großer Mühe die Schlüssel der Industrie, welche er in St. Cloud zusammengehäuft, inventarisirt und dem Schutze der öffentlichen Behörden übergeben hatte. Dieser Unstern schreckte den Erfinder jedoch nicht ab, wieder an die Ausführung seiner gemeinnützigen Idee zu denken, sobald die Umstände es zuließen. Als er im Jahre VI (1798) nach Paris zurückkehrte, nahm er sie sogleich wieder auf, und es gelang ihm, in sechs großen Sälen des Hotel d'Orsay eine Ausstellung alle möglichen Erzeugnisse der Kunst und Industrie zu bewirken. Die Revue des deux Mondes giebt ein ausführliches Verzeichniß des Inhalts, der sich natürlich wie eine naive Spielerei neben der Riesen-Industrie ausnimmt, welche seitdem die moderne Welt entfaltet hat.

— *Eisenbahnen über die Alpen.* Von den schweizer Eisenbahnen, die jetzt im Baue sind, wünscht eine jede, wo möglich, ein Glied der großen Verbindungsstraße über die Alpen zu werden, weil diese wahrscheinlich am meisten den Weltverkehr und den Strom der Reisenden an sich ziehen wird. Es sind bis jetzt sechs verschiedene Bergstraßen in Vorschlag gebracht, die sich um den Preis bewerben. Mehrere Ingenieurs — Deutsche, Schweizer und Franzosen — haben die Kosten-Anschläge dieser mit Schienen zu belegenden und, nach dem Vorgange des Semmering, hier in Tunnel-Form zu durchbrechenden und dort auf mächtigen Spiralwindungen zu umfahrenden Gebirgsstraßen berechnet; beine derselben wird jedoch mit einem geringeren Kosten-Aufwande, als vierzig bis funfzig Millionen Thaler, herzustellen sein. Folgendes sind die Ziffern der verschiedenen Kosten-Anschläge:

Straße über den St. Gotthard	160,425,000 Fr.
" " " Spügen	160,750,000 "
" " " Luckmanier	183,125,000 "
" " " St. Bernhard	185,275,000 "
" " " Grimsel und Albrum .	191,500,000 "
" " " Grimsel und Simplon .	205,550,000 "

Von diesen Straßen würde die über den St. Gotthard eine Eisenbahn-Verbindung zwischen Luzern und Locarno herstellen; dies soll jedoch wegen der Lawinen, die hier häufig vorkommen, der gefahrvollste Weg sein. Die vom Bodensee bei Rorschach ausgehende Eisenbahn würde die direkteste Linie nach dem Lago Maggiore und dem Mittelländischen Meere über den Luckmanier finden. Der St. Bernhard würde das Waadtland (Lausanne und Vevey) mit Aosta in Savoyen verbinden und zugleich die direkteste Linie von Genf und Paris bilden.

— *Ein bisher ungedrucktes Drama von Lope de Vega.* Das Athenaeum Français berichtet: „Der Fürst Metternich besitzt ein von der Hand Lope de Vega's geschriebenes Drama. Dieses dem Fürsten von dem Herzoge von Ossuna zugekommene Manuskript hat den Titel „Doña Maria de Aragon" und ist um so interessanter, als es bisher ungedruckt ist und einen Gegenstand behandelt, welchen auch Calderon unter dem Titel „Los gustos y los disgustos son no mas que imaginacion" bearbeitet hat. Unsere Leser werden mit Vergnügen ersehen, daß einem deutschen Gelehrten, Herrn Ferdinand Wolf in Wien, verstattet worden, von diesem Manuskripte, dessen Schrift große Schwierigkeiten darbot, eine Abschrift zu nehmen. Es ist zu hoffen, daß Herr Wolf dieses bisher unbekannte Werk des fruchtbaren spanischen Dichters sehr bald publiziren werde. Von Lope de Vega's Dramen, deren es nicht weniger als etwa achtzehnhundert in Versen verfaßt hat, ist im Jahre 1609 nur ein Theil in fünfundzwanzig Bänden in 4. gedruckt worden."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expediteur Kramer, Universitäts-Str. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 67. Berlin, Dienstag den 5. Juni 1855.

Betrachtungen über ein deutsches Schriftsteller-Asyl und deutsches Literatenthum.*)

(An den Herrn Herausgeber des „Magazin“.)

Verehrtester!

Nicht entgangen sind Ihnen die menschenfreundlichen und patriotischen Herzensergüsse, in welchen der derzeitige Herausgeber der Blätter für literarische Unterhaltung, Herr Hermann Marggraff, in den Jahrgängen 1851 und 1853 der Augsb. „Allg. Ztg.“ die Stiftung eines deutschen Schriftsteller-Asyls in Nachahmung der in London gegründeten Guild of Literature und Art empfohlen und beantragt hat. Wenn, ungeachtet der Theilnahme, womit Sie die Mahnungen des wackeren Mannes aufgenommen haben, das „Magazin“, meines Erinnerns, damals nicht auf Besprechung des Gegenstandes eingegangen ist,**) so kann ihm daraus schwerlich ein Vorwurf erwachsen. Sind ja seine Räume nicht zu Erörterung langathmiger und heikeler Fragen, sondern vielmehr zu Berichterstattung über bereits Ermittelte und Einzuspeichernde aufgethan: eine Planbegränzung, welche mich a priori von gegenwärtiger Zuschrift abschrecken müßte, wenn ich mein Zagen nicht mit der Wahrnehmung beschwichtigen zu dürfen glaubte, daß ja sonst Ihr geschätztes Blatt sich keiner oden und gemeinnützigen Angelegenheit versagt, sobald dieselbe irgendwie sich an Literatur und Ausland, um eine Hewdiadys zu gebrauchen, oder im Allgemeinen an die Welt-Interessen der Literatur knüpfen läßt. Es war unstreitig mehr die Aufgabe anderer Blätter, diesem Gegenstand eine aufmerksame und umfängliche Betrachtung zu widmen, und es wird sich demnächst zeigen, wie viel oder wie wenig in dieser Hinsicht geschehen ist. Zuvörderst aber sei mir gestattet, Ihre geehrten Leser an courant zu setzen, d. h. ihnen Ursprung, Zweck und Tragweite der Vorschläge des Herrn Marggraff in wenigen Zügen vorzulegen und sie zugleich um unbefangene Erwägung des Nachstehenden geziemend zu bitten.

Es war im Frühjahre 1851, als der englische, schnell zu Thaten schreitende Associationsgeist unter dem Namen „Literatur- und Kunstgilde“ einen Verein zur Unterstützung unverschuldet in Noth gerathener Schriftsteller ins Dasein rief. Vor Allem wirkten hierfür Charles Dickens und Sir Edward Bulwer Lytton, dieser durch ein fünfaktiges Lustspiel: „Besser als unser Ruf“, jener durch die Posse: „Herrn Nachtigall's Tagebuch“, genauer gesprochen, dadurch, daß sie den Ertrag der erstmaligen Aufführung dieser Theaterstücke, welche im Palaste des Herzogs von Devonshire stattfand, zum Vereinsfonds bestimmten. Da nun der Preis eines Platzes nach englischem Maßstab, d. h. mit fünf Guineen, angesetzt war, die Königin für den ihrigen hundert, Prinz Albert fünfundzwanzig Guineen zahlte, um so weniger folglich auch die hohe Aristokratie sich von Betheiligung ausschloß, überdies Ch. Dickens, Douglas Jerrold und andere gefeierte Schriftsteller durch persönliches Auftreten ihr theatralisches Darstellertalent in die Wagschale legten, so konnte es nicht fehlen, daß schon dieser eine Theater-Abend einen überaus glänzenden Gewinn brachte, mehr wahrscheinlich, als eine Subscription eingetragen haben würde. Wenn es in deutschen Landen in der Regel langer Jahre und rastloser Anstrengungen bedarf, um die Kosten für irgend ein monumentales oder, weil solches sehr oft Ein- und Widersprüche zuläßt, ein nationales Werk zu erraffen, so gelangte in dem werkthätigen England eine als Bedürfniß gefühlte und durch allgemeinen Applaus anerkannte Institution zu schneller Verwirklichung und Konsistenz. Renerdings hat nun auch die in solcher Weise eingeleitete und gegründete Literatur- und Kunstgilde durch Parlamentsakte ein sicherndes Corporationsrecht erlangt.

*) Seitdem dies geschrieben ward (im April d. J.), hat man in Dresden, bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Feier des Todestages unseres großen Schiller, einen Schritt gethan, um der Ausführung der hier angeregten Idee etwas näher zu kommen. Wir rufen dem Dresdener Schillerverein ein herzliches Glückauf! zu. D. R.

**) Die „Literatur-Briefe aus England“ berichten jedoch in Nr. 76 des Jahres 1852 über eine unter dem Namen Royal Literary Fund seit längerer Zeit bestehende Stiftung gleichen Zwecks, welche auch Herr Marggraff in den Bericht seiner Mittheilungen gezogen hat. In Nr. 45 des „Magazin“ von 1855 berichten die „Literatur-Briefe“ freilich auch über den Mißbrauch, der mit diesem Literary Fund seither getrieben worden.

Schon dieses eine großartige Beispiel von britischer Vereinsthätigkeit reichte hin, um Herrn Marggraff mit dem Gedanken an eine ähnliche Stiftung, wenn auch vor der Hand in sehr verkleinertem Maßstabe, für Deutschlands Schriftsteller und Künstler zu erfüllen. Das Loos derselben kennt er ohne Zweifel aus zahlreichen Beispielen, wiewohl er deren nur wenige namhaft macht. Er nennt aus neuester Zeit den einen Herlosssohn, Andere zu anderer Zeit; hinzugefügt mag der gleichfalls in Leipzig Todes verblichene Rokk (Korn) sein. Und was hat man nicht von Lorbing, Gleich, dem Redacteur des „Eremiten“, v. Großerzu und Aug. Schnezler lesen können! Allein die Klage ist eine jahrhundertalte. Schlosser erzählt (Weltgeschichte, Th. 12) von Heinrich Stephanus, der im Spitale zu Lyon enden mußte. „Die echten Gelehrten“, setzt er hinzu, „mögen sich's merken, daß, wenn sie nicht einem Hofe, einem gelehrten Orden, einer Akademie oder einer Masse schlichriger Leser dienen, sie sich entweder, wie Lykander, zu Tod arbeiten oder, wie Kepler, Hungers oder im Spital, wie H. Stephanus, sterben müssen.“ Noch im achtzehnten Jahrhundert stimmte Frau v. Lencin in ihren Rathschlägen an angehende Autoren, lieber ein Handwerk zu ergreifen, das gottenen Boden habe, eine bittere Jeremiade an, und daß heutigentages das schriftstellernde Frankreich Aehnliches aufzuweisen hat, erhellt aus den Klagen St. Marc Girardin's und Jules Lecomte's. Sind nun auch, im Vergleiche mit früher, die Zeiten merklich besser geworden, namentlich in Betreff der eigentlichen Wissenschaftsleute, obgleich es noch immer keineswegs an darbenden, verkümmernden, zu literarischer Fabrikthätigkeit genöthigten „Professoren“ fehlt (ich wüßte hierorts mehrere Belege auf neuester Zeit beizubringen), so gelten doch fortwährend die auch von Herrn Marggraff aus Eckermann's „Gesprächen“ angeführten merkwürdigen Aeußerungen Goethe's über die Lage der deutschen Schriftsteller an sich, ihr Verhältniß zu und unter einander, ihre schiefe Stellung zu dem vulgus von Buchhändlern und Verlegern, die des Geistes Arbeit vor Allem nach ihrer pecuniairen Ertragsfähigkeit abzuschätzen gewohnt sind; ja, es scheinen diese Aeußerungen wie aus dem Leben der Gegenwart gegriffen zu sein und darin ihr Echo zu finden; um so mehr auch, als sich ja die Höfe und Vorhöfe zum Tempel der Literatur bis ins Unglaubliche mit literarischem Gesträget mit und ohne Schwungfedern gefüllt haben.

Ich kehre zu Herrn Marggraff zurück. Wenn dieser zur Abhülfe des Nothstandes, welchem das deutsche Literatenthum entweder schon verfallen ist oder zu verfallen die Aussicht hat, ein Institut nach dem Muster der englischen Guild begründet zu sehen wünscht und jeder seiner humanen Ansprache an die, so helfen sollen und können, warm beredte Worte leiht, so ist es ihm dabei keineswegs um Stiftung eines Hospitals zu thun, worin so ohne Weiteres verkommenden oder nothleidenden Literaten und Künstlern die „Bettelsuppe verabreicht“ werden soll. Vielmehr unterscheidet er zwischen unterstützungswürdig und unterstützungsbedürftig und verlangt demnach, daß insbesondere zu Gunsten anerkannt Würdiger eingeschritten und gewirkt werde, und zwar so und zu dem Zwecke, daß diese, so lange noch Kopf, Hand und Feder rührig sind, in den ihnen geleisteten Zu- und Vorschüssen eine Aufmunterung zu fortgesetzter Geistesthätigkeit ersehen müssen und, wo es ihnen an geeigneten Verbindungen mangelt, der Stiftungs-Ausschuß für Unterbringung und Verwerthung dessen, was sie Tüchtiges schaffen, Sorge zu tragen hat.*)

Bei gegenwärtiger Anknüpfung an den Gegenstand ist es nicht meine Absicht, in Herrn Marggraff's Fußstapfen einzutreten, Vorschläge zu formuliren, wie etwa sein Antrag zu verwirklichen — diese erwarte ich von ihm und anderen Seiten her, — sondern zuerst mein individuelles Interesse an der Sache zu bekunden, sodann, wenn es mir

*) In der That ist auf Antrag der Herren Marggraff und Ernst Willkomm schon vor Jahren in Leipzig eine Schriftstellerkasse zu Stande gekommen, und welcher an dreißig Autoren oder Künstler bis zum Jahre 1853 ansehnliche Darlehen erhalten haben. Doch weiß ich etwas Genaueres hierüber nicht zu vermelden. Marggraff hat übrigens seine Ideen auch noch in mehreren späteren Aufsätzen entwickelt, namentlich: Augsb. „Allg. Ztg.“ 1851, Nr. 132; 1853, Nr. 28 („Autorenzustände in England, Frankreich und Deutschland“); Nr. 224 und Nr. 272 (bei Besprechung von „Karl Löwe's Petition und Bericht“). Auch schon 1845, Nr. 39—41 B., wovon besonders der Schluß hierher gehört, hatte er die Zustände des deutschen Literatenthums zur Sprache gebracht. D. C.

von Ihnen verstattet würde, das „Magazin“ als einen günstigen Boden zur Aussaat der Idee zu gewinnen. Weit mehr indeß kömmt noch ein Drittes in Betracht. Vor jedweder Operation will das Terrain genau sondirt, abgesteckt und zur Benutzung möglichst zugerichtet sein. Daß der Antragsteller mit dem Senkblei in der Hand zu Werke gegangen ist, hat man in dem Bisherigen wahrnehmen können. Er kennt die Terrain-Schwierigkeiten wohl noch besser, als er selbst eingeständig ist; es gehört sein Muth, sein Vertrauen zu einer guten Sache, seine Zähigkeit, sein Glaube an das gutta cavat lapidem dazu, um nicht vor der Größe seiner Aufgabe zurückzubeben. Denn auch mir, ich habe dessen nicht Hehl, nachdem ich die Sache bei kälterem Blut erwogen, erscheint die Lösung derselben mehr als schwierig und gewagt. Nicht darum, weil in Deutschland ermöglicht werden soll, was britischen Verhältnissen und Mitteln ein Leichtes, so zu sagen, in einem Theaterabends Länge Aufführbares war; es ist ja sicherlich nicht abgesehen auf die Geburt eines Kindes, das da unpäßlich wie eine Minerva in voller Rüstung vor uns steht, sondern auf ein behergtes, zuversichtliches Anlaufnehmen unitis viribus, das ja auch des Schweißes der Edlen werth ist. Sitzt nur einmal die Glucknenne auf den Eiern, so mögen immerhin den angebrüteten Küchlein Federn und Schwingen erst in langen Pausen wachsen. Nein, die Hauptschwierigkeit dünkt mich anderswo zu liegen. In England war nicht nur die schnelle Beschaffung ansehnlicher Geldmittel ein Leichtes, sondern mochte auch der Boden weit weniger verwachsen und verhauen sein. Bleibe es dem Londoner Berichterstatter des „Magazin“ überlassen, über Stellung englischer Autoren zu Literatur, Verlegern und Publikum gründliche Auskunft zu ertheilen, wie schon Mehreres dieser Art von ihm darin niedergelegt worden ist, ich getraue mich nicht darüber ein sachkundiges Urtheil abzugeben. Allein daß es dortzulande unverhältnißmäßig besser um die Autoren steht, als unter uns, glaube ich auch ohne Autopsie behaupten zu dürfen. Mag ihrer dort zu allen Zeiten, verschuldet oder unverschuldet, eine Anzahl in Bedrängniß, Noth, ja, selbst ins Elend gerathen sein, so giebt es doch dort kein schriftstellerndes Proletariat, da der literarischen Proletarier überhaupt nicht Legion ist, wie unter uns.

Wie das deutsche Volk so vor allen anderen ein schreibseliges und bücherfabrizirendes geworden, ist sattsam bekannt. Nirgends wurde seit alter Zeit mehr von unten auf dogirt, von oben her regiert, dressirt und examinirt, die Thatkraft aber mehr — mir nehmen Rußland aus — im Zaum und Schach gehalten. Und doch war, wie allerwärts, so auch hier vollauf Willenskraft, Thatendrang und Schaffenslust vorhanden, die sie sich seit einem Vierteljährlein kühn auf industrielle, den Weltverkehr, die Staats- und Privatfinanzen fördernde, mehr und mehr großartige Unternehmungen, mit oder ohne die Auspizien des Staates, werfen durfte und dabei auch einen Vereinsgeist erfreulichster Art entwickelte. Wer sich indeß, d. h. weitab die Mehrzahl, an dergleichen materiellen Evolutionen nicht betheiligen konnte, das Waffenhandwerk ausschließlos fand, noch nicht europamüde genug war, jenseit der Atlantis sich ein Blockhaus zu zimmern oder ein Stück Urwald brachliegen zu helfen, dieselbe aber, bald aus Scheu vor den steilen Pfaden der ernsten Wissenschaftsbahn, bald in selbstgefälliger Ueberschätzung seiner Geistesgaben, bald vor lauter Drang in eigenen Sphären zu schweben, sich mehr zu tauzen dünkte, als zum Krämmen unter irgend welchen Kommandostab, der mußte sich ein anderes Feld für seine Thätigkeit ersehen. Nicht ausschließreicher schien da, was in des Gemüthes Tiefen schlummerte und nach einem débouché verlangte, sich an den Mann bringen und verwerthen zu lassen, als vermittelst des allezeit flotten, flinken, willfährigen Gänsekiels, der gesahrlos sich auf jeden Ocean hinanwagt, und eines Ballens Papier, quae non erubescit. Wo aber ließen sich die Rittersporen mühelofer verdienen, als zunächst auf den blumigen Triften der schöngeistigen Literatur, allwo man, so scheint es, gelehrten Ballasten, der das Haupt schwer und die Hand unsicher macht, am wenigsten bedarf, der Inspirationen einer urkräftigen Phantasie, wie der Strömungen der Feder, am frohesten wird, mit einem Frischgewagt schon halb gewonnen glaubt, vom simpeln succès d'estime es nachgerade auch dis zum furore und da capo zu bringen hofft.

(Schluß folgt.)

Slavische Sprachstudien.

Slavisches im „Berliner Namenbüchlein“.

(Schluß.)

Der Charakter des Slaventhums, dieser beweglichen und vielgestaltige, läßt sich mit vornehm aussprechen mit einem Wort; der Genius der slavischen Sprachen läßt sich mit flüchtig skizziren in einem, zwei Zügen; der Geist, der aus den slavischen Eigennamen weht, nicht nach einer Beziehung hin andeuten.

Auf gleiche Weise könnten wir sagen, die Tscherkessen, dieses bekanntermaßen so mannkräftige und energische Volk, besitze mark- und kraftvolle Eigennamen, wollten wir nämlich nur obenhin eine Umschau treffen aus dem Verzeichniß der und von dem gelehrten und gründlichen Forscher Julius von Klaproth mitgetheilten Namen und etwa Namen hervorheben, wie Petak, Zweig; Tauschine, Gebirgschef; Kelschuqua, Wollenssohn; Gotmuqua, Fellsohn; Dol, Stärke; Thafzhathine, Gotteslamm; Thqaelet, Gottesfurcht; Babadschipe, Entenschnabel u. a. m. Oder wir könnten auch sagen (ähnlich wie jener Engländer von den Deutschen behauptete, daß sie ein Volk seien, welches Müller und Schulze heiße), daß die Tschetschenzen von keiner anderen Namengebung wüßten, als von der sehr einfachen nach Tagen und Festen, da wir auf Namen treffen wie Bairam oloo, Sohn des Festes Bairam; Meirem Kiil, oder Meiremaqua, Freitags Sohn; Nasarnque, des Festes Nasa Sohn; Nagaftoqua, des Festes Saga Sohn u. s. w. Wir würden hierbei freilich Namen vergessen wie: Temür (eigentlich katarsch), Eisen; Temürnqua, Eisensohn; Dyantemir, Eisenfeele; Bulattemir, Stahleisen; Chubdschuqua, Sichelssohn; Kandyaqua, Binkssohn; Arslan Beg, Löwenfürst; Cham Mursa, Hundefürst; Bahatyr, Riese; Lewadschuqua, Fortgangssohn; Mamedyuqua, veteris penis filius; Schachmürsch, Kuhgebrüll; Dewletuqua, Reichthumssohn; Togdschuqua, eines Zelten, Starken Sohn, und andere der Art.*)

Nächstdem zu den Russen, so finden wir bei ihnen dieselben „prächtig klingenden Namen“, die sich, wie das „Berliner Namenbüchlein“, S. IX, hervorhebt, die Juden, durch die Gesetzgebung zur Wahl eines stehenden Namens angehalten, beilegten. Der Verfasser citirt Namen wie „Löwenberg, Goldstein, Rubinstein“. Wir halten daneben die russischen Namen: Brilliantow, Brilliantow, Brillant; Adamantow, Diamant; Almasow (v. almas) Diamant, Juwel; Jachontow (v. jachont); Rubinatij, Rubin; Ametistow, Amethyst; Giazintow, Hyacinth; Karniolin, Karneol; Smaragd, Smaragdа, Smaragdow, Smaragd; Agatin, Achatin, Achat; Solotow (v. soloto), Gold; Mischurow (v. mischura), Flittergold; Serebrow, Serebrowatij (v. serebro), Silber; Bronsow (v. brons), Bronze; Bulatow (v. bulat), Stahl; Rudow, Rudowatij (v. ruda), Erz; Jemtschushin, Perle; Chrustalow, Krystall; Korallow, Koralle; Biserinow (vom altrussischen biser), Glasskoralle; Bitow (v. bit), Goldlahn, Silberlahn; Slatoobrjesow (vom altrussischen slato, für soloto, und obrjes, Schnitt der Bücher), Goldschnitt; Obrutschew (v. obrutsch), Ring, Geschmeide; Koronezkij (v. korona), Krone; Wjenezkij, Wjenizkij (v. wjenez, wjenok), Kranz, Krone; Wjenzeslawskij, Kronruhm, Ruhmgekrönter.

Wollten wir eine andere Eigenthümlichkeit der Juden hervorheben (die uns noch verbreiteter zu sein scheint), sich nämlich nach Heimat oder Wohnort zu benennen, so könnten wir wiederum behaupten, daß auch der Russe solche Eigenthümlichkeit theilt. Denn er hat in seine Namengebung Eigennamen aufgenommen wie: Saratow, Saratowzew; Astrachanzew; Rjasanzew; Murompow; Kologriwow; Jehumow; Ljubimow; Liponzew; Rostowzew; Starodubow, Starodubowzew; Kutaisow; Umanez; Kargopolow; Kamenezkij; Tichwinskij; Archangel'skij; Mogilewskij; Mojaiskij; Pokrowskij; Zarzgradskij; Krasnopol'skij; Krasnoeel'skij; Kijewskij; Samarin; Moskwin, Moskwitinin; Kostromin, Kostromitinow u. v. a.

Auf gleiche Weise erscheinen hier wie dort Länder und Völker, Flüsse und Gebirge und Wohn- und Baulichkeiten aller Art in reichem Maße vertreten.

Auch die schlichte Art der Römer, die der Verfasser des Namenbüchleins anführt, ihre Personen nach Zahlen herzuzählen, ist den

*) Manche dieser Namen sind auch ins Russische übergegangen, wie denn die slavische Namen-Gesetzgebung überhaupt vielfach die orientalischen Sprachen zu Hülfe zu nehmen hat. So ist der in Rußland gebräuchliche Familienname Bulatow, Stahlmann, vom tatarischen Bulat, Wolf, herzuleiten, welches selbst wieder auf den Sanskritstamm vrika, vrika zurückzuführen ist (ungar. farkas; schwed. varg, Wolf; samojed. wark, Bär; auch das serb. Kurjak als Nebenform für vuk scheint herauszuleben zu sein). So ist der russische Name Korsur erklärlich aus mongolisch sorni oder ostjakisch sorna, Gold. So sind auch auf russischem Boden finnische Namen wie Kasarinow, Kasarin, Bauer, Doktor, Krieger); Altyn'zan (altyn, Gold); Katamursa, Katamolin (kara, schwarz, murza, Gebieter, molla, Priester), schwarzer Edelmann, schwarzer Pfaffe; Bulatow (bei einigen Tataren volva, bei anderen Bwog, das tscherkessische Petak, s. o.); sind Wilna wolwa, Wilna cuna, Schoofstall, oder Stamm, Zweig u. a.

So viel steht fest, daß eine sehr große Zahl russischer Eigennamen ihre russische Endung hinter einer fremdländischen, oft germanischen, oft romanischen, oft finnisch-tatarischen Wurzel verbergen. Oft ist diese Wurzel sicher hervorzugraben, oft bleibt es zweifelhaft, ob russische oder fremde Ursprung in Ja- oder Auslande zu suchen habe, wie bei Brunowitsch, welches wir eben durch das russische burun, Brandung, interpretirt haben, während es möglicherweise auch vom tat. burun, Nase, herzuleiten ist.

So wie das Deutsche ferner bei Namen-Erklärungen auf das Gothische als die Mutter aller germanischen Sprachen zurückgehen hat, so das Russische (und jede andere slavische Sprache der Neuzeit) auf das Alt- oder Kirchenslavische als den Ausgangspunkt aller slavischen Dialekte.

Namen wie Gradow (vom altslov. grach, neurus. gorodch), Gebse; Kunin (v. kun, kuna), Marder; Konin (v. kon, neurus. konj), Pferd; Golos, Stimme; Glodun (v. glad, neurus. golod) bittere Armuth, Hunger, Hungersnoth; Drago, Dragunow, Dragutin (v. drag, neurus. dorogij) der Theure, Liebwerthe; Dragomirow, ihrare Welt; Dragoslaw, kostbarer Ruhm, und viele andere sind nur erklärbar aus eben jener zu der noch in den Kirchenbüchern vorhandenen Sprache, die doch insofern noch ein gewisses heilkräftiges und befruchtendes Leben hat, als sie bis auf den heutigen Tag bei Russen, Bulgaren und Serben zur geistigen Erbauung in der Kirche benutzt wird und mancherlei Grammatikern seit und seit dazu diente, die Sprache der Neuzeit durch scheue und bedeutungsvolle Verformen zu bereichern.

D. Gin.

Digitized by Google

Slaven nicht anerkannt. Wir finden, den Secundus, Quintus, Sextus der Römer entsprechend, bei den Russen Eigennamen wie: Pervuv (v. pervyj), der Erste; Vtoruv (v. vtoryj), der Zweite; Tretjak, Tretjakov (v. treti), der Dritte; Tschetwertuv, Tschetwertkewitsch (v. tschetwertyj), der Vierte; Pjatuv, Pjatin, Pjatkin (v. pjatyj), der Fünfte; Schestuv (v. schestyj), der Sechste; Dewjatuv, Dewjatnin, Dewjatkin (v. dewjatyj), der Neunte; Dasjatuv (v. dessjatyj), der Zehnte u. s. w.

Fernerhin findet das Beispiel der schottischen Clans, bei welchen alle Genossen den gleichen Namen führen (ein Beispiel, welches der Verfasser S. VII seiner Einleitung hervorhebt, um den Einfluß des Geschlechtsverbandes auf die Namengebung kundzuthun), ein Analogon auch in dem Slaventhum. Wie viele Leibeigene giebt es nicht in Rußland, die den Namen Gagarin, Apraksin, Dawidow, Scheremetew u. s. w. führen, d. h. denselben, welchen ihre Gutsherrschaft, die gleichsam Vaterstelle bei ihnen vertritt, führt!

Wie das klassische Alterthum und die heimische Sage bei uns noch in den Eigennamen gleichsam zu leben scheint, so weiß auch das Slaventhum seltsame Namen aufzustellen, die sich in die mystischen oder erfthistorischen Zeiten verlieren. Unter uns leben Solon, Plato, Achilles; bei den Russen treffen wir Sorosatrow und Kirow (Cyrus), Sokratow, Platonow, Platonowitsch, Solonin, Neotwow, Diomidow, Hppolitow, Kalistratow, Geraklitow, Apollonij, Augustin, Neronow, Titow u. a., ja, selbst Papa-Jegorow, den Papst Gregorius, an.

Auch an Gleichklängen fehlt es nicht, wie sie der Oesterreicher in seinen Eigennamen vor allen anderen Deutschen liebt, wie sie aber auch der Italiäner besitzt und mit ihm mancher Andere.*) Man vergegenwärtige sich Namen wie: Barth-Barthenheim, Vogel von Vogelstein, Radetzky von Radetz, Fiaf von Zinckenstein, Gerlacher von Gerlachberg, Breyer von Breynau, Kübek von Kübau u. a., oder Gaddo Gaddi, Pellegrino Pellegrini, Dosso Dossi, Rosso de' Rossi, Alessandro Alessandri, Allegretto degli Allegretti, Irene Lechi, Galileo Galilei u. s. w. und halte danach russischeEigennamen wie: Butowitsch-Butowitij, Brochko-Brochkowitij, Bogineschij-Boyko, Boginitschko-Boyko, Bryesja-Bryesjanzki, Garnitsch-Garnitzki, Kirjalow-Kirdanowskij, Lobko-Lobanowskij, Malewski-Malewitsch, Manitschal-Manjewitsch, Nosatsch-Nosow (wörtlich: Großnas-Näslein), Pufyrewskij-Pufan (Blasen- oder Beulen-Didbauch), Romanowskij-Roman'to, Swarzkij-Swarff, Swarzkij-Swarff, Jakowenko-Jakowlew, Janewitsch-Janewskij u. a. m., um das Uebereinstimmende in der Bildung zu erkennen.

Die Vornamen spielen im Deutschen eine große Rolle, wie sich denn überhaupt der größte Theil der urkundlich nachweisbaren Familiennamen aus Taufnamen entwickelt hat. Es ist dies in Deutschland wie in England, Frankreich, Italien und anderen Orten der Fall. Und was von diesen Ländern gilt, gilt dann wieder auch in gleicher Weise vom Slavenlande und insonderheit von Rußland. Es giebt fast keinen russischen Vornamen, der nicht auch als Familienname existirte, wobei man im Auge behalten muß, was oben von den Ansaßhylben vermerkt ist. Ja, Namen wie Iwanow, Wasiljew, Petrow, Pawlow, Michajlow, Nikolajew, Jakowlew u. a, sind in Rußland gewissermaßen das, was bei den Deutschen Schmidt, Müller, Schulz und Meier sind; obgleich auch Kusnezow (v. kusnez, Schmied) und Mel'nikow (v. mel'nik, Müller) nicht gar selten sind, wie denn überhaupt in Rußland, wie in Deutschland, der Wehr-, Lehr- und Nährstand vom Kaiser herab bis zum Bauer in den Eigennamen eine reiche Vertretung findet. Häufiger, als irgend ein anderer in dieser Beziehung, erscheint der Name Popow (v. pop), Priester, Pfaff.

Wollten wir — und hiermit schließen wir für heute unsere schon etwas lang gewordene Betrachtung der slavischen Eigennamen, die sowohl der Verfasser des „Berliner Namenbüchleins", wie der Leser dieses Blattes uns freundlichst zugutehalten wolle — überhaupt ein Urtheil darüber abgeben, welche Namengruppen bei den Russen am häufigsten vorkommen, so möchten wir wagen zu behaupten, daß erstens die Taufnamen den reichsten Stoff zur Namengebung dargeboten haben, daß sodann der Handwerkerstand in den russischen Eigennamen sehr vertreten sei, daß ferner Familiennamen sehr im Gange seien, die ihrem Begriff aus dem großen Reiche der Natur entlehnten, Namen also, die nach Thieren, Pflanzen, Erzen, oder auch nach der kultivirten Natur, nach Ländern, Natur und anderen Oertlichkeiten benannt sind; daß auch die Technik ihre große Rolle spielt, und daß endlich auch der Mensch den Menschen erfaßt und benannt habe nach seiner physischen und geistigen Eigenthümlichkeit, nach der Seite des Ruhmes hin oder nach der Seite des Tadels. Ein tieferes Studium des Slaventhums und ein gründlicher Einblick in seine Archive dürfte uns belehren, daß die ehrbarreren Namen der älteren, die scherzhafteren der jüngeren Namengebung angehören.

Dr. Julius Altmann.

*) Auch die alte klassische Welt liebte dergleichen anklingende Namen. Bei den Römern sind uns Titus Tatius, Lucius Tarquius, Lucius Licinius Lucullus, Claudius Claudianus unter anderen dafür Zeuge.

Dergleichen finden wir selbst häufig in der neuesten Namengebung der Elsässer. Aus wenigen Nummern der Revalschen Zeitung, die ich im Jahre 1859 in Dorpat las, konnte ich Namen sammeln wie Ado Rivo, Jaan Jaaov, Tönnis Tönnev, Juhhan Juhhanov, Mart Martov, Rein Reinov von russischstrten und andere wie Jens Jensen, Joan Jaanssön, Simon Simonssön, Mart Martssön, Jacob Jacobssön, Arel Erichssön, Tomas Tamassön von germanisirten Ehren.

Es scheint mehr oder weniger ein Wahlbedürfen bei allen Völkern zu sein, gleichlautende Vor- und Vaternamen zu vermeiden. Bei dem Russen ist selbst ein Dreiklang in dieser Beziehung möglich, da er seinem Taufnamen noch den Taufnamen des Vaters hinzusetzt. So finden sich in Rußland Namen wie Iwan Iwanowitsch Iwanowitj, Michajl Michajlowitsch Michajlow, Nikolaj Nikolajewitsch Nikiforow u. s. w.

D. Sinf.

*) Aus dem Kaukasus.

Digitized by Google

Rußland.

Der kaukasische Blocksberg.*)

Am Abend vor Gründonnerstag findet in Georgien eine eigenthümliche Ceremonie statt, die von dem gemeinen Volke streng beobachtet wird und ihren Ursprung aus der heidnischen Zeit herleitet. Da es die bösen Geister sind, die hierbei eine Hauptrolle spielen, so müssen wir zum Verständniß der Sache einen Blick auf die Dämonologie der Kaukasus-Völker werfen, wie sie in einem georgischen Manuskript über diesen interessanten Gegenstand dargestellt wird.

Einst wurden — so erzählt das Manuskript — drei Reisende von der Nacht überfallen und hielten am Ufer eines Flusses still. Im Namen Gottes warfen sie ein Fischernetz aus und zogen drei Fische aus dem Wasser, die sie in kleine Stücke zerschnitten, in den Kessel legten und, nachdem sie ein Feuer angezündet, zu kochen begannen. Als die Fische gar waren und man den Kessel vom Feuer abnahm, hielt der weise Salomo — denn diese Reisende waren keine anderen, als der weise Salomo, die Königin, seine Gemahlin, und ein Diener — folgende Rede:

„Alles nennt mich die Stütze der Weisheit, die Krone des Verstandes, und dennoch fühle ich schwere Zweifel, wenn ich des Traumbildes gedenke, das mir in der vorigen Nacht erschienen. Mir träumte, daß ein Mann auf meinem Bette schlafe; an seinem Haupte wuchs ein Apfelbaum mit reifen Früchten empor, zu seinen Füßen ein zweiter, noch reichlicher mit Aepfeln beladen. Ist dies wahr, so möge einer der von uns gefangenen Fische wieder aufleben, um mein Gesicht zu beschäftigen." Und, o Wunder! das Wasser im Kessel begann zu rauschen, ein Fisch sprang heraus und verschwand augenblicklich im Flusse.

Nachdem der weise Salomo seine Rede geendet, kam die Reihe an den Diener. Er kniete vor den König nieder und sprach zu ihm, wie folgt: „Du hast mich erzogen, mir Deine Gunst geschenkt und mich mit Wohlthaten überhäuft, so daß ich die heute keinen schwarzen Tag erlebt habe; aber mich quält ein prophetisches Vorgefühl, das mir Deine Ermordung weissagt, ich ahne, daß Dich Jemand in Deinem Glücke bedroht. Ist meine Ahnung gegründet, so möge einer der beiden noch übrigen Fische ins Leben zurückkehren und seinem Kameraden folgen, den Dein Wort von neuem belebt hat." So geschah es auch: der Fisch sprang heraus und tauchte in seinem Elemente unter, während nur noch ein einziger im Kessel zurückblieb.

In diesem Augenblick wurde der „sonnengleichen" Königin plötzlich übel zu Muthe; sie fiel in Ohnmacht, man eilte, ihr beizustehen, und rieb ihr die Brust mit Rosenwasser. Nach und nach kam sie zu sich, und auf die Frage des Königs: wer ihm nach dem Leben trachte? erwiderte sie: „Es steht Dir frei, mich auf der Stelle zu tödten; ich habe Dich verrathen, und Du, der Weiseste der Weisen, hast bis zur Stunde um meine Untreue nicht gewußt. Schon seit zwölf Jahren lieb' ich den Inselkönig; die Wahrheit meiner Aussage wird selbst der stumme Fisch bestätigen." Und in der That sprang auch der letzte Fisch aus dem Wasser, und der Kessel blieb leer.

„Man rufe den Kundsulel (Inselkönig), den Obersten der Teufel, zu mir", donnerte Salomo, und in einem Nu stand Jener vor ihm. „Ich will ein Wort zu Dir reden," sprach der Weiseste der Sterblichen, „das nach Deinem Herzen sein wird. Ich habe eine eiserne Kuse: wenn es Dir gelingt, sie mit Deinen Unterthanen zu füllen, so ist die Königin Dein!" Dieser Vorschlag versetzte den Inselkönig in Entzücken; sogleich rief er seine Leute herbei — Alle, die auf den Letzten. Drei Tage und drei Nächte lang ergoß sich der Strom in die wundersame Kuse hinein, vermochte aber nicht, sie bis an den Rand zu füllen.

„Steige Du selbst hinein," sprach Salomo zum Inselkönig, „es folge Dir dann die Königin, Deine Geliebte, der Preis Deines Sieges." Kaum aber war der Dämon in die Kuse gesprungen, als Salomo den Deckel zuschlug und sein Siegel darauf drückte; das Gefäß wurde fest verschlossen, mit einem freuzförmigen Bande umgeben und in die Tiefe des Meeres versenkt. Seit jenen Tagen war die Kraft des Bösen verschwunden: es vergingen fünfzehn Jahrhunderte, ohne daß die tückischen Geister sich regten. Aber nicht auf ewig sollte die Erde von dieser Geißel verschont bleiben: Es trug sich zu, daß Fischer, die ihre Netze ins Meer warfen, die verhängniß-

volle Kufe ans Land zogen und sie zerschlugen, in der Hoffnung, einen Schatz darin zu finden. Augenblicklich strömten Tausende von Dämonen heraus; diejenigen, die ins Wasser fielen, wurden die Beherrscher dieses Elementes oder Wassergeister; andere, die den Wald erreichten und sich dort festsetzten, erschienen als Waldteufel oder Satyre, während noch andere die Berge, Schluchten, Höhlen und Abgründe zu ihrer Behausung wählten. So wurde die Erde von bösen Geistern überschwemmt, welche sie seit der Zeit nicht wieder verlassen haben.

Unsere Leser werden sich bei dieser georgischen Dämonenlegende an eines der berühmten Märchen Scheherazade's in „Tausend und Eine Nacht" erinnern; im Kaukasus aber, wo man mit Hamlet überzeugt ist, daß es manche Dinge in der Welt giebt, wovon sich die Philosophen nichts träumen lassen, dürften sich nicht viele Personen finden, die an der Wahrheit dieser Sage zweifeln. Man hält es für gewiß, daß böse Geister unsichtbar um uns schweben; ja, daß einige unter ihnen sich auch den Menschen zeigen und freundschaftliche Verbindungen mit ihnen anknüpfen. Solche Dämonenlieblinge sieht der Volksglaube namentlich in alten Weibern, die, nachdem sie einen Bund mit der finsteren Macht geschlossen, sich in Kudiauchi, d. h. in Hexen oder Zauberinnen, verwandeln, welche man daran erkennt, daß sie mit Schwänzen versehen sind. Einmal im Jahre, am Vorabend des Gründonnerstag, treffen sie von allen Ecken und Enden zu ihrem Sabbath auf dem Berge Jalbus (Elborus) zusammen. Um sich vor dem schädlichen Einfluß der Kudiauchi sicherzustellen, werden von den Georgiern an diesem Abend große Strohfeuer angezündet. Jede Familie ist verpflichtet, einige Strohbündel im Hofe aufzuschichten und sie in Brand zu stecken, worauf alle Hausbewohner wenigstens dreimal unter Beschwörungen und Flintenschüssen durch die Flamme springen. In den Dörfern schützt man sich außerdem vor unbekannten Genien noch durch Zweige des Hagebuttenstrauchs, mit welchen die Fenster, Thüren und Rauchfänge der Salla verperrt werden.

Der Jalbus spielt in den georgischen Volkssagen eine ähnliche Rolle, wie der kahle Berg (Lysajn gora) bei den Russen und der Brocken bei den Deutschen. In einer Höhle des Jalbus schmachtet ein furchtbarer Gefangener, der Riese Amiran, der, nach dem Willen Gottes, dort seit undenklicher Zeit gefesselt liegt; die eiserne Kette, mit der dieser Prometheus der georgischen Legenden an den Felsen geschmiedet ist, hat eine so ungeheure Stärke, daß keine irdische oder überirdische Kraft sie zerreißen kann. In der Höhle mit Amiran befindet sich jedoch auch sein Hund, der einzige Freund, der die Kerkerhaft mit ihm theilt; das treue Thier leckt ohne Unterlaß die Fesseln seines Herrn und würde sie schon längst durchbrochen haben, wenn nicht alljährlich am Gründonnerstag-Morgen die Schmiede von ganz Georgien dreimal auf den Amboß schlügen; von diesen bedeutungsvollen Schlägen erhält die Kette ihre frühere Dicke wieder.

Mit Amiran haben wahrscheinlich auch die Hexen Zusammenkünfte, die nach dem Jalbus kommen. Ihre Reise dahin geht übrigens nicht auf Besenstielen vor sich, sondern auf Katzen, die sie hierzu von den Häusern solcher unvorsichtigen Leute stehlen, welche keine Tschia-Kokona (Strohfeuer) angezündet haben.

Mannigfaltiges.

— Shakespeare in der Delius'schen Ausgabe. Von dem Delius'schen Shakespeare in englischer Sprache mit Einleitungen, deutschen Noten unter dem Texte und einem Nachworte zu jedem Drama sind abermals zwei Stücke ausgegeben worden: „Macbeth" und „Timon of Athens".*) In der Einleitung zu „Macbeth" theilt Delius die Erzählung des schottischen Chronisten Holinshed von König Duncan und seinen Feldherren Macbeth und Banquo mit — eine Erzählung, die eben so durch ihre naive Darstellungsweise, wie durch ihre augenscheinliche vollständige Benutzung von Seiten des großen Dichters, in hohem Grade interessirt. Dem Chronisten zufolge, welcher seinerseits die Chroniken des Hektor Boethius benutzt hatte, kam Macbeth im Jahre 1046 zur Regierung und hat siebzehn Jahre lang über Schottland regiert. Zur Erläuterung der Hexenscenen werden Auszüge aus Reginald Scot's „Discovery of Witchcraft" (1584) und eine in Middleton's (seinem Zeitgenossen von Shakespeare) Drama „The Witch" vorkommende Hexensabbaths-Scene mitgetheilt. Die Einleitung zum „Timon" knüpft an die Vermuthung Charles Knight's an, daß Shakespeare nur einzelne Scenen dieses Dramas gedichtet und dieselben in ein älteres Drama eines untergeordneten Dichters an die Stelle der dafür weggelassenen ursprünglichen Scenen eingefügt habe. Es ist bekannt, daß der „Timon" bei vielen einzelnen Schönheiten, die unverkennbar den Stempel des Shakespeare'schen Genius tragen, voll holperiger, des großen Dichters unwürdiger Verse und undramatischer Scenen ist. Delius theilt, als wahrliche Quellen zu diesem Drama, außer der Schilderung Timon's in dem „Palace of Pleasure" von Paynter, auch eine Stelle aus Plutarch's „Leben des Antonius" nach der Uebersetzung von Thomas North, einem Zeitgenossen Shakespeare's, mit. Nachdem jedoch der Herausgeber der Annahme beigetreten, daß Sh. blos ein älteres Drama bearbeitet und verändert habe, scheint uns die Hinweisung auf Erzählungen, die dem Stücke zum Grunde liegen können, ganz ohne Bedeutung für die Geschichte Shakespeare's. Wohl aber ist die Scene, die Delius aus einem anderen, der Elisabethanischen Zeit angehörenden Drama mittheilt, das ebenfalls den Timon von Athen zum Gegenstande hat und welches Dyce im Auftrage der Shakespeare-Society im Jahre 1842 dem Druck übergeben hat, der Vergleichung wegen, nicht ohne Interesse. Das Nachwort zu dieser Ausgabe des „Macbeth" und „Timon" bildet wieder eine Kritik der Emendationen des von Collier aufgefundenen „alten Korrektors", der auch in Bezug auf diese Dramen wenig oder gar keine Gnade in den Augen des deutschen Herausgebers gefunden.

*) Shakspere's Werke. Herausgegeben und erklärt von Dr. Nicolaus Delius. Erster Band. Vierten und fünften Stück. Elberfeld, B. L. Friederichs, 1853.

— Eine altersschwache Zeitung. Wenn die Zeitungen wie die Frauen wären, wovon diejenige die beste ist, von der man am wenigsten spricht, so müßte der Public Ledger die erste Stelle unter den londoner Tagesblättern einnehmen und seine Kollegen eben so sehr an innerem Gehalt übertreffen, wie er durch sein Alter sich vor ihnen auszeichnet. Dieser Veteran der Presse wurde im Jahre 1758, also elf Jahre vor der Morning Chronicle, dem zweitältesten der Londoner Journale, und dreißig Jahre vor der Times, gegründet und zählte unter seinen ersten Mitarbeitern Goldsmith und andere Schriftsteller, die jetzt zu den englischen Klassikern gerechnet werden. Zu jener Zeit war der Public Ledger das „leading journal" Englands; er brachte während des siebenjährigen Krieges immer die „letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatze", und da es damals noch keine telegraphische Depeschen gab und die Stechjobberei sich noch in ihrer Kindheit befand, so waren seine Berichte gewiß zuverlässiger, als die seiner heutigen Nachahmer. Allmählich wurde jedoch das Blatt von jüngeren, energischeren Konkurrenten überflügelt; es konnte mit der Zeit nicht Schritt halten und kam daher immer mehr in den Hintergrund. Einige Versuche, den verlorenen Boden wiederzugewinnen, blieben erfolglos, und es versank gleichsam in einen Zustand der Altersschwäche, in welchem es bis zur Stunde verharrt. Seine Circulation beläuft sich auf nicht mehr als hundertfunfzehn Exemplare täglich, welche sich nie aus der City verirren und nur bei Lloyd's, Garroway's, im North- und South-American Coffeehouse und einigen ähnlichen Lokalen gehalten werden. Seine Existenz fristet es von den Annoncen, die einer Zeitung gewöhnlich erst spät zufließen, aber ihr dann auch am längsten getreu bleiben. Es giebt in London eine Art Auctionen, welche man „Verläufe bei Kerzenlicht" nennt, indem der Versteigerer ein zollgroßes Ende Wachslicht ansteckt und, sobald dieses ausgebrannt ist, die Waaren dem letzten Bieter zuschlägt. Diese Auctionen werden nun seit undenklicher Zeit im Public Ledger angekündigt; man bietet hier Leder und Pelzwerk, Weine und Spirituosen, Talg und Bauholz, Drogues und ausländische Früchte feil, und wer sich für dergleichen interessirt, kann sich darüber nur aus dem Public Ledger unterrichten. Dem Publikum im Allgemeinen ist er hingegen vollständig unbekannt, und es giebt sogar unter den Redacteuren und Mitarbeitern der übrigen Londoner Zeitungen viele, welchen dieses Blatt niemals vor Augen gekommen. Trotzdem soll es seinen Eigenthümern etwa 800 Pfd. Sterl. jährlich eintragen, was sich durch die unbedeutenden Kosten, mit dem seine Herausgabe verknüpft ist, so wie durch die hohen Anzeigegebühren, erklären läßt.

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben des Feldmarschalls

Grafen York von Wartenburg

von

Joh. Gust. Droysen.

Neue, wohlfeile Ausgabe. Zwei Bände. 2 Thaler. Gebunden 2⅔ Thaler.

Droysen's Werk, das unbestritten zu den vorzüglichsten, durch den Stoff wie durch die Darstellung interessantesten Geschichtsbüchern der deutschen Literatur gehört, bieten wir dem Publikum in einer wohlfeilen Ausgabe, um dasselbe den weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Berlin. **Veit & Comp.**

Berichtigung. In Nr. 65, S. 257, 2 Sp., B. 32 v. o., lies: Theuerios, statt „Theurios", und B. 2 v. u.: Sperrweiser, statt „Sperrweiser".

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin bei das Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedit. Neumann, Niederwall-Str. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 68. Berlin, Donnerstag den 7. Juni 1855.

Frankreich.

Die Pariser Arbeiterinnen.

Nirgendwo spielt das Weib eine solch wichtige, eine solch vielseitige Rolle, wie in Paris. In dieser Stadt der Städte geschieht nichts ohne Frauen. In Kunst und Literatur sind sie unmittelbar betheiligt und machen oft, wie Rosa Bonheur, George Sand und Madame de Girardin, den Männern den Rang streitig; in den Salons führen sie das mit Rosen und Lilien umwundene Scepter, und in Handel und Gewerbe bilden sie die Hauptfaktoren. Der Schuh, den Du in einem Pariser Magazin kaufst, ist zum großen Theil von Frauenhand verfertigt; von einem Frauenzimmer wird er Dir angemessen und bist Du handelseinig, so zahlst Du einer Frau, der Dame du Comptoir, das Geld.

Betrachte einen Pariser Lion in einer Abendgesellschaft! Jedes einzelne Stück an seiner Toilette, vom Hemde bis zum Frack, vom Hute, den er zierlich in den Händen dreht, bis zu den lakirten Stiefelspitzen, die an seinen Füßen schimmern: jedes einzelne Stück ist zum großen Theil von Frauenhand verfertigt.

Der Fremde, der nach Paris kömmt, um bei Véfour die französische Küche, im Théâtre français die Rachel zu bewundern und in dem seenhaft erleuchteten Mabille oder Chalean Rouge sich an jenen weltberühmten Frivolitäten zu ergötzen, von denen sich die deutsche Philosophie nichts träumen läßt; der Fremde, der, auf den Boulevards flanirend, die blendenden, farbenprächtigen Seidenstoffe, die blitzenden Juwelen und alle Herrlichkeiten betrachtet, die der Pariser Kunstfleiß im Dienste des Reichthums zu Tage fördert: — Der Fremde meint, gar zu oft, Paris sei der Ort, wo Jedermann nur einen einzigen Gedanken hat, den Gedanken nämlich: die Zeit aufs allerangenehmste todtzuschlagen. Er meint, Paris sei das Land der Schlaraffen, wo man, aller Sorgen, alles Harms vergessend, nur einen Wunsch auszusprechen braucht, um ihn augenblicklich erfüllt zu sehen. Nun, Paris ist allerdings eine Stadt, die reich an allen irdischen Freuden ist und die selbst dem allerraffinirtesten Epikurär Befriedigung gewährt; aber Paris ist auch die Stadt, die im Dienste des Weltluxus steht und die Tag und Nacht denkt, schafft und erfindet, damit Europa, ja, die ganze civilisirte Welt sich amüsiren und des Reichthums erfreuen kann.

Nirgendwo wird so viel, so anstrengend, so unausgesetzt gearbeitet wie in Paris; aber ein großer Theil dieser Arbeit wird von Frauen verrichtet. Es giebt in Paris 115,000 Arbeiterinnen (ouvrières); sie bilden demnach ungefähr den zehnten Theil der sämmtlichen Pariser Bevölkerung. Es lohnt sich also wohl der Mühe, etwas aufzuhrlicher über diese höchst interessante Klasse zu sprechen. Die Stellung dieser Arbeiterinnen in Paris ist so wichtig, daß der Fremde diese Weltstadt niemals kennen lernt, wenn er nicht wenigstens einige Kenntniß von der Art und Weise ihrer Existenz hat; aber für den Staatsökonomen, für den Politiker, für den Sozialisten und für den Beobachter, der gewohnt ist, etwas tiefer in die Organisation der Gesellschaft zu blicken, bilden sie den Gegenstand der allerlehrhaftesten Betrachtung.

Das Loos der Arbeiterinnen in Paris ist ein höchst trauriges, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß sie die Märtyrerinnen der Gesellschaft sind.

Die Laufbahn der Pariser Arbeiterin ist selten eine freiwillige. Sie wird meistens dazu genöthigt, noch ehe sie einen Willen, noch ehe sie ein Bewußtsein hat. Die Armuth ihrer Aeltern oder Aelternlosigkeit schreibt ihr die Richtung vor, die sie einzuschlagen hat und die für ihr Leben entscheidend ist. Aeltern, die mehrere Kinder haben und nicht im Stande sind, dieselben zu ernähren, geschweige denn ihnen eine vollständige Erziehung zu geben, schicken ihre Töchter, ehe diese noch das achte Jahr erreicht haben, ehe sie noch den geringsten Elementar-Unterricht genossen, in die Fabriken, wo sie einige Sous des Tages verdienen und ihre Aeltern unterstützen, statt ihnen zur Last zu fallen. Die Mädchen werden in einem früheren Alter als die Knaben in den Fabriken verwendet, weil sie früher entwickelt sind, weil sie schneller und lebhafter auffassen und weil sie sich viel aufgeräumter, gelehriger und gehorsamer zeigen, als die Knaben. Hier haben wir also schon das umgekehrte Verhältniß, daß das Kind die Aeltern ernährt; denn so gering auch der Lohn ist, den es erndtet, so sind doch seine Bedürfnisse der Art oder müssen vielmehr der Art sein, daß ein Theil dieses winzigen Lohnes für den Bedarf der übrigen Familie verwendet wird. Was kann aber ein solches Kind in einer Fabrik leisten? — Nun, es kann vor einer Spinnmaschine stehen und genau Acht geben, ob irgend ein Knötchen an irgend einer Spule zu befestigen, ob irgend ein zerrissener Faden zusammenzuknüpfen sei. Als ich einst in der Londoner Industrie-Ausstellung ein kleines Mädchen auf diese Weise vor einer Maschine stehen sah, die sausend und brausend an einem Unterrocke strickte, kam es mir vor, als ob die Maschine Menschenverstand hätte und das Mädchen eine Maschine wäre. Und in der That ist ein solches Kind nichts anderes als eine Maschine, aber leider eine Maschine, der die böse Ausdünstung in den Fabrikräumen tausenderlei Krankheiten vermischt. Der zarte, in der Entwickelung begriffene Körper, welcher der freien Luft, des goldenen Sonnenlichtes und der Bewegung so nothwendig bedarf, leidet unendlich in den dunkeln, von giftigen Dünsten geschwängerten Werkstätten und verfällt gar oft einem unheilbaren Siechthum. Die Nahrung, die ein solches Kind während der Erholungsstunden zu sich nimmt, besteht in einem Stück Brod und einem Apfel oder etwas Käse. Und nachdem es vom frühen Morgen bis zum späten Abend maschinenmäßig die Maschine bewacht, geht es nachhause, ohne nur das Mindeste gelernt zu haben, was ihm für die Zukunft heilsam und förderlich sein könnte.

Hat nun der Aufenthalt in den Fabriken auf Geist und Körper einen sehr nachtheiligen Einfluß, so wirkt er wo möglich noch nachtheiliger auf das sittliche Gefühl dieser Kinder. Das Mädchen, das sich jahrelang unter Männern von sehr untergeordneter Bildung befindet, hört oft allerlei lose Reden; es genießt so zu sagen mündlichen Unterricht im Laster und wird seine Beute, ehe es noch zum Bewußtsein seiner selbst gekommen.

Der Zustand dieser Kinder hat einen Franzosen, der an der Spitze eines großen industriellen Unternehmens steht und dem es daher gewiß nicht an Sachkenntniß gebricht, zu folgendem Ausruf veranlaßt: „Was wird das Schicksal Frankreichs und aller industriellen Länder werden, wenn ein großer Theil derjenigen, die berufen sind, einst Gattinnen und Mütter zu werden und denen die Erziehung der ersten Kindheit anvertraut werden soll, noch vor der Pubertät den Angriffen der Verführung und der Rohheit ausgesetzt sind, und zwar jener Rohheit, die keiner Unschuld achtet! Was soll aus solchen Ländern werden, wenn die jungen Mädchen, die in der Haushaltung ihren Müttern an die Hand gehen und sich selbst für ihren künftigen schönen Beruf vorbereiten sollten, jeder Erziehung beraubt sind und der Ueberwachung der Aeltern entbehrend, in Laster und in allzustrenger Arbeit hinwelken, bevor sie noch geblüht, und Mütter werden, ohne Gattinnen zu sein, oder Gattinnen, ohne auch nur das allergeringste Bewußtsein von den heiligen Pflichten der Ehe zu haben!“

Dieser traurige Zustand ist freilich viel allgemeiner in den eigentlichen Fabrikstädten, wie z. B. in Lille, Lyon, Mülhausen, Elbeuf; aber er ist doch auch in Paris allgemein genug.

— Sprechen wir jetzt von der eigentlichen Arbeiterin, die selbst Hand und Werk legt.

Gewiß ist Jedem, der gewohnt ist, die Dinge mit einigem Nachdenken zu betrachten, der höchst billige Preis gewisser Luxuswaaren aufgefallen, die in den Schaufenstern der Pariser Magazine ausgestellt sind. Wie ist es möglich, denkt so Mancher, wenn er z. B. die schönen Stickereien und die daran bemerkten Preise sieht: wie ist es möglich, solche Arbeit so billig zu verkaufen! Ein Schnupftuch mit prachtvoll gestickten Blumen und etliche Francs! Eine Battistfrause, feine Stickerbeit die gräbstehen Finger, die schärfsten Augen, den unermüdlichsten Fleiß und die anhaltendste Aufmerksamkeit voraussetzt, um acht oder zehn Francs! Wie können die Leute bei solchen Spottpreisen den Miethzins bezahlen und noch prosperiren! Ist das nicht räthselhaft! Ist das nicht wunderbar! Aber das Räthsel ist bald gelöst und das Wunder leicht erklärt, wenn man erfährt, daß eine Stickerin, die vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend unausgesetzt arbeitet, im allergünstigsten Falle zwei Francs verdient, und daß es in Paris gar

viele solcher Stickerinnen giebt, die nur zehn oder höchstens funfzehn Sous des Tags sich erarbeiten. Der Lohn steht also in keinem Verhältniß zur Arbeit. Dieser Lohn reicht kaum für die ärmlichste Nahrung hin, und man muß sich doch kleiden, man muß doch wohnen, man muß doch Wäsche wechseln und hat doch tausend kleine, aber unendlich wehe Bedürfnisse, die befriedigt werden müssen! Woher werden nun diese Bedürfnisse bestritten? Diese Frage ist leicht zu beantworten. Entweder die Arbeiterin, muß die allerhärtesten Entbehrungen dulden, d. h. sie muß sich mit einem so spärlichen als strickter Kost begnügen; sie muß sich aufs ärmlichste kleiden und sie muß in der Kälte und halb im Dunkeln arbeiten, um Feuerung und Beleuchtung zu sparen und auf diese Weise sich dem Tode in die Hand zu arbeiten, oder sie ist genöthigt, noch eine andere Erwerbsquelle aufzusuchen, die minder ehrenhaft, aber bei weitem einträglicher ist. Es versteht sich also von selbst, daß ein großer Theil dieser Ouvrieren auf Abwege geräth; daß sich sehr viele von ihnen bald oder ganz mit der Tugend überwerfen und, um nur aus der Scylla zu kommen, sich in die Charybdis stürzen, in der sie gewöhnlich untergehen. Allein um auf diese Weise sich eine Erwerbsquelle zu eröffnen, muß man jung sein, muß man einigen Reiz besitzen, aber nicht Alle sind jung, nicht Alle sind reizend. Und wie Manche giebt es, die trotz Hunger und Noth nicht von der strengsten Ehrenhaftigkeit lassen und als wahre Märtyrerinnen der Tugend langsam hinsterben!! (Schluß folgt.)

Betrachtungen über ein deutsches Schriftsteller-Asyl und deutsches Literatenthum.

(Schluß.)

Freilich möchte mir vor der Kühnheit einer gegen die schöne Literatur unserer Tage gerichteten Invektive bange werden, da ich doch auch in ihr so manches lucidum intervallum, in den Reißen ihrer Pfleger so manche edle Kraft in reicher, schöner, lohnender Thätigkeit begriffen wahrnehmen kann und anerkennen muß. Dennoch, den Blick nicht ins Einzelne vertieft, sondern aufs Ganze, auf den Gesammtertrag gerichtet, kann ich nicht umhin, mich denen anzuschließen, welche unsere heutige Belletristik, diese jetzt allein genannt, mehr als je im Stande der Erniedrigung erblicken, aber, sie in selbigem zu erhalten, finde ich meinerseits vornehmlich drei Faktoren geschäftig: zuerst, wie schon gesagt, die Unzahl von Stricken, welche in den lockenden Labyrinthen des Literaten- und Feder-Heldenthums ihr Glück versuchen, sodann eine gleichfalls massenhaft angewachsene Klasse von Literaturvermittlern, die, für einen höheren Literatur- und Kulturzweck unempfänglich, dessen auch unkundig, die Produzenten von Geistesarbeit als ein in ihrem Lohn und Brodte stehende Dienstpersonal zu betrachten, die Arbeit selbst aber einzig, wie auch schon gesagt, nach dem silbernen Ertrag der Waare zu taxiren pflegt; drittens das unterhaltungsdurstige und urtheilslose Publikum, dem just das Mittelmäßige das Rechte ist. Indeß, vom Publikum kann und muß hier abgesehen werden. Nur ein Bruchtheil desselben bekannt sich zu dem Wohlspruch Ludwig Wachler's: „Es giebt des Vortrefflichen (aus alter und neuer Zeit) so viel zu lesen, daß zu Mittelmäßigem alle Lust vergeht, wenn auch Zeit dazu übrig bliebe.“ Für die vier Fünftel deren, so anderer Meinung sind, sorgen Stricknten und Verleger.

Bei schärferer Charakteristik der Ersteren drängt sich mir noch eine andere Betrachtung auf. Einem jeden Zeitalter ist ein gewisses Maß geistiger Kraft eingeräumt, und jedergeit nur sehr wenige Hochbegünstigte tragen mit dämonischer Macht über den Horizont ihrer Zeit hinaus. Solch ein Horizont, hier weiter, dort enger, begränzt auch die Tragweite der Individuen. Die meisten aber, und zwar vorzugsweise die mäßig Begabten, besitzen neben ihrem Maße natürlichen Vermögens ein noch größeres von Selbsteinbildung, womit sie, das Natürliche als trivial betrachtend, über ihr Kraftmaß hinausstreben und sich dabei zunächst ins Ueberschwängliche, Unnatürliche, Exzentrische, in Alles, was man mit Hyper — bezeichnet — so aber nennen es das Pikante — hinein- oder hinaufschrauben. Dieses Ueberdietenwollen ihres Kraftmaßes und demnach Sichverlieren in schale oder schwülstige Phantasiegebilde ohne Mark und Halt ist es eben, was auch unsere Literatur mit einer Flutt von Schriftstellern und Schriftstellerinnen (vergleichsweise Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn) überschwemmt hat, von welchen schlechthin kein Produkt beharrlich ernsten Studiums, gereifter Lebenserfahrung, bewährten Talents, durchgebildeter Sprache zu verhoffen ist. Wie anders, da ihrer die wenigsten in strafter Schulzucht oder auf Universitäten, in der Schule der Alten oder etwa Lessing's das Gelehrte recht gelernt, das Gelernte recht verdaut, etliche sich indeß die Köpfe mit viel jungdeutschem Kauderwälsch gespickt hatten und nun stracks, mit und ohne Doktortitel, zunächst der Journalistik oder sofort der Lyrik, darauf dem Feuilleton und der Novellistik und daneben dem Theater ihr Plus und Minus poetischer Begabung zuwandten oder, wo in diesen Regionen kein ungefähres Unterkommen zu finden, kein Geschäft zu machen war, schnell entschlossen die zügellosere Maskirade des Auslandes naturalisirten und zu Markte trugen. So nun bedeckte sich das Firmament unserer Literatur allmählich mit einem Gewimmel oft nur mit dem Lupus einer gefälligen Kritik erkennbarer Sterne verschiedener Größen, deren wenigste zu irgend einem Sonnensystem gehören, sondern als Nebelsterne auf unbekannten Straßen wandeln. Daß dem aber so ist, ist selbst im Auslande kein Geheimniß mehr. Saint René Taillandier nannte schon vor Jahren (Revue des deux Mondes: 1841, Livr. 4) Deutschland ein Land, „wo der Schreibeklaf zur Epidemie geworden ist, wo sich für jede Stoppelei und Stümperei ein Herausgeber findet, wo der unbedeutendste Skribent seiner Ehre zu vergeben glauben würde, wenn er dem Publikum nicht Alles, was ihm je einfiel, nicht auch seine vertrauten Briefe aufstöbert, wo unglücklicherweise die Kritik, sogar die anfangs gestrenge, sich allmählich entwaffnen läßt und zu Gefälligkeiten hergiebt, deren sie nur zu oft für ihre eigenen Missethaten bedürftig ist.“

Mag bei Riehl („bürgerliche Gesellschaft“) nachgelesen werden, was dieser des Weiteren über die literarischen Proletarier beibringt. Genug, sie sind, und mit ihnen aller der finanzielle Nothstand, welchen die Landplage des Proletariats zum Gefolge hat. Aber, wenn die Wohlthat einer Stiftung, wie sie Herr Marggraff beantragt, allen denen, die ihrer bedürftig sind und werden, zugutekommen, wenn, nach Abrechnung der Vielen, die bereits auf wohlerworbener und fetter Hufe sitzen, denen allen, welche vom Ertrage ihrer schriftstellerischen Produktivität zu leben gesonnen, nicht aber zugleich gesonnen sind, auf die Genüsse der Welt und ihrer Freuden zu verzichten, das Leben, ob auch nicht spiegelglatt und eben, so doch sorgenfreier geschaffen, das enge Gehäuse der Mansarde diesen strebenden Geistern wohnlicher eingerichtet werden sollte, welch eine Aufgabe! und welche Mittel würden da erforderlich und anzreichend sein! Indeß unterscheidet Herr Marggraff zwischen Unterstützungswürdig und Unterstützungsbedürftig. Wo aber ist die Marksheide zwischen Bedürftig und Würdig einer-, Unwürdig und Bedürftig andererseits?

Eine weitere und brennende Frage ist: Wer soll das Werk der Stiftung in die Hand nehmen, wer den Ausschuß bilden, wer die Kontributen sein? Das Publikum kann in keinerlei Weise hierbei die Initiative ergreifen, gesetzt auch, es fänden sich unter uns, wie gewiß der Fall, Privatleute, denen Ehre und Gedeihen der Literatur am Herzen liegen und reiche Mittel zu Gebote stehen; jedenfalls ist ihre Betheiligung höchst wünschenswerth, ja, selbst vonnöthen. Zunächst liegt eine Verpflichtung nicht einmal den Bibliopolen ob, wenn diese auch von dem Arbeitsschweiße und Talent der Schriftsteller den Löwentheil beziehen, sondern vor Allen den glückbegünstigteren Kollegen, scheint mir. Dieses führt zu Erwägung eines doppelten Verhältnisses: der Schriftsteller zu den Verlegern, der Schriftsteller unter sich selbst, und diese Erwägung mag hinwiederum dienen, den unerquicklichen Zustand — den Stand der Erniedrigung nannte ich es oben — unserer literarischen Verhältnisse mehr noch ins Licht zu setzen und die Schwierigkeit einer radikalen Abhilfe darzuthun.

Sollte jedoch von Seiten der Verleger und Bibliopolen etwas zu Gunsten der in Vorschlag gebrachten Schriftsteller-Asyls zu erwarten sein, so will ich immerhin annehmen, daß, wenn es einmal zur Thatsache geworden, diejenigen unter ihnen, welche als Förderer der Wissenschaft und Kunst, sonst auch durch ihren persönlichen Charakter in der öffentlichen Meinung eine achtunggebietende Stelle behaupten, sich der thätigen Theilnahme an einer Stiftung dieser Art nicht entziehen, noch versagen werden. Zu streichen von der Liste sind dagegen beim Zustandekommen einer nur von hochherziger Gesinnung eingegebenen und getragenen Anstalt wahrscheinlich jene alle, in deren Augen, wie sehr sie sich auch hinter dem Komtortisch spreizen, Bücherdruck und Bücherverlag wenig mehr ist, als ein Fütterasken. Im Gegentheil möchte eine derartige Stiftung dazu beitragen, einerseits das Literatenthum von der Willkür dieser Sorte zu emanzipiren, wie andererseits die Literatur von dem Janhagel künftiger Skribenten zu säubern.

Betrachten wir endlich das Verhältniß der literarischen Produzenten unter einander, so findet man sofort bestätigt, was Goethe von dem Mangel eines gemeinsamen moralischen Bandes zwischen ihnen klagend bemerkt. Zum deutschen Literaturhimmel steht eine steile Jakobsleiter aufgerichtet mit unzähligen Sprossen, auf denen mindestens da, wo die Leiter hart an die Erdscholle streift, sich ein Ameisenhaufe von Tageblättlern und penny-a-liners, verreinzelt oder truppweise, drängt und stößt und die nächste zu erklimmen müht, während die Choragen bereits in den Himmel hineingewachsen sind und sich in den Strahlen der Fortuna und der Ehren sonnen und bespiegeln, von ihrer Höhe auch mit etwas saltonsicher Geringschätzung auf die Nachwandelnden hinabzuschauen pflegen.

Das Gebiet des Hochwuths zählt mehr Provinzen und Bevölkerung, als die Reiche der Königin Victoria, mehr als des Kaisers aller Reußen, mehr als des Himmelssohnes in Peking. Er ist das ätzende Geschwür, welches das unserer Zeit einwohnende noch gesunde Blut vergiften hilft.

Digitized by Google

Er ist eine Spezies des großen Genus „Mangel an Rechtsgefühl," einer der drei Radien, Ausflüsse, Schößlinge menschlicher Dornenheit, die da bald eine angeborene, in Folge mangelhafter Erziehung und fehlenden Umgangs mit Personen weiten Gesichtskreises stereotyp gewordene Stumpfheit ist, bald das schwerfällige Produkt überfälteten Buchstabenweisens, welchem, hier in der Studir-, dort in der Aktenstube, völlig der Blick ins Allgemeine verschwimmt, bald endlich ein Armuthszeugniß des Hochmuths, der, alles Scharf- und Tiefblickes in Erkenntniß der Menschen bar, über dem Liebäugeln mit sich selbst für fremdes Wesen, Recht und Werth nur ein Augenblinzeln übrig behält oder solches nur dann als ihm ebenbürtig anzuerkennen sich bequemt, wenn es ihm mit dem Liebreiz geschmeichelter Persönlichkeit zu imponiren weiß.

Talent kann sich Niemand anerschaffen, Charakter aber kann und soll ein Jeder haben. „Kein Talent, aber ein Charakter," läßt sich Aitta Troll zur Grabschrift setzen. In fast allen Lebenskreisen, zumal den gelehrten oder an Gelehrsamkeit streifenden, findet sich das Verhältniß umgekehrt. Auf Charakter sollen die mittleren Bildungs-Anstalten erziehend losarbeiten. Thun es ihrer die wenigsten, so kömmt es daher, weil sie es nicht verstehen, und darum mag die Parodie erfaundt sein: Wie aber soll man die Schüler loben, kömmt doch das Aergerniß von Oben. Mögen den Machthabern im Staat auch oft Maschinen bequemer sein als Charaktere, scharf ausgeprägte wenigstens, so ist doch die Wahrheit jederzeit und allerwärts willkommen. Die Wahrheit aber gehört zum Wesen des Charakters. Es kann der äußeren Persönlichkeit des Schriftstellers, am wieder zu ihm einzulenken, die Natur das Eindruckmachende und Sofortgewinnende versagt haben, die Außenseite aber darf das Nichtall über sein Wesen nicht bestimmen; selbst seines Mundes Rede ist nicht immer zutreffend und anreichend, es zu erkennen. Dagegen soll er in den im verschwiegenen Kämmerlein geborenen Produkten seiner Feder, die gleichsam seine Thaten sind, sofort erkennbar sein, wie er leibt und lebt, in ihnen sich ausprägen der Kern seiner Subjektivität, absteigein die innere Verklärung, die nur Wenigen von der Stirn abzulesen ist. Schreibt er folglich Edles nieder, so müssen auch sein Herz und seine Gesinnung adelig, patrizisch, meinetwegen vornehm sein. Dann besitzt der Mann, wie ich dafürhalte, Charakter, und das style c'est l'homme erhält seine Gewähr. Nun aber, wie viel Hohlheit, Unwahrheit, im glimpflichsten Fall Selbsttäuschung, birgt sich hinter der Firma gelackter, edelherzig klingender, tugendbeflissener, von schnell verrauchender Begeisterung durchwehter Phrasen! Wir haben nach einander gesehen, wie sich gewisse Schriftsteller zu Propagandisten im Dienst der Humanität, des Bildungsfortschritts, der Völkerrechte, der deutschen Nationalität, der Weltbeglückung aufwarfen. Und dennoch war es, ihnen bis aufs Mark der Seele gesehen, hier Lüge und Verstellung, dort eine Illusion, womit sie sich selbst blendeten. Müssen wir indeß nicht in ähnlicher Inkonsequenz so oft die bemühtige Hingebung des Evangeliums oder die humane Weisheit des Alterthums verkündigen hören, ohne daß ihre Verkünder die Fackel, welche sie Anderen anstecken, zuvor gegen ihr innerstes Bewußtsein gekehrt und sich getragt hätten, wie weit sie von Christi Geist ergriffen, wie weit von Plato's Geist durchdrungen sind. Am ehrlichsten ist noch die Themis. Sie legt eine Binde an, nicht um so ihre Unbestechlichkeit zu beglaubigen, sondern, dünkt mich, um damit zu bekennen, daß sie in Erkenntniß des Rechts so wenig scharfsichtig ist.

Ich bin am Schlusse meiner Abhandlung. Es mag im Obigen Vieles allzu schwarz und grell gemalt, Vieles anwendbar auf einzelne Fälle, in der Allgemeinheit nicht sichhaltig genug, Vieles auch zu weitgreifend und vom Zentrum der Aufgabe abführend, sich in Nebensächliches zersplitternd erscheinen. Ich habe die deutschen Literatur- und Literaten-Zustände so, wie sie mir in eines Lebens Länge, und wahrlich nicht mir allein, erschienen, zeichnen und daraus den Schluß ableiten wollen, welch ein plenum opus aleae das Ermöglichen eines deutschen Schriftsteller-Asyles sei, ohne damit im Mindesten Opposition dagegen ergreifen zu wollen. Im Gegentheil halte ich Herrn Hermann Marggraff, so wie ihnen allen, die mit ihm das Wort zu einem Ziele fördern, mehr als ein macte bereit. In Betreff der Literatur unserer Zeit verwahre ich mich noch einmal gegen den Verdacht, als wolle ich geflissentlich die Augen verschließen vor dem nicht wenigen Guten, beziehentlich Anzegzeichneten, was auch sie, ganz abgesehen von den eigentlichen Wissenschaftsgebieten, aus ihren Schachten zu Tage fördert, dem regen, löblichen Streben, dessen mehr und mehr zu schaffen; Namen zu nennen aber habe ich vermieden, um nicht durch eine unfreiwillige Verschweigung den Schein eines Unrechts auf mich zu laden. Ihrem Urtheil, verehrtester Herr, unterbreite ich zunächst meine Expectoration, Ihrer Theilnahme wenigstens an Demjenigen versichert, was Herr Marggraff mit so anzweifelhafter Berechtigung und Beharrlichkeit ins Werk zu richten eifert.

E. Köhler.

Ostindien.

Ostindiens materielle Fortschritte.

Unermeßlich sind die Summen, die von der Ostindischen Compagnie auf die öffentlichen Arbeiten in ihrem angeheuren Gebiete verwendet werden. Folgende Tabelle eines neunjährigen Durchschnitts von 1837—1846 (der seitdem noch bedeutend gestiegen ist) mag einen Beleg abgeben:

	Bengalen.	Nordöstl. Provinzen.	Madras.	Bombay.	Zusammen.
			Rupien.		
Auf Brücken und Straßen	343,606	412,517	303,514	346,515	1,906,209
Auf Kanäle	204,514	301,931	—	26,668	533,113
Auf Bewässerung. . . .	—	—	555,222	38,672	593,894
	548,120	714,448	858,736	411,855	2,533,216

In der Reihe nützlicher Unternehmungen, die den Gang der europäischen Race in Indien rühmlich bezeichnen, nehmen die Bewässerungs-Arbeiten in jedem Betracht den ersten Rang ein. Der Sandboden nämlich in dem Theile des indischen Gebiets, das sich am Fuße des Himalaya von 70° —84° der Länge und von 24° — 34° der Breite hinstreckt, ist von jedem natürlichen Bewässerungsmittel entblößt. Jedes Jahr ist die Ernndte, und mit ihr das Leben von Tausenden, in Frage gestellt. Man braucht daher auch in den Annalen dieser Gegenden nicht weit zurückzugehen, um auf verhängnißvolle Jahre zu stoßen, wie das von 1837—1838, wo ganze Bevölkerungen den Angriffen der Hungersnoth erlagen. Die nothdürftige Partie, zwischen Ganges und Dschumna, hat indeß in Bezug auf Bewässerung eine so günstige Lage, daß die verständig angewandte Kanalbauknnst den entsetzlichen Unglücksfällen für immer vorbengen kann. Der Schnee des Himalaya bietet den Bewässerungswerken unerschöpfliche Behälter, was dem Scharfblick der Beherrscher von Delhi nicht entgangen war: an die Namen Feroze-Schah und Schah-Zehan knüpfen sich Kanalbauten, die ihr Gedächtniß unter der dankbaren Bevölkerung verewigt haben. Der Feroze-Kanal, der im funfzehnten Jahrhundert am westlichen Ufer des Dschumna eröffnet wurde, durchzieht die in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Fluren von Kissar und Hurrianah, und der unter der Regierung Schah-Zehan's von dem großen Architekten Ali-Murdan-Khan gegrabene Kanal von Delhi am linken Ufer des genannten Flusses brachte seine belebenden Fluthen den ausgedorrten Feldern, die sich von den Dschassalie-Gebirgen bis in die Nähe von Delhi erstrecken. Allein am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in dem Sturm, der den Thron der mogulischen Kaiser verschlang, gingen auch diese heilsamen Werke zugrunde, und von neuem war das Loos der Bevölkerungen in diesen umfangreichen Gegenden von dem Zufall eines Regens abhängig.

Erst im Jahre 1815, unter dem Impuls des thatkräftigen und wohlwollenden Marquis von Hastings, wurde Hand angelegt, die von den mogulischen Kaisern herrührenden Kanalbauten, deren traurige Trümmer den Boden bedecken, wieder in Stand zu setzen. Zunächst wurde der Kanal von Feroze (West-Dschumna-Kanal), der, am Fuße des Himalaya beginnend, eine Strecke von 450 engl. Meilen zurücklegt, und die Gefilde von Delhi zu bewässern, in Angriff genommen. Nach achtzig Jahren frömte wieder (1821) das befruchtende Element durch diese schöne Lebensader, und die englische Regierung mochte sich zu dem Ergebnis dieses Unternehmens, auch nur vom finanziellen Gesichtspunkte angesehen, Glück wünschen. Solche Ergebnisse hätten sonst zu weiterer Thätigkeit anspornen sollen, und doch ließ man zehn Jahre verstreichen, ehe der Kanal von Dschumna in Stand gesetzt wurde, und noch zehn Jahre bedurfte es, um auf die Pläne eines ausgezeichneten Ingenieurs einzugehen, der den ganzen Vortheil einer künstlichen Bewässerung aus den bisher unbenutzten Gewässern des Ganges ins rechte Licht setzte. Allein der unglückliche Feldzug von Kabul, die Kriege in Pendschab lenkten die Aufmerksamkeit der Regierung von diesem großen Werke ab, das erst 1843 entschieden in die Hand genommen wurde, da der Direktorenhof, auf die eindringlichen Vorstellungen Lord Hardinge's, eine Beisteuer von einer Million Pfund Sterling zum Bau des Ganges-Kanals bewilligte. Dieses prachtvolle, jetzt fast vollendete Werk wird sich den ansehnlichsten Bewässerungs-Arbeiten der Welt anreihen, und die Wasserbaukunst wird hier mit Naturschwierigkeiten zu kämpfen haben, denen nur die neuere Wissenschaft sich gewachsen zeigt. Fast am Anfange des Kanals muß das Wasser quer durch das Bett des Solanaflusses geleitet werden. Der Aquädukt zu diesem Behufe besteht aus funfzehn Bogen, jeder von funfzig Fuß Spannung, so daß der Strom zum Abfluß seiner Gewässer einen Raum von siebenundvierfunfzig Fuß hat; ein Riesenbau, dessen Kosten sich aber dreißig Lak Rupien (nahe an zwei Millionen Thaler) belaufen. Von seinem Anfangspunkt, Hurdwan, bis zu seiner Verbindung mit dem Ganges bei Kampore, die Seitenäste mitingerechnet, hat der Gangeskanal eine Ausdehnung von 800 engl. Meilen.

Digitized by Google

Diese herrlichen Werke werden nun für immer eine Bevölkerung von mehr denn sechs Millionen Seelen vor dem Hungertode schützen. Wenn der Abfluß von einem Kubikfuß Wasser in der Sekunde hinreicht, eine Fläche von zweihundertachtzehn Morgen jährlich zu bewässern, so muß der Kanal, der 6750 Kubikfuß in der Sekunde abfließen läßt, im Stande sein, eine Strecke von 1,500,000 Morgen mit Wasser zu versehen.

Auch die Verbindungsstraßen zwischen den großen Hauptstädten Indiens sind schon weit vorgeschritten. Die Great-Trunk-Road, 1836 begonnen, führt jetzt den Reisenden auf makadamisirter Bahn von Kalkutta bis Kurnaul, eine Entfernung von 950 engl. Meilen. Die ganze Ausdehnung dieser Kunststraße kann etwa vierzehnhundert Meilen betragen; berechnet man nun die Kosten mit tausend Pfund Sterling auf die Meile, so vertritt die vollständige Linie ein Kapital von anderthalb Millionen Pfund Sterling. Eine Straße, die Kalkutta und Bombay verbinden soll, ist im Werke begriffen und schon von Bombay bis Ahmedunggur, 150 engl. Meilen, fertig. Eine zum Theil makadamisirte Straße vereinigt Bombay mit Agra. Die Kosten dieses Baues, der eine Länge von 734 engl. Meilen einnimmt, belaufen sich auf 243,676 Pfd. Sterl.

Allein wie groß auch die Wichtigkeit dieser gewöhnlichen Verbindungsstraßen sei, sie verschwindet vor den Eisenbahnen, die in den Präsidentschaften ihrer Ausführung entgegengehen.

Mannigfaltiges.

— Brun-Rollet's Forschungen des Nil. Ueber eine neue Expedition nach Central-Afrika berichtet Herr Dr. A. Petermann: „Auch den alten Vater Nil, die Wiege der Menschheit, will man bis in sein Innerstes ergründen und so die stereotype Redensart zu Schanden machen, die die Alten anzuwenden pflegten, wenn sie etwas ganz besonders Schwieriges bezeichnen wollten: „Caput Nili quaerere!" In Bezug auf die Quellen des Nils ist es spaßhaft zu bemerken, wie dessen Zuflüsse auf der rechten Seite, einer nach dem anderen, von unten hinauf, die Ehre hatten, als Haupt- und Quell-Strom angesehen zu werden. So kam es bald erst der Atbara oder heutige Taksasie, dann der Bahr el Azrek als solche galten, während man heutzutage den Bahr el Abiad allgemein dafür hält. Nun erhält aber dieser letztgenannte Fluß unter 9° 10′ nördl. Br. einen Zufluß auf der linken Seite, welcher auch ein mächtiger Strom sein soll, von dem man aber fast gar nichts mit Gewißheit weiß, außer daß sich sein Flußgebiet weit nach Nordwesten, Westen und Südwesten bis nach Wadai, Bagoimi und Adamawa hin erstreckt. Als Dr. Barth in dem letztgenannten Lande sich aufhielt, empfing er Kunde von einem Fluß, Nda genannt, der in ungefähr 7° nördl. Br. und 20° östl. L. von Paris östlich floß; dieser gehört unstreitig zu dem besagten Strome und bildet einen südwestlichen Zufluß. Der Strom selbst heißt Bahr el Ghasal oder Mißelad, ist aber auch oft unter dem Namen Keilak und unzähligen anderen bekannt worden, und fließt in den See No, der in der angegebenen Breite von 9° 10′ nördl. Br. mit dem Bahr el Abiadin in Verbindung steht. Westlich vom See No ist noch nie ein Europäer gekommen, während von der entgegengesetzten Seite, vom Tsad-See aus, die von Barth erreichte Hauptstadt von Bagirmi, Masena, der östlichste Punkt ist, den je ein Europäer erreicht hat. Zwischen Bagirmi aber und dem See No ist eine Entfernung von mindestens zweihundert deutschen Meilen, in welchem Raum die Wasserscheide des Nil-Gebiets und des Tsad-Sees und Howara oder Niger liegt. Schon aus diesem Grunde ist die erwähnte Region von einem sehr großen geographischen Interesse. Dazu kömmt aber, daß sie reiche, fruchtbare, starkbevölkerte Länder enthält und auch zufolge ihrer Naturprodukte ein wichtiges Feld für Handelsbeziehungen werden kann; unter anderen ist sie ungemein reich an Elfenbein, wie denn überhaupt von dem Bahr el Abiad aus gegenwärtig etwa achtzehnhundert Zentner von diesem kostbaren Stoff exportirt werden. — Auf diese interessanten Länder nun ist die neue Expedition gerichtet, und zwar ist dieselbe ausgerüstet von und unter der Leitung des Herrn Brun-Rollet, eines Sardiniers, der bereits dreiundzwanzig Jahre in Khartum, am oberen Nil, gelebt hat, von hier aus auf mehreren Erforschungsreisen den Bahr el Abiad bis zum 5° nördl. Br. befahren hat und mit jenen Ländern, ihrer Naturbeschaffenheit, Einwohnern ꝛc. vollkommen vertraut ist. Seine Expedition wird aus sechs Booten und etwa sechzig Mann bestehen, alle wohlbewaffnet. Sein Ziel, welches er von Bahr el Abiad zu erreichen sich gesteckt hat, ist Waday, jenes große, eigenthümliche Land östlich vom Tsad-See, das einen so interessanten Nationalitäten-Komplex bildet, und das noch nie ein Europäer hat erreichen können. Herr Brun-Rollet ist von sehr starkem Körperbau, an das Klima der tropischen Nilländer gewöhnt, wissenschaftlich gebildet, einsichtig, und hat sich für diese Reise wissenschaftlich tüchtig ausgerüstet und vorbereitet, so daß wir mit Recht interessante und wichtige Resultate erwarten können. Er steht in diesem Augenblick im Begriff, nach dem Felde seiner Thätigkeit abzureisen, und wird uns von dort aus über den Fortschritt seines Unternehmens Berichte erstatten, die wir immer sofort dem Publikum mittheilen werden."

— Frolow, der russische Uebersetzer des „Kosmos". Das in Moskau erscheinende Bulletin der Naturwissenschaften (Бюллетень Естественныхъ Наукъ) enthält folgende Notiz: „Der talentvolle Uebersetzer und Kommentator des „Kosmos", ein eifriger Diener der Wissenschaft Humboldt's und Ritter's, ist gestorben und hat mehr als Eine von den Freunden der Naturkunde in Rußland auf ihn gesetzte Hoffnung mit in das Grab genommen. Nikolai Grigorjewitsch Frolow wurde im Jahre 1812 geboren. Sein Vater fiel in demselben Jahre als General-Major in der Schlacht von Polozk. Der junge Nikolai erhielt seine Erziehung im Pagencorps, aus welchem er 1830 als Jüngerich in das Semenowsche Garde-Regiment trat. Nachdem er fünf Jahre im Militairdienste zugebracht, veranlaßte ihn der Wunsch, sich weiter auszubilden, den Abschied zu nehmen. Er studirte ein Jahr in Dorpat und reiste dann ins Ausland, wo er, von Wißbegierde angestachelt, mit Anstrengung arbeitete; doch konnte er sich lange Zeit nicht für ein bestimmtes Fach entscheiden: er beschäftigte sich mit der Geschichte, der Philosophie und widmete sich zuletzt ausschließlich dem Studium der Erdkunde und der zu derselben gehörigen Zweige der Naturwissenschaften. Im Jahre 1847 kehrte er nach Rußland zurück, um seine Uebersetzung des „Kosmos" drucken zu lassen. Sein Lieblingsgedanke war, dem russischen Publikum die Resultate der Arbeiten Humboldt's, Ritter's und der anderen Gründer der wissenschaftlichen Erdbeschreibung zu übergeben. Zu diesem Zwecke unternahm er die Herausgabe des „Magazins für Erdkunde und Reisen," wovon bis jetzt drei Bände erschienen sind. Der Verstorbene hatte viele Materialien zur Fortsetzung dieser Publication gesammelt, bei der er weder Mühe, noch Kosten sparte, und noch auf seinem Sterbebette las er die ihm aus Moskau zugesandte Korrektur des dritten Bandes. Frolow starb am 15. (27.) Januar 1855 auf dem Landsitze seiner Gattin im Gouvernement Tschernigov."

— Ueber den Fleischzwieback, den Herr Justin Callamand bereitet und als ein sehr zweckmäßiges Nahrungsmittel für Armeen und Schiffsbemannungen empfiehlt, hat eine von der Akademie der Wissenschaften in Paris ernannte Kommission sehr gründliche und genaue Untersuchungen angestellt. In dem Berichte, welchen sie der Akademie abstattet, wird das Verfahren, welches sie bei der Bereitung des Fleischzwiebacks in den drei Phasen: der Gewinnung der Fleischbrühe, der Bereitung des Teiges und dem Backen der Zwiebacke, angewandt, so wie auch das Ergebniß der Untersuchungen und Analysen, welche sie angestellt, aufs genaueste dargestellt. Es haben diesem Berichte zufolge 49ᵏ,82 (49 Kilogrammes, 82 Grammes) Mehl, 22ᵏ,050 Rindfleisch (ohne Knochen), 10ᵏ,070 Gemüse, 0ᵏ,550 Gewürz und Zucker, 22ᵏ Wasser 54ᵏ,10 Kilofleischzwieback gegeben. Um den Einfluß zu bestimmen, welche die dem Mehl hinzugefügten Substanzen auf das Ergebniß ausgeübt hatten, hat die Kommission von dem bei der Bereitung des Fleischzwiebacks angewandten Mehl gewöhnlichen Schiffszwieback bereiten lassen. Hundert Kilogrammes Mehl haben achtundachtzig Kilogrammes Schiffszwieback gegeben, während, wie aus den obigen Angaben hervorgeht, hundert Kilogrammes Mehl (in Verbindung mit den anderen Substanzen) etwa hundertacht Kilogrammes Fleischzwieback gegeben haben. Ein zerriebener Fleischzwieback, im Gewicht von fünfundzwanzig Grammes, sunfzehn bis zwanzig Minuten lang in zwei Litres Wasser gekocht, giebt ein nahrhaftes, ziemlich angenehmes Getränk — ähnlich der Suppe, die von gewöhnlichem, in fette Fleischbrühe getauchtem Zwieback bereitet wird. In Bezug auf den Gehalt an Nahrungsstoff hält die Kommission es für fraglich, ob der Fleischzwieback das völlige Aequivalent des Mehls und des Fleisches sei, welches er enthält. Sie ist geneigt, zu glauben, daß das Rindfleisch durch das sechsstündige Kochen im Wasser und durch das Rösten im Backofen einen Theil seiner Kraft verliere; sie bezweifelt, daß es noch so nahrhaft sei, wie es als gekochtes oder gebratenes Fleisch sein würde. Am Schlusse ihres Berichtes erkennt die Kommission an, daß Herr Callamand den Zweck, den er gehabt, den Zwieback nahrhafter zu machen, erreicht habe und für seine Mittheilung den Dank der Akademie verdiene.

Berichtigung. In Nr. 67, S. 266, 2 Sp., 3. 3 v. u., lies: Gebirgsschaft, statt „Gebirgschef," und S. 267, 2. Sp., 3. 1 v. u., lies: Städten, statt „Natur."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expedteur Kramarz, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 69. Berlin, Sonnabend den 9. Juni 1855.

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Il Palmaverde, der sardinische Staatskalender. — Die städtische Verwaltung von Turin. — Ayala's Militair-Wörterbuch. — Bianchi-Giovini's publicistische Thätigkeit. — Naturgeschichtlicher Unterricht in Sardinien. — Die Kunst, italiänische Verse zu machen. — Fava's Kleines Conversations-Lexikon. — Der Verfasser des Werkes „von der Nachfolge Christi".

Die sogenannten Staatskalender liefern zwar gewöhnlich keine reiche literarische Ausbeute, doch dürfte der sardinische „Palmaverde" zu einigen Bemerkungen Stoff darbieten, um so mehr da das Jahr 1855 bereits den 133sten Jahrgang desselben unter dem Titel „Die grüne Palme" bringt. Den Anfang macht die Aufzählung der an jedem Tage des Jahres stattfindenden Kirchenfeste, besonders mit Beziehung auf die Hauptstadt Turin. Am ersten Tage des Jahres werden Ueberreste von der Wiege Christi ausgestellt, und in dem Laufe des ersten Monats des Jahres finden fünf solche Ausstellungen von verschiedenen Reliquien zur Verehrung der Gläubigen statt, von denen der heilige Valfré erst 1710 zu Turin verstorben ist. Auf diese Weise geht es das ganze Jahr fort, so daß man in der Regel jede Woche Gelegenheit hat, zu einem oder dem anderen Heiligen zu beten, von dem mehr oder weniger Ueberreste vorhanden sind; von dem heiligen Faustinus wird unter Anderem noch der ganze Körper vorgezeigt. Auch sind die Tage angegeben, an denen Ablaß von allen Sünden ertheilt wird. Selbst die Hausthiere sind nicht vergessen; am 17. Januar, am Feste des heiligen Antonius, werden die Pferde eingesegnet. — Auf die Feste der Heiligen folgt im Staatskalender das königliche Haus, mit dem Grafen Humbert im Jahre 1003 anfangend, welcher ein Urenkel Berengar's II. war, der im Jahre 950 zum Könige von Italien gekrönt worden. Diese Dynastie ist daher 849 bereits im Besitz von Savoyen, und von den bisher verstorbenen Regenten hat jeder im Durchschnitte 22 Jahre 2 Monate und 24 Tage regiert. Bei den fremden Souveränen ist unter „Frankreich" außer dem Kaiser und seiner Gemahlin nur der ehemalige König Jérome von Westfalen mit seinen beiden Kindern, die gesammte Familie Bourbon aber unter „Spanien" angeführt. Auf die ziemlich umständliche Beschreibung der neunundvierzig Kirchen in Turin folgen die Kardinäle, und auf diese die große Zahl der Erzbischöfe und Bischöfe des Landes, als Kirchenfürsten, unter denen der Bischof von Asti noch als „Fürst des heiligen Römischen Reiches" erscheint. Diese Reliquie des in Deutschland untergegangenen Kaiserreiches muß hier bei einem Kapuziner, zu welchem Orden der Ritter Modesto Contretto gehört, um so mehr auffallen, da der Bischof von Asti, Monsignor Attico, zwar auch Fürst, aber nicht des heiligen römischen Reiches ist. Zahllos sind die Canonici und Aebte. Auf diese erst folgt der Senat, die erste Kammer des Parlaments, deren Präsident, der sardinische Rechtsgelehrte Mano, zugleich Präsident des Appellationsgerichts zu Turin ist. Welche hohe Stellung die Richter in diesem Lande einnehmen, kann man daraus schließen, daß alle Präsidenten der Appellationsgerichte mit dem Prädikat „Excellenz" genannt sind, während die Minister und General-Lieutenants mit diesem Prädikate nicht angeführt werden. Die Zahl der Senatoren ist hundertundvier, die der Mitglieder der Deputirtenkammer zweihundertundvier. Es ist bei beiden Kammern zu bemerken, daß die Mitglieder weder Reisekosten, noch Tagegelder erhalten. Alle haben so viel Vaterlandsliebe, daß sie ihre Geschäfte und ihre Familie verlassen und Monate lang in der Hauptstadt auf ihre Kosten leben. Turin und Genua senden jedes sieben, Cagliari fünf Abgeordnete.

Die städtische Verwaltung, welche ganz der Gemeinde überlassen ist, giebt ebenfalls ein erfreuliches Bild des herrschenden Gemeinsinnes. Der Syndicus oder Ober-Bürgermeister von Turin, die Vice-Syndici und die Magistratsmitglieder (delegati) beziehen keine Gehalte, sind aber aus allen Klassen der Gesellschaft gewählt. Dasselbe ist auch bei den Gemeinderäthen (Stadtverordneten) der Fall. Unter Letzteren findet man die Grafen Sclopis, Gallino, Ceppi, Pallone, die Marchesi Solaro, Alfieri u. A. m., die Professoren Boruffi und Ruiz, die Geistlichen Barisco u. A., sogar auch den Minister Cibrario, den Buchhändler Pomba, den Präsidenten Sicardi u. s. w. Kurz, Jeder findet hier Freude daran, für das öffentliche Beste thätig zu sein. Dagegen sind für das Detail hinreichende Beamte angestellt. Die erste Abtheilung derselben ist für die allgemeine Korrespondenz, das Personal, das Archiv und die Bibliothek bestimmt; die zweite für die Versammlungen des Gemeinderaths, für die Kirchen-, Schul- und Wohlthätigkeits-Anstalten; die dritte für die Civilstands-Register, die Militair-Aushebung und die Nationalgarde; eine vierte für die städtische Polizei, wozu Beleuchtung, Marktpolizei, Taxen, die Straßen-, Feuer- und Gewerbe-Ordnung, die Anstellung von Führungszeugnissen und das Postwesen gehören; die fünfte Abtheilung umfaßt den Stadthaushalt, das Budget und das Kassenwesen. Die höheren Verwaltungsbehörden mischen sich nur ein, wenn Beschwerden vorkommen, was eigentlich selten vorfällt, da die allgemeine Theilnahme für Abhülfe sorgt. Eine besondere Abtheilung besorgt das Kataster und die Grundsteuer-Angelegenheit. Seit der neuen Ordnung der Dinge wird dem Schulwesen große Aufmerksamkeit geschenkt, und es sind eine Menge neuer, besonders Mädchenschulen entstanden, woran es früher fehlte. Auch das Unterrichtswesen der Israeliten ist wohlbedacht, indem für die Verwaltung der dazu angekauften Vermächtnisse eine Kommission unter dem Ober-Rabbiner Lelio Cantour niedergesetzt ist; seit dem Jahre 1848 ist auch in der jüdischen Gemeinde für Mädchenschulen gesorgt worden.

Der gelehrte neapolitanische Artillerie-Offizier Mariano Ayala, welchen der Großherzog von Toskana im Jahre 1848 zum Kriegsminister ernannte und der jetzt in Turin lebt, fährt fort, die Militair-Literatur zu bereichern, indem er ein Wörterbuch des Militairwesens herausgegeben hat.*)

Die Angelegenheiten des jetzigen Krieges im Orient beschäftigen die cisalpinischen Publizisten nicht minder, als dies jenseits der Alpen der Fall ist. Von den italiänischen Publizisten dürfte aber vorzüglich Herr Bianchi-Giovini zu nennen sein, welcher die seit ein paar Jahren in Turin herauskommende politische Zeitung L'Unione mit vielem Beifall redigirt. Seine Leistarkeit beschäftigen sich nicht, wie das sonst so gewöhnlich ist, mit bloßer Konjektural-Politik, sondern es sind wahrhaft gründliche gelehrte Abhandlungen, und darf man nur auf seine Beleuchtung der in dem Königreiche Sardinien sehr ernstlich zur Sprache gekommenen Frage „über die Verwaltung der Kirchengüter" hinweisen, so wie auf seine geschichtlichen Ausführungen über die Lehre von der unbefleckten Empfängniß. Man muß erstaunen über die gründliche Nachweisung aller früheren Erklärungen der Kirchenväter, Päpste und Gottesgelehrten in Bezug auf diesen Gegenstand. Freilich hat sich der Verfasser durch Aufstellung der historischen Verhältnisse eben keine Freunde bei der Geistlichkeit gemacht; allein die klerikalen Blätter haben nicht einmal den Versuch gewagt, seine gründlichen Auseinandersetzungen zu widerlegen. Bianchi-Giovini ist der Verfasser der bekannten Lebensbeschreibung des venetianischen Servitenmönchs Sarpi und einer „Geschichte der Päpste". Seine neueste Arbeit ist das „Geheime Portefeuille in Betreff der Verhandlungen über die Türkei",**) welches mit einer russischen Note von 1844 beginnt und mit wichtigen Bemerkungen von dem Herausgeber begleitet ist.

Zur Erläuterung der Naturgeschichte für die Elementar-Schulen des Königreichs Sardinien sind sehr lehrreiche Uebersichts-Tafeln unter der Aufsicht der oberen Unterrichtsbehörde herausgegeben worden,***) um welche sich besonders Herr De Filippi sehr verdient gemacht hat. Auf sinfzehn großen Blättern, von denen jedes sechs Tafeln enthält, sind alle Thierre nach den verschiedenen Klassen geordnet, in welche sie die Naturforscher eingetheilt haben, anfangend von dem Orang-Utang bis herunter zu den Mollusken und dem Korallenthiere. Der Botanik

*) Dizionario delle voci guaste o nuove e più de' francesismi introdotti nelle lingue militari d'Italia, di Mariano d'Ayala. Torino, 1854.

**) Portafoglio segreto, concernente la Turchia, con note di A. Bianchi-Giovini. Torino.

***) Gran quadro illustrativo di storia naturale per li scuole elementari dei stati Sardi. Torino, 1854. Edit. Massi e Salvi.

Digitized by Google

und Geologie sind nur zwei Tafeln gewidmet; dennoch zeichnet sich das Werk durch große Genauigkeit und Klarheit der Darstellung aus, und die dazwischen gedruckte Beschreibung ist dem Zwecke entsprechend. Ueberhaupt muß man der sardinischen Regierung in Ansehung des Schulwesens alle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Italien, das Land der Dichtkunst, hat jetzt einen neuen Meister gefunden, welcher glaubt, die Poesie handwerksmäßig lehren zu können, wenn man auch nicht zum Dichter geboren ist. Gleichwohl verlangt er, daß der Dichter nur Erfundenes, nicht Thatsachen, besingen soll. Darum stellt er den Ariost über Dante, weil sich der Erstere mehr an die Erfindung, der Letztere mehr an die Thatsachen gehalten hat. Diese Ansicht wird von Herrn Angiolo Caterini in seiner „Kunst, italiänische Verse zu dichten", entwickelt.*) Dieses Buch ist nicht für Dichter von Beruf geschrieben, sondern für die, welche es werden wollen. Am meisten muß darin auffallen, daß der Verfasser behauptet, die Nachahmung des Wahren führe zur Prosa.

Ein sehr nützliches Buch, welches den Zweck hat, für einen gewissen Kreis des Wissens die auch in Italien sehr verbreiteten Encyklopädieen zu ersetzen, ist das von Fava herausgegebene historisch-geographisch-mythologische Wörterbuch.**) Dasselbe ist zwar hauptsächlich eine Nachahmung des französischen Wörterbuches von Bouillé, aber es enthält so viele auf Italien und italiänische Verhältnisse besondere sich beziehende Artikel, daß man es nicht für eine bloße Uebertragung erklären kann. Jedenfalls hat Herr Fava durch diese Arbeit einem für die Gebildeten nothwendigen Bedürfnisse abgeholfen, da nicht Jeder im Stande war, sich die größeren Encyklopädieen anzuschaffen.

Eines der am meisten im christlichen Europa verbreiteten Bücher ist unstreitig das von der „Nachfolge Christi", welches man gewöhnlich dem Mönche Thomas a Kempis zu Köln zuschreibt, weil sein Name mit der Jahreszahl 1439 unter einer Handschrift dieses Werkes steht. In neuerer Zeit nahm man an, daß der Verfasser der „Nachfolge Christi" der französische Kanzler Gerson sei, welcher sich auf den Konzilien zu Pisa und Kostnitz auszeichnete; auch nennt die Editio princeps von 1470 bis 1480 den Verfasser Giovanni de Gersenis, und die Augsburger Ausgabe von 1487 Gersenius. Im Jahre 1604 fand sich jedoch zu Ancona eine Handschrift dieses Werkes aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, mit der Unterschrift Abbatis Ioannis Gessen, während eine andere Handschrift den Verfasser Joannes de Canabaco nennt. Endlich hat sich in neuester Zeit ergeben, daß eine Handschrift dieses Werkes schon 1349 der Familie Avogadro (de Advocatis) in Vercelli gehört hatte. Ritter de Gregori hat nachgewiesen, daß ein Benediktiner-Mönch, Johann Gersenius, in dem Kloster San Stefano zu Vercelli, im dreizehnten Jahrhundert, der Verfasser dieses berühmten Buches war, und hat die Handschrift desselben, welche er in Paris fand, daselbst 1830 drucken lassen. Jetzt hat Dr. Torri eine alte italiänische Uebersetzung dieses Werkes in Florenz herausgegeben.***)

J. F. Neigebaur.

*) L'arte di componere versi italiani senz' essere poeti, con un breve discorso sulla poesia, di Augiolo Caterini. - Prato, 1854.

**) Dizionario universale Storico-Mitologico-Geografico, compilato da una società d'uomini di lettere, per cura del dottore Angelo Fava. Torino, 1855.

***) Della imitazione di Christo, di Giovanni Gersenio, Abate &c. in Vercelli, dall' anne 1220—1240. Anonima traduzione antica, prima edizione nel vero testo con illustrazioni, per cura del dott. Alessandro Torri Veronese. Firenze, Le Monnier, 1855.

Frankreich.

Die Pariser Arbeiterinnen.

(Schluß.)

Es giebt kaum ein Handwerk, bei welchem in Paris nicht Frauenhände beschäftigt wären; sie werden jedoch am meisten für solche Handwerke verwendet, bei denen Nadel und Scheere die Hauptwerkzeuge bilden und die viel Geschmack, Nettigkeit und besonders Geduld voraussetzen. Schneider, Schuster, Hut- und Mützenmacher können in Paris der Frauenhände nicht entbehren. In der Pariser Schusterei allein sind, der Statistik der Pariser Industrie zufolge, an zwölftausend Arbeiterinnen beschäftigt, die nach gewissen, ihnen zugetheilten Arbeiten genannt werden. Diejenigen z. B., welche das feine Steppwerk an glanzledernen Halbstiefeln machen, heißen: „piqueuses de bottines"; dann giebt es einige Tausend bordeuses de souliers, die Jahr aus, Jahr ein, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, Schuhe einfassen. Auch die Zahl der Joigneuses beläuft sich auf mehrere Tausend. Eine Joigneuse, d. h. die Arbeiterin, welche die einzelnen Lederstücke zusammennäht, was eine sehr harte, sehr anstrengende Arbeit ist, gewinnt im äußerst günstigen Falle, wenn sie nämlich viel Kraft und Gewandheit besitzt, funfzig Sous täglich; im Durchschnitt aber nicht mehr als dreißig Sous. Man muß, wenn man von dem Lohn der Pariser arbeitenden Klasse spricht, nicht die Chômage vergessen, die Epoche nämlich, wo für die meisten Gewerbe ein völliger Stillstand von mehreren Monaten eintritt. So wie z. B. die Maurerei während der strengen Winterzeit völlig ruht und die Maurergesellen unbeschäftigt sind, so hat in Paris fast jedes andere Handwerk, das nur einigermaßen im Großen betrieben wird, seine todten Monate. In den Schusterwerkstätten, die für den Export arbeiten, beträgt die Chômage fünf Monate; in den Schusterwerkstätten, in welchen für Knabschaft gearbeitet wird, beträgt sie vier Monate. Das ist eine traurige Zeit für die armen Arbeiterinnen, die doch von der Hand zum Munde leben.

Die Arbeiterinnen, deren wir eben erwähnt, besitzen natürlich eine große Geschicklichkeit, wovon sich Jeder leicht überzeugen kann, der die Nähe und das Steppwerk an einem eleganten Pariser Glanzlederschuh oder Halbstiefel betrachtet. Der Lohn dieser Arbeiterinnen, so gering er auch sein mag, ist doch verhältnißmäßig bedeutend, wenn man denselben mit dem Lohn derjenigen Arbeiterinnen vergleicht, deren Fähigkeit für die Luxusarbeit nicht ausreicht und die daher für rohe Schusterarbeiten verwendet werden. Eine solche Arbeiterin gewinnt höchstens zwölf bis funfzehn Sous täglich.

Manche Arbeiten sind außer der Anstrengung, die sie voraussetzen, auch noch gerabezu der Gesundheit sehr nachtheilig. So giebt es z. B. unter den bei der Pariser Hutfabrikation beschäftigten Arbeiterinnen solche, welche die Hasen- oder Kastorhaare gleichmäßig schneiden oder haare mit den Fingern auftupfen müssen, um so die Filzung vorzubereiten. Da nun die Haare früher mit einer Auflösung von salpetersaurem Quecksilber und mit Arsenik behandelt worden, so ziehen sich diese Arbeiterinnen verschiedene sehr schlimme Krankheiten zu. Eine Ouvrière, die in solchen Fabriken die eben erwähnten Arbeiten verrichtet, verliert nach einigen Jahren Haare und Zähne; zieht sich heftige Hals- und Kopfschmerzen zu und stirbt gewöhnlich in der Blüthe der Jahre.

Diese bedauernswerthen Frauenzimmer verdienen dreißig Sous täglich und zwar nur während sieben oder höchstens acht Monate des Jahres.

Die Zahl der Arbeiterinnen, die im Nähen von Weißzeug ihren Erwerb suchen, übersteigt sechzehntausend. Sie theilen sich in verschiedene Fächer. Einige nähen die Brust-Einsätze für Mannshemden; Andere machen blos Manschetten; wiederum Andere verfertigen ganze Hemden von roher Qualität. Das Loos dieser Arbeiterinnen ist höchst traurig; denn bei aller Geschicklichkeit und bei täglicher sechzehnstündiger Arbeit gewinnen sie im allergünstigsten Falle dreißig Sous den Tag, was kaum zwei Sous für eine Stunde des sorgfältigsten Arbeitens beträgt. Dabei darf man nicht vergessen, daß diese Arbeiterinnen sich die Arbeit nachhause holen müssen, was einen sehr bedeutenden Zeitverlust verursacht, und daß sie drei Monate im Jahre unbeschäftigt sind.

Wie wenig diese Ouvrieres gewinnen, kann man leicht sehen, wenn man erfährt, daß sie für die Anfertigung eines sehr sorgfältig gearbeiteten Mannshemdes fünfundzwanzig Sous erhalten; für ein einfaches funfzehn Sous, für ein ordinäres zwölf Sous und für ein Arbeiterhemde acht Sous. An einem Hemde, dessen Anfertigung der Näherin fünfundzwanzig Sous einträgt, hat dieselbe drittehalb Tage zu arbeiten; sie gewinnt also auf diese Weise nur zehn Sous den Tag. Da diese Näherinnen sich Nadel und Zwirn auf eigene Kosten verschaffen müssen, so erleidet der ohnehin spottgeringe Ertrag dieser Arbeit noch eine bedeutende Schmälerung. Das Nähen feiner Wäsche ist sehr anstrengend und der Gesundheit höchst nachtheilig. Das anhaltende Sitzen verursacht Brustschmerzen, Beklemmungen, Kongestionen nach dem Kopfe und verdirbt die Augen. Daher entschließt sich ein Frauenzimmer nur im höchsten Nothfalle, nur wenn gar kein anderer Ausweg mehr vorhanden, derartigen Arbeiten sich zuzuwenden. Und dennoch ist die Zahl dieser Arbeiterinnen, wie wir gesehen, sehr bedeutend; man kann daher schließen, wie allgemalig die Noth in Paris ist. Unter diesen Arbeiterinnen findet man siebzigjährige Frauen, deren täglicher Erwerb nicht vier Sous (1½ Sgr.) übersteigt!

Ich könnte eine unendliche Reihe der verschiedensten Industriezweige anführen, bei denen Frauenhände die Hauptarbeit verrichten. Ich könnte z. B. die Modistinnen, die Verfertigerinnen künstlicher Blumen, die Wappenstickerinnen, die Spitzenklöpplerinnen, die Shawlweberinnen u. s. w. erwähnen, wenn ich nicht befürchtete, die Geduld des Lesers zu erschöpfen. Man würde indessen sehr irren, wenn man glaubte, daß die Pariser Ouvrière nur weibliche Arbeiten verrichtet. Frauen sind es oft, die am Webstuhle arbeiten; Frauen sind es, welche die verschiedensten Schreiner-Arbeiten fertigen, und Frauen sind es, die den Marmor für die Stand-Uhren polieren. Die letztere wähnte Arbeit erfordert eine beträchtliche Körperkraft und wurde früher ausschließlich von Männern verrichtet. Da aber Frauen billiger arbeiten, so machen sie den Männern eine unabewindliche Konkurrenz; sie richten sich aber bei dieser Arbeit, die, im allergünstigsten Falle, täglich zwei Francs (16 Sgr.) einbringt, schnell zugrunde.

Digitized by Google

Aus allem bisher Gesagten folgt, daß der Lohn der Pariser Arbeiterin in gar keinem Verhältnisse zur Arbeit steht, daß dieser Lohn durchschnittlich nur zehn Sous (4 Sgr.) den Tag beträgt, und daß man mit zehn Sous den Tag in Paris nicht leben kann. Da nun die Zahl der Arbeiterinnen den dritten Theil der weiblichen Pariser Bevölkerung bildet, so ergiebt sich der entsetzlich logische Schluß, daß der dritte Theil der Pariser Frauen im Elend schmachtet.

Ist die Ouvriere jung und unverheiratet, so hat sie, wie oben erwähnt, nur die Wahl, entweder bei der Unzucht und in der Noth zu beharren, oder durch Prostitution sich Erleichterung ihres harten Looses zu verschaffen, d. h. in ein noch größeres Elend zu stürzen.

Wer aber mag den ersten Stein auf die Unglücklichen werfen, die, ohne Erziehung, ohne Bildung, oft ohne Verwandten und Freunde, jahrelang unausgesetzt in Noth und Kummer schaffen, während sie überall Glanz, Pracht und Herrlichkeit erblicken und die Verführung ihnen die rosigsten Pfade zeigt und die heiterste Zukunft verspricht? Sie können in Paris kaum einen Schritt thun, ohne sich auf dem Scheidewege des Herkules zu befinden; es gehört aber mehr als die Kraft eines Halbgottes dazu, um unter solchen Umständen auf dem tugendhaften, dornenvollen Pfade zu beharren. Ich bin weit davon entfernt, das Laster zu entschuldigen, unter welcher Gestalt es sich auch immer zeigen mag; aber wer die Lage der Unglücklichen kennt, wird sie gewiß nicht so leicht verdammen.

Es ist indessen nicht immer die Aussicht auf Glanz, Wohlleben oder eine erträgliche Stellung, die diese Mädchen ins Verderben zieht; es ist vielmehr in den meisten Fällen Leichtgläubigkeit und Mangel an Erfahrung. Die armen Geschöpfe haben das Bedürfniß der Anlehnung, des Schutzes; sie fühlen sich vereinsamt und verlassen; sie schließen sich daher leicht einem Manne an, der ihre Unerfahrenheit benutzt und ohne Gewissenskrupel die Unglückliche später verläßt.

Das Mädchen, das in Paris sich von Handarbeit ernähret, ist in gar vieler Beziehung noch schlimmer daran, als das Mädchen, das in London von gleichem Erwerbe lebt. Das Londoner Arbeiterinnenmädchen hat nicht den leichtbeweglichen Geist, die lebhafte Einbildungskraft, den angeborenen Geschmack der Pariser Ouvriere. Diese leidet eher Hunger, als daß sie in schlechter Fußbekleidung oder in einem unsauberen Kleide sich auf die Straße begiebt, und um sich in anständigem Anzuge auf der Straße zeigen zu können, muß sie wirklich oft von ihrer ohnehin schon armseligen Nahrung noch ein Beträchtliches abzwacken. Die Pariser Ouvriere hält auf einen schönen Schuh, auf einen schneeweißen Strumpf, auf ein schneeweißes Häubchen. Die Londoner Arbeiterin befriedigt vor allen Dingen ihren gesunden englischen Appetit und zieht gar oft einen Trunk im public house einem sauberen Anzuge vor.

Ist die Ouvriere verheiratet, so ist sie wo möglich noch unglücklicher. Sie kann sich ihrer Kinder nicht annehmen; sie muß dieselben Anderen anvertrauen. Sie ist Mutter und hat keine Mutterfreuden, da sie fern von ihren Kindern lebt. Man muß ihr den Säugling in die Werkstätte tragen, damit sie ihn stille. Die Nothwendigkeit, Brod zu schaffen, treibt sie aus dem Hause. Sie kann ihren Kindern nur Brod, aber keine Erziehung geben und muß dieselben so früh wie möglich in die Fabriken thun, damit sie Geld verdienen. So wachsen diese Kinder gewöhnlich in derselben Unwissenheit auf, wie ihre Aeltern, um denn einst auch ihre Kinder in gleicher Unwissenheit aufwachsen zu lassen.

Die Kinder dieser Ouvrieres sind gleichsam als Waisenkinder zu betrachten.

Aus dem bisher Gesagten kann man sich hinlänglich die Unwissenheit in den unteren Pariser Volksklassen erklären. Die Unwissenheit erzeugt aller Art Laster, welche die Gesundheit eines Volkes untergraben. Wissen heißt sehen; Unwissenheit ist geistige Blindheit, das traurigste aller Gebrechen.

Alle französischen Publizisten und National-Oekonomen, wie Charles Dupin, Leon Faucher, A. Legoyt, Perßignier, Louis Blanc, Blanqui, Emil de Girardin u. m. A., haben sich mit dieser ernsten Frage aufs ernsteste beschäftigt. Alle wissen, wo das Uebel steckt, und haben es mit lebhaften Farben treu nach der Natur und ohne die allerzeringste Uebertreibung und Declamation geschildert. Wo aber ist das Mittel gegen dieses Uebel zu finden, gegen ein Uebel, das doch nach und nach die ganze Gesellschaft anfressen muß?

Das Mädchen armer Aeltern wird sich immer genöthigt sehen, von ihrer Hände Arbeit zu leben; mit der Zunahme der Bevölkerung wird auch die Zahl dieser Ouvrieres zunehmen; folglich wird die Konkurrenz sich steigern, folglich wird der Lohn der Arbeit wo möglich noch mehr heruntergedrückt werden und folglich das Laster noch mehr Opfer verschlingen. Mit welchen Waffen will man nun diese furchtbare Logik bekämpfen?

Dies ist eine Frage, die noch lange auf eine befriedigende Lösung warten wird.

K.

Der Provinzialist, Paris und der Pariser.

Ein seiner Satiriker und geistreicher Psycholog, Octave Feuillet, hat neuerdings einen frischen Zweig der etwas verdorrten Unterhaltungs-Literatur kultivirt, er zeichnet zierliche Genrebilder aus der Wirklichkeit und nennt sie Studien; sie streifen zuweilen leicht an die Karikatur, doch überspringen sie nie die feine Gränzlinie des Komischen, sondern lenken immer gutmüthig und graziös wieder ein, wenn man von ihrer Neckerei gerade das Schlimmste erwartet. Sie spannen und unterhalten mehr, als die abgebrauchten Novellenstoffe, und sind daher ein sehr begehrter Artikel der Pariser Journale, die ein unglaublich großes Bedürfniß nach Unterhaltung zu befriedigen haben, da fast sämmtliche politische Zeitungen ihren Raum unter dem Strich damit füllen müssen. Sogar die offizielle Reichszeitung, der Moniteur, verschmäht es nicht, ein Feuilleton mit den Erzeugnissen der neuesten Literatur auszustatten.*) Ihm entlehnen wir zur Probe eine Studie von Octave Feuillet unter dem Titel, der oben angegeben ist, jedoch haben wir uns einige Kürzungen erlaubt.

I. Der Provinzialist.

Umsonst schmeichelt sich der Provinzialist, daß er nicht mehr existire, er ist nur verblendet von dem Rauch seiner Eisenbahn und von der Ueberredungskunst seines Schneiders: der Provinzialist lebt, blüht, er ist unsterblich! Er sollte nur aufhören, sich mit großen Kosten in Bewegung zu setzen und seine Ausgaben nicht mehr durch die jährliche Reise nach Paris vermehren. Diese Bemühungen sind fruchtlos, der Ortswechsel ist unnütz — doch das ist zu wenig gesagt, er ist sogar gefährlich. Der Provinzialist sucht in der Berührung mit dem Pariser Heerd die fadelhafte Wiedergeburt des Phönix zu erlangen, aber er gewinnt dort nur — wir wollen wagen, ihn zu warnen, — er gewinnt nur ein wenig Firniß, dessen unglückliche Wirkung es ist, alle Fehler hervorzuheben, wie bei einem alten Familienbilde, das man unklugerweise restauriren ließ, während es früher unter dem Stande des häuslichen Heerdes sich ganz achtungsbietend ausnahm. Der Provinzialist, der frisch von Paris zurückkömmt, ist nicht gebessert, sondern nur aufgeputzt zum echten Provinzialisten; Paris, das alle Rechte und Titel bestätigt, hat ihn höflich in den seinigen festgestellt.

Es ist ein Schauspiel, das den Beobachter fesseln muß, wenn ein solcher Pilger aus Paris zu seinen Stammesgenossen zurückkehrt. Der Empfang ist nicht ohne eine Beimischung von Mißtrauen. Zurückhaltung und Kälte in Wort und Blick ermahnen ihn schicklich, die Ueberlegenheit, welche er unbestreitbar erlangt hat, mit Nachsicht und Vorsicht anzuwenden. Aber der Provinzialist achtet nicht auf diese stummen Drohungen, er hat nicht Lust, sich durch sie die Früchte seiner Reise verkümmern zu lassen. Er will nicht umsonst in vierzehn Tagen die Ersparnisse eines Jahres ausgegeben haben, nicht umsonst will er zwei schreckliche Wochen in dem Zimmer eines Hôtel garni gegähnt und alle seine theuren Bequemlichkeiten von zuhause vermißt haben. Er will den Traum erfüllt sehen, der ihm vom Augenblick der Abreise an zugewinkt hat: das Glück, vor den gebleideten Augen seiner Mitbürger die Strahlen seines mühsam errungenen Nimbus von Paris leuchten zu lassen!

Der Gott läßt sich also nicht anhalten in seiner Laufbahn; trotz der drohenden Wetterzeichen macht er sich möglichst breit mit seiner triumphirenden Stellung. Seine erste Sorge ist, seine Person mit alle den neuesten Erzeugnissen der Mode zu beladen, womit ein lustiger Schneider oder eine dreiste Putzmacherin ihn aufgeputzt haben. Sein zweiter Schritt besteht darin, den Namen dieser geschickten Kaufleute möglichst laut zu betonen und den genauen Preis von allen Einzelheiten seiner drolligen Verkleidung allen vier Winden anzuvertrauen.

Nichts ist so echt Parisisch (wenn man unter dieser Bezeichnung vollendete Anziehung und feinste Lebenskunst versteht) als dieses Auftreten des Provinzialisten. Die Folge wird ihn noch glänzender zeigen. Zum großen Erstaunen seiner Landsleute öffnet der glückliche Reisende nicht mehr den Mund, wenn er sprechen will, aber, freilich, er spricht auch gar nicht, er singt, er flüstert, er schnarrt und stößt mit der Spitze der Zunge an die zusammengepreßten Zähne, indem er den Mund ganz herzförmig zieht. Die gute Aussprache und Orthographie, welche er von seinen Vätern ererbte, schienen ihm völlig verloren gegangen zu sein. Er mißachtet den Werth der Sylben, er verlängert die kurzen und verkürzt die langen und entstellt seine edle Muttersprache so viel als möglich. Endlich sagt ihm eine gutmüthige Person: „Ich finde, daß Sie den Pariser Accent angenommen haben.“ Er lächelt — „wie, wahrhaftig? das habe ich gar nicht bemerkt, das ist ganz unwillkürlich“, antwortet er.

*) Nicht immer sind es die Erzeugnisse der neuesten Literatur, mit welchen der Moniteur die Spalten seines Feuilletons füllt. So brachte er im Februar u. März 1855 eine Uebersetzung des Dickensschen Romans „Martin Chuzzlewit“, der vor gerade elf Jahren (1844) eine Novität der englischen Literatur war. D. Red.

Wenn man ihn befragt, was Paris über die wichtigen Fragen der Gegenwart denkt, wird er ernsthaft, schüttelt den Kopf, spricht leise — Jedermann spitzt die Ohren. Der Redner erklärt sich feierlich über die Meinung von Paris. Es ist überflüssig, daß wir hinzufügen, wo er die Meinung von Paris erfahren hat, denn er ward darin von einem Friseur der Straße Vivienne unterrichtet, den er alljährlich aufzusuchen für seine Pflicht hält.

Kunst und Literatur, diese beiden wesentlichen Pfleglinge von Paris, geben dem Provinzialisten erwünschte Veranlassung, sich als echter Pariser zu zeigen, er erschöpft sich in Mittheilungen, um seinen vollendeten Geschmack und seine genaue Kenntniß zu beweisen. Seine Zuhörer staunen über die Raschheit seiner Auffassung, die ihm in vierzehn Tagen ganz Paris erschloß, die ihn die feinsten Schattirungen des geistigen Lebens und die wechselvollsten Ausdrücke des Idioms von Paris begreiflich machte. Er hat Alles gesehen, Alles verstanden, Alles mit seinem Adlerblick überflogen. Sogar die Geheimnisse der Coulissen sind ihm offenbar geworden; bei dem Namen einer gewissen Schauspielerin lächelt er so zweideutig, daß sogar die alten Frauen erröthen. Er sagt nicht Alles, was er weiß, aber er läßt merken, daß er viel weiß. Er läßt alle Gegenstände, welche die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen, vor seinem gewichtigen Urtheil sich beugen, er sagt über Alles die unerwartetsten und unbarmherzigsten Dinge. Die öffentlichen Banken, die Gemälde, die Theater und die Schauspieler bespricht er. Den angemaßten Ruhm vernichtet er mit einem Wort, und die Talente, welche er selbst entdeckt hat, hebt er bis in die Wolken. Es findet sich keine Lücke in seinem Wissen, kein Fehlgriff in seinen Aussprüchen, seit er in Paris war. Er schmückt seine Unterhaltung mit Redensarten, die er vom Pariser Straßenjungen oder von den Spaßmachern der Vaudeville-Theater oder von den Stammgästen einer Wirthstafel zweiten Ranges gelernt hat. Aus diesem Gemisch entsteht ein reizendes Sichgehenlassen, etwas Freies, Ungebundenes, das meisterweit nach dem italiänischen Boulevard riecht und auf eine köstliche Weise das Anstandsgefühl der Zuhörer beleidigt. Der Reisende vernachlässigt Nichts, um recht deutlich zu zeigen, daß er Zeit und Geld nützlich angewendet hat, daß er sich moralisch und physisch untergetaucht hat in die Quelle des guten Geschmacks, daß er den Parisern die tiefsten Geheimnisse ihrer überfeinerten Genußweit abgelauscht hat.

Aber mit wem redet er? Gewiß mit Provinzialisten, und doch ist er selbst der ärgste Provinzialist unter ihnen, denn sie lassen sich nicht von ihm imponiren. Sie bleiben kalt, argwöhnisch und spottlustig; selbst diejenigen, die ihrerseits ebenfalls in dieselben Irrthümer verfallen würden, belächeln sie bei einem Anderen. Kurz, Niemand wird von dieser Verwirrung von falschen Ansprüchen, lächerlichen Urtheilen, geschmacklosen Nachahmungen und dummstolzer Verachtung sich täuschen lassen. Der unglückliche Pilger wird nicht, wie er gehofft, der Stern und Löwe seines Städtchens, sondern der Popanz und Hanswurst desselben; Alles sieht vor seiner Prahlerei, seinen Freunden, seiner eigenen Familie wird er lästig, bis endlich die wohlthätige Zeit die Pariser Dünste aus seinem Gehirn verjagt, sein Eitelkeitsfieber abkühlt, den Glanz seiner neuen Kleider auslöscht und seine ehrliche Haut wieder in den Schooße der Wahrheit und Gewöhnlichkeit austauschen läßt. Wohl dem Provinzialisten, wenn er nur nicht im nächsten Jahre seine Reise nach Paris wieder antritt!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Maschinen zur Erzeugung von Hitze durch Reibung. In einer der letzten Sitzungen (14. Mai) der Pariser Akademie der Wissenschaften vernahm dieselbe einen Bericht über einen von den Herren Beaumont und Mayer erfundenen Apparat zur Erzeugung von Hitze (und demnächst auch von Wasserdämpfen) durch Reibung vermittelst einer bisher unbenutzten Kraft. Diese Maschine besteht in einem cylindrischen Kessel von sechs Fuß Länge und einem Fuß Durchmesser, welcher im Innern, seiner ganzen Länge nach, von einer mit demselben zusammengeschweißten kegelförmigen Röhre durchzogen wird, damit das Wasser, welches der Kessel enthält, die Röhre vollständig umgebe und die durch die Reibung eines innern Kegels erzeugte Hitze in sich aufnehme. Letztgedachter Kegel, von Holz, um eine eiserne Achse laufend, und zwar parallel mit der vorerwähnten kegelförmigen Röhre, ist mit einem Band von Hanf oder Heede, welches spiralförmig gewunden ist, ganz umwickelt. Eine große Schwierigkeit, die zu überwinden war, bestand darin, die zur Hitze-Erzeugung erforderliche gegenseitige Reibung zweier Körper zu bewirken, ohne daß diese dadurch merklich abgenutzt werden. Zwei Metalle, die man auf diese Weise an einander reiben wollte, würden sich gegenseitig abschleifen und zerstören. Ferner müssen die beiden Kegel, der hölzerne und die Metall-Röhre, stets einander berühren, was durch eine an den beiden Endpunkten der Achse angebrachte Vorrichtung bewirkt und regulirt wird. Ein solcher Kessel ist übrigens, wie jeder gewöhnliche Dampfkessel, mit allen dazu gehörenden Dingen, wie Sicherheitsventil, Schwimmer, Manometer ꝛc. und einem Schmier-Apparat, der das Schmieren von selbst besorgt, ausgestattet. — Der Berichterstatter ist der Ansicht, daß besonders in solchen Gegenden, wo, wie in den Vogesen und im Jura-Departement, viele Wasserkraft vorhanden, das Brennmaterial jedoch sehr theuer ist, Maschinen dieser Art mit außerordentlich günstigem Erfolge zur Benutzung von Hüttenwerken, die der Hitze bedürfen, welche sie auf diese Weise fast umsonst sich verschaffen können, anzuwenden sein werden.

— Der Viadukt von Ariccia.*) Unter den Bauwerken unserer Zeit ist vielleicht keines so merkwürdig, wie der Viadukt von Ariccia. Diejenigen, welche die Reise von Rom nach Neapel entlang der Apenninen gemacht, werden sich erinnern, daß zwischen der Stadt Albano und dem nahen Marktflecken Ariccia sich ein tiefer in dem vulkanischen Tuffstein ausgespülter Hohlweg findet, eine der pittoreskesten Stellen auf dem Abhange des Albaner Gebirges; die Poststraße war bei den Seiten dieser Schlucht sehr steil und sehr gefährlich. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man den Plan entworfen, über diese Schlucht einen kolossalen Viadukt zu bauen. Bald nach der Erwählung des gegenwärtigen Papstes wurde Bertolini, ein höchst talentvoller Ingenieur, einer von denen, welche, auf der während der französischen Herrschaft in Italien zu Modena gegründeten Schule hervorgegangen, so viele schöne Bauwerke in verschiedenen Gegenden der Halbinsel ausgeführt haben, damit beauftragt, den projektirten Viadukt zu bauen. Der Bau, welcher in sieben Jahren vollendet worden ist, hat eine bequeme, ebene Straße zwischen Albano und Ariccia hergestellt. Der Viadukt besteht aus drei über einander liegenden Reihen von Bogen; die untere Reihe zählt sechs, die mittlere zwölf, die obere achtzehn Bogen. Auf der oberen Reihe von Bogen ruht die große Poststraße, welche, die Wege für Fußgänger zu beiden Seiten mit eingriffen, eine Breite von 24 Fuß hat. Die Länge des Viadukts beträgt neunhundert Fuß, seine größte Höhe über dem Hohlwege etwas über 180 Fuß. Der Stein, aus welchem er gebaut ist, heißt Peperino**) und wird aus den benachbarten Steinbrüchen genommen, die auch eine vorzügliche Puzzolan-Erde zum Mörtel geliefert haben. Das gesammte Mauerwerk beläuft sich auf 118,240 Kubikmetres und kostet nur 728,000 Francs, d. i. der Kubikmetre kaum sieben Francs. Im Herbste des Jahres 1854 ist der Viadukt für den Verkehr eröffnet worden. Unter ähnlichen Bauwerken, mit denen der Viadukt verglichen werden kann, kenne ich nur den prächtigen die Gewässer der Durance über das Thal des Arc die Marseille leitenden Aquädukt, den der geschickte Ingenieur Herr von Montricher gebaut, und von dem vor kurzem Herr Rennie eine so interessante Beschreibung gegeben. Dieser Aquädukt, der den Viadukt von Ariccia an Höhe nur um zwanzig Metres und an Länge nur um einundachtzig Metres übertrifft und viel weniger massenhaft ist, da sein Mauerwerk nur 57,000 Kubikmetres enthält, hat mehr als das Fünffache gekostet (3,775,000 Francs). Daß der Bau des Viadukts von Ariccia wirklich vollendet worden ist, hat man der Freigebigkeit und dem Patriotismus des letzten weltlichen Ministers, der an den Berathungen des Vatikans Theil genommen, des verstorbenen Jacobini, zu verdanken. Als derselbe die römische Regierung außer Stande sah, die Kosten für den von ihm unternommenen Bau aufzubringen, steuerte er aus seinen eigenen Mitteln die nöthigen Summen bei.

*) Aus einem Briefe des Herrn Penttand in London an Elie de Beaumont in Paris.

**) Der Peperino ist ein in den Albaner Bergen sich findender vulkanischer Tuffstein, der „lapis albus“ der Alten, der zur Zeit der Republik und vor der Einführung des Travertins und des Marmors durch Augustus das gewöhnliche Material zu Kunstbauten und zu Monumenten war. Dieser Stein ist, wie er in den Steinbrüchen gefunden wird, leicht zu bearbeiten; an der Luft wird er hart und ist dann sehr dauerhaft, wie man es an Statuetten von diesem Material, die aus der Zeit der Republik herrühren, an Grabmälern, die man kürzlich auf der Apenninenstraße aufgefunden, an dem Sarkophage des Scipio Barbatus, an der in dem Grabmale der Scipionen aufgefundenen vermeintlichen Büste des Dichters Ennius u. s. w. sieht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 10, und beim Expedteur Neumann, Universitäts-Str. No. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 70. Berlin, Dienstag den 12. Juni 1855.

Frankreich.

Zur Erläuterung von Rousseau's Ansichten über die Erziehung.*)

Mögen die von Rousseau in seinem „Emile" niedergelegten Ansichten über die Erziehung noch so sehr unsere verneinende Kritik herausfordern, so werden wir doch in zwiefacher Beziehung dem „Emile" unsere unbedingte Anerkennung nicht versagen können.

Der Geist Rousseau's wohnt in der moralischen Welt, nicht aber in jener Welt, welche über der moralischen liegt, hat Herr Joubert in seinen „Pensées" gesagt. Und man muß Herrn Joubert Recht geben. In einer Zeit, wo die Moral der Welt ihren Schwerpunkt, den sie früher in den erhabenen Lehren der Religion gehabt, verloren hatte und dem Geist der Frivolität und der Zügellosigkeit preisgegeben war, hat Rousseau im „Emile" es versucht, dieser leichtfertigen und verdorbenen Welt eine erhabene und ernste Moral zu geben. Freilich kömmt diese ganz philosophische Moral, welche will, daß der Mensch seine Kraft nur in sich selbst finde, der christlichen Moral nicht gleich. In der Moral kömmt es nicht auf das Wissen, sondern auf das Können an, und wir können nur unter dem Beistande Gottes. Wir dürfen außerdem nicht vergessen, daß das achtzehnte Jahrhundert sich zur christlichen Moral nicht mehr bekannte und noch weniger nach ihr lebte; Rousseau konnte also seine Zeitgenossen nur auf dem Standpunkte der Moral der Welt fassen, um sie höher hinaufzuführen. Wer von der Moral der Welt aber vielmehr von jener Rücksichtslosigkeit in Beziehung auf jedes moralische Gesetz, welche das Wesen des weltlichen Geistes ausmacht, noch ganz und gar nicht berührt oder angestreift worden ist, ein solcher Auserwählter hat mit dem „Emile" Nichts zu schaffen; für einen solchen ist das Buch nicht geschrieben. Es ist nur für solche geschrieben, welche in dem, was sie denken und thun, sich nach den Regeln der Moral zu richten nicht mehr gewohnt sind. Es will den Gedanken zur Geltung bringen, daß der Mensch sich an eine Lebensregel zu halten, aber nicht blos Neigungen zu folgen habe.

Die Welt der Moral steht in innigster Verbindung mit der Welt der Religion; wer in jene eintritt, nähert sich auch dieser; wer zu glauben anfängt, daß es ein moralisches Gesetz giebt, kömmt bald auch dahin, zu glauben, daß es einen Gott giebt. Im „Emile" werden wir mittelst der Moral zur Religion geführt, nur daß Rousseau uns die Welt der Religion mehr nur zeigt, als daß er sie uns öffnet. Rousseau hat die Mitwelt dem schon zur Gewohnheit gewordenen Dahinleben im Unglauben entrissen; während die Philosophen seiner Zeit sich angelegen sein ließen, die Welt dahin zu bringen, daß sie sich schämte, zu glauben, gab Rousseau sich Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie sich schämte, nicht zu glauben. Alles glauben, welche Abgeschmacktheit! sagten jene; Nichts glauben, welche noch größere Abgeschmacktheit! rief Rousseau.

Wir haben hiermit den ersten Grund dargelegt, um dessen willen wir den „Emile" anerkennen und lieben müssen. Wir kommen nun zum zweiten Grunde.

Es ist ein großer Irrthum, zu meinen, daß die Erziehung mit der Jugend aufhöre; wir dürfen bis zum Ende des Lebens nicht aufhören, uns zu erziehen. Rousseau führt uns in seinem „Emile" nicht blos das Kind vor, wie es erzogen wird, sondern auch den jungen verheirateten Mann, wie er fortfährt, sich erziehen zu lassen. Rousseau wollte das Werk der Erziehung auch noch an dem im reiferen Alter stehenden Manne zeigen. Rousseau hat Recht, uns zu zeigen, wie die Erziehung das ganze Leben hindurch dauert; aber er hat Unrecht, indem er meint, daß ein eigener Erzieher uns das ganze Leben hindurch nöthig ist; die gute Erziehung bringt uns so weit, daß wir das, was wir unter einem Erzieher begonnen, später allein fortsetzen können.

Als Kinder werden wir erzogen und unterrichtet von unseren Aeltern und Lehrern, als junge Leute müssen wir selbst die Leiter unserer Erziehung sein; der Rath kann und viel helfen, der Zwang kann es nicht mehr. Die Schule des Lebens und der Welt in der Jünglingszeit gehörig zu benutzen, ist eine ernste und schwierige Aufgabe. Man muß dazu einen festen Willen haben und allen persönlichen Hochmuth fahren lassen; man muß vieles Bertrauen in Andere, fast gar keines in sich selbst setzen. Zu den Gefahren und Versuchungen, welche zu allen Zeiten die entflehende Freiheit des jungen Menschen bedrohen, kommen in unserer Zeit ein Uebel und eine Gefahr hinzu: die Unzuverlässigkeit und die Schlaffheit der menschlichen Bernunft. Zwei Dinge, die eng mit einander verbunden sind, fehlen uns heutzutage: die geistige Klarheit und die Freude; „lux orta est iusto, et recto corde laetitia." Wir befinden uns wie in einem dichten Nebel; wir stolpern, indem wir den Weg suchen, und dies macht uns traurig. Der echte Frohsinn, der aus der Klarheit der Gedanken und der Gefühle entspringt, ist in unseren Tagen selbst bei der Jugend selten zu finden. Es dürfte, besonders in unserer Zeit, gut sein, daß die jungen Leute früh einen Beruf erhalten. Wenn zu der Ungewißheit des Gewissens und der Bernunft der Müßiggang hinzukömmt, ist der ganze Mensch in Gefahr. Die Pflichten eines Berufs geben dem jungen Menschen einen Halt und eine Regel. Der Mensch ist in der Gesellschaft schlechter, als in seinem Beruf, im Salon schlechter, als in seinem Arbeitszimmer, weil er in seinem Beruf Regeln hat, die er kennt, und weil er in der Gesellschaft nur seinen Neigungen und Liebhabereien zu genügen hat. Die tüchtigsten Menschen sind diejenigen, welche in der Gesellschaft, so zu sagen, die Moral ihres Berufs fortsetzen, welche des Abends an das denken, was sie am folgenden Tage sein müssen.

Ist der junge Mann verheiratet und Familienvater geworden, so hat er nicht mehr blos mit der eigenen Erziehung zu thun, sondern er hat dann auch an der Erziehung seiner Frau und seiner Kinder zu arbeiten. In Bezug auf die Frau berufen wir uns auf die Weisheit des Alterthums. Im Oekonomikon des Xenophon führen Sokrates und Isomachus das folgende Zwiegespräch:

S. Hast Du, Isomachus, Deine Frau so weit gebracht, daß sie die Leitung des Hauswesens gut versteht?

I. Ja; aber nicht, ohne vorher den Göttern geopfert und von ihnen erfleht zu haben, daß sie in Bezug auf das, was zu unserem gemeinsamen Glück beitragen könnte, mir die Gabe, es gut zu lehren, und ihr die Gabe, es gut zu lernen, verliehen möchten.

S. Deine Frau opferte also mit Dir? sie verrinigte ihre Gebete mit den Deinigen?

I. Gewiß.

Man sieht: der griechischen Weisheit zufolge soll der Mann seine Frau erziehen; aber damit diese Erziehung eine gute sei, muß er sie mit Gebet beginnen. Die Pflichten, zu deren Erfüllung die Frau unter dem Beistande der Götter gelangt, sind die Pflichten einer Mutter und einer Hausdwirthin; denn Xenophon, der ein großer Feldherr und ein großer Staatsmann war, ist weit davon entfernt, die kleinen Sorgen des häuslichen Lebens für einer unwürdig zu halten. Er zählt alle die Sorgen auf, welche die Frau zu übernehmen hat in einem Haushalte des Alterthums, und zwar — wohl gemerkt! — nicht in einem kleinen Haushalt, sondern in einer Wirthschaft mit großem Vermögen, mit großen Ländereien, deren Erzeugnisse in dem Hause zusammengehäuft werden. Die Frau soll die Aufbewahrung und die Verwendung der Vorräthe überwachen; sie hat für den Unterhalt und die Gesundheit vieler Sklaven zu sorgen und dafür, daß die Sklavinnen fleißig spinnen; sie hat die Geräthschaften eines großen Hauses in Ordnung zu halten. Isomachus schließt seine Unterhaltung mit seiner Frau im Oekonomikon mit den schönen und beherzigenswerthen Worten: „Alles, was den Fähigkeiten, welche der Himmel an die beiden Geschlechter vertheilt hat, angemessen ist, ist ehrenwerth und schön. Es ist ehrenwerth für eine Frau, das Haus zu hüten und nicht viel anzugehen, während es dem Manne besser anstedt, den Geschäften außerhalb des Hauses obzuliegen. . . . Meine Frau, betrachte Dich als die Wahrerin der Hausgesetze, als die Königin Deines Hauses . . . ."

„Der süßeste Lohn wird für Dich der sein, daß Du, vollkommener geworden, als ich, in mir den geborsamsten Ehemann haben und mit den Jahren, in dem Maße, in welchem Du Dich als eine gute Wirth-

*) Nach einem von Saint Marc-Girardin verfaßten Artikel der Revue des deux Mondes.

Digitized by Google

schafterin, als eine sorgsame Hüterin der Unschuld unserer Kinder zeigen wirst, die Hochachtung des Hauses immer mehr zunehmen siehst."

Soll der Mann der Erzieher seiner Frau sein, so muß er sich selbst auch noch weiter erziehen. Den Vortheil haben wir von der Erziehung eines Andern, daß wir gleichzeitig das Werk der eigenen Erziehung fördern.

Nach der Erziehung der Frau kömmt die der Kinder, um deren willen wir nicht weniger auf uns selbst zu achten haben. Glücklich der Vater, der von dem Schrei seines Kindes in der Wiege nicht blos im Herzen, sondern auch im Gewissen berührt, d. h. daran erinnert wird, daß er dem Kinde gegenüber eine Pflicht habe, die Pflicht, seine Reinheit zu behüten, ihm den Weg ins Leben zu bahnen, die Steine, die seine Füße verletzen könnten, zu beseitigen! — Das Kind bringt die beiden Dinge, die heutzutage meist fehlen, in das Haus: die Gewissenhaftigkeit und den Gedanken der Verantwortlichkeit, und zwar in der gewinnendsten und angenehmsten Gestalt, in der Gestalt der Vaterliebe.

Wenn die Kinder erzogen sind und einen Beruf ergriffen haben, wenn sie sich verheirathen und selbst Familienväter werden, was bleibt dem Menschen da zu thun übrig? — Der Mensch scheint damit seine Aufgabe gelöst zu haben und könnte die Lust zum Leben verlieren, wenn er nicht die Zukunft seiner Kinder und die Zukunft seiner Seele vor Augen hätte. Der Vater hat in Bezug auf seine Söhne, die Männer geworden, nicht mehr eine unumschränkte Macht; aber er hat und soll haben die Autorität eines Rathgebers. Die Söhne gehorchen nicht mehr, aber sie verehren. Die guten, die glücklichen Familien sind diejenigen, in denen, wenn der Vater aufhört zu befehlen, die Kinder nicht aufhören gehorsam zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Der Provinzialist, Paris und der Pariser.

II. Paris.

Diese Studie wäre geradezu kindisch und unwürdig im Druck zu erscheinen, wenn sie keinen anderen Zweck hätte, als die Grimassen eines Dummkopfes zu beschreiben, wenn sie nicht wenigstens danach strebte, in den Mund dieser Lustspielfigur eine ernsthafte Moral zu legen. Der Provinzialist hat die Revolution überlebt, er wird auch die Eisenbahnen überdauern, aber er hat sich dennoch abgeschliffen. Es würde albern sein, noch jetzt, wie zur Zeit der Landkutschen, einen Unterschied zwischen dem Bewohner von Paris und der Provinz annehmen zu wollen. Die Verschiedenheit der Trachten und Sitten, welche unsere Väter so oft belustigt und betrübt hat, existirt nicht mehr. Das Geschlecht der Pourceaugnac (Molière's Lustspielfigur) ist erloschen. Gewiß, Paris ist mehr als jemals im Stande, die Gesetze des Luxus vorzuschreiben, denen sich die ganze Welt und Frankreich unterordnen, aber diese Gesetze werden so rasch, so regelmäßig und gleichförmig verbreitet, daß Jedermann sie befolgen kann, in welchem Winkel der Erde er auch wohnen möge.

Worin besteht also die Verkehrtheit des Provinzialisten von heute? Nur in der Verblendung, welche ihn vor dem strahlenden Antlitz von Paris ergreift. Paris ist ein Gestirn, wir geben es gern zu, auf das jeder Franzose stolz sein muß. Aber die gerechteste Bewunderung wird sich verirren, wenn sie knechtisch und blind ist. Der nationale Kultus der Provinz für Paris wird in der Uebertreibung nicht nur lächerlich, sondern auch gefährlich; diese Verliebe beschränkt sich nicht auf Kleinigkeiten, sie dehnt sich weiter aus, als man denkt. Sie wirkt in allen Klassen der Gesellschaft und erzeugt jene Blicke des Neides und des Verlangens, die sich so glühend auf Paris heften. An den Ufern der Seine kommen täglich Nachfolger Jason's an, die das goldene Vließ suchen, aber nie finden. Paris entzieht dem Lande so viele Herzen, Geister und Arbeitskräfte, die dort nützlich und glücklich sein würden, hier aber gefährlich und unglücklich sind.

Indessen gehören diese ernsten Betrachtungen nicht zu unserem Bereich, wir sind selbst zu eitel und zu weltlich, wir können nur zu unseres Gleichen reden. Ihnen sei es gesagt, daß die Bewunderung für Paris auf eine gesunde Beurtheilung zurückgeführt werden muß, und daß wir uns befleißen sollen, die guten und liebenswürdigen Seiten des Provinzlebens mehr anzuerkennen. Fern sei es von uns, den Zauber von Paris zu verkleinern, das wäre zu aller Zeit unfranzösisch, jetzt mehr als jemals. Paris ist nicht nur eine schöne und große Hauptstadt, Paris ist, nach dem Ausspruch eines berühmten und erlauchten Mannes, eine große That! Es ist nicht verantwortlich für die Anziehungskraft seiner Zaubertreffe. Ueberall, wo es denkende Menschen giebt, erwecken die beiden Sylben: Paris, ein eigenthümliches Gefühl von Achtung und Zuneigung, aber nicht dem Glanz des Heiligthums gilt diese Huldigung, sondern dem Gott, der es bewohnt, dem Genius Frankreichs, der brüderlich und warm über dem theuren Lande wacht. Dieser Genius ist ein Sinnbild der Civilisation neuerer Zeit; er giebt ihr in erhabenster Form Gesetze, er beschützt sie und bildet sie. Die Uebereinstimmung der Nationen überträgt ihm gewissermaßen dieses oberste Priesterthum, und deshalb lebt in allen Herzen und Geistern der Erde für Paris eine Art von Vaterlandsgefühl.*)

Deshalb sind wir auch ruhig zu dieser Stunde, trotz des bewölkten Horizontes. Mag immerhin kriegerischer Uebermuth die geballte Faust von fern gegen die Mauern von Paris erheben, es antwortet mit einem Lächeln; Paris hat nichts zu fürchten als sich selbst. So lange es seiner Aufgabe und seinem Charakter treu bleibt, weiß es, sieht es und erfährt es täglich an der allgemeinen Bewunderung, die jede That seiner Soldaten erregt, daß zwischen ihm und der rauhen Hand der Kosaken nicht nur alle Franzosen, sondern alle Menschen schützend stehen. In welchem Gehirn könnte der Gedanke entstehen, daß Paris aufhöre zu existiren? Warum sollten wir es nicht offen sagen, unter unseren Feinden, denen es heute die Pflicht gebietet, uns zu bekämpfen, und sie erfüllen diese Pflicht mit echter Tapferkeit, gerist es sogar viele Herzen, die Paris lieben, obgleich sie es bedrohen. Hat doch selbst einer ihrer Kaiser einst mit melancholischer Verehrung den Genius der Civilisation in seinem zerstörten Heiligthum begrüßt!

So soll Paris verehrt werden, und wo er es so bewundert, läßt ganz Frankreich Gerechtigkeit widerfahren. Denn gewiß, das Volk von Paris ist keine höhere Kaste, aus der die Priester und Bewohner des heiligen Feuers hervorgehen. Es giebt nicht eine Provinz des Kaiserreichs, die nicht mit Recht sagen könnte: „es pulset in diesem Herzen auch ein Tropfen meines Blutes, es leuchtet auf diesem Heerde auch ein Funken meines Lebens."

Uebrigens giebt es nichts Geheimnißvolleres für die Analyse, Unerreichbareres als den Centralpunkt des Pariser Lebens, wo die eigentliche Macht der Civilisation zu finden wäre. In einer kaum sichtbaren Gruppe höherer Geister, ausgewählter und großer Seelen konzentrirt sich das starke Licht, welches mit seinen Strahlen und Kräften den französischen Geist anemacht. In dieser geweihten Gruppe findet eine immerwährende, aber fast bewußtlose Arbeit statt, die einem Wachsthum des Genies gleicht; dort entstehen und erlöschen, blühen und welken alle die edlen Gedanken, alle die zierlichen Blumen, alle die Erfindungen der Kunst und der Mode, welche die Welt bewegen und bezaubern. Das eigentliche Paris ist in diesem kleinen Zirkel repräsentirt, der in jeder Provinzialstadt Raum fände; er schließt die bedeutenden Männer ein, welche die Gedanken durch ihre Sprache beleben, welche den Künsten ihren Geschmack und ihr Urtheil zur Richtschnur geben. Nur wenige einfache, anmuthige Frauen sind ihnen beigesellt, deren Rede, deren Mienenspiel und Anzug, ohne daß sie es wissen, zum Musterbild werden für alle wahrhaft gute Gesellschaft. Man wird leicht begreifen, daß der Bewohner der Provinz nicht durch einen kurzen Aufenthalt in Paris die eigenthümlichen Sitten dieser höheren Welt erfassen und erlernen kann. Er vermag nur nachzuahmen, was der Zufall ihm vorführt, wie wir es oben geschildert haben.

Indessen stirbt diese Manie aus, die Zahl derer wird immer größer, die es verstehen nach Paris zu gehen und sich dort wie einsache Touristen zu benehmen. Der Provinzialist wird das Lächerliche seiner Erscheinung abstreifen, wenn er einsehen lernt, daß der gewöhnliche Pariser selbst nur ein Schüler und Nachahmer, mehr oder weniger gelehrig, von dem geweihten Kreise ist, der geheimnißvoll in Paris sein Reich aufgeschlagen hat. Die wohlthuenden Strahlen, welche von dieser Centralsonne ausgehen, der Einfluß, den sie üben, sind allgemeine Güter, an denen alle Welt theilnimmt, und die oft in der Ferne mehr beglücken als in der Nähe.

III. Der Pariser.

Es ist in der That für das Sehvermögen nicht heilsam, dem Lichte zu nahe zu stehen, und es ist nicht uninteressant, die Verblendung der Pariser mit der der Provinzialisten zu vergleichen. Am besten läßt sich die Aufgebsiensheit des Pariser erkennen, wenn er sich herabläßt, einen Besuch bei seinen Vasallen in der Provinz zu machen, um ihnen ein vollendetes Beispiel echt französischer Grazie und Höflichkeit zu zeigen. Er wird mit Begeisterung empfangen, man möchte ihm Blumen auf den Weg streuen, und man thäte wohl daran, denn das Pflaster erscheint ihm sehr holprig. Er verwundert sich über den Schmutz und den Regen, als wenn er dergleichen in Paris nie gesehen hätte. Man schlägt ihm einen Spaziergang vor, er willigt gähnend ein, beeilt sich jedoch ein Kostüm anzulegen, welches er sich besonders zu dieser Reise hat machen lassen und welches in Paris die Verachtung aller wahren Eleganz und den Verdacht aller vornehmen Franzen erregt haben würde. Er ist nur mit der Wirkung beschäftigt, die seine Kleidung hervorbringt, und lächelt zerstreut, wenn man ihm die Merkwürdigkeiten des Orts, die Kathedrale, das alte Schloß, die malerische Gegend zeigt. Aber er ist glücklich, wenn einige Neugierige vor die Hausthüren treten und seiner auffallenden Erscheinung nachsehen. Vergebens strengt sich sein Wirth an, ihm

*) Die starke Dosis Weihrauch, auf dem Altar der National-Eitelkeit dargebracht, ist charakteristisch für die Franzosen, doch abstehend für das Russland. Anmerk. des Uebers.

Digitized by Google

die Schätze einer provinzialen Küche aufzutischen, sein Grundsatz ist es nun einmal, nichts zu bewundern. Niemals hat so fettiges Fleisch, so duftender Wein seine Zunge gekitzelt; es ist Hammelbraten wie Honig, aber er spricht von Rebhühnern, man giebt ihm Erdbeeren, die seine Wirthin selbst gepflückt hat, er spricht von Ananas und sagt, wenn man ihn in Paris auffuchen wolle, würde er Euch alles das zu kosten geben, er verschweigt jedoch, daß er selbst täglich in einem bescheidenen Wirthshause gekochtes Rindfleisch speiß. Man giebt ihm zu Ehren einen Ball, er lächelt verächtlich, ergreift aber die günstige Gelegenheit, seine neue Toilette zu produziren. So lehnt er am Kamin, das Knie zusammengekniffen über seiner Lorgnette von Schildpatt, und läßt die Sterblichen die Revüe passiren, indem er verstohlen, nie so viele häßliche Gesichter und lächerliche Gestalten gesehen zu haben. Der Tanz beginnt, er enthält sich dessen, weil er nie solche Tänze in Paris gesehen hat. Erröthend sagt man, daß es Walzer oder Mazurka sei, aber er lacht konvulsivisch, weil das kein Mensch in Paris tanzt, und verräth damit die untergeordneten Bälle, welche ihm dort offen stehen. Demüthig bittet man ihn, wenigstens eine Spielpartie anzunehmen, aber er zuckt die Achseln, als er hört, daß man gegen so geringen Einsaß spiele. Endlich ist die Geduld der Provinzleute gerissen, man bekümmert sich nicht mehr um den Pariser. Er verläßt das elende Nest empört, wo er es nicht aushalten konnte, obwohl er dort fetter geworden ist; zurückgekehrt in seinen dumpfigen Entresol in Paris, versichert er, daß die Provinz unerträglich sei, trotz aller Triumphe, welche er dort gefeiert habe.*)

Wir haben nach einander zwei Karikaturen gezeichnet, hoffentlich wird man es uns verzeihen; ließen sich doch Sparta und Athen auch die Darstellungen dreister Masken gefallen, die ihre Schwächen lächerlich machten. Auch gestehe der Maler Gens, daß er in seinem eigenen Spiegel die Hauptzüge des Bildes gefunden, welches er hier geliefert hat.

England.

Das englische Sappeur- und Pionier-Corps.

Von dem bei der Belagerung Sebastopols so oft genannten „königlichen Corps der Sappeure und Mineure“ ist vor kurzem ein im Auftrage der englischen Militairbehörden von dem Quartiermeister-Sergeanten Connolly bearbeitete Spezialgeschichte erschienen.**) Seinem Ursprung nach, ist das Corps ziemlich neu, indem es erst im Jahre 1772 zu Gibraltar organisirt wurde. Bis dahin hatte man zu den bei jener Festung vorgenommenen Werken nur gewöhnliche Arbeiter verwendet; da aber die zwar gutgemeinten, aber planlosen Bestrebungen dieser Letzteren nicht geeignet waren, den Platz undezwingbar zu machen, so kam der Gouverneur bei der Regierung um die Erlaubniß ein, ein Corps von Technikern zu bilden, welches den Kriegsgefahren unterworfen und förmlich zur Vertheidigung Gibraltar's einegübt werden sollte. Der Vorschlag wurde genehmigt und durch einen königlichen Befehl „die Compagnie Militairarbeiter“ ins Leben gerufen. Dieselbe bestand aus Steinmetzen, Maurern, Bergleuten, Schmieden und andern gelernten Handwerkern, mit Offizieren verschiedener Grade und einem Tambour, um die Reveille zu schlagen und das Tempo bei den Arbeiten anzugeben.

Das ursprünglich nur schwache Corps wurde allmälig auf die Stärke eines vollen Bataillons gebracht. Sein Nutzen, zuerst in den Bastionen und Höhlenbatterieen Gibraltar's erwiesen, hat sich später in allen vier Welttheilen und in der mannigfachsten Form bewährt. Man hat es zur Wegräumung vorsunkener Schiffe, zur Sprengung von Felsen bei Hafendamm- und Eisenbahndauten, zur Gränzmessung in den pfadlosen Wäldern des Oregon gebraucht, und endlich hat man eine Abtheilung desselben zur Ausführung von wissenschaftlichen Beobachtungen auf dem gefrorenen Gipfel eines wallisischen Berges überwintern lassen — „mit einem Proviantvorrath,“ sagt der Verfasser, „wie er einer Garnison im sechsten Monat der Belagerung zugemessen wird, und so vollständig von dem Verkehr mit den spärlichen Bewohnern der Umgegend ausgeschlossen, als hätte sie auf den Sandwich-Inseln Schiffbruch gelitten.“ In der That ist das Sappeur- und Pioniercorps in Friedenszeiten kaum weniger beschäftigt, als im Kriege, wo man es heutzutage für unentbehrlich hält, obgleich Wellington in den Peninsularfeldzügen nicht weniger als zehn Belagerungen ohne dessen Hülfe unternahm. Jedenfalls hat es seit dem Tage seiner Errichtung sowohl in militairischer als in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung die wesentlichsten Dienste geleistet, wenn man vielleicht auch behaupten kann, daß es in neuester Zeit nicht ganz auf der Höhe seines Berufs geblieben ist.

Die Geschichte des Corps der Sappeure und Pioniere ist natürlich zunächst auf militairische Leser berechnet, indessen enthält sie manche Angaben, die ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen, und manche Curiositäten, die man in einem solchen Werke nicht erwartet hätte. Schon in den ersten Jahren seiner Existenz hatte das Corps die Ehre, aus seinen Reihen eine — Kaiserin hervorgehen zu sehen. „Sidi-Muhammed, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Thron von Marokko bestieg, ließ es sich angelegen sein, die Festungswerke seiner Hauptstadt Fez zu vervollständigen, und da ihm die Ueberlegenheit der Engländer in der Ingenieurkunst bekannt war, so wandte er sich an die britische Regierung mit der Bitte, ihm einen in dieser Branche erfahrenen Mann zu schicken. Das Gesuch wurde bewilligt und ein zu diesem Zwecke ausersehener sachkundiger Sergeant des Corps der Sappeure und Pioniere zur Verfügung Sr. Majestät gestellt. Sidi-Muhammed empfing ihn mit großer Freundlichkeit und räumte ihm eine angemessene Wohnung ein. Der Sergeant blieb nach Vollendung der Werke zu Fez noch einige Zeit im Dienste des Sultans und starb endlich, eine kinderlose Wittwe hinterlassend. Nach seiner Beerdigung bat die Wittwe, eine hübsche Irländerin, um eine Audienz beim Sultan, von dem sie eine Pension und die Mittel zu erhalten hoffte, in ihr Vaterland zurückzukehren. Ihr schönes und ansprechendes Aeußere machte auf Se. Majestät einen starken Eindruck, und er behandelte sie mit Herablassung und Wohlwollen. In Folge dieser Zusammenkunft wurde die arme irische Soldatenwitwe Kaiserin von Marokko!**)

Es würde hieraus hervorgehen, daß die jetzige marokkanische Regentenfamilie mütterlicherseits von irischer Abstammung wäre; allein Herr Connolly gesteht, daß Muley-Jesid, der Sohn und Nachfolger Sidi-Muhammeds, nicht von der europäischen Gemahlin seines Vaters geboren wurde. Wenn aber das Sappeurcorps auch seine afrikanischen Monarchen erzeugt hat, so ist doch ein Verwandter von einem seiner Mitglieder dem Thron sehr nahe gekommen. Dies war Peter Lisle, der Neffe des Sergeanten Blyth, der, als Steuermann eines Kauffahrteischiffes, nach einem Streit mit seinem Capitain zu Tripoli ans Land ging und in die Dienste des Pascha trat. „Unter einem fremden Volke lebend, fügte er sich bereitwillig den Gewohnheiten und Sitten des Landes, nahm, wenigstens zum Schein, den muhammedanischen Glauben an und erhielt den Namen Murad Reis. Um das Jahr 1794 wurde er zum Befehlshaber einer Schebecke von achtzehn Kanonen ernannt und stieg im Laufe der Zeit durch nautische Geschicklichkeit und Kenntnisse zum Großadmiral der tripolitanischen Flotte und Marineminister. Er heirathete eine Tochter des Dey, hatte eine zahlreiche Familie und erfreute sich eines bedeutenden Einkommens. Außer einem Hause in der Stadt, besaß er eine Villa und Gärten in der Meschiah unter den Dattelhainen, deren Anlage von Geschmack und Sorgfalt zeugte und die mit Bäumen mancherlei Art bepflanzt waren, die er aus verschiedenen Theilen Europa's kommen ließ. Er war ein kluger und umsichtiger Minister, gab dem Dey vortrefflliche Rathschläge, die stets auf die Vorschriften des gesunden Verstandes — einer im Divan sonst ziemlich seltenen Eigenschaft — gegründet waren, und machte sich dem Admiral Lord Exmouth während der algierischen Expedition desselben sehr nützlich. Er hatte ein ehrwürdiges Aeußere, bleibete sich mit großer Pracht und flößte allgemeine Achtung ein. Wenn er britische Offiziere anredete, die stets von ihm mit vieler Höflichkeit und Gastfreiheit behandelt wurden, sprach er mit einem breiten schottischen Accent und unterhielt sie zuweilen durch die Erzählung seiner romantischen Abenteuer. Mitunter war er unpopulär, wie es große Staatsmänner zu sein pflegen.“

Als der Dey gestürzt wurde, zog sich Lisle nach Sfax in Tunis zurück, und man hat seitdem nichts mehr von ihm gehört. Auf dem Gipfel seiner Macht aber pflegte er mit seinem Geschwader in die Bai von Gibraltar hineinzusteuern und zu Ehren seines Oheims eine Salve von vier Schüssen abzufeuern. Allein er salutirte wie ein Pirat mit scharfer Ladung und ließ einmal seine Kugeln mitten in der Parade niederfallen, weshalb Sergeant Blyth genöthigt war, sich derzierlichen Ehrenbezeugungen für die Zukunft zu verbitten.

Während der Belagerung von Gibraltar durch die vereinigte Macht der Spanier und Franzosen leistete das Sappeur- und Pionircorps treffliche Dienste und trug das Meiste zur glorreichen Vertheidigung der Festung bei. „Eines schönen Tages, im Mai 1782,“ schreibt Connolly, „besichtigte der Gouverneur (Elliot), von dem Hauptingenieur und seinem Stabe begleitet, die an der Nordseite befindlichen Batterieen. Das feindliche Feuer hatte eine arge Zerstörung unter ihnen angerichtet, und sie waren für den Augenblick verlassen, während die Arbeiter sie anzubessern suchten. Nachdem er einige Minuten nachdenklich auf die Ruinen geblickt, rief der Gouverneur: „Tausend Thaler soll der haben, welcher mir ein Mittel angeben kann, die

*) Wer erkennt in diesem Bilde nicht auch die Züge des Londoner „Cockney“ und des Berliner Comme il faut, wie man sie in England und Deutschland zu schildern liebt? D. R.

**) The History of the Corps of Royal Sappers and Miners. By T. W. J. Connolly, Quartermaster-Sergeant. 2 vols. London, Longman & Co.

**) Obige Anekdote ist von der Limerick Chronicle nach hibernischer Art zu der auch in mehrere deutsche Blätter übergegangenen Notiz verarbeitet worden, daß die Gemahlin des jetzigen Sultans von Marokko eine irische Konvertitenwitwe sei. D. R.

Digitized by Google

feindlichen Werke von der Flanke zu bestreichen." Eine lange Pause folgte dieser aufregenden Erklärung; da trat der Sergeant-Major Ince, der sich beim Hauptingenieur befand, hervor und machte den Vorschlag, Galerieen in den Felsen einzuhauen, wodurch man den beabsichtigten Zweck erreichen würde. Der General übergenzte sich sogleich von den Vortheilen, welche dieser Plan darbot, und befahl, ihn in Ausführung zu bringen."

Diese wunderbaren Galerieen also, die der französisch-spanische Oberbefehlshaber Crillon „der Römer würdig" nannte, verdanken ihren Ursprung dem Sergeant-Major Ince, vom Corps der Sappeure und Pioniere. Er leitete auch zum Theil die Ausführung derselben, indem er, wie die Russen in Sebastopol, Tag und Nacht arbeitete, nicht allein um die zerstörten Werke herzustellen, sondern sie auch zu erweitern. Während des heftigsten Bombardements wurden neue Bastionen von festem Mauerwerk errichtet, und neue Kanonen donnerten plötzlich aus Schießscharten hervor, wo sich wenige Stunden früher nur eine platte Felsenwand zeigte. Die Belagerer, die jetzt einzusehen begannen, daß sie die Garnison weder aushungern noch zur Uebergabe zwingen könnten, beschlossen endlich, eine ungeheure Pulvermine anzulegen, um wo möglich ganz Gibraltar in die Luft zu sprengen. Ihr Plan lief auf nichts Geringeres hinaus, als einen 1400 Fuß hohen, senkrechten Felsen aus seinen Grundlagen zu heben und die Besatzung unter seinen Trümmern zu begraben. Von der drohenden Gefahr unterrichtet, suchte Elliot den Anschlag durch Gegenminen zu vereiteln; aber es wollte lange nicht gelingen, die feindlichen Schanzgräber in ihrem unterirdischen Werke zu ertappen. Endlich unternahm es ein kühner Sappeur, ihnen aufzuspüren und sie aus ihren Löchern zu treiben. „Entschlossen, den Grund der mysteriösen Thätigkeit zu erfahren, die sich in der Nähe des Teufelsthurms bemerklich machte, ließ er sich mittelst Taue und Strickleitern an dem schroffen Felsen herab. Eine Oeffnung am Fuße der Klippe wahrnehmend, unterfuchte er den Eingang und erkannte bald am Gesumme der Stimmen und an den Streichen der Hammer und Spitzhacken, was hier vorgehe. Er kletterte die steile Wand wieder hinauf und stattete Bericht ab über seine Entdeckung. In Folge dieser Nachricht ließ man den Thurm genauer bewachen, um jede Verbindung zwischen demselben und dem Felsen abzuschneiden. Handgranaten und schwere Steinträmmer warden oft hinabgeschleudert, um die Minengräber zu erschrecken und den Eingang zu den Galerieen zu versperren, und obgleich der Feind sich hierdurch nicht zur Aufgabe seines Planes bewegen ließ, so wurde ihm die Ausführung desselben doch sehr erschwert."

Während der ersten Zeit seiner Existenz war die Mannszucht des Corps nicht sehr streng, und um geschickte Arbeiter zum Eintritt in dessen Reihen zu veranlassen, erhielt es nicht nur einen hohen Sold, sondern auch eine ganz besondere schmucke Uniform. Selbst die Korporale trugen goldene Achselbänder und Aufschläge, so daß man sie in Spanien oft für Stabsoffiziere hielt und die Wache bei ihrem Erscheinen ins Gewehr rief. Durch welche Mittel man sie aber auch in den Dienst lockte, so viel ist sicher, daß es dem Corps nie an tapferen und geschickten Männern gefehlt hat. Während der Belagerung von Bliessingen bedienten drei Gemeine die Batterieen mit einer Furchtlosigkeit, welche beweist, daß die defensive Energie der Russen in Sebastopol nicht ohne Beispiel ist. „In Fällen, wo einzelne Theile der Batterieen zerstört wurden, zwängten sich diese Leute unerschrocken durch die Schießscharten, um die Werke anzubessern. Gewöhnlich ward ein heftiges Feuer gegen sie unterhalten. Um ihren Zweck ungestörter zu erreichen, breiteten sie vor die Mündung der Schießscharten naße Ochsenhäute mit der Haarseite gegen die Festung aus und gaben ihnen so den Anschein von neu aufgewühlter Erde. Der Feind ließ sich hierdurch täuschen und hörte auf, gegen das Werk zu feuern, welchen Zeitraum man benutzte, um die beschädigten Schießscharten mit unglaublicher Behendigkeit wieder herzustellen."

Unter dem Kommando des Herzogs von Wellington machte die Nachsicht, deren sich die Sappeure bisher erfreut hatten, einer strengen Disziplin Platz. Bald nach der Schlacht von Waterloo verhängte der große Feldherr, durch einzelne Exzesse aufgebracht, eine exemplarische Strafe über das ganze Corps. „Am 19. Juni ward der Sappeur Alexander Milne in einem Weizenfelde bei Raismes ermordet gefunden. Von der Compagnie, zu der er gehörte, hatte eine Anzahl Leute die Gewohnheit, nach dem Zapfenstreich die Quartiere zu verlassen und die Nacht mit Kartenspiel zuzubringen. Der Verdacht des Mordes fiel auf die Spielgesellschaft, unter der sich der Verstorbene befunden hatte; da aber der Thäter nicht entdeckt werden konnte, obgleich der Herzog von Wellington überzeugt war, daß er sich in den Reihen des Corps verberge, so erhielten sämmtliche bei der Armee dienende Sappeurs und Pioniere den Befehl, zur Strafe täglich von vier Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends zu exerziren, welche Anordnung nie wiederrufen, sondern bis zur Stunde in Kraft blieb, wo das Corps den französischen Boden verließ. Diese Strafe war besonders hart für eine der Compagnieen, die bei der in St. Omer lagernden Armeedivision stand und also zur Zeit des Mordes sich nicht weniger als siebzig Meilen von dem Orte befand, an welchem er vollbracht wurde."

Die Capitulation von Paris setzte der militairischen Thätigkeit des Sappeurcorps ein Ziel, und es wurde seitdem nur zu friedlichen Unternehmungen verwendet, bis es endlich durch die Expedition nach der Krim Gelegenheit erhielt, sich von neuem an kriegerischen Operationen zu betheiligen.

Mannigfaltiges.

— Die Universal-Ausstellung von Paris. Noch immer ist die Universal-Ausstellung theilweise ein Chaos und theilweise ein Embryo; nicht blos in New-York wird, wie das Sprüchwort sagt, „früh gestattet und spät geritten." Viele Fremde, die im Mai nach Paris gereist waren und in den Champs Elysées das hohe Eintrittsgeld von fünf Francs zahlten, das im Juni auf einen Franc herabgesetzt ist, müssen sich jetzt mit dem Ausspruche des alten Hesiod trösten: „Thoren, die nicht wissen, daß die Hälfte mehr werth ist, als das Ganze!" Unsere Pariser Korrespondenz wartet auf größere Vollständigkeit der Ausstellung, bevor sie ihre angefangenen Berichte wieder aufnimmt. Einstweilen theilen wir folgende sehr richtige Bemerkung eines Korrespondenten der „Neuen Preußischen Zeitung" mit: „Die Franzosen rühmen sich jetzt schon, bevor es möglich geworden, vergleichende Prüfungen anzustellen, daß sie in allen Beziehungen den Preis davongetragen, daß sie im Allgemeinen ganz Europa überholt haben. Ich will nicht in ihren Fehler verfallen und ins Blaue hinein behaupten, sie hätten den Erwartungen, die man sich von ihrer Industrie gemacht, nicht entsprochen. Aber ich halte es für nothwendig, hervorzuheben, daß kein Land in einem solchen Grade für die Ausstellung gearbeitet hat, als eben Frankreich. Der Unterschied zwischen diesem Lande und den anderen Ländern, besonders dem Zollvereine, besteht darin, daß Frankreich und zeigen wollte, was es mit Zusammenraffung aller seiner Kräfte schaffen kann, während der Zollverein uns zeigt, was er in der Regel schafft. Nicht aber einzelne prachtvolle Gegenstände, sondern die kurrenten Artikel geben ein wahres Bild von der Industrie des Landes, und wenn z. B. Lyon nicht seine gewöhnlichen Seidenstoffe ausgestellt hätte — die herrliche Robe, welche es der Kaiserin zum Geschenk gemacht, würde uns über den Standpunkt seiner Industrie wenig belehren."

— Deutsche Nachdrucke französischer Klassiker. In den „Gränzboten" fanden wir jüngst die Bibliothèque des Classiques français, Francfort a. M., Beckhold, empfohlen. Es sind uns von dieser Ausgabe ebenfalls Proben von Beranger, Rousseau und Molière zugegangen; wir können jedoch, indem wir von diesen auf das Uebrige schließen, jener Empfehlung nicht unbedingt beitreten. Wir erkennen die Handlichkeit dieser Ausgabe und die Gefälligkeit des Drucks gern an und billigen ganz besonders die untergesetzten Notes explicatives, ohne welche dem deutschen Leser das Verständniß manches französischen Dichters, namentlich Molière's, in zahlreichen Stellen sehr schwer fallen würde. Den gerühmten Preis anlangend, finden wir diesen jedoch nicht sonderlich billig. Die Oeuvres de Molière (en 1 vol.). précédées d'une notice sur sa vie et ses ouvrages par Sainte-Beuve (Paris, 1854) sind für einen niedrigeren Preis (1½ Thaler; die Frankfurter Ausgabe kostet 1½ Thaler) zu haben und erhalten durch die Zusätze dieses Kritikers eigenthümlichen Werth, während das der Frankfurter Ausgabe vorangestehende Leben Molière's von Voltaire jetzt außer Kurs gekommen ist. Noch wohlfeiler dürften übrigens die bekannten stéréotypes d'Erkan, wofern sie noch zu haben, oder ähnliche, kommen. Die Hauptsache aber bleibt für uns die Korrektheit des Drucks. Wir haben jedoch schon im ersten Theile dieser deutschen Ausgabe Molière's bei scharfer Musterung eine sehr ansehnliche Zahl Verstöße größeren und minderen Belangs, darunter auch mehrere sinnentstellende, die uns zu einer Original-Ausgabe zu greifen nöthigten, wahrgenommen und angemerkt, und sehen uns daher zum zweitenmal genrungen, mit Beziehung auf das in diesem Bl. 1853 Nr. 13 Gesagte, gegen deutsche Drucke französischer Originalien Protest einzulegen und statt ihrer die Anschaffung französischer Ausgaben nochmals anzurathen. Zu dem Früheren haben wir indeß, um Jedermann gerecht zu werden, hinzuzusetzen, daß es dann und wann auch die Franzosen über sich gewinnen, inkorrekte Bücher zu drucken, wie die neulich Beschwerde über den höchst fahrlässigen Druck der hierdurch fast unbrauchbar gewordene Histoire du Directoire von Barante in der Bibliographie der Revue des deux Mondes bezeugen kann. E. K—r.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 10, und beim Verleger Kramer, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 71. Berlin, Donnerstag den 14. Juni 1855.

Dänemark.

Die Bewegung in der Natur, eine Offenbarung der Vernunft Gottes.

Ein zweites Argument aus Oersted's Schriften.*)

Während der Mensch bei dem Ausdrucke „Vernunft Gottes" noch mehr oder minder an etwas Ideales denkt, das noch nicht als etwas Faßbares in der Wirklichkeit nachgewiesen ist und nur in seiner inneren, geistigen Anschauung besteht, ist es ihm hingegen Bedürfniß, bei dem Ausdruck „Verstand" Gottes an etwas gleichsam geistig Faßbares, Konkretes zu denken. Es ist unserem Geiste Bedürfniß, vom Verstande zur Vernunft Gottes in der Natur aufzusteigen. Unter Vernunft Gottes in der Natur müssen wir die Summe der entdeckten Naturwahrheiten, d. h. die Summe der Naturgedanken und Ideen verstehen, unter einer höheren Einheit zusammengefaßt.

Der Verstand Gottes giebt sich uns nun als etwas Faßbares in den Naturgesetzen zu erkennen. Die Bewegungsgesetze sind uns am klarsten. Im Wesen unserer geistigen Entwicklung liegt es auch, daß wir zuerst auf das uns zunächst Liegende aufmerksam werden. Die Bewegungsgesetze mußten es sein, die den Geist zuerst auf das Gesetzmäßige in der Natur aufmerksam machen sollten. Denn Alles in der Natur ist Bewegung. Täglich sehen wir die kreisförmige Bewegung der Sonne am Himmel. Alles auf der Erde richtet sich so nach dieser Bewegung. Was war natürlicher, als daß der Mensch dem Lichte und der Bewegung seine Aufmerksamkeit zuwandte! Dieses ja das Licht von jeher als ein Symbol der Gottheit. Ist es doch, wie Oersted sagt, der große Verkündiger der Unwelt. Ist doch der Kreis am Himmel ein Bild der Ewigkeit, ein Zeichen, daß alles Leben aus der Gottheit strömt und ewig in sie zurückkehrt. Ist doch die Bewegung in Wahrheit eine Thätigkeits-Aeußerung der Gottheit!

Die Gesetze für die Bewegung der Himmelskörper in der Ellipse sind so scharfsinnig, wie sie nicht scharfsinniger der größte Mathematiker, ein Lagrange oder Euler, ausdenken kann. Um sie festzustellen mußte der menschliche Geist dieselben Kalküle machen, die sich in diesen Gesetzen offenbaren. Je mehr der Mensch seinen eigenen Verstand bildet, um so mehr wird er befähigt, in den Verstand der Natur einzudringen. Die Differential-Rechnung legt davon Zeugniß ab. Der Mensch muß nicht allein mit der Natur experimentiren, er muß es mit seinem eigenen Geist, um in die schwierigeren Verhältnisse der Natur einzudringen.

Die Bewegungen in der Ellipse, im Kreise erfolgen nach streng mathematischen Gesetzen. Die der Ellipse angehörenden Gesetze sind wirklich am Himmel vorhanden; sie sind da gewesen, noch ehe der menschliche Geist daran denken konnte, sie zu entdecken.**)

Während die geradlinige Bewegung durch die nach einer Richtung hinwirkende Kraft entsteht, geschieht die Bewegung im Kreise, in der Ellipse durch die in jedem Punkte der Bahn stattfindende Ablenkung des Körpers von der geraden Linie. Unser Geist spiegelt gleichsam diese Bewegung wieder. Oersted macht darauf aufmerksam, daß wir die Ziehung einer geraden Linie in der inneren Anschauung mit stets unveränderten Gedanken ausführen; die Ziehung einer krummen aber mit stets veränderten Gedanken. Wie in der Natur die Bewegungskraft, so wirkt in unserem Geiste die geistige Kraft bei der Ziehung einer geraden Linie nach einer Richtung, bei der Kreislinie stets nach einer abgelenkten Richtung. In den Naturgesetzen und in unserem eigenen Denken muß sich also wohl dieselbe höhere Vernunft offenbaren, welche die Natur und unseren Geist nöthigt, auf eine und dieselbe Weise wirksam zu sein.

Als ein Beispiel von der tiefen Mathematik in der Natur wägen hier einige der Ellipse angehörende Gesetze stehen. Die vom Radius vector (die vom Centralkörper nach dem umlaufenden gezogene Linie) eines umlaufenden Körpers zurückgelegten Flächenräume verhalten sich wie die Zeiten, in denen sie zurückgelegt werden.

Es verhalten sich die Quadrate der Umlaufszeiten wie die Kuben der Entfernungen bei Kreisbahnen und wie die Kuben der mittleren Entfernungen bei elliptischen Bahnen. Steht der umlaufende Körper im Aphelium zehnmal so weit, als im Perihelium, vom Centralkörper, so wird seine Geschwindigkeit im ersteren nur $\frac{1}{10}$ von der Geschwindigkeit im letzteren sein. Diese mathematischen Verhältnisse offenbaren einen Verstand, der sie festgestellt hat; wie die mathematischen Formeln einen Verstand enthalten, etwas Vernünftiges, ohne daß der Mathematiker immer gleich wisse, was das Vernünftige in seiner Formel sei. Oersted macht darauf aufmerksam, daß z. B. die Mathematiker in einer einzigen Formel die Natur aller Kugelschnitte niederlegen, daß es mathematische Ausdrücke einer höheren Ordnung giebt, welche die Natur so vieler krummer Linien enthalten, daß man sie bis jetzt noch nicht hat daraus entwickeln können, und daß sich einige dieser Formeln vielleicht niemals entwickeln lassen. Aus allem diesem folgt, daß in der Natur ein unergründlicher Verstand verborgen liege; daß unser Verstand gleichsam in dem Verstande verschwindet, der in der Natur ruht.

Die Schöpfung der Materie beginnt mit der Bewegung, alles Werden geht durch Bewegung vor sich. Eine richtige Naturphilosophie hat von jeher die Schöpfung mit der Bewegung beginnen lassen. Die Prozesse, durch welche die Körper sich trennen, sich verbinden lassen, müssen immer auf Bewegung beruhen. Wenn die Chemiker im Stande sind, feste Körper in Dampf zu verwandeln, zu verflüchtigen, so sind umgekehrt alle Körper aus dem entstanden, was und in sinnlicher Beziehung schon mehr an das Geistige erinnert; z. B. die Elektrizität. Die Bewegung durchdringt nun wie ein schaffender Prinzip das Weltall. Nichts im Universum entspricht so sehr der göttlichen Wirksamkeit, als die Bewegung. Ja, sie ist eine Aeußerung göttlicher Wirksamkeit; denn Leben und Bewegung hängen innig zusammen, bei dem Schöpfer, wie bei den Geschöpfen; aber die Bewegung ist überall dem Leben unterthan. So wie wir die mechanische Bewegung unseres Körpers in der Gewalt haben, hat Gott die Welt in seiner Gewalt. Aber haltet die Bewegung Eures Armes gegen die unermeßlichen Bahnen der Weltkörper, welch ein Abstand!

Die Bewegung in der Außenwelt sollte uns selbst zur Bewegung, das ist Thätigkeit, anspornen; denn geistige Thätigkeit ist, richtig gefaßt, auch Bewegung. Die in der Natur die Bewegung einen fortwährenden Wechsel hervorruft, so auch in unserem geistigen Leben. Alle Wirkungen in der Natur geschehen durch Bewegung. Wir können uns etwas ohne Bewegung Bewirktes gar nicht denken. Alles, wodurch ein Körper eine andere Form erhält, muß durch Bewegung im tiefsten Sinne geschehen. Es bleibt auch nichts Körperliches im Universum einen Augenblick unverändert. Alles ist einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen. Die feinsten Einwirkungen des Materiellen auf das Materielle sind uns durchaus unbekannt, obwohl das bewaffnete Auge mehr zeigt, als das unbewaffnete. Die Naturkräfte sind fortwährend thätig.

Viele Physiker gerathen in Verlegenheit, wenn sie den Ursprung der Bewegung nachweisen sollen. In ihrer Verlegenheit haben sie das Richtige getroffen; sie sagen nämlich, der Anfang der Bewegung sei ein „ursprünglicher Stoß". Selbstverständlich schreiben sie diesen ursprünglichen Stoß Gott zu, wie es nicht anders sein kann. Bei der Betrachtung der Bewegung wird unsere Frage nach der Naturkraft zuerst rege, denn Nichts erinnert so sehr an Kraft, als Bewegung. Die Bewegung führt uns wohl auf eine Kraft, aber auf eine geistige. Wir sehen in der Welt nur Wirkungen, die Wirkungen führen uns auf die Bewegung und die Bewegung auf die Kraft; wir nehmen aber nur eine Menge materieller Kräfte an, um uns die Wirkungen verständlich zu machen; sonst giebt es keine materiellen Kräfte, denn materielle Kraft ist immer Bewegung und dann müssen wir wieder nach

*) Vgl. die Artikel „Gott in der Natur" in Nr. 56 und „Die Natur in Bewegung" in Nr. 61 des „Magazin". Es ist dies zugleich ein Versuch, den in Nr. 24 ausgesprochenen Gedanken, daß das Licht ein Vermittler der geistigen und der materiellen Welt sei, näher auszuführen. D. R.

**) Es sind dies die von Plato als *nuovoi lovgoun* bezeichneten Ideen, die in der menschlichen Seele bereits vorhanden, noch ehe sie sich derselben durch Erfahrung bewußt wird, und die dem Aristoteliker: „Nihil est in intellectu quod non erat in sensu", geradezu widersprechen. D. R.

Digitized by Google

dem Urſprung der Bewegung fragen, und dieſer liegt in Gott. Es fordert alſo unſer Denken einen Punkt, wo die ſogenannte materielle Kraft die geiſtige der Gottheit berührt und in ſie übergeht.

Um und die Naturwirkungen verſtändlich zu machen, nehmen wir, wie es unſere Vernunft fordert, Naturkräfte an. Die Chemiker haben aber bis jetzt noch keine einfache Naturkraft nachgewieſen, eine ſolche nämlich, die ſich nicht mehr zerlegen läßt. Oerſted ſpricht die Hoffnung aus, daß der Fortſchritt der Naturlehre ſie mehr in eine Mathematik der Natur verwandeln werde; daß ſich alle Wirkungen auf einzelne Kräfte werden zurückführen laſſen, deren Stärke und Verhalten in Zeit und Raum ihren weſentlichſten Gegenſtand ausmachen würden. Hierdurch müßte ſich dann die Naturlehre in eine Mathematik der Natur verwandeln, d. h., wie ich vermuthe, in eine Bewegungslehre der Natur. Die Bewegungslehre, ſo weit ſie uns bis jetzt bekannt, hat ſich, nach Oerſted, faſt ganz in Mathematik verwandelt. Er ſagt: „Die Kraftlehre wartet auf den erfinderiſchen Geiſt, der ſie zu demſelben Ziele führen kann; denn die inneren Kräfte zeigen ſich nur in der Zeit und im Raum, und ihre Geſetze können erſt dann als vollkommen bekannt angeſehen werden, wenn wir alle dabei vorkommenden Verhältniſſe in ihrer rechten Größe darſtellen können.“

So gewiß, wie die Natur das hält, was der Geiſt verſpricht, wenn ſie auch ſeine Irrthümer nicht beſtätigen darf, ſo gewiß iſt es, daß ſämmtliche Naturkräfte immer mehr auf einzelne oder vielleicht auf eine Grundkraft zurückgeführt werden, und daß dieſe Grundkraft Alles ſchafft und Alles bewegt und ihren Urſprung in der körperloſen Gottheit hat.

Der Begriff der Zeit konnte dem Menſchen erſt entſtehen mit der Bewegung; wie der Begriff des Körpers ohne den Begriff des Raumes undenkbar iſt. Die Bewegung hat erſt die Vorſtellung vom Stillſtand erzeugt; der ewige Wechſel und die Veränderung die Vorſtellung von der Unveränderlichkeit. Um den Stillſtand zu definiren, muß man auf die Bewegung, um die Unveränderlichkeit zu definiren, auf die Veränderlichkeit zurückgehen. Ruhe iſt, wie Oerſted ſagt, dem Ganzen fremd. Hieraus erſieht man, wie die Bewegung und der Wechſel das Herrſchende in der Welt iſt; das Thätige, Lebendige. Und doch wird der Gedanke an das Unveränderliche, Ewige in uns geweckt; das Unveränderliche ſind die Naturgeſetze, die Naturgedanken; das Ewige, Unveränderliche iſt der göttliche Geiſt; in ihm herrſcht die höchſte Ruhe und Unveränderlichkeit neben der größten Bewegung, Thätigkeit.

Eine Hauptform unſeres Denkens beruht im Gegenſatz; dieſer Gegenſatz iſt auch in der Natur vorhanden, wie Oerſted darthut. In der Natur hebt oft die eine Wirkung die andere ganz oder theilweiſe auf, in unſerem Denken herrſcht der Gegenſatz nicht minder. So hat die Bewegung den Gegenſatz vom Stillſtand erzeugt. Wären wir nicht im Stande, den Gegenſatz in unſerem Denken zu bilden, ſo könnten wir nie richtig über die Welt philoſophiren. Er iſt mit ein Grund unſeres richtigen Denkens. Der Mathematiker bringt den Gegenſatz nicht minder zur Anwendung, als der Philoſoph.

Was iſt die Subtraction anders, als der Gegenſatz der Addition, die Diviſion anders, als der Gegenſatz der Multiplication? Und wie weit würden wir wohl in der Algebra ſein, hätten wir nicht die vier Species?

Die ganze Sinnenwelt kömmt durch die Eindrücke, die ſie auf uns als Sinnenweſen hervorbringt, erſt zu unſerem Bewußtſein durch die Wirkungen, die ſie auf uns hervorbringt, das iſt im wahren Sinne eigentlich durch Bewegung. Was wir von den Körpern wiſſen, iſt, daß ſie, wie Oerſted ſagt, Kraft erfüllte Räume ſind. Die Körper ſetzen ſich gegenſeitig einen gewiſſen Widerſtand entgegen; ſie ſuchen mit einer gewiſſen Kraft auf einander einzudringen. Durch dieſe Kraft, welche die Sinnenwelt uns mittheilt, und durch die Kraft, mit welcher wir dieſer fremden Kraft in uns entgegenwirken, kömmt die Sinnenwelt uns zum Bewußtſein. Die Naturkraft außer uns und die Naturkraft in uns treten in ein gewiſſes Verhältniß zu einander. Je mehr nun die Anatomie in den Bau des Nervenſyſtems eindringt, beſonders der Gehirnnerven, und je mehr Aufſchluß die Phyſiker über das Licht zu geben vermögen, je mehr werden wir zur Klarheit über die Eindrücke der Außenwelt kommen. Es ſteht unſer Nervenſyſtem im innigen Rapport mit der Außenwelt. Bei dieſem Rapport ſpielt die Bewegung eine wichtige Rolle. Der Eindruck, den das Licht auf unſer Auge, der Ton auf unſer Ohr macht, wird durch die Geſichts- und Gehörsnerven bis ins Gehirn fortgepflanzt, das iſt aber, im wahren Sinne, fortbewegt. Das Licht, wie der Ton, bringt die Luft in zitternde, ſchwingende Bewegung. Dieſe ſchwingende Bewegung trifft die Nervenknöthen und von dieſen Nervenknöthen theilt ſie ſich den ſo äußerſt zart gedanten, kaum wahrnehmbaren Nervenfaſern mit und in dem nämlichen Augenblick haben wir das Bewußtſein des Lichts, des Tons. Bedenkt man nun, daß in Wahrheit die Bewegung ihren Urſprung in Gott hat, daß ſie die für uns ſinnlich höchſte Wirkſamkeit-Aeußerung Gottes iſt, ſo kann man nicht nur bildlich ſagen, Gott rede durch das Licht zu uns, ſondern es iſt in der That der außer uns ſeiende Weltgeiſt, der auf den Aether- und Lichtwellen zu uns niederſteigt. Die Fortpflanzung des Lichts durch den Raum geſchieht mit einer unendlichen Geſchwindigkeit; in einem Nu haben wir das Bewußtſein des Lichts in unſerer Seele. Ich lenke mit Abſicht die Aufmerkſamkeit auf dieſe Geſchwindigkeit. Giebt ſie uns doch ein ſchönes Zeugniß, wie Gott im Univerſum durch Licht und Bewegung ſich fortwährend offenbart. Auf ſolche Weiſe ſteht Gott in fortwährend thätiger Beziehung zu uns. Dieſer Gedanke wird um ſo klarer, je mehr man ſich verdeutlicht, daß es nothwendigerweiſe einen Punkt geben muß, wo die Geiſtestraft gleichſam hinüberwirkt in die Naturkraft. Das Rauſchen des Windes, das Gebrüll des Meeres wird durch Gotteskraft bewirkt; wo der Grieche ſich ſeinen Aeolus und Neptun dachte, da können wir uns mit größerer Klarheit die Alles bewegende, ewig thätige Gottesktaft denken.

Ihre rechte Würdigung finden die verſchiedenen Natur-Anſichten, die zu verſchiedenen Zeiten geherrſcht haben, nun erſt, nachdem die Wiſſenſchaft einigermaßen feſtgeſtellt, was die Natur Immaterielles enthalte. In dieſen Natur-Anſichten ſeit dem grauſten Alterthum offenbart ſich die Uebereinſtimmung unſerer endlichen Vernunft mit der Vernunft in der Natur. Die Natur-Anſichten der Menſchengeſchlechts im Alterthum enthalten die dunklen Andeutungen von dem, was wir jetzt von der Natur wiſſen. Oerſted ſpricht von einer „geheimen Vernunft“ in den Seelenfähigkeiten. Dieſe geheime Vernunft war es, welche den Menſchen ſchon im Alterthum das eingab, was heute mit den Reſultaten der Wiſſenſchaft ſtimmt. Trotz ihrer geringen Kenntniß von den Geſetzen der Natur, wurden die Menſchen durch die ganze Wirkung der Vernunftwelt um ſie her genöthigt, das in dunklen Zügen anzudeuten, was die Wiſſenſchaft oder, beſſer, das Genie Oerſted's heute dargethan. Sie vergeiſtigten die Natur, indem ſie den Kräften derſelben geiſtige Eigenſchaften beilegten, und niemals blieb eine geſunde Natur-Anſchauung bei der Materie, als dem erſten Grund ihrer ſelbſt, ſtehen. Sie führte von jeher die Körperwelt auf das Geiſtige zurück. Die Menſchen mußten ſo verfahren. Die Vernunftwelt um ſie her wirkte auf ſie. Sie waren ſich dieſer außer und in ihnen ſeienden Vernunft nicht mit der Klarheit bewußt, wie wir; dennoch verfehlte dieſe Vernunftwelt nicht ihre Wirkung auf die Menſchen. Sie waren dem Dichter vergleichbar, der von der ſchönen Natur begeiſtert wird, nicht aber weiß, daß es die Vernunft Gottes iſt, die göttlichen Ideen, welche aus der Natur in ſein Inneres ſtrahlen. So erhalten die dunklen Anſichten der Menſchen in der Kindheit Sinn und Verſtand in einem ſpäteren Zeitalter.

Menſchen mit kräftigem Naturgefühl haben ſich von jeher dadurch angezeichnet, daß ſie das, was ſie in der Natur ſahen und was ihnen mit den geiſtigen Verhältniſſen unter den Menſchen Aehnlichkeit zu haben ſchien, auf die Menſchen anzuwenden verſtanden. Hierauf beruhen die Gleichniſſe, die dem geſunden Naturſinn ſtets verſtändlich ſind. Ein Zeichen, daß in Wahrheit die Erſcheinungen in der Natur und in der geiſtigen Welt mit einander verwandt, daß ſie, wie Oerſted ſagt, einer gemeinſchaftlichen Wurzel entſproſſen ſind. Wären ſie es nicht, ſo würden wir uns nicht dadurch angeſprochen fühlen. Aber mehr, als wir glauben, laſſen ſich die Naturverhältniſſe mit den geiſtigen vergleichen. Die Natur ſelbſt redet überall durch Gleichniſſe zu uns. Das haben die größten Dichter von jeher gefühlt. Die Natur enthält in Gleichniſſen unſer ganzes geiſtiges leben und Sein und deſſen Entwickelung. Es kann nicht anders ſein, da ſie ſich nach denſelben göttlichen Vernunftgeſetzen entwickelt, wie unſer Geiſt. Das haben zu allen Zeiten die größten Dichter gefühlt. Das ſpricht Goethe klar aus: „Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichniß.“ Bn.

Frankreich.

Zur Erläuterung von Rouſſeau's Anſichten über die Erziehung.

(Fortſetzung.)

Die Sorge für die Zukunft der Seele macht die letzte Erziehung nöthig, die letzte nicht in dem Sinne, als hätte der Menſch ſie erſt nach allen anderen zu beginnen; wir wollen nur ſagen, daß, wenn alle anderen Erziehungen ihr Ziel erreicht zu haben ſcheinen, weil ihr Ziel in der Welt liegt, die Erziehung, welche uns für den Himmel vorbereiten ſoll, zuletzt immer noch übrig iſt. So iſt während unſeres ganzen Lebens die Pflicht unſere treue Begleiterin, eine etwas ernſte Begleiterin, aber eine ſolche auch, welche der Seele einen Halt giebt und uns nie im Stiche läßt. So iſt unſer ganzes Leben erfüllt mit Verpflichtungen, welche ſtufenweiſe und immer höher hinauf bringen. Nicht blos in Jakobs Traum giebt es eine ſolche geheimnißvolle Leiter, die von der Erde in den Himmel geht, und auf deren Sproſſen die Engel auf- und abſteigen. Ein Jeder kann dieſe Leiter in ſeinem Leben finden; ein jedes unſerer Lebensalter hat ſeinen Schutzengel,

Digitized by Google

Der Gedanke, daß es eine Erziehung für jedes Lebensalter giebt, das ist der zweite Grund, um dessen willen man den „Emile“ anerkennen und lieben und einer gründlichen Prüfung werth achten muß.

Bevor wir diese Prüfung beginnen, wollen wir aus dem Leben und aus den früheren Werken Rousseau's zu erfahren suchen, wie er sich bis dahin mit der Kunst, die Kinder zu erziehen und auch die Männer, beschäftigt hatte. Diese Präcendentien des „Emile“ haben ihr Interesse und ihre große Bedeutung.

Im Jahre 1739 verließ Rousseau die Frau von Warens und die Charmette's, um in das Haus des Oberpräfekten Herrn von Mably als Lehrer der beiden Söhne desselben einzutreten. Er gesteht in seinen „Confessions“, daß er ein ziemlich schlechter Lehrer war, und daß seine Zöglinge, obwohl Neffen des Abbé Mably und Condillac's, ihm nicht viel Ehre machten. Der Erziehungsplan, den er bei dieser Gelegenheit entwarf, ist sehr mittelmäßig, schlecht geschrieben, von einer Niedrigkeit der Gesinnung, die an einen Bedienten erinnert, und von einer auffallenden Gedankenarmuth. Kaum daß man hier und da einen Anlaß zu den Gedanken des „Emile“ entdecken kann. So äußert er die Meinung, daß es gut sei, widerwärtige Ereignisse herbeizuführen und den Zögling denselben auszusetzen, um ihm Erfahrung beizubringen. Es ist aber gewiß die schlechteste Art, das Menschsein zu lernen, wenn man damit anfängt, ein Schauspieler zu sein. Auf der Schauspielerbühne gelangt man nicht zur Erfahrung. Eben so unrichtig ist die auch im „Emile“ angesprochene Ansicht, daß der Lehrer sich an den Vergnügungen des Zöglings betheiligen müsse. Das ist auch wieder Schauspielerei. Der Unterschied der Lebensalter bringt es mit sich, daß die Vergnügungen des Einen nicht die des Andern sein können; wird der Unterschied übersehen, so gereicht es Beiden zum Schaden: das Kind wird vor der Zeit ernst, der Mann wird kindisch.

Rousseau hatte in seinem Leben, vor dem Erscheinen des „Emile“, noch eine andere Gelegenheit, sich mit Erziehung zu beschäftigen. Wir meinen seinen Aufenthalt in der Ermitage. Frau von Epinay sagte einen jeden berühmten Mann, von dem sie eingenommen war, um Rath wegen der Erziehung ihres Sohnes. Linant, der Lehrer ihres Sohnes, war ein Schützling Voltaire's. Er wollte Schriftsteller sein und hatte eine Tragödie angefangen; da aber die Tragödie nicht fertig werden wollte, weil Linant träg und vergnügungssüchtig war, hatte er die Stellung als Lehrer des Sohnes der Frau von Epinay angenommen, in der Ueberzeugung, daß dies ihn bei den Philosophen nur noch mehr in Geltung bringen könnte. Der arme junge Mann wußte nicht, welche Last er auf sich lud. Frau von Epinay und ihre Freunde bildeten sich ein, in der Erziehungskunst tief eingeweiht zu sein. Der Lehrer hatte alle Unterhaltungen der Schöngeister damaliger Zeit über diesen Gegenstand anzuhören. Bald war es Duclos, der in seinem herrischen und absprechenden Ton das Gesetz aufstellte, bald war es Rousseau; Frau von Epinay machte Erläuterungen zu Allem, und Linant ward mit der Ausführung beauftragt. Die Scenen in der Erziehung des Sohnes der Frau von Epinay sind wahre Komödienscenen, aber diese Scenen charakterisiren auf die interessanteste Art die damalige Welt und machen uns einige von den Ideen, welche Rousseau hatte, als er seinen „Emile“ schrieb, erklärlich.

Wir theilen zuerst eine Scene mit, in welcher Frau von Epinay, Duclos und Linant auftreten. Duclos trachtete zu dieser Zeit danach, der Liebhaber und der Herr der Frau von Epinay zu werden, und er wandte, um zu seinem Ziel zu kommen, viele Intrigunen und Schlechtigkeiten an, die er hinter einem rauhen Wesen, welches die Welt für Biederkeit nahm, zu verstecken wußte. Frau von Epinay, die ihn noch nicht genug kennen gelernt hatte, hatte kein anderes Verlangen, als das, ihn zu ihrem Orakel, nicht aber zu ihrem Liebhaber zu machen. Sie führte ihn eines Tages in das Zimmer, wo ihr Sohn von seinem Lehrer unterrichtet wurde, in der Absicht, wie sie sagt, zwischen Duclos und Linant eine Unterhaltung über die Erziehung zu veranlassen. Duclos prüft eine Aufgabe, die das Kind eben macht, findet sie zu schwer und stellt ihm eine andere; Linant vertheidigt seine Aufgabe und sein Latein, so viel er kann. — „Zum Teufel“, unterbrach ihn Duclos, „was hat das mit der Erziehung zu thun! Könnte man nicht meinen, daß man alle Menschen zu Mönchen erzieht? ... Aber, ehe wir weiter gehen, mein Herr, wer sind Sie!“ — „„Wie, mein Herr, wer ich bin!““ — „Ja, Ihr Vater, Ihre Mutter, der Stand derselben! Wo kommen Sie her und was haben Sie getrieben?“ — „„Mein Herr, ich sehe nicht, in welcher Beziehung das ....!““ — „Zum Teufel, Sie sehen nicht? Um zu wissen, ob Sie erziehen können, muß man wissen, ob Sie selbst erzogen sind.“ — „„Nun gut, mein Herr, ich bin bei den Jesuiten erzogen worden.““ — „Lieber wäre es mir, wenn es anderswo geschehen wäre.“ — „„Ich war einer von denen, welche die besten griechischen Aufsätze machten.““ — „Ich gratulire Ihnen dazu. Verstehen Sie das Französische, mein Herr!“ — „„Ich schmeichle mir damit, mein Herr, und ich glaube, mit gutem Rechte.““ — „Sehr schön.“ — „„Ich bin der Sohn eines Intendanten des Herrn Herzog ***.““ — „Ich kenne den Herzog. Sein Haus ist immer sehr gut geordnet gewesen; ich schließe daraus, daß Ihr Herr Vater nicht reich ist und mache Ihnen mein Kompliment dafür... Lassen Sie uns auf die Anwendung Ihrer Zeit kommen .... Welche Lektüre!“ — „„Mein Herr, wir lesen zusammen die Selectae.““ — „Wieder Latein! ... Die Lektüre!“ — „„Einiges aus der „Nachfolge Jesu Christi“ und ein Mal in der Woche die Henriade von Voltaire.““ — „Ich gestehe Ihnen, mein Herr“, sagte ich*), „daß dieser Plan mir nicht gefällt. Ich sehe keinen Zweck in alle dem.“ — „Sie haben Recht“, sagte Duclos; „wenig Latein, sehr wenig Latein; Griechisch ganz und gar nicht; davon soll man mir gar nicht reden! Ich will weder einen Dummkopf, noch einen Gelehrten haben. Es giebt einen Mittelweg; den muß man einschlagen.“ — „„Aber, mein Herr““, sagte Linant, „„er muß doch seine Autoren kennen, und ein leichter Anflug von Griechisch ...““ — „Zum Teufel, kommen Sie uns damit nicht! Was wird es ihm nützen — Ihr Griechisch? Es giebt da an die funfzig Schwätzer, welche sein anderes Verdienst haben, als daß sie alt sind, und welche die besten Geister zugrunde gerichtet haben. Wenn er dazu käme, sie kennen zu lernen, ohne närrisch für sie eingenommen zu werden, würde er nur ein nüchterner Gelehrter sein, und wenn er begeistert für sie würde, würde er sich lächerlich machen. Nichts von alle dem, mein Herr! Viel Sitten, viel Moral!“ — „Mein Herr“, sagte ich zu Linant, „bringen Sie ihm bei, seine Mitmenschen zu lieben, ihnen nützlich zu werden und sich bei ihnen beliebt zu machen, — das ist die Kunst, die alle Welt nöthig hat und die man nicht entbehren kann ....“ — Duclos ging dann auf einige Details ein über die Art, wie der Tag zu verwenden wäre. — „Er soll“, sagte er, „gut lesen, gut schreiben können. Beschäftigen Sie ihn gehörig mit dem Studium seiner Sprache. Es giebt nichts Abgeschmackteres, als sein Leben mit dem Studium der fremden Sprachen zu verbringen und seine eigene Sprache zu vernachlässigen. Es handelt sich hier nicht darum, einen Engländer, einen Römer, einen Griechen oder einen Spartaner auf ihn zu machen; er ist als Franzose geboren, darum soll er auch ein Franzose werden, d. h.: beinahe zu Allem gut .... Begehen Sie nicht die Thorheit, ihm die Leidenschaften und das Vergnügen als etwas Schlechtes darzustellen. Ich weiß eben so gut wie Sie, daß zu wünschen wäre, er möchte immer nur gemäßigte Leidenschaften haben; aber lieber ist es mir doch, daß er starke Leidenschaften habe, als daß er ein Stein wäre. Zum Teufel, wenn er einen Ellenbogenstoß bekommt, muß er ihn wiedergeben; ich wenigstens mache es so, und das ist sehr wesentlich. Bringen Sie ihm den Geschmack an den anständigen Vergnügungen bei.“ — Linant entgegnete sehr richtig, daß dieser Ausdruck sehr unbestimmt wäre und der Willkür Thor und Thür öffnen könnte. — Ich sagte ihm, daß die Erklärung, die ich ihm dazu geben würde, bestimmter und genauer wäre. — „Anständig nenne ich“, sagte ich ihm, „jedes Vergnügen, bei welchem der Geist an sinnlichen Gegenständen geübt wird.“

Welch eine Komödie und was für Phrasen! Wie charakteristisch für die sittlichen Zustände der damaligen Welt! Die Betrachtungen, zu denen die Einzelnheiten in dieser Scene veranlassen, mögen unsere Leser selbst anstellen!

Wenn die Eltern Erziehungspläne machen, versuchen sie dieselben an ihren Kindern; sie fangen damit an, sie aus der Schule heranzunehmen, um, wie sie sagen, sie besser zu erziehen, und enden damit, sie gar nicht zu erziehen.

Dieses Loos bereitete Frau von Epinay ihrem Sohne. Er mußte die Schule verlassen, um sich mit seinem Lehrer im väterlichen Hause einzurichten. Hier versuchte nun Frau von Epinay, in ihrer mütterlichen Sorgsamkeit, jeden Tag eine neue Methode. Bald wollte sie, daß der Lehrer ihren Sohn unterrichtete, indem er mit ihm spazieren ging und mit ihm plauderte; bald schrieb sie ihm, obwohl er noch nicht funfzehn Jahre alt war, geistreiche Briefe, die er nicht verstehen konnte. Dem Herrn von Epinay erschienen alle diese Erfindungen seiner Frau sonderbar und viel zu pedantisch. „Wie kann man einem Kinde Etwas beibringen“, sagte er, „wenn man faßt nichts weiter thut, als daß man sich mit ihm unterhält! Die Spaziergänge, die Ihr es um seiner Gesundheit willen machen laßt, werden es fürchterlich langweilen, wenn Ihr sie zu seiner Belehrung anwendet. Ich bin eben so wenig damit einverstanden, daß man die Uebung der angenehmen Talente zwei oder drei Jahre lang aussetzt. Gerade das Alter, in dem es sich befindet, ist dazu das geeignetste. Ich will, daß es täglich zwei Stunden auf das Violinspiel und zwei Stunden auf Gesellschaftsspiele anwende. Das Uebrige möget Ihr anordnen, wie es Euch gut schrint.“

Frau von Epinay theilte diesen schönen Erziehungsplan ihres Gemahls ihren Freunde Grimm mit, um sich darüber lustig zu machen; sie merkte nicht, daß der Plan im Grunde derselbe war, als der von Duclos angegebene: wenig Latein und gar kein Griechisch! — Herr

*) Nämlich Frau von Epinay; das Mitgetheilte ist aus ihren Memoiren, Theil I, S. 361.

Digitized by Google

von Epinay wollte, daß sein Sohn die Gesellschaftsspiele lernen sollte; Frau von Epinay wollte, daß ihm die Moral und sogar auch das Naturrecht beigebracht würde. Jeder wollte dem Sohn das beibringen lassen, was in dem Kreise, in dem er sich bewegte, den meisten Werth hatte. (Fortsetzung folgt.)

Ungarn.

Der indische Sloka bei den Magyaren.*)

Die auf steigenden (d. h. mit kurzer Sylbe beginnenden und mit langer endigenden) Füßen bestehenden Verszeilen sind der Prosa zunächst verwandt, ja sie werden im freien sechsfüßigen Jambus beinahe zu baarer Prosa. Es ist also natürlich, daß die der steigenden gerade entgegengesetzte fallende Verszeile (deren Füße lang anfangen und kurz endigen) den eigentlichen Vers-Rhythmus vorzugsweise besitzen muß. Nicht mit Unrecht hat man also behauptet, die allerersten Verse müßten von der letzteren Art gewesen sein. Als es dem Menschen beikam, die freie Rede zu fesseln, kehrte er sie gleichsam um, und so können wir den Sloka der Hindus oder etwas Aehnliches als den ursprünglichen Vers betrachten. Zwar ist der absteigende oder fallende Rhythmus hier noch nicht mit voller metrischer Konsequenz gegeben, aber doch Hauptsache. Beispiel:

König Nalas' | geliebtes Weib | lief dem Gatten | bekümmert nach;
Bobhtlingga's | geliebtes Weib | lief dem Gatten | entgegen davon.

Der indische Sloka ist aber diejenige Versart, welche in mehr als drei Viertheilen der magyarischen Volkslieder anss entgegentritt. Auch diese zerfallen in Distícha von je zwei 16silbigen Zeilen, mit Cäsur in der Mitte und vorherrschend absteigendem Rhythmus. Unter viel tausend Beispielen wählen wir aus Ungefähr das folgende aus:

Ugy meg vagyok | határozva |, mint a csikó | kantározva.
Szabadságom | el van zárva |, mint a madár | kalitkába.

Also fesselt | mich Liebesband |, wie der Kappaum | den jungen Hengst;
Meine Freiheit | ist mir gerandt |, wie dem Vogel | in Käfigs Haft.

Schon wegen des Worttons mußte der absteigende Rhythmus im Magyarischen obsiegen, weil jener immer die erste Sylbe des Wortes trifft und somit auch immer auf der ersten Sylbe der Verszeile ruht.

Ihre höchste Vollendung erreichte die fallende Verszeile im heroischen Sechsfüßler oder Hexameter, welchem das Magyarische, beiläufig bemerkt, besser eignet, als irgend eine der lebenden Sprachen; denn seine Vokale haben, ganz unabhängig vom Wortton, natürliche Länge oder Kürze. Da die Betonung überaus einfach und außerdem nirgends scharf ist, so entstehen hier bei weitem nicht die unangenehmen Konflikte zwischen ihr und der Arsis, welche der griechische und lateinische Vers uns bieten; man kann die erste Sylbe jedes Wortes im Vers betonen, und der metrische Charakter erleidet doch keine Einbuße.

Noch sei bemerkt, daß auch die Volkspoesie der Spanier den Sloka liebt. Diese hat zugleich in ihrem inneren Charakter viel Uebereinstimmendes mit der magyarischen.

Mannigfaltiges.

— Schutz der Autoren gegen unbefugte Uebersetzungen. Das jüngste Heft (Nr. 70) der Cottaischen „Deutschen Vierteljahrsschrift“ ist reicher, als gewöhnlich, an gut geschriebenen, belehrenden und anziehenden Artikeln. Nicht immer weiß die Redaction dieser deutschen Quarterly Review das utile mit dem dulce zu vereinigen; das vorliegende, neueste Heft dürfte jedoch kaum irgend ein ernsthafter Leser aus der Hand legen, ohne durch mindestens einen der darin enthaltenen acht Aufsätze vollständig befriedigt worden zu sein. Wir verweisen namentlich auf die „Betrachtungen eines Schulmannes,“ auf die Abhandlungen über den gegenwärtigen Stand der deutschen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, über die deutschen Fremdenlegionen, über die Deutschen in Amerika (von einem Landsmanne in Philadelphia), über Heeresverfassungen, mit besonderer Beziehung auf England und Preußen, und endlich über den Schutz der Autoren gegen unbefugte Uebersetzungen. Wir werden namentlich durch den letztgedachten Aufsatz, der von einer auch mit den ausländischen Gesetzgebungen vertrauten Feder herrührt, zu den gegenwärtigen Bemerkungen veranlaßt, da die Frage, ob die unbefugte Uebersetzung eines Werkes dem Nachdrucke gleich zu achten, jetzt, wo es sich um den Abschluß neuer internationaler Verträge gegen den Nachdruck handelt, vielfach ventilirt und von den erfahrensten Rechts- und Literaturbeflissenen in verschiedenartigster Weise aufgefaßt und beantwortet wird. In der Regel wird aufgestellt, daß, da unter Nachdruck nur die unbefugte Vervielfältigung von Schriften auf mechanischem Wege verstanden werde, Uebersetzungen nicht unter diese Kategorie zu bringen seien. Namentlich ist diese Ansicht, so wie der Umstand: „daß der deutsche Buchhandel aus der Vervielfältigung und Uebertragung französischer Schriften bisher einen bedeutenden Nutzen gezogen, da es ein wirklich einträglicher Theil seiner Thätigkeit war, wogegen der französische Buchhandel aus Nachdruck und Uebersetzung deutscher Werke gar keinen Nutzen ziehen konnte,“ in der Denkschrift geltend gemacht, welche der „Börsenverein der deutschen Buchhändler“ über den internationalen Schutz gegen Nachdruck bei der k. sächsischen Regierung eingereicht und (Leipzig 1855) publizirt hat. Der Verf. des sehr gründlich durchdachten Gutachtens in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ tritt diesen beiden Ansichten in seiner Beziehung bei. Er weiß nach, daß es vor Allem und hauptsächlich die vermögensrechtliche Beeinträchtigung des Autors sei — geschehe diese nun auf mechanischem oder nicht blos mechanischem Wege — die der Gesetzgeber durch das Nachdruckverbot verhindern wolle. Dieser Beeinträchtigung des Originals hilft der Gesetzgeber allerdings ab, wenn er das Erscheinen einer Uebersetzung von der Zustimmung des Autors abhängig macht. Auszüge und Bearbeitungen würden natürlich in Bezug auf Werke in fremden Sprachen eben so wenig, wie hinsichtlich derjenigen in der eigenen Sprache, als Nachdruck anzusehen sein. Solche Auszüge und Bearbeitungen machen auch keine Konkurrenz mit dem Originale, wie es Uebersetzungen thun; sie tragen oft vielmehr zur Empfehlung und zur weiteren Verbreitung des Originalwerkes bei. Es kann allerdings (und diesen Gesichtspunkt hat der deutsche Reviewer aufzustellen versäumt) zuweilen auch vorkommen, daß ein Autor den Wunsch hegt, es möge sein Werk in einer fremden Sprache mehrfach übersetzt und so wohlfeil als möglich im Auslande verbreitet werden; wie denn auch in der Regel Autoren und Verleger nicht unterlassen, sich dessen in der Heimat zu rühmen, wenn ihr Buch im Auslande mehrfach übersetzt worden. In diesem Falle braucht jedoch der Verf. nur seine Empfehlung und zur weiteren Verbreitung des Originalwerkes bei. Es kann allerdings (und diesen Gesichtspunkt hat der deutsche Reviewer aufzustellen versäumt) zuweilen auch vorkommen, daß ein Autor den Wunsch hegt, es möge sein Werk in einer fremden Sprache mehrfach übersetzt und so wohlfeil als möglich im Auslande verbreitet werden; wie denn auch in der Regel Autoren und Verleger nicht unterlassen, sich dessen in der Heimat zu rühmen, wenn ihr Buch im Auslande mehrfach übersetzt worden. In diesem Falle braucht jedoch der Verf. nur seine Titelblatte, oder in der Vorrede, anzukündigen, daß er die Uebersetzung des Buches in fremde Sprachen überhaupt, oder in einzelne derselben völlig freigebe. Giebt er eine solche Erklärung nicht, so wird die von seiner Zustimmung abhängig gemachte, beschränkte Herausgabe von Uebersetzungen jedenfalls dem Mißbrauche der Fabrik-Uebersetzungs-Thätigkeit steuern, der leider in Deutschland — man vergleiche namentlich, was darüber in Nr. 65 des „Magazin“ bei Besprechung der Literaturen Oesterreichs gesagt ist — mehr als in irgend einem anderen Lande getrieben wird. Wie nahe verwandt übrigens diese Fabrik-Uebersetzungs-Thätigkeit mit der Nachdrucks-Industrie ist, geht schon aus dem Umstand hervor, daß die alten Sitze dieser Industrie — Wien, Pesth und Stuttgart — jetzt auch die hauptsächlichsten Uebersetzungs-Fabriken besitzen. Wir können daher dem Wunsche des Reviewers, daß der deutsche Bund seine Nachdrucks-Gesetzgebung bald durch das Verbot unbefugter Uebersetzungen ergänzen möge, nur beistimmen. Es scheint eine gesetzliche Bestimmung dieser Art und die damit zusammenhängende Ergänzung der Verträge mit dem Auslande um so nothwendiger, als, wie die Sachen jetzt liegen, in Folge der bestehenden internationalen Verträge, Preußen z. B. dem englischen Autor einen Schutz gegen die von ihm nicht autorisirte Uebersetzung gewährt, England dagegen zwar dem französischen, belgischen oder hamburgischen Angehörigen, nicht aber auch dem Preußen, einen solchen Schutz angedeihen läßt.

— Zwei merkwürdige Reisende. Dr. Béron erzählt in seinen Memoiren: „Zwischen einem Engländer und mir kam es, nach öfterem Zusammentreffen an der Wirthstafel, zu mancherlei vertraulichen Mittheilungen über seine Lage und seine Absichten. Er hatte ein unermeßliches Vermögen und keinen Verwandten; er war Junggeselle. Das Leben lastete schwer auf ihm. Er hatte kein Laster, keine vorherrschende Neigung zu befriedigen. Ich war jeden Augenblick mit Bangen darauf gefaßt, daß er mir einen Plan zum Selbstmorde anvertraue. Doch weit gefehlt! „Ich habe ein Mittel herausgefunden,“ sagte er eines zu mir, „das Leben zu ertragen; die Ausführung eines Plans, den ich mir ersonnen, wird mich so manches Jahr beschäftigen, daß ich, bevor das Ziel erreicht ist, ein sehr alter Mann sein werde. Ich habe drei Reisewagen nach eigenem Entwurf kommen lassen und habe mir zur Aufgabe gestellt, Wasser aus allen Bächen und Strömen der Welt in Flaschen zu sammeln. Leider werde ich aber den Kummer haben, zu sterben, bevor die Sammlung vollständig sein wird.“ Heißt das nicht vom Leben und vom Reichthum einen sehr verständigen, einen sehr edlen Gebrauch machen? — Ein anderer englischer Millionär fuhr nach einem eigenen Reiseplan in der Welt umher. Er hielt in einer Stadt nur an, um zu essen und zwei oder drei Tage im Bette zu bleiben. Sein Bedienter mußte für ihn die Merkwürdigkeiten des Orts besehen und die kostbarsten Pfeifen und feinsten Cigarren, die nur zu bekommen waren, kaufen. Solche Dinge, wie Volksleben, Kultur, Wissenschaft und Kunst, waren gar nicht für ihn vorhanden.“

*) Nach Gregus' Magyarischer Sprachkunst (Vorstan). Pesth, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 25 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Herausgeber, Universitäts-Str. 31, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 72. Berlin, Sonnabend den 16. Juni 1835.

Syrien.

Aus den Reisebildern der Fürstin Belgiojoso.

Entfernungs-Maßstab im Orient. — Tempel-Trümmer bei Antiochien. — Besuche in den Harems. — Das Volk und die Landesverhältnisse. — Mangel an allem Comfort auf der Reise. — Frauen-Toilette. — Betrieb und Thätigkeit. — Englische und amerikanische Missionäre.

Unter der Ueberschrift: „Das innere Leben und das Nomadenleben im Orient, Reiseferien und Reise-Erinnerungen" veröffentlicht die unseren Lesern seit mehreren Jahren bekannte Touristin, Fürstin Trivulzio di Belgiojoso, in der Revue des deux Mondes eine in angenehm unterhaltendem Conversationston abgefaßte Schilderung dessen, was sie auf ihrer letzten Reise durch Syrien erlebt, gesehen und beobachtet. In dem dritten Artikel dieser Reiseschilderung, dem die Verfasserin die Ueberschrift: „Der europäische Tourist in dem arabischen Orient" gegeben, erzählt dieselbe ihre Erlebnisse auf der Tour von Alexandrette über Antiochien nach Beirut.

Die Bemerkung, daß Antiochien von Beinam, einem kleinen Städtchen, zehn bis zwölf Stunden entfernt sei, giebt der Touristin zu der folgenden Erklärung Veranlassung:

„Man hat in Syrien noch nicht daran gedacht, das Land zu vermessen und die Entfernungen in Meilen oder Mètres zu bestimmen; man bestimmt die Entfernungen nur nach der Zeit, die man dazu braucht, sie zurücklegen. Das wäre nicht so übel, wenn man nur daran gedacht hätte, da nicht alle Welt in demselben Schritt geht, irgend einen Schritt als Maßreinheit festzustellen; aber daran hat man noch nicht gedacht. Man sagt Euch z. B., der Weg von Beinam nach Antiochien sei zehn Stunden; wenn Ihr mit dieser Auskunft Euch für befriedigt haltet, werdet Ihr hinterher anders urtheilen; denn vielleicht legt Ihr den Weg in fünf Stunden, vielleicht auch in fünfzehn zurück, ohne daß Ihr dem, der Euch die Auskunft gegeben, einen Vorwurf machen könnt. Den Vorwurf müßt Ihr Euch selbst machen; warum habt Ihr nicht weiter gefragt: was für Stunden? Stunden, die ein Fußgänger, oder ein Kameel, oder ein Maulesel, oder ein Miethspferd, oder ein Postpferd braucht? — Es giebt Gegenden, wo man die Wege nach Stunden, die ein Kameel, andere, wo man sie nach Stunden, die ein Maulesel braucht, zu bestimmen gewohnt ist."

„Antiochien verließen wir", erzählt die Touristin, „ohne Etwas von dem, was diese Stadt in sich enthält, gesehen zu haben (sie mußte Antiochien nach einer Nachtruhe verlassen, um noch vor dem Osterfeste Jerusalem zu erreichen); aber, um uns einige Entschädigung zu bieten, führte man uns von Antiochien aus zu einem der berühmtesten und schönsten Punkte in der Umgegend der Stadt: zu der Quelle der Daphne, bei welcher sich einst ein der Venus, glaube ich, geweihmeter Tempel erhob. Die Sonne, schon hoch über dem Horizonte, sandte glühende Strahlen auf unsere Köpfe; unsere Augen suchten eine schattige Stelle; da bemerkten wir auf dem Gipfel eines Hügels ein Wäldchen von Maulbeerbäumen und zwischen dem Laub hindurchschimmernd weiße Massen von verschiedenen Formen und Verhältnissen. Es waren Säulen von weißem Marmor; einige lagen auf dem Boden; andere, obwohl verstümmelt, standen noch aufrecht; Trümmer bedeckten überall die Erde. Auch Bäume von jedem Alter standen da: Lorbeer- und Olivenbäume mit knorrigen und durch das Alter geschwärzten Stämmen und junge biegsame Maulbeerbäume, ihre langgestreckten Aeste wie die Finger betender Hände gen Himmel streckend. Die Mauern des Tempels waren zusammengestürzt; die noch aufrechtstehenden Säulen waren nicht mehr durch Gewölbe oder Giebel zusammengehalten. Aber die Bäume hatten noch ihre Blätter, ihre Blüthen, ihre Früchte; und diejenigen von ihnen, denen die Lebenskraft ausgegangen war, hatten vorher der Erde, der treuen Schützerin, die Keime anvertraut, welche sie zu ersetzen bestimmt waren. Der Mensch meint Gebäude zu errichten, welche eben so lange dauern werden, wie der Marmor und die Metalle! Und diese biegsamen Stämme, diese zarten Blumen und Blätter, welche einst ihren Schatten auf die Stufen des als unvergänglich gerühmten Tempels warfen, beschatten heute nur seine Trümmer! Das zarteste Werk der Natur ist unsterblich; das stärkste Werk des Menschen dauert immer nur eine Zeit lang!"

Auch die folgende Stelle wird von Interesse für unsere Leser sein.

„Der Gouverneur des Orts (eines Dorfes nahe vor Latakieh), ein sehr schöner, reicher und in Erfüllung seines Berufs wenig skrupulöser Mann, gestand mir in aller Ehrlichkeit, daß er den Tribut erhalte, daß er ihn aber nicht bezahle. „Wie sollte ich ihn bezahlen?" sagte er, mit den Achseln zuckend. „Es würde mir für meine Familie und für mich nicht genug Geld übrig bleiben." Er führte mich in seinen Harem und stellte mich seinen zwei Frauen vor, die mir als die zwei schönsten Gestalten erschienen, die ich in Asien gesehen. Sie waren aber eben so schamlos, wie schön; die Liebkosungen, mit denen sie ihren Herrn in meiner Gegenwart überhäuften, waren im höchsten Grade befremdend. Er selbst schien dadurch in Verlegenheit gesetzt zu sein; aber die beiden Damen mit der ehernen Stirn gehörten nicht zu denen, die so leicht verlegen werden. In einem anderen Harem desselben Orts wohnte ich einer häuslichen Scene bei, die mehr nach meinem Geschmack war. Zwei junge seit einigen Jahren an einen schon bejahrten Effendi verheiratete Frauen hatten selbst nie Kinder gehabt; die dritte Frau des Effendi war bei der Geburt eines schwächlichen Kindes gestorben. Die beiden jungen Stiefmütter legten für das von ihrer Nebenbuhlerin geborene häßliche kleine Wesen eine wahrhaft rührende Zärtlichkeit und Sorgfalt, eine an Verehrung gränzende Liebe an den Tag. Ihre etwas ungeschickte Art, das kranke Kind zu behandeln, bewies, daß sie eigenen Kindern nie diese Sorgen gewidmet. Aber ganz hingegeben diesem neuen zärtlichen Gefühl, waren diese Frauen glücklich, gewiß viel glücklicher, als viele große Damen in Konstantinopel."

In welchem Rufe bei den Landbewohnern Syriens die zur Erhaltung der Ordnung im Lande bestimmte türkische Armee steht, wird durch die folgende Scene veranschaulicht, welche die Touristin nahe vor Latakieh erlebt hat.

„Von einem Unwetter überfallen, nahmen wir die Richtung nach einem kleinen Dorfe von ziemlich gutem Aussehen; wir hofften in demselben unsere Kleider trocknen und uns etwas restauriren zu können. Man stelle sich unser Erstaunen vor, als wir, dem Dorfe uns nähernd, sahen, wie die Frauen, die Kinder, die Männer, beladen mit Allem, was sie tragen konnten, ihre Kühe, Ziegen, Hühner vor sich hertreibend, die Häuser verließen und mit allen Zeichen der Angst nach dem Gebirge zu flohen. Wir bestürmten unsere Schritte, in der Hoffnung, daß wir sie einholen würden; sie thaten dasselbe, und wir hatten sie bald aus dem Gesichte verloren. Als wir in dem verlassenen Dorfe anlangten, fanden wir nur eine alte Frau und zwei Knaben, die — ich weiß nicht, warum — den Andern nicht gefolgt waren. Als wir sie fragten, ob wir gegen Bezahlung Milch und Eier bekommen könnten, schienen sie nicht wenig erstaunt zu sein. Sie sahen sich fragend an und schienen zuerst geneigt, uns ihr Vertrauen zu schenken und die verlangten Lebensmittel zu geben; aber dann richteten sie ihre Blicke nach der Gegend hin, woher wir gekommen waren, und fingen wieder an zu zittern und zu seufzen. Der eine der beiden Knaben wagte endlich, und zu fragen, ob die „Anderen" noch weit wären. Auf unser ermuthigendes Zureden erfuhren wir die Ursache ihrer Angst. Man hatte uns für die Kouriergarde des Armeecorps gehalten, welches auf demselben Wege, wie wir, kommen sollte; die Bewohner des Dorfes hatten sich beeilt, ihr Hab' und Gut vor der Plünderung in Sicherheit zu bringen. Das ist das Verhältniß, welches in manchen türkischen Provinzen zwischen den bewaffneten Vertheidigern des Staats und des Gesetzes und den Bevölkerungen des Landes besteht! — Ich ward durch diese Erfahrung in meinem Entschluß bestärkt, mich auf meiner Reise von den türkischen Behörden und ihren bewaffneten Vertretern fern zu halten, und ich fing an, die Früchte dieser meiner Vorsichtsmaßregel zu ärndten. Dieser Theil von Syrien ist der Schauplatz vieler Schlachten zwischen Türken und Aegyptiern gewesen; seitdem er unter die Herrschaft der Pforte gekommen, hat der Krieg zwischen den Türken und den kriegerischen Stämmen der Gebirge nicht aufgehört, die unglücklichen Landbebauer, welche nicht Partei nehmen, werden von beiden Theilen mißhandelt. Wenn wir im Gefolge der türkischen Truppen angekommen wären, würden wir an diesem Tage kein Frühstück gehabt haben."

Digitized by Google

In welchem Maße der europäische Tourist in Syrien nicht blos Alles, was zur Bequemlichkeit und zur Behaglichkeit des Lebens gehört, sondern auch Vieles, was ihm dringendes Bedürfniß ist, zu entbehren gefaßt sein muß, wenn er es nicht mit sich führt, schildert die Verfasserin in den folgenden Worten:

„Auf einer Reise im Orient führt man nichts Ueberflüssiges mit sich: eine Matratze, Zucker, Reis, Kaffee, einige Toilettengegenstände, das ist Alles; man beschränkt sich auf das einfach Nothwendige, und man kömmt dabin, sich damit zu begnügen; aber je einfacher diese Gegenstände sind, desto mehr entbehrt man sie, wenn man sie nicht hat. Was bietet man Euch zum Ersatz, vorausgesetzt daß Eure Wirthe gute Menschen sind und Euch Etwas bieten?— An Stelle einer Matratze erhaltet Ihr eine gesteppte Decke; man legt sie Euch doppelt zusammen und mathet Euch zu, zwischen ihren beiden Lagen Euch auszustrecken, wie zwischen den Blättern eines Buches. Das Mahl besteht gewöhnlich in Reis, der in Wasser gekocht und mit Butter, um deren Alter man sich nicht bekümmert, angemacht ist; in den großen Häusern giebt man Euch hölzerne Löffel; in den kleinen läßt man Euch die Wahl, entweder mit den Fingern den Reis zu nehmen, oder aus Eurem Brod selbst ein Eßgeräth Euch zu machen. Das Brod in Asien hat wenig Aehnlichkeit mit dem europäischen Brod. Man mischt Gerstenmehl mit Wasser und knetet es faßt gar nicht; mit der Walze dehnt man den Teig zu Scheiben aus, welche etwa die Dicke eines starken Heftes von Papier haben. Dann setzt man auf einem großen Kafferollendeckel die Scheiben zwei oder drei Minuten lang dem Feuer aus; und das Brod ist fertig. Dieses Brod, welches ganz weich ist, dient Euch als Schüssel, als Teller, auch als Serviette, an der Ihr Euch die Finger abwischt und in welche Ihr den Vorrath für den folgenden Tag einwickelt; auch könnt Ihr Euch kleine Düten daraus machen, um mittelst derselben den Reis oder jede andere wenig feste Kost, so gut es geht, zum Munde zu führen. Bisweilen setzt man Euch auch saure, dicke Milch vor. Den Kaffee giebt man Euch ohne Zucker; die Hälfte der Tasse ist mit dem Kaffeegrunde angefüllt. Im Augenblick, wo man Euch denselben reicht, schüttelt man die Tasse, damit der Grund sich mit der Flüssigkeit gehörig mische. Eine andere Verlegenheit erwächst dem von seinem Reisegepäck getrennten Reisenden aus dem Umstande, daß Kämme und Bürsten auf dem Lande im Orient gänzlich unbekannte Dinge sind. Zu bedauern ist in gewissen Gegenden des Orients auch, wer nicht daran gedacht hat, Beleuchtungsmaterial mit sich zu nehmen. In den Dörfern und kleinen Städten kennt man Leuchter und Lichte nicht. Man steckt Späne von einem harzigen Holz an, welches eine lebhafte Flamme, aber noch mehr Rauch giebt. Man hält die angezündeten Späne in der Hand, unter der Gefahr, das brennende, herunterfließende Harz auf alle umgebenden Gegenstände oder auf die Finger zu bekommen."

Ueber die Einrichtung der Wohnungen erzählt uns die Touristin Folgendes:

„Die Mode, die Wohnzimmer durch Thüren in Zusammenhang mit einander zu bringen, ist im arabischen Orient unbekannt; nur durch den Hof sind alle Zimmer eines Hauses mit einander verbunden; nur vom Hofe aus gelangt man in ein jedes der Zimmer; in die oberen mittelst ebenso vieler Treppen, als Zimmer da sind. Diese Einrichtung erfordert viel Raum, viel Material, viel Arbeit; aber dies Alles kostet im Orient wenig; überdies ist es so Gebrauch."

Dem Geschmack der syrischen Frauen wird unsere Touristin durch die folgende ausführliche Schilderung gerecht:

„Obwohl noch sehr jung, war der Konsul (der englische Konsul in Latakieh) doch schon in zweiter Ehe mit einer Witwe verheiratet, die kaum aus dem Kindesalter getreten war. Die reizende junge Frau trug das anmuthige Kostüm der syrischen Weiber. Dieses Kostüm macht dem Geschmack derselben alle Ehre. Ein Kleid von seinem Stoff in heller Farbe, rosa, himmelblau, lila oder matt grün, fast wie ein Hauchrock für einen Herrn geschnitten, vorn offen und an beiden Seiten aufgeschlitzt, läßt den Busen fast ganz unbedeckt. Dieses Kleid reicht bis an die Knöchel und schleppt hinten nach; die Frauen nehmen aber die Schleppe gewöhnlich auf und stecken sie mit einer Nadel fest; auch die vorderen Blätter des Kleides legen sie um und stecken dieselben mit Nadeln an der aufgenommenen Schleppe fest. Weite, um die Knöchel festgebundene Beinkleider, auch von Seidenzeug, schimmern durch die Oeffnungen des Kleides überall hervor. Eine breite gestickte Schärpe umschließt die Taille unterhalb des Busens, der durch ein Hemde von Seidengaze mit langen hängenden Aermeln nur leicht verschleiert ist. Ein enganliegendes Leibchen, mit Gold oder Perlen gestickt, über dem Busen offen, vollendet den Anzug. Die geflochtenen Haare hängen so tief, wie die Natur oder die Kunst es will, herab; den Kopf schmückt ein mit Perlen gestickter Fez. Dies sind die Hauptstücke des Kostüms; dazu kommen nun die Tausende von kleinen Knöpfen, die Schnur- und Bandschleifen, mit denen das Kleid, die Beinkleider, das Hemde besetzt sind, — die Ketten, die Broschen, die Spangen, die auf den Armen, auf der Brust, am Halse in Menge funkeln und schimmern. Auch das Fez ist mit tausend seltsamen Zierrathen geschmückt. Ein Tuch von Seide, um das Fez gebunden, fällt nachlässig auf die linke Schulter hinab; eine Menge von Bändern kreuzen sich auf dem seidenen Tuch, und Spitzen mischen sich mit den Bändern. Fez, Tuch, Bänder und Spitzen bilden aber nur die anmuthige Unterlage des kunstvollen Kopfschmuckes; auf derselben ruht ein Kranz von natürlichen Blumen, der von Stunde zu Stunde erneut werden muß. Ein Strauß von Rosen hängt über dem Ohr; ein blühender Orangenzweig liebkost die Wange; Jasmin, Nelken, Granaten erheben sich als Diadem über die Stirn; und alle diese Blumen sind mit Nadeln, deren Köpfe Diamanten oder andere Edelsteine in Form von Blumen oder Schmetterlingen sind, an dem seidenen Tuch befestigt. Die Frauen Syriens scheinen den Grundsatz angenommen zu haben, daß man von einer schönen Sache nie zu viel habe, und daß Kleinodien eine schöne Sache sind. Man stelle sich nun in diesem Kostüm Frauen vor, von hohem, schlankem Wuchs und doch vollkommen gerundet, mit großen, schwarzen Augen von ungewöhnlichem Glanz, von einem Teint, den Titian bewundert haben würde, mit feinen, zarten und regelmäßigen Gesichtszügen und mit einem stets lächelnden Ausdruck, — so wird man ein ziemlich treues Bild der syrischen Schönheit haben. Ich für meine Person habe angezeichnetere Formen von Schönheit gesehen, selten aber verführerischere. Doch ich muß hinzufügen: die europäischen Sitten fangen an, diese orientalische Toilette zu verdrängen."

Die Bettler in Syrien werden in folgender Weise geschildert:

„Es giebt viel Bettler in Europa; aber sie nehmen an, was Ihr ihnen gebet, oder ziehen sich schweigend zurück, wenn Ihr ihnen nichts gebet. Die arabischen Bettler sind von einer anderen Art. Sie unterscheiden sich von den Räubern nur dadurch, daß, während diese sich zur Betreibung ihres Gewerbes entlegene Oerter aussuchen, die Bettler inmitten der zuschauenden Bevölkerung, die sie wohl hütet, sich einzumischen, ihr Gewerbe treiben. Ich weiß nicht, was trotz der Beschützung durch den Konsul und durch meine Begleiter aus mir geworden wäre, wenn ich diesen Bettlern das Almosen verweigert hätte."

Als bezeichnend für den Charakter der Frauen in arabischen Dörfern erzählt die Verfasserin das folgende Erlebniß:

„Gegen Mittag bemerkten wir (auf dem Wege von Tortosa nach Tripoli) auf einer Anhöhe ein arabisches Dorf; es war das erste in dieser Art, das ich zu Gesichte bekam. Es bestand aus zwölf Zelten aus einem braunen aus Ziegen- oder Kamelhaaren gewebten Stoff. Die Männer waren — ich weiß nicht, wo; die Frauen hüteten die Zelte; wir hofften, daß mir bei ihnen würden Milch bekommen können. Wir wurden unangenehm überrascht, als wir sie bei unserer Ankunft aus ihren Zelten hervorstürzen sahen; große Hunde eilten bellend und die Zähne zeigend vor ihnen her, und sie fielen unsere Pferde an; aber die Wuth dieser Doggen war, verglichen mit der der Frauen, Höflichkeit. Sie waren mit Blasen von dinner Leinwand bekleidet; Kapuzen von demselben Zeuge verhüllten die Köpfe und fielen auf die Schultern herab; ein lederner Gürtel hielt die Blasen um die Taillen fest; ihre braune und fettige Haut war mit schwarzen und blauen Flecken bedeckt; die Lippen besonders waren hinter einer Lage von Indigo verschwunden; die Spitzen ihrer Nasen waren mit Gewürzmörtelein, mit Ringen von Gold oder Silber und mit Blumen von Silberfiligran behängt. Es gab wahrscheinlich auch junge unter ihnen, aber alle schienen dasselbe Alter zu haben und zwar ein unansehnliches Alter; alle schienen auch in gleich feindseliger Stimmung zu sein; sie wiesen uns die Fäuste und machten häßliche Fratzen, dieselben mit Schimpfreden und Flüchen begleitend; Alles — weil wir sie um einige Tassen Milch gebeten hatten. Wir hatten keine Lust, weiter mit ihnen zu unterhandeln." —

Auf dem Wege von Bodrun nach Beirut begegnete unsere Touristin zwei anderen europäischen Reisenden, einem Geistlichen der anglikanischen Kirche mit seiner Frau. „Der Mann war ganz in Schwarz gekleidet, als wenn er bereit gewesen wäre, die Kanzel zu besteigen, mit steifer weißer Krawatte und mit einem weißen Filzhut, der mit schwarzem Crêpe überzogen war. Seine Frau war gekleidet wie zu einer Promenade in einem englischen Park; nur trug sie über ihrem Hut einen and Papprendeckel, Leinwand und Fischbein zusammengesetzten Apparat, der dazu dienen sollte, sie gegen die Strahlen der Sonne zu schützen. Dieses in seiner äußeren Erscheinung und in seinen Gewohnheiten wenig orientalische Paar war auf der Mission begriffen. Keiner anderen Sprache mächtig, als der englischen, mit einer gewissen Anzahl von Bibeln, einer arabischen Grammatik und einem arabischen Wörterbuch versehen, durchwanderte dieses Paar die Städte und Dörfer, die Berge und die Ebenen, die Wüsten und die bewohnten Oerter, um Alles durch einander, Turken und Araber, Mostemim, Heiden, Juden und Katholiken zum Protestantismus zu bekehren." „Syrien," erzählt die Verfasserin weiter, „wird in allen Richtungen von englischen und amerikanischen Missionären durchzogen, die einen starken Glauben und viel Frömmigkeit haben mögen, aber wenig Takt und wenig Verstand an den Tag legen. Die Bekehrung ist für die Orientalen eine Art einträg-

Digitized by Google

fischen Geschäfts geworden; wer zwei- oder dreimal die Rolle eines Bekehrten gespielt, besitzt Fonds, legt sich auf den Handel und macht sein Glück. Die Art, wie die Sache bei allen religiösen Sekten, besonders aber bei den Juden, welche die Lieblinge der Protestanten sind, betrieben wird, ist folgende: Einer von ihnen muß einigen von den Missionären gehaltenen Besprechungen beiwohnen, um auf die Einwürfe, welche die Ungläubigen gegen die Lehren Luther's und Calvin's erheben können, zu antworten. Wenn ein Jude den Protestantismus annimmt, erhält er eine Gratification oder eine Pension, welche aber nur so lange bezahlt wird, bis man ihm ein anständiges Unterkommen besorgt hat. Hat die Pension aufgehört, so nimmt der Glaubenseifer ein Ende. Der Bekehrte reist fort; er begiebt sich in eine von Europäern und besonders von Missionären wenig besuchte Gegend; er tritt in seine frühere Religionsgemeinschaft zurück, wenn er es nicht vortheilhafter findet, den Islam anzunehmen. Seine neuen Religionsgenossen, besonders wenn sie gut gewählt worden sind, wetteifern, wenn nicht in Frömmigkeit, so doch in Freigebigkeit mit den protestantischen Missionären: sie bewilligen dem wiedergefundenen Schaf seine Pension, weil Pensionen zu zahlen ein occidentalischer Gebrauch sei; sie besorgen ihm auch nicht Arbeit, weil dies wenig geeignet scheint, Proselyten zu gewinnen; aber alle Häuser sind für ihn geöffnet: der Zurückkehrende hat bei dem Einen seine Schlafstelle, bei dem Anderen gutes Essen, von einem Dritten läßt er sich kleiden. Dies dauert einige Monate, bis die Freude über seine Bekehrung allmälig aufgehört hat. Das vernachlässigte Schaf sucht dann wieder irgend einen frommen protestantischen Missionär in die Hände zu fallen und hütet sich dabei natürlich, seinem ersten Wohlthäter zu begegnen. Es giebt manchen Schelm, der seine Jugend damit hingebracht, aus einer Kirche in die andere zu wandern, blos in der Absicht das Leben als Müßiggänger zu genießen, und mit dem Erfolge, daß die sonst ehrenwerthen Bemühungen der protestantischen Geistlichkeit dadurch in Mißkredit kommen und wohl gar lächerlich werden."

Frankreich.

Zur Erläuterung von Rousseau's Ansichten über die Erziehung.

(Fortsetzung.)

Wir finden in den Memoiren der Frau von Epinay die beiden Briefe, welche sie an ihren Sohn geschrieben hatte, als sie auf den Einfall gekommen war, denselben durch Briefe zu erziehen. „Wir werden uns schreiben, wir werden uns unterhalten, wir werden gemeinsam die Mittel suchen, Dich glücklich zu machen. Die Wahrheit, die Vernunft, die Freundschaft, das Vertrauen werden in dieser wichtigen und angenehmen Untersuchung Dir zur Leitung dienen." Sie schickte die beiden Briefe an Rousseau, um seine Ansicht darüber zu vernehmen. Rousseau antwortete ihr: „Ich habe, Madame, mit großer Aufmerksamkeit Ihre Briefe an Ihren Herrn Sohn gelesen; sie sind schön, vortrefflich; aber sie taugen nichts für ihn.... Der Ton dieser Briefe ist zu hoch und zu ernst; er verräth Ihre Absicht — und Sie haben es ja selbst gesagt, daß das Kind Ihre Absicht nicht merken dürfe. Wenn er zwanzig Jahre alt wäre, würden die Briefe vielleicht nicht zu hoch, aber sie würden immer noch zu trocken sein. Ich glaube, daß der Gedanke, ihm zu schreiben, ein glücklicher ist; nur müssen Sie so schreiben, daß er Sie versteht, und daß er Ihnen antworten kann ... Hüten Sie sich vor Allgemeinheiten; mit allgemeinen Lebensregeln richtet man da Nichts aus, wo nur Thatsachen an ihrer Stelle sind. Wenn Sie Ihrem Herrn Sohn sagen, daß Sie sich Mühe geben, sein Herz und seinen Geist zu bilden, wird er in Bezug auf Alles, was Sie ihm sagen werden, auf der Hut sein; er wird aus Ihrem Munde nur Lehren hören zu müssen glauben; Alles, bis auf seinen Kreisel, wird ihm verdächtig werden.... Hüten Sie sich, daß Sie nicht, indem Sie den Kindern zu früh hohe und schwierige Gedanken vorführen, gemeinhigt werden, jedes Wort zu erklären. Eine solche Erklärung ist fast immer noch schwerer zu verstehen, als der Gedanke selbst; die Kinder machen doch nur eine falsche Anwendung davon, und es kommen ihnen nur unklare Gedanken in den Kopf. Ein anderes Uebel, welches daraus hervorgeht, ist dies, daß sie papageienartig hohe Worte aussprechen sich gewöhnen, ohne einen Sinn damit zu verbinden, und daß sie mit zwanzig Jahren nur große Kinder oder seichte Großsprecher sind."

Hier finden wir schon Anklänge an die im „Emile" uns begegnenden Gedanken. Eine Unterhaltung, welche Frau von Epinay uns mittheilt, enthält schon den Plan des „Emile" und das Grundprinzip des Werks. Die Unterhaltung fand auf dem Schlosse Epinay statt und betraf die Art, wie Linant mit ihrem Sohn verfuhr. „Wir billigten", erzählt sie, „einen Theil seiner Methode, den anderen tadelten wir. Im Laufe des Gespräche entfallen mir die Worte: Es ist eine schwierige Sache, ein Kind zu erziehen. „Ich glaube es wohl, Madame", erwiederte Rousseau; „es liegt darin, daß Vater und Mutter von Natur nicht dazu da sind, zu erziehen, und die Kinder nicht dazu, erzogen zu werden." Diese Aeußerung von ihm zu hören, war mir befremdend. — „Wie meinen Sie das?" fragte ich ihn. Margeney setzte lachend hinzu, was ich hinzuzusetzen nicht gewagt hatte: „Haben Sie nicht", fragte er, „einen Erziehungsplan im Kopfe?" — „Ja, es ist wahr", erwiederte Rousseau in aller Ruhe, „im Zustande der Natur hat man nur Bedürfnisse, für deren Befriedigung man sorgen muß, wenn man nicht unkommen will, nur Feinde, deren man sich erwehren muß, wenn man nicht getödtet werden will. Also sehen Sie, daß die Erziehung eines Naturmenschen sich von selbst macht, ohne daß ein Anderer sich darum bekümmert; aber die Grundlage unserer Erziehung ist nicht die Natur. Unsere Erziehung gründet sich auf Gesellschafts-Einrichtungen, welche größtentheils höchst sonderbar, widerspruchsvoll und bald mit dem Geschmack, mit den Eigenschaften der Kinder, bald mit den Ansichten, dem Interesse, dem Stande des Vaters unvereinbar sind." — „Aber wir sind doch nun einmal keine Wilden", sagte ich zu ihm: „gut oder schlecht, man muß erziehen. Wie soll man sich dabei benehmen?" — „Das ist sehr schwierig", erwiederte er. — „Das weiß ich", bemerkte ich, „das habe ich Ihnen ja gleich zuerst gesagt; damit bin ich so klug wie zuvor." — „Um das Werk zu erleichtern", fuhr Rousseau fort, „würde man damit anfangen müssen, die ganze Gesellschaft umzugestalten; denn so lange dies nicht geschehen ist, werden Sie immer in dem Falle sein, Ihrem Kinde, in der Absicht, sein Glück zu fördern, eine Menge sehr weiser Lebensregeln geben zu müssen, mit denen es später nicht vorwärts, sondern rückwärts kommen wird. Werfen Sie Ihren Blick auf alle diejenigen, die es in der Welt zu Etwas gebracht; meinen Sie, daß sie das den gewissenhaften strengen Grundsätzen, welche ihre Väter ihnen beigebracht hatten, verdanken? Gewiß, man darf von der Erziehung so lange sich keinen Nutzen versprechen, als das Interesse des Einzelnen nicht so innig mit dem Gesammt-Interesse verbunden ist, daß es fast unmöglich wäre, lasterhaft zu sein, ohne gezüchtigt zu werden, und tugendhaft, ohne belohnt zu werden; dies ist aber noch nirgends in der Welt der Fall. Wo die Erziehung des Volkes schlecht ist, kann die der Einzelnen nicht gut sein, da muß der Einzelne die ganze Jugendzeit damit verbringen, Dinge zu lernen, die er im reiferen Alter vergessen muß."

Diese Unterhaltung, welche im ersten Buche des „Emile" weiter ausgeführt ist, zeigt uns, wie Rousseau zur Idee der Erziehung kömmt. „Alles ist gut", sagt Rousseau im Eingange des „Emile", „so wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge kömmt; Alles artet aus unter den Händen der Menschen", d. h. die Natur hat immer Recht, und die Gesellschaft hat immer Unrecht. Dieser sonderbaren Idee zu Liebe glaubt nun Rousseau annehmen zu müssen, daß die beste Erziehung die natürliche Erziehung wäre, d. h., daß es am besten wäre, gar nicht zu erziehen. Leider aber ist diese natürliche Erziehung unter den bestehenden Gesellschafts-Verhältnissen unmöglich.

Die natürliche Erziehung, obwohl die beste, ist doch nicht die einzige, welche Rousseau wünscht. Auch die Erziehung des Alterthums, wenigstens so wie Rousseau sie sich vorstellt, ist für ihn ein Gegenstand der Sehnsucht. „Die guten sozialen Einrichtungen", sagt er, „sind diejenigen, durch welche der Mensch am besten seiner Natur entleidet wird, durch welche ihm seine absolute Existenz genommen und dafür eine relative gegeben und sein Ich der Gesammtheit eingepflanzt wird, so daß der Einzelne sich nicht mehr als ein Ganzes, sondern nur als einen Theil der Einheit auffaßt und sich nur als ein Glied im Ganzen fühlt." Das beste Vorbild einer solchen Erziehung ist in Plato's Republik gegeben. „Es ist", sagt Rousseau, „nicht ein politisches Werk, wie diejenigen meinen, welche die Bücher nur nach ihren Titeln beurtheilen; es ist die beste Abhandlung über Erziehung, die je geschrieben worden ist." — Eine sonderbare Inkonsequenz Rousseau's! Da er das, was er vorzieht: das Aufhören alles Staatslebens und aller Erziehung, nicht haben kann, erklärt er sich für den am meisten despotischen Staat, für die am meisten die individuelle Natur unterdrückende Erziehung; da ihm die Freiheit in den Urwäldern vorfagt ist, tröstet er sich mit der Sklaverei in einem wahren politischen Kloster!

Rousseau hatte eine große Vorliebe für das Alterthum, aber er kannte es schlecht; er hatte die Vorstellung von seiner Größe, sein innerer Organismus war ihm unbekannt; er war geneigt, zu glauben, daß die Philosophen, und besonders Plato, in ihren Werken das wirkliche alte Staatsleben geschildert haben, während sie doch vielmehr das Gegenstück dazu hingestellt haben. So ist die „Republik" des Plato beides zugleich: eine Satire und eine Utopie. Plato untersucht in seiner „Republik" nicht, welches das Grundprinzip der politischen Gesellschaften ist, ob das Volk souverain ist oder nicht, wie es seine Souveränetät ausüben soll und wie es dieselbe übertragen kann. Er stellt reine Grundtugenden auf: die Klugheit, den Muth, die Mäßigkeit, die Gerechtigkeit; sie machen die Grundlage für seinen Staat aus. Diese Tugenden machen die Gesetze entbehrlich. Und Plato bekümmert sich wirklich wenig um die Gesetze, und er legt ihnen die Wichtigkeit nicht bei, die wir ihnen heutzutage beilegen. Er macht sich gern lustig über

Digitized by Google

die Staatsmänner, welche meinen, daß, wenn ein Volk krank ist, man andere Gesetze machen müsse, um es zu heilen. Bekümmert Euch nicht um die Gesetze, ruft er ihnen zu, bekümmert Euch um die, welche ihnen gehorchen. Habt Ihr gute Bürger, so ist Alles da, und um gute Bürger zu haben, erzieht sie gut. Die „Republik" Plato's ist eine Erziehungslehre für die Krieger und für die Staatsmänner. Diese beiden Stände sind, nach Plato, diejenigen, auf welche im Staate Alles ankommt.

Die Erziehung der Krieger soll in der Ausbildung des Körpers durch die Gymnastik und in der Ausbildung der Seele durch die Musik bestehen. Eine schöne Seele in einem schönen Körper — soll das Ergebniß der Erziehung sein. Unter der Gymnastik versteht Plato nicht etwa die Kunst, Athleten zu bilden, sondern die Kunst, gesunde Menschen zu bilden; er will eine schlichte leichte Gymnastik, die der Gesundheit förderlich ist, nicht eine solche Gymnastik, die nur zur Parade und zum Schauspiel für Neugierige dient. Unter der Musik ist bei Plato die Literatur und schöne Kunst zu verstehen. Im vierten Buch der Republik lesen wir: „Man nehme sich hierbei in Acht! Neuerungen aufbringen in der „Musik" — das heißt: Alles in Frage stellen; denn, wie Damon sagt, und ich stimme ihm bei, man kann die Regeln der „Musik" nicht ändern, ohne gleichzeitig die Gesetze des Staats zu erschüttern." Der Sinn dieser Aeußerung wird uns klar, wenn wir an die Stelle der „Musik" die Literatur, den in der Literatur sich aussprechenden Geist, setzen. In den Staatsgesellschaften der Alterthums, in denen das Volk sich selbst regierte, war es nicht gleichgültig, ob das Volk gute oder schlechte Gesinnung hatte, ob die Literatur gut oder schlecht war; von der guten Gesinnung, von der guten, d. h. die gute Gesinnung pflegenden Literatur hing das Staatswohl ab." Es giebt Leute, welche es für so wünschenswerth halten, sich selbst zu regieren, weil sie sich dann gar nicht regieren, sondern sich allen ihren Launen überlassen. Andere, die sich selbst wenig, den Anderen noch weniger trauen, halten es für das Beste, daß ein guter Polizei-Präfekt da ist, der die Regel aufstellt und den Bürgern, so zu sagen, das Gewissen ersetzt, so daß sie unbedenklich Alles thun, was die Polizei nicht verbietet. Diese Leute sind den reinigen Weltkindern zu vergleichen, die ins Kloster gingen; nur daß ihr Kloster eine große Stadt ist, in der die Versuchungen und Zügellosigkeiten aller Art nicht aufhören. Die weltheitevollen und der Freiheit wahrhaft würdigen Völker sind diejenigen, welche wissen, daß bei der Selbstregierung sie in ihrem Gewissen einen strengeren Herrn haben müssen, als den herrschsüchtigsten Despoten.

(Schluß folgt.)

Guyana.

Zustände unter den Deportirten in Cayenne.

Cayenne, wo der Pfeffer wächst und wohin Frankreich im Jahre 1851—52 seine politischen Sünder deportirte, setzt aber in Folge des Gesetzes vom 30. Mai 1854 auch die Verbrecher aus den Bagnos geschickt werden, war bisher wegen seines verderblichen Einflusses auf die Gesundheit so verrufen, daß Jeder, der dorthin in die Verbannung geschickt wurde, für immer aufgegeben ward. Die Berichte des kaiserlichen Gouverneurs von Cayenne suchen inzwischen diese Meinung zu widerlegen. Es liegt uns in französischen Blättern ein solcher Bericht vom 15. März d. J. vor, worin unter Anderm ein Vergleich des Gesundheitszustandes im Monat Februar d. J. mit dem im Februar v. J. folgendermaßen angestellt wird:

	Februar 1854.	Februar 1855.
Anzahl der Sträflinge	2348	2893
Durchschnittszahl der Kranken	337	219
Gestorben	39	21

„Eine Hauptursache der Krankheiten in mehreren Strafniederlassungen liegt, wie der Gouverneur behauptet, in den Anstrengungen und Entbehrungen der Sträflinge, die dem Verlangen zu entweichen, nicht widerstehen können. Mancher Todesfall war die Folge der Krankheiten, die sie sich bei diesen Entweichungen zugezogen. Alle Wiedereingefangenen wurden in einem Zustande zurückgebracht, der die Deportirten zum Nachdenken veranlassen und sie endlich überzeugen mußte, daß das Gelingen einer Entweichung in Guyana zu den Unmöglichkeiten gehöre, und daß die Nichteingefangenen in den undurchdringlichen Wäldern umgekommen seien. Es steht daher zu hoffen, daß diese Versuche sich immer seltener wiederholen werden. Die Wachsamkeit und Thätigkeit der Gendarmerie, vereint mit den einbringlichen Ermahnungen der Prediger, tragen das Ihrige redlich bei, die Sicherheit der Kolonie und die Erhaltung der Gesundheit zu fördern.

„Die Selbstmorde, die im Laufe des Monats stattfanden, rühren zum Theil von Gehirnstörungen, zum Theil von der Verzweiflung über mißglückte Entweichungsversuche, zum Theil aber auch von der Ansteckung des Beispiels her, die nicht gerade blos die Deportirten, sondern oft eine ganze Stadt, ein ganzes Regiment ergriffen hat (!) Ueberdies hatten die überspannten Erwartungen der ersten Deportirten einen verderblichen Einfluß auf ihren Seelenzustand; die Träume schwanden vor der Wirklichkeit. Von der Entsündigung zur Verzweiflung, zum Selbstmord, wenn die Religion nicht hemmend dazwischentritt, ist nur Ein Schritt. Gegenwärtig, wo jene unausführbaren, demokratischen Ideen weder in Frankreich noch in Cayenne mehr im Schwunge sind, spricht sich in den aufeinanderfolgenden Sendungen eine merkliche Sinnesänderung aus. In den Korrespondenzen der Verurtheilten äußert sich ein Gefühl der Befriedigung, wenn sie ihre Lage in Cayenne mit der in dem Bagno vergleichen. Die mäßige Freiheit, die sie genießen, die militärische Lebensordnung, zu der sie angehalten werden und die ihnen ein gewisses Selbstgefühl giebt; die Arbeit ihrer Gewerbe, die sie wieder vornehmen können, endlich die Entledigung der schmählichen Ketten — alles das wirkt zusammen, ihnen Hoffnung und Ergebung einzuflößen; aber eine gemäßigte Hoffnung, die sich mit der Zeit verwirklichen läßt.

„Ihre einfache Nahrung wird von ihnen selbst als gesund und reichlich anerkannt. Man hört nicht mehr die alten Klagen darüber, daß ihnen Tafia statt des Weines gereicht wird.

„Unsere Kleidermagazine und die Schneiderwerkstätten sind fast vollendet; mit noch einigen Händen, die uns neue Sendungen zuführen dürften, können die nöthigen Bekleidungen für 4000 Menschen angefertigt werden."

Mannigfaltiges.

— Die Fremden in Paris. (Aus einem Schreiben vom 10. Juni). Die Miethspreise der Fremden-Wohnungen in Paris, die in Erwartung eines ganz ungeheuren Andrangs von Schaulustigen aus allen Weltgegenden, außerordentlich in die Höhe geschraubt waren, sind bereits, nachdem sich gezeigt, daß weder die Scha, noch die Schaulust so bedeutend sind, als man sich eingebildet, wieder auf ein bescheidenes Maaß zurückgebracht. Eine ganz ähnliche Erscheinung hat auch in London bei der dortigen Welt-Industrie-Ausstellung i. J. 1851 stattgefunden. Was jedoch dort gewiß nicht vorgekommen und überaus charakteristisch für die Zustände der französischen Gesellschaft erscheint, ist der Umstand, daß in Paris unter den enttäuschten Wohnungsvermiethern, die sich goldene Kerndten von der Zeit der Universal-Ausstellung versprochen, auch Marquis, Grafen und andere sehr vornehme Leute sein sollen. Manche dieser Familien waren zu Anfang des Monats Mai aufs Land gezogen und hatten ihren Portiers die Weisung hinterlassen, ihre Stadtwohnungen, ihre reich geschmückten Säle, Empfangs- und Schlafzimmer, an den ersten, besten, fremden Gast so theuer als möglich zu vermiethen. Ihr Verdruß ist jetzt um so größer, als der Spott, der sich über sie ergießt, nicht einmal durch einige Tausend Francs Mehreinnahme etwas von seinem Stachel verliert. Die bisher in Paris angekommenen Fremden sollen übrigens sehr wenig über die nothwendigsten Reise-Ausgaben dispensiren, und die bedeutend auf sie spekulirenden Modewaarenlager in der Rue Montmartre, Rue Vivienne und Rue Richelieu stehen fast ganz leer. Höchstens einige Yankee's gewahrt man, die ihr Geld mit etwas freigebigerer Hand verstreuen. Die Amerikaner lieben es, daß man sie für sehr reiche Leute halte und daß man ihnen mehr abfordere, als anderen Menschen von blos europäischer Geburt. Sie wählen daher auch immer das Theuerste und handeln nie etwas ab. Die reichen Russen und Polen fehlen den Pariser Modisten und Bijoutiers ganz außerordentlich, und wenn es Letzteren auch ginge, so müßte der Friede zwischen den Westmächten und Rußland lieber heute als morgen abgeschlossen werden. Die Engländer sind sehr ökonomische Reisende, und nur noch auf dem Theater kommen zuweilen Mylords vor, die das Gold zum Fenster hinauswerfen. Der deutsche Tourist sucht in Paris — wie dies die Pariser Fremdenführer alle zugeben — mehr die seinem Geist entsprechenden Genüsse, als die zahlreichen Verlockungen des Luxus, auf. Selbst den „Comfort" entbehrt er leichter, als die Reisenden anderer Nationen, weshalb er auch z. B. auf den Eisenbahnen meistens in den Coupés zweiter Klasse fährt. Es läßt sich daher denken, daß er noch viel weniger in den reichen, theuren Modemagazinen angetroffen wird. Eine Auktion des prachtvollen Mobiliars von Hope, eines der holländischen Adobs dieses Namens, die gerade für die Zeit der Universal-Ausstellung angesetzt worden war, hat einen unerwartet geringen Erfolg gehabt. Selbst der rare Weinkeller Hope's, in welchem besonders der „Chateau-Lafitte retour de l'Inde" glänzte, soll keinen außerordentlichen Ertrag geliefert haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Erscheint täglich 6 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 10 Sgr., und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 73. Berlin, Dienstag den 19. Juni 1855.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Sechster Monats-Bericht.

Die untersten Schichten des Volks und ihr Verhältniß zu den oberen und der Literatur. — Memoiren über die „regierenden Klassen" sonst (unter Georg III.) und jetzt. — Doppelte Verurtheilungen der Geschichte. — Die jetzige, letzte Instanz. — Die Säkularisten, ihre Institute, ihr Anfang, ihre Bedeutung in der jetzigen Krisis. — Der weite und der engere Kreis der Säkularisten; Holyoake und Southwell; die Organe, die Literatur der Säkularisten. — Die Administrativ-Reformer und Chartisten. — Die materialistische Richtung in England im Vergleich zu der deutschen. — Karl Vogt und Rudolph Wagner. — Die naturwissenschaftlichen Gesellschaften in England. — Lyell's Elementar-Geologie. — Du Bois Reymond in der Royal Institution. — Tyndall's neue Ansicht über magnetischer Phänomene. — Faraday's Experimente mit Elektrizität. — Skizzen und Gemälde vom Kriegsschauplatze. — „Constance Herbert", von Miß G. Jewsbury. — „Die Buffaniers" von Thornbury.

London, Anfangs Juni.

In einem meiner früheren Briefe war von Popularisirung und Verwohlfeilerung der bisherigen aristokratischen oder wenigstens theuren Literaturschätze die Rede, wobei zugleich darauf aufmerksam gemacht ward, daß diese Literatur im Ganzen nicht geeignet sei, die großen Massen über das jetzt zu Tage gekommene Grundübel Englands aufzuklären. Zwar thun die Zeitungen viel, aber auch sie dringen nicht hinein und hinab zur Basis der alten Pyramide der englischen Gesellschaft, da man in dieser Basis nicht lesen und schreiben und im besten Falle Gelesenes nicht begreifen kann. In einem Berichte über den Minendistrikt Monmouth findet man 11,000 Kinder auf dem Papiere, von denen 8000 nie eine Schule besuchten und 3000 in elenden Hütten von invaliden Gruben-Arbeitern als Schulmeistern auch nichts gelernt hatten. Von 7000 Gefangenen im Zuchthause zu Hertford konnten nur acht gut lesen und schreiben. Die Hälfte davon hatte nie einen Buchstaben kennen gelernt. Von 130,000 getrauten Paaren (aus dem Jahre 1844) wurden gerade 100,000 Kreuze statt der Namen geschrieben, 40,000 Bräutigams- und 60,000 Braut-Kreuze. Deren Nachkommen sind vielleicht während der letzten zehn Jahre auf eine halbe Million, wenn nicht darüber, angewachsen, welche alle mehr oder weniger dieses Ehrenkreuz ihrer Aeltern tragen. Von den wilden Tausenden Londons, die zwischen Thorwegen, in Höhlen, unter welchen nie ein ganzer Rock und ein reiner Hemdenkragen gesehen wird, geboren werden und viel elender und schmutziger aufwachsen und verkrüppeln, als die thierähnlichsten Kannibalen, hat man wohl auf Dickens eine Vorstellung. Zwar hat sich in den letzten zehn, am meisten in den letzten fünf Jahren, Vieles geändert und gebessert: es giebt so viele „ragged schools" — Lumpenschulen — daß jedes Kind, vorausgesetzt, daß es sich keinen ganzen Rock anschafft, ein Bischen lesen, wohl gar ein Bischen schreiben lernen kann. Die Lumpen sind theuer und die Lumpe eine Liebhaberei, ein Kultus geworden. Die ganze Armenverwaltung und die ungeheure Wohlthätigkeits-Maschinerie von Lords, Bischöfen, Banquiers, Ladies und alten Jungfern, die alle Vormittage in Equipagen für die Armen (die Afrika und Hinter-Indien) bettein fahren, ist ganz darauf angelegt, das Lumpenpack eben zu konserviren, damit die Herrschaften in Sammet und Seide, Equipagen und Billets, in der Weisheit und „Stärke" ihrer Vaterwürde alle Morgen frisch beten können: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, und daß ich alle Morgen meinen Speck und meine Eier zum Frühstück und meine weißen, starken Vaterwürder um den Hals habe, daß man doch sieht, was eigentlich für ein himmelweiter Unterschied zwischen unser einem und den Lumpen ist, deren Präsident der Ehrensecretair oder Schatzmeister ich bin, abgesehen von den Beiträgen, die ich jährlich für die Waisen des Morgenlandes und die Missionäre unter den Menschenfreffern zeichne.

Durch den Krieg ist es nun außerdem im Aus- und Inlande unwiderleglich zu Tage gekommen, daß, so wie die etablirte Kirche Erziehung und Schule nicht mehr zu halten, die Aristokratie das Leben, den Staat, die Civilisation weder innerlich zu verwalten, noch viel weniger nach außen geltend zu machen weiß. Diese Beweise sind von der Geschichte seit funfzig Jahren geführt worden, aber das Volk, das weder lesen, noch schreiben, noch begreifen konnte, merkte nichts davon, bis es mit der Nase auf 25,000 verwesende Opfer der konservirten Staatsmonopole gebruckt ward. Wie im Allgemeinen ein Pudel viel eher zehn Künste, als der Mensch eine Wahrheit, eine Lehre begreifen lernt, hatte auch England aus der ganzen Kriegs- und Verwaltungswirthschaft unter Georg III., die der Krim-Mißwirthschaft bis auf Lokal und Namen auf Haar gleicht, keine Moral gezogen. Das berühmte Buch der Geschichte gehört überhaupt zu denen, aus denen die Völker und Herren der Geschichte am wenigsten lernen. Es ist, als wenn die Geschichte blos der Jahrezahlen und diese der Professoren und Abiturienten wegen existirte, um letztere damit zu schikaniren. England hat ziemlich genau schon Alles von aristokratischem Regierungs-Monopol, Mißverwaltung und Krieg, wie jetzt auf der Krim und mit Aberdeen und Palmerston, durchgemacht, wie die Engländer mit Staunen aus vier großen Bänden neuer Geschichte ersehen. Die „Memoiren des Hofes und der Minister Georg's III., nach Original-Familien-Dokumenten von dem Herzoge von Buckingham und Chandos*)" enthalten aus den Kriegen in Portugal, Spanien, Italien, den Niederlanden (Belagerung von Antwerpen), im Ganzen und der Zeit von 1796 bis 1810, Berichte und Details über Konkussion in der Verwaltung, Hunger und Verwahrlosung der Armee, Verzögerungen, Mißverständnisse, falsche Pläne, Niederlagen u. s. w., genau dasselbe, was innerhalb der letzten zehn Monate von der Krim geschrieben ward. In Bezug auf die Minister sagte St. Vincent 1810 im Oberhause mit kurzen Worten dasselbe, was man des Langen und Breiten den Aberdeens und Palmerstons vorhält: „Minister huschen ein, huschen aus (pop in, pop out), wie der Mann und die Frau in dem Barometer des Bauern (die sich auf einem Hundedarme drehen); sie wechseln ihre Situationen und schwindeln umher (shuffle about); sie steigen auf, wie Kanlnappen und nehmen alle Arten von Gestalten an, zuweilen die von Weyden, zuweilen von Hornissen, zuweilen von wilden Thieren, auffressend und verwüstend die Schätze des Landes." Er meinte damit den Herzog von Portland und Perceval, aber die Worte passen fast noch besser auf die jetzigen „regierenden Klassen", **) wie sie jetzt E. M. Whitty im Interesse der Administrativ-Reform-Association für 1 Schilling 6 Pence per Exemplar gezeichnet und aufgemalt hat. Aber England lernte damals nichts, obgleich es 5600 Millionen Thaler Lehrgeld und für die Bourbonen gegen die Napoleon's bezahlte. Und was es etwa damals gelernt, war total wieder vergessen, so total, daß ganz London in Kaiser Napoleon den Retter und Heiland Englands, Mahadöh, den Herrn der Erde, begrüßte und die höchste Aristokratie froh war, ihm die Schuhriemen aufzulösen, nachdem die constitutionelle Königin vor ihm niedergekniet war, um ihm den Hosenband-Orden umzubinden. Man warf den Bourbonen sprüchwörtlich vor: sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Dasselbe gilt viel entschiedener von dem offiziellen England, so daß die Geschichte ihre blutigen Lectionen ganz und gar noch einmal von vorn geben mußte. Gegen die Befürchtung, daß man auch diesmal nichts lernen werde, schützt der Umstand, daß die etablirten Staats- und Kirchenregenten inzwischen moralisch und materiell so viel Terrain verloren haben, wie man überhaupt binnen funfzig Jahren auf dem Wege des besonnenen Fortschritts los werden kann. Wie nach einem trivialen Sprüchworte „einmal keinmal ist", kann man mit mehr Grund sagen: „Zweimal ist dreimal", ohne dadurch gerade in die Logik des Herzen-Einmaleins zu gerathen. Daß jetzt die Engländer durch vier Bände ihrer eigensten Geschichte der neuen Zeit, die Viele, ja, die meisten klugen Männer von Alters- und Erbweisheit mit erlebt haben, haarklein erfahren, wie alle dieses jetzige Elend schon einmal dagewesen, verschärft und verdoppelt die jetzige Lection. Außerdem findet die Geschichte jetzt ein ganz anderes Auditorium. Die erste Lection ward geschwänzt und verschwipt, die große Masse erfuhr gar nichts davon, da die Zeitungen obnehin damals mit Preßprozessen zum Schweigen gebracht wurden. Diesmal siegte die Presse entschieden und höhlte

*) Memoirs of the Court and Cabinets of George III. u. s. w. 4 Bände.

**) The Governing Classes. Political Portraits (1 S. 6 D. Bei Trübner).

Digitized by Google

wie Tropfen, saepe cadendo, Steine und verstrinerte Menschen und Zustände aus. Die populairste vornehme Literatur kann dem Volke im Ganzen nichts helfen; aber dafür hat sich seitdem während der letzten fünf Jahre ein Kultus, eine Literatur, eine Volksbildung Bahn gebrochen, die im Grunde allein Bürgschaft und Hoffnung für eine Regeneration Englands giebt. Ich spreche nicht von den Penny-Theatern und Penny-Blättern, wo die Aristokratie seit Jahren als Steinejäger, Erbsschreicher, Giftmischer und Freund französischer Gouvernanten dargestellt wird, obgleich man solche Stoffe weder aus der, noch für die Luft schreibt.

Ich meine das Element der Säcularisation, die Wirksamkeit der Säkularisten. Das ist Jung-England, das arbeitende, selbständige, sich bildende, sich gründlich bildende, männliche England, der Maschinenklasse, der Mechaniker, der Tischler u. s. w., der Abends Hände und Gesicht wäscht, einen ganz feinen Rock anzieht und, statt in Bier- und Gingalpläße, wir früher, in die Arbeiter-Universität, in die „Literary Institution", in seine große Lesehalle mit prächtiger Bibliothek, in ein Meeting, wo Vorträge über Physik, Chemie, Technologie u. s. w. gehalten werden, der im ernsten, gründlichen Pflichteifer schon lange aus dem Staube und Schweiße der Arbeit in seine von ihm geschaffene, von ihm bezahlte und stattlich ausgerüstete Schule geht. Diese Säkularisten sind eigentlich gar keine Engländer mehr; sie passen wenigstens in keine der verschiedenen historischen „Schichten". Sie denken, lehren, arbeiten, sprechen, lesen und schreiben ganz anders, wie alle anderen Engländer. Die englische Presse, wie sie die Londoner lithographischer Korrespondenz oder die Redactionen selbst für deutsche Zeitungen excerpiren, war ein frohlockender Posaunenstoß über die Ehre, sich dem Kaiser Napoleon, den sie kurz vorher mit Füßen getreten, vor die Füße werfen zu können. Die säkularistische Presse wies darin die schimpflichste Erniedrigung Englands in einer Weise nach, von der man auf dem Kontinente nichts erfahren hat und nichts erfahren wird. Eben so behandelt sie die jetzige Schuld der Staatsmänner nicht als alterschwache Diplomaten, sondern als ziemlich starke Schau- und Taschenspieler und sieht in den Bestrebungen „der Alliirten" nichts weniger als westliche Civilisation, doch das beiläufig. Die Säkularisten kommen hier als weltweitlich vor Phase der Kultur und Literatur in Betracht. Sie sind keine Partei, da man sie in allen Parteien findet, insofern sie nur in der Forderung übereinstimmen: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Sie entstanden aus dem Schrecken, aus der Empörung über die Verwahrlosung der Erziehung und Bildung des Volks unter den hammelkeulenförmigen Aermeln der jährlich beinahe doppelt das preußische Militair-Budget genießenden Hochkirche, wie nunmehrings die Administratio-Reform-Bewegung aus dem Schrecken und der Empörung der Verwaltung des Hochstaates hervorging. Man findet diese ursprünglichen Säkularisten in allen Parteien. Namentlich sind alle Dissenters von der Low church an, wo die Negation gegen die Gewalt der Bischöfe anfängt, Säkularisten: die Presbyterianer, die Methodisten, Wesleyaner, die Baptisten und Anabaptisten, die Quäker, die Irvingianer und die 20,000 Mormonen Londons. Aber diese sind blos negativ Säkularisten. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Zur Erläuterung von Rousseau's Ansichten über die Erziehung.

(Schluß.)

Wir wollen jetzt sehen, welchen Gebrauch Plato von der Literatur für die Erziehung der Krieger gemacht haben will.

Die Dichtungen oder die Fabeln scheinen ihm sehr geeignet für die Jugend-Erziehung; nur müssen es gute und nicht vom ersten besten erfundene Fabeln sein. Die für die Jugend bestimmten Fabeln müssen anständig und moralisch sein. Da nun die mythologischen Fabeln dies nicht sind, so verbannt Plato für ohne Bedenken aus seinem Erziehungsplan. Die Kinder, sagt Plato, sind noch nicht im Stande, das nur allegorisch Gemeinte als solches zu fassen; sie würden die Erzählungen der Mythologie buchstäblich und als wahre Geschichten nehmen. „Sie dürfen nur Fabeln zu hören bekommen, welche geeignet sind, sie zur Tugend zu führen." Es soll den Kindern nichts Unverbarest erzählt werden. Rousseau geht in Bezug auf diesen Punkt viel weiter, als Plato; er will nicht, daß man zu den Kindern von einem gewissen Alter von Gott spreche, weil sie nicht im Stande sind, die Vorstellung von Gott zu fassen. Plato dagegen will, daß die Dichtungen: die Epopöe, die Ode, die Tragödie —, die zur Erziehung der Kinder dienen, von Gott sprechen sollen. Plato legt hiermit ein richtigeres Verständniß des kindlichen Geistes an den Tag. Dem Kinde wird es gar nicht schwer, die Vorstellung eines höhern Wesens zu fassen, da es sich zu von Wesen umgeben sieht, die ihm überlegen sind. Auf die Form, in der es sich das göttliche höhere Wesen vorstellig macht, kömmt es weniger an. Es ist eine Eigenthümlichkeit aller großen Ideen, daß sie sich in verschiedenen, den Entwickelungsstufen des Geistes angemessenen Formen darstellen. Die Idee Gottes stellt sich unendlich verschieden dar und ist doch im Grunde immer eine und dieselbe. Bei allem Unterschiede, der in Bezug auf die Form zwischen der Gottesvorstellung eines Leibniz und der einer frommen Frau, die ihren Rosenkranz abbetet, stattfindet, ist die Gleichheit des Inhalts der Gottesvorstellung nicht zu verkennen: dem Geiste beider ist ein höheres, ein allmächtiges Wesen gegenwärtig, vor dem sie beide in Verehrung sich beugen. Die rechte Erfindung in Beziehung auf Gott ist das, was bei der Bildung und Leitung des kindlichen Herzens vorzugsweise zu erzielen ist.

Wir meinen nicht, daß man den Kindern den Aberglauben beibringen solle; trotzdem aber können wir das Wunderbare für die Kinder nur empfehlen. Die Einbildungskraft wird dadurch erweckt, ohne vor der Zeit, wie z. B. durch die Romane, mit Gegenständen der Begierde oder der Leidenschaft erfüllt zu werden. Daß die Kinder die Welt des Wunderbaren mit der Welt der Wirklichkeit verwechseln und vermischen, ist nicht wahr. Sie glauben viel, ohne Folgerungen daraus für das wirkliche Leben zu machen.

Unter dem Namen Musik begreift Plato außer der Literatur die schönen Künste. Alle Werke der Kunst, die der Staat zuläßt, sollen so beschaffen sein, daß durch sie der Sinn für das wahrhaft Schöne, Gute und Edle gebildet werde. Von der Erziehung durch die Künste, welche Plato für die Krieger in Anspruch nimmt, hat die moderne Pädagogik keine Vorstellung. Die Künste sind in unserer modernen Zeit aber auch nicht das, was sie im Alterthum waren. Bei den Alten haben die Künste den Zweck: die menschlichen Leidenschaften zu mäßigen und zu beruhigen; in unserer Zeit sieht man das Verdienst der Künste zum großen Theil darin, daß sie die Leidenschaften aufregen.

Werfen wir nun auch noch einen Blick auf die Erziehung, welche Plato für die Staatsmänner eingerichtet haben will. Sie beginnt wie bei der Krieger; und den Zöglingen werden dann diejenigen Anstrieben, welche ein hervorragendes Talent für die allgemeinen Wissenschaften haben. Diese studiren von ihrem zwanzigsten Lebensjahre an die Wissenschaften, welche sie in der Kindheit vereinzelt studirt haben, nun in ihrem Zusammenhange mit einander. Mit dreißig Jahren beginnen die Staatsamts-Kandidaten des Plato die Dialektik und treiben diese selbe fünf Jahre lang; im fünfundvierzigsten Jahre treten sie in militärische Stellungen ein. Plato will nicht, daß die Krieger und die Staatsmänner sich gleich vom Beginn ihrer Laufbahnen an von einander trennen und zwei besondere, auf einander eifersüchtige Stände bilden. Erst im fünfzigsten Jahre treten die Kandidaten ins Staatsamt. Man sieht: Plato mathet den Staatsamts-Kandidaten nicht wenig zu; er denkt bei der langwierigen, mühevollen Vorbereitung, die er von ihnen fordert, nicht an sie, sondern an den Staat. Der Staat ist ihm Alles, das Individuum gilt ihm nichts.

Von der Erziehung nach seinem Plan verspricht Plato seinen Zeitgenossen zwei große Vortheile: den einen in diesem Leben, den anderen im zukünftigen Leben. In diesem Leben, sagt er, werden wir die Einheit des Staats, im anderen Leben die der Tugend bestimmten Güter haben. „Ich behaupte", sagte er, „daß die Gerechten, wenn sie ein reifes Alter sind, in der Gesellschaft, in welcher sie leben, alle Würden und Ehren erlangen, nach denen sie streben ... aber alle diese Erfolge sind nichts im Vergleich zu den der Tugend im anderen Leben vorbehaltenen Gütern."

Plato will das Kind nicht für sich selbst oder für seine Familie erziehen, sondern nur für den Staat. Er will eine vollständige Uebereinstimmung zwischen der Erziehung und der Staatsverfassung. Diese Idee ist richtig, wenn man sie nicht übertreibt und wenn man eine tiefere Einsicht in die Bedingungen der Gesellschaft hat, in der man lebt. In den kleinen Republiken des Alterthums war der Mensch nothwendig ein Staatsbürger; er wählte die Staatsbeamten, er berieth die öffentlichen Angelegenheiten, er entschied sogar in den Gerichtsverhandlungen. In den großen modernen Staaten, selbst in denjenigen, welche vollsthümliche Verfassungen haben, ist der Mensch nur in gewissen Momenten und immer nur auf kurze Zeit Staatsbürger; immer aber und unaufhörlich ist er Eigenthümer, Geschäftsmann, Familienvater. In den modernen Gesellschaften den Menschen blos zum Bürger, das Kind nur für den Staat erziehen wollen, wäre eine leere Utopie oder eine abscheuliche Tyrannei. „Das Vaterland", sagte Robespierre am 7. März 1794, „hat allein das Recht, seine Kinder zu erziehen; es kann diese Aufgabe nicht der Selbstsucht der Familien, noch den Vorurtheilen der Einzelnen überlassen, da dies die ewigen Quellen der Aristokratie und eines häuslichen Föderalismus sind, der die Geister, indem er sie vereinzelt, rugbrezig macht, und mit der Gleichheit, alle Grundlagen der Gesellschaft zerstört." Wir wollen uns nicht darüber täuschen: die Vereinzelung der Geister ist die Unabhängigkeit der Person, und der häusliche Föderalismus ist die Familie; beide sind nach Robespierre Mißbräuche, die man beseitigen muß.

Daß der Staat seine Einheit haben muß, ist nicht zu bestreiten; es fragt sich aber, ob diese Einheit sich auf Alles erstrecken oder ob

Digitized by Google

sie sich auf gewisse Punkte beschränken soll, ob der Mensch, der einen Theil einer Gesellschaft ausmacht, dieser Gesellschaft alle seine Fähigkeiten und alle seine Gefühle opfern soll, oder ob er einen Theil derselben für sich und sonst für keinen Anderen zurückbehalten darf. Er macht das Recht und die Pflicht, Gerechtigkeit zu finden und zu thun, in den Gerichtshöfen zu einer allgemeinen Angelegenheit; daher die Einheit der Gerichtspartei. Er macht das Recht und die Pflicht, sich zu vertheidigen, in der Armee zu einer allgemeinen Angelegenheit; daß selbe thut er in Bezug auf die Liebe, die er zu seinem Vaterlande hat, und in Bezug auf das edle Verlangen, zum Ruhme desselben beizutragen; daher die Einheit der Nationalfahne. Er macht in dem Staatsschatz zu einem Gemeinschaftseigenthum das Geld, welches er auf die Polizei der Städte, auf die Wege, auf die Brücken, auf die Häfen und die Kanäle verwendet. Daher die Einheit in Bezug auf das Steuerwesen. Alle diese Einheiten zusammen machen die Einheit des Staats; aber an dieser verunstigen und mißvollen Einheit hat Plato nicht genug. Er will, daß die Einheit des Staats eine absolute sei; sie soll sich auf den Menschen mit Allem, was er hat und was er ist, ausdehnen. Das Eigenthum, die Familie, die Frau, die Kinder, Alles soll der Gemeinschaft gehören.

Diese chimärische Staatseinheit hat Rousseau bewundert. Bis jetzt hat, Gott sei Dank, wie in den alten, so auch in den modernen Staatsgesellschaften das menschliche Ich sich gegen dieses gänzliche Aufgehen in den Staat gesträubt. Vergeblich haben Plato, Rousseau und die Politiker dieser Schule aus und dem Staat, aus dem Volk, aus der Menschheit faß einen Gott gemacht.

In unseren Tagen giebt es zwei Arten von Pantheismus: einen theologischen und einen politischen; der eine langt so wenig, als der andere; der eine läßt Gott in der Welt, der andere den Menschen im Staate gänzlich aufgehen oder verschwinden. Es ist vergeblich, wenn der theologische Pantheismus von sich rühmt, er bestärke die Idee Gottes, indem er sie mit der Idee der Welt vereinige, oder, er vergöttliche die Welt, indem er Gott in ihr finde; sobald Gott die Selbstständigkeit und die Persönlichkeit seines unendlichen Wesens verliert, ist er nicht mehr Gott, und die Welt selbst ist eitel. Eben so vergeblich ist es, wenn der politische Pantheismus den Menschen dadurch groß zu machen behauptet, daß er den Bürger groß macht, und wenn er dem Staate alles das zu geben sich rühmt, was er dem Menschen nimmt. Sobald der Mensch Bürger ist, bevor er Sohn, Gatte, Vater ist, sobald seine Persönlichkeit sich in der Gesellschaft verliert, ist der Mensch Nichts mehr; und der Staat ist dadurch auch nicht stärker; denn welche Stärke können ihm alle diese moralischen Nullen geben, die ihren Werth nur von ihm erhalten und die zu ihrer ursprünglichen Nullität zurückkehren, sobald der Staat selbst erschüttert oder vernichtet ist! Die Privatsittlichkeit stützt allein die öffentliche Sittlichkeit. Wollt Ihr Bürger, so müßt Ihr Menschen haben und in ihnen alles das respektiren, was die Stärke des Menschen hier auf Erden ausmacht: die Freiheit des Ich, die Selbstständigkeit der Familie, die Unsterblichkeit der Seele, alles das, was in der Zeit und in der Ewigkeit die menschliche Persönlichkeit ausmacht.

Die Naturerziehung oder die Erziehung des Menschen in der Wildniß und die Staatserziehung oder die Erziehung des Bürgers, wie die Republik des Plato sie haben will, sind die beiden Erziehungen, für welche Rousseau schwärmt, als er den „Emile" zu schreiben begann; aber obwohl er für sie schwärmt, erklärt er sie doch für unausführbar. Was bleibt dem Menschen nun übrig, da er weder ein Wilder noch ein bloßes Glied im Staat, ein Bürger, sein kann? „Immer im Widerspruch mit sich selbst", sagt Rousseau, „immer hin und her schwankend zwischen seinen Neigungen und seinen Pflichten, wird er niemals Mensch oder Bürger werden; er wird weder für sich, noch für die Anderen gut sein; er wird ein Mensch der Jetztzeit sein, ein Franzose, ein Bourgeois, er wird Nichts sein."

Wir gewahren hier den ersten Ausbruch jenes Zornes und jenes Widerwillens gegen die Bourgeois, der seit zwanzig Jahren die Schule der illiberalen Demokratie charakterisirt; und wir verspüren einige Lust, die Bourgeois gegenüber den rothen Pantoffeln oder gegenüber den rothen Mützen der Demokratie zu vertheidigen; interessant ist es, zu sehen, wie Rousseau es anstellt, um aus einem Bourgeois so viel wie möglich einen Menschen zu machen; dies nämlich ist die Aufgabe, die er in seinem „Emile" zu lösen sucht.

Nord-Amerika.

Napoleon und Washington.

Zur Beantwortung der Frage: „War Napoleon ein Diktator?*)

..... Washington's und Napoleon's geistige Naturen unterscheiden sich nicht weniger, als ihre äußere Erscheinung. Der Eine war ganz angelsassisch oder teutonisch; der Andere der echte Typus des Celten oder Iberiers. Der Eine groß, ruhig, ein beharrlicher Mann der Pflicht, der Andere ungestüm, brillant. Washington zeigte sich uns stets als Muster des gesunden Menschenverstandes, des gediegenen Urtheils, gepaart mit makelloser Vaterlandsliebe. In Washington war nichts brillant; man müßte denn den Geist eines Fabius von unnachgiebiger Beharrlichkeit in einer hohen Stellung als brillant ansprechen. Napoleon dagegen ist vielleicht der brillanteste Charakter der neueren Zeit. Ruhm war sein Abgott. Washington war sein ganzes Leben hindurch sich selbst zügelnd; Napoleon war stets sich selbst spornend; das Fieber der Größe verzehrte ihn. Washington gehorchte dem Gesetz, ein beim Gesetz bleibender Mann, wie es je einen gab; Napoleon brach des Gesetzes Schranke, wenn es ihm nothwendig erschien, und es erschien ihm oft so. Washington half ein neues Reich schaffen; Napoleon schuf oder wollte einen neuen Zustand der Dinge schaffen. Washington erhob sich aus einem Kampf der Unabhängigkeit, aus der Trennung der Kolonieen vom fernen Mutterlande. Napoleon erhob sich aus einer furchtbaren heimischen Revolution. Washington wächst täglich in der Zuneigung der Geschichte, und es waltet der merkwürdige Einklang in dem öffentlichen Urtheile über seinen Charakter; in dem Urtheil über Napoleon herrscht die größte Verschiedenheit, und wie Viele ihn auch bewundern, Keiner liebt ihn, außer den Wenigen, die Beweise persönlicher Zuneigung von ihm empfangen hatten. Kein Mensch liebt die Macht als solche. Wir könnten selbst Gott nicht lieben, wäre er blos der Allmächtige. Washington verfolgte nie; er ließ seinen Opponenten einkerkern, verbannte keinen Feind, und als er starb, waren seine Hände, wie die des Perikles, rein von Blut; Napoleon verfolgte mit Bann und Kerker und entwickelte ein Polizeisystem, das durch Umfang, Vollständigkeit, Ausbildung, Macht, durchdringende Schlauheit in Staunen setzt — ein System, das bis zum heutigen Tage auf Frankreich wie ein Alp drückt, gegen das Alles, was Aristoteles über Polizei der Usurpatoren schreibt, als Kinderspiel erscheint. Mit einem Agenten der französischen Geheimpolizei verglichen, ist ein Sykophant des Dionysius ein armer Stümper. Und wohlgemerkt, dieses Riesengewebe mit seiner Gendarmerie und den tausend Verzweigungen ist wesentlich Napoleonisch. Unter Napoleon hat es sich in seiner vollen Größe entfaltet und ist mit mehr Recht sein eigen, als der Code, der seinen Namen führt.

Washington war streng institutionell*) in seinem Charakter und ließ sich nie die Concentration der Macht auch nur im Traum einkommen. Wenn ihm Satan jemals erschienen mit dem Ruhm und der Macht eines irdischen Königreichs in Händen, so blieb es in seiner edlen Brust begraben; keine That, kein Wort hat jemals auf einen Kampf mit dem Versucher schließen lassen. Napoleon hatte keine Aber für irgend eine institutionelle Regierung; unabläßig brach er neue glänzende Bahnen, sich und sein Volk immer berühmter zu machen. Napoleon war vor Allem Soldat. Er gestand es und war stolz darauf. Der größte Feldherr zu sein, war sein größter Ruhm.

Wir Amerikaner erkennen es an, daß Washington seinem Vaterlande ehrlich diente; vor dem Vaterlande beugte er sich, als vor einem Höheren über ihm und über Allen; von Napoleon sagen seine größten Bewunderer: „Soldaten, Geld, Völker waren nur Mittel in seiner Hand, ein großartiges System zu gründen." Washington war niemals ein Diktator und strebte nie nach der Diktatur; Napoleon nahm diesen Titel in Anspruch, um seinen Despotismus und seinen Centralismus zu erklären und zu entschuldigen. Washington verglich sich mit Niemanden; Napoleon verglich sich mit ihm. Washington's Politik war streng häuslich, und als er vom Schauplatz der Oeffentlichkeit abtrat, warnte er vor jeder Einmischung in fremde Politik und bezeichnete diese Enthaltsamkeit als einen wesentlichen Punkt des amerikanischen Staatssystems; Napoleon's Politik griff von Jahr zu Jahr weiter über die Gränzen seines Landes hinaus, bis sie fast ausschließlich in eine erobernde endete: Frankreichs absolutes Uebergewicht war das Idol, dem Alles geopfert wurde. Washington war ein bescheidener Mann; Napoleon betrachtete sich als eine Art Fatum.**)

Washington war einer von den Urhebern der Revolution; Napoleon trat blos in die Fußstapfen, die die Revolution seines Landes mit furchtbar entwickelter Stärke bereits eingedrückt hatte. Washington strebte nimmer nach Erhebung seiner Familie und starb als Friedensrichter; Napoleon schrieb an seinen Bruder Joseph: „Ich muß eine Familie von Königen haben". (Il me faut une famille de rois.) Freiwillig und würdevoll entkleidete sich Washington der höchsten Staatsgewalt und hinterließ seinem Volke ein Denkmal, das kommende Geschlechter als politisches Evangelium verehren: Napoleon ist noch in seinen letzten Tagen mit dem Gedanken an Familiengröße oder mit den Mitteln beschäftigt, sein Haus vor dem Aufgehen in das Volk zu bewahren. In seiner letzten Krankheit empfiehlt er durch General

*) Nach Putnam's Monthly.

*) Unter der Bezeichnung „institutionell" versteht der Verfasser: Freiheit und Selbstverwaltung (Self-Government) achtend.

**) Das klingt in einer jüngsten Kundgabe des Reisen nach. D. R.

Digitized by Google

Bertrand den Mittelstern seiner Familie, sich vornehmlich in Rom niederzulassen und ihre Kinder mit den fürstlichen Häusern der Colonna u. A. zu vermählen, so daß es irgend einem Bonaparte nicht fehlen könnte, Papst zu werden. Jerome und Karoline sollten in der Schweiz ihren Sitz nehmen, nun, mit der Schweizer „Oligarchie" verbunden, einem Bonapartischen Sproß die Landammannswürde zu sichern; Joseph's Kinder mußten in Amerika bleiben, in die großen Familien Washington's und Jefferson's heiraten, damit einst ein Bonaparte Präsident der Union werden könnte. — Washington war seinem Vaterlande Alles, was die Zeit heischte, Nichts mehr, und so ward er und blieb demselben ein politischer Segen. War Napoleon Alles, was Frankreich heischte, und Nichts mehr? Seinem Riesengeiste war Frankreich in den Wünschen seines Genius und in seiner persönlichen Größe verkörpert. Selbst Louis Napoleon auf dem Thron sagte, sein Onkel habe den Krieg zu sehr geliebt.

Washington und Napoleon waren beide Männer hoher That, und einige Punkte der Aehnlichkeit bestehen ohne Zweifel; sie liegen aber tiefer, als daß sie sich von selbst dem einfachen Sinne darbieten.

Mannigfaltiges.

— Geschichte des einundvierzigsten Sitzes der französischen Akademie. Die vierzig Sitze der französischen Akademie sind seit zwei Jahrhunderten eben so eine Zielscheibe des Witzes, wie ein Gegenstand des Ehrgeizes der Franzosen. Herr Arsene Houssaye hat jetzt eine „Geschichte des einundvierzigsten Sitzes der Akademie" geschrieben*). In der That, ein reicher Stoff, denn die Akademie der Vierzig hat zu allen Zeiten dafür gesorgt, daß sie nicht sämmtliche und auch nicht immer gerade die größten Berühmtheiten Frankreichs in ihrer Mitte besaß. Der Verfasser der vorliegenden Schrift war jedoch entweder seiner Aufgabe nicht gewachsen, oder er hat es mit der Akademie nicht ganz verderben wollen, denn der Inhalt ist lange nicht so pikant, als der Titel des Buches. Nicht blos die Akademie, sondern auch Herr Houssaye hat nicht immer die rechten Kandidaten für ihre Sitze zu bezeichnen gewußt. Er liefert z. B. auch eine Skizze von dem Leben und Wissen Ludwig's XIV. und Napoleon's I. und läßt sie ihre akademischen Antrittsreden halten, gleich den übrigen Kandidaten des einundvierzigsten Sitzes, als ob diese Monarchen jemals die Ambition gehabt hätten, in die Reihen der akademischen Verrücken einzutreten! Eben so wenig haben wohl auch der kürzlich verstorbene Dichter Gerard de Nerval und der arme Hegesippe Moreau, die der Verfasser ebenfalls auf den einundvierzigsten Sessel erhebt, jemals daran gedacht, in die Pforten der Akademie als Ernährte einzutreten. Im Ganzen sind es siebenundvierzig Kandidaten, deren Namen, Skizzen und Reden uns Herr Houssaye vorführt. Den Reigen eröffnet, wie billig, Descartes, der wohl der Berühmteste unter den Ausgeschlossenen der „Académie Française" war. Es folgen sodann Rotrou, Gassendi, Scarron, Pascal, Molière, der Kardinal de Retz, Piron (qui ne fut rien...), J. J. Rousseau, Fréron u. s. w. bis auf die neuere Zeit, welche, nach Houssaye, dem einundvierzigsten Sitze die Namen Stendhal, Balzac, Lamennais, Gerard de Nerval und Beranger zugetheilt hat. Beranger, der immer genannt wird, wenn man von den Berühmtheiten spricht, die nicht in der Akademie sind, hat jedoch die Ehre, gewählt zu werden, mehreremal entschieden abgelehnt; sonst würden ihn die in Frankreich während des letzten Vierteljahrhunderts so vielfach hin- und herwogenden Fluthen der Volks- und der Regierungs-Gunst auch wohl in die Behälter der Akademie hineingespült haben.

— Deutsche Philologie in England und Amerika. Bei Gelegenheit der Anzeige eines neuen lateinisch-englischen Wörterbuches, nach Forcellini und Wilhelm Freund, herausgegeben von Dr. W. Smith**) spricht sich das Londoner Athenaeum folgendermaßen über das Ansehen der deutschen Philologie in England und Amerika aus: „Wir kennen in England zweierlei Arten, die Forschungen deutscher Gelehrten aufzunehmen, und beide Arten scheinen uns gleich verwerflich. Die eine besteht darin, daß man aus einem kleinlichen Vorurtheil gegen alles Ausländische mit Stenbhal, Balzac, Lamennais, Gerard de Nerval und Beranger zugetheilt hat. Beranger, der immer genannt wird, wenn man von den Berühmtheiten spricht, die nicht in der Akademie sind, hat jedoch die Ehre, gewählt zu werden, mehreremal entschieden abgelehnt; sonst würden ihn die in Frankreich während des letzten Vierteljahrhunderts so vielfach hin- und herwogenden Fluthen der Volks- und der Regierungs-Gunst auch wohl in die Behälter der Akademie hineingespült haben.

— Deutsche Philologie in England und Amerika. Bei Gelegenheit der Anzeige eines neuen lateinisch-englischen Wörterbuches, nach Forcellini und Wilhelm Freund, herausgegeben von Dr. W. Smith**) spricht sich das Londoner Athenaeum folgendermaßen über das Ansehen der deutschen Philologie in England und Amerika aus: „Wir kennen in England zweierlei Arten, die Forschungen deutscher Gelehrten aufzunehmen, und beide Arten scheinen uns gleich verwerflich. Die eine besteht darin, daß man aus einem kleinlichen Vorurtheil gegen alles Ausländische mit Selbstgenügen auf die heimischen Zustände der Wissenschaft blickt und eine stolze Verachtung gegen Alles, was wie eine Neuerung aussieht, affektirt. Es ist noch gar nicht lange her, daß ein Professor der Universität Cambridge, der von dieser Art Gesinnung durchdrungen war, in seinen Vorlesungen zu sagen pflegte, er sei der Meinung, daß es für England eine große Wohlthat wäre, wenn alle deutschen gelehrten Werke in das deutsche Meer (German Ocean, die Nordsee) geworfen würden. Seit kurzem hat jedoch, besonders unter den jüngeren englischen Philologen, die gerade entgegengesetzte Gesinnung Platz gegriffen. An die Stelle beschränkter Exklusivität ist eine übertriebene Gastfreundlichkeit getreten, und statt der bedenklosen Verachtung alles Fremden giebt sich jetzt eine ebenso bedenkliose Bewunderung kund. Für manche unserer Schulmänner ist es genügend, daß klassischer Autor von einem deutschen Philologen herausgegeben um für diese Ausgabe die größte Verehrung zu hegen; einer a Empfehlung bedarf es nicht. Besonders auch amerikanische E verfallen in diesen Fehler. Unfähig oder ungeneigt, die M Stoffes, welchen die deutsche philologische Literatur darbietet, tig zu sichten, importiren sie diese Waare en gros und präsentire ihren Landsleuten in eilfertigen und fehlerhaften Bearbeitr Dieses Urtheil findet indessen auf das Smithsche Wörte Anwendung. Demselben wird vielmehr nachgerühmt, daß Forcellini und Freund, sondern auch das Wörterbuch der Sprachen von Diez, so wie die vergleichenden Sprache Bopp, Pott und Key, mit großem Vortheil benutzt hab

— Alter jüdischer Friedhof in Wien. T Friedhof in Prag, der mit seinen tausendjährigen, b steinen, welche zum Theil gar seltsame, grandiose Fo ten in dem mittelalterlichen Ghetto der böhmischen S graben liegt, wird häufig von Touristen aufgesucht u ein Gegenstand der Sage und der dichterischen T Daß es auch in Wien einen solchen alten, noch er giebt, erfahren wir aus einer eben erschienenen geschätzten Dichters Ludw. Aug. Frankl, die t schriften des alten jüdischen Friedhofes in Wien. dieser Friedhof innerhalb der Linien Wiens in der Vorstadt Roßau; er umfaßt 931 Grabstelne, die vom Jahre 1540 bis zum Jahre 1738 reichen. Die jetzigen Grabstätten der jüdischen Gemeinde befinden sich vor der Währinger Linie, und ein älterer, aber längst zerstörter Gottesacker der Juden war vor dem Kärnthner Thore. Kaiser Joseph II. hatte zur Zeit, als alle Kirchhöfe aus dem Weichbilde der Stadt verlegt wurden, der Juden in der Roßau bestehen lassen, ohne daß dort jedoch weitere Beerdigungen stattfinden durften. Der Herausgeber der vorliegenden Schrift theilt, nach einer Arbeit des Herrn Salomon Stern, die noch erhaltenen, hebräischen Inschriften jener Grabsteine, 704 an Zahl, vollständig mit. Die meisten derselben sind in Prosa, wenige in Versen abgefaßt; sie enthalten viele Thatsachen, berichten über wichtige Begebenheiten und theilen bestimmte biographische Züge mit. Reicht dieser Wiener jüdische Friedhof auch nicht so weit zurück, wie der alte in Prag, oder gar wie der in Worms, so dürften die mitgetheilten Epitaphien doch ebensowohl historischen als literarischen Werth besitzen, besonders für die im übrigen Deutschland und in Ungarn zerstreuten Nachkommen der in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts von Wien vertriebenen Juden, von denen ein Theil nach Berlin kam und hier unter dem Schutze des Großen Kurfürsten die jetzt noch in dieser Hauptstadt bestehende jüdische Gemeinde gründete. In dem Verzeichnisse des Frankl'schen Buches dürften diejenigen jüdischen Familien Berlins, deren Vorfahren aus Wien dorthin gekommen, die Namen ihrer Väter herausfinden. Vom Jahre 1670 ab tritt eine bedeutende Lücke in der Reihefolge der in der Roßau beerdigten Gemeindeglieder ein. Erst im Jahre 1695 ward ein Salomo Bita aus Venedig, als zu den „Vertriebenen Oesterreichs" gehörig, dort wieder begraben. Diesem schließt sich im Jahre 1703 Samuel Oppenheim an, ein Mann, der in der Geschichte Wiens als ein am Hofe Leopold's I. sehr einflußreicher Finanzmann bezeichnet wird und von dem die Grabschrift rühmt, daß er vielen Vertriebenen zu neuen Wohnstätten verholfen habe. Der Feldherr Prinz Eugen soll den Hoffaktor Samuel Oppenheim zur Bewilligung von Anlehen für den Türkenkrieg vornehmlich durch Schenkung alter hebräischer Manuskripte bewogen haben, die sich jetzt wahrscheinlich in England befinden, da der Gründer der nach Oxford gekommenen berühmten Oppenheimschen Bibliothek ein Neffe des Hoffaktors war. Nachkommen dieses Samuel Oppenheim sollen jetzt noch als sehr angesehene Familien in Wien, Frankfurt a. M., Berlin, Königsberg, Eger und Fürth leben. Andere Namen, die auf diesen alten Grabsteinen und eben so auch unter den zeitgenössischen jüdischen Notabilitäten Wiens noch vorkommen, sind Wertheimer, Eskeles, Pereira, Frankl u. s. w.

*) Histoire du quarante et unième fauteuil de l'Académie française; par Arsène Houssaye. Paris, Lecoy, 1855.

**) A Latin-English Dictionary, based upon the Works of Forcellini and Freund. By W. Smith, L. L. D. London, Murray, 1855.

*) Beitrag zur Alterthumskunde Oesterreichs, von Ludwig August Frankl. Wien, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Liter

№ 74.

England.

James Watt's Leben und

Unter den Denkmälern berühmter To
Abtei ist keines, auf das ein Engländer mit
könnte, als die Bildsäule von James Watt.
Brougham's beredte Worte haben hier dem
Mann einen würdigen Ausdruck gegeben. Die
lautet: „Nicht zur Verewigung eines Namens
lange die Künste des Friedens blühen, sondern,
die Menschheit gelernt hat, Denjenigen Ehren zu
größten Anspruch auf ihre Dankbarkeit erwerb
seine Minister und viele von den Lords und
James Watt dieses Denkmal errichtet, der, sein
früher Jugend durch wissenschaftliche Forschungen
geist der Verbesserung der Dampfmaschine zuwendend,
seines Vaterlandes erhöhte, die Macht des Menschen vermehrte und
für sich einen hervorragenden Platz unter den berühmtesten Jüngern
der Wissenschaft und den wahren Wohlthätern der Welt erwarb. —
Er war geboren zu Greenock 1736 und starb zu Heathfield in Staf-
fordshire 1819."

Seit seinem Tode ist Watt von den größten Schriftstellern, eng-
lischen wie ausländischen, gepriesen worden, am glänzendsten in der
Lobrede, die ihm Arago in der französischen Akademie gehalten hat.
So stellt sich auch das unten angezeigte Buch die Aufgabe, wenn auch
nicht Watt's Ruhm zu vermehren, so doch den Weg zu schildern, auf
dem er zum Ruhme gelangte.

Das Einzige, was von Watt's eigener Feder existirt, ist eine kurze
Abhandlung in dem zu Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen Werke
Robinson's über die Dampfmaschine. Dann brachte bald nach seinem
Tode die „Encyclopaedia Britannica" eine von seinem Sohne verfaßte
biographische Skizze. Letzterer beabsichtigte auch, seines Vaters hinter-
lassene Papiere herauszugeben, verschob die Arbeit aber und übertrug
sie, als er im Jahre 1848 starb, in seinem Testamente Herrn Muir-
head, dem Verfasser des unten genannten Buches, der sich der Aufgabe
mit großem Geschick entledigt hat. Das Buch enthält eine Schilderung
von Watt's Leben und Wirken und eine Anzahl von Originalbriefen,
die theils aus seiner Privat-, theils aus seiner amtlichen Korrespondenz
ausgewählt sind. Watt war von Natur kränklich, und dieser Umstand
mag auf seine spätere Laufbahn insofern von bestimmendem Einfluß
gewesen sein, als er in der Knabenzeit meist das Zimmer hütete und
sich mit Schreiben, Rechnen, Zeichnen und der Uebung von allerhand
Handfertigkeiten die Zeit vertrieb. Auch kann es als eine Vorbedeutung
seiner weltbewegenden Entdeckungen gelten, daß in seines Vaters ärm-
licher Wohnung die Portraits Isaac Newton's und John Napier's, des
Erfinders der Logarithmen, hingen, von denen Niemand sagen konnte,
wie sie dahin gekommen waren. Als Watt achtzehn Jahr alt war
(1754), wurde er durch einen gelehrten Verwandten bei einigen Pro-
fessoren der Glasgower Universität eingeführt, unter denen besonders
Dr. Dick, der Professor der Physik, auf seine großen geistigen Fähig-
keiten aufmerksam wurde. Auf den Rath desselben schickte man Watt,
der ein Mechaniker werden wollte, zu seiner Ausbildung nach London.
Hier kam er zu einem Mr. Morgan in Finch-lane in die Lehre und
machte in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte. Nach einer Uebung von
wenigen Monaten verfertigte er z. B. einen Hadleyschen Quadranten
bereits besser, als ein anderer Arbeiter, der schon seit zwei Jahren in
derselben Werkstatt thätig war.

Aber diese früh Tüchtigkeit wurde nicht ohne Opfer erreicht. Bei
seiner schwächlichen Gesundheit arbeitete der junge Watt vom frühen
Morgen bis in die Nacht und versagte sich nicht nur jede Zerstreuung,
sondern lebte auch so kärglich als möglich, um, wie aus seinen Briefen
hervorgeht, seinem Vater die Kosten seines Unterhalts zu verringern.

*) The Origin and Progress of the Mechanical Inventions of James Watt. Illustrated by his Correspondence with his Friends and the Specification of his Patents. By James Patrick Muirhead. London: Murray.

spanisches Urtheil über eines derselben, welches zugleich als eine Probe spanischer Kritik gelten mag.

Es handelt sich um die erste Vorstellung des dreiaktigen historischen Dramas „Don Fernando de Antequera", von D. Ventura de la Vega, auf dem Teatro del Principe in Madrid.

„Erst spät", sagt der ungenannte Kritiker, unter dem wir den Dichter Rosell vermuthen, „kommen wir daran, über dieses herrliche Werk des Herrn Vega zu sprechen, dieses glücklichen Geistes, dem das Schicksal das seltene Privilegium gewährt hat, so viel Triumphe wie literarische Produkte zu zählen. Eines der bedeutendsten ist, unserer Ansicht nach, das Drama, welches wir hier besprechen wollen. Ein einfacher, schöner, mit seltenem Geschick behandelter Stoff, gut gezeichnete Charaktere, unter denen insbesondere der des Helden meisterhaft angelegt und durchgeführt ist, eine große Kenntniß der scenischen Effekte, höchste Mäßigung, was äußeren Schmuck und epidodische Verwickelungen anbelangt, Gedrängtheit und Energie der Sprache, ein hoher Charakter erhabenen, antiken Ernstes, der das Ganze durchweht, kurz — was man bei dem hierfür bekannten Verfasser kaum zu verlangen brauchte, ein herrlicher Versuch — dies sind die Eigenschaften, welche dem neuen Drama des Herrn Vega die Neigung der Zuschauer haben und den Beifall rechtfertigen, womit es seit seiner Aufführung durch ein zahlreiches Publikum in dem Coliseo [illegible] wurde.

Das Drama, welches genau der Geschichte folgt, [illegible] zusammenfassen. Der König D. Enrique III. [illegible] sein Testament seine Witwe Donna [illegible] Infanten D. Fernando, gemeinschaftlich betraut, so lange sein erst zweijähriger Sohn [illegible] wäre. Die Großen von Castilien [illegible] den mit einer langen Minderjährigkeit [illegible] theils weil sie besonders [illegible] Infanten Mitregenten so wurde ihm von [illegible] Jetzt jedoch nahm sich der eben genannte Freiherr [illegible] verschaffte ihm von der Universität die Ernennung [illegible] derselben eine Werkstatt und einen Laden zu eröffnen und so [illegible] eines Mathematical-instrument-maker to the University [illegible]

Dr. Black, Professor der Medizin und Chemie an derselben [illegible] schule und nachmals einer von Watt's vertrautesten Freunden, erzählt über den Fortgang, den die Geschäfte des jungen Mechanikers nahmen, Folgendes:

„Bald nachdem Watt seine Werkstatt eröffnet hatte, ließ ich mir von ihm, behufs meiner Vorlesungen, einige physikalische Instrumente anfertigen und war nicht wenig überrascht von den Kenntnissen, der Geschicklichkeit und dem erfinderischen Geiste des jungen Mannes. Und wie er sich durch die Schärfe seines Verstandes auszeichnete, so war er auch, wie ich zu öfteren Malen beobachten konnte, von ausnehmender Herzensgüte, Gemüthlichkeit und Bescheidenheit. . . ."

Einige Jahre nach seiner Niederlassung in Glasgow übergab ihm der Professor der Physik ein andrachbar gewordenes Modell einer Dampfmaschine zur Restaurirung. Dies führte ihn zum Nachdenken über die möglichen Verbesserungen, deren eine solche Maschine fähig sei, insbesondere über die Mittel, wie sich der bei dahin überaus große Verbrauch von Brennmaterial verringern ließe. Er erlangte bald in Bezug auf seine Kenntniß vom Dampfmaschinenbau einen solchen Ruf, daß man ihn von vielen auswärtigen Plätzen her um Konstruirung von Dampfmaschinen anging, während er selbst immer weitere Versuche über die erreichbare Wärme-Ersparniß anstellte.

Bekanntlich war der Stand der Sache vor Watt's Verbesserungen folgender. Um den in dem Dampfcylinder durch den expandirten Dampf in die Höhe getriebenen Kolben wieder mit Leichtigkeit fallen zu machen, mußte unterhalb des letzteren ein leerer Raum hervorgebracht werden. Man erzeugte denselben zuerst dadurch, daß man die äußere Oberfläche des Cylinders abkühlte und somit den darin enthaltenen Dampf niederschlug oder zu Wasser kondensirte. Die Condensation geschah aber nur langsam, und eben so langsam war denn auch die Bewegung der Maschine. Jetzt führte der Zufall auf folgende verbesserte Methode. Man brachte am Boden des Cylinders zwei Ventile an, durch deren eines man zur passenden Zeit kaltes Wasser einließ, während durch das andere das Wasser sammt dem kondensirten Dampfe abfloß. Das kalte Wasser nämlich spritzte vermöge des Luftdrucks in einem Strahle in den Cylinder, kondensirte durch seine Berührung den Dampf augenblicklich, und der Kolben fiel rasch herniedet. Aber auf welche Weise auch der Dampf im Cylinder kondensirt wurde, immer kühlte sich der Cylinder selbst mit ab und mußte für jede neue Bewegung des Kolbens immer erst wieder bis zur Temperatur des Dampfes erwärmt werden. Hierdurch ging eine bedeutende Menge Wärme oder Brennmaterial verloren. Watt löste nun die Aufgabe, den Dampf ohne Abkühlung des Cylinders zu kondensiren. Er brachte in der Nähe des letzteren ein Gefäß an, das von kaltem Wasser umgeben war und in welchem fortwährend ein Strahl kalten Wassers sprang. So oft nun der Dampf im Cylinder kondensirt werden sollte, öffnete sich ein Ven-

Digitized by Google

til, aus welchem er in das Gefäß, den sogenannten Kondensator, eindrang. So wurde in dem Cylinder ein vollständiges Vacuum und nicht die geringste Abkühlung hervorgebracht. Dies war Watt's Haupt-Erfindung, mittelst deren beinahe die Hälfte des bisher verbrauchten Brennmaterials erspart wurde. Die anderen sinnreichen Vorrichtungen, durch welche er die Dampfmaschine vervollkommnete, die Luftpumpe, die Stopfbüchse, die excentrische Scheibe, das Parallelogramm, der Regulator u. a. m. hier näher zu berühren, verbietet der uns zugemessene Raum.

Der Gedanke, einen abgesonderten Kondensator anzubringen, überfam Watt plötzlich und er machte auf der Stelle einen rohen Versuch, der ihn insoweit befriedigte, daß er nun rastlos an die Ausarbeitung der Einzelnheiten ging. Als aber die Sache so weit gediehen war, daß er sich an ein Experiment im Großen wagen konnte, fehlte es ihm an den Geldmitteln, und er war genöthigt, sich einen Partner zu suchen. Zuerst verband er sich mit Dr. Roebuck, Großvater des bekannten Parlamentsmitgliedes, einem reichen und unternehmenden Arzt, mit dessen Hülfe er, nach mehrfachen Experimentiren in den Werkstätten von Kinneil House bei Borrowstones, eine kleine Dampfmaschine zu Stande brachte. Im Jahre 1774 übernahm ein Industrieller, Namens Boulton, des Dr. Roebuck Antheil an der „neuen Feuermaschine". Mr. Boulton war ein schönes Exemplar von britischem Fabrikanten, rastlos thätig, scharfsichtig, ehrenhaft und von fürstlicher Freigebigkeit. Watt schreibt von diesem seinem Geschäftsgenossen und Freunde:

„Bei unseren Unternehmungen bildeten Boulton's Energie und Zuversichtlichkeit ein glückliches Gegengewicht gegen meinen angeborenen Mangel an Selbstvertrauen. Alle Hülfe, die uns Soho oder Birmingham leisten konnte, ward durch ihn herbeigeschafft, so wie sein liebenswürdiges Wesen und der Ruf, den er als thätiger und erfinderischer Fabrikant genoß, uns viele einflußreiche Freunde in beiden Häusern des Parlaments erwarb."

Wie sehr aber Watt eines aufmunternden Beistandes bedurfte, geht aus folgendem, recht düster gehaltenen Briefe hervor, den er im Jahre 1769 an einen Freund in Birmingham schrieb:

„Ich bin entschlossen, falls mein Unternehmen mir die darauf verwendeten Auslagen und Zeitversäumnisse nicht lohnen sollte, das Erfinden ganz und gar zu lassen, das heißt, wenn ich es über mich gewinnen kann. Uebrigens bin ich lange nicht mehr so fähig, als ich ehedem war. Ich fühle es, daß ich nicht mehr derselbe Mensch bin, der ich vor vier Jahren gewesen, als ich die neue Feuermaschine erfand und, noch bevor ich ein Modell machte, fast jeglichen Umstand vorherfah, der seitdem daran hervorgetreten ist. Damals spornte mich die Hoffnung, ich würde mich vor Mangel sichern und so stellen, daß ich mit fremden Menschen Nichts mehr zu theilen hätte, die mich bisher nur immer ausgebeutet haben. Der Versuch im Großen war nothwendig, und ich habe, am dahin zu gelangen, manches Mißgeschick ertragen müssen. Ja, ich würde der Last erlegen sein, wenn mich nicht Dr. Roebuck's Freundschaft aufgerichtet hätte. . . . Ich habe meine Maschine jetzt dem Abschluß nahe gebracht, aber von der Ruhe, die ich mir zu erarbeiten hoffte, bin ich noch eben so entfernt, als vor vier Jahren. Doch will ich Alles thun, um das Unternehmen zu Ende zu führen; fördert es mich aber nicht, so lasse ich die Last liegen, die ich nicht tragen kann. . . . Das Thörichste, was ein Mensch thun kann, ist: erfinden. Hier setze ich seit vier oder mehr Jahren, um eine Maschine zu Stande zu bringen, und ein Mr. Moore, der davon Wind bekommt, ist aufgeweckter, als ich, verschafft sich drei Patente auf einmal, kündigt sich in den Zeitungen an, miethet zweitausend Arbeiter, läßt sie in St. Georg's Field für die ganze Welt Maschinen bauen, gewinnt auf einen Ruck ein Vermögen und verfolgt mich vor den Gerichten, weil ich meine eigene Erfindung benutze."

Nach seiner Verbindung mit Mr. Boulton ärndtete Watt in reichem Maße den Lohn seiner genialen Verbesserungen der Dampfmaschinen-Wesens. Die Geschichte der von ihm gegründeten Soho-Werke in Birmingham nimmt eine bedeutende Stelle in den Annalen des industriellen Fortschritts Großbritannniens ein. Man hat berechnet, daß die Summe von Kraft, die in dieser einzigen Fabrik während der letzten sechzig Jahre durch Menschenhände ins Leben gerufen wurde, der von zweihundertlausend Pferden gleichkömmt. Im Jahre 1816 wünschte der damalige Großfürst und spätere Kaiser Nikolaus die Soho-Werke zu besuchen; man verweigerte ihm jedoch den Einlaß, weil in seinem Gefolge einige Personen waren, von denen man wußte, daß sie die Geheimnisse der Fabrik, Behufs geschäftlicher Benutzung, auskundschaften sollten. Noch sei erwähnt, daß Watt früher einmal einen Ruf als Maschinenbauer nach Rußland mit einem Jahrgehalt von tausend Pfund Sterling erhielt, aber, zum Glück für sein Vaterland, das Anerbieten nicht annahm.

In Watt's Aufenthalt in Birmingham bildet seine Verbindung mit einer Anzahl ausgezeichneter Männer, die den Namen Lunar-Gesellschaft führete, eine interessante Episode. Der berühmte Naturforscher Priestley, der ebenfalls zu diesem Kind gehörte, spricht von denselben in seinen Memoiren folgendermaßen: „Ich betrachte meine Niederlassung in Birmingham als das glücklichste Ereigniß meines Lebens, da ich hier mit Männern zusammentraf, die mich bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten in jeder Weise förderten. Ich nenne besonders Watt, Keir und Withering. Mit diesen, so wie mit Mr. Boulton, Dr. Darwin, Mr. Galton und Mr. Johnson von Kenilworth, kam ich jeden Monat zu einem Zweckessen zusammen. Wir nannten unsere Verbindung die Lunar-Gesellschaft, weil die Zusammenkünfte immer zur Zeit des Vollmondes stattfanden, damit wir — wie es in den Statuten hieß — beim Nachhausegehen einen hellen Weg hätten." . . .

Aus den Diskussionen dieser Gesellschaft ist manche große Entdeckung hervorgegangen. Unter Anderem theilte hier Watt bereits im Jahre 1781 die von ihm gefundene Zusammensetzung des Wassers mit. Denn daß Watt mit dieser Entdeckung Priestley, Cavendish und Lavoisier voranging, ist durch Autoritäten, wie Davy, Arago, Dumas, Berzelius, Liebig, gegen andere Behauptungen hinreichend erwiesen.

Als ein Beispiel von Watt's weitsichtigem und umfassendem Genie diene noch, daß er bereits die Schraube statt der Schaufelräder zur Fortbewegung der Dampfschiffe empfohlen hat. Die betreffende Andeutung findet sich in einem Briefe Watt's an Dr. Small vom 30. September 1770, der in dem Muirheadschen Werke, dem die obigen Angaben sämmtlich entlehnt sind, im Facsimile mitgetheilt wird unter Beifügung einer Kopie von Watt's eigenhändiger Zeichnung der projektirten Dampferschraube.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Sechter Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Mit den Unitariern fängt die positive, organische, schaffende Opposition gegen die Autorität der Hochkirche an. Insofern sie sich aber auch noch wieder Autoritäten machen, sind sie nur die schwächere gegen die stärkere Macht. Die Säkularisten greifen das ganze jährlich sechsundfunfzig Millionen Thaler verschlingende Institut der Hochkirche an und wollen diese bis jetzt in unsichtbaren, heiligen Regionen verdunstenden Millionen für irdische Zwecke der Schule und Erziehung verweltlicht, säkularisirt wissen, wie es in Sardinien und sogar in Spanien der Staat selbst gemacht hat. So weit, wie in Spanien, ist man freilich in dem freiesten Lande Europa's noch nicht, aber obgleich Palmerston um den Antrag, daß die Steuern als Zwangspflicht der Dissenters für die Hochkirche aufgehoben werden sollten, mit allen Bischöfen herumtappte, als wäre er der heißeste Brei, den Niemand ohne Feuergefahr berühren könne, bildeten doch bereits im Unterhause die Säkularisten die Majorität. Diese Majorität ist ein großer Sieg in England, denn so wie der Hochkirche erst das Geld knapper wird, hört sie sofort auf, hochreformkatholisch zu sein. In vielen Theilen Englands haben die Dissenters bereits das Uebergewicht, das sich mit der Zeit durchweg im Unterhause geltend machen wird. Dann tritt die staatliche Säcularisation erst in rechte Wirksamkeit. Die Aristokratie machte bereits einen Versuch, der drohenden Freiheit des Schulwesens entgegenzuwirken, so daß sich Lord John Russell staatsunterstützte Schulen zustimmen ließ. Aber die Säkularisten sagen: „Wenn man uns erst die sechsundfunfzig Millionen der Hochkirche jährlich in der Tasche läßt, werden wir schon allein so viel davon herausnehmen, um alle Kinder zu erziehen, wie es sich gehört, ohne Unterstützung vom Staate oder der Kirche zu benutzen, denn beide Institute nehmen so viel, daß wir alle Unterstützungs-Bedürftige werden. Sie nehmen uns zwei Thaler, um uns mit zehn Silbergroschen erbarmungsvoll unter die Arme zu greifen." Die Säkularisten zeigten sich denn auch so mächtig und erbittert gegen die Russellschen Halbheiten von Bischofs- und Staatsschulen, daß der edle Lord selbst den Sturm durch eine neue Bill zu beschwichtigen suchte. Er that darin, als wolle er die weiten Aermel der Hochkirche etwas enger schneiden, aber er that nur so, wie bei seinen homöopathischen Reform-Pillen. Lord „Finality" erregte dadurch ohne sein Wissen den Anfang eines wirklichen Antrags von einem anderen John, nämlich Sir John Packington, einem Manne, der noch dazu zu den Ministerial-Familien gehört, nämlich auf wirkliche Emancipation der Schule von der Kirche. Er kömmt durch, denn so viel Parlamentarismus gilt noch in England, daß seine Partei auf Haltung und Erfolg rechnen kann, welche nicht in Lebensfragen sich wirklich auf die Bedürfnisse des Volks, auf die Diktate der zum Bewußtsein, zur Existenzfrage gewordenen Kultur-Interessen fügt.

Die Freihändler von Manchester, die baumwollenen Friedenstauben, die praktischen Engländer des Geschäfts, die Gentlemen voller Scham über die verwahrlosten Massen und über die hundertlausendpfündigen Bischöfe bilden das Heer der Säkularisten im weiten Sinne oder auch im speziellen, nämlich für den bestimmten Fall der Emancipation der Schule von der Kirche. Um die Konsequenzen, um das, was drum und dran wächst, bekümmern sie sich nicht, oder sie opponi-

Digitized by Google

ren sogar dagegen. So kommen wir zu den Säkularisten im eigentlichen Sinne, welche überhaupt emancipiren und den Menschen aus den vielen hergebrachten Schalen und Scherben der Autorität heraushauen, damit er aus eigenem Willen, aus eigener Vernunft und Bildung, wie ein Mann denke und handele, zu den Priestern und Schulmeistern der Säcularisation, in ihre Institute, ihre Bibliotheken, ihre Bücher und Zeitungen.

Der Kern und die radix dieser Säkularisten ist eine Buchhandlung in Fleetstreet mit dem einst berüchtigten Namen Holyoake über der Thür, gegenüber der Expedition des „Diogenes“, so daß der „Kaiserzug“ nach Guildhall oben so gut hindurch mußte, wie vorher die Wellington- und ein andermal die Kossuthleiche. Holyoake ließ gerade vor dem Gesichte des vergötterten Kaisers ein Riesenplakat an seine Thür kleben, auf welchem die Vergrößerung seines Journals: „The Reasoner“ mit Politik, u. s. w. angekündigt ward, während das Schaufenster des „Diogenes“ von oben bis unten mit der großen Karikatur, John Bull als festgeschmückten Ochsen darstellend, auf welchem der lorbeerbekränzte Kaiser mit dem Talisman in einem Käfig an der Seite und das Vorlegemesser einer neuen Theilung der Erde in der Hand reitet, ausgefüllt war. — Holyoake reiste früher (wie Southwell, ehemals Offizier in Portugal u. s. w., Pianofortemacher und Literat, jetzt der andere Hauptheld der Säkularisten und einer besonderen Gemeinde und erster Dialektiker der Diskussion-Klubs in und um Fleetstreet) im Lande als Vorleser, lecturer, umher und begann gleichsam einzelnhändig den Kampf gegen die Hochkirche, die ihm deshalb einmal in Cheltenham wegen Gotteslästerung zu sechs Monaten Gefängniß verhalf, dem Southwell in Bristol zu einem ganzen Jahre. Aus den Gefängnissen gingen beide mit neuen Waffen und neuer Macht hervor. Sie reißen im Lande als lecturers umher und gründeten ihre Festungen, selbstständige Schulen und die sogenannten literary institutions, in welchen die bisher Verstoßenen und Verwahrlosten tüchtige Lehrer und Bücher und Zeitungen und Naturwissenschaften und Experimente, die Lust der Bildung und der Humanität finden und genießen. Jeden Abend sind ihre Tempel offen, und der Sonntag wird durch gemeinschaftliche Thee-Partieen beiderlei Geschlechts, musikalisch gut exekutirte Gesänge und substantielle Vorträge über naturwissenschaftliche, industrielle, technische, historische und politische Gegenstände gefeiert — eine ganz neue Lebens- und Geselligkeitsform in dem durch Klikken und hinter Privatthüren zerklüfteten und egoistisch abgeschlossenen England. In London giebt es die jetzt etwa 20 solcher literary institutions, zum Theil mit bedeutenden Bibliotheken, die Holyoake selbst durch seine Druckerei, seine Schriften und Schriftsteller sehr stark versorgt, außerdem in Manchester, Birmingham, Leeds, Nottingham, Bradford u. s. w. Das Interessantseste in dieser Sphäre sind die abendlichen und nächtlichen Diskussionen von Holyoake, Southwell u. s. w. mit herausgeforderten Geistlichen, welche sehr oft an die Bitterkeit und an den derben Witz von Dr. Luther und Dr. Eck erinnern. Diese Diskussionen, besonders in den literary institutions mit den neuen wohlfeilen Büchern und Kompendien, den neuen, von aller Steifheit fernen Umgangsformen, der Freude am Wissen, am gebildeteren, nüchterneren, freieren Leben, das daraus entsteht, unterstützt durch die Volksbildungs-Institute, die einst Lord Brougham im Leben rief, durch die Schulen der Manchester-Partei, durch „Mechanics-Institutions“, Wochenzeitungen, die Chartisten und neuerdings auch durch die sich rasch verbreitende League der Administrative-Reform-Association, arbeiten den ganzen Boden um, auf dem bisher die Monopole und die „Schichten“ so gut gediehen, weil er so wild, so schmutzig, so unkultivirt war, wie eine Wildniß.

Wir sehen also Summa Summarum neue Kultur-Elemente und diese mehr oder weniger kombinirt und verbunden, außerdem gekräftigt durch allgemeine Aufregung und Erbitterung über die Unfähigkeit und den schwachen oder sogar bösen, Willen der bisher herrschenden und geltenden Klassen, die bereits faktisch entschieden in der Minorität sind. Daraus läßt sich auf den Sieg eines Manferungs- und Verjüngungs-Prozesses schließen, der auch in der abgestorbenen und unproduktiv gewordenen Literatur eine neue, kräftige Vegetation hervorrufen wird, die sich nach Aufhebung des Stempelzwanges für Zeitungen zunächst in mannigfachen Anstrengungen, neue Blätter zu treiben, ankündigt. Wenn diese chaotischen Triebe sich etwas geklärt und ausgebildet haben, werden wir sie uns näher ansehen. (Schluß folgt.)

Spanien.

Ein modernes spanisches Drama.

Die moderne dramatische Literatur der Spanier ist im Auslande so gut wie unbekannt, und doch ist sie fast nicht minder reich, als die der Deutschen und Franzosen, welche sie insofern übertrifft, als ihre Stoffe fast durchweg nationale sind. Wir behalten uns vor, über die hervorragendsten Produkte selbst zu berichten, und geben einstweilen ein spanisches Urtheil über eines derselben, welches zugleich als eine Probe spanischer Kritik gelten mag.

Es handelt sich um die erste Vorstellung des dreiaktigen historischen Dramas „Don Fernando de Antequera“, von D. Ventura de la Vega, auf dem Teatro del Principe in Madrid.

„Erst spät“, sagt der ungenannte Kritiker, unter dem wir den Dichter Rosell vermuthen, „kommen wir daran, über dieses herrliche Werk des Herrn Vega zu sprechen, dieses glücklichen Geistes, dem das Schicksal das seltene Privilegium gewährt hat, so viel Triumphe wie literarische Produkte zu zählen. Eines der bedeutendsten ist, unserer Ansicht nach, das Drama, welches wir hier besprechen wollen. Ein einfacher, schöner, mit seltenem Geschick behandelter Stoff, gut gezeichnete Charaktere, unter denen insbesondere der des Helden meisterhaft angelegt und durchgeführt ist, eine große Kenntniß der scenischen Effekte, höchste Mäßigung, was äußeren Schmuck und episodische Verwickelungen anbelangt, Gedrängtheit und Energie der Sprache, ein gewisser Charakter erhabenen, antiken Ernstes, der das Ganze durchweht, und endlich — was man bei dem hierfür bekannten Verfasser kaum zu erwähnen braucht, ein herrlicher Versebau — dies sind die Eigenschaften, welche dem neuen Drama des Herrn Vega die Neigung der Zuschauer gewonnen haben und den Beifall rechtfertigen, womit es seit seiner ersten Vorstellung durch ein zahlreiches Publikum in dem Coliseum des Prinzipe begrüßt wird.

„Das Thema des Dramas, welches genau der Geschichte folgt, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Der König D. Enrique III. ist eben gestorben und hat durch sein Testament seine Witwe Donna Catalina und seinen Bruder, den Infanten D. Fernando, gemeinschaftlich mit der Regierung des Reiches betraut, so lange sein erst zweijähriger Sohn D. Juan II. minderjährig wäre. Die Großen von Kastilien wollen nun, theils aus Furcht vor den mit einer langen Minderjährigkeit immer verbundenen Unruhen, theils weil sie besondere Vortheile für sich daraus zu ziehen hoffen, dem Infanten Mitregenten die Krone übertragen, welcher jedoch

— — sie von sich weist,	(— se resiste
trotzdem das Alles ihn beherrnt,	A ser rey cuando el reino mas
sie zu ergreifen,	le embiste.)

„Dies ist das ganze Drama. Mit wahrhaft großartigen Pinselstrichen malt es die mannigfachen Kämpfe, die D. Fernando zu bestehen hat, um seinen edlen Vorsatz: die Krone dem jungen Könige zu bewahren — durchzuführen. Alles Andere ist gewissermaßen nur der Rahmen zu diesem schönen Bilde. Die Kämpfe, sagten wir, welche D. Fernando zu bestehen hat, um seinen edeln Grundsatz durchzuführen: denn der Verfasser hat mit großem Geschick seinen Helden nicht zu einem vollkommenen, jeder menschlichen Leidenschaft unzugänglichen Wesen gemacht, dem das Opfer, welches die Tugend von ihm verlangt, leicht wird, ja ganz natürlich wäre. Ein Engel kann nicht der Held eines Dramas sein: ein Engel ist schön, aber nicht dramatisch. Ohne Kampf kein Sieg und folglich auch kein Interesse. Das hat Herr Vega vollkommen verstanden und die Elemente seines Werkes mit solcher Klugheit zubereitet, daß D. Fernando immer als Mensch, aber immer auch als großer Mensch erscheint.

— Verzeihet meine Tugend nicht,	(—; Soy padre!
ich bin ja Vater!	No tenteis mi virtud —)

ruft er voll Aufregung und Bellommenheit, als der Connetable Ruy Lopez d'Avalos in ihn dringt, die Krone von Kastilien anzunehmen, die ihm ja durch den Willen der Granden zu Füßen gelegt werde. Und dies geschieht in einem Augenblicke, da er auf die Hoffnung verzichten muß, die ihm mit Recht zukommende Krone von Aragonien auf sein Haupt zu setzen. Kurz vorher, da man ihm die Uebel aufzählt, die aus seiner Nichtannahme für das Reich erfolgen müßten, schwankt seine gequälte Tugend, und es preßt ihm die Worte aus:

O Herr, was forderst Du den mir?	(Señor, ¿ qué me ordenais?)

„Aber der Heroismus siegt. Ein glücklicher Umstand kömmt ihm zu Hülfe: die Ankunft der Königin Witwe und des jungen Königs; ein Umstand, der sich jedoch alsbald wieder gegen den edlen Entschluß des Infanten kehrt, indem er dessen Durchführung neue Hindernisse in den Weg legt. Der Infant soll nämlich gemeinschaftlich mit der Königin regieren, aber die Königin widersetzt sich der Ausführung der dringendsten Maßregeln, welche der Zustand des Reiches eben erfordert, der Kriegführung gegen die Mauren von Granada, die gerade in das kastilianische Gebiet eingefallen sind und es verwüstet haben. Dies giebt den Granden gegründeten Anlaß zu erneuerten Bitten, aber welche die Tugend D. Fernando's eben so glorreich triumphirt, wie über alle andere Versuchungen, welche das Talent des Dichters ihm in geistreicher Reihenfolge in den Weg legt.

„Wir haben bereits gesagt, daß das Drama einzig und allein in dieser Reihe von Versuchungen bestehe, welche mit größerer oder geringerer Schwierigkeit besiegt werden. Nichtsdestoweniger weiß es unser Interesse zu fesseln. Der Verfasser hat somit eine der schwierigsten Aufgaben, welche die dramatische Kunst bietet, unternommen,

Digitized by Google

nämlich ein Interesse zu erwecken, ohne zu dem mächtigen Hebel der Liebe seine Zuflucht zu nehmen, jener Achse, um welche sich das moderne Drama dreht. — Das Drama der Alten that dies nicht. Sie hatten immer nur den Staat, das öffentliche Wesen im Auge, und darum griff die Liebe wie jedes andere persönliche Interesse nothwendigerweise nur wenig in ihre dramatischen Combinationen ein. Nur öffentliche Angelegenheiten konnten das Interesse von Männern fesseln, welche so zu sagen auf dem Forum lebten. Uns dagegen, die wir mehr innerhalb der Familie leben, wird es nicht so leicht, sich im Theater für Etwas zu interessiren, was die innigsten Neigungen des Privatlebens außer Rechnung läßt. Deshalb sind die modernen Schriftsteller zu zählen, welche einen Versuch gemacht haben, diese Bahn zu verlassen, noch mehr aber diejenigen, welche dies mit einigem Erfolge gethan haben. Herrn Bega bleibt der Ruhm, eine Schwierigkeit, die uns ungeheuer dünkt, glücklich überwältigt, nämlich durch ein Drama interessirt zu haben, welches eine rein politische Frage zum Thema hat und dabei doch keine jener ungehörigen Auspielungen auf die Frage des Tages enthält, die das ärmliche Zufluchtsmittel mittelmäßiger oder verschrobener Köpfe bilden."

Es folgt nun die Kritik der Aufführung, welche uns nicht interessiren kann. — Obiger Besprechung haben wir nur noch beizufügen, daß dieses Drama in den Ländern, welche durch Parteikämpfe zerrissen und mit Usurpatoren gesegnet sind, bedeutende Wirkung haben muß. Wir selbst haben es im Jahre 1852, somit in einem Zeitpunkt zu Gesichte bekommen, wo die Ereignisse in einem Nachbarlande zu Vergleichungen aufforderten, für welche fast jede Seite frappante Gegensätze bot. Sonst wird das Stück für uns Deutsche, die wir bekanntlich noch mehr als die Spanier „innerhalb der Familie" leben, zwar nicht minder spannend, aber nicht gemüthlich anregend genug sein, als daß es das große Publikum genießen könnte. Denn wenn dieses sich für politische Dramen interessiren soll, so muß man es bekanntlich nicht mit großen Thaten, sondern mit großen Redensarten regaliren, die den conrantesten Zeitungen entnommen sind — ein Zufluchtsmittel, welches, wie der Spanier mit strenger Wahrheitsliebe behauptet, nicht in dem Geschmacke des Talents liegt, sondern das ärmliche Erbtheil mittelmäßiger Köpfe bildet. Er hätte hinzusetzen können: das nichtsdestoweniger einem Publikum gefällt, welches sein öffentliches Leben nicht auf dem Forum, sondern in den Spalten einer Zeitung zu finden gewöhnt ist.

A. S.

Mannigfaltiges.

— Ein Amerikaner in Berlin. Das New-Yorker Journal of Commerce theilt eine Korrespondenz aus Berlin vom Februar d. J. mit, die eine graphische Schilderung der hiesigen Wintervergnügungen enthält, und zwar namentlich der Schlittenpartieen und des Schlittschuhlaufens in „jenem herrlichen Park", dem Thiergarten, an welcher letzteren Episode unseres Winterlebens der Briefsteller offenbar ganz außerordentliches Behagen gefunden hat. „Ich hatte", sagt er, „ein Zusammentreffen bei der „Louiseninsel" verabredet, einem fast eine (engl.) Meile vor dem Brandenburger Thor gelegenen Theile des Parks, aber noch lange nicht im Mittelpunkte desselben befindlich. Die sauber gehaltenen Pfade entlang eilend, welche diesen Miniaturwald durchschneiden, holte ich Schaaren von Leuten, die Schlittschuhe unter dem Arme, ein und begegnete eben so zahlreichen Schaaren von Zurückkehrenden. An dem Monument vorbei, welches die Bürger von Berlin zum Andenken ihres verstorbenen, geliebten Königs errichtet haben und an dessen Piedestal die Freuden des Thiergartens reizend dargestellt sind, kam ich zu den gefrorenen Teichen, auf welchen sich mir eine Scene wundervoller Heiterkeit darbot. Hunderte, vielleicht Tausende von Menschen waren hier versammelt, die muthigen Regimenter von Schlittschuhläufern betrachtend oder sich ihnen anschließend. Am meisten ergötzte mich der Anblick der zahlreichen Damen, die nicht ruhig am Ufer standen, sondern mit Schlittschuhen an den Füßen mit der äußersten Leichtigkeit und Grazie einherglitten. Es ist dies seit mehreren Jahren eine sehr fashionable Belustigung der Berlinerinnen, und in vielen, die sich jetzt auf dem Eise befanden, erkannte ich Damen von hohem Rang, in Begleitung ihrer Väter oder ihrer Brüder. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß die Damen noch besser Schlittschuh liefen als die Herren. Ihr geschmackvoller Anzug, die Leichtigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen und die Freude, die von ihren rosigen Wangen strahlte, — Alles vereinte sich zu dem reizendsten Schauspiele. Niemand, der ihre Kunstfertigkeit wahrnahm, konnte einen solchen Zeitvertreib für unweiblich halten, und man mußte vielmehr anerkennen, daß er alle Anmuthlichkeiten des Tanzes in sich schloß, ohne die Bedenken, die sich gegen diese letztere Unterhaltung vorbringen lassen. In einer kleinen Bucht des Sees verlaufte ein unternehmender Conditor den Frierenden warmen Kaffee, und dicht bei wurden Schlittschuhe nach der Stunde zu solche verliehen, welche dergleichen nicht selbst besaßen. Dienstfertige Leute waren bei der Hand, um sie anzuschnallen oder um mit Handschlitten aufzuwarten, auf welchen die Damen, die an den Schlittschuhpartieen nicht theilnahmen, von ihren Kavalieren über das Eis geleitet wurden. Dabei ging Alles in der größten Ordnung vor sich, ohne irgend etwas, das das feinste Gefühl verletzen konnte, obwohl der Platz für Jeden offen stand, der sich an dem Vergnügen betheiligen wollte. Allerdings waren ein oder zwei Schutzmänner gegenwärtig, allein sie schienen eine vollständige Sinekure zu haben." Der Briefsteller schließt mit dem Wunsche, daß seine Landsleute in New-York doch auch ähnliche Schlittschuhpartieen in ihrem neuen Central-Park veranstalten möchten.

— Preis-Denkmünzen für französische Literaten. Das Comité des Vereins französischer Literaten (Société des gens de lettres) hat beschlossen, eine ihm von einem ungenannten Geber zugegangene Schenkung von zehntausend Francs folgendermaßen zu vertheilen: Es werden zunächst vier verschiedene Preise ausgesetzt, die von dem Verein in öffentlicher Sitzung im November 1855 vertheilt werden sollen: 1) eine Denkmünze im Werthe von 2000 Fr. für den besten Vortrag über „die Literatur und die Literaten im neunzehnten Jahrhundert"; 2) eine Denkmünze im Werthe von 1500 Fr. für die beste Schrift über Balzac und zwar als Verfasser der „Comédie humaine"; 3) eine Denkmünze im Werthe von 1000 Fr. für diejenige Novelle, welche von dem meisten Talent zeugt und das meiste Interesse darbietet; 4) eine Denkmünze im Werthe von 1500 Fr. für das beste Theaterstück in Versen, in zwei oder drei Akten, und zwar über das Sujet: „Die Goldsucher des neunzehnten Jahrhunderts." Die übrigbleibenden 4000 Fr. sollen von den Preisrichtern unter diejenigen Arbeiten vertheilt werden, welche sie des zweiten Preises, des Accessits oder auch nur einer ehrenvollen Erwähnung für würdig erachten. Die Manuskripte der zur Preisbewerbung bestimmten Werke müssen in der Zeit vom 15. Sept. bis zum 1. Octbr. 1855 an das Sekretariat des Vereins der Literaten (Paris, Rue de Trevise, Nr. 14) unter den üblichen Formen eingesandt werden.

— Goyena. Einer der gelehrtesten spanischen Rechtskenner und Staatsmänner, Don Florencio Garcia Goyena, ist kürzlich im einundsiebzigsten Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Die spanische Literatur verdankt ihm eine große Anzahl von Werken über alle Zweige der Rechtswissenschaft. Während einer langen Reihe von Jahren war er Professor an der Universität Salamanca, wo er eine in Spanien weit verbreitete Schule von Rechtsgelehrten gebildet. Im Jahre 1847 bekleidete er den Posten eines Ministers der Justiz und der Gnaden.

— Michel Montaigne. Herr Dr. J. F. Payen, der früher bereits mehrere historisch-kritische Arbeiten über Montaigne herausgegeben, hat kürzlich eine neue Lieferung seiner Documents inédits sur Montaigne unter dem Titel Ephémérides, lettres et autres pièces inédites de Michel de Montaigne et de sa fille Eléonore erscheinen lassen. Es ist eine Broschüre von nur 40 Seiten in 8., aber mit allem, solchen bibliographischen Raritäten eigenthümlichen Luxus, mit einem Facsimile der Handschriften Montaigne's und seiner Familie, ausgestattet und nur in hundert numerirten Exemplaren abgezogen. Es enthält diese Schrift namentlich auch Notizen Montaigne's und einem sogenannten Schreibe-Kalender, wie sie im sechzehnten Jahrhundert in Frankreich viel verbreitet waren. Es war dieser Kalender zugleich ein historisches Taschenbuch, das für jeden Tag im Jahre ein geschichtliches Ereigniß in Erinnerung brachte und Raum zur Eintragung von Tages-Notizen ließ. Montaigne benutzte hierzu: Michaelis Bertheri Ephemeris historica, ein Buch von nahe an 500 S. in 8. Andere Notizen Montaigne's sind nach schriftlichen Randbemerkungen auf Büchern aus seiner Bibliothek mitgetheilt, unter Anderem auf einem Exemplar von Julius Cäsar's Kommentarien, wobei Montaigne's eigenthümlicher und origineller Geist in jeder Zeile und jedem Worte zu erkennen.

Das mit dem 30. d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements können auch am 1. Juli sowohl bei den K. Postämtern (die das „Magazin" dreimal wöchentlich liefern) als bei allen Buchhandlungen (die das Blatt in Wochen-Lieferungen beziehen) angemeldet werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. — Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr., und vierteljährlich 1 Thlr. 5 Sgr., welche bei allen Postämtern Deutschlands und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Lemmann, Wilhelmsstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 75. Berlin, Sonnabend den 23. Juni 1855.

Ein überrheinischer deutscher Dichter.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" hat bereits einigemal auf die literarische Regsamkeit des deutschen Elements im Elsasse hingewiesen und dargethan, wie in jenem schönen Lande, in welchem seit Gottfried von Straßburg und dem späteren Fischart durch alle Zeiten hindurch deutsche Poesie, besonders aber die Volksdichtung, geblüht, auch jetzt noch, nachdem uns politisch der Elsaßgau verloren gegangen, das gemeinschaftliche Erbtheil in treuer Liebe bewahrt und dem Mutterlande dargebracht wird. Im Elsaß hat eine Dichterschule sich gebildet, welche gerade vielleicht um so charakteristischer deutsch ist, als eine fremde Politik gern alles germanische Leben in ihrer schnödgewonnenen Gränzprovinz unterdrücken möchte.

Außer den beiden Brüdern Stöber, Otte, Candidus u. A., in deren Poesien überall das volksthümlich-deutsche Element durchgebrochen ist, haben wir nun in der allerneuesten Zeit eine so hochbedeutsame poetische Erscheinung vom Ueber-Rhein bekommen, daß wir vor dem dichterischen Fonde, welcher sich in den abgetrennten Stämmen findet, die höchste Achtung hegen müssen. Es ist dies August Becker, der vor wenigen Wochen in einer Korrespondenz der Berliner Vossischen Zeitung fälschlicherweise als Westfale bezeichnete junge Dichter des bei Cotta in Stuttgart erschienenen großen lyrisch-epischen Gedichtes aus dem deutschen Volksleben des sechzehnten Jahrhunderts: „Jung-Friedel, der Spielmann".

Die äußere Handlung dieses sowohl in der Idee, als in der Auffassung, Durchführung, poetischen Kraft und Gewandheit ausgezeichneten Gedichtes liegt am Ober-Rhein, in der Heimat des Dichters, Elsaß und Pfalz, und sie trägt, trotz ihrer Gemeinsamkeit, doch wieder den individuellen Charakter des Lebens, Denkens und Hoffens jener Lande, in welchem die jüngsten politischen Erinnerungen noch nicht das Andenken an eine schönere, größere Zeit verwischt haben, und wo neben den Sagen vom großen Napoleon, welche den alten deutschen nachgebildet sind, noch jene vom großen Otto und Barbarossa fortleben und das Volk von den Tagen spricht, wo Kaiser Friedrich von Colmar und Hagenau and reitet, zu Kaiserslautern in der Kaiserburg die Großen des Reiches sammelt, auf dem hohen Trifels im Wasgau bei Annweiler seinen Kaisersitz wie früher nimmt und dann die große Schlacht auf den Feldern von Straßburg schlägt, wo alle Völker um die Weltmacht kämpfen, dem Kaiser aber der Sieg bleibt. — Der Held des Gedichtes ist einer jener fahrenden Spielleute, die vorzüglich im Elsaß zuhause waren und, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, in ihren, der Natur und dem Menschenherzen abgelauschten Volksliedern gewissermaßen als die einzigen Repräsentanten und Träger echt deutscher Poesie oppositionell den Meistersängern und Hofsängern mit deren Zwang und allen Lächerlichkeiten entgegenstanden.

„Denn mit der Geige, mit dem Bogen
Sind zu der Zeit am deutschen Rhein
Viel Riedeleut' herumgezogen,
Die da gespielt bei Tanz und Wein
Und jene Lieder hell gesungen,
Von Ort zu Ort, durch Dorf und Flur.
Die deutschem Volksgeist sind entsprungen,
Aus freie Kinder der Natur.

Ja, als die echte Kunst geschwunden
Aus Stadt und Burg und Fürstensaal,
Als ihre freie Kraft gebunden
Durch Meisterregeln ohne Zahl,
Als längst das Lied der Nibelungen
Bei allen Höhen in Verachtung:
Da sind noch Weisen frisch erklungen,
Da lebte noch, hell ungetucht
Durch alle frische Sängerherzen
Im nieder'n Volk, der hell'ge Brand,
Getheilt in tausend Liederkerzen —
Durch's liebe, deutsche Vaterland."

Ein solcher Sänger wird also auch Jung-Friedel, der im Schutze der Frau Holle, jener wohlbekannten Göttin, steht, in welcher der Dichter, gleich der Sage und Mythe, die Natur selbst gestaltet hat. Diese verspricht ihm, wenn er sie durch sein Wirken und Leben, durchgeläutert vom Leid und der Freude der Erde, verdiene, die Zauberfiedel, das Symbol der Meisterschaft im Liede, die alle Geheimnisse der Natur und des Elfenreiches, so wie das Wesen ihrer Geberin, selbst offenbare und ihren Besitzer zum Propheten einer neuen Zeit mache. Aber Alt-Friedel, der sie zuvor besessen, starb den Tod als Zauberer, und gleiches Schicksal droht Jedem, der nach ihr strebt. Doch läßt sich Friedel nicht abhalten, reißt sich von Mariechen's liebendem Busen und singt und zeigt mit seinem Ideal im Herzen nun durchs Land hin vor den Burgen und Hütten, bei den Tänzen der Bauern und dem um ihre Liebe weinenden Mägdlein unterm Lindenbaum. Es sind diese Wanderlieder des Spielmanns herrliche, frische, lebendige und sinnige Gesänge, frei von allem Bilderschwulst und jener falschen Sentimentalität, ergreifend in ihrer Einfachheit, Natürlichkeit und Sangbarkeit. Der Liebe, deren Leid er an Anderen oft bemerkt, sagt er ab und huldigt dem Weine.

„Ob mag die Lieb' oft süße sein,
Viel besser schmeckt mir doch der Wein,
Ich's nur ein Glas vom reinen.
Ich hab' der Liebe abgesagt,
Weil sie an leichten Mattke nagt, —
Denn Liebe macht ja weinen!

Wohl sah ich schöne Mädel gern,
Sah gern in ihren Augen Stern',
Weil sie so lieblich scheinen, —
Doch seine lieb' ich alles sehr,
Daß mit das Scheiden stets schwer —
Die Liebe macht ja weinen!

Und ich will lachend durch die Welt,
So lange sie mit mich gefällt,
Fort geh'n auf jungen Beinen.
Mit Sang und Klang von Ort zu Ort —,
Ade, Ihr Mädel, ich muß fort:
Sonst macht die Lieb' mich weinen!"

Dieses macht den Schluß der Wanderlieder, in denen sich das schöne poetische Volksleben am Ober-Rhein mit seinen Maientänzen und Spinnstuben, seinen Liedern auf dem schaukelnden Rhein und seinen stillen Wünschen abspiegelt. Nun kömmt Jung-Friedel in ein Wirthshaus, das früher ein Kloster war; mit hellem Gesange grüßt er den lustigen, rothnasigen Wirth und dessen schmuckes Töchterlein, schließt Bekanntschaft mit dem besten Säufer im Reich, dem fahrenden Schüler, Petrus genannt. In lustiger Weise durchrafft die saubere Gesellschaft, ihre Zechlieder johlend, die schöne Nacht, und Jung-Friedel's Lied heißt:

Ein Spielmann, der kann reisen,
Ja, reisen durch die Welt!
Es gelten seine Weisen
So viel als echtes Geld.

Sein Lied ist auch von Golde,
Man hört es überall gern, —
Er steht in eig'nem Solde
Und fragt nach keinem Herrn.

Drum ist's in seinem Herzen
So heiter und so frei!
Die Sorgen, die Euch schmerzen,
Die geh'n an ihm vorbei.

Von Habenichts so heißet
Sein Stamm von Alters her,
Und wer so lustig reiset,
An Nichts trägt der nicht schwer.

Man giebt für seine Lieder
Ihm gerne guten Wein
Und füllt das Gläslein wieder,
Giebt er ein Liedlein drein!

Und wollte Einer tauschen
Mit ihm ein Königreich,
Verschlagen und verrauschen
Läßt' Alles wieb'rum gleich!

Aber siehe da, als er wieder in die Natur hinaustritt, empfindet er Reue über sein Schlemmerleben, er wallt, „wie auf einer Himmelsleiter", nach den Tannenhöhen des Schwarzwaldes, sieht im Abendglanze das ganze Rheinthal von den Alpen bis zum fernen Dom von Speyer und drüben die blauen Wasgauberge seiner Heimat, von denen schon das Nibelungenlied so mächtig sang. Dann weilt sein Auge auf dem Rhein, „dem deutschen Strom".

Digitized by Google

„Da strömt er ruhig, mächtig fort!
In seinem Grunde tief begraben
Der alte Nibelungenhort:
Das fänden seine gold'nen Gaben!
Das fändet uns sein Rebensaft,
Das fändet seines Volkes Leben,
Das sagt der Dome Himmelsstreben
Und sagt die deutsche Männerkraft.
Das macht uns Allen offenbar
Auch seiner Frauen hehre Schöne, —
Das fänden uns so hell und klar
Noch seiner Sänger gold'ne Töne.

O Rhein, o Rhein, grüngold'ner Rhein!
Wie soll ich stimmen meine Saiten,
Auf daß ich Treue soll und rein
Dein Lob mit wahrgem Ton begleiten!
Möcht' singen, wie die Orgel singt
In Deiner Dome weiten Hallen,
Und wie der Glocken hehres Schallen,
Und wie der Christenchorus klingt!
Möcht singen, wie auf Deiner Bahn
Du selber sangest zu Schaffhausen,
Und wie der weite Ocean
Der Deiner hortt im em'gen Brausen!
O wär die Zauberfidel mein,
Dann wollte mit geahnten Weisen
Dich laut beginnen, herrlich preisen
Dein treuer Sohn, o Vater Rhein!" —

Schon wähnt er in der folgenden Mittsommernacht am Mummelsee auf der Höhe des Schwarzwalds, wo ihm Frau Holle, im reizenden Gewande der ihn umgebenden Natur, erscheint, die Zauberfidel zu gewinnen, aber:

„Die Liebe ist die Läuterung der Seele, —
Wer nicht geliebet, hat nur halb gelebt!"

ruft ihm die Göttin zu, und als er erwacht, fühlt er im Antlitz eines Mägdleins, das mit einer Wallfahrt am Morgen ihm begegnet, was Liebe sei. Es ist des reichen Waffenschmieds von Straßburg holdseliges Töchterlein Kunigunde. (Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Sechster Monats-Bericht.

(Schluß.)

Die charakteristische Richtung dieser Neubildung in Literatur, Wissenschaft, Erziehung und Schule ist auch hier eine realistische, materialistische, doch ist hier Niemand so borniert und anmaßend, den „Geist" auf Functionen der Ganglienzellen und der „grauen Massen" im Gehirn zu reduzieren und ihn wie Karl Vogt mit dem Urin in eine Kategorie zu stellen, insofern die Nieren letzteren, die Gehirngewebe aber Gedanken, Gefühle u. s. w. filtrieren. So weit die Engländer im Allgemeinen auch im Metaphysischen und Logischen zurück sind, würden sie sich doch über einen wissenschaftlich Vogner-Vogtschen Streit sehr lustig machen, denn die „theilbare Seele" des Hofrath Wagner ist kaum so absurd, als die urinoporetischen Functionen Karl Vogt's. Erstere hat wenigstens noch etwas Poetisches, wie die Schatten an der Opfergrube des Odysseus, nur daß Rudolph Wagner ihnen kein Thierblut, sondern die „Unglänbigen" mit Haut und Haar auftischen möchte. Solch ein Gegner macht es den Materialisten wirklich leicht. Sie können ihn abtrumpfen und lächerlich machen, ohne sich wissenschaftlich und logisch anzustrengen. Sollte man es glauben, daß Karl Vogt wirklich mit ernster Miene einen neuen Beweis für die völlige Geistesabwesenheit im Menschen dadurch zu geben meint, daß er die seit Adam's und Eva's Tode bekannte Thatsache von der Entwickelung des Geistes durch den Körper und den Verfall seiner Manifestations-Fähigkeit mit dem Alter zum Fundamente seines ganzen Materialismus verbrauchte? Stört man das Gehirn eines Menschen oder schlägt es ihm wohl gar aus dem Kopfe heraus, hört nicht nur die Gemüthlichkeit, sondern alles materiell wahrnehmbare Denken und Fühlen in diesem Kopfe auf, folglich ist der Geist oder die Seele blos Function des Gehirns und nichts Anderes. Das ist das große Fundament der Vogtschen Geistlosigkeit. Warum ist er nicht so konsequent und sagt: Wenn ich einen elektrischen Telegraphen zerstöre, bleiben am anderen Ende die telegraphischen Depeschen aus. Folglich ist die Elektrizität blos Function des Telegraphen und hat nie vorher existiert, wird auch nachher nicht existiren und ist überhaupt nichts als Function, bloßer Beamter, kein Element. Was ich nicht sehe, mit Händen, mit Hebeln und Schrauben, Mikroskopen und Teleskopen fassen kann, das ist nicht, das ist „Köhlerglaube". Was soll mir Geist, Logik, Gedanke, wenn ich ihn nicht aus der „grauen Masse", aus den Ganglienzellen hervor destillire, der Geist, wenn er nicht Materie ist, den ich allenfalls, wenn auch nicht gleich, doch vielleicht später mit Säuren und Basen chemisch in seine Elemente auflösen kann! Also ganz der alte Stock-Unteroffizier, der einen Rekruten, welcher mit angezogenem Mantel zum Exerzieren kam, anschrie: „Was soll mich der Mäntel, wenn er nich gewickelt ist!" Was soll mir, als Unteroffizier, die Materie, der Geist, wenn ich ihn nicht spezifisch wiegen und auf Flaschen ziehen kann, um sagen zu können: „So und so viel Sauerstoff, so und so viel Stickstoff, Kalium, Phosphor und etwas Elektrizität, die mir inzwischen freilich davongelaufen ist, obgleich ich ganz genau weiß, daß die Elektrizität bei der Gedankenfabrication im Gehirne mit im Spiele war." (Uebrigens ist Vogt selbst frei von Elektrizität: sie mag ihm schon zu unmateriell erscheinen. Er leitet die Gedankenfreiheit direkt aus dem Blute ab, wie Kopfschmerzen und den Pulsschlag, und ruft dann herausfordernd aus: „Das stoße um, wer kann!") Ist das ein Standpunkt! Ist das Wissenschaft! Die theilbare Seele des Göttinger Hofraths und der sonst so gern Geist habende Karl Vogt, sie durch alle möglichen Schlupfwinkel verfolgend, bis er sich und die Leute vollkommen überzeugt zu haben glaubt, daß sie auch wirklich nirgends im Körper nur ein Mausefach gefunden, um ihm später wieder ins Gehege zu springen! Was ist denn plötzlich aus den deutschen „Denkern" geworden, den „Philosophen?" Hei, wie die Berliner Studenten in den dreißiger Jahren sich auf dem Platze am Opernhause in die Brust warfen und aus Hegel zitirten: „Der Mensch kann nicht würdig genug von sich denken!" Und nun sollten sie mit demselben Stolze deklamiren: „Der Mensch kann nicht niederträchtig genug von sich denken!" Wo sind die Tausende, die einst Eduard Gans das Wesen, die Macht und den Gottesarm des menschlichen Willens dialektisch auftrecken sahen! Worum tritt kein Ritter der verstoßenen Philosophie auf und schlägt dem Hofrath Wagner die „doppelte Buchhalterei," die er im Interesse seiner theilbaren Seele einzelnen Bevorzugten in die Köpfe setzt, eben so von den Kopf, wie dem Blutokraten Vogt die „graue Masse" seiner Ganglien-Gedanken-Filtrirbeutel? Ohne Philosophie könnte man diese Herren wenigstens fragen: Wie machen es denn diese Filtrirbeutel, um aus dem Blute, in welchem noch kein Physiolog fertige Gedanken gefunden, etwas spezifisch ganz Anderes, das weder Motten noch Rost noch Sauerstoff fressen (man verzehe den letzteren Pleonasmus), zu destilliren? Habt ihr ein derartiges Beispiel in euren Flaschen? Nein, aber es wird schon kommen, sagt Vogt, der freilich ganz Recht hat, wenn er die „theilbare" (also auch sehr materielle) Seele des Göttinger Hofraths zu allen Poren hinaustreibt. Also Ihr wißt es noch nicht. Nun dann stellt wenigstens intermistisch einen kleinen Bosco in den Ganglienzellen an, der mit seinem „Spiritii obedire" alle diese Herrerei macht. Da haben wir doch einen Namen, einen auf Kündigung angestellten Hypothesaurins und nicht jene blutwürstige Barbarei, welche vor jede Stirn eine Firma hängt: „Alle Morgen frische Wurst, direkt aus Menschenblut fabrizirt, aber ohne Pfeffer und Salz, am wenigsten attisches. Notabene: Genau derselbe Artikel, den man in früheren Zeiten Geist, Seele, Gedanke, Ihee, Willen, Gefühl, Moral, Freiheit u. s. w. nannte. Im Geiste der fortgeschrittenen Wissenschaft ist uns das Alles Wurst, welche wir zu spottbilligen Preisen stets frisch vorräthig haben, da unsere Maschinen durch gute Speisen und Getränke immer wieder gut geölt und geschmiert werden."

Der Geist, der Idealismus hat viel dumme Streiche gemacht und den Leuten viel aufgebunden. Das ist richtig. Die jetzige naturwissenschaftliche Richtung hat die Mission, aufzuräumen, aber sie sollte nur dabei auch etwas Collegium logicum hören und herauszukriegen suchen, was eigentlich Metaphysik sei, was Hegel in seiner „Phänomenologie des Geistes" gesagt, und ob man nicht auch mit Worten bestimmte Begriffe verbinden könne, daß „Sein", „Dasein", „Werden", logischer und dialektischer Prozeß, Urtheil und Schluß, Theilung der Idee in ihre „Urtheile", „höheres Drittes", Einigkeit, d. h. Freiheit von Raum und Zeit, Schein und Erscheinung u. s. w. ganz bestimmte Ausdrücke für ganz bestimmte ewige, d. h. raum- und zeitlose Substanzen sind, die nur der Kannibale alle in einen Wurstkessel wirft. Sie sollte das, aber die Physik befolgt immer noch ihre alte Polizeivorschrift: „Physik, hüte Dich vor Metaphysik", und zwar in einem Grade, bei welchem dem Hofrath und Famulus Wagner bange werden mag. Wir unserenseits sind überzeugt, daß der liebe Gott, der während der großen französischen Revolution schon einmal abgesetzt und ausgewiesen ward, ohne besondere böse zu sein, als er nach drei Tagen ehrenvoll zurückberufen ward, auch diesmal durchkommen wird, obgleich ihm die Vögte und Bur(ge)meister des jetzigen naturwissenschaftlichen Blutwurstgeschäfts nirgends eine Aufenthaltserlaubniß bewilligen. Das Herrn Karl Vogt betrifft, so ist er ein Schalk und thut's am Ende den Hofräthen blos zum Schure. Sollte er aber wirklich nicht glauben, daß er Geist hat, dürfte er diese Entdeckung doch vielleicht früher machen, als ihm der Hofrath prophezeit, nämlich dann, wenn er krank würde. Wir wünschen sogar herzlich, daß ihn der Geist bei guter Gesundheit anstreffe und er verständigere Leute beklämpfe, als Wagner's

Digitized by Google

„heilbare Seele", welche nur das Gute hat, daß sie auch vorher, als Vogt sie noch nicht exercirirt hatte, schon zu den Schuljungen gehörte, von denen der Dorfschulmeister während der Kornärndte andrief: „Da seh' ich schon wieder welche, die nicht da sind." Vogt hat Geist und studirt gut. Auf diesem Wege und mit solchen Mitteln kommt man schon gelegentlich zu dem Sokratischen Höhenpunkte des Knowothingismus und begnügt sich selbst in der exakten Naturwissenschaft mit dem Genusse der Naturoffenbarungen für den Geist, da man mit den Retorten, Hebeln und Schrauben immer anzuwenden stehen bleibt.*) Nur der gemeine Handlanger und Nachtreter glaubt an nichts, als seinen Spiritus in der Flasche, und steht nicht viel anständiger da, als der sklavische Trunkenbold.

„Geheimnißvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht beranden,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Doch nun hab' ich den „Ritter vom Geiste" genug gespielt. Auch will ich nicht den entfernteren Anspruch auf solch einen Titel machen; ich wollte den jetzigen deutschen Materialism as nur mit dem englischen vergleichen, der sich hier Radikalismus unter den Sokratikern nennt, speziell Atheismus, wie ihn Southwell predigt, obgleich er nur gegen den Gott der Hochkirche und die persönlichen Götter anderer Sekten streitet. Den absoluten, von Raum und Zeit freien Gott (eine Kategorie, welche nur der wirklich logisch Gebildete, also der gewöhnliche Haufe nicht fassen kann, eben so wenig, wie der Fachgelehrte der Natur, der nur das Meß- und Wägbare als wirklich existirend annimmt, obgleich er in derselben Minute auch zugiebt, daß seine existirenden, wirklichen Substanzen niemals sind, sondern sich ununterbrochen verändern), diesen substantiellen Gott leugnen Southwell und die Seinigen so wenig, daß sie vielmehr just als eifrige Theologen gelten müssen. Obgleich Feuerbach ins Englische übersetzt worden, wissen wir doch noch nichts von Engländern, welche es so weit gebracht, zu begreifen, wie sich die Welt ohne Sinn und Verstand von selbst gemacht, und wie sie es anfängt, aus dem Blute des Menschen, also aus Wasser, in welchem verschiedene metallische, vegetabilische und animale Substanzen aufgelöst durch die Adern umhergetrieben werden, vermittelst der Ganglien und „grauen Massen" im Gehirn Bewußtsein, Verstand, Vernunft, Willen, Gefühl und sonstige Kategorieen der „ehemaligen" Psychologie (jetzt bloß feine Gewürze der naturwissenschaftlichen Blutwurst) herauszufiltriren. Zu den einzelnen Fach-Naturwissenschaften leistet England seit den letzten fünf Jahren ungemein, multum and multa. Jeder Zweig der Naturwissenschaft hat seine besondere Society, die sich wöchentlich und monatlich versammelt und stets etwas Neues, genauer Erforschtes, Bestätigtes, Entdecktes und Erfundenes mitzutheilen hat. Das ist eine frische, reiche, unabsehbare Welt praktischen Wissens und Forschens, doch ist es noch Niemanden eingefallen, den Antrag zu stellen: „Gentlemen, da wir's vom Anfange bis zum Ende nur mit Materie zu thun haben und namentlich der Mensch, wenn er alt wird, nicht nur an Körperkraft, sondern auch an Geist verliert, wo gar nicht mehr spricht und denkt, wenn er todt ist, insofern wir wenigstens niemals sinnlich etwas davon wahrnehmen, beschließt die Gesellschaft, den Geist nur als Produkt der Blutcirculation, also auch als Materie anzunehmen, aber als Materie, die aufhört, überhaupt noch zu sein, wenn der Mensch todt ist, während alle andere Materie sich nur verwandelt, aber niemals vernichtet wird." Sie sagen vielmehr: Der Geist und dergleichen ist nicht unser business, wir haben's eben blos mit der Materie zu thun, worin wir Wirkungen des Geistes sehen, niemals ihn selbst, da er, vermöge einer alten Gerechtigkeit, frei ist von Raum und Zeit, so daß wir ihn selbst mit unseren besten Schrauben, Hebeln und Linsen nie persönlich zu treffen die Ehre haben können. Im Gegentheil macht er sich immer und dem Staube, ehe wir nur anfangen. Namentlich ist das mit dem Gehirn der Fall. Hat der Anatom erst einen Kopf auseinandergesägt, so findet er zwar noch „graue Masse" und „Ganglien", aber der Telegraphen-Direktor, der hier mitten im Centrum eines Nerven-Telegraphensystems sitzt, war vorher immer schon angerückt, was ihm eine Kleinigkeit ist, da er im Grunde weder Raum, noch Zeit, noch Materie braucht, um glücklich zu sein. Aber wohin ist er gerückt? fragen die Vögte. Allerdings weder in ein Wagnersches, noch in ein Barnumsches Museum, um dort einige Millionen Jahre zu wirken, bis sich wieder eine neue Telegraphen-Direktor-Stelle findet, überhaupt nirgends wohin, denn wo? wohin? woher? erfordern Raumbestimmungen als Antwort. Räume aber der Geist nur ein Billionstel Linie in Anspruch, so wäre er körperlich und würde gemessen, geschroben und destillirt, daß kein gutes Haar an ihm bliebe. Also das heißt doch wieder: Der Geist existirt nicht. Richtig, insofern die Materialisten immer sagen: Was soll mir denn ein Geist, den ich immer nur als Produkt der Materie trage! Nun ja: „Was soll mich der Mäntel, wenn er mich jewickelt ist!"

Ich wollte nun auf die Details und Neuigkeiten der englischen naturwissenschaftlichen Gesellschaften eingehen, finde aber theils zu viel Spezialitäten und Fachgelehrsamkeit, theils zu viel überhaupt, so daß ich mich auf den Allgemeinen weit in Dinge verwirren würde, die als Spezialitäten in die besonderen Organe dafür gehören. Ich erwähne nur eine neue Auflage des Handbuchs der Elementar-Geologie („Manual of Elementary Geology") des berühmten Geologen Sir Charles Lyell, worin die neuesten, sehr wichtigen Entdeckungen und Forschungen auf diesem Gebiete zusammengestellt sind, also auf einem Gebiete, das in England mit ganz besonderem Eifer kultivirt wird, da hier auch besonders günstige geologische Materialien zu Statten kommen. In England allein werden Mammalia in solitischen Gebilden gefunden, allein Reptilien bis in die Devonianische Periode zurück. Die Erweiterung der geologischen Wissenschaft bezieht sich hier besonders auf metallische Deposita, speziell auf die goldhaltigen Anschwemmungen, das Verhältniß der ältesten Felsenformationen zu einander und auf Verfolgung animalischen Lebens die in Perioden zurück, die früher als lebenduncfähig galten.

Die „Royal Institution", die Hauptgesellschaft aller Fachgelehrten und Freunde der Wissenschaft, hat Dr. Du Bois Reymond zu einer Reihe von Vorträgen über Elektrophysiologie eingeladen, um die merkwürdige neue Theorie, nach welcher die Muskel-Contraction (nach Vogt noch ein Geheimniß, obgleich er sonst Alles weiß, wie Faust's Famulus Wagner) weder auf dem Blute, noch von den Nerven, noch von dem Willen kömmt, sondern blos von der Gravitation, näher bewiesen zu hören.

Dr. Tyndall ist mit einer neuen Wissenschaft aufgetreten, dem Einflusse des Drucks auf magnetische Phänomene; doch bittet er, man möge vorläufig noch nicht weiter in ihn dringen, da er noch Zeit und Studium brauche, um vollständige Explorationen zu geben. Faraday hat seinen dritten Band über elektrische Experimente („Experimental Researches in Electricity") herausgegeben. Er schließt mit §. 3362, einer Zahl, die eine Ahnung von dem Umfange des ganzen Werkes geben mag, wenn man bedenkt, daß jeder Paragraph einen ganzen Cyklus von Experimenten umfaßt.

Endlich ist auch etwas Geschiedtes über Krieg und Krim erschienen, zwei eben so geistvolle, als thatsachenreiche, besondere Bücher voller „Skizzen" und „Gemälde"*) von dem bekannten Reise-Humoristen Sir Francis Head, dessen Humor auf Deutschland mit dem Fürsten von „Schwarzwurst-Schinkenhausen", dem „Vice-Suppendeckelabnehmer des Fürsten von thürmenden Tarxen" („Vice-uncoverer-of-the-soup-to-the-Prince-of-the-Towering-Taxes") u. s. w., wohl ins Deutsche zurückübersetzt sein wird. Die beiden Bücher des schon alternden Hauptes haben nicht mehr den jugendlichen Uebermuth seiner früheren Productionen, sind aber als speziell, auf dem Leben gegriffene Bestätigung der schweren Anklagen gegen die Krieg führenden und Krieg mißverwaltenden Häupter von großer Wichtigkeit und Schwerkraft, eben so wie ein anderes Werk: „A Trip to the Turks".

In der Belletristik ist mir nur Eine Erscheinung als besonders werthvoll bekannt geworden: „Constance Herbert" von Miß Geraldine Jewsbury, die vor zehn Jahren mit ihrer „Zoe" und später mit ihren „Halbschwestern" an George Sand erinnerte, insofern sie namentlich in den „Half-sisters" „Consuelo" englisirt herausbrachte. Constance Herbert ist eine Heldin der Pflicht gegen Leidenschaft und Liebe, und insofern sehr unpoetisch, denn Liebe und Leidenschaft wollen in der Poesie als Göttinnen traktirt werden, aber insofern sie fürchten muß, als Mutter Opfer des Wohnsinns zu gebären (der in der Familie erblich ist), und der Liebende ein ziemlich werthloses Subjekt ist, mag man sich auf der letzten Seite damit versöhnen, daß sie unverheiratet davonkommt. Der Roman hat seinen Werth in Seelenmalerei, im Einzelnen, als Totalität ist er eben so unpoetisch, als unwahr. „Die Pflicht" hat als ein von außen Aufgedrängtes, mit dem Willen und der Einsicht des Bedrängten im Widerspruche Stehendes kein poetisches Recht. Der ideale Mensch (denn wozu würde der Roman sonst geschrieben!) muß entweder den Feind besiegen oder tragisch im Kampfe zugrunde gehen. Das war hier am so nothwendiger, als es in England ohnehin alte Jungfern genug giebt, die sich blos aus Liebe zu dem Leben, das sie nicht mag, der Pflicht unterwerfen, unerträglich lange von ihren Renten zu zehren.

Eine neue, frische, wildkräftige Quelle für den Roman und die Geschichte zugleich hat George W. Thornbury durch seine 3 Bände über die „Buckaniers" eröffnet: „The Monarchs of the Main; or Adventures of the Buccaneers". Er führt und mitten in die rohen, wilden Zeiten zurück, als die Spanier ganz Amerika mit Gewalt, Schutz- und Prohibitivzöllen zurückbehalten wollten und Engländer und Franzosen als Freihändler und Freibeuter, als Piraten und Privat-Erobe-

*) Bemerkenswerth ist übrigens, daß auch dem simpeln Naturforscher Karl Vogt so eben von dem bekannten Zoologen, Professor A. Wagner in München, bewiesen worden, er verstehe von der Zoologie so viel wie gar nichts. D. R.

*) The Roving Englishman in Turkey. Sketches from Life (zum Theil vorher in den Household-Words erschienen) und
„Pictures from the Battlefields. By the Roving Englishman".

wie Tropfen, saepe cadendo, Steine und versteinerte Menschen und Zustände aus. Die popularisirte vorneme Literatur kann dem Volke im Ganzen nichts helfen; aber dafür hat sich seitdem während der letzten fünf Jahre ein Kultus, eine Literatur, eine Volksbildung Bahn gebrochen, die im Grunde allein Bürgschaft und Hoffnung für eine Regeneration Englands giebt. Ich spreche nicht von den Penny-Theatern und Penny-Blättern, wo die Aristokratie seit Jahren als Stellenjäger, Erbschleicher, Giftmischer und Freund französischer Gouvernanten dargestellt wird, obgleich man solche Stoffe weder aus der, noch für die Luft schreibt.

Ich meine das Element der Säcularisation, die Wirksamkeit der Säkularisten. Das ist Jung-England, das arbeitende, selbständige, sich liebende, sich gründlich bildende, männliche England, der Maschinensklave, der Mechaniker, der Lichter u. s. w., der Abends Hände und Gesicht wäscht, einen ganz feinen Rock anzieht und, statt in Bier- und Ginpaläste, wie früher, in die Arbeiter-Universität, in die „Literary Institution", in seine große Lesehalle mit prächtiger Bibliothek, in ein Meeting, wo Vorträge über Physik, Chemie, Technologie u. s. w. gehalten werden, der im ernsten, gründlichen Wissenstriebe schon lange aus dem Staube und Schweiße der Arbeit in seine von ihm geschaffene, von ihm bezahlte und stattlich ausgerüstete Schule geht. Diese Säkularisten sind eigentlich gar keine Engländer mehr; sie passen wenigstens in keine der verschiedenen historischen „Schichten". Sie denken, leben, arbeiten, sprechen, lesen und schreiben ganz anders, wie alle anderen Engländer. Die englische Presse, wie sie die Londoner lithographische Korrespondenz oder die Redactionen selbst für deutsche Zeitungen excerpiren, war Ein frohlockender Posaunenstoß über die Ehre, sich dem Kaiser Napoleon, den sie kurz vorher mit Füßen getreten, vor die Füße werfen zu können. Die säkularistische Presse wied darin die schimpflichste Erniedrigung Englands in einer Weise nach, von der man auf dem Kontinente nichts erfahren hat und nichts erfahren wird. Eben so behandelt sie die jetzige Schule der Staatsmänner nicht als alterschwache Diplomaten, sondern als ziemlich starke Schau- und Taschenspieler und sieht in den Besterbungen „der Alliirten" nichts weniger als weltliche Civilisation, doch das beiläufig. Die Säkularisten kommen hier als weltweltlich neue Phase der Kultur und Literatur in Betracht. Sie sind keine Partei, da man sie in allen Parteien findet, insofern sie nur in der Forderung übereinstimmen: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Sie entstanden aus dem Schrecken, aus der Empörung über die Verwahrlosung der Erziehung und Bildung des Volks unter den hammelkeulenförmigen Aermeln der jährlich bereinahe doppelt das preußische Militair-Budget genießenden Hochkirche, wie neuerdings die Administratio-Reform-Bewegung und dem Schrecken und der Empörung der Verwaltung des Hochstaates hervorging. Man findet diese ursprünglichen Säkularisten in allen Parteien. Namentlich sind alle Dissenters von der Low church an, wo die Negation gegen die Gewalt der Bischöfe anfängt, Säkularisten: die Presbyterianer, die Methodisten, Wesleyaner, die Baptisten und Anabaptisten, die Quäker, die Irvingianer und die 20,000 Mormonen Londons. Aber diese sind blos negativ Säkularisten. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Zur Erläuterung von Rousseau's Ansichten über die Erziehung.

(Schluß.)

Wir wollen jetzt sehen, welchen Gebrauch Plato von der Literatur für die Erziehung der Krieger gemacht haben will.

Die Dichtungen oder die Fabeln scheinen ihm sehr geeignet für die Jugend-Erziehung; nur müssen es gute und nicht vom ersten besten erfundene Fabeln sein. Die für die Jugend bestimmten Fabeln müssen anständig und moralisch sein. Da nun die mythologischen Fabeln dies nicht sind, so verdannt Plato sie ohne Bedenken aus seinem Erziehungsplan. Die Kinder, sagt Plato, sind noch nicht im Stande, das nur allegorisch Gemeinte als solches zu fassen; sie würden die Erzählungen der Mythologie buchstäblich und als wahre Geschichten nehmen. „Sie dürfen nur Fabeln zu hören bekommen, welche geeignet sind, sie zur Tugend zu führen." Es soll den Kindern nichts Wunderbares erzählt werden. Rousseau geht in Bezug auf diesen Punkt viel weiter, als Plato; er will nicht, daß man zu den Kindern von einem gewissen Alter von Gott spreche, weil sie nicht im Stande sind, die Vorstellung von Gott zu fassen. Plato begegnet will, daß die Dichtungen: die Epopöe, die Ode, die Trogödie —, die zur Erziehung der Kinder dienen, von Gott sprechen sollen. Plato legt hiermit ein richtigeres Verständniß des kindlichen Geistes an den Tag. Dem Kinde wird es gar nicht schwer, die Vorstellung eines höhern Wesens zu fassen, da es sich ja von Wesen umgeben sieht, die ihm überlegen sind. Auf die Form, in der es sich das göttliche höhere Wesen vorstellig macht, kömmt es weniger an. Es ist eine Eigenthümlichkeit aller großen Ideen, daß sie sich in verschiedenen, den Entwickelungsstufen des Geistes angemessenen Formen darstellen. Die Idee Gottes stellt sich unendlich verschieden dar und ist doch im Grunde immer eine und dieselbe. Bei allem Unterschiede, der in Bezug auf die Form zwischen der Gottesvorstellung eines Leibnitz und der einer frommen Frau, die ihren Rosenkranz abbetet, stattfindet, ist die Gleichheit des Inhalts der Gottesvorstellung nicht zu verkennen: dem Geiste beider ist ein höheres, ein allmächtiges Wesen gegenwärtig, vor dem sie beide in Verehrung sich beugen. Die rechte Gesinnung in Beziehung auf Gott ist das, was bei der Bildung und Leitung des kindlichen Herzens vorzugsweise zu erzielen ist.

Wir meinen nicht, daß man den Kindern den Aberglauben beibringen solle; trotzdem aber können wir das Wunderbare für die Kinder nur empfehlen. Die Einbildungskraft wird dadurch erweckt, ohne vor der Zeit, wie z. B. durch die Romane, mit Gegenständen der Begierde oder der Leidenschaft erfüllt zu werden. Daß die Kinder die Welt des Wunderbaren mit der Welt der Wirklichkeit verwechseln und vermischen, ist nicht wahr. Sie glauben viel, ohne Folgerungen daraus für das wirkliche Leben zu machen.

Unter dem Namen Musik begreift Plato außer der Literatur die schönen Künste. Alle Werke der Kunst, die der Staat zuläßt, sollen so beschaffen sein, daß durch sie der Sinn für das wahrhaft Schöne, Gute und Edle gebildet werde. Von der Erziehung durch die Künste, welche Plato für die Krieger in Anspruch nimmt, hat die moderne Pädagogik keine Vorstellung. Die Künste sind in unserer modernen Zeit aber auch nicht das, was sie im Alterthum waren. Bei den Alten haben die Künste den Zweck: die menschlichen Leidenschaften zu mäßigen und zu beruhigen; in unserer Zeit sieht man das Verdienst der Künste zum großen Theil darin, daß sie die Leidenschaften aufregen.

Werfen wir nun auch noch einen Blick auf die Erziehung, welche Plato für die Staatsmänner eingeführt haben will. Sie beginnt wie die der Krieger; aus den Zöglingen werden dann diejenigen auserlesen, welche ein hervorragendes Talent für die allgemeinen Wissenschaften haben. Diese studiren von ihrem zwanzigsten Lebensjahre an die Wissenschaften, welche sie in der Kindheit vereinzelt studirt haben, nun in ihrem Zusammenhange mit einander. Mit dreißig Jahren beginnen die Staatsamts-Kandidaten des Plato die Dialektik und treiben dieselbe fünf Jahre lang; im fünfunddreißigsten Jahre treten sie in militärische Stellungen ein. Plato will nicht, daß die Krieger und die Staatsmänner sich gleich vom Beginn ihrer Laufbahnen an von einander trennen und zwei besondere, auf einander eifersüchtige Stände bilden. Erst im fünfzigsten Jahre treten die Kandidaten ins Staatsamt. Man sieht: Plato muthet den Staatsamts-Kandidaten nicht wenig zu; er denkt bei der langwierigen, mühevollen Vorbereitung, die er von ihnen fordert, nicht an sie, sondern an den Staat. Der Staat ist ihm Alles, das Individuum gilt ihm nichts.

Von der Erziehung nach seinem Plan verspricht Plato seinen Zeitgenossen zwei große Vortheile: den einen in diesem Leben, den anderen im zukünftigen Leben. In diesem Leben, sagt er, werden wir die Einheit des Staats, im anderen Leben die der Tugend bestimmten Güter haben. „Ich behaupte", sagte er, „daß die Gerechten, wenn sie im reifen Alter sind, in der Gesellschaft, in welcher sie leben, alle Würden und Ehren erlangen, nach denen sie streben . . . aber alle diese Erfolge sind nichts im Vergleich zu den der Tugend im anderen Leben vorbehaltenen Gütern."

Plato will das Kind nicht für sich selbst oder für seine Familie erziehen, sondern nur für den Staat. Er will eine vollständige Uebereinstimmung zwischen der Erziehung und der Staatsverfassung. Diese Idee ist richtig, wenn man sie nicht übertreibt und wenn man eine tiefere Einsicht in die Bedingungen der Gesellschaft hat, in der man lebt. In den kleinen Republiken des Alterthums war der Mensch nothwendig ein Staatsbürger; er wählte die Staatsdramen, er berieth die öffentlichen Angelegenheiten, er entschied sogar in den Gerichtsverhandlungen. In den großen modernen Staaten, selbst in denjenigen, welche volksthümliche Verfassungen haben, ist der Mensch nur in gewissen Momenten und immer nur auf kurze Zeit Staatsbürger; immer aber und unaufhörlich ist er Eigenthümer, Geschäftsmann, Familienvater. In den modernen Gesellschaften des Menschen blos zum Bürger, das Kind nur für den Staat erziehen wollen, wäre eine leere Utopie oder eine abscheuliche Tyrannei. „Das Vaterland", sagte Robespierre am 7. März 1794, „hat allein das Recht, seine Kinder zu erziehen; es kann diese Aufgabe nicht der Selbstsucht der Familien, noch den Vorurtheilen der Einzelnen überlassen, da dies die ewigen Quellen der Kristokratie und eines hündlichen Föderalismus sind, der die Geister, indem er sie vereinzelt, engherzig macht und, mit der Gleichheit, alle Grundlagen der Gesellschaft zerstört." Wir wollen uns nicht darüber täuschen: die Vereinzelung der Geister ist die Unabhängigkeit der Person, und der häusliche Föderalismus ist die Familie; beide sind nach Robespierre Mißbräuche, die man beseitigen muß.

Daß der Staat seine Einheit haben muß, ist nicht zu bestreiten; es fragt sich aber, ob diese Einheit sich auf Alles erstrecken oder ob

Digitized by Google

sie sich auf gewisse Punkte beschränken soll, ob der Mensch, der einen Theil einer Gesellschaft ausmacht, dieser Gesellschaft alle seine Fähigkeiten und alle seine Gefühle opfern soll, oder ob er einen Theil derselben für sich und sonst für keinen Anderen zurückbehalten darf. Er macht das Recht und die Pflicht, Gerechtigkeit zu finden und zu thun, in den Gerichtshöfen zu einer allgemeinen Angelegenheit; daher die Einheit der Gerichtsbarkeit. Er macht das Recht und die Pflicht, sich zu vertheidigen, in der Armee zu einer allgemeinen Angelegenheit; dasselbe thut er in Bezug auf die Liebe, die er zu seinem Vaterlande hat, und in Bezug auf das edle Verlangen, zum Ruhme desselben beizutragen; daher die Einheit der Nationalfahne. Er macht in dem Staatsschatz zu einem Gemeinschaftseigenthum das Geld, welches er auf die Polizei der Städte, auf die Wege, auf die Brücken, auf die Häfen und die Kanäle verwendet. Daher die Einheit in Bezug auf das Steuerwesen. Alle diese Einheiten zusammen machen die Einheit des Staats; aber an dieser vernünftigen und wohlollen Einheit hat Plato nicht genug. Er will, daß die Einheit des Staats eine absolute sei; sie soll sich auf den Menschen mit Allem, was er hat und was er ist, ausdehnen. Das Eigenthum, die Familie, die Frau, die Kinder, Alles soll der Gemeinschaft gehören.

Diese chimärische Staatseinheit hat Rousseau bewundert. Bis jetzt hat, Gott sei Dank, wie in den alten, so auch in den modernen Staatsgesellschaften das menschliche Ich sich gegen dieses gänzliche Aufgehen in den Staat gesträubt. Vergeblich haben Plato, Rousseau und die Politiker dieser Schule aus aus dem Staat, aus dem Volk, aus der Menschheit soll einen Gott gemacht.

In unseren Tagen giebt es zwei Arten von Pantheismus: einen theologischen und einen politischen; der eine taugt so wenig, als der andere; der eine läßt Gott in der Welt, der andere den Menschen im Staate gänzlich aufgehen oder verschwinden. Es ist vergeblich, wenn der theologische Pantheismus von sich rühmt, er bestärke die Idee Gottes, indem er sie mit der Idee der Welt vereinige, oder, er vergöttliche die Welt, indem er Gott in ihr finde; sobald Gott die Selbstständigkeit und die Persönlichkeit seines unendlichen Wesens verliert, ist er nicht mehr Gott, und die Welt selbst ist eitel. Eben so vergeblich ist es, wenn der politische Pantheismus den Menschen dadurch groß zu machen behauptet, daß er den Bürger groß macht, und wenn er dem Staate alles das zu geben sich rühmt, was er dem Menschen nimmt. Sobald der Mensch Bürger ist, bevor er Sohn, Gatte, Vater ist, sobald seine Persönlichkeit sich in der Gesellschaft verliert, ist der Mensch Nichts mehr; und der Staat ist dadurch auch nicht stärker; denn welche Stärke können ihm alle diese moralischen Nullen geben, die ihren Werth nur von ihm erhalten und die zu ihrer ursprünglichen Nullität zurückkehren, sobald der Staat selbst erschüttert oder vernichtet ist? Die Privatsittlichkeit stützt allein die öffentliche Sittlichkeit. Wollt Ihr Bürger, so müßt Ihr Menschen haben und in ihnen alles das respektiren, was die Stärke des Menschen hier auf Erden ausmacht: die Freiheit des Ich, die Selbständigkeit der Familie, die Unsterblichkeit der Seele, alles das, was in der Zeit und in der Ewigkeit die menschliche Persönlichkeit ausmacht.

Die Naturerziehung oder die Erziehung des Menschen in der Wildniß und die Staatserziehung oder die Erziehung des Bürgers, wie die Republik des Plato sie haben will, sind die beiden Erziehungen, für welche Rousseau schwärmt, als er den „Emile" zu schreiben begann; aber obwohl er für sie schwärmt, erklärt er sie doch für unausführbar. Was bleibt dem Menschen nun übrig, da er weder ein Wilder noch ein bloßes Glied im Staat, ein Bürger, sein kann? „Immer im Widerspruch mit sich selbst", sagt Rousseau, „immer hin und her schwankend zwischen seinen Neigungen und seinen Pflichten, wird er niemals Mensch oder Bürger werden; er wird weder für sich, noch für die Anderen gut sein; er wird ein Mensch der Jetztzeit sein, ein Franzose, ein Bourgeois, er wird Nichts sein."

Wir gewahren hier den ersten Ausbruch jenes Zornes und jenes Widerwillens gegen die Bourgeoisie, der seit zwanzig Jahren die Schule der illiberalen Demokratie charakterisirt; und wir verspüren einige Lust, die Bourgeois gegenüber den rothen Pantoffeln oder gegenüber den rothen Mützen der Demokratie zu vertheidigen; interessant ist es, zu sehen, wie Rousseau es anstellt, um aus einem Bourgeois so viel wie möglich einen Menschen zu machen; dies nämlich ist die Aufgabe, die er in seinem „Emile" zu lösen sucht.

Nord-Amerika.

Napoleon und Washington.

Zur Beantwortung der Frage: „War Napoleon ein Diktator?"*)

..... Washington's und Napoleon's geistige Naturen unterschieden sich nicht weniger, als ihre äußere Erscheinung. Der Eine war ganz angelsaſſisch oder teutonisch; der Andere der echte Typus des Celten oder Iberiers. Der Eine groß, ruhig, ein beharrlicher Mann der Pflicht, der Andere ungestüm, brillant. Washington zeigte sich uns stets als Muster des gesunden Menschenverstandes, des gediegenen Urtheils, gepaart mit makelloser Vaterlandsliebe. In Washington war nichts brillant; man müßte denn den Geist eines Fabius von unnachgiebiger Beharrlichkeit in einer hohen Stellung als brillant ansprechen. Napoleon dagegen ist vielleicht der brillanteste Charakter der neueren Zeit. Ruhm war sein Abgott. Washington war sein ganzes Leben hindurch sich selbst zügelnd; Napoleon war stets sich selbst sporneud; das Fieber der Größe verzehrte ihn. Washington gehorchte dem Gesetz, ein beim Gesetz bleibender Mann, wie es je einen gab; Napoleon brach des Gesetzes Schranke, wenn es ihm nothwendig erschien, und es erschien ihm oft so. Washington half ein neues Reich schaffen; Napoleon schuf oder wollte einen neuen Zustand der Dinge schaffen. Washington erhob sich aus einem Kampf der Unabhängigkeit, aus der Trennung der Kolonieen vom fernen Mutterlande. Napoleon erhob sich aus einer furchtbaren heimischen Revolution. Washington wächst täglich in der Zuneigung der Geschichte, und es waltet der merkwürdigste Einklang in dem öffentlichen Urtheile über seinen Charakter; in dem Urtheil über Napoleon herrscht die größte Verschiedenheit, und wie Viele ihn auch bewundern, Keiner liebt ihn, außer den Wenigen, die Beweise persönlichen Zuneigung von ihm empfangen hatten. Kein Mensch liebt die Macht als solche. Wir könnten selbst Gott nicht lieben, wäre er blos der Allmächtige. Washington verfolgte nie; er ließ seinen Opponenten einkerkern, verbannte keinen Feind, und als er starb, waren seine Hände, wie die des Perikles, rein von Blut; Napoleon verfolgte mit Bann und Kerker und entwickelte ein Polizeisystem, das durch Umfang, Vollständigkeit, Ausbildung, Macht, durchdringende Schlauheit in Staunen setzt — ein System, das bis zum heutigen Tage auf Frankreich wie ein Alp drückt, gegen das Alles, was Aristoteles über Polizei der Usurpatoren schreibt, als Kinderspiel erscheint. Mit einem Agenten der französischen Geheimpolizei verglichen, ist ein Sycophant des Dionysius ein armer Stümper. Und wohlgemerkt, dieses Riesengewebe mit seiner Gendarmerie und den tausend Verzweigungen ist wesentlich Napoleonisch. Unter Napoleon hat es sich in seiner vollen Größe entfaltet und ist mit mehr Recht sein eigen, als der Code, der seinen Namen führt.

Washington war streng institutionell*) in seinem Charakter und ließ sich nie die Concentration der Macht auch nur im Traum einkommen. Wenn ihm Satan jemals erschienen mit dem Ruhm und der Macht eines irdischen Königreichs in Händen, so blieb es in seiner edlen Brust begraben; keine That, kein Wort hat jemals auf einen Kampf mit dem Versuchen schließen lassen. Napoleon hatte keine Aber für irgend eine institutionelle Regierung; unabläſſig brach er neue glänzende Bahnen, sich und sein Volk immer berühmter zu machen. Napoleon war vor Allem Soldat. Er gestand es und war auf stolz darauf. Der größte Feldherr zu sein, war sein größter Ruhm.

Wir Amerikaner erkennen es an, daß Washington seinem Vaterlande ehrlich diente; vor dem Vaterlande beugte er sich, als vor einem Höheren über ihm und über Allen; von Napoleon sagen seine größten Bewunderer: „Soldaten, Geld, Völker waren nur Mittel in seiner Hand, ein großartiges System zu gründen." Washington war niemals ein Diktator und strebte nie nach der Diktatur; Napoleon nahm diesen Titel in Anspruch, nun seinen Despotismus und seinen Centralismus zu erklären und zu entschuldigen. Washington verglich sich mit Miramdem; Napoleon verglich sich mit ihm. Washington's Politik war streng händlich, und als er vom Schauplatz der Oeffentlichkeit abtrat, warnte er vor jeder Einmischung in fremde Politik und bezeichnete diese Enthaltsamkeit als einen wesentlichen Punkt des amerikanischen Staatssystems; Napoleon's Politik griff von Jahr zu Jahr weiter über die Gränzen seines Landes hinaus, bis sie fast ausschließlich in eine eroberude endete: Frankreichs absolutes Uebergewicht war das Ziel, dem Alles geopfert wurde. Washington war ein bescheidener Mann; Napoleon betrachtete sich als eine Art Fatum.**)

Washington war einer von den Urhebern der Revolution; Napoleon trat blos in die Fußstapfen, die die Revolution seines Landes mit furchtbar entwickelter Stärke bereits eingedrückt hatte. Washington strebte nimmer nach Erhebung seiner Familie und starb als Friedensrichter; Napoleon schrieb an seinen Bruder Joseph: „Ich muß eine Familie von Königen haben". (Il me faut une famille de rois.) Freiwillig und würdevoll entkleidete sich Washington der höchsten Staatsgewalt und hinterließ seinem Volke ein Denkmal, das kommende Geschlechter als politisches Evangelium verehren: Napoleon ist noch in seinen letzten Tagen mit dem Gedanken an Familiengröße oder mit den Mitteln beschäftigt, sein Haus vor dem Aufgehen in das Volk zu bewahren. In seiner letzten Krankheit empfiehlt er durch General

*) Nach Putnam's Monthly.

*) Unter der Bezeichnung „institutionell" versteht der Verfasser: Freiheit und Selbstverwaltung (Self-Government) gefaßt.

**) Das klingt in einer jüngsten Anfrage des Reſus nach. D. R.

Digitized by Google

Bertrand den Mitgliedern seiner Familie, sich vornehmlich in Rom niederzulassen und ihre Kinder mit den fürstlichen Häusern der Colonna u. A. zu vermählen, so daß es irgend einem Bonaparte nicht fehlen könnte, Papst zu werden. Jerome und Karoline sollten in der Schweiz ihren Sitz nehmen, um, mit der Schweizer „Oligarchie" verbunden, einem Bonapartischen Sproß die Landammannwürde zu sichern; Joseph's Kinder wußten in Amerika bleiben, in die großen Familien Washington's und Jefferson's heiraten, damit einst ein Bonaparte Präsident der Union werden könnte. — Washington war seinem Vaterlande Alles, was die Zeit heischte, Nichts mehr, und so ward er und blieb demselben ein politischer Segen. War Napoleon Alles, was Frankreich heischte, und Nichts mehr? Seinem Riesengeiste war Frankreich in den Wünschen seines Genius und in seiner persönlichen Größe verkörpert. Selbst Louis Napoleon auf dem Thron sagte, sein Oukel habe den Krieg zu sehr geliebt.

Washington und Napoleon waren beide Männer hoher That, und einige Punkte der Aehnlichkeit bestehen ohne Zweifel; sie liegen aber tiefer, als daß sie sich von selbst dem einfachen Sinne darböten.

Mannigfaltiges.

— Geschichte des einundvierzigsten Sitzes der französischen Akademie. Die vierzig Sitze der französischen Akademie sind seit zwei Jahrhunderten eben so eine Zielscheibe des Witzes, wie ein Gegenstand des Ehrgeizes der Franzosen. Herr Arsène Houssaye hat jetzt eine „Geschichte des einundvierzigsten Sitzes der Akademie" geschrieben*). In der That, ein reicher Stoff, denn die Akademie der Vierzig hat zu allen Zeiten dafür gesorgt, daß sie nicht sämmtliche und auch nicht immer gerade die größten Berühmtheiten Frankreichs in ihrer Mitte besaß. Der Verfasser der vorliegenden Schrift war jedoch entweder seiner Aufgabe nicht gewachsen, oder er hat es mit der Akademie nicht ganz verderben wollen, denn der Inhalt ist lange nicht so pikant, als der Titel des Buches. Nicht blos die Akademie, sondern auch Herr Houssaye hat nicht immer die rechten Kandidaten für ihre Sitze zu bezeichnen gewußt. Er liefert z. B. auch eine Skizze von dem Leben und Wissen Ludwig's XIV. und Napoleon's I. und läßt sie ihre akademischen Antrittsreden halten, gleich den übrigen Kandidaten des einundvierzigsten Sitzes, als ob diese Monarchen jemals die Ambition gehabt hätten, in die Reihen der akademischen Verräcken einzutreten! Eben so wenig haben wohl auch der kürzlich verstorbene Dichter Gerard de Nerval und der arme Hegesippe Moreau, die der Verfasser ebenfalls auf den einundvierzigsten Sessel erhebt, jemals daran gedacht, in die Pforten der Akademie als Erwählte einzutreten. Im Ganzen sind es siebenundvierzig Kandidaten, deren Namen, Skizzen und Reden uns Herr Houssaye vorführt. Den Reigen eröffnet, wie billig, Descartes, der wohl der Berühmteste unter den Ausgeschlossenen der „Académie Française" war. Es folgen sodann Rotrou, Gassendi, Scarron, Pascal, Molière, der Kardinal de Retz, Piron (qui ne fut rien...), J. J. Rousseau, Fréron u. s. w. bis auf die neuere Zeit, welche, nach Houssaye, dem einundvierzigsten Sitze die Namen Stendhal, Balzac, Lamennais, Gerard de Nerval und Beranger zugeführt hat. Beranger, der immer genannt wird, wenn man von den Berühmtheiten spricht, die nicht in der Akademie sind, hat jedoch die Ehre, gewählt zu werden, mehreremal entschieden abgelehnt; sonst würden ihn die in Frankreich während des letzten Vierteljahrhunderts so vielfach hin- und herwogenden Fluthen der Volks- und der Regierungs-Gunst auch wohl in die Behälter der Akademie hineingespült haben.

*) Histoire du quarante et unième fauteuil de l'Académie française; par Arsène Houssaye. Paris, Lecou, 1855.

— Deutsche Philologie in England und Amerika. Bei Gelegenheit der Anzeige eines neuen lateinisch-englischen Wörterbuches, nach Forcellini und Wilhelm Freund, herausgegeben von Dr. W. Smith**) spricht sich das Londoner Athenaeum folgendermaßen über das Ansehen der deutschen Philologie in England und Amerika aus: „Wir kennen in England zweierlei Arten, die Forschungen deutscher Gelehrten aufzunehmen, und beide Arten scheinen uns gleich verwerflich. Die eine besteht darin, daß man aus einem kleinlichen Vorurtheil gegen alles Ausländische mit Selbstgenügen auf die heimischen Zustände der Wissenschaft blickt und eine stolze Verachtung gegen Alles, was wie eine Neuerung aussieht, affektirt. Es ist noch gar nicht lange her, daß ein Professor der Universität Cambridge, der von dieser Art Gesinnung durchdrungen war, in seinen Vorlesungen zu sagen pflegte, er sei der Meinung, daß es für England eine große Wohlthat wäre, wenn alle deutschen gelehrten Werke in das deutsche Meer (German Ocean, die Nordsee) geworfen würden. Seit kurzem hat jedoch, besonders unter den jüngeren englischen Philologen, die gerade entgegengesetzte Gesinnung Platz gegriffen. An die Stelle beschränkter Exklusivität ist eine übertriebene Gastfreundlichkeit getreten, und statt der bodenlosen Verachtung alles Fremden giebt sich jetzt eine ebenso bodenlose Bewunderung kund. Für manche unserer Schulmänner ist es genügend, daß ein Klassischer Autor von einem deutschen Philologen herausgegeben sei, um für diese Ausgabe die größte Verehrung zu hegen; einer andern Empfehlung bedarf es nicht. Besonders auch amerikanische Gelehrte verfallen in diesen Fehler. Unfähig oder ungeneigt, die Masse des Stoffes, welchen die deutsche philologische Literatur darbietet, sorgfältig zu sichten, importiren sie diese Waare en gros und präsentiren dieselbe ihren Landsleuten in eilfertigen und fehlerhaften Bearbeitungen." — Dieses Urtheil findet indessen auf das Smithsche Wörterbuch keine Anwendung. Demselben wird vielmehr nachgerühmt, daß es nicht blos Forcellini und Freund, sondern auch das Wörterbuch der romanischen Sprachen von Diez, so wie die vergleichenden Sprachforschungen von Bopp, Pott und Key, mit großem Vortheil benutzt habe.

**) A Latin-English Dictionary, based upon the Works of Forcellini and Freund. By W. Smith, L. L. D. London, Murray, 1855.

— Alter jüdischer Friedhof in Wien. Der alte Judenfriedhof in Prag, der mit seinen tausendjährigen, demoosten Leichensteinen, welche zum Theil gar seltsame, grandiose Formen haben, mitten in dem mittelalterlichen Ghetto der böhmischen Hauptstadt wie begraben liegt, wird häufig von Touristen aufgesucht und ist schon vielfach ein Gegenstand der Sage und der dichterischen Darstellung gewesen. Daß es auch in Wien einen solchen alten, noch erhaltenen Todtenacker giebt, erfahren wir und einer eben erschienenen kleinen Schrift des geschätzten Dichters Ludw. Aug. Frankl, die den Titel führt: „Inschriften des alten jüdischen Friedhofes in Wien*)." Es befindet sich dieser Friedhof innerhalb der Linien Wiens in der Vorstadt Roßau; er umfaßt 931 Grabstätte, die vom Jahre 1540 bis zum Jahre 1738 reichen. Die jetzigen Grabstätten der jüdischen Gemeinde befinden sich vor der Währinger Linie, und ein älterer, aber längst zerstörter Gottesacker der Juden war vor dem Kärnthner Thore. Kaiser Joseph II. hatte zur Zeit, als alle Kirchhöfe aus dem Weichbilde der Stadt verlegt wurden, den der Juden in der Roßau bestehen lassen, ohne daß dort jedoch weitere Beerdigungen stattfinden durften. Der Herausgeber der vorliegenden Schrift theilt, nach einer Arbeit des Herrn Salomon Stern, die noch erhaltenen, hebräischen Inschriften jener Grabsteine, 704 an Zahl, vollständig mit. Die meisten derselben sind in Prosa, wenige in Versen abgefaßt; sie enthalten viele Thatsachen, berichten über wichtige Begebenheiten und theilen bestimmte biographische Züge mit. Reicht dieser Wiener jüdische Friedhof auch nicht so weit zurück, wie der alte in Prag, oder gar wie der in Worms, so dürften die mitgetheilten Epitaphien doch ebensowohl historischen als literarischen Werth besitzen, besonders für die im übrigen Deutschland und in Ungarn zerstreuten Nachkommen der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von Wien vertriebenen Juden, von denen ein Theil nach Berlin kam und hier unter dem Schutze des Großen Kurfürsten die zeit noch in dieser Hauptstadt bestehende jüdische Gemeinde gründete. In dem Verzeichnisse des Frankl'schen Buches dürften diejenigen jüdischen Familien Berlins, deren Vorfahren aus Wien dorthin gekommen, die Namen ihrer Väter herausfinden. Vom Jahre 1670 ab tritt eine bedeutende Lücke in der Reihefolge der in der Roßau beerdigten Gemeindeglieder ein. Erst im Jahre 1695 ward ein Salomo Wita aus Venedig, als zu den „Vertriebenen Oesterreichs" gehörig, dort wieder begraben. Diesem schließt sich im Jahre 1703 Samuel Oppenheim an, ein Mann, der in der Geschichte Wiens als ein am Hofe Leopold's I. sehr einflußreicher Finanzmann bezeichnet wird und von dem die Grabschrift rühmt, daß er vielen Vertriebenen zu neuen Wohnstätten verholfen habe. Der Feldherr Prinz Eugen soll den Hoffaktor Samuel Oppenheim zur Bewilligung von Anleihen für den Türkenkrieg vornehmlich durch Schenkung alter hebräischer Manuskripte bewogen haben, die sich jetzt wahrscheinlich in England befinden, da der Gründer der nach Oxford gekommenen berühmten Oppenheimschen Bibliothek ein Neffe des Hoffaktors war. Nachkommen dieses Samuel Oppenheim sollen jetzt noch als sehr angesehene Familien in Wien, Frankfurt a. M., Berlin, Königsberg, Cger und Fürth leben. Andere Namen, die auf diesen alten Grabsteinen und eben so auch unter den zeitgenössischen jüdischen Notabilitäten Wiens noch vorkommen, sind Wertheimer, Eskeles, Pereira, Frankl u. s. w.

*) Beitrag zur Alterthumskunde Oesterreichs, von Ludwig August Frankl. Wien, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und bei Gustave Remmler, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 74. Berlin, Donnerstag den 21. Juni 1855.

England.

James Watt's Leben und Wirken.*)

Unter den Denkmälern berühmter Todten in der Westminster-Abtei ist keines, auf das ein Engländer mit gerechterem Stolze blicken könnte, als die Bildsäule von James Watt. Chantrey's Meißel und Brougham's beredte Worte haben hier dem Andenken an den großen Mann einen würdigen Ausdruck gegeben. Die Broughamsche Inschrift lautet: „Nicht zur Verewigung eines Namens, der dauern wird, so lange die Künste des Friedens blühen, sondern, um zu zeigen, daß es die Menschheit gelernt hat, Denjenigen Ehren zu erweisen, die sich den größten Anspruch auf ihre Dankbarkeit erworben haben der König, seine Minister und viele von den Lords und Gemeinen des Reiches James Watt dieses Denkmal errichtet, der, seinen mächtigen und in früher Jugend durch wissenschaftliche Forschungen geschulten Erfindungsgeist der Verbesserung der Dampfmaschine zuwendend, den Wohlstand seines Vaterlandes erhöhte, die Macht des Menschen vermehrte und für sich einen hervorragenden Platz unter den berühmtesten Jüngern der Wissenschaft und den wahren Wohlthätern der Welt erwarb. — Er war geboren zu Greenock 1736 und starb zu Heathfield in Staffordshire 1819."

Seit seinem Tode ist Watt von den größten Schriftstellern, englischen wie ausländischen, gepriesen worden, am glänzendsten in der Lobrede, die ihm Arago in der französischen Akademie gehalten hat. So stellt sich auch das unten angezeigte Buch die Aufgabe, wenn auch nicht Watt's Ruhm zu vermehren, so doch den Weg zu schildern, auf dem er zum Ruhme gelangte.

Das Einzige, was von Watt's eigener Feder existirt, ist eine kurze Abhandlung in dem zu Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen Werke Robinson's über die Dampfmaschine. Dann brachte bald nach seinem Tode die „Encyclopaedia Britannica" eine von seinem Sohne verfaßte biographische Skizze. Letzterer beabsichtigte auch, seines Vaters hinterlassene Papiere herauszugeben, verschob die Arbeit aber und übertrug sie, als er im Jahre 1848 starb, in seinem Testamente Herrn Muirhead, dem Verfasser des unten genannten Buches, der sich der Aufgabe mit großem Geschick entledigt hat. Das Buch enthält eine Schilderung von Watt's Leben und Wirken und eine Anzahl von Originalbriefen, die theils aus seiner Privat-, theils aus seiner amtlichen Korrespondenz ausgewählt sind. Watt war von Natur kränklich, und dieser Umstand mag auf seine spätere Laufbahn insofern von bestimmendem Einfluß gewesen sein, als er in der Knabenzeit meist das Zimmer hütete und sich mit Schreiben, Rechnen, Zeichnen und der Uebung von allerhand Handfertigkeiten die Zeit vertrieb. Auch kann es als eine Vorbedeutung seiner weltbewegenden Entdeckungen gelten, daß in seines Vaters ärmlicher Wohnung die Portraits Isaac Newton's und John Napier's, des Erfinders der Logarithmen, hingen, von denen Niemand sagen konnte, wie sie dahin gekommen waren. Als Watt achtzehn Jahr alt war (1754), wurde er durch einen gelehrten Verwandten bei einigen Professoren der Glasgower Universität eingeführt, unter denen besonders Dr. Dick, der Professor der Physik, auf seine großen geistigen Fähigkeiten aufmerksam wurde. Auf den Rath desselben schickte man Watt, der ein Mechaniker werden wollte, zu seiner Ausbildung nach London. Hier kam er zu einem Mr. Morgan in Finch-lane in die Lehre und machte in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte. Nach einer Uebung von wenigen Monaten verfertigte er z. B. einen Hadleyschen Quadranten bereits besser, als ein anderer Arbeiter, der schon seit zwei Jahren in derselben Werkstatt thätig war.

Aber diese frühe Tüchtigkeit wurde nicht ohne Opfer erreicht. Bei seiner schwächlichen Gesundheit arbeitete der junge Watt vom frühen Morgen bis in die Nacht und versagte sich nicht nur jede Zerstreuung, sondern lebte auch so kärglich als möglich, um, wie aus seinen Briefen hervorgeht, seinem Vater die Kosten seines Unterhalts zu verringern. Im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in London entging er einer Gefahr, die ihn für immer, oder doch auf lange, seinem Berufe hätte entfremden können. Zur Zeit nämlich war große Noth um Matrosen, und man entführte junge Leute, wo man derer habhaft werden konnte, auf die Schiffe. „Ich gehe jetzt äußerst wenig aus", schreibt Watt, „um keinem Werber in die Hände zu fallen. Sie pressen, wen sie kriegen können, Knte vom Lande, wie Seeleute, außer in den Freiheiten der City, wo sie Jeden erst vor den Lord-Mayor bringen müssen. Und auch da kömmt kaum Einer frei, wenn er nicht ein angestellter Gehülfe oder angesessener Kaufmann ist. Führten sie mich vor den Lord Mayor, so dürfte ich nicht einmal sagen, daß ich in der City arbeite, denn sie lassen keinen Unfreien, selbst nicht als Tage-Arbeiter, innerhalb der Freiheiten zu."

Mit wankender Gesundheit und etwas gedrückten Geistes kehrte Watt im Jahre 1756 wieder nach Glasgow zurück, um sich hier selbständig als Mechaniker niederzulassen. Da aber sein Vater kein Bürger war und er selbst keine regelmäßige Lehrzeit durchgemacht hatte, so wurde ihm von Seiten der Innungen die Niederlassung untersagt. Jetzt jedoch nahm sich der oben genannte Professor Dick seiner an und verschaffte ihm von der Universität die Erlaubniß, auf dem Gebiete derselben eine Werkstatt und einen Laden zu eröffnen und den Titel eines Mathematical-instrument-maker to the University anzunehmen.

Dr. Black, Professor der Medizin und Chemie an derselben Hochschule und nachmals einer von Watt's vertrautesten Freunden, erzählt über den Fortgang, den die Geschäfte des jungen Mechanikers nahmen, Folgendes:

„Bald nachdem Watt seine Werkstatt eröffnet hatte, ließ ich mir von ihm, behufs meiner Vorlesungen, einige physikalische Instrumente anfertigen und war nicht wenig überrascht von den Kenntnissen, der Geschicklichkeit und dem erfinderischen Geiste des jungen Mannes. Und wie er sich durch die Schärfe seines Verstandes auszeichnete, so war er auch, wie ich zu öfteren Malen beobachten konnte, von anspnehmender Herzensgüte, Gemüthlichkeit und Bescheidenheit. . . ."

Einige Jahre nach seiner Niederlassung in Glasgow übergab ihm der Professor der Physik ein unbrauchbar gewordenes Modell einer Dampfmaschine zur Restaurirung. Dies führte ihn zum Nachdenken über die möglichen Verbesserungen, deren eine solche Maschine fähig sei, insbesondere über die Mittel, wie sich der bei dahin überaus große Verbrauch von Brennmaterial verringern ließe. Er erlangte bald in Bezug auf seine Kenntniß vom Dampfmaschinenbau einen solchen Ruf, daß man ihn von diesen anwärtigen Plätzen her um Konstruirung von Dampfmaschinen anging, während er selbst immer weitere Versuche über die erreichbare Wärme-Ersparniß anstellte.

Bekanntlich war der Stand der Sache vor Watt's Verbesserungen folgender. Um den in dem Dampfcylinder durch den expandirten Dampf in die Höhe getriebenen Kolben wieder mit Leichtigkeit fallen zu machen, mußte unterhalb des letzteren ein leerer Raum hervorgebracht werden. Man erzeugte denselben zuerst dadurch, daß man die äußere Oberfläche des Cylinders abkühlte und somit den darin enthaltenen Dampf niederschlug oder zu Wasser kondensirte. Die Condensation geschah aber nur langsam, und eben so langsam war denn auch die Bewegung der Maschine. Jetzt führte der Zufall auf folgende verbesserte Methode. Man brachte am Boden des Cylinders zwei Ventile an, durch deren eines man zur passenden Zeit kaltes Wasser einließ, während durch das andere das Wasser sammt dem kondensirten Dampfe abfloß. Das kalte Wasser, nämlich spritzte vermöge des Luftdrucks in einem Strahle in den Cylinder, kondensirte durch seine Berührung den Dampf augenblicklich, und der Kolben fiel rasch hernieder. Aber auf welche Weise auch der Dampf im Cylinder kondensirt wurde, immer kühlte sich der Cylinder selbst mit ab und mußte für jede neue Bewegung des Kolbens immer erst wieder bis zur Temperatur des Dampfes erwärmt werden. Hierdurch ging eine bedeutende Menge Wärme oder Brennmaterial verloren. Watt löste nun die Aufgabe, den Dampf ohne Abkühlung des Cylinders zu kondensiren. Er brachte in der Nähe des letzteren ein Gefäß an, das von kaltem Wasser umgeben war und in welchem fortwährend ein Strahl kalten Wassers sprang. So oft nun der Dampf im Cylinder kondensirt werden sollte, öffnete sich ein Ven-

*) The Origin and Progress of the Mechanical Inventions of James Watt. Illustrated by his Correspondence with his Friends and the Specification of his Patents. By James Patrick Muirhead. London: Murray.

Digitized by Google

til, aus welchem er in das Gefäß, den sogenannten Kondensator, eindrang. So wurde in dem Cylinder ein vollständiges Vacuum und nicht die geringste Abkühlung hervorgebracht. Dies war Watt's Haupt-Erfindung, mittelst deren beinahe die Hälfte des bisher verbrauchten Brennmaterials erspart wurde. Die anderen sinnreichen Vorrichtungen, durch welche er die Dampfmaschine vervollkommnete, die Luftpumpe, die Stopfbüchse, die excentrische Scheibe, das Parallelogramm, der Regulator u. a. m. hier näher zu berühren, verbietet der uns zugemessene Raum.

Der Gedanke, einen abgesonderten Kondensator anzubringen, überkam Watt plötzlich und er machte auf der Stelle einen rohen Versuch, der ihn insoweit befriedigte, daß er nun rastlos an die Ausarbeitung der Einzelnheiten ging. Als aber die Sache so weit gediehen war, daß er sich an ein Experiment im Großen wagen konnte, fehlte es ihm an den Geldmitteln, und er war genöthigt, sich einen Partner zu suchen. Zuerst verband er sich mit Dr. Roebuck, Großvater des bekannten Parlamentsmitgliedes, einem reichen und unternehmenden Arzt, mit dessen Hülfe er, nach mehrfachen Experimentiren in den Werkstätten von Kinneil House bei Borrowstones, eine kleine Dampfmaschine zu Stande brachte. Im Jahre 1774 übernahm ein Industrieller, Namens Boulton, des Dr. Roebuck Antheil an der „neuen Feuermaschine". Mr. Boulton war ein schönes Exemplar von britischem Fabrikanten, rastlos thätig, scharfsichtig, ehrenhaft und von fürstlicher Freigebigkeit. Watt schreibt von diesem seinem Geschäftsgenossen und Freunde:

„Bei unseren Unternehmungen bildeten Boulton's Energie und Zuversichtlichkeit ein glückliches Gegengewicht gegen meinen angeborenen Mangel an Selbstvertrauen. Alle Hülfe, die uns Soho oder Birmingham leisten konnte, ward durch ihn herbeigeschafft, so wie sein liebenswürdiges Wesen und der Ruf, den er als thätiger und erfinderischer Fabrikant genoß, uns viele einflußreiche Freunde in beiden Häusern des Parlaments erwarb."

Wie sehr aber Watt eines ausmunternden Beistandes bedurfte, geht aus folgendem, recht düster gehaltenen Briefe hervor, den er im Jahre 1769 an einen Freund in Birmingham schrieb:

„Ich bin entschlossen, falls mein Unternehmen mir die darauf verwendeten Auslagen und Zeitversäumniße nicht lohnen sollte, das Erfinden ganz und gar zu lassen, das heißt, wenn ich es aber mich gewinnen kann. Uebrigens bin ich lange nicht mehr so fähig, als ich ehedem war. Ich fühle es, daß ich nicht mehr derselbe Mensch bin, der ich vor vier Jahren gewesen, als ich die neue Feuermaschine erfand und, noch bevor ich ein Modell machte, fast jeglichen Umstand vorhersah, der seitdem daran hervorgetreten ist. Damals spornte mich die Hoffnung, ich würde mich vor Mangel sichern und so stellen, daß ich mit fremden Menschen Nichts mehr zu theilen hätte, die mich bisher nur immer ausgebeutet haben. Der Versuch im Großen war nothwendig, und ich habe, um dahin zu gelangen, manches Mißgeschick ertragen müssen. Ja, ich würde der Last erlegen sein, wenn mich nicht Dr. Roebuck's Freundschaft aufgerichtet hätte. . . . Ich habe meine Maschine jetzt dem Abschluß nahe gebracht, aber von der Ruhe, die ich mir zu erarbeiten hoffte, bin ich noch eben so entfernt, als vor vier Jahren. Doch will ich Alles thun, um das Unternehmen zu Ende zu führen; fördert es mich aber nicht, so lasse ich die Last liegen, die ich nicht tragen kann. . . . Das Thörichtste, was ein Mensch thun kann, ist: erfinden. Hier sitze ich seit vier oder mehr Jahren, um eine Maschine zu Stande zu bringen, und ein Mr. Moore, der davon Wind bekömmt, ist aufgeweckter, als ich, verschafft sich drei Patente auf einmal, kündigt sich in den Zeitungen an, miethet zweitausend Arbeiter, läßt sie in St. Georg's Field für die ganze Welt Maschinen bauen, gewinnt auf einen Ruck ein Vermögen und verfolgt mich vor den Gerichten, weil ich meine eigene Erfindung benutze."

Nach seiner Verbindung mit Mr. Boulton erndtete Watt in reichem Maße den Lohn seiner genialen Verbesserungen drei Dampfmaschinen-Wesens. Die Geschichte der von ihm gegründeten Soho-Werke in Birmingham nimmt eine bedeutende Stelle in den Annalen des industriellen Fortschritts Großbritanniens ein. Man hat berechnet, daß die Summe von Kraft, die in dieser einzigen Fabrik während der letzten sechzig Jahre durch Menschenhände ins Leben gerufen wurde, der von zweihundertfünfzig Pferden gleichkömmt. Im Jahre 1816 wünschte der damalige Großfürst und spätere Kaiser Nikolaus die Soho-Werke zu besuchen; man verweigerte ihm jedoch den Einlaß, weil in seinem Gefolge einige Personen waren, von denen man wußte, daß sie die Geheimnisse der Fabrik, Behufs geschäftlicher Benutzung, auskundschaften sollten. Noch sei erwähnt, daß Watt früher einmal einen Ruf als Maschinenbauer nach Rußland mit einem Jahrgehalt von tausend Pfund Sterling erhielt, aber, zum Glück für sein Vaterland, das Anerbieten nicht annahm.

In Watt's Aufenthalt in Birmingham bildet seine Verbindung mit einer Anzahl ausgezeichneter Männer, die den Namen Lunar-Gesellschaft führte, eine interessante Episode. Der berühmte Naturforscher Priestley, der ebenfalls zu diesem Klub gehörte, spricht von denselben in seinen Memoiren folgendermaßen: „Ich betrachte meine Niederlassung in Birmingham als das glücklichste Ereigniß meines Lebens, da ich hier mit Männern zusammentraf, die mich bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten in jeder Weise förderten. Ich nenne besonders Watt, Keir und Withering. Mit diesen, so wie mit Mr. Boulton, Dr. Darwin, Mr. Galton und Mr. Johnson von Kenilworth, kam ich jeden Monat zu einem Zweckessen zusammen. Wir nannten unsere Verbindung die Lunar-Gesellschaft, weil die Zusammenkünfte immer zur Zeit des Vollmondes stattfanden, damit wir — wie es in den Statuten hieß — deim Nachhausegehen einen hellen Weg hätten." . . .

Aus den Diskussionen dieser Gesellschaft ist manche große Entdeckung hervorgegangen. Unter Anderem theilte hier Watt bereits im Jahre 1781 die von ihm gefundene Zusammensetzung des Wassers mit. Denn daß Watt mit dieser Entdeckung Priestley, Cavendish und Lavoisier voranging, ist durch Autoritäten, wie Davy, Arago, Dumas, Berzelius, Liebig, gegen andere Behauptungen hinreichend erwiesen.

Als ein Beispiel von Watt's weitumfassendem und umfassendem Genie diene noch, daß er bereits die Schraube statt der Schaufelräder zur Fortbewegung der Dampfschiffe empfohlen hat. Die betreffende Andeutung findet sich in einem Briefe Watt's an Dr. Small vom 30. September 1770, der in dem Muirheadschen Werke, dem die obigen Angaben sämmtlich entlehnt sind, im Facsimile mitgetheilt wird unter Beifügung einer Kopie von Watt's eigenhändiger Zeichnung der projektirten Dampferschraube.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Sechster Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Mit den Unitariern fängt die positive, organische, schaffende Opposition gegen die Autorität der Hochkirche an. Insofern sie sich aber auch noch wieder Autoritäten machen, sind sie nur die schwächere gegen die stärkere Macht. Die Säkularisten greifen das ganze jährlich sechsundfunfzig Millionen Thaler verschlingende Institut der Hochkirche an und wollen diese bis jetzt in unsichtbaren, heiligen Regionen verdunstenden Millionen für irdische Zwecke der Schule und Erziehung verweltlicht, säkularisirt wissen, wie es in Sardinien und sogar in Spanien der Staat selbst gemacht hat. So weit, wie in Spanien, ist man freilich in dem freiesten Lande Europa's noch nicht, aber obgleich Palmerston um den Antrag, daß die Steuern als Zwangspflicht der Dissenters für die Hochkirche aufgehoben werden sollten, mit allen Bischöfen herumtappte, als wäre er der heißeste Brei, den Niemand ohne Feuergefahr berühren könne, bildeten doch bereits im Unterhause die Säkularisten die Majorität. Diese Majorität ist ein großer Sieg in England, denn so wie der Hochkirche erst das Geld knapper wird, hört sie sofort auf, hochrespektabel zu sein. In vielen Theilen Englands haben die Dissenters bereits das Uebergewicht, das sich mit der Zeit durchweg im Unterhause geltend machen wird. Dann tritt die staatliche Säcularisation erst in rechte Wirksamkeit. Die Aristokratie machte bereits einen Versuch, der drohenden Freiheit des Schulwesens entgegenzuwirken, so daß sich Lord John Russell staatsunterstützte Schulen zustimmen ließ. Aber die Säkularisten sagen: „Wenn man uns erst die sechsundfunfzig Millionen der Hochkirche jährlich in der Tasche läßt, werden wir schon allein so viel davon herauskmmen, um alle Kinder zu erziehen, wie es sich gehört, ohne Unterstützung vom Staate oder der Kirche zu benutzen, denn beide Institute nehmen so viel, daß wir Alle Unterstützungs-Bedürftige werden. Sie nehmen uns zwei Thaler, um uns mit zehn Silbergroschen erbarmungsvoll unter die Arme zu greifen." Die Säkularisten zeigten sich denn auch so mächtig und erbittert gegen die Russellschen Halbheiten von Bischofs- und Staatsschulen, daß der edle Lord selbst den Sturm durch eine neue Bill zu beschwichtigen suchte. Er that darin, als wolle er die weiten Aermel der Hochkirche etwas enger schneiden, aber er that nur so, wie bei seinen homöopathischen Reform-Pillen. Lord „Finality" erregte dadurch ohne sein Wissen den Anfang eines wirklichen Antrags von einem anderen John, nämlich Sir John Packington, einem Manne, der noch dazu zu den Ministerial-Familien gehört, nämlich auf wirkliche Emancipation der Schule von der Kirche. Er kömmt durch, denn so viel Parlamentarismus gibt noch in England, daß seine Partei auf Haltung und Erfolg rechnen kann, welche nicht in Lebensfragen sich wirklich auf die Bedürfnisse des Volks, auf die Diktate der zum Bewußtsein, zur Existenzfrage gewordenen Kultur-Interessen fügt.

Die Freihändler von Manchester, die baumwollenen Friedenstauben, die praktischen Engländer des Geschäfts, die Gentlemen voller Scham über die verwahrlosten Massen und über die hunderttausendpfündigen Bischöfe bilden das Heer der Säkularisten im weiten Sinne oder auch im speziellen, nämlich für den bestimmten Fall der Emancipation der Schule von der Kirche. Um die Konsequenzen, um das, was drum und dran wächst, bekümmern sie sich nicht, oder sie opponi-

Digitized by Google

ren sogar dagegen. So kommen wir zu den Säkularisten im eigentlichen Sinne, welche überhaupt emancipiren und den Menschen aus den vielen hergebrachten Schalen und Scherben der Autorität herausbauen, damit er aus eigenem Willen, aus eigener Vernunft und Bildung, wie ein Mann denke und handele, zu den Priestern und Schulmeistern der Säkularisation, in ihre Justitute, ihre Bibliotheken, ihre Bücher und Zeitungen.

Der Kern und die radix dieser Säkularisten ist eine Buchhandlung in Fleetstreet mit dem einst berüchtigten Namen Holyoake über der Thür, gegenüber der Expedition des „Diogenes“, so daß der „Kaiserzug“ nach Guildhall eben so gut hindurch mußte, wie vorher die Wellington- und ein andermal die Kossuthleiche. Holyoake ließ gerade vor dem Geschäfte des vergötterten Kaisers ein Riesenplakat an seine Thür kleben, auf welchem die Vergrößerung seines Journals: „The Reasoner“ mit Politik, n. s. w. angekündigt ward, während das Schaunessen des „Diogenes“ von oben bis unten mit der großen Karikatur, John Bull als festgeschmückten Ochsen darstellend, auf welchem der lorbeerbekränzte Kaiser mit dem Talisman in einem Käfig an der Seite und das Vorlegemesser einer neuen Theilung der Erde in der Hand reitet, ausgefüllt war. — Holyoake reiste früher (wie Southwell, ehemals Offizier in Portugal u. s. w., Pianofortemacher und Literat, jetzt der andere Hauptheld der Säkularisten und einer besonderen Gemeinde und erster Dialektiker der Diskussion-Klubs in und um Fleetstreet) im Lande als Vorleser, lecturer, umher und begann gleichsam einzelnhändig den Kampf gegen die Hochkirche, die ihm deshalb einmal in Cheltenham wegen Gotteslästerung zu sechs Monaten Gefängniß verhalf, dem Southwell in Bristol zu einem ganzen Jahre. Aus den Gefängnissen gingen beide mit neuen Waffen und neuer Macht hervor. Sie reisten im Lande als lecturers umher und gründeten ihre Festungen, selbstständige Schulen und die sogenannten literary institutions, in welchen die bisher Verstoßenen und Verwahrlosten tüchtige Lehrer und Bücher und Zeitungen und Naturwissenschaften und Experimente, die Lust der Bildung und der Humanität finden und genießen. Jeden Abend sind ihre Tempel offen, und der Sonntag wird durch gemeinschaftliche Thee-Partieen beiderlei Geschlechts, musikalisch gut exekutirte Gesänge und substantielle Vorträge über naturwissenschaftliche, industrielle, technische, historische und politische Gegenstände gefeiert — eine ganz neue Lebens- und Gesellschaftsform in dem durch Kliken und hinter Privatthüren zerklüfteten und egoistisch abgeschlossenen England. In London giebt es die jetzt etwa 20 solcher literary institutions, zum Theil mit bedeutenden Bibliotheken, die Holyoake selbst durch seine Druckerei, seine Schriften und Schriftsteller sehr stark versorgt, außerdem in Manchester, Birmingham, Leeds, Nottingham, Bradford u. s. w. Das Interessanteste in dieser Sphäre sind die abendlichen und nächtlichen Diskussionen von Holyoake, Southwell u. s. w. mit herausgeforderten Geistlichen, welche sehr oft an die Bitterkeit und an den derben Witz von Dr. Luther und Dr. Eck erinnern. Diese Diskussionen, besonders in den literary institutions mit den neuen wohlfeilen Büchern und Kompendien, den neuen, von aller Steifheit fernen Umgangsformen, der Freude am Wissen, am gebildeteren, nüchterneren, freieren Leben, das daraus entsteht, unterstützt durch die Volksbildungs-Justitute, die einst Lord Brougham ins Leben rief, durch die Schulen der Manchester-Partei, durch „Mechanics-Institutions“, Wochenzeitungen, die Chartisten und neuerdings auch durch die sich rasch verbreitende League der Administrative-Reform-Association, arbeiten den ganzen Boden um, auf dem bisher die Monopole und die „Schichten“ so gut gediehen, weil er so wild, so schmutzig, so unkultiviert war, wie eine Wildniß.

Wir sehen also Summa Summarum neue Kultur-Elemente und diese mehr oder weniger kombinirt und verbunden, außerdem gekräftigt durch allgemeine Anfregung und Erbitterung über die Unfähigkeit und den schwachen oder sogar bösen, Willen der bisher herrschenden und geltenden Klassen, die bereits faktisch entschieden in der Minorität sind. Daraus läßt sich auf den Sieg eines Maufeurage- und Verjüngungs-Prozesses schließen, der auch in der abgestorbenen und unproduktiv gewordenen Literatur eine neue, kräftige Vegetation hervorrufen wird, die sich nach Aufhebung des Stempelzwanges für Zeitungen zunächst in mannigfachen Anstreugungen, neue Blätter zu treiben, ankündigt. Wenn diese chaotischen Triebe sich etwas geklärt und ausgebildet haben, werden wir sie uns näher ansehen. (Schluß folgt.)

Spanien.

Ein modernes spanisches Drama.

Die moderne dramatische Literatur der Spanier ist im Auslande so gut wie unbekannt, und doch ist sie fast nicht minder reich, als die der Deutschen und Franzosen, welche sie insofern übertrifft, als ihre Stoffe fast durchweg nationale sind. Wir behalten uns vor, über die hervorragendsten Produkte selbst zu berichten, und geben einstweilen ein spanisches Urtheil über eines derselben, welches zugleich als eine Probe spanischer Kritik gelten mag.

Es handelt sich um die erste Vorstellung des dreiaktigen historischen Dramas „Don Fernando de Antequera“, von D. Ventura de la Vega, auf dem Teatro del Principe in Madrid.

„Erst spät“, sagt der ungenannte Kritiker, unter dem wir den Dichter Rosell vermuthen, „kommen wir daran, über dieses herrliche Werk des Herrn Vega zu sprechen, dieses glücklichen Geistes, dem das Schicksal das seltene Privilegium gewährt hat, so viel Triumphe wie literarische Produkte zu zählen. Eines der bedeutendsten ist, unserer Ansicht nach, das Drama, welches wir hier besprechen wollen. Ein einfacher, schöner, mit seltenem Geschick behandelter Stoff, gut gezeichnete Charaktere, unter denen insbesondere der des Helden meisterhaft angelegt und durchgeführt ist, eine große Kenntniß der scenischen Effekte, höchste Mäßigung, was äußeren Schmuck und episodische Verwickelungen anbelangt, Gedrängtheit und Energie der Sprache, ein gewisser Charakter erhabenen, antiken Ernstes, der das Ganze durchweht, und endlich — was man bei dem hierfür bekannten Verfasser kaum zu erwähnen braucht, ein herrlicher Versebau — dies sind die Eigenschaften, welche dem neuen Drama des Herrn Vega die Neigung der Zuschauer gewonnen haben und den Beifall rechtfertigen, womit es seit seiner ersten Vorstellung durch ein zahlreiches Publikum in dem Coliseum des Principe begrüßt wird.

„Das Thema des Dramas, welches genau der Geschichte folgt, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Der König D. Enrique III. ist eben gestorben und hat durch sein Testament seine Witwe Donna Catalina und seinen Bruder, den Infanten D. Fernando, gemeinschaftlich mit der Regierung des Reiches betraut, so lange sein erst zweijähriger Sohn D. Juan II. minderjährig wäre. Die Großen von Kastilien wollen nun, theils aus Furcht vor den mit einer langen Minderjährigkeit immer verbundenen Unruhen, theils weil sie besondere Vortheile für sich daraus zu ziehen hoffen, dem Infanten Mitregenten die Krone übertragen, welcher jedoch

— — sie von sich weist,	(— se resista
trotzdem das Alles ihn bestürmt,	a ser rey cuando el reino man
sie zu ergreifen,	le embistan.)

„Dies ist das ganze Drama. Mit wahrhaft großartigen Pinselstrichen malt es die mannigfachen Kämpfe, die D. Fernando zu bestehen hat, um seinen edlen Vorsatz: die Krone dem jungen Könige zu bewahren — durchzuführen. Alles Andere ist gewissermaßen nur der Rahmen zu diesem schönen Bilde. Die Kämpfe, sagten wir, welche D. Fernando zu bestehen hat, um seinen edeln Grundsatz durchzuführen: denn der Verfasser hat mit großem Geschick seinen Helden nicht zu einem vollkommenen, jeder menschlichen Leidenschaft unzugänglichen Wesen gemacht, dem das Opfer, welches die Tugend von ihm verlangt, leicht wird, ja ganz natürlich wäre. Ein Engel kann nicht der Held eines Dramas sein: ein Engel ist schön, aber nicht dramatisch. Ohne Kampf kein Sieg und folglich auch kein Interesse. Das hat Herr Vega vollkommen verstanden und die Elemente seines Werkes mit solcher Klugheit untermischt, daß D. Fernando immer als Mensch, aber immer auch als großer Mensch erscheint.

— Versuchet meine Tugend nicht,	(—; Soy padre!
ich bin ja Vater!	No tentels mi virtud —)

ruft er voll Aufregung und Beklommenheit, als der Connetable Ruy Lopez d'Avalos in ihn dringt, die Krone von Kastilien anzunehmen, die ihm ja durch den Willen der Granden zu Füßen gelegt werde. Und dies geschieht in einem Augenblicke, da er auf die Hoffnung verzichten muß, die ihm mit Recht zukommende Krone von Aragonien auf sein Haupt zu setzen. Kurz vorher, da man ihm die Uebel aufzählt, die auf seiner Nichtannahme für das Reich erfolgen müßten, schwankt seine gequälte Tugend, und es preßt ihm die Worte aus:

O Herr, was fetterst Du den mir?	(Señor, ¿ que me ordenais?)

„Aber der Heroismus siegt. Ein glücklicher Umstand kömmt ihm zu Hülfe: die Ankunft der Königin Witwe und des jungen Königs; ein Umstand, der sich jedoch alsbald wieder gegen den edlen Entschluß des Infanten kehrt, indem er dessen Durchführung neue Hinderuisse in den Weg legt. Der Infant soll nämlich gemeinschaftlich mit der Königin regieren, aber die Königin widersetzt sich der Ausführung der dringendsten Maßregeln, welche der Zustand des Reiches eben erfordert, der Kriegsführung gegen die Mauren von Granada, die gerade in das kastilianische Gebiet eingefallen sind und es verwüstet haben. Dies giebt den Granden gegründeten Anlaß zu erneuerten Bitten, über welche die Tugend D. Fernando's eben so glorreich triumphirt, wie über alle andere Versuchungen, welche das Talent des Dichters ihm in geistreicher Reihenfolge in den Weg legt.

„Wir haben bereits gesagt, daß das Drama einzig und allein in dieser Reihe von Versuchungen bestehe, welche mit größerer oder geringerer Schwierigkeit besiegt werden. Nichtsbestoweniger weiß es unser Interesse zu fesseln. Der Verfasser hat somit eine der schwierigsten Aufgaben, welche die dramatische Kunst bietet, unternommen,

Digitized by Google

nämlich ein Interesse zu erwecken, ohne zu dem mächtigen Hebel der Liebe seine Zuflucht zu nehmen, jener Achse, um welche sich das moderne Drama dreht. — Das Drama der Alten that dies nicht. Sie hatten immer nur den Staat, das öffentliche Wesen im Auge, und darum griff die Liebe wie jedes andere persönliche Interesse nothwendigerweise nur wenig in ihre dramatischen Combinationen ein. Nur öffentliche Angelegenheiten konnten das Interesse von Männern fesseln, welche so zu sagen auf dem Forum lebten. Uns dagegen, die wir mehr innerhalb der Familie leben, wird es nicht so leicht, sich im Theater für Etwas zu interessiren, was die innigsten Neigungen des Privatlebens außer Rechnung läßt. Deshalb sind die modernen Schriftsteller zu zählen, welche einen Versuch gemacht haben, diese Bahn zu verlassen, noch mehr aber diejenigen, welche dies mit einigem Erfolge gethan haben. Herrn Vega bleibt der Ruhm, eine Schwierigkeit, die uns ungebener dünkt, glücklich überwältigt, nämlich durch ein Drama interessirt zu haben, welches eine rein politische Frage zum Thema hat und dabei doch keine feuer ungehörigen Anspielungen auf die Frage des Tages enthält, die das ärmliche Zufluchtsmittel mittelmäßiger oder verschrobener Köpfe bilden."

Es folgt nun die Kritik der Aufführung, welche uns nicht interessiren kann. — Obiger Besprechung haben wir nur noch beizufügen, daß dieses Drama in den Ländern, welche durch Parteikämpfe zerrissen und mit Usurpatoren gesegnet sind, bedeutende Wirkung haben muß. Wir selbst haben es im Jahre 1852, somit in einem Zeitpunkt zu Gesichte bekommen, wo die Ereignisse in einem Nachbarlande zu Vergleichungen aufforderten, für welche fast jede Seite frappante Gegensätze bot. Sonst wird das Stück für uns Deutsche, die wir bekanntlich noch mehr als die Spanier „innerhalb der Familie" leben, zwar nicht minder spannend, aber nicht gemüthlich anregend genug sein, als daß es das große Publikum genießen könnte. Denn wenn dieses sich für politische Dramen interessiren soll, so muß man es bekanntlich nicht mit großen Thaten, sondern mit großen Redensarten regaliren, die den conranteften Zeitungen entnommen sind — ein Zufluchtsmittel, welches, wie der Spanier mit strenger Wahrheitsliebe behauptet, nicht in dem Geschmacke des Talents liegt, sondern das ärmliche Erbtheil mittelmäßiger Köpfe bildet. Er hätte hinzusetzen können: das nichtsdestoweniger einem Publikum gefällt, welches sein öffentliches Leben nicht auf dem Forum, sondern in den Spalten einer Zeitung zu finden gewöhnt ist.

A. S.

Mannigfaltiges.

— Ein Amerikaner in Berlin. Das New-Yorker Journal of Commerce theilt eine Korrespondenz aus Berlin vom Februar d. J. mit, die eine graphische Schilderung der hiesigen Wintervergnügungen enthält, und zwar namentlich der Schlittenpartieen und des Schlittschuhlaufens in „jenem herrlichen Park", dem Thiergarten, an welcher letzteren Episode unseres Winterlebend der Briefsteller offenbar ganz außerordentliches Behagen gefunden hat. „Ich hatte", sagt er, „ein Zusammentreffen bei der „Louiseninsel" verabredet, einem fast eine (engl.) Meile vor dem Brandenburger Thor gelegenen Theile des Parks, aber noch lange nicht im Mittelpunkte desselben befindlich. Die sauber gehaltenen Pfade entlang eilend, welche diesen Miniaturwald durchschneiden, hatte ich Schaaren von Leuten, die Schlittschuhe unter dem Arme, ein und begegnete eben so zahlreichen Schaaren von Zurückkehrenden. An dem Monument vorbei, welches die Bürger von Berlin zum Andenken ihres verstorbenen, geliebten Königs errichtet haben und an dessen Piedestal die Freuden des Thiergartens reizend dargestellt sind, kam ich zu den gefrorenen Teichen, auf welchen sich mir eine Scene wundervoller Heiterkeit darbot. Hunderte, vielleicht Tausende von Menschen waren hier versammelt, die muthigen Regimenter von Schlittschuhläufern betrachtend oder sich ihnen anschließend. Am meisten ergötzte mich der Anblick der zahlreichen Damen, die nicht ruhig am Ufer standen, sondern mit Schlittschuhen an den Füßen mit der äußersten Leichtigkeit und Grazie einherglitten. Es ist dies seit mehreren Jahren eine sehr salsionable Belustigung der Berlinerinnen, und in vielen, die sich jetzt auf dem Eise befanden, erkannte ich Damen von hohem Rang, in Begleitung ihrer Väter oder ihrer Brüder. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß die Damen noch besser Schlittschuh liefen als die Herren. Ihr geschmackvoller Anzug, die Leichtigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen und die Frende, die von ihren rosigen Wangen strahlte, — Alles vereinte sich zu dem reizendsten Schauspiele. Niemand, der ihre Kunstfertigkeit wahrnahm, konnte einen solchen Zeitvertreib für unweiblich halten, und man mußte vielmehr anerkennen, daß er alle Annehmlichkeiten des Tanzes in sich schloß, ohne die Bedenken, die sich gegen diese letztere Unterhaltung vordringen lassen. In einer kleinen Bucht des Sees verkaufte ein unternehmender Conditor den Frierenden warmen Kaffee, und dicht bei wurden Schlittschuhe nach der Stunde zu solche verliehen, welche dergleichen nicht selbst besaßen. Dienstfertige Leute waren bei der Hand, um sie anzuschnallen oder um mit Handschlitten aufzuwarten, auf welchen die Damen, die an den Schlittschuhpartieen nicht theilnahmen, von ihren Kavalieren über das Eis geleitet wurden. Dabei ging Alles in der größten Ordnung vor sich, ohne irgend etwas, das das feinste Gefühl verletzen konnte, obwohl der Platz für Jeden offen stand, der sich an dem Vergnügen betheiligen wollte. Allerdings waren ein oder zwei Schutzmänner gegenwärtig, allein sie schienen eine vollständige Sinekure zu haben." Der Briefsteller schließt mit dem Wunsche, daß seine Landsleute in New-York doch auch ähnliche Schlittschuhpartieen in ihrem neuen Central-Park veranstalten möchten.

— Preis-Denkmünzen für französische Literaten. Das Comité des Vereins französischer Literaten (Société des gens de lettres) hat beschlossen, eine ihm von einem ungenannten Geber zugegangene Schenkung von zehntausend Francs folgendermaßen zu vertheilen: Es werden zunächst vier verschiedene Preise ausgesetzt, die von dem Verein in öffentlicher Sitzung im November 1855 vertheilt werden sollen: 1) eine Denkmünze im Werthe von 2000 Fr. für den besten Vortrag über „die Literatur und die Literaten im neunzehnten Jahrhundert"; 2) eine Denkmünze im Werthe von 1500 Fr. für die beste Schrift über Balzac und zwar als Verfasser der „Comédie humaine"; 3) eine Denkmünze im Werthe von 1000 Fr. für diejenige Novelle, welche von dem meisten Talent zeugt und das meiste Interesse darbietet; 4) eine Denkmünze im Werthe von 1500 Fr. für das beste Theaterstück in Versen, in zwei oder drei Akten, und zwar über das Sujet: „Die Goldsucher des neunzehnten Jahrhunderts." Die übrigbleibenden 4000 Fr. sollen von den Preisrichtern unter diejenigen Arbeiten vertheilt werden, welche sie des zweiten Preises, des Accessits oder auch nur einer ehrenvollen Erwähnung für würdig erachten. Die Manuskripte der zur Preisbewerbung bestimmten Werke müssen in der Zeit vom 15. Sept. bis zum 1. Octbr. 1855 an das Sekretariat des Vereins der Literaten (Paris, Rue de Treviſe, Nr. 14) unter den üblichen Formen eingesandt werden.

— Goyena. Einer der gelehrtesten spanischen Rechtskenner und Staatsmänner, Don Florencio Garcia Goyena, ist kürzlich im einundsiebzigsten Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Die spanische Literatur verdankt ihm eine große Anzahl von Werken über alle Zweige der Rechtswissenschaft. Während einer langen Reihe von Jahren war er Professor an der Universität Salamanca, wo er eine in Spanien weit verbreitete Schule von Rechtsgelehrten gebildet. Im Jahre 1847 bekleidete er den Posten eines Ministers der Justiz und der Gnaden.

— Michel Montaigne. Herr Dr. J. F. Payen, der früher bereits mehrere historisch-kritische Arbeiten über Montaigne herausgegeben, hat kürzlich eine neue Lieferung seiner Documents inédits sur Montaigne unter dem Titel Ephémérides, lettres et autres pièces inédites de Michel de Montaigne et de sa fille Eléonore erscheinen lassen. Es ist eine Broschüre von nur 40 Seiten in 8., aber mit allem, solchen bibliographischen Raritäten eigenthümlichen Luxus, mit einem Facsimile der Handschriften Montaigne's und seiner Familie, ausgestattet und nur in hundert numerirten Exemplaren abgezogen. Es enthält diese Schrift namentlich auch Notizen Montaigne's aus einem sogenannten Schreibe-Kalender, wie sie im sechzehnten Jahrhundert in Frankreich viel verbreitet waren. Es war dieser Kalender zugleich ein historisches Taschenbuch, das für jeden Tag im Jahre ein geschichtliches Ereigniß in Erinnerung brachte und Raum zur Eintragung von Tages-Notizen ließ. Montaigne benutzte hierzu: Michaelis Bertheri Ephemerin Historica, ein Buch von nahe an 500 S. in 8. Andere Notizen Montaigne's sind nach schriftlichen Randbemerkungen auf Büchern aus seiner Bibliothek mitgetheilt, unter Anderem auf einem Exemplar von Julius Cäsar's Kommentarien, wobei Montaigne's eigenthümlicher und origineller Geist in jeder Zeile und jedem Worte zu erkennen.

Das mit dem 30. d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements können auch am 1. Juli sowohl bei den K. Postämtern (die das „Magazin" dreimal wöchentlich liefern) als bei allen Buchhandlungen (die das Blatt in Wochen-Lieferungen beziehen) angemeldet werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Erscheint ordinair 1 Summer. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür sie durch alle Posten geliefert und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Literatur des Auslandes

№ 73. Berlin, Sonnabend den 23. Juni

Ein überrheinischer deutscher Dichter.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" hat bereits einigemal auf die literarische Regsamkeit des deutschen Elements im Elsasse hingewiesen und dargethan, wie in jenem schönen Lande, in welchem seit Gottfried von Straßburg und dem späteren Fischart durch alle Zeiten hindurch deutsche Poesie, besonders aber die Volksdichtung, geblüht, auch jetzt noch, nachdem uns politisch der Elsaßgau verloren gegangen, das gemeinschaftliche Erbtheil in treuer Liebe bewahrt und dem Mutterlande dargebracht wird. Im Elsaß hat eine Dichterschule sich gebildet, welche gerade vielleicht um so charakteristischer deutsch ist, als eine fremde Politik gern alles germanische Leben in ihrer schnödgewonnenen Gränzprovinz unterdrücken möchte.

Außer den beiden Brüdern Stöber, Otte, Candidus u. A., in deren Poesieen überall das volksthümlich-deutsche Element durchgebrochen ist, haben wir nun in der allerneuesten Zeit eine so hochbedeutsame poetische Erscheinung vom Ueber-Rhein bekommen, daß wir vor dem dichterischen Fonds, welcher sich in den abgetrennten Stämmen findet, die höchste Achtung hegen müssen. Es ist dies August Becker, der vor wenigen Wochen in einer Korrespondenz der Berliner Vossischen Zeitung fälschlicherweise als Westfale bezeichnete junge Dichter des bei Cotta in Stuttgart erschienenen großen lyrisch-epischen Gedichtes auf dem deutschen Volksleben des sechzehnten Jahrhunderts: „Jung-Friedel, der Spielmann".

Die äußere Handlung dieses sowohl in der Idee, als in der Auffassung, Durchführung, poetischen Kraft und Gewandheit ausgezeichneten Gedichtes liegt am Ober-Rhein, in der Heimat des Dichters, Elsaß und Pfalz, und sie trägt, trotz ihrer Gemeinsamkeit, doch wieder den individuellen Charakter des Lebens, Denkens und Hoffens jener Lande, in welchem die jüngsten politischen Erinnerungen noch nicht das Andenken an eine schönere, größere Zeit verwischt haben, und wo neben den Sagen vom großen Napoleon, welche den alten deutschen nachgebildet sind, noch jene vom großen Otto und Barbarossa fortleben und das Volk von den Tagen spricht, wo Kaiser Friedrich von Colmar und Hagenau aus reitet, zu Kaiserslautern in der Kaiserburg die Großen des Reiches sammelt, auf dem hohen Trifels im Wasgau bei Annweiler seinen Kaiserstß wie früher nimmt und dann die große Schlacht auf den Feldern von Straßburg schlägt, wo alle Völker um die Weltmacht kämpfen, dem Kaiser aber der Sieg bleibt. — Der Held des Gedichtes ist einer jener fahrenden Spielleute, die vorzüglich im Elsaß zuhause waren und, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, in ihren, der Natur und dem Menschenherzen abgelauschten Volksliedern gewissermaßen als die einzigen Repräsentanten und Träger echt deutscher Poesie oppositionell den Meistersängern und Hofsängern mit deren Zwang und allen Lächerlichkeiten entgegenstanden.

„Denn mit der Geige, mit dem Bogen
Sind zu der Zeit am deutschen Rhein
Viel Fiedelleut' herumgezogen,
Die da gespielt bei Tanz und Wein
Und jene Lieder hell gesungen,
Von Ort zu Ort, durch Dorf und Flur,
Die deutschem Volksgeist sind entsprungen,
Aus freie Kinder der Natur.
Ja, als die echte Kunst geschwunden
Aus Stadt und Burg und Fürstensaal,
Als ihre freie Kraft gebunden
Durch Meisterregeln ohne Zahl,
Als längst das Lied der Nibelungen
Bei allen Hohen in Verachtt:
Da sind noch Weisen frisch erklungen,
Da lebte noch, hell ungelacht
Durch alle frische Sängerherzen
Im wieder'n Volk, der heil'ge Brand,
Getheilt in tausend Liederkerzen —
Durch's liebe, deutsche Vaterland."

Ein solcher Sänger wird also auch Jung-Friedel, der im Schutze der Frau Holle, jener wohlbekannten Göttin, steht, in welcher der Dichter, gleich der Sage um Pfyrdt, [illegible] verspricht ihm, wenn er sie durch [illegible] tert vom Leid und der Freude des Lebe[illegible] das Symbol der Meistersschaft im [illegible] tur und des Elsasses reiches, so wie das [illegible] bare und ihren Besitzer zum Propheten [illegible] Alt-Friedel, der sie zuvor besessen, durch [illegible] gleiches Schicksal droht Jedem, der nach ihr [illegible] del nicht abhalten, reißt sich von Mariechen's [illegible] singt und zeigt mit seinem Ideal im Herzen [illegible] den Burgen und Hütten, bei den Tänzen der Bauern [illegible] ihre Liebe weinenden Mägdlein unterm Lindenbaum. [illegible] Wanderlieder des Spielmanns herrliche, frische, lebendige [illegible] Gesänge, frei von allem Bilderschwulst und jeder falschen [illegible] talität, ergreifend in ihrer Einfachheit, Natürlichkeit und [illegible] Der Liebe, deren Leid er an Anderen oft bemerkt, sagt er ab und huldigt dem Weine.

„Es mag die Lieb' oft süße sein,
Viel besser schmeckt mir doch der Wein,
Ist's nur ein Glas vom reinen.
Ich hab' der Liebe abgesagt,
Weil sie am leichten Muthe nagt, —
Denn Liebe macht ja weinen!

Wohl sah ich schöne Mädel gern,
Sah gern in ihrer Augen Stern',
Weil sie so lieblich scheinen, —
Doch seine lieb' ich allzu sehr,
Daß mir das Scheiden viele schwer —
Die Liebe macht ja weinen!

Und ich will lachend durch die Welt,
So lange sie mir noch gefällt,
Fest geh'n auf jungen Beinen.
Mit Sang und Klang von Ort zu Ort —,
Ade, Ihr Mädel, ich muß fort:
Sonst macht die Lieb' mich weinen."

Dieses macht den Schluß der Wanderlieder, in denen sich das schöne poetische Volksleben am Ober-Rhein mit seinen Maientänzen und Spinnstuben, seinen Liedern auf dem schaukelnden Rhein und seinen stillen Wünschen abspiegelt. Nun kömmt Jung-Friedel in ein Wirthshaus, das früher ein Kloster war; mit hellem Gesange grüßt er den lustigen, rothnasigen Wirth und dessen schmuckes Töchterlein, schließt Bekanntschaft mit dem besten Säufer im Reich, dem fahrenden Schüler, Petrus genannt. In lustiger Weise durchprasst die saubere Gesellschaft, ihre Zechlieder johlend, die schöne Nacht, und Jung-Friedel's Lied heißt:

Ein Spielmann, der kann reisen,
Ja, reisen durch die Welt!
Es gelten seine Weisen
So viel als echtes Geld.

D'rum ist's in seinem Herzen
So heitre und so frei!
Die Sorgen, die Euch schmerzen,
Die geh'n an ihm vorbei.

Sein Lied ist auch von Golde,
Man hört es überall gern, —
Er steht in eig'nem Solde
Und fragt nach keinem Herrn.

Von Habenichts so heißet
Sein Stamm von Alters her,
Und wer so lustig reiset,
An Nichts trägt der nicht schwer.

Man giebt für seine Lieder
Ihm gerne guten Wein
Und füllt das Gläslein wieder,
Giebt er ein Liedlein drein!

Und wollte Einer tauschen
Mit ihm ein Königreich,
Verstiegen und verrauschen
Müßt' Alles wied'rum gleich!

Aber siehe da, als er wieder in die Natur hinaustritt, empfindet er Reue über sein Schlemmerleben, er wallt, „wie auf einer Himmelsleiter", nach den Tannenhöhen des Schwarzwaldes, sieht im Abendglanze das ganze Rheinthal von den Alpen bis zum fernen Dom von Speyer und drüben die blauen Wasgauberge seiner Heimat, von denen schon das Nibelungenlied so mächtig sang. Dann weilt sein Auge auf dem Rhein, „dem deutschen Strom".

Digitized by Google

„Da strömt er ruhig, mächtig fort!
In seinem Grunde tief begraben
Der alte Nibelungenhort:
Das fänden seine gold'nen Gaben!
Das fändet uns sein Rebensaft,
Das fändet seines Volkes Leben,
Das sagt der Dome Himmelsstreben
Und sagt die deutsche Männerkraft.
Das macht uns Allen offenbar
Auch seiner Frauen hehre Schöne, —
Das fänden uns so hell und klar
Noch seiner Sänger gold'ne Töne.

O Rhein, o Rhein, grüngold'ner Rhein!
Wie soll ich stimmen meine Saiten,
Auf daß ich könne hell und rein
Dein Lob mit wärd'gem Ton begleiten!
Mich' singen, wie die Orgel singt
In Deiner Dome weiten Hallen,
Und wie der Glocken hehres Schallen,
Und wie der Christenchore klingt!
Mich' singen, wie auf Deiner Bahn
Du selber sangest zu Schaffhausen,
Und wie der weite Ocean
Der Deiner hartt im em'gen Brausen!
O wär die Zauberflöte mein,
Dann wollte mit gezahmten Weisen
Dich laut deßingen, herrlich preisen
Dein treuer Sohn, o Vater Rhein!" —

Schon wähnt er in der folgenden Mitternsmernacht am Rummelsee auf der Höhe des Schwarzwaldes, wo ihm Frau Holle, im reizenden Gewande der ihn umgebenden Natur, erscheint, die Zauberfiedel zu gewinnen, aber:

„Die Liebe ist die Läuterung der Seele, —
Wer nicht geliebet, hat nur halb gelebt!"

ruft ihm die Göttin zu, und als er erwacht, fühlt er im Antlitz eines Mägdleins, das mit einer Wallfahrt am Morgen ihm begegnet, was Liebe sei. Es ist des reichen Waffenschmieds von Straßburg holdseliges Töchterlein Kunigunde. (Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Sechster Monats-Bericht.

(Schluß.)

Die charakteristische Richtung dieser Neubildung in Literatur, Wissenschaft, Erziehung und Schule ist auch hier eine realistische, materialistische, doch ist hier Niemand so dorwirt und anmaßend, den „Geist" auf Functionen der Ganglienzellen und der „grauen Massen" im Gehirn zu reduziren und ihn wie Karl Vogt mit dem Urin in eine Kategorie zu stellen, insofern die Nieren letzteren, die Gehirngewebe aber Gedanken, Gefühle u. s. w. filtriren. So weit die Engländer im Allgemeinen auch im Metaphysischen und Logischen zurück sind, würden sie sich doch über einen wissenschaftlich Wagner-Vogtschen Streit sehr lustig machen, denn die „theilbare Seele" des Hofrath Wagner ist kaum so absurd, als die urinpoetischen Functionen Karl Vogt's. Erstere hat wenigstens noch etwas Poetisches, wie die Schatten an der Opfergrube des Odysseus, nur daß Rudolph Wagner ihnen kein Thierblut, sondern die „Unglaubigen" mit Haut und Haar auftischen möchte. Solch ein Gegner macht es den Materialisten wirklich leicht. Sie können ihn abtrumpfen und lächerlich machen, ohne sich wissenschaftlich und logisch anzustrengen. Sollte man es glauben, daß Karl Vogt wirklich mit ernster Miene einen neuen Beweis für die völlige Geistesabweseneheit im Menschen dadurch zu geben meint, daß er die seit Adam's und Eva's Tode bekannte Thatsache von der Entwickelung des Geistes durch den Körper und den Verfall seiner Manifestations-Fähigkeit mit dem Alter zum Fundamente seines ganzen Materialismus verbraucht? Stört man das Gehirn eines Menschen oder schlägt es ihm wohl gar aus dem Kopfe heraus, hört nicht nur die Gemüthlichkeit, sondern alles materiell wahrnehmbare Denken und Fühlen in diesem Kopfe auf, folglich ist der Geist oder die Seele blos Function des Gehirns und nichts Anderes. Das ist das große Fundament der Vogtschen Geistlosigkeit. Warum ist er nicht so konsequent und sagt: Wenn ich einen elektrischen Telegraphen zerstöre, bleiben am anderen Ende die telegraphischen Depeschen aus. Folglich ist die Elektrizität blos Function des Telegraphen und hat nie vorher existirt, wird auch nachher nicht existiren und ist überhaupt nichts als Function, bloßer Beamter, kein Element. Was ich nicht sehe, mit Händen, mit Hebeln und Schrauben, Mikroskopen und Teleskopen fassen kann, das ist nicht, das ist „Köhlerglauben". Was soll mir Geist, Logik, Gedanke, wenn ich ihn nicht aus der „grauen Masse", aus den Ganglienzellen hervor destillire, der Geist, wenn er nicht Materie ist, den ich allenfalls, wenn auch nicht gleich, doch vielleicht später mit Säuren und Basen chemisch in seine Elemente auflösen kann! Also ganz der alte Stock-Unteroffizier, der einen Rekruten, welcher mit angezogenem Mantel zum Exerzieren kam, anschrie: „Wat soll mich der Mäntel, wenn er nich gewickelt ist!" Was soll mir, als Unteroffizier, die Materie, der Geist, wenn ich ihn nicht spießrichtig wiegen und auf Flaschen ziehen kann, um sagen zu können: „So und so viel Sauerstoff, so und so viel Stickstoff, Kalium, Phosphor und etwas Elektrizität, die mir inzwischen freilich davongelaufen ist, obgleich ich ganz genau weiß, daß die Elektrizität bei der Gedankenfabrication im Gehirne mit im Spiele war." (Uebrigens ist Vogt selbst frei von Elektrizität: sie mag ihm schon zu unmaterieell erscheinen. Er leitet die Gedankenfreiheit direkt aus dem Blute ab, wie Kopfschmerzen und den Pulsschlag, und ruft dann herausfordernd aus: „Das stoße um, wer kann!") Ist das ein Standpunkt! Ist das Wissenschaft? Die theilbare Seele des Göttinger Hofraths und der sonst so gern Geist habende Karl Vogt, sie durch alle möglichen Schlupfwinkel verfolgend, bis er sich und die Leute vollkommen überzeugt zu haben glaubt, daß sie auch wirklich nirgends im Körper nur ein Mausloch gefunden, um ihm später wieder ins Gehege zu springen! Was ist denn plötzlich aus den deutschen „Denkern" geworden, der „Philosophen?" Hei, wie die Berliner Studenten in den dreißiger Jahren sich auf dem Platze am Opernhause in die Brust warfen und aus Hegel zitirten: „Der Mensch kann nicht würdig genug von sich denken!" Und nun sollten sie mit demselben Stolze deklamiren: „Der Mensch kann nicht niederträchtig genug von sich denken!" Wo sind die Tausende, die einst Eduard Gans das Wesen, die Macht und den Gottesarm des menschlichen Willens dialektisch ausstrecken sahen? Warum tritt kein Ritter der verfolgenen Philosophie auf und schlägt dem Hofrath Wagner die „doppelte Buchhalterei," die er im Interesse seiner theilbaren Seele einzelnen Devorzugten in die Köpfe setzt, eben so um den Kopf, wie dem Blutokraten Vogt die „graue Masse" seiner Ganglien-Gedanken-Filtrirdeutel? Ohne Philosophie könnte man diese Herren wenigstens fragen: Wie machen es denn diese Filtrirbeutel, um aus dem Blute, in welchem noch kein Physiolog fertige Gedanken gefunden, etwas spezifisch ganz Anderes, das weder Motten noch Rost noch Sauerstoff fressen (man vorzehe den letzteren Pleonasmus), zu destilliren? Habt ihr ein derartiges Beispiel in euren Flaschen? Nein, aber es wird schon kommen, sagt Vogt, der freilich ganz Recht hat, wenn er die „theilbare" (also auch sehr materielle) Seele des Göttinger Hofraths zu allen Poren hinaustreibt. Also Ihr wißt es noch nicht. Nun dann stellt wenigstens intermistisch einen kleinen Bosco in den Ganglienzellen an, der mit seinem „Spiriti obedite" alle diese Hexerei macht. Da haben wir doch einen Namen, einen auf Kündigung angestellten Hypothesaurius und nicht jene blutwürstige Barbarei, welche vor jede Stirn eine Firma hängt: „Alle Morgen frische Wurst, direkt aus Menschenblut fabrizirt, aber ohne Pfeffer und Salz, am wenigsten attisches. Notabene: Genau derselbe Artikel, den man in früheren Zeiten Geist, Seele, Gedanke, Idee, Willen, Gefühl, Moral, Freiheit u. s. w. nannte. Im Geiste der fortgeschrittenen Wissenschaft ist uns das Alles Wurst, welche wir zu spottbilligen Preisen stets frisch vorräthig haben, da unsere Maschinen durch gute Speisen und Getränke immer wieder gut geölt und geschmiert werden."

Der Geist, der Idealismus hat viel dumme Streiche gemacht und den Leuten viel aufgebunden. Das ist richtig. Die jetzige naturwissenschaftliche Richtung hat die Mission, aufzuräumen, aber sie sollte nur dabei auch etwas Collegium logicum hören und heranziehungen suchen, was eigentlich Metaphysik sei, was Hegel in seiner „Phänomenologie des Geistes" gesagt, und ob man nicht auch mit Worten bestimmte Begriffe verbinden könne, daß „Sein", „Dasein", „Werden", logischer und dialektischer Prozeß, Urtheil und Schluß, Theilung der Idee in ihre „Urtheile", „höheres Drittes", Ewigkeit, d. h. Freiheit von Raum und Zeit, Schein und Erscheinung u. s. w. ganz bestimmte Ausdrücke für ganz bestimmte ewige, d. h. raum- und zeitlose Subsanzen sind, die nur der Kannibale alle in einen Wurstkessel wirft. Sie sollte das, aber die Physik befolgt immer noch ihre alte Polizeivorschrift: „Physik, hüte Dich vor Metaphysik", und zwar in einem Grade, bei welchem dem Hofrath und Famulus Wagner bange werden mag. Wir unsererseits sind überzeugt, daß der liebe Gott, der während der großen französischen Revolution schon einmal abgesetzt und ausgewiesen ward, ohne besondere böse zu sein, als er nach drei Tagen ehrenvoll zurückberufen ward, auch diesmal durchkommen wird, obgleich ihm die Bögte und Bur(ge)meister des jetzigen naturwissenschaftlichen Blutwurstgeschäfts nirgends eine Aufenthaltskarte bewilligen. Was Herrn Karl Vogt betrifft, so ist er ein Schalk und thut's am Ende den Hofräthen blos zum Schure. Sollte er aber wirklich nicht glauben, daß er Geist hat, dürfte er diese Entdeckung doch vielleicht früher machen, als ihm der Hofrath prophezeit, nämlich dann, wenn er krank würde. Wir wünschen sogar herzlich, daß ihn der Geist bei guter Gesundheit antreffe und er verständigere Leute bekämpfe, als Wagner's.

Digitized by Google

„theilbare Seele", welche nur das Gute hat, daß sie auch vorher, als Vogt sie noch nicht exorcisirt hatte, schon zu den Schuljungen gehörte, von denen der Dorfschulmeister während der Kornärndte austrieb: „Da seh' ich schon wieder welche, die nicht da sind." Vogt hat Geist und studirt gut. Auf diesem Wege und mit solchen Mitteln kommt man schon gelegentlich zu dem Sokratischen Höhepunkte des Knowonthingieismus und begnügt sich selbst in der exakten Naturwissenschaft mit dem Genusse der Naturoffenbarungen für den Geist, da man mit den Retorten, Hebeln und Schrauben immer auswendig stehen bleibt.*) Nur der gemeine Handlanger und Nachtreter glaubt an nichts, als seinen Spiritus in der Flasche, und steht nicht viel anständiger da, als der sklavische Trunkenbold.

„Gebrimmisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Doch nun hab' ich den „Ritter vom Geiste" genug gespielt. Auch will ich nicht den entfernteften Anspruch auf solch einen Titel machen; ich wollte den jetzigen deutschen Materialism so nur mit dem englischen vergleichen, der sich hier Radikalismus unter den Sektuxisten nennt, speziell Atheismus, wie ihn Southwell predigt, obgleich er nur gegen den Gott der Hochkirche und die persönlichen Götter anderer Sekten streitet. Den absoluten, von Raum und Zeit freien Gott (eine Kategorie, welche nur der wirklich logisch Gebildete, also der gewöhnliche Hause nicht fassen kann, eben so wenig, wie der Fachgelehrte der Natur, der nur das Meß- und Wägbare als wirklich existirend annimmt, obgleich er in derselben Minute auch zugiebt, daß seine existirenden, wirklichen Substanzen niemals sind, sondern sich ununterbrochen verändern), diesen substantiellen Gott leugnen Southwell und die Seinigen so wenig, daß sie vielmehr just als eifrige Theologen gelten müssen. Obgleich Feuerbach ins Englische übersetzt worden, wissen wir doch noch nichts von Engländern, welche es so weit gebracht, zu begreifen, wie sich die Welt ohne Sinn und Verstand von selbst gemacht, und wie sie es anfängt, aus dem Blute des Menschen, also aus Wasser, in welchem verschiedene metallische, vegetabilische und animale Substanzen aufgelöst durch die Adern umhergetrieben werden, vermittelst der Ganglien und „grauen Massen" im Gehirn Bewußtsein, Verstand, Vernunft, Willen, Gefühl und sonstige Kategorieen der „ehemaligen" Psychologie (jetzt blos feine Gewürze der naturwissenschaftlichen Blutwurst) herauszutrixen. In den einzelnen Fachs Naturwissenschaften leistet England seit den letzten fünf Jahren ungemein, multum und multa. Jeder Zweig der Naturwissenschaft hat seine besondere Society, die sich wöchentlich und monatlich versammelt und stets etwas Neues, genauer Erforschtes, Bestätigtes, Entdecktes und Erfundenes mitzutheilen hat. Das ist eine frische, reiche, unabsehbare Welt praktischen Wissens und Forschens, doch ist es noch Niemanden eingefallen, den Antrag zu stellen: „Gentlemen, da wir's vom Anfange bis zum Ende nur mit Materie zu thun haben und namentlich der Mensch, wenn er alt wird, nicht nur an Körperkraft, sondern auch an Geist verliert, und gar nicht mehr spricht und denkt, wenn er todt ist, insofern wir wenigstens niemals sinnlich etwas davon wahrnehmen, beschließt die Gesellschaft, den Geist nur als Produkt der Blutcirculation, also auch als Materie anzunehmen, aber als Materie, die aufhört, überhaupt noch zu sein, wenn der Mensch todt ist, während alle andere Materie sich nur verwandelt, aber niemals vernichtet wird." Sie sagen vielmehr: Der Geist und dergleichen ist nicht unser business, wir haben's eben blos mit der Materie zu thun, worin wir Wirkungen des Geistes sehen, niemals ihn selbst, da er, vermöge einer alten Gerechtigkeit, frei ist von Raum und Zeit, so daß wir ihn selbst mit unseren besten Schrauben, Hebeln und Linsen nie persönlich zu treffen die Ehre haben können. Im Gegentheil macht er sich immer aus dem Staube, ehe wir nur anfangen. Namentlich ist das mit dem Gehirn der Fall. Hat der Anatom erst einen Kopf auseinandergesägt, so findet er zwar noch „graue Masse" und „Ganglien", aber der Telegraphen-Direktor, der hier mitten im Centrum eines Nerven-Telegraphensystems saß, war vorher immer schon ausgeräckt, was ihm eine Kleinigkeit ist, da er im Grunde weder Raum, noch Zeit, noch Materie braucht, um glücklich zu sein. Aber wohin ist er gerückt? fragen die Vögte. Allerdings weder in ein Wagnerisches, noch in ein Barnumsches Museum, um dort einige Millionen Jahre zu wirken, bis sich wieder eine neue Telegraphen-Direktor-Stelle findet, überhaupt nirgends wohin, denn wo wohin? woher? erfordern Raumbestimmungen als Antwort. Räume aber der Geist nur ein Billionstel Linie in Anspruch, so wäre er körperlich und würde gemessen, geschroben und bestillirt, daß kein gutes Haar an ihm bliebe. Also das heißt doch wieder: Der Geist existirt nicht. Richtig, indem die Materialisten immer sagen: Was soll mir denn ein Geist, den ich immer nur als Produkt der Materie treffe? Nun ja: „Was soll mich der Mäniel, wenn er nich zewickelt ist"

Ich wollte nun auf die Details und Neuigkeiten der englischen naturwissenschaftlichen Gesellschaften eingehen, finde aber theils zu viel Spezialitäten und Fachgelehrsamkeit, theils zu viel überhaupt, so daß ich mich auf dem Allgemeinen weit in Dinge verwirren würde, die als Spezialitäten in die besonderen Organe dafür gehören. Ich erwähne nur eine neue Auflage des Handbuche der Elementar-Geologie („Manual of Elementary Geology") des berühmten Geologen Sir Charles Lyell, worin die neuesten, sehr wichtigen Entdeckungen und Forschungen auf diesem Gebiete zusammengestellt sind, also auf einem Gebiete, das in England mit ganz besonderem Eifer kultivirt wird, da hier auch besonders günstige geologische Materialien zu Statten kommen. In England allein werden Mammalia in politischen Gebilden gefunden, allein Reptilien bis in die Devonianische Periode zurück. Die Erweiterung der geologischen Wissenschaft beziehe sich hier besonders auf metallische Depofita, speziell auf die goldhaltigen Anschwemmungen, das Verhältniß der ältesten Felsenformationen zu einander und auf Verfolgung animalischen Lebens bis in Perioden zurück, die früher als lebenduinfähig galten.

Die „Royal Institution", die Hauptgesellschaft aller Fachgelehrten und Freunde der Wissenschaft, hat Dr. Du Bois Reymond zu einer Reihe von Vorträgen über Elektrophysiologie eingeladen, um die merkwürdige neue Theorie, nach welcher die Muskel-Contraction (nach Vogt noch ein Geheimniß, obgleich er sonst Alles weiß, wie Faust's Famulus Wagner) weder auf dem Blute, noch von den Nerven, noch von dem Willen kömmt, sondern blos von der Gravitation, näher bewiesen zu hören.

Dr. Tyndall ist mit einer neuen Wissenschaft aufgetreten, dem Einflusse des Drucks auf magnetische Phänomene; doch bittet er, man möge vorläufig noch nicht weiter in ihn dringen, da er noch Zeit und Studium brauche, um vollständige Explorationen zu geben. Faraday hat seinen dritten Band über elektrische Experimente („Experimental Researches in Electricity") herausgegeben. Er schließt mit N. 3362, einer Zahl, die eine Ahnung von dem Umfange des ganzen Werkes geben mag, wenn man bedenkt, daß jeder Paragraph einen ganzen Cyklus von Experimenten umfaßt.

Endlich ist auch etwas Geschcidtes über Krieg und Krim erschienen, zwei eben so geistvolle, als thatsachenreiche, besondere Bücher voller „Etiqen" und „Gemälde"!) von dem bekannten Reise-Humoristen Sir Francis Head, dessen Humor uns Deutschland mit dem Fürsten von „Schwarzwurst-Schinkenhausen", dem „Vice-Suppendedelabuchmee des Fürsten von thürmenden Tazen" („Vice-uncurverer-of-the-soup-to-the-Prince-of-the-Towering-Taxes") u. s. w., wohl ins Deutsche zurückübersetzt sein wird. Die beiden Bücher des schon alternden Hauptes haben nicht mehr den jugendlichen Uebermuth seiner früheren Productionen, sind aber als spezielle, aus dem Leben gegriffene Bestätigung der schweren Anklagen gegen die Krieg führenden und Krieg mißverwaltenden Häupter von großer Wichtigkeit und Schwerkraft, eben so wie ein anderes Werk: „A Trip to the Turks".

In der Belletristik ist mir nur Eine Erscheinung als besonders werthvoll bekannt geworden: „Constance Herbert" von Miß Geraldine Jewsbury, die vor zehn Jahren mit ihrer „Zoe" und später mit ihren „Halbschwestern" an George Sand erinnerte, insofern sie namentlich in den „Half-sisters" „Consuelo"-englisirt herausbrachte. Constance Herbert ist eine Heldin der Pflicht gegen Leidenschaft und Liebe, und insofern sehr unpoetisch, denn Liebe und Leidenschaft wollen in der Poesie als Göttinnen traktirt werden, aber insofern sie fürchten muß, als Mutter Opfer des Wohnsinns zu gebären (der in der Familie erblich ist), und der Liebende ein ziemlich werthloses Subjekt ist, mag man sich auf der letzten Seite damit verstehen, daß sie unverheiratet davonkommt. Der Roman hat seinen Werth in Seelenmalerei, im Einzelnen, als Totalität ist er eben so unpoetisch, als unwahr. „Die Pflicht" hat als ein von außen Aufgedrängtes, mit dem Willen und der Einsicht des Bedrängten im Widerspruche Stehendes kein poetisches Recht. Der ideale Mensch (denn wojn würde der Roman sonst geschrieben!) muß entweder den Feind besiegen oder tragisch im Kampfe zugrunde gehen. Das war hier um so nothwendiger, als es in England ohnehin alle Jungfern genug giebt, die sich blos aus Liebe zu dem Leben, das sie nicht mag, der Pflicht unterwerfen, unerträglich lange von ihren Renten zu zehren.

Eine neue, frische, wildkräftige Quelle für den Roman und die Geschichte zugleich hat George W. Thornbury durch seine 3 Bände über die „Buccaniers" eröffnet: „The Monarchs of the Main; or Adventures of the Buccaneers". Er führt uns mitten in die rohen, wilden Zeiten zurück, als die Spanier ganz Amerika mit Gewalt, Schutz- und Prohibitivzöllen zurückbehalten wollten und Engländer und Franzosen als Freibänder und Freibeuter, als Piraten und Privat-Erobe-

*) Bemerkenswerth ist übrigens, daß auch dem simpeln Naturforscher Karl Vogt so eben von dem bekannten Zoologen, Professor A. Wagner in München, bewiesen worden, er verstehe von der Zoologie so viel wie gar nichts. D. R.

*) The Roving Englishman in Turkey. Sketches from Life (zum Theil vorher in den Household-Words erschienen) und „Pictures from the Battlefields. By the Roving Englishman".

Digitized by Google

zur den Grund zu dem ehemaligen französischen Kanada und dem ganzen jetzigen anglo-sächsischen Nord-Amerika legten.

Frankreich.

Das protestantische Frankreich.*)

Keiner Nation hat der Protestantismus, das Recht auf Religionsfreiheit, so viele Kämpfe, Opfer und Thränen gekostet, als der französischen. In den nördlichen Ländern Europa's hatte die Reformation in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts den Sieg errungen; in die südlichen Länder konnte sie kaum eindringen; auf Frankreich Boden hat sie 263 Jahre lang einen blutigen und thränenreichen Kampf zu kämpfen gehabt. Am 17. Mai 1525 erließ die Mutter Franz I. die ersten die Neuerer mit einem grausamen Tode bedrohenden Verordnungen; und am 19. Januar 1788 erst registrirte das Pariser Parlament das Edikt ein, durch welches Ludwig XVI. den Protestanten seines Reichs die bürgerlichen Rechte zuerkannte.

Der Ausdruck: „das protestantische Frankreich" umfaßt also einen an ergreifenden Ereignissen und Scenen reichen Theil der Geschichte Frankreichs, welchem schon viele tüchtige Schriftsteller ihr Forschungstalent und ihre Darstellungsgabe zugewendet. Während aber die meisten von ihnen bis jetzt nur Episoden behandelt haben, sind jetzt die Gebrüder Haag mit einem Werke**) hervorgetreten, welches diesen Theil der Geschichte Frankreichs in seinem ganzen Umfange darstellt. Ihr Zweck ist, die dem Vaterlande durch seine verfolgten und vertriebenen Kinder, die Protestanten, geleisteten Dienste im wahren Lichte darzustellen. Die sturzgläubigen Protestanten haben das Werk mit Wohlwollen aufgenommen; aber sie machen ihm den Vorwurf, daß es ohne Glaubenseifer geschrieben. Jeder Unparteiische wird die Gebrüder Haag darum loben, weil sie ihr Werk in dem unparteiischen Geiste echter Geschichtschreiber abgefaßt. Mit größerem Rechte könnte man den Verfassern vorwerfen, daß sie in ihrem Werke auf die Form und den Styl nicht genug Fleiß verwendet haben. In Bezug auf Reichthum des Inhalts, geschichtliche Genauigkeit und gründliche Kritik läßt das Werk der Gebrüder Haag die schon vorhandenen Arbeiten, die sich auf das protestantische Frankreich beziehen, weit hinter sich zurück. Vor den bisherigen biographischen Sammelwerken hat das vorliegende Werk den Vorzug, daß es ein aus Einem Geiste herausgearbeitetes in sich übereinstimmendes Ganzes ist. Die Artikel, welche auch in den bisherigen biographischen Sammlungen schon enthalten sind, sind mit der größesten Sorgfalt neu bearbeitet; die Anzahl der ganz und gar neuen Artikel ist sehr groß. Unter dem Buchstaben D z. B. werden außer den 62 Personlichkeiten, deren Lebensgeschichten in dem umfangreichen unserer auf das protestantische Frankreich sich beziehenden Werke, in dem der Brüder Michaud, dargestellt sind, uns in dem Werke der Brüder Haag noch 385 andere Protestanten vorgeführt, die sich durch Schriften oder Handlungen verdient gemacht haben.

Die Herren Eugène und Emile Haag, aus einer protestantischen Familie der Grafschaft Mömpelgard hervorgegangen, durch verschiedene historische Arbeiten über Luther, über Calvin, über Cranmer, über die Reformation in England bereits bekannt, seit vielen Jahren in den Bibliotheken und Archiven Frankreichs, der Schweiz, Englands, Deutschlands, Hollands zuhause, haben sich auf das Werk, welches sie unternommen, gehörig vorbereitet. Der Reichthum der von ihnen aufgesammelten Materialien tritt überall in dem Werke zu Tage; mancher Artikel enthält außer der ausführlichen Biographie der Persönlichkeit, welcher er gewidmet ist, biographische Notizen über eine Menge anderer Persönlichkeiten, auch solcher, welche, wie z. B. die berühmten Mönche Amyot, Cujas, Duaren, gegen die ihnen hier angethane Ehre Protest einlegen würden. Bei einem jeden Schriftsteller von einiger Bedeutung verabsäumen die Verfasser nicht, ein vollständiges Verzeichniß seiner schriftstellerischen Werke zu geben; von wichtigen und interessanten Werken, wie z. B. von der „Institutio christiana" Calvin's, von den „Memoiren" d'Aubigné's, von den „Juvenilia" Beza's, von dem „Mystère de la nativité" des Barthélemy Aneau theilen sie den Inhalt oder auch wohl Auszüge mit. Den Hebraisten, den Rechtsgelehrten, den Mathematikern, wie Ismaël Boullian, den Künstlern, wie Androuet du Cercau und Jean Cousin, wird nicht weniger Aufmerksamkeit geschenkt, als den Theologen, den Historikern und den Dichtern.

Den Schluß des Werks wird eine Sammlung von Urkunden machen: Edikte, die gegen die Lutheraner und Calvinisten erlassen sind, aufrührerische gegen die Katholiken gerichtete Plakate, Traktate und Verträge, die Verhandlungen aller Synoden der reformirten Kirche Frankreichs u. dgl. m.

Das Werk der Brüder Haag ist mehr als eine gewöhnliche Sammlung von Biographieen; es ist ein historisches Werk von hoher Bedeutung. Die dieses Werk lesen werden, nicht, um sich Gelehrsamkeit zu verschaffen oder Waffen zu gewinnen, sondern um zu lesen und Nahrung für den Geist zu suchen, werden gewiß von großen und heilsamen Gedanken ergriffen werden. Die Geschichte des protestantischen Frankreichs ist eine lange und schmerzensreiche Märtyrergeschichte. Die den Grundsätzen der Reformation und der Religionsfreiheit treu gebliebenen Familien werden sich veranlaßt fühlen, die entsetzlichen Leiden, welche ihre Vorfahren zu dulden gehabt, zu vergleichen mit dem Frieden, dessen sie sich heutzutage zu erfreuen haben. Diejenigen, welche ohne ein solches Interesse das Werk lesen, werden, nicht ohne ein schmerzliches Gefühl und nicht ohne eine Art von Reue, an das zu allen Menschen gesprochene Wort Jesu denken: „Liebet Euch einander!"

Mannigfaltiges.

— Philologische Spitzfindigkeit. In einem bekannten lustigen Stücke des römischen Komikers Terenz, der Andria, kommt ein schlauer Sklave, Davus, vor, den der verliebte Sohn seines alten Gebieters zum Vertrauten gemacht hat. Der argwöhnische alte Simo giebt diesem Sklaven einmal indirekt und doch deutlich genug zu verstehen, daß er seinem Sohn in dessen verderblichen Neigungen als Lehrer und Rathgeber diene. Dieser thut wie Einer, der sich nicht getroffen fühlt; er sagt daher: „Das versteh ich nicht, beim Herkules!" Simo entgegnet zornig: „Du verstehst es nicht — he!" Der Sklave versetzt kaltblütig: „Nein! ich bin Davus nicht Oedipus!" Ein italiänischer Gelehrter, Ritter Aloisio Rossi, macht zu dieser Stelle (in seiner Ausgabe des Terenz, Mailand, Th. 1, S. 23) folgende Anmerkung: „Dies ist vielfache Schmähung; Davus kann den alten Simo gleichsam eine Sphinx nennen wollen, d. h. einen mißgestalteten, monströsen Kerl; er kann ihn auch unmenschlich und grausam schelten, wie die Sphinx gewesen sein bekanntlich Jeden, der ihr Räthsel nicht zu lösen im Stande war, von einem Felsen stürzte). Er kann sich selbst, indem er auf Oedipus anspielt, als künftigen Rächer ankündigen, der die Klugheit des Alten zu Schanden macht (die Sphinx tödtet oder sich zu entleiden zwingt)!" In seinem dritten „kann" überbietet Herr Rossi fürwahr sich selber. Wir unserem Theils sollten denken, in der Antwort des Davus liege überhaupt gar keine Schmähung und am wenigsten eine vielfache. Kann sie nicht auch allenfalls den einfachen Sinn haben: „Ich bin kein Oedipus, d. h. kein Meister im Errathen schwerer Räthsel!" Das wäre aber freilich nur gesunder Menschenverstand. — Uebrigens setzen wir pflichtmäßig hinzu, daß Spitzfindigkeiten solcher Art bei Herrn Rossi nur ausnahmsweise vorkommen, sein Kommentar könnte im Ganzen sogar vorzüglich heißen, wenn er nicht Vieles erklärte, was an sich schon deutlich ist und manche dunklere Stelle ohne Beleuchtung ließe.

— Scribe's „Sizilianische Vesper." Daß sich ein Italiäner und ein Franzose zu einer „Sizilianischen Vesper", bei der die Franzosen bekanntlich von den Italiänern abgeschlachtet wurden, freundschaftlich verbinden können, hätte man kaum für möglich halten sollen. Nachdem er jedoch die Pariser Bluthochzeit in Meyerbeer's „Hugenotten" mit so vielem Glück auf die Opernbühne gebracht, hat Herr Scribe geglaubt, es auch mit der sizilianischen Vesper wagen zu dürfen; zu welcher Herr Verdi die Musik geschrieben. Natürlich ist der ganze Plan zu dieser Vesper von Herrn Scribe erfunden; ja, er behauptet sogar, daß an der historischen Vesper von Palermo und Messina kein wahres Wort sei. Der Knalleffekt der Scribischen Oper besteht übrigens darin, daß der französische Gouverneur von Palermo selbst durch das Läuten der Glocke zu der Trauung seines Sohnes mit einer Schwester Friedrich's von Baden, des Schicksalsgefährten Konradin's von Hohenstaufen, das Zeichen der Vesper und zur Ermordung der Franzosen geben läßt.

*) Nach einem Artikel des Athenaeum Français.

**) La France protestante, ou Vies des protestants français, qui se sont fait un nom dans l'histoire depuis les premiers temps de la Réformation jusqu'à la reconnaissance du principe de la liberté des cultes par l'assemblée nationale, ouvrage précédé d'une Notice historique sur le protestantisme en France et suivi de pièces justificatives; par M. M. Haag. Paris et Genève, Cherbuliez; lettres A — F; 4 vol. gr. in-8.

Das mit dem 30. d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements können auch am 1. Juli sowohl bei den K. Postämtern (die das „Magazin" dreimal wöchentlich liefern) als bei allen Buchhandlungen (die das Blatt in Wochen-Lieferungen beziehen) angemeldet werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 76. Berlin, Dienstag den 26. Juni 1855.

Frankreich.

Die Metamorphosen des Thieres.

Unter dem Titel: „Die Metamorphosen“ giebt Herr A. de Quatrefages in der Revue des deux Mondes eine interessante Darstellung der neuesten Forschungen und Ergebnisse auf dem Gebiete der komparativen Physiologie. Die Darstellung umfaßt drei Abhandlungen; die erste derselben schildert unter der gemeinsamen Benennung: „Transformation“ die Veränderungen, welche der thierische Keim erfährt, um in den Zustand eines Embryo zu gelangen, die Veränderungen, welche das Thier innerhalb des Eies durchmacht, und die Veränderungen, welche das weniger ausgebildet zur Welt kommende Thier im Verlauf seines selbstständigen individuellen Lebens darbietet. Die zweite Abhandlung hat die sogenannte „Metamorphose“ im engeren Sinne zum Gegenstande: sie stellt die Umwandlungen dar, mit denen für das aus dem Ei ausgekrochene Individuum durchgreifende Veränderungen der ganzen Lebensweise verbunden sind. Die dritte Abhandlung, die uns noch nicht vorliegt, wird eine dritte Art von thierischer Metamorphose, zu deren Bezeichnung der Verfasser den Ausdruck: „Gégénèse“ gebildet hat, zum Gegenstande haben. Bei gewissen Arten der niederen Thiergattungen (der Anneliden, der Mollusken, der Zoophyten) bringt das Ei ein Thier hervor, welches mit den Individuen, von denen es abstammt, nicht die mindeste Aehnlichkeit hat. Dieses Thier erzeugt wieder aus sich selbst eine Menge anderer Individuen, die ihm eben so wenig ähneln. Hier beziehen sich die Umwandlungen nicht mehr auf Ein, verschiedene Entwicklungs- oder Altersstufen durchmachendes Individuum, sondern auf ganze Generationen, die auf einander folgen, jede von der ihr vorhergehenden verschieden, bis auf die letzte, in welcher der erste Typus wieder zum Vorschein kömmt. Diese Art von Metamorphose im Thierleben ist es, welcher Herr v. Quatrefages den Namen: „Gégénèse“ giebt.

In Bezug auf die „Transformation“ begnügen wir uns damit, aus der Schlußbetrachtung des Verfassers Einiges hervorzuheben.

Wir finden sehr bald, daß die Natur, in ihren Wirkungsweisen keineswegs so einfach, wie gewisse Philosophen annehmen, sich nicht darauf beschränkt hat, zur Hervorbringung der Organismen nur eine einzige Methode anzuwenden. Im Gegentheil: sie wendet mehrere und sehr verschiedene Methoden an. Die Epigenese*) indessen scheint der Ausgangspunkt für alle Theile des thierischen Körpers zu sein. Die mit den Instrumenten, welche die moderne Industrie liefert, ausgerüstete Wissenschaft kann mit Gewißheit behaupten, daß das Blastoderme (die das Gelbe umgebende Haut, auf welcher sich die Keimschicht mit den ersten Anfängen des Embryo zeigt) eine epigenetische Bildung ist, und daß eben so alle anderen Organe auf epigenetischem Wege entstehen. Die Vervielfältigung der Zellen, welche Schwann als die Elemente aller organischen Gewebe ansieht, ist eine wirkliche Epigenese, und vielleicht noch deutlicher tritt eine solche epigenetische Entstehungsweise in den thierischen Organen hervor, auf welche sich die Zellentheorie nicht anwenden läßt. Alle Organe entwickeln sich aus einer gallertartigen Substanz (welcher Herr Dujardin den Namen: „Sarcode“ gegeben), wie die Keimhaut (das Blastoderme) sich aus dem Gelben des Eies entwickelt.

Der erste Mittelpunkt aller dieser epigenetischen Bildungen ist die auf der Keimhaut sich zeigende Keimschicht, von deren drei Blättchen ein jedes eine besondere Gruppe von Apparaten aus sich entwickelt. Ein jeder dieser Apparate des Organismus erscheint Anfangs nur aus seinen Hauptbestandtheilen zusammengesetzt. Diese vorbestandigen und ergänzen sich dann, indem sie die zu ihnen gehörigen Neben-Organe aus sich hervorbringen. Der Verdauungskanal ist z. B. organisirt, bevor eine von den Drüsen, deren Absonderungen später zur Verdauung nöthig sind, vorhanden ist; aber es entwickelt sich aus einem Keime an einem gewissen Punkt des Verdauungskanals allmälig die große Drüse, welche Leber heißt und welche die Galle absondert. Die anderen Drüsen, die Lungen, entwickeln sich auf gleiche Weise erst später. Keines dieser Organe ist gleich Anfangs wirklich vorhanden. Ueberall zeigt sich die Epigenese, das Entstehen eines Organs aus dem anderen; wie der Embryo selbst, so entsteht auch jeder seiner Bestandtheile auf epigenetischem Wege.

Ist ein Organ, Anfangs nur in seinen Grundzügen und immer sehr klein, erst entstanden, so hat es zunächst zu wachsen. Das Wachsen erfolgt unter zwei Hauptformen. Ein Organ kann größer werden, ohne daß seine Gestalt oder Textur sich irgendwie zu ändern scheint, wie z. B. die den Embryo einschließende Haut. Jedoch die meisten Organe ändern, indem sie wachsen, ihre Formen und Verhältnisse. Die Arme z. B. kommen beim menschlichen Embryo zuerst nur als kleine Erhöhungen deinahe in der Mitte des Körpers zum Vorschein; ein Schwanz, eben so lang, wie bei den übrigen Säugethieren, ragt längere Zeit weit über die Ansätze zu den Beinen, die den Ansätzen zu den Armen ähnlich sind, hinüber.

So oft die Fortschritte in der Entwickelung ein neues Bedürfniß mit sich bringen, schafft die Natur ein Organ, demselben zu genügen, und die Organe, die nur vorübergehenden Bedürfnissen dienen, sind oft auch nur vorübergehend. Die sogenannten Wolffschen Körper, deren Struktur der der Nieren ähnlich ist, zeigen sich sehr früh entlang des ganzen Körpers zu beiden Seiten des Verdauungskanals. Sobald die eigentlichen Nieren gebildet sind, verschwinden sie allmälig. Aber manche nur der Entwickelung des Embryo dienende Organe hören nach der Geburt des Embryo nur auf, sich weiter fortzubilden; andere fangen an, einem anderen Zweck zu dienen.

Epigenese zuerst, dann einfache oder zusammengesetzte Entwickelung, Bildung, Umgestaltung, Fortentwickelung, Stillstand, Rückbildung, Zerstörung oder Verwendung der Organe zu anderen Zwecken: das sind die Haupt-Erscheinungen, welche in dem thierischen Organismus, von dem Moment an, wo der Keim sich zu regen beginnt, bis zu dem Tode, sich uns zeigen. Alle diese Erscheinungen setzen in dem den Körper bildenden Stoff fortwährende Bewegungen der kleinsten Theilchen desselben voraus. Erwägen wir nun die Thatsache, daß fast alle Wirbelthiere auch schon als Embryonen Organe haben, die dazu dienen, unorganisirten Stoff ihnen zuzuführen, so drängt sich uns die Idee einer allgemeinen Fortentwickelung des Lebens, nachdem ihm der Schöpfer den ersten Anstoß gegeben hatte, mit Nothwendigkeit auf.

Aus der Abhandlung über die eigentlich sogenannte Metamorphose im Thierleben wollen wir nicht blos die allgemeinen Ergebnisse, sondern auch von den Thatsachen, die Herr v. Quatrefages ausführlich und anschaulich vorführt, die wichtigsten und interessantesten hier andeuten.

Die aus Eiern (außerhalb des mütterlichen Schooßes) hervorgehenden Thiere sind von einander verschieden als solche, welche, wenn sie aus dem Ei auskriechen, den Individuen, von denen sie abstammen, sogleich ganz ähnlich sind, und als solche, welche aus dem Ei in einer Gestalt auskriechen, in welcher sie noch gar keine Aehnlichkeit mit den Individuen haben, von denen sie abstammen. Um den ursprünglichen Typus vollständig darzustellen, haben die ersten nur noch zu wachsen, außerdem höchstens solche Veränderungen durchzumachen, wie die, welchen auch die Säugethiere nach ihrer Geburt noch unterworfen sind; die zweiten müssen, nachdem sie innerhalb des Eies ähnliche Transformationen durchgemacht, wie die Embryonen der Säugethiere, nun noch außerhalb des Eies wahre Metamorphosen durchmachen.

Aus dem Ei eines Schmetterlings kriecht nicht ein Schmetterling hervor, sondern eine Raupe, diese verwandelt sich in eine Chrysalide (verpuppt sich, wie man zu sagen pflegt), und erst aus der Chrysalide geht wieder ein Schmetterling von derjenigen Art, zu welcher die Individuen, von denen er herstammt, gehört haben, hervor. Die Raupe, die Chrysalide, der Schmetterling sind dem äußeren Anscheine nach so verschieden von einander, daß sie Nichts mit einander gemein zu haben scheinen, und doch ist eine jede dieser Gestaltungen aus der vorhergehenden in allmäliger Fortentwickelung hervorgegangen, so daß sich auch hier die Behauptung, die Natur mache keine Sprünge, gerechtfertigt findet. Unter der alten Haut, die abgeworfen werden soll, im Innern der Glieder, die verschwinden oder sich umgestalten sollen, bereiten sich nach und nach die neuen Häute vor, bilden sich die zukünf-

*) „Epigenese“ bezeichnet diejenige Entstehungsart der Organismen, bei welcher dieselben als durch auf einander folgendes Entstehen ihrer Bestandtheile zu Stande kommend gedacht werden.

tigen Formen, entwickeln sich die Organe, die künftig nöthig sein werden. Im Augenblicke der Metamorphose erfolgt, wie bei der Häutung, nur ein Abwerfen der alten äußeren Hülle. Man löse einige Tage vor jeder Häutung der Raupe mit Vorsicht die obere Haut ab, so wird man unter ihr die Haut, welche in ihre Stelle treten soll, schon finden. Man thue dasselbe vor der Verwandlung der Raupe in eine Chrysalide, so wird man unter der oberen Haut schon Ansätze zu Flügeln und Fühlhörnern vorfinden.

Wie die Schmetterlinge, so machen überhaupt alle Insekten, nachdem sie aus dem Ei gekrochen, drei Lebensstufen durch: auf der ersten Stufe (Larven) zeichnen sie sich durch eine große, zugleich innerliche und äußerliche Thätigkeit aus, die keinen anderen Zweck hat, als den: das Wachsthum des Individuums zu bewirken; auf der zweiten Stufe (Nymphen oder Puppen) zeichnen sie sich durch eine die Umbildung des Individuums zum Zweck habende, nur innerliche Thätigkeit aus; auf der dritten Stufe (als Insekten im vollkommenen Zustande) zeichnen sie sich durch eine nur die Fortpflanzung der Gattung zum Zweck habende, äußerliche und innerliche Thätigkeit aus. Nicht alle Insekten stellen diese drei Lebensstufen in so vollkommener Weise dar, wie der Cossus lignipterda, ein Schmetterling, der, nachdem er zwei Jahre als Raupe zugebracht und aus der Chrysalide ein Schmetterling geworden, als solcher ganz und gar keine Nahrung zu sich nehmend (darum auch nicht immer mit einem Saugrüssel versehen), sein einige Tage währendes Leben ausschließlich der Thätigkeit und der Sorge für die Erhaltung der Gattung widmet.

Die Mehrheit der Insekten bleibt hinter diesem Ideal von Insektenleben mehr oder weniger zurück. Die meisten haben, wenn sie wirkliche Insekten geworden, noch nöthig, ihre Organisation zu ergänzen oder zu erhalten: sie brauchen noch Nahrung. Manche haben schon in dem Moment, wo sie aus dem Ei auskriechen, diejenige äußere Gestalt, die sie ihr ganzes Leben hindurch behalten. Andere bekommen niemals Flügel. Jedoch haben diese Abweichungen ihre Gränzen. Jedes ausgebildete Insekt zeigt Kopf, Brust und Leib deutlich von einander unterschieden, athmet durch Tracheen (d. i. kleine Oeffnungen am Leibe) und hat zum Gehen drei Paare von Füßen.

In den Insekten mit vollständigen Metamorphosen gehören außer den Lepidopteren (den Staubflüglern oder Schmetterlingen) die folgenden Arten: Die Koleopteren (Hartflügler, gewöhnlich Käfer genannt); die Neuropteren (Netzflügler), eine Gruppe, zu welcher die Libellen oder Wasserjungfern, die Ephemeren, die Termiten gehören; die Hymenopteren (Hautflügler), zu denen die Bienen, die Wespen, die Hummeln u. s. w. gehören. (Fortsetzung folgt.)

Ein überrheinischer deutscher Dichter.

(Schluß.)

Zum ersten Male betritt er die große mächtige Reichsstadt an einem Sonntagmorgen. Bewunderung vor der Bürgergröße ergreift ihn:

„Das Münster, Gottes höchster Dom,
Strebt da vor seinem Blick empor —
Tief in des Himmels dunkle Bläue,
Vom Morgensonnenstrahl durchglüht
Die Riesenblume deutscher Treue
Und deutscher Kunst und Kraft entblüht!"

— — — — — — — — — — — —

Weit seine Glocken lust'ge Lieder
Hell klingen von dem Thurme nieder —
Da kamen sie, die greisen Männer,
Wie Könige einhergeschritten,
Der Weisheit und des Rechtes Kenner,
Die Wächter frommer Bürgersitten.
Da kamen sie, die greisen Frauen,
Die Sonnen blühender Familien,
Die Töchter lieblich anzuschauen
Wie junge Rosleien und Lilien:
Und dann die Söhne hoch und stark,
Voll Jugendkraft und gutem Mark —
Des Bargen's jungen Folgen Sichen
In ihrer Schönheit zu vergleichen.

O Bürgerweisheit, Kunst und Kraft,
Die reichste Ahre deutschen Lebens!
Was Du gethan, was Du geschafft,
Zeigt einst die Hoheit Deines Strebens.
Die Dome steh'n im weiten Land,
Zum blauen Himmel hoch gereckt,
Als ob ein Riese seine Hand
Anbetend gegen Gott sinstreckt.

O Bürgerkraft, o deutscher Geist!
Als junger Aar bist aufgeflogen
Und hast mit kühnem Flug umkreist
Die Feinde, die Dich übergogen.
Wie leuchteten im hohen Rath
Der Väter fromme, weise Reden!
Wie leuchtete die kühne That
Der jungen Bürger in den Fehden!

O Bürgerkraft, o Bürgermuth,
Der Wind, der Deine Segel schwellte —
Das war des freien Athems Fluth
Vom Athenser bis hin zum Belte.
Euch blühte frisch der Freiheit Mai!
In Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Speyer
Trug man sein deutsches Herz so frei —
Der Aar im Horste trägt's nicht freier.

Nie wollten sie so hoch und hehr,
Die kühner, stolzen Schiffe fahren!
Längst sind sie flügge übers Meer,
Dem deutschen Geist den Weg zu bahnen.
O Hansabund, Du Bund so stark, —
Warst Du den Handschuh zum Gefechten,
Erbaut' das stolze Dürmark
Und beiden Engelland und Schweden.

So wahre Gott Dich, Bürgerkraft!
Denn bist Du todt, das Reich müßt' schwinden,
Und flegst Du auch in enger Haft,
Laß er Dich wieder Freiheit finden!
Wohl hast Du es dem Herrn gewicht,
Was Du geschaffen und gestaltet!
Ja, sein ist Kraft und Herrlichkeit,
Die stets in Deinen Werken waltet!

So steht er da in hoher Begeisterung für das Große des deutschen Bürgergeistes. Da sieht er die Geliebte in das Münster treten, er darf ihr nicht folgen, aber doch jubelt, den Münsterthurm besteigend, seine Wonne auf die Stadt herab. Da aber die Kunde durchs Land dringt, Kaiser Karl V. habe abgedankt, zieht er nach Frankfurt zum neuen Krönungsfeste, singt vor Kaiser und Reich beim Sängerkampfe das Lied von König Dagobert, von Alt-Friedel und jenes von seiner Liebe, daß er den Preis über die Sänger aller Länder gewinnt. Als er nun, nach Straßburg zurückkehrend, Kunigunden seine Liebe gesteht:

„Und wenn die Liebe mir brächte Leid,
Wenn Du Dich von mir wendest,
O Du liebliches Kind, o Du wonnige Maid,
Wenn Du die Nacht mir sendest:
Ob die Rose blüht, ob die Aue lacht,
Ob mir prangt die strahlende Sonne, —
Ich verginge in heller Maienpracht,
Ich vergänge, wenn Alle voll Wonne.
Da legt ich mich hin in den grünen Wald
Und schliefe bald
In Ruh,
Denn Du,
Du!
Nur Du bist meines Lebens Sonne!"

empfängt er die Kunde von ihrer nahen Hochzeit mit einem Anderen und muß ihr versprechen, daß er ihr zum Hochzeitsreigen aufspiele. Das thut er denn auch, bis seiner Fiedel Saiten zerreißen und mit ihnen sein Herz in der Brust zerspringen möchte. Eine sehr schöne Nebenfigur bildet hier der Waffenschmiedsgesell, der die Ballade vom Junker von Klingen, Kunigunde's Bräutigam, gedichtet hat und selbst die Verlorene liebt, gleich Jung-Friedel; dem spricht er Trost zu, bei welcher Gelegenheit Becker eine Kraft und Schönheit in didaktischer Poesie entwickelt, wie wir sie nur bei unseren größten Meistern treffen. Verzweifelnd an sich und seinem hohen Berufe, geht der Spielmann weiter, kein Mensch hört mehr von ihm, und das Volk bildet schon Sagen von ihm und singt jene Balladen über Jung-Friedel, von dem es heißt, daß er zu des Königs von Elfenheim jüngstem Töchterlein ins Elfenland gezogen sei, — Balladen, welche zu den schönsten unserer schönsten Poesie gezählt werden dürfen. Der Spielmann ist verschollen, und weiter erzählt der Dichter in dem schönen Versmaße des serbischen Trochäus:

„Viele Sagen, viele Lieder gingen
Durch das schöne Land am Ober-Rheine
Von Jung-Friedel, dem berühmten Sänger.
Und sie kamen mit den Maienvöglein,
Kamen mit des Lenzes Rosenblüthen
In das stille Thal im tiefen Wasgau,
Wo Mariechen mit dem Vater wohnte.
Aber Niemand wußte sie zu deuten" ꝛc.

Digitized by Google

Mariechen bricht jetzt auf, den Jugendgeliebten zu suchen mit dem blinden Vater, der auch Fiedler ist, aber Jung-Friedel ist unter die Landsknechte gegangen und Trompeter geworden. Jetzt, im fünften Bande des Gedichtes, beginnt eine solche dramatisch-lebendige, kräftigschöne Schilderung des Lager- und Kriegerlebens jener Zeit, — wie sie von keinem unserer Dichter erreicht ward und erreicht werden könnte, und wir fühlen uns mitten unter diese wilden „schwarzen Reiter" versetzt, die von dem Brandenburger Markgrafen, Albrecht Alcibiades, von Sickingen und Frundsberg singen:

„Da sie dort in wälschen Landen An den Niederländer Pforten,
Bei Pavia schon gestanden Mit den Christenschwestern pochten!
Und dem Franz, dem Königstitter, Wie sie Türken und Franzosen
Schlugen Helm und Schild in Splitter. Ihren Stahl ins Herz gestoßen,
— — — — — — — — — — — — Wie sie kann in deutschen Landen
Wie vor Hitz' sie fast verdorrten, Gen den Kaiser selbst gestanden" ꝛc.
Da sie mit den Heiden fochten,

Der schwarze Jerg, der alte wilde Landsknecht, dem sein Schwesterlein, ihr junges Leben opfernd, in der heiligen Nacht ein Nothhemd spann, und der es in wildem Trotz zerreißend mit dem Teufel selbst fechten will, tritt jetzt in den Vordergrund, — eine neue meisterhafte Figur. Wie epigrammatisch, drastisch sind die in Knappheit gehaltenen Kriegsgedanken Jung-Friedel's! Und diese wunderherrlichen, frischen, kecken Kriegslieder, die wie auf der Trompete geblasen vom Munde dieser Gesellen erschallen! Leider ist und der Raum versagt, hier eines derselben geben zu können; wir müßten sie alle hersetzen, wollten wir die wiedergeben, die uns gefallen haben. Aber bald sind alle Kameraden Jung-Friedel's gefallen, die Trompete, welche ihm eine Zeitlang als die wahre Zauberfiedel galt, wird weggeworfen; — zu Speyer über den Kaisergräbern im Dome, von welchen sein Fährmann ihm ein Lied singt, kömmt ihm bei dem Gedanken über des Irdischen Vergänglichkeit der Entschluß, Mönch zu werden, und im Orgelklang glaubt er die Zauberfiedel zu hören. Fanatisch flucht er Allen, die nicht glauben, und seinem eigenen früheren Leben, verleugnet selbst die gute Göttin, welche ihm in der Weihnacht im Gewand der Natur als graues Mütterchen erscheint, ihn aber dennoch wieder an sein hohes Ziel erinnert, das er auf diese Weise nie finden kann, bis ihn der neu erwachte Frühling aus dem Kloster nach seinem Heimatsthal lockt. Aber Mariechen, dessen treues Herz erkrankt ist, ist selbst Nonne geworden und singt:

Ach, wie hab' ich verschuldet solch bittrer Noth,
Daß meine junge Aengelein vom Weinen so roth!
Kein Mägdelein auf Erden
Ist so betrübt wie ich, —
Weil Du mir nicht kannst werden,
D'rum wein' ich bitterlich.

Und so tief ist das Thal und so tief ist der See
Und die Berge so hoch und die Gipfel voll Schnee;
Und wärd' ich droben stehen
Und sehen bis ans Meer,
Mein Leid zu überstehen,
Vermöcht' ich nimmermehr!

Und dort seh' ich zwei Sterne am blauen Firmament,
Sie bewegen sich beide und bleiben doch getrennt.
Wie rein auch ihre Flammen,
Wie ihre Gluth auch brennt, —
Sie kommen nie zusammen:
Das Trauern nimmt kein End'.

Aber die Prüfung ist jetzt vollendet, Jung-Friedel erhält die Zauberfiedel, und Mariechen wird sein Weib. Glückliche Tage kommen, bis dem Spielmann, der sein Höchstes erreicht hat, die Welt nicht mehr genügen will. Graut derselben doch noch vor dem Tone der Zauberfiedel, in deren Klängen sich das Wesen der Natur offenbart, — er kömmt nun auch in den Verruf eines Zauberers, und Frau Hulda sendet in stiller Mondnacht ihre Elfen, ihn zum Geisterlande zu holen, wo der Zauberfiedel Ton Gesetz ist und er selbst als König herrscht. Dort sitzt er nun im blauen Seegrund, — wer vorüberzieht in einsamer Stunde, hört oft Lieder hervorhallen, die weiter gesungen, als Volkslieder uns erhalten bleiben. Sonntagskinder könnten zur rechten Stunde die Zauberfiedel wieder erlangen, aber Niemand weiß diese Stunde, bis einst der rechte Mann kömmt, welcher der Dichtung grünen Kain zum wahren, Alles einigenden Gottesstempel machen wird. — Dies die Fabel des Gedichtes.

Wir sehen die wälsche Idee, welche in der Tannhäusersage, wie in der vom Barbarossa, in der vom Parcevaul, wie in jener des Faust, liegt, — eben nur das ewig neu sich umgestaltende, ewig sich wiederholende in einem charakteristisch neuen Gewand, — mit bewußter Klarheit bei der germanistischen Tendenz und mit der gründlichsten Kenntniß des Mittelalters, seiner Volksanschauungen und Ideen. — — Darum ein bedeutsames Werk vermöge des in ihm liegenden ethischen Werthes, wegen der hohen poetischen Kraft und nicht genug zu bewundernden Beherrschung aller poetischen Formen, — wegen seiner national deutschen Tendenz und Volksthümlichkeit im schönsten, wahrsten Sinne des Wortes. — August Becker, der Dichter des Jung-Friedel, ist ein deutscher Dichter, mag auch sein Vaterland in politischen Verbande dem Auslande angehören.

Dr. R.

Italien.

Die neueste Eruption des Vesuv.

Wir entlehnen einer aus Neapel datirten Korrespondenz des Londoner Athenaeum folgende Details über die letzten, mit dem 1. Mai d. J. begonnenen Ausbrüche des Vesuv:

„Der am hiesigen Observatorium angestellte Professor Palmieri hat einen schätzbaren Bericht über die Eruption abgestattet. Es geht darund hervor, daß die Nadeln des Lamontschen Apparats, die am 29. April nur leicht affizirt wurden, am 30sten in starke Bewegung geriethen, und am folgenden Tage fand der Ausbruch statt. Im Laufe von einigen Stunden öffneten sich nicht weniger als sieben Krater, von mehreren kleinen gefolgt, welche alle Lava und glühende Steine auswarfen, von unterirdischem Donner und röthlichem Rauchwolken begleitet. Diese Feuerströme bildeten, sich in die Atrio del Cavallo genannte Ebene ergießend, ein Flammenmeer, das sich von der einen Seite bis an den Monte Somma, von der anderen bis an die Lava vom Jahre 1850 erstreckte. Jeden Augenblick durch neuen Zufluß angeschwollen, stürzte dieses Meer sich endlich in die Fossa della Vetrana, wo es eine wundervolle Kaskade erzeugte. Das Thal jenseits der Eremitage wurde von den stets anwachsenden, enormen Lavamassen angefüllt, die, in die Fossa del Pavone strömend, dort eine zweite Kaskade bildeten und in der Richtung von mehreren in der Ebene gelegenen Ortschaften hinabrollten. Im ersten Stadium der Eruption war die Lava 100 Palmen tief, und man fürchtete, daß ein zweiter, gleich starker Ausworf, der seitdem auch wirklich stattgefunden, der Eremitage und dem Observatorium gefährlich sein würde. Sie wurden aus diesem Grunde geräumt und die Instrumente fortgeschafft. Die Zahl der Krater wird man nicht eher mit Genauigkeit angeben können, bis die vulkanische Thätigkeit des Berges sich gelegt hat; dasselbe gilt von den ausgeworfenen Stoffen, obgleich wir Eisenchlorid, salzsaures Gas und andere tödliche Gase bemerkten.

Der magnetische Apparat Lamont's war vom Professor Palmieri bei Gelegenheit des Erdbebens von Melfi angewendet worden, und die erlangten Resultate berechtigten ihn zu der Voraussetzung, daß sich derselbe auch bei einem vulkanischen Ausbruch bewähren würde. Wenn er die gegenwärtige Katastrophe auch nur um mehrere Tage voraussagte, liefert er doch einen der schönsten und überzeugendsten Beweise von dem praktischen Nutzen der Wissenschaft im Dienste der Menschheit, welche uns die neuere Zeit darbietet. Wie viele Menschenleben konnten durch die Lamontschen Nadeln gerettet werden! wie viele wird man dadurch noch retten können!

Vom Magnetismus zur Elektrizität übergehend, sagt Herr Professor Palmieri, daß es am ersten Tage des Ausbruchs unmöglich war, Beobachtungen anzustellen; als sich aber die Wolken verzogen, nahm er eine große Spannung positiver Elektrizität wahr, die sich nach einem Aschenregen am Abend des 2. Mai erheblich vermehrte. Im Allgemeinen war die Elektrizität immer stärker, wenn der Wind in der Richtung des Observatoriums wehte. Sie zeigte sich kräftigst am beweglichen Konduktor, nicht immer am festen Konduktor; „und während des Aschenfalls", setzt er hinzu, „übereugte ich mich von einer merkwürdigen Thatsache, die ich auch während eines Regenschauers beobachtet habe: daß sich nämlich mit dem beweglichen Konduktor eine positive, mit dem festen Konduktor aber nur eine schwache, negative Elektrizität kund gab." Während die größere Lavamasse nach der Fossa della Vetrana, im Norden des Observatoriums, auffloß, stand das Thermometer dort acht Grad höher als an der entgegengesetzten Seite des Gebäudes. Die Feuchtigkeit war zur Zeit der Eruption bald größer, bald geringer, indem das Psychrometer von August mitunter eine Differenz von 6° bis 7° zeigte. Das Barometer fand während der ersten Tage sehr niedrig, auf 701, dann begann es zu steigen und hob sich am 5ten auf 710. Der Wind ist vom Osten durch Süd nach Westen übergegangen und war oft einige Stundenlang ungemein heftig, worauf eine vollkommene Stille eintrat. Der Rauch gab den normalen Geruch von sich.

Nachdem sich die Lava in die Fossa del Pavone ergossen, schickt sie von diesem Punkte, wie von der Spitze eines Winkels aus, in zwei Strömungen fort, wovon die eine sich gegen die Ortschaften Cercola, San Sebastiano und Massa di Somma, die andere, später eingetretene, nach San Giorgio a Cremona und San Giovio, bei Portici, richtete. Die erstere werde ich, der Zeitfolge gemäß, auch zuerst beschreiben. Am 10. war die Lava innerhalb 3850 Palmen von Cercola angekommen; den Tag darauf rückte sie 500 Palmen weiter vor und blieb hier fast stationär, während sie in den letzten zehn Tagen (bis zum 22. Mai) sich mit größter Wuth in der anderen Richtung, nach San Giovio zu,

Digitized by Google

til, aus welchem er in das Gefäß, den sogenannten Kondensator, eindrang. So wurde in dem Cylinder ein vollständiges Vacuum und nicht die geringste Abkühlung hervorgebracht. Dies war Watt's Haupt-Erfindung, mittelst deren beinahe die Hälfte des bisher verbrauchten Brennmaterials erspart wurde. Die anderen sinnreichen Vorrichtungen, durch welche er die Dampfmaschine vervollkommnete, die Luftpumpe, die Stopfbüchse, die excentrische Scheibe, das Parallelogramm, der Regulator u. a. m. hier näher zu berühren, verbietet der uns zugemessene Raum.

Der Gedanke, einen abgesonderten Kondensator anzubringen, überkam Watt plötzlich und er machte auf der Stelle einen rohen Versuch, der ihn insoweit befriedigte, daß er nun rastlos an die Ausarbeitung der Einzelnheiten ging. Als aber die Sache so weit gediehen war, daß er sich an ein Experiment im Großen wagen konnte, selbst es ihm an den Geldmitteln, und er war genöthigt, sich einen Partner zu suchen. Zuerst verband er sich mit Dr. Roebuck, Großvater des bekannten Parlamentsmitgliedes, einem reichen und unternehmenden Arzt, mit dessen Hülfe er, nach mehrfachen Experimentiren in den Werkstätten von Kinneil House bei Borrowstones, eine kleine Dampfmaschine zu Stande brachte. Im Jahre 1774 übernahm ein Industrieller, Namens Boulton, drei Dr. Roebuck Antheil an der „neuen Feuermaschine". Mr. Boulton war ein schönes Exemplar von britischem Fabrikanten, rastlos thätig, scharfsichtig, ehrenhaft und von fürstlicher Freigebigkeit. Watt schreibt von diesem seinem Geschäftsgenossen und Freunde:

„Bei unseren Unternehmungen bildeten Boulton's Energie und Zuversichtlichkeit ein glückliches Gegengewicht gegen meinen angeborenen Mangel an Selbstvertrauen. Alle Hülfe, die uns Soho oder Birmingham leisten konnte, ward durch ihn herbeigeschafft, so wie sein liebenswürdiges Wesen und der Ruf, den er als thätiger und erfinderischer Fabrikant genoß, uns viele einflußreiche Freunde in beiden Häusern des Parlaments erwarb."

Wie sehr aber Watt eines aufmunternden Beistandes bedurfte, geht aus folgendem, recht düster gehaltenen Briefe hervor, den er im Jahre 1769 an einen Freund in Birmingham schrieb:

„Ich bin entschlossen, falls mein Unternehmen mir die darauf verwendeten Auslagen und Zeitversäumnisse nicht lohnen sollte, das Erfinden ganz und gar zu lassen, das heißt, wenn ich es über mich ge winnen kann. Uebrigens bin ich lange nicht mehr so fähig, als ich ehedem war. Ich fühle es, daß ich nicht mehr derselbe Mensch bin, der ich vor vier Jahren gewesen, als ich die neue Feuermaschine erfand und, noch bevor ich ein Modell machte, fast jeglichen Umstand vorhersah, der seitdem daran hervorgetreten ist. Damals spornte mich die Hoffnung, ich würde mich vor Mangel sichern und so stellen, daß ich mit fremden Menschen Nichts mehr zu theilen hätte, die mich bisher nur immer ausgebeutet haben. Der Versuch im Großen war nothwendig, und ich habe, am dahin zu gelangen, manches Mißgeschick ertragen müssen. Ja, ich würde der Last erlegen sein, wenn mich nicht Dr. Roebuck's Freundschaft aufgerichtet hätte. . . . Ich habe meine Maschine jetzt dem Abschluß nahe gebracht, aber von der Ruhe, die ich mir zu erarbeiten hoffte, bin ich noch eben so entfernt, als vor vier Jahren. Doch will ich Alles thun, um das Unternehmen zu Ende zu führen; fördert es mich aber nicht, so lasse ich die Last liegen, die ich nicht tragen kann. . . . Das Thörichste, was ein Mensch thun kann, ist: erfinden. Hier sitze ich seit vier oder mehr Jahren, um eine Maschine zu Stande zu bringen, und ein Mr. Moore, der davon Wind bekömmt, ist aufgeweckter, als ich, verschafft sich drei Patente auf einmal, kündigt sich in den Zeitungen an, miethet zweitausend Arbeiter, läßt sie in St. Georg's Field für die ganze Welt Maschinen bauen, gewinnt auf einen Ruck ein Vermögen und verfolgt mich vor den Gerichten, weil ich meine eigene Erfindung benutze."

Nach seiner Verbindung mit Mr. Boulton erdutete Watt in reichem Maße den Lohn seiner genialen Verbesserungen des Dampfmaschinenwesens. Die Geschichte der von ihm gegründeten Soho-Werke in Birmingham nimmt eine bedeutende Stelle in den Annalen des industriellen Fortschritts Großbritanniens ein. Man hat berechnet, daß die Summe von Kraft, die in dieser einzigen Fabrik während der letzten siebzig Jahre durch Menschenhände ins Leben gerufen wurde, der von zweihundertausend Pferden gleichkömmt. Im Jahre 1816 wünschte der damalige Großfürst und spätere Kaiser Nikolaus die Soho-Werke zu besuchen; man verweigerte ihm jedoch den Einlaß, weil in seinem Gefolge einige Personen waren, von denen man wußte, daß sie die Geheimnisse der Fabrik, Behufs geschäftlicher Benutzung, auskundschaften sollten. Noch sei erwähnt, daß Watt früher einmal einen Ruf als Maschinenbauer nach Rußland mit einem Jahrgehalt von tausend Pfund Sterling erhielt, aber, zum Glück für sein Vaterland, das Anerbieten nicht annahm.

In Watt's Aufenthalt in Birmingham bildet seine Verbindung mit einer Anzahl ausgezeichneter Männer, die den Namen Lunar-Gesellschaft führte, eine interessante Epsode. Der berühmte Naturforscher Priestley, der ebenfalles zu diesem Klub gehörte, spricht von denselben in seinen Memoiren folgendermaßen: „Ich betrachte meine Niederlassung in Birmingham als das glücklichste Ereigniß meines Lebens, da ich hier mit Männern zusammentraf, die mich bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten in jeder Weise förderten. Ich nenne besonders Watt, Keir und Withering. Mit diesen, so wie mit Mr. Boulton, Dr. Darwin, Mr. Galton und Mr. Johnson von Kenilworth, kam ich jeden Monat zu einem Zwecktessen zusammen. . . . Wir nannten unsere Verbindung die Lunar-Gesellschaft, weil die Zusammenkünfte immer zur Zeit des Vollmondes stattfanden, damit wir — wie es in den Statuten hieß — beim Nachhausegehen einen hellen Weg hätten." . . .

Aus den Diskussionen dieser Gesellschaft ist manche große Entdeckung hervorgegangen. Unter Anderem theilte hier Watt bereits im Jahre 1781 die von ihm gefundene Zusammensetzung des Wassers mit. Denn daß Watt mit dieser Entdeckung Priestley, Cavendish und Lavoisier voranging, ist durch Autoritäten, wie Davy, Arago, Dumas, Berzelius, Liebig, gegen andere Behauptungen hinreichend erwiesen.

Als ein Beispiel von Watt's weitsichtigem und umfassendem Genie diene noch, daß er bereits die Schraube statt der Schaufelräder zur Fortbewegung der Dampfschiffe empfohlen hat. Die betreffende Andeutung findet sich in einem Briefe Watt's an Dr. Small vom 30. September 1770, der in dem Muirheadschen Werke, dem die obigen Angaben sämmtlich entlehnt sind, im Facsimile mitgetheilt wird unter Beifügung einer Kopie von Watt's eigenhändiger Zeichnung der projektirten Dampferschraube.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Sechster Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Mit den Unitariern fängt die positive, organische, schaffende Opposition gegen die Autorität der Hochkirche an. Insofern sie sich aber auch noch wieder Autoritäten machen, sind sie nur die schwächere gegen die stärkere Macht. Die Säkularisten greifen das ganze jährlich sechsundzwanzig Millionen Thaler verschlingende Institut der Hochkirche an und wollen diese bis jetzt in unsichtbaren, heiligen Regionen verbundenen Millionen für irdische Zwecke der Schule und Erziehung verweltlicht, säkularisirt wissen, wie es in Sardinien und sogar in Spanien der Staat selbst gemacht hat. So weit, wie in Spanien, ist man freilich in dem freiesten Lande Europa's noch nicht, aber obgleich Palmerston um den Antrag, daß die Steuern als Zwangspflicht der Dissenters für die Hochkirche aufgehoben werden sollten, mit allen Bischöfen herumtanzte, als wäre er der heißeste Brei, den Niemand ohne Fenergefahr berühren könne, bildeten doch bereits im Unterhause die Säkularisten die Majorität. Diese Majorität ist ein großer Sieg in England, denn so wie der Hochkirche erst das Geld knapper wird, hört sie sofort auf, hochpriesterlich zu sein. In vielen Theilen Englands haben die Dissenters bereits das Uebergewicht, das sich mit der Zeit durchweg im Unterhause geltend machen wird. Dann tritt die staatliche Säcularisation erst in rechte Wirksamkeit. Die Antikratie machte bereits einen Versuch, der drohenden Freiheit des Schulwesens entgegenzuwirken, so daß sich Lord John Russell staatsunterstützte Schulen zustimmen ließ. Aber die Säkularisten sagen: „Wenn man uns erst die sechsundfunfzig Millionen der Hochkirche jährlich in der Tasche läßt, werden wir schon allein so viel davon herauszunehmen, um alle Kinder zu erziehen, wie es sich gehört, ohne Unterstützung vom Staate oder der Kirche zu benutzen, denn beide Institute nehmen so viel, daß wir Alle Unterstützungs-Bedürftige werden. Sie nehmen uns zwei Theler, um uns mit zehn Silbergroschen erbarmungsvoll unter die Arme zu greifen." Die Säkularisten zeigten sich denn auch so mächtig und erbittert gegen die Russellschen Halbheiten von Bischofs- und Staatsschulen, daß der edle Lord selbst den Sturm durch eine neue Bill zu beschwichtigen suchte. Er that darin, als wolle er die weiten Aermel der Hochkirche etwas enger schneiden, aber er that nur so, wie bei seinen homöopathischen Reform-Pillen. Lord „Finality" erregte dadurch ohne sein Wissen den Anfang eines wirklichen Antrags von einem anderen John, nämlich Sir John Packington, einem Manne, der noch dazu zu den Ministerial-Familien gehört, nämlich auf wirkliche Emancipation der Schule von der Kirche. Er kömmt durch, denn so viel Parlamentarismus gilt noch in England, daß keine Partei auf Haltung und Erfolg rechnen kann, welche nicht in Lebensfragen sich wirklich auf die Bedürfnisse des Volks, auf die Diktate der zum Bewußtsein, zur Existenzfrage gewordenen Kultur-Interessen stützt.

Die Freihändler von Manchester, die baumwollenen Friedenstauben, die praktischen Engländer des Geschäfts, die Gentlemen voller Scham über die verwahrlosten Massen und über die hunderttausendpfündigen Bischöfe bilden das Heer der Säkularisten im weiten Sinne oder auch im speziellen, nämlich für den bestimmten Fall der Emancipation der Schule von der Kirche. Um die Konsequenzen, um das, was drum und dran wächst, bekümmern sie sich nicht, oder sie opponi-

Digitized by Google

ren sogar dagegen. So kommen wir zu den Säkularisten im eigentlichen Sinne, welche überhaupt emancipiren und den Menschen aus den vielen hergebrachten Schalen und Scherben der Autorität herausbauen, damit er aus eigenem Willen, aus eigener Vernunft und Bildung, wie ein Mann denke und handele, zu den Priestern und Schulmeistern der Säkularisation, in ihre Institute, ihre Bibliotheken, ihre Bücher und Zeitungen.

Der Kern und die radix dieser Säkularisten ist eine Buchhandlung in Fleetstreet mit dem einst berüchtigten Namen Holyoake über der Thür, gegenüber der Expedition des „Diogenes“, so daß der „Raisonneur“ nach Guildhall eben so gut hindurch mußte, wie vorher die Wellington- und ein andermal die Lossuthleiche. Holyoake ließ gerade vor dem Gesichte des vergötterten Kaisers ein Riesenplakat an seine Thür kleben, auf welchem die Vergrößerung seines Journals: „The Reasoner“ mit Politik, u. s. w. angekündigt ward, während das Schaufenster des „Diogenes“ von oben bis unten mit der großen Karikatur, John Bull als festgeschmückten Ochsen darstellend, auf welchem der lorbeerbekränzte Kaiser mit dem Talisman in einem Käfig an der Seite und das Vorlegemesser einer neuen Theilung der Erde in der Hand reitet, ausgefüllt war. — Holyoake reiste früher (wie Southwell, ehemals Offizier in Portugal u. s. w., Pianofortemacher und Literat, jetzt der andere Hauptheld der Säkularisten und einer besonderen Gemeinde und erster Dialektiker der Diskussion-Klubs in und um Fleetstreet) im Lande als Vorleser, lecturer, umher und begann gleichsam einzelnhändig den Kampf gegen die Hochkirche, die ihm deshalb einmal in Cheltenham wegen Gotteslästerung zu sechs Monaten Gefängniß verhalf, dem Southwell in Bristol zu einem ganzen Jahre. Aus den Gefängnissen gingen beide mit neuen Waffen und neuer Macht hervor. Sie reißen im Lande als lecturers umher und gründeten ihre Festungen, selbstständige Schulen und die sogenannten literary institutions, in welchen die bisher Verstoßenen und Verwahrlosten tüchtige Lehrer und Bücher und Zeitungen und Naturwissenschaften und Experimente, die Lust der Bildung und der Humanität finden und genießen. Jeden Abend sind ihre Tempel offen, und der Sonntag wird durch gemeinschaftliche Thee-Partieen beiderlei Geschlechts, musikalisch gut exekutirte Gesänge und substantielle Vorträge über naturwissenschaftliche, industrielle, technische, historische und politische Gegenstände gefeiert — eine ganz neue Lebens- und Gesellschaftsform in dem durch Kliken und hinter Privatthüren zerklüfteten und egoïstisch abgeschlossenen England. In London giebt es die jetzt etwa 20 solcher literary institutions, zum Theil mit bedeutenden Bibliotheken, die Holyoake selbst durch seine Druckerei, seine Schriften und Schriftsteller sehr stark versorgt, außerdem in Manchester, Birmingham, Leeds, Nottingham, Bradford u. s. w. Das Interessanteste in dieser Sphäre sind die abendlichen und nächtlichen Diskussionen von Holyoake, Southwell u. s. w. mit herausgeforderten Geistlichen, welche sehr oft an die Bitterkeit und den derben Witz von Dr. Luther und Dr. Eck erinnern. Diese Diskussionen, besonders in den literary institutions mit den neuen wohlfeilen Büchern und Kompendien, den neuen, von aller Steifheit fernen Umgangsformen, der Freude am Wissen, am gebildeteren, nüchternere n, freieren Leben, das daraus entsteht, unterstützt durch die Volksbildungs-Institute, die einst Lord Brougham ins Leben rief, durch die Schulen der Manchester-Partei, durch „Mechanics-Institutions“, Wochenzeitungen, die Chartisten und neuerdings auch durch die sich rasch verbreitende League der Administrative-Reform-Association, arbeiten den ganzen Boden um, auf dem bisher die Monopole und die „Schichten“ so gut gediehen, weil er so wild, so schmutzig, so unkultivirt war, wie eine Wildniß.

Wir sehen also Summa Summarum neue Kultur-Elemente und diese mehr oder weniger kombinirt und verbunden, außerdem gekräftigt durch allgemeine Aufregung und Erbitterung über die Unfähigkeit und den schwachen oder sogar bösen, Willen der bisher herrschenden und geltenden Klassen, die bereits faktisch entschieden in der Minorität sind. Daraus läßt sich auf den Sieg eines Maufernungs- und Verjüngungs-Prozesses schließen, der auch in der abgestorbenen und unproduktiv gewordenen Literatur eine neue, kräftige Vegetation hervorrufen wird, die sich nach Aufhebung des Stempelzwanges für Zeitungen zunächst in mannigfachen Anstrengungen, neue Blätter zu treiben, ankündigt. Wenn diese theatischen Triebe sich etwas geklärt und ausgeblüht haben, werden wir sie uns näher ansehen. (Schluß folgt.)

Spanien.

Ein modernes spanisches Drama.

Die moderne dramatische Literatur der Spanier ist im Auslande so gut wie unbekannt, und doch ist sie fast nicht minder reich, als die der Deutschen und Franzosen, welche sie insofern übertrifft, als ihre Stoffe fast durchweg nationale sind. Wir behalten uns vor, über die hervorragendsten Produkte selbst zu berichten, und geben einstweilen ein spanisches Urtheil über eines derselben, welches zugleich als eine Probe spanischer Kritik gelten mag.

Es handelt sich um die erste Vorstellung des dreiaktigen historischen Dramas „Don Fernando de Antequera“, von D. Bentura de la Vega, auf dem Teatro del Principe in Madrid.

„Erst spät“, sagt der ungenannte Kritiker, unter dem wir den Dichter Rosell vermuthen, „kommen wir daran, über dieses herrliche Werk des Herrn Vega zu sprechen, dieses glücklichen Geistes, dem das Schicksal das seltene Privilegium gewährt hat, so viel Trimphe wie literarische Produkte zu zählen. Eines der bedeutendsten ist, unserer Ansicht nach, das Drama, welches wir hier besprechen wollen. Ein einfacher, schöner, mit seltenem Geschick behandelter Stoff, gut gezeichnete Charaktere, unter denen insbesondere der des Helden meisterhaft angelegt und durchgeführt ist, eine große Keuntnik der feenischen Effekte, höchste Mäßigung, was äußeren Schmuck und epidolische Verwickelungen anbelangt, Gedrängtheit und Energie der Sprache, ein gewisser Charakter erhabenen, antiken Ernstes, der das Ganze durchweht, und endlich — was man bei dem hierüber bekannten Verfasser kaum zu erwähnen braucht, ein herrlicher Versebau — dies sind die Eigenschaften, welche dem neuen Drama des Herrn Vega die Neigung der Zuschauer gewonnen haben und den Beifall rechtfertigen, womit es seit seiner ersten Vorstellung durch ein zahlreiches Publikum in dem Coliseum des Principe begrüßt wird.

„Das Thema des Dramas, welches genau der Geschichte folgt, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Der König D. Enrique III. ist eben gestorben und hat durch sein Testament seine Witwe Donna Catalina und seinen Bruder, den Infanten D. Fernando, gemeinschaftlich mit der Regierung des Reiches betraut, so lange sein erst zweijähriger Sohn D. Juan II. minderjährig wäre. Die Großen von Kastilien wollen nun, theils aus Furcht vor den mit einer langen Minderjährigkeit immer verbundenen Unruhen, theils weil sie besondere Vortheile für sich daraus zu ziehen hoffen, dem Infanten Mitregenten die Krone übertragen, welcher jedoch

— — sie von sich weist,	(— se resiste
trotzdem das Alles ihn betäubt,	A ser rey cuando el reino mas
sie zu ergreifen,	le embiste.)

„Dies ist das ganze Drama. Mit wahrhaft großartigen Pinselstrichen malt es die mannigfachen Kämpfe, die D. Fernando zu bestehen hat, um seinen edlen Vorsatz: die Krone dem jungen Könige zu bewahren — durchzuführen. Alles Andere ist gewissermaßen nur der Rahmen zu diesem schönen Bilde. Die Kämpfe, sagten wir, welche D. Fernando zu bestehen hat, um seinen edeln Grundsatz durchzuführen: denn der Verfasser hat mit großem Geschick seinen Helden nicht zu einem vollkommenen, jeder menschlichen Leidenschaft unzugänglichen Wesen gemacht, dem das Opfer, welches die Tugend von ihm verlangt, leicht wird, ja ganz natürlich wäre. Ein Engel kann nicht der Held eines Dramas sein: ein Engel ist schön, aber nicht dramatisch. Ohne Kampf kein Sieg und folglich auch kein Interesse. Das hat Herr Vega vollkommen verstanden und die Elemente seines Werkes mit solcher Klugheit zubereitet, daß D. Fernando immer als Mensch, aber immer auch als großer Mensch erscheint.

— Versuchet meine Tugend nicht,	(—; Soy padre!
ich bin ja Vater!	No tentels mi virtud —)

ruft er voll Aufregung und Bellommenheit, als der Connetable Ruy Lopez d'Avalos in ihn dringt, die Krone von Kastilien anzunehmen, die ihm ja durch den Willen der Granden zu Füßen gelegt werde. Und dies geschieht in einem Augenblicke, da er auf die Hoffnung verzichten muß, die ihm mit Recht zukommende Krone von Aragonien auf sein Haupt zu setzen. Kurz vorher, da man ihm die Uebel anzählt, die aus seiner Nichtannahme für das Reich erfolgen müßten, schwankt seine gequälte Tugend, und es preßt ihm die Worte aus:

O Herr, was forderst Du von mir!	(Señor, ¡ qué me ordenais!)

„Aber der Heroismus siegt. Ein glücklicher Umstand kömmt ihm zu Hülfe: die Unkunft der Königin Witwe und des jungen Königs; ein Umstand, der sich jedoch alsbald wieder gegen den edlen Entschluß des Infanten kehrt, indem er dessen Durchführung neue Hindernisse in den Weg legt. Der Infant soll nämlich gemeinschaftlich mit der Königin regieren, aber die Königin widersetzt sich der Ausführung der dringendsten Maßregeln, welche der Zustand des Reiches eben erfordert, der Kriegführung gegen die Mauren von Granada, die gerade in das kastilianische Gebiet eingefallen sind und es verwüstet haben. Dies giebt den Granden gegründeten Anlaß zu erneuerten Bitten, aber welche die Tugend D. Fernando's eben so glorreich triumphirt, wie aber alle andere Versuchungen, welche das Talent des Dichters ihm in geistreicher Reihenfolge in den Weg legt.

„Wir haben bereits gesagt, daß das Drama einzig und allein in dieser Reihe von Versuchungen bestehe, welche mit größerer oder geringerer Schwierigkeit besiegt werden. Nichtsdestoweniger weiß es unser Interesse zu fesseln. Der Verfasser hat somit eine der schwierigsten Aufgaben, welche die dramatische Kunst bietet, unternommen,

Digitized by Google

nämlich ein Interesse zu erwecken, ohne zu dem mächtigen Hebel der Liebe seine Zuflucht zu nehmen, jener Achse, um welche sich das moderne Drama dreht. — Das Drama der Alten that dies nicht. Sie hatten immer nur den Staat, das öffentliche Wesen im Auge, und darum griff die Liebe wie jedes andere persönliche Interesse nothwendigerweise nur wenig in ihre dramatischen Combinationen ein. Nur öffentliche Angelegenheiten konnten das Interesse von Männern fesseln, welche so zu sagen auf dem Forum lebten. Uns dagegen, die wir mehr innerhalb der Familie leben, wird es nicht so leicht, sich im Theater für Etwas zu interessiren, was die innigsten Neigungen des Privatlebens außer Rechnung läßt. Deshalb sind die modernen Schriftsteller zu zählen, welche einen Versuch gemacht haben, diese Bahn zu verlassen, noch mehr aber diejenigen, welche dies mit einigem Erfolge gethan haben. Herrn Bego bleibt der Ruhm, eine Schwierigkeit, die uns ungeheuer dünkt, glücklich überwältigt, nämlich durch ein Drama interessirt zu haben, welches eine rein politische Frage zum Thema hat und dabei doch keine jener ungehörigen Anspielungen auf die Frage des Tages enthält, die das ärmliche Zufluchtsmittel mittelmäßiger oder verschrobener Köpfe bilden."

Es folgt nun die Kritik der Aufführung, welche uns nicht interessiren kann. — Obiger Besprechung haben wir nur noch beizufügen, daß dieses Drama in den Ländern, welche durch Parteikämpfe zerrissen und mit Usurpatoren gesegnet sind, bedeutende Wirkung haben muß. Wir selbst haben es im Jahre 1852, somit in einem Zeitpunkt zu Gesichte bekommen, wo die Ereignisse in einem Nachbarlande zu Vergleichungen aufforderten, für welche fast jede Seite frappante Gegensätze bot. Sonst wird das Stück für uns Deutsche, die wir bekanntlich noch mehr als die Spanier „innerhalb der Familie" leben, zwar nicht minder spannend, aber nicht gemüthlich anregend genug sein, als daß es das große Publikum genießen könnte. Denn wenn dieses sich für politische Dramen interessiren soll, so muß man es bekanntlich nicht mit großen Thaten, sondern mit großen Redensarten regaliren, die den courantesten Zeitungen entnommen sind — ein Zufluchẗsmittel, welches, wie der Spanier mit strenger Wahrheitsliebe behauptet, nicht in dem Geschmacke des Talents liegt, sondern das ärmliche Erbtheil mittelmäßiger Köpfe bildet. Er hätte hinzusetzen können: das nichtsbesoweniger einem Publikum gefällt, welches sein öffentliches Leben nicht auf dem Forum, sondern in den Spalten einer Zeitung zu finden gewöhnt ist.

A. S.

Mannigfaltiges.

— Ein Amerikaner in Berlin. Das New-Yorker Journal of Commerce theilt eine Korrespondenz aus Berlin vom Februar d. J. mit, die eine graphische Schilderung der hiesigen Winteramüsements enthält, und zwar namentlich der Schlittenpartieen und des Schlittschuhlaufens in „jenem herrlichen Park", dem Thiergarten, an welcher letzteren Episode unseres Winterlebens der Briefsteller offenbar ganz außerordentliches Behagen gefunden hat. „Ich hatte", sagt er, „ein Zusammentreffen bei der „Louiseninsel" verabredet, einem fast eine (engl.) Meile vor dem Brandenburger Thor gelegenen Theile des Parks, aber noch lange nicht im Mittelpunkte desselben befindlich. Die sauber gehaltenen Pfade entlang eilend, welche diesen Miniaturwald durchschneiden, holte ich Schaaren von Leuten, die Schlittschuhe unter dem Arme, ein und begegnete eben so zahlreichen Schaaren von Zurückkehrenden. An dem Monument vorbei, welches die Bürger von Berlin zum Andenken ihres verstorbenen, geliebten Königs errichtet haben und an dessen Piedestal die Freuden des Thiergartens reizend dargestellt sind, kam ich zu den gefrorenen Teichen, auf welchen sich mir eine Scene wundervoller Heiterkeit darbot. Hunderte, vielleicht Tausende von Menschen waren hier versammelt, die muthigen Regimenter von Schlittschuhläufern betrachtend oder sich ihnen anschließend. Am meisten ergötzte mich der Anblick der zahlreichen Damen, die nicht ruhig am Ufer standen, sondern mit Schlittschuhen an den Füßen mit der äußersten Leichtigkeit und Grazie einhergli̇ten. Es ist dies seit mehreren Jahren eine sehr fashionable Belustigung der Berlinerinnen, und in vielen, die sich jetzt auf dem Eise befanden, erkannte ich Damen von hohem Rang, in Begleitung ihrer Väter oder ihrer Brüder. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß die Damen noch besser Schlittschuh liefen als die Herren. Ihr geschmackvoller Anzug, die Leichtigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen und die Freude, die von ihren rosigen Wangen strahlte, — Alles vereinte sich zu dem reizendsten Schauspiele. Niemand, der ihre Kunstfertigkeit wahrnahm, konnte einen solchen Zeitvertreib für unweiblich halten, und man mußte vielmehr anerkennen, daß er alle Anneḧmlichkeiten des Tanzes in sich schloß, ohne die Beschwerden, die sich gegen diese letztere Unterhaltung vorbringen lassen. In einer kleinen Bucht des Sees verkaufte ein unternehmender Conditor den Frierenden warmen Kaffee, und dicht bei wurden Schlittschuhe nach der Stunde an solche verliehen, welche dergleichen nicht selbst besaßen. Dienstfertige Leute waren bei der Hand, um sie anzuschnallen oder um mit Handschlitten aufzuwarten, auf welchen die Damen, die an den Schlittschuhpartieen nicht theilnahmen, von ihren Kavalieren über das Eis geleitet wurden. Dabei ging Alles in der größten Ordnung vor sich, ohne irgend etwas, das das feinste Gefühl verletzen konnte, obwohl der Platz für Jeden offen stand, der sich an dem Vergnügen betheiligen wollte. Allerdings waren ein oder zwei Schutzmänner gegenwärtig, allein sie schienen eine vollständige Sinekure zu haben." Der Briefsteller schließt mit dem Wunsche, daß seine Landsleute in New-York doch auch ähnliche Schlittschuhpartieen in ihrem neuen Central-Park veranstalten möchten.

— Preis-Denkmünzen für französische Literaten. Das Comité des Vereins französischer Literaten (Société des gens de lettres) hat beschlossen, eine ihm von einem ungenannten Geber zugegangene Schenkung von zehntausend Francs folgendermaßen zu vertheilen: Es werden zunächst vier verschiedene Preise angesetzt, die von dem Verein in öffentlicher Sitzung im November 1855 vertheilt werden sollen: 1) eine Denkmünze im Werthe von 2000 Fr. für den besten Vortrag über „die Literatur und die Literaten im neunzehnten Jahrhundert"; 2) eine Denkmünze im Werthe von 1500 Fr. für die beste Schrift über Balzac und zwar als Verfasser der „Comédie humaine"; 3) eine Denkmünze im Werthe von 1000 Fr. für diejenige Novelle, welche von dem meisten Talent zeugt und das meiste Interesse darbietet; 4) eine Denkmünze im Werthe von 1500 Fr. für das beste Theaterstück in Versen, in zwei oder drei Akten, und zwar über das Sujet: „Die Goldsucher des neunzehnten Jahrhunderts." Die übrigbleibenden 4000 Fr. sollen von den Preisrichtern unter diejenigen Arbeiten vertheilt werden, welche sie des zweiten Preises, des Accessits oder auch nur einer ehrenvollen Erwähnung für würdig erachten. Die Manuskripte der zur Preisbewerbung bestimmten Werke müssen in der Zeit vom 15. Sept. bis zum 1. Octbr. 1855 an das Sekretariat des Vereins der Literaten (Paris, Rue de Treviſe, Nr. 14) unter den üblichen Formen eingesandt werden.

— Goyena. Einer der gelehrtesten spanischen Rechtslehrer und Staatsmänner, Don Florencio Garcia Goyena, ist kürzlich im einundsiebzigsten Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Die spanische Literatur verdankt ihm eine große Anzahl von Werken über alle Zweige der Rechtswissenschaft. Während einer langen Reihe von Jahren war er Professor an der Universität Salamanca, wo er eine in Spanien weit verbreitete Schule von Rechtsgelehrten gebildet. Im Jahre 1847 bekleidete er den Posten eines Ministers der Justiz und der Gnaden.

— Michel Montaigne. Herr Dr. J. F. Payen, der früher bereits mehrere historisch-kritische Arbeiten über Montaigne herausgegeben, hat kürzlich eine neue Lieferung seiner Documents inédits sur Montaigne unter dem Titel Ephémérides, lettres et autres pièces inédites de Michel de Montaigne et de sa fille Eléonore erscheinen lassen. Es ist eine Broschüre von nur 40 Seiten in 8., aber mit allem, solchen bibliographischen Raritäten eigenthümlichen Luxus, mit einem Facsimile der Handschriften Montaigne's und seiner Familie, ausgestattet und nur in hundert numerirten Exemplaren abgezogen. Es enthält diese Schrift namentlich auch Notizen Montaigne's aus einem sogenannten Schreibe-Kalender, wie sie im sechzehnten Jahrhundert in Frankreich viel verbreitet waren. Es war dieser Kalender zugleich ein historisches Taschenbuch, das für jeden Tag im Jahre ein geschichtliches Ereigniß in Erinnerung brachte und Raum zur Eintragung von Tages-Notizen ließ. Montaigne benutzte hierzu: Michaelis Bertheri Ephemeris Historica, ein Buch von nahe an 500 S. in 8. Andere Notizen Montaigne's sind nach schriftlichen Randbemerkungen auf Büchern aus seiner Bibliothek mitgetheilt, unter Anderem auf einem Exemplar von Julius Cäsar's Kommentarien, wobei Montaigne's eigenthümlicher und origineller Geist in jeder Zeile und jedem Worte zu erkennen.

Das mit dem 30. d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements können auch am 1. Juli sowohl bei den K. Postämtern (die das „Magazin" dreimal wöchentlich liefern) als bei allen Buchhandlungen (die das Blatt in Wochen-Lieferungen beziehen) angemeldet werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. — Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande franco und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 75. Berlin, Sonnabend den 23. Juni 1835.

Ein übermeinheimischer deutscher Dichter.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" hat bereits einigemal auf die literarische Regsamkeit des deutschen Elements im Elsasse hingewiesen und dargethan, wie in jenem schönen Lande, in welchem seit Gottfried von Straßburg und dem späteren Fischart durch alle Zeiten hindurch deutsche Poesie, besonders aber die Volksdichtung, geblüht, auch jetzt noch, nachdem uns politisch der Elsaßgau verloren gegangen, das gemeinschaftliche Erbtheil in treuer Liebe bewahrt und dem Mutterlande dargebracht wird. Im Elsaß hat eine Dichterschule sich gebildet, welche gerade vielleicht um so charakteristischer deutsch ist, als eine fremde Politik gern alles germanische Leben in ihrer schnödgewonnenen Gränzprovinz unterdrücken möchte.

Außer den beiden Brüdern Stöber, Otte, Candidus u. A., in deren Poesieen überall das volksthümlich-deutsche Element durchgebrochen ist, haben wir nun in der allerneuesten Zeit eine so hochbedeutsame poetische Erscheinung vom Ueber-Rhein bekommen, daß wir vor dem dichterischen Foods, welcher sich in den abgetrennten Stämmen findet, die höchste Achtung hegen müssen. Es ist dies August Becker, der vor wenigen Wochen in einer Korrespondenz der Berliner Vossischen Zeitung fälschlicherweise als Westfale bezeichnete junge Dichter des bei Cotta in Stuttgart erschienenen großen lyrisch-epischen Gedichtes aus dem deutschen Volksleben des sechzehnten Jahrhunderts: „Jung-Friedel, der Spielmann".

Die äußere Handlung dieses sowohl in der Idee, als in der Auffassung, Durchführung, poetischen Kraft und Gewandheit ausgezeichneten Gedichtes liegt am Ober-Rhein, in der Heimat des Dichters, Elsaß und Pfalz, und sie trägt, trotz ihrer Gemeinsamkeit, doch wieder den individuellen Charakter des Lebens, Denkens und Hoffens jener Lande, in welchem die jüngsten politischen Erinnerungen noch nicht das Andenken an eine schönere, größere Zeit verwischt haben, und wo neben den Sagen vom großen Napoleon, welche den alten deutschen nachgebildet sind, noch jene vom großen Otto und Barbarossa fortleben und das Volk von den Tagen spricht, wo Kaiser Friedrich von Colmar und Hagenau aus reitet, zu Kaiserslautern in der Kaiserburg die Großen des Reiches sammelt, auf dem hohen Trifels im Wasgau bei Annweiler seinen Kaiserstig wie früher nimmt und dann die große Schlacht auf den Feldern von Straßburg schlägt, wo alle Völker um die Weltmacht kämpfen, dem Kaiser aber der Sieg bleibt. — Der Held des Gedichtes ist einer jener fahrenden Spielleute, die vorzüglich im Elsaß zuhause waren und, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, in ihren, der Natur und dem Menschenherzen abgelauschten Volksliedern gewissermaßen als die einzigen Repräsentanten und Träger echt deutscher Poesie oppositionell den Meistersängern und Hofsängern mit deren Zwang und allen Lächerlichkeiten entgegenstanden.

„Denn mit der Geige, mit dem Bogen
Stand zu der Zeit am deutschen Rhein
Viel Fiedelleut' herumgezogen,
Die da gespielt bei Tanz und Wein
Und seine Lieder hell gesungen,
Wen Ort zu Ort, durch Dorf und Flur,
Die deutschem Volksgeist sind entsprungen,
Als freie Kinder der Natur.
Ja, als die echte Kunst geschwunden
Aus Stadt und Burg und Fürstensaal,
Als ihre freie Kraft gebunden
Durch Meisterregeln ohne Zahl,
Als längst das Lied der Nibelungen
Bei allen Hohen in Veracht:
Da sind noch Weisen frisch erklungen,
Da lebte noch, hell angefacht
Durch alle frische Sängerherzen
Im niedern Volk, der heil'ge Brand,
Gethellt in tausend Liederkerzen —
Durch's liebe, teutsche Vaterland."

Ein solcher Sänger wird also auch Jung-Friedel, der im Schutze der Frau Holle, jener wohlbekannten Göttin, steht, in welcher der Dichter, gleich der Sage und Mythe, die Natur selbst gestaltet hat. Diese verspricht ihm, wenn er sie durch sein Wirken und Leben, durchgeläutert vom Leid und der Freude der Erde, verbiene, die Zauberfiedel, das Symbol der Meisterschaft im Liede, die alle Geheimnisse der Natur und des Elfenreiches, so wie das Wesen ihrer Geberin, selbst offenbare und ihren Besitzer zum Propheten einer neuen Zeit mache. Aber Alt-Friedel, der sie zuvor besessen, starb den Tod als Zauberer, und gleiches Schicksal droht Jedem, der nach ihr strebt. Doch läßt sich Friedel nicht abhalten, reißt sich vom Mariechen's liebendem Busen und singt und geigt mit seinem Ideal im Herzen nun durchs Land hin vor den Burgen und Hütten, bei den Tänzen der Bauern und dem um ihre Liebe weinenden Mägdlein unterm Lindenbaum. Es sind diese Wanderlieder des Spielmanns herrliche, frische, lebendige und sinnige Gesänge, frei von allem Bilderschwulst und jeder falschen Sentimentalität, ergreifend in ihrer Einfachheit, Natürlichkeit und Sangbarkeit. Der Liebe, deren Leid er an Anderen oft bemerkt, sagt er ab und huldigt dem Weine.

„So mag die Lieb' oft süße sein,
Viel besser schmeckt mir doch der Wein.
Ist's nur ein Glas vom reinen.
Ich hab' der Liebe abgesagt,
Weil sie am leichten Muthe nagt, —
Denn Liebe macht ja weinen!

Wohl sah ich schöne Mädel gern,
Sah gern in ihrer Augen Stern',
Weil sie so lieblich scheinen, —
Doch keine lieb' ich allzu sehr,
Daß mir das Scheiden fiele schwer —
Die Liebe macht ja weinen!

Und ich will lachend durch die Welt,
So lange sie mir noch gefällt,
Herz geb'n auf jungen Beinen.
Mit Sang und Klang von Ort zu Ort —,
Wo, Ihr Mädel, ich muß fort:
Sonst macht die Lieb' mich weinen!"

Dieses macht den Schluß der Wanderlieder, in denen sich das schöne poetische Volksleben am Ober-Rhein mit seinen Maientänzen und Spinnstuben, seinen Liedern auf dem schaukelnden Rhein und seinen stillen Wünschen abspiegelt. Nun kommt Jung-Friedel in ein Wirthshaus, das früher ein Kloster war; mit hellem Gesange grüßt er den lustigen, rothnasigen Wirth und dessen schmuckes Töchterlein, schließt Bekanntschaft mit dem besten Sänfer im Reich, dem fahrenden Schüler, Petrus genannt. In lustiger Weise durchprobt die saubere Gesellschaft, ihre Zechlieder johlend, die schöne Nacht, und Jung-Friedel's Lied heißt:

Ein Spielmann, der kann reisen,
Ja, reisen durch die Welt!
Es gelten seine Weisen
Es viel als echtes Geld.

Sein Lied ist auch von Golde,
Man hört es überall gern, —
Er steht in eig'nem Solde
Und singt nach keinem Herrn.

Man giebt für seine Lieder
Ihm gerne guten Wein
Und füllt das Gläslein wieder,
Giebt er ein Liedlein drein!

D'rum ist's in seinem Herzen
So heiter und so frei!
Die Sorgen, die Euch schmerzen,
Die geh'n an ihm vorbei.

Von Habenichts so heißet
Sein Stamm von Alters her,
Und wer so lustig reiset,
An Nichts trägt der nicht schwer.

Und wollte Einer tauschen
Mit ihm ein Königreich,
Verstiegen und verrauschen
Müßt' Alles wie'rum gleich!

Aber siehe da, als er wieder in die Natur hinaustritt, empfindet er Reue über sein Schlemmerleben, er wallt, „wie auf einer Himmelsleiter", nach den Tannenhöhen des Schwarzwaldes, sieht im Abendglanze das ganze Rheinthal von den Alpen bis zum fernen Dom von Speyer und drüben die blauen Waßgauberge seiner Heimat, von denen schon das Nibelungenlied so mächtig sang. Dann weilt sein Auge auf dem Rhein, „dem deutschen Strom".

Digitized by Google

„Da strömt er ruhig, mächtig fort!
In seinem Grunde tief begraben
Der alte Nibelungenhort:
Das fänden seine gold'nen Gaben!
Das fändet uns sein Rebensaft,
Das fändet seines Volkes Leben,
Das sagt der Dome Himmelsstreben
Und sagt die deutsche Männerkraft.
Das macht uns Allen offenbar
Auch seiner Frauen hehre Schöne, —
Das fänden uns so hell und klar
Noch seiner Sänger gold'ne Töne.

O Rhein, o Rhein, grünjodl'ner Rhein!
Wie soll ich stimmen meine Saiten,
Auf daß ich könne hell und rein
Dein Lob mit würd'gem Ton begleiten!
Mecht' singen, wie die Orgel singt
In Deiner Dome weiten Hallen,
Und wie der Glocken hehres Schallen,
Und wie der Christenchore klingt!
Mecht singen, wie auf Deiner Bahn
Du selber sangest zu Schaffhausen,
Und wie der weite Ocean
Der Deiner hoert im em'gen Brausen!
O wär die Zauberfedel mein,
Dann wollte mit geahnten Weisen
Dich laut beklagen, herrlich preisen
Dein treuer Sohn, o Vater Rhein!" —

Schon wähnt er in der folgenden Mitternmernacht am Nummelsee auf der Höhe des Schwarzwaldes, wo ihm Frau Holle, im reizenden Gewande der ihn umgebenden Natur, erscheint, die Zauberfiedel zu gewinnen, aber:

„Die Liebe ist die Läuterung der Seele, —
Wer nicht geliebet, hat nur halb gelebt!"

ruft ihm die Göttin zu, und als er erwacht, fühlt er im Antlitz eines Mägdleins, das mit einer Wallfahrt am Morgen ihm begegnet, was Liebe sei. Es ist des reichen Waffenschmieds von Straßburg holdseliges Töchterlein Kunigunde. (Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Sechster Monats-Bericht.

(Schluß.)

Die charakteristische Richtung dieser Neubildung in Literatur, Wissenschaft, Erziehung und Schule ist auch hier eine realistische, materialistische, doch ist hier Niemand so dornirt und anmaßend, den „Geist" auf Functionen der Ganglienzellen und der „grauen Massen" im Gehirn zu reduziren und ihn wie Karl Vogt mit dem Urin in eine Kategorie zu stellen, insofern die Nieren letzteren, die Gehirngewebe aber Gedanken, Gefühle u. s. w. filtriren. So weit die Engländer im Allgemeinen auch im Metaphysischen und Logischen zurück sind, würden sie sich doch über einen wissenschaftlich Vogner-Vogtschen Streit sehr lustig machen, denn die „theilbare Seele" des Hofrath Wagner ist kaum so absurd, als die urinopositischen Functionen Karl Vogt's. Erstere hat wenigstens noch etwas Poetisches, wie die Schatten an der Opfergrube des Odysseus, nur daß Rudolph Wagner ihnen kein Thierblut, sondern die „Ungläubigen" mit Haut und Haar auftischen möchte. Solch ein Gegner macht es den Materialisten wirklich leicht. Sie können ihn abtrumpfen und lächerlich machen, ohne sich wissenschaftlich und logisch anzustrengen. Sollte man es glauben, daß Karl Vogt wirklich mit ernster Miene einen neuen Beweis für die völlige Geistesabwesenheit im Menschen dadurch zu geben meint, daß er die seit Adam's und Eva's Tode bekannte Thatsache von der Entwickelung des Geistes durch den Körper und den Verfall seiner Manifestations-Fähigkeit mit dem Alter zum Fundamente seines ganzen Materialismus verbraucht! Stört man das Gehirn eines Menschen oder schlägt es ihm wohl gar aus dem Kopfe heraus, hört nicht nur die Gemüthlichkeit, sondern alles materiell wahrnehmbare Denken und Fühlen in diesem Kopfe auf, folglich ist der Geist oder die Seele blos Function des Gehirns und nichts Anderes. Das ist das große Fundament der Vogtschen Geistlosigkeit. Warum ist er nicht so konsequent und sagt: Wenn ich einen elektrischen Telegraphen zerstöre, bleiben am anderen Ende die telegraphischen Depeschen aus. Folglich ist die Elektrizität blos Function des Telegraphen und hat nie vorher existirt, wird auch nachher nicht existiren und ist überhaupt nichts als Function, bloßer Beamter, kein Element. Was ich nicht sehe, mit Händen, mit Hebeln und Schrauben, Mikroskopen und Teleskopen fassen kann, das ist nicht, das ist „Köhlerglaube". Was soll mir Geist, Logik, Gedanke, wenn ich ihn nicht auf der „grauen Masse", aus den Ganglienzellen hervor destillire, der Geist, wenn er nicht Materie ist, den ich allenfalls, wenn auch nicht gleich, doch vielleicht später mit Säuren und Basen chemisch in seine Elemente auflösen kann! Also ganz der alte Stock-Unteroffizier, der einen Rekruten, welcher mit angezogenem Mantel zum Exerzieren kam, anfuhr: „Bat soll mit der Mäntel, wenn er nich gewickelt ist!" Was soll mir, als Unteroffizier, die Materie, der Geist, wenn ich ihn nicht spezifisch wiegen und auf Flaschen ziehen kann, um sagen zu können: „So und so viel Sauerstoff, so und so viel Stickstoff, Kalium, Phosphor und etwas Elektrizität, die mir inzwischen freilich davongelaufen ist, obgleich ich ganz genau weiß, daß die Elektrizität bei der Gedankenfabrication im Gehirne mit im Spiele war." (Uebrigens ist Vogt selbst frei von Elektrizität: sie mag ihm schon zu unmateriell erscheinen. Er leitet die Gedankenfreiheit direkt aus dem Blute ab, wie Kopfschmerzen und den Pulsschlag, und ruft dann herausfordernd aus: „Das koste um, wer kann!") Ist das ein Standpunkt? Ist das Wissenschaft? Die theilbare Seele des Göttinger Hofrathe und der sonst so gern Geist habende Karl Vogt, sie durch alle möglichen Schlupfwinkel verfolgend, bis er sich und die Leute vollkommen überzeugt zu haben glaubt, daß sie auch wirklich nirgends im Körper nur ein Mausefach gefunden, um ihm später wieder ins Gehege zu springen! Was ist denn plötzlich aus den deutschen „Denkern" geworden, den „Philosophen!" Hei, wie die Berliner Studenten in den dreißiger Jahren sich auf dem Platze am Opernhause in die Brust warfen und aus Hegel zitirten: „Der Mensch kann nicht würdig genug von sich denken!" Und nun sollten sie mit demselben Stolze deklamiren: „Der Mensch kann nicht niederträchtig genug von sich denken!" Wo sind die Tausende, die einst Eduard Gans das Weseu, die Macht und den Gottesarm des menschlichen Willens dialektisch auseinander stecken sahen? Warum tritt kein Ritter der verschollenen Philosophie auf und schlägt dem Hofrath Wagner die „doppelte Buchhalterei," die er im Interesse seiner theilbaren Seele einzelnen Bevorzugten in die Köpfe setzt, eben so tief von den Kopf, wie dem Blutkraten Vogt die „graue Masse" feiner Ganglien-Gedanken-Filtrirbeutel? Ohne Philosophie könnte man diese Herren wenigstens fragen: Wie machen es denn diese Filtrirbeutel, um aus dem Blute, in welchem noch kein Physiolog fertige Gedanken gefunden, etwas spezifisch ganz Anderes, das weder Motten noch Rost noch Sauerstoff fressen (man verzeihe den letzteren Pleonasmus), zu destilliren? Habt ihr ein derartiges Beispiel in euren Flaschen? Nein, aber es wird schon kommen, sagt Vogt, der freilich ganz Recht hat, wenn er die „theilbare" (also auch sehr materielle) Seele des Göttinger Hofrathe zu allen Poren hinaustreibt. Also Ihr wißt es noch nicht. Nun dann stellt wenigstens intermistisch einen kleinen Bocco in den Ganglienzellen an, der mit seinem „Spiritu abedite" alle diese Hexerei macht. Da haben wir doch einen Namen, einen auf Kündigung angestellten Hypothesanins und nicht jene blutwürstige Barbarei, welche vor jede Stirn eine Firma hängt: „Alle Morgen frische Wurst, direkt aus Menschenblut fabrizirt, aber ohne Pfeffer und Salz, am wenigsten attisches. Notabene: Genau derselbe Artikel, den man in früheren Zeiten Geist, Seele, Gedanke, Idee, Willen, Gefühl, Moral, Freiheit u. s. w. nannte. Im Geiste der fortgeschrittenen Wissenschaft ist uns das Alles Wurst, welche wir zu spottbilligen Preisen stets frisch vorräthig haben, da unsere Maschinen durch gute Speisen und Getränke immer wieder gut geölt und geschmiert werden."

Der Geist, der Idealismus hat viel dumme Streiche gemacht und den Leuten viel aufgebunden. Das ist richtig. Die jetzige naturwissenschaftliche Richtung hat die Mission, aufzuräumen, aber sie sollte nur dabei auch etwas Collegium logicum hören und herauszukriegen suchen, was eigentlich Metaphysik sei, was Hegel in seiner „Phänomenologie des Geistes" gesagt, und ob man nicht auch mit Worten bestimmte Begriffe verbinden könne, daß „Sein", „Dasein", „Werden", logischer und dialektischer Prozeß, Urtheil und Schluß, Theilung der Idee in ihre „Urtheile", „höheres Drittes", Ewigkeit, d. h. Freiheit von Raum und Zeit, Schein und Erscheinung u. s. w. ganz bestimmte Ausdrücke für ganz bestimmte ewige, d. h. raum- und zeitlose Substanzen sind, die nur der Kannibale alle in einen Wurststeffel wirft. Sie sollte das, aber die Physik befolgt immer noch ihre alte Polizeivorschrift: „Physik, hüte Dich vor Metaphysik", und zwar in einem Grade, bei welchem dem Hofrath und Famulus Wagner bange werden mag. Wir unsererseits sind überzeugt, daß der liebe Gott, der während der großen französischen Revolution schon einmal abgesetzt und ausgewiesen ward, ohne besonders böse zu sein, als er nach drei Tagen ehrenvoll zurückberufen ward, auch diesmal durchkommen wird, obgleich ihm die Vögte und Bur(ge)meister des jetzigen naturwissenschaftlichen Blutwurstgeschäfts nirgends eine Aufenthaltskarte bewilligen. Was Herrn Karl Vogt betrifft, so ist er ein Schalk und thut's am Ende den Hofräthen blos zum Schure. Sollte er aber wirklich nicht glauben, daß er Geist hat, dürfte er diese Entdeckung doch vielleicht früher machen, als ihm der Hofrath prophezeit, nämlich dann, wenn er krank würde. Wir wünschen sogar herzlich, daß ihn der Geist bei guter Gesundheit antreffe und er verständigere Leute bekämpfe, als Wagner's

Digitized by Google

„heilbare Seele", welche nur das Gute hat, daß sie auch vorher, als Vogt sie noch nicht exorcisirt hatte, schon zu den Schuljungen gehörte, von denen der Dorfschulmeister während der Kornärndte austreibt: „Da seh' ich schon wieder welche, die nicht da sind." Vogt hat Geist und studirt gut. Auf diesem Wege und mit solchen Mitteln kommt man schon gelegentlich zu dem Sokratischen Höhepunkte des Knownothingismus und begnügt sich selbst in der exakten Naturwissenschaft mit dem Genusse der Naturoffenbarungen für den Geist, da man mit den Retorten, Hebeln und Schrauben immer auswendig stehen bleibt.*) Nur der gemeine Handlanger und Nachtreter glaubt an nichts, als seinen Spiritus in der Flasche, und steht nicht viel anständiger da, als der sklavische Trunkenbold.

„Geheimnißvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Doch nun hab' ich den „Ritter vom Geiste" genug gespielt. Auch will ich nicht den entfernteren Anspruch auf solch einen Titel machen; ich wollte den jetzigen deutschen Materialism es nur mit dem englischen vergleichen, der sich hier Radikalismus unter den Säkularisten nennt, speziell Atheismus, wie ihn Southwell predigt, obgleich er nur gegen den Gott der Hochkirche und die persönlichen Götter anderer Sekten streitet. Den absoluten, von Raum und Zeit freien Gott (eine Kategorie, welche nur der wirklich logisch Gebildete, also der gewöhnliche Haufe nicht fassen kann, eben so wenig, wie der Fachgelehrte der Natur, der nur das Meß- und Wägbare als wirklich existirend annimmt, obgleich er in derselben Minute auch zugiebt, daß seine existirenden, wirklichen Substanzen niemals sind, sondern sich ununterbrochen verändern), diesen substantiellen Gott leugnen Southwell und die Seinigen so wenig, daß sie vielmehr just als eifrige Theologen gelten müssen. Obgleich Feuerbach ins Englische übersetzt worden, wissen wir doch noch nichts von Engländern, welche es so weit gebracht, zu begreifen, wie sich die Welt ohne Sinn und Verstand von selbst gemacht, und wie sie es anfangt, aus dem Blute des Menschen, also aus Wasser, in welchem verschiedene metallische, vegetabilische und animale Substanzen aufgelöst durch die Adern umhergetrieben werden, vermittelst der Ganglien und „grauen Massen" im Gehirn Bewußtsein, Verstand, Vernunft, Willen, Gefühl und sonstige Kategorieen der „ehemaligen" Psychologie (jetzt blos feine Gewürze der naturwissenschaftlichen Blutwurst) herauszufüllteiren. In den einzelnen Fach-Naturwissenschaften leistet England seit den letzten fünf Jahren ungemein, multum und multa. Jeder Zweig der Naturwissenschaft hat seine besondere Society, die sich wöchentlich und monatlich versammelt und stets etwas Neues, genauer Erforschtes, Bestätigtes, Entdecktes und Erfundenes mittheilen hat. Das ist eine frische, reiche, unabsehbare Welt praktischen Wissens und Forschens, doch ist es noch Niemanden eingefallen, den Antrag zu stellen: „Gentlemen, da wir'd vom Anfange bis zum Ende nur mit Materie zu thun haben und namentlich der Mensch, wenn er alt wird, nicht nur an Körperkraft, sondern auch an Geist verliert, und gar nicht mehr spricht und denkt, wenn er todt ist, insofern wir wenigstens niemals sinnlich etwas davon wahrnehmen, beschließt die Gesellschaft, den Geist nur als Produkt der Blutcirculation, also auch als Materie anzunehmen, aber als Materie, die aufhört, überhaupt noch zu sein, wenn der Mensch todt ist, während alle andere Materie sich nur verwandelt, aber niemals vernichtet wird." Sie fagen vielmehr: Der Geist und dergleichen ist nicht unser business, wir haben's eben blos mit der Materie zu thun, worin wir Wirkungen des Geistes sehen, niemals ihn selbst, da er, vermöge einer allen Gerechtigkeit, frei ist von Raum und Zeit, so daß wir ihn selbst mit unseren besten Schrauben, Hebeln und Linsen nie persönlich zu treffen die Ehre haben können. Im Gegentheil macht er sich immer aus dem Staube, ehe wir nur anfangen. Namentlich ist das mit dem Gehirn der Fall. Hat der Anatom erst einen Kopf auseinandergesägt, so findet er zwar noch „graue Masse" und „Ganglien", aber der Telegraphen-Direktor, der hier mitten im Centrum eines Nerven-Telegraphensystems saß, war vorher immer schon ausgerückt, was ihm eine Kleinigkeit ist, da er im Grunde weder Raum, noch Zeit, noch Materie braucht, um glücklich zu sein. Aber wohin ist er gerückt? fragen die Vögte. Allerdings weder in ein Wagnersches, noch in ein Barnumsches Museum, um dort einige Millionen Jahre zu wirken, bis sich wieder eine neue Telegraphen-Direktor-Stelle findet, überhaupt nirgends wohin, denn wo? wohin? woher? erfordern Raumbestimmungen als Antwort. Nähme aber der Geist nur ein Billionstel Linie in Anspruch, so wäre er körperlich und würde gemessen, geschroben und depillirt, daß kein gutes Haar an ihm bliebe. Also das heißt doch wieder: Der Geist existirt nicht. Richtig, insofern die Materialisten immer sagen: Was soll mir denn ein Geist, den ich immer nur als Produkt der Materie treffe? Nun ja: „Was soll mich der Mäntel, wenn er mich jewickelt ist?"

Ich wollte nun auf die Details und Neuigkeiten der englischen naturwissenschaftlichen Gesellschaften eingehen, finde aber theils zu viel Spezialitäten und Fachgelehrsamkeit, theils zu viel überhaupt, so daß ich mich und dem Allgemeinen weit in Dinge verwirren würde, die als Spezialitäten in die besonderen Organe dafür gehören. Ich erwähne nur eine neue Auflage des Handbuchs der Elementar-Geologie („Manual of Elementary Geology") des berühmten Geologen Sir Charles Lyell, worin die neuesten, sehr wichtigen Entdeckungen und Forschungen auf diesem Gebiete zusammengestellt sind, also auf einem Gebiete, das in England mit ganz besonderem Eifer kultiviert wird, da hier auch besonders günstige geologische Materialien zu Statten kommen. In England allein werden Mammalia in oolitischen Gebilden gefunden, allein Reptilien bis in die Devonianische Periode zurück. Die Erweiterung der geologischen Wissenschaft bezieht sich hier besonders auf metallische Depotia, speziell auf die goldhaltigen Anschwemmungen, das Verhältniß der ältesten Felsenformationen zu einander und auf Verfolgung animalischen Lebens bis in Perioden zurück, die früher als lebenlosenfähig galten.

Die „Royal Institution", die Hauptgesellschaft aller Fachgelehrten und Freunde der Wissenschaft, hat Dr. Du Bois Reymond zu einer Reihe von Vorträgen über Elektrophysiologie eingeladen, um die merkwürdige neue Theorie, nach welcher die Muskel-Contraction (nach Vogt noch ein Geheimniß, obgleich er sonst Alles weiß, wie Faust's Famulus Wagner) weder aus dem Blute, noch von den Nerven, noch von dem Willen kömmt, sondern blos von der Gravitation, näher bewiesen zu hören.

Dr. Tyndall ist mit einer neuen Wissenschaft aufgetreten, dem Einflusse des Drucks auf magnetische Phänomene; doch bittet er, man möge vorläufig noch nicht weiter in ihn dringen, da er noch Zeit und Studium brauche, um vollständige Explorationen zu geben. Faraday hat seinen dritten Band über elektrische Experimente („Experimental Researches in Electricity") herausgegeben. Er schließt mit §. 3362, einer Zahl, die eine Ahnung von dem Umfange des ganzen Werkes geben mag, wenn man bedenkt, daß jeder Paragraph einen ganzen Cyklus von Experimenten umfaßt.

Endlich ist auch etwas Geschriebes über Krieg und Krim erschienen, zwei eben so geistvolle, als thatsachenreiche, besondere Bücher voller „Ecken" und „Gemälde"*) von dem bekannten Reise-Humoristen Sir Francis Head, dessen Humor aus Deutschland mit dem Namen von „Schwarzwurst-Schinkenhansen", dem „Vice-Suppendeckelabnehmer des Fürsten von ihrmenden Taxen" („Vice-uncoverer-of-the-soup-to-the-Prince-of-the-Towering-Taxes") u. s. w., wohl ins Deutsche zurückübersetzt sein wird. Die beiden Bücher des schon alternden Hauptes haben nicht mehr den jugendlichen Uebermuth seiner früheren Productionen, sind aber als spezielle, aus dem Leben gegriffene Bestätigung der schweren Anklagen gegen die Krieg führenden und Krieg mißverwaltenden Häupter von großer Wichtigkeit und Schwerkraft, eben so wie ein anderes Werk: „A Trip to the Turks".

In der Belletristik ist mir nur Eine Erscheinung als besonders werthvoll bekannt geworden: „Constance Herbert" von Miß Geraldine Jewsbury, die vor zehn Jahren mit ihrer „Zoe" und später mit ihren „Halbschwestern" an George Sand erinnerte, insofern sie namentlich in den „Half-sisters" „Consuelo" englisirt herausbrachte. Constance Herbert ist eine Heldin der Pflicht gegen Lebenschaft und Liebe, und insofern sehr unpoetisch, denn Liebe und Leidenschaft wollen in der Poesie als Göttinnen traktirt werden, aber insofern sie fürchten muß, als Mutter Opfer des Wahnsinns zu gebären (der in der Familie erblich ist), und der Liebende ein ziemlich werthloses Subjekt ist, mag man sich auf der letzten Seite damit versöhnen, daß sie unverheiratet davonkommt. Der Roman hat seinen Werth in Seelenmalerei, im Einzelnen, als Totalität ist er eben so unpoetisch, als unwahr. „Die Pflicht" hat als ein von außen Aufgedrängtes, mit dem Willen und der Einsicht des Bedrängten im Widerspruche Stehendes kein poetisches Recht. Der ideale Mensch (denn wo würde der Roman sonst geschrieben!) muß entweder den Feind besiegen oder tragisch im Kampfe zugrunde gehen. Das war hier um so nothwendiger, als es in England ohnehin alte Jungfern genug giebt, die sich blos aus Liebe zu dem Leben, das sie nicht mag, der Pflicht unterwerfen, unerträglich lange von ihren Renten zu zehren.

Eine neue, frische, wildkräftige Quelle für den Roman und die Geschichte zugleich hat George W. Thornbury durch seine 3 Bände über die „Buccaniere" eröffnet: „The Monarchs of the Main; or Adventures of the Buccaneers". Er führt uns mitten in die rohen, wilden Zeiten zurück, als die Spanier ganz Amerika mit Gewalt, Schutz- und Prohibitivzöllen zurückhalten wollten und Engländer und Franzosen als Freihändler und Freibeuter, als Piraten und Privat-Erobe-

*) Bemerkenswerth ist übrigens, daß auch dem simpeln Naturforscher Karl Vogt so eben von dem bekannten Zoologen, Professor A. Wagner in München, bewiesen worden, er verstehe von der Zoologie so viel wie gar nichts. D. R.

*) The Roving Englishman in Turkey. Sketches from Life (zum Theil vorher in den Household-Words erschienen) and — „Pictures from the Battlefields. By the Roving Englishman".

Digitized by Google

zer den Grund zu dem ehemaligen französischen Kanada und dem ganzen jetzigen anglo-sächsischen Nord-Amerika legten.

Frankreich.

Das protestantische Frankreich.*)

Keiner Nation hat der Protestantismus, das Recht auf Religionsfreiheit, so viele Kämpfe, Opfer und Thränen gekostet, als der französischen. In den nördlichen Ländern Europa's hatte die Reformation in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts den Sieg errungen; in die südlichen Länder konnte sie kaum eindringen; auf Frankreichs Boden hat sie 263 Jahre lang einen blutigen und thränenreichen Kampf zu kämpfen gehabt. Am 17. Mai 1525 erließ die Mutter Franz I. die ersten die Neuerer mit einem grausamen Tode bedrohenden Verordnungen; und am 19. Januar 1788 erst regsstrirte das Pariser Parlament das Edikt ein, durch welches Ludwig XVI. den Protestanten seines Reichs die bürgerlichen Rechte zuerkannte.

Der Ausdruck: „das protestantische Frankreich" umfaßt also einen an ergreifenden Ereignissen und Scenen reichen Theil der Geschichte Frankreichs, welchem schon viele tüchtige Schriftsteller ihr Forschungstalent und ihre Darstellungsgabe zugewendet. Während aber die meisten von ihnen bis jetzt nur Episoden behandelt haben, sind jetzt die Gebrüder Haag mit einem Werke**) hervorgetreten, welches diesen Theil der Geschichte Frankreichs in seinem ganzen Umfange darstellt. Ihr Zweck ist, die dem Vaterlande durch seine verfolgten und vertriebenen Kinder, die Protestanten, geleisteten Dienste im wahren Lichte darzustellen. Die sturrgläubigen Protestanten haben das Werk mit Wohlwollen aufgenommen; aber sie machen ihm den Vorwurf, daß es ohne Glaubenseifer geschrieben. Jeder Unparteiische wird die Gebrüder Haag darum loben, weil sie ihr Werk in dem unparteiischen Geiste echter Geschichtschreiber abgefaßt. Mit größerem Rechte könnte man den Verfassern vorwerfen, daß sie in ihrem Werke auf die Form und den Styl nicht genug Fleiß verwendet haben. In Bezug auf Reichthum des Inhalts, geschichtliche Genauigkeit und gründliche Kritik läßt das Werk der Gebrüder Haag die schon vorhandenen Arbeiten, die sich auf das protestantische Frankreich beziehen, weit hinter sich zurück. Vor den bisherigen biographischen Sammelwerken hat das vorliegende Werk den Vorzug, daß es ein aus Einem Geiste herausgearbeitetes in sich übereinstimmendes Ganzes ist. Die Artikel, welche auch in den bisherigen biographischen Sammlungen schon enthalten sind, sind mit der größesten Sorgfalt neu bearbeitet; die Anzahl der ganz und gar neuen Artikel ist sehr groß. Unter dem Buchstaben D z. B. werden außer den 62 Persönlichkeiten, deren Lebensgeschichten in dem umfangreichsten unserer auf das protestantische Frankreich sich beziehenden Werke, in dem der Brüder Michaud, dargestellt sind, uns in dem Werke der Brüder Haag noch 335 andere Protestanten vorgeführt, die sich durch Schriften oder Handlungen verdient gemacht haben.

Die Herren Eugène und Emile Haag, aus einer protestantischen Familie der Grafschaft Mömpelgard hervorgegangen, durch verschiedene historische Arbeiten über Luther, über Calvin, über Cranmer, über die Reformation in England bereits bekannt, seit vielen Jahren in den Bibliotheken und Archiven Frankreichs, der Schweiz, Englands, Deutschlands, Hollands zuhause, haben sich auf das Werk, welches sie unternommen, gehörig vorbereitet. Der Reichthum der von ihnen aufgesammelten Materialien tritt überall in dem Werke zu Tage; mancher Artikel enthält außer der ausführlichen Biographie der Persönlichkeit, welcher er gewidmet ist, biographische Notizen über eine Menge anderer Persönlichkeiten, auch solcher, welche, wie z. B. die berühmten Mönche Amyot, Cujas, Duaren, gegen die ihnen hier angethane Ehre Protest einlegen würden. Bei einem jeden Schriftsteller von einiger Bedeutung verabsäumen die Verfasser nicht, ein vollständiges Verzeichniß seiner schriftstellerischen Werke zu geben; von wichtigen und interessanten Werken, wie z. B. von der „Institutio christiana" Calvin's, von den „Memoiren" d'Aubigné's, von den „Juvenilia" Beza's, von dem „Mystère de la nativité" des Barthélemy Aneau theilen sie den Inhalt oder auch wohl Auszüge mit. Den Hebraisten, den Rechtsgelehrten, den Mathematikern, wie Jomaël Boullian, den Künstlern, wie Androuet du Cerceau und Jean Cousin, wird nicht weniger Aufmerksamkeit geschenkt, als den Theologen, den Historikern und den Dichtern.

Den Schluß des Werks wird eine Sammlung von Urkunden machen: Edikte, die gegen die Lutheraner und Calvinisten erlassen sind, aufrührerische gegen die Katholiken gerichtete Plakate, Traktate und Verträge, die Verhandlungen aller Synoden der reformirten Kirche Frankreichs u. dgl. m.

Das Werk der Brüder Haag ist mehr als eine gewöhnliche Sammlung von Biographieen; es ist ein historisches Werk von hoher Bedeutung. Die dieses Werk lesen werden, nicht, um sich Gelehrsamkeit zu verschaffen oder Waffen zu gewinnen, sondern um zu lesen und Nahrung für den Geist zu suchen, werden gewiß von großen und heilsamen Gedanken ergriffen werden. Die Geschichte des protestantischen Frankreichs ist eine lange und schmerzenreiche Märtyrergeschichte. Die den Grundsätzen der Reformation und der Religionsfreiheit treu gebliebenen Familien werden sich veranlaßt fühlen, die entsetzlichen Leiden, welche ihre Vorfahren zu dulden gehabt, zu vergleichen mit dem Frieden, dessen sie sich heutzutage zu erfreuen haben. Diejenigen, welche ohne ein solches Interesse das Werk lesen, werden, nicht ohne ein schmerzliches Gefühl und nicht ohne eine Art von Reue, an das zu allen Menschen gesprochene Wort Jesu denken: „Liebet Euch einander!"

*) Nach einem Artikel des Athenaeum Français.

**) La France protestante, ou Vies des protestants français, qui se sont fait un nom dans l'histoire depuis les premiers temps de la Réformation jusqu'à la reconnaissance du principe de la liberté des cultes par l'assemblée nationale, ouvrage précédé d'une Notice historique sur le protestantisme en France et suivi de pièces justificatives; par M. M. Haag. Paris et Genève, Cherbuliez; lettres A — E; 4 vol. gr. in-8.

Mannigfaltiges.

— Philologische Spitzfindigkeit. In einem bekannten lateinischen Stücke des römischen Komikers Terenz, der Andria, kommt ein schlauer Sklave, Davus, vor, der den verliebte Sohn seines alten Gebieters zum Vertrauten gemacht hat. Der argwöhnische alte Simo giebt diesem Sklaven einmal indirekt und doch deutlich genug zu verstehen, daß er seinem Sohn in dessen verderblichen Neigungen als Lehrer und Rathgeber diene. Dieser that wie Einer, der sich nicht getroffen fühlt; er sagt daher: „Das versteht sich nicht, beim Herkules!" Simo entgegnet zornig: „Du verstehst es nicht — he!" Der Sklave versetzt kaltblütig: „Nein! ich bin Davus nicht Oedipus!" Ein italiänischer Gelehrter, Ritter Aloisio Rossi, macht zu dieser Stelle (in seiner Ausgabe des Terenz, Mailand, Th. 1, S. 23) folgende Anmerkung: „Dies ist vielfache Schmähung; Davus kann den alten Simo gleichsam eine Sphinx nennen wollen, d. h. einen mißgestalteten, mondfrohen Kerl; er kann ihn auch unmenschlich und grausam schelten, wie die Sphinx gewesen sein bekanntlich Jeden, der ihr Räthsel nicht zu lösen im Stande war, von einem Felsen stürzte). Er kann sich selbst, indem er auf Oedipus anspielt, als künftigen Rächer ankündigen, der die Klugheit des Alten zu Schanden macht (die Sphinx tödtet oder sich zu entleiden zwingt)!" Zu seinem dritten „kann" überbietet Herr Rossi fürwahr sich selber. Wir unseren Theils sollten denken, in der Antwort des Davus liege überhaupt gar keine Schmähung und am wenigsten eine vielfache. Kann sie nicht auch allenfalls den einfachen Sinn haben: „Ich bin kein Oedipus, d. h. kein Meister im Errathen schwerer Räthsel!" Das wäre aber freilich nur gesunder Menschenverstand. — Uebrigens setzen wir pflichtmäßig hinzu, daß Spitzfindigkeiten solcher Art bei Herrn Rossi nur ausnahmsweise vorkommen, sein Kommentar könnte im Ganzen sogar vorzüglich heißen, wenn er nicht Vieles erklärte, was an sich schon deutlich ist und manche dunklere Stelle ohne Beleuchtung ließe.

— Scribe's „Sizilianische Vesper." Daß sich ein Italiäner und ein Franzose an einer „Sizilianischen Vesper", bei der die Franzosen bekanntlich von den Italiänern abgeschlachtet wurden, freundschaftlich verbinden können, hätte man kaum für möglich halten sollen. Nachdem er jedoch die Pariser Bluthochzeit in Meyerbeer's „Hugenotten" mit so vielem Glück auf die Opernbühne gebracht, hat Herr Scribe geglaubt, es auch mit der sizilianischen Vesper wagen zu dürfen; zu welcher Herr Verdi die Musik geschrieben. Natürlich ist der ganze Plan zu dieser Vesper von Herrn Scribe erfunden; ja, er behauptet sogar, daß an der historischen Vesper von Palermo und Messina kein wahres Wort sei. Der Knalleffekt der Scribischen Oper besteht übrigens darin, daß der französische Gouverneur von Palermo selbst durch das Läuten der Glocke zu der Trauung seines Sohnes mit einer Schwester Friedrich's von Baden, des Schicksalsgefährten Konradin's von Hohenstaufen, das Zeichen der Vesper und zur Ermordung der Franzosen geben läßt.

Das mit dem 30. d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements können auch am 1. Juli sowohl bei den K. Postämtern (die das „Magazin" dreimal wöchentlich liefern) als bei allen Buchhandlungen (die das Blatt in Wochen-Lieferungen beziehen) angemeldet werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 76. Berlin, Dienstag den 26. Juni 1855.

Frankreich.

Die Metamorphosen des Thieres.

Unter dem Titel: „Die Metamorphosen" giebt Herr A. de Quatrefages in der Revue des deux Mondes eine interessante Darstellung der neuesten Forschungen und Ergebnisse auf dem Gebiete der komparativen Physiologie. Die Darstellung umfaßt drei Abhandlungen; die erste derselben schildert unter der gemeinsamen Benennung: „Transformation" die Veränderungen, welche der thierische Keim erfährt, um in den Zustand eines Embryo zu gelangen, die Veränderungen, welche das Thier innerhalb des Eies durchmacht, und die Veränderungen, welche das weniger ausgebildet zur Welt kommende Thier im Verlauf seines selbständigen individuellen Lebens darbietet. Die zweite Abhandlung hat die sogenannte „Metamorphose" im engeren Sinne zum Gegenstande: sie stellt die Umwandlungen dar, mit denen für das aus dem Ei ausgekrochene Individuum durchgreifende Veränderungen der ganzen Lebensweise verbunden sind. Die dritte Abhandlung, die uns noch nicht vorliegt, wird eine dritte Art von thierischer Metamorphose, zu deren Bezeichnung der berühmte Autor das Wort: „Gemmiparität" gebildet hat, zum Gegenstande haben. Bei gewissen Arten der niederen Thiergattungen (der Anneliden, der Mollusken, der Zoophyten) bringt das Ei ein Thier hervor, welches mit den Individuen, von denen es abstammt, nicht die mindeste Aehnlichkeit hat. Dieses Thier erzeugt wieder aus sich selbst eine Menge anderer Individuen, die ihm eben so wenig ähneln. Hier beziehen sich die Umwandlungen nicht mehr auf Ein, verschiedene Entwicklungs- oder Altersstufen durchmachendes Individuum, sondern auf ganze Generationen, die auf einander folgen, jede von der ihr vorhergehenden verschieden, bis auf die letzte, in welcher der erste Typus wieder zum Vorschein kömmt. Diese Art von Metamorphose im Thierleben ist es, welcher Herr v. Quatrefages den Namen: „Gemmenose" giebt.

In Bezug auf die „Transformation" begnügen wir uns damit, aus der Schlußbetrachtung des Verfassers Einiges hervorzuheben.

Wir finden sehr bald, daß die Natur, in ihren Wirkungsweisen keineswegs so einfach, wie gewisse Philosophen annehmen, sich nicht darauf beschränkt hat, zur Hervorbringung der Organismen nur eine einzige Methode anzuwenden. Im Gegentheil: sie wendet mehrere und sehr verschiedene Methoden an. Die Epigenese*) indessen scheint der Ausgangspunkt für alle Theile des thierischen Körpers zu sein. Die mit den Instrumenten, welche die moderne Industrie liefert, ausgerüstete Wissenschaft kann mit Gewißheit behaupten, daß das Blastoderme (die das Gelbe umgebende Haut, auf welcher sich die Keimschicht mit den ersten Anfängen des Embryo zeigt) eine epigenetische Bildung ist, und daß eben so alle anderen Organe auf epigenetischem Wege entstehen. Die Vervielfältigung der Zellen, welche Schwann als die Elemente aller organischen Gewebe ansieht, ist eine wirkliche Epigenese, und vielleicht noch deutlicher tritt eine solche epigenetische Entstehungsweise in den thierischen Organen hervor, auf welche sich die Zellentheorie nicht anwenden läßt. Alle Organe entwickeln sich aus einer gallertartigen Substanz (welcher Herr Dujardin den Namen: „Sarcode" gegeben), wie die Keimhaut (das Blastoderme) sich aus dem Gelben des Eies entwickelt.

Der erste Mittelpunkt aller dieser epigenetischen Bildungen ist die auf der Keimhaut sich zeigende Keimschicht, von deren drei Blättchen ein jedes eine besondere Gruppe von Apparaten aus sich entwickelt. Ein jeder dieser Apparate des Organismus erscheint Anfangs nur aus seinen Hauptbestandtheilen zusammengesetzt. Diese vervollständigen und ergänzen sich dann, indem sie die zu ihnen gehörigen Neben-Organe aus sich hervorbringen. Der Verdauungskanal ist z. B. organisirt, bevor eine von den Drüsen, deren Absonderungen später zur Verdauung nöthig sind, vorhanden ist; aber es entwickelt sich aus einem Keime an einem gewissen Punkt des Verdauungskanals allmälig die große Drüse, welche Leber heißt und welche die Galle absondert. Die anderen Drüsen, die Lungen, entwickeln sich auf gleiche Weise erst später. Keines dieser Organe ist gleich Anfangs wirklich vorhanden. Ueberall zeigt sich die Epigenese, das Entstehen eines Organs aus dem anderen; wie der Embryo selbst, so entsteht auch jeder seiner Bestandtheile auf epigenetischem Wege.

Ist ein Organ, Anfangs nur in seinen Grundzügen und immer sehr klein, erst entstanden, so hat es zunächst zu wachsen. Das Wachsen erfolgt unter zwei Hauptformen. Ein Organ kann größer werden, ohne daß seine Gestalt oder Textur sich irgendwie zu ändern scheint, wie z. B. die des Embryo einschließende Haut. Jedoch die meisten Organe ändern, indem sie wachsen, ihre Formen und Verhältnisse. Die Arme z. B. kommen beim menschlichen Embryo zuerst nur als kleine Erhöhungen beinahe in der Mitte des Körpers zum Vorschein; ein Schwanz, eben so lang, wie bei den übrigen Säugethieren, ragt längere Zeit weit über die Ansätze zu den Beinen, die den Ansätzen zu den Armen ähnlich sind, hinüber.

So oft die Fortschritte in der Entwickelung ein neues Bedürfniß mit sich bringen, schafft die Natur ein Organ, demselben zu genügen, und die Organe, die nur vorübergehenden Bedürfnissen dienen, sind oft auch nur vorübergehend. Die sogenannten Wolffschen Körper, deren Struktur der der Nieren ähnlich ist, zeigen sich sehr früh entlang des ganzen Körpers zu beiden Seiten des Verdauungskanals. Sobald die eigentlichen Nieren gebildet sind, verschwinden sie allmälig. Aber manche nur der Entwickelung des Embryo dienende Organe hören nach der Geburt des Embryo nur auf, sich weiter fortzubilden; andere fangen an, einem anderen Zweck zu dienen.

Epigenese zuerst, dann einfache oder zusammengesetzte Entwickelung; Bildung, Umgestaltung, Fortentwickelung, Stillstand, Rückbildung, Zerstörung oder Verwandlung der Organe zu anderen Zwecken: das sind die Haupt-Erscheinungen, welche in dem thierischen Organismus, von dem Moment an, wo der Keim sich zu regen beginnt, bis zu dem Tode, sich uns zeigen. Alle diese Erscheinungen setzen in dem den Körper bildenden Stoff fortwährende Bewegungen der kleinsten Theilchen desselben voraus. Erwägen wir nun die Thatsache, daß fast alle Mißbildungen auch schon als Embryonen Organe haben, die dazu dienen, unorganisirten Stoff ihnen zuzuführen, so drängt sich uns die Idee einer allgemeinen Fortentwickelung des Lebens, nachdem ihm der Schöpfer den ersten Anstoß gegeben hatte, mit Nothwendigkeit auf.

Aus der Abhandlung über die eigentlich sogenannte Metamorphose im Thierleben wollen wir nicht blos die allgemeinen Ergebnisse, sondern auch von den Thatsachen, die Herr v. Quatrefages anführlich und anschaulich vorführt, die wichtigsten und interessantesten hier anderen.

Die aus Eiern (außerhalb des mütterlichen Schoßes) hervorgehenden Thiere sind von einander verschieden als solche, welche, wenn sie aus dem Ei auskriechen, den Individuen, von denen sie abstammen, sogleich ganz ähnlich sind, und als solche, welche aus dem Ei in einer Gestalt auskriechen, in welcher sie noch gar keine Aehnlichkeit mit den Individuen haben, von denen sie abstammen. Um den ursprünglichen Typus vollständig darzustellen, haben die ersten nur noch zu wachsen, auferdem höchstens solche Veränderungen durchzumachen, wie die, welchen auch die Säugethiere nach ihrer Geburt noch unterworfen sind; die zweiten müssen, nachdem sie innerhalb des Eies ähnliche Transformationen durchgemacht, wie die Embryonen der Säugethiere, nun noch außerhalb des Eies wahre Metamorphosen durchmachen.

Aus dem Ei eines Schmetterlings kriecht nicht ein Schmetterling hervor, sondern eine Raupe, diese verwandelt sich in eine Chrysalide (verpuppt sich, wie man zu sagen pflegt), und erst aus der Chrysalide geht wieder ein Schmetterling von derjenigen Art, zu welcher die Individuen, von denen er herstammt, gehört haben, hervor. Die Raupe, die Chrysalide, der Schmetterling sind dem äußeren Anscheine nach so verschieden von einander, daß sie Nichts mit einander gemein zu haben scheinen, und doch ist eine jede dieser Gestaltungen aus der vorhergehenden in allmäliger Fortentwickelung hervorgegangen, so daß sich auch hier die Behauptung, die Natur mache keine Sprünge, gerechtfertigt findet. Unter der alten Haut, die abgeworfen werden soll, im Innern der Glieder, die verschwinden oder sich umgestalten sollen, bereiten sich nach und nach die neuen Häute vor, bilden sich die zukünf-

*) „Epigenese" bezeichnet diejenige Entstehungsart der Organismen, bei welcher dieselben als durch auf einander folgende Entsetzen ihrer Bestandtheile zu Stande kommend gedacht werden.

Digitized by Google

tigen Formen, entwickeln sich die Organe, die künftig nöthig sein werden. Im Augenblicke der Metamorphose erfolgt, wie bei der Häutung, nur ein Abwerfen der alten äußeren Hülle. Man löse einige Tage vor jeder Häutung der Raupe mit Vorsicht die obere Haut ab, so wird man unter ihr die Haut, welche in ihre Stelle treten soll, schon finden. Man thue dasselbe vor der Verwandlung der Raupe in eine Chrysalide, so wird man unter der oberen Haut schon Anfänge zu Flügeln und Fühlhörnern vorfinden.

Wie die Schmetterlinge, so machen überhaupt alle Insekten, nachdem sie aus dem Ei gekrochen, drei Lebensstufen durch: auf der ersten Stufe (Larven) zeichnen sie sich durch eine große, zugleich innerliche und äußerliche Thätigkeit aus, die keinen anderen Zweck hat, als den: das Wachsthum des Individuums zu bewirken; auf der zweiten Stufe (Nymphen oder Puppen) zeichnen sie sich durch eine die Umbildung des Individuums zum Zweck habende, nur innerliche Thätigkeit aus; auf der dritten Stufe (als Insekten im vollkommenen Zustande) zeichnen sie sich durch eine nur die Fortpflanzung der Gattung zum Zweck habende, äußerliche und innerliche Thätigkeit aus. Nicht alle Insekten stellen diese drei Lebensstufen in so vollkommener Weise dar, wie der Cossus lignipenda, ein Schmetterling, der, nachdem er zwei Jahre als Raupe zugebracht und auf der Chrysalide ein Schmetterling geworden, als solcher ganz und gar keine Nahrung zu sich nehmend (darum auch nicht immer mit einem Saugrüssel versehen), sein einige Tage währendes Leben ausschließlich der Thätigkeit und der Sorge für die Erhaltung der Gattung widmet.

Die Mehrheit der Insekten bleibt hinter diesem Ideal von Insektenleben mehr oder weniger zurück. Die meisten haben, wenn sie wirkliche Insekten geworden, noch nöthig, ihre Organisation zu ergänzen oder zu erhalten: sie brauchen noch Nahrung. Manche haben schon in dem Moment, wo sie aus dem Ei auskriechen, diejenige äußere Gestalt, die sie ihr ganzes Leben hindurch behalten. Andere bekommen niemals Flügel. Jedoch haben diese Abweichungen ihre Gränzen. Jedes ausgebildete Insekt zeigt Kopf, Brust und Leib deutlich von einander unterschieden, athmet durch Tracheen (d. i. kleine Oeffnungen am Leibe) und hat zum Gehen drei Paare von Füßen.

Zu den Insekten mit vollständigen Metamorphosen gehören außer den Lepidopteren (den Staubflüglern oder Schmetterlingen) die folgenden Arten: Die Koleopteren (Hartflügler, gewöhnlich Käfer genannt); die Neuropteren (Netzflügler), eine Gruppe, zu welcher die Libellen oder Wasserjungfern, die Ephemeren, die Termiten gehören; die Hymenopteren (Hautflügler), zu denen die Bienen, die Wespen, die Hummeln u. s. w. gehören. (Fortsetzung folgt.)

Ein überheimischer deutscher Dichter.

(Schluß.)

Zum ersten Male betritt er die große mächtige Reichsstadt an einem Sonntagmorgen. Bewunderung vor der Bürgergröße ergreift ihn:

„Das Münster, Gottes höchster Dom,
Strebt da vor seinem Blick empor —
Tief in des Himmels dunkle Bläue,
Vom Morgensonnenstrahl durchglüht
Die Riesenblume deutscher Treue
Und deutscher Kunst und Kraft entblüht!"
— — — — — — — — — — — —
Weil seiner Glocken lust'ge Lieder
Hell klingen von dem Thurme nieder —
Da kamen sie, die greisen Männer,
Wie Könige einhergeschritten,
Der Weisheit und des Rechtes Kenner,
Die Wächter frommer Bürgersitten.
Da kamen sie, die greisen Frauen,
Die Sonnen blühender Familien,
Die Töchter lieblich anzuschauen
Wie junge Rosselein und Veilchen;
Und dann die Söhne hoch und stark,
Voll Jugendkraft und gutem Mark —
Des Aargau's jungen stolzen Eichen
In ihrer Schönheit zu vergleichen.

O Bürgerwirthheit, Kunst und Kraft,
Die reichste Ader deutschen Lebens!
Was Du gethan, was Du geschafft,
Zeigt sind die Herrlichkeiten Deines Strebens.
Die Dome seh'n im weiten Land,
Zum blauen Himmel hoch gereckt,
Als ob ein Riese seine Hand
Andetend gegen Gott hinstreckte.

O Bürgerkraft, o deutscher Geist!
Als junger Aar bist aufgeflogen
Und hast mit stolzem Flug umkreist
Die Felde, die Dich überzogen.
Wie leuchteten im hohen Rath
Der Väter fromme, weise Reden!
Wie leuchtete die schöne That
Der jungen Bürger in den Fehden!

O Bürgerkraft, o Bürgermuth,
Der Wind, der Deine Segel schwellte —
Das war des freien Athems Fluth
Vom Alpenfirn bis hin zum Belte.
Euch blühte frisch des Freiheit Mai!
Zu Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Speyer
Trug man sein deutschest Herz so frei —
Der Aar im Horste trägt's nicht freier.

Nie wollten Sie so hoch und hehr,
Die kühnen, stolzen Städtefahnen!
Längst sind sie flügge über's Meer,
Dem deutschen Geist den Weg zu bahnen.
O Hansabund, Du Bund so stark, —
Wer's Du den Hansschuh zum Gefechten,
Gebild' das stolze Dürermerk
Und bebten Engelland und Schweden.

So wahre Gott Dich, Bürgerkraft!
Denn bist Du todt, das Reich müßt' schwinden,
Und liegt Du auch in enger Haft,
Laß es Dich wieder Freiheit finden!
Wohl hast Du es dem Herrn geweiht,
Was Du geschaffen und gestaltet!
Ja, sein ist Kraft und Herrlichkeit,
Die stets in Deinen Werken waltet!

So steht er da in hoher Begeisterung für das Große des deutschen Bürgergeistes. Da sieht er die Geliebte in das Münster treten, er darf ihr nicht folgen, aber doch jubelt, den Münsterthurm besteigend, seine Wonne auf die Stadt herab. Da aber die Kunde durchs Land dringt, Kaiser Karl V. habe abgedankt, zieht er nach Frankfurt zum neuen Krönungsfeste, singt vor Kaiser und Reich beim Sängerkampfe das Lied von König Dagobert, von Alt-Friedel und jenes von seiner Liebe, daß er den Preis über die Sänger aller Länder gewinnt. Alle er nun, nach Straßburg zurückkehrend, Kunigunden seine Liebe gesteht:

„Und wenn die Liebe mir brächte Leid,
Wenn Du Dich von mir wendest,
O Du liebliches Kind, o Du wonnige Maid,
Wenn Du die Nacht mir sendest:
Ob die Rose blüht, ob die Aue lacht,
Ob mir prangt die strahlende Sonne, —
Ich verginge in heller Maienpracht,
Ich verginge, wenn Alle voll Wonne.
Da legt ich mich hin in den grünen Wald
Und schliefe bald
In Ruh,
Denn Du,
Du!
Nur Du bist meines Lebens Sonne!"

empfängt er die Kunde von ihrer nahen Hochzeit mit einem Anderen und muß ihr versprechen, daß er ihr zum Hochzeitsreigen aufspiele. Das thut er denn auch, bis seiner Fiedel Saiten zerreißen und mit ihnen sein Herz in der Brust zerspringen möchte. Eine sehr schöne Nebenfigur bildet hier der Waffenschmiedsgesell, der die Ballade vom Junker von Klingen, Kunigunde's Bräutigam, gedichtet hat und selbst die Verlorene liebt, gleich Jung-Friedel; dem spricht er Trost zu, bei welcher Gelegenheit Becker eine Kraft und Schönheit in didaktischer Poesie entwickelt, wie wir sie nur bei unseren größten Meistern treffen. Verzweifelnd an sich und seinem hohen Berufe, geht der Spielmann weiter, kein Mensch hört mehr von ihm, und das Volk bildet schon Sagen von ihm und singt jene Balladen über Jung-Friedel, von dem es heißt, daß er zu des Königs von Elfenheim jüngstem Töchterlein ins Elfenland gezogen sei, — Balladen, welche zu den schönsten unserer schönsten Poesie gezählt werden dürfen. Der Spielmann ist verschollen, und weiter erzählt der Dichter in dem schönen Versmaße des serbischen Trochäus:

„Viele Sagen, viele Lieder gingen
Durch das schöne Land am Ober-Rheine
Von Jung-Friedel, dem berühmten Sänger.
Und sie kamen mit der Maienvöglein,
Kamen mit des Lenzes Rosenblüthen
In das stille Thal im tiefen Wasgau,
Wo Mariechen mit dem Vater wohnte.
Aber Niemand wußte sie zu deuten" [illegible]

Digitized by Google

Mariechen bricht jetzt auf, den Jugendgeliebten zu suchen mit dem blinden Vater, der auch Fiedler ist, aber Jung-Friedel ist unter die Landsknechte gegangen und Trompeter geworden. Jetzt, im fünften Buche des Gedichtes, beginnt eine solche dramatisch-lebendige, kräftigschöne Schilderung des Lager- und Kriegerlebens jener Zeit, — wie sie von keinem unserer Dichter erreicht ward und erreicht werden könnte, und wir fühlen uns mitten unter diese wilden „schwarzen Reiter" versetzt, die von dem Brandenburger Markgrafen, Albrecht Alcibiades, von Sickingen und Freundsberg singen:

„Da sie dort in welschen Landen An des Mohrenlandes Pforten,
Bei Pavia schon gestanden Mit den Christenschwertern pochten!
Und dem Franz, dem Königsritter, Wie sie Türken und Franzosen
Schlugen Helm und Schild in Splitter. Ihren Stahl ins Herz gestoßen.
— — — — — — — — — — Bis sie kann in deutschen Landen
Wie vor Hip' sie fast verdorrten, Gen den Kaiser selbst gestanden" ꝛc.
Da sie mit den Heiden fochten,

Der schwarze Jerg, der alte wilde Landsknecht, dem sein Schwesterlein, ihr junges Leben opfernd, in der heiligen Nacht ein Nothemd spann, und der es in wildem Trotz zerreißend mit dem Teufel selbst fechten will, tritt jetzt in den Vordergrund, — eine neue meisterhafte Figur. Wie epigrammatisch, drastisch sind die in Knappheit gehaltenen Kriegsgedanken Jung-Friedel's! Und diese wunderherrlichen, frischen, kecken Kriegslieder, die wir aus der Trompete geblasen vom Munde dieser Gesellen erschallen! Leider ist uns der Raum versagt, hier eines derselben geben zu können; wir müßten sie alle hersetzen, wollten wir die wiedergeben, die uns gefallen haben. Aber bald sind alle Kameraden Jung-Friedel's gefallen, die Trompete, welche ihm eine Zeitlang als die wahre Zauberflöte galt, wird weggeworfen; — zu Speyer über den Kaisergräbern im Dome, von welchen sein Fährmann ihm ein Lied singt, kömmt ihm bei dem Gedanken über des Irdischen Vergänglichkeit der Entschluß, Mönch zu werden, und im Orgellaug glaubt er die Zauberflöte zu hören. Fanatisch flucht er Allen, die nicht glauben, und seinem eigenen früheren Leben, verleugnet selbst die gute Göttin, welche ihm in der Weihnacht im Gewand der Natur als graues Mütterchen erscheint, ihn aber dennoch wieder zu sein hohes Ziel erinnert, das er auf diese Weise nie finden kann, bis ihn der neu erwachte Frühling aus dem Kloster nach seinem Heimatsthal lockt. Aber Mariechen, dessen treues Herz erkrankt ist, ist selbst Nonne geworden und singt:

Ach, wie hab' ich verschuldet solch bittere Noth,
Daß meine junge Aengelein vom Weinen so roth!
Kein Mägdlein auf Erden
Ist so betrübt wie ich, —
Weiß Du mir nicht kannt werden,
D'rum wein' ich bitterlich.

Und so tief ist das Thal und so tief ist der See
Und die Berge so hoch und die Gipfel voll Schnee;
Und wärd' ich werden stehen
Und sehen bis ans Meer,
Mein Leid zu übersehen,
Vermöcht ich nimmermehr!

Und dort seh' ich zwei Sterne am blauen Firmament,
Sie bewegen sich beide und bleiben doch getrennt.
Wie rein auch ihre Flammen,
Wie ihre Gluth auch brennt, —
Sie kommen nie zusammen:
Das Trauern nimmt kein End'.

Aber die Prüfung ist jetzt vollendet, Jung-Friedel erhält die Zauberflöte, und Mariechen wird sein Weib. Glückliche Tage kommen, bis dem Spielmann, der sein Höchstes erreicht hat, die Welt nicht mehr genügen will. Grant darf selben doch noch vor dem Tone der Zauberflöte, in deren Klängen sich das Wesen der Natur offenbart, — er kömmt nun auch in den Verruf eines Zauberers, und Frau Hulda sendet in stiller Mondnacht ihre Elfen, ihn zum Geisterlande zu holen, wo der Zauberflöte Ton Gesetz ist und er selbst als König herrscht. Dort sitzt er nun im blauen Seegrund, — wer verübrzieht in einsamer Stunde, hört oft Lieder hervorhallen, die, weiter gesungen, als Volkslieder uns erhalten bleiben. Sonntagskinder können zur rechten Stunde die Zauberflöte wieder erlangen, aber Niemand weiß diese Stunde, bis einst der rechte Mann kömmt, welcher der Dichtung grünen Hain zum wahren, Alles einigenden Gottestempel machen wird. — Dies die Fabel des Gedichtes.

Wir sehen die nämliche Idee, welche in der Tannhäusersage, wie in der vom Barbarossa, in der vom Parcerval, wie in jener des Faust, liegt, — eben nur das ewig neu sich umgestaltende, ewig sich wiederholende in einem charakteristisch neuen Gewand, — mit bewußter Klarheit bei der germanistischen Tendenz und mit der gründlichsten Kenntniß des Mittelalters, seiner Volksanschauungen und Ideen. — — Darum ein bedeutsames Werk vermöge des in ihm liegenden ethischen Werthes, wegen der hohen poetischen Kraft und nicht genug zu bewundernden Beherrschung aller poetischen Formen, — wegen seiner national deutschen Tendenz und Volksthümlichkeit im schönsten, wahrsten Sinne des Wortes. — August Becker, der Dichter des Jung-Friedel, ist ein deutscher Dichter, mag auch sein Vaterland in politischem Verbande dem Auslande angehören.

Dr. K.

Italien.

Die neueste Eruption des Vesuv.

Wir entlehnen einer aus Neapel datirten Korrespondenz des Londoner Athenaeum folgende Details über die letzten, mit dem 1. Mai d. J. begonnenen Ausbrüche des Vesuv:

„Der am hiesigen Observatorium angestellte Professor Palmieri hat einen schätzbaren Bericht über die Eruption abgestattet. Es geht daraus hervor, daß die Nadeln des Lamontschen Apparats, die am 29. April nur leicht affizirt wurden, am 30sten in starke Bewegung geriethen, und am folgenden Tage fand der Ausbruch statt. Im Laufe von einigen Stunden öffneten sich nicht weniger als zehn Krater, von mehrern kleinen gefolgt, welche alle Lava und glühende Steine auswarfen, von unterirdischem Donner und röthlichen Rauchmassen begleitet. Diese Feuerströme bildeten, sich in die Atrio del Cavallo genannte Ebene ergießend, ein Flammenmeer, das sich von der einen Seite bis an den Monte Somma, von der anderen bis an die Lava vom Jahre 1850 erstreckte. Jeden Augenblick durch neuen Zufluß angeschwollen, stürzte dieses Meer sich endlich in die Fossa della Vetrana, wo es eine wundervolle Kaskade erzeugte. Das Thal jenseits der Eremitage wurde von den stets anwachsenden, enormen Lavamassen angefüllt, die, in die Fossa del Pavone strömend, dort eine zweite Kaskade bildeten und in der Richtung von mehreren in der Ebene gelegenen Ortschaften hinabrollten. Im ersten Stadium der Eruption war die Lava 100 Palmen tief, und man fürchtete, daß ein zweiter, gleich starker Ausbruch, der seitdem auch wirklich stattgefunden, der Eremitage und dem Observatorium gefährlich sein würde. Sie wurden aus diesem Grunde geräumt und die Instrumente fortgeschafft. Die Zahl der Krater wird man nicht eher mit Genauigkeit angeben können, bis die vulkanische Thätigkeit des Berges sich gelegt hat; dasselbe gilt von den ausgeworfenen Stoffen, obgleich wir Eisenchloryd, salzsaures Gas und andere löthliche Gase bemerkten.

Der magnetische Apparat Lamont's war vom Professor Palmieri bei Gelegenheit des Erdbebens von Melfi angewendet worden, und die erlangten Resultate berechtigten ihn zu der Voraussetzung, daß sich derselbe auch bei einem vulkanischen Ausbruch bewähren würde. Wenn er die gegenwärtige Katastrophe auch nur um mehrere Tage voraussagte, liefert er doch einen der schönsten und überzeugendsten Beweise von dem praktischen Nutzen der Wissenschaft im Dienste der Menschheit, welche uns die neuere Zeit darbietet. Wie viele Menschenleben konnten durch die Lamontschen Nadeln gerettet werden! wie viele wird man dadurch noch retten können!

Vom Magnetismus zur Elektrizität übergehend, sagt Herr Professor Palmieri, daß es am ersten Tage des Ausbruchs unmöglich war, Beobachtungen anzustellen; als sich aber die Wolken verzogen, nahm er eine große Spannung positiver Elektrizität wahr, die sich nach einem Aschenregen am Abend des 2. Mai erheblich vermehrte. Im Allgemeinen war die Elektrizität immer stärker, wenn der Wind in der Richtung des Observatoriums wehte. Sie zeigte sich kräftigst am beweglichen Konduktor, nicht immer am festen Konduktor; „und während des Aschenfalls", setzt er hinzu, „überzeugte ich mich von einer merkwürdigen Thatsache, die ich auch während eines Regenschauers beobachtet habe: daß sich nämlich mit dem beweglichen Konduktor eine positive, mit dem festen Konduktor aber nur eine schwache, negative Elektrizität kund gab." Während die größere Lavamasse nach der Fossa della Vetrana, im Norden des Observatoriums, ausfloß, stand das Thermometer dort acht Grad höher als an der entgegengesetzten Seite des Gebäudes. Die Feuchtigkeit war zur Zeit der Eruption bald größer, bald geringer, indem das Psychrometer von August mitunter eine Differenz von 6° bis 7° zeigte. Das Barometer fand während der ersten Tage sehr niedrig, auf 701, dann begann es zu steigen und hob sich am 5ten auf 710. Der Wind ist vom Osten durch Süd nach Westen übergegangen und war oft einige Stundenlang ungemein heftig, worauf eine vollkommene Stille eintrat. Der Rauch gab den normalen Geruch von sich.

Nachdem sich die Lava in die Fossa del Pavone ergossen, schritt sie von diesem Punkte, wie von der Spitze eines Winkels aus, in zwei Strömungen fort, wovon die eine sich gegen die Dörfschaften Cercola, San Sebastiano und Massa di Somma, die andere, später eingetretene, nach San Giorgio a Cremona und San Giovio, bei Portici, richtete. Die erstere werde ich, der Zeitfolge gemäß, auch zuerst beschreiben. Am 10. war die Lava innerhalb 3850 Palmen von Cercola angekommen; den Tag darauf rückte sie 500 Palmen weiter vor und blieb hier fast stationär, während sie in den letzten zehn Tagen (bis zum 22. Mai) sich mit größter Wuth in der anderen Richtung, nach San Giovio zu,

Digitized by Google

fortwährte. Da ich bereits den Gipfel des Vesuv erstiegen und die Lava beobachtet hatte, wie sie rasch den Berg hinabeilte, dann durch die Ebene floß und endlich zu einem Abgrund verschwand, so wurde ich von dem lebhaften Wunsche ergriffen, dem feurigen Ungethüm in seinem Laufe entgegenzutreten, es von Angesicht zu Angesicht zu beobachten und jede seiner Bewegungen zu überwachen. Hierzu war es nothwendig, von der Straße nach Portici abzulenken und den Umweg um den Berg von Norden zu machen; statt aber etwas Außerordentliches unternommen zu haben, fand ich, daß ich nur einer von Zehntausenden war, welche dieselbe Richtung eingeschlagen. Mein erster Besuch fiel auf einen Sonntag Abend, wo das Landvolk von vielen Meilen in der Runde sich versammelt hatte, um den Flammenstrom anzuschauen, und vielleicht auch, um den lebenden Strom von menschlichen Wesen zu betrachten, der von Neapel einherfloß. Die Brücke von Cercola war noch passirbar, die Dörfer in der Nachbarschaft waren noch unversetzt, und wenige Schritte vom letzten derselben standen wir der Lava gegenüber. Sie war zwischen die steilen Wände eines weiten Bettes eingezwängt und glich nicht so sehr einer Flüssigkeit, als einem Berge von Coke oder hart gehaltigen Steinkohlen. Sie knisterte, barst, funkelte, rauchte und bewegte sich aufloderud in einer großen kompakten Masse. Einzelne Stücke, die sich loerissen und hinabstürzten, erregten eine so furchtbare Glut, daß ich an der Oeffnung eines Hochofens zu stehen glaubte, und wie sie mit Donnergeräuscher niederstelen oder seitwärts von der Oberfläche in die Gärten und Weinberge hinunterrollten, flackerten die Bäume auf, und von den Zuschauern erhöhte ein Ruf des Schreckens oder der Bewunderung.

Uebrigens war es nicht allein die Lava, die das Werk der Zerstörung begonnen hatte; in allen Richtungen vernahm man die Art des Holzhauers, und Herren und Diener waren damit beschäftigt, Bäume niederzuhauen und Weinstöcke auszurotten, um dem Feuer seine Nahrung zu entziehen. An einigen Punkten waren sie zu spät gekommen, wie der allgemeine Brand uns zeigte. Auch traf es sich oft, daß sorglose Leute das Ende ihrer Fackeln abbrachen, welche, auf das verdorrte Gras niederfallend, alles Unterholz rasch in Flammen setzten. Den Lauf des Stroms verfolgend oder vielmehr bis zu seinem Ursprung zurückgehend, schritten wir zur Seite des furchtbaren Leviathans durch herrliche, jetzt aber von dem Menschengewühl zertretene Felder bis zum Rande eines Abgrundes, von wo aus wir in die tiefende, durch den unaufhaltsam fließenden Lavaregen gebildete Flath hinabschauten. Die Erhabenheit dieses Schauspiels war unbeschreiblich, und wenn ich auch das Alter des Methusalem erreichen sollte, würde der Eindruck, den es auf mich hervorbrachte, nicht erblichen. Volle tausend Fuß hoch ergoß jener glänzende, flammende Niagara seinen Strom über den Abgrund senseits der Eremitage und des Observatoriums. Zuerst bildete er zwei Kaskaden, deren Zwischenräume durch angehemte, von dem Vulkan hervorgeschleuderte Schlackenmassen ausgefüllt waren, und die, sich zu einem Flammenfee vereinigend, in die Ebene hinabfielen. Mitunter schienen Vorsprünge in der Oberfläche der Lava seinen Lauf zu hemmen oder die abhaftenden Eigenschaften derselben ihn in eine augenblickliche Erstarrung zu versetzen; dann häuften sich hinter jenen Vorsprüngen Tonnen auf Tonnen des brennenden Stoffes zusammen. Man harrte in athemloser Spannung auf das Ergebniß; aller Augen hefteten sich auf einen einzigen schwarzen Punkt. Man hörte eine leichte Bewegung, einen plötzlichen Knall; etwas Asche, mit Steinen gemischt, fiel, gleichsam um den Weg zu bahnen, hinab, und mit donnerähnlichem Getöse senkte sich der ferurige Berg in den tochenden, rauchenden Abgrund nieder. Die Hitze und der blendende Lichtglanz waren in solchen Momenten fast unerträglich; theils, um uns davor zu schützen, theils, als ob die mächtige Lawine uns in ihren Fall hineinzöge, wichen wir Alle mit einem Zuruse zurück. Der Strom zur Rechten, der seitdem bis nach Sau Giovio, in der Richtung auf Portici, gefloffen ist, war damals noch ein kleiner Bach, der sich rückisch durch einen Kastanienwald stahl und ihn allmälig in Flammen hüllte. Wie vielen Schaden hat er aber auf seinem spätern Laufe angerichtet, wie viele, eine herrliche Frucht- und Weinlese versprechende Bäume umgebrach, wie viele Aecker mit Tonnen von Schlacken bedeckt, auf welchen Jahrhunderte lang nichts gedeihen wird, als der kräftige Kaktus! An einigen Stellen hat der Strom hundert, an anderen zwei- bis dreihundert, an einem einzigen Punkte tausend Fuß Breite, während seine Höhe hundert bis zweihundert Fuß oder gar noch mehr beträgt. Was vor acht Tagen noch ein tiefes, obwohl trockenes Flußbett war, hatte sich jetzt in einen Lavaberg verwandelt, zu dem wir Zwergen gleich hinaufschauten; und dieser Berg war nicht ein isolirter Ausbruch auf dem Abgrund der Erde, sondern nur ein Theil jenes wunderbaren Feuerstroms, der, aus dem Kegel des Vulkans hervorsprühend, durch das Thal bei der Eremitage vorüberfließt, sich in einen tausend Fuß tiefen Abgrund senkt und dann, in zwei Arme getheilt, seinen acht bis neun Meilen weiten Lauf in drohende Nähe von fünf oder sechs blühenden und volkreichen Dörfern der Ebene fortsetzt. Von San Giovio sind die Sommergäste mit Hab und Gut entflohen. Zu Cercola und Massa, am anderen Arm des Stroms, hat man eine Brücke abgebrochen, um ihm freien Lauf zu lassen; aus demselben Grunde sind mehrere Häuser abgetragen worden, und andere hat die Lava mit sich fortgerissen oder halb zerstört.

So war die Lage bis zum Sonntag, den 20. Mai; es herrschte eine Art Waffenstillstand zwischen dem Berge einer- und den Heiligen, Ferdinand II., den Gebeinen San Rocco's und dem Kardinal andererseits. An jenem Tage aber brach der Vulkan, trotz aller Sonntagsfeier-Verordnungen, den Frieden, und seitdem hört der Feuerregen nicht auf, auf seinem Schlunde hervorzuströmen. So lange er noch über die hartgewordene Lava der vorigen Woche fließt, ist die Gefahr nicht bringend; dauert die Eruption jedoch fort, dann wehe dem unglücklichen Cercola und Massa! In der Richtung auf San Giovio hat der Strom sich nicht weiter bewegt. Gegenwärtig bietet der Vesuv ein prächtigeres Schauspiel dar, als jemals, und Schaaren von Zuschauern versammeln sich an allen günstig gelegenen Punkten, um den erhabenen Anblick zu genießen."

Diese neueste Eruption des Vesuv hat Aehnlichkeit mit der vom Jahre 1786 (der einundvierzigsten), wo der Lavastrom denselben Verlauf nahm und sich mehrere kleine Krater an der Nordseite des Vulkans bildeten, deren Auswurf längs dem Atrio del Cavallo in die Fossa Vetrana floß. Dieselbe Richtung nahmen auch die bei jenem angehenen Feuerbäche, die zur Zeit des großen Ausbruchs vom Jahre 1631 entstanden und eine bedeutende Strecke Landes verwüsteten. Es war damals, daß die Ortschaften Massa, San Sebastiano, Madonna del Arco und San Giovio zerstört wurden — die nämlichen, die auch jetzt zum Theil wieder gelitten haben. Uebrigens sah man dem diesjährigen Ausbruch in Neapel mit nicht geringer Spannung und im Volke sogar mit einer Art von abergläubischem Schrecken entgegen, da die Prophezeiung im Umlauf war, daß eine ähnliche Katastrophe über die Stadt hereinbrechen werde, wie einst über Herkulanum und Pompeji.

Mannigfaltiges.

— Philologische Zeitschrift in ungarischer Sprache. Der verdienstvolle ungarische Gelehrte und Sprachforscher, Herr Paul Hunfalvy, hat die Redaction einer solchen unternommen, die im Verlage des Buchhändlers Julius Müller zu Pesth jährlich in zehn Heften von wenigstens drittehalb Bogen (Oktav) erscheinen soll.*) Sie führt den Titel Magyar Nyelvészet (Magyarische Philologie) und ist für außer der Muttersprache (besonders in ihrem Zusammenhange mit verwandten Idiomen) auch dem Griechischen und Lateinischen gewidmet. Demgemäß wird diese Zeitschrift enthalten: 1) Allgemeine Sprachwissenschaftliche Untersuchungen; 2) hinsichtlich der magyarischen Sprachwissenschaft: Vergleichungen aus dem gesammten Altajischen (Finnisch-Tatarischen) Geschlechte, welchem die Magyarensprache unbestreitbar angehört — Forschungen über einzelne Idiome dieses Gebietes, und zwar vorzugsweise über die Muttersprache — Sagen, Mythen, Sprüchwörter und Anderes, was die geistige Eigenthümlichkeit der Altajischen Völker offenbart — Untersuchungen über die Urgeschichte dieser Völker, auf der Grundlage besonnener, unparteiischer und gründlicher Sprachvergleichung; 3) hinsichtlich der klassischen Philologie: Beurtheilung ihres Entwicklungsganges im Auslande und der Arbeiten solcher magyarischer Gelehrten, welche die wichtigen Leistungen der Ausländer auf diesem Gebiete berücksichtigen — Beurtheilung der Lehrbücher, Lehrmethoden und des Unterrichts in klassischen Sprachen, wie er bei den Ungarn sich gestaltet; 4) kurze Notizen auf dem Gebiete anderer Sprachenstämme, welche es auch seien; Nachrichten von gelehrten Personen; insonderheit Sprachforschern von wissenschaftlichen Ansalten, mit besonderer Rücksicht auf Philologisches oder Linguistisches u. s. w. — Sprachgelehrte Leistungen werden theils angezeigt, theils beurtheilt, jedoch auch historische und anderen Zweigen des Wissens angehörende, so weit sie auf philologischer Basis ruhen. Bereits haben sechzehn Gelehrte Ungarns ihre Betheiligung zugesagt.

*) Pränumerationspreis für den Jahrgang: 5 Gulden Convent.-M. (bis zum letzten Junius einzuschicken). Das erste Heft wird in der zweiten Hälfte des Juli ausgegeben.

Das mit dem 30. d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements können auch am 1. Juli sowohl bei den K. Postämtern (die das „Magazin" dreimal wöchentlich liefern) als bei allen Buchhandlungen (die das Blatt in Wochen-Lieferungen beziehen) angemeldet werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 77. Berlin, Donnerstag den 28. Juni 1855.

Türkei.

Valerio's Album des Donau-Heerlagers.

Der Maler Theodor Valerio, der sich bereits durch ein ethnographisches Album, in welchem er die in Ungarn, in Kroatien, auf den Militairgränzen, in Bosnien und in Siebenbürgen sich vorfindenden Völkerstämme dargestellt, ein großes Verdienst um die Kunst und um die Völkerkunde erworben, hat dem Gedanken nicht widerstehen können, daß die bunt zusammengesetzte, im Jahre 1854 an der Donau versammelte türkische Armee ihm eine reiche Aernte von seltenen oder noch unbekannten menschlichen Typen liefern würde. Von dem französischen Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn Fortoul, mit einer künstlerischen und wissenschaftlichen Mission betraut, war er hingereist und hat, umgeben von den Verheerungen und den Gefahren des Krieges und der Cholera, seine Arbeit mit der Kaltblütigkeit vollführt, welche der Liebe zur Kunst eben so sehr eigen ist, als dem kriegerischen Heldenmuth. Herr Valerio ist in seiner Hoffnung nicht getäuscht worden. Der von der türkischen Regierung so energisch geführte Krieg hatte an den Ufern der Donau einen bedeutenden Theil der muhammedanischen Volksstämme Asiens und Afrika's zusammengebracht. In Bezug auf die Kriegführung und Disziplin mögen solche zusammengesetzte Truppen wenig befriedigend sein; ein Maler jedoch, der sein ethnographisches Album bereichern will, hat allen Grund, über solche Truppen in Entzücken zu gerathen. Herr Valerio hat in diesen irregulären Kriegsschaaren gefunden, was er gesucht: — Arnauten, Sebeds, Anatolier, Kurden, Araber, Aegypter, Neger von Ober-Aegypten, von Sennâr und von Darfur und sogar Juden, alle möglichen Nuancen der menschlichen Hautfarbe, alle Arten von Waffen, wie sie auf den verschiedenen Kulturstufen der Völker gebräuchlich sind, alle nur irgend denkbare Verschiedenheiten orientalischer Trachten.

Oft begegneten Herrn Valerio Baschi-Bosuks. Voran ritt der Paukenschläger, den Zaum des Pferdes mit den Zähnen haltend, die an beiden Seiten des Sattels befestigten, nur kettengroßen Pauken mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft und Geschicklichkeit schlagend; die einzeln hinter einander folgenden Reiter, von der Sonne gebräunt, waren in rothe, mit Pelz besetzte Mäntel gehüllt und trugen lange, nahe an der Spitze mit einem Büschel von Straußfedern verzierte Lanzen von Bambusrohr. Ihre kleinen Pferde, mit langer Mähne und mit wildem Blick, waren mit Decken behängt, deren gestanzte Enden fast bis zur Erde reichten, so daß die Füße der Pferde kaum zu sehen waren. An der Seite des Zuges machte der Narr, der zu dem Zweck angestellt ist, durch seine Possen die Langeweile des Marsches zu vertreiben, seine Sprünge und Grimassen. Welch eine erfreuliche Erscheinung mußte das für unsern Maler sein! Es begegnete ihm auch wohl ein Zug, in welchem auf einem mit Ochsen bespannten Wagen, umgeben von Reitern in den seltsamsten Trachten, die verschleierten Frauen eines Pascha fortgeschafft wurden; oder es stellte sich seinem Blicke ein mit aller orientalischer Sorglosigkeit abgehaltenes Bivouak dar, wo über einem Kohlenfeuer, an dem die bleichen Füße der schlecht begrabenen Kameraden sich zu wärmen schienen, der Kaffee bereitet wurde; oder eine ägyptische Schildwache mit dem schwarzen Teint, den Kopf mit dem Fes bedeckt und mit einer Binde von gerolltem Zeuge umwickelt, bei einem aus Schilf und Strohschuhen zusammengesetzten Schilderhäuschen, inmitten sumpfiger Ebenen, auf Posten stehend.

Das türkische Lager bot einen höchst pittoresken Anblick dar. Die kegelförmigen, durch die Sonnenstrahlen gebleichten grünen Zelte, die Hütten von Stroh, die dazwischen sich bewegenden Menschen mit ihrer ruhigen, ernsten, entschlossenen Miene, ihre religiösen und ihre militairischen Obliegenheiten verrichtend, gaben dem Lager eine ganz eigenthümliche Physiognomie. Mitten unter Soldaten, welche militairische Uebungen machten, die Küche besorgten, Wasser trugen, Holz spalteten oder in dem Sande Backöfen einrichteten, bemerkte man Andere, welche ihre Decken ausbreiteten, niederknieten, die Stirn bis zur Erde neigten, singend und mit zitternden Körper beteten oder laute Stoßseufzer zu ihrem Gott anstießen, ohne daß ihre Kameraden, die nicht an denselben Ritus gewöhnt waren, darüber lächelten oder spotteten.

Längs der Donau verriethen Rauchsäulen die in dem Sande angelegten und mit Schilf geheizten Oefen, in denen die Aegypter ihr Brod backten, wenn sie sich nicht mit den auf Blechplatten gebörrten Brodscheiben begnügten.

Während Herr Valerio aus die Gemälde und Zeichnungen seines Albums zeigt, erzählt er uns auch seine Reise-Abenteuer, unter denen seine Ankunft in Silistria bemerkenswerth ist. Als er vor Silistria anlangte, waren die Thore schon geschlossen; die Nacht brach an, das Wetter war trübe und kalt: der Wind heulte stoßweise in den Gräben und schüttelte die Zugbrücke, welche zu dem Thore führte, vor welchem der Reisende warten mußte. Herr Valerio ließ durch den Bedienter, den er hatte, erklären, daß er Empfehlungsbriefe an den Pascha hätte und daß er wünschte, man möchte dieselben dem Pascha sogleich überbringen, damit er bald in die Stadt eingelassen würde. Man reichte durch die Löcher, welche die Bomben während der Belagerung in den Thorflügeln gemacht hatten, dem Maler und seinem Begleiter Pfeifen und Kaffee, mit der Bitte, sie möchten sich gedulden, da man sie bei dem Mudschir (dem höheren Offizier) gemeldet hätte. Während sie auf der Zugbrücke stehend warteten, kam ein Adjutant Omer Pascha's, als Courier von Bucharest nach Sebastopol geschickt, von unten bis oben mit Schmutz bedeckt und höchst seltsam ausstaffirt, am Thore an. Er nannte seinen Namen, mußte aber auch Gedult haben und mit einer Pfeife und mit Kaffee sich die Zeit des Wartens vertreiben. Endlich, nach Verlauf einer Stunde, kamen die Schlüssel an; unglücklicherweise ließ sich das Schloß damit nicht öffnen; erst als das Schloß erbrochen war, war der Zugang zu Silistria offen. Von einem bis an die Zähne bewaffneten Panduren begleitet, begab sich Herr Valerio mit seinem Dolmetscher zu dem Kommandanten von Silistria; nachdem er eine baufällige Treppe in einem erbärmlichen Hause erstiegen, fand er denselben in einer kleinen, von einem flackernden Lichte erleuchteten Kammer. Der Pascha war ein Mann von edlem, ernstem, würdevollem Ansehen; er saß mit gekreuzten Beinen auf seinem Divan; er ließ Pfeifen und Kaffee bringen. Die vom Pascha bewohnte Kammer war kaum sieben Fuß lang und sechs Fuß breit. Die mit Papier verklebten Fenster ließen den Wind durch, so daß das Licht hin- und herflackerte. An den geborstenen Wänden hingen einige Pistolen und ein türkischer Säbel. Das Meublement bestand aus einem schlechten hölzernen Tisch, auf dem einige Bücher und Früchte durch einander lagen, einem nachlässig mit einigen Teppichstücken belegten Brettergestell und einem in eine Ecke geworfenen Mantelsack. Am folgenden Tage konnte Herr Valerio, als er sich in der Stadt umsah, sich eine Vorstellung von der Hingebung machen, von der die Vertheidiger Silistria's beseelt gewesen sein müssen, um siegreich einen so ungleichen Kampf bestehen zu können. Der Typhus wüthete stark. Ueberall sah man auf Trogbahren, in ein leinenes Tuch gehüllt, Leichen, die zum Begräbnißplatz gebracht wurden. Die unglücklichen Kranken, die man auf Pferden ins Hospital brachte, oft bei starkem Regenguß, waren fast immer schon mehr todt als lebendig. Auf die noch gesunden Kameraden machte der Anblick des Leidens, welches sie um sich her sahen, nicht den mindesten Eindruck. Die Moslemin wissen mit dem größten Gleichmuth das Leben zu verlassen; darum können sie auch Andere mit solcher Gleichgültigkeit sterben sehen. Als Herr Valerio einmal im Lager der Baschi-Bosuks einem dem Tode nahen jungen Araber-Fratze, ob er von einem französischen Arzt behandelt werden wollte, antwortete der Araber: „Der beste Arzt ist Gott!“ — Unter solchen Umgebungen hat Herr Valerio fünfundzwei ßig große Aquarellegemälde nach der Natur vollendet oder der Vollendung nahe gebracht, außerdem siebenunddreißig Zeichnungen, in denen er alle die verschiedenen Nuancentypen, die ihm vorgekommen sind, dargestellt hat. Herr Valerio hat in den Köpfen die Natur so treu und so genau in den feinsten Zügen wiedergegeben, daß der Anthropolog an diesen gemalten und gezeichneten Köpfen seine Studien machen kann. Die Baschi-Bosuks erscheinen in drei Hauptformen: der albanesische Baschi-Bosuk, der zur Negerrace gehörige und der kurdische Baschi-Bosuk. Der erste zeichnet sich aus durch das lange Gesicht, die Adlernase, die stark gezeichneten Augenbranen, die dichten, das Auge beschattenden Wimpern, die schlicht herabhängenden Haare und den entschiedenen, fast wilden Gesichts-Ausdruck. Das

Kostüm besteht in dem Fes, der Fustanelle, einer langen weißen Weste, einem dunkelfarbigen Ueberrock und in einer Menge von Waffen, die im Gürtel stecken; die Füße sind meist nackt. — Der negerartige Baschi-Bosuk ist je nach der Gegend, aus welcher er stammt, von verschiedenem Teint; es kommen alle Nuancen von der Chokoladenfarbe bis zum Blauschwarzen vor; die Kopfform ist sehr verschieden: der Eine ist im Profil einem Affen, der Andere einem Vogel ähnlich; Andere haben eine dem kaukasischen Typus nahe kommende Kopfbildung. Die weiten türkischen Beinkleider, die mit Schnüren besetzte Weste, der bunte, mit Waffen gespickte Gürtel — sind die Hauptstücke ihres Kostüms. Der kurdische Baschi-Bosuk hat ein mageres, fast dreieckiges, spitzes Gesicht; die lange, oben schmale Nase ist unten dick und fleischig; das Auge ist trübe; der Gesichts-Ausdruck stumpf und grausam. Die Kleidung besteht aus leinenen Hosen und grobem wollenem Mantel.

Der Araber zeichnet sich durch den Adel seiner Gesichtszüge, die Höhe seiner Stirn, die Klarheit seines Auges und durch den Ausdruck religiöser Begeisterung aus. Der Türke von Morea mit seinem mageren, knochigen, rothfleckigen Gesicht, seinen weitgeöffneten Ohren und seinem schiefen Fes zeigt einen Charakter von komischer Rechtheit. Der Türke von den Küsten des Schwarzen Meeres erinnert durch seine starken, hervorspringenden Backenknochen, seine abstehenden Ohren, seinen düsteren Ausdruck schon an den tatarischen Typus. Der bulgarische Türke sieht fast wie ein Russe aus.

Um das Verdienst des Herrn Valerio in das gehörige Licht zu stellen, müssen wir daran erinnern, daß der Koran die Abbildung der menschlichen Person als eine Götzendienerei verbietet. Die gläubigen Muhammedaner sprechen zu den Malern, die sie menschliche Gestalten malen sehen, immer noch: „Was wirst Du am Tage des Weltgerichtes thun, wenn alle diese Gestalten Seelen von Dir fordern!“ — Sie glauben auch, daß jeder Mensch, von dem ein Portrait gemacht ist, im Laufe eines Jahres stirbt. Es herrschen diese abergläubischen Ansichten freilich nur noch in der ungebildeten Menge; aber in dieser kommen gerade die charakteristischsten Gestalten, die originellsten Physiognomien, die in ihrer Ursprünglichkeit erhaltenen National-Trachten vor.

Sami-Pascha, der Gouverneur von Widdin, ist gleich bereit gewesen, Herrn Valerio zu sitzen: es ist ein schöner, geistreicher und feiner Kopf mit dünnem, weißem Bart, ein Kopf, dem man es ansieht, daß die Civilisation ihm nicht fremd geblieben.

Der tanzende Derwisch mit seinem, einem umgekehrten Blumentopf ähnlichen Filzhut, seinem das gelbrothe Gesicht einfassenden weißen Barte, mit seinem weißen Kleide und seinem braunen Mantel hat den dieser Art von Mönchen eigenen ekstatischen Charakter.

Der österreichische Serreschaner von der walachischen Gränze hat ein breites, volles Gesicht, ohne Schnurrbart, von einem dichten Backenbart eingefaßt; die Nase hat nicht die feine Form und die schöne Krümmung der orientalischen Typen. Die mit Schnüren besetzten Pantalons, die gestickte Weste, die mit mehreren Reihen hervortretender Knöpfe besetzten Dolmand, die mit Kupferplatten gezierte Mütze, der krumme Säbel geben ein auffallendes, aber nicht unschönes Kostüm.

Eine junge Frau aus Belgrad, die wir in dem Album finden, zeigt in ihrer reichen und doch einfachen Toilette eine melancholische und stolze Haltung; ihr Gesicht erinnert an den Typus, welchen die Maler des fünfzehnten Jahrhunderts der Herodias zu geben pflegten.

Die Zigeuner, für welche Herr Valerio eine besondere Vorliebe hat, sind in dem neuen Album nicht vergessen. Wir finden in demselben mehrere Portraits von diesen braunen, jungen Mädchen, deren Blick durch sein Feuer und seine Tiefe fast erschreckt.

Von den Skizzen, die nicht weniger interessant sind, als die ausgeführten Gemälde, heben wir die eine hervor, welche Ali-Kuta, den tapferen Anführer der Albanesen, der sich bei der Vertheidigung von Silistria so rühmlich ausgezeichnet hat, darstellt. Er sitzt auf der Lafette einer Kanone und hat den Arm in einer Binde; sein männliches und stolzes Gesicht, sein reiches und viktoreekes Kostüm, seine ungezwungene und edle Haltung lassen ihn unverkennbar als einen Helden erscheinen.

Herr Valerio hat die schönsten seiner Gemälde und Zeichnungen in der Welt-Kunst-Ausstellung von Paris ausgelegt; sie können da nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der Künstler, der Gelehrten und der gebildeten Welt auf sich zu ziehen.

Frankreich.

Die Metamorphosen des Thieres.

(Fortsetzung.)

Als Vertreter der Käfer kann der Maikäfer gelten. Gegen Ende April hat nach Untergang der Sonne ein weiblicher Maikäfer in einem lockeren Erdboden ein 15 bis 18 Centimetres tiefes Loch gegraben, darin etwa dreißig Eier gelegt und ist bald darauf gestorben. Einen Monat später ist aus jedem Ei ein kleiner Wurm ausgekrochen, weißlich von Farbe, halb zusammengerollt, mit gelbem Kopf, gehörnt und mit einem starken Kauapparat versehen. Die jungen Larven nähren sich von den Wurzeln der Pflanzen und bleiben den folgenden Winter hindurch beisammen; im Frühjahr trennen sie sich; eine jede von ihnen befriedigt ihre Freßgier in dem unterirdischen Gange, den sie sich macht. Sie richten in den Gärten oft fürchterliche Verwüstungen an. Beim Beginn des Winters gehen sie wieder tiefer in die Erde. Sie leben so drei und mehr Jahre als Larven (Engerlinge genannt) unter der Erde. Dann verwandelt sich die Larve in einer Art von Cocon, welchen sie mittelst einer klebrigen Feuchtigkeit aus Erde gemacht, in eine Nymphe, die große Aehnlichkeit mit einer Chrysalide hat. Aus der Nymphe entwickelt sich in fünf bis sechs Wochen der Käfer; derselbe kommt gegen Ende des Monat März aus seinem Gehäuse hervor, bleibt aber noch bis Mitte April in der Erde. Um diese Zeit erst so weit erstarkt, daß er den Flug in die Welt wagen kann, fliegt er auf den ersten besten Baum, wählt sich gefräßig im Laube, befriedigt den Geschlechtstrieb, legt Eier und stirbt.

Unter den Hautflüglern wird der einer kleinen Fliege ähnliche Microgaster glomeratus in dem ganzen Verlaufe seines Lebens dargestellt. Das Weibchen, mit einem aus drei Spitzen bestehenden Stachel versehen, legt die Eier in die Raupe des unter dem Namen Kohlweißling bekannten Schmetterlings. Aus der Chrysalide kommen dann anstatt eines Schmetterlings eben so viele kleine Würmer zu Tage, als der Mikrogaster Eier hineingelegt hat (oft vierzig bis fünfzig). Diese Larven verbringen in kleinen gelben Cocons, in welche sie sich einspinnen, den Winter, werden im Frühjahr Nymphen und einige Tage darauf geflügelte ausgebildete Insekten. Die Hälfte von ihnen sind Weibchen. Man hat berechnet, daß durch die Mikrogaster wenigstens neun Zehntel der Raupen des Kohlweißlings vernichtet werden.

Als Repräsentant der Netzflügler wird die Eintagsfliege mit weißen Flügeln (Ephemera albipennis) in ihrer Lebensentwickelung vorgeführt. Dieses Insekt verlebt als Larve zwei Jahre in Löchern an steilen Flußufern unter dem Niveau des Wassers; die Nymphe unterscheidet sich bei diesem Insekt nur durch Ansätze zu Flügeln, die an dem oberen Theile des Thorax sich zeigen; sie setzt das Leben der Larve in derselben unterirdischen Wohnung unverändert fort. In der Zeit vom 8. bis zum 18. August haben die Nymphen dieses Insekts ihre große Metamorphose. Nach acht Uhr Abends kommen sie aus ihren Löchern unter dem Wasser hervor und suchen das trockene Land. Die Haut des Thorax spaltet sich, das Insekt kriecht heraus und fliegt empor. Von neun Uhr an erfüllen dichte Schwärme von Ephemeren die Luft und fallen wie dichte Schneeflocken zur Erde; der Boden wird mitunter zollhoch von ihnen bedeckt. Um zehn Uhr sind nur noch einzelne Individuen zu bemerken. In dem Zeitraum von weniger als zwei Stunden haben diese Thierchen, welche zwei Jahre unter dem Wasser zugebracht haben, sich in fliegende Insekten verwandelt, ihren Geschlechtstrieb befriedigt, Eier gelegt (in Massen von 700 bis 800) und ihr Leben vollbracht.

Wir kommen nun zu den Insekten mit unvollkommenen Metamorphosen. Die Dipteren (Zweiflügler), gewöhnlich Fliegen genannt, bilden zu diesen den Uebergang. Die Larve des Stratiomys chamaeleon, einer hübschen Fliege, die der Verfasser als Beispiel anführt, bewohnt fast alle Wasserpflanzen. Seltsam ist der Mechanismus, mit dessen Hülfe dieses Insekt (als Larve) dazu gelangt, die Luft einzuathmen. Der letzte Ring des Leibes läuft in einen Büschel von feinen seidenartigen Fädchen aus, der eine mit zwei Tracheen in Verbindung stehende Oeffnung umgiebt. Um zu athmen, steigt die Larve an die Oberfläche des Wassers, breitet ihren Büschel aus und läßt, während sie, den Kopf nach unten, an der Oberfläche des Wassers hängt, die Luft durch die Oeffnung in die Tracheen einströmen. Gegen die Mitte des Sommers wird die Larve zur Nymphe; die äußere Haut der Larve dient der Nymphe als Cocon, in dem das Thier auf dem Wasser schwimmt. Nach fünf oder sechs Tagen fliegt das ausgebildete Insekt heraus.

Die Unvollkommenheit in den Metamorphosen der übrigen Insekten führt der Verfasser theils auf eine, so zu sagen, übereilte Entwickelung, theils auf einen Stillstand in der Entwickelung zurück.

Die Orthopteren (Geradflügler), zu denen die Grillen gehören, und die Hemipteren (Halbflügler), zu denen die Wanzen gehören, haben nur wenig auffallende Metamorphosen, da sie schon beinahe ganz ausgebildet aus dem Ei auskriechen. Einen Stillstand in der Entwickelung zeigt der Floh; die Larve wird Nymphe; aber diese entwickelt keine Flügel. Auch die Arbeiterbienen können als Insekten betrachtet werden, bei denen ein Stillstand in der Entwickelung eingetreten ist. Wird einem Bienenstock die Königin-Mutter genommen, so geben die Bienen einigen Larven, die sonst nur geschlechtslose Arbeiterbienen werden, das für die Königin-Mutter bestimmte Futter; aus den Larven werden dann weibliche Bienen, welche fähig sind, dreißig- bis vierzigtausend Eier zu legen. Eben so sind bei den Termiten, bei den Amei-

Digitized by Google

sen die geschlechtslosen Individuen als Weibchen anzusehen, deren Entwickelung zurückgehalten ist.

Unter den Wirbelthieren sind es nur die Batrachier, die froschartigen Reptilien, die eigentliche Metamorphosen durchmachen. Es erschienen aber die Veränderungen hier weniger schroff; ein Zustand scheinbarer Erstarrung, wie der der Nymphe, kömmt bei den Batrachiern nicht vor. Der Frosch verläßt das Ei in einem Zustand, in welchem er eigentlich noch Embryo ist: der Verdauungs-Apparat ist noch ganz unentwickelt; der Organismus fährt fort, sich aus dem Eigelb, mit welchem noch erfüllt das Thier aus dem Ei kömmt, zu vervollständigen; Augen, Ohren, Geruchs- und Athmungs-Organe bilden sich jetzt erst; der lange Schwanz in den der Leib ausläuft, wird länger und dicker; eine Spalte trennt den Kopf vom Bauche, der fast kugelförmig wird, und zeigt an jeder Seite eine kleine Kieme; der Mund bewaffnet sich mit einer Art von hornartigem Schnabel. In diesem Zustande nennen wir den Frosch eine Quappe. Zuerst durch die Haut athmend, athmet er jetzt durch Kiemen. In Stelle der ersten noch sehr unvollkommenen Kiemen bilden sich neue vollkommnere; aber auch diese zweiten Kiemen bleiben nicht; um Frosch zu werden, bekömmt die Quappe Lungen; von den Kiemen ist zuletzt keine Spur mehr vorhanden. Hier haben wir eine wirkliche Metamorphose; aus einem Wasser-Athmer wird der Frosch ein Luft-Athmer; außerdem aus einem Pflanzenfresser ein Fleischfresser. In Bezug auf die Bewegungs-Organe findet nicht weniger eine wirkliche Metamorphose statt. Weniger vollständig, als beim Frosch, sind die Metamorphosen beim Salamander; noch unbedeutender werden sie bei den noch niedriger stehenden Arten der Batrachier: dem Proteus, dem Axotol, dem Lepidosiren. In Bezug auf den letztgenannten sind die Naturforscher noch nicht einig, ob er zu den Fischen oder zu den Amphibien gehört.

Die Metamorphosen der Myriapoden (der vielfüßigen Ringelthiere), der Crustaceen (der krebsartigen Ringelthiere), der Anneliden (zu denen der Blutegel gehört), wollen wir hier übergehen, um mehr Raum für unsere Mittheilungen in Betreff der Metamorphosen der Mollusken, welche man erst in neuester Zeit kennen zu lernen angefangen, zu gewinnen.

Der deutsche Physiolog Carus war der erste, der auf die Metamorphosen der Mollusken hinwies; er gab im Jahre 1832 die erste Beschreibung der Larven einer in fast allen Teichen Europa's vorkommenden Muschel (Anodonta). Die unerwartete Entdeckung fand keinen Glauben; die Larven, die Carus beschrieb, wirren, meinte man, bloße Parasiten, die sich in den Kiemen der Mollusken stark vermehrt hätten. Auf die Autorität von Rathke und Jakobsen wurde diese Meinung allgemein angenommen. Herr v. Quatrefages ist durch wiederholte Beobachtungen zu dem Ergebniß gekommen, daß die Metamorphose der Klasse von Mollusken, welche man Acephalen nennt, über allen Zweifel erhaben sei. Was er über die Metamorphose der Mollusken in der vorliegenden Abhandlung sagt, ist Folgendes:

Von den Mollusken sind in Bezug auf ihre Entwickelung am meisten die Gasteropoden erforscht. Unsere Landschnecken sind als solche erkannt, die keine Metamorphosen erfahren, und es ist wahrscheinlich, daß auch alle Schnecken, welche unsere süßen Gewässer bewohnen, gleich als ausgebildete Schnecken aus dem Ei kommen. Die Seeschnecken aber bieten uns wirkliche Metamorphosen dar. Eine Art derselben hat im ausgebildeten Zustande keine Schale; am Kopf hat sie vier Fühlhörner und zwei Augen. Sie kriecht auf dem Grunde des Wassers mittelst einer fleischigen Platte, die man den Fuß nennt. Sie ist mit den lebhaftesten Farben geschmückt und sieht so schön aus, als wäre sie aus Email und Krystall gemacht. Im Innern findet man einen großen Magen, von dem an der einen Seite ein sehr kurzer Darm, an der anderen Seite mehr oder weniger sich verzweigende Eingeweide ausgehen. Die Leber, bei den Mollusken gewöhnlich sehr umfangreich, besteht hier aus dünnen, nur auf den letzten Ausläufen der Eingeweide liegenden Schichten. Beim Auskriechen aus dem Ei haben diese Art von Seeschnecken eine Schale, und der noch unausgebildete Fuß ist mit einer gehörnten Platte versehen, mittelst deren das Thier seine Wohnung öffnet und verschließt. Außer Stande, zu kriechen, bewegt es sich mittelst einer Art von doppellem, bis über den Mund reichenden Halskragen, der, mit beweglichen Wimpern versehen, ein guter Schwimm-Apparat ist. Der in dem Gehäuse zusammengerollte und an demselben mit starken Muskeln befestigte Leib enthält einen Verdauungs-Apparat und eine Leber — denen ähnlich, welche die gewöhnlichen Mollusken haben. Nach Verlauf einiger Zeit lösen sich die das Thier an dem Gehäuse festhaltenden Muskeln ab und das Thier verläßt das Gehäuse; der Körper verlängert sich; der Fuß, nun ausgebildet und der hornigen Decke beraubt, fängt an, seine Dienste zu thun; der Schwimm-Apparat verschwindet; der Magen entwickelt aus sich das oben beschriebene Gefäßsystem.

Die embryonische Entwickelung der Acephalen hat nicht so viele Bearbeiter gefunden, wie die der Gasteropoden. Außer einer Arbeit, die Herr Quatrefages selbst der Embryogenie des „Taret“ gewidmet, erwähne er nur noch einer Denkschrift des Herrn Davaine über die Entwickelungsgeschichte der Austern.

Die Metamorphosen sind beim Taret am wenigsten komplizirt; sie werden bei den Austern auch mehr noch bei den Anodonten unbemerkbarer und verschwinden gänzlich bei einigen anderen kleinen Mollusken, die unsere Teiche bewohnen. Die Auster ist, wie der Taret, zuerst eine mit Wimpern versehene Larve; dann bekleidet sie sich mit einer Schale und erhält einen Drehungsapparat, ähnlich dem der Gasteropoden; aber die Auster kann dieses Organ nicht, wie der Taret, nach Belieben ausdehnen und zurückziehen. Der Taret ist außerdem mit einem langen sehr beweglichen Fuß zum Kriechen versehen.

Die kleine Anodonte hat keines von diesen Bewegungsorganen; sie zeichnet sich aber durch einen sehr seltsamen Apparat aus, der ihr dazu dient, ihr Gehäuse fest zu verschließen, um den parasitischen Infusorien den Eintritt zu wehren.

Taret, Austern und Anodonten kriechen in den Kiemen oder in den Falten des Mantels ihrer Mutter aus dem Ei und bleiben bis zu ihrer Metamorphose an diesem schützenden Ort. Sie verlieren dann die Organe der Durchgangsröhre und nehmen die vollständigen Charaktere ihrer Art an, wobei auf der Stufenleiter des thierischen Lebens einige, wie die Anodonten, emporsteigen, andere, wie die Austern und noch mehr die Taret, herabsinken.

Wir kommen nun zur Schlußbetrachtung, in welcher Herr Quatrefages die Ergebnisse der Forschungen, in Bezug auf die thierische Metamorphose, zusammenfaßt. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

New-York und die Hauptstädte der alten Welt.*)

Die drei progressfinsten Hauptstädte der Welt sind gegenwärtig London, Paris und New-York. Die große Stadt Konstantin's wird vielleicht in nicht langer Zeit wieder aufleben und sich von neuem zu der Macht und Würde erheben, zu der ihre unvergleichliche Lage sie berechtigt. Denn der erste Konstantin und der erste Napoleon drückten nur das einstimmige Urtheil aller sachkundigen Beobachter aus, als sie Byzanz für den Ort erklärten, der zur Hauptstadt der Welt geeignet sei. Selbst heute noch vermehrt sich seine Bevölkerung durch inneren Zuwachs, während in Petersburg, Wien, Stockholm und anderen Hauptstädten die Zahl der eingeborenen Bewohner sich fortwährend vermindert und sie nur durch den Zufluß der Bevölkerung aus dem angränzenden Landstrich — eine unsichere und schwankende Hülfsquelle — auf ihrer Höhe erhalten werden.

Berlin verlor hunderttausend von seinen Bewohnern während der Unruhen und Bedrängtsingen der beiden Jahre, die auf den März 1848 folgten.**). Im Jahre 1845 wurde New-York im Punkte der Bevölkerung von Berlin, Wien, Neapel und Petersburg übertroffen. Im Jahre 1850 übertraf es sie so und jede andere europäische Stadt, mit Ausnahme der britischen, französischen und ottomanischen Metropolen. Was die Städte Asiens anlangt, so können wir mit gutem Grunde behaupten, daß kaum eine einzige von ihnen eine Bevölkerung von einer Million Seelen in sich schließt. Von den indischen soll die größte, Benares, nicht mehr als 600,000 Einwohner enthalten. Die Hauptstädte China's und Japans, Canton, Peking, Su-Tschen, Jeddo, Miako ꝛc., deren muthmaßliche Volkszahl man, in höchst abweichender Weise, bald zu einer halben, bald gar zu drei Millionen angeschlagen hat, dürften heutzutage schwerlich über je 600,000 bis 800,000 Seelen in ihren Mauern beherbergen. Zum größten Theil aus ein- oder anderthalbstöckigen Häusern bestehend, mit weiten Räumen, die wegen des gänzlichen Mangels an Abzugskanälen von Gebäuden frei bleiben müssen, würde jede von ihnen bei einer gleichen Anzahl Bewohner ein vier- bis fünfmal größeres Areal erfordern, als eine Stadt des Westens, während doch, so viel man weiß, keine einzige im Umfang mit London, Paris oder New-York sich messen kann. Ueberdies muß die Bevölkerung der chinesischen Städte sich in den letzten Jahren in Folge der verheerenden Bürgerkriege bedeutend gelichtet haben. Die in Japan haben ohne Zweifel ähnliche, obwohl langsamere und allmälgere Verluste erlitten, und Ursachen die nach den Unterjochungen Kämpfer's und anderer Reisenden sich schon seit Jahrhunderten geltend machen. Jede vollständig isolirte Nation, jede Rage, deren insulasische Lage so wohl jünftiger Verbindung und Blutsvermischung mit anderen Völkern abschneidet, hat eine unvermeidliche Tendenz, auszuarten, sich physisch und moralisch abzuschwächen und langsam dahinzusterben. Die Guanches und die Picten liefern hiervon eben so wohl ein Beispiel, wie die Tahitier und die Hawaiianer.

*) Aus einem Artikel über „große Städte“ in Putnam's Monthly.

**) Wir brauchen nicht erst zu bemerken, daß diese eine lächerliche Uebertreibung ist, und daß die Verluste, welche Berlin wirklich in den angegebenen Zeitraum erlitten, schon längst wieder ausgeglichen und reichlich ersetzt worden sind. D. R.

Digitized by Google

London vertheilt seine 2,400,000 Menschen auf einen Raum von 76,000 Acres. Die eigentliche Stadt New-York hatte am 7. Juni 1850 eine Bevölkerung von 515,500 Köpfen, die sich auf 13,920 Acres oder vielmehr auf kaum die Hälfte dieser Fläche zusammendrängte; denn der größte Theil der Stadt steht auf dem südlichen Drittel einer siebzehn (engl.) Meilen langen Insel, obwohl das offizielle Weichbild nicht allein jene unbewohnte Wald- und Felsengegend, sondern auch noch fünf Inseln im Hafen von New-York einschließt. Die drei Stadtgemeinden, welche zu der neuen Corporation Brooklyn vereinigt sind, enthielten im Jahre 1850 mehr als 130,000 Einwohner auf einem etwas größeren Flächenraum als das ganze, zur Jurisdiction der Stadt New-York gehörige Territorium. Die Bevölkerung Brooklynd dürfte jetzt nicht weniger als 220,000 betragen; die von New-York allein wird, vielleicht zu niedrig, auf 780,000 geschätzt, so daß auf einem Areal von 30,000 Acres sich eine Volkszahl von einer Million Menschen findet. Außer Brooklyn enthalten aber auch andere Vorstädte, wie Lompinsville auf Staaten-Island, Morrisania und die fortlaufenden Ansiedlungen von Harlem-River bis Fordham, endlich Jersey-City und Hoboken eine fast ausschließlich zum städtischen Verbande New-Yorks gehörige Bevölkerung von 70,000 Seelen, die zur Gesammt-Einwohnerzahl dieser Metropole geschlagen werden muß.

Wir halten uns daher für vollkommen berechtigt, London, Paris, New-York und Konstantinopel als die vier größten Städte unserer Zeit zu betrachten. Die ersttgenannte ist für den Rest des neunzehnten Jahrhunderts ihres Vorranges sicher; aber ohne die Kalamitäten, welche sowohl die Hafenstädte als das Innere der Vereinigten Staaten seit dem 1. Juli 1854 betroffen haben, wäre im Sommer dieses Jahres die Volkszahl New-Yorks (im weitesten Sinne) der von Paris gleichgekommen, wenn sie dieselbe nicht gar übertroffen hätte, und es würde sich in dieser Beziehung unmittelbar an London reihen. In Hinsicht des Handels, der Schifffahrt, des maritimen Reichthums und des materiellen Fortschritts überhaupt nimmt es bereits die höchste Stufe unter allen anderen Städten ein. Im Jahre 1854 war der Tonnengehalt seiner Schiffe doppelt so groß, als der von London und Liverpool zusammengenommen. Ueber in älterer, noch in neuerer Zeit hat es eine Stadt gegeben, die sich in den wesentlichsten Elementen der Macht zur See und zu Lande mit New-York messen könnte. Von allen Städten der alten Welt kam ihm das sizilische Syrakus hierin wohl am nächsten. Aber weder die Stadt des Archimedes, noch Tyrus und Karthago vermochten den zehnten Theil der Seemacht des mittelalterlichen Venedig aufzuweisen, als Venedig allein Konstantinopel und die Hälfte des oströmischen Reichs eroberte und beherrschte. Und was war Venedig im Vergleich mit dem heutigen London! In Indien sind jetzt hundertfunfzig Millionen Menschen der Krone Großbritannien unterworfen, welche diese Herrschaft nie gekannt hätten ohne den Unternehmungsgeist einer Verbindung von Londoner Kaufleuten, die vor mehr als hundertsechzig Jahren zusammentrat, als London noch nicht die Hälfte der Einwohnerzahl des gegenwärtigen New-York besaß.

In dem mit dem 30. Juni 1854 endenden Finanzjahr belief sich die gesammte Zolleinnahme der Ver. Staaten auf 64,224,190 Dollars 27 Cents, wovon 41,755,419 Dollars 17 Cents, also beinahe zwei Drittel, in dem einzigen Hafen New-York eingingen. Die Revenüen des Post-Departements betrugen in dem vorhergehenden Jahre 5,064,464 D. 57 C., wovn der Staat New-York 1,175,516 Dollars 6 Cents und die Stadt allein 461,672 Dollard 3 Cents beisteuerte, welche letztere Summe sich gegenwärtig auf 660,000 Dollard erhöht haben mag. Und wie viel von dem großartigen innern und äußeren Verkehr, der aus dieser Statistik hervorgeht, verdankt New-York dem Schutze der Regierung, der Gunst einzelner Staaten oder Individuen, oder dem Unions-Verbande überhaupt? Nicht den Werth eines einzigen Dollars. Die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten sind gleich ohnmächtig die Größe New-Yorks zu vermehren oder sein Wachsthum zu beschleunigen. Und wenn sich auch alle übrigen Theile der Republik vereinigten, um dieser Stadt zu schaden, sie könnten ihren Handel und Reichthum nicht wesentlich vermindern oder ihren Fortschritt aufhalten. Wie geringer Erfolg von derartigen Versuchen zu erwarten ist, lehrt das Fehlschlagen der von einigen Staaten ausgegangenen beharrlichen Anstrengungen, den Handel von New-York abzuleiten, der ihm freiwillig aus dem Inneren des amerikanischen Kontinents, wie von allen Küsten der bewohnten Erde zufließt.

Große Städte haben eine stärkere Lebenskraft als große Nationen. Die Staaten, von welchen sie abhängen, können untergehen; aber unerschüttert durch das Steigen und Fallen von Königreichen, überleben große Städte oft eine lange Reihe von Herrschergewalten, die ihr Scepter über sie ausbreiteten. So ist es mit Babylon, Rom, Byzanz, Wien, Paris und London gewesen; vielleicht hat New-York ein ähnliches Geschick.

Mannigfaltiges.

— Bädeker's Paris. „Ist denn kein Bädeker da!" pflegt der deutsche Tourist heutzutage beim Antritt einer Reise in ähnlicher Weise zu fragen, wie man sonst bei den deutschen Kaiserkrönungen nach den Dalbergs fragte. In der That haben sich die Bädeker'schen Reise-Handbücher mit dem rothen Einband und der kurzen goldenen Titelschrift: „Bädeker's Deutschland", „Bädeker's Schweiz", „Bädeker's Rheinlande", „Bädeker's Belgien, Holland" ꝛc. einen mindestens eben so weit verbreiteten Ruf, als die englischen „Murray's" erworben. Man weiß, daß der Verfasser dieser Reise-Handbücher weder Anderen blindlings nach-, noch blesen oder jenen Interesse zu gefallen schreibt, sondern daß er fast Alles, was er darstellt, aus persönlicher Anschauung kennt, daß er, — um nicht Gastwirthen und Anderen, die auf den Strom der Reisenden spekuliren, Gelegenheit zu geben, ihm nur ihre guten Seiten herauszukehren, die unvortheilhaften aber zu verbergen — gewöhnlich, wie die großen Herren, incognito reist, dafür aber auch nicht verschmäht, dann und wann Fuß-Touren zu machen und in bescheidener Herberge einzukehren, um selbst dem einfachsten Reisebedürfnisse durch seine Beobachtungen und Belehrungen zu dienen. Darum fragte denn auch jeder Reisende vom Coupé erster bis zu dem dritter Klasse, der sich die Universal-Ausstellung von Paris ansehen wollte: „Ist denn kein Bädeker da!" Endlich ist nun Bädeker's „Paris" erschienen,*) und zwar ganz, wie man es erwartete, für den deutschen Reisenden eingerichtet, der in dem jetzigen Trubel nach Paris kömmt und sich dort etwa vierzehn Tage ohne allzu große Kosten aufhalten will. Wer mit Bädeker's Buch in der Hand die Reise zur Universal-Ausstellung antritt, der wird in Paris kaum eines anderen Führers bedürfen: ja, der Verfasser und Verleger hat sogar dafür gesorgt, daß dem Besitzer eines solchen Buches nachträgliche Bestimmungen, die auf die Zeit-Eintheilung in der französischen Hauptstadt einen wesentlichen Einfluß üben, unentgeltlich von der dortigen deutschen Buchhandlung F. Klinksieck nachgeliefert werden. Der Plan von Paris, welchen Herr Bädeker nach einer eigenen Idee in drei verschieden kolorirten Abtheilungen dem Buche angehängt hat, ist ungemein übersichtlich, obwohl zu bedauern, daß gerade die Champs Elysées mit den drei Ausstellungs-Gebäuden auf der Gränze der ersten und der zweiten Abtheilung liegen, so daß man, um von dort aus sich zu orientiren, immer zwei Blätter zugleich im Auge behalten muß. Gleichwohl ist diese Einrichtung des Stadt-Planes sehr handlich und verdient überall nachgeahmt zu werden, wo es sich um die Führung durch größere Städte handelt. Ein Eisenbahn-Kärtchen von Mittel-Europa, Grundrisse einzelner Punkte von Paris, z. B. des Louvre, der Nekropole von Père Lachaise, der nächsten Umgebung der Hauptstadt und Pläne der vorzüglichsten Städte, welche der Reisende auf der Hin- oder Rückreise passirt, sind ebenfalls hinzugefügt. Schreiber dieser Zeilen, der bereits mehrerremal in Paris war, gesteht, daß ihm das Buch nicht blos eine angenehme Rückerinnerung gewährt, sondern daß er daraus auch noch Manches erfahren und gelernt, was ihm bisher entgangen war und worauf ihn die in der Regel sehr oberflächlich und im Interesse gewisser Speculationen ausgearbeiteten „Guides de Paris" aufmerksam zu machen versäumt hatten.

— Wie man in Amerika die Sängerinnen ehrt. Auf welche übertriebene und großprahlerische Weise in Amerika die Theatersängerinnen gefeiert werden, mag auf folgendem Beispiele hervorgehen: In New-Orleans hatte eine französische Sängerin, Madame Cambier, im Monat Mai solchen Furore gemacht, daß bei der drückenden Hitze das Haus stets überfüllt war, wenn sie auftrat. Ueber den Abend, an welchem zu ihrem Benefiz die Oper „Karl VI." gegeben wurde, berichtet die „Biene" von New-Orleans wörtlich: „Die Blumen regneten unter allen Formen: Kränze, Guirlanden, Bouquets, Ballons ꝛc. Die Früchte daran waren, wenn auch nicht eben so wohlriechend, doch mindestens eben so brillant und viel solider, besonders aber viel dauerhafter; es waren nämlich Diamanten, wie in Tausend und Eine Nacht, Diamanten als Kreuze, Diamanten in Broches, Diamanten in Ringen, Diamanten in Tuchnadeln, und zwar Alles auf das eleganteste gefaßt, die Namenszüge der Diva und ihre vornehmsten Rollen bezeichnend. Ein prächtiger Kaschemir-Shawl und ein Kasten mit Geschenken anderer Art vervollständigten dieses Trousseau, das von dem galanten Publikum seiner Braut verehrt ward, und es bedurfte hernach mehrerer Wagen, um diese Aerndte von Kostbarkeiten aller Art in die Wohnung der Sängerin zu schaffen."

*) Paris und Umgebungen, nebst Rouen, Havre, Dieppe, Boulogne und den drei Eisenbahn-Straßen von Rhein bis Paris. Handbuch für Reisende, von K. Bädeker. Koblenz, Bädeker, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 4 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 11), so wie von allen Königl. Postämtern, angenommen.

№ 78. Berlin, Sonnabend den 30. Juni 1855.

Dänemark.

Die Bedeutung Oersted's für die Wissenschaft und die Erkenntniß Gottes in der Natur.*)

Oersted ist der Kolumbus einer neuen, geistigen Welt. Keiner vor ihm hat mit solcher umfassenden Klarheit die tiefe Vernunft in der Natur nachgewiesen, wenn die größten Denker und Naturphilosophen sie auch zu allen Zeiten vermuthet und sie als ein ideales Produkt ihres Geistes aufgestellt haben. Gleich dem wahren Kolumbus hat auch Oersted manche Nachtreter gehabt, die ihm diese neue geistige Welt gar gern hätten vorentdecken mögen, wenn sie es nur gekonnt hätten. Aber diese Versuche werden nur dazu beitragen, sein Genie in ein helleres Licht zu setzen. Die wahre Größe paart sich gern mit Bescheidenheit und, auch Oersted erkennt an, daß alle Naturforscher, welche mit Kraft die Wissenschaft gefördert haben, stets vorausgesetzten, daß die in der Natur herrschenden Gesetze Vernunftgesetze seien; daß sie den Beweis dafür in der Uebereinstimmung der aus der Vernunft hergeleiteten Gesetze mit den später in der Wirklichkeit nachgewiesenen Naturgesetzen sahen, daß aber den wenigsten Naturforschern dies mit Klarheit vorgeschwebt habe.

Den hohen Beruf des Naturforschers hat Oersted damit bezeichnet, wenn er sagt, daß es die wahre Aufgabe des Naturforschers sei, die Vernunft in der Natur immer mehr und mehr zu enthüllen. Er fordert überhaupt für jede Wissenschaft, für jede Kunst, daß sie als ihr höchstes Ziel die Darstellung der Gedanken und Ideen in ihrem einfachsten, aber höchsten und gleichsam natürlichsten Zusammenhang bezwecken müsse. Er fordert dies um so mehr, weil die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts auch nach Vernunftgesetzen vor sich geht und es eben die Aufgabe des Menschengeistes ist, diese Vernunftgesetze, welche für seine Entwicklung gelten, in immer höherer Form darzustellen; das heißt, der Menschengeist muß immer mehr und mehr die göttliche Vernunft reflektiren, zurückstrahlen.

Im Allgemeinen ist in Deutschland wenig von der Oerstedschen Naturanschauung die Rede; die gelesensten Blätter erwähnen ihrer fast gar nicht, und doch ist gerade die Oerstedsche Naturanschauung, ich sage es mit vollem Recht, weltbedeutend, epochemachend in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeistes.

Oersted hat das Unglück, kein Deutscher, besonders kein deutscher, gelehrter Professor zu sein; deshalb vielleicht wird er vornehm ignorirt. Hätte er seine Studien auf einer deutschen Universität gemacht, oder wäre er ein vortragendes Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, à la bonne heure; so aber — ein Däne! Wenn er siegt, so wird nicht er, sondern die Wahrheit für ihn siegen; denn wie in einem Brennpunkt werden sich die noch herrschenden, verschiedenen Naturauffassungen in seiner Anschauung vereinigen. Man kann ein immenses, gelehrtes Haus sein, aber damit ist man noch kein Genie. An Gelehrsamkeit mag Oersted vielleicht der Rang von Manchem streitig gemacht werden; was aber den Geist betrifft, womit er die Natur auffaßt, steht er unbedingt als der erste der neueren Naturforscher da. Es mag dies kränkend für manchen deutschen Gelehrten sein, aber wahr ist es doch. Prophetisch hat Oersted sein Schicksal vielleicht mit folgenden Worten angedeutet: „Es giebt Zeiten, reich an Erfindungen, wo eine Schaar großer Geister, wie auf Verabredung, auftreten und alle Wissenschaften mit wichtigen Entdeckungen bereichern. In großen Massen werden sie von den lichteren Köpfen des Zeitalters aufgenommen, während die beschränkteren sich widersetzen." Aber er tröstet sich damit, daß aufs neue Genies auftreten, die den Funken, welcher zu erlöschen drohte, wieder anfachen.

Ferner an einer anderen, noch kräftigeren Stelle: „Es bleibt eine ewige und herrliche Wahrheit, daß das Genie in den heiligen Stunden der Begeisterung weit über den engen Gesichtskreis des Zeitalters hinaussehen kann; aber es ist eben so gewiß, daß, je höher es dann über seinen Zeitgenossen steht, es sie um so schwieriger zu sich hinaufziehen kann."

Die Oerstedsche Naturanschauung sollte so viel als möglich verbreitet werden, weil sie eine Naturoffenbarung ist, die allen Menschen von Wichtigkeit wenigstens sein müßte. Sie gewährt einen die dahin ungekannten Einblick in die Natur. Sie stellt Wahrheiten auf, die von jedem Menschen eingesehen werden müßten, weil sie sich nicht minder auf die Natur als auf sein geistiges Wesen und Verhältniß zur Natur beziehen. Eine solche Naturoffenbarung darf man nicht mit den bloßen Ansichten und Meinungen über die Natur, oder gar mit den abstrakten, philosophischen Systemen von schwerem Kaliber, wie sie die Deutschen lieben, auf eine Linie stellen. Sie ist dazu da, im wahren Sinne des Wortes, von Allen gekannt zu sein. Sie ist ein Produkt der naturwissenschaftlichen Kenntnisse und des Genies eines Zeitalters und bezieht sich mehr auf die wahre Entwicklung des Menschengeschlechts, als die Philosophie; denn diese ist nur für Wenige bestimmt, jene für Alle.

Da die Oerstedsche Naturanschauung der überlieferten und herrschenden Denkweise mehr oder minder widerspricht, insofern diese Denkweise sich nicht mit der in der Natur verkörpert vor uns hintretenden Vernunft Gottes bisher vertraut machen konnte, weil die Erfahrung fehlte, so wird es auch noch manche Schwierigkeit haben, ehe diese Anschauung vollständig die alten Ansichten verdrängt oder wenigstens rektifiziirt. Wie eine räthselhafte Sphinx ragte die Natur bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein. Weil der Menschengeist sie nicht enträthseln konnte, strafte er sie oft mit Verachtung, wobei er nicht unterließ, sich mit einer gehörigen Dosis Selbstgefühl zu brüsten und sich als das Primum mobile der Welt zu statuiren.

Der menschliche Geist hat sich oft genug so weit verirrt, anzunehmen, daß er eigentlich erst die Welt zu dem gemacht, was sie ist. Wie die Erde lange Zeit hindurch der Mittelpunkt der Welt war, so war der Mensch, seiner Auffassung nach, oft das Primum mobile alles Geistigen. Daß dies natürlich nur als Anmaßung gilt, versteht sich von selbst, denn wenn auch der Menschengeist die tiefe, göttliche Vernunft nicht in der Natur fassen konnte, so hielt er sich doch und mußte sich an den Weltgeist halten. In der Natur etwas Geistiges finden zu wollen, hat sich der Menschengeist oft hartnäckig geſträubt, besonders wenn er durch all zu viel Schul-Philosophie etwas naseweis geworden war. Die Naturauffassung Oersted's macht diesem Primum mobile, wo es wirklich noch herrschen sollte, nun mit einem Mal ein Ende. Stellt uns Oersted den Triumph des Menschengeistes über die Natur, so stellt uns andererseits die Natur den Triumph, den sie über den Menschengeist errungen, dar.

Ja, der Triumph, den die Natur über uns feiern kann, ist fast noch größer, als der im umgekehrten Falle, denn nach Oersted ist unsere Vernunft nur ein schwacher Abglanz der in der Natur vorhandenen göttlichen Vernunft. Unsere Vernunft ist in Endlichkeiten eingehüllt, von denen sie sich nur auf bedingte Weise zu befreien vermag; sie muß daukbar die Lichtstreifen auffangen, welche ihr von der göttlichen Vernunft in der Natur zukommen.

Mit Recht beklagt sich Oersted über die Indolenz, womit Viele die Resultate der Naturwissenschaft zwar aufnehmen und zu ihrem Vortheil benutzen, gar Wenige jedoch bei der Betrachtung der unveränderlichen Naturordnung und bei der sich hierin abspiegelnden Vernunft verweilen. Ein klarer Blick in diese unveränderliche Naturordnung wäre gerade geeignet, uns in unseren höchsten Hoffnungen zu befrästen und uns mit Dank gegen die Weisheit Gottes zu erfüllen. Gerade weil die Menschen in diese Vernunft-Harmonie der Welt innig mit eingereiht sind und sie ihnen täglich vor Augen tritt, sind sie gleichgültig gegen sie und finden es wohl gar langweilig, einen Augenblick bei der Betrachtung des Wechsels der Jahreszeiten u. s. w. zu verweilen.

Es giebt, wie Oersted sagt, noch immer eine Menge Menschen, für welche die elendesten Stadtneuigkeiten von größerem Interesse sind, als große geistige Umwälzungen. Man könnte mich leicht einer zu weit getriebenen Aboration beschuldigen, namentlich wenn man Oersted nicht kennt. Aber ich appellire an die lichteren Köpfe. Oersted verdient hervorgehoben zu werden; scharf und bestimmt tritt er gegen eine Menge

*) Vgl. Nr. 56 und Nr. 71 des „Magazin".

Digitized by Google

anderer Gelehrten in den Vordergrund. Er ist es, der, um mich eines populären Ausdrucks zu bedienen, dem menschlichen Geiste einmal wieder den Standpunkt klar gemacht hat.

Einer der wichtigsten Abschnitte seines Buches über den Geist in der Natur ist der, in welchem Oersted von der naturgesetzlichen Entwickelung des Menschengeschlechts spricht. Es giebt noch immer Viele, die sich mit dem Gedanken nicht vertraut gemacht haben, daß sich die Menschheit nach einem tiefen, von der Gottheit zugelegten Plane entwickelt. Sie sehen in der Weltgeschichte nichts als ein Chaos von Begebenheiten, aber sie vermissen die Regel, das Gesetz, welches sich in diesem unaufhörlichen Kampfe zu erkennen giebt. Daß wir diese Gesetze nicht mit der mathematischen Genauigkeit darstellen können, wie diejenigen in der Natur, darf und nicht verhindern, sie überhaupt anzuerkennen. So viel wir aus der Weltgeschichte entnehmen können, stellen sich diese Gesetze in den verschiedenen Vor- und Rückschritten dar, die in den Entwicklungs-Stadien der Menschheit stattfinden.

Das Menschengeschlecht entwickelt sich nach den nämlichen Gesetzen wie die Körperwelt, vom Niederen zum Höheren. Die Erde war weder von jeher als Ellipsoid vorhanden, noch hat sie sich stets in der Ellipse bewegt. Es gab eine Zeit, in der sie als Sternmaterie, eine andere in der sie als feuerflüssiger Dunstball im Raum schwebte. Sie mußte verschiedene Bildungsepochen durchlaufen, ehe sie sich zur Kugel bildete. Die Schwere bildete sich nach und nach. Je mehr die Schwere zunahm, um so mehr kam die Erde in Berührung mit anderen Weltkörpern. Sie zeigte mehr oder minder Neigung, den auf sie einwirkenden fremden Kräften nachzugeben oder ihnen zu widerstehen. Unter solchen Umständen gestaltete sie sich nach und nach zur Kugel. Die Bewegungen um die Sonne mußten um so vollkommner werden, je mehr die Anziehungskraft von außen, im Streit mit der Schwere, mit dieser Schwere endlich ein Verhältniß von Wirkung und Gegenwirkung einging, welches die Bewegung in der Ellipse zur Folge hatte. So lange die Körper noch keinen festen Kern haben, so lange sind auch ihre Bewegungen in der Parabel, Hyperbel von der schönen Ellipsen- und Kreisform noch entfernt. Die Weltkörper bildeten sich in einer unendlich langen Zeitdauer nach und nach zur Kugel. Mit dieser Ausbildung der Gestalt zur Kugel hing die Ausbildung der Bewegungsform zur Ellipse eng zusammen.

Eben so durchläuft die Menschheit verschiedene Entwicklungsstufen. Wie die jeugenden, gebärenden Kräfte in der Urzeit unseres Planeten stärker als jetzt gewesen, so sind sie es auch bei dem Menschengeschlecht im Jugendalter. Ehe ferner der Mensch zu einer geordneten Wirksamkeit gelangt, muß er verschiedene Entwicklungsstufen durchlaufen. Erst der Mann trägt einen festen Kern in sich; er schafft sich eine geordnete, kreisförmige Wirksamkeit, während die Jugend sich in der Parabel, Hyperbel bewegt, wie die Kometen. Es ist dies nicht zu viel gesagt, denn diese Analogie zwischen Mensch und Natur ist, nach Oersted, schwerlich zufällig, sie wird vielmehr immer klarer, je mehr wir die Entwicklung der Erde und die unseres eigenen Wesens kennen lernen. Selbst dem flüssigen Zustand der Körper in der Urzeit, in welchem sie von anderen Körpern mehr Wirkung empfingen, als sie gegenwirkten, entspricht das Jugendalter des Menschen und der Menschheit. Denn wer wollte leugnen, daß die Seele in der Jugend mehr Wirkungen empfängt als gegenwirkt. Die Jugend-Eindrücke bestimmen den Gang unserer Entwickelung. Sind wir zu einer inneren Festigkeit gelangt, so werden fremde Eindrücke uns nicht mehr in dem Maße bestimmen; wir wirken dann mehr nach außen und bestimmen Andere.

Die Ordnung in der Natur, wie in der geistigen Welt, beruht auf einem abgemessenen Verhältniß zwischen den Kräften. Gleichwie jeder Weltkörper Wirkungen empfängt und gegenwirkt und auf diesem Verhältniß sein Platz unter den Weltkörpern beruht, so wird der Platz, den ein vernünftiges Wesen in der moralischen Welt einnimmt, durch die Kraft bestimmt, mit der es auf Andere wirkt, und durch die Kraft, die ihm entgegengesetzt wird. Es wirken also die Menschen auch nach Naturgesetzen auf einander ein. Was die Naturkräfte in der Körperwelt, das sind die Leidenschaften u. s. w., kurz, Alles, wodurch die Menschen geistig auf einander einwirken, in der moralischen Welt. Aus diesen Wirkungen und Gegenwirkungen entsteht das, was man besser Naturgeschichte, als blos Geschichte des Menschengeschlechts, nennen könnte.

Das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung geht also durch die ganze Körper- wie Geisterwelt. Von diesem Gesetz ist Gott allein ausgenommen, es sei denn, daß er in seinem eigenen geistigen Wesen diesen Gegensatz erzeugt.

Nimmt man ihnen die strenge mathematische Form, so lassen sich manche physikalische Gesetze auf menschliche Verhältnisse anwenden: z. B. „Es übt jeder Körper auf einen anderen eine anziehende Kraft aus, deren Größe sich richtet nach der Masse (d. h. der Kraft) des anziehenden Körpers und nach der Entfernung des angezogenen Körpers vom anziehenden.“ Ich hoffe, der Leser wird es nicht übel nehmen, hier mit einem rein materiellen Körper verglichen zu werden. Es ist ja vielmehr von seinem geistigen Wesen die Rede, von welchem ich voraussetze, daß es auf Andere einwirken kann.

Das Menschengeschlecht erscheint uns nur in seinem rechten Lichte, wenn es als ein Glied des ganzen Daseins betrachtet wird, d. h. als ein Glied eines Vernunftreiches, worin Alles, was sich seiner selbst nicht bewußt ist, sich unbedingt nach den ewigen Vernunftgesetzen richtet, und wo die sich selbst bewußten Wesen zwar den nämlichen Gesetzen unterworfen sind, doch nur so, daß sie in gewissen Richtungen frei über die Gränzen hinauswirken können, welche die Naturgesetze der sich unbewußten Natur vorgeschrieben haben. Zu der inneren Uebereinstimmung dieses Vernunftreichs gehört es, daß das Menschengeschlecht das Seinige zum Sein und zur Entwickelung des Ganzen beitragen muß. Es soll der Mensch das freie Vernunftleben auf der Erde verwirklichen. Das Menschengeschlecht fügt während der Entwickelung dem Vernunftgepräge, das die ganze Natur an sich trägt, ein Gepräge von freiem Vernunftleben hinzu, das nicht unmittelbar in dem Willenlosen hervortreten konnte.

Es erfolgte die Entwickelung des Menschengeschlechts in einer Reihenfolge vereinigender und trennender Wirksamkeiten, die fortwährend abwechselen und unter diesem unaufhörlichen Kampf die Gegenstände hervorbringen und ordnen. Zu den vereinigenden Wirkungen gehören der Geschlechtstrieb, die Liebe zu den Kindern und die Kinderliebe zu den Aeltern, das Bedürfniß des Umgangs mit Anderen; zu den trennenden Wirksamkeiten gehören Streitigkeiten und Kämpfe, hervorgehend aus gewaltsamer Begierde nach gleichem Besitz, aus dem Wahne, allein die Erkenntniß der Wahrheit zu besitzen u. s. w.

Es ist Alles aus einer gemeinschaftlichen Wurzel entsprossen, die Natur wie das geistige Leben, und soll nach einem hohen Ziel hin entwickelt werden. Klar und schön leitet Oersted die Entstehung der Begriffe von Gut und Böse, von Recht und Pflicht aus der menschlichen Natur ab. Die im Menschen ruhenden Vernunft-Anlagen entwickelen sich nur nach und nach durch Wechselwirkung der Menschen und mit der Natur. Rohe Zeiten verbreiteten da oft wieder Finsterniß, wo bereits die menschliche Vernunft sich zu entwickeln begann. Das Wachsen der Liebe unter dem Menschengeschlecht ging oft sehr langsam von statten. Dennoch siegten immer Vernunft und Licht wieder. So lange der Mensch noch auf dem mehr sinnlichen Standpunkt sich befand, wo sich das untersuchende Denken nur schwach geltend machte, war es dem Menschen Bedürfniß, in der ihn umgebenden Welt ihm ähnliche Wesen anzunehmen. So entstand die Natur-Religion. Die weisen Männer wurden als vertraut mit den Göttern angesehen. Sie lehrten ihren Mitmenschen manches Nützliche und sie konnten sich ohne Rückhalt als Gesandte der Götter betrachten. Je mehr sich aber das untersuchende Denken geltend machte, um so mehr wurden die Naturgötter von ihren Bergthöhen verjagt.

Ueberall ist es Oersted um den Nachweis der Daseinsgesetze zu thun. Das Bild, welches er von der Entwickelung des Menschengeschlechts entwirft, ist klar genug, um daraus zu erkennen, daß die Entwickelung bestimmten Daseinsgesetzen folgte. Er hat in der That als Naturforscher in dieser Hinsicht mehr geleistet, als vielleicht mancher Professor der Geschichte leisten würde. Er hat hiermit den wahren Beruf des Geschichtsforschers angezeigt. Ein überschauender, weitsehender Blick soll sich bei dem Forscher der Geschichte mit einem richtigen Takt verbinden, nur das in seiner Darstellung aufzunehmen, was ein möglichst klares Bild von der Entwickelung der Menschheit liefern kann. Die Klarheit der Bilder muß nicht durch unnöthigen Ballast getrübt werden. Bn.

Frankreich.

Die Metamorphosen des Thieres.

(Schluß.)

Die allgemeine Vorstellung, welche man sich von der Metamorphose gebildet hat, hat mit den herrschenden philosophischen Ansichten gewechselt. Einige von den Thatsachen, die wir im Vorstehenden angedeutet, haben sowohl für den Glauben an die Selbsterzeugungen als auch für die Lehre von der Evolution als Beweise dienen müssen. Für Naumur z. B. giebt es keine wirkliche Erzeugung; es giebt nur Entwickelungen. Eine Pflanze, ein Thier, die uns neu entstanden zu sein scheinen, sind immer schon da gewesen; sie erscheinen, sobald die Umstände ihnen gestatten, so weit sich auszudehnen und zu wachsen, daß sie von uns wahrgenommen werden können. Was von dem Ganzen gilt, muß auch von den Theilen gelten; die Metamorphosen eines Insekts sind nur scheinbar. Der Schmetterling hat, dieser Ansicht zufolge, seit der Schöpfung der Welt mit allen seinen Theilen, Flügeln, Saugrüsseln, Füßen u. s. w. existirt; die Chrysalide, ja die Raupe schon hat ihn in sich enthalten; sie sind, wie Harvey es ausgedrückt hat, nur in einander eingeschachtelte Eier gewesen; — sehr seltsame Eier freilich, Eier, welche Glieder haben, einen Mund, einen

Digitized by Google

Verdauungsapparat u. s. w. Geschützt und genährt von der thierischen Maschine, die ihn umgiebt, hat der Schmetterling seine äußere Kindheit; ist die rechte Zeit gekommen, so wirft er die organisirte Bekleidung ab und zeigt sich so, wie er, wenn auch kleiner, in Wirklichkeit immer gewesen. Doch giebt Réaumur zu, daß der Schmetterling unter seiner Raupenform „ein Kind" sei; er hätte sagen sollen: „ein Embryo." Ein Kind hat, um zum Zustand der Reife zu gelangen, nur zu wachsen und sich zu entwickeln; die Raupe hat, um Schmetterling zu werden, mehr zu vollbringen. Die Metamorphosen, durch welche sie Schmetterling wird, sind in Allem den Vorgängen verwandt, welche man in der Entwickelung des Embryo bei den Säugethieren bemerkt. So lange ein Insekt sich im Larvenzustande befindet, thut es fast Nichts als wachsen, wie ein Kind, dem Réaumur es vergleicht; aber die Schnelligkeit, mit der es wächst, giebt den Zustand als einen embryonischen zu erkennen. Es ist ein für alle Thiere, welche lebendige Junge gebären, geltendes Gesetz, daß die Vermehrung des Volumens und des Gewichts, zuerst außerordentlich stark vor sich gehend, allmälig in dem Maße schwächer wird, als der Organismus dem Typus, den er erreichen soll, näher kommt. Der menschliche Embryo ist in der dritten Woche schon ziemlich erkennbar, 6,,, Millimetres lang und wiegt etwa 12 Centigrammet. In weniger als drei Wochen wird er noch Ein Mal so lang und erreicht ein 7 bis 8mal so großes Gewicht. In der achten Woche ist er schon 33 Millimetres lang und wiegt 216 Centigrammet. Im Alter von beinahe vier Monaten, wo er beinahe schon den Namen eines Foetus verdient, beträgt seine Länge 20 Centimetres, sein Gewicht 224 Grammet. Mit vier Monaten hat er seine Länge aufs Dreißigfache, sein Gewicht aufs Achtzehnhundertfache vermehrt. Von da ab wächst er noch etwa 3 Centimetres alle vierzehn Tage. Bei der Geburt beträgt die Länge etwas mehr als ½ Metre, das Gewicht etwa 3½ Kilogramme. Im weniger als neun Monaten erreicht die Länge des menschlichen Embryo das 70fache, das Gewicht das 29,000fache. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Entwicklung der Insekten. In 24 Stunden wird, nach Rédi, die Larve einer Fliege (musca carnaria) 140 bis 200mal so schwer. Lyonnet hat bewiesen, daß eine gewisse Raupe (cossus lignipenda) in dem Augenblicke, wo sie sich in eine Chrysalide verwandelt, etwa 72,000mal so viel wiegt, als im Augenblicke, wo sie aus dem Ei kommt. In ihrem angedeuteten Zustande gelangend, zeigen die Insekten im Allgemeinen geringere Dimensionen, als in ihrem Larvenzustande. Nach ihrer letzten Verwandelung fahren die Thiere, welche Metamorphosen unterworfen sind, fort, zu wachsen. Mehrere von ihnen wachsen während ihres ganzen Lebens. Mit zwanzig Jahren ist der Mensch kaum viermal so lang, als das neugeborne Kind; durchschnittlich ist das Gewicht kaum auf das 35fache gestiegen. Die Larve des Taret, die im Begriff ist, sich zu verwandeln, ist wenigstens 3000 bis 4000 mal so groß, als die Larve, die eben aus dem Ei kommt; aber ihre Mutter ist mehrere Millionen mal so groß.

Noch eine andere entscheidende Thatsache bestätigt die embryonenartige Natur der Larven. Gewisse Monstruositäten, die man bei den ausgebildeten Insekten vorgefunden hat, müssen ihren Ansang in der Zeit des Larvenzustandes genommen haben. Beispiele von Hermaphrodismus sind nicht so sehr selten. Herr Rudolphi hat einen Nachtschmetterling untersucht, der äußerlich die Kennzeichen beider Geschlechter an sich trug; er hat gefunden, daß derselbe auch innerlich ein Hermaphrodit war. Doppelte oder dreifache Füße sind von mehreren Beobachtern bei Käfern bemerkt worden; auch zu viele Fühlhörner sind schon gefunden worden. Stannius hat eine geschlechtslose Biene beschrieben, bei der die Augen sich in Eine Masse mitten auf dem Kopfe verbunden hatten. In diesen letzten Fällen muß die Entwickelung der Monstruositäten in der Zeit der letzten Häutung der Larve ihren Anfang genommen haben. Die von Majoli erwähnten Schmetterlinge, deren Brust und Leib denen eines Seidenwurmes glichen, und der von O. F. Müller so genau beschriebene Schmetterling mit dem Kopf der Raupe, lassen sich nur aus einer Störung der Entwickelung erklären, die in der Zeit ihren Anfang gehabt, wo das Insekt aus dem Larvenzustande in den Zustand einer Nymphe übergegangen im Begriff war.

Also die Larve, die Nymphe, das Insekt im vollkommenen Zustande sind, wie der Embryo, der Foetus, das Junge der Säugethiere, nur ein und dasselbe Thier auf verschiedenen Altersstufen. Für Réaumur sind die Larve und das Insekt zwei verschiedene Thiere, die sich zu einander verhalten, wie Mutter und Kind. Zum Beweise für seine Theorie beruft er sich auf seine und Swammerdam's anatomische Untersuchungen. Man öffne, sagt er, die Haut einer Raupe zwei oder drei Tage vor ihrer Verwandelung in eine Chrysalide, so wird man die Fühlfäden, die Flügel, den Saugrüssel des Schmetterlings in ihr schon finden; man schneide dieser Raupe einen ihrer Füße ab, so wird ein verstümmelter Schmetterling zum Vorschein kommen. Wir können in diesen Thatsachen nur Beweise für die epigenetische Entwickelung sehen, die wir überall bei den Säugethieren gefunden haben. Dank den vervollkommneten Instrumenten, die wir heute haben, können wir behaupten, daß in der jungen Raupe Flügel, Fühlfäden, Saugrüssel noch nicht existiren; aber gleichzeitig müssen wir anerkennen, daß bei den Insekten, wie bei allen anderen Thieren mit Metamorphosen, die Umwandelungen ganz allmälig vor sich gehen; nur daß das, was bei den Mollusken, Würmern, Batrachiern, Krustaceen unverhüllt für unser Auge vor sich geht, bei den Insekten hinter einer Verhüllung vor sich geht, die erst dann fällt, wenn Alles vorbei ist. In der Klasse der Insekten zeigen uns auch noch die Hemipteren und die Orthopteren in ihren Metamorphosen augenfällig jene Kontinuität, welche wir sonst überall finden.

Wir haben oben das voluminöse Eigelbe der eigentlich sogenannten Eierleger mit dem sehr kleinen Eigelben der lebendige Junge gebärenden Thiere verglichen; wir haben gesehen, wie das erste sowohl für die Bildung als auch für das Wachsthum des Embryo, das zweite nur für die Bildung des Embryo anzureichen kann. Folglich können, haben wir gesagt, der Vogel und die Eidechse in dem von der Mutter isolirten Ei ihre vollständige Organisation erlangen; die Säugethiere im Gegentheil müssen, um auf dieselbe Stufe der Entwickelung zu gelangen, im Schooße der Mutter bleiben, welche sie vermittelst temporärer wirklicher Organe ernährt. Für die Eier mit kleinen Eigelben, die aus einer uns unbekannten Ursache von dem Mutterschoße isolirt werden, wird eine zwischen dem ersten Zustande des kaum gebildeten Embryo und dem vollkommenen Zustande des Thiers vermittelnde Existenzweise außerhalb des Mutterschooßes nothwendig. Dieser Nothwendigkeit entspricht die Natur durch die Metamorphose. Immer, auch bei den Arten mit rückgängiger Entwickelung, zeigt der Embryo, der aus dem Ei hervorgeht, eine verhältnißmäßig einfachere Organisation; seine Bedürfnisse sind weniger zahlreich, und er kann ihnen genügen. Allmälig vervollständigt er sich; die Sphäre seiner Thätigkeit dehnt sich aus; er verwirklicht endlich seinen spezifischen Typus, wenn er von der Außenwelt genügende Materialien erhalten hat. Die Larve ist also nur ein Embryo, welcher sich selbst ernährt, statt von der Mutter ernährt zu werden, und welcher außerhalb des Mutterschooßes Veränderungen, Transformationen erfährt, die denjenigen analog sind, welche der Embryo bei den lebendige Junge gebärenden Thieren im Schooße des mütterlichen Organismus durchmacht.

Je größer die Unzulänglichkeit des Eigelben sein wird, müssen wir annehmen, desto mehr Unvollkommenheit wird der aus dem Eigelben gebildete Embryo zeigen, desto bedeutendere Metamorphosen wird er, um seinen Typus zu erreichen, durchzumachen haben. Die Erfahrung bestätigt diese Annahme. Mit den Eiern gewisser Mollusken verglichen, sind die Insekteneier noch ungeheuer groß. Das Ei des cossus lignipenda ist etwa 30,000 mal größer als das Ei des Taret's. Die kleine Raupe, welche aus jenem auskriecht, ist, im Vergleich zu dem aus dem Ei auskriechenden Taret, schon ein mehr entwickelter Embryo. Dieser wird Alles noch erst zu erlangen haben, während jene die Organe, in deren Besitz sie schon ist, nur mehr zu vergrößern und zu modifiziren haben wird.

Die Metamorphosen sind mit den Transformationen, welche die ausgebildet zur Welt kommenden Thiere im mütterlichen Schooße erfahren, ganz identisch. Zuerst Epigenese, dann einfache oder komplizirte Evolution ist das, was wir in jedem der Organe gewahr werden, welche zu denen der Larven hinzukommen, um das Insekt zu Stande zu bringen. Die Neubildung ist einleuchtend; die Veränderung, die fortschreitende Entwicklung zeigt sich unseren Augen, wenn wir die inneren und äußeren Kiemen, welche bei dem Frosche der Lunge vorausgehen, die Flügel, welche aus dem Thorax der Insekten hervortreten, und dergleichen mehr beobachten. Ihr seht bei einer Puppe nach und nach die Kiemen und den Schwanz, bei einem Taret den Schwimmapparat verschwinden; ohne Naturforscher zu sein, werdet Ihr sagen: „Das sind Organe, die absorbirt werden." Vergleichet den Hinterleib des jungen Krebses mit dem des ausgewachsenen Thieres, den Zeugungsapparat einer Arbeitbiene mit dem einer Königin-Mutter, und Ihr werdet von selbst auf den Ausdruck: „aufgehaltene Entwickelung" kommen. Betrachtet bei den Lernaen die Füße, die zuerst als Ruder dienen und die, in eine Art von Anker umgebildet, sich einsenken und das Thier befestigen; und Ihr werdet Eure Bewunderung darüber äußern, wie die Natur ein schon vorhandenes Organ für einen neuen Zweck umbildet. So werdet Ihr in der sogenannten Metamorphose überall die Transformation vorfinden.

Wie bei den Säugethieren, so können auch hier diese verschiedenen Umwandelungen nicht vor sich gehen, ohne daß im Inneren des Organismus ein Zugang und Abgang von Stoff stattfindet. In den meisten Fällen gehen die Umwandelungen unmerklich im Inneren der organischen Gewebe vor sich. Die Kiemen der Quappe fallen nicht ab, um der Lunge Platz zu machen; der Schwanz löst sich nicht ab, wenn die Füße zum Vorschein kommen. Vielmehr nimmt in dem Maße das Eine in allen seinen Theilen ab, in welchem das Andere mit seinen Knochen, Muskeln, Nerven, Gefäßen zunimmt. Die Insekten, die Krustaceen scheinen sich anders zu verhalten. Bei jeder Häutung, bei jeder Me-

Digitized by Google

tamorphose wird die alte Haut, die alte Schale abgeworfen, wie ein unnützes Kleidungsstück; aber dies kommt daher, weil diese Häute und Schalen um ihrer kalkigen und hornartigen Beschaffenheit willen dem organischen Leben nicht mehr dienen können. Man bringe in das Innere dieser Thiere ein, man verfolge die viel wichtigeren Veränderungen, die in den Centralorganen vor sich gehen, so wird man überall die Erscheinung der atomweisen Resorption hervortreten sehen. Vor ihrer Verwandelung in eine Chrysalide hat die Larve die zu ihren Umwandelungen nöthigen Materialien, so zu sagen, aufgespeichert. Ein reichhaltiges fettartiges Gewebe umgiebt alle ihre Organe. Achtet darauf bei dem ausgebildeten Insekt, so werdet Ihr kaum einige Spuren davon finden. Das Meiste von diesem Gewebe ist zur Bildung der neuen Organe verwendet worden; was dazu nicht brauchbar gewesen, findet man in Gestalt eines Exkrements in den Eingeweiden, die beim Beginn der Metamorphose fast leer sind.

Man kann, sehen wir, die Metamorphose eben so wenig wie die Transformation begreifen, ohne die Existenz einer den lebendigen Organismen innewohnenden, überall gegenwärtigen und überall wirksamen Kraft anzunehmen, welche die von außen genommenen Stoffe beherrscht, sie nach einem im voraus feststehenden Plane verwendet und sie ausstößt, wenn sie nicht mehr brauchbar sind. Als erste Ursache aller der Phänomene, welche wir hier betrachtet haben, finden wir also das Leben und den vom Leben beherrschten ewigen Stoffwechsel wieder.

Graf A. de Laborde's Forschungen über die Renaissance.

Zu seinem großen, vor etwa vier Jahren erschienenen Werke über die Zeit der Renaissance*) hat der Graf Alexander de Laborde so eben einige nicht minder interessante „Nachträge" herausgegeben (Additions au Tome premier). Sie umfassen zunächst Untersuchungen über die Maler-Familie Clouet, bei welcher im sechzehnten Jahrhundert das Künstlertalent eben so erblich gewesen zu sein scheint, wie in unserem Jahrhundert bei der Familie Vernet. Es hat nicht weniger als vier Maler Namens Clouet gegeben, die sämmtlich am Hofe der französischen Könige mit Portraitirung der Letzteren und ihrer Familien beschäftigt waren. Viele Zeichnungen in bunten Kreiden, die von den Clouet's herrühren, sind bisher irrthümlich als Arbeiten Holbein's angesehen worden. Auch in Deutschland und England befinden sich Clouetsche Zeichnungen, auf welche Graf de Laborde Bezug nimmt. Karl IX. ist nicht weniger als neunmal in solchen Zeichnungen vorhanden, Maria Stuart dreimal und Gabrielle d'Estrées ebenfalls dreimal. Ein anderer Nachtrag betrifft Jean Fouquet und dessen Malerschule. Fouquet blühte bereits im funfzehnten Jahrhundert unter Karl VII. und Ludwig XI., so daß hiernach die französischen Malerschulen der Renaissance sich an Alter und Originalität den italiänischen fast gleichstellen würden. Andere Künstlernamen, über die Herr v. Laborde in diesen Nachträgen Neues und Interessantes beibringt, sind: Jean de Paris, Primaticc, Sebastian Serlio, Godefroy (eine großartige Erscheinung, über die bisher noch gar nichts bekannt war) Ducsnel, Touffaint du Breuil u. s. w. Einzelne Beläge zu seinen Forschungen hat der Herausgeber, merkwürdig genug, wo aufgefunden? Unter zerschnittenen Pergamenten und Papieren, die in den Zeughäusern Frankreichs zu Patronen und Cartouchen verwandt worden waren! Der Vandalismus derartiger Verwendung alter Archivstücke begann zur Revolutionszeit, 1790, und hat, was noch merkwürdiger, bis zum Jahre 1830, also auch unter den Bourbonen, fortgedauert. Der Herausgeber sagt: „Zu Anfang der Revolution lieferte der Adel zuerst seine Pergamente zur Anfertigung von Patronen ab, indem er das Verlangen stellte, daß man mit seinen Feudalrechtstiteln, die er ohne Weiteres preisgab, den Tod in die Reihen des Feindes trage. Der Staat blieb hinter dem Adel nicht zurück. Seine Archive schickten an die Zeughäuser der Republik ganze Wagenladungen von Urkunden der Merovinger und Karolinger, königliche Ordonnanzen, päpstliche Bullen, Schenkungsakte, Ausgaben-Register des Hofes, große Missalen, kurz alle Pergamente, welche den gewünschten Umfang hatten, ohne Rücksicht auf ihr Alter, ihre Schriftzüge und ihren Inhalt." — Zufällig hatten vor etwa zwei Jahren einige Archivbeamte des Ministeriums des Innern Kenntniß davon erhalten, daß sich in den Zeughäusern noch eine große Anzahl solcher historischer Patronen und Cartouchen befänden. Auf ihre Reclamation wurden ihnen die Pergamente angeliefert, und diese, statt ihrer revolutionairen Bestimmung nach, Anderen den Tod zu bringen, wurden selbst wieder ins Leben zurückgerufen und haben durch ihre eigene Renaissance nicht wenig zur Verbreitung neuer, schätzbarer Nachrichten über die Zeit der Kunst-Renaissance beigetragen. — In diesen „Nachträgen" giebt Herr v. Laborde auch einige interessante Notizen über die Cartons zu den Gobelins, deren Zeichnungen Franz I. durch Giulio Romano, Rafael, Primaticc und einige französische Maler hatte ausführen lassen, und endlich liefert er eine höchst anziehende Darstellung des von demselben Könige im Boulogner Gehölz erbauten Lustschlosses „Madrid", in welchem Girolamo della Robia und Bernard von Palissy die emaillirten Skulpturen gearbeitet hatten, bei welcher Gelegenheit der Verfasser über die Polychromie, die Bildhauer- und die Bankunst des sechzehnten Jahrhunderts in sehr belehrender Weise sich ausspricht.

*) La renaissance des arts à la cour de France. Etudes sur le seizième siècle, par le Comte de Laborde, membre de l'Institut.

Mannigfaltiges.

— Dalloz's Repertorium der gesammten Rechtswissenschaft. Herr Dr. Dalloz, der früher schon (seit 1825), durch ein Repertorium der Rechtswissenschaft die drei Bestandtheile des Rechts: Gesetzgebung, richterliche Entscheidung und Rechtstheorie, in zwölf Quartbänden darstellend, sich in der juristischen Welt die allgemeinste Anerkennung erworben, veranstaltet gegenwärtig mit seinem Bruder Armand Dalloz eine neue bei weitem umfangreichere Ausgabe dieses Repertoriums der gesammten Rechtswissenschaft unter dem unten angegebenen Titel.*) Von den vierundvierzig Bänden, auf welche das großartige Werk berechnet ist, sind bis jetzt dreißig erschienen. In der vorliegenden neuen Ausgabe haben die Herren Dalloz die Aufgabe, ein vollständiges Repertorium des französischen Rechts zu liefern, wirklich gelöst. Man kann dieser Ausgabe nicht, wie der ältern, den Vorwurf machen, daß sie lückenhaft, unvollständig oder ungleichförmig sei.

Die Gesetzgebung ist überall nicht blos in ihrem Wortlaut vorgeführt, sondern auch in den Verhandlungen, durch welche sie zu Stande gekommen. Die Rechtsdoktrin ist in allen ihren Zweigen historisch und wissenschaftlich aufs gründlichste behandelt. Die Rechtspraxis ist in einer großen Anzahl von Rechtsfällen, die in den Archiven des Cassationshofes und in anländischen, besonders in belgischen Sammlungen enthalten sind, dargestellt. Die dreißig bis jetzt erschienenen Bände enthalten Artikel über alle Zweige des Rechts. Die Abhandlungen über das Naturrecht, über das Völkerrecht, über das constitutionelle Recht stellen die Grundlagen aller Gesetzgebung und die des französischen öffentlichen Rechts dar. Die Abhandlung über die politischen Rechte giebt Alles, was auf die Ausübung der Wahlrechte Bezug hat, und stellt die Gesammtheit der Entscheidungen in Betreff der Wahlen dar, die von Richtern und von beratenden Versammlungen getroffen worden sind. Alles, was auf die Organisation der Gerichte und auf die den verschiedenen Gerichtshöfen zuerkannten Functionen Bezug hat, ist in den Abhandlungen über die Kompetenz und in der Monographie über den Cassationshof dargestellt. Das administrative öffentliche Recht findet sich unter folgenden Titeln dargestellt: Diplomatische Agenten, Banken, Handelsbörsen, Erfindungspatente, Kulte, Domainen, Hallen, Manufakturen, Minen. Das Civilrecht, das Prozeßverfahren, das Handelsrecht sind in ausgezeichneten speziellen Abhandlungen unter folgenden Artikeln dargestellt: Absenz, Akten des Civilstandes, Güter, Civilrechte, Ehekontrakt, Interdiction, Miethe, Ehe, Versicherungen, Zahlsfiemts, Appellation, Schiedsgericht. Das Strafrecht ist enthalten in den Artikeln: „Verbrechen und Vergehen gegen die Personen" und „Kriminal-Instruction." Diese Andeutungen werden genügen, eine Vorstellung von der Bedeutung des Dalloz'schen Werkes für die Rechtswissenschaft zu geben. Es ist dieses Werk gewiß das großartigste Repertorium, das im Gebiet der Rechtswissenschaft bisher erschienen ist.

*) Jurisprudence générale, ou Répertoire méthodique et alphabétique de doctrine, de jurisprudence et de législation en matiere de droit civil, commercial, criminel, administratif, de droit des gens et de droit public; par M. D. Dalloz aîné, avocat à la cour impériale &c., avec la collaboration de M. Armand Dalloz, avocat à la cour impériale &c., précédé d'un Essai sur l'histoire générale du droit français.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements können auch am 1. Juli sowohl bei den K. Postämtern (die das „Magazin" dreimal wöchentlich liefern) als bei allen Buchhandlungen (die das Blatt in Wochen-Lieferungen beziehen) angemeldet werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Litteratur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Achtundvierzigster Band.

Juli bis Dezember

1855.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Juli: Noch Etwas über den „Tedeltanz". 80. — Fortsetzung und Gränzen der Civilisation, nach M. v. Prittwitz. 87.

August: Stummer's geschichtliche Tableaus der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn. 97. — Dr. Karl Neumann's Hellenen im Stythenlande. 104.

Oktober: Die Geschichte der Poesie, nach Karl Rosenkranz. 118. — Ehe mit und Leben. Gegen die Materialisten in der Naturwissenschaft. 123.

November: Die Natur-Gebanken des Menschen. Der Schaefblick. 133. — Der hebräische Buchhandel in Deutschland. 139.

Dezember: Ein neuer Band der Werke Frieberich's des Großen. 144. — Die Schwarzwalder Dorfgeschichten im Auslande. 147. — Schriften über weibliche Erziehung. 154.

Portugal.

November: Sechs portugiesische Sonette, in oberschwäbischer Uebersetzung, von Jehlatis. 138.

Dezember: Die portugiesische Armee. 145.

Frankreich.

Juli: Briefe über die Universal-Ausstellung von Paris. Fehlgriffe, die anfangs gemacht wurden. Die Actien-Gesellschaft und die kaiserliche Kommission. Das Mittelschiff mit seinen Trophäen. Die preußischen Logen. Ein Blick auf Oesterreich, Belgien und England. Französische Luxus-Industrie. Pariser Kunst- und Mode-Artikeln. Musterung der Galerieen. Die Leergerahmten. Der Verbindungsgang und die Rotunde. Die Bilde über den Cours la Reine. Der Lunabau und seine Fehler. Die Maschinen-Ausstellung. Das Pariser Publikum und der Fremdenbesuch. 79. — Der falsche Dauphin in Amerika. 81. — Aufzeichnungen des Herrn Duvin. 83. — Typographie und Kriegskunst auf der Pariser Universal-Ausstellung. 85. — Industrie und Materialismus. Ein Wort zur Zeit, bei Gelegenheit der Universal-Ausstellung. 88. — Das Kaffeehaus der „Trois Freres Provençaux" in Paris. 89. — Aus dem Tagebuch eines Bürgers von Paris unter Franz I. 90.

August: Briefe des Marschalls von Saint-Arnaud. I. 93. — II. 94. — Ein Schreiben der Frau von Staël an die Prinzessin Louise von Preußen. 94. — Nächtelitische Briefe aus Paris. Von Dr. Bamberg. Paris nach mehrmonatlicher Abwesenheit. Allgemeine Physiognomie der Stadt. Die Neubauten. Napoleon's III. Das Modewaaren-Magazin „zum Louvre" und Meuniers Reclame. Neu hervorstehende Demolirungen. Die letzten Tage meines Wohnhauses. Projektirte unterirdische Eisenbahn. Die Rundeisenbahn, der Riesen-Omnibus nach Passy und die neue Omnibus-Verbindung. Gasbeleuchtungs-Spezialitäten. Giffard's Gas-Apparate. 95. — Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich. 95. — Nichtpolitische Briefe aus Paris. Literarische Erscheinungen: Nettement's neuere Literaturgeschichte. Das heutige Spanien, von Charles de Mazade. Lamartine und George Sand. 99. — Ethnographische Uebersicht der Universal-Ausstellung. 100. — Neue Ausgabe der „Abenteuer des Barons von Münchhausen". 103.

September: Die großen Männer im Hausklein. Heinrich IV. 105. — Das Eisenbahnwesen auf der Pariser Universal-Ausstellung. 105. — Die Buchdruckerkunst auf der Pariser Ausstellung. 106. — Jean Reynaud's „Himmel und Erde". 109. — L. A. Martin's „Moralischer Geist des neunzehnten Jahrhunderts. 114. — Die menschliche Lebensdauer. 115. — Die chemischen Erzeugnisse auf der Pariser Ausstellung. 116. — Der französische Buchhandel. 117.

Oktober: Der erste Pariser Adreß-Kalender. 119. — Jules Simon's philosophisch-ethischer Standpunkt. Nach seinem Buche über die Pflicht. 121. — Ladenlave's politische Geschichte der Vereinigten Staaten. 122. — Philosophie und Christenthum. 124. — Zur Geschichte der Spiegel-Fabrication. 125. — Französische Memoiren-Literatur. 127. — Die Memoiren des Lieutenants Beloit. 130. — Etwas über die der Typographie förderlichen Industrieerzeuge auf der Pariser Ausstellung. 130.

November: Nichtpolitische Briefe aus Paris. Von Dr. Bamberg. Rückblick auf die Geschichte der Industrie-Ausstellung. Der statistische Congreß und die Gesellschaft zur Herstellung der Einheit des Maßes, des Gewichtes und der Münze. Der Streit um die goldenen Medaillen. Die Berliner königliche Porzellan-Manufaktur. Rauch, Cornelius und Kaulbach. Deutsche Kunst und französische Kritik. Die Ausstellung der deutschen Bücher: der Verlag von Brockhaus, Perthes, Weigel, Hirzel, Hinrichs, Keller, Ernst & Korn, Riegel, Reimer und Alexander Duncker. 131. — Die Photographie auf der Pariser Ausstellung. 139. — Einfluß der Wärme auf das Wachsthum der Pflanzen. 140. — Zur Wissenschaft der Meteorologie. 141.

Dezember: Geschichte der Merovingischen Zeiten, nach Augustin Thierry. 144. — Zur Theurungsfrage. 146. — Ueber die öffentliche Ernährung, die Getreiden und das Brod. 148. — Vorlesungen des Herrn Philarète Chasles in Berlin. 149. — Theologie und Philosophie. 153. — Uebersetzte Romane. 155. — Zur Kenntniß französischer Dialekte. 156.

Belgien.

Juli: Belgische Forschungen über die Komponisten des „God save the King" und der „Marseillaise". 86.

Holland.

August: Mittheilungen aus dem Gebiete der Kunst und Literatur. 96.

Oktober: Die Entwässerungswerke in Holland und die Trockenlegung des Harlemer Meeres. 129.

Italien.

Juli: Leibniz und Muratori. 88. — Literatur-Berichte aus Italien. Ein neues Journal von Bleuffen. Die Temi von Florenz. Preisschrift über die Wichtigkeit ländlicher Colonisation. Die traurigen Einflüsse des Mazzinismus. Ein politisches Lustspiel von Brofferio. 91.

August: Literatur-Berichte aus Italien. Pitteja und die toskanische Eisenbahn. Die Dogen von Venedig. Der savoisisch-französische Krieg von 1691. Saluzzo und seine Markgrafen. Flora von Lyzel. Italiänische Zustände, von Luigi Torelli. Prati's „Satan und die Grazien". Graf Cavour's gesammelte Schriften. Italiänische Forschungen in der Provence. Eine Vermächtnißschrift. Ritter von Hauser. Deutsche Sprachkünden. Dall' Ongaro's Novellen. 98. — A. v. Reumont's Beiträge zur italiänischen Geschichte. 101.

September: Ein Besuch bei den Waldensern. 106. — Literatur-Berichte aus Italien. Der Madiatsche Prozeß und die religiöse Bewegung in Italien; Toleranz in Sardinien. Neue reformatorische Schriften. Dante-Literatur. Graf Sanvitale über das Tischtücken. Der Kreuzzug von Genua. Geschichte der Genueser-Herrschaft in der Krim. Der Jude von Verona. Maximus d'Azeglio's Schrift gegen die römische Kurie. Lebende italiänische Dichter. 111. — Die Katakomben des Kapuzinerklosters bei Palermo. 114.

Oktober: Literatur-Berichte aus Italien. Professor Amari's und Fürst Butera's sizilianische Geschichtswerke. Die Erwerbung des Grafen Rosst. Physiologische Beobachtungen in Bezug auf die Einrichtung. Typographisches Lexikon von Sardinien. Farina über die Klöster in Sardinien. Rivoli's Vorlesungen über die Geschichte Europa's. Lasca's Briefe. Rechtsgutachten über Dynamierie. Graf Cesare Balbo. 120. — Der Improvisator Algarotti. 126.

November: Mailand im Jahre 1796. 132. — Literatur-Berichte aus Italien. Neuere Nachrichten über die evangelische Bewegung in Turin. 140.

Dezember: Literatur-Berichte aus Italien. Gallardi's und andere Dichtungen. Europäische Rechtsfragen in Konstantinopel. Hypothekenwesen in Italien. Gesetze über den thierischen Magnetismus. 145. — Literatur-Berichte aus Italien. Zur Geschichte der Literatur. Jahrbücher der Statistik. Der Magnetismus als Heilmittel. Rechtsfälle in Italien. Der Philosoph Rosmini. Kirche und Staat. Aegyptische Alterthümer in Turin. 150.

Schweiz.

Juli: Der Genfer Chronist Antoine Fromment. 86. — Kiltaben's Geschichten aus dem Jura-Gebiet. 90.

September: Das Erdbeben im Wiso-Thale. 111.

Oktober: Jean de Charpentier. 121. — Noch Einiges zur Charakteristik Charpentier's. 128.

England.

Juli: Michaelsen's Geschichte der Jesuiten im 19ten Jahrhundert. 79. — Bailey's Erhebung und deren Ergebniß. 80. — Arbeitende Frauen aus dem letzten halben Jahrhundert. 82. — Literatur-Briefe aus England. 1855. Siebenter Monats-Bericht. Die neue, wohlfeile Tageszeitung in Folge des aufgehobenen Stempelzwanges. Die Times und die anderen Zeitungen. Geständniß eines ehemaligen Zeitungsschreibers über die Tagespresse. Tait's Magazine. „Wie verschafft man sich Offizierstellen?" „Wie steht es unter den gemeinen Soldaten aus? F. S. Huntingdon's Selbstbiographie. Die „neunschwänzige Katze" in der Flotte. Die Kulenfrage, der Weg zur Barbarei. Der Berliner Zeitungs-Salomo und England. Der Parlamentarismus und die Sonntags-Bill Leeb Grosvenor's. Die Reform-Association, Lovaso und Dickens. Das alte lustige Sachsenthum in der Literatur. Ein Memoire über Sydney Smith von zwei jetzt Damen-Damen. Sydney Smith'sche Humor. Rawlinson in London. Versammlung der Linnean-Society. Die Routine der alten Wissenschafts-Gesellschaften. Charles Dickens und der „Royal Literary Fund". 85. — Ueber die Nationalität der älteren römischen Geschichte. 91.

August: Aus Buckingham's Autobiographie. 92. — Literarische Kuriositäten Englands. I. Das Guildhall-Napoleons-Frühstück in Einem Bande. 96. — Literatur-Briefe aus England. Achter Monats-Bericht. 1855. Briefe Literatur. Eine Kindsmordthat Novelle in Leben und ein Speckvollkopf überlegt. Die Bewerbung gärtlicher Ehepaare um den „Dummow-Speck-Fleisch". Entstehung, Charakter und Schilderung des Dummow-Festes. Kinsworth's Magazine. Die August-Hefte der Monats-Magazine. Der deutsche und der englische Student. Englische Warnung vor gewissen Erfahrungen Berlins. Privatleben des Königs von Oude in Ostindien mit seinem englischen Barbier und Premier-Minister, jetzt Omnibus-Conducteur in London. Armee-Kanavallah, das menschenfressende Pferd. „Die alte Gesperrtheit" London, von Leigh Hunt. Biographieen der Kenginnen von England aus dem Hause Hannover, von Dr. Doran. Reise-Abenteuer aus den Hinterwäldern Amerika's, von Beste. Verfälschungs-Literatur. Verfälschte Handels- und Staatsakte. Die fünfundzwan-

Digitized by Google

ligste Hauptversammlung der British Association. Rawlinson's Vortrag über seine babylonischen Forschungen. Jahresbericht des Professors Airy. Thackeray's „Newcomes" zu Ende. „L'Ecolle du Nord". Schluß der Season. Die Pariser Ausstellung. 97. — Der Krieg in Asien. 99. — Literarische Kuriositäten Englands. 11. Anleitung zur wilden Reisekunst. 102. — Alfred Tennyson's neueste Dichtungen. 104.

September: Literarische Kuriositäten Englands. III. Kuriositäten Londons. 106. — Heilung und Mumifikation. 108. — Literatur-Briefe aus London. Neunter Monats-Bericht. 1855. Die abgelaufene Season und Gesellschaft. Der erweiterte Zeitungsboden. Chapbook-Literatur. Bilder-Fabrication für die große Masse und das Ausland. Gewerbsmäßige Bilderfälschung. Fälschung aller Lebensmittel und Industriegegenstände. Aesthetischer Einfluß der Deutschen und Franzosen. Anstrengungen und Aussichte für ästhetische Volkserziehung. Literarische Revue: Die Krim-Heroen. Weibliche Schriftstellerei (Mrs. Norton, Lady. Sinclair). Memoiren, neue Werke über Rußland. Enthüllungen eines armen Predigers. 112. — Literarische Kuriositäten Englands. IV. Paternoster-Row und der „Magazin-Tag". 113.

Oktober: Literatur-Briefe aus England. Zehnter Monats-Bericht. 1855. Formalismus und Conventionalismus in Leben und Literatur. „Der vollkommene Gentleman". Briefe, gerichtet durch Lieber „allgemeine Anbredit" des guten Tons. „Der vollkommene Gentleman" und dessen Unterschied von Alberti und Knigge. Die privilegierte Schriftsteller, von welchen die Verleger, und die nichtprivilegirten, die von den Verlegern beherrscht werden. Bulwer Lytton's Korrektionen. Was einen Blick auf Thackeray's „Newcomes" und Trevanyon's „Maud". Die deutschen Freiheitskriege und deren jetziges Zerrbild auf der Krim und in der „westlichen Civilisation". Ein literarisches Programm für die neue Season. Literatur über die Kolonieen. W. Howitt's West über Australien, besonders Victoria. W. Howitt und der germanische Einfluß in England. Sir George Grey's polynesische Mythologie. Die Sagen und Gesänge der Maoris auf Neu-Seeland. Schilderungen des Privat- und Harem-Lebens in der Türkei. Das Wesen der türkischen Kultur in den „vier Wänden", besonders den maurischen. Die Alhambra im Krystall-Palast. Die noch unaussprechliche Thatsache und der Charakter dieser englischen und größten Schöpfung aller Zeiten. 127. — G. P. R. James, Bulwer und Dickens. 128. — Vorschläge zur Beförderung der Wissenschaften in England. 129.

November: Geist und Materie. 135. — Literatur-Briefe aus England. Elfter Monats-Bericht. 1855. London, Mittelpunkt alles festen Landes und der Meere. Die Mauerung Londons in Backsteinen, Physiognomie, Kopfbedeckung, Kopf, Kunst, Baukunst, Lebens- und Anschauungsweise. Neues der neuesten Druckkunst und Weltverkehr-Beschleunigtsmittel. Das Reisen der Engländer. Reise-Literatur. Russell Bartlett's Reise durch Texas, New-Mexiko, Chihuahua u. s. w. G. Holden's Buch über die Natal-Kolonie. Neun und Neapel vom Kapitain Hamier. Panama und die Isthmus-Eisenbahn. Die Moskitoküste und die letzten Ereignisse der Brettner Mosquito-Kolonie. Philosophische Literatur. Die Sinne und der Geist. Bain-Lewis's Natur- und göttliches Recht. Prinzipien der Psychologie von Herbert Spencer. Locke's Schriften. Die Engländer keine Philosophen. Die praktische Philosophie der Engländer in den Naturwissenschaften. Die British Association in Dublin und ihre dreihundert naturwissenschaftlichen Vorträge. Elemente der psychologischen Medizin von Dr. Noble. Varley's „elektro-telegraphischer Uebersetzer". Wheatstone's Experiment mit gleichzeitigen entgegengesetzten Telegraphirungen. Die pflügende Windmühle von Crosley. Moleswarth's literarische Verdienste. Macaulay's neuer Band. Geschichte der Diplomatie von dem „Roving Englishman". Die neue Lesehalle im Britischen Museum. 139. — Ein Utopien. Der Mensch und die Maschine. Zwei Zeitbetrachtungen. 142. — Goethe und Thackeray. 143.

Dezember: Das englische Heer nach amerikanischer Darstellung. 149. — Literatur-Briefe aus England. Zwölfter Monats-Bericht. 1855. November, der Monat des Rebels, Mordes und Selbstmordes, dessen meteorologischer und moralischer Charakter. Bestrebte der sittlich-sozialen Zustände in England. Nachtseiten ohne entsprechende Lichte in dem sprüßischen England. Der Einfluß des Germanismus auf England und Rußland. Kritik des deutschen Glaubens an das spezifische England. Deutschlands Mission für die Weltkultur. Germanismus der englischen Literatur als Negation gegen das spezifische England. Das „spreßische" und das „übrige" England. Die englische Literatur selbst größte Negation gegen das „spezifische England". Thackeray, Dickens, Carlyle u. s. w. Geschichtliche Berichte über den Krim-Feldzug. Charakter der Kriegs-Literatur in der Tagespresse und deren Wirkung. Amerikanische Ansicht und Berechnung der Folgen. 151. — Betrachtungen über die sittlichen Zustände des englischen Volks. 152.

Rußland.

Juli: Die Weinkultur im südlichen Rußland. 88.

August: Züge aus dem Leben des Kaisers Nikolaus. Von einem Amerikaner gesammelt. 93. — Memoiren, Korrespondenz und literarische Werke des Grafen Rumjanzoffschen. 94. — Ein Drama der Kaiserin Katharina II. 98.

September: Die altertümliche Stadt Bolgary und die Bulgaren. 107. — Die Weisheit des Orients. Erste Probe. 109. — Zweite Probe. 112. — Homer und der folgewordene Panslawismus. 112.

Oktober: Statistische Nachrichten über die Steppe der sibirischen Kirgisen. 118. — Aus dem Tagebuche eines Verbannten im Kaukasus. I. Von Don nach Stawropol. 125.

Dezember: Aus dem Tagebuche eines Verbannten im Kaukasus. II. Von Stawropol nach dem Gebirge. 145. — Die russischen Hanftore. 146.

Polen.

Dezember: Reise nach dem Orient, von Moritz Mann. 147. — Die Eisenbahnen in Galizien. 151.

Böhmen.

November: Das böhmische Marienbad in seiner Beziehung zur evangelischen Bekenntnisbewegung. 136. — Joseph Wenzig und die böhmische Literatur. 137. — Aus des Herrn Smil von Pardubic Sprüchen. 139.

Ungarn.

September: Philologische Zeitschrift in magyarischer Sprache. 114.

Dezember: Michael Vörösmarty. 156.

Dalmatien.

Juli: Dalmatiens neueste Literatur. 84.

Serbien.

Juli: Weihnachten der Serben. 81.

Türkei.

November: Die Vertheidiger von Kars. 137.

Griechenland.

November: Athen und die neueren Griechen. 142.

Dezember: Plateä in der Gegenwart. 152.

Orient.

Juli: Küche und Politik. 79.

Semitische Sprachen und Literaturen.

Juli: Die synagogale Poesie des Mittelalters, von Dr. Zunz. 84.

Palästina.

September: Ein Besuch in der Moschee Omar's. 115.

November: Unterirdische Entdeckung in Jerusalem. 134.

Dezember: Die Fürstin Belgiojoso über die Alterthümer Jerusalems. 148.

Arabien.

Oktober: Burton's Pilgerfahrt nach Medinah und Mekka. 123.

Ostindien.

August: Der Radscha Radhakant über deutsche Leistungen auf dem Sanskrit-Gebiete. 92.

September: Reiseberichte der Brüder Schlagintweit. 110.

November: Ein Handelsvertrag zwischen England und Siam. 143.

Dezember: Eine Probe aus den Biographieen (Tankira's) moderner Schriftsteller Hindostans. 148. — Privatleben eines orientalischen Königs. 154.

China.

Juli: England, befungen von einem Chinesen. 89.

Oktober: Chinesischer Sozialismus und Kommunismus. 120.

Dezember: Eine Hinrichtung in Canton. 150.

Afrika.

August: Die Völkerschaften des Bahr-el-Abiad. 102.

Aegypten.

Juli: Das Serapäum bei Memphis. 83.

September: Die ägyptischen Pyramiden in ihren ursprünglichen Bildungen. 110.

Algerien.

September: Algerien und seine Zukunft. 110.

Central-Afrika.

Oktober: Die Wüste und Central-Afrika. 123.

Nord-Amerika.

Juli: New-Yorker Literatur-Berichte. Die Yankees und das europäische Leben. Amerikaner auf der Pariser Universal-Ausstellung. Franzosen im New-Yorker Krystall-Palast. Die Reaction gegen den Hamlet. Darum nur das Theater gebracht. Parteien und Kultur-Konflikte. Literarisches. 82. — Die New-Yorker Tribune und die Brook-Farm-Gemeinde. 87.

Digitized by Google

August: Aus den Memoiren einer aus Frankreich vertriebenen Hugenotten-Familie. 100. — George Washington's Abkommung. 101. — Washington und die Gründung der Vereinigten Staaten. 103.

September: Ein Gottesdienst bei den „barfüßigen" Tanzgesinnten in Georgia. 103. — Amerikanische Monats-Berichte. Neue literarische Erscheinungen. Putnam und die amerikanischen Monatsschriften. Uebersetzungen aus dem Deutschen. Theater-Unwesen in New-York. Das Gesangsfest der deutsch-amerikanischen Sänger-Vereine. Das Bauer-Gesetz. Feier des 4. Juli. Der transatlantische Telegraph. 107. — Was wird aus den Mormonen? 113. — Miller's indianische Bibel. 115. — Die neuesten englischen Werke über Amerika. 117.

Oktober: Amerikanisches Urtheil über die europäischen Heere. 120. — Amerikanischer Monats-Bericht. Amerikanische Pedel-Politik. Die Nativen und die Deutschen. Die Sünden Einzelner allen Deutschen aufgebürdet. Der wissenschaftliche Kongreß in Providence und der Frauen-Emancipations-Konvent in Saratoga. Kritik über die Systematisirung in der Zoologie. Prof. Peirce über die Wissenschaft der organischen Formen. Eine Association für Besserung des Unterrichts und eine Union für freie Liebe. Literarische Erscheinungen. 124. — Chinesische Schauspieler unter den Yankees. 126.

November: Literatur und Buchhandel in den Vereinigten Staaten. Das Bankett der Verleger. Association im New-Yorker Krystall-Palast. 131. — Der Ocean und sein Leben. 133. — Der moderne Spiritualismus in Amerika und Europa. 136. — Dr. Kane's Bericht über seine Entdeckungen in der Polar-Region. 138.

Dezember: Die Begründung des nordamerikanischen Bundesstaats. 151. — Horace Greeley, Redacteur der Tribune in New-York. 153. — Aus dem Tagebuche einer Engländerin, als Gast unter den Mormonen. 155.

Kalifornien.

September: Noch Etwas über die in San Francisco erscheinende chinesisch-englische Zeitung. 108.

Mexiko.

November: Mexiko vor der spanischen Eroberung. 132.

Mittel-Amerika.

September: Der König der Moskitos und seine Großen. 116.

November: Chinesische Martyrologie. 135.

Süd-Amerika.

November: Ein Besuch bei den Araukanern. 141.

Brasilien.

Oktober: Brasilien und seine Industrie im Jahre 1855. 122.

Australien.

November: Erlebnisse eines musikalischen Missionärs bei den Antipoden. 134.

Polynesien.

September: Der jetzige politische Zustand der Gesellschafts-Inseln. 113.

Oktober: Die Chinesen auf den Sandwich-Inseln. 119.

Mannigfaltiges.

Juli: Busch's und Skelton's englische Umgangssprache. 79. — Eine Wiese von Zucker. 79. — Thomas Price-Garn-Swanney, der wallisische Geschichtsforscher. 79. — Dr. Petermann's geographische Mittheilungen. 80. — Richard Baker Sheill. 80. — Grenzlose Klugheit. 80. — Zur Ehrenrettung des Mondes. 80. — Bodenstedt's Besuch des Kaukasus. 81. — Der Journalismus in der französischen Akademie. 81. — Schiller's „Maria Stuart" auf der Pariser Italiänischen Bühne. 81. — Buffa-niter und Fistulister. 81. — König Max und die neue Tafelrunde. 82. — Brewster's Leben Newton's. 82. — Zauner in San-Francisco. 82. — Delphine Gay-Girardin. 83. — Das Erdbeben eine elektrische Erscheinung. 83. — Präsidenten und Maschinen bei der Universal-Ausstellung von Paris. 84. — Ein Veteran der englischen Presse. 84. — Bacteries Fleisch. 85. — Das Bad Ramleim unter französischem Protectorat. 86. — Kiepert's Hand-Atlas über alle Theile der Erde. 86. — Englische Erziehungsschriften. 87. — Uebersetzung der Jugendschriften Ferd. Schmidt's. 87. — Der Pontische Krieg im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. 88. — Baxter's Geschichte der Krim. 88. — Eine Apologie der Know-Nothings. 90. — Meteorsteine in Belgien. 89. — Der Krieg und seine Gegner. 90. — Krimsche Todtenliste. 90. — Tschudi's Thierleben der Alpenwelt. 91. — Ein ägyptischer Geizhals über den jüdischen Kalender. 91.

August: Die Bohrer Schlagintweit in Ostindien. 92. — Belgische Preisfragen. 92. — Die Dresdner Schillerstiftung. 93. — Holzpuiten-Fabriken in Neu-England. 93. — Sargent's Geschichte der Expedition nach Fort Donelson. 93. — Stein über Hartenberg's angebliche Memoiren. 94. — Die sechs Schöpfungstage. 94. — Die Schriften der Prinzen von Orleans. 95. — Willemain's akademische Reden und Schriften. 95. — Verlust von archäologischen Localmätern. 96. — Der afrikanische Kriegsschauplatz. 97. — Deutscher Sprachwerl. 97. — Tagebuch des Pientenants Bellot. 98. — Frankreich und das Völkerrecht während der Revolution. 98. — Neues Universalsalerien der Tonkunst. 99. — Baden Powell über die Mode und die Bewohner des Juxlier. 99. — Dr. J. Phillips's über die Mineralschätze von Merionethshire. 99. — Minutell über Portugal. 100. — Amerikanischer Gelehrtenton. 100. — Brockhaus' Reise-Bibliothek. 101. — Lerck's Elfenbahn-Bücher. 101. — Altphönizische Sprache. 102. — Schön aber Schwanzte. 102. — Maître Pierre Puvéllin. 103. — Sir Thomas Fewell Burton. 103. — Eine Frau, welche Geschichte machen will. 104.

September: Die neue Zeit. 105. — Eine Holzpapier-Mühle. 105. — Russische Gesangene im Kaukasus. 105. — Materialien zur Geschichte Louis Philipp's. 106. — Deutsche Gesellschaft in China. 107. — Korrespondenz Henry Clay's. 107. — Nachlemmen Luther's in Amerika. 107. — Steff, Unglaube und Moral. 108. — Der Kompromiß von „Rule Britannia". 108. — Der frühere Brahmine Rama Aryen. 109. — Etymologie des Wortes Bojar. 109. — Schiller's Gedichte russisch. 109. — E. Schücking's „Westsalen". 110. — Die Nützlichkeit der Vögel. 110. — Dr. H. Barth's Ankunft in Europa. 111. — Der orientalische Charakter Wiens. 111. — Die Resultate der Reisen Barth's in Afrika. 112. — Copernicus als Arzt und Staatsmann. 113. — Kiepert's Karte der Kordpolar-Entdeckungen. 113. — Das historische Atlas der Schweiz. 114. — Eine neu begründete Staats- und Rechtsphilosophie. 115. — Libanon, von L. A. Frankl. 115. — Französische Touristen am Rhein. 116. — Der Tschadda. 116. — Abbott Lawrence. 117. — Zeitungs-Annoncen in England. 117. — Jedem das Seine. 117.

Oktober: Die europäischen Arbeiter. 118. — Russische Eisenbahn-Bibliothek. 118. — Wigan's Pocket-Miscellany. 118. — Lerck's historisches Jahrbuch. 119. — Minnerliche Literatur in Amerika. 119. — Die Berühmtheiten auf dem Kirchhofe des Pater Lachaise. 119. — Der Uebergang vom Kehlkopf zum Ehrsteuthume. 120. — Mit Ranilar. 120. — Die angeblichen Nachkommen Luther's in Amerika. 120. — Berichtigung zum Conversations-Lexikon. 120. — Die Gebirgsgrößen der Naturwissenschaften. 121. — Ditmarsen's Geographie und Statistik der Vereinigten Staaten. 121. — Französische Gesichtsform über das literarische und künstlerische Eigenthum. 122. — Deutsche Musik in Frankreich. 122. — „Was heiraten die Leute?" 122. — Henry Colburn. 123. — Die Senioren des Generalats. 123. — Sittlichkeits-Statistik in Amerika. 124. — Die Reise der Brüder Schlagintweit. 125. — Die Pariser Arbeiter in Brasilien. 125. — Holzbeile als Kupfermünzen. 125. — Ein neuer Roman von Mrs. Trollope. 126. — Weizen-Ernte in Amerika. 126. — Neues Eisenbahn-Bauwerk in England. 126. — Kaiserlich-russische Kriegs-Bulletins. 127. — Amerikanische Journalistik. 127. — Dr. Barth in der Pariser Gesellschaft für Erdkunde. 128. — Die Mehrheit der Welten. 128. — Das neue Zeitungsgesetz in England. 128. — Eine Roman-Lücke. 128. — Geschichte von Bearn. 129. — Das Bauwerbuch Strabon. 129. — Wie man im Haag die Reth lindert. 129. — Mineralien. 130. — Die Pariser Arbeiter-Statistik in Paris. 130. — Baumwollen-Gewebe zum Gebrauche der Armee. 130.

November: Englische Roman-Literatur. 131. — Neumann's „Hellenen im Elfenthianze". 132. — Eine neue Uebersetzung der „Nibelungen". 132. — Friedrichs-Literatur. 132. — Reffini und Ferdinand Hiller. 133. — Deutsche Druckschriften im Auslande. 133. — Kiepert's Karte der Türkei. 134. — Herr Professor Philharde Chasles in Berlin. 135. — Unchristliches Betragen. 135. — Amerikanische Moralitäts-Grade. 135. — Bücher-Illustrirer Meriss-Bibliothek. 136. — Anglo-Amerikanische Hilfsbücher in Mexiko und Central-Amerika. 136. — Magyarische Sprachkunde. 137. — Die Artslore und die weiße Fahne. 137. — Dr. Gnüge's Gesetze der französischen Sprache. 138. — Ein deutsches Heilmittel, das Nutzland aus empfehlen. 139. — G. H. Lewes über das Leben und die Werke Goethe's. 140. — Grillparzer's Sappho Englisch. 140. — Deutsche Kunst in Italien. 141. — Ein belgischer Protest. 141. — Kaiserinnen als Heimat. 141. — Das dreihundertjährige evangelische Gymnasium in Essa. 142. — Die Bildwerke-Reiche Piemonts. 142. — The Literary Churchman. 142. — Verwandtschaft der verschiedentlichen Dynastieen. 142. — Der Unterricht in Deutschland, von Franzosen beurtheilt. 143. — Eine neue Biographie Hamann's. 143.

Dezember: Heinrich IV. als Schriftsteller. 144. — Die Presse in Indien. 144. — Weber's illustrirte Reisebücher. 144. — Eine neue Viertelsjahrschrift. 145. — Antiweltschaftliche Politik in Amerika. 145. — Dr. Vogel's Reise in Afrika. 146. — Dr. Kane's Nordpol-Expedition. 146. — Mieland Hanauwitz Gedicht. 147. — Jahrmarktsmärchen und Frankl Revue. 147. — Die englische Gesellschaft. 148. — Klein-Dorrit. 149. — Wibewell's Uebersetzungen aus dem Deutschen. 149. — Eine verwandelte Stadt. 150. — Drusische Monatsschrift von New-York. 150. — Schladenbal's Universalleriton der Tonkunst. 151. — Entwicklung der Sandwich-Inseln. 151. — Illustrirter Kalender für 1856. 152. — Anonymität aus Washington Irving's Sketches. 152. — Deutsche Bücher und französische Kritiker. 152. — Druckschen auf der Pariser Ausstellung. 152. — Shakespeare in Amerika und in Deutschland. 153. — Freytag's Leben Goldschmidt's. 153. — Herr von Bonjour. 154. — Samuel Negere. 154. — Ein russisches Gedicht. 154. — Karl Johann's Politik im Jahre 1812. 155. — Ein Amerikaner über H. Heine. 155. — Der Zwickauer Bellsschriften-Verein. 156. — Die von Otto Müller herausgegebene „Bibliothek deutscher Original-Romane". 156. — Fr. Chr. Schlosser's Dante. 156. — Geschichte des Weibes. 156.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 79. Berlin, Dienstag den 3. Juli 1855.

Frankreich.

Briefe über die Universal-Ausstellung von Paris.

Fehlgriffe, die Anfangs gemacht wurden. — Die Actien-Gesellschaft und die kaiserliche Kommission. — Das Mittelschiff mit seinen Trophäen. — Die preußischen Logen. — Ein Blick auf Oesterreich, Belgien und England. — Französische Luxus-Industrie. — Pariser Kunst- und Mode-Arbeiten. — Musterung der Galerieen. — Die Treppenhäuser. — Der Verbindungsflügel und die Rotunde. — Die Brücke über den Cours la Reine. — Der Langbau und seine Fehler. — Die Maschinen-Ausstellung. — Das Pariser Publikum und der Fremdenbesuch.

Paris, im Juni.

Es wäre unnütz es zu verheimlichen, da alle Welt es weiß: die Pariser Ausstellung hat Anfangs den Erwartungen nicht entsprochen, welche man mit Recht an ein Unternehmen stellen konnte, das dem vor vier Jahren in so großartiger und glänzender Weise in London ins Leben gerufenen folgen sollte. Nicht, daß die in Paris ausgestellten Produkte weniger prachtvoll, zahlreich und bedeutend wären — im Gegentheil, in dieser Beziehung dürfte die hiesige Ausstellung wohl die Londoner übertreffen. Allein Hauptsache bei einem solchen industriellen Völkerkongresse ist, daß am Tage des großen friedlichen Wettkampfes auch Jedermann bereit sei. Ist dies nicht der Fall, so stellen sich Mißvergnügen und Eifersucht ein, man wird der Sache schnell überdrüssig, bedauert die gebrachten Opfer und geht unzufrieden nachhause. Der Leser wird natürlich die Frage stellen, wem denn die Schuld dieser Uebelstände zuzuschreiben ist? Auch wir haben uns diese Frage vorgelegt und dabei namentlich in Betracht gezogen, daß den Franzosen doch sonst ein bedeutendes Organisations-Talent eigen ist, daß somit also die Grundbedingung zu einem Unternehmen, wie dem vorliegenden wirklich vorhanden war. Um so merkwürdiger ist es, daß die Unternehmer von jener Nationaleigenschaft wenig gezeigt haben. In der Grund-Organisation der Ausstellung ist gefehlt worden, und dieser Fehler hat fast alle übrigen erzeugt.

Gewöhnlich kömmt in Frankreich ohne Zuthun der Regierung nichts Großes zu Stande. Die gegenwärtige Regierung hat wahrscheinlich geglaubt, daß sie in einem Falle, wo die Privat-Interessen so stark im Spiele sind, der Klugheit und Vorsichtigkeit der Privat-Speculation vertrauen könne. In London war ja der Krystall-Palast lediglich durch die Bemühungen von Privatleuten zu Stande gekommen, warum sollte nicht dasselbe Unternehmen in Frankreich gelingen? So geschah es denn, daß man die Errichtung des Industrie-Palastes Privat-Unternehmern überließ, welche nichts weiter vor Augen zu haben schienen als ihren eigenen Vortheil. Die es nun mit zu gehen pflegt, daß der Mensch im Haschen nach übermäßigem Gewinn den eigentlichen Nutzen fahren läßt, so ging es auch hier. Die Actien-Gesellschaft des Industrie-Palastes beging, indem sie ihren Interessen zu dienen glaubte, eine Reihe von folgenschweren Fehlern. Wir wollen hier nur die wichtigsten erwähnen. Zunächst erbaute sie ein Gebäude, welches für eine Ausstellung aller Nationen viel zu klein war. Kaum war das Haus aus den Fundamenten erbauden, als sich schon die Nothwendigkeit ergab, einen Ergänzungsflügel zu bauen. Auch dieser zeigte sich bald als ungenügend, und man unternahm einen neuen Verbindungsflügel. Endlich fehlte es auch dann noch an dem nöthigen Platze und es trat eine dritte Galerie hinzu. Die Folge von dem war, daß einmal das Ganze Stückwerk wurde, was namentlich die Uebersichtlichkeit der Ausstellung stark beeinträchtigt. Sodann aber, und das ist viel wichtiger, entstanden aus diesen nach und nach ohne Plan und Idee unternommenen Bauten der Gesellschaft bei weitem größere Kosten, als wenn sie von vorn herein ein genügend geräumiges Gebäude errichtet hätte. Dieser, das Publikum scheinbar geringer berührende Umstand ist als die Quelle alles späteren Uebels zu betrachten. Die Actien-Gesellschaft nämlich, welche ihr Ausgabebudget in so entsetzlicher Weise anwachsen sah, suchte sich natürlich in der Festsetzung der künftigen Einnahmen, zuletzt auch durch die Beschränkung ihrer Arbeitskräfte zu entschädigen. Daher entstanden neue lange Unterhandlungen und Streitigkeiten mit der Regierung und folgerecht auch Verzögerungen im Bau und an der Einrichtung. Der Termin zur Einlieferung der Produkte stand vor der Thür, und das Gebäude war noch nicht fertig. Die Kisten und Ballen wurden ohne Ordnung und System auseinandergeschichtet, von einem Gebäude in andere gebracht, hin- und hergeworfen, ehe sie den ihnen zugewiesenen Platz erreichten. Wie konnte bei solchem Verfahren aus dem Chaos schnell eine Ordnung hervorgehen? In der That sehen wir denn auch in diesem Augenblick noch eine Menge von Gegenständen in der Maschinengalerie liegen, deren Platz im Hauptgebäude ist. Nur mühsam wird etwas Definitives geschafft, tagtäglich sehen wir Veränderungen und Umgestaltungen in der Anordnung und Aufstellung. Daß den Franzosen diesmal wirklich das Organisations-Talent zugegangen ist, sehen wir noch aus dem Umstande, daß alle übrigen Nationen mit ihren Ausstellungs-Arbeiten weiter vorgeschritten sind, als sie, und doch sind sie in ihrem eigenen Lande, haben sich auf Alles besser einrichten und vorbereiten können. Sollen wir glauben, was behauptet wird, daß die Franzosen die Ausstellungen der anderen Völker zuvor sehen wollten, um die ihrige demgemäß ergänzen und glänzender gestalten zu können? Es ist dies sicherlich, wenigstens in so allgemeiner Form, eine übertriebene Behauptung; doch mag es wohl wahr sein, daß Einzelne aus dem genannten Grunde sich mit der Einsendung ihrer Produkte nicht beeilt haben. Der Hauptgrund der Verzögerung liegt in der unpraktischen Leitung und demnächst, wie schon erwähnt, darin, daß der Raum sich stets zu klein erwies. Da sand sich bald diese, bald jene Zudustrie beeinträchtigt; bald wollte dieser, bald jener seine Produkte nicht senden, und über alles dieses verging die kostbare Zeit, der Eröffnungstag rückte heran, und man sah fast nichts als leere Schränke. Man hat sich im Publikum vielfach darüber gewundert, daß die Regierung unter solchen Umständen sich überhaupt zur Eröffnung der Ausstellung verstanden habe. Es wird in dieser Beziehung gesagt, daß die Unternehmer des Industrie-Palastes dem Kaiser haben vorstellen lassen, daß ihre Actien im Werthe sinken würden, wenn die Ausstellung nicht eröffnet würde. Verhält sich dies wirklich so, so zeigt dies von neuem den Mangel an Scharfblick jener Herren, denn gerade seit Eröffnung der Ausstellung sind die Actien der Unternehmer fortwährend gefallen.

Für die Regierung wurde es endlich Pflicht, diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen, und man muß anerkennen, daß ohne die Energie, welche die kaiserliche Kommission der Actien-Gesellschaft gegenüber entwickelt hat, die Arbeiten auch jetzt noch nicht viel weiter vorgerückt sein würden. Im Mittelschiff blieben, als wir dieses schrieben, nur noch die beiden Fontainen zu vollenden, welche den Besuchern die so sehr nothwendige Kühlung zu spenden bestimmt sind; ferner ward dort noch an den Schränken gearbeitet, welche an der Stelle stehen, wo sich am Tage der Eröffnung der kaiserliche Thron erhob. Alles dies verursachte noch viel Stand und Störung, so daß mehrere Aussteller ihre nicht unter Glas befindlichen Gegenstände verhüllten. Natürlich war dies kein sehr anziehender Anblick für die Besucher, die sich denn auch noch sehr spärlich einfanden. Was die Seitengalerieen betrifft, so bleibt dort noch Vieles zu schaffen; namentlich die Franzosen sind, wie schon erwähnt, weit im Rückstande. Von den übrigen Nationen sind am weitesten vorgeschritten England, Belgien und Preußen. Was insbesondere die preußische Ausstellung anbelangt, so ist dieselbe beinahe gänzlich vollendet, so daß der technische Kommissarius, Baurath Stein, Paris auf einige Zeit verlassen konnte. Das Arrangement und die Ausschmückung der preußischen Ausstellung finden allgemeinen Beifall. Man hat die dem Mittelschiffe zunächst liegenden Etagerren sogenförmig dekorirt und dieselben durch Ornamente oder verbunden, so daß das Ganze sofort dem Beschauer in die Augen fällt. Baden und Sachsen haben sich dieser Arrangement angeschlossen, während Württemberg und Bayern in ihrer Isolirtheit bis zu Ende verharren wollten, wofer es denn auch geschah, daß ihre Ausstellungen ein ziemlich ärmliches Ansehen haben.

Ohne für heute in Einzelnheiten einzugehen, wollen wir doch im Fluge eine Rundschau über das Mittelschiff halten, an dessen südwestlichem Ende wir die erwähnten preußischen Logen sehen. Die erste Loge enthält die Erzeugnisse der königl. Porzellan-Manufaktur in Berlin und Kronleuchter von Spinn & Comp. in Berlin; unter

ersteren befinden sich die beiden prächtigen Vasen mit Malereien nach Kaulbach. In der zweiten Loge sehen wir einen mächtigen Spiegel und der neuen Mannfaktur in Aachen, Kronleuchter von Heckert in Berlin und die Kißsche Amazonengruppe in Bronze und in verkleinertem Maßstabe. Die dritte Loge enthält die Erzeugnisse aus Thon von Villeroy und Boch in Mettlach. Die vierte (badische) Loge enthält Porzellanwaaren und Thonwaaren aus Mannheim; die fünfte (sächsische) endlich Haarflechtereien aus Leipzig. Was die letzteren anbelangt, so hätte man doch wünschen können, ohne diesen Produkten ihren Werth absprechen, daß sie anderswo aufgestellt worden wären, da sie für jenen Ehrenplatz nicht bedeutend genug sind. Nächstdem ist nun auch eine Anzahl von Gegenständen in der Mitte des Saales aufgestellt, nämlich folgende: Ein maurischer Blumengarten, aus Kandelabern und Vasen bestehend, in Zinkguß emaillirt und im Style der Alhambra, von Herrn v. Diebitsch in Berlin; ein Altar, in Eichenholz geschnitzt, von Prang in Münster. Vor Allem zieht aber die überaus kunstvoll gearbeitete Statue Friedrich Wilhelm's III., aus dem Gewerbe-Institute zu Berlin, die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich. Man hat dieselbe sehr passend unter einer Art Ehrenbogen aufgestellt, welcher indessen nicht dazu gehört. Letzterer besteht nämlich aus zwei rothen Marmorsäulen und der Marmorschleiferei von Bunzel & Comp. in Recklinghausen; ein bronzener und vergoldeter Adler krönt das Ganze. Auf einer mächtigen, breiten und mit rothem Sammet drapirten Unterlage stehen wir eine Reihe von herrlichen Baustücken, die der Dombaumeister Zwirner in Köln aus der Domhütte hierher gesandt: es befinden sich darunter Nischen, Rosetten, Thurmknäpfe und eine Statue des südlichen Portals. Vermuthlich in Berücksichtigung der Landesmannschaft lehnt sich an die Rückseite des Kölner Domes die Kau de Cologne-Fontaine des echten (!) J. M. Farina in Köln an, ist aber die jetzt noch sehr träge im Sprudeln. Noch sehen wir im Mittelschiffe, aus Preußen, Zink-Abgüsse aus den Fabriken von Devaranne und Geiß in Berlin, endlich einen „Meleager" von Winckelmann ebendaselbst.

Wenden wir uns nun, auf der Südseite, weiter nach Osten zu, so gelangen wir zur österreichischen Ausstellung. Wir sehen hier hauptsächlich Glas- und Porzellanwaaren aus den berühmtesten böhmischen Hütten. In der Mitte des Saales erhebt sich eine hohe Säule, um welche herum, auf Etageren, verschiedene Gegenstände aus terra cotta gruppirt sind. Ferner stehen hier ein Mosaiktisch aus Benedig, eine prachtvolle vierfache Pfeilertoilette mit Tisch aus weißem Marmor, verschiedene Kunstgegenstände aus Ebenholz und angelegt, endlich das Modell des Dampfschiffes „Franz Joseph" aus der Werftstatt der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft.

So gelangen wir, immer in östlicher Richtung, nach Belgien, dessen Ausstellung im Mittelschiffe, wenn wir einen Schraut mit Tuchen und den Staatswagen des Königs der Belgier ausnehmen, einen rein kirchlichen Charakter hat. So sehen wir in einem mächtigen hohen Spiegelschranke eine vollständige Ausrüstung von Kirchengewändern für Prälaten jeden Ranges, vom Papst bis zum Domkapitular herab; der Papst kniet auf einem Betschemel, und Christus überreicht ihm die Schlüssel, welche die Kraft zu binden und zu lösen haben. Sämmtliche Figuren sind in Lebensgröße und aus Wachs. Nächstdem sehen wir ebenfalls aus Belgien verschiedene herrlich geschnitzte Holzaltäre und Kirchenkanzeln. Dann folgt England mit Porzellanwaaren, Bronzen, Schiffstrophäen, einem mächtigen Kandelaber von Krystall aus Birmingham, Kaminstücken und Sheffield-Baumwollenzeugen aus Nottingham, zwei Leuchthurm-Laternen und dem Modelle des großen Meridiankreises in Greenwich.

Die ganze nördliche Längenwand des Mittelschiffes und der Seitengalerieen gehört Frankreich an. Man hat hier die vorzüglichsten Erzeugnisse der französischen Industrie zu Trophäen vereinigt. Alle National-Eitelkeit bei Seite gesetzt: England und Deutschland liefern viel treffliche Erzeugnisse, ja, theilweise auch solche, welche sich in Bezug auf guten Geschmack dreist mit den französischen messen dürfen, allein die französischen Luxus-Artikel tragen im Industrie-Palaste den Preis davon.*) Hierher gehören nun vor allen Dingen zwei Schränke mit Schmuckſachen und Mode-Artikeln, Industriezweige, in welchen Paris längst als Königin anerkannt ist. Sodann sehen wir Lahan's vielbekannte Kunststickler-Arbeiten; wir bemerken unter ihnen einen vielleicht etwas zu sehr ornamentirten Bücherschrank und einen Betschemel aus Eichenholz; das derselben Fabrik ist auch das in der Mitte des Saales stehende kunstvolle Vogelhaus. Der folgende Schrank zeigt uns Möbel aus der Fabrik von Jeanselme, darunter einen Jagdschrank aus Eichenholz, ein Buffet aus Ebenholz mit Bronze-Verzierungen, einen Schrank aus Nußbaumholz im Renaissancestyle, mit Marmor ausgelegt, namentlich aber ein Canapé, einen Lehnstuhl und einen gewöhnlichen Stuhl, welche Meisterstücke in ihrer Art sind.

Zwei Schränke des Mittelschiffes sind den Bronzen gewidmet, die ebenfalls eine der Haupt-Industrieen von Paris ausmachen. Der eine Schrank enthält die Kunstbronzen von Barbedienne. Man sieht hier die berühmtesten Statuen, Vasen und Kandelaber des Alterthums in verkleinertem Maßstabe nach Collascher Manier; wir nennen besonders die Venus von Milo, die Diana von Gabiä, eine Amazone, eine Statue der Polyphymnia, die Gladiatoren, verschiedene Kandelaber, dann von neueren Kunstwerken die Grazien von Germain Pilon, die Kleopatra von Dncommun, einen Schenktisch und Nußbaumholz mit Bronze-Ornamenten, vor allen Dingen aber die berühmten Ghibertischen Thüren der Taufkapelle zu Florenz, in halber Größe des Originals. Der andere Schrank mit Bronzen enthält die zum Mobiliar dienenden Bronze-Artikel. In diesem Industriezweige ist die Fabrik von Deniere fils in Paris die erste. Wir bemerken hier namentlich den prächtigen Tafel-Aufsatz, Styl Louis XVI., welcher von Herrn von Kisseleff vor Ausbruch des Krieges bestellt wurde und der nicht weniger als sechzigtausend Francs kostet; ferner einen lustre-jardinière, Styl Louis XV., und eine Anzahl von kleineren Kandelabern, Pendulen u. s. w.

Neben den Bronzen sehen wir die Arbeiten aus Steinpappe aus der Fabrik von Huber, darunter einen monumentalen Kaminsims mit der Büste des Kaisers. Daneben befindet sich die Trophäe der musikalischen Instrumente, wo wir Pleyel, Erard, Debain, Sax, und wie sie sonst heißen, die oft so kriegerischen Nebenbuhler, friedlich neben einander, unter einem wirklichen Himmel von Baßgeigen, ruhen sehen. In dem der Buchdruckerkunst gewidmeten Schranke sehen wir, außer verschiedenen typographischen Erzeugnissen, mehrere Modelle von Pressen und der Druckerei von Plon; eine besondere viereckige Tribüne ist den Erzeugnissen der kaiserlichen Druckerei eingeräumt worden. Einer der Pariser Buchdrucker hat selbstverweiste, statt seiner Erzeugnisse, das Erzeugniß eines Mechanikers ausgestellt, nämlich das Modell seiner Buchdruckerwerkstatt, ein artiges, interessantes Spielwerk, das aber eigentlich im Mittelschiffe nicht an seinem Platze ist. Vergessen wir auch nicht die Artillerie-Trophäe, zu welcher das kaiserliche Arsenal seine stattlichsten Säbel, Helme, Panzer, Kanonen, Gewehre u. s. w. geliefert hat.

In ganz meisterlicher Weise ist die französische Glas- und Porzellan-Fabrication im Mittelschiffe vertreten. Wir sprechen hier noch nicht von den Erzeugnissen der Fabrik zu Sèvres, welche in die noch im Bau begriffene Rotunde zu stehen kommen, sondern lediglich von den Privat-Etablissements. Auch hier müssen wir, so schwer es auch dem Nationalgefühle fallen mag, gestehen, daß Böhmen von den Franzosen entschieden überholt ist. Unter den zahlreichen Porzellan-Artikeln nennen wir hier nur zwei riesige Kandelabervasen, welche chinesischen Fabriken täuschend ähnlich nachgebildet sind und mehrere Figuren in Biskuit, darunter eine Büste des Kaisers. Was die Glaswaaren anbelangt, so glänzen hier besonders die Fabriken zu Baccarat, Clichy und St. Louis. Die erstgenannte Fabrik hat zwei Kandelaber aus Krystall von sechzehn Fuß Höhe und mit neunzig Armen, zwei Vasen aus weißem Agatglase mit grünen Verzierungen und eine riesige Glasschale ausgestellt; aus den beiden anderen Fabriken sehen wir verschiedene Vasen und Schalen in überaus reinem Style.

Die Lyoner Fabrikanten haben ebenfalls ihren Trophäenschrank, in welchem wir Shawls, Seidenstoffe aller Art und Spitzen sehen, die uns allerdings mehr Meisterstücke kunstvoller Arbeit, als geschmackvoller Zeichnung zu sein scheinen. Neben dem Luxus sehen wir die Bedürfnisse des täglichen Lebens; die Trophäe des Ackerbaues ist sehr künstlich aus allen möglichen Geräthschaften, Getraide-Arten, Rebrern zusammengesetzt, ja sogar ein Modell eines Pachthofes ist dabei, und das Ganze krönt der antike Bienenkorb. Der Ackerbau hat zum Nachbarn die in drei Ländern restdirende Gesellschaft „Vieille-Montagne" mit ihren zahlreichen Erzeugnissen aus Zink. Die letzte französische Trophäe endlich ist der Eisen-Industrie gewidmet; man sieht hier das Modell eines Eisenhüttenwerkes, Modelle von Maschinen aller Art, Brücken, Tunnels u. s. w. Noch eine Menge von Gegenständen hätten wir zu nennen, welche die Mitte des Saales füllen: so namentlich zwei riesige Spiegel, darunter der aus St. Gobain von sechzehn Fuß Höhe und elf Fuß Breite; eine Anzahl von Gruppen aus Bronze und Zink; Altäre von Marmor, Holz und Zink; den großen französischen Leuchtthurm nach Fresnel'schem Linsenglassystem; ein Teleskop mit Uhrwerk von Secrétan in Paris; mehrere Fontainen, von denen zu wünschen wäre, daß sie endlich begönnen, Kühlung zu verbreiten. (Schluß folgt.)

*) Es war dies auch in London der Fall, trotz der Reichthümer, welche England im Crystal-Palace zusammengehäuft hatte. D. R.

England.

Michelsen's Geschichte der Jesuiten im 19. Jahrhundert.*)

Der in der neuesten englischen Literatur durch mehrere nicht unverdienstliche historische Gelegenheitsschriften bekannte Dr. Eduard

*) Modern Jesuitism; or, the Movements and Vicissitudes of the Jesuits in the Nineteenth Century, in Russia, England, Belgium, France, Switzerland, and other Parts. By Dr. Edw. H. Michelsen.

Digitized by Google

Michelsen — wenn wir nicht irren, ein geborener Deutscher — hat vor kurzem wieder ein recht interessantes Werk über den „modernen Jesuitismus“ erscheinen lassen, das sich der trefflichen „Histoire de la chute du Jesuitisme au 18ème siècle“ des verstorbenen Grafen Alexis von St. Priest anschließt. Eigentlich Neues findet man in demselben zwar wenig, aber die vorhandenen Materialien sind mit vielem Geschick verarbeitet und überschriftlich zusammengestellt worden, und wir erhalten hierdurch sehr vollständige Data zur Kenntniß einer Religionsgesellschaft, deren Thätigkeit sich bis in unsere Tage hinein in ziemlich bedenklicher Weise fühlbar macht.

Bekanntlich fanden die Söhne Loyola's nach Aufhebung ihres Ordens durch Clemens XIV. eine Zuflucht in Rußland, wo sie unter der Bedingung zugelassen wurden, sich des Proselytismus zu enthalten. Sie versprachen natürlich Alles, konnten aber trotzdem der Versuchung nicht widerstehen, ihrer Lieblingsbeschäftigung nachzuhängen, und trieben allmälig ihre Kühnheit so weit, daß sie sogar am kaiserlichen Hofe Propaganda machten. Eine Zeitlang ließ man sie gewähren, da sie in der nächsten Umgebung Alexander's I. eifrige Fürsprecher hatten, wozu namentlich der berühmte Graf Joseph de Maistre gehörte; aber endlich brachten sie es dahin, daß sie erst aus St. Petersburg und dann aus ganz Rußland verwiesen wurden. „Es waren besonders zwei Umstände, welche diese Katastrophe im politischen Drama des Ordens beschleunigten. Fürst Alexander Galitzin, ein Neffe des Kultusministers, welcher zwei Jahre das Kollegium der frommen Väter in St. Petersburg besucht hatte, trat 1814 öffentlich zur römisch-katholischen Kirche über — ein Ereigniß, das um so größeres Aufsehen erregte, als er bis dahin durch seine fanatische Anhänglichkeit an die herrschende Kirche seines Vaterlandes bekannt war. Obwohl er sogleich aus dem Kollegium entfernt und unter die Pagen des kaiserlichen Hofes aufgenommen wurde, hielt er doch mit allem Eifer eines orthodoxen Katholiken an seinem neuen Glauben fest, und man sah ihn sogar in der Kleidung eines Büßenden, mit seltsamen Amuleten um den Hals und einem Geißelriemen um den Leib. Es dauerte lange, ehe der Erzbischof Phlaretz ihn zur Religion seiner Familie zurückführen konnte. Während obiges Ereigniß noch das Stadtgespräch von St. Petersburg war, versetzte eine andere Intrigue von ähnlichem Charakter eines der ersten Adelsgeschlechter des Reiches in die tiefste Trauer. Eine reizende, junge Prinzessin hatte von ihren Aeltern einen Jünger Loyola's zum Lehrer erhalten, der, um sie zu seinem Glauben zu bekehren, ihr fortwährend in den glühendsten Farben die Martern schilderte, die sie als Ketzerin jenseits des Grabes werde erdulden müssen. Das arme Mädchen, die es einerseits nicht über sich bringen konnte, ihre Aeltern durch Abschwörung ihres Glaubens zu betrüben, und sich andererseits noch während ihres Lebens an die Feuerqual zu gewöhnen wünschte, die ihr nach dem Tode bevorstand, suchte sich dagegen abzuhärten, indem sie mehrere Mal täglich ihren Körper mit einer heißen Kupferplatte sengte, bis der grausame Schmerz sie endlich auf ein Krankenlager warf, von dem sie nicht wieder erstand.“

Der Ukas, der die Aufhebung des Ordens verfügte, wurde im Jahre 1816 erlassen. Die Jesuiten mußten ihre Anstalten schließen und sich aus Rußland entfernen. Unterdessen hatte Papst Pius VII., der in ihnen eine Hauptstütze der römischen Hierarchie und einen Damm gegen den revolutionairen Geist des Jahrhunderts sah, die Wiederherstellung des Ordens beschlossen, und es fand ihnen daher frei, sich nach Italien zu begeben; doch wollten sie vorher noch einen Versuch machen, sich in Polen festzusetzen. Bei dieser Gelegenheit erzählt der Verfasser folgende Anekdote:

„Bald nach der Verbannung der Jesuiten aus den beiden Hauptstädten Rußlands kamen zwei von den würdigen Vätern in Warschau an, um von dem Großfürsten Konstantin die Erlaubniß auszuwirken, ein Kollegium in der polnischen Hauptstadt zu gründen. Da sie indeß nicht wagten, ein so kühnes Gesuch unmittelbar nach ihrer Ausweisung aus Rußland anzubringen, so begannen sie damit, den Großfürsten um eine Audienz zu bitten, angeblich nur zu dem Zwecke, daß er ihnen und einigen ihrer Brüder gestatten möge, während der kalten Jahreszeit in Warschau zu bleiben. Die Bereitwilligkeit, mit der ihnen Konstantin die Audienz bewilligte und ihr billiges Gesuch entgegennahm, ermuthigte die Väter, sich ausführlich über die erlittenen Drangsale zu verbreiten, und da der Großfürst sie mit Theilnahme und Sympathie anzuhören schien, so hatten sie die Unvorsichtigkeit oder vielmehr die Unverschämtheit, sich Stühle zu holen und ganz ungenirt neben Konstantin Platz zu nehmen. Zu der Hitze ihres Vortrags näherten sie sich dem Großfürsten allmälig so sehr, daß sie ihn oft an den Arm stießen, bis er endlich, durch eine solche Vertraulichkeit verletzt, sich erhob und nach seiner Equipage rief. Aber weit entfernt, diesen Wink zu verstehen, folgten ihm die beiden Patres bis zum Tritt des Wagens und waren im Begriff, nach Konstantin hineinzusteigen, als der Großfürst, alle Geduld verlierend, zu ihnen sagte: „„Nun habe ich genug; Ihr habt mir eben gezeigt, meine guten Väter, wie Euer Orden gewohnt ist, die geringste ihm erwiesene Gunst zu mißbrauchen. In einer einzigen Stunde habt Ihr Euch von bescheidenen Bittstellern in ungestüme Forderer verwandelt, vor denen ich in meinem eigenen Wagen nicht sicher bin. Ich beschränke jetzt Euren Aufenthalt in Warschau auf vierzehn Tage.““ Diesen Vorfall erzählte der Großfürst selbst an den französischen Minister, Herzog von Richelieu.“

Ueber die Wühlereien der Jesuiten in der Schweiz, die sich dort zu ihrer Vertreibung führten, berichtet Herr Michelsen sehr umständlich. Neu war uns ein von den Gegnern des Ordens aus Licht gebrachter Katechismus, der in den Schul-Anstalten desselben eingeführt war und der noch jetzt auf Anordnung des Bischofs Laurent, apostolischen Nuntius in Luxemburg, von den unter seiner Aufsicht befindlichen Instituten benutzt wird. Wir lassen einige Auszüge aus diesem kuriosen Dokument folgen, die allerdings keinen sehr vortheilhaften Begriff von der theologischen Literatur des Ordens geben.

„Frage. An welchem Ort wird ein Jeder am jüngsten Tage auferstehen? — Antwort. Ein Jeder wird an dem Orte auferstehen, wo sich der größte Theil seines Körpers befindet. — F. In welcher Form wird man auferstehen? — A. Von mittler Statur, mit wohlproportionirten Gliedmaßen, und von demselben Geschlecht, zu welchem man bei seiner Lebzeit gehörte. — F. In welchem Alter werden wir alle vom Tode auferstehen? — A. Im nämlichen Alter wie Christus, als ob wir uns im dreiunddreißigsten Jahre befänden. — F. Wird die Welt von neuen bewohnt werden? — A. Nach Einigen wird sie von ungezwungen Kindern bewohnt werden, aber von Niemand anders, nicht einmal von den Thieren. — . . . F. Ist es eine Sünde, keine Zehnten zu entrichten? — A. Ja, es ist eine große Sünde. — . . . F. Wo ist die Hölle? — A. Die Hölle ist im Inneren der Erde. — F. Ist die Hölle sehr groß? — A. Nicht sehr, weil die Verdammten dicht zusammengepackt, einer auf dem anderen, liegen, wie Ziegelsteine in einer Ziegelbrennerei!“

Orient.

Kirche und Politik.

Dr. Sander in Wittenberg geht in einer neulichen Schrift*) von der Behauptung aus, daß auch die Kirche ein Recht habe, in der großen Tagesfrage unserer Zeit, wie überhaupt in der Politik, mitzusprechen. Es ist sein Buch die weitere und gedruckte Ausführung seiner im J. 1854 in Leipzig gehaltenen Missionspredigt. Und er hat Recht. Mag auch die Kirche seit den Tagen Konstantin's des Großen und während des Mittelalters entschieden viel auf ihrem politischen Gewissen haben (Albigenser, Tempelherren, Pariser Bluthochzeit), so ist doch andererseits unleugbar, daß ihre Mahnungen, Drohungen, schiedsrichterlichen Aussprüche inmitten aller hierarchischen Bestrebungen und Uebergriffe unzählige Male das Schwert in der Scheide gehalten, die wildentbrannte Leidenschaft gedämpft, dem Blutvergießen Einhalt getan haben. Penz ist nicht der Erste und Alleinige, der (in s. Italiänischen Reise, Hannover, 1824) ihr segensreiches Wirken für die Interessen der Menschheit, der Civilisation, des Weltfriedens, anerkennend hervorhebt. Wer auch hätte mehr, als sie, die heiligste Verpflichtung, diesen Interessen das Wort zu führen! Daß sie, die Kirche, bei ihren Bestrebungen jederzeit sich selbst am wenigsten vergessen und verleugnet hat, und wie das „in majorem dei gloriam“ erfahrungsgemäß so gern von ihr gebeutet wird, lassen wir jetzt dahingestellt oder setzen es auf Rechnung der dämonischen Natur unseres Geschlechts, die bis zum Ende dem Guten und Edlen eingedenk bleibt. Es lassen wir auch die Motive unerörtert, die dermalen die lautesten Organe des Katholizismus: Univers, Volksfale, Tablet u. dergl., und ihre Politik zu so vehementen Auslassungen gegen das vom nationalen Standpunkte aus ohnehin sattsam verdächtigte Auftreten veranlassen und treiben. Genug, die katholische Kirche arbeitet fort und fort in der Politik. Soll nun, während sie bräut und agitirt, die protestantische Kirche stumm bleiben, der ecclesia militans gegenüber sich als ecclesia pressa geriren, sich als unterdrückt zu Kampf und Politik bekennen? Mit nichten! Dr. Sander vindizirt auch ihr ein volles Maaß des Rechts zum Mitsprechen, und wie gesagt, er hat Recht. Er spricht es in der Vorrede energisch aus. Diese Vorrede enthält überhaupt manches markige Wort, und der es spricht, kennzeichnet sich als ein deutscher Patriot, dem das Wälsche wie das Moskowitische von Herzen zuwider ist. „Darum“, sagt er z. B., „ist es nicht recht, sich den großen Interessen seines Volks entschlagen, auf seine Studirstube, in seine Familie sich zurückziehen; es ist nicht recht, in seinem Amt und Werk, sei's in der Kirche, Schule, im Staate, sich so abspannen, daß man darüber die gliedliche Gemeinschaft mit dem großen Ganzen versäumt.“ Wir wünschten, daß das Buch selbst in dieser kernigen, gedrungenen Weise gehalten wäre.

*) Die Katastrophe im Orient und ihre Nachwirkung auf den Occident. Berlin, bei W. Schulze. 1855.

Digitized by Google

Darin wird zuerst den Russen, Briten und Franzosen ihr langes Sündenregister vorgehalten. Den Russen, quantum satis. Herr Sander ist also kein Verbündeter der Zaaren-Politik, aber eben so wenig ein Westmächtler. England hätte er gerechter Maßen etwas schärfer und angenfälliger bedenken, hätte ihm zurufen dürfen, wie beim Propheten Jesaia Kap. 23, V. 8—10 geschrieben steht: „Wer hätte das gemeint, daß es Tyro, der Krone, so gehen sollte! So doch ihre Kaufleute Fürsten sind, und ihre Krämer die herrlichsten im Lande. Der Herr Zebaoth hat's also gedacht, auf daß er schwächte alle Pracht der lustigen Stadt und verächtlich machte alle Herrlichkeit im Lande. Fahre hin durch dein Land, wie ein Strom, du Tochter des Meeres, da ist kein Gurt mehr." — Seine volle Zornschale gießt dagegen der Verfasser über den gallischen Hahn und sein Krähen in alten und neuen Zeiten aus, und wer möchte ihm, als Preußen zumal, solches verargen! Daß Herrn Sander die türkenfreundliche Presse sammt ihren Idiosynkrasieen vom osmanischer Civilisation und Emancipation der Rajah unter den Jittichen des Islam ein Gräuel ist und er die Türken je eher je lieber von dannen getrieben sähe, ist bei dem christlichen Theologen sehr natürlich, und wir sind auch hierin mit ihm einverstanden. Sein Urtheil jedoch über die welthistorische Person Muhammed's, den Thomas Carlyle, und wahrscheinlich dieser nicht allein, den heroes der Weltgeschichte beizählt, ist befangen, unstichhaltig, geschichtswidrig, nicht einmal echt theologisch.

Bis hierher nun scheint Herr Dr. Sander, ohne daß er es summarisch aussprecht, folgende drei Punkte als Ertrag und Lösung der orientalischen Frage unserer Zit zu betrachten: Vertreibung der Osmanen aus Europa, Beschränkung des russischen Uebergewichts im europäischen Osten, Machtentfaltung Deutschlands ebendaselbst; nicht aber nur Rußland, sondern auch den westlichen Kriegsmächten genugthuer. Ein Viertes: was mit den dem Islam abgekämpften Provinzen und ihrer christlichen Bevölkerung zu thun, läßt auch er, wie billig, als offenbleibende Frage dahingestellt. Schwerlich ist jedoch zu besorgen, daß dieser mächtige Ländercomplex, theilweise oder ganz, in unsum Delphini aufgehoben sei, wozu sich an gewisser Stelle kein geringes Gelüsten manifestirt, seitdem namentlich das hochfahrende Albion sich so wenig als Gegengewicht und Daumschraube erwiesen. So weit ist nun auch Herr Sander im Einklang mit dem politischen Glauben des intelligentesten und deutschgesinntesten Theils seiner und unserer deutschen Landsleute. Er aber geht in seiner Offensivbewegung über Türken und Russen, Franzosen und Briten hinaus; er sucht Feinde da, wo keine sind. Auch dem Hause Oesterreich geht oder will er zu Leibe, und thut dieses von S. 114 an in aller Ausführlichkeit. Da behauptet er, die Politik des Hauses Habsburg sei, wie jedem Historiker bekannt, seit Jahrhunderten sehr darauf bedacht gewesen, die Interessen der Dynastie vor denen des deutschen Reichs zu begünstigen. Nun, diese retrospektiven Vorwürfe sind wir keineswegs gewillt, in Abrede zu stellen oder zu bemänteln. Der Verfasser behauptet ferner, Oesterreich habe in diesen letzten Jahren das übrige Deutschland, insonderheit Preußen, nicht eben sehr an den Gedanken gewöhnt, österreichisches und deutsches Interesse sei in seiner Politik etwas Identisches. In der trüben Erinnerung an Schleswig-Holstein, Kurhessen und einiges Andere wollen wir auch hier nicht widersprechen; nur billigen wir nicht, wenn um dieser Antecedentien willen ein gravamen de futuro erhoben und neuer Samen zu Verdächtigungen ausgestreut wird. Denn wenn Herr Dr. Sander der gegenwärtigen Politik Oesterreichs, also seiner Politik in der orientalischen Frage, bundeswidrige oder vielmehr bundesfeindliche Absichten beimißt, so möchten wir ihn doch bitten, eine so schwere Beschuldigung nicht ohne nähere Beweise in das ohnehin genug gelockerte deutsche Bundeslager hineinzuschleudern.

Wir hatten es bisher mit der Sache zu thun. In Betreff der Form müssen wir bemerken, daß die Publizistik unserer Tage uns an eine Logik gewöhnt hat, die in geschlossenen Gliedern, in scharfzackigen Sätzen, in detaillirender, weit umschauender, in keinem Standes- oder Staatsvorurtheil befangener Beweisführung vorschreitet. So verwöhnte Leser dürfte die etwas breite, zerflossene, mehr zum Plänkeln geeignete, oft in müßigen polemischen Beiworten sich ergehende Argumentation des Herrn Dr. Sander nicht sehr befriedigen. Haben wir der Kirche das Recht, ja, die Verpflichtung zuerkannt, in Sachen der Politik ihre Stimme zu erheben, so wünschen wir auch, daß diese Stimme ein zweischneidiges, nicht aber ein stumpfes Schwert sei. E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Busch's und Skelton's englische Umgangssprache.*) Herr Oscar Busch, der auch bei Brockhaus in Leipzig ein „Manual of German Conversation" zum Gebrauche für Engländer, die sich in der deutschen Umgangssprache üben wollen, herausgegeben, hat mit seinem englischen Kollegen, Herrn Henry Skelton, in dem vorliegenden Buche ein für den Gebrauch der Deutschen, die nach England reisen, oder die sich für die Unterhaltung mit gebildeten Engländern vorbereiten, sehr praktisches Werk geliefert. In zwei Theile zerfallend, deren erster alle Anwendungen der in der Conversation am meisten vorkommenden Zeitwörter in ihrer verschiedenartigen, oft sehr fein nuancirten Bedeutung umfaßt, führt und der zweite Abschnitt in die Unterhaltung über wissenschaftliche, politische, höhere Gesellschafts- und Touristen-Stoffe ein. Wir machen in dieser Beziehung auf die Rubriken „Musik und Gesang", „Universität", „Wissenschaft, Literatur und Kunst", „Religion und Kirche", „Rechtspflege", „Handel und Gewerbe", „Staat, Heer und Marine" aufmerksam, die in ihren gegliederten Sätzen und in ihren Wörterverzeichnissen eine erschöpfende, sprachliche Belehrung über Alles enthalten, was den Gebildeten, der über diese Gegenstände zu sprechen wünscht, interessiren kann.

— Eine Venus von Zucker. Die Industrie-Ausstellung in Paris hat einen merkwürdigen Artikel aus Valenciennes erhalten; es ist ein Zuckerhut, den der Meisel eines Künstlers zu der schönsten weiblichen Büste verarbeitet hat. Jeder Zuckaner hält das Gebilde für den reinsten Alabaster und begreift nicht, warum es nicht in der Abtheilung für die schönen Künste aufgestellt ist. Die Venus Anadyomene, die nicht aus Meeresschaum, sondern aus Runkelrüben entstanden ist, macht unter den steifen Zuckerhüten einen tragikomischen Eindruck.

— Thomas Price-Carn-hunawye, der wallisische Geschichtsforscher.*) Der kürzlich verstorbene Thomas Price war den Freunden der wallisischen Literatur durchden Umfang und die Gründlichkeit seines Wissens ein wohlbekannter Mann. Im Jahre 1788 geboren, legte er sich schon früh auf das Studium seiner Muttersprache und gewann bei verschiedenen Anlässen ausgesetzte Preise für Aufsätze in Prosa und Versen. Als Alterthumsforscher begnügte er sich nicht mit den trockenen Hülsen winziger Thatsachen und Angaben, welche Viele als das All und Eins ihrer Untersuchungen ansahen; für ihn umfaßte das Studium der Vorzeit einen weit größeren Kreis; namentlich wollte er sich und Anderen zum möglichst sicheren Bewußtsein bringen, daß und welcherlei Civilisation unter seinen Landsleuten in den fernliegenden Zeiten existirt, und welchen Einfluß sie auf die folgende Generationen bis auf die unserige herab geübt hat. Und das ist nach unserem Dafürhalten, das einzig richtige Ziel, auf das die Alterthumsforschung steuern muß, wenn sie sich von dem Vorwurf der Kleinigkeitskrämerei frei halten will. Here Price war aber kein blos wallisischer Gelehrter und Alterthümler; er war ein vielseitig gebildeter Mann. Er besaß eine angezeichnete klassische Bildung, zeichnete vortrefflich, war ein guter Musiker und Botaniker, und um dieses reiche Wissen und Können zu krönen, war er höchst liebenswürdig im Umgang und stets bereit, den Reichthum seiner Kenntnisse Allen zur Verfügung zu stellen, die sie benutzen wollten. Wir begrüßen also mit Freuden die Veröffentlichung seines Nachlasses nicht blos als ein nützliches Werk, sondern als einen gerechten und seinem Gedächtnisse gebührenden Zoll.

Price's Hauptwerk ist „Hanes Cymru", oder die Geschichte von Wales, ein Buch von verdientem Ruf; er hat darin sechs Jahre hindurch von 1836—42 alle Schätze seines vergangenen Lebens, Alles, was er wußte, dachte, fühlte mit sorgfältigem Fleiß niedergelegt. Er schrieb ferner: „Versuche über die geographische Fortschritte der Herrschaft der Civilisation". Der gegenwärtige Band enthält: „Reise durch Britannien im Sommer 1829". — „Versuch, die Ueberreste alter Literatur in der wallisischen, irischen und gälischen Sprache vergleichend zusammenzustellen und ihren Werth für die Belenchtung der alten Geschichte der geistigen Bildung der Briten, Iren und Gäten zu würdigen". — „Ueber den Einfluß der wallisischen Traditionen auf die europäische Literatur, ein Versuch". — „Geschichte der Sprache und Literatur von Wales aus den Jahren 1090—1294, ein kritischer Versuch". — „Geschichtliche Darstellung der Statuta Wallide, oder der Statuten von Rhuddlan, durch welche Wales dem britischen Reiche einverleibt wurde". Alle diese Schriften sind reich an Interesse, nicht blos für die spezielle Geschichte der wallisischen Literatur, sondern für die Kenntniß der Natur und den Umfang der celtischen Civilisation im Allgemeinen. Der zweite Band, der hoffentlich nicht lange auf sich wird warten lassen, verspricht uns eine Anzwahl seiner Korrespondenz und Anzüge aus seinen zerstreut gedruckten Sachen. (L. G.)

*) Handbuch der englischen Umgangssprache. Nach einem neuen, vereinfachten Plane bearbeitet von Oscar Busch und Henry Skelton. Leipzig, Brockhaus, 1855.

*) The Literary Remains of the Rev. Thomas Price-Carn-hunanwye, Vicar of Cumdâ, Breconshire, and Rural Dean. Volume I. Llandowery, Rees. London: Longmans.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche der Post zu Potsdam pränumerirt und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedition Kommiss. Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 80. Berlin, Donnerstag den 5. Juli 1855.

England.

Bailey's Erdwiegung und deren Ergebniß.

Unter den mannigfachen Versuchen, die Gewichtsmasse und Dichtigkeit der Erde wissenschaftlich zu ermitteln, sind die von Bailey, früherem Präsidenten der astronomischen Gesellschaft zu London, für erstere und des Professor Airy für letztere die neuesten und vollkommensten. Letzteres Experiment kennen die Leser schon. Ersteres, als das abgeschlossenste und eines der großartigsten, das je in der Naturwissenschaft durchgeführt ward, verdient eine nicht minder genaue Anmerksamkeit. Eine Jahre lang Tag für Tag fortgesetzte, an sich trostund lichtlose, minutiöse, ungemein empfindliche, von einem Hauch, von dem leisesten Wärmestrahl gestörte Beobachtung und Arbeit durch alle Gefahren und Irrungen siegreich hindurch zu führen, das ist ein Heroismus der Wissenschaft, der die Helden der Politik und der Schlachten mit ihren Mitteln und Zwecken kühn herausfordern kann.

Da die Erde nicht wie eine Seifenkugel auf der Krämerwage gewogen werden kann und auch der Hebelpunkt, von dem aus Archimedes sie aus ihrer Bahn schleudern wollte, noch nicht erreicht ist, wird es zunächst interessant sein, sich die Mittel, womit man diese ungeheure Last wirklich wog, näher anzusehen.

Man wiegt entweder absolut oder komparativ. Ersteren Prozeß kennt Jedermann aus dem Kaufmannsladen. Der komparative Wiegungsprozeß nimmt mannigfache Formen an und besteht wesentlich in Ermittelung des Verhältnisses, das Körper von verschiedener Schwere auf einen elastischen Körper, etwa auf eine Feder, einen Faden, einen Draht ausüben. Den Unterschied der Dehnung oder Biegung des elastischen Körpers, hervorgebracht durch die daran befestigten Körper, giebt das Gewichts- oder Schwereverhältniß der beiden letzteren.

Gewicht oder Schwere ist, wie Newton zuerst aussprach und es seitdem als allgemeiner Naturgesetz gilt, nichts als Anziehungskraft der Körper gegen einander. Jedes Atom eines Körpers zieht jedes Atom des anderen Körpers an, und zwar desto stärker, je näher sich die Körper kommen. Die Anziehungskraft wächst im umgekehrten Verhältniß zu dem Quadrat der Entfernung. Anderdem versteht es sich, daß, je mehr Atome sich in einem Körper zusammendrängen, er desto mehr Anziehungskraft ausübt oder schwerer ist. Zu gleicher Zeit ist es durch sich selbst klar, daß zwei Körper, in der Nachbarschaft eines Dritten, diesen Dritten je nach ihrem Schwer- und Dichtigkeitsverhältniß anziehen. Man sieht daraus leicht, wie mannigfach man diese Naturgesetze anwenden kann, um die Schwere verschiedener Körper zu ermitteln. Man denke sich eine große Kugel in der Luft aufgehangen, darunter einen ganz kleinen Körper, und unter beiden die Erdkugel. Offenbar wird nun die kleine Kugel zwischen beiden von beiden angezogen, herabwärts von der Erde, aufwärts von der darüber hängenden Kugel. Läßt sich nun die allerdings kaum faßliche und sichtbare Anziehungskraft der oberen Kugel im Vergleich zu der vieltausendmillionenmal größeren der Erde wessen und ermitteln, so ist das schon der Keim zur Erdwage. In der That ist sie an sich kaum so künstlich, als eine Wage, auf der uns ein Pfund Kaffee zugewogen wird. Eine dünne, hölzerne Ruthe an einem zarten Faden wagerecht wie einen Wagebalken aufgehangen, und die Wage ist fertig. Ist die Ruthe ziemlich lang und an dem möglichst feinen Seidenfaden aufgehangen, wird sie so empfindlich, daß sie durch die herannahende Wärme der Hand benuruhigt wird, daß sie den leisesten Zug einer Schwerkraft in ihrer Nähe empfindet und zeigt, so vieltausendbillionenfach größer auch die Anziehungskraft der Erde ist, welche sie zwingt, rubig da zu hängen, so lange jeder andere Einfluß von ihr fern gehalten wird. Das Schwierige und Delikate besteht nun darin, alle Einflüsse, die nicht von der Attraction der Erde herrühren, fern zu halten oder die nicht zu vermeidenden mathematisch genau zu ermitteln und mit in Rechnung zu setzen, die Körper aber, welche ihr Attractionsverhältniß zu dem der Erde zeigen sollen, bis auf den tausendsten Theil eines Haares genau zu kennen, um die verhältnißmäßig unendlich kleine Kraft der Anziehung bestimmen zu können und so Faktoren zu bekommen, aus denen mathematisch und arithmetisch genau die quadrillionenmal größere Erdanziehung herausgezogen werden könne.

Die Baileyschen Experimente haben nun das vor allen anderen früheren Erdwiegungs-Versuchen voraus, daß mit allen von der Wissenschaft und Kunst verfügbar und erdenklbar gewordenen Mitteln die Wage selbst die empfindlichste und geschützteste war und alle störenden Einflüsse entweder genau mit berechnet oder überhaupt abgehalten wurden. Um einen Lichtstrahl, den Athemzug eines auf den Zehen Herannahenden, den Hauch der noch fernen warmen Hand, den leisesten Temperaturwechsel draußen u. s. w. entweder unschädlich zu machen, oder genau zu messen, wie viel solch eine Störung betrage, und sie demgemäß in das ungeheure Conto mit einzutragen, hatte Bailey Mittel erfonnen und angebracht, die den tiefsten, feinsten Scharfsinn, eine große Genialität und eine Hingebung, eine Ausdauer, einen tausendfach bewaffneten Blick, einen wissenschaftlichen Heroismus verrathen, wie dies nur der Mann von Fach verstehen und würdigen kann.

Die graphische und ausführliche Schilderung, welche Bailey von seiner Arbeit in den „Transactions of the Astronomical-Society“ giebt, setzt uns in den Stand, der geheimnißvollen, dunkeln Zauberkammer, in der er Jahre lang wog, einen Besuch abzustatten und eine Vorstellung von seinen wissenschaftlichen Mysterien zu verschaffen. Sein Haus lag nicht weit von dem hinteren Eingange zum Britischen Museum, zurückgezogen von dem Geräusch der Straße, von einem stillen Garten umgeben, einstöckig, altmodisch und solide. Das Erdwiege-Laboratorium war ein 17 F. langer, 14½ F. breiter und 9 F. hoher Raum mit einem Eingange und einem nordwärts gerichteten, doppelt geschlossenen Fenster (um plötzliche Temperaturänderungen abzuhalten; für die chemischen und allmäligen war anderweitig gesorgt). Ueber die inneren Scheiben war dickes Papier geklebt, um Licht- und Wärmestrahlen zu brechen. Anderes Licht fand eben so wenig Zutritt, als etwa Fremde. Der Mann arbeitete hier vier Jahre lang im Dunkeln allein, Tag für Tag, und ließ nur für Geschäfts- und Wissenschaftszwecke zuweilen Jemand herein. Am Fenster ist nur ein schmales Streifchen unbedeckt gelassen, welches die Divisions-Skala beleuchtet, auf der sich mittheilt, was an den Instrumenten vorgeht. In einem Winkel schlägt eine kostbare Uhr von Molyneux sehr laut Sekunden. Ein anderer Winkel wird durch eine dicke Barre, auf der Teleskope befestigt sind, ausgefüllt. Hinter ihnen steht der Beobachter, innerhalb des Bereichs von Schnüren-Endchen, mit denen er Instrumente ziehen und richten kann, ohne seinen Standpunkt zu verlassen. Hinter ihm hängen kostbare Meisterwerke von Baro-, Thermo- und Hygrometern.

Die Wage selbst befindet sich in der Mitte des Zimmers. Von außen steht sie wie eine große achtedige Kiste aus, 8 Fuß lang und 4 Fuß hoch. Freilich hat sie auf den ersten Anblick etwas Mysteriöses, Geisterhaftes. Sie ist mannigfach durchlöchert und jede Oeffnung luftdicht mit Spiegelglasscheiben geschlossen. Drum herum hängen in verschiedenen glitzernden Gestalten Goldpapiere mit Thermo-, Hygro- und Barometern. Aus der Mitte des Kastens erhebt sich eine Säule wie ein Schornstein bis in die Decke hinauf, ringsum mit Goldpapier beklebt, Alles, um Licht- und Wärmestrahlungen abzuhalten oder genau zu messen und zu buchen. Das ist der äußerliche Mantel der Wage. Innerhalb bemerken wir zunächst von der Basis aus eine solide, dicke Holzsäule, die auf eisernen Ringen und Spindeln drehbar ist, ohne im Geringsten von mathematisch genau vorgeschriebenen Linien abzuweichen. Auf der Säule liegt ein 8 Fuß langes, dickes Brett, mit verschiedenen Mitteln versehen, die jede geringste Abweichung von seiner Lage verhüten, wenn es große Lasten zu tragen bekömmt. Die Lasten, ungeheure Kugeln, für deren mathematische Genauigkeit die besten technischen Kräfte und die minutiösesten Prüfungen garantiren müssen, werden in Höhlungen, die auf beiden Endpunkten des Brettes angebracht sind, gelegt und für Experimente den Endpunkten der Wage so genähert, daß ihre Entfernung bis auf die kleinsten Theile einer Linie gemessen und durch Teleskope abgelesen werden kann. Die Bewegung dieses ganzen Apparates hat der Beobachter von seinem Winkel aus durch Schnüre und Drähte vollkommen in seiner Gewalt. Die Kugeln, welche als Attractionskörper im Vergleich zur Erd-Attraction verwendet werden, sind von Blei und wiegen jede 380 Pfund. Sie sind von dem berühmten Bramah verfertigt worden und gelten als die mathematisch genauesten Kugelformen, die existiren. Die mikro-

Digitized by Google

tamorphose wird die alte Haut, die alte Schale abgeworfen, wie ein unnützes Kleidungsstück; aber dies kommt daher, weil diese Häute und Schalen um ihrer kalkigen und hornartigen Beschaffenheit willen dem organischen Leben nicht mehr dienen können. Man bringe in das Innere dieser Thiere ein, man verfolge die viel wichtigeren Veränderungen, die in den Centralorganen vor sich gehen, so wird man überall die Erscheinung der atomweisen Resorption hervortreten sehen. Vor ihrer Verwandelung in eine Chrysalide hat die Larve die zu ihren Umwandelungen nöthigen Materialien, so zu sagen, aufgespeichert. Ein reichhaltiges fettartiges Gewebe umgiebt alle ihre Organe. Achtet darauf bei dem ausgebildeten Insekt, so werdet Ihr kaum einige Spuren davon finden. Das Meiste von diesem Gewebe ist zur Bildung der neuen Organe verwendet worden: was dazu nicht brauchbar gewesen, findet man in Gestalt eines Exkrements in den Eingeweiden, die beim Beginn der Metamorphose fast leer sind.

Man kann, sehen wir, die Metamorphose eben so wenig wie die Transformation begreifen, ohne die Existenz einer den lebendigen Organismen innewohnenden, überall gegenwärtigen und überall wirksamen Kraft anzunehmen, welche die von außen genommenen Stoffe beherrscht, sie nach einem im voraus feststehenden Plane verwendet und sie ausstößt, wenn sie nicht mehr brauchbar sind. Als erste Ursache aller der Phänomene, welche wir hier betrachtet haben, finden wir also das Leben und den vom Leben beherrschten ewigen Stoffwechsel wieder.

Graf A. de Laborde's Forschungen über die Renaissance.

Zu seinem großen, vor etwa vier Jahren erschienenen Werke über die Zeit der Renaissance*) hat der Graf Alexander de Laborde so eben einige nicht minder interessante „Nachträge" herausgegeben (Additions au Tome premier). Sie umfassen zunächst Untersuchungen über die Maler-Familie Clouet, bei welcher im sechzehnten Jahrhundert das Künstlertalent eben so erblich gewesen zu sein scheint, wie in unserem Jahrhundert bei der Familie Bernet. Es hat nicht weniger als vier Maler Namens Clouet gegeben, die sämmtlich am Hofe der französischen Könige mit Portraitirung der Letzteren und ihrer Familien beschäftigt waren. Viele Zeichnungen in bunten Kreiden, die von den Clouet's herrühren, sind bisher irrthümlich als Arbeiten Holbein's angesehen worden. Auch in Deutschland und England befinden sich Clouetsche Zeichnungen, auf welche Graf de Laborde Bezug nimmt. Karl IX. ist nicht weniger als neunmal in solchen Zeichnungen vorhanden, Maria Stuart dreimal und Gabrielle d'Estrees ebenfalls dreimal. Ein anderer Nachtrag betrifft Jean Fouquet und dessen Malerschule. Fouquet blühte bereits im funfzehnten Jahrhundert unter Karl VII. und Ludwig XI., so daß hiernach die französischen Malerschulen der Renaissance sich an Alter und Originalität den italiänischen fast gleichstellen würden. Andere Künstlernamen, über die Herr v. Laborde in diesen Nachträgen Neues und Interessantes beibringt, sind: Jean de Paris, Primatice, Sebastian Serlio, Godefroy (eine großartige Erscheinung, über die bisher noch gar nichts bekannt war) Ducsnel, Touffaint du Breuil u. s. w. Einzelne Beläge zu seinen Forschungen hat der Herausgeber, merkwürdig genug, wo aufgefunden? Unter zerschnittenen Pergamenten und Papieren, die in den Zeughäusern Frankreichs zu Patronen und Cartouchen verwandt worden waren! Der Vandalismus derartiger Verwendung alter Archivstücke begann zur Revolutionszeit, 1790, und hat, was noch merkwürdiger, bis zum Jahre 1830, also auch unter den Bourbonen, fortgedauert. Der Herausgeber sagt: „Zu Anfang der Revolution lieferte der Adel zuerst seine Pergamente zur Anfertigung von Patronen ab, indem er das Verlangen stellte, daß man mit seinen Feudalrechtstiteln, die er ohne Weiteres preisgab, den Tod in die Reihen des Feindes trage. Der Staat blieb hinter dem Adel nicht zurück. Seine Archive schickten an die Zeughäuser der Republik ganze Wagenladungen von Urkunden der Merovinger und Karolinger, königliche Ordonnanzen, päpstliche Bullen, Schenkungsakte, Ausgaben-Register des Hofes, große Missalien, kurz alle Pergamente, welche den gewünschten Umfang hatten, ohne Rücksicht auf ihr Alter, ihre Schriftzüge und ihren Inhalt." — Zufällig hatten vor etwa zwei Jahren einige Archivbeamte des Ministeriums des Innern Kenntniß davon erhalten, daß sich in den Zeughäusern noch eine große Anzahl solcher historischer Patronen und Cartouchen befänden. Auf ihre Reclamation wurden ihnen die Pergamente ausgeliefert, und diese, statt ihrer revolutionairen Bestimmung nach, Anderen den Tod zu bringen, wurden selbst wieder ins Leben zurückgerufen und haben durch ihre eigene Renaissance nicht wenig zur Verbreitung neuer, schätzbarer Nachrichten über die Zeit der Kunst-Renaissance beigetragen. — In diesen „Nachträgen" giebt Herr v. Laborde auch einige interessante Notizen über die Cartons zu den Gobelind, deren Zeichnungen Franz I. durch Giulio Romano, Rafael, Primatice und einige französische Maler hatte ausführen lassen, und endlich liefert er eine höchst anziehende Darstellung des von demselben Könige im Bonlogner Gehölz erbauten Lustschlosses „Madrid", in welchem Girolomo della Robia und Bernard von Palissy die emaillirten Skulpturen gearbeitet hatten, bei welcher Gelegenheit der Verfasser über die Polychromie, die Bildhauer- und die Baukunst des sechzehnten Jahrhunderts in sehr belehrender Weise sich ausspricht.

*) La renaissance des arts à la cour de France. Etudes sur le seizième siècle, par le Comte de Laborde, membre de l'Institut.

Mannigfaltiges.

— Dalloz's Repertorium der gesammten Rechtswissenschaft. Herr Dr. Dalloz, der früher schon (seit 1825), durch ein Repertorium der Rechtswissenschaft die drei Bestandtheile des Rechts: Gesetzgebung, richterliche Entscheidung und Rechtstheorie, in zwölf Quartbänden darstellend, sich in der juristischen Welt die allgemeinste Anerkennung erworben, vervollständigt gegenwärtig mit seinem Bruder Armand Dalloz eine neue bei weitem umfangreichere Ausgabe dieses Repertoriums der gesammten Rechtswissenschaft unter dem unten angegebenen Titel.*) Von den vierundvierzig Bänden, auf welche das großartige Werk berechnet ist, sind bis jetzt dreißig erschienen. In der vorliegenden neuen Ausgabe haben die Herren Dalloz die Aufgabe, ein vollständiges Repertorium des französischen Rechts zu liefern, wirklich gelöst. Man kann dieser Ausgabe nicht, wie der älteren, den Vorwurf machen, daß sie lückenhaft, unvollständig oder ungleichförmig sei.

Die Gesetzgebung ist überall nicht blos in ihrem Wortlaut vorgeführt, sondern auch in den Verhandlungen, durch welche sie zu Stande gekommen. Die Rechtsdoktrin ist in allen ihren Zweigen historisch und wissenschaftlich aufs gründlichste behandelt. Die Rechtspraxis ist in einer großen Anzahl von Rechtsfällen, die in den Archiven des Cassationshofes und in ausländischen, besonders in belgischen Sammlungen enthalten sind, dargestellt. Die dreißig bis jetzt erschienenen Bände enthalten Artikel über alle Zweige des Rechts. Die Abhandlungen über das Naturrecht, über das Völkerrecht, über das constitutionelle Recht stellen die Grundlagen aller Gesetzgebung und die des französischen öffentlichen Rechts dar. Die Abhandlung über die politischen Rechte giebt Alles, was auf die Anordnung der Wahlrechte Bezug hat, und stellt die Gesammtheit der Entscheidungen in Betreff der Wahlen dar, die von Richtern und von berathenden Versammlungen getroffen worden sind. Alles, was auf die Organisation der Gerichte und auf die den verschiedenen Gerichtshöfen zuerkannten Funetionen Bezug hat, ist in den Abhandlungen über die Kompetenz und in der Monographie über den Cassationshof dargestellt. Das administrative öffentliche Recht findet sich unter folgenden Titeln dargestellt: Diplomatische Agenten, Banken, Handelsbörsen, Erfindungspatente, Kulte, Domainen, Hallen, Manufakturen, Minen. Das Civilrecht, das Prozeßverfahren, das Handelsrecht sind in ausgezeichneten speziellen Abhandlungen unter folgenden Artikeln dargestellt: Absenz, Akten des Civilstandes, Güter, Civilrechte, Ehekontrakt, Interdiction, Miethe, Ehe, Versicherungen, Fallissement, Appellation, Schiedsgericht. Das Strafrecht ist enthalten in den Artikeln: „Verbrechen und Vergehen gegen die Personen" und „Kriminal-Instruction." Diese Andeutungen werden genügen, eine Vorstellung von der Bedeutung des Dalloz'schen Werkes für die Rechtswissenschaft zu geben. Es ist dieses Werk gewiß das großartigste Repertorium, das im Gebiet der Rechtswissenschaft bisher erschienen ist.

*) Jurisprudence générale, ou Répertoire méthodique et alphabétique de doctrine, de jurisprudence et de législation en matière de droit civil, commercial, criminel, administratif, de droit des gens et de droit public; par M. D. Dalloz aîné, avocat à la cour impériale &c., avec la collaboration de M. Armand Dalloz, qvocat a la cour impériale &c., précédé d'un Essai sur l'histoire générale du droit français.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements können auch am 1. Juli sowohl bei den K. Postämtern (die das „Magazin" dreimal wöchentlich liefern) als bei allen Buchhandlungen (die das Blatt in Wochen-Lieferungen beziehen) angemeldet werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Litteratur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Achtundvierzigster Band.

Juli bis Dezember

1855.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Juli: Noch Etwas über den „Tobentanz". 80. — Fortschritte und Gränzen der Civilisation, nach M. v. Prittwitz. 87.

August: Stummer's geschichtliche Tableaux der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn. 97. — Dr. Karl Neumann's Hellenen im Skythenlande. 104.

Oktober: Die Geschichte der Poesie, nach Karl Rosenkranz. 118. — Ehre mie und Leben. Gegen die Materialisten in der Naturwissenschaft. 123.

November: Die Natur-Gedanken des Menschen. Der Scharfblick. 133. — Der hebräische Buchhandel in Deutschland. 139.

Dezember: Ein neuer Band der Werke Friedrich's des Großen. 144. — Die Schwarzwalder Dorfgeschichten im Auslande. 147. — Schriften über weibliche Erziehung. 154.

Portugal.

November: Sechzig portugiesische Sonette, in oberschwäbischer Uebersetzung, von Jovialis. 138.

Dezember: Die portugiesische Armee. 145.

Frankreich.

Juli: Briefe über die Universal-Ausstellung von Paris. Fehlgriffe, die anfangs gemacht wurden. Die Actien-Gesellschaft und die kaiserliche Kommission. Das Mittelschiff mit seinen Trophäen. Die preußischen Lager. Ein Blick auf Oesterreich, Belgien und England. Französische Luxus-Industrie. Pariser Kunst- und Mode-Arbeiten. Musterung der Galerieen. Die Treppenhäuser. Der Verbindungssteg und die Rotunde. Die Bricke über den Cours la Reine. Der Langbau und seine Fehler. Die Maschinen-Ausstellung. Das Pariser Publikum und der Fremdenbesuch. 79. — Der falsche Dauphin in Amerika. 81. — Aufzeichnungen des Herrn Dupin. 83. — Typographie und Reliefkunst auf der Pariser Universal-Ausstellung. 85. — Industrie und Materialismus. Ein Wort zur Zeit, bei Gelegenheit der Universal-Ausstellung. 88. — Das Kaffeehaus der „Trois Freres Provençaux" in Paris. 89. — Aus dem Tagebuch eines Bürgers von Paris unter Franz I. 90.

August: Briefe des Marschalls von Sachs-Naudy. I. 93. — II. 94. — Ein Schreiben der Frau von Staël an die Prinzessin Louise von Preußen. 94. — Nichtpolitische Briefe aus Paris. Von Dr. Bamberg. Paris nach mehrmonatlicher Abwesenheit. Allgemeine Physiognomie der Stadt. Die Neubauten Napoleon's III. Das Modewaaren-Magazin „zum Louvre" und Monsieur Aguttanton. Neu bewerkstelligte Demolirungen. Die letzten Tage meines Wohnhauses. Projektirte unterirdische Eisenbahn. Die Rundeisenbahn, der Riesen-Omnibus nach Passy und die neue Omnibus-Verbindung. Gasbeleuchtungs-Spekulationen. Gleser's Gas-Apparate. 95. — Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich. 95. — Nichtpolitische Briefe aus Paris. Literarische Erscheinungen: Nettement's neuere Literaturgeschichte. Das heutige Spanien, von Charles de Mazade. Lamartine und George Sand. 99. — Ethnographische Uebersicht der Universal-Ausstellung. 100. — Neue Ausgabe der „Abenteuer des Barons von Münchhausen". 103.

September: Die großen Männer im Haarkleid. Heinrich IV. 105. — Das Eisenbahnwesen auf der Pariser Universal-Ausstellung. 105. — Die Buchdruckerkunst auf der Pariser Ausstellung. 106. — Jean Reynaud's „Himmel und Erde". 109. — L. A. Martin's „Moralischer Geist des neunzehnten Jahrhunderts. 114. — Die menschliche Lebensdauer. 115. — Die chemischen Erzeugnisse auf der Pariser Ausstellung. 116. — Der französische Buchhandel. 117.

Oktober: Der erste Pariser Adreß-Kalender. 119. — Jules Simon's philosophisch-ethischer Standpunkt. Nach seinem Buche über die Pflicht. 121. — Labouloye's politische Geschichte der Vereinigten Staaten. 122. — Philosophie und Christenthum. 124. — Zur Geschichte der Spiegel-Fabrikation. 125. — Französische Memoiren-Literatur. 127. — Die Memoiren des Lieutenants Beilot. 130. — Etwas über die der Typographie förderlichen Industriezweige auf der Pariser Ausstellung. 130.

November: Nichtpolitische Briefe aus Paris. Von Dr. Bamberg. Rückblick auf die Geschichte der Industrie-Ausstellung. Der statistische Kongreß und die Gesellschaft zur Herstellung der Einheit des Maßes, des Gewichtes und der Münze. Der Streit um die goldenen Medaillen. Die Berliner königliche Porzellan-Manufaktur. Die Porzellan-Fabrik Rouland. Deutscher Kunst- und französischer Kritik. Die Ausstellung der deutschen Bücher: der Verlag von Brockhaus, Perthes, Weigel, Hirzel, Hinrichs, Keller, Ernst & Korn, Riegel, Reimer und Alexander Duncker. 131. — Die Photographie auf der Pariser Ausstellung. 139. — Einfluß der Wärme auf das Wachsthum der Pflanzen. 140. — Zur Wissenschaft der Meteorologie. 141.

Dezember: Geschichte der Merovingischen Zeiten, nach Augustin Thierry. 144. — Zur Thorengangsfrage. 146. — Ueber die öffentliche Gesundung, die Getreiden und das Brod. 148. — Vorlesungen des Herrn Pfisterer Chasles in Berlin. 149. — Theologie und Philosophie. 153. — Uebersetzte Romane. 155. — Zur Kenntniß französischer Dialekte. 156.

Belgien.

Juli: Belgische Forschungen über die Komponisten des „God save the King" und der „Marseillaise". 86.

Holland.

August: Mittheilungen aus dem Gebiete der Kunst und Literatur. 96.

Oktober: Die Entwässerungswerke in Holland und die Trockenlegung des Harlemer Meeres. 129.

Italien.

Juli: Leibniz und Muratori. 88. — Literatur-Berichte aus Italien. Ein neues Journal von Bieuseux. Die Temi von Florenz. Preischrift über die Wichtigkeit ländlicher Colonisation. Die traurigen Einflüsse des Mazzinianismus. Ein politisches Lustspiel von Brofferio. 91.

August: Literatur-Berichte aus Italien. Pisanja und die toskanische Eisenbahn. Die Dogen von Venedig. Der savoyisch-französische Krieg von 1691. Salmzze und seine Markgrafen. Flora von Tyrol. Italienische Zustände, von Luigi Torelli. Prati's „Satan und die Grazien". Graf Cavour's gesammelte Schriften. Italienische Forschungen in der Provence. Eine Vermählungsschrift. Ritter von Hurter. Deutsche Sprachstudien. Dall' Ongaro's Novellen. 98. — A. v. Neumann's Beiträge zur italiänischen Geschichte. 101.

September: Ein Besuch bei den Waldensern. 106. — Literatur-Berichte aus Italien. Der Madiatsche Prozeß und die religiöse Bewegung in Italien. Toleranz in Sardinien. Neue reformatorische Schriften. Dante-Literatur. Graf Sanvitale über das Zischrücken. Der Kreuzzug von Genua. Geschichte der Genueser-Herrschaft in der Krim. Der Jude von Verona. Maffeus d'Aegilo's Schrift gegen die römische Kurie. Lebende italiänische Dichter. 111. — Die Katakomben des Kapuzinerklosters bei Palermo. 114.

Oktober: Literatur-Berichte aus Italien. Professor Amari's und Fürst Butera's sizilianische Geschichtswerke. Die Erinnerung des Grafen Resti. Physiologische Beobachtungen in Bezug auf die Einrichtung. Typographischer Verkehr von Sardinien. Farina über die Klöster in Sardinien. Ricotti's Vorlesungen über die Geschichte Europa's. Tasso's Briefe. Ein Lobpreis dieser Opernheld. Graf Cesare Salmzze. Der Improvisator Rigatti. 126.

November: Mailand im Jahre 1796. 132. — Literatur-Berichte aus Italien. Neuere Nachrichten über die evangelische Bewegung in Turin. 140.

Dezember: Literatur-Berichte aus Italien. Gallardi's und andere Dichtungen. Europäische Rechtsfragen in Konstantinopel. Hypothekenwesen in Italien. Consens über den thierischen Magnetismus. 145. — Literatur-Berichte aus Italien. Zur Geschichte des Litterale. Jahrbücher der Statistik. Der Magnetismus als Heilmittel. Archäologie in Italien. Der Philosoph Rosmini. Kirche und Staat. Ungedruckte Alterthümer in Turin. 150.

Schweiz.

Juli: Der Genfer Chronist Antoine Fromment. 86. — Killaben's Geschichten aus dem Jura-Gebiet. 90.

September: Das Erdbeben im Wiggthale. 111.

Oktober: Jean de Charpentier. 121. — Noch Einiges zur Charakteristik Charpentier's. 128.

England.

Juli: Michelsen's Geschichte der Jesuiten im 19ten Jahrhundert. 79. — Bailey's Erdwiegung und deren Ergebnis. 80. — Arbeitende Frauen aus dem letzten halben Jahrhundert. 82. — Literatur-Briefe aus England. 1855. Siebenter Monats-Bericht. Die neue, wohlfeile Tagespresse in Folge des aufgehobenen Zeitungszwanges. Die Times und die anderen Zeitungen. Gedenkbuch eines ehemaligen Zeitungsschreibers über die Tagespresse. Tait's Magazine: „Wie verschafft man sich Offizierstellen?" Wie sieht es unter den gemeinen Soldaten aus? F. S. Buckingham's Selbstbiographie. Die „neue dynastische Kuh" in der Flotte. Die Kanonenkugel, der Weg zur Barbarei. Der Berliner Zeitungs-Salomo und England. Der Parlamentarismus und die Sonntags-Bill Lord Grosvenor's. Die Reform-Association, Layard und Dickens. Das alte lustige Sachsenthum in der Literatur. Ein Memoire über Sydney Smith von zwei Damen. Damen-Romane. Sydney Smithsche Humor. Rawlinson in London. Versammlung der Linnean-Society. Die Stiftung der alten Wissenschafts-Gesellschaften. Charles Dickens und der „Royal Literary Fund". 85. — Ueber die Authentizität der älteren römischen Geschichte. 91.

August: Aus Buckingham's Autobiographie. 92. — Literarische Kuriositäten Englands. I. Das Guildhall-Napoleons-Frühstück in Einem Bande. 96. — Literatur-Briefe aus England. Achter Monats-Bericht. 1855. Erlebte Literatur. Eine Buchmacherische Novelle in Leben und ein Speckwilkesiad-Lieferung. Die Bewerbung zärtlicher Ehepaare um den „Dummow-Speck-Fleisch". Entstehung, Charakter und Schilderung des Dummow-Fleches. Ainsworth's Magazine. Die August-Hefte der Monats-Magazine. Der deutsche und der englische Student. Englische Warnung vor gewissen Erfindungen. Berlin. Privatleben des Königs von Oude in Ostindien mit seinem englischen Barbier und Premier-Minister, jetzt Omnibus-Conducteur in London. Admee-Kanawallah, das menschenfressende Pferd. „Die alte Hofsteträdt" London, von Leigh Hunt. Biographieen der Königinnen von England aus dem Hause Hannover, von Dr. Doran. Reise-Abenteuer aus den Hinterwäldern Amerika's, von Perthes. Verfälschungs-Literatur. Verfälschte Handels- und Staatsakten. Die fünfundzwan-

Digitized by Google

zigte Hauptversammlung der British Association. Rawlinson's Vortrag über seine babylonischen Forschungen. Jahresbericht des Professors Wiy. Thackeray's „Newcomes" zu Ende. L'Etoile du Nord". Schluß der Season. Die Pariser Ausstellung. 97. — Der Krieg in Asien. 99. — Literarische Kuriositäten Englands. II. Anleitung zur wilden Reisekunst. 102. — Alfred Tennyson's neueste Dichtungen. 104.

September: Literarische Kuriositäten Englands. III. Kuriositäten Londons. 108. — Heizung und Ventilation. 108. — Literatur-Briefe aus London. Neunter Monats-Bericht. 1855. Die abgelaufene Season und Gesellschaft. Der erweiterte Zeitungsboden. Chapbook-Literatur. Bilder-Fabrication für die große Masse und das Ausland. Gewerbsmäßige Widerspiegelung. Fälschung aller Lebensmittel und Industrieerzeugnisse. Aristokratischer Einfluß der Dentschen und Franzosen. Anstrengungen und Institute für ästhetische Weltveredlung. Literarische Revue: Die Krim-Heroen. Weibliche Schriftstellerei (Mrs. Norton, Lady Sinclair). Memoiren, neue Werke über Rußland. Enthüllungen eines armen Predigers. 112. — Literarische Kuriositäten Englands. IV. Paternoster-Row und der „Magazin-Tag". 113.

Oktober: Literatur-Briefe aus England. Zehnter Monats-Bericht. 1855. Formalismus und Conventionalismus in Leben und Literatur. „Der vollkommene Gentleman". Bericht, geschrieben durch dieses „allgemeine Landrecht" des guten Tons. „Der vollkommene Gentleman" und dessen Unterschied von Alberti und Lniage. Die privilegierte Schriftsteller, von welchen die Verleger, und die nichtprivilegierte, die von den Verlegern beherrscht werden. Bulwer Lytton's Roccellinen. Noch einen Blick auf Thackeray's „Newcomes" und Tennyson's „Maud". Die deutschen Freiheitsreise und deren jetzige Zerstörung auf der Krim und in der „westlichen Civilisation". Ein literarisches Programm für die neue Session. Literatur über die Kolonieen. W. Howitt's Werk über Australien, besonders Victoria. W. Howitt und der germanische Einfluß in England. Sir George Grey's polynesische Mythologie. Die Sagen und Gesänge der Maoris auf Neu-Seeland. Schilderungen des Privat- und Hausstandes in der Zukel. Das Weiben der tnrkischen Kultur in den „vier Wänden", besonders den maurischen. Die Alhambra im Krystall-Palast. Die noch unaufgeschnittene Thatsache und der Charakter dieser englischen und größten Schöpfung aller Zeiten. 127. — G. P. R. James, Bulwer und Dickens. 128. — Vorschläge zur Beförderung der Wissenschaften in England. 129.

November: Geist und Materie. 135. — Literatur-Briefe aus England. Elfter Monats-Bericht. 1855. London, Mittelpunkt alles festen Landes und der Meere. Die Mauerung Londons in Backsteine. Physikalische Ausdehnung. Kopf, Kunst, Handel, Lehren und Anschauungsweise. Revue der neuesten Prachtbauten und Weltverkehrs-Geschäftslokale. Das Reisen der Engländer. Reise-Literatur. Russell Bartlett's Reise durch Texas, Neu-Mexiko, Chihuahua u. s. w. G. Lyon's Buch über die Natal-Kolonie. Reise von Neapel vom Kapitain Chamier. Panama und die Isthmus-Eisenbahn. Die Moskitofüste und die letzten Speeen der Berliner Moskito-Kolonie. Philosophische Literatur. Die Sinne und der Geist. Bain-Lewes Natur- und göttliches Recht. Meinungen der Psychologie von Herbert Spencer. Locke's Schriften. Die Engländer keine Philosophen. Die praktische Philosophie der Engländer in den Naturwissenschaften. Die British Association in Dublin und ihre dreihundert naturwissenschaftlichen Vorträge. Elemente der psychologischen Medizin von Dr. Mohle. Bailey's „elektro-telegraphischer Uebersetzer". Wheatstone's Experiment mit gleichzeitigen entgegengesetzten Telegrambrungen. Die pflügende Windmühle von Geesley. Molesworth's literarische Verdienste. Macaulay's neuer Band. Geschichte der Diplomatie von dem „Roving Englishman". Die neue Lesehalle im Britischen Museum. 139. — Ein Utopien. Der Mensch und die Maschine. Zwei Zeitbetrachtungen. 142. — Goethe und Thackeray. 143.

Dezember: Das englische Heer nach amerikanischer Darstellung. 149. — Literatur-Briefe aus England. Zwölfter Monats-Bericht. 1855. November, der Monat des Nebels, Mordes und Selbstmordes, dessen meteorologische und moralischer Charakter. Beispiele der sittlich-sozialen Zustände in England. Nachsichten ohne entsprechende Sichte in dem heuchlerischen England. Der Einfluß des Germanismus auf England und Rußland. Kritik des deutschen Glaubens an das heuchlerische England. Deutschlands Mission für die Weltkultur. Germanismus der englischen Literatur als Negation gegen das heuchlerische England. Das „heuchlerische" und das „übrige" England. Die englische Literatur selbst größte Gegnerin gegen das „heuchlerische England". Thackeray, Dickens, Carlyle u. s. w. Geschichtliche Berichte über den Krim-Feldzug. Charakter der Kriegs-Literatur in der Tagespresse und deren Wirkung. Amerikanische Ansicht und Berechnung der Folgen. 151. — Betrachtungen über die sittlichen Zustände der englischen Volks. 152.

Rußland.

Juli: Die Weinkultur im südlichen Rußland. 88.

August: Züge aus dem Leben des Kaisers Nikolaus. Von einem Amerikaner gesammelt. 93. — Memoiren, Korrespondenz und literarische Werke des Grafen Rastopschin. 94. — Ein Drama der Kaiserin Katharina II. 98.

September: Die altertümliche Stadt Bulgary und die Bulgaren. 107. — Die Weisheit des Orients. Erste Probe. 109. — Zweite Probe. 112. — Homer und der teilgewordene Pantheismus. 112.

Oktober: Statistische Nachrichten über die Steppe der kirgisischen Kirgisen. 118. — Aus dem Tagebuche eines Verbannten im Kaukasus. I. Vom Don nach Stawropol. 125.

Dezember: Aus dem Tagebuche eines Verbannten im Kaukasus. II. Von Stawropol nach dem Gebirge. 145. — Die russischen Hunsirer. 146.

Polen.

Dezember: Reise nach dem Orient, von Moritz Mann. 147. — Die Eisenbahnen in Galizien. 151.

Böhmen.

November: Das böhmische Marienbad in seiner Beziehung zur evangelischen Gottesverehrung. 136. — Joseph Wenzig und die böhmische Literatur. 137. — Aus des Herrn Emil von Parbubic Sprüchen. 139.

Ungarn.

September: Philologische Zeitschrift in magyarischer Sprache. 114.

Dezember: Michael Vörösmarty. 156.

Dalmatien.

Juli: Dalmatiens neueste Literatur. 84.

Serbien.

Juli: Weihnachten der Serben. 81.

Türkei.

November: Die Berthelmer von Kars. 137.

Griechenland.

November: Athen und die neueen Griechen. 142.

Dezember: Platon in der Gegenwart. 152.

Orient.

Juli: Kirche und Politik. 79.

Semitische Sprachen und Literaturen.

Juli: Die synagogale Poesie des Mittelalters, von Dr. Zung. 84.

Palästina.

September: Ein Besuch in der Moschee Omar's. 115.

November: Unterirdische Entdeckung in Jerusalem. 134.

Dezember: Die Fürstin Belgiojoso über die Alterthümer Jerusalems. 148.

Arabien.

Oktober: Burton's Pilgerfahrt nach Medinah und Mekka. 123.

Ostindien.

August: Der Radscha Radhakant über deutsche Leistungen auf dem Sanskrit-Gebiete. 92.

September: Reiseberichte der Brüder Schlagintweit. 110.

November: Ein Handelsvertrag zwischen England und Siam. 143.

Dezember: Eine Probe aus den Biographieen (Taskira's) moderner Schriftsteller Hindostans. 148. — Privatleben eines orientalischen Königs. 154.

China.

Juli: England, besungen von einem Chinesen. 89.

Oktober: Chinesischer Sozialismus und Kommunismus. 120.

Dezember: Eine Hinrichtung in Canton. 150.

Afrika.

August: Die Völkerschaften des Bahr-el-Abiad. 102.

Aegypten.

Juli: Das Serapäum bei Memphis. 83.

September: Die ägyptischen Pyramiden in ihren ursprünglichen Bildungen. 110.

Algerien.

September: Algerien und seine Zukunft. 110.

Central-Afrika.

Oktober: Die Wüste und Central-Afrika. 123.

Nord-Amerika.

Juli: New-Yorker Literatur-Berichte. Die Yankees und das europäische Leben. Amerikaner auf der Pariser Universal-Ausstellung. Franzosen im New-Yorker Krystall-Palast. Die Reaction gegen den Humbug. Barnum auf das Theater gebracht. Parteien und Kultur-Konflikte. Literarisches. 82. — Die New-Yorker Tribune und die Brook-Farm-Gemeinde. 87.

Digitized by Google

August: Aus den Memoiren einer aus Frankreich vertriebenen Hugenotten-Familie. 100. — George Washington's Abhaumung. 101. — Washington und die Gründung der Vereinigten Staaten. 103.

September: Ein Gottesdienst bei den „hartschaligen" Tauferkünsten in Georgia. 105. — Amerikanische Monats-Berichte. Neue literarische Erscheinungen. Putnam und die amerikanischen Monatsschriften. Uebersetzungen aus dem Deutschen. Theater-Ruinen in New-York. Das Gesangfest der deutschen amerikanischen Sänger-Vereine. Das Neuer-Gesetz. Feier des 4. Juli. Der französisirende Telegraph. 107. „Was wird aus den Mormonen?" 113. — Elliot's indianische Bibel. 115. — Die neuesten englischen Werke über Amerika. 117.

October: Amerikanisches Urtheil über die europäischen Heere. 120. — Amerikanische Monats-Berichte. Amerikanische Pedel-Politik. Die Natives und die Deutschen. Die Sünden Einzelner allen Deutschen aufgebürdet. Der wissenschaftliche Kongreß in Providence und der Frauen-Emancipations-Konvent in Saratoga. Rasliß über die Sklavenfrage in der Zeologie. Prof. Peirce über die Wissenschaft der exganisirten Formen. Eine Association für Beförderung des Unterrichts und eine Union für freie Liebe. Literarische Erscheinungen. 124. — Chinesische Schauspieler unter den Yankees. 126.

November: Literatur und Buchhandel in den Vereinigten Staaten. Das Dunkelt der Berleger. Association im New-Yorker Krystall-Palast. 131. — Der Ocean und sein Leben. 133. — Der moderne Spiritualismus in Amerika und Europa. 136. — Dr. Kane's Bericht über seine Entdeckungen in der Polar-Region. 138.

Dezember: Die Begründung des nordamerikanischen Bundesstaats. 151. — Horace Greeley, Redacteur der Tribune in New-York. 153. — Aus dem Tagebuche einer Engländerin, als Gast unter den Mormonen. 155.

Kalifornien.

September: Noch Etwas über die in San Francisco erscheinende chinesisch-englische Zeitung. 108.

Mexiko.

November: Merito vor der spanischen Eroberung. 132.

Mittel-Amerika.

September: Der König der Mosliten und seine Großen. 116.

November: Chinesische Martyrologie. 135.

Süd-Amerika.

November: Ein Besuch bei den Araukanern. 141.

Brasilien.

Oktober: Brasilien und seine Industrie im Jahre 1855. 122.

Australien.

November: Erlebnisse eines musikalischen Missionärs bei den Australneger. 134.

Polynesien.

September: Der jetzige politische Zustand der Gesellschafts-Inseln. 113.

Oktober: Die Chinesen auf den Sandwich-Inseln. 119.

Mannigfaltiges.

Juli: Busch's und Stelten's englische Umgangssprache. 79. — Eine Reise aus den Anker. 79. — Thomas Price-Carn-Ivanmare, der walliser Geschichtsforscher. 79. — Dr. Petermann's geographische Mittheilungen. 80. — Richard Lalor Sheil. 80. — Gemästete Kinder. 80. — Zur Theurungsfrage. 80. — Bodenstedt's Völker des Kaukasus. 81. — Der Journalismus in der französischen Akademie. 81. — Schiller's „Maria Stuart" auf der Pariser italienischen Bühne. 81. — Buffaniere und Flibustier. 81. — König Max und die neue Tafelrunde. 82. — Brewster's Leben Newton's. 82. — Turner in San-Francisco. 82. — Delphine Gay-Girardin. 83. — Das Erbeben eine elektrische Erscheinung. 83. — Präsidenten und Maschinen bei der Universal-Ausstellung von Paris. 84. — Ein Veteran der englischen Presse. 84. — Bakirtes Fleisch. 85. — Das Bad Rauheim unter französischem Protektorat. 86. — Kiepert's Hand-Atlas über alle Theile der Erde. 86. — Englische Erziehungsschriften. 87. — Uebersetzung der Jugendschriften Ferd. Schmidt's. 87. — Der Russische Krieg im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. 88. — Burke's Geschichte der Krim. 88. — Eine Apologie der Know-Nothings. 89. — Meisterstein in Belgien. 89. — Der Krieg und seine Gegner. 90. — Krimsche Todtenliste. 90. — Tschudi's Thierleben der Alpenwelt. 91. — Ein Ägyptischer Gelehrter über den jüdischen Kalender. 91.

August: Die Brüder Schlagintweit in Indien. 92. — Belgische Preistragen. 92. — Die Dresdner Schillerstiftung. 93. — Holzputen-Fabriken in Neu-England. 93. — Sargent's Geschichte der Expedition nach Fort Duquesne. 93. — Stein über Hardenberg's angebliche Memoiren. 94. — Die sechs Scheppmagazine. 94. — Die Schriften der Prinzen von Orleans. 95. — Bismarck's altdeutsche Reden und Schriften. 95. — Verlust von archäologischen Kostbarkeiten. 96. — Der asiatische Kriegsschauplatz. 97. — Deutscher Sprachwart. 97. — Tagebuch des Dienstmanns Bellet. 98. — Frankreich und das Völkerrecht während der Revolution. 98. — Neues Universalsiterikon der Tonkunst. 100. — Baden Powell über die Mosle und die Bewohner des Imperier. 99. — M. L. Phillipp's über die Möglichkeit von Mondbewohnern. 99. — Minutoli über Portugal. 100. — Amerikanische Celebritäten. 100. — Brockhaus' Reise-Bibliothek. 101. — Lewk's Eisenbahn-Bücher. 101. — Altnhöniische Sprache. 102. — Schön über Mexiko. 102. — Mahler Pierre Lafeille. 102. — Sir Themas Fewell Barton. 103. — Eine Frau, welche Geschichte machen will. 104.

September: Die neue Zeit. 105. — Eine Holzputer-Mühle. 105. — Russische Gefangene im Kaukasus. 105. — Materialien zur Geschichte Louisiana's. 106. — Asiatische Gesellschaft in China. 107. — Korrespondent Henry Clay's. 107. — Nachkommen Luther's in Amerika. 107. — Steff, Unglande und Norwal. 108. — Der Komponist von „Rule Britannia". 108. — Der früher Deutsche Thema Myers. 108. — Ottmolzige des Mexikos Bejar. 109. — Schiller's Gedichte russisch. 109. — L. Schücking's „Westfalen". 110. — Die Nützlichkeit der Vögel. 110. — Dr. H. Barth's Ankunft in Europa. 111. — Der orientalische Charakter Mexiko. 111. — Die Resultate der Reisen Barth's in Afrika. 112. — Gegenwärtiger Krieg und Literatur. 113. — Kiepert's Karte der Nordpolar-Entdeckungen. 114. — Der bitterliche Atlas der Schweiz. 114. — Eine neu begründete Staats- und Rechtsphilosophie. 115. — Libanon, von L. A. Frankl. 115. — Französische Touristen am Rhein. 116. — Der Tschochta. — Ribelt Lauterer. 117. — Zeitungs-Kanonen in England. 117. — Jedem das Seine. 117.

Oktober: Die europäischen Arbeiter. 118. — Russische Eisenbahn-Bibliothek. 118. — Bigan's Packet-Schiffahrt. 118. — Lesch's historisches Jahrbuch. 119. — Maurerische Literatur in Amerika. 119. — Die Berühmtheiten auf dem Kirchhofe des Pater Lachaise. 119. — Der Uebergang vom Keran zum Christenthume. 120. — Will Ranklar. 120. — Die angeblichen Nachkommen Luther's in Amerika. 120. — Amerikanische Literatur-Notizen. 120. — Die Gebietsgränzen der Naturwissenschaften. 121. — Olshausen's Geographie und Statistik der Vereinigten Staaten. 121. — Französische Gesetzgebung über das literarische und künstlerische Eigenthum. 122. — Deutsche Musik in Frankreich. 122. — „Was betrauen die Deutschen?" von Herm. Grimm. 123. — Die Soldaten des Generalats. 123. — Sittlichkeits-Statistik in Amerika. 124. — Die Reise der Brüder Schlagintweit. 125. — Arbeiter in Brasilien. 125. — Heilsbote als Lastreiniger. 125. — Ein neuer Roman von Mrs. Trollope. 126. — Meiers-Kreuzer in Amerika. 126. — Neues Eisenbahn-Bauwesen in England. 126. — Kaiserin's russische Kriegs-Ballade. 127. — Amerikanische Journalistik. 127. — Dr. Barth in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde. 128. — Die Mehrheit der Welten. 128. — Das neue Zeitungsgesetz in England. 128. — Eine Roman-Lücke. 129. — Geschichte von Bayern. 129. — Das Denkmal von Strasburg. 129. — Wie man im Chaos die Ruhe findet. 129. — Meredun. 130. — Die Kaiserliche Bibliothek in Paris. 130. — Baumwollen-Gewebe zum Gebrauche der Armee. 130.

November: Englische Roman-Literatur. 131. — Neumann's „Hellenen im Skythenlande". 132. — Eine neue Uebersetzung der „Salmtala". 132. — Friedrichs-Literatur. 132. — Meissni und Ferdinand Hiller. 133. — Deutsche Druckschriften im Auslande. 133. — Kiepert's Karte der Türkei. 134. — Herr Professor Bibliothek Charles in Berlin. 135. — Unglaubliches Betrugen. 135. — Amerikanische Monatlitte-Skala. 135. — Weber's illustrirte Reise-Bibliothek. 136. — Anglo-Amerikanische Flibustier in Mexiko und Central-Amerika. 136. — Magyarische Sprachkunde. 137. — Die Trilobre und die weiße Fahne. 137. — Dr. Gustav's Gesetze der französischen Sprache. 138. — Die deutsches Heilmittel, den Rußland aus empfohlen. 139. — G. H. Lewes über das Leben und die Werke Goethe's. 140. — Grillparzer's Sappho Englisch. 140. — Deutsche Kunst in Italien. 141. — Ein belgischer Protest. 141. — Kaiserin als Heimat. 141. — Das sonnenrichtige zyanogische Gesetzbuch in Lissa. 142. — Die Waldenser-Kirche Piemonts. 142. — The Literary Churchman. 142. — Verwandtschaft der westmächtlichen Dynastien. 142. — Der Unterricht in Deutschland, von Franzosen beurtheilt. 143. — Eine neue Biographie Hamann's. 143.

Dezember: Heinrich IV. als Schriftsteller. 144. — Die Presse in Indien. 144. — Weber's illustrirte Reisebücher. 144. — Eine neue Viertelsjahrschrift. 145. — Antisemitschtische Politik in Amerika. 145. — Dr. Vogel's Reise in Afrika. 146. — Dr. Kane's Nordpol-Expedition. 146. — Nikolaus Zwanowitsch Gretsch. 147. — Fünfmalhundertelfundfünf Franco Reniz. 147. — Die englische Gesellschaft. 148. — Klein-Dorrit. 149. — Bildnerische Uebertragungen aus dem Deutschen. 149. — Eine verwandelte Stadt. 150. — Deutsche Monatshefte von New-York. 150. — Schönbodo's Universalterikon der Tonkunst. 151. — Entvölkerung der Sandwich-Inseln. 151. — Illustrirter Kalender für 1856. 152. — Auswahl aus Washington Irving's Schriften. 152. — Deutsche Bücher und französische Kritiker. 152. — Deutschen auf der Pariser Ausstellung. 152. — Shakespeare in Amerika und in Deutschland. 153. — Forster's Leben Gelbsmith's. 153. — Herr von Fonten. 154. — Samuel Rogers. 154. — Ein russisches Gedicht. 154. — Karl Jebsam's Politik im Jahre 1812. 155. — Ein Amerikaner über H. Heine. 155. — Der Zwickauer Bolksschriften-Verein. 156. — Die von Otto Müller herausgegebene „Bibliothek deutscher Original-Romane". 156. — Fr. Gbr. Schiesser's Dante. 156. — Geschichte des Weibes. 156.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbj. 2 Thlr. 5 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 22½ Sgr., wofür das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von allen deutschen Postanstalten, für Berlin bei Nr. 6, Zimmerstr. Nr. 29, und beim Expedit. Neumann, Niederwallstr. Nr. 21, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 79. Berlin, Dienstag den 3. Juli 1855.

Frankreich.

Briefe über die Universal-Ausstellung von Paris.

Fehlgriffe, die Anfangs gemacht wurden. — Die Actien-Gesellschaft und die kaiserliche Kommission. — Das Mittelschiff mit seinen Trophäen. — Die preußischen Lagen. — Ein Blick auf Oesterreich, Belgien und England. — Französische Luxus-Industrie. — Pariser Kunst- und Mode-Arbeiten. — Musterung der Galerieen. — Die Terrassenbäuser. — Der Verbindungsflügel und die Restaurants. — Die Brücke über den Cours la Reine. — Der Langbau und seine Fehler. — Die Maschinen-Ausstellung. — Das Pariser Publikum und der Fremdenbesuch.

Paris, im Juni.

Es wäre unnütz es zu verheimlichen, da alle Welt es weiß: die Pariser Ausstellung hat Anfangs den Erwartungen nicht entsprochen, welche man mit Recht an ein Unternehmen stellen konnte, das dem vor vier Jahren in so großartiger und glänzender Weise in London ins Leben gerufenen folgen sollte. Nicht, daß die in Paris ausgestellten Produkte weniger prachtvoll, zahlreich und bedeutend wären — im Gegentheil, in dieser Beziehung dürfte die hiesige Ausstellung wohl die Londoner übertreffen. Allein Hauptsache bei einem solchen industriellen Völkerkongresse ist, daß am Tage des großen friedlichen Wettkampfes auch Jedermann bereit sei. Ist dies nicht der Fall, so stellen sich Mißvergnügen und Eifersucht ein, man wird der Sache schnell überdrüssig, bedauert die gebrachten Opfer und geht unzufrieden nachhause. Der Leser wird natürlich die Frage stellen, wem denn die Schuld dieser Uebelstände zuzuschreiben ist? Auch wir haben uns diese Frage vorgelegt und dabei namentlich in Betracht gezogen, daß den Franzosen doch sonst ein bedeutendes Organisations-Talent eigen ist, daß somit also die Grundbedingung zu einem Unternehmen, wie dem vorliegenden wirklich vorhanden war. Um so merkwürdiger ist es, daß die Unternehmer von jener Nationaleigenschaft wenig gezeigt haben. In der Grund-Organisation der Ausstellung ist gefehlt worden, und dieser Fehler hat fast alle übrigen erzeugt.

Gewöhnlich kömmt in Frankreich ohne Zuthun der Regierung nichts Großes zu Stande. Die gegenwärtige Regierung hat wahrscheinlich geglaubt, daß sie in einem Falle, wo die Privat-Interessen so stark im Spiele sind, der Klugheit und Voransicht der Privat-Speculation vertrauen könne. In London war ja der Krystall-Palast lediglich durch die Bemühungen von Privatleuten zu Stande gekommen, warum sollte nicht dasselbe Unternehmen in Frankreich gelingen? So geschah es denn, daß man die Errichtung des Industrie-Palastes Privat-Unternehmern überließ, welche nichts weiter vor Augen zu haben schienen als ihren eigenen Vortheil. Wie es nun oft zu gehen pflegt, daß der Mensch im Haschen nach übermäßigem Gewinn den eigentlichen Nutzen fahren läßt, so ging es auch hier. Die Actien-Gesellschaft des Industrie-Palastes beging, indem sie ihren Interessen zu dienen glaubte, eine Reihe von folgenschweren Fehlern. Wir wollen hier nur die wichtigsten erwähnen. Zunächst erbaute sie ein Gebäude, welches für eine Ausstellung aller Nationen viel zu klein war. Kaum war das Haus aus den Fundamenten erstanden, als sich schon die Nothwendigkeit ergab, einen Ergänzungsflügel zu bauen. Auch dieser zeigte sich bald als ungenügend, und man unternahm einen neuen Verbindungsflügel. Endlich fehlte es auch dann noch an dem nöthigen Platze und es trat eine dritte Galerie hinzu. Die Folge von dem war, daß einmal das Ganze Stückwerk wurde, was namentlich die Uebersichtlichkeit der Ausstellung stark beeinträchtigt. Sodann aber, und das ist viel wichtiger, entstanden aus diesen nach und nach ohne Plan und Ihre unternommenen Bauten der Gesellschaft bei weitem größere Kosten, als wenn sie von vorn herein ein genügend geräumiges Gebäude errichtet hätte. Dieser, das Publikum scheinbar geringer berührende Umstand ist als die Quelle alles späteren Uebels zu betrachten. Die Actien-Gesellschaft nämlich, welche ihr Ausgabebudget in so entschiedener Weise anwachsen sah, suchte sich natürlich in der Feststellung der künftigen Einnahmen, zuletzt auch durch die Beschränkung ihrer Arbeitskräfte zu entschädigen. Daher entstanden neue lange Unterhandlungen und Streitigkeiten mit der Regierung und folgerecht auch Verzögerungen im Bau und an der Einrichtung. Der Termin zur Einlieferung der Produkte stand vor der Thür, und das Gebäude war noch nicht fertig. Die Kisten und Ballen wurden ohne Ordnung und System aufeinandergeschichtet, von einem Gebäude ins andere gebracht, hin- und hergeworfen, ehe sie den ihnen zugewiesenen Platz erreichten. Wie konnte bei solchem Verfahren aus dem Chaos schnell eine Ordnung hervorgehen? In der That sehen wir denn auch in diesem Augenblick noch eine Menge von Gegenständen in der Maschinengalerie liegen, deren Platz im Hauptgebäude ist. Nur mühsam wird etwas Oeffnitives geschafft, tagtäglich sehen wir Veränderungen und Umgestaltungen in der Anordnung und Aufstellung. Daß den Franzosen diesmal wirklich das Organisations-Talent aufgegangen ist, sehen wir noch an dem Umstande, daß alle übrigen Nationen mit ihren Ausstellungs-Arbeiten weiter vorgeschritten sind, als sie, und doch sind sie in ihrem eigenen Lande, haben sich auf Alles besser einrichten und vorbereiten können. Sollen wir glauben, was behauptet wird, daß die Franzosen die Ausstellungen der anderen Völker zuvor sehen wollten, um die ihrige demgemäß ergänzen und glänzender gestalten zu können? Es ist dies sicherlich, wenigstens in so allgemeiner Form, eine übertriebene Behauptung; doch mag es wohl wahr sein, daß Einzelne aus dem genannten Grunde sich mit der Einsendung ihrer Produkte nicht beeilt haben. Der Hauptgrund der Verzögerung liegt in der unpraktischen Leitung und demnächst, wie schon erwähnt, darin, daß der Raum sich stets zu klein erwies. Da fand sich bald diese, bald jene Industrie beeinträchtigt; bald wollte dieser, bald jener seine Produkte nicht senden, und über alles dieses verging die kostbare Zeit. Der Eröffnungstag rückte heran, und man sah fast nichts als leere Schränke. Man hat sich im Publikum vielfach darüber gewundert, daß die Regierung unter solchen Umständen sich überhaupt zur Eröffnung der Ausstellung verstanden habe. Es wird in dieser Beziehung gesagt, daß die Unternehmer des Industrie-Palastes dem Kaiser haben vorstellen lassen, daß ihre Actien im Werthe sinken würden, wenn die Ausstellung nicht eröffnet würde. Verhält sich dies wirklich so, so zeigt dies von neuem den Mangel an Scharfblick jener Herren, denn gerade seit Eröffnung der Ausstellung sind die Actien der Unternehmer fortwährend gefallen.

Für die Regierung wurde es endlich Pflicht, diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen, und man muß anerkennen, daß ohne die Energie, welche die kaiserliche Kommission der Actien-Gesellschaft gegenüber entwickelt hat, die Arbeiten auch jetzt noch nicht viel weiter vorgerückt sein würden. Im Mittelschiff blieben, als wir dieses schrieben, nur noch die beiden Fontainen zu vollenden, welche den Besuchern die so sehr nothwendige Kühlung zu spenden bestimmt sind; ferner ward dort noch an den Schränken gearbeitet, welche an der Stelle stehen, wo sich am Tage der Eröffnung der kaiserliche Thron erhob. Alles dies verursachte noch viel Staub und Störung, so daß mehrere Aussteller ihre nicht unter Glas befindlichen Gegenstände verhüllten. Natürlich war dies kein sehr anziehender Anblick für die Besucher, die sich denn auch noch sehr spärlich einfanden. Was die Seitengalerieen betrifft, so bleibt dort noch Vieles zu schaffen; namentlich die Franzosen sind, wie schon erwähnt, weit im Rückstande. Von den übrigen Nationen sind am weitesten vorgeschritten England, Belgien und Preußen. Was insbesondere die preußische Ausstellung anbelangt, so ist dieselbe beinahe gänzlich vollendet, so daß der technische Kommissarius, Baurath Stein, Paris auf einige Zeit verlassen konnte. Das Arrangement und die Ausschmückung der preußischen Ausstellung finden allgemeinen Beifall. Man hat die dem Mittelschiffe zunächst liegenden Etageren sogenformig dekorirt und dieselben durch Ornamente oben verbunden, so daß das Ganze sofort dem Beschauer in die Augen fällt. Baden und Sachsen haben sich diesem Arrangement angeschlossen, während Württemberg und Bayern in ihrer Hoflirtheit bis zu Ende verharren wollten, woher es denn auch gekommen ist, daß ihre Ausstellungen ein ziemlich ärmliches Ansehen haben.

Ohne für heute in Einzelnheiten einzugehen, wollen wir doch im Fluge eine Rundschau über das Mittelschiff halten, an dessen südwestlichem Ende wir die erwähnten preußischen Logen sehen. Die erste Loge enthält die Erzeugnisse der königl. Porzellan-Manufaktur in Berlin und Kronleuchter von Spinn & Comp. in Berlin; unter

ersteren befinden sich die beiden prächtigen Vasen mit Malereien nach Kaulbach. In der zweiten Loge sehen wir einen mächtigen Spiegel aus der neuen Manufaktur in Aachen, Kronleuchter von Heckert in Berlin und die Rißsche Amazonengruppe in Bronze und in verkleinertem Maßstabe. Die dritte Loge enthält die Erzeugnisse aus Thon von Villeroy und Boch in Mettlach. Die vierte (badische) Loge enthält Porzellanwaaren und Thonwaaren aus Mannheim; die fünfte (sächsische) endlich Haarflechtereien aus Leipzig. Was die letzteren anbelangt, so hätte man doch wünschen können, ohne diesen Produkten ihren Werth abzusprechen, daß sie anderswo aufgestellt worden wären, da sie für jenen Ehrenplatz nicht bedeutend genug sind. Nächstdem ist nun auch eine Anzahl von Gegenständen in der Mitte des Saales aufgestellt, nämlich folgende: Ein maurischer Blumengarten, aus Kandelabern und Vasen bestehend, in Zinkguß emaillirt und im Style der Alhambra, von Herrn v. Diebitsch in Berlin; ein Altar, in Eichenholz geschnitzt, von Prang in Münster. Vor Allem zieht aber die überaus kunstvoll gearbeitete Statue Friedrich Wilhelm's III., aus dem Gewerbe-Institute zu Berlin, die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich. Man hat dieselbe sehr passend unter einer Art Ehrenbogen aufgestellt, welcher indessen nicht dazu gehört. Letzterer besteht nämlich aus zwei rothen Marmorsäulen aus der Marmorschleiferei von Bunzel & Comp. in Recklinghausen; ein bronzener und vergoldeter Adler krönt das Ganze. Auf einer mächtigen, breiten und mit rothem Sammet drapirten Unterlage sehen wir eine Reihe von herrlichen Baustücken, die der Dombaumeister Zwirner in Köln auf der Dombütte hierher gesandt; es befinden sich darunter Nischen, Rosetten, Thurmknöpfe und eine Statue des südlichen Portals. Vermuthlich in Berücksichtigung der Landswannschaft lehnt sich an die Rückseite des Kölner Domes die Kau de Cologne-Fontaine des echten (!) J. M. Farina in Köln an, ist aber die jetzt noch sehr träge im Sprudeln. Noch sehen wir im Mittelschiffe, aus Preußen, Zink-Abgüsse aus den Fabriken von Devaranne und Geiß in Berlin, endlich einen „Meleager" von Winckelmann dahselbst.

Wenden wir uns nun, auf der Südseite, weiter nach Osten zu, so gelangen wir zur österreichischen Ausstellung. Wir sehen hier hauptsächlich Glas- und Porzellanwaaren aus den berühmtesten böhmischen Hütten. In der Mitte des Saales erhebt sich eine hohe Säule, um welche herum, auf Etageren, verschiedene Gegenstände aus terra cotta gruppirt sind. Ferner stehen hier ein Mosaikfrisch aus Venedig, eine prachtvolle vierfache Pfeilertoilette mit Tisch aus weißem Marmor, verschiedene Kunstgegenstände aus Ebenholz und ausgelegt, endlich das Modell des Dampfschiffes „Franz Joseph" aus der Werkstatt der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft.

So gelangen wir, immer in östlicher Richtung, nach Belgien, dessen Ausstellung im Mittelschiffe, wenn wir einen Schrank mit Tuchen und den Staatswagen des Königs der Belgier ausnehmen, einen rein kirchlichen Charakter hat. So sehen wir in einem mächtigen hohen Spiegelschranke eine vollständige Auswahl von Kirchengewändern für Prälaten jeden Ranges, vom Papst bis zum Domkapitular herab; der Papst kniet auf einem Betschemel, und Christus überreicht ihm die Schlüssel, welche die Kraft zu binden und zu lösen haben. Sämmtliche Figuren sind in Lebensgröße und aus Wachs. Nächstdem sehen wir ebenfalls aus Belgien verschiedene herrlich geschnitzte Holzaltäre und Kirchenkanzeln. Dann folgt England mit Porzellanwaaren, Bronzen, Schifftrophäen, einem mächtigen Kandelaber von Krystall aus Birmingham, Kaminstücken aus Sheffield, Baumwollenzeugen aus Nottingham, zwei Leuchthurm-Laternen und dem Modelle des großen Meridiankreises in Greenwich.

Die ganze nördliche Längenwand des Mittelschiffes und der Seitengalerieen gehört Frankreich an. Man hat hier die vorzüglichsten Erzeugnisse der französischen Industrie zu Trophäen vereinigt. Alle National-Eitelkeit bei Seite gesetzt: England und Deutschland liefern viel treffliche Erzeugnisse, ja, theilweise auch solche, welche sich in Bezug auf guten Geschmack dreist mit den französischen messen dürfen, allein die französischen Luxus-Artikel tragen im Industrie-Palaste den Preis davon.*) Hierher gehören nun vor allen Dingen zwei Schränke mit Schmuckſachen und Mode-Artikeln, Industriezweige, in welchen Paris längst als Königin anerkannt ist. Sodann sehen wir Lyon's vielbekannte Kunststickier-Arbeiten; wie bemerken unter ihnen einen vielleicht etwas zu sehr ornamentirten Bücherschrank und einen Betschemel aus Eichenholz; aus derselben Fabrik ist auch das in der Mitte des Saales stehende kunstvolle Vogelhaus. Der folgende Schrank zeigt uns Möbel aus der Fabrik von Jeanselme, darunter einen Jagdschrank aus Eichenholz, ein Buffet aus Ebenholz mit Bronze-Verzierungen, einen Schrank aus Nußbaumholz im Renaissancestyle, mit Marmor ausgelegt, namentlich aber ein Canapé, einen Lehnstuhl und einen gewöhnlichen Stuhl, welche Meisterstücke in ihrer Art sind.

Zwei Schränke bei des Mittelschiffes sind den Bronzen gewidmet, die ebenfalls eine der Haupt-Industrieen von Paris ausmachen. Der eine Schrank enthält die Kaiserbronzen von Barbedienne. Man sieht hier die berühmtesten Statuen, Vasen und Kandelaber des Alterthums in verkleinertem Maßstabe nach Collaschier Manier; wir nennen besonders die Venus von Milo, die Diana von Gabii, eine Amazone, eine Statue der Polyhymnia, die Gladiatoren, verschiedene Kandelaber, dann von neueren Kunstwerken die Grazien von Germain Pilon, die Kleopatra von Dncommun, einen Schenkisch aus Nußbaumholz mit Bronze-Ornamenten, vor allen Dingen aber die berühmten Ghibertischen Thüren der Taufkapelle zu Florenz, in halber Größe des Originals. Der andere Schrank mit Bronzen enthält die zum Mobiliar dienenden Bronze-Artikel. In diesem Industriezweige ist die Fabrik von Deniere fils in Paris die erste. Wir bemerken hier namentlich den prächtigen Tafel-Aufsatz, Styl Louis XVI., welcher von Herrn von Kisseleff zur Ausbruch des Krieges bestellt wurde und der nicht weniger als sechzigtausend Francs kostet; ferner einen lustre-jardiniere, Styl Louis XV., und eine Unzahl von kleineren Kandelabern, Pendulen u. s. w.

Neben den Bronzen sehen wir die Arbeiten aus Steinpappe aus der Fabrik von Huber, darunter einen monumentalen Kaminsims mit der Büste des Kaisers. Daneben befindet sich die Trophäe der musikalischen Instrumente, wo wir Pleyel, Erard, Debain, Sax, und wie sie sonst heißen, die oft so kriegerischen Nebenbuhler, friedlich neben einander, unter einem wirklichen Himmel von Baßgeigen, ruhen sehen. In dem der Buchdruckerkunst gewidmeten Schranke sehen wir, außer verschiedenen typographischen Erzeugnissen, mehrere Modelle von Pressen und der Druckerei von Plon; eine besondere viereckige Tribüne ist den Erzeugnissen der kaiserlichen Druckerei eingeräumt worden. Einer der Pariser Buchdrucker hat seltsamerweise, statt seiner Erzeugnisse, das Erzeugniß eines Mechanikers ausgestellt, nämlich das Modell seiner Buchdruckerwerkstatt, ein artiges, interessantes Spielwerk, das aber eigentlich im Mittelschiffe nicht an seinem Platze ist. Vergessen wir auch nicht die Artillerie-Trophäe, zu welcher das kaiserliche Arsenal seine stattlichsten Säbel, Helme, Panzer, Kanonen, Gewehre u. s. w. geliefert hat.

In ganz meisterlicher Weise ist die französische Glas- und Porzellan-Fabrication im Mittelschiffe vertreten. Wir sprechen hier noch nicht von den Erzeugnissen der Fabrik zu Sevres, welche in die noch im Bau begriffene Rotunde zu stehen kommen, sondern lediglich von den Privat-Etablissements. Auch hier müssen wir, so schwer es auch dem Nationalgefühle fallen mag, gestehen, daß Böhmen von den Franzosen entschieden überholt ist. Unter den zahlreichen Porzellan-Artikeln nennen wir hier nur zwei riesige Kandelabervasen, welche chinesischen Fabrikaten täuschend ähnlich nachgebildet sind und mehrere Figuren in Biskuit, darunter eine Büste des Kaisers. Was die Glaswaaren anbelangt, so glänzen hier besonders die Fabriken zu Baccarat, Clichy und St. Louis. Die erstgenannte Fabrik hat zwei Kandelaber aus Krystall von sechzehn Fuß Höhe und mit neunzig Armen, zwei Vasen aus weißem Agatglase mit grünen Verzierungen und eine riesige Glasschale ausgestellt; aus den beiden anderen Fabriken sehen wir verschiedene Vasen und Schalen in überaus reinem Style.

Die Lyoner Fabrikanten haben ebenfalls ihren Trophäenschrank, in welchem wir Shawls, Seidenstoffe aller Art und Spitzen sehen, die uns allerdings mehr Meisterstücke kunstvoller Arbeit, als geschmackvoller Zeichnung zu sein scheinen. Neben dem Luxus sehen wir die Bedürfnisse des täglichen Lebens; die Trophäe des Ackerbaues ist sehr künstlich und allen möglichen Geräthschaften, Getraide-Arten, Aehren zusammengesetzt, ja sogar ein Modell eines Pachthofes ist dabei, und das Ganze krönt der antike Bienenkorb. Der Ackerbau hat zum Nachbarn die in drei Ländern restdirende Gesellschaft „Vieille-Montagne" mit ihren zahlreichen Erzeugnissen aus Zink. Die letzte französische Trophäe endlich ist der Eisen-Industrie gewidmet; man sieht hier das Modell eines Eisenhüttenwerkes, Modelle von Maschinen aller Art, Brücken, Tunnels u. s. w. Noch eine Menge von Gegenständen hätten wir zu nennen, welche die Mitte des Saales füllen: so namentlich zwei riesige Spiegel, darunter der aus St. Gobain von sechzehn Fuß Höhe und elf Fuß Breite; eine Unzahl von Gruppen aus Bronze und Zink; Altäre von Marmor, Holz und Zink; den großen französischen Leuchtthurm nach Fresnel'schem Linsenglassystem; ein Teleskop mit Uhrwerk von Secrétan in Paris; mehrere Fontainen, von denen zu wünschen wäre, daß sie endlich begönnen, Kühlung zu verbreiten. (Schluß folgt.)

*) Es war dies auch in London der Fall, trotz der Reichthümer, welche England im Crystal-Palace zusammengehäuft hatte. D. R.

England.

Michelsen's Geschichte der Jesuiten im 19. Jahrhundert.*)

Der in der neuesten englischen Literatur durch mehrere nicht unverdienstliche historische Gelegenheitsschriften bekannte Dr. Eduard

*) Modern Jesuitism; or, the Movements and Vicissitudes of the Jesuits in the Nineteenth Century, in Russia, England, Belgium, France, Switzerland, and other Parts. By Dr. Edw. H. Michelsen.

Digitized by Google

Michelsen — wenn wir nicht irren, ein geborener Deutscher — hat vor kurzem wieder ein recht interessantes Werk über den „modernen Jesuitismus“ erscheinen lassen, das sich der trefflichen „Histoire de la chute du Jesuitisme au 18ieme siècle“ des verstorbenen Grafen Alexis von St. Priest anschließt. Eigentlich Neues findet man in demselben zwar wenig, aber die vorhandenen Materialien sind mit vielem Geschick verarbeitet und übersichtlich zusammengestellt worden, und wir erhalten hierdurch sehr vollständige Data zur Kenntniß einer Religionsgesellschaft, deren Thätigkeit sich bis in unsere Tage hinein in ziemlich bedenklicher Weise fühlbar macht.

Bekanntlich fanden die Söhne Loyola'd nach Aufhebung ihres Ordens durch Clemens XIV. eine Zuflucht in Rußland, wo sie unter der Bedingung zugelassen wurden, sich des Proselytismus zu enthalten. Sie versprachen natürlich Alles, konnten aber trotzdem der Versuchung nicht widerstehen, ihrer Liebhabergeschäftigung nachzuhängen, und trieben allmälig ihre Kühnheit so weit, daß sie sogar am kaiserlichen Hofe Propaganda machten. Eine Zeitlang ließ man sie gewähren, da sie in der nächsten Umgebung Alexander's I. eifrige Fürsprecher hatten, wozu namentlich der berühmte Graf Joseph de Maistre gehörte; aber endlich brachten sie es dahin, daß sie erst aus St. Petersburg und dann aus ganz Rußland verwiesen wurden. „Es waren besonders zwei Umstände, welche diese Katastrophe im politischen Drama des Ordens beschleunigten. Fürst Alexander Galitzyn, ein Neffe des Kultusministers, welcher zwei Jahre das Kollegium der frommen Väter in St. Petersburg besucht hatte, trat 1814 öffentlich zur römisch-katholischen Kirche über — ein Ereigniß, das um so größeres Aufsehen erregte, als er bis dahin durch seine fanatische Anhänglichkeit an die herrschende Kirche seines Vaterlandes bekannt war. Obwohl er sogleich aus dem Kollegium entfernt und unter die Pagen des kaiserlichen Hofes aufgenommen wurde, hielt er doch mit allem Eifer eines orthodoxen Katholiken an seinem neuen Glauben fest, und man sah ihn sogar in der Kleidung eines Büßenden, mit selbstgemachten Amuleten um den Hals und einem Geißelriemen um den Leib. Es dauerte lange, ehe der Erzbischof Philareth ihn zur Religion seiner Familie zurückführen konnte. Während obiges Ereigniß noch das Stadtgespräch von St. Petersburg war, versetzte eine andere Intrigue von ähnlichem Charakter eines der ersten Adelsgeschlechter des Reiches in die tiefste Trauer. Eine reizende, junge Prinzessin hatte von ihren Aeltern einen Jünger Loyola's zum Lehrer erhalten, der, um sie zu seinem Glauben zu bekehren, ihr fortwährend in den glühendsten Farben die Martern schilderte, die sie als Ketzerin jenseits des Grabes werde erdulden müssen. Das arme Mädchen, die es einerseits nicht über sich bringen konnte, ihre Aeltern durch Abschwörung ihres Glaubens zu betrüben, und sich andererseits noch während ihres Lebens an die Feuerqual zu gewöhnen wünschte, die ihr nach dem Tode bevorstand, suchte sich dagegen abzuhärten, indem sie mehrere Mal täglich ihren Körper mit einer heißen Kupferplatte sengte, bis der grausame Schmerz sie endlich auf ein Krankenlager warf, von dem sie nicht wieder erstand.“

Der Ukas, der die Aufhebung des Ordens verfügte, wurde im Jahre 1816 erlassen. Die Jesuiten mußten ihre Anstalten schließen und sich aus Rußland entfernen. Unterdessen hatte Papst Pius VII., der in ihnen eine Hauptstütze der römischen Hierarchie und einen Damm gegen den revolutionairen Geist des Jahrhunderts sah, die Wiederherstellung des Ordens beschlossen, und es fand ihnen daher frei, sich nach Italien zu begeben; doch wollten sie vorher noch einen Versuch machen, sich in Polen festzusetzen. Bei dieser Gelegenheit erzählt der Verfasser folgende Anekdote:

„Bald nach der Verbannung der Jesuiten aus den beiden Hauptstädten Rußlands kamen zwei von den würdigen Vätern in Warschau an, um von dem Großfürsten Konstantin die Erlaubniß auszuwirken, ein Kollegium in der polnischen Hauptstadt zu gründen. Da sie indeß nicht wagten, ein so kühnes Gesuch unmittelbar nach ihrer Ausweisung aus Rußland anzubringen, so begannen sie damit, den Großfürsten um eine Audienz zu bitten, angeblich nur zu dem Zwecke, daß er ihnen und einigen ihrer Brüder gestatten möge, während der kalten Jahreszeit in Warschau zu bleiben. Die Bereitwilligkeit, mit der ihnen Konstantin die Audienz bewilligte und ihr billiges Gesuch entgegennahm, ermuthigte die Väter, sich ausführlich über die erlittenen Drangsale zu verbreiten, und da der Großfürst sie mit Theilnahme und Sympathie anzuhören schien, so hatten sie die Unvorsichtigkeit oder vielmehr die Unverschämtheit, sich Stühle zu holen und ganz ungeniert neben Konstantin Platz zu nehmen. In der Hitze ihres Vortrags näherten sie sich dem Großfürsten allmälig so sehr, daß sie ihn oft an den Arm stießen, bis er endlich, durch eine solche Vertraulichkeit verletzt, sich erhob und nach seiner Equipage rief. Aber weit entfernt, diesen Wink zu verstehen, folgten ihm die beiden Patres die zum Tritt des Wagens und waren im Begriff, nach Konstantin hineinzusteigen, als der Großfürst, alle Geduld verlierend, zu ihnen sagte: „„Nun habe ich genug; Ihr habt mir eben gezeigt, meine guten Väter, wie Euer Orden gewohnt ist, die geringste ihm erwiesene Gunst zu mißbrauchen. In einer einzigen Stunde habt Ihr Euch von bescheidenen Bittstellern in ungestüme Forderer verwandelt, vor denen ich in meinem eigenen Wagen nicht sicher bin. Ich beschränke jetzt Euren Aufenthalt in Warschau auf vierzehn Tage.““ Diesen Vorfall erzählte der Großfürst selbst an den französischen Minister, Herzog von Richelieu.“

Ueber die Wühlereien der Jesuiten in der Schweiz, die auch dort zu ihrer Vertreibung führten, berichtet Herr Michelsen sehr umständlich. Neu war uns ein von den Gegnern des Ordens aus Licht gebrachter Katechismus, der in den Schul-Anstalten desselben eingeführt war und der noch jetzt auf Anordnung des Bischofs Laurent, apostolischen Nuntius in Luxemburg, von den unter seiner Aufsicht befindlichen Instituten benutzt wird. Wir lassen einige Auszüge aus diesem kuriosen Dokument folgen, die allerdings keinen sehr vortheilhaften Begriff von der theologischen Literatur des Ordens geben.

„Frage. An welchem Ort wird ein Jeder am jüngsten Tage auferstehen? — Antwort. Ein Jeder wird an dem Orte auferstehen, wo sich der größte Theil seines Körpers befindet. — F. In welcher Form wird man auferstehen? — A. Von mittler Statur, mit wohlproportionirten Gliedmaßen, und von demselben Geschlecht, zu welchem man bei seiner Lebzeit gehörte. — F. In welchem Alter werden wir alle vom Tode auferstehen? — A. Im nämlichen Alter wie Christus, als ob wir uns im dreiunddreißigsten Jahre befänden. — F. Wird die Welt von neuem bewohnt werden? — A. Nach Einigen wird sie von ungetauften Kindern bewohnt werden, aber von Niemand anders, nicht einmal von den Thieren. — . . . F. Ist es eine Sünde, keine Zehnten zu entrichten? — A. Ja, es ist eine große Sünde. — . . . F. Wo ist die Hölle? — A. Die Hölle ist im Inneren der Erde. — F. Ist die Hölle sehr groß? — A. Nicht sehr, weil die Verdammten dicht zusammengepackt, einer auf dem anderen, liegen, wie Ziegelsteine in einer Ziegelbrennerei!“

Orient.

Kirche und Politik.

Dr. Sander in Wittenberg geht in einer neulichen Schrift*) von der Behauptung aus, daß auch die Kirche ein Recht habe, in der großen Tagesfrage unserer Zeit, wie überhaupt in der Politik, mitzusprechen. Es ist sein Buch die weitere und gedruckte Ausführung seiner im J. 1854 in Leipzig gehaltenen Missionspredigt. Und er hat Recht. Mag auch die Kirche seit den Tagen Konstantin's des Großen und während des Mittelalters entschieden viel auf ihrem politischen Gewissen haben (Albigenser, Tempelherren, Pariser Bluthochzeit), so ist doch andererseits unleugbar, daß ihre Mahnungen, Drohungen, Schiedsrichterlichen Ansprüche inmitten aller hierarchischen Bestrebungen und Uebergriffe unzählige Male das Schwert in der Scheide gehalten, die wildentbrannte Leidenschaft gedämpft, dem Blutvergießen Einhalt getan haben. Preis ist nicht der Erste und Alleinige, der (in f. Italiänischen Reise, Hannover, 1824) ihr segenreiches Wirken für die Interessen der Menschheit, der Civilisation, des Weltfriedens, anerkennend hervorhebt. Wer auch hätte mehr, als sie, die heilige Verpflichtung, diesen Interessen das Wort zu führen! Daß sie, die Kirche, bei ihren Bestrebungen jederzeit sich selbst am wenigsten vergessen und verleugnet hat, und wie das „in majorem dei gloriam“ erfahrungsgemäß so gern von ihr gebraucht wird, lassen wir jetzt dahingestellt oder setzen es auf Rechnung der dämonischen Natur unseres Geschlechts, die des sunt certi denique fines so selten eingedenk bleibt. So lassen wir auch die Motive unerörtert, die vermalen die lautesten Organe des Katholizismus: Univers, Volksfalke, Tablet u. dergl., und ihre Politik zu so vehementen Auslassungen gegen das vom nationalen Standpunkte aus ohnehin satsam verdächtigte Russenthum veranlassen und treiben. Genug, die katholische Kirche arbeitet fort und fort in der Politik. Soll nun, während sie braut und agitirt, die protestantische Kirche stumm bleiben, der ecclesia militans gegenüber sich als ecclesia pressa geriren, sich als unterdrückt zu Kampf und Politik bekennt Mit nichten! Dr. Sander verdirbt auch ihr ein volles Maaß des Rechts zum Mitsprechen, und, wie gesagt, er hat Recht. Er spricht es in der Vorrede energisch aus. Diese Vorrede enthält überhaupt manches markige Wort, und der es spricht, kennzeichnet sich als ein deutscher Patriot, dem das Wälsche wie das Moskowitische vom Herzen zuwider ist. „Darum“, sagt er z. B., „ist es nicht recht, sich den großen Interessen seines Volks entschlagen, auf seine Studirstube, in seine Familie sich zurückziehen; es ist nicht recht, in seinem Amt und Wert, sei's in der Kirche, Schule, im Staate, sich so absponnen, daß man darüber die gliedliche Gemeinschaft mit dem großen Ganzen versäumt.“ Wir wünschten, daß das Buch selbst in dieser kernigen, gedrungenen Weise gehalten wäre.

*) Die Katastrophe im Orient und ihre Nachwirkung auf den Occident. Berlin, bei W. Schulze. 1855.

Digitized by Google

Darin wird zuerst den Russen, Briten und Franzosen ihr langes Sündenregister vorgehalten. Den Russen, quantum satis. Herr Sander ist also kein Verbündeter der Zaaren-Politik, aber eben so wenig ein Westmächtler. England hätte er gerechter Maßen etwas schärfer und augenfälliger bedenken, hätte ihm zurufen dürfen, wie beim Propheten Jesaia Kap. 23, V. 8—10 geschrieben steht: „Wer hätte das gemeint, daß es Tyro, der Krone, so gehen sollte? So doch ihre Kaufleute Fürsten sind, und ihre Krämer die herrlichsten im Lande. Der Herr Zebaoth hat's also gedacht, auf daß er schwächte alle Pracht der luftigen Stadt und verächtlich machte alle Herrlichkeit im Lande. Fahre hin durch dein Land, wie ein Strom, du Tochter des Meeres, da ist kein Gurt mehr." — Seine volle Zornschale gießt dagegen der Verfasser über den gallischen Hahn und sein Krähen in alten und neuen Zeiten aus, und wer möchte ihm, als Preußen zumal, solches verargen? Daß Herrn Sander die türkenfreundliche Presse sammt ihren Idiosynkrasieen vom osmanischer Civilisation und Emancipation der Rajah unter den Fittichen des Islam ein Gräuel ist und er die Türken je eher je lieber von dannen getrieben sähe, ist bei dem christlichen Theologen sehr natürlich, und wir sind auch hierin mit ihm einverstanden. Sein Urtheil jedoch über die welthistorische Person Muhammed's, den Thomas Carlyle, und wahrscheinlich dieser nicht allein, den heroen der Weltgeschichte beizählt, ist befangen, unsittlichalthig, geschichtswidrig, nicht einmal echt theologisch.

Bis hierher nun scheint Herr Dr. Sander, ohne daß er es summarisch ausspricht, folgende drei Punkte als Ertrag und Lösung der orientalischen Frage unserer Zit zu betrachten: Vertreibung der Osmanen und Europa, Beschränkung des russischen Uebergewichts im europäischen Osten, Machtentfaltung Deutschlands ebendaselbst; nicht aber nur Rußland, sondern auch den westlichen Kriegsmächten gegenüber. Ein Viertes: was mit den dem Islam abgekämpften Provinzen und ihrer christlichen Bevölkerung zu thun, läßt auch er, wie billig, als offenbleibende Frage dahingestellt. Schwerlich ist jedoch zu besorgen, daß dieser mächtige Ländercomplex, theilweise oder ganz, in unum Delphini aufgehoben sei, wozu sich an gewisser Stelle kein geringes Gelüsten manifestirt, seitdem namentlich das hochsahrende Albion sich so wenig als Gegengewicht und Dammschranke erwiesen. So weit ist nun auch Herr Sander im Einklang mit dem politischen Glauben des intelligentesten und denkschesidenkenden Theils seiner und unserer deutschen Landsleute. Er aber geht in seiner Offensivbewegung über Türken und Russen, Franzosen und Briten hinaus; er sucht Feinde da, wo keine sind. Auch dem Hause Oesterreich geht oder will er zu Leibe, und thut dieses von S. 114 an in aller Ausführlichkeit. Da behauptet er, die Politik des Hauses Habsburg sei, wie jedem Historiker bekannt, seit Jahrhunderten sehr darauf bedacht gewesen, die Interessen der Dynastie vor denen des deutschen Reichs zu begünstigen. Nun, diese retrospektiven Vorwürfe sind wir keineswegs gemeint, in Abrede zu stellen oder zu bemänteln. Der Verfasser behauptet ferner, Oesterreich habe in diesen letzten Jahren das übrige Deutschland, insonderheit Preußen, nicht eben sehr an den Gedanken gewöhnt, österreichisches und deutsches Interesse sei in seiner Politik etwas Identisches. In der trüben Erinnerung an Schleswig-Holstein, Kurhessen und einiges Andere wollen wir auch hier nicht widersprechen; nur billigen wir nicht, wenn um dieser Antecedentien willen ein gravamen de futuro erhoben und neuer Samen zu Verdächtigungen ausgestreut wird. Denn wenn Herr Dr. Sander der gegenwärtigen Politik Oesterreichs, also seiner Politik in der orientalischen Frage, bundeswidrige oder vielmehr bundesfeindliche Absichten beimißt, so möchten wir ihn doch bitten, eine so schwere Beschuldigung nicht ohne nähere Beweise in das ohnehin genug gelockerte deutsche Bundeslager hineinzuschleudern.

Wir hatten es bisher mit der Sache zu thun. In Betreff der Form müssen wir bemerken, daß die Publizistik unserer Tage und an eine Logik gewöhnt hat, die in geschlossenen Gliedern, in scharfkantigen Sätzen, in detaillirkundiger, weit umschauender, in seinem Standes- oder Staatsvorurtheil befangener Beweisführung vorschreitet. So verwöhnte Leser dürfte die etwas breite, zerflossene, mehr zum Plänkeln geeignete, oft in mißigen polemischen Bewoorten sich ergehende Argumentation des Herrn Dr. Sander nicht sehr befriedigen. Haben wir der Kirche das Recht, ja, die Verpflichtung zuerkannt, in Sachen der Politik ihre Stimme zu erheben, so wünschen wir auch, daß diese Stimme ein zweischneidiges, nicht aber ein stumpfes Schwert sei. E. K—r.

Mannigfaltiges.

— **Busch's und Skelton's englische Umgangssprache.***) Herr Oscar Busch, der auch bei Brockhaus in Leipzig ein „Manual of German Conversation" zum Gebrauche für Engländer, die sich ins der deutschen Umgangssprache üben wollen, herausgegeben, hat mit seinem englischen Kollegen, Herrn Henry Skelton, in dem vorliegenden Buche ein für den Gebrauch der Deutschen, die nach England reisen, oder die sich für die Unterhaltung mit gebildeten Engländern vorbereiten, sehr praktisches Werk geliefert. In zwei Theile zerfallend, deren erster alle Anwendungen der in der Conversation am meisten vorkommenden Zeitwörter in ihrer verschiedenartigen, oft sehr fein nuancirten Bedeutung umfaßt, führt uns der zweite Abschnitt in die Unterhaltung über wissenschaftliche, politische, höhere Gesellschafts- und Touristen-Stoffe ein. Wir machen in dieser Beziehung auf die Rubriken „Kunst und Gesang", „Universität", „Wissenschaft, Literatur und Kunst", „Religion und Kirche", „Rechtspflege", „Handel und Gewerbe", „Staat, Heer und Marine" aufmerksam, die in ihren gegliederten Sätzen und in ihren Wörterverzeichnissen eine erschöpfende, sprachliche Belehrung über Alles enthalten, was den Gebildeten, der über diese Gegenstände zu sprechen wünscht, interessiren kann.

— **Eine Venus von Zucker.** Die Industrie-Ausstellung in Paris hat einen merkwürdigen Artikel aus Valenciennes erhalten; es ist ein Zuckerhut, den der Meisel eines Künstlers zu der schönsten weiblichen Büste verarbeitet hat. Jeder Zuschauer hält das Gebilde für den reinsten Alabaster und begreift nicht, woram es nicht in der Abtheilung für die schönen Künste aufgestellt ist. Die Venus Anadyomene, die nicht aus Meeresschaum, sondern aus Raffinirkohlen entstanden ist, macht unter den steifen Zuckerhüten einen tragikomischen Eindruck.

— **Thomas Price-Carn-hunanwc, der wallisische Geschichtsforscher.***) Der kürzlich verstorbene Thomas Price war den Freunden der wallisischen Literatur durchden Umfang und die Gründlichkeit seines Wissens ein wohlbekannter Mann. Im Jahre 1788 geboren, legte er sich schon früh auf das Studium seiner Mutterssprache und gewann bei verschiedenen Anlässen angelegte Preise für Aufsätze in Prosa und Versen. Als Alterthumsforscher begnügte er sich nicht mit den trockenen Hülsen winziger Thatsachen und Angaben, welche Viele als das All und Eins ihrer Untersuchungen ansahen; für ihn umfaßte das Studium der Vorzeit einen weit größeren Kreis; namentlich wollte er sich und Anderen zum möglichst sicheren Bewußtsein bringen, daß und welcherlei Civilisation unter seinen Landsleuten in den fernliegenden Zeiten existirt, und welchen Einfluß sie auf die folgende Generationen bis auf die unserige herab geübt hat. Und das ist nach unserem Dafürhalten, das einzig richtige Ziel, auf das die Alterthumsforschung sternen muß, wenn sie sich von dem Vorwurf der Kleinigkeitskrämerei frei halten will. Herr Price war aber kein blos wallisischer Gelehrter und Alterthümler; er war ein vielseitig gebildeter Mann. Er besaß eine angezeichnete klassische Bildung, zeichnete vortrefflich, war ein guter Musiker und Botaniker, und um dieses reiche Wissen und Können zu krönen, war er höchst liebenswürdig im Umgang und stets bereit, den Reichthum seiner Kenntnisse Allen zur Verfügung zu stellen, die sie benutzen wollten. Wir begrüßen also mit Freuden die Veröffentlichung seines Nachlasses nicht blos als ein nützliches Werk, sondern als einen gerechten und seinem Gedächtnisse gebührenden Zoll.

Price's Hauptwerk ist „Hanes Cymru", oder die Geschichte von Wales, ein Buch von verdientem Ruf; er hat darin sechs Jahre hindurch von 1836—42 alle Schätze seines vergangenen Lebens, Alles, was er wußte, dachte, fühlte mit sorgfältigem Fleiß niedergelegt. Er schrieb ferner: „Versuche über die geographischen Fortschritte der Herrschaft der Civilisation". Der gegenwärtige Band enthält: „Reise durch Britannien im Sommer 1829". — „Versuch, die Ueberreste alter Literatur in der wallisischen, irischen und gälischen Sprache vergleichend zusammenzustellen und ihren Werth für die Beleuchtung der alten Geschichte der geistigen Bildung der Briten, Iren und Gälen zu würdigen". — „Ueber den Einfluß der wallisischen Traditionen auf die europäische Literatur, ein Versuch". — „Geschichte der Sprache und Literatur von Wales aus den Jahren 1060—1294, ein kritischer Versuch". — „Geschichtliche Darstellung der Statuta Wallicæ, oder der Statuten von Rhuddlan, durch welche Wales dem britischen Reiche einverleibt wurde". Alle diese Schriften sind reich an Interesse, nicht blos für die spezielle Geschichte der wallisischen Literatur, sondern für die Kenntniß der Natur und den Umfang der celtischen Civilisation im Allgemeinen. Der zweite Band, der hoffentlich nicht lange auf sich wird warten lassen, verspricht uns eine Auswahl seiner Korrespondenz und Auszüge aus seinen zerstreut gedruckten Sachen. (L. G.)

*) Handbuch der englischen Umgangssprache. Nach einem neuen, vereinfachten Plane bearbeitet von Oscar Busch und Henry Skelton. Leipzig, Brockhaus, 1855.

*) The Literary Remains of the Rev. Thomas Price-Carn-hunanwc: Vicar of Cumdû, Breconshire, and Rural Dean. Volume I. Llandowery, Rees. London: Longmans.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 30 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und dem Expedition Kommen, Universitäts-Nr. 31), so wie von allen Postämtern angenommen.

№ 80. Berlin, Donnerstag den 5. Juli 1855.

England.

Bailey's Erdwiegung und deren Ergebniß.

Unter den mannigfachen Versuchen, die Gewichtsmasse und Dichtigkeit der Erde wissenschaftlich zu ermitteln, sind die von Bailey, früherem Präsidenten der astronomischen Gesellschaft zu London, für erstere und des Professor Airy für letztere die neuesten und vollkommensten. Letzteres Experiment kennen die Leser schon. Ersteres, als das abgeschlossenste und eined der großartigsten, das je in der Naturwissenschaft durchgeführt ward, verdient eine nicht minder genaue Anmerksamkeit. Eine Jahre lang Tag für Tag fortgesetzte, an sich trostlose, nimmtiose, ungemein empfindliche, von einem Hauch, von dem leisesten Wärmestrahl gestörte Beobachtung und Arbeit durch alle Gefahren und Irrungen siegreich hindurch zu führen, das ist ein Heroismus der Wissenschaft, der die Helden der Politik und der Schlachten mit ihren Mitteln und Zwecken kühn herausfordern kann.

Da die Erde nicht wie eine Seifenkugel auf der Krämerwage gewogen werden kann und auch der Hebelpunkt, von dem ans Archimedes sie ans ihrer Bahn schleudern wollte, noch nicht erreicht ist, wird es zunächst interessant sein, sich die Mittel, womit man diese ungeheure Last wirklich wog, näher anzusehen.

Man wiegt entweder absolut oder komparativ. Ersteren Prozeß kennt Jedermann aus dem Kaufmannsladen. Der komparative Wiegungsprozeß nimmt mannigfache Formen an und besteht wesentlich in Ermittelung des Verhältnisses, das Körper von verschiedener Schwere auf einen elastischen Körper, etwa auf eine Feder, einen Faden, einen Draht ausüben. Den Unterschied der Dehnung oder Biegung des elastischen Körpers, hervorgebracht durch die daran befestigten Körper, giebt das Gewichts- oder Schwereverhältniß der beiden letzteren.

Gewicht oder Schwere ist, wie Newton zuerst aussprach und es seitdem als allgemeines Naturgesetz gilt, nichts als Anziehungskraft der Körper gegen einander. Jedes Atom eines Körpers zieht jedes Atom des anderen Körpers an, und zwar desto stärker, je näher sich die Körper kommen. Die Anziehungskraft wächst im umgekehrten Verhältniß zu dem Quadrat der Entfernung. Außerdem versteht es sich, daß, je mehr Atome sich in einem Körper zusammendrängen, er desto mehr Anziehungskraft ausübt oder schwerer ist. Zu gleicher Zeit ist es durch sich selbst klar, daß zwei Körper, in der Nachbarschaft eines Dritten, diesen Dritten je nach ihrem Schwer- und Dichtigkeitsverhältniß anziehen. Man sieht daraus leicht, wie mannigfach man diese Naturgesetze anwenden kann, um die Schwere verschiedener Körper zu ermitteln. Man denke sich eine große Kugel in der Luft aufgehangen, darunter einen ganz kleinen Körper, und unter beiden die Erdkugel. Offenbar wird nun die kleine Kugel zwischen beiden von beiden angezogen, herabwärts von der Erde, aufwärts von der darüber hängenden Kugel. Läßt sich nun die allerdings kaum faßliche und sichtbare Anziehungskraft der oberen Kugel im Vergleich zu der viellausendmillionenmal größeren der Erde messen und ermitteln, so ist das schon der Keim zur Erdwage. In der That ist sie an sich kaum so künstlich, als eine Wage, auf der uns ein Pfund Kaffee zugewogen wird. Eine dünne, hölzerne Ruthe an einem zarten Faden wagerecht wie einen Wageballen aufgehangen, und die Wage ist fertig. Ist die Ruthe ziemlich lang und an dem möglichst seinen Seidenfaden aufgehangen, wird sie so empfindlich, daß sie durch die heranhangende Wärme der Hand beunruhigt wird, daß sie den leisesten Zug einer Schwerkraft in ihrer Nähe empfindet und zeigt, so viellausendbillionenfach größer auch die Anziehungskraft der Erde ist, welche sie zwingt, ruhig da zu hängen, so lange jeder andere Einfluß von ihr fern gehalten wird. Das Schwierige und Delikate besteht nun darin, alle Einflüsse, die nicht von der Attraction der Erde herrühren, fern zu halten oder die nicht zu vermeidenden mathematisch genau zu ermitteln und mit in Rechnung zu setzen, die Körper aber, welche ihr Attractionsverhältniß zu dem der Erde zeigen sollen, bis auf den tausendsten Theil eines Haares genau zu kennen, um die verhältnißmäßig unendlich kleine Kraft der Anziehung bestimmen zu können und so Faktoren zu bekommen, aus denen mathematisch und arithmetisch genau die quadrillionenmal größere Erdanziehung herausgezogen werden könne.

Die Baileyschen Experimente haben nun das vor allen anderen früheren Erdwiegungs-Versuchen voraus, daß mit allen von der Wissenschaft und Kunst verfügbar und erdenkbar gewordenen Mitteln die Wage selbst die empfindlichste und geschützteste war und alle störenden Einflüsse entweder genau mit berechnet oder überhaupt abgehalten wurden. Um einen Lichtstrahl, den Athemzug eines auf den Zehen Herannahenden, den Hauch der noch fernen warmen Hand, den leisesten Temperaturwechsel draußen u. s. w. entweder unschädlich zu machen, oder genau zu messen, wie viel solch eine Störung betrage, und sie demgemäß in das ungeheure Conto mit einzutragen, hatte Bailey Mittel ersonnen und angebracht, die den tiefsen, feinsten Scharfsinn, eine große Genialität und eine Hingebung, eine Ausdauer, einen tausendfach bewaffneten Blick, einen wissenschaftlichen Heroismus verrathen, wie dies nur der Mann von Fach verstehen und würdigen kann.

Die graphische und anschauliche Schilderung, welche Bailey von seiner Arbeit in den „Transactions of the Astronomical Society“ giebt, setzt uns in den Stand, der geheimnißvollen, dunkeln Zauberkammer, in der er Jahre lang wog, einen Besuch abzustatten und eine Vorstellung von seinen wissenschaftlichen Mysterien zu verschaffen. Sein Haus lag nicht weit von dem hinteren Eingange zum Britischen Museum, zurückgezogen von dem Geräusch der Straße, von einem stillen Garten umgeben, einstöckig, altmodisch und solide. Das Erdwiege-Laboratorium war ein 17 F. langer, 14½ F. breiter und 9 F. hoher Raum mit einem Eingange und einem norwärts gerichteten, doppelt geschlossenen Fenster (um plötzliche Temperaturänderungen abzuhalten; für die chemischen und allmäligen war anderweitig gesorgt). Ueber die inneren Scheiben war dickes Papier geklebt, um Licht- und Wärmestrahlen zu brechen. Anderes Licht fand eben so wenig Zutritt, als etwa Fremde. Der Mann arbeitete hier vier Jahre lang im Dunkeln allein, Tag für Tag, und ließ nur für Geschäfts- und Wissenschaftszwecke zuweilen Jemand herein. Am Fenster ist nur ein schmales Streifchen unbedeckt gelassen, welches die Divisions-Skala beleuchtet, auf der sich mittheilt, was an den Instrumenten vorgeht. In einem Winkel schlägt eine kostbare Uhr von Molyneux sehr laut Sekunden. Ein anderer Winkel wird durch eine dicke Barre, auf der Teleskope befestigt sind, ausgefüllt. Hinter ihnen steht der Beobachter, innerhalb des Bereichs von Schnüren-Endchen, mit denen er Instramente ziehen und richten kann, ohne seinen Standpunkt zu verlassen. Hinter ihm hängen kostbare Meisterwerke von Baro-, Thermo- und Hygrometern.

Die Wage selbst befindet sich in der Mitte des Zimmers. Von außen sieht sie wie eine große achteckige Kiste aus, 8 Fuß lang und 4 Fuß hoch. Freilich hat sie auf den ersten Anblick etwas Mysteriöses, Geisterhaftes. Sie ist mannigfach durchlöchert und jede Oeffnung luftdicht mit Spiegelglasscheiben geschlossen. Drum herum hängen in verschiedenen glitzernden Gestalten Goldpapiere mit Thermo-, Hygro- und Barometern. Aus der Mitte des Kastens erhebt sich eine Säule wie ein Schornstein bis in die Decke hinauf, ringsum mit Goldpapier beklebt, Alles, um Licht- und Wärmestrahlungen abzuhalten oder genau zu messen und zu buchen. Das ist der äußerliche Mantel der Wage. Innerhalb bemerken wir zunächst von der Basis aus eine solide, dicke Holzsäule, die auf eisernen Ringen und Spindeln drehbar ist, ohne im Geringsten von mathematisch genau vorgeschriebenen Linien abzuweichen. Auf der Säule liegt ein 8 Fuß langes, dickes Brett, mit verschiedenen Mitteln versehen, die jede geringste Abweichung von seiner Lage verhüten, wenn es große Lasten zu tragen bekömmt. Die Lasten, ungeheure Kugeln, für deren mathematische Genauigkeit die besten technischen Kräfte und die nimmtiösesten Prüfungen garantiren müssen, werden in Höhlungen, die auf beiden Endpunkten des Brettes angebracht sind, gelegt und für Experimente den Endpunkten der Wage so genähert, daß ihre Entfernung bis auf die kleinsten Theile einer Linie gemessen und durch Teleskope abgelesen werden kann. Die Bewegung dieses ganzen Apparates hat der Beobachter von seinem Winkel aus durch Schnüre und Drähte vollkommen in seiner Gewalt. Die Kugeln, welche als Attractionskörper im Vergleich zur Erd-Attraction verwendet werden, sind von Blei und wiegen jede 380 Pfund. Sie sind von dem berühmten Bramah verfertigt worden und gelten als die mathematisch genauesten Kugelformen, die existiren. Die mikro-

Digitized by Google

skopischen Untersuchungen, denen man ihre Oberflächen unterwarf, bilden allein eine der delikatesten naturwissenschaftlichen Arbeiten. Der Akt ihrer Wiegung in der „Bullion-Office" der Bank von England, auf einer Wage, welche den Kupfergehalt in einem Goldstücke bis auf ein Atom angiebt, war ebenfalls eine feierliche Arbeit der berühmtesten Autoritäten.

Die bisherigen Bestandtheile des Wiege-Apparats gingen vom Boden unten aus. Die übrigen kamen von Oben auf zum Theil beträchtlichen Entfernungen. An der Decke ist ein Balken mit allen möglichen Mitteln, die geringste Vibration zu verhüten, angebracht. Von diesem Balken durch die Decke führt die schornsteinartige Röhre mitten in den Wiege-Apparat hinein. Sie dient blos dazu, den zarten Faden, dessen Drehungen das Maß der Attraction der dem Wagebalken nahe gebrachten Kugeln angeben sollten, zu schützen. Diese Fäden waren für verschiedene Experimente von Kupfer, Eisen oder Seide; doppelt, einfach und von verschiedenen Graden der Feinheit. Oben hingen die Fäden in einer Schraube, die vom Beobachtungsplatze aus bewegt werden konnte. Unten kreuzen sie den Wagebalken, die Theil- (deal-rod) oder Drehruthe (torsion-rod), ein ungemein feines, genau balancirtes Stäbchen Holz, fünf Unzen schwer. Die beiden Enden der Drehruthe trugen an den feinsten Fäden kleine Kugeln für verschiedene Experimente von Elfenbein, Glas, Zink, dem leichtesten, und Platina, dem schwersten Metall, aber alle so empfindlich, daß sie den leisesten Athemzug in ihrer Nähe angeben. Sie hingen mit ihren Centren horizontal-parallel den großen bleiernen Kugeln, aber an entgegengesetzten Seiten, so daß das starke Brett, welches letztere trug, und die Drehruthe in der Position eines X waren, worin der starke Strich die Torsions- oder Drehruthe, der dünne das Kugeln tragende Brett repräsentirt. Die Torsionsruthe war noch besonders durch einen Holz- und Glaskasten geschützt, jedoch so, daß der Beobachter sie von seinem Platze aus durch Teleskope in ihrer ganzen Ausdehnung und in ihren leisesten Vibrationen sehen und diese Bewegungen messen und buchen konnte.

Von den wissenschaftlichen Waffen, Truppen und Polizeibehörden, womit die Apparate und der Beobachter umgeben waren, um Irrthümer und gesetzwidrige Handlungen eines der Apparate, oder Fremde, die ohne Paß eindrangen und sonstige Feinde abzufassen, abzuhalten, zu arretiren, zu Protokoll zu nehmen und den angerichteten Schaden in Abzug zu bringen, von Spiegeln, die als geheime Polizei in das Teleskop des Beobachters hineindenunzirten, von Linien, welche die großen Bleikugeln „küßten", so lange sie in ihrer vorgeschriebenen Stellung blieben, von Mikroskopen, die ihre Abweichung vom Pfade des Gesetzes bis auf ein Tausendstel Linie der Behörde anzeigten, von Drähten, obdachlose Elektrizität auszuweisen, Thermo-, Baro-, Hygro- und anderen Metern, welche fortwährend allseitig Gesetz und Ordnung hielten, das leiseste Unrecht korrigirten oder wenigstens als solches zu Protokoll gaben, damit ein künftiger Wiegemeister mit schärferen Beschwörungsformeln sie vermeiden könne, um vielleicht bis aufs Viertelpfund herauszurechnen, wie schwer die Erde sei, von diesen Behörden wollen wir hier nicht weiter sprechen, genug, daß wir wissen, sie haben ihre Schuldigkeit gethan, um der großen, erhabenen Zahl zu ihrem ersten Dasein zu verhelfen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Briefe über die Universal-Ausstellung von Paris.

(Schluß.)

Wir begnügen uns für heute mit dieser sehr flüchtigen Rundschau, da wir auf Einzelnes zurückzukommen Gelegenheit haben werden, und begeben uns auf die oberen Galerieen. Wenn wir dort mit der südwestlichen Ecke beginnen, so finden wir zunächst die Ausstellungen der Hansestädte, darunter Hamburg mit vielen Korbwaaren und Musikinstrumenten. Darauf folgen mehrere kleine Zollvereinsstaaten, ferner Bayern und Sachsen, die nicht eben glänzend vertreten zu sein scheinen; dann Preußen mit seinen Seiden-, Baumwollen- und Wollenwaaren. Darauf erblicken wir Oesterreich, welches hier seine Teppiche und Seidenstoffe ausgebreitet hat. Demnächst folgt Belgien, wo wir ebenfalls schöne Teppiche, namentlich aber die große Uhr von Collins bemerken, welche die Normal-Uhr des Industrie-Palastes ist. Die volle Hälfte der oberen südlichen Galerie gehört England, das hier den ganzen Reichthum seines Kunstfleißes ausgebreitet hat. Kaum wissen wir, was zuerst nennen, ob seine Sammet-Teppiche oder seine Tüllwaaren und Spitzen, oder seine optischen und mathematischen Instrumente, oder seine Gold- und Silberwaaren. Letztere sind in solcher erstaunlichen Fülle, in so unbeschreiblich gediegenen Prachtstücken vorhanden, daß man damit die Tafeln aller Potentaten Europa's schmücken könnte. Wenn wir, von allem diesem Glanze geblendet, uns abwenden und weiter schreiten, so gelangen wir in eine ganz neue fremdartige Welt. Wir befinden uns plötzlich inmitten von seidenen Zelten, Pavillons, Kiosks, deren rosaseidene Vorhänge das Licht dämpfen und uns die Welt des Orients vorführen mit ihren gold- und silberdurchwirkten Shawls, Teppichen, Turbanen, ihren Möbeln aus Sandel- und Ebenholz, ihren zahllosen Gegenständen aus Gold, Silber, Elfenbein, ihren leichten Binsenmatten, ihren Wassern, Wohlgerüchen, Schmucksachen, kurz, das Reich der Hindu.

An der Ostseite der oberen Galerie, Ostindien zunächst, erhebt sich ein Pavillon im maurischen Style für die türkischen Produkte, die aber bis jetzt noch fehlen. Demnächst folgt Toskana mit schönen Marmor-Arbeiten, Möbeln und Strohflechtwaaren, dann Sardinien und der Kirchenstaat, mit Seidenwaaren, Mosaik- und Marmor-Arbeiten. So gelangen wir zu der nördlichen Galerie, die, gleich der unteren, ausschließlich von Frankreich eingenommen ist, und zwar von den Fabrikaten aus Lyon, Mühlhausen, Rouen und anderen Manufakturstädten. Die Westseite der oberen Galerie gehört den nordischen Staaten Schweden, Norwegen, Dänemark und Holland. Die Kopenhagener Industrie ist durch mehrere sehr hübsche Kunstmöbel vertreten, Holland durch Schiffsmodelle und sonstige Marinegegenstände. Vergessen wir endlich nicht die sechs Treppenhäuser, die in dem ganzen Gebäude allein einen monumentalen Charakter haben. Man hat in den Treppenhäusern vor den Fenstern die Glasmalereien, ferner auf den Treppenwangen verschiedene Gruppen in Bronze und Zink aufgestellt, in dem südwestlichsten Treppenhause befinden sich unter anderen auch die reichhaltigen Erzeugnisse der Berliner Wachstuchtapetenfabriken.

Durch die große Mittelthür an der Südseite des Gebäudes treten wir in den Verbindungsflügel, welcher die Rotunde des ehemaligen Panorama in sich schließt; der Bau ist in der Art aufgeführt, daß die Rotunde in der Mitte einer achtzig Fuß breiten Galerie liegt, welche im Innern ganz im Style des Industrie-Palastes aus einem Mittelschiff und zwei Seitenschiffen besteht. Um die Rotunde herum führt eine konzentrische Galerie. Hier sind die Pariser Möbel, die Musik-Instrumente und die Fußteppiche aufgestellt. In der Rotunde selbst kommen die Erzeugnisse der Gobelin-Manufaktur, der Teppichfabriken von la Savonnerie und Beauvais, der Porzellan-Manufaktur zu Sèvres, endlich in der Mitte die Krondiamanten zu stehen. Außerhalb der Rotunde befindet sich ein halbdoffener Rundgang, in welchem die großen Buffets eingerichtet werden. Alle diese Baulichkeiten werden aber erst in den nächsten Tagen vollendet sein.

Der Verbindungsflügel des Panorama konnte nicht zu ebener Erde bis zur großen Maschinen-Galerie herangeführt werden, weil man sonst die vom Platz de la Concorde nach Chaillot und Passy führende Straße Cours la Reine dem Verkehr hätte entziehen müssen. Man hat sich deshalb entschließen müssen, jenen Flügel bis zur genannten Straße zu führen und von da ab die Verbindung mit dem Langhau an der Seine durch eine Brücke zu bewerkstelligen, unter welcher die Straße durchführt. Die Brücke ist mit Glas gedeckt und in zwei Abtheilungen getheilt, eine für die aus dem Industrie-Palaste und eine für die aus dem Langhau Kommenden. Wir geleiten auf dieser Brücke den Leser in die Maschinen-Galerie, die bis jetzt dem größeren Publikum noch unzugänglich ist. Beim ersten Anblick dieser Galerie wird man sehr überrascht von der fast unabsehbaren Perspektive, die sich uns eröffnet, denn nicht weniger als 3600 Fuß mißt dieses sogenannte Ergänzungsgebäude. Hat man sich aber gesammelt, dann treten die Fehler hervor, welche dem Baue mit Recht vorgeworfen werden. Er ist wie das Hauptgebäude viel zu niedrig. Es ist unglaublich, daß man, mit den vorhandenen Geldmitteln und nach den in London gemachten Erfahrungen, nicht einen wirklichen Krystall-Palast hat errichten können. Man führt als Entschuldigung an, daß man ein dauerndes Gebäude habe aufführen und somit zu den Quadersteinen seine Zuflucht habe nehmen müssen. Diese Entschuldigung ist schon darum nicht ganz stichhaltig, weil der Palast zu Sydenham bekanntlich ebenfalls aus Glas und Eisen errichtet ist. Die Maschinen-Galerie soll übrigens doch nur für die Dauer der Ausstellung erbaut sein und später eingerissen werden. Warum hat man dieser denn nicht wenigstens jenen leichten großiosen Charakter gegeben, den alle Welt an dem Krystall-Palast von Hyde-Park und Sydenham bewundert? Es sieht gerade aus, als hätten die französischen Architekten etwas darin gesucht, jenen bewährten Styl nicht zur Anwendung zu bringen und in der breit getretenen Bahn des Veralteten zu bleiben.

Doch diese Betrachtungen sind insofern müßig, als das Gebäude fertig da steht und wir es so anzunehmen haben, wie es einmal ist. In Bezug auf die darin zur Auffstellung kommenden Industrie-Erzeugnisse zerfällt die Galerie in drei ziemlich gleich große Theile. In dem östlichen, dem Platz de la Concorde zunächst gelegenen Theile sind, wie im Hauptgebäude, obere Galerieen errichtet, so daß der untere Raum in ein Mittelschiff und zwei Seiten-Galerieen zerfällt. Hier befinden sich die stillstehenden Maschinen und Apparate, Rohprodukte aller Art, Bergwerks-Erzeugnisse, auf den oberen Galerieen die Erzeugnisse aus den überseeischen englischen Kolonieen, aus Australien, Kanada, ferner die algierischen Produkte. Noch ist hier wenig oder nichts in dem Chaos

zu unterscheiden, das Meiste liegt noch in Kisten und Ballen verpackt, des Tages der Erlösung harrend.

Der interessanteste Theil der Ergänzungs-Galerie ist jedenfalls wohl der westliche, denn dort sind die Maschinen aufgestellt, welche in Bewegung gesetzt werden sollen. Man hat zu diesem Zweck außerhalb der Galerie, und zwar auf einem mächtigen, über dem Seine-Ufer-rande errichteten Pfahlwerke, sieben Dampfmaschinen von zusammen dreihundert Pferdekraft aufgestellt, welchen das Wasser vermittelst einer hydraulischen Horizontalmaschine zugeführt wird. Diese Dampfmaschinen setzen eine eiserne Welle von beinahe dreihundert Fuß Länge in Bewegung, welche vermittelst Kolben mit den aufgestellten Maschinen in Verbindung gesetzt ist. Die Welle ist nicht unter dem Fußboden angebracht, sondern sie ruht auf sechzig gußeisernen Pyramiden von achtzehn Fuß Höhe, über welche eine Galerie hinführt, um mit Leichtigkeit jeden Punkt des riesigen Mechanismus den Aufsehern zugänglich zu machen. Die Dampf- und die Wasser-Röhre liegen unter dem Fußboden. Dem Urtheile der Sachverständigen nach, ist dieses Maschinenwerk mit großer Geschicklichkeit und Sachkenntniß angelegt und ist an und für sich schon ein sehr interessantes Ausstellungs-Produkt. Neben den Trieb- und Dampfmaschinen befindet sich auch ein Probierzimmer, in welchem die Verfertiger der Maschinen letztere den Geschworenen auf Verlangen erklären werden. Den mittleren Raum der Galerie nehmen Locomotiven und andere, besonderes Interesse darbietende Gegenstände ein. Im Mittelpunkte des Saales befindet sich ein Springbrunnen, dessen Strahlen hoffentlich die drückende Hitze dieses Treibhauses etwas mildern werden.

Daß wir endlich nicht der halbofficiellen Galerie vergessen, welche neben dem Hauptgebäude und zwar zwischen denselben und der Maschinengalerie erbaut worden ist; dort werden die Ackerbaugeräthe, die Wagen und die Sattlerarbeiten ausgestellt. Und so hätten wir die Industrieausstellung in allen ihren Theilen durchwandert, und einen ersten Ueberblick über dieselbe gewonnen. Es bleiben uns für heute nur noch einige Bemerkungen über die Beziehungen des Publikums zu der Ausstellung hinzuzufügen. Die Unternehmer des Industriepalastes haben bei der Gründung ihres Unternehmens die Sitten und Gewohnheiten der Franzosen zu berücksichtigen vergessen. So lange es in Frankreich Kunst- und Industrie-Ausstellungen gegeben hat, sind dieselben dem Publikum stets unentgeltlich geöffnet gewesen. Höchstens wurde ein Tag in der Woche für zahlende Besucher reservirt, und der Eintrittspreis überstieg dann nie einen Franc. Der Pariser liebt Schaustellungen und Schauspiele aller Art mehr, als alle übrigen Hauptstädte der Welt, aber sie dürfen ihm nichts kosten. Mag man dies kritisiren wie man wolle, die Thatsache steht nun einmal fest, und man muß mit derselben rechten. Statt dessen aber haben die Unternehmer für fünf Tage der Woche den Eintrittspreis auf 1 Fr., für den Sonntag auf 20 Cent. und für den Freitag auf 5 Frcs. festgesetzt. Die Folge hiervon wird sein, daß die große Masse, die doch immer noch aus Franzosen besteht, am Sonntage die Ausstellung besuchen wird, so daß an den übrigen Tagen die Fremden allein die Gäste sein werden; mag die Zahl der letzteren auch noch so bedeutend werden, durch sie allein werden die Unternehmer schwerlich existiren können. Durchaus problematisch scheint uns der Erfolg die Fünffranken-Tage zu sein, wenn auch die ersten vierzehn Tage allerdings nicht maßgebend sein können, da sich natürlich wenige Leute bereit finden ließen, für das Beschauen leerer Schränke 5 Frcs. zu zahlen. Neuerdings hat man davon gesprochen, daß die Regierung das ganze Unternehmen käuflich an sich bringen und dann den Eintritt, mit Ausnahme von zwei Tagen in der Woche, gänzlich freigeben wolle. Wir können nicht sagen, ob dies Projekt wirklich zur Ausführung kommen wird, im Publikum findet es, aus den erwähnten Gründen, großen Anklang.

Der Fremdenbesuch in Paris ist bis jetzt noch weit entfernt von jener Höhe, welche die Herren Gastwirthe und Restaurateurs seit einem Jahre geträumt hatten. Das schlechte Wetter und der notorisch unvollendete Zustand der Ausstellung trugen wohl die Hauptschuld davon. Man kann sich kaum einen Begriff von der Verwirrung machen, welche dadurch in sehr vielen Handels-Unternehmungen entstanden ist. Sanguinisch, wie die Franzosen sind, glaubten sie nicht anders als von Anfang Mai an würden die Fremden millionenweise nach Paris strömen. Da wurden denn nun in aller Eile Hotels, Speiselokale, Kaffeehäuser, Bazare angelegt, Alles in der Hoffnung, daß der starke Fremdenbesuch die ersten Anlagekosten mehr als hinreichend decken würde. Diese übertriebenen Illusionen sind nun zerstört, zum größten Glück der Reisenden, welche jetzt sicher sind, ihre Bedürfnisse nicht viel theurer zu bezahlen, als unter gewöhnlichen Verhältnissen.

Noch etwas über den „Todtentanz".

In Nr. 37 und 38 dieser Blätter vom 27. und 29. März d. J. wurde Dr. G. Kastner's ausgezeichnetes Werk: Les danses des morts ausführlich besprochen und hierbei erwähnt, daß sich mit diesem für die Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters höchst wichtigen Gegenstande in Deutschland nur Maßmann beschäftigt habe. Die neueste Leistung eines unserer hervorragendsten Germanisten, welche denselben Stoff behandelt, wurde dabei übersehen. Wilhelm Wackernagel lieferte vor kurzem in Moriz Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. IX. S. 302—365 eine sehr interessante Abhandlung über den Todtentanz, welche füglich als wichtiger Nachtrag zu Kastner's oben genanntem Werke betrachtet werden kann, obwohl beide, wie es scheint, unabhängig von einander geschrieben wurden.

Der Verf. entwirft zuerst ein Bild der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, das als ein in jeder Beziehung freudeloses und abschreckendes sich darstellt; Kriege wütheten und rafften, ohne, von höheren Ideen getragen, Begeisterung zu erwecken, Tausende und wieder Tausende von Menschen dahin, und alle Schrecken der Natur, Pest, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Hungersnöthe durchzogen verheerend Europa von einem Ende zum anderen. So, um nur ein Beispiel anzuführen, wurde Basel im Jahre 1314 von einer Pest, an welcher 14,000 Menschen starben, und darauf von einer Hungersnoth bis zu den Gräueln der Verzweiflung, 1349 vom schwarzen Tode, der noch schrecklicher wüthete, 1356 am Unglückstage von einem Erdbeben und in späteren Jahren wiederum von Erdbeben und Seuchen heimgesucht. Und im fünfzehnten Jahrhundert brach im Jahre 1439 über dieselbe Stadt und auch über das in ihr versammelte Konzil eine furchtbare Pest herein, nachdem schon während des Jahres vorher eine schwere Theurung geherrscht hatte.

Diese Umstände zusammengenommen mögen die damalige Menschheit oft zur Betrachtung der Vergänglichkeit der irdischen Dinge und zur Beschäftigung mit dem Gedanken an den Tod gebracht haben. Daher die zahlreichen artistischen und literarischen Werke jener Jahrhunderte über diesen Gegenstand.

Vor dem vierzehnten Jahrhundert geschah die Verbildlichung des Todes meist noch ohne Zuthun des Humors in einem einfachen, aber durch die Einfachheit großartigen Style. Für die Neigungen und Anschauungen des vierzehnten Jahrhunderts aber waren diese Bilder zu heidnisch einfach, zu unmittelbar; man ließ sie fallen und griff dafür nach Bildern, welche dem Alltagsleben näher standen und die den Eindruck des Erhabenen dadurch machten, daß sie das Große in verhältnißmäßig Niederes und Geringes, je Gemeines kleideten, z. B. verglich man das Leben mit dem Schachspiel, den Tod mit dem Matt oder mit dem Kußräumen der Zigeuner, oder der Tod wird als ein Fest dargestellt, welches die Welt den Menschen giebt. Hieran denn endlich fehnt sich die Zusammenstellung des Todes mit Musik und Tanz. Nun geht Wackernagel auf diejenigen literarischen und artistischen Werke über, in welchen nur solche Todtentänze im engeren Sinne des Wortes überliefert sind, und bespricht zuerst diejenigen Fälle, wo die Personifizirung und Verbildlichung des Todes nur gelegentlich und nur vorübergehend in den Denkmälern unserer alten Literatur entgegentritt; dabei jedoch ließ man es nicht bewenden, man schritt zu abgesonderten und abgeschlossenen Darstellungen weiter fort, und schon im vierzehnten Jahrhundert ward der musizirende und mit den Menschen davontanzende Tod zum Gegenstande dramatischer Dichtung und Schaustellung gemacht. Solche öffentliche Aufführungen des Todestanzes lassen sich im fünfzehnten Jahrhundert für Deutschland, Frankreich zu Paris (1424) und Besançon (1453) und für Italien zu Florenz nachweisen. Sie standen in naher Beziehung zur Kirche, wurden von Geistlichen veranstaltet und geleitet, in und bei den Gotteshäusern aufgeführt, und es scheint, daß ursprünglich auch die in der Legende s. g. Makkabäer, d. h. der sieben Brüder sammt der Mutter und Eleasar, die unter Antiochus Epiphanes den Märtyrertod erlitten, in den Todestänzen eine vorzügliche Rolle gespielt haben, falls man nicht blos die Aufführung derselben zuerst an deren Fest verlegte; nur so aber so erklärt sich der in Frankreich allübliche Name la Macabre, chorea Maccabeorum. Die alte Kirche hat nur zweierlei ungetanften, blos in ihrem Blute getauften Heiligen eigene Feste gewidmet, jenen Makkabäern und den unschuldigen Kindlein, und zu Paris fanden die Tänze der Makkabäer „aux Innocents", im Kloster der unschuldigen Kindlein, statt. Von Frankreich ging der Todtentanz schon im vierzehnten Jahrhundert nach Spanien über, wo er zuerst unter dem Namen danza general und im sechzehnten Jahrhundert als ein schon sehr allegorisirtes Frohnleichnamsspiel erscheint. Die Anschauung vom Todtentanze wurde in Spanien nie so heimisch, wie sie es in Frankreich und in Deutschland war. Der altfranzösische Todtentanz ist durch Schrift und Malerei auf uns gekommen; den Todtentanz, welcher auf der Kirchhofmauer des Klosters aux Innocents, wo man den Todtentanz zu spielen pflegte, gemalt war, haben wir in Druck und Holzschnitt vom Jahre 1485; außerdem ist in Frankreich der Todtentanz von Angers und der in der Abteikirche von La Chaise-Dieu erhalten. Eben so wie nach Spanien gelangte der Todtentanz auch von Frankreich aus nach England. Frankreich hat neben den Bildern das Gedicht fast durchweg fallen lassen, eben so Spa-

Digitized by Google

nien und England, welche beide erst durch den französischen Vorgang angeregt wurden; Deutschland hingegen wurde von der dichterischen und von der bildenden Behandlung des Stoffes länger, mannigfaltiger und eigenthümlicher angeregt und beschäftigt als irgend ein anderes Land. Die bedeutendsten Todtentänze Deutschlands sind: ein Gemälde in einer Kapelle der Marienkirche zu Lübeck aus dem vierzehnten Jahrhundert, mehrfache handschriftliche oder in Holz geschnittene Aufzeichnungen aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in den Bibliotheken zu Heidelberg, München und an einigen anderen Orten; dann in dem ehemaligen Frauenkloster zu Klingenthal in der Kleinstadt Basel aus dem vierzehnten Jahrhundert und diesem nachgebildet an der Kirchhofmauer des Klosters der Predigermönche in Großbasel, an den inneren Wänden der neuen Predigerkirche zu Straßburg und an der Kirchhofmauer des Predigerklosters zu Bern, gemalt im zweiten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts von dem als Maler, Dichter und Staatsmann berühmten Nikolaus Manuel, und endlich Hans Holbeins imagines mortis, welche wohl nur uneigentlich den Todtentänzen beigezählt werden dürfen. Eine bildliche Darstellung, welche diesen französischen und deutschen Todtentänzen ihrem Stoffe nach nahe verwandt ist, ist das treffliche Wandgemälde, den Triumph des Todes darstellend, von Andrea Orcagna (gefunden 1389) in der Bogenhalle des Campo santo in Pisa.*)

So finden wir diese kulturhistorisch hochwichtige Erscheinung in den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters durch alle Länder West-Europa's: Deutschland, Frankreich, England, Spanien und Italien, verbreitet und gepflegt, und zwei Kunstgattungen, Poesie und Malerei, tragen zur Durchführung derselben bei; Grund genug, ihr in jeder Beziehung volle Aufmerksamkeit zu schenken. J.

Mannigfaltiges.

— Dr. Petermann's geographische Mittheilungen. Die beiden jüngst erschienenen Monatshefte von Dr. A. Petermann's „Mittheilungen aus der geographischen Anstalt von Perthes" (Nr. III. und IV.) sind wieder eben so reich an neuem Material zur Erdkunde, als wohl ausgestattet durch die beigegebenen Kärtchen, die als wahre Musterblätter zu betrachten sind, sowohl was die Genauigkeit und Zierlichkeit der Zeichnung, als was die Sauberkeit und Schärfe des Druckes betrifft. Besonders die südatlantische Klippen-Insel Tristan da Cunha (in Nr. III.), zur Zeit der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena eine englische Truppen-Station, und der arktische Archipelagus der Parry-Inseln (in Nr. IV.) können als Bereicherungen der neueren deutschen Kartographie betrachtet werden. Dieselben beiden Hefte bringen zugleich zwei über sehr verschiedene Gebiete sich verbreitende, jedoch in gleicher Weise das geographische Interesse in Anspruch nehmende Abhandlungen über die Reisen des Dr. H. Barth in Central-Afrika (wobei einige bisher noch nicht bekannte Briefe desselben an seine Verwandten und an den Ritter Bunsen mitgetheilt werden) und über die Ergebnisse der Belcher'schen Expedition in die Gewässer des arktischen Amerika, vom Sept. 1852 bis zum Sept. 1854. Die letztgedachte Expedition hat eben durch Auffindung dieser neuentdeckten, arktischen Küsten zu der obengedachten Karte des Archipels der Parry-Inseln (vom 73. bis zum 78. Gr. N. Br.), durch welche die bisher auf unseren Karten eingetragene Gestalt dieser Polar-Region eine wesentliche Berichtigung erhält, Anlaß gegeben. Es wird Niemand, der mit den Fortschritten der geographischen Wissenschaft an courant bleiben will, der Kenntnißnahme der Petermann'schen Mittheilungen sich entschlagen können.

— Richard Lalor Sheil.**) Sheil war Katholik und Irländer, zwei Eigenschaften, die ihm bei einem hochkirchlichen Engländer aber nicht zur Empfehlung gereichen konnten. Und es mag daher als ein unverdächtiges Zeugniß gelten, daß Sheil zu den seltensten Erscheinungen gehört habe, wenn der Referent der untengenannten Schrift in The Critic sich ungefähr also über ihn vernehmen läßt: „Sheil war kein gewöhnlicher Mensch. Wenn seine schrille, barsche Stimme mit einiger Intensität und Herbe die kurzen, gedrängten, heftigen und energischen Gedanken ausströmte: dann fühlte jeder Hörer, er sei hier in der Gegenwart einer hervorragenden, wenn auch nicht der hervorragendsten Persönlichkeit. Auch dem Leser muß diese oratio pressa das Geständniß abnöthigen, der Verfasser sei ein Meister — der Worte. Das glitzert und funkelt und spritzt in erdenklich buntester Mannigfaltigkeit nach allen Seiten hin, und die sprühenden Funken fallen in die Ohren nicht gleich dem Thau auf den Citharon, nicht gleich Nestor's honigsüßen Worten; eben so wenig dröhnen sie gleich dem Rollen des Donners; aber wie dieser, wenn etwas milder gestimmt, rauschen sie hernieder unter goldenen, blendenden Schauern. Seine Reden gewahnen uns an die Feenmärchen, in welchen der Wanderer durch nimmer endende Reihen von Gärten, auf goldenem Boden, zwischen dichtgepflanzten Bäumen kreist; diese tragen aber nur Edelsteine statt der Früchte. Der hungernde und verschmachtende Pilger sieht sich nach einer Pomeranze, nach einem Apfel um; verlangt mindestens nach einem Bissen Brod, nach einem Trunk Wasser — vergebens: Nichts denn Gold und Diamanten. So durchwandert Unsereins die schimmernde Wüste der Sheil'schen Reden. Bilder-Reichthum, Metaphernfülle, scharfgespitzter Ausdruck, getaucht in Schwefelsäure, mitunter in Natterngift — das Gepräge ist jeder Periode aufgedrückt. Es ist eine Sprache, die, eingeständlich, Wunden schneiden und sie obendrein aufreißen und vergiften will; es durchweht sie ein ödrenender Ost, scharf und doch sonnig, wolkenlos und doch schwül; sie ist berufsmäßig für das Auge und peinigend für das Gefühl; sie erweckt keine Sympathie im Herzen, keine Saite der Leidenschaft klingt nach — nur der Verstand findet bei ihr seine Rechnung. Sie hat zu dem leichtentzündbaren Volke, an das sie sich ursprünglich wandte, und zu den pflegmatischen Mitgliedern des englischen Parlaments, freilich in weit schwächerem und minder sicherem Takte, gesprochen. Dort wirkte sie, wie alles Kühne, Stürmische, Phantasiereiche auf solche Hörer zu wirken pflegt; hier verdunkte sie ihren Eindruck zum Theil dem paradoxen Ton, zum Theil der Wahlverwandtschaft des bleiernen Temperaments zum Quecksilber. Aber es fehlte dem Gesammtbild seiner Sprache an jenen Naturzügen, die, wie man sagt, alle Menschen zu Brüdern machen. Ihre Darstellung schon verrieth das innere Wesen; die helle, durchdringende, eintönige und bis zum Geschrei überspannte Declamation, die so oft „eine Leidenschaft in Fetzen reißt" zeigte den klaren Verstand, die schlagfertige Logik, die lebhafte Phantasie, sie sagte aber Nichts, was von jener Brüderschaft mit den Millionen gezeugt hätte. Sheridan spaltete das Herz mit dem zweischneidigen Schwerte seines Witzes; Curran entlockte Thränen; Gratian entflammte zum Muth; unter O'Connell's Sarkasmen wanden sich die Zuhörer vor Lachen; man erinnert sich aber nicht, daß Sheil sein Auditorium je zu Thränen, zur Wuth, zum Lächeln gebracht hätte; es lauschte mit Bewunderung und ließ gelegentlich die ruhige Aeußerung hören: Prächtiger Vergleich! Klarer Schluß! Geistreicher Einfall! — Uebrigens besaß er eine schöne wissenschaftliche Bildung, war ein leidlicher Jurist, ein guter Diplomat und ein feiner, angenehmer Gesellschafter, vertrat aber in keinem hervorragenden Grade irgend ein großes Prinzip, irgend eine große Partei. Seine gelehrten Schriften, die ihrer Zeit einen zweideutigen Ruf hatten, werden nicht mehr gelesen, und kaum steht zu erwarten, daß seine Reden und seine übrigen Werke der Vergessenheit entgehen werden; ein Schicksal, das in unseren Zeiten Alles unausbleiblich und schnell ereilt, was nicht zum höchsten Rang des wissenschaftlichen Genius gehört. Nach und nach werden sie fossil werden; indeß besprechen sie Themata, die mit den Interessen des Tages zusammenhängen, und verdienen immer noch Aufmerksamkeit, als das Vermächtniß eines unbestritten tüchtigen Mannes."

— Gemästete Kinder. Der bekannte großartige Marktschreier Barnum hat eine neue Art von Industrie-Ausstellung, eine „Babyshow", angekündigt. Er bietet in amerikanischen Blättern die höchsten Preise aus für schöne fette Kinder, die er in den Sälen seines New-Yorker Museums ausstellt. Für die drei schönsten stärksten Säuglinge unter einem Jahr setzte er drei Preise von 50, 15 und 10 Pfd. Sterl. aus, für die drei schönsten Zwillinge 70. Für Drillinge das Doppelte. Für das fetteste Kind unter sechzehn Jahren wird der verhältnißmäßig höchste Preis ausgesetzt, vermuthlich weil das Wachsthum in den Jahren vor der Reife dem Fettwerden am meisten Hindernisse in den Weg legt. Ob die Kinder weiß sein müssen oder schwarz sein können, wird nicht gesagt; wahrscheinlich ist Letzteres gestattet, denn weiße Aeltern werden schwerlich ihre Kinder wie Mastvieh ausstellen und bezahlen lassen.

— Zur Theuerungsfrage. Die Revue des deux Mondes erzählt unter ihren „vermischten Nachrichten", eine neue Zugabe des Blattes, daß seit 1700 bis 1855 der Preis des Brodes sich verdreifacht hat; des Preis des Fleisches hat sich verdierfacht, dagegen sind soft alle Produkte der Industrie billiger geworden: Tuch, Wolle, Seide, Baumwolle haben den dritten oder vierten Theil ihres Preises, aber auch ihres Werthes verloren.

*) Wenn wir nicht sehr irren, findet sich dieses Bild in Guhl und Caspar's Atlas zu Kugler's Kunstgeschichte, welcher uns eben jetzt nicht zur Hand ist.

**) Memoirs of the Rt. Hon. Richard Lalor Sheil. By W. Torrens M'Cullagh. London: Hurst and Blackett.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 39, und beim Spediteur Neumann, Universitätsstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Postämtern, angenommen.

№ 81. Berlin, Sonnabend den 7. Juli 1855.

Frankreich.

Der falsche Dauphin in Amerika.*)

O imitatores serrum pecus! möchte man mit Horaz gegen die Plagiatoren, die Geschichte machen, anrufen. Wie selten ist hier etwas Originelles, selbst im Verbrechen, selbst in der Thorheit. Wie viel Revolutionen der Griechen wiederholten sich in unverändertem Abdruck! Wie viel große Männer der Neuzeit sind nichts Anderes, als Affen des Alterthums! Herodot erzählt uns, daß der König Kambyses, bei dem es nicht ganz richtig im Kopfe war, im Traume seinen Bruder Smerdis auf dem Throne sitzen und mit dem Haupte das Firmament berühren sah. Kambyses glaubte an Träume. Sofort entsandte er einen vertrauten Diener nach Susa, der ihm den gefährlichen Bruder vom Halse schaffte. Bald darauf starb Kambyses selbst. Nun lebte in Persien ein Mann von Kopf, seines Gewerbes ein Magier, dem es einfam, sich für den seligen Smerdis auszugeben, was ihm um so leichter gelang, als Kambyses todt war und der Mörder des Prätendenten sich wohl hütete, sein Werk bekannt zu machen, da der verantwortliche Redakteur ihn nicht mehr decken konnte. Dieser Magier, das muß man doch sagen, wenn er das Schelmenstück erfand, war groß in seiner Art. Unglücklicherweise hatte er keine Ohren; der hochselige Kambyses hatte sie ihm, ich weiß nicht um welche Lumperei, abschneiden lassen. Eine der Sultaninnen kam dahinter und steckte es einigen Großen, die zu stolz waren, um einem ohrenlosen König zu gehorchen. Nach einigen Monaten seiner Regierung wurde der falsche Smerdis in seinem Palaste erwürgt. Man vergaß mit der Zeit sein tragisches Ende und erinnerte sich blos, daß er eine Weile Herr des ungeheuren Reiches, Besitzer der Schätze Cyrus', Nutznießer des Harems Kambyses, war, und man zog die Moral daraus, daß der Betrug gelingen konnte, wenn der Schelm Ohren gehabt hätte.

Ob Perkin Warbeck, der sich für Richard IV. ausgab, den Herodot gelesen, weiß ich nicht; aber daraus möchte ich schwören, daß der falsche Dmitri in Rußland vom falschen Smerdis etwas gehört hat; denn ich finde, daß er in einer seiner Ansprachen die Gelegenheit vom Zaune bricht, die Assyrer und Meder anzuführen. Hier gackt, wie mir scheint, das Langohrkläppchen aus der Löwenhaut hervor und das Gewissen verräth den Plagiarius. Dem sei, wie ihm wolle, genug, der kühne Magier hat mehr als Einen Nachtreter gefunden und zur Stunde lebt irgendwo in Amerika ein Reverend, Eleasar Williams, protestantischer Missionär, Irokese von Geburt und wie die Leute munkeln, von schwachem Glauben, der, nach Herrn Hanson, in der unten genannten Schrift,**) kein Anderer wäre, als Ludwig XVII., König von Frankreich und Navarra. Bis jetzt übrigens — das sei in aller Eil bemerkt — hat der Reverend noch keinen Versuch gemacht, den Thron seiner Väter in Anspruch zu nehmen; er scheint hauptsächlich mit der Bekehrung der Mohawks, ob Götzendiener oder Papisten, beschäftigt; denn so wie so dünkt ihm ihr Seelenheil gefährdet.

Der Biograph dieses neuen Prätendenten ist ein Mann von Geist, den Europa ziemlich schlecht, Frankreich gar nicht kennt; überdies ein pfiffiger Advokat, ein scharfsinniger Haberecht, ein gewandter Wortverdreher, der Euch in den einfachsten Andrücken einen versteckten Sinn wittert. Mit Einem Worte, er spaltet Euch — wie man zu sagen pflegt — ein Haar in vier. Vor hundertfunfzig Jahren würde er wahrscheinlich einen großen Ruf als Genealogist erlangt haben, wenn er sich darauf gelegt hätte, den reichgewordenen Findlingen in der Straße Quincampoix Adelstitel zu verschaffen.

Nach einem schon etwas verbrauchten Rezept aller Advokaten, die eine kitzliche Sache übernommen haben, fängt Herr Hanson damit an, die Geschichte des wahren Dauphins, Sohnes Ludwig's XVI., ganz gehörig durch einander zu werfen. Zu diesem Behuf übersetzt und kommentirt er in seiner Weise das Werk des Herrn A. v. Beauchêne, der über die letzten Augenblicke des unglücklichen Kindes so viele und so mühsame Untersuchungen angestellt hat. Sobald es ihm gelungen ist, einen Zweifel über irgend ein Thatsächelchen anzuregen, säumt er nicht, demerklich zu machen, daß er seine Argumente einem Schriftsteller entlehnt habe, der von dem Tode des Dauphin überzeugt ist, und zieht daraus, wie aus dem Zugeständniß eines Gegners, seinen Vortheil. Beauchêne, ein bis zur Peinlichkeit gewissenhafter Geschichtschreiber, hat keine Nachweisung vernachlässigt und mußte hin und wieder mehr oder minder bestreitbare Zeugnisse zulassen. Er unterwirft sie übrigens einer strengen Kritik, und mit großer Behutsamkeit benutzt er die Mittheilungen, die ihm lange nach dem Tode des jungen Prinzen zugehen. Man begreift, daß die Menschen, die während seiner Gefangenschaft in seine Nähe gekommen, nothwendig etwas verdächtige Zeugen sind. Einige mochten die Thatsachen entstellen, um ihr Benehmen zu entschuldigen oder gelleud zu machen; Andere, ohne irgend welchen eigennützigen Beweggrund, ließen sich von dem so gewöhnlichen Hang leiten, ihre klägliche Erzählung auszuschmücken. Fern sei es, die zarten und gefühlvollen Worte, die, nach der Aussage seiner Wächter, dem Prinzen in den letzten Tagen seines Todeskampfes entschlüpft sein sollen, in Zweifel zu ziehen! Die furchtbare Umwälzung, welche die Todesnähe in einem Kranken hervorruft, erklärt die außerordentliche Entfaltung der Intelligenz hinlänglich. Bis jetzt war man der Meinung, daß das unglückliche Kind, dem man durch den Schrecken jene schmachvollen Aussagen abgedrungen, und das seitdem ein hartnäckiges Schweigen beobachtet hatte, später nachgab und mit den Personen sprach, die ihm keine solche Ungeheuer schienen, wie seine frühere Umgebung. Mit dieser Erklärung giebt sich Herr Hanson nicht zufrieden. — „Der junge Prinz war mehrere Wochen freiwillig stumm; einige Tage vor dem Tode sprach er. Wisset Ihr, was das beweist? Es beweist, das Kind, welches einige abgebrochene Sätze hören ließ, das war ein anderes, als das früher hartnäckig schweigende. Der Gefangene wurde entführt, ein anderer Knabe untergeschoben, und daran ist um so weniger zu zweifeln, als ein Nationalgardist, der den Dauphin in den Tuilerien gesehen hatte und später den Gefangenen durch die halb offene Thür auf seinem Bette im Tempel liegen sah, erklärte, das entsetzliche Gerippe dünke ihn weit größer, als der Prinz. Folglich war dieser Gefangene nicht der Dauphin." — Das Argument ist so schlagend, daß ich keinen Anstand nehme, es zu einem kleinen Korrektiv in der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts zu verwenden. Nicht Heinrich von Guise war es, der zu Blois ermordet wurde, wie das einige Schriftsteller leichtsin behauptet haben. Und der Beweis! Nun, Heinrich III., der den Leichnam auf dem Boden ausgestreckt von fern betrachtete, sagte: „Ich hielt ihn nicht für so groß."

Ein anderer Beweis: Im Jahre 1815 versehlten die Offiziösen nicht, den Ort anzuzeigen, wo der Sohn Ludwig's XVI. begraben liegt. Drei Stellen wurden bezeichnet, jeder hatte seinen glaubwürdigen Zeugen. Der König Ludwig XVIII., von den Liberalen durch ihre Spöttereien über dieses Anstinchen von Gehenen geneckt und überdies die Unmöglichkeit einsehend, aus drei einander widersprechenden Behauptungen die Wahrheit herauszufinden, untersagte es, die Nachforschungen fortzusetzen. Herr Hanson hat errathen, warum der König dem weiteren Forschen ein Ziel gesetzt. Dieser ehrgeizige und grundfatzlose Fürst wußte besser, als irgend wer, daß der Dauphin nicht todt war. War er es ja, der ihn aus dem Tempel entführt, um an dessen Statt zu regieren. Freilich hätte er das unglückliche Opfer unter den Händen seiner Henker an der Angehörung können sterben oder seine prätsumtiven Gebeine nach Saint-Denis bringen lassen; aber er hatte seine Gewissens-Aengstlichkeiten. Was wollt Ihr! Es giebt keine vollkommene Fürsten, wie sie aus Machiavell's Schule hervorgehen müßten. Man wird vielleicht neugierig sein, zu erfahren, wie der Prinz, im letzten Stadium der Schwindsucht, aus dem Tempel entführt werden konnte? In der That läßt sich Herr Hanson auf keine Erklärung ein; indeß, was ist leichter als das! Man durfte nur die Wächter gewinnen, die Konventskommission bestechen, die Gendarmen und Nationalgardisten berücken, sich ein Kind von demselben Alter und an derselben Krankheit leidend verschaffen, ihm empfehlen, sich durch kein Wort zu verrathen, es heimlich in die Nähe des Tempels füh-

*) Unsere Leser werden sich des neuen Ludwig XVII. erinnern, welchen amerikanische Blätter vor zwei Jahren, mitten unter Indianern als Missionär lebend, erstehen ließen. Nachstehende Darstellung aus der Feder des Verfassers der Geschichte des falschen Demetrius, Herrn P. Merimée, dürfte mit Interesse gelesen werden.
D. R.

**) The Lost Prince, by John A. Hanson. New-York, 1854.

ren, den wirklichen Dauphin fortbringen, den Arzt, der ihn behandelt, vergiften, damit er die Austauschung nicht merke u. s. w. In alten Zeiten sagten die Rechtsgelehrten: „Agenti incumbit probatio rei" (dem Kläger liegt der Beweis ob); das hat sich aber Alles bei uns geändert.

Wollen unsere Leser nun einen Abstecher nach Amerika machen und sich die Knie- und Handgelenke des Reverend Eleasar Williams besehen, so werden sie daran Narben bemerken, und man weiß, daß der Dauphin Geschwulste an den Knieen und Handgelenken gehabt. Noch mehr, der Reverend hat ein Zwipfungsmaal am Arm, ein sehr seltenes Faktum, und, was noch außerordentlicher, er erinnert sich nicht, je geimpft worden zu sein. Das ist aber noch nicht Alles: wir werden Ludwig XVII. selbst sprechen hören. . . . Doch zuvor muß ich erzählen, was man von dem anscheinenden Leben in Amerika des wundervoll geretteten Prinzen weiß.

Man hielt lange dafür, er sei in den Vereinigten Staaten geboren und sei der Sohn eines gewissen Thomas Williams und einer Indianerin Maria Anna Konwatewenteta. Thomas Williams selbst war der Sohn einer Anglo-Amerikanerin und eines Indianers. Durch Erziehung und Lebensweise war er ganz Indianer; er hatte das Englische, wenn er es je gekannt, völlig vergessen, lebte, jagte und prügelte sich mit den Irokesen; sonst ein guter Ehemann und Vater von acht oder neun Kindern; die Zahl ist ungewiß. Acht sind bei ihrer Geburt in das Kirchenbuch von Caughnawaga, seinem Sprengel, eingetragen worden, wo Ihr ihre Namen lesen könnt. Suchet nicht nach dem Namen Eleasar oder Lazar, wie die Irokesen sprechen. Dieser Name ist nicht eingetragen; folglich ist Eleasar nicht der Sohn von Thomas Williams; denn, in Anbetracht der Regelmäßigkeit, womit die Civil-Register bei den Irokesen geführt werden, ist es nicht wahrscheinlich, daß man darin vergessen haben sollte, seine Geburt zu vermerken. Eben so wenig ist anzunehmen, Thomas Williams habe als Vater vorangesetzt, daß Eleasar anderswo als in Caughnawaga geboren sei; denn würde der brave Mann wohl versäumt haben, bei seiner Heimkehr dem Pfaffen davon Notiz zu geben? Das Zeugniß der Frau Williams, geborenen Konawatewenteta, würde entscheidend sein; aber man kann nicht recht klug daraus werden, wie sie darüber denkt. Hanson theilt uns einige Erklärungen dieser Dame mit, worunter eine, zu gröberer Deutlichkeit, im Irokesischen abgefaßt ist. Aus der einen geht hervor, sie sei die Mutter, aus der anderen, sie sei es nicht und habe ihn nur an Kindes Statt angenommen. Bei der letzteren Aussage hat man sie freilich zu fragen unterlassen, wer ihr das Kind übergeben oder wo sie es gefunden. So viel ist gewiß, sie hat unter diese beiden abgegebenen Erklärungen ihr Kreuz gesetzt; nur bleibt die Frage, ob Madame Williams gewußt, was sie thue, als sie das ehrwürdige Zeichen hinkritzelte. Ich habe niemals mit Irokesen verkehrt, bin aber in vielen barbarischen Ländern herumgekommen und weiß, daß man sich mit Hülfe von einem Gläschen Branntwein solche Kreuze zu jeder beliebigen Vaterschafts-Anerkennung verschaffen kann.

Der Reverend Eleasar, der sich nicht erinnern kann, je geimpft worden zu sein, kann uns, selbstverständlich, keine genaue Auskunft über seinen Geburtsort geben. Leute, die ihn in der Familie Williams gesehen, behaupten, er wäre in den ersten Jahren der Kindheit fast blödsinnig gewesen. Eines Tages fiel er kopfüber in den George-See auf einen Stein, der ihm den Schädel spaltete. Da erwachte sein Verstand. Seitdem Minerva aus dem Haupte Jupiters durch einen Beilhieb hervorging, ist man über die Wirksamkeit dieses drastischen Mittels einig. Inzwischen hatte der Stein unserem Eleasar zu keinem guten Gedächtniß verholfen. Es seien ihm, sagt er, nur schwache Erinnerungen geblieben an ein großes Haus, in welchem er auf der Schleppe einer schönen Dame gesessen habe, ein recht auffallender Umstand; denn die Irokesinnen tragen keine Schleppen, im Gegentheil haben ihre Unterröcke eine abnormale Kürze. Er erinnert sich auch eines abscheulichen Gesichts, das ihn erschreckte. Ihr begreift ohne Weiteres, daß dieses abscheuliche Gesicht keinem Andern, als dem Schuster Simon gehörte. In New-York zeigte man ihm eines Tages das Bild dieses Elenden, und sofort erkannte er das Gesicht wieder, das ihn erschreckte. Wer malte den Bürger Simon! War das New-Yorker Bild getroffen? Kein Zweifel. Es giebt mehr denn einen Kupferstich, mehr denn eine Lithographie von dem Henker des Dauphins, und erscheinen diese Bilder auch nicht nach einem und demselben Original gefertigt, gewiß ist, daß sie alle einem garstigen Schurken ähneln. (Schluß folgt.)

England.

Bailey's Erdwiegung und deren Ergebniß.

(Schluß.)

Sehen wir uns das „Geschäft" des großen Meisters etwas näher an. Jeden Morgen kommt er herunter in die dunkele Zauberkammer und beginnt zu studiren und zu lesen, was die Nacht mit den Apparaten für ihn gethan, und es zu buchen, wie ein Kaufmannsdiener an seinem Pulte: Barometer, Thermometer, Hygrometer, Richtung und Stärke des Windes u. s. w., Alles wird getragt, examinirt, eingetragen und in das große Conto eingetheilt. Das ist so Außen- und Nebenarbeit. Jetzt folgt die genaue Untersuchung aller Theile der Apparate, dann die mikrometrische Messung der Stellung der Torsionsruthe, welche in der Nacht sich in der Regel Freiheiten erlaubt, so daß sie durch die Schraube oben wieder von ihren Irrpfaden zurückgebracht werden muß. Er guckt durch Spiegel und Teleskope und Mikroskope, und wenn er sich durch diese Bohrlöcher endlich überzeugt hat, daß Alles in Ordnung ist, beginnt das Geschäft. Die großen Bleikpfähren werden leise und unhörbar gedreht. Die Torsionsruthe fängt geborsam an zu vibriren. Diese Vibrationen sind die geheimißvolle Sprache, welche in Winkel und Sekunden übersetzt, in Zahlenreihen Jahre lang unter einander gesetzt, verglichen und excerpirt endlich die große Zahl geben müssen. Wie weit schwingt sie? In wie viel Zeit? Das ist die Attraction der Kugel. Wie viel Linien betrug die Entfernung der großen von der kleinen Kugel? Wie — doch wir wollen und können nicht in die Sache selbst eingehen. Eine Vorstellung aber wird sich bald Jeder bilden können. Dieses stille, dunkele, geheimnißvolle Geschäftstreiben des Mannes, der Jahre lang jeden Tag so arbeitete, ohne auf Beförderung, ohne auf Geldgewinn, Orden und Ehren zu spekuliren, von Nichts erfüllt, als seinem großen Thema, das nur Wenige würdigen, das Niemand mit seiner kühnsten Phantasie, mit seinem schärfsten Verstande in seinem Resultate fassen und begreifen können wird, mit 500 Pfund von der Regierung ausgestattet und während der vier Jahre seiner einsamen Arbeit Tausende opfernd, dieser Mann und diese Thätigkeit hat für uns etwas Erhabenes, Heroisches, auch ohne daß wir ihn und sein Werk wissenschaftlich ergründen und begreifen.

Zuweilen macht er sich auch einen freien Tag. Ein Gewitter im Sommer, ein Schneesturm im Winter rufen ihn, wie andere Leute umgekehrt schönes Wetter, ins Freie. So schließt er sein Geschäft und genießt Natur mit Gewitter oder Schnee, bis die Sonne wieder freundlich scheint und das Wetter einen solchen Charakter angenommen.

So experimentirte der Mann erst 18 Monate lang, ehe er anfing und die Goldpapiere anbrachte. Die 1300 Experimente dieser Zeit waren Vorbereitungen, Prüfungen, Examina der Apparate und Untersuchungs-Beamten. Erst als sich dadurch Alles, jedes Faserchen und Fädchen als treu und zuverlässig bewährt hatte, begannen die wirklichen Arbeiten. Diese wurden später durch einen luxuösen Omnibus-Kutscher lange unterbrochen. Als Mr. Bailey aus einem Omnibus stieg (solche Priester der Wissenschaft haben keine eigenen Equipagen), hieb der Kutscher an, ehe er seinen Fuß von der Stiege genommen, so daß er so heftig auf die Erde stürzte, deren Dichtigkeit er noch nicht kannte, daß er bewußtlos in das benachbarte Charing-Croß-Hospital gebracht werden mußte, wo er nur langsam auf wirklicher Lebensgefahr gerettet ward. Dies war nach dem 964sten Experimente. Das 965ste fing er in seinem großen Buche mit den Worten an: „Unterbrochen durch einen Zufall vom 24. Juni bis 7. August."

Seine vier Jahre lang fortgesetzte Arbeit enthält 2153 Haupt-Experimente in 62 Abtheilungen mit einem wirklichen Haupt-Resultat, an welchem nur noch Nebenrationen, Korrekturen und Computationen zu machen übrig bleiben, die aber die große Zahl selbst nur unbedeutend affiziren können.

Bailey's Erdwiegungs-Apparat, von dem wir eine Vorstellung zu geben suchten, ist eine Combination verschiedener Erfindungen zu einem großen, neuen Ganzen. Conlomb, der zuerst die Drehungen eines Cocon-Seidenfadens zum Messen der kleinsten Quantitäten Elektrizität oder Magnetismus anwandte, brachte zu Ende des vorigen Jahrhunderts J. Mitchell auf die Idee, dasselbe Mittel zur Erforschung der Dichtigkeit und Schwere der Erde anzuwenden. Er hinterließ den Gedanken dem berühmten Wollaston, der einen Apparat zu diesem Zwecke aufsann, der aber erst von Cavendish wirklich konstruirt ward. Der Apparat wurde in einem besonderen abgelegenen Hause zusammengesetzt, eingeschlossen und von außen durch ein Teleskop betrachtet. Die Experimente und Resultate sind in den Philosophical Transactions von 1798 mitgetheilt. Neuerdings konstruirte ein deutscher Physiker einen ähnlichen Apparat und theilte die Resultate seiner Beobachtungen der Versammlung von Naturforschern in Prag (1837) mit. Aber Bailey's Arbeiten übertreffen an Umfang, Akkuratesse, Genialität und Ergebniß alle früheren.

Einige andere Methoden der Erdwiegung, zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Naturforschern angestellt, begannen mit Newton, der den Vorschlag machte, ihre Schwere aus Pendel-Schwingungen auf hohen Bergen zu berechnen. Ein derartiges Experiment ward im Auftrage der französischen Akademie auf den Höhen des Chimborasso vorgenommen. Dr. Maskelyne suchte die Frage durch Vergleich der Dichtigkeit und Schwere eines großen Gebirges des Schiehallian in Perthshire mit der der Erde zu lösen, nur mit dem Fehler, daß er sich um das

Gewicht dieses Gebirges selbst nicht genau bekummert hatte und es durchweg für gleich dichten Felsen hielt. Der Mathematiker Hutton baute darauf weiter, aber Professor Playfair und Lord W. Seymour ermittelten hernach, daß die Zahl der Dichtigkeit und Schwere dieses Gebirges, welche von Dr. Maskelyne mit 45 bezeichnet war, mindestens 50 sein müsse. Das gab einen Fehler, der schwerer wog, als ein ganzer Erdteil. Bis jetzt sind demnach Bailey's Experimente die genauesten und zuverlässigsten, die zunächst von Professor Airy's Pendel-Experimenten möglicherweise übertroffen und korrigirt werden mögen.

Aber wie schwer ist denn nun die Erde eigentlich? Mr. Bailey's Hauptfazit unter unendlichen Zahlenmassen lautet ganz nüchtern:

„D. = 5'6747 mit einem wahrscheinlichen Fehler nicht über '0038"

Aus der fachwissenschaftlichen Formelsprache frei übersetzt, lautet dies etwa so: Die Erde ist mehr als 5½ mal schwerer, als sie sein würde, wenn sie blos aus Wasser bestände, doppelt schwerer, als die dichteste Felsformation auf der Oberfläche, etwas leichter als etwa Zinn oder Zink, halb so schwer als Blei. D. (Dichtigkeit) in Schwere und in Tonnen à 20 Centner übersetzt giebt das Gewicht der Erde im folgender Zahl:

1,256,195,670,000,000,000,000,000 Tonnen.

Die Erde wiegt eine Quadrillion, zweihundertsechundfunfzigtausend einhundertundfünfundneunzig Trillionen, sechshundertundsiebzigtausend Billionen engl. Tonnen.

Nun können wir freilich mit all unserer Phantasie und Geisteskraft erst recht sagen, daß wir nun noch viel weniger wissen, wie schwer die Erde sei, da sich das größte Genie nicht einmal von einer einzigen Billion eine Vorstellung bilden kann, geschweige von Tausenden von Trillionen mit der Quadrillion dahinter. Selbst dieses Aeußerlichste und Körperlichste unseres Erdatoms im Weltall ist zu erhaben für unseren Geist, wie viel mehr ihr Leben, Wesen und Wirken in deren Innerstem, in deren Substanz.

Der wahrscheinliche Fehler, den Bailey zugiebt, ist so klein, daß er in einem Knickfuß-Messer, welcher 62½ Pfund wiegt, noch nicht den hundertsten Theil eines Grand betragen würde. In der Erdgewichtszahl wächst dieses Hundertstel eines Grans zu

385 Billionen Tonnen,

das heißt, wieder etwa zu einer Billardkugel redugirt, zu einem Sprunge in der Politur, den man kaum mit bloßen Augen entdecken würde.

Was sollen wir nun mit diesem ungeheuren Fazit anfangen? Kein mathematischer Heros, keine exaltirteste Phantasie, kein durchgebildetster Scharfsinn, keine tiefste und höchste deutsche Gelehrsamkeit kann es fassen und begreifen. Wir werden am Ende gleichgültig gegen die erste Eins in der Zahl und kümmern uns nicht drum, ob Einer da eine Quadrillion oder tausend Quadrillionen sage, Beides ist ganz gleich, insofern uns Eins so unzugänglich bleibt, wie das Andere.

Die Natur ist nicht da, um Moral zu predigen, sie ist sogar noch unseren Begriffen in vielem Schalten und Walten äußerst unmoralisch; aber eine Moral liegt ohne Weiteres in dieser Zahl: Sie bedeutet die Schwere eines unsichtbaren Atoms im Weltall, eines Stäubchens am lebendigen Kleide der Gottheit, das Aeußerlichste, Materiellste eines Nichts in der Körperwelt des Weltalls, und ist gleichwohl so erhaben, daß eine ganze versammelte Gesellschaft von Naturforschern, in einem Geiste zusammengeschmolzen, diese wichtige materielle Kleinigkeit nicht fassen und begreifen könnte. Und doch machen sie von dem quadrillionsten Theile dieses Nichts, den sie sachmäßig beexperimentirt und in stöchiometrische und logarithmische Formeln übersetzt haben, Schlüsse auf das Ganze dieses Nichts, des ganzen Weltalls. Diese Schlüsse sind viel lächerlicher, als wenn etwa Jemand von den Stiefeln eines aus Australien zurückgekehrten Freundes eine Messerspitze voll Schmut abschabte und auf Grund dieses Materials eine Geologie Australiens schriebe. Der Mann hätte eine ganze Messerspitze voll Beweise für sich; die Logik der Natur-Materialisten kann nicht so viel aufweisen, als in den Poren des blankgeputzten Messers vom australischen Dr... übrigbleiben würde.

Serbien.

Weihnachten der Serben.

(Aus dem Serbischen.)

Die Serben nennen Weihnachten bozic (boshitsch), wie die Slovenen, aber den heiligen Abend nennen sie nicht svet vecer (swjet wetscher), wie diese, sondern badnji dan, Klotjag. Vor Weihnachten haben sie Fastenzeit, welche sechs Wochen dauert und so streng gehalten wird, wie die griechische Kirche es vorschreibt. Man enthält sich nicht blos des Fleisches und aller Eier- und Schmalzspeisen, sondern ißt auch nicht einmal täglich Fisch. Zu Weihnachten entschädigt man sich dafür. Wenn das Fest kömmt, wird ein ganzes Ferkel gebraten. Es heißt auf serbisch pecenica (petschenitza), in Montenegro pecivo (petschiwo). In der Herzegovina nehmen sie anstatt des Ferkels ein Schaf, welches zaoblica (zaoblitza) genannt wird. Das pecenica muß gewöhnlich so groß sein, daß der ganze Hausstand eine Woche hindurch davon zu essen hat und auch alle Gäste damit bedient werden können. Daher wird es immer schon lange vorher ausgewählt und sorgfältig gemästet. Arme, welche kein eigenes Ferkel haben und sich auch keines kaufen können, erhalten von den Reichen eines zum Geschenk. Oftmals wird auch neben dem Ferkel noch ein Schaf gebraten. Geschlachtet wird am Tage vor dem heiligen Abend, daher dieser Tag auch Schlachttag (tucen dan, tutschen dan) genannt wird — gebraten aber erst am heiligen Abend, und zwar von Allen, deren Haus zu klein für ein so großes Feuer ist, um das Ferkel ganz braten zu können, im Walde an einem eichenen Block. Nur die Städter, welche kalten Braten nicht lieben, braten erst am Weihnachtsmorgen.

Für den heiligen Abend schneidet man für jedes Haus im Walde drei Klötze od, welche badnjaci heißen, und schafft sie bis ans Haus, dort bleiben sie liegen, bis es zu dunkeln anfängt. Dann trägt sie das Familienhaupt ins Haus und legt sie auf's Feuer. Wenn er mit dem ersten über die Schwelle schreitet, sagt er: Gutes Abend, den Klotjag in Ehren! Bei diesen Worten bewirft er die, welche im Hause sind, mit Korn und erhält von ihnen zur Erwiederung: Gebe Gott einen guten Abend und Glück und Ehre dem Klotjag! In Risan und anderen Gegenden umwinden die Mädchen und Frauen die Klötze mit rother Seide, mit Bändern und Goldbraid, schmücken sie mit Lorbeerblättern und Blumen und zünden an den Thürpfosten Lichter an, wenn sie ins Haus getragen werden. In Montenegro trägt man dem Klotje einen Krug Wein und ein Laib Brod entgegen, und wenn er auf dem Feuer liegt, trinkt man ihm zu, begießt ihn mit Wein und trinkt dann zur Ehre Gottes, indem jeder Hausgenosse etwas aus dem Becher trinkt.

Wenn die Klötze an zu brennen fangen, nimmt das Familienhaupt Stroh, streut damit in Haus und Küche und ruft ähnlich einer Glückhenne: kro! kro! kro! Die Kinder halten sich dann an seinen Kleidern fest und krähen wie die Hühnchen: pin! pin! pin! In Risan spricht man vorher: wo das Stroh, da der Ruhm. Am Abend erzählt man sich Geschichten, damit die Nacht leichter vorübergehe. In Risan wacht Einer fortwährend beim Klotj und begießt ihn, wenn er zu rasch verbrennen will, mit Wein. Dieser Gebrauch ist überaus alt, und seine wahre Bedeutung läßt sich nicht mehr erkennen.

Sogleich nach Mitternacht fängt man von allen Seiten an, mit Pistolen zu schießen, so begrüßt man auch den Anbruch des Tages, und je näher er kömmt, desto mehr wird geschossen.

Wer am Morgen zuerst nach Wasser geht, nimmt stets etwas Korn mit und streut das in den Brunnen oder den Bach. Mit dem Wasser, welches sie so geholt, kneten sie das ungesäuerte Weihnachts-Brod, das die cesnica (tschesnitza) nennen und in das sie Geld hineinbacken. Am Mittag wird dieses Brod in so viele Theile zerschnitten, als Personen am Tische sind, und Jeder erhält sein Theil. In wessen Theil das Geld gefunden wird, von dem glauben sie, daß er das kommende Jahr über vorzugsweise glücklich sein werde. Auch darauf wird besonderd geachtet, wer am Morgen zuerst ins Dorf kömmt, und es ist ihnen nicht recht, wenn sie ein Bettler zuerst besucht: es ist von schlimmer Vorbedeutung. Um es zu verhüten, pflegen sie besondere Besucher, welche sie polaznici nennen, vorher einzuladen und außer ihnen den Morgen über Niemand anzunehmen. In Serbien kömmt der Besucher ganz früh am Morgen; er hat Korn bei sich, bleibt vor der Schwelle des Hauses stehen und streut mit den Worten: Christus ist geboren! Korn ins Haus. Jemand auf dem Hause antwortet ihm: Er ist in Wahrheit geboren! und bewirft ihn dabei mit Korn. Darauf tritt der Besucher zum Klotj, schürt das Feuer an und klopft mit der Zange so stark auf den Klotj, daß die Funken nach allen Seiten hin sprühen. Dabei sagt er: So viel Schafe, so viel Ziegen, Kühe, Ferkel u. s. w. und wirft einige Geldstücke in die Asche, oder auch auf den Klotj. Hier und da tragen sie auch ein Band gehechelten Flachses bei sich und hängen es über der Thür auf. Ist alles dies geschehen, setzen sie sich zum Frühstück nieder. Haben sie gefrühstückt, gehen sie nachhause und kommen zu Mittag wieder. Da werden sie abermals bewirthet und mit einem Schnupftuch, einem Hemd oder etwas Geld beschenkt. Auch einen großen Weihnachtskuchen nehmen sie stets mit nachhause. Reiche geben häufig zu Armen als Besucher und bringen dann Speisen und Getränke mit, damit jedes Haus schmausen könne. In Risan kömmt der Weihnachts-Besucher erst zu Mittag und bringt einen Krug Wein mit, der schön mit Bändern geschmückt ist. Wenn er kömmt, wird es mit Schüssen verkündigt, und ehe er geht, wird ihm außer den gebräuchlichen Geschenken auch sein Krug wieder vollgefüllt.

Setzt man sich zu Tisch, so wird es durch Schießen angekündigt. Der Tisch wird mit Säcken bedeckt, in welchen Korn oder Mehl aufbewahrt wird. Bevor sie sich setzen, beten sie zusammen, indem Jeder dabei eine brennende Kerze in der Hand hält. Ist das Gebet geendigt, so lüften sie sich alle mit den Worten: Gottes Friede sei mit Dir, Christus ist geboren, ist in Wahrheit geboren, neigen wir uns vor Christus und seiner Geburt! In Risan küßt man sich in der Kirche Der Geistliche fängt bei den Bildern an und küßt dann der Reihe

Digitized by Google

nach alle Anwesenden, hierauf küssen diese sich unter sich, und wer sich nicht in der Kirche befindet, küßt sich zuhause. Sehr häufig kömmt es vor, daß sich bei dieser Gelegenheit Feinde wieder versöhnen. Man nennt diese Sitte den Friedens- oder Weihnachtkuß. Haben sich Alle geküßt, so geben sie die Kerzen dem Hausherrn, welcher sie in eine Schüssel voll Korn steckt. Dann fängt man an zu essen. Einige essen zuerst etwas Käse, Andere Braten, in Nisan beginnt man mit Lebern, damit alle Speisen eben so leicht seien, wie die Lebern. In der Mitte der Mahlzeit trinkt man zu Gottes Preis. Dann zertheilt der Hausherr das Weihnachtsbrod, löscht die Lichter in der Schüssel aus, indem er sie mit Korn bestreut, und begießt die glimmenden Dochte mit Wein. Dieses Korn giebt man später den Hühnern, damit sie gut legen. Auch die Klöße läßt man nicht vollkommen abbrennen, sondern nimmt die Enden aus dem Feuer, löscht sie aus und legt sie auf die Bäume zwischen die Aeste, damit deren Wachsthum befördert werde. Drei Tage lang bleibt der Tisch ununterbrochen gedeckt, und bis zum Neujahr grüßt sich Niemand mit den Worten: Guten Morgen, guten Abend, sondern man sagt: „Christus ist geboren!“ und antwortet: „In Wahrheit geboren!“ Frh. v. Reinsberg.

Mannigfaltiges.

— Bodenstedt's Völker des Kaukasus. Von der neuen, umgearbeiteten und vermehrten Auflage der „Völker des Kaukasus“, von Friedrich Bodenstedt, ist kürzlich der zweite Band ausgegeben worden*). Dieser Band ist es, der erst die eigentlichen Tscherkessen, so wie die Geschichte der Kämpfe der Völker des östlichen Kaukasus gegen die Russen, zum Gegenstande hat. Bodenstedt's Darstellung der Völker- und Landesverhältnisse des Kaukasus hat vielen, namentlich französischen und englischen Schilderungen dieser Gebirgsvölker als Quelle gedient, und auch wir haben im J. 1853 (Nr. 144 u. ff.) einen zum Theil nach der ersten Auflage von Bodenstedt's Buch bearbeiteten Artikel über den Kaukasus und die Tscherkessen geliefert. Es freut uns, daß der Verf. für die zweite Auflage eine im vorigen Jahre von uns nach russischen Quellen mitgetheilte Skizze über „Schamyl und seine Mutter“ in seine Darstellung hat verweben können. Haben auch im gegenwärtigen Kriege Schamyl und die Tscherkessen bisher nicht die Rolle gespielt, deren Uebernahme alle Welt von ihnen erwartete, so bleibt doch dem Müriden und dessen Anhängern das unbestrittene Verdienst, früher als irgend eine andere Macht Asiens und Europa's dem russischen Eroberungstriebe unüberwindliche Gränzen gezogen zu haben. Jetzt, wo den Russen die pontische Basis ihrer Unternehmungen gegen das Tscherkessenland unter den Füßen weggezogen ist — Kertsch war das Haupt-Proviant-Depot und Anapa das Haupt-Waffen-Depot der russischen Operationen gegen den Kaukasus — jetzt möchte dieses Land mit seinen kriegerischen Bewohnern ein neues Interesse für den Beobachter der Zeitereignisse bekommen, und kaum dürfte es für einen nach Belehrung strebenden Zeitungsleser ein trennerer Bild der gegenwärtigen, wie der historischen Zustände des kaukasischen Völker-Labyrinthes geben, als das vorliegende Buch Bodenstedt's, der selbst unter den Bergvölkern geweilt und der eben so fein scharfen, richtigen Blick, wie die mannigfachen Sprach- und ethnographischen Kenntnisse besitzt, die zur Entwirrung dieses Labyrinthes erforderlich sind.

Auch die äußere Ausstattung dieses Buches verdient übrigens Anerkennung. Dasselbe zeichnet sich eben so durch Papier und Druck, wie durch geschmackvolle Kartouirung aus, in welcher Hinsicht überhaupt die Erzeugnisse einiger deutschen Verleger jetzt von den in neuerer Zeit auffallend geschmacklos werdenden Ausstattungen englischer und französischer Bücher zu ihrem Vortheile sich unterscheiden.

— Der Journalismus in der französischen Akademie. Bei der vor einigen Tagen stattgefundenen Aufnahme des Herrn Sylv. de Sacy (Sohn des berühmten Orientalisten und jetzigen Redakteur des Journal des Débats) in die französische Akademie war in dem Actus-Saale derselben (der sogenannten „Lanterne“ des Palais Mazarin) Alles versammelt, was Paris in diesem Augenblicke an literarischen Celebritäten besitzt. Die Antrittsrede des Herrn de Sacy ist mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden. Er war der Erste, der seit dem Erscheinen der berüchtigten Ordonnanz in Bezug auf die Einschränkung der akademischen Freiheiten hier das Wort hatte. Man hielt eine amtliche Unterbrechung seiner Rede für möglich — aber sie erfolgte nicht. Die Regierung Napoleons III. hat doch mehr Achtung vor den Rechten der Wissenschaft und des Geistes, als man ihr gemeinhin zutraut. Herr de Sacy sagte unter Anderem: „Die moralische Herrschaft, welche Sie besitzen, ohne sie gesucht zu haben — ich weiß sehr wohl, daß es Leute giebt, die Ihnen dieselbe als eine Usurpation vorwerfen. Doch, meine Herren, Sie haben Nichts usurpirt. Alles ringe um Sie hat sich verändert, nicht aber Sie selbst. Sie sind das, was Sie immer waren; Sie streben nicht danach, mehr zu sein ... Sie verlangen nichts weiter, als die Unabhängigkeit, die Ihre Vorgänger unter Ludwig XIV. besaßen und die Rechte, mit welchen der Kardinal Richelieu die Akademie bei ihrer Gründung ausstattete. Die Freiheit, deren Wahrung Ihnen anvertraut worden, ist die Freiheit der Vernunft und des Gedankens, und wenn jemals, was Gott verhüten wolle, diese Freiheit aus dem gesammten Frankreich verbannt werden sollte — wo sollte sie dann anders wieder anzutreffen sein, als in dem „Institut“, dieser permanenten Vertretung der Literatur, der Wissenschaft und der Kunst?“ — Der Redner nahm demnächst Gelegenheit, eine in unserer Zeit viel geschmähte und unrichtig beurtheilte Macht, die des Journalismus, gegen ihre Angreifer in Schutz zu nehmen. Durch und für das Journal sei er berufen, in dieser erlauchten Versammlung zu sitzen, und dieser Repräsentation hoffe er stets mit Ehren zu genügen. Herr v. Salvandy, beständiger Sekretair der Akademie, antwortete dem Redner, wobei auch er es sich zur Ehre anrechnete, dem Journalismus, welcher die Kraft besitze, die Wunden wieder zu heilen, die er geschlagen, einst angehört zu haben. Beide Reden werden nächstens im Druck erscheinen.

— Schiller's Maria Stuart auf der Pariser italiänischen Bühne. Von der italiänischen Schauspieler- (nicht Opern-) Gesellschaft, die jetzt in Paris Gastvorstellungen giebt, wurde kürzlich Schiller's „Maria Stuarda“ nach A. Maffei's Uebersetzung aufgeführt. Signora Ristori, eine vollendete Künstlerin, welche die Titelrolle gab, hat darin, wie in allen ihren übrigen Rollen, außerordentlichen Beifall geärndtet. Lamartine, der dieser Vorstellung beiwohnte, war besonders von der Scene im dritten Akt zwischen Maria Stuart und Elisabeth so ergriffen, daß er, um seine Rührung und seine Thränen zu verbergen, seine Loge verlassen mußte. Die Ristori spielt und spricht so künstlerisch und ergreifend, daß sie auch von denjenigen Zuschauern, denen das Italiänische fremd ist, vollkommen verstanden wird. Allerdings stehen die romanischen Sprachen einander so nahe, daß den Franzosen die italiänischen Worte gewissermaßen transparent erscheinen.

— Bukkanierе und Flibustier. Ueber den Ursprung dieser Benennungen finden sich in Thornbury's neulich von unserem Londoner Korrespondenten erwähnten „Monarchs of the Main“ folgende Angaben: „Schon in dem Jahre 1630 waren die Jäger, die den wilden Viehbeerden in den Savannen Hispaniola's nachstellten, unter dem Namen der Bukkaniere bekannt. Er rührte von boucan, einem alten indianischen Worte her, mit welchem ihre unglücklichen Vorgänger, die Karaiben, die Hütte bezeichneten, in der sie das Fleisch der auf der Jagd getödteten Ochsen und mitunter auch die Gliedmaßen ihrer Verfolger, der Spanier, zu räuchern pflegten. Die Armuth einer noch unentwickelten Sprache ließ sie dieselbe Benennung auf das barbecue oder viereckige hölzerne Gerüst ausdehnen, auf dem das Fleisch getrocknet wurde. Im Laufe der Zeit ward die Speise, mit der sich die Jäger auf ihren Expeditionen versorgten, als viande boucanée bekannt, und die Jäger selbst kamen allmälig dahin, sich den Namen Bukkaniere beizulegen. Ihr zweiter Titel, Flibustier, ist nichts weiter als eine Corruption des deutschen Wortes Freibeuter, welches in Folge der niederländischen Kriege unter der Regierung der Königin Elisabeth nach England verpflanzt und dort freebooter ausgesprochen wurde. Die ersten Bukkaniere waren französische Abenteurer, die auf dem von den Spaniern fast verlassenen Hispaniola (Hayti) landeten, dort eine Ansiedelung bildeten und den Ertrag ihrer Jagd an holländische Kaufleute gegen Blei, Pulver und Branntwein vertauschten. Fast gleichzeitig mit den Bukkanieren oder Jägern entstanden die Flibustier oder Seeräuber. Viele von den Leuten wurden nämlich des Jägerlebens bald müde und griffen zum Korsarenhandwerk, indem sie zuerst ihre Waffen gegen alle Nationen, mit Ausnahme der eigenen, kehrten, später aber hauptsächlich die Spanier angriffen, mit welchen Frankreich zu jener Zeit Krieg führte, weshalb diese Piraten sich oft mit echten oder falschen Kaperbriefen von dem Gouverneur von St. Domingo oder einer anderen französischen Kolonie versahen. So wurden die Bukkaniere und Flibustier beinahe identisch; es war dem größten Theil der Ansiedler gleichgültig, ob sie auf die wilden Ochsen Jagd machten oder auf die Spanier, und zur See oder zu Lande war die Büchse des Jägers eine gleich tödliche Waffe.“

Hierbei Titel und Inhalt des 47. Bandes.

*) Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients, von Fr. Bodenstedt. Zweite, gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. Zweiter Band. Berlin, Decker, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt in Zukunft portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 26, und beim Expedition Kommiss. Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 82. Berlin, Dienstag den 10. Juli 1855.

Nord-Amerika.

New-Yorker Literatur-Berichte.

Die Yankees und das europäische Leben. — Anwendung auf der Pariser Universal-Ausstellung. — Franzosen im New-Yorker Krystall-Palast. — Die Reaction gegen den Humbug. — Barnum auf das Theater gebracht. — Parteien und Kultur-Kontrast. — Literarisches.

Literatur-Berichte von New-York! Gar mancher Leser wird es sich bei dieser Ueberschrift mit einem ironischen Lächeln auf seinem Sopha bequem machen in der Erwartung von seinem altweltlichen hohen Standpunkt aus die mühsamen Forschungen auf dem Gebiete der „Erkenntniß", denen spiritrappelige Köpfe und methodistische Zeloten obliegen, und die sie, in prachtvollen Einbänden, mit seinen Stahlstichen geziert, dem nichtlesenden Publikum zur Ausschmückung ihrer Parlours darbieten, mit der ganzen Macht seines Mitleids erdrücken zu müssen. Wahr ist es, daß der amerikanische Büchertisch nur wenig des Guten bietet, indeß dieses Wenige verdient gar wohl der Beachtung, und anstatt jene Maroquinbände, die nicht nur mitunter des leeren Strohes voll, sondern auch von wirklich lasterhafter Dummheit strotzen, als endgültige Zeugen der verschrobenen Civilisation der neuen Welt emporzuhalten, möchte es zum besseren Verständniß der hiesigen Verhältnisse gereichen, einen Einblick in das wirkliche Leben und Treiben der Yankees zu werfen. Vielleicht möchte man dann davon abstehen, blos die hier im Druck erscheinenden Ansichten als einzigen Maßstab für den Standpunkt der Kultur Nord-America's anzulegen, vielleicht möchte man dann eher geneigt sein, die geringe Empfänglichkeit des Schönen und Edlen, die der „smarte" Amerikaner trotz fortwährendem Umherstolpern über Kisten und Ballen erlangt, gelten zu lassen. Freilich fällt es dem gebildeten Europäer schwer, bei seinem ersten Ueberblick über das tosende Meer der Geschäftswelt New-Yorks mit dem spritzenden, weißen Schaum, dem Humbug, der in unendlich mannigfaltigen Blasen plötzlich ersteht und eben so schnell wieder zergeht, die wenigen Perlen, die es auf Laub spült, von den gleichzeitig ausgeworfenen Massen leerer werthloser Muschelschalen zu sondern, aber dennoch sind diese Perlen da, und das beschwerliche Suchen darf und nicht abschrecken, wollen wir klar und unparteiisch urtheilen. Mancher Suchende wendet allerdings schon dem betäubenden Lärmen der Brandung mürrisch den Rücken, und wieder andere erheben, als sie mit zagendem Herzen sich in die stürmische Fluth hinauswagten, ob der prühenden Salzwogen, die ihnen ins Angesicht schlugen, ein salziges, bitteres Geschrei und suchten mit Ingrimm den sinkenden Nachen wieder in Sicherheit zu bringen, aber trotz alledem erzeugt der todende Wirrwarr noch Gutes, und so wenig er auch in der Gegenwart für den Fortschritt des menschlichen Geistes bringen mag, seine Ausbeute wird mehr und mehr zu nehmen.

Sollte denn der Verkehr der alten Welt mit der neuen unaufhörlich krastlos abprallen am Gebäude amerikanischer Einbildung und Eigendünkels? Unleugbar ist, daß die Einwanderer, und namentlich die deutschen, jenes Gebäude, dessen Steine mit Neid und Eigensinn gekittet, wenn möglich noch mehr befestigt haben mit ihrer „Unsmartneß" und der stillen Verachtung, die sie dem amerikanischen Vorurtheil gezollt; ja, die Erbitterung gegen die Einwanderer hat durch deren unbekümmertes Vorschreiten in Wohlstand und Reichthum mit Hintansetzung amerikanischer Ideen gerade in der letzten Zeit, wenn auch schon lange geahnte, doch nicht so kräftig erwartete Blüthen getrieben, unter anderem das Know-nothingthum, das gewaltsame Entziehen des Stimmrechts naturalisirter Bürger, u. dgl. m., aber dessenungeachtet wird der magische Einfluß, den Europa ausübt, stärker und stärker, und zwar durch ein anderes „Medium," durch das entgegengesetzte, die Auswanderung der Nord-Amerikaner. Leute, die mit echtem Yankeephlegma den Ocean durcheilten und unserer Institutionen zu spotten gedachten, und sich ihrer „smarten" Vorzüge im Gegensatz zu unserer schlichten Handlungsweise glaubten erfreuen zu können, kehren entweder mit verbissenem Grimm über ihre getäuschten Hoffnungen oder noch mehr mit stiller Verehrung für die lichten Seiten unserer Kultur zurück und nennen ihren Mitbürgern nicht nur heimlich ins Ohr, daß der Europäer mit seiner Literatur, mit seinen Künsten weit voraus sei, sondern daß er auch noch eine wahrere, edlere Freiheit besitze, als die der mächtigen Republik der United States, die des Geistes. Bei seinen Lobeserhebungen vergißt er dann gar, die schlecht erkannten Fesseln unserer Industrie, unserer Handels zu erwähnen. Und dies ist nicht Alles, er hat dann einsehen gelernt, daß das Leben auch noch andere Zwecke in sich zu vereinige, als to make money, den angestammten Glaubenssatzungen nachjubeten und seine Spezies fortzupflanzen. Anstatt wie andere neben seiner sanft in Sopha schwimmenden Ehehälfte den langen Winterabend mit geistreichem Starren ins Kaminfeuer und sinnigem Schnuken im Wippstuhle, zeitweise nur unterbrochen durch die Entleerung seines Mundes von braunem Gischt, hinzumorden, reißt er sich wohl mitunter aus seiner dumpfen Lethargie der Mußestunden, aus seinem unheimlichen lebloses Haushalt und eilt in eine englische Tavern, wo er mit Begierde europäische Berichte, nicht über Baumwolle, Stocks und Consols, denn die sind am Tage in der Office schon verspeist und längst verdauet, sondern über Kunst und Wissenschaft durchstudirt, wie es eben gehen will; oder er steigt wohl gar in einen mit Tabakqualm durchschwängerten deutschen Kind und sucht dem frohen Scherz und der munteren Unterhaltung der Deutschen zu folgen. Welche eigenthümliche Falten kann dann eine solch vertrocknete Wallstreet-Physiognomie werfen! Seine Liebenswürdigkeit, die sonst so selten über den Gefrierpunkt sich erhebt und so leicht tief unter denselben sinkt, versteigt sich dann gar so weit, daß er für die ganze Tischgesellschaft, die mit unverhohlenem Erstaunen den aus der Rolle Gefallenen betrachtet — die Zeche bezahlen will! Doch vergessen wir nicht, daß solche Phantome noch sehr, sehr selten sind; es genüge nur, daß sie vorkommen können und der Yankee überhaupt noch trotz seines verknöcherten Herzens und seiner eifersüchtigen Antipathie gegen den „foreigner" sich an den helleren, wärmeren Strahlen unseres Familien- und Gesellschaftslebens laben mag. — Allgemach wird das Urtheil des Amerikaners demnach klarer und treffender, und wenn uns auch beim Hämmern des unverarbeiteten harten Metalls die sprühenden Funken entgegenfliegen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß jeder Hammerschlag, der uns das Feuer und das Blut ins Gesicht treibt, ein Fortschritt zur endlichen Vollendung des schwierigen Werkes, der Harmonie der Ideen vom Wahren und Schönen ist.

Unter uns Europäern herrscht jetzt allgemein eine große Besorgniß wegen der Pariser Welt-Ausstellung. Ganze Schwärme edler Knownothings eilen jetzt dem „Reiche des Friedens" zu, um dort so ganz insgeheim sich Aufklärungen über Gegenstände zu sammeln, die sie mit dem Munde und mit der Feder schon längst abgeurtheilt und verworfen haben. Möchte der Ausgang der Ausstellung nur ein glänzender, sein! Das wünschen wir nicht allein den guten Parisern, sondern noch mehr uns und den Yankees. Schon jetzt erheben die hiesigen Journale ein helles Freudengeschrei über die nicht allzu glänzende Eröffnungsfeier und locken aus dem ihnen ganz sicher schreienden klaglichen Verlauf der Sache die seltsame Schlußfolgerung, daß die New-Yorker „Exhibition" an einem und demselben Uebel zugrundegegangen sei, an dem Uebel, nicht die erste Weltausstellung gewesen zu sein. Hoffentlich sind die genialen Franzosen, trotz des sie umgebenden Waffenlärms, noch Muße und Ausdauer genug, den amerikanischen Gentlemen zu zeigen, wohl ein erschreckliche leerer Humbug ihre Seifen- und Kandis-Ausstellung gewesen, und daß, wenn auch Europa nicht so unausgesetzt und fortwährend auf neue Maschinen sinnt, seine Industrie von nutzlosem Ennui frei und seine Kunstwerke schön und edel sind. Mit welchem Grauen und Bangen und Neid die guten Leute hier die Pariser beobachten, von denen sie eine arge Zurechtweisung für ihren Crystal-Palace-Humbug befürchteten, mag schon der Umstand lehren, daß Wortführer der freien Presse New-Yorks lärmend einen Verdammungsspruch über den entsetzlichen Eigennutz der Franzosen donnerten, weil letztere den Minderbemittelten ihrer Mitbürger durch ein Eintrittsgeld überhaupt den Zutritt zur Ausstellung erschweren. Zur Vollendung der Silhouette jener Menschenfreunde sei aber der sattsam bekannte Umstand wiederholt, daß sie es ihren armen Mitbürgern und Arbeitern geradezu unmöglich machten, den Crystal-Palace zu besuchen; sie verschlossen ihn nicht nur durch ein hohes Eintrittsgeld (einen bal-

Digitized by Google

den Dollar) den Unbemittelten, sondern schoben einen noch festeren Riegel vor; sie hielten am heiligen Sabbath, der nun einmal hier ein Tag freudloser Stille und unnachahmlicher Langeweile sein soll, ihren Palace geschlossen. — Sie meinen nun, ihre Ausstellung sei nur Sache einiger Privaten gewesen, vergessen aber die schlimme Blöße, die der Präsident sich und der Nation gegeben, indem er durch feierliche Eröffnung mit amtlichem Charakter, als Präsident der stolzen United States, die Ausstellung zur Nationalsache stempelte. Die Blamage, welche die in ihrem Eigenthumsrecht gekränkten Aussteller in öffentlichen Meetings hier, in England, in Frankreich der Direction des Palace anthun, trifft doch gar zu sehr die Nation mit, daß man nun nicht eine Reinwaschung der Nationalehre versuchen möchte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der falsche Dauphin in Amerika.

(Schluß.)

Dank dem Felsstück, das ihm so glücklicherweise den Kopf geöffnet, der junge Eleasar konnte sich nun auf die Wissenschaft legen. Er lernte das Englische, das er, nach der Auflage seines Biographen, schlecht und mit entschieden fremdem Accent spricht. Sein Lehrer war ein sehr frommer Mann, der die seltsame Schrulle hatte, ein Tagebuch zu führen. An seinem Wohnorte, in der Umgebung des George-See's, waren freilich die Ereignisse selten; er schrieb indeß auf, was ihm würdig dünkte, auf die Nachwelt zu kommen. Z. B. den 21. Jan. den Tabak ausgelesen. — Den 22. dasselbe gethan. — Den 27. Sonntag. Beim Gottesdienst gewesen. Herr Stow gepredigt. Er hat Patty, Tochter der Martha Sull, getauft. Seine Kürze ist zum Verzweifeln; zu welchen Vermuthungen giebt es nicht Anlaß, daß er den Namen des Vaters von Patty Sull übergeht.

Eleasar Williams wurde von dieser harmlosen Sucht seines Lehrers angesteckt und schrieb tagtäglich einige unnütze Zeilen auf. Er führte geduldig sein Tagebuch viele Jahre lang, und Herrn Hanson verdanken wir zahlreiche Auszüge daraus. Eleasar bleibt hinter seinem Meister nicht zurück: unbedeutendere, plattere Alberndeiten sind niemals aufgeschrieben oder gedruckt worden. Drei Dinge sind darin überdies bemerklich: 1. der anhaltende Trübsinn und die Schwermuth Eleasars (der Stein muß nicht hart genug gewesen sein, um ihn von Grund aus zu heilen); 2. seine absonderliche Andächtelei; 3. die angenommene Gewohnheit, sich selbst zu bedienen, anstatt die Augen aufzuthun auf das, was um ihn vorgeht. Er reist, und kein Wort von dem, was er gesehen; aber wohl zeichnet er sorgfältig auf, daß er sich den Magen verdorben hat. Er hat einen Herrn Sonndso besucht; er hat sich amüsirt, womit? weswegen? Davon keine Sylbe. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Lektüre dieses Tagebuchs zum Umkommen langweilig ist.

Und doch hätte er hin und wieder etwas Besseres zu sagen gehabt. Sein Leben war ein ziemlich bewegtes. Nachdem er seinen Katechismus im Kopfe hatte, wurde er als protestantisch-christlicher, civilisirter Wilder in die Welt eingeführt. Er sprach schleckt englisch und gut irokesisch. Das verschaffte ihm einigen Erfolg in der Gesellschaft; die Frommen sahen in dem gottseligen Jüngling ein würdiges Rüstzeug als Glaubensbote bei den Indianern. Die Regierung verwendete ihn als Unterhändler in ihrem politischen Verkehr mit den irokesischen Stämmen. Während des letzten Krieges zwischen England und der Union leistete er den amerikanischen Generalen einige Dienste durch seinen Einfluß bei den Rothhäuten und den halbwilden Weißen, die an der kanadischen Grenze wohnen. Eleasar wurde damals Häuptling einer Bande, die man das Geheimcorps (the secret corps) nannte; einer Bande, die ein Ablömmling des heiligen Ludwig und Heinrichs IV. schwerlich gewählt hätte, um das Waffenhandwerk zu lernen; denn das Geheimcorps bestand aus Leuten, die das Kriegsgeseyz aufzuhängen ermächtigt, wenn man sie erwischt. Es war ein gewagter und vielleicht nicht genug gewürdigter Dienst, der darin bestand, sich heimlich von den Bewegungen und Plänen der Engländer Kunde zu verschaffen und sie den amerikanischen Offizieren zu hinterbringen. Einige Grobiane hießen die Soldaten des Geheimcorps Spione; sie schlugen sich aber doch hin und wieder, zum Beweis dessen wurde ihr Häuptling in einem Handgemenge verwundet. Nach geschlossenem Frieden nahm Eleasar Williams seinen früheren Beruf wieder auf, wurde ordinirt und trat die Stelle eines Predigers bei einer indianischen Mission an. Er heirathete, spekulirte wie viele amerikanische Geistliche, es bekam ihm aber schlecht. Er war arm; allein an das abgeschärfte Leben der Indianer gewöhnt, hatte er sich auch einen guten Theil ihrer Sorglosigkeit angeeignet.

Aus dem Bache Hanfons ist nicht genau ersichtlich, um welche Zeit dem Reverend Williams einige Vermuthungen über seine erlauchte Herkunft in den Sinn kamen. Ich bin aber zu glauben geneigt, daß er sich schon einige Zeit vor der romantischen Entdeckung, die ich bald erzählen will, mit seiner Genealogie beschäftigt habe. Seine Züge und seine Beleibtheit widersprachen der indianischen Abkunft. Oft galt er für einen Europäer, sei es, daß das weiße Blut, das, wenn er wirklich der Sohn der Madame Williams war, in einem Bruchtheil oder, wenn in der That von weißer Race und nur von einer indianischen Mutter adoptirt, unvermischt in ihm vorherrschte. Gewiß ist, das Portrait an der Spitze des Buches des Herrn Hanson zeigt keine Spur vom Typus der amerikanischen Urstämme. Eben so gewiß ist, daß es nicht die geringste Aehnlichkeit mit den Prinzen des Hauses Bourbon hat. Der Biograph versichert, daß er Ludwig dem Achtzehnten ähnlich sehe; dann läge die Schuld an dem Zeichner, der die Physiognomie seines Originals schlecht wiedergegeben. Die Aehnlichkeit vorausgesetzt, mochte sich schon darauf hin der Reverend Etwas in den Kopf gesetzt haben; denn selbst in einem republikanischen Lande fühlt sich Einer geschmeichelt, etwas Königliches an sich zu haben. War die Aehnlichkeit einmal zugegeben, so mußte es ihm, wie jedem Findling in müßigen Stunden, ein Leichtes sein, einen kleinen Roman zu dichten, an den er selbst glauben mochte; denn die christliche Liebe und die mittelmäßige Meinung, die ich von seinem Verstande habe, machen mich geneigt, in Williams mehr einen Narren, als einen Betrüger zu sehen.

Doch nun kommen wir zu dem großen Theatercoup. Im Jahre 1841 machte der Prinz von Joinville eine Reise durch die Vereinigten Staaten. Auf einer seiner Exkursionen stellte man ihm Williams als einen Mann vor, der ihm über indianische Sitten und über die ersten Niederlassungen der Franzosen in Kanada genaue Auskunft geben könnte. Lange nach der Rückreise des Prinzen erzählte der Reverend, was hier folgt:

„Der Kapitän des Dampfschiffes sagte mir, der Prinz wünschte eine Zusammenkunft mit mir und würde sich glücklich schätzen, wenn ich ihn besuchte; „oder wenn Sie das vorziehen", sagte er, „will ich den Prinzen Ihnen vorstellen." — „Ich stehe ihm zu Befehl", sagte ich, „und werde thun, was er wünscht." — Hierauf führte der Kapitän den Prinzen zu mir. Ich saß gerade auf einer Tonne. Als der Prinz mich erblickte, zitterte er unwillkürlich, und ich bemerkte eine lebhafte Aufregung in seinen Zügen. Er erbleichte etwad, und seine Lippen zuckten. Das beobachtete ich in diesem Augenblick, und später, als ich diese flüchtige Verwirrung mit der Leichtigkeit und Ruhe in seinem Benehmen verglich, fiel mir der Absich erst recht auf. Dann faßte er mich ernst und achtungsvoll bei der Hand, und die Unterhaltung begann. Alle Passagiere und die Personen seines Gefolges zeigten Ueberraschung bei den Aufmerksamkeiten, die er mir bewies. Er lud mich zur Tafel und bot mir den Ehrenplatz neben sich an. Verschüchtert durch dieses Uebermaß von Höflichkeit, lehnte ich diese Auszeichnung ab. Nach dem Diner drehte sich die Unterhaltung um die ersten Niederlassungen der Franzosen in Amerika, den Muth und die Verwegenheit ihrer Abenteurer, den Verlust Kanada's, den der Prinz lebhaft zu bedauern schien. Mitten in der Unterhaltung, ich erinnere mich nicht mehr, bei welchem Anlaß, äußerte er, er habe sein Gefolge in Albany zurückgelassen und die erste Gelegenheit benutzt, um an den George-See einen Ausflug zu machen. Er sprach leicht und angenehm, drückte sich, zu meiner Ueberraschung, sehr gut im Englischen aus, das er mit etwad fremdem Accent, wie ich, aber sehr verständlich sprach. Wir saßen auf den Kajütenpostern im Hinterdeck und plauderten bis tief in die Nacht hinein. Wir schliefen dann neben einander. Auch am folgenden Morgen dauerte die Unterhaltung ununterbrochen fort. Als ich mir diese später ins Gedächtniß zurückrief, mußte ich bemerken, wie mich der Prinz auf das Kommende sinnenvolle vorbereitet hatte, obgleich die mannigfaltigsten Gegenstände berührt wurden." — Wir übergehen eine Reihe von unbedeutendlich albernen politischen Aeußerungen, die der Reverend seinem Interlokutor in den Mund legt, und kommen zu dem Kernpunkt der Fabel. — „Zu Green-Bay gelandet, brang der Prinz in mich, bei ihm in Astor-House zu wohnen; ich entschuldigte mich damit, daß ich meinen Schwiegervater besuchen müßte ... Als ich in das Hotel zurückkehrte, fand ich den Prinzen allein, sein Gefolge war in einem Gebäude daneben. Er fing das Gespräch damit an, daß er mir eine Mittheilung zu machen habe, sehr ernst für ihn und von höchster Wichtigkeit für mich; er müsse aber zuvor eine Bürgschaft für meine Verschwiegenheit fordern und verlange mein Wort, keinem Menschen zu entdecken, was er mir mitzutheilen im Begriff sei. Nach einigem Zögern und unter der Bedingung, daß das Geheimniß, das er mir offenbaren wollte, keinem Menschen nachtheilig sei, willigte ich ein. Endlich unterzeichnete ich noch ein schriftliches Versprechen, und dann nahm der Prinz das Wort ungefähr in folgender Weise:

„„Sie, mein Herr, haben sich daran gewöhnt, sich als einen Eingeborenen dieses Landes anzusehen. So ist es nicht. Sie sind in Europa geboren, und, wie unglaublich auch Ihnen die Kunde klingen mag, ich muß Ihnen sagen, Sie sind der Sohn eines Königs. Es muß für Sie ein großer Trost sein, das zu erfahren. Sie haben viel gelitten,

Digitized by Google

sind sehr tief gesunken; Sie haben aber nichts Schlimmeres gelitten, sind nicht tiefer gedemüthigt worden, als mein Vater, der, arm und verwiesen, in diesem Lande lange gelebt hat. Zwischen ihm und Ihnen ist der Unterschied: er kannte seine hohe Geburt, Sie hatten das Glück, mit der Ihrigen unbekannt zu sein.“'

„Man kann sich mein Erstaunen ob dieser Rede denken. . . Ich sagte ihm, seine Mittheilung sei von so außerordentlicher Beschaffenheit, daß er meine Unglaubigkeit entschuldigen müßte, und daß ich wirklich zwischen Zweien wäre (that I was between two).

„„Zwischen welchen Zweien?““, fragte der Prinz. — Er verstand natürlich eben so wenig, wie wir, diese irokesische Redensart.

„Ich antwortete, daß ich einerseits nur mit Mühe das glauben könnte, was er mir gesagt, und andererseits fürchtete ich, er täusche sich in der Person. — „„Es kömmt mir nicht in den Sinn, mit Ihren Gefühlen zu scherzen; ich habe nur die Wahrheit gesagt und habe die Mittel, Sie zu überzeugen.““ — „Nun denn“, bat ich, „vollenden Sie Ihre Entdeckung und lassen Sie mich das vollständige Geheimniß meiner Geburt erfahren.“ — „„Bevor ich das thue““, erwiederte er, „„bedarf es einer gewissen Förmlichkeit, um das Interesse gewisser Persönlichkeiten zu schonen, welche die Sache angeht.““ — „Hierauf zog er aus seinem Felleisen ein Pergament und legte es auf den Tisch, worauf schon Schreibmaterialien bereit lagen. Er legte daneben das Staatssiegel Frankreichs, das, wenn ich nicht irre, unter der alten Monarchie im Gebrauch war. Es war von einem kostbaren Metall, ob aber von Gold, Silber oder vergoldetem Silber, könnte ich nicht sagen. Wenn ich es genau überlege, möchte ich mich für das Letzte entscheiden; ich kann mich aber täuschen; denn ich war zu verwirrt, und Dinge, die sonst einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht hätten, zogen in dem Augenblick kaum meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich will es aber nur gestehen, daß, nachdem ich Alles erfahren hatte, der Anblick dieses Siegels, mir von einem Prinzen aus dem Hause Orleans überreicht, meinen Unwillen erregte. Die Urkunde war in zwei Kolumnen, französisch und englisch, sehr schön geschrieben. Ich las sie zu wiederholten Malen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit vier bis fünf Stunden lang. Während dieser ganzen Zeit überließ mich der Prinz meinen Gedanken und blieb fast beständig im Zimmer, ging jedoch einige Mal hinaus.

„Der Inhalt des Dokuments, das ich, wie gesagt, mehrere Mal durchlas, indem ich die beiden Texte Wort für Wort verglich, war eine feierliche Abdankung der französischen Krone zu Gunsten Ludwig Philipp's, von Seiten Karl Ludwig's, Sohnes Ludwig's XVI., den man Ludwig XVII. mit allen in der alten Monarchie gebräuchlichen Namen und Ehrentiteln benannte, das Ganze begleitet von einer Aufzählung im Kanzlei-Styl aller Beweggründe, Bedingungen und Vorbehalte der Abdankung. Die Bedingungen, in Summa, waren, daß man mir einen prinzlichen Haushalt hier im Lande oder in Frankreich, nach meiner Wahl, zusicherte, und daß Ludwig Philipp sich verpflichtete, mir in Natur oder in Werth alles mir gehörige persönliche Eigenthum der königlichen Familie zurückzuerstatten, Alles, was während der Revolution dem Staatsschatz verfallen oder in andere Hände übergegangen war.“

Der Reverend Eleasar war von der Mittheilung so betäubt, daß er nicht daran dachte, von der Urkunde Abschrift zu nehmen. Die schade! Es wäre doch interessant zu lesen gewesen, in welchem Kanzlei-Styl die Motive dieser Abdankung abgefaßt waren, und nach welchen Gesetzen und Herkommen Ludwig XVII., der natürliche Erben in so hohem Grade besaß, ohne Umstände seine Krone einem fernen Verwandten übertrug. Dem sei indeß, wie ihm wolle, in den vier oder fünf Stunden, die der Schwarzrock vor dem Pergament zubrachte, wurde er so ganz Prinz, daß er, wie sein Oheim, Ludwig XVIII., bei ähnlicher Gelegenheit sagte: „Ich bin arm und geächtet; aber ich werde meine Ehre nicht preisgeben.“ — Als er so hoch griff, beobachtete Prinz von Joinville einige Minuten tiefes Schweigen in einer ehrerbietigen Stellung. Dann trennten sie sich, und der Prinz — ich meine den Prinzen von Joinville — schied mit den Worten: „Ich hoffe, wir werden Freunde bleiben.“

Ein Franzose, kein Mensch des alten Europa hätte eine solche Mähr erfinden können: auf den ersten Blick sieht man, daß sie aus einigen schlechten Romanen oder Melodramen alten Schlages zusammengestückt ist; auf diesen mochte ein Irokese, dem etwas Civilisationsstaub angeflogen, seine Kenntnisse des politischen Rechts und der Hofsitten schöpfen. Wie ungereimt aber auch die Erfindung der ganzen Fabel ist, glaubte doch Herr August Trognon, Secretair des Prinzen Joinville, sich gehalten, im Jahre 1853 in einer Zeitung, die sie in ihre Spalten aufgenommen hatte, berichtigend auftreten zu müssen. Vielleicht war das in den Vereinigten Staaten nöthig. Unsere Leser würde ich zu beleidigen meinen, wenn ich die Versicherung von Seiten des Prinzen von Joinville für nöthig hielte, daß sein ganzer Verkehr mit Herrn Williams sich auf eine Unterredung über die ersten Niederlassungen der Franzosen in Kanada beschränkt hat. Herr Hanson hat, wie es sich versteht, auf Herrn Trognon's Brief geantwortet und die Mittel gefunden, ihm einige völlig unbedeutende Ungenauigkeiten darin aufzumuntzen. Er stellte darin aufs authentischste fest, daß der König Ludwig Philipp, dem Eleasar Williams, sich auf Prinz von Joinville berufend, ich weiß nicht von welchem irokesischen Häuptling, einen Brief übersandt hatte, besagtem Häuptling durch Williams eine Anzahl Ratschlägen, von einem Briefe begleitet, hatte zustellen lassen. Der Brief ist verloren gegangen; der Schaden ist freilich nicht so groß, wie das Verschwinden des berühmten Pergaments. Dank der Höflichkeit unserer heutigen Fürsten, Ihr könnt ihnen kein so schlechtes Buch schicken, daß sie nicht den richtigen Empfang melden sollten, und es giebt Leute, selbst in Europa, die auf eine solche Zuschrift ihn glauben, sie stehen mit gekrönten Häuptern in Korrespondenz. Als ich in meiner Jugend Secretair bei einem Minister war, erhielt ich von einem Duodam Besuch, der sich das Ehrenkreuz, das man ihm versprochen hatte, abholen kam! Zur Unterstützung dieser seiner Behauptung zog er einen Brief hervor; was enthielt er? „Der Minister .... hat das Gesuch vom ... erhalten. Es wurde zurückgestellt, um es ihm wieder vorzulegen, wenn eine Beförderung im Orden der Ehrenlegion vor sich gehen wird.“ Und die Moral von der Geschichte? Schreibt nur Briefe an Eure Freunde!

England.

Arbeitende Frauen aus dem letzten halben Jahrhundert.

Ein unter diesem Titel erschienenes in einer deutschen Uebersetzung*) aus vorliegendes englisches Buch wird von der Verfasserin, Clara Lucas Balfour, als eine „bibliographische Nachlese“ bezeichnet, welche zeigen soll, wie viel der Geist und der Charakter der Frau den geistigen und sittlichen Fortschritt dieses Jahrhunderts befördert haben. Es werden in dem Buche nicht diejenigen Frauen Englands, die in unserem Jahrhundert durch bedeutende Leistungen in der Literatur sich Ruhm erworben haben, sondern einige von solchen Frauen geschildert, die vorzugsweise durch praktisches reformatorisches Wirken im Gebiete des sozialen Lebens sich den Dank der Mit- und Nachwelt verdient haben. Die, wenn auch über das Haus und die Familie hinausgehende, doch in den Schranken echter Weiblichkeit bleibende reformatorisch-sozialistische Wirksamkeit der Frauen, die uns hier vorgeführt werden, spricht für sich selbst. Mehr als die forcirte Manier, in der die s. g. „emanzipirten Frauen“ in Frankreich und in Deutschland die Berechtigung der Frau, an der Reform des sozialen Lebens mitzuarbeiten, bezuthun versuchen, ist sie dazu geeignet, das fast überall noch herrschende Vorurtheil gründlich zu widerlegen, dem zufolge eine jede über die Schranken des häuslichen und geselligen Lebens hinausgehende Wirksamkeit von der Frau nur auf Kosten ihrer echten Weiblichkeit soll ausgeübt werden können. Der Umstand, daß bei allen diesen englischen Frauen, die uns hier geschildert werden, ein noch streng biblisch-religiöser Glaube als der Beweggrund zu ihrem reformatorisch-sozialistischen Wirken erscheint, darf uns, die wir dem Geist der freien Forschung und der Wissenschaft auch im Gebiete des Glaubens und religiösen Lebens sein Recht zuerkennen, nicht hindern, das vorliegende Buch auch unseren deutschen Frauen als ein solches zu empfehlen, das auf die anschaulichste und ansprechendste Weise darthut, wie die Frau auch im Gebiete des politisch-sozialen Lebens reformatorisch zu arbeiten und zu wirken berufen ist.

Um unseren Lesern eine Vorstellung von dem Umfange zu geben, in welchem der reformatorisch-sozialistische Beruf der Frau in dem vorliegenden Buche aufgefaßt und dargestellt ist, wollen wir aus der Einleitung, welche die Verfasserin den biographischen Mittheilungen vorangehen läßt, Einiges mittheilen.

In der menschlichen Gesellschaft hat ein Jeder, auch die Frau, den Beruf, zu arbeiten und zu diesem Zwecke die Kraft der „Selbsthülfe“ zu entwickeln. Wie edel auch unleugbar, wenn sie edel gelöst wird, die Aufgabe ist, die Literatur seiner Nation zu bereichern, so giebt es doch für die Frau einen weiteren Wirkungskreis und ein höheres Ziel. Wenn sie die Verpflichtung, die ihr obliegt, richtig zu schätzen weiß, so wird sie zu der Ueberzeugung geführt, daß sie die Gesellschaft umgestalten muß.

Wenn es sich um den Fortschritt der Nation handelt, so kömmt die häusliche Seite nicht minder als die öffentliche in Betracht, und jene ist es, mit der die Frau meistens zu thun hat. Der Unterdrückung und ungerechten Behandlung, welche zahlreiche Frauenklassen, die durch eigene Thätigkeit sich ernähren müssen, zu erdulden haben, kann nur die Gerechtigkeit und das Mitgefühl ihrer Schwestern, welche günstiger gestellt sind, wirksam entgegentreten. Die Elenden, welche den Künsten des Verführers zum Opfer fallen, können dem Verderben an Seele und Leib nur durch die Frau entrissen werden, die zu ihrer Hülfe herbeieilt, nicht verächtlich vorübergeht oder heuchlerisch das Vor-

*) Berlin, 1855. Verlag von Gustav Schlawitz.

Digitized by Google

handensein solches Elends nicht zu kennen behauptet. Doch auf den Straßen herstoßene Kind, das in Elend und Verbrechen umherirrt, zur Unwissenheit verurtheilt ist und doch wegen Unwissenheit bestraft wird, blickt vornehmlich auf die Frau um Hülfe.

Selbst da, wo Verhältnisse ihr nicht gestatten, in diese reformatorischen Arbeiten, die so sehr ihre besondere Theilnahme erheischen, einzugreifen, vermag sie doch in dem erhabenen Berufe als Lehrerin der Jugend solche Grundsätze einzupflanzen, welche auf die Beseitigung aller dieser Uebel heilsam einwirken werden. Nie betrachte sie das Haus als einen engen Wirkungskreis; dort beginnt ihr Einfluß; aber nicht darauf beschränkt, breitet er sich in weite Fernen aus.

Treffend spricht sich die Verfasserin über die der Frau besonders empfohlene Tugend der Demuth folgendermaßen aus:

„Viele Fehler, die sich noch immer durch die weibliche Erziehung hindurchziehen und der Frau im reiferen Alter anhängen, entstehen aus wohlgemeinten, aber irrthümlichen Ansichten von der Tugend der Demuth. Die Demuth, richtig aufgefaßt, gehört zu den lieblichsten Vorzügen eines Christen. — Wer aber darum, weil doch nicht Alles gethan wird, was der Herzen prüfende Gott und die gewissenhafte Ueberzeugung von der Pflicht fordern, in seiner Arbeit ermattet, ihrer müde wird und seine Versuche aufgiebt, oder wer mit dem Hinblicken auf äußere Schwierigkeiten, anstatt gläubig der inneren Kraft zu vertrauen, sein Leben verbringt ohne weisen Zweck und heilige Bestrebungen, von dem klingt es wahrlich wie Hohn, wenn er sagt: „ich habe keine Gaben", oder: „ich habe keinen Einfluß." Dies ist nicht Demuth — es ist Trägheit und Gleichgültigkeit."

Dem Einwurfe, daß der Frau ein so schwerer Beruf nicht auferlegt werden dürfe, da die Bibel sie ausdrücklich „das schwächste Gefäß" nenne, begegnet die Verfasserin mit Hinweisung auf Thatsachen, welche die Wahrheit des biblischen Wortes beweisen: „was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist." Sie weist auf das hin, was Frauen, wie Elisabeth Fry, Mary Carpenter, Caroline Chisholm, Lydia Child zur Beseitigung menschlichen Elends zu thun im Stande gewesen.

Die Persönlichkeiten, mit deren, der Beseitigung des menschlichen Elends und sozialer Uebelstände gewidmetem, Leben und Wirken die Verfasserin uns genauer bekannt macht, sind:

Mrs. Trimmer, Mrs. Hannah More und ihre Schwestern, Mrs. Barbauld, Elisabeth Smith, Charlotte Elisabeth, Mrs. Sherman, Mrs. Mary Lundie Duncan, Sarah Martin, Mrs. Anna H. Judson und Anna Kilham. Wer die Biographieen dieser Frauen gelesen, wird der Verfasserin Recht darin geben, daß sie diese Frauen als „Repräsentatio-Frauen" bezeichnet, „welche eine Epoche des Fortschritts bezeichnen, die Methoden von praktischem Nutzen und Grundsätze der Pflicht aufgestellt, welche eine weitverbreitete und allgemeine und doch auch individuelle Anwendung zulassen."

Mannigfaltiges.

— König Max und die neue Tafelrunde. Die „Blätter für literar. Unterhaltung" (Nr. 21.) erwähnen eines englischen Berichts über Münchens literarische Notabilitäten, der allerdings von pikantem Interesse ist, aber den englischen Lesern Manches aufbindet. Danach soll der berühmten deutschen Dichterwelt einst eine Aufforderung des Kronprinzen von Bayern zugegangen sein, einen literarischen Bund zu schließen, um lauter Meisterwerke zu liefern, die vor Bayerns Throne mit goldenen Bechern und Vorbeerkronen belohnt werden sollten. Angeblich hätten die namhaftesten Poeten diese königlichen Anträge schnöde zurückgewiesen, weil es nicht Zeit sei, daß die Dichter mit den Königen gingen. Mit den Bl. f. lit. Unterh. einer deutschen Berichtigung dieser englischen Behauptung entgegensehend, wollen wir einen Blick auf den Dichterkreis werfen, der sich jetzt in München unter dem Schutze des geistreichen Königs versammelt hat. Die Kultur der Künste ist auf Bayerns Thron erblich, und die junge Königin hat ebenfalls eine angeborene und anerzogene Vorliebe für dieselben mitgebracht. Geschmückt mit den edelsten Erzeugnissen der Skulptur und Malerei, ward München schon lange mit Recht das neue Athen genannt; es ist eine echte Freistätte für den Geist der Poesie, dessen beste Namen König Max jetzt dort versammelt hat, der gelegentlich selbst eine Lanze einlegt bei den Wettkämpfen seiner dichterischen Tafelrunde. Fürst Pückler, ein fahrender Meistersänger, hat kürzlich eine Beschreibung seiner Aufnahme bei derselben in seiner bekannten anmuthigen Weise geliefert, aber auch auf Privatwegen ist uns Kunde geworden von dem interessanten Dichterkreise, in dem die Heiterkeit der Kunst neben dem ernsten Leben lächelt. Statt in Weihrauch wird sie zwar oft gemüthlich in Rauchtabak gehüllt, der jedoch hauptsächlich die gute Eigenschaft haben soll, für die Tafelgenossen den Glanz des fürstlichen Nimbus ihres hohen Vorsitzers zu mildern. Persönlich am nächsten steht demselben unser preußischer Landsmann Dönniges (aus Frankfurt a. d. O.), der erst kürzlich sein poetisches Meisterstück geliefert in seiner vortrefflichen Uebersetzung schottischer Lieder. Er ist Jurist, Diplomat, Literat und Poet dazu. Nächstdem hat Paul Heyse, ebenfalls ein Preuße, als Vorleser des Königs ein bestimmtes Amt, das ihn um die Person desselben beschäftigt. Emanuel Geibel und Bodenstedt sind als Professoren, Dingelstedt als Regisseur angestellt, gehören aber ebenfalls zu der Tafelrunde, an der namentlich Letzterer nach Ancienneität den ersten Platz einnimmt. Er ist schon ein wenig verblüht; seine Muse hat sich seit ihrem politischen Anfall nie wieder ganz erholen können, und es hilft nichts, daß er denselben jetzt vornehm zu ignoriren sucht. Der Jugend gehört überhaupt die Gegenwart; es ist natürlich, daß die frischen Blüthen des jungen Nachwuchses manches ältere Dichterhaupt in Schatten stellen. Alle Namen der Münchener neuen Dichterschule zu nennen, gestattet der Raum hier nicht, aber wir wollen später auf Einzelne zurückkommen, deren Leistungen auch im Auslande bereits Anerkennung gefunden haben.

F. v. H.

— Brewster's Leben Newton's. Nachdem Sir David Brewster bereits im Jahre 1831 für die Family Library eine auch ins Deutsche (von Goldberg, Leipzig, 1833) übersetzte Biographie Newton's geschrieben, ist er nunmehr mit einem neuen, ausführlicheren Werk über das selbe, die Schriften und Entdeckungen seines großen Landsmanns hervorgetreten.*) Durch Benutzung der in den Händen des Grafen von Portsmouth, eines Verwandten der Newtonschen Familie, befindlichen Manuskripte und Korrespondenz desselben ist es ihm möglich gewesen, manche Lücken in unserer Kenntniß von dem öffentlichen und Privatleben Newton's auszufüllen und ein treues und anschauliches Bild seiner wissenschaftlichen Leistungen zu liefern. So finden wir hier anziehende Details über seine Kinderzeit, seine Schul- und Universitätsjahre und die ersten Beschäftigungen mit mechanischen und mathematischen Studien, welche endlich zur Entdeckung jener wunderbaren Kraft führten, die wir Gravitation nennen. Bei Gelegenheit des bekannten Streites mit Leibniz über die Erfindung des Infinitesimalkalüls erklärt sich Brewster entschieden gegen den deutschen Gelehrten, von dem er behauptet, daß er sich durch die Leidenschaft zu sehr unbedachten Schritten hinreißen ließ. „Wenn Leibniz", sagt er, „Newton des Plagiats beschuldigte und Andere bewog, diese Anklage zu verbreiten und zu bestätigen, so können wir dafür einige Entschuldigung in der Aufregung finden, in welche ihn die gegen die Selbstständigkeit seiner Entdeckungen gemachten Insinuationen versetzten, aber andere Punkte seinen Benehmens lassen keine Milderung zu. Als er die Philosophie Newton's in seinen Briefen an den Abbé Conti angriff, gab er nur die kleinlichen Gefühle eines Nebenbuhlers kund; als er es aber wagte, jenen großen und guten Mann in seiner Korrespondenz mit der Prinzessin von Walcs, die Newton achtete und liebte, zu verleumden und seine Theorieen als wissenschaftlich falsch und der Religion gefährlich denunzirte, indem er diese Anklage auf Stellen aus den „Principia" und der „Optik" gründete, die von aller Wärme echter Frömmigkeit durchdrungen sind, heftete er seinem Namen einen Flecken auf, den alle seine philosophischen Talente nicht werden verwischen können."**) Eigenthümlich ist es übrigens, daß Brewster gerade die theologischen Phantasieen Newton's, die man sonst gewöhnlich als eine von den Schwächen zu betrachten pflegt, von denen selbst große Männer nicht frei bleiben, mit besonderem Eifer in Schutz nimmt und seiner Erklärung der Prophezeiungen Daniel's und St. Johannis ein eigenes Kapitel widmet, die er mit der Behauptung einleitet, daß, wenn Newton nicht als Mathematiker und Physiker berühmt gewesen, er schon als Theolog einen hohen Ruf verdient hätte.

— Turner in San Francisco. Die Alta California enthält einen interessanten Bericht über das am 15. Mai stattgefundene Jahresfest des deutschen Turnvereins in San Francisco. Es nahmen zwischen 3000—4000 Personen daran Theil, und der amerikanische Reporter kann sich nicht genug über die Geschicklichkeit der Turner und die „Grazie und Behendigkeit" wundern, mit der sie ihre gymnastischen Uebungen ausführten. Man habe nie einen kräftigeren und gesunderen Menschenschlag erblickt, als diese „Athleten", deren helle Gesichtsfarbe, blaue Augen und muskulöse Gestalten an die Gemälde der alten deutschen und vlämischen Meister erinnerten.

*) Memoirs of the Life, Writings, and Discoveries of Sir Isaac Newton. By Sir David Brewster. Edinburgh: Tho. Constable & Co. 1855. Berlin, A. Asher & Co. 2 Bände.

**) Die Engländer waren in dem Leibniz-Newtonschen Prozesse über die „Fluxionen" und „Differentiale" immer sehr parteiische Richter. Jedenfalls ist dieses Urtheil aber eine beiefliche Aeußerung Lichtenbergs eben so hart als ungerecht. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Postämtern, angenommen.

№ 83. Berlin, Donnerstag den 12. Juli 1855.

Aegypten.

Das Serapäum bei Memphis.

Es ist in diesen Blättern bereits mehrfach die Rede gewesen von der für die Wissenschaft so folgenreichen Entdeckung, die der französische Gelehrte, Herr Mariette, im Herbste des Jahres 1851 in der Todtenstadt des alten Memphis zu machen das Glück hatte. Nach mehrfachen Andeutungen in wissenschaftlichen Zeitschriften oder Reiseberichten, wie sie z. B. Brugsch darüber gegeben, hat endlich Herr Mariette zum ersten Male etwas Genaueres über das Ergebniß seiner Forschungen mitgetheilt, und zwar im archäologischen Bulletin des Athenaeum Français (Mai, 1855, S. 75). Wir können nichts Besseres thun, als die gewonnenen sicheren Resultate so vor den Leser aufstellen, daß er ein möglichst klares Bild von der Thatsache selbst erhalte, wie wir es uns selbst zu machen eifrig bemüht gewesen sind. Hieran wollen wir Einiges fügen, was das Verständniß des Ganzen zu erleichtern und die Wichtigkeit der Entdeckung ins gehörige Licht zu setzen im Stande ist.

Weltberühmt im Alterthume war der von den Aegyptern göttlich verehrte Stier Apis zu Memphis, von den ältesten Zeiten bis zum Verfall des Heidenthums. Schon die Griechen der mythischen Zeit kennen den daselbst von der fuhgestaltigen Jo gebornen Epaphos in Stiergestalt, von dem die alten Dynastenkönige, welche vor den Atriden im Peloponnes herrschten, ihr Geschlecht ableiteten. In ihm gipfelte die Thierverehrung der Aegypter, die, wenn auch sonst im ganzen Heidenthume nachweisbar, doch bei keinem anderen Volke eine so systematische, streng geregelte Form hatte. Man weiß mit Bestimmtheit, daß Apis, wie auch andere heilige Thiere, als ein Bild der Seele des Osiris, als lebendige Verkörperung einer Zeitperiode, eines Osiris-lebend galt, weshalb er nur eine bestimmte Anzahl Jahre lebte und dann an dem Schlusse der Periode getödtet wurde, um seinem Nachfolger Platz zu machen. Tödtung wie Auffuchung und Einführung des neuen Apis waren mit einer Menge symbolischer Ceremonien verknüpft, und es darf uns nun nicht Wunder nehmen, wenn wir demgemäß gewaltige Gebäude und Räumlichkeiten finden, in welchen dieser Kult geübt wurde. Bisher wußte man eigentlich nur etwas von dem Tempelhofe, in welchem der lebendige Apis gehalten wurde; er war von Psammetich in dem großen und prachtvollen Reichstempel des Ptah oder Hephästos angebaut worden, obschon bereits früher eine ähnliche Räumlichkeit vorhanden sein mußte; denn der Kult des Apis beruhte auf der Religion des Ptah, indem er die Namen dieser Form des Osiris (Ptah, Sokari, Husire) selbst führte und für Ptah angesehen wurde. Es waren in diesem Hofe zwei Häuschen (Thalami von den Griechen genannt) angebracht, in welche er nach Belieben eintreten konnte, zugleich aber dadurch, je nachdem er in das eine oder das andere ging, den Aegyptern Heil oder Unheil ansagte. Ein drittes war für die gleichfalls hochverehrte Mutter des Apis bestimmt. An Rasenplätzen, Baum-Anlagen, Springbrunnen wird es in diesem Aufenthalte des Gottes der Aegypter nicht gefehlt haben. An diesen Ort knüpfte sich also der Kultus des lebendigen Apis, oder habi anech, wie er ägyptisch heißt; hier wurde er gepflegt, um Orakelsprüche durch Zeichen befragt, bei der Fütterung von den betreffenden Priestern mit den Gottesprädikaten angesungen, von hier aus an seinen Festen, worunter die sieben Geburtstage gehörten, im feierlichen Umzuge bei Gesang und Musik durch die Straßen von Memphis und zurück geführt.

Wenn er starb, sei es natürlichen Todes oder nach den religiösen Vorschriften, so wurde nach festem Ritual eine Todtenklage durch ganz Aegypten um ihn angestellt, und seine Mumie unter mystischen Gebräuchen von den Osiris-Priestern an einem unterirdischen Orte beigesetzt. So viel wußte man bis jetzt. Die Vermuthungen, welche der einst berühmte Aegyptolog Jablonsky über denselben machte, beruhten auf ganz unzureichenden Vorlagen und haben sich daher als unhaltbar erwiesen, doch muß erwähnt werden, daß bereits damals der französische Reisende Lucas bei Memphis Apis-Mumien entdeckt zu haben vorgiebt.*) Durch Herrn Mariette's Ausgrabungen hat man nun auch den umfangreichen Grabtempel des verewigten Apis (Osiri hahi, des zum Osiris, d. i. selig gewordenen) oder, wie der Grieche es nannte, des Serapis entdeckt und damit einen wichtigen Beitrag zu der Religionsgeschichte des alten Aegyptens gewonnen.

In der Todtenstadt von Memphis, bei den Pyramiden von Sakarah, wo ein Hügelzamm bisher die Spur dieser darunter begrabenen Denkmäler bewahrt hatte, standen durch eine von Ost nach West gehende Sphinx-Allee verbunden, die schon zu Strabo's Zeiten im Sande verschüttet lag, zwei Serapäen, nach Westen zu das ägyptische, eben jenes Grab der Apisleichen, und östlich das griechische, das unter Ptolemäus Soter I. gegründet wurde und wieder mehrere Gebäude (das Pastophorion, Anubidium, den Tempel der Astarte und des Aesklulap) umfaßte.

Was das ägyptische Gebäude betrifft, so war es, wie die meisten Tempel in diesem Lande, mit einer viereckigen Mauer eingehegt und zerfiel in den oberirdischen Theil (Kapellen und andere Gebäude) und den unterirdischen, von dem gleich näher die Rede sein soll.

Wären die Gräber der Apisstiere in ihrem ursprünglichsten Zustande geblieben, so würde es eine leichte Arbeit für den Gelehrten gewesen sein, die Ordnung derselben aufzufinden und demgemäß die geschichtlichen Thatsachen festzustellen; so aber sind sie bereits in sehr alter Zeit erbrochen und theilweise verwüstet worden. Schon als man noch Hieroglyphen lesen konnte, wie das Auskragen des Apisnamens z. B. beweist, war man in diese unterirdischen Räume eingedrungen, wahrscheinlich als Theodosius das Aufhören der heidnischen Religionen geboten hatte; eine spätere Verwüstung fand durch die Araber unter dem Chalifen Mamun statt, und so ist es gekommen, daß die Mumien aus ihren Zellen geschleppt, die Statuetten, Votivtafeln u. s. w. durcheinandergestreut sind, daß eine Unordnung herrscht, welche erst langer Sichtung und Prüfung bedurfte, um Jedem wo möglich seinen ursprünglichen Platz anzuweisen. Herr Mariette hebt diesen Umstand namentlich hervor. So ist es ihm denn gelungen, das Vorhandensein von 64 Apisleichen nachzuweisen, deren älteste der Zeit Amenophis III. angehört. Seine Regierung fällt nach der Aera des Amoses, die mit 1667 anfängt, von 1550 bis 1520 v. Chr. Die Zahl der größeren und kleineren Denkmäler, die sich in diesen Räumen vorgefunden, beträgt etwa 7000; doch beziehen sich deren nur etwa 3000 auf den Apis selbst.

Die Art und Weise der Bestattung war zu verschiedenen Zeiten verschieden, und es ist die Feststellung dieser Perioden eines der Hauptergebnisse dieser Nachgrabungen, da sie deutlich bestimmte Abschnitte in der Religionsgeschichte des alten Aegyptens anzeigen.

I. Die Bestattungsweise der ältesten Zeit bis Amenophis III., welche, wie wir streng geschichtlich beweisen können, nur gegen 600 Jahre beträgt, ist unbekannt.

II. Periode von Amenophis III. bis zum dreißigsten Jahre Ramses II., d. i. von 1550—1354. Während dieser Zeit wurde jeder Apis in einer eigens dazu hergerichteten Grabkammer bestattet, zu der schief hinunter ein Gang führte, während gerade über derselben eine Kapelle in Form der gewöhnlichen Tempelpylone stand. Die Thür war nach Osten gerichtet, und Apis lag in einem hölzernen Sarkophage, worin überdies Statuetten mit Titel und Namen der jedesmal zu der Zeit der Bestattung lebenden höchsten Beamten der Stadt sich befanden.

III. Von Ramses II. bis ins zwanzigste Jahr Psammetich I., d. i. von 1354—651 v. Chr. Ramses (oder vielleicht schon sein Vorgänger) hatte eine große unterirdische Galerie gebaut, welche bereits auf lange Jahrhunderte hinaus die Kammern der Apismumien enthielt. Sie war an 100 Meter lang und enthielt zu beiden Seiten des Ganges je vierzehn derselben, ziemlich roh gearbeitet. In der Mitte jeder dieser länglich viereckigen Zellen stand ein Sarkophag aus Stein mit halbmondförmigem Deckel, auf dessen Boden sich die Statuetten der betreffenden Obrigkeiten befanden. Die zu den Gräbern gehörigen Kapellen standen oberirdisch gerade über den Zellen und enthielten die

*) Voyage troisième de Paul Lucas. T. 1, p. 346.

Digitized by Google

Votivtafeln, welche fromme Besucher dem betreffenden Apis geweiht hatten. Später wurden dieselben auch in dem Korridor der Galerie angebracht, nur nicht in den festverschlossenen Zellen selbst, während die Statuetten darin, ja selbst bisweilen im Innern der Mumie selbst sich befinden. Dies ist auch sehr begreiflich, denn die Bilder mit den Namen hoher Obrigkeiten sind etwa dat, was bei uns die in den gelegten Grundstein u. s. w. eingemauerten Münzen, Schriftstücke u. s. w.

Unter Psammetich fand ein schrecklicher Einsturz in diesen Katakomben statt, indem die Decken von vier Kammern herabfielen, und dies gab wohl Veranlassung, eine neue Art der Bestattung anzufangen. Seitdem sind die Kammern gewölbt, 25—30 Fuß hoch und die Decken mit weißem Steine künstlich bekleidet, die Wände dagegen mit Fliesen aus den Steinbrüchen der arabischen Kette belegt. Die Sarkophage sind von Stein, aus einem einzigen Blocke des feinsten Granites gearbeitet, dabei ungewöhnlich groß, indem ihre Länge fünfzehn bis sechzehn Fuß, ihre Höhe zwölf bis vierzehn Fuß beträgt. In ihnen standen dann die Holzsärge. Die Kammern waren ganz geschlossen, und die Stelen befanden sich draußen. Ohne Zweifel ist die nun eingeführte größere Pracht und Kostbarkeit in der Bestattung zugleich ein Zeichen für eine gewisse Veränderlichung der Religion, die um diese Zeit eingetreten sein muß. Die einfache Weise der früheren Zeit spricht für mindere Hochhaltung der Apisgräber und des daran geknüpften Todtenkultes. Denn aus diesem hat sich jedenfalls die Religion des Serapis, d. i. Osir-hapi, „des verewigten Apis," entwickelt. Indem man diesen als die zu ihrem Ursprung und Ausgang zurückgekehrte Verkörperung der Gottheit, als die heimgegangene, verklärte Osiristeele ansah, knüpfte sich an die betreffenden Ceremonien namentlich die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und einem besseren Dasein. Daher wurde Serapis als Hades, Sol Inferus (unterirdische Sonne), Pluto u. s. w. erklärt und in einem nach griechischer Form eingerichteten Kultte, welcher die Moschreligion des griechisch-ägyptischen Reiches war, verehrt. Die Einführung des Serapisdienstes als politischen Mittels, eine religiöse Einheit für Unreinwohner und Griechen zu schaffen, ist bisher noch nicht ganz erkannt worden, kann aber nur von diesem Standpunkte aus begriffen und gewürdigt werden.

Was von geistigem Leben in der ägyptischen Religion noch lebend war, rettete sich in diesen Kult herüber.

Unter Nektanebus (um 370 v. Chr.) wurde eine neue Galerie angelegt, die einen Umweg machte und sich am Ende wieder mit der ersten vereinigte. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

New-Yorker Literatur-Berichte.

(Schluß.)

Aber welch ein ingeniöser Kopf hat denn die abnorme Ihee ausgeheckt, den Amerikanern in Paris amerikanische Hotels zu erschließen? Soll denn „Uncle Sam" im feinen Paris, der Metropole der modischen Elegany, nicht den hinterwäldlichen Anstand fahren lassen! Soll der goldblumperude, speiende Yankee gar noch zum Modell sitzen, für neue Sitten und Manieren, da die bisherigen den Reiz der Neuheit nicht mehr in sich tragen! Doch nein, das kann nicht sein! Oder glaubt man vielleicht den Titelchat Titmouse der Nationen aller Kultur unfähig, und sein Benehmen derart, daß man ihn, wenn auch mit Krahfüßen, so doch aus dem Saal der feinen Welt hinaus in isolirte Gemächer komplimentirt! Dann möge man Erbarmen mit dem Bedauernswerthen haben, der das mit Außerachtlassung aller Rücksichten erworbene Geld noch nicht auf „noble" Weise zu verschleudern verstebt; man ungebe ihm mit ausgesuchtem feinen Luxus, damit er die erschreckliche Geschmacklosigkeit und Ueberladung des seinigen erkenne; man gebe ihm Gelegenheit, das Benehmen seiner gebildeter Gesellschaften seiner eigenen Unbeholfenheit und, sprechen wir es nur offen aus, Rohheit entgegen zu halten. Wie, wenn sich die Pariser „Inventeurs des Modes," wie sich hier die Schneider zu nennen belieben, bei ihrem Haschen und Schnappen nach Neuem, dahin verstiegen, die sich jetzt dort aufhaltenden Amerikaner zum Patron zu nehmen! Gott und der ästhetische Sinn der ehrbaren Schneider-Vernunft möge sie davor bewahren, den kurzen Taillen, den langen Schößen, in welchen nur eine fleischigere Unterlage fehlte, um dem Weiberrock ebenbürtig zur Seite zu stehen, den immensen umgekippten Vatermörderu, neue Gedanken abzulauschen. Doch halt, das haben wir nicht zu befürchten, denn eine solche Erhöhung der körperlichen Reize ist ohne langen Hals durchaus nicht denkbar, und diesen Vorzug bietet der Franzose in seiner Constitution nicht auf. Verlassen wir dieses Thema mit dem aufrichtigen Wunsche, daß unser Heimatsland, wenn es in der That den „freien, hochherzigen Republikaner der schönen Gefilde Nord-Amerika's," hoch, höher als seine eigenen Bewohner schätzt, sich in seinem vorreiligen Entusiasmus nicht so weit ergehe, das Präsentiren der Fußsohlen und des unteren Knochenbaues, das spiendide Preisgeben des mittelst der Kauwerkzeuge fabrizirten Tabaks-Extrakts, das nachbenkliche Fallenlassen des Hutes auf den Rockkragen und die damit verbundene Verschlossenheit der die nackte Stirn durchkreuzenden Gedanken und vor Allem den smarten Humbug „originell" und deshalb nachahmenswerth zu finden!

Humbug! Wie wäre es möglich, auch nur einen kurzen Abriß der amerikanischen Welt zu geben und dieses unübersetzbare Wort zu umgehen! Eine gewandtere Feder, als die meine, hat es versucht, den Lesern Ihres Blattes „Humbug" philosophisch und logisch zu erörtern; wir wollen daher von einem neuen Versuch absehen, und zwar um so mehr, da einen Hiesigen das Wort schon so anwidert, daß man sich einer Definition gern überhoben sieht. Dürften wir es nur als Leiche betrachten, wie gern wollten wir es dann seziren. Wenn auch jenseits des Oceans Manches im Geschäfts- und Gesellschaftsleben vorkommt, was der Kategorie des Humbugs angehört, der echte Humbug, wie er und hier auf jedem Schritt und Tritt, bei jedem Blick begegnet, ist drüben, Gott sei Dank! unerkannt. Möge sich jedes Land, jede Stadt dem Einzug dieses unfauberen Gesellen widersetzen. Daß Deutschland je davon heimgesucht werde, fürchten wir nicht; da muß erst der Rechtssinn des Volkes der Geldgier Raum geben, die Kraft und Reinheit der deutschen Sprache weichen und zur größeren Bildungsfähigkeit von Superlativen eine neue Grammatik eingeführt werden. Man sehe nur, wie linkisch, wie steif und hölzern sich die deutschen Humbugs-Anzeigen in den hiesigen Blättern ausnehmen. In der amerikanischen, denn gesundes, kerniges Englisch ist diese Sprache auch nicht, geht so etwas leicht und geschmeidig die Kehle hinab, aber auf Deutsch ist der Brei gar zu trocken und will nicht rutschen.

Uebrigens verkennen wir auch hierbei nicht das Zeichen kommender Besserung. Die letzten Jahre haben den Humbug so entwickelt, so in Schuß gebracht, daß dem guten Onkel Sam doch etwas schwül zu Muthe geworden. Den prachtvollen, zehn Meilen weit sichtbaren Anshängeschildern mit riesenhaften Buchstaben an den Häusern und den riesigen Flaggen auf den Dächern gingen andere, bösartigere, gefährlichere Aushängeschilder zur Seite; rachlose Aufschneidereien und krasse Lügen wurden ausgestreckt und damit das Vertrauen zu kirren gesucht. Wie hart und durchgreifend der ganze Handel und Wandel auf diese Weise behumbugt ist, will der brave Mann gern mit beiden Händen zudecken, aber das will so recht nicht gehen, da der Handelsstand hüben und drüben und damit auch ein Jeder es empfinden mußte, wie Humbug hier regiert und gehaust. Statt nun wie bisher den losen Gesellen mit freudigem Grinsen und Schmunzeln zu begrüßen und bei seinen tollsten Streichen freundlich zustimmend ein Auge zuzudrücken, schiebt er öffentlich trotzig die Hände und Arme tief in die Taschen der Unanofprechlichen hinein und schilt ihn einen windbeutteligen Lumpen, aber, aber, insgeheim drückt er dem treuen Gevatter dennoch die Hand und betrachtet ihn als seinen besten Rathgeber. Doch die Erkenntniß ist zur Reife gediehen, daß Humbug verwerflich sei, und ist ein Individuum, ein Volk dahin gekommen, ein Laster, einen Fehler, deren es bisher sich nicht geschämt, mit denen es sogar geprunkt, als Laster und Fehler zu erkennen, so ist der Weg zur Besserung angebahnt. Freilich ist vom Schein bis zur Wirklichkeit auch noch ein weites Ende. — Barnum, der Lehrer und Prophet der neuen Lehre, hat dieser Lehre des öffentlichen Betrugs und der dreisten Lüge selbst den Todesstoß versetzt, als er sie auf die Spitze treiben wollte und Profelyten durch sein schamloses Werk zu werben suchte. Vielleicht, daß er durch seine Lebensbeschreibung in manchem plausschnellen Kopf kühne Ideen erweckt, das schadet nichts, denn seine Jünger werden bald eine werden, daß des Humbugs schon zu viel gewesen, gewiß ist aber, daß der größere und darunter der bessere Theil der Amerikaner das Erscheinen seines Buches als ein Unglück betrachtet, denn der dunkle Schlagschatten, den er durch offene Darlegung des Betrugs und der abgefeimten Heuchelei mit auf den National-Charakter wirft, konnte ihrem Blicke nicht entgehen. — Demgemäß sehen wir auch Barnum und sein neuestes Kunststück, die Kinder-Ausstellung (Baby-show),*) der unwürdigsten Schmach, die der rohe Materialismus dem Gemüthe zufügen kann, schon seit längerer Zeit von den Theatern unverhohlen perfiflirt, was früher sicher nicht geschehen wäre, es sei denn im Interesse Barnum's, um das Auffehen zu erhöhen. Namentlich zeichnet sich bei dieser Gelegenheit Perham's Opera burlesque aus, die Barnum im Propheten-Ornat jeden Abend mehrere Wochen hindurch inmitten seiner Wundermenschen, der bärtigen Dame, dem 650 Pfd. schweren Mädchen, General Thumb, der Riesenfrau, Jenny Lind, der Amme Washington's und Anderer mehr, von einem seiner thierischen Ungeheuer zerreißen und dafflebe, statt eines warmen Herzens, in den Innern des Mannes eine große Flagge mit der Inschrift „Humbug" finden läßt. Dazu kömmt noch, daß Lobied, die Barnum mit seiner weltbekannten Frechheit ohne Weiteres als Preisrichter für seine Baby-show in den Tagesblättern und auf seinen rie-

*) Wäre Barnum nur noch der Gründer dieser bizarren Ihee! Aber vor ihm haben die Sklavenhalter des Südens schon mehrere solcher „Cattleshows" arrangirt.

Digitized by Google

sigen Ansichten ausgab, ihm die Schmach, welche er ihnen insbesondere und der Menschheit überhaupt angethan, mit schwerer vollwichtiger Münze zurück erstatteten. Bei dem herrschenden Geist kann der Gedanke nicht Raum gewinnen, daß dies etwas neuer Humbug, auf Erregung von Aufmerksamkeit spekulirend, sei. Angesichts der Entrüstung, die Barnum's Buch schon provozirt, wäre ein solches Spiel doch zu gewagt. Wir sind überzeugt, daß seine Baby-show sich als eine durchaus verfehlte Speculation ausweisen wird.') Fährt Barnum fort, auf diese Weise zu wirken, so wünschen wir ihm ein recht langes Leben; er wird sich dann selbst überleben. Oder liegt es vielleicht in seinem Plane, vom Schauplatz zurückzutreten und hinter sich die Brücke abzubrechen? Dann könnten wir uns gar noch mit ihm aussöhnen, denn er würde seinem Volke gewiß einen großen Dienst erweisen.

Getrost dürfen wir aber annehmen, daß die öffentliche Meinung schon lant ausschreiend von dem Humbug sich abwende; daß dies jetzt erst stattfindet, ist freilich ein Fleck, den die Nation trotz ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der verachteten Foreigners gern verhüllen möchte. Der politische Humbug nach Außen und die schmerzenden moralischen Ohrfeigen, die sie dafür vom mißachteten Spanien erhält, die Geringschätzung, die sie allenthalben hinnehmen muß (!) regt sie doch zum Nachdenken über die Ursache der schiefen Stellung, worin die „freie stolze Republik" geratben, auf, und sie fühlt, daß ihre Verachtung gegen das Fremde, ihr unüberwindlicher Eigendünkel, die Schuld tragen. Dieses Gefühl mag auch Veranlassung gewesen sein, daß Tammanyhall, die längst verstummte Citadelle der Demokratie, die für Begünstigung des fremden Elements und somit als Gegner der „Natives" auftritt, in diesen Tagen mit einigen Freudenschüssen für den halben Sieg der Demokratie in Virginien aufzutreten wagte. Möglich ist, daß die Demokratie wieder erstarkt und die eigentlichen Erz-Humbuger, die Knownothings, zu Paaren treibt. Sie kann dies aber nur, indem sie den Humbug ihren Gegnern überläßt und selbst sich mit Intelligenz und ruhigem Urtheil gürtet. Leider sind solche Transparente, wie sie Tammanyhall an jenem Festabend schmückten, als: „Tammany-hall is always right", eben nicht sehr geeignet, uns, die wir nicht auf den Zinnen der Parteien stehen, eine baldige Schwächung des Hauptfeindes der Kultur Amerika's, des Humbug, erwarten zu lassen, oder hoffen wir dennoch daß der Einfluß der Europäer durch die Spaltungen der Parteien zunehmen und die Ansichten läutern werde. Sonst wäre die Republik der United States bald nur ein großer Humbug, worin viele, viele kleine Humbugs eingeschachtelt sind.

Doch, der unglückselige Humbug hat uns so viel des Raumes geraubt, daß wir eine ausführliche Besprechung dessen, was die Literatur uns letzthin geboten, für das nächste Mal aufsparen müssen. Heute sei nur noch in aller Kürze bemerkt, daß der religiösen Werke und Werkchen genug erschienen, die aber, sollen wir vom Standpunkt der speziellen Partei, welcher der Verfasser angehört, aus urtheilen, für das Ausland kaum der Erwähnung werth sind. Von der schönen Literatur liegt Mehreres vor, worüber ich Ihnen nächstens schreibe. Da werde ich auch der Mrs. Harriet Beecher Stowe zu gedenken haben. — Eben so enthalte ich mich der Berichterstattung über die philosophischen Erscheinungen auf dem Büchermarkt, wobei ich aber nicht die Ergießungen eines mormonischen Menschenkennerz am Salzsee, sondern Werke tüchtiger Männer der Wissenschaft im Auge habe. Solche Bücher sind zwar noch äußerst vereinzelt; dessenungeachtet scheinen sie dem Yankee, der wohl am Wenigsten mit metaphysischen Sätzen sich zerarbeiten würde, noch zu viel zu sein. Wie mächtig muß doch die Herrschaft des Geistes sein, daß sie einem so thatsächlichen Volke, wie den Amerikanern, noch Dichter und Philosophen abzwingen kann! — Zur besseren Charakteristrung des Volkes lasse ich dann auch die Journale, die einzige Lektüre der bei weitem überwiegenden Mehrzahl, die Revue passiren und geleite den geneigten Leser in unsere „Academy of Music", das Opernhaus, in das „größte Theater des Weltalls", das Bowery-Theatre, in „den herrlichsten Tempel der gesammten Welt", das Metropolitan-Theatre, und suche noch mehr der Superlative und Superspuerlative der neuen Welt in Schrift und Thatsachen zu durchforschen. S.

Frankreich.

Aufzeichnungen des Herrn Dupin.**)

Obgleich es mehrere Männer mit dem Namen Dupin gegeben hat und giebt, und obwohl drei Brüder diesen Namen gleichzeitig berühmt gemacht haben, so nennen die Franzosen doch stets einen ohne alle Vornamen, Titel, Aemter und Würden und setzen voraus, daß jeder Leser oder Hörer den ältesten der drei Brüder, mit Vornamen André Marie, darunter versteht. Der auf beiteste Wohlgeborenheit und Hochwohlgeborenheit eifersüchtigen Gewohnheit Deutschlands gegenüber ist die auch sonst übliche Nachtheit in der Personal-Bezeichnung der Franzosen auffallend genug, aber es zeigt zugleich von Abwersung alles Titelprunkes und von stolzem Selbstgefühle, wenn die Schriftsteller ihren Werken blos den eigenen Namen und M. (Monsieur) vorsetzen. Die deutsche Art verbietet zu erwarten, daß etwa einer der Brüder Grimm ein Werk herausgebe mit der Bezeichnung: „von Herrn Grimm". Dupin d Ae. giebt jetzt seine Aufzeichnungen heraus unter dem einfachen und stolzen Namen: „Mémoires de M. Dupin" und er weiß, daß ihn das Publikum kennt und nicht mit dem im gleichen Fache berühmten Bruder Philipp und nicht mit dem in anderem Fache berühmten Bruder Charles verwechseln wird. Ein Blick in das Buch selbst belehrt, daß der Verfasser allerdings eine Persönlichkeit von hervorragendem Namen ist.

Von den Memoiren dieses vielseitig merkwürdigen Mannes liegt der erste eben bei Henri Plon in Paris erschienene Band vor, auf dessen Titelblatte gesagt wird, daß sich Verfasser und Verleger das Recht vorbehalten, das Buch in alle fremde Sprachen zu übersetzen oder übersetzen zu lassen, und daß sie jede Uebersetzung von fremder Hand nach internationalen Verträgen verfolgen werden, und der deutsche Leser ist dadurch einigermaßen sicher, daß ihm keine verstümmelte Arbeit aus einer unbenannten Uebersetzungs-Fabrik aufgedrungen werden wird. Uebersetzt ins Deutsche sollte das Werk aber bald werden, denn es würde für die Uebersetzungen so vieler schlechten Werke entschädigen; es würde eine literarische Bereicherung für den Juristen, den Geschichtsforscher, den Geschichtsfreund und gebildeten Leser überhaupt sein, dem das jedenfalls theure Buch weniger zugänglich ist. Dupin hat in diesem ersten Bande, der den besonderen Titel „Souvenirs du barreau" trägt, das Bild eines großartigen, juridisch verbürgten Stückes Weltgeschichte aufgerollt, in welchem er selbst in Lebensgröße den Figuren sich anschließt, und welches er durch hinreißende Einfachheit beschreibt. Das Werk zerfällt in vier Abtheilungen, deren erste die politischen Prozesse enthält, darunter der des Marschalls Ney, der Mörder des Marschalls Brune, der drei Engländer Bruce, Hutchinson und Wilson, welche die Flucht Lavalette's beschützen, der Prozeß des Generals Gilly und anderer. In allen war Dupin Vertheidiger oder Rathgeber. Die zweite Abtheilung handelt von Preßprozessen, worunter der gegen Béranger und der gegen das Journal des Débats wegen dessen ominösen Artikels: „Malheureux roi! malheureuse France!" sich auszeichnen. Die dritte Abtheilung enthält Civil-Angelegenheiten, darunter der Prozeß wegen des Testamentz Napoleon's zwischen den Exekutoren und Laffitte, die Angelegenheit der Prinzen Savoyen-Carignan, die Heirat eines Priesters ꝛc. Die vierte Abtheilung umfaßt die Civil-Angelegenheiten Ludwig Philipp's, dessen Familien-Rath Dupin seit 1818 theilte und später präsidirte. Als wäre es Absicht des Verfassers und nicht Chronologische Bedingungbildet die Reihenfolge der Abtheilungen einen Gefühlwechsel in der Theilnahme des Lesers, einen Prozeß, von Erbitterung und Abscheu zu Verschönung übergehend: In der ersten Abtheilung ist im Gemälde der blutige Ausdruck wüthiger Partei-Leidenschaft, mit welcher die feige Ultra-Reaction den französischen Ruhm fraßt, um den Besiegern Frankreichs eine theilz geforderte, theilz verschmähte Genugthuung zu geben; in der zweiten ist gleichfalls Verfolgung der National-Ideen geschildert, nur daß die Verfolgungen hier nicht in die Rechtstätte münden, sondern ins Gefängniß; in der dritten Abtheilung schweigt die Parteiwuth und läßt wieder das Recht des Besitzes zu Worte kommen; und endlich tritt die vierte Abtheilung auf, um durch Rührung zu sühnen. Es ist diese Abtheilung eine Feier der bürgerlichen Tugenden Ludwig Philipp's und seiner Familie, namentlich der frommen Königin, und sie macht dem Herzen Dupin's eben so große Ehre wie dem Gegenstand, dem so zärtlich und voll Anhänglichkeit hier ein Denkmal gesetzt wird, und zwar in einer Zeit, wo es zwar nicht gefährlich ist, Ludwig Philipp zu loben, doch aber auch nicht belohnt wird. Dupin zeigt sich überall als unabhängiger Charakter; in dieser letzten Abtheilung wird man veranlaßt, seinen Herzensadel zu ehren.

Um eine Probe aus dem durch Thatsachen und Darstellungskraft so anziehenden Buche zu geben, kömmt man in Verlegenheit; die Auswahl auf so vielen Zügen des Genies und der Aufopferung, gegenüber der feigen Bosheit und Unsittlichkeit, wird schwer. Es sei erlaubt, eine Episode zu wählen, die uns in die Hütte eines französischen Tiegelohners protestantischer Religion führt, wo wir einen berühmten General verkleidet finden, der uns an Kalaf im Hause des treuen Barak erinnert, eine Episode, die inmitten der damaligen Gräuelthaten tröstet und erhebt.

General Gilly ward im Jahre 1815 geächtet, weil er sich dem von Elba zurückkehrenden Napoleon angeschlossen und den Herzog von Angoulême besiegt, gefangen und auf das liebevollste behandelt hatte; er entzog sich seinen Blutrichtern durch die Flucht und wurde in con-

*) Neueren Korrespondenznachrichten zufolge, hat der Spekulant auch hierbei gute Geschäfte gemacht. Die Kinder-Ausstellung, die übrigens nicht von schwarzen, sondern durchgehends von weißen Babies bestückt war, wurde in den ersten Tagen nach ihrer Eröffnung im Monat Juni täglich von 15—20,000 Menschen besucht. D. R.

**) Vgl. Nr. 44 des „Magazin", Art. „Mannigfaltiges."

tumaciam verurtheilt. Hören wir, wie nach den eigenen Mittheilungen des Generals, Dupin die Lage beschreibt:

„Der General Gilly ist im Departement des Gard geboren, er ist Katholik, aber die Humanität der Protestanten war ihm so bekannt, daß er gerade bei einem derselben sein Asyl suchte. Er fand es in der Hütte eines Bauern zu Topezargue im Kreise Andruze. Dieser Mann heißt Perrier; sein Name verdient auf die Nachwelt überzugehen. Er ist Tagelöhner und hat kein anderes Einkommen, als das von seiner täglichen Arbeit. Der General wird in die Familie aufgenommen, und man fragt nicht nach seinem Namen; sein Unglück und seine Gefahr genügen. Man kömmt überein, daß er sich verkleide und in der Nachbarschaft für einen Vetter Perrier's ausgebe. Der General lebt so einige Monate in dieser Verborgenheit, nicht ohne Beunruhigung, da bewaffnete Streif-Abtheilungen das Land durchziehen, die sich gerade bei den Protestanten die schärfsten Haussuchungen heraus suchen. Oft mußte er mitten in der Nacht halbnackt davon eilen und sich in einem Kornfeld oder hinter einem Busche verbergen. Diese ununterbrochene Angst entrieb ihm manchmal Klagen über sein Schicksal. Einst Tages suchte der aus dem Städtchen Andruze heimkehrende Perrier seinen Gast zu trösten und Muth einzuflößen: „Klagen Sie nur", sagte er, „Sie sind doch sehr glücklich im Vergleich zu den armen Teufeln, auf deren Kopf sich heute einen Preis setzen gehört, als wären sie Verfassungs-Profitirende des Marktes: Herr Brière, einer unserer Geistlichen, 2400 Fr., Herr Bresse, gewesener Maire, 2400 Fr., General Gilly, 10,000 Fr." „Was!" rief dieser lebhaft. „Ja, ja!" antwortete der Bauer. Man denke sich die Stimmung des Generals! Indessen suchte er seine Bestürzung zu verbergen, und um den armen Perrier, den er so ungerecht war, für des Verrathes fähig zu halten, auf andere Gedanken zu bringen, stellte er sich nachdenklich und sagte dann: „Ich bin dieser Lebensweise müde, ich will ihr ein Ende machen: Du selbst bist arm und mußt wünschen, Geld zu erwerben; nun, ich kenne den General Gilly und sein Versteck, komm, wir wollen ihn denunziren, Du sollst die vollen 10,000 Fr. haben, und ich bekomme meine Freiheit." Bei diesem Antrag wird Perrier wie versteinert und kann kein Wort vorbringen. Aber sein ältester Sohn, der im 47. Linienregiment gedient, ein 27jähriger Mann, am Heerde sitzend und bisher dem Gespräch ruhig zuhörend, springt plötzlich auf, stürzt auf den General und spricht mit drohender Stimme in Ausdrücken, deren Energie wir zu mäßigen gezwungen sind: „Monsieur! Bis jetzt haben wir geglaubt, Sie wären ein Ehrenmann, da Sie aber einer jener elenden Denunzianten sind, die auf den Tod ihres Nebenmenschen spekuliren, so ist hier die Thür, entfernen Sie sich, oder ich werfe Sie augenblicklich zum Fenster hinaus!" Gilly will unterhandeln, seine Absichten näher erklären, allein der Soldat, statt sich auf Verhandlungen einzulassen, fährt einen kräftigen Arm auf den General und schickt sich an, seine Drohung zu realisiren. Der General, seine Gefahr sehend, schrie: „Nun denn, ich selbst bin der General Gilly!"

Man versucht vergebend, das auf diese Worte folgende Entzücken der ganzen Familie Perrier zu schildern. Der Soldat springt dem General an den Hals, um ihn zu umarmen, der Vater, die Mutter, die jungen Kinder umringen ihn, küssen ihm Hände und Kleider und versichern ihm unter Schwüren, daß er in Sicherheit sei, daß man sie eher tödten kann als ihnen ihr Geheimniß entreißen. General Gilly blieb noch längere Zeit bei diesen guten Leuten, die, man muß es zu ihrem Lobe erwähnen, trotz ihrer Armuth, nichts von dem annehmen wollten, was er ihnen, nach seiner Befreiung, als Entschädigung für Mühe und Ausgaben angeboten. Erst viel später konnte er sie vermögen, von seiner Erkenntlichkeit Gebrauch zu machen. Ihre kostbarste Belohnung fanden sie sicherlich in der Wahrnehmung, daß sie keinen Undankbaren verpflichtet hatten, und daß ihr Schützling für sie eine lebhafte Anerkennung bewahrt, die er ihnen nicht glänzender bezeugen konnte, als durch den seinen Advokaten gegebenen Auftrag, ihr edles Verfahren zur Kenntniß der Richter und Frankreichs zu bringen."

Der in contumaciam verurtheilte General stellte sich fünf Jahre später freiwillig vor seine Richter und zur Haft im Gefängniß L'Abbaye. Sein Vertheidiger Dupin aber stellte dem Kriegsminister Latour-Maubourg vor, wie eine große Niederlage für die Regierung in Aussicht stehe, wenn sie den völlig Unschuldigen zur öffentlichen Vertheidigung vor Gericht treibe. Es würde neben der gewissen Freisprechung auch der großen Welt erzählt werden, wie der Herzog von Angoulême an der Spitze von regelmäßigen Truppen von Gilly, der blos eine Handvoll Bauern hinter sich hatte, geschlagen und gefangen wurde, und wie der Sieger seinen Gefangenen auf das schonendste und zarteste behandelte. Der betroffene Minister forderte Dupin auf, das ihm eben mündlich Gesagte niederzuschreiben, damit er es im Ministerrath vorlegen könne. Es geschah, und zwei Tage darauf war eine Ordonnanz des Königs unterzeichnet, die Gilly die Freiheit gab. Der Dauphin selbst wirkte die Ordonnanz aus. Diese Ordonnanz datirt vom 11. Febr. 1820, aber die nöthigen Formalitäten hätten die Ausführung noch mehrere Tage verzögert. Durch Dupins Thätigkeit und durch die bewährten Wohlwollen des Justizministers Siméon kam Gilly am 13. Nachmittag 4 Uhr frei. Es war die höchste Zeit! Sieben Stunden später wurde der Herzog von Berry ermordet; die Parteiwuth brach aufs neue in helle Flammen aus, und die Ordonnanz wäre ohne Zweifel zurückgenommen und Gilly gespfert worden.

Mannigfaltiges.

— Delphine Gay-Girardin. „Frau Emile de Girardin ist todt!" ruft Herr Theophile Gautier in einem tief empfundenen Nachruf im Moniteur. „Was wir in ihr beweinen, ist nicht die Dichterin, nicht die Schriftstellerin, welche Frankreich an die Seite der Frau v. Staël und George Sand's stellt, nein, es ist die Frau, die Freundin ... Niemals nahte sich ihr ein gemeiner, niederer Gedanke. Welche schöne Stunden haben wir mit ihr unter dem athenäusischen Säulen-Porticus jenes griechischen Tempels verlebt, dessen Muse sie war, inmitten unter hohen Bäumen und reizenden Blumen thronend. Jetzt ist die Pforte dieses Tempels geschlossen und die Muse, ach! für immer entflohen." — Delphine Gay war im J. 1809 in Aachen geboren, wo ihr Vater Receveur-Général (Oberstenereinnehmer) der kaiserlichen Regierung war. Ihre Mutter, Madame Sophie Gay, ebenfalls Schriftstellerin, ernährte sich und ihre Tochter nach dem Tode ihres Gatten von den Früchten ihrer talentvollen Feder. Delphine zeigte früh Anlagen zur Dichtkunst und trug bereits im J. 1824 einen ihr von der französischen Akademie zuerkannten Preis davon. Seitdem war die junge Dichterin eben so ihrer Schönheit wie ihres Talentes wegen ein gefeierter Gegenstand aller Pariser Salons. Ludwig XVIII. bewilligte ihr eine Pension, die sie jedoch nachmals durch ein schönes Gedicht auf den General Foy wieder verscherzte. Im J. 1831 verheiratete sie sich mit Emile de Girardin, dem Gründer des „Voleur", der „Presse" und vieler anderen gelungenen Unternehmungen, die ihn als eine Art „Barnum" von Paris charakterisiren, wenn er auch kein so ordinairer Marktschreier wie der Barnum von New-York ist. Girardin's glücklichste Eroberung war und blieb jedoch seine Frau, die auch, merkwürdig genug, bis zu ihrem Ende eine große Verehrung für ihren Gatten bewahrt hat.

— Das Erdbeben eine elektrische Erscheinung. Hr. Ferd. Hoefer hat über diesen Gegenstand eine Abhandlung an die Pariser Akademie der Wissenschaften eingesandt, die in einer ihrer letzten Sitzungen vorgetragen wurde. Das Erdbeben ist, nach seiner Theorie, ein wahres Gewitter, welches, je nach dem gasartigen oder festen Medium, in welchem es erscheint, unter drei Formen auftritt: 1) als atmosphärisches, 2) als irdisches, 3) als atmosphärisch-irdisches oder gemischtes, je nachdem der elektrische Strom von der Luft auf die Erde oder umgekehrt übergeht. Bei dem letzteren namentlich erleidet die Erdoberfläche die bekannten Katastrophen; die Erdbeben (Erdgewitter) können dann den Charakter eines Luftgewitters oder des Gewitters im gewöhnlichen Sprachgebrauch annehmen, und umgekehrt können die Gewitter die Wirkungen eines Erdbebens haben. — Diese Hypothese, meint Hoefer, werde durch entsprechende Experimente, die man vor hundert Jahren angestellt, um die Ursache des atmosphärischen Gewitters zu beweisen, ihre Bestätigung finden. Inzwischen hat sie schon den Vorzug, daß sie bester, als jede andere Theorie, mit den Einzelnheiten der Beobachtung übereinstimmt; daß sie ein helles Licht auf die Natur der Vulkane wirft. Dies sind Heerde oder Behälter von Brennstoffen, die in keiner Verbindung mit dem sogenannten, noch unerwiesenen Centralfeuer zu stehen brauchen; vielmehr können diese Heerde, eine Art Pulvermühlen, vom Blitze eines unterirdischen Gewitters getroffen, sich entzünden und explodiren. Erneuern sich die verzehrten Brennstoffe, dann sind die Vulkane permanent; diese sind aber jetzt so selten, wie sie früher häufig waren. Erschöpfen sich die Stoffe, dann erlischt der Vulkan; die erloschenen Vulkane sind die zahlreichsten, und ihre Zahl nimmt immer mehr zu. Wenn endlich in den Pausen durch chemische Thätigkeiten oder durch Einsickerung salzhaltiger Substanzen die Brennstoffe sich von neuem erzeugen, so haben wir die ansehenden Vulkane, die gegenwärtig fast alle in der Nachbarschaft des Meeres liegen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 84. Berlin, Sonnabend den 14. Juli 1855.

Semitische Sprachen und Literaturen.

Die synagogale Poesie des Mittelalters, von Dr. Zunz.*)

Ausgerüstet mit gründlichster, das ganze, unabsehbare Gebiet der biblischen und nachbiblischen Literatur umfassender Gelehrsamkeit — mit dem beharrlich eisernen Fleiß des Sammlers, der dem scheinbar Unbedeutenden dieselbe Sorgfalt, dieselbe Liebe wie dem Wichtigen zuwendet — mit dem Talente, den ins Unglaubliche angehäuften Stoff zu bewältigen, zu ordnen und zu kleinerem oder größerem Ganzen zu gestalten; durchglüht von religiöser Begeisterung für das überlieferte Erbe der Väter, von Pietät gegen das Verwächtniß eines Schriftthums, das in der Urzeit auf dem Horeb wurzelt und bis auf die neuesten Tage herab seine Aeste und Zweige in die fernsten Lande streckt, ohne daß diese Begeisterung und Pietät den Blick des Philosophen und Humanisten, in des Wortes edelstem Sinne, befangen und trübten, der in jedem besonderen, nationalen Schriftthum nur das Glied sieht eines Makrokosmus, einer Weltliteratur, in dem sich der Geist der Menschheit verleiblicht und offenbart: so schreitet der gelehrte Zunz unermüdlich fort auf der Bahn, die er seit einem Menschenalter eingeschlagen hat. Und diesem unablässigen Streben, die jüdische Literatur ihrer Isolirtheit zu entreißen, sie aus dem Ghetto, in das sie, mit dem angehängten gelben Lappen „rabbinisch" gezeichnet, durch die Theologen gebannt und von der frischen, freien Luft des Weltliteraturmarktes verwiesen worden, zu erlösen und ihr die Anerkennung der Ebenbürtigkeit neben ihren anderen Schwestern zu erringen — diesem Streben verdanken wir das angezeigte Werk, das sich seinen zwei Vorgängern (1. die gottesdienstlichen Vorträge der Juden, historisch entwickelt ꝛc., Berlin 1832, A. Asher; 2. zur Geschichte und Literatur, Berlin 1845, bei Veit u. Comp.) in Gehalt, Form und Geist würdig anreiht.

Auf 363 Seiten behandelt das Werk seinen Gegenstand unter folgenden Ueberschriften: I. Psalmen; II. Leiden; III. Pint, Selicha; IV. Selicha-Dichter; V. Zwei neuere Jahrhunderte. Außerdem sind auf S. 365—491 Beilagen in 26 Nummern und zwei Verzeichnisse gegeben.

I. Aus dem ersten Schlafe sinnlicher Gebundenheit wurden die Völker durch orphische Klänge und Prophetenstimmen zur Ahnung des Göttlichen geweckt; der Mensch fing an zu beten, sein Leben auf das Göttliche zu richten; er wurde fromm. Aus der Gottesidee, dem Ergebniß einzelner Berkündigungen und Orakelsprüche, geht die Frömmigkeit, aus der Lehre das Gebet hervor. Der das Allen Verhüllte geistig Schauende und Erkennende wird der Seher seines Volkes und, weil der göttliche Geist aus ihm und durch ihn redet, der Verkündiger und Prophet, er offenbart als Bote (Angelus), Engel, den Willen Gottes in freier Rede. Prophetie und Freiheit sind unzertrennlich. Mit dem Tode der Freiheit starb die Prophetie. Wenn die Kultur zur Knechtschaft und die Knechtschaft ins Elend geführt hat, dann wird die Klage laut, die das Bewußtsein der Sündhaftigkeit und der Schmerz über die Leiden hervorrufen. Wenn die Propheten verstummen, reden die Psalmisten. Der Prophet belauchtet die Handlungen und bestimmt die Zukunft, der Psalmendichter beklagt die Leiden und kann nur hoffen. Die ganze Vergangenheit, in der Propheten Munde ein Epos, wird im Psalm zur Elegie. — Das Psalmbuch ist ein Manifest des unterdrückten jüdischen Volkes. Und bei aller Verschiedenheit der Einzeltheilen in Motiv und Ausführung hat das Ganze einen durchgehenden Inhalt, den der Verfasser sehr glücklich mit Normalpsalm bezeichnet. Der Verlauf der Gedankenreihe ist: Betrachtung — Aufforderung zum Gebet — Schilderung der unglücklichen Lage — Gram, den der Gegensatz der Leidenden und Frommen zu den glücklichen und gottlosen Unterdrückern hervorruft — die Abtrünnigen halten es mit den Hassern — Rückblick in die Vorzeit, woran sich Betrachtungen über die Nationalgeschichte knüpfen — Erinnerung an den Bund Gottes — Uebergang zum Bekenntniß der Schuld, zur Reue und Kraft des Gebets — Strafrede — Gegenüberstellung des sündhaften, hinfälligen Menschen gegen den heiligen, gerechten, doch barmherzigen Gott — Lob des Schöpfers, des Gesetzes, Israels, als des Erwählten und Gotterkennenden, Zions, des Heiligthums — Sehnsucht nach dem Heiligthum, Liebe zur Lehre, Vertrauen in die Verheißungen — Werth eines frommen, sittlichen Lebenswandels, Kraft des Gebets, das höher denn Opfer — Wunsch nach Demuthigung der Feinde, Verwünschungen gegen sie, Ohnmacht der Götzen — Gott ist Beistand der Unterdrückten u. s. w. Den Schluß bildet bald Klage, bald Freude und Hoffnung, daß einst alle Nationen Gott erkennen.

Schon früh werden Psalmstücke, die sich als Hymnen und Gebet charakterisiren, zum Tempeldienst verwendet. Prophetie und Psalmodie verkörperten sich allmälig in zwei Personen: Moses und David. Jener brachte das Wort Gottes an Israel, dieser trug das Wort Israels Gott vor; beide weisen fest und unwandelbar, jener auf die Vergangenheit, dieser auf die Zukunft. Dieses Gepräge blieb auch der Synagoge aufgedrückt: die Lectionen hatten das Gesetz, die Vorträge die Prophetie zum Inhalt; Psalmen und Psalmenverse lieferten den Gebetsstoff.

Nach dem Falle Jerusalems und Bathers war die politische Nationalität vernichtet, aber der jüdische Geist lebte unbefiegt in Synagoge und Talmud. In den sabbathlichen und festlichen Vorträgen vertritt der Weise den Propheten, der Vorbeter (auch Abgeordneter der Gemeinde genannt) den Psalmisten; doch waren dessen Compositionen, weil die Tempelmusik fehlte, nicht rhythmisch. Die Ideen des Psalmisten erfüllen den Midrasch; die Vorträge der Weisen, die Aussprüche der Propheten, die Begebenheiten älterer Zeiten werden auf die Gegenwart angewandt und ihr angepaßt. Die Fremden und Tyrannen, denen Propheten den Untergang verkündet, die Psalmisten hoffend anwünschen, hausen als Legionen in der heiligen Stadt; das verhaßte schadenfrohe Edom ist Rom. Die Erlösung aus Aegypten ist die Bürgschaft des Messiah, aus dieser zuversichtlichen Hoffnung schöpft Israel den Muth und die Kraft, zu dulden und seiner Lehre treu zu bleiben. Umsonst werden unter Hadrian Beschneidung und Gesetzesjudium mit dem Tode bedroht: Israel bewies seine Einschlossenheit, nicht in das heidnische Rom aufzugehen.

Das mittlerweile christlich gewordene Rom brachte den Juden keine Früchte; das heidnische Rom unterdrückte, das christliche haßte sie. Die Bischöfe nahmen für sich den Namen Israel in Anspruch und hatten für die schwächeren Nichtchristen nur Ermiedrigung, Hohn und Verfolgung. Unter diesen Verhältnissen bildete sich die Vortragsweise der Hagadisten aus, und der Wiederklang derselben tönte in den Gebeten, wie früher in dem Psalm der Wiederklang der Propheten . . . . . .

So ward im Laufe der Jahrhunderte das Gebet, oder eigentlich der den Tempelkultus vertretende öffentliche Gottesdienst, das Banner, um welches das gemeindliche wie das religiöse, das denkende wie das plötzende Israel sich schaarte. Dem Gebete seien allgemach die gesammten geistigen Schätze zu; darin ward aufgenommen: Nationalgeschichte und Leiden, Vergangenheit und Zukunft, das Verhältniß des Geistes zum Urgeist, des Einzelnen zur Menschheit, des Menschen zur Natur. Die in Schrift und Hagada aufgehäuften Stoffe wurden von Dichtern der Synagoge bearbeitet, und so ist aus den einfachen Elementen des ältesten Rituals: dem Schema (Bekenntniß der Einheit Gottes), der Tefilla (dem eigentlichen Gebet), der Kedusche (dem Hymnus zur Verherrlichung Gottes), die reichste gottesdienstliche Ordnung hervorgegangen, in sich allein eine Fundgrube von Religion und Geschichte, von Poesie und Philosophie. Je mehr sich Juda's Leben und Sprache in die Synagoge zurückzog, desto mehr Reiz hatte es für das jüngere Geschlecht, das im Beten Empfundene, in den Vorträgen Gelernte, sich in dichterischem Schmuck der heiligen Sprache vortragen, vorsingen zu lassen. So wurden in Pint und Selicha die Propheten und Psalmen verjüngt. Für den geschichtlichen Stoff zu Vorträgen und Psalmen des Mittelalters sorgten:

II. Die Leiden. Diesen Abschnitt leitet der Verfasser mit den Worten ein: „Wenn es eine Stufenleiter von Leiden giebt, so hat Israel die höchste Staffel erstiegen; wenn die Dauer der Schmerzen und die Geduld, mit welcher sie ertragen werden, adeln, so nehmen

*) Berlin, Springer, 1855.

Digitized by Google

es die Juden mit den Hochgeborenen aller Länder auf; wenn eine Literatur reich genannt wird, die wenige klassische Trauerspiele besitzt, welcher Platz gebührt dann einer Tragödie, die anderthalb Jahrtausende währt, gedichtet und dargestellt von den Helden selber!"

So lange Druck und Ausschließung die Juden noch nicht zu Gegenständen der mit der Muttermilch eingesogenen Geringschätzung gemacht hatten, der Fanatismus noch nicht in die Massen gedrungen war, lebten die Juden mit ihren Mitbürgern in Frieden. In Syrien wie Frankreich besuchten Christen die Synagogen, feierten sie die jüdischen Feste mit, zogen sie oft jüdische Richter und Prediger vor, speisten zusammen, verheirateten sich sogar unter einander. Kirchenväter, Edikte und Konzilien donnerten dagegen, die Geistlichkeit bot Alles auf, die Juden moralisch zu vernichten, ihnen jede Sympathie zu entziehen; jüdisch und teuflisch erklärten sie für gleich. Das steigende Ansehen der Mönchthums, die von Hildebrand errungene Priesterherrschaft in Europa drückten die Juden immer tiefer; die Hilflosen waren den Beschimpfungen und Verfolgungen des Pöbels bloßgestellt. Dabei waren besonders Angeber und Apostaten durch Wort und Schrift thätig. Getaufte Juden, von Rachsucht, Eigennutz oder Habgier gestachelt, brachten Unheil und Blut über ihre Brüder.

S. 15—58 seines Buches entwirft der Verf. mit der ihm eigenen Meisterschaft des scharfausgeprägten und präzisen Ausdrucks, in raschen ergreifenden Zügen, eine Chronik der Leiden Israels in dem langen Zeitraume von Konstantin die Kail V.; Feuer und Schwert, Verbannung und Verarmung riefen wider sie herauf Beschuldigungen und Anklagen, von fanatischem Pfaffenlug ersonnen, von Pöbelnmmel heit geglaubt und von Raubgier der Gewalthaber begünstigt und ausgebeutet; daß die Juden Christenkinder schlachten, Christenblut trinken, die Brunnen vergiften, Hostien kreuzigen, Feuersbrünste, Dürre, Hungersnoth verursachen. Es ist eine entsetzliche, haarsträubende Lektüre und doch allen modernen, romantischen Mittelalterlingen, allen zur Umkehr Mahnenden, allen christliche Toleranz Predigenden als sehr heilsam zu empfehlen. Und wenn ihnen die Schilderung des Juden Junz parteiisch und übertrieben, die Seischa-Urkunden verfälscht und verdächtig erscheinen: so mögen sie zur Bestätigung die Erklärung Luthers in seiner Schrift: „Daß Jesus Christus ein geborner Jude", lesen: „Sophisten und Mönche, grobe Eselsköpfe, haben bisher so mit den Juden verfahren, daß ein guter Christ wohl hätte ein Jude werden mögen; wäre ich ein Jude gewesen und hätte solche Tölpel Christenthum regieren und lehren sehen, wäre ich eher eine Sau, als ein Christ geworden."

Das Kapitel schließt mit den Worten: „Hauptsächlich dient dieser geschichtliche Ueberblick zum Verständniß der synagogalen Gebete; er erklärt die Motive des Zorns und der Erbitterung, öffnet die Quellen der Thränen, zeigt uns die Schmerzen und Wunden . . . Die harten Worte in diesen jüdischen Psalmen, die noch keinem Christen das Leben gekostet, während sie selber ein und der Erde dringender Schrei des Blutes von Hunderttausenden sind, konnten nur durch die Liebe, nie durch höhnende Verachtung, nur durch Gerechtigkeit, nie durch Bedrückungen in versöhnende umgewandelt werden."

III. Piut, Selicha. Die allgemeine Benennung für Dichtung, Piut*) beschränkte sich allmälig auf synagogale Compositionen, die, in den ältesten Zeiten einfach, ohne Reim und Metrum, später künstlicher, inhaltreicher, in Ausdruck schwieriger, einer bestimmten Technik unterworfen wurden. Eigentliches Versmaß und strengen Strophenbau führten erst die spanischen Dichter seit der Mitte des 10. Jahrh. ein. Ursprünglich betete der Vorbeter (Chasan, Gemeindehasgeordneter) allein, und die Gemeinde lauschte in andächtiger Stille dem Vortrage eigener oder überkommener Dichtungen. Diese schlossen sich den obenerwähnten drei Urbestandtheilen des Rituals: Schema, Tefilla, Hodascha, an. Nach gewissen, bezeichneten Anbrüchen der profaischen Benedictionen, die dem Schema vorangehen und nachfolgen, heißen die verschiedenen angereihten Piut-Stücke: Jozer, Meora, Ahaba, Sulat, Géula. Die in die drei ersten Abschnitte der Tefilla eingeschalteten Stücke haben den gemeinsamen Namen Keroba. Die Kedusche wird durch einen Siluk introdnzirt. Für das Laubhüttenfest, besonders für den siebenten, den sogenannten großen Hoschana-Tag, wurden zu den Umzügen in der Synagoge eigene Stücke: Hoschana's — nach dem oft wiederkehrenden Anruf: Hosha-na (Hoschanna) Hilf doch! — gedichtet. Sie haben das Gebet um ein fruchtbares Jahr zum Hauptinhalt. Die Musaf-Tefilla zum Schlußfeste und zum ersten Tage des Passahfestes wurden mit eigenen Keroba, zu jenem mit dem Tefilat-Geschem (Gebet um Regen), zu diesem mit dem Tefilat-Tal (Gebet um Thau), ausgestattet.

Am reichsten bedacht wurden aber die „ernsten Tage", der Neujahrstag, der als Tag des göttlichen Gerichts galt, mit der vorbereitenden Woche; besonders der Versöhnungstag, den man nnunterbrochen in der Synagoge zubrachte; die sogenannten zehn — eigentlich sieben — Bußtage zwischen Neujahrs- und Versöhnungstag. Diese Dichtungen — die auch an den Fasttagen rezitirt werden — drehen sich um einen Angelpunkt: Vergebung (Selicha) der Sünden, die von der Gnade Gottes erfleht wird. Daher ihr Name. Das Grundthema, reich variirt, bildet die Berufung auf die dreizehn Eigenschaften Gottes (Middot), gleichsam dreizehn mannigfaltig gebrochene Strahlen des Urlichts, der göttlichen Liebe; denn nur in der Gnade, Barmherzigkeit, Langmuth u. s. w. findet der bußfertige Sünder Vergebung.*) Der Piut gehört dem öffentlichen Gottesdienste, dem Feste; die Selicha gilt der individuellen Andacht, der Buße und dem Fasten. Der Piut giebt Geschichte und Midrasch, die Selicha die Empfindung und die Gegenwart wieder: jener ist eine Metamorphose der Prophetie, diese eine Umgestaltung des Psalms.

Daß die älteren Piut- und Selichadichter den Versbau nach syrischen und griechischen Mustern eingerichtet, ist eben so wahrscheinlich, wie die späteren den Arabern und Provenzalen ihre Metrik gewiß entlehnt haben. Nach welchen Vorbildern die ersten Poitanim gearbeitet, ist eben so wenig, wie Zeit und Vaterland derselben, zu ermitteln. Am vollkommensten bildete sich diese Metrik, von Wissenschaft, Sprachkunde und poetischer Kraft getragen, in der jüdischspanischen Poesie aus . . . Der Verf. giebt eine lehrreiche Charakteristik der Piutim und Selichot, ihrer Dichtungsformen, des aus Mischna, Talmud, Midrasch und Targum bereicherten Idiom's mit seinen etymologisch und grammatisch eigenthümlichen Wortbildungen, Wendungen und Redensarten, die in den Beilagen mit erschöpfender Vollständigkeit zusammengestellt und nach dem verschiedenen Inhalte gruppirt sind.

Die Piut- und Selicha-Dichtungen wurden aber auch von dem Vorbeter bald allein, bald im Chor gesungen. Auf eine schöne, angemessene, von wohlklingender, kräftiger Stimme vorgetragene Melodie legte man großes Gewicht. Bei vielen Stücken ist die Gesangsweise mit der Ueberschrift: Benigun, lechen, lenoam, vermerkt. . . . .

Den vierten, umfangreichsten Abschnitt (152—334), Selicha-Dichter, führt der Verfasser mit folgenden Worten ein: „Durch die Selichas zieht ein Grundton, der, gleich der Melodie des Satzes, unter wechselnden Harmonieen das Ohr trifft, die Empfindung beschäftigt. In ihrer Gesammtheit bilden sie eine aus verschiedenen und doch ähnlichen Ringen zusammengesetzte Kette; einzeln betrachtet werden die stärksten Unterschiede, die reichste Mannigfaltigkeit sichtbar. Form und Inhalt, Einkleidung und Gedanken wechseln nach Ort und Zeit, nach Veranlassung und Zweck, vornehmlich nach der Eigenthümlichkeit des Dichters." — Von 121 genannten und mehreren ungenannten Dichtern werden, in gelungenen, den originalen Metren sich anschließenden Nachdichtungen, Proben beigebracht. Wie an dichterischem Genie, so überragen auch an Fruchtbarkeit die spanischen Dichter die in allen übrigen Ländern. Die 1200 Selichas, die in Italien, Griechenland, Deutschland und Frankreich gefunden worden, vertheilen sich unter 215 Autoren; die fünf Spanier: Gebirol, Giat, Moses ben Esra, Jehuda Halevi, Abraham, haben, außer zahlreichen weltlichen Dichtungen, an die tausend Selichas und Pintim verfaßt.

V. Die zwei neueren Jahrhunderte, zwischen Luther und Lessing, sind der blutrothe Schweif des blutigen, unheilschwangeren Kometen des Mittelalters. Und wessen hätten sich auch die gehetzten, verjagten, wehrlosen Juden in Zeiten versehen können, wo die spanische Inquisition (von 1481—1808) 343,000 Schlachtopfer ihren Doktrinen darbrachte! Aus dem Schicksal der Judaner in Peru und Mexiko, der Protestanten in Frankreich, den Niederlanden und Oesterreich — aus Heinrich's VIII. Religionsverbesserungen und Karl's IX. Bartholomäusnacht — aus der Gesinnung des römisch-strengen Philipp und des griechisch-rechtgläubigen Iwan — ja, aus dem reformatorischen Fanatismus eines Kalvin, dem Servet als Feuer-Opfer fiel, ließ sich den Unglücklichen keine günstige Prognose stellen. Wenn die Schlächtereien nicht so massenhaft, wie in den vorigen Jahrhunderten, ausfielen, so ist das theils der geringeren Anzahl der Juden, theils dem Glaubenskampf der christlichen Konfessionen, keinem Kulturforschritt auf die Rechnung zu setzen. Die Ausschließung nahm zu. Der Druck wurde wissenschaftlich in ein System gebracht und zu einem paragraphenreichen Judenrecht vervollkommnet. In unzähligen Selichot, die die in die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts herabreichen,**) hallt ein tausendfältiges, klagendes Echo aus der zweifundertjährigen Nacht wieder. Der poetische Werth, besonders bei den späteren Selicha-Dichtern, ist nur ein sehr geringer. Die Kunst bestand bei vielen nur in der Schwerverständlichkeit.

Wir müssen hier, weil die vorgezeichneten Gränzen eines Referats schon überschritten sind, mit Bedauern abbrechen und von dem hochgeehrten Verfasser mit dem, in dem Vorworte zu seinem so reichen

*) Aus πουητής bildeten sich die hebraisirten Formen: Paitan (Dichter), Piut (Dichtung), pajet (dichten).

*) Eine eigene Selichaform mit Refrain heißt: Pismon, aus φθέγγω (mit Ausstoßung der Liquida) gebildet.

**) Im Jahre 1741, während der Belagerung Glogau's, verfaßte noch Lemel Zebi Levi ein Gebet in vierzeiligen Strophen.

Digitized by Google

Beitrag: „Zur Geschichte und Literatur", von ihm ausgesprochenen Wunsche scheiden, daß dieses Buch „nicht blos nachschlagende, sondern lesende Leser" finde. Wie wir hören, weilt er gegenwärtig in Oxford, um in den hier aufgespeicherten Schätzen neues Material zu seinen weiteren Bauten zu sammeln. Und da glücklicherweise unter den Auspizien des wackeren, energisch thätigen Rabbinerz, Dr. Philippson in Magdeburg, sich eben ein Verein zur Förderung der jüdischen Literatur gebildet hat, der bereits an die 1600 Mitglieder zählt und fortwährend im Wachsen begriffen ist: so wird es dem trefflichen Baumeister wohl auch an der, durch äußere und doch so nothwendigen Mittel, helfenden Hand nicht fehlen.

Aegypten.

Das Serapäum bei Memphis.

(Schluß.)

Was den Ursprung und die Einführung des Apisdienstes betrifft, über welchen bisher eine große Anzahl von Vermuthungen aufgestellt worden sind, ohne daß man sie zur Gewißheit von Thatsachen erheben konnte, so möge man dem Schreiber dieses, der sich eingänglich mit dem Gegenstande beschäftigt hat, erlauben, einige seiner Ergebnisse hier vorzulegen. Sie sind aus einer größeren, der Vollendung nahen Arbeit entlehnt, welche neben Untersuchungen über die Entstehung der meisten ägyptischen Kulte und ihren Inhalt, ein vollständiges chronologisches System aufstellen wird, von dem er hofft, daß es die höchst abweichenden und sich widersprechenden Angaben vollständig ausgleichen werde.

Die ägyptische Chronologie leidet an einem organischen Fehler, und dieser besteht in absichtlicher Entstellung, nicht an Einem Orte, sondern an mehreren, und Manetho ist, wenn er auch sonst ein treffliches, sich überall bewährendes Material gewährt, um kein Haar besser, als andere orientalische Priester, die ihrem Volke ein fabelhaftes Alter zuschrieben. Das Gespenst, welches wie ein Alp auf dem richtigen Verständniß der ägyptischen Zeitrechnung ruht, ist die sogenannte Hyksozeit, in welcher fremde Barbaren gegen oder über 500 Jahre über Aegypten geherrscht, die Tempel zerstört u. s. w. haben sollen. Längst drängte sich die Frage auf, ob nicht in dieser Zeit, aus der man nicht eine Spur von Denkmal nachweisen kann, die ägyptische Kultur hätte zurundegehen müssen. Diese Zeit ist in diesem Sinne gar nicht dagewesen, oder, besser gesagt, wir haben die Könige, die darin regierten, vom ersten bis zum letzten, vollständig erhalten, indem jene ersten phönizischen Eroberer sich nach längerer Zeit ägyptischer Kultur bequemten und rechtmäßige Pharaonen wurden. Um nun nicht einzugestehen, daß die glänzendsten Herrscher ihres Landes unreine Barbaren und Fremdlinge gewesen, haben die ägyptischen Priester bei dem Hasse, welcher etwa in der zwanzigsten Dynastie auf diese Zeiten zurückfiel, sich des Kunstgriffes bedient, den ganzen Zeitraum von dem Einfall bis auf Amosis (1667), bis auf die Dynastiezahlen leer zu machen und zu thun, als ob gar nichts Merkwürdiges darin vorgefallen wäre; die darauf genommenen Könige aber vor den Einfall zu setzen, so zwar, daß die ersten hinter den Menekskönigen des alten Reiches stehen, aber mindestens ein Jahrtausend zu hoch hinaufgerückt sind, die letzten unmittelbar vor die Hirtenzeit treten. Eratosthenes' Königsliste, obgleich mehrfach mangelhaft, ist von diesem Fehler frei und giebt die Herrscher von Menes bis zu den Amenenche-Königen, welche mit den Amosen und Thutmosen gleichzeitig waren, in ununterbrochener, im Allgemeinen richtiger Folge. Die Tafeln von Karnak und Abydos enthalten daher lauter sogenannte Hyksos-Könige, als Ahnherren der Thutmosen und Ramses.

Wir man aus Herodot mit voller Sicherheit schließen kann, sind die Könige der Chropo- und Kephren-Dynastie, welche die Pyramiden bei Memphis bauten, die ersten Hyksos, so daß also Manethos vierte Dynastie zur ersten Hyksos-Dynastie wird. Die barbarischen Namen, welche er als die der ersten Hirtenfürsten giebt, sind die phönizischen derselben Könige und zwar der Cheops-Dynastie von 50 Jahren, da die bei den Hirten stehenden Zahlen, deren höchste 50 Jahr beträgt, nicht Regierungsjahre, sondern die Abstände von der Aera sind. Danach lassen sich die ersteren finden, und die Uebereinstimmung mit den Königen der vierten Dynastie ergiebt sich von selbst.

Darnach hat sich denn genau die Zeit bestimmen lassen, in welcher jener König Aseth regierte, der den Apisdienst in Memphis einführte. Es erweist sich, daß er der erste Cheops oder Chufu (schon Dynastienname der den Hirten vorangehenden Könige) ist, und daß er von dieser Einführung auch den Namen Mei-habi (der den Apis liebende), d. i. der Mialis (μυλοπάφος) bei Eratosthenes und Manetho führte. Denn Manetho bringt die ersten Hyksos-Könige bereits am Ende der ersten Dynastie in einer anderen Redaction, wie denn seine Dynastieen vor der achtzehnten das düsterlichste Machwerk sind, das man sich denken kann.

Diese Hirten, welche den Stier verehrten, führten zu Memphis das Hundsternjahr ein, da in Ober-Aegypten der Anfang des Sirius den Anfang der periodischen Regenzeit anfagt, und zwar im zehnten Jahre des Cheops oder 2110, d. i. 443 Jahre vor Amosis. So lange nämlich rechnete man bis dahin den κυνικὸς κύκλος. Wie ich nachweisen werde, hatten die Aegypter vor jener Zeit ein Jahr mit zwei Jahreszeiten, die in den beiden Göttern Seb (Winter) und Nutpe (Sommer, Ueberschwemmung) dargestellt sind; das Einschlagen und Oeffnen der Schleusen scheint sie bestimmt zu haben.

Wie ein Mythos klar besagt, waren damals Seb und Nutpe in einander gerathen, und um die freien Intercalationen, die bis dahin gebräuchlich waren, abzuschaffen, führte man das Jahr von 365 Tagen ein, von dem man damals glaubte, daß es genau berechnet sei. Denn die Könige mußten darauf schwören, nie Einschaltungen einzuführen. Um die an die Mondphasen geknüpften Naturfeste nach festen Daten bestimmen zu können, wurde ein Normaljahr nöthig, an das man sich halten konnte, und eine Ausgleichung der Mond- und Sonnenjahre. Da 13 Mondmonate = 364 Tage sind, so erschien z. B. das erste Viertel, welches das erste Jahr am Abende des Sirius-Aufganges eingetreten war, im zweiten Jahre einen Tag später, und in 28 Jahren, 28 Tage, so daß man dann, wie man glaubte, nur einen Mondmonat einzuschalten brauchte, um wieder in Richtigkeit zu sein.

Diese achtundzwanzig Jahre sind das achtundzwanzigjährige Leben des Osiris und die älteste Apisperiode. Da indeß bereits nach fünfundzwanzig Jahren das Normaljahr eintritt und die Ausgleichung stattfindet, eine Erfahrung, die man zeitig machen mußte, so war eine Reform nöthig, und diese ist gerade nach Verlauf von achtundzwanzig Perioden im Jahre 1326 eingeführt worden. J. v. Gumpach's Nachweis, daß die Apisperioden nicht 1322, sondern 1335 bereits angefangen haben müßten, bestätigt sich also von anderer Seite sehr annähernd. Schon Mariette war auf achtundzwanzigjährige Apisperioden gefallen, auch deutet die Geschichte von dem ägyptischen Joseph mit den sieben fetten und sieben mageren Jahren darauf hin; aber noch fehlten genauere Beweise. Diesen liefert mir eben ganz unerwartet Herrn Mariette's Aufsatz, den wir oben besprochen.

Brugsch giebt in den Reiseberichten aus Aegypten eine Inschrift aus Silsilis, die so lautet:

„Im Jahre 30, es hat gefeiert die erste Panegyrie des Herrn beider Weiten, Ramses II., im ganzen Lande der Königlohn und Sem (Oberpriester des Ptah) Schemdjom."

Da Ramses' II. Nachfolger, Menephtha, 1322 mit dem Anfang der noch ihm benannten Aera zu regieren beginnt, Ramses aber 61 Jahre lang herrschte, also 1383 zur Regierung gekommen sein muß, so ist sein dreißigstes Jahr = 1354 v. Chr. Von 1354 aber bis 1326 sind achtundzwanzig Jahre, worauf folgt, daß jene große Panegyrie, welche zugleich die neuen Apisgräber einweihte, die letzte achtundzwanzigjährige Apisperiode des alten Kalenders einleitete, während der neue verbesserte den vierjährigen Schaltlag im Tempelgebrauche und die Ausgleichung des rückläufigen mit dem festen Sonnenjahre in 1460 J., ferner die herabgesetzte fünfundzwanzigjährige Apisperiode einführte.

Danach ist es nicht schwer, die Zahl der Apisleichen zu bestimmen. Von 2110—1326 sind ihrer 28 gewesen, von da bis zur Aufhebung unter Theodosius 68 (1700 J. durch 25 getheilt), als gerade der neunundsechzigste lebte. Wenn also alle ihre Zeit vollständig ausgelebt hätten und nicht einige neue eingeschoben wären, so müßten ihrer im Ganzen 97 gewesen sein. Da nun ihrer 64 nachweisbar sind, so besitzen wir etwa deren zwei Drittel. Der älteste Apis unter Amenophis muß der im Jahre 1522 gestorbene sein, der fast gleichzeitig mit dem Regierungs-Antritte des Königs erschienen und der einundzwanzigste in der Reihe war. Nach meiner Rechnung fallen die nächsten Apis-Anfänge 1494 (gegen das Ende der Regierung des Horus), 1466 (Antritt des Thetres†), 1438 (I. Jahr des Sethos; Jahr der Wiedergeburten†); 1410 (Sethos); 1382 (II. Jahr des Ramses II.); 1354 (30stes Jahr desselben).

Bei so bewandten Umständen sind wir auf die weiteren Veröffentlichungen, die Herr Mariette verspricht, sehr gespannt und werden gewiß später Gelegenheit nehmen, darüber Bericht zu erstatten. Uns möge man dagegen Verzeihung angedeihen lassen, wenn wir uns ein wenig über die einem Berichterstatter gezogenen Gränzen hinausgewagt haben.

Knötel.

Dalmatien.

Dalmatiens neueste Literatur.

So sehr man auch darauf gefaßt ist, in Dalmatier, diesem Lande der Gegensätze, auffallende Erscheinungen zu finden, so wird derjenige, welcher sich näher mit demselben beschäftigte, dennoch überrascht sein, eine so reiche Literatur und eine so unverhältnißmäßig große Zahl bedeutender Männer anzutreffen. In Ragusa allein zählte bereits der Dominikaner P. Serafino Cerva, welcher 1750 starb, in seinen hinterlassenen Biographieen berühmter Ragusaner nicht weniger als 437 Na-

Digitized by Google

men auf. Wie groß würde erst die Zahl sein, wenn man die Berühmtheiten der übrigen Städte Dalmatiens, wie Zara, Sebenico, Trau, Spalato, Lissa, Lesina, Curzola, Almissa, Magarska und Cattaro, dazurechnen wollte, von denen nur die Cattarenser am Piaristen P. Appendini, dem Historiker Ragusa's, die Trauriner an ihrem Chronisten Giov. Lucio, die Spalatriner am Dr. Andrea Ciccarelli und Dr. Francesco Carrara und die Zaratiner an Ferrari Cupilli biographische Sammler gefunden haben.

Auch jetzt ist Dalmatien noch reich an Gelehrten, Dichtern und Schriftstellern, reicher vielleicht, als irgend eine andere Provinz von kaum 400,000 Einwohnern. Aber so seltsam und originell Dalmatien ist, so abgeschieden ist es auch von der übrigen Welt. Nur die wenigen Namen derer, welche Dalmatien verließen, um ein größeres Feld ihrer geistigen Thätigkeit aufzusuchen, wie Nicolo Tomaseo, Cav. Pier Alessandro Paravia in Turin und Professor Roberto de Visiani in Padua, sind über die Gränzen ihres Vaterlandes gedrungen, alle übrigen wenig weiter als in ihrer Heimat bekannt. Wie sollten sie auch anderhalb Anerkennung erringen können? Der Buchhandel liegt, gleich dem italiänischen, arg danieder; selbst der Verkehr der Städte unter einander ist mit Schwierigkeiten verbunden, und die wenigen Reisenden, welche Dalmatien besuchen, d. h. mit dem Dampfschiff an der Küste hin und her fahren, haben, selbst wenn sie vom Wetter begünstigt sind, kaum Zeit, einen Eindruck vom Landthor und den fünf Brunnen in Zara, vom Dom in Sebenico und dem Kerkafall bei Scardona, von den Alterthümern Spalato's und den Ruinen Salona's, von der Lage die und den Aloen in Lesina, von den Wäldern Curzola's und der Tracht auf Sabionello, von der Schönheit der Lage Ragusa's und dem Panorama des Kanals von Cattaro zu empfangen, geschweige denn sich mit der Literatur des Landes zu beschäftigen.

Geheimrath Neigebaur, diese lebendige Verbindungskette zwischen Nord und Süd, hat daher zuerst das Verdienst gehabt, uns in seinen „Südslaven" mit den Werken einiger der hervorragendsten jetzigen Schriftsteller Dalmatiens bekannt zu machen. Da aber auch er nicht lange genug in Dalmatien blieb, um die Literatur dieses Landes gründlicher kennen zu lernen, so will ich seine Notizen mit einigen näheren Angaben vermehren und die Namen, welche er nicht nannte, hinzufügen.

Unstreitig der bedeutendste Gelehrte Dalmatiens und der eifrigste Forscher der ältesten Geschichte seines Vaterlandes ist der allen Archäologen wohlbekannte Professor Pietro Nisteo in Cittavecchia auf der Insel Lesina, ein hochbejahrter Greis, welcher jetzt seine treffischen „Memorie staccate sulla Dalmazia" ordnet, um sie drucken zu lassen. Mit Benutzung dieser „zerstreuten Memoiren" hat der gelehrte Verfasser der „Narenta" und der „Antiche lapide Salonitane", Dr. Francesco Lanza, früher Direktor des Nationalmuseums in Zara, seit 1852 Professor am Gymnasium zu Spalato, welcher jetzt ein Werk über Diocletian's Palast drucken läßt, eine Geschichte der Liburner bearbeitet.

Der Abbate und Professor Francesco Carrara, welcher sich als Archäolog durch seine „Scavi di Salona", deren neuestes Heft 1852 erschien, als Historiker durch seine „Chiesa di Spalato" und „Archivio Capitolare di Spalato" und als Kenner seiner Heimat durch seine „Dalmazia descritta" einen wohlbegründeten Ruf erworben hat, ist leider zu früh für sein Vaterland und seine Freunde am 30. Januar 1854 in Venedig gestorben, wohin er als Professor der italiänischen Literatur berufen worden war. Sein letztes Werk, eine Anthologie der gesammten italiänischen Literatur für Gymnasien, welches er im Auftrage des K. K. Unterrichts-Ministeriums bearbeitet hatte, ist unvollendet geblieben. Dagegen hinterließ er ein historisches Werk über die Republik Poglizza und die Fortsetzung seiner Dalmazia descritta vollkommen druckbereit. Sein Freund, Dr. Antonio Bajamonte, aus Spalato, welchem Carrara einst seinen zierlichen Strauß illyrischer Volkslieder widmete, beschäftigt sich jetzt in Venedig mit der Biographie seines berühmten Landsmannes, nachdem er kaum der traurigen Pflicht Genüge gethan, die seines Erzjehers, Giuseppe Ciobarnich, zu schreiben, welcher im November 1852 als Dekan der Kathedrale von Ragusa starb und, außer vielen gelehrten lateinischen und italiänischen Abhandlungen und Versen in griechischer, italiänischer und lateinischer Sprache, ein sehr gerühmtes größeres lateinisches Gedicht „Divelen", hinterlassen hat.

Vincenzo Solitro, welcher jetzt in Fiume lebt, fährt fort, seine schätzenswerthen „Documenti storiche sull' Istria e Dalmazia" herauszugeben; Ferrari Cupilli, seine Vaterstadt Zara durch seinen gediegenen Kalender: „Il Rammentatore Zaratino" historisch und biographisch zu verherrlichen.

Ob A. Fenzo in Sebenico, der sich durch einige treffliche, historische Arbeiten in seinem Vaterlande bekannt gemacht hat, noch dem allgemeinen Wunsche genügen und eine vollständige Geschichte Dalmatiens herausgeben wird, ist bei seinem vorgerückten Alter sehr zu bezweifeln.

Die Numismatik des alten Dalmatiens hat der Abbate Simeone Ljubich, dessen ich bei der illyrischen Literatur anführlicher gedenken werde, behandelt, die hauptsächlichsten Klöster hat der Franziskanermönch P. Donato Jabianchi in seinen „Memorie Storiche-Letterarie di alcuni Convente della Dalmazia" topographisch, historisch und literarisch beschrieben. Ebenderselbe schildert auch: „I Dipinti della città di Lesina", die Bilder in Lesina.

Eingelne Aufsätze über historische Gegenstände und heimatliche Sitten, über sogenannte „cose patrie", haben Conte Leonardo Duodo, der frühere Podestà von Spalato, welcher sich als trefflicher Stylist und gewandter Dichter auszeichnet, Girolamo Machiedo, Secretair der Kommune von Lesina und eifriger Sammler alles dessen, was auf seine Vaterstadt Bezug hat, Dr. Ossich, ein leider zu früh verstorbener, talentvoller Arzt in Cittavecchia, der ebenfalls früh verstorbene Advokat Urban Rafaele in Cattaro, Alfonso de' Frisiani, Professor Matteo Jacovich in Zara, Vincenzo Ballovich aus Perasto, Pietro Francreschi aus Almissa, welcher durch seinen zu frühen Tod in Padua die mit Recht auf ihn gesetzten Hoffnungen täuschte, Matteo Capor aus Curzola und Andere geliefert. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Präsidenten und Maschinen bei der Universal-Ausstellung von Paris. Wir haben in diesen Blättern früher (Nr. 43) das Verzeichniß der verschiedenen Sectionen und Klassen mitgetheilt, in welche die Pariser Universalausstellung und eben so auch das Geschwornengericht zerfällt, das die ausgestellten Gegenstände zu beurtheilen und die Ehrenpreise zu vertheilen hat. Für jede dieser Klassen hat die französische Regierung einen Präsidenten ernannt, während die Geschwornen selbst sich ihre Vicepräsidenten erwählt haben. Es ergiebt sich nunmehr, daß unter den 27 Präsidenten vierzehn Franzosen, sieben Engländer, fünf Deutsche (und zwar zwei Oesterreicher, zwei Preußen, ein Württemberger) und ein Belgier sich befinden. Unter den 27 Vicepräsidenten zählt man funfzehn Franzosen, sieben Engländer, zwei Preußen und drei Belgier. Bei der Londoner Weltausstellung ist man in dieser Beziehung viel weniger aufmerksam gegen das Ausland gewesen. Eben so hat man auch in Paris weit weniger Parteilichkeit für die einheimischen Maschinen gezeigt, als in England. In London waren es nämlich nur englische Maschinen, welche durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt wurden und auf diese Weise ihre volle Thätigkeit zeigen konnten; in Paris dagegen hat man die an der Seine aufgestellte mechanische Kraft jeder Maschine, gleichviel ob des In- oder des Auslandes, zu Theil werden lassen, die durch ihre neue oder besonders schöne Einrichtung auf eine solche Betheiligung Anspruch machen konnte.

— Ein Veteran der englischen Presse. Der ehemalige Redacteur der Morning Chronicle, John Black, einer der ältesten und geachtetsten Vertreter der Londoner Zeitungspresse, ist vor einigen Tagen gestorben. „Herr Black", schreibt der Observer, „war im Jahre 1783 zu Dunse in Schottland geboren. Er kam um das Jahr 1810 nach England, wo er von Perry, dem damaligen Eigenthümer der Morning Chronicle, als Parlaments-Reporter angestellt wurde. Einige Jahre vor dem Tode Perry's übernahm er die Redaction seiner Zeitung, die er unter manchen Wechselfällen mehr als ein Vierteljahrhundert hindurch, bis 1846—1847, fortführte. Nach dieser langen und ehrenvollen publizistischen Thätigkeit zog sich Black von der Presse zurück, ohne jedoch aufzuhören, den wärmsten und lebhaftesten Antheil an allen politischen Fragen seiner Zeit zu nehmen. Er war ein Mann, der der britischen Presse Ehre machte. Seine Rechtschaffenheit und muthige Befürwortung freisinniger Ideen zu einer Epoche, wo kaum zwei Londoner Zeitungen die Rechte des Volkes in Schutz zu nehmen wagten, sind über alles Lob erhaben. Unter seiner langjährigen Redaction hielten die Morning Chronicle und ihre wenigen Kollegen die Lampe der Freiheit trotz aller Hindernisse und Widerwärtigkeiten brennend; er bildete mit Barnes, Murray, James Mill, David Ricardo, Maclaren, den Hunts, Hazlitt, Charles Lamb, M'Culloch und Albany Fonblanque jene unerschrockene Phalanx, welche die Breschen der Corruption und des Fanatismus erstieg und sie bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgte." Unter der Leitung Black's war die Morning Chronicle, als das Hauptorgan der liberalen Whigs, eines der einflußreichsten Organe der englischen Presse und galt erst nach seinem Rücktritt, als sie in die Hände der Peeliten und Puseyiten überging, zu ihrer jetzigen Bedeutungslosigkeit herab. Großes Aufsehen erregte zur Zeit sein Duell mit dem bekannten Parlamentsmitgliede Roebuck, der ihn in seinen „Pamphlets for the People" hart angegriffen hatte; aber da Beide mit der Feder besser umzugehen wußten, als mit der Pistole, so lief der Streit glücklicherweise ohne Blutvergießen ab.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Erscheinungsweise: 2 Nummern. Preis vierteljährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., worin das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21, so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 85. Berlin, Dienstag den 17. Juli 1855.

England.

Literatur-Briefe aus England.

1855. Siebenter Monats-Bericht.

Die neue, wohlfeile Tagespresse in Folge des aufgehobenen Stempelzwanges. — Die Times und die anderen Zeitungen. — Geständniß eines ehemaligen Zeitungsschreibers über die Tagespresse. — Tait's Magazine: „Wie verschafft man sich Offizierstellen?" Wie sieht es unter den gemeinen Soldaten aus? — J. S. Buckingham's Selbstbiographie. — Die „neunschwänzige Katz" in der Flotte. — Die Knutenstrafe, der Weg zur Barbarei. — Der Berliner Zeitungs-Salomo und England. — Der Parlamentarismus und die Sonntags-Bill Lord Grey-ner's. — Die Reform-Association, Layard und Dickens. — Das alte lustige Sachsenthum in der Literatur. — Ein Memoire über Sydney Smith von zwei Damen. — Damen-Romane. — Sydney Smithischer Humor. — Rowlinsen in London. — Verjüngung der Linnean-Society. — Die Routine der alten Wissenschafts-Gesellschaften. — Charles Dickens und der „Royal Literary Fund".

London, Anfangs Juli.

Mit dem ersten Juli hat der Zwangs-Poststempel auf Zeitungen aufgehört und die Tagespresse neue Flügel bekommen. Dieses literarische Ereigniß ist um so bedeutungsvoller, als die unbeschwingte Presse in eine Zeit der Krisis hineinflatterte, von der das Wohl und Wehe Englands in seiner politischen und sozialen Construction, in seinem Verhältnisse zum Auslande und zu den Kultur-Aufgaben des Jahrhunderts überhaupt wesentlich abhängen wird. Zwar ist diese Befreiung der Presse wesentlich aus Berachtung derselben im Parlamente hervorgegangen, aus Malice gegen die Times, welche nun zwar das ungestempelte Exemplar für London um einen Penny billiger, aber jedes mit der Post zu versendende um anderthalb Penny-Stempel, also um einen halben Penny theurer berechnet (so daß sich deren Preis für Deutschland um mindestens vier Thaler jährlich erhöhen wird), aus der Diplomatie, welche dem Volke ein Spielwerk zu schenken meint, damit es sich reelle Entbehrungen um so williger gefallen lasse; aber man kann sich dieses Geschenk, dieses Spielwerk einstweilen schon gefallen lassen, weil nun wirklich eine freie Presse, ein unbeeinflußtes Brod der Kultur daraus hervorgehen kann. Man befreite die Presse, um sie unschädlich zu machen, um ihr den Arm zu lähmen, der bisher allein traf und schlug, die Times. Die Times, sie allein alle anderen Zeitungen um viel mehr als das Doppelte an Abonnenten übertreffend, wurde bisher allein gelesen und gefürchtet unter den Whigs und Tories, denen Großbritannien, mit allen seinen funfzig Kolonieen, mit Leib und Seele gehörte. Alle anderen Zeitungen und Journale konnten sagen, was sie wollten, Niemand von den Whigs und Tories las es, Niemand achtete darauf. Palmerston wurde in der Bier-Zeitung, dem Morning-Advertiser, Monate lang, zum Theil in aller Form Rechtens, des Hochverraths am Lande, am Throne angeklagt und die Anklage durch genau spezifizirte Thatsachen begründet. Er wurde Premier und entwickelte sein funfzig Jahre lang praktizirtes Talent, mit der Politik, mit der Ehre, mit dem Gelde, mit dem Leben der Unterthanen Hombug zu treiben, gerade auf dem Grabe von 20,000 Soldaten und der Ehre des Landes auf das unverschämteste. Wenn „das Haus" über die 20,000 Soldaten, die der Miß-Verwaltung zum Opfer gefallen waren, klagte und Rechenschaft forderte, stand er auf, erregte ein allgemeines Gelächter und setzte sich als erster Komiker nieder. Auch Layard wirft ihm diese schmachvolle Wigelei über jenen Massengräbern vor; Palmerston springt auf und sagt und versichert es dem Layard ins Gesicht, daß er nie mit den Leiden des Volks geschertzt habe. Das Haus bricht in ungeheuren Beifall aus, und Layard, der eifrige, aber vereinsamte und sehr schwache Layard sitzt da, wie ein armer Sünder, läßt sich kleine Irrthümer in Angaben gegen Personen nachweisen, verhöhnen und mißhandeln, und wenn er wieder auftritt, entschuldigt er sich, verschert, daß er keinem Menschen wieder weh thun wolle, und redet nur als sehr bescheidener Haupt der Administrativ-Reform-Bewegung. Beiläufig gesagt, ist Ausschrift, daß ihn Charles Dickens, der auf politischem Gebiete noch ganz frische erste Held der Presse, der im letzten Reform-Meeting zum ersten Male als politischer Redner auftrat und den Helden für „komische Alte" des Staats-Theaters, den Premier, bis ins Innerste traf, tüchtig unterstützen und übertreffen werde.

Die Whigs und Tories verachten die Literatur und die Presse, insofern sie politischen Einfluß haben will, bis auf die Times; aus Haß und Malice gegen die letztere beschloß man eine Maßregel, welche deren Monopol brechen und eine durchaus einflußlose, vielstimmige, zerstreute Presse schaffen soll. Dies ist das reelle Motiv, so unwahrscheinlich es auch auf dem Kontinente erscheinen mag, wo man jede mißliebige Aeußerung der verstecktesten Art in dem unbedeutendsten Wochenblatte als ungeheuer gefährlich genau untersucht und einen Preßprozeß daraus macht, als wenn die versteckte Mißliebigkeit in dem Wochenblatte sonst zum Zunder für eine Bombe werden könnte, die das ganze Vaterland in die Luft sprengen und in den Wolken begraben könnte. So etwas kennt man hier nicht, begreift man gar nicht. Politische Preßprozesse erscheinen hier wie Herenprozesse des finsteren Mittelalters. Laßt sie reden und schreiben, was sie wollen, sagen die Whigs und Tories, wir besteuern sie dafür, wie es ein Volk der Erde aushalten würde, und leben dafür mit allen unseren zahlreichen Anhängern durch das Land und die funfzig Kolonieen hindurch herrlich und in Freuden trotz dieser Stenern. Nur die Times ist und gefährlich, drechen wir ihr also endlich das Genick. Wenn unzählige Zeitungen, spottwohlfeil und verbreitet durch das ganze Land, durch einander schreien, kann sie uns mit dem neuen Bleigewichte von ½ Penny täglich, mit ihrem hohen Preise gegen die wohlfeilen Kollegen, nichts mehr anhaben. So kalkulirte man, obgleich jedenfalls falsch, denn die Macht der Times wird dadurch nicht wesentlich gebrochen, da sie harte, alte Gewohnheit, unentbehrliche Nothwendigkeit für England geworden ist, und zwar weil sie alle Neuigkeiten der Welt am ersten, vollständigsten und geschicktesten bringt, in ihren Leitartikeln den Lenkea stets nach dem Munde redet und in ihren Tausenden täglicher Anzeigen den vollständigsten Markt für alle möglichen Bedürfnisse des komplizirtesten, raffinirtesten Lebens der Civilisation jeden Morgen frisch aufbaut. So ist jetzt Aussicht auf eine freie, einflußreiche, durch Konkurrenz wirklich zum Soliden, zur Wahrheit, zur Kultur-Produktion genöthigten Presse, ohne daß die Whigs und Tories das eine Organ, das sie fürchten, fallen sehen, wie durch denselben Prozeß wirkliche Aussicht auf eine solide Regeneration Englands gegeben wird, ohne daß es bis zu revolutionären Stürmen, zu Nächten des 4. August, zur Empörung gegen die Aristokratie, als solche, getrieben werden mag, ohne daß die Aristokratie im Leben und in der Politik die Stellung verliert, welche die Times auch nach dem 2. Juli in der Presse einnehmen wird, ohne Monopol zu sein, wie bisher.

Kurz, es ist jetzt Aussicht auf eine Presse, welche nicht mehr als Spielwerk der Parteien der Whigs und Tories, die gegen jede gründliche und durchgreifende Reform stets einig waren, in Phrasen sich verpufft, auf eine Presse des Volks, der gesunden Kultur-Interessen der Zeit. Wenigstens darf man annehmen, daß aus der reichen, Blätter treibenden Kraft, die jetzt überall hervorbricht, und gesunde Früchte gezeitigt werden, so viele Blätter auch mitten in diesem Frühlinge abfallen und spurlos verschwinden mögen.*) Um eine Vorstellung von dem Umfange dieser unerstandenen Kraft zu geben, stelle ich die neuesten Unternehmungen auf dem Gebiete der Tagespresse zusammen. Die Penny-Wochenzeitungen in Times-Format, wie Bell's-News, Penny-Times u. s. w. kommen nicht besonders in Betracht, da Blätter, die blos Sonnabends erscheinen, nicht so leicht zu Mächten ersten Ranges werden können. Wichtiger sind die täglichen Zeitungen für zwei Pence, unter denen in London The Telegraph and Courier sich als besonders versprechend aufthut, und die Zwei-Pence-Tages-Zeitungen in den Provinzen, die bisher mit Ausnahme einiger großen Städte gar keine eigene Presse hatten. Zeitungs-Eigenthümer in Manchester, Liverpool und Glasgow nahmen „den Ochsen sofort beim Horn" und machten ihre Vorbereitungen ohne Verzug. Der Manchester Guardian, das einzige einigermaßen respektable Provinzial-Organ Englands, hat aufgehört, in seiner unbehaltenen Form wöchentlich zweimal à 4½ D. zu erscheinen, und ist eine Zwei-Pence-Tagezeitung, im Umfang

*) Bei dem Anblicke der Verwilderung, den ein großer Theil der amerikanischen Zeitungspresse darbietet, können wir uns auch in England von einer Ueberthuung des Zeitungswesens keinen großen Segen für die Kultur versprechen. D. R.

Digitized by Google

der Times, geworden. Der Manchester Examiner, bisher Wochenzeitung, erscheint als tägliche große Penny-Zeitung und zugleich Sonnabends als besonderes Resumé der ganzen Woche für 3 D. Birmingham hat eine Tageszeitung für 2 P. bekommen. Der Liverpooler Mercury erscheint, wie bisher, wöchentlich zweimal, aber für den halben Preis, 2½ D., obgleich doppelt so groß als die Times für 4 oder 5½ D. mit Stempel. Das Liverpool Journal erscheint Sonnabends für 3 D. so groß, daß man ein mäßiges Haus vollständig dahinter verstecken konnte und außerdem täglich als Penny-Zeitung von der Größe des Globe. Die Northern Daily Times (Liverpool) reducirte ihren Preis von 3 auf 2 Pence. Die Glasgow-Zeitung, schon bisher täglich, gebört von nun an ebenfalls zu der „Zwei-Pence-Tagespresse". In Edinburgh erscheinen vom 1. Juli an nicht weniger als vier Penny-Tageszeitungen. Der Scotsman verspricht jeden Morgen einen Bogen in Times-Größe für 1 Penny, außerdem erscheint er fort als Doppel-Wochenblatt, der Caledonian Mercury täglich für 1½ D., der Courant eben so, der Edinburgh Guardian als Daily Express für 1 D. In Glasgow kam zu der bereits existirenden Tageszeitung eine Daily News und ein Morning Bulletin für 1 D. Eine Glasgow Times ist auch im Werden. Von den Versuchen und neuen Unternehmungen in kleineren Städten will ich nicht reden, sie sind noch unsicher und kaum dem Namen nach bekannt, eben so die Experimente in Irland, wo nur der zur Penny-Tageszeitung gewordene historische Freeman, die im Preise reducirten Wochenzeitungen und die regenerirte Nation vorläufig erwähnenswerth erscheinen. Von den kreisenden und zum Theil schon niedergekommenen Bergen in London läßt sich nicht viel sagen, wenigstens nicht viel Gutes. Eigenthümer von Dampfpressen und großen Druckereien, Papier-Fabrikanten, zurückgezogene reiche Thee- oder Kaffeehändler von höherer Bildung u. s. w. traten einzeln und in Compagnie auf, um das neu eröffnete Feld industriell auszubeuten. Prinzipien, politische Richtungen, organisirte Ueberzeugungen scheinen bis jetzt nirgends so viel Pathos und Lebenskraft zu haben, die gegebene Freiheit zur würdigen und scharfen Vertretung in der Presse zu benutzen. Die vielen neuen Folio-Zeitungs-Bogen enthalten so ziemlich immer dasselbe in derselben liberalen, wässerig-verworrenen Phraseologie. Keine selbständige Ueberzeugung und keine scharfe Logik, keine besondere Thatsachen — immer derselbe Kohl, in Form, Farbe, Lettern, Größe, Abtheilungen, Ueberschriften immer derselbe Kohl. Wenn die nun eintretende scharfe Konkurrenz und die administrative und Kriegs-Krisis nicht Entscheidenheit und Klarheit, Logik und Leben erzeugen, ist allerdings, nach den ersten Anfängen zu schließen, gerade von der neuen Londoner Tages-Presse nicht viel zu erwarten. Freilich läßt sich hoffen, daß dieser Anfang, diese unbeholfenen Erstlingsversuche entweder bald zum Untergange oder zur Entwickelung von Leben und Kraft getrieben werden. Aus der tiefen und radikalen Krisis, in welcher England unwillkürlich immer weiter von Konsequenz zu Konsequenz fortschreitet, muß auch mit der Zeit eine Mauserung der alten Zeitungs-Phraseologie hervorgehen. Wohlfeiler, also dem Volke viel zugänglicher, sind die Zeitungen ziemlich alle geworden, aber das ist an sich keine so große Wohlthat, als es so oft gepriesen wird. Die Zeitungen leiden bis jetzt, mit und ohne Preßfreiheit, so ziemlich alle an dem Gebrechen, daß sie Detail an Detail, Neuigkeit an Neuigkeit, Klatsch an Klatsch reihen, dadurch den Sinn für gründliche Total-Auffassung zersplittern und Wälder machen, vor denen man die Bäume nicht sehen kann. Daß aus dieser täglichen Anhäufung unbedeutender Neuigkeiten, mit etwas Leitartikel-Wasserjauche voran, keine wohrhafte Volksbildung hervorgehen kann, ist leicht zu begreifen, wenn man sich die Sache etwas genauer ansieht. Und das Streben nach Masse und Größe, nach täglicher Füllung ungeheurer Bogen ist das Schlimmste dabei. Niemand liest dann eigentlich mehr, man überfliegt die Tausende und Hunderttausende von Lettern und muß von Glück sagen, wenn man so klug ist wie zuvor. Wirkliche Bildung und Wissenschaft, gründliches Urtheil und klare Uebersicht leiden gewiß fast immer darunter. Wie die zu großen Schiffe Englands die Schwäche der Flotte geworden sind, kann man auch von den furchtbaren Massen von Buchstaben, die täglich für 1—4 Pence verkauft werden, sagen, daß sie den Geist tödten und Fähigkeit und Lust für gründliche Belehrung und klares Urtheil schwächen. Zu den nothwendigsten Reformen der Tagespresse gehört, daß sie kleiner, klarer, historischer, dichter und schärfer werde, größer in Auffassung, kleiner in Format und Letternzahl. (Fortsetzung folgt.)

Dalmatien.

Dalmatiens neueste Literatur.

(Schluß.)

Draghichievich (Niccolo), aus Zara, übersetzte viele französische Werke, der Abbate Paulovich-Lucich, Professor in Spalato, eine deutsche Schilderung der Morlachen, ins Italiänische.

Die Biographieen einzelner bedeutender Männer schrieben, außer den schon Angeführten, Constantino Borich, Franziskaner in Zara, Girolamo Bernardi, Kanonikus in Spalato, Monsignore Antonio Bassich in Cattaro, welcher auch mehrere religiöse Werke verfaßte, Luigi Pavisich aus Makarska, Giovanni Cettinich, von dem Orden des S. Filippo Neri, Abbate Simeone Ljubich, welcher ein ganzes „Dizionario bibliografico-dalmato" schon druckbereit hat, und der schon genannte Franziskaner Fabianich, welcher „Cenni storici sulle scienze e lettere in Dalmazia" herausgab.

Als Romanschriftsteller hat sich der jung verstorbene Marco de' Calotti, aus Traw, versucht, und seine Romane: „Milieme e Dobrilla, Il Berretto rosso, ossia Scene della vita Morlacca" und „Il Bano Horrath", haben in Dalmatien viele Verbreitung gefunden. Den Inhalt derselben hat Ida v. Düringsfeld in ihren Reiseskizzen: „Aus Dalmatien", im Auszug mitgetheilt.

Ueber Staats- und Landes-Oekonomie findet man, theils in den Memoiren der verschiedenen agrarischen Akademieen, theils einzeln gedruckt, recht gehaltreiche Aufsätze von Francesco Conte Borelli, Besitzer der Feudalherrschaft Wrana, dem Conte Michieli-Vitturi auf Castel Vitturi, dem Sohne des als Staatswirthschaftlicher Schriftsteller berühmten Conte Rados Antonio Michieli-Vitturi, dem aus Zlorin gebürtigen Professor Girolamo Salina in Zara und dem aus Verona gebürtigen Professor Pietro Bottura in Zara. Politische Schriftsteller giebt es nicht in Dalmatien.

Medizinische Werke verfassen der schon genannte Dr. Lanza, von dem wir auch viele treffliche naturwissenschaftliche Abhandlungen und Unterrichtsbücher besitzen, Dr. Niccolo de' Cattanj, jetzt Professor in Spalato, und die beiden Sibenzaner Dr. Angelo Frari und Vicenzo Giadrov.

Religiöse und geistliche Bücher sind zahlreich vorhanden und werden von Zeit zu Zahr zahlreicher.

Unter den Dichtern ist als einer der reichbegabtesten und genialsten der Abbate und Professor Giovanni Francesch. aus Almissa, früher Redacteur und Herausgeber einer sehr gediegenen Zeitschrift, La Dalmazia, und jetzt Direktor des Gymnasiums zu Spalato, zu nennen. Aber leider sind seine zahlreichen und zerstreuten Gedichte noch ungesammelt, ein meisterhaftes Drama aus der vaterländischen Geschichte noch ungedruckt.

Der Regierungsrath Nicolo Giarich beschrieb die Umgegend von Sebenico und die Scoglien bei Zara metrisch in seinem „Saggio d Memorie Dalmate". Ferdinando de' Pellegrini, aus Sebenico, jetzt in Rom, hat eine Sammlung Volkslieder mit großer Gewandtheit italiänisch nicht übersetzt, sondern in glänzenden Versen umgedichtet. Auch Giacomo Chiudina, der Redacteur des Osservatore dalmato, in Zara, hat illyrische Volkslieder gesammelt und ins Italiänische übertragen, aber noch nicht herausgegeben. Dagegen ließ Marc Antonio Bidoschi in Sebenico seine freien italiänischen Uebersetzungen der Osmanide, von Gondola, und der Liebesgedichte von Giorgi bereits erscheinen. Auch Leonardo Duban ließ dann und wann eines seiner ausgezeichneten Gedichte, wie die „Hymne an die Jungfrau von Posan", die „Giostra von Sign" u. a., drucken. Doch die meisten Gedichte der neuesten dalmatisch-italiänischen Dichter und Dichterinnen, wie Giacomo Chindina, Giorgio Zoccolo, Pietro Franceschi, F. D. Scimmit, Carolina Degiovanni Luxardo, Cupilli-Ferrari u. A., sind in den verschiedenen Zeitschriften so zerstreut, daß es schwer hält, sie zu Gesicht zu bekommen. Um wenigstens einige zu sammeln, unternahm Giovanni Francesch die Herausgabe einer sehr glänzend ausgestatteten „Strenna dalmata", aber der erste Jahrgang ist ohne Fortsetzung geblieben.

Die illyrische Literatur hat in den letzten zehn Jahren in Dalmatien einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die neue kroatische Orthographie fand in Zara großen Beifall, und man wandte sie sogleich an, um alte Klassiker, wie Kačić Sammlung der Volkslieder, Ettorovich Fischfang und Babić Kirchenlieder („Blüthe geistigen Duftes"), neu aufzulegen, Schul- und Kirchenbücher damit zu drucken und Zeitschriften, wie Strenna illirin, Zora dalmatinska u. a., mit ihr herauszugeben. Nur die Griechen behielten ihr illyrisches Alphabet noch wie vor bei, und die Buchhandlung von Battara in Zara, welche zuerst die neue kroatische Orthographie beim Druck angenommen, ließ auch eben so bereitwillig Werke mit illyrischen Lettern erscheinen.

Der bedeutendste Slavist in Dalmatien ist unbestritten der Rath Teodoro Petronovich, aus Sebenico, jetzt in Cattaro, welcher für seine illyrische Uebersetzung der österreichischen Gesetzsammlung die goldene Medaille für Civilverdienst erhielt, mehrere Jahre lang die für die Geschichte Dalmatiens und besonders der griechischen Kirche in Dalmatien äußerst wichtige Zeitschrift Srbsko-dalmatinski Magazin herausgab, noch jetzt eine juristische Zeitschrift, Pravdonoso, redigirt und eine slavische Literaturgeschichte geschrieben hat.

Der fruchtbarste slavische, wenn nicht dalmatische Schriftsteller ist der talentvolle Abate Simeone Ljubich in Cittavecchia auf Lesina, wei-

Digitized by Google

cher unermüdlich bald aus dem Illyrischen ins Italiänische, bald umgekehrt übersetzt, bald in beiden Sprachen zugleich schreibt, und von dem wir außer zahlreichen literarischen, historischen und archäologischen Aufsätzen eine Schilderung dalmatischer Volkssitten: Obitaji kod Vlaha, eine ausführliche dalmatische Literaturgeschichte (Povjest narodne dalmatinske književnosti), eine Sammlung dalmatischer Volkslieder und Sprüchwörter, die Uebersetzung des bekannten französischen Werks von Eichhof über die slavischen Sprachen, die Numismatik des alten Dalmatiens und eine dalmatische Bibliographie theils schon besitzen, theils noch zu erwarten haben.

Professor Kumanich in Zara, der frühere Redacteur der Zora dalmatinska, welcher als Stylist unter den Slaviſten bekannt iſt, giebt jetzt die einzige in Dalmatien noch beſtehende Zeitung in illyrischer Sprache, den Glasnik, heraus.

Religiöſe und geiſtliche Bücher werden fortwährend, theils mit lateinischer, theils mit illyrischer Schrift, veröffentlicht. Die bedeutendſten ſind vom Profeſſor Pietro Knezevich, aus Knin („Leiden unſeres Herrn Jeſus Chriſtus und Klagen ſeiner Mutter"), P. Luka Vladmirovich („Beichte") und Sime Starcevich („Homilieen"). P. Smolje, der Guardian des Franziskanerkloſters Maria delle Paludi bei Spalato und bedeutendſte illyriſche Kanzelredner Dalmatiens, ſammelt ſeine Predigten zum Druck.

Der Lehrer Andria Stazić in Zara ſchrieb eine ausführliche Grammatik der illyriſchen Sprache für Italiäner, („Grammatika ilirska za Italiane"), Girolamo Sutina, aus Zlarin, ein Leſebuch für die Jugend („Zabavno stivenje u hervatskom jeziku za mladeš dalmatinsku") und Dialoge zur Erlernung der Sprache („Vocabuli di prima necessità etc.") und der bekannte Slaviſt Rud. Veſelić in Wien gab ein vorzügliches Wörterbuch der illyriſch-dalmatiſchen Sprache heraus.

Einzelne Artikel in illyriſcher Sprache finden wir von den meiſten der bei der italiäniſchen Literatur genannten Namen, zu welchen noch Giovanni Danilo in Spalato, Joſip Michajlov Grubiſić, aus Makarska, und deſſen Landsmann Stepan Jovičević, der Herausgeber des Kaśić, der Kaplan Kovačević in Spalato, der Pope Spiro Margetich in Zagora, Matteo Jvcevich, aus Trau, u. A. hinzugefügt werden müſſen.

In der illyriſchen Kunſtpoeſie iſt vor Allem eine Dichterin, Anna Vidovich, die Gattin des oben genannten Marc Antonio Vidovich, aus Sebenico, zu nennen, welche, außer zahlreichen, hier und da verſtreuten Gedichten, eine größere Dichtung, „Anka i Stanko", und einen Band Gedichte („Pisme Anne Vidovićeve") herausgab. Eine andere Gedichtſammlung unter dem Titel: „Vila dalmatinska", „dalmatiſche Fee", iſt von A. Zorićić, aus Sebenico. Pietro Prerodovich, zwar nicht durch die Geburt, aber durch den geiſtigen Einfluß, welcher ihn in Dalmatien zur Poeſie beſtimmte, dalmatiſcher Dichter, erwarb ſich durch ſeine „Erſtlinge" („Pervenci") einen bedeutenden Ruf, überſetzte mit Glück viele bekannte deutſche Gedichte von Bürger, Gleim, Goethe, Lenau u. A. ins Illyriſche und gab 1853 einen zweiten Band Gedichte: „Neue Lieder", heraus.

Die Volkspoeſie iſt in Dalmatien vorbreiteter als irgendwo. Jeden Tag entſteht ein neues Lied, faſt jeder Ort, ich möchte ſagen, faſt jeder Sänger hat ſeine eigenen Verſionen der bekannteren Lieder. Manche Volksdichter, wie Niccolo Blachie in Sebenico, Cippero in den Caſtellen und einige Andere, haben ſich in ganz Dalmatien einen Namen erworben — viele Andere bleiben unbekannt, nur ihre Lieder werden fort und fort geſungen. Dann ſingen hört man überall: in Bergen und in Thälern, im Garten und im Feld, auf dem Waſſer wie auf der Erde, Nichts geſchieht, Nichts thut man ohne Geſang, doch die Art und Weiſe dieſes Geſanges und den Inhalt dieſer Lieder näher zu beſprechen, muß einem anderen Artikel vorbehalten bleiben.

Frh. v. Reinsberg.

Frankreich.

Typographie und Kriegskunſt auf der Pariſer Univerſal-Ausſtellung. *)

Unter den trophäenartig geordneten Gruppen, die zu Ehren der Hauptinduſtrieen in dem Mittelſchiffe des Palaſtes der Champs-Elyſées aufgeſtellt worden, durfte wohl eine Trophäe der Typographie nicht fehlen. Es iſt das eine gebührende Huldigung für die neuzeitige Erfindung, die das Meiſte zum Fortſchritt der civiliſirten Geſellſchaft beigetragen.

Die Buchdruckerkunſt zeigt ſich unter einem doppelten Geſichtspunkt. Einerſeits iſt ſie mit der geiſtigen Bewegung der Welt im engſten Bündniß und bildet ihren mächtigſten Bundesgenoſſen; andererſeits nimmt ſie durch die Zahl der Hände, die ſie beſchäftigt, durch die Kapitalienmaſſe, die ſie in Umlauf ſetzt, eine gewichtige Stelle im Staatshaushalt ein. Außer Paris haben wir in Frankreich Städte erſten und zweiten Ranges, welche den Mittelpunkt ausgedehnter Verlagsoperationen bilden; Berge von Druckſchriften thürmen ſich hier. In erſter Reihe ſind aufzuführen: Tours, Limoges, Lyon; dann Straßburg, le Mans, Lille u. a.

In Paris allein beläuft ſich der Umſatz in dem eigentlichen Buchdruckereigeſchäft, ungerechnet die acceſſoriſchen Induſtrieen der Schriftgießer, Papierhändler, Broſchürer, Buchbinder u. ſ. w., auf 15 bis 16 Millionen Franken. Die Anwendung der ſeit dreißig Jahren in den Druckereien der Hauptſtadt eingeführten mechaniſchen Verfahrungsweiſen hat dieſe Induſtrie völlig umgeſtaltet. Das alte Material iſt verſchwunden, das frühere Syſtem hat ſich von grundaus verwandelt. In Betreff der raſchen Arbeit ſind die Fortſchritte ſo wunderbar, daß man mit Recht ſagen darf, der Unterſchied zwiſchen dem heutigen Verfahren und dem bei vorigen Jahrhunderts ſei eben ſo groß, wie der zwiſchen einer Druckerpreſſe Gutenberg's und einem alten Abſchreiber. In ſeinem Bericht über die Ausſtellung von 1849 behauptete Ambroiſe Firmin Didot, der die Geſchichte und die Statiſtik des Buchdrucks gründlich kennt, daß manche Pariſer Offizin allein ſo viel liefern kann, als vor 26 Jahren alle Pariſer Druckereien zuſammengenommen.

So wie die Erfindung der Buchdruckerkunſt auf wunderbare Weiſe der Vorläufer einer Epoche war, in welcher der menſchliche Geiſt von allen Seiten zur Thätigkeit angeregt wurde: eben ſo entwickelt ſich die neueſte Erfindung neuer, unermüdlicher Maſchinen, die in gedrucktem Fluthen die vervielfältigte Schrift anſtrömen, um den Bedürfniſſen einer Zeit genügenzuthun, in der eine täglich wachſende Maſſe berufen iſt, an dem Genuſſe des Unterrichts theilzunehmen. Die Kunſt, den menſchlichen Gedanken auf dem Papiere ſichtbar zu machen, würde ihre Beſtimmung verfehlen, wenn ſie in einem Jahrhundert ſchläfrig und langſam bliebe, in welchem eine vielleicht noch ſtaunenswürdigere Erfindung unſere Gedanken über unmeßbare Abſtände mit Blitesſchnelle fördert.

Die Bedürfniſſe ſind in dem Umfange angewachſen, daß, trotz der Macht der neuen Apparate, die Zahl der Arbeiter in den Druckereien ſeit der Anwendung der mechaniſchen Hülfsmittel zugenommen hat: ſie überſteigt jetzt die Ziffer 4000.

In den Druckereien erſten Ranges ſpielt der Dampf eine eben ſo bedeutende Rolle wie in den Baumwollenſpinnereien. Und doch hat der Mechanismus dort noch nicht das Höchſte erreicht; noch ſträubt ſich manche Arbeitszweig gegen ſeine Gewalt, die den Widerſtand zuletzt doch überwinden wird. Die erſten Drucker, die vor beiläufig 400 Jahren, 20 Jahre nach Gutenberge Erfindung, nach Paris kamen, um ſich hier unter dem Schutze der Sorbonne niederzulaſſen, hätten ſchwerlich die jetzt verwirklichten Vervollkommnungen vorhergeſehen; und iſt leichter, die Vervollſtändigung der bereits gemachten Eroberung vorauszuſagen.

Könnten wir von der Trophäe der Typographie aus einen Blick in das Innere irgend einer Anſtalt der Hauptſtadt werfen: wir würden ſehen, wie ſich dort die Arbeit zwiſchen Menſchen und Maſchinen theilt. Und da die Weltausſtellung den Beſchauer aufs lebhafteſte anregt, in das Getriebe der verſchiedenen Fabricationen eingeführt zu werden, ſo dürfte es hier wohl nicht am unrechten Orte ſein, dem Mechanismus des induſtriellen Schaffens einige erklärende Zeilen einzuräumen.

Das Setzen der Buchſtaben iſt das Werk der Menſchen, das Abziehen der Bogen iſt Sache des mechaniſchen Apparats. Um die ihnen zugewieſene Aufgabe zu löſen, theilen ſich die Arbeiter in mehrere Klaſſen. Die zahlreichſte iſt die der Setzer, denen die Handſchrift übergeben wird; ſie ſetzen die Zeilen in einer fortlaufenden Reihenfolge, wie die Kolumnen einer Zeitung. Dieſen Satz bekommt dann der umbrechende Setzer, der dieſe langen Kolumnen, je nach dem Format, welches das Buch erhalten ſoll, in Seiten zertheilt. Die Korrektoren beſorgen die Verbeſſerung der Fehler, die ſich bei der raſchen Arbeit des Setzens eingeſchlichen haben. An der Spitze des ganzen hierarchiſchen Perſonals ſteht der Faktor, das eigentliche Haupt der Anſtalt, was die innere Bewegung und Leitung derſelben betrifft.

Es ſind achtzig Druckereien in Paris mit 848 Preſſen, darunter 276 Maſchinenpreſſen. Man hat berechnet, daß dieſe Apparate, von denen, wegen der beſonderen Sorgfalt, welche die Prachtdrucke in Anſpruch nehmen, ein Theil beſtändig in Ruhe iſt, vier bis fünf Millionen Kilogramme (etwa 80,000—100,000 Zentner) Papier zu Büchern — die Zeitungen ungerechnet — jährlich verbrauchen.

Vom Raume beſchränkt, konnte dieſe Trophäe nicht vollſtändig genug errichtet werden, um den Augen des Beſchauers ein ausführliches Gemälde aller neueſten Verbeſſerungen zu bieten. Indeſſen finden ſich die Elemente dieſes Ganzen theils in den Seitengalerieen, die den beſonderen Ausſtellungen vorbehalten ſind, theils in einem Nebengebäude am Seinenfer, wo einige Preſſen neuer Erfindung aufgeſtellt ſind. Im Laufe unſeres Studiums wird es gut ſein, dieſe zerſtreuten Züge zuſammenzufaſſen: das verlangt das Intereſſe der

*) Nach Lubigarne (im Moniteur Universel.

Digitized by Google

französischen Typographie, die nicht ohne Mitkämpfer, namentlich von Oesterreich aus, in die Schranken tritt.*)

Herr Plon, sehr geschickt in seiner Kunst, hat die schwierige Aufgabe übernommen, die Trophäe der Typographie im Schiffe zu errichten. Ihm verdankt die Buchdruckerkunst besonders erfolggekrönte Versuche im Farbendruck, der dem Herrn Silbermann in Straßburg zu europäischem Ruf verholfen hat. Nichts ist schwieriger, als ein solcher Druck; denn um die eine Seite in verschiedenen Farben zu drucken, muß man für jede Farbe die Platte einmal auflegen, und es begreift sich, wie sehr der Abdruck gefährdet ist, wenn man nicht genau immer dieselbe Stelle trifft. Das Werk: Le livre du mariage, ist die vollendetste Probe der Arbeiten Plon's in diesem Fache. In dieser Trophäe sind auch verschiedene typographisch abgezogene Aquarellproben; besonders mehrere Exemplare eines Portrait der Dubarry. Ein Exemplar im Rahmen kostet nur zwanzig Franken. Unter den Drucksachen macht sich eine saubere Ausgabe der Fables de La Fontaine in Diamantschrift bemerklich, die an den Horaz Pierre Didot's erinnert; dasselbe Werk ist in Oktav auf Pergament auf beiden Blattseiten gedruckt, wovon nur ein einziges Exemplar da ist. Auch eine Presse im Kleinen, aus der Werkstatt Lorilleux's, die bei der kleinen Ausgabe der Fabeln angewendet worden, ist ausgestellt; man wird sie vor den Augen des Publikums arbeiten lassen. Ein bemerkenswerthes Sortiment von Lettern und Matrizen bekommen wir hier zu sehen, darunter eine mit dem Grabstichel bearbeitete und mittelst einer Maschine geglättete Zierschrift.

Wie vortrefflich aber auch die Druckproben sind, für eine Gruppe im Schiffe, mitten unter so vielen glänzenden Gegenständen, nimmt sie sich etwas dürftig aus. Die Fächer, in denen man die Exemplare aufgestellt, sind überdies von dem Besucher zu weit entfernt, als daß er die Einzelnheiten mit dem Auge erreichen könnte. An der Vorderseite der Trophäe hat man das verjüngte Modell einer Papiermaschine mit dem dazu gehörigen Trocknen-Apparat aufgestellt; es ist dadurch eine in einem solchen Zelte unvermeidliche Leere ausgefüllt. Jedenfalls giebt diese weltbezwingende Macht der Buchdruckerei dem Geiste Stoff zum Denken.

Und um neben dieser als Gegenbild eine andere überwältigende Macht zum Vergleichen und Unterscheiden vor dem äußeren und inneren Auge zu entrollen, hat man — Zufall oder Absicht — einige Schritte von dem Zelte der Typographie, eine Trophäe der Kriegskunst aufgestellt. Hier sind alle Waffen und Rüstungen, für die Flotte wie für das Landheer, vertreten. Auch hier zeigt sich der Riesenfortschritt der Neuzeit. Der Abstand von einem gedruckten Buch zu einem alten Manuskripte ist nicht größer, als der von einer Pairshaus-Kanone zu einer Baliste.

Die Gegenstände der Kriegskunst, zu Wasser und zu Lande, haben aber auch in anderem Betracht die volle Berechtigung zu einem Platze in dem Palast der Industrie. Denn zuvörderst sind sie die Ergebnisse der besonderen Fabricationen, die in der Staatshaushaltsordnung eine reelle Wichtigkeit haben. Ueberdies stehen die Künste des Krieges mit den Schicksalen der Industrie in innigem Bezuge. Die Marine bahnt ihr die Wege in ferne Gegenden durch den Handel, dem sie ihren Schutz leiht; sei es, daß er von dort die zum Leben der Fabriken unumgänglich nöthigen Rohstoffe herbeiholt; sei es, daß er die daraus verfertigten Produkte dahin führt. Indem sie den Wechselverkehr zwischen den Völkern fördert, wird sie zum mächtigen Hebel der Civilisation. Das Landheer leistet der Nationalindustrie andererartige, aber nicht minder nützliche Dienste. Was würde aus der Arbeit in einem Lande werden, dessen Unabhängigkeit stets auf der Schanzel stände, dessen Handelsinteressen im Auslande jeden Augenblick ungekraft gefährdet wären? Die Industrie ist allerdings ihrer Natur nach Freundin des Friedens; allein um sich zu entwickeln, muß die Civilisation auf ihrem Gange die Hindernisse besiegen, die ihr die Barbarei und die Dummheit um die Wette in den Weg werfen. So sehr also durch gewisse von der Geschichte mit Recht verurtheilte Kämpfe die Fortschritte der Menschheit gehemmt worden, so sehr fanden sie in anderen Kriegen einen heilsamen Impuls.

Die Errichtung dieser Trophäe ist dem Herrn Pengnilly-Laridon, Artillerie-Oberst'en, anvertraut worden; einem Militär, der seine Aufgabe als Künstler und als Mann von Fach gelöst hat. Den Hintergrund des Zeltes nehmen die symmetrisch geordneten blanken Waffen ein; die Frontwaffen bilden drei Gruppen im Vordergrunde; zwei bestehen aus Infanterie- und Kavallerie-Gewehren, die dritte aus Feldstücken.

*) Die K. K. Hof- und Staatsdruckerei in Wien ist auch auf der Pariser Ausstellung, wie sie es 1851 in London war, in sehr würdiger Weise vertreten. Besonders der „Naturdruck" von Pflanzen, Spitzenmustern ꝛc. hat sich diesmal großer Theilnahme zu erfreuen. D. R.

Das wesentlichste Interesse dieser Ausstellung ist, daß sie die Muster der gegenwärtig in der französischen Armee gebrauchten Waffen vereinigt hat und so den Stand der Fabrication in den Werkstätten des Reichs zur Anschauung bringt. Hier sehen wir neben der Infanteriegewehre den Karabiner des Fußjägers, die Muskete der Kavallerie und Gendarmerie, die Doppelflinte der forstlichen Boltigeure; dort reiht sich der Schleppsäbel der Linienkavallerie an den kurzen Säbel des Infanteristen und dieser an den Bajonettsäbel des Fußgängers und Artilleristen.

Das Publikum wird nicht ohne Interesse die neuen Waffen betrachten; z. B. die Muskete der Hundertgarde, die am Bodenstück geladen wird; das Modell verdankt man dem Kommandanten Treuil de Beaulieu. Auch die Kavalleriemunketote des Kommandanten Cleriville wird freilich für jetzt nur versuchsweise am Bodenstück geladen.

Die Mitteigruppe ist aus den Geschützen nach neuem Muster, womit der Kaiser die Artillerie versehen hat, zusammengestellt. Dieses Geschütz hat das Eigene, daß es Kanone und Haubitze zugleich ist, und dem es Kugeln ohne Unterschied schleudert. Es ersetzt vier Stücke: eine acht- und zwölfpfündige Kanone, eine fünfzehn- und sechzehnpfündige Haubitze. Auch der Laie in der Kriegskunst begreift die Vortheile eines solchen Systems auf dem Schlachtfelde. Die große Vereinfachung, das das Geschütz auf ein einziges Kaliber zurückgeführt ist und anstatt je nier nur je einen einzigen Pulver- und Provisionskarren nöthig macht, erleichtert den Transport und beschleunigt die Bewegungen. Die Artillerie kann nun den Schwenkungen der Kavallerie folgen, was die Fachmänner stets für sehr wichtig hielten, was aber bei der alten Methode fast unmöglich erschien. Ueberdies schießt die Kaiserkanone mit merkwürdiger Richtigkeit. Sie hat an den Tagen von Alma und Inkerman ruhmvolle Dienste geleistet und die Bluttaufe erhalten und wird in den Jahrbüchern der Artillerie Epoche machen.

Rechts und links von der Trophäe längs der Wand sind die beiden Theile eines Zeltmessers unter dem Namen Geschützuhr (fusil-pendule) aufgestellt. Mit Hülfe dieses Apparats läßt sich die Schnelligkeit des Geschosses jeglicher Feuerwaffe im Moment der Lösung bestimmen. Die einfache algebraische Formel zur Berechnung der Schnelligkeit hat den praktischen Werth, daß, wenn z. B. zu den Ladungen verschiedene Pulversorten gebraucht werden, man die verhältnißmäßige Kraft jeder Pulverart genau bestimmen kann. Das Instrument ist nicht neu, verdankt aber seine gegenwärtige größere Vervollkommnung den Experimenten des Generals Morin.

Unter den Marinegeschützen wird das Publikum gewiß mit vielem Interesse die zwei Riesenstücke betrachten, die den Mittelpunkt einnehmen: Eine fünfzigpfündige Kanone, die beiläufig 500 Mètres (ungefähr 1540 Fuß) trägt, und eine Haubitzenkanone à la Paixhans mit 27 Centimètres (etwas über neun Zoll) Mündungsdurchmesser, wovon seit dem Beginn des gegenwärtigen Krieges so oft die Rede war. Der Fünfzigpfünder ist auf der französischen Flotte unter den Geschützen zum Werfen in Vollkugeln das stärkste Kaliber. Diese beiden Ungeheuer von Feuerschlünden sitzen auf ihren Lafletten und sind mit allem Zubehör und Takelwerk versehen.

Erwähnenswerth ist noch ein Sortiment Enterwaffen: Haken, Säbel, Beile, Piken, in deren Handhabung die französischen Seeleute um den Preis ihres Blutes einen glänzenden Ruf erlangt haben. Zu sehen sind noch Schiffslaternen zu den Signalen, Flaggen, Fahnen, Wimpel, Ständer, Anker u. s. w.

Mannigfaltiges.

— Lackirtes Fleisch. Bis jetzt konnte man Fleisch und andere Nahrungsmittel nur durch Salz, Essig, Trocknen oder Räuchern eine Zeitlang vor dem Verderben bewahren, jetzt hat sich in Paris eine Gesellschaft gebildet, welche eine neue Erfindung, durch eine Art Lack, Conservatine genannt, alle Lebensmittel jahrelang aufzubewahren, für die jetzige Zeit des Mangels und der Theuerung erfolgreich auszubenten verspricht. Rohes Fleisch, Geflügel, Fische, Gemüse, Früchte werden durch Eintauchen in die Masse dieses eigenthümlichen Lacks in voller Frische mehrere Monate oder auch Jahre (!) erhalten. Der Lack bildet eine Kruste um die Gegenstände, die durch Uebergießen von warmem Wasser wieder entfernt wird, wenn der Gebrauch eintreten soll, alsdann ist das Fleisch noch so frisch wie beim Schlachten, die Frucht so saftig wie beim Pflücken. Man kann in Paris, Boulevard Bonne Nouvelle No. 18., sich durch den Augenschein von der Trefflichkeit dieser Erfindung überzeugen, es sind daselbst alle Sorten von Proben ausgestellt. Die Pariser hoffen, daß die wilden Büffelherden von Central-Amerika nächstens als übertünchte Leichen zu Schiff gebracht und nach Paris geführt werden, um dem dortigen Fleischmangel abzuhelfen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

№ 86. Berlin, Donnerstag den 19. Juli 1855.

Schweiz.

Der Genfer Chronist Antoine Fromment.

Die Stadt Genf besitzt in ihren Archiven aus der Periode ihrer Lossagung vom Papsthum eine sehr merkwürdige Chronik, die bisher zwar von den meisten Kirchenschriftstellern, welche die Geschichte der Genfer Reformation behandelten, im Manuskript eingesehen und zu Rathe gezogen, durch den Druck aber erst kürzlich, und zwar mit sorgfältigster Beibehaltung der altertümlichen Sprache, Orthographie und Interpunction, splendid ausgestattet, veröffentlicht worden ist.*) Verfasser dieser Chronik ist Anton Fromment, aus dem Dauphiné gebürtig und ein Landsmann des berühmten Reformators Wilhelm Farel. Auch Fromment wandte sich frühzeitig dem neuen Glauben zu, was ihn nach aller Wahrscheinlichkeit zur Auswanderung aus seiner Heimat nöthigte. Als Farel und Saunier durch brutale Akte der Priester-Partei aus Genf angetrieben worden, trafen sie den erst zweiundzwanzig- bis dreiundzwanzigjährigen Fromment in dem waadtländischen Städtchen Orbe als Prediger und Verbreiter der gereinigten Lehre. Sie bewogen ihn, an ihrer Statt nach Genf zu gehen, mit dem Auftrage, allda die gehegten, aber eingeschüchterten Anhänger der neuen Lehre im Bekenntniß zu stärken und zu einer Gemeinde zu sammeln. Fromment ging und traf am 3. November a. St. 1532 in Genf ein. Die Chronik berichtet in ihrem ersten Kapitel, wie Meister Wilh. Farel und seine Gefährten das erstemal, wo sie nach Genf kamen, von den Gegnern behandelt worden sind. Vom zweiten an erzählt Fromment seine eigenen dortigen Erlebnisse. Er sah sich von steten Gefahren umringt, mehr als einmal mit dem Tode bedroht und ein Versteck zu suchen genöthigt. Eine feiner Predigten, die er vor zahlreichem Volke auf dem Molard von einer Bank herab über Matth. 7, 15 ff. hielt, und welche, soweit sie gehalten werden konnte, im vierten Kapitel aufgenommen ist, wurde zuerst durch obrigkeitliche Intervention, der er sich jedoch nicht fügte, unterbrochen und mußte im ferneren Verlauf ganz abgebrochen werden, als seine eigenen Freunde ihn beschworen, sich vor der unausbleiblich drohenden Lebensgefahr zu salviren. Längere Zeit mußte sich der „lutherische Ketzer", wie ihn die Widersacher schalten, bei Freunden verborgen halten. Ja, als er dennoch einmal über die Rhonebrücke ging und nicht Acht haben wollte auf den Gefang der Priester, die zu nämlicher Zeit in Prozession darüberschritten, zerte man einen Schwarm Weiber auf ihn los, die ihn unfehlbar in den Strom gestürzt haben würden, wenn ihn nicht noch zeitig genug einige beherzte und handfeste Freunde in Sicherheit gebracht hätten. Den Genfer Weibern ist Fromment überhaupt nicht hold. „Es gab," sagt er, „in der ersten Zeit darunter keine einzige, so Lust gezeigt hätte, die Wahrheit kennen zu lernen, so sehr waren sie angesteckt von dem Pestbrodem der Lehre, des Lebens und der Gespräche ihrer Pfarrer. Die Weiber waren es, die dem Eingang des Evangelii und denen, welche es nach Genf brachten, den heftigsten Widerstand leisteten, und zwar auf Anstiften ihrer Geistlichen; denn diese waren theils ihre Vettern, Brüder, Freunde, Nachbarn, Gevatern, theils — ich will aber zu dieser Stunde nichts weiter sagen, um das Schamgefühl der Damen zu schonen."

Nachdem die Kirchenverbesserung festen Fuß in Genf gefaßt hatte und gesichert war — hierzu trug die Einschließung des Schlosses Peney und die Einnahme von Chillon (letztere am 29. März 1536) wesentlich bei — verschwindet Anton Fromment für längere Zeit vom Schauplatz. Bedeutendere Leute, als er, Calvin und Beza, setzten das Reformationswerk mit ungleich größerem Erfolge fort. In dieser Zeit soll er zu Thonon, Collongel, St. Gervais als Prediger fungirt haben, ohne daß man Näheres weiß. Erst im Jahre 1548 tancht er wieder auf, und zwar als Sekretär Bonivard's, des berühmten Gefangenen von Chillon, der sich mit Abfassung der Chronik seiner Vaterstadt beschäftigte, hierzu aber eines geschickten Sekretärs bedurfte, als welcher ihm Fromment seitens des Senats mit einer monatlichen Remuneration von zwei Thalern, wozu später, als er sich beklagte, daß er damit nicht auskommen könne, noch freie Wohnung auf sechs Monate kam, empfohlen und von ihm angenommen wurde. Es könnte sonach scheinen, daß Fromment nicht einmal primo loco Autor und Konzipient dieser Chronik, sondern nur Bonivard's Mitarbeiter in zweiter Linie gewesen ist, Bonivard, theils mit seiner Feder, theils als Mithandelnder und Augenzeuge so vieler der erzählten Begebnisse, mit seinem frischen Gedächtniß unterstützt hat. Erwägt man aber, daß Bonivard sechs lange Jahre, bis zum Tage der Eroberung Chillons, in den Souterrains dieser Veste gefangen saß, so ergiebt sich, daß die Abfassung der von 1532—37 reichenden Chronik rein auf Frommente's Rechnung kömmt, unter dessen Augen oder in dessen nächster Nähe alles darin Erzählte vorging.

Aus Bonivard's eigener und gelehrterer Feder dürfte wohl auch ein besser stylisirtes und redigirtes Werklein hervorgegangen sein, gewiß indeß kein wahrheitgetreueres und mit größerer Naivetät gewürztes Gemälde jener Zeit. Die oft so launige Treuherzigkeit und Natürlichkeit Frommen's erhöht das Interesse dieser Chronik ungemein. Es soll schließlich eine Probe daraus mitgetheilt werden, so weit man aus einer Uebersetzerprobe auf Kern und Sprache des Originals zurückschließen vermag. — Als die Chronik zu Stande war, bat Bonivard um Erlaubniß, sie drucken zu lassen. Allein die begutachtende Kommission, wozu auch Calvin gehörte, fand die Sprache bald zu heftig, bald zu frei (familier), außerdem fand sie mehrere Stellen anstößig und die Herren zu Bern und Freiburg zu reizen geeignet. Also wurde das Gesuch abgeschlagen. Aus demjenigen, was Fromment nachmals auf eigene Faust drucken ließ (Bericht über die Kriegsereignisse von 1532—1537), lag die Behörde sogar Injurien heraus, ohne zu sagen gegen wen, und ließ alle Exemplare aufgreifen und vernichten. Seitdem verlautet nichts mehr über Fromment, als daß er, wie es heißt, den geistlichen Stand aufgab, Civilist wurde und als bescheidener Notarius in Genf starb — man weiß nicht einmal wann.

Ueber das Verdienst des Herrn Gustave Revilliod um Herausgabe dieser Chronik seiner Vaterstadt haben sich mehrere französische Journale, darunter die Revue des deux Mondes, sehr anerkennend und beifällig geäußert. Nur die „Annales catholiques de Genève" meinen, ein Soldat Tamerlan's würde in der Betrunkenheit nicht besser, nicht schlechter geschrieben haben, und Herr Revilliod würde besser für seinen Beutel und Ruf gesorgt haben, wenn er Fromment den Würmern überlassen hätte, die ihn in aller Stille in den Archiven Genfs zernagten.

Dem Buche ist ein Motto vorgesetzt, welches so lautet:

Qui de Genève voudra voir
La vraye et vive pourtraicture
Sur ce livre faut l'oeuil avoir,
Vei depeinct, non en figure,
Mais en son essence et nature,
Qui de moeurs, de doctrine et geste
Est pour traicture manifeste etc.

Auf des Herausgebers Vorwort folgt eine 15 Seiten lange, vom Jahre 1550 datirte, von Adam bis zur babylonischen Gefangenschaft fortgesponnene Epistel Fromment's an die „Magnifiques et très honorez Seigneurs" von Genf, welche die heutigen Genfer Herren zu lesen sich wohl hüten würden. Begreiflich wird diese Fülle von Reminiscenzen aus dem Alten Testamente dadurch, daß der Briefsteller ein Geistlicher, daß Bibelfesten, nach der Ueberfetzung von Calvin's Landsmann, Pierron Robert Olivetanus, ein Allgemeingut und Bedürfniß geworden war, daß die Republik Genf so eben noch im ersten Stadium ihres reformatorischen Eifers stand, wethalb Fromment sich auch befugt glaubt, den Magnifizenzen vorzuhalten, wie begnadigt sie durch Einführung der reinen Lehre sind, im Gegensatz zum Volke Israel, welches seinem Jeremia nicht glauben wollte. Hierauf folgt die Chronik selbst in 69 Kapiteln (249 SS.), verziert mit 40 sauberen Holzschnitten von Gaudon, worunter die Bildnisse W. Farel's und des in Genf vergiftet Pierre Viret. Zum Schlusse ein CCIX SS. füllender und die

*) Les Actes et Gestes merveilleux de Genève nouvellement convertie a l'Evangille faictz du temps de leur Reformation et comment ils l'ont receue redigez par escript en fourme de Chroniques Annales ou Hystoyres commençant l'an LDXXXII. Par Anthoine Fromment. (Mis en lumière par Gustave Revilliod. Genève, 1854.)

Digitized by Google

Jahre 1532—36 betreffender Auszug aus den Staatsregistern, mit Uebergehung des bereits anderwärts Gedruckten, schließend mit der Einnahme von Chillon. Zuß dieser Abschnitt oder der Eingang des siebenundfunfzigsten Kapitels sei als Probe dem Leser vorgelegt.

„Die Berner und Genfer (Geneyrans), sehend, daß nichts mehr zur Unterwerfung zu bringen war, als nur die Burg Chillon im Winkel des Sees, ließen sich angelegen sein, kurz nach Einnahme von Yverdon, Volk anzuziehen, das dahin ziehen sollte. Das sehend, waren die Friburger nicht faul, gleichfalls dem armen Herzog von Savoyen Land abzunehmen, obschon (jacoitque) sie das Bündniß mit Genf aufgegeben hatten, unter dem Vorgeben (coulleur), das Christenthum obenzuhalten, wie sie Payslos Gesetz und Weise heißen. Auch die Walliser, von der anderen Seite, haben unter gleichem Vorgeben einen Zipfel Landes von selbigem Herzog an sich gerissen, sagend, es wäre um das Christenthum (wallisisch: Chrestiandar) obenzuhalten. Und ihn haben sie etwa zwei Tagereisen weit davon inne, und die Friburger eine Tagereise, die Berner etwa drei Tagereisen in die Länge und zwei in die Breite. In derselbigen Zeit nahm der König von Frankreich seinem Ohm, dem Herzog von Savoyen, schier den Rest (la reste) alles seines Landes, außer der Grafschaft Nizza, und was der Kaiser von Piemont nahm, sehend, wie Jeder diesem Herzog eine Feder ausrupfte, das nahm er, um damit seinen Mailänder Vogel bunt zu färben. Und also wurde der arme Herzog von allen Seiten und zur gleichen Zeit derrupft, und itzund ist er schier ohne Federn.

Es blieb noch über den Bergen das Schloß Chillon übrig. Aber kurze Zeit nachdem Yverdon wiedergewonnen war, schickten die Berner zum Schloßhauptmann, genannt Anton von Beaustoet, er sollte das Schloß und die Gefangenen, die er von Genf hätte, herausgeben. Wollt's aber nicht thun. Aber (ains) die Excellenzen von Bern und Genf, nachdem sie Kriegsvolk mit Geschütz aufgebracht hatten, zogen dahin ab und belagerten besagtes Schloß Chillon, und kanonirten die Berner von der Neustadt in Vevey her (d. h. wohl Villeneuve) und vom Berge aus, und die Genfer zu Wasser. Aber der Schloßhauptmann, wie er Bern und Genf mit so vielem Geschick agiren sah, wurde dergestalt muthlos, daß er sich auf die Bedingung freien Abzugs (Cabagues saulues) ergab. Jedennoch, kurz zuvor, als er Berns Herauzug vernahm, brachte er sein Weib mit drei Kisten Gold, Silber und Effekten in Sicherheit, und solche waren mehr werth, als er und sie im Vermögen hatten; denn man muß wissen, daß zehn Stunden in der Runde aus dem Savoyerlande Jeder seine besten Sachen dahin schaffte, sogar aus Thonon, und also büßten alle die das Ihrige ein, so es dem Hauptmann in Verwahrung gegeben hatten, und er ging reicher von dannen, als wenn er gebliebern wäre. Die Berner aber waren nun Herren der Mauern und der in Haft gehaltenen Genfer. Alle die anderen Gefangenen wurden auch freigemacht, außer einem Meuchelmörder, Namens Darbignon, der abgethan wurde, und der Hauptmann Negnolli nahm im Namen seiner Herren Besitz. Als nun der andere Hauptmann, der den Befehl über die Galerre von Chillon führte, inne wurde, daß das Schloß übergiug, flüchtete er in großer Eile sammt seiner Galerre über den See weg nach Lugrin, steckte sie in Brand und warf das Geschütz in den See, auf daß Niemand je wieder davon Gebrauch machen könnte, und rettete sich übers Gebirge. Und so wurden die drei Plätze des Landes diesseit der Berge wiedergewonnen und zur Unterwerfung gebracht, Yverdon, Chillon und Perthuyd de la Clusse, und Genf auch von seinen Widersachern erlöst und seine Gefangenen in Freiheit gesetzt, nämlich Herr Franz v. Bonivard, Seigneur von St. Victor, ein sehr gelehrter Mann in seiner Zeit, der sechs Jahre lang tief unten in der Veste, hart am Wasser auf einem Felsen, gefangen gelegen hatte. Der hatte, wenn er sich ansthat und auf- und niederschritt, nach und nach ein Geleise gemacht und die Spur seiner Füße in den Stein gedrückt (engravé), so viel spazierte er, wobei er viele kleine Schicksehen (pensées) und Balladen auf Lateinisch und Französisch verfertigte, wie seine Gewohnheit ist und er selbst umständlicher in seiner Chronik von den Seinen, die er übersetzt hat, berichtet. Derselbe war gefangen gehalten worden, weil er sein Lebetang die Freiheiten und Gerechtsame Genfs hatte behaupten wollen und sich sogar unterfangen hatte, in einem Schlosse Besatzung wider den Herzog von Savoyen zu halten."

E. K—r.

England.

Literatur-Briefe aus England.

(Fortsetzung.)

Wenn die „Magazine", die Monats- und Vierteljahrsschriften (am 1. Juli durch eine National Review — 5 S. pro Vierteljahr — vermehrt) nicht wären, in denen man zuweilen sich von der Tagespresse erholen und Zeit-Interessen, wichtige politische, soziale und wissenschaftliche Ereignisse gründlich, anschaulich und unparteiisch erörtert und aufgeklärt finden kann, die Tagespresse würde einen bald ganz konfus und blasirt machen. Die bisherige englische „freie Tagespresse" hat unstreitig sehr viel zu dem Stumpfsinn, der Oberflächlichkeit und Eitelkeit der Engländer in ihren öffentlichen Angelegenheiten und in Beurtheilung ausländischer beigetragen. Wer Tag für Tag, Jahre lang, wie alle Engländer der guten Gesellschaft, den Leitartikel-Kohl der Times las und sonst selten etwas oder nichts über Politik, der ist unheilbar verdummt und verdorben und fortan ein Sklave ihrer stets nach der Mode eingefetzten Leitartikel-Leierkasten-Walzen.

Unter den „Magazinen" habe ich neuerdings Tait's Magazine als ein ganz besonders tüchtiges, frisches und gründliches entdeckt und deshalb jede Lieferung mit steigendem Interesse gelesen. Es hat alle Vorzüge der Jugend: Frische, Kraft, Elastizität, Wärme und Pathos für das Rechte und Gute, Haß und Bitterkeit gegen Humbug und Hypokrisie, während sich mehrere greisige, respektable, für die Westend-Klubs geschriebene Kollegen in trauriger Schwäche und phrasenlogischer Beschönigung hinschleppen. Wie wahr, wie slechend ist die Schilderung eines neuerdings zum Mode-Thema gewordenen militärischen Grundübels, der Frage: „Wie verschafft man sich Offizierstellen?"

„Die Manier, wie hierzulande Offiziere gemacht werden, würde uns eben so lächerlich erscheinen, wie etwa die kalmückische Art, den Kopf zu schmücken, nämlich mit ein Paar Hörnern, oder die indianische Decoration der Nase mit einer durchgestochenen Fischgräte, wenn wir nicht daran gewöhnt wären. Wie werden aber bei uns Offiziere gemacht! Ein Gentleman, sei er Lord oder bloßer Landlord, fühlt in der Regel nach Vervielfältigung seiner Familienphysiognomie endlich die Verpflichtung, für zwei oder drei Söhne zu sorgen. Der älteste natürlich befindet sich zuhause sehr wohl, denn er ist der Kanal, welcher gebraucht wird, das Stamm-Eigenthum von einer Generation zur anderen zu leiten. Ist ein guter Kopf unter ihnen, läßt man ihn für die Barre (Justiz) oder das Parlament zurechtmachen, und ein wenig Talent gilt für großes Talent unter der guten Gesellschaft. Hat der Vater für einen Dummkopf zu sorgen, muß er Priester oder Soldat werden. Giebt es aber keine fette Pfründe als Erbgläu in der Familie, wählt er natürlich den rothen Rock. So arbeiten auch Shopkeepers, die viel Geld und Würde gemacht, Schneider, welche Kleiderfabrikanten, Geldverleiher, die Banquiers geworden sind, den schlechtesten Stoff ihrer Nachkommen in eine Offizier-Uniform hinein. Der Geschäftsmann, findet er in seinem Sohne nur etwas Hirn, bringt ihn irgendwie in eine geschäftliche Laufbahn, und der Bursche ist in der Regel selbst viel zu klug, als daß er seine 6—7000 Pfund zum Einlauf in die rothe Laufbahn verwenden sollte, die keine Zinsen bringt und die große Anlage streicht, wenn er stirbt oder auf dem Felde der Ehren umgebracht wird. Aber giebt es da einen gahligen*) Sohn in der Familie, der sich für „zu viel von einem Gentlemen" hält, als daß er arbeiten sollte, wie Papa oder sein Lehrer, und „nicht so ein Narr ist" (gleichviel was für einer), nun, so denkt Papa, daß er ihm wohl „eine Kommission verschaffen" müsse („get a commission", wie der Ausdruck für das Einkaufen unter den Offizieren lautet). Und wie wird das nun angefangen? Papa schreibt an das besondere Kriegs-Department, Horse Guards, und bietet Geld, dem Jungen eine Kommission zu kaufen. Aber Hunderte von Vätern haben dasselbe vor ihm gethan, und Hunderte werden es nach ihm thun. Wenn er daher nicht einer der Großen unter den Whigs und Tories, denen England gehört, sein sollte, bei denen Wünschen und Haben eins ist, wird der Name seines Sohnes unter dem Bodensatze der Liste beim Chef-Commandeur bleiben, bis der jüngste Tambour-Knabe der älteste Veteran geworden. Aber Papa kennt den General Bang, welcher im Haupt-Quartier etwas zu sagen hat; oder da ist das Parlamentsmitglied des Flecken, Mac-Barkaway, dem er seine Stimme gegeben und sein „Interesse", und ein Parlamentsmitglied ist inkarnirtes Interesse. So zwängt ihn entweder der General oder das Parlamentsmitglied durch die Hindernisse. Aber auch wenn Papa kein Großer unter den Oberen ist und kein Interesse nicht mit einem herrschenden Interesse assoziirt hat, Papa braucht deshalb nicht zu verzweifeln. Er braucht blos eine Anzeige in den Zeitungen loszuschießen: „Douceur. Zweihundert Pfd. Sterl. Dank für die Dame oder den Herrn, der dem Anzeiger eine gesetzlich käufliche Staats-Anstellung verschafft. Adressen u. s. w." Nun ist aber eine Offiziersstelle bekanntlich gesetzlich käuflich, nur die Mäklergebühren sind ungesetzlich. Aber wer braucht darum etwas davon zu wissen? Zuweilen erscheint eine Dame in der Scene und macht sich anheischig, das Geschäftchen durch ihren Freund, Lord Noodle, besorgen zu lassen, zuweilen ein Veteran des Klubs und des amtlichen Vorzimmers, welcher sich mit Papa verständigt und nun hinunter geht zu den Horse Guards und seines „Freundes" Sohn auf das wärmste empfiehlt: vielvorsprechender, feiner, junger Gentleman u. s. w. So bringt er das Geschäft zwischen Ihrer Majestät und dem jungen Unterthanen zu Stande und steckt den „Dank" in die Tasche. „Pa" und

*) Gawky, wofür in Sachsen ein Stellvertreter ist. Man sagt dort „Gahlmann" u. s. w., um das dumme Gaffen mit offenem Munde zu bezeichnen. („Gahlaffe".)

Digitized by Google

besonders „Ma“ sind ganz glücklich über das Geschäft, wenn „Gustavus Potts“ in der Gazette als Fähnrich oder Seconde-Lieutenant erscheint, Schwestern und Cousinen werden schwärmerisch, da Gustavus „mein zu reizend“ in der Uniform aussieht, während alle ehrlichen Leute ringsum ganz erstaunt sind, wie ein Bursche, dem sie kein Drahtpuppen-Personal für den Jahrmarkt anvertrauen würden, Offizier über Vaterlands-Vertheidiger und Russenzerschmetterer werden konnte.“

Und wie sieht es unter den gemeinen Soldaten aus? Wir wollen hier keine der jetzt häufigen Anwerbungs- und Rekrutirungsöfenen, wie sie und im Leben und in Holzschnitt-Illustrationen so oft begegnen, ausmalen, da sie nicht eigentlich zur Literatur gehören, sondern nur auf Buckingham's Autobiographie („Autobiography of J. S. Buckingham“) aufmerksam machen, durch welche wir auch in die Geheimnisse des englischen Reform- und Marine-Lebens und der „neunschwänzigen Katze“ eingeweiht werden. J. S. Buckingham führte ein ziemlich buntes Leben, und Wenige haben mehr Schicksale und Launen desselben erfahren, als er. Er war Soldat, Kaufmann, Vorleser, Schriftsteller, Parlamentsmitglied u. s. w. und ist jetzt Biograph aller dieser verschiedenen Phasen seines Lebens geworden. In seiner derselben war er glücklich oder groß, offenbar weil er zu schwach, zu ehrlich, zu anständig dazu war, um sein Glück zu „stoßen“ (push his fortune), wie die englische Phrase sehr bezeichnend lautet. Wer nämlich hier auf- und durchkommen will, muß Alles mit Füßen treten und in die Rippen boren, was ihm in den Weg kommt. Auch Buckingham's schriftstellerischen Erzeugnisse sind nur im Allgemeinen und dunkel als unbedeutend bekannt; dagegen liest sich seine Selbstbiographie als ungemein unterhaltend, interessant, leicht, lebhaft und reich an Stoff und Form. Wir erinnern nur an die Schilderung einer „Kantenstrafe durch die ganze Flotte“ (a flogging round the fleet). Der Verbrecher (er war des Nachts von seiner Familie weggerissen und zum Matrosen der Flotte gepreßt worden und wieder entlaufen) mußte zu diesem Zwecke durch alle Schiffe im Hafen, nackt auf zusammengebundene Balken geschnürt, die Nacht durchmachen, um auf jedem zwölf Streiche mit der Flottenkante (cat o' nine tails) zu empfangen. Die Balken waren so gebunden, daß er darauf förmlich gekreuzigt werden konnte, die Füße unten zusammen, die Hände oben in möglichster Ausdehnung von einander gekneelt, der ganze Oberkörper entblößt. Die Flottenknute ist viel schwerer und komplizirter, als die für Landsoldaten. Jeder der neun dicken Stricke ist voller Knoten, so daß zehn Hiebe der ersteren in gleichem Course mit hundert der letzteren stehen. Für den Deserteur war außerdem verordnet, daß zwischen jedem Hiebe, nach dem Gesetze mit der vollen Kraft des geschwungenen Arms und Marter-Instruments zu applizirren, mindestens eine Minute vergehen mußte. Gleich nach dem ersten Streiche spritzte Blut. Nach Beendigung des ersten Dutzends war der ganze Rücken des Unglücklichen eine wüste Masse von zerrissenem Fleisch und Blut. Es ward ein in Essig getauchtes Stück Zeug darüber gedeckt und der Gekreuzigte nach dem zweiten Spritze gebracht. — Als er auf das zehnte Schiff gebracht ward, schrie und ächzte er nicht mehr, sondern lag ganz still. Als man hier die gesetzmäßige Portion etwa zur Hälfte aufgetragen und der Körper ganz ruhig blieb, erklärte der Wundarzt, der Mann könne ohne Gefahr für sein Leben nicht weiter gepeitscht werden, obgleich noch sieben Schiffe zur Vollendung „der Runde“ übrig waren. Die Sache war, wie sich nachher ergab, daß bereits auf dem vorletzten Schiffe die Streiche auf einen todten Körper gefallen waren. Sehr erklärlich: schon nach dem ersten Hiebe sprang das Blut, zwischen jedem folgenden mußte eine civilisirte Minute verstreichen, und der Transport von einem Schiffe zum anderen dauerte 10—15 Minuten.

Die „neunschwänzige Katze“ gehört noch heute zu den unentbehrlichsten Waffen „westlicher Civilisation“ gegen östliche Barbaren, deren Knute in der englischen neunschwänzigen Katze nur eine ebenbürtige Schwester sehen kann. Cobden, der einmal nachwies, daß England in socialer Construction der russischen eigentlich ganz ähnlich und bedauernswerth sei, hat dieses wesentliche Element der Gleichartigkeit ganz übersehen. Man stiehlt und raubt zwar die Soldaten nicht mehr zusammen, wie für den berühmten Wellington; aber die Werbungen durch falsche Bier- und Gin-Palästen sind moralisch nicht um ein Haar besser. So lange die Administrativ-Reform-Bewegung nicht den Muth und die Einsicht hat, eine wesentliche Aenderung in den Gesetzen und Institumenten zu erzielen, durch welche Civil-Beamte und Militair gemacht werden, wofür gerade Preußen Muster liefern könnte, kann England keine Kriege „für die Civilisation“ führen, so lange bleiben Civil- und Militairmassen Werkzeuge und Kreaturen der Whigs und Tories gegen die zwanzig und dreißig Millionen der eigentlichen und der Kolonial-Engländer. Der schrecklichste Unsinn und das unerfättlichste Unheil dieses Krieges in England liegt wesentlich in dem Widerspruche, daß er als „people's war“ unwillig und in Verlegenheit, ohne Ernst und Ehrlichkeit den „regierenden Klassen“ aufgedrungen ward, daß er als „volksthümlicher Krieg“ fortwährend gepriesen und von den Whigs und Tories aus Unwillen und Unfähigkeit und zum Theil auch absichtlich so fortgeführt wird, daß Niemand weiß darunter leidet, als das englische Volk selbst, unter welchem die Arbeitslöhne sinken und die Preise für Soldaten in ungeheurer Höhe noch fortwährend steigen. Das ist der gerade Weg zur Barbarei, zur Prätorianer-Wirthschaft, zu Verwilderung und Verarmung.

Ohe, so schlimm ist's denn doch auch nicht, hör' ich hier ausrufen, und wenn die Leitartikel-Sprüche eines Salomo in Berlin Glauben finden, geht England mit gesunder angelsächsischer Grundlichkeit, aber sehr langsam, weil gründlich, vorwärts, und nur den „englischen Korrespondenten“, deren Schmerz er begreift, aber nicht billigt, gehts nicht rasch genug. Etwas, mein guter Salomo, geht sehr schnell, nämlich der Weg ab- und rückwärts. Vom 31en Juni vorigen Jahres bis 31en Juni heuer kam die Waaren-Bilanz Englands, des Produzenten und Spediteurs für die ganze Welt, in runder Summe von 600 auf 300 Millionen Pfund; die Arbeitspreise fielen, während über 100,000 Arbeiter brodlos von der Hälfte der Einkünfte für schweres Geld zum Todmachen aufgelaust wurden, alle Lebensmittel-Preise um 100 bis 200 Prozent stiegen und die ältesten, reichsten Häuser von Fabrikanten mit 5- bis 700,000 Pfund bankerott machten und unzählige kleinere Firmen mit hinabzogen, die mit verstärkter Kraft fortziehen. Das ist viel in einem Jahre, das ist schnelles Herunterkommen gegen dein gründliches und langed Vorwärts, gegen deine Altersstarrei mit erhabenen, glückseligen Jahrhunderten für unsere Enkel, Urenkel oder wenigstens deren Urenkel, „denen der jetzige Krieg doch zu Gute kommen muß“, etwa wie uns jetzt die Schlacht bei Marathon oder „Iphigenia auf Tauris“, da ja ein Goethe das 30sten Jahrhunderte vielleicht eine noch schönere Iphigenia auf der Krim schreiben kann. Ich will dem Berliner Leitartikel-Salomo nur ein Rechen-Exempel aufgeben: Wenn man schnell, also z. B. eine Meile in der Stunde, rückwärts und langsam, also z. B. 100 Schritte in der Stunde, vorwärts kommt, um wie viel kommt man dabei mehr vor- als rückwärts? — Aber England hat doch constitutionelle Freiheit, Parlament, Wahlrecht u. s. w. Viele wissen freilich kaum, daß z. B. Preußen jetzt immer noch ein viel ausgebehnteres und durch und durch gleichmäßigeres Wahlrecht hat, als England; daß in Preußen wirklich gewählt, in England aber mit Bier und Schnaps und 5—6000 Pfd. pro Vertreter jede Parlaments-Stelle gekauft und erschwindelt und diese Praxis offen im Parlamente vertheidigt und festgehalten wird. Und wenn man in Preußen behauptet, diese Kammern vertreten das Volk nicht, heißt es hier: die Whigs und Tories vertreten sich die Füße auf dem Rücken des Volkes und bilden einen so feindlichen Gegensatz gegen dasselbe, daß sie die Sonntagsbill zweimal mit großer Majorität annahmen, die sie sich durch die Sonntags-Emeuten der Massen als Feiglinge einschüchtern ließen und ihre fromme Pille dem Arzte selbst zum Einnehmen zurückgaben. Was ist das für eine Vertretung, ein Parlamentarismus, der das Sonntag und Woche beschwindelte Volk um die letzten Reste seines schon bis zur traurigsten Oede entkleideten Sonntags bringen will, den Antrag zweimal mit großer Majorität annimmt und sich nun erst durch eine rohe Demonstration des Volks-Unwillens bewegen läßt, seine Weichheit zurückzunehmen? Der Parlamentarismus war immer im Gegensatz zu den Interessen des Landes und Volkes, ließ sich aber immer noch zu rechter Zeit, ehe es zu Emeuten kam, einschüchtern. Jetzt ist er so frech geworden, diese erst heraufzubeschwören und dann zu fliehen, wie Lord Robert Grosvenor. (Schluß folgt.)

Belgien.

Belgische Forschungen über die Komponisten des „God save the King“ und der „Marseillaise“.

Französische Blätter wärmten kürzlich wieder einmal die alte, abgeschmackte Geschichte auf, daß die Melodie des Liedes „God save the King“ eine Composition Lully's sei, die Händel bei einer Reise durch Frankreich von den Damen von St. Cyr in deren Kapelle habe aufführen hören und die er nachmals dem Könige Georg I. als eigene Composition habe vortragen lassen. Dieses, dem Rufe des großen deutschen Komponisten, der den eigenen reichen Lorbeer mit keinem fremden Blatte zu schmücken nöthig hatte, so nachtheilige Märchen ist zwar schon oft durch die bloße Angabe widerlegt worden, daß das „God save the King“ in England lange vor Georg I. und Händl bekannt gewesen sei; dergleichen Klatschgeschichten finden jedoch immer wieder von neuem Glauben, besonders, wenn sie von historischen Kaffeeschwestern, wie Frau v. Créqui, in ihren Memoiren berichtet und von journalistischen Kaffeeschwestern unserer Zeit nacherzählt werden. Ein gelehrter musikalischer Feuilletonist der Indépendance Belge (Herr Fetis!) weist darauf hin, daß ein englischer Schriftsteller, Herr Richard Clark, bereits vor einiger Zeit in seiner Schrift: „An Account of the

Digitized by Google

Anthem entitled: God save the King" durch unwiderlegliche, authentische Aktenstücke den wahren Komponisten dieses Liedes nachgewiesen habe. Es war dies Niemand anderes, als — John Bull! John Bull hieß nämlich in der That ein berühmter Musiker und Zeitgenosse Shakespeare's, der, im Jahre 1563 in Sommersetshire geboren, sehr jung in Oxford zum Doktor der Musik promovirt wurde und den die Königin Elisabeth zu ihrem Hoforganisten und zum Professor am Gresham-College ernannte. Später machte Dr. Bull aus Gesundheits-Rücksichten eine Reise durch Deutschland und Frankreich, wo er überall mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Mehrere Fürsten hatten ihm Anträge gemacht, in ihre Dienste einzutreten; er lehnte jedoch nach England zurück, wo inmittelst König Jakob I. den Thron bestiegen hatte. Um diese Zeit komponirte er das God save the King, und zwar zur Feier der wunderbaren Rettung Jakob's I. bei der Pulververschwörung. Das Wort „save" deutet auch augenscheinlich, eben so wie mehrere andere Ausdrücke des englischen Textes, auf die Errettung des Königs und den Händen seiner Feinde hin. Ueber die späteren Schicksale des Dr. John Bull hat der englische Berichterstatter nichts ermitteln können; er weiß nur, daß der berühmte Komponist nachmals wieder nach dem Kontinent gereist und dort gestorben sei, ohne daß der Verfasser der vorgedachten Schrift anzugeben vermag, wo? Diese Lücke nun füllt unser belgischer Musikforscher aus, indem er nach Ermittelungen, die Herr Leon de Burbure in den Archiven des Domes von Antwerpen gewonnen, Folgendes als authentisch mittheilt: Dr. John Bull kam im Jahre 1617 nach Antwerpen und bewarb sich um die durch Rombout Waetrant's Tod erledigte Stelle eines Organisten der drei Orgeln des Domes. Das Domkapitel bewilligte dem englischen Komponisten diese Stelle, und Dr. Bull leistete am 29. Dezember 1617 den Amtseid in seiner neuen Eigenschaft. Am 16. März 1628 ist der Komponist des God save the King in Antwerpen mit Tode abgegangen.

Dieser dankenswerthen Notiz zur Erledigung eines vielbesprochenen Gegenstandes der Geschichte der Musik fügt unser belgischer Forscher auch noch Einiges über die Frage hinzu, wer eigentlich der Komponist der „Marseillaise" sei. Es wird zwar allgemein angenommen, Rouget de l'Isle sei nicht blos der Dichter, sondern auch der Komponist der Hymne. Der belgische Musikforscher hat jedoch ein in Paris vor sechzig Jahren gedrucktes, im „Magazin de musique à l'usage des fêtes nationales erschienenes Notenblatt (Preis: 5 Sous und an allen Thoren rc. verkäuflich) vor Augen, dessen Titel folgendermaßen lautet: „Marche des Marseillais, musique du citoyen Navoigille, accompagnement de guitarre par le citoyen Mathieu." Diese Musik ist eben keine andere, als die bekannte Melodie der von Rouget de l'Isle gedichteten Marseillaise, welcher Letztere übrigens auch noch andere Lieder verfaßt hat, ohne sie zu komponiren, z. B. eine „Hymne à la liberté", komponirt von Ignaz Pleyel, während er allerdings auch Musiker genug gewesen soll, um seine eigenen Dichtungen in Musik setzen zu können. Der auf dem obengedachten Notenblatte genannte Navoigille war übrigens auch ein geachteter Musiker. Er war erster Violinist in der Kapelle des Herzogs von Orleans gewesen, wurde dann Musikdirektor des zur Zeit der ersten Republik in Paris gegründeten Théâtre de la Cité und folgte im Jahre 1805 einem Rufe als Dirigent der Kapelle des Königs Ludwig von Holland. Mit Recht wird bemerklich gemacht, daß ein so geachteter Künstler, wie Navoigille, es nicht geduldet haben würde, wenn man ihn auf Musikblättern als Komponist von Arbeiten genannt hätte, die nicht von ihm herrührten. Andererseits berichtet freilich der Moniteur des Jahres III der Republik, daß in der Sitzung des Nationalkonvents vom 26. Messidor, zur Feier des Jahrestages der Erstürmung der Bastille, nach einer Rede über dieses Ereigniß, das „Institut national de musique" unter mehreren anderen Musikstücken auch die Marseillaise vorgetragen, worauf sich der Abgeordnete Jean Debry erhoben und Folgendes gesprochen habe: „Ich frage darauf an, daß der Name des Verfassers der Marseillaise in dem Protokolle der heutigen Sitzung ehrenvoll erwähnt werde. Dieser vortreffliche Patriot ist während der Tyrannei Robespierre's zur selbigen Zeit, als der Gesang, dessen Worte und Musik er geliefert, unsere Brüder zum Siege führte, sechs Monate lang eingekerkert gewesen." Der Konvent trat dem Antrage bei. Das würde jedoch nur beweisen, daß Jean Debry der Meinung war, der Dichter der Marseillaise habe auch die Musik dazu geliefert, keineswegs würden jedoch die Ansprüche Navoigille's dadurch ganz beseitigt werden.

Es ist interessant, daß derselbe belgische Musikforscher, der die Frage über den Komponisten des God save the King bis zum Tode desselben löst, über die Composition eines anderen Volksgesanges eine neue Frage aufwirft, welche einer näheren Prüfung der Musikgeschichtsfreunde nicht unwerth ist.

Mannigfaltiges.

— Das Bad Nauheim unter französischem Protektorat. In der Revue des deux Mondes (zehnter Theil, vierte Lieferung) findet sich ein Fingerzeig über deutsche Bäder, der besonders Nauheim anpreist, weil seit 1853 die dortigen Einrichtungen durch eine französische Gesellschaft wesentlich verbessert sein sollen. Leider ist es hauptsächlich eine Spielbank, welche diese französische Gesellschaft in dem kleinen bisher wenig beachteten Nauheim gegründet hat, um dadurch das große Publikum der Müßiggänger und Glückjäger herbeizulocken. Wie in den meisten anderen Badeorten haben die Spielpächter die Verpflichtung übernommen, auf die Verschönerung und Bequemlichkeit des Badeo jährlich eine bestimmte Summe zu verwenden. Nauheim hat deshalb allerdings äußerlich gewonnen; ob es aber erfreulich ist, daß die Wohlthaten seiner Heilquellen mit dem Gift des Spielfiebers versetzt worden, ist eine andere Frage. Es wird behauptet, die hessische Regierung habe zu diesem verpönlichsten Mittel gegriffen, um der preußischen Nebenbuhlerin von Nauheim den Rang abzulaufen. Dieß ist nämlich das Bad Oeynhausen in Westfalen, das noch reichere Hempagnerartige Badequellen hat als Nauheim, in einer reizenden Gegend mitten in der westfälischen Pforte liegt und von der preußischen Regierung in wahrhaft großartiger Weise mit gemeinnützigen Anstalten und prächtigen Gebäuden ausgestattet worden ist. Aber sonlich eine Spielbank wird dort nicht geduldet! und abgesehen von aller Moralität, mit Recht nicht, denn die traurige Modekrankheit der neuen Zeit, Rückenmarksleiden, ist hauptsächlich eine Folge der Aufregung am Spieltisch und findet in den geheimnißvollen, mächtigen Wirkungen der Spradelquellen von Oeynhausen allein noch die Hoffnung auf Heilung oder Linderung.

F. v. H.

— Kiepert's Handatlas über alle Theile der Erde. Wir freuen uns, das Erscheinen eines neuen, von Dr. Heinr. Kiepert, Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften in Berlin, herausgegebenen Handatlas über alle Theile der Erde*) anzeigen zu können. Sowohl durch seinen Plan und Umfang, als durch seinen Preis wird sich dieser Atlas zur Anschaffung nicht blos für wissenschaftliche Kartenfreunde, sondern auch für den gebildeten Mittelstand und für noch in ihrer Ausbildung begriffene jüngere Leute eignen. Das Ganze, das im Laufe von drei Jahren ausgegeben wird, wird aus 40 Karten in mittlerer Größe (von 16×20″ im lichten, oder 19½×24″ Papiergröße) bestehen und den Preis von sechzehn Thalern (also 12 Sgr. für jede Karte) nicht übersteigen. Die erste Lieferung, die vier Karten: Italien, Niederlande und Belgien, britisches Inseln und Australien enthaltend, ist bereits erschienen und macht durch Zeichnung, Schrift und Schattirung, wie durch Druck und Kolorirung, einen sehr gewinnenden Eindruck, wobei wir allerdings nicht verhehlen, daß uns die von E. Reiher gestochenen beiden Blätter (Italien und Australien) am meisten gefallen. Die Niederlande und Belgien sind im Längen-Maßstabs-Verhältnisse von 1 zu einer Million, die britischen Inseln von 1 zu zwei Millionen und Italien von 1 zu 2½ Millionen aufgenommen. Europa wird das Längen-Maßstabs-Verhältniß wie 1 zu zwölf Millionen, Deutschland wie 1 zu drei Millionen, Ostpreußen und Pommern wie 1 zu einundeinviertel Millionen, Schlesien und Posen wie 1 zu einer Million, eben so Brandenburg, Sachsen und Thüringen wie 1 zu einer Million darbieten. Mit diesen Verhältnißzahlen vor Augen, wird der Studirende leicht, trotz der gleichen Größen der Karten, die Ausdehnung des einen Landes im Verhältnisse zu der des anderen ermessen können, indem z. B. der doppelte Längen-Maßstab den vierfachen Flächen-Maßstab bedingt, und so im quadratischen Verhältnisse weiter. — Heinrich Kiepert ist zuerst unter Karl Ritter's wissenschaftlicher Aegide in die kartographische Welt eingeführt worden. Bekannt sind seine trefflichen Blätter von Syrien und Palästina, die sich auch in England und Frankreich einen wohlverdienten Ruhm erworben haben. Von tiefen Studien des Alterthums zeugen seine historischen Kartenzeichnungen, obwohl seine Geschichtsblätter von Hellas einen mehr wissenschaftlichen als artistischen Werth haben. Mit Verlangen sehen wir der Fortsetzung des neuen Kiepertschen Werkes entgegen, das dem Verfasser auch Gelegenheit geben wird, namentlich bei der Zeichnung der Länder des gegenwärtigen Kriegsschauplatzes, seine angedeutete historische Kenntniß darzulegen.

*) Berlin, Dietrich Reimer.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 5 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedition Neumann, Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 87. Berlin, Sonnabend den 21. Juli 1855.

Fortschritte und Gränzen der Civilisation, nach M. v. Prittwitz.

Der Königl. preußische General-Major und Ingenieur-Inspecteur von Prittwitz, der sich bereits durch mehrere die National-Oekonomie betreffende Schriften*) rühmlichst bekannt gemacht, hat ein größeres, die künftigen Fortschritte der Civilisation zum Gegenstande habendes Werk in einer zweiten neu bearbeiteten Auflage der Oeffentlichkeit übergeben.**) Im Vorbericht zur ersten Auflage wird das uns vorliegende Buch als „das Resultat zwanzigjährigen Sammelns, Beobachtens und Nachdenkens" bezeichnet. Der Umstand, daß der Großmeister aller Erfahrungswissenschaft, Alexander von Humboldt, den Herrn Verfasser veranlaßt hat, sein Werk in einer neuen Bearbeitung erscheinen zu lassen, ist ebenfalls geeignet, für dasselbe ein günstiges Vorurtheil zu erwecken. Und das dem Titel des Buches beigefügte Motto („Und sie bewegt sich doch"!) berechtigt im voraus zu der Annahme, daß der geehrte Herr Verfasser im Gegensatze gegen diejenigen seiner Kollegen in den preußischen Kammern, welche die Nothwendigkeit eines Stillstandes, ja, einer Umkehr von Wissenschaft und Civilisation predigen, — sein Buch in der menschenfreundlichen Absicht veröffentlicht habe, die sittliche religiöse Ueberzeugung von der unaufhaltsam fortschreitenden Civilisation in denen, welche im Hinblick auf die scheinbaren Erfolge der entschiedenen Rückschrittspartei ihre und muthlos zu werden geneigt sind, auf eine zeitgemäße Weise zu kräftigen und zu stärken.

Wir freuen uns, es hier aussprechen zu können, daß das Buch den Erwartungen, welche durch die erwähnten Umstände erregt werden, in hohem Maße entspricht. Eine Uebersicht des Inhalts und einige Mittheilungen aus dem Buche werden unsere Leser überzeugen, daß die „Andeutungen", welche uns hier über die möglichen Fortschritte des Menschengeschlechtes und über die Zukunft desselben, „mittelst einer logischen Schlußfolge und unter Zugrundelegung der durch die Erfahrung und die positiven Wissenschaften und gelieferten Materialien" gegeben werden, in hohem Grade geeignet sind, das Interesse aller denkenden Menschen, welche über ihren persönlichen Interessen das Interesse an der Aufgabe der Menschheit nicht verloren haben, in Anspruch zu nehmen.

Unter der Civilisation versteht der Herr Verfasser die fortschreitende Vervollkommnung des geselligen Zustandes der Menschheit in jeder Beziehung; als das civilisirteste gilt ihm dasjenige Volk, bei dem die größte Zahl seiner Bürger der größten Menge und darunter wieder der edelsten der „Güter des Lebens" theilhaftig ist.

Im ersten Theil werden unter der Ueberschrift: „Gränzen der Production", die Güterquellen und die Arten der Production besprochen. Die Güterquellen werden in folgender Weise unterschieden: 1) nicht angeeignete oder unentgeltlich dargebotene, wie organische und chemische Kräfte, Klima, Wind, wüstes Land, Wasserstraßen u. dgl.; 2) wirklich bereits angeeignete natürliche Güterquellen: Grund und Boden, Bergwerke, Wind- und Wasserkraft, Zugthiere, günstige Lage und schöne Natur; 3) das gesammelte Kapital, unter welchem der Verfasser nicht blos die Gesammtheit der materiellen Güter, die man mit dem Ausdruck: Nationalvermögen bezeichnet, sondern auch den Besitz an Wissenschaft und an Mitteln, die der Wissenschaft dienen, an Künsten und Kunstfertigkeiten, auch die vorhandene sittliche Bildung: Redlichkeit, Arbeitslust und Unternehmungsgeist u. s. w., begreift; 4) die menschliche Arbeit — die Arbeit der Einzelnen und die Unternehmungen der Vereine und des Staates umfassend.

Der den „Arten der Production" gewidmete Abschnitt enthält außer den beiden Kapiteln, in denen die beiden Arten der Production: Umformung und Ortsveränderung, besprochen werden, noch zwei andere Kapitel, von denen das erste „allgemeinen Betrachtungen über Production und Verkehr" (Schutzsystem, zunehmende Wohlfeilheit der Produkte, Vertheilung der Güter des Lebens) gewidmet ist, das zweite einige besondere Zweige des Verkehrs (Luftschifffahrt, Nachrichtenbeförderung, Geldverkehr, literarischer Verkehr, Geschwindschrift, allgemeine Sprache) behandelt.

In Bezug auf die Frage, wie der Ertrag des Bodens an Nahrungsmitteln gesteigert werden könne, werden die künstliche Vergrößerung der tragbaren Bodenfläche und die Vergrößerung der Tragbarkeit des Bodens besprochen. Die Mittel, die Tragbarkeit des Bodens zu vergrößern, sind: Verbesserung der Ackerkrume, vermehrte Bewässerung, Anbau schneller wachsender und ertragreicherer Vegetation, erhöhte Wärme und verbessertes Klima. Ueber alle diese Zweige der Bodenkultur giebt uns der Verfasser interessante Notizen und praktische Reflexionen. Die Vermehrung der Ertragsfähigkeit des Bodens mittelst künstlicher Wärme in Mistbeeten und Treibhäusern wird als ganz besonders wichtig hervorgehoben. „Wenn auch dieses Mittel", sagt der Verfasser, „im Vergleich der Production der ganzen Erdoberfläche jetzt kaum noch in Betracht kömmt, so wird es doch auf einzelnen Strecken, namentlich in der Nähe von großen Städten, schon in ziemlich ausgedehntem Maße angewandt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es bei fortschreitender Civilisation einen merklichen Einfluß auf die Ertragsfähigkeit der Gärten haben muß. … Es genüge hier die Bemerkung, daß man in England schon die Wärme fließender Quellen benutzt hat, um zartere Pflanzen in bedeckten Räumen durchzuwintern; daß in Paris in einer Werkstatt das durch Dampf aus einem Brunnen gehobene Wasser dieselbe genügend erwärmt, um die Heizung zu sparen; daß überhaupt das Innere der Erde einen so unerschöpflichen Vorrath von Wärme enthält, daß es nur auf die Mittel ankömmt, ihn für unsere Zwecke auszubeuten."

Auf Grund einer Darstellung der Fortschritte, welche die Bodenkultur in Großbritannien bis zum Jahre 1831 gemacht, beweist der Verfasser uns, daß die Erdoberfläche eine siebenundzwanzigmal so große Bevölkerung als die jetzige ernähren könne. Die Frage: welches sind die Mittel, Länder und Weltheile schnell zu bevölkern? wird durch eine dem „Magazin für die Lit. d. A." (1854 Nr. 67.) entnommene Mittheilung über den Unterschied der Colonisation in Nord-Amerika und in Rußland beantwortet.*) Dem Gartenbau im Gegensatz zum Ackerbau wird eine großartige Zukunft in Aussicht gestellt. Was der Verfasser in Bezug auf den zukünftigen Preis der Lebensmittel und Grundstücke ausführt, deuten wir durch Mittheilung der folgenden Stellen an. „Es ist unzweifelhaft, daß im Laufe der Zeiten der Werth der Grundstücke, als des sichersten Kapitals, nothwendig angehener steigen muß, ohne daß jedoch die Grundrente diesem Verhältniß folgen wird." „Da der Grundbesitz durch die Beschränktheit des kultivirbaren Landes bestimmten Gränzen unterliegt, die gesammelten Kapitalien dagegen einer unbegränzten Vermehrung fähig sind, so ist vorauszusetzen, daß der Gesammt-Kapitalwerth des großen Grundbesitzes und mithin namentlich der Reichthum des auf Majorate begründeten Adels, im Vergleich der Reichthümer der übrigen Klassen, immer mehr abnehmen und mithin die großen erblichen Grundbesitzer immer mehr von ihrem Einfluß verlieren müssen, wie es sich jetzt schon in den am meisten in der Industrie fortschreitenden Ländern Europa's zeigt."

In Bezug auf die Wichtigkeit des Eisens für alle Zweige der Industrie zeigt der Verfasser, daß der jährliche Eisenverbrauch in jedem Lande fast als Maßstab für dessen Civilisation gelten könne. „Ist es zu begreifen", ruft er dann aus, „daß die Staatsmänner des Kontinents, allen gesunden und wissenschaftlichen Prinzipien entgegen, und lediglich fußend auf einem durch lange Gewohnheit geheiligten Mißbrauch, das Eisen durch Einfuhrzölle künstlich vertheuern (mitunter fast um 100%), um einen ohnedies schon wohlhabenden Theil der Bevölkerung auf Kosten der großen Masse noch mehr zu bereichern?"

*) „Vorschlag zur schnellern Tilgung der Staats- und Kommunalschulden" 1832. — „Gemeinfaßliche Darstellung der Volkswirthschaft, oder die Kunst, reich zu werden". 1840. — „Theorie der Steuern und Zölle". 1842.

**) Der vollständige Titel dieses Werkes lautet: „Andeutungen über die künftigen Fortschritte und die Gränzen der Civilisation. Für's pur si muove! Von M. v. Prittwitz, Königl. preußischen General-Major, Ingenieur-Inspecteur und Abgeordnetem zur zweiten Kammer für den dritten Berliner Wahlbezirk. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Berlin, Verlag von Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler. 1855.

*) Es kann der Redaction des „Magazin" nur Freude und Genugthuung gewähren, daß der gerechte Beifall des gediegenen Werks an sehr vielen Stellen seine Leser auf frühere im „Magazin" erschienene Artikel hinweist. D. R.

Aus dem Abschnitte über die fossilen Kohlen, Torf und andere Brennstoffe heben wir nur die Notiz hervor, daß man zu dem Resultate gekommen, daß der Kohlenreichthum Preußens, bei dem jetzigen Verbrauch von jährlich etwa 100 Millionen Centner, noch viertausend bis fünftausend Jahre ausreichen würde, während England, bei einem jährlichen Verbrauch von 700 Millionen Centner, nur noch 500 Jahre ausreichen wird. Interessant ist, was der Verfasser über die Versuche, andere Wärmequellen, wie z. B. die latente Wärme der Körper und das Centralfeuer der Erde, zu benutzen, beigebracht hat.

Die Frage nach dem zukünftigen Schicksale der Zugthiere erörternd, macht der Verfasser die folgende allgemeine Bemerkung: „In Ländern, wo Religion, Regierungsform und Sitte den Menschen zur größten Enthaltsamkeit gewöhnt oder gar zum Sklaven herabgewürdigt haben, wird freilich der Mensch alle Arbeiten selbst verrichten, sich für ein Stück Brod zu den niedrigsten Arbeiten hergeben und die Hausthiere um ihr Futter beneiden. In Ländern dagegen, wo der Mensch die Annehmlichkeiten der Civilisation kennen gelernt und sich an immer mehr Genüsse und Bedürfnisse gewöhnt hat, die ihm eine entfesselte Industrie überall mit der zuvorkommendsten Gefälligkeit zu verschaffen sucht, wird man selbst in der ärmsten Hütte mehr Annehmlichkeiten des Lebens finden, als bei den Wohlhabendsten jener herabgewürdigten und entarteten Völker; — und in diesen civilisirteren Ländern wird die Zahl derer immer zunehmen, die ohne höhere und feinere Genüsse des Lebens, wozu Luxussperde mit Recht gezählt werden, nicht zu leben gewöhnt sind und nicht leben wollen."

Die Ansichten des Verfassers in Bezug auf das Nationalvermögen und die Mittel zu dessen Vermehrung werden unseren Lesern aus der folgenden Stelle am besten einleuchten: „Ein Volk, das kaum so viel produzirt, um ein elendes Leben zu fristen, oder das die geringen täglichen Ersparnisse nur dazu verwendet, um sich Sonntags zu berauschen, oder, durch das Beispiel eines üppigen Hofes oder verschwenderischer Reichen verleitet, sein Glück nur in Gelagen, Fremdenfesten und Feuerwerken findet; oder dessen Große ihren Stolz darin suchen, ein zahlreiches Gefolge von Müßiggängern um sich zu versammeln; oder das endlich seine Finanzen durch den Unterhalt von Parade-Truppen für den Friedens-Dienst oder durch unnütze Kriege erschöpft und zu den nothwendigen und nützlichen Ausgaben nichts übrig behält, wie die Geschichte davon Beispiele genug liefert; ein solches Volk wird seine Kapitalien nur sehr langsam vermehren. Ein Volk dagegen, in dem die einzelnen Individuen zum Sparen und selbst zum Geize geneigt sind, den dauernden Genuß stets dem flüchtigeren, einen guten Rock einem guten Trunk oder einem guten Braten, und wiederum eine gesunde, freundliche Wohnung einem Sonntagsrock vorziehen; wo Denkmünzen und Sparbüchsen noch in jeder Familie zu finden sind, wo der Sonntag nicht zu Gelagen und Spiel, sondern zur Andacht und Erholung benutzt wird; wo die Zahl der Handwerker, die beim Bau der Häuser, Straßen, Kanäle, Eisenbahnen, Maschinen u. s. w. beschäftigt sind, ferner die Buch- und Kunsthandlungen, Buchdrucker und Künstler in einem schnelleren Verhältniß zunehmen, als die Branntweinbrenner, Kuchenbäcker, Putzhandlungen, Tanzsäle u. s. w.; wo in allen Städten reichlich benutzte Sparkassen zu finden sind; wo die Verwaltung mehr auf Straßen, Kanäle, Eisenbahnen, Brücken, öffentliche Schulen und Institute, Sternwarten und Leuchtthürme hält, als auf Lust-Läger, große Paraden und Hof- und Krönungs-Feste: bei einem solchen Volke wird sich das Kapital des Staates im Großen und in jedem Hauswesen im Kleinen zu tausend verschiedenen Punkten pfennigweise nunmehrlich wie das Salz-Krystall ansetzen und in überraschend kurzer Zeit zu einem vielverzweigten glänzenden Krystallbaum sich ausbilden."

Aus dem Abschnitte über die immateriellen Kapitalien, der reich an höchst beherzigenswerthen Bemerkungen ist, heben wir die folgende Stelle hervor: „Nur da kann die Lust zum Erwerben rege werden, wo dem Menschen sein Eigenthum gegen jeden Eingriff gesichert ist; nur da kann sie sich ausbilden, wo ihm überhaupt gestattet ist, seine Kräfte zu gebrauchen, und wo es als Grundsatz gilt, daß das Gesetz nur immer möglichst wenig und nur gerade so viel einschreite, als es die Aufrechthaltung der Zwecke des Staates erfordert, wo mithin möglichst wenig regiert wird und unbeschränkte Gewerbefreiheit herrscht; nur da endlich wird der Unternehmungsgeist ergiebige Früchte tragen, wo Volk und Regierung mit den erforderlichen Kenntnissen aller Art ausgestattet sind, und vorzugsweise da, wo richtige staatswirthschaftliche Kenntnisse allgemein verbreitet sind."

Die Zukunft der arbeitenden Klassen besprechend, weist der Verfasser nach, daß der Verdienst aller Arten von Arbeitern immer dem durch Sitte und Gewohnheit bestimmten Grade von Bedürfnissen angemessen sei und sein müsse, daß die Arbeiter nur elend sind, wenn sie es zu sein gewohnt sind. „Könnte man den Irländer, den polnischen und oberschlesischen Knecht dahin bringen, daß er nicht blos von Kartoffeln leben wollte, und daß er namentlich keine Ehe schlösse und seine Kinder in die Welt setzte, so lange er für diese nicht eine bessere Zukunft vor sich sähe, so würde diese elende Menschenklasse bald so abnehmen, daß diejenigen, die dergleichen Arbeiter brauchten, wohl genöthigt sein würden, ihnen so viel zu gewähren, daß sie sich eine bessere Existenz verschaffen könnten." Den Staats-Regierungen legt der Verfasser in Bezug auf das Elend der niedrigsten Klassen nur die Pflicht auf, für die Erziehung derselben zum Zweck der Selbsterhaltung zu sorgen. „Uebel ist es", sagt er, „wenn die Regierungen sowohl, als die Reichen absichtlich die niederen Klassen, vielleicht in der wohlgemeinten Absicht, sie an Genügsamkeit zu gewöhnen, in Rohheit, Dummheit und Mangel zu erhalten sich bestreben und ihnen die Mittel vorenthalten, sich daraus emporzuarbeiten." „Erwirb und spare! In diesen beiden Worten", sagt der Verfasser, „liegt die Lösung des großen Problems." Das Erwerben soll die Regierung durch Förderung der Industrie einem Jeden möglich zu machen bestrebt sein; das Sparen soll sie durch Einrichtungen von Sparkassen, Lebens- und Renten-Versicherungen, Kranken-, Sterbe- und Innungs-Kassen u. dgl. der Klasse der Proletarier erleichtern; selbst ein Zwang zum Sparen erscheint dem Verfasser gerechtfertigt, eben so gerechtfertigt, wie der Zwang, den Kindern, dadurch, daß sie zur Schule angehalten werden, ein immaterielles Kapital zu sammeln. „In Folge der gesteigerten Civilisation und der in allen Klassen verbreiteten Bildung wird der Unterschied des Reichthums immer mehr schwinden und der St. Simonistische Grundsatz, ohne alle gewaltsamen und künstlichen Mittel, immer mehr zur Wirklichkeit gedeihen: daß der Mensch nur nach seiner Arbeit und seinen Talenten belohnt werden soll, — eine Ansicht, die alle jene Besorgnisse wegen Uebervölkerung, zunehmender Verarmung und Auszehrung, die so manche Regierung auf der Bahn des Fortschreitens bedenklich macht, verscheucht — — —."

Des Verfassers Ansicht in Betreff der industriellen Unternehmungen der Staatsregierungen finden wir in der folgenden Stelle sehr entschieden ausgesprochen: „Wenn auch jetzt noch Staats-Behörden für eigene Rechnung Kohlen graben und Eisen schmieden, Tassen, Töpfe und Schüsseln fabriziren, Lohn- und Fracht-Fuhrwerk treiben, Salz sieden und Brod backen, Ställe und Scheunen bauen, Holz- und Wildpret-Handel treiben und dazu eine Menge wohlbesoldeter und pensionsberechtigter Beamten haben: so unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Einrichtung der Staats-Behörde immer mehr besserer Einsicht weichen und ihr zuletzt nur diejenigen Geschäfte überlassen bleiben werden, die ihrer Beschaffenheit nach nicht von einem Einzelnen oder von einer Privat-Gesellschaft verwaltet werden können. Die Staats-Behörde ist dazu da, alle die Hindernisse hinwegzuräumen, welche dem Menschen bei Erreichung seines Lebenszweckes im Wege stehen, und zwar mit der geringst möglichen Beschränkung seiner Freiheit, und der Staat wäre der beste, in welchem der Mensch die vollkommenste intellektuelle und moralische Ausbildung erhalten könnte, ohne daß überhaupt die obere Staats-Behörde wirksam würde. Es giebt kein größeres Lob für eine Staats-Verwaltung, als die Schmeichelei, welche Voltaire an den Kardinal Fleury richtete: „Gnädiger Herr, Sie bestreben sich, sich überflüssig zu machen.""

In Bezug auf den die Arten der Production und den Verkehr behandelnden Abschnitt begnügen wir uns damit, unseren Lesern die allgemeine Versicherung zu geben, daß sie alle darin zur Sprache gebrachten Gegenstände, insbesondere die Wirkungen der allgemeinen Einführung der Eisenbahnen, auf eine den Menschenverstand zu den besten Hoffnungen für die Zukunft des Menschengeschlechtes berechtigende Weise erörtert und beleuchtet finden.

Der zweite Theil des uns vorliegenden Werkes behandelt unter der Ueberschrift: „Gränzen der Consumtion", die folgenden Gegenstände: 1) Consumtion der Individuen und Familien — wesentliche und weniger wesentliche Bedürfnisse; 2) Armenpflege; 3) Consumtionen der Gesellschaften und Vereine; 4) Consumtionen des Staats: Staats-Einnahmen (das Steuerwesen) und Staats-Ausgaben (Heerwesen und Strafgesetzgebung).

Zwei beispielsweise angeführte Ausgabe-Etats, der eine für eine Familie höheren Standes (2000 Thlr. betragend) und der andere für einen preußischen Insanteristen (62 Thlr. betragend) — dienen dem Verfasser als Grundlage verschiedener höchst lehrreicher Betrachtungen in Bezug auf die wesentlichen Bedürfnisse: Nahrung, Kleidung, Wohnung, ärztliche Hülfe, Erziehung der Kinder und in Bezug auf die weniger wesentlichen Bedürfnisse, wie Bedienung, Reisen u. s. w. Wir wollen hier von diesen Betrachtungen nur dies sagen, daß sie für Menschen aller Stände höchst praktisch und darum werth sind, der Beachtung in den weitesten Kreisen empfohlen zu werden. Das Ergebniß dieser Betrachtungen finden wir in der folgenden Stelle ausgesprochen: „Gehen wir die Genüsse und die Consumtionen durch, wie sie in aufsteigender Linie von den ärmeren Klassen zu den reicheren hinauf stattfinden, so bemerken wir, daß an diesen Consumtionen eine immer größere Zahl von Mitgenießenden Theil nimmt, und daß vorzugsweise in dieser Beziehung die Consumtion wohl so ziemlich als unbegränzt angesehen werden darf, während sie in Bezug auf die Person des Reichen selbst

in viel engere Gränzen eingeschlossen ist; so daß aus dem größten Theile seiner Consumtionen ihm nur die allerdings von den Meisten emsig gesuchte Befriedigung seiner Eitelkeit bleibt —, die endlich der edlere und bessere Reiche sein Glück vorzugsweise und ausschließlich darin findet, der Wohlthäter seiner Mitmenschen und des ganzen Menschengeschlechtes zu werden."

In Betreff der Armensteuer spricht sich der Verfasser an einer Stelle so aus: „Wir werden hiernach die Armen in zwei wesentlich verschiedene Klassen theilen müssen, in Arbeitsfähige und Arbeitsunfähige. In Bezug auf die ersteren kann kein Zweifel darüber obwalten, daß jede Unterstützung nur die Wirkung hat, ihre Zahl zu vermehren, und daß es kein anderes Mittel giebt, ihre Zahl zu vermindern, als ihnen jede Unterstützung zu verweigern. Wer ernstlich arbeiten will, kann immer Arbeit finden, einzelne Fälle ausgenommen, und für diese Fälle muß man ihn veranlassen, etwas zurückzulegen." Die hier ausgesprochene Ansicht dürfte der menschenfreundliche Herr Verfasser, so richtig sie in der Theorie ist, in der Praxis überall, wo die Gewerbefreiheit noch beschränkt und die geistige Bildung der arbeitenden Klassen vielleicht gestissentlich gehemmt ist, zu modifiziren nicht abgeneigt sein.

In der Erörterung über das Steuerwesen kömmt der Verfasser zu den Ergebnissen, daß eine sogenannte gleichförmige Vertheilung der Abgaben ein Unding sei, daß die Abgaben bei Gewerbefreiheit und bei einem Beharrungs-Zustand des Abgabenwesens immer und unter allen Umständen von den Konsumenten, und zwar vorzugsweise von den höheren, wohlhabenderen Klassen, getragen werden, daß die Abgaben immer auf die Konsumenten sich auf eine Weise vertheilen, die sich gar nicht im voraus berechnen läßt, und daß sie mithin als Productionskosten angesehen werden müssen, die vorweg von dem jährlichen Gesammt-Einkommen einer Nation abzuziehen sind.

Die Strafgesetzgebung beleuchtet der Verfasser in einer Weise, welche seiner Humanität alle Ehre macht, die aber am deßwillen die allgemeine Anerkennung wohl noch lange nicht finden wird. Er will mit Ibeler, daß das Strafrecht eine praktische Moral und psychologisch-naturgemäße Erziehung werden, daß die Verbrecher wie unzurechnungsfähige Wahnsinnige behandelt, daß die Gesellschaft vor ihnen gesichert und daß sie wo möglich geheilt werden sollen. Seinen Unglauben in Bezug auf die Freiheit und Zurechnungs-Fähigkeit des menschlichen Willens rechtfertigt der Verfasser sehr gut durch Hinweisung auf die Augsburgische Konfession und auf den heiligen Augustin.

Die Mittheilungen, die wir im Vorstehenden über das uns vorliegende Werk gemacht, werden zur Erreichung des Zweckes, den wir dabei im Auge gehabt, vollkommen ausreichen: sie werden unsere Leser überzeugt haben, daß dieses Werk um der praktischen Lebensweisheit willen, die sich in demselben in Bezug auf alle das wahre Menschenheilwohl angehenden Fragen ausspricht, in den weitesten Kreisen empfohlen und verbreitet zu werden verdient. Dr. Hr.

England.

Literatur-Briefe aus England.

(Schluß.)

England kann sich erholen, kann sich reformiren und mausern, denn es steckt allerdings eine ungeheure Zähigkeit und Lebenskraft in diesem Volke; aber die jetzt fehlt es durchaus an Mitteln und Wegen, die fähig erscheinen, einen tüchtigen Mauserungs-Prozeß zur Abstoßung der feindlichen Stoffe hervorzurufen. Aus der Administrativ-Reform-Bewegung kann ein solcher Prozeß werden, bis jetzt ist er aber noch kein solcher, denn Layard, dessen Seele, ist ein schwacher Charakter, der auf der Oberfläche sieht und sich leicht einschüchtern läßt, da er den Mangel eines wirklichen Prinzips fühlt. Zwar hat er neuerdings Zuwachs und Unterstützung tüchtiger Köpfe bekommen, z. B. Charles Dickens, der sich in einem Reform-Meeting neulich zum ersten Male in seinem Leben öffentlich politisch zeigte, so daß noch alles Mögliche aus ihm werden und herauskommen kann; aber das müssen wir Alles noch abwarten. Bis jetzt zeigt sich in der Reform-Bewegung kein Prinzip, das fähig wäre, das stark und schnell zusammenklingende (!) England wieder empor-, auf- und vorwärtszutreiben.

Kurz, es sieht gegenwärtig ziemlich trostlos aus. Hoffen wir, daß sich England aus seiner Krisis herausfinde und wieder zu sich komme, zu den gesunden Elementen des alten Sachsenthums, das auf einem anderen Kulturboden noch viel erfreulicher aussehen würde, als auf dem alten. Wie liebenswürdig, wie gemüthlich, wie ehrenfest und lustig ist der wahre Anglo-Sachse, aus dem man das Bild des runden, breitkrämpigen, kniehosigen John Bull verdichtet hat und der fast nirgends mehr vorkömmt, als im Punch. In der Literatur begegnen wir ihm nur noch zuweilen in Memoiren und Biographieen, z. B. in dem Denkmale, welches Lady Holland ihrem Vater, dem Rev. Sydney Smith, gesetzt hat: „A Memoir of the Rev. Sydney Smith. By his daughter Lady Holland. With a Selection from his Letters. Edited by Mrs. Austin". Sydney Smith war der merkwürdigste Mann der Edinburgh-Review-Celebritäten: Jeffrey, Brougham u. s. w., in jeder Zeile er selbst, in unverkennbarster Eigenthümlichkeit seines sprudelnden, herzlichen, warmblütigen Humors, im Leben die treuherzigste Seele und als Spaßmacher der mitfühlendste Freund. Biographisch ist wenig zu sagen. Im Jahre 1771 zu Woodford in Essex geboren, erzogen in Winchester und Oxford, und von seinem Vater zum Geistlichen gemacht, ging er sofort, als sich Gelegenheit bot, in seine wahre Sphäre, die Literatur, über. Als Hauslehrer mit seinem Zöglinge nach Edinburg gekommen (1797), machte er Bekanntschaft mit den dortigen Literaten und überredete sie im achten Stockwerke eines Hauses in Buccleugh-Place zur Gründung der Edinburgh Review, deren Seelen Smith und Jeffrey fast ein ganzes Menschenalter blieben, auch als Ersterer von 1804 an als „Findlings-Hospital-Prediger" mit 50 Pfund Sterl. jährlich in London wohnte. Später bekam er einige bessere Predigerstellen, die er als Pflicht mit bester Kraft verwaltete; aber seine Passion blieb bis zu seinem Tode (1845) die humoristische Review-Literatur und die liebenswürdigste Lustigkeit im Leben und in der Gesellschaft. Das Buch der beiden Damen hat besonders seinen Werth darin, diesen letzteren, unmittelbarsten Humor, den er nie drucken ließ, aus seinem Leben gesammelt zu haben, lauter Züge einer wißsprudelnden, herzlichen, eigenthümlichen Persönlichkeit. Um eine Probe zu geben, so theilte man ihm einmal mit, daß ein bekannter junger Schotte eine doppelt so alte, ungemein dicke Irländerin heiraten wolle. „Die will er sich zur Frau nehmen!" rief er. „Unmöglich. Einen Theil von ihr, das ginge eher, aber die ganze Person — das wäre nicht blos ein Fall von Bigamie, sondern von Trigamie. Der Magistrat muß hier gesetzlich einschreiten. Diese Irländerin allein ist Stoff genug, um Weiber für einen ganzen Kirchsprengel zu liefern. Ein Mann sie ganz heiraten? Monströs! Man könnte eine Kolonie mit ihr bevölkern oder eine Versammlung mit ihr halten oder einen Spaziergang um sie herum machen, falls eine gehörige Menge Ruheplätze um sie her angelegt wären und man sich guter Beine erfreute. Ich versuchte einmal vor dem Frühstück, um sie herum zu gehen, gab es aber auf halbem Wege erschöpft wieder auf. Wo sie steht, sind so viel Menschen auf einem Platze versammelt, daß sie ein Policeman einmal aufforderte, aus einander zu gehen, und ein Anderer die Aufruhr-Akte ihretwegen verlesen ließ. Kurz, das Weib ist zu allen Dingen fähig, nur nicht als eine einzige Frau geheiratet zu werden." Man wollte bersten vor Lachen, und die Gesellschaft trieb Uebermuth im Garten umher und bewunderte seltene Blumen. Das schönste Mädchen darunter rief: „O, Mr. Smith, diese Blume kömmt gewiß nicht zur Vollkommenheit!" Er ergriff sie sanft bei der Hand, führte sie zur Blume und sagte: „Nun, so kömmt das Vollkommene wenigstens zur Blume!" Von solchen kleinen Bonmots und Witzen des Moments ist das ganze Buch voll. Einmal sprachen sie von dem Nutzen einer Maßregel, die ihm unmoralisch erschien. Dies brachte ihn auf die in England besonders herrschenden Utilitarier. „Seht solch einen Burschen! Ihr könnt einen Lastwagen mit breiten Rädern über ihn wegfahren, es macht keinen Eindruck auf ihn. Nehmt einen Bohrer und bohrt Löcher in ihn; nichts kömmt heraus als Holzspäne. Diese Schule behandelt die Menschheit wie Maschinen; Gefühle und Herzensregungen haben kein Conto bei ihr. Wenn aber Alles dem Nutzen dienen soll, warum begräbt der Nützlichkeitsmensch überhaupt noch seine Großmutter? Warum schneidet er sie nicht in Stücke und kocht Suppe von ihr!" Das sind einige Splitter aus der großen Niederlage seines Geistes, die er in den Herzen der Seinigen zurücklegt. Er gehörte zu den kleinen Personen, „die nicht Körper genug haben, um ihren Geist damit zu decken, deren Intelligenz sich daher immerwährend große Blößen giebt."

Das doppelte Damen-Buch veranlaßt mich, noch einiger weiblicher Produkte zu gedenken, welche im Ganzen während dieser Season spärlicher, als je, auftreten. Wo sollte auch das Interesse für die Romantik des weiblichen Herzens herkommen, wenn Alles Tag für Tag mit Listen von Todten und Verwundeten, von Disperwaltung und Krieg gefüttert wird? Außer den Romanen von Miß Pardoe: „Die eifersüchtige Frau" („The Jealous Wife"), „Großlederer" („Display") von Mrs. Maberly, „die heimliche Ehe, oder Kontraste im Leben" („The Secret Marriage, or Contrasts in Life") von Miß Fanny Williams und „die nächsten Nachbarn" („The Next-door Neighbours") von Miß Gaskoigne werden wohl überhaupt, neben den schon früher erwähnten, nicht viel Romane erschienen sein. Wenigstens erinnere ich mich nicht, von irgend einer bedeutenden Erscheinung in der Belletristik gehört zu haben. Ein neuer Roman von Leigh Hunt ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

Im Ganzen ist die sonst so üppig produktive englische Literatur entweder hauptsächlich reproduktiv oder verdammt, noch immer auf Zeiten zu warten, die den Musen günstiger sein mögen.

Digitized by Google

Um noch einige wissenschaftliche Ereignisse zu erwähnen, bemerken wir, daß Oberst Rawlinson von Bagdad mit einer ungeheuren Ladung babylonischer Ausgrabungen in London angekommen ist und die Resultate seiner Forschungen zunächst durch Vorträge in der Royal Institution mittheilen wird. Die „Linnean Society", bisher offiziell schläfrig, wie die geographische Gesellschaft, die unter Dr. Shaw's Pantoffel geographische Neuigkeiten immer frisch zwölf bis achtzehn Monate post festum in ihrem Journale veröffentlichen läßt, will sich etwas verjüngen, um ihr Journal wenigstens alle Vierteljahre herausgeben. Im Ganzen aber sind die große Menge „königlicher Gesellschaften" in Routine und Rücksicht immer Monate und selbst Jahre gegen das polytechnische Institut, das Panoptikon oder den Krystall-Palast zurück, in welchen Privat-Wissenschafts-Instituten alle Entdeckungen und Erfindungen sofort vor das Auge des großen Publikums treten. Mr. Greenough hat einen großen Theil seiner hinterlassenen 180,000 Pfd. Sterl. und alle seine Karten und Bücher der geographischen und geologischen Gesellschaft vermacht, wo sie nun wohl eben so ruhig schlafen werden, wie er selbst. Charles Dickens ist mit seinem Reform-Programm für das Literatur-Unterstützungs-Institut durchgefallen, obgleich es in seiner jetzigen Gestalt eine der größten Absurditäten Englands ist. Der deutsche Professor Hofmann am Royal College geht mit seinem Kollegen Graham zur Münze über, Ersterer als Wardein, Letzterer als Meister.

Nord-Amerika.

Die New-Yorker Tribune und die Brook-Farm-Gemeinde.

Nach einer Privat-Mittheilung.

Einige Tagblätter der Vereinigten Staaten haben einen außerordentlich großen Wirkungskreis. Um diese Wirksamkeit der Presse zu beurtheilen, genügt es, die ungeheure Verbreitung eines einzelnen Tagblattes, wie die New-Yorker Tribune sie besitzt, anzuführen: Das Blatt wird täglich in dreißigtausend Exemplaren herausgegeben; dann erscheint wöchentlich zweimal ein Auszug des Inhalts in fünfzehntausend Exemplaren und wöchentlich einmal ein eben solcher, nur noch kürzer gefaßt, in hundertundzwanzigtausend Exemplaren. Diese wöchentliche Zeitung ist in jedem Laden, jeder Farmwohnung zu finden, ja sogar in den Urwäldern und Prairieen hat sie noch Leser, der Goldgräber und der Schiffer in allen Meeren lernt aus ihr Politik, Literatur und Moral. Die Macht und die Verantwortlichkeit der Männer, welche ein solches Blatt schreiben, ist im Guten wie im Bösen schrankenlos. Die Herausgeber der New-Yorker Tribune sind als ehrenwerth, unparteiisch und streng gewissenhaft anerkannt; man trant ihnen zu, daß sie niemals ihren Einfluß mißbrauchen werden. Es sind ungefähr zwölf oder funfzehn Redacteurs (Mitarbeiter) bei diesem Blatte angestellt, die sich genau in die einzelnen Zweige seines Inhalts theilen. Dr. Robinson hat die Besprechung der Angelegenheiten des Ackerbaues, der Jahrmärkte und der Wohlthätigkeits-Anstalten, Horace Greeley, der Gründer des Blattes, hat die Politik und Industrie, Herr Snow den Handel, die Schiffe, Eisenbahnen u.s.w. Die literarischen Ausarbeitungen, also hauptsächlich der Theil des Blattes, der bleibenden Werth hat, fließen aus der Feder Ripley's, eines Mannes, der in Amerika sich mehrfach bekannt und verdient gemacht hat. Er gehörte zu einer literarischen Verbindung, aus der die bedeutendsten amerikanischen Schriftsteller neuerer Zeit hervorgegangen sind. Es war dies die „Brook-Farm", ursprünglich ein landwirthschaftliches Institut, das von einer Gesellschaft junger Feuerköpfe, mit Recht von den vernünftigen Amerikanern „Enthusiasten" genannt, errichtet wurde, um die Ideen Fourier's über die Gemeinschaft der Arbeit praktisch auszuführen. Die „Gemeinde", wie die jungen Leute sich selbst nannten, kaufte in der Nähe von Boston, in Massachusetts, treffliches Land an und bewirthschaftete es ungefähr zehn Jahre; nach Ablauf dieser Zeit waren die Geldverhältnisse der Gemeinde so verwirrt, daß eine Trennung beschlossen wurde. Jedes Mitglied suchte wieder vereinzelt zu arbeiten; indessen hatte das lange Zusammensein strebsamer Geister doch auch manche gute Frucht getragen. Die gelehrte Abtheilung der „Gemeinde" hatte sich besonders eifrig mit dem Studium der deutschen und französischen Literatur und Philosophie beschäftigt. Namentlich hat Ripley einige Werke Victor Cousin's übersetzt und kritische Abhandlungen über die deutsche Literatur herausgegeben. Er beschäftigte sich nach der Auflösung der „Brook-Farm-Gemeinde" sehr erfolgreich mit der Aufgabe, seinen Landsleuten die Schätze des deutschen Geistes zugänglich zu machen. Seit er die Literatur der New-Yorker Tribune besorgt, verfolgt er trotz seines umfangreichen Geschäftes noch immer mit Vorliebe denselben Gegenstand. Ein auch in Deutschland bereits bekannter Zögling von Brook-Farm ist Nathaniel Hawthorne; sein Roman „Blythedale" ist in dieser wunderlichen Gemeinschaft entstanden; später ward er eines der gefeiertsten „Mitglieder der Presse" in Amerika, und der Ruhm gehört ihm unstreitig, die originellsten Werke geschrieben zu haben, die neuerlich in englischer Sprache erschienen sind. Für deutsche Leser wird noch ein anderer Theilnehmer der Brook-Farm Interesse haben: es ist dies John Dingler, weil er sich besonders das Verdienst erworben, die deutsche Musik und das Leben ihrer Komponisten in Amerika bekannt gemacht zu haben; man schwärmt dort für erstere seitdem. Auch ist noch George William Curtis hervorzuheben, er ist noch sehr jung und wird von den kritischen Tagblättern Amerika's als ein Talent bezeichnet, welches die glänzendsten Hoffnungen erweckt. Er ist bereits ein geachtetes „Mitglied der Presse", ein Mitarbeiter an Putnam's Magazin in New-York; sein erstes Werk heißt „Winke vom Nil".

Mannigfaltiges.

— Englische Erziehungsschriften.*) Wir erhalten jetzt sehr viel Erziehungsschriften aus England und Frankreich, wozu auch die unten angeführte gehört, welche wahre Goldkörner enthält und vorzüglich für junge Mädchen geschrieben ist, die die Schule verlassen und nun nicht gleich wissen, wie sie ihre Zeit und ihr Leben auffüllen sollen. Beherzigenswerthe Worte werden hier gesagt über ihre Beschäftigung: sie werden gewarnt, nicht blos dem Vergnügen zu leben, sondern mit Ernst zu überlegen, wie sie sich nützlich machen können. Auch die Armenpflege, der Unterricht in Sonntagsschulen wird mit genauer Prüfung der Befähigung und Berücksichtigung anderer Pflichten vorgenommen. Die Fortbildung des Geistes wird als unerläßliche Pflicht dargestellt und vor den vielen künstlichen Handarbeiten als kostbarer Zeitverschwendung gewarnt, die etwas Geistödtendes haben, dagegen empfiehlt die Verfasserin ein tüchtiges Nähen von Leinenzeug und Uebung in den schönen Künsten, wie Malen, Zeichnen, Musiziren, wodurch immer der Sinn verdelt wird auch bei den Umgebungen. Sie warnt sehr vor leichter und unmoralischer Lektüre, empfiehlt dagegen, jeden Tag einige Stunden etwas Ernsthaftes zu lesen. Die Furcht, ein Blaustrumpf genannt zu werden, weist sie der mechanischen Bewegung ihrer Finger die Ausbildung ihres Geistes vorzuziehe, sei verschwunden mit der Ansicht, daß eine unterrichtete Jungfrau ihren Anzug vernachlässigen, ihre häuslichen Pflichten verfäumen und unbesonnen über Bücher sprechen werde. In Deutschland ist man noch nicht überall so weit gekommen! Sehr ernst spricht sich die Verfasserin über weibliche Unordnung aus, und beherzigungswerthe Worte werden auch gesagt über Sparsamkeit, über die Sünde und Schmach des Schuldenmachens; über die Achtlosigkeit, mit der in fremden Häusern junge Mädchen die Arbeit der Dienstboten in Anspruch nehmen, über den Ernst, mit dem sie die Wirkung ihres Betragens auf Andere beachten müssen. Jede Ermahnung gründet sich auf einen Bibelspruch. F. v. H.

— Uebersetzung der Jugendschriften Ferd. Schmidt's. Der durch die Herausgabe mehrerer interessanter Nationalwerke in Schweden rühmlichst bekannte Verlagsbuchhändler J. Meyer in Stockholm bereitet im gegenwärtigen Augenblick auch eine schwedische Uebersetzung der sämmtlichen Schriften unseres Landsmannes, des bei der Jugend so beliebten Schriftstellers Ferd. Schmidt, vor, und hat sich derselbe bei seiner neulich hier stattgehabten Anwesenheit mit dem Verfasser des „Herder", der „Odyssee" u. s. w. dieserhalb in ein näheres Einvernehmen gesetzt. Wie wir hören, sollen noch im Laufe dieses Jahres der obengedachte „Herder" und der „Fichte" erscheinen, denen sich im nächsten Jahre „die Türken vor Wien", „Richard's Fahrt nach dem heiligen Lande", „Oswin, oder die Schule des Lebens", „Kriegsruhm und Vaterlandsliebe" und „Hermann und Thusnelda" anreihen sollen, so daß zu hoffen steht, daß schon nach dem Verlauf weniger Jahre die ganze „Jugendbibliothek" Ferd. Schmidt's in allen ihren Bänden der schwedischen Jugend zur Erbauung und Anfrischung des Geistes vorliegen werde. Auch wegen einer russischen Uebertragung sind bereits die einleitenden Schritte geschehen, wie denn auch andererseits von einem berühmten Schriftsteller in Kopenhagen die baldige Herausgabe der besten der Schmidtschen Jugendschriften, seines „Herder als Knabe und als Jüngling", angekündigt wird. J. A.

*) Beachtenswerthe Dinge für die Jugend, von der Verfasserin der „Kleinigkeiten". Aus dem Englischen, nach der dritten Auflage des Originals. Bremen, Heinrich Strack.

Herausgegeben und redigirt von Z. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 10 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Ammann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 88. Berlin, Dienstag den 24. Juli 1855.

Frankreich.

Industrie und Materialismus.

Ein Wort zur Zeit, bei Gelegenheit der Universal-Ausstellung.*)

Es giebt ein Buch, das ich allen jungen Köpfen der gegenwärtigen Zeit von Herzen empfehlen möchte: das ist Wilhelm Meister von Goethe. Es enthält die rechte Dosis Abstraction, die das heiße Blut der zwanziger Jahre verträgt; eine Altersepoche, in welcher die noch ganz auf das Materielle gerichtete Seele gegen die moralische Welt gleichgültig ist, und in welcher dem Geiste noch die gehörige Spannkraft fehlt. Der bittere Trank wird hier in glänzender Goldschale gereicht, nicht von ernsten Denkern, oder strengen Gelehrten, sondern von den anmuthigsten und liebenswürdigsten Persönlichkeiten, von Kindern, jungen Frauen, weltmännischen Moralisten, Künstlern und Schauspielern. Alle Genossen der Thorheit und Lust, die der Jüngling im Leben sieht, alle wohlwollenden und gefälligen Mentoren, nach deren Rath er in den Tagen trüber Stimmung, in den Momenten der Verlegenheit verlangt — sie bilden selbst die handelnden Personen im Buche, und von ihren Lippen fließen zumal Vorschriften der Weisheit und Verheißungen des Glücks. Hier wird von Liebe und Kunst, von Religion und Schauspiel gekost; auf jeder Seite schimmert, was nur das Leben schmückt und verschönert; Nichts ist vergessen, was das Leben adelt. Man geht hier auf einem Boden, ganz so fest, ganz so handgreiflich, wie der unter unseren Füßen; allein darüber leuchtet die Sonne des Ideals, und eine ganz bunte und phantastische Welt weht in ihren Strahlen. Dort in jenem Schlosse wohnt ein poetischer Philosoph, der die Ihren des achtzehnten Jahrhunderts zu verkörpern sucht, und unten auf dieser schönen Flur lacht und schwatzt die Welt des Decameron. Auf den Berggipfeln betrachten enthusiastische Reisende die majestätische Größe der Natur; während an den Halden eine Bande lustiger Schauspieler dahinzieht. Aus der Waldestiefe erschallt der ferne Gesang der Bacchanten, in der Ebene das Lied harfschaffender, schweißtriefender Schnitter; am Horizont hier steigen die Phantome der Lust und Freude wie farbige Wolken auf, und am azurnen Himmel dort erwachen die keuschen Gestirne, um der Erde von den ewigen Wundern der Unendlichkeit zu erzählen.

Dieses wundervolle Buch, in welchem von einem Ende zum andern eine seltsame Mischung von Sinnlichkeit und Sittenstrenge sich ankündet, ist gerade und eben dadurch ganz dazu gemacht, in jedem Jüngling, der zum Ernst berufen ist, das Bewußtsein zu wecken. Es kann ihm der erste Führer auf dem Lebenswege sein und ihm helfen, sich zu besinnen in der Welt, in die er hineingeworfen worden. Es kann ihm die Methoden des Denkens lehren, ihm die Werkzeuge zum Analysiren, den Kompaß zum Wegweiser verschaffen. Es kann ihn auch lehren, nicht an sich selber verzweifeln, es kann ihm Vertrauen in die Zukunft einflößen. Mit Einem Worte, es ist nichts, was in unserem Jahrhundert bemerkenswerth ist, von Goethe vergessen: die Bewegung der Wissenschaften, die tiefste Erklärung der Naturgeheimnisse, das Verlangen nach einem neuen Ideal, die wachsende Macht der Industrie erscheinen ihm als die ersten Elemente eines neuen Lebens, als die erste Schicht, auf welche die Zeit und die menschlichen Leidenschaften, die Gewalt der Dinge und die Willenskraft des Charakters, mit einander verbunden und amalgamirt, allmälig eine ganze andere, in bisher unbekannten Farben schillernde Civilisation gründen müssen. Wilhelm Meister ist der eigentliche Gegensatz von Werther. Hinweg mit den unnützen Klagen, den unfruchtbaren Thränen, dem ohnmächtigen Skepticismus! Sage nicht: die Poesie ist todt, die Kunst zugrabegegangen, das Blut in unseren Adern erstarrt, das Leben in unserem eisigen Universum erloschen, und die kühlen Strahlen einer untergehenden Sonne können ihm kaum ein dürftiges Licht spenden! Nicht doch, die Naturkräfte sind nur im gebundenen Zustande, und in den Tiefen der Menschenseele wird still ein neuer Frühling vorbereitet. Muth also! Statt zu jammern und in ungebührlichen Klagen unsere Thatkraft aufzureiben, helfe Jeder durch Geistesbildung, durch Wahrheitsliebe, durch seinen Willen, durch die Macht der Sympathie zum Aufblühen dieses Lenzes! Alsdann, wenn wir an Geduld und Arbeit gewöhnt sind; wenn wir Vertrauen in uns und in die göttliche Seele haben, die das Universum belebt und erhält; wenn wir ganz Liebe und gute Wesen geworden: dann werden auch wir Wunder thun. Rosen werden in unseren Händen aufbrechen und Lilien unter unseren Tritten aufsprossen.

Das war die Ueberzeugung, zu welcher Goethe nach vielen Jahren Nachdenkens, Studirens und Beobachtens gelangt war. Trotz dem achtzehnten Jahrhundert, trotz den um ihn angehäuften Trümmern, hatte er'ö erreicht, nicht zu verzweifeln und dann den dürren Fluren der Gegenwart eine ergiebige Aernde zu weissagen. Indeß genügte diese Ueberzeugung wohl seinem Gemüthe, seinem Geiste genügte sie nicht, und wißgierig forschte er nach der möglichen Form der künftigen Gesellschaft. Und so hat er alle denkbaren Combinationen der Thatsachen und Prinzipien erschöpft. Er schafft in seinem Wilhelm Meister, durch eine sinnreiche Ideenmischung, künstliche Gesellschaften. Er behandelt die Menschennatur und die Gesellschaft als Stoff und versucht soziale Zusammensetzungen, wie man chemische Compositionen verfertigt. Aber merkwürdig, alle diese Compositionen haben unveränderlich dieselbe Grundlage: die Industrie. In allen sozialen Träumen, in allen philosophischen Spekulationen des großen Dichters nimmt die Industrie den ersten Rang ein; und ihr werden in seinem Gedanken die künftigen Sitten geboren; sie giebt der neuen Gesellschaft die Form. Mit unglaublicher Anstrengung arbeitet Goethe'ö Geist, an die Industrie alle Lebensmomente der Menschen von ehedem zu knüpfen: Heldenmuth, Liebe, Kunst, Religion. Es gelingt ihm mit großer Mühe, aber erst, wenn er die edlen Aeußerungen der menschlichen Natur zugestutzt hat, um sie dem Wuchs der Industrie anzupassen. Das ist die wirklich traurige Seite des Buches; das Nützliche steht als die einzige Gottheit der Gegenwart da, und das seltsame Werk charakterisirt sich als transscendentalen Benthamismus; nicht der Benthamismus in seiner abstoßenden Nacktheit, sondern in prächtigen Gewändern, das Scepter in der Hand, die Krone ums Haupt, auf dem Throne sitzend, von glänzendem Hofstaat umgeben. An den Stufen stehen, als apanagirte Prinzen, das Wahre und Gute, während das Schöne wie ein Bettler an die Palastpforte klopft und froh ist, in Vorzimmer und Küche seiner hochmächtigen Majestät ein armseliges Almosen zu empfangen.

Das sind die Eindrücke, die ein wiederholtes Lesen dieses wunderbaren Buches in uns zurückgelassen hat; es ist eine wahre Aladinslampe, bei der auch das schwächste Auge mit einiger Aufmerksamkeit in die Nacht seines Jahrhunderts schauen mag. Wilhelm Meister giebt zu gleicher Zeit einen aufmunternden, hoffnungverheißenden Rath und konstatirt eine Thatsache. Der Rath besteht darin, nimmer den Muth zu verlieren und fröhlichen Herzens dahin zu ziehen, um das gelobte Land zu erobern — die konstatirte Thatsache besteht darin, daß die Industrie zur Königin der Welt berufen ist. Die Herrschaft dieser neuen Macht erschreckt den Dichter nicht: er glaubt steif und fest, daß die alten angebeteten Gottheiten an dieser Herrschaft theilnehmen werden. Allein, ihm unbewußt, sinken diese alten Götter zu den Gottheiten zweiten Ranges herab, und der Zeus, der über den modernen Olympos waltet, ist — das Nützliche.

Als Goethe eines Tages eine Baumwollenmanufaktur besuchte und dabei anstrief, er habe nie etwas so Poetisches gesehen: da sprach er ohne Zweifel mehr eine Hoffnung, als eine Ueberzeugung aus. Er wollte augenscheinlich damit sagen, daß er in diesen Maschinen das Mittel sehe, eine neue Gesellschaft zu schaffen und folglich neue Sitten hervorzurufen, die ihre Dichter verlangten. Diese Maschinen sollten, wie er es in seinem Geiste faßte, die Ordnung und die Harmonie unter den Menschen vermitteln, die der politische Glaube nicht hinlänglich, der religiöse gar nicht verbindet; sie sollten neue Beziehungen

*) Nach Emil Montégut, in der Revue des deux Mondes. Deutsche Leser werden mit Vergnügen dieses an Goethe und seinen „Wilhelm Meister" anknüpfende Urtheil lesen. D. R.

unter ihnen gründen — mit einem Worte, sie sollten zu einem erhabenen Ziele aller Verfassungen und Religionen, aller Gesetze und der Sprache selbst führen, zu dem Ziele: den Menschen dem Menschen zu nähern. Dieses mechanische, seelenlose Werk erschien ihm als ein neuer Orphens, der die künftigen Städte hervorzaubern, Aristokratieen gründen, Hierarchieen stiften, die Pflichten der Menschen unter sich regeln wird. Auch wir theilten lange die Ueberzeugung dieses großen Mannes; auch wir glaubten, die Industrie werde den Künsten ein neues Leben einhauchen, neue Beziehungen unter den Menschen einführen, daß der Gehorsam und der Respekt, die Pflicht und die Tugend mit ihr bestehen, daß die Schönheit und die Poesie aus den Dampfmaschinen hervorgehen, daß Heldenmuth, Ritterlichkeit und Religiösität sich mit ihr vertragen werden. Jetzt ist diese Zuversicht etwas schwächer geworden, und die industrielle Welt will und bisweilen wie ein Gerippe vorkommen, das sich niemals mit Fleisch bekleiden werde. Wir glauben nicht mehr so steif an die Poesie der Eisenbahnen; die Webemaschinen haben für uns keinen anderen Zweck, als mehr oder weniger dauerhafte Zeuge zu produziren, und der electrische Telegraph scheint — der Krieg in der Krim hat es von seinem Anfang an bewiesen — keine andere Bestimmung zu haben, als die menschliche Dummheit rascher zu verbreiten. Das Nützliche wird das Nützliche bleiben; die von ihm erzeugte Welt ist nicht schön, und seinem thörichten, unverschämten Luxus ist es schwerlich beschieden, das Schöne zu zeugen.

Das neunzehnte Jahrhundert ist der natürliche Erbe des achtzehnten; höher hinauf steigt seine Tradition nicht. Die Zeit selbst hat ihren Adel verloren, ihre Ahnen wurzeln nicht, wie die der früheren Zeit, in den Tiefen der Vergangenheit: das Jahrhundert ist ein Emporkömmling, wie wir Alle. Es existirt von dem Gewesenen nur, was das achtzehnte Jahrhundert hat stehen lassen, d. h. sehr wenig, und die zwei vorherrschenden Thatsachen, die das achtzehnte Jahrhundert erzeugt hat, sind: die Revolution und die Industrie. Die moderne Gesellschaft macht den Anspruch, daß sie auf die Prinzipien der Revolution gegründet sei, und dem Anscheine nach ist dieser Anspruch ein berechtigter; allein, wer in ihr einige Zeit gelebt hat, bemerkt sehr bald, daß sie in Wirklichkeit auf die Industrie gegründet ist. Und ist seine Fassungskraft zu beschränkt, um das zu begreifen, so übernehmen es die Bedürfnisse und die Anforderungen des Lebens, ihm bald begreiflich zu machen, daß die Welt nichts als ein großes Bankhaus sei, worin das Gesetz und die Propheten in dem rohen Grundsatz eines berühmten Sozialisten zusammengedrängt sind: Was bin ich Dir, was bist Du mir schuldig? — Unsere Sitten, unsere Gewohnheiten, unsere Künste, selbst unsere Revolutionen hängen mit der Industrie zusammen.

Die französische Revolution war eine negirende, wegräumende Thatsache. Sie hatte einen doppelten Zweck: das alte Regime stürzen und ein neues aufführen. Den ersten hat sie erreicht; der zweite ist noch im Stande des Wünschens und Hoffens verblieben. Jeder sah die Erfüllung in dem System, das ihm eigen, oder in dem Prinzip, das ihm werth war. Es würde in der That schwer zu sagen sein, welches das Ideal der französischen Revolution war. War es das Ideal der Konstituante, des Konvents? Ist es die Republik der Girondisten, das Utopien Robespierre's, der militairische Freistaat? Wer sagt es uns? Wenn aber auch die Revolution kein neues Regime gegründet, wenn diese wunderliche abstrakte Persönlichkeit sich auf Versuche und Experimente beschränkt hat: so viel ist gewiß, daß sie das alte Regime gründlich gestürzt und — nach dem Ausdruck eines Politikers, der mit seiner Epoche wohl bekannt war — nichts als Individuen hat stehen lassen.

Das vorausgesetzt, wie sollen nun diese getrennten, isolirten Individuen, von keinem hierarchischen Bande zusammengehalten, regiert werden? Woza werden sie, bei diesen unanfhörlichen Umgestaltungen der politischen Welt, ihre Zuflucht nehmen, worauf werden sie ihre und der Ihrigen Zukunft stellen? Mit Einem Worte, wohin werden sie sich retten, um nicht unter die Räder der ewig experimentirenden Revolution zu gerathen? Zwei Heilmittel bieten sich: eine Maßregel und eine Thatsache.

Die Maßregel ist die Staatsmacht mit all den furchtbaren Werkzeugen, die ihr zur Verfügung stehen: die centralisirte Verwaltung und die bewaffnete Gewalt. Die Staatsmacht, die bei allen politischen Wellenbewegungen das Dauernde, Feststehende ist, verrichtet stets und genau dieselben mechanischen Functionen, ob unter der Hand eines constitutionellen oder militairischen Oberhaupts, unter einem Royalisten oder einem Republikaner. — Die Thatsache ist die Industrie. Eigentlich von der wissenschaftlichen Chemie des achtzehnten Jahrhunderts gezeugt, scheint die Industrie zu bestimmter Zeit in die Welt getreten zu sein, um den Gesellschaften eine Basis zu geben, die eben auf dem Punkte standen, gar keine mehr zu haben. Schwärmer und Politiker, Dichter und Philosophen sind an der Thatsache hart vorbeigegangen, haben sie höchstens konstatirt, ohne viel auf sie zu geben, ohne auf sie zu rechnen, daß sie die Trümmer heilen könnte, und fuhren fort, zu fuhren und zu schwärmen; allein die massive Menge, die sich mit Speculationen nicht abspeisen läßt, hat stracks bemerkt, was sie leisten könnte; sie überlief es den berathenden Versammlungen, die constitutionellen Syllogismen zu erörtern, und fing an, Baumwolle zu spinnen, Eisenbahnen zu bauen, Hämmerwerke zu errichten, Steinkohlen zu graben. Sie fand in der Industrie ein Ziel für ihre Thätigkeit, eine Quelle des Reichthums, und nahm sie mit Entzücken auf.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Leibniz und Muratori.

Wir haben neulich (Nr. 82 des „Magazin") das harte Urtheil erwähnt, welches der Engländer Brewster in seinem „Leben Newton's" über Leibniz fällt. Die Kontroverse der beiden Gelehrten über die Priorität der Erfindung der Differential-Rechnung berührt auch A. v. Reumont in dem neuerdings erschienenen dritten Bande der „Beiträge zur Italiänischen Geschichte",*) in welchem sich ein belehrender Aufsatz über die Beziehungen des berühmten deutschen Philosophen zu italiänischen Gelehrten befindet. Es ergiebt sich daraus, daß der Schatten, den die erwähnte Kontroverse auf Leibniz' Charakter warf, in den letzten Jahren auch sein Verhältniß zu Muratori trübte, dessen hervorragendste Thätigkeit sich auf demselben Gebiete bewegte, welches der große Deutsche entweder selbst bearbeitet hatte oder zu bearbeiten entschlossen war. Leibniz sammelte die Scriptores rerum Brunsvicensium und dachte daran, auch die Scriptores rerum Italicarum in einem großen Werke zu vereinigen: Muratori führte den letzteren Plan in glänzender Weise aus. Beide Gelehrte hinterließen Annalen: die des Italiäners waren bis 1749 fortgeführt, die des Deutschen nur bis zum Jahre 1004 gediehen. Beide beschäftigten sich mit Forschungen über die Geschichte des Hauses Este: dieses war das Feld, auf dem sie sich freundschaftlich begegneten und auf dem der Argwohn, welcher durch Newton's Streit mit Leibniz gegen den Letzteren hervorgerufen war, den Samen des Zerwürfnisses anzubringen sich bemühte.

Das Studium der Geschichte des Hauses Braunschweig hatte Leibniz von der Stammverwandtschaft dieser Familie mit dem Hause von Ferrara-Modena überzeugt. Diese Verwandtschaft war zwar immer geglaubt, aber bisher nur durch leichtsinnig aufgestellte Genealogieen in höchst unbefriedigender Weise gestützt worden, und Leibniz hegte den lebhaften Wunsch, zur Förderung seiner hierauf bezüglichen genealogischen Untersuchungen mit italiänischen Gelehrten in Verbindung zu treten. Er wandte sich zu diesem Behufe an Antonio Magliabechi in Florenz, einen Mann, der, obwohl nicht selbst Schriftsteller, doch durch seine erstaunliche Bücherkenntniß, durch seine persönliche Bekanntschaft und seinen ausgedehnten Briefwechsel mit den besten Köpfen und bedeutendsten Gelehrten Italiens, wie durch seine unermüdliche Bereitwilligkeit, wissenschaftliche Forschungen nach Kräften zu fördern, mehr als jeder Andere in den Stand gesetzt war, den deutschen Gelehrten in praktischer Weise zu unterstützen. Magliabechi kam den Wünschen des Letzteren mit seinem gewöhnlichen Eifer entgegen und blieb mit ihm seitdem in ununterbrochenem Briefwechsel. Als Leibniz 1689 Italien besuchte, lernte er seinen gelehrten Freund persönlich kennen; die Empfehlungsbriefe desselben verschafften ihm in Modena, Bologna, Venedig die schmeichelhafteste Aufnahme und trugen wesentlich zur Förderung seiner wissenschaftlichen Forschungen bei. In neuester Zeit sind zahlreiche Briefe solcher Gelehrten veröffentlicht worden, die Magliabechi mit Leibniz bekannt gemacht hatte, und A. v. Reumont theilt interessante Bruchstücke daraus mit, welche von dem tiefen Eindruck zeugen, den der gewaltige Geist, das umfassende Wissen und die ganze Persönlichkeit des deutschen Philosophen bei den Celebritäten Italiens hinterlassen hatte. Muratori war damals erst achtzehnjährig und studirte in Modena.

Als Rinaldo v. Este sich im Jahre 1695 mit Charlotte Felicitas vermählte, der Tochter Johann Friedrich's von Braunschweig-Lüneburg, schrieb Leibniz seine Lettre sur la connexion des maisons de Brunswic et d'Este, — eine Vorarbeit zu dem umfassenderen Werke, in welchem er die Genealogie und Geschichte beider Linien darzustellen gedachte. Bei dem Fortgange seiner Studien zeigte sich aber, daß neue Nachforschungen in den italiänischen Archiven nothwendig wären; und der Kurfürst von Hannover, der sich lebhaft für die Vollendung der Arbeit interessirte, unterstützte Leibniz gern dadurch, daß er einen anderen deutschen Gelehrten, Hagemann, mit dem Auftrage, Dokumente für die Geschichte des Hauses Este zu sammeln, und mit den nöthigen Empfehlungen in Jahre 1699 nach Italien sandte. Als

*) Berlin, Decker, 1855. Dritter und vierter Band. Der beiden ersten Bände haben wir bereits früher in diesen Blättern gedacht. Wir werden auf diese Sammlung noch zurückzukommen Gelegenheit haben. D. R.

Hagemann in Modena eintraf, befand sich das Estensische Archiv in Folge einer unordentlichen Translocation in vollständiger Verwirrung; da nun Herzog Rinaldo wünschte, sich dem Kurfürsten, mit dem er vor wenigen Jahren in erneute verwandtschaftliche Beziehung getreten war, gefällig zu beweisen, warf er sein Auge auf den damals in Mailand lebenden Muratori und bestimmte ihn, als Archivar in seine Dienste zu treten. So war es eine Folge der Sendung des deutschen Philosophen, daß Muratori's Thätigkeit auf dasselbe Feld, zu Untersuchungen über die Geschichte des Hauses Este, gelenkt wurde.

Bei dieser Gelegenheit knüpfte Muratori einen Briefwechsel mit Leibniz an. „Ich bin entzückt", antwortete ihm der Letztere, „über eine so nützliche Bekanntschaft wie die Ihrige und meine Ihnen, daß ich aus Anlaß eines Briefes des Herrn Grafen Giannini an die Abfassung eines Werkchens gedrängt habe, das den Titel Vindiciae Estenses führen könnte und zu welchem ich bereits einen Entwurf gemacht." Der Verkehr beider Gelehrten war lebhaft und freundschaftlich: es handelte sich in den Briefen fast ausschließlich um die Genealogie des Hauses Este. Auch darüber, daß Muratori selbst von dem Herzog Rinaldo mit genealogischen Forschungen beauftragt war, drückt Leibniz seine Freude aus.

Inzwischen hatte Kurfürst Georg den englischen Königsthron bestiegen und beschloß, seine neue Stellung zur nachdrücklichen Förderung der von Leibniz begonnenen Arbeit zu benutzen und abermals einen Gelehrten nach Italien zu senden. Als der wohlgesinnte Gesandte in London, Guicciardi, hiervon Kenntniß erhielt, bemerkte er, Muratori sei bereits damit beschäftigt, ein sehr gründliches Werk über das Haus Este zu schreiben; ein Fremder würde unmöglich so Vorzügliches leisten können, und es wäre deshalb das Passendste, dem italiänischen Gelehrten die Ausführung seines Unternehmens durch Empfehlungen nach Kräften zu erleichtern. Georg ging darauf ein: er ließ die britischen Gesandten anweisen, Muratori förderlich zu sein, und schrieb eigenhändig an den Großherzog von Toskana, den Dogen von Venedig, an die Republik Lucca. Andererseits erklärte sich Herzog Rinaldo damit einverstanden, daß, wie der Minister Bernstorff es gewünscht hatte, Muratori vor dem Druck seines Werkes das Manuskript an Leibniz zur Einsicht senden und sich überhaupt hinsichtlich seiner auf diesen Gegenstand bezüglichen Publicationen mit dem deutschen Gelehrten in Einvernehmen setzen sollte.

Muratori schickte demgemäß die Handschrift des ersten Theils seiner Estensischen Alterthümer nach Hannover. Leibniz behielt sie auffallend lange zurück. Er schrieb Mitte November 1715, daß er sich an das Studium dieses Werkes machen werde, und am Anfang des folgenden Jahres, daß er damit beschäftigt sei, und daß auch Eckhard dasselbe studire, — der dem alternden und kränklichen Gelehrten zur Vollendung der Scriptores rerum Brunsvicensium beigegeben war.

Der frische Eindruck des Streits zwischen Newton und Leibniz befruchtete indessen den Argwohn des modernesischen Gesandten in London, und es wurde von England und die gehässige Insinuation verbreitet, Leibniz behalte die Handschrift nur deshalb so lange zurück, um mit seiner Arbeit über denselben Gegenstand früher vor das Publikum treten und die Forschungen des italiänischen Gelehrten für seinen eigenen Ruhm gründlich ausbeuten zu können. Guicciardi suchte dafür zu wirken, daß Leibniz von London aus zur Rückgabe des Manuskriptes aufgefordert würde; und das Letztere scheint wirklich in ziemlich plumper Weise geschehen zu sein. Auch den Herzog Rinaldo bearbeitete er in diesem Sinne, zog sich aber hier eine Zurechtweisung wegen seines ungerechtfertigten Argwohns und seiner Unheil stiftenden Geschäftigkeit zu. „Da Muratori", bemerkt Guicciardi in einer zu seiner Rechtfertigung geschriebenen Depesche an den Herzog, „ihm (Leibniz) den Faden seiner genealogischen Geschichte anvertraut und er sie lange Zeit in Händen behalten hat, solcher Art den Druck derselben verzögernd, während er die Herausgabe seines eigenen Werkes beschleunigt, so lag die begründete Besorgniß nahe, er werde es mit Muratori eben so machen wie mit Newton und ihm einen Theil des Ruhmes entziehen, der einem so würdigen Gelehrten in Ew. Hoheit Dienste gebührt. Ich benachrichtigte deshalb Bernstorff, daß das Erscheinen des Muratorischen Werkes verzögert werde, weil Leibniz es zu lange in seiner Hand behalte, und daß es nöthig sei, daß Se. Majestät ihm in dieser Beziehung einen Wink geben lasse. Ich erachtete diesen Schritt passend, obgleich ich nicht weiß, ob er genügen wird, meinen Zweifel aufzuklären; und da ich ihn mit aller Rücksicht that, um das gute Einvernehmen zwischen beiden Gelehrten nicht zu stören, so kann ich nicht glauben, daß Leibniz Grund habe, sich über einen indiskreten Antrag meinerseits zu beklagen, falls nicht derjenige, welcher das Schreiben aufgesetzt, den Ausdruck verändert und mehr Anlaß zu Verdacht gehabt hat, als ich geäußert habe. Wenn ich gewissermaßen darüber gelitgt habe, daß er Muratori's Handschrift so lange zurückhält, so entspricht dies dem Verlangen Sr. Majestät, das Werk beendigt zu sehen, und es geschieht ihm dadurch kein Unrecht. Das Mißvergnügen, welches Leibniz aus der Sache erwachsen sein kann, muß von dem ausgegangen sein, der das Schreiben abgefaßt hat und ihn kennt, nicht aber von mir, der ich im Gegentheil mich bemüht habe, ihm nichts Verletzendes zuzufügen. Ich kann also Ew. Hoheit versichern, daß ich dem Leibniz an diesem Hofe nicht geschadet habe, wie er sich einbildet, und daß ich folglich keinem Uebelstande oder Versehen abzuhelfen brauche, wozu ich ganz bereitwillig sein würde, um Ew. Hoheit verehrten Befehlen zu gehorchen."

Man sieht aus dieser Entschuldigung, daß Guicciardi wirklich im Sinne des schwärzesten Argwohns gegen Leibniz gewirkt und den englischen Hof zu Schritten bestimmt hatte, durch welche der deutsche Philosoph im letzten Jahre seines Lebens auf das bitterste verletzt wurde. Tief gekränkt, wollte Leibniz das Geschichtswerk unberendigt liegen lassen, wenn man den Verleumdungen in England kein Ende mache; aber König Georg forderte ihn auf, damit fortzufahren und sich um Anderes nicht zu kümmern. In der That spricht ein späterer Brief des deutschen Gelehrten an Muratori vom 2. Juli 1716 wieder von der Rothwendigkeit fernerer Nachforschungen in einzelnen italiänischen Archiven und gedenkt der in London angeknüpften Intriguen mit keiner Silbe. Am 14. November desselben Jahres starb Leibniz.

Ob Muratori selbst den Argwohn theilte, dessen geflissentliche Verbreitung die letzten Tage des großen Philosophen verbitterte, war bisher unbekannt. Man hätte es verneinen mögen, wenn man die Achtung erwägt, mit welcher er in der Vorrede zu seinen Estensischen Alterthümern von Leibniz' Arbeiten auf demselben Gebiete spricht, und die Anerkennung, die er der Schrift des Deutschen vom Jahre 1695 zollt, in welcher bündiger als irgendwo der Zusammenhang der beiden Häuser nachgewiesen sei. „Da durchschnitt", so lauten Muratori's Schlußworte, „während ich mit dem Druck des gegenwärtigen Buches beschäftigt war, der Tod zugleich mit seinem Lebensfaden den Faden seiner Studien und beraubte so mit einem Schlage Deutschland eines großen Philosophen und Mathematikers, wie eines vortrefflichen Geschichtschreibers."

Aber in den Lettere inedite di L. A. Muratori scritte a Toscani, die im vorigen Jahre zu Florenz veröffentlicht sind, befindet sich ein aus viel späterer Zeit herrührendes Schreiben Muratori's, aus welchem erhellt, daß auch in seiner Seele der Verdacht gegen Leibniz Wurzel geschlagen hatte. Er spricht hier von dem Marchese Maffei, der „sich gern der Arbeiten und Entdeckungen Anderer bediene, indem er sich dieselben aneigne", — und schließt mit den bemerkenswerthen Worten: „Auch Leibniz war ein großer Mann: dennoch machte er leicht fremdes Gut zu dem seinigen, wenn er konnte."*)

Rußland.

Die Weinkultur im südlichen Rußland.**)

Daß in den ältesten Zeiten schon der Wein den slavischen Völkern bekannt gewesen sein muß, dafür sprechen, außer den Volksliedern und manchen Ortsnamen, auch viele Schriften, in welchen seiner selbst und des Gebrauchs, welchen man von ihm machte, Erwähnung geschieht. Die Nachrichten über ihn reichen bis in die Zeiten Oleg's (906), während er im nördlichen Rußland erst ums Jahr 1174, im Kaukasus sogar erst um 1395 auftritt.

Rußlands früherer Handel mit ausländischen Weinen wurde durch die Hansa vermittelt und hatte zum Hauptstapelplatz Nowgorod und die Moloyster Jahrmärkte. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts benutzten die Engländer die Wasserstraße der Dwina zur Einfuhr.

Rußland kannte zuerst nur die griechischen Weine; ihnen folgten die französischen und deutschen, und darauf die spanischen und ungarischen; den erst- und letztgenannten gab man jedoch, wohl ihres Feuers wegen, immer gern den Vorzug. Die Zufuhr von portugiesischem, moldavischem und walachischem Gewächse begann erst in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und die Weine der Krim waren besonders zur Zeit von Münnich's Zug gegen die Türken — also 1736 — sehr begehrt.

Die Reben-Anpflanzungen im südlichen Rußland, an den Ufern des Dnieper, Bug, Dniester und der Donau, stammen der Wahrscheinlichkeit nach von den Griechen, diejenigen in der Krim von den Genuesern her. Aus den der russischen Geistlichkeit im vierzehnten Jahrhundert von den Chanen ertheilten Diplomen (Ярлыки) erfsehn man sowohl ihre damals schon bedeutende Ausdehnung, wie auch einen gewissen Werth, welcher denselben zuerkannt wurde.

Im sechzehnten Jahrhundert erst finden wir Spuren, daß die Regierung dem Weinbau in Rußland Aufmerksamkeit schenkte; ein um das Jahr 1547 in Moskau lebender Sachse, Namens Schlitt, erhielt

*) Bei alledem hat Leibniz, wie oftermäßig nachzuweisen, weder in dem englischen, noch in dem italiänischen Falle fremdes Gut sich angeeignet. D. R.

**) Nach J. J. Krajewski's „Wapomienia".

Digitized by Google

nämlich vom Zaren Iwan Wassiljewitsch den Auftrag, mit den nöthigen Kenntnissen versehene tüchtige Leute herbeizuschaffen, welche die Rebencultur in Rußland einführen und pflegen sollten. Inwieweit dieser Plan gelückt ist, darüber fehlen die Nachrichten, doch ist es Thatsache, daß man bereits im sechzehnten Jahrhundert in Livland und Polen, im zwölften sogar in Preußen rheinische Reben hatte, welche vollkommen gut gediehen, ja, daß zur Zeit, als Wiewrick Kniprode Hochmeister des Deutschen Ordens war, also im vierzehnten Jahrhundert, die Anpflanzungen daselbst einen gewissen Ruhes genossen. Bei Polotz sinden wir gleichfalls Weinbau, und in der Gegend von Wilna beschäftigten sich die russischen Mönche damit. Wesjamin Rutski, einer der Letzteren, holte aus der Ukraine zwei Wagen voll junger Reben, um sie an die Ufer der Wilia zu verpflanzen.

Die Weinberge um Astrachan herum verdanken ihr Entstehen persischen Kaufleuten, welche im siebzehnten Jahrhundert aus ihrer Heimat Reben mitbrachten und sie den Mönchen schenkten, die sich deren Pflege und Vermehrung sehr angelegen sein ließen und in den Privat-Grundbesitzern der Gegend bald eifrige Nachahmer fanden. Im Jahre 1669 wurden in der erwähnten Stadt für den Zaren bereits 200 Faß Wein gekeltert und 50 Eimer Weingeist gebrannt. So wie Peter der Große für Alles ein Auge hatte, was die Hebung seines Landes betraf, so schenkte er auch der Ausbreitung der Weinkultur bedeutende Aufmerksamkeit.

Lorenz Müller und Olearius führen an, es habe schon 1635 in der Tatarei wildwachsenden Wein gegeben; mit Bestimmtheit weiß man, daß in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Tschugujew, Perejaslaw, Lubny, Poltawa, Smjejew und Kiew Wein-Anpflanzungen hatten und diese sich an allen Orten um so segenreicher entfalteten, je größere Sorgfalt auf sie verwendet wurde. Die ersten Reben, und zwar Tokayer, in der Krim pflanzte der berühmte Fürst Potemkin, der dann später auch Astrachan mit derselben Gattung versorgte. In der Moldawanka, einer Vorstadt Odessa's, erhoben sich die ersten Rebenhügel um 1785 herum, und bald darauf schmückten sich auch mit ihnen die Ufer des Ingul, Ingulez und Dnjepr. Im Jahre 1804 stiftete die Regierung in der Krim die erste Schule für Weinbau; eine zweite, bei welcher bereits der neue Pflug zur Behandelung der Weinstöcke in Anwendung kam, entstand 1829 in Odessa. Vier Jahre früher ertheilte die Regierung dem bessarabischen Oberforstmeister, Staatsrath Grafen Paravicini den Auftrag, auf kaiserliche Kosten die sandigen Höhen um Kherman herum, wo aus türkischen Zeiten her noch ungefähr 50 Stöcke übrig geblieben waren, mit guten, frischen Reben zu bepflanzen.

Der Ertrag an Eimern beläuft sich in der Krim auf 300,000, im Gubernium Cherson auf 55,000, in Bessarabien auf 50,000, in Podolien (Dniestergegend) auf 2,500, in ganz Rußland auf 4,097,500(!) jährlich.

Die Gattungen, welche im südlichen Rußland gezogen werden, sind: donischer, krimischer, Muskat, persischer, Byzantinischer, zimlianer Wein, so wie der seit 1774 in der Otschakower Steppe und in Akjerman heimische ungarische.

In einem so waldarmen Lande, wie Bessarabien und der Chersoner Distrikt es sind, mußte die Noth um Gefäße, in welchen der Wein aufbewahrt werden konnte, natürlich eine sehr große sein. Dies brachte einen gewissen in Kauschani unweit Bender wohnenden Okoffon auf den Gedanken, vier- und fünfeckige Küpen aus Stein zu bauen. Der erste Versuch wurde 1841 gemacht, sie jedoch nachtheilig aus, weil es an einer Glasur fehlte, um die inneren Wände der Gefäße damit zu überziehen. Dem Uebel half jedoch der Petersburger Akademiker Höbel ab; er wandte nach einander Pech und Wachs an und brachte endlich mit Hülfe von letzterem einen Ueberzug heraus, der dem Zweck vollkommen entsprach, da er die Poren der Gefäße verschloß, ohne auf den Wein selbst nachtheilig einzuwirken.

Der Name: „Russischer Wein" dürfte, besonders wenn der Rebenbegriff der Güte und des Wohlgeschmacks damit verbunden werden soll, bei manchem West-Europäer ein mitleidsvolles Lächeln hervorrufen. Das verdient er jedoch nicht, und wenngleich man ihn noch nicht so geschickt zu behandeln versteht, wie anderwärts, wenn er auch oft dick und trübe ist, so darf man ihn darum doch noch nicht verachten. Daß er, selbst in seiner heutigen noch unvollkommnen Beschaffenheit, ein nicht unbedeutender Handelsartikel sein muß, durch welchen der allgemeine Wohlstand mit erhöht wird, geht wohl aus dem Obengesagten deutlich genug hervor. Findet er nur erst neben den nothwendigen Kenntnissen rüstige, anbreichende Arbeitskräfte und bei dem gehörigen Fleiße auch Ausdauer, so kann er mit seinen westlichen und südlichen Kollegen guten Muthes in die Schranken treten, ohne befürchten zu müssen, von ihnen zu sehr in Schatten gestellt zu werden.

Mannigfaltiges.

— Der Pontische Krieg im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Unser Mitbürger, Herr Prof. Theodor Mundt hat die Gelegenheit, die ihm als Bibliothekar geboten ist, nähere Einsicht von archivalischen und handschriftlichen Schätzen zu nehmen, zur Ausarbeitung eines trefflichen Werkes über die Geschichte des Kampfes um die Beherrschung des Schwarzen Meeres, vornehmlich unter der Kaiserin Katharina II., benutzt.*) Obwohl augenscheinlich Gelegenheitsschrift, hat dieses Buch doch das Verdienst, nicht blos für das größere Publikum eine Erscheinung zur rechten Zeit zu sein, sondern auch selbst dem mit der Geschichte vertrauteren Leser manchen neuen Aufschluß über Ereignisse und Situationen zu gewähren, deren Nachwirkungen noch bis auf den heutigen Tag wahrnehmbar sind. Der französische Moniteur hat vor kurzem durch Hinweisung auf eine diplomatische Korrespondenz aus den ersten achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts etwas recht Pikantes mitzutheilen gemeint, indem er die Aehnlichkeit der damaligen und der jetzigen Stellungen Frankreichs, Englands, Oesterreichs und Preußens, der Türkei und Rußland gegenüber, darzulegen suchte. Wie dürftig erschienen jedoch diese Enthüllungen aus den zweideutigen diplomatischen Berichten des bekannten Unterhändlers und Ministers Ludwig's XV. und Ludwig's XVI., Grafen v. Vergennes, neben dem von Mundt aufgedeckten „Einfluß Voltaire's auf das orientalische Weltprojekt Rußlands!" Der französische „Esprit" hat die Entfaltung des russischen Einflusses in den Angelegenheiten Europa's weit mehr gefördert, als die französische Diplomatie jemals dagegen zu wirken vermochte — wenn diese es überhaupt mit ihrer Gegenwirkung ehrlich gemeint hat. Aus der Korrespondenz Voltaire's mit Katharina II. theilt Mundt über jene Einwirkungen die interessantesten Details mit. Nicht minder anziehend sind aber auch einige andere geschichtliche Situationen geschildert, die der Eroberung der Krim durch Rußland vorangegangen, namentlich der Friede von Kainardschi, die ersten Schritte zur Eroberung der Krim, mit dem Einblick in die Zustände der dortigen Tataren-Wirthschaft, worüber wir und Berichte aus der Feder eines Preußen erhalten; ferner die Schilderung der Besuche, welche Kaiser Joseph II. in St. Petersburg und der Prinz von Preußen (nachmals Friedrich Wilhelm II.) am russischen Hofe abgestattet. Wir glauben, daß sich der Verfasser durch dieses Buch ein großes Verdienst eben so um die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, wie um das Verständniß des heutigen Pontischen Krieges, erworben hat.

— Barker's Geschichte der Krim. Zeitungslesern zu empfehlen ist des bekannten englischen Orientalisten Barker „historische Uebersicht der Krim",**) die von den ältesten, halb mythologischen Zeiten bis zur russischen Occupation herabreicht und die wechselvollen Geschicke der Halbinsel, die seit Jahrtausenden zum Tummelplatz so verschiedenartiger Nationalitäten dient, in recht anschaulicher Weise darstellt. Am ausführlichsten ist die Geschichte der Tataren-Chane behandelt, welche ihre Herrschaft auf den Trümmern der genuesischen Kolonieen gründeten und, ehe sie den Waffen und den Künsten Rußlands erlagen, in ihren unaufhörlichen Kämpfen mit dem Zarenreiche mehr als einmal bis nach Moskau gelangten, die russische Hauptstadt verbrannten und die Einwohner niedermachten oder in die Sklaverei schleppten. Dagegen läßt die Beschreibung des heutigen Zustandes der Krim, die der historischen Darstellung folgt, Manches zu wünschen übrig, und es ist offenbar, daß bei diesem Abschnitte wenigstens der Kompilator nicht, wie er versichert, „die besten Autoritäten" zu Rathe gezogen hat. So spricht er z. B. von Kertsch als von einem elenden „nur von einigen Hundert griechischen Fischern" bewohnten Dorfe, womit er dieser jetzt leider so schmählich verwüsteten Stadt großes Unrecht thut. Auch müssen wir die vielen bei den Namen vorkommenden Druckfehler rügen — denn als solche können wir es nun betrachten, wenn die Sueven sich in Schweden verwandeln, Kasimir von Polen als „Kasimir, König von Podolien" figurirt und Karl Gustav mit seinem Enkel Karl XII. verwechselt wird.

*) Zur Geschichte des Kampfes um das Schwarze Meer. Historische Darstellungen aus der Geschichte Rußlands. Von Theodor Mundt. Braunschweig, Westermann, 1855.

**) A Short Historical Account of the Crimea, from the Earliest Ages and during the Russian Occupation. Compiled from the best authorities by W. Barckhardt Barker. Hertford & London, 1855. Berlin, A. Asher & Co.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin durch den Boten geliefert werden.

für die

Expeditionen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Buchhändler Naumann, Behrenstraße, Nr. 21), so wie von allen königl. Postämtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 89. Berlin, Donnerstag den 26. Juli 1855.

China.

England, befungen von einem Chinesen.

(Mit Anmerkungen von einem Deutschen in London.)

Wu-tan-shin, ein vornehmer Chinese aus dem Innern des Landes, kam im Jahre 1842 zu den Engländern in Linghai auf der Insel Chusan, wo sie in dem herrlichen Hafen ihren Handel und Einfluß so weit ausgedehnt hatten, daß der Hof von Peking, mißtrauisch und eifersüchtig geworden, bald darauf beschloß, den englischen Handel von dort anzuweisen und auf Canton und Shanghai zu beschränken. Wu-tan-shin führte sich als ein Feind der herrschenden Tataren-Familien ein, als revolutionairer nationaler Chinese, und erbot sich, den Engländern mit Rath und That beizustehen, falls sie die Güte haben wollten, den Thron in Peking wieder für einen echten Chinesen zu zähmen und zu reinigen. John Bull fand in einem Rathe dieser Art kein gutes Geschäft und lehnte die Dienste des Chinesen ab, der aber doch als Person angenommen ward. Er lebte namentlich lange in dem Hause eines englischen Lehrers des Chinesischen, der schon gut Chinesisch verstand und es nun von seinem Gaste vollends erlernte. Im Jahre 1843 reisten Beide von Ningpo durch das Land bis zu dem 1300 (englische) Meilen entlegenen Canton, von da nach England, dann zurück nach Shanghai und vollendeten hier die Uebersetzung der Bibel ins Chinesische, womit die Engländer mehr erobern, als mit ihrem Kriege-Miserium. Wu-tan-shin ist jetzt Secretair des englischen General-Konsuls und Regierungs-Bevollmächtigten, Mr. Medhurst, in Hongkong. Seine Erlebnisse und Eindrücke in der englischen Gesellschaft, die er während seines Aufenthalts in London n. s. w. (1844—45) empfangen hatte, beschränken sich auf die höheren und höchsten Kreise, so daß er in der verflixtesten Schilderung Englands Alles „en beau" malt, um so mehr, als er John Bull eigentlich nie in seiner Prairie, sondern nur das höhere und höchste normannische England, und dieses immer nur „im Wiche", in full dress, bei „Dinner- und Tea-Parties" zu sehen bekam. Doch sah er meist richtig und klar und skizirt die Oberflächen der guten englischen Gesellschaft genauer, als mancher volumnisere Tourist vom Kontinente. Er giebt z. B. sogar die Kleinigkeit des berühmten Doppelschlags des englischen Briefträgers richtig an, während ein dichterischer Berliner in seinem „Sommer in London" den Leuten versichert, der Mann klopfe dreimal. Niemals, so lange in England Briefträger klopfen, hat sich einer dieses Vergehens schuldig gemacht. — Der gelehrte, poetische Chinese schrieb seine „Angliade" zunächst nur für seine näheren Freunde in der Manier chinesischer Berichterstattung, worüber das „Magazin" früher das Nöthigste mitgetheilt hat: doch fand sie ihren Weg bald in das große Publikum, erst im Original und dann profaisch übersetzt in dem zu Shanghai erscheinenden North China Herald, und zwar von der Feder seines Freundes und englischen Lehrers des Chinesischen. Wir geben hier eine möglichst wörtliche Uebersetzung aus der chinesisch-englischen Zeitung, da sie an sich nicht uninteressant ist, wesentlich richtig schildert und eine Vorstellung von chinesischer Anschauungsweise für die ferne Civilisation des Westens giebt. Die Chinesen haben durch diese Anglade das erste authentische Bild von einer Kultur bekommen, welche so lange als bloße „rothhaarige Barbarei" verhöhnt, verachtet und gehaßt ward.

Das Gedicht oder die Schilderung englischer Gesellschaft von Wu-tan-shin lautet:

„Ich ging unter Segel eines fremden Schiffes für den fernen Westen, umherzustreifen in England. Im Ganzen war ich ziemlich drei Jahre abwesend von meinem Geburtslande.

„Wollte ich Alles niederschreiben, was ich von den Sitten und Gebräuchen des englischen Volkes gesehen, oder die Produkte ihres Landes, würde ich kein Ende finden. Deshalb wähle ich blos, was mir am meisten auffiel und die mächtigsten Eindrücke zurückließ.

„Von dunklem und wolkigem Wetter ist in Großbritannien durchaus ein Ueberfluß und Regen in Fülle. In meinem Lande sagt ein Sprüchwort: Im Westen sind die Himmel leer." Das ist nicht weit von der Wahrheit. Während der Hundstage ist die Hitze nicht sehr groß, denn die Menschen sind dann noch im Stande, mehrere verschiedene Kleidungsstücke zu einer und derselben Zeit zu tragen. Dafür denkt aber auch Niemand in der größten Winterkälte an baumwollen wattirte Kleider, wie wir.

„In ihren Städten kreuzen und wieder kreuzen sich die Straßen, und darin hört man beständig das Rollen von Wagen und Roßegestampf. Zuweilen ist die Volksmenge so dicht auf den Straßen, daß Schulter an Schulter sich berühren, aber die Riechwerkzeuge werden nicht beleidigt durch unangenehme und ekelhafte Gerüche.*) In diesem dichten Volksgetriebe magst Du den Policeman an seiner blauen Kleidung und dem ernsten Blick erkennen, den Briefträger an seinem rothen Kragen und dem Doppelschlage am Hausklopfer, wenn er die Briefe abliefert. Den Dragoner erkennst Du an dem rothen Seidenkamme auf der Krone seines Helmes, dem Zeichen seiner großen Tapferkeit. Militairische Offiziere magst Du zählen an dem zierenden Flecken von Goldwirrn auf ihren Schultern.

„Die Seiten der Straßen entlang stehen Pfähle mit schönen Laternen, welche, wenn des Nachts angezündet, die ganze Ausdehnung den Himmel erleuchten. Die Luft, welche in diesen Laternen brennt, wird aus Kohlen gewonnen, eine wundervolle Entdeckung, ohne Frage. Diese Luft strömt eine Flamme aus von hellerem Lichte, als die Nachterze oder die Oellampe geben kann. Durch sie erfreuen sich ganze Familien des Lichts, und Tausende von Häusern werden gleichzeitig erleuchtet. Auf Marktplätzen und öffentlichen Hauptstraßen ist sie so klar und hell um Mitternacht, als wenn Mittag wäre, und, wenn ich nicht irre, eben so lustig, als unsere Laternenfeste. Eine Stadt, so erleuchtet, kann wohl eine Stadt ohne Nacht genannt werden, denn man kann die ganze Nacht bis zum Tage umhergehen, ohne eine Laterne zu brauchen. Ueberall findest Du dasselbe Licht, Du magst gehen, wohin Du willst.

„Wagen mit Feuer, getrieben von Dampf, fliegen so schnell, wie der Wind, und auf den Schienen ihrer Eisenbahnen haben sie eine sehr gestreckte Art, ihre Lokomotiven umzudrehen.

„Dampfhöte, im Allgemeinen sehr reich geschmückt, laufen mit erstaunlicher Schnelligkeit durch das Wasser, vermittelst Schaufelräder. Auf Flüssen und in Buchten laufen schöne Dampffähren, welche das Reisen sehr leicht und billig machen.

„Ich habe auch einen Wagen gesehen, so gebaut, daß er blos von der darin fahrenden Person getrieben ward, wie man ein Boot rudert. Er lief bewundernswürdig und schien sehr passend zu sein für Reisen über das Land. Die Maschinen, welche gebraucht werden, um ihre Kanäle und Flüsse unten zu reinigen, müssen von ungeheurem Nutzen sein für Schifffahrt durch das Land.

„Die Gräber des englischen Volks erheben sich nicht zu Höhen, noch sind sie mit Bäumen bepflanzt, wie bei uns.

„Die Häuser sind so dicht zusammen, wie die Schuppen auf dem Rücken eines Fisches.

„Vor dieselben pflanzen sie Bäume oder haben Blumengärten. Die Häuser erheben sich mehrere Etagen. Man lebt größtentheils in den oberen Etagen und macht beständigen Gebrauch von Treppen. Häuser, aufschießend bis zu den Wolken, mit weißen Mauern und Fenstern und Thüren von Glas, sehen wie Gebäude aus, mit sostbaren Steinen besetzt. Ballustraden von Metall winden sich um Fenster und Säulen.

„Thüren und Fenster sind alle versehen mit Scheiben von Glas, und helles Licht wird von jedem Theile des Zimmers zurückgeworfen, so daß man darin sitzend sich für einen Besitzer des Mondes halten kann. Die Schlafzimmer sind so luftdicht, daß kein Staub hinein kann

fast immer die des Frühlings ist und man in der Tiefe des Winters die schärfste Kälte nicht fühlt.*)

„Geh in welches Haus Du willst, es ist, als wenn Du eine Pagode hinaufstiegst, ausgeschmückt mit den verschiedensten kostbaren Zierden. Jeder „drawing-room" könnte als das Paradies einer Fee gelten. Die Wände ihrer Zimmer sind mit schönem Papier oder Tapeten behangen. Teppiche von dem feinsten Gewebe und den elegantesten Mustern breiten sich überall ganz bedeckend auf dem Fußboden aus. Selbst deren Treppen sind mit feinem, sanftem Teppich angelegt.

„In diesen Räumen stehen hier und da und überall musikalische Instrumente. Tische, beladen mit Büchern, schöne Uhren und kostbare Vasen, elegant geschmückte Sophas und „Settees", Arbeitstische, ausgelegt mit Schildpat und Gold, bilden einen Theil der Ausstattung solcher Salons, während würzige Gerüche, aus reich entfalteten Blumen ausathmend, die Luft erfüllen. Ihre Tische, Sophas und Stühle sind alle abgerieben, bis sie so glänzend aussehen wie polirtes Metall. Große Spiegel, in denen man seine ganze Gestalt sehen kann, stehen an den Seiten.

„Künstliche Blumen, die man in jedem Zimmer findet, sind von der größten Verschiedenheit und entfalten ungemeines Talent. Kurz, man mag in jeden beliebigen Winkel eines Zimmers blicken, sicherlich findet man Beispiele der Manufaktur von feinster Geschicklichkeit und Kunst. Zum Beispiel ist die Erfindung, durch welche sich die Thür von selbst schließt, von merkwürdiger Genialität. Die Titel ihrer Bücher stehen in Gold auf deren Rücken. Ihre Schachbretter und deren Figuren sind von der elegantesten Arbeit. Die Tasten des Piano, eines Instrumentes, das die vollkommensten Noten der Musik schlägt, sind von schönem Elfenbein gemacht. Und wollte ich versuchen, ihr unbeschichtiges und bemaltes Glas zu schildern, würde ich nicht im Stande sein, eine Vorstellung von der Seltsamkeit und Feinheit der hier entfalteten Kunst zu geben.

„Auf dem Throne da sitzt eine Königin, welche vom Himmel ausgestattet ist mit merkwürdiger Weisheit und ihre Unterthanen regiert mit großem Wohlwollen.

„Die Gesichter des schönen Geschlechtes, für deren Beschattung sie fein gewebte Gaze tragen, sind so zart, wie die Hibiscus-Blume. Und wenn ich sie im Wagen, Seite bei Seite, sitzend bemerkte, mußte ich sie in ihren Blicken mit dem süßen Veilchen vergleichen. Ihre Augen mit der blauen Färbung der Gewässer eines klaren Herbsttages sind reizend über alle Beschreibung und ihre Taillen so fest gedrückt und dünn, wie der Zweig einer Weide. Was wohl meine Phantasie am meisten fing, war der Anblick elegant gekleideter junger Mädchen mit perlenweißen Hälsen und dicht umschnürten Taillen (die Damen des Westens mißhandeln ihre Taillen, wie die Chinesinnen ihre Füße, nur daß die zerquetschten Füße der Gesundheit nicht so nachtheilig sind, als die zu einem Hacke zusammengepreßten Eingeweide). Nichts kann so bezaubernd sein, als Damen zu sehen, die sich in Bindfadenform von der liebenswürdigsten Gestalt zusammenpressen, wie ich nie dergleichen gesehen (der Chinese denkt aber jedenfalls an die dünnen Stielen von Füßen der Schönen seines Landes). In ihren glänzenden Equipagen, gewöhnlich von je zwei Pferden getragen, jedes mit einem Diamantenstaat auf deren Nasen, sitzen Damen und Herren neben einander. Ihre Gesichtsfarbe übertrifft die zartesten Tinten der Frühlingsblumen. Ihre Brauen sind von delikatester Form und gleichen Hügeln am fernen Horizonte. Die Farbe ihrer Augen ist das himmelvollste Blau, und ihr Benehmen so kühl und königlich wie die Wasser des Herbstes.

„Die Kleider, welche sie tragen, sind oft von gefärbter Seide und gleichen einer Sammlung von Federn aus Lämmerwölkchen. Im kalten Wetter thun sie verschiedene Zierden von Fellen um den Hals. Schildpatkämme halten ihr Haar zusammen, hinten und an den Seiten. Ihre Hüte tragen Federn von brillanter Farbe und sind reich geschmückt mit Bändern. Beim Spaziergange hängen feine Säcke von Seide an den schönen Armen, Korallenketten und goldene Uhren um den Hals. Ihre Sonnenschirme sind wie der Vollmond, ihre Kleider freudig wie der Regenbogen. Und wenn sie vor Deiner Thür vorbeigehen, gleichen die hübschen Töne ihres Sprechens und Kicherns dem süßen Gesange der Drossel.

„Die Männer haben hervorragende Nasen, buschige Brauen und krauses Haar. Sie schonen keine Mühe in Waschung, Kleidung und Ausschmückung ihrer Personen. Ihre Unterkleider sind dicht, die äußeren kurz und vorn offen. Die Aermel sind eng, um die Kälte abzuhalten.

„Schweiß ist sehr verpönt, deshalb braucht man viel wohlriechende Wasser und Oele, von denen viele mit unserem berühmten „Drachen-Speichel" wetteifern können. Sie tragen schöne Stücke von Gold- und Silbergeld in eleganten Börsen. Ihre Hüte sind von Biber, ihre Schuhe von Leder und ihre Kleider von feinem, dunklem Tuch.

„Die Briten sind ein unternehmendes Volk. Ihre meisten Kunstleute haben sehr viel Geld und kennen keine Furcht vor Gefahr und Entfernung. Sie gehen weit fort auf den Meeren bis in die fernsten Gegenden, Märkte zu eröffnen für ihren Handel.

„Großbritannien ist beinahe achtzehn Jahrhunderte unter dem Einflusse des Christenthums gewesen, welchem, nach meiner Meinung, die Feinheit in Sitten und Gebräuchen zugeschrieben werden muß. Von den leeren Geschichten und thörichten Anschweifungen der buddhistischen und taoistischen Religion wissen sie nichts, weil sie alle ihre Grundsätze wahrhafter Moral von der einzigen Quelle ableiten, dem höchsten Wesen. Sie bringen nicht einmal den Manen ihrer verstorbenen Vorfahren Opfer, sondern die ganze Nation ist ohne Ausnahme Verehrer Gottes im Himmel. Ihn verehren sie mit Aufrichtigkeit des Herzens; deshalb zeichnet sich ihre Gesellschaft durch reine Uneigennützigkeit und universälsche Güte aus.

„Die Engländer unterstützen viel wohlthätige Anstalten, Apotheken und öffentliche Hospitäler, worin sie langwierige Krankheiten heilen, ohne jene unfanderen und wirkungslosen Vorschriften, die unter dem Volke unseres Mittel-Königreichs gebräuchlich sind. Die Engländer scheinen es mit der goldenen Regel zu halten: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst." Und ich denke nicht, daß in Anwendung derselben Hypokrisie herrsche. So weit ich beobachten konnte, sind die Gebäude des Volkes großmüthig und wohlwollend, ihre Sitten vollkommen verfeinert und ihr gewöhnliches Benehmen gütig und einnehmend und aufrichtig.

„Gäste in Gesellschaften sind außerordentlich höflich gegen einander und schütteln sich beim Kommen und Gehen herzlich die Hände. Verwandte wechseln zum Zeichen tiefer Neigung den Kuß der Freundschaft mit einander. Fremde begegnen sich sehr respektvoll, und die Unterhaltung ist frei von rohen Aeußerungen. Als Zeichen der Aufmerksamkeit bieten sie ein Glas Wein oder eine Tasse Thee. Der Schreiber dieser Noten, obgleich ein Gast von einem sehr fernen Lande und von keinerlei Verdienst, ward gleichwohl mit der größten Gastfreundschaft unterhalten, mit viel Achtung und überall eifrig über die Sitten China's befragt. Manche Dame hat Thee für den chinesischen Fremden bereitet, und oft, oft haben glänzende, junge Mädchen ihm ihr Album gebracht, eine Linie oder mehr Chinesisch für sie zu schreiben.

„In ihrem geselligen Leben herrscht viel Achtung vor dem weiblichen Geschlecht und ist ihnen sehr wahrscheinlich von Altersher vererbt. Ihre jungen Kinder werden gut erzogen und betragen sich gut. Die süßeste Harmonie herrscht in Familienkreisen, so daß, wenn sie sich um die Feuerstelle versammeln, niemals gestritten und gezankt wird. Alles ist Ordnung, Ruhe und Friede.

„Bei Tische sitzt die ganze Familie an Einem Tische, Frühstück wird auf eleganten Tellern von Porzellan aufgetragen. Zum Mittagsmahle, dessen Späte vom Range der Gäste abhängt — lehnt sich jede Dame an den Arm eines Herrn, um sich führen zu lassen. Die Festtafel ist geschmückt mit auserlesenen Blumen und Früchten. Man ißt Reis weiß wie Schnee mit Löffeln, nicht mit Holzstücken, wie bei uns. Ihre Messer glänzen wie Reif und haben Schneiden, das zäheste Fleisch zu zerkleinen. Vor dem Essen wird zu dem Regenten des Alls gebetet. Suppe in einer Terrine ist gewöhnlich der erste Gang, nachher kommen die Hauptgänge. Statt des Reises, als Hauptnahrung, wie bei uns, haben sie Rind- und Hammelfleisch, gekocht nicht mit Holz, sondern gebraten an Kohlen. Jedes Gewürz, die Speisen schmackhafter zu machen, ist bei der Hand, dazu werden verschiedene Weine, feine Produkte der Traube, deren Gerüche den Speisesaal füllen, in Menge gereicht.

„In ihren Abend-Gesellschaften, wenn ich zusah, wie der feinste Thee in silbernen Kannen gemacht ward und das silberne Theebrett umhergeing, beladen mit schneeweißem Zucker, reicher Sahne, süßen Käsen und perliger Butter, konnte ich nie die Damen vor mir aus den Augen lassen: sie sahen aus wie Feen von der lieblichsten Gestalt, gleitend und schwebend vor meinen Augen. Und doch waren es keine luftigen Gebilde oder wolkenbekleidete Nymphen, erschaffen durch irgend eine magische Kunst, sondern lebende Wirklichkeiten; und eine Tasse Thee unter so glücklichen Anspizien war genug, alle Sorgen zu verscheuchen. Die übliche Stunde, früh aufzustehen, ist 5 Uhr,**) und zu Bett zu gehen 11 Uhr. Wenn sie einen Diener rufen wollen, ziehen sie eine Glocke. Der Diener steht immer außen und tritt auf solch ein Zeichen ruhig und still herein. Bei Hochfeiten ist die herrschende Farbe weiß, bei Leichenbegängnissen schwarz. Im Gebrauch des Thürklopfens scheint folgende Regel zu herrschen: Eine Dame tappt sanft, ein Herr giebt entschiedene und wiederholte Schläge, der Postmann klopft rasch und laut zweimal, der Diener einmal.**) Wenn ein Be-

*) Hier ist der sonst ziemlich nüchterne Chinese sehr dichtungsvoll. Von einer warmen Sonne und den Knospen, wie man eine macht und erblüht, weiß der Engländer gerade gar nichts. Im Winter sind die Zimmer fast immer wie Dante's Hölle, unten Eis, oben Brathitze mit scharfem Zuge durch Thüren und Fenster.

*) Großer Irrthum. In den vornehmen Kreisen, worin sich unser vornehmer Chinese bewegte, muß es heißen: Früh 8—12, Nachts von 1 — 3 Uhr.

**) Im Wesentlichen richtig, nur daß der Gentleman einen guten Teiler zu Ende schlagen muß, um für gut „gebrütet" (well-bred) zu gelten, und der

suchen seine Aufwartung machen will, ist es Sitte, eine niedliche Karte mit seinem Namen daran hinaufzusenden. Sobald er über die Schwelle tritt, nimmt er seinen Hut ab. Fast immer wird Du den Gentleman, wenn er spazieren geht, mit einem Rohre oder Stocke finden, seltener mit einem Bedienten hinter sich, wohl aber mit einem Hunde oder Lieblings-Köter. Damen und Herren gehen größtentheils Arm in Arm spazieren. Gehe aus, wenn Du willst, und Du kannst überall, wenn Du willst, eine fein ausgestattete Equipage besteigen. Und wenn Du in das Land hinaushaben willst, bläst der Kutscher sein Horn, um Dir die Zeit der Abfahrt zu verkündigen. Legst Du Geld bei einem Banquier nieder, erhältst Du eine Note mit Angabe des Betrages daraus. Die Feder der grauen Gans wird gebraucht, um Worte niederzuschreiben. Und wenn ein Brief geschrieben und gesalzet ist, wird er mit Siegelwachs verschlossen.*) Für seine Mußestunden hat Jeder zur Hand, was seinem Geschmack zusagt, ein musikalisches Instrument oder ein Buch. Die Damen sind in solchen Stunden fleißige Leserinnen; oder sie vertreiben sich die Zeit durch Sticken mit einer delikaten Nadel. Die Herren erfreuen sich gern mit Kricket-Spiel, das entweder außerhalb der Stadt oder auf einem schönen Rasenplatze gespielt wird. Es ist sehr wohl sehenswerth.

„Zum Schlusse nun, Leser, was denkst Du wohl, was mich unter allen diesen Wundern, Aufmerksamkeiten und Freuden, die ich unter dem englischen Volke fand, am meisten demüthigte? Es war, daß mir die Fähigkeit abging, nur ein Wort von deren Sprache zu reden. Das Bewußtsein dieses Mangels machte mir viel Verdruß, und die Erinnerung daran beschämt mich noch jetzt nicht wenig."

Frankreich.

Industrie und Materialismus.

(Fortsetzung.)

Von Jahr zu Jahr wuchs die Thatsache, und in weniger als einem Halbjahrhundert umfaßte sie die ganze Gesellschaft, schuf bis dahin unbekannte Volksklassen, schuf Privatvermögen, die man sonst nur in Indien erwerben zu müssen träumte, erzeugte aber auch Elend, wie es nur die äußerste Phantasie zu erfinden vermag. Die Industrie hat der allmächtigen französischen Revolution Gesetze vorgeschrieben, sie war von ihrem Ausgangspunkt abgelenkt und ihr eine andere Richtung gegeben; sie ließ den Staat ihren Despotismus fühlen, gestaltete alle Ideen in Interessen um und sagte keck zu Allem, was außer ihrem Gebiete lebte: „Die Gegenwart und die Zukunft gehören mir, wie Ihr Euch auch auftrengt, meine Macht zu theilen!" Nicht Rousseau, nicht Voltaire, nicht Mirabeau — wie man meint — Richard Arkwright, James Watt, Volta und Lavoisier, das sind die Gründer der neueren Gesellschaft.

Da nun die Industrie Alles an sich gerissen hat, so muß es uns darum zu thun sein, zu wissen, ob ihre Usurpationen berechtigt sind; mit anderen Worten: es ist von Nutzen, zu untersuchen, was sie aus uns machen kann, nach dem was sie schon aus uns gemacht hat. Soll man ihr ferner die Herrschaft der Erde überlassen, oder soll man sie ihr streitig zu machen suchen? Soll ihre Macht getheilt werden? Bedarf sie des Zügels und der Beaufsichtigung? Wäre es nicht gerecht, sie zur Unterzeichnung einer Charte, zur Annahme einer constitutionellen Regierung zu nöthigen? Versuchen wir es, diese verschiedenen Fragen flüchtig zu beantworten.

Die menschliche Seele ist nimmer so eng, wie die modernen Meister der materiellen Interessen voraussetzen, und wir können unmöglich einräumen, daß die Gesellschaften hinfort nur von den Bedürfnissen und Begierden regiert werden müssen. Eben so unmöglich können wir glauben, daß eine einzige Thatsache, ein einziges Prinzip zur Regierung der Gesellschaften ausreiche. Ein Volk, das so weit herabgebracht würde, nur eine gewisse Ordnung von Ideen anzuerkennen, bei dem nur eine gewisse Ordnung von Thatsachen im Gange wäre, stürbe bald an Entkräftung und Stumpfsinn. Ein zu vorherrschendes Prinzip erzeugt ungeheuerliche Ergebnisse, und durch Uebertreibung einer einzigen Seite der Dinge entstellt sie die Wahrheit selbst zur Lüge. Verhängnißvoller noch ist der Fall, wenn das Vorherrschende kein sittliches Prinzip, sondern eine stoffliche Thatsache ist. Alsdann ist die Welt die Beute einer geistigen Demagogie, die sich noch unheilvoller gebahrt als die Anarchie in den Straßen und Versammlungen. Nichts wird da nach seinem wahren Werth geschätzt. Das Absolute wird wie etwas Relatives behandelt, die Hauptsache wird zur Nebensache. Die sichtliche Hierarchie wird über den Haufen geworfen, und es kömmt die Stunde, wo das Thatsächliche so vervielfältigt, wo sein Machtübergriff in der Gesellschaft so vollständig ist, daß seine Entthronung zur Unmöglichkeit wird und der Tod das einzige Mittel gegen ihn ist. Wird eine Gesellschaft unklug genug, die verschiedenen Prinzipien, die erst in ihrer Totalität die Wahrheit darstellen, das Gleichgewicht verlieren zu lassen, so wird sie dafür bald bestraft. Spanien ist gestorben, weil es an die Macht eines einzigen Prinzips geglaubt hat; und doch war dieses das wichtigste und erhabenste: die oberste Macht der Vertreter der spiritualistischen Ordnung. Und was hat dem an so vielen anschädigbaren Gaben reichen Italien gefehlt? Nichts als ein wenig Disziplin, d. h. das Mittel, ein strenges Gleichgewicht zwischen allen Geistesmächten zu erhalten. Wurden nun diese Nationen dafür bestraft, daß sie entweder zu ausschließend oder zu übereilt waren in ihren Beziehungen zu der moralischen Ordnung — was soll aus uns werden, wenn wir in denselben Fehler in unseren Beziehungen zu der Welt der Materie verfallen, wenn wir die materielle und moralische Civilisation aus dem Gleichgewicht gerathen lassen!

Der Verfall Roms bietet ein ewig denkwürdiges Beispiel, was die Völker zu gewärtigen haben, wenn sie sich von der materiellen Civilisation überwältigen und binden lassen. Auch in dem kaiserlichen Rom herrschte Industrie und Luxus, und, jedes Zügels ledig, führten sie, anstatt des Fortschrittes, den Sturz herbei. Mit der Macht des Patriziats war Alles verschwunden, was dem Reichthum seinen wahren Werth giebt. Anstatt den Menschen zu heben und als Zeichen der Unabhängigkeit und Würde an ihm zu glänzen, wurde er nur zum Werkzeuge des Genusses. Der so entwürdigte Reichthum (wie er es stets wird, wenn er sich aus dem Stande des Knechts und demüthigen Dieners zum Herrn und Meister aufschwingt) erzeugte jenes natürliche Gefolge alles dessen, was sklavisch und ohne Adel ist: die Niederträchtigkeit, die Lüge, die Frechheit und die Bestechlichkeit. Da der Reichthum nicht mehr der Unterthan der Tugend war, so mußte er der König der Laster werden; und er wurde es. Freigelassen von der moralischen Herrschaft, schuf er sich seine eigene Welt, lauter freigelassene Sklaven wie er: Courtisanen, goldbedeckte Landstreicher, schwachsinnige Staatspächter; die Welt, die Tacitus und Sueton schildern; die Stammgäste im Palaste Agrippina's und Nero's, die Tischgenossen Trimalcion's. Indeß bewahrte das Laster, obgleich aller sittlichen Kontrole entbunden, doch noch eine gewisse Eleganz, einen gewissen künstlerischen Geschmack, als letzten und schwachen Widerstrahl aristokratischer Ueberlieferung. Bald aber flohen auch diese äußeren Grazien, die Welt Petrarca's wich, und Martial's kam an die Stelle. Da drachen in die römische Gesellschaft jene Horden untergeordneter Abenteurer herein, die uns der Dichter vorführt, wie sie sich in Roms Straßen, Hallen und Bädern herumtrieben. Schmarotzer, Lustigmacher, Schanddirnen, feile Dirnen aus Spanien und Afrika, Erbschleicher fielen über die römische Gesellschaft her, wie Insektenschwärme über einen verwesenden Leichnam. Inzwischen machte die materielle Civilisation keinen Augenblick Halt. Die Kunst, in Elfenbein und Gold zu arbeiten, wurde mit jedem Tage vervollkommneter; jeder Tag brachte die Erfindung einer neuen, sinnreichen Maschine, und mit jedem Fortschritt der materiellen Kunst stieg die sittliche Verderbniß. Nichts vermochte Rom von diesem Uebergewicht der Industrie zu retten, nicht die Erinnerungen der Vergangenheit, nicht die Ermahnungen seiner Weisen, nicht das Beispiel großer Tugenden, nicht die Dienste großer staatsmännischer und kriegerischer Talente; und das ist die betrübendste Seite dieser entsetzlichen Geschichte. Sie lehrt, wie machtlos der Einfluß der Tugend und des Talents in einer Gesellschaft ist, die von schlechten Prinzipien geleitet wird. Lange besaß Rom Republikaner, die bereit waren, ihr Blut für die alte Sache zu vergießen; es hatte bis zu seinem Ende in vielen seiner Kaiser große Staatsmänner, von dem geizigen Vespasian bis zu Julian dem Apostaten. Es hatte unausgesetzt seine Weisen. Wie viele große Feldherren zählte es noch von Germanicus bis Aetius! Alle diese Talente, alle diese Tugenden führten zu Nichts, und das kaiserliche Rom ist bis auf unsere Tage das einzige Beispiel eines gesellschaftlichen Ganzen, worin die Gaben der Intelligenz und des Charakters unfruchtbar geblieben wären. Gebe Gott, daß das moderne Europa nicht das zweite werde!

Aber, wird man sagen, was haben wir mit dem kaiserlichen Rom gemein? Haben wir seine Nielenlaster, findet man unter uns Persönlichkeiten, wie sie Tacitus und Sueton, Plutarch und Martial aufführen? Gewiß nicht; indeß, geneigter Leser, sondre Deine Zeit, sammele Deine Erinnerungen, thue Augen und Ohren auf, lies und beobachte, und sage mir dann, ob Dir nie ein Narcissus und Pallas, ein Trimalcion und viele Andere vorgekommen sind! Die Hand auf's Herz, ehrlicher Leser, kennst Du keinen?

Aber, wird man sagen, wir haben moralische Prinzipien, der materiellen Civilisation das Gegengewicht zu halten. — Ja, gewiß; allein diese Prinzipien sind wesentlich individuell, kein Gemeingut, und

*) Gänsefedern und Siegellack sind ganz antiquirt seit der Zeit; selbst die adhäsive envelopen weichen im Geschäft den Briefbogen, welche Brief, Couvert, Falten und Stempel mit Gummi arabicum in einem Stück enthalten.

*) Dienet, wenn er für seine Herrschaft in der Gaslpage fliegt, desto lauter trommeln muß, je höher der Rang seiner Herrschaft ist. In vornehmen Häusern wird übrigens die Klingel für „visitors" und die Klingel für „servants" immer allgemeiner, um so mehr, da diese Kiele in der Regel weit hinten in Gärten und hinter dicken, ephenumrankten Mauern und Thoren wohnen.

da sie kein Band unter uns bilden, so können sie um so weniger der Macht der Industrie, die ein gemeinsames Gebiet der ganzen Gesellschaft ist, das Gegengewicht halten. Es giebt kein einziges, anerkanntes, unbestrittenes aufgenommenes, mit einem Worte: geglaubtes Prinzip, das jener allgemeinen Thatsache die Wage hält. Die moralische Welt ist wirklich in einem atomistischen Zustande. Die fünfzehn Millionen männlicher, großjähriger Franzosen vertreten fünfzehn Millionen Prinzipien. Wir rechnen weder Frauen noch Kinder dazu, obgleich auch sie, wie Jeder aus Erfahrung weiß, ihre eigenen Prinzipien haben: Wir sind ultramontane Katholiken, gallikanische Katholiken, revolutionäre Katholiken, Kalvinisten, Lutheraner, Israeliten, Freigemeindliche, die keiner Kirche angehören, gemäßigte Rationalisten, die einen Kompromiß mit dem Glaubensbekenntniß für möglich halten, und eingefleischte Rationalisten, die jeden Kompromiß entschieden von sich weisen; wirkr: Deisten, Voltairianer, Atheisten, Pantheisten; dann haben wir Legitimisten aller Schattirungen, Konstitutionelle, Republikaner, Sozialisten aller Kategorieen: Und um dieses geistige Pandämonium vollständig zu machen, nehmet dazu, daß dieselbe Verwirrung in Jedem von uns herrscht. So schwer es uns ankommen würde, zwei Zeitgenossen zu finden, die sich in ihren Prinzipien mit einander vertrügen: eben so schwierig würde es sein, einen Menschen anzutreiben, der mit seinem Gewissen in Frieden lebt, und der es dahin gebracht hätte, mit sich selbst übereinzustimmen. Einer solchen moralischen Zerfallenheit ist es nicht gegeben, gegen einen so mächtigen Gegner, wie die Industrie, mit Vortheil zu kämpfen. Ich will gern glauben, daß alle diese Prinzipien, indem sie gleich den Atomen des Demokrit im Leeren wirbeln, zuletzt sich an einander hängen und, Gott weiß, welches allgemeine Prinzip gebären, das, von aller Welt aufgenommen, ein moralisches Band unter den Menschen abgeben werde. Vor der Hand beschränken wir uns darauf, zu konstatiren, daß die Industrie eine allgemeine Thatsache sei, die der gesammten Gesellschaft eignet, während unsere moralischen Prinzipien wesentlich individuell, also unfähig sind, das gesuchte Gleichgewicht herzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kaffeehaus der „Trois Frères Provençaux" in Paris.

„Etwa dreißig Jahre", so erzählt Dr. Véron in seinen „Mémoires d'un Bourgeois de Paris", „habe ich in Paris fast wie ein Fremder gelebt, und seit 1832 überließ ich mich meiner Leidenschaft, in den zahlreichen Cafés und Speisekäufern, die Paris so eigenthümlich sind, das Leben und Treiben zu beobachten. Keine europäische Hauptstadt hat diese prachtvollen Anstalten aufzuweisen, die Tag und Nacht offen stehen; wo man zu jeder Stunde einen gedeckten Tisch findet, mitten im Gewühl die Stille und Einsamkeit genießen kann. Schriftsteller, Künstler, Fürsten, Minister, Gesetzgeber, Beamte, Diplomaten, Krieger, Fremde aus allen Erdwinkeln, Krösuse jeden Ranges und jedes Alters, Schönheiten aus dem Norden und aus dem Süden (wie viele Generationen, wie viele originelle Charaktere!) saßen hier an diesen Tafeln dem Sittenbeobachter! Es giebt keinen „Bourgeois" von Paris, der nicht an einem und dem anderen Tage in dem „Café de Paris" oder bei den „Frères Provençaux" oder in dem „Café Anglais" oder bei Riche oder Véry oder Besour sich eine Güte thäte. Ich habe einige merkwürdige geschichtliche Einzelnheiten über die Restaurants und die berühmten Kaffeehäuser von Paris gesammelt und will meine Leser in diese Kenntniß, die ich an der Quelle geschöpft und die auf vergangene Zeiten einiges Licht wirft, einzuführen suchen. — Laß und, wie es gerade trifft, in diese Anstalten treten.

„Das Etablissement, das unter dem Namen „Trois Frères Provençaux" bekannt ist, wurde schon 1786 gegründet. Drei junge Männer aus der Provinz, durchaus nicht verwandt, aber durch eine enge Freundschaft verbunden, Barthélemy, Momeillet und Simon, miethteten ein Haus in der Nähe des Palais Royal und errichteten hier eine Speise-Anstalt. Als die steinernen Arkaden aufgebaut wurden, eröffneten sie hier einige Säle, die noch jetzt einen Theil der glänzenden und weitläuftigen Räume der Frères Provençaux bilden. Einer der drei Freunde übernahm den Haushalt und die Aufsicht des Etablissements, und die anderen Beiden traten als Küchenmeister in den Dienst des Prinzen von Conti. Damals waren die Säle dieser Anstalt weit von dem entfernt, was sie jetzt sind. Das Hausgeräth war sehr bescheiden, die Tische mit Wachstuch bedeckt, die Salzfäßer aus Holz. Silbergeschirr war selten. Dennoch zählte die Anstalt schon viele Stammgäste; der Wein war unverfälscht; die Keller bargen gute Jahrgänge und manches vorzügliche Gewächs: die Küche war hochgeschätzt, und die Frères Provençaux galten als Muster für die Vortrefflichkeit ihrer Gerichte à la Provençale. General Bonaparte und Barras speisten hier oft mitsammen und gingen dann in das nahe liegende Theater „Mademoiselle Montansier". Der Aufschwung der Frères Provençaux schreibt sich besonders vom Jahre 1809, vom ersten Kriege mit Spanien, her. Aus allen Theilen Deutschlands wurden die Truppen berufen, die durch Paris ihren Zug nahmen: Generale und Offiziere wählten die Säle der Frères Provençaux zu ihren Schmauserein. Das Gold war damals knapp und die Einnahme so reichlich, daß die von Silber überfüllten Geldschwingen öfter in andere geleert werden mußten, um dem neuen Zustaffe Platz zu machen. Die tägliche Einnahme stieg auf zwölf- bis fünfzehntausend Francs. Die Frères Provençaux sahen mit den anderen Restaurants des Palais Royal die glücklichen Tage von 1808 in den Jahren 1814 und 1815 sich wiederholen. Fünfzig Jahre blühte das Etablissement unter seinen Gründern. Ein gewisser Livonet, noch jetzt der Kellner dieses Hauses, hat seinen Posten achtundvierzig Jahre verwaltet. Um 1830 kauften es die Brüder Bellenger, die es eben nun ein Jahr behielten und es dann an Collot verkauften, der in den letzten fünfzehn Jahren den glänzenden Ruf und die Blüthe der Anstalt aufrecht zu erhalten wußte."

Mannigfaltiges.

— Eine Apologie der *Know-Nothings*. Unter dem seltsamen Titel „The Sons of the Sires"*) hat die auch in unserem Blatt zum öfteren erwähnte Partei der Know-Nothings eine Darstellung ihrer Bestrebungen und Hoffnungen, ihres Dichtens und Trachtens erscheinen lassen, welche, von ihrem apologetischen Standpunkte abgesehen, nicht ohne Geschick, obwohl in einem etwas zu hochtrabenden Styl zusammengestellt ist und einen interessanten Blick in die Verhältnisse und Zustände werfen läßt, denen diese geheimnißvolle politische Verbrüderung ihren Ursprung verdankt. Sie benützt sich eifrigst, den der Partei gemachten Vorwurf der Intoleranz und antirepublikanischen Erklusivität zu entkräften, indem sie es vielmehr als den Zweck derselben hervorhebt, die freien Institutionen Amerika's vor den verderblichen Einflüssen des ausländischen Elements zu schern, das, zum größten Theil aus katholischen Bestandtheilen zusammengesetzt, die demokratischen Grundsätze, die der Union zur Basis dienen und ihren Ausdruck im Protestantismus finden, durch den sich mit ihm einbrängenden Geist der theokratischen Despotie zu verfälschen droht. Der Verfasser übersieht dabei freilich, daß gerade die Know-Nothings durch ihr Gebahren am meisten von dem Prinzip der Duldung und Gleichberechtigung, welches die Grundbedingung des richtig verstandenen, aufgeklärten Protestantismus bildet, abweichen und sich von demselben Geiste angestleckt zeigen, den sie zu verhorreszieren vorgeben. Der Uebermuth des katholischen Klerus hat zwar auch in den Vereinigten Staaten manche Antipathieen erweckt und Besorgnisse erregt, die selbst von besonnenen Leuten getheilt werden; aber in einem Lande, wo die entgegengesetzesten Meinungen sich mit voller Freiheit aussprechen können, wird die Macht der Oeffentlichkeit und der Diskussion am Ende genügen, einerseits um die Anmaßung zu zügeln, andererseits um ungegründete Befürchtungen zu zerstreuen, und überdies hat der Amerikaner zu viel praktischen Sinn, als daß er sich auf die Dauer durch eingebildete Gefahren sollte einschüchtern lassen. Im Gegentheil sind bereits Anzeichen vorhanden, daß die so plötzlich zu Macht und Ansehen emporgestiegene Know-Nothing-Partei eben so schnell von der politischen Bühne verschwinden werde, wie sie auf derselben erschienen ist.

— Meteorstein in Belgien. In der belgischen Akademie theilte Herr Dupré am 7. Juli eine Notiz über einen Meteorstein mit, der am 7. Juni d. J. in der Nähe von Gent zur Erde gefallen und von einer Bäuerin aufgenommen worden. Der Stein, der durch seinen Fall eine Anderthalbung von zwei Fuß in der Erde gebildet, war bei der Herausnahme noch warm und hatte einen Schwefelgeruch. Er wiegt ungefähr anderthalb Pfund, ist äußerlich braun, jedoch im Innern von einem weißlichen Grau. Vollständig gerathen, wenn er trocken ist, bekömmt der Stein, angefeuchtet, einen kalkartigen Geruch: er ist sehr porös und saugt in kurzer Zeit viel Wasser ein. Herr Dupré hat konstatirt, daß der Stein eine leichte Anziehung auf die Magnetnadel übe. Da übrigens, so viel bekannt, Meteorsteine in Belgien noch nicht viel vorgekommen, so glauben die Besitzer in jenem Steine einen ungeheuren Schatz zu besitzen, der vom Himmel herunter ihnen zugefallen sei. Sie haben sich geweigert, ihn für 150 Fr. (40 Thlr.) zu verkaufen, die ihnen ein Chemiker geboten, der ihn analysiren wollte. Sie zeigen jetzt den Stein gegen ein Eintrittsgeld von 25 C. (2 Sgr.) pro Person und denken, daß sich bei dieser Gelegenheit vielleicht ein Liebhaber finden werde, der den Werth eines Edelsteins dafür zahlt.

*) The Sons of the Sires; a History of the Rise, Progress, and Destiny of the American Party &c. By an American. Philadelphia: Lippincott, Grambo & Co. 1855. Berlin, A. Asher & Co.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 90. Berlin, Sonnabend den 28. Juli 1855.

Schweiz.

Kiltabend-Geschichten aus dem Jura-Gebirt.

Den Freunden von Dorfgeschichten, wie Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf sie geliefert, müssen wir Herrn A. Hartmann, den Verfasser der „Kiltabend-Geschichten",*) angelegentlich empfehlen als einen Schriftsteller, der nicht weniger, als die genannten Beiden, den rechten Blick dafür hat, in dem schlichten Dorf- und Landleben nicht minder poetische, rührende und spaßhafte Persönlichkeiten und Vorgänge, als in dem früheren Leben und Treiben auf den Ritterburgen, wahrzunehmen, und der, was interessante Darstellung der poetischen ländlichen Persönlichkeiten und Vorgänge betrifft, seine Vorgänger wohl noch übertreffen möchte. Der Boden, auf welchem die Geschichten, welche Herr A. Hartmann uns in einem schlichten, naiven, volksthümlichen Tone erzählt, gewachsen sind, wird vom Verfasser im Vorwort zum ersten Bändchen als der sonnige Süd-Abhang des Jura-gebirges bezeichnet. „Diese Seppli und Durali, diese Liseli und Babeli wurzeln", sagt er, „in warmem, lockrem Kalkgrund, während Jeremiad Gotthelf's Hanjoggeli, Anneabäbi, Mädi und Uli nur auf jenem zähen, aber fruchtbaren Lettenboden vorkommen, der sich um die Molassenhügel des „Bernbietes" abgelagert hat." Zur Erklärung des Titels bemerkt der Verfasser im Vorwort zum zweiten Bändchen, daß das uralte germanische Wort: „Kilten" die Bedeutung des Anzündens bei Lichte hat, „Kiltabende" mithin ländliche Soireen sind, wo zur Herbst- und Winterzeit Bekannte und Nachbarn sich um die dürer brennende Amvel versammeln. Der Verfasser deutet also mit dem Titel, den er seinen Geschichten gegeben, darauf hin, daß dieselben der volksthümlichen Ueberlieferung, aus welcher die Dorf- und Landbewohner des Jura-Gebietes, wenn sie an Winterabenden beim warmen Ofen versammelt sind, den Stoff zu ihrer Unterhaltung zu schöpfen pflegen, entnommen sind. Ermüdende Einförmigkeit in den Stoffen und zu sehr in die Breite gehende Ausführlichkeit, — diese beiden Eigenschaften, die man an seinen berühmten Vorgängern in diesem Genre wohl nicht mit Unrecht gerügt hat, wird man Herrn A. Hartmann in Bezug auf die uns vorliegenden Geschichten nicht vorwerfen können. Schon die Ueberschriften der Geschichten deuten die Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit des dem Leser Dargebotenen an; die Ueberschriften der im ersten Bändchen enthaltenen Geschichten lauten: „Karlibürsen Joggi's Liseli", „Der Heuet auf dem Nesselhof", „Der Erdäpfelteufel", „Schweizerisches Soldatenleben", „Durali, der Auswanderer", „Der Heimatslose"; die im zweiten Bändchen erzählten Geschichten heißen: „Aenneli von Siebenthal", „Petterli, der verlorne Sohn", „Der verlassene Bau", „Der Lampenkübler und sein Haus".

Eine Angabe des Inhalts einiger dieser Geschichten wird unsere Leser überzeugen, daß der Verfasser es verstanden hat, dem Bedürfnisse nach Abwechslung zu entsprechen; eine jede dieser Geschichten hat es mit einem anderen Zuge in der Physiognomie des hier geschilderten Volkslebens zu thun; eine jede bietet dem Leser ein neues eigenthümliches Interesse dar.

Der Inhalt der ersten Geschichte ist folgender.

Liseli, die einzige Tochter und die einstige Erbin Joggi's, eines wohlhabenden Bauers von altem Schrot und Korn, hat, als sie bei ihrer Base Lämmli in der Stadt zum Besuch gewesen, an Fritz, dem Sohne der Base, ein ganz besonderes Wohlgefallen gefunden, so daß sie den Plan der Base, aus Fritz und Liseli ein Paar zu machen, ganz vernünftig findet. Die Base kömmt heraufgeschneit zu Joggi, um bei diesem für ihren Fritz zu werben. „Nichts für ungut, Base; aber aus der Sache wird nichts" — lautet der Bescheid Joggi's, der ein auf seinen Stand zu stolzer Bauer ist, als daß er einem Manne anderen Standes sein Liseli und seine Wirthschaft zu geben Lust haben könnte. Die Base fährt entrustet sogleich zurück in die Stadt. Mit derselben Entschiedenheit, wie Joggi den Fritz, weist Liseli den alten reichen Friedensrichter ab dem Haberberg, den Joggi als den von ihm erwählten Tochtermann bezeichnet, zurück. — Ein hübscher Bursche, der sich Seppli nennt, bietet Herrn Joggi seine Dienste an; er wird als Knecht angenommen und ist um seiner Tüchtigkeit willen bald der Liebling Joggi's. Liseli soll, dem Beschlusse des Vaters zufolge, sich den Fritz hinauszuheiraten; sie thut dies von Herzen gern. Am großen Festtage der Schellisse entdeckt Lungi, die Meistersmagd, die den Seppli längst als eine gute Partie für ihre Person im Auge hat, das Geheimniß des zwischen Liseli und Seppli bestehenden Einverständnisses; in der Wuth der Eifersucht thut sie dem Vater kund, was sie entdeckt. Seppli erhält sofort seinen Abschied; er solle sich, sagt Joggi, zu Gemüthe führen, wer er eigentlich sei, — ein hergelaufenes Knechtlein, dem es nicht zustehe, daran zu denken, daß Joggi's Liseli seine Frau werden könne. — Am folgenden Tage ist die Base wieder da, um die Werbung für ihren Fritz zu erneuen; er habe, sagt sie, jetzt die Bauernhandtierung bestmöglichst zu lernen gesucht und wolle vor dem Vetter ein Examen ablegen. Es bleibe beim früheren Bescheide, war die Antwort, die Joggi ihr gab. Seppli tritt nun ein und wird von der Base als ihr Fritz vorgestellt. Joggi braucht noch acht Tage, sich die Sache zu bedenken; dann willigt er ein und — Liseli und Fritz werden ein Paar.

In der zweiten Geschichte wird höchst ergötzlich ein Non plus ultra von lüderlicher Wirthschaft geschildert.

Die Nachbarn des Blamperhans, des Herrn der lüderlichen Wirthschaft auf dem Nesselhof, machen sich den Spaß, die Arbeit der Heuärndte, zu der wie zu jeder anderen Arbeit auf dem Nesselhofe Niemand Lust zeigt, einmal für ihn zu übernehmen. In einer mondhellen Nacht vollbringen sie die Aernde. Am folgenden Morgen erscheint der Knecht Seppli mit eigenthümlich lächelnder Miene vor seiner Herrschaft. „Was er eigentlich zu lachen habe auf den Stockzähnen!" fragt endlich die Meisterin. — „Nparti nichts", entgegnet der Seppli; „er wäre nur froh, daß heuer der Heuet so ring vorübergegangen sei." „Wie so!" meint der Blamperhans. „He, die Nachtbuben hätten ja nächti die obere Hofmatt im Mondschein gemäht und dann das Gras grad auf die Wagen geladen und auf die Bühne geführt. Wäre er der Meister, er ließe sich ein Trinkgeld nicht gereuen. Der Heuschock werde wohl nicht dest' schlechter werden, das Gras sei ja schon auf dem Stengel dürr gewesen."

Die Geschichte: „Der Erdäpfelteufel" ist eine sinnige Volkssage über den Ursprung der dem Armen seine letzte Hilfe raubenden Kartoffelkrankheit. Ein Tagelöhner, der als Trunkenbold seine arme Frau und Familie ins tiefste Elend bringt, verhandelt zuletzt auch noch den künftigen Ertrag des Kartoffel-Ackers, welchen die Frau allein bestellt und auf welchen sie ihre ganze Hoffnung für den Winter gesetzt, für eine gewisse Anzahl von Maßen Branntwein an einen Brennereibesitzer, der wie ein Mephistopheles erscheint. Als die arme Frau am Morgen nach dem Abschluß des abscheulichen Handels zu ihrem Kartoffel-Acker eilt, findet sie von den Blättern die auf die Knollen Alles schwarz und verdorrt. „Aber nicht allein in der Schachenhütte war der Jammer los. Land auf und Land ab erhob sich ein tausendstimmiges Wehgeschrei. Land auf und Land ab war über Nacht ein Fluch ausgebrochen über das Brod des Armen, über den Erdapfel ... Land auf und Land ab waren die Erdäpfelfelder schwarz, und ein finsterder Pesthauch lag darüber. Man sagt, überall, wo die Erdäpfel schwarz geworden, da sei der Grünröckler (der Branntwein-Brenner) vorbeigegangen und habe seine giftigen Blicke darauf geworfen. Und wo es am schlimmsten gewesen, das sei da, wo er stehen geblieben, eingekehrt und einen Handel abgeschlossen habe."

In der Erzählung: „Durali, der Auswanderer", erzählt ein braver junger Bauernmann, der, in der Besorgniß, sein väterliches Erbtheil möchte nicht ausreichen, ihm seinen Unterhalt zu geben, sich zur Auswanderung entschlossen, in schlichter naiv-komischer Weise Alles, was er und seine Gefährten auf der See und in der neuen Welt (sie kaufen sich hinter St. Louis Stücke Landes, die noch mit Urwald bedeckt sind) Bemerkenswerthes erlebt, erfahren und erlitten haben. Die Lehre der Geschichte ist: Bleibe im Lande und nähre Dich redlich,

*) Kiltabend-Geschichten von A. Hartmann. Erstes Bändchen. Mit fünfundvierzig Illustrationen von F. Wolfhard. Bern, 1853. Verlag von Jent und Reinert. — Zweites Bändchen. Mit einundvierzig Illustrationen von

treuherzige Art, in der die Beschwerden der Seereise, die Prellereien und Gaunereien, denen die ehrlichen deutschen Bauersleute in dem freien Nord-Amerika preisgegeben sind, die unsäglichen Mühsale und die trostlosen Entbehrungen, denen die Ansiedler in den Urwäldern sich unterziehen müssen, hier dargestellt werden, sehr interessant und unterhaltend finden. Ein Herr, der auf der Ueberfahrt Durell's ganzes Vertrauen gewonnen, so daß dieser ihm die Hälfte seiner Baarschaft als einen Reservefonds für den Fall der Noth anvertraut, erscheint dem der Verzweiflung nahen Durell als ein Erretter aus der höchsten Noth. Durell kehrt in die Heimat zurück zu seiner Mutter und zu seinem Babeli, während ein Leidensgefährte von ihm, welcher Vater einer sehr zahlreichen Familie ist, in dem Urwalde aushalten will, weil er für seine Kinder eine bessere Zukunft in Aussicht hat.

In dem „Nenneli von Siebenthal" wird uns eine arme Geisthirtin vorgeführt, welcher phantastische Erinnerungen an die Vorzeit, in der das hochadelige Geschlecht ihrer Vorfahren auf der Weißenburg und über das Siebenthal geherrscht, den Verstand rauben. Ihren romantischen Erinnerungen sich hingebend, weiß sie die Bewerbungen eines treuherzigen Burschen, der es wahrhaft gut mit ihr meint, zurück und öffnet den Huldigungen eines „bleichen" jungen Grafen, der sich unter den Kurgästen im Badeort Weißenburgs befindet, ihr Ohr und ihr Herz. Der Nebenbuhler, ein gefunder kecker Bursche, der den Badegästen als Führer und Kofferträger dient, benutzt einen verhängnißvollen Moment, in welchem er, mit dem „bleichen" Grafen an einem Seile über einem tiefen Abgrund schwebend, es in der Hand hat, seinem und des Grafen Leben durch Zerschneiden des Seiles zugleich ein Ende zu machen, dazu, dem Grafen das Versprechen abzunöthigen, daß er von dem armen Nenneli abstehen wolle. Der Graf reist ab, um nimmer wiederzukehren; die Geisthirtin ist aber seitdem von der stren Aebtissin beherrscht, daß sie das Burgfräulein von Weißenburg und die Braut des Grafen sei; sie ist häufig an diesem Spitzbogenfenster der Ruine der Weißenburg zu sehen, hinabschauend auf den Weg im Thale, auf dem der Bräutigam kommen soll, sie heimzuholen. Einer der Kurgäste, Vater J..... genannt, ein angesehener Notar, stellt auf seinem in der Nähe von Weißenburg gelegenen Landsitze der Mutter des „bleichen" Grafen, welche Lust bezeigt hat, mit dem Adel der Gegend Verbindungen anzuknüpfen, den alten Adel dieser Gegend vor. „Der mit der Sense", sagte er, zur Gräfin gewendet, „ist ein von Allmen, jener mit dem Schubkarren gehört zum Geschlecht der von Gunsten, und das meklende Mädchen da stammt von einer der ältesten Familien des Oberlandes, von den ab Planalz. Es sind sonst noch mehrere da, aber der Haus von Ringoldingen ist eben mit einem Pferde in die Schmiede geritten, und Christen ab Eggles zieht als Käser im Sommer mit den Heerden nach den höheren Alpen." Als die Gräfin erstaunt ausrief: „Unmöglich!" bestätigte Vater J....., was er gesagt, mit den Worten: „Es ist schon so — — so läuft die Weltgeschichte." — Die dicke Gräfin seufzte: „Hier ist kein Boden, alte Burgen wieder aufzubauen." „Sehr," rief jetzt Vater J....., „da kömmt gar Einer vom allerältesten Adel, wie die Sage geht, der letzte Sproß des freiherrlichen Geschlechts derer von Weißenburg." — „Woher, Peter von Siebenthal!" — „Vom Stockenfee", antwortete der Mann, „wo ich für die Herrschaften im Bade Forellen holte. Es ist ein saures Verdienen!" fügte er, den Schweiß wischend, hinzu. — „He, Mädel ab Planalz! hole dem Peter von Siebenthal ein Glas Wein; er soll es auf unsere Gesundheit leeren."

Die Geschichte von „Peterli, dem verlornen Sohn", ist von ganz besonders gesundem, erquickendem Humor. Sie leitet sich durch einen Streit ein, den der Schmiedbauer und die Schmiedbäuerin hinter den Bettvorhängen über die hochwichtige Frage haben, was Peterli, ihr einziger Sohn, werden solle. Die Mutter hat es sich und dem Bäbeli, einem stämmigen erwachsenen Burschen, in den Kopf gesetzt, daß er zu etwas Höherem, als zu einem Bauer, bestimmt sei. Der Alte muß nachgeben, da Peterli in der Wirthschaft zu Nichts zu gebrauchen ist. Peterli wird also, gehörig ausstaffirt und mit Mundvorräthen versehen, nach Bern geschickt, damit er studire. Als die Alte nach einiger Zeit ihn besucht, befindet Peterli sich gerade im Katzenjammer. Nachdem er sich durch saure Leber restaurirt, muß die Alte mit auf die Kneipe, wo sie die Ehre hat, den Kommersch zu bezahlen. Peterli hat bald ausstudirt; er verlangt vor Allem das zur Etablirung eines Banquiergeschäfts nöthige Geld. Der Alte giebt das Geld, aber mit der Weisung, daß der Herr Sohn sich vor ihm nicht mehr sehen lassen solle. Ein Pfiffikus von Schreiber insinuirt sich beim Geschäftsmann Herrn Peter Schnabel und führt ihm sein Geldgeschäft in der Art, daß Herr Peter Schnabel sich aus dem Staube machen muß. Vorher hatte der pfiffige Schreiber auf Kosten des Herrn Schnabel bei einer politischen Wahl so agitirt, daß nicht der Herr, sondern der Schreiber aus der Wahl als Rathsherr hervorging. — Nach Jahren tritt ein Bursche, der Soldat in Neapel gewesen, bei einem Nachbarn von Peterli's Vater, dem geizigen Roggenjepy, als Knecht in Dienst. Ameieli, die Mündel und einzige Magd des geizigen Roggensepp, hat in dem neuen Knecht bald das Peterli, ihren ehemaligen Genossen in der Kirchlehre, dessen Andenken sie seit der Zeit immer liebend im Herzen gehegt, wieder erkannt. Sie thut, was sie irgend vermag, ihrem lieben Peterli den schweren Stand, den er als Knecht des geizigen Roggensepp hat, zu erleichtern. Nachdem der Geishals in einer Feuersbrunst, aus der er seine Schätze retten wollte, umgekommen und Ameieli, seine Braut, die Herrin des Roggenackers geworden, wagt Peterli, vor seinen Vater zu treten, ihm zu sagen, daß er arbeiten könne, und ihn um Verzeihung zu bitten. Der Vater verzeiht ihm und hat auch nichts dagegen, daß er Ameieli zur Frau nimmt.

Die vorstehenden Mittheilungen werden unsere Leser überzeugt haben, daß die „Kiltabend-Geschichten", die uns Herr A. Hartmann erzählt, nicht blos interessant und lesenswerth sind, sondern auch einen tiefen poetischen Gehalt haben.

Da, wo der Verfasser die von ihm geschilderten Personen redend einführt, was er sehr häufig thut, läßt er sie in ihrem ländlichen Dialekte sprechen. Um den Vorwurf, den man ihm daraus gemacht, zurückzuweisen, sagt der Verfasser im Vorwort zum zweiten Bändchen: Kein Handjoggi, so weit die Aar läuft, hat je zu seinem Besuche gesagt: „Seien Sie willkommen", sondern: „Gottwilche hy-mi!" Wir müssen dem Verfasser Recht geben. Gleichzeitig aber müssen wir gestehen, daß uns viele Ausdrücke des vom Verfasser angewandten Dialekts unverständlich geblieben sind. Da der geehrte Verfasser mit und den Wunsch gewiß theilen wird, daß seine Kiltabend-Geschichten nicht auf einen Kreis von Lesern beschränkt bleiben mögen, denen der Volksdialekt des Juragebietes verständlich ist, so wird er es gerechtfertigt finden, wenn wir ihm den Rath geben, in den folgenden Bändchen und in der zukünftigen neuen Auflage der bereits erschienenen Bändchen häufiger, als es in den uns vorliegenden beiden Bändchen geschehen ist, die Ausdrücke des Dialekts in Anmerkungen zu übersetzen und zu erklären. Hr.

Frankreich.

Industrie und Materialismus.

(Fortsetzung.)

Die Industrie sollte demnach, wie alle Thatsachen, von dem Menschen regiert werden, und doch geschieht gerade das Gegentheil; sie regiert den Menschen. Indeß sollte man meinen, bei aller Abwesenheit eines allgemein angenommenen moralischen Prinzips, hätte der menschliche Verstand Mittel erdenken können, diese neue Macht unter Zucht und Regel zu nehmen, sie, mit einem Worte, zu organisiren, ihr die gehörigen Gränzen abzustecken, ihre Rechte festzusetzen. Nichts dergleichen ist geschehen. Die Vertreter der sittlichen Macht: die Geistlichkeit der verschiedenen Bekenntnisse, die Staatsmänner, die Philosophen, sie fahen diese neue Erscheinung entstehen und wachsen — es kümmerte sie nicht; sie fuhren fort, nach den alten politischen Regeln zu regieren, nach den alten Methoden zu denken. Machiavell und Richelieu galten fort und fort als maßgebend in Staatsangelegenheiten. Und doch hat es an Mahnungen nicht gefehlt. Schon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sah der Scharfblick eines David Hume die unermeßlichen Umwälzungen voraus, die die Industrie in der Welt hervorrufen werde. „Es ist ungereimt," sagte er, „anzunehmen, daß alle politische Weisheit in Aristoteles und Machiavell liege; denn es kann irgendwelche Erscheinung eintreten, welche die bisherigen Verhältnisse der Bürger unter einander über den Haufen wirft und zuletzt die Natur des Staates selbst verändert. So weiß Keiner noch, welche Ergebnisse der Handel herbeiführen werde. Unter solchen Umständen ist es der Staatswissenschaft selbst, sich umzugestalten und neue Regierungsmittel zu finden." Die denkwürdigste dieser Weisungen gab Henri Saint-Simon unter der Restauration, zu einer Zeit, in welcher die Industrie strebte, das zu werden, was sie heute geworden ist. Der excentrische Schwärmer wollte ein Ministerium, and Chemikern, Mechanikern und Physiologen zusammengesetzt. Der Kritiker Hoffmann geißelte ihn in einem sehr geistreichen Artikel, der aber den Fehler aller geistreichen Besprechungen hatte: er sah nur die lächerliche Seite der Dinge, ohne die solide zu sehen. Die politische Welt und folglich die ganze Gesellschaft dachten wie der Kritiker, und die Narrheiten der Schule, die von Saint-Simon ausging, schienen den Lachern Recht zu geben. Gewiß hatte Saint-Simon selbst den Kopf nicht ganz an der rechten Stelle; allein es war ein Unglück, daß kein vernünftiger Mensch auftrat und sich mit diesem Narren verständigte. Als Mittel zu einer sozialen Verbesserung waren seine Ideen allerdings ungereimt; allein mindestens waren sie ein Symptom, eine Warnung, und als solche konnten sie aufgenommen werden. Ein Irrthum, der die größten Versehen in der Welt veranlaßt, ist es, voraussezen, daß ein Narr sich nothwendig täuscht, und daß die Weisheit sich naturgemäß bei dem Weisen finden müsse. Schon vor langer Zeit

hat das heilige Buch erklärt: der Geist wehe, wohin er will, und wähle zum Räthzeug, wer ihm wohlgefällt.

Alles hat demnach dazu beigetragen, die Uebergriffe der Industrie zu begünstigen: die Nothwendigkeit eines neuen Ziels für die menschliche Thätigkeit, die gründliche Zerstörung der Vergangenheit durch die französische Revolution, der Mangel an einem allgemein angenommenen und zum Glaubenssatz erhobenen moralischen Prinzip, die Fahrlässigkeit, die Sorglosigkeit oder auch die Schlendrian der Staatsmänner. Dank dem Verein all dieser Ursachen, wächst die Industrie gleich der indischen Banane und überwuchert den ganzen Boden, den man ihr preisgab. Ist nun diese allmächtige Herrschaft ein Gut? Ist sie ein Uebel? Ich weiß, was man mir einwerfen kann: „Du beklagst es, daß die Industrie, eine bloße Thatsache, die Grundlage der gegenwärtigen Gesellschaft sei; allein, die alte Gesellschaft, wurzelte sie nicht in einer noch bei weitem brutaleren Thatsache als die Industrie? War sie nicht aus der Eroberung hervorgegangen, und kann all ihr Ruhm, all ihre Kunst und ihren ungerechten Ursprung vergessen machen?" Ja, es ist wahr, die alte Gesellschaft hatte ihren Ursprung in der Eroberung; allein diese brutale Thatsache wurde von den damals in der Welt herrschenden moralischen Prinzipien bekämpft und besiegt. Ueber sie waltete das Christenthum und beschränkte die Rechte der Eroberer. Das Christenthum übernahm es, die Folgen der Eroberung zu überwachen, daß sie nicht in Tyrannei ausarteten. Aus der Eroberung selbst ging der Adel hervor, der der Bevölkerung einen zwar barbarischen, rohen Schutz gewährte, der aber doch immer besser als gar keiner war. Durch gegenseitige Obliegenheiten waren Lehnsherr und Vasall verbunden; der Gehorsam gab dem Vasallen gewisse Rechte, und die Macht legte dem Lehnsherrn gewisse Pflichten auf. Beide anerkannten dasselbe moralische Prinzip, beide waren vereint durch die Bande der Religion. Ueber beide übte das Königthum seine Obacht, die oft bekämpft oder umgangen, doch stets thätig war. Das Mittelalter war traun kein goldenes Zeitalter; allein, trotz seiner brutalen Sitten, seiner Gewaltsamkeiten, seiner Unwissenheit, seinem Aberglauben, zeigt es uns ein aus dem Groben gezeichnetes, aber doch wahres und treffendes Bild dessen, was eine Gesellschaft sein soll. Da fehlte keines der Prinzipien, die zur Existenz einer Gesellschaft nothwendig sind, und von Jahrhundert zu Jahrhundert gestaltete sich diese Gesellschaft um und wurde vollkommener, bis sie endlich dem Gesetze verfiel, dem sich Alles unterwerfen muß, was der Erde angehört. Wir dürfen uns unserer Humanität, unserer Gerechtigkeit, unserer Erfindungen rühmen; wir können aber ohne Beschämung einräumen, daß unser sozialer Zustand mit dem unserer Väter keinen Vergleich aushält; daß wir nicht durch so starke Bande an einander gebunden sind. Die Gewaltthätigkeit ist bei uns nicht so groß, dagegen hat der Egoismus zugenommen. Wir leben zersplittert, vereinzelt, und die angebliche Verschmelzung der Klassen konnte wohl das Zusammenrücken der Gattungen bewirken, dafür schuf sie aber die Isolirung der Personen. Wir machen viel Rühmens von unserer Civilisation und dem sozialen Fortschritt. Die Details sind allerdings vollkommener als sonst; das Ensemble aber fehlt der Gesellschaft. Wir haben eine bessere Polizei, das Räderwerk der Verwaltung spielt besser, das Heer ist besser organisirt; allein die große Angelegenheit der Gesellschaften: die Beziehungen des Menschen zum Menschen, sind die besser? Wahrlich nein! Denn es giebt gar keine.

Ist die Industrie fähig, diese Beziehungen zu schaffen? Hoffen wir es; denn am Ende ist sie ja noch die einzig lebendige Thatsache, die nicht mit Unfruchtbarkeit geschlagen ist. Bis jetzt ist ihr es noch nicht gelungen. Sie hat Manufakturen, Hüttenwerke errichtet; die Insassen nahe gebracht hat sie nimmer — im Gegentheil, sie hat sie nur noch mehr getrennt und Zwietracht und Haß unter ihnen gesäet. Die Erscheinung ist erschreckend, von der man aber nicht den beobachtenden Blick abwenden darf. Die Industrie versammelt unzählige Haufen an einem Ort, unter dem Befehl eines Oberhaupts. Diese Haufen sind frei und abhängig zumal, d. h. in die schiefste Stellung gebracht, in die nur ein Mensch gerathen kann. Sie haben einen Herrn und doch wieder keinen. Keine sittliche Beziehung verbindet den Fabrikherrn mit seinen Arbeitern. Irgend eine Obhut über sie übt er nicht und hat auch nicht das Recht, sie zu üben. Er fordert keinen anderen als mechanischen Gehorsam. Herr und Diener sehen sich selten, haben keinen Umgang mit einander, treffen nicht an demselben Orte zusammen; in einem Raume beisammen, leben sie doch fast isolirt. Beten sie denselben Gott an? Glauben sie an dieselben Prinzipien? Keiner von Beiden kümmert sich darum. Die einzige Beziehung unter ihnen ist das Geld. Alle Samstag bewirkt die Auszahlung des Wochenlohns einen augenblicklichen Verkehr unter ihnen, und auch den kaum; denn meistens vertritt die Kasse des Herrn seine Person. So von einander geschieden, leben sie in gegenseitiger Gehässigkeit und Verachtung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Bürgers von Paris unter Franz I.

Ueber die Regierungszeit Franz' I. sind, außer den Werken des durch Aufschneiderei berüchtigten Brantome, die Memoiren des Marschalls de Fleurranges und Martin du Bellay's vorhanden, — Bücher, welche für die Geschichte, wie sie früher aufgefaßt wurde, von hohem Werthe sind, insofern sie über die Kriege, die Gesandtschaften, die Hofereignisse ihrer Zeit genaue Berichte enthalten. Diejenigen Thatsachen, für welche man heutzutage sich am meisten interessirt, die Thatsachen, aus denen man ein Bild von den sittlichen Zuständen, von dem gesammten Volksleben jener Zeit gewinnen kann, sind in jenen Memoiren ganz und gar übergangen. In dieser Beziehung sind die Tagebuch-Notizen, welche die „Gesellschaft für die Geschichte Frankreichs" im vorigen Jahre durch Herrn Ludovic Lalanne der Oeffentlichkeit übergeben hat,*) eine nützliche Ergänzung zu den genannten Memoiren. Wir lernen aus diesem Tagebuche eines Pariser Bürgers den Zustand des Landes unter der Regierung Franz' I. besser kennen, als aus den genannten offiziellen Memoiren.

Wir ersahren zunächst, in wie geringem Maße die Regierung Franz' I. der ersten Pflicht jeder Regierung, die Personen und das Eigenthum sicher zu stellen, entsprochen hat. Ein Jahr nach der Thronbesteigung Franz' I. durchzogen Räuberbanden, 200 bis 300 Mann stark, plündernd und mordend die um Paris herum liegenden Ortschaften. Es wurden zu Rouen und zu Paris viele von diesen Räubern verbrannt; es wurde dadurch aber dem Uebel nicht abgeholfen. Sieben Jahre später erschien ein Edikt des Königs, durch welches die untergeordneten Richter ermächtigt wurden, die „mauvais garçons" (so nannte man das Raubgesindel) hängen zu lassen, „um den großen Uebelständen, den Diebstählen, den Plünderungen, den Mordthaten zu steuern." In Folge der Schlacht von Pavia drangen zahlreiche Schaaren, die seit mehreren Jahren ihr Wesen in Italien getrieben hatten, in Frankreich ein. Eines Tages erfuhr man in Paris, daß bewaffnete Italiäner und Franzosen in den Umgegenden von Pontoise hausten und die Nonnen des Klosters Manbuisson mit einem Angriff bedrohten. Glücklicherweise kamen der Gouverneur von Paris und der Vorsteher der Kaufmannschaft, von den beiden Scharfrichtern der Stadt, einer großen Anzahl von Henkersknechten, Armbrust- und Büchsenschützen begleitet, noch zur rechten Zeit an, um den Angriff zu verhindern. Eine bedeutende Anzahl des Raubgesindels wurde sofort gehängt. Trotzdem wurden im folgenden Jahre wieder die Umgegenden von Chartres, von Melun, von Provins von fünf- bis sechstausend Menschen zu Fuß und zu Pferde durchstreift, die unter dem Vorwande, daß sie nicht richtig bezahlt worden seien, die Bauern des platten Landes und die Bewohner der offenen Städte erbarmungslos brandschatzten. „Und man konnte dem Uebel nicht abhelfen", sagt der Bürger von Paris in seinem Tagebuche, „wegen der großen Anzahl, die sich daran betheiligte."

Am 24. Mai 1524 wurde die Stadt Troyes in Brand gesteckt; sie wurde fast ganz ein Raub der Flammen. Diese damals industrireichste und blühendste Stadt Frankreichs hatte die Raublust einiger Menschen erweckt; sie wollten die durch eine zugleich an mehreren Stellen ausbrechende Feuersbrunst verursachte Unordnung zum Plündern benutzen. Eine Untersuchung stellte heraus, daß das Feuer an mehreren Stellen von sieben- bis achtjährigen Kindern, denen verkleidete Männer Geld gegeben hatten, angelegt worden war. Sieben große Kirchen brannten nieder, und mehr als dreitausend reiche Leute wurden vollständig zugrundegerichtet. Die Anzahl der niedergebrannten Häuser beläuft sich auf sechzehnhundert. Einige von den Kindern, welche eingestanden, das Feuer angelegt zu haben, wurden in Troyes und in Paris theils verbrannt, theils gehängt. Es verbreiteten sich in Paris und ganz Frankreich die entsetzlichsten Gerüchte. Man erzählte sich, daß der Brand von Troyes durch den Connetable von Bourbon in Italien angeordnet worden wäre, daß die zur Anlegung des Feuers geeigneten Stoffe geheimnißvoll in Neapel gemacht worden wären, daß die Stadt Paris und andere Städte Frankreichs mit demselben Spickfeuer bedroht wären. In Paris traf man alle Vorkehrungen gegen die gefürchtete Brandstiftung. „Man erzählte", sagt der Verfasser des uns vorliegenden Tagebuchs, „daß zehn Tage nach dem Brande von Troyes in Paris Fenster und Thüren mit schwarzen St. Andreas-Zeichen bezeichnet gefunden wurden, die in der Nacht von unbekannten Leuten gemacht worden waren." Es wurde in Paris eine große Anzahl von Leuten, die als Mordbrenner galten, aufgehängt. Die Pariser fuhren, in der Furcht einer Brandstiftung, zwei Jahre lang fort, Feuerwachen zu unterhalten. Die Bürger von Montargis hätten wohl daran gethan, es eben so zu machen; ihre Stadt wäre dann nicht am 25. Juni 1525 vollständig niedergebrannt. Die Brandstifter waren hier Soldaten, welche, nachdem sie mit den Bürgern, denen sie nicht bezahlen wollten, Streit gehabt, die Häuser derselben in Brand steckten.

*) Journal d'un Bourgeois de Paris sous François I. Paris, Renouard, 1854.

Was der Verfasser des vorliegenden Tagebuchs von der in seiner Zeit begangenen Verbrechen und von der Bestrafung derselben erzählt, beweist zur Genüge, daß die Menschen jener Zeit nicht besser waren, als die des neunzehnten Jahrhunderts. „Im Jahre 1535“, heißt es in dem Tagebuche, „am 8. Mai wurde der Sohn des Herrn de Ganapes in Paris von dem Sohne des verstorbenen Präsidenten Clutin getödtet, und zwar aus Eifersucht, um der Frau eines Richters willen, in deren Hause sich Beide eingefunden hatten.“ Ein Jahr vorher hatte die Frau eines Beamten mit ihrem Kammermädchen und zwei Liebhabern, Söhnen des Amtmanns de St. Mesmin in Orleans, das Haus ihres Mannes verlassen; Silberzeug und Kleinodien hatte sie mitgenommen. Als sie nach einigen Monaten nach Paris zurückkehrte, wurde sie auf Requisition ihres Mannes und ihrer Verwandten zuerst bei einem Huissier, dann in dem Kloster der Haudri-Nonnen in Haft gebracht. Es wurde ihr der Prozeß gemacht: des Ehebruchs, der Blutschande und des Diebstahls in Bezug auf ihren Mann überführt, wurde sie zu dreijährigem Gefängniß im Kloster der Franziskanerinnen verurtheilt. Die Brüder St. Mesmin wurden freigesprochen. Das Parlament, an welches die Ankläger appellirten, entschied dahin, daß die Schuldige mit Ruthen gepeitscht werden sollte; daß sie zeitlebens das Nonnenkleid tragen und von der Aebtissin des Klosters drei Freitage hinter einander die Ruthenstreiche erhalten sollte. Der Mann sollte achtzig Livres jährlich für ihren Unterhalt und ihre Kleidung geben. Es dauerte nicht lange, so erfuhren die Pariser zu ihrem Erstaunen, „daß der König der Frau des Civil-Lieutenants des Châtelet ihre Freiheit unverkürzt zurückgegeben.“ Eine große Anzahl von Todesurtheilen, die in ihrer ganzen Unmenschlichkeit ausgeführt wurden, beweist, daß Franz I. das Recht der Begnadigung nicht zu oft ausübte. Wie oft erfuhren die Lutheraner, die der Erpressung angeklagten Finanzbeamten, die Falschmünzer seine Härte! Die Letztgenannten ließ man damals zu Tode kochen. „Am 9. November 1527 wurde Jon de Leccut, Kaufmann von Paris, auf dem Markte gekocht, weil er, länger als fünfzehn Jahre, falsches Gold- und Silbergeld gemacht und dadurch sich sehr bereichert hatte.“

Die von Franz I. gegen die Lutheraner angewandte grausame Verfolgung gereicht ihm am meisten zur Schande. Auch wer ihn dafür loben will, daß er die Fortschritte der neuen Ketzerei in Frankreich verhindert, wird sich gegen die Unmenschlichkeit und die Barbarei, die er in seinem Kreuzzuge gegen die Protestanten an den Tag gelegt, erklären müssen. Franz I. rechnete es sich zum Ruhme, an seinem Hofe Gelehrte zu haben, deren Beruf es war, ihn mit den Meisterwerken des griechischen und lateinischen Alterthums vertraut zu machen. Er ist befremdend, daß das Studium des Alterthums ihm nicht mehr Humanität beigebracht hat. Unendlich viele Malen wurden unter seiner Regierung auf demselben Schweinemarkt, auf welchem die Falschmünzer gekocht wurden, und auf dem Greve-Platz Scheiterhaufen für die Anhänger Luther's errichtet. In dem uns vorliegenden Tagebuche kommen Beschreibungen von Ketzerverbrennungen häufig vor. Und nicht blos die Anhänger der neuen Religion wurden mit dem Tode bestraft, sondern auch diejenigen, welche dieselben dem Gericht zu überliefern unterließen. „Am ersten Sonnabend des April 1530“, erzählt der Pariser Bürger, „wurde bekannt gemacht, daß, wer geheime Lutheraner kenne, dieselben dem Parlaments-Gerichte angeben solle, daß er dafür zwanzig Thaler bekommen, im Unterlassungsfalle verbrannt werden solle.“ Um diese Zeit verbannte der König einen reichen Privatmann, genannt Meigret le Magnifique, unter Confiscation seiner Güter, auf fünf Jahre, „weil er Lutheraner war und in der Fastenzeit und an den Freitagen und Sonnabenden Fleisch aß.“ Besonders thätig wurde gegen Ende des Jahres 1534 und im Anfange des Jahres 1535 die grausame Verfolgung gegen die Lutheraner betrieben. Am 28. Oktober 1534 wurden sechs, am 10. November sieben in Paris auf verschiedenen Plätzen verbrannt; den meisten wurde vorher die Hand abgehauen. Die Anzahl der in dieser Zeit allein in Paris verbrannten Lutheraner wird von unserem Pariser Bürger auf mehr als dreißig angegeben. In den mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft war das Widerstreben gegen diese grausamen Hinrichtungen allgemein. Sogar der Papst Paul fand sich bewogen, Franz I. zur Anwendung milderer Maßregeln zu ermahnen. Unser Pariser Bürger erzählt, daß im Monat Juni 1535 in Paris das Gerücht ging, der Papst habe, von dem schrecklichen Gericht, welches der König von Frankreich in seinem Reiche gegen die Lutheraner ausübe, in Kenntniß gesetzt, obwohl er glaube, daß es in guter Absicht geschehe, den König in seinen Briefen gebeten, er möge seine Wuth und Strenge mäßigen und Gnade und Vergebung eintreten lassen.

Die Verfolgung verlor nun den leidenschaftlichen und barbarischen Charakter, durch welchen sie zehn Jahre lang alle gemäßigten Menschen mit Unwillen erfüllt hatte. Die Lutheraner, welche in den Gefängnissen seufzten, wurden begnadigt und in Freiheit gesetzt; sechsundsiebzig Lutheraner, die einen Monat vorher verbannt waren, wurden zurückgerufen. Eine Erklärung vom 16. Juli 1535, die den flüchtigen Ketzern die Rückkehr nach Frankreich gestattet, wenn sie die Ketzerei abschwören wollten, giebt eine Vorstellung von den Grausamkeiten, zu denen die Regierung sich hatte fortreißen lassen. Leider war die Mahnung des Papstes Paul der Mutter Karl's IX. und den Ministern Ludwig's XIV. nicht mehr gegenwärtig.

Mannigfaltiges.

— Der Krieg und seine Gegner. Unter den vielen Citaten aus älteren und neueren Schriftstellern, Kraftstellen und Randglossen, die der Apostel der amerikanischen Friedensfreunde, Herr Elihu Burritt, in die Journale aller Welt einrücken läßt, befindet sich auch folgende Betrachtung: „Die öffentliche Meinung hat einen schnellen und merkwürdigen Wechsel erfahren. Einst wurde das Recht des Krieges nur von sehr Wenigen in Zweifel gezogen; gegenwärtig wird die Gesetzlichkeit desselben von einer großen Anzahl mit Bestimmtheit bestritten. Einst wurde der Krieg von den Philosophen befürwortet, die Staatsmänner huldigten ihm und Schriftsteller machten ihn zum Hauptthema ihrer Lobreden: jetzt aber vereinigen sie sich, den Krieg als eine Zusammenstellung von Abscheulichkeiten und Leiden zu verwünschen und denselben als ein Uebel zu bezeichnen, welches nur in der höchsten, schrecklichsten Nothwendigkeit geduldet werden könne. Einst hielt man den Krieg für einen Zeitvertreib großer Geister und für den einzigen Weg zum Ruhme; jetzt wird es bald dahin kommen, daß derselbe einer allgemeinen Verachtung und dem Abscheu eines Jeden anheimfallen wird, als blos passend für wilde Bestien oder dämonische Wesen. Einst war der Krieg die Haupt-Beschäftigung der Völker; jetzt ist es die anerkannte Aufgabe derselben, ihn zu vermeiden. Einst war das Schlachtfeld der einzige Schauplatz des Emporstrebens; jetzt ist die Scene auf das Gebiet des Handels und Fabrikwesens verlegt. Auch in vielen anderen Beziehungen hat sich die öffentliche Meinung über diesen Gegenstand geändert. Die ehemals heilig gehaltenen Täuschungen des Krieges schwinden, der wunderbare und südliche Zauber desselben verliert seine Macht, den er fünf Jahrtausende lang über die allgemeinen Ansichten und Gesinnungen behauptet hat. Man fängt an, über das entsetzliche Blutvergießen, so wie über die unermeßliche Kosten-Verschwendung, welche damit verbunden, nachzudenken; man berücksichtigt die furchtbare Zusammenhäufung von Verbrechen und Leiden. Wenn also eine Möglichkeit vorhanden ist, diesen Brauch aufzuheben, so werden die Völker bald dessen Abschaffung fordern, und dadurch wird die Einführung eines solchen Planes, wie wir ihn vorgeschlagen haben, herbeigeführt werden, um diesen Gräueln auf immer ein Ende zu machen.“

— Krimsche Todtenliste. Wenn man bedenkt, daß während des zehnmonatlichen Feldzugs in der Krim keine eigentliche Hauptschlacht geschlagen worden und die Operationen sich auf den engen Rayon einer einzigen Festung beschränkt haben, so erstaunt man über die wirklich unberechenbaren Opfer, welche dieser streng „lokalisirte“ Krieg bereits gekostet. Es ist zweifelhaft, ob wir jemals genaue Angaben über die Zahl der Gefallenen und der den Seuchen oder den Beschwerden aller Art Erlegenen besitzen werden; wie sehr aber der Tod auch unter den höheren Befehlshabern der kriegführenden Heere ausgeräumt hat, geht aus folgendem Verzeichniß hervor. Getödtet oder tödlich verwundet wurden: im Treffen an der Alma die russischen Generale Goginow und Schtschelkanow, bei Inkerman die englischen Generale Sir George Cathcart, Goldie, Strangways und Adams, der französische General Lourmel und der russische General Soimonow, bei Eupatoria der ägyptische General Selim-Pascha, im Gefecht vom 22. Mai der russische General Adlerberg, bei Eroberung des Malakow-Thurms der französische General Lavarande und der russische General Timofejew, beim Angriff auf den Malachow-Thurm die französischen Generale Mayran und Brunet und der englische General Sir John Campbell, während des Bombardements von Sebastopol die russischen Admirale Kornilow, Istomin und Nachimow und der französische General Bizot. An der Cholera und anderen Krankheiten gestorben sind: der französische Marschall St. Arnaud, die Generale Herzog von Elchingen und Carbuccia, der englische Feldmarschall Lord Raglan, die Generale Tylden, Estourt und der Admiral Boxer, die piemontesischen Generale Alexander della Marmora und Alonaldi, die russischen Generale Tolstoi und Dewad und Tikil-Pascha. Im Ganzen haben also einundbreizig Generale und Admirale das Leben eingebüßt, darunter die beiden Oberbefehlshaber der Alliirten; die Zahl der durch Wunden oder Krankheit kampfunfähig gewordenen ist natürlich noch ungleich größer.

Herausgegeben und redigirt von A. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 91. Berlin, Dienstag den 31. Juli 1855.

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Ein neues Journal von Vieusseux. — Die Temi von Florenz. — Preisschrift über die Wichtigkeit ländlicher Colonisation. — Die traurigen Einflüsse des Mazzinismus. — Ein politisches Kunststück von Brofferio.

Der um die italiänische Literatur so hochverdiente G. P. Vieusseux zu Florenz hat ein neues literarisches Unternehmen angekündigt, das gewissermaßen die frühere so sehr und mit Recht beliebte „Antologia di Firenze" ersetzen wird, vielleicht auch, was man bisher in Italien schmerzlich vermißt hat, einen Verlags-Katalog der in Italien neu herauskommenden Bücher bringt. Das bisher von Vieusseux herausgegebene Archivio storico, welches die bekannte schätzbare Sammlung bisher unedirter Urkunden und andere für die Angelegenheiten Italiens aus der Vergangenheit wichtige Nachrichten mittheilt, soll nämlich jetzt auch die Neuzeit umfassen und in fortlaufenden Heften erscheinen,*) welche vier Abtheilungen enthalten: 1) Bisher ungedruckte oder selten gewordene Urkunden, die Geschichte, besonders die von Italien betreffend; 2) Original-Abhandlungen, denselben Gegenstand betreffend; 3) Anzeige der in Italien erschienenen Werke und auch der ausländischen, welche sich auf Italiens Geschichte und Geographie beziehen; 4) Nekrologieen, Korrespondenzen und bibliographische Anzeigen. Die Namen der Mitarbeiter verbürgen die Gediegenheit dieser Zeitschrift. Es befinden sich darunter: Ritter Bonaini, Vorsteher des Staats-Archivs, dem wir die berühmte Geschichte von Pisa verdanken; Marchese Gino Capponi, ein Mann, der als Gelehrter und Staatsmann sich in Florenz der höchsten Achtung erfreut und von jedem Italiäner mit Stolz genannt wird; unser deutscher Landsmann Alfred v. Reumont (preußischer Geschäftsträger in Florenz), den die Italiäner für den besten ausländischen Kenner Italiens und der alten italiänischen Literatur halten,**) u. A. m. Da Vieusseux alle Verfasser und Beförderer Italiens auffordert, ihm wenigstens die Anzeigen ihrer Werke zuzusenden, so darf man hoffen, daß die neuen literarischen Erscheinungen Italiens jetzt mehr bekannt werden dürften, als es bisher der Fall war.

Eine andere in Florenz herauskommende wissenschaftliche Zeitschrift, die Temi, verdient ebenfalls rühmlich erwähnt zu werden. Es spricht für dieselbe der Umstand, daß sie sich seit dem Jahre 1847 erhalten hat, ein Alter von acht Jahren, bei zu welchem es die italiänischen Zeitschriften wegen der dasigen politischen Verhältnisse selten gebracht haben. Dieses der Rechtswissenschaft gewidmete Journal wurde von dem Advokaten Gnarnacci in Verbindung mit dem Advokaten Panattoni begründet, welcher Letztere das erste Heft mit einer sehr schätzbaren Abhandlung über die Rechtswissenschaft im Allgemeinen, ihren Umfang, ihre Würde und Wichtigkeit eröffnete. Der Advokat Benvenuto lieferte zu diesem ersten Heft: Erinnerungen aus der römischen Rechtsgeschichte, das Leben des Acursius und sein Wirken. Dr. Sobatini gab eine Abhandlung über die Nothwendigkeit einer Reform der Gesetzgebung und über die Schädlichkeit theilweiser Verbesserungen, besonders in Anfehung der Prozeß-Ordnung. Auf dergleichen Aufsätze folgten Korrespondenzen über wichtige Rechtsfälle, über richterliche Entscheidungen in Frankreich, Italien und besonders Toskana, so wie Beurtheilungen von juridischen Werken. Seit dem Jahre 1849 trat der obengedachte Panattoni allein als verantwortlicher Herausgeber auf, ein Mann, welcher nicht nur in Florenz, sondern bei allen Rechtsgelehrten Italiens in besonderem Ansehen steht. Er fing damit an, die Constitution des österreichischen Kaiserthums vom 4. Mai 1849 mitzutheilen. Der Advokat Rosellini lieferte eine Abhandlung über die des allgemeinen Besten wegen nothwendigen Expropriationen. Aus dem neunzehnten Hefte ist besonders eine Abhandlung des Herausgeberd über die Geschichte der Theorieen von der Souverainetät und den Staatsgrundgesetzen zu bemerken; aus dem vierundzwanzigsten Hefte: über den Fortschritt der Rechtswissenschaft in Italien, und sind insbesondere die Vorlesungen Mancini's über die Nationalität als Grundlage des Völkerrechts zu erwähnen. Wir erwähnen ferner aus dem fünfundzwanzigsten Hefte die Abhandlung: „über Krieg und Frieden"; aus dem siebenundzwanzigsten: „über die Schicksale der neuesten Constitutionen und über deren Unverletzlichkeit". Vielfache Abhandlungen beschäftigen sich auch mit Deutschland, besonders mit unserem berühmten Mittermaier, unter Anderem im achtundvierßigsten Hefte über seine Darstellung des Zustandes des Strafrechts in Deutschland, über dessen Beurtheilung des Strafgesetzbuches für Malta u. s. w. Auch in dem letzten vorliegenden Hefte**) bespricht Rosellini aus Modena Mittermaier's gründliche Ansichten über das mündliche Verfahren und die Geschworenen.

Man hat auch in Italien vielfach darüber gestritten, was vortheilhafter sei, seine ländlichen Grundstücke in Zeitpacht zu geben, oder sie mit einem Bauern um die Hälfte der Früchte zu bewirthschaften, oder auch durch gemiethete Knechte und Arbeiter selbst zu bestellen. Die Akademie von Mailand hatte zur Beantwortung dieser Fragen im Jahre 1847 einen Preis ausgeschrieben; letzteren hat nunmehr Herr Ofenga in seinem Werke über den Kolonisten-Vertrag***) davongetragen. Der Verfasser hält die in Italien gewöhnliche Art, um die Hälfte der Früchte zu bauen, für die vortheilhafteste. Er hält die in Deutschland gewöhnliche Art, die Industrie des Ackerbaues durch Knechte und Tagelöhner zu betreiben, für die Pflanzschule des Pauperismus auf dem Lande, für die Hauptquelle der Unwissenheit und der Sittenverderbniß und für höchst nachtheilig für das Familienleben, dessen Wohl der Staat befördern muß, der in der Familie und der Gemeinde seine Grundlagen besitzt.

Ein Mann, welcher bei den letzten italiänischen Revolutionen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, Montanelli, hat eine Denkschrift über die damaligen Verhältnisse Italiens, besonders aber von Toskana, veröffentlicht.***) Er war Professor des Rechts an der Universität Pisa und stand bei den italiänischen Gelehrten-Kongressen in nicht unbedeutendem Ansehen. Nachdem der Großherzog von Toskana seinen Landen eine Constitution gegeben hatte, aber zu dem Papst nach Gaëta gegangen war, überstürzte sich auch in diesem sonst so ruhigen Lande Alles. Montanelli, welchen der Großherzog zum Minister ernannt hatte, wurde einer der Triumvirn der provisorischen Regierung zu Florenz, die aber bald durch die Bürgerschaft selbst gestürzt wurde, welche ihren Großherzog wieder zurückrief. Montanelli wanderte seitdem aus und gehörte zu dem Ausschusse der so gefürchteten Ausgewanderten, welche von London aus noch Manchen in Schrecken setzen. Montanelli sollte dort sein Vaterland Toskana vertreten; er ist aber der Meinung, daß Ausgewanderte durch solches Gebahren ihrem Vaterlande nur schaden können, daher er an ihren fruchtlosen Bestrebungen keinen Theil nehmen wollte. Dafür wurde er von ihnen als Verräther angesehen. Nach diesen Vorgängen kann man abnehmen, daß der Verfasser seine Zeit und sein Land kennt, aber jetzt auch anders und ruhiger darüber denkt, als im Jahre 1848. Der erste vorliegende Band geht bis zu der Zeit, als Pius IX. seine Reformen begann. Der Verfasser erinnert daran, daß die Kultur im blühenden Toskana sehr alt ist. Von hier erhielten die Römer ihre Bildung, hier wurde das Lehnwesen durch die Selbstverwaltung der Städte gebrochen, und hier

*) Archivio storico Italiano, nuova serie, dal G. P. Vieusseux, Direttore Editore. Firenze, 1855. 8.

**) Reden Reumont ist auch noch unter den Deutschen als gründlicher Kenner der alten italiänischen Literatur Prof. Dr. Karl Witte in Halle zu nennen, der seine „Nuova Centuria al Convito del Dante Alighieri" (Leipzig, 1854) dem Könige Johann von Sachsen gewidmet, welcher Letzterer, der sich bekanntlich ebenfalls sehr viel mit Dante beschäftigt hat, der erste König ist, den die Florentinische Accademia della Crusca zu ihren Mitgliedern zählt, zu welchen auch Witte und Reumont gehören. Letzterer hat dem gefeierten Kunstwerke ebenfalls eine Huldigung dargebracht durch Widmung seiner Rede: „Del sogi esteri della Accademia della Crusca, di Alfredo Reumont" (Florenz, 1855, in hundert Exemplaren abgezogen), die an eine andere kleine Schrift beigedruckt ist, welche vollständig und in Lettern von Italiänischen Druckereien gedruckt ist, und zwar: „Lettera di Francesco Redi a Lorenzo Magalotti, scritta in Firenze nel 1668. Ora per la prima volta data alla luce." Diese Schrift ist ein Beitrag zu der Geschichte der Accademia della Crusca, welche Reumont in seinem Werke über Lorenzo de' Medici (Leipzig, 1874) ausführlich behandelt hat.

***) La Temi, giornale di legislazione e di giurisprudenza. Fascicolo 45. Dall' Avv. G. Pannatoni. Firenze, 1854. 4.

**) Del contratto colonico, memoria premiata di Giuseppe Ossega. Milano, 1854.

***) Memorie sull' Italia e specialmente sulla Toscana dal 1814 al

war es, wo die Macht des Handels die Grundlage der fürstlichen Macht der Medicaer ward, deren Nachfolger, der Philosoph Leopold I., in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seiner Zeit voranseilte. Dieser edle Fürst hob die Tortur, die Inquisition, die Todesstrafe und den privilegirten Gerichtsstand auf, so daß die Geistlichen damals schon den bürgerlichen Gesetzen unterworfen wurden. Der Code Napoleon machte nachmals tabula rasa in der Landesgesetzgebung. Es hatte zwar Gleichheit vor dem Gesetz bestanden; allein es war ein wahres Chaos von einzelnen Gesetzen, Statuten und Gewohnheiten vorhanden gewesen, so daß die Einführung des französischen Gesetzbuches jetzt noch dort als eine wahre Wohlthat angesehen wird. Im Jahre 1814 wurde jedoch in Toskana Napoleon's Gesetzbuch wieder abgeschafft, und das römische Recht mit den alten Gewohnheiten trat neuerdings auf, wozu, wie in Neapel und Piemont, der damalige Einfluß der von dem Papste wiederhergestellten Jesuiten kam, die einer feiner Vorgänger als staatsgefährlich verdammt hatte. Von da leitet der Verfasser die Carbonari, die allgemeine Unzufriedenheit und die Revolution her. Unter einem Leopold I. wäre sie nicht möglich gewesen.

Eine andere, ebenfalls für die Geschichte der italiänischen Revolution wichtige Schrift ist: „Die Darstellung der Schicksale des Mazzinismus von 1832 bis 1854", von Nicomede Bianchi.*) Der Verfasser geht von dem Grundsatze Ugo Foscolo's aus: „Alles Sektenwesen schadet der Sache Italiens", und zeigt, wie die unüberlegten Schritte der Leiter der geheimen Gesellschaften in Italien den wahren Fortschritten der Verbesserung des Zustandes Italiens geschadet haben und wie durch die Unvorsichtigkeit Mazzini's so viele edle Jünglinge und Männer Opfer des Wahnes geworden sind. Seit 1832 war Mazzini bei allen mißlungenen Aufstandsversuchen der Italiäner betheiligt; er trat namentlich auch nach dem Jahre 1835 gegen Gioberti auf, welcher nicht in der „Giovine Italia", sondern in nach und nach zu bewirkenden friedlichen Reformen die Wiederherstellung Italiens erstrebte. Gioberti ward darin in Piemont von dem Historiker, Grafen Balbo, und dem Marchese Massimo d'Azeglio unterstützt, einem als Mensch, Künstler und Dichter auf einer hohen Stufe stehenden Staatsmann; aber die Fortschritte, welche Italien unter Pius IX. und Karl Albert auf dem Wege der Reformen machte, wurden bereits im Jahre 1843 durch die Mazzinische Verschwörung in Neapel unterbrochen. Die französische Revolution von 1848 verleitete endlich Mazzini zu den für Italien verderblichsten Schritten, obwohl Karl Albert schon am 8. Februar, der Großherzog von Toskana am 15ten desselben Monats und beinahe gleichzeitig der König von Neapel ihren Völkern Constitutionen gegeben hatten, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen worden war. Als sein größtes Verbrechen wird die von ihm in Genua und in der Armee bewirkte Aufregung gegen Karl Albert im Jahre 1849 bezeichnet. Der Verfasser glaubt, daß nach den wiederholten Niederlagen, die Mazzini seitdem erfahren, sein politischer Einfluß zu Ende sei, so daß auch seine neuesten Schriften, z. B. „Die National-Partei",**) wenig Einfluß mehr gewannen. Dagegen fürchtet Bianchi sehr von den religiösen Lehren des Demagogen, indem Mazzini predigt: „Die katholische Religion ist durch den Despotismus in derselben, die protestantische durch die Anarchie derselben untergegangen; wir müssen zu dem Urchristenthum zurückkehren, welches die wahre Humanität lehrt. Deshalb ist Gott Mensch geworden; die Welt sieht sich nach einer allgemeinen Revolution um. Italien kann diesen großen Beruf erfüllen!" — Der Verfasser wirft hierbei Mazzini vor, daß er dergleichen Lehren den deutschen Philosophen, und namentlich Hegel, (den Herr Bianchi aber wohl nur dem Hörensagen nach kennt) nachgeschrieben habe.

Als eine in Italien neue Erscheinung erwähnen wir das Lustspiel „der politische Tartüffe", von A. Brofferio, dessen Handlung zum Theil in Turin, zur Zeit des dortigen italiänischen Gelehrten-Kongresses, in Florenz während des Karnevals und in Paris 1851 spielt. Der Verfasser ist ein bekannter Parlamentsredner der äußersten Linken, der im Verdachte des Republikanismus steht; dieses vorgeblich Aristophanische Lustspiel ist hauptsächlich gegen die sardinische Constitution gerichtet und enthält manche grobe Ausfälle gegen fremde Mächte. Daß die Aufführung desselben nicht hat verstattet werden können, ist sehr natürlich.***)

J. F. Neigebaur.

*) Vicende del Mazzinismo politico e religioso per Bianchi (Nicomede). Savona, 1854.

**) Il Partito nazionale. Cenni di Giuseppe Mazzini. 1853.

***) Il Tartuffo politico. Dramma in 3 atti di A. Brofferio. Torino.

Frankreich.

Industrie und Materialismus.

(Fortsetzung.)

Denken wir uns die moderne Industrie in das bald über Gebühr gerühmte, bald maßlos geschmähte Mittelalter versetzt: der Verkehr zwischen Meister und Arbeiter wäre ein ganz anderer gewesen. Es hätte einen Manufakturkaplan gegeben, wie es einen Schloßkaplan gegeben hat. Herren und Knechte hätten an demselben Altar gekniet, von dem Diener Gottes die auf beide anwendbaren Worte gehört, dieselben Glaubensbekenn anerkannt. Unter diesem moralischen Einfluß würde sich eine Hierarchie der Arbeit organisirt, gegenseitige Rechte und Pflichten sich festgestellt haben. Der Herr hätte den Diener, zum Lohn für dessen Gehorsam und Fleiß, unter seinen Schutz genommen. Und nur auf diesem Wege kann auch die Industrie neue Beziehungen zwischen den Menschen schaffen; allein die Anwendung dieser Methode verlangt einen Glauben, und so gerathen wir dann immer wieder in die verwirrende Frage: Wo das moralische Prinzip finden, das zum Credo der industriellen Gesellschaft werden könnte?

Ein großer Schritt zum Ziele wäre indeß gethan, wenn die Fabrikherren, diese Könige der modernen Gesellschaft, weniger bescheiden sein wollten; wenn sie die stolze Ueberzeugung gewännen, daß sie mehr sind, als bloße Geschäftsunternehmer; wenn sie sich von der historischen Rolle, die sie auf der Weltbühne zu spielen haben, eine richtige Vorstellung machten. Sie sind viel bedeutender, als sie glauben; sie sind die feudalistischen Barone unserer Epoche. So eben suchten wir das Prinzip, das fähig wäre, die Industrie zu leiten, zu regieren, zu verstiftlichen, und wir fanden es nicht; und doch giebt es eines: die Arbeit. Jeder Mensch unterliegt der Pflicht zur Arbeit, der sich zu entziehen Keiner das Recht hat. Wie alle mögliche Pflichten, muß auch die Arbeit gewisse Rechte mit sich bringen, sich unter gewissen Bedingungen vollbringen und durch diese Vollbringung eine neue Verantwortlichkeit und neue Mittel zur Thätigkeit schaffen. Die Idee der Arbeit ist gegenwärtig die einzige, die die Menschen vereinen kann, und, sonderbar, ist diese Idee noch nicht auf dem Gebiete der Abstractionen herausgekommen und hat noch nicht den gebührenden Platz unter den Thatsachen eingenommen. Man hat in der Arbeit nur ein Mittel und kein Prinzip, eine Art, Vermögen zu erwerben, nicht die Erfüllung einer Pflicht gesehen.*) Die Arbeit, diese wesentlich soziale Idee, galt nur für eine Sache des Egoismus und des Ehrgeizes, während sie im Gegentheil ein Prinzip der Selbstverleugnung und der Wohlthätigkeit ist. Man hätte sie aus dem wüsten Dunkel, in dem sie vergraben lag, herauswickeln und sie in ihrem wahren Lichte zeigen müssen. Hat man sie als ein Prinzip und einen Zweck aufgenommen, so wird man in der Industrie eben nur das Mittel sehen, dieses Prinzip zur Erscheinung zu bringen, und dann bekommen die Dinge eine ganz andere Gestalt; die Industrie erhält dann eine Seele und ist nicht mehr, was sie heute ist, eine Mühle auf die Mahlmetze. Sie legt ihre harte, egoistische, mitleidlose Natur ab, und im Dienste einer sittlichen, humanen Idee wird sie selbst sittlich und human. Die Industriellen sehen sich dann nicht mehr für Unternehmer an und werden, was sie, ohne Wissen und Willen, schon sind: die Vertreter der Arbeit, mithin die Vertreter ihrer Zeit. Die namenlose, unverantwortliche Macht der gegenwärtigen Industrie wird sich verlieren. Die es aber dahin kömmt, wird die Industrie ausübig bleiben, neue Sitten zu gründen, und wird sich darauf beschränken, ihre Maschinen arbeiten zu lassen; die Rechte aber und die Pflichten, die sie an das Licht fördern soll, werden so lange ungeboren bleiben, bis die Idee der Arbeit eine Thatsache, ja, mehr als das, ein Glaubenssatz, ein Credo geworden.

Die Industrie, sagten wir, müßte verstiftlicht und beschränkt werden. Wie sie zu verstiftlichen sei, haben wir gesehen: ihre Vertreter müssen sich bewußt werden, daß sie eine sittliche Idee, die Arbeit, und nicht blos materielle Interessen zu vertreten haben. So lange dieses Bewußtsein nicht erwacht, wird die Industrie brutal, wo nicht gefährlich bleiben. Es widerstehet der Vernunft allerdings, zu denken, daß diese Erscheinung nur zur Befriedigung persönlicher Interessen existire. Daher das Geschrei, die Bathansbrüche, die Kämpfe mit bewaffneter Hand, wovon wir Zeugen waren. Diese Pest, die vor einigen Jahren durch die Welt zog und die noch jetzt im Dunkeln schleicht, die 1848 die Explosion bewirkte und die man heute so gern vergessen möchte — diese moralische Pest, die man Sozialismus nannte, hatte keine anderen als die oben angedeuteten Ursachen. Die Industrie erschien dem großen Haufen als eine Thatsache, die einer Minorität von Bevorrechteten zum Schaden der weit überwiegenden Majorität diente; eine Thatsache, die keine andere Berechtigung zur Existenz aufzuweisen hatte, als den Zweck, einigen Personen die Beutel zu füllen. Strengen wir alle unsere Kräfte an, so lange es noch Zeit ist, der Wiederholung so unseliger Ereignisse vorzubeugen.

Die Macht der Industrie zu beschränken, ist eine Aufgabe, die schwieriger und leichter zugleich ist, als sie zu verstiftlichen. Die Ereignisse haben es übernommen, den Beweis zu führen, wie gefährlich es sei, eine einzige Thatsache eine zu große Ausdehnung gewinnen zu lassen. Vor kaum zwei Jahren hatte man geglaubt, die Industrie sei

*) Schon die heilige Urkunde stellt die Arbeit an die Spitze der menschlichen Pflichten: „Und Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, daß er ihn bauete und wahrete." 1. B. M. 2. 15.

das einzige Gesetz der Gesellschaften, und keine andere Thatsache könne neben ihr eine Stelle haben. Allein das Leben hat seine vielfältigen Kundgebungen; die Triebe des Menschen sind verschieden, Jeder verlangt seine Befriedigung, und die Gesellschaft kann nicht vom Brode eines einzigen Prinzips leben. Man hatte im Namen der Industrie erklärt, daß der Friede fürderhin ewig dauern müßte, und hatte vergessen, daß zur Aufrechthaltung der Gesellschaft der Krieg eben so nothwendig sei, wie der Frieden. Weil das Prinzip des Freihandels die alleinige Losung wurde, fing man an, die Idee der Nationalität und des Vaterlands völlig aus den Augen zu verlieren, ohne zu bedenken, daß diese Idee doch mindestens so wichtig sei, wie der Handel. Ein Schlag nebelhaften Weltbürgerthums, der anschleichenden Eingenommenheit für materielle Interessen entstammt, bemächtigte sich allmälig aller Gemüther. Der Gedanke, wir könnten etwas Heiligeres als Baumwollenballen und Seidenweber zu vertheidigen haben, kam nur Wenigen in den Sinn. Inzwischen rückte der Krieg heran, und die erste Frage, die Jedermann aufwarf, war die: Wird es die Industrie zugeben, daß wir Krieg führen? Dann kroch die knechtische Furcht herbei und fragte, ob es wohl der Mühe lohne, die Interessen und den Vortheil des Handels zu opfern, um die Türkei zu erhalten und Rußlands Ländersucht einen Damm zu setzen.

Alle Versuche einer Verständigung wurden angestellt aus Rücksicht auf Schonung der Handels-Interessen; nichtsdestoweniger brach der Krieg aus. Traun, der Kampf ist ein berechtigter und nothwendiger, würde er auch nur darum geführt, daß es den englischen und französischen Maschinen freistehe, in Zukunft für Andere und unter Anderen zu arbeiten, als für einen moskowitischen Fabrikherrn und unter einem lokalischen Werkmeister. Und doch, nehmen wir an, die Lage der letzten dreißig Jahre hätte noch einige Zeit fortgedauert; die Furcht, der Kleinmuth, die Liebe zur Ruhe und zu sinnlichem Genuß, kurz, alle die feigen, kriegsscheuen Leidenschaften, hätten noch mehr Macht gewonnen: Was wäre daraus geworden? Sehr wahrscheinlich hätte Europa das Knie gebeugt und um Gnade für seine Geldsäcke gebeten. Der Krieg ist ganz zu rechter Zeit gekommen, um diesem Stand der Dinge ein Ende zu machen, der bei längerer Dauer unheilbringend geworden wäre; um zu beweisen, daß die Gesellschaften von etwas Anderem als von materiellen Interessen leben; daß der Reichthum nur eine, und nicht gerade die wichtigste, unter den Mächten der Civilisation sei. Der Krieg wird die Macht, die sich die Industrie angemaßt, beschneiden und dem Platz, den sie in der Gesellschaft eingenommen, die richtigen Gränzen ziehen. Gott und der Zar seien dafür gelobt! Der mächtige Kaiser aller Reußen hat vielleicht nicht geahnt, welches Werk er vollbringe. Er hatte Recht, sich als den Vertreter der Vorsehung zu erklären.

Indessen muß die Macht der Industrie nicht blos begränzt, sie muß auch getheilt werden. Die sittlichen Ideen müssen wieder das ganze Gebiet gewinnen, das sie seit dreißig Jahren verloren haben. Dieser schmachvolle Götzendienst der Materie muß sich mäßigen und in eine richtige Schätzung umgestalten. Fragt man mich, welche moralische Ideen in der Machttheilung mit der Industrie konkurriren sollen, so antworte ich, daß, bei dem Zustande, in den wir hineingerathen sind, zuvörderst die Hingebung an irgend welche Idee eine große Wohlthat wäre; daß es nur darauf ankomme, irgend welche zu lieben und zur Fahne zu nehmen; die Wahl unter den Ideen ist von untergeordnetem Interesse.

Ja, es wäre die höchste Zeit, daß der Mensch von anderen Liebhaingsneigungen eingenommen würde, als von blos materiellen. Wir sind an die äußerste Gränze angelangt, die jenes Fieber der Interessen nicht ohne Gefahr für das sittliche Leben überschreiten kann. Noch ist Nichts verloren; noch ist Nichts unheilbar; allein noch ein Anfall, und die Gesundheit unserer Seelen ist aufs höchste gefährdet. Die geistigen Dinge, denen die letzten Generationen einen ganz weltlichen Kultus geweiht und sie dadurch herabgewürdigt hatten, daß sie denselben zu Werkzeugen der Befriedigung ihrer Ehrsucht und besonders ihrer Eitelkeit mißbrauchten, wurden für diesen Götzendienst unserer Vorgänger hart bestraft. Erniedrigt, verachtet, angespieen, ist kein Genuß so roh, der ihnen nicht vorgezogen, kein Interesse so schlecht, dem nicht der Vortritt eingeräumt wird. Sie sind unfähig, auch nur die geringste Hingebung einzuflößen. Keiner würde sich entschließen, für sie Armuth zu ertragen, sein Vermögen, sein Glück, selbst sein Leben zu opfern, wie es vor diesem frohen Muthes so viele Männer gethan haben, die nicht alle berühmt waren, deren viele im Dunkeln und unbekannt blieben. Ich zweifle nicht, daß es auch unter uns hin und wieder eine große Seele giebt, die für ein geistiges Gut, wie es sein muß, alle weltlichen Interessen unter die Füße treten würde; aber leider ist es nur zu wahrscheinlich, daß er unter uns weder Vertheidiger fände, die bereit wären, seine Sache in die Hände zu nehmen, noch Jünger, die entschlossen wären, sein Mißgeschick zu theilen. Es fehlt uns an großen Männern, das ist wahr und vielleicht ein Glück; mindestens haben wir keine Gelegenheit, zu zeigen, wie weit wir es in der Lauheit und im Skeptizismus gebracht. Wenn wir große Männer hätten, vielleicht würden wir sie nicht blos anfeinden, sondern, was noch schrecklicher, ihnen gleichgiltig den Rücken kehren; wir würden sie in der Abgeschiedenheit verkümmern lassen. Alles in Allem genommen, fände ihre Thatkraft keinen angemessenen Wirkungskreis, und sie würden aus der Welt gehen, ohne eine Spur ihres Wandels zurücklassen. Sonst war der Name dieser ansprucherungsmächtigen Seelen Legion; für eine große Idee und für ihren Vertreter boten sie, wenn es galt, dem Tode kühn die Stirn; der Seelenadel war keine Ausnahme; Tausende waren in seinem Besitz. — Man sagt freilich, daß, Dank der fortgeschrittenen Aufklärung und dem Neichthum, die Sittlichkeit im Allgemeinen sich gehoben habe. Ich zweifle. Wir essen besser, kleiden uns schöner und sehen mithin respektabler aus; aber ist die Seele stärker geworden? (Schluß folgt.)

England.

Ueber die Authentizität der älteren römischen Geschichte.*)

Der Verfasser des unten angezeigten Werkes bekleidet zur Zeit die britische Schatzkanzler-Würde. Sein parlamentarischer Ruf, obwohl nicht minder ehrenvoll, ist jünger, als der schriftstellerische. Man kennt Sir Cornewall Lewis seit lange als Redacteur der Edinburgh Review, so wie als Autor mehrerer staatswirthschaftlichen Schriften von unlengbarem Werthe. Die vorliegende Arbeit scheint hervorgerufen durch Grote's Geschichte Griechenlands, zu deren erstem Bande sie ein Seitenstück bildet, insofern als hier Sir Cornewall die Quellen für die Kenntniß der römischen Vorzeit in Betreff ihrer Glaubwürdigkeit nach denselben Grundsätzen prüft, nach denen Grote die allgriechischen Sagen auf ihren geschichtlichen Werth zurückzuführen sucht. Die ersten Kapitel besprechen die Quellen der alten römischen Geschichte im Allgemeinen, die folgenden beurtheilen sie im Einzelnen nach ihrer innerren und äußeren Glaubwürdigkeit. Die Untersuchung umfaßt die Zeit bis zur Expedition des Pyrrhus, von welchem Ereigniß an nach des Verfassers Meinung erst die Zeugnisse von Zeitgenossen beginnen. Auf genannten Gebiete trifft der Verfasser natürlich nicht selten mit Niebuhr zusammen, dem er, ohne freilich die großen Verdienste dieses Forschers um die römische Geschichte zu leugnen, in manchen wichtigen Punkten entgegentritt. Mit dem negativen Theile von Niebuhr's Arbeiten ist Sir C. Lewis einverstanden, den positiven aber stellt er in Frage. Er verwirft mit ihm den schulgerechten Inhalt der früheren römischen Geschichte, mag aber den von ihm versuchten Aufbau einer neuen nicht gelten lassen. Das Mommensche Werk, das über den interessanten Gegenstand so viele neue Aufschlüsse giebt, scheint der Verfasser nicht zu kennen.

Ueber Niebuhr's und Anderer Bestrebungen, die altrömische Geschichte wiederherzustellen, wird in dem Lewisschen Buche folgendes Urtheil gefällt.

„Der vornehmlichste Grund, weshalb über die römische Vorzeit so vielsache und so verschiedene Meinungen existiren, liegt in der mangelhaften Methode, welche nicht nur Niebuhr und seine Nachfolger, sondern auch die meisten seiner Gegner anwandten. Anstatt an die Ueberlieferungen mit denjenigen Problemitteln der Glaubwürdigkeit heranzugehen, die bei der Beardeitung der neueren Geschichte gäng und gäbe sind, fügten sie sich auf sogenannte Zeichen innerer Wahrscheinlichkeit und wollen die Wahrheit vermittelst einer geheimnißvollen historischen Divinationsgabe herausfühlen. So geschieht es, daß ihr Unternehmen in der Luft schwebt, etwa wie eine Untersuchung über den inneren Bau des Erdkörpers, oder über die Frage, ob die Sterne bewohnt sind oder nicht. Bei allem Fleiß und Scharfsinn werden auf solche Weise doch immer nur Vermuthungen zu Tage gefördert, die freilich durch Beibringung von Analogieen gestützt werden und recht annehmbar erscheinen mögen, aber dessenungeachtet auf keinem haltbaren Grunde ruhen. Es wird daher über dasselbe Volk derselben Zeit eine ganze Reihe von Konjektural-Historien geben; denn jeder nachfolgende Schriftsteller ist berechtigt, die Vermuthungen des Vorgängers ganz oder theilweise umzustoßen und seine eigenen an deren Stelle zu setzen. So ist in der Bearbeitung des ersten Zeitraums der römischen Geschichte trotz aller Regsamkeit kein Fortschritt bemerkbar; man ändert, ohne zu verbessern, und bewegt sich stets in demselben fehlerhaften Zirkel. Kein Zweifel zwar, daß Scharfsinn und Uebung Jemanden befähigen können, die Wahrheit da zu entdecken, wo sie für untergeordnete Geister unfindbar ist. Aber eben so ausgemacht ist es, daß eine entdeckte Wahrheit nur dann in die Ueberzeugung Anderer übergeht, wenn sie von Beweisen begleitet wird. Newton mag durch eine plötzliche Intuition die Analogie zwischen dem Fall eines Apfels und der Anziehung der Erde durch die Sonne erkannt haben; hätte er

*) An Inquiry into the Credibility of the Early Roman History. By the Right Hon. Sir George Cornewall Lewis. 2 vols. London, Parker & Son.

jedoch diese Analogie nicht durch Gründe erwiesen, welche die Männer der Wissenschaft befriedigten, so wäre seine Entdeckung einfach eine geistreiche Hypothese geblieben. Desgleichen mögen wir mit Vergnügen die scharfsinnigen Vermuthungen Niebuhr's über die Begebenheiten und Einrichtungen in der ersten römischen Geschichtsperiode lesen; aber daran zu glauben, sind wir durch Nichts verpflichtet. Ein Geschichtsforscher muß nicht nur die rückwärts gewandte Prophetengabe besitzen; er muß, wenn er gelten will, auch beweisen, was er ahnt."

Wie Grote für die griechische, so verwirft nun Lewis für die römische Geschichte alle Versuche, aus Ueberlieferungen, die man einmal im Ganzen für sagenhaft erklärt hat, nachträglich einzelne Thatsachen herauszunehmen oder herauszudeuten, die dann geschichtlich sein sollen. So bespricht er z. B. die verschiedenen Lesarten über die Gründung Roms, deren er allein vierundzwanzig anführt, in folgender Weise: „Es ist für uns, bei der Dürftigkeit der Beweismittel, die uns zu Gebote stehen, schlechterdings unmöglich, ein begründetes Urtheil über Werth und Ursprung der Tradition vom Romulus zu haben und etwa zu behaupten, daß dieselbe von Anfang bis zu Ende unwahr sei. Aber das darf dreist gesagt werden, daß Lemaid, der von der Meinung ausgeht, die Erzählung von Romulus sei Jahrhunderte nach den darin berichteten Begebenheiten aus mündlichen Ueberlieferungen und Legenden zusammengestellt worden, nicht berechtigt ist, einzelne Theile daraus auszuwählen und dieselben einzig aus Gründen sogenannter innerer Wahrscheinlichkeit für geschichtlich anzugeben. Diejenigen z. B., die einmal den Romulus, wie den Latinus, für fabelhafte Personen, für bloße Namen in einem erfundenen Drama erklären, dürfen auch z. B. nicht die Meinung bekennen, daß die gemeinsame Regierung der beiden Könige darauf hinweise, daß das damalige Rom zwei getrennte Gemeinden, eine römische und eine sabinische, umfaßt habe, oder daß die Geschichte vom Raub der Sabinerinnen als ein Beispiel oder, wie man sagt, typisch zu nehmen sei für das Erhalten eines internationalen Heirathsrechts zwischen beiden Völkern. . . . . Diese Annahme von sogenannten typischen Erzählungen widerspricht einer rationellen Geschichtsschreibung und den Erfahrungen über historische Quellen noch mehr, als selbst die Voraussetzung, daß sich in den mündlichen Ueberlieferungen gewisse Thatsachen durch eine lange Reihe von Jahren unverfälscht erhalten haben. Die ganze Methode länft in der That auf eine verfeinerte Wiederholung der rationalistischen Erklärungen wunderbarer Legenden hinaus, wie wir sie bei alten Geschichtsforschern finden. . . . Freilich belächelt der kritische Historiker der Neuzeit die alten Zaghaften, die z. B. den Herkules mit den Rindern des Geryon in einen Feldherrn an der Spitze einer großen Armee, oder den Riesen und Vielbränder Cacus in einen kleinen König und seine Höhle in eine Bergfestung verwandelten; aber die Art, wie man heutzutage historische Thatsachen aus sagenhaften Ueberlieferungen herauszudeutelt und z. B. in der Flucht eines gewissen Siculus eine Auswanderung der Sicaler sieht, ist nur eine andere Form jener Sorte von Geschichtschreibung und führt zu eben so unsicheren Ergebnissen. Als die ältesten griechischen und römischen Historiker die nationalen Ueberlieferungen aufzeichneten, war von einem authentischen Berichte über die Jahrhunderte vorher geschehenen Ereignisse schon nicht mehr die Rede, und wie glaubwürdig jene Schriftsteller in Betreff der Begebenheiten ihrer Zeit sein mögen: das, was sie von den ältesten Perioden ihrer vaterländischen Geschichte erzählen, hat nothwendigerweise keinen historischen Werth. . . . Und wenn nun Dionysius, Livius und die anderen alten Historiker in Bezug auf die Geschichte der altitalischen Völkerschaften ohne authentische Materialien waren, so hat der heutige Forscher noch weniger Aussicht, zu irgend welchen haltbaren Aufschlüssen über den besprochenen Gegenstand zu gelangen, oder durch Combinationen und Konjekturen, wie geistreich dieselben auch sein mögen, den Mangel positiver Thatsachen ersetzen zu können. Deshalb haben alle Untersuchungen über die ersten Bewohner Italiens kein Fundament und folglich auch keinen reellen Werth, und die gelehrten Abhandlungen, die wir über die Geschichte der Pelasger, der Sicaler, Tyrrhener, Etrusker ꝛc. besitzen, sind leider insgesammt eben so nebelhafte Speculationen, als die Untersuchungen der Vorvorderen über den Stein der Weisen oder das Lebenselixir. . . ."

In dieser Art fährt Sir C. Lewis fort, die Historiker von dem nun einmal zur Unfruchtbarkeit verurtheilten Streben nach Herstellung einer römischen Urgeschichte zurückzuhalten. „Es ist unmöglich", sagt er, „für die Nachrichten über die ersten fünfthalb Jahrhunderte der Stadt, wie sie von Dionys, Livius und anderen klassischen Autoren gegeben werden, eine haltbare Basis aufzufinden. Manches davon, zumal wenn wir uns auf Gründe innerer Wahrscheinlichkeit einlassen, hat den Anschein historischer Treue. Dies gilt besonders von der Periode nach der Verbrennung der Stadt. Es ist Grund zu der Annahme, daß eine chronologische Liste der höheren Beamten der Republik geführt wurde, so wie, daß es nach dem gallischen Brande eine Art amtlicher Chronik gab. Aber inwieweit dieser historische Grundriß durch Berichte ausgefüllt wurde, die aus Leichenreden oder Familien-Erinnerungen, aus der Volkspoesie und der mündlichen Ueberlieferung stammten; ferner durch wen und in welcher Art diese Ergänzungen ausgebracht wurden und die zu welchem Grade dieselben glaubwürdig sind, das sind ewig unlösbare Fragen."

Am besten also, die altrömische Geschichte bleibt stehen, wie sie von den klassischen Autoren berichtet wird, mit aller ihrer Naivetät und Märchenhaftigkeit, und der Leser, der von den schwierigen und großartigen Entdeckungen in dem Dunkel der römischen Vorzeit gehört hat, braucht sich seiner Erinnerungen aus der Schule nicht länger als einer längst überwundenen Orthodoxie zu schämen!

Mannigfaltiges.

— Tschudi's Thierleben der Alpenwelt. Die kürzlich bei dem Verleger der Leipziger „Illustrirten Zeitung" erschienene zweite verbesserte Auflage von Friedrich v. Tschudi's „Thierleben der Alpenwelt*)" gehört zu den schönsten Erzeugnissen der neueren deutschen Presse und bestätigt dasjenige, was wir kürzlich (Nr. 81) über die vor englischen und französischen Erscheinungen sich bemerklich machenden Ausstattungen deutscher Bücher unserer Zeit gesagt. Friedr. v. Tschudi's Werk hat sich, als geistvolles Kompendium aller Beobachtungen der zoologischen Alpenwelt, besonders so weit sie von seinen schweizerischen Landsleuten aufgegangen, sehr rasch im ganzen literarischen Europa und auch jenseits des Atlantischen Meeres, wie wir aus amerikanischen Zeitschriften wissen, einen großen Ruf erworben. Die zweite Auflage ist vom Verfasser auch in einzelnen Stücken des Textes wesentlich berichtet. Ganz besonders aber gereichen ihr die neuen Illustrationen (24 landschaftliche und zoologische Abbildungen) von E. Rittmeyer und W. Georgy zur Zierde. Der Abschnitt „Biographieen und Thierzeichnungen", der bereits in der ersten Auflage den anziehendsten Theil jedes Kreises des geschilderten Alpenlebens in der Vergregion, in der eigentlichen Alpenregion und in der Schneeregion bildete, ist durch die neu hinzugekommenen, auch künstlerischen Werth habenden Zeichnungen und feinsten Holz- (oder Stahl-)Schnitte ganz besonders werthvoll geworden. Da Tschudi mit seinen Darstellungen auch viele poetische Schilderungen, die Verse geschätzter deutscher und schweizerischer Dichter, verwebt hat, so kann es wohl kaum ein reizenderes, von einer Schweizerreise mitgebrachtes Geschenk für kunst- und naturliebende junge Freunde geben, als diese neue Auflage des „Thierlebens der Alpenwelt."

— Ein ägyptischer Gelehrter über den jüdischen Kalender. Der gegenwärtige Direktor der Sternwarte von Kahira ist ein Aegypter, Namens Mahmud, der seine Studien in Paris, Brüssel und Deutschland gemacht und sich namentlich eine Zeitlang in Berlin aufgehalten hat. Direktor Quetelet in Brüssel giebt seinem ägyptischen Kollegen das Zeugniß, daß er während der zwei Jahre, die er in Europa zugebracht, einen ganz besonderen Eifer für die Naturwissenschaften, namentlich für Meteorologie, physikalische Geographie und Erdmagnetismus, an den Tag gelegt, und daß die Sternwarte in Kahira, wohin er jetzt zurückkehre, unter seiner Leitung zu schönen Erwartungen berechtige. Kürzlich hat Herr Mahmud in französischer Sprache eine Denkschrift über die Einrichtung des jüdischen Kalenders herausgegeben, worüber, eben so wie über den muhammedanischen Kalender, noch keine wissenschaftliche Darstellung vorhanden sein soll. Herr Liagre, Berichterstatter über diese Denkschrift in der belgischen Akademie, hat die Arbeit als etwas völlig Neues bezeichnet,**) was sich auch, wie er hinzufügte, von der über den muhamedanischen Kalender sagen lasse, mit deren Ausarbeitung Herr Mahmud eben beschäftigt sei. Die gegenwärtige Form des jüdischen Kalenders reicht, nach dem ägyptischen Verfasser, bis zur ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, also bis zur Zeit des Konzils von Nicäa, zurück. Herr Mahmud hat seiner Arbeit zugleich Konkordanz-Tabellen zur Vergleichung der jüdischen und der christlichen Aera, und zwar auf 250 Jahre vom Jahre 1845 ab, hinzugefügt.

*) Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Von Friedrich v. Tschudi. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 24 Abbildungen ꝛc. Leipzig. J. J. Weber. 1854.

**) Es giebt eine vortheilhafte Arbeit über den jüdischen Kalender von Meyer Kornick, die der ägyptische Verfasser und der belgische Berichterstatter nicht gekannt zu haben scheinen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 30 Sgr., wofür das Blatt in Zwischen versendet und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Carl m. Cosm., Jägerstr. Nr. 29, und bei Gustav Hermann, Markgr.-Str. Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 92. Berlin, Donnerstag den 2. August 1855.

England.

Aus Buckingham's Autobiographie.*)

Der eben so fruchtbare Schriftsteller als unternehmende Reisende James Silk Buckingham, von dem in unserem letzten literarischen Berichte aus England die Rede war, und dessen Selbstbiographie darin mit Recht als „ungemein unterhaltend, leicht, lebhaft und reich an Stoff und Form" gerühmt wird, ist am 30. Juni auf seinem Landgütchen bei London gestorben. Der Vollendung seiner in so interessanter Weise begonnenen Lebensbeschreibung dürfte man demnach kaum entgegensehen können, es wäre denn, daß sich hinreichendes Material in den Papieren des Heimgegangenen fände; vielleicht wird es daher unseren Lesern nicht unwillkommen sein, wenn wir sie mit den bisher erschienenen, uns gegenwärtig vorliegenden ersten Bänden des Werks etwas näher bekannt machen.

Buckingham wurde am 25. August 1786 in dem kleinen, am Seeufer gelegenen Dörfchen Flatsbing, der Hafenstadt und Marinestation Falmouth gegenüber, geboren. Seine Familie war seit zwei Jahrhunderten auf dem Meere heimisch; ein Mitglied derselben hatte auf der Flotte gedient, welche die „unüberwindliche Armada" besiegte; ein zweites kam bei dem Schiffbruche des „Thunderer" um; sein Vater hatte sich als Capitain eines Handelsfahrzeuges ein hübsches Vermögen erworben und brachte, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt, den Abend seiner Tage damit zu, Segel- und Ruderböte zu bauen, auf welchen er mit seinem kleinen Sohne die Küste auf- und abfuhr. Kein Wunder also, daß auch dieser bald von dem glühenden Verlangen ergriffen wurde, sich dem Seeleben zu widmen, von dem man ihn dadurch zu heilen suchte, daß man ihn von einem Orte entfernte, wo das Schauspiel des Meeres und der darauf schwimmenden majestätischen Fregatten oder schnellsegelnden Kaper, die mit reichen französischen Prisen nachhause kehrten, den Knaben in seiner wachsenden Neigung bestärken mußte. „Ich wurde daher", schreibt er, „in meinem siebenten Jahre nach einem Dorfe Namens Hubbarton, einige zehn bis zwölf Meilen von Plymouth, entführt und dort der Aufsicht eines Herrn Scott anvertraut, der einen Pensions-Anstalt für Knaben vorstand, von welchen ich unter 60—70 der jüngste war. Dies war für mich eine Quelle unsäglichen Leidens, und während des Jahres, das ich hier verbrachte, habe ich mehr Herzenskummer erduldet, als zu irgend einer anderen Periode meines Lebens. Der Schulvorsteher war ein Tyrann, seine Gehülfen fast noch schlimmer, und die älteren Knaben mißhandelten die jüngeren in einer unerträglichen Weise, indem sie das Beispiel ihrer Lehrer nachahmten und noch übertrafen. Die uns gereichte Nahrung war so kärglich, daß, trotzdem sie durch ihre Qualität, wie durch ihre Zubereitung, Ekel einflößte, Schaaren von hungrigen Kindern sich des Nachts zusammenrotteten, um aus dem Bette zu steigen und die Speisekammer ihres Inhalts zu berauben, welchen sie, nachdem sie sich oft noch über die Beute gestritten, bis auf den letzten Bissen verzehrten, ehe sie sich wieder zur Ruhe begaben. Die Betten waren hart, das Bettzeug grob und unzureichend, und zwei oder drei Knaben mußten zusammen schlafen. Die als Strafe vorgeschriebenen Aufgaben waren peinlichster Art; so mußten wir z. B. die schwersten Kapitel der Bibel auswendig lernen, was eben nicht geeignet war, uns für die heilige Schrift zu begeistern. Gelegentlich machten wir Ausflüge nach benachbarten Dorfschaften, an denen ich aber kein Vergnügen fand. Die bemerkenswerthesten Ereignisse waren entweder Zweikämpfe zwischen den Schulkameraden, die täglich vorfielen, obwohl die Streiter darauf rechnen konnten, nach Beendigung des Duells von dem Oberlehrer tüchtig durchgeprügelt zu werden, ohne daß man danach fragte, wer der angreifende Theil gewesen sei, oder regelmäßige Schlachten zwischen sämmtlichen Knaben unserer Schule und denen einer benachbarten Anstalt, als deren Schauplatz gewöhnlich der Kirchhof oder der Abhang eines Hügels in der Nähe des Dorfes diente. Bei solchen Gelegenheiten wurden Haufen von Steinen und anderem Wurfgeschütz bereitgehalten, und jede Partei ließ es sich besonders angelegen sein, die vortheilhafte Stellung auf der Anhöhe zu gewinnen, von wo aus sie nach Art einer Kavallerie-Attacke herabstürzte, um so viele von den Feinden als möglich durch den Choc umzurennen. Ich kann mich nicht erinnern, daß der Schulvorsteher oder die Polizei sich je bemüht hätte, die Streitenden aus einander zu bringen; im Gegentheil nahmen die Lehrer entweder persönlich an dem Kampfe Theil, oder sie munierten ihre resp. Zöglinge dazu auf, und da die Kämpfer an Zahl und Alter ziemlich gleich waren, so wurde mit großer Erbitterung gefochten, und es fehlte nicht an zerschlagenen Köpfen, blutigen Nasen, zerquetschten Gliedern und zerrissenen Kleidern."

Von dieser Musteranstalt, welche lobhaft an die Dickensschen Schilderungen von „Dotheboys Hall" erinnert, wurde unser Verfasser durch den plötzlichen Tod seines Vaters erlöst. Die Mutter, deren Liebling er war, konnte ihm die Bitte, sich auf der See versuchen zu dürfen, nicht länger versagen, und als neunjähriger Knabe schiffte er sich auf dem königlichen Packetschiff „Lady Harriet" ein, dessen Befehlshaber seine älteste Schwester geheiratet hatte und von der Familie beauftragt war, ihm seinen neuen Stand möglichst zu verleiden. Der junge Buckingham ließ sich jedoch nicht abschrecken: er machte vielmehr noch eine zweite und dritte Reise mit demselben Schiffe, bis es endlich von einer französischen Korvette genommen und nach Corunna aufgebracht wurde. Aus der Gefangenschaft befreit, in der er trotz seiner Jugend sein erstes, sehr platonisches Liebesabenteuer mit der zehnjährigen Tochter des Festungskommandanten bestanden hatte, ward er zu einem Buchhändler in die Lehre gethan, bei dem er sich anfangs ganz wohlgefiel und auch den Mängeln seiner Erziehung durch eifrige Nachstudien abhelfen konnte; doch kehrte er immer wieder zum Seeleben zurück, und nach mancherlei Abenteuern und Wechselfällen, nachdem er sich als Baptistenprediger versucht, als Schreiber bei einem Advokaten gedient, als Setzer in einer Dachstube von achtzehn Pence täglich gelebt und sich bereits in seinem neunzehnten Jahre eine Frau genommen hatte, sah er sich mit einundzwanzig Jahren als Capitain eines schönen Westindienfahrers auf dem Wege zu Glück und Ehren. „Da ich", sagte er, „nunmehr effektives Mitglied der Handelsmarine geworden war, so besuchte ich regelmäßig Lloyds und andere Kaffeehäuser, wo die Schiffscapitaine und Makler zu gewissen Stunden des Tages zusammentreffen, so wie die Londoner Börse, wo Kaufleute und Schiffsrheder sich versammeln, Schiffe befrachtet, Ladungen gekauft und verkauft und Geschäfte zum Belauf von Hunderttausenden in einer Stunde Zeit abgemacht werden. Ich muß jedoch gestehen, daß mir die Zeit sehr lang wurde, die ich nothwendigerweise in diesen Geschäftslokalen zubringen mußte. Obwohl ich mich mehr als die meisten meiner Kollegen für die Rudrästung, die Disziplin und das schmucke Ansehen der Schiffe unter meinem Kommando interessirte, so konnte ich doch nicht gleiche Theilnahme an dem Steigen und Fallen der Frachtpreise, den Schwankungen der Märkte, den Kniffen, die man zur Auftreibung von Waaren und Passagieren anwandte, und den Vorspiegelungen, durch welche man sich die zur Komplettirung der Mannschaft fehlenden Matrosen zu verschaffen suchte, empfinden. Wo mich die Kaufherren und Rheder mit einer Einladung zum Diner beehrten, fand ich die unbedeutende Gastfreiheit, so weit die Auswahl der Speisen und der Weine in Betracht kam; allein der Hauptgenuß sowohl des Wirthes als der Gäste schien in möglichst starkem Essen und Trinken, in Lobreden auf die Freuden der Tafel und in Anekdoten von glücklichen Handelsoperationen an der Börse und im Comtoir zu liegen, während Literatur, Wissenschaft und Kunst niemals berührt und überhaupt kein Gegenstand von historischem, poetischem, philanthropischem oder religiösem Interesse je mit einem Wort erwähnt wurde. Das Resultat meiner Einweihung in die merkantilische Gesellschaft war mithin die Ueberzeugung, daß die tägliche Gewohnheit, „so wohlfeil als möglich zu kaufen und so theuer als möglich zu verkaufen", die Wirkung hat, den Eigennug und die Selbstsucht zu vergrößern und die edleren Regungen des Herzens zu ersticken, und daß der hochsinnige Charakter, den die populäre Tradition dem britischen Handels-

*) Autobiography of James Silk Buckingham; including his Voyages, Travels, Adventures, Speculations, Successes and Failures, faithfully and [illegible] Londons. Longman. 1855. Zwei Bände. Berlin

Er entdeckte jedoch bald zu seinem Erstaunen, daß der Geschmack an Bacchusfesten sich nicht allein auf Handelsherren und Schiffspatrone beschränkte. Ein Börsenmakler, mit dem er befreundet wurde und den er als einen Mann von wissenschaftlicher Bildung rühmt, lud ihn zu einem Mittagsmahl ein, an welchem mehrere ausgezeichnete Literaten theilnehmen sollten. „Unter anderen war der Reverend Mr. Maurice, Hülfsbibliothekar am Britischen Museum, gegenwärtig, der der Welt hauptsächlich als Verfasser eines kostbaren und fleißigen Werkes über indische Mythologie bekannt ist, welches sich damals einen hohen Rufes erfreute, obwohl die Untersuchungen neuerer Orientalisten manche Irrthümer und Trugschlüsse darin aufgedeckt haben. Da die Gesellschaft nur aus Herren bestand, so war weder dem Genusse des Weins, noch den Gegenständen der Unterhaltung eine Schranke gesetzt, und ich bemerkte mit Ueberraschung, daß diese Gelehrten, bei denen ich die Mäßigkeit des Seneka im Verein mit der Weisheit des Sokrates zu finden erwartete, dem Wein mit einem Eifer zusprachen, wie er mir noch nie vorgekommen war. Sie schienen drei Flaschen starken Portwein pro Kopf für eine Kleinigkeit zu halten und citirten Pitt, Fox und Sheridan, welche als „Sechsflaschenmänner" berühmt waren. Ihre Unterhaltung war so roh und obscön, daß kein Seemann oder Militair sie ohne Erröthen hätte anhören können, und ich wartete mit Ungeduld auf die Gelegenheit, einer mir so wenig zusagenden Gesellschaft zu entrinnen. Der Schluß des Gelages fand mit seinem ganzen Verlauf in Einklang. Der ehrwürdige und gelehrte Orientalist des Britischen Museums, der zuletzt auf den Portwein noch einige Gläser Cognac getrunken hatte, wurde total besoffen und fiel endlich hülfund bewußtlos unter den Tisch. Seine grauen Haare, sein literarischer Ruf und die Heiligkeit seines Standes machten dies für mich zu einem der peinlichsten Schauspiele, von denen ich je Zeuge gewesen, aber die übrige Gesellschaft legte dabei die vollständigste Gleichgültigkeit an den Tag. Sein Diener wurde gerufen, mit dessen Hülfe man den anscheinend leblosen Körper die Treppe hinunterzog, in eine Miethkutsche warf und nachhause fahren ließ — und dies war, wie man mir versicherte, die gewöhnliche Schlußscene, wenn der ehrwürdige und gelehrte Gentleman zu einem Diner geladen wurde. So lebte man in London, wenigstens in gewissen Zirkeln, vor vierzig oder fünfzig Jahren."

Da wir einmal bei diesem Thema sind, müssen wir noch eine andere Mittagsgesellschaft erwähnen, die von unserem Verfasser beschrieben wird. Er hatte die Bekanntschaft zweier deutschen, mit Westindien handelnden Kaufleute, der Herren Daniel und Sigismund Rücker, gemacht, die ein Landhaus in Roehampton besaßen, wo sie einen Kreis von gebildeten Freunden um sich versammelten, zu welchen auch das Buckinghamsche Ehepaar gehörte. „Als wir einst bei Herrn Rücker speisten", schreibt er, „befand sich unter den Gästen ein Offizier der donischen Kosaken, der mit einer geheimen Mission seiner Regierung nach England gekommen war. Obgleich in seinem Aeußern und seinem Benehmen einem Wilden ähnlich, war er doch für den Augenblick „fashionable", und ohne seine Gegenwart hielt man keine Gesellschaft für vollständig. Zu jener Zeit (1813) führte Rußland mit Frankreich einen erbitterten Krieg, in welchem es sich der wärmsten Sympathieen des englischen Volkes erfreute, und so sehr wurde dieser Kosak — vielleicht der erste, den man in England gesehen — von den Londoner Kaufleuten fetirt, daß er eines Tages zur vollsten Börsenzeit (high Change), zwischen drei und vier Uhr Nachmittags, auf das Piedestal der Mittelstatue im Börsenraum gehoben ward, wo er vermittelst eines Dolmetschers die verschiedenen Fragen beantwortete, die ihm die enthusiastischen Zuschauer vorlegten. Eine derselben war: „Wie viel Franzosen haben Sie mit eigener Hand erschlagen?" — „Zweihundertfunfzig", versetzte er ohne Zögern, was zwar auch die Gläubigsten stutzig machte, aber dennoch ein dreimaliges Hoch für den Helden des Tag hervorrief. Dieser Kosak war zum Diner bei Herrn Daniel Rücker und erhielt mit seinem Dolmetscher den Ehrenplatz zur rechten Hand der Hausfrau. Als aber das Essen aufgetragen wurde, machte er sich mit solcher Geschäftigkeit darüber her und verzehrte so ungeheure Quantitäten Oel, Senf, Essig und Sauce, daß er Allen, die in seiner Nähe waren, den Appetit benahm und mehrere von den Damen aufstehen und sich vom Tische entfernen mußten. Jeder schien daher froh, als das Diner vorüber war und der Kosak sich empfahl, um nach London zurückzukehren, wo er noch zu drei verschiedenen Soireen eingeladen war."

Seiner Frau zu Gefallen beschloß jetzt Buckingham, der unterdessen durch gelungene Speculationen ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben hatte, sich von der See zurückzuziehen und ein Handlungshaus auf Malta zu gründen. Für ein solches Unternehmen boten sich ihm um so günstigere Aussichten dar, als er durch seine öfteren Reisen im Mittelländischen Meer mit den dortigen Verhältnissen genau bekannt und mit den verschiedenen, beim kaufmännischen Verkehr in der Levante gangbaren Sprachen — dem Arabischen, Neugriechischen, Italiänischen und Französischen — vertraut war. Allein zum Unglück brach die Pest in Malta aus, seine Waarenlager wurden von einer Feuersbrunst verzehrt, und er verlor nicht nur seine ganze Habe, sondern auch Alles, was ihm seine Londoner Handelsfreunde anvertraut hatten und wofür er nun aufkommen mußte. Seine Lage war kritisch, aber er ließ den Muth nicht sinken. In Aegypten herrschte damals Mehemed-Ali-Pascha, der eben mit Energie an der Regeneration seines Landes arbeitete und bei dem fähige Ausländer, die ihn in diesem Werke unterstützen konnten, einer freundlichen Aufnahme versichert waren.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Industrie und Materialismus.

(Schluß.)

Gehen wir von den großen Dingen zu den kleinen über und von den moralischen Krankheiten im Großen in das Detail der Sitten ein, so sehen wir, daß die augenblichen Fortschritte selbst weit entfernt sind, Wohlthaten zu sein. Die Industrie hat sehr wohlfeile Zeuge hervorgebracht, das ist gewiß; Alle können fast dieselben Kleider und so dieselbe Stoffe, einförmige, langweilige Oberfläche zur Schau tragen. Dafür hat die Eitelkeit in riesengroßen Verhältnissen zugenommen. Die Oekonomisten haben Unrecht, bei ihrem Kalkül unseres gesellschaftlichen Zustandes die verschiedenen moralischen Ergebnisse, die diese oder jene materielle Erfindung herbeiführt, nicht in Anschlag zu bringen. Warum z. B. ist in dem Gemälde, das sie uns von der gegenwärtigen Gesellschaft entwerfen, niemals die Eitelkeit als Schatten angebracht? Die Industrie, sagen sie, verbreitet die Wohlthätigkeit durch alle Schichten der Bevölkerung. Gut; aber wenn die Eitelkeit sich mit in ihr Gefolge einschleicht, was dann? Die Wohlthat wird dann nur eine scheinbare sein, und aufs günstigste werden die Nachtheile die Vortheile aufwiegen, und die Gesellschaft wird in dem vollständigsten status quo bleiben. Man kann inzwischen bei diesem halben Optimismus nicht stehen bleiben. Ein allgemeines Laster hat bei einer Nation Folgen, die in ihre Wohlfahrt mächtiger eingreifen, als die Erfindungen der Industrie und die Argumentationen der Staatswirthschaftler. Zwei moralische Thatsachen sind es, die auf den Menschen einwirken: der Nachahmungstrieb und der Trugschluß von dem Scheine auf die Wirklichkeit. Wenn ich so angezogen bin, wie meinesgleichen, warum soll ich nicht so leben, wie er! Der Industrie ist es gelungen, dem Armen wohlfeilen Kaufs Dinge zu geben, die früher nur dem Reichen zugänglich waren: Kleider, Hausgeräth, sogar Luxusgegenstände. Sie giebt ihm den Schein des Wohlstandes; unselige Gabe! warum giebt sie ihm nicht auch die Wirklichkeit! So hat die Industrie mit ihrer Gefälligkeit Neigungen in dem Armen geweckt, die ihm früher unbekannt waren, und zwei schmähliche Laster in ihm ausgebrütet: den Neid und die Eitelkeit. Aber der Neid ist für das Herz eine traurige Kost; nun sich daran zu sättigen, muß man in einer sehr niedrigen, sehr verzweifelten Lage leben. Die Eitelkeit, die hat schon mehr Hülfsquellen; sie versteht es, Alles umzugestalten; sie lehrt den Beamten, der von einem bescheidenen Gehalte lebt, sich den Schein des Wohlstandes zu geben; dem Wohlstand drängt sie den Schein des Luxus auf, sie verschont selbst den Reichen nicht und treibt ihn, sich mit fürstlichem Prunk zu umgeben. So durchläuft sie alle Stufen der gesellschaftlichen Leiter und zaubert wunderliche Verirbilder hervor. Wie viel besitzt der Herr, der hier in seiner Equipage durch die Straßen rollt! Man räth, sein Mensch weiß es. Wie hoch beläuft sich das wirkliche Vermögen dieses jungen Elegants, und wie bestreitet er seinen Aufwand! Und — ein noch interessanteres Problem — dieser ehrliche Krämer, dessen Einnahme aufs Haar zu berechnen ist, wo treibt er die Mittel auf, seinen bescheidenen Haushalt in Gang zu erhalten! Das ist für uns ein Geheimniß; aber der Gottfeibeiuns weiß es gewiß.

So wäre dann dieser vermeintliche Wohlstand nichts als ein Köder und eine Fata morgana. In unserer Gesellschaft lastet das Elend nicht auf so zahlreichen Klassen als ehedem; dafür hat der Zwang sich über alle Volksschichten verbreitet. Die gesammte moderne Gesellschaft lebt in den Tag hinein und in einer ungewein schwankenden Lage; sie schlägt sich durch mit allerlei Erfindungen, mit Kredit, Schwindel; sie vertuscht ihre Rechnungen, tilgt sie niemals. In dieser Gesellschaft ist das Leben schwieriger als in jeder anderen; denn kraft neuer Vorurtheile, die widerwärtiger sind, als der alte Aberglauben, wird die Armuth allgemein als etwas Schimpfliches angesehen. Daher strebt Jeder, reich zu sein oder doch zu scheinen; der Kredit, das Vertrauen, die Ehre sind nur um dieses Preis zu haben. Daher muß man zu den ungezimendsten Maßregeln greifen; daher spannen die Lüge, der Humbug ihre Netze immer weiter aus. Diese Krankheiten wuchern in dem von der Eitelkeit durchpflügten Boden; die Verachtung der Mittelmäßigkeit und der Durst nach Genuß sind die natürliche Aernde. Die Strafe bleibt nicht aus: man möchte gern diese Mis-

bräuche abschaffen; es geht nicht mehr: sie sind eine Existenzbedingung der Gesellschaft geworden.

Hier haben wir nun etliche Ergebnisse, die wir der Anbetung der Materie verdanken. Ueberall Eitelkeit und in Folge überall Zwang — ein gleicher Zwang zum Genuß bei Allen und zu Folge dessen die Nothwendigkeit solcher Auskunftsmittel, die geeignet sind, jenem Hang Vorschub zu leisten.

Die Industrie hat den modernen Luxus geschaffen; jeder Dummkopf staunt ihn mit offenem Munde an, und doch gehört er zu den allerbeklagenswerthesten Erfindungen. Dieser Luxus hat nichts Humanes: er dient dem Menschen nicht, wie er sollte, als Draperie und Rahmen; er ist um allen aristokratischen Charakter gekommen. Unsere Wohnungen entbehren jedes Adels in ihrem Aussehen, sie bekommen keinen Geschmack, offenbaren keine Kunst. Ihr ganzer Reichthum besteht in den Geräthschaften und der inneren Ausschmückung. Der Mensch verliert sich in den überladenen Draperieen, Vorhängen, Tapeten und Kronleuchtern. Das Gold glänzt an allen Wänden, und die kostbarsten Stoffe dienen zu gemeinem Gebrauch. Die Ueberfülle der Pracht und eine unverschämte Verschwendung rauben unserem Luxus alles Gepräge der Schönheit. Diesem Luxus, aller strengen Größe, alles Adels bar, ist ein abstoßender, gemeiner Charakter aufgedrückt; diese Geräthschaften tragen das Siegel eines unlauteren Geschmacks, diese Vergoldungen sind ein wüster Mischmasch, diese Draperieen mahnen an das Theater, und all dieser gediegene Reichthum glitzert wie Flittergold. Unwillkürlich drängt sich dem Beschauer die Frage auf: wer mag wohl der Bewohner dieser Zimmer sein, die für eine Courtisane oder einen orientalischen Nabob passen? Und er ist oft sehr überrascht, zu erfahren, der Bewohner sei ein ehrsamer reicher Bourgeois, der ein ordentliches und sonst ziemlich einfaches Leben führt, der aber den wunderlichen Einfall bekommen hat, sich eine Wohnung herzurichten, die man für das Foyer eines Theaters oder für die Zimmer einer Fille entretenue halten könnte. Dieser Luxus von verdächtigem Geschmack und roher Ueberseinerung ist inzwischen Alles, was die Industrie vom künstlerischen Gesichtspunkte und Bemerkenswerthes geschaffen hat. Man hat oft gesagt, die Industrie tödte die Kunst; man sagte richtiger, sie erniedrige sie. Je mehr und mehr bringt sie dieselbe zur Decoration und Ornamentation herab. Hausgeräthe, Bronzesachen, Statuetten, Zeuge — das sind unsere plastischen Künste, unsere Skulptur, unsere Malerei. Wenn es wahr ist, daß die Künste genau das soziale Leben widerspiegeln: dann können wir nur eine sehr betrübende Meinung von uns selbst haben. Studenmaler sind unsere Raphael, Musterzeichner unsere Michael Angelo, Tapezierer unsere höchsten Geschmacksleiter; haben wir es nicht weit gebracht? Doch wir wollen auch gerecht sein, durch die Industrie hat die Kunst einen neuen Fortschritt gemacht, der darin besteht, das Genie durch die Thätigkeit einer physischen Kraft zu ersetzen: die Daguerrotypie macht die Titiane, die Photographie die Correggio's entbehrlich. Die Partei, die für den modernen Fortschritt glüht, war rein weg vor Staunen über die Werke dieses wundervollen Malers, der Sonne. Etwas mehr Zurückhaltung würde ihr besser anstehen. Diese Erfindungen, wie alles Mechanische, Alles, was des moralischen und humanen Moments entbehrt, sollten uns nur in sehr mäßigem Grade begeistern.

Hier haben wir nun einige der Mängel, welche die nichtgeregelte Industrie in der Gegenwart erzeugt hat; was spart sie uns für die Zukunft auf! Beobachten wir gewisse Zeichen, dann ist diese Zukunft, leider, vielleicht noch trauriger, als die Vergangenheit. Die uns vorangegangenen Generationen hatten noch manche Eigenschaft, die für die Irrthümer und Fehler schadlos hielten; allein die heranwachsenden und die kaum ins Leben tretenden Generationen, die verspreche, ihre Väter, die nicht den Muth gehabt, sich dreist von allem moralischen Sinn loszusagen und sich jeder Sorge um Interessen, die nicht der Materie angehören, zu entschlagen, weit, weit hinter sich zu lassen. Diese Kinder machen uns zittern. Bei ihnen sucht Ihr vergebens das Jugendliche, irgend eine seiner edlen Täuschungen, die reizende Unbekümmertheit, welche die Jugend kennzeichnet. Das Mittelalter, das seit lange gestorben war, lebte doch mindestens alle Jahre mit dem Erblühen der jungen Generationen wieder auf; heutzutage aber haben die prosaischen Wirklichkeiten die Illusionen verdrängt, an denen sonst der Jüngling zehrte. Hitzig, gierig, unbarmherzig wie durch das Handwerk gestählte Wucherer, mitleidslos wie alte Soldaten, die zu viel Schmerzen und Blut gesehen, um leicht gerührt zu werden — haschen diese Jünglinge hinter dem Reichthum her, wie sie ehedem dem Vergnügen nachgejagt sind. Sie haben keine Leidenschaften, kennen die Liebe nicht; ihr Herz ist leer, selbst ihr Blut ist kalt. Zittert, wenn Ihr ihnen die Hand drückt; Ihr fühlt keinen Gegendruck von diesen abgelebten jungen Greisen. Es sieht aus, als wenn ihre Väter ihnen im Blute alle Erfahrungen, alle Enttäuschungen, alle seit fünf oder sechs Generationen angehäufte Zweifelsucht vermacht hätten. Sie glauben nur an Eines: an das Geld; sie haben keinen anderen Gott, als den vollen Beutel, sie erkennen keine andere Macht an. Geschmeidig, gewandt, schlau, entwickeln sie, um Geld, um Carrière zu machen, eine Thätigkeit, eine Kraft, eine Beharrlichkeit, wie sie nimmer ein Mönch angewandt hat, um den Schlingen des Bösen zu entgehen und alle Triebe des alten Adam aus seinem Herzen zu reißen. Nichts setzt sie in Verlegenheit, Nichts verlenkt sie von ihrem Ziele; was sie nicht begreifen, lassen sie fahren: die Neugierde gehört nicht zu ihren Fehlern. Kalt lassen sie die Revolutionen und die politischen Ereignisse an sich vorüberziehen; das geht sie nichts an. Sie haben weder die Laster ihrer Tugenden, noch die Tugenden ihrer Laster: sie können enthaltsam sein, lieben aber die Enthaltsamkeit nicht; sie sind thätig, lieben aber die Arbeit nicht; sie sind ausschweifend, haben aber keine Freude am Genuß. Das ist das, leider sehr treue, durchaus nicht übertriebene Bild des heranwachsenden Geschlechts. Es verheißt uns eine Gesellschaft, die nach ihrem Gleichnis gemacht ist, in der sie allein werden leben können; eine harte, mitleidlose, egoistische Gesellschaft, die keine Spur von Hingebung aufweisen, in der sich der Grundsatz des Thomas Hobbes, der Krieg sei ein Naturzustand, und der Mensch sei von Natur der Feind des Menschen, vollständig verleiblichen wird. Diese neuen Generationen, die dennoch — wir müssen es zum Heil der Welt hoffen — manches edle Herz zählen, sind das letzte und merkwürdigste Erzeugniß der Industrie. Sie macht die Gesellschaft nach ihrem Ebenbilde, sie fabrizirt grausame Seelen, wie ihre Maschinen, und ausgetrocknete Herzen, wie ihre Produkte.

Wir haben nicht die Absicht, die Industrie anzuschwärzen; allein gerade, weil wir die wichtige Rolle kennen, zu der sie in der modernen Gesellschaft berufen ist — eben deswegen wünschten wir sie unter einen moralischen Einfluß gebracht zu sehen. An ihre Geschichte ist das Loos der Mittelklassen größtentheils gebunden. Kömmt die Industrie von ihren Verirrungen zurück, betritt sie bessere Bahnen, so ist der Triumph der Mittelklassen gesichert; steuert sie aber einen falschen Kurs, dann müssen die Mittelklassen, d. h. die Sammtgesellschaft, umschlagen und zugrundegehen, denn die Industrie ist eine große Thatsache, insofern sie das Mittel ist, eine Hauptidee der französischen Revolution zu verwirklichen. Welches sind die Prinzipien der Revolution? Etwa die Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Nein; diese zu metaphysische Formel schließt ihrer Wünsche und fernliegende Bestrebungen als Prinzipien in sich. Schlägt man das Werk der Revolution aus seinen himärischen Wünschen, seinen Träumen, seinen antiken Anklängen, seinen materiellen Theorieen, so bleibt nur ein Doppelkern: die Substitution der Arbeit für das Privilegium, die Substitution des Amtes für die Geburt. Das Befehlen soll nicht mehr an den Adelstitel gebunden sein und dieser dem Menschen keine Rechte mehr über den Menschen, so wie das Privilegium keine Rechte über den Boden und den beweglichen Reichthum, geben. Das Befehlen, wie das Gehorchen, soll an das Amt geknüpft und der Reichthum eine Frucht der Arbeit sein. Eine neue Hierarchie soll die ganze Gesellschaft umspannen. In ihr soll, von der untersten bis zur obersten Stufel, Jeder nur die ihm übertragenen Functionen im Namen der metaphysischen Person, des Staates, verrichten. Das war der ideale Entwurf der französischen Revolution und der wahre Sinn ihrer Reformen. Jeder sieht, daß die Verwirklichung dieses Planes überschwängliche Tugenden anspricht: eine heiße Arbeit ohne Ansicht auf großen Lohn — denn sie ertheilt nur einen persönlichen Grad, keinen Titel —, eine große Hingebung an die Gesellschaft, eine seltene Bescheidenheit; denn ein Amt ohne höheren Rang ist nicht gemacht, in Versuchung zu führen. Der Ruhm, die Eitelkeit, der Stolz konnten bei solchem Plan nicht ihre Rechnung finden. Die Gesellschaft verlangte von seinen mit der Führung des Staats Betrauten einen glanzlosen Heroismus, eine ganz bürgerliche Unbefleckhichkeit, den Fleiß eines Comtoirisen, den gesunden Verstand eines Geschäftsmannes. Um diesen Plan einer auf die Idee der Arbeit und die Idee der Amtsthätigkeit gegründeten Gesellschaft zu Werk zu setzen, boten sich zwei Mittel: die Administration und die Industrie. Unter die unmittelbare Beaufsichtigung des Staates gestellt, blieb die Administration dem Programm der Revolution treu; allein die Industrie, dieser Beaufsichtigung entzogen, verlor bald die Idee, die sie verwirklichen sollte, aus dem Gesicht: die sittliche Idee der Arbeit war ihr nicht mehr Prinzip und Zweck, sie behielt nur die Speculation und den Reichthum, den Genuß und den Luxus im Auge.

Die Mittelklassen mögen jedoch wohl bedenken: das Ideal der Gesellschaft, die sie gegründet haben, das bei weitem sittlicher in seinem Prinzip ist, als das Ideal der alten Gesellschaft, legt ihnen eine weit größere Summe von Tugenden und eine weit schwerere Verantwortlichkeit auf. In der That, dieses Ideal, wenn verwirklicht, fordert eine solche Selbstverleugnung, daß das Privatvermögen, nur als anvertrautes Gut angesehen, den Besitzer der Gesellschaft verantwortlich macht. Diese Auffassungsart der Frage ist freilich der Habgier, dem zügellosen Hetzen nach Reichthum nicht recht; allein sie ist den Prinzipien der Neuzeit entsprechend, und weiß man sie zurück, so kann man sich nicht mehr auf diese Prinzipien berufen. In jedem Be-

ruse, ob im Staatsdienst oder bei freiem Gewerbe, haben wir und als Beamte anzusehen, an welche die Gesellschaft Ansprüche hat. Die Arbeit, nicht der Reichthum, muß unser Endziel sein; von uns Allen erwartet die Gesellschaft Dienste, nicht, daß wir unsere persönlichen Neigungen befriedigen. Die Industrie ist nur eines der Mittel, dieses Ideal zu verwirklichen; sie kann nichts Anderes sein, ohne ein Mittel der Anarchie zu werden. Sie muß sich mehr bescheiden, und anstatt sich für eine Königin zu halten, muß sie zur Magd werden; denn sie beherrscht keine einzige gesellschaftliche Function. Sie ist nun und nimmermehr des Menschen höchstes Ziel auf Erden; das Ziel der Menschheit ist nicht der Reichthum, sondern die zeitliche Verwirklichung der moralischen Ideen, die wir in und tragen; denn das Reich des Ideals und der Religion soll allerdings von dieser Welt sein und soll im Verlauf der Zeiten sich auf Erden gründen, oder die Geschichte ist ein sinnloses Märchen, und dann will ich gern einräumen, daß Reichthum und Luxus das Ziel der Gesellschaft seien. Bis aber dieser Satz bewiesen ist, bestehen wir auf der Forderung, daß die Macht der Industrie getheilt, daß sie als Mittel, nicht als Zweck angesehen werde; daß ihre Vertreter zur Ueberzeugung kommen, sie seien Vertreter einer sittlichen Idee, nicht einer materiellen Thatsache; endlich verlangen wir, daß der öffentliche Geist diese Macht kräftig im Zaume halte, damit sie nicht über ihre Gränzen hinausgreife. Nur unter diesen Bedingungen werden die Mittelklassen die moderne Gesellschaft retten. — Die Menschheit wird sich nicht zu Gunsten der Industrie und ihrer Maschinen ins Krankenbett legen und der materialistischen Sklaverei verfallen. Der Geist, der die Welt leitet, ist mächtig genug, die Thatsachen, die eine zu ungehemmerliche Anbehnung nehmen oder einen verhängnißvollen Einfluß gewinnen, in die gebührenden Schranken zurückzudrängen.

Ostindien.

Der Radscha Radhakant über deutsche Leistungen auf dem Sanskrit-Gebiete.

Wir haben kürzlich eines charakteristischen Schreibens gedacht, das ein indischer Pandit in Benares an die Dümmlersche Verlagsbuchhandlung in Berlin erlassen. Als Seitenstück dazu ist und der Inhalt eines Briefes mitgetheilt worden, den ein anderer gelehrter Hindu, der Radscha Radhakanta-deva, Verfasser eines Sanskrit-Lexikons in sechs Folio-Bänden, an einen deutschen Herausgeber sanskritanischer Forschungen gerichtet hat. Wenn es schon an sich erfreulich ist, wahrzunehmen, wie sich die Herrschaft der heutigen Wissenschaft und Kunst bis über den Indus und den Ganges erstreckt, so muß es deutschen Lesern um so interessanter sein, speziell die Leistungen den heimischen Geistes in so ferner Zone, und zwar von einem Manne, der unter den Hindus eine wissenschaftliche Autorität ist, anerkannt zu sehen. Der in englischer Sprache abgefaßte (vom 17. Mai d. J. datirte) Brief enthält unter Anderem Folgendes:

„Das gegenwärtige Jahrhundert kann als das Zeitalter der Entdeckungen charakterisirt werden. Es ist gekennzeichnet durch die umfassendsten Errungenschaften von Wissenschaft und Kunst; gleichzeitig aber auch durch die edelsten Erzeugnisse des europäischen Geistes. Mitten unter den Wundern, die das menschliche Genie hervorgerufen und die uns rings umgeben, nehmen wir, die wir die vollständige, folgsame Entwickelung älterer Zweige der Wissenschaft beobachteten, zugleich die jugendlichen Keime vieler neuer Wissenschaften wahr, die sich im Stillen während der letzten zwanzig Jahre zu entwickeln angefangen und unter denen wir die Ethnographie mit den ihr untergeordneten Zweigen der Anthropologie und vergleichenden Sprachkunde (Glossology) hervorheben.

„Es dürfte wohl, wie ich glaube, von allen Wissenschaftsmännern zugegeben werden, daß, unabhängig von den vielen interessanten Gegenständen der Betrachtung und des Studiums, die der ausgebreiteten Kultivirung der Sanskrit-Literatur in Europa verdankt werden, diese das hauptsächlichste, wenn nicht das einzige Moment ist, welches die Glossologie zu einer Wissenschaft erhoben und dem Philologen den Schlüssel an die Hand gegeben hat, vermittelst dessen er die Geheimnisse des Baues und der Verwandschaft der verschiedenen Sprachen älterer und neuerer Zeit zu erforschen vermag.

„Die durch das Studium des Sanskrit den philologischen Forschungen zu Theil gewordene Unterstützung ist noch wesentlich erhöht worden durch die, wenn auch noch unvollkommene, Kenntniß der alten, jetzt gänzlich außer Anwendung gekommenen Form jener überaus ehrwürdigen Sprache, in welcher die Vedas geschrieben sind, wozu wir denn auch die Entzifferung der keilförmigen Inschriften zählen, den erleichterten Zugang zu der Zendsprache, die Zusammenstellung der neueren nationalen Sprachen-Gruppen und den beginnenden Ausbau einer zusammenhängenden, authentischen Geschichte der dunkelsten Zeiträume des Alterthums. In dieser Beziehung namentlich haben wir einem Müller, einem Weber, einem Benfey und einem Roth dankbar zu sein, deren Arbeiten so viel bereits gelesset und mehr noch versprechen für die Wiedererweckung der Literatur der Vedas.

„Groß, wie die Verpflichtung ist, welche die gelehrte Welt gegen diese Männer der Wissenschaft hat, haben sie doch besonders den Hindus eine unschätzbare Wohlthat erwiesen, indem sie denselben ihre heiligen Offenbarungen in vollständiger, eleganter, korrekter und gediegener Form zugänglich gemacht, wofür unsere Landsleute diese Männer als ihre zweiten Vyasas verehren werden.

„Radhakant, Radscha Bahadur."

Mannigfaltiges.

— Die Brüder Schlagintweit in Ostindien. Von den drei Brüdern Schlagintweit, die sich seit dem März d. J. auf einer (von Humboldt angeregten und von der britisch-ostindischen Compagnie unterstützten) wissenschaftlichen Expedition im Himalaya-Gebirge befinden, sind Nachrichten aus Ostindien eingegangen, wonach der Beherrscher von Nipal nicht zu bewegen war — ungeachtet man ihm wahrscheinlich vorgestellt, daß die Reisenden blos „deutsche Gelehrte" seien, von deren Beobachtungen er nichts für die Sicherheit seines Reiches zu besorgen habe — dieselben in sein Gebiet einzulassen, so daß die Brüder vorläufig darauf beschränkt sein werden, den britischen Antheil der Himalaya-Kette in geologischer, meteorologischer und erdmagnetischer Beziehung zu durchforschen. Hermann Schlagintweit war von Kalkutta nach dem Sikkim-Gebirge aufgebrochen, während Adolph und Robert sich nordwestlich wandten, über Benares, Allahabad und Futtegarh gingen und bereits Mitte Aprils in Rainy-Tal in Kumara anlamen, nachdem sie bis zu einer Höhe von 8700 Fuß zahlreiche Beobachtungen angestellt. Zu Milum, an der Ostseite der Nanda Dewi-Gruppe, wollten sie ihr nächstes Hauptquartier aufschlagen, um von da nach Thibet vorzudringen. Näheres über ihre bisherige Reise wird das fünfte Heft von Petermann's „Geographischen Mittheilungen" bringen.

— Belgische Preisfragen. Die königl. Akademie von Brüssel hat sich in einer ihrer letzten Sitzungen mit der Stellung zweier Preisfragen beschäftigt, deren Lösung sie für das Jahr 1857 erwartet. Die eine dieser Fragen lautet: „Welches ist der Einfluß der Civilisation auf die Poesie gewesen?" und da es, wie Herr Quetelet, der Antragsteller, bemerkte, bei Lösung dieser Frage ebenowohl auf die Form, in welche die Beantwortung eingekleidet wird, als auf den Inhalt ankömmt, so werden die betreffenden Konkurrenzschriften auf die Abfassung in französischer Sprache beschränkt. Dagegen hat eine solche Beschränkung bei der Stellung der zweiten Preisfrage, welche die niederdeutsche Sprache in ihrem Verhältnisse zu anderen deutschen Dialekten zum Gegenstande hat, natürlich nicht Platz gegriffen. Auf den Antrag des Abbé Carton soll es sich bei Beantwortung dieser Frage hauptsächlich um eine vergleichende Studie gewisser Wurzelformen handeln, die allen germanischen Sprachen zwar gemeinsam sind, sich jedoch nur noch im Blaemischen vollständig erhalten haben. Herr Carton behauptete, daß sich mit Hülfe dieser im Blaemischen erhaltenen Wurzelformen manche veraltete Ausdrücke deutscher und englischer Schriftsteller, die selbst Deutschen und Engländern unverständlich wären, leicht erklären ließen, und daß er sogar einmal mit Hülfe des Blaemischen einigen englischen Reisenden, mit denen er in einem Eisenbahn-Coupé zusammengetroffen, Shakespearesche Verse explizirt habe, deren Sinn ihnen unverständlich gewesen. In den Eisenbahn-Coupés findet man freilich zuweilen auch Engländer, denen der gesammte Shakespeare ohne und sogar mit Hülfe des Blaemischen unverständlich sein mag.

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Versuch
einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie
von
Professor Dr. P. Jessen.
Gr. 8. Geheftet 45 Bogen. 3 Thlr. 25 Sgr.

Dass einer der berühmtesten Irrenärzte die Resultate reicher Erfahrungen und lebenslänglichen Nachdenkens in einer umfassenden Darstellung der Psychologie niederlegt, darf gewiss als eine in der Geschichte der Wissenschaft einzige Erscheinung angesehen werden, die in gleicher Weise die Aufmerksamkeit des Arztes wie des Philosophen in Anspruch nehmen wird.

Berlin, Juli 1855.

Veit & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche der Post zu Zulande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Herausgeber Neumann, Universitäts-Nr. 21, so wie von allen königl. Postämtern angenommen.

№ 93. Berlin, Sonnabend den 4. August 1855.

Rußland.

Züge aus dem Leben des Kaisers Nikolaus.

Von einem Amerikaner gesammelt.

Putnam's Monthly von New-York enthält in seinem diesjährigen Juni-Hefte einen sehr gut geschriebenen Artikel über den verewigten Kaiser Nikolaus („The Late Emperor of Russia"). Es ist die Huldigung, die ein vorurtheilsloser freier Mann dem Beherrscher eines großen Reiches darbringt, dessen menschliche Schwächen er keineswegs verhehlt, dessen ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften er jedoch darum nicht seine Bewunderung versagt. Der Verfasser hat unstreitig seine Beobachtungen in der Nähe des Kaisers selbst gemacht, da er an vielen Stellen eine große Kenntniß der russischen Lokal- und Personalzustände verräth. Wir wollen einige Momente dieser Darstellung hier mittheilen, da sie zum Theil Details enthalten, die bisher in Europa wenig oder gar nicht bekannt waren:

. . . „Kein besserer Patriot, als Nikolaus, konnte in seinem Lande gefunden werden. In der That liebte er sein Land fast abgöttisch. In seinem Geiste, wie in seinem Herzen, bildeten die National-Religion, die Autokratie und das russische Volksthum eine heilige, unlösliche Dreieinigkeit. Mit dem tiefen Ernste seines Wesens, mit der vulkanischen Kraft seiner Leidenschaften zerschmetterte er Alles, was ihm im Wege war, wenn es die Bethätigung dieses seines Glaubensbekenntnisses galt. Er war ein Autokrat, ein Zar, vom Wirbel bis zur Zehe." . . .

. . . „Das Kabinet, in welchem der Kaiser die Berichte seiner Minister empfing, befand sich unmittelbar über dem Vondoir der Kaiserin. Sie hielt sich gewöhnlich in diesem Zimmer zu den Stunden der geschäftlichen Vorträge auf. Beide Räume waren durch eine Wendeltreppe im Innern verbunden. Hörte nun die Kaiserin irgend ein besonders lautes Sprechen im Zimmer ihres Gemahls und nahm sie wahr, daß die Stimme des Kaisers sehr zornig wurde, dann rief sie beschwichtigend: „Nikolaus! Nikolaus!" Und der Kaiser, wenn er diese sänftigenden Laute seiner Gemahlin vernahm, eilte zu ihr die Treppe hinab, bei welcher Gelegenheit sich sein Zorn abkühlte, und bald darauf kehrte er ruhig zu seinen Geschäften zurück. Während der letzten zwei Jahre zeigte er, obwohl er doch gerade in dieser Zeit sehr oft Gelegenheit gehabt hätte, aufgeregt zu sein, eine große Herrschaft über sich selbst, was Niemand, der mit der Art seines Temperamentes näher bekannt war, ohne Erstaunen wahrnehmen konnte." . .

. . . „Im Jahre 1837, bei Gelegenheit der Wegnahme des englischen Schiffes „Viren", das den kaukasischen Bergvölkern Pulver und Waffen zugeführt hatte, ward Lord Durham nach St. Petersburg gesandt, um hier Genugthuung für die beleidigte englische Flagge zu verlangen. Seine Mission war jedoch nicht von Erfolg. Bei Gelegenheit eines Hofballes, als der Kaiser sich eben mit Lord Durham unterhielt, erhob er plötzlich seine Stimme und sagte so laut, daß es alle Umstehenden hören konnten: „„Ich bin vollkommen berechtigt, Kriegscontrebande zu konfisziren, gleichviel von welcher Flagge sie gedeckt sein mag, und ich werde keine Genugthuung geben. Fangt nur immer Krieg an, wenn Ihr wollt. Ich weiß sehr wohl, daß Ihr meine Flotten zerstören und einige meiner Hafenstädte verbrennen könnt; aber versucht es nur, in Rußland zu landen, ich kann Euch hier einen warmen Empfang verspreche."" . .

. . . „Im Sinne der russischen Politik war es vielleicht der größte Fehler, den er beging, als er im Jahre 1848 die Sache Oesterreichs zu der seinigen machte. Nachdem er jahrelang mit dem Turiner Hofe die freundschaftlichste Verbindung unterhalten und Karl Albert stets die hochachtungsvollste Verehrung gegen ihn an den Tag gelegt hatte, suspendirte der Kaiser mit einem Male alle diplomatischen Verbindungen mit dem Turiner Hofe, als Karl Albert das Schwert gegen Oesterreich gezogen hatte. Von diesem Augenblick ab behandelte er die piemontesische Regierung mit der größten Geringschätzung, und bis zu seinem Ableben weigerte er sich, dort die neue Ordnung der Dinge oder den gegenwärtigen Monarchen anzuerkennen. Der Feldzug in Ungarn war weder eine glänzende Waffenthat, noch ein großartiger politischer Akt. Die Magyaren waren von allen Seiten von überwältigenden Massen angegriffen und konnten unmöglich lange Widerstand leisten. Außerdem war aber auch die Expedition gegen sie in Widerspruch mit den National-Sympathieen Rußlands. Das russische Volk hat einen ererbten Widerwillen gegen die österreichische Nebenbuhlerschaft. Paskewitsch und die russischen Generale hätten viel lieber Wien von der Erde vertilgt, als Görgey gefangen genommen. Das Gedeihen Oesterreichs erscheint den Russen als ihrem Interesse nicht zusogend. Ein kleiner Magyaren-Staat an den Gränzen Rußlands könnte nie ein so gefährlicher Nachbar werden, wie ein Reich von fünfunddreißig Millionen Einwohnern in kräftig centralisirtem Zustande. Bei der Auflösung Oesterreichs würden sich die slavischen Nationalitäten desselben emanzipirt, und ein Theil derselben, der den Magyaren nicht zu widerstehen vermocht hätte, würde seine Zuflucht bei Rußland gesucht haben. Nicht blos gegen den Germanismus, sondern auch gegen Kossuth hätte Rußland die verwandten Stämme geschützt. Die Idee des Panslavismus wäre ihrer Realisirung nahe gewesen." . .

. . . „Nach der polnischen Revolution von 1830—31 sind zwar 267 Polen in contumaciam zum Tode verurtheilt, aber nicht ein Einziger ist hingerichtet worden, obwohl mehrere Häupter der Verschwörung zu Gefangenen gemacht waren; unter ihnen Lieutenant Wysocki, der Rädelsführer des Ganzen. Sein Urtheil ward von Kaiser Nikolaus in lebenslängliche Deportation verwandelt, und er lebt jetzt noch in Sibirien, nicht weit von der chinesischen Gränze, wo ihm große Strecken Landes gehören und er eine sehr einträgliche Lichte- und Seifen-Fabrik etablirt hat." . .

. . . „Es muß, um gerecht gegen Nikolaus zu sein, bemerkt werden, daß während seiner ganzen Regierung nicht mehr als höchstens vierhundert Polen nach Sibirien deportirt wurden, Einige auf Lebenszeit und Andere auf mehr oder weniger kurze Zeiträume. Ist diese Zahl auch bedeutend, so bleibt sie doch weit hinter der Vorstellung zurück, die man sich gemeinhin von der Strenge des Kaisers gegen die polnische Nation macht. Diese Unglücklichen wurden über diejenigen Theile Sibiriens zerstreut, die des Anbaues fähig sind, und sie bilden jetzt dort ebensowohl Landbau- als Manufaktur-Kolonieen." . .

. . . „Bevor Nikolaus dem Großfürsten Thronfolger, dem jetzigen Kaiser Alexander II., die Erlaubniß zu seiner ersten Tour durch Europa ertheilte, wollte der Kaiser ihn erst mit allen Theilen seines eigenen großen Reiches bekannt machen. Der Thronfolger trat demnach eine Reise durch Rußland an und besuchte die Hauptstädte, so wie die verschiedenen Gouvernements im Innern. Er berichtete täglich über seine Beobachtungen und Eindrücke an den Kaiser. Unter Anderem kam der junge Reisende nach Tobolsk, der Hauptstadt des westlichen Sibirien. Nach der bei den Reisen der höchsten Personen in Rußland herrschenden Sitte hielt er zunächst vor der Kathedrale ab, wo er von dem Bischof und der Geistlichkeit empfangen und in das Gotteshaus geleitet, wo ein Tedeum angestimmt wurde. Die Kirche war angefüllt vom Volke, aber seitwärts abgesondert bemerkte der Großfürst eine Gruppe von fünf Männern, in der Tracht gemeiner Soldaten, deren Gesichtszüge an bessere Zeiten zu erinnern schienen. Auf seine Erkundigung erfuhr er, daß sie einst Garde-Offiziere waren und wegen ihrer Theilnahme an dem Aufstande von 1825 nach Sibirien verurtheilt worden seien. Einer von ihnen, Baron Rosen, hatte beinahe den Gebrauch seiner Glieder verloren. In seinem heutigen Berichte an den Kaiser erwähnte der Großfürst dieses Zusammentreffens und bat er um Begnadigung der Verbannten. Er schrieb: „Gestatte mir, Vater, der Vermittler zwischen Dir, den Schuldigen und der Nation zu sein." Nikolaus lud diese Aeußerungen mit Freude, als einen Beweis der wohlwollenden Gesinnung seines Sohnes. Gleichwohl nahm er Anstand, die erbetene Gnade auf einmal zu bewilligen; nur nach und nach sollte sie den Erlitten zu Theil werden. Die Sträflinge wurden demnach zur Armee des Kaukasus gesandt, wo sie zwar als gemeine Soldaten eintraten, doch mit der Befähigung, wieder zu avanciren. Nach einjährigem musterhaften Dienste wurden sie in den Offizierstand

wieder eingesetzt, erhielten demnächst auch ihren Adel wieder und durften endlich, nachdem sie den Abschied erhalten hatten, zu den Ihrigen in die Heimat zurückkehren."

England.

Aus Buckingham's Autobiographie.

(Schluß.)

Buckingham begab sich nach Kahira, wo er einen von ihm ausgearbeiteten Plan vorlegte, den alten Schiffskanal durch den Isthmus von Suez zu erneuern, und während darüber im Conseil des Pascha berathschlagt wurde, trat er einen Ausflug nach den Katarakten des Nil an. In Esné, dem alten Latopolis, dessen herrlicher Tempel ihn mit Bewunderung erfüllte, traf er mit einem berühmten Reisenden zusammen. „Was mich", sagt er, „noch mehr interessirte, als die Alterthümer, war meine erste Zusammenkunft mit Herrn Burckhardt, im Osten unter dem Namen Scheich Ibrahim bekannt, dessen Ruf als orientalischer Reisender, der sich zu einer Entdeckungs-Expedition in das innere Afrika vorbereitete, ihn zum Gegenstand der Theilnahme für alle Europäer machte. Herr Burckhardt wartete hier auf Nachrichten aus Kahira, ehe er die Reise durch die Wüste nach Abyssinien unternahm, und da er von der Ankunft eines Bootes mit einem englischen Reisenden hörte, so eilte er an das Ufer des Flusses, kam zu mir an Bord und redete mich in trefflichem Englisch an. Er war in die Tracht eines gemeinen arabischen Bauern oder kleinen Handelsmannes gekleidet, mit einem blauen baumwollenen Kittel, über ein grobes Hemde geworfen, losen weißen Beinkleidern und einem gewöhnlichen Kattun-Turban um den Kopf. Er hatte einen starken, schwarzen Bart und trug keine Strümpfe, sondern nur die im Lande gebräuchlichen, hinten niedergetretenen Pantoffeln, und hatte so vollständig das Ansehen eines Arabers vom Norden — eines Syrers, mit blässerer Gesichtsfarbe und helleren Augen als die Aegypter — daß man ihn schwerlich, was er in der That war, für einen Schweizer, sondern für einen Eingebornen von Antiochien oder Aleppo gehalten hätte, indem er auch den arabischen Dialekt jener Gegend sprach. Wir verbrachten den Abend im Hause des türkischen Gouverneurs von Esné, der uns gastfrei aufnahm, und Burckhardt versprach, mich am folgenden Morgen zum zweiten Mal am Bord meines Bootes zu besuchen. Da man hierzulande sehr früh aufsteht, so erschien er schon vor Sonnen-Aufgang, und wir nahmen zusammen unser einfaches Frühstück von Kaffee und Reis-Pilav ein. Unser Gespräch war so lebhaft, daß wir uns erst gegen Abend trennten; denn zwei Europäer, die sich in einem von ihrer Heimat so entfernten Lande kennen lernen, fühlen sich gleich beim ersten Anblick wie Freunde und Brüder zu einander hingezogen. So erzählte mir Burckhardt von seinen Kinderjahren in seiner Geburtsstadt Basel (Lausanne!), von seiner frühen Wanderlust, seinem Aufenthalt in Paris und seiner Reise nach London, wo er von der afrikanischen Gesellschaft beauftragt wurde, auf Kosten derselben eine Expedition nach Afrika anzutreten. Um sich auf die Beschwerden eines solchen Unternehmens vorzubereiten, hatte er sich gewöhnt, die stärkste Hitze zu ertragen, auf bloßer Erde zu schlafen und sich mit der gröbsten, ja, ekelhaftesten Nahrung zu begnügen. Er beschrieb mir seine Reisen durch Syrien und Palästina, welche gleichsam als Einleitung zu seiner großen afrikanischen Expedition dienen sollten, seinen Aufenthalt in Aleppo, seine Nachforschungen unter den Arabern im Osten des Jordan, seine Wallfahrt nach dem erst kurz vorher von dem deutschen Reisenden Seetzen wieder aufgefundenen Petra. Seine Absicht war jetzt, nach Dongola und Darfur im Innern Afrika's, von dort durch Abyssinien nach dem Rothen Meere zu gehen, wo er sich der Pilgerkarawane nach Mekka anzuschließen dachte, und wir drückten Beide die Hoffnung aus, daß, da ich dieselbe Route einschlagen wollte, wir in Dschedda oder an einem anderen Orte wieder zusammentreffen möchten. Herr Burckhardt mußte weder Erwarten noch einen Tag in Esné zubringen, den wir gleichfalls zusammen verlebten, und wir trennten uns endlich unter Versicherungen gegenseitiger Freundschaft, er, um seine langwierige und einsame Landreise, ich, um meine Fahrt den Nil hinauf fortzusetzen."

Nach Bestehung mancher Abenteuer und Fährlichkeiten — so wurde er einmal von albanesischen Marodeuren überfallen, rein ausgeplündert und nackt in der Wüste liegen gelassen — kehrte unser Autobiograph nach Kahira zurück, wo er zu seinem Leidwesen fand, daß die Behörden nicht geneigt seien, auf das von ihm vorgeschlagene Kanalprojekt einzugehen. In einer Audienz, die ihm der Pascha gewährte, bemerkte dieser, daß ihm die Idee allerdings im Anfang als äußerst praktisch erschienen sei, und daß, wenn man ihm diesen Plan vor Ausbruch des Krieges mit den Wechabiten entworfen hätte, er ihn sofort zur Ausführung gebracht haben würde. „Aber", fügte er hinzu, „ich habe seitdem Vieles gesehen, was mich zweifelhaft gemacht hat, ob ein derartiges Unternehmen auch politisch und mit den Interessen Aegyptens verträglich sei." „Da ich", sagt Buckingham, „die Motive eines solchen Urtheils nicht begreifen konnte, so bat ich den Pascha, sie mir näher aus einander zu setzen, um sie, wenn grundlos, widerlegen oder, wenn ich sie begründet fände, ihnen beitreten zu können. „„Um also die Wahrheit zu sprechen"", begann er, „„so bemerkte ich, als ich neulich in Dschedda war, eine große Anzahl von Fahrzeugen im Hafen unter englischer Flagge und erkundigte mich, ob sie aus England kämen, was man aber verneinte, mit dem Zusatz, daß einige von Bombay, Ceylon, Madras und Kalkutta, andere von Mauritius und noch andere vom Kap der guten Hoffnung gekommen seien. Aber, fragte ich, gehören alle diese Punkte den Engländern! — O ja, sagte mein Gewährsmann, ein wohlunterrichteter Kaufmann aus Dschedda, sowohl diese, als noch viele andere, wie der nördliche Theil Amerika's, Kanada genannt, die Inseln Westindiens und eine Menge Häfen an der Westküste von Afrika und im Mittelländischen Meere. Ich fragte, wie dies zugehe; ob die Eingebornen dieser Länder den Engländern die Herrschaft über sich angetragen oder ob diese sie nach der gewöhnlichen Weise mit dem Schwert erobert hätten? Ersteres ist gewiß nicht der Fall, erwiederte der Kaufmann, und auch Letzteres kann nicht eigentlich gesagt werden. Aber die Methode, die sie gewöhnlich und namentlich in Indien, wo sie ein Reich haben, größer als alle ihre anderen Besitzungen, besolgt haben, ist diese: Zuerst bitten sie die eingeborenen Herrscher um Erlaubniß, sich zu Handelszwecken unter ihnen niederlassen, indem sie ihnen vorstellen, daß solches zu beiderseitigem Nutzen gereichen werde. Dies wird ihnen gern bewilligt, und sie warten dann eine gewisse Zeit, bis sie abermals um Erlaubniß bitten, einige Faktoreien errichten zu dürfen, um ihre Waaren darin niederzulegen und sie vor Raub oder Beschädigung schützen zu können. Da nichts billiger erscheinen kann, so wird ihnen dieses Privilegium ebenfalls gewährt; allein es dauert nicht lange, bis sie wieder geltend machen, daß diese aufgehäuften Vorräthe die Plünderungssucht Böswilliger in so hohem Grade reizen, daß es zu ihrer Sicherheit durchaus nothwendig sei, ihre Faktoreien mit einigen Kanonen zu befestigen und sie mit einigen Truppen als Wache zu versehen. Die arglosen Eingebornen bewilligen auch dieses Ansuchen, und ihr Schicksal ist jetzt bald entschieden. Es ist bekanntlich Nichts leichter, fuhr der Kaufmann fort, als Vorwände zu einem Streite zu finden, den man herbeizuführen wünscht: die Engländer treten nun mit der Behauptung hervor, daß ihre Sicherheit noch immer gefährdet sei, so lange man ihnen nicht das ihre Niederlassungen umgebende Gebiet einräume, und die Eingeborenen sind jetzt nicht mehr in der Lage, ihnen dieses zu verweigern; denn wer seine Forderungen mit Kanonen und Truppen unterstützen kann, wird sich nicht so leicht abweisen lassen. Und so haben die Engländer, die ursprünglich nur als Kaufleute an der Küste von Indien landeten, sich dieses ganzen Reiches bemächtigt, wo sie jetzt über ein Gebiet herrschen, welches an Umfang den Besitzungen des Oberhauptes der Gläubigen gleichkommt und weit reicher und bevölkerter ist, indem es ein Einkommen von hundert Millionen Thaler und eine Volksmenge von hundert Millionen Seelen hat. Dieses"", schloß der Pascha, „„wurde mir in Dschedda erzählt; was sagt Ihr zu dieser Geschichte? Ist sie wahr oder unwahr?"" — Ich war damals noch nicht so genau mit der Geschichte Indiens und der Art und Weise, in der wir unsere dortigen Besitzungen erworben hatten, bekannt, als ich es später wurde; ich erwiederte daher, daß ich das Gesagte nicht als unwahr bezeichnen könne, sondern vielmehr befürchten müsse, daß es sich von der Wahrheit nicht sehr entferne. „„Wenn also"", fuhr der Pascha fort, „„dieser Kanal gebaut wird, welche europäische Nation wird ihn für ihre Schiffe am meisten benutzen? Werden es nicht die Engländer sein, auf der Fahrt von ihren eigenen Lande nach ihren indischen Besitzungen und zurück?"" Ohne Zweifel, antwortete ich. „„Und glaubt Ihr nicht"", sagte er, „„daß, wenn sie diesen herrlichen Garten Aegyptens erblicken, der jetzt mein Eigenthum ist, sie mich um den Besitz desselben beneiden und in Folge ihrer Gewohnheit, sich aller Länder zu bemächtigen, an denen sie Gefallen finden, nach Ablauf einiger Jahre einen Streit mit mir suchen werden, wozu ihnen der Kanal, die Zölle oder anderweitige Umstände leicht Veranlassung geben können, und daß sie dann, um es kurz zu machen, mit ihren Schiffen, welche als die größten und am besten ausgerüsteten in der Welt bekannt sind und auf welchen man jede beliebige Truppenzahl von einem Ort zum anderen transportiren kann, in derselben Weise von Aegypten Besitz nehmen werden, wie sie es früher von Indien gethan, indem sie im Interesse der Einwohner selbst zu handeln vorgaben, denen ein solcher Regentenwechsel zuträglich sei?"" Ich mußte gestehen, daß, nach unseren Antecedentien zu urtheilen, ein solches Resultat als nicht unwahrscheinlich erscheine. „„Und würde ich mithin nicht"", fuhr der Pascha fort, „„das Messer selbst gewetzt haben, mit welchem man mir dann die Kehle durchschneiden würde? Nein, nein! einer solchen Thorheit werde ich mich niemals schuldig machen. Ehe ich meine Einwilligung zum Bau eines Kanals zwischen den beiden Meeren gebe, werde ich

worten, bis ich erfahre, daß Eure Landsleute von dem Hange geheilt sind, sich das anzueignen, was ihnen nicht gehört, und den Diebstahl durch die Versicherung zu rechtfertigen, daß sie damit nur das Glück der Gepfändeten bezweckt haben.“*) In dieser Sokratischen Art, das Gespräch zu führen, fand ich die Logik des ungebildeten, aber scharfsinnigen Türken so schlagend, daß es mir nicht möglich war, sie zu widerlegen, und ich mußte daher, so schwer es mir auch ankam, die Kanalfrage, wenigstens bei Lebzeiten des Pascha, als beseitigt betrachten.“

Dagegen erhielt Buckingham von Mehemed-Ali den Auftrag, in Bombay, wohin er sich als Agent eines englischen Handlungshauses begab, Schiffe zu kaufen, mit welchen der Pascha einen Handel für eigene Rechnung zwischen dem Rothen Meer und Indien zu betreiben gedachte. Nachdem er mit genauer Noth dem Schiffbruch entgangen, langte er glücklich in Bombay an, wo aber sein Aufenthalt durch einen unvorhergesehenen Umstand verkürzt wurde. Zu jener Zeit besaß die ostindische Gesellschaft noch das ausschließliche Monopol des Handels zwischen England und Indien, und ohne Erlaubniß der Direktoren durfte kein britischer Unterthan sich an demselben betheiligen oder auch nur in den Besitzungen der Compagnie verweilen. „Wäre ich“, klagt Buckingham, „ein Franzose, Spanier, Holländer oder Mitglied irgend einer anderen Nation gewesen, so hätte man mir den Aufenthalt nicht wehren können; aber als Engländer war ich vogelfrei.“ Er mußte es noch als eine besondere Gunst betrachten, daß man ihn nicht, gleichsam „auf den Schub“, mit einem Regierungsschiff um das Kap der guten Hoffnung nach England zurückschickte, sondern ihm gestattete, über Mocha nach Aegypten zurückzukehren. „Der Pascha“, fährt er fort, „drückte das größte Erstaunen über ein Verfahren aus, welches sogar ihm als ein Akt der Tyrannei erschien, und beschloß, mich gegen die Wiederholung desselben zu sichern, indem er mich zu seinem Bevollmächtigten ernannte und mit einem an die ostindischen Behörden gerichteten Ferman versah, durch welchen ich in der Eigenschaft seines Stellvertreters autorisirt wurde, für ihn Schiffe anzukaufen oder zu befrachten und andere mir gegebene Aufträge auszuführen. Ich war natürlich hoch erfreut, mit einem solchen Schutzbrief in Indien wieder erschienen zu können, wenn auch nur um die Lächerlichkeit eines Systems und Licht zu stellen, dem man durch solche Mittel entgegenwirken mußte, da es mich nicht nur in den Stand setzte, dem Verbannungsdekret der Regierung Trotz zu bieten, welches man gegen den Gesandten einer fremden Macht nicht anzuführen wagen konnte, sondern mir auch das Recht gab, überall zu verkünden, daß ich zwar als englischer Unterthan nicht ohne Erlaubniß der Compagnie, nach Indien zurückkehren dürfe, bei Strafe summarischer Ausweisung, daß aber jetzt, da ich als Türke gekommen, ich ein freier Mann geworden sei und auch ohne Erlaubniß so lange in Indien bleiben könne, als es mir beliebte.“

Hiermit schließt der zweite Band dieser anziehenden Selbstbiographie, aber nicht das bewegte Leben des Verfassers, welches noch manche bunte und wechselvolle Phasen darbietet. Der Dienst des Pascha von Aegypten wurde ihm bald verleidet, und er ließ sich als Redacteur einer Zeitung in Kalkutta nieder, wo er sogleich eine lebhafte Polemik gegen das Monopol der ostindischen Compagnie begann. Die ungewohnte Freiheit, mit der er die Handlungen der indischen Regierung kritisirte, erregte den Unwillen der Behörden in so hohem Grade, daß sie sein Journal unterdrücken und ihn zum zweiten Mal aus dem Lande wiesen. „Diese Tyrannei“, heißt es in einer kurzen biographischen Notiz über Buckingham in The Men of the Time, „zog ihre eigene Strafe nach sich, denn als der Verfolgte nach Europa kam, brachte er die Agitation gegen die indischen Behörden und deren System in Gang, welche zur Revidirung des der Compagnie verliehenen Freibriefs führte und die Macht der Potentaten von Leadenhall-Street bedeutend schmälerte. Buckingham wurde als ausgezeichneter Redner und als ein bänderreicher, wenn auch nicht sehr unterhaltender Schriftsteller bekannt. Seine Reisen im Orient beschrieb er in mehreren Werken unter dem Titel: „Travels in Palestine“, „Travels among the Arab Tribes“ und „Travels in Mesopotamia“; die Frucht eines späteren Aufenthaltes nach den Vereinigten Staaten waren „Travels in America“. Nachdem die Reformbill zu Stande gekommen, wurde er zum Parlamentsmitgliede für Sheffield erwählt, welche Stadt er sechs Jahre hindurch vertrat. Eine von ihm gegründete literarische Zeitschrift, Sphynx, hatte keinen Erfolg; eben so wenig das von ihm in Verbindung mit dem Dichter Sterling herausgegebene Athenaeum, welches erst unter der Leitung seines gegenwärtigen Eigenthümers, Dilke, einen so glänzenden Aufschwung nahm. Eine Zeitlang hielt Buckingham Vorlesungen im Interesse der Anti-Corn-Law League. In der Folge machte die ostindische Compagnie ihre früher gegen ihn bewiesene Härte durch Verleihung eines Jahrgeldes gut, wozu noch eine ihm von der Regierung als Anerkennung seiner literarischen Werke und seiner für die Wissenschaft ergiebigen Reisen in verschiedenen Ländern ausgesetzte Pension von zweihundert Pfund Sterl. gekommen ist.“

Frankreich.

Briefe des Marschalls von Saint-Arnaud.*)

Die „Briefe des Marschalls von Saint-Arnaud“, welche in zwei Bänden von der Familie desselben der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, geben uns Gelegenheit, den Sieger an der Alma in seinem innersten Wesen und Charakter kennen zu lernen.

„Eine ein Vierteljahrhundert lang fortgesetzte Korrespondenz, alle Ereignisse, so wie sie sich ursprünglich dem Geiste gezeigt, und die Gedanken in ihrem ersten Entwurfe wiedergebend, giebt uns mehr als ein Bild von dem Menschen, sie führt, nach Montaigne's Ausdruck, und den Menschen selbst vor.“

Diese Stelle in der von Herrn Le Roy de Saint-Arnaud, dem Bruder des Marschalls, geschriebenen Einleitung charakterisirt am besten das Interesse, welches diese Briefe erregen können.

Wir theilen unseren Lesern einige dieser Briefe mit:

I.

Zur Zeit der Restauration war Herr von Saint-Arnaud siebzehn Jahr alt; er war ein Zögling des Lyceum Napoleon (Henri IV.). Er fühlte, von leidenschaftlicher Liebe zum Ruhm erfüllt, nicht Lust, den mühsigen Degen zu tragen; er legte ihn ab, um, wie Froissard, sein Lehrer, sich ausdrückt, dem Bedürfniß zu lernen und kennen zu lernen, Genüge zu leisten. Er begann merkwürdigerweise seine Laufbahn als Vertheidiger der griechischen Sache in denselben Gegenden des Orients, wo er zweiundvreißig Jahre später den Tod fand. Nachdem er in dem Archipel seine ersten Waffenthaten vollführt, verließ er den Dienst Griechenlands und bereiste die Türkei, Italien, Belgien und England, sich Kenntnisse und Erfahrungen sammelnd und die neueren Sprachen sich aneignend, was ihm bei seiner Bekanntschaft mit den alten Sprachen nicht schwer fiel.

Nach der Revolution des Jahres 1830, welche seinem kriegerischen Geist ein weites Feld zu eröffnen schien, trat er als Unter-Lieutenant wieder in die Armee. Für seine Auszeichnung im Kriege der Vendee ward er mit dem Lieutenantsgrade belohnt. Mit seinem Bataillon nach der Citadelle von Blaye versetzt, die eben der Herzogin von Berry zum Aufenthaltsort angewiesen war, verstand er es, ohne die einer gefangenen Frau und Fürstin schuldigen Rücksichten zu verletzen,**) sich das Vertrauen, die Achtung und die Freundschaft des Generals Bugeaud zu erwerben; er folgte einige Jahre später diesem General nach Afrika und stand demselben als einer der tüchtigsten Offiziere zur Seite.

Fast alle Briefe der vorliegenden Sammlung sind an seine Familie gerichtet. Sie sind meistentheils an Herrn Le Roy de Saint-Arnaud, seinen Bruder, adressirt, der den Kindern des fast immer abwesenden Offiziers ein zweiter Vater geworden war.

Wir theilen zunächst einige Briefe mit, die sich auf den Krieg in der Vendee beziehen.

„Redon, am 15. Januar 1832.

. . .„Ich bin hier Platzkommandant, Militair-Gouverneur, Chef der Besatzung, kurz Alles. . .

„Der Krieg scheint gewisser, als je. Für unser Regiment ist es kein Glück, hier einen wenig ehrenvollen Krieg gegen die Chouans führen zu müssen. Bitte meine Mutter, daß sie allen ihren Einfluß anwende, mich in ein Regiment der aktiven Armee zu bringen.“ . .

„Gourgé, am 19. März 1832.

. . . „Es fehlte der dritten Compagnie meines Bataillons ein Capitain; man hat mir bis zur definitiven Besetzung das Kommando dieser Compagnie übergeben. Es ist dies ein Zeichen von Vertrauen, welches ich unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir uns befinden, hoch veranschlage.

. . . „Schreibe mir Etwas von Politik; denn hier bin ich todt für die Welt. Ich habe hier weder Bücher noch Zeitungen, ich, der ich sie bis auf den Namen des Druckers zu lesen und zu studiren gewohnt bin. Ich werde dazu künftig die Zeit nicht haben; ich habe nicht viel Zeit für mich übrig. Stelle Dir vor: es ist jetzt 11 Uhr Nachts; um 12 Uhr muß ich selbst zehn Mann und einen Sergeanten wecken. Wir werden in aller Stille abmarschiren und einen Marsch von drei bis vier Meilen machen, über Felder, durch Gehölze, um Meierhöfe herum, in Löcher und in Gräben fallend. Wenn ich Dich bei mir hätte, würde ich lachen; aber allein flache ich, natürlich nur innerlich, damit meine Soldaten sich nicht für berechtigt halten, dasselbe thun zu dürfen. Bisweilen freilich kömmt es wohl auch vor, daß ich, wenn ich mich meinen Gedanken hingebe, wenn ich an Alles denke, was

*) Lettres du Maréchal de Saint-Arnaud, dédiées à l'Empereur. 2 vol. Paris, 1855.

**) Die böse Welt behauptet freilich das Gegentheil. D. R.

Digitized by Google

ich Theures auf der Welt habe, an meine Frau und an Euch Alle, wenn ich Euch zu umarmen glaube, in einem Graben falle und da einen zärtlichen Kuß unserer gemeinsamen Mutter gebe, welche, zum Dank, mich beschmutzt und zerreißt." . .

„Parthenay, am 21. Oktober 1832.

„Da bin ich, mein lieber Freund, zurückgekehrt von meinem Feldzug ohne Ruhm, aber mit viel Strapazen. Die erste Nacht, die ich in meinem Bett zugebracht, hat mir so ergötzlich geschienen, daß ich, um sie besser zu genießen, gar nicht geschlafen habe. Das Gerüttsch des unter mir raschelnden Strohes, das Getrampel der in der Nähe meines Kopfes hin- und herlaufenden Ratten und Mäuse, das Gesucke des mir in die Haldbinde oder in die Beinkleider kriechenden Heues, alles das hat mir gefehlt; ich hatte mich schon daran gewöhnt. . . Ich habe eines von ihren Verstecken gefunden. Es ist nicht leicht, Leute anzufinden, die im Innern der Erde leben. Stelle Dir vor: mitten auf dem Felde eine starke Eiche, deren Stamm acht Fuß hoch die zum Erdboden ausgehöhlt ist; in dem Stamm eine Spalte, vier Fuß lang und so schmal, daß ein Mensch, so mager wie ich, sich kaum hindurchdrängen kann; diese Spalte ist der Eingang zu einem Souterrain, welches sechs Fuß lang, fünf Fuß breit und drei Fuß hoch ist. Ueber zwei starke Balken gelegte Bretter bilden die Decke des unterirdischen Raums und schützen die Bewohner desselben gegen den Einsturz der Erde. Eine sechs Zoll starke Schüttung von Stroh ist das Lager. In solchem Raume leben fünf Menschen — liegend, ausgestreckt; auf den Knieen liegend, muß man den Kopf bücken. In dieses Loch bin ich, das Pistol zwischen den Zähnen, allein hinuntergestiegen. Leider waren die Bewohner nicht drin; ich habe nur einen Schuh, einen grob aus Holz geschnitzten Leuchter, eine Pfeife, zerbrochene Gläser, alte Lumpen, wahrscheinlich zur Reinigung ihrer Waffen bestimmt, gefunden; auch Spuren, und denen ich entnehmen konnte, daß die Unglücklichen hier Karten gespielt hatten. Sie nicht antreffend, habe ich Alles in demselben Zustande gelassen, um sie nicht auf die Vermuthung kommen zu lassen, daß ihr Versteck entdeckt sei; denn ich machte mir Hoffnung, sie ein ander Mal hier zu überraschen. Ich bin den Abend wieder hingegangen, habe meine Leute in der Nähe versteckt und habe die ganze Nacht in diesem Loche zugebracht. War das eine Nacht! Mich schaudert, wenn ich daran denke! Eine Luft zum Ersticken und tausenderlei Fliegen, die mich plagten. . . Und doch würde ich zehn Nächte hier zugebracht haben, wenn ich sicher gewesen wäre, sie zu bekommen. Ich bin zu jeder Stunde des Tages und der Nacht hingekommen, immer ohne Erfolg." . .

Der General Meunier versammelte das ganze Regiment bei Amailhou, um ihm eine Fahne und Orden zu übergeben. Es folgte der Feierlichkeit ein Bankett, bei welchem Herr von Saint-Arnaud Verse improvisirte, die nach Inhalt und Form den Beifall wohl verdienten, der ihnen zu Theil wurde. Er war nicht blos Gelegenheitsdichter, er war auch musikalisch; er sang mit Seele; er war geistreich und angenehm in der Unterhaltung; mit dem Talent, sich angenehm zu machen, verband er gediegene Eigenschaften, ungewöhnliche Fähigkeiten und Kenntnisse. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Dresdener Schillerstiftung. Wir freuen uns, zu hören, daß die bei Gelegenheit der am funfzigjährigen Todestage Schiller's stattgefundenen Erinnerungsfeier in Dresden gegründete Schillerstiftung zur Unterstützung ehrenwerther verarmter Schriftsteller vielseitige Theilnahme in Deutschland findet. Der in Leipzig seit längerer Zeit bestehende Schriftsteller-Verein, dessen gegenwärtigen Vorstand Herr Prof. Dr. Heinrich Wuttke, Herr Dr. G. F. Kühne (Redacteur der „Europa") und Herr Dr. Hermann Marggraff (Redacteur der „Blätter für literarische Unterhaltung") bilden, hat den Beschluß gefaßt, sich an der Dresdener Schillerstiftung durch einen Aufruf an die Bewohner Leipzigs zu betheiligen und dafür die Verwendung dortiger Notabilitäten einzuholen.

— Holzuhren-Fabriken in Neu-England. Die Fabrication von hölzernen Uhren hat unter den Bankees eine Ausdehnung gewonnen, welche die altbegründete Industrie des Schwarzwaldes ganz in den Schatten zu stellen droht. In Connecticut giebt es sieben Fabriken, welche über ein Kapital von einer Million Dollars verfügen und in welchen 1300 Arbeiter jährlich 800,000 Uhren liefern. In Bristol zählt man 14 Fabriken mit 400 Arbeitern und einer jährlichen Production von 200,000 Uhren; in Plymouth 3 Fabriken mit 175 Arbeitern und 70,000 Uhren; in Ausonia 2 Fabriken mit 140 Arbeitern und 102,000 Uhren; in Winstead eine Fabrik mit 40 Arbeitern und 30,000 Uhren; in Southampton 2 Fabriken mit 45 Arbeitern und 40,000 Uhren; in Newhaven endlich 3 Fabriken mit 400 Arbeitern, welche mehr als 370,000 Uhren verfertigen. Im Ganzen werden also jährlich von 2500 Arbeitern 1,617,000 Uhren fabrizirt, welche nicht nur in allen Staaten der Union abgesetzt, sondern auch nach den britischen Kolonieen, nach England und in jüngster Zeit sogar nach Hamburg ausgeführt werden, wo man ihnen ihrer Billigkeit und Güte halber den Vorzug vor dem einheimischen Fabrikat ertheilt.

— Sargent's Geschichte der Expedition nach Fort Duquesne. Die unglückliche Expedition des englischen Generals Braddock nach dem in der Nähe des heutigen Pittsburg gelegenen Fort Duquesne, auf welcher er von den Franzosen und Indianern überfallen wurde und mit einem großen Theil seiner Offiziere und Soldaten umkam, ist hauptsächlich dadurch bekannt, daß sie dem jungen Washington Gelegenheit gab, seine ersten Lorbeeren zu gewinnen und seine erste Wunde davonzutragen. Die unten angezeigte, von der pennsylvanischen historischen Gesellschaft herausgegebene Monographie*) behandelt die Geschichte dieses Feldzuges mit großer Ausführlichkeit, auf bisher ungedruckte Dokumente gestützt, die sich im British Museum befinden, und deren Veröffentlichung man dem amerikanischen Gesandten in London, Herrn Ingersoll, verdankt, welcher davon Abschriften nehmen ließ. Für europäische Leser wird das sogenannte „Introductory Memoir", welches die größere Hälfte des Buches einnimmt, das meiste Interesse haben, obwohl der Styl durch jene Mischung von Schwulst und Trivialität entstellt ist, die zu den Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Schriftsteller gehört. Haarsträubend ist die Beschreibung der Qualen, welche die gefangenen Engländer von den Indianern zu erdulden hatten, die in Gegenwart ihrer französischen Bundesgenossen die Unglücklichen an Pfähle banden und sie unter Martern, die wir aus Schonung für die Nerven unserer Leserinnen nicht einmal andeuten wollen, langsam zu Tode brieten. So schmachvoll für die Franzosen ihre Passivität bei diesem gräuelhaften Ereigniß ist, eben so ehrenvoll ist es für die Briten, die gleichfalls mit Indianerstämmen im Bunde waren, daß sie einige Jahre später nach der Einnahme von Fort Levis ihre wilden Alliirten, welche die gefangenen Franzosen massakriren wollten, durch Kanonenschüsse daran verhinderten. — Das Werk macht dem gelehrten Verein, auf dessen Kosten es gedruckt ist, durch seine splendide Ausstattung alle Ehre.

*) A History of an Expedition against Fort Duquesne, in 1755, under Major-General Edward Braddock, Generalissimo of His Britannic Majesty's Forces in America. By Winthrop Sargent, M. A. Philadelphia: Lippincott, Grambo & Co. 1855. 423 SS. Berlin, A. Asher & Comp.

Literarischer Anzeiger.

* כתוב *

Festgebete der Israeliten

mit

vollständigem, sorgfältig durchgesehenem Texte.

Neu übersetzt und erläutert

von

Dr. Michael Sachs.

Von dieser Ausgabe des Machzor sind die drei ersten Bände (Lieferungen) und ein Theil der vierten bereits erschienen und sofort zu beziehen.

Die vierte Lieferung, und mit ihr die ganze erste Abtheilung (Neujahr und Versöhnungsfest) wird noch im Laufe d. M. fertig.

Diese vier Bände kosten zusammen 2 Thlr. (Velin-Papier 2½ Thlr.), werden auch in 4 Lieferungen à ½ Thlr. gegeben und sind elegant gebunden zu beziehen.

Die übrigen Abtheilungen (Oster-, Pfingst- und Laubhüttenfest) erscheinen im Laufe des nächsten Halbjahres, und wird der Preis des Ganzen 4½ Thlr. nicht übersteigen.

Für gesonderte Ausgaben nach dem polnischen sowohl, als dem deutschen Ritus ist Sorge getragen.

Dieses mit Rödelheimer Schrift gedruckte Machzor zeichnet sich durch vorzüglich Korrektheit, elegante Ausstattung, höchst billigen Preis und namentlich eine alle bisherigen übertreffende Uebersetzung aus, in welcher die poetischen Stücke (Pijutim) im Versmaß des Originals wiedergegeben sind. Diese religiösen Dichtungen sind von einer solchen Kraft und Gediegenheit und werden dem Publikum zum ersten Mal in so edler Form und so reicher Fülle dargeboten, daß unsere Machzor-Ausgabe dadurch zugleich zu einem Erbauungsbuch wird, wie es in der jüdischen Literatur noch nicht vorhanden ist.

Berlin, 1. Aug. 1855. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 30 Sgr., welche bei allen in- und ausländischen Postämtern und in Berlin bei der Expedition gehoben werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Gebr. Borntraeger, Jägerstr. Nr. 29, und beim Herausgeber, Neanderstraße, Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 94. Berlin, Dienstag den 7. August 1833.

Rußland.

Memoiren, Korrespondenz und literarische Werke des Grafen Rastoptschin.

Durch den Brand von Moskau ist Rastoptschin eine europäische Notabilität geworden. Ob diese Katastrophe unmittelbar von ihm hervorgerufen wurde, ob sie Plan oder Zufall war, genug, sie ist unauflöslich mit seinem Namen verknüpft, und die Geschichte, welche den Fall des größten Eroberers der Neuzeit in ihre Tafeln einschreibt, wird auch Rastoptschin's nicht vergessen können. Gleichwohl ist es nicht allgemein bekannt, daß dieser Mann, der schon in einer früheren Periode seines Lebens als Günstling Kaiser Paul's eine bedeutende Rolle auf der politischen Bühne Europa's spielte, weniger durch seine staatsmännische und militairische, als durch seine literarische und publizistische Wirksamkeit dazu beigetragen hat, seinen Landsleuten den glühenden Haß gegen Napoleon einzuhauchen und sie zu dem erbitterten Widerstande zu begeistern, der dem Feldzuge von 1812 einen so ungewöhnlichen und verhängnißvollen Charakter gab. Die von Smirdin veranstaltete Sammlung russischer Klassiker enthält auch die meistens anonym erschienenen Schriften Rastoptschin's, wozu noch seine im Moskwitjanin veröffentlichten Reise-Tagebücher und Memoiren und andere, in verschiedenen Journalen zerstreute Aufsätze, Briefe ꝛc. kommen. Aus diesen Quellen haben die Oteschestwennyja Sapiski mit Benutzung der ihnen zu Gebote gestellten Korrespondenz Rastoptschin's mit dem Fürsten Zizianow, Oberbefehlshaber im Kaukasus, dem Grafen Woronzow, russischen Gesandten in London, und anderen ihm befreundeten Personen eine interessante Studie über sein Leben und seine vielseitige Thätigkeit ausgearbeitet, die wir uns erlauben unseren Lesern in einem gedrängten Auszuge vorzulegen.

Fedor Wassiljewitsch Rastoptschin,*) am 12. März 1763 zu Moskau geboren, war der Sohn eines nicht sehr vornehmen, aber wohlhabenden, in den Statthalterschaften Kaluga, Tula und Orel begüterten Edelmannes, dessen Familie ihren Ursprung von einem zur Tatarenzeit nach Rußland gekommenen Mursa der goldenen Horde ableitete. Wie fast alle seine Standesgenossen, wurde er von einem französischen Gouverneur erzogen. „Ich hatte", schreibt er, „nach und nach wohl drei Dutzend übergescheide Lehrer, aber der Ermahnungen unseres Priesters Peter und der Worte meiner Amme Gerassimowna eingedenk, blieb ich Russe"; und in der That tritt die Mischung von französischer Politur mit slythischer Rauheit, die einen allgemeinen Charakterzug seiner Landsleute bildet, bei ihm mit besonderer Schärfe hervor. Zu seinem zwölften Jahre erhielt er den Titel eines kaiserlichen Pagen und diente später im Garde-Regiment Preobrajensk, wo er die Aufmerksamkeit der Kaiserin Katharina auf sich zog, die ihn dem kleinen, auserlesenen Zirkel zugesellte, den sie in der Eremitage um sich versammelt hatte. Indessen verließ er schon im Jahre 1784 den Militairdienst, zu dem er keinen rechten Beruf fühlte, und begab sich ins Ausland, um, wie er sagte, „die Welt, die Menschen, Europa" kennen zu lernen. Am längsten hielt er sich in Berlin auf, in Folge seines freundschaftlichen Verhältnisses zum Grafen Sergei Rumjanzow, dem damaligen russischen Gesandten am Hofe Friedrich's des Großen. Während dieser Zeit starb der von ihm hochverehrte König, und die Schilderung, die Rastoptschin von seinem nach Eingehen dieser Trauerbekanntschaft gemachten Besuche in Sanssouci giebt, ist zu merkwürdig, als daß wir sie übergehen könnten.

„Auf dem Wege", schreibt er, „war Alles in gewohnter Ruhe. Die Bauern arbeiteten; die Kinder in den Dörfern spielten; das Vieh weidete ungestört auf dem Felde. Was gab es Größeres auf der Welt als den großen Friedrich! Er hatte aufgehört zu sein, aber um ihn ging Alles seinen gewöhnlichen Gang. Wie klein ist der Mensch! Ein Erdbeben, ein Gewitter, ein Sturmwind bringt Alle in Bewegung, aber der Tod des großen Friedrich hat Niemanden aus seinem Geleise gebracht. — Wir fuhren geradeswegs nach Sanssouci. Nachdem wir durch zwei Zimmer gekommen, erreichten wir das Schlafgemach. Ich wandte die Augen mit Ehrfurcht nach dem Alkoven, in welchem das Bett stand, da ich dort den Körper des großen Friedrich vermuthete. Aber im selben Moment erblickte ich etwas einem Menschen Aehnliches, in einem Lehnstuhl sitzend und von einem blauen Mantel bedeckt. Ein kalter Schweiß trat auf meine Stirn, nicht aus Furcht, da ich die Todten nicht fürchte, sondern von dem Gedanken, daß der des Herrschens so Würdige nun in Nichts verwandelt sei und gleich einem Schemel dem Auge entzogen werde. Nie hätte ich die Bitte gewagt, daß man die Leiche enthülle, damit ich den verehrten Todten zum ersten und letzten Mal betrachten könne; allein der Schweizer, mein Geführte, wandte sich zu dem Leib-Husaren, den wir im Gemache antrafen, mit der Frage, ob man den Verstorbenen sehen dürfe. „Warum nicht?" erwiederte der gefühllose Diener, „ich zeige ihn Jedermann." Und mit diesen Worten schlug er den Mantel zurück und entblößte das Gesicht und die Gestalt des großen Friedrich. Den Empfindungen meiner Seele gehorchend, beugte sich mein Körper unwillkürlich zur Erde, um dem großen Manne die letzte Ehre zu erweisen. Ich weiß nicht, ob ich ihn lange oder kurze Zeit betrachtete, aber was ich sah, werde ich nimmer vergessen. Die ziemlich dichten Haare waren ganz weiß, das Gesicht, wie es in allen Portraits abgebildet ist; auf der einen Seite des Mundes waren die Lippen eng zusammengepreßt, vielleicht durch den Druck bei Abnahme des Gipsmodelle. Ruhe, Majestät und Heldenmuth waren auf allen Zügen des todten Königs zu lesen. Er schien zu schlafen, aber in der Geschichte wird er immer wachen. Die Augen, welche einst Liebe und Furcht einflößten, durch welche er die Wahrheit ergründete und die Geheimnisse des menschlichen Herzens erforschte — jene Augen, deren durchdringenden Glanz kein anderer Blick ertragen konnte, waren geschlossen, und in ihnen strählte nicht mehr das Feuer des Genies. Unbeweglich, von Trauer und Bewunderung erfüllt, starrte ich auf den todten Helden; betrübt, daß ich ihn nicht mehr am Leben traf, seinen Blick nicht kennen lernte und seine Stimme nicht vernahm; erzürnt, daß der Tod einem niedrigen Knechte das Recht gegeben, den Helden zur Schau zu stellen. Da ich den großen Friedrich nicht lebend fand, hätte ich ihn stunden-, tage-, wochenlang betrachten mögen. Wie viele Mühe, wie viele Kosten wendet man daran, einen unbedeutenden, aber vornehmen Mann, ein merkwürdiges Papier, die Stätte einer berühmten Schlacht, eine Maschine, ein Bild zu sehen, und hier lag der seltenste Monarch, der vollkommenste unter den Menschen vor mir! Aber plötzlich bedeckte der Husar den großen Friedrich von neuem mit dem Mantel und entzog ihn so, wie mit der Hülle des Todes, meinen Blicken auf ewig."

Nach Rußland zurückgekehrt, nahm Rastoptschin unter den Auspizien des Ministers Besborodko an dem Friedenskongreß von Jassy Theil und wurde dann als Kammerjunker bei dem Thronfolger, Großfürsten Paul Petrowitsch, angestellt, dessen Zuneigung er sich in hohem Grade zu erwerben wußte. Seine Heirat mit einer Nichte der Gräfin Protassow, der vertrauten Kammerfrau Katharina's, befestigte das Ansehen, dessen er am Hofe genoß. Die Kaiserin ernannte ihn zu ihrem Gesandten in Portugal; aber noch ehe er sich auf diesen Posten begeben konnte, eröffnete das Ableben der Monarchin und die Thronbesteigung Paul's ihm eine neue Laufbahn.

Als Zeuge der letzten Augenblicke Katharina's und des Anfangs der neuen Regierung, theilt Rastoptschin in seinen Aufzeichnungen interessante Details über diese Ereignisse mit. „Ich ging", erzählt er, „von dem englischen Magazin zu Fuß nachhause und war bereits an der Eremitage vorbeigekommen, als ich mich erinnerte, daß ich morgen nach Gatschina (der Residenz des Großfürsten Paul) abreise und mich erst bei Anna Stepanowna Protassow verabschieden müsse. In ihre Zimmer eintretend, fand ich Fräulein Poletika und eine meiner Schwägerinnen in Thränen. Sie benachrichtigten mich von der Krankheit der Kaiserin, deren Geschlechtsleiden sie mit Unruhe erfüllte. Anna Stepanowna war längst in die kaiserlichen Gemächer gerufen worden, und ich schickte einen Lakaien zu ihr, um mich genauer über das Vorgefallene zu erkundigen. Ich wartete noch die Rückkehr desselben ab, als

*) So schreiben die Oteschestwennyja Sapiski den Namen, statt des sonst gebräuchlichen Rostopschin. Uebrigens wird die Aussprache dadurch nicht verändert, da auch das russische o, wofern der Akcent nicht darauf liegt, wie a lautet. D. Ue.

ein Läufer des Großfürsten Alexander Pawlowitsch ins Zimmer that und mir sagte, daß er schon in meinem Hause gewesen sei, um mich im Namen des Großfürsten zu bitten, augenblicklich zu ihm zu kommen. In den Gemächern des Großfürsten wurde ich von dem Kammerdiener Parlant empfangen, der mir die baldige Ankunft Seiner kaiserl. Hoheit anzeigte, hinzufügend, daß die Kaiserin in Folge eines Schlaganfalls ohne Hoffnung dauniederliege und in diesem Augenblick vielleicht schon todt sei. Nach fünf Minuten kam auch der Großfürst. Er war in Thränen, und seine Züge verriethen eine heftige Gemüthsbewegung. Mich mehrere Mal umarmend, fragte er, ob ich wisse, was der Kaiserin zugestoßen sei? Auf meine Antwort, daß ich es nur von Parlant gehört habe, bestätigte er dessen Aussage, daß keine Hoffnung vorhanden, und drang in mich, unverweilt zum Großfürsten Thronfolger zu fahren, um ihn davon in Kenntniß zu setzen, indem er bemerkte, daß zwar der Graf Suboff*) sich schon nach Gatschina begeben habe, daß ich aber in seinem Namen angemessener über dieses unglückliche Ereigniß berichten könne." Rastoptschin eilte in einer Droschke nachhause, ließ drei Pferde vor einen kleinen Schlitten spannen und gelangte in einer Stunde nach Sophia, wo er mit dem Großfürsten Paul zusammentraf. Er entledigte sich des ihm gegebenen Auftrags und erhielt von dem Thronerben den Befehl, ihm nach Petersburg zu folgen. Um halb neun Uhr Abends kamen sie in der Residenz an, wo noch sehr Wenige um das Vorgefallene wußten. Sobald der Großfürst den Palast betreten hatte, rief er Rastoptschin in sein Kabinet und sprach zu ihm: „Ich leone Dich, wie mich selbst, und bitte Dich, mir offen zu sagen, was Du bei mir zu sein wünschest?" — Da ich stets die Reform des Justizwesens im Auge hatte (fährt Rastoptschin fort), so antwortete ich, ohne zu zögern: „Ihr Secretair zur Annahme der Bittschriften." Paul besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Wisse, daß ich Dich zu meinem General-Adjutanten und zum Vorsitzer im Militair-Kollegium ernenne." Und so war Rastoptschin, ohne im Kriege gedient oder es während seiner kurzen militairischen Laufbahn weiter als bis zum Lieutenant gebracht zu haben, auf einmal mit der Leitung der höchsten Behörde der russischen Armee betraut.

Der neue Kaiser überschüttete ihn förmlich mit Gunstbezeigungen. Noch am Tage seiner Thronbesteigung, 8. (19.) November 1796, erhob er ihn zum General-Major, verlieh ihm gleich darauf den Annen-Orden und an seinem Krönungstage, 5. (16.) April 1797, den Alexander-Newskij-Orden und ein Landgut mit 470 Bauern im Gouvernement Orel. Zwar erlitt diese Gunst im Jahre 1798 eine kurze Unterbrechung; Rastoptschin wurde des Dienstes entlassen und bereitete sich zu einer neuen Reise ins Ausland vor; allein schon im August rief ihn der Kaiser mit dem Rang eines General-Lieutenants in seine unmittelbare Umgebung zurück, ernannte ihn im Oktober zum wirklichen geheimen Rath und dritten Mitgliede des Kollegiums der auswärtigen Angelegenheiten, im Februar 1799 zum russischen Reichsgrafen, im März zum Großkanzler des Malteser-Ordens, im Juni zum Ritter des Andreas-Ordens und im September zum Vorsitzenden des auswärtigen Kollegiums (Minister der auswärtigen Angelegenheiten). Außerdem schenkte er ihm in kurzer Zeit 33,000 Deffiatinen Land mit dreitausend Bauern im Gouvernement Woronesh, nebst vielen werthvollen Gegenständen, und vertraute ihm auch die Verwaltung des Postdepartements und anderer Aemter an. Kurz, Rastoptschin war der allmächtige Liebling des Zaren, und da Paul eben damals beschlossen hatte, den gegen die französische Republik koalisirten Staaten seine mächtige Hülfe zu leihen, so regneten auch ausländische Ordensbänder und Ehrenbezeigungen mancherlei Art von allen Seiten auf seinen einflußreichen Minister. Um diese Zeit war es, daß er in ein enges Verhältniß zu Suworow trat, der den Oberbefehl über die vereinigte österreichisch-russische Armee in Italien erhalten hatte und mit dem Rastoptschin eine äußerst lebhafte offizielle und Privat-Korrespondenz unterhielt. Es trafen hier zwei Männer von gleich originellem Charakter zusammen, aber die seltsamen, alle conventionelle Sitte verletzenden Einfälle Suworow's setzten Rastoptschin durch ihre Exzentrizität in Erstaunen und machten ihn fast in seiner Verehrung für den Erstürmer Ismails und Praga's irre. „Alle ich", erzählt er, „am Abend vor seiner Abreise nach Wien mit ihm allein saß und vom Kriege und der damaligen politischen Lage Europa's sprach, zählte Suworow zuerst die von den österreichischen Feldherren begangenen Fehler auf und setzte dann seine eigenen Pläne aus einander. Seine Worte flossen wie ein Strom, alle seine Gedanken waren die eines außerordentlichen Mannes; nie hatte ich ihn mit solcher Beredtsamkeit sprechen hören. Doch mitten in seiner Rede, als ich ganz Auge und Ohr war, verwandelte er sich plötzlich auf einen Stuhl und rief voll Verdruß: „Wie ist das möglich!!!" Er aber nahm mich bei der Hand und sagte lachend: „Lebe nur eine Zeitlang bei mir, und Du wirst wie ein Kätzlein pfeifen." — Da ich seine Meinung über die berühmtesten Kriegsführer und militairischen Werke zu erfahren wünschte, so zählte ich alle mir bekannten Feldherren und Schriftsteller der Reihe nach auf; aber bei jedem Namen schlug er ein Kreuz. Endlich rannte er mir ins Ohr: „„Julius Cäsar, Hannibal, Bonaparte, die Hausapotheke und die perfekte Köchin"", und begann dann von der Chemie zu reden."

Der Briefwechsel zwischen Suworow und Rastoptschin ist für beide Theile höchst charakteristisch und enthält Stellen, die gerade im gegenwärtigen Augenblick manches Pikante haben.' Nach der Schlacht von Novi schreibt Suworow: „Der Höchste hat uns einen neuen Sieg verliehen. Der neue (französische) Obergeneral Joubert, das Vertrauen seiner Truppen zu gewinnen wünschend, kam am 4. August mit einer Armee von über 30,000 Mann aus den Bergen hervor, indem er Gavi im Rücken ließ. Die alliirte Armee hat ihn angegriffen und nach einem blutigen Kampfe den Sieg davongetragen. Aber Alles ist mir nicht recht! Durch die mir von dem Hofkriegsrath jede Minute zugeschickten Befehle wird meine Gesundheit untergraben, und ich kann hier nicht weiter dienen; man will die Operationen tausend Werst vom Kriegsschauplatze leiten, ohne zu wissen, daß an Ort und Stelle jeder Augenblick neue Dispositionen hervorrufen kann; man will mich zum Exekutor eines Dietirtheisen und Thugut machen . . . Ich bitte Ew. Erlaucht, Se. Majestät hierüber zu berichten und hinzuzufügen, daß ich nach der gemeinschaften Expedition förmlich um meine Entlassung nachsuchen und von hier abreisen werde." In seiner Antwort beschwört ihn Rastoptschin, „um des Heils Europa's willen" auf seinem Posten zu bleiben und die kleinlichen Ränke seiner Feinde zu verachten. „Der Kaiser", heißt es in einem anderen Schreiben, „ist entschlossen, Europa sowohl von den Franzosen als von den Oesterreichern oder vielmehr von dem Baron Thugut zu erlösen. Um aber dies zu erreichen, muß man die gegenwärtige Regierungsform in Frankreich ändern und dann dem Wiener Hofe Gesetze vorschreiben und seine neidischen Pläne zunichtemachen." Die Popularität, deren Suworow in England genieße, möge ihn für die Kränkungen entschädigen, die er vom Hofkriegsrath zu erdulden habe. „Bei allen Festivitäten trinkt man in England auf die Gesundheit: 1) des Königs, 2) des Kaisers von Rußland, 3) des Retters von Italien; es werden neue Lieder zu Ihrem Lobe gesungen, und die Engländer sind so stolz auf Sie, wie Ihre eigenen Landsleute."

Der Umsturz der französischen Republik und die Demüthigung des Hauses Habsburg waren die beiden Lieblingsgedanken Rastoptschin's. „Wenn Sie doch", schreibt er an Suworow, „in die Franche-Comté einrücken und einen Aufstand zu Gunsten des Königs hervorrufen könnten! Sie würden dann Frankreich mitten durchschneiden. Dann würden wir auch Ludwig XVIII. zu Ihnen schicken.*) Was auch in einem solchen Falle einträte, eine neue Regierung oder ein Bürgerkrieg: auf einige Jahre würde Frankreich in einen Zustand der Ohnmacht verfallen. Und dann müßte man sich ohne Zeitverlust an das Haus Oesterreich machen und ihm die Flügel beschneiden. So leicht dies bei der angedeuteten Sachlage sein würde, so schwer wäre es, wenn das Wiener Kabinet einen Frieden und ein Bündniß mit der gottlosen französischen Regierung schließen sollte. R.**) schrieb vor einiger Zeit, daß er seinen Vater zu sehen wünsche; der Kaiser hat ihm jetzt einen sechsmonatlichen Urlaub bewilligt, und der geheime Rath Kalpitschen wird ihn unterdessen am Wiener Hof vertreten. In Folge seines langen Aufenthalts in Wien und seiner hohen Meinung von dem Baron (Thugut) vergaß R. oft, welchem Herrn er diene. Kalpitschen hat zwar nicht so viel Geist, wird aber seine Sache nicht schlechter machen. Der Baron hat eine Heirat gestiftet, um die Stellung seines Hofes zu verbessern,***) und den rothhaarigen Dietrichstein als Freiwerber zu uns geschickt; aber ich bin überzeugt, daß sein Projekt nicht glücken und daß man nicht mit ihm von Geschäften reden werde. . . Das englische Ministerium ist über das dumme und schamlose Benehmen des Barons so aufgebracht, daß es seinem Gesandten in Wien, Lord Minto, vorgeschrieben hat, Genugthuung zu verlangen und, wenn man ihm diese nicht gewährt, von Wien abzureisen und nur einen Geschäftsträger zurücklassen. In Holland ist die Stimmung im Volke sehr gut, und die Ankunft unserer Truppen wird es gewiß zur Vertheidigung der Franzosen aufregen; aber ich muß offen gestehen, daß ich die Dinars fürchte. H. H. (der Herzog von York) und unser Gottlieb Hermann werden sich so vollkommen, daß sie bei hellem, lichtem Tage nicht werden sehen können."†)

Von dem Einfluß, dessen sich Rastoptschin beim Kaiser Paul erfreute, machte er den edelsten Gebrauch. Viele Personen, die dem Argwohn dieses launenhaften Fürsten verfallen waren, verdankten ihm ihre Rettung; so der Geschichtschreiber Karamsin, den man auf Grundlage

*) Wahrscheinlich Platon Suboff, der letzte der vielen Günstlinge Katharine's.

*) Ludwig XVIII. hatte damals seine Residenz in Mitau aufgeschlagen, wo er von einem ihm durch den Kaiser Paul angesetzten Jahrgelde lebte.

**) Graf Rasumowsky, der russische Botschafter in Wien.

***) Es ist hier von der Vermählung des Erzherzogs Joseph, Palatinus von Hungarn, mit der Großfürstin Alexandra, Tochter Kaiser Paul's, die Rede.

†) Der General Hermann befehligte das russische Corps, das im J. 1799 in Verbindung mit den Engländern unter dem Herzog von York in Holland landete, aber bei Alkmaar kapitulliren mußte.

einiger in seinen Schriften enthaltenen Aeußerungen als einen Revolutionair denunzirt hatte. Zu Anfang des Jahres 1800 hatte der Glücksstern Rastoptschin's seinen Zenith erreicht; Paul wollte ihn in den Fürstenstand erheben, welche Ehre er jedoch ausschlug.

Die Sprengung der Coalition gegen Frankreich, der Bruch Paul's mit seinen Alliirten und seine Annäherung an den ersten Konsul führten zu einer Krisis in der politischen Stellung Rastoptschin's. Er liebte zwar England nicht und verachtete Oesterreich, aber ein Bündniß mit dem revolutionairen Frankreich war ihm ein Gräuel, und obgleich der Minister eines Despoten, war er doch zu unabhängig, um seine Ueberzeugungen mit denen seines Herrn zu wechseln. Die Kränke Pahlen's vollendeten seine Ungnade; er mußte im Januar 1801 seinen Abschied nehmen und den Kaiser, den er aufrichtig liebte, in den Händen seines neuen, gefährlichen Günstlings zurücklassen. Zum Aufenthaltsort erwählte er sein in der Nähe von Moskau belegenes Landgut Woronowa, welches er mit Hülfe eines englischen Oekonomen zu einer Musterwirthschaft erhob, und wo ihn bald die traurige Kunde von dem Tode seines kaiserlichen Wohlthäters erreichte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Briefe des Marschalls von Saint-Arnaud.

II.

Im Jahre 1837 kam Herr von Saint-Arnaud als einfacher Lieutenant nach Afrika; er blieb fast ohne Unterbrechung in Afrika bis zum Jahre 1851 und avancirte in dieser Zeit bis zum Grade eines Divisionsgenerals und Gouverneurs der Provinz Konstantine. Aber welche Strapazen, welche Dienste, welche Kriegsthaten in diesem Zeitraum von vierzehn Jahren, welche Herzensbekümmernisse und welche körperliche Leiden hat er zu bestehen gehabt!

Mit dem ersten Blick hatte er den Zustand des Landes an und für sich und in Bezug auf Frankreich richtig erkannt. Die Eroberung war um jeden Preis zu vervollständigen und zu befestigen; er weihte sich rücksichtslos diesem eben so patriotischen wie ruhmreichen Werke. Er lernte sogleich das Arabische, weil er dies für durchaus nothwendig hielt, um in den Geist und in das Herz der Völkerschaften einzudringen, die durch beide Mittel: durch Waffen und durch Worte, durch Gewalt und Intelligenz, beherrscht werden sollten. Die während seines Aufenthalts in Afrika von Herrn von Saint-Arnaud geschriebenen Briefe enthalten die lebendige Geschichte der Eroberung und der Herstellung des Friedens, an denen er in den drei Provinzen einen thätigen und ruhmvollen Antheil hatte.

„Konstantine, am 14. Oktober 1837.

„Bruder, ich bin gesund und wohlbehalten; nicht eine Schramme! — Eine Gesundheit, so befriedigend wie möglich nach achtstägigen Strapazen: Biwouak auf schmutziger Erde, Regen und täglichen formwährenden Kämpfen, gekrönt durch den fürchterlichsten und mörderischsten Sturmlauf! Gestern den 13ten, um 9 Uhr Morgens, sind wir in drei auf einander folgenden Kolonnen, gebildet von auserwählten Offizieren und Soldaten aller Regimenter, eine Schaar von etwa 1000 Mann, durch die Bresche vorgedrungen. Ich habe das Glück gehabt, Antheil nehmen zu dürfen. Die Einzelnheiten kann ich Dir heute nicht mittheilen, Bruder, es fehlt mir die Zeit; aber stelle Dir vor, daß der Kampf fürchterlicher gewesen, als Alles, was die alten Krieger des Kaiserreichs erlebt. Ein bewundernswerther Widerstand! Menschen, die wir zweimal tödten mußten! Eine Stadt unter einem mörderischen Feuer mit dem Bajonnett genommen, Haus für Haus, Straße für Straße, und dieses Gemetzel auf beiden Seiten drei Stunden dauernd, — daraus wirst Du Dir eine Vorstellung machen können, wie viel Blut geflossen. Was soll ich Dir von mir sagen? . . . Ich habe meine Soldaten mit gefälltem Bajonnett jedesmal ins Feuer geführt, bin in die Häuser gestürmt mit der Rage, der Selbstvergessenheit, die Du an mir kennst, durch den Kugel- und Kartätschenregen.“ . .

„Feldlager von Rondouk, am 27. August 1838.

. . . „Ich bin, in Folge einer solchen Nachricht, drei Meilen weit von hier ins Gebirge geschickt gewesen, um einen befreundeten Stamm vor einer Razzia zu schützen. Ich habe da sechsundbreißig Stunden mit meiner Compagnie zugebracht. Ich habe unter dem arabischen Zelt von Kameelhaar gelegen und in der Weise der Araber gelebt, geraucht, Kaffee getrunken, ihren Kuskuß und berberische Feigen gegessen. Ich habe viele Läuse und ein starkes Uebelbefinden mitgebracht, welches sich jedes Mal erneut, wenn ich an meine Exkursion denke. Der Scheich dieses Stammes hat mir am folgenden Donnerstage, am Marktage, einen Besuch abgestattet und mich um ein Frühstück gebeten. Ich habe ihm seine Gastfreundschaft gehörig erwiedert. Ich habe ihn guttatim trunken gemacht; denn er wollte Wein nur tropfenweise trinken; aber er hat so viele Tropfen getrunken, daß er voll wie eine Tonne war. Ein seltsames Schauspiel! dieser Mann, wie er ganz neue Empfindungen kennen lernt, darüber betroffen ist, sie bekämpft, ihnen wider Willen sich hingiebt, lacht und, bestürzt, sich lachen zu hören, innehält, als wenn ein anderes Wesen in ihm gelacht hätte. Ich habe als Philosoph beobachtet und als Beobachter meinen Genuß gehabt. Er hat alle Vergnügungen eines anständigen Rausches gehabt, keine von den Unannehmlichkeiten. Er ist durch das Lager gegangen und hat Alles besehen. Ich stehe auf vertrautem Fuße mit meinem Freunde Ali-Hassen; er hat, nachdem er mir gestanden, daß er seit 1830 vielen Franzosen die Köpfe abgeschnitten, mir bei Allah zugeschworen, daß er sie nicht mehr abschneiden werde, und daß, wenn der heilige Krieg ihn verpflichten sollte, uns noch zu bekämpfen, er sie schonen würde, besonders den meinigen. Ich habe gelacht, habe ihn beim Arm genommen und in ein Zelt geführt, wo ich ausgezeichnete Pistolen hatte; ich habe mich auf dreißig Schritt von einem Kaktus entfernt und ihm ein Blatt fast so breit, wie dieses Papier, bezeichnet; und meine Kugel hat dasselbe durchbohrt. Der arme Ali ist stumm geblieben; er hat zehn Schüsse gethan, ohne zu treffen, und hat sich mit den Worten getröstet: „Aber alle Franzosen können das doch nicht; Du, Du bist ein hoher Anführer.“

„Djidjelli, am 3. Juli 1839.

„Mein Freund, mein Waffenbruder, der brave Horain, ist an den Folgen der Wunden, die er am 17ten erhalten, am 26sten in Bugia gestorben. Neun Stunden Todeskampf haben ihn nicht gehindert, noch an diejenigen zu denken, die über seinen Tod trostlos sein würden. Er hat dem Kommandanten von Salles sagen lassen, daß ich allein ihn bei dem Bataillon ersetzen könne, und daß er die ihm zugedachte Belohnung für mich in Anspruch nehme. Er hat gewünscht, auf dem Boden begraben zu werden, den er erobert und mit seinem Blute erkauft habe. . . Alles ist vorbei; seine Bestimmung ist erfüllt; die unsrige war es, zu überleben, um seinen Verlust ewig zu betrauern. Wenn ich seine Stellung erhalte, Bruder, wenn sein Tod mir eine Aussicht eröffnet, welche schwierige Aufgabe wird er mir vermacht haben! Ein seltsames Geschick, das wir haben! Man muß sich Glück dazu wünschen, von der Hinterlassenschaft eines Mannes Nutzen zu haben, für den man sein Leben hingegeben haben würde!

. . . . . „Alle diese Dinge entfernen mich von Dir und von meinen Kindern. Wie geht es Dir? Was machen sie? Was macht meine Mutter? — Eure Aufstände sind zu Ende; die Prozesse nehmen ihren Anfang. Ist man ganz beruhigt? — Man hat sein Gewehr in eine Ecke gestellt; aber ist es geladen oder nicht? — Welchen Weg schlägt das Ministerium ein? Mein armes Vaterland! Ich diene ihm sehr fern; aber ich möchte es groß und mächtig sehen; darum aber muß es nicht von kleinen Leuten und von kleinen Geistern geleitet sein.“ . . . .

Am 11. Mai 1840 durch eine Kugel bedeutend verwundet, führte Saint-Arnaud das Kommando über seine Tirailleurs noch drei Stunden lang fort. Die Folgen dieser Verwundung veranlaßten ihn, auf kurze Zeit Paris und Metz zu besuchen.

„Paris, am 26. September 1840.

„Des Abends bin ich mit Pasol gegangen, um „Polyeukt“ und „Zayhet“ zu sehen. Die Rachel übertrifft Alles, was Du mir von ihr gesagt. Das Wort: „Ich glaube“ hat sie gesprochen — so daß die ganze Versammlung beim Herausgehen hätte brüllen mögen. Alle Ausbrüche des Lachens, die Zayhet mir verursacht hat, haben mir den Kopfschmerz nicht nehmen können, den die Thränen mir verursacht hatten, welche mir bei dem Spiel der Rachel über den Schnurrbart geflossen sind. Ich habe gewünscht, wie in unserer guten Zeit. Die Rachel begräbt Alles, was wir bisher von Tragikern gehabt, Racourt, Duchesnois, Georges!“

„Metz, am 12. Dezember 1840.

. . . . „Wenn, wie die Zeitungen es verkündet hatten, alle Divisionen, alle Regimenter vertreten worden wären bei der Feierlichkeit der Beisetzung der Asche des großen Mannes, hätte ich acht Tage und mehr vielleicht mit Dir verleben können. Was für eine bewundernswerthe Feier wirst Du mitmachen! Wenn sie das sein wird, was man ankündigt, wird so etwas nicht leicht zum zweiten Mal wiederkommen in der Welt. Ich denke mit Freude daran, daß Ihr, meine Kinder und Du, von irgend einem Winkel aus die Feier mit ansehen werdet.“

„Blidah, am 25. April 1841.

. . . . „Alle Zuaven-Offiziere haben mir ihre Freude bezeigt, mich wieder in ihrer Mitte zu sehen, und ich bin glücklich und stolz darauf, sie zu kommandiren. Was für Menschen, Bruder! Was für Soldaten! Was für Offiziere! Welch ein Corpsgeist! Was könnte man mit solchen Leuten nicht ausführen! Die Zuaven sind die kaiserliche Garde Afrika's, die alte Garde!“ . . .

„Biwouak Sidikalef, am 23. Juni 1841.

. . . . „Ich bin an den Stern des General Bugeaud gebunden, der nicht verlöschen wird, lange zu glänzen. Er wird noch drei Jahre hier bleiben. Er wird als Marschall von Frankreich fortgehen und ich als Oberst. Bei meiner Treu, ich werde dann ein Polteron, wie der —, und werde mich zur Ruhe begeben und aufs Nichtsthun legen in irgend einer Garnison . . . . wofern nicht der Lärm, mich irgendwo Kanonendonner hören läßt. O, dann lasse ich mich wieder engagiren

und steuere auf den General los. Und Du, lieber Bruder, was thust Du! Du plaidirst, Du arbeitest, Du überwachst meine Kinder, die Dir zur Erheiterung dienen. Ich habe nur die Erinnerung an Euch, um mich zu stärken. Wenn ich allein wäre, würde ich sehr schnell in einem Bataillon in Frankreich vorkommen. Es giebt kein Fiakerpferd auf dem Platze, in Paris, welches nicht, in Vergleich zu mir, ein Domherr wäre. Welch ein Corps — diese Zuaven! Immer in Thätigkeit, immer vorn, Tag und Nacht, im Feuer, wie bei der Arbeit!"

„Bidah, am 15. Juni 1842.

. . . „Eine neue Zukunft eröffnet sich mir, und ich werfe mich kopfüber mit gehobenem Herzen und mit festem Willen hinein; denn es giebt Gefahren zu bestehen, etwas Ruhm zu erwerben und eine große Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen. Mit einem Wort: der General-Gouvernenr bietet mir das Oberkommando von Mitianah an."..

„Mitianah, am 2. August 1843.

. . . . „Kurz: wo es Ruinen gab, erhebt sich eine neue Stadt; wo das Elend herrschte, kommen der Handel, die Industrie, der Wohlstand wieder zum Vorschein. Ich hatte hundert dürftige Familien; ich habe deren jetzt nur noch zehn, und ihre Anzahl verringert sich fortwährend; denn ich verwende sie und mache, daß sie sich ihr Brod verdienen. Würdest Du wohl geglaubt haben, zu der Zeit, wo ich als junger Mensch mich in der Welt umhertrieb, wo ich Griechenland, Italien, England durchzog, daß ich es so weit bringen würde — Also: am klügsten ist es, nie Etwas zu verreden." . .

„Orleansville, am 31. August 1843.

„Ich glaube, Bruder, daß, wenn Du den Marschall auf dieser Reise siehst, und ich wünsche, daß Du ihn siehst, er Dir von mir erzählen wird. Ich bin in seiner und in der Meinung vieler Leute sehr gestiegen. Dieser Feldzug hat mir meine Stellung gegeben, und ich fühle es selbst, daß man Menschen meiner Leitung anvertrauen kann, wie auch die Verhältnisse sein mögen, unter denen ich berufen sein werde, eine Rolle zu spielen." . .

„Orleansville, am 24. Oktober 1843.

. . . „Ich merke an mir mit Vergnügen, daß ich den schwierigsten Verhältnissen gegenüber eine Ruhe und einen Gleichmuth bewahre, wie ich sie sonst nicht hatte; ich achte darauf, wie ich kommandire, ich höre mich, ich finde in mir die feste Haltung, und Alles geht. Wer weiß, wie sich Alles in einem ausgedehnteren Wirkungskreise sich machen würde!" . . .

Ein Schreiben der Frau von Staël an die Prinzessin Louise von Preußen.

Von dem Monumentalwerke: „Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein", von G. H. Pertz, ist so eben der sechste und letzte Band in zwei Abtheilungen ausgegeben worden.*) Er umfaßt den Zeitraum von 1823 bis zu dem im Jahre 1831 erfolgten Ableben Stein's. Es ist hier nicht der Ort, über dieses deutsche Denkmal eines deutschen Mannes und Charakters, das seine Würdigung bereits im literarischen Europa gefunden, ein kritisches Referat zu liefern. Wir können es und jedoch nicht versagen, aus den im vorliegenden Bande enthaltenen literarischen Beilagen ein kleines Aktenstück mitzutheilen, nämlich die Uebersetzung eines charakteristischen, wiewohl in großer Haß und Unruhe abgefaßten Schreibens, welches Frau v. Staël, nach der Rückkehr Napoleon's von Elba, an die Frau Prinzessin Louise von Preußen (vermählte Fürstin Radziwill) gerichtet hat und das hier zum ersten Male gedruckt ist:

„Coppet in der Schweiz. Am 28. März 1815.

„Wer hätte mir, Frau Prinzessin! wohl gesagt, daß ich Ihnen so bald schreiben würde, um alles das zurückzunehmen, was ich Ihnen von meinem häuslichen Glücke gemeldet! Der Donnerschlag, welcher Europa erschüttert, hat mein ganzes, unglückseliges Dasein vernichtet. Die so viel verkündete Auszahlung der Depositengelder meines Vaters hatte noch nicht stattgefunden, aber da sie in acht Tagen geschehen sollte, so war auf dieses Versprechen hin der Heirathskontrakt meiner Tochter auf Donnerstag angesetzt. Ich würde mich schämen, über diese Dinge zu sprechen, wenn es sich dabei nicht um meine Tochter handelte. O, welches Unglück ist doch über uns Alle gekommen! Welcher Uebergang von der Ruhe, von der Sicherheit, von der Hoffnung, von der Freiheit zu allem dem, was uns jetzt androht! Ach, mein Gott! ich weiß seit vierzehn Tagen nicht, was ich sagen soll, und ich erwarte nur Hülfe von Ihm, denn an die Menschheit glaube ich nicht mehr. Ich weiß nicht, was Europa vorhat, zu thun, aber sicher ist, daß Napoleon sich auf zwei Prinzipien stützt, die sehr geeignet sind, das Heer und das Volk in Aufregung zu bringen: den durch die fremden Truppen in Paris verletzten Stolz und die Besorgniß für alle aus der Revolution hervorgegangenen Ideen und Grundsätze.

„Was mich betrifft, die ich gewisse Ideen von 1789 ganz eben so liebe, wie irgend ein Anderer, ich glaube nicht, daß sie unter der Regierung des Königs einer Gefahr ausgesetzt waren. Zuvörderst bin ich der Ansicht, daß er nicht daran dachte, sie zu stürzen; demnächst aber war auch die Nation zu stark, um sich nicht zu vertheidigen. Man schritt auf die Freiheit zu, wie man vorschreiten muß — allmählich. Es ist nicht das Metier der Könige, die Freiheit zu lieben, wohl aber ist es das der Völker. Im Uebrigen will die französische Nation wohl die Gleichheit, doch um die Freiheit kümmert sie sich nicht.

„Können Sie, Frau Prinzessin, sich wohl den Alp vorstellen, von dem ich mich hier gedrückt fühlte, als ich nun mich in ähnlicher Lage befand, wie vor drei Jahren, nachdem ich vergeblich über Mostau hinaus, verfolgt von derselben Idee, gedrungen war? Doch an wen richte ich alle diese Klagen! Um von Ihnen ein Schreiben zu erlangen, sage ich Ihnen wehmüthig, was Sie tiefer, als irgend Jemand, empfinden. Genehmen Sie doch, mir zu sagen, was ich jetzt wohl am besten thun könnte.

„Darf ich Ew. K. H. wohl bitten, der Frau v. Humboldt, deren Adresse ich nicht kenne, sagen zu lassen, daß sie mir schreibe, und darf ich wohl in der Indiscretion so weit gehen, auch noch um die Beförderung eines Schreibens nachzusuchen, dessen Adresse ich ebenfalls nicht zu machen weiß? Ihre Güte, gnädige Prinzessin, wird diese Bitten gewiß entschuldigen. Es herrscht überdies eine solche Unruhe in meiner Seele, daß ich, ohne daß dadurch meine hohe Achtung für Sie geschmälert wird, außer Stande bin, meine Gedanken vollständig anzudrücken; so sehr steigern sich alle meine Befürchtungen, wenn es überhaupt noch möglich ist, sie zu steigern.

„Wie viele Mütter in Deutschland haben ihre Söhne hingegeben und verloren für die Ruhe der Welt — und was that nun dieser Kongreß! Woran dachte er? Welcher kurzsichtige Egoismus! Ich, ich werde sprechen, ich werde schreiben, so lange mir noch ein Lebenshauch bleibt.

„Zuvend respektvolle Huldigungen."

Mannigfaltiges.

— Stein über Hardenberg's angebliche Memoiren. Ueber die „Mémoires d'un homme d'état", die 1828 in Paris als ein nachgelassenes Werk des Fürsten Hardenberg ausgegeben wurden, schreibt der Freiherr v. Stein an seinen Freund Gagern (Pertz, Leben Stein's, Bd. VI. S. 690): „Die „Mémoires d'un homme d'état" sind nicht von Hardenberg geschrieben, sondern auf Veranstaltung und nach Angabe des deutschen Buchhändlers Schubert von Labaume mit Hülfe von Papieren verfaßt, welche Schubert aus Hardenberg's Nachlaß gekauft hatte. Die Unterhandlung darüber und der Beginn des Werkes fielen in die Zeit meines Aufenthalts in Paris 1827, und nachdem Schubert längere Zeit davon gesprochen hatte, brachte er mir eines Tages den ersten Druckbogen zur Ansicht. Ich machte ihn auf einige sehr grobe Unrichtigkeiten aufmerksam, die er sogleich verbessern ließ. Das war kurz vor meiner Abreise; später ist dann das Werk in andere Hände gerathen." — Die wirklichen Memoiren Hardenberg's sollen bekanntlich erst funfzig Jahre nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden.

— Die sechs Schöpfungstage. Dieses „Kreuz der Ausleger", die, zwischen Theologie und Geologie eingezwängt, rathlos sind, wie sie die Aussprache jener mit den evidenten Ergebnissen dieser vereinigen sollen, hat ein Herr Professor Taylor Lewis in New-York wieder auf sich genommen und in einem besonderen Werke behandelt. Er weiß alle alten Theorieen ab, läßt die wissenschaftlichen Deductionen mit geringer Beachtung beiseite liegen und sucht, auf selbstgebahnten Wege in den Sinn des ersten Kapitels der Genesis zu dringen. Zwei Jahre fleißigen Studiums hat er dieser Forschung geweiht, und der Schluß, zu dem er kömmt, ist der, freilich auch nicht mehr neue, daß das Wort „Tage" in jener Stelle der Bibel unbestimmte Perioden oder Zeiträume bezeichne, die nach den späteren Maßstäben der Zeit unmeßbar seien. Aus drei Gründen aber werden sie mit dem Namen „Tage" benannt: 1) weil es die angemessene Bezeichnung ist, die irgend eine alte Sprache nur darbieten könnte; 2) weil „Tage" den cyklischen Charakter dieser Zeiträume ausdrückt; 3) weil dieser cyklische Charakter durch die zwei entgegengesetzten Punkte: Abend und Morgen, markirt sei, was auf keine andere Weise hätte angegeben werden können. Einen deutlichen Wink giebt der Erzähler der heiligen Urkunde, daß er das Wort „Tage" nicht in dem später üblichen Sinne genommen wissen will, da er die Sonne, die durch ihren Auf- und Niedergang den wirklichen Tag begränzt, erst am vierten Tage an der Himmelsveste erscheinen läßt. Die weitere Entwickelung des aufgestellten Theorems verfolgt der Verfasser mit reichem Aufwand von Gelehrsamkeit, tüchtiger Logik, schätzenswerther Selbstständigkeit des Urtheils bei gemessener Bescheidenheit, wo er mit dem kirchlichen Dogma unausweichlich zusammenstößt.

---

*) Geschichte-Erzählung 1238 S. und Beilagen 266 S. in gr. 8. Berlin, Georg Reimer, 1855.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 95. Berlin, Donnerstag den 9. August 1855.

Frankreich.

Nichtpolitische Briefe aus Paris.

(Von Dr. Gamberg.)

Paris noch mehrmonatlicher Abwesenheit. — Allgemeine Physiognomie der Stadt. — Die Neubauten Napoleon's III. — Das Modewaaren-Magazin „zum Louvre" und die Menüre-Restauration. — Neu hervorgetretene Demolitionen. — Die letzten Tage meines Wohnhauses. — Projectirte unterirdische Eisenbahn. — Die Rundeisenbahn, der Riesen-Omnibus nach Passy und die neue Omnibus-Verbindung. — Gasbeleuchtungs-Speculationen. — Giener's Gas-Apparate.

Von den vielen Gründen, die ich anzuführen hätte, um mich zu entschuldigen, daß ich meine Monats-Berichte in diesen Blättern eine Zeitlang unterbrochen habe, wird, wie in der Anekdote von dem Bürgermeister, der bei der Ankunft des Königs keine Kanonen lösen konnte, hoffentlich ein einziger Grund genügen: ich war mehrere Monate lang von Paris abwesend. Der geehrte Leser möge mir erlauben, zunächst allen denen, die mir während meines Aufenthaltes in Deutschland freundliche Gesellschaft geleistet haben, meinen aufrichtigsten Dank abzustatten. Was mir dann zunächst obliegt, ist: zu erzählen, wie ich Paris, das sich jetzt schnell verändert, nach einer Abwesenheit von mehreren Monaten wiedergefunden habe.

Ich hatte erwartet, daß die Straßen in Folge der Ausstellung überfüllt von Fremden sein würden. Der Boulevard, ihr natürlicher Sammelplatz, kam mir aber leerer vor als sonst. Ein großer Theil der Pariser hatte theils aus Furcht vor allzu zahlreichem Besuch, theils um die Stadt-Wohnungen theuer vermiethen zu können, sich auf das Land oder in Provinzial-Städte zurückgezogen, und die ersten Schaaren von Fremden, die zur Ausstellung hierher geeilt waren, schienen gerade nur zur Ausfüllung der entstandenen Lücken auszureichen. Die Franzosen hatten sich einer zügellosen Speculations-Wuth hingegeben, sie schienen darauf zu rechnen, daß eine halbe Million Fremder auf einmal ankommen und sich regelmäßig ergänzen würde. Neue großartige Hotels, Restaurationen und Kaffeehäuser wurden eingerichtet, Fremden- und Miethe-Bureaus eröffnet, Bazars und Export-Comtoire angelegt. Spekulanten miethteten die Wohnungen der Privatleute, um eine Art von Wohnungs-Noth herbeizuführen, und nie haben die Trödler und Möbelhändler so glänzende Geschäfte gemacht als vor der Ausstellung. Die meisten dieser Spekulanten sind nun jämmerlich entkräftet worden. Paris ist so ungeheuer groß, die Industrie hat in allen ihren Zweigen eine so mächtige Konkurrenz aufzuhalten, daß die Masse der Fremden in diesem Labyrinth von Straßen und Häusern kaum bemerkt wird, und daß man, um in Paris nicht theurer zu leben als sonst, nur an die richtigen Quellen zu gehen braucht. Man wohnt jetzt für drei bis vier Francs täglich sehr anständig, kann von einem bis sechs Francs zu Mittag essen, und werden die Kaffeehäuser, noch die Wagen, noch die Vergnügungs-Anstalten haben ihre Preise erhöht. Da jetzt nun auch wöchentliche Vergnügungs-Züge von allen Punkten Frankreichs eingerichtet sind, die eine Ersparniß von 40 pCt. darbieten, so können besonders Franzosen die Ausstellung mit sehr geringen Kosten besuchen. Hoffentlich werden auch die fremden Eisenbahn-Directionen dem Beispiele der französischen folgen.

Als ich Paris verließ, standen noch die ungeheuren Gerüste von den Neubauten des Louvre. Die Bildwerke waren noch vollständig verhüllt, und in dem Theile der Rue Saint Honoré, wo, an der Stelle der alten schmutzigen Häuser, Prachtbauten sich zu erheben anfingen, war die Circulation der Wagen noch untersagt. Jetzt bietet dieser Stadttheil ein ganz anderes Schauspiel dar. Die Verbindung des Louvre mit den Tuilerieen auf der der Seine entgegengesetzten Seite ist vollständig hergestellt; die ungeheure Galerie, die sich längs der Rue de Rivoli, zwischen den Tuilerieen und dem Louvre, erstreckt und eben diese Verbindung ausmacht, besteht aus mehreren prachtvollen Pavillons, die zwar nicht streng in einem und demselben Style erbaut sind, aber doch unter sich schön mit einander harmonieren. In Bezug auf die Styl-Arten hat man die Nachbarschaft der bereits vorhandenen Gebäude berücksichtigen müssen. So korrespondirt z. B. der der Haupt-Façade des Palais Royal gegenüberstehende Pavillon mit letzterem und gewährt, da auch die anderen beiden Seiten des Platzes von ganz neuen Gebäuden eingenommen sind, einen der schönsten Anblicke. Der Arkaden-Zug der Rue de Rivoli ist ebenfalls vollständig fertig und reicht bis über die berühmte Kolonnade des Louvre oder, mit anderen Worten, bis zu der Linie, auf welcher die Kirche Saint Germain l'Auxerrois steht. Prachtvolle, reich mit Gold verzierte Gitter haben den ehemaligen hölzernen Umzäunungen des Louvre Platz gemacht, und da, wo früher Schutt und Mauerwerk lag, lachen jetzt die schönsten, mit Rasenplätzen und Blumen verzierten Gärten. Später wird man auch den der Kolonnade des Louvre gegenübergelegenen Platz der Kirche Saint Germain l'Auxerrois vollständig säubern und so die Umgebungen der kaiserlichen Schlösser überall in Harmonie mit den Hauptgebäuden bringen.

Höchst interessant ist das neue Stück der Rue de Rivoli, das dem Neubau des Louvre gerade gegenüber liegt und auf der einen Seite von dem Platze des Palais Royal, auf der anderen von der Rue de coq begränzt wird. Dieses Stück bildet nämlich ein einziges Haus mit vier Fronten und ist zu dem großen Gasthofe bestimmt, von dem ich in diesen Blättern bereits gesprochen habe. Im Erdgeschoß hat man ein Modewaaren-Magazin angelegt, das an Größe alle in Paris bisher existirenden übertreffen soll. Es heißt: „Zum Louvre", und die Gesellschaft, die es gründete, hat allein für Annoncen 150,000 Fr. (40,000 Thlr.) ausgegeben. Miethe zahlt dieses Riesen-Magazin 140,000 Fr. (37,500 Thlr.). Wenn man im Industrie-Palaste einen besonders schönen Shawl, ein reiches Stück Seide oder Spitzen sieht, so liest man darunter die Aufschrift: „Für das Louvre-Magazin angekauft." Zur Leitung des Gasthofes hat man Herrn Dremel aus Dresden erwählt.

Auf dem Carousſel-Platze sind die Arbeiten des Louvre noch nicht so weit vorgerückt, als auf der Seite der Rue de Rivoli, wo namentlich die Skulptur-Werke, welche einige Pavillons von oben bis unten bedecken, wahrhaftes Erstaunen erregen. Die Gerüste stehen auf dem Carousſel-Platze noch alle, und die Bildwerke sind noch sämmtlich verhängt. Sobald sie fallen werden, steht dem Publikum aber auch eine Ueberraschung sondergleichen bevor, und ich glaube, daß der Carousſel-Platz seinem Nachbar, dem Konkordien-Platze, Nichts nachgeben wird.

Ich will die Beschreibung dieses Stadttheiles nicht abbrechen, ohne Ihren Lesern die neue Restauration in der Rue de Montesquieu, dicht am Palais Royal, zu schildern. In dieser kurzen, aber hübschen Straße existirte seit Jahren ein Tanzsaal für die Lorettes und Köchinnen des Stadtviertels. Als der Mieth-Kontrakt des Saal-Pächters zu Ende war, verlangte der Eigenthümer einen höheren Miethzins, und der Pächter zog sich zurück. Neben dem Saal existirt nun ein großes Modewaaren-Geschäft, „au coin des rues" genannt, dessen Besitzer den großartigen Entschluß faßte, diesen Saal seinem Magazine einzuverleiben und dadurch die ihm gegenüberliegende, sehr bekannte Modewaaren-Handlung, die sich mit impertinenter Ironie „au pauvre diable" nennt, legaleweise zu ruiniren. Aber der furchtbare Wirth des Saales verlangte, glaube ich, 30,000 Fr. jährliche Miethe, und dies machte den „Straßen-Eck" schwanken. Kaum hatte nun aber der „arme Teufel" von der Gefahr gehört, die ihm bevorstand, als er den „Saal des Geistes der Gesetze" à tout prix miethete, obgleich er ihm für sein auf der anderen Seite der Straße gelegenes Magazin gar nichts nützen konnte. Nun wurde in dem Saale nicht mehr getanzt, und es wurde auch kein Bazar auf ihm, wozu in aller Welt konnte er verwendet werden! Es giebt in Paris einen Fleischer, Namens Duvel, der die Idee hatte, Restaurationen zu errichten, wie Paris noch keine besaß. Eine Gaskäche ist ein neutraler Boden, und der „arme Teufel" nahm seinen Anstand, Herrn Duvel den Saal um einen bei weitem billigeren Preis zu unternehmen. Was sind auch funfzehn bis zwanzigtausend Francs jährlicher Verlust gegen die Gefahr, von dem „Straßen-Eck" ruinirt zu werden! Ich habe nun neulich die Restauration dieses genialen Fleischers besucht und finde, daß der Mann so gut einen Orden verdient, wie der oder jener Tuch- oder Leinwand-Fabrikant. Er hat wirklich ein Problem gelöst.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich.

Leopold Ranke ist ein Name, auf den das fleißige, bescheidene Deutschland stolzer sein müßte, als es seiner Natur nach zu sein vermag. Es streut dem englischen Macaulay unaushörlich Weihrauch und staunt ihn an, als wenn vor ihm Niemand hätte Geschichte schreiben können; es vergißt wieder wie gewöhnlich der eigenen Verdienste und des Besitzes eines Meisters historischer Darstellung, wie Leopold Ranke ist. Seine originelle Auffassungsweise, sein Scharfblick in Ergründung des historischen Materials, seine geistreiche Combination der Thatsachen mit allen ihren Beziehungen und endlich sein glänzender Talent, die Besonderheit merkwürdiger Persönlichkeiten zu veranschaulichen, zeigen sich wieder in vollster Entfaltung in seinem neuesten Werke: „Französische Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts" (Cotta, 1855).

Der dritte Band, welcher so eben erschienen ist, enthält: die Staatsverwaltung Mazarin's und die Zeiten der Fronde, sodann das erste Jahrzehnt der Selbstregierung Ludwig's XIV. und den Zeitpunkt seiner höchsten Macht, so wie die veränderte Weltstellung, welche daraus folgte, also den Zeitraum von 1643 bis ungefähr 1685. Das siebzehnte Jahrhundert ist ein Glanzpunkt der französischen Geschichte; die Macht des Einflusses auf ganz Europa datirt in Frankreich von diesem Zeitpunkt an. Die Militair-Gewalt gebot im Kriege wie im Frieden über unerschöpfliche Kräfte, die Blüthen der Intelligenz und Kultur entfalteten sich in überraschender Fülle; das Königthum in absolutester Machtvollkommenheit herrschte über einen Reichthum von so ausgebildeten und dienstbaren Kräften, wie es bis dahin in dem neueren Europa nicht vorgekommen war. Der Mann, welcher Frankreich in diese glänzende Laufbahn leitete, der Kardinal Richelieu, wird von Ranke zu einer interessanten Parallele mit Mazarin, seinem Nachfolger, benutzt. Beide Männer besaßen gerade die Eigenschaften, die für einen jeden in seiner Zeit die wirksamsten sein mußten. Richelieu's durchgreifende Gewaltsamkeit wurde durch die verschlagene Gewandtheit Mazarin's ersetzt. Was Ersterer mit zugleich vernichtender und schöpferischer Thatkraft gegründet, das hat der Andere unter mannigfaltig wechselnden Feindseligkeiten, unerschöpflich in Hülfsmitteln, zu behaupten gewußt. Richelieu hatte die inneren und äußeren Feinde besiegt, die königliche Macht befestigt und erweitert, den Gehorsam hergestellt; in diesem Bewußtsein ist er glorreich und bewundert gestorben. Aber so viel auch erreicht war, die Monarchie war noch nicht vollendet, Ludwig XIV. konnte sie nicht wie eine Erbschaft sorglos antreten, es blieb für Mazarin noch genug zu thun übrig. Die beiden mächtigen Minister würden übrigens nicht die gewaltige Unterdrückung der Gährungen in Frankreich erreicht haben, wenn nicht der Kardinalshut sie geschützt hätte; ohne diesen würde die Körperschaft des französischen Klerus wahrscheinlich sich nicht so fügsam gezeigt haben in den Kämpfen der Klerus-Versammlungen 1641 und 1656. Die Erhebung der französischen Krone zur unumschränkten Gewalt konnte fast nur von geistlichen Ministern, Würdenträgern der römischen Kirche, durchgesetzt werden, denn in ihr hatten sie das Prinzip der absoluten Monarchie kennen gelernt, welches durch die Päpste des sechzehnten Jahrhunderts zuerst realisirt worden ist.

Im Gegensatz zu dieser Verbindung der geistlichen Macht mit der monarchischen Autorität bemerkt Ranke sehr richtig, daß der Protestantismus sich mehr zu ständischen Formen hinneigt, und daß die Hugenotten in Frankreich zu den letzten Erhebungen der Aristokratie gegen das Königthum Veranlassung gaben. Merkwürdig ist es in dem Leben der beiden geistlichen Minister, daß sie für die Idee der absoluten Monarchie wirkten, lange bevor sie einen Träger dafür auf dem Throne hatten: Richelieu zwang Ludwig XIII. die Scheinrolle des Königthums auf, und Mazarin mußte einen Knaben dazu erheben, der freilich später vollkommen das Ideal verwirklichte, welches Beiden vorgeschwebt haben mochte, indem er sagte: „L'état c'est moi!" Seitdem ist in Frankreich die Herrschaft des Einzelwillens auf dem Throne fest begründet; trotz aller Revolutionen und Freiheitsbestrebungen gelangt er immer wieder zum Sieg. In dem alten und dem neuen Napoleon könnte man eine eben solche der Zeit anpassende Aehnlichkeit auffinden wie zwischen Richelieu und Mazarin; was die Gewaltigkeit des Einen verfuchte, wird durch die Verschlagenheit des Anderen fortgesetzt. Ein weiterer Vergleich des heutigen Frankreich mit dem des siebzehnten Jahrhunderts würde wenig Aehnlichkeiten aufzuweisen haben. Die Aristokratie der Geburt und des Geistes von damals ist kaum noch dem Namen nach hin und wieder vorhanden.

Die glänzenden Persönlichkeiten jener Zeit sind in kurzen, scharfen Umrissen gezeichnet von Ranke und von ihm wieder in die Würde der historischen Wahrheit eingesetzt, deren sie so häufig beraubt wurden durch die Romanschreiber unserer Tage. Königin Anna ist als tugendhafte Frau geschildert, die weder Richelieu, noch Mazarin geliebt hat, wenn sie auch mit Letzterem in einem übereinstimmenden, fast freundschaftlichen Verhältnisse verkehrte. Die ritterlichen Prinzen und Großen, so wie die schönen und geistreichen Frauen des siebzehnten Jahrhunderts hat Ranke nur flüchtig skizzirt, aber ihre politischen Rollen sind doch mit historischer Gründlichkeit entwickelt. Der große Condé und seine reizende Schwester, Anna Genoveva von Longueville, die Repräsentanten der Romantik in diesem Abschnitt der französischen Geschichte, sind zwar nicht mit der Vorliebe geschildert, wie Victor Cousin sie neuerdings darlegte; der Einfluß, welchen die Longueville auf die Streitigkeiten der Jansenisten übte, wird jedoch als sehr wichtig und für sie sehr ehrenvoll hervorgehoben. Frau von Sévigné und Frau von Maintenon sind von Ranke als besonders charakteristisch für die französischen Zustände damaliger Zeit bezeichnet. Die Briefe der Ersteren sind das richtigste Maß für die gesellschaftliche Bildung des siebzehnten Jahrhunderts, und die Gewalt, welche die Letztere über den mächtigsten König zu erringen wußte durch die einfachen Mittel einer strengen Frömmigkeit, ist ein Gradmesser für die religiöse Erregbarkeit jener Epoche. Die fanatischen Bestrebungen zur Unterdrückung der Hugenotten sollen jedoch nicht der Maintenon zur Last gelegt werden, wie so häufig geschehen ist. Ranke spricht sie davon vollkommen frei und führt an, daß sie als Enkelkind eines der angezeichnetsten Hugenotten, des Agrippa d'Aubigné, sogar noch einige Sympathieen für ihren alten Glauben gehegt habe, aber als Konvertitin nicht wagte, sich durch eine dringende Vertheidigung desselben zu kompromittiren. Die eigentlichen literarischen Frauen des siebzehnten Jahrhunderts, wie die Lafayette, die Scudéry u. s. w., übergeht Ranke gänzlich mit Stillschweigen, der Literatur selbst widmet er jedoch eines der trefflichsten Kapitel seines dritten Bandes französischer Geschichte.

Er behandelt wohl mit Recht Corneille als den glorreichen Anfang der literarischen Glanzepoche Frankreichs; es wird besonders hervorgehoben, daß dieser Dichter in den meisten seiner Schöpfungen die Ideen zur Geltung brachte, welche Richelieu über das Königthum hegte. Corneille zeigte sich lebhaft ergriffen von der Idee der höchsten Gewalt des Herrschers. Der Gedanke des Vaterlandes, das sich im Fürsten repräsentirt, und die ritterliche Treue des Mittelalters verschmolzen sich bei Corneille, und er gestaltete ein dichterisches Ganzes daraus. Immer beschäftigten ihn die großen politischen Verhältnisse der Welt, und er liebte es vorzugsweise, den Widerstreit darzustellen, in welchen das individuelle Leben durch den Antheil an den öffentlichen Dingen mit sich selbst leicht geräth. Er schuf eine Welt voll großartig angelegter, energischer Naturen. Er wollte nicht nur durch Schrecken und Mitleid, sondern auch durch Bewunderung den ethischen Zweck der Tragödie, die Läuterung der Leidenschaften, erreichen. Auf Corneille folgte Racine, wie einst Sophokles auf Aeschylus, und führte die poetische Gestaltung von dem Gebiet des Erhabenen auf das der menschlichen Empfindung, also der modernen Gegenwart näher. Racine errang dadurch den Beifall seiner Zeitgenossen mehr, als Corneille, der bekanntlich, gleichwie Aeschylus, den Schmerz der Zurücksetzung kaum zu ertragen vermochte. Sehr geistreich und tief eingehend, führt Ranke es aus, wie Boileau, Lafontaine und Moliere die französische Literatur zu höherer Entwickelung brachten, aber sich auch, wie die beiden genannten großen Dichter, dem Hofe anschlossen, so daß die Hauptidee des siebzehnten Jahrhunderts, die Verherrlichung des Königthums, auch in der Literatur ihren Ausdruck fand. Später, als die schöne Literatur ernsthaft wurde und ihren Hauptsitz in der geistlichen Festung der Jansenisten, in Port-Royal, nahm, wurde freilich gerade von ihr eine erbitterte Opposition gegen diese Richtung des französischen Geistes geführt. Die Jansenisten, welche recht eigentlich protestantische Katholiken waren, können für die letzten Lebenszeichen des Geistes der Fronde gelten, auch finden sich die bedeutendsten Namen derselben in Port-Royal wieder.

Die Aufhebung des Edikts von Nantes säte einen tief wurzelnden Haß gegen Ludwig XIV., den bis dahin abgöttisch verehrten Träger des absoluten Königthums, und legte damit sicherlich einen der Grundsteine zu der späteren Revolution. Auch in politischer Hinsicht änderte sich nach dieser folgenschweren That die Stellung des Königs. Interessant ist speziell für uns die Episode der Parteinahme des großen Kurfürsten für seine aus Frankreich vertriebenen Glaubensgenossen. Den kraftvollen Erklärungen, welche er in dieser Beziehung an den französischen Hof richtete, ist auch die Beschwerde über das bekannte Rahmesdenkmal Ludwig's XIV. beigefügt, welches das deutsche Reich als gefesselten Sklaven am Piedestal darstellte. Der Patriotismus des tapferen Brandenburgers fühlte sich dadurch aufs Aeußerste verletzt; er kämpfte mit Wort und That für Wiederherstellung der deutschen Ehre.

F. v. H.

Digitized by Google

Rußland.

Memoiren, Korrespondenz und literarische Werke des Grafen Rastoptschin.

(Schluß.)

Während der ersten Regierungsjahre Alexander's blieb Rastoptschin in der Zurückgezogenheit; doch zeugt seine Korrespondenz von dem lebhaften Antheil, mit welchem er die ereignißvolle Geschichte jener Zeit verfolgte, und von den engen Beziehungen, die er zu einigen der hervorragendsten Männern des damaligen Rußland zu unterhalten fortfuhr. „Nach den Worten Adam's[*]," schreibt er unter Anderem an Zizianov, „dass nix mois nous sauvons à quoi nous en tenir au sujet de la Porte. Es läßt sich denken, daß man angesichts auf einen günstigen Zeitpunkt spekulirt, um zur Theilung der in den letzten Zügen liegenden Türkei zu schreiten; aber es ist unmöglich, daß der Wiener Hof sich über die Raubgier und den Unternehmungsgeist Bonaparte's verblenden kann. . . . Bonaparte wird die Engländer auf dem Meere plündern lassen und sich auf Italien werfen, der König von Preußen in Deutschland aufräumen, und Cobenzl sich der Moldau und Walachei bemächtigen. Wäre es nicht besser, wenn die drei Mächte sich zur Theilung des ottomanischen Reiches ohne Krieg verständigten und den Franzosen Aegypten überließen! Aber sichtlich ist es der Wille des Schicksals, Bonaparte zur Geißel der Fürsten zu machen. Von diesem gelben Bauer (желтый мужичекъ) sind noch manche Teufelsstreiche zu erwarten, und nachdem er sich in Mailand zum Könige von Italien gekrönt, durfte er sich wohl in Rom salben lassen. In einer Unterredung mit dem alten Woronzov[**]) sagte er mir, daß der Krieg unvermeidlich sei; über die Einzelnheiten habe sich ihn nicht befragt, weil wir in der Politik aus einander gehen; er hängt, aus Freundschaft für seinen Bruder, an England, während ich überzeugt bin, daß Rußland sein eigenes System haben und entweder Andere verhindern muß, ihre Besitzungen zu vergrößern, oder, ohne Rücksicht auf Andere, Alles erwerben, was es zu seiner Arrondirung nöthig hat. Das Beispiel Frankreichs ist hinreichend; wenn dieses Land, mit seinem Volke von Wahnsinnigen, durch die Macht des Schwertes und der öffentlichen Meinung halb Europa unterwerfen konnte, was müßte nicht Rußland unternehmen können! . . . Welch ein seltsamer Gedanke von Johann Potocki, nach Grusien zu gehen! Ich kenne ihn seit dem Jahre 84; es ist ein verschrobener, romanhafter Kopf: er schreibt, singt und tanzt, treibt sich in Aegypten umher, ist Hofmann, Professor, Lovelace, wie es ihm eben einfälle.[***]) Jetzt hat er eine schöne Gelegenheit zum Reisen, indem er mit dem Gesandten Golowkin sich nach China begiebt. Ohne Zweifel will man in Peking eine großartige Idee von unserer Pracht geben: man hat Scheremetjev's Hornmusik gekauft, schickt, außer den Beamten, 1500 Mann Soldaten, ein Panorama, welches den Zug Suworov's über die Alpen darstellt, eine Menge Geschenke u. s. w. . . . Du wirst aus den Zeitungen gesehen haben, in welchem kritischen Zustande sich England befindet. Wenn der König gestorben wäre, so würde die Lage nicht so bedenklich sein; aber er ist wieder verrückt geworden, und man wird einen Regenten oder einen Verwaltungsrath einsetzen müssen. Diese Epoche ist vielleicht die Krisis der bisher so glücklichen Politik Englands. Gewiß hätte Pitt den Frieden in Amiens nicht geschlossen oder, nachdem er ihn geschlossen, nicht so bald wieder gebrochen. Bonaparte wird allgemein beneidet, und er kann sich freilich glücklich schätzen, daß Alle, die sich zu seiner Ermordung erbieten, zu sehr an ihre eigene Sicherheit denken, um den verheißenen Lohn zu verdienen. Es ist schade, daß Moreau sich in diese Sachen gemischt und, nicht damit zufrieden, der erste General zu sein, sich zum ersten Konsul machen wollte. So weit es sich nach den Leuten beurtheilen läßt, die aus England gekommen sind, um den Korsen zu tödten, hat Whitworth, den man einen homme loyal zu nennen pflegte, gewiß diese unschuldigen Pläne eingefädelt." — Lord Whitworth, früher englischer Gesandter in Petersburg und dann in Paris, ist, wohl mit Unrecht, beschuldigt worden, das Komplott angestiftet zu haben, welches den Tod des Kaisers Paul herbeiführte. Daher die Animosität Rastoptschin's gegen diesen Diplomaten.

Im Jahre 1806 verlor Rastoptschin seinen Busenfreund Zizianov, der im Kaukasus umkam. Um dieselbe Zeit sah er sein Vaterland in einen unglücklichen Krieg mit Napoleon verwickelt, der sein patriotisches Gefühl um so mehr anregte, als er sich in einer so ernsten Lage zur Rolle eines passiven Zuschauers verdammt sah. So stieg sein Haß gegen das Ausland, und namentlich gegen die Franzosen, immer höher. „Welches Unglück", schreibt er, „daß Peter I. uns rasirt und Schmalow veranlaßt hat, diese gottlose französische Sprache zu reden." Um diesen Gefühlen Luft zu machen, griff er zur Feder, und es entstand eine Reihe von Schriften, wie sie die russische Literatur noch nicht dargeboten hatte und die auf seine Landsleute einen mächtigen Eindruck hervorbrachten. Die erste derselben erschien 1807 in Petersburg unter dem Titel: „Laute Gedanken des russischen Edelmanns Kila Andrejewitsch Bogatyrev auf der rothen Treppe in Moskau." Die Hauptidee dieser Broschüre giebt sich schon in ihren ersten Worten kund. Kila Andrejewitsch Bogatyrev, Rastoptschin's Ideal eines russischen Patrioten, hält im Angesicht des Kreml ein Selbstgespräch, in welchem er die blinde Vorliebe seiner Landsleute für die Franzosen beklagt und an ihren Nationalstolz appellirt. „Gott sei uns gnädig!" fängt er an, „wird das kein Ende nehmen! Wie lange wollen wir noch Affen sein! Ist es nicht Zeit, und zu besinnen, zu uns zu kommen, ein Gebet zu sprechen und, den Franzmann aufzeigend, ihm zu sagen: Hebe Dich weg von mir, Satanas! geh in die Hölle oder in Deine Heimat, verweile nur nicht in Rußland." Der Nationalcharakter der Franzosen wird auf Grund der während der Revolution begangenen Exzesse in den schwärzesten Farben dargestellt. „Im Verkehr", sagt Bogatyrev, „sind sie Spitzbuben und im Kriege Räuber. Sie haben nur zwei Grundsätze: Der Erfolg rechtfertigt Alles, und: Man nehme, was zu nehmen ist. Was haben diese Bestien in den letzten zwanzig Jahren angerichtet! Alles haben sie verwüstet, verbrannt und geplündert. Erst haben sie disputirt, geschimpft, gestritten, das Oberste zu Unterst gekehrt, die Gesetze mit Füßen getreten, die Tempel entweiht, den König enthauptet — und was für einen König! Einen Vater. Die Köpfe mähte man wie Kohlstrünke; bald kam der eine, bald der andere Bösewicht ans Ruder; man träumte von Freiheit und Gleichheit, aber Niemand wagte den Mund aufzuthun, und um die Gerechtigkeit stand es schlimmer, als zur Zeit Schemjaka's.") Es gab nur zwei Urtheile: den Strang oder das Messer. Nicht zufrieden, die Ihrigen erwürgt, erschossen, ertränkt, gemartert, gebraten und verzehrt zu haben, warfen sie sich auf die Nachbarn, begannen die Deutschen und Ungarn, die Italiäner und Spanier, die Holländer und Schweizer zu plündern und zu schinden, und diese mußten sich bei ihnen noch dafür bedanken. Und nun erschien Bonaparte, landete aus Aegypten, pfiff, und Alles schwieg. Er jagte den Senat in ein Mausefach, nahm selbst die Zügel in die Hand, spannte Militair- und Civil- und geistliche Behörden vor und setzte sie dann Alle in Trab. Erst war ein Gemurmel, dann ein Geflüster, dann ein Kopfnicken, und endlich schrie man: Zum Teufel mit der Republik! Bonaparte sei Kaiser! Und so ergriff er das Scepter über die Franzosen, und sie hatten wieder Freiheit und Gleichheit — das heißt, Freiheit zu weinen und Gleichheit des Elends, während er selbst wie eine verbrannte Katze aus einer Ecke in die andere stürzte, Italien ausplünderte, zwei Könige auf die Zeitung trieb, die Kaiserlichen über den Haufen blies, die Preußen nackt auszog und die ganze Welt zu unterwerfen gedenkt. Ein schöner Alexander von Macedonien! Ein solcher Knirps, der zum Rekruten nicht taugen würde!"

Der letzte Passus ist besonders charakteristisch, und so grotesk uns auch die Bereitwilligkeit Rastoptschin's erscheinen mag, sie war ganz dazu geeignet, die von ihm beabsichtigte Wirkung zu erreichen. In wenigen Wochen wurden über 7000 Exemplare der Flugschrift abgesetzt, sie fand eine Menge Nachahmer, und der Verfasser selbst ließ ihr mehrere ähnliche folgen, so wie ein Luftspiel: „Die Gerüchte, oder der lebendige Todte", eine Art von russischer „School for Scandal", in welcher er die Klatschsucht der Moskauer Gesellschaft verspottete, ohne sein Lieblingsthema, die Gallomanie, und den Angen zu verlieren. Zugleich wurde er Mitarbeiter an dem von Glinka herausgegebenen „Russkji Wjestnik", einer Zeitschrift, die vorzugsweise der Erweckung des Nationalgefühls gewidmet war, und in die er, außer anderen Aufsätzen, auch seine Erzählung: „Ach, die Franzosen!" einrücken ließ. Er wendet sich darin „an alle Väter und Mütter, Witwer und Witwen, die Gott mit Kindern gesegnet hat; an alle kinderlosen Ehelente von nicht mehr als vierzig Jahren; an alle unverheirateten Mannespersonen von nicht über funfzig und alle Mädchen von nicht über dreißig Jahren. Es versteht sich, daß sie von Adel sein müssen, weil dieser ehrenwerthe Stand die Stütze des Throns und des Vaterlandes ist und vor Allem einer Warnung bedarf. Die Kaufleute und die Bauern hingegen, obwohl allen bekannten Krankheiten, mit Ausnahme der Nerven und der Melancholie, unterworfen, haben sich bisher von der Ansländerei ziemlich frei erhalten und sind von dieser Epidemie noch nicht angesteckt. Sie nennen die Franzosen noch heute Njemzy." Aus diesen Worten geht schon die Ten-

*) Des Fürsten Adam Czartoryski, russischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten unter Alexander (1804—1806).

**) Graf Alexander Woronzov, Minister Katharina's und Reichskanzler von 1501—1804. Sein Bruder Simeon war lange Zeit Gesandter in England, wo er im Jahre 1832 starb. Dessen Tochter, vermählte Gräfin von Pembroke, ist die Mutter des Herrn Sidney Herbert, Kriegsstaatsrathes im Ministerium Aberdeen.

***) Graf Johann Potocki, berühmter Reisender und einer der ausgezeichnetsten slavischen Geschichtsforscher, geb. 1761, starb 1813. Er ist Verfasser zahlreicher Schriften, worunter besonders: „Voyage en Turquie et en Egypte fait en 1784", „Histoire primitive des peuples de la Russie", „Chroniques, mémoires et recherches pour servir à l'histoire de tous les peuples slaves" und „Histoire des gouvernements de Volhynie, de Podolie et de Cherson" zu nennen sind.

*) Ein moskowitischer Ehrentänbler im funfzehnten Jahrhundert, dessen Tyrannei durch das Sprüchwort von dem Gerichte Schemjaka's (Sud Schemjakin) verewigt wird.

denz der Erzählung hervor. „Wenn es mir gelingt“, sagt der Verfasser weiter, „auch nur einen Vater, nur eine Mutter zu überzeugen und ihre Kinder vor der Verderbniß zu retten, so bin ich zufrieden und glücklich. Ich werde mich in meinem Lehnstuhl setzen, mit Wohlgefallen auf mein Tintenfaß blicken, mir die Stirn reiben und ausrufen: Ich habe eine gute That vollbracht! Gottes Barmherzigkeit ist groß!“

Die Popularität, welche Rostopschin durch seine Schriften erlangte, war so außerordentlich, daß die Regierung bei Zeiten daran dachte, sich ihrer als Werkzeug in dem bevorstehenden neuen und entscheidenden Kampfe gegen Napoleon zu bedienen. Schon im Jahre 1810 erhielt er den Titel eines Oberkammerherrn, ohne jedoch bei Hofe zu erscheinen oder Moskau zu verlassen. Bald darauf schlug die Großfürstin Katharina Pawlowna mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Oldenburg, ihre Residenz in Twer auf. Eine glühende Patriotin, versammelte diese hochsinnige Frau bald einen kleinen Hofstaat von ausgezeichneten Männern um sich. An sie richtete Karamsin seine historische Abhandlung „über das alte und neue Rußland“, in der er die Nachäfferei des Ausländischen mit scharfen Worten verurtheilte; bei ihr erschien auch Rostopschin, der zu diesem Zwecke öfter nach Twer kam. Als endlich der Bruch mit Frankreich erfolgte und das Zarenreich sich in seinen innersten Tiefen bedroht sah, ernannte ihn Alexander zu dem hochwichtigen Posten eines Oberbefehlshabers der alten Hauptstadt Moskau, mit dem Range als General der Infanterie.

Hier beginnt für Rostopschin eine neue Epoche, in der er seinem lang unterdrückten Thätigkeitsdrang freien Spielraum geben und die fast dämonische Energie seines Charakters im hellsten Lichte zeigen konnte. Während des Vorrückens der Feinde auf Moskau schrieb er seine berühmten Affichen, welche das russische Volk zu unerhörter Erbitterung aufstachelten und es zu Opfern begeisterten, „größer“, wie Alison sagt, „als sie die Annalen des Patriotismus bisher dargeboten hatten.“ Der Gouverneur von Moskau bereitete darin die Einwohner auf die ihnen drohende Invasion vor, sprach ihnen Muth ein und entflammte sie zu verzweifelter Gegenwehr. Man erkennt in diesen Aufrufen denselben Meister der russischen Volkssprache, denselben unversöhnlichen Gegner des Fremdenthums, der sich früher unter der Hülle „Bila Andrejewitsch Bogatyrew's“ gezeigt hatte und der jetzt im Zeitpunkt der höchsten Gefahr von neuem auftrat, um die Massen durch die Kraft seiner eigenen Leidenschaft fortzureißen. Am 1. (13.) Juli 1812 erschien die erste gedruckte Affiche mit einem Holzschnitt, der den Geschworenen und Moskauer Bürger Kornjuschka Tschichirin darstellt, „welcher, nachdem er sich der Landwehr angeschlossen und einen Schinck über den Durst getrunken, von dem Zuge Bonaparte's gegen Moskau hört, in Wuth географ, aus der Schenke tritt und zu dem unter dem Adler versammelten Volke spricht: „Wie? zu uns? wir dürfen recht sehr! Ob zu Weihnachten oder zur Butterwoche, wir werden Euch zu empfangen wissen. . . . Wie werdet Ihr aber unser russisches Leben vertragen! Von unserem Kohl werdet Ihr aufschwellen, von unserer Kascha (Grützsuppe) bersten, an unserem Schtschi ersticken, und die noch zum Winter übrig bleiben, werden an unseren Neujahrsfrösten zugrundegehen; sie werden an den Thoren erfrieren, in den Höfen verrecken, in den Scheunen erfarren, in den Löchern (Bauernhöfen) verrocken, auf den Oefen verbrennen. . . .“ In diesem Tone geht es fort, und in gleichem Styl sind sämmtliche von Rostopschin veröffentlichte Plakate, dreißig an der Zahl, gehalten, denen am 30. Oktober (11. November), d. h. nach dem Abzug der Franzosen aus Moskau, noch ein vierzehntes folgte. Ehe sie einrückten, hatte er mit eigener Hand sein vor der Stadt gelegenes Landhaus in Brand gesteckt, worauf er sich in das Hauptquartier Kutusow's zurückzog. Die meisten Einwohner hatte er in Sicherheit gebracht, die Staatsgelder, die Vorräthe des Arsenals, die öffentlichen Urkunden gerettet und sämmtliche Feuerspritzen aus der Stadt entfernen lassen.

Nach dem Brande von Moskau und der Flucht des Feindes kehrte Rostopschin auf den Aschenhaufen der Hauptstadt zurück, um sie von neuem aufzubauen, die Trümmer wegzuräumen und die Burger zu unterstützen, die die traurigen Reste ihrer Habe auf der rauchenden Brandstätte suchten. Aber seine Thätigkeit dauerte nur noch kurze Zeit; im Jahre 1814 nahm oder erhielt er seine Entlassung, und seine politische Laufbahn war definitiv geschlossen.

Man schrieb ihm die Zerstörung Moskau's zu und beurtheilte dieses Ereigniß in sehr verschiedener Weise. Einige verherrlichten es als eine That, der Helden des alten Roms würdig und sie an Großartigkeit übertreffend; Andere erblickten darin nur ein unnützes Opfer, einen Ausbruch des blinden, fanatischen Hasses. In jedem Fall lastete auf Rostopschin in der Meinung der Zeitgenossen eine schwere Verantwortlichkeit. Die Franzosen nannten ihn, nach dem Beispiele Napoleon's, einen Barbaren und den Mordbrenner seiner eigenen Vaterstadt. So vergingen einige Jahre; Rostopschin verließ Rußland, ging nach Deutschland und England, wo man ihn mit Enthusiasmus empfing, und ließ sich endlich in Paris nieder! Derselbe Mann, der die Ballomanie seiner Landsleute mit der blutigsten Satire gegeißelt hatte, der ihnen vorwarf, daß „Paris für sie das Himmelreich sei“, lebte mehrere Jahre hindurch ununterbrochen in Paris, glänzte in den Zirkeln der französischen Aristokratie durch echt französischen esprit, legte sich eine große Bibliothek ausschließlich aus französischen Büchern an und trat sogar als Schriftsteller in französischer Sprache auf, die er mit derselben Gewandtheit handhabte, wie früher die russische. Im Jahre 1823 gab er „La Vérité sur l'incendie de Moscou“ heraus, welche überall das größte Aufsehen erregte. Das Publikum sah zu seiner Verwunderung, daß Rostopschin nach zehnjährigem Stillschweigen die Ehre, den Brand von Moskau veranlaßt zu haben, vollständig von sich ablehnte und dieses Ereigniß, an welchem Freund und Feind seinen Namen geknüpft, als ein Werk des Zufalls darstellte. Trotzdem fanden seine Versicherungen viele Ungläubige, und es können die Alten darüber noch immer nicht als geschlossen betrachtet werden. Um dieselbe Zeit schrieb Rostopschin seine „Mémoires“, einen artigen Scherz im Geschmack Voltaire's und Beaumarchais'. Eine Dame hatte ihn gefragt, warum er nicht sein Leben beschriebe, das so reich an Begebenheiten und in Manchem so räthselhaft sei. Er erklärte sich bereit, ihren Wunsch zu erfüllen, und brachte ihr am folgenden Morgen die „Mémoires écrits en dix Minutes“.*) Man muß diese sogenannten Memoiren im Original lesen, um sich einen richtigen Begriff von dem Witz und dem Humor des Verfassers zu machen und von seiner Gewalt über eine Sprache, die nicht seine eigene war. Aber es blickt aus ihnen auch eine tief verwundete Eigenliebe hervor, die sich namentlich in der „Widmung an das Publikum“ kundgiebt. Sie lautet, wie folgt:

„Chien de public! Organe discordant des passions! Toi qui éloves au ciel et qui plonges dans la boue, qui prônes et calomnies sans savoir pourquoi! Image de Tocsin! Echo de toi-même; tyran absurde, échappé des petites maisons; extrait des venins les plus subtils et des aromates les plus suaves! Représentant du diable auprès de l'espece humaine! Furie masquée en Charité chrétienne! Public, que j'ai craint dans ma jeunesse, respecté dans l'âge mur et méprisé dans ma vieillesse; c'est a toi que je dédie mes Mémoires. Gentil public! enfin je suis hors de ton attente, car je suis mort, et par conséquent sourd, aveugle et muet. Puisses-tu jouir de ces avantages pour ton repos et celui du genre humain.“

Nach langer Abwesenheit kehrte Rostopschin wieder nach Moskau zurück, beschäftigte sich fort und fort mit der Aufstellung seiner kostbaren Gemäldesammlung und anderer Kunstschätze, zeigte sich aber wenig in der großen Welt und verbrachte den größten Theil seiner Zeit in der Einsamkeit. Der Tod seiner Lieblingstochter versenkte ihn in tiefen Schmerz; er überlebte sie nicht lange. In den ersten Tagen des Jahres 1826 verschied er in seinem Palais zu Moskau. Auf seinem Grabe wurde ihm ein Monument errichtet mit der von ihm selbst verfaßten Inschrift: „Zamitten seiner Kinder sucht er Ruhe vor den Menschen.“

Mannigfaltiges.

— Die Schriften der Prinzen von Orleans. Von den beiden interessanten Monographieen, die der Herzog v. Aumale über die „Znaven“ und die „Jäger von Vincennes“ geschrieben und die in der Revue des deux Mondes vom 15. März und 1. April d. J. abgedruckt waren, ist in Brüssel eine besondere „Edition autorisée en Belgique et à l'étranger, interdite en France“ erschienen.**) Wir haben dieser beiden Arbeiten, von denen auch bereits vollständige deutsche Uebersetzungen vorhanden, in unserem Blatte bereits gedacht und bemerken daher nur, daß sich der Brüsseler Abdruck durch seine Ausstattung sehr empfiehlt. In demselben Verlage ist früher auch ein Abdruck der von dem Prinzen von Joinville verfaßten „Essais sur la marine française“ erschienen.

— Villemain's akademische Reden und Schriften. Villemain, der ehemalige Minister des öffentlichen Unterrichts, der jetzt hauptsächlich in der französischen Akademie die alte royalistische Gesinnung vertritt, hat so eben eine Sammlung seiner akademischen Vorträge und kleineren literarischen Abhandlungen neu abdrucken lassen.***) Es befinden sich darunter seine berühmten „Eloges“ von Montaigne und Montesquieu, seine Abhandlungen über Fenelon und Pascal, so wie sein Vortrag über die Verdienste und die Nachtheile der Kritik in ihrem Verhältnisse zur Literatur. Freunden einer belehrenden, geistreichen Unterhaltung können diese Schriften des berühmten Akademikers, der vor zehn Jahren bekanntlich eine Zeitlang geisteskrank war, jedoch seitdem wieder völlig genesen ist, mit Recht empfohlen werden.

*) Sie wurden erst im Jahre 1835 im Pariser Journal Le Temps gedruckt, aus welchem sie in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. Wir haben sie damals auch in unserem „Magazin“ mitgetheilt.

**) Les zouaves et les chasseurs à pied, par S. A. R. Mgr. le duc d'Aumale. Bruxelles, Meline, Cans & Co.

***) Discours et mélanges littéraires, par M. Villemain. Paris, Didier, 1855.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande postfrei und in Berlin von der Hand geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 96. Berlin, Sonnabend den 11. August **1855.**

England.

Literarische Kuriositäten Englands.

I.

Das Guildhall-Napoleons-Frühstück in Einem Bande.

Verschiedene Philosophen haben verschiedene Merkmale angegeben, durch welche sich der Mensch wesentlich vom Thiere unterscheide; aber alle hielten nicht Stich, bis ein Franzose das Richtige traf. „Der Mensch ist das einzige Thier, das „kocht", sagt er. In allen anderen guten und schlechten Eigenschaften und Fertigkeiten hat der Mensch unter den Thieren Kollegen, Konkurrenten und sogar seine Meister; aber noch nie hat man unter den Weisesten der Thiere Arten oder Exemplare gefunden, die ihre Mahlzeiten durch Feuer oder gar Saucen schmackhafter machen. In der Kochkunst liegt also die einzige wahre und wesentliche Tugend, worin der Mensch Mensch ist. Eben so ist die Art, wie der Mensch kocht oder vielmehr die Kunstwerke der Küche verzehrt, die einzig wahre Elle der Civilisation. Die civilisirte Menschheit bezeichnet die Grade ihrer Civilisation wesentlich durch die Art, wie sie soupirt und dinirt. In dem Grade, in welchem der Mensch civilisirter wird, dinirt er. „Als wild' im Wald der edle Wilde rannt", wußte er nichts von wildartig geschmorter Hammelkeule und war unschuldig der Schildkrötensuppe, wurden seine Träume nicht durchkreuzt von Indigestionen aus pâtés chauds aux béccassines oder noix de veau en daube. „Der edle Wilde" in seiner Höhle hatte keine Ahnung von den civilisirten Gefühlen eines Herrn, der am Morgen nach einem Festessen aufwacht, klingelt und zum Doktor schickt. Entweder kochte er gar nicht, oder wenigstens nicht wissenschaftlich, nicht künstlerisch, blos aus Nothwendigkeit. Er hatte erst den Hasen oder sonst einen Braten zu fangen, ehe er ans Kochen und Zurichten seines Mahles denken konnte. Oft hielt er sich auch nur den „besten Koch", den Hunger, und verschlang den Hasen oder sonst ein erwischtes Thier roh. Bei alledem hatte er nie eine Ahnung von unserem modernen civilisirten Diner. Wenn er aß, frühstückte er immer blos, insofern wir mit dieser Mahlzeit auch keine soziale Kunst verbinden. Zu dem gesellschaftlichen Essen mit mindestens drei Gängen, einigen Toasten und feurigen Reden, die hernach am folgenden Morgen in den Zeitungen stehen und so albern aussehen, bringt es selbst der civilisirte Wilde unserer Tage nicht.

Nein, der edle Wilde dinirte nicht. So wie sich Menschen zu einem gesellschaftlichen Mahle niedersetzen, haben sie aufgehört, Wilde zu sein. „Was ist der Mensch ohne Appetit!" ruft ein großer deutscher Dichter. Was ist aber der Mensch ohne den gebildeten Appetit? Welcher gelehrte Denker ist weise genug, zu erforschen, was die Menschheit Alles der Erziehung des Appetites verdankt! Gleichzeitig mit der Entfaltung des Geschmacks an guten Speisen und gebildetem Getränken schwoll das Segel des Schiffes für große Handels-Unternehmungen, wetzte sich der Witz, stählte und bildete sich der Arm, schärfte sich das Auge, bewaffnete sich die Wissenschaft und der forschende Gelehrte mit Mitteln und Werkzeugen zur Ausfindung von Naturgeheimnissen, durch welche es uns möglich ward, die rechten Mittel zum rechten Zweck, das richtige Fleisch zur richtigen Sauce zu wählen, um die beste Traube, das aromatischste „Deckblatt", gute Gährung und sogar Destillation nach der Aesthetik des Appetites zu lenken und zu leiten. Die Oberflächen und Höhen und Tiefen der Erde und des Oceans wurden durchsucht und erforscht, um neue Fleischsorten und unerhörte Delikatessen vor den Stufen des allerhöchsten Thrones, dem Magen, niederzulegen und sie von ihm verzehren zu lassen, wie es die alten Götter thaten. Mit der Ausbreitung des Tischtuches breiteten sich Intelligenz und Verfeinerung der Sitten aus. Mit der Zeit ward der Mittagstisch tägliche Häuslichkeitsfeste. Verwandte Seelen lernten zusammen essen und trinken. Diese Kunst ward Mutter der Conversation und bildete die Höflichkeit zur Gewohnheit aus. Selbstsucht und einsames Vertilgen ward ein barbarisches Laster. Man lernte zu Tische einladen, sich bei Tische benehmen, dem häuslichen, familiären Mittagsmahle entwickelte sich das Diner, das Festessen als große soziale und politische Institution, die so wichtig geworden, daß die festesten Throne davon abhängen (hätte sie Ludwig Philipp damals ruhig essen lassen, regierte er vielleicht heute noch als König des Friedens!) und die neue Freundschaft zwischen Frankreich und England sich neulich nicht anders bewähren konnte, als durch eine fast ununterbrochene Reihenfolge von großen alliirten Mahlzeiten.

Gegenete Mahlzeit! Jetzt sind wir bei der Sache, leider allerdings nicht bei der Mahlzeit selbst, sondern bei der Literatur, dem großen Foliobuche derselben, des größten Festessens dieses Jahrhunderts nach dem ersten großen Wellington-Waterloo-Bankett, dem Napoleon-Bankett, genossen in der Guildhall der City von London am 20. April d. J. Wir widerstehen hier der Verführung, höhere Betrachtungen über das epigrammatische Zusammentreffen dieser beiden Bankette und der Niederlage des größten englischen Stolzes, der sich vierzig Jahr lang an die Waterloo-Bankette (wobei Blücher gar nicht mehr erwähnt ward) knüpfte, anzustellen, da wir entschlossen sind, uns rein literarisch an dieses merkwürdigste Produkt der englischen Literatur zu halten. Es ist ein „voller, wahrer und genauer Bericht über das Frühstück, welches die City-Obrigkeit von London Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon III. in Guildhall" gab. Man erstaunt hier über die Erhabenheit und den Reichthum von Maschinerie, die in Bewegung gesetzt werden mußte, um dieses Frühstück in Scene zu setzen und aufzuführen.

Es beginnt mit dem Fundamente aller öffentlichen Tugend und Civilisation, der Polizei, dem Berichte der Polizei-Kommission, welche die äußerlichen Bedingungen des allerhöchsten alliirten Frühstückes schaffen und schieben mußte. Sie sandte eine Deputation an den Minister des Innern, durch welchen sie erforschen mußte, zu welcher Stunde es den Herrschaften möglich sein würde, von ihrem anderweitigen Essen ein paar Stündchen für Guildhall abzumüßigen, eine Deputation zum Commandeur der Truppen, um die Straßen würdig mit rothem Tuch einzufassen und die Wagen von allen Seiten zu umreihen, zum Master General der Kavallerie, um eine Anleihe von Pferden für den Lord-Mayor, die Aldermen und die Sheriffs zu machen, zu der Obrigkeit der modernen Templer-Ritter neben Temple-Bar, um den Gebrauch des Temple-Gäßchens als einer Pferdestation zu erbitten; sie mußte die Ordnung der Prozession entwerfen, prüfen lassen und deren Ausführung garantiren, alle interessirten Parteien mit dem gedruckten Programm derselben versehen, ihre Kräfte disponibel machen und strategisch postiren. Dann folgen genaue Details über die Prozession, so genau, daß man nicht nur erfährt, wer in jedem Wagen saß, sondern auch wer rechts, wer links, wer vor-, wer rückwärts. Dieselben Details giebt der Bericht über die zurückkehrende Prozession. Der erhabene Folioband läßt dann dankende Lobeserhebungen gegen eine Menge „ausgezeichneter" Persönlichkeiten, die sich beim Frühstück und für die Glorie desselben durch besonderen Eifer hervorthaten, folgen und empfiehlt mehrere Superintendenten und Inspekteren zu „Gratifikationen". Der polizeiliche Theil dieser literarischen Production schließt mit einem genauen Berichte über Decoration der Prozessionsstraßen, die Abschließung von Nebenstraßen, die Dessins, die Gravirung und den Druck der Einladungskarten, die Vertheilung der Policemen, Feuermannschaften, Spezial-Constabler, „Wächter" in Civil und unzählige andere Dinge, an die wir bei unseren Frühstücken gar nicht einmal denken.

Der zweite Haupttheil, Bericht der „Unterhaltungs-Kommission", schildert die Verdienste der Aldermen und City-Bürger, denen die Pflicht übergeben worden war, alle Freuden und Schönheiten, die sich irgend bei einem solchen Frühstück anbringen lassen, herbeizuzaubern. Ihre erste Mission war die Reinigung und Ausschmückung von Guildhall mit neuen patriotisch-alliirten Decorationen, die Einziehung neuer Gasröhren, die Herbeischaffung aller augenfälligen, kostbaren Insignien und Kleinodien der City-Innungen, die Erborgung goldener Geschirre von den Gilden, deren einige für mehr als eine Million Thaler Gold und Silber in Tellern, Messern, Gabeln u. s. w. angelegt haben, die Herbeischaffung des Musikdirektors der Königin zur Leitung des Anti-

Digitized by Google

dung und Aufführung von Illuminationen und Fahnen-Decorationen in den Straßen, endlich die Erborgung von Waffen, Flaggen, Banneru u. s. w. aus den verschiedenen Kriegs-Departements und die Anbringung derselben im Frühstücklokale. Den dritten Haupt-Abschnitt bildet ein genauer Katalog aller anwesenden Gäste, unter denen kein einziger Name von Gewicht im ganzen vereinigten Königreiche fehlen soll: der Königlichen Familie, der Königlichen Herzoge und Herzoginnen, der Gesandten aller vertretenen Höfe, der höchsten Staatsbeamten, der höchsten Richter des Königreichs, der beiden Erzbischöfe, einige Kolumnen von Herzogen, mehrere Kolumnen von Lords und Earls, noch mehr Kolumnen von „Right Honourables" und endlich einen Katalog der höchsten City-Corporations-Beamten.

Nach der neuen Gesundheitslehre ist es vor allen Dingen erforderlich, zu den festen Speisen viel Flüssigkeit zu sich zu nehmen. Eingedenk dieser Höhe der Makrobiotik hatte die City-Obrigkeit 180 Dutzend, d. h. 2160 Flaschen Claret, Burgunder, Hock und Champagner, und mehrere andere Dutzende von Flaschen Tokayer, Sherry, Pararetta und Blanco-Tinto-Madeira anfahren lassen. Der Sherry war durchweg über hundert Jahr alt.

Aber wozu die Flüssigkeiten, wenn nichts darauf und darin schwimmen soll! Also war auch für entsprechende Speisen gesorgt, deren Liste aber viel länger ist, als der Homerische oder selbst der Dundas-Baltische, Kronstadt (in Sicht) nehmende Schiffs-Katalog. Ich erwähne nur die Aufzählung von französisch benannten, völlig unübersehbaren, mit ganz dunkeln, kulinarischen Meisterwerken, über 2000 Turrinen und Schüsseln der allerraffinirtendeutesten Delikatessen, darunter 220 Turrinen echte Turtel-Suppe, 50 gekochte und 60 gebratete Truthähne, 80 Fasanen, 40 Schüsseln Rebhühner, 40 Schüsseln Kapaunen, 140 „Jellies", 100 große Ananas, 200 Schüsseln frische Weintrauben, 200 Schüsseln Eis-Crême und eine entsprechende Anzahl anderer ebbarer Dinge, die sich von selbst verstehen.

Und doch kostete das Frühstück nicht mehr als etwas über 2000 Pfd. Sterl., höchstens 15,000 Thaler. Das war freilich das Wenigste, denn je civilisirter ein Festessen ist, desto mehr ist das Essen, selbst das Trinken, Nebensache. Und so erfahren wir denn auch, daß die Neben-Ausgaben über 6000 Pfd., über 40,000 Thlr., betrugen, so daß wir nunmehr hier ein Gabelfrühstück für viel mehr als 50,000 Thlr. vor uns haben (d. h. im Geiste, im Bache, literarisch, denn sonst würde ich schwerlich so nüchtern gelehrt darüber schreiben).

Wie sich solche kleine Neben-Ausgaben bei solchen Gelegenheiten zusammenköppern, ist leicht zu begreifen. Die Arrangements für Tische und Stühle kosteten 1800 Pfd., die Decorateurs 1750, die Illuminationen 1000 (die Sonne, in der heutzutage nur Sonnenbrüder essen, war als Plebejerin ganz und gar ausgeschlossen, so daß und rein sie auch gerade während der Zeit schien), die Trinkgelder 300, die Miethe für Blumen und dekorative Pflanzen 40 Pfd. Die übrigen Neben-Ausgaben gingen für Musik, Druck, Papier, Teller- und Geschirr-Miethe darauf.

Und dabei frühstückte man blos zwei Stunden, von zwei bis vier Uhr. Länger ging es nicht, da sonst die Mittagsbrodsuppe, die um fünf Uhr im Buckingham-Palaste aufgetragen ward, kalt geworden wäre. Merkwürdig aber ist und bleibt dieses Frühstück, nicht nur, weil es so viel kostete und so Vieles gekostet ward, was selbst die Königin, so, selbst der Kaiser, sich nicht alle Tage kochen lassen kann, nicht nur, weil die Engländer nun nie wieder waterlooessen können, nicht nur wegen der vielen Comités, Direktoren, Controleurs und Superintendenten desselben, sondern auch oder vielmehr, weil es einen Historiker gefunden und als dicker Folio-Band in der Literatur eine ganz neue Stelle einnimmt und künftige Historiker nöthigen wird, ganz neue Ueberschriften, Paragraphen, Ausdrücke und Schilderungen zu erfinden und die ungeheuer schwere Nomenklatur französischer Kochkunst zu studiren. Was könnten künftige Raumer, Leo und Ranke mit dem Buche anfangen, wenn sie nicht wenigstens ein Semester die gigantischen Speisezettel der größten Pariser Restaurants vorher durch- und berunteressen und sich Noten dazu machen! Ohne solche neue Quellenstudien wird eine gute Geschichte der neuen, westlich-civilisirten, und, wenn auch nicht Russen, so doch Russell vernichtenden Allianz gar nicht möglich sein.

Ja, dieser allürte Gabelfrühstücksbericht ist ein Buch, das seinesgleichen nicht hat und schwerlich je haben wird. Durch beigefügte Zeichnungen und Zahlen ist der Bericht so genau geworden, daß die spätesten Jahrhunderte noch ohne Schwierigkeit mathematisch genau bestimmen können, wo Mrs. Brown saß und wo Mr. Brown saß, wo Wiscount und Premier aller Russenfeindschaft Palmerston mit Mrs. Copeland „Wein nahm" und wo John Johnson mit John Johnston „Civilitäten wechselte". Kein Irrthum möglich unter diesen Hunderten der Allerhöchsten und Höchsten Gabelfrühstück-Allürten. Jeder bleibt fest und klar auf seinem Platze, ewig lebensdoversichert gegen Vergessenheit, Verwechselung, Entstellung und sonstige Marotten der Geschichte. Während Tausende auf der Krim umkamen und John Jones, wie er zeitlebens hieß, als Tom James in der Zeitung unter unaufhörlichen Listen von Todten verewigt ward, kann hier den allirten Patrioten kein Haar entstellt werden, dafür sorgt das historische Folio-Buch der City-Corporation. Sie war gerechter gegen ihre Rekruten am Tische. Thun Sie Ihre Schuldigkeit und langen Sie zu, und ob Sie im Kampfe mit den Elementen der Weines und der solden Schüsseln unterliegen oder ihn überleben, Sie sind und bleiben eingeschrieben auf die Rollen der Fama, und Ihr Name wird unrostbar von Geschlecht zu Geschlecht bis in das letzte Kapitel der Geschichte getragen, und dann können Sie sich noch in Geldverlegenheit darauf berufen und auf Ihren bloßen Namen geborgt bekommen.

Um schließlich zu unserem Anfange zurückzukehren und unseren Artikel abzurunden, bemerken wir noch, daß das große Frühstücksschichtsbuch in der Einleitung frühere City-Bankette und deren Kostenverhältnisse erwähnt, aus denen der Fortschritt der Civilisation im Verhältnisse zur Spiritualisirung der Ausgaben für Essen und Trinken deutlich hervorgeht. Je weniger bei einem Festessen für Essen ausgegeben wird, desto civilisirter ist es. Die City-Bankette kosten von je her 5000—20,000 Pfund. Das letzte Bankett, wie wir es aus der Quelle historisch stizzirt haben, nahm blos etwa ein Viertel für den gastronomischen Theil in Anspruch. Früher, unter Georg III., ging ein ganzes Drittel auf diesen Theil, in einer noch früheren Periode wurde über die Hälfte aller Ausgaben direkt auf den Magen verwendet. Diese allmählichen Fortschritte beweisen, wie der intellektuelle, dekorative, demonstrative, ideale Theil der Bankette immer mehr in den Vordergrund trat, was in England viel ernsthafter zu nehmen ist als anderswo. England ist konservativer, als irgend ein anderes Volk der Erde, so daß es hier schwerer als irgendwo hielt, von dem nationalen Dogma: Essen, nur um zu essen, und zwar nicht nur gebörig, sondern auch gut — die Gemüther allmählich an eine höhere Auffassung und Ausführung von Bauketts zu gewöhnen und mit der „westlichen Civilisation" in Einklang zu bringen. Früher ab der Engländer blos, ohne dabei zu sprechen. Das Essen war ihm das A und O, die Sache selbst. Von diesem Standpunkte hat er sich bereits so weit erhoben, daß er selbst bei gewöhnlichen Mahlzeiten zuweilen sprechen soll, bei sozialen Konvivialitäten aber nicht nur ungeheuer viel Toaste ausbringt, sondern auch die ins Unendliche Reden hält. Reden ist ihm so sehr zur Hauptsache geworden, daß bekanntlich der Lord-Mayor bei einem Festessen in Paris sich mit einem Alderman sofort boxen wollte, weil dieser ihn mehrmals am Aermel gezupft, um ihm durch diese Blume zu verstehen zu geben, daß nicht er rede, sondern zu viel Wein in seinem Kopfe.

Was den Verfasser des hier besprochenen Geschichtsbuches betrifft, so ist darüber noch nichts Genaues bekannt. Bestimmt aber ist, daß er weder „Klio" heißt, noch daß ihm diese Dame ihren Griffel dazu lieh.

—a.

Frankreich.

Nichtpolitische Briefe aus Paris.

(Schluß.)

So wie man in die Vorhalle tritt, erhält man von einem Beamten (es ist hier Alles wie in einer großen Administration eingerichtet) eine gedruckte Speisekarte, auf welcher die zu habenden Gerichte und Getränke mit Angabe der Preise verzeichnet stehen. Man ist über die Billigkeit erstaunt und geht an ein paar Tischen, auf denen das rohe Fleisch erster Qualität ausgestellt ist, vorbei in den Speisesaal. Dieser bietet nun einen äußerst interessanten Anblick dar. Rechts und links lange Reihen kleiner Marmortische, ringe herum breite Galerieen, auf denen ebenfalls gespeist wird. In der Mitte des Saales selbst stehen zwei große offene Dampftischen, deren ökonomische Einrichtung und Sauberkeit bewundernswerth ist. Sehr anständig gekleidete Frauen von seltener Reinlichkeit holen aus den ungeheuren Töpfen die Speisen und die Stücke Fleisch heraus, schneiden ab, und man hat hier den Vortheil, der einem in Paris nicht immer zu Gebote steht: zu sehen, was man eigentlich ißt. Sobald man eine Speise bestellt hat, macht der Kellner auf die Speisekarte, die man von der Thür mitbrachte, ein Kreuz. An jedem Marmortisch ist eine aufrechtstehende Röhre angebracht, an welcher sich zwei Drücker befinden. Aus diesen Röhren, die unter den Tischen fortlaufen, strömt so viel Selterser-Wasser, als man trinken will, und für das Recht, diese Röhren bei Tische zu benutzen, bezahlt man bei der allgemeinen Rechnung zwei Sous (kaum einen Sgr.). Ist man mit dem Essen fertig, so geht man mit seiner Karte hinaus. Man kömmt von selbst an den Comtoiren vorbei, an denen mehrere Damen sitzen, welche im Nu die Rechnung, die man ihnen mit der Karte ja selbst präsentirt, zusammenaddiren. Hat man gezahlt, so erhält man die Karte zurück und giebt sie beim Herausgehen einem Controleur ab. Trinkgeld an den Kellner wird nicht verabreicht. Alle Speisen sind einfach zubereitet, aber äußerst geschmackvoll, und in

feiner Restauration von Paris kann man besseres Fleisch essen als hier. Anderthalb Francs (zwölf Sgr.) sind zu einem Diner genügend. Der Erfolg dieses Etablissements ist so außerordentlich groß, daß zwischen sechs und sieben Uhr in der Regel achthundert Personen auf einmal in dem Saale essen, so daß man für kurze Zeit die Gitter schließen muß. Herr Duvel errichtet im Ganzen zwölf Anstalten der Art in Paris, und zwei kleinere existiren bereits in anderen Stadttheilen.

Meine jetzige Wohnung ist so bequem gelegen und gefällt mir so gut, daß ich, da in dieser Periode des Umräumens mit alten Häusern ihre Tage gezählt sind, nicht umhin kann, ihr hier ein Denkmal zu setzen. Am Théâtre Français, das bekanntlich zum Palais Royal gehört, soll ein Platz angelegt werden, welcher Place de l'Impératrice heißen wird, und ein Boulevard de l'Impératrice soll von da aus nach dem Eisenbahnhofe der Rue Saint Lazare führen. Deshalb muß der Theil der Rue de la Fontaine-Molière in welchem ich wohne, und ferner die Rue d'Argenteuil, die Rue l'évêque, die Rue des Froudeurs, die Passage Saint Guillaume u. s. w. fallen. Letztere verdient dies am meisten, denn sie verunstaltet wirklich das ganze Viertel. In der Rue d'Argenteuil wird auch das Haus eingerissen, in welchem Corneille gestorben ist, und so schwinden denn überhaupt die Zeugen alter Zeiten immer mehr. Das Haus, in welchem ich wohne, hätte noch ein paar Jahrhunderte stehen können, es stammt aus der Zeit Ludwig's XV. und ist ganz von Quadersteinen erbaut. Die Wohnungen sind hoch und geräumig, und ich würde sie weniger bedauern, wenn mir nicht bevorstände, jetzt auch in eines dieser neuen Häuser ziehen zu müssen, wo jeder Zoll Breite und Höhe zum Vortheil des Hauseigenthümers ausgemessen ist, wo man eine Kammer mit zwei Fenstern einen Salon nennt, und wo der Portier die Treppen täglich dergestalt mit Wachs polirt, daß man Hals und Beine darüber brechen kann. Diese Mode, die Treppen zu bohnen, ist ganz annehmbar, wenn man die Mitte der Treppe mit Teppichen belegt; ohne solche sind die glatten Treppen in Paris, besonders für Kinder, höchst gefährlich.

Es stehen uns in nächster Zeit noch andere sehr bedeutende Bau-Unternehmungen bevor. Von dem Boulevard du Centre, der den Straßburger Bahnhof mit der Seine in gerader Linie verbinden soll, habe ich Ihnen schon früher gesprochen. Man wird nun aber auch einen Boulevard du Nord in der Nähe des Nordbahnhofes anlegen und den Boulevard Malesherbes von der Magdalenen-Kirche bis zu der Barrière de Courcelle führen. Die Avenue de l'Impératrice, die den Triumphbogen direkt mit dem Gehölz von Boulogne verbindet, ist bereits eröffnet und wird, wenn sie einmal zu beiden Seiten mit Landhäusern besetzt sein wird, einen reizenden Anblick darbieten. Die Anlage dieser großen Straße hat zwar auch die Zerstörung einiger Grundstücke nothwendig gemacht, aber da sie vor dem Thore liegt, so läßt sich die Zerstörung, die dort vorgenommen worden ist, mit der, welche bei neuen Anlagen in der Stadt selbst vorkommen, gar nicht vergleichen. Die geringste Veränderung kostet hier gleich Millionen.

Der Justiz-Palast, der bereits seit Jahren vergrößert und restaurirt wird, ist nach der Seite des Pont neuf hin von alten schmutzigen Gebäuden umgeben, die ihn fast ganz verbergen. Alle diese Gebäude werden nun eingerissen, so daß der Palast auch nach dieser Seite vollständig frei dastehen wird. Die ganze Linie wird dadurch verschönert werden. Die Bau- und Verschönerungssucht geht jetzt in Paris so weit, daß man sogar zu folgendem höchst originellen Projekte gekommen ist. Man findet nämlich, daß in Paris zu viel Wagen zirkuliren, und Philanthropen haben berechnet, daß täglich wenigstens ein Mensch als Opfer dieser Ueberfüllung an Wagen fällt. Man hat also ganz einfach die Anlage unterirdischer Eisenbahnen vorgeschlagen, welche, den Haupt-Adern der Stadt in entgegengesetzten Richtungen folgend, Waaren, Möbel, Steine u. s. w., die sonst den Lastwagen aufgebürdet werden, transportiren sollen. Der Plan scheint mir im Ganzen unausführbar, und am wenigsten würde man einen philanthropischen Zweck damit erreichen, denn bei regem, sehr komplizirtem Verkehr auf unterirdischen Eisenbahnen könnte doch allerlei Unglück vorkommen. Aber ich glaube, daß die Herren Pereire längst den Plan hatten, unter dem Boulevard de Strassbourg und dem diesen fortsetzenden Boulevard du Centre in gerader Linie eine unterirdische Eisenbahn bis zu den Central-Hallen (Märkten) anzulegen, die ausschließlich zum Transport der Effwaaren bestimmt sein soll. Eine solche Bahn ließe sich allerdings sehr wohl ausführen.

Bewundernswerth ist die Anlage der Rund-Eisenbahn um Paris, die ihrer Vollendung entgegengeht. Die Anlage der Stationen vereinigt Bequemlichkeit und Eleganz; auch sind die Preise äußerst niedrig und werden durch Abonnements noch niedriger gestellt. Die von Pferden bediente Eisenbahn, die von dem Concordien-Platze nach Passy und Auteuil geht, hat außerordentlichen Erfolg. Anfangs wurde sie vom Publikum wenig beachtet. Der Unternehmer, wenn ich nicht irre, ein Amerikaner, transportirte die Leute eine Zeitlang gratis, und [illegible] Concordien-Platze, ganz dicht an dem Langbau der Industrie-Ausstellung, sieht man den ganzen Tag einen Riesen-Omnibus stehen, der innen und oben, vorn und hinten dicht mit Menschen besetzt ist. Dieser Omnibus steht auf Eisenschienen, und so wie der Zug, welcher von Passy zurückkehrt, auf dem Concordien-Platze anlangt, fährt der auf demselben haltende ab. Der Eisenbahnhof ist hier die freie Straße. Diese Wagen sind äußerst bequem eingerichtet. Die inneren Sitze sind gepolstert und durch Thüren von zwei Balkons am vorderen und hinteren Theile des Wagens geschieden. Jeder Balkon enthält zwölf Stehplätze. Mittelst einer Treppe steigt man auf die obere Gallerie, auf der man ebenfalls sehr bequem sitzt. Nach Passy zahlt man nur drei, nach Auteuil vier Sous (1½—2 Sgr.).

Alle diese Einrichtungen machen der jetzigen Administration alle Ehre. Noch nie hat man so bequem in Paris leben können, noch nie hat die Verwaltung einen so direkten Einfluß auf die Werth-Erhöhung des Privat-Eigenthums gehabt, als jetzt. Paris selbst wird durch die Erleichterung in den Verbindungen seiner weit von einander gelegenen Theile größer, denn man wird jetzt wohnen können, wo man früher nur mit Mühe hinkam.

Die Omnibus-Gesellschaften sind seit kurzem zu einer einzigen zusammengeschmolzen worden. Die Stadt, das Publikum und die Unternehmer haben dabei ein gutes Geschäft gemacht: die Stadt, indem sie sich das Privilegium gut bezahlen läßt und sich gewisse Rechte vorbehält, das Publikum, indem es besser und billiger bedient wird, und die Unternehmer, indem sie bei einer der einträglichsten Industrieen keine Konkurrenz mehr zu fürchten haben. Die Einrichtung der Impériales, auf Deutsch Böcke, auf denen der Omnibus-Platz nur drei statt sechs Sous kostet, ist namentlich für die unbemittelteren Klassen von großem Nutzen. Uebrigens sieht man im Sommer auch sehr viel elegante Herren auf der Impériale, weil ihnen dort das Rauchen gestattet ist.

Vor einigen Tagen hat die Regierung die Fusion sämmtlicher Gas-Gesellschaften von Paris zu einer einzigen unterschrieben. Die Unternehmer sind wieder die Herren Jsaac und Emil Pereire. Das Privilegium ist, glaube ich, auf funfzig Jahre ertheilt, und die Herren Pereire haben sich anheischig gemacht, trotz der sehr bedeutenden Steuer und der 200,000 Francs, die sie der Stadt als Miethe für die unterirdischen Röhren zahlen, das Gas billiger zu liefern und, wenn der Reinertrag eine gewisse Höhe von Prozenten übersteigt, die Stadt davon profitiren zu lassen. Dadurch, daß die Gasbereitung in unternehmende Hände gekommen ist, wird jetzt in Paris das Gas auch zum Heizen und Kochen verwendet werden. Die Heiz- und Koch-Apparate von Elsner in Berlin, die jetzt im Jndustrie-Palaste ausgestellt sind und allgemeine Bewunderung erregen, sind auch für die neuen Unternehmer der Gasbereitung für Paris von großem Jnteresse, und ich würde mich keinesweges wundern, wenn man diese Apparate zu Mustern nehmen würde. So viel für heute über die neuen Pariser Bauten und industriellen Unternehmungen; ein bald folgender, zweiter Bericht soll den neuen literarischen Erscheinungen und der Universal-Ausstellung gewidmet sein.

Holland.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Kunst und Literatur.*)

Holland ist nicht, wie Frankreich, ein Land, in welchem man die ernsthaften Dinge mit Lachen und die Kleinigkeiten mit Ernst behandelt. Jn Holland ist man ernst, bedächtig, phlegmatisch. Man stelle sich einen alten reichen Mann vor, gut erzogen, sehr unterrichtet, mit gesundem Menschenverstande begabt, Kunstfreund von Natur und durch Erziehung; klug, aber weder philosophisch, noch erfinderisch, von Verehrung für seine Vorfahren erfüllt, welche große Männer waren, und sich für seine Person damit begnügend, ein rechtschaffener Mann zu sein. Einem solchen Mann ist das heutige Holland zu vergleichen. Man wird sich vorstellen können, wie seine Literatur beschaffen ist. Sie ist nicht mehr das schöne poetische Feuer des siebzehnten Jahrhunderts; sie ist ein anständiges Licht, welches nicht zündet, aber gehörig leuchtet und überall leuchtet. Sie hat ihre Größe in der Bildung; ihre Zukunft sind die angewandten Wissenschaften. Nach dieser Einleitung gehe ich die literarischen und artistischen Neuigkeiten, so viele ich ihrer habe zusammenbringen können.

Die Statue Wilhelm's II., die jetzt einen der Plätze der Residenz schmückt, befriedigt diejenigen nicht ganz, die gemeint haben, Herr Eduard Georges würde eben so viel Poesie und Jdealität in der Darstellung eines großen Charakters, als Geschicklichkeit in der materiellen Ausführung der Details an den Tag legen. Die vier allegorischen Figuren, welche das Piedestal umgeben, die königliche Würde, die Gesetzgebung, die den Wissenschaften und den Künsten gewährte

*) Aus dem Holländischen Artikel im Athenæum Français.

protection und die Wohlthätigkeit, sind gut behandelt; sie zeichnen sich sogar durch Anmuth und Würde aus.

In dem wieder eröffneten Boymanschen Museum zu Rotterdam findet man mehrere Hauptwerke großer Meister, unter Anderem den Musikus des Adrian von Ostade, bekannt durch den Kupferstich des Cornelis Visscher: ein Blumenstück von Rachel Ruysch, der Tochter des berühmten Anatomen, der Peter den Großen in seiner Kunst unterrichtet hat; neun Gesellten und eine Garten-Ansicht, von Pieter de Hoogt; ein Stillleben, von Jan Weenix; einen Greis mit einer Meute Hunde, von Bartholomäus van der Helst; einen Knaben mit seinem Papagei, von Nicolaas Maes.

Die jährliche Ausstellung der Gemälde von lebenden Meistern enthält mehrere bemerkenswerthe Werke. Herr François, von Brüssel, hat in seiner „Flucht des Grotius“ die Probe einer in den Details sehr geschickten Pinselführung gegeben; aber ist er sonst auch der Darstellung seines Gegenstandes gewachsen gewesen? Der erste Rechtskundige seines Jahrhunderts, der Vater des internationalen Rechts, der beste und der friedfertigste Mensch, in dem Fort Loevenstein eingeschlossen, angeklagt, ein Freund Frankreichs zu sein, als ein Hochverräther verfolgt und durch den ehrgeizigen Moritz von Oranien mit dem tragischen Ende Oldenbarneveld's bedroht, bloß darum, weil er diesem Usurpator in den Weg getreten war; die edle und geistreiche Frau des Gefangenen — im Begriff, denselben in einer Kiste, welche sie, mit Büchern gefüllt, gebracht hatte, zu verstecken, und mit der rührenden Sorgfalt den Schiffern ihren kostbaren Schatz auf die Seele bindend; aus diesem Stoff war wohl etwas Besseres zu machen als eine flamändische Farce, in welcher alle Personen wie Schuljungen aussehen, die ihrem Lehrer einen Schabernack zu spielen im Begriff sind. Und diese seltsame Parodie hat einen Käufer gefunden!

„Michel Angelo vor dem Leichnam der Vittoria Colonna“, der Cornelle der Malerei, wie er der berühmtesten Frau Italiens, der Frau, die er bis in ihr Greisenalter so zärtlich geliebt, das letzte Abschiedswort zuruft. Auch dies ist ein großartiger Gegenstand; Herr Schwarthe hat denselben auf eine recht effektvolle Weise dargestellt; nur wäre der Darstellung etwas mehr Bestimmtheit zu wünschen; es wird diese durch die Portrait-Aehnlichkeit noch nicht ersetzt.

Herzogenbusch hat in diesem Winter seine erste Ausstellung der schönen Künste veranstaltet. Der Katalog enthielt 519 Nummern. Die Celebritäten hatten, aus Furcht, sich zu kompromittiren, sich nicht betheiligt. Aber es waren doch eine Menge guter Werke da. Die Kommission hat die glückliche Idee gehabt, die ganze Ausstellung zu verlosen; das Loos kostete nur zwei Gulden. — Wenn es unter Ihren Lesern Engländer giebt, welche geneigt sind, Holland zu besuchen, so möchte ich sie bitten, sich vor den Betrügereien unserer Gemäldehändler in Acht zu nehmen; sie übertreffen diejenigen, welche von Essen vor hundert Jahren auf so komische Weise in dem Spectator angezeigt hat; es vergeht selten ein Monat, wo nicht der eine oder der andere der englischen Käufer sich anführen läßt. Man treibt die Unverschämtheit so weit, daß man ihnen vorgebliche Originalgemälde von modernen englischen Malern verkauft; die englischen Maler werden erstaunt sein, wenn man ihnen ihre Gemälde bringt, damit sie dieselben auffrischen! Würde man ein so großes Talent der Nachahmung nicht besser anwenden können?

Bei dem Verkauf der Münzen- und Medaillensammlung des Herrn Becker sind ziemlich hohe Preise bezahlt worden. Ein in Battavia 1646 geprägtes Halbguldenstück ist mit neunundneunzig Gulden bezahlt worden. Die Medaille zum Andenken an den Angriff des Statthalters Wilhelm II. auf Amsterdam hat einundsechzig und zweiundsechzig Gulden gebracht. Zwei Ehrenmedaillen, die der König Louis Napoleon der Industrie-Ausstellung zu Utrecht und der Zeichen-Akademie in Haag gewidmet hat, sind mit funfzig und zweiundvierzig Gulden bezahlt worden. Obwohl Käufer aus Frankreich, aus Belgien, aus Deutschland, aus Dänemark und sogar aus Rußland gekommen waren, ist doch der größte Theil der Sammlung, wenigstens in Bezug auf die aus dem Mittelalter und aus den neueren Zeiten herrührenden Münzen, in Holland geblieben. — Bei dem Verkauf der Hillewelschen Gemäldesammlung ist ein „Interieur“ von Leys mit 3400 Gulden bezahlt worden. — Wir können der Regierung Glück dazu wünschen, daß sie den werthvollen Nachlaß Cypbert Cuper's, eines Staatsmannes und Gelehrten, der von 1664—1716 in Korrespondenz mit den meisten Celebritäten seiner Zeit gestanden, an sich gekauft hat. Ohne die sechzehn Bände einheimischer Manuskripte zu rechnen, hat die Königliche Bibliothek im Haag sich dadurch um 140 Bände von Briefen bereichert, welche Cuper mit 300—400 wissenschaftlichen Notabilitäten in Europa und in Asien gewechselt hat, unter denen wir nur die folgenden anführen: Montfaucon, Banduri, Magliabechi, Lacroze, Huet, Ménage, Saumaise, Bentley, den Bischof von Salisbury, Galland, Bonjour, die Groevius, die Gronovius, Heinsius, P. Burman, Schulting, Scheuchzer, Witsen und Leibniz. — Die Manuskripte des verstorbenen Vice-Admirals van der Velde, die man schon mit so großem Nutzen für die „Geschichte der niederländischen Marine“ benutzt hat, sind durch seine Söhne dem Staate übergeben und in den Archiven niedergelegt worden. — Das naturhistorische Museum Leydens hat sich durch eine reiche Sammlung von Fischen aus Niederländisch-Indien bereichert. Die Münzen- und Medaillensammlung der Universität Leyden ist mit einer Auswahl seltener einheimischer Münzen aus dem achtzehnten Jahrhundert und werthvoller Münzen aus Portugal, aus Brasilien und von den Azoren beschenkt worden. Ich kann hier auch noch die Mittheilung hinzufügen, daß in Utrecht auf dem Platze, der ehemals innerhalb der Ringmauer der Paule-Abtei gelegen, einen halben Mètre tief in der Erde von Hausarbeitern ein mit einem Stein bedeckter Topf gefunden worden ist, der 558 niederländische, spanische, englische, schottische, französische, deutsche, österreichische und kärnthnische Goldmünzen aus der Zeit von 1420—1562 enthielt. Diesen Schatz haben die frommen Väter ohne Zweifel während der Religionskriege zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Erde anvertraut, als die katholische Geistlichkeit sich in der alten Bischofsstadt stark bedrängt sah. Im Jahre 1580 wurde die Abtei wirklich geplündert. — Dem beständigen Comité der Gesellschaft der Wissenschaften von Seeland ist ein Bericht abgestattet worden über eine große Anzahl von Briefen und eigenhändigen Schriftstücken Philipp's II. von Spanien, Wilhelm's des Schweigsamen, des Grafen von Horn, des Herzogs von Alba, Bargas' und anderer Personen, welche in den großen Befreiungskampf der Niederlande verflochten waren. Diese von der Direction der Archive der Provinz mitgetheilten Dokumente, von denen mehrere einen bedeutenden historischen Werth haben sollen, sind größtentheils in Chiffern geschrieben. Dem Präsidenten ist es schon gelungen, einen Brief, in welchem der schreckliche König seinem Lieblingsminister geheime Instructionen giebt, zu entziffern. Herr Gachard hat den vierten Band der bisher noch nicht veröffentlichten Korrespondenz Wilhelm's des Schweigsamen veröffentlicht: 128 von ihm selbst geschriebene Briefe, stehen den Generalstaaten von ihm gemachten Propositionen und den Text des Berichtes, der den Generalstaaten und dem Prinzen von den Deputirten abgestattet wurde, die abgeschickt worden waren, die niederländische Krone dem Herzog von Anjou, Bruder Heinrich's III., anzutragen. — Die Redacteure der „politischen und ökonomischen Zeitschrift“ sind endlich dahin gelangt, die regelmäßige Veröffentlichung dieser nützlichen Sammlung verheißen zu können; es ist so eben der sechste Jahrgang erschienen. — Holland hat bis zum Jahre 1815 seine gleichförmige Orthographie. Es wurde in diesem Jahre Professor Siegenbeek damit beauftragt, die Orthographie für die holländische Sprache definitiv festzustellen. Dieser Romulus der holländischen Grammatik, der Schrecken der Schüler, ist nicht im Wetter gen Himmel gefahren; er ist friedlich in seinem Bett zu Leyden gestorben, in seinem zweiundachtzigsten Lebensjahre, als einfacher Akademiker.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Verlust von archäologischen Denkmälern. Nachrichten aus dem Orient melden den Verlust einer schönen Sammlung von Alterthümern, welche die Agenten der französischen Regierung während der letzten Jahre in den verschiedenen Ruinen Assyriens und Babyloniens für das Museum des Louvre zusammengebracht hatten. Sie befstand erstens aus allen seit vier Jahren in Khorsabad gefundenen Denkmälern, nämlich aus zwei kolossalen Stieren, mehreren Bildsäulen assyrischer Götter, einer Reihe von Bastreliefs, einer großen Menge mit Inschriften versehener Steine, Cylinder und Tafeln, eisernen Geräthschaften, elfenbeinernen und goldenen Zierraten und zahlreichen kleineren Kunstgegenständen; zweitens aus einer sehr umfangreichen Collection in Kopundschik und Nimrud ausgegrabener Bastreliefs, etwa hundertfunfzig an der Zahl, und drittens aus der Gesammtausbeute der Babylonischen Kommission des Herrn Fresnel, welche in vierzig bis funfzig Kisten gepackt und, wie man glaubt, von großem Werthe war. Diese ganze Sammlung ging beim Umschlagen eines Bootes auf der Fahrt den Euphrat hinab nach Bafforah verloren und liegt jetzt in fünf Klafter tiefem Wasser, ohne daß man Hoffnung hätte, sie wieder an den Tag zu fördern. Zum Glück hatte Herr Place die Marmortafeln von Khorsabad photographiren lassen, während die Kopundschicter von dem Künstler des Britischen Museums, Herrn Bonticher, abgezeichnet worden. Von den Inschriften hat Oberst Rawlinson Kopieen nach England mitgebracht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 11) so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 97. Berlin, Dienstag den 14. August 1855.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Achter Monats-Bericht. 1855.

Gelebte Literatur. Eine Ainsworthsche Novelle in Leben und ein Speckvolksfest übersetzt. — Die Bewerbung zärtlicher Ehepaare um den „Dunmow-Speck-Fleisch". Entstehung, Charakter und Schilderung des Dunmow-Festes. — Ainsworth's Magazine. — Die August-Hefte der Monats-Magazine. — Der deutsche und der englische Student. — Englische Warnung vor gewissen Erfindungen Berlins. — Privatleben des Königs von Oude in Ostindien mit seinem englischen Barbier und Premier-Minister, jetzt Omnibus-Conducteur in London. — Admee-Kanawallah, das menschenfressende Pferd. — „Die alte Hofwerstadt" Londons, von Leigh Hunt. — Biographieen der Königinnen von England aus dem Hause Hannover, von Dr. Doran. — Reise-Abenteuer aus den Hinterwäldern Amerika's, von Beste. — Verfälschungs-Literatur. — Verfälschte Handels- und Staatsleute. — Die fünfundzwanzigste Hauptversammlung der British Association. — Rawlinson's Vortrag über seine babylonischen Forschungen. — Jahresbericht des Professors Airy. — Thackeray's „Newcomen" zu Ende. — „L'Ecole du Nord". — Schluß der Season. — Die Pariser Ausstellung.

London, Anfangs August.

Das Kriterium eines schöngeistigen Erzeugnisses ist, nach Goethe, „daß es etwas Erlebtes enthalte." Nur das Erlebte kann wieder Leben werden und geben, weil im Erleben sich der geistige Inhalt, der zur schönen, wirksamen Darstellung kommen soll, individualisirt und in seinem Reichthume offenbart. Deshalb freue ich mich, mit doppelt erlebter Literatur aufwarten zu können, mit Literatur, die sastiges, wirkliches Leben geworden, das ich mit erlebt habe, Liebesleben, Familienleben mit zweihundert Pfund mildesten Dunmow-Frühstücksspecks. Doch diese beiden aus der Literatur hervorgegangenen zweihundertpfündigen Speckseiten bedürfen eines guten Kommentars für Deutschland, wo man die tägliche Sitte und Wonne eines gebratenen Schnittes Speck, eines „rasher of bacon" zuhause und in jedem Kaffeehause nicht kennt und die Souveränetät des Speckes beim Frühstück, zum Thee und Kaffee nicht anerkennt, da er nur sich mit Eiern oder als „Spicke" im Braten oder sonst in untergeordneter kulinarischer Stellung und dem Rauchfange und der Speisekammer hervorwagen darf. Wie bei den Lappländern der Fischthran, ist bei den Engländern der Speck zum Selbstbewußtsein gekommen, ein Ich geworden und dabei so stolz und voll Spontaneität, als wollte er mit Cartesius sagen: cogito ergo sum. In Deutschland fängt man mit selbständigem Speck Mäuse, in England belohnt man treue Liebe damit, denn ohne Speck zum Frühstück bleibt kein Engländer ein treuer, liebender Gatte. Außerdem muß er Abends zum Thee auch noch „shrimps" haben.

Doch zur Sache, nämlich zu dem aus der Literatur hervorgequollenen Speckseiten-Liebesfeste zu Dunmow, das manche Leser wohl schon in englischen illustrirten Blättern abgebildet gesehen haben. Ein Wochenblatt brachte sogar eine Schilderung des Festes vierundzwanzig Stunden vor demselben, wie Rellstab früher Kritiken über Konzertleistungen, die gar nicht geleistet worden, vorher schrieb und drucken ließ. Ich werde es nie vergessen, so lange es auch her ist, daß Madame Crelinger einmal ein Gedicht „mit Weihe und Kraft" gesprochen, während sie gar nicht da war. Das Dunmow-Speckfest war ein literarisches Ereigniß, das ganz London lebhaft beschäftigte, eine helle, launige, frische Aufersthehung des werry Old England, ein gutes, gesundes Zwicken unter so schrecklich viel Krankheitssymptomen der englischen Gesellschaft. Voriges Jahr erschien eine Novelle von Ainsworth: „The Flitch of Bacon", „die Speckseite". Die speckkulturberühmte Stadt Dunmow, vierzig Meilen von London auf der Ostseite, las das Buch, und die Herzen ihrer Bewohner erweiterten sich und erhoben sich, als sie mit Staunen erfuhren, daß die Speckseiten-Novelle in ihrer eigenen Stadt spielte und ein Volksfest schilderte, das einst so viel Lust und Heiterkeit in dem jetzigen, stillen, nüchternen Orte verbreitete und Volksmassen aus weiter Ferne herbeirief. Schon das Wort „Sped" regte sie auf, wie der Schlachtengesang den schottischen Hochlandshäuptling oder die Trompete das alte Kavalleriepferd. Die Dunmowiter fühlten das Blut der Geschichte durch ihre Adern jagen, sie wurden resolut und faßten die Resolution, auf Grund der Ainsworthschen Speckseite eine allgemeine Volksversammlung im Rathhause zu halten, natürlich mit dem Mayor an der Spitze. In dem Meeting ward natürlich ein Comité gewählt, welches den Beschluß, das alte Dunmowsche Speckseitenfest wieder ins Leben zu zaubern, ausführen sollte. Das Comité schrieb an Ainsworth um Beistand. Wie konnte der Dichter, der so ins Leben getroffen, ihn verweigern? Er war es, der ihnen zugerufen: „Eheliche Treue und Friedfertigkeit mit Speck einzureiben!" Er hatte unter den Dunmowitern einen neuen Zeitgeist hervorgerufen, er hatte einen hundertjährigen Todten erweckt. Ainsworth antwortete mit goldenen Worten und fünf Guineen als Beitrag zur Bestreitung der Kosten.

In seiner Novelle hieß es: „Ein gutes Weib ist nicht nur eine Krone für den Mann, sondern sie kann für ihn auch ein Fleisch*) Speck werden, wenn sie nach Dunmow geht und die Prüfung besteht. Die zeitgerechte (altersheilige) Stite verbient weder ins Leben gerufen zu werden. Jedes verheiratete Paar, welches gewissenhaft schwören kann, daß sie mindestens ein Jahr und einen Tag hinter einander in vollkommener Harmonie und glücklich mit einander verlebt haben, sollen als einen Preis zwei Hundertgewichte (zwei englische Centner) des mildesten Frühstücksspeckes erhalten, verbürgt, daß es dunmowzugezogener, dunmowgemästeter und dunmowgeräucherter sei."

Nach Shakespeare ist Musik der Liebe Nahrung; die Speisekarte derselben muß aber in England mindestens um Speck bereichert werden. „Von einem verheirateten Liebespaar sagen zu können" (Worte des Charles Povey), „es verdiene den „Fleisch", ist ein hohes Kompliment; aber die Glücklichsten der Sterblichen sind die, welche ihn schon gewonnen haben." Und kann man, nach Solon, auch keinen Menschen vor seinem Tode glücklich preisen, machen doch die Besten eine Ausnahme, die den so gewonnenen Fleisch auch verzehren und nicht nöthig haben, ihn etwa aus Geld- oder Hutverlegenheit der Frau zu verkaufen. Amor muß die Pfeile aus seinem Köcher schütten und Speckhaken dafür hineinthun. Es wirft ein bedenkliches Licht auf den Ehestrieden Englands, daß just ein ganzes Jahrhundert lang niemals ein Paar sich zur Prüfung für den zweicentnerigen Dunmow-Fleisch gemeldet. Ein ganzes Jahrhundert lang schlug jedem Paare das Gewissen bei dem alten, sächsischen Sprüchworte:

He that repents him not of his marriage in a year and a day, either sleeping or waking,
May lawfully go to Dunmow and fetch a flitch of bacon.

In der Eil übersetzt, lautet dies im Deutschen etwa:

Wer Jahr und Tag weder wachend, noch schlafend seine Hölle sich wünscht gefrohren,
Hat das Recht, nach Dunmow zu gehen und sich ein Stück Speck zu holen.

Die Männer tranken in England mehr, als die wegen dieser Tugend berühmten Deutschen. Sechs Flaschen Wein oder zehn Quart Bier in den Leib, wo blieb da der Raum für die Liebe! Das Knallen der Pfropfen und das Gurgeln des Zapfen übermusikirte die Stimme der Liebe zuhause, die ihren Gatten jede Woche siebenmal mit Hülfe starker Dienstboten zu Bett bringen mußte. Wo sollte da der Dunmow-Speck zu Einreibungen häuslicher Glückseligkeit herkommen? Auch sollen früher die Damen gern mit Freunden und Fremden im Mondschein spazieren gegangen sein, damit ihnen die Zeit bis zum Zapfenmachen des zehn Quart schwerren Gatten nicht zu lang werde.

Doch welch ein Unterschied zwischen 1755 und 1855! „Die pöbelhafte Gesundheit der Engländer" (wie Heine sagt) hat sich verloren und damit auch die entsetzliche Kraft, so viel zu vertragen. Statt der Zehnquartstammgäste im schlimmsten Falle „brandy and water", außerdem Alles voll Teetotalismus. Die jetzige Generation hat sich filtrirt

*) Ich habe das Wort unter den Bauern Sachsens oft gehört, welche damit einen gesetzen, unregelmäßigen, fetten Fleck oder Klumpen bezeichnen. Sie sagen: „a fleisch Butter", „a fleisch Blut", „a fleisch Fleisch". Dies berechtigt zu einer so wortgetreuen Uebersetzung.

Digitized by Google

und purifizirt. Der Schmutz hat sich gesetzt, und das bürgerliche und eheliche Leben ist klar wie Krystall. Die Bedingungen eines gesetzlichen Anspruchs auf den Dunmow-Speck sind kein Traum mehr. Kaum erschien die Bekanntmachung, daß die Speckkonkurrenz glücklicher Paare wieder eröffnet werden solle, als das Comité sofort in eine Flut von Briefen versank. In jedem Briefe stand die Versicherung, daß dem Schreiber der Speck sicher sei. Wie es aber zugegangen, weiß ich nicht, genug, nur vierzehn Paare erschienen im Druck als zulässige Ritter, um den Preis zu lämpfen, und auch von diesen vierzehn Ritterpaaren kamen nur zwei in die Schranken. Damit wir als Zuschauer hineinkommen und das Turnier verstehen, müssen wir uns von außen und aus London herbeidrängen und etwas historisch werden.

Man hatte eine große Prozession von und nach dem Rathhause beschlossen mit Pferden, Federbüschen, Kostümen, Fahnen, Bannern, Pauken, Trompeten und Allem, was sonst zu einem ordentlich auferstandenen Speckkultus gehören mag. Aber wo das alles in Dunmow, das nicht einmal ein Theater hat, hernehmen? Das Comité fand guten Rath in einem der vielen Briefe, unterschrieben C. T. Smith. Das ist kein gewöhnlicher Mann mit Namen Smith, sondern der Pächter des Drurylane-Theaters, der den Actionairen auch nach jedem der in diesem Theater üblichen Bankerotte Zinsen und Dividenden zu zahlen versteht. Er hatte sich zudem auch zu einer Speckfeite gemeldet. Man schrieb an ihn um Glanz und Pracht, und er schickte einige Zuder mittelalterlicher Ritter-, Knappen- und Bauern-Kostüme, goldener Stäbe, Guirlanden meilenweiß, Fahnen und Flaggen in allen Farben und Formen. Kleider machen Leute, und Leute machen eine Prozession. Der Grund war durch Ainsworth's Guineen, zu denen Patrioten Hunderte fügten, und Smith's Kleidermagazin gelegt, und da der Aufban durch Freiwilige bewerkstelligt ward, wie der mittelalterliche Dome, wuchs das Festgerüste wie durch Zauberei empor. Und so würde die Sonne des 19. Juli mit lauter Glanz und Gluth am Festhimmel emporgestiegen sein und auf das kolossalste Theater im Freien zu Dunmow herabgeleuchtet haben, wenn es unter ihr nicht unbarmherzig geregnet hätte. Um 7 Uhr Morgens, als ich festgeschmückt zur Eisenbahn eilte, fing der Himmel an zu sprühen und zu spucken, wie eine in Wuth gesetzte wilde Katze mit frummem Buckel. Dessenungeachtet mußten auf dem Eastern-Counties-Eisenbahnhofe noch immer Wagen an Wagen gehangen werden, um die gepupten Gäste anzunehmen. Trotz des knatternden Kleingewehrfeuers von Wasser, das ununterbrochen gegen die Fenster bombardirte, ging es doch in den Waggons ziemlich lustig her. Fremde und Freunde lachten und sprachen mit einander, was sonst durchaus auf keiner englischen Eisenbahn Mode ist. Jeder fühlte sich durch den Geist eines echt humanitätischen Volksfestes befreit von der traurigen englischen Etikette, erwärmt, erhoben. Die jungen Damen, ungewein zahlreich vertreten, zeigten sich ganz besonders aufgeräumt. Ich fing mit meiner stark braungelockten Nachbarin eine Unterhaltung durch die Frage an, wie es von wegen meiner stillen Sehnsucht nach einer Cigarre stände? „Oh, no objection at all, Sir!" Und so gab ich das Feuersignal, und in weniger als fünf Minuten fingen alle nicht Eingeweihten an zu husten, und eine Rauchsäule bildete sich aus wohl zwanzig Glimmstengeln an den kleinen offenen Fenstern heraus, so viel wie die Oeffnung. Der Tabaksrauch erheitert, ohne zu betäuben, zumal wenn die Nichtrauchenden dazu husten und lachen und zeigen wollen, daß sie mit dem Zeitgeiste fortgeschritten sind. Die Zeiten, wo in Englands guter Gesellschaft der Verdacht, daß Einer rauche, gleich nach dem, daß er einen silbernen Löffel gestohlen, kam, sind vorbei. In Leicester-Square, allerdings der beengtesten Gegend Londons, giebt es schon einen großen englischen Penny-Lesesaal mit unbeschränkter Rauchfreiheit, wodurch der Mann schnell aufgekommen ist, da den meisten Lesern das in anderen Kaffee- und Lese-„boxes" gültige „no smoking allowed", als Warnungstafel dient.

Auf der Eisenbahn war die Reise ganz amüsant. Aber als wir von Bishop's-Stratford aus die noch übrigen neun Meilen bis Dunmow ohne Dampf zurücklegen sollten, ward unser Fortkommen zum Davonlaufen. Möbelwagen und Lastkarren aller Art mit und ohne Decke standen bereit, uns auf- oder vielmehr unser Geld auf die unverschämteste Weise einzunehmen. Sie forderten mehr, als zu einer Reise um die halbe Erde erforderlich ist, und zwar pränumerando. Dies war mir zu arg; die freien Engländer und Engländerinnen am mich herum, dreißig Stück auf nassen Brettern — schwiegen. Ich aber machte einen Lärm, als wäre ich der Freigeborene, und sagte (mich mit eingeschlossen), daß freigeborene, französisch-allürte Englishmen sich diese Entweihung der Menschenrechte nicht gefallen lassen könnten und lieber wieder an den schmutzigen Rädern herunterklettern würden, statt so unverschämt und pränumerando sich ausbeuten zu lassen. So stand ich auf und kletterte wieder hinunter, gefolgt von neunundzwanzig Empörten beiderlei Geschlechts. Ich wandte mich im Namen meines Gefolges an ein fettes, ehrliches Gesicht und affordirte einen civilen Preis, der auch angenommen und von uns gemeinschaftlich postnumerando zusammengeschossen ward. Unterwegs machte man mir das Kompliment, daß die „foreigners" ganz resolute Leute seien und Alles zu menagiren wüßten; Engländer hätten sich ohne mich jedenfalls furchtbar prellen lassen.

Wir rumpelten lustig unter dem Regen hin neben grüngeschmückten Karren und Körben voller Erdbeeren, Kirschen, Austern u. s. w. und klatschend nassen Fußgängern vorbei, bis wir in der Nähe des Rathhauses mitten unter einer triefenden Menge anlamen. Von Menschen sah man eigentlich nicht viel: Alles war Regenschirm und Röcke und Säcke und Wachsleinwand über den Köpfen. Wir drängten uns durch die triefende, schweigende Menge in den überfüllten „Saracenen-Kopf" (ein großes Gast- und Bierhaus) hinein, um für gutes Geld spottschlecht zu essen und zu trinken, und lichteten dann unsere Anker nach dem Rathhause, der „Town Hall", einem nüchternen, weißwandigen Raum mit hölzernen Querbalken oben, aber unten ziemlich anmuthig mit Damen geschmückt. Doch der Hauptschmuck waren die zwei Preis-Fleitsche, die in blau angestrichenen Holzpyramiden, mit Blumen umwunden, auf beiden Seiten des Präsidentenstuhls hingen. Ganz dicht an die Wand gequetscht, saßen die Jungfrauen und Jungfrauen, welche als Geschworene fungiren sollten. Die Ersteren hatten ungemein viel Pommade in ihr Haar geschmiert, damit es feierlich glänze und die Locken steif säßen. Ein Geschworener trug eine solche festgedrehte dicke Locke gerade auf der Stirn, als sollte sie ihm gelegentlich als Operngucker dienen. Sie saß auch ganz so aus. Auf einer hölzernen Galerie aber, nicht größer als ein Omnibus, drängten sich die Dunmowiter Honoratioren zusammen, wie mir gesagt ward. Doch habe ich kaum hinaufgeblickt. Die sechs weiblichen Geschworenen Jungfrauen, alle geborene Dunmowiterinnen, drei Blondinen und drei Brünetten, schienen sich verschworen zu haben, Alt und Jung äußerst Geschlechts für alle anderen Reize des Festes blind zu machen. So sehr ich auch schon ins alte Register gerathe, war meine Bewunderung doch ganz jugendlich. Ich entschuldigte mich im Stillen mit den weißhaarigen Greisen des Homer, welche, trotz ihres Schnees auf den Köpfen, die Helena dermaßen bewunderten, daß sie meinten, so viel Blut und Thränen der Krieg auch koste, sie sei es werth. Nein, sie waren zu schön, zu reizend! Die frischen, feinen Wangen waren ein stets lebendiger Tummelplatz von feinen Erröthungen, die darüber hinjagten, wie Wolkenschatten über die Erde. Sie merkten es, daß sie allgemein bewundert wurden, und waren es außerdem auch gar nicht gewohnt, als Geschworene über eheliche Glückseligkeit öffentlich zu entscheiden. Und zudem ringsum von dichten Opernguder-Batterieen umdroht und durch die Fenster von außen roh, aber ehrlich und enthusiastisch bewundert und laut gelobt, eine vor der anderen, und mit Namen genannt. Da ging es schon nicht anders, alle dramatischen Conleitern des Erröthens mußten wiederholt durchgespielt werden auf und ab, bis der Präsident eintrat und das Fest durch eine Rede eröffnete.

Präsident Mr. Ainsworth fing mit dem zwölften Jahrhundert an, in welchem das Dunmow-Fleisch-Speck-Fest Mode geworden und sich Jahr für Jahr frisch erhalten bis 1755. Er mischte die Tempelritter mit ein und wies Spuren des Festes in Frankreich und Deutschland nach. Solch eine spaßhafte, originelle, weitverbreitete Festsitte verdiene wieder aufgefrischt zu werden. Dafür hatte er unzählige historische, ernste und humoristische Gründe und Motive. Was Deutschland betrifft, so führte er ein „Stadtthor in Oesterreich an" (als wenn Oesterreich eine kleine Stadt mit einem Thore sei), über welchem die Verse eingegraben seien: (Ich ließ sie mir von einem Stenographen hinterher diktiren, natürlich englisch, so daß ich daraus zurückübersetzen muß, da ich weder das Original, noch die Stadt kenne. Vielleicht kömmt uns ein Gelehrter in Oesterreich zu Hülfe.)

„Giebt's irgendwo 'nen Ehemann,
Der wohlbehütteten behaupten kann,
Daß er, seitdem er ließ sich trau'n,
Sich niemals wünschte beste Frau'n,
Der mag den Speck hier 'runterhau'n."

Was der folgende Redner, Mr. Bell, Herausgeber der englischen Klassiker in prächtigen Schillingbänden, Alles gesagt haben mag, als ich ihn in den französischen Liebes-Höfen verlieh, weiß ich nicht, denn dicht neben mir stellte sich eine braunlockige Schönheit, mit ätherischem Pferdehaargestechthut, auf den Stuhl und war fortwährend so schön, daß ich weder von Bell's, noch von Costello's (des Gerichts-Anwalts) Rede etwas vernahm. Ich hatte beide Ohren in den Augen. Erst als das Gericht sich formirte und die Geschworenen verlesen wurden, kam ich wieder zu mir, oder vielmehr zu den schönen Geschworenen. Ich wollte wenigstens wissen, wie die geschworene, zarte Taube mit den berusteinspitzenfarbigen Locken hieße. Sie antwortete auf den Namen Miß Lydia Collis. Eine ihrer Kolleginnen schoß in die allerstrikten Purpurtinten der Erröthung empor, als sie, die Natur ihrer Mission verkennend und sich vor dem Altare denkend, auf Verlesung ihres Namens schnell antwortete: „I will". Schallendes Gelächter, das mich aber sehr ärgerte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Holland.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Kunst und Literatur.

(Schluß.)

Es ist bekannt, daß kein Land so große hydraulische Wunderwerke zu Stande gebracht, wie Holland. Seine Lage unter dem Niveau des Meeres hat ihm den Wasserbau zu einer Nothwendigkeit gemacht. Man kann kaum begreifen, wie Holland mit den schwachen Mitteln, über welche die Wissenschaft im Mittelalter zu verfügen hatte, es möglich gemacht, der Gewalt des Meeres seinen Boden abzugewinnen und denselben durch Deiche sicher zu stellen. Seit dem siebzehnten Jahrhundert sind im Innern Hollands ungeheure Wasserbecken trocken gelegt worden. Heutzutage unternimmt es Holland, mit Hülfe der Dampfes das Harlemer Meer, einen der größten Seen Europa's, in fruchtbares Ackerland zu verwandeln. Der 20 Meilen lange Kanal, durch welchen Amsterdam mit dem Helder verbunden, ist ein Werk, das seinesgleichen nicht hat. Es muß also befremden, daß der Plan, durch die Provinz Holland an der Stelle, wo sie die geringste Breite hat, einen Kanal zu bauen, zum Gegenstande einer Preis-Aufgabe gemacht, keine des Preises werth geachtete Denkschrift zur Folge gehabt. Man könnte meinen, daß die Holländer es der Mühe nicht werth gehalten haben, sich mit Lösung eines so leichten Problems abzugeben. Die batavische Gesellschaft der Experimental-Physik hat jetzt ein schwierigeres Problem zu lösen gegeben: „Es soll für unser Küstenland der Plan zum Bau eines Seehafens entworfen werden, der, zur Zeit der Ebbe, sieben Ellen tief gehende Schiffe aufnehmen kann, eine so breite Mündung hat, daß solche Schiffe bei einem starken Nordwestwinde ohne Gefahr einlaufen können, und so eingerichtet ist, daß seine Unterhaltung keine große Kosten verursacht."

Der General-Gouverneur des niederländischen Indien hat in Batavia einen Bericht über den Unterricht unter den Eingeborenen veröffentlichen lassen. Es geht daraus hervor, daß die Eingeborenen den Unterricht stark begehren und sich sogar Mühe geben, für ihre Kinder die Zulassung zu den für die Europäer bestimmten Schulen zu erlangen. Auf Java hat man überall, wo über zwanzig Kinder unter vierzehn Jahren vorhanden sind, eine Elementarschule gegründet, die für den Armen unentgeltlich ist. Die Kontrole der Schulkommission erstreckt sich bereits auf zwanzigtausend Schüler. Außer den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen bringt man den kleinen Javanesen das Lesen und das Schreiben ihrer eigenen Sprache und des Malayischen bei. Die meisten Niederlassungen sind noch durch die Indianerhäuptlinge bedroht; und doch kann die holländische Normalschule den Nachfragen nach Lehrern nicht genügen. Also Millionen von Barbaren gehen hier raschen Schrittes der Civilisation entgegen.

Ein Geolog, dessen Schriften in Deutschland sehr bekannt sind, Herr Volz, hat sich an der deutschen Kommission betheiligt, welche auf Kosten der niederländischen Regierung nach Surinam geschickt ist, um zu untersuchen, ob die Gegend sich zu einer Kolonie für seine Landsleute eignet. In Betreff der gegenwärtig so lebhaft besprochenen Frage, ob die Weißen die Arbeit in diesen Kolonieen aushalten im Stande sind, werde ich bald Mittheilungen machen können. In Betreff der geologischen Untersuchungen des genannten Gelehrten kann ich schon jetzt melden, daß dieselben bemerkenswerthe Ergebnisse geliefert haben. Die Küstengegend besteht aus einer mehrere Fuß dicken Schichte von Ueberresten sehr mannigfaltiger Schaalthiere; diese Schichte ist hier und da mit Sand und Lehm bedeckt. Weiter ins Land hinein findet man Ueberreste alter Dünen; noch weiter eine Reihe von niedrigen Bergen aus Granit, Gneiß und Diorit; in dem Gneiß finden sich zerstreut viele Granitkörner von der Größe eines Steckadelkopfes. In dem Bett des oberen Surinam haben die Wasserfluthen ein großes Lager von eisenhaltigem Gestein abgelagert, während der Granit dem Flusse einen weißlichen sandigen Boden gegeben. Herr Volz verspricht uns auch interessante Details über die antediluvianische Fauna des holländischen Guyana.

Man kann großherzige Handlungen nicht genug verbreiten; wir theilen also mit, daß Herr Koenen in Amsterdam, welchem ein Buchhändler für seine „Vorlesungen über die Geschichte des niederländischen Handels" eine sehr bedeutende Summe geboten, diese Summe der zur Unterstützung der Familien armer Schriftsteller gegründeten Kasse geschenkt hat, und daß der Bildhauer Leonhard de Cuyper in Antwerpen sich erboten, eine Statue Vondel's unentgeltlich anzufertigen.

Sie wollen vielleicht auch wissen, wie es den vielen Holländern, die zur Industrie-Ausstellung gereist sind, in Paris gefällt? Es kann ihnen durchaus nicht angenehm gewesen sein, zu früh hingekommen zu sein, d. h. die hunderttausend Meisterwerke noch nicht aufgestellt gefunden zu haben. Die leeren Galerieen und die Vorarbeiten haben ihre Schaulust nicht befriedigen können. Dafür entschädigt sie ein anderes eben so merkwürdiges Schauspiel. Stellen Sie sich vor, daß die Bewohner eines der entlegensten Dörfer Frankreichs, wo man die Reparatur der Bedachung des Glockenthurms zwanzig Jahre vorher zu verhandeln anfängt, plötzlich in das Chaos von Ruinen und Banten nach Paris versetzt seien, so werden Sie eine Vorstellung von dem Erstaunen haben, von dem unsere harmlosen Landsleute ergriffen werden, wenn sie diese riesigen Gerüste, diese ungeheuren Steinblöcke, dieses rege nicht einmal in der Nacht unterbrochene Lärmen und Arbeiten der Handwerker und der Maschinen sehen. Für Leute, die, vor Allem Neues zu sehen, nach Paris gereist sind, hat es eine bessere Entschädigung nicht geben können. Die Welt-Ausstellung hat schon eine Vorgängerin gehabt; aber die gegenwärtige großartige Reglamteit der Architektur in Paris hat ihresgleichen noch nicht gehabt. Wir haben hier an den Ufern der Amstel noch mythologisirende Dichter. Sie werden auch nach Paris kommen, und ich höre sie schon ausrufen: „O Sohn der Antiope! wenn Du hier wärest, Du würdest fragen, wad das für ein neues Theben ist, welches hier vor unseren Blicken erstehe ohne die Hülfe Deiner Leyer!"

Von unseren gelehrten Gesellschaften, von dem Zustande unserer Presse, vom Theater u. dgl. m. werde ich nächstens sprechen. Heute will ich nur noch melden, daß der „Konst- en Letterbode", unsere erste Wochen-Revüe für Literatur, Wissenschaft und Kunst, eine vortreffliche Sammlung, unter großem Beifall sich in neuerer Zeit regenerirt hat.

Stummer's
geschichtliche Tableaus der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn.

Eine eben so in wissenschaftlicher, wie in künstlerischer Hinsicht bemerkenswerthe und in ihrem Genre völlig neue Erscheinung geht uns aus Wien zu; nämlich eine dort lithographirte und in bunten Farben gedruckte Reihe von Tableaux zur Geschichte der „Kaiser-Ferdinands-Nordbahn", entworfen und ausgearbeitet von Herrn Joseph Stummer, Professor am polytechnischen Institut in Wien und Vorsitzenden der Direction der genannten Eisenbahn.*)

Die Geschichte der ältesten Eisenbahnen in England, Belgien, Deutschland, Nord-Amerika, Frankreich ꝛc. ist zugleich die Geschichte des Eisenbahnwesens überhaupt, da dieses sich bereits in seiner Kindheit über alle Civilisations-Länder gleichzeitig verbreitete und überall dieselben Schwierigkeiten und Vorurtheile zu überwinden, so wie dieselben Triumphe zu gewärtigen hatte. Die österreichische „Kaiser-Ferdinands-Nordbahn", die sich von Wien in nordöstlicher Richtung, einerseits nach Preßburg (Gänserndorf) und andererseits nach Mähren, Böhmen, österreichisch und preußisch Schlesien, so wie nach Galizien, in einer Ausdehnung von fünfundfunfzig Meilen erstreckt, wozu demnächst noch funfzehn Meilen Eisenbahn bis Krakau treten werden,**) ist, nächst der Leipzig-Dresdener Linie, die älteste größere Eisenbahn in Deutschland und (mit Ausnahme der belgischen Staatsbahn) auf dem Kontinent überhaupt. Bereits am 6. Januar 1838 wurde ihre erste Strecke, von Wien bis Wagram, 2½ Meile lang, eröffnet; sie ist jetzt demnach im achtzehnten Jahre ihres Betriebes und hat in dieser Zeit die Erfahrungen, welche die Technik auf diesem neuen Gebiete, nicht ohne mancherlei Opfer, gesammelt, selbst alle praktisch durchgemacht. Wenn uns daher die Geschichte dieser Bahn in leicht übersichtlichen und künstlerisch ausgeführten Tableaus vor Augen geführt wird, so hat dies nicht blos für die Actionaire des jetzt sehr rentabeln Unternehmens, sondern für jeden, der mit Theilnahme auf das die Welt in Bewegung setzende und ihre Bewohner in den innigsten Wechselverkehr bringende Eisenbahnwesen blickt, ein näheres Interesse.

Herr Professor Stummer hat in den uns vorliegenden Tableaus nach einer Idee, die eines sinnigen ägyptischen Hieroglyphographen nicht unwürdig sein würde, die Geschichte jedes Jahres der von ihm geleiteten Eisenbahn, und zwar mit allen Ereignissen, Glücks- und Unglücksfällen, Fortschritten und Verbesserungen, Beobachtungen und Erfahrungen dargestellt. Acht Tableaus umfassen die sechzehnjährige Thätigkeit von 1838—1853, so daß jedes Tableau die Geschichte zweier Jahre enthält. Wir sehen in den ersten Jahren die Bahn nach und nach entstehen und anwachsen, folgen dann ihrer allmählichen inneren Entwickelung und gelangen endlich zu ihrer vollständigen Ausbildung und ihrer wohl keiner weiteren Gesahr mehr ausgesetzten Blüthe und

*) Bildliche Darstellung der Geschichte der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, von dem Zeitpunkte der Eröffnung im Jahre 1838 bis zu Ende des Jahres 1853. Entworfen und ausgearbeitet von Joseph Stummer, K. K. Professor ꝛc. Lithographie und Farbendruck von Hermann Engel, Wien, 1855.

**) Kürzlich hat die Verwaltung dieser Bahn auch ein in Mähren, an ihrer Eisenbahn gelegenes, nahe an der preußischen Gränze und an den Ufern der Oder aufgeschlossenes Steinkohlen-Bergwerk für 550,000 Gulden erworben. Die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn wird dadurch in den Stand gesetzt, ihren Bedarf an Feuerungs-Material aus ihren eigenen Gruben und viel billiger als bisher (15 Kr. gegen 29½ Kreuzer pro Centner) zu beziehen.

Digitized by Google

reichen Ertragsfähigkeit. Um gleich die beiden Endpunkte zusammenzufassen, bemerken wir auf dem ersten Jahrgange des ersten Tableaus (1838) 6 Lokomotiven in Thätigkeit, ferner 25 Personen- und 5 Güter- und Lastwagen, während uns der zweite Jahrgang des achten Tableaus (1853) nicht weniger, als 154 Lokomotiven, dreihundertzehn Personenwagen, 1710 sechsräderige, 260 achträderige Güterwagen, 1000 Kohlenwagen und 188 diverse Lastwagen zeigt.

Durch Theilung jedes Jahres in zwölf Monats-Kolumnen, während jede Kolumne in zehnmal zehn Abtheilungen zerfällt, wovon wiederum jede einzelne zehn kleine Quadrate enthält, ist es möglich gewesen, die verschiedensten statistischen Verhältnisse durch Linien vorzustellen, welche uns durch ihre Steigung und Senkung die mannigfachen Fluctuationen des Verkehrs vor Augen führen. Die verschiedenartige Färbung dieser Linien zeigt ihre Qualität an, während die Quantität — Maße sowohl, als Gewichte, Personenzahlen und Prozente — durch das Längenverhältniß der Quadrate, die von den Linien berührt werden, angezeigt ist.

Wir übersehen dadurch mit einem einzigen Blicke die nachstehenden Verhältnisse:

1) die monatliche Gesammt-Brutto-Einnahme;
2) die monatliche Einnahme durch den Personenverkehr;
3) die monatliche Einnahme durch den Frachtverkehr;
4) die jährliche Beförderung von Militairs;
5) den jährlichen Gesammt-Frachtenverkehr;
6) den jährlichen Verkehr einzelner Hauptartikel, wie namentlich Steinkohlen, Salz, Tabak, Getraide und lebendes Vieh;
7) die Emission der Actien in den verschiedenen Jahren;
8) den jährlichen Stand des Fundations- und Betriebs-Kapitals;
9) den Umfang und das Verhältniß der Betriebskosten;
10) den laufenden Börsenkurs der Actien;
11) die jährliche Dividende;
12) die Ausdehnung der Bahnlinie mit ihren Verzweigungen;
13) die Ausdehnung des elektro-magnetischen Telegraphen;
14) die Zahlenverhältnisse der Lokomotiven;
15) die Zahlenverhältnisse des Wagenparks;
16) die Constructions-Verhältnisse des Betriebsparks;
17) Witterungs- und andere Ereignisse, die auf den Betrieb eingewirkt;
18) den lebhaften Aufschwung oder den gedrückten Zustand des Unternehmens.

Die drei letztgedachten Verhältnisse (unter 16, 17 und 18) sind namentlich auch durch geschmackvolle, bildliche Randverzierungen erläutert, so daß uns im Laufe der Jahre die Fortschritte, welche der Bau der Lokomotiven und Wagen gemacht, stets begleiten und uns durch den heiteren oder getrübten Horizont, die Sonnenblicke und die gewitterschweren Wolken, die politischen und anderen Konjunkturen angedeutet werden, welche mit der Geschichte dieser Eisenbahnen mehr noch, als mit der jeden anderen Unternehmung dieser Art, Hand in Hand gingen.

Ein nicht uninteressanter Gegenstand der Beobachtung ist namentlich — und zwar auch für diejenigen, die, gleich uns, keine Actienspekulanten sind — die Linie, welche den laufenden Börsenkurs der Nordbahn-Actien anzeigt. Bisweilen macht diese Linie (wie Herr Stummer in den erläuternden Worten der Beilage bemerkt) sehr naturgemäße, wellenförmige Bewegungen; ein anderes Mal (1845) erhebt sie sich auf eine widernatürliche, durch den Umfang des Eisenbahn-Verkehrs und Ertrages in keiner Weise gerechtfertigte Höhe; mitunter verfolgt sie, ähnlich dem ruhigsten Wasserspiegel, eine merkwürdig gerade, fast horizontale Richtung, sogar mehrere Monate hindurch (1846); bald scheint ihr tiefer Fall und ihre stark vibrirende Form von einer krankhaften Aufregung herzurühren (1848); jedenfalls aber wird diese Linie oft von Einflüssen beherrscht, die ihr allein eigenthümlich und von den Ursachen, welche die anderen Linien steigen oder fallen machen, unabhängig sind.

Wir dürfen freilich nicht verschweigen, daß diese graphische Darstellung keineswegs ein vollständiges und erschöpfendes Bild dessen gewährt, was die in Rede stehende Eisenbahn mit ihren außerordentlichen Mitteln geleistet, und was zu wissen dem Techniker sowohl, als dem vergleichenden Eisenbahn-Statistiker, von großem Interesse ist: z. B. wie viel Achsmeilen die Lokomotiven und die Transportwagen, einzeln und im Ganzen, alljährlich zurückgelegt; wie sich die allgemeinen Regiekosten zu den Kosten der Bahn- und der Transport-Verwaltung verhalten; wie groß die Zahl der Reisenden in jedem Jahre und in jeder Wagenklasse gewesen ꝛc. Wir glauben jedoch, daß Herr Stummer bei der weiteren Fortsetzung dieser interessanten geschichtlichen Uebersicht der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn auch Angaben, wie die vorgedachten und noch viele andere, wird hinzufügen und sein Werk dadurch immer vollständiger und anziehender wird machen können.

Jedenfalls gereicht diese sinnreich entworfene und auf das splendideste ausgeführte, eigenthümliche Arbeit sowohl dem Herrn Verfasser, als der Direction der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, mit deren Geschichte, wie Herr Professor Stummer bemerkt, der Name des würdig verstorbenen Baron S. M. von Rothschild unzertrennlich verbunden ist, zur Auszeichnung und zu wohlverdientem Ruhme.

Mannigfaltiges.

— Der asiatische Kriegsschauplatz. Zur Orientirung auf dem asiatischen Kriegsschauplatze hat der Verleger der Leipziger Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde, Herr Lorck, durch den bekannten Naturforscher Karl Koch eine Reihefolge von dessen eigenen und einigen aus dem Englischen übersetzten Schriften über die asiatischen Küstenländer des Schwarzen Meeres zu einem Buche zusammenstellen lassen, das unter dem nicht ganz entsprechenden Titel: „Die kaukasischen Länder und Armenien“ erschienen ist.*) Es umfaßt dieses Buch sechs verschiedene Schilderungen, von welchen zwei aus der Feder des Herrn Karl Koch selbst geflossen, die vier übrigen jedoch nach O. Spencer, Robert Curzon, Richard Wildraham und A. F. Mac Intosh bearbeitet sind. Mit der Küste von Tscherkessien, Abchasien und Mingrelien, nach Spencer, beginnend, knüpft Herr Koch daran seine Reise von Redut-Kaleh nach Trebisond, woran dann Curzon's, des englischen Diplomaten, Bericht über seine Reise von Trebisond nach Erzerum sich reiht. Von Erzerum aus begleiten wir demnächst den Attaché bei der britischen Gesandtschaft in Persien, Herrn Wildraham, auf seiner Rückreise nach Tabris, wobei wir die an der Gränze der Türkei und Persiens wohnenden armenischen Kurden näher kennen lernen und längs des Wan-Sees die Tour nach der persischen Hauptstadt machen. Anderersseits folgen wir dem Schotten Mac Intosh auf seiner in nordöstlicher Richtung von Erzerum nach Tabris unternommenen Reise über Kars, Bajasid und längs des Urmijah-Sees, wobei wir Gelegenheit haben, uns auf dem Schauplatze der bestandigen Niederlagen der Türken etwas umzusehen. Von Tabris endlich werden wir durch den Norden Aserbeidschan's und längs der russischen Gränzländer im Norden des Araxes über Eriwan und Eschmiadsin nach der russischen Festung Alexandropol (früher Gümri) geführt, um von da auf der großen Heerstraße nach Tiflis zu gelangen. Hier beginnt dann wieder der eigene Bericht Koch's, der sich namentlich mit Schamyl und mit dem Kriege im Osten des Kaukasus beschäftigt. Den asiatischen Kriegsschauplatz lernen wir durch dieses Buch, das keineswegs eine Parteischrift im Sinne einer der kriegführenden Mächte ist, ziemlich vollständig, und ohne Verschleierung der Wahrheit über die dort sehr heruntergekommenen Türken, kennen.

— Deutscher Sprachwart. Diese der Kunde und der Pflege der deutschen Sprache gewidmete Wochenschrift, deren Herausgabe Herr Max Moltke in Berlin zu Anfang dieses Jahres begonnen, die jedoch mit ihrer Nr. 6 eine Unterbrechung erfuhr, wird, wie wir aus einer uns neuerdings zugegangenen Nummer (7) mit Vergnügen ersehen, auch fernerhin fortgesetzt werden.**) In den uns vorliegenden Nummern sind so verschiedenartige werthvolle Aufsätze, zum Theil aus der Feder bekannter Sprachforscher und Schulmänner, enthalten, daß wir uns auch von der Fortsetzung des Blattes nur Gutes für die Kunde und Pflege unserer Muttersprache, „für Hebung und Hegung ihrer geistigen Schätze, so wie für die Reinheit und Richtigkeit ihred Gebrauchs in Rede und Schrift“, versprechen dürfen. Für eine solche Zeitschrift scheint Deutschland, dessen Sprache in der Gegenwart eine größere wissenschaftliche Vertretung hat, als die irgend eines anderen Landes, ein besonders ergiebiges Feld darzubieten, und bei einer dauernden Theilnahme tüchtiger Mitarbeiter dürfte es ihr auch an einer entsprechenden Theilnahme des Publikums nicht fehlen.

*) Fünfter Band der „Hausbibliothek“. X und 335 S. Pr. 1 Thaler. Leipzig, Lorck, 1855.

**) Preis für 13 Bogen 20 Sgr. Berlin, Marienstraße 26.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expediteur Naumann, Mauerstraße Nr. 61), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 98. Berlin, Donnerstag den 16. August 1855.

Rußland.

Ein Drama der Kaiserin Katharina II.

Die Kaiserin Katharina II. war bekanntlich auch dramatische Schriftstellerin und hat namentlich einige Lustspiele geschrieben, worin Cagliostro's Betrügereien und die Verschrobenheit seiner Anhänger verspottet werden. Diese Lustspiele sind in Beziehung auf ihren Zweck nur zu loben, ihr Inhalt, die Ausführung des Grundgedankens dagegen ist dürftig. Noch trockener und hölzerner sind aber die sogenannten Dramen „nach Shakespeare's Manier", wie sie auf den Titel setzte, und worunter sie im Gegensatz zu den klassischen der Franzosen wohl nur verstehen konnte, daß sie nicht in Alexandrinern, sondern in Prosa und ohne Beobachtung der Einheit in Zeit und Raum geschrieben seien.

Von dem einen dieser Dramen ist in der letzteren Zeit öfter die Rede gewesen, weil sich in demselben die Pläne Katharina's auf Konstantinopel einigermaßen abspiegeln. Wir würden es nicht wagen, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses Drama zu lenken, weil es eine geistlose Aneinanderreihung von Scenen ist, in welchen die Personen Geschichte erzählen, und von einer Handlung nicht die Rede ist, wenn nicht die Thatsache, daß ein solches Drama überhaupt von Katharina verfaßt wurde, eine geschichtliche Bedeutung hätte.

Dieses Drama heißt: „Die ersten Regierungsjahre Oleg's" (Vormund des Großfürsten Igor). Es beginnt mit der Ankunft einiger Großen aus Kiew, an dem Orte, wo später Moskau erbaut wurde. Diese erzählen einigen Russen, warum sie kommen, und schicken dieser Erklärung folgende dramatisirte (!) Historie voraus:

Stemid. Die Slaven, welche am Dnepr leben, litten unter dem Drucke der Kosaren, welche Kiew und dessen Umgegend beherrschten. Diese hatten nämlich außer einem schweren Tribut noch mannigfache Frohndienste von den Ersteren gefordert. Da schickten sie ihre Häuptlinge an den Großfürsten (Rurik) und ließen ihn bitten, er möchte ihnen einen Sohn oder Verwandten schicken, um sie zu regieren.

Dobrynin. Hierüber berichtete ich dem Großfürsten. Rurik sandte ihnen sofort seinen Stiefsohn Oskold an der Spitze eines Heeres.

Rulaw. Bei seinem Abzuge hat noch Oskold den Großfürsten um die Erlaubniß, einen Zug nach der Kaiserstadt (Zargrad, Konstantinopel) unternehmen zu dürfen. Nachdem er diese Erlaubniß erhalten hatte, sammelte er ein Heer und zog gen Mittag.

Cidul. So ist es. Oskold marschirte zuerst nach Smolensk und ging von hier zu Wasser nach Kiew, wo er die Kosaren bekriegte.

Stemid. In Kiew verstärkte Oskold sein Heer durch Waräger und Slaven, die von Nowgorod herkamen. Jetzt bekriegte er die Polen und Drewlianen.

Dobrynin. Aber gegen Griechenland hatte er weniger Erfolg.

Stemid. Er schiffte dahin auf dem Dnepr. Auf zweihundert Fahrzeugen fuhr er in das Schwarze Meer und nach der Kaiserstadt.

Cidul. Er hatte hierzu die rechte Zeit gewählt, denn der griechische Kaiser war eben gegen die Sarazenen gezogen. Als Oskold in das Schwarze Meer rückte, ließ der Eparch dem Kaiser melden, daß die Russen die Hauptstadt bedrohten. Dieser kehrte eilig um.

Stemid. Aber Oskold kam mit einem günstigen Winde in das Marmora-Meer und blokirte von da aus die Hauptstadt.

Cidul. Als der Kaiser zurückkehrte, vermochte er kaum in seine Stadt zu gelangen.

Stemid. Schon gaben die Griechen alle Hoffnung auf Rettung auf, da erhob sich am anderen Morgen plötzlich ein Sturm, der unsere Schiffe gegen den Strand warf, so daß nur eine kleine Anzahl in die Heimat zurückkehrte.

Dies war also der erste Versuch der Russen auf Konstantinopel. In der dritten Scene wird Oskold beschuldigt, bei jener Gelegenheit sich vom alten Glauben abgewendet zu haben.

Stemid. Die von Kiew haben uns zu Dir gesandt, o Herr, um Dir kund zu thun, daß Fürst Oskold die alten Gewohnheiten ohne Dein Wissen ändert. Das Volk hat ihn im Verdacht, daß er bei seinem Zuge gegen die Kaiserstadt den dortigen Satzungen und Bräuchen gemäß wurde.

Oleg. Wie hätte er diese kennen lernen sollen?

Cidul. Wir hatten viele Griechen zu Gefangenen gemacht, mit denen er sich stets eifrig unterhielt. Als er nun nach Kiew zurückkehrte, besuchte er die heiligen Hügel und Tempel nicht mehr und mißachtete die Priester.

Es wird nun der Verdacht ausgesprochen, daß Oleg selbst hierbei betheiligt sei. Er erwidert ganz im Geiste Katharina's:

Oleg. Den je her mußten die Regenten die Lästerreden der Leute geduldig hinnehmen. Ein Jeder urtheilt nach Gutdünken über mich, weil er mich nicht kennt. Ich kann und werde mich nicht gegen Alle rechtfertigen, aber ich werde die Nachwelt über mich urtheilen lassen.

Nachdem nun Oleg den Grundstein zu Moskau (!) gelegt hat, reist er mit seinem Mündel, dem Großfürsten Igor, nach Kiew, um Oskold zu richten. Dieser gesteht, daß er sich dem Christenglauben zugewendet habe. Er wird in Folge dessen verhaftet. Aber Oleg beschließt vor Allem, jene erste Unternehmung durch eine zweite gut zu machen.

Oleg. Nicht immer sind solche Unternehmungen von Glück gekrönt, doch das Unglück ist an und für sich schon etwas zu Trauriges, als daß man ihm (Oskold) die Schuld beimessen sollte.

Igor. Es ist doch sehr zu beklagen, daß eine so mißlungene Unternehmung stattfand.

Oleg. Gewiß, und die Sache darf nicht bleiben, wie sie ist. Man muß sich bemühen, sie wieder gut zu machen.

Der nächste Akt behandelt die Hochzeitsfeierlichkeiten des Großfürsten in derselben langweiligen Weise. Im vierten Akt stehen die Russen vor Konstantinopel.

Oleg. Der Feind hinderte uns durch eine dicke Eisenkette, durch den Bosporus zu laufen. Aber als er sah, daß wir unsere Krieger ausschifften und uns anschickten, auf Konstantinopel Sturm zu laufen, schickte er alsbald Unterhändler heraus.

Teofar. Unser Kaiser Leo schickt Dir durch uns Lebensmittel und läßt Dir seinen aufrichtigen Wunsch ausdrücken, Friede und Freundschaft zu schließen. Bis der Waffenstillstand im Reinen ist, bitten wir Dich, die Stadt und die unschuldigen Landbewohner, welche unter den Schrecken des Krieges leiden, zu schonen.

Oleg. Dankt Eurem Kaiser in meinem Namen. Der Lebensmittel bedarf ich noch nicht, nehmt sie wieder mit heim. Die belagerte Stadt wird sie nöthiger haben, als die Belagerer. Friedensunterhandlungen bin ich nicht abgeneigt. Es hängt nur von Euch selbst ab, daß die Stadt nicht länger durch mein Kriegsvolk belästigt werde. Bezahlt mir ein entsprechendes Lösegeld. Meine Forderung ist mäßig: gebt mir zwanzig Dukaten für jeden Krieger. Ich habe zweitausend Schiffe und in jedem vierzig Mann.

Photius. Wir sind ermächtigt, auf eine Geldgabe einzugehen. Laß uns mit Deinen Großen in Unterhandlung treten.

Die Unterhandlungen werden gepflogen, und Oleg befiehlt, ihm das Resultat vorzutragen.

Rulaw. Ersteno verpflichten sich die Griechen, für jeden Krieger zwölf Dukaten zu zahlen.

Oleg. Ich verlange zwanzig.

Stemid. Sie wollten anfänglich nur zehn geben, verstanden sich aber endlich zu zwölf.

Oleg. Wie viel macht dies im Ganzen?

Stemid. 960,000 Dukaten.

Oleg. Lies weiter.

Rulaw. Sie verpflichten sich ferner, einen jährlichen Tribut zu bezahlen.

Dobrynin. Darauf sind sie eingegangen!

Stemid. Ja, doch unter dem Namen eines Geschenkes.

Rulaw. Der dritte Artikel handelt von dem Unterhalt und der Verpflegung der Gesandten und Handelsleute, welche nach der Kaiserstadt kommen.

Digitized by Google

Dobrynin. Habt Ihr darunter auch Anker, Segel und Taue gesetzt, denn unsere Leute kommen zu Schiffe?

Stemid. Alles ist bemerkt.

Oleg. Bist Du zu Ende?

Stemid. Noch nicht.

Oleg. Was kömmt noch.

Rulaw. Viertens soll weder Städten, noch Dörfern eine Kränkung widerfahren, wenn wir zu Lande oder zu Wasser in ihre Nähe kommen.

Oleg. Das versteht sich, sonst wäre man ja im Frieden übler daran als im Kriege.

Rulaw. Sie haben solche Furcht vor uns, daß sie in dem fünften Artikel verlangten, unsere Handelsschiffe sollten bei Kap Mami vor Anker gehen, und im sechsten, wir sollten die Stadt nur unbewaffnet betreten und nie mehr als funfzig auf einmal, und auch die noch unter besonderer Aufsicht der Griechen.

Stemid. Der siebente und letzte Artikel ist der beste!

Dobrynin. Worin besteht der?

Rulaw. Die russischen Kaufleute sollen von Bezahlung jeder Abgabe in der Kaiserstadt frei sein.

Oleg. Das ist gut.

Stemid. Sollen wir den Vertrag unterzeichnen, Herr?

Oleg. Thut es, und wenn unterschrieben ist, so sagt dem griechischen Bevollmächtigten, ich werde den Kaiser Leo in seiner Stadt besuchen.

Dieser Besuch findet sofort statt, und die gefürchteten Gäste werden mit allen möglichen Spielen unterhalten, insbesondere mit dem dritten Akte der Alceste des Euripides, welcher im Hippodrom aufgeführt wird. Nach beendigtem Schauspiel befestigt Oleg den Schild des Großfürsten Igor, auf welchem ein Krieger zu Pferde abgebildet ist, an einer Säule des Hippodrom — mit den Worten:

„Hier lasse ich den Schild Igor's als Denkzeichen zurück. Mögen ihn die späteren Nachkommen hier betrachten!“

Da zeitgenössische Memoirenschreiber dieses Stück ausführlich besprechen, so muß man annehmen, daß man damals seiner Tendenz einen ungleich höheren Werth beilegte, als die Aufführung in Anspruch nehmen kann. Wenn es nicht eine Kaiserin geschrieben hätte, die ihr Leben lang bemüht war, es auf dem großen Welttheater in Scene zu setzen, so wäre schwer zu begreifen, wie eine so gedankenarme, leblose Geschichte gedruckt werden konnte. Indeß für Rußland steckt, wie wir wissen, Poesie genug darin, um immer wieder neue Versuche zur Aufführung des Dramas zu machen.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Achter Monats-Bericht. 1855.

(Fortsetzung.)

Jetzt führte der Anwalt der Speckseiten-Kandidaten den ersten derselben in die Verhörs-„box“, einen Mr. James Barlow aus Chipping-Ongar. Unglücklicher Name, der mit Gelächter begrüßt ward. „Wie kann in einem Orte solches Namens ein glückliches Paar existiren!“ sagte Jemand neben mir. Und ist es in einem solchen Orte möglich, müssen Orte, wie Maydew (Maithau), das wahre Paradies der Liebe sein.

James Barlow, ein derber, jovial raublicher Bursche in den Vierzigern, sagte auf die verschiedenen Fragen (die wir der Kürze wegen weglassen) Folgendes aus: Fing als Knecht sein Leben an, war Diener für Alles vier Jahre lang, Fußmann, Kutschmann, Gärtner und Laufbursche, in Wahrheit ein Faktotum. Jetzt ist er Maurer und Zimmermann. Lernte seine Frau vier Jahre vor der Heirat kennen. Verliebte sich in sie, machte ihr die Cour fast stets schriftlich, da sie hundert Meilen von ihm wohnte. War kein besonderer Günstling des schönen Geschlechts, doch hätte er auch Andere haben können. Hat sich niemals mit Mrs. Barlow gezankt, ganz gewiß nicht. War in ehelichen Angelegenheiten niemals anderer Meinung, als Mrs. Barlow, z. B. beim Thee; wenn sie sagte: „James, Du hast schon drei Tassen“, erwiederte er jedesmal: „Very well, my dear!“ (Sehr wohl, mein Schatz!) Auch niemals Zank wegen der Farbe eines Kleides; sie kaufe stets selbst nach ihrem Geschmack (lauter Beifall von Seiten der Damen). Hätte niemals seine Ehe bereut, nur daß ihm die Zeit zu schnell vergehe.

„Kreuz-examinirt“ von Mr. Costello: „Chipping-Ongar ist vierzehn Meilen von Dunmow. Kamen in einer Miethskutsche mit Freunden herüber. Standen nicht besonders früh auf. Dies thäten sie überhaupt nie. Er freilich war zeitig genug reisefertig, um Mrs. Barlow nicht warten zu lassen. Doch andernfalls würde Mrs. Barlow sicherlich gesagt haben: „James, übereile Dich nicht!“ Keine Verzögerung durch häusliche Besorgungen. Kein Schlüssel gesucht, keiner verlegt, ganz gewiß nicht. Kein pecuniaires oder persönliches Motiv in Bewerbung um den „Fleisch“. Würde nicht wieder verkauft werden. Er für seine Person sei kein zu großer Liebhaber von Speck; sie freilich sähe zuweilen gern ein Stückchen. Er habe nie gefragt, in welcher Zubereitung sie ihn am meisten liebe, doch glaube er, mit Schoten (Bravo). Ja, er trage oft einen Regenschirm, doch brauche er nie danach zu suchen; Mrs. Barlow stelle immer Alles sofort an seinen Platz (Beifall von mehreren alten Herren). Mrs. Barlow wickele bei Nachts ihr Haarbear auf (Mr. Bell bemerkte hier, das sei ein wichtiger Umstand. Manche Damen trügen Flaggen (streamers) im Haar am Hinterkopfe, hier in der Gegend „Herzenzermarter“ genannt). Der letzte Winter war hart. Zuweilen ging er zuerst zu Bett, zuweilen sie. Jetzt ward Mrs. Bell in die Zeugen-Loge geführt, über und über Löcheln und Erröthen: „Er verliebte sich zuerst. Keine Geheimnisse vor ihm. Er sei lebhaften Temperaments, wenigstens gegen sie. Sie liebt das Haus und Alles nett und rein; er käme nie mit schmutzigen Stiefeln herein. Doch thäte er es auch, würde es nichts ausmachen (Bravo von Herren). Hätte nie das Tischtuch mit Wein oder Bier beschmutzt. Die Kamine rauchten zuweilen, doch habe sie Mr. Barlow nie deshalb inkommodirt, nicht weil sie kein Zutrauen in seine Bautugenden habe, sondern um ihn eben nicht zu inkommodiren. Ja, allerdings habe er Hühneraugen, doch wenn er auch daran litte, er verliere nie sein gutes Temperament. Er trägt Hühneraugen mit dem Heldenmuthe eines Heiligen.“ (Beifall.)

Erste Zeugin, Mrs Mary Ann Clarke, hat das Paar fünfzehn Jahre lang gekannt, nie einen Zank gehört oder geargwöhnt, nie mit ihnen gespeist, aber sehr oft getheet („tea'd“), nie bei Barlows Speck gegessen, doch hoffe sie, daß dies künftig der Fall sein werde (Gelächter).

Mr. William Nicholas, seit zwölf Jahren Schulmeister in Chipping Ongar, der nächste Zeuge, hebt besonders hervor, daß Mr. Barlow nie über das Maß trinke und sich in seinem jetzigen Wohlhande nicht überhebe. Seit zehn Jahren nie etwas Nachtheiliges von dem Paare gehört oder gesehen, nie einen verdächtigen Stock hinter der Thür.

Hiermit schloß die Untersuchung des Speckpreis-Anspruchs der Barlows. Der Gerichtspräsident faßte das ganze Sachverhältniß zusammen und stellte es dem Gewissen der Geschworenen anheim, zu entscheiden. Ohne Bedenken erfolgte ein einstimmig günstiges Urtheil. Drei Minuten lang donnernder Beifall. Der eine zweihundertpfündige Speckfleisch hatte als lohn funfzehnjähriger ehelicher Tugend seinen Herrn gefunden.

Das Paar, welches sich um den zweiten bewarb, bestand aus dem französischen Chevalier Chatelain und seiner englischen Frau, einer beliebten Schriftstellerin, Verfasserin von „The Silver Swan“, „The Blind Fisherman“ u. s. w. „Wegen der französischen Alliance“ war man von dem ursprünglichen Grundsatze, nur einen Preis zu geben und keine „Fremden“ als Bewerber zuzulassen, abgegangen. In seinem Verhöre hob der Chevalier besonders hervor, welcher Unsinn es sei, zu behaupten, literarische Damen seien schlechte Hausfrauen. Er habe das Gegentheil erlebt, und seine Frau liebe und bewundere er, und sie habe nichts dagegen, daß er auch andere schöne und geistreiche Damen bewundere, wie er auch schöne Bäume, alles Schöne mit ihr liebe und bewundere.

Im Uebrigen dieselben gerichtlichen Formalitäten. Einstimmige Zuerkennung des zweiten Fleisches für das englisch-französisch-alliirte Paar. Schluß. Anfang der Prozession draußen, wo der Himmel ein Einsehen bekommen und alle Wolken weggeräumt hatte, so daß die Sonne hell und heiß herunterschien und die durchnäßten Volksmassen trocknete. Alle Straßen voll, alle Fenster und Dächer besetzt. Die Prozession war grandios und ungemein drollig. Zuerst Weg bahnende Polizei, dann der Grand Marshal in schwarzem Sammet mit Goldborden, dann Ritter auf schwarzfarbigen, gefleckten und gestreiften Rossen, Damen in Weiß mit grünen Guirlanden, phantastisch aufgeputzte Paare, aus Smith's Dreyrlane-Circus, der Gerichtshof in Equipagen, umgeben von Genien mit flatternden, goldenen Zauberstäben, Postwagen mit Mr. Ainsworth, ungemein cheered und bejauchzt, die Speckfleische, in ihren Pyramiden hängend, von aufgeputzten Herkules getragen, die glücklichen Paare, die den Tugendpreis gewonnen, auf den Schultern wilder Waldmenschen, wo die Elemente des Preisspecks wuchsen, vermittelst angestrichenen Baltenwerkes auf Stühlen sitzend und sich ängstlich anhaltend, damit sein Schwanken des Zufalls sie vom Throne stürze, über geschwungene Mützen auf Meeren des Beifalls getragen. Zwei Musikcorps in exzentrischen Kostümen mit schmetternden Harmonieen, Gigs, Wagen, Broughams, Farmers zu Pferde, Bauern und Volk. So zog die belohnte eheliche und häusliche Tugend triumphirend durch die Stadt auf eine grüne Wiese hinaus, wo sich ein ganzer Jahrmarkt aufgebaut hatte. Abends großes Festessen im Sarazenen-Kopf, gegeben von C. T. Smith, präsidirt von dem literarischen Todten-Erwecker und Schöpfer des alten anglo-sächsisch-germanischen Volksfestes.

Digitized by Google

Ich habe es so ausführlich und mit Liebe geschildert und eine expresse Reise zu diesem Zweck gemacht, weil ich darin das heiterste und glücklichste Beispiel von der Wechselwirkung zwischen Literatur und Leben ahnte und wirklich bestätigt fand. Außerdem ist Speck ein herrlicher und in der Literatur gar seltener Artikel und kann in der mannigfaltigsten Weise zur Verschönerung der Lebensgenüsse verwendet werden. Gebraten und mit darangeschlagenen Eiern ist er eine Macht, mit Erbsen gekocht die solideste Art, in Wenigem viel Nahrung zu genießen, und wie lieblich, wenn er als Perlenschnur in dichten Reihen aus dem Hasenbraten hervorduftet! In dieser Situation wurde er zu Musterbild verschiedener, herrlicher Metaphern der „gespickten" Börse und anderer Kleinodien des Lebens, die ohne Anwendung symbolischer Spicknadeln sonst gar keinen Werth haben. (Schluß folgt.)

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Pistoja und die toskanische Eisenbahn. — Die Dogen von Venedig. — Der savoyisch-französische Krieg von 1691. — Salazzo und seine Markgrafen. — Flora von Tyrol. — Italiänische Zustände, von Luigi Torelli. — Prati's „Satan und die Grazien". — Graf Cavour's gesammelte Schriften. — Italiänische Forschungen in der Provence. — Eine Vermählungsschrift. — Alitet von Heusler. — Deutsche Sprachkunde. — Dall' Ongaro's Novellen.

Die Italiäner sind bekanntlich gegen Fremde äußerst zuvorkommend; dies hatte auch die Akademie zu Pistoja veranlaßt, den Verfasser der „Literaturberichte aus Italien" zu ihrem Mitgliede zu ernennen, und dieser ward durch Dankbarkeit veranlaßt, wieder einmal diese Stadt zu besuchen, die er seit Jahren nicht gesehen hatte. Jetzt erreicht man dieselbe auf der Eisenbahn, welche von Florenz über Lucca nach Pisa führt, von wo man am Abend nach Florenz wieder zurückkehren kann. Bei dieser Spazierfahrt überzeugt man sich, daß der Freund schöner Gegenden durch die Fahrt auf der Eisenbahn nichts an der schönen Aussicht verloren hat; im Gegentheil hat man den Vortheil, daß man in viel kürzerer Zeit, als man sonst für die bloße Hinreise gebrauchte, denselben Weg wieder zurückmachen und so auch die entgegengesetzten Ansichten genießen kann, wenn man nicht vorzieht, auf den Zwischenstationen Halt zu machen, wozu der obwohl sonst unbedeutende Ort Poscia empfohlen wird.

Als Wegweiser auf dieser Fahrt können wir das Werk des gelehrten Giuseppe Tigri*) empfehlen, der sich seit vielen Jahren mit dem Studium seiner vaterländischen Geschichte und Landeskunde beschäftigt. Der Verfasser dieses Wegweisers hat außer der geographisch-physisch-topographischen Beschreibung besonders die Vorzeit von Pistoja mit Liebe behandelt, in dessen Umgebungen die berühmtesten Schlachten älterer und neuerer Zeit geschlagen wurden. Von den denkwürdigen Personen dieser Stadt erwähnt er, nach unwiderleglichen Urkunden, des Stammvaters der Familie Bonaparte, welcher mit dem Vornamen Guglielmo im Jahre 1264 ein Landgut zu Lunigiana besaß und sich später in Sarzana niederließ, von wo Giovanni Bonaparte 1530 nach Korsika zog.

In Venedig ist eine Sammlung von Lebensbeschreibungen der Dogen dieser Republik, mit in Kupfer gestochenen Bildern derselben nach den noch vorhandenen Originalen, bereits in zweiter Auflage erschienen. Der Text ist nach den besten Geschichtschreibern dieser Republik von dem Herausgeber zusammengestellt worden.**)

Der Professor Luigi Chicchero hat zu Nizza eine bisher unedirte Geschichte des Krieges, welchen Viktor Amadeus II. von Savoyen gegen Ludwig XIII. führte, die damals von dem Geschichtschreiber der See-Alpen, Pietro Gioffredo, geschrieben worden, herausgegeben. Es war dies der Krieg, in Folge dessen ein preußisches Hülfs-Corps nach Piemont unter dem Prinzen Karl von Brandenburg geschickt ward, der 1695 bei Casale starb.***)

Unter den Markgrafen Italiens, welche sich bald von den deutschen Kaisern unabhängig machten und sich lange gegen die Städte, die dort das Feudalwesen brachen und die wachsende Macht Savoyens vertheidigten, behaupten sich auch die von Saluzzo, deren Geschichte von einem Ungenannten sehr brav erzählt worden ist.†) Sie waren aber nicht blos Raubritter, sondern mitunter bedeutende Gelehrte. Einer der Letzteren ist in diesen Blättern bereits rühmlich erwähnt worden.

*) Guida di Pistoja e del suo territorio, di Pescia e de' suoi dintorni, adorna di otti incisioni, e di due carte topografiche, da Giuseppe Tigri. Pistoja, 1854.

**) Biografie dei Dogi di Venezia, scritte dal-: Emanuele Caval. Cicogna, Coll, Casoni e Mochini, con 120 ritratti. II. Edit. Venezia, 1855. 4.

***) Relazione delle cose accorse durante lo assedio di Villafranca e Nizza, ne' mesi di marzo ed aprile 1691 dal P. Gioffredo, publicata dal Professore Luigi Chicchero. Nizza, 1854.

†) Saluzzo e sui marchesi, con cenni su varie altre signorie d'Italia di C. G. Passeggiate annuali sui colli Saluzzesi. Saluzzo, 1854.

Wir müssen ein Tyrol, ein hauptsächlich deutsches Land, betreffendes und auch in Deutschland, zu Trient, gedrucktes Werk hier erwähnen, weil es in italiänischer Sprache geschrieben ist; es ist dies die „Flora des südlichen Tyrol und des nördlichen Italien", von den Gebrüdern C. und A. Perini,*) besonders aber weil dazu die deutsche Erfindung des Natur-Selbstdruckes, welche der verdienstvolle Auer, Vorsteher der kaiserlichen Staatsdruckerei in Wien, welche so viel Treffliches leistet, benutzt worden ist. Die erste Lieferung mit zehn Tafeln ist außerordentlich gelungen und stellt die zartesten Pflanzen so treu und zierlich dar, wie es Feder, Pinsel oder Griffel nicht vermag. Jede Tafel enthält den wissenschaftlichen und italiänischen Namen der betreffenden Pflanze nach Linné, den Ort, wo sie vorkömmt, und ihre industrielle oder medizinische Anwendung.

Eine botanische Beschreibung des mittäglichen Tyrol ist noch außerdem von Franz Ambrosi herausgekommen,**) welche sich großen Beifalls erfreut und an die alte Berühmtheit der Universität Padua erinnert.

Ein Herr Curti hat eine Art von Kommentar zu Dante herausgegeben, indem er die Geschichte der Zeit erzählt, in welche die göttliche Komödie dieses Dichters fällt.***)

Das Verhältniß des Savonarola zu Lorenz von Medici hat zu einer Schrift von C. Ruberi Veranlassung gegeben, welche eben zu Florenz erschienen ist,†) in welcher außer der Widerlegung der Schrift von Perrens auch die von dem Professor Paravia aufgesprochene Meinung widerlegt ist.

Einer der ausgewanderten Lombarden, welcher jetzt Deputirter in dem Parlament zu Turin ist, Luigi Torelli, hat seine Gedanken über die italiänischen Zustände, welche er 1845 geschrieben, jetzt mit die Gegenwart betreffenden Bemerkungen in Turin drucken lassen. Haben nun fata libelli. — Der Verfasser, ein reicher, gebildeter Mann, war in dem österreichischen Staatsdienst in Mailand angestellt gewesen, den er aber verließ, um für die Befreiung Italiens von fremden Einflüssen thätig zu sein. Als guter Katholik dachte er stets an die Vorschrift des Papstes Julius II., „Italien von den Barbaren zu befreien." Gioberti hatte eben sein Werk über den bürgerlichen und moralischen Primat der Italiäner geschrieben, worin er dem Papst gern wieder die Rolle von Gregor VII. zuweisen wollte, jedoch im Sinne des Fortschrittes. In gleicher Zeit hatte der bekannte Geschichtschreiber Graf Balbo sein Buch über die Hoffnungen Italiens herausgegeben, welcher ebenfalls die Möglichkeit einer Wiedergebung des Landes mit Beibehaltung der weltlichen Macht des Papstes für möglich hielt. Auch war damals das bekannte Buch: „Oesterreich und seine Zukunft" erschienen. Diese drei Werke veranlaßten den Verfasser, Vorschläge zur Neugestaltung Italiens zu machen, wobei er aber den Papst beseitigt wissen wollte. Er hatte die Handschrift dieser Arbeit nach Lausanne geschickt, wo sie aber von dem Abschreiber, der zugleich den Rezensenten gemacht hatte, dermaßen verunstaltet erschien, daß er die ganze Auflage vernichten ließ und eine neue Ausgabe veranstaltete. Die Bruder Bandiera waren kurz vorher durch einen der unsinnigen Anschläge Mazzini's verunglückt, als Gregor XVI. am 1. Juni 1846 starb. Der Nachfolger desselben ließ die Hoffnung aufkommen, daß die Hoffnungen von Balbo und Gioberti verwirklicht werden könnten; daher das Werk Torelli's, in Widerspruch mit den damals herrschenden Ideen stehend, wenig Anklang fand, um so mehr, da es ohne den Namen des Verfassers gedruckt worden war, so wie auch seine anderen politischen Schriften ohne seinen Namen erschienen sind.

Der als einer der besten jetzt lebenden Dichter Italiens bekannte Prati hat eine größere Dichtung in vier Gesängen unter dem Titel: „Satanas und die Grazien" herausgegeben.††) Er schickt voraus, daß er einen neuen Weg in der italiänischen Literatur eingeschlagen, indem er die Phantasie mit der Thatsache in solche Verbindung gebracht, daß die Einbildungskraft des Lesers ohne Mühe dem Dichter folgen könne. Der Gegenstand dieser Dichtung ist der christlichen Mythologie entnommen. Satanas, erbittert über die Tugenden des Priesters Mario, des Richters Heraklit und des Soldaten Hermann, verspricht den Grazien die Herrschaft über die Erde, wenn sie diese drei Männer verführen. Dies gelingt ihnen sehr leicht. Der Mann ist dem Weibe gegenüber ein schwaches Wesen. Hierauf aber veranlaßt der Satan die Grazien, die drei Verführten zu bewegen, einen Mann zu ermorden, der sich über sie lustig gemacht hatte. Als die Grazien ihren Lohn fordern, verlangt er, daß sie erst die drei Mörder zur Bestrafung

*) Flora dell' Italia settentrionale e del Tirolo meridionale rappresentata nella Fisiotipia, dai fratelli C. et A. Perini. Trento, 1854.

**) Flora del Tirolo meridionale di Fr. Ambrosi. Padova, 1854.

***) Istorie Italiane del Secolo XIII. narrate colla scorta della Divina Comedia, per l'Avv. Pier Ambrogio Curti. Milano, 1854.

†) Osservazioni critiche di E. Ruberi sopra una opera del Prof. E. T. Perrens, intitolata: Jerome Savonarola. Firenze, 1854.

††) Satana e le grazie. Leggenda in quatro canti con prologo e licenza. Pinerola, 1855.

Digitized by Google

anzeigen müßten. Auch dies geschieht, und nachdem sie ihre Liebhaber hatten hinrichten sehen, verlangen sie endlich, daß Satan sein Versprechen halte, nachdem Venus selbst dem Satan gehalten hatte, sie zu diesem Verrath zu überreden, unter dem Vorwande, daß sonst der ganze Olymp zugrundegehen würde. Doch Satan hält nicht Wort, er bringt sie um(!). Die Versification wird allgemein gelobt, der erhabene Schwung der Sprache ebenfalls; allein über den von dem Dichter eingeschlagenen Weg sind die Urtheile sehr verschieden.

Der piemontesische Premier-Minister, Graf v. Cavour, hat jetzt allerdings seine Zeit mehr, als Schriftsteller aufzutreten; allein er hat früher auf sehr ehrenvolle Weise der literarischen Welt angehört; in diesem Augenblicke kömmt nun eine Sammlung seiner politischen und staatswirthschaftlichen Schriften heraus.*) Das erste Heft enthält Abhandlungen über die kommunistischen Ideen und die Mittel, der Verbreitung derselben zu begegnen; ferner über die gegenwärtigen Zustände Irlands und seine Zukunft, endlich über die Eisenbahnen in Italien. Was in letzterer Beziehung unter seiner Verwaltung bereits in seinem Vaterlande geschehen, zeigt die Eisenbahn von Genua nach der Schweiz, welche bereits den Handel des Mittelmeers unmittelbar nach Deutschland führt, und seine Bemühungen, diese Verbindung über Chur nach den deutschen Eisenbahnen am Bodensee fortzusetzen. So wie unter ihm durch die Apenninen der längste Tunnel in Europa ausgeführt worden, so bemüht er sich, durch einen noch längeren die Eisenbahn durch die Alpen unter dem Lukmanier zu führen.

Auch in Mailand sucht der Gemeinsinn der Industrie aufzuhelfen, das zeigen die Verhandlungen der dortigen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Handwerke.**) Der vorliegende Jahrgang beschäftigt sich hauptsächlich mit Chemie.

Die von Karl Albert von Sardinien, jetzt gewöhnlich der Hochherzige genannt, gestiftete Gesellschaft zur Herausgabe der auf die Geschichte des Landes Bezug habenden Quellen hat in verschiedene benachbarte Länder Gelehrte ausgesandt, um dort zu sammeln, was hierauf Bezug haben möchte. Für Süd-Frankreich wurde der Professor G. B. Adriani bestimmt, welcher zunächst die Provence bereiste, die allerdings zu dem westlichen Ober-Italien in früherer Zeit in manchen Beziehungen gestanden hat. Er hat von seiner Reise nicht unbedeutende Schätze mitgebracht, welche die Geschichtsquellen seines Vaterlandes bereichern. Der über diese Sendung erstattete Bericht liegt uns gedruckt vor.***) Es enthält derselbe freilich meist nur für die Geschichte Ober-Italiens wichtige Gegenstände; allein auch im Allgemeinen ist es merkwürdig, hier zu lesen, wie die innere Verwaltung der Städte Marseille, Arles, Nimes, Avignon u. s. w. meist dieselbe blieb, wenn sich auch die Landesherrn änderte. Städte, welche von griechischen Kolonieen gegründet wurden, mußten in ihrer Selbstverwaltung mehr Erfahrung haben, als Städte, die erst tausend Jahre nach unserer Zeitrechnung angelegt wurden. Auch für die deutsche Geschichte dürfte die Kapitulation von Alessandria vom 13. März 1183 merkwürdig sein, wodurch sich diese Stadt dem Kaiser Friedrich Barbarossa unterwarf; diesem folgt ein Privilegium für Alessandria von Otto IV. von 1210 und von Friedrich II. von 1240.

Wir reihen hieran die Geschichte der Stadt Alessandria, von Carlo a Balle,†) welche Stadt von den Mailändern erbaut wurde, als die deutschen Kaiser, von ihren Vasallen geschwächt, der weltlichen Herrschaft des Papstes unterlagen, als dieser die sonst so treuen Städte gegen den Kaiser aufwiegelte, so daß am Ende der tapfere Kaiser Friedrich Barbarossa genöthigt wurde, dem Papst den Steigbügel als Vasall zu halten.

Wir haben früher in diesen Blättern von den besonders in Ober-Italien üblichen literarischen Hochzeitsgeschenken Nachricht gegeben. Ein solches ist auch eine Monographie einer (ni fallor) fossilen Linden-Art, womit der Professor Massalongo††) zu Verona die Vermählung des Ritters v. Heufler zu Rosen und Perdonegg mit der Gräfin Karoline v. Khuen, Beide aus Tyrol, feiert. In Deutschland möchte ein solches Hochzeits-Geschenk etwas kurios und auffallend scheinen, besonders den Bräuten; in Italien sind die vornehmsten Damen daran gewöhnt. Im vorliegenden Falle ist übrigens der Bräutigam selbst ein sehr bedeutender Literat. Außer einer Menge botanischer Monographieen, hat er eine höchst bemerkenswerthe Reisebeschreibung durch Italien herausgegeben,*) welche Jedem, der Italien kennt, eine freundliche Erinnerung gewähren wird; wer aber Italien kennen lernen will, dem ist der gelehrte und eben so liebenswürdige Verfasser ein wohlunterrichteter, treuer Führer. Seine Humanität hat ihn von den bittern Auflällen gegen die Italiäner freigehalten, welche so manche mit Vorurtheilen nach Italien gehende Reisende belästigen lassen. Obwohl der Verfasser eigentlich Botaniker ist, hat ihn dieses sein Lieblings-Studium nicht verleitet, den darin Unerfahrenen zu belästigen; vielmehr hat er Alles beachtet, was den gebildeten Menschen angeht, und es beschrieben, wie es den gebildeten Menschen angeht. Jeder wird sich hier reichlich befriedigt finden.

Im Piemontesischen wird der deutschen Sprache jetzt viel Sorgfalt zugewandt; in der Lombardei aber ist es für Alle, welche eine Anstellung wünschen, nothwendig, Deutsch zu lernen, darum hat daselbst der Professor Alberti eine Grammatik und ein deutsches Lesebuch herausgegeben,**) das letztere besonders a[illegible]ispielen und den bedeutendsten deutschen dramatischen Schriftstelle[illegible] ausgestattet.

Von dem sehr geachteten Belletristen Dall' Ongaro sind eben zu Turin liebliche Novellen erschienen, welche sehr gefallen. Der Verfasser war Geistlicher, er hat aber das geistliche Gewand abgelegt, und bewegte sich sonst viel in der Gesellschaft des Prinzen Karl Bonaparte-Canino zu Rom. Seinen Ruf hat er besonders durch sein Drama, „Il Fornaciajo", begründet. Die vorliegenden Novellen, unter dem Titel: „Die Töchter des Volkes",***) zeichnen sich durch Wahrheit der Darstellung und Sittenreinheit aus, welche die italiänischen Erscheinungen dieser Art von den französischen so vortheilhaft auszeichnen. In diesen Novellen zeigt der Verfasser die Verlockungen, denen ein junges Mädchen ausgesetzt ist, und wie sie siegreich und diesem Kampfe der Pflicht mit der Weltlust hervorzugehen vermag, wenn ihr Herz nicht verbildet ist. Von diesen Novellen dürften besonders „Die neue Rodope" und „Die Sühne" am meisten ansprechen.

J. F. Reigebaur.

Mannigfaltiges.

— Tagebuch des Lieutenants Bellot. Der französische Marine-Lieutenant Bellot, der an einer der Polar-Expeditionen zur Aufsuchung Sir John Franklin's Theil genommen und dabei in edler Aufopferung für einen Verunglückten seinen Tod gefunden, hat ein Reise-Tagebuch hinterlassen, das jetzt im Druck erschienen ist.†) Es ist ein edles Tagebuch ein rühmliches Denkmal des Ehrlsinnes, der Bescheidenheit und der liebenswürdigen Heiterkeit des jungen Seemannes, dessen Tod sowohl in England, als in Frankreich so große Theilnahme erregt hat. Herr Julien Lemer hat dem Tagebuch einige interessante biographische Notizen hinzugefügt.

— Frankreich und das Völkerrecht während der Revolution. Ein Beamter des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten im Haag, Herr H. A. van Dijk, hat in französischer Sprache eine Studie der französischen Revolution von 1789 hinsichtlich ihrer Beziehungen zum Auslande und namentlich ihrer Uebergriffe in die damalige Republik Holland herausgegeben.††) Es ist interessant, diese Uebergriffe der französischen Revolution, die von Historikern und Memoiren-Schriftstellern (namentlich auch in dem Leben des Ministers v. Stein) vielfach beleuchtet worden, auch einmal vom rein diplomatischen und völkerrechtlichen Standpunkte behandelt zu sehen. Französische Geschichtschreiber der Revolution, wie Miguet, Thiers, Lamartine, wissen deren Ausschreitungen gegen das Ausland natürlich noch viel leichter und vollständiger zu bemänteln, als ihre Gräuel in Frankreich selbst. Man sucht die Ersteren gewöhnlich damit zu entschuldigen, daß Frankreich der zuerst verletzte, von Europa angegriffene Theil war. In der Geschichte der Länder und Völker läßt sich jedoch noch viel weniger, als in der der Individuen, ein Unrecht durch das andere rechtfertigen.

---

*) Ouvrages politiques et économiques, par le Comte Camille Raso de Cavour. Turin, 1855.

**) Atti della Società d'Incorraggiomento d'arti e mestieri per l'anno 1854. Milano.

***) Interno alcuni documenti di storia patria e codici manoscritti negli archivi del Monzodi della Francia, di G. B. Adriani. Torino, 1855.

†) Storia d'Alessandria dall' origine fino ai giorni nostri, di Carlo a Valle. Torino, 1853.

††) Monografia delle Dombeyacee fossili, fine ad ora non conosciute; del Dott. A. Prof. Massalonga. Verona, 1854.

*) Italiänische Briefe. Mit einem Anhange, Erinnerungen aus dem Kärntenlande, von Ludwig Ritter v. Heufler. Wien, 1853.

**) Principi fondamentali della lingua tedesca esposti per cura del Professore Ambrogio Alberti. Corso starico. Milano, 1854.

L'italiano istruito nella lingua tedesca, per la via del dilotto. Raccolta etc. Milano, 1855.

***) Figlie del popolo. Novelle di Francesco dall' Ongaro. Torino, 1855. Società editrice italiana.

†) Journal d'un voyage aux mers polaires, par J. R. Bellot, précédé d'une notice par M. Julien Lemer.

††) Considérations sur l'histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1795, principalement concernant les relations extérieures, par H. A. van Dijk. 1 vol. Utrecht, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Wort. u. Comp., Jägerstr. No. 57, auf allen Königlichen Postämtern, Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 99. Berlin, Sonnabend den 18. August 1855.

England.

Der Krieg in Asien.*)

Das in der Ueberschrift genannte Werk, dessen Verfasser den vorjährigen Feldzug in Klein-Asien im Gefolge der türkischen Armee mitgemacht, erscheint in einem Augenblick, wo der zeitweilige Stillstand in den Operationen vor Sebastopol die Aufmerksamkeit von neuem auf das Kriegstheater an den Quellen des Euphrat lenkt, auf welchem, Dank der im ottomanischen Lager herrschenden Zwietracht und Unthätigkeit, das Glück der Schlachten den Russen von Anfang an treu geblieben ist und sie jetzt wieder mit einiger Energie die Offensive ergriffen haben, die ihnen an anderen Punkten von Freund oder Feind verwehrt wird. Für das englische Publikum dürften die Aufzeichnungen des Herrn Duncan ein noch näheres Interesse haben als für uns, da es gerade die Uebergriffe der Russen in Asien sind, welche die Politik Großbritanniens am eifersüchtigsten bewacht und welchen sie um jeden Preis Schranken setzen muß. „Es ist gewiß", heißt es im Vorworte, „daß jeder neue Schritt, den die Russen in Asien machen, eine moralische Niederlage für England ist, und unsere Regierung müßte daher die ernstesten Maßregeln ergreifen, um die Fortschritte der Heere des Zaren in jener Richtung aufzuhalten. Sollte es der russischen Armee, welche in diesem Augenblick sowohl Kars als Erzerum bedroht, gelingen, Armenien zu erobern — was leider unabwendbar scheint — so würde der Einfluß Rußlands im Orient den höchsten Gipfel erreichen. Wenn aber die Alliirten, die sie drohende Gefahr erkennend, einen glücklichen Feldzug in Georgien unternähmen, so würde der unheilvolle Einfluß des Nordens mit der territorialen Entwicklung aufhören, die ihm zur Grundlage dient. Zur Zeit des in diesem Werke geschilderten Feldzuges hätten fünftausend britische und französische Soldaten im Verein mit der türkischen Armee genügt, um die Russen und Georgien die weit über den Kaukasus zu treiben. Gegenwärtig würden zehntausend europäische Bajonette kaum hinreichen, um dem Vorrücken des Generals Muraw jew Einhalt zu thun und die Integrität der asiatischen Provinzen des Türkenreichs zu sichern. Sollten die Regierungen von Großbritannien und Frankreich der Gefahr, die ihnen in Asien droht, noch länger die Augen verschließen, so wird die Zeit vielleicht kommen, wo sie einen zweifelhaften Feldzug gegen die von Kars bis Mossul und von Bajasid bis Trebisond siegreichen Legionen Rußlands werden unternehmen müssen."

Wie man sieht, ist der Verfasser geneigt, die Dinge in einem etwas schwarzen Licht zu betrachten, und müssen wir unererseits gestehen, daß wir nicht recht an ein ernstliches Vordringen der Russen in Klein-Asien glauben, so lange die Verbündeten Meister des Pontus Eurinus sind und ihnen durch eine Landung bei Batum oder an einem anderen beliebigen Punkte die Communicationen abschneiden können. Was übrigens eine Diversion von Seiten Schamyl's betrifft, den gewisse Zeitungen alle Augenblick im Rücken des Feindes erscheinen und unerhörte Heldenthaten vollbringen lassen, so behandelt Herr Duncan die auf die Mitwirkung des tapferen Imam gerichteten Hoffnungen als chimärisch. „Auf die Gefahr hin, manche romantische Ideen in der Phantasie meiner Leser zu zerstören", sagt er, „muß ich offen erklären, daß das unbiegsamste und schlecht bewaffnete Gesindel, aus welchem der Aufgang Schamyl's besteht, obwohl unüberwindlich in seinen Bergvesten, in den Ebenen Georgiens schlechterdings nicht zu gebrauchen ist. Nichts kann abgeschmackter sein, als die Gerüchte von den periodischen Siegen, die nur in der lebhaften Einbildungskraft der deutschen Zeitungsschreiber existiren, nach welchen z. B. 60,000 Tscherkessen innerhalb zweier Tagemärsche vor Tiflis vorrücken. Die Wahrheit ist diese: Wenn die Felder bestellt worden, haben die Bergbewohner Muße, bis zum Eintritt des Herbstes eine kleine Razzia zu unternehmen; einige hundert Reiter versammeln sich, steigen von ihren Hörsten herab und fallen wie ein Donnerkeil auf irgend ein arglosed russisches Dorf. Der Ort wird geplündert, die Einwohner werden mit kaltem Blute ermordet oder als Sklaven fortgeschleppt, und die unerschrockenen Reisigen Schamyl's treten, mit Beute beladen, einen hastigen Rückzug an. Es würde für diesen Häuptling unmöglich sein, eine bedeutende Streitmacht länger als eine Woche zusammenzuhalten; denn gelänge es ihm auch, seine bunt-scheckige Armee zu verproviantiren, so würde sie doch aus einander laufen, da der Tscherkesse, Lesghier oder Daghestanese nur um der Beute willen sein heimatliches Dorf verläßt. Ein einziges russisches Dragoner-Regiment, von einer Schaar in die Flucht zu schlagen, welche Schamyl in die Ebene von Tiflis herabführen könnte. Niemand weiß dies besser, als der Imam selbst, und es zeugt von seiner anerkannten Klugheit, daß er sich nie auf eine solche Expedition eingelassen hat. In ihren eigenen unzugänglichen Bergen und bewaldeten Höhen sind die Tscherkessen und Daghestanesen außer aller Gefahr; aber als einer ernsten Bedrohung der russischen Herrschaft in den transkaukasischen Provinzen gebührt ihnen keineswegs die Wichtigkeit, die man ihnen in Europa beizulegen pflegt."

Daß die Unfälle der Türken in Asien vor Allem durch die Untüchtigkeit und Corruption ihrer Anführer verschuldet worden, wird auch von unserem Verfasser bestätigt, und vielleicht möchte den Osmanen im gegenwärtigen Feldzug schon deshalb ein günstigeres Prognostikon zu stellen sein, weil die Pforte sich endlich entschlossen, einen Ausländer an ihre Spitze zu stellen. „Es würde", schreibt er, „keine angenehme Aufgabe sein, die Biographie jedes einzelnen Befehlshabers zu geben; am jedoch das verderbliche System zu beleuchten, welches den Verfall des ottomanischen Reiches beschleunigt hat, will ich einige Episoden aus dem Leben Zarif Mustafa Pascha's, kaiserlichen Muschirs oder Feldmarschalls und Oberbefehlshabers der anatolischen Armee, erzählen. Die Laufbahn dieses Pascha hat mit der seiner meisten Kollegen Aehnlichkeit, und er kann als ein Typus seiner Kaste betrachtet werden, indem er die übrigen Mitglieder derselben weder in guten, noch in schlechten Eigenschaften übertrifft. Wo Zarif Pascha zuerst das Licht des Tages erblickte, darüber schweigt die Geschichte. Er durchlog in seiner Jugend den Hauptweg, der in der Türkei zur Größe führt — den Sklavenmarkt. Er wurde an Riza-Pascha, den jetzigen Seriasker, verkauft, und in dem Harem dieses Würdenträgers entwickelte der künftige Muschir jene geistigen und sittlichen Eigenschaften, die später in einem so herrlichen Lichte glänzen sollten. Die erste Blüthe der Jugend hatte kaum die Wangen des kleinen Zarif geröthet, als er die zweite Stufe auf der Leiter zum Glücke erstieg, indem er als Tschibukdschi oder Pfeifenträger im Gefolge seines Herrn erschien, der ihn nach einiger Zeit ein Eivisamt übertrug. Die politische und gesellschaftliche Carrière Zarif Efendi's war somit begonnen. In ähnlichen Fällen wird jedoch der getreue Tschibukdschi oder ehrgeizige Bardier gewöhnlich mit einer Hauptmanns- oder Majorsstelle in der Armee bedacht, worauf er nach und nach, entweder durch Intrigue oder durch Bestechung, den Rang eines Pascha erhält. Alsdann kauft er seinerseits kleine Sklaven, welche als künftige Generale und Staatsmänner betrachtet werden können. Wenn man ein derartiges Avancement in Erwägung zieht, so wird man nicht mehr darüber erstaunen, daß in Asien, wie vor Balaklava, die Offiziere der türkischen Armee die Ersten waren, die ihren unglücklichen Truppen das Beispiel der Flucht gaben. Das Glück begünstigte Zarif Efendi, und er wurde bald Zarif Bei. Durch die Protection seines früheren Herrn sah er sich zu einem hohen Posten in der Civilverwaltung der Armee erhoben, als seine Russlichen auf eine Zeitlang durch ein unverhergesehenes Mißgeschick gerädt wurden. Einige bei den Armeelieferungen vorgefallene Uebelstände zogen die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, und es ergab sich aus einer mehr als gewöhnlich sorgfältigen Revision, daß Zarif Bei einen kleinen Irrthum von 15,000 Beuteln oder 75,000 Pfd. Sterl. begangen hatte. Die Folge dieses unglücklichen Ereignisses war die Absetzung und Verbannung des Schuldigen. Er erhielt auch den Befehl, die unterschlagene Summe wiederzuerstatten, und er soll in der That einen kleinen Theil davon in den Staatsschatz eingezahlt haben, welcher Akt unzweifelhaft Großmuth noch jetzt von den Verwandterern Zarif Pascha's gerühmt wird. Das schützende Auge Riza-Pascha's hörte indessen nicht auf,

*) A Campaign with the Turks in Asia. By Charles Duncan, Esq. London: Smith, Elder & Co., 1855. 2 Bde. Berlin, A. Asher & Comp.

über den gedemüthigten Zarif zu wachen, und nur wenige Monate waren vergangen, als er auf seinem halben Exil zurückkehrte und sich von neuem dem Dienste seines Vaterlandes widmete. Ein Jahr verfloß nach dem anderen, und nachdem er bereits mehrere von den kleineren Provinzen des Reiche verwaltet hatte, wurde das Paschalik Erzerum dem jetzt zum Pascha beförderten Zarif verliehen. Als Gouverneur dieses wichtigen Gebiets kongirte Zarif Pascha die zum Jahre unseres Herrn 1854, wo sein früherer Gebieter, Riza-Pascha, dem Mehemet Ali Pascha als Seriasker folgte, und Zarif wurde von jenem scharfsinnigen Minister zum Muschir oder Oberbefehlshaber der Armee in Anatolien ernannt. Es versteht sich von selbst, daß der neue General nicht die geringste Ahnung von militairischen Angelegenheiten hatte und nicht einmal eine Patronille von zehn Mann, geschweige denn eine zahlreiche Armee, anzuführen verstand. In der Türkei nimmt man aber auf dergleichen nur wenig Rücksicht: hätte es Riza-Pascha gefallen, seinen Schützling zum Finanzminister, Gesandten in London oder Großadmiral zu ernennen, so würde Zarif Pascha nicht einen Augenblick geschwankt haben, die ihm übertragenen Pflichten auf sich zu nehmen."

(Schluß folgt.)

Literatur-Briefe aus England.

Achter Monats-Bericht. 1855.

(Schluß.)

Mr. Ainsworth, der Autor alles dieses bisher geschilderten volksfestlichen Lebens, erinnert mich, als Redacteur von „Colburn's New Monthly Magazine", an die Magazine überhaupt, deren Anguß-Hefte in großen Massen an meinen Augen vorbeiflogen. Ich selbst hatte wenig Zeit, mich speziell mit deren Inhalt bekannt zu machen. Außer unvermeidlichen Abhandlungen über den Krieg, das Ministerium, Rußland u. s. w. — alle ohne besondere Tiefe und Kritik, über Sydney Smith, das Dunmow-Fest, belletristische Fortsetzungen und was sich sonst in Allen findet, begegnet man wenigem Eigenen, Individuellen und Werthvollen. Nach dem Urtheil eines Freundes, der jedesmal alle neuen Monatsbände durchblättert, findet sich nichts, das einer besonderen Hervorhebung werth erschiene. Nur in Ainsworth's Organe, das überhaupt schon öfter denselben Leben und Streben zu würdigen wußte, finden sich ein paar Aufsätze über Deutschland, die Kenntniß und Talent verrathen: „Ueber die Armeen der kleineren deutschen Staaten" und „Skizzen aus dem deutschen Studentenleben". Letztere haben den Kontrast zwischen dem englischen und deutschen Studentenleben als eine angenehme Kluft hervor, durch welche der englische Student, in seiner Mönchskutte, seiner schandenhaften Mütze, mit seinem geistigen (tutor) und seinem materiellen Aufseher und Dennunzianten, mit seinen Kompendien und Einpauke-Instrumenten, von dem deutschen, wie der russische Leibeigene von dem freien Amerikaner, geschieden ist. In der That ist Deutschland überhaupt viel freier, als England. Wenn es nur möglich wäre, die Marotte der Polizei und Beamten, die da glauben, Alles buchen, kouzessioniren, ge- und verbieten, lenken und leiten zu müssen, aus dem deutschen Leben zu verbannen, gäbe es auf der ganzen Welt keinen besseren Aufenthalt für Personen von Bildung und Geschmack, als Deutschland. Jetzt freilich warnt man hier vor Deutschland, zumal vor Berlin, wegen der originellen Erfindungen, womit Fremde traktirt werden: Paßkarten, Einzuggeld, Niederlassungsgeld, Aufenthalts-Bedingungen und was sonst Magistrat und Stadtverordneten während der Zeit ausgesonnen haben mögen, um ihre Verlegenheiten aus fremden Taschen zu decken, die deshalb natürlich immer hartnäckiger und massenhafter gar nicht da sein werden.

Unter den neuen Büchern, die ich seit Wochen angesehen und durchgeblättert, ohne mich zu speziellerer Lektüre angeregt zu fühlen, macht ein recht originelles die interessanteste Ausnahme: „Das Privat-Leben eines östlichen Königs" („Private Life of an Eastern King"), d. h. des Beherrschers von Oude in Ostindien und seines englischen Barbiers, ersten Ministers, Faktotums und wirklichen Beherrschers. Durch einige Barbierkünste setzte sich der Engländer so sehr in Gunst bei der Oudeschen Majestät, daß er Alles mit ihm machen konnte. Der Barbier benutzte diese Position besonders dazu, angehenre Summen Geldes zu sammeln, mit denen er nach des Königs Tode nach England zurückkehrte, um hier damit in Aktien zu spekuliren, bis er total ausgebeutelt war. Jetzt fährt er alle Tage zehnmal stehend durch London als Conducteur eines Omnibus hinten auf dem Brette an der Eingangsthür. Das Leben des doppelt englisch barbirten Königs von Oude ist ohne Weiteres durch und durch amüsant und reich an Komik und läßt die Moral zurück, daß wir die Engländer, vom Barbier bis zu Lord Dalhousie hinauf, entschuldigen lernen, wenn sie einen Großmogul und Nabob Ostindiens nach dem anderen mediatisiren und Land und Leute selbst regieren. In Lucknow, der Hauptstadt von Oude (ja, sie heißt Lucknow, obgleich das klingt, als könnte die Stadt nicht viel weiter von Berlin liegen, als etwa Spandow), schlugen sich die Einwohner alle Tage, in der Regel mit mehreren Todtschlägen. Der König umgab sich immer ausschließlicher mit Fremden, da ihn seine Unterthanen haßten und selbst seine Verwandten ihn vergiften wollten, so daß der Barbier und Premier-Minister jede Speise, jede Flasche Champagner zuerst kosten mußte. Wenn die Geschichte nicht zu lang wäre, würde ich die Schilderung eines Gastmahles beim Könige überseßen. Ich erwähne nur unter den Amusements nach Tische: Jongleurs, Taschenspieler, Bajaderen, Kämpfe zwischen wilden Thieren, Puppenspieler u. s. w., einen Beweis der Kultur und des Witzes der Oude-Majestät.

Während die Marionetten lustig an ihren Fäden zappelten, flüsterte der König dem Barbier Etwas ins Ohr. Dieser entfernte sich mit geheimnißvoll wichtiger Miene, kam noch geheimnißvoller zurück und drückte dem König Etwas in die Hand. Jetzt erhob sich der König und näherte sich dem Theater. Hier paßte er auf, wie Jemand, der etwas ungewein Wichtiges vorhat, dann fuhr er plötzlich über das Haupt eines agirenden Helden hin, der nun vor Schreck todt zusammenklapperte. Der ganze Hof staunte. Der König aber drehte sich herum, über und über Weisheit und Lächeln, als wollte er sagen: Seht Ihr, ob ich nicht Recht hatte, als ich die Hypothese aufstellte, diese Theater-Figuren hängen an Schnüren! Diese Entdeckung machte dem Könige so viel Spaß, daß er allen Marionetten nach einander mitten im Spiele den Lebensfaden abschnitt. Ohne vielen Scharfsinn wird man wohl errathen haben, daß sich die geheimnißvolle Mission des Barbiers auf eine Scherre bezogen hatte. Natürlich klingt nicht Alles so komisch um den absolutem Tyrannen herum, der einen Stolz darin suchte, alle seine Launen auszuführen. Manches hat einen ekelhaft wilden, grausamen Charakter, selbst die thierische Umgebung, und wahrhaft entsetzlich ist die Schilderung eines wilden Pferdes, das unter dem Namen Admee-Kanawallah, d. h. der Menschenfresser, ein Schrecken der ganzen Gegend war und wirklich alle Menschen, deren es habhaft werden konnte, zerriß und zerstampfte. Der König ließ diesen Menschenfresser einmal mit einem Tiger kämpfen, dem es auch sofort die Kinnladen zerbrach, so daß er wie ein zerbläuter Hund in einen Winkel kroch und jämmerlich heulte. — Die Majestät von Oude ist todt, und sein Landesschröpfer Omnibus-Conducteur in London, dem das Verdienst nicht abzusprechen ist, mit zartem Barbiermesser der Kultur den Engländern eine Bahn auch in dieses Land Ostindiens rasirt zu haben. Die Engländer haben die Menschenschlächterei von Pferden und Königen abgeschafft und bessere Eroberungen gemacht als gegen Rußland, die beste in Siam, mit dessen Kaiser sie einen Handelsvertrag abgeschlossen haben, ohne erst Land und Leute zu verwüsten, wie sie es mit Birmanien gemacht haben. Uebrigens verdenke ich es den Engländern nicht mehr, wenn sie ohne viele Komplimente sich immer einen Theil Ostindiens nach dem anderen aneignen. Es wird unter ihnen allemal menschlicher, als unter den angestammten Moloche und Robobs.

Die früher schon erwähnte neue Production Leigh Hunt's: „Die alte Hof-Vorstadt" („The Old Court Suburb") besteht aus Memoiren, Anekdoten, Biographieen und Charakteristiken ehemaliger Hof- und Staatsgrößen, die in Kensington, der südlichen Hofvorstadt Londons, lebten, und hat für die Literatur im Großen wenig Werth.

Die Aristokratie und die Hofpersonalitäten aller Zeiten sind von der englischen Literatur schon so bis auf die letzten, kleinsten Standale und Lobhudeleien ausgebeutet worden, daß man meinen sollte, es sei gar nichts mehr damit zu machen. Dessenungeachtet erscheinen noch fortwährend Memoiren und Biographieen dieser Sphäre. Etwas historischen Werth haben die „Biographieen der Königinnen von England aus dem Hause Hannover von Dr. Doran" („Lives of the Queens of England of the House of Hanover"), die in zwei Bänden Sophie Dorothea, Gemahlin Georg's I., Karoline, des Zweiten, Charlotte, des Dritten, und endlich die unglücklichste Karoline, die mißhandelte Frau des vierten Georg, enthalten. Die tragische Figur der Letzteren ist bei weitem die interessanteste für Leser, die nicht blos historische Studien machen wollen. Sie ist ein tragischer Roman, mit allem Pomp und aller Duäleret einer großen fünfaktigen Tragödie. Als Georg IV. die ihm von der Diplomatie und seinen Schulden angeschwobene Braut zum ersten Male sah, rief er sofort Lord Malmesbury in ihrer Gegenwart zu: „Harris, mir ist unwohl, bitte, ein Glas Cognac!" Eine solche Kühnheit würde sich der wildeste Romanschriftsteller, wenn er sein Paar zum ersten Mal zusammengebracht, nicht erlauben. Beide wurden dann vor dem Altare unzertrennlich (!) verbunden. Sie zankten sich ein paar Monate und trennten sich dann auf viele Jahre. Der Thronfolger, hernach Georg IV., gab sich der ausschweifendsten Lüderlichkeit hin, die Frau reiste mit einem schönen Italiäner Bergami umher und wurde nach ihrer Rückkehr im Oberhause der Untreue angeklagt; doch ward der Skandal nach einigen Verhören aufgegeben. Aber Georg IV. verweigerte ihr bei der Krönung die öffentliche Theilnahme, so daß ein Volkstumult entstand. Der König hatte zu dieser Feierlichkeit seine Kleidung wochenlang studirt und probirt, und als er endlich den theatralischen Aufputz angelegt hatte (mit Hülfe meiner Staatsmänner), ließ er einen

Diener damit vor sich umherstolziren, um den Effekt des Anzuges objektiv zu prüfen. — Manche Schilderungen Doran's sind malerisch lebendig ausgeführt und lesen sich wie glänzende Stellen in Romanen, vor denen sie stets die Kraft und den Effekt historischer Wirklichkeit und Thatsächlichkeit voraushaben. Freilich darf man die Forderungen, welche man unter dem eigentlichen historischen Style zusammenfaßt, nicht stellen.

Unter den „gereisten" Büchern, die in England trotz ihrer schweren Menge doch fast immer etwas Neues und Interessantes, weil Erlebtes, enthalten, hat mich ein Buch, das in den Hinterwäldern Amerika's zusammengelebt ward, sehr angezogen: „The Wabash. Adventures of an English Gentleman's Family in the Interior of America. By J. R. Beste." Das Interesse liegt hier besonders in den eigenthümlichen Kontrasten von wilder Natur und civilisirtem Familienleben von Prätension, in dem Hin- und Widerspiel und Ineinandergreifen beider Kontraste, im ganzen Verlaufe der Reise und der Abenteuer, so daß sich Einzelnheiten ohne Kommentar nicht gut herauslesen lassen.

In London machen die seit vier Jahren von der Redaction des Lancet geführten mikroskopischen Untersuchungen über die Verfälschung von Lebensmitteln, anlangt von Dr. Hassal in einem besonderen Bande veröffentlicht, in der Presse und von einer besonderen Untersuchungs-Kommission bestätigt, erweitert und zu Reform-Plänen benutzt, ungeheures Aufsehen, da sich Jeder unmittelbar davon in seinen wesentlichsten Lebensfunctionen, in denen des Essens, Trinkens und Verdauens, davon berührt und getroffen fühlt. Es giebt jetzt nichts Genießbares mehr, das man nicht für verfälscht und vergiftet hält. In Tausenden von mikroskopisch untersuchten Lebensmitteln fanden sich kaum einige Dutzend unverfälschte. Die Moralität des Shopkeepers und großen Fabrikanten, welche durch die Reform-Association an die Stelle der vor Sebastopol bankrott gewordenen Aristokratie treten und so England retten wollen, ist dahin; sie sind vielleicht noch größere Fälscher, als die Palmerston, Aberdeen und Russell. Selbst die Lancet-Mikroskopiker verfälschen sich gegenseitig in der Times, da immer Einer mehr Verdienst haben wollte, als der Andere, und namentlich Dr. Hassal zu viel Verdienst in Anspruch genommen haben soll. Wenn es wahr ist, daß Ehrlich am längsten währt, muß es mit England bald vorbei sein, denn in allen öffentlichen Angelegenheiten ist Alles voller Unehrlichkeit, und diese hat so lange gewährt, daß sie bald an der Gränze ihres Maßes angekommen sein muß, so daß nichts übrig bleiben kann, als die Ehrlichkeit, d. h. von dem öffentlich Bestehenden — Nichts.

Die fünfundzwanzigste Hauptversammlung der British Association wird in diesem Jahre am 12. September in Glasgow stattfinden. Rawlinson hielt seinen ersten Vortrag nach der Rückkehr in der Royal Institution, doch täuschte er die Erwartungen und gab wenig Neues, worunter eine Original-Platte mit einem Stück Geschichte Nebukadnezar's, Schilderung seiner Verschönerung Babylons, das Interessanteste war. — Größtentheils technisch und streng wissenschaftlich ist der von Professor Airy, dem Astronomen, abgestattete Jahresbericht, doch enthält er für die Wissenschaft so wichtige Mittheilungen, daß wir Männer von Fach und Interesse für Regulation galvanischer Uhren und neue Einrichtungen zur Verhütung von Störungen, Selbst-Korrektur magnetischer und meteorologischer Instrumente u. s. w. darauf aufmerksam machen.

Ueberhaupt steckt in den Vorträgen der unzähligen naturwissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften ein ungeheures Kapital, namentlich gerade für Details, für die unmittelbare Praxis und industrielle Ausbeutung, die zwar durch Dingler's Journal und einige andere Fach-Organe in Deutschland zum großen Theile zugänglich werden, aber durchaus nicht in dem Umfange und der Form, wie sie es verdienen.

Endlich haben wir über den Abschluß der Hefte des Thackeray'schen „Newsom" zu berichten. Wenn die ersten Hefte, die ich 1853 las und worüber ich damals im „Magazin" referirte, inzwischen nur nicht zu alt geworden wären! Wer weiß denn nun noch Alles, was darin steht? Und wer hat denn seitdem alle Lieferungen dieser „Roman-Monatsschrift" gelesen? Ich wenigstens nicht. Damit ist meine Inkompetenz, darüber zu schreiben, hinlänglich dargethan, bis ich vielleicht für ein paar Pfund Sterling Zeit erübrigt haben werde, das Ganze noch einmal, d. h. zum ersten Male, wirklich zu lesen. So viel ist mir aber aus sporadischen Lektüre geblieben, daß ich überzeugt bin, Thackeray's Kenntniß und Schilderungs-Virtuosität für das, was man „Gesellschaft" nennt, seine Kraft, innerste, geheimste Triebfedern des Herzens anatomisch zu präpariren und sichtbar vor uns spielen zu lassen, kurz, Thackeray, was er speziell ist, habe sich vervollkommnet, und zwar auch in ethischer Beziehung. Der kalte, lächelnde, seine Spötter wird oft zum edeln, warmen Menschen und Dichter in seinen Gestalten. Der Oberst Newcome ist wohl die vollendetste Figur, die er je geschaffen. Auch George Warrington ist als nobler Charakter klassisch durchgeführt, und den alten Dobbin bewitleiden und lieben wir zärtlich beim Scheiden. Ich bin überzeugt, daß eine zusammenhängende Lektüre des Werks noch eine Menge Schönheiten und Genüsse in Bereitschaft hält, die in den monatlichen Zwischenräumen bisher verloren gingen.

Das größte Season-Ereigniß ist „L'Etoile du Nord", der nach dem „Trovatore" die große italiänische Oper ausschließlich füllt. Ich hätte den neuen Opern-Zar umsonst sehen können, aber ein Paar gewöhnliche Glacé-Handschuhe kosten hier eine halbe Krone (25 Sgr.), außerdem hatte ich Rheumatismus in einem Handgelenk und weder Lust, noch die sonstigen Requisiten, die erforderlich sind, wenn man sein Billet postnumerando abstlatschen will. Wie korrumpirt hier die Theater- und besonders Opernzustände sind, ging mir wenigstens deutlich daraus hervor, daß man gleich zur ersten Vorstellung offen ganze Fremden-Legionen zur Claque anwarb, also für ein Ereigniß, das, abgesehen von seinem musikalischen Werthe, schon des berühmten Komponisten und des Glanzes wegen sich würde geltend gemacht haben. Nein, auch das Beste und Berühmteste, das Ehrlichste und Schönste, sei es in der Kunst, in der Literatur, in der Politik, muß sich erst beim Humbug, bei der Corruption assekuriren, wenn es durchgreifen, Glanz, Geltung und Geld erwerben will. Im Uebrigen bereiten sich Ausstellungen, Theater und Theaterleute, d. h. die ganze höhere Gesellschaft, zum Schließen und zur großen Herbstwanderung vor, diesmal natürlich zunächst nach Paris, welches durch die Königin von England und eine Compagnie Lords, die durch Straßen- und Schaufenster-Plakate die „arbeitenden Klassen" zum Besuche der Ausstellung einladen (sie sei „*superior*" als die im Hyde-Park!), in die Nahrung gesetzt werden soll, die durch neueste patriotische Anleihe-Strapazen sehr nöthig geworden sein dürfte

Frankreich.

Nichtpolitische Briefe aus Paris.*)

(Von Dr. Bamberg.)

Literarische Erscheinungen: Nettement's neuere Literaturgeschichte. — Das heutige Spanien, von Charles de Mazade. — Lamartine und George Sand.

Von bedeutenderen literarischen Erscheinungen hätte ich zunächst Nettement's „Geschichte der französischen Literatur während der Juli-Regierung", eine Fortsetzung seiner Geschichte der Restaurations-Literatur,**) zu erwähnen. Auch diese Abtheilung des Werkes besteht, eben so wie die frühere, aus zwei Bänden. Alfred Nettement ist eine der hervorragendsten literarischen Persönlichkeiten der legitimistischen Partei. Gelehrt und von unbescholtenem Charakter, wie er ist, erstreckt sich seine Autorität weit über den Kreis der Legitimisten hinaus, und sein Werk verdient daher auch eine ausführlichere Besprechung, als die, welche ich ihm in dieser Ueberschau widmen kann. Ich behalte mir eine solche aber in diesen Blättern vor.

Charles de Mazade, der geistreiche Verfasser der politischen Chronik in der Revue des deux Mondes, hat vor kurzem einen Band unter dem Titel „l'Espagne moderne" herausgegeben, dessen Inhalt früher schon zerstreut in der Revue des deux Mondes erschienen ist. Herr v. Mazade hat sich seit Jahren speziell mit den spanischen Zuständen beschäftigt, und sein Buch ist außerordentlich reich an tiefen und geistreichen Beobachtungen über die politischen und sozialen Elemente dieses unglücklichen Landes. Die Revolution beurtheilt er vom konservativen Standpunkte, und gleich in der Einleitung sagt er: „Die Revolution hat von Spanien Besitz genommen; dies ist außer allem Zweifel. Aber was hat sie daselbst geschaffen? Mit welchem Rechte ist sie aufgetreten? Hat sie eine neue soziale Aera eingeweiht, die Verhältnisse der Klassen zu einander verändert? Es giebt kein Land, dessen Klassen mehr Solidarität unter einander haben, kein Land, wo so wenig moralische Schranken, so wenig Ungleichheiten unter den Schichten der Gesellschaft existiren, die geeignet wären, Interessen und erbliche Leidenschaften zu einer bestimmten Zeit mit einander in Konflikt zu bringen. Hat die Revolution die religiösen Verhältnisse der Halbinsel verändert, hat sie den Spaniern ein anderes Regierungs-Prinzip, ein politisch höheres Ideal, mit einem Worte, die Republik als die letzte Gränze der Metamorphose vorgeschlagen! Wenn sie es gewagt hätte, einen solchen Vorsatz einzugestehen, so würde sie bereits nicht mehr existiren, oder Spanien würde noch einmal in den furchtbarsten Bürgerkrieg geführt werden. Hat sie ganz einfach Mißbräuche der Regierung reformirt, administrative Fehler verbessert, den Interessen einen regelmäßigeren Impuls gegeben? Jedenfalls muß man zugeben, daß die Mittel den Zweck bedeutend übersteigen, und daß man einen dabei sonderbaren Weg zur Ordnung des Ganges einer Nation eingeschlagen, indem man damit anfing, sie über den Haufen zu werfen. Die Revolution jenseits der Pyrenäen hat in ihrem Wesen einen großen Nachtheil: sie ist ein Angriff auf alle Traditionen in einem Lande, das den größten Kultus für Traditionen hat; sie benutzte stets die Religion und die Monarchie bei einem Volke, aus dessen Brust die gewaltigsten Stürme bisher das religiöse und das monarchische Gefühl nicht entwurzeln konnten; sie ist eine riesige Unordnung da,

*) Vgl. Nr. 95 des „Magazin".

**) Vgl. Nr. 143 des „Magazin" vom Jahre 1854.

Digitized by Google

wo die einzige, die wahre, die große Neuigkeit die wäre, die Autorität des Gesetzes aufrecht zu erhalten, und wäre es auch die des Gesetzes, das noch nicht existirt, die: eine regelmäßige und schützende Ordnung möglich und der Unsicherheit der Dinge ein Ende zu machen." „Ja", fährt der Verfasser weiter fort, „die Revolution ist unpopulär in Spanien: ich charakterisire so nämlich einen Zusammenfluß von sehr erkünstelten Thatsachen und Ideen, der nicht Ausdruck einer tiefen und befonderen nationalen Arbeit ist, der wie ein Gewitter über dem Volke hergeht und der periodisch Gegenstand der elastantesten Verleugnung von Seiten desselben Volkes wird. So erklärt sich denn auch das Schicksal der Revolution in den verschiedenen Phasen der modernen Geschichte Spaniens."

Ich habe diese Stelle vorzugsweise angeführt, weil sie besser als jede andere den Inhalt des ganzen Buches charakterisirt. Die Schlüsse des Marquis d'Azeglio stimmen auffallend mit denen überein, die Herr v. Minutoli in seinem interessanten Buche über Spanien zieht. Ich habe selbst die Ueberzeugung, daß in den spanischen Bewegungen Vieles unwahr ist; aber Herr v. Mayade scheint bei seinem Urtheile Eines zu übersehen. Wenn eine Regierung sich in den Händen lasterhafter und eigennütziger Menschen befindet, die ein Land bis an den Rand des Verderbens führen, wenn sie auf die besseren Bestrebungen und Protestationen hochgestellter Beamten und Deputirten mit Absetzung und Cassation antwortet, so sehe ich nicht, wie bei solchen Zuständen eine Reform auf regelmäßigem Wege zu Stande kommen soll. Sowerrückt ist kein Revolutionair, daß er die Revolution selbst als den Zweck seiner Bestrebungen darstellen sollte. Die spanische Revolution ist an sich kein Glück für das Land, denn sie hätte vermieden werden können; aber ohne die Fehler der spanischen Staatsmänner wäre sie gar nicht zu Stande gekommen, denn daß sie nicht in den Sitten des Volkes liegt, räumt ja Herr v. Mayade selbst ein.

Herr v. Lamartine hat sich aus Leidenschaften auf die Geschichtschreibung geworfen. Seiner Geschichte der Türkei hat er eine Geschichte Rußlands folgen lassen, und wie ich höre, sollen die anderen Staaten auch nicht ausbleiben. Obgleich Lamartine an und für sich nichts Uninteressantes schreiben kann, tragen diese Geschichtsbücher doch offenbar den Stempel der Büchermacherei, und es ist bedauernswerth, daß ein Mann von diesem Rufe und von diesem Talente, ein Mann, der mit seinen Werken Millionen verdient hat, in seinen alten Tagen sich zu Buchhändler-Speculationen hergiebt.

Die Memoiren der Sand hielten das Publikum in beständiger Spannung. Vor kurzem hat sie den Republikanern ein Denkmal gesetzt, und viele ihrer Leser, die nicht gerade zu den Freunden dieser Partei gehören, konnten das betreffende Kapitel nicht ohne die Ueberzeugung aus den Händen legen, daß unter den Republikanern sich doch sehr viel ernste und ehrliche Leute befinden.

Mannigfaltiges.

— Neues Universallexikon der Tonkunst. Es liegt uns ein Prospektus (der Verlagsbuchhandlung von Robert Schäfer in Dresden) vor, über ein von Dr. Julius Schladebach, unter Mitwirkung von Dr. Franz Liszt, H. Marschner, C. G. Reißiger, Dr. L. Spohr u. A., herausgegebenes „Universallexikon der Tonkunst", dessen erste Lieferung (5 Bogen mit Stahlstichen, Pr. 10 Sgr.) bereits erschienen ist. Das vor etwa zwanzig Jahren von Schilling in Stuttgart herausgegebene Universallexikon hatte einen etwas einseitigen Charakter, indem es für einige musikalische Schulen gegen andere, die sich gleichwohl großer Popularität erfreuten, Partei nahm. Wir erwarten, daß sich das neue Dresdener Lexikon, wenn es wirklich ein Nachschlagebuch für das Volk und nicht blos ein Gedenkbuch für einzelne Persönlichkeiten werden will, vor dieser Einseitigkeit bewahren werde, wofür auch der Name des Herausgebers und der auf dem Titel genannten, den verschiedensten Richtungen angehörenden berühmten Musiker eine Bürgschaft zu sein scheint. Bei richtiger und tüchtiger Leitung eines solchen Unternehmens würde sich dasselbe in dem jetzt so überaus viel mußsirenden, dilettirenden und dompnirenden Deutschland leicht einer ähnlichen Verbreitung, wie die beliebten Conversations-Lexika, zu erfreuen haben.

— Baden Powell über die Masse und die Bewohner des Jupiter. Unser Londoner Korrespondent hat der durch den Whewell-Brewsterschen Federkrieg über die „Mehrheit der Welten" hervorgerufenen Schriften von Baden Powell*) und M. L. Philippe**) gedacht. Wir geben nachstehend eine Notiz des erstgenannten Verfassers über die Masse, aus welcher der Jupiter besteht, und über die Bewohnerkeit dieses Planeten:

„Die Masse, aus welcher der Jupiter besteht, hat eine spezifische Schwere, die etwa derjenigen des Wassers gleichkommt. Von einer Seite her ist es nun geradezu als eine nicht unwahrscheinliche Annahme aufgestellt worden, daß der genannte Planet eine Wasserkugel sei. Hieraus wird dann weiter geschlossen, daß, wenn der Jupiter Bewohner habe, dieselben weich, ohne ein festes Knochengerüst, kurz, unseren Wasserthieren ähnlich sein müßten. Diesen Wesen nun moralische und höhere geistige Fähigkeiten zuzuschreiben, spräche gegen die Analogie, die zwischen den Jupiter- und den Erdgeschöpfen anzunehmen sei. Hiergegen ist nun, wie schon von Brewster geschehen, zu erwiedern, daß es ja manche feste Stoffe, selbst Steine (wie z. B. Bimstein) und Metalle (wie Kalium und Natrium), giebt, deren spezifische Schwere geringer ist, als die des Wassers. Der Jupiter könnte deshalb eben so gut aus solider Masse bestehen und von Landthieren bewohnt sein. Ueberhaupt spielt in dieser Frage das spezifische Gewicht gar keine so bedeutende Rolle, als gewöhnlich behauptet wird. Sind doch schon selbst auf unserem Planeten die lebenden Wesen in Betreff ihrer Eigenschwere in den verschiedensten Graden abgestuft. Knochen und Bedeckung der Vögel z. B. sind spezifisch bei weitem leichter, als die der Vierfüßler. Ja, Brewster hat durch direkte Berechnung dargethan, daß selbst menschliche Wesen, wie wir, auf der Jupiter-Oberfläche existiren, daß unsere Gebäude und Bäume dort sicher stehen könnten, insoweit dabei allein die Schwerkraft in Betracht kömmt. Dasselbe gelte sogar von den noch entfernteren Planeten. Insbesalls, wenn wir die unendliche Verschiedenheit der Lebensformen auf unserer Erde betrachten; wenn wir sehen, wie mannigfaltig die Organe der Athmung und des Blutumlaufs, je nach den äußeren Verhältnissen der Existenz, modifizirt sind und wie doch eine Einheit der Composition in aller dieser Ungleichartigkeit herrscht, so werden wir es nicht für unmöglich halten dürfen, daß es lebende Wesen giebt von größerem oder geringerem spezifischen Gewicht, als wir haben, mit Organen, die einem anderen Medium angepaßt wären und die sich doch in denselben uniformen Schöpfungsplan einreihen ließen, den wir in der Mannigfaltigkeit der irdischen Kreaturen verwirklicht sehen. Dies zugegeben, ist auch kein Grund, zu zweifeln, daß die Jupiter-Menschen, gleich uns, vernünftige und sittliche Wesen sind."

— M. L. Philipps über die Möglichkeit von Mondbewohnern. Wir lassen der vorstehenden Hypothese das folgen, was Montagu Lyon Philipps in seiner oben genannten Schrift gegen die allgemeine Annahme, daß der Mond unmöglich von Menschen oder auch nur von thierischen Wesen bewohnt sein könne, sagt: „Ist Luft zum Bestehen aller Thiere unbedingt nothwendig? Wenn wir die unendliche Menge lebender Wesen auf der Erde überschauen und diese mit, jene ohne Lungen, diese in der Luft athmen, jene darin sterben sehen, wenn wir die verbürgten Beschreibungen der vorsündfluthlichen Ungeheuer lesen: wer kann sagen, wo die Gränze sei zwischen den möglichen und unmöglichen Formen des Lebens? Warum sollen die festen Massen des Mondes, des Jupiter, des Saturn nicht bewohnt sein? Etwa nur darum, weil wir nicht begreifen, wie Thiere ohne Luft existiren können? Daß hieße, die Macht des Schöpfers beschränken, und leugnen, daß Er auch andere, als Luft athmende Wesen schaffen könne; eine Annahme, zu der wir durch Nichts berechtigt sind. Der Mond kann bewohnt und zwar sehr reich bevölkert sein. Der einzige Gegengrund ist, daß wir die Bewohner nicht sehen können. Aber die Menge erwartet im Allgemeinen zu viel von der Macht unserer Riesenteleskope. Wenn die Mondbewohner keine Wohnungen brauchen, wie wir, so werden sie wahrscheinlich keine bauen; brauchen sie aber welche, so werden sie diese aus Gründen, die ihnen selbst am besten bekannt sein werden, auf derjenigen Seite des Mondes errichten, die uns niemals zugekehrt ist. Man kann sich die Schlösse, die hieraus gezogen werden, an der Erdkugel selbst sehr gut vergegenwärtigen. Denken wir uns die Erde an die Stelle des Mondes hin, und zwar so gewendet, daß eine der großen Wasserflächen uns zugekehrt ist, so werden wir auf dem Mangel fester Masse absehen, daß die Erde nicht bewohnt sein kann, während sie doch Millionen und abermals Millionen lebender Wesen trägt. Nun nehmen wir einmal an, daß uns zugekehrte Mondfläche sei wirklich der öde vulkanische Distrikt, als der er beschrieben wird; womit ist bewiesen, daß die andere Seite des Mondes eben so beschaffen sei? Wir sehen also, daß die Annahme von der Unbewohnbarkeit des Mondes auf keinem logischen Grunde ruht. Höchstens kann man sagen, daß solche Menschen, wie wir sind, dort nicht bestehen können. Und diese Meinung theilen auch wir; denn wir glauben, daß es nirgends im Weltall Menschen giebt, wie die auf der Erde, die da ist dieses Menschen Welt, für ihn geschaffen und bestimmt, sein gegenwärtiger und wahrscheinlich auch sein künftiger Aufenthalt zu sein."

*) Essays on the Spirit of the Inductive Philosophy, the Unity of Worlds, and the Philosophy of Creation. By the Rev. Baden Powell. London, Longman & Co.

**) Worlds beyond the Earth. By Mont. L. Philipps. London, Bentley.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt in Zukunft portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 29, und beim Expediteur Neumann, Mauerstraße No. 21, so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 100. Berlin, Dienstag den 21. August 1833.

Frankreich.

Nichtpolitische Briefe aus Paris.

(Von Dr. Bamberg.)

Ethnographische Uebersicht der Universal-Ausstellung.

Wie sich von selbst versteht, nimmt jetzt die Ausstellung hier das meiste Interesse in Anspruch. Die Angriffe, die man zu Anfang derselben gegen ihre Anordner gerichtet hat, waren zum Theil gerechtfertigt; aber seitdem die kaiserliche Kommission dem Unternehmen einen so bedeutenden Impuls gegeben, waren die Fortschritte ungeheuer, und jetzt steht man bewundernd und staunend vor diesem vollständig geordneten Zusammenflusse der vorzüglichsten Produkte der gebildeten Welt.

Ueber die Ausstellung wird von Paris aus viel geschrieben, aber ich muß als einer ihrer fleißigsten Besucher und lernbegierigsten Schüler bekennen, daß das Meiste, was über ihren Inhalt veröffentlicht wird, mittelmäßig ist. Die besten Arbeiten über die Ausstellung werden in Paris selbst erscheinen. Auch was die französischen Zeitungen bisher gebracht haben, war sehr unbedeutend und oberflächlich, aber ich mache den geehrten Leser auf die speziellen Artikel aufmerksam, die von Fachmännern in der Revue des deux Mondes erscheinen werden. Das Praktischste und Ausführlichste wird natürlich der allgemeine Bericht der Geschworenen sein.

Ich habe meinerseits nicht im Entferntesten die Anmaßung, die Hunderte von Industrie- und Kunstzweigen, die in der Ausstellung vertreten sind, hier mit der erforderlichen Sachkenntniß besprechen zu wollen. Gesetzt den Fall, Jemand sei, was gewiß schon selten ist, in zehn verschiedenen Zweigen der Industrie wohl bewandert, kann er darum doch ein berufener Berichterstatter für die gesammte Ausstellung sein? Meine Aufgabe in diesen Blättern soll sich deshalb darauf beschränken, zunächst eine allgemeine Uebersicht der von den verschiedenen Ländern vertretenen Industrie-Zweige und später die Beschreibung einzelner Artikel zu geben, von denen ich voraussetzen darf, daß sie die Leser dieser Zeitschrift besonders interessiren. Dahin rechne ich namentlich die Bücher, die Bilder, die Kunstwerke, denen besondere Artikel widmen zu dürfen ich hiermit um Erlaubniß bitten wollte.

Die Reihe der deutschen Staaten in den Räumen des Hauptgebäudes eröffnet Bayern. Ist es die vorzügliche Münchener Ausstellung, welche die Fabrikanten jenes Landes erschöpft hat, ist es Mangel an Aufmunterung von Seiten der Regierung, sind es andere Gründe, genug, die bayerische Ausstellung ist nicht sehr glänzend und steht namentlich in keinem richtigen Verhältniß zu der industriellen und kommerziellen Bedeutung des Landes. Den hervorragendsten Bestandtheil derselben bilden die Glaswaaren von Steigerwald in München; hierauf folgen Spiegelgläser, optische und mathematische Instrumente, Materialien, anatomische Präparate aus Wachs, Schnitzwaaren aus Holz und Elfenbein. Erwähnen wir auch die Photographieen von Hanfstängl, dessen Portraits für das Beste gehalten werden, was man in dieser Art in der Ausstellung findet.

In der württembergischen Abtheilung bemerken wir namentlich die Messerschmiedwaaren, die Klempnerarbeiten, die Spielwaaren aus Holz und Blech, sogenanntes Montfeilinglas, Pianos, die sich durch billige Preise auszeichnen, eiserne und hölzerne Möbel, Schnitzwaaren in Holz und Elfenbein, Zuckerfaden, ausgestopfte Thiere, Baumwollen-, Wollen-, Leinen- und gestrickte Strumpfwaaren, endlich Schwarzwalder-Uhren.

Das Königreich Sachsen hat kaum mehr Eifer als Bayern an den Tag gelegt, um auf der Ausstellung würdig vertreten zu sein. Die bedeutendsten Zweige, welche wir in seinen Räumen vorfinden, sind Tuche, Baumwollen- und Wollenwaaren, sehr schöne Stickereien in Seide und Wolle, Leinen- und Hanfgespinnste, Strumpfwaaren, Handschuhe, endlich gedruckte Bücher. Doch vermißt man unter den Ausstellern mehrere der bedeutendsten Leipziger und Dresdener Buchdrucker und Verleger, ferner auch die Meißner Porzellan-Manufaktur.

Von den braunschweiger Produkten verdienen nur die Leinenwaaren und die Erzeugnisse der Buchdruckereien Braunschweigs Erwähnung. Hannover hat hauptsächlich Leinenwaaren und Waffen, Oldenburg Vasen und andere Arbeiten aus Onyx, Achat, Jaspis gesandt. Baden ist durch Baumwollen- und Seidenwaaren, durch Baumwollen-Sammet, Glas- und Thonwaaren, durch Spielzeug und Uhren, ferner auch durch Schnitzwaaren in Holz und Elfenbein vertreten. Kurhessen hat im Ganzen wenig gesandt, doch sind die Hanauer Bijouterieen und Goldschmiede-Arbeiten, die Kasseler Spielwaaren, die mathematischen Instrumente sehr beachtenswerth. Hessen-Darmstadts Ausstellung ist unter denen der kleinen deutschen Staaten eine der bedeutendsten. In erster Linie stehen die galvanoplastischen Arbeiten von Kreß in Offenbach, welche zu den besten Stücken dieser Art in der ganzen Ausstellung gehören. Ferner sind die Offenbacher und Darmstädter Leder-Arbeiten, so wie die Bijouteriewaaren, zu erwähnen. Die Stadt Frankfurt hat sehr hübsche Bijouterieen und Leder-Arbeiten, besonders aber Prachtwerke der Buchdruckerkunst, gesandt. Die thüringischen Staaten haben wenig ausgestellt, die Hauptsache bilden die Leder- und Spielwaaren, so wie die Erzeugnisse des geographischen Instituts von Perthes in Gotha.

Es bleiben uns von den deutschen Kleinstaaten nur noch die Hansestädte zu erwähnen. Lübeck und Bremen haben nur Weniges und nichts von Bedeutung gesandt, dagegen macht Hamburg eine sehr respektable Figur mit seinen Holz- und Kord-Möbeln, seinen Stickereien, mathematischen Instrumenten, seinen Chronometern und Barometern, Hutmacherwaaren und Parfümerieen.

Wir gelangen nunmehr zu Preußen, dessen Ausstellung einer der bedeutendsten und glänzendsten ist, sowohl was die Zahl und die Vorzüglichkeit der ausgestellten Produkte, als was die Anordnung und äußere Ausschmückung der betreffenden Räumlichkeiten anbelangt. Wir wollen denn auch etwas länger bei ihm verweilen. Dem Mittelschiffe zunächst liegen, wie bereits früher erwähnt, drei mächtige, auf das reichste mit Sammet und Goldfranzen ausgeschlagene Logen, von denen die eine die Thonwaaren von Villeroy und Boch, die zweite die Spiegel der Aachener Manufaktur und die bronzenen Kronleuchter von Hoekert, die dritte endlich die prächtigen Erzeugnisse der Berliner Porzellan-Manufaktur und die schönen Glaskronleuchter von Spinn in Berlin enthält. Im Mittelschiffe stehen außerdem noch verschiedene preußische Produkte, wie der in Eichenholz geschnitzte Altar von Prang in Münster, die Berliner Zinkgußarbeiten, die Statue Friedrich Wilhelm's III. aus dem Berliner Gewerbe-Institut, endlich die großen Porzellanvasen der Berliner Manufaktur. Hinter den Logen liegt zunächst ein großer viereckiger Saal, in welchem die Waffen, Goldschmiede-Arbeiten, Bijouterieen, Metall-Arbeiten von besonders künstlerischem Werthe aufgestellt sind. An den Pfeilern rings umher sind metallene Schilder, mit dem königlichen Namenszuge und von preußischen Fahnen umgeben, angebracht. Was die Waffen selbst anbelangt, so sind dieselben in einer Fülle vorhanden, wie in keiner anderen Ausstellung irgend eines der großen Staaten. Die Degen- und Säbelklingen, Harnische, Leder- und Metallhelme sind theils trophäenartig an den Wänden befestigt, theils unter Glasküssen ausgelegt. In demselben Saale hat auch die Krupsche Kanone aus Gußstahl Platz gefunden. Ueberaus reichhaltig und prachtvoll ist die Ausstellung der Gold- und Silberwaaren. Berlin hat in dieser Beziehung das Bedeutendste gesandt. Die silberne Gedenktafel von Bolzgold ist das Hauptstück im Bereiche der Galvanoplastik, welches sich überhaupt auf der Ausstellung befindet. Außerdem haben Wagner und Sy und Friedeberg viele schöne Sachen gesandt. Nächstdem sind die kirchlichen Gefäße und Ornamente aus Altena in Westfalen zu erwähnen. Juwelierwaaren, und besonders Schmucksachen, sind weniger vertreten. Bernstein-Arbeiten giebt es aber eine große Menge. Noch bemerkt man in dem in Rede stehenden Saale die lackirten Waaren von Stobwasser, Eisengußwaaren aus Berlin, Lauchhammer und Ilsenburg im Harz.

Die übrigen preußischen Räume im unteren Theile des Industriepalastes sind besonders mit folgenden Produkten gefüllt: Vor allen Dingen sind die Stahl- und Eisenwaaren, wie Messer, Handwerkszeuge, Nadeln, Metallknöpfe, gepreßte Bronzewaaren, Zinkgußarbeiten, zu nennen; sodann die Kord- und Holzmöbel, Marmor- und Stein-

Digitized by Google

papp-Arbeiten, Stöcke und Schirme, die Wollen- und Perlenstickereien, Pianos und Musik-Instrumente, die bleiernen Spielwaaren, Leder-Arbeiten, eiserne Oefen und Geldschränke. In großen, langen Reihen sind die ausgezeichneten Produkte der preußischen Tuchfabriken aufgestellt, die für sich allein schon einen ansehnlichen Basar bilden, daneben befanden sich auch andere wollene Stoffe. Begeben wir uns nun nach oben, so finden wir auch dort in der preußischen Ausstellung einen Mittelpunkt, wie er in den unteren Räumen von den drei großen Logen gebildet wird. An der hinteren Wand nämlich ist in einer großen Mauernische eine elegant verzierte hölzerne Loge errichtet, die durch eine Balustrade von den Gängen abgeschieden ist. Eine Treppe von wenigen Stufen führt zu dieser Loge; zu beiden Seiten stehen viereckige Säulen, welche von Adlern gekrönt werden. An der Loge selbst bemerkt man die Büsten von Schinkel und Beuth, den beiden Hauptbeförderern des Umschwunges in der preußischen Kunst und Industrie. Rings umher sind die schönsten Blätter aus den von der preußischen Regierung herausgegebenen Musterblättern für Künstler und Handwerker, ferner die architektonischen Werke Schinkel's, das neueste, auf Staatskosten herausgegebene Werk über die christlichen Baudenkmäler Konstantinopels und mehrere andere Kupferwerke ausgestellt. Endlich befindet sich dort das von den rheinischen Städten dem Prinzen von Preußen überreichte Album. Um diesen Mittelpunkt nun gruppiren sich zunächst zwei der Hauptzweige preußischer Industrie, nämlich die Produkte der schlesischen, westfälischen und rheinischen Leinwandfabriken, so wie die Wollenstoffe, unter denen besonders die Plüsche eine bedeutende Rolle spielen. Ferner finden wir die rheinischen Seiden- und Sammet-Fabrikate in großer Reichhaltigkeit, wobei wir freilich an die Abwesenheit der Berliner Seidenfabriken erinnert werden; dann die Teppiche, Wachstuche, die Stroh- und Filzhüte und die fertigen Kleidungsstücke. Auf zwei großen Tafeln sind auch die Erzeugnisse der Buchdruckerkunst, Lithographie, überhaupt der graphischen Künste, ausgelegt. Besonders hervorzuheben sind hier die schönen Chromolithographieen, die architektonischen Werke und die geographischen Karten. Leider aber zeigen sich auch hier sehr bedauerliche Lücken, indem mehrere der bedeutendsten preußischen Buchdruckereien und Verlagshandlungen gar nichts gesandt haben.

Wenn schon die erwähnten Theile der preußischen Ausstellung dem Besucher einen hohen Begriff von der Bedeutung preußischen Gewerbsteißes beibringen, so wird dieser Eindruck beim Anblick der in dem großen Annexe angestellten Gegenstände noch gesteigert. Dort nämlich entfalten sich die Schätze der rheinischen, westfälischen, sächsischen und schlesischen Bergwerke und Hütten, besonders Eisen, Kohlen und Zink. Dort findet man die Erzeugnisse der preußischen Maschinenbau-Anstalten: Lokomotiven, Dampfmaschinen, Destillir- und Siede-Apparate, ferner Eisenbahnschienen und rohen Gußstahl in den prächtigsten Stücken, die verschiedenen landwirthschaftlichen Produkte, Chemikalien, Töpferwaaren und Sattler-Arbeiten, kurz, Alles, was auf die Rohstoffe und deren erste Verarbeitung Bezug hat. Wenn diese Gegenstände weniger dem Auge schmeicheln, als die im Hauptgebäude ausgestellten, so bieten sie dafür um so größeres Interesse für alle diejenigen dar, welche die Grund-Elemente des preußischen National-Reichthums, seine ökonomischen Verhältnisse, kurz, seine ganze physische Beschaffenheit kennen lernen wollen.

Die österreichische Ausstellung, obgleich nicht ganz so vielseitig, wie die preußische, zeichnet sich doch ebenfalls in einzelnen Zweigen aus. In erster Reihe stehen hier natürlich die böhmischen Glaswaren, die denn auch in außerordentlicher Menge und Mannigfaltigkeit gesandt worden sind. Zwar haben sie an den französischen Glaswaren gefährliche Konkurrenten, namentlich was Geschmack und Form anbelangt; hingegen behaupten sie in der Wärme der Farben, in einzelnen Spezial-Arten und namentlich in der Gravirung ihren alten Vorrang. Das Gegentheil gilt von den venetianischen Gläsern, in denen Niemand das einstmalige Hauptland der Glasfabrication zu erkennen im Stande ist. Auch in der Porzellan-Fabrication ist Oesterreich nicht übel vertreten, besonderen Beifall finden die Figuren und Bisquitgruppen. Vortrefflich sind die gebrannten Thonwaaren, welche namentlich Mähren in reicher und schöner Auswahl gesandt hat. Einen hervorragenden Rang, nicht allein in der österreichischen Ausstellung, sondern überhaupt unter sämmtlichen im Industrie-Palaste befindlichen Erzeugnissen nehmen diejenigen der k. k. Staatsdruckerei zu Wien ein; es herrscht nur eine Stimme der Anerkennung über die staunenswerthe Vielseitigkeit dieser Anstalt, namentlich über ihre galvanoplastischen und galvanographischen Arbeiten, ihre Naturdrucke, ihre Chromolithographieen und über den Reichthum ihrer Matrizen-Sammlung. Einen Glanzpunkt der österreichischen Ausstellung bilden auch die musikalischen und namentlich die Blase-Instrumente. Unter den Gold- und Silberwaaren befinden sich einige größere Arbeiten, namentlich der dem Grafen O'Donnell von der Armee überreichte Schild und mehrere Ehrenbecher. Sehr reichhaltig ist die Klasse der Bijouteriewaaren vertreten, in der wir besonders die böhmischen und tyroler Granaten unter allen Formen antreffen. Was wäre eine österreichische Ausstellung ohne Drechslerwaaren? Diese nehmen denn auch für sich allein fast einen ganzen großen Saal ein. Wir begrüßen hier einen Basar von Pfeifenköpfen und Cigarrenspitzen aus echtem und falschem Meerschaum, von Spazierstöcken mit Knöpfen aus Elfenbein, Horn, Knochen und Metall. Sehr bedeutend ist auch die Tuch-Ausstellung, deren Schränke die Fortsetzung der preußischen Tuchhalle bilden; ferner finden wir in den unteren Räumen die feineren Metall-Arbeiten, Handwerkszeuge und Möbel. Unter letzteren befinden sich zwar einige schöne Stücke, doch nichts besonders Hervorragendes, namentlich wenn man sich des Aufsehens erinnert, welches Oesterreich mit seinen Möbeln auf der Londoner Ausstellung machte. Auf den oberen Galerieen des Industrie-Palastes sind die vorzüglichen Produkte der österreichischen Seidenfabriken aufgestellt; wir finden hier mehrere lange Reihen von Glasschränken, die sogar den gegenüber aufgestellten Lyoner Schränken Achtung gebieten, sowohl was Fülle; als was Schönheit der Stoffe anbelangt. Zu den Seidenwaaren gesellen sich die Shawls, welche ebenfalls in außerordentlicher Menge vorhanden sind. Anerkennen hat Oesterreich in diesem Theile des Gebäudes noch eine Menge von fertigen Kleidungsstücken, darunter namentlich ungarische und wallachische Mäntel und Ueberröcke, die bei den Engländern großen Beifall finden.

Ungemein bedeutend und reichhaltig ist die österreichische Abtheilung im großen Annexe. Wir finden hier, außer Dampfmaschinen, Lokomotiven und Luxuswagen, eine Menge von vorzüglichen landwirthschaftlichen Maschinen und Ackerbauwerkzeugen, sodann die Schätze der Salz-, Eisen-, Kupfer- und Blei-Bergwerke Oesterreichs, Galiziens, Steyermarks, Kärnthens und Istriens, Ungarns und Siebenbürgens; die Bodenprodukte Ungarns, die verschiedenen Weinsorten des Kaiserstaates, Pyramiden von Stearinlichten und Seifen, kurz, den ganzen fast unerschöpflichen Bodenreichthum dieses herrlichen Landes.

(Schluß folgt.)

England.

Der Krieg in Asien.

(Schluß.)

Einem solchen Feldherrn gegenüber, dem seine Kollegen, die beiden Selim-Pascha in Dsurgeti und Bajasid, in Nichts nachgaben, hatten die erfahrenen russischen Generale leichtes Spiel. Der am Tscholuk erlittenen Schlappe folgte die Niederlage bei Bajasid,*) und der Feldzug schloß mit der vollständigen Zersprengung der ottomanischen Armee bei Kurul-Dere. In letzterer Schlacht war der Versasser selbst gegenwärtig, und er läßt der Tapferkeit des gemeinen türkischen Soldaten alle Gerechtigkeit widerfahren, indem er zugleich die von den meisten Offizieren und dem Muschir selbst bewiesene Feigheit mit scharfen Worten brandmarkt. Von den Truppen benahm sich nur die Kavallerie schlecht, während die Russen ihren Sieg hauptsächlich der glänzenden Bravour ihrer Dragoner zu verdanken hatten, welche mit seltener Unerschrockenheit auf die türkischen Batterieen sprengten und die Artilleristen bei ihren Kanonen zusammenhieben. Von ihren eigenen Geschützen niedergeschmettert, wandten sich die Türken zur Flucht; umsonst suchten die ausländischen Offiziere einige Ordnung herzustellen. „General Kmeti zeigte die größte Besonnenheit und Furchtlosigkeit, und seine Brigade hatte vor Ankunft der Dragoner auf einen Augenblick den russischen rechten Flügel zurückgeschlagen. General Guyon machte verzweifelte Anstrengungen, das Schicksal des Tages zu wenden, scheiterte aber an dem feigherzigen Benehmen der türkischen Kavallerie. Zweimal griff Guyon an der Spitze dieser Reiter an; zweimal ward er von ihr im Stich gelassen und entging mit genauer Noth der Gefangenschaft." Der französische Kapitain Belnot, der gleichfalls eine heroische Tapferkeit und Kaltblütigkeit bewiesen hatte, wußte seine Kameraden nach der Schlacht in echt nationaler Weise zu trösten. „Meine Freunde!" rief er, „ich verschere Euch, es ist Alles zum Besten ausgefallen. Hätten wir die heutige Schlacht gewonnen, so wären wir vermuthlich nach Georgien vorgerückt, wo wir ohne Zweifel früher oder später geschlagen worden wären. Ihr seht, welche saure Arbeit schon ein Rückzug von wenigen Stunden ist; denkt Euch also die Unannehmlichkeit, ohne Rast von jenseits Tiflis bis Kars retiriren zu müssen, und noch dazu mit nichts Anderem im Magen, als etwa die Lanze eines Kosaken." Dieser Kapitain Belnot, der sich bei der allgemeinen Niedergeschlagenheit als ein so praktischer Philosoph bewährte, wurde leider, einige Wochen nach der Schlacht von Kurul-Dere, auf der Reise nach Trebisond von den Baschi-Bosuks ermordet.

*) Im Treffen von Bajasid wurden die Russen von dem General Weangel kommandirt, der neuerdings die Garnison von Kertsch befehligte, wo er jedoch nur Gelegenheit fand, sich durch die Gefangennahme des Fürsten Gortschakow auszuzeichnen. Mit ihrer gewöhnlichen Sachkenntniß tiefen die deutschen Zeitungen ihn damals noch immer in Transkaukasien stehen, welches er schon im Herbste v. J. verlassen hatte, und behaupteten steif und fest, daß der in Kertsch kommandirende Wrangel ein anderer sei, als der durch den Sieg bei Bajasid bekannte General dieses Namens. D. R.

„Durch die Niederlage von Kurut-Dere", schreibt der Verfasser, „hat die Türkei viel verloren, aber England noch mehr. Und an wem liegt die Schuld? Zum Theil gewiß an den türkischen Truppen, aber, ich erkläre es feierlich, in noch höherem Grade an England. Den britischen Autoritäten in London und Konstantinopel war der bedenkliche Zustand dieser Armee nicht unbekannt, und durch die Niederlage des Batumer Corps hatten sie kurz vorher eine Warnung erhalten. Die englischen Konsulate in diesem Theile Asiens hatten nicht aufgehört, ihrem verantwortlichen Chef die Rothwendigkeit vorzustellen, eine, wenn auch noch so schwache, englische oder französische Division dahin abzufertigen; dreitausend Bajonnette würden genügt haben, denn es war nichts weiter nöthig, als die Türken durch ein glänzendes Beispiel zu ermuthigen. Das Resultat der Schlacht war dem britischen Einfluß im Orient verderblich. Die Gerüchte von dem Triumph der Russen verbreiteten sich mit gränzenloser Uebertreibung durch das furchtsame Persien und über die kaspischen Steppen bis zu den barbarischen Regionen von China und Bochara. Den Nationen des Ostens prägte sich die Ueberzeugung von der Unüberwindlichkeit der Russen ein, und sie bereiteten sich mit Barbarenlist vor, die aufgehende Sonne anzubeten."

Im Ganzen können wir das Werk des Herrn Duncan als einen der bedeutendsten Beiträge zur Geschichte des gegenwärtigen Krieges empfehlen. Wo er als Augenzeuge spricht, scheint er vollkommen zuverlässig; auf das, was er nach Hörensagen erzählt, ist natürlich wenig zu bauen, da er selbst nicht verhehlt, welche seltsame „Enten" in einem asiatischen Heerlager Eingang finden. „Eines Tages", sagt er, „wurde hier (in Erzerum) das Gerücht ausgesprengt, daß man den Fürsten Menschikow mit 300 Mann zu Gefangenen gemacht habe. „„Man bringe ihn vor mich!"" soll der Sultan ausgerufen haben, und dem kaiserlichen Befehl gemäß wurde Menschikow unter Musikklang durch Stambul geführt. Ein andermal kam ein Courier oder, wie man ihn hier nennt, ein Tatar von spekulativem Geist, auf einem dampfenden Rosse an, wie es schien, ganz erschöpft von seinem scharfen Ritt. Er brachte die Kunde, daß der russische Oberbefehlshaber in den Fürstenthümern, Gortschakov, ebenfalls in Gefangenschaft gerathen sei. Es ist in der Türkei Sitte, daß der Ueberbringer froher Botschaften eine erkleckliche Gratification erhält; und in dieser Erwartung wandte sich unser Freund, der Tatar, an den Gouverneur. Letzterer ließ sich jedoch in diesem Falle nicht täuschen und befahl ihm, statt eines Backschisch, die Bastonade zu geben."

Zum Schluß noch eine Anekdote von Zarif Mustafa Pascha, die den Beweis liefert, wie geschrieben es ist, großen Männern in Allem nachahmen zu wollen. „Seit der Zeit Napoleon's ist es Mode geworden, daß die Feldherren ihre Soldaten an den Ohren zupfen und ihnen ähnliche Liebkosungen zu Theil werden lassen, welche keinen anderen Erfolg haben, als dem Empfänger solcher Gunstbezeugungen lästig zu fallen und den populär sein wollenden General lächerlich zu machen. Zarif Mustafa, der wahrscheinlich von dem unermeßlichen Einfluß gehört hatte, den Napoleon über seine Truppen besaß, und von den handgreiflichen Scherzen, durch welche er sich bei seinen Grenadieren beliebt machte, beschloß, dieses hohe Beispiel nachzuahmen: er näherte sich also einem langen, plumpen Korporal, und mit einer Grimasse, die für ein angenehmes Lächeln gelten sollte, ergriff er den Beginstigten plötzlich beim Ohrlappen. Der Korporal, der an eine solche familiäre Behandlung nicht gewöhnt war, glaubte, daß er sich eines schrecklichen Verbrechens schuldig gemacht habe, und daß dieses gegen sein Ohr verübte Attentat nur das Vorspiel einer noch härteren Strafe sei; er erhob daher ein klägliches Geheul und schrie aus Leibeskräften: Aman, Effendim! Barmherzigkeit, o Herr! Der Muschir, ganz verdutzt über das Fehlschlagen seines Versuche, sich Napoleonische Popularität zu erwerben, machte seinem Zorn durch einige Flüche Luft und eilte dann, sich zu einem anderen Regiment zu begeben, indem er den Korporal und seine Gefährten, welche die feine Politik ihres Chefs nicht begriffen, in den Glauben zurückließ, daß sie kaum auf eine eben so ungerechtfertigte als unerklärliche Weise mißhandelt."

Nord-Amerika.

Aus den Memoiren einer aus Frankreich vertriebenen Hugenottenfamilie.*)

Ein unter dem Titel: „Memoiren einer hugenottischen Familie" in New-York veröffentlichtes Werk enthält: eine Autobiographie von Jacques Fontaine, ein Tagebuch von Jean Fontaine, einem seiner Söhne, und Briefe von Marie Anne Mourg, seiner Tochter, und von anderen seiner Kinder und Enkel. Der interessanteste und umfangreichste Bestandtheil dieser Memoiren ist die Autobiographie von Jacques Fontaine, einem hugenottischen Geistlichen, der 1685 mit seiner Familie aus Frankreich vertrieben wurde. Um eine Vorstellung von dem Ton zu geben, in welchem die Autobiographie geschrieben ist, theilen wir den Anfang derselben mit. Nachdem der Verfasser den ganzen Psalm 78 niedergeschrieben, fährt er also fort: „Ich, Jacques Fontaine, habe diese für meine Kinder bestimmte Geschichte zu schreiben angefangen am 26. Tage des März 1722, in meinem vierundsechzigsten Lebensjahre. Von dem, was sich vor meiner Geburt zugetragen, habe ich Kenntniß durch meine Mutter, meine ältere Brüdern, meine Tante Bouquet, die Schwester meines Vaters; und ich bin fest überzeugt, daß Alles, was ich hier erzählen werde, streng wahr ist. Indem ich meine eigenen Erlebnisse und die hauptsächlichsten Ereignisse aus dem Leben Eurer Vorfahren für Euch niederschreibe, wünsche und hoffe ich, daß die frommen Vorbilder Derer, von denen Ihr abstammt, Eure Herzen erwärmen und einen Einfluß auf Eure Lebensweise ausüben mögen. Ihr werdet nicht ermangeln, die Hand der Vorsehung darin zu erkennen, von welcher dieselben in den Zeiten der Verfolgung geführt worden sind; und ich hoffe, daß Ihr und Eure Nachkommen in dem Bekenntniß der reformirten Religion, dieser heiligen Religion, welcher Eure Vorfahren mit Gefahr ihres Lebens treu geblieben sind, eben so fest und unerschütterlich bleiben werdet."

Man könnte nach diesem Eingange glauben, daß die nun folgende Darstellung nur Züge religiöser Hingebung oder mystische Herzensergießungen enthalte. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Jacques Fontaine ist nicht blos Märtyrer, sondern auch Abenteurer, nicht blos evangelischer Prediger, sondern auch Mann der Industrie, nicht blos ein Bruteus, sondern auch ein für die gute Versorgung seiner Kinder thätig sorgender Familienvater. Von seinem Geburtslande hatte er einen lebendigen und klaren Geist und ein warmes Herz: die beiden Länder (England und Amerika), in denen er sich heimisch gemacht, haben ihm das Abenteurergenie und das Talent, sich überall gut aus der Affaire zu ziehen, gegeben; von seinen Glaubensgenossen endlich hat er die mit einem weltlichen und praktischen Sinne Hand in Hand gehenden, aufrichtigen, religiösen Ueberzeugungen, und die biblische Ausdrucksweise. Der Verfasser erzählt nun, daß seine Vorfahren ihren Namen de la Fontaine geschrieben, und daß sein Urgroßvater unter Franz I. und bis zur Zeit Karl's IX. eine hohe Stellung bei Hofe eingenommen. Als die Reformation in Frankreich gepredigt wurde (gegen 1535), schloß die Familie sich derselben mit feurigem Eifer an. Der im Dienste unter vier Königen von Frankreich gran gewordene Urgroßvater wurde in einem gegen die Hugenotten ausbrechenden Tumult vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder ermordet.

Der Verfasser erzählt weiter, daß er von seinem vierten Lebensjahre an in Nachahmung seines Vaters, welcher Prediger an der Kirche von Baux und Royan bei Saintonge war, seinen Schwestern und den Domestiken das Evangelium vorgelesen habe. Als er 1684 nach Beendigung seiner Studien im College zu Bordeaux in die Heimat zurückgekehrt war, wurde sein Oheim, der nach seinem Vater die Predigerstelle in Baux erhalten hatte, ins Gefängniß geschleppt und die Kirche geschleift; die ihres Hirten beraubte gläubige Schaar war gemüthigt, ihren verbotenen Gottesdienst in den Wäldern abzuhalten. Jacques Fontaine wagte es, die Gemeinde in seinem Hause zu versammeln und in der Versammlung als Prediger aufzutreten. Er wurde verhaftet, nach Saintes gebracht, vor Gericht gestellt, zu einer Geldstrafe von 100 Livres verurtheilt und für unbrechtigt erklärt, eine geistliche Amtshandlung zu verrichten. Das Parlament von Bordeaux, an welches er appellirte, vernichtete das Urtel erster Instanz und entschied zu seinen Gunsten. Aber es kam nun die große Verfolgung des Jahres 1685. In einer zu Royan stattfindenden Versammlung der Geistlichen und Gemeindeältesten trug der junge Fontaine sein Bedenken, den aktiven Widerstand in Vorschlag zu bringen. Bald waren die Dragoner da und mit ihnen alle Schrecken der Religionsverfolgung. Jacques Fontaine entkam nach unsäglichen Strapazen, Mühen und Gefahren mit mehreren Verwandten und Glaubensgenossen nach England. Unter den Emigrirten befand sich auch Anna Elisabeth Bourfiquet, die Fontaine's Frau wurde. Diese Verbindung hätte durch einen sonderbaren Zwischenfall leicht gefährdet werden können. Der Wirth Fontaine's in Barnstaple hatte eine schon etwas bejahrte Schwester; diese faßte eine leidenschaftliche Liebe zu dem jungen Flüchtling und machte ihm sehr verständliche Eröffnungen. Unser Held aber widerstand und heirathete das Mädchen seiner Wahl, obwohl er Gefahr lief, die Gunst seines Wirths und die Unterstützungen, die ihm sehr nöthig waren, zu verlieren. Er konnte seinem praktischen Sinne vertrauen. Der äußerst billige Brodpreis in England brachte ihn auf eine Speculation. Er nimmt, was er an Geld besitzt, verkauft einige Gegenstände von Silber, auch die Kleinodien seiner Frau, und unternimmt mit seinem Wirth das Geschäft, ein mit Getraide beladenes Schiff nach Frankreich zu schicken und mit Bordeauxweinen beladen zurückkommen zu lassen. Unglücklicherweise war der König von Frankreich sein Kunkurrent. Das Geschäft hatte daher natürlich einen nicht sehr günstigen Erfolg. Fontaine läßt sich nun bei einer kleinen französischen Gemeinde als Prediger anstellen. In dieser Stellung führt er aber fort, auch seinen industriellen Unternehmungen nachzugehen:

*) Memoirs of a Huguenot Family &c. by Anne Maury. New-York, G. P. Putnam.

Digitized by Google

„Ich miethete", erzählt er, „das schönste Haus auf dem Marktplatze von Taunton. In dem obersten Stockwerk stellte ich Webestühle auf; die unteren Etagen vermiethete ich vortheilhaft, und in dem Gewölbe verkaufte ich holländische Leinwand, Stahl- und Zinnwaaren, Kastorhüte, die von Emigranten gemacht waren, Trauben von Alikante und Malaga u. dgl." Die Denunciation verschiedener Konkurrenten bringt ihn vor den Gerichtshof per „Aldermen". Hier fährt er selbst auf die gewandteste Weise seine Vertheidigung; er räumt ein, daß er, in einer anderen Lehre, als in der der Bücher und des evangelischen Predigamts, nicht gewesen. „Aber," fügt er hinzu, „seitdem ich in diese Stadt gekommen, habe ich eingesehen, daß die Wissenschaft ohne Geld wie ein Baum ohne Frucht betrachtet wird. Ich habe arme Handwerker durch ihre Arbeit reich werden sehen. Da habe ich denn die Wissenschaft an den Nagel gehängt und es, wie sie, zu machen versucht." Der Richter hob zu Gunsten des Angeklagten hervor, daß der König Karl II., indem er den französischen Flüchtlingen sein Land als Zufluchtstätte eröffnet, nicht könne die Absicht gehabt haben, ihnen den Erwerb des nöthigen Unterhalts zu erschweren. „Wird die Gemeinde den Unterhalt für sie aufbringen wollen?" fragte er zum Schlusse. Da auf diese Frage keine Erwiederung folgte, wandte er sich an den Angeklagten mit den Worten: „Herr Fontaine, Sie können sich entfernen; es ist kein Gesetz da, welches gegen Sie spräche. Wir werden Ihnen danken, wenn sie sich Ihren Unterhalt erwerben. Gott segne Sie und ihre Arbeit!"

Die Revolution von 1688 unterbrach weder die evangelischen Predigten, noch die industriellen Speculationen Fontaine's. Nun siedelte er nach Cork in Irland über, wo die kleine calvinistische Gemeinde einen Prediger brauchte, und wo außerdem mit wollenen Geweben gute Geschäfte zu machen waren. In Taunton hatte er mit gutem Erfolge die Fabrication einer Art von Serge betrieben. In Cork waren Flanelle sehr begehrt. Unser spekulativer Held hatte bald geeignete Prozeduren gefunden, solche Zeuge anzufertigen und zu färben.

Leider erschien bald ein Parlamentsbeschluß, der die Ausfuhr wollener Gewebe aus Irland verbot. Fontaine verkaufte sein Geschäft, kaufte ein einsam gelegenes Landgut mit Fischerei und siedelte mit seiner Familie über. Von Seeräubern aus Saint-Malo, welche die Küsten Irlands heimsuchten (England befand sich im Kriege mit Frankreich), angegriffen, hält die kleine Kolonie Fontaine's eine förmliche Belagerung aus. Sie ist aber bald genöthigt, sich zu ergeben. Das Haus wird geplündert, und der Vater und einer der Söhne werden als Gefangene auf das Schiff der Seeräuber gebracht. Madame Fontaine, welche, wie ihre Kinder, thätigen Antheil an dem Vertheidigungskampfe genommen, rafft eine Summe von dreißig Pfund Sterling zusammen, um dieselbe dem Kapitain zu bringen. Dieser willigt ein, dafür den Vater freizugeben, falls sie ihm noch eine größere Summe bringe, für welche der Sohn ihm noch haften müsse. Die Scene zwischen dem alten Seewolf und der eifrigen Protestantin ist höchst charakteristisch. „Als er ihr wegen des Muthes, den sie bewiesen hatte, seine Huldigung darbrachte und ihr sagte, daß sie ihm wie eine zweite Judith vorkäme, erwiederte sie ihm: Ich hätte mich mehr geehrt gefühlt, wenn Ihr mich der Deborah verglichen hättet; aber es kann nicht besremden, daß Ihr mit dem, was in der Bibel steht, nicht vertraut seid, da man Euch verbietet, sie zu lesen."

Das Ereigniß der Belagerung von Bear-Haven (so hieß Fontaine's Besitzung) erlangte eine gewisse Berühmtheit. „Mein und meiner Frau Name", schreibt Jacques Fontaine, „wurde durch die Zeitungen, welche die Geschichte unserer Vertheidigung berichteten, in ganz Europa bekannt." Eben so gewandt als Diplomat, wie unerschrocken als Kämpfer, brachte unser Held es dahin, daß die englische Regierung ihm nicht blos rühmliche Anerkennung, sondern auch einen hinreichenden Schaden-Ersatz bewilligte, und bei den französischen Behörden setzte er es durch, daß ihm sein Sohn ohne Lösegeld ausgeliefert wurde.

Hiermit endigte das Kriegsleben Fontaine's. Er führte von da ab ein friedliches Leben in Dublin, wo er eine Schule für die lateinische, die griechische und die französische Sprache eröffnete. Die Sorge für die Erziehung und die Zukunft seiner zahlreichen Familie nahmen bald alle seine Zeit, die er nicht dem geistlichen Amt zu widmen hatte, in Anspruch. Gegen 1714 wanderte ein Theil seiner Nachkommenschaft nach Virginien aus, wo dieselbe gegenwärtig eine Stellung in der Gesellschaft einnimmt, welche der Herausgeber der vorliegenden Memoiren als „comfortable" bezeichnet.

Mannigfaltiges.

— Minutoli über Portugal. Der königliche preußische Generalkonsul für Spanien und Portugal, Frhr. Dr. Julius v. Minutoli, hat seinem vor zwei Jahren herausgegebenen Werke über „Spanien und seine fortschreitende Entwicklung" jetzt auch eine ähnliche statistisch-geographische Arbeit über Portugal folgen lassen.*) Mit Ausnahme einiger englischen Autoren, welche jedoch immer nur vom egoistischen Gesichtspunkte des Methuen-Vertrages die Zustände Portugals betrachteten und beurtheilten, hat sich die europäische Statistik fast noch gar nicht mit diesem Lande beschäftigt. Es ist zu erwarten, daß der jetzt von England am lautesten gepredigte Kreuzzug gegen die von ihm selbst früher hervorgerufenen Handelsmonopole bald auch Portugals Handel dem Verkehr der übrigen Nationen wieder ganz zugänglich machen werde. Deshalb sind solche Arbeiten, wie die des Herrn v. Minutoli, die einen Einblick in die Verwaltungszweige, die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben, die Staatsschulden und die anderen statistischen Verhältnisse der pyrenäischen Halbinsel gewähren, jedenfalls sehr dankenswerth. Das Buch über Spanien ließ allerdings, was Anlage, Ausführung und statistische Genauigkeit betraf, Manches zu wünschen übrig, und auch an die Arbeit über Portugal darf nicht der Maßstab ähnlicher Werke über mitteleuropäische Staaten gelegt werden. Erwägt man jedoch, wie wenige Hülfsmittel und Quellen dem Verfasser bei dieser Arbeit zu Gebote standen, so wird man demjenigen, was er mit wohlwollender Unterstützung der Regierung des jetzigen Königs-Regenten zu Stande gebracht, seine Anerkennung nicht versagen können.

— Amerikanische Celebritäten. Der englische Rechtsgelehrte Weld, der die volumindse Reiseliteratur über die Vereinigten Staaten so eben durch die Beschreibung eines von ihm nach der großen transatlantischen Republik unternommenen Ausflugs vermehrt hat,**) erzählt Folgendes über einen Besuch bei dem Dichter Longfellow und dem Naturforscher Agassiz in dem Badeorte Nahant, unweit Bostons: „In einem Häuschen, das etwas weniger häßlich war, als seine Nachbarn, fand ich Mr. und Mrs. Longfellow, die mir ein Willkommen gaben, das ihrem Rufe der Liebenswürdigkeit und Gastfreiheit in jeder Weise entsprach. In der That bin ich selten mit Jemandem zusammengetroffen, der in höherem Grade das Talent besaß, einem Fremden das Gefühl des Heimischseins mitzutheilen, als dieser gefeierte Dichter. In seiner Begleitung begab ich mich zum Professor Agassiz, an den ich einen Empfehlungsbrief von meinem Freunde, dem Professor Owen, hatte. Dieser Besuch war für mich höchst angenehm und lehrreich; denn wir fanden den berühmten Gelehrten mit seinen embryologischen Untersuchungen beschäftigt, welche seine Zeit während der letzten funfzehn Jahre in Anspruch genommen haben. Sein hiesiger Aufenthalt ist vortrefflich zu diesen interessanten Forschungen geeignet, da die Lage der Felsen ihm bei niedrigem Wasserstande eine Menge von Bassins darbietet, die mit Seethieren angefüllt sind. Agassiz, der sein festes Domizil bei der Harvard-Universität hat, wo er eine Professur bekleidet, widmet sich in den Sommermonaten ausschließlich diesem seinem Lieblingszweige der Naturgeschichte, wofür er im Hause seines Schwiegervaters zu Nahant mit den reichlichsten Hülfsmitteln versehen ist." — Nach Tische fuhr Longfellow mit unserem Touristen nach Lynn, um den Abend bei dem Historiker Prescott zu verbringen. „Die Unterhaltung wandte sich bald dem literarischen Gebiete zu, indem sie sich namentlich um die quaestio vexata des internationalen Eigenthumerechts drehte, und es traf sich zufällig, daß während unserer Diskussion Herr Prescott Briefe aus England empfing, durch welche er benachrichtigt wurde, daß in Folge der Entscheidung des britischen Oberhauses gegen das literarische Eigenthumsrecht von Ausländern kein Kontrakt mit einem Londoner Verleger wegen eines neuen historischen Werkes, für welches er 6000 Pfd. St. erhalten sollte, voll und nichtig geworden sei. Bei einer so verdrießlichen Nachricht würde Mancher wohl einige Gemüthsbewegung verrathen haben; was aber Herr Prescott auch empfinden mochte, in seinem Benehmen gab sich nicht die mindeste Veränderung kund. Der Leser wird mit Vergnügen erfahren, daß, obgleich das Gesicht des berühmten Historikers noch immer schwach ist, es sich doch insoweit verbessert hat, daß er ohne Hülfe eines Apparats schreiben kann."

*) Portugal und seine Kolonieen im Jahre 1854. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cottascher Verlag, 1855.

**) A Vacation Tour in the United States and Canada. By Charles Richard Weld, Barrister-at-Law. London, Longman & Co. — Herr Weld ist, wie wir aus seinem Buche erfahren, der Stiefbruder eines früheren, durch seine auch ins Deutsche übersetzten „Travels in America in 1795—97" bekannten Reisenden dieses Namens, den er öfter citirt, um die unermeßlichen Veränderungen zu zeigen, die in dem zwischen dem Erscheinen der beiden Werke verflossenen, fast sechzigjährigen Zeitraume in den Vereinigten Staaten stattgefunden haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche der Post- und Buchhandel entrichtet.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. No. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 101. Berlin, Donnerstag den 23. August 1855.

Italien.

A. v. Reumont's Beiträge zur italiänischen Geschichte.*)

Die von dem neuesten Biographen Newton's erfolgte Wiederaufrichtung einer einst mit großer Leidenschaftlichkeit geführten Kontroverse hat uns bereits Gelegenheit gegeben, auf die beiden letzten Bände von A. v. Reumont's Beiträgen zur italiänischen Geschichte hinzuweisen und über die darin enthaltene Abhandlung zu berichten, welche Leibniz in seinen Beziehungen zu italiänischen Gelehrten darstellt. Je weniger die Hervorhebung einer solchen Einzelnheit geeignet ist, die große Mannigfaltigkeit, welche die neueste Publication des gelehrten Kenners der italiänischen Geschichte ausweinet, in das gehörende Licht zu stellen, desto mehr halten wir uns verpflichtet, darauf zurückzukommen, obgleich wir sie fühlen, daß es gerade hinsichtlich dieses Historikers besonders schwierig ist, das Reichhaltige und Neue seiner Arbeiten unseren Lesern im Abriß auf entsprechende Weise vor Augen zu führen. Hierzu genügt nicht die Angabe des Haupt-Inhalts der einzelnen Abhandlungen: A. v. Reumont weiß überall die Fülle seiner detaillirten Kenntnisse wuchernich zu verwerthen; er liebt es, in seine Darstellungen zahlreiche Episoden zu verflechten, die in keinem nothwendigen Zusammenhange mit dem Hauptthema stehen, an das Auftreten historischer Persönlichkeiten genealogische Untersuchungen zu knüpfen, die tief in die Jahrhunderte zurücksteigen, und die Erwähnung historischer Lokalitäten mit reichen archäologischen Arabesken zu umgeben. Man findet deshalb in seinen Abhandlungen meistens viel mehr, als ihr Titel besagt, während andere wiederum nur eine Seite des Themas bis in das genauste Detail ausführen. Manchem Leser wird diese Behandlungsart wenig zusagen: aber wenn der lockere Zusammenhang des Einzelnen, das kecke Zurück- und Hinübergreifen in längst vergangene und in spätere Zeiten, wie es durch die zahlreichen Episoden bedingt wird, der klaren Uebersicht, der künstlerischen Form und dem ruhigen Genuß Abbruch thut, so wird auf der anderen Seite die Befriedigte des Lesers durch einen Schatz sporadisch eingeschalteter interessanter Notizen reichlich entschädigt. Diese Eigenthümlichkeit des Schriftstellers wird uns entschuldigen, wenn wir, Angesichts der Unmöglichkeit, eine vollständige Uebersicht dessen zu bieten, was der Leser im dritten und vierten Bande der Beiträge zur italiänischen Geschichte finden kann, bei den meisten Artikeln uns mit einigen kurzen Andeutungen begnügen und nur bei einem längere Zeit verweilen.

Der dritte Band beginnt mit einer Abhandlung, „Kardinal Wolsey und der heilige Stuhl", in welchem die Bemühungen auseinandergesetzt werden, dem englischen Prälaten nach dem Tode Leo's X. und Hadrian's VI. die Papstwürde zu verschaffen. Es werden zu diesem Behufe Auszüge aus den von Lanz veröffentlichten Aktenstücken und Briefen zur Geschichte Karl's V. und aus dem sechsten und siebenten Bande der in London herausgegebenen „State Papers" mitgetheilt.

Ungleich mannigfaltiger ist der folgende Aufsatz: „Gaeta. Erinnerungen aus dem Jahre 1849", — in welchem wir einen bunten Kranz historischer Reminiszenzen und archäologischer Bemerkungen finden, wie sie einem so gründlichen Kenner Italiens in dem genannten Jahre bei Nennung des Namens Gaeta wohl beifallen mochten. Nachdem der Verfasser daran erinnert, daß auch Papst Eugen IV. im Jahre 1434 Rom verlassen und nach Livorno flüchten mußte, daß im Jahre 1118 der eben gewählte Papst von den Kaiserlichen aus Rom vertrieben wurde, in Gaeta sich weihen ließ und hier den Namen Gelasius II. annahm, — bei welcher Gelegenheit die Ansprüche der Familie der Caetani, welche diesen Papst und die alten Herzoge von Gaeta in ihre Genealogie zieht, zurückgewiesen werden; nachdem er des großen Kirchen-Schismas gedacht, welches zwar nicht in Gaeta, aber in dessen Nähe, in Fondi, durch die hier erfolgte Wahl des Gegenpapstes Clemens VII. seinen Ursprung nahm und in den Kreis der an Gaeta sich knüpfenden Erinnerungen um so mehr eingereiht zu werden verdient, als dieser Papst sich hier einschiffte, um sich nach Avignon zu begeben, und später der von dem Konzil zu Pisa abgesetzte Papst Gregor XII. sich längere Zeit in Gaeta aufhielt: nach Anführung dieser Einzelnheiten wendet sich der Verfasser zur Schilderung dieses abgelegenen Ortes, die er wiederum durch zahlreiche historische Episoden zu beleben sucht. Wir heben nur einzelne Züge zur Charakteristik des armseligen Städtchens hervor, welches im Jahre 1849 das Oberhaupt der katholischen Christenheit und den König von Neapel in seinen Mauern beherbergte und seine friedliche Stille plötzlich mit dem bewegten Treiben vertauschte, das von der Anwesenheit so hoher Gäste ungertrennlich war.

Von dem Gebirgsknoten bei Itri und Fondi zieht sich ein Hügelrücken südostwärts nach dem Meere hin, wo er sich, nachdem er sich bereits fast ganz verflacht hat, plötzlich zu zwei durch eine Einsattelung getrennten kolossalen Felsenmassen erhebt, welche als drohendes Bergvorgebirge mit steilen Wänden in die See hineinragen. Auf diesen Felsenkuppen, die durch einen schmalen sandigen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängen, liegt Gaeta, der größere Theil der Stadt und das alte Kastell auf der westlichen niedrigeren Kuppe. „Es giebt kaum einen eigenthümlich überraschenderen Anblick, als den, welchen diese Massen von der Seeseite darbieten. Schroff steigen sie auf der an ihrem Fuße brandenden Fluth empor, die sie gleichsam überhangen; tief eindringende Spalten klüften die Kalkfelsen, welche, von dunkler, schwärzlich-brauner Färbung, mit der weißschäumend in ihre Risse und Grotten dringenden Welle einen schlagenden Kontrast bilden. Ueber die halbe Höhe hinaus beginnen auf der größeren der Massen die Festungswerke und umfangreichen Kasematten, welche sich um die Felsen nach der Landseite herumziehen, und Mauerlinien steigen aufwärts nach einem prächtigen Rundbau altrömischer Zeit (dem Grabmal des Munatius Plancus), dessen ragende Lage die Gegenwart zu einem Telegraphen benutzt hat. Die niedrigere Kuppe jedoch ist auf der Seeseite bis zu ihrer von Kastell und Leuchtthurm überragten Spitze ohne Werke: die Natur ist hier der Kunst zuvorgekommen, indem sie einen festen Platz schuf, mit welchem, sieht man auf dieses Naturwirken, wenige sich messen dürften." Der Hafen der Stadt ist nicht groß, aber tief und gegen die Westwinde vollkommen geschirmt. „Gaeta hat wahrscheinlich keinem Reisenden, kam er nicht direkt von der Barbareskenküste, einen angenehmen Eindruck gemacht. Die ganze Stadt besteht eigentlich aus einer einzigen, am Fuße der Felsenmassen sich hinziehenden, zu verschiedenen Plätzen sich verbreiternden Straße, welche diesen Namen verdient; denn längs derselben steigt das Erdreich sogleich in die Höhe, und an einigen Stellen ist der Raum so beschränkt, daß nur auf der einen Seite Wohnungen stehen, während die andere nach dem Strande zu nichts als Mauer und Batterie hat. Auf der kleineren Kuppe jedoch, dem Hauptheil der alten eigentlichen Stadt, decken die Häuser die ganze Nordseite bis zur Spitze. Man steigt Gäßchen hinan, so enge, daß zu Zeiten zwei einander Vorübergehende nur mit Mühe Raum finden, theils aus ordentlichen Stufen gebildet, theils in den Felsen gehauen, häufig von Bogen überwölbt, durch welche die himmelhohen Mauern sich gegenseitig stützen, häufig von gewölbten Durchgängen überdrückt, unter denen die Hausthüren sich öffnen. Alles so schmal und winklig, als wäre es die Absicht gewesen, das Tageslicht völlig auszuschließen. Es ist der entschieden maurische Charakter, wahrscheinlich durch die Arabern dahin verpflanzt, gefördert durch die Enge des Raumes, bedingt durch die Eigenthümlichkeit des Terrains. Kaum begreift man, wie es möglich ist, in manchen dieser Häuser zu leben, in welche nie der Sonnenstrahl dringt, wenn man etwa die obersten Räume ausnimmt, zu welchen einige Dutzend beschwerlich zu erklimmender Stufen hinaufführen. An diesen Stellen hat sich das Mauerwerk der Felswand vermählt: man kriecht wie durch eine Kluft, und eisig-feuchte Luft erzeugt auch im höchsten Sommer ein Frösteln."

Das ist der elende Ort, der 1849 den Papst und den König, geistliche und weltliche Würdenträger, das diplomatische Corps Roms und Neapels in sich aufnehmen sollte. Nie mochten diese vornehmen Herren mit solchen Unbequemlichkeiten zu kämpfen gehabt haben als

*) Dritter und vierter Band. Berlin, Decker, 1855.

in diesem traurigen Exil. „Im Winter", sagt A. v. Reumont, „erfrieren sie, im Sommer ersticken sie, und alle Sorge, welche der aufmerksame und gefällige General-Quartiermeister und Helfer in aller Noth, der neapolitanische Major de Jongh, seinen Pflegebefohlenen angedeihen ließ, vermochte die Wohnungen nicht zu bessern, die winterliche Feuchtigkeit nicht zu bannen, die Thüren und Fenster der italiänischen Eigenthümlichkeit des Nichtschließens nicht zu entwöhnen, die Treppen nicht zu ebnen, noch den in solchen Standesverhältnissen gewöhnlichsten Comfort herbeizuschaffen. Das Mögliche geschah, wenn man die Hülfsmittel eines solchen Ortes in Erwägung zieht, welchen der König nur gelegentlich zu militairischen Zwecken auf kurze Zeit besucht, und wo Reisende einige Stunden zubrachten, die merkwürdige Lage und die berühmten Werke zu betrachten. Und nun plötzlich diese ganz unvorhergesehene Ueberfluthung, wie bei einem großen Staaten-Kongreß: päpstlicher und königlicher Hof, Kardinals-Kollegium, hohe Geistlichkeit, Botschafter und Gesandte, und was daran hängt — man denke sich die Verlegenheit und Noth!"

Das stattlichste Gebäude Gaeta's ist der sogenannte königliche Palast, ein bescheidenes zweistöckigtes Haus im schmalsten Theile der Stadt, welches von seinem obern Geschoß eine angenehme Aussicht auf den Golf darbietet. Hier wurden in das obere Stockwerk der Papst und der Kardinal Antonelli einquartiert; im unteren wohnte der neapolitanische Gesandte Graf Ludolf. König Ferdinand hielt in dem ehemaligen Offizier-Casino Hof. Die anderen Würdenträger mußten in Privathäusern ein Unterkommen suchen.

Nach dieser Skizze wendet sich der Verfasser zu den architektonischen Merkwürdigkeiten der Stadt, zunächst zu den Kirchen, wobei er eine anschauliche Schilderung der Kathedrale St. Erasmo liefert, dann zu den Festungswerken, deren Beschreibung ihm Gelegenheit zu ausführlicheren historischen Episoden über die Belagerungen Gaeta's bietet, endlich zu den römischen Alterthümern, unter denen das Grabmal des Munatius Plancus die erste Stelle einnimmt. Hierauf führt er den Leser in die Umgegend, zu Formia's weinreichem Strande. „Es ist eine wunderbar schöne Gegend. Von den Bergen, die in geringer Entfernung vom rasch aufsteigenden Ufer sich erheben, hat der Regen allmählich den größten Theil des angeschwemmten Erdreichs weggeschwemmt; an ihrem Fuße hat es sich gestaut, und theils zwischen Felsenblöcken gehemmt, theils durch zahlreiche Steinwälle und Mauern zurückgehalten, bildet es eine ziemlich breite Zone tiefen, braunrothen, fruchtbaren Bodens, in deren oberen mehr steinigen Regionen Oelbaum und Rebe vortrefflich gedeihen, während die unteren, dem Meeresstrande sich nähernden Abhänge große Garten bilden, in welchen Citrone und Orange in der seltensten Fülle blühen. Wenige Orte Italiens vergegenwärtigen gleich diesem Mignon's Lied. Von den mit des Südens edlen Bäumen waldähnlich gefüllten Terrassen blicken weißschimmernd die Villen der beiden an einander gehängten, meist unter dem gemeinsamen Namen Mola di Gaeta begriffenen Ortschaften Castellone und Mola. Die beiden ansehnlichsten dieser Villen sind in Gasthöfe verwandelt, Villa Cicerone, welche diesen Namen wohl usurpirt hat, und Villa Capofele. . . Ueberaus anmuthig ist der Blick vom Portikus der letzteren, namentlich aber von dem dem Meere zugewandten Balkon aus. Zu Terrassen senken sich die Gärten nach dem Strande hinab, mit Laubdächern, an denen Rebengirlanden sich emporranken, — weithin schweift das Auge über einen Wald von Limonien- und Orangenbäumen, aus denen hier und da die glühenden Blüthen des Granatbaumes neben dem glänzenden Weiß der Magnolie, die dunkle Cypresse neben dem salben Laub des Oelbaums hervorragen, der Duft an warmen Abenden von betäubender Stärke. Zu beiden Seiten beschreibt die Bucht, in deren Tiefe wir uns befanden, einen Bogen: zur Rechten thürmen sich die ernsten Bergmassen, an denen auf der römischen Straße Itri und Fondi liegen; zur Linken zieht sich in den schönsten Formen das Gebirge hin gegen den Garigliano und Volturno, Europa's fruchtbarsten Landstrich, Terra di Lavoro, säumend, um sich mit der großen Apenninenkette zu verbinden." Nun wirft der Verfasser einen Blick auf die Geschichte der reizenden Gegend. Anknüpfend an die noch vorhandenen Ueberreste des Alterthums, verweilt er bei den glänzenden Zeiten des alten Rom, in denen sich auch am Golf von Gaeta Villa neben Villa erhob, schildert die Ruinen von Cicero's Formianum im Garten von Capofele, das angebliche Sepolcro di Cicerone, die kyklopischen Bauten bei Mola u. s. w., und gedenkt schließlich der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1503, als Gonsalvo de Cordova am Garigliano die Franzosen schlug und, den Flüchtlingen nachstürmend, Gaeta zur Uebergabe zwang.

Nach diesen zum Theil anziehenden Episoden wendet sich A. von Reumont wieder zu seinem Hauptgegenstande, dem Aufenthalte des Papstes in Gaeta. Am Abend des 24. Novembers hatte der heilige Vater, in Begleitung des bayerischen Gesandten, Grafen Spaur, Rom verlassen; er stieg zu Gaeta in einem bescheidenen Gasthause, il Giardinetto, ab, während sein Reisegefährte nach Neapel eilte. Bald erschien in Gaeta auch König Ferdinand mit seiner Familie, „bleibenden Wohnsitz nehmend neben seinem erhabenen Gaste, welchem er nicht müde ward auf jede Weise und in allen Vorkommnissen des öffentlichen und Privatlebens die aufrichtigste Ehrfurcht und Anhänglichkeit zu bezeugen." Allmählich fanden sich in Gaeta auch die Notabilitäten der Kirche und Diplomatie ein; zunächst die anwärtigen Gesandten und ein Theil des Hofstaates; dann viele Kardinäle, die, zum Theil mit Noth der Verfolgung entronnen, hier ihren Wohnsitz aufschlugen. Als vornehmste Gäste stellten sich einige römische Fürsten und Deputationen der Provinzen ein, um den Papst ihrer Treue zu versichern, und nach Ankunft des österreichischen Gesandten, Grafen Moritz Esterhazy, begannen die diplomatischen Unterhandlungen, deren Resultat die Quadrupel-Intervention war. Schiffe aller Nationen füllten den Hafen, den sonst nur unbedeutende Küstenfahrzeuge besuchten: eine spanische Flottille erschien, das französische Linienschiff „Jena", englische und französische Dampfer, piemontesische und neapolitanische Kriegsschiffe kamen und gingen; Stadt und Umgegend wimmelten von Truppen. Hier wurde die letzte Mannschaft eingeschifft, welche dem Fürsten von Satriano bei seinen Operationen gegen Palermo dienen sollte; von hier aus führte der König die neapolitanischen Truppen im April gegen Rom. Mit lebhaften Farben schildert der Verfasser die Unruhe und Ungewißheit jener stürmischen Zeiten, die sich an dem Orte des Exils doppelt fühlbar machen mußten. „Um sich von der hier herrschenden Spannung einen Begriff zu machen, genügt es, sich des Mangels an Einverständniß zwischen den zu gleichem Zweck intervenirenden Mächten zu erinnern, eines Mangels an Einverständniß, der die Mazzinische Republik sich zu schönster Blüthe entwickeln ließ, der die lange Belagerung und die traurigen de Lesseps'schen Unterhandlungen herbeiführte, der den Zweck der Expedition König Ferdinand's vereitelte und das Gefecht von Velletri, wo die völlige Vernichtung der Streitkräfte der römischen Republik in des Königs Hände gegeben war, wenn derselbe seinen Vortheil hätte verfolgen können, in den Augen der Römer gewissermaßen in einen Sieg Garibaldi's overwandelte, weil die Neapolitaner, nachdem sie den Feind geworfen, den Rückzug aus ihrer vorgeschobenen Stellung nach dem eigenen Lande antraten, da die Franzosen gemeinschaftlich mit ihnen zu handeln verweigerten." Endlich, am 4. Juli, gelangte die Nachricht von der Einnahme Roms nach Gaeta, und die Kardinäle della Genga, Altieri und Casoni übernahmen die Verwaltung des Kirchenstaats. Doch erst am 4. September verließ Pius IX. in König Ferdinand's Gesellschaft Gaeta und begab sich nach Portici, wo er den Herbst und den Winter zubrachte. Am 4. April 1850 brach er von hier auf, besuchte am 7ten noch einmal Gaeta, um dem Volke, unter dem er drei Vierteljahre verweilt, seinen Segen zu ertheilen, nahm noch an dem Abende desselben Tages bei dem Großvater l'Epicasso Abschied vom Könige Ferdinand und hielt am 12ten seinen Einzug in Rom. „Es war eine ernste Prüfung, die das Papstthum durchgemacht hatte", so schließt A. v. Reumont seine mannigfaltige Skizze. „Mehr denn fünf Jahre sind seit der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung verflossen, und noch ist der größte Theil des Kirchenstaates von fremden Truppen besetzt, noch lastet auf allen Ständen, aller von oben gemachten Bemühungen ungeachtet, die quälende Ungewißheit der Zukunft zusammt dem unbehaglichen Gebahren der Gegenwart. Nach all den Erfahrungen, nach all den Verlusten, nach all den Demüthigungen, nach all dem Unglück ist von einer moralischen und religiösen Regeneration wenig zu spüren. In Neapel, in Toskana, im Kirchenstaat ist man, was die politische Organisation betrifft, im Allgemeinen zu dem zurückgekehrt, was vor 1848 bestand. Aber das „alte Zeit wird wieder neu" bewährt sich am wenigsten in politischen Dingen. Hoffen wir jedoch, daß für Italien auch die gegenwärtige Zeit, wenn sie selbst schwerlich Etwas gründet für die Zukunft, nicht ganz ohne Früchte und Lehre sein werde."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Nichtpolitische Briefe aus Paris.

Ethnographische Uebersicht der Universal-Ausstellung.

(Schluß.)

So hätten wir nun der deutschen Staaten und ihrer Nebenländer in allgemeinen Umrissen erwähnt und dürfen uns jetzt den fremden Staaten zuwenden. Wir beginnen mit Belgien, welches Oesterreichs Nachbar im Industrie-Palaste ist. Zwei Hauptwege der belgischen Industrie treten uns hier sofort entgegen, nämlich die Tuch- und Gewehr-Fabrication, welche in den Städten Verviers und Lüttich ihre Hauptsitze haben. Beiden Industriezweigen sind auch im Mittelschiff Trophäen errichtet, während unmittelbar dahinter ein großer viereckiger Raum damit gefüllt ist; dort ist auch die königliche Kanonengießerei zu Lüttich durch ein Dutzend Stücke von verschiedenem Kaliber vertreten.

Nächst den genannten Artikeln treten in der belgischen Ausstellung namentlich die prachtvollen Spitzen, die Zinkwaaren, ferner die Möbel

Digitized by Google

und Mosaikparkettböden hervor; sodann die Leinen- und Hanf-Gespinnste, die prächtigen Teppiche von Tournay, Fayence- und weiße Glaswaaren, vorzügliche Marmor-Arbeiten, Glasmalereien und Kirchen-Ornamente. Sehr interessant ist Belgiens Ausstellung von Lokomotiven, Dampfmaschinen, Spinnerei- und Weberei-Maschinen, von Bergwerks- und Hütten-Erzeugnissen, endlich von Ackerbaugeräthen und Luxuswagen.

Die holländische Ausstellung ist spärlich, aber sehr mannigfaltig ausgefallen. Die hervorragendsten Gegenstände sind Teppiche und Leinenwaaren, Schiffsmodelle und Seiler-Arbeiten, Tuche und Seidenstoffe, Möbel und Fayence.

Die skandinavischen Länder bieten manches Interessante dar. So sehen wir aus Schweden eine Reihe von schönen Arbeiten in rothem und grünem Porphyr, vortrefflich ausgeführt. Möbel, Seiden- und Wollenstoffe, Stickereien in Wolle und Seide, Modelle von Schiffen und Schlossen, Gold- und Silberwaaren und Eisengußwaaren. Aus Norwegen sind die Anfänge einer Baumwollen-Industrie, die von Bauern kunstvoll geschnitzten Artikel von Holz, endlich die Chronometer bemerkenswerth. Beide Länder haben schöne Proben ihrer Bergwerke aufgestellt: Eisen, Stahl und namentlich Silber sieht man in der Ausstellung keines anderen Landes in so merkwürdigen Stücken.

Dänemark hat ein wenig von Allem gesandt, ohne daß man bei diesem Lande eigentlich einen besonderen National-Industriezweig zu entdecken vermöchte. Doch bemerkt man einige schöne Möbel und Pianos, gute chirurgische Instrumente, Marine-Chronometer, Handschuhe und gedruckte Baumwollenzeuge, letztere aber sind hauptsächlich holsteinischen, d. h. deutschen Ursprunges. Auch hat die Direction der grönländischen und isländischen Handelsgesellschaft Pelze und Bodenprodukte jener beiden Länder ausgestellt.

Den Norden Europa's hätten wir hiermit besprochen, indem Rußland bekanntlich an der Ausstellung nicht Theil genommen hat. Zum Süden übergehend, gelangen wir zunächst zur Schweiz, deren Ausstellung überaus glänzend ist. Wir finden hier vor allen Dingen eine lange Reihe von Schränken mit den schönsten Weißstickereien in Musselin und Batist, in den mannigfachsten Mustern und Combinationen. Sodann spielen die gedruckten Baumwollen- und Wollenstoffe, so wie die Rothgarne, eine bedeutende Rolle. Zürich hat eine Sammlung von Seidenzeugen ausgestellt, welche den Lyonern wenig zu beneiden haben dürften. Genf und Neuchatel erscheinen mit ihrer Uhren-Industrie, Aargau und Freiburg mit ihren Strohflechtereien, Brienz mit seinen Schnitzwaaren in Holz und Elfenbein, Genf, Zürich und St. Gallen mit Pianos von unglaublicher Billigkeit, Ste. Croix im Waadtland mit feinen Spieldosen, Basel und Genf mit ihren Feuerwaffen.

An die Schweiz gränzen — wohlverstanden im Industrie-Palaste — Spanien und Portugal. Spanien hat namentlich Baumwollen-, Wollen- und Seidenstoffe, ferner Spitzen und Handschuhe ausgestellt. Auch seine Fayencewaaren, Bronzen und Waffen sind bemerkenswerth. Das meiste Interesse aber bieten die Bergwerks- und Boden-Produkte dar; wir sehen hier in unglaublicher Fülle Kohlen, Eisen, Blei, Kupfer und Silber, ferner Schwefel und Marmor, eine vollständige Sammlung der verschiedenen, im Lande vorkommenden Holzarten, Kork- und Kork-Arbeiten, so wie den ganzen Reichthum des Bodens an Getraiden, Früchten, Weinen aller Art.

Portugal hat recht bemerkenswerthe Porzellansachen, Möbel-, Seiden- und Wollenstoffe, seine verschiedenen Hütten- und Bodenprodukte, Marmor-Arbeiten und Weine, vor Allem den Porto, nebst Weinbergskarten, gesandt.

Von den italiänischen Staaten sind, außer den österreichischen Provinzen, nur Sardinien, der Kirchenstaat und Toskana erschienen. Die sardinische Ausstellung, die reichhaltige von allen dreien, zeigt uns, außer den Mineralien, Eisenwaaren und Bodenprodukten, eine Menge der prächtigsten Seidenstoffe, schöne Möbel, Mosaik-Arbeiten und Cedernwaaren. Toskana bietet, außer seinen Kupfer-Erzen, Oelen und Weinen, eine herrliche Sammlung von Majolika und gebrannten Thon-Geschirren, nächstdem seine meisterhaften Mosaik-Arbeiten in Marmor und Alabaster, seine rohe Seide und seine Strohhüte. Die römischen Staaten glänzen in denselben Zweigen; die Mosaik-Arbeiten übertreffen alle übrigen Werke dieser Art in der Ausstellung.

Auch Griechenland ist im Industrie-Palaste vertreten, doch ist seine Ausstellung eine sehr magere. Außer den Bodenprodukten findet man nichts als einige Nationalkostüme, dazu noch eines, welches in Paris gemacht ist, einige Wollen- und Seidenzeuge, Häute und Schuhe und eine Reihe von Photographieen, die alten Denkmale von Athen darstellend.

Die beiden bedeutendsten Staaten im Industrie-Palaste sind begreiflicherweise England und Frankreich. Während Frankreich die Hälfte des vorhandenen Raumes einnimmt, nimmt England ein Viertel, also eben so viel Raum ein, als alle übrigen Staaten zusammengenommen. Es ist etwas schwer, in wenigen Worten zu sagen, in welchen Zweigen sich die englische Ausstellung auszeichnet. In allererster Linie steht natürlich die großartige Manufaktur-Industrie des britischen Reiches. Hunderte von Schränken sind mit den Erzeugnissen der Baumwollen-, Leinen- und Wollenfabriken gefüllt, doch müssen wir bemerken, daß die Tuchfabrikate hinter den österreichischen und preußischen zurückstehen. Die englische Seiden-Industrie scheint, nach den in der Ausstellung vorhandenen Proben zu urtheilen, einen bedeutenden Aufschwung genommen zu haben und einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen. Vergessen wir nicht Nottingham und Ilker mit ihren Spitzen und Kanten, welche mit den französischen und belgischen wetteifern. Außerordentlichen Beifall finden bei dem französischen Publikum die englischen Fayencen, die in außerordentlicher Menge vorhanden und auch verkauft worden sind; bestände nicht der hohe Eingangszoll in Frankreich, so würden in diesem Artikel ungeheure Geschäfte gemacht worden sein. An Glas- und Porzellanwaaren haben die Engländer ebenfalls vieles Treffliche gesandt, doch Nichts, was den französischen und deutschen Erzeugnissen dieser Art gleichkäme. Einen Glanzpunkt der englischen Ausstellung bilden die Gold- und Silberwaaren, welche hier in solcher Fülle und Pracht vorhanden sind, wie man sie kaum wohl wiederfinden kann. Die Franzosen suchen durch allerlei kleinliche Kritik das Verdienst dieser Arbeiten herabzusetzen, so viel ist aber gewiß, daß dieselben, ohne durchgängig in der Form den französischen Produkten ebenbürtig zu sein, in einzelnen Stücken sich auch mit den vollendetsten Pariser Arbeiten messen können. In einem Fache stehen die Engländer einzig da, in dem der astronomischen Instrumente, welche hier ein förmliches Museum bilden. Man findet hier nicht allein eine Menge von neueren Instrumenten, sondern auch Modelle von berühmten Teleskopen und älteren Werkzeugen, ferner Modelle von Sternwarten oder Theile derselben. Eben so reichhaltig ist auch die Sammlung von anderen wissenschaftlichen Instrumenten, von Chronometern und Magneten. Natürlich findet sich auch Alles, was auf die Marine Bezug hat, in großer Fülle in der englischen Ausstellung vor; Nichts ist interessanter, als diese Mannigfaltigkeit von Modellen von Schiffen, Maschinen, Ankern, Leuchtthurmen, Rettungsböten, Taucher-Apparaten. Eben so einzig in ihrer Art steht die Sammlung der Modelle von Eisenbahn-, Brücken-, Kanal- und Wege-Bauten da. Speßfried und Birmingham haben ihre metallenen Erzeugnisse gesandt, darunter elektro-galvanische Bronzen, welche allgemeine Bewunderung erregen. Erwähnen wir noch die große Masse von Wollen-Teppichen, Krystallen, Kronleuchtern, von Lithographieen und Kupferstichen, die schönen Buchbinder-Arbeiten, die Stahlwaaren und Luxusmöbel, und wir haben das bezüglichste genannt, was im Hauptgebäude an englischen Erzeugnissen zu finden ist. In dem Innern herrscht England nicht mit geringerem Glanze, als im Industrie-Palaste selbst. Hier stehen die eisernen Kolosse seiner Maschinen-Industrie, ein ganzes Arsenal von Dampfwagen, Waggons, Güterttransportwagen, Signal-Apparaten; hier finden wir seine Luxuswagen, welche unerreicht dastehen; hier sind die Produkte seiner Bergwerke und Hütten, die großen Stücke seiner Eisengießereien, seine landwirthschaftlichen Instrumente, welche alle übrigen überragen, seine Nahrungsstoffsubstanzen und Chemikalien, seine großen Uhrwerke, seine eisernen Kamine und Koch-Apparate, seine Parfümerieen und Seifen.

Was sollen wir in der französischen Ausstellung hervorheben? Frankreich hat Alles, und zwar in großen Massen, ausgestellt; die Welt aber, sich in Allem zu zeigen, ist dermaßen übertrieben worden, daß die Fabrikanten sogar eine Menge von Dingen nachliefern, welche sie zuvor bei fremden Ausstellern gesehen haben. Doch in Allem ist man nicht Meister; es befindet sich denn auch unter den französischen Erzeugnissen eine große Anzahl von Gegenständen, welche mittelmäßig und schlecht sind, trotz alles Reichthumes in der Ausschmückung, trotz aller Mannigfaltigkeit der Form. Am meisten zeichnet sich die französische Ausstellung in denjenigen Gegenständen aus, wo es hauptsächlich auf feine, künstlerische Behandlung ankömmt, auf Alles, was dem Luxus und den Sinnen dient. Die Lyoner und Pariser Seidenwaaren, die Spitzen der Nord-Departements, die Wollen- und Baumwollenstoffe von Sedan, Elbeuf, Lille, Rouen, Mühlhausen, Rheims u. s. w.; ferner die sogenannten Pariser Artikel, die Kunstbronzen, Lampen, Bijouterieen und Goldschmiedewaaren: alles dies sind Glanzpunkte der französischen Industrie. Unübertroffen stehen die Porzellanvasen von Sèvres und die Teppiche und Tapeten der Gobelins, von Beauvais, la Savonnerie, Aubisson. Die Glas- und Krystallwaaren, namentlich aber die Spiegel, erheben sich im Allgemeinen über die meisten ähnlichen Erzeugnisse anderer Nationen. Wenn die Italiäner in den Marmor-Arbeiten von rein künstlerischem Charakter Meister sind, so sind ihnen dafür die Franzosen in solchen Marmor-Arbeiten, welche praktischen Zwecken dienen, bei weitem überlegen. Vergessen wir nicht die Weißstickereien, welche den Schweizern nicht nachstehen, und die künstlichen Blumen, in welchen die Franzosen alle übrigen überragen. Ungeheuer ist die Sammlung musikalischer Instrumente; man rechnet Pianos, Blase-Instrumente, Geigen zu Hunderten, und unter ihnen befinden sich Erzeugnisse allerersten Ranges. Wer wollte mit den Franzosen in der Möbelfabrication wetteifern, wer ihre Boule- und

Digitized by Google

Marqueterie-Möbel in Ebenholz, Eichenholz, Polysander mit ihren unendlich mannigfaltigen Formen nachmachen? Man muß die Massen von Möbeln, welche in den Gängen des Panoramas aufgestellt sind, sehen, um sich zu überzeugen, bis zu welchem Grade der Vollendung die Franzosen es in diesem Zweige gebracht haben.

Nicht minder reich ist die französische Ausstellung in der großen Maschinengalerie vertreten, obgleich so manche Maschine mehr Lärm macht, als sie werth ist. Allein nichtsdestoweniger flößen die Locomotiven und Maschinen von Cavé, Cail, Gouin u. A. unbedingten Respekt ein. Das ganze Maschinenreich ist mit einer Vollständigkeit beschickt, die keinen Zweifel darüber bestehen läßt, daß diese Industrie auf einer hohen Stufe steht. Eben so zeigen auch die landwirthschaftlichen Maschinen Frankreichs, daß seine Ackerbauer auf der alten Routine erwachen; nur laboriren diese Maschinen und Geräthe an zu hohen Preisen und sind deshalb der großen Masse der kleinen Landwirthe unzugänglich. Eine ganze lange Galerie ist mit französischen Luxuswagen gefüllt; sie können aber an Leichtigkeit und Bequemlichkeit von Engländern und Belgiern noch Manches lernen.

Ein eigenes Interesse gewähren die Ausstellungen der Kolonieen und der übrigen nichteuropäischen Länder. Englands Kanada und Frankreichs Algerien bilden für sich allein Miniaturbilder der großen Welt-Ausstellung, da man dort, außer ihren Boden-Erzeugnissen, noch sämmtliche übrige Industriezweige der Mutterländer vertreten findet. Kanada glänzt besonders durch seine prachtvolle Hölzersammlung; Algerien durch eine Menge von angenehmen Bodenprodukten. In der Ausstellung der anderen Kolonieen bilden die sogenannten Kolonialwaaren das Haupt-Element.

Nord-Amerika hat nur eine sehr beschränkte und nicht sehr bedeutende Ausstellung. Die Ausstellung zu New-York hat hier einen schädlichen Einfluß geübt. Die südamerikanischen Staaten haben nicht viel mehr als ihre Bodenprodukte gesandt. — Der Orient dagegen bietet ein sehr glänzendes Bild dar. Vor Allem zeigt sich Ostindien mit der ganzen Pracht seiner Shawls, Wollen- und Seidenstoffe, seiner Möbel aus kostbaren Hölzern, seiner Schnitzwaaren aus Elfenbein und seiner Filigran-Arbeiten. Die Türkei, Aegypten und Tunis haben ihre trefflichen Seiden- und Wollenstoffe, ihre Parfümerieen und Stickereien, ihre Waffen und Sattler-Arbeiten, ihre Pfeifen und Tepiche gesandt. Nur China glänzt, gleich Rußland und Neapel, durch seine Abwesenheit.

Nord-Amerika.

George Washington's Abstammung.

Washington Irving in seinem kürzlich erschienenen „Leben Washington's“*) widmet der Genealogie seines Helden ein ganzes Kapitel, worin er unter Anderem sagt: „Wir haben und auf das genealogische Detail mit etwas mehr als gewöhnlicher Genauigkeit eingelassen, indem wir die Spuren der Familie durch die Gänge geschichtlicher Dokumente Schritt für Schritt über sechs Jahrhunderte aufwärts verfolgten, wozu wir und durch die urkundlichen Beweise von dem angestammten und dauernden Werth des Geschlechts versucht fühlten. Wir haben nachgewiesen, daß die Familie durch viele Generationen, unter mannigfaltigen, wechselvollen Ereignissen, Wohlstand und Achtbarkeit (respectability) in gleich hohem Grade mit Ehren und Pflichttreue (loyalty) sich bewahrt hat. Erblicher Rang mag eine Täuschung sein, erbliche Tugend aber giebt ein angeborenes Adelspatent, wie es kein Wappenamt anszustellen vermag.“

Dagegen hat der Beurtheiler der Biographie in Putnam's Monthly Manches zu erinnern. „Wenn“, meint er, „ein englischer Schriftsteller, bei der Behandlung irgend eines englisch-geschichtlichen Themas, bis zur normännischen oder gar bis zur sächsischen Eroberung zurückzugehen für erforderlich hält, so haben wir Nichts dawider; allein bei einer amerikanischen Biographie mußte das Geschlechtsregister, wenn ein solches für nöthig erachtet wird, mit der Ankunft der Ahnen auf amerikanischem Boden seinen Anfang nehmen. Es können zwar Fälle eintreten, die auch an eine amerikanische Lebensbeschreibung das Verlangen stellen, von jener Regel abzuweichen und den Stammbaum des Helden bis auf die Wurzel zu gehen, um gleichsam aus dem Keim die Natur der entwickelten Pflanze zu erklären; allein in dem, was Irving über die de Wessyngtons, Herren des Rittergutes Wessyngton — nach englischen Wappenbüchern die Vorfahren der Washingtons — in dem genealogischen Kapitel beibringt, sehen wir keine Beweise des „angestammten dauernden Werthes“ und „der erblichen Tugend“. Also, was wir von ihnen wissen, ist, daß sie drei Jahrhunderte hindurch, mit dem Jahre 1183 beginnend, die Pfalzgrafschaft Durham zu Lehn trugen. Ueber die Bischöfe dieser Landschaft, die zugleich Pfalzgrafen mit fast unabhängiger Gerichtsbarkeit waren, spricht übrigens Irving weit ausführlicher, als über die eigentlichen de Wessyngtons. Das mag für einen Geschichtsforscher überhaupt interessant sein, aber gehört es in eine Biographie Washington's?“

Washington stammt also von einer englischen Adelsfamilie. Die de Wessyngtons oder der englischen Washingtons waren Jahrhunderte lang Lehnträger des Rittergutes Wessyngton und nachmals anderer Güter. Der Name Washington erglänzte jedoch erst in Amerika, so daß umgekehrt ein Schimmer dieses Glanzes auf die englischen Washingtons zurückfällt; ihr amerikanischer Abkömmling leuchtete mit eigenem Lichte, das seine Vorfahren nicht vergrößern können. Irving läßt die Familie Washington in dem nördlichen Winkel von Virginien landen und begleitet nun im zweiten Kapitel unseren George Washington durch seine Knabenzeit. Zu seinem Glücke genoß er eine Erziehung, die alle Vorzüge hinterwäldlicher Abhärtung mit denen einer hochgebildeten Umgebung in sich vereinte und so die nachtheiligen Einflüsse des ausschließlichen Lebens im Blockhaus oder in den feinen Salons von ihm abhielt. Kaum zum Manne gereift, trat er seine Lehrlehre des öffentlichen Dienstes mit dem Auftrage an, den ihm Dinwiddie gab, die französischen Posten in Benango, am oberen Alleghanyfluß und am nördlichen Ohio zu rekognoszirn. In diesem Kampf mit Schwierigkeiten zeigte schon der Lehrling all die Eigenschaften, die später den Meister verherrlichten: ausdauernde Geduld, feste Haltung, Reichthum an inneren Hülfsquellen. — Doch das Alles sind nur Vorbereitungen für die Rolle, zu der er berufen war. Mit seiner Ankunft in Cambridge, wo er an die Spitze der Kriegsmacht als Generalissimus trat, endet der erste Band des Irvingschen Werkes, auf das wir vielleicht bei der Erscheinung der folgenden zwei Bände zurückkommen.

*) Life of George Washington. New-York, G. P. Putnam & Co. 3 vols. 1855. Berlin, A. Asher & Comp.

Mannigfaltiges.

— Brockhaus' Reise-Bibliothek. Die von der Brockhausschen Buchhandlung etwas verspätet unternommene Herausgabe einer deutschen Eisenbahn- und Reise-Bibliothek (à zehn Sgr. das Bändchen) hat vor anderen ähnlichen Unternehmungen den Vorzug, daß sie sich hauptsächlich mit dem Reisen selbst beschäftigt, einem Thema, das natürlich für Leser, die eben einen Waggon oder ein Dampfschiff bestiegen haben oder besteigen wollen, das interessanteste ist. Eine von Levin Schücking beschriebene „Eisenbahnfahrt durch Westfalen“, oder „Wien in alter und neuer Zeit“, von F. G. Kühne beschrieben, ein „poetisches Reise-Album“, von Joseph Rank herausgegeben, oder auch „der Harz mit seinen Sitten und Gebräuchen“, von Heinrich Pröhle, ist, nicht blos der Darsteller, sondern auch des Dargestellten wegen, eine eben so anziehende, als unter Umständen nützliche und belehrende Lektüre. Andere entsprechende Bücher, wie z. B. ein „Reisebuch von Frankfurt a. M. bis Basel“, von Aurelio Buddeus, ein „Reisebuch von Berlin bis Hamburg“, von Ernst Willkomm, Beschreibungen der sächsisch-böhmischen, der Köln-Mindener, der thüringischen und der schlesischen Eisenbahnen, werden in dieser Sammlung folgen. Die Herren Brockhaus und Lorck sollten nur auch dafür Sorge tragen, daß die neue Eisenbahn- und Dampfboot-Literatur auch auf den Bahnhöfen und Landungsplätzen der Dampfschiffe eben so in Deutschland überall käuflich sei, wie es in England und Frankreich der Fall ist. Besonders an solchen Orten, welche die Centralpunkte der Vergnügungs-Reisenden bilden, würden dergleichen Bücher, an den rechten Stellen ausgelegt, gewiß einen reichen Absatz finden.

— Lorck's Eisenbahn-Bücher. Unter den neuesten Lieferungen dieser Dritteltaler-Bibliothek zeichnen sich besonders einige Uebersetzungen guter amerikanisch-englischer und französischer Schriften aus: namentlich „Wolferts-Rust“, von Washington Irving; „Streifzüge in Island“, von Pliny Miles; das „Leben Benjamin Franklin's“, von Miguet; „Lolla Zeraldi“, eine italiänische Geschichte der neueren Zeit, erzählt von Edmond About, dem talentvollen Mitarbeiter der Revue des deux Mondes, der diese fesselnde Darstellung einer im Jahre 1841 in Paris gedruckten, seitdem jedoch aus dem Buchhandel verschwundenen, italiänischen Erzählung: „Vittoria Savorelli“, nachgebildet; ferner: „Ein Sommer in Schleswig“, zwar von einem Dänen geschildert, jedoch ohne Nationalgroll gegen die Bewohner des Herzogthumes; endlich eine von Dr. Moriz Busch gelieferte, recht gut gearbeitete Geschichte der „Mormonen“, worin über die Entstehung, Ausbreitung und jetzige Gestaltung dieser vielweiberischen Theo-Demokratie ziemlich vollständige Auskunft ertheilt wird.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 4 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Zwischenportofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 30, und dem Verleger Neumann, Rosenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 102. Berlin, Sonnabend den 25. August 1855.

England.

Literarische Kuriositäten Englands.

II.

Anleitung zur wilden Reisekunst.

Reisen ist jetzt so leicht und in der Mode, wie man früher Abends um die Stadt herumging und wieder zurückkehrte, ehe die Pfeife auswar. Ein paar Groschen klein Geld, eine Reisetasche, und man ist ausgerüstet, fast in jeder beliebigen Richtung durch Europa zu fliegen (nur Damen haben es etwas schwerer wegen der Hutschachteln und unzähliger anderer Reise-Necessaires, von denen wir oft kaum eine Ahnung haben). Reisen ist in England und Amerika beinahe ein tägliches Bedürfniß geworden. Die Hälfte der Anglo-Sachsen ist immerwährend Tag und Nacht unterwegs. Aber Reisen und Reisen ist ein Unterschied. Von civilisirten Reisen mit dem einförmigen Dampfe kann man jetzt kaum sprechen, geschweige ein Buch schreiben. Touristen haben deshalb längst angefangen, die entlegensten Wildnisse und antipodische Barbaren verschiedener Gattung und Farbe aufzusuchen, blos um die Aufregung, die Abwechselung, die Abenteuer, die Noth und die Erlösung des Reisens zu genießen und das Ganze in Oktav mit Holzschnitten herauszugeben. In den fabelhaften Wildnissen, wo kein Mensch ist, findet man durchweg einen Engländer, einen Amerikaner und einen deutschen Schneidergesellen. Der romantische mittelalterliche, deutsche Handwerksbursch, mit dem Stab in der Hand, dem verbrannten Gesicht und den Stiefelsohlen, die auf beiden Seiten des Felleisens gemüthlich herausgucken und sich die Welt besehen, ist in Deutschland ziemlich verschwunden und eine kosmopolitische Figur geworden. Er geht „fechten" rund um die Erde herum, bis er irgendwo ein gelbes, braunes oder gar schwarzes Mädchen heiratet, um der Civilisation eine Stätte zu bereiten und die Welt um neue Stammbäume zu bereichern. Ueberhaupt hat der Deutsche weit mehr Verdienste um Ausbreitung der Civilisation, als der Engländer oder Amerikaner. Erstere können, Letztere wollen Sebastopol nicht erobern, die Deutschen haben schon halb Rußland, ohne daß es die andere Hälfte kaum merkt. Der Deutsche läuft überall einzeln in der Welt umher und kömmt und pflanzt sich fort und fast überall festen Fuß. Die einzelnen Anglo-Sachsen dagegen reisen blos, gehen überall wieder fort und gebeihen blos unter sich in Kolonieen, durch welche sie die Wildnisse ausbeuten und die Wilden vertilgen. Der Deutsche geht mitten unter sie, macht sich mit ihnen familiär und bringt ihnen Civilisation bei.

Dieses wilde, vagabundirende Reisen allein kann noch auf Verdienst, auf das Prädikat einer Kunst und Wissenschaft Anspruch machen. Wie sehr es Letzteres ist, ersehen wir ganz handgreiflich aus einem Handbuch der Reisekunst durch Wildnisse. „Die Kunst, zu reisen, oder Kunstgriffe und Behelfe von Nutzen in wilden Ländern", von Francis Galton, Verfasser der „Entdeckungsreisen im tropischen Süd-Afrika", mit Holzschnitten*) (London, Murray, 1855), ist eine ganze Anstellung und Werkstätte origineller, extemporirter Maschinen der Intelligenz gegen die Macht der wilden Natur, ein Zeughaus von Waffen gegen Mangel an Trank und Speise, an Feuer und Küchengeräthen, an Kleidern und Schuhen, an Werkzeugen, Waffen, Wagen, Geld, Bedienung und Gesundheit. Alle diese unentbehrlichsten Dinge können dem Reisenden in Wildnissen im Handumdrehen abhanden kommen; aber das schadet nichts, wenn ihm nur der Kopf, der Wille, der Geist bleiben. Dann hilft er sich auf irgend eine Weise durch und heraus, und sollte er sich, wie Münchhausen, selbst beim Schopfe fassen und aus dem „Pech" herauziehen. Viele seiner Winke und Kunstgriffe sind auch für Reisende unter Polizei und mit der Paßkarte von Nutzen und Interesse, da aller Kontrole, Aufsicht, Telegraphie und Visitation zum Trotz man selbst zwischen Berlin und Potsdam in eine momentane Wildniß hineingeworfen werden kann. Er behandelt der Reihe nach Wasser, Feuer, Bivouac, Kleidung, Nahrung, Kochkunst, Diätetik, Vertheidigung, Versteck, Böte, extemporirte Roth-Fähren, Fußsteige, Tragung von Gepäck, extemporirten Tischlern, Schmieden und Schneidern, Häute und Hörner von erlegten Thieren, Schreibmaterialien, Reit- und Zugthiere, Waffen, Fallen, Fischen, Arzneien, Geschenke, Tausch-Artikel und sonst allerlei Dinge und Möglichkeiten, die in Wüsten und Wildnissen manchmal plötzlich höher im Course steigen, als ein ganzes vereinigtes Deutschland werth sein könnte.

Wir geben hier just eine vom Zufalle und augenblicklicher Laune zusammengestellte Anthologie der Galtonschen wilden Reisekünste.

Wenn man in heißer Wüste Durst und kein Wasser hat, was macht man da? Man verdurstet, würde ein Mensch sagen, der nichts von dieser Kunst versteht. Galton sagt: man werde sofort Augur und sehe, wo die Vögel hinfliegen. Diese wissen stets, wo es etwas zu trinken giebt. Sollte es auf dem Wege nach dem Wasser regnen und der Durst sehr groß sein, trinke man durch die Poren. Man ziehe sich deshalb aus und laufe durch den Regen. Ist das gefundene Wasser sehr schmutzig, kann man es mit einer Handvoll kegelförmig gedrückten Grases erträglich filtriren. In Ermangelung von Wassergefäßen kann man von gut fetteingeriebener Leinwand oder sonstigem Gewebe eine Trinkflasche extemporiren und Wasser thatsächlich in der Tasche mitnehmen.

In der Wüste, wo keine Schwefelhölzer und kein Zündschwamm verkauft werden, schlägt man am besten mit Achat Feuer. Auch hat man schon durch die krystallinische Linse eines Thieraugen, statt eines Brennglases, Feuer gemacht. Cigarren-Asche und Papier, gerieben, giebt einen guten Zunder. In Ermangelung von Holz und Torf kocht man mit getrocknetem Mist oder bratet die Rindskeule mit den eigenen Knochen des Ochsen, wie es die Falkland-Insulaner machen. Die Russen, 1829 in der Türkei, kochten einmal eine Zeitlang mit Knochen vom Kirchhofe zu Adrianopel.

In wilden, menschenleeren Ländern giebt es keine Gasthöfe und keine armen Witwen, die Schlafburschen annehmen. Dieser Mangel läßt sich in der Regel sehr gut ersetzen. Nur Laien legen sich unter einen Baum oder Busch. Er hat Blätter nach oben, aber unten pfeift der Wind durch. Ein Mensch, wenn er sich da auf seine Muttererde hingelegt hat, ist nur eine niedrige Kleinigkeit, und ein Schirm von achtzehn Zoll Höhe schützt ihn gut und gern gegen Wind und Sturm. Ein dickes Stück Rasen, sieben Zuß lang, zwei breit, mit der einen Seite aufgerichtet, giebt einen solchen Schirm. In einer sandigen warmen Ebene schläft es sich auch sehr gut, wenn man sich in den Sand einpudelt und blos die Nase herausgucken läßt. Mr. Moffat spricht sogar von dem „realen Comfort und dem Luxus" einer solchen Schlafstelle.

Gewebte Stoffe lassen den Wind oft durch, wie ein Sieb. „Die Schafhüter auf den Hügeln von Schottland machen deshalb in kalten Nächten ihre „Plaids" winddicht, ehe sie sich hineinwickeln, und tauchen sie deshalb vorher in Wasser. Die Feuchtigkeit schwellt die Fibern des Gewebes und macht es auf diese Weise zu einer dichten, Wärme haltenden Masse. Die Hochland-Wildbiebe „tucken" sich in kalten Nächten auf folgende Weise in einander. Sie sammeln und streuen Haidekraut, legen sich, bis auf Einen, für den ein Platz gelassen wird, dicht neben einander und lassen sich von dem Einen mit plaids und wieder mit Haidekraut bedecken, worauf sich der Eine in seinen Platz hineinwärmt und windet." Auch hält Galton dem Flanell die schönste Lobrede und weist auf der Statistik verschiedener Expeditionen nach, daß die Mannschaften ohne diese „Haut auf der Haut" in viel größeren Massen erkrankten und starben. Dabei erwähnt er die originelle Mode des abyssinischen Reisenden Parkyns, seinen einzigen Anzug auch mitten im Regen trocken zu halten. Er band gegen den Regen seine ganze „Kleidage" in ein Bündel und setzte sich im Urzustande darauf, bis der Regen vorüber war. Für den Rothfall empfiehlt er auch Unreinlichkeit als Gesundheitspolizei: „Man kann die Thatsache nicht leugnen, so anangenehm es auch klingen mag, daß Schmutz und Schmiere

*) The Art of Travel; or, Shifts and Contrivances available in Wild Countries u. s. w.

Digitized by Google

der Haut bedeutenden Schutz gegen garstiges Wetter gewähren. Deshalb sollte der Führer einer Expedition nicht so genau und streng mit der Aeußerlichkeit seiner Leute sein. Kann man tägliche Waschungen nicht durch Einölung oder entsprechende Kleidung ausgleichen, muß schon der Schmutz als Protektor gegen Erkältung und Erkrankung herhalten. Sieh den Hund. Er schläft gesund unter jedem Busch, in jedem Wetter und gedeiht. Fange aber an, ihn zu waschen und zärtlich zu pflegen, so muß er eine gute Hütte haben, oder er verkommt und „friert zunächst wie ein Hund“. Der Wilde wäscht sich nie, wenn er nicht schon frisches Oel hat, um sich damit zu kleiden. In civilisirten Städten können und müssen wir uns waschen, der nackte Wilde hält und hält sich in seinen Mantel.“

Nesseln haben Reisenden oft ein gutes Mahl. Hue und Gobat lebten mehr als einen Monat ausschließlich von Nesseln. Die jungen Sprossen von Farnkräutern geben, in bloßem Wasser gekocht, „einen delizjösen Spargel“. „Alte, ungegerbte Häute verbessern jede Suppe, wenn sie darin mitgekocht werden. Oder man kann sie auch so essen, wenn man sie trocknet und hämmert. Reisende in menschenleeren Gegenden müssen sich oft eine Mahlzeit aus gedörrten Fleischstücken zusammenhämmern, oder „pemmicam“ daraus machen, wie man die gehämmerte Mahlzeit, mit Fett und Mehl vermischt, nennt. Kaviar macht man sich aus getrockneten Fischrogen. In Ermangelung von Topf und Pfanne kann man den Ochsen in seiner eigenen Haut kochen. Man bindet die Haut an vier Pfähle, daß sie nach der Mitte zu einen Sack bildet. In diesen thut man das Fleisch mit Wasser und macht Feuer darunter! Nein, Letzteres geht allerdings nicht, aber man macht große Steine glühend und thut sie hinein. In kurzer Zeit dampft Dir das schönste Suppen-Aroma entgegen, und dann kannst Du erfahren, wie schön Bouillon schmeckt. Eine der größten Delikatessen der Wildniß kann man sich in dem Magen erlegter Thiere zubreiten. Man füllt ihn mit Blut und den zerschnittenen Theilen von Fett, Lunge, Herz u. s. w., bratet ihn dann, vor dem Feuer an einem Stricke aufgehangen, und bekömmt bald ein ungemein delizjöses Stück Mahlzeit.“

Als Wegweiser und Lastträger werden Weiber empfohlen, besonders auch, weil sie gern plaudern und uns mit allen Geheimnissen weit in der Runde bekannt machen und nicht viel kosten. „Zur Noth leben sie vom Belecken ihrer Finger.“

„Bei Ankunft in einer wilden Niederlassung laufen die Bewohner gern davon. Bist Du hungrig oder brauchst Etwas, geh nur dreist hinein, nimm, was Du brauchst, und laß entsprechende Zahlung zurück.“

Poststationen in der Wildniß macht man zur Noth in Bäumen. Man meißelt einen Briefkasten hinein und deckt die Rinde wieder darüber. Natürlich muß man für die, welche den Brief finden sollen, Merkmale verabredet haben. Durch tiefe Flüsse muß man nicht reiten, sondern das Pferd hineintreiben, sich an den Schwanz halten und es durch Spritzen mit Wasser lenken. Im Sturme auf dem Meere hält ein gewöhnliches Boot jede Mißhandlung aus und hält sich nach dem Winde, wenn man Sparren oder Ruder am Kopfe desselben so anbringt, daß sie am Buge desselben schwimmen. Sie brechen dann die Wogen.

Im Fangen und Jagen und Fallenstellen ist Galton besonders reich und genial. Zunächst muß man wissen, daß die Thiere für nahe und nahende Menschen den fabelhaftesten seinen Geruch haben. „Der Mensch duftet einen Geruch aus, der jedem wilden Thiere unausstehlich ist. Die Häupter sehr entfernter Heerden stoßen sofort beunruhigt ihre Köpfe in die Höhe, wenn sie die Witterung eines Menschen fangen. Ging er gestern über die gewöhnliche Straße von Thieren (z. B. zwischen Wald und Wasser), bemerkt er heute, daß sie vor dem Uebergangspunkte umkehrten und sich einen neuen Weg bahnten. Keine Reinlichkeit vermindert diesen Geruch, im Gegentheil Civilisation vermehrt ihn. Die Witterung eines Försters ist nicht so abstoßend für die Thiere, als die des Herrn, noch weniger die eines Negers oder Buschmanns, die eines Europäers ist am abstoßendsten.“ Geier und Raubvögel werden auf rohe Ochsenhäute, unter denen sich Leute mit Stricken verstreckt haben, heruntergelockt und an den Füßen festgebunden. Fußreisenden werden Abends Einreibungen von Spiritus und Talg empfohlen. „Bequemlichkeit vor Eleganz, d. h. seife die Strümpfe ein, ehe Du sie anziehst, und schlage ein rohes Ei in jeden Stiefel.“

Doch wir wollen nicht weiter extrahiren. Das kuriose Handbuch der Reisekunst hat etwas Naives, Kräftiges, Erfrischendes in einer Zeit, wo man im Durchschnitt schnell, aber langweilig und bequem auf angelegierten Straßen reist und überall nach derselben Methode „gehämmert“ wird, statt daß wir in die Lage kommen, uns selbst pemmicam zu hämmern. Das Buch zeigt uns den verlassenen, hülflosen Menschen siegreich im Kampfe mit der rohen, feindlichen Natur und läßt deshalb einen erfrischenden, kräftigen Eindruck zurück. —a.

Italien.

A. v. Reumont's Beiträge zur italiänischen Geschichte.

(Schluß.)

Wir sind dem mäandrischen Gange dieser Abhandlung gefolgt, um die oben von uns charakterisirte Art und Weise, wie A. v. Reumont seine Stoffe bearbeitet, an einem Beispiel zu veranschaulichen. Es sind diesem Aufsatz zwei dankenswerthe Beilagen hinzugefügt. Die erste, „Rom nach der Belagerung“, wird den Kennern der Topographie Roms von hohem Interesse sein; sie macht die Zerstörungen namhaft, welche die Weltstadt durch die Belagerung im Jahre 1849 erlitten hat. Der Verfasser urtheilt, daß der Schaden viel geringer ist, als man ihn dargestellt hat, und daß der größere Theil desselben nicht von den Franzosen, sondern von den Vertheidigern angerichtet ist, die namentlich fast alle Bauwägnge der eigentlichen Stadt (mit Ausnahme der Promenade am Celius) und einige der reizendsten Villen, darunter Villa Borghese, zerstört haben. Villa Albani hat nur ihr Thorgebäude verloren, ihr Casino ist gerettet. Am meisten hat natürlich der Janiculus gelitten; in die ihn einschließende Mauer sind drei Breschen gelegt; die Villen und Casinos Barberini, Spada, Savorelli, Corsini, Giraud sind zerstört; in Villa Pamfili sind die Skulpturen und Kunstwerke von den Vertheidigern zertrümmert. Paul's V. Fontaine hat wenig gelitten; dagegen ist das Aeußere der Kirche S. Pietro in Montorio durch die Geschosse der Franzosen stark beschädigt, das Innere durch die Vertheidiger verwüstet worden; hier ist das Geländer an der Familienkapelle Julius' III. mit Ammanato's Skulpturen ganz verschwunden, aber Pinturicchio's und Sebastiano del Piombo's Altarbilder haben nicht gelitten. — Die zweite Beilage: „Die Garibaldianer in San Marino“, fügt sich auf eine italiänische Schrift („Le Bande Garibaldinne a San Marino. Racconto storico di Oreste Brizi“. Arezzo, 1850.) und giebt eine lebendige Schilderung des Rückzugs Garibaldi's, wie er, nach der Uebergabe Roms, an der Spitze eines Trupps von achtzehnhundert Mann, von zwei Heeren verfolgt und ihnen vier Wochen trotzend, sich quer durch Italien durchschlägt und, da ihm die Straße über Urbino in das Metaurna-Thal verlegt war, das Gebiet von San Marino betritt. Da ihm die von den Oesterreichern diktirten Kapitulationsbedingungen unannehmbar schienen, verließ er mit hundertfunfzig seiner Getreuen in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August San Marino und erreichte die Küste bei Cesenatico (auf dem halben Wege von Rimini nach Ravenna), wo er sich einschiffte.

Außer diesen Artikeln und dem schon früher erwähnten „Leibniz, Magliabechi und Muratori“ enthält der dritte Band noch einen entsprechenden, einfach gehaltenen Aufsatz: „Die ständische Verfassung des Mittelalters in Savoyen und Piemont“, ein interessantes Thema, für dessen Bearbeitung die von dem Grafen Sclopis herausgegebene Sammlung von Urkunden über die Stände des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts („Degli Stati generali e d'altre istitutioni politiche del Piemonte e della Savoia. Saggio storico corredato di documenti di Federigo Sclopis“. Torino, 1851.) schätzenswerthe Materialien liefert; — ferner einen längeren Artikel, „Benvenuto Cellini's letzte Lebensjahre“, in welchem der Verfasser die noch vorhandenen, auf die Zeit, welche die Selbstbiographie nicht umfaßt, bezüglichen schriftlichen Dokumente, Suppliken, Briefe, Tagebuch-Aufzeichnungen, die theils in den verschiedenen Ausgaben der Lebensbeschreibung des Künstlers oder in seinen gesammelten Werken allmählich veröffentlicht, theils handschriftlich in verschiedenen Archiven zerstreut sind, zur Vervollständigung der Biographie des merkwürdigen Mannes verarbeitet hat; — endlich einen Artikel, „die Herzoge von Urbino“, der eine gedrängte Uebersicht der Geschichte dieses Ländchens bietet und doch des dreibändige Werk des Schotten Dennistoun („Memoirs of the Dukes of Urbino, illustrating the Arms, Arts and Literature of Italy, from 1440 to 1630“. London, 1851.) in manchen Punkten ergänzt.

Der vierte Band beginnt mit einem der interessantesten Artikel der ganzen Sammlung: „Die letzten Zeiten des Johanniterordens“; er bietet uns der früheren Geschichte des Ordens nur Episoden, zeichnet dann aber mit kräftigen Zügen den Verfall desselben unter dem Großmeisterthum des schwachen Grafen v. Hompesch, die Eroberung Malta's durch Bonaparte, die späteren Schicksale des Ordens und der Insel bis zur definitiven Vereinigung der letzteren mit England, endlich die Versuche der neuesten Zeit, den Orden wieder zu heben. Reumont spricht hier auch von der Herstellung der Balei Brandenburg im Jahre 1852, die zwei Jahre später außer dem Herrmeister (dem Prinzen Karl von Preußen) acht Komthure, sechsundfunfzig Rechte- und vierhundertundvierzig Ehrenritter zählte und gegen 50,000 Thlr. Vermögen besaß. „Es wurde schon oben bemerkt“, sagt der Verfasser, „daß die alte Balei, deren Mitglieder vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts an, mit äußerst wenigen Ausnahmen, aus dem protestantischen

Digitized by Google

Abel gewählt wurden, insofern in einem Zusammenhange mit dem Gesammtorden blieb, daß die Wahl des Oberhauptes jedesmal dem Großprior von Deutschland angezeigt wurde. Ob und wie irgend ein Verhältniß der neuen, den bisherigen königl. preuß. St. Johanniterorden in sich aufnehmenden Balei zu dem katholischen Orden sich gestalten wird, muß der Zukunft vorbehalten bleiben." . . . Unter den Projekten, die Zukunft des Ordens zu sichern, erwähnt der Verfasser auch das, die Militairmacht des Papstes unter Befehl des Ordens zu stellen, d. h. die Johanniter für den Beruf Malta's durch den Kirchenstaat zu entschädigen. Schon einmal hatte der Orden Wache an dem Konklave gehalten, in welchem die Kardinäle zur Papstwahl vereinigt waren, und damals wurde ein Johanniter (Clemens VII.) auf den päpstlichen Stuhl gehoben: kann man zweifeln, daß die Ausführung jenes Projekts unter den jetzigen Umständen ein anderes Resultat haben würde? Der oben mitgetheilte Hinweis des Verfassers auf die künftige Stellung der protestantischen Johanniter würde dann noch zu bedenklicheren Reflexionen Anlaß bieten. An die orientalischen Wirren knüpft Neumont die Idee, die Johanniter zu Wächtern des heiligen Grabes zu bestellen; sollte hierdurch der Antagonismus der verschiedenen christlichen Konfessionen beseitigt werden, so würde eine Wiedervereinigung und Wiederbelebung der disjecta membra des Ordens in Rußland, Preußen und den katholischen Ländern vorhergehen müssen. Wer sich die Momente vergegenwärtigt, welche diesem und anderen kriegerischen Orden in einer Zeit höchster Unsicherheit, fortdauernder Kämpfe gegen die damalige aggressive Richtung des Islam und der Abwesenheit stehender Heere in den christlichen Staaten Ursprung und Bedeutung verliehen, wird nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß die Lebensbedingungen dieser Institutionen vollständig verschwunden sind.

Außer dieser ausführlichen Abhandlung enthält der vierte Band noch folgende Artikel: „Eleonore Eibo und ihre Verwandten", mit interessanten Mittheilungen über die späteren Schicksale und die zweite Ehe der Gräfin von Lavagna; — „Gregorio Correr", der im Jahre 1464 starb, als er eben zum Patriarchen von Venedig ernannt war; — „Bonapartische Erinnerungen in Toskana", mit genealogischen Untersuchungen über den Zusammenhang der korsischen Bonaparte und italiänischer Familien dieses Namens; der Verfasser bezeichnet die Annahme einer Verwandtschaft mit den Bonapartis von Treviso und denen von San Miniato als nachweisbar falsch, läßt aber den Zusammenhang der korsischen Familie mit der von Sarzana gelten. Die letztere stammt von Giansaldo, der seine Güter im Gebiet von Zurecchio 1235 verschenkte und sich in Lucca niederließ. Giansaldo's Genealogie wird von Passerini, dem ersten Secretair der Florentinischen Central-Archiv-Direction, bis auf den Grafen Teucidio zurückgeführt, der vor 922 starb.

Der letzte Artikel handelt über Montemarte's Orvietanische Geschichten, die 1846 in Turin herausgegeben sind und namentlich Aufschlüsse über die Verhältnisse von Orvieto und Todi in den unruhigen Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts aus der Feder eines Augenzeugen darbieten, welcher in seiner Heimat keine unbedeutende Rolle spielte.

Afrika.

Die Völkerschaften des Bahr-el-Abiad.

Wir entlehnen dem Bulletin de la Société de géographie die folgenden Details über die Sitten und Gebräuche der Völkerschaften am Weißen Flusse:

„Die Religion dieser Stämme ist ein Gemisch von Dogmatik und lächerlichen Aberglauben, in welchem man die Ueberbleibsel der äthiopischen Traditionen erkennt, wie sie noch bei verschiedenen Völkern des Sennaar bestehen. Ich zweifle nicht, daß die hohen Ufer des Weißen Flusses den Einwohnern von Meroë bekannt waren, als diese Hauptstadt in ihrer Blüthe stand und sich ihr Handel und ihr Einfluß bis zum Becken des Niger erstreckte. Die Fagih des Sennaar, wie die Gaukler oder Kobschuren des Nil, sind nichts als gewisse Betrüger, die sich die Macht beilegen, Geister zu beschwören oder zu bannen, den Regen zu verhindern oder ihn fallen zu machen. Selim-el-Aßunti erzählte schon im dreizehnten Jahrhundert, daß die Einwohner von Alloa nur zu säen und zu ärndten brauchten, und daß die von den Priestern gesandten Geister die übrige Arbeit während der Nacht verrichteten, wenn man nur die Vorsicht nicht vernachlässigte, auf den Feldern einige Krüge mit Merisse (Bier) hinzustellen. Im Jahre 1846 war in dem Lande Gonley, in welchem der Scheich Syris-Nolan herrschte, eine ansteckende Krankheit ausgebrochen, die in einigen Tagen mehr als dreitausend Personen hinraffte. Der durch seinen Einfluß und seine Verbindungen mit den Geistern und Dämonen berühmteste Fagih wurde sogleich aufgefordert, die Pest zu beschwören, und da ihm dies trotz einer ansehnlichen Bezahlung nicht gelang, so brachte man ihn selbst um. Hierauf zogen alle Männer mit ihren Lanzen aus, die sie aufs Gerathewohl ins Blaue hinein warfen, um wo möglich die bösen Geister zu treffen, denen sie die Epidemie zuschrieben.

Das Land Gonley ist von Abkömmlingen der alten Aethiopier bewohnt. Die muhammedanische Religion wird dort nur wenig beobachtet. Ihr Oberhaupt ist der Enkel des berühmten Muhammed Abu-'Kreili, welcher der Majordomus, der Cajet der letzten rois fainéants von Sennaar war. Die Kobschuren und die kleinen Könige des Weißen Flusses haben nur insofern Autorität, als man sie für Zauberer hält, welche die Macht haben, den Regen zurückzuhalten oder dessen Fallen zu bewirken. Wenn die Regenzeit so spät eintritt, daß die Wiesen austrocknen, läßt jedes Familienhaupt ihnen ein Rind oder eine Kuh zuführen, damit sie das Wasser vom Himmel herabrufen. Dauert hierauf die Dürre noch fort, so versammelt man sich, um von neuem Regen zu fordern, und endlich schlicht man ihnen den Bauch auf, der, wie der Schlauch des Aeolus, die Stürme enthalten soll. Dies widerfuhr im Jahre 1850 dem Könige von Hyarpur, einem zwischen Belenia und Ferischat gelegenen Lande. Schoba, König der Barq, mußte sich im Jahre 1849 fürchten, um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen.

Don Angelo (ein spanischer Reisender und Missionär) wurde eines Tages von den Einwohnern Belenia's eingeladen, sie zu ihrem Könige Schoba zu begleiten, um Regen zu fordern. Wie Paulus, hatte er sich dieser Gesellschaft angeschlossen, um den unbekannten Gott, den wahren Schöpfer des Himmels, zu predigen. Seine Beweisgründe fanden großen Anklang, sowohl bei Schoba, als bei seinen Unterthanen. Wäre nach der Predigt Regen gefallen, so würde es nicht an Bekehrten gemangelt haben; aber das Wetter blieb trocken, und die Barq, die keine Milch mehr hatten, um ihre Kinder zu nähren, wandten sich nach einigen Tagen abermals an ihren König. Dieser gog etwas Wasser in eine Glocke, die ihm Selim-Capitan, der Aufführer einer türkischen Expedition, gegeben hatte, schüttete es in Gegenwart der Versammlung aus und verkündete ein Ungewitter für den folgenden Morgen. Der Zufall begünstigte diese Prophezeiung, und Don Angelo hatte sein Ansehen verloren. Auf diese Art ist die Annäherung der Regenzeit eine Periode des Gewinns und der Gefahr für die Majestäten des Weißen Flusses.

Die Heerden sind so zahlreich, daß in weniger als zwei Monaten alles Gras von den Kühen abgeweidet oder zertreten wird. Uebrigens gehören diese Grasarten, welche die Sonne in kaum vierzehn Tagen verdorrt, zur Familie des Schilfrohrs und enthalten nur wenig Nahrungsstoff. Im Monat März magert das Vieh ab und giebt keine Milch mehr, welche die Hauptnahrung dieser Hirten ausmacht. Die Heerden sind ihr einziger Reichthum; wer nicht Kühe genug besitzt, um eine Familie zu ernähren, darf sich weder verheirathen, noch in den Versammlungen das Wort nehmen: er ist ein Paria. Wenn daher unsere europäischen Gladiatoren von ihnen so geschätzt werden, so ist dies nicht so sehr als Zierrat, denn als Mittel, jene ihnen so unentbehrlichen Thiere zu erwerben.

Die Gaukler oder Kobschuren verstanden auch die Zukunft mit Hülfe von fünf Zahlpfennigen, die sie in die Höhe werfen; die Art, wie solche niederfallen, entscheidet über das Schicksal des Anfragenden, der natürlich eine der Wichtigkeit seines Gesuchs angemessene Spende darbringen muß. Einem dieser Kobschuren war es gelungen, den Eliabe den Glauben beizubringen, daß er zur Hälfte von Eisen und in Folge dessen unverwundbar sei; durch dieses Mittel hatte er eine große Partei für sich gewonnen. Die Rinder und die Rathsuchenden kamen von fünf bis sechs Tagereisen in der Runde zu ihm. Wehe dem, der seine Vorherfagungen in Zweifel gezogen hätte! Als er den türkischen Expeditionen, gegen die er predigte und sein Volk aufwiegelte, furchtbar zu werden anfing, ließen die türkischen Befehlshaber ihn überfallen und tödten. Vergebens zeigte man aber seinen Kopf den versammelten Eliabs: sie waren von ihrer Ueberzeugung nicht eher abzubringen, bis der Leichnam, dessen Auferstehung sie von einem Augenblick zum anderen erwarteten, in Verwesung übergieng. Man hat die Zahl der Räuber, welche dieser Betrüger erpreßt hatte und welche von den Betrogenen zurückgenommen wurden, auf mehr denn zweitausend geschätzt. Jetzt giebt es in Dim wieder einen anderen Wahrsager, der sich von unseren Barken entfernt hielt und seinen Landsleuten verstherte, daß sie unsere Sklaven würden, wenn sie fortführen, uns Elfenbein zu bringen.

Die Barq und die anderen Völkerstämme des Weißen Flusses glauben an ein höheres, unsichtbares Wesen, von dem sie die Geister abstammen lassen, welche ihre Gaukler inspirieren. Als wir zuerst unter ihnen erschienen, legten sie und dieselbe Abkunft bei. Sie glauben an die Seelenwanderung und Auferstehung, aber nicht zu einem anderen Leben, sondern um in dieser Welt eine der früheren ähnliche Existenz zu führen. Lautos, Bruder des Königs Lagono, welchen Herr d'Arnaud*) getauft hatte, und Oheim des Schoba, erzählte mir, daß, als sie die ersten Weißen zu Gesicht bekamen, sie nur deshalb so erschrocken waren, weil sie dieselben für die Gespenster einer Karawane

*) Der Begleiter d'Abbadie's auf seiner Reise in das innere Afrika. D. R.

Digitized by Google

aus Zanzibar oder Abel hielten, die vor etwa siebzig Jahren von ihren Vorfahren ermordet worden und die, wie sie glaubten, nicht ermangeln würden, sich an ihnen zu rächen. Wenn sie einen Löwen tödten, der einen der Ihrigen verzehrt hat, sammeln sie Holz, um ihn zu verbrennen, und nachdem er ganz zu Asche verbrannt ist, wird diese nach allen Winden zerstreut, damit, wie sie sagen, das Opfer nicht in der Gestalt des Ungeheuers wieder auflebe, dem es zur Beute gedient. Nach den Metzeleien, welche bei den türkischen Expeditionen stattfanden, kam man oft, um die Weißen zu bitten, daß sie die Todten ausserstehen lassen und die Verwundeten heilen möchten.

Die Berathschlagungen und Gerichtsverhandlungen finden gewöhnlich vor den Dörfern unter dem Schatten eines Baumes statt. Jedermann kann ihnen beiwohnen und seine Stimme abgeben; aber nur die Häuptlinge und die Reichen, Monjchs genannt, die man an ihren gabelförmigen Stöcken erkennt, dürfen Reden halten. Da Alles durch Stimmenmehrheit entschieden wird, so haben diejenigen den meisten Einfluß, welche am besten sprechen oder über die zahlreichste Partei verfügen können. Sogar die Könige oder Häuptlinge sind gezwungen, sich der Entscheidung dieser Volksversammlungen zu unterwerfen; wenn sie dessenungeachtet zuweilen den Sieg davontragen, so ist es nur durch die Drohung, daß sie den Regen zurückhalten werden.

Ein Einwohner von Belenia flüchtete sich eines Tages in meine Barke in demselben Augenblick, wo Nigello und Schoba bei mir waren. Er war von den Mardschus, in deren Nähe wir uns befanden, des Kubstellens angeklagt worden, und sie verlangten, daß er mit dem Tode bestraft werde.

Der Rath versammelte sich in der Nähe unseres Lagers; der Angeschuldigte stand frei mitten unter seinen Anklägern und Richtern. Ich beobachtete den Eindruck, welchen Furcht und Hoffnung auf ihn machten, je nachdem das Murren oder die Zustimmung der Anwesenden die Rede seiner Ankläger oder die seiner Vertheidiger, Nigello's und Schoba's, unterbrachen. Ungeachtet des Mangels an Beweisen und der Beredsamkeit seiner Anwalte siegten seine Feinde. Es erhob sich am Ende ein allgemeines: „Kreuziget ihn!“ welchem Nigello als letztes Mittel die Drohung entgegensetzte, ihre Dörfer durch meine Barken anzünden zu lassen, wenn sie den Urtelsspruch vollziehen würden. Nach diesem „Quos ego“ zerstreute sich die Versammlung murrend. Der Angeklagte suchte wieder in meiner Barke Schutz, wo er, so lange er darin blieb, respektirt wurde; aber als er sich einige Tage darauf während der Nacht nach seinem Dorfe begeben wollte, ward er unterwegens umgebracht. Man hatte ihm aufgepaßt und die erste Gelegenheit wahrgenommen, das von dem Gerichtshof gefällte Urtel zu vollstrecken. Diese Neger tödten Niemanden in ihren Dörfern, indem sie glauben, daß ihre Frauen durch den Anblick des vergossenen Blutes unfruchtbar werden, und daß es ihren Kindern Unglück bringt. Die Hinrichtungen oder Meuchelmorde geschehen in der Regel auf der Landstraße oder im Walde. Aus dieser Ursache werden die Reisenden wohl thun, ihre Geschäfte so viel als möglich in den Dörfern abzumachen und denjenigen zu mißtrauen, die sie einladen, mit ihren Barken an einer wüsten Stelle des Ufers anzulegen.

Der Barp nimmt so viel Weiber, als er kaufen kann; sie kosten von zehn bis funfzig Kühe, je nach ihrer Schönheit oder ihrem Rang. Nach dem Tode ihres Gatten gehen sie auf dessen Söhne über, doch darf keiner von diesen seine eigene Mutter heiraten. Je mehr Frauen einer hat, deste mehr wird er geachtet; man kann nicht Monjch sein, ohne deren wenigstens zwei oder drei zu besitzen. Sie dienen auch als Mittel, Einfluß und Macht zu erlangen, denn die Aeltern werden gewöhnlich die Klienten oder Anhänger der Ehemänner. Sie bleiben bis zu ihrer ersten Niederkunft im väterlichen Hause, das sie ernähren muß, eben so wie den Mann, so oft es ihm beliebt, es zu besuchen. Weit entfernt, von Eifersucht geplagt zu werden, leben diese Frauen unter Einem Dache in vollkommener Harmonie; aber andererseits kann man auch ihre Treue nicht sehr rühmen. Trotzdem mißhandeln die Barps ihre Frauen nur selten, um sich die Aeltern nicht zu verfeinden. Sie besorgen die Haushaltung und die Feldarbeit; die Männer säen nur und überlassen ihnen die Verrichtung des Jätens und der Aerndte. Wenn ein Mädchen verführt wird, zwingt man sie, den Schuldigen anzugeben, der verpflichtet ist, sie zu heiraten, wenn er der Rache der Aeltern entgehen will. Ist das Ehevorsprechen gegeben, so besteht die Heirats-Ceremonie blos darin, daß man einige Ochsen schlachtet, womit die Eingeladenen bewirthet werden. Ein Theil der Mitgift, die der Ehemann zu entrichten hat, wird unter die Verwandten der Ehefrau vertheilt. Vor kurzem tödtete man in Belenia einen Verführer, dem es unmöglich war, die Kühe anzuschaffen, welche man als Preis für seine Geliebte forderte.

Wenn Jemand stirbt, begräbt man ihn stehend in einem Loch, welches vor der Thür seiner Wohnung gegraben wird, und die Freunde und Verwandten treten und stampfen die Erde, die ihn bedeckt, mit ihren Füßen fest, indem sie in einem klagenden Ton die Worte: „dio, dio“, wiederholen. Nachdem die Erde hinlänglich gehärtet ist, tödtet man einige Ochsen zur Bewirthung der Gesellschaft, worauf sich Alles zerstreut. Bei den Chabs und Kyko wickeln die Fischer ihre Leichen in eine Matte ein und werfen sie in den Fluß.

Alle diese Völker lieben den Tanz, den Müßiggang, die Belustigungen und die Meriffe, eine Art Bier, welches von gegohrenem Durrah bereitet wird. Ihre Tänze sind nichts als Luftsprünge und Verzerrungen, welche die ganze Nacht vor großen Feuern nach dem Schall der Trommeln fortgesetzt werden. Außer den täglichen Tänzen haben sie auch allgemeine Feste, Leri genannt, wo sich zuweilen sieben- bis achttausend Personen versammeln. Man läßt diese mehrere Tage vorher ankündigen, um den entfernten Dorfbewohnern Zeit zu geben, sich dahei einzufinden. Es sind wahrhafte Saturnalien, welche drei Tage, und zwar von Sonnen-Untergang bis zum Morgen, dauern. Diese Feste wiederholen sich mehrere Male im Jahre, bei dem ersten Regen und wenn die Kühe von der Weide nach den Dörfern zurückkehren; sie finden auch zuweilen statt, um die Männer zum Kriege aufzurufen, der am letzten Tage des Festes beschlossen wird. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Altphönizische Sprache. Bekanntlich sind die Reste der phönizischen und der mit derselben identischen karthagischen Sprache sehr gering und fast nur eben hinreichend, um den Beweis zu führen, daß dieselbe der hebräischen ungemein nahe gestanden habe und nur dialektisch von ihr verschieden gewesen sei. Meistens sind es kurze Legenden auf Münzen sidonischer oder tyrischer Kolonieslädte, kurze und verstümmelte Weih-Inschriften, Grabsteine; etwas umfangreicher, wiewohl weniger verlaßbar, was Formen und Deutung betrifft, ist die punische Stelle im Plautus und nur die in neuerer Zeit entdeckte punische Inschrift von Marseille, welche zuerst Movers vollständig entziffert hat, gab etwas Bedeutenderes. Hierzu ist nun seit Anfang dieses Jahres eine bedeutende Bereicherung gekommen, indem man zu Saida (dem alten Sidon) nebst einer griechisch-christlichen zwei heidnisch-phönizische Inschriften entdeckt hat. Die eine davon ist ganz besonders merkwürdig, weil sie auf einem Sarkophage steht, der ihr zufolge einen alten (chronologisch nicht bestimmbaren) König von Sidon, Namens Aschmunzer, den Sohn des Tabnith, beherdergt hat, und dessen Fundstätte die Begräbnißstätte der sidonischen Könige kenntlich gemacht hat. Die Inschrift ist zweiundzwanzig Zeilen lang, zu je fünfundvierzig bis fünfundfunfzig Buchstaben, dabei fast unverletzt, so daß sie also der Marseiller Inschrift, welche stark verstümmelt ist, den Rang abläuft. Sie enthält außer Geschlechts- und Verwandtennamen des Verstorbenen eine Anzahl sehr formeller Verwünschungen und gesetzlicher Bestimmungen, welche die Ruhe des Todten sichern sollen.

Thomson, Mitglied der amerikanischen Mission in Syrien, hat genaue Abschriften von beiden an Ort und Stelle selbst gemacht und sie an Ritter Bunsen in Heidelberg gesandt, von welchem sie Prof. Dr. Dietrich in Marburg erhalten hat. Dieser hat sie nun in einem besonderen Werkchen mit Erklärung und einer Menge schätzbarer Untersuchungen veröffentlicht,*) welche jedenfalls auf einzelne Punkte der Alterthumswissenschaft ein bedeutendes Licht werfen werden, namentlich auf die Geschichte der Schrift, die immer noch so bestritten und mangelhaft ist.

— Schin oder Schang-te. Unter den englischen Missionären in China hat sich, wie es scheint, ein heftiger Streit über die Frage erhoben, ob das hebräische Elohim und das griechische Θεός in der heiligen Schrift im Chinesischen durch Schin oder Schang-te zu übersetzen ist. Der Verfasser des unten genannten Werkes**) behandelt dieses schwierige Thema mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit und entscheidet sich endlich für Schang-te, indem er aus dem Shu-king, dem Tschong-yung und anderen klassischen Büchern der Chinesen nachweist, daß Schin nicht Gott, sondern eigentlich Λαίμων, Geist oder gar Teufel, bedeutet. Er beschwört daher die englische Bibelgesellschaft beim Schang-te, das unglückliche Schin nicht in die chinesische Uebersetzung der Bibel einschwärzen zu lassen, was auch in der That höchst bedenklich wäre, da sie dadurch Gefahr läuft, die Chinesen, statt zum Christenthume, zum Teufelsdienst oder im besten Falle zum Pantheismus zu bekehren.

*) Zwei sidonische Inschriften und eine altphönizische Königsinschrift zuerst herausgegeben und erklärt von Dr. J. C. C. Dietrich. Marburg, Ewert.

**) Who is God in China, Shin or Shang-te? By Rev. S. C. Malan, M. A. London: S. Bagster & Sons. Berlin, A. Asher & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Expedit. Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 103. Berlin, Dienstag den 28. August 1855.

Nord-Amerika.

Washington und die Gründung der Vereinigten Staaten.

Nach Cornelis de Witt.*)

J. J. Ampere, dessen treffliche Skizzen des Lebens in den Vereinigten Staaten unsere Leser kennen, spricht sich bei Gelegenheit einer Anzeige des unten näher bezeichneten Werkes folgendermaßen aus:

Das Leben Washington's ist in seinem Vaterlande von Sparks, dem amerikanischen Plutarch, beschrieben worden. Guizot hat das Werk durch eine von einer schönen historischen Studie begleitete Uebersetzung in Europa bekannt gemacht. Diese Studie, eine der vollendetsten, die je aus seiner Feder geflossen, ist in dem Buche seines Schwiegersohnes, des Herrn Cornelis de Witt, eines Nachkommen des berühmten holländischen Staatsmannes dieses Namens, wieder abgedruckt, um es, so zu sagen, bei dem Publikum empfehlend einzuführen. Bis dahin kannte man Washington in Frankreich höchstens durch die elegante Lobrede, die ihm Herr von Fontanes vor dem ersten Konsul hielt: Isokrates lobte hier den Aristides in Gegenwart Alexander's. Diese Huldigung der Freiheit überzeugte weder den ruhmvollen Zuhörer, noch den Redner selbst. Die Schrift des Herrn de Witt hat einen weit ernsteren Charakter. Sie wird nicht alle Welt überzeugen; allein kein unbefangener Leser wird dem Helden seine Bewunderung, dem Biographen seine Achtung versagen.

Washington schien nicht zum großen Mann geboren; er hatte weder den Ehrgeiz, der zu kühnen Unternehmungen treibt; noch die außerordentlichen Talente, die deren Erfolg sichern. Es war ein virginischer Pflanzer, „dessen Leben anfangs nur eine seltsame Mischung darbot von abenteuerlichen Ausflügen und Arbeiten eines amerikanischen Hinterwäldlers mit den sitzenden und mühsamen Beschäftigungen eines Handelsmannes und dem wohlhabenden und schlichten Haushalt eines englischen Landedelmannes." Der durch die ungesetzlichen Auflagen von Seiten des Mutterlandes hervorgerufene Aufstand kraf Washington auf seinem Gute Mount-Vernon, wo er, ohne Gehülfen, mit seinen Geschäftsführern in London wegen seines Tabackshandels korrespondirte, seine Strazzen, seine Haupt- und Briefkopier-Bücher mit strengster kaufmännischer Pünktlichkeit führte. Allein der gewerbthätige Pflanzer, der Tabackskaufmann besaß im höchsten Grade kriegerischen und bürgerlichen Muth: eine Combination, die den zum Siege entschlossenen Demokratieen so nothwendig und der amerikanischen Demokratie als charakteristisches Merkmal geblieben ist.

An allen Maßregeln des gesetzlichen Widerstandes gegen die verfassungswidrigen Eingriffe Englands in die amerikanischen Freiheiten nahm Washington energischen Antheil. Er, der in einem Feldzuge gegen die Franzosen bei dem Uebergang des Monongahela eine glänzende Tapferkeit entwickelt hatte, war zu verständig, um sofort die Gewalt aufzurufen. „Keiner darf einen Angenblick anstehen, nach den Waffen zu greifen, um so kostbare und heilige Interessen zu vertheidigen; aber die Waffen müssen unsere letzte Zuflucht bleiben." Washington wünschte den Krieg nicht, war aber zu jeder Stunde entschlossen, für das Recht zu kämpfen. Als er den ersten Zusammenstoß der amerikanischen Milizen mit den englischen Truppen erfuhr, schrieb er: „Gewiß ist es schmerzlich, daß Brüder einander das Schwert in die Brust stoßen, daß die bisher so glücklichen und friedlichen Fluren Amerika's entweder von Blut geröthet oder von Sklaven bevölkert sein sollen. Beklagenswerthe Alternative; kann aber ein tugendhafter Mensch über die Wahl unentschieden sein?"

Berufen zur Besehligung des Heeres, das zur Vertheidigung der amerikanischen Sache ausgehoben worden, übernahm er den Befehl nur mit bescheidenem Mißtrauen in sich selbst, wies übrigens den Sold als Obergeneral zurück. Er trat sein Amt an, ohne von Eigenliebe getrieben zu sein, ohne sich über die Schwierigkeiten des Unternehmens zu täuschen. „Wenn Alles im Lager schläft", schreibt er, „verbringe ich die Nacht in traurigen Gedanken über unsere traurige Lage. Oft schon kam es mir in den Sinn, ob ich nicht viel besser daran gethan haben würde, wenn ich mich, die Flinte auf der Schulter, hätte in die Reihen einschreiben lassen, anstatt unter solchen Umständen das Kommando zu übernehmen; oder ob ich nicht glücklicher gewesen wäre, wenn ich mich tief ins Land zurückgezogen und in einem Wigwam gelebt hätte, ohne zu besorgen, daß die Nachwelt und mein Gewissen mir mein Benehmen zum Vorwurf machen." Aber dieser Mann, fern von jeder Verblendung, den keine Begeisterung mit sich fortriß, mußte, einmal in die Bahn getreten, die er nicht gewählt, bis ans Ziel gehen, ohne Ermatten, ohne Entmuthigung; so wie der amerikanische *Settler*, in den jungfräulichen Wald vertieft, die Bäume vor sich niederschlägt, sich einen Weg bricht, nimmer rastet, nimmer einhält, bis das Hinderniß überstiegen ist.

De Witt zeigt, mit welchen Schwierigkeiten Washington während, besonders aber bei Beginn des Unabhängigkeitskrieges zu ringen hatte: „Jedes Kongreßmitglied, jede Provinzialversammlung, jeder einflußreiche Bürger war für ihn zugleich ein Hinderniß und eine unentbehrliche Stütze. Alle räumten ein, Washington sei die Seele des ganzen Unternehmens, und doch hatte man ihn kaum mit genügender Macht bekleidet, das Heer zu unterhalten! Um sich Munition und Lebensmittel zu verschaffen, um seine Stämme vollzählig zu machen, um seine geringsten Anordnungen ausführen zu lassen, mußte er hier zur Autorität des Einen, dort zum Einfluß eines Anderen Zuflucht nehmen, mußte er, um gehört zu werden, ziemlich laut und doch wieder mit großer Behutsamkeit sprechen, um die demokratische Empfindlichkeit nicht zu reizen. So viele Rücksichten wurden dem Stolze Washington's sauer genug; er unterzog sich ihnen jedoch aus Patriotismus, ohne es gewissen Leuten jemals zu Dank zu thun. Unaufhörlich erhielt er von Philadelphia aus Winke über die Klagen der öffentlichen Meinung: bald war es eine Versammlung, die, ihm bis auf die Ersteren unbekannt, sich rücksichtslos behandelt fühlte; hier schmollte eine Predigerfrau, die er zu Tische zu laden versäumt; dort wunderte sich ein Advokat, daß er erst Oberst sei."

Vielleicht schlägt Herr de Witt, über diesen sein bemerkten und witzig gerügten Spießbürgerlichkeiten, den patriotischen Schwung, der gleichwohl die Amerikaner beseelte und sie unüberwindlich machte, nicht hoch genug an. Doch warum sollte es ihm nicht erlaubt sein, dies zu thun, wenn Washington selbst Augenblicke hatte, wo er an dem Erfolg zweifelte! In einer solchen Stimmung schrieb er an seinen Bruder: „Unter uns gesagt, ich fürchte, das Vaterland geht seinem Untergang zu." Indessen, wie Witt bemerkt, ließ er sich von solchen Zweifeln nicht niederschlagen und blieb so fest, wie wenn er voll Vertrauen auf den guten Ausgang gewesen wäre. „Was thun wir, wenn Philadelphia genommen würde!" fragten Einige in seiner Umgebung. Ohne sich zu bedenken, antwortete er: „Wir gehen über den Fluß Susquehanna hinaus, und wenn es nöthig, fliegen wir über die Alleghanyberge."

Die Anfänge des Krieges schildert de Witt mit den Worten:

„Es war ein Positionskrieg, kalt, wie eine Schachpartie; wenig Blut, wenig heldenmüthige Gefechte und glänzende Thaten; nur ein einziges großartiges Schauspiel fesselt uns: Die Festigkeit Washington's im Mißgeschick, sein unablässiger Kampf gegen die Entmuthigung, die Furcht und den Verrath unter den Seinigen." Bald aber bot sich ein anderes großes Schauspiel: Diese improvisirten Soldaten, diese aus dem Stegreif bewaffneten Volkshaufen, diese Menschen, hinter dem Pflug oder aus dem Comtoir weg — die besiegten zuletzt ein regelmäßiges Heer. Die Steine auf diesem Schachbrette lebten. Trotz dem Mangel an Erfahrung und Kriegszucht, trotz den kleinen Leidenschaften, die sich immer in die großen Dinge mischen, ihren Gang aber nicht hemmen, wenn ein großes Gefühl das Triebrad ist — trotz alle dem, zeigen sich die Amerikaner endlich ihres Führers würdig! Ein Mensch reicht nicht hin, die Unabhängigkeit eines Volkes zu gründen, das Volk muß mit dabei sein. Uebrigens würdigt de Witt den militairischen Charakter Washington's sehr gut: durch diese Mischung von Geduld und Verwegenheit, von geschicktem Zaudern und kühner Ent-

*) Histoire de Washington et de la fondation de la République des Etats-Unis, par M. Cornelis de Witt, précédée d'une notice historique sur Washington, par M. Guizot. Paris, Didier, 1855.

Digitized by Google

schiedenheit erwartete und ergriff er den Augenblick. Seine energische Entschiedenheit bewies er auch durch die Forderung einer unbeschränkten, wenn auch zeitweiligen Gewalt über das Heer. Sie wurde ihm auf sechs Monate bewilligt. Die Gefahr einer Militairdiktatur war freilich nicht groß bei einem Mann, der an den Kongreß schrieb: „Weit entfernt, mich durch diesen Beweis von Vertrauen aller bürgerlichen Pflicht entbunden zu glauben, werde ich stets eingedenk bleiben, daß das Schwert, das wir nur als das äußerste Mittel zur Vertheidigung unserer Freiheiten gezogen, sofort in die Scheide gesteckt werden muß, wenn diese Freiheiten fest gesichert sind." Washington gehörte aber zu denen, die, wenn sie ein solches Versprechen gegeben haben, es auch halten.

Nach Beendigung des Krieges begann die politische Rolle Washington's, die bei weitem bewundernswürdiger war, als die militairische. Er betrat diese Bahn voll Hingebung, Selbstverleugnung und Weisheit; am Ziele winkte dem Vaterlande die Freiheit, ihm selbst der dauerndste und reinste Ruhmeskranz. Sein Uebergewicht verhöhnte zwei Gewalten, deren Zerwürfniß die Zukunft Amerika's bedrohte: den Kongreß und das Heer. Der Kongreß feilschte um die Belohnungen, die er dem Heere verheißen; das Heer drohte, in Gegenwart eines besiegten, aber noch immer gefährlichen Feindes, aus einander zu gehen. Washington zeigte diesem das Schimpfliche eines solchen Beginnens, jenem den plumpen Undank gegen die Retter des Vaterlandes. Und diese Appellation an den gesunden Menschenverstand sicherte die Unabhängigkeit, welche die Waffen so eben erfochten hatten.

Washington hatte noch eine andere Probe seines Patriotismus zu geben. Es bildete sich eine Partei, die auf die Wiederherstellung der Monarchie sann und dem siegreichen General die höchste Gewalt übertragen wollte. Zu dieser monarchischen Partei waren angesehene Männer, die aufrichtig die Republik für gefährlich, ja, unmöglich und die englische Verfassung für die beste hielten. Washington war damals dem Gedanken nicht fremd, daß man auf diese Regierungsform zurückkommen dürfte. Allein er und Hamilton (der einzige Zeitgenosse, den man neben Washington stellen konnte), was auch ihre Ansicht über die möglichen Ereignisse der Zukunft gewesen sein mag, waren darin übereinstimmig, wie Hamilton sagte, auf loyale Weise das Experiment zu erproben. Washington brauchte die Freiheit nicht zu erdrücken; er brauchte nur die Fehler des Kongresses zu benutzen, um sich von der Befreiungsarmee auf den Thron heben zu lassen. Ein Oberst schrieb an ihn in diesem Sinne im Namen seiner Waffengenossen. Washington antwortete: „Mit einer Mischung von Ueberraschung und Schmerz habe ich Ihren Brief aufmerksam gelesen. Ich verscheue Sie, mein Herr, daß kein Ereignis im Laufe dieses Krieges mich so bekümmert hat, als die Nachricht, die ich durch Sie erhalte, daß solche Gedanken in der Armee umlaufen; ich kann sie nur mit Abscheu betrachten und sie streng verdammen. Ich suche umsonst in meinem Benehmen Etwas, was Jemanden zu einem solchen Vorschlag hätte aufmuntern können." — Antike Worte, wahrhaft römische Schlichtheit und Größe! Sie sind würdig, ein Vorbild in der Welt zu sein, und haben auch in Amerika selbst einen würdigen Nachahmer in dem edelherzigen Bolivar gefunden, dessen Ruf der Undank der Parteien nicht befleckt hat.

Es war von Washington um so verdienstlicher, die Verlockungen zur Krone von sich gewiesen zu haben, als das Land nur eine provisorische Verfassung besaß und große Schwierigkeiten und Stürme zu fürchten standen. Die Gemüther waren getheilt, schwankend, von heftigen Leidenschaften bewegt; die Gefahr vor einer drohenden Umsturzpartei bot Vielen einen scheinbaren Grund, die Tyrannei anzurufen. „Der frühere Krieg gegen die Engländer", sagt de Witt, „wandte sich jetzt gegen die Reichen. Die Noth, der Bankerott, der Kommunismus, der soziale Krieg im Schooße der Staaten, der Bürgerkrieg unter diesen, die Verachtung und die Schmähungen des Auslandes, all diese Uebel waren in Aussicht oder schon gegenwärtig." Washington hätte glauben können, er sei berufen, sein so bedrohtes Vaterland zu retten, indem er das Scepter ergriff. Allein seine Seele war größer: mitten in diesen Gefahren verzweifelte er nicht an der Freiheit und ging in den Konvent nach Philadelphia, um an der Gründung, nicht seiner Macht, sondern der Verfassung seines Vaterlandes zu arbeiten.

Der Konvent von Philadelphia war die Wiege der amerikanischen Verfassung; man hatte hier große Mühe, sich zu verständigen. Die entgegengesetztesten Richtungen waren hier vertreten, und während Hamilton eine Regierung wollte, die, ohne Monarchie zu sein, doch sie einleiten könnte, fürchteten Andere die Tyrannei einer zu energisch befestigten Centralgewalt. Trotz der unvermeidlichen Meinungsverschiedenheit aber ward das aufrichtige Bedürfniß der Einigung und der Wunsch, das Wahre zu finden, gefühlt. Die richtigen Ideen, von welcher Seite sie auch kommen, siegen zuletzt. Der Kampf bestand zwischen den großen und kleinen Staaten, zwischen der anschließenden Vertretung der Zahl und der Vertretung der politischen Einheiten, dargestellt durch die einzelnen Staaten. Hätte die erste allein gesiegt, so wer die amerikanische Republik ohne Gegengewicht der Herrschaft der Menge preisgegeben; dadurch aber, daß den zugleich wirklichen und idealen Personen, den Staaten, Rechte ertheilt wurden, schuf man eine Barre gegen das absolute Prinzip der Mehrheit, ersetzte das abwesende aristokratische Element und rettete die Vereinigten Staaten vor jenem verfluchten Durcheinander, aus dem Nichts hervorragt, Nichts Widerstand leistet, und mit dem Wühler und Despoten so leicht fertig werden. Der Vorschlag des Abgeordneten Dikinson, den Senat durch die örtlichen Legislaturen ernennen zu lassen, war der erste Schritt auf diesem heilbringenden Weg. Der zweite, noch entscheidendere war, in dem Senate selbst den großen und den kleinen Staaten eine entsprechende Vertretung zu geben. Bei diesem Vertretungsmodus berücksichtigte man noch etwas Anderes als die Zahl: ein Kollektivrecht machte sich neben dem Individualrecht geltend, hielt ihm die Wage und beschränkte dessen Gewalt. Die lokalen Interessen und das lokale Leben laufen auf diese Weise nicht Gefahr, jenem lustigen Wesen geopfert zu werden, das man Volk nennt, jenem unverantwortlichen und unfaßbaren Souverain, dessen Namen den bequemen Vorwand bietet, alle Mißbräuche, alle Verbrechen zuzudecken. (Schluß folgt.)

Afrika.

Die Völkerschaften des Bahr-el-Abiad.

(Schluß.)

Die Bary, wie die meisten Uferbewohner, die ich kennen lernte, sind im Allgemeinen faul, rachgierig und zänkisch; Sklaven ihrer Lüste, ohne Zügel, ohne Gesetz, überlassen sie sich allen möglichen Exzessen. Der geringste Streit endet oft in Lanzenstichen, welche mitunter den Krieg herbeiführen. Don Angelo versichert, daß mehr von ihnen eines gewaltsamen Todes, als durch Krankheiten sterben. Aber mit allen diesen Fehlern haben sie eine gute Eigenschaft, die noch etwas von ihnen hoffen läßt: sie nehmen eben so schnell Vernunft an, wie sie in Zorn gerathen; so wütheud sie auch waren, habe ich sie nach einigen Worten Don Angelo's sanft wie Lämmer werden sehen. „Es ist wahr, Du hast Recht", sagten sie, damit war Alles beendet. Während seiner Anwesenheits in Belenia hat er viele Mordthaten und sogar Kriege verhindert; es hatte nie solche Ruhe geherrscht, als damals. Nach seiner Abreise haben die Bary, die Lyria und die Lokaia zweiundvierzig Personen getödtet und mehrere Hütten verbrannt. Dieser Missionär hatte mehrere Schüler, die ihn allenthalben hindgeleiteten und dazu dienten, ihm bei den Völkerschaften, die er besuchte, eine günstige Aufnahme zu bereiten und diese mit dem Unterschied bekannt zu machen, der zwischen unseren Lehren und ihrem Aberglauben stattfindet.

Alle diese Völker gehen nackt, mit Ausnahme der verheirateten Frauen. Nur die Mädchen der Schirs und der Bary tragen Schurze, die von Baumrinde gewebt und vier Finger breit sind. Sie kennen nur zwei Jahreszeiten, den heißen und den Regen und den Sommer. Letzterer tritt mit unserem Winter zusammen und ist auch die Zeit der stärksten Hitze, die höchstens durch die Nordwinde gemäßigt wird, welche in dieser Jahreszeit herrschen. Die Nächte sind frisch, was von der Höhe des Terrains herrührt, und der Schlaf kann den Verlust an Kräften ersetzen, den man während des Tages erleidet. Die Regen beginnen gegen Ende des März und enden im November. Während dieser Jahrezeit wird die Luft von erfrischenden feuchten Winden und von den Wolken, die oft die Sonne verhüllen, abgekühlt. Die ersten Ungewitter besonders werden von furchtbaren Donnerschlägen begleitet; sie währen zuweilen zwei volle Tage. Die Feuchtigkeit, welche in dieser Zeit herrscht, verursacht viele Wechselfieber, die aber nicht sehr gefährlich sind. Man leidet auch an Wasserbrüchen, am Bandwurm und an Wunden an den Beinen, aber diese Krankheiten entstehen durch die Gewohnheit der Eingeborenen, nackend durch die sumpfigen Landstriche zu gehen. Ihre Kraft, die Schönheit ihrer Frauen, die große Anzahl ihrer Greise sind ein Beweis der Gesundheit des Landes, besonders jenseits des sechsten Grades nördlicher Breite.

Diese Leute essen gewöhnlich nicht öfter als einmal des Tages, gegen Sonnen-Untergang; ihre Hauptnahrung besteht aus Milch und Merisse, so wie aus Durah, welchen sie, als Brei oder in Wasser gekocht, verzehren. Das Fleisch ist für sie ein Leckerbissen, welches man nur an Festtagen, bei Opfern, und wenn ein Thier fällt, zu genießen pflegt. Sie bauen auch Schminkbohnen, Erbsen, Sesamkraut, Kürbisse und Taback, welchen sie an den Ufern des Nil und auf den Inseln ziehen. Auch die Wälder versehen sie mit einigen Bedürfnissen, als Wurzeln, wilde Früchte, Champignons und Honig in Menge.

Sie haben ziemlich geschickte Schmiede, welche Lanzen, Pfeile, verschiedene Utensilien zum Jäten u. s. w. verfertigen. Ihre Tischler machen kleine Stühle und grobe Statuetten. Diese Handwerker sind wenig geachtet. Wie den Uferbewohnern, die sich von Fischen nähren, giebt man ihnen ebenfalls den Beinamen Tamnit, welchen ein Kuhhirt oder Eigenthümer als eine Beschimpfung betrachten würde. Die Bary befinden sich in einer günstigeren Lage, als die anderen nörd-

Digitized by Google

lichen Völkerschaften, da sie vortreffliches Salz haben, dessen ganzer Nutzen ihnen aber nicht bekannt ist.

Die Länder jenseits des siebenten Grades nördlicher Breite sind mit Wäldern von Tamarinden, Jgilik, Ebenholzbäumen und den schönsten Akazien bedeckt. Diese immergrünen Bäume sind mit Lorbeerrosen vermischt, welche Blumen-Büschel der verschiedensten Art und vom lieblichsten Ansehen tragen. Sie bilden natürliche Gärten, die einen kühlen Schatten verbreiten, indem ihre Sträucher den Umfang unserer schönsten Kirchbäume haben. Die Dörfer der Barp und der Languarah sind theils funfenweise an den Abhängen der Berge gelegen, die ihnen als Zuflucht gegen ihre Feinde dienen, und theils gruppirt oder zerstreut in den reichen Waldungen, die sie beschatten. Die Berge im Süden des Barplandes erzeugen Krystall und Eisen im Ueberfluß, so wie ein wenig Kupfer; sie würden dem Mineralogen ein Feld für eben so interessante als nützliche Studien darbieten.

Die Kuer erkennen nur einen einzigen Gott, den sie Nav nennen. Ihr Oberpriester, Dna genannt, ist eine Art Dalai-Lama, für welchen sie eine Ehrerbietung hegen, die an Kultus gränzt. Sie halten ihn für unsterblich und von den Schwächen, die der menschlichen Natur anhängen, wie von der Nothwendigkeit, Speise zu genießen, frei. Sein Tod wird von seinen Schülern auf sorgfältigste verheimlicht, von denen der älteste seine Stelle einnimmt. Seine Wohnung ist mit Pallisaden umgeben und nur von den Dschink, Königen oder Anführern der Krieger, zugänglich. Auf der Reise wird er in einer Sänfte von Laubwerk getragen. Nichts geschieht im Volke, ohne daß er um Rath gefragt würde. Er bringt, wie die Gläubigen sagen, sein Leben damit zu, sich mit den Geistern, welche die Welt beherrschen, zu unterhalten, und lehrt auch seinen Schülern die Kunst der Weissagung und der Wunderkuren. Wenn der Krieg beschlossen ist, schickt er einige seiner Priester, die Feinde zu verfluchen; diese Bileams werfen nachher drei Wurfspieße jenseit der Gränzen, die sie mit Krieg überziehen wollen.

Sie fasten während des Monats Usch, der mit unserm Wintersolstitium übereinstimmt; sie dürfen alsdann vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne nichts essen, aber das Trinken ist ihnen nicht verboten. Sie enthalten sich auch des Fleisches, der Milch und genießen nichts als Fische und wilde Früchte. Die ersten Tage des Monats, welcher dieser Fastenzeit folgt, sind Volksfesten und Belustigungen gewidmet. — Wenn ihr Häuptling stirbt, so folgt ihm der jüngste seiner Kinder.

Den Dieben wird der Hals abgeschnitten. Der Meuchelmörder wird der Willkür der Verwandten des Todten preisgegeben, die so viel Kühe von ihm verlangen können, als er Finger an den Händen und Zehen an den Füßen hat. Die alten Frauen und die jungen Mädchen folgen den Männern im Kriege, um ihnen Muth einzuflößen. Der König und sein Gefolge bleiben gewöhnlich hinter den Reihen der Krieger, um sie, wie es heißt, anzufeuern und die Zurückweichenden zu tödten. Ein Theil der dem Feinde abgenommenen Beute gehört dem Könige; das Uebrige wird unter die Krieger vertheilt. Hat ein Mädchen einen Fehltritt begangen, so verweist man es außerhalb des Lagers oder des Dorfes, aber die Aeltern adoptiren das Kind, um, wenn es heranwächst, ihnen das Vieh zu hüten."

Frankreich.

Neue Ausgabe der „Abenteuer des Barons von Fäneste".

Kürzlich ist eine neue Ausgabe des satirischen Romans: „Les aventures du Baron de Faeneste", verfaßt von dem berühmten hugenottischen Zeitgenossen Heinrich's IV., Theodor Agrippa d'Aubigné, erschienen.*) Dieses zur Charakteristik des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts außerordentlich interessante Buch verdient auch in Deutschland näher gekannt zu werden. P. Mérimée hat dasselbe mit einer historischen Einleitung, so wie mit erklärenden Anmerkungen, ausgestattet. Aus der ersteren theilen wir nachstehend das Wesentliche mit:

„Theodor Agrippa d'Aubigné war ungefähr vierundsechzig Jahr alt, als er die ersten Bücher der „Abenteuer des Barons von Fäneste" schrieb. Heinrich IV. war seit sechs Jahren todt; seine Wittwe regierte Frankreich im Namen Ludwig's XIII. unter dem Beistande ihres allgemein verhaßten Günstlinge: des Marschalls d'Ancre. Die Prinzen und die großen Herren machten ihm seine Stellung nicht streitig: sie erhielten in Folge dessen, daß sie mit Aufstand drohten, Unterstützungsgelder, durch welche die Staatsfinanzen zugrundegerichtet wurden. D'Aubigné lebte in dieser Zeit, fern vom Hofe, auf seinem Schlosse du Dongeon, immer gerüstet und verproviantirt, den der Königin und ihren Ministern verdächtigen Platz zu behaupten und nur mit den Häuptern der reformirten Partei ziemlich laue Verbindungen unterhaltend. Sein ganzes Leben hindurch war er der Oppositionssucht ergeben gewesen: Niemand hatte Gnade vor ihm gefunden. In den Bürgerkriegen räsonnirte er, wenn er die dem Tode geweihten Soldaten ins Feuer führte, über seine Generale und klagte sie der Unwissenheit oder der Feigheit an. In den berathschlagenden Versammlungen der Protestanten hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, die ehrgeizigen und selbstsüchtigen Bestrebungen eines jeden ihrer Häupter zu entlarven. Selbst der zur Ausübung der Autorität nöthigen Eigenschaften ermangelnd, hatte er die verhängnißvolle Gabe, zu verhindern, daß Andere sie ausübten. Er war von Natur zänkisch und spottsüchtig; nie hat er ein Wihwort zurückhalten können. Sein lebendiger und satirischer Geist, seine Tapferkeit, die bis zur Verwegenheit ging, sein unermeßliches und mannigfaltiges Wissen machten, daß er von allen seinen Zeitgenossen gefürchtet war. Es war schwer, ihm beizukommen: er war ein beißender Dichter, ein gefährlicher Duellant, ein mit Beweisfehlen reich versehener Theolog; wer sich an ihm rieb, hatte ein Epigramm oder einen Degenstich, bisweilen auch Beides zusammen zu gewärtigen. Gefürchtet von Allen, geachtet von Einigen, hatte er sehr wenig Freunde, und er liebte vielleicht Niemanden. Man warf ihm, wohl nicht mit Unrecht, vor, Verwirrung in die Angelegenheiten der reformirten Kirche gebracht zu haben; man machte ihn für alle Widerwärtigkeiten verantwortlich; man schrieb ihm alle gewaltthätigen und unbesonnenen Unternehmungen zu; man hatte ihm deshalb den Beinamen „Sündenbock" gegeben.

Aufgewachsen unter den Gräueln der Religionskriege, hatte er seinen Antheil an der Rohheit des sechzehnten Jahrhunderts. Im Alter von siebzehn Jahren legte er einmal, als er sich dem Tode nahe glaubte, mit lauter Stimme seine Generalbeichte vor allen verhärteten Wüstlingen ab, und diesen standen die Haare zu Berge, als sie die Beichte hörten. Jedoch zeichnete er sich unter den wilden Männern dieser unglücklichen Zeiten durch einen gewissen ritterlichen Sinn aber, wenn man will, durch einen unmäßigen Stolz aus, der ihn trieb, einen erhabenen und ungewöhnlichen Ruhm zu suchen. Er wollte ein großer Mann sein, und er hatte in den Alten gelesen, durch was für Thaten man den Ruhm gewinnt. Gleichzeitig gaben die Bildung seines Geistes und ein gewisses natürliches Anstandsgefühl seinen schlechten Leidenschaften eine der Humanität sich nähernde Verfeinerung. Anstatt einem überwundenen Feinde den Kopf zu spalten, zwang er ihn, seinem religiösen Bekenntniß zu entsagen, indem er eine vollständigere Rache darin fand, ihn zu entehren, als darin, ihn zu tödten. Wenn er sich auf den Schlachtfeldern oft menschlich und großmüthig zeigte, so konnte er dagegen in den politischen und theologischen Diskussionen kein Erbarmen: er offenbarte in denselben eine leidenschaftliche Gehässigkeit, die nicht leicht Jemand nach ihm überboten haben wird. Alle Waffen schienen ihm gut, selbst die schwärzeste und unsinnigste Verleumdung; denn in seiner Wuth verlor er allen Takt und jedes Maß. Trotz der Ritterlichkeit, deren er sich rühmte, behandelte er die Frauen nicht besser, als die Männer. Besonders aber war er gegen die Abtrünnigen seiner Partei unversöhnlich, ein bekehrter Hugenotte ist in seinen Augen ein aller Verbrechen schuldiges Ungeheuer.

Merkwürdig! dieser Mann, so voll von Galle, ist unter den Schriftstellern seines Jahrhunderts vielleicht derjenige, dessen Werke die alte französische Heiterkeit am besten wiedergeben. Oft zwar artete die Heiterkeit bei ihm in Zügellosigkeit aus, und er verdiente häufig die Vorwürfe, welche ihm die gewissenhaften Frommen seiner Partei machten. Weder seine aufrichtige Frömmigkeit, noch die bis zur Strenge gehende Sittlichkeit seines reifen Alters waren im Stande gewesen, ihm den Ton und die Ausdrucksweise des Soldaten und des Hofmannes zu nehmen. Die Berührung mit dem Laster fürchtete er niemals, ob aus Vertrauen auf seine Willenskraft oder ob aus Mißachtung gegen das Urtheil Anderer, muß dahingestellt bleiben. Die entsetzliche Lüderlichkeit an den Höfen Heinrich's III. und Heinrich's IV. hatte ihn nicht verderben können; er hatte inmitten dieser Welt sich immer sein eigenes Wesen bewahrt, obwohl er an den Orgien, ohne Furcht, sich zu verunreinigen, als ein dieselben mit Berachtung, aber doch auch mit Neugierde betrachtender Zuschauer Theil genommen hatte. Durch das Alter und durch die Strapazen mürbe gemacht, liebte er es immer noch, im Geiste sich mit den Thorheiten seiner Jugend zu beschäftigen. Seit langer Zeit hatte er die Rolle eines ernsten Mannes und eines Moralpredigers angenommen, aber er predigte immer in der Ausdrucksweise der korrumpirten Gesellschaft, in der er sich bewegt hatte. Er versteht es, die Laster seiner Zeit in edler und beredter Sprache darzustellen; aber sobald eine lustige Geschichte sich seinem Gedächtniß aufdrängt, verstummt der Prediger mitten im Sermon, und der ergötzliche Erzähler, der sich keinen Zwang anthut, tritt in die Rolle.

Da das Werk, welches wir in einer neuen Ausgabe wieder veröffentlichen, nicht für die Frauen bestimmt ist und im Grunde auch viel zu ernst und viel zu sehr beisbrend ist, um die Schüler amüsiren zu können, so haben wir kein Bedenken getragen, manche Ungeschliffenheiten, von denen keiner unserer alten Schriftsteller frei ist, anzuerkennt abdrucken zu lassen. Es darf nicht befremden, daß man im Anfange

*) Paris, Jannet (Librairie Elzévirienne), 1855.

Digitized by Google

des siebzehnten Jahrhunderts die Wendungen falschen Zartgefühls nicht kannte, mittelst deren man heutzutage im Stande ist, unanständige Dinge anständig zu sagen. Der Fortschritt scheint mir, genau betrachtet, wenig auf sich zu haben, da er nur andere Ausdrücke mit sich gebracht, während die Gegenstände, an denen der französische Witz sich gewöhnlich übt, beinahe dieselben geblieben sind. Die Anzahl der Gegenstände, die das Lachen zu erregen geeignet sind, ist wirklich sehr beschränkt. Soll man sie verbannen oder nur mit heuchlerischer Behutsamkeit andeuten? Verzeihen wir es wenigstens unseren Vorfahren, daß sie offener und ungezwungener gewesen, und hüten wir uns, uns für besser zu halten, weil wir ernsthafter sind, oder weil wir ihre alten Späße hinter neuen Ausdrücken verstecken.

Die „Abenteuer des Barons von Fänaste" sind, wie alle Werke d'Aubigné's, in einer ganz eigenthümlichen Sprache (es ist darunter kein Patois zu verstehen) geschrieben; dieselbe hat noch die ungezügelte Kraft und Naturmächtigkeit des sechzehnten Jahrhunderts, und doch entdeckt man in ihr schon Spuren von jener Abschleifung, die sie im siebzehnten Jahrhundert erfuhr. Der Verfasser hat einen Styl, der den Kavalier verräth; jedoch zeigt seine Prosa den Einfluß gründlicher klassischer Studien und verräth gleichzeitig auch die genaueste Bekanntschaft mit dem Volke, „dem Sprachmeister par excellence". Aus diesen beiden Quellen haben alle unsere großen Schriftsteller geschöpft. „Fänaste" ist eines der interessantesten Sittengemälde; wenn man die Uebertreibungen, die dem Genre der Satire eigen sind, in Abzug bringt, giebt es ein lebendvolles und getreues Bild der Gesellschaft zu der Zeit des Verfassers. Vorzugsweise bewundernswerth ist in den Dialogen die Wahrheit der auftretenden Charaktere und das seltene Beobachtungstalent, welches sich in den kleinsten Zügen verräth.

D'Aubigné war leider im höchsten Grade nachlässig in Bezug auf seine Werke. Es ist bekannt, daß die Hauptwerke fast heimlich gedruckt wurden. Gewiß ist, daß er seine Arbeiten fast gar nicht korrigirte; ja, es ist wahrscheinlich, daß er sie nicht einmal wieder durchlas. Daher sind alle seine Bücher und besonders „Fänaste" heutzutage nicht leicht zu lesen. Die Interpunction ist durchaus mangelhaft, die Orthographie ganz willkürlich, oft fehlen Wörter; die Sätze sind oft nicht zu Ende geführt; mitunter, und dies ist besonders in dem vorliegenden Buche der Fall, werden verschiedene Provinzialdialekte ohne eine geregelte Orthographie angewendet; endlich kommen viele dunkle Anspielungen auf Personen und Ereignisse vor, von denen wir in der Geschichte fast keine Spur mehr finden.

Die Kommentare von Le Duchat, welche den Ausgaben von 1729 und 1731 beigefügt sind, sind durchaus nicht vollständig und können an manchen Stellen den Leser sogar irre führen. Unter Anderem leiden sie an dem Uebelstand, daß sie den Leser fortwährend auf die Confession de Sancy hinweisen, ein Buch von d'Aubigné, welches noch viel schwerer zu verstehen ist, als das vorliegende. Wir haben aus diesem Werke die Stellen und die Bemerkungen ausgezogen, welche zur Erklärung des Textes Etwas beitragen, und unsere Erklärungen hinzugefügt, wo der gelehrte Kommentator gar keine Erklärungen gegeben oder den Sinn des Textes unrichtig aufgefaßt zu haben scheint.

Unser Streben ist hauptsächlich darauf gerichtet gewesen, denjenigen, welche sich für das Studium unserer Literatur und unserer Geschichte interessiren, einen korrekten und leicht zu lesenden Text zu liefern.

Der ersten Ausgabe des ersten Buches habe ich nie habhaft werden können. In dem „Manuel du libraire" heißt es: „Die vier Bücher vom Baron von Fänaste sind hinter einander herausgegeben worden: das erste zu Maille, vor 1617; das zweite mit dem ersten zu Maille von J. M. im Jahre 1617; das dritte mit den beiden ersten zu Maille im Jahre 1619; endlich das vierte im Jahre 1620." Der unbestimmte Ausdruck: „vor 1617", dessen Herr Brunet sich bedient, läßt vermuthen, daß er diese Ausgabe des ersten Buches nie gesehen, und ich kenne Niemanden, der das Glück gehabt, sie zu sehen. Daher bezweifle ich, daß eine besondere Ausgabe des ersten Buches je existirt habe.

Die Jahrezahl 1620, die der Ausgabe des vierten Buches gegeben wird, ist falsch; es ist dafür 1630 zu setzen. Im ersten Kapitel schon spielt der Verfasser auf die Schlacht von Val Saint-Pierre an, die im Jahre 1638 (es muß wohl heißen 1628) geliefert worden ist.

In dem dritten 1619 veröffentlichten Buche ist noch die Rede von dem Kredit, in welchem Barbin und Mangot stehen, und von dem höchsten Einfluß, den Marschall d'Ancre und seine Frau ausüben. Da die Gunst, in welcher der General-Controleur Barbin seit dem Ende des Jahres 1616 stand, den Tod des Marschalls d'Ancre, der im April 1617 ermordet wurde, nicht lange überdauerte, so muß das dritte Buch mit den beiden ersten fast in derselben Zeit geschrieben worden sein. Eine Art von Prophezeiung in Bezug auf das tragische Ende des Marschalls (Kap. XX.) scheint mir ein nach dem Tode des unglücklichen Günstlings gemachter Zusatz zu sein. Wenn man die'es dritte Buch und die Vorrede des Herausgebers mit Aufmerksamkeit liest, so kömmt man zu der Ueberzeugung, daß d'Aubigné oder der Herausgeber aus Vorsicht unterlassen habe, dieses Buch vor dem Tode des Marschalls zu veröffentlichen.

Im vierten Buch (1630) findet man keine Anspielung auf die despotische Gewalt des Kardinals von Richelieu. Dies kann befremdend erscheinen, wenn man weiß, daß der Verfasser im Jahre der Herausgabe dieses Buches außerhalb Frankreichs in freiwilliger Verbannung und unter dem Schutze einer calvinistischen Republik lebte. Bei einem so oppositionssüchtigen Manne ist eine solche Schonung des Kardinals schwer zu erklären. Soll man sie einer Klugheitsrücksicht zuschreiben und annehmen, daß d'Aubigné es habe vermeiden wollen, den Zorn des Kardinals auf die Republik Genf zu ziehen; oder soll man gar annehmen, daß d'Aubigné trotz seinem leidenschaftlichen Haß für den Kardinal Richelieu eine Art von Dankgefühl empfunden habe? Der Kardinal Richelieu hatte, nachdem er die Protestanten als eine politische Partei unterdrückt hatte, seinen Sieg nicht dazu gemißbraucht, sie als eine Religionspartei zu verfolgen. Es ist möglich, daß d'Aubigné ihm für diese Mäßigung Dank gewußt. Vielleicht bewunderte er auch in Richelieu den Staatsmann, der Frankreich zu einer so hohen Stufe des Ruhms in Europa erhoben hatte; der Patriotismus des Franzosen hätte in diesem Falle in ihm den Sieg über den alten Parteihaß des Hugenotten davongetragen."

Mannigfaltiges.

— *Maitre Pierre Patelin.*[*]) Dieser für die Geschichte der älteren französischen Literatur wichtigen und willkommenen Schrift widmet E. Littré eine ausführliche Besprechung im zweiten Juliheft der Revue des deux Mondes. Mit Uebergehung der speziellen Untersuchungen über Sprache und Archaismen des Stücks, so viel Anziehendes sie auch für den Liebhaber linguistischer Studien haben mögen, wenden wir uns sofort zu der noch interessanteren Frage, wer der bisher unbekannt gebliebene Verfasser jener alten, berühmten, bekanntlich von Brueys und Palaprat für die moderne Bühne bearbeiteten Posse gewesen sein mag. Einige Data schienen für die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts oder das Zeitalter Königs Johann zu stimmen. Dem aber widerspricht vor allem Anderen die ganz augenfällige Verschiedenheit der Sprache im „Maistre Patelin" von der im besagten Jahrhundert üblichen. Trägt die Sprache des Stücks ein entschieden späteres Gepräge, so können noch weniger, nach der Annahme Einiger, Guillaume de Lorris, der Dichter des Romans von der Rose, aus der Mitte des dreizehnten, oder sein Fortsetzer Jean de Meung aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die Verfasser sein. Aber auch nicht Pierre Blanchet, den z. B. Pierrer und Brockhaus als wahrscheinlichen Verfasser nebst der Jahrezahl 1480, wo die Posse zum ersten Mal von den Clercs de la Bajoche aufgeführt worden sein soll, nennen. Denn sehr deutliche, von Génin entdeckte Anzeichen und Anspielungen verrathen, daß das Stück bereits im Jahre 1470 so ziemlich allgemein bekannt war, in welchem Jahre der 1519 als Sechzigjähriger verstorbene P. Blanchet erst zehn Lebensjahre zählte. Der Wahrheit näher scheint Génin und mit ihm sein Referent zu kommen, wenn er den 1398 geborenen Antoine de la Sale als muthmaßlichen Autor bezeichnet. La Sale ist anerkannt der Verfasser des nördlichen Romans: „Petit Jehan de Saintré", zwischen welchem und „Maitre Patelin" nicht geringe, theils formale, theils geistige Uebereinstimmung stattfindet, vielleicht auch Verfasser der „Quinze Joies du Marriage" und außerdem einer der jovialen Erzähler, welche durch ihre lustigen Stücklein in den „Cent Nouvelles nouvelles" so viel zu Belustigung des Dauphins, nachmals Ludwig's XI, beitrugen. Nächst der geistiger Verwandtschaft, die als innerer Beweis dienen kann, macht der Verfasser der Schrift mit vieler Urtheilsschärfe noch ein äußeres, indirektes Zeugniß geltend, hergenommen von der Geld- und Kostenberechnung für Gegenstände des Luxus und Putzes, die in „Petit Jehan" und im „Maitre Patelin" völlig gleichlautend ist. — Man sieht nach dem Gesagten, daß das Resultat der Untersuchung auch jetzt nur noch auf Wahrscheinlichkeitsgründen ruht. E. K—r.

— Sir Thomas Fowell Burton. Von dem Leben des Sir Thomas Fowell Burton, von welchem wir bereits eine deutsche Uebersetzung aus der Feder des Herrn E. v. Treskow besitzen, ist kürzlich eine zweite Bearbeitung von Dr. Bernhard Brandis in Aachen im Verlage des „Rauhen Hauses" in Hamburg erschienen. Der Charakter Burton's verdient allerdings auch im deutschen Volke allgemein gekannt zu werden; er war ein Freund der Unterdrückten und der Leidenden. Wir können daher auch die zweite Bearbeitung, die ebenfalls zu billigem Preise verkauft wird, nicht für überflüssig erklären.

[*]) Texte revu sur les manuscrits, les plus anciennes éditions, avec une introduction et des notes, par F. Génin. Paris, 1855. 8.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche den Betrag in Zukunft portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Brit. u. Comp., Zägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Neumann, Mittelstraße Nr. 34.), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 104. Berlin, Donnerstag den 30. August 1835.

Russisches Reich.

Dr. Karl Neumann's Hellenen im Skythenlande.*)

„Die kulturhistorische Thätigkeit der Hellenen im Nordosten der damals bekannten Welt näher an das Herz der griechischen Geschichte zu ziehen, mahnen die Alterthümer, die im Laufe dieses Jahrhunderts am Nordgestade des Schwarzen Meeres zu Tage gefördert sind. Sie legen ein beredtes Zeugniß ab, daß auch die Steppen Süd-Rußlands einen bedeutenden Schauplatz hellenischer Strebsamkeit bildeten, die vielleicht in demselben Maße, als ihre Erfolge vorübergehend waren, an innerem charakteristischem Verdienste gewinnt."

Das ungemein reichhaltige Werk, dessen Vorrede mit den citirten Worten anhebt, überzeugt uns auf jeder Seite, daß dem Verfasser keine Eigenschaft fehlt, die zu Bewältigung und Verarbeitung so mannigfachen Stoffes erforderlich war.**) Durch das Ganze waltet nie erkaltender Eifer, umfassendes und gründliches Studium, kritischer Geist und rein objektive, niemals von vorgefaßten Meinungen getrübte Auffassung. Indem der Verfasser seine Ansichten entwickelt, übersieht er keinen wirklichen und kaum einen möglichen Einwand; ja, man kann sagen, daß er Vieles weit gewissenhafter widerlegt, als es behauptet worden. Die Sache der Wahrheit geht ihm über Alles; aber auch der verdiente Ruhm wird gewiß nicht ausbleiben.

Zuerst erhalten wir eine meisterhafte Skizze der gegenwärtigen Beschaffenheit Neu-Rußlands, und hierauf fußend, veranschaulicht uns Herr Neumann die Natur dieser Steppen im Alterthume. Alsdann geht er zu ihren Bewohnern über, hauptsächlich bei den Skythen verweilend und einen möglichst vollständigen Kommentar über dasjenige liefernd, was Herodot und Hippokrates von diesem Volke berichten. Endlich kommen Untersuchungen über die Lage der einzelnen griechischen Ansiedelungen, über das Gemeinwesen des Chersonesos, und eine Uebersicht der vornehmsten, bei Kertsch und Taman entdeckten Alterthümer.***)

In der Einleitung macht der Verfasser auf die Bedeutung der nordpontischen Küstenländer für den Handel aufmerksam und giebt eine Uebersicht der Unternehmungen der Griechen, Genueser und Russen. Im Alterthume war dieser Küstenstrich die wichtigste Kornkammer für die übervölkerten Landschaften des eigentlichen Hellas. Daß die damals und — wenn auch nicht in so umfassender Weise — zur Zeit der Italiäner hierher verpflanzte Kultur nach längerer oder kürzerer Blüthe wieder untergieng, lag nicht an Ungunst der Natur, sondern an zufälligen Ereignissen. Doch bemerkt man unter den Gründen, welche den Flor der griechischen, genuesischen und russischen Städte bewirkt haben, manche erhebliche Verschiedenheit. Der Verfasser zeigt, wie das überraschende Emporkommen Odessa's nur einer der beiden Triebkräfte, welche den Handel emporbrachten, zu danken ist, und wie Griechen und Genueser noch Anderes förderlich war, was zum Wohle Odessa's nicht mehr mitwirken kann. In einzelnen Abschnitten bespricht er nun die Boden-Erhebung der südrussischen Steppen, ihren landwirthschaftlichen Charakter, ihre Qualification zum Ackerbau, ihr Klima, wie es heute ist und wie es im Alterthume gewesen, und die Wald-Vegetation alter Zeit. Das erste Buch muß für den Geographen, den Statistiker, National-Oekonomen und Kaufmann gleich große Bedeutung haben.

Zweites Buch: die Bewohner. Hier bemerkt Herr Neumann mit vollem Rechte: „Die Vermuthungen über den Ursprung der Skythen haben das Reich der Möglichkeit so vollkommen erschöpft, daß nur die Satire eine neue Hypothese aufstellen könnte." Die weiland sehr schwankende Bezeichnung Skythen wird durch Herodot viel bestimmter, da er zuerst die Stammverschiedenheit der nordpontischen Völker im Ganzen und Einzelnen mit Nachdruck hervorhebt. Herodot's vier Traditionen über die Abkunft dieses Volkes werden von dem Verfasser gründlich gewürdigt. Nach einer derselben wären die Skythen, von den Massageten gedrängt, über einen Fluß Araxes gesetzt und in das Land der Kimmerier eingefallen, welche ihnen freiwillig Platz gemacht hätten und zu Lande nach Klein-Asien bis auf die Halbinsel Sinope gewandert wären. Die Skythen sollen sie verfolgt, aber verfehlt haben und dann in Medien eingefallen sein. Dieser Einfall der Skythen in Vorder-Asien kann aber mit jenem Abzuge der Kimmerier und ihrer Ansiedelung auf Sinope in keiner Verbindung stehen. Was die Massageten betrifft, so weiß man nur, daß sie in den Steppen östlich vom Kaspischen Meere und nördlich vom Oxus wohnten. Der angebliche Araxes, über welchen die Skythen fliehen mußten, könnte nur ein turanischer Strom oder auch die Wolga gewesen sein; denn im Gebrauche dieses Namens herrscht bei Herodot, der offenbar (wie Herr Neumann scharfsinnig ausführt) irgend ein Arisches Appellativ für Fluß überhaupt fortwährend mit einem Eigennamen verwechselt, große Verwirrung, und an den Araxes in Armenien ist keinenfalls zu denken. Besser, als die vorstehende Tradition, empfiehlt sich eine andere, welche der griechische Abenteurer Aristeas von den Issedonen heimbrachte. Dieser zufolge hatte das oben genannte Volk, von seinen nördlichen Nachbarn (den Arimaspen) gedrängt, sich auf die Skythen geworfen und diese zum Vordringen nach Westen genöthigt, wo sie dann die Kimmerier vertrieben. Die Issedonen mußten, wie Herr Neumann später nachweist, am oberen Laufe des Jaik und im benachbarten Theile der heutigen Kirgisensteppe wohnen; wenn also die Skythen in südwestlicher Richtung vor ihnen wichen, so waren die (relativ) ursprünglichen Sitze dieses Volkes ungefähr auf den Weideflecken gewesen, welche sich im südlichen Theile des heutigen Orenburg vorfinden. Einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit erhält Aristeas durch verschiedene Umstände. Wie Herodot versichert, saß noch zu seiner Zeit westlich von den Issedonen ein Volksstamm, in welchem die pontischen Skythen ihre Stammesgenossen erkannten, und durch das Gebiet dieser Leute führte die große Handelsstraße der hellenischen Kolonisten von den Küsten des Schwarzen Meeres nach Nordost. Es mußte also ein Theil der von den Issedonen gedrängten Skythen im heutigen Orenburgschen zurückgeblieben sein. Woven nun die früheren Sitze der Skythen in diesen Gegenden, fanden sie dort noch Stammesgenossen vor, so wird die eigenthümliche Handelsrichtung der pontischen Griechen ganz begreiflich. Als diese im Norden des Schwarzen Meeres sich ansiedelten, zogen sie ihre ersten Erkundigungen über entfernte Völker und Gegenden von den hier nomadisirenden Skythen ein, und nichts ist natürlicher, als daß diese auf ihre alten Stammsitze zurückwiesen, auf den Weg, den ihre Vorältern zurückgelegt hatten. Wenn aber die Sage des Aristeas unbestreitbar den Vorzug verdient, so braucht die massagetische darum nicht geradezu verworfen zu werden; denn die Massageten konnten, als nahe Nachbarn der Issedonen, bei jenem Ereignisse betheiligt gewesen sein, und unter dem Araxes dieser Tradition ist alsdann kein anderer Fluß als die Wolga zu verstehen.

Sind nun die Skythen aus dem heutigen Orenburgschen nach dem Schwarzen Meere gezogen, so erscheint die Behauptung, daß sie Arier (Indo-Europäer) gewesen, höchst bedenklich; denn jener Landstrich ist, so weit die Geschichte reicht, nur der Tummelplatz solcher Völker gewesen, die zum altaischen (finnisch-tatarischen) Geschlechte gehörten.

Des großen Niebuhr Ansicht über den mongolischen Ursprung der Skythen haben spätere Gelehrte ohne zureichende Gründe verworfen. Der Verfasser zeigt die Absurdität der Behauptung J. Klaproth's, wonach türkische Stämme erst im fünften oder sechsten, mongolische gar erst im dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Europa vorgedrungen sein könnten. Dann wendet er sich zur Kör-

*) Ein Beitrag zur alten Geographie, Ethnographie und Handelsgeschichte. 1ter Band. Berlin, Georg Reimer, 1835.

**) Man verwechsle Herrn Dr. Karl Neumann (zur Zeit in Berlin angestellen) nicht mit Professor Dr. Karl Friedrich Neumann in München, der unter vielem Anderen auch das so vollgiessende Werke angeführte Buch „die Völker des südlichen Rußland" verfaßt hat.

***) Der zweite Band soll drei Abschnitte enthalten: Handelsverhältnisse der pontischen Kolonieen in ihrer Blüthezeit. — Diblia und die Völkerwanderung, welche den ersten Anstoß zum Verfall der griechischen Pflanzstädte gab. — Die Fund- und Geschichte des Bosporischen Reiches bis zum Untergange des Mithridat.

verbeschaffenheit der Skythen, die hierher gehörenden Bemerkungen des Hippokrates mit vielem Scharfsinne und sehr glücklicher Anführung überraschender Parallelen (aus der physischen Eigenthümlichkeit des heutigen Mongolen) erläuternd. Wenn der berühmte griechische Arzt an dem betreffenden Orte Mehreres vermissen läßt, was die mongolische Race wesentlich charakterisirt, so muß man einerseits festhalten, daß er nicht die Absicht hatte, eine Charakteristik der Menschen-Racen zu liefern — er wollte nur die Einwirkung des Klimas auf den Körper darthun — andererseits, daß die damaligen Skythen schwerlich so ganz unvermischt waren, um sämmtliche Besonderheiten der Race aufzuweisen.*)

Im weiteren Verlaufe dieser merkwürdigen Untersuchung antwortet der Verfasser auf den Einwand, daß die sogenannten mongolischen Züge nicht bei den Mongolen allein, sondern auch bei den Tungusen und selbst bei türkischen und finnischen Stämmen vorkommen. Er leitet diesen Umstand (wenigstens mit Bezug auf die Türken) aus der großen Verbreitung der Mongolenherrschaft seit dem dreizehnten Jahrhundert, behauptet jedoch, die Türken hätten, der überwiegenden Mehrheit nach, einen von den Mongolen sehr abweichenden Typus; wo das nicht sei, da müsse er als Ergebniß der großen Völkermischung im Mittelalter betrachtet werden. Es hat aber in neuester Zeit immer mehr sich herausgestellt, daß alle türkisch redenden Stämme Asiens (ein Theil der Steinalpatischen und der sogenannten Tataren in Rußland ausgenommen) keinen kaukasischen, sondern den gemilderten mongolischen Typus aufweisen, und unmöglich kann dies überall Ergebniß einer Vermischung mit Mongolen sein, da z. B. selbst die rein türkischen Jakuten an der Lena, deren uralte Sitze weit außerhalb des Bereichs der mongolischen Weltstürme lagen, den Mongolen sehr ähnlich sind. Auch muß erinnert werden, daß Sprachen, die einmal zu Gliedern eines bestimmten Sprachgeschlechtes sich ausgeprägt haben, zwar mancher Veränderung, aber niemals einer wesentlichen Umgestaltung unterworfen sind; ein altaisches Idiom kann sich z. B. mit arischen Idiomen stark vermischen; seine Grammatik kann verkümmern; es kann vollständig aus dem Leben verschwinden, aber so lange es lebende Sprache bleibt, verharrt es in den Gränzen seines Geschlechtes. Daher darf man dreist aussprechen, daß die türkische Sprache eben so wenig als die mongolische jemals aus einer arischen (indogermanischen) entstanden ist.

Bei der Frage über die Race, zu welcher das Volk der Türken ursprünglich gehörte, ist gewiß auch folgender Umstand beachtenswerth. Schon sehr lange vor Tschinggis-Chan's Zeitalter lassen chinesische Historiker das Gebiet der hochnasigen und großäugigen (d. h. arischen) Völker bald westlich vom Uigurenlande, bald erst westlich von Chotan anfangen, im letzteren Falle ausdrücklich bemerkend, daß die Bewohner dieses Landes noch sehr den Chinesen glichen; das heißt also: die Kennzeichen der mongolischen Race trügen. Die Folgerung ergiebt sich von selbst.**)

Mit diesem Allem sei übrigens keineswegs gesagt, die Skythen des Alterthums dürften wohl eben so gut Türken oder jeder andere altaische Stamm gewesen sein. Die Ueberreste ihrer Sprache machen es im Vereine mit dem, was von ihren Sitten berichtet wird, immer viel rathsamer, daß man sie als Mongolen oder wenigstens als ein den heutigen Mongolen näher verwandtes Volk betrachte. — Im etymologischen Theile seiner Untersuchungen, wobei ihm selbstständig erworbene Kenntniß des Mongolischen sehr zu Statten kommt, verfährt der Verfasser mit derselben Vorsicht und Umsicht, wie überall; keine seiner Combinationen ist geschraubt oder abenteuerlich; die meisten haben den Charakter der Verläßlichkeit.***) Es folgt Etwas über „Umfang und Bevölkerung des Skythenlandes", mit Berücksichtigung der unterjochten Stämme, der Sklaven u. s. w. Die an diesen sich reihenden Abschnitte über Leichenbegängniß der Skythen, Grabhügel, Religion, Sitten und Lebensweise wird man mit großer Befriedigung lesen, da dem Verfasser überall treffliche Parallelen, besonders aus den die Mongolen in Ost und West betreffenden Nachrichten, zu Gebote stehen. — In einem Rückblicke zeigt Herr Neumann noch einmal, wie die Natur des Landes und der Charakter seiner Bewohner die beiden Hauptelemente bildeten, welche auf die griechische Kolonisirung einen bestimmenden Einfluß ausübten.

Drittes Buch: die hellenischen Pflanzstädte. Als Einleitung dient ein höchst lesenswerther Artikel, „Aelteste Fahrten auf dem Pontos Euxinos". Schon aus Homer ergiebt sich die sehr frühe Bekanntschaft der Griechen mit diesem Meere, wenn man auch nicht Dubois de Montpereux's Hypothese, nach welcher die Irrfahrten des Odysseus hauptsächlich den Pontus zum Schauplatze gehabt, unterschreiben möchte. Die jonischen Griechen wurden gewiß von ihren seekundigen Nachbarn, den Karern, frühzeitig auf jenes Binnenmeer aufmerksam gemacht, und so müssen wir annehmen, daß sie, denen Seefahrten überhaupt keine Scheu einflößten, vereinigt mit jenen verwegenen Piraten und als natürliche Erben derselben, frühzeitig den Pontus beschifft haben. Chronologische Angaben über die Gründung von Kolonieen wurden aber nur dann verzeichnet, wenn irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß den Anlaß zur Auswanderung bot, oder wenn diese in größeren Massen erfolgte und der Ansiedlung sofort eine gewisse Bedeutung verlieh. Vor allen Ansiedlungsversuchen lag jedoch offenbar eine längere Periode des bloßen Handels. Was man von der Ungastlichkeit des Schwarzen Meeres gesagt, das bezieht sich nur auf die Zeit der Nachtgleichen-Stürme; und sein ursprünglicher Beiname ἄξεινος (der übrigens schon früh ins Gegentheil, in εὔξεινος, überging) beruht wahrscheinlich auf Entstellung des semitischen Wortes Aschkenas. Die ältesten unternehmenden Befahrer dieses Meeres mochten übrigens den höhen Ruf, in welchen es durch jenes Epithet gekommen, zu ihrem Vortheil ausbeuten.

Der Verfasser ladet nun seinen Leser zu einer Umschiffung der nordpontischen Gestade: „Städte, Faktoreien und Ankerplätze der alten Hellenen, wie sie zur Zeit der Blüthe des Kolonieenwesens bewohnt und besucht waren, der Strand und romantisches Gebirgsufer werden an seinem Blicke vorübereilen." ... Diese Periegese, lehrreich in vieler Beziehung, verträgt keine Auszüge. Wir bemerken nur noch, daß zwei saubere Karten beigefügt sind: eine der Heroklevtischen Halbinsel (des Chersonesos), nach Clarke und Dubois, und eine Generalkarte der griechischen Kolonieen am Nordgestade, entworfen und gezeichnet vom Verfasser, dem es auch gelungen ist, falsche Kunahmen, die geographische Lage gewisser Punkte betreffend, zu berichtigen. Mit besonderem Interesse wird der Leser an der Hand eines Führers, wie Herr Neumann, in solchen Gegenden Tauriens verweilen, denen gegenwärtig Europa voll Spannung seine Blicke zuwendet. Sch...

*) Hartnäckige Verehrung der mongolischen Racen-Merkmale zeigt sich nur da, wo Vater und Mutter nicht frei von mongolischem Blute sind; ist das Eine von Beiden rein kaukasisch, so erhält der letztere Typus bald die Oberhand.

**) Hoan-ju-ki, B. 181. Ma-tuan-lin, B. 336 und 337.

***) S. 195, Anm. 1 (B. 3) lese man vvorin-maan-seplit. Ebd. (B. 5) ist der Name Perm oder Biarmien ausjuerkiren, indem dieser mit dem Namen der Arimaspen nichts zu thun hat; es ist das finnische pjärmä (Rand, Gränze) und gleichbedeutend mit syrjän (woher die Syrjänen).

Nord-Amerika.

Washington und die Gründung der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Endlich ging aus allen diesen Debatten die Verfassung der Union hervor, wie sie noch heutzutage besteht. Washington konnte mit der ihm eigenen Bescheidenheit im Urtheil sagen: „Ich wünschte sie vollkommener; glaube aber aufrichtig, daß sie die beste ist, die man heute erlangen könnte." Franklin rief mit der reizenden Wendung, die er seinen Gedanken zu geben wußte, indem er auf ein schlechtes Gemälde im Saale, das einen Sonnen-Effekt darstellt, mit dem Finger zeigte: „Im Verlaufe dieser Session, mitten in dem Hin- und Herwogen zwischen Furcht und Hoffnung, habe ich dieses Bild sehr oft angesehen, ohne herausfinden zu können, ob es eine aufgehende oder untergehende Sonne ist; Gottlob, ich sehe endlich, es ist eine aufgehende Sonne!"

Franklin hatte Recht; allein die Sonne sollte unter gar vielen Stürmen aufgehen. Nichts war so voll Schwierigkeiten und Aergern, nach innen und nach außen, als die ersten Jahre der Union. Glücklicherweise fielen sie unter die beiden Präsidentschaften Washington's. Seine stets ehrliche Gerechtheit und die stets gerade Ehrlichkeit waren nothwendig, den Bestand der neuen Republik zu sichern, und Keiner aus seiner Umgebung hätte an seinem Platze so viel Kraft und Klugheit entfaltet. Nachdem er den Unabhängigkeitskrieg gelenkt hatte, leitete er acht Jahre lang durch eine Fluth von Hindernissen die Angelegenheiten seines Landes. Man kann wohl sagen, daß ihm der Ruhm geworden, es zweimal gerettet zu haben.

Seine erste Präsidentschaft beginnt mit dem Jahre 1789, das durch die Gründung einer freien Regierung in Amerika und in Frankreich eine ruhmvolle Aera für beide Länder war. Aus dem verschiedenen Charakter Washington's und dem der damaligen Lenker Frankreichs ließe sich ohne die Verschiedenheit des Erfolgs erklären, wenn auch nicht viele andere Ursachen zu dieser Verschiedenheit mitgewirkt hätten. Dort praktische Weisheit, hier edelmüthige Unerfahrenheit. Besonders war die Erziehung in beiden Ländern so verschieden: die Amerikaner waren für die Freiheit vorbereitet durch einen eigenen Stand der Dinge, der sie gelehrt hatte, sich selbst regieren; in Frankreich war jede Spur der Selbstregierung seit Jahrhunderten verwischt.

Der Kampf hatte zwischen den zwei einem Staatenbund so natürlichen Richtungen begonnen. Das Bedürfniß eines gewissen Uebergewichts der Central-Regierung über die verbundenen Staaten und der Widerstand dieser gegen alle Centralisation, deren Haupt-Vertreter der Staat Virginien war — diese beiden Gegensätze riefen den Kampf der Föderalisten und Republikaner, die sich später Demokraten nannten, hervor. Washington sagte mit Recht, „das demo-

tratische Prinzip sei auf verschiedene Prinzipien gegründet, aber am lokalen Interessen zu dienen."

Herr de Witt, der diese Worte anführt, scheint, durch eine fremdartige Begriffsbezeichnung verleitet, den Sinn nicht recht zu fassen, indem er den Demokraten die Konservativen entgegensetzt. Die Demokraten waren nicht minder konservativ, als ihre Gegner; ja, wollte man um diese Zeit, wenn auch nicht das beschlossene Vorhaben, so doch den dunkel vorschwebenden Gedanken eines Formwechsels in der Regierung — wollte man, sage ich, eine Richtung gegen die Erhaltung des Gegenwärtigen finden: so müßte man das gerade bei gewissen Föderalisten suchen. Washington, der früher auch seine Zweifel an der Vorzüglichkeit und Möglichkeit der Republik für sein Land gehabt hatte, hatte sie jetzt nicht mehr; er wollte sie aufrichtig und glaubte an sie. Was er für die Republik fürchtete, war die Anarchie, was er für die Einheit Amerika's fürchtete, war die unbeschränkte Unabhängigkeit der Staaten. Diese beiden Gefahren durch seine Festigkeit zu bekämpfen, noch mehr, sie durch seine Klugheit zu beschwören — dahin ging sein ganzes Trachten während seiner Präsidentschaft. Darin, kann man sagen, lag seine ganze innere Politik.

Die Hauptschwierigkeiten der Regierung Washington's aber kamen vom Auslande. Der neue Stand der Dinge, zu dessen Gründung Frankreich so wirksam mitgeholfen, fand sich gegenüber seiner nur zu bald ausgeartesten Revolution, die in Gewaltthätigkeit ausschlug und die den wirklich freien Nationen Etwas aufdrängen wollte, was nur noch ein Schattenbild von Freiheit war. Andererseits sahen die Engländer die junge Republik, die noch vor kurzem ihre Kolonie gewesen, mit scheelen Augen an. Frankreich und England waren also ungerecht und anmaßend gegen Amerika. Von 1789 bis 1797 hatte Washington die politische Unabhängigkeit seines Landes aufrecht zu halten, einen Bruch mit der einen der beiden kriegführenden Mächte möglichst zu vermeiden, dem neugeborenen Staate Achtung zu verschaffen, ihn gegen die Ränke Englands und die enhebrierende Propaganda Frankreichs zu schützen gesucht, ohne der Freiheit den geringsten Abbruch zu thun. Die schwierigsten diplomatischen Unterhandlungen wurden stets mit derselben Geradheit des Charakters, mit derselben Richtigkeit des Urtheils geführt.

Washington stellte von vorn herein für die Union die Neutralität in den europäischen Angelegenheiten als Prinzip auf. „Ich hoffe", sagte er, „wir werden uns in das Labyrinth der europäischen Politik und der europäischen Kriege nicht verwickeln lassen. Die Politik der Vereinigten Staaten muß darin bestehen, den europäischen Nationen ihre Bedürfnisse zuzuführen, sich aber in ihre Zwistigkeiten nicht zu mischen." ..... „So oft sich unter jenen ein wichtiger Streit erhebt, können wir, wenn wir die uns von der Natur verliehenen Vortheile zu gebrauchen verstehen, von ihrer Thorheit Nutzen ziehen." Die letztere Aeußerung dürfte für einen Washington ein wenig machiavellistisch klingen; sie findet aber ihr Korrektiv in einer anderen: „Ich glaube, daß, wer sich die Noth Anderer zunutzemacht — und das gilt von Völkern wie von Einzelnen — in der Meinung der Menschen und für die Zukunft unendlich mehr verliert, als er im Augenblick gewinnt." Uebrigens war Washington aufrichtig als Staatsmann, aber kein offenherziger Diplomat. Es ist, Gott sei Dank, möglich, ehrlich und gewandt zugleich zu sein, und die Dummheit ist keine Bedingung der Tugend. Es fehlte Washington eben so wenig, wie Franklin und Lafayette, an Schlauheit, wovon einige seiner Depeschen Zeugniß geben. Seine Diplomatie war weit thätiger, gewandter, fruchtbarer an Auskunftsmitteln, glühender in der Verfolgung des Plans, die National-Macht zu vergrößern, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist.

Und dieser bisher unbeachtete Zug in der großartigen, historischen Gestalt wird besonders von de Witt hervorgehoben. Die Erfolge der auswärtigen Politik ist man sonst geneigt, nur von solchen Regierungen zu gewärtigen, die sich stark nennen, weil sie unter keiner Kontrole stehen, und man ist in dieser Beziehung etwas mißtrauisch gegen solche Länder, wo die Regierung minder freie Hand hat, weil das Volk freier ist. Washington beweist, daß die Freiheit ein guter Diplomat sein kann; denn er manövrirt stets mit großer Geschicklichkeit zwischen Frankreich und England, bietet ihnen festen Widerstand, ohne es zu einem entschiedenen Bruch kommen zu lassen. Selten fand sich ein werdender Staat in einer verwickelteren Lage. Mit Frankreich sollte man in Freundschaft bleiben, dessen Doktrinen Amerika's Verfassung bedrohten, dessen Gesandter, Bürger Genet, in den Vereinigten Staaten Freischaaren gegen Spanien organisirte, Raubschiffe gegen England rüstete, was doch wohl nicht geeignet war, mit diesen beiden Regierungen ein freundliches Vernehmen zu begünstigen. Washington unterdrückte diese Wühlereien. Benutzhigt über die Richtung, welche die französische Revolution genommen hatte, gab er immer nicht die Hoffnung auf, sie würde endlich doch zu Gunsten der Rechte der Menschheit ausschlagen. Allein seine Sympathie für die Sache und den Zweck der Revolution hielt ihn nicht ab, entschieden aufzutreten gegen den nach Amerika verpflanzten Jakobinismus, der ihn tagtäglich auf rohreste beschimpfte, gegen die dumme Demagogie, die mit der rothen Mütze auf dem Kopfe und dem Citoyen im Munde nach dessen Kräften die Entwickelung der wahren Freiheit hinderte. Es war gut, daß die Welt hier auf diesem Boden den Jakobinismus und die Freiheit neben einander sah, um den Gegensatz in seiner ganzen Schroffheit zu fühlen.

Da Washington das Auslaufen des „Petit-Democrate" verbot — Genet hatte es öffentlich als Raubschiff gegen die Engländer rüsten lassen, mit denen die Union in Frieden war — erklärte der Bürger Genet, daß er an das Volk appellire. Eine Erörterung über diesen Gegenstand mit dem Staatssecretair Jefferson zeigt, bis zu welchem Grade die demokratische Leidenschaft und die revolutionairen Gewohnheiten einen Mann seiner Einsicht in die Natur der Dinge herunden können. Genet sprach von einer Zusammenberufung des Kongresses. — „Aber", erwiderte Jefferson, „die unter und erhobene Frage gehört nicht vor das Forum des Kongresses." — „Was, ist denn der Kongreß nicht souverain?" — „Nein, der Kongreß ist souverain, Gesetze zu geben; die exekutive Gewalt ist da, sie auszuführen, die richterliche, sie auszulegen." — Nachdem er noch einige Einzelnheiten über die amerikanische Verfassung erörtert hatte, bezigte Genet das größte Erstaunen und äußerte mit einer tiefen Verbeugung gegen Jefferson: „Ich kann Ihnen zu dieser Verfassung kein Glück wünschen."

Die übelwollende Stimmung Englands gegen Amerika wurde aber durch dieses weise Betragen nicht gemildert. Ein Beschl des Staatsraths erklärte, daß alle mit Produkten der französischen Kolonieen beschrachteten Schiffe von den englischen Kreuzern aufgegriffen und an den Meistbietenden verkauft werden sollten. Der Unwille war in Amerika auf dem Gipfelpunkte, die Gereiztheit in England an der äußersten Gränze; die Aufrechthaltung des Friedens schien unmöglich. Washington setzte das Land in Vertheidigungsstand, und auf den Krieg gefaßt, schickte er Jay nach England, den Frieden zu unterhandeln. Ein Vertrag kam zum Abschluß, der, obwohl noch nicht bekannt, Gegenstand der leidenschaftlichsten und wüthendsten Angriffe von Seiten der französischen und revolutionairen Partei wurde. Jay wurde in effigie mit dem Traktat vor dem Hause des englischen Konsuls in Washington verbrannt. Einer der Demokratischen in Carolina erklärte, er sei dahin gekommen, den Mangel der Guillotine bedauern zu müssen. Washington wurde mit der äußersten Wuth angegriffen. Der Jakobinismus nahm eine bildliche Färbung an; man warf sich vor, den Präsidenten wie einen Gott angebetet zu haben, in Götzendienst verfallen zu sein; gleich den schottischen Puritanern, schrie das Volk: „Es ist Zeit, keinen anderen als den starken Gott zu haben!" Washington wurde beschuldigt, die Staatskasse bestohlen zu haben. Mitten in diesem Sturme, gleichgültig gegen die persönliche Gefahr, erwog er nur die Gefahren, die sein Vaterland, er mochte thun, was er wollte, entweder von Frankreich, oder von England her bedrohten, und im Dafürhalten, daß die größere wäre, den jakobinischen Gewaltthätigkeiten nachzugeben, unterzeichnete er den Vertrag mit England.

Von Stund an war Frankreich in übler Stimmung gegen Amerika, und Washington hatte den Schmerz, gegen eine Nation zu kämpfen, an die ihn persönliche Sympathieen und die Erinnerungen an den Befreiungskrieg knüpften; aber es war keine Möglichkeit, sich der Täuschung hinzugeben. Das Direktorium, verletzt von der Annäherung der Union an England, ließ amerikanische Schiffe durch Kapee angreifen; seine Agenten reizten die an Louisiana gränzenden Grafschaften, sich von den Vereinigten Staaten zu trennen und sich dieser Kolonie, die Frankreich so eben erworben hatte, anzuschließen.

Die beklagenswerthe Regierung, die Frankreich von innen durch Beschicklichkeit zu Grunde richtete, setzte auch außen durch ihre Ränke seine Würde aufs Spiel, und Washington sagte mit Recht: „Das Betragen Frankreichs gegen unser Land ist über jeden Ausdruck schmählich; Nichts berechtigt es dazu: nicht sein Vertrag mit uns, nicht das Völkerrecht, nicht die Grundsätze der Billigkeit; es hat nicht einmal die Achtung vor dem Schein für sich." — In diesem Moment fand Washington im Begriff, freiwillig abzudanken, und in seinem Abschiedsbriefe fühlte er sich gedrungen, das amerikanische Volk zu ermahnen, auf seiner Hut zu sein gegen die Vorliebe für Frankreich, die dessen Regierung nicht verdiene.

Zurückgezogen auf sein Landgut Mount-Vernon, nahm er wieder sein Pflanzerleben auf, stand mit der Sonne auf, beaufsichtigte seine Tagarbeiter, besuchte seine Farmen und Banten und empfing seine Freunde bei sich. Die Nachricht von dem neuen Staatsstreiche des Directoriums drang in seine Zurückgezogenheit. Er war empört darüber. „Seltsam", sagte er — und wie oft konnte man das selbst wiederholen! — „diese Menschen, die nicht Schimpfworte genug gegen die irre Einbildungskraft zu einem Mißbrauch der Autorität oder zu einer usurpatorischen Handlung stempelte, an der Sturmglocke zogen — diese Menschen werden auf einmal die wärmsten Anwalte der von dem

Digitized by Google

Direktoriums in Folge der Beschlüsse vom 4. September angenommenen Willkürmaßregeln. Sie nehmen sich nicht einmal die Mühe, die Verletzung der Constitution in Abrede zu stellen."

Inzwischen fingen die Amerikaner an, die Augen zu öffnen und gegen die Ränke des Direktoriums aufzulodern; man fürchtete einen Einfall der Franzosen. Der gesunde Sinn Washington's, stets fern von Uebertreibungen, hielt diese Furcht für ein Hirngespinnst, so lange Frankreich mit dem Kriege gegen England beschäftigt sei; indeß forderte die Klugheit, sich auf den Fall eines Angriffs in Vertheidigungsstand zu setzen. Der Kongreß ermächtigte den Präsidenten J. Adams, im Nothigungsfalle eine Armee von zehntausend Mann aufzuheben, und die öffentliche Meinung bezeichnete Washington als den Führer. Mit der Willenskraft, die das Alter nicht geschwächt hatte, zwang er den Präsidenten, ihm die freie Wahl der Ober-Offiziere zu überlassen, und sprach sich dahin aus, daß der Krieg, wenn er einmal ausbreche, angreifend gegen Frankreich und Spanien geführt werden müßte, um durch das Eroberungsrecht in den Besitz Louisiana's zu gelangen.

Mitten unter politischen Sorgen und Unruhen wurde Washington vom Fieber befallen. Anfangs achtete er nicht darauf; aber das Uebel verschlimmerte sich, und bald erfuhr er, daß seine Krankheit tödtlich sei. Sein Tod war ein ruhiger, und er starb wie ein stoischer Philosoph. „Der Augenblick ist da!", sagte er, „ich gehe. Man begrabe mich anständig. Versenkt meine Leiche erst acht Tage nach meinem Tode in die Gruft. Habt Ihr mich verstanden?" — „Ja." — „Es ist gut." Sein Athem wurde dann etwas freier. Er fühlte sich an den Puls. Er wechselte die Farbe. Die tastende Hand fiel von der Pulsstelle, und er sank zurück. Frau Washington, die ihm stets zärtlich ergeben war, zeigte sich in dieser Stunde eben so wortkarg, eben so gelassen, wie er selbst. „Ist er hingegangen?" fragte sie mit fester, gesammelter Stimme. Die Anwesenden standen in düsterem Schweigen. „Es ist gut", fuhr sie fort, „Alles ist vorbei, ich werde ihm bald folgen." Das ist schlicht, energisch, etwas trocken, etwas hart; kein Herzenserguß, nicht einmal ein Händedruck zwischen den beiden Gatten; kein Wort über Amerika, über den Ruhm, nicht ein Wort des Glaubens, obgleich Washington religiös war. „Es ist gut!" sagt der Sterbende. „Es ist gut!" sagt, die ihn sterben sieht und ihn nicht zu überleben hofft. So ist der Amerikaner, in dessen Charakter nicht die Einbildungskraft und die Weichheit des Gefühls, sondern die Strenge und die Kraft vorherrschen.

England.

Alfred Tennyson's neueste Dichtungen.

Für die Drawing-room-Tische der englischen Damen ist so eben Alfred Tennyson's neuester Band: „Maud and Other Poems. By Alfred Tennyson, D. C. L., Poet Laureate" erschienen. Als Ganzes und frischweg nach den ersten Eindrücken genommen, hat es den Erwartungen nicht entsprochen. Natürlich erkennt man den Dichter wieder in seiner eigenthümlichen Kraft und Frische, wie er sie allein besitzt, Gefühle und Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts dichterisch zu gestalten und zu kleiden, aber blos theil- und stellenweise; „Maud" ist ohne Guß und Fluß, ohne technischen und dialektischen Zusammenhang und außerdem ohne Schluß. Die „anderen Gedichte" sind zum Theil bestellte Arbeit, und die „Ode auf Wellington's Leichenbegängniß" klingt jetzt namentlich entsetzlich hohl und hypokritisch, zumal für Einen, der die Geldgier und den Wucher, der sich dabei in allen Häusern, Kirchen und Staatsgebäuden im Sitzbermiethen entwickelte, und das nächste englische Nationalfest, die Triumphzüge Napoleon's durch dieselben Straßen und Engländer, mit angesehen hat und dieses beißendste Epigramm der Geschichte auf Großbritannien noch nicht in seine letzten Spitzen ausgelaufen sieht. Die Krim-Ode („Charge of the Light Brigade"), obgleich sie Aufsehen erregte und die Runde durch alle Zeitungen machte, ist ebenfalls tönendes Erz, klingende Schelle. Obendrein war ja der spezielle Stoff dieser Ode kein Herzbrennstoff um ein Objekt, sondern nur Folge eines Mißverständnisses, eine brutale Selbstmörderei um Nichts, um einen Mangel an Construction, an Verstand von Seiten des Befehlshabers.

„Der Bach" („The Brook") ist wohl die Perle in dem neuen Bande, Zeile für Zeile echter Tennyson, dichterische Analyse fäßer Naturscenen und Eindrücke, wie sie eben Tennyson allein fühlen und sagen kann, eine organische Chemie, zu der noch kein Liebig, noch viel weniger ein moderner „Stofftotaller" Reagentien und Retorten gefunden hat und finden kann, so daß er es sich bequem macht und sagt: ist gar nicht vorhanden. Der Priester der Wahrheit und des Schönen, der einen so furchtbaren, grausamen Ausdruck für die Lügen und Barbareien seiner Zeit und seines Volkes findet, Zeilen, die wie tödliche Geschosse des Ἀπόλλων ἀλεξίκακος in das Heer der Achäer, in das Krim-Lager und die gesetzlich organisirten Räuberhöhlen des Friedens und der Civilisation zuhause herabsischen, hätte mit dem Kothurn von Wellingtonstiefeln und dem muthwilligen, unsinnigen Balaklava-Selbstmord verschont bleiben müssen.

„Maud", eine Liebesgeschichte (erzählt von einem Misanthropen, der sich dadurch gleichsam wieder aufwärmt in seinem rohen Herzen, mit reicher, durch Sorge und Leid gedämpfter Phantasie), ist reich an metrischer Grazie, musikalisch, klassisch in Form und Bild, d. h. immer schön aus eigenstem Wesen gestaltet und gefärbt, kurz, mit allen Tugenden ausgestattet, die wir an dem Dichter schon kennen und bewundern gelernt haben.

An einer anderen Stelle schildert er einen „breitkrämpigen Hüter heiliger Dinge", der den Frieden predigt und den Krieg abschaffen will. „Baumwollengefütterter, goldberingter Heuchler und Narr", ruft er aus, „der im Stillen dem Klange seiner Peuce horcht, ist der Krieg eine Ursache oder eine Folge! Nieder mit den Leidenschaften, welche die Erde zur Hölle machen, mit Habsucht, Eifersucht, Ehrgeiz, Lüge, Heuchelei! Denn Jeder ist mit der ganzen Menschheit im Kriege! Kein ehrlicher Mann mehr unter, noch weniger über uns!"

> „Ah God, for a man with heart, head, hand,
> Like some of the simple great ones gone
> For ever and ever by,
> One still strong man in *a blatant land*,
> Whatever they call him, what care,
> Aristocrat, democrat, autocrat — one
> *Who can rule and dare not lie.*"

„O Gott, blos einen Mann mit Haupt, Herz und Hand in diesem rede- und preßfrei blökenden Lande, der besser regieren, als lügen kann!" Nur Einen! Nicht Einen! Nein! Wohl bekomm's Euch, Torpiten, Derbyiten, Peeliten und Palmerstonliten.

Und das ist derselbe Dichter, der uns die ganze Nacht im Blumengarten mit lebendigen Feenmärchen zu unterhalten weiß, dessen Held auf Mond wartet, bis der Ball vorüber ist. Sie hat ihm versprochen, nach dem Balle zu ihm unter die thauigen Blumen zu schlüpfen. Endlich wird es roth am Morgenhimmel, und der Mond wird blaß, die Blumen, welche schläfrig gedufselt haben, richten sich auf und flüstern und lichern, denn sie wissen, daß das kleine Köpfchen, umfonnt von strahlenden Locken, bald kommen wird, um auch ihre Sonne zu sein. Die rothe Rose, die ganze Nacht über am wachsamsten, duftet *laut*. Sie ist nahe.

> „She is coming, my life, my fate,
> She is coming, my dove, my dear!"

Und die anderen Blumen flüstern auch: Ich höre sie! Sie ist nahe! Horch! Seht! Ach, da kömmt sie wirklich! Schon gut, er braucht keine Anmeldungen: „Mein Herz würde ihren ätherischen Schritt hören und schlagen, lag' es auch tief unter der Erde. Hätte ich ein ganzes Jahrhundert todt gelegen, ich würde erwachen und zittern unter ihren Füßen und erröthen rosig und purpur." — Das ist eine gute starke Hyperbel der Liebe, die aber auch recht artig zu schmeicheln versteht, denn er braucht die geschwätzigen Klatschereien der Blumen nicht, um zu erfahren, auf welchem Wege sie über die Wiese nachhause ging.

> „I know the way she went
> Home with her maiden posy,
> For her foot have touch'd the meadows,
> And left the daisies rosy."

„Da, wo sich die Gänseblumen in Rosen verwandelt haben, hat ihr Fuß die Wiese berührt, da ist sie gegangen." So einen Wegweiser läßt man sich gefallen; man brauchte ihn auch in Preußen nicht erst schwarz und weiß anzustreichen.

Mannigfaltiges.

— Eine Frau, welche Geschichte machen will. In dem radikalen, deutschen „Pionier" von New-York tritt eine Dame, Luise Meyen (wir wissen nicht, ob Fräulein oder Frau) für die Emancipation der Frauen auf, indem sie den Männern vorwirft, durch ihre bisherige Alleinherrschaft den Staat und die Gesellschaft zu dem gemacht zu haben, was sie sind. Folgendes ist ein Pröbchen aus dem gebarnischten Leitartikel der Dame: „Ihr Männer habt Euer Examen im Geschichtemachen abgelegt, und Ihr habt schlecht bestanden, denn Sklaverei, Rohheit, Unglück, Barbarei und Blutvergießen waren immer das Ende Eurer Weisheit. Wird es nicht endlich klar werden, daß die Mitberechtigung der Weiber das einzige Mittel ist, jene Weisheit zu vervollständigen, damit sie künftig ihr Examen besser bestehe!"

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Brüder Lenne, Jägerstr. No. 57, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. No. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 105. Berlin, Sonnabend den 1. September 1855.

Frankreich.

Die großen Männer im Hauskleid.*)

Von Alexander Dumas.

Heinrich IV.

Unter obigem Titel hat Dumas' gewandte Feder eine lange Reihe Histörchen zusammengestellt, um daraus eine Historie zu machen. Er beginnt mit Heinrich IV., dessen Privatleben bekanntlich reich an pikanten Zügen ist, welche dazu dienen, den großen Mann nicht nur als solchen, sondern auch als Menschen zu charakterisiren und uns auch mit den Schattenseiten vertraut zu machen, die in der großen Geschichte gewöhnlich in den Hintergrund treten, sofern sie das Privatleben betreffen. In der That, wenn wir versichert wären, daß Alles, was Dumas über Heinrich erzählt, eben so wahr als interessant wäre, so müßte das Büchlein eine werthvolle Ergänzung der Geschichte sein. Wir fürchten aber, ein guter Theil dieser Anekdoten ist zu diesem Zwecke hergerichtet, entlehnt oder gar erfunden. Da Dumas natürlich nicht der Mann ist, der seine Quellen angiebt, so können wir ihm auch nicht näher auf die Finger sehen und müssen uns mit dem Genusse ohne Kritik begnügen.

Er beginnt wörtlich ab ovo, indem er schon von dem Ungeborenen eine Geschichte zu erzählen weiß. Heinrich's Mutter, Jeanne, sagt er — nämlich, wagte es, während ihrer Schwangerschaft mit ihrem Vater von dessen Testament zu sprechen. — Schon gut, erwiederte dieser. Ich will Dir das Testament zeigen, wenn Du mir erst das Kind gezeigt hast; ich knüpfe aber noch eine Bedingung daran. — Welche! — Daß Du während der ganzen Dauer des Gebärens ein Lied absingst, damit Du mir kein weinerliches Kind auf die Welt setzest. — — Die Sache geschah in der That so: Jeanne sang während der heftigsten Geburtsschmerzen, und man will wirklich bemerkt haben, daß Heinrich IV. im Gegensatze zu anderen Kindern lachend zur Welt kam. — Als das Kind geboren war, brachte der Großvater seiner Tochter das Testament und sagte, indem er jenes mitnahm: das gehört mir und das Dir. Dann trug er das Kind auf sein Zimmer, rieb ihm die Lippen mit einer Knoblauchzehe und goß ihm einen Fingerhut voll Wein von Cahors ein.

Mehrere Züge des hochherzigen Knaben lassen auf den künftigen großen Mann schließen. Nur in Einem Punkte war Heinrich von der Natur schlecht behandelt: sie hatte ihn physisch feig gemacht, nur seine moralische Kraft wandelte ihn zum Helden um. Wenn er rufen hörte: Der Feind ist da! so kam eine Erschütterung über ihn, der er nicht immer Meister zu werden vermochte. In dem Treffen bei La Roche l'Abeille, einem der ersten, dem er anwohnte, rief er, als er fühlte, wie sein Körper, trotzdem daß er noch ziemlich entfernt vom Feuer war, zu zittern begann: Ach, Du zitterst, elender Leib! Warte, Du sollst wissen, warum Du zitterst! — Und alsbald stürzte er sich mitten unter den Kugelregen. — Weniger wußte er sich in den Tagen vor der Bartholomäusnacht zu bezwingen. Als das Attentat auf Coligny gemacht wurde, schloß er sich ein. Seine Freunde suchten ihn auf, um ihn zu bezwingen. Diesmal aber ließ er seinen Leib nach Belieben zittern. Er hörte gar nicht auf ihre beschwichtigenden Worte, ja, er that Alles, um auch sie in Furcht zu jagen. Bleibt doch bei mir, rief er, verlaßt mich nicht; wenn wir sterben müssen, wollen wir es wenigstens beisammen thun. Als sie dennoch fortgingen, fiel er in Ohnmacht und wurde so elend, daß sie ihn zu Bett bringen mußten. — Bei Coutras dagegen war er nur Held. Seine Anrede vor der Schlacht war: Was braucht es lange Worte! Ihr seid Bourbons, und bei Gott, ich will zeigen, daß ich Euer Kollester bin. — Und als nach der gewonnenen Schlacht die Leichname der beiden Joyeuse, seiner Gegner, im Schlosse ausgestellt wurden und ein Edelmann einen Witz darüber machen wollte, entgegnete ihm Heinrich streng: Still, mein Herr, dieser Anblick ist ein thränenwerther auch für den Sieger. Aber gleich darauf schrieb er als echter Gascogner an König Heinrich III.: Sire, gnädigster Herr und Bruder, danken Sie Gott, ich habe Ihre Feinde und Ihre Armee geschlagen. Ein anderes Beispiel von Hochherzigkeit gab er bei Jorp. Er hatte am Tage vorher den Obersten Schomberg, einen seiner treuesten Diener, durch ein hartes Wort vor der ganzen Armee gekränkt. Jetzt tritt er zu ihm hin und spricht mit so lauter Stimme, daß ihn Alle vernehmen konnten: Oberst Schomberg, wir haben eine Schlacht vor uns. Vielleicht falle ich darin: ich möchte aber die Ehre eines so braven Edelmannes, wie Sie sind, nicht mit mir nehmen. Ich erkläre also, daß ich Sie für einen Ehrenmann anerkenne, der unfähig ist, irgend eine Schlechtigkeit zu begehen. Umarmen Sie mich. — Ach, Sire, erwiederte Schomberg, gestern hat mich Eure Majestät verwundet, heute tödten Sie mich, denn Sie legen mir die Verpflichtung auf, in Ihrem Dienste zu sterben. — Er fiel in der That an diesem Tage in der Mitte der spanischen Carrés.

Es ist bekannt, wie gütig er gegen das belagerte Paris verfuhr; hier noch eine Anekdote darüber. Als ihm Herr von Gondi die in der Stadt herrschende Hungersnoth schilderte und zugleich erklärte, daß die Pariser so fanatisirt seien, daß sie sich bis auf den letzten Mann wehren würden, rief er aus: So weit soll es nicht kommen. Ich bin eine wahre Mutter Salomonis: ich will Paris lieber nicht haben als in Stücken.

Merkwürdig, daß in einer so großen Seele zugleich Platz für den schmutzigsten Geiz, ja, sogar für Betrügerlichkeit war. Er ließ es sich aber auch gefallen, wenn man es ihm unter die Nase rieb. — Eines Nachts, erzählt d'Aubigné, sagte ich zu Herrn de la Force, mit welchem ich im Vorzimmer des Königs schlief: La Force, unser Herr ist ein Erzfuxer und der undankbarste Mensch von der Welt. — Der schlaftrunkene La Force hörte nicht mehr recht und fragte daher: Was hast Du gesagt? — Auf dieses hier antwortete der König, der Alles mit angehört hatte: Er sagt, ich sei ein Erzfuxer und der undankbarste Mensch von der Welt. Du hast doch einen harten Schlaf, La Force. — Den anderen Tag war Heinrich gegen d'Aubigné wie sonst; er gab ihm aber auch seinen Viertelelthaler mehr, als sonst.

Den größten Theil der Büchleins nehmen natürlich Heinrich's Liebes-Abenteuer ein, denn die Geschichte eines Königs, der, wie Dumas erzählt, statt einen gewonnenen Sieg zu verfolgen, nichts Angelegentlicheres zu thun wußte, als vor Allem seiner Geliebten die gewonnenen Fahnen zu bringen, um ihr ein Bett daraus machen zu lassen, muß natürlich zur Hälfte Liebesgeschichte sein. Er hatte freilich sein großes Glück mit seinen Gemahlinnen. Die erste, Marguerite, war wegen ihrer Galanterie berüchtigt. Von ihr heißt es, daß sie einen großen Wulst am Kleide trug, der ringsherum Täschchen hatte, in deren jede sie eine Büchse mit dem Herzen eines ihrer verstorbenen Liebhaber steckte; denn sobald einer todt war, ließ sie alsbald sein Herz einbalsamiren. Dieser Wulst wurde alle Nacht an einem Haken aufgehängt, der mit einem Vorlegeschloß an die Rückwand ihres Bettes befestigt war.

Wenn Heinrich Marguerite viel zu verzeihen hatte, so war sie auch wieder sehr nachsichtig gegen ihn. In ihren Memoiren erzählt sie: „Eines Tages bekam die Fosseuse (eine Geliebte Heinrich's) im Zimmer der Hofdamen ihre Wehen. Sie schickte sogleich nach dem Arzte und bat ihn, den König davon zu benachrichtigen. Wie schliefen in demselben Zimmer in verschiedenen Betten. Als der Arzt ihm die Nachricht mittheilte, gerieth er in große Verlegenheit, da er auf der einen Seite die Entdeckung der Sache am Hofe fürchtete und andererseits besorgte, sie möchte nicht die rechte Hülfe finden, denn er liebte sie sehr. Er entschloß sich also, mir Alles zu gestehen und mich zu bitten, ihr Beistand zu leisten, da er wohl wußte, daß ich unter allen Umständen stets bereit war, ihm gefällig zu sein. Er öffnete daher meinen Bettvorhang und sagte: Mein Schatz, ich habe Ihnen Etwas verheimlicht und muß es nun eingestehen. Ich bitte um Verzeihung. Aber haben Sie doch die Güte und stehen Sie auf und helfen Sie der Fosseuse. Sie wissen, wie ich sie liebe. Ich bitte, thun Sie mir die Gefälligkeit.“ — Und Marguerite erhob sich sogleich vom Bett und stand der armen Fosseuse bei.

*) Les grands hommes en robe de chambre, par Alexandre Dumas. Collection Hetzel. Bruxelles et Leipzig, Kiessling, Schnée & Cie., 1855.

Digitized by Google

Der verliebte König fand aber nicht überall offene Arme, sondern auch manchmal einen unüberwindlichen Widerstand: so namentlich bei Fräulein v. Guercheville. Heinrich wußte diese Tugend zu würdigen, er verheiratete die Dame an den Grafen von Beaumont und sagte zu ihr: Da Sie in der That und Wahrheit eine Ehrendame sind, so sollen Sie es auch bei der Königin werden, die ich auf meinen Thron erheben werde. — Die Gräfin Beaumont war wirklich die erste Ehrendame, welche der König Marie von Medicis als solche vorstellte.

Sein Verhältniß zu Gabriele nimmt natürlich einen großen Raum ein. Auch bei ihr war er lange nicht glücklich, denn Gabriele liebte den Herrn von Bellegarde, dem sie auch nachher treu blieb — wenn man so sagen darf. Der König war sehr eifersüchtig auf ihn und suchte ihn zu ertappen. Einst glückte es ihm beinahe. Als er zu Gabriele kam, war Bellegarde richtig da. La Rousse, ihre Vertraute, hatte nur noch so viel Zeit, um, während jene dem Könige öffnete, Bellegarde in ihrem eigenen Schlafzimmer zu verbergen. Dann ging sie mit dem Schlüssel fort. Der König merkte Etwas; er that, als hungerte ihn, und verlangte zu Nacht zu speisen. Gabriele entschuldigte sich, sie habe den König nicht erwartet und deshalb Nichts vorbereitet. — Nun, so geben Sie mir von den Confituren, die Sie, wie ich weiß, in jenem Kabinet haben. — Gabriele that, als suche sie den Schlüssel; er wollte sich nicht finden lassen. — Man schickte nach La Rousse, auch sie war verschwunden. — Nun, meinte der König, ich will aber einmal zu Nacht essen, da werde ich wohl die Thür einschlagen müssen. — Er begann, sie mit Fußtritten zu bearbeiten. Die Thür wollte schon weichen, als La Rousse eintrat und nach der Ursache des Lärms fragte. — Der König theilte ihr seinen Wunsch mit. — Aber warum öffnet Eure Majestät nicht lieber mit dem Schlüssel? — Ventre Saint gris! eine saubere Frage! Ich habe ihn nicht. — Da ist er, sagte die La Rousse, indem sie ihre Gebieterin mit einem Blicke beruhigte. Heinrich trat ein und fand das Kabinet leer: Bellegarde war durch das Fenster entsprungen. — Diese Scene hat Beaumarchais zum zweiten Akt der „Hochzeit des Figaro" benutzt.

Als Heinrich später in seiner tollen Liebeswuth Gabriele heiraten wollte, beschloß der Garbecapitain de Praslin, seinen Herrn vor dieser Thorheit zu bewahren, und erbot sich, Bellegarde in Gabriele's Zimmer zu überraschen. Der König ging darauf ein, nahm seinen Degen und folgte Herrn von Praslin; aber in dem Augenblicke, da dieser die Thür öffnen wollte, hielt ihn Heinrich am Arme zurück. — Meiner Treu, lassen Sie es sein, sagte er, es würde ihr zu wehe thun. — Und er ging wieder nachhause.

Doch hatte sie auch ihn geliebt, das sah man bei ihrem letzten Abschied. Sie sollten sich auf vier bis fünf Tage trennen und gleich nach Ostern wiedersehen. Eine so kurze Abwesenheit wollte bei Leuten, die so oft getreunt gewesen waren, nichts heißen, und doch war nie ein Abschied schmerzlicher gewesen. Man hätte meinen sollen, als empfänden Beide ein gewisses Vorgefühl des Todes, als sagte ihnen eine innere Stimme, daß sie sich nie wieder sehen würden. Sie konnten sich lange nicht entschließen, von einander zu gehen: endlich schieden sie — Gabriele machte zwanzig Schritte, dann aber kehrte sie wieder um, um dem Könige ihre Kinder, ihr Gesinde zu empfehlen. Jetzt nahm der König Abschied von ihr, aber gleich darauf rief er sie wieder. Noch eine Stunde weit begleitete er sie, dann kehrte er tief betrübt und ganz verweint nach Fontainebleau zurück, während Gabriele eben so traurig und thränenschwer ihren Weg nach Paris fortsetzte. — Wenige Tage darauf starb sie dort; Manche meinten an Gift. Heinrich sah sie nie wieder. (Schluß folgt.)

Das Eisenbahnwesen auf der Pariser Universal-Ausstellung.

Die „mécanique spéciale des chemins de fer et des autres modes de transport" bildet die fünfte Klasse der Erzeugnisse auf der Pariser Universal-Ausstellung. Am 8. August ward diese Abtheilung von dem Prinzen Napoleon Bonaparte besichtigt, der in Begleitung der angesehensten französischen und fremden Mitglieder der Ausstellungs-Jury eine Abtheilung nach der anderen besichtigt, worauf dann der Moniteur einen Bericht über diese Besichtigung zu liefern pflegt. Bei der Musterung des Maschinenwesens, des Wagenparks, der Schienen und anderer dem Dienste der Eisenbahnen gewidmeten Gegenstände befanden sich in der Begleitung des Prinzen der Präsident der fünften Klasse der Ausstellungs-Jury, Herr Geheimerath Hartwich aus Berlin, den der Moniteur als „General-Eisenbahn-Ingenieur im preußischen Handelsministerium" bezeichnet, ferner Herr Ritter A. v. Burg, kaiserl. österreichischer Kommissarius, Herr Dupré, Ober-Ingenieur der Brücken und Chausseen in Belgien, u. A. m. Aus dem Berichte, welchen der Moniteur über diese Besichtigung lieferte, theilen wir Nachstehendes mit:

„Alle denkenden Menschen beschäftigen sich heutzutage mit der Zukunft der Eisenbahnen. Nicht blos den Gelehrten und Kapitalisten, sondern auch der Masse des Volkes leuchtet es in unserer Zeit ein, daß man sich eben so vergeblich der fortschreitenden Civilisation, als der Entwickelung der Menschheit widersetzt. Die Eisenbahnen sind für unser Jahrhundert das, was für das sechzehnte Jahrhundert die Buchdruckerkunst, für das Mittelalter das Schießpulver war: eine vollständige Umwandlung der Gesellschaft. Man kann über die Art der Ausbeutung des Eisenbahnwesens, über dieses oder jenes neuerfundene, mechanische Hülfsmittel verschiedener Ansicht sein, doch über das Prinzip ist alle Welt einverstanden.

„Die ganz kürzlich von einem berühmten Publizisten*) aufgestellten Ideen über die Exploitationsweise der Eisenbahnen haben über diese Frage ein neues Licht verbreitet und dürften in der Organisation und Construction des Eisenbahnen-Materials eine völlige Revolution hervorrufen. Die todte Last vermindern zu Gunsten der nutzbringenden Last — das ist das Problem.

„Einige der auf der Ausstellung befindlichen Lastwagen bieten sehr glückliche Verbesserungen in dieser Beziehung dar. Der Prinz hat namentlich einen auf zwei Achsen montirten, französischen Kohlenwagen bemerkt, welcher 4200 Kilogramm wiegt, 12 Mètres kubischen Inhalt hat und eine Ladung von 10,300 Kilogramm aufnimmt, während die nach englischem Muster gebauten Wagen, ebenfalls auf zwei Achsen laufend, bei 3200 Kilogramm eigenem Gewicht, höchstens sechstausend Kilogramm Ladung zu tragen vermochten. Nach dem alten System war die todte Last um 6,•• pCt. größer, als die Hälfte der Nutzlast, während sie nach dem neuen dagegen um 18,•• pCt. kleiner ist. Das erlangte Resultat ist demnach erheblich. Bei derselben Achsenzahl, derselben Wagenlänge und bei der Vermehrung der todten Last um blos ein Drittel, trägt der Kohlenwagen eine doppelte Last. Dieser neue Wagen ist auch bereits seit vier Jahren auf mehreren französischen Eisenbahnen an die Stelle der älteren, nach englischem Muster gebauten, getreten.

„Die mächtigen Cramptauschen Lokomotiven, die leichteren Lokomotiven, diejenigen, bei welchen man seit einiger Zeit, nach dem Prinzipe der Engerthschen Maschine, vermittelst einer Gliederung eine Solidarität zwischen der Maschine und dem Tender hergestellt, so daß nunmehr alle Räder dieser verbundenen Wagenpaares aktiv auf den Zug wirken, haben auf der Ausstellung vortreffliche Vertreter. Frankreich, Belgien, England, Preußen, Oesterreich und Württemberg haben Maschinen von ausgezeichneter Arbeit, Lokomotiven für Schnellzüge, für große Lastzüge, Typen aller Art eingesandt, bei welchen die Modifikationen der Hauptbestandtheile den verschiedenen Zwecken gemäß, zu welchen sie bestimmt, eingerichtet sind.

„Mitten unter diesen durchweg schmucken Lokomotiven, welche die Werkstatt nur verließen, um auf die Ausstellung zu kommen, bemerkt man auch eine, die bereits viele Dienstjahre auf französischen Eisenbahnen zählt. Dieser Eisenbahn-Veteran, der sein Dienstzeugniß mit sich führt, zeichnet sich durch seine ungeheuren Arbeiten und seine lange Laufbahn aus. Es ist eine vortreffliche Idee, das Verdienst überall zu ehren, wo es sich findet.

„Die verschiedenen Formen der ausgelegten Schienen sind nicht alle von eben so praktischer Anwendbarkeit. Die gewöhnliche Schiene und die Barlow-Schiene sind die einzigen, welche durch die Praxis sanctionirt sind. Was die gewöhnlichen Schienen betrifft, so zeugen die Verbindungs-Ausläufer, vermittelst deren jene jetzt an einander befestigt werden, von den Fortschritten, die man in diesem wichtigen Theile des Eisenbahnbaues gemacht hat.

„Die Personenwagen bieten in ihrer inneren Einrichtung ebenfalls manches Interessante dar. So enthält der belgische Waggon Sitze, die man wahrhafte Betten nennen kann, wiewohl sie vielleicht nicht so bequem sind, wie die Sitze in einigen Waggons der Paris-Straßburger Linie.**) Der schweizer Salowagen ist fast ein möblirtes Wohnzimmer zu nennen. Unter den französischen Waggons zeigt derjenige, dessen Gestell von Eisen ist, wohin jetzt bei den neuen Construktionen gestrebt wird.

„Indessen ist es nicht genügend, mächtige Maschinen, vortreffliche Wagen und eine gut unterhaltene Bahn zu besitzen — es bedarf auch einer kräftigen, energischen Verwaltung, einer vereinfachten und beschleunigten Abfertigung des Verkehrs, wobei so viel als möglich Irrthümer vermieden und Schwierigkeiten beseitigt werden. Auch in dieser Hinsicht liefert und die Ausstellung einige schöne Zeugnisse: man betrachte hier die sinnreichen Maschinen, welche die Fahrbillets drucken und darauf die fortlaufende Nummer derselben in unverlöschbaren Ziffern angeben, wodurch eine sehr einfache Selbstkontrole des Billetverkaufs hergestellt wird. Diese Maschinen zählen und stempeln die kleinen Kartenbillets mit einer wunderbaren Genauigkeit und Schnelligkeit.

*) Michel Chevalier.

**) An Bequemlichkeit, namentlich der Personenwagen zweiter Klasse, vermag es keine ausländische Eisenbahn mit den deutschen aufzunehmen. Darum sind aber auch in Deutschland die Wagen erster Klasse weit weniger benutzt, als in Belgien, Frankreich und England.

Digitized by Google

Ja, man weiß kaum, was man mehr bewundern soll: ob die furchtbare Kraft des Dampfes, oder den erfinderischen Geist, der allen Bedürfnissen durch einen neuen sinnreichen Mechanismus zu entsprechen weiß.

„An Drehscheiben, diesem wichtigen Theile des Bahnhofs-Materials, fehlt es natürlich ebensalls nicht, und zwar sind darunter einige von ganz neuer Construction. Die Erfahrung allein kann jedoch nur maßgebend sein, welche dieser verschiedenen Formen in größeren oder kleineren Dimensionen den Preis verdient."

Nord-Amerika.

Ein Gottesdienst bei den „hartschaligen" Taufgesinnten in Georgia.*)

. . . . . Das Beiwort hartschalig (Hard-shell) bezeichnet keine besondere politische Färbung; die Hard-shells bekennen sich vielmehr zu dem allgemeinen Glauben aller Taufgesinnten und haben nur den Zunamen angenommen, weil sie den fremden evangelischen Missionen alle Unterstützung versagen und gegen sie „ihr Angesicht zu einem Kieselstein machten." Sie sind im Allgemeinen ein schlichtes Völkchen, allem Prunk und Luxus abgesagt, mit mäßigen Glücksgütern versehen, und wegen ihrer Ehrlichkeit und Pünktlichkeit im Bezahlen mögen sie mit Recht die Quäker des Südens heißen. Sie äffen keine modische Sprechweise nach, hassen alle Neuerungen in Sitten, Glauben, Moden und stellen den ungeschminkten gesunden Menschenverstand höher, als allen Büchergram und Unterricht. . . . .

Es war Sonnabend, und es sollte in der Nachbarschaft heute und morgen Gottesdienst gehalten werden. Ich folgte der Einladung meines Wirthes, mehr aus Neugierde, als aus Andachtstrieb. Das Versammlungshaus, wohin wir uns verfügten, war von roh zugehauenen Blöcken erbaut, ungetäfelt und ungedielt, mit Schiebeladen an den Fenstern; lange Bänke, wie in einem Schulzimmer, waren angebracht. Es lag in einem Wäldchen, nahe bei einer freundlichen Quelle. In wenigen Stunden kamen zahlreiche Pflanzer mit ihren Frauen und Kindern zu Pferd und zu Maulthier; keiner zu Wagen.

Mit ruhig herzlicher Begrüßung kamen sie auf einander zu und sammelten sich in Gruppen, wie sie Zufall oder Absicht zusammengebracht, unter den weitschattigen Bäumen. Obgleich ein Fremder, empfing ich dennoch den herzlichsten Händedruck und wurde in das Tagesgespräch gezogen. Nachdem das Thema der Pflanzer-Interessen und der Familien-Angelegenheiten erschöpft war, trat ein weißlockiger Greis in die Thür und rief: „Die Stunde des Gottesdienstes ist da, Brüder!" Sofort verstummte das Plaudern und das Lachen; da war ein Glattstreichen der Haare, ein Rümpfen der Kehlen, ein Bürsten der Kleider, ein allgemeines Drängen zu den Thüren, die Frauen rechts, die Männer links. Die stattlichen Mitglieder der Kirche nahmen ihren Sitz in der Nähe der Kanzel; andere ordneten sich nach dem Grad der Frömmigkeit und des Alters auf den Bänken; die fröhliche Jugend fällte den Hintergrund, und zuletzt standen die Sklaven. Ein Ueberblick des Innern brachte mir die seltsame Grille des alten George Chapman ins Gedächtniß: „Wenn ich je wieder zu einem Hanse komme, will ich es ganz nach innen bauen; kein Lichtstrahl soll den gemeinen Ausweg finden. Nichts von Aufwand, Kunst und Schmuck; Alles schlicht und rauh, eine Scheu der falschen Menschengesellschaft, die alle Vernunft zu Trümmern schlägt und für irdische Größe alle himmlische Wonne zu Luft verdünnt. Ich will darum im Dunkeln leben, und all mein Licht soll, wie in alten Tempeln, von oben einfallen." Der Dichter und Elisabeth's Zeiten war ein „hartschaliger" in seinem Baustyl — vielleicht noch etwas mehr von einem Nonkonformisten, als seine modernen Brüder. Jedenfalls aber war das gegenwärtige Haus einem warmen Klima angemessener, als der englischen dunstigen Luft.

Da die „Harten" oder, wie sie sich selbst nennen, die Urtaufgesinnten, sich eben so aufrichtig von allem äußeren Schmuck in anderen Dingen, wie in der Einrichtung des „Gottesdienstes", losfagen, so scheint die Eigenthümlichkeit der Sekte durch keinen störenden Einfluß von außen in nächster Zukunft gefährdet. Die Frage, wie die Patriarchen den vorsintflichen Gottesdienst auf ihren weiten Weideplätzen eingerichtet haben, mag den biblischen Alterthumsforschern überlassen bleiben; inzwischen können sie für ihre gelehrten Konjekturen einigen Halt finden bei diesen heutigen Gottesverehrern in den Wäldern. Die Form besteht hier eben in aller Abwesenheit der Form; die Ceremonie ist blos eine überlieferte Vorschrift, dem allgemeinen Antrieb zu folgen. — Und was soll ich von dem Gesang sagen? von diesem Gewoge rauher Waldstimmen, die nach individueller Laune ebbten und fluthten, eintönig trillerten, schleiften, abschnappten. Genug, der Gesang schwieg — tiefe Stille — gespannte Erwartung von wenigen Minuten bis zum Auftreten des Predigers. Er erhob sich; ein Mann mit harten Zügen, ein Kovenanter durch und durch; an seiner Kleidung kein Faden der seidenen Orthodoxie, reines Hanfgespinnst von zweifschlichtigem Schnitt zwischen Quäker und Waldmann; der Haarschnitt wie die Puritaner, die ihre Haare hart an dem Rande eines Kessels, den sie über den Kopf stülpen, rund abscheeren. Die niedrige, vorspringende Stirn überschattete eine umfängliche, plattgedrückte Nase; die Augen lagen fast versteckt unter den zottigen Brauen. Um den Hals ward sich eine kolossale Binde, in welche das glattgeschorene, blangesprenkelte Kinn von Zeit zu Zeit unterstanken, wie ein Kloß, der sich auf tiefem Gewässer schaukelt. Bei den Kraftstellen seiner Predigt verrenkten sich die schmalen Schultern, und die langen Arme wirbelten wie die Windmühlenflügel im Kreise herum. Wie er so dastand, die Bänke dumm anstarrend, zusammengekrümmt, ohne ein Wort zu sprechen; kann das Etwas, außer den rollenden Augen, sich an ihm bewegte — da hätte Keiner erwartet, daß diese Masse in Fener gerathen könne. Ein engbrüstiger Sang unterbrach die Pause; er räusperte sich, hob das Buch hoch mit seinen langen Armen, blickte lange rund umher und — legte die Bibel nieder. Er fleckte das Sacktuch — gemeiniglich für das Panier der Priesterschaft gehalten — unter das Pult, auf das er die Arme senkte und hörbar athmete. Das Kinn fiel in den weitgeöffneten Schlund der Halsbinde. Wiederum streckte er sich in die Höhe, zog eine Börse, legte eine Münze auf das Pult und machte eine Pause; wiederum schwenkte er die Bibel, las zwei Verse aus dem neuen Testament, legte das Buch wiederum auf das Pult hin, wischte den Mund, brachte das Sacktuch an den gehörigen Platz und begann:

„Brüder, ich kam zu dem Text auf eine seltsame Weise — ich hatte mir vorgenommen, keinen Text festzuhalten, der mich nicht festhielt. Ich las einen Text, und er hielt mich nicht fest; ich las einen zweiten, und er that es nicht, und so fanden wir dritten, vierten und so fort, bis ich an den zwölften kam, und da er mich nicht festhielt, so hielt ich ihn fest. Hier steht er in diesem guten Buche. Nun, Brüder, lest Ihr Eure Bibel! Ich möchte wohl sehen, wie viele von Euch wissen, wo diese Verse sich finden. Nun, ich will das hier wetten" — hier zeigte er die Silbermünze zwischen seinen Fingerspitzen — „Keiner hier wird mir sagen, wo dieselben Verse zu finden sind." Und der Erzwürdige ballte die Faust gegen die andächtigen Zuhörer und führte einen Schlag auf das Pult, der einen Ochsen hätte fällen können.

Und die Zuhörer? Da bemerkt Ihr nicht das geringste Zeichen der Veränderung, Alles schien in der Ordnung; blos sahen sie sich um, als hofften sie, es würde Einer den richtigen Text nennen. Der Blick zeugte nur von einer gewissen Neugierde, wer wohl der Glückliche sein werde, den Ruf der Bibelfestigkeit, auf den die „hartschaligen" sich was zugutethun, aufrecht zu erhalten. Die Geistlichkeit hatte dem Laienthum den Handschuh hingeworfen. „Wird, kann irgend ein theurer Bruder, irgend eine theure Schwester dem Prediger auf eigenem Grund und Boden die Stirn bieten!" Die Neugierde fing an zu erschlaffen, zu wanken, ging in Ungewißheit, in Zweifel über, und man machte sich auf eine Niederlage gefaßt. Der Tag gehörte dann dem Prediger, und wie siegreich hätte er sie angescholten, wie hätte er sie, von seinen Sarkasmen durchbohrt, heimgeschickt. Alle Hoffnung war hin — als eine schmächtige, knochige Gestalt sich nahe an der Kanzel erhob, den blanen bis an den Füßen herabreichenden Ueberrock zuknöpfte und die eckigen Achseln zuckte. Aller Augen bohrten sich in ihn hinein, er aber wandte sich zu dem Prediger mit den Worten: „Bruder, die Mette ist nur klein, ich lasse aber keine vorbeigehen"; und er gab richtig die Stelle an. — „Das Geld ist Euer!"

Der Prediger hatte seinen Mann gefunden und trug keine Siegesfahne davon. Die Predigt schleppte sich nun matt fort — die Kraft, das Leben, die Schärfe und die Keckheit waren gefloben — der Rückschlag, den der Laienbruder dem Klerus versetzt, hatte den Zauber der Rede gebrochen, und der Verdruß lag wie ein Alp auf des Predigers Hirn. Der Schlachtgesang ward gegen die Abendhymnen vertauscht, das Hüfthorn wich der Hirtenschalmei. Die Predigt schloß mit der Verkündigung, daß der Brauch des Fußwaschens morgen mit der Austheilung des Abendmahls verbunden werden solle. — Wie, habe ich recht gehört! Fußwaschen! Ich schwieg indeß, um mich nicht durch unzeitiges Fragen dem Gelächter preiszugeben, ward aber noch im Laufe des Tages aus meiner Verlegenheit gezogen, denn ein „Harter" bewies aus der Schrift, daß das Fußwaschen ein frommer Brauch sei.

Den nächsten Tag war der Zudrang zu dem Meeting-Haus noch bei weitem größer. Ein neuer Bruder sollte einen Vortrag halten. Unleugbar war seine Predigt originell durch und durch. Er entwarf im Umriß ein Bild von den Eigenthümlichkeiten des Familienlebens und brach den Stab über alle Gewohnheiten, denen der alte Brauch der „Hartschaligen" seinen Stempel nicht aufgedrückt hat. Einige Reformen und Volksvereine wurden derb abgefertigt oder verdammt als „reif in Thorheit und verfault in der Vernunft". Das Branntweingesetz des Staates Maine (Maine-Liquor-Law) war noch

*) Nach Putnam's Monthly.

nicht als eine politische Maßregel bekannt; allein diesen Endzweck hatten die „Temperenzler“ und die „Söhne der Mäßigkeit“ im Auge, und das war genug für den Geist des Redners, der sein schwerstes Geschütz gegen ihre Batterieen richtete und mit Selbstgefühl des Erfolgs manchen betäubenden Schuß abfeuerte. Ein Anakreon in Prosa, huldigte er dem Bacchus, indem er es als Pflicht darstellte, die guten Dinge dieser Welt mit Maß zu genießen, den Mißbrauch zu meiden, sich nahe an die goldene Mitte und fern von allem Aeußersten zu halten. Uebermaß und Teetotalismus waren seine Scylla und Charybdis. Um zu zeigen, daß er sich innerhalb der Schranken des „Urlaubsesinnen“ befinde, erzählte er folgendes Geschichtchen: Bruder Dupeaty hatte sich einen Tadel von der Kirche zugezogen, weil er in Pfirsichbranntwein ein Uebriges that. Auf die Erklärung des Bruders aber, daß er, so lange er lebte, keinen anderen Tropfen angerührt hätte, erfuhr er einen neuen Tadel, daß er die mancherlei Gaben der Gnade verwerfe, und wurde überdies angewiesen, auch fernerhin kein Gläschen bei Gelegenheit zu trinken, sich aber niemals darin zu übernehmen. „Das ist die Lehre der Urlaubsesinnen; ist's nicht so, Bruder!“ Ein Nicken mit den Köpfen und Mützen rechts und links bekräftigte die Text-Erklärung des würdigen Arbeiters im Weinberge des Herrn.

Der Geist der General-Mission wurde nur leicht gestreift, da der Gegenstand zu umfassend sei, um ihn in einer einzigen Predigt erschöpfend zu besprechen; indeß verhieß er für die Zukunft eine Stunde der Abrechnung mit dieser Gorgone.

Dieser Censor der öffentlichen Moral nahm dann die gesellschaftliche Umgangsweise vor und schleuderte seine Schmähungen meist gegen eitle Worte, gegen das Rothwelsch seltsamlicher Redensarten. Diese Materie riß ihn völlig mit sich fort; er arbeitete mit Händen und Füßen, dogmatisch und heiß für eine Umgestaltung von Grund aus, um diesen Schaden zu heilen.

„Bruder, das kann nicht so fortgehen; dieses Gewäsch ist nicht urbaptistisch; wir müssen diese Zeichen der Weltlichkeit von uns thun; müssen wir wohl, Du Bruder! Müssen wir wohl, Du Schwester!“ Und diese direkte Berufung wurde von besagtem Bruder und besagter Schwester mit einem beifälligen Nicken beantwortet. „Yes, Sir-ee und No, Sir-ee (Ja, Herr-e, nein, Herr-e) sind quere Ausdrücke und verboten. Ich kann sie nicht leiden, auch kein Bruder kann sie leiden; sie verachten sie, sie verabscheuen sie so recht aus Herzensgrund, und“ — hier drehte er sich um zu seinem geistlichen Bruder, der hinter der Kanzel saß — „ich bin gerüstet, ihnen die Stirn zu bieten, jetzt und für immer, wie jene Bruder und Schwestern, meint Ihr nicht, Bruder!“ — „Yes, Sir-ee“, stammelte der geängstigte Amtsbruder.

Eine Ermahnung schloß den Vortrag, und jetzt folgte wirklich eine allgemeine Fußwaschung: die Frauen nahmen sie hinter einem Schirm vor; die Männer aber boten sich frank und frei zur Reinigung dar. Sie schritten paarweise vor; der eine setzte sich, entblößte das Bein bis zum Knie, der andere legte seinen Rock ab, versah sich mit einem Handtuch, kniete an dem Wassergefäß nieder, wusch und trocknete das nackte Gliedmaß. Dann geschah ihm das Gleiche von seinem Partner. War das Paar abgefertigt, so trat ein anderes an das Wassergefäß und verfuhr in derselben Weise, bis die ganze Versammlung die Verrichtung vollbracht hatte. So schloß das heilige Tagewerk, und Jeder kehrte nach seinem Hause heim.

Mannigfaltiges.

— Die Neue Zeit. Unter diesem Titel erscheint seit dem Monat April d. J. in New-York eine deutsche Wochen-Zeitung, die sowohl ihrer inneren wie ihrer äußeren Ausstattung wegen ein würdiges Organ der deutschen Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist. Herausgegeben und redigirt wird sie von Herrn Paul Bernhard, dem jetzigen buchhändlerischen Besitzer des Meyerschen Verlags-Instituts in New-York, das bekanntlich ein Filiale von Meyer in Hildburghausen und welchem ein großes Verdienst um die Verbreitung deutscher Literatur in Nord-Amerika nicht abzusprechen ist. Auch die „Neue Zeit“ sucht sowohl in literarischer, als in kulturhistorischer und politischer Beziehung deutsche Ideen auf transatlantischem Boden zu verbreiten. Obwohl die Deutschen warnend vor Selbstisolirung und vor Nachahmung der einseitigen und fächerlichen Exklusivität des Knownothingthums, sucht die Zeitung doch eben so dahin zu wirken, daß sich die Deutschen nicht den Gegnern der Knownothings, den „Temperenzlern“ und fanatischen Abolitionisten, anschließen. „Von zweien Uebeln das kleinste wählen“ ist zwar eine unter den Deutschen sehr beliebte Maxime; die „Neue Zeit“ beweist ihnen jedoch, ohne zu den radikalen Ausschreitungen des „Pionier“ ihre Zuflucht zu nehmen, daß die Deutschen sich von beiden Uebeln auf gleiche Weise fern halten können. Das Feuilleton der „Neuen Zeit“ ist meistens mit naturhistorischen belehrenden Artikeln gefüllt, die zum Theil von Deutschen in Amerika abgefaßt und zum Theil natürlich deutschen Werken entlehnt sind. Die naturhistorische Richtung herrscht jetzt augenscheinlich auch auf dem amerikanisch-deutschen Büchermarkte vor, wie fast aus allen Buchhändler-Ankündigungen hervorgeht, die sich in amerikanischen Blättern finden. Von einer eigenthümlichen Rechtsnorm hinsichtlich des Zeitungs-Abonnements zeugen nachfolgende gesetzliche Bestimmungen, auf welche in jedem Blatte der „Neuen Zeit“ hingewiesen wird:

„Zeitungsbestimmungen, welche durch die Union gelten.

„1) Wenn Abonnenten nicht ausdrücklich das Gegentheil bestellen, so wird angenommen, daß sie eine Fortsetzung des Abonnements wünschen.

„2) Das Abonnement kann nicht eher rechtsgültig abbestellt werden, als bis alle Rückstände bezahlt sind.

„3) Wenn Abonnenten es unterlassen oder sich weigern, ihre Zeitungen von der betreffenden Post-Office abzuholen, so sind sie verantwortlich, bis sie ihre Rechnung bezahlt und das Abonnement abbestellt haben.

„4) Wenn Abonnenten den Wohnort verändern, ohne die Zeitungs-Expedition davon zu benachrichtigen, so ist es ihr Schade, wenn die Zeitungen nach der Post-Office ihres alten Wohnortes gesandt werden.

„5) Die richterlichen Entscheidungen lauten dahin, daß eine Weigerung, Zeitungen von der betreffenden Post-Office abzuholen, oder Veränderung des Wohnortes ohne vorhergehende Anzeige als prima facie Beweis des absichtlichen Betruges anzusehen ist.

„Wer drei Nummern einer Zeitung annimmt, wird als Abonnent betrachtet und hat für dieselbe Zahlung zu leisten.“

— Eine Holzpapier-Mühle. Wie die nordamerikanischen Zeitungen melden, ist zu Little Falls im Staate New-York von einem gewissen Herrn Beardsley eine Papiermühle errichtet worden, in der er Papier aus dem Holze der nordamerikanischen Linde (Tilia glabra) bereiten will. Das Gebäude ist im großartigsten Styl aufgeführt; das untere Stockwerk hat Mauern von acht Fuß Dicke, aus Steinblöcken zusammengesetzt, die 8 bis 10 Tons (1 Ton = 20 Centner) wiegen. Mit der Mühle ist eine Maschinenbau-Anstalt zur Anfertigung der Papier-Maschinen verbunden, von welchen sunfzehn bis zwanzig zur Bereitung einer Papier-Masse von sunfzig Tons wöchentlich genügen werden. Außer dem Holze der vordamerikanischen Linde hat Beardsley noch mit folgenden Holzarten Versuche angestellt: mit der Sprossenfichte, Rothtanne, Hemlocks-Tanne, weißblühenden Roß-Kastanie (buckeye) u. s. w., und er hält es für ausgemacht, daß er von jeder dieser Spezies ein feines Papier von bester Qualität erzeugen und den Druckern zu einem niedrigeren Preise als dem bisher dafür gezahlten ablassen kann. Wenn sich dies bestätigt, so dürfte eine förmliche Umwälzung in der Papier-Fabrication stattfinden, welche die jetzt mit schwerem Gelde aufgewogenen Lumpen ihres ganzen Werthes berauben würde.

— Russische Gefangene im Kaukasus. Es wird den Zeitungslesern vielleicht noch erinnerlich sein, daß im Herbste v. J. bei einer von Schamyl im Rücken der gegen die Türken beschäftigten russischen Armee unternommenen Razzia mehrere vornehme georgische Damen — darunter die Witwe des in der Schlacht bei Subatan gebliebenen Generals Fürsten Orbelian und die Gattin des Obersten Fürsten Tschawtschawadse — gefangen genommen und ins Gebirge entführt wurden, ohne daß es den nachsetzenden Verwandten gelang, den Räubern ihre kostbare Beute abzujagen. Nach einer achtmonatlichen Gefangenschaft wurden sie gegen einen Sohn Schamyl's, der vor vielen Jahren in die Hände der Russen gefallen und auf Befehl des verstorbenen Kaisers Nikolaus im Petersburger Kadettencorps erzogen worden war, ausgewechselt und konnten in den Schooß ihrer Familie zurückkehren. Wie wir jetzt aus dem Kaukas erfahren, beabsichtigen diese Damen, zum Besten der in der erwähnten Razzia niedergebrannten georgischen Dorfschaften eine Beschreibung ihrer Gefangenschaft herauszugeben, die, nach den von dem Tiflifer Blatt mitgetheilten Proben zu urtheilen, recht interessant zu werden verspricht und vielleicht dazu beitragen wird, das mystische Dunkel aufzuklären, das noch immer über den berühmten Imam und seine Umgebung verbreitet ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 4 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Brüder Borntraeger, Jägerstr. Nr. 57, und beim Verleger Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 106. Berlin, Dienstag den 4. September 1855.

Italien.

Ein Besuch bei den Waldensern.

Zu den neuesten Reiseberichten über Italien gehört das uns vorliegende Werk eines schottischen Geistlichen, welcher das klassische Land aus einem den meisten Touristen ziemlich fremden Standpunkt — dem erklärter protestantischen oder vielmehr kalvinistischen — betrachtet, welchem der Papst noch immer der Antichrist und Rom die auf den sieben Hügeln thronende „große Babylon, die Mutter aller Gräuel auf Erden“ ist.*) Daß einem solchen Reisenden die obenhin nicht sehr erfreulichen Zustände der Halbinsel im allerschwärzesten Lichte erscheinen müssen, ist leicht begreiflich; nur in Piemont erblickt er eine Oase in der Wüste des geistlichen und weltlichen Despotismus: ein Land, auf welchem offenbar der göttliche Segen ruhe, der es vor den hochaufgethürmten Wellen der Revolution, wie vor der versumpfenden Ebbe der Reaction — vor den rothen Hüten Roms, wie vor den rothen Mützen der Republik — bewahrt habe. Was ihn aber in jenem Lande noch mehr interessirte, als die Constitution, die Verhandlungen der Deputirtenkammer und die Erinnerungen an das „Schwert Italiens“, war der Umstand, daß in einem Winkel desselben die Märtyrerkirche der Waldenser ihre Dasein durch Jahrhunderte der Verfolgung gefristet hat, bis die im Jahre 1848 gewährte Religionsfreiheit sie von ihren langen Leiden erlöste. In Turin angekommen, hatte daher unser Verfasser nichts Eiligeres zu thun, als eine Wallfahrt nach den abgelegenen Thälern der Waldenser zu unternehmen, auf der er von zwei ihm befreundeten Mitgliedern dieser Religionsgenossenschaft begleitet ward. Als er sich mit ihnen im Hotel zu Pignerol, an der Gränze des Waldensergebietes, zu Tische niedersetzte, machten sie ihn darauf aufmerksam, daß noch vor wenigen Jahren in diesem Ort ein Gesetz bestunden habe, wodurch bei schwerer Strafe verboten wurde, den Waldensern Speise oder Trank zu verabreichen.

„Die Thäler“, schreibt er, „waren von hier aus zehn (engl.) Meilen entfernt, und wir kamen überein, den Weg zu Fuße zurückzulegen. In dieser Art müssen auch alle solche Orte besucht werden, wenn man des Eindrucks, den sie hervorbringen, vollständig genießen will. Von Pignerol aus begann die Straße sich allmählich in das Gebirge hineinzuziehen, und mit jedem Schritt wurde die Landschaft romantischer. Zur Rechten erhoben sich die Berge der Waldenser, mit zahlreichen Hütten besäet und mit Wäldern gekrönt; zur Linken wand sich der Po durch Weingärten und Felder, von den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, hin. Die Scenerie erinnerte mich an die schottischen Hochlande, nur daß sie die letzteren an Großartigkeit und Pracht bei weitem übertraf. Nirgends hatte ich üppigeren Wein erblickt. Die Reben waren franzartig verschlungen, wie ich sie in den Alpen gesehen hatte, aber sie machten hier eine weit pittoreskere Wirkung. Sie streckten sich buchstäblich in einem ununterbrochenen Gewebe über ganze Felder aus. In reiches Laub gekleidet, glichen sie einer zweiten himmelblauen Decke, die über der Erde hing und den Ackermann und seine Stiere vor der brennenden Sonne schützte, deren goldene Strahlen, von dem dichten Laube gebrochen, mit mildem, gedämpftem Glanz auf den nun gepflügten Boden fielen. Der Weizen soll unter dem Schatten des Weins besser reifen, als in der heißen Sonne. Die Zeit des Weins war beinahe vorüber, aber hier und dort hingen noch große Trauben von den Stöcken.

„Die drei Waldenser-Thäler sind das Val Martino, das Val Angrona und das Val Lucerna. Schon ihre Lage eignet sie zur Vertheidigung gegen einen weit überlegenen Feind. Sie dehnen sich in der Gestalt eines Fächers aus, indem sie in einen Mittelpunkt zusammentreffen, von wo aus sie in einem Irrgarten von Weinbergen, Wiesen, Kastanienhainen, fließenden Schluchten und schäumenden Gießbächen sich bis zu den Kuppen und Gletschern der Alpen hinwinden. Fast am Vereinigungspunkte des Val Angrona und des Val Lucerna liegt La Tour, die Hauptstadt der Thäler. Sie besteht aus einer einzigen Straße (denn die wenigen Abzweigungen derselben sind kaum der Erwähnung werth) von weißlichgrauen, weiß angestrichenen Häusern, mit breiten Giebeln, die so weit hervorragen, daß sie nur einen kleinen Streif blauen Himmels sichtbar lassen. Die Stadt zieht sich etwa eine Viertelmeile den Berg hinauf, unter dem Schatten des berühmten Castellanzo, eines mächtigen Felsend, der wie eine Säule auf ihrem Piedestal mehrere Tausend Fuß hoch emporschießt und in früherer Zeit mit seinen steinigen Armen die verfolgten Kinder der Thäler umschlang, als die Heere Frankreichs und Savoyens sich um seinen Fuß scharten. Von welchen traurigen Scenen ist dieser Riesenfels Zeuge gewesen! Er hat das friedliche La Tour als einen Haufen rauchender Trümmer und die klaren Fluthen der Pelice, die sich längs seinem Rande schlängelt, roth von dem Blute der unglücklichen Waldenser gesehen. Er hat die zornigen Verwünschungen bewaffneter Männer gehört, welche auf derselben Stätte die Luft erfüllten, wo einst die Loblieder und Gebete der frommen Thalbewohner zum Himmel emporstiegen. Solche Erinnerungen sind unaussprechlich rührend, und wer an der Menschheit verzweifelt, muß die Geschichte der Waldenser, so reich an Zügen heldenmüthiger Standhaftigkeit und frommer Einfalt, studiren, um von seinem Irrthum geheilt zu werden.

„Die Stärke des Waldenserlandes, als militairischer Position, befestigt in der verhältnißmäßigen Enge des Raumes, der den Eingang zu den Thälern bildet. Das Asyl dieses Völkchens war in der That eine natürliche Citadelle, im Felsen gegründet, mit ihren Zinnen über die Wolken ragend und mit einem einzigen Thore als Eingang. Dieses Thor konnte leicht vertheidigt werden; ja, es vertheidigte sich selbst. Dieselbe Hand, welche diese mächtige Festung erbaute, hat auch einen Wall vor ihrem Thore aufgethürmt, eigend, wie es scheint, zum Schutze ihrer Bewohner. Eine längliche Hügelreihe, die sich zu einer Höhe von vier- bis fünfhundert Fuß erhebt, liegt quer vor der Oeffnung dieser Thäler, ungefähr eine Meile in der Breite, und dient so als Vertheidigungsmauer. Aber selbst wenn dieser Eingang erstürmt wurde, wie es mitunter geschah, fand man innerhalb des Gebirges selbst, welches eine Reihe von natürlichen Festungen darstellt, hinlängliche Mittel, den Kampf zu verlängern. Die Thäler strotzen von Schluchten und engen Pässen, wo Ein Mann sich gegen funfzig halten kann. Außerdem giebt es noch Felsen-Abhänge mit Galerieen und Höhlen, die nur den Waldensern bekannt sind. Sogar die Nebel ihrer Berge begünstigten sie, indem sie in einigen bemerkenswerthen Fällen sie vor den Blicken ihrer Feinde bargen. So konnte jeder Fußbreit ihres Gebiets vertheidigt werden und wurde in der That gegen die Blüthe der französischen und savdinischen Heere mit einem Heldenmuth vertheidigt, den Rom nie übertroffen, und einem Patriotismus, den Griechenland nie erreicht hat.“

Das Waldenserland wird als äußerst fruchtbar geschildert. „Derselbe Baumeister, der die Festung errichtet, hat sie auch, so zu sagen, vorprovianirt und mit seiner Hand. Mochten die Waldenser auch von ihren Feinden rings eingeschlossen und ihnen alle Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten werden, innerhalb ihrer Gebirgsmauern bot sich ihnen eine Fülle von Naturgaben dar. Am ersten Morgen nach meiner Ankunft ging ich das Lucerna-Thal in südlicher Richtung entlang. Jeder Fleck Landes, auf dem das Auge ruhte, von den Ufern des Baches bis zum Saume des Nebels, der die Bergspitzen verhüllte, war mit einem Ueberfluß von Blumen und Früchten bedeckt. Die Weizen- und Maisfelder wechselten mit Obstgärten und Weinbergen ab und waren mit sauber gehaltenen Hecken eingefaßt. Die Weinstöcke hatten eine ungewöhnliche Größe, und ihr Laub zeigte sich die herrliche goldgelbe Farbe, die ihm der Herbst verleiht. In einer kleinen Entfernung, auf einer sonstom Anhöhe, schimmerte die Kirche San Giovanni durch die Bäume hervor, so glänzend weiß, wie ein Marmorblock, an welchem eben der Meißel des Bildhauers gearbeitet. Dicht dabei erblickte man das Dorf Lucerna, halb versteckt von den es umgebenden Obstgärten. Zur Rechten erhob sich die mächtige Alpenmauer, zur Linken öffnete sich das Thal auf die Ebene des Po, von einer Reihe blau schattirter Hügel begränzt, die sich weit gen Südwesten ausstreckten und am fernen Horizont sich mit den gewaltigeren

*) Pilgrimage from the Alps to the Tiber, or the Influence of Romanism on Trade, Justice, and Knowledge. By Rev. J. A. Wylie, L. L. D. Edinburgh, Shepherd & Elliot. 1855. Berlin, A. Asher & Comp.

Massen der Alpen verschmolzen. Die Sonne brach jetzt durch den Nebel, und ihre Strahlen, auf die üppige Schönheit des Thales und den verschiedenartigsten, aber nicht weniger reichen Schmuck der Berge — die Weiden, die Pflanzungen und die weißen Sennhütten sallend, beleuchteten ein Bild, das einer Reliquie aus dem Paradiese glich, ehe noch die Sünde den Menschen aus seinem Eden vertrieben hatte.

„Es war meine Absicht, das Thal Lucerna, in welchem, wie schon gesagt, La Tour, die Hauptstadt der Waldenser, gelegen ist, in seiner ganzen Ausdehnung zu verfolgen, an dem Dorf und der Kirche von Bobbio vorbei und die Berge hinauf, bis es sich in den Schnee ihrer Gipfel verliert: eine Expedition, die durch die schwarzen Wolken unterbrochen wurde, die am Mittag wie der Rauch einer Esse über das Thal trieben und sich in Strömen von Regen entluden. Indem ich meinen Weg durch die enge, krumme Straße von La Tour nahm und den Rand des riesigen Castellazzo umging, erreichte ich das offene Thal. Sein Anblick entzückte mich durch die Mischung von Lieblichkeit und großartiger Majestät, die sich mir darbot. Der Thalgrund, der eine bis zwei Meilen breit sein mochte, obwohl er in Folge des titanartigen Charakters der ihn umgebenden Felsenmauer enger schien, bildete bis zu einem gewissen Punkt einen fortlaufenden Weinberg. Der Wein schießt hier zu einer bedeutenden Höhe empor und erstreckt sich in reichen Guirlanden von einer Seite des Thals bis zur anderen. Die Abhänge der Berge waren nicht kahl und öde, sondern mit Weingärten, Kornfeldern, grasigen Triften, Gebäuchen und Obstbäumen, Häusern und Chalets besäet und von silbernen Bächen gefurcht, welche in glänzenden Lichtstreifen hinabrollten, um sich mit der am Fuße entlang strömenden Pelice zu vereinigen. Keine Spanne Landes war unbebaut, und die üppigen Aernten gaben Zeugniß sowohl von den Eigenschaften des Bodens und des Klimas, als von dem Fleiße der Waldenser. Etwas weiter hinauf nahm die Scene einen theilweise veränderten Charakter an. Die Weingärten wurden seltener, und an ihre Stelle traten reiche Weideländer, auf welchen zahlreiche Heerden grasten. Die Hügel zur Linken waren noch mit Reben bekleidet, zur Rechten aber, wo sich die Straße eine Hochebene entlang zog, wurden die Kastanienhaine häufiger, und gewaltige Firste machten sich gelegentlich bemerkbar. Hier war es, wo die rollende Wolkenmasse, die mir in drohender Schwärze den Hügel hinauf gefolgt war, mich einholte und durch eine Sündfluth von Regen, die sich aus ihr ergoß, meinen weiteren Vordringen Schranken setzte.“ (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die großen Männer im Hausklied.

Von Alexander Dumas.

Heinrich IV.

(Schluß.)

Eine bedeutende Rolle in Heinrich's Leben spielte damals der bekannte Sully. Er war es vornehmlich, der Jenen von seinen Liebesthorheiten zurückzuhalten oder wenigstens Extravaganzen zu hinterstreiben suchte. Er selbst aber war auch nicht ohne seine Schwächen, besonders hatte er eine große Neigung zum Wein. Eines Tages, als der König auf dem Balkon stand, sah er Sully daherkommen. Während dieser den König grüßte, wäre er beinahe umgefallen. O, sagte der König zu seiner Umgebung, laßt Euch das nicht Wunder nehmen. Wenn der größte Trinker unter meinen Schweizern so viel Schoppen im Kopfe hätte, als er jetzt hat, so wäre er der Länge nach hingestürzt.

Seltsamer war Sully's Tanzlust. Er selbst schreibt in dieser Beziehung: Einmal konnten Herr v. Biron und zwölf der feinsten Hofherren mit einem Ballet nicht fertig werden. Der König ließ mich rufen, um die Sache ins Reine zu bringen. — Sully war allerdings kein Balletmeister, aber wenn diese Kunst nicht sein Beruf war, so war sie wenigstens sein Stolz, seine Leidenschaft. Alle Abende kam ein königlicher Kammerdiener, Namens Laroche, zu ihm, der ihm auf der Laute die damals üblichen Tänze vorspielen mußte, welche Sully sodann, mit einer phantastischen Mütze geschmückt, vor seinem Secretair La Clavelle und dem Präsidenten Duret tanzte.

Mit dieser seinen Kunst stand sein Kurzangebundensein in grellem Widerspruch. Eines Tages wollten ihm einige Herren ihre Aufwartung machen. Ihre Namen waren von der Art, daß man sie nicht wohl abweisen konnte. Sully empfing sie daher, aber mit seiner gewöhnlichen grämlichen Miene: Was wollen Sie von mir, meine Herren? fragte er barsch. Ihn zu besänftigen, erwiederte einer der Herren: Beruhigen Sie sich, wir sind nur gekommen, um Sie zu sehen. — Ah, versetzte Sully, wenn das ist, da werden wir bald fertig sein. — Und er zeigte sich ihnen von vorn und dann von hinten, trat in sein Kabinet zurück und schloß die Thür hinter sich ab.

Sully war Calvinist, und obwohl er es war, der Heinrich zusprach, seinen Glauben abzuschwören, so wollte er es selbst doch nie thun. Man kann in jeder Religion selig werden, pflegte er zu sagen. Als er sich jedoch dem Tode näherte, befahl er, man solle ihn doch „für alle Fälle“ in geweihtem Boden begraben.

Sully war es vorzugsweise gewesen, der Heinrich zu einer zweiten Heirat veranlaßt hatte. Marie von Medicis galt indeß — doch mit Unrecht — für eben so galant wie Margarete von Valois. Einer ihrer Liebhaber soll Bassompierre, ein Mann von großartigen Gesinnungen, gewesen sein. Er spielte einmal mit Heinrich, der, wie schon gesagt, ein Knauser war und im Spiele betrog. Plötzlich that der König, als fände er unter dem Spielgelde halbe Pistolen. — Ei, was ist das, Bassompierre? — Parbleu, es sind halbe Pistolen. — Wer hat sie ins Spiel gebracht? — Sie, Sire! — Ich? — Ja, Sie. — Nein, Du warst's. — Ich? — Ja, ich schwöre es. — Gut, versetzte Bassompierre, legte statt der halben Pistolen ganze hin, nahm jene und warf sie zum Fenster hinaus den Lakaien zu. Dann setzte er sich wieder ruhig nieder. Während er so that, folgten ihm Heinrich und Marie mit den Augen. Ah, rief Marie, der König spielt Bassompierre, und Bassompierre spielt den König!

Der König selbst setzte seine Liebschaften fort. Die letzte war die Sängerin Paulet. Sie war es, die zuerst den Namen Löwin (Lionne) erhielt. Das Feuer, mit welchem sie liebte, sagt ein Zeitgenosse, ihr Muth, ihr Stolz, ihre flammenden Augen und die etwas zu goldenen Haare trugen ihr diesen Namen ein. Auf dem Wege zu ihr wurde Heinrich ermordet.

Dieser letzte Tag Heinrich's ist mit einem fast lächerlichen Detail wiedergegeben. Wir wollen wenigstens die letzte und interessanteste Partie wiederholen. Trotz der Bitten der Königin, welche beängstigende Träume gehabt, und trotz seiner eigenen unerklärlichen Aufregung, aber vielleicht gerade um dieser zu entfliehen, stieg er gegen 3½ Uhr in den Wagen und nahm anfangs den ersten Platz darin ein. Da er aber an der Schwelle auf den Herzog von Epernon stieß und von diesem hörte, daß er ein Geschäft in der Stadt habe, ließ er ihn zu seiner Rechten sitzen.

Am Kutschenschlag auf dieser Seite befanden sich der Marschall de Lavardin und Herr von Roquelaure, auf der entgegengesetzten der Herzog von Montbazon und der Marquis de la Force; auf dem Vordersitz saßen sein erster Stallmeister Liancourt und der Marquis von Mirabeau.

Der Kutscher ließ durch den Stallmeister vom Dienst um den Befehl des Königs für den einzuschlagenden Weg bitten.

Fahr nur einmal zum Louvre hinaus, sagte der König.

Als er unter dem Gewölbe des ersten Thores war, ließ er den Wagen nach allen Seiten öffnen.

Ein Mann, den man nicht beachtet hatte, stand zwischen beiden Thoren und paßte auf den König. Als er aber den Herzog v. Epernon an dessen Platze sah und zugleich den Ruf hörte: Nach dem Arsenal! — hoffte er unterwegs eine bessere Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens zu finden. Er glitt daher zwischen dem Wagen und der Mauer hindurch und beschloß, den König bei einer der kleinen Buden zu erwarten, die in der Straße de la Ferronnerie nahe bei den Innocents stehen. Gegenüber von dem Hotel de Longueville ließ der König halten und schickte sein Gefolge heim.

Jetzt fragte der Kutscher noch einmal, wohin er fahren solle, wie wenn er ihn das erste Mal nicht recht verstanden hätte.

Nach Croix du Trahoir, versetzte der König.

Und von dort?

Von dort — Das will ich Dir später sagen.

Man hielt an Croix du Trahoir.

Der König besann sich einen Augenblick, ob er zu Mademoiselle Paulet oder ins Arsenal fahren solle. Er beschloß, zuerst ins Arsenal und auf dem Rückweg zur Paulet zu gehen.

Er streckte den Kopf zum Schlage hinaus und rief laut:

Nach dem Arsenal, am Kirchhofe der Sts. Innocents vorbei!

Da es heiß war, legte er jetzt den Mantel ab und nahm ihn aufs Knie.

Man gelangte in die Straße de la Ferronnerie. Am Eingang derselben bemerkte der König den Herrn v. Montigny in seiner Karosse. Er bengte sich noch einmal aus dem Wagen und rief: Herr Montigny, Ihr Diener!

Dann bog der Wagen des Königs in die genannte Straße.

Die Straße war mit Hütten und Buden, welche längs der Mauer des Kirchhofes der Sts. Innocents hinliefen, blokirt. Am 14. Mai 1554, also gerade sechshundertfünf Jahre vorher, hatte Heinrich II. in Betracht, daß die Straße de la Ferronnerie der gewöhnliche Weg war, auf welchem die Könige vom Louvre nach ihrem Schlosse des Tournelles fuhren, einen Befehl erlassen, wonach die Buden abgebrochen und weggeräumt werden sollten. Der Befehl war vom Parlament sanctionirt, die Ausführung aber bis jetzt vernachlässigt worden.

Inmitten dieser Buden und Hütten wartete der Mensch, der am Eingang des Louvres gestanden hatte, auf den König.

Digitized by Google

Es war, als ob das böse Vorhaben auf jede Weise befördert werden sollte; denn als der Wagen des Königs in die Straße einbog, stieß er auf zwei Karren, von denen der eine mit Heu, der andere mit Wein beladen war.

Der Heukarren, der gerade in der Mitte der Straße stand, veranlaßte den Kutscher, nach der Linken auszuweichen, wobei er alle Augenblicke anhalten mußte. Die Diener, welche den Wagen zu Fuß begleiteten, waren dieses Umstands wegen über den Kirchhof gegangen.

Um diese Zeit gingen mehrere Personen zwischen den Wagen und die Buden. Unter ihnen war auch ein Mensch, der einen Mantel über die linke Schulter trug, unter welchem er ein Messer verbarg.

Der König hatte den Kopf eben zur Rechten gedreht. Er sprach mit Epernon, dem er ein Papier eingehändigt hatte. Sein rechter Arm lag um den Hals des Herzogs, der linke auf der Schulter des Herzogs von Montbazon, der selbst den Kopf abwendete, um nicht zu hören, was der König zum Herzog von Epernon und zum Marschall de Lavardin sagte.

Wenn wir vom Arsenal zurückkommen, sprach der König, will ich Euch die Pläne zeigen, die Descure für den Marsch meiner Armee entworfen hat. Ihr werdet davon eben so befriedigt sein, als ich es war, denn — —. Hier brach er ab und rief: Ah! ich bin verwundet!

Dann setzte er hinzu: Es ist Nichts.

Aber zu gleicher Zeit stieß er eher einen Seufzer als einen Schrei aus, und das Blut schoß ihm in dicken Tropfen aus dem Munde.

Sire! schrie Epernon, denken Sie an Gott!

Der König hörte diese Worte noch, dann faltete er die Hände und hob die Augen gen Himmel. Aber gleich darauf sank sein Haupt auf die Schulter des Herzogs.

Er war todt.

Die Sache war so zugegangen:

Der Mann im Mantel hatte den Augenblick benutzt, wo der einzige Diener zu Fuß, der noch beim König geblieben war, sein Knieband fester umlegte. Da glitt er zwischen ihn und den Wagen, brachte über das Rad weg seinen Arm in den Kutschenschlag und gab dem Könige zwei Messerstiche.

Er wollte ihm noch einen dritten versetzen, aber der Herzog von Montbazon fing ihn mit dem Aermel seines Wamses auf.

Der erste Stoß, welcher dem Könige den Rut: Ich bin verwundet! entlockt hatte, traf ihn zwischen der zweiten und dritten Rippe, drang jedoch nicht in die Brusthöhle ein, sondern ging blos unter die Brustmuskel. Der zweite dagegen, etwas tiefer in der Mitte der Seite geführt, war zwischen der fünften und sechsten Rippe hindurch in die Brust gedrungen und hatte die Lungenflügel, so wie die Arterie am linken Herzohr, durchschnitten. Dieser Stoß hatte dem Könige das Blut aus dem Munde getrieben.

Der Tod war fast augenblicklich erfolgt.

Die schauerliche Execution Ravaillac's, die wir schon im „Neuen Pitaval" mit derselben Details gelesen, beschließt das jedenfalls interessante Büchlein, welches, wie Dumas verspricht, wenn es Anklang findet, noch manche Nachfolger haben werde, bis zu Alexander dem Großen hinauf!

Die Buchdruckerkunst auf der Pariser Ausstellung.*)

Von den verschiedenen Versuchen, die gegenwärtig im Gebiete der Buchdruckerkunst gemacht werden, giebt die Welt-Ausstellung eine interessante Uebersicht. Es gehen diese Versuche einerseits darauf aus, die Zusammensetzung der beweglichen Lettern der Mechanik zu unterwerfen; andererseits will die Typographie die noch geheimnißvollen Kräfte der Elektrizität und des Lichts für einige ihrer Operationen benutzen. Außerdem werden in Betreff des Abziehens der Druckbogen Vervollkommnungen erstrebt, insofern entweder die Arbeit beschleunigt oder die dabei angewandten Vorrichtungen vereinfacht werden. Ferner zeigen sich die Fortschritte in Bezug auf den Farbendruck sehr bedeutend; und die Kunst, Vignetten in den Text zu drucken, erreicht eine wahrhaft ideale Vollkommenheit.

Die auf der Pariser Ausstellung sich darbietenden neuen Erscheinungen im Gebiete der Buchdruckerkunst sind zum Theil auch schon auf früheren Ausstellungen, besonders auf der Londoner im Jahre 1851, vertreten gewesen; ihr Ensemble aber ist auf der gegenwärtigen Welt-Ausstellung ein vollständigeres. Auch fehlt es an einigen ganz neuen Erscheinungen nicht.

Wir wollen nicht behaupten, daß alle die hier zur Schau gestellten Versuche wirklich dauernde Erfolge haben werden; aber wenn sie auch ihren Zweck nicht vollständig erreichen, so haben sie als Beweise des regen Strebens auf diesem Gebiete doch ihren Werth. Die Pariser Ausstellung führt uns die schönsten Proben von Druck vor, die je zu Stande gebracht worden sind; und wenn solche Luxus-Ausgaben, wie sie hier vorliegen, wegen des zu hohen Preises auch nicht in den Buchhandel kommen, so üben sie doch einen nützlichen Einfluß auf die Ausstattung der gewöhnlichen Bücher aus, die in dem Maße, in welchem die Bildung allgemeiner wird, für eine immer größer werdende Anzahl von Lesern bestimmt sind.

Der wesentliche Fortschritt in der Buchdruckerkunst ist freilich darin zu finden, daß die für die große Menge bestimmten Bücher besser ausgestattet und zu einem niedrigeren Preise, als bisher, erscheinen. Dieser Fortschritt wird aber indirekt gefördert durch die Industrie, welche zunächst nur reiche Bücherliebhaber befriedigen will.

Der doppelte Fortschritt der Buchdruckerkunst, sowohl in Bezug auf die Erfindung neuer Methoden, als auch in Bezug auf eine vollkommenere Ausstattung der Bücher, tritt uns in der gegenwärtigen Ausstellung bei mehreren Ländern entgegen. Oesterreich, Belgien, die Schweiz, Preußen, Großbritannien, Dänemark, Griechenland, Holland, Sardinien, Sachsen, Württemberg, Portugal, Mexiko u. s. w. haben Druckproben und Druck-Apparate geschickt. Manche dieser Ausstellungen sind nicht umfangreich genug, um von dem Zustande der Buchdruckerkunst in den einzelnen Ländern, welchen sie zugehören, eine genaue Vorstellung zu geben; aber das Ensemble der Ausstellungen ist wohl geeignet, uns den allgemeinen Zustand der Buchdruckerkunst in der Gegenwart genau zu veranschaulichen.

Die Sendungen des Auslandes enthalten sehr merkwürdige Stücke. Es treten uns Reichthümer entgegen, wo wir sie kaum erwarten. Der angedeutete doppelte Fortschritt giebt sich uns mehr oder weniger überall zu erkennen, jedoch am entschiedensten in den Ausstellungen Frankreichs und Oesterreichs.

In Oesterreich ist es die kaiserliche Buchdruckerei zu Wien, die mit neuen Versuchen vorangeht und fortwährend Experimente anstellt. Die kaiserliche Buchdruckerei in Frankreich zeigt uns, inmitten der reichen Ausstellung ihrer Betriebsmittel, ein Werk, welches ihr in Bezug auf die Typographie die erste Stelle unter allen Buchdruckereien der Welt sichert.

In Bezug auf Einführung neuer Methoden, in Bezug auf kühne Anwendung der Physik und Chemie hatte die kaiserliche Buchdruckerei zu Wien schon auf der Londoner Ausstellung die erste Stelle eingenommen. Sie hat seitdem diese ihre Bestrebungen weiter verfolgt. Es sind kaum zehn bis zwölf Jahre her, daß diese Anstalt, unter der Regierung des Kaisers Franz I. verhältnißweise gegründet, einen bewerkenswerthen Aufschwung zu nehmen angefangen. Sie verdankt dies ihrem Direktor, dem Herrn v. Auer, der trotz vieler Hindernisse sie vor dem drohenden Untergange bewahrt hat. Durch einen geschickten Werkführer, Herrn Woring, ist Herr Auer unterstützt worden.

Das Publikum würde, um die österreichische Ausstellung in allen ihren technischen Einzelnheiten verfolgen zu können, ein besonderes Wörterbuch in der Hand haben müssen. Man hat für jeden neuen Versuch eigene Benennungen eingeführt. Wir wollen hier nur das Hauptsächlichste anbeuten, was am meisten geeignet ist, von der Anwendung der Elektrizität und der chemischen Agentien auf die Buchdruckerkunst eine Vorstellung zu geben.

Die Galvanoplastik, diese neue Kunst, die uns auf der Welt-Ausstellung in verschiedenen Gestalten begegnet, zeigt sich am glänzendsten in der Anwendung, die man von ihr in der Wiener Buchdruckerei gemacht. Die Kunst der Galvanoplastik besteht bekanntlich darin, daß man mittelst der Voltaschen Säule Ablagerungen von aufgelösten Metallen auf Metallen oder auf anderen Körpern bewirkt. Die ersten galvanoplastischen Versuche sind, vor etwa siebzehn Jahren, fast gleichzeitig in Rußland und in England von den Herren Jakobi und Spencer gemacht worden. Ein Dekret vom 23. Februar 1852 hat einen Preis von 50,000 Francs ausgesetzt, um Erfindungen, durch welche die Anwendungen der Voltaschen Säule erleichtert und allgemeiner gemacht werden, hervorzurufen. Schon reich an bekannten Wundern, wird die Kunst der Galvanoplastik in der nächsten Zukunft noch staunenswerthere Wunder zu Tage fördern. Sie wird in dem Maße neue Fortschritte machen, als die Macht des wunderbaren Apparats vermehrt werden wird, mittelst dessen man unter Anderem die elektrische Telegraphie zu Stande gebracht und dem künstlichen Lichte eine bisher nicht geahnte Intensität gegeben hat. Das Metall verwandelt sich unter der magischen Wirksamkeit der Galvanoplastik, wie es vormals in den Schmelztiegeln eines Tycho de Brahe nicht geschehen ist. Durch die Voltasche Säule kann die genauste Abbildung der Formen bewirkt und den feinsten Stoffen die größeste Festigkeit gegeben werden. Alle Beispiele können in der österreichischen Ausstellung die auf Papier abgedrückten fossilen Ueberreste antediluvianischer Fische und die alten Medaillen und Siegel dienen, die auf galvanoplastischem Wege mit mathematischer Genauigkeit nachgebildet sind.

Die Galvanographie ist eine andere Anwendung der Voltaschen Säule. Man läßt auf eine Zinkplatte, auf welche ein Künstler irgend

*) Nach einem Artikel des Moniteur.

Digitized by Google

eine Zeichnung mit stark markirten Zügen gezeichnet, die Volosche Säule wirken, um eine Kupferplatte über die Zeichnung ablagern zu lassen. Diese Kupferplatte enthält dann alle durch die Zeichnung auf der Zinkplatte bewirkten Unebenheiten in einer solchen Weise, daß sie dazu verwendet werden kann, Abdrücke der Zeichnung zu bewirken. Die Abdrücke sind so schön, wie die von gestochenen Kupferplatten gewonnenen.

Die chemischen Agentien allein, ohne die Elektricität, hat man benutzt, um Abklatsche von seinen Gravüren zu erhalten. Mittelst dieser Abklatsche kann man dann die Gravüren auf einer gewöhnlichen Buchdruckerpresse abdrucken. Die zwölf Exemplare von der kaiserlichen Buchdruckerei in Wien, welche sich auf der Ausstellung befanden, sind nach diesem Verfahren gemacht.

Die österreichische Buchdruckerei hat das Verdienst, die hier angeführten Erfindungen mit Geschicklichkeit angewendet, versucht und vervollkommnet und dadurch der Industrie vorgearbeitet zu haben. Unsichere Versuche, fast immer sehr kostspielig, übersteigen gewöhnlich die den Privatunternehmern zu Gebote stehenden Mittel. Für die Unternehmungen dieser die Wege eröffnen, ist eine nützliche Verwendung der Staatsgelder. Man kann gewisse von der Wiener Buchdruckerei gemachte Fortschritte als mehr oder weniger nur scheinbar, manche ihrer Methoden als wenig praktisch ansehen; aber das Ensemble ihrer Versuche bleibt dennoch anerkennenswerth. Alle Zweige der Galvanoplastik verdanken ihr nützliche Belehrungen.

Eine kaum einige Jahre alte Erfindung kann die Wiener Buchdruckerei als ihre eigene in Anspruch nehmen; wir meinen den Naturselbstdruck. Die Abbilder, die man nach dieser Erfindung von Gegenständen erhält, werden von diesen selbst hervorgebracht. Der Naturselbstdruck eignet sich besonders dazu, Abdrücke von Pflanzen, von Spitzen, von Stickereien zu geben. Das Verfahren ist sehr einfach. Um z. B. einen Abdruck von einer Spitze oder von einem Baumblatt zu erhalten, legt man diesen Gegenstand auf ein Kupferblech und bedeckt ihn mit einem dünnen Blatt von Blei; preßt man die Platten zwischen zwei Cylindern, so drückt sich der Gegenstand auf dem Blatte von Blei in seinen feinsten Zügen ab. Mit Hülfe der Galvanoplastik bringt man diesen Abdruck auf eine Kupferplatte, mit der man dann Tausende von Exemplaren abdrucken kann. Wien hat eine große Menge von Proben dieses Naturselbstdruckes zur Pariser Ausstellung geschickt. Unter Anderem sieht man fünfzehnfach Tafeln, auf denen die österreichische Flora nach dieser Methode dargestellt ist. Unter den anderen Gegenständen, durch welche die Wiener Buchdruckerei unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, dürften die folgenden besonders bemerkenswerth sein: das „Vater Unser" in sechshundertundvacht Sprachen und Dialekten mit römischen Buchstaben gedruckt; dasselbe mit besonderen Buchstaben gedruckt für alle die Sprachen, in denen solche vorhanden sind; ferner ein großes rothes Buch mit dem Titel: „Die Krankheiten der Haut, durch die Farbenlithographie dargestellt". Wir erkennen aus diesem Buche, daß man in Oesterreich die Kunst sehr gut versteht, farbig zu lithographiren. Gewisse Buchdrucker in Paris haben es aber in dieser Kunst doch noch weiter gebracht, wie überhaupt nicht blos auf diesem Gebiete die französische Privat-Industrie mit der österreichischen Buchdruckerei konkurriren kann. Wir wollen hier nur anführen, daß die ausländische Buchdruckerei kein großes typographisches Werk auf die Ausstellung geschickt hat, welches man mit gewissen Werken der französischen Typographie in Vergleich stellen könnte.

Die kaiserliche Buchdruckerei Frankreichs hat auf diesem Gebiete ihren schönsten Triumph erlangt. Um der gelehrten und der industriellen Welt zu zeigen, zu welcher Stufe von Vollkommenheit die Typographie gelangen kann, hat sie, im Hinblick auf die Ausstellung, das Buch: „Die Nachahmung Jesu Christi" drucken lassen. Die Wahl dieses Buches ist allgemein gebilligt worden. Der schöne mystische Ernst des Werks gab die Gelegenheit, alle Wunder der Ausschmückung anzubringen. Außerdem fand sich, daß diese „Nachahmung Jesu Christi" das erste Buch gewesen war, welches aus den Pressen der unter Ludwig XIII. gegründeten Anstalt, im Jahre 1640, hervorgegangen war.

Diese typographische Arbeit, ein wahrhaft monumentales Werk, ist in dem Zeitraum eines Jahres zu Stande gebracht worden. Und es hat Alles: Lettern, Stempel, Zeichnungen in der Anzahl von achthundertvierundsiebzig u. s. w., erst dazu eigens gemacht werden müssen. Es war nicht blos die für alle Seiten gleiche Randverzierung zu zeichnen; sondern es waren, außer der Titelvignette, auch die Zeichnungen zu den Ueberschriften der Bücher und Kapitel und zu den Anfangsbuchstaben zu entwerfen. Die Verzierungen sind alle in Gold und in Farben ausgeführt, wie in den alten Manuskripten. Die kaiserliche Buchdruckerei hatte, in ähnlicher Weise ausgestattet, schon ihre „Sammlung der Monumente der orientalischen Literatur" herausgegeben angefangen, von welcher zwei Bände überseyt, der eine von Burnouf, der andere von Mohl, sich auf der Ausstellung befinden. Sie hat einen weiteren Schritt thun und, wie sie selbst sich ausdrückt, eine neue Entwickelungsphase des Gold- und Farbendrucks zeigen wollen.

Der ausgestellte Band enthält außer dem lateinischen Text die poetische Uebersetzung von Pierre Corneille, vereinigt also ein Denkmal der französischen Sprache mit einem Denkmal der religiösen Literatur. Die Uebersetzung von Corneille, heutzutage weniger gelesen, als vormals, hat sich eines ungeheuren Beifalls zu erfreuen gehabt, was die vierzig Ausgaben, in denen sie erschienen, beweisen.

Dieses aus der kaiserlichen Buchdruckerei hervorgegangene Werk ist ohne Zweifel das am schönsten ausgestattete Buch, welches bisher erschienen ist. Es wird in der Geschichte der Buchdruckerkunst Epoche machen. Es gereicht den Männern, die den Plan zu seiner Herausgabe gefaßt, den Künstlern und den Typographen, welche diesen Plan ausgeführt, zur Ehre. Es ist das Produkt vieler in dem vollendeten Werke vereinigter Anstrengungen.

Unter den anderen von der kaiserlichen Buchdruckerei zur Ausstellung gelieferten Gegenständen verdienen schöne und große geologische und geographische Karten, in den mit der Anstalt verbundenen lithographischen Ateliers durch Druck kolorirt, unsere besondere Aufmerksamkeit. Mehrere von diesen Karten sind wahre Meisterstücke. Man bedenke, daß manches Blatt um der Verschiedenheit der Farbe willen bis funfzigmal durch die Presse hat gehen müssen, und daß auf den einzelnen Blättern, aus denen die geologische Karte Frankreichs zusammengesetzt worden ist, die verschiedenen Farbentöne alle in der genauesten Uebereinstimmung haben sein müssen.

Die Kolorirung der Karten durch Druck bietet, im Vergleich zu der alten Methode, sie durch Menschenhände kolorirt zu lassen, ungeheure Vortheile. Druck und Kolorirung solcher Blätter, wie sie hier vorliegen, kosteten für jedes Exemplar 20 Fr. und 45 Fr., während jetzt das Blatt, von dem 500 Exemplare abgezogen werden können, nur auf 3 Fr. 50 Cent. und auf 8 Fr. zu stehen kömmt. Der billige Preis hatte die gewöhnliche Folge: während von der geologischen Karte Frankreichs, so lange sie durch Menschenhand kolorirt wurde, nur 250 Exemplare verkauft worden waren, sind von den durch Druck kolorirten Exemplaren in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren dreitausend verkauft worden.

Zum Schluß weisen wir auf die von der kaiserlichen Buchdruckerei ausgestellten Formenstempel, Matrizen, Stereotypen und Lettern hin. Den Werth alter orientalischer und europäischer Typen, welche der kaiserlichen Buchdruckerei gehören, schätzt man auf mehr als drei Millionen Francs; das Personal dieser Anstalt umfaßt etwa tausend Arbeiter.

Mannigfaltiges.

— Materialien zur Geschichte Louisiana's. Die Spezial-Geschichte der einzelnen Staaten der nordamerikanischen Union ist in neuerer Zeit recht fleißig bearbeitet worden, wobei sich namentlich die historische Gesellschaft von New-York unbestreitbare Verdienste erworben hat. Die historische Literatur über Neu-England, über Pennsylvanien, Virginien und Carolina ist äußerst reich zu nennen, und auch in den westlichen Staaten ist man in dieser Beziehung nicht ganz unthätig gewesen. So besitzen wir über Louisiana eine höchst wichtige Sammlung geschichtlicher Denkwürdigkeiten, die von Herrn French, Mitglied des dortigen historischen Vereins, herausgegeben wird, und von der bis jetzt fünf Bände erschienen sind.*) Sie enthalten die Original-Berichte über die ersten Entdeckungsreisen der Spanier und Franzosen nach den Gegenden des Mississippi, von Hernando de Soto und Ribaut bis Marquette, Lasalle, Hennepin und Bienville, aus welchen J. G. Shea die „Geschichte der Erforschung des Mississippi-Thales" zusammengestellt hat, die den vierten Band dieser Sammlung einnimmt und von der bereits in einem früheren Jahrgange des „Magazin" die Rede war. Im fünften Bande folgt eine Chronik der ersten Colonisation von Louisiana und der Kämpfe mit den Indianern, die zum Untergange der Natchez, jenes von der poetischen Feder Chateaubriand's verewigten Naturvolkes, führten. Den Schluß bildet eine Denkschrift über die Abtretung Louisiana's an die Spanier im Jahre 1769 und die Hinrichtung von sechs französischen Patrioten, welche gegen die Uebergabe der Kolonie protestirt und ihre Landsleute gegen den spanischen Kommissär Ulloa aufgewiegelt hatten. „Es waren dies", bemerkt der Herausgeber, „die ersten Märtyrer der Freiheit, die auf dem Kontinent Nord-Amerika's gefallen sind." Bekanntlich wurde Louisiana im Jahre 1800 von Spanien wieder an Frankreich abgetreten und von diesem drei Jahre später für die Summe von funfzehn Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten verkauft.

*) Historical Collections of Louisiana. By B. F. French. New-York, 1846—1853. Berlin, A. Asher & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 2 Thlr. 10 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und einzelnhäftlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Zulande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expediteur Neumann, Wedernstraße, Nr. 24), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 107. Berlin, Donnerstag den 6. September 1855.

Nord-Amerika.

Amerikanische Monats-Berichte.

Neue literarische Erscheinungen. — Putnam und die amerikanischen Monatsschriften. — Uebersetzungen aus dem Deutschen. — Theater-Umwesen in New-York. — Das Gesangfest der deutsch-amerikanischen Sänger-Vereine. — Das Liquor-Gesetz. — Feier des 4. Juli. — Der transatlantische Telegraph.

New-York, Anfangs August 1855.

Hätte ich letzthin nicht versprochen, diesen Bericht vornehmlich der Literatur und dem Theater zu widmen, so müßte ich dem unwilligen Leser als hervorragende Erscheinung auf kulturgeschichtlichem Terrain in den letzten Wochen wieder den verschmitzt schielenden Barnum vorführen; doch glücklicherweise zwingt mich das gegebene Wort, den tapferen Ritter ohne Furcht und Schen beim Einzählen des bei der Baby-show gelösten Geldes, wie bei der Calculation des vermuthlichen Ertrages seiner angekündigten Lady-show zu belassen. Der treffliche Weltmensch mag seinen Zweck, Geld zu machen, durch seine Prämie von 1000 Doll. für die schönste Native sehr fördern, gleichviel ob die gebildeteren Klassen seines Vaterlandes mit peinlicher Verlegenheit sein Anklang findendes Treiben betrachten und andere Nationen mit erstauntem Blick dem täppischen Gebahren des Kindes United States am Gängelbande seines Mentors Barnum zuschauen; doch das soll und heute nicht stören.

Einentheils, um mit dem besten Werke zu beginnen, dann aber auch aus Patriotismus lasse ich zuerst die „Literary and Philosophical Miscellanies", von George Bancroft, die Revue passiren. Ich sage aus Patriotismus, denn die Verehrung, die Bancroft für die großen Männer unserer Literatur seinen Landsleuten in den in jenem Werke enthaltenen „Studies in German Literature" gleichsam abnöthigt, kann jeden Deutschen nur mit Freude erfüllen. Mit Recht ist Longfellow, der wackere Sänger des Nordens, ein deutscher Dichter genannt, aber er ist so auch wohl nur von Deutschen genannt, die den innigen Zusammenhang seiner Poesie mit der unseres Vaterlandes empfanden; denn welcher Amerikaner würde in ihm einen Jünger deutscher Dichtkunst erkennen wollen? Longfellow hat durch seine gemüthlichen Lieder und Gesänge sein Volk hingerissen, hingerissen zur freudigen Bewunderung seines Talentes; aber sollte die Freude, ihn als nationalen Dichter ansehen zu dürfen, nicht ein bedeutender Faktor bei jenem Jubel gewesen sein? Der Yankees ästhetischer Sinn ist noch nicht genug entwickelt und ausgebildet, jenen Zusammenhang wahrnehmen zu können. Wie der Amerikaner es für unmöglich hält, daß die herrlichen Ufer des Rheins den wilderen Scenerieen des Hudson an Schönheit gleichkommen oder sie gar übertreffen, so wenig kann er sich zum Geständniß verstehen, daß sein gefeierter Dichter der Schüler seiner deutschen Vorväter und Brüder ist und von ihnen überragt werden könne. Um so wohlthuender ist die unverhohlene Bewunderung, die Bancroft unserem Parnaß zollt. Bancroft hat sich dadurch, daß er die Heroen unserer Poesie mit seiner gewichtigen, vollthönenden Stimme in ihrer ganzen Größe und mit edler Unparteilichkeit seinen Mitbürgern vorgeführt, nicht nur ein Verdienst um sein Land, sondern auch um die deutsche Poesie erworben. — Diese Studien über deutsche Literatur bilden nicht nur den Glanzpunkt, sondern auch den Hauptbestandtheil seines Werkes, das gewissermaßen eine Aehrenlese zwischen den schweren reichen Garben seiner ergiebigen Aernde auf dem literarischen Felde ist. Den übrigen Inhalt bilden: Essays, Studies in History and Occasional Adresses, wovon die Studies in History am fesselndsten sind, da sie, obgleich Erstlingsversuche, sein glänzendes Talent für geschichtliche Forschungen darlegen.

Der Inhalt der philosophischen Werke Hickok's, Mahan's und Wayland's wurde in diesen Blättern schon bezeichnet, wie auch die Betrachtungen der Yankees, mit denen ihr Erscheinen begleitet wurde; die bei jener Gelegenheit ausgesprochene Ansicht, daß hier eine Vorliebe für philosophische Studien zu erwachen scheine, hat sich aber nicht bestätigt. Ohne Nachhall sind sie von der Bühne wieder abgetreten, um in die Studirstube verreinzelter Gelehrten zu wandern, und wenn dem Werke Maury's, dessen praktischer Werth sofort in die Augen springt, erst jetzt, nachdem durch seinen Gebrauch schon, wer weiß, wie viele Tausende von Dollars gewonnen oder vielmehr erspart sind, eine lobende Anerkennung in der eigentlichen Volksliteratur, den Zeitungen, werden wird, wie lange wird es da noch währen, bis jene mühsamen Forschungen auf metaphysischem Gebiete, die bekanntlich den Erwerb lüngender Dollars nicht vermitteln, den Dank der Nation einärndten und ihren Stolz erregen!

Hierbei sei auch der Uebersetzung von Strauß' „Leben Jesu" durch Evans gedacht, die erst in den letzten Wochen erschienen. Wie sich erwarten ließ, entging dieses Werk nicht ganz der Beachtung, und ist es immerhin interessant, zu erfahren, wie es von den Yankees aufgefaßt wird. Es liegt uns hierbei eine Rezension der besten hier erscheinenden Monatschrift, Putnam's Monthly, vor. Nachdem der Rezensent das Erscheinen des Werkes in Deutschland mit einem plötzlichen Schreckschuß unter einem Haufen Weiber verglichen, freut er sich, daß seine Landsleute nicht genug in philosophische Streitigkeiten eingeschult seien, um durch diesen Schuß erschreckt oder gar verletzt zu werden, obgleich er einräumt, daß auch hier der lauernde Skeptizismus neue Nahrung dadurch erlangen könne. Selbstverständlich hält es der Rezensent für seine Pflicht, dieser Nahrung des Unglaubens die Kraft zu nehmen. Er behandelt demnächst die Sache von der Gefühlsseite, und da ist er in der That stärker, und es möchte schwer fallen, diesem Erguß eines treuen gläubigen Gemüthes zu begegnen.

Da ich einmal die monatlichen Magazine zur Hand habe, so will ich über dieselben etwas hinzufügen. Wie schon bemerkt, ist das Putnamsche das hervorragendste, wenngleich die Zuschrift seines bisherigen Titelblattes A Credit for the Century etwas zu sehr nach Humbug roch. Wie leicht erklärlich, beuten diese Magazine den europäischen Krieg in allen seinen Richtungen und mit Allem, was drum und drau hängt, gehörig aus und geben dabei ihre Vorliebe für Rußland auf penig zarte Weise zu erkennen. So mannigfaltig nun auch der Stoff ist, den diese Magazine behandeln, indem sie von einer Lebensgeschichte Napoleon's auf den letzten mexikanischen Krieg überspringen, vom Tabak auf den europäischen Krieg, vom Nordpol auf den Südpol und von da auf die Sterne übersgehen, um zur menschlichen Speise zurückzukehren und endlich in der Wasserkur stehen zu bleiben, so sind sie doch weit entfernt, den gediegenen Werth ähnlicher europäischer Zeitschriften zu haben, und die meisten der anderen, wie Harper's, Graham's ꝛc., erheben sich nicht über gewöhnliche Unterhaltungs-Lektüre. Die zur Beilage servirten Witze hinken oft ganz gewaltig, so daß sie kaum von der Stelle kommen, und verrathen ziemlich den Grundsatz, nur recht viel zu schießen, man könnte doch einmal treffen.

Die schöne Literatur hat seit dem Erscheinen von Washington Irving's „Woolfert's Roost" nichts gebracht, was besonderen Aufsehens werth wäre. Da indeß „Woolfert's Roost" in diesen Blättern schon hinlänglich gewürdigt, so muß ich wohl näher liegende Sterne untergeordneter Größen hervorheben. Und da wir gerade von Sternen sprechen, so wollen wir denn auch mit den „Star-Papers" von H. Ward Beecher, dem Bruder der Verfasserin von „Uncle Tom's Cabin", beginnen. Bei Lesung des Titels und des Namens des Schriftstellers wird es Manchem so ergehen, wie mir. In der Erwartung, einen sehr strengen, ernsten Sermon von Sr. Ehrwürden entgegennehmen zu müssen, öffnete ich bedachtsam das Werk, war aber nicht wenig überrascht, statt der vermutheten, etwas distelblumigen Flora pastoralicher Ermahnung lieblich duftende Veilchen froher Gemüthlichkeit entgegennicken zu sehen. Gemüthliche, muntere Schilderungen heiterer Sinnen wechseln mit ernsteren Betrachtungen der Naturschönheiten in bunten Reihenfolge. Und wie ungeniert uns dieser Reverend erzählt, daß er auf die Jagd und zum Fischfang gegangen, ja, daß er außerordentliches Vergnügen an diesem waidmännischen Treiben gefunden! Wie grell sticht dieses ehrliche Bekenntniß irdischer Vergnügungen gegen den zelotischen Eifer eines anderen Reverend ab, der vor wenigen Wochen in einer angesehenen Zeitschrift öffentlich erklärte, die Ungerechtigkeit gegen die wehrlosen Thiere und die Erbarmungslosigkeit der Menschen lasse nur einen Wunsch in ihm aufkommen, den: statt der armen Fische den verrachten Angler an der Angel zappeln und statt der unschuldi-

Digitized by Google

gen Vögelein den abscheulichen Jäger im Sande spateln zu sehen! — Herr Beecher hat mit dem Anlegen des geistlichen Gewandes sich von unschuldigen Lustbarkeiten dieser bösen Welt nicht ganz lossagen können und präsentirt sich in seinen „Star-Papers“ als ein comfortabler Landpastor, der eine Partie Kegel am Sonntag Abend nicht anschlagen würde, d. h. wenn er in Deutschland wäre, mit dem neuenglischen Sonntag ist das natürlich ein Anderes. Legte er indessen etwas von seiner übergrossen Kindlichkeit ab, so würde das ihm und seinen Skizzen keinen Abbruch thun.

Die technischen Schriften und Jugendschriften übergehend, da erstere keine neuen Ideen entwickeln und letztere allerwärts über denselben Leisten geschlagen werden, kann ich meinen Bericht über die Literatur nicht schließen, ohne der frohen und wehmüthigen Gesänge Longfellow's zu gedenken, womit uns dieser liebliche Dichter des Herzens und der Natur zeitweise erquickt. Wie innig klagend berühren die einfachen Strophen seines letzten Gedichtes, „Verlorene Jugend“, das Herz! Möge Longfellow noch lange seine Zither ertönen lassen und die Muse ihm treu bleiben!

Hiermit hätte ich freilich die Revüe des Büchertisches noch nicht beendet, da noch manche Bände mich anstarren, aber die Mehrzahl derselben sind Nachdrucke englischer Werke, Uebersetzungen aus dem Deutschen, wie Hase's Kirchengeschichte und Schmidt's Handbuch der alten Geschichte; aus dem Französischen, wie „Le Curé manqué“ von de Courcillon, dann Republicationen bereits erschienener Werke, wie „Kirwan's Letters to Bishop Hughes“, die zu sehr vom Parteigeist durchwebt und als eine Huldigung des Knownothingismus anzusehen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Ein Besuch bei den Waldensern.

(Schluß.)

Ueber den Ursprung der Waldenser ist der Verfasser anderer Meinung, als die meisten Historiker; er verwirft die gewöhnliche Annahme, daß diese Sekte erst im Mittelalter entstanden sei, und ist nicht abgeneigt, sie als direkte Abkömmlinge der Urchristen zu betrachten. „Ihre Feinde“, sagt er, „haben sich bemüht, sie als Dissidenten von der römischen Kirche aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert darzustellen, und selbst unter uns ist es ein gewöhnlicher Irrthum, sie für Anhänger Peter Waldo's, eines frommen Kaufmannes aus Lyon, zu halten und ihre Entstehung vom Jahre 1160 zu datiren. Wir wollen uns hierüber in keine näheren Erörterungen einlassen; es wird hinreichen, zu bemerken, daß die Albigenser sowohl, als die Waldenser in historischen Dokumenten lange vor der Zeit Peter Waldo's erwähnt worden. Ihren eigenen Traditionen und alten Handschriften zufolge haben sie dieselbe Lehre „seit undenklichen Zeiten, in ununterbrochener Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn, sogar von den Tagen der Apostel her“, bekannt. Die Nobla Leycon, die Glaubensurkunde der waldensischen Kirche aus dem Jahre 1100, beansprucht für sie denselben ehrwürdigen Ursprung. Ebert, ein Schriftsteller, der um das Jahr 1160, zur Zeit Peter Waldo's, blühte, spricht von ihnen als von „Verführern“, die seit vielen Jahrhunderten existirt hätten, und Rainerus, der Inquisitor, der hundert Jahre später lebte, nennt sie die gefährlichste aller Sekten, weil sie die älteste seien; „denn nach Einigen“, setzt er hinzu, „bestänben sie seit der Zeit des Papstes Sylvester, nach Anderen seit den Zeiten der Apostel.“ Letzteres dient zur Bestätigung der Nobla Leycon, welche die unter Sylvester aufgekommenen Irrlehren als den Grund ihrer Trennung von der römischen Kirche angiebt. Rorenco, der Großprior von St. Roch, welcher den Auftrag erhalten hatte, Untersuchungen über sie anzustellen, deutet an, daß sie möglicherweise mit Claudius, dem Bischof von Turin, im achten Jahrhundert von der Kirche abgefallen seien, und bemerkt, daß sie schon im neunten und zehnten Jahrhundert keine neue Sekte waren. Der Jesuit Campian sagt von ihnen, daß sie „für älter als die römische Kirche gelten.“ Auch ist es, wie der Historiker Leger bemerkt, nicht ohne Gewicht, daß kein einziger von den Herzogen von Savoyen oder ihren Ministern den oft wiederholten Behauptungen der Waldenser in ihren Bittschriften um Glaubensfreiheit je widersprach, in welchen es hieß: „Wir stammen von denjenigen ab, die den apostolischen Glauben in den Thälern, die wir jetzt bewohnen, aufrecht erhalten haben.“ Würden die geistlichen Archive der Lombardei, und namentlich die von Mailand und Turin, sorgfältig erforscht, so zweifeln wir nicht daran, daß sich für diesen Punkt die bündigsten und unverwerflichsten Belege finden würden.“

Der gegenwärtige Zustand des interessanten Völkchens ist im Ganzen ein recht erfreulicher. Nach fast tausendjährigen Prüfungen und Drangsalen aller Art athmet es endlich frei auf und geht, wie es scheint, einer glücklichen Zukunft entgegen. „Die protestantische Bevölkerung der Thäler beläuft sich auf über zweiundzwanzigtausend Seelen. Sie hatte im Jahre 1851 funfzehn Kirchen und Kirchspiele, bei welchen fünfundzwanzig Geistliche angestellt waren. Seitdem ist die Zahl der Kirchspiele um zwei, Pignerol und Turin, vermehrt worden. Jede Kirche besitzt eine Schule, mit zahlreichen Nebenschulen. Den Waldensern gebührt die Ehre, das allgemeine Erziehungssystem inaugurirt zu haben, welches sich jetzt, mehr oder weniger, über ganz Europa verbreitet. Durch wiederholte Edikte der waldensischen Tafel wurde jede Gemeinde verpflichtet, alle schulfähigen Kinder mit den Mitteln zum religiösen und Elementar-Unterricht zu versehen. Sie haben ein Kollegium zu La Tour, funfzehn Primär- und über hundert niedere Schulen. Im Winter besucht die ganze waldensische Jugend die Schule. In ihren Congregationen wird das Abendmahl viermal des Jahres gereicht, und es ist selten, daß ein junger Waldenser zu kommuniziren verfehlt, sobald er das dazu erforderliche Alter erreicht hat. Die Gehalte der waldensischen Geistlichen werden aus in England und Holland für sie zusammengeschossenen Geldern bestritten. Jeder von ihnen erhält jährlich funfzehnhundert Francs, wozu noch der Ertrag des kleinen Pfarrlandes kömmt, das mit jedem Pastorat verbunden ist. Die Beisteuern zu den Schulen und Hospitälern sind kompulsorisch. In dem Kollegium befanden sich 1851 fünfundsiebzig Zöglinge, wovon einige die Heilkunde, andere die Handelswissenschaften studirten; noch andere bildeten sich zu Lehrern und einige wenige zu Geistlichen aus.

„Die Waldenser bewohnen ihre Berge, wie einst die Juden ihr Palästina. Ein Jeder lebt auf den von seinen Vorältern ererbten Ackern, und seine Meierei oder sein Weinberg ist nicht zu groß, um von ihm selbst und seiner Familie bebaut zu werden. Sie haben keine Ehrentitel und kaum einen Unterschied des Ranges oder der Umstände. Sie sind ein Volk von Winzern, Ackerbauern und Hirten. In ihren Sitten sind sie einfach und genügsam; ihr friedfertiges Betragen und ihre bescheidenen Tugenden haben selbst die Anerkennung und Bewunderung ihrer Feinde erzwungen. In dem Anbau ihrer Felder, der Zucht ihres Viehes und ihrer Heerden, der Anordnung ihrer Milchkammern und der Reinlichkeit ihrer Hütten übertreffen sie bei weitem die anderen Bewohner Piemonts. Um ihr Gebiet zu vergrößern, nahmen sie zu denselben Mitteln ihre Zuflucht, wie die alten Israeliten, und die waldensischen Berge, wie die Hügel Juda's, sind an vielen Stellen in Terrassen verwandelt, die sich stufenmäßig erheben und mit Getraide besäet oder mit Wein bepflanzt sind. Jede Scholle Landes ist angebaut. Durch ihre Sittenreinheit zeichnen sich die Waldenser eben so sehr vor den übrigen Piemontesen aus, wie durch ihre Intelligenz und ihren Gewerbfleiß. Jeder, der ihre Wohnstätten besuchte und ihren Charakter studirt hat, wird zugeben, daß sie ohne allen Vergleich die moralischste Gemeinde auf dem ganzen europäischen Kontinent bilden. Wenn ein Waldenser ein Verbrechen begeht — eine seltene Erscheinung — so trauern alle Thäler, und jede Familie fühlt, als ob ihr eigener Ruf gelitten hätte. Man kann nicht einen Tag unter ihnen verbringen, ohne die Gesetzheit ihres Wesens und die Freundlichkeit und Artigkeit ihres Betragens zu bemerken. Ich will hiermit nicht sagen“ — setzt der Verfasser mit nationalem Selbstgefühl hinzu — „daß sie, was Intelligenz und Frömmigkeit betrifft, mit den Eingeborenen unseres heimischen, hochbegünstigten Schottlands zu vergleichen sind. Von allen Seiten von einem heradgewürdigten und verdammten Geschlecht umgeben, erst seit kurzem aus Jahrhunderten der Proscription hervorgegangen, ohne Bücher und der Ansteckung des französischen Skeptizismus ausgesetzt, haben sie alle diese Nachtheile nicht ihnlos verwinden können. Trotzdem aber bieten sie uns in der Einfalt ihres Herzens und der Reinheit ihres Wandels kein unwürdiges Bild jener primitiven Kirche dar, von der sie abstammen.

„Die Totusblume soll, wie man sagt, im Augenblick des Sonnenaufgangs ihr Haupt über die trüben Gewässer des Nil erheben. Vielleicht ist es das Aufgehen einer neuen Sonne über die Waldenser und Italien, welches durch die Wiedergeburt ihrer Kirche bezeichnet wird. Die Revolution von 1848 öffnete die Thür ihres alten Kerkers und rief sie auf zur Verkündigung des Evangeliums durch den ganzen Norden von Italien. Ein Dekret Karl Albert's erklärte die Waldenser für freie Unterthanen Piemonts und die Kirche der Thäler für eine freie Kirche, nachdem sie bis zu jenem uns so nahe liegenden Zeitpunkt unter einem Drucke geschmachtet hatten, von dem wir uns kaum einen Begriff machen können. Bis zum Jahre 1848 war der Waldenser, sowohl bürgerlich, als religiös, jenseits der Gränzen seiner eigenen Thäler geächtet. Außerhalb des ihm angewiesenen Gebiets durfte er nicht einen Fußbreit Landes besitzen, und wenn er genöthigt wurde, seine väterlichen Aecker an einen Fremden zu verkaufen, so durfte er sie nicht wieder zurückkaufen. Er war von den Lehr-Anstalten des Landes ausgeschlossen; es war ihm nicht erlaubt, als Jurist oder Arzt zu praktiziren; jeder Weg zur Auszeichnung und zum Reichthum war ihm verschlossen, obgleich seine Religion sein einziges Verbrechen war. Er durfte nur innerhalb seiner eigenen Gemeinde heiraten; jenseits des Umkreises seiner Thäler durfte er weder ein Bethaus errichten, noch selbst seine Todten begraben. Die Kinder wurden oft den Eltern

Digitized by Google

entführt und in der römischen Kirche erzogen, ohne daß die unglücklichen Verfolgten auf Abhülfe hoffen konnten. Man schilderte sie sogar ihren Herrschern als Menschen, welche der Zorn des Himmels mit scheußlichen körperlichen Gebrechen bezeichnet habe, und groß war das Erstaunen Karl Albert's, als er auf einem Besuch in den Thälern, kurz vor Ertheilung der Emancipation, die Entdeckung machte, daß die Waldenser nicht die Ungeheuer seien, die er sich vorgestellt hatte. Wie man mir sagt, tragen sie noch heute ihre Todten in offenen Särgen zu Grabe, um die Grundlosigkeit der von ihren Feinden verbreiteten Sage zu beweisen, daß die Leichen dieser Ketzer vor der Beerdigung durch unsichtbares Feuer verbrannt oder von bösen Geistern fortgeschleppt werden. — Im gegenwärtigen Augenblick sind alle gegen sie erlassenen Ausnahmegesetze beseitigt. Das Jahr 1848 hat sie vernichtet, und ein Bollwerk von constitutionellen Rechten und Gesinnungen hat sich seitdem um die Waldenser erhoben, das ihre Wiederaufrichtung unmöglich macht, wenn nicht etwa Oesterreich und Frankreich sich zum Umsturz der piemontesischen Verfassung vereinigen."

Rußland.

Die alterthümliche Stadt Bolgary und die Bulgaren.

Nach den Aufzeichnungen Alexander Polujanski's.

Fährt man von Kasan aus nach Süden zu, so liegt an der linken (östlichen) Seite der Wolga, jenseits der in diesen Strom mündenden Kama, hundertundvierzig Werst von der genannten Stadt, zweiundzwanzig von der Kreisstadt Spask, und neunzehnhalb von Tjetuschy entfernt, das Kirchendorf Bolgary, von den Christen Himmelfahrts-Dorf (Успенское село) genannt. Es dehnt sich über die Trümmer des alten Bolgary, der einstigen Hauptstadt des ziemlich ansehnlichen Bulgarenreiches, aus, dessen Gränzen nach Bentink westlich und südlich bis zur Wolga und Samara, östlich bis zur Uralkette reichten, nach Anderen sich an den Don und die Wolga anlehnten, und dem das spätere kasanische Königreich sein Entstehen verdankt. Es ist hier nicht der Zweck, über den Umfang, die politische Bedeutung und Wohlhabenheit des alten Reiches zu sprechen, sondern vielmehr die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Ruinen der Hauptstadt der Wolgaer Bulgaren zu lenken, welche noch Anfangs des zehnten Jahrhunderts als handelsstadt eine bedeutende Rolle spielte, den Geschäftsverkehr zwischen Slaven und Arabern vermittelte und beträchtliche Waarenvorräthe in sich barg, welche nach dem Norden und Osten bestimmt waren oder von dort herkamen.

Die Bulgaren oder Bolgaren — richtiger umstreitig Wolgaren, da sie ihren Namen von der Wolga ableiten — theilten sich in die Wolgaer, Kamaer und Tywalitzker; die ersten beiden Benennen beziehen sich, wie leicht zu errathen, auf die schon erwähnten Gewässer, der letztere auf das Kaspische Meer, das auch Tywalitzker hieß. Ihr Lieblingsplatz war ihrer Mitte verbunden sich Anfangs des fünften Jahrhunderts mit verschiedenen Slavenstämmen und schufen an der Donau das mächtige Bulgarenreich. Ehe ihnen dies jedoch gelang, unterlagen sie den Hunnen und später den Avaren, weshalb ihre an der Wolga zurückgebliebenen Brüder, welche die Weggezogenen als Sklaven betrachteten, sich zum Unterschiede Weiße, d. h. freie Bulgaren, nannten. Die Benennung war vollkommen passend für bemittelte Leute, und als solche muß man sie betrachten, da das ganze Land aus einer Menge kleiner Besitzungen bestand, über welche selbstständige erbliche Herren, die Chane und Terchane, gesetzt waren, die ihrerseits wieder dem Haupt-Chane der Bulgarei gehorchten, der sich später, nach dem Beispiele Rußlands, wohl auch zuweilen den Titel Zar beilegte. Die erblichen Chanate hatten sehr verschiedenen Charakter, denn es wohnten in ihnen neben den Slaven auch Finnen und Tschuden, Türken und Tataren. Die Sprache war deshalb auch ein Gemisch von Slavisch, Tatarisch und Finnisch, doch scheint es, als wenn bis zum zehnten Jahrhundert, also bis zu der Zeit, wo der Islam anfing, sich auszubreiten und der christlichen Religion in den Weg zu treten, die slawische Mundart vorwaltend gewesen sei, wenigstens spricht dafür das neu errichtete Bulgarenreich an der Donau, wo die Apostel Kyrill und Methodius so erfolgreich den Samen des Christenthums ausstreuten, die östlich-slawische Kirche gründeten und das Wort Gottes in eine Sprache übersetzten, welche entschieden und vorwaltend slavisches Gepräge hat, auch bis heute noch die alt- oder kirchenslavonische genannt wird.

In demselben Verhältniß, wie sich, unterstützt und befördert von den verbrüderten Stämmen, der bulgarische Slavismus an der Donau mehr und mehr Bahn brach und sich ausbreitete, fiel er an den Ufern der Wolga durch die Bedrückungen des Islam und die Absonderung von den verwandten Geschlechtern. Deshalb hatte auch die Stadt Bolgary, besonders vom zehnten Jahrhundert an, vollkommen muhammedanischen Anstrich; die Paläste, Moscheen und Bäder, welche in großer Anzahl vorhanden waren, trugen sämmtlich orientalisches Gepräge.

Im zehnten Jahrhundert zählte die Stadt zehntausend ansässige Einwohner und mit Einschluß der in Hütten und Schuppen wohnenden Arbeiter wohl an zehnmal so viel. Die überall hervortretende Wohlhabenheit lockte denn auch die Mongolen, diesen europäischen zweibeinigen Heuschreckenschwarm, der 1236 unter Batu Subutaj einfiel und die Hauptstadt zerstört, wie auch das ganze Land unterjochte. Zwei Jahrhunderte später überzogen Mongolen und Bulgaren das benachbarte mokowitische Reich und zwangen dadurch den Großfürsten Basil Dimitriewitsch, unter dessen Bruder Georg ein bedeutendes Heer in Bulgarien einrücken zu lassen, das drei Monate lang das feindliche Land verheerte, die Hauptstadt zerstörte und dann, mit reicher Beute beladen, zurückkehrte. Bolgary erstand nicht wieder aus seinen Trümmern, und die Residenz des Reiches wurde nach der neuen Stadt Kasan verlegt.

Sowohl regierende Häupter, als auch namhafte Gelehrte fanden es der Mühe werth, dem, was von Bolgary übrig geblieben war, einen Besuch zu schenken, denn die Ruinen selbst schließen noch bedeutende archäologische Schätze in sich. So betraten die Stätte, wo einst so viel Leben und Wohlstand zu finden war, nach einander Peter der Große, Katharina II., der als Freund der Wissenschaft rühmlichst bekannte Reichskanzler Graf Rumänzow, so wie die Akademiker Pallas und Oserezkowski, die Professoren Fröhn und Erdmann, Dr. Fuchs und Humboldt.

Im Jahre 1768 konnte man noch vierundvierzig Ruinen deutlich unterscheiden; heute bemerkt man, auf dem Felde zerstreut, fast nichts als Unebenheiten des Bodens, Vertiefungen und Erdhaufen, welche die Fundamente gemeuerter Häuser bedecken, die größtentheils verschüttet und drei bis fünf Klafter lang sind.

Zu den wenigen noch vorhandenen Ueberbleibseln gehört ein weißer Thurm, der 1768, als ihn Pallas sah, noch dreizehnhalb Klafter Höhe hatte. Peter der Große, welcher zur Zeit seines Zuges gegen Persien die Ruinen von Bolgary besuchte, befahl, um der Nachwelt wenigstens Etwas von der ehemaligen Stadt zu erhalten, dem oberen Theile des Thurmes durch zwei ihn umspannende eiserne Reife den nöthigen Halt zu geben, und später ließ ihn Gurjev, der Vice-Gouverneur von Kasan, mit Brettern decken.

Neben dem Thurme findet man noch Spuren eines großen, viereckigen Gebäudes, das, wie man vermuthet, einen Theil der Moschee des Sultans oder obersten Chans ausmachte. An dieser Stelle fand nämlich das von dicken Mauern umgebene Schloß, und auf der Schutzwand, welche um dasselbe herumlief, befanden sich vier niedrige Thürme, von denen zwei sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Der eine derselben wurde zur christlichen Kapelle umgeschaffen und dieser dem heil. Nikolaus geweihte Bethaus so lange benutzt, bis die neue Kirche eröffnet werden konnte, welche 1734 der Kaufmann Wichljaev auf seine Kosten erbauen ließ. Er ist achteckig, hat bei fünf Klaftern in der Länge und Breite vierthalb Klafter Höhe, den Eingang von der südlichen Seite und ein mit zwei kleinen Fenstern versehenes Gewölbe, das eine Zeitlang als Klosterkeller diente. Wahrscheinlich waren alle vier Thürme von gleicher Form.

Im Schlosse oder der Burg des Chans erkennt man noch die Ueberbleibsel der Fundamente, wonach das Gebäude achtzig Fuß lang und eben so breit gewesen sein muß. An den vier Ecken desselben erheben sich wahrscheinlich Thürme verschiedener Art und Größe, die wohl als Söller gedient haben mochten; den Eingang zu demselben bezeichnen einige aus Stein gehauene breite Stufen.

Im Fundamente der oben erwähnten Kirche gewahrt man etliche mit Inschriften versehene Leichensteine, die, wie es scheint, aus der ganzen ehemaligen Stadt hierher zusammengetragen und so durch das Christenthum der Nachwelt erhalten worden sind. Schon zur Zeit Peter's des Großen versuchte man die Schriftzeichen zu entziffern; es gelang bei neunundvierzig derselben, von denen zweiundzwanzig tatarisch-arabisch, drei armenisch, die übrigen tatarisch waren. Die der tatarischen Mundart angehörigen zeichnete 1722 der damals als Gelehrter berühmte Akup Kabyrmamem Schungalej auf, und Jussuf Ischbulat übertrug sie ins Russische; die in das Jahr 557 der Hedschira (1260 nach Chr.) fallenden armenischen posste Iwan Wasiljev der jetzt üblichen armenischen Sprache an. Eine dieser letzteren Inschriften lautet: „Dieser Stein wurde in dieser berühmten Stadt dem Armenier Nasarym und dessen Frau Maryna gesetzt." Eigenthümlich ist es, daß die Stadt hier als berühmte bezeichnet wird.

Die arabischen Inschriften gehören in die Jahre 619—742 der Hedschira, vorzugsweise aber in das 623ste. Ihr Inhalt, der das echte Gepräge orientalischer Rhetorik trägt, besteht meist aus Gedanken oder Sprüchen, welche dem Koran entlehnt sind. Eine dem Abdul oder Sprüchen, welche dem Koran entlehnt sind. Eine dem Abdul ober Sprüchen, welche dem Koran entlehnt sind. Eine dem Abdul gewidmete und dem Jahre 624 lautet z. B.: „Der Tod gleicht einer Schale voll Getränke; alle Menschen ohne Ausnahme müssen daraus trinken. Das Grab ist das Thor des Todes, durch welches alle Menschen hindurchgehen." Bei einer anderen schimmert ein christlicher Gedanke durch; denn sie sagt: „Ohne Zweifel wird der schreckliche

Digitized by Google

Tag des Gerichtes Gottes eintreten; es ist gewiß, daß Gott alle Todten auferweckt."

Daß man bei den Hingeschiedenen im Lobe nicht sparsam war, beweisen folgende einer Gedenktafel entlehnte Worte: „Er ist der lebendige Gott. (Mit diesem dem Koran entnommenen Spruche beginnt meist jede Inschrift.) Hier ist die Wohnung Alißt Hadschi's, des Sohnes Mumik's, des großen und zu großen und hohen Herrschers; des von Gott Auserwählten, des Geachteten, Edlen, des Vormunds der Lehrer und Beschützers der Waisen. Mumik, der Sohn Murjun's, des Bulgaren. O, Herr Gott! Begabe ihn mit unendlicher Fülle, ehre ihn, indem Du ihm seine Sünden vergiebst, und sei gnädig bei seinen Fehltritten. Den 17. Safer (27. März) 720."

Die Grabdenkmäler der Frauen waren denen der Männer gleich, aber ihre Inschriften noch weit schwungreicher gehalten. Es mögen einige als Probe hier eine Stelle finden:

1) Hier ist die letzte Zuflucht der unbefleckten, schönen Fürstin Sofara, der Tochter des Rysaj, gebürtig aus Schamacha. O, Gott! gieb ihr unendliche Fülle, ehre sie durch Vergebung ihrer Sünden, erbarme Dich und erleuchte sie am schrecklichen Tage des Gerichts.

2) Hier ist die Wohnung der allerreinsten, sehr erbarmungsreichen, hochgeborenen, untadelhaften, sehr geachteten und tiefgläubigen Fürstin Sara, Tochter Achmet's.

3) Hier ist die Wohnung der unbefleckten, allerreinsten, makellosen, sehr gebuldigen und sehr enthaltsamen Ramma, Lub's Tochter. Lub, der Sohn Muhammed's, und Muhammed Junus des bulgarischen Reiche. O, Herr! ertheile ihr Fülle ohne Maß! Sie ging ein zum Erbarmen des Höchsten im zweiundzwanzigsten Jahre.

Die Leichensteine sind von sehr verschiedener Form und Größe.

Unweit des weißen Thurmes erblickt man die Trümmer eines diesem ähnlichen zweiten von acht Klaftern Umfang, von welchem jedoch nur noch vierthalb Klafter über der Erde stehen. Weiter, in südlicher und westlicher Richtung zu, trifft man auf die Ueberbleibsel von zwei nicht großen Gebäuden, von denen die tatarischen Chronikenschreiber behaupten, sie bergen die irdischen Reste fünf heiliger Moslems. Wirklich pilgern auch aus weiter Entfernung die Tataren hierher, um diesen abgeschiedenen Auserwählten ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und bringen häufig selbst ihre Mullahs mit, um an dem heiligen Orte einige Tage im Gebet zu verleben.

Inmitten der vielen Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens, in welchen man deutlich die Stellen ehemals daselbst vorhanden gewesener Häuser erkennt, läßt sich eine Straße unterscheiden, welche mitten durch die Stadt nach einem großen Platze führt, auf welchem ein aus behauenen Steinen erbauter großer Haus gestanden hat. Es war vier Stock hoch und wird von den hier Wohnenden das „Schwarze Zimmer" (Gericht) genannt. Etwa hundert Klafter weiter nach Süden zu zeigen sich die Ruinen eines zweiten ebenfalls sehr großen und unter dem Namen des „weißen Zimmers" bekannten Gebäudes. Nach den Forschungen und Vermuthungen des Professors Erdmann (siehe dessen „Beiträge zur Kenntniß des Innern von Rußland"; Riga und Dorpat, 1821) hatte dasselbe eine Kuppel in Gestalt eines Kreuzes und zeigte bei näherer Betrachtung viel Aehnlichkeit mit einer indischen Pagode. Dieser letzte Umstand besonders rechtfertigt die Annahme, das Bauwerk sei von den Indiern aufgeführt worden, welche zur damaligen Zeit sich des Handels wegen in Bolgary niedergelassen und einen eigenen Tempel errichtet hatten.

Zu Ende des verflossenen Jahrhunderts wurde in den Trümmern ein Fund gethan, der für die Anwesenheit auch von Christen zeugt. Es ist dies ein kupfernes, vergoldetes Bild von alter griechischer Arbeit, in der Größe von einem Quadratfuß, und zeigt auf rothem Grunde zehn in Gold ausgeführte Heiligengestalten in zwei von einander abgesonderten Gruppen. Die eine besteht aus dem Erlöser, mit der heiligen Jungfrau zur Rechten und Johannes, dem Täufer, zur Linken, darüber der Erzengel Michael, und unter ihnen der Erzengel Gabriel; in der zweiten steht der heilige Cosmus zwischen dem heiligen Basil und Nikolaus, oben darüber der heilige Kyrill und zu Füßen der heilige Damian. Die Arabesken, womit die leeren Stellen ausgefüllt sind, zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit aus und sind überhaupt sehr kunstreich durchgeführt. Die zu dem Bilde verwendeten Farben müssen von vorzüglicher Beschaffenheit und auf ganz besondere Weise zugerichtet gewesen sein, denn sie haben, gleichwie die Goldverzierungen, fast gar nicht gelitten, trotzdem sie so viele Jahrhunderte unter der Erde in Kalk und Schutt lagen.

Das aufgefundene Heiligenbild läßt fast mit Gewißheit annehmen, es müsse sich in Bolgary ein Kloster, ein griechisches Gotteshaus, eine katholisch-armenische Kirche, kurz, ein der christlichen Gottesverehrung gewidmetes Gebäude befunden haben.

Es bedarf nur eines starken Schneeschmelzend oder länger anhaltenden Regens, und die aufgeweichte und weggespülte Erde bringt bis heute noch alte Hals- und Armbänder, Ohr- und Fingerringe, verschiedenfarbige Steine und Münzen zum Vorschein. Vor wenigen Jahren noch that man einen sehr interessanten Fund in einigen alten Rubeln, die weiter nichts waren, als längliche Silberstäbchen von der Dicke eines Daumes, Stückchen, welche abgehauen wurden und die Benennung: Rubel erklären. (Рубить entspricht nämlich dem deutschen: hauen, hacken; Praes.: рубаю; Part. Passivi: рубленный.) Der weiste gleich wichtige Fund sollen nach glaubwürdiger Versicherung zwei goldene Götzenbilder gewesen sein, doch sind sie spurlos verschwunden, und ist heute weder eine Abbildung, noch selbst eine Beschreibung von ihnen vorhanden. Die Tataren, welche, wie schon erwähnt, von allen Seiten her nach dem heiligen Orte pilgern, machen auf Alles, was aufgefunden wird, vorzugsweise aber auf Gegenstände des Kultus, Jagd, und die um die alten Trümmer herumwohnenden Leute wissen diese Liebhaberei vortrefflich zu ihrem Vortheil zu benutzen. Durch diesen Handel ist gewiß der Wissenschaft schon manches werthvolle Stück entzogen worden und in die einsame Steppe gewandert; hoffentlich gelingt es der kaiserl. archäologischen Gesellschaft in Petersburg, diesem Treiben Einhalt zu thun und der Forschung für die Folge wenigstens noch dasjenige zu erhalten, was Fanatismus und Gewinnsucht ihr bis jetzt noch nicht entrissen haben. Vielleicht geht sie mit der Zeit selbst noch einen Schritt weiter und veranlaßt Nachgrabungen; mehr als wahrscheinlich ist es, daß ihre Bemühungen dann von reichlichem Erfolge gekrönt würden. (G. W.)

Mannigfaltiges.

— Asiatische Gesellschaft in China. Englisch-chinesische Blätter berichten: „Bei einer Versammlung der Asiatic Society zu Ningpo, am 9. Mai, las Dr. Macgowan einen an Alexander von Humboldt gerichteten Brief vor, welcher sich auf gewisse mit dem Erdbeben von Simoda in Verbindung stehende Erscheinungen in China und Japan bezog. Wie bei dem Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 die schottischen Seen plötzlich stiegen und das Meer bei Madeira in heftige Bewegungen gerieth, so traf mit dem Erdbeben von Simoda ein Steigen der Binnengewässer von Schikiang in China und eine heftige Bewegung des Meeres bei den Bonin-Inseln zusammen. Der Brief erwähnt auch des Entstehens und Wiederverschwindens einer vulkanischen Insel in der Nähe von Formosa, im Jahre 1853, eines Staubregens im chinesischen Meere, so wie einer auffallend hohen Temperatur des Formosa-Meerstromes."

— Korrespondenz Henry Clay's. In Cincinnati ist neulich der erste Band der Korrespondenz Henry Clay's erschienen. Den Herausgeber, Herrn Colton, Verfasser einer Biographie des großen amerikanischen Staatsmannes, waren von der Familie die Papiere desselben zur Verfügung gestellt worden, und er hatte demzufolge eine Zeitlang in Ashland, dem Landsitze Clay's, sich aufgehalten, wo er aus einer Masse von über dreitausend Briefen das Wichtigste und Interessanteste auszuhalten, um es der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wie es heißt, finden sich in diesem Briefwechsel höchst lehrreiche Aufschlüsse über die innere Geschichte der Vereinigten Staaten, vom Frieden von Gent bis zum Kompromiß von 1850.

— Nachkommen Luther's in Amerika. In der New-Yorker Evening Post vom 1. August lesen wir folgende Notiz: „Nach einer Angabe, welche die Runde der Zeitungen gemacht hat, wäre der letzte männliche Nachkomme Luther's vor kurzem in den Schooß der römischen Kirche zurückgetreten. Wir erfahren jedoch, daß Herr John J. Luther, ein direkter Nachkomme des großen Reformators im achten Grade, gegenwärtig zu Bedford im Staate Pennsylvanien lebt, und zwar mit einer aus drei Söhnen und einer Tochter bestehenden Familie. Derselbe hat auch fünf Brüder und eine Schwester, in Sachsen-Koburg in Deutschland wohnhaft, sämmtlich mit Familien. Außerdem giebt es noch eine zweite, von seinem großen Ahnherrn abstammende Familie in Sachsen-Koburg, mehrere in Böhmen und eine zu Harrisburg in Pennsylvanien. Die Glieder derselben, sowohl in den Vereinigten Staaten, als in Deutschland, gehören ohne Ausnahme zum lutherischen Zweige der protestantischen Kirche, und es ist nicht bekannt, daß eines von ihnen jemals den katholischen Glauben angenommen habe.*)"

*) Anderen Nachrichten zufolge, soll die männliche Nachkommenschaft des großen deutschen Reformators mit Martin Gottlob Luther, der 1759 als Rechtskonsulent in Dresden starb, erloschen sein. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis vierteljährlich 2 Thlr. 10 Sgr. halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und wird vierteljährlich 20 Sgr. weiter bei allen Königl. Preuß. Postämtern angewiesen.

für die

Literatur des Auslandes.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 39., und beim Expediteur Neumann, Markgrafenstr. No. 51.), in und von allen Königl. Preuß. Postämtern angenommen.

№ 108. Berlin, Sonnabend den 8. September 1855.

England.

Literarische Kuriositäten Englands.

III.

Kuriositäten Londons.

Achthundert enggedruckte Oktavseiten voll Londoner Kuriositäten oder „der seltensten und merkwürdigsten Gegenstände von Interesse in der Metropolis“.*) Als ich vor einigen Monaten die Ankündigung dieses Buchs las, gelobte ich mir, es zu lesen und zu benutzen, vorausgesetzt, daß ich es nicht zu kaufen nöthig habe. Die Guineen, die solche Bücher kosten, sind mir schon allein „seltenste Kuriositäten“ genug, da sie in meiner Kuriositäten-Sammlung nicht nur zu den kostbarsten Seltenheiten gehören, sondern auch die Eigenschaft haben, sich bodloschnell in Silber, dann in Kupfer und endlich in gar nichts zu oxydiren, zugleich ein schlagender Beweis, daß Gold nicht zu den edlen Metallen gehört, da es schneller, als selbst falsche Schillinge und halbe Kronen (die man nie wieder loswird), von der Lebensluft immer sofort tödtlich angegriffen wird. Und ich bekam endlich das Buch in die Hände und las und las darin, bis ich zwölf Quadratmeilen breit und mehrere Tausend Fuß tief in lauter Londoner Kuriositäten begraben lag. Und dabei war wenig oder nichts von allen den Merkwürdigkeiten, die ich bisher für kurios gehalten, darunter: lauter versteckte, in dunkeln Neben- und Sackgäßchen der City verborgene „most remarkable curiosities“, die man selbst in der Disraelischen Literatur-Kuriositäten-Compilation nicht findet.

London ist eine Welt in sich selbst, nicht nur der Gegenwart, sondern auch ein Britisches Museum im Großen. Auf seinen Straßen laufen Exemplare aller Racen und Spielarien des Menschengeschlechtes und alle Grade und Stufen des sozialen Lebens vom fürstlichen Barbarismus bis zur luxuriösesten und höchsten Verfeinerung umher. Die merkwürdigsten Kuriositäten aus diesem seltsamen, dicht gedrängten Mikrokosmos zusammenzuhäufen und gleichsam achthundert Bände auf achthundert Seiten zu schreiben, war eine große Idee, die Mr. Timbs mit seinem geübten Combinations- und Compilations-Talent gut ausgeführt hat. Beim Lesen ist es mir, als drängten wir durch die wagen- und menschenerstickenden Hauptstraßen um Bank und Börse herum, um bald in diesem, bald in jenem versteckten „Court“ und Nebengäßchen eine Stätte auszuladig zu machen, die einst ein guter oder großer Mensch betrat und die deshalb heilig ist.

Die meisten und interessantesten Kuriositäten reihen sich an Strand und Fleetstreet, der fieberhaftesten Hauptverkehrsader zwischen Trafalgar-Square, wo „Westend“ einmündet, bis zur Paulskirche, wo die Bureaus des Weltbandels beginnen und sich in das fabelhafte „Osende“ verlaufen.

Versuchen wir einen Kursus durch diesen Herzbentel Londons und fangen an der Südseite des „Strand“ mit „Northumberland-House“ am Trafalgar-Square an, dem einsamen, schweigsamen, verschlossenen Fürsten unter der stolzen Industrie, die sonst alle Aristokratie Schritt für Schritt von der City her westlich vertrieben oder unterworfen hat. Es ward 1605 von Henry Howard, Earl of Northampton, gebaut und kam als Heirathsgut in die Familie der Percys von Northumberland. Hier unterhandelte General Monk 1660 mit Führern der Revolution um die Restauration Karl's II. Andere geschichtliche Merkwürdigkeiten sind untergeordneter Art, und die jetzige Glorie des Palastes besteht in der überaus reichen Ausschmückung des Innern mit Decorationen und Kunstschätzen. Notorisch ist die doppelte Staatstreppe mit einer reichen Sammlung von Gemälden, Skulpturen und sonstigen kostbaren Kunstwerken, ferner der parkartige Garten dahinter auf einem Terrain, wo der Boden doppelt so viel Gold werth ist, als man neben einander auf ihm aufzählen könnte, die drawing-rooms, welche mit denen der Königin wetteifern, und endlich die übliche Leere und mürrische Stille in dem ganzen Prachtbaue, während es um ihn herum allseitig unaufhörlich vom dichtesten Leben tobt und tost. Vom Strand laufen eine Menge kleiner, enger Nebenstraßen nach der Themse hinunter, deren fast jede sich einer oder mehrerer berühmter historischer Erinnerungen freut. In „Northumberland-Court“ logirte Lord Nelson, in Northumberlandstreet Ben Jonson, in Nr. 7 Craven street B. Franklin als Setzer (1731). In Nr. 31 Strand ward 1560 Lord Bacon geboren. Das letzte Haus der Westseite von Buckingham street, jetzt eine düstere, verrufene Straße, war (1684—1700) die Wohnung von Samuel Prypps, den Charles Dickens neulich als seinen Lieblings-Autor etitirte. Gegenüber Nr. 15 wohnte Peter der Große 1698 Chambre garni. In dem mittelsten Hause der Adelphi Terrace Nr. 5 starb am 20. Januar 1779 David Garrick. Weiter hin an mehreren Straßen vorbei kommen wir in das einstige Savoyen, jetzt Mittelpunkt deutscher Kirchlichkeit in Savoystreet, wo der ehrwürdige, alte Dr. Steinkopf neben der tief unten sich erhebenden deutschen Kirche wohnt. Strand 142 ist „Türkenkopf's-Kaffeehaus“, das einst Dr. Johnson in Flor brachte, „denn die Besitzerin ist eine gute, höfliche Frau und hat nicht viel Geschäft.“ „Somerset-House“, eine steuereinnehmende, gigantische bureaukratische Welt für sich, ist den Kuriositäten gegenüber zu bekannt, als daß wir uns hier darauf einlassen könnten. Nr. 217 Strand ist neuerdings in illustrirten Zeitungen abgebildet worden und die drei heiligen Geschäftslente dazu, Strahan, Paul und Bates, weil sie sich den Ruhm erworben, etwa sechs Millionen Thaler anderer höchster und vornehmer Personen, vom Premier Palmerston an, als Banquiere in Verwahrung zu nehmen und damit den „respectablesten“ Bankerott zu machen, der je vorkam. (Nachtrag des Berichterstatters zu Timbs.) Nach 405 Strand ward der berühmte Erfinder der noch heute schachtelweise verschluckten Lebenspillen „Old Parr“ von Shropshire gebracht, weil ihn Karl I. als munteren Kerl von hundertzweiundfunfzig Jahren sehen wollte. Karl I. brachte ihm aber durch seine Huld eine Indigestion bei, an der er starb.

Der unglückliche Günstling der Königin Elisabeth, Lord Essex, lebte in einem Palaste, aus welchem jetzt Essexstreet geworden, wohin die Nachtwandlerinnen des „Strand“ ihre bezahlenden Günstlinge führen. Hier kömmt bald die Kirche „St. Clement Danes“ mitten in dem unaufhörlichen Skandal des Strandes, von den Dänen erbaut, Ruhestätte des dramatischen Dichters Otway und Lieblingskirche Johnson's, dessen Sinhl noch heute steht und mit einer Inschrift versehen ist: „Hier wohnte manche Jahre lang dem Gottesdienste bei der berühmte Dr. Samuel Johnson, der Philosoph, der Dichter, der Lexikograph, der tiefe Moralist und Haupt-Autor seiner Zeit, geboren 1709, gestorben 1784.“ Diese Denktafel ward 1851 auf Kosten der Gemeinde angebracht. Hinter der Kirche fängt gleich die „Heiligenquellstraße“ (Holywell-street) an, auf der jetzt zuweilen und immer wieder Buchhändler wegen Verkaufs der schmutzigsten Bücher und Bilder vor Gericht gezogen werden, ohne daß die Straße aufhört, das große Magazin aller derartigen Literatur zu sein. Hier war einst wirklich die „heilige Quelle“, zu welcher die Jugend der City eilte, um hier „frische Luft“ zu schöpfen. Auf der Quelle selbst steht jetzt die „Alte-Hund-Taverne“. Weiter östlich durch Templebar kommen wir vom Strand nach Fleetstreet, auf klassischem Boden, in dickere Luft, in düsteres Gedränge. Der Strand ist ein Flickwerk verschiedener Zeiten zwischen der City und Westminster, einst offene Gegend, besternt mit einzelnen Schlössern der Großen. Fleetstreet war von je her die wichtigste Straße der City von London und hat daher einen gleichmäßigen, antiken Charakter. Große Häuser und Firmen schulteren sich einander in geschäftsmäßiger Weise, und auf einen Blick sehen wir, daß hier das eigentliche London lebte seit der Heptarchie, wenn nicht seit Cäsar. Fleetstreet war von je her die eigentliche Geschäftsgegend, besonders für die Literatur, deren Persönlichkeiten hier denn auch in Kneipen und Tavernen aus den verschiedensten Zeiten Andenken und Denkmale hinterlassen haben. Wir finden hier Kneipen, in denen man schon ein Jahrhundert vor der Entdeckung Amerika's trank wie heute, z. B. Bolt-in-Tun Inn, 1443

*) Curiosities of London. Exhibiting the most Rare and Remarkable Objects of Interest in the Metropolis. By John Timbs, F. S. A. (Herausgeber des „Year-book of Facts“.) London: David Bogue, 1855. A post-octavo volume of 800 pages, with subjects arranged in alphabetical order.

gegründet. Die Tabard-Kneipe, 75 Highstreet, Southwark, ist sogar noch viel älter. Hier sammelte Chaucer seine Pilgrime zur Reise nach Canterbury im Jahre 1383. Weiter östlich kommen wir an einen engen Eingang in Salisbury-Square. Hier schrieb Richardson seine „Pamela“ und druckte er selbst seine Romane, wobei ihn Goldsmith eine Zeitlang als Korrektor unterstützte. Hier bekam Richardson Besuche von Hogarth, Johnson, Young u. s. w. Beinahe gegenüber auf der Nordseite von Fleetstreet hauste hauptsächlich Johnson, z. B. in Bolt-Court, wo er Nr. 8 von 1776 bis zu seinem Tode 1784 lebte. In Wine-office-Court, nicht weit davon, schrieb Goldsmith seinen „Vicar of Wakefield“ und für die Zeitung: Public Ledger (1761). Auf der rechten Seite dieses Courte steht der „Cheshire-Käse“, ein „Chop“. Speisehaus, wo man gerade noch so und so gut ißt, wie Johnson und Goldsmith. Hier werden täglich in hölzernen „Boxes“ Hunderte von Dinners gegessen, eben so zart, eben so substantiell, wie sie Johnson rühmte. Noch täglich werden hier die Sägespäne so auf die Dielen gestreut, wie zu Goldsmith's Zeiten. Jede Neuerung und Vervollkommnung haben den Ruhm dieses Hauses stören. Die Welt mag fortschreiten, wie sie will, der „Cheshire-Käse“ verharrt in seinem Kreise. Ich selbst habe einige Male im „Cheshire-Käse“ würde- und andachtsvoll die berühmten „Mutton-chops“ gegessen und dabei den alten Gentleman gesehen, der während der letzten vierzig Jahre alle Tage ohne Ausnahme hier zu derselben Stunde auf demselben Platze sein „Dinner“ nahm. Nur in England ist solche Affection für alte, historische Höhlen möglich. Ein paar Schritte, und Fleetstreet führt uns schnell ab in „Johnson's-Court“, wo in Nr. 7 Johnson von 1765 bis 1776 lebte. Etwas nördlich davon, in Gough-Square Nr. 17, vollendete Johnson sein unsterblichstes Werk, sein Lexikon, von 1748 bis 1758. Südlich gegenüber, in Mitre-Court, ist die berühmte „Mitre-Taverne“, wo Johnson, Goldsmith, Percy, Hawkesworth, Boswell u. s. w. allabendlich „knipten“ und die Tour nach den Hybriden entwarfen. „Auf dem Wege nachhause überkam den gelehrten Dr. Johnson jedesmal ein seltsames nervöses Leiden, das er niemals anders kurieren konnte, als durch freundliches Verweilen in jeder Kneipe, die zwischen „Mitre“ und seiner Wohnung nach Osten war.“ Chamberlain Clarke, der 1831 im zweiundneunzigsten Jahre starb und Zeuge und Theilnehmer dieser nervösen Affection gewesen, war der letzte der Johnsonschen „Mitre“-Kollegen. Doch diese Einzelnheiten und antiquarischen Kleinigkeiten, so interessant sie auch beiläufig sein mögen, ermüden durch ihre Masse. Wir gehen deshalb in die Verlängerung von Fleetstreet hinaus, Ludgatehill, „durch welche voriges Jahr einmal binnen zwölf Stunden 8732 Wagen, 13,025 Pferde und 105,352 Menschen passirten“, und kriechen an der Paulskirche links ab in Paternoster-Row hinein, wo die Buchgroßhändler, die gewaltigen Verleger Englands, hausen und nie die Sonne sehen. Als solche Buchhandel-Mine müssen wir diese Straße besonders schildern, um eine Vorstellung davon zu geben. Hier lesen wir blos einige Kuriositäten aus. Paternoster-Row ist licht- und und lustlos eng, aber sehr gesund. In einem Nebenschlupfwinkel der Straße, Pannier-Alley, wo einst die Bäckerjungen mit Zahnen (panniers) Brod ausschrieen, ist ein Stein in die Mauer eingegraben, auf dem ein fliegender Brodhändler auf die Inschrift zeigt:

„When ye have sought the City round,
Yet still this is the highest ground.“

Diese höchste Lage macht die Buchhändlerstraße so gesund, daß kein Buchhändler darin krank wird und selbst „Krebse“ nicht gedeihen. Der Vater und König des Buchhandels ist hier die Firma Longman, Verleger der Werke Scott's, Mackintosh's, Southey's, Sydney Smith's, Moore's, Macaulay's u. s. w., aber hundertfünfundzwanzig Jahr alt, 1853 mit einem Absatze von mehr als fünf Millionen Bänden. Von dem sich hier konzentrirenden Buchhändlergeschäft mit den beiden größten Kommissionären der Welt (Whittaker und Simpkin und Marshall) geben wir, wie versprochen, ein besonderes Bild.

Heizung und Ventilation.

Herr Babinet legte der französischen Akademie in einer ihrer letzten Sitzungen von Seiten des Dr. Neil Arnott in London ein neues Werk über Heizung und Ventilation vor. Folgende Notiz über dieses Werk ist vom Autor selbst:

„Der Verfasser meint, daß der Mensch zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit hauptsächlich vier Dinge nöthig hat: Luft, Temperatur, Nahrung und angemessene Bewegung, und daß die meisten akuten und schweren Krankheiten durch Fehler hinsichtlich der ersten beiden veranlaßt werden, die für weniger unterrichtete Personen gewöhnlich unsichtbar, unfühlbar und unbekannt sind. Er hat also dieses Werk in der Hoffnung abgefaßt, dadurch bessere Ideen über jene Dinge im Volke zu verbreiten, zu welchem Zweck er die Zeichnung verschiedener Heizungs- und Leitungs-Apparate beigefügt, die er selbst praktisch ausgeführt und für die ihm die Royal Society in London die sogenannte Rumford-Denkmünze zuerkannt hat. Die wichtigsten dieser Apparate sind folgende:

„1) Ein Herd, welcher den Brennstoff unterhalb der Flamme zugeführt bekommt, statt, wie die gewöhnlichen, von oben, so daß aller Rauch und die von der Kohle befreiten brennbaren Gase durch die brennende Masse steigen müssen und dadurch gänzlich verbrennen. Demzufolge wird weder im Hause, noch in der Atmosphäre Rauch verbreitet, und es setzt sich kein Ruß in die Kaminröhre.

„2) Einfache Mittel, um zu verhüten, daß die verbrannte Luft oder der durchsichtige Rauch sich wie gewöhnlich vor dem Eintritt in den Rauchfang mit einer beträchtlichen Menge reiner und warmer Luft über dem Feuer mischt und dergestalt Wärme mit fortführt, die im Zimmer bleiben sollte; was also ein reiner Verlust ist. Die verbrannte, unvermischte Luft erfordert einen viel stärkeren Zug als den gebräuchlichen, und so kann man durch eine in der Mauer nahe der Decke angebrachte, mit einem Ventil versehene Oeffnung nach Belieben die Luft des Zimmers rasch oder langsam verändern. Die durch das Athmen, den Geruch der Nahrungsmittel, das Brennen von Lichtern oder Lampen erwärmte und verdorbene Luft zieht zuerst hinaus. Die Ersparniß des Brennmaterials ist fast eben so bedeutend, wie beim Gebrauch von geschlossenen Oefen.

„3) Ein Regulator für die geschlossenen Oefen, der eine eben so gleichmäßige Wärme-Entwickelung bestimmt, wie der der Lampen die Entwickelung des Lichtes, und der genau den Grad der Verbrennungsthätigkeit sichert, den man erlangen will. Dieser Apparat gestattet ein Feuer, das Tag und Nacht während eines ganzen Winters brennt ohne irgend eine Nachhülfe, und braucht nicht mehr Bedienung, als eine Uhr. Man legt das Brennmaterial nur einmal in vierundzwanzig Stunden ein.*)

„4) Eine Luftleitungspumpe für große, abgeschlossene Räume, die so einfach ist, daß sie der erste beste geschickte Zimmermann bauen kann. Sie giebt die gewünschte Quantität Luft eben so genau an, wie der Gasometer das Beleuchtungsgas.

„5) Eine einfache Vorrichtung von Röhren, die man an diese Pumpe anbringt, bewirkt, daß die verdorbene und heiße Luft, die man aus einem geschlossenen Raum entfernt, gezwungen ist, ihren Ueberfluß an Wärme der sie ersetzenden einströmenden reinen Luft zu überlassen. Der Verfasser hat schon durch einen ähnlichen Apparat gezeigt, wie eine beliebige Quantität siedendes Wasser, wenn es durch eine gleiche Quantität eisigen Wassers fließt, fast zur Temperatur des Eises herabsinkt und dagegen das andere in fast kochenden Zustand versetzt.

„Diese Apparate sind dem Publikum ohne Patent- oder andere Beschränkung übergeben worden. Mehrere derselben sind seit Jahren schon in England im Gebrauch.“

Nord-Amerika.

Amerikanische Monats-Berichte.

(Fortsetzung.)

Die Theater haben in der letzten Saison eine unglaubliche Vielseitigkeit entwickelt, da waren Dramen, Farcen, Shakespeare's Lust- und Trauerspiele, Ballette, Spektakelstücke, englische, deutsche, äthiopische, italiänische Opern, Melodramen, Vaudevilles, Zauberpossen, kurz, Alles, und im bunten Wirrwarr durch einander. Da mir nicht Raum genug bleibt, Alles zu sagen, was ich über dieses Thermometer öffentlichen Geschmacks sagen könnte, so will ich, da ich die eigentliche Volksliteratur diesmal habe abseits liegen lassen, aus Gerechtigkeitsliebe mit den Theatern, welche vornehmlich den Sammelplatz der Plebejer in gesellschaftlicher Hinsicht abgeben, beginnen. Die Opera burlesque oder, wie sich die daran mitwirkenden Künstler in einem Anfluge von poetischer Laune zu nennen belieben, die Ethiopians, Serenaders oder Minstrels sollen den Vorrang haben, da sie in der That eine charakteristische Erscheinung sind. Ich glaube, wenn New-York niederbrennte, auf den rauchenden Trümmern noch würden die Feuerleute auf halb verkohlten Balken eine Bude aufzimmern, um darin dem tiefgefühlten Bedürfniß nach dem Klappern der Castagnetten und dem Trampeln der Holzschuhe abzuhelfen. Allabendlich wandert die Einwohnerschaft New-Yorks, zahlreich und würdig repräsentirt von allen Klassen der Gesellschaft, in die niedrigen, mager ausgeschmückten und schlecht beleuchteten Lokale der „Negro Minstrels“ und horchen in trautem Zusammensein und gegen Ein gleiches Entree gelb den heranbrennden Tönen des Banjos und erfreuen sich an den schlechten Witzen der „Niggers“. Diese „Niggers“ scheinen indeß bei ihrer Geburt von Mutter Natur sehr kärglich mit Schwärze bedacht zu sein, da ihre Bestrebungen, diesem schwer empfundenen Mangel an Teint zu begegnen,

*) Ein solcher sinnreicher Regulator befindet sich bereits seit mehreren Jahren in der englischen Bank, deren Dampfwaschhaus-Herd dadurch regulirt wird. D. R.

Digitized by Google

an den Augenrändern und Lippen deutlich wahrzunehmen sind. Dem sei indeß, wie ihm wolle, die gefärbten Leute erfüllen ihre Aufgabe zur Verdeelung des Gemüthes und Verfeinerung des Geschmackes mit unbeirrlicher Hartnäckigkeit; jeden Abend dieselben Lieder, dieselben Witze (!), dieselben Strapatzen, dieselben Klimpereien auf dem Banjo, dieselben Gesichtsschneidereien und Bocksprünge! In den besseren Lokalen, wo der vorn und hinten geschminkte Mercuriusjünger mit seinem Ehegespons in der Majorität ist gegen das Rothwollenhemd, entschlüpft mitunter dem erschlaffenden und erdrückenden Most der Geschmacklosigkeit eine reine Perle der Musik in Gestalt einer melancholischen Rückerinnerung an die ferne Heimat. Der Pseudo-Neger oder ein weiß gebliebener Neger erstaunt uns durch sein korrektes Violinspiel, dagegen werden uns auch dort Albernheiten geboten, von denen man in Europa kaum eine Idee hat. Ein Glück für die Menschheit ist, daß Mozart, der bekanntlich als Kind beim Schall der Trompete in Krämpfe verfiel, niemals „Tilda Horn" hören mußte, er würde unwiderruflich den Konvulsionen erlegen sein. Es ist dies eine Nachahmung des Trompetentones durch die menschliche Kehle, bei deren Anbringung man in Verlegenheit kömmt, was mehr bedauern, das beleidigte und in seltsam knarrige Stimmung und Schwingung versetzte Trommelfell, oder die arme Lunge, die solchen unterirdischen Tönen sich weihen muß. Ich bemerkte das erste Mal einen musikalisch gebildeten Hund, dem die Etikette erlaubte, ob solcher Modulationen mit gestreckter Fahne das Weite zu suchen. In den an Rang niedriger stehenden Lokalen begnügt man sich mit ausschließlicher Pflege des Komischen; schimm nur, daß der schlüpfrige, tiefe, braungefärbte Fußboden auf die Sinne des Fremden einen tragischen Effekt äußert.

Ist es zu verwundern, daß, wenn solche unverdauliche Speise den musikalischen Magen des Amerikaners verdorben und noch tagtäglich verdirbt, die zarten, schwebenden und zitternden Tongebilde italienischer und deutscher und englischer Prima-Donnas, Baryotonisten, Tenoristen gar zu bombenpathische Arzneien sind und den abgestumpften Gaumen nicht genug kitzeln, vulgo, daß die Opernhäuser leer bleiben und bankerott werden? Nicht die Codeify-Aristokratie ist schuld am Untergange solcher Unternehmungen, wie der schreiende New-York Herald uns täglich einpauken will, sondern ganz besonderd der verdorbene Geschmack des Volkes.

Von den eigentlichen Bühnen ist die des Bowerytheaters die am niedrigst stehende, obgleich der Manager derselben stets angenehmen Kassen-Abschluß hat. Beim Eintritt ins „größte Theater des Weltalls" bemerkt man gleich, daß vor dem Vorhang eben so viel zu lernen und zu sehen, wie hinter demselben. Im meisten fesselt das „Pit" oder „Parterre" den Blick, dessen Hauptpersonal Gentlemen of the Press, Zeitungsjungen sind, die sich, der entbehrlichsten Kleidungsstücke entledigt, der angelegentlichsten Unterhaltung, gewürzt mit laut aufschallendem Gelächter, Pfiffen und Kapbalgereien, hingeben. Diese „Verbreiter" der Intelligenz sind ein ganz eigenthümlicher Menschenschlag. Will man „Smartness" in ganzer Nacktheit bewundern, so betrachte man diese verschmitzten Schlingel, denen keine Lüge frech genug, kein Betrug gemein genug, die sie nicht mit der unbefangensten Miene von der Welt begingen. Vielleicht, daß ich diese ehrbare Zunft, die in allen Schichten der Gesellschaft ihre Vertreter findet, später ausführlicher bespreche. Unter diesen schmutzigen Kobolden sitzen vereinzelt in stoischer Ruhe und mit wahrer Todesverachtung grimmige Seebullen, die sich nur zuweilen so weit aus ihren Betrachtungen reißen lassen, daß sie den andrängenden Menschenwogen mit einem kräftigen Knuf eine andere Richtung geben, die Vorfahren der „Newsboys", rothwollenhemdige Feuerleute, die der Erinnerung der „lost youth" noch nicht so baar sind, um der freien Unterhaltung der lärmenden Nachkommen Einhalt zu thun, so lange sie selbst ungesehen bleiben; kömmt ihnen aber so „ein Kindlein wie ein Engel rein" zu nahe, so bedarf es nicht noch der besonderen Empfehlung: „Gast es Eurer Huld empfohlen sein"; derbe Stöße und Tritte geben sofort die Huldbezeugungen ab. Dazwischen klettern von Bank zu Bank und kreischen die respektabeln Geschäftsfreunde der Zeitungsjungen, deren Altersgenossen, die die kaufmännische Carriere mit Candy (Stangenzucker) und Kautabak beginnen, und vor welchen der Tabakshändler den Vorrang genießt, da nicht nur sein Artikel von der vorauftredenden Jugend gesuchter, sondern weil der von seinen achtbaren Kunden mitunter beanspruchte Kredit sich bis zu sechs Cents versteigt. In den Logen und Family Circle ist schon gewählterre Gesellschaft, ihren ganzen Werth erkennende Porters und behäbige Car- oder Fuhrleute, die am Tage mit ihrem leichten Gefährt den Pflastersteinen Funken entlocken, sitzen im Studium der Zeitung vertieft oder an der Seite ihrer besseren Hälften, deren Mutterliebe so unbegränzt ist, daß sie dem verlangenden „Baby" auch auf jenem hohen Standpunkt die Erfüllung der zartesten Mutterpflicht nicht verweigern, in tiefes, tiefes Nachdenken versunken. Ein blasirter Löwe der Bowery giebt seine Verachtung für die ihn umgebende Mitwelt durch Hängen der mit zerrissenen Glanzlederstiefelchen bekleideten Beine über die Brüstung der Loge zu erkennen, wird aber sogleich der Gegenstand konzentrirter Aufmerksamkeit der unter ihm versammelten Gentlemen of the press, die solchen Schimpf nicht erdulden mögen und mit ungeheuren Reden, resp. tumultuarischem Geschrei, nicht eher nachlassen, bis die Aufseher des Theaters mit Hülfe von Riethstöcken ihnen Stillschweigen auferlegt und dem auf der Mode gekommenen Modebelhen mit demselben Beweismittel die Unzulässigkeit der Behauptung des Geländers durch Beweis plausibel gemacht haben. Alles dies geht unter dem Rollen der Augen und dem Zietschen der Zähne im „Paradiese" vor sich; hier wie in allen anderen Theatern der hochgebildeten Stadt New-York werden an „Farbige Leute nur zur Galerie zugelassen", wo die Farbigen zu Allem, was sie sehen, ein süßes Lächeln bis hinter die Ohren haben. — Da ertönt die Schelle, Alles wendet sich dem Vorhang zu, in der Eil bleibt eine Ohrfeige oder sonstige erlittene Unbill unvergolten, die Zeitungen sinken, die Hüte und Mützen werden gezogen, und sollte hier und da eine Kopfbedeckung dem widerspenstigen Haupte zu fest ankleben, so helfen die Aufseher mit einem ernst meinenden „Caps off" und einer zierlichen Stockbewegung nach. Diese klopfenden Geister stellen sich nun, nachdem die Reihen ziemlich in Ordnung, nahe der Bühne auf, der sie durch Nichtbeachtung so wenig Achtung beweisen, wie dem Publikum durch Beachtung. Der Vorhang rollt auf, das Summen der Stimmen wird durch einige Schläge der klopfenden Geister auf die Bretterwand gedämpft, und das erste der auf heute Abend angekündigten fünf Mord-, Todtschlag- und Geisterstücke beginnt. Von der Aufführung und den Stücken selbst will ich nur bemerken, daß die Frage, was am schlechtesten sei, das Stück, die Schauspieler oder die Scenerie, ernsthafte Verlegenheiten bereiten muß; daß indeß der Direktor den Anforderungen seines Publikums nicht entspreche, wage ich nicht zu behaupten. Wie jedes Publikum, so hat auch unser Pit seine Lieblinge; ein junger Artist mit kreideweissem Gesicht und einer pechschwarzen, bis zur Nase herabhängenden Pferdehaar-Perrücke und sehr frappanten Stellungen fesselte in der letzten Zeit Young-America, das sich trotz des durch Tabacksaucen bereiteten und sehr fatalen Hindernisses nicht abhalten läßt, seiner dankbaren Anerkennung für den gebotenen hohen Kunstgenuß durch wildes Geschrei Ausdruck zu geben. Lächerlich ist die Sitte, daß, sticht ob einer verzweifelten Stellung, eines vernichtenden Blickes, einer furchtbaren und zermalmenden Geberde, eines bitteren Geschluchzes rc. ein lautes Beifallsgeschrei ans (bei anderen Gelegenheiten vernahm ich keinen ermunternden Zuruf), der oder die Beijubelte die Stellung rc. bis zur Legung des Sturmes beibehalten. Es entstehen dadurch die komischsten Scenen. Hat man nun die Nachts ein Uhr den Schicksalen und Schicksälchen von fünf Helden und eben so viel Heldinnen seine ganze Theilnahme gewidmet, sich gefreut, daß das erste Stück so glücklich endete, bedauert, daß das zweite nichts Besseres vom Schicksal zu sagen wußte, sich entsetzt vor dem wahrhaft tragischen Ausgang des dritten, wieder erholt durch die wunderbare Gunst des Zufalls beim vierten, im fünften sich höchlich gewundert über die unglaubliche Macht überirdischer Wesen, über die schlechte Maschinerie, und daß das bengalische Feuer so rasch abbrennt, so fühlt man sich so zerrissen wie eine Coteletts und gedenkt mit Schrecken der dünnblütigen Nachbarn, die doch derselben Spannung und Folter unterworfen waren. Aber, o Wunder über die restlessness der Amerikaner und Newsboys, wie ein Phönix sich mit neuer Kraft aus seiner Asche erhebt, so entsteigt der unverwüstliche Newsboy der ihm aufgedrungenen Stille mit wiederem Geschrei und eilt mit seinen Standesgenossen der entlegenen Zeitungs-Office zu, um nach zwei oder drei Stunden Schlaf oder ungestörter Unterhaltung in den Straßen rechtzeitig seinen „Stock" für den kommenden Tag aus den Händen der Angestellten zu entnehmen und nöthigenfalls von denselben Darreichungsmitteln tüchtige Ohrfeigen zu empfangen. Das andere ehrenwerthe Publikum verliert sich in die unzähligen Kneipen des „Stand" oder wird vom ehrsamen Ehegespann zur eutternten Wohnstätte exkortirt, denn länger darf doch nun das liebe Baby nicht der „Patent-Wiege" entzogen werden.

Besser schon ist es um das National-Theater bestellt. Diese Bühne zeichnete sich in den letzten Jahren durch, ich weiß nicht, wie viele hundert Mal wiederholte Darstellung von „Uncle Tom's Cabin" aus. Es geht Einem aber mit diesem Bühnenstück so wie mit manchem Geschichtswerk deutscher Professoren; man muß die „Geschichte" kennen, um es zu verstehen. Das fromme Werk der frommen Frau Beecher-Stowe ist so gewaltig beschnitten auf der einen Seite und auf der anderen mit so vielen Witzeleien wieder ausgebaut, daß Tante Harriet ein bitterböses Gesicht zu dieser Verkleidung ihres lieben Kindes, dem sie ja bekanntlich noch ein besiegeltes und beschworenes Berechtigungs-Attest zu seinem Dasein nachschickte, machen würde. — Im übrigens den schlimmen Vorwurf des Abolitionismus möglichst fern zu halten, hat die Theater-Direction der verunglückten Erziehung des Negermädchend durch die methodistische Ophelia eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Wenngleich das Publikum schon gewählter ist und in den Logen sich schon Salesmen, auf gut Deutsch Ladenschwengel, zwischen gesteiften, geraden und umgeklippten Vatermördern

Digitized by Google

und mit ihren Herzallerliebsten zeigen, so mag folgender Vorfall, der, wenn möglich, bei jeder Vorstellung wiederkehrt, Zeugniß ablegen von der Gemüthsrichtung der hiesigen Musentempel Besuchenden. Die kleine Evangeline liegt in den letzten Zügen, die ganze Scene trägt einen feierlich ernsten Charakter, da erfüllt mit einem Male ein fürchterliches Geächzter und Bravogeschrei das ganze Haus, denn vor dem Sterbebett, am Boden gekauert, giebt sich erwähntes Negermädchen den tollsten Ausdrücken des Schmerzes hin und zeigt dabei mehr als gebührlich die Beine. Ich meine, in diesem Falle entschuldigte die Geschmacklosigkeit des Publikums die Erbärmlichkeit der Direction nicht. Sonst zeichnet sich diese Bühne noch durch ihre Anhänglichkeit an die deutsche Märchenwelt aus, indem sie ihre Gönner durch fürterlich anzuschauende pappdeckelne Lindwürmer, redende Pferde, gestiefelte Kater und ungeheure Nasen, aber nicht bureaukratische, erquickt. Der Krug Fortunat's mit seinen erschrecklich essenden, laufenden, blasenden und anderen erschrecklichen Dienern, so wie auch andere Erschrecklichkeiten, sind nicht vergessen. Man sieht es dem Ganzen an, es ist nur auf Kurzweil eingerichtet, den eigentlichen Zweck der Bühne, Veredelung des Geschmackes und des Gemüthes schiebt man „wegen unvorhergesehener Hindernisse" bis auf Weiteres hinaus.

Die anderen Theater, Broadway, Burton's, Metropolitan, Wallack's, Niblo's Gardens und die „Academy of Music" gehören mehr der salsionablen Welt an und sind selbstverständlich in der Wahl ihrer Stücke, wie in der Ausführung respektabler, wenn auch amerikanisch; um indeß diesen Monatsbericht nicht gar zu weit auszudehnen, behalte ich mir eine Besprechung derselben noch vor. (Schluß folgt.)

Kalifornien.

Noch Etwas über die in San Francisco erscheinende chinesisch-englische Zeitung. *)

Nach der uns vorliegenden Nummer dieser Zeitung (vom 11. Januar 1855) zu urtheilen, sind der chinesische und der englische Theil ganz unabhängig von einander; denn keine Mittheilung des einen wiederholt sich im anderen. Diese Unabhängigkeit gilt sogar mit Beziehung auf die „Eingesandts" (von Seiten europäischer Kaufleute). Auch giebt der Styl der in chinesischer Sprache verfaßten Artikel sie als echt chinesische Erzeugnisse zu erkennen. Es versteht sich, daß hier alle vorkommenden englischen oder spanischen Namen und Wörter in die ideographische Schrift des Mittelreichs umgeschrieben sind; außerdem erleiden sie zum Theil so arge Verstümmelungen, daß nur der Zusammenhang errathen läßt, was für Orte oder Personen die Berichterstatter meinen. Bei solcher phonetischen Umschreibung liegt übrigens immer der Dialekt von Canton zum Grunde, weil die meisten chinesischen Ansiedler in Kalifornien aus jener Provinz gekommen sind und noch kommen. Unter den sehr wenigen politischen Artikeln der vorliegenden Nummer befindet sich nachstehender:

„Ehe noch der Krieg der Oloß (Russen) wider das Reich Tekki (Türkei) zu Ende war, kamen Ingkili (Engländer) und Falanki (Franzosen) mit vereinter Macht den Tekki zu Hülfe und griffen die Oloß an. Am fünften Tage des eilften Monats vergangenen Jahres erfolgte eine Schlacht, in welcher die Oloß gezwungen wurden, sich in eine Festung zurückzuziehen, die sie seitdem standhaft behaupteten. Nach französischen Zeitungen war das Heer der Oloß 40,000, nach englischen aber 75,000 Mann stark gewesen und hatte an Todten und Verwundeten überhaupt 15,000 Mann eingebüßt. Obgleich nun die Oloß nach ihrer Niederlage in einer Festung Zuflucht gesucht, so kann man doch nicht behaupten, daß sie vollständig besiegt seien; denn im Kriege wechseln immer Siege mit Niederlagen. Was die Zukunft bringen wird, das läßt sich nicht vorher berechnen."

Ein anderer Artikel meldet den Tod und die feierliche Bestattung des Königs Kamehameha III. von Owaihi, nebst der Thronbesteigung seines Sohnes, von welchem gesagt wird, daß er England und das Reich der blumigen Fahne (d. i. die Vereinigten Staaten) besucht und Verfassung, Sitten und Charakter dieser Länder studirt habe. Ein dritter Artikel verzeichnet den offiziellen Belauf des Dollar-Werthes aller Aus- und Einfuhr-Waaren der Vereinigten Staaten vom sechsten Monat 1853 bis zum sechsten Monat 1854, ingleichen aller in dieser Periode eingegangenen Zölle. In einem vierten und fünften Artikel sind obrigkeitliche Vorschläge mitgetheilt, von denen einer zur Deckung des finanziellen Defizits Verringerung der Gehalte empfiehlt, der andere den motivirten Wunsch ausspricht, daß man keine chinesischen Einwanderer mehr in Kalifornien zulassen möge. Sch...

*) Vgl. Nr. 37 des „Magazin".

Mannigfaltiges.

— Stoff, Unglaube und Moral. An dem Kampfe gegen die absolute Naturgläubigkeit, gegen die Anbetung des Stoffes und der demselben inhärirenden Kraft nehmen auch die unter Karl Gutzkow's Leitung immer mehr zu wahrhaften Household-Words (Worte für das Haus) sich gestaltenden „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" tapferen Antheil. In ihrer Nr. 47 bringen sie zuerst einen Artikel von Dr. August Weber „über die wiesache Natur des Menschen" und demnächst eine Abfertigung der Schrift des Tübingischen Privatdozenten, Dr. Louis Büchner: „Kraft und Stoff" (Frankfurt a. M., 1855). Ganz vortrefflich sagt Dr. Weber: „Es giebt kein thörichteres Beginnen, als das Höhere aus dem Niederen, das Unendliche aus dem Endlichen herleiten zu wollen. Unser Bewußtsein mit seiner wunderbaren Phänomenologie läßt sich weder auf einen chemischen, noch auf einen mechanischen Prozeß zurückführen. Es ist ein Urphänomen des Geistigen, wie die Crystallisation, die Organisation Urphänomene des Physischen sind. Als solches haben wir es von der Erfahrung hinzunehmen und denkend zu verarbeiten, nicht aber das Unmögliche zu versuchen, indem wir das Unendliche aus endlichen Elementen konstruiren. Bewußtsein und die innere Einheit, welche daselbe in der Mannigfaltigkeit und Heterogeneität seines Inhalts behauptet, lassen sich nicht durch mechanische oder chemische Zusammensetzung machen; sie werden überhaupt nicht gemacht, sondern sind Das, was sie sind, von Haus aus und ursprünglich, und haben daher daselbe Recht, mindestens auf unsere Anerkennung ihrer ursprünglichen Wesenheit, wie die letzten Elemente der Materie, die wir auch nicht zu machen vermögen."

Dr. Louis Büchner wandelt auf den ausgetretenen Pfaden des ehemaligen Heidelberger Privatdozenten, Dr. Jakob Moleschott, indem auch er den Begriff einer besonderen Lebenskraft aus der Wissenschaft verbannt und es für erwiesen ausgiebt, daß das Leben nichts weiter sei, als das Produkt eines Zusammenwirkens der anorganischen Kräfte. Alle nicht blos physische, sondern auch moralische und intellektuelle Erscheinungen sind ihm nichts, als Ergebnisse verschiedener Stoffcombination, Stoffmetamorphose und Stoffwechsel. Natürlich kann dabei von keinen angeborenen Ideen und sittlichen Begriffen die Rede sein. „Es ist", sagt Herr Dr. Büchner, „für den Einzelnen durchaus nicht schwer, sich auf einen Punkt geistiger Betrachtung zu erheben, von welchem aus ihm überhaupt alle moralischen Begriffe als nicht bewend und unterschiedslos erscheinen, und dies bewegt deutlich genug (!) für die Wahrheit, daß diese Begriffe unserem geistigen Wesen keineswegs immanent oder angeboren sind. Von diesem Punkte aus kann es dem Einzelnen ganz gleichgültig für sich selbst oder sein Gewissen sein, wie er handelt, vorausgesetzt, daß er die Konflikte mit der menschlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen vermeidet." Das ist allerdings, wie die „Unterhaltungen" mit Recht bemerken, eine der „Bierbank", nicht aber eine des Katheders würdige Auffassung der Sittlichkeit.

„Diesen Herren vom Tiegel muß beigebracht werden, daß bloße Chemie wohl zum Apotheker, aber nicht zum Philosophen befähigt."

Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit, was wir bereits früher einmal in diesen Blättern gesagt, daß die unphilosophische Naturforschung unserer Zeit durch ihre Urtheile über ein ihr fremdes Gebiet sehr lebhaft an die sogenannte Naturphilosophie zu Anfang dieses Jahrhunderts erinnert. Ganz so, wie Schelling ins Blaue hinein schoß und sein Ziel verfehlte, als er vom Gebiete des Geistes aus die Natur des Stoffes konstruiren wollte, haben auch die Herren Vogt und Konsorten sich blamirt, als sie vom Gebiete der Materie aus über metaphysische Fragen entscheiden wollten und unter ihren Retorten und Mikroskopen neben den Elementen des Stoffes auch die des Geistes suchten. Ist es wohl ein Wunder, daß sie da Nichts gefunden haben? Und kann es wohl eine lächerlichere Behauptung, als die, geben, daß weil da Nichts vom Geiste, oder von der Seele, zu finden war, der Geist oder die Seele an sich gar nicht vorhanden sei!

— Der Komponist von „*Rule Britannia*". Der Londoner Critic macht bei Gelegenheit der auch von uns kürzlich besprochenen Frage über den Komponisten von „God save the King" darauf aufmerksam, daß zwar nicht die Melodie dieses Volksliedes, wohl aber die des „Rule Britannia" von Händel herrühre. Der angebliche Komponist des letzteren, Dr. Arne, hatte das Lied ursprünglich in Thomson's Schauspiel „Alfred" eingelegt, und zwar nach der von Händel zu der Arie „Vostro sguardo" in der Oper „Giustino" komponirten Musik. Die stolzen Worte „Britannia rule the waves" werden also nach der Weise eines beliebigten italiänischen Liebhabers gesungen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 109. Berlin, Dienstag den 11. September 1855.

Rußland.

Die Weisheit des Orients.

Schon einmal bei Gelegenheit einer Besprechung der „Solotyja Poslowizy" oder „goldenen Sprüche Fit Arari's, des Habessiniers" ist in diesen Blättern*) von dem Unterzeichneten darauf hingewiesen worden, wie groß der Reichthum sei, den einige Klöster im Herzen Rußlands, und vor allen das bei dem Flecken Sergijewskoi Posad, achtundsechzig Werst von der alten Metropole des russischen Reiches belegene *Troizkoi Monastyr* oder Kloster zur heiligen Dreieinigkeit, an handschriftlichen Schätzen in sich bergen.

Die vorerwähnten „Solotyja Poslowizy", von welchen der Verfasser dieser Zeilen einige Centurien zur Kenntniß der Leser des „Magazin" brachte, waren ebenfalls einer der zahlreichen Handschriften jenes im Ansehen einer besonderen Heiligkeit stehenden Klosters entnommen, und es ward daselbst hervorgehoben, daß Fit Arari's Sprüche nur einen sehr geringfügigen Theil einer weit beträchtlicheren, mehr als zwanzig Bände umfassenden Sammlung bildeten, die unter dem Titel „Gnomologitscheskija Knigi" („gnomologische Bücher") Anhebungen aus vielen orientalischen, namentlich türkischen, tatarischen, bucharischen, mongolischen, grusinischen, armenischen, persischen, sandkritanischen, chinesisch-japanischen, malaiischen, arabischen und habessinischen Werken enthält, die hier durch die Bemühungen des vormaligen Metropoliten von Moskau und Archimanditen dieses Klosters, des ehrwürdigen Platon, zusammengetragen und mittelst einer sehr fließenden Version zum Gemeingute der russischen Nation oder vielmehr derer gemacht worden sind, welche jene Andachtsstätte bewohnen und besuchen — eine Zahl, die sich nach Hunderttausenden für das einzelne Jahr berechnen läßt.

Platon, dessen Familienname Lewschin war, hatte eine ganz besondere Vorliebe für die Sentenzenpoesie,**) und sie eben war die nächste Veranlassung zu seinen großartigen gnomologischen Sammlungen, zu deren Veranstaltung und gründlichen Ausführung die hohe Stellung, die er bekleidete, so wie die reiche Dotation des Klosters, dem er vorstand, und endlich seine vertraute Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Gelehrten des Reichs ihm günstige Gelegenheit und ausreichende Mittel darboten.

Ein großer Theil jener „Gnomologitscheskija Knigi" mag die Herbeischaffung und Umwandlung ins Russische der unmittelbaren Bemühung Platon's verdanken, der nicht blos ein geschickter Kompilator, sondern auch ein ganz vortrefflicher Linguist war und der mehrere der orientalischen wie der occidentalischen Sprachen zum Gegenstand eines anhaltenden Studiums gemacht hatte. Es spricht sich sein universeller, der Kunst wie der Wissenschaft gleich feurig zugewandter, die Gebiete der Poesie wie der Prosa mit derselben Wärme umfassender, der antiken Weisheit wie der der Jetztzeit mit gleicher Inbrunst huldigender, überhaupt für alles Große, Edle und Aesthetische wahrhaft erglühender Geist auch besonders in der Wahl aus, die ihm stets das Werthvollste aus den Gesammt-Literaturen herausgreifen ließ, welche er vor das Forum seiner Betrachtung zog.

So erscheint in seinen aus persischen Schriftstellern gezogenen Dichtungen und Sentenzen das Vortrefflichste und Bedeutsamste, was Dschelaleddin Rumi, Feriduddin Attar und Omar Chiam aus Nischabur, Jlahi, Sajib, Mewlana Dschami, Abul Hassan Rudegi, Ammar, Abulfaradsch aus Sistan, Dakiki, Farruchi, Firdusi aus Tus, Katran Emir Ben Mansur, Enwadeddin Enweri, Nisami aus Gendsch, Senaj, Essireddin Achsetegi, Medschireddin Bilkani, Sahireddin Farjabi, Dschemaleddin Mohammed Abdorrisak aus Jsfahan, Rokneddin Kobaji, Saadi aus Schiras, Emir Chosrn aus Dehli, Emir Mahmud Ben Jemin Ferjumendi, Schemseddin Mohammed Hafis, Kiatibi, Scherefeddin Ali von Jezd, Hatifi aus Dscham, Mewlana Binaji, Hilali aus Astrabad, Mewlana Said aus Demawend, Mirsa Taher oder Wahid, Mirsa Kassim aus Chorassan, Kemal Ibn Gajeb, Molla Wahschi, Mewlana Nisam aus Astrabad, Zeiss und andere Koryphäen der älteren und neueren persischen Literatur gedacht und gedichtet haben.

So ist in jenen aus arabischen Werken von ihm gezogenen Sprüchen das Herrlichste gegeben, was der große Lokman, der schwungreiche Motenebbi, der geistvoll witzige Hariri, der feurige Ali Ebn Abi Talebi und Andere mehr aus ihrem Genius schufen und was Meidani, Abu Obeid Alassem ben Salem, Mibsfeda, Zamachschjari, Abu Jsmael Tograi, Timsalol Emsal, Almoyhaddel, der fezzanische Mann Dombai und verschiedene Andere mit interpretativem und zum Theil reproduzirendem Talent sammelten, sichteten, nachdichteten und erklärten.

Meist sind die Namen der Schriftsteller und Schriftstücke getreulich vermerkt, aus denen jener gigantische Thurmbau erwuchs, den Platon zur Ehre der russischen Literatur unternahm und der ihn ewig unvergeßlich machen wird im Herzen seines Volkes, ja, der geeignet sein dürfte, ihm einen europäischen Ruf zu begründen, wenigstens auf dem Gebiete des vielleicht noch allzu wenig angebauten Literaturzweiges der Didaktik, über die er als Zar mit blitzendem Szepter herrschte, ähnlich jenem Hellenen, der über die Gebiete der Philosophie sein goldenes Scepter schwang.

Nicht immer aber mag es selbst einem Platon gelungen sein, den Namen und die Geburtsstätte jener Schriftsteller aufzuspüren, deren Werke und Worte er vielleicht schon durch die Hand anderer geschickter Sammler gefondert, gesichtet und in Kränze gebunden vorfand. Dahin rechnen wir auch eine sehr umfangreiche Sammlung arabischer Sentenzen, Maximen, Parabeln, Parömien, Aphorismen und anderer Arten von Gnomen, die unter der Aufschrift „Mudrost' wostotschnaja", d. i. „Weisheit des Orients", durch Platon in einem besonderen Bande (dem elften) seiner gnomischen Bücher niedergelegt ward und auf deren Titelblatt sich kein Verfasser angemerkt findet. Sowohl dieser Umstand, als die gewählte allgemeine Aufschrift: „Mudrost' wostotschnaja" selbst, sprechen dafür, daß wir es hier nicht mit der Dichtung eines einzelnen oder weniger vereinzelten, sondern daß wir es mit einem großen Sammelwerke vieler Autoren, vielleicht mit dem Gemeingute verschiedener Nationen zu thun haben. Denn wenn wir auch oben von „arabischen" Gnomen sprachen, so wissen wir ja und der Geschichte des Chalifats, wie viele Völker im Laufe der Zeit der Lehre Muhammed's und dem Besehle seiner Nachfolger dienstbar wurden und nach wie vielen Regionen hin sich arabische Sprache und arabische Literatur machtvoll ausbreiteten. Die Sprüche aus der „Weisheit des Orients" können demnach auf persischem, arabischem, ägyptischem, fezzanischem, marokkanischem und anderem Boden gesammelt oder entstanden sein, und sicher ist, daß ein sehr großer Theil derselben in einer Region erwuchs, die jener nicht fern liegt, wo Fit Arari, der Habessinier, seine goldenen Sprüche dichtete oder zusammenlas. Der Inhalt der oben gedachten, unter dem Namen „Weisheit des Orients" zusammengereihten Sentenzenfolge spricht nämlich ganz entschieden dafür, daß besonders Aegypten, und theilweise auch Nubien, als das Vaterland derselben zu betrachten sei. Und so bilden sie gewissermaßen einen Uebergang zu den habessinischen Sprüchen oder, wenn man will, einen Anhang und eine Fortsetzung derselben und scheinen insofern einer nicht minderen Beachtung werth, als jene. Dazu kömmt, daß die „Sprüche der Weisheit" noch in einer weit umfassenderen und sorgfältigeren Anfammlung vorliegen, als jene „Solotyja Poslowizy" Fit Arari's, dessen Lese wenigstens im russischen Mannstrich sich im Ganzen als etwas oberflächlich angelegt und, was die zweite Hälfte betrifft, als sehr fragmentarisch herausstellte. Denn, während die ersten fünf Centurien, wie wir a. a. O. zeigten, unserer Ansicht vollständig vorlagen, erwiesen die sechste und siebente einen Defekt von je 27, die achte einen Defekt von 4, die neunte von 21 und die zehnte

*) Vgl. Nr. 5—7 des „Magazin" vom laufenden Jahre.

**) In allen Werken Platon's, besonders aber in den zwanzig Bänden seiner „Predigten", welche viele Auflagen erlebt haben, spricht sich ein eigenthümlich bilder- und blumenreicher, mit Gnomen fast durchwebter, man möchte sagen, orientalisch-sentenziöser Typus aus, der dem Autor durch seine stete Beschäftigung mit den didaktisch-gnomischen Schriftstellern des Orients — wir wissen nicht, ob bewußt oder unfreiwillig — zum Eigenthum und gleichsam zur anderen Natur geworden war.

von 12 Sprüchen, so daß in Allem und in der Sammlung Fit Arari's nur 909 Gnomen entgegentreten. Um mehr als das Fünffache scheint dagegen die „Mudrost' wostotschnaja" jene zu übertreffen, denn sie ist auf etwas mehr als zweihundert geschriebenen Folio-Seiten (nach flüchtiger Schätzung von mir, da sie unpaginirt waren) angelegt, so zwar, daß auf der einzelnen Seite sich durchschnittlich 24—25 Sprüche befinden mochten, was eine Gesammtzahl von etwa fünftausend Sprüchen ergeben würde. Diese ganze interessante Sammlung zu bewältigen, dazu fehlte es mir leider an Zeit und Gelegenheit, da die Aufgaben, die ich mir bei meinen Besuchen im Kloster und bei meinen Excerpten aus den Platoruschen „Gnomologitscheskija Knigi" stellte, sich gleichzeitig über verschiedene Gnomenlesen ausbehnten und die Abschrift der Fit Araurischen Sammlung, die ich vollständig ausführte, schon einen bedeutenden Aufwand von Muße erforderte.

Daß indeß auch schon der kleine Theil jener „Weisheit des Orients", den ich extrahirte, der Beachtung einigermaßen werth sei, davon, glaube ich, wird sich jeder Leser dieser Blattes überzeugen, dem ich im Folgenden jene Sprüche in der von mir versuchten Version aus dem russischen Texte vorführe, wobei ich bemerke, daß ich dies um so lieber thue, weil ich hierdurch im Stande bin, ein paar Ergänzungsblätter zu jenem Bilde zu liefern, welches ich in Nr. 5—7 des „Magazin" den Lesern hinsichts der Poesie in den Quellenlanden des Nil vorlegte, während denselben nun auch die im Mittel- und Deltalande des Nil gangbare oder gangbare gewesene zur Anschauung gebracht werden soll.

Die von mir angedeutenden und übersetzten Sentenzen aus der „Weisheit des Orients" lauten:

Wenn Dein Glaube ist, o Sohn, daß des Edens Thor von Löwen bewacht werde, so lasse es Dein einziges Streben hienieden sein, den Kampf mit den Löwen zu erlernen.

Verneige Dich dreimal vor Allah in den Tagen der Freude, aber dreimal drei Male verneige Dich vor ihm in den Tagen des Elends.

Dem anstürmenden Feinde sei wie ein Blitzstrahl, der das schwarze Gewölk zerspaltet; dem gefällten Feinde sei wie eine kränkelnde Wolke, welche die lechzende Ebene erfrischt und ihre Palmen wieder emporrichtet.

Sende Dein Gebet, o Lotos, zu Allah empor, daß er den Nilsumpf nicht verdrocken lasse, über dessen Wasserfläche Du Deine blauen Kelche ausbreitest.

Beachte den Armen nicht. Auch im elenden Kiesel schlafen heiße Funken, die die Nacht durchblitzen können. Mache Dich vielmehr, o Reicher, zu einem Stahle dem Stein und locke die schlummernden Funken hervor aus ihm.

Wenn sich der Engel des Herrn in Dir spiegeln will, sei dann Deine Seele die reine Nilwelle und nicht der Schlamm des ausgetretenen Stromes.

Wenn Du auf den Tabor steigst, dann hebe Deine Rechte zu Allah empor; wenn Du in die Ebene niedersteigst, dann senke sie segnend herab auf das Haupt Deiner Brüder.

Ist es nöthig, einem Deiner Kameele eine doppelte Last aufzuerlegen, dann überbürde nicht das fromme Kameel, sondern das störrische.

Wirf den Krystall nicht fort, den Du fandest, um deßwillen, weil Du ausgingst, einen Diamanten zu suchen.

Bedünkt Dir die Welt wie ein gläsernes Haus, dann sei eine Sonne und durchschreine es.

Freue Dich erst über das Austreten der Nilwelle, wenn sie ihren Schlamm auf den Aeckern gelassen und Dich und Deine Zeitgenossen nicht ersäuft hat.

Wäre die Rache auch ein Scherbetkrug, nippe doch nicht einmal daran.

Gründe, o Sohn des Glaubigen, Deine Heimat in dem Herzen der Reinen, wie die Nachtigall ihr Nest auf Rosenzweigen erbaut.

Schöpfe mit einem goldenen Becher krystallene Fluth: der Kranke wird ihren Geschmack bitter finden.

Gehe mit verhüllten Augen bei den Mädchen der Wonne vorüber, auf daß Du, wenn Du doch in ihre Netze fällst, sagen kannst, ich that es nicht mit sehenden Blicken.

Mache Deinen Feind nicht zu Deinem Arzt und Deinen Widersacher nicht zu Deinem Koch.

Wann Du den Pfeil der Wahrheit abschießest, dann tauche seine Spitze zuvor in Honig.

Dem Blinden rühme nicht des Demantes Glanz, dem Tauben preise nicht der Cymbel Schall.

Bewahre die Ruß vor dem Lachen, denn es wird ihr Tod sein.

Wer sich vor Dir allzu tief bückt, dem siehe auf die Hände, ob sie nicht Staub tragen, Dich zu bewerfen.

Lasse das Rader der Gelegenheit nicht aus dem Kahne Deines Lebens entgleiten.

Wenn die Geduld ein Pfeil ist, dann berühre die Sehne des Bogens nicht.

Wenn Du durch die Furth des Nil waten mußt, so thue es bei Tage.

Erwarte von der Wasserschöpferin nicht, daß sie des Krokodiles Rachen lobe, welcher eine ihrer Brüste verschlang, als sie sich an der Schöpfstelle bückte, um den Krug mit der Nilwelle zu füllen.

Lege Deine Datteln in ein Honiggefäß, versenke aber das Gefäß nicht danach in den Schlamm des Nil.

Koste keinen Tropfen von jenem Scherbet, den Du nicht trinken darfst bis zur Neige.

Was Du in den Nil schreibst, von dem verlange nicht, daß man es in der Wüste lese.

Wenn Du über eine Brücke schreitest, darunter ein rauschendes Wasser fließt, alsdann lobe erst Allah, und danach preise den Erbauer der Brücke. Schütte die Durra nicht aus dem Sacke, in welchem Du den Reis zu finden verhofftest.

Bitte Allah, daß er Dich vor den Tigern bewahre, indem Du ihm dankst, daß er Dich von den Löwen errettet hat.

Zege erst den eigenen Zelthof und dann den Deines Nachbars.

Wenn die Raiken auslaufen, dann stimme einen Trauergesang an, wenn sie wieder einlaufen, dann erhebe ein Festgeschrei.*)

Pflanze da nicht das gemeine Schilfrohr, wo das edle Zuckerrohr gestanden hat.

Esset in der Oase und fastet in der Wüste.

Hat Dich die Sahara gelehrt, Bitten zu Allah emporzusenden, so sei es die Oase, welche Dich lehre, Deine Hände dankend gegen Allah auszubreiten.

Begnüge Dich damit, aus Durramehl Brod zu backen, dafern es Dir an Reißmehl fehlt, Pasteten zu bereiten.

Ist es ein Thier, welches mich erwürgen soll, so rufet den Tiger herbei und nicht die Fuchsheerde.

Schüttle nicht die Kokospalme, so Du nicht willst, daß Dein Haupt es büße.

Hast Du kein Rosenöl, so magst Du mit Ambra räuchern.

Wo Du die Reißärndte halten kannst, da magst Du auf die Durra-Aerndte verzichten.

Wenn Du auf die Jagd gehst, dann lasse die Flinte nicht daheim.

Fülle nicht guten Wein in schlechte Schläuche.

Gleiche der Theepflanze, von der nicht blos die Blüthe gelobt wird, sondern auch das Blatt.

Als die Wespe den Honigbau der Biene sah, rief sie: jetzt denke daran, etwas Nützliches zu schaffen.

Zum Golde darfst Du nicht von der weißen Farbe reden und vor dem Silber nicht der gelben Farbe erwähnen.

Fürchte das junge Krokodil mehr als die alte Eidechse.

Lobe des Krämers Kingbeit, der den Darm theurer verkauft als die Wurst.

Das Eisen blos brennen, hilft zu Nichts, Du mußt es auch auf den Amboß bringen.

Rufe nicht Bär in die Berge, wenn Du willst, daß sie Honig antworten.

Gehe nicht in die Nilsümpfe, wenn es Dir am Herzen liegt, die reine Luft der Berge zu athmen.

Siehest Du die Sterne, so erkenne auch den Berg.

Wenn Deinem Esel Hörner wachsen, geschwind säge sie ihm ab, denn Du wirst sonst seine Stöße zu empfinden haben.

O Zwerg, wolle nicht mit einem hölzernen Schwert wider den geharnischten Riesen fechten.

Gleiche, o Sohn des Gläubigen! jener Muschel, deren Schale glänzendes Perlmutter ist und deren Kern aus echten Perlen besteht.

Vom Bären erwarte nicht, daß er andere Töne, als brummende, Gesang nenne.

Ziehe nicht am Kuh-Euter, wenn Du Kameelmilch trinken willst.

Mit der Ceder sprich nicht vom Laube und mit der Palme rede nicht von den Nadeln.

Leite den Nil in ein silbernes Becken, alsogleich wird er zu einem Milchstrom werden.

Hast Du einmal die Ceder gefällt, dann hoffe nicht, daß sie noch weiter wachse.

Berachte die Nachkommen des Gehängten nicht, auch aus dem Nilsumpf wachsen Lotosblumen.

Verlange von den Sternen nicht, daß sie strahlen, verlange von der Sonne nicht, daß sie flimmere.

Lasset die Wurfspieße nicht im Dorf, wenn Ihr zur Schlacht ausgieht wider die Nilpferde.

Dem Thiere, welches an Disteln gewöhnt ist, wirf nicht Datteln vor.

Eidechsen, wählet nicht den Geier zu Eurem Könige.

Beiße den nicht in den Finger, der Dir den Honig in den Mund steckt.

*) Diese Sentenz scheint sich, mit vielleicht noch mehreren anderen, auch dem Türkischen in diese Sammlung verloren zu haben, denn Kalk ist, so viel ich weiß, nur die Benennung für eine kleinere Art türkischer Fahrzeuge.

Oeffnest Du die Ader, dann halte Dich bereit, Blut zu sehen.

Gieb Deinem Sklaven die blaue Ente nicht, denn er würde sonst auch den weißen Pelikan von Dir verlangen.

Verschieße Deine Pfeile nicht wider den Himmel, denn Du wirst Allah's Haupt nicht treffen.

Schicke den Narren zum Sultan, er wird Großwesir werden; sende den Weisen zu ihm, sein Haupt wird fallen.

Setze nicht auch noch die Ferse auf den Rücken dessen, den Du zu Boden warfest.

Bitte Allah, daß er Dich von den Schakals erlöse, nachdem er Dich von den Hyänen errettet hat.

Schieße nicht mit einem gläsernen Pfeil nach einem gemalten Hirsche.

Esel, bete für des Ochsen Gedeihen, sonst wirst Du das Schöpfrad drehen müssen.

Die Nackte stieß auf die Nackte. Schäme Dich, sprach Eine zur Anderen.

Uebe Großmuth an Deinen Feinden, o Sohn des Barmherzigen! wie es die edle Terebinthe thut, welche denen den klaren Terpenthin spendet, die mit scharfen Messern in ihre Rinde schneiden.

Blau spiegelt der klare Bach den heiteren Himmel zurück und schwarz die düstere Regenwolke. Nimm ein Exempel daran, o Sohn des Gläubigen! und sei offen und wahr Deinen Freunden wie Deinen Feinden.*)

Dr. Julius Altmann.

Nord-Amerika.

Amerikanische Monats-Berichte.

(Schluß.)

Gewiß auch nach dort ist die Kunde von dem letzten hiesigen deutschen Sängerfest gedrungen, und wenn Ihr Berichterstatter auch nicht wie hiesige deutsche Blätter es ein „Ereigniß" nennen kann, so hält er es doch der Erwähnung werth, weniger in Betracht des Kunstwerthes, denn der ist auch bei dortigen Sängerfesten nie ein sonderlicher und wird hier durch seltsame Auswahl der Piècen noch mehr gedrückt, sondern wegen des Eindrucks, den es auf die Yankees gemacht. Stelle man sich aber nicht ein geschniegeltes Düsseldorfer Gesangfest in schwarzem Frack, weißer Weste und weißen Glaceehandschuhen mit Wein vor; es war ein echtes Volksfest in ungebundener Kleidung mit Bier, wie ein rheinisches Schützenfest. Die festlichen Umzüge in der Stadt und die Biervertilgung vor der Stadt bildeten denn auch die Glanzpunkte des Festes. Was aber den Amerikaner am meisten frappirte, war die ungezwungene Heiterkeit so vieler „gesetzter" Leute, die muntere Ausgelassenheit so vieler biervollen Menschen ohne blutige Köpfe. Das ging über ihre Begriffe, und sie bekannten offen, daß sie in diesem Stücke noch Manches von den „Germans" lernen könnten. Amerikanische Augenzeugen stritten sogar allen Ernstes die Berauschungsfähigkeit des Bieres ab, eine Ansicht, die, wenn sie durchgriffe, bei strengerer Handhabung des Liquor-Gesetzes uns Teutonen den edlen Gerstentrank zu unserem Frommen und innigen Dank erhalten könnte.

Das Liquor-Gesetz — wie hat es die Gemüther erregt, die Köpfe erhitzt, die Kehlen heiser gemacht und zu guter Letzt mehr derselben mit Liquor besenchtet, als vordem! Blut ist zwar nicht geflossen, auch sind keine Barrikaden aufgethürmt, um diesen, die nationale wie die individuelle Freiheit beschimpfenden Eingriff zu pariren; der praktische Sinn der Yankees hat ein anderes Mittel ausgedacht, er dreht dem Gesetze öffentlich eine gewaltige Nase. Die guten Temperenzler sangen schon aus voller Kehle, was deutsche Studenten den Philistern zurufen:

Saust Euer, wie das liebe Vieh,
Und denkt, es sei Krambambuli!

Da gewahrte juristischer Verstand ein arges Loch in ihrem Gesetze, indem importirte Liquöre, die im Zolltarif aufgeführt, durch Zahlung des Zolles gesetzlich erlaubte Waaren sind. Mit einem Male waren nur noch „importirte" Liquöre in der ganzen Stadt; stand es doch an jeder Bar mit großen, wenn möglich, mit goldenen Buchstaben geschrieben! Jedem machte der verständige Mayor seine Polizisten verantwortlich für jeden Mißgriff, den sie an importirtem Liquor begingen, und verlangte sichtbaren Beweis, daß die saftigen Liquore rein nativistisch seien. So etwas läßt sich aber besser schmecken, als sehen, und so probirten denn auch die Polizisten mit den Civilisten um die Wette, hoffend, daß sie endlich, endlich einmal einen reinen Knowsothings-„Bittern" packen. Der treffliche Mayor hat indeß der ganzen Sache eine gute Seite abgewonnen; er läßt mit unerbittlicher Strenge die Betrunkenen in den Straßen aufgreifen und sie mit einem Freibillet für zehn Tage ins Stadtgefängniß versehen oder durch den Verlust von zehn Dollars ihre Sünde erkennen. Und bemerkenswerth, die Deutschen sind bei diesen Sünden-Erkenntnissen sehr in der Minorität, dagegen die Söhne und Töchter Irlands sehr zahlreich vertreten. Des widrigen Anblicks betrunkener Weiber und mit Koth und Blut bedeckter Baben ist man durch diese Maßregel glücklich überhoben.

Pflichtgemäß müßte ich auch des Unabhängigkeitstages und seiner Freuden auszührlich gedenken. Da aber der diesjährige 4. Juli den Antritt des liquor-law und sonst wenig mehr brachte, so will ich die Eröffnungsfeier jener echt republikanischen Institution, eingedenk des Wortes „jam sat prata biberunt", übergehen. Wollte ich die Freuden des Tages beschreiben, so müßte ich bei der Festparade beginnen und bei den Firecrackern schon wieder aufhören; da ich aber fürchte, durch Schilderung der ersteren mit den stürzenden Kavalleristen, den Aepfel essenden Infanteristen und den Limonade trinkenden Artilleristen das Heer in den Augen Deutschlands gar zu sehr herabzusetzen und durch Andeutung der Spielerei mit dem letzteren ein unrichtiges Bild hiesiger Unabhängigkeit zu entwerfen, so verzichte ich besser darauf und eile einem anderen Tage zu, der eine würdigere Feier amerikanischer Größe in sich faßt ohne jene Haupt-Ingredienzien des 4. Juli.*)

In den ersten Tagen des August, ich glaube, am 7ten, wird ein Dampfer mit einer auserlesenen Gesellschaft an Bord, worunter Professor Morse und Lieutenant Maury, und einem Schooner im Schlepptau der neufundländischen Küste zusteuern, um ein wirkliches „Ereigniß", die Legung des transatlantischen Telegraphen, zu beginnen. So wird denn der unverzagte Amerikaner den zweifelnden Europäer belehren, wie Raum und Zeit trotz der Lücke der Elemente zu bewältigen. Wohl sind nordamerikanische Sitten und Ansichten noch einer scharfen Kritik zu unterwerfen; aber dergestalt wir nicht, daß übergroßer Thatendrang und übergroße Thatkraft und nicht das Gegentheil die Verschrobenheit der Ansichten, Sitten und Gebräuche hervorgerufen. Mit Recht wirft man dem Yankee hochtrabenden Sinn und Eigendünkel vor; wo aber findet er seinesgleichen in der That? Ihn kümmert nicht das Vorspiel der That, die Theorie, das stößt er verächtlich abseits und handelt. Umgeben von Nationen, die entweder „angekränkelt von des Gedankens Bläße", oder „träumend in der Ruhe sanftem Frieden", steht er da als der Held endlosen Schaffens. Wohl verhehle ich nicht, daß Geld — Geld, Geld und immer wieder Geld die Triebfeder zu allen, so auch zu diesem wahrhaft riesigen Unternehmen ist; aber ist dem Europäer nicht auch

— — — — — Goldes

Im Klang des schönen gelben Goldes?

Und wo entwickelte der Letztere je solche Energie, wie der Amerikaner auf kommerziellem Gebiet unablässig thut? Ein Unternehmen überstürzt das andere, eine Erfindung überflügelt die andere; kurz, ein ungestümes, kräftiges Leben pulsirt durch die Adern der Vereinigten Staaten, wie ich es meinem Vaterlande nur wünschen kann. Möge der elektrische Telegraph, von Europa erfunden, von Amerika vervollkommnet, nicht nur ein treues Bild der Vereinigung, sondern auch ein kräftiger Hebel zur innigen Verbindung der Nationen sein und sie die eigenen Fehler durch die guten Seiten der Mitkämpfenden auf der Bahn des Fortschrittes mehr und mehr erkennen und besiegen lassen. Soll sich doch der Amerikaner durch die Anfertigung dieses ersten vieruudsiebzig Meilen langen Telegraphen in England, der, nebenbei bemerkt, von Kap Breton bis Newfoundland gespannt werden soll, zu dem Geständniß gezwungen, daß Europa Besseres, Solideres produzire; er, der sich vor kurzem drästete, auf der Höhe der Technik zu stehen. Solidität der Waare ist ihm fern und hält viel zu lange auf. Er hat nur Einen Zweck im Auge, aus dem möglichst kleinen Kapital möglichst großen Gewinn zu ziehen, weshalb er denn auch seine billigen, aber unakkuraten, geradezu fehlerhaften Maschinen immerzu mit einer Hast und Eil sich drehen, schwingen und kreisen läßt, die der sorgfältigere Europäer seinen besseren Maschinen nicht aufbürdet; tritt ein Unfall ein, so war doch die Maschine billig und hat so Kapital längst wieder erdreht und erschwungen, und Menschenleben — nun, das ist der billigste Artikel hierzulande!

*) Eine zweite Probe dieser Sprachweisheit des Orients werden wir nächstens folgen lassen. D. R.

Frankreich.

Jean Reynaud's „Himmel und Erde".

Ein geistreicher Franzose, Jean Reynaud, hat im vorigen Jahre unter dem Titel „Himmel und Erde" („Ciel et Terre") ein Buch herausgegeben, das von vielen französischen Journalen, namentlich auch von den Débats und vom Siècle, als eine ausgezeichnete Erscheinung, als ein gelungener Versuch einer neuen Religions-Philosophie bezeichnet wurde. Herr Reynaud, früher Saint-Simonist, gab nachmals in Gemeinschaft mit Pierre Leroux eine Art philosophischer Encyklopädie

*) Leider hat, seitdem unser Korrespondent dies geschrieben, die amerikanische Größe durch die schmachvolle, schouerhafte Hinmordung der Irländer und Deutschen in Louisville (Kentucky) einen neuen bedeutenden Stoß erlitten. D. R.

Digitized by Google

herauf. In seinem neuen Buche hat er sich das Ziel gesteckt, die Religion mit der Philosophie zu versöhnen, die biblischen Ueberlieferungen von der Schöpfung, dem Sündenfall und der Erlösung der Menschen mit den neuesten Resultaten der Wissenschaft in Harmonie zu bringen, um an der Hand beider, des Glaubens und des Wissens, zur Wahrheit und zum Frieden zu gelangen.

Es ist dies ein schönes, herrliches Ziel — ein Ziel, dessen einstige Erreichung wohl gehofft werden darf, von welchem jedoch die Menschheit in ihrer gegenwärtigen Entwickelungsperiode noch sehr entfernt ist. Wir wollen es vorläufig als einen Gewinn und als ein schönes Kennzeichen unserer Zeit betrachten, daß Religion und Wissenschaft sich nicht mehr, wie sonst, befeinden. Die Wissenschaft unserer Zeit, wenn sie nicht frivol und verblendet ist, erkennt vielmehr an, daß es für sie eine Gränzlinie giebt, die sie nicht überschreiten darf, und wo die ausschließliche Herrschaft des Glaubens beginnt. Der Glaube seinerseits, sofern er nicht blind und fanatisch ist, achtet das Gebiet der Wissenschaft als ein selbständiges und unverletzliches. Mehr können wir für jetzt von beiden nicht verlangen.

Herr Jean Reynaud, der Religion und Wissenschaft mit einander identifiziren möchte, stellt in seinem „Ciel et Terre" eine neue Lehre von Gott, von der Welt und von den Menschen auf. Es läßt sich dieselbe in folgenden Sätzen zusammenfassen: Unsere Seele hat vor ihrer Geburt auf anderen Weltkörpern gelebt. Sie findet hier auf Erden einen Zustand und eine Organisation, die der Lebensweise entsprechen, welche sie in ihrem früheren Dasein geführt. — Nach dem Tode des Menschen geht die Seele auf einen anderen Stern über, inkarnirt sich dort in einem Körper und erfährt dort ein Glück oder ein Leid, das als Belohnung oder als Strafe der irdischen Verdienste oder Vergehen des Menschen zu betrachten ist. — Die Zahl der Sterne ist unendlich, und von aller Ewigkeit her schafft Gott in jedem Augenblicke eine unendliche Zahl. Sie sind alle von intelligenten Wesen bewohnt und dienen den Seelen nach einander als Aufenthalt. — Die Sterne bilden eine Reihe von Welten in progressiver Vollkommenheit. Die Bestimmung einer jeden Seele ist, unaufhörlich von einer Welt in eine andere, vollkommenere überzugehen, sich dadurch einen schöneren Körper zu bilden, als sie an ihrem früheren Aufenthaltsorte zurückgelassen und dort ein größeres Glück anzutreffen, als das, welches sie bisher genossen. — Schuldbelastete Seelen gehen auf minder glücklich ausgestattete Sterne über, und durch den Schmerz, den sie dort erfahren, wird allmählich ihre fehlerhafte Natur verbessert und wird sie endlich zur Tugend zurückgeführt. — Das Weltall ist demnach der Schauplatz einer unendlichen Reihefolge von Transmigrationen, die sämmtlich als Zweck und Folge die Verbesserung der geschaffenen Wesen haben und allesamt die Gerechtigkeit und Weisheit Gottes manifestiren.

Niemand kann diesem System eine gewisse imponirende Erhabenheit absprechen. Es sagt der Vorstellung zu, die wir von der Größe und Unendlichkeit des Schöpfers und des Weltalls haben, und entspricht zugleich der Hoffnung, die wir in Bezug auf die Fortdauer unserer Seele hegen. Die Strengreligiösen werden sich jedoch eben so wenig, als die Strengphilosophischen, mit diesem System befreunden. Ein Kritiker in der Revue des deux Mondes, der über das Buch des Herrn Jean Reynaud berichtet, sagt unter Anderem:

„Der Verfasser von „Ciel et Terre" reicht die eine Hand dem heiligen Augustinus und die andere dem Astronomen Herschel; er zieht sie Beide an sich, stellt sich ihnen gegenüber und bewegt sie, sich mit einander zu vertragen. Er stellt eine Philosophie zum Gebrauch der religiösen Leute und eine Religion zum Gebrauch der Philosophen her. Er will die Philosophen religiös und die Religion philosophisch machen. Er nimmt immerhin die Erbsünde an, aber er versteht darunter den ursprünglichen Triumph der egoistischen und thierischen Neigungen. Er anerkennt die Erlösung, jedoch in einem geistigen Sinne, eben so auch Christum, jedoch nicht als Gott, sondern als einen erhabenen Gesetzgeber, der die Menschen zur Hoffnung und zur Tugend zurückgeführt. Er will noch an Himmel und Hölle glauben, aber er belegt mit diesen Namen die auf einander folgenden, mehr oder weniger glücklichen Zustände, welche den Seelen nach ihrem Tode auf den verschiedenen Planeten zu Theil werden sollen. Er nimmt die Auferstehung des Fleisches an, aber er interpretirt dieses Dogma, indem er sagt, daß unsere Seele sich einen anderen Körper bilden werde, wenn sie von dem ersten befreit sein wird. Uebrigens ist er voll erhabener Gesinnungen und trefflicher Intentionen: er ist von Liebe zu Gott durchdrungen, wie ein Theologe des Mittelalters, und gleichmäßig von Liebe zur Wahrheit, wie ein Philosoph der neueren Zeit. — Was soll man jedoch von seinem Versuche denken! Er greift eine durch die Anstrengungen dreier Jahrhunderte festgestellte Wahrheit an: die völlige und absolute Auseinanderhaltung der philosophischen Methode und der religiösen Methode. Er wirft jedes Glaubensprinzip um, indem er zwei nothwendig von einander verschiedene Glaubensprinzipien annimmt. Das System des Herrn Reynaud negirt die Vergangenheit, kompromittirt die Zukunft und verdient nur so offener Bekämpft zu werden, weil es nicht das erste ist und auch nicht das letzte seiner Art sein wird, und weil es das Kennzeichen einer beständigen, leider zu natürlichen Inkonsequenz des menschlichen Geistes ist."

Diese französische Art der Auseinanderhaltung und Gegensätzlichkeit von Religion und Philosophie hat freilich in Deutschland, wo man längst erkannt hat, daß die wahre Gotteserkenntniß Grund und Wurzel aller wahren Philosophie sei, auf keinerlei Art von Sympathie zu zählen, aber eben so wenig möchte man hier die Gebiete des Glaubens und des Wissens so mit einander identifiziren und eines in das andere aufgehen lassen, wie es uns Herr Jean Reynaud zumuthet.

Mannigfaltiges.

— Der frühere Brahmine Rama Ayen. Unter dem Titel: „Vier Geheimrath-Minister, eine indische Geschichte in Gleichnissen", erschien kürzlich in Hamburg, im Selbstverlage des Herausgebers, eine aus der tamulischen Sprache übersetzte, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende Erzählung, herausgegeben von dem ehemaligen Brahminen Christian Rama Ayen. Wie die „Blätter für lit. Unterhaltung" berichten, ist Rama Ayen, in Ostindien geboren, im Jahre 1840 in der dänischen Kolonie Trankebar zur christlichen Religion übergetreten. Seit hundert Jahren ist dies der zweite Brahmine, der sich dem Christenthume zugewandt. Rama Ayen verlor in Folge dieses Religionswechsels sein Vermögen und alle Vorrechte seiner Kaste, und wurde von seinen Geschlechtsverwandten verstoßen und verfolgt. Im Jahre 1842 kam er nach Hamburg, wo er seitdem sich aufhält. Wie es scheint, ist er mit der dänischen Missionsgesellschaft, welcher er sich angeschlossen hatte, um als Missionär nach seinem Vaterlande zurückzukehren, gänzlich zerfallen. Die Handschrift der von ihm übersetzten indischen Geschichte befindet sich, auf Palmblättern geschrieben, auf der königlichen Bibliothek in Kopenhagen.

— Etymologie des Wortes Bojar. In den Memoiren der Petersburger Akademie der Wissenschaften (Section für russische Sprache und Literatur) theilt der als gründlicher Philolog bekannte Geistliche Sabinin (Kaplan der Großherzogin von Weimar) ein Verzeichniß von fünfhundertsechzig russischen Wörtern mit, deren Verwandschaft mit dem Slavinavischen er nachweist. Als Beispiel heben wir das Wort Bojar, Боярин, oder, wie es auch gesprochen und geschrieben wird, Болярин, hervor. „Bojarin: isländisch Bólari und mit dem Artikel bólarin, von ból, schwedisch bol, bole, praedium, villa, Landgut, oder von dem schwedischen bål, groß. Das Wort Bólarin wurde in den slavinavischen Dialekten häufig gebraucht und galt im Norden für besonders ehrenvoll oder, um uns der Worte Ihre's in seinem schwedisch-gothischen Glossarium zu bedienen: in delicüs habebatur, ita ut principes inter se hoc titulo uterentur. Dasselbe Ursprunges mit Bólarin ist das deutsche Bule, Buier, jetzt Bubler. Fuit aliquando tempus cum principes hoc nomine se mutuo salutarent, quod ex Chronico Spangenbergii et Hamelmanni ostendit Stadenius in Vocab. Bibl. p. 149. Als Beherrscher von Ländern, Landesherren, rechneten die Konunge Slavdinavoiend, wie die Fürsten Deutschlands, sich ohne Zweifel zur Ehre, Bolaren zu heißen. In Rußland hat das Wort seine anfängliche Bedeutung: Gutsbesitzer, Edelmann, beibehalten. Bei anderen slavischen Stämmen, den Bulgaren z. B., ist statt Bolyarin die deutsche Form Boler oder Bolar gebräuchlich. Vielleicht haben alle diese Formen ihre Wurzel im Sanskrit." — „Bojare, Bojarin — Boearmen oder Boejormenn: 1) cives urbani, 2) domestici, Hofdiener, von boer, villa, praedium, urbs, und mær, Mann, Plur. menn. Aus Bojarmenn hat sich vermuthlich mit Auslassung des Buchstaben m der Plural Bojare (Бояре) und dann erst der Singular Bojarin, Barin ꝛc. gebildet."

— Schiller's Gedichte russisch. In Moskau ist unlängst eine vollständige russische Ausgabe der Schillerschen Gedichte in zwei Bänden erschienen. Viele von den Uebersetzungen rühren von den Koryphäen der russischen Poesie, einem Jukowskij, Koslow, Zeth, Zwischen u. A., her und waren schon früher bekannt, erscheinen aber hier zum ersten Mal gesammelt. Die scheinden Gedichte wurden von der Herausgebern der Sammlung, den Herren Gerbel und Michailow, unter Mitwirkung einiger anderen Literaten, hinzugefügt.

Berichtigung. Nr. 108, S. 430, Sp. 1, Z. 49 v. o. statt „Zahnen" lies „Köthen".

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 28 Sgr. Alles das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Kanonenstr. Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 110. Berlin, Donnerstag den 13. September 1835.

Algerien.

Algerien und seine Zukunft.

Die überaus schnellen Fortschritte, welche die Colonisation Algeriens unter französischer Herrschaft macht, nachdem der Unterwerfungskrieg beendigt und der Besitz des Landes gesichert ist, berechtigen zu der Annahme, daß dieses Küstenland Afrika's in höherem Maße, als alle übrigen von Europäern in Afrika gegründeten Kolonieen, dazu bestimmt ist, der Ausgangspunkt für die Verbreitung der europäischen Civilisation über Afrika zu sein. Der wohlthätige Einfluß, den die französische Herrschaft in Algerien auf die am Mittelländischen Meere gelegenen Länder Afrika's auszuüben anfängt, ist nicht mehr zu verkennen. Der Verkehr mit dem inneren Afrika, für welchen die Entdeckungsreisen des kühnen und unermüdlichen Dr. Barth und seiner Gefährten die günstigsten Aussichten eröffnen, wird nicht verfehlen, mit der Kenntniß europäischer Kultur auch das Verlangen nach derselben in den bisher für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit so gut wie nicht da gewesenen Völkern des inneren Afrika, wenn auch nur sehr allmählich, rege zu machen. Ein Land, welches einen so großartigen Beruf in der Kulturgeschichte der Menschheit zu haben scheint, ist wohl geeignet, das höchste und allgemeinste Interesse in der gegenwärtigen civilisirten Welt zu erregen. Wir können darum ein Buch,*) welches uns ein treues Bild des gegenwärtigen Zustandes von Algerien giebt und dabei den Zweck verfolgt, dem nicht zu hemmenden europäischen Auswanderungsstrom, insbesondere dem deutschen, eine andere Richtung zu geben, „damit er nicht in den dürren, steinigen Schluchten der (amerikanischen) Felsengebirge ungenutzt für das Wohl der Menschheit, also ohne Bedeutung für die Geschichte der Welt und ohne Einfluß auf das Geschick von Nationen verfiege", nur willkommen heißen und der allgemeinen Beachtung auf das angelegentlichste empfehlen, um so mehr, da wir dem rühmlichen Zeugniß, welches Herr Dr. Gumprecht, ein wie mit den afrikanischen Zuständen überhaupt, so mit den algerischen insbesondere wohl vertrauter Mann, in einem Vorwort dem Buche ausstellt, insoweit dieses Zeugniß sich auf die Art bezieht, wie der Verfasser seinen Gegenstand behandelt (daß das uns gegebene Bild der Wirklichkeit entsprechend ist, wollen wir der Versicherung des Herrn Verfassers und dem bestätigenden Zeugniß des Herrn Dr. Gumprecht gern glauben, da sich uns nirgends ein Anlaß, Zweifel zu hegen, aufdrängt), unbedingt beistimmen müssen. Die uns vom Verfasser gegebenen Schilderungen haben eine Anschaulichkeit und eine Lebensfülle, wie wir dergleichen nur bei geistreichen Touristen zu finden gewohnt sind. Einige Mittheilungen aus dem interessanten Buche werden unseren Lesern willkommen sein und ihnen die Ueberzeugung geben, daß der Verfasser dem populären Zweck, den er im Auge hat, indem er nicht blos das größere deutsche Publikum mit allen Verhältnissen des so bedeutungs- und zukunftsvollen Landes auf eine so angenehme Weise bekannt machen, sondern gleichzeitig auch die Aufmerksamkeit seiner europamüden Landsleute auf dieses dem Einwanderer so überaus günstige Aussichten darbietende Kolonialland lenken will, auf eine höchst anerkennenswerthe Weise Genüge zu leisten versteht.

Wir lassen unseren Mittheilungen eine allgemeine Uebersicht über den Inhalt des Buches vorangehen. Es werden in acht Abschnitten in einer die Aufmerksamkeit durch höchst interessante Einzelnheiten stets rege erhaltenden Darstellungsweise die folgenden Gegenstände besprochen:

1) die physische Beschaffenheit (Borgebirge, Gebirge, Küstenland, Ebenen, Oasen u. s. w.) und die politische Eintheilung des Landes;
2) die bedeutendsten Städte und Kolonieen in den drei Provinzen: Algier, Oran, Konstantine — beschrieben und geschildert mit allen ihren Merkwürdigkeiten;
3) das Klima, die im Lande herrschenden Krankheiten und deren Ursachen;
4) der gegenwärtige Stand der Bevölkerung des Landes: Araber, Kabylen, Schauja oder Schawia, Zibar, Türken, Juden, Neger, Europäer; der Einfluß der Civilisation auf die Eingebornen;
5) der Zustand der Forstkultur, des Acker- und Gartenbaues; die Baum-, Getraide- und Gemüsearten, die im Lande wachsen und angebaut werden, und der Nutzen, der aus jeder derselben gezogen werden kann;
6) die im Lande einheimischen und dort eingeführten Thierarten;
7) die mineralischen Schätze und die zahlreichen Thermen und Mineralquellen Algeriens;
8) der Zustand des Handels und der Industrie und die Aussichten, die in Bezug auf beide sich darbieten.

Ein Anhang enthält die auf die Colonisation sich beziehenden ministeriellen Erlasse und „Gesundheitsregeln für den Einwanderer".

In Bezug auf die Frage, ob Algerien dem deutschen Auswanderer mehr Garantie für seine künftige glückliche Existenz bietet, als Nord-Amerika, dürften die folgenden in der Schlußbetrachtung des Verfassers enthaltenen Sätze entscheidend sein.

In Nord-Amerika wird der größte Theil der nicht sprach- und landeskundigen Einwanderer gleich bei seiner Ankunft von einer legion geldgieriger Schwindler angeplündert, ohne von den Gesetzen des Landes irgend eine Entschädigung erwarten zu dürfen, und geht in der Regel sowohl physisch, als moralisch zu Grunde. In Algerien dagegen wird der neue Ankömmling von der Obrigkeit kräftig geschützt, und ist überhaupt das Geschlecht der Runners daselbst unbekannt oder doch sehr schwach vertreten. In Nord-Amerika erwarten den Ansiedler an der Westgränze der Staaten (denn nur hier (!) kann er noch Ländereien erwerben) von Seiten der Indianer Gefahren, gegen welche ihn zu schützen die Landesregierung unvermögend ist. In Algerien hat die französische Regierung den Eingebornen gegenüber eine so Achtung gebietende Stellung eingenommen, daß der Ansiedler wenig oder gar nichts von ihnen zu fürchten hat. In Stelle der den Ansiedler zur Verzweiflung bringenden Urwälder Nord-Amerika's findet der Ansiedler in Algerien in den von ihm urbar zu machenden Gegenden nur hohes Gras und niederes Gestrüpp.*) In Nord-Amerika ist der Ansiedler von jedem Verkehre abgeschnitten, so lange er nicht selbst die nöthigen Verbindungswege anlegt; in Algerien hat die Regierung bereits fahrbare Straßen angelegt, bevor eine Niederlassung gegründet ist. In Amerika muß Jeder selbst dafür sorgen, unter Dach und Fach zu kommen, während in Algerien die Regierung ganze Dörfer baut, bevor die Bewohner derselben da sind. Die Reise nach Nord-Amerika erfordert bedeutend mehr Zeit und Geld, als die nach Algerien.

Die hier den Auswanderungslustigen vorgeführten Vortheile Algeriens sind einleuchtend. Die Schilderungen, die der Verfasser von dem Reichthum Algeriens an Naturprodukten, von der Ergiebigkeit seines Bodens, von der Beschaffenheit seines Klimas giebt, sind nicht weniger geeignet, vorzugsweise den Landbauern, welche mit Auswanderungsgedanken umgehen, Algerien als ein Land nach ihren Wünschen erscheinen zu lassen. Der Verfasser hätte aber nicht unterlassen sollen, diesen Schilderungen noch einige bestimmtere Angaben über den Preis der Ländereien, über das zum Beginn einer eigenen Landwirthschaft erforderliche Kapital, über die Art, wie der Ankauf von Ländereien geschieht, über die Methode des Landbaues und über andere solche praktisch wichtige Gegenstände hinzuzufügen; der deutsche Ackerbauer, der nicht genug Geld hat, um in seiner Heimat ein selbstständiger Grundbesitzer werden zu können, aber doch genug, um sich der Hoffnung hingeben zu können, daß er anderswo mit dem, was er hat, sein Glück machen könnte, erlangt durch die Mittheilungen des Verfassers die Gewißheit nicht, die er braucht, wenn er sich entschließen soll, es mit einer Ansiedlung in Algerien zu versuchen.

Die vom Verfasser gegebenen Schilderungen, in so weit vorzugsweise dieselben den Auswanderungslustigen interessiren werden, finden wir im Vorwort des Herrn Dr. Gumprecht folgendermaßen zusammengefaßt:

*) Algerien und seine Zukunft unter französischer Herrschaft. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen, namentlich auch in Rücksicht auf deutsche Auswanderung bearbeitet von Dr. L. Bovry, Mitglied des Central-Vereins für die deutsche Auswanderungs- und Colonisations-Angelegenheit u. s. w. Berlin, 1835. Verlag von Heinrich Schindler.

*) Auch in Amerika giebt es übrigens noch sehr ausgedehnte Prairieen, die des Anbaues warten. D. R.

Digitized by Google

Viele Produkte Algeriens, vor Allem höchst feine Schafwolle, der treffliche Weizen, Honig und Wachs, gelangen bereits in bedeutenden und immer steigenden Massen nach Frankreich; bald wird dasselbe mit anderen älteren Landesprodukten: Wein, Oel und Taback, der Fall sein, sobald eine sorgfältigere Kultur allgemeiner wird. Die neu eingeführte Baumwollen- und Seidenzucht entwickelt sich mit reißender Schnelligkeit, und viele andere Produkte, wie Cochenille, Sesam, Zuckerrohr, selbst der stellenweise gut gedeihende Indigo, versprechen dem Lande in Zukunft reiche Erträge. Bei der ungemeinen Rührigkeit der gegenwärtigen französischen Verwaltung erwachsen auch die Resultate in reißender Schnelligkeit. Schon verdindet eine immer steigende Zahl von Dampfbööten die Hauptstädten Algeriens unter sich und mit dem französischen Littorale; die trefflichsten Kunststraßen vermitteln die Communication nicht allein zwischen den Hauptstädten des Landes, sondern machen allmählich selbst die bisher unwegsamen Gegenden zugänglich. Die großen Moräste der Metidscha in der Nähe der Hauptstadt, lange Jahre der Schrecken der nen angekommenen europäischen Einwanderer, sind bereits größtentheils, die vor Philippeville und Bona sogar ganz entsumpft und der alten Kultur, die hier einst geherrscht, wiedergegeben; zahllose Brücken, größtentheils steinerne, sind über die gefährlichsten Gebirgsmassen erbaut; mit überraschend steigendem Erfolge ist auch die Drainage eingeführt; von wilden Thieren hat fast kein Kolonist mehr etwas zu fürchten, und selbst das Verhältniß mit den Eingeborenen gestaltet sich bei der strengen und die Eigenthumlichkeiten der älteren Landesbevölkerung sorgsam berücksichtigenden Verwaltung immer günstiger, so daß bei den überaus günstigen klimatischen Verhältnissen, die nur im Anfange dem nordischen Ankömmling Vorsicht gebieten, kein einziges Europa nahe gelegenes Land eine solche günstige Zukunft dem Einwanderer bieten dürfte, als gerade Algerien.

Eine dem Almanach von Algerien des Jahres 1849 entnommene Uebersicht, die der Verfasser mittheilt, ist sehr geeignet, die Natur, das Klima, den Anbau in Algerien zu veranschaulichen. Es heißt darin z. B.

Januar. Alle Blumen unserer Felder und Gärten, der Weißdorn, die Iris, die Seidenpflanze, Levkojen, das Geranium, die Tulpen, die Monatsrosen, die Mandel-, Erdbeer-, Citronen- und Orangenbäume stehen in voller Blüthe; der vielschöftige Mandelbeerbaum treibt neue Sprossen; das frühzeitig ausgesäete Getraide schmückt die Felder mit schönem Grün; die Gemüsegärten theilen ihren Reichthum mit; die im September gepflanzten Kartoffeln werden eingeärndtet, die Bananen sind reif; die Erdbeeren sind im Ueberfluß vorhanden, eben so die Champignons; die Hühner fangen an zu legen und die Schafe zu lammen.

September. Bei dem ersten in diesem Monat fallenden Regen erwacht die (durch die Augusthitze) erschlaffte Natur, und die Bäume, welche Afrika mit Europa gemein hat, schlagen zum zweiten Mal beinahe eben so kräftig aus, wie im Frühjahre. Die rothen Rüben haben der Hitze widerstanden und liefern ein vortreffliches Futter. . . .

Dezember. Die Weiden prangen in saftigem Grün. Die Nelke treibt Knospen, und das Geranium, die Levkoye, Narzisse, die Chrysanthemen (Goldblumen), so wie die bengalische Rose, erfüllen die Lüfte mit ihren balsamischen Düften. Die Fruchtbäume, welche Afrika mit Europa gemein hat, ruhen aus. Die Orangen werden reif, und man sammelt die Oliven ein. Kresse, rothe und schwarze Rettige im Ueberfluße. Die im September gepflanzten Kartoffeln sind reif. Man fährt fort, Getraide, Ackerbohnen, Kleine Erbsen und allerlei Gemüse zu säen, und bereit sich, die Baumpflanzungen zu beendigen.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Reiseberichte der Brüder Schlagintweit.

Ueber die wissenschaftliche Reise der drei Brüder Schlagintweit in Indien bringt das jüngste Heft (Band V., Heft 2) der Berliner „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" einen aus der Feder Karl Ritter's geflossenen, sehr interessanten Bericht. Derselbe ist nach den Briefen und Original-Dokumenten abgefaßt, welche die drei Brüder an ihren wissenschaftlichen Beschützer, Alexander v. Humboldt, auf ihrer Ueberfahrt von England nach Aegypten und von da durch das Rothe Meer nach Indien, so wie auf ihren Reisen daselbst, vom 14. November 1854 bis zum 17. Mai 1855, gerichtet haben. Unter den Einsendungen, welche diese Dokumente begleiteten, befanden sich auch zahlreiche Photographieen, worunter die von bedeutenden Persönlichkeiten, und höchst originelle Racenbilder; ferner Skizzen der Küsten, vom Dampfschiffe und von den Stationen aus gesehen, zum Theil in Farben und meist in einem großen Maßstabe ausgeführt, so wie mit Winkelmessungen der Neigungsschären und mit geodätischen, geographischen und geologischen Noten versehen.

Die Reisenden machten ihre vierthalb Monate (vom 5. November bis 19. Februar) dauernde Landreise in Indien durch das weitläufige, gebirgige Dekhan zu Pferde, und zwar auf Dekhan-Ponies. Das Gepäck sowohl, als die Mehrzahl der Instrumente nebst dem Zelten, wurde auf zwanzig Kameelen transportirt. Die Barometer und die zehn Fuß langen Geo-Thermometer wurden von den Kulies getragen. Alle diese Instrumente haben sich während der ganzen Reise im besten Zustand erhalten. Vom Generalstab in Bombay waren ihnen zwei Guiden, beides Indier, zugetheilt worden, die recht bald das Kbleben der Instrumente lernten und bei den Beobachtungen sehr wesentliche Dienste leisteten.

Nach dem von den Reisenden aus Kalkutta eingesandten ersten wissenschaftlichen Bericht in englischer Sprache theilt Herr Prof. Ritter demnächst einige interessante magnetische Beobachtungen, so wie meteorologische und geologische Bemerkungen, namentlich auch über den emporgehobenen Meeresgrund an den Küsten der Halbinsel Indiens, mit. Wir lassen hier den letzten Theil der in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" gegebenen Nachrichten folgen:

„Vom 16. März und 28. April 1855 liefen von den obersten Behörden in Kalkutta und Dardschiling, an der Südgränze von Sikhim, die zuvorkommendsten Briefe an Herrn A. v. Humboldt, mit den Zeugnissen der ehrenvollsten Aufnahme und hülfreichsten Theilnahme an den Bestrebungen der von ihm so warm empfohlenen Reisenden, ein. In Abwesenheit des General-Gouverneurs von Ostindien, Lord Dalhousie, hatte Sir James William Colvile, Präsident der Royal Society in Kalkutta, die Sorge für das Fortschreiten der Unternehmung übernommen. Obwohl mit Geschäftsgeschäften überladen, die ihm weniger Muße ließen, als er wünschte, um den Reisenden, wie er sagte, nützlich zu sein, hatte er sie seinem Freunde, dem berühmten Brian H. Hodgson, vieljährigem Residenten des britischen Gouvernements am Hofe von Nepal und thätigem Freunde des Botanikers Jos. D. Hooker während dessen Himalaya-Reisen, dringend empfohlen und auf des General-Gouverneurs Befehl Alles von Seiten des Gouvernements in Bereitschaft setzen lassen, die Behörden in den Provinzen und den Gebirgen zum Beistand der Wanderer anzuzurufen. Zwar lebt noch der alte Feind der europäischen Reisenden in Sikhim, der Diwan (wohl derselbe, der zu Hooker's Zeit ihm und dem Dr. Campbell als Premier-Minister des Radscha von Sikhim so gefährlich entgegentrat), aber in Ungnade gefallen, sagt der Präsident, werde er hoffentlich den Forschungen Hermann Schlagintweit's das Eindringen in das Hochgebirge nicht verwehren können. Bei denen anderen Brüdern wünsche er, schreibt derselbe ferner, daß es ihnen gelingen möge, in dieser Saison Khatmandu zu erreichen; der dortige britische Resident werde schon die rechten Maßregeln ergreifen, um ihnen die eiligste Durchreise durch das in der bösen Jahreszeit so ungesunde Morung oder Terai, d. i. die Sumpffieberregion, möglich zu machen. Daß sie tief in Nepal einzudringen vermöchten, habe er zwar wenig Hoffnung (selbst dem Prinzen Waldemar von Preußen war dies ja versagt worden), doch würden sie, wenn auch die öffentliche Meinung des Landes ihnen hinderlich sein sollte, unter dem Schutze der Minister Dschang Bahadur's von Nepal, den schon Dr. Hooker als Begünstiger wissenschaftlicher europäischer Reisenden rühmte, sicher so viel durchführen, als ihnen selbst möglich sein werde; daran zweifle er keinen Augenblick.

„Vom 28. April lief auch von dem um die wissenschaftliche Kenntniß des Himalaya-Systems so hochverdienten Major B. H. Hodgson an Herrn A. v. Humboldt ein Schreiben ein, welches die rührendsten Ausdrücke der Verehrung und des Dankes für den deutschen Nestor der Naturforschung, so wie die Nachricht, enthielt, daß Hermann Schlagintweit ihm die Briefe v. Humboldt's überbracht habe, und wie es ihn leid gethan, daß er wegen der schweren Krankheit seines Sohnes den Reisenden selbst nicht in sein Haus habe aufnehmen können. Doch hoffe er, derselbe werde mit seinem Aufenthalte zu Dardschiling, dem Sanatarium, zufrieden sein; in wenigen Tagen erwarte er die Ankunft der Erlaubniß, daß der Reisende seine Wanderung nach Sikhim fortsetzen könne, was im ersten Moment seines Eintreffens nicht möglich war. Den Brüdern in Kamaon habe er ebenfalls Empfehlungsbriefe zugesandt, die ihnen hoffentlich für ihre Wanderung durch Nepal nützlich sein würden. Es ist lehrreich, am Schlusse dieses Briefes die bescheidenen Worte des hochverdienten Mannes über seine eigene, politisch, wie wissenschaftlich so bedeutende, zwanzigjährige Wirksamkeit im Hochgebirge zu lesen, deren Wichtigkeit schon aus Dr. Hooker's Himalaya-Briefen wiederholt bekannt geworden wäre, wenn man sie nicht bereits seit Jahrzehnten aus dem Calcutta Journal der Asiatic Society of Bengal kennen gelernt hätte.

„Die letzten Nachrichten von den beiden Zweigen der Reise-Abtheilung sind vom 24. April aus Dardschiling und vom 17. Mai aus Rainy Tal an Herrn A. v. Humboldt eingelaufen.

„Hermann Schlagintweit äußert sich aus Dardschiling den 24. April dankbar für die große Theilnahme, welche von den englischen Behörden allen seinen Bestrebungen, wie denen seiner Brüder, zu Hülfe kam. Der Name v. Humboldt drang überall durch, denn er sei dort so bekannt und verehrt, wie überall; „„selbst viele der unterrichteten Natives in den Städten"", schreibt Hermann, „„überraschten uns sehr

häufig mit den speziellsten Erkundigungen nach Ihnen, nachdem sie gehört hatten, daß wir aus Deutschland kämen.*)"

„Am 5. April von Kalkutta abgereist und glücklich in Darbschiling angelangt, wollte Hermann Schlagintweit alsbald nach Sikhim weiter gehen; aber erst hier erfuhr er, daß die bedhalb geschehene erste Anfrage der englischen Regierung von dem Radscha zu Sikhim entschieden mit „Nein" beantwortet sei. Da aber auch Dr. Hooker's Geschichte bekannt genug ist, wie hier die Radschas unter dem Einflusse ihrer Minister stehen, so kömmt es vorzüglich auf geschickte Unterhandlungen mit diesen an, um seine Zwecke zu erreichen. Es wurde daher zunächst der Vorschlag gemacht, nur direkt an den Fuß des Kintschindschinga zu gehen, und dies durch Dr. Campbell, den Residenten des ostindischen Gouvernements, der auch seinem Freunde, dem Botaniker Dr. Hooker, als Vermittler mit dem Sikhim-Radscha so wesentliche Dienste geleistet hatte, zu bewerkstelligen. Es wurde dabei bereits angedeutet, daß es hierzu ganz unvermeidlich sein werde, den Beamten des Radscha oder vielmehr ihm selbst indirekt bedeutende Geschenke im Betrage von tausend Rupien (a 20 Sgr.) zu machen, um nicht unterwegs aufgehalten zu werden. „„Dazu wird uns nun die gütige Unterstützung Sr. Majestät des Königs verhelfen, die uns hier auf das freundigste überrascht hat!"", schreibt der Briefsteller.

„Die gemachten Sammlungen bestehen vorzugsweise in Insekten und Versteinerungen, so wie in einer ziemlich vollständigen Reihe aller charakteristischen Fluß- und Quellwasser, die wir auf unserer Reise in Indien fanden. Sie sind in Glasfläschchen, mit eingeriebenen und gut versiegelten Stöpseln versehen, für spätere chemische Erforschung wohl aufbewahrt.

„Unter den ethnographischen Gegenständen dürften von uns vielleicht besonders die Photographieen und Abgüsse des Gesichts in Gyps zu erwähnen sein. Alles bis jetzt gesammelte Material liegt im Surveyor General Office zu Kalkutta und wird späterhin mit dem im Himalaya gewonnenen nach Europa geschickt werden. — Dahin sind auch Briefe zu adressiren.""

„Adolph Schlagintweit schreibt vom 17. Mai an Herrn A. v. Humboldt; der Brief ist zu Rainy Tal in der Provinz Kamaon, im Südosten von Almora, datirt, derselben Station, von wo aus auch Prinz Waldemar seine Nordwestreise nach den Gangesquellen und Kaschmir begann. Nach der am 25. März von Kalkutta erfolgten Abreise der Brüder Adolph und Robert hörten beide schon in Patna am Ganges, daß theilweise wegen der zwischen den Nepalesen und den Tibetanern stattfindenden Grenzstreitigkeiten für diesen Sommer durchaus keine Hoffnung vorhanden sei, daß die nepalische Regierung ihnen gestatten werde, sich von der Hauptstadt Khatmandu aus tiefer in das Innere des Landes zu begeben. Sie beschlossen daher, weiter westlich nach Kamaon zu gehen, und erreichten in der Mitte des Monats April die hübsche englische Station Rainy Tal, an 6400 engl. Fuß über dem Meere, in der Vorkette des Himalaya, etwas südlich von Almora gelegen.*)

„Von der Hitze des April, die gewöhnlich in den Ebenen Bengalens sehr groß ist, hatten sie verhältnißmäßig nur wenig gelitten, da dieses Jahr ungewöhnlich kühl war, d. h. im bengalischen Sinne für den Monat April. Das Thermometer steht um Mittag stets 30° Cels., gewöhnlich 33° und oft 36° bis 37° Cels. (28°, 6—29°, 6 R.). Aber sie fanden die Hitze in der That mit einiger Vorsicht weit weniger unangenehm und störend für ihre Beobachtungen, als sie früher gefürchtet hatten. Von Rainy Tal aus machten sie verschiedene sehr interessante geologische Exkursionen in die Vorketten des Himalaya, die hier aus eocenen Schichten (untere Tertiärformation) mit Foraminiferen und Fukoiden bestehen, die mit alpinen Schichten die größte Aehnlichkeit haben.

„Sie wohnten je drei Tage auf zwei der höchsten Punkte der Vorketten des Himalaya, auf dem Tschunär Pik, 5700 engl. Fuß, und Loeria Kantha (1), an 8200 Fuß über dem Meere, von wo aus sie den ungemein schönen, beherrschenden Ueberblick des Himalaya von den nepalischen Ketten an über Nanda-Devi, Trisula, Niti, Badrinatha und bis über Gangotri (das Ganges-Quellgebirge) hinaus genossen. Sie versuchten mehrere Zeichnungen dieser prachtvollen Himalaya-Piks zu entwerfen und maßen zu verschiedenen Malen mit ihren vortrefflichen Pistorschen Theodoliten die Horizontal- und Höhenwinkel aller wichtigen Punkte. Sie erhielten hier einen sehr guten Ueberblick über die Orographie dieses Theiles des Himalaya. Der Commissioner Mr. Batten und Capt. Ramsay, welche mit der Topographie von Kamaon sehr vertraut sind, unterstützten die Beobachtungen der deutschen Reisenden auf die zuvorkommendste Weise. Eine große Eigenthümlichkeit ist es, daß die höchsten Ketten aber vielmehr die höchsten von Osten nach Westen fortziehenden Gruppen, da sie überall durch tiefe Thal-Einschnitte getrennt sind, sich mauerartig sehr plötzlich über die niederen Vorketten erheben. Es verleiht dies dem Himalaya den Alpen gegenüber einen ganz eigenthümlichen Charakter.

„„Wir haben noch zu wenig vom Himalaya gesehen"", sagen die Berichterstatter, „„um einen Vergleich mit den Alpen wagen zu können; überraschend schön ist jedenfalls seine Vegetation. Die prachtvollen Eichen am Tschinnär und das frische und üppige Grün aller Laubbäume an den Abhängen sind sicher in den Alpen nirgends schöner zu finden. Die Rhododendronbäume, die gerade voll rother Blüthen hingen, als wir hierher kamen, verleihen der Landschaft einen ganz eigenthümlich reichen Charakter.""

„„Wir haben vor einigen Tagen siebzig Kulies (Lastträger) mit mehreren Instrumenten, Zelten u. s. w. nach Almora vorausgesandt. Robert ist heute Morgen abgegangen, ich werde morgen nachfolgen. Wir werden uns von hier zunächst auf zwei verschiedenen Wegen nach Milum, einem Dorfe der Bhotiad am Difuße der Nanda-Devi-Gruppe, begeben. Mein Bruder Robert geht mit dem größeren Theile der Kulies den direkteren Weg; ich selbst werde zuerst die Gletscher am Ursprung des Pindar-Stromes besuchen und dort den Südfuß der Nanda-Devi und Nanda-Kota untersuchen, von da aber östlich in das Thal von Milum (etwa 11,400 engl. Fuß über dem Meere) einbiegen.""*)

„„Von Milum wollen wir nach vierzehntägigem Aufenthalte, nur mit dem nöthigsten Gepäck versehen, nach Thibet gehen. Daselbst wird die weitere Ausdehnung der Reise sehr von den Umständen und von dem Zusammentreffen mit den Eingeborenen abhängen. Wir haben von dort aus uns westlich zu wenden und über den Nana Ghat nach Badrinath zurückzukommen. Von da gehen wir nach Gangotri, dann aber auf zwei verschiedenen Wegen nach Simla, wo wir Mitte Oktober anzukommen hoffen. Durch das gütige Interesse, welches Mr. Colvin, der Lieutenant-Gouverneur der Nordwest-Provinzen, an unseren Beobachtungen nimmt, werden wir in den Stand gesetzt werden, sehr zuverlässige korrespondirende Barometer-Beobachtungen mit guten Instrumenten sowohl hier in Rainy Tal, als in Agra, zu erhalten.""

„Von dem Bruder in Darbschiling hatten sie zwar keine neuen Nachrichten erhalten, doch von ihm erfahren, daß er in Sikhim reichen Stoff für seine Beobachtungen angetroffen habe, und daß er sich in vollkommen gutem Gesundheitszustande befinde. Von Milum aus soll wieder geschrieben, auch eine kleine Sammlung von Photographieen gesendet werden, die Robert Schlagintweit im Himalaya mit gutem Erfolge begonnen hat."

Aegypten.

Die ägyptischen Pyramiden in ihren ursprünglichen Bildungen.**)

Herr Friedrich Röber, der (wie auch in diesen Blättern erwähnt wurde) im vergangenen Jahre mit einer wichtigen neuen Entdeckung in der ägyptischen Alterthumskunde hervortrat und nachwies, daß sämmtliche Tempel des alten Aegyptens nach einem festen geometrischen Schema erbaut worden sind, welches in naher Beziehung zur uralten Forschung der Formenlehre in der Natur gestanden hat, schließt uns in seiner neuen Schrift auch das Innere der Pyramiden auf, und zwar durch so überzeugende Angaben, daß kein Zweifel übrig bleiben kann, daß erst jetzt jene Wunderbaue einer Urzeit verstanden vor uns liegen. Wir sind deshalb veranlaßt, dieser neuen Entdeckung hier mit einigen Worten zu gedenken.

Die kolossale Größe der ägyptischen Pyramiden, namentlich der drei großen von Memphis, der ungeheure Aufwand von Zeit, Mühe und Material, die zu ihrer Erbauung erfordert wurden, und wovon noch die alten Schriftsteller erzählen, führte auf den Gedanken, daß diese Monumente noch einen anderen Zweck gehabt haben müßten, als den, die Mumie eines Königs hineinzusetzen. Da man die Pyramiden genau nach den vier Weltgegenden orientirt fand, so war es ganz natürlich, daß der Glaube aufkauchte, sie seien zu astronomischen Zwecken bestimmt gewesen, eine Idee, die bis auf die neuesten Zeiten fortgelebt hat, sich aber als irrig erwiesen hat.

*) Eine schöne Zeichnung der lieblichen Lage dieses Rainy Tal, d. h. See des Rainy, vom Prinzen Waldemar ist in dem so eben von seinem königlichen Geschwistern unter dem Titel: „Zur Erinnerung an die Reise des Prinzen Waldemar von Preußen durch Indien in den Jahren 1844—1846". Berlin, 1853. fol. elegant. Prachtwerke, Thl. I., Taf. XXXIII. in Kupfer gestochen erschienen.

*) Nach Gw. Thornten's Gazetteer liegt Milum in Dschewahir, 13 engl. Meilen südlich des Dschewahir-Passes, unter 30° 25' nördl. Br. und 80° 11' östl. L. von Greenw., die Stadt 11,430, der Tempel über derselben 11,706 engl. Fuß über dem Meere. Es hat 140 Steinhäuser und liegt an der Birtenlinie der Flüsse Gunthe und Gori. Der Ort ist nur vom Juli bis Oktober bewohnt; wegen des tiefen Schnees wird er dann von den Einwohnern verlassen, welche in das untere Kamaon gehen, von wo sie aber das nächste Jahr zurückkehren, weil von hier über den Dschemaghe-Paß der Handelsweg nach dem thibetischen Gebiete von Undes geführt wird, indem die jetzt den Hindus anschließlich der Markt auf thibetischem Territorium unter chinesischer Oberhoheit gestattet ist.

**) Die ägyptischen Pyramiden in ihren ursprünglichen Bildungen, nebst einer Darstellung der proportionellen Verhältnisse im Vorthenon zu Athen, von Friedrich Röber. 4. Mit einer lithographirten Tafel. Dresden, Wedemar'sche Kust, 1853.

Jomard, Mitglied der großen wissenschaftlichen Expedition nach Aegypten unter Napoleon I., in der Ueberzeugung, daß der Architekt durch den Astronomen geleitet worden sei, versuchte, nach Ausmessung der großen Pyramide von Gizeh, die Hauptmaße derselben auf die Erdmessung zu stützen, viele andere Versuche folgten nach, ohne daß es einem derselben gelungen wäre, den Charakter dieser uralten Bauten zu ergründen und das Räthsel zu lösen. Es war ein großer der Wissenschaft geleisteter Dienst, als im Laufe der Jahre 1837—39 der englische Oberst Howard Vyse auf seine Kosten eine genaue Ausmessung der ägyptischen Pyramiden durch seinen Ingenieur, Herrn Perring, vornehmen ließ; ihre Maße wurden zum ersten Mal genau angegeben und die geschichtliche Forschung durch die Entdeckung neuer Gräber und Königenamen bereichert. Was aber jene viel gesuchten Verhältnisse oder Meßverbindungen betraf, so kam Herr Perring auf die Idee, die von ihm ermittelte 1,,,, englische Fuß lange Elle oder große Coude auf die von ihm gewachten Messungen anzuwenden und die Hauptmaße der Monumente danach auf runde Coudenzahlen zurückzuführen, wobei er freilich seine eigenen Vermeßungen nicht mehr ganz festhalten konnte; man schrieb jedoch den Unterschied der Schwierigkeit zu, in diesen zum Theil verfallenen Grabmälern ganz genaue Messungen zu erlangen, und war mit dem Ergebniß so zufrieden gestellt, daß man nicht mehr zweifelte, die inneren Verhältnisse und Maßverbindungen der Pyramiden seien nun vollständig erkannt und in dieser Hinsicht nichts mehr zu suchen.

Wie sich aber nun aus den Untersuchungen des Herrn Röber ergiebt, so ist man allerdings hierbei in einen großen Irrthum befangen gewesen, und man muß bekennen, daß der wichtigste Theil der Pyramiden-Organisation bisher noch gänzlich unbekannt geblieben ist. Herr Röber beweist durch Berechnung der inneren und äußeren Verhältnisse und durch Vergleichung seiner Angaben mit den genauen Vermessungen der Herren Vyse und Perring, daß die Construction dieser altertgrauen Monumente, mit einziger Ausnahme der großen Pyramide von Gizeh, keineswegs aus der Einheit des Ellenmaßes oder der einfachen Coude erklärt werden kann, sondern daß in allen Pyramiden quadratische Maße zum Grunde liegen, die potenzirt und depotenzirt werden müssen, um die Verhältnisse zu erhalten. Er stellt einen sehr einfachen Triangel auf, der sich auf Euklidische Sätze gründet, und zeigt, wie aus solchen die Hauptmaße, namentlich die Höhen, hervorgehen, wobei eine sehr merkwürdige geometrische Uebereinstimmung gezeigt wird. Es ergiebt sich, wie auch die kleinsten Einzelnheiten, selbst Stufen, Nischen, Fallthüren u. s. w., geometrisch konstruirt worden sind. Zugleich wird hiermit das sehr hohe Alterthum der Euklidischen Sätze bewiesen, die, wie Herr Röber demerkt, weit über die erste Manethoniſche, die Menes-Dynastie, hinaustreichen müsse. Der Pyramiden-Organismus selbst ist unstreitig eines der uralltesten wissenschaftlichen Erzeugnisse des Menschengeistes, und er verdient schon deswegen, näher gekannt zu sein.

Die große Pyramide von Gizeh, die man bisher für die allein mathematische ansah und vorzugsweise untersuchte, weicht in ihrer Construction etwas von der der übrigen ab, ihr viel besprochener Organismus wird hier zum richtigen Verständniß gebracht, so wie wir überhaupt annehmen dürfen, daß seit der Zeit der Erbauung dieser Grabmäler, welche die neuere Forschung noch Lepsius in das ältere, nach Anderen in das dritte Jahrtausend vor Chr. Geb. setzt, ihre wahren Verhältnisse hier zum ersten Male offen dargelegt werden.

Die aus der Construction gewonnenen Maße weichen von den Messungen der Herren Vyse und Perring, die in dem Innern der Baue mit Sicherheit genommen werden konnten, meistens nur in den hinteren Dezimalen, oft auch gar nicht ab und beweisen die Richtigkeit dieser Ausmessungen.

Außer den Pyramiden-Constructionen giebt Herr Röber in seinem Buche auch noch die bisher ebenfalls unbekannt gebliebenen proportionalen Verhältnisse des Parthenon zu Athen, eine, wie uns scheint, für die griechische Kunst nicht unwichtige Entdeckung, die überdies noch dadurch hervorgehoben wird, daß die geometrische Construction des Parthenon aus denselben Euklidischen Sätzen hervorgeht, welche die ägyptischen Baumeister bei der Pyramiden-Anlage angewendet haben. Darüber, ob hier bloßer Zufall waltet, erlaubt sich Herr Röber kein Urtheil, nur bemerkt er, daß der Sarg des Königs Mycerinus in der dritten großen Pyramide von Gizeh nach dorischem Style gearbeitet gefunden wurde. Aus der Construction lassen sich endlich auch noch manche Verhältnisse der dorischen Säulen erklären, die sich der Modulberechnung nicht fügen wollten und durch eine einfache geometrische Operation hervorgehen.

Dem Kunst- und Alterthumsfreunde dürfte dieses Werk jedenfalls eine willkommene Gabe sein.

Dresden. ••

Mannigfaltiges.

— L. Schücking's „Westfalen". Ein rechtes Musterbuch der neuen Eisenbahn-Literatur ist Levin Schücking's „Westfalen",*) indem es uns nicht blos mit Land und Leuten, sondern auch mit der Geschichte dieses echt deutschen Stückes Erde, so wie mit allen interessanten Persönlichkeiten, bekannt macht, die jemals dort gelebt und gewirkt haben. Der Verfasser ist augenscheinlich zuhause auf dem Boden Westfalens, der er uns mit Vorliebe beschreibt. Er wählte, um uns in das Land einzuführen, die von Mittel-Deutschland (Kassel) kommende, über Warburg und Paderborn nach Hamm führende „Westfälische Eisenbahn", worauf er, die Köln-Mindener Bahn überschreitend, uns nach dem Münsterland und dessen Hauptstadt führt, von wo er noch einen Abstecher nach Rheine und Osnabrück macht, um mit der nördlichen Gränze Westfalens zu schließen. Augenscheinlich ist dies der historisch interessantere Weg durch das Land, aber der von den Eisenbahn-Reisenden am meisten besuchte, der gewerb- und zukunftreichere Theil der Provinz ist es nicht. Dieser liegt zum Theil an der Köln-Mindener und zum Theil an der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, welche beide der Verfasser fast gänzlich abseits hat liegen lassen. Seine Vorliebe für Romantik und Geschichte hat ihn, wie es scheint, übersehen lassen, daß in Westfalen auch reiche Bergwerke, die feinsten Leinengewebe und die schärfsten Stahlklingen zu finden sind, die wohl einmal (S. 71), aber nur ganz nebenbei, erwähnt werden. Allerdings bieten Iserlohn, Wetter, Dortmund, Bielefeld und Minden wenig oder gar nichts Romantisches dar, aber in einer zweiten Auflage seines „Westfalen" wird uns Herr Schücking nothwendig auch auf diese westliche Linie der Provinz führen müssen. Ueber den Namen des Landes haben wir uns Folgendes aus dem Büchlein gemerkt: „Wir glauben, daß es besser wäre, bevor man untersucht, was „phalen" oder „falen" bedeutet, zu untersuchen, ob man damit nicht ganz auf irrigem Wege ist, indem man von Ost- und von Westfalen redet, und ob der Name nicht unmittelbar von jenem in angelsächsischen Stammregistern erwähnten Westfalaf, Besterfalina, abzuleiten, der als Volks-Heros früher zu einem Enkel Odin's gestempelt wurde. Es käme darauf an, zu untersuchen, ob Ostfalen jemals eine populäre Benennung des Landes auf dem rechten Weser-Ufer gewesen, was wir allerdings sehr bezweifeln: aus scheint der Ausdruck nur von Bücherschreibern geschaffen."

— Die Nützlichkeit der Vögel. Es dauert lange, bemerkt ein amerikanisches Blatt,**) bis der Mensch die Wege der Vorsehung erkennen lernt und einsieht, daß hienieden Alles für ihn besser eingerichtet ist, als er es selbst einrichten könnte. So beginnt man erst seit kurzem sich zu überzeugen, daß man den Beruf der kleinen Vögel missverstanden und den Zweck, welchen der Allmächtige bei ihrer Schöpfung beabsichtigte, nicht begriffen habe. Sie verdienen von denjenigen, die da säen und ärndten, als ihre Freunde, und zwar als sehr wichtige Freunde, betrachtet zu werden. Es hat sich gezeigt, daß sie größtentheils von Insekten leben, welche mit zu den ärgsten Feinden des Landmannes gehören, und daß, wenn sie zuweilen ein Weizenkorn sich aneignen, dies nur als ein kleiner Lohn für die unermeßlichen Dienste gelten muß, die sie geleistet haben. Bei dieser veränderten Ansicht der Dinge werden von den legislativen Versammlungen Amerika's Gesetze zum Schutze der Vögel erlassen, so wie die Strafen erhöht, die bereits auf das Tödten derselben gesetzt waren. Welche Rolle sie bei der Vertilgung des Ungeziefers spielen, erhellt aus folgendem Vorfall, der sich jüngst zu Binghampton im Staate New-York zugetragen. Ein Farmer in jener Gegend wünschte von seinem Nachbar eine Jagdflinte zu borgen, um einige kleine gelbe Vögel, die in seinem Weizenfelde das Getraide fraßen, zu schießen. Der Nachbar weigerte sich, ihm die Flinte zu leihen, indem er die Vögel für nützlich hielt. Um ihm dies zu beweisen und zugleich seine Neugierde zu befriedigen, schoß er einen dieser Vögel, öffnete dessen Kropf und fand darin zweihundert Kornwürmer, mit nur vier Weizenkörnern, und auch diese vier Körner hatte der Wurm angefressen! Der Vogel, von dem hier die Rede ist, hat, wie man sagt, Aehnlichkeit mit dem Kanarienvogel und singt auch schön. Doch soll es überhaupt seinen einzigen feines Geschlechts geben, der sich nicht auf eine oder die andere Weise um den Farmer und den Gärtner verdient machte.

*) Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schücking. Leipzig, F. A. Brockhaus (Reisebibliothek). 1855.

**) Das New-Haven Palladium.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 9 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 4 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt in Zukunft portofrei aus in Berlin fest im Voraus gezahlt wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 111. Berlin, Sonnabend den 15. September **1855.**

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Der Madaiser Prozeß und die religiöse Bewegung in Italien. — Toleranz in Sardinien. — Neue reformatorische Schriften. — Dante-Literatur. — Graf Sanvitale über das Ehebruchsverbrechen. — Der Krieg von Genua. — Geschichte der Gensefer-Herrschaft in der Krim. — Der Jude von Verona. — Massimo d'Azeglio's Schrift gegen die römische Kurie. — Lebende italiänische Dichter.

Das Urtel in dem Prozeß gegen die Madaischen Eheleute in Florenz, welche, weil sie zu dem evangelischen Glauben übergetreten waren, der Mann zu sechsundfunfzig und die Frau zu fünfundvierzig Monaten Zuchthausstrafe verurtheilt worden waren, ist bekanntlich durch die Erlaubniß zur Auswanderung modifizirt worden. Das italiänische Publikum hat an dieser casse celebre solchen Antheil genommen, daß der Abdruck des in letzter Instanz ergangenen Erkenntnisses[1]) überall verbreitet und sehr viel gelesen worden ist. Der Vertheidiger der Angeklagten, der rühmlichst bekannte Advokat Maggiorani, hat seinerseits Alles gethan, um die Strafosigkeit derselben auszuführen. Allein die Thatsache stand fest, daß sie in Gegenwart Anderer ihren dem katholischen Lehrbegriff entgegenstehenden Glauben ausgesprochen hatten; der oberste Gerichtshof verwarf daher das gegen dieses Erkenntniß eingelegte Cassationsgesuch, und man muß den Richtern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ein verhältnißmäßig niedriges Strafmaß angewandt haben; denn das hier zur Anwendung kommende Gesetz vom 30. November 1786 bestimmt für die vorliegenden Thatsachen die härteste Strafe — il massimo e più essemplare rigore — welche nicht unter Strafarbeit auf längere bis lebenswierige Dauer sein soll. Gedachte Schrift findet in Italien eine um so größere Verbreitung, als sich jetzt hier eine religiöse Bewegung kundgiebt, welche, von der Ueberzeugung ausgehend, daß die weltliche Herrschaft des Papstes das Unglück von Italien herbeigeführt hat, nach einem von allen Mißbräuchen geläuterten Christenthume strebt. Hierbei zeichnen sich besonders gelehrte Neapolitaner aus, welche in Turin und Genua zahlreiche evangelische Gesellschaften gestiftet haben. Zu diesen neapolitanischen Gelehrten gehört auch Herr B. Spaventa,[2]) welcher unter Anderm nachweist, daß bis zum heil. Augustinus die Kirche kein anderes Haupt hatte, als den göttlichen Stifter der Religion selbst, der nicht von dieser Welt sein wollte. Ein anderer neapolitanischer vormaliger Richter, Albarella, hat in Turin eine evangelische Buchhandlung angelegt, und sein Sohn giebt eine evangelische Zeitschrift: „La luce evangelica" („das Licht des Evangeliums"), heraus. Die Italiäner hatten zu allen Zeiten Männer, welche über Religion von dem Papstthum sehr abweichende Ansichten hatten; aber die Veröffentlichung ihrer Meinungen war ihnen niemals verstattet. Jetzt muß man in Italien sehr oft den Vorwurf hören, daß der Aberglaube der germanischen Völker die Mißbräuche der Kirche noch dem Falle des römischen Reiches beförderte, daß die Schwäche der deutschen Kaiser dem Papst seine Almacht gegeben, und daß noch jetzt in Italien mehr Toleranz herrsche, als in Deutschland, wo noch der Judenhaß selbst bei sogenannten Gebildeten eingewurzelt sei, indem sogar Schriftsteller (wie Herr G. Freitag), die die Lehrer des Volkes sein wollen, sich desselben nicht entschlagen können, während man hierzulande dieses engherzige Gefühl gar nicht kennt. Besonders aber in dem vorgeschrittenen sardinischen Staate herrscht eine solche Gewissensfreiheit, daß man sich dort sehr wundert, wenn man in den Zeitungen zuweilen von strengen Maßregeln liest, die gegen religiöse Sekten in Deutschland zur Anwendung kommen.

Bei dieser Gelegenheit machen wir auf einige Schriften aufmerksam, die in Italien zu Verbreitung der evangelischen Lehre erschienen sind, welche letztere von Herrn Albarella, dem Sohne des oben gedachten neapolitanischen Rechtsgelehrten, sehr gefördert wird. Er hat vor kurzem eine italiänische Uebersetzung des französischen Bibelfreundes herausgegeben,[1]) und in seiner Buchhandlung zu Turin werden zum großen Aerger der Römlinge die in London erschienenen „Memoiren eines Ex-Kapuziners"[2]) sehr viel gekauft.

Für das Hauptwerk des Priesters de Sanctis, früher Pfarrer an der Magdalenenkirche in Rom, der in Turin zum evangelischen Glauben übergetreten ist, hält man seine dogmatisch-geschichtliche Darstellung der Beichte,[3]) welche fünf Auflagen erlebt hat.

Betrachtungen über die Apokalypse sind von einem in Italien lebenden englischen General, der, nachdem er ein Bein bei Waterloo verloren, sich ganz der Verbreitung der evangelischen Lehre in Italien widmete, herausgegeben worden. Er hat zugleich große Summen zum Bau der Waldenser-Kirche in Turin hergegeben.[4])

Ein anderes theologisches Werk, „der Mensch, gegenüber der Bibel", von Boucher, ist von dem evangelischen Pastor der Waldenser-Kirche in Turin, Herrn Bert, aus dem Französischen übersetzt, erschienen.[5]) Eben so der „Abschied vom Papste", von dem französischen Priester G. C. Manrette, welcher vor kurzem evangelisch wurde.[6])

Ein sehr gut geschriebener geschichtlicher Roman, „Gianavele, oder die Waldenser in Piemont im sechzehnten Jahrhundert", von dem oben mehrfach genannten Neapolitaner, Ritter Vincenzo Albarella d'Afflitto,[7]) schildert die Verfolgungen, denen diese dem Urchristenthum treu gebliebenen sogenannten Ketzer ausgesetzt waren, mit lebendigen Farben; und soll später darüber näher berichtet werden. Aus dem Englischen übersetzt, hat der oben genannte Prediger A. Bert die Kirchengeschichte des protestantischen Erzbischofs Whateley zu Dublin in italiänischer Sprache herausgegeben.[8]) Es ist auffallend, welches rege Leben jetzt in Italien für die reformirte Lehre des Evangeliums sich kundgiebt.

Für die Verehrer der Dante-Literatur wird es angenehm sein, zu erfahren, daß Herr Ottavio Gigli zu Florenz[9]) die Studien von Galilei, Borghini und anderen berühmten Italiänern über die „Göttliche Komödie" herausgegeben hat. Da Dante es wagte, die Päpste eben so gut, wie andere Leute, in die Hölle zu versetzen, so war er sehr angegriffen worden; die diesfallsigen Erörterungen in dem gedachten Werke dürften eben so im Auslande wie in Italien mit großem Interesse gelesen werden.

Der Genueser Magnetiseur, Graf Sanvitale, ist kürzlich mit einer Schrift über das Tischrücken und die damit verwandten Erscheinungen hervorgetreten. Dieser allgemein geachtete Gelehrte, aus Parma wegen der vorigen politischen Verhältnisse ausgewandert, zog nach Genua, wo er als Direktor der Bibliothek angestellt wurde, die auch Sonntags die Abends 11 Uhr geöffnet ist und zahlreiche Leser annimmt. Er ist der Oheim des Grafen Sanvitale, welcher die Tochter der vorigen Herzogin von Parma, der Witwe Napoleon's, geheirathet hat. Graf Jacopo Sanvitale weist in seiner Schrift zur Erklärung jener psychisch-physiologischen Erscheinungen[10]) nach, daß ein Alles durchdringender Fluidum dabei eine Hauptwirksamkeit übe, und zeigt zugleich, daß die Alten bereits eine Ahnung von dem hatten, was wir jetzt Magnetismus nennen.

1) Giudizio della suprema corte di Cassazione nella causa dei conjugi Fr. e Re Madiai condannati per prosilitismo dalla corte regia di Firenze. (Dal Avvocato Odoardo Maggiorani.) Firenze, 1855.

2) S. seine Abhandlung im zweiten Januar-Heft des Cimento. Torino, 1855. Vol. V. „Del principio della Riforma religiosa nel XVI. secolo."

1) Il compagno della Bibbia, dedicata alle famiglie italiane. Tradotta dal francese di Vincenzo Albarella. Torino, 1854.

2) Memorie d'un Excapuzino. London, 1854.

3) La confessione, saggio dommatico-storico dal de Sanctis. Edizio quinta. Torino, 1855.

4) Horae apocalypticae. Le profegie di Daniele e l'apocalipse del evangelisto Joanne. (Dal Generale Beckwith.) Torino, 1855.

5) L'uomo dirimpetto alla Bibbia, ossia diritti rispettive della Bibbia sul uomo e del uomo sulla Bibbia, di Filippo Boucher. Torino, 1855.

6) Addio al Papa, di G. A. Maurette. Torino, 1855.

7) Gianavele, ovvero i Valdesi del Piemonte, storia del secolo XVI. narrata da Vincenzo Albarella. Torino, 1855. III. Vol.

8) Introduzione alla storia del culto religioso dal Dottore Whateley, archivescovo evangelico di Dublino, di Amadeo Bert. Torino, 1853.

9) Scudi sulla Divina Commedia di Galileo Galilei, Vincenzo Borghini ed altri, publicati di Ottavio Gigli. Firenze, 1855.

10) Considerazioni psico-fisiologiche esplicative del estasi umana. Genova, 1855.

Digitized by Google

In Genua ist ein neues literarisches Institut entstanden, welches zugleich gelehrte Gesellschaft, Redaction einer wissenschaftlichen Zeitschrift und ein großartiges Lese-Kabinet ist. Direktor dieser unter dem Namen: „Areopago" gestifteten Anstalt ist der Dr. Ferrari-Rediguo, welcher eine gefeierte Preisschrift über die Erziehung für Musik und Theater[1]) herausgegeben hat. Die literarische Zeitschrift dieser gelehrten Gesellschaft[2]) hat einen bedeutenden Mitarbeiter an dem Grafen Pompilio Decuppis gewonnen, welcher früher in österreichischen Militair-Diensten stand und sich später auf Astronomie legte. Er wird bei dieser Anstalt in Genua eine Sternwarte anlegen und seine Artikel über die Natur der Wolken, des Windes u. s. w. dort veröffentlichen. Von ihm wird nächstens auch ein Werk über vergleichende Geo-Selenologie erscheinen, auf welche bereits die Bibliotheque universelle de Genève aufmerksam gemacht hat.

Der bekannte Genueſiſche Geſchichtſchreiber, Advokat Canale, deſſen ſehr geachtetes Werk über ſeine Vaterſtadt bis zur Herrſchaft der Genueſen über die wichtigſten Theile der Krim fortgeſetzt worden, hat dieſe Arbeit einſtweilen unterbrochen, um eine Geſchichte der Krim[3]) herauszugeben, welche eben zu rechter Zeit erſcheint. Der Verfaſſer, ohnehin mit der Geſchichte ſeines Vaterlandes ſehr vertraut, hat beſonders über die Zeit des Genueſiſchen Handels im Schwarzen Meere ſehr bedeutende Vorſtudien gemacht, da ihm das Genueſiſche Staats-Archiv zugänglich war.[4])

Eben kömmt in Turin eine neue Auflage des von dem Jeſuiten Breſciani in Rom herausgegebenen bekannten Romans „Der Jude von Verona" heraus.[5]) Dieſes Werk iſt bereits hinreichend bekannt, ſo daß es überflüſſig iſt, noch etwas darüber zu ſagen. Es hat einen ſehr geiſtreichen, ſcharfen Beurtheiler in dem bekannten gelehrten Francesco de Sanctis gefunden, welcher in dem vierten Heft des Cimento[6]) alle ſeine Schwächen aufdeckt.

Von den achtungswerthesten politiſchen Grundſätzen geht der berühmte Maſſimo d'Azeglio in ſeiner ſo eben erſchienenen Streitſchrift gegen die römiſche Kurie aus.[7]) Dieſe hatte nämlich in der bekannten Denkſchrift, welche die weitere Ausführung der merkwürdigen päpſtlichen Drohung gegen das Königreich Sardinien enthält, dem gedachten damaligen Premierminiſter Vorwürfe gemacht, daß er ſich in ſeinen Unterhandlungen mit Rom nicht ſo unterwürfig gezeigt habe, wie die Hierarchie es vorausgeſetzten für gut fand. Maſſimo d'Azeglio lebt, ſeit er in das Privatleben zurückgetreten iſt, meiſt von ſeinem kunſtreichen Pinſel als Maler, hat aber noch nicht verlernt, die Feder zu führen. Er ſagt in dieſer ſeiner Vertheidigung unter Anderem: „In Rom unterdrückt das kirchliche Geweſſen das natürliche, und die Gerechtigkeit des kanoniſchen Rechts erſtickt jedes Gefühl der Rechtlichkeit, welches Gott in das Herz jedes Menſchen gepflanzt hat." Ein Geiſtlicher in Italien, ein frommer Katholik, ſagte noch vor kurzem dem Einſender: „Das Gewiſſen iſt ſtärker als die Religion. Die größere Bildung macht den Menſchen beſſer."

Der oben erwähnte Ritter Decuppis hat vor kurzem auf eine neue Erfindung eines Uhrmachers, Namens Chiricci, aufmerkſam gemacht,[8]) welche auf eine ſehr ſinnreiche Art den Bewegungen der Himmelskörper folgt.

Von neuen Jugend-Schriften verdienen eine rühmliche Erwähnung: Zwölf Erzählungen, ein Neujahrsgeſchenk für ihre Zöglinge, von Francesca Anſelmi,[9]) einer ſehr geachteten Lehrerin an einer weiblichen Erziehungs-Anſtalt zu Turin, wo jetzt auch ſehr viele junge Damen mit Liebe Deutſch lernen.

Zum Schluſſe geben wir noch eine Ueberſicht der jetzt in Italien am meiſten geſchätzten, lebenden Dichter, unter denen ſich allerdings manche Namen befinden, die in Deutſchland noch wenig oder gar nicht bekannt ſein mögen: Italien iſt das Land der Dichter. Oben an ſteht der berühmte Aleſſandro Graf Manzoni in Mailand, deſſen Ode auf den Tod Napoleon's in Italien am meiſten geſchätzt wird, während in Deutſchland ſeine „Verlobten" mehr bekannt ſind. Er gilt in Italien für den erſten lyriſchen Dichter. Nach ihm nennt man zunächſt den beliebten Opernext-Dichter Felice Romani; von ihm werden am meiſten geſchätzt ſeine Geſänge auf Taſſo, auf den Bildhauer Marcheſi und auf die Sängerin Paſta, das Libretto der Norma und des Columbus. Jacopo Graf Sandi tale, früher Profeſſor der Literatur an der Univerſität zu Parma, wird hochgeachtet wegen ſeiner Geſchichtſamkeit, reichen Phantaſie, Reinheit der Sprache, Eleganz des Styls. Unter ſeinen Sonetten werden die auf Benedig von ſeinen Landsleuten am höchſten geſtellt. Ritter Prati, aus dem Venetianiſchen, jetzt in Turin, glänzt als Lyriker, und ſchätzt man am meiſten ſein Gedicht „Ermengarde". Rovere wird wegen ſeiner Sonette geprieſen. Lorenzo Coſta hat den Columbus beſungen, und beſonders wird der erhabene Schwung ſeiner reimloſen Verſe ſehr gerühmt. Giuſeppe Gando zeichnet ſich durch ſeine Sonette aus, auch ſind ſeine lateiniſchen Verſe von ſeltener Trefflichkeit. Hippolito D'Aſte wird für den beſten tragiſchen Dichter unter den jetzt lebenden italiäniſchen Autoren gehalten. Graf Gallardi wird gerühmt wegen des Feuers ſeiner Darſtellung und der Neuheit ſeiner Auffaſſungsweiſe, die ſich mehr der Oſſianiſchen, der deutſchen und der von Lamartine nähert. Ein ſehr beliebter Dichter iſt Dall' Ongaro wegen ſeiner erhabenen Gedanken und edlen Gefühle, welche er mit eben ſo viel Zartheit als Feuer vorträgt. Während des Karnevals 1848 warf er in Rom aus dem Wagen des Fürſten Canino den auf den Balkonen des Corſo ſtehenden Damen Bonbond zu, welche in ſeine politiſchen Gedichte eingewickelt waren. Er gehört zu den Geiſtlichen, welche vorzogen, ihren Stand ehrlich zu verlaſſen, ſtatt gegen ihre Ueberzeugung zu heucheln. Emmanuele Celeſia wird als Dichter voll edler, freiſinniger Gedanken gelobt, und Davide Chiozzone wegen der Tiefe ſeiner Ideen und der Anmuth ſeines Styls. Von improviſirenden Dichtern ſind jetzt in Italien am meiſten genannt: Regaldi, Bindocci und Maſi. Der Erſtere hat auf ſeinen Reiſen im Orient vielfachen Stoff geſammelt, und der Zuletztgenannte iſt Secretair des Fürſten Carlo Bonaparte-Canino in Paris. Während der Belagerung Roms durch die Franzoſen zeichnete er ſich als Oberſt bei der tapferen Vertheidigung dieſer nie als Feſtung aufgegebenen Stadt aus.

Von Dichterinnen nennen wir noch die Gräfin Cantalameſſa aus Ascoli und Fran Clelia Meſchini in Turin, welche zugleich ein ausgezeichnetes Talent für Bildhauerei beſitzt. J. F. Reigebaur.

---

1) Enterpe etico-biotecnica, del Dott. Ferrari-Rediguo. Genova, 1855.

2) Areopago e gli avvenimenti riuniti. Genova, 1855.

3) Della Crimea, del suo commercio e dei suoi dominatori, dell' Avvocato M. G. Carale. Genova, 1855. III. Vol.

4) In Genua ist kürzlich auch unter dem Titel „Question italienne"; Murat et les Bourbons" eine Schrift erſchienen, die von einem ehemaligen Miniſter Joachim Murat's abgefaßt ſein ſoll und worin die gegenwärtige neapolitaniſche Regierung mit der des Napoleoniſchen Reiter-Generals, natürlich nicht zum Vortheile der erſteren, verglichen wird. Neapel wird auf das Beſtimmteſte Frankreich hingewieſen, das den Neffen Napoleon's auf den Thron geſetzt, den jetzt ganz Europa anerkennt. Oben ſo, meint der Verfaſſer dieſer Schrift, möge Neapel zum Heile den ganz Italien dem Sohne Joachim's, Lucian Murat, wieder als König huldigen. Letzterer hat an den Verfaſſer ein Schreiben gerichtet, worin er ſeine Betreffwilligkeit ausſpricht, einem an ihn ergehenden Rufe zu folgen. D. R.

5) L'Ebreo di Verona, del padre Bresciani, con una lettera ai suoi amici Torinesi. Torino, 1855.

6) Il Cimento, rivista di scienze, lettere ed arti. Torino, 1855. Fasciculo VII.

7) Il Governo di Piemonte e la corte di Roma, per Massimo d'Azeglio. Torino, 1855.

8) Intorno nd un nuovo orologio parallatico dal L. Chiricci. Lettera del Prof. Cav. Decuppis. Firenze, 1855.

9) Il buon cuopo d'anno, dodici novelle narrate da Francesca Anselmi alle sue alunne. Torino, 1855.

Algerien.

Algerien und seine Zukunft.

(Schluß.)

Die folgenden Mittheilungen mögen zum Beweiſe dienen, daß der Verfaſſer auch das Intereſſe der nicht mit Auswanderungsplänen umgehenden Leſer zu befriedigen verſteht.

Aus der Schilderung, die der Verfaſſer über die Hauptſtadt Algier giebt, wollen wir nur die folgenden Stellen mittheilen:

„Von beſonderem Intereſſe für den Fremden iſt der am Ausgange der Rue de Chartres befindliche mauriſche Bazar oder die Galerie d'Orléans, ſowohl der darin aufgeſtellten Landes- und Kunſterzeugniſſe halber, als auch zur Erlangung eines Gemäldes maurichen Lebens und Treibens. Dieſe Galerie beſteht aus einem mit Glas bedeckten Bogengange, in deſſen Mitte ſich ein großer runder Saal befindet; die Seitenwände ſind in viereckige Räume abgetheilt, deren Fußboden ungefähr zwei Fuß über den des Ganges liegt, und die zehn Fuß im Quadrat meſſen. Der Fußboden, ſo wie die halbe Höhe der Wände, ſind mit ſchön gearbeiteten Strohmatten bekleidet, auf welchen mit untergeſchlagenen Beinen die Mauren umherſitzen. Mit echt orientaliſcher Gravität ſitzen hier die Meiſter, eine lange Pfeife rauchend und ihre Gehülfen überwachend, welche mit Anfertigung bübſcher Lederſtickereien, zierlicher Pantoffeln oder prächtiger Frauengürtel beſchäftigt ſind. Hier iſt der Stapelplatz aller jener koſtbaren, in Europa ſo ſehr geſuchten Artikel, die zum Theil ſehr billig zu haben ſind, ſo wie anderer Gegenſtände des täglichen Bedürfniſſes. Das wohlriechende Roſenöl von Tunis durchduftet die Halle, während man in anderen Kaufläden zierlich umwobene Straußeneier, Armbänder aus Korallen vom Riffe bei la Calle, feine arabiſche Burnuſſe, Kameelhaardecken, ſeidene Shawls und rothe tuneſiſche Fez erblickt. An gewiſſen Tagen finden in dieſem Bazar Verſteigerungen von allerlei Gegenſtänden ſtatt.

„Im maurichen Quartier bekömmt man eine annähernde Vorſtellung von dem, was Algier einſt war. Dieſer Theil der Stadt gleicht mit ſeinen winkelreichen Straßen und Engpäſſen einem großen Labyrinth, indem Straßen von vier Fuß Breite, von oft noch weniger, ſelten mehr, in ihren mannigfaltigen Krümmungen alles Andere, nur

keine gerade Linie zeigen, für welche die eingeborenen Ingenieure eine erklärte Abneigung gehabt zu haben scheinen. Die Häuser zeigen von außen keine Fenster, wenn man nicht etwa den einzeln angebrachten Luftlöchern diesen Namen geben will; oft ragen die oberen Etagen der Häuser über die der entgegengesetzten Häuserreihe weit hinaus; zuweilen stoßen sie in der Mitte an einander, indem sie unten eben nur einen Raum zum Durchgange lassen; an vielen Stellen windet sich die Straße unter finsteren Bogengängen fort. Nun stelle man sich all dieses Gemäuer von blendender Weiße vor, denn zweimal im Jahre wird Alles frisch betüncht, und man hat ein ungefähres Bild von dem alten Algier . . . Noch denke man sich diese finsteren Mauergänge am Abend, nur spärlich durch kleine Lampen erhellt, und man wird es dem Europäer, der die Wanderung besteht, gern verzeihen, wenn seine aufgeregte Phantasie die einsamen Straßen noch mit anderen Schreckbildern bevölkert. . .“

Ueber den so oft geschilderten schrecklichen Sirocco, von den Arabern Samum genannt, spricht der Verfasser sich so aus:

„Obgleich er eine der größten Plagen dieser Gegenden ist, so sind doch die todbringenden Eigenschaften, welche ihm von so vielen Reisenden beigelegt werden, in der Wirklichkeit nicht in so hohem Grade vorhanden. . . . Durch den dichten Staub, welchen er aufwirbelte, erschien mir die Sonne wie eine große blutrothe Scheibe und die ganze Atmosphäre gelblich grau. Trotz der Hitze, welche der gleichkömmt, die man vor einem erhitzten Backofen empfindet, bemerkte ich keine Spur von Schwüle, offenbar, weil jede Ausdehnung von der beinahe absolut trockenen Luft sofort absorbirt wird. Ich empfand ein brennendes Gefühl am ganzen Körper, so wie eine Beklemmung, begleitet von einer außerordentlichen Angst, starkem Herzklopfen und Pulsiren der Kopfadern. Es ist leicht begreiflich, daß die Einwirkung dieses Windes für korpulente und vollblütige Personen gefährlich werden kann; daß jedoch das ganze Personal einer Karawane davon getödtet worden sei, ist eine rein aus der Luft gegriffene Fabel.“ Ein Glück für die Bewohner Algeriens ist es, daß der Sirocco, der funfzig Tage, im Mai und im Juni, herrscht, ohne Unterbrechung nie über drei Tage anhält.

Die einheimische Bevölkerung Algeriens wird vom Verfasser folgendermaßen angegeben:

Araber, Shauza und Zibau	1,800,000,
Mauren	65,000,
Kabylen	1,000,000,
Juden	30,000,
Neger	3348.

Was uns über Abstammung, Charakter, Lebensweise dieser Völker mitgetheilt wird, ist für Jedermann interessant. Die Kabylen, über deren Abstammung sehr abweichende Hypothesen aufgestellt worden sind, hält der Verfasser für eine der nubischen oder berberischen Völkerschaften, die durch Vermischung der arabischen Race mit der Negerrace entstanden sind und sich über das ganze nördliche Afrika verbreitet haben. Die politische Verfassung der Kabylen-Stämme bietet einen Republikanismus dar, wie er wohl auf der Erde anderwo nicht angetroffen wird. „Man sollte glauben“, sagt der Verfasser, „daß bei einem Volke, wie dieses, wo der höchste Grad individueller Freiheit herrscht, bei welchem die Macht der vom Volke selbst gewählten Oberhäupter eine sehr eingeschränkte und bei dem die Ausübung der Bürgerehe gleichsam zu einem Ehrengesetz erhoben ist, die Sicherheit des Eigenthums und des Lebens bedeutend gefährdet, so wie eine vollständige Anarchie herrschend sein müßte. Dem ist jedoch nicht so; denn Eigenthum und Leben sind in Kabylien vielleicht gesichterter, als in manchen anderen Ländern, welche sich einer geregelten Regierung und Polizei zu erfreuen haben. Diese Sicherheit verdanken die Kabylen zweien höchst merkwürdigen Institutionen, nämlich denen der Zonza und der Anaza.“

Die Zanzas sind geheiligte Orte, die den Marabut (den Priestern) zur Wohnung dienen, gleichzeitig aber auch Schul-Anstalten und Freistätten für Bedrängte sind. Die Anaza ist eine Schutzherrschaft, welche jedem Individuum eines Stammes, sei es männlich oder weiblich, über einen Jeden anbieten kann, der dasselbe um seinen Schutz bittet. Die Anaza oder das sichtbare Zeichen derselben, d. h. irgend ein Gegenstand, welcher der die Anaza gewährenden Person angehört und als derselben bekannt ist, stellt den Inhaber gegen jeden räuberischen und feindlichen Angriff im ganzen Umfange des Stammterritoriums sicher. Auf Nichts ist der Kabyle eifersüchtiger, als auf die Anerkennung seiner Anaza, und er würde eher seine Familie, Habe und Leben aufopfern, als die Nichtachtung derselben ungerächt lassen.

Die Schauza — von hohem Wuchs, weißer Haut, blauen Augen, blonden Haaren — und ohne Ohrläppchen — ist der Verfasser geneigt, für Nachkommen von Gothen zu halten, die von Spanien nach Afrika gekommen sind.

Die europäische Bevölkerung Algeriens beläuft sich nach dem amtlichen Bericht von 1853 auf 142,359 Seelen und begreift in sich: 83,421 Franzosen, 37,424 Spanier, 7540 Italiäner, 5967 Anglo-Malteser, 4442 Deutsche, 1667 Schweizer, 400 Belgier und Holländer, 446 Engländer, 270 Polen, 80 Griechen und 642 Individuen anderer Nationen. Im Jahre 1852 zählte man in der Totalsumme der europäischen Bevölkerung von 133,204 Individuen nur 56,881 weibliche. Unverheiratete weibliche Individuen können also sicher sein, daß sie in Algerien eine gute Aufnahme finden. Handwerker, welche in Algerien ganz besonders auf Erfolg rechnen können, sind: Tischler, Drechsler, Glaser, Schmiede, Schlosser, Büchsenschäfter, Maurer, Gattler, Tapezierer, Schuhmacher und Stellmacher. Ueber den Handelsverkehr Algeriens mit dem Innern Afrika's, besonders mit Timbuktu, giebt der Verfasser sehr interessante Mittheilungen. Auch Proben algerischer Poesie sind in dem Buche mitgetheilt.

Wir schließen unseren Bericht mit der Ueberzeugung, daß derselbe in vielen unserer Leser die Lust erwecken wird, das eben so belehrende wie angenehm unterhaltende Buch selbst zu lesen.

Schweiz.

Das Erdbeben im Wisp-Thal.

(Dem Schreiben eines Augenzeugen entlehnt.)

Anfangs Juli traf K. in Zürich ein, und zwar in Begleitung seiner Frau, die zur Stärkung ihres geschwächten Nervensystems in der reinen Alpenluft einige Wochen zubringen sollte. Er beredete mich leicht, ihn nach Zermatt zu begleiten, einem Orte im Wisp-Thale, im Kanton Wallis, der sehr in Aufnahme gekommen und ziemlich hoch am Fuße der Gebirgstette des Monte Rosa gelegen ist. Wir machten uns bald auf die Reise, fuhren über Arth, Schwyz nach Brunnen, über den Vierwaldstädter See nach Flüelen und gingen die Gotthardsstraße hinauf über die Furka hinweg, beim Rhonegletscher vorüber, stiegen das Rhonethal hinab nach Brieg und, bei Visge über Wispach angekommen, bogen wir ins Wisp-Thal ein, an dessen äußerstem Ende Zermatt oder Zermatten, das Ziel unserer Wanderung, liegt.

In Zermatt beschlossen wir wenigstens acht Tage zu bleiben; K. schickte sich an, Studien zu machen, und ich benutzte die Zeit unseres dortigen Aufenthalts, die höher gelegenen Punkte zu besteigen, von wo aus man die Gletscherregionen des Monte Rosa übersieht. An großartiger wilder Gebirgsnatur kommt Nichts diesen Gegenden gleich; gleichwohl war ich zufrieden, als wir nach acht Tagen unser Bündel schnürten und unseren Rückweg nach Visge (Visspach) antraten. Wir gingen sämmtlich zu Fuß, denn Madame K. war nicht wieder zu bewegen, ein Pferd zu besteigen, seitdem sie am Rhonegletscher mit dem Pferde den Berg herabgefallen war, ohne sich indessen zu verletzen.

Wir traten also den neun Stunden langen Weg durchs Wisp-Thal zurück sämmtlich zu Fuß an und beschlossen, in St. Nikolaus zu übernachten, wo wir früher ein reinliches Wirthshaus gefunden hatten. Der schmale Saumpfad windet sich an Felsenwänden hin, über Gießbäche und Steingerölle hinweg, und tief im Abgrunde braust die Wisp und erfüllt mit ihrem Getöse das enge, düstere Felsenthal. Wir waren kaum eine halbe Stunde gegangen, als es anfing zu regnen, anfangs schwach, dann immer stärker und stärker, so daß ich zuletzt in meinem leichten Leinwandrock bis auf die Haut durchnäßt war. Da und Madame K. am schnellen Gehen verhinderte, so beschloß ich, vorauszueilen, und so lief ich denn über Stock und Stein, was ich konnte, mich in meinem durchnäßten Zustande mit dem Gedanken an das freundliche Wirthshaus in St. Nikolaus tröstend. Ich hatte meine Begleiter bald aus dem Gesichte, aber die drückende, schwüle Luft nöthigte mich bald, meinen schnellen Lauf etwas zu mäßigen. Dicke Nebel senkten sich in das enge Thal herab und verbargen zum Theil die hohen steilen Felswände, die faß senkrecht vor mir aufstiegen.

Endlich lag das Dörfchen Herbringen vor mir, von wo aus ich nur noch eine halbe Stunde Weges bis St. Nikolaus hatte, als ich auf einmal einen dumpfen Donnerschlag vernehme; die Erde dröhnt und zittert unter meinen Füßen, so daß ich mich kaum auf den Beinen zu erhalten hoffe und mechanisch nach dem Geländer greife, welches den Weg einfaßt. Aber der Zaun stieht meinen Händen, die Felswände zittern und gewinnen Leben, und während diese zitternd-flotzende Bewegung fortdauert, sehe ich Häuser und Dächer des Dörfchens vor mir zusammenstürzen. Alles das mochte wohl kaum bis sechs Sekunden gedauert haben, aber Sekunden der peinlichsten und ängstlichsten Erwartung, denn vom ersten Moment an wußte ich, daß ein Erdbeben der bedrohlichsten Art stattfinde, und erwartete ich schon, daß sich die Erde vor mir spalten würde. Zu gleicher Zeit nun entstand ein fürchterliches Krachen von nah und fern, als ob eine heiße Schlacht begonnen hätte, und das Echo wiederholte vielfach den Donner um mich herum. Kolossale Felsblöcke stürzten massenweise von den Bergen herunter, rissen in ihrem wilden Laufe Alles mit sich fort, und alte Tannen und hohe Fichten flogen wie leichte Späne vor den schweren Geschossen einher, herab ins Thal. Jeden Augenblick fürchtete ich getroffen zu werden, und der dichte Nebel, der die Berge, die mich zunächst bedrohten, verhüllte, erlaubte mir nicht, funfzig bis sechzig Schritt weit zu sehen.

Google

Schon rollten gewaltige Blöcke den schmalen Fleck Wiese herunter, auf den ich mich geflüchtet hatte. Ich suchte mich hinter einer hügelartigen Erhöhung zu schützen und wartete da ab, bis das Gekrache, welches eine gute Viertelstunde dauerte, vorüber war.

Als es ruhiger geworden, war mein erster Gedanke: wo ist und K. geworden? Ich eilte in banger Erwartung zurück und traf sie zum Glück wohlbehalten, aber zum Tod erschrocken wieder. Madame K. zitterte an allen Gliedern, aber die Aufregung und die Angst hielten sie aufrecht, und so eilten wir über den zerstörten, zerklüfteten Weg, an schroffen Felswänden vorüber, von denen jeden Augenblick neues Gestein nachstürzen und uns zerschmettern konnte. Erd-Rutsche, alte, starke Baumstämme, Felsentrümmer mußten wir häufig übersteigen. Endlich kamen wir nach St. Nikolaus.

Hier war keines der steinernen Häuser unversehrt geblieben; die Kirche war zusammengestürzt, unser freundlicher Gasthof, wo ich mich zu erholen hoffte, war eine Ruine. Ueber Trümmerhaufen suchten wir den Weg ins Freie. Vor dem Dorfe stand der katholische Pfarrer, ein junger, aber würdiger Mann, umgeben von weinenden Weibern und Kindern und ernst aussehenden Männern, die sich bei ihm Trost und Rath holten, denn Alles war in fürchterlichen Beängstigungen, jeden Augenblick beforgte man einen neuen Stoß, der noch größere Verwüstungen anrichten könnte, da vom ersten bereits viel gelockert sein mußte. Der Pfarrer bot uns sein Haus zum Absteigequartier an, welches, wie alle solid gebauten Holzhäuser, verschont geblieben war und nur am Dache einige Beschädigung erlitten hatte. Der Geistliche bot uns Wein und Brod, und während wir uns labten und die Kleider wechselten, eilte er zu den Verwundeten, deren man vier zählte und von denen ein junges Mädchen und ein Mann schwer verletzt waren. Der Regen goß in Strömen, aber Madame K. hielt es in dem unheimlichen Thale nicht länger aus, denn wiederholt verspürten wir ein leichtes Dröhnen, deren an demselben Tage sechs bis acht verspürt worden sind, welche wir aber nicht immer bemerkten, so sehr waren wir in Aufregung und ängstlicher Hast, vorwärts zu kommen. Wir redeten Madame K. zu, in St. Nikolaus zu bleiben, denn wir fürchteten, nicht fortkommen zu können.

In der That bot der fünf Stunden lange Weg bis Bioge unsägliche Schwierigkeiten dar, als wir endlich der geängstigten Frau nachgegeben und uns wieder auf die Beine gemacht hatten. Eingestürzte Semenhütten, Bäume und Felsblöcke bildeten häufig Barrikaden, über die wir hinwegklettern mußten; zuweilen war der Weg ganz ausgerissen, und wir mußten über lockeres, steil abfallendes Erdreich hinwegkriechen, mit dem wir in entsetzliche Tiefen hinabrollen konnten, wenn es unter uns nachgegeben hätte. Dabei eine schwüle, ängstliche Luft, starker Regen, tief ins Thal herabhängende Nebel, und die beständige, ängstliche Erwartung eines neuen Stoßes. Die Angst und die Spannung gaben der Dame ungewöhnliche Kräfte, und sie bedurfte kaum unseres Armes bei gefährlichen Stellen, um darüber hinweg zu kommen. In solchen Fällen gleicht der Mensch einem Nachtwandler; er sieht und achtet nichts, er hat nur ein Ziel: vorwärts!

Endlich beim Dorfe Stalden wurde das Thal etwas weiter, und die hohen Felswände drohten nicht mehr unmittelbar auf uns herabzustürzen. In diesem ersten leichten Augenblicke, wo wir wieder Hoffnung schöpften, begegnete uns der Postbote, der mir Deinen Brief überbrachte. Ich hatte weder Zeit, noch die Stimmung, ihn zu lesen; wir eilten vorwärts, Bioge entgegen, wo wir den größten Schrecknissen entronnen zu sein hoffen konnten. Der Weg führte nun tiefer ins Thal hinab, nicht mehr an Abgründen hin, und die Spuren des Erdbebens zeigten sich nur noch in tiefen Rissen und Spalten, womit überhaupt der ganze Weg bis hierher zerrissen gewesen war. Hier und da hatten wir noch herabrutschendes Erdreich und zusammengestürzte Mauern zu überklimmen, bis wir endlich bei einbrechender Nacht, auf die Haut durchnäßt, in Bioge ankamen, wo wir Ruhe zu finden hofften. Aber auch hier war Bleiben unräthlich. Das Städtchen besteht zumeist aus steinernen Häusern, die zum größten Theil die Dächer verloren hatten oder ganz eingestürzt waren. Der schöne, hohe Glockenthurm, den wir acht Tage vorher bewundert hatten, war sammt Kirche zusammengestürzt, die ganze Stadt war öde und verlassen, denn die ganze Einwohnerschaft hatte sich trotz des Regens ins Freie geflüchtet und war entschlossen, unter Zelten oder ganz unter freiem Himmel zu übernachten. Der Gasthof, in welchem wir vor acht Tagen gewohnt hatten, war zusammengestürzt, und die einstürzende Decke hatte zwei Männer schwer verwundet; von anderen Unglücksfällen vernahmen wir nichts.

Wir bestellten einen Wagen, der bald bereit stand, und fuhren fort, so schnell wir konnten. Zwei Stunden später waren wir im Tourtemagne, wo man die Stöße nur schwach gespürt hatte. Das reinliche, hübsche Gasthaus hatte keinen Schaden gelitten, und die Menschen machten so ruhige Gesichter, daß unsere Befürchtungen von einer Wiederholung des Ereignisses schwanden. Wir beschlossen, hier zu übernachten, trotz des Widerstrebens der Madame K., die in nervöser Aufregung immer weiter trieb, als wenn der leibhafte Tod ihr auf den Fersen folgte. Es geht nichts über das Wohlbehagen, sich nach ausgestandenen Strapazen und Gefahren wieder sicher zu fühlen, und so versetzte mich denn bald die trockene Wäsche, ein gutes, kräftiges Abendessen und eine gute Flasche Wein in den besten Humor. Nach einer gut durchschlafenen Nacht schien am anderen Morgen heitere Sonne in mein Zimmer, und draußen saß Alles so freundlich und fröhlich aus, daß selbst Madame K. wieder Muth bekam. Wir fuhren nun über Martigny nach Vevey, wo wir der armen Frau Ruhe und Erholung gönnten und uns zwei Tage aufhielten.

Mannigfaltiges.

— Dr. H. Barth's Ankunft in Europa. Nach einer mehr als fünfjährigen Abwesenheit ist unser deutscher Landsmann, der wackere, eben so wissenschaftlich tüchtige, wie mit seltenen moralischen und physischen Eigenschaften ausgestattete Reisende, Dr. Heinrich Barth, von seiner großen afrikanischen Expedition zurückgekehrt. Am 8. September hat er in Marseille wieder europäischen Boden betreten, von wo er zunächst wohl nach England gehen wird, um der englischen Regierung den vollständigen Bericht über die im Interesse des englischen Weltbandels von ihm neu aufgefundenen Wege im inneren Afrika, so wie über die mit den dortigen Negerstaaten abgeschlossenen Freundschafts-Verträge, abzustatten. Die wissenschaftlichen deutschen Freunde, die seine Verwendung zu diesem Zwecke im englischen Interesse möglich machten und herbeiführten, und die hauptsächlich seine Korrespondenz mit Europa vermittelten, Ritter Bunsen und Dr. A. Petermann, leben jetzt Beide in Deutschland (Ersterer in Heidelberg und Letzterer in Gotha), und so dürfen wir wohl hoffen, ihn bald auch im Vaterlande zu begrüßen, wohin ihn ohnedies auch die Liebe zu seinen in Hamburg lebenden Verwandten zieht. Ein durch alle Briefe Barth's hindurchgehender Grundzug seines Charakters ist sein außerordentliches Gottvertrauen, das ihm in der That geholfen hat, die größten Gefahren, Mühseligkeiten und Krankheiten in Ländern, die zum Theil noch kein europäischer Fuß betreten hatte, zu überwinden. Das Journal der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, welche in rühmlicher Weise ihr Scherflein zur Unterstützung der Reisen von Barth, Overweg und Vogel in Afrika beigetragen, so wie die geographischen „Mittheilungen" Petermann's, die bereits (in ihren Heften I., III. und IV.) Auszüge aus Barth's Briefen geliefert, werden uns bald auch wohl noch Manches über seine ereignis- und resultatreiche Reise bringen, deren Erzählung, außer ihrem großen Werthe für die Wissenschaft, für Jedermann ein spannendes Interesse darbietet.

— Der orientalische Charakter Wiens. In dem für die Brockhausche „Reisebibliothek" skizirten, historischen und topographischen Bilde der österreichischen Kaiserstadt*) von Dr. F. G. Kühne (einer sehr gedrängten, aber anziehenden Schilderung) ist der St. Stephans-Dom mit besonderer Vorliebe ausgemalt. Der Verfasser betrachtet ihn als den einzigen, noch in Wien vorhandenen, mittelalterlichen Zeugen echt deutschen Sinnes. Er sagt bei dieser Gelegenheit: „Was Spanier und Italiäner, Magyaren und Türken hier hinterließen, hat sich dem weichen Schooße von Wien vermählt; vom deutschen Mittelalter ist St. Stephan stehen geblieben. Oesterreich hat alle Niederlagen, alle Schicksale Deutschlands mit erlebt, aber von den besten Errungenschaften wenig Erdtheil mitbekommen. Spurlos schienen Luther und Friedrich für Oesterreich am deutschen Himmel auf- und niedergegangen; spurlos blieb hier die Zucht der klassischen Schule, die Zucht eines Lessing und Kant im Denken, Glauben und Sprechen. Hier war der weiche Schooß und die hohe Schule der Musik, jener Kunst, die mit ihrem Behagen Alles begütigt, auflöst und begräbt. Ein Calderonisch Musiziren schien hier das beste Dichten; türkisch wie Janitscharenmusik und wie Opiumrausch die Erhebung der Geister; Fatalismus der Glaube Aller. Die Witzigen bespöttelten diesen Glauben, die Ernsten bejammerten, die Pedanten bewiesen ihn; Alle aber wurden getreue Sklaven und theilten ihn: fatalistisch-orientalisch ward fast die ganze Geisteswelt von Wien. Und dies hindämmernde Leben, diese Hingebung ins blinde Schicksal, diese Selbstbetäubung — eine täuschungsvolle Phantasie, eine Flucht vor dem eigenen Bewußtsein, eine Flucht vor dem strengen Dienst der Arbeit des Geistes — was kann, was konnte unedutscher sein, als das! Streng erbar, eine Kraft spartanischen Wollens, eine That germanischer Erbehenheit will uns in Wien faßt nur St. Stephan erscheinen!"

*) „Wien in alter und neuer Zeit". Von F. Gustav Kühne. Leipzig, Brockhaus. 85 S. 8. Pr. 10 Sgr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Expediteur Neumann, Mauerstraße, Nr. 81), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 112. Berlin, Dienstag den 18. September 1855.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Neunter Monats-Bericht. 1855.

Die abgelaufene Saison und Gesellschaft. — Der erweiterte Zeitungsboden. — Chapbook-literature. — Bilder-Fabrication für die große Masse und das Ausland. — Gewerbsmäßige Bilderstürmerei. — Fälschung aller Lebensmittel und Industriegegenstände. — Aesthetischer Einfluß der Deutschen und Franzosen. — Anstrengungen und Institute für ästhetische Volkserziehung. — Literarische Revue: Die Krim-Heroen. — Weibliche Schriftstellerei (Mrs. Norton, Cath. Sinclair). — Memoiren, neue Werke über Rußland. — Enthüllungen eines armen Predigers.

London, Anfangs September.

Alle großen Leute sind jetzt weg von London, selbst die kleinen, wenn sie nur große Börsen haben, um sich damit während des Interdikts und Bannes, der bis zum Oktober auf London lastet, in Margate, Ramsgate oder sonst einem kleinen Badeorte in gelben Schlafschuhen zeigen und dann noch eine Zeitlang in Brighton aufhalten zu können, bis die Zeit, wo es für Jeden der „Gesellschaft" lebensgefährlich ist, in London gesehen zu werden, vorüber ist. Die zwei Millionen Menschen, die zurückgeblieben sind, machen zusammen noch kein „respektables" Individuum aus. Alles „mob", „rabble" und „rubbish", „kroyphaftes Gesindel" ohne irgend eine Stimme in der Politik, ohne irgend eine Aussicht, jemals unter den „obersten zehn Tausend" anerkannt zu werden, obgleich wir, statt einer, sogar zwei Reform-Associationen haben, die bedeutend der Aristokratie die Hälfte brechen wollten, aber ganz zufrieden sind, wenn sie als Wahlschwindler diesen oder jenen ihrer Helden ins Unterhaus schmuggeln können.

Die erweiterte Freiheit der periodischen Presse hat außer einigen illustrirten Sudeleien in Wochenlieferungen noch keine respektable Zeitung in London geschaffen. Die Eigenthümer der Daily News, welche in mancherlei Schwankungen bald liberal, bald ministeriell u. s. w. war, versuchen jetzt ein Zweipence-Abendblatt: The Express, zweiundzwanzig Folio-Kolumnen für zwei Pence, also sehr billigen druckten Kattun. Standpunkt, Gesinnung, Grundsatz ist in dem Programm nicht angegeben. Sind zweiundzwanzig Kolumnen für zwei Pence nicht schon genug? Wer wird dabei noch einen „Standpunkt", ein Prinzip verlangen? Praktisch, praktisch! Viel Waare für Geld, viel Lumpen, viel aufgedruckte Schwärze mit so wenig als möglich Weiß dazwischen. „That 'll do".

Im Uebrigen kann jetzt von Literatur nicht die Rede sein, wenn man sich nicht in den unteren und untersten Kreisen derselben, die auch jetzt frisch fortwuchert, umzusehen weiß. Dies habe ich schon öfter gethan, und so benutze ich diese Gelegenheit, meine Studien und Beobachtungen in der Sphäre, welche man „Chapbook-literature" (literarischer Kleinkram, Hausir- und Höker-Literatur) nennt, einmal in Kürze anzubringen, zumal da man sie, Gott sei Dank, im Wesentlichen bald zu den Todten rechnen können wird, so daß es auch literar-historisch als eine Pflicht erscheint, die Sache und deren Prozeß zu notiren. Das gemeine Volk hatte früher eine ungeheure Literatur und Kunst für sich allein, wie dies in die neuesten Zeiten noch in Frankreich. Die von dem Polizei-Minister Maupas eingesetzte Censur-Kommission über die „Litérature du colportage" mußte jedes zu kolportirende Buch erst einer Prüfung unterwerfen. Es wurden nicht weniger als 7500 Werke eingereicht, von denen über drei Viertel absolut verurtheilt wurden. Außerdem weiß jeder rond und ken Holywellstreet in London, wie viele Millionen Bücher und Bilder, die keine Censur passiren und selbst unter ungezügeltster Preßfreiheit das Licht scheuen, in Paris fabrizirt und in alle Welt exportirt werden. Bücher und Bilder unsittlichen, niederträchtigen und rohspaßigen Inhalts, Witze, Kunststücke, Abenteuer von Dirnen und Galgenvögeln hatten früher ein ungeheures Publikum in Dieben, Verbrechern und überlichen Leuten aller Art. „Abenteuer Scogan's" (dem, nach Shakespeare Falstaff, das Genick brach), „Abenteuer Buchanan's", „Jack Sheppard" (jetzt auch als Theaterstück), irische Geschichten von Banim, „die Herzen von Stahl", der „Newgate-Kalender" und eine Menge Sudeleien dieses Genre, Prophezeiungen, Abhandlungen über Pillen, um sie zu empfehlen, Lieder mit Abbildungen auf halben Oktavbogen, witzige Gesänge, verfitzigirte Mordgeschichten und namentlich die Millionen und aber Millionen Oktavblätter der „Religious Tract Society" überschatten und umnachten noch in unbegränzter Verbreitung die Köpfe der unteren Klassen. Man kann kaum eine Straße in London passiren, wo uns nicht Empfehlungen von Aerzten, als sicheren und verschwiegenen Heilanden gewisser Krankheiten, und religiöse Traktätlein umsonst in die Hände oder gar in die Rocktaschen geschoben werden. Von Holywellstreet, dem „Paternoster-Row" verfiegelter Unzucht aus Frankreich und dem Inlande, läßt sich gar nicht reden. Ich bemerke blos beiläufig, daß anständigen Leuten, die nicht wagen, sich in Holywellstreet sehen zu lassen, in anderen Straßen von „Chapmen" versiegelte Bücher verstohlen zugeschoben werden, wenn sie verstohlen zehn Shilling dafür herausrücken. Natürlich gebietet der Anstand, die Siegel nicht eher zu brechen, als bis der Käufer in seinem verschlossenen Privatzimmer sicher ist, wo er dann nicht selten ein paar Dutzend Traktätlein der „Tract Society" herausnimmt. Ein beißendes sittliches und literarisches Epigramm, die frommen Traktätlein unter dem Kitzel einer gehofften Bestialität unter die Leute zu bringen und zu Geld zu machen.

Allerdings hat sich in England Vieles gebessert, und wohlfeile Journale und Bücher, wenn nicht gediegenen, so doch anständigen Inhalts verdrängen die „Chapbook-literature" immer mehr; aber noch halten sich auf jedem Nachtmarkte Londons eine Menge „fliegende Buchhändler" durch Verkauf von unanständig, aberglaubisch und roh bedruckten Löschpapier. Einige behaupten auch an bestimmten Plätzen Jahr aus, Jahr ein ihren bestimmten Stand. Ich erwähne nur die alle Tage an den Eisengittern von Euston-Square frisch aufgehangene Buchhandlung: eine ungeheure Sammlung schmutziger, moralisch und vom Wetter betriefter, kleiner Halbbogenwische, fast stets mit einem horrenden Holzschnitte unter dem Titel: „Lieder und Späße" für bankerotte Droschenkutscher, versoffene Irländer, Taschendiebe, Straßenpflasterer und Kloakenfischer, an denen der Strom des Lebens stets in Hast und Fülle vorbeirauscht, ohne daß er dem Buchhändler etwas anhaben kann. In Deutschland, auf dem ganzen Kontinente würde eine solche Verhöhnung des Geschmacks und der Kultur auch ohne Polizei, auch im Frühlinge 1848 nicht eine Viertelstunde geduldet werden. Die Engländer haben ein hartes Fell und trauen es auch Anderen zu, so daß sie in Indien faktisch noch die Daumenschraube gegen schlechte Steuerzahler anwenden und erst vor einigen Tagen im Lager von Aldershaut zwei Soldaten mit der „neunschwänzigen Katze" todt gekniet haben, blos weil sie glaubten, das Fell der Leute könne mehr vertragen, als sich erwies. Man denke an die Folter der Steuer-Einnehmer in Indien, an die Knute gegen Vaterlandsvertheidiger zuhause, wenn man noch in Gefahr kömmt, sich von der öffentlichen, offiziellen Kultur Englands einen zu hohen Begriff zu machen.

Die Chap-, oder Hausir- und Höker-Literatur erinnert mich an die „Chap-picture"-Industrie, mit deren Früchten nicht nur die Hütten und Häuser des Landes, sondern auch das Ausland überschwemmt wird. Nachdem Hogarth die Kunst bildlicher Darstellung und Schildermalerei geschaffen und einen Sinn für Bilder und Gemälde erweckt, erfand ein industrielles Genie die fabrikmäßige Oelmalerei auf Glas in zwei Größen, vierzehn und elf und vierzehn und zweiundzwanzig Zoll in Länge und Breite, gerade wie noch jetzt. Die Wände der Wohnungen der ländlichen Bevölkerung Englands sind mit solchen Oelgemälden bedeckt, so wie ebenfalls ziemlich dicht in Spanien, Portugal, bei den gebildeten Negern in Afrika u. s. w. In katholischen Ländern stellen sie fast alle Madonnen, Ecce-Homo und Spezial-Heilige vor. Obgleich auch diese Industrie nach Behauptung der Haupt-Fabrikanten hier auf ein Zwanzigstel ihrer früheren Ausdehnung zusammengesunken sein soll, macht er wenigstens immer noch brillante Geschäfte, dieser Mr. Daubham in Leatherlane zu London hier. Die Art seiner Oelmalerei gilt auch unter den Malern von Fach noch als Geheimniß, doch kann ich mich rühmen, beinahe auf den ersten Blick dahinter gekommen zu sein. Hinten im Hofe breitet sich sein großes Atelier mit

Digitized by Google

einer ganzen Seite Fenster aus. Beim Eintritt überfällt uns ein dumpfer, ranziger Oelgeruch, der von einem Dutzend anstreichender Jungen und Mädchen ausgeht. Die dünnen Glasscheiben, noch immer vierzehn und elf und vierzehn und zweiundzwanzig, wie zu Hogarth's Zeiten, werden zuerst gereinigt und dann mit einem Terpenthin-Lack üb.rstrichen. Dieser trocknet schnell, so daß das Bild vom Papiere mit der Hand und einem Schwamme sofort auf den Lack gerieben und übertragen werden kann. Der Lack hat hiermit nicht nur die Tinten des Bildes an sich genommen, sondern es auch grundirt, so daß es jetzt nur noch ausgefüllt zu werden braucht. Zu diesem Zwecke werden etwa je zwanzig so präparirte Glasplatten auf einmal, mit der Bildseite nach dem Lichte, auf eine Staffelei gestellt und nun, nach dem Prinzipe der alten russischen Mosaik, in der jeder Musikant nur einen Ton spielt, ausgemalt. Jeder Junge und jedes Mädchen nehmen je ihren bestimmten Farbentopf, Tom „Fleischfarbe", Dick „Grün", Bill „Braun", Mary „Himmel", Jane „Mondschein" u. s. f. und ihren Pinsel dazu, und im Handumdrehen machen diese verschiedenen Pinsel auf der Rückseite des Glases je zwanzig Bilder fix und fertig. Man sieht, daß dies eine Art höherer Potichinomanie ist. Das ist die geheimnißvolle Oelbilder-Fabricationskunst, über deren Art und Weise sich die Welt so lange die Köpfe zerbrach. Man sollte meinen, daß auf diese geheimnißvolle Weise nur die gröbsten Schmierereien fabrizirt werden könnten. Aber nein, in gewisser Entfernung haben fast alle Bilder einen ganz hübschen, ziemlich naturwahren Effekt. Die harten Gränzen zwischen den Farben fließen in einander und ergänzen sich ganz naturgesetzlich, und da es an den nöthigen Tinten nicht fehlt und diese von merkwürdig geübten Händen schnell (ehe der Lack trocknet) und sicher angewendet werden, entstehen alle fünfzehn bis zwanzig Minuten zwanzig vollständige, wirkliche Oelgemälde, die dann, von anderen Händen fabrikmäßig eingerahmt, dutzendweise (acht Shilling per Dutzend ohne Rahmen) an Händler und Hausirer abgesetzt werden, die sie dann größtentheils paarweise (sechs oder sieben Shilling mit Rahmen) in Stadt und Land verkaufen. Außerdem schickt Mr. Daubham allein jährlich große Quantitäten in katholische Länder: Madonnen und Märtyrer, den heiligen Franziscus, den heiligen Januarius, St. Nikolas, Sta. Theresa u. s. w. Die heilige Jungfrau hat er in etwa fünfzehn verschiedenen Mustern. Für Exportation nach Italien, Spanien, Portugal und zu den bekehrten Negern werden sie zwischen eigend dazu fabrizirte Rausen mit Papier, Spänen u. s. w. eingefüttert, so daß sie sicher durch alle Gefahren auf den fernen Märkten ankommen. Diese geheimnißvolle Industrie wird um so merkwürdiger, wenn man in englischen Reisebüchern über Spanien, Portugal, Italien u. s. w. die Verwunderung liest, mit welcher die Touristen bei diesen über einen Leisten geschlagenen Heiligenbildern verweilen. Niemand ahnte, daß Mr. „Schmierheim im Ledergäßchen" zu London und einige Kollegen von ihm alle diese uniforme Heiligkeit fabrizirten.

Ich sagte, diese Glas-Oelmalerei sei jetzt sehr in Verfall gekommen, aber freilich nicht zu Gunsten eines besseren Geschmacks für „Oel auf Leinwand". Auch hier wird in ausgedehntester und unverschämtester Weise fabrizirt und kopirt, nicht in der ehrlichen, stereotypen Weise der Daubhams, welche ihre Platten seit Jahrhunderten vervielfältigen und dabei bleiben. Die Fabrikanten in Oel auf Leinwand stehen dagegen stets berühmte Originale von alten und lebenden Meistern und machen alle Tage frisch Jahrhundert alte Bilder und kopiren Landseer eben so keck, als Murillos, Raphaels und Titians, wobei sie nicht selten die Erfahrung gemacht haben sollen, daß reiche Lords und Gentlemen, welche in Raritäten-Läden die Wahl zwischen Originalen und frisch fabrizirten Kopieen hatten, letztere wählten und mit Hunderten von Guineen bezahlten, weil die Kopieen in der Regel doch nicht ganz so beschädigt und zeitbenagt aussehen, als die Originale. London und ganz England ist merkwürdig reich an jenen alten, schmutzigen Raritätenläden, wie Dickens einen schilderte, worin alte Möbel und Gemälde, alte Leuchter und Moustrositäten aller Art unter einer gemeinschaftlichen Decke von Schmutz und Staub schlummern, unter welchen von den in England ganz eigenthümlich gedeihenden Raritätenjägern bald diese, bald jene Merkwürdigkeit hervorgestöbert wird.

Außer den Fälschungs- und Kopir-Fabriken giebt es hier noch eine besondere Kunstschule, welche allerhand Oelgemälde für fertige Rahmen liefert und nach der Elle (eine halbe Krone für die Quadrat-Elle) honorirt wird. Doch bekömmt der Künstler dabei die Leinwand schon grundirt, also z. B. für Mondscheinlandschaften bleiblau angestrichene Leinwand, für Sonnen-Auf- und Untergänge orange grundirte, für Winterlandschaften geweißte u. s. f., so daß er nur mit kühnen Strichen und Würfen Lichter und Schatten darauf zu schmieren braucht. Ich kenne hier selbst einen solchen Künstler, der durch diese Industrie von einem Gemälde-Exporteur nicht selten wöchentlich fünf Guineen verdiente, obgleich er nur mit einer halben Krone für die Quadrat-Elle bezahlt ward. Dies klingt fabelhaft, aber man muß bedenken, daß er für großartige Fabrication meisterhaft eingerichtet war und manchmal Hunderte von Ellen Leinwand zu gleicher Zeit bearbeitet wurden, so daß während des Trocknens keine Zeit verloren ging.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Die Weisheit des Orients.

(Zweite Probe.*)

Meine nicht, daß Du Palmensekt in Deine Krüge fällen werdest, wenn Du in die Rinde der Gummibäume schneidest.

Nenne Dich darum nicht einen Schwimmer, weil Du im Kahne über den Wellen schwebest.

Pomeranze, Du hast keinen Grund, den zu verklagen, welcher Dich eine bittere Frucht heißet.

Ihr Frösche im Sumpfe des Nil, wählet den Ibis nicht zu Eurem Kadi und die Schlange nicht zu Eurem Scheich.

Eine Palme ohne Datteln und ein guter Vorsatz ohne die gute That, beide haben den gleichen Werth.

Jenes Streben nach Ruhm ist Dir wohl gestattet, o Sohn, durch welches Du Dir eine Leiter bauen willst, um zu Allah emporzusteigen.

Vergolde den Sumpf der Lüge, wie Du willst, der elende Schlamm wird überall durchblicken.

Während Allah die Durraselder versucht, hebt er die Hand auf zum Segen über die Reißäcker.

Jener Staub, welcher uns ins Auge weht, pflegt kein Goldstaub zu sein.

Süßer schmeckt die Koloquinte dem Glücklichen, als die Feige den Bekümmerten.

Die Freude kömmt zu uns geschlichen wie eine Schnecke, das Unglück aber naht uns wie ein Habicht im Fluge.

Der Faden der Güte zieht stärker als das Tau der Unbarmherzigkeit.

Das Leben ist eine Wolke, die zwischen zwei Welten schwebt, die Liebe ist der Sonne Strahl, der die Wolke vergoldet.

Wenn die Art des Unglücks die Palme der Frömmigkeit trifft, so war es ein Schlag, geführt mit der Stumpfe der Axt, nicht mit der Schärfe derselben.

Der Wein, welcher Dich zu großen Thaten befeuert, ist kein vom Propheten verbotener.

Auch der Fromme würde dem Eden zu entfliehen trachten, wofern er als der Einzige darin weilen müßte.

Nichte Anderes, o Sohn, darfst Du in eine demantene Schale legen als Gold.

Wenn Du auch den Reihern entgangen bist, o Fisch! und wenn Du gleich keine Beute wurdest der Kraniche: doch ist es Noth, daß Du auch noch suchest den Ottern zu entfliehen, und daß Du die Krokodile zu vermeiden trachtest.

Auf der Fuchsjagd erlernt man es nicht, wie man Panther zu fangen habe.

Dem, der Durst hat, erscheint der Brunnen stets allzu tief.

Bete, o Liane, für das Gedeihen der Palme, um deren Stamm Du Dich gewunden hast.

Wer das Gefühl zum Sultan seiner Handlungen macht, der macht den Verstand zum Sklaven seiner Launen.

Die Zeit ist eine Mühle, deren Räder von den Wellen des Glückes leicht getrieben werden, so daß das Mehl der Freude reichlich zu Tage gefördert wird.

Also gewaltig ist der Rachen der Zeit, daß er nicht allein schwache Bauern zerbeißt, sondern auch kräftige Sultane verschlingt.

Allah fällt schon das Euter der Kameelstute mit Milch, bevor das Füllen geworfen ist.

Erwarte nicht, daß die Krähe eine andere Farbe schön heißen werde, als die schwarze.

Die Einbildung ist ein süßes Manna, womit der Dichter sein Herz speist.

Es giebt mehr Muscheln als Perlen und mehr Erzschlacken als Goldkörner.

Lege die faulen Eier in den wärmsten Ziegelofen, Hennen werden nicht ausgebrütet werden.

Die Gazelle reckte ihr Haupt empor. Eine Giraffe wurde nicht aus ihr.

Der Hai nennt das Krokodil gefräßig.

Es kriechen nicht aus allen Eiern Krokodile.

Vertheile das Pantherfell eher nicht an Deine Zeltgenossen, bevor Du den Panther erlegt hast.

Wenn der Sklave auf das Kameel kömmt, möchte er auf beiden Buckeln desselben reiten.

*) Vgl. Nr. 109 des „Magazin".

Digitized by Google

Was die Mäuse aus der Reiskammer in einem Jahre zusammenschleppen, verzehrt der Elephant an einem Tage.

Dem Biß der Tarantel entging Mancher, der vom Skorpione gestochen wird.

Der Strauß sah die Schwalbe fliegen, alsogleich rührete er auch seine Flügel, aber der Flug ging nicht hoch.

Wenn der Sultan in das Zelt des Bettlers geht, muß er dem Wunsche absagen, einen Thronsessel daselbst zu finden.

Sei ein Tyrann Deiner Zunge, aber ein Wohlthäter Deines Ohrs.

Fandest Du einen Ohnarmigen, der Dich seifte, wirst Du auch einen Messerlosen entdecken, der Dich rasirt.

Wenn das Gold im Berge liegt, glänzt es nicht.

Schönheit ist eine Blüthe, die keine Frucht ersetzt, wenn sie abfällt.

So lange das Schwert in der Scheide ist, flößt es auch dem Feigen keine Furcht ein.

Die Sehnsucht ist es, die des Himmels Sterne kreisen läßt, denn sie gehen aus, Gott zu suchen.

Eine Waise ist nicht der Vaterlose, sondern der Unverständige.

Was hat die Welt davon, wenn Du täglich Scherbet trinkst und Datteln ißt? Das nur dient zum Ergötzen der Menschen, wenn Du ihnen täglich die süße Speise Deines Geistes auftischest.

Unter den Stummen verlernt man seine Sprache.

Geduld ist ein Fener, in welchem das Wasser der Trübsal verdampft.

Saurer Nachgeschmack hinterläßt die Paradiesfeige dem Gaumen des Unglücklichen, süßen Nachgeschmack die Koloquinte dem Gaumen des Glücklichen.

Die Bitte der Geliebten ist ein Prophetenwort für das Herz des Gläubigen.

So furchtbar ist kein Tyrann, daß er sich vor sich selbst entsetzte.

Das Gold der Wahrheit ist ein festeres Metall im Zeltpalaste des Sultans.

Wie mag das Kameel einen anderen Weg gehen als den seinen, wenn der Treiber schläft!

Mir mißfällt Dein buntes Gefieder, sagen Papagei und Pfau zu einander.

Wenn Du einen purpurnen Sack hast, wirst Du Goldkörner hineinlesen können.

Der fromme Mann legte sich auf das Wiesenfeld. Alsbald ließ Allah einen Ibis herbeifliegen, welcher die Schlangen vertilgte.

Die Zeit trägt ein Schwert im Arm, welches sie zuweilen wider den eigenen Busen zu kehren scheint.

Im Garten der Liebe ist die Palme des Glückes ein dattelloser Baum.

Elend ist der Freundlose, aber der Elenden Elendester ist der Liebeleere.

Auch des Riesen Ferse gleitet hinab, wenn er über der verdeckten Grube wandelt, die der Zwerge Hände ausgehöhlt haben.

Wenn tausend Sterne von der Decke des Himmels fielen, würde Allah zehntausend neue dafür an die Decke des Himmels heften.

Nicht ist giftig jeder Schlange Zahn, nicht verderblich ein jeder Pfeil aus dem Wüstlocher des Uebermüthigen.

Eitelkeit ist die Zwillingsschwester der Schönheit und Unehrbarkeit die Zwillingsschwester der Eitelkeit.

Der Narr tauchte unter bis auf den Grund des Nilsumpfes, um Perlen zu holen; Kothklumpen brachte er heraus.

Es sind nicht alle Fische Haifische, die im Nil schwimmen.

Der Sohn des Milden übt Barmherzigkeit, der Sprößling des Harten zückt das Schwert.

Von dem Felsen der Ewigkeit wird das Gedicht wiederklingen, welches der Mund des großen Dichters gesungen hat.

Ihr Haupt umhüllen mit dem Turban Viele, die nicht Mahomed's Jünger sind.

Besser ist es, ein schwarzer Elephant unter den weißen sein, als ungenannt bleiben im Volke.

Wenn der Sumpf zu viel des Nebels zur Sonne aufsteigen läßt, verschließt er sich selbst gegen ihre Strahlen.

Allah taucht den Speer, den er wider Dein Herz schleudern will, nicht in Schlangengift, sondern in Balsam.

Ein Pfad nur führt zum Eden, tausend Pfade aber führen in das Herz der Menschen.

Muth kannst Du nur, o Sohn des Gläubigen, beweisen, wenn die Gefahr Dich in ihre Netze gezogen hat. Und der Schlinge zieht dann der Wackere nicht nur das Haupt, sondern auch die Ferse.

Du wirst eher durch die Wüste Sahel dringen, als bis an die Zeltschwelle eines gottesfürchtigen Reichen.

Man kann wohl ohne Gott in die Wüste treten, aber nicht ohne ihn wieder zum Nilthale heimkehren.

Wenn der Nil einmal die Ebene erreicht hat, siehst Du ihn nie wieder durch die Berge fließen.

Es stirbt Keiner, nach welchem nicht Allah den Todesengel aussendet.

Der Zorn des Bettlers ist minder gefährlich für den Schrich, als der Zorn des Scheichs für den Bettler.

Bescheidenheit ist eine Dattel, die an der Palme des Reichthums nicht zur Reife gelangt.

Auch das Moos am Fuße der Palme hofft, daß ihm ein Holzschaft nachwachsen werde.

Der Gelzige speiste die Datteln sammt den Kernen. Man lachte über ihn, und er sprach: ich thue es nur, damit Alles beisammen bleibe.

Nicht wird ein Dieb gefunden, welcher des Richters Aufspruch einen gerechten nennt, daß ihm die Hand abgehauen werde.

An die Palme des Glücks setzt sich leicht die Palme des Stolzes.

Die Zeit ist eine scharfe Säge, sie zerschneidet selbst den granitenen Rücken der Nilberge.

Wer die unfruchtbare Wüste scheut, wird nicht zur fruchtbaren Oase gelangen.

Der Wind, welcher von Norden weht, ist nicht der Samum.

In der Wüste gilt die Dattel vor dem Edelstein, und der Thautropfen vor der Perle.

Auch der Bissen des Kameelfleisches mundet dem Gaumen besser, der nahe dem Verhungern war.

Die kniekehlen Kameele sind es, die belastet werden.

Vor dem Schicksal kannst Du Dich nirgends verbergen, wie auch der Strauß in der ganzen Wüste Sahel kein Plätzchen findet, um sich vor dem Jäger zu verstecken.

Wenn Du auch die Fasanen in den Käfich des Tigers legst, sein Blick wird sich doch auf die Hühner der Steppe richten.

Der Geier zerreißt die Tauben, Verleumdung die Tugendhaften. Geld ist ein Schlüssel, der auch die Herzkammer des Emirs öffnet.

Die Pisangpalme der Thatkraft ist es, an deren Gipfel die Bananen des Ruhmes wachsen.

Der Pfahl ist nur ein Stück Holz in den Augen des Henkers, für den Gepfählten aber ist er ein Werkzeug der Marter.

Ein eigenes Distelfeld ist werther, als ein fremder Rosenhain.

Es ist die geringste Zahl der Rosen, aus denen Oel gepreßt wird.

Der Tod ist ein Tiger, der auch die junge Gazelle würgt, wenn er sie erreichen kann.

Wer immer stroman geht, kömmt zuletzt in die Berge.

Das Glück ist ein geschwätziger Sklave, der sich lieber unter das Zeltdach der lachenden Narren begiebt, als in den einsamen Brunnen des ernsten Weisen.

Was hilft der straffe Bogen, dafern der Pfeil stumpf ist?

Hast Du nur erst das goldene Thal, so wird bald ein Silberstrom dasselbe bewässern.

Gesundheit ist eine Dattel, die nur an der Palme der Armuth gedeiht.

Wenn der zahme Esel den wilden yahnen hört, so dünkt ihm dessen Stimme unmelodisch.

Der Kostan verhüllt das Hemd, das Hemd verhüllt die Haut, die Haut verhüllt den Herzens Sünde.

Die Banane des Ruhmes ist mit dem Safte der Hoffart angefüllt.

Während ist die Milch, die man aus den Brüsten der Liebe, giftig die, die man aus den Brüsten der Wollust saugt.

Der Honig im Bienenkorb des Glückes säuert leicht.

Nur an die Palme des Vertrauens erwächst die Dattel der Treue.

Die Geduld ist ein Eisenharnisch, von dem der Pfeil des Unglücks abprallt.

Die Hoffnung ist eine Tochter des Muthes, die Furcht eine Tochter der Feigheit.

Schwarz ist auch die brennende Farbe des Purpurs für den thränenvollen Blick des unglücklich Liebenden.

Das Glück ist eine Art, die die Ceder der Zufriedenheit an der Wurzel umhaut.

Süßeres als den Honig hat die Biene nicht.

Die Schwinge der Kraft trägt den Backeren über die Sümpfe des Neides unversehrt hinüber.

Seiner Habe rühmt sich der Sultan nicht, wohl aber rühmt sich ihrer ein Bettler.

Es ist nicht Alles Scherbet, was vom Fasse gezapft wird.

Die Wespe saugte am Jasmin: Honig bereitete sie nicht.

Der Bienenstock des Glückes enthält mehr Wachs als Honig.

Wenn der Narr nichts Anderes am Hermelin zu tadeln weiß, so verurtheilt er ihn wegen seines Pelzes.

Auch das Gold will gewaschen sein.

Der Sklave wird dem blinden Manne seine Anrede nicht verbessern, wenn er ihn Herr des Wüstendorfs heißt.

Der Sklave begehrte, seiner Herrin Brüste zu sehen. Er sprach: Du hast einen schwarzen Busen.

In welchen Ring werden wir zwei wohl gefaßt werden? fragte der Thautropfen den Diamanten.

Digitized by Google

Homer und der tollgewordene Panslavismus.

Bekanntlich hat der gelehrte Rudbek nachgewiesen, daß das Paradies oder der erste Sitz des Menschengeschlechts eigentlich in Schweden gelegen habe, von wo aus die Völker sich über die anderen, von der Natur weniger begünstigten Länder des Weltballs verbreitet hätten. Etwas später belehrte uns der Rangrat von Wackerbarth, daß die alten Römer mit den heutigen Deutschen identisch waren, und daß die Helden der Republik im Grunde nichts als verkappte Germanen gewesen sind. Einen würdigen Nachfolger dieser eben so gründlichen als originellen Forscher präsentiren wir den Lesern hiermit in der Person des Doktors der Philosophie und Magisters der schönen Künste, Herrn Etatsrathe Georg Claſſen in Moskau, dessen angenehme Bekanntschaft wir dem Petersburger Journal Sowremennik verdanken. In seinem unter dem Titel: „Nowyje materioly dlja drewnjejschei istorii Rawjan &c." („Neue Materialien zur ältesten Geschichte der Slaven im Allgemeinen und der Slavo-Russen insbesondere, mit einer kurzen Skizze der russischen Geschichte vor Christi Geburt") herausgegebenen Werke überrascht er uns mit Entdeckungen, welche unsere bisherigen Begriffe von der älteren und neueren Geschichte vollständig über den Haufen werfen, um auf ihren Ruinen ein nagelneues historisches Gebäude ad majorem gloriam der slavischen Race aufzuthürmen. Namentlich ist das Kapitel über „die alte Literatur der Slavo-Russen, Troja, die Trojaner, die Ilias und Homer" so einzig in seiner Art, daß wir uns nicht versagen können, das Wichtigste daraus hervorzuheben.

Nachdem Herr Claſſen gezeigt, daß die Trojaner nicht in Klein-Asien, sondern am Araxes, d. h. an der Wolga, dem alten Rha, gelebt haben, der oft mit dem Araxes verwechselt wurde, fährt er also fort: „Der (gleichfalls von dem Verfasser entdeckte) Hauptgott der alten Slaven führte den Namen Jasmen, auch Jaschmen oder Schmun, nach welchem seine Abkömmlinge Jassen, Jasen oder Asen hießen. Hieraus folgt (!), daß der Trojaner Aeneas nicht nur ein Slave, sondern namentlich ein Russe war. (Dieses Raisonnement erinnert an den bekannten Mig Voltaire's, durch welchen er die Identität des ägyptischen Königs Menes mit dem chinesischen Fohi bewies.) Wenden wir uns jetzt zur Beleuchtung desselben Gegenstandes von einem anderen Gesichtspunkte. In dem Liede von dem Heereszuge Igor's heißt es: O Bojan! Du Nachtigall der alten Zeit, daß Du jene Streiter besängest — skatoch shiwiju po mysleno drewu. Was ist hier unter dem Worte drewo (Baum, Holz) zu verstehen? Ohne Zweifel weist dies einfach darauf hin, daß Bojan noch vor Erfindung des Papyrus geschrieben hat, und zwar nach damaligem Gebrauch auf hölzerne Tafeln. Weiter finden wir im Texte der Igoriade: . . . rischtschu po tropu Trojanu. Dies bedeutet nichts Anderes, als: „Hättest Du den Heereszug Igor's besungen, so würdest Du ihn so besungen haben, wie den trojanischen Krieg." Und da wir keine anderen Gedichte über den trojanischen Krieg kennen, als die Ilias, so können wir nicht nur vermuthen, sondern bestimmt annehmen, daß Bojan die Ilias geschrieben hat! Die Erklärung Karamsin's, daß unter den Worten: w' tropu Trojanu „der Weg Trojans" zu verstehen sei, ist grundfalsch. Und also hat Bojan die Ilias geschrieben und nicht der Pseudonymus Homer. Man wird vielleicht fragen, ob Bojan nicht vielleicht nur der Uebersetzer der Ilias gewesen ist? Dem widerspricht aber der Text der Igoriade. Letzajn umom pod oblaky — „im Geiste über die Wolken fliegend", bedeutet offenbar, daß Bojan den höchsten Flug des Geistes bei der Ausarbeitung seines Gedichts entwickelte, was von einem bloßen Uebersetzer nicht gesagt werden könnte, da ein solcher nur Worte zur Verdolmetschung der ihm fertig vorliegenden Gedanken nöthig hat. Auf die Frage: in welcher Sprache die Ilias ursprünglich geschrieben wurde? antworten wir mit Zuversicht: nicht in griechischer; folglich konnte Bojan oder Homer auch nicht ein gebohrener Grieche sein, was auch die Griechen selbst bestätigen(!), indem sie das Wort Homer gleichsam zur Bezeichnung eines Blinden gebrauchen. Hierdurch erkennen sie an, daß die Ilias nicht in griechischer Sprache abgefaßt war, da sonst ein Wort, das nichts weiter als einen Blinden bedeutet, nicht als Dichternamen gebraucht werden konnte. Ferner lesen wir in der Igoriade: „das Unglück trat als Jungfrau in das Land Trojans" — es ist dies eine Anspielung auf Helena, deren Raub durch Paris den Untergang Troja's herbeiführte. Hieraus erhellt offenbar, daß die Trojaner Russen, und nur Russen, waren.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ilias in unserer vaterländischen Sprache nicht nur dem Dichter der Igoriade, sondern auch vielen anderen Russen bekannt war; allein durch die Einfälle der Polowzer und Mongolen ist dieses kostbare Denkmal des Nationalruhms unwiederbringlich verloren gegangen. Wenn man sich übrigens bemühen wollte, eine alte Kopie der Ilias ausfindig zu machen, so müßte man sie vorzugsweise auf hölzerne Tafeln geschrieben suchen, oder auf Pergament, welches in der von Aeneas gegründeten Stadt Pergamus erfunden wurde. Indessen konnte sie auch in späteren Abschriften vorhanden sein. Obgleich die Griechen in der Folge selbst eine Odyssee schreiben, so ist sie doch trocken, ungleich, mit rohen Erdichtungen angefüllt und durch farblose Schilderungen entstellt. Die Odyssee ist ein Typus der griechischen Poesie und kann mit der slavischen Ilias keinen Vergleich aushalten. Dieses rührt daher, weil die Poesie mit dem slavischen Charakter inniger verwebt ist, als mit dem aller anderen Völker; man kann sie als eine natürliche Eigenschaft der Slaven betrachten."

Ex ungue leonem. Nach einem so vielversprechenden Anfang ist es nicht zu verwundern, daß der Herr Doktor und Etatsrath im ferneren Verlauf seiner Untersuchungen immer dreister zu Werke geht, die Paradoxen scheffelweise aus dem Aermel schüttelt und die früheren Historiker, die von seinen großartigen Entdeckungen keine Ahnung hatten, als Ignoranten und Schwachköpfe verdammt. Besonders übel zu sprechen ist er auf Karamsin, der in seiner Geschichte „Alles durch die deutsche Brille betrachtet" und „die Russen zu Gunsten der Deutschen beraubt" habe. — Zur Ehre der russischen Kritik müssen wir übrigens bemerken, daß in der erwähnten Zeitschrift diese Ausgeburt eines tollgewordenen Panslavismus ihre gebührende Abfertigung erhält.

Mannigfaltiges.

— Die Resultate der Reisen Barth's in Afrika. Der nunmehr glücklich zurückgekehrte Reisende wirft in einem Schreiben an Ritter Bunsen, vom 9. November v. J. aus Kano, folgenden Rückblick auf die bis dahin von ihm zurückgelegte Reise:*)

„Möge man mich in England und Deutschland mit der Nachsicht empfangen, die dem Reisenden gebührt, der sein Möglichstes gethan, um die unerforschten oder nur unvollkommen gekannten Regionen Central-Afrika's der Wissenschaft und europäischen Unternehmungen zu öffnen. Es ist mir zwar nicht vergönnt gewesen, so tief in die Aequatorial-Regionen vorzudringen, als ich gewünscht; aber eine gütige Vorsehung hat mich während meiner langjährigen Forschungen in der ungeheuren Region zwischen Timbuktu im Westen und Bagirmi im Osten gnädigst beschützt. Ich habe zuerst das höchst interessante Land Air oder Asben mit der Hauptstadt Agades gründlich erforscht; ich habe den mächtigen Tschadda-Strom in seinem Oberlauf überschritten und das ganze, große, reiche, von ihm bewässerte Land Adamaua auf der Karte niedergelegt, ein Land, von dem früher kaum der Name gekannt war, und das nun der europäischen Schifffahrt offen liegt. Ich habe gefunden, daß der Fluß, den Major Denham bei der Hauptstadt von Loggon sah, nur ein kleiner Arm des großen, weiter östlich fließenden Stroms ist, der den Tsadsee speist; beide Flüsse aber habe ich eine große Strecke bis zu ihrem Oberlaufe verfolgt und niedergelegt. Ich habe die erste genaue Beschreibung der beiden wichtigen Königreiche Bagirmi und Wadai geliefert und eine Karte davon konstruirt. Endlich habe ich auf den speziellen Wunsch Lord Palmerston's meine Schritte nach Westen gewandt, und indem ich eine interessante und wichtige Straße verfolgte, habe ich zwei große Reiche entdeckt und erforscht, nämlich Gando und Hamb-Allahi, die nicht einmal dem Namen nach bekannt waren.

„Der Allmächtige hat mich ferner gnädig bewahrt in meiner kühnen, aber wohlüberlegten Reise nach Timbuktu, wo ich beinahe ein ganzes Jahr verweilte und Gelegenheit hatte, diese eigenthümliche Stadt, die von den Einwohnern mit Recht „Königin der Wüste" genannt wird, genau kennen zu lernen, eben so wie ihre Geschichte, Bevölkerung und alle anderen Beziehungen. Ueber die umliegenden Länder habe ich die umfangreichsten und genauesten Nachrichten gesammelt, so daß ich im Stande bin, eine genaue Karte von diesen Ländern zu entwerfen.

„Ich habe sodann meinen Rückweg angetreten und bin denselben prachtvollen Strom entlang gezogen, auf dem der kühne Schotte Mungo Park vor etwa funfzig Jahren sich einschiffte, sich durch die zahllosen, von den Tuariks und von den Völkern des Südens bemannten Flotten durchschlug und endlich seinen Tod fand, ehe er die Küste erreichte; — mit ihm gingen seine Papiere verloren und jeder Aufschluß über diese Gegenden. Ich war aber so glücklich, die Bewohner des Großen Flusses mir zu Freunden zu machen und von ihnen das Versprechen zu erhalten, daß Engländer ihr Land ungefährdet besuchen können, sowohl zu Lande als zu Wasser."

Erfreulich ist, daß mit Barth's Rückkehr auch Nachrichten über Dr. Vogel zusammentreffen, der inzwischen die große Fellata-Stadt Jakoba (10° 17′ 30″ N. Br. und 9° 28′ O. L. von Greenwich) aufgesucht, wo vorher noch kein Europäer gewesen, und von wo er noch eine weitere Reise nach dem Süden, nach dem Land Adamaua und dem hohen Berg Alantika, angetreten, um wo möglich von dort nordöstlich nach Wadai vorzudringen.

*) Vgl. „Mittheilungen aus Perthes' geographischer Anstalt", 1855. Heft III.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Mohrenstr. Nr. 51), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 113. Berlin, Donnerstag den 20. September 1855.

Nord-Amerika.

Was wird aus den Mormonen?

„Der Mensch denkt, aber Gott lenkt!“ Dieser schöne Spruch wird von den Amerikanern nicht so häufig citirt, als von uns; nicht, weil sie weniger religiös sind — im Gegentheil — sondern weil ihr starker Wille und ihr Selbstvertrauen sie in den meisten Fällen in den Stand setzt, sich das Glück unterthan zu machen und ihr Ziel zu erreichen. Dann und wann jedoch werden sie von unerwarteten Ereignissen überrascht, die sie an den oben angeführten Spruch erinnern, und sie wiederholen ihn alsdann mit der Andacht eines Volkes, das, auf seine Abkunft von den „Pilgern“ stolz, den gottesfürchtigen Charakter der Vorfahren auch in unserer skeptischen Zeit nicht verleugnet. Ein solches Ereigniß ist jetzt eingetreten, und die Nation wendet ihre Blicke ab von den Zuständen der Parteien und der Märkte, von der Fülle des Aerndtesegens und der Unfruchtbarkeit politischer Agitationen, um die Lage und das Geschick der Mormonen zu betrachten. Nicht nur, daß die Existenz eines ganzen Volksstheils auf dem Spiele steht und daß eine Hungersnoth in diesem von natürlichem Reichthum strotzenden Lande ein eben so neues als furchtbares Schauspiel ist: die Amerikaner haben noch nähere Gründe, sich für das Schicksal der Bewohner von Utah und Deseret zu interessiren.

Es ist eine Frage, die mit jedem Jahre an Wichtigkeit gewinnt, was man mit dem Mormonenstaat anfangen soll, wenn die Zeit herannaht, wo er verfassungsmäßig seine Aufnahme in die Union verlangen kann. Außer der Sklavereifrage hat sich bisher in der Geschichte der Republik kaum ein so schwieriges und gewiß kein so seltsames Problem dargeboten. Wenn man nicht einen Augenblick daran denken kann, Volksvertreter mit schwarzer Gesichtsfarbe im Kongreß zuzulassen, obgleich sich eine derartige Farbenmischung in den legislativen Versammlungen der englisch-westindischen Kolonieen als ganz praktisch erwiesen hat, wie wird man sich entschließen können, die Abgeordneten einer Gemeinde von Polygamen anzunehmen, welche ihre politische Macht zu theokratischen Zwecken gebrauchen und einen neuen Glauben mit Beseitigung des Christenthums einführen wollen? Es bestehen allerdings in den Vereinigten Staaten bereits so viele religiöse Formen, daß es nicht leicht ist, einen rechtmäßigen Grund zur Ausschließung der Mormonen aufzustellen. Die südlichen Staaten berufen sich zur Vertheidigung ihrer „eigenthümlichen Institutionen“ auf die Autorität der Patriarchen. Der Staat Connecticut rühmt sich einer Verfassung, die von den ursprünglichen Ansiedlern auf die jüdischen Gesetze gegründet worden und die man erst später einigermaßen modifizirt hat, während in anderen Theilen der Union der Katholizismus das Uebergewicht besitzt. Kann man bei einer so heterogenen Gestaltung der politischen und sozialen Zustände Amerika's den Mormonen die bürgerlichen Rechte verweigern — einer Sekte, die für alle ihre Absonderlichkeiten, von der Vielweiberei bis zur Concentration der geistlichen und zeitlichen Gewalt in der Person ihres Papstes, sich auf biblische und christliche Autoritäten zu stützen weiß? Wenn aber die guten Christen der Vereinigten Staaten vor dem Gedanken zurückschrecken, einen Juden oder Muhammedaner im Kongreß erscheinen zu sehen, was müssen sie bei der Aussicht empfinden, eine Gemeinde unter sich einzubürgern, welche die bedenklichsten Eigenthümlichkeiten der Juden und Muhammedaner zu einem ungeheuerlichen Ganzen verbindet? Schon bei der entfernten Möglichkeit eines solchen Dilemma waren die Amerikaner in so heftige Aufregung gerathen, daß sie sich gegen die Mormonen erhoben und sie in die Wildniß trieben. Es war dies die unabdringlichste Handlung, deren sie sich schuldig machen konnten, denn, wie bei allen religiösen Verfolgungen, wurde die Saat der Kirche durch das Blut der Märtyrer befruchtet. Man sah die von ihren Wohnsitzen Vertriebenen über Prairieen und Bergrücken ziehen, durch reißende Ströme setzen und in brennenden Wüsten mit Durst und Hunger kämpfen, und der Muth und die Geduld, mit der sie ihre Drangsale ertrugen, die brüderliche Liebe, mit der sie sich gegenseitig unterstützten und auf ihrer Wanderung anarbeiteten, um für ihre nachfolgenden Religionsgenossen zu säen und zu pflanzen, ließ sie so verehrungswürdig erscheinen, wie andere Dulder und Märtyrer; ja, vielleicht wird die Tradition ihrer Reise von ihren Nachkommen nicht minder heilig gehalten werden, wie die Reise der „Mayflower“ von den Söhnen der Pilger, und das Ufer des Utah-Sees einem künftigen Geschlecht ein eben so geweihter Boden sein, wie der Fels von Plymouth den Männern Neu-Englands.

Inzwischen waren die Mormonen in die Wildniß hineingetrieben, und zwar in eine solche Wildniß, daß ihre Feinde sich mit der gegründeten Hoffnung schmeicheln durften, sie nie wieder mit Augen zu erblicken. Die Seefülle lag weit entfernt; es gab in ihrem Lande weder einen schiffbaren Fluß, noch eine natürliche Straße von irgend einer Art. Und dennoch kamen sie wieder zum Vorschein; ja, sie schickten bald Deputationen nach Washington, mit der Bitte, nicht um Duldung, sondern um die Erlaubniß, sich zu einem Territorium zu konstituiren, als erster Schritt zur Aufnahme in die Union. In zehn Jahren war ihre Zahl auf über hunderttausend angewachsen, die sich, außer einer unerhört raschen natürlichen Zunahme, durch Einwanderung jährlich um Tausende und Zehntausende vermehrten. Man konnte an ihrer Lebenskraft nicht länger zweifeln. Sie stellten zum mexikanischen Kriege ein Bataillon Freiwilliger, und nach Ueberwindung unglaublicher Mühseligkeiten wurden sie allmählich reich. Sie hatten sich in einer Gegend niedergelassen, die nicht einen einzigen Baum aufzuweisen hatte und wo der sandige Boden die von den Schneegipfeln der Berge herabfließenden Gewässer einsog, ehe sie das Thal erreichen konnten. Einen ziemlich ansehnlichen Strom nannten sie Jordan und tauften sich Hätten an seinen Ufern. Das Thal ihres Jordan war dem palästinensischen so unähnlich, wie man sich nur denken kann: dürr, öde und ohne Vegetation. Aber sie gruben Kanäle und bewässerten das niedrige Land und legten ihre Stadt so an, daß sie Platz ließen für mächtige Baumgänge und weitenweite Gärten. Ehe sie die Früchte ihrer Arbeit und Kunstfertigkeit genießen konnten, mußten sie bittere Noth erdulden und waren einmal sogar gezwungen, die Häute, mit welchen sie ihre Hütten bedeckt hatten, abzureißen und als Speise zu kochen. Seitdem ist bis in die neueste Zeit Alles glücklich von statten gegangen. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, und ihre Industrie und Geschicklichkeit hat die Ungunst des Bodens so glücklich überwunden und seine Vortheile so energisch ausgebeutet, daß man ihre materielle Wohlfahrt schon längst als gesichert ansah. Da trifft sie plötzlich ein furchtbarer und unerwarteter Schlag, der ihre ganze Zukunft zu vernichten droht.

Die ersten Erforscher des Landes hatten einen anscheinend geringfügigen Umstand übersehen. Sie berichteten über die Salzsee dieser Region, über deren schlammige Ufer und sandige Untiefen, vergaßen aber, den Schlamm durch ein Mikroskop zu beobachten. Sie bemerkten von den Indianern ausgehöhlte Gräben, mit Sparren von Feuer auf dem Grunde, fragten aber nicht, was man darin gekocht habe. Wäre ein Naturforscher unter diesen Pionieren gewesen, so hätte er vielleicht die Existenz eines der eigenthümlichsten Völkchen gerettet und dem Geschick der amerikanischen Union eine andere Wendung gegeben. Jener mehrere Fuß dicke Schlamm, der sich über viele Morgen Landes ausdehnt, besteht aus den Larven verheerender Insekten; jene Gräben sind die Vorrathskammern der Eingeborenen, zu welchen sie ihre Zuflucht nehmen, wenn die Heuschrecken alle Früchte der Erde vertilgt haben. Die Insekten werden alsdann in die Gräben hineingefegt und, nachdem man ihre Flügel und Springbeine abgebrannt, zu Speise benutzt, wie in dem anderen Jordanthal. Heuer müssen auch die Mormonen von Heuschrecken leben oder verhungern, denn das räuberische Ungeziefer hat sowohl ihre Aerndten als ihren Viehstand vernichtet. Damals, als die Mormonen ihre Dächer einkochen mußten, waren sie, wie sie glaubten, durch ein Wunder von dieser Plage befreit worden. Eine Menge Vögel von seltsamer Gestalt hatten sich auf die Eilande des Sees niedergelassen, die Heuschrecken verzehrt und sie bald gänzlich ausgerottet. Die Zahrestzeit ist aber jetzt zu weit vorgerückt, als daß sich eine Wiederholung dieses Phänomens erwarten ließe, und eine Hungersnoth scheint unvermeidlich. Das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß dieses Unglück den Ruin der ganzen Kolonie herbeiführen dürfte. Wäre es auch möglich, Lebensmittel nach einer

Gegend zu schaffen, wo es weder schiffbare Ströme, noch fahrbare Wege giebt, so würde es doch auf die Dauer nichts helfen, da das Uebel in dem Boden, selbst liegt. Die ungeheuren Cicaden kommen aus der Erde hervor; die abscheulichen, drei Zoll langen Heuschrecken sind Eingeborene des Landes. Allem Anschein nach werden ihnen die Mormonen das Feld räumen müssen, und es entsteht nun die Frage, wohin sie gehen sollen und wie lange es währen wird, bis sie wieder an die Thür des amerikanischen Senats anklopfen.

Wären wir Amerikaner, so würden wir — abgesehen von dem Mitleiden, welches das Unglück dieser armen Leute einflößen muß — die Vertagung eines so interessanten Experimentes eher bedauern. Das standhafte Festhalten an dem Föderationsprinzip, welches sich in der Zulassung der Mormonen kundgäbe, wäre an sich ein schönes Schauspiel gewesen, während ihre Abweisung eine gewisse Schwäche dieses Prinzips verrathen hätte. Eine übermäßige Ausbreitung oder längere Fortdauer des Mormonismus war nimmermehr zu befürchten; sein politisches und soziales System ist zu korrumpirt, als daß ihm die Berührung mit einer verwandtiger organisirten Gesellschaft nicht verderblich werden müßte. Das Verlangen der Mormonen, sich der Union anzuschließen, war selbstmörderisch; aber es hätte dieser Gelegenheit gegeben, die Macht und Elastizität ihrer Institutionen einer glänzenden Probe zu unterwerfen. (D. N.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Neunter Monats-Bericht. 1855.

(Schluß.)

Aber wer kauft dieses auf Leinwand verwüstete Oel bei dieser allgemeinen Bildung und westlichen Civilisation? Ich habe eine dunkle Erinnerung an ein deutsches Buch über englische Kunst (ich glaube, von Franz Kugler), worin den Anglo-Sachsen ein bestimmtes, physisches Defizit an Geschmack zugeschrieben wird, so daß sie selbst durch Uebung und Bildung keinen ästhetischen Sinn entwickeln könnten. Daran ist wohl etwas Wahres, denn die in London aufgehäufte, zum Theil prächtige und fabelhaft kostspielige Geschmacklosigkeit in Architektur, Monumenten, Luxussachen, Kleidern, Möbeln u. s. w. scheint dies zu bestätigen. Und dann will ja der reich gewordene Spekulant, Fabrikant, Brauer, Fleischer u. s. w. — und es werden hier alle Tage ungebildete Leute reich — so schnell und wohlfeil als möglich einen drawing-room voll Oelgemälde haben. Er hat Geld genug, aber übers Herz bringen kann er doch nicht, 1000—6000 Thaler für ein einziges Bild auszugeben; so kauft er sich alte, große, neuvergoldete Rahmen und die nöthigen Ellen beste Leinwand hinein und sieht sich plötzlich von ein paar Dutzend großen Bildern umgeben, ohne daß ihm die ganze Herrlichkeit so viel kostete, als die Portraits von ihm und seiner Frau. Außerdem kauft Bruder Jonathan auch gern Kunst nach dem Flächeninhalte, außerdem nimmt die Bildung unter den Ost- und Westindiern, unter den Negern und Hottentotten so reißend überhand, daß auf den ausländischen Märkten zehnfach gewonnen wird, was die etwa zuhause zunehmende Aesthetik dieser Kunst verschließen mag. In dieser Richtung ist denn England allerdings rühmlich thätig. Der Krystall-Palast entstand als größtes Wunderwerk des Jahrhunderts rein aus Spekulation auf das steigende Bedürfniß der Massen für Geschmack und Bildung. Wandernde Museen, Galerieen und stehende Museen in den Provinzen, höhere Schulen und Kunst-Institute sprangen während der letzten vier bis fünf Jahre überall in der Absicht auf, den Massen Geschmack, Schönheitssinn, Bildung beizubringen. Liegt freilich nach Behauptung des deutschen Kunstrichters ein organischer Fehler im Oberstübchen der Anglo-Sachsen zu Grunde, wird alle Schule nichts helfen, zumal da die Alles überwuchernde National-Leidenschaft des Geldmachens immer wieder verdirbt, was im Aesthetischen etwa sehr- und lernbar sein mag. Nicht zu leugnen ist, daß der ästhetische Einfluß Deutschlands und Frankreichs in England fortwährend bedeutend steigt; aber die so entstehenden Bedürfnisse des Schönen können die jetzt blos von deutschen und französischen Malern, Stubenmalern, Musterzeichnern, Ciseleurs und Modelleurs, Schneidern und Schustern, Mechanikern, Uhrmachern und selbst Bäckern befriedigt werden. Ja, selbst Bäckern. Es giebt Hunderte deutscher Bäcker hier, und nur zu ihnen kann der Engländer schicken, wenn er gute Formen von Backwerk auf den Tisch bringen will, und nicht blos das nationale, klobige Viereck des „Quarters-Loaf", worin jetzt nationalerweise in der Regel weniger Mehl als Gyps, Sägespäne, zerstoßene Gebeine, Alaun, Potasche und verdorbene Luft stecken. Ueberhaupt ist in England jetzt Alles falsch, von der Palmerstonschen Politik an bis zu dem Farthing-Zuckerstängelchen, das die zärtliche Mutter ihrem Säugling zwischen die schreienden Lippen steckt. Thackeray hat eben seine vollendetste Figur, seinen edlen, wahren „Colonel Newcome", vollendet. Er kennt die englische Gesellschaft besser und feiner, als irgend Jemand, und wo bringt die Gesellschaft diesen Mann der Wahrheit und Echtheit hin? Ins Charterhouse, wo verschämte Arme von anständiger Herkunft, wie Mönche, von dem öffentlichen Wohlwollen leben.

Thackeray gilt mit seinen vollendeten „Newcomes" als der literarische Heros der verflossenen Season, während Tennyson's „Maud" als eine mißlungene Schöpfung betrachtet wird. Sonst ist nichts Heroisches in der Literatur vorgefallen. Selbst die Heroen der Krim, geschildert von G. Ryan („The Lives of the Heroes of the Crimea"), entwickeln sich unter der Feder dieses Autors als Schwätzlinge an Geist, Talent und — Muth. Weiß er doch noch, daß der Held der Balaclava-Schlächterei, Lord Cardigan, wie wahnsinnig durch seine eigenen Dragoner hindurchgebrochen und geflohen sei. Seine Renommisterei bei Festessen zuhause nahm nichts als Münchhausiaden. Die Presse sagt, der edle Lord sei es seiner Stellung schuldig, diese Anklagen Lügen zu strafen; aber er gehört zu den Verächtern der Presse und behält seine Stellung und die Anklagen unwiderlegt. Von sonstigen literarischen Erscheinungen notire ich noch: Mrs. Norton's („des weiblichen Byron") Brief an die Königin über die Sklaverei der Frauen in England (die immer nur noch nach Ehebruch, Prügel und Mißhandlung aller Art für den Preis von fünftausend Pfund durchs Parlament geschieden werden können): „A Letter to the Queen on Lord Chancellor Cranworth's Marriage and Divorce Bill", „des Droschkenkutschers Feiertag" („The Cabman's Holyday") und „Beatrice, or the Unknown Relations", von Katharine Sinclair, die in fromm-polemisirender Weise die Seelenrechte des Droschkenkutschers gegen die unheilige Geldmacherei seines Herrn vindizirt und in der „Beatrice" eine Art „Onkel Tom" gegen die Sklavenherrschaft des Papstes liefert, wobei sie freilich vergißt, daß der Papst nicht mehr das Recht hat, Seelen, die sich lostaufen wollen, zurückzubehalten, „Zenon", von dem Autor der „Mary Catchpole", von dem es in einer Zeitung hieß, daß das Beste, was Bulwer je geschrieben, rubbish, Schund, dagegen sei (ich habe „Zenon" nicht gelesen), „Gertrude oder Familienstolz", von Mrs. Trollope; von der Memoiren-Literatur die Bellot's, der bekanntlich seinen tragischen Tod im arktischen Eise fand, den dritten und vierten Band der Memoiren des Herzogs von Buckingham über den Hof und die Kabinette Georg's III. (1800—10), „Die Heirat und das Grab Byron's mit einem vollständigen Führer zu und durch Newstead-Abtei" („The Home and the Grave of Byron"), in der Naturwissenschaft ein wichtiges Werk von Lindley Kemp: „Die Erscheinungsformen der Materie" („The Phases of Matter"), in geologischer und chemischer Beziehung als Erdschichten in unorganischer, organischer, chemisch-physikalischer, Lebens- und Kunstform (verdient, in Deutschland näher angesehen zu werden; der Verfasser ist Autor der „Naturgeschichte der Schöpfung", „Natural History of Creation"); über Rußland ein wichtiges Werk vom russischen Geheimen Staatsrathe L. von Tengoborski: „Die produktiven Kräfte Rußlands" (aus dem Französischen), sehr anständig und detaillirt; eine Abhandlung über denselben Gegenstand im Augusthefte von Blackwood's Magazin, die hier viel Aufsehen erregte, da sie in bestimmtesten Zügen und Details die furchtbaren, zuwinterden Folgen des Krieges unter den produktiven Klassen nachwies und darauf die Hoffnung baute, daß man den Feind bald erschöpft und reif zur Nachgiebigkeit gemacht haben werde, um so eher, als die englische Diplomatie sich bekanntlich verpflichtet hat, Rußland im Wesentlichen gar nicht zu verkürzen, und vollkommen damit zufrieden ist, die Kriegsschulden des Landes um zweihundert Millionen Pfund, auf runde tausend Millionen vermehrt, sich moralisch und die Türkei materiell vollends ruinirt zu haben. Auch das aus Erlebnissen an Ort und Stelle geschriebene „Rußland, wie es jetzt ist" („Russia as it is at the Present Time"), von James Carr, einem Arbeiter (er war mehrere Jahre Aufseher in einer Baumwollenspinnerei in Rußland), enthält eine große Menge Materialien, aus denen man Rußland besser und näher kennen lernt, als aus Custine und anderen berühmten Werken.

Noch muß ich ein Werk über eine der saulen Sphären des englischen Lebens, das Kirchliche, erwähnen: „Enthüllungen eines armen Predigers" („Revelations of a Poor Curate"), von dem Rev. W. Wickenden. Daß die wirklichen, aktiven englischen Geistlichen zuweilen Hunger leiden und auf Almosen angewiesen sind, während die Bischöfe und Stellenverkäufer in Tausenden von Pfunden schwelgen, in denselben Pfunden, welche den Predigerstellen selbst zukommen, ist bekannt. Schwerlich wird aber Jemand, der nicht schon vorher eingeweiht war, glauben, es für möglich halten, daß Corruption und Simonie so weit, bis zu dieser Frechheit und Unverschämtheit gehen, wie wir es in diesem Buche detaillirt und spezifizirt vor uns aufrollen sehen. Was sagt man zu der Liste der Hochkirch-Prediger, welche herumgingen und — wohlhabende Nachbarn um abgelegte Kleider baten! Mit vierzig bis funfzig Pfund jährlich und starker Familie, mit oft gar nichts (insofern sie auf Avancement dienen und nur zuweilen für eine Predigt oder sonst einen geistlichen Dienst ein paar Shilling Douceur erhalten) läßt sich diese Bettelei um alte Sachen

Digitized by Google

und Brod leicht erklären. Der Bischof von London hat jährlich über eine Million Pfund Einkünfte(!!), und die anderen Bischöfe beziehen entsprechende Gehalte, können aber nichts entbehren, da sie nichts zu thun haben und der Müßige vom Stande stets mehr Geld braucht, als wenn er fleißig wäre. Die Klagen der öffentlichen Meinung und der Presse über die schamlose Geldmacherei der Bischöfe und Kirchenstellen-Eigenthümer, über die Armuth und Bettelei der wirklichen Prediger u. s. w. sind alt und bilden in manchen Zeitungen ein stehendes Thema; aber die Macht der „freien Presse" bewährt sich auch hier so, wie ich sie in politischer Sphäre gefunden habe. Man hat kein Ehr- und Schamgefühl gegen die Stimme der Presse, die zu größtentheils von Leuten geschrieben wird, welche nicht zur Aristokratie gehören.

Literarische Kuriositäten Englands.

IV.

Paternoster-Row und der „Magazin-Tag".*)

Paternoster-Row läuft als die dunkelste und engste Straße zwischen den prächtigen Läden im Norden der St. Paulskirche und dem Newgate-Central-Fleischmarkte hin. Man kann zehn Jahre lang vorbeigehen, ohne sie nur zu bemerken. Sie hat von Cheapside aus nur eine enge offene Einfahrt, die anderen Zugänge unter und zwischen Häusern durch Höfchen und Gäßchen hin kennt blos der Gelehrte, der Literat, der etablirte und der „fliegende" Buchhändler. Sie war ursprünglich eine verzettelte Reihe von morschen, dumpfen Holzbüden, in denen Perlen und Rosenkränze gedrechselt und „Paternosters, Ave's, und Gebete" geschrieben und zum Verkaufe an die Andächtigen zuerst gemacht wurden, als die Buchdruckerkunst und der Protestantismus noch nicht existirten.

Als diese deutschen Gäste herüberkamen, verdrängten sie die sammen Drechsler und Abschreiber, die „weißen, schwarzen und grauen Mönche" („friars", die noch in so vielen Straßennamen fortleben) zunächst von ihrem „Brode", dann auch aus Paternoster-Row selbst, um aus der engsten Straße den weitesten Weltbuchhändlermarkt zu machen. Zunächst wurde sie hauptsächlich Markt für die reichsten Kleiderstoffe, der jetzt unmittelbar sich an der Kirche hinzieht, weil die Buchhändler die „Row" nach und nach ganz eroberten. Unter Königin Anna zogen sie sämmtlich aus einer anderen dunklen Straße (Little Britain) in die „Row". Seit der Zeit wuchs der literarische und typographische Ruhm stetig mit jedem Jahre bis zu seiner jetzigen fabelhaften Größe. Die „Row" wird jetzt von mindestens funfzigtausend Autoren und tausend Dampfpressen versorgt. Die Row versieht dafür die ganze civilisirte Welt in Bogen und Bänden stets mit frischer Literatur, zu der die Longmans, wie erwähnt, in einem einzigen Jahre über fünf Millionen Bände beitrugen.

Die „Row" sieht in der Regel von keiner Seite — und es giebt deren eine ziemliche Menge durch alle möglichen, geheimnißvolle Zugänge und Schlachten — danach aus, als könnte hier ein Geschäft gedeihen oder ein anständiger Kaufmann für den ganzen Erdglobus arbeiten. Ein krummes, melancholisches Gäßchen von Mörtel und Mauer mit allen Arten von Baustyken und auch gar keinem Styl, mit einem Trottoir, nicht breit genug für einen dicken Herrn, und einem Fahrweg, an manchen Stellen kaum hinreichend für einen einzigen Wagen. Unten ist Alles Buchhandelschaufenster, aber ohne Prätension und ohne die Koketterie des Kleinhandels. Geht man zu zufällig hindurch, meint man, die Leute müßten hier alle mitsammt ihren Büchern verschimmeln. Nur hier und da geht ein fettgeschmierter Fleischerhursche hindurch und verschwindet in einen der vielen engen Schlupfwinkel, die manchmal nach Newgate, manchmal nach der Paulskirche, öfter auch nirgends wohin führen und einen Sack bilden; der andere schmutzige Junge dort mit einem Sacke auf der Schulter ist ein fliegender Buchhändler. Und entdeckt man einen Gentleman, läuft er so schnell als möglich hindurch, oder er besieht sich blos gedankenlos einige Büchertitel und Bilder, ohne etwas zu kaufen. Ringe herum donnert und dröhnt, rumpelt und rasselt es ununterbrochen vom dichtesten, leidenschaftlichsten Verkehr. Hier herrschte Todtenstille, wenn nicht auf dem einzigen Baume, der sich hier in einem besonderen Winkel seit einem Jahrhundert gehalten, die Sperlinge Parlament hielten und nicht zuweilen deutsche Straßenmusikanten mit verrosteten Instrumenten und herzzerreissenden Mißtönen die Burschen und Clerks in den dunklen Geschäften inwendig entzückten. Wo bleiben denn nun aber die funfzigtausend Autoren, tausend Dampfpressen und die mindestens achtzig Millionen Bände und Publicationen, die im Durchschnitt jedes Jahr in die Welt gehen sollen? Das Geschäft ist hier ein Wechselfieber und kehrt blos in bestimmten Zeiträumen zurück. Während der fieberlosen Zeiten kommen und gehen ziemlich unbemerkt blos die eigentlichen Verleger, deren Buchhändler und Agenten und Schriftsteller. Hier und da ächzt und schnaubt unter seinem stets schwerer werdenden Sacke der fliegende Buchhändler, d. h. der Sammler von Bestellungen, die bei Buchhändlern in der weiten Stadt umher gemacht wurden, von Laden zu Laden, ohne Rücksicht auf den am Schaufenster verlieften Bücherwurm, der vom Sacke geradezu in eine Nebengasse hinein oder auf den Fahrweg geschleudert wird, ohne Rücksicht auf Menschen- und Wagengedränge draußen in den Hauptstraßen, denn er hat nie Zeit, auszuweichen. Er muß bis um vier Uhr spätestens an unzähligen Orten gewesen und zwanzig englische Meilen zurückgelegt haben, damit die Bestellungen in Fieberhast noch bis sechs Uhr zur Post oder Fuhre gebracht werden können.

Jeden Freitag stellt sich das Geschäftsfieber in Paternoster-Row ein. Freitags um die Posistunde marschiren die unzähligen Karawanen von Säcken, Packeten und Bündeln der wöchentlichen Zeitungen und Journale, von denen die „Row" einen guten Theil publizirt oder wenigstens besorgt, nach dem General-Postamte dicht dabei oder nach den Eisenbahnhöfen. Das schnelle Zusammenholen der Blätter, die Verpackung für die Agenten, die Adressirung an Privatkunden, die Anschreibung der Fakturen, das Binden und Packen „in weniger denn keiner Zeit", damit die Jungen ihre Säcke und Ballen noch kurz vor dem Glockenschlage Sechs in das große offene Fenster hineinwerfen können (denn mit dem sechsten Schlage rollt mitten durch den Sack- und Bündelregen eine eherne Mauer herab und schneidet jedesmal eine Menge Säcke, zum Gaudium der Umstehenden, die expreß zu diesem Zweck warteten, gleichsam mitten in der Luft durch, so daß die letzten krachend auf die Versenden zurückprallen), alle diese Geschäfte setzen die ganze Mannschaft in jedem Geschäft in die fieberhafteste Thätigkeit, da es zuletzt auf die Minute, auf die Sekunde ankömmt. Mit dem sechsten Glockenschlage geht eine gewaltige elektrische Zuckung durch London, mit welcher alle Räder und Hebel und Schrauben und Fesseln des Großgeschäfts von Tausenden fallen, so daß sie nun plötzlich Menschen werden und plötzlich fühlen, wie hungrig sie sind.

Ein noch heißrer und fieberhafterer Tag stellt sich in der „Row" alle Monate einmal ein, der unter Buchhändlern, Buchbindern und Druckern unter dem Namen „Magazin-Tag" gefürchtet und geliebt wird. Dieser letzte jedes Monats bringt die Row in eine Bewegung, wie ein Topf voll Mäuse. Jedes Haus vom Keller bis zum Dache ist in Bewegung, als brennte es und gälte es, den Flammen noch einige Schätze zu entreißen. Jedes Stäubchen im letzten Winkel bekömmt Flügel und irrt verdutzt umher, da ihm nirgends ein Ruheplätzchen gegönnt wird. Solch ein Reißen und Binden, Werfen und Schreien, Drängen und Stoßen ist wahrhaft sehenswerth. Der Magazin-Tag fängt jedesmal mit dem Abende vorher an und schwillt während der Nacht zu heißem, dichtem Kampfe an. Die Bestellungen der Provinzial- und Kolonial-Buchhändler sind während des Tages alle angekommen. Danach müssen die Monatschriften und Magazine in aller Hast zusammengeholt und die Fakturen ausgefertigt werden, größtentheils eine leichte und blöchschelle Arbeit, da gedruckte Listen der Magazine u. s. w. dazu gebraucht werden. Jeder Buchhändler und ordentliche Kunde hat sein besonderes „Taubenloch", sein „Fach", in welches die ausgefertigten Fakturen nebst Büchern u. s. w. devonirt werden. In manchen Geschäfte giebt es fünf- bis sechshundert solcher „Taubenlöcher", die alle in den letzten vierundzwanzig Stunden gefüllt, geleert, gepackt und befördert werden müssen. Die Drucker haben ihre Blätter und Journale während der Nacht gesandt. Aus diesen nassen Ballen müssen die einzelnen „Taubenlöcher" gespeist werden. Das wäre Alles noch in den Gränzen des Thunlichen; da aber in der Regel jeder Provinzial-Buchhändler nur mit je einem in London verkehrt, muß dieser zugleich alle anderen Bestellungen aus allen Gegenden und Entfernungen Londons zusammenzagen lassen. Diese wilden Buchjäger bilden eine eigene Menschen- und Gewerbsklasse, die merkwürdig genug ist, so daß sie ein Wort verdienen.

Der „Collector", ein so unentbehrliches Glied in der Kette des Buchhandels, ist ein ganz anomaler Subjekt, weder Mann, noch Junge, weder schmutzig, noch anständig. Seine Mütze hat entweder gar keinen Schirm, oder auf einer ganz ungewöhnlichen Stelle, sein Hut leidet stets an einigen Dutzend Brüchen und Einstellungen. Selbst sein großer Sack ist räthselhaft in Farbe und Form, und der Rock, der hier und da wie noch ein brauchbarer abgelegter Rock aussieht, hat gleichwohl so viel Risse und Flecke, daß man nicht begreift, wie er zu der Literatur noch eine so wichtige Rolle spielen kann. Gebt Acht, die Herren dort im Geschäft, die auf Niemand hören, die hoch sind, ihm gehorchen sie, so grob und unsauber er auch ist. In seiner schmierigen Tasche drängen sich zuweilen mehr Goldstücke, als man in einem Jahre zum anständigen Leben brauchen würde. Jede seiner scharfen Bestellungen wird mit harter Kasse bezahlt. Alle die kleineren Buchhändler-Artikel werden stets baar berichtigt. So muß ihm Jeder, der ihn brauchen will, das Geld vorschießen, so gewagt dies auch sein mag. Aber der Collector hat zu viel esprit de corps, er geht stets im Schuß und trifft stets. Jede Krümmung, jede Unehrlichkeit ist ihm ein Gräuel, ein Wahnsinn, da sie den ganzen Buchhandel und also auch ihn ruiniren würde. Er ist unentbehrlich, aber auch der Buchhandel ist ihm so

*) Vgl. Nr. 106 des „Magazin".

Digitized by Google

nur noch mit Draht kümmerlich zusammengehalten ist, und die halb zahnlosen Kinnbacken strecken sich wie knirschend unter den aufgeschlagenen Visiren vor; weiterhin brüsten sich wieder Gestalten in Perücken und allem nur erdenkbaren lächerlichen und bizarren Kopfschmuck; der scheint zu lachen, jener zu frieren, dieser wieder mit weit vorgereckter schwarzer Zunge in gräßlichem Schmerze aufzustöhnen — überall die furchtbar sich gleichende Physiognomie des Todtseins in tausendfach wechselnder Gestaltung. Dann wieder die der näheren und nächsten Zeit angehörenden Todten, die, noch nicht zur Mumie geworden, in ihren entstellten Zügen nur eine um so grauenvollere Verwandtschaft mit dem Leben zeigen: hier langgestreckte Krieger in prächtigen Gala-Uniformen, wie man sie draußen noch zu Hunderten umhergehen sieht, dort Herren in schwarzen Fracks mit auf der Brust gekreuzten gelben Händen, die gerade in diesem faltsitzenden Salonschmuck den allerschauderlichsten Anblick gewähren. Und zuletzt gar die Frauen! reich geschmückt, wie zum glänzendsten Hoffeste, liegen sie in ihren schmalen farbigen Truhen mit lächerlich-gräßlicher Prätension; Fratzengesichter, die alle Häßlichkeiten des verzerrendsten Todeskampfes an sich tragen, lugen aus Spitzen und Seide und reichem Blumenschmuck hervor, Sammet und Goldstoff bauscht um eingesunkene, eckige Glieder, und den zierlich silbergestickten, weißen Atlasschuh füllt nur zum dritten Theil ein brauner Knochenfuß. Hier und da hängen auch frische Blumen in Sträußen und Gewinden um die modernden Reste, und der Zettel, den jede Leiche zwischen den Fingern hält, worauf Name, Geburts- und Sterbetag angegeben, belehrt uns, daß hier ein Mädchen, erst vor wenigen Monaten in der Blüthe des Lebens verschieden, späte Liebesgabe von treuen Hinterlassenen empfing — aber die Blumen sind welk und fahl, dem Hauch des Todes, der da weht, kann Nichts, was blühen und duften soll, widerstehen. Dann es ist eine fürchterliche Atmosphäre, die in diesen Grüften brütet, und man glaubt den Mordduft zu schauen, wie er sich als gruulicher Staub um alle diese verkommenen, wurmstichigen Erscheinungen webt. Ist ist es auch, als regte sich hier und da in einem dunklen Winkel, als nähme eine oder die andere dieser klapperdürren Puppen etwa eine bequemere Stellung an, aber es war doch nur der Luftzirkt, der im Vorbeigehen die Kleiderfetzen oder eine zerraufte Haarlocke bewegte, oder eine geheimnißvoll lauernde Katze war zwischen einem der Popanze weggehuscht, daß es klapperte und dröhnte.

„Nachdem mich der Pater Guardian eine Zeitlang schweigend durch die Gänge geführt und mit triumphirenden Blicken mich gleichsam im Stillen den Total-Effekt dieses über allen Wort-Ausdruck entsetzlichen Schauspiels genießen lassen, machte er dienstbeflissen noch auf einige Details und besonders hervorstechende Individualitäten der Todten-Assemblee aufmerksam. . . . Gern hätte ich durch ihn einige nähere Erläuterungen über diese Palermo, wie mir scheint, ganz eigenthümliche Art der Todtenbestattung und die dabei übliche Manipulation eingezogen, aber da ich Mund und Nase, um die verpestete Luft wenigstens nur filtrirt zu genießen, aufs engste klobirt halten mußte und übrigens bei guten Mönche sicilianischer Dialekt an sich schon sehr schwer verständlich war, so gab es nur eine gebrochene, vielen Mißverständnissen unterworfene Conversation. So viel glaube ich entnommen zu haben, daß diese Katakomben der vorzüglichste, wenn nicht der einzige Begräbnißplatz der Hauptstadt sind, und daß der Regel nach alle Verstorbene auf solche Weise bestattet werden; nur gewisse hochadelige Familien machen insofern eine Ausnahme, daß ihre Leichen in hölzernen, oben gewölbten Kisten, die man denn, bunt bemalt und mit Wappen geziert, in großer Anzahl zu Füßen der anderen Todten umherstehen sieht, verschlossen und von den Angehörigen, welche die Schlüssel führen, besuchsweise bleiben. Nach der gewöhnlichen Uebung werden die neu ankommenden Leichen entkleidet, in ein dunkles Gewölbe gebracht und dort, mit eingeschnürten Gliedern auf einem eisernen Rost ausgespannt, durch sechs Monate einem raschen, aber natürlich unvollkommenen Verwesungsprozeß ausgesetzt, der durch ein unter dem Roste wegrieselndes Wasser noch beschleunigt werden soll. In dem dadurch erzeugten, halb mumienhaften Zustande wird der Körper wieder abgenommen, angekleidet, und zwar in den meisten Fällen nur in eine schlichte Kapuzinerkutte, und den Tausenden seiner Vorgänger angereiht, wo er stehen und harren soll bis an das Ende der Dinge, und wo nur die seierlichen Besuche seiner Angehörigen, die an großen Festtagen ihn mit neuen Kleidern und Blumen heraufputzen, seine ewige Ruhe stören. . . . Wie lachte mich der blaue Himmel an, als ich aus dieser entsetzlichen Nacht des Staubes wieder ins Freie trat, wie sog ich die Luft in vollen Zügen, wie schweigte mein Auge in der weiten duftigen Landschaft!" . . Und nun folgt eine glutvolle Schilderung der entzückenden Aussicht, die sich von den Zinnen der Zisa über das zauberische Thal, die Stadt Palermo und das azurblaue Meer dem vom Glanze der Herrlichkeit geblendeten Blicke erschließt.

In dem Kommentar, den der Verfasser dieser lebendigen Darstellung anzuhetten für nöthig erachtet, sucht er die allerdings Jedem sich aufdrängende Frage zu beantworten, wie eine so abscheuliche Art der Leichenbestattung sich so lange habe erhalten können, und er gelangt zu dem Resultat, daß das Zusammenwirken zweier dem Charakter des Sicilianers tief eingeprägten Eigenthümlichkeiten den jedes gesunde Gefühl verletzenden Brauch wohl erklären könne, — das Zusammenwirken der Bigotterie, „der zufolge der irdische Körper gegenüber der unsterblichen Seele ein reines Nichts, ein dem Zufall preisgegebenes Spielwerk darstellt", und der Neigung zum Burlesken, die sich gerade auf religiösem Gebiet am allerkecksten zu geberden pflege. Aber es springt in die Augen, daß jedwede Art der Leichenbestattung, welche wie die palermitanische, die Leiber der Verstorbenen durch irgend welche künstliche Manipulation zu konserviren und dem Anblick der Angehörigen zu erhalten sucht, nicht auf eine von der Bigotterie eingegebene Verachtung der irdischen Erscheinung, sondern eher auf die gerade entgegengesetzte Empfindung hindeutet, und was die Freude am Burlesken betrifft, so glauben wir, daß sie eben so wenig zur Erklärung jener anstößigen Sitte beiträgt. Der Verfasser scheint uns zu irren, wenn er annimmt, daß in einem „rein menschlich gestimmten Gemüthe" das ursprüngliche Entsetzen, das den Fremden bei dem ersten Anblick einer so schauerlichen Todtenversammlung ergreift, später einer humoristischen Betrachtung über die hinfälligkeit des Irdischen, über die mit dem buntesten Flitterkram elend bedeckte Verwesung Platz mache. Das ursprüngliche Entsetzen ist als eine gewaltige, plötzlich hereinbrechende Empfindung allerdings nicht bleibend; aber sie weicht, wie uns scheint, nur dem Gefühl des Abscheus, das sich in einem „rein menschlich gestimmten Gemüthe" behaupten dürfte. Nur in den seltensten Fällen, wo ein Individuum, wie der Pater Guardian, durch die Nothwendigkeit zum täglich wiederholten Anblick eines so widerwärtigen Schauspiels gezwungen wird, scheint es uns begreiflich, daß die innere Natur, in gesunder Reaction gegen eine andauernd peinigende Empfindung begriffen, das Gefühl des Abscheus durch eine Idee zu überwinden sucht, in welcher der Mensch sich befriedigter fühlt, und daß er endlich allerdings dahin gelangt, mit einem gewissen Todtengräber-Humor philosophirend und ironisirend durch das gräßliche Todtenreich zu wandern. Allen anderen Personen aber, die sich zährlich vielleicht nur einigemal, an Fest- und Gedenktagen, die düsteren Pforten öffnen lassen, um, von wehmüthigen Erinnerungen umschwebt, die moderuden Ueberreste theurer Verwandten aufzusuchen, liegt die Freude am Barocken und Burlesken sicherlich viel zu fern, als daß sie ihnen den traurigen Weg erträglich machen könnte. Sie widerstreitet zu sehr der Stimmung, welche die Hinterbliebenen hierher führt, um eine letzte Liebespflicht zu erfüllen; wer selbst durch einen noch nicht vergessenen Verlust die Macht des Todes erfahren hat, ist nicht geneigt, die grellen und lächerlichen Kontraste, welche dieselbe Macht in diesen unheimlichen Räumen neben einander gestellt hat, mit behaglicher Ironie zu betrachten.

Wie im vorliegenden Falle, scheinen uns auch an anderen Orten die Erklärungsversuche des Herrn Verfassers manchen Einwendungen zu unterliegen; aber ungeachtet dieser schwächeren Partieen bleibt das Buch eine der ansprechendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Reise-Literatur. Denn sie werden weit überwogen durch die Anschaulichkeit, Frische, Anmuth und den Glanz der Darstellung, durch welche Dr. Goldhann so zu fesseln weiß, daß kein gebildeter Leser die „Wanderungen in Sicilien" ohne hohen Genuß aus der Hand legen wird.

Ungarn.

Philologische Zeitschrift in magyarischer Sprache.

Von dem „Magyar Nyelvészet", dessen Programm wir vor einigen Monaten anzugsweise mitgetheilt, ist das erste Heft (in drei Bogen) erschienen. Der Inhalt desselben beweist unwidersprechlich, daß Herausgeber und Mitarbeiter mit den Errungenschaften sowohl als den Bedürfnissen unserer Zeit, so weit sie das gewählte wissenschaftliche Gebiet berühren, in ihrem ganzen Umfange vertraut sind. Der erste Artikel „Was bezweckt die (Zeit)schrift" „Magyarische Sprachwissenschaft?" („Mit akar a' „Magyar Nyelvészet"?") ist von dem Herausgeber (Herrn Hunfalvy) selbst. Wir fassen hier seinen Inhalt kurz zusammen. Schon die inneren Beziehungen Ungarns erheischen, daß Sprach- und Geschichtsforschung nicht blos die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit dieses Landes möglichst vollständig umfassen. Noch viel dringender wird aber diese Mahnung, wenn wir auf die äußeren Beziehungen Ungarns hinblicken. Die Magyaren — sie sagt man — sollen ein europäisches Volk werden; allein über die Bedeutung von „europäisch" scheint man nicht im Klaren zu sein; denn bei Beurtheilung der Eigenthümlichkeit des Volkes und seiner Sprache kömmt fast Alles auf Rechnung des Asiatenthums, wobei arge Widersprüche unvermeidlich sind. Der wahre Europäismus besteht aus zwei Elementen: das eine bildet der (freilich ebenfalls aus Asien stammende) christliche Glaube im Verein mit der griechisch-römischen Verlassenschaft; das andere ein eigenthümlicher Geist rastloser, freier Forschung und Entwickelung, welcher die jetzt nicht untergegangenen

Digitized by Google

ist und gleichsam die Fortsetzung des griechischen Geistes heißen kann. Die europäische Bildung nimmt die Schöpfungen aller Jahrhunderte, aller Nationen in sich auf, aber nicht als todten Schatz, den man vergräbt, sondern als Samenkörner, die sie fruchtbringend zu machen weiß. Wahrhafter Europäer wird also der Magyar, wenn er an diesen großartigen Bestrebungen rüstig Theil nimmt, am geistig eben so reich und schöpferisch zu werden, wie andere Völker. Die vorliegende Zeitschrift will auf den besonderen Gebieten, denen sie sich widmet, solche Thätigkeit erwuntern und wo möglich leiten. Sie beschränkt sich vorerst auf die griechisch-römische und die vaterländische Sprachwissenschaft, weil hier vor Allem Ermunterung und Anleitung Noth thun.

Das Studium des Griechischen ist in den gelehrten Schulen Ungarns erst jetzt eingeführt und einer der vornehmsten Lehrgegenstände geworden. Es ist aber noch erforderlich, daß man die Leute von seiner Nothwendigkeit überzeuge. Die bisher gewöhnlichen Einwände gegen dieses Studium, die Herr Hunfalvy mit gewichtigen Gründen beseitigt, stärken sich jetzt mit neuen. Das Naturwissen thut heutzutagetage in allen seinen Zweigen Riesenschritte und führt zu so großartigen Entdeckungen, daß der staunende Betrachter leicht auf schiefe Urtheile kömmt. Wider denjenigen Zweig des intellectuellen Wissens, dem wir klassische Gelehrsamkeit zu nennen pflegen, erhebt sich besonders derjenige Zweig der Naturwissenschaften, den man, weil er das stoffliche Wohlleben unmittelbar fördert, industrielles Wissen nennen kann. Allein jede Gesellschaft besteht nothwendig aus einem lernenden (geistig thätigen) und einem arbeitenden (stofflich thätigen) Theile: dem einen ist das sogenannte klassische, dem anderen das industrielle Wissen vorzugsweise nothwendig, und so bleibt kein Anlaß zum Streite über den Vorzug eines von beiden.

Einen sehr großen Raum in den heutigen Studien nimmt die Sprachwissenschaft ein. Die Sprachen sind Produkte, in welchen die eigentliche Natur des Menschen sich kundgiebt; daher ist ihr Studium schon an und für sich, als ein anthropologisches, von höchstem Werthe. Allein es kommen noch andere wichtige Interessen hinzu. Die erst in unserm Jahrhundert entstandene wissenschaftliche Sprachvergleichung lehrt uns in den Einzelsprachen Glieder von Sprachfamilien und größeren Sprachgeschlechtern erkennen, die einander gegenseitig beleuchten, und ohne sorgsame Analyse der Muttersprache im Vereine mit den fern von aller Parteilichkeit und auf strenq wissenschaftlichem Wege als ihre Verwandten erkannten Idiomen ist keine sichere und gesunde Sprachforschung möglich. Einseitigkeit, die oft sogar mit unklaren Begriffen vom Sprachbau überhaupt verbunden ist und welcher, wie namentlich öfter in Ungarn der Fall war, ein sehr übel verstandener Nationalstolz zum Grunde liegen kann, führt im besten Falle zu unsicheren Ergebnissen, gewöhnlich zu unheilbaren Verirrungen.

Der Verfasser belehrt nun seine Leser über Sprachstoff und Sprachform, über Ausdruck der Bedeutung und der Beziehung, und über die Kriterien verschiedener Sprachstämme. Die Sprache der Magyaren gehört zu dem altaischen oder finnisch-tatarischen Stamm; ihre etymologischen Kabinet (und solche bietet jede Sprache der Welt) können daher nur mit Hülfe der übrigen altaischen Sprachen gelöst werden, wie das Magyarische umgekehrt auch seinen Schwestern und Basen aushelfen muß.

Der zweite, von Herrn Szende Aladár gelieferte Artikel ist überschrieben: „Von Sprachwissenschaft überhaupt" („a' nyelvészetről általában"). Der Verfasser weiß zuerst darauf hin, wie diese Wissenschaft in den drei vergangenen Jahrzehnten zu einer Stufe emporgestiegen sei, die ihr im Rathe ihrer älteren Blutsverwandten Sitz und Votum sichere, wie sie fähig geworden, das der Denk- und Seelenlehre, Menschen- und Völkerkunde, Mythologie und Geschichte einliehene Kapital mit schweren Zinsen zurückzuerstatten. Dann bezeichnet er die vornehmsten Epochen dieser Wissenschaft, von den überall schöpferisch wirkenden Griechen an bis zu ihrer heutigen Umgestaltung durch Bekanntschaft mit dem Sanskrit. Die gewaltigen Bewegungen, welche dieses Studium veranlaßte, blieben auch in Ungarn nicht ohne Anklang; aber zahllos waren die Hindernisse, welche dort sich dawider stemmten, zahllos die zu entwurzelnden Vorurtheile. Verwandtschaft zwischen dem Magyarischen, Finnischen und Lappischen hatte man schon seit dem siebzehnten Jahrhundert bemerkt; allein maßloser Nationalstolz, der hierdurch die Abstammung des Magyarenvolkes von Attila, der „Geißel Gottes", gefährdet glaubte, wendete sich mit Entrüstung von Bestrebungen ab, die längst auf dem richtigen Wege geleitet hätten. Derjenige Mann, welcher der magyarischen Philologie nicht blos eine neue Richtung gewies, sondern sie ganz erschuf, war Révai; noch thun bei besonders die Akademie zu Pesth in den letzten Dezennien sich große Verdienste erworben; um aber auf diesem Gebiete mit den gebildeten Nationen des Auslandes wetteifern zu können, muß noch viel, sehr viel geschehen.

Ein dritter Artikel: „Unsere Gymnasien und der neue Lehrplan" („Gymnasiumaink 's az új tanterv") ist mit 6. 8. 9. unterschrieben. Magyarische Wissenschaft sollte die Pforte sein, durch welche die Forschungen des europäischen Geistes nach Mittel-Asien geführt werden; dies ist aber nur dann möglich, wenn die Pforte durch den wissenschaftlichen Geist Europa's zu einer sicheren wird, und diesen erwirbt man sich vor Allem durch echte klassische Bildung, die auch in anderen Ländern den verdorbenen Geschmack verdrängt, und von falschen Richtungen zurückgelenkt hat. Der so viele Geister fortreissende grobe, die Menschheit entwürdigende Materialismus, die blasirte Romantik und andere physische Krankheiten, in deren Hintergrunde das verjüngungskräftige Element des klassischen Alterthums ein kümmerliches Dasein fristet, müssen bekämpft werden, daß aber dieses klassische Element die ersehnte Wiederbelebung der Literatur und Wissenschaft bewirke, ist zum großen Theil Aufgabe der Gymnasien. Auf diesen muß die MutterSprache, als einzig sichere Grundlage zu allen, der erste Gegenstand der Unterweisung sein; nach ihr das Lateinische, das Deutsche, das Griechische. Der Hauptzweck des Erlernens der sogenannten todten oder gelehrten Sprachen ist Einsährung in die Schatzkammer der Literaturen des Alterthums, harmonische Entwickelung der Seelenkräfte, Heranbildung des Menschen zu wahrer Humanität. Ein verständiger Lehrer wird den nothwendigen Unterschied der Lehrmethode, wenn es auf Griechisch oder Latein, und wenn es auf lebende Sprachen ankömmt, leicht einsehen. Wo den etwanigen Mängeln der Unterrichte durch Uebung im Leben abgeholfen werden kann, da ist ein spielender Unterricht (nach Jacotot, Hamilton, Robertson) weniger nachtheilig, als wo jenes nicht angeht. Der praktische oder Conversations-Gebrauch gelehrter Sprachen ist in Ungarn sehr selten*) — berühmte Gelehrte behaupten sogar, daß er die Klassizität beeinträchtige — es müssen also auf der Schule von vorn herein die systematischen Grundlagen dieser Sprachen, wenigstens in Hauptzügen, aber deutlich, deutlich und klar, gegeben werden; sonst treibt man die Jugend gleichsam über eine Eselsbrücke zu einem Ziele, das Schüler und Lehrer nicht zu würdigen wissen. — Die in Ungarn vorhandenen griechischen und lateinischen Elementar-Bücher werden gemustert; wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß ein magyarisch-griechisches und griechisch-magyarisches Wörterbuch noch gar nicht vorhanden ist.

In einem kürzeren Schluß-Artikel giebt Herr Hunfalvy, von der Bedeutung des Wortes Ugar (nach Asbjagsi) und verwandter türkischer Wurzeln ausgehend, eine neue und sehr gefällige Erklärung des Wortes Magyar (ehemals Moger), wonach es ein allgemeiner, kein Eigenname war und Verbündete (Heim Moger, die sieben Verbündeten) bedeutete. Daran knüpfen sich noch andere scharfsinnige Vermuthungen; wenn es aber um die historische und philologische Motivirung vor Allem zu thun ist, den müssen wir, falls er Magyarisch verspeht, auf den Artikel selbst verweisen. Sch...

Frankreich.

L. A. Martin's

„Moralischer Geist des neunzehnten Jahrhunderts".**)

Im Jahre 1844 ließ Herr L. A. Martin in Paris unter obigem Titel ein Buch erscheinen, das, im Wesentlichen eine Zusammenstellung von Maximen und Aussprüchen aus bekannten Schriftstellern unseres Jahrhunderts, zugleich eine recht sinnreiche Encyklopädie aller sittlichen Eigenschaften des Menschen, so wie aller höheren Abstractionen des Lebens, ist. Es werden darin unter Anderem die Begriffe: Seele, Freundschaft, Liebe, Gewissen, Religion, Wahrheit, Gerechtigkeit, Tugend, Freiheit, Vaterland, Ruhm, Schönheit, Glück, Unglück, Egoismus, Leidenschaft, Zorn, Zweifel, Schmerz, Hoffnung u. s. w. psychologisch und philosophisch durch die an passender Stelle eingefügten zahlreichen Citate in erschöpfender Weise erläutert. Das Buch erwarb sich in Frankreich vielen Beifall, wie aus den Anerkennungen zeitgenössischer berühmter Schriftsteller hervorgeht, die dem Verfasser zu Theil geworden und die er der kürzlich in Brüssel erschienenen zweiten Auflage als empfehlende Einleitung hat vorbrucken lassen.

In der That verdient das Buch aber auch, und zwar nicht blos von den Schriftstellern, die der Verfasser benutzt hat, sondern auch vom Publikum mit Beifall aufgenommen zu werden. Freunde einer ernsten Lektüre finden darin Nahrung zugleich für das Herz und für den Geist.

Der Verfasser hat ungefähr hundertfunfzig französische und fremde Schriftsteller für seine Arbeit benutzt; von deutschen nur zwei — Goethe und Aucillon — was sehr zu bedauern ist, da gerade die deutsche Literatur Herrn Martin die ergiebigste Ausbeute hätte liefern können; etwas zahlreicher ist die englische vertreten; dagegen fehlt von den

*) In unserem Deutschland glauben Viele das gerade Gegentheil; ja, sie nehmen an, selbst dem gemeinen Ungarn sei das Lateinische (wenn auch eine Art Küchenlatein) oft so geläufig wie seine Muttersprache!

**) Esprit moral du dix-neuvième siecle. Par Louis Auguste Martin. Nouvelle Édition. Bruxelles, Ch. Muquardt, 1855.

Digitized by Google

französischen Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts kaum irgend ein Name von Bedeutung, selbst nicht der Napoleon's III. und Ludwig Philipp's. Der regierende Kaiser hat einen Beitrag zur Erläuterung des Begriffes „Wahrheit“ geliefert. Man wird eine Idee von der Darstellungsweise des Herrn Martin bekommen, wenn wir hier die Stelle wiedergeben, in welcher er die Worte Napoleon's III. zur Verherrlichung der Wahrheit anbringt:

„In den hohen Regionen der Gewalt“, sagt Herr Martin, „ist die Wahrheit besonders schlecht angeschrieben, weil sie dadurch, daß sie den Augen der Menge die Verirrungen und Vergehen derjenigen zeigt, von denen sie geleitet wird, diese der Verachtung und der verdienten Strafe überliefert.

„Quiconque fait un pacte avec la vérité
Du haut de la faveur tombe précipité.
Barthélemy.“

„Man waffnet sich gegen sie, wie man sich gegen einen der furchtbarsten Feinde befestigt, man stellt alsdann ein ganzes Arsenal von Repressivgesetzen her, eine veratorische Polizei und eine schikanöse Zensur.

„Des baillons à la main, un Argus effronté
Au sortir de la presse attend la vérité.
Barthélemy et Méry.“

„Und hinter diesem Wall von arbitrairen Maßregeln versteckt sich der Despotismus wie ein Dieb, der ertappt zu werden fürchtet; dort kann er ungestraft jede Art von Unthat vollführen, den Staatsschatz verschwenden, konfiszíren, proskribiren, ein lustiges Leben führen und für alles dies noch Stillschweigen oder Lobeserhebungen verlangen. Aber die unaufhörliche Arbeit der Wahrheit unterminirt diese starken Mauern und sprengt sie früher oder später, selbst noch als Pulver, in die Luft. Der Fortschritt der Ideen ist langsam, aber sicher und unaufhaltlich. Ludwig Napoleon sagt: „Das gemeinsame Schicksal jeder neu zum Vorschein kommenden Wahrheit ist: zu erschrecken, anstatt hinzureißen, zu verletzen, anstatt zu überzeugen; dies kömmt daher, daß sie mit um so größerer Gewalt und überkömmt, je länger sie unterdrückt worden. Weil sie Hindernisse zu besiegen hat, muß sie kämpfen und umwälzen, bis sie, von der großen Mehrheit begriffen und adoptirt, die Grundlage einer neuen gesellschaftlichen Ordnung wird.“'“

„Die Verfolgungen, die Plackereien, denen die Wahrheit ausgesetzt ist, lassen die Größe ihrer Erfolge und das Verdienst ihrer Verkünder um so stärker hervortreten. Je schwieriger der Weg, je bestrittener das Terrain, je bedrohlicher der Kampf ist, um so ruhmwürdiger wird auch der Triumph sein.“

Vom Könige Ludwig Philipp führt der Verfasser die nachfolgenden Worte an:

„Die Freiheit besteht lediglich in der Herrschaft der Gesetze. Daß Niemand gehalten sein kann, etwas Anderes zu thun, als das, was das Gesetz von ihm erheischt, und daß er dagegen alles das thun kann, was das Gesetz nicht untersagt, darin besteht die Freiheit.“

„Das beste Mittel, eine Nation der Freiheit würdig zu machen, ist, sie aufzuklären und den Unterricht unter allen Klassen der Gesellschaft zu verbreiten.“ (Der Verfasser sagt hier hinzu: Wenn der König wirklich so gehandelt hätte, so würde er nicht im Exil, sondern auf dem Throne gestorben sein.)

„Was mich betrifft“, sagt der König einmal bei einer der großen Gratulationscouren am Neujahrstage, „so kenne ich nur ein Mittel, eine Regierung zu befestigen, und dieses besteht darin, die öffentlichen Freiheiten zu achten. Die Regierung bestrebe sich unaufhörlich, diese Freiheiten zu schützen und aufrecht zu erhalten; sie sei offen, ehrlich und loyal; sie sei gerecht gegen Jedermann, mit Einem Worte, sie lasse sich stets durch die Gesinnung leiten, die durch das schöne deutsche Wort Aufrichtigkeit so trefflich bezeichnet wird.“ (Auch hierzu macht der Verfasser eine ähnliche Anmerkung, wie die obige.)

Vom Kaiser Napoleon I. bringt der Verfasser über ein Dutzend Citate, doch zeugen sie fast sämmtlich von der Elastizität der Moral dieses Herrschers. Auch Talleyrand führt er nur an, um vor dessen machiavellistischer Politik zu warnen. Inzwischen bilden die Schriftsteller, die er ironischerweise citirt, nur die Ausnahme. Der Geist der meisten Autoren, die er in seine Darstellung verwebt, ist in der That geeignet, den „esprit moral“ des neunzehnten Jahrhunderts zu personifiziren.

Mannigfaltiges.

— Kiepert's Karte der Nordpolar-Entdeckungen. Die dem fünften Bande der Berliner „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ beigegebene Karte der Entdeckungen im Nordpolarmeere bis 1854, gezeichnet von Heinrich Kiepert, ist von der Verlagshandlung (Diedrich Reimer) auch besonders ausgegeben worden und kann denjenigen, die sich auf diesem noch so wenig bekannten Gebiete der geographischen Wissenschaft näher orientiren wollen, als ein sehr handliches und zugleich möglichst vollständiges Blatt empfohlen werden. Umfassender, als Petermann's jeder Zeitschrift beigegebene Karte der Parry-Inseln, reicht sie vom fünfundsechzigsten bis zum achtzigsten Grade nördl. Br. und vom fünfundsechzigsten bis zum hundertdreißigsten Grade östl. L. von Paris. Die von der britischen Admiralität herausgegebene Karte ist dabei zum Grunde gelegt, wobei nur zu bedauern, daß bei der Uebertragung nicht auch die englischen Appellativa durch deutsche wiedergegeben worden. Hinsichtlich der Eigennamen, die den zahlreichen Insel-Ländern, Halbinseln, Eilanden, Bergen, Seen, Meerbusen, Buchten ꝛc. dieser arktischen neuen Welt beigelegt worden, bemerkt Herr Kiepert in den seiner Karte beigegebenen Erläuterungen, daß mit den oft an zehn und mehr Stellen immer wiederkehrenden Namen königlicher, prinzlicher und hocharistokratischer Personen eine überlopale Verschwendung getrieben worden; ja, manche dabei mit unterlaufende Geschmacklosigkeit geht geradezu ins Komische, z. B. die Benennung einer Gruppe von Fels-Eilanden im Boothia-Golf als „Sons of the Clergy of Scotland“ („Söhne der schottischen Geistlichkeit“). Der Name Jenny Lind ist ebenfalls durch eine Insel zwischen King-Wilhelm- und Victoria-Land verewigt, und wer es noch nicht weiß, der erfahre jetzt, daß die arktische Jenny Lind in 69 Grad nördl. Br. und 105 Grad östl. L. (von Paris) gelegen ist. Fremdes Verdienst um die geographische Wissenschaft ist bei dieser Namengebung ganz unberücksichtigt geblieben, und man sucht neben einem Parry, Roß, Franklin, Rennel, Davy, Airy ꝛc. vergebens den Namen eines Humboldt oder Ritter. Dagegen ist Mentschikow durch eine Bucht am Boothia-Golf und der russische Admiral Krusenstern durch einen See in der Nähe des Astronomical Society-Island verewigt. Wahrscheinlich zur Paralysirung dieses Russenthums hat man vor kurzem mehreren Bergspitzen auf Melville-Eiland die Namen Raglan, St. Arnaud und Canrobert gegeben.

— Der historische Atlas der Schweiz, welchen vor kurzem Herr A. de Mandrot, Hauptmann im eidgenössischen Generalstabe, herausgegeben hat,*) umfaßt sieben kolorirte Karten, jede von einem breiten Rande eingefaßt, mit einem das Verständniß der Karten fördernden statistischen und historischen Kommentar als Text. Jede Karte stellt die politische Eintheilung der Schweiz in einem besonders wichtigen Zeitraum ihrer Geschichte dar. Darauf finden sich zugleich, ebenfalls durch Farben unterschieden und versinnlicht, die zahlreichen, durch das Schweizer-Land zerstreuten, weltlichen und geistlichen Herrengebiete, von Zeitraum zu Zeitraum verfallend oder verschwindend, in dem Maße, als die Eidgenossenschaft an Areal anwächst. So zeigt die erste Karte Helvetien im Jahre 1300, zur Zeit, wo das Haus Habsburg auf dem Höhepunkte seiner Macht im Lande stand. Die zweite im Jahre 1387 nach der Sempacher Schlacht, als bereits Zürich, Bern, Luzern, Glarus und Zug sich den drei Urkantonen angeschlossen hatten. Die dritte im Jahre 1415, wo die über den Erzherzog Friedrich verhängte Reichsacht den Schweizern den Vorwand zu Eroberung des Aargaus und der Freiämter lieh. Die vierte im Jahre 1460 oder der Zeit, wo Oesterreich den Thurgau und Friburg an die Schweizer verlieri, Kyburg verkauft und das Haus der Grafen von Toggenburg erlischt. Die fünfte im Jahre 1501 nach den Kriegen mit Burgund und dem Schwäbischen Bund, als nun auch Friburg und Solothurn (1481), Bünden (1497), Basel und Schaffhausen (1501) dem Bunde beitreten und der Verfall des Hauses Savoyen in der Schweiz beginnt. Die sechste im Jahre 1536, wo Appenzell bereits (s. 1513) aufgenommen ist, Bern, Friburg und Wallis sich durch Eroberung des Waadtlandes, des Chablais u. s. w. ansehnlich vergrößern und die Reformation die Mehrzahl der geistlichen Stifter säkularisirt hat. Die siebente im Jahre 1650 nach dem westfälischen Frieden, welcher der Schweiz völlige Unabhängigkeit vom deutschen Reichsverband garantirte, bis zum Jahre 1798. Dieses der übersichtliche Inhalt eines sehr verdienstlichen und schön ausgestatteten Kartenwerks. Herr von Mandrot hat bei Ausarbeitung desselben die Geographie der schweizerischen Eidgenossenschaft von Fäsi und das historisch-statistische Wörterbuch von Leu zu Grunde gelegt, außerdem das ergiebige Material, das ihm die königlichen Bibliotheken zu Berlin und Dresden über die ältere Geschichte und Geographie der Schweiz darboten, zu Rathe gezogen. E. K—r.

*) Atlas historique de la Suisse, de l'an 1300 jusqu'en 1798. Par A. de Mandrot. Geneve, Kessmann, 1855. Fol. Auch deutsch, Lfrl. 2, in demselben Verlage.

Neue Bestellungen auf das vierte Quartal dieser Zeitschrift wolle man baldigst bei Postämtern oder Buchhandlungen machen.
Preis: in Preußen . . . . . 25 Sgr.
im deutsch-österreichischen Postverein 2 1/2 „

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 2 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und einzelne Stücke 10 Sgr., worin das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Mohrenstraße Nr. 51), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 115. Berlin, Dienstag den 25. September 1855.

Frankreich.

Die menschliche Lebensdauer.*)

Nichts in der belebten Welt ist dem Zufall überlassen. Jede Verrichtung, jede Entwickelung, jede Erscheinung folgt vorher bestimmten Gesetzen. Jedes Wesen hat seinen abgesteckten Kreis der Thätigkeit, seine vorgeschriebene Rolle, seine angewiesene Bestimmung; so wie jede Thatsache ihren Grad, ihren Gegenstand, ihre Richtung, ihre Dauer hat. Das Ziel jeglichen Dinges ist zum Voraus entschieden: „Bis hierher und nicht weiter!“ hat Gott nicht zu den Wogen allein, hat er zu Allem, was fühlt, glaubt, lebt, gesprochen. Für jegliche Gattung mit ihren eigenthümlichen Kräften und besonderen Bedürfnissen finden wir regelmäßig abgemarkte Zeiträume zur Entwickelung des Keims, zum Wachsthum, zum Leben selbst. Der Verlauf des Lebens und der Epochen, aus denen es besteht, ist bei dem unvollkommensten, wie bei dem vollkommensten Thiere, dem Menschen, auf gleiche Weise geregelt. Nur die Gränzen, innerhalb deren das Ziel abgesteckt ist die freilich niemals eine strenge Genauigkeit beobachten), wechseln nach den Gattungen. Von vorn herein hat man zu gewärtigen, sie beim Menschengeschlecht ziemlich ausgedehnt zu finden, je nach der Verschiedenheit der Racen und Klimate, so wie nach den ungleichen Bedingungen und mannigfaltigen Einflüssen, denen es ausgesetzt ist. Die zerstörenden Zufälle, die uns unaufhörlich bedrohen, sind unberechenbar. Der Mensch allein zählt mehr Krankheiten, als alle Wesen der Schöpfung zusammengenommen. In den Tausenden von physischen Ursachen, die dahin wirken, seine Tage zu verkürzen, kommen die moralischen: seine Leidenschaften, seine Laster, seine Leiden, seine Arbeiten. So giebt es für ihn eine Mannigfaltigkeit schädlicher Elemente, eine Menge störender Prinzipien, eine ununterbrochene Folge von Zufällen, die er mit anderen Wesen theilt oder die seiner Natur eignen und die die Feststellung der normalen Lebensdauer zu einem höchst verwickelten Problem machen. Zum Glück kömmt uns das Licht, diese Frage aufzuhellen, von drei Seiten zugleich: die Physiologie, die Geschichte und die Statistik können ihre Angaben gegenseitig kontroliren. Das Studium der Gränzen des menschlichen Lebens hat seit dem Anfang dieses Jahrhunderts merkliche Fortschritte gemacht und weist noch jetzt wichtige Arbeiten auf. Es steht demnach zu hoffen, daß wahrhaft wissenschaftliche Ergebnisse die so verschiedenen Richtungen verfolgenden Untersuchungen krönen werden. Der Schluß, den wir daraus zu ziehen suchen, wird beweisen, daß hier, wie bei vielen anderen Forschungen, es weniger darauf ankömmt, neue Entdeckungen zu machen, als schon erlangte Begriffe zu klassifiziren und zusammenzufassen.

Unsere Kenntniß in Bezug auf die Lebensdauer der verschiedenen Thiere ist noch sehr mangelhaft. Das Alter eines Baumes**) läßt sich nach den sogenannten Jahrringen an dem Stamm mit Sicherheit berechnen; für das Alter der Thiere fehlt es uns an ähnlichen Merkmalen. Das Wenige, was wir über ihre Lebensdauer wissen, müßte aus unmittelbaren Beobachtungen geschöpft werden. Langsam und schwierig, wie diese sind, müssen sie nothwendig vervielfältigt werden, um zuverlässige Ergebnisse zu erzielen.

Die Gattungen auf der niedrigsten Stufe des Thierreichs scheinen überhaupt eine kurze Lebensdauer zu haben; die meisten leben höchstens einige Jahre. Unter den Fischen indeß giebt es Arten, die sehr klein zur Welt kommen, langsam wachsen und eine bedeutende Größe erreichen. In den Fischbehältern der Cäsaren wurden Murænen bis zu einem Alter von sechzig Jahren gefüttert. Rechnet man nach dem Gewichte, das ein Karpfen in zehn Jahren erreicht, so müssen einige, die man gefangen hat, über hundert Jahr alt gewesen sein. Im Jahre 1497 soll in den Teichen des Schlosses Lanteren ein Hecht von dreihundertfunfzig Pfund gefangen worden sein, den man, nach einer Inschrift auf dem Ringe an dem einen Kiemen zweihundertsiebenundsechzig Jahre früher auf Befehl des Kaisers Friedrich II. eingelassen hatte. Forster spricht von Schildkröten, die länger als ein Jahrhundert, nachdem sie eingefangen worden, gelebt hätten. In den sehr lange lebenden Thieren zählt man die Krokodile. Einige Vögel, wie der Adler, der Schwan, der Rabe, der Papagei, sollen es, nach gewöhnlicher Annahme, zu einem hundertjährigen Alter bringen. Hufeland erwähnt in seiner Makrobiotik einen Falken, der vom Kap nach London geschickt worden und der auf einem goldenen Halsband die eingegrabenen Worte trug: „An Se. Majestät Jakob, König von England, 1610.“ Er wurde 1792 eingefangen, war also mindestens hundertzweiundachtzig Jahr alt.

Allen diesen Thatsachen fehlt jedoch das Gepräge genügender Zuverlässigkeit. Eine etwas sicherere Erfahrung haben wir über die Lebensdauer der Säugethiere, besonders der zahmen. Wir wissen, daß das Pferd fünfundzwanzig, das Kameel vierzig, der Hirsch fünfundvierdreißig bis vierzig, der Ochse funfzehn bis zwanzig, der Hund zehn bis zwölf, die Katze neun bis zehn Jahre lebt. Der Löwe bringt es etwa auf zwanzig, der Hase und das Kaninchen auf sieben bis acht, das Meerschweinchen auf sechs bis sieben Jahre. Die Riesenthiere: der Elephant, das Nilroß, das Rhinoceros, der Wallfisch, leben wahrscheinlich weit länger. Indeß ist aus diesen Beispielen ersichtlich, daß die meisten Geschöpfe, die sich uns in ihrer Organisation nähern, der Lebensdauer nach weit hinter uns zurückbleiben; „was“, wie Haller sagt, „unsere fortwährenden Klagen über die Kürze des Lebens als ungerecht verurtheilt.“

Da wir uns hier nur mit dem Menschen beschäftigen, so möchten wir zuvörderst der Untersuchung einen Stein des Anstoßes und des Irrthums aus dem Wege räumen: Die Physiologen haben die Lebensdauer verschiedentlich bestimmt; einige gaben ihr siebzig, andere achtzig bis neunzig, noch andere gar hundert Jahre. Diese Abweichungen schrieben und ans dem Fehler hervorgegangen, daß sie fast immer das gewöhnliche Leben mit dem natürlichen und normalen verwechselt haben. Um sich eine richtige und vollständige Vorstellung von der Dauer des Lebens zu bilden, muß man dieses durchaus unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten und unterscheiden: die durchschnittliche, die gemeine, die natürliche, die abnormale Dauer.

Das durchschnittliche Leben gewinnt man, wenn man die Summe der Jahre einer großen Menge verstorbener Individuen jeglichen Alters durch die Zahl dieser Individuen dividirt. In diesem Durchschnitt sind demnach all die lebengefährdenden Zufälle und Krankheiten zusammengefaßt, und der Quotient drückt die Zahl der Jahre aus, die dem Neugeborenen vermuthungsweise beschieden sind.

Unter der gewöhnlichen Lebensdauer verstehen wir den Zeitraum, den die Individuen, die den Gefahren der Jugend und des Mannesalter entgangen sind, zurückgelegt haben. Er schließt mit dem Alter, zu welchem gemeiniglich Alle gelangen, die nicht schon vor dem Anfang des Greisenthums gestorben sind. Es ist gewissermaßen das durchschnittliche Leben der Greise.

Die natürliche oder normale Lebensdauer ist die von Gott der Gattung beschiedene. Sie wird nur durch die Wirkung des Greisenthums unterbrochen, und die Gränzen, in die sie eingeschlossen ist, sind ihr Gesetz. Allein da nur diejenigen diese Gränzen erreichen, die so glücklich sind, sich dem fortgesetzten Einfluß der störenden Ursachen zu entziehen: so wird das Gesetz nur unvollkommen zur Geltung gelangen. Es kann sogar dahin kommen, daß, was gewiß von Natur die Regel ist, nur als Ausnahme erscheint.

Die außerordentliche oder abnormale Lebensdauer ist eine Abweichung vom Gesetze; diese bildet den Gegensatz zu der durch frühzeitigen Tod bewirkten Abweichung, ohne diese merklich auszuwiegen. Es bezeichnet die äußerste und ausnehmliche Schranke, über die hinaus nur das Unmögliche liegt.

Unter diesen vier Gesichtspunkten müßte die Dauer jedes lebendigen Wesens untersucht werden, und doch hat sich diese Untersuchung bis jetzt nur auf den Menschen und sogar nur auf den Europäer be-

*) Nach der Revue des deux Mondes.

**) Michel Adanson hat bekanntlich danach festgestellt, daß es unter den Affenbrodbäumen (Baobab, Adansonia digitata) Greis plate giebt, deren Anfang mit dem Anfang der geschichtlichen Zeit zusammenfällt, die also ein Alter von fünf- bis sechstausend Jahren haben.

Digitized by Google

schränkt. Nur durch die Statistik gelangen wir zur Erkenntniß der durchschnittlichen Dauer des menschlichen Lebens. Die numerischen Ergebnisse geben uns die gemeine und die historischen Thatsachen die abnormale Dauer. Mit Hülfe der Statistik und der Geschichte wird uns die Physiologie die Aufgabe lösen, die wir uns hier gestellt haben: die normale, natürliche Lebensdauer zu bestimmen.

Sehen wir zuvörderst, was und die Kenntniß der Zahlen in Betreff der durchschnittlichen, wie der gemeinen Lebensdauer lehrt. Die numerischen Ergebnisse haben das glückliche Vorrecht, auf diese Zifferart zu wirken und ihm Ueberzeugung zu geben. Der schlagendste Beweis ist die Ziffer, sagt man, und es ist wahr, vorausgesetzt, daß diese Ziffer der genaue Ausdruck der Thatsachen ist, die sie zusammenfaßt. Ist sie das aber in Bezug auf die statistischen Arbeiten? Man möchte es mit Recht bezweifeln. Die Gleichgültigkeit der Regierungen, das Umfassende der Aufgabe und die Fahrlässigkeit der damit Betrauten, die Unzulänglichkeit der Dokumente, der fortwährende Zu- und Abfluß in den großen Städten — sie bilden zusammen einen Komplex von Umständen, die wohl geeignet sind, die allgemeinen Ergebnisse zu verfälschen. An diese aus verschiedenen Ursachen hervorgehenden Ungenauigkeiten reihen sich noch absichtliche Irrthümer, die von politischen und lokalen Interessen diktirt werden. Die unter solchen Bedingungen angestellten Berechnungen dürften daher schwerlich auf mathematische Strenge, in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, Anspruch machen. Indeß können wir auf Grund der schon angeführten Sterblichkeitslisten Schlüsse machen, die sich nicht gar zu weit von der Wahrheit entfernen dürften.

Welches sind nun die Gesetze der Sterblichkeit, unter dem numerischen Gesichtspunkt betrachtet?

Das Leben ist beständig in Gefahr, deren Grad nach den verschiedenen Epochen der Lebensdauer wechselt. In den ersten Altersfünfen ist die Sterblichkeit sehr beträchtlich. In Frankreich stirbt ein Sechstel der Kinder im ersten, ein Fünftel im zweiten, ein Viertel vor dem vierten Jahre, ein Drittel ist schon im vierzehnten unterlegen; im zweiundvierzigsten Jahre bleibt noch die Hälfte, im neunundsechzigsten ein Viertel, im zweiundsiebzigsten ein Fünftel, im fünfundsiebzigsten ein Sechstel. Von hundert Geburten bleiben nach zwei Jahren nur noch achtzig und nach vierzehn achtundsiebzig am Leben. Vor der Revolution berechnete Duvillard die Zahl der jungen Leute, die ihr zwanzigstes Jahr erlebten, nur auf 50 Prozent. Allein Bienaymé, der die von 1823 bis 1831 durch ganz Frankreich aufgenommenen Rekrutirungslisten einer strengen Prüfung unterwarf, hat erwiesen, daß die Zahl der Konskribirten zu den Geburten sich mindestens wie 60 : 100 verhielt. Dieses Ergebniß stimmt vollkommen mit dem von J. Milne für die Stadt Carlisle gewonnenen überein. Dasselbe Verhältniß hat sich in der Folge auch in Paris herausgestellt. Nach Demonferrand erreichen unter 100 Geburten sieben das achtzigste, zwei das fünfundachtzigste und eine das neunundachtzigste Jahr. Statt der 640 Neunzigjährigen unter einer Million Geburten, die dieser Schriftsteller zählt, nimmt Mathieu nur 491 an, unter welchen nur neun zu einem Alter von 97 und vier zu dem von 99 Jahren gelangt wären. Hundertjährige sind unter 10,000 Einwohnern nach Duvillard zwei, nach Demonferrand einer; Milne zählt in Carlisle neun. In den neueren Tabellen ließ man diese Altersstufe ganz unberücksichtigt. Kaum daß sie Einer jährlich in Paris erreicht.

Benoiston de Châteauneuf hat den Lebensverlauf für einen Zeitraum von vierzehn Jahren auf funfzehn Millionen Verstorbener jedes Alters in dem Theile des europäischen Festlandes berechnet, der sich vom Mittelmeere bis zum Eismeere erstreckt. Der Kalkül ergab: von 100 erreichen 44 das Alter von 30 Jahren; in der Zwischenzeit von 30 bis 60 starb davon etwas weniger als die Hälfte, im 70sten Jahre waren die Ueberlebenden von 30 Jahren auf ein Drittel, im 80sten auf ein Zehntel und im 90sten auf ein Dreiundsechzigstel reduzirt.

Das Wenige beweist schon, wie groß der Zahl-Unterschied zwischen den Geburten und den Neunzig-, Achtzig- und Siebzigjährigen ist. Diese Ungleichheit wird noch auffallender durch die Ziffer selbst, welche die durchschnittliche Lebensdauer ausdrückt. Verfährt man nämlich in der oben angedeuteten Weise, indem man die Summe der Jahre aller Verstorbenen, von dem Neugeborenen, der nur einen Tag geathmet hat, bis zu dem Greis, der der Altersschwäche erlegen ist, durch die Zahl der Individuen theilt, so bekömmt man für die Bevölkerung in Frankreich die annähernde durchschnittliche Lebensdauer von 39½ Jahren. So kurz diese erscheint, ist sie dennoch wirklich höher, als alle in früheren Zeiten. Nach den Untersuchungen Villerme's war in Paris die Durchschnittsziffer im 18ten Jahrhundert 32, im 17ten 26, im 14ten gar nur 17.

Aus diesen Schätzungen, wenn sie richtig sind, ergiebt sich offenbar, daß die Sterblichkeit mit den Jahrhunderten abgenommen hat, was einerseits der Pocken-Impfung, andererseits dem verbesserten Zustande der ärmeren Klassen zuzuschreiben ist. Wenn die Lebensdauer nach ähnlichem Verhältnisse mit der Zeit zunimmt, dann muß sie wiederum allmählich abnehmen, um endlich auf einer Höhe stehen zu bleiben, welche sie nicht übersteigen kann. Es wäre aber kühn, diese Höhe für die Zukunft jetzt bestimmen zu wollen.

Daß dieser Fortschritt der Lebensdauer, wie er sich seit fünf oder sechs Jahrhunderten herausstellt, auch in fernster Vorzeit stattgefunden habe, dafür haben wir durchaus keinen Beweis. Es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß sie zahlreichen Schwankungen unterlegen sei, und daß sie zu gewissen Perioden sich in absteigenden Verhältnissen bewegt habe. Leider fehlt es uns an Thatsachen, die dieser bloßen Hypothese Gewicht geben könnten, da das Alterthum und darüber die nöthigen Nachweisungen versagt. Wir wissen nur so viel, daß gegen Anfang des dritten Jahrhunderts, unter Alexander Severus, Ulpian nach der von Servius Tullius die Justinian, also während eines Zeitraums von tausend Jahren, vorgenommenen Zählungen die durchschnittliche Lebensdauer der Römer auf dreißig Jahre berechnet hat. Hat es damit, wie mit den Anschlägen Villerme's, seine Richtigkeit, so kömmt man zu dem Schlusse, daß die römische Periode in Bezug auf Sterblichkeit bei weitem weniger verschieden von der gegenwärtigen war, als diese vom vierzehnten Jahrhundert, und daß das Leben während des Mittelalters in sieter Abnahme war.

Die Hoffnung auf das Wachsthum der Lebensdauer in der Zukunft gründet sich hauptsächlich auf die Fortschritte aller Art, die sich mit jedem Tage vervielfältigen und ihren günstigen Einfluß auf Alle erstrecken. Denn wer bürgte uns sonst dafür, daß die gegenwärtige Bewegung, die ihren Ausgangspunkt vor dem Abschluß des Mittelalters genommen, nicht umschlägt und die durchschnittliche Lebensdauer wieder auf 30, 25, ja, auf 17 zurückführt? Aus der Vergangenheit kann hier nicht auf die Zukunft geschlossen werden, wenn die Ursachen der wachsenden Richtung nicht dieselben bleiben.

Das durchschnittliche Leben im gewöhnlichen Sinne drückt die Zahl der Jahre aus, die ein Neugeborener zu leben die wahrscheinliche Aussicht hat. Allein diese Chance gilt ja nicht für den Neugeborenen allein; man hat vielmehr den Durchschnitt für jedes Alter berechnet, und es ergeben sich natürlich bedeutende Unterschiede, nach Maßgabe der ungleichen Gefahren, denen unser Dasein in den verschiedenen Lebensepochen bloßgestellt ist, und nach der Zahl der bereits verflossenen Jahre. In Frankreich beträgt der Durchschnitt, wie wir oben bemerkt, mit dem Eintritt ins Leben 39¾ Jahre; allein er nimmt rasch zu bis ins vierte Jahr, wo er seinen Hochpunkt, 49¼, erreicht; von da ab ist er in beständiger Abnahme. Nach Deparcieux stellt sich folgendes Schema heraus:

| | | |

nen Bruder hatte der Pascha schon eingeladen; der Konsul Finn und seine Gemahlin werden sich uns anschließen.

Heute Morgen weckte mein Bruder mich schon um fünf Uhr, um uns nach der Stadt zu begeben. Ich war noch niemals so früh in dieser Gegend gewesen und bewunderte die Moabgebirge, die sich im nebeligen Grau des Morgens am besten ausnehmen, und die dunkle Stadt, deren Umrisse in scharfem Relief gegen die Spitze des Oelberges abstechen. Durch das im Schlafe liegende Soldatenlager, an den pittoresken Zelten Sir Moses Montefiore's vorbei, deren Bewohner gleichfalls noch des Schlummers pflegen, zwischen Gruppen von Juden und Arabern, die in ihren Turbanen und Tarbuschen unter dem Schatten der Bäume sitzen, reiten wir in das Damasker Thor hinein, dessen starke Mauern mit Massen von Vegetation bedeckt sind, und unter Bogengewölben, durch enge Straßen, in welchen Kapern in großer Menge wachsen. Ihre Blüthen gewähren eine äußerst liebliche Aussicht; vier weiße, schmetterlingsgleiche Blätter halten einen großen Büschel langer, zarter, veilchenfarbiger Fibern, mit einem dicken, veilchenfarbig und weiß schattirten Stengel in der Mitte. Um acht Uhr erreichten wir das Serail des Paschas, wo wir mit Sir Moses Montefiore und seiner Gesellschaft zusammentreffen sollten. Wir betreten ein gewölbtes Gemach, mit lilafarbigem Kattun ausgeschlagen und ringsum mit Divans besetzt. Der Thür gegenüber sitzt der Pascha; meine Vorstellung erfolgt unter Beobachtung der gehörigen Form und mit Austausch der im Orient gebräuchlichen Komplimente (ich habe bereits gelernt, diesen Würdenträgern passende Antworten zu geben). Der Dragoman ist ein Grieche, der aber gut französisch spricht; der Pascha kennt keine andere Sprache, als die türkische. Der Dolmetscher führt mich zu einem Divan und öffnet die Vorhänge eines Fensters, welches die Terrasse der Moschee überblickt, die sich noch halb im Schatten befindet und deren Mauern, Minarets und Dome ihren phantastischen Schatten über die Scene werfen. Meinem Bruder und mir wird Kaffee gereicht, und bald darauf wird Sir Moses Montefiore angekündigt. Wir begeben uns zu ihm in den Salon, wo der Pascha sich auf dem Hauptdivan niederläßt und mich zu seiner Rechten Platz nehmen heißt. Vor uns sitzen auf in einem Halbkreis gestellten Stühlen der Gouverneur von Hebron, der Gouverneur von Garrison (Garizim), mein Bruder, der Dolmetscher und Sir Moses mit seiner Gesellschaft. Das Kaffeetrinken und Komplimentemachen beginnt von neuem, und Herr Konsul Finn erscheint mit seiner Gemahlin. Wir brechen in Prozession auf; der Pascha geht voran durch seltsam gewundene Gänge und Gewölbe, bis wir in das Sonnenlicht und den wundervollen Hof der Moschee herauttreten. Das prächtige Gebäude, mit seiner mannigfachen Oberfläche von Farbe, Licht und Schatten, der kleinen Reihe Bogen und Säulen, den Kapellen und Grabmälern, den Oelbäumen und Sträuchern wird mit einem einzigen Blick überseben, während wir uns dem Fuße der breiten Freitreppe nähern, die zu dem heiligen Boden führt.

Eine zahlreiche Gruppe arabischer und jüdischer Diener umgab und jetzt, deren Pflicht es war, uns der Schuhe zu entledigen und mit Pantoffeln zu versehen. Wir traten alsdann in das wunderbare Gebäude ein, dessen feierlichen, majestätischen Dunkel uns an die Alhambra erinnerte. Die Ringmauern des Doms sind mit uralter Mosait-Arbeit von Glas und Stein im überladenen arabischen Styl besetzt, über welche sich eine auf Bogen ruhende Galerie nach Art eines normännischen Trifolinms zieht. Die reich kolorirten Glasfenster gleichen ebenfalls durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben, ihre verwickelte, aber korrekte Zeichnung und die Kleinheit ihrer Abtheilungen einer durchsichtigen Mosaik. Innerhalb einer hölzernen Umzäunung befindet sich der wunderbare Stein, der, im Begriff, dem Propheten nach dem Himmel zu folgen, die Erde verließ und nie ganz dahin zurückgekehrt ist.*) Er steht allerdings in einer sehr merkwürdigen Position, ohne fast einen Punkt zu haben, auf dem er ruhen könnte. Der obere Theil des hölzernen Geländers ist hübsch ausgeschnitzt und bemalt, mit Skizzen, die den Ornamenten der angelsächsischen Handschriften nicht unähnlich sehen. Man zeigte auch den Betplatz David's, einen weißen, marmornen Schrein von ausgezeichneter Arbeit; er bildet eine von zwei Doppelsäulen gestützte Nische, die Säulen sind in je vier Sectionen getheilt und zierlich unter einander verflochten; die Kapitäle haben dieselbe vollendete Sauberkeit, welche die Werke der normännischen Kunst auszeichnet. Wir stiegen nun, von vier Kerzenträgern begleitet, in einen finsteren, höhlenartigen Raum hinab, der unter dem großen Stein gelegen ist. Es befinden sich hier vier Betplätze — des Jesus, Salomo, Abraham und Aaron —, wovon zwei mit noch verwickelteren Zierraten versehen sind, als der oben erwähnte. Doch verließen wir bald dieses Sonterrain, um uns wieder nach oben zu begeben, wo wir das Mosaikparkett untersuchten, dessen Zickzacklinien große Mannigfaltigkeit und glänzende Farben darbieten.

*) So lautet die muhammedanische Legende. Der orientalisch-christlichen Sage zufolge ist dies der Stein, in welchem Jesus bei seiner Himmelfahrt einen Abdruck seines Fußes zurückließ. D. R.

Der untere Theil der Moschee ist hauptsächlich mit enkaustischen Ziegeln, meistens blau und weiß und an den Styl der Renaissance erinnernd, gepflastert. Im Hofe, wohin wir jetzt zurückkehrten, wachsen die Oelbäume und kleine gelbe und rothe Blumen, vom Geschlecht der Wicke und des Geißbarts, zwischen den Steinen. Die Stufen, welche zu einem offenen, steinernen Bassin führen, das der Teich Salomo's genannt und mit Wasser auf dem gleichnamigen Teich in Artas(!) versehen wird, sind mit hoch aufgeschossenem Unkraut und Dornen überwuchert. Noch mehrere steile Stufen hinab, die nicht oft betreten schienen, gelangten wir zu einem südlich gelegenen langen, niedrigen, unterirdischen doppelten Bogengang. Die Säulen sind anfangs viereckig und zum Theil verbunden, aber ganz im Süden sind sie rund und von herrlichen Verhältnissen, indem der Boden mehr angehöhlt und das Dach höher ist, was sie in ihrer einfachen Größe recht imposant erscheinen läßt. Eine von ihnen, die von Herrn Konsul Finn gemessen wurde, hatte einen Umfang von fünfzehn Fuß. Einige Steinfragmente steckten wir als Trophäen zu uns.

An das blendende Tageslicht zurückkehrend, traten wir durch ein finsteres, tief gewölbtes Thor in die Moschee El Akbar ein. Die weiß getünchenen Wände und die moderne Zeichnung der Monogramme der Chalifen geben dem Innern des Gebäudes ein Ansehen von Neuheit. Den Plafond tragen seltsam geformte Säulen, kurze runde Bogen, runde, viereckige und ganz unregelmäßige Pfeiler. Wir versammelten uns um den alten Brunnen, der den Namen Moses trägt und an dem Sir M. Montefiore mir einen erfrischenden Trunk reichte. Der Pascha ließ uns alsdann in das mit dem goldenen Thor befindliche Gemach führen. Diese Stätte gilt den Moslem für besonders heilig, und man hütet sich ängstlich, sie den Blicken der Ungläubigen auszusetzen; auch jetzt hatte man uns glauben machen wollen, daß wir sie bereits gesehen, und daß der lange Bogengang dahin geführt habe. Auf Befehl des Paschas aber wurden wir zwischen einem in Reih und Glied aufgestellten Detachement türkischer Soldaten nach dem sich allmählich senkenden Eingang geführt, und während die Soldaten einen Halbkreis um den Abhang schlossen, traten wir in einen herrlichen gewölbten Raum, von sechs Säulen getragt und durch Pfeiler von großer Schönheit in Kammern abgetheilt. Hoch über uns ließen zwei Oeffnungen im Doppeldom das Tageslicht ein, aus welchen einige pittoreske Köpfe erstaunt und neugierig herabblickten. Herr G., einer von unserer Gesellschaft, der in Konstantinopel gewesen ist, versichert, daß keine der dortigen Moscheen in Reichthum des architektonischen Schmucks mit der hiesigen zu vergleichen sei. Die klassischen Erinnerungen Athens und die Naturschönheiten des Bosporus hätten ihm hohen Genuß gewährt, aber der heutige Besuch würde es ihm reichlich vergolten haben, wenn er auch den ganzen Weg bis hierher mit geschlossenen Augen gemacht hätte.

Wir näherten uns der bedeckten Piazza vor der großen Moschee, wo Teppiche für uns Damen unter dem luftigen, von schlanken Säulen getragenen Dom ausgebreitet waren. Allmählich vermehrte sich die Zahl unserer Begleiter, die Soldaten schlossen einen dichten Kreis um uns, und wir warteten unter einem gewölbten Korridor, während Sir Moses den Baschichi unter die gierigen Haufen vertheilte, die seiner Gaben warteten. So lehrten wir endlich nach dem Serail zurück, das wir am Morgen verlassen hatten. Mehr als zwei Stunden hatten wir in jenen selten besuchten Räumen zugebracht und mehr gesehen, als je ein Ungläubiger vor uns. Der Erzherzog Maximilian und der Herzog von Brabant waren bei weitem nicht so glücklich gewesen; es war die bekannte Freigebigkeit Sir Moses Montefiore's, welche unserer kleinen Gesellschaft alle Pforten geöffnet hatte.

Nord-Amerika.

Elliot's indianische Bibel.

Im Jahre 1663 gab der Missionär John Elliot, der Apostel der Indianer genannt, in Cambridge bei Boston eine Uebersetzung der Bibel im Dialekt des Nipmut- oder Massachusetts-Stammes heraus, die als der erste Versuch, die heilige Schrift den Aborigenen Amerika's zugänglich zu machen, Beachtung verdient und auch in linguistischer Beziehung überaus merkwürdig ist. Die Sprache selbst ist, wie das Volk, das sie redete, längst ausgestorben, und die Uebersetzung gehört jetzt zu den größten literarischen Kuriositäten. Der Redaction des Boston Traveller wurde neulich ein Exemplar der zweiten Auflage derselben zugestellt, über welches sie einige interessante Notizen mittheilt. Das Buch ist auf ziemlich schlechtes Papier gedruckt, die Schrift plump und uneben, indem die des Titelblattes mit einem Federmesser ausgeschnitten zu sein scheint. Es ist in Schafleder gebunden, mit schweren „Rippen" auf dem Deckel; die Illuminationen im Anfang sind äußerst roh gearbeitet, die Zeilen schief und unregelmäßig. Außer dem alten und neuen Testament enthält es noch eine Uebersetzung der Psalmen in indianischen Versen. Der Titel lautet, wie folgt:

Digitized by Google

Gegend zu schaffen, wo es weder schiffbare Ströme, noch fahrbare Wege giebt, so würde es doch auf die Dauer nichts helfen, da das Uebel in dem Boden, selbst liegt. Die ungeheuren Cicaden kommen aus der Erde hervor; die abscheulichen, drei Zoll langen Heuschrecken sind Eingeborene des Landes. Allem Anschein nach werden ihnen die Mormonen das Feld räumen müssen, und es entsteht nun die Frage, wohin sie gehen sollen und wie lange es währen wird, bis sie wieder an die Thür des amerikanischen Senats anklopfen.

Wären wir Amerikaner, so würden wir — abgesehen von dem Mitleiden, welches das Unglück dieser armen Leute einflößen muß — die Verlagung eines so interessanten Experimentes eher bedauern. Das Standhafte Festhalten an dem Föderationsprinzip, welches sich in der Zulassung der Mormonen kundgäbe, wäre an sich ein schönes Schauspiel gewesen, während ihre Abweisung eine gewisse Schwäche dieses Prinzips verrathen hätte. Eine übermäßige Ausdehnung oder längere Fortdauer des Mormonismus war nimmermehr zu befürchten; sein politisches und soziales System ist zu korrumpirt, als daß ihm die Berührung mit einer vernünftiger organisirten Gesellschaft nicht verderblich werden müßte. Das Verlangen der Mormonen, sich der Union anzuschließen, war selbstmörderisch; aber es hätte dieser Gelegenheit gegeben, die Macht und Elastizität ihrer Institutionen einer glänzenden Probe zu unterwerfen. (D. N.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Neunter Monats-Bericht. 1855.

(Schluß.)

Aber wer kauft dieses auf Leinwand verwüstete Oel bei dieser allgemeinen Bildung und westlichen Civilisation? Ich habe eine dunkle Erinnerung an ein deutsches Buch über englische Kunst (ich glaube, von Franz Kugler), worin den Anglo-Sachsen ein bestimmtes, physisches Defizit an Geschmack zugeschrieben wird, so daß sie selbst durch Uebung und Bildung keinen ästhetischen Sinn entwickeln könnten. Daran ist wohl etwas Wahres, denn die in London aufgehäufte, zum Theil prächtige und zuweilen sogar kostspielige Geschmacklosigkeit in Architektur, Monumenten, Luxussachen, Kleidern, Möbeln u. s. w. scheint dies zu bestätigen. Und dann will ja der reich gewordene Spekulant, Fabrikant, Dreier, Fleischer u. s. w. — und es werden hier alle Tage ungeheilbete Leute reich — so schnell und wohlfeil als möglich einen drawing-room voll Oelgemälde haben. Er hat Geld genug, aber übers Herz bringen kann er doch nicht, 1000—6000 Thaler für ein einziges Bild auszugeben; so kauft er sich alte, große, neuvergoldete Rahmen und die nöthigen Ellen beliebe Leinwand hinein und sieht sich plötzlich von ein paar Dutzend großen Bildern umgeben, ohne daß ihm die ganze Herrlichkeit so viel kostete, als die Porträits von ihm und seiner Frau. Außerdem kauft Bruder Jonathan auch gern Kunst nach dem Flächeninhalte, außerdem nimmt die Bildung unter den Ost- und Westindiern, unter den Negern und Hottentotten so reißend überhand, daß auf den ausländischen Märkten zehnfach gewonnen wird, was die etwa zuhause zunehmende Aesthetik dieser Kunst verschlechten mag. In dieser Richtung ist denn England allerdings rühmlich thätig. Der Krystall-Palast entstand als größtes Wunderwerk des Jahrhunderts rein aus Spekulation auf das strigende Bedürfniß der Massen für Geschmack und Bildung. Wandernde Museen, Galerieen und stehende Museen in den Provinzen, höhere Schulen und Kunst-Institute sprangen während der letzten vier bis fünf Jahre überall in der Absicht auf, den Massen Geschmack, Schönheitssinn, Bildung beizubringen. Liegt freilich nach Behauptung des deutschen Kunstrichters ein organischer Fehler im Oberstübchen der Anglo-Sachsen zu Grunde, wird alle Schule nichts helfen, zumal da die Alles überwuchernde National-Leidenschaft des Geldmachens immer wieder verdirbt, was im Aesthetischen etwa lehr- und lernbar sein mag. Nicht zu leugnen ist, daß der ästhetische Einfluß Deutschlands und Frankreichs in England fortwährend bedeutend steigt; aber die so entstehenden Bedürfnisse des Schönen können bis jetzt blos von deutschen und französischen Malern, Studenmalern, Musterzeichnern, Ciseleurs und Modelleurs, Schneidern und Schustern, Mechanikern, Uhrmachern und selbst Bäckern befriedigt werden. Ja, selbst Bäckern. Es giebt Hunderte deutscher Bäcker hier, und nur zu ihnen kann der Engländer schicken, wenn er gute Formen von Backwerk auf den Tisch bringen will, und nicht blos das nationale, klobige Viereck des „Quartern-Loaf", worin jetzt nationalerweise in der Regel weniger Mehl als Gyps, Sägespäne, zerstoßene Gebeine, Alaun, Potasche und verdorbene Luft stecken. Ueberhaupt ist in England jetzt Alles falsch, von der Palmerstonschen Politik an bis zu dem Farthing-Zuckerstängelchen, das die zärtliche Mutter ihrem Säugling zwischen die schreienden Lippen steckt. Thackeray hat eben seine vollendetste Figur, seinen edlen, wahren „Colonel Newcome", vollendet. Er kennt die englische Gesellschaft besser und feiner, als irgend Jemand, und wo bringt die Gesellschaft diesen Mann der Wahrheit und Schönheit hin? Ins Charterhouse, wo verschämte Arme von anständiger Herkunft, wie Mönche, von dem öffentlichen Wohlwollen leben.

Thackeray gilt mit seinen vollendeten „Newcomes" als der literarische Heros der verflossenen Season, während Tennyson'd „Maud" als eine mißlungene Schöpfung betrachtet wird. Sonst ist nichts Heroisches in der Literatur vorgefallen. Selbst die Heroen der Krim, geschildert von G. Ryan („The Lives of the Heroes of the Crimea"), entwickeln sich unter der Feder dieses Autors als Schwächlinge an Geist, Talent und — Muth. Weiß er doch nach, daß der Held der Balaklava-Schlächterei, Lord Cardigan, wie wahnsinnig durch seine eigenen Dragoner hindurchgebrochen und gestohen sei. Seine Renommisterein bei Festessen zuhause wären nichts als Münchhausiaden. Die Presse sagt, der edle Lord sei es seiner Stellung schuldig, diese Anklagen Lügen zu strafen; aber er gehört zu den Verächtern der Presse und behält seine Stellung und die Anklagen unwiderlegt. Von sonstigen literarischen Erscheinungen notire ich noch: Mrs. Norton's („des weiblichen Byron") Brief an die Königin über die Sklaverei der Frauen in England (die immer nur noch nach Ebenruch, Prügel und Mißhandlung aller Art für den Preis von fünftausend Pfund durchs Parlament geschieden werden können): „A Letter to the Queen on Lord Chancellor Cranworth's Marriage and Divorce Bill", „der Droschkenkutschers Feierlag" („The Cabman's Holyday") und „Beatrice, or the Unknown Relations", von Katharine Sinclair, die in frouw-polemisirender Weise die Seelenrechte des Droschkenkutschers gegen die unheilige Geldmacherei seines Herrn vindizirt und in der „Beatrice" eine Art „Onkel Tom" gegen die Sklavenherrschaft des Papstes liefert, wobei sie freilich vergißt, daß der Papst nicht mehr das Recht hat, Seelen, die sich loskaufen wollen, zurückzubehalten, „Jenon", von dem Autor der „Mary Catchpole", von dem es in einer Zeitung hieß, daß das Beste, was Bulwer je geschrieben, rubbish, Schund, dagegen sei (ich habe „Jenon" nicht gelesen), „Gertrude oder Familienstolz", von Mrs. Trollope; von der Memoiren-Literatur die Bellot's, der bekanntlich seinen tragischen Tod im arktischen Eise fand, den dritten und vierten Band der Memoiren des Herzogs von Buckingham über den Hof und die Kabinette Georg's III. (1900—10), „Die Heirat und das Grab Byron's mit einem vollständigen Führer zu und durch Newstead-Abtei" („The Home and the Grave of Byron"). in der Naturwissenschaft ein wichtiges Werk von Lindley Kemp: „Die Erscheinungsformen der Materie" („The Phases of Matter"), in geologischer und chemisch-physikalischer, Lebens- und Kunstform verdient, in Deutschland näher angesehen zu werden; der Verfasser ist Autor der „Naturgeschichte der Schöpfung", „Natural History of Creation"); über Rußland ein wichtiges Werk von russischen Geheimen Staatsrathe L. von Tengoborski: „Die produktiven Kräfte Rußlands" (aus dem Französischen), sehr ausführlich und detaillirt; eine Abhandlung über denselben Gegenstand im Augusthefte von Blackwood's Magazin, die hier viel Aufsehen erregte, da sie in bestimmtesten Zügen und Details die furchtbaren, ruinirenden Folgen des Krieges unter den produktiven Klassen nachwies und darauf die Hoffnung baute, daß man den Feind bald erschöpft und reif zur Nachgiebigkeit gemacht haben werde, um so eher, als die englische Diplomatie sich bekanntlich verpflichtet hat, Rußland im Wesentlichen gar nicht zu verkürzen, und vollkommen damit zufrieden ist, die Kriegsschulden des Landes um zweihundert Millionen Pfund, auf runde tausend Millionen vermehrt, sich moralisch und die Türkei materiell vollends ruinirt zu haben. Auch das aus Erlebnissen an Ort und Stelle geschriebene „Rußland, wie es jetzt ist" („Russia as it is at the Present Time"), von James Carr, einem Arbeiter (er war mehrere Jahre Aufseher in einer Baumwollenspinnerei in Rußland), enthält eine große Menge Materialien, aus denen man Rußland besser und näher kennen lernt, als aus Custine und anderen berühmten Werken.

Noch muß ich ein Werk über eine der faulsten Sphären des englischen Lebens, das Kirchliche, erwähnen: „Enthüllungen eines armen Predigers" („Revelations of a Poor Curate"), von dem Rev. W. Wickenden. Daß die wirklichen, aktiven englischen Geistlichen zuweilen Hunger leiden und auf Almosen angewiesen sind, während die Bischöfe und Stellenverkäufer in Tausenden von Pfunden schwelgen, in denselben Pfunden, welche den Predigerstellen selbst zukommen, ist bekannt. Schwerlich wird aber Jemand, der nicht schon vorher eingeweiht war, glauben, es für möglich halten, daß Corruption und Simonie so weit, bis zu dieser Frechheit und Unverschämtheit gehen, wie wir es in diesem Buche detaillirt und spezifizirt vor uns aufrollen sehen. Was sagt man zu der Liste der Hochkirch-Prediger, welche herumgingen und — wohlhabende Nachbarn um abgelegte Kleider baten? Mit vierzig bis fünfzig Pfund jährlich und starker Familie, mit oft gar nichts (insofern sie auf Avancement dienen und nur zuweilen für eine Predigt oder sonst einen geistlichen Dienst ein paar Schilling Douceur erhalten) läßt sich diese Bettelei um alte Sachen

Digitized by Google

und Brod leicht erklären. Der Bischof von London hat jährlich über eine Million Pfund Einkünfte(!!), und die anderen Bischöfe beziehen entsprechende Gehalte, können aber nichts entbehren, da sie nichts zu thun haben und der Müßige von Stande stets mehr Geld braucht, als wenn er fleißig wäre. Die Klagen der öffentlichen Meinung und der Presse über die schamlose Geldmacherei der Bischöfe und Kirchenstellen-Eigenthümer, über die Armuth und Bettelei der wirklichen Prediger u. s. w. sind alt und bilden in manchen Zeitungen ein stehendes Thema; aber die Macht der „freien Presse" bewährt sich auch hier so, wie ich sie in politischer Sphäre gefunden habe. Man hat kein Ehr- und Schamgefühl gegen die Stimme der Presse, die zu größtentheils von Leuten geschrieben wird, welche nicht zur Aristokratie gehören.

Literarische Kuriositäten Englands.

IV.

Paternoster-Row und der „Magazin-Tag".*)

Paternoster-Row läuft als die dunkelste und engste Straße zwischen den prächtigen Läden im Norden der St. Paulskirche und dem Newgate-Central-Fleischmarkte hin. Man kann zehn Jahre lang vorbeigehen, ohne sie nur zu bemerken. Sie hat von Cheapside aus nur eine enge offene Einfahrt, die anderen Zugänge unter und zwischen Häusern durch Höfchen und Gäßchen hin kennt blos der Gelehrte, der Literat, der etablirte und der „fliegende" Buchhändler. Sie war ursprünglich eine verzetztelte Reihe von worschen, dumpfen Holzbuiten, in denen Perlen und Rosenkränze gedrechselt und „Paternosters, Aves, und Gebete" geschrieben und zum Verkaufe an die Andächtigen zuerst gemacht wurden, als die Buchdruckerkunst und der Protestantismus noch nicht existirten.

Als diese deutschen Gäste herüberkamen, verdrängten sie die sommen Drechsler und Abschreiber, die „weißen, schwarzen und grauen Mönche" („friars", die noch in so vielen Straßennamen fortleben) zunächst von ihrem „Brode", dann auch aus Paternoster-Row selbst, um aud der engsten Straße den weitesten Weltbuchhändlermarkt zu machen. Zunächst wurde sie hauptsächlich Markt für die reichen Kleiderstoffe, der jetzt unmittelbar sich an der Kirche hinzieht, weil die Buchhändler die „Row" nach und nach ganz erobernten. Unter Königin Anna zogen sie sämmtlich aus einer anderen dunklen Straße (Little Britain) in die „Row". Seit der Zeit wuchs der literarische und typographische Ruhm stetig mit jedem Jahre bis zu seiner jetzigen fabelhaften Größe. Die „Row" wird jetzt von mindestens fünfzigtausend Autoren und tausend Dampfpressen versorgt. Die Row versieht dafür die ganze civilisirte Welt in Bogen und Bänden stets mit frischer Literatur, zu der die Longmans, wie erwähnt, in einem einzigen Jahre über fünf Millionen Bände beitragen.

Die „Row" sieht in der Regel von keiner Seite — und es giebt deren eine ziemliche Menge durch alle möglichen, geheimnißvolle Zugänge und Schlachten — danach aus, als könnte hier ein Geschäft gedeihen oder ein anständiger Kaufmann für den ganzen Ertgtohus arbeiten. Ein krummes, melancholisches Gäßchen von Mörtel und Mauer mit allen Arten von Baufylen und auch gar keinem Styl, mit einem Trottoir, nicht breit genug für einen dicken Herrn, und einem Fahrweg, an manchen Stellen kaum hinreichend für einen einzigen Wagen. Unten ist Alles Buchhandelschaufenster, aber ohne Prätension und ohne die Koketterie des Kleinhandels. Geht man so zufällig hindurch, meint man, die Leute müßten hier alle mißfarmé ihren Büchern verschimmeln. Nur hier und da geht ein fettgeschmierter Fleischerburiche hindurch und verschwindet in einen der vielen engen Schlupfwinkel, die manchmal nach Newgate, manchmal nach der Paulskirche, öfter auch nirgends wohin führen und einen Sack bilden; der andere schmutzige Junge dort mit einem Sacke auf der Schulter ist ein fliegender Buchhändler. Und entdeckt man einen Gentleman, läuft er so schnell als möglich hindurch, oder er besieht sich blos gedankenlos einige Büchertitel und Bilder, ohne etwas zu kaufen. Rings herum donnert und dröhnt, rumpelt und rasselt es ununterbrochen vom dichtesten, leidenschaftlichsten Verkehr. Hier herrschte Todtenstille, wenn nicht auf dem einzigen Baume, der sich hier in einem besonderen Winkel seit einem Jahrhundert gehalten, die Sperlinge Parlament hielten und nicht zuweilen deutsche Straßenmusikanten mit verrosteten Instrumenten und herzzerreißenden Mißtönen die Burschen und Clerks in den dunklen Geschäften inwendig entzückten. Wo bleiben denn nun aber die fünfzigtausend Autoren, tausend Dampfpressen und die mindestens achtzig Millionen Bände und Publicationen, die im Durchschnitt jedes Jahr in die Welt gehen sollen? Das Geschäft ist hier ein Wechselfieber und kehrt blos in bestimmten Zeiträumen zurück. Während der fieberlosen Zeiten kommen und gehen ziemlich unbemerkt blos die eigentlichen Verleger, deren Buchhändler und Agenten und Schriftsteller. Hier und da ächzt und schnaubt unter seinem stets schwerer werdenden Sacke der fliegende Buchhändler, d. h. der Sammler von Bestellungen, die bei Buchhändlern in der weiten Stadt umher gemacht wurden, von Laden zu Laden, ohne Rücksicht auf den am Schaufenster vertieften Bücherwurm, der vom Sacke geradezu in eine Nebengasse hinein oder auf den Fahrweg geschleudert wird, ohne Rücksicht auf Menschen- und Wagengedränge draußen in den Hauptstraßen, denn er hat nie Zeit, auszuweichen. Er muß bis um vier Uhr spätestens an unzähligen Orten gewesen und zwanzig englische Meilen zurückgelegt haben, damit die Bestellungen in Fieberhast noch bis sechs Uhr zur Post oder Fahre gebracht werden können.

Jeden Freitag stellt sich das Geschäftsfieber in Paternoster-Row ein. Freitags um die Poststunde marschiren die unzähligen Karawanen von Säcken, Packeten und Bündeln der wöchentlichen Zeitungen und Journale, von denen die „Row" einen guten Theil publizirt oder wenigstens besorgt, nach dem General-Postamte dicht dabei oder nach den Eisenbahnhöfen. Das schnelle Zusammenholen der Blätter, die Verpackung für die Agenten, die Adressirung an Privatkunden, die Anschreibung der Fakturen, das Binden und Packen „in weniger denn keiner Zeit", damit die Jungen ihre Säcke und Ballen noch kurz vor dem Glockenschlage Sechs in das große offene Fenster hineinwerfen können (denn mit dem sechsten Schlage rollt mitten durch den Sack- und Bündelregen eine eherne Mauer herab und schneidet jedesmal eine Menge Säcke, zum Gaudium der Umstehenden, die expreß zu diesem Zweck warteten, gleichsam mitten in der Luft durch, so daß die letzten krachend auf die Werfenden zurückprallen), alle diese Geschäfte setzen die ganze Mannschaft in jenen Geschäft in die fieberhafteste Thätigkeit, da es zuletzt auf die Minute, auf die Sekunde ankömmt. Mit dem sechsten Glockenschlage geht eine gewaltige elektrische Zuckung durch London, mit welcher alle Räder und Hebel und Schrauben und Fesseln des Großgeschäfts von Taufenden fallen, so daß sie nun plötzlich Menschen werden und plötzlich fühlen, wie hungrig sie sind.

Ein noch heißerer und fieberhafterer Tag stellt sich in der „Row" alle Monate einmal ein, der unter Buchhändlern, Buchbindern und Druckern unter dem Namen „Magazin-Tag" gefürchtet und geliebt wird. Dieser letzte jedes Monats bringt die Row in eine Bewegung, wie ein Topf voll Mäuse. Jedes Haus vom Keller bis zum Dache ist in Bewegung, als brennte es und gälte es, den Flammen noch einige Schätze zu entreißen. Jedes Stäubchen im letzten Winkel bekömmt Flügel und irrt verdutzt umher, da ihm nirgends ein Ruheplätzchen gegönnt wird. Solch ein Reißen und Binden, Werfen und Schreien, Drängen und Stoßen ist wahrhaft sehenswerth. Der Magazin-Tag fängt jedesmal mit dem Abende vorher an und schwillt während der Nacht zu heißem, dichtem Kampfe an. Die Bestellungen der Provinzial- und Kolonial-Buchhändler sind während des Tages alle angekommen. Danach müssen die Monatsschriften und Magazine in aller Hast zusammengeholt und die Fakturen ausgefertigt werden, größtentheils eine leichte und blitzschnelle Arbeit, da gedruckte Listen der Magazine u. s. w. dazu gebraucht werden. Jeder Buchhändler und ordentliche Kunde hat sein besonderes „Taubenloch", sein „Fach", in welches die ausgefertigten Fakturen nebst Büchern u. s. w. deponirt werden. In manchem Geschäfte giebt es fünf- bis sechshundert solcher „Taubenlöcher", die alle in den letzten vierundzwanzig Stunden gefüllt, geleert, gepackt und befördert werden müssen. Die Drucker haben ihre Blätter und Journale während der Nacht gesandt. Aus diesen nassen Ballen müssen die einzelnen „Taubenlöcher" gefeist werden. Das wäre Alles noch in den Gränzen des Thunlichen; da aber in der Regel jeder Provinzial-Buchhändler nur mit je einem in London verkehrt, muß dieser zugleich alle anderen Bestellungen aus allen Gegenden und Entfernungen Londons zusammenzugen lassen. Diese wilden Buchjäger bilden eine eigene Menschen- und Gewerbsklasse, die merkwürdig genug ist, so daß sie ein Wort verdienen.

Der „Collector", ein so unentbehrliches Glied in der Kette des Buchhandels, ist ein ganz anomales Subjekt, weder Mann, noch Junge, weder schmutzig, noch anständig. Seine Mütze hat entweder gar keinen Schirm, oder auf einer ganz ungewöhnlichen Stelle, sein Hut leidet stets an einigen Dutzend Brüchen und Einknickungen. Selbst sein großer Sack ist räthselhaft in Farbe und Form, und der Rock, der hier und da wie noch ein brauchbarer abgelegter Rock aussieht, hat gleichwohl so viel Risse und Flecke, daß man nicht begreift, wie er in der Literatur noch eine so wichtige Rolle spielen kann. Gebt Acht, die Herren dort im Geschäft, die auf Niemand hören, ihn hören sie, ihm gehorchen sie, so groß und unsauber er auch ist. In seiner schmierigen Tasche drängen sich zuweilen mehr Goldstücke, als man in einem Jahre zum anständigen Leben brauchen würde. Jede seiner scharfen Bestellungen wird mit harter Kasse bezahlt. Alle die kleineren Buchhändler-Artikel werden stets baar berichtigt. So muß ihn Jeder, der ihn brauchen will, das Geld vorschießen, so gewagt dies auch sein mag. Aber der Collector hat zu viel esprit de corps, er geht stets im Schuß und trifft stets. Jede Krümmung, jede Unehrlichkeit ist ihm ein Gräuel, ein Wahnsinn, da sie den ganzen Buchhandel und also auch ihn ruiniren würde. Er ist unentbehrlich, aber auch der Buchhandel ist ihm so

*) Vgl. Nr. 105 des „Magazin".

Digitized by Google

nothwendig wie die Luft. Er hat nichts darin gelernt, als Büchertitel und deren Preise, und darin sucht er nach drei-, vierjähriger Dienstzeit seinesgleichen unter allen Bibliothekaren der Welt. Er weiß immer den nächsten Weg zu jeder Quelle und versteht es, sich mit seinem umfangreichen Sacke durch das dichteste Gedränge am Ladentische zu schieben und Gehör zu verschaffen. Die ausständigsten Gentlemen mit weißem Halstuche und kirchlicher Physiognomie werden im Stiche gelassen, um ihn zu bedienen.

„„Look alive, will you!" schreit der Eine; „Pots of Manna" six, and „Phials of Wrath" thirteen as twelve!"

Während Einer hinter dem Ladentische nach den „Fläschchen des Manna" und „Töpfchen des Zornes" sucht, fordert ein anderer lattenförmiger Junge unter seinem Sacke hervor: „„Coming Struggles", 26 as 24, two „Devices of Satan", and one „Little Tommy Tabbs"."

„Do you keep the „Pious Pieman?" Let's have a lot. Be quick! And a dozen „Blaspheming Blacksmiths", thirteen, you know."

„Nine „Broken Pitchers and Jacob's Well", and „What's a Church"? and „Wheat or Chaff"!"

„„Ten Garments of Faith"! Fifty „Bands of Hope"!"

„Two „Two Thieves" and „Thoughts in Prison"!"

So schreit es in allen Lagen verschiedener Octaven. Die kleinen frommen Traktätlein und Spitzbubengeschichten, welche für die Provinzen und das Land so reißend abgehen, kommen rasch aus verschiedenen Winkeln hervor, das Geld klingt, das Herausgegebene verschwindet in schmutzige Taschen, die Bücher in Säcke, und die fliegenden Buchhändler sausen davon, um Anderen Platz zu machen.

In Buchhandlungen, wo die Guineen-Bücher, die theuren „Reviews" und „Magazines" vorherrschen, geht es im Ganzen ruhiger her, selbst an diesem Tage, da die größten „Künstler" des Packens angestellt und thätig sind und mit einer wahrhaft wunderbaren Geschicklichkeit und Schnelligkeit lüderliche Haufen von Büchern und nassen Neuigkeiten ununterbrochen in die solidesten, kompaktesten braunen Packete verwandeln. Draußen hat sich inzwischen vom Westen her eine dichte Wagenburg von Fahrwerken gebildet, welche sich mit den Packeten füllen und in östlicher Richtung einen Ausweg finden müssen, ein Kunststück, das niemals ohne Krieg und Streit unter den Rossebändigern ausgeführt werden kann, da sich immer einige Neulinge unter ihnen einfinden, welche mit Gewalt gegen Sitte und Nothwendigkeit westlich wieder ausfahren wollen, was niemals erlaubt wird.

Wenn die Literatur-Fuhrleute sich alle heraus- und durch das Rädergedonner von Cheapside hineingefunden haben, athmet die ganze „Row" tief auf, und Tassen Kaffee und Thee und „Chops" und „Steaks" werden von dienstbaren Geistern hereingetragen und mit verklärten Augen von denen verschlommet, die noch bis zum Schlusse der Laden aushalten müssen. Die Anderen sind wie der Blitz in ihre guten Röcke gefahren und in allen möglichen Richtungen durch enge „Courts" und „Lanes" verschwunden. Einige Millionen Exemplare der neuesten Wochen- und Monats-Publicationen verbreiten sich nun über Nacht mit Dampf zu Wasser und zu Lande über das ganze vereinigte Königreich, zumal jetzt, da das Bleigewicht des Stempels nicht mehr an ihrem Preise hängt.

Aus dieser Skizze ergiebt sich von selbst der Grund, weshalb die Buchhändler in ihrer alten „Row" so hartnäckig kleben bleiben, aus demselben Grunde, weshalb in jeder Straße der City sich gleichartige Geschäfte zusammengedrängt haben und hier den kleinsten, dunkelsten Winkel theurer bezahlen, als draußen und droben, zehn bis zwanzig Meilen davon ihre umblühte Villa.

Aber dem Welthandel ist es längst zu eng geworden in der City, am meisten dem Buchhandel, der sich deshalb aus Mangel an Platz in der „Row" in den verschiedensten Stadttheilen ansiedeln mußte, so daß der fliegende Buchhändler oft wegen eines einzigen Büchleins meilenweit davonzuschießen genöthigt wird und trotz aller Dampfkraft seiner Beine nicht immer zu rechter Zeit zurück ist. Deshalb gehen die großen Verleger mit dem Plane um, eine große „Publishers' Hall" im Mittelpunkte der Stadt, wahrscheinlich in der Nähe der „Row" zu errichten, in welcher alle gangbaren Verlags-Artikel stets so vertreten sein sollen, daß jede Bestellung sofort befriedigt werden kann.

Polynesien.

Der jetzige politische Zustand der Gesellschafts-Inseln.*)

Ein deutscher Missionär, Herr C. A. W. Krause, welcher seit funfzehn Jahren auf den Inseln der Südsee gelebt hat und sich gegenwärtig in San Francisco befindet, hat für den „Oriental" eine Mittheilung über die Missionen auf den Gesellschafts-Inseln geschrieben, der wir das Folgende entnehmen.

Die eigentlichen Gesellschafts-Inseln, im engeren Sinne des Wortes, bilden drei verschiedene Staaten, die von dem französischen Protektorate über Tahiti und den dazu gehörigen anderen Inseln der Georg's, Gruppe gänzlich unabhängig sind. Diese drei Staaten bestehen aus folgenden Inseln:

1) Ruahine und Maiao, oder Charles Saunders'-Inseln.
2) Raiatea (Ulietea) und Tahaa.
3) Borabora, Maupiti, Tupai, Maupihaa und Mannae.

Die Unabhängigkeit dieser drei Regierungen wurde am 19. Juni 1847 durch eine Uebereinkunft zwischen England und Frankreich anerkannt.

Wie auf allen Inseln des Stillen Meeres, waren auch hier die Häuptlinge oder Könige ursprünglich mit unbeschränkter Gewalt über das Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen versehen. Im Jahre 1818 begann die Einführung des Christenthums, und 1820 waren sämmtliche Inseln dem Namen nach christlich. Es wurden neue Gesetze gegeben, aber die Häuptlinge meinten, daß dieselben nur für das Volk seien, und daß sie selbst über den Gesetzen ständen. Sie waren indessen günstig für Kirchen und Schulen gestimmt. Wie aber das Volk allmählich aufgeklärter wurde, wollte es sich die Tyrannei der Häuptlinge nicht mehr gefallen lassen. Es machte sich ein zunehmender Widerstand bemerklich, und endlich, nachdem die mit der französischen Besitznahme von Tahiti in Verbindung stehenden Unruhen vorüber waren, bei welchen das Volk die Inseln vertheidigt und sich selbst fühlen gelernt hatte, rief die Tyrannei der Häuptlinge von Ruahine und Raiatea offene Revolution hervor.

Die Anhänger dieser Häuptlinge wurden in verschiedenen Gefechten geschlagen und diese selbst verbannt. Neue Häuptlinge wurden gewählt, die nun, indem sie ihre Gewalt dem Volke selbst verdankten, eine ganz andere Stellung einnehmen. Der von Ruahine hat sich bisher gut benommen. Der von Raiatea, welcher in despotische Gelüste verfiel, wurde abgesetzt, und das Volk beschloß, den früheren Häuptling unter Bedingung und Garantie von Seiten des Häuptlings von Borabora zurückzurufen. Auch in Borabora brach zweimal eine Revolution aus, die aber keinen anderen Erfolg hatte, da der Häuptling dieser Inselgruppe keine begründeten Ursachen zur Klage gegeben hatte.

Die sämmtlichen Inseln stehen unter dem Einflusse protestantischer Missionäre, die von der Londoner Missionsgesellschaft geschickt werden. Unter den Missionären der Gesellschafts-Inseln stehen auch die Inseln der Austral-Gruppe. Von denen der Taumotu-Gruppe, oder des gefährlichen Archipels, sind sie durch die Franzosen ausgeschlossen worden, gerade so wie von Tahiti.

*) Nach dem deutschen „San-Francisco-Journal", herausgegeben von Rühl, einem Blatte, das durch treffliche, wissenschaftliche Artikel seiner deutschen Redaction Ehre macht. D. R.

Mannigfaltiges.

— Copernicus als Arzt und Staatsmann. So oft es wieder ein recht dankenswerther Beitrag zur Copernicus-Literatur und zur näheren Kenntniß der Kulturgeschichte Preußens unter dem ersten Herzoge erschienen. Das Schriftchen führt den Titel: „Nikolaus Copernicus in seinen Beziehungen zu dem Herzoge Albrecht von Preußen, von Dr. L. Prowe" (Thorn, 1855). Es ist ein Vortrag, den der schon als Biograph des Copernicus bekannte Verfasser in der öffentlichen Sitzung des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn am 19. Februar d. J. gehalten und den dieser Verein jetzt als Festschrift zur sechshundertjährigen Jubelfeier der Stadt Königsberg dem Druck übergeben hat. Wir sehen in diesem Schriftchen den berühmten Frauenburger Domherrn nicht nur in dem Forschenszweige, der seinen Namen verewigt und mit dem er die erste Glorie auf sein Heimatsland, das bis dahin in den Wissenschaften kaum genannte Preußen, geworfen hat; wir sehen nicht nur den weithin geltenden Astronomen wirken, sondern wir finden ihn auch auf Gebieten thätig, wo wir von seiner Bedeutung bis jetzt entweder keine oder doch nur geringe Kenntniß hatten. Das Schriftchen führt uns nämlich den Mann zugleich in seiner ärztlichen und in seiner staatsmännischen Thätigkeit vor. In allen diesen Beziehungen nämlich trat er dem geistesfrischen und nach allen Seiten hin regsamen damaligen Haupte des herzoglichen Preußenlandes, dem Herzoge Albrecht, persönlich nahe, sei es, daß er von ihm zu Rathe gezogen oder an ihn vom Bischof von Ermland zu bestimmten Verhandlungen entsendet wurde. So wird das Kleine, aus zerstreuten Winken zeitgenössischer Berichterstatter und sonstigen Reliquien, welche aus der Zeit der schwedisch-polnischen Kriege in die Haupt-Archive des Landes, das Geheime Archiv zu Königsberg und das bischöfliche Archiv zu Frauenburg, gerettet worden, geschöpfte Schriften zugleich eine schätzenswerthe Ergänzung der im Jahre 1841 erschienenen trefflichen Monographie von J. Voigt über den christlichen Verkehr der berühmtesten Gelehrten des Reformationszeitalters mit dem Herzog Albrecht von Preußen. (Pr. C.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 2 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 4 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 22 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Kinderstraße, Nr. 81), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 114. Berlin, Sonnabend den 22. September 1855.

Italien.

Die Katakomben des Kapuzinerklosters bei Palermo.

Unter dem Titel „Aesthetische Wanderungen in Sicilien" hat Dr. L. Goldhann*) die Erinnerungen an seine sicilische Reise zu einem ansprechenden Gesammtbilde zusammengefaßt und den Freunden der Kunst und schönen Natur als eine erfreuliche Gabe dargeboten. Er vergleicht im Vorwort das Entstehen seiner Arbeit mit dem Werden eines Kunstwerks und nimmt keinen Anstand, durch das Bekenntniß, daß sie ihn noch über Vollendung mit einer gewissen „artistischen Befriedigung" erfüllt habe, die Rachegeister der Kritik herauszubeschwören und auch den Lesern, die genießen und nicht rezensiren wollen, eine argwöhnische Verstimmung einzuflößen. Aber ein feiner Sinn für Naturschönheit und eine warme, dem Zauber der Landschaft entsprechende Diction schmeicheln bald den Unmuth fort, den jene kecke Herausforderung erregen konnte, und erfüllen den Leser mit dem behaglichen Gefühl, daß er in der That, wenn nicht ein makelloses Kunstwerk, so doch eine durch Form und Inhalt gleichmäßig anziehende Schrift vor sich hat. Herr Dr. Goldhann beginnt seine Darstellung mit der Ueberfahrt von Neapel nach Palermo, verweilt längere Zeit in dieser Stadt und deren Umgegend, reist dann von hier durch das Innere der Insel nach Syrakus und fährt und dann längs der Ostküste nach Messina. Die landschaftliche Scenerie, das Volksleben und die Denkmale der Kunst, besonders der Architektur, — das sind die Gegenstände, auf welche der Verfasser unsere Aufmerksamkeit hinlenkt; gesunde Empfindung, ein klares Auge und eine überaus glückliche Herrschaft über die Sprache befähigen ihn in hervorragender Weise, seinen landschaftlichen Gemälden den vollen Zauber der südlichen Natur einzuhauchen, die Genrebilder und dem Volksleben mit aller charakteristischen Lebendigkeit anzuzuhatten und die merkwürdigen Bauten aus der Zeit der griechischen, sarazenischen und normännischen Herrschaft mit sicheren Umrissen uns zu veranschaulichen. Aber die objektive Darstellung des Gesehenen ist nicht der alleinige Zweck des Verfassers; wie der Titel seines Buches andeutet, beabsichtigte er, einen Beitrag zur Aesthetik zu liefern, indem er sich überall den ästhetischen Gehalt der Erscheinungen und die Motive des ästhetischen Eindrucks durch Reflexionen klar zu machen sucht. Und diese zahlreich eingestreuten Raisonnements bilden an sich nicht nur den schwächeren Theil des Buches; sie stören auch den ruhigen Genuß und sind unserer Ansicht nach das Haupthinderniß, die anziehende Schrift für ein Kunstwerk zu erklären. Niemand wird, wie wir glauben, die da niedergelegten Betrachtungen ohne Interesse lesen; aber Wenige werden sie bei genauerer Erwägung für etwas mehr als geistreiche Spielereien halten. Und selbst solche würden wir gern hinnehmen, wenn sie uns weniger absichtlich und vor Allem nicht in kompakter Phalanx entgegenträten, sondern ungezwungener mit ihrem zierlichen Gesicht die Darstellung durchflechten und umranken. Jetzt zerfällt das Buch in zwei heterogene durch einander geworfene Theile: Darstellung und angehängtes Raisonnement, die so lose verknüpft sind, daß das letztere ohne Schaden für die erstere hätte fortfallen können; mitten in der Freude über eine gelungene Darstellung beschleicht uns das trübselige Gefühl, daß im Hintergrunde ein peinliches ästhetisches Verhör auf uns lauert; und die Erfahrung zeigt und bald, daß der Verfasser, weit davon entfernt, uns mit überlegener Meisterschaft die Mysterien der Aesthetik zu erschließen, selbst noch im Dämmerlicht umhertappt und sich Resultate abquält, die, ganz davon abgesehen, daß auf diesem Gebiete die Subjektivität mit verschiedenem Maßstabe mißt, auch vom allgemeineren Standpunkte nicht als stichhaltig betrachtet werden können. Dr. Goldhann legt auf solche Episoden augenscheinlich großen Werth; gleichwohl ist der seine Sinn für die innere Harmonie eines Kunstwerks, den er sonst überall zu erkennen giebt, diesen mit Unrecht bevorzugten Kindern seines Geistes gegenüber nicht vollständig stumm gewesen; wir glauben vielmehr aus einer Anmerkung schließen zu dürfen, daß er selbst nachträglich an einer dieser Digressionen Anstoß genommen hat. Hätte er das natürliche Gefühl, das ihn hier bestlich, ungehemmt wirken lassen; wäre er ihm auf den Grund gedrungen, so würde ihm vermuthlich klar geworden sein, daß es nicht rathsam war, seinen kunstreichen Schilderungen derartige weitschweifige Erklärungen anzuhängen, und mühelos würde er erreicht haben, was er erstrebte: den Ruhm einer meisterhaften Darstellung.

Da die „Wanderungen in Sicilien" nicht nur ihres Inhalts, sondern auch ihrer vollendeten Form wegen alle Beachtung verdienen, würden wir zu einer höchst einseitigen Beurtheilung Anlaß geben, wenn wir unseren Lesern zur Charakteristik des Buches statt einer farbenreichen lebenswarmen Gemäldes einen dürftigen Abriß bieten wollten, dem die Fülle der Anmuth fehlt, welche in dem ganzen Werke über die Darstellung ausgegossen ist. Es wird den Lesern ein richtigeres Urtheil geben, wenn wir ein Fragment hervorheben. Die Wahl ist schwer, da das Buch so viel des Schönen enthält; die Rücksicht auf Kürze bestimmt uns, die Schilderung der Katakomben des Kapuzinerklosters bei Palermo mitzutheilen, zumal da Dr. Goldhann hier zeigt, daß seine weiche, anmuthige Sprache am angemessenen Ort einer sehr nachdrucksvollen Steigerung fähig ist.

„In einem eigenthümlichen Zickzack zwischen ummauerten Gärten kreuzend, deren versteckte Herrlichkeit nur hier und da durch eine überhängende Palme oder hochaufstrebende Cypresse bemerkbar ward, erreichten wir bald das Kloster der Kapuziner, wo sich jene berühmten Katakomben befinden, die unter den Sehenswürdigkeiten Palermo's gewöhnlich in erster Reihe aufgezählt werden. Unser Wagen hielt im Schatten eines mächtigen Kastanienbaumes, und da mein Freund, nach einigen dem Führer entschlüpften Aeußerungen, die Behaglichkeit einer kleinen Siesta dem in den Klosterhallen zu gewärtigenden Genusse vorzog, folgte ich allein dem Signor Gregorio nach der Eingangshalle, wo auf bloßes Kopfnicken der Pater Guardian erschien und über eine Treppe von ungefähr dreißig Stufen nach einer Art von Kellerthür voranschritt, die sich sofort dröhnend aufthat. Ein wahrhaft mephitischer Verwesungsgeruch, der uns sogleich entgegenqualmte, war nur der harmlose Vorläufer eines nunmehr sich erschließenden Schauspiels, so gräßlich, so schauderhaft grotesk, wie nur die ausgelassenste Phantasie in Fieberhitze sich ertrümmen könnte. Wer immer von Katakomben hört, denkt sich darunter durch hohes Alterthum geheiligte unterirdische Gänge, wo in geheimnißvollen Nischen schwere Sarkophage stehen, oder allenfalls blanke Skelette, in langer Folge an den Wänden gereiht, mehr Verwunderung als Grausen erregend, wie aus Schilderungen der Katakomben von Rom, Paris und anderen Städten der Begriff sich gebildet. Wer aber dachte jemald daran, einen monströsen Kirchhof, worin Tausende von Leichnamen jedes Geschlechts, Alters und Standes, von den fernsten Jahrhunderten her bis auf die jüngsten Monate, alle Stadien des Verwesungs- oder richtiger des Verstaubungs-Prozesses zur Schau tragen, mit eigenen Augen bloß- und offengelegt zu finden? Das Kapuzinerkloster bei Palermo bietet diesen ungeheuerlichen Anblick. In einem unterirdischen Gewölbe, das aus vier weitläufigen, ein Quadrat bildenden Gängen mit von oben einfallendem matten Tageslichte besteht, steht man die Todten Palermo's aller Zeiten, gekleidet und theilweise geputzt, wie es ihre Zeit- und Lebensverhältnisse mit sich brachten, in einer schauderhaften Versammlung vereinigt. In drei- bis vierfachen Reihen über einander stehen die Männer an den Wänden, die Frauen und Kinder dagegen liegen, nur durch Glasstufen sichtbar, ebenfalls in mehrfacher Uebereinanderstellung in hölzernen Kasten näher dem Boden. Man wandelt auf Tod, man berührt und athmet ihn; wohin das Auge sieht, nichts als gräßlich verzerrte Todtenfragen, halbzerfressene Schädel, einsinkende Gestalten, braune, hautumzogene Knochenhäude, und alles das noch hundertfach schauriger gemacht durch die bunten Kleiderlappen und Putzflitter, welche um diese stockdürren Glieder und pergamentartigen Larven in barocker Mannigfaltigkeit schlottern. Aus wurmzernagten Kapuzinerkutten grinsen schwarze Gesichter mit leeren Augen, lederähnlich umspannten Knochenwangen und über den krampfhaft verbissenen Mund noch zaufig hinabflottelndem Barte; leere Harnische wölben sich um verfallenes Gebein, das

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1855.

Digitized by Google

nur noch mit Draht kümmerlich zusammengehalten ist, und die halb zahnlosen Kinnbacken strecken sich wie knirschend unter den aufgeschlagenen Visieren vor; weiterhin brüsten sich wieder Gestalten in Perücken und allem nur erdenklaren lächerlichen und bizarren Kopfschmuck; der scheint zu lachen, jener zu frieren, dieser wieder mit weit vorgereckter schwarzer Zunge in gräßlichem Schmerze aufzuhöhnen — überall die furchtbar sich gleichende Physiognomie des Todtleins in tausendfach wechselnder Gestaltung. Dann wieder die der näheren und nächsten Zeit angehörenden Todten, die, noch nicht zur Mumie geworden, in ihren entstellten Zügen nur eine um so grauenvollere Verwandtschaft mit dem Leben zeigen: hier langgestreckte Krieger in prächtigen Gala-Uniformen, wie man sie draußen noch zu Hunderten umhergehen sieht, dort Herren in schwarzen Fracks mit auf der Brust gekreuzten gelben Händen, die gerade in diesem juffisianten Salonschmuck den allerscheußlichsten Anblick gewähren. Und zuletzt gar die Frauen! reich geschmückt, wie zum glänzendsten Hoffeste, liegen sie in ihren schmalen sargigen Truhen mit lächerlich-gräßlicher Prätension; Fratzengesichter, die alle Häßlichkeiten des verzerrendsten Todeskampfes an sich tragen, lugen aus Spitzen und Seide und reichem Blumenschmuck hervor, Sammet und Goldstoff bauscht um eingesunkene, eckige Glieder, und den zierlich silbergestickten, weißen Atlasschuh fällt nur zum dritten Theil ein brauner Knochenfuß. Hier und da hängen auch frische Blumen in Sträußen und Gewinden um die modernden Reste, und der Zettel, den jede Leiche zwischen den Fingern hält, worauf Name, Geburts- und Sterbetag angegeben, belehrt uns, daß hier ein Mädchen, erst vor wenigen Monaten in der Blüthe des Lebens verschieden, späte Liebesgabe von treuen Hinterlassenen empfing — aber die Blumen sind welk und fahl, dem Hauch des Todes, der da weht, kann Nichts, was blühen und duften soll, widerstehen. Denn es ist eine furchterliche Atmosphäre, die in diesen Grüften brütet, und man glaubt den Mörderdust zu schauen, wie er sich als gräulicher Staub um alle diese verkommenen, wurmstichigen Erscheinungen webt. Oft ist es auch, als regte sich hier und da in einem dunklen Winkel, als nähme eine oder die andere dieser klapperdürren Puppen etwa eine bequemere Stellung an, aber es war doch nur der Luftstrich, der im Vorbeigehen die Kleiderfetzen oder eine zerraufte Haarlocke bewegte, oder eine geheimnißvoll lauernde Katze war zwischen einem der Popanze weggehuscht, daß es klapperte und dröhnte.

„Nachdem mich der Pater Guardian eine Zeitlang schweigend durch die Gänge geführt und mit triumphirenden Blicken mich gleichsam im Stillen den Total-Effekt dieses über allen Wort-Ausdruck entsetzlichen Schauspiels genießen lassen, machte er dienstbeflissen noch auf einige Details und besonders hervorstechende Individualitäten der Todten-Assemblee aufmerksam.... Gern hätte ich durch ihn einige nähere Erläuterungen über diese Palermo, wie mir scheint, ganz eigenthümliche Art der Todtenbestattung und die dabei übliche Manipulation eingezogen, aber da ich Mund und Nase, um die verpestete Luft wenigstens nur filtrirt zu genießen, aufs engste blokirt halten mußte und übrigens des guten Mönchs sicilianischer Dialekt an sich schon sehr schwer verständlich war, so gab es nur eine gebrochene, vielen Mißverständnissen unterworfene Conversation. So viel glaube ich entnommen zu haben, daß diese Katakomben der vorzüglichste, wenn nicht der einzige Begräbnißplatz der Hauptstadt sind, und daß der Regel nach alle Verstorbene auf solche Weise bestattet werden; nur gewisse hochadelige Familien machen insofern eine Ausnahme, daß ihre Leichen in hölzernen, oben gewölbten Kisten, die man denn, dunkel bemalt und mit Wappen geziert, in großer Anzahl zu Füßen der anderen Todten umherstehen sieht, verschlossen und von den Angehörigen, welche die Schlüssel führen, beobhatet bleiben. Nach der gewöhnlichen Uebung werden die neu ankommenden Leichen entkleidet, in ein dunkles Gewölbe gebracht und dort, mit eingeschnürten Gliedern auf einem eisernen Rost aufgespannt, durch sechs Monate einem raschen, aber natürlich unvollkommenen Verwesungsprozeß ausgesetzt, der durch ein unter dem Roste wegrieselndes Wasser noch beschleunigt werden soll. In dem dadurch erzeugten, halb mumienhaften Zustande wird der Körper wieder abgenommen, angekleidet, und zwar in den meisten Fällen nur in eine schlechte Kapuzinerkutte, und den Tausenden seiner Vorgänger angereiht, wo er stehen und harren soll bis an das Ende der Dinge, und wo nur die seierlichen Besuche seiner Angehörigen, die an großen Festtagen ihn mit neuen Kleidern und Blumen herauputzen, seine ewige Ruhe stören. ... Wie lachte mich der blaue Himmel an, als ich aus dieser entsetzlichen Nacht des Staubes wieder ins Freie trat, wie sog ich die Luft in vollen Zügen, wie schweigte mein Auge in der weiten duftigen Landschaft!" .. Und nun folgt eine gluthvolle Schilderung der entzückenden Aussicht, die sich von den Zinnen der Zisa über das zauberische Thal, die Stadt Palermo und das azurblaue Meer dem vom Glanze der Herrlichkeit geblendeten Blicke erschließt.

In dem Kommentar, den der Verfasser dieser lebendigen Darstellung anzubeften für nöthig erachtet, sucht er die allerdings Jedem sich aufdrängende Frage zu beantworten, wie eine so abscheuliche Art der Leichenbestattung sich so lange habe erhalten können, und er gelangt zu dem Resultat, daß das Zusammenwirken zweier dem Charakter des Sicilianers tief eingeprägten Eigenthümlichkeiten den jedes gesunde Gefühl verletzenden Brauch wohl erklären könne, — das Zusammenwirken der Bigotterie, „der zufolge der irdische Körper gegenüber der unsterblichen Seele ein reines Nichts, ein dem Zufall preisgegebenes Spielwerk darstellt", und der Neigung zum Burlesken, die sich gerade auf religiösem Gebiet am allerkeckten zu geberden pflege. Aber es springt in die Augen, daß jedwede Art der Leichenbestattung, welche wie die palermitanische, die Leiber der Verstorbenen durch irgend welche künstliche Manipulation zu konservieren und dem Anblick der Angehörigen zu erhalten sucht, nicht auf eine von der Bigotterie eingegebene Verachtung der irdischen Erscheinung, sondern eher auf die gerade entgegengesetzte Empfindung hindeutet, und was die Freude am Burlesken betrifft, so glauben wir, daß sie eben so wenig zur Erklärung jener anstößigen Sitte beiträgt. Der Verfasser scheint uns zu irren, wenn er annimmt, daß in einem „rein menschlich gestimmten Gemüthe" das ursprüngliche Entsetzen, das den Fremden bei dem ersten Anblick einer so schauerlichen Todtenversammlung ergreift, später einer humoristisch-ironischen Betrachtung über die Hinfälligkeit des Irdischen, über die mit dem buntesten Flitterkram eitel bedeckte Verwesung Platz mache. Das ursprüngliche Entsetzen ist als eine gewaltige, plötzlich hereinbrechende Empfindung allerdings nicht bleibend; aber sie weicht, wie uns scheint, nur dem Gefühl des Abscheus, das sich in einem „rein menschlich gestimmten Gemüthe" behaupten dürfte. Nur in den seltenen Fällen, wo ein Individuum, wie der Pater Guardian, durch die Nothwendigkeit zum täglich wiederholten Anblick eines so widerwärtigen Schauspiels gezwungen wird, scheint es uns begreiflich, daß die innere Natur, in gesunder Reaction gegen eine andauernd peinigende Empfindung begriffen, das Gefühl des Abscheus durch eine Idee zu überwinden sucht, in welcher der Mensch sich befriedigter fühlt, und daß er endlich allerdings dahin gelangt, mit einem gewissen Todtengräber-Humor philosophirend und ironisirend durch das gräßliche Todtenreich zu wandern. Allen anderen Personen aber, die sich jährlich vielleicht nur einigemal, an Fest- und Gedenktagen, die düsteren Pforten öffnen lassen, um, von wehmuthigen Erinnerungen umschwebt, die modernden Ueberreste theurer Verwandten aufzusuchen, liegt die Freude am Barocken und Burlesken sicherlich viel zu fern, als daß sie ihnen den traurigen Weg erträglich machen könnte. Sie widerstreitet zu sehr der Stimmung, welche die Hinterbliebenen hierher führt, um eine letzte Liebespflicht zu erfüllen; wer selbst durch einen noch nicht vergessenen Verlust die Macht des Todes erfahren hat, ist nicht geeignet, die grellen und lächerlichen Kontraste, welche dieselbe Macht in diesen unheimlichen Räumen neben einander gestellt hat, mit behaglicher Ironie zu betrachten.

Wie im vorliegenden Falle, scheinen uns auch an anderen Orten die Erklärungsversuche des Herrn Verfassers manchen Einwendungen zu unterliegen; aber ungeachtet dieser schwächeren Partieen bleibt das Buch eine der ansprechendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Reise-Literatur. Denn sie werden weit überwogen durch die Anschaulichkeit, Frische, Anmuth und den Glanz der Darstellung, durch welche Dr. Goldbaum so zu fesseln weiß, daß kein gebildeter Leser die „Wanderungen in Sicilien" ohne hohen Genuß und der Hand legen wird.

Ungarn.

Philologische Zeitschrift in magyarischer Sprache.

Von dem „Magyar Nyelvészet", dessen Programm wir vor einigen Monaten anzuzugweise mitgetheilt, ist das erste Heft (in drei Bogen) erschienen. Der Inhalt desselben beweist unwiderspreblich, daß Herausgeber und Mitarbeiter mit den Errungenschaften sowohl, als den Bedürfnissen unserer Zeit, so weit sie das gewählte wissenschaftliche Gebiet berühren, in ihrem ganzen Umfange vertraut sind. Der erste Artikel „Was bezweckt die (Zeitschrift) „Magyarische Sprachwissenschaft"?" („Mit akar a' „Magyar Nyelvészet""?) ist von dem Herausgeber (Herrn Hunfalvy) selbst. Wir fassen hier seinen Inhalt kurz zusammen. Schon die unseren Beziehungen Ungarns erheischen, daß Sprach- und Geschichtsforschung nicht blos die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit dieses Landes möglichst vollständig umfassen. Noch viel dringender wird aber diese Mahnung, wenn wir auf die äußeren Beziehungen Ungarns hindeuten. Die Magyaren — so sagt man — sollen ein europäisches Volk werden; allein über die Bedeutung von „europäisch" scheint man nicht im Klaren zu sein; denn bei Beurtheilung der Eigenthümlichkeit des Volkes und seiner Sprache kömmt fast Alles auf Rechnung des Asiatenthums, wobei arge Widersprüche unvermeidlich sind. Der wahre Europäismus besteht aus zwei Elementen: das eine bildet der (freilich ebenfalls aus Asien stammende) christliche Glaube im Verein mit der griechisch-römischen Verlassenschaft; das andere ein eigenthümlicher Geist raftloser, freier Forschung und Entwickelung, welcher bis jetzt nicht untergegangen

Digitized by Google

ist und gleichsam die Fortsetzung des griechischen Geistes heißen kann. Die europäische Bildung nimmt die Schöpfungen aller Jahrhunderte, aller Nationen in sich auf, aber nicht als todten Schatz, den man vergräbt, sondern als Samenkörner, die sie fruchtbringend zu machen weiß. Wahrhafter Europäer wird also der Magyar, wenn er an diesen großartigen Bestrebungen rüstig Theil nimmt, am geistig oben so reich und schöpferisch zu werden, wie andere Völker. Die vorliegende Zeitschrift will auf den besonderen Gebieten, denen sie sich widmet, solche Thätigkeit ermuntern und wo möglich leiten. Sie beschränkt sich vorerst auf die griechisch-römische und die vaterländische Sprachwissenschaft, weil hier vor Allem Ermunterung und Anleitung Noth thun.

Das Studium des Griechischen ist in den gelehrten Schulen Ungarns erst jetzt eingeführt und einer der vornehmsten Lehrgegenstände geworden. Es ist aber noch erforderlich, daß man die Leute von seiner Nothwendigkeit überzeuge. Die bisher gewöhnlichen Einwände gegen dieses Studium, die Herr Hunfalvy mit gewichtigen Gründen beseitigt, stärken sich jetzt mit neuen. Das Naturwissen thut heutzutage in allen seinen Zweigen Riesenschritte und führt zu so großartigen Entdeckungen, daß der staunende Betrachter leicht auf schiefe Urtheile kömmt. Wider denjenigen Zweig des intellectuellen Wissens, den wir klassische Gelehrsamkeit zu nennen pflegen, erhebt sich besonders derjenige Zweig der Naturwissenschaften, den man, weil er das stoffliche Wohlleben unmittelbar fördert, industrielles Wissen nennen kann. Allein jede Gesellschaft besteht nothwendig aus einem lernenden (geistig thätigen) und einem arbeitenden (stofflich thätigen) Theile: dem einen ist das sogenannte klassische, dem anderen das industrielle Wissen vorzugsweise nothwendig, und so bleibt kein Anlaß zum Streite über den Vorzug eines von beiden.

Einen sehr großen Raum in den heutigen Studien nimmt die Sprachwissenschaft ein. Die Sprachen sind Produkte, in welchen die eigenthümliche Natur des Menschen sich kundgiebt; daher ist ihr Studium schon an und für sich, als ein anthropologisches, von höchstem Werthe. Allein es kommen noch andere wichtige Interessen hinzu. Die erst in unserem Jahrhundert entstandene wissenschaftliche Sprachvergleichung lehrt uns in den Einzelsprachen Glieder von Sprachfamilien und größeren Sprachgeschlechtern erkennen, die einander gegenseitig beleuchten, und ohne sorgsame Analyse der Muttersprache im Vereine mit den fern von aller Parteilichkeit und auf strenq wissenschaftlichem Wege als ihre Verwandten erkannten Idiomen ist keine sichere und gesunde Sprachforschung möglich. Einseitigkeit, die oft sogar mit unklaren Begriffen vom Sprachbau überhaupt verbunden ist und welcher, wie namentlich öfter in Ungarn der Fall war, ein sehr übel verstandener Nationalstolz zum Grunde liegen kann, führt im besten Falle zu unsicheren Ergebnissen, gewöhnlich zu unheilbaren Verirrungen.

Der Verfasser belehrt nun seine Leser über Sprachstoff und Sprachform, über Ausdruck der Bedeutung und der Beziehung, und über die Kriterien verschiedener Sprachstämme. Die Sprache der Magyaren gehört zu dem altaischen oder finnisch-tatarischen Stamm; ihre etymologischen Räthsel (und solche bietet jede Sprache der Welt) können daher nur mit Hülfe der übrigen altaischen Sprachen gelöst werden, wie das Magyarische umgekehrt auch seinen Schwestern und Vasen aushelfen muß.

Der zweite, von Herrn Szendy Riedl gelieferte Artikel ist überschrieben: „Von Sprachwissenschaft überhaupt“ („a' nyelvtudományról általában“). Der Verfasser weiß zuerst darauf hin, wie diese Wissenschaft in den drei vergangenen Jahrzehnten zu einer Stufe emporgestiegen sei, die ihr im Rathe ihrer älteren Blutsverwandten Sitz und Votum sichere, wie sie sähig geworden, das der Denk- und Sprachlehre, Menschen- und Völkerkunde, Mythologie und Geschichte entliehene Kapital mit schweren Zinsen zurückzuerstatten. Dann bezeichnet er die vornehmsten Epochen dieser Wissenschaft, von den überall schöpferisch wirkenden Griechen an bis zu ihrer heutigen Umgestaltung durch Bekanntschaft mit dem Sanskrit. Die gewaltigen Bewegungen, welche dieses Studium veranlaßte, blieben auch in Ungarn nicht ohne Anklang; aber zahllos waren die Hindernisse, welche dort sich dawider stemmten, zahllos die zu entwurzelnden Vorurtheile. Verwandtschaft zwischen dem Magyarischen, Finnischen und Lappischen hatte man schon seit dem siebzehnten Jahrhundert bemerkt; allein maßloser Nationalstolz, der hierdurch die Abstammung des Magyarenvolkes von Attila, der „Geisel Gottes“, gefährdet glaubte, wendete sich mit Entrüstung von Bestrebungen ab, die längst auf den richtigen Weg geleitet hätten. Derjenige Mann, welcher der magyarischen Philologie nicht blos eine neue Richtung anwies, sondern sie zuerst erschuf, war Révai; nach ihm hat besonders die Akademie zu Pesth in den letzten Dezennien sich große Verdienste erworben; um aber auf diesem Gebiete mit den gebildeten Nationen des Auslandes wetteifern zu können, muß noch viel, sehr viel geschehen.

Ein dritter Artikel: „Unsere Gymnasien und der neue Lehrplan“ („Gymnasiumaink 's az új tanterv“) ist mit 6. 8. 9. unterschrieben. Magyarische Wissenschaft sollte die Pforte sein, durch welche die Forschungen des europäischen Geistes nach Mittel-Asien geführt werden; dies ist aber nur dann möglich, wenn die Pforte durch den wissenschaftlichen Geist Europa's zu einer sicheren wird, und diesen erwirbt man sich vor Allem durch echte klassische Bildung, die auch in anderen Ländern den verdorbenen Geschmack verdrängt, und von falschen Richtungen zurückgelenkt hat. Der so viele Geister fortreißende grobe, die Menschheit entwürdigende Materialismus, die blasirte Romantik und andere psychische Krankheiten, in deren Hintergrunde das verjüngungskräftige Element des klassischen Alterthums ein kümmerliches Dasein fristet, müssen bekämpft werden; daß aber dieses klassische Element die ersehnte Wiederbelebung der Literatur und Wissenschaft bewirke, ist zum großen Theil Aufgabe der Gymnasien. Auf diesen muß die Muttersprache, als einzig sichere Grundlage zu allen, der erste Gegenstand der Unterweisung sein; nach ihr das Lateinische, das Deutsche, das Griechische. Der Hauptzweck des Erlernens der sogenannten todten oder gelehrten Sprachen ist Einführung in die Schatzkammer der Literaturen des Alterthums, harmonische Entwickelung der Seelenkräfte, Heranbildung des Menschen zu wahrer Humanität. Ein verständiger Lehrer wird den nothwendigen Unterschied der Lehrmethode, wenn es auf Griechisch oder Latein, und wenn es auf lebende Sprachen ankömmt, leicht einsehen. Wo den etwanigen Mängeln des Unterrichts durch Uebung im Leben abgeholfen werden kann, da ist ein spielender Unterricht (nach Jacotot, Hamilton, Robertson) weniger nachtheilig, als wo jenes nicht angeht. Der praktische oder Conversationsgebrauch gelehrter Sprachen ist in Ungarn sehr selten*) — berühmte Gelehrte behaupten sogar, daß er die Klassizität beschädigen — es müssen also auf der Schule von vorn herein die systematischen Grundlagen dieser Sprachen, wenigstens in Hauptzügen, aber bestimmt, deutlich und klar, gegeben werden; sonst treibt man die Jugend gleichsam über eine Eselsbrücke zu einem Ziele, das Schüler und Lehrer nicht zu würdigen wissen. — Die in Ungarn vorhandenen griechischen und lateinischen Elementar-Bücher werden gemustert; wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß ein magyarisch-griechisches und griechisch-magyarisches Wörterbuch noch gar nicht vorhanden ist.

In einem kürzeren Schluß-Artikel giebt Herr Hunfalvy, von der Bedeutung des Wortes Ugur (nach Abulgasi) und verwandter türkischer Wurzeln ausgehend, eine neue und sehr gefällige Erklärung des Wortes Magyar (ehemals Moger), wonach es ein allgemeiner, kein Eigenname war und Verbündete (Heim Mogur, die sieben Verbündeten) bedeutete. Daran knüpfen sich noch andere scharfsinnige Vermuthungen; wem es aber um die historische und philologische Motivirung vor Allem zu thun ist, den müssen wir, falls er Magyarisch versteht, auf den Artikel selbst verweisen. Sch...

Frankreich.

L. A. Martin's

„Moralischer Geist des neunzehnten Jahrhunderts“.**)

Im Jahre 1844 ließ Herr L. A. Martin in Paris unter obigem Titel ein Buch erscheinen, das, im Wesentlichen eine Zusammenstellung von Maximen und Aussprüchen aus bekannten Schriftstellern unseres Jahrhunderts, zugleich eine recht sinnreiche Encyklopädie aller sittlichen Eigenschaften des Menschen, so wie aller höheren Abstractionen des Lebens, ist. Es werden darin unter Anderem die Begriffe: Seele, Freundschaft, Liebe, Gewissen, Religion, Wahrheit, Gerechtigkeit, Tugend, Freiheit, Vaterland, Ruhm, Schönheit, Glück, Unglück, Egoismus, Leidenschaft, Zorn, Zweifel, Schmerz, Hoffnung u. s. w. physiologisch und philosophisch durch die an passender Stelle eingefügten zahlreichen Citate in erschöpfender Weise erläutert. Das Buch erwarb sich in Frankreich vielen Beifall, wie aus den Anerkennungen zeitgenössischer berühmter Schriftsteller hervorgeht, die dem Verfasser zu Theil geworden und die er der Kürzlich in Brüssel erschienenen zweiten Auflage als empfehlende Einleitung hat vordrucken lassen.

In der That verdient das Buch aber auch, und zwar nicht blos von den Schriftstellern, die der Verfasser benutzt hat, sondern auch vom Publikum mit Beifall aufgenommen zu werden. Gesunde einer ernsten Lektüre finden darin Nahrung zugleich für das Herz und für den Geist.

Der Verfasser hat ungefähr hundertfunfzig französische und fremde Schriftsteller für seine Arbeit benutzt; von deutschen nur zwei — Goethe und Ancillon — was sehr zu bedauern ist, da gerade die deutsche Literatur Herrn Martin die ergiebigste Ausbeute hätte liefern können; etwas zahlreicher ist die englische vertreten; dagegen fehlt von den

*) In unserem Deutschland glauben Viele das gerade Gegentheil; ja, sie nehmen an, selbst dem gemeinen Ungarn sei das Lateinische (wenn auch eine Art Küchenlatein) oft so geläufig wie seine Muttersprache!

**) Esprit moral du dix-neuvième siècle. Par Louis Auguste Martin. Nouvelle Édition. Bruxelles, Ch. Muquardt, 1855.

Digitized by Google

französischen Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts kaum irgend ein Name von Bedeutung, selbst nicht der Napoleon's III. und Ludwig Philipp's d. Der regierende Kaiser hat einen Beitrag zur Erläuterung des Begriffes „Wahrheit“ geliefert. Man wird eine Idee von der Darstellungsweise des Herrn Martin bekommen, wenn wir hier die Stelle wiedergeben, in welcher er die Worte Napoleon's III. zur Verherrlichung der Wahrheit anbringt:

„In den hohen Regionen der Gewalt“, sagt Herr Martin, „ist die Wahrheit besonders schlecht angeschrieben, weil sie dadurch, daß sie den Augen der Menge die Verirrungen und Vergehen derjenigen zeigt, von denen sie geleitet wird, diese der Verachtung und der verdienten Strafe überliefert.

> „Quiconque fait un pacte avec la vérité
> Du haut de la faveur tombe précipité.
>
> *Barthélémy.*“

„Man waffnet sich gegen sie, wie man sich gegen einen der furchtbarsten Feinde befestigt, man stellt alsdann ein ganzes Arsenal von Repressivgesetzen her, eine deraturische Polizei und eine schlaudste Zensur.

> „Des baillons à la main, un Argus effronté
> Au sortir de la presse attend la vérité.
>
> *Barthélémy* et *Méry.*“

„Und hinter diesem Wall von arbitrairen Maßregeln versteckt sich der Despotismus wie ein Dieb, der ertappt zu werden fürchtet; dort kann er ungestraft jede Art von Unthat vollführen, den Staatsschatz verschwenden, kunfsgiren, proftribiren, ein lustiges Leben führen und für alles dies noch Stillschweigen oder Lobeserhebungen verlangen. Aber die unaufhörliche Arbeit der Wahrheit unterminirt diese starken Mauern und sprengt sie früher oder später, besser noch als Pulver, in die Luft. Der Fortschritt der Ideen ist langsam, aber sicher und unausbleiblich. Ludwig Napoleon sagt: „Das gemeinsame Schicksal jeder neu zum Vorschein kommenden Wahrheit ist: zu erschrecken, anfatt hinzureißen, zu verletzen, anfatt zu überzeugen; dies kömmt daher, daß sie mit um so größerer Gewalt uns übertömmt, je länger sie unterdrückt worden. Weil sie Hindernisse zu besiegen hat, muß sie kämpfen und unwälzen, bis sie, von der großen Mehrheit begriffen und adoptirt, die Grundlage einer neuen gesellschaftlichen Ordnung wird.““

„Die Verfolgungen, die Plackereien, denen die Wahrheit ausgesetzt ist, lassen die Größe ihrer Erfolge und das Verdienst ihrer Verkünder um so stärker hervortreten. Je schwieriger der Weg, je beftrittener das Terrain, je bedrohlicher der Kampf ist, um so ruhmwürdiger wird auch der Triumph sein.“

Vom Könige Ludwig Philipp führt der Verfasser die nachfolgenden Worte an:

„Die Freiheit besteht lediglich in der Herrschaft der Gesetze. Daß Niemand gehalten sein kann, etwas Anderes zu thun, als das, was das Gesetz von ihm erheischt, und daß er dagegen alles das thun kann, was das Gesetz nicht unterfagt, darin besteht die Freiheit.“

„Das beste Mittel, eine Nation der Freiheit würdig zu machen, ist, sie aufzuklären und den Unterricht unter allen Klassen der Gesellschaft zu verbreiten.“ (Der Verfasser fügt hier hinzu: Wenn der König wirklich so gehandelt hätte, so würde er nicht im Exil, sondern auf dem Throne gestorben sein.)

„Was mich betrifft“, sagte der König einmal bei einer der großen Gratulationscouren am Neujahrstage, „so kenne ich nur ein Mittel, eine Regierung zu befestigen, und dieses besteht darin, die öffentlichen Freiheiten zu achten. Die Regierung beftrebe sich unaufhörlich, diese Freiheiten zu schützen und aufrecht zu erhalten; sie sei offen, ehrlich und loyal; sie sei gerecht gegen Jedermann, mit Einem Worte, sie lasse sich stets durch die Gesinnung leiten, die durch das schöne deutsche Wort Aufrichtigkeit so trefflich bezeichnet wird.“ (Auch hierzu macht der Verfasser eine ähnliche Anmerkung, wie die obige.)

Vom Kaiser Napoleon I. bringt der Verfasser über ein Dutzend Citate, doch zeugen sie fast sämmtlich von der Elastizität der Moral dieses Herrschers. Auch Talleyrand führt er nur an, um vor dessen machiavellistischer Politik zu warnen. Inzwischen bilden die Schriftsteller, die er ironischerweise citirt, nur die Ausnahme. Der Geist der meisten Autoren, die er in seine Darstellung verwebt, ist in der That geeignet, den „esprit moral“ des neunzehnten Jahrhunderts zu personifiziren.

Mannigfaltiges.

— Kiepert's Karte der Nordpolar-Entdeckungen. Die dem fünften Bande der Berliner „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ beigegebene Karte der Entdeckungen im Nordpolarmeere bis 1854, gezeichnet von Heinrich Kiepert, ist von der Verlagshandlung (Diedrich Reimer) auch besonders ausgegeben worden und kann denjenigen, die sich auf diesem noch so wenig bekannten Gebiete der geographischen Wissenschaft näher orientiren wollen, als ein sehr handliches und zugleich möglichst vollständiges Blatt empfohlen werden. Umfassender, als Petermann's sauber gezeichnete Karte der Parry-Inseln, reicht sie vom fünfundsechzigsten bis zum achtzigsten Grade nördl. Br. und vom fünfundsechzigsten bis zum hundertdreißigsten Grade östl. L. von Paris. Die von der britischen Admiralität herausgegebene Karte ist dabei zum Grunde gelegt, wobei nur zu bedauern, daß bei der Uebertragung nicht auch die englischen Appellative durch deutsche wiedergegeben worden. Hinsichtlich der Eigennamen, die den zahlreichen Insel-Ländern, Halbinseln, Eilanden, Bergen, Seen, Meerbusen, Buchten ꝛc. der arktischen neuen Welt beigelegt worden, bemerkt Herr Kiepert in den seiner Karte beigegebenen Erläuterungen, daß mit den oft an zehn und mehr Stellen immer wiederkehrenden Namen königlicher, prinzlicher und hocharistokratischer Personen eine übervolle Verschwendung getrieben worden; ja, manche dabei mit unterlaufende Geschmacklosigkeit geht geradezu ins Komische, z. B. die Benennung einer Gruppe von Fels-Eilanden im Boothia-Golf als „Sons of the Clergy of Scotland“ („Söhne der schottischen Geistlichkeit“). Der Name Jenny Lind ist ebenfalls durch eine Insel zwischen King-Wilhim- und Victoria-Land verewigt, und wer es noch nicht weiß, der erfahre jetzt, daß die arktische Jenny Lind in 69 Grad nördl. Br. und 105 Grad östl. L. (von Paris) gelegen ist. Fremdes Verdienst um die geographische Wissenschaft ist bei dieser Namengebung ganz unberücksichtigt geblieben, und man sucht neben einem Parry, Ross, Franklin, Rennel, Davy, Airy ꝛc. vergebens den Namen eines Humboldt oder Ritter. Dagegen ist Mentschikoo durch eine Bucht am Boothia-Golf und der russische Admiral Krusenstern durch einen See in der Nähe des Astronomical Society-Island verewigt. Wahrscheinlich zur Paralysirung dieses Russenthums hat man vor kurzem mehreren Bergspitzen auf Melville-Eiland die Namen Raglan, St. Arnaud und Canrobert gegeben.

— Der historische Atlas der Schweiz, welchen vor kurzem Herr A. de Mandrot, Hauptmann im eidgenössischen Generalstabe, herausgegeben hat,*) umfaßt sieben kolorirte Karten, jede von einem breiten Rande eingefaßt, mit einem das Verständniß der Karten fördernden statistischen und historischen Kommentar als Text. Jede Karte stellt die politische Eintheilung der Schweiz in einem besonders wichtigen Zeitraum ihrer Geschichte dar. Darauf finden sich zugleich, ebenfalls durch Farben unterschieden und versinnlicht, die zahlreichen, durch das Schweizer-Land zerstreuten, weltlichen und geistlichen Herrengebiete, von Zeitraum zu Zeitraum verfallend oder verschwindend, in dem Maße, als die Eidgenossenschaft an Areal anwächst. So zeigt die erste Karte Helvetien im Jahre 1300, zur Zeit, wo das Haus Habsburg auf dem Höhepunkte seiner Macht im Lande stand. Die zweite im Jahre 1387 nach der Sempacher Schlacht, als bereits Zürich, Bern, Luzern, Glarus und Zug sich den drei Urkantonen angeschlossen hatten. Die dritte im Jahre 1415, wo die über den Erzherzog Friedrich verhängte Reichsacht den Schweizern den Vorwand zu Eroberung des Aargaus und der Freiämter lieh. Die vierte im Jahre 1460 oder der Zeit, wo Oesterreich den Thurgau und Friburg an die Schweizer verliert, Kyburg verkauft und das Haus der Grafen von Toggenburg erlischt. Die fünfte im Jahre 1501 nach der Kriegen mit Burgund und dem Schwäbischen Bund, als nun auch Friburg und Solothurn (1481), Bünden (1497), Basel und Schaffhausen (1501) dem Bunde beitreten und der Verfall des Hauses Savoyen in der Schweiz beginnt. Die sechste im Jahre 1536, wo Appenzell bereits (f. 1513) aufgenommen ist, Bern, Friburg und Wallis sich durch Eroberung des Waadtlandes, des Chablais u. s. w. ansehnlich vergrößern und die Reformation die Mehrzahl der geistlichen Stifter säkularisirt hat. Die siebente im Jahre 1650 nach dem westfälischen Frieden, welcher der Schweiz völlige Unabhängigkeit vom deutschen Reichsverband garantirte, bis zum Jahre 1798. Dieses der übersichtliche Inhalt eines sehr verdienstlichen und schön ausgestatteten Kartenwerks. Herr von Mandrot hat bei Ausarbeitung desselben die Geographie der schweizerischen Eidgenossenschaft von Zöfi und das historisch-statistische Wörterbuch von Leu zu Grunde gelegt, außerdem das ergiebige Material, das ihm die königlichen Bibliotheken zu Berlin und Dresden über die ältere Geschichte und Geographie der Schweiz darboten, zu Rathe gezogen. E. K—r.

*) Atlas historique de la Suisse, de l'an 1300 jusqu'en 1798. Par A. de Mandrot. Genève, Kessmann, 1855. Fol. Auch deutsch, Aufl. 2, in demselben Verlage.

**Neue Bestellungen auf das vierte Quartal dieser Zeitschrift wolle man baldigst bei Postämtern oder Buchhandlungen machen. Preis: in Preußen . . . . . 20 Sgr.
im deutsch-österreichischen Postverein 2 Fl.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 2 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und einzelne Bogen 10 Sgr., welche das Blatt in Zukunft postfrei auch in Berlin für das Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 51), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 113. Berlin, Dienstag den 25. September 1855.

Frankreich.

Die menschliche Lebensdauer.*)

Nichts in der belebten Welt ist dem Zufall überlassen. Jede Verrichtung, jede Entwickelung, jede Erscheinung folgt vorher bestimmten Gesetzen. Jedes Wesen hat seinen abgesteckten Kreis der Thätigkeit, seine vorgeschriebene Rolle, seine angewiesene Bestimmung; so wie jede Thatsache ihren Grad, ihren Gegenstand, ihre Richtung, ihre Dauer hat. Das Ziel jeglichen Dinges ist zum Voraus entschieden: „Bis hierher und nicht weiter!“ hat Gott nicht zu den Wogen allein, hat er zu Allem, was fühlt, glaubt, lebt, gesprochen. Für jegliche Gattung mit ihren eigenthümlichen Kräften und besonderen Bedürfnissen finden wir regelmäßig abgemarkte Zeiträume zur Entwickelung des Keims, zum Wachsthum, zum Leben selbst. Der Verlauf des Lebens und der Epochen, aus denen es besteht, ist bei dem unvollkommensten, wie bei dem vollkommensten Thiere, dem Menschen, auf gleiche Weise geregelt. Nur die Gränzen, innerhalb deren das Ziel abgesteckt ist (die freilich niemals eine strenge Genauigkeit beobachten), wechseln nach den Gattungen. Von vorn herein hat man zu gewärtigen, sie beim Menschengeschlecht ziemlich ausgedehnt zu finden, je nach der Verschiedenheit der Rassen und Klimate, so wie nach den ungleichen Bedingungen und mannigfaltigen Einflüssen, denen es ausgesetzt ist. Die zerstörenden Zufälle, die uns unaufhörlich bedrohen, sind unberechenbar. Der Mensch allein zählt mehr Krankheiten, als alle Wesen der Schöpfung zusammengenommen. Zu den Tausenden von physischen Ursachen, die dahin wirken, seine Tage zu verkürzen, kommen die moralischen: seine Leidenschaften, seine Laster, seine Leiden, seine Arbeiten. So giebt es für ihn eine Mannigfaltigkeit schädlicher Elemente, eine Menge störender Prinzipien, eine ununterbrochene Folge von Zufällen, die er mit anderen Wesen theilt oder die seiner Natur eignen und die die Feststellung der normalen Lebensdauer zu einem höchst verwickelten Problem machen. Zum Glück kömmt uns das Licht, diese Frage aufzuhellen, von drei Seiten zugleich: die Physiologie, die Geschichte und die Statistik können ihre Angaben gegenseitig kontroliren. Das Studium der Gränzen des menschlichen Lebens hat seit dem Anfang dieses Jahrhunderts merkliche Fortschritte gemacht und weist noch jetzt wichtige Arbeiten auf. Es steht demnach zu hoffen, daß wahrhaft wissenschaftliche Ergebnisse die so verschiedene Richtungen verfolgenden Untersuchungen krönen werden. Der Schluß, den wir daraus zu ziehen suchen, wird beweisen, daß hier, wie bei vielen anderen Forschungen, es weniger darauf ankömmt, neue Entdeckungen zu machen, als schon erlangte Begriffe zu klassifiziren und zusammenzufassen.

Unsere Kenntniß in Bezug auf die Lebensdauer der verschiedenen Thiere ist noch sehr mangelhaft. Das Alter eines Baumes**) läßt sich nach den sogenannten Jahrringen an dem Stamm mit Sicherheit berechnen; für das Alter der Thiere fehlt es uns an ähnlichen Merkmalen. Das Wenige, was wir über ihre Lebensdauer wissen, müßte aus unmittelbaren Beobachtungen geschöpft werden. Langsam und schwierig, wie diese sind, müssen sie nothwendig vervielfältigt werden, um zuverlässige Ergebnisse zu erzielen.

Die Gattungen auf der niedrigsten Stufe des Thierreichs scheinen überhaupt eine kurze Lebensdauer zu haben; die meisten leben höchstens einige Jahre. Unter den Fischen indeß giebt es Arten, die sehr klein zur Welt kommen, langsam wachsen und eine bedeutende Größe erreichen. In den Fischbehältern der Cäsaren wurden Muränen bis zu einem Alter von sechzig Jahren gefüttert. Rechnet man nach dem Gewichte, das ein Karpfen in zehn Jahren erreicht, so müssen einige, die man gefangen hat, über hundert Jahr alt gewesen sein. Im Jahre 1497 soll in den Teichen des Schlosses Lauteren ein Hecht von dreihundertfunfzig Pfund gefangen worden sein, den man, nach einer Inschrift auf dem Ringe an dem einen Kiemen zweihundertsiebenundsechzig Jahre früher auf Befehl des Kaisers Friedrich II. eingelassen hatte. Forster spricht von Schildkröten, die länger als ein Jahrhundert, nachdem sie eingefangen worden, gelebt hätten. Zu den sehr lange lebenden Thieren zählt man die Krokodile. Einige Vögel, wie der Adler, der Schwan, der Rabe, der Papagei, sollen es, nach gewöhnlicher Annahme, zu einem hundertjährigen Alter bringen. Hufeland erwähnt in seiner Makrobiotik einen Falken, der vom Kap nach London geschickt worden und der auf einem goldenen Halsband die eingegrabenen Worte trug: „An Se. Majestät Jakob, König von England, 1610.“ Er wurde 1792 eingefangen, war also mindestens hundertzweiundachtzig Jahr alt.

Allen diesen Thatsachen fehlt jedoch das Gepräge genügender Zuverlässigkeit. Eine etwas sichrere Erfahrung haben wir über die Lebensdauer der Säugethiere, besonders der zahmen. Wir wissen, daß das Pferd fünfundzwanzig, das Kameel vierzig, der Hirsch fünfunddreißig bis vierzig, der Ochse funfzehn bis zwanzig, der Hund zehn bis zwölf, die Katze neun bis zehn Jahre lebt. Der Löwe bringt es etwa auf zwanzig, der Hase und das Kaninchen auf sieben bis acht, das Meerschweinchen auf sechs bis sieben Jahre. Die Riesenthiere: der Elephant, das Nilroß, das Rhinoceros, der Wallfisch, leben wahrscheinlich weit länger. Indeß ist aus diesen Beispielen ersichtlich, daß die meisten Geschöpfe, die sich uns in ihrer Organisation nähern, der Lebensdauer nach weit hinter uns zurückbleiben, „was“, wie Haller sagt, „unsere fortwährenden Klagen über die Kürze des Lebens als ungerecht verurtheilt.“

Da wir uns hier nur mit dem Menschen beschäftigen, so möchten wir zuvörderst der Untersuchung einen Stein des Anstoßes und des Irrthums aus dem Wege räumen: Die Physiologen haben die Lebensdauer verschiedentlich bestimmt; einige gaben ihr siebzig, andere achtzig bis neunzig, noch andere gar hundert Jahre. Diese Abweichungen scheinen uns auf dem Fehler hervorgegangen, daß sie fast immer das gewöhnliche Leben mit dem natürlichen und normalen verwechselt haben. Um sich eine richtige und vollständige Vorstellung von der Dauer des Lebens zu bilden, muß man dieses durchaus unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten und unterscheiden: die durchschnittliche, die gemeine, die natürliche, die abnormale Dauer.

Das durchschnittliche Leben gewinnt man, wenn man die Summe der Jahre einer großen Menge verstorbener Individuen jeglichen Alters durch die Zahl dieser Individuen dividirt. In diesem Durchschnitt sind demnach all die lebensgefährdenden Zufälle und Krankheiten zusammengefaßt, und der Quotient drückt die Zahl der Jahre aus, die dem Neugeborenen vermuthungsweise beschieden sind.

Unter der gewöhnlichen Lebensdauer verstehen wir den Zeitraum, den die Individuen, die den Gefahren der Jugend und des Mannesalter entgangen sind, zurücklegen haben. Er schließt mit dem Alter, zu welchem gemeiniglich Alle gelangen, die nicht schon vor dem Anfang des Greisenthums gestorben sind. Es ist gewissermaßen das durchschnittliche Leben der Greise.

Die natürliche oder normale Lebensdauer ist die von Gott der Gattung beschiedene. Sie wird nur durch die Wirkung des Greisenthums unterbrochen, und die Gränzen, in die sie eingeschlossen ist, sind ihr Gesetz. Allein da nur diejenigen diese Gränzen erreichen, die so glücklich sind, sich dem fortgesetzten Einfluß der störenden Ursachen zu entziehen: so wird das Gesetz nur unvollkommen zur Geltung gelangen. Es kann sogar dahin kommen, daß, was gewiß von Natur die Regel ist, nur als Ausnahme erscheint.

Die außerordentliche oder abnormale Lebensdauer ist eine Abweichung vom Gesetze; diese bildet den Gegensatz zu der durch frühzeitigen Tod bewirkten Abweichung, ohne diese merklich aufzuwiegen. Es bezeichnet die äußerste und auenahmlichste Schranke, über die hinaus nur das Unmögliche liegt.

Unter diesen vier Gesichtspunkten müßte die Dauer jedes lebendigen Wesens untersucht werden, und doch hat sich diese Untersuchung bis jetzt nur auf den Menschen und sogar nur auf den Europäer be-

*) Nach der Revue des deux Mondes.

**) Michel Adanson hat bekanntlich danach festgestellt, daß es unter den Affenbrodbäumen (Baobab, Adansonia digitata) Greisbäume giebt, deren Anfang mit dem Anfang der geschichtlichen Zeit zusammenfällt, die also ein Alter von fünf- bis sechstausend Jahren haben.

Digitized by Google

schränkt. Nur durch die Statistik gelangen wir zur Erkenntniß der durchschnittlichen Dauer des menschlichen Lebens. Die numerischen Ergebnisse geben uns die gemeine und die historischen Thatsachen die abnormale Dauer. Mit Hülfe der Statistik und der Geschichte wird uns die Physiologie die Aufgabe lösen, die wir uns hier gestellt haben: die normale, natürliche Lebensdauer zu bestimmen.

Sehen wir zuvörderst, was uns die Kenntniß der Zahlen in Betreff der durchschnittlichen, wie der gemeinen Lebensdauer lehrt. Die numerischen Ergebnisse haben das glückliche Vorrecht, auf den Verstand zu wirken und ihm Ueberzeugung zu geben. Der schlagendste Beweis ist die Ziffer, sagt man, und es ist wahr, vorausgesetzt, daß diese Ziffer der genaue Ausdruck der Thatsachen ist, die sie zusammenfaßt. Ist sie das aber in Bezug auf die statistischen Arbeiten? Man möchte es mit Recht bezweifeln. Die Gleichgültigkeit der Regierungen, das Umfassende der Aufgabe und die Zahrlässigkeit der damit Betrauten, die Unzulänglichkeit der Dokumente, der fortwährende Zu- und Abfluß in den großen Städten — sie bilden zusammen einen Komplex von Umständen, die wohl geeignet sind, die allgemeinen Ergebnisse zu verfälschen. An diese aus verschiedenen Ursachen hervorgehenden Ungenauigkeiten reihen sich noch absichtliche Irrthümer, wie von politischen und lokalen Interessen diktirt werden. Die unter solchen Bedingungen angestellten Berechnungen dürften daher schwerlich auf mathematische Strenge, in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, Anspruch machen. Indeß können wir auf Grund der schon angefertigten Sterblichkeitetilisten Schlüsse machen, die sich nicht gar zu weit von der Wahrheit entfernen dürften.

Welches sind nun die Gesetze der Sterblichkeit, unter dem numerischen Gesichtspunkt betrachtet?

Das Leben ist beständig in Gefahr, deren Grad nach den verschiedenen Epochen der Lebensdauer wechselt. In den ersten Altersstufen ist die Sterblichkeit sehr beträchtlich. In Frankreich stirbt ein Sechstel der Kinder im ersten, ein Fünftel im zweiten, ein Viertel vor dem vierten Jahre, ein Drittel ist schon im vierzehnten unterlegen; im zweinndvierzigsten Jahre bleibt noch die Hälfte, im neunundsechzigsten ein Viertel, im zweiundsiebzigsten ein Fünftel, im fünfundsiebzigsten ein Sechstel. Von hundert Geburten bleiben nach zwei Jahren nur noch achtzig und nach vierzehn achtundsechzig am Leben. Vor der Revolution berechnete Duvillard die Zahl der jungen Leute, die ihr zwanzigstes Jahr erlebten, nur auf 50 Prozent. Allein Bienaymé, der die von 1823 bis 1831 durch ganz Frankreich aufgenommenen Rekrutirungslisten einer strengen Prüfung unterwarf, hat erwiesen, daß die Zahl der Konskribirten zu den Geburten sich mindestens wie 60 : 100 verhielt. Dieses Ergebniß stimmt vollkommen mit dem von J. Milne für die Stadt Carlisle gewonnenen überein. Dasselbe Verhältniß hat sich in der Folge auch in Paris herausgestellt. Nach Demonferrand erreichen unter 100 Geburten sieben das achtzigste, zwei das fünundachtzigste und eine das neunundachtzigste Jahr. Statt der 640 Neunzigjährigen unter einer Million Geburten, die dieser Schriftsteller zählt, nimmt Mathieu nur 491 an, unter welchen nur neun zu einem Alter von 97 und vier zu dem von 99 Jahren gelangt wären. Hundertjährige sind unter 10,000 Einwohnern nach Duvillard zwei, nach Demonferrand einer; Milne zählt in Carlisle neun. In den neueren Tabellen ließ man diese Altersstufe ganz unberücksichtigt. Kaum daß sie Einer jährlich in Paris erreicht.

Benoiston de Chateauneuf hat den Lebensverlauf für einen Zeitraum von vierzehn Jahren auf sunfzehn Millionen Verstorbener jedes Alters in dem Theile des europäischen Festlandes berechnet, der sich vom Mittelmeere bis zum Eismeere erstreckt. Der Kalkül ergab: von 100 erreichen 44 das Alter von 30 Jahren; in der Zwischenzeit von 30 bis 60 starb davon etwas weniger als die Hälfte, im 70sten Jahre waren die Ueberlebenden von 30 Jahren auf ein Drittel, im 80sten auf ein Zehntel und im 90sten auf ein Dreiundsechzigstel reduzirt.

Das Wenige beweist schon, wie groß der Zahl-Unterschied zwischen den Geburten und den Neunzig-, Achtzig- und Siebzigjährigen ist. Diese Ungleichheit wird noch auffallender durch die Ziffer selbst, welche die durchschnittliche Lebensdauer ausdrückt. Verstärt man nämlich in der oben angedeuteten Weise, indem man die Summe der Jahre aller Verstorbenen, von dem Neugeborenen, der nur einen Tag geathmet hat, bis zu dem Greis, der der Altersschwäche erlegen ist, durch die Zahl der Individuen theilt, so bekömmt man für die Bevölkerung in Frankreich die annähernde durchschnittliche Lebensdauer von 39½ Jahren. So kurz diese erscheint, ist sie dennoch wirklich höher, als alle in früheren Zeiten. Nach den Untersuchungen Villermé's war in Paris die Durchschnittsziffer im 18ten Jahrhundert 32, im 17ten 26, im 14ten gar nur 17.

Aus diesen Schätzungen, wenn sie richtig sind, ergiebt sich offenbar, daß die Sterblichkeit mit den Jahrhunderten abgenommen hat, was einerseits der Pocken-Impfung, andererseits dem verbesserten Zustande der ärmeren Klassen zuzuschreiben ist. Wenn die Lebensdauer nach ähnlichem Verhältnisse mit der Zeit zunimmt, dann muß sie wiederum allmählich abnehmen, um endlich auf einer Höhe stehen zu bleiben, welche sie nicht übersteigen kann. Es wäre aber kühn, diese Höhe für die Zukunft jetzt bestimmen zu wollen.

Daß dieser Fortschritt der Lebensdauer, wie er sich seit fünf oder sechs Jahrhunderten herausstellt, auch in ferner Vorzeit stattgefunden habe, dafür haben wir durchaus keinen Beweis. Es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß sie zahlreichen Schwankungen unterlegen sei, und daß sie zu gewissen Perioden sich in absteigenden Verhältnissen bewegt habe. Leider fehlt es uns an Thatsachen, die dieser bloßen Hypothese Gewicht geben könnten, da das Alterthum uns darüber die nöthigen Nachweisungen versagt. Wir wissen nur so viel, daß gegen Anfang des dritten Jahrhunderts, unter Alexander Severus, Ulpian nach den von Servius Tullius die Justimian, also während eines Zeitraums von tausend Jahren, vorgenommenen Zählungen die durchschnittliche Lebensdauer der Römer auf dreißig Jahre berechnet hat. Hat es damit, wie mit den Anschlägen Villermé's, seine Richtigkeit, so kömmt man zu dem Schlusse, daß die römische Periode in Bezug auf Sterblichkeit bei weitem weniger verschieden von der gegenwärtigen war, als diese vom vierzehnten Jahrhundert, und daß das Leben während des Mittelalters in steter Abnahme war.

Die Hoffnung auf das Wachsthum der Lebensdauer in der Zukunft gründet sich hauptsächlich auf die Fortschritte aller Art, die sich mit jedem Tage vervielfältigen und ihren günstigen Einfluß auf Alle erstrecken. Denn wer bürgte uns sonst dafür, daß die gegenwärtige Bewegung, die ihren Ausgangspunkt vor dem Abschluß des Mittelalters genommen, nicht unschlägt und die durchschnittliche Lebensdauer wieder auf 30, 25, ja, auf 17 zurückführt? Aus der Vergangenheit kann hier nicht auf die Zukunft geschlossen werden, wenn die Ursachen der wachsenden Richtung nicht dieselben bleiben.

Das durchschnittliche Leben im gewöhnlichen Sinne drückt die Zahl der Jahre aus, die ein Neugeborener zu leben die wahrscheinliche Aussicht hat. Allein diese Chance gilt ja nicht für den Neugeborenen allein; man hat vielmehr den Durchschnitt für jedes Alter berechnet, und es ergeben sich natürlich bedeutende Unterschiede, nach Maßgabe der ungleichen Gefahren, denen unser Dasein in den verschiedenen Lebensepochen bloßgestellt ist, und nach der Zahl der bereits verflossenen Jahre. In Frankreich beträgt der Durchschnitt, wie wir oben bemerkt, mit dem Eintritt ins Leben 39½ Jahre; allein er nimmt rasch zu bis ins vierte Jahr, wo er seinen Hochpunkt, 49½, erreicht; von da ab ist er in beständiger Abnahme. Nach Deparcieux stellt sich folgendes Schema heraus:

Im Alter von	20	Jahren ist die Durchschnittsdauer	40	Jahre	3	Mon.
„ „	30	„ „ „	34	„	1	„
„ „	40	„ „ „	27	„	6	„
„ „	50	„ „ „	20	„	5	„
„ „	60	„ „ „	14	„	3	„
„ „	70	„ „ „	8	„	8	„
„ „	80	„ „ „	4	„	8	„
„ „	90	„ „ „	1	„	9	„

(Fortsetzung folgt.)

Palästina.

Ein Besuch in der Moschee Omar's.*)

(Schreiben einer engl. Touristin aus Jerusalem vom 26. Juli a.J.)

Gestern Abend ritt ich mit meinem Bruder nach dem Lagerplatze Sir Moses Montefiore's. Es war ein herrlicher Ritt, an den grünen und weißen Zelten der Soldaten vorbei, den Berg hinauf in der Richtung nach der Stadt, bis wir die anmuthige Zeltengruppe erreichten, die von Sir Moses und Lady Montefiore und ihrer Gesellschaft bewohnt wird. Wir stiegen unter einem Terebintenbaume ab, der sich wie eine Asche ausbreitet und wo wir Sir Moses und seine Gattin trafen, die uns auf bequemen Lehnstühlen vor den Zelten Platz nehmen hießen. Während mein Bruder eine ernste Unterhaltung mit Sir Moses über seine philanthropischen Pläne anknüpfte, wurde ich der Mrs. G., seiner Nichte, vorgestellt, die sich zum ersten Mal in Palästina befand. Sie war über Konstantinopel hierher gekommen, und wir tauschten unsere Reiseberichte aus. Der Mond ging prachtvoll auf; bei seinem Licht tranken wir in der freien Luft Thee. Ein kleines Corps arabischer Musikanten breitete einen Teppich auf die Erde aus, setzte sich daraus, spielte uns auf einem großen, seltsam geformten Saiten-Instrument, von lustigen kleinen Trommeln begleitet, vor und sang ein neues türkisches National-Lied. Lady Montefiore sagte, daß dieses Konzert mir zu Ehren gegeben werde, indem es das erste Ständchen sei, das seit ihrer Ankunft stattgefunden habe. Sie forderte mich auf, sie am folgenden Tage nach der Moschee Omar's zu begleiten. Mei-

*) Diese in Jerusalem auf dem Berge Morijah, an der Stelle des Salomonischen Tempels erbaute Moschee gilt den Muhammedanern, nächst Mekka und Medina, für die heiligste Stätte, die früher den keinem Nichtmuhammedaner bei Todesstrafe betreten werden durfte. D. R.

Digitized by Google

nen Bruder hatte der Pascha schon eingeladen; der Konsul Finn und seine Gemahlin werden sich uns anschließen.

Heute Morgen weckte mein Bruder mich schon um fünf Uhr, um uns nach der Stadt zu begeben. Ich war noch niemals so früh in dieser Gegend gewesen und bewunderte die Moabgebirge, die sich im nebeligen Grau des Morgens am besten ausnehmen, und die dunkle Stadt, deren Umrisse in scharfem Relief gegen die Spitze des Oelberges abstechen. Durch das im Schlafe liegende Soldatenlager, an den pittoresken Zelten Sir Moses Montefiore's vorbei, deren Bewohner gleichfalls noch des Schlummers pflegen, zwischen Gruppen von Juden und Arabern, die in ihren Turbanen und Tarbuschen unter dem Schatten der Bäume sitzen, reiten wir in das Damaskor Thor hinein, dessen starke Mauern mit Waffen von Vegetation bedeckt sind, und unter Bogengewölben, durch enge Straßen, in welchen Kapern in großer Menge wachsen. Ihre Blüthen gewähren einen äußerst lieblichen Anblick; vier weiße, schmetterlingsgleiche Blätter halten einen großen Büschel langer, zarter, veilchenfarbiger Fibern, mit einem dicken, veilchenfarbig und weiß schattirten Stengel in der Mitte. Um acht Uhr erreichten wir das Serail des Paschas, wo wir mit Sir Moses Montefiore und seiner Gesellschaft zusammentreffen sollten. Wir betreten ein gewölbtes Gemach, mit silasfarbigem Kattun ausgeschlagen und ringsum mit Divans besetzt. Der Thür gegenüber sitzt der Pascha; meine Vorstellung erfolgt unter Beobachtung der gehörigen Form und mit Austausch der im Orient gebräuchlichen Komplimente (ich habe bereits gelernt, diesen Würdenträgern passende Antworten zu geben). Der Dragoman ist ein Grieche, der aber gut französisch spricht; der Pascha kennt keine andere Sprache, als die türkische. Der Dolmetscher führt mich zu einem Divan und öffnet die Vorhänge eines Fensters, welches die Terrasse der Moschee überblickt, die sich noch halb im Schatten befindet und deren Mauern, Minarets und Dome ihren phantastischen Schatten über die Scene werfen. Meinem Bruder und mir wird Kaffee gereicht, und bald darauf wird Sir Moses Montefiore angekündigt. Wir begeben uns zu ihm in den Salon, wo der Pascha sich auf dem Hauptdivan niederläßt und mich zu seiner Rechten Platz nehmen heißt. Vor uns sitzen auf in einen Halbkreis gestellten Stühlen der Gouverneur von Hebron, der Gouverneur von Garrison (Garizim), mein Bruder, der Dolmetscher und Sir Moses mit seiner Gesellschaft. Das Kaffeetrinken und Komplimentemachen beginnt von neuem, und Herr Konsul Finn erscheint mit seiner Gemahlin. Wir brechen in Prozession auf; der Pascha geht voran durch seltsam gewundene Gänge und Gewölbe, bis wir in das Sonnenlicht und den wundervollen Hof der Moschee heraustreten. Das prächtige Gebäude, mit seiner mannigfachen Oberfläche von Farbe, Licht und Schatten, der kleinen Reihe Bogen und Säulen, den Kapellen und Grabmälern, den Oelbäumen und Sträuchern wird mit einem einzigen Blick übersehen, während wir uns dem Fuße der breiten Freitreppe nähern, die zu dem heiligen Boden führt.

Eine zahlreiche Gruppe arabischer und jüdischer Diener umgab uns jetzt, deren Pflicht es war, uns der Schuhe zu entledigen und mit Pantoffeln zu versehen. Wir traten alsdann in das wunderbare Gebäude ein, dessen feierliches, majestätisches Dunkel uns an die Alhambra erinnerte. Die Ringmauern des Doms sind mit uralter Mosaik-Arbeit von Glas und Stein im überladenen arabischen Styl besetzt, aber welche sich eine auf Bogen ruhende Galerie nach Art eines normännischen Trifoliums zieht. Die reich kolorirten Glasfenster gleichen ebenfalls durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farbe, ihre verwickelte, aber korrekte Zeichnung und die Kleinheit ihrer Abtheilungen einer durchsichtigen Mosaik. Innerhalb einer hölzernen Umzäunung befindet sich der wunderbare Stein, der, im Begriff, dem Propheten nach dem Himmel zu folgen, die Erde verließ und nie ganz dahin zurückgekehrt ist.*) Er steht allerdings in einer sehr merkwürdigen Position, ohne fast einen Punkt zu haben, auf dem er ruhen könnte. Der obere Theil des hölzernen Geländers ist hübsch ausgeschnitzt und bemalt, mit Skizzen, die den Ornamenten der angelsächsischen Handschriften nicht unähnlich sehen. Man zeigte auch den Betplatz David's, einen weißen, marmornen Schrein von ausgezeichneter Arbeit; er bildet eine von zwei Doppelsäulen gestützte Nische, die Säulen sind in je vier Sectionen getheilt und zierlich unter einander verflochten; die Kapitäle haben dieselbe vollendete Sauberkeit, welche die Werke der normännischen Kunst auszeichnet. Wir stiegen nun, von vier Kerzenträgern begleitet, in einen finsteren, höhlenartigen Raum hinab, der unter dem großen Stein gelegen ist. Es befinden sich hier vier Betplätze — des Jesus, Salomo, Abraham und Aaron —, wovon zwei mit noch verwickelteren Zierraten versehen sind, als der oben erwähnte. Doch verließen wir bald dieses Souterrain, um uns wieder nach oben zu begeben, wo wir das Mosaikparkett untersuchten, dessen Zickzacklinien große Mannigfaltigkeit und glänzende Farben darbieten.

*) So lautet die muhammedanische Legende. Der orientalisch-christlichen Sage zufolge ist dies der Stein, in welchem Jesus bei seiner Himmelfahrt einen Abdruck seines Fußes zurückließ. D. R.

Der untere Theil der Moschee ist hauptsächlich mit enkaustischen Ziegeln, meistens blau und weiß und an den Styl der Renaissance erinnernd, gepflastert. Im Hof, wohin wir jetzt zurückkehrten, wachsen die Oelbäume und kleine gelbe und rothe Blumen, vom Geschlecht der Wicke und des Geißbarts, zwischen den Steinen. Die Stufen, welche zu einem offenen, steinernen Bassin führen, das der Teich Salomo's genannt und mit Wasser aus dem gleichnamigen Teich in Artas(!) versehen wird, sind mit hoch aufgeschossenem Unkraut und Dornen überwuchert. Noch mehrere steile Stufen hinab, die nicht oft betreten schienen, gelangten wir zu einem südlich gelegenen langen, niedrigen, unterirdischen doppelten Bogengang. Die Säulen sind anfangs viereckig und zum Theil verbunden, aber ganz im Süden sind sie rund und von herrlichen Verhältnissen, indem der Boden mehr angehöhlt und das Dach höher ist, was sie in ihrer einfachen Größe recht imposant erscheinen läßt. Eine von ihnen, die von Herrn Konsul Finn gemessen wurde, hatte einen Umfang von fünfzehn Fuß. Einige Steinfragmente steckten wir als Trophäen zu uns.

An das blendende Tageslicht zurückkehrend, traten wir durch ein finsteres, tief gewölbtes Thor in die Moschee El Akbar ein. Die weiß getünchenen Wände und die moderne Zeichnung der Monogramme der Chalifen geben dem Innern des Gebäudes ein Ansehen von Neuheit. Den Plafond tragen selsam geformte Säulen, lange runde Bogen, runde, viereckige und ganz unregelmäßige Pfeiler. Wir versammelten uns um den alten Brunnen, der den Namen Moses trägt und aus dem Sir M. Montefiore mit einen erfrischenden Trunk reichte. Der Pascha ließ uns alsdann in das unter dem goldenen Thor befindliche Gemach führen. Diese Stätte gilt den Moslem für besonders heilig, und man hütet sich ängstlich, sie den Blicken der Ungläubigen auszusetzen; auch jetzt hatte man uns glauben machen wollen, daß wir sie bereits gesehen, und daß der lange Bogengang dahin geführt habe. Auf Befehl des Paschas aber wurden wir zwischen einem in Reih und Glied aufgestellten Detachement türkischer Soldaten nach dem sich allmählich senkenden Eingang geführt, und während die Soldaten einen Halbkreis um den Abhang schlossen, traten wir in einen herrlichen gewölbten Raum, von sechs Säulen getragt und durch Pfeiler von großer Schönheit in Kammern abgetheilt. Hoch über uns ließen zwei Oeffnungen im Doppeldom das Tageslicht ein, aus welchen einige pittoreske Köpfe erstaunt und neugierig herabblickten. Herr G., einer von unserer Gesellschaft, der in Konstantinopel gewesen ist, versichert, daß keine der dortigen Moscheen in Reichthum des architektonischen Schmucks mit der hiesigen zu vergleichen sei. Die klassischen Erinnerungen Athens und die Naturschönheiten des Bosporus hätten ihm hohen Genuß gewährt, aber der heutige Besuch würde es ihm reichlich vergolten haben, wenn er auch den ganzen Weg bis hierher mit geschlossenen Augen gemacht hätte.

Wir näherten uns der bedeckten Piazza vor der großen Moschee, wo Teppiche für uns und Damen unter dem luftigen, von schlanken Säulen getragenen Dom ausgebreitet waren. Allmählich vermehrte sich die Zahl unserer Begleiter, die Soldaten schlossen einen dichten Kreis um uns, und wir warteten unter einem gewölbten Korridor, während Sir Moses den Bakschisch unter die gierigen Haufen vertheilte, die seiner Gaben warteten. So lehrten wir endlich nach dem Serail zurück, das wir am Morgen verlassen hatten. Mehr als zwei Stunden hatten wir in jenen selten besuchten Räumen zugebracht und mehr gesehen, als je ein Ungläubiger vor uns. Der Erzherzog Maximilian und der Herzog von Brabant waren bei weitem nicht so glücklich gewesen; es war die bekannte Freigebigkeit Sir Moses Montefiore's, welche unserer kleinen Gesellschaft alle Pforten geöffnet hatte.

Nord-Amerika.

Elliot's indianische Bibel.

Im Jahre 1663 gab der Missionär John Elliot, der Apostel der Indianer genannt, in Cambridge bei Boston eine Uebersetzung der Bibel im Dialekt des Nipmut- oder Massachsetts-Stammes heraus, die als der erste Versuch, die heilige Schrift den Aborigenen Amerika's zugänglich zu machen, Beachtung verdient und auch in linguistischer Beziehung äußerst merkwürdig ist. Die Sprache selbst ist, wie das Volk, das sie redete, längst ausgestorben, und die Uebersetzung gehört jetzt zu den größten literarischen Kuriositäten. Der Redaction des Boston Traveller wurde neulich ein Exemplar der zweiten Auflage derselben zugestellt, über welches sie einige interessante Notizen mittheilt. Das Buch ist auf ziemlich schlechtes Papier gedruckt, die Schrift plump und uneben, indem die bes Titelblattes mit einem Federmesser ausgeschnitten zu sein scheint. Es ist in Schafleder gebunden, mit schweren „Rippen" auf dem Deckel; die Illuminationen im Anfang sind äußerst roh gearbeitet, die Zeilen schief und unregelmäßig. Außer dem alten und neuen Testament enthält es noch eine Uebersetzung der Psalmen in indianischen Versen. Der Titel lautet, wie folgt:

Digitized by Google

„Mamusse wunneetu panatamwe
Up Biblum God.
Nanceswe Nukkone Testament kah wonk wuskee Testament. Ne quoh kinnumuk nashpe Wuttinneanumoh Christ noh asoowesit, John Elliot. Nahobtoen ontchetoe Printenoonuk. Cambridge. Printenoop nashpe Samuel Green. 1685."

Wie man sieht, gebrauchte Elliot für solche Gegenstände, die den Indianern unbekannt waren, englische Ausdrücke, was dem Text bei dem gänzlich verschiedenen Charakter der beiden Sprachen ein äußerst barockes Ansehen giebt, namentlich wo er die englischen Worte mit indianischen Endungen und Flexionen versehen hat. So finden wir neben „silver", „gold", „temple", „wine", auch Combinationen wie „chariotash", „cherubimloh", „apostlesog", „carpentersoh", „masonoh" u. s. w. Der Nipmuk-Dialekt ist reich an langen, harten, gutturalen Worten; das längste möchte wohl das im Evangelium St. Marci Kap. 1, Vers 40, vorkommende: „Wutteppesittukqussunnooowehtunkquoh" sein, was „vor ihm niederknieend" bedeutet. Noch unharmonischer sind, wo möglich, die Verse, wovon der Anfang des neunzehnten Psalms: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes", als Beispiel dienen möge:

Keauk kukeotomuhtaeuhmoo
God wussohsamoonk
Mamahchekesuk wunnashtuhkon
Wutanashaunonk.

Hobsekoen kesukodtash
Kuttoo waantamonk
Kah hohsekoe unkonash
Kekeetookoen wahteauook!

Wenn man diese Töne aussprechen versucht, wird man ohne Zweifel die Bemerkung des Redacteurs der genannten amerikanischen Zeitschrift gerechtfertigt finden, daß, obgleich das Ziel, welches der Uebersetzer sich bei seiner mühseligen, wohlgemeinten Arbeit gesetzt — die Verbreitung des Christenthums unter den Ureinwohnern Amerika's — nicht erreicht wurde, sie doch stets als eines der bewundernswürdigsten Denkmäler des menschlichen Fleißes wird gelten müssen.

Mannigfaltiges.

— Eine neu begründete Staats- und Rechts-Philosophie. Unter dem Titel: „Polignosie und Pologie, oder: Genetische und komparative Staats- und Rechtsphilosophie auf anthropognostischer, ethnologischer und historischer Grundlage" ist so eben der dritte und letzte (über tausend Seiten engen Drucks enthaltende) Theil eines unter dem unten angeführten Gesammttitel*) herausgegebenen Werkes erschienen, als dessen Hauptzweck der Verfasser, Herr Prof. Karl Vollgraff in Marburg,**) „die Erlangung einer genetischen Naturlehre und Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates durch alle vier möglichen Hauptstadien oder Epochen eines Volkslebens bindurch" angiebt. Der erste im Jahre 1851 erschienene Theil führt den Titel: „Anthropognosie oder zur Kunde des Menschen überhaupt. Als Grundlage und Einleitung sowohl zur Ethnologie, wie zur Staats- und Rechtsphilosophie". Es wird in diesem Theile der Mensch im Allgemeinen aufgefaßt und gezeigt, daß das Streben des Menschen in dem naturstittlichen Selbsterhaltungstriebe wurzelt, dieser aber vier verschiedene Richtungen hat: 1) nach physischem Wohlsein, 2) nach physisch-moralischem Wohlbefinden, 3) nach dieseitiger Fortdauer durch die Fortpflanzung und 4) nach jenseitiger seliger Fortdauer; es wird nachgewiesen, wie alle Erscheinungen des Menschenlebens oder alle Industrie-Kultur, alle Kunst und Philosophie, alle Civilisation und Religion nichts Anderes sind, als Bestrebungen und Aeußerungen dieser vier Richtungen des naturstittlichen Selbsterhaltungstriebes. Der Grund für die in der Geschichte und Ethnographie uns vorgeführten Abstufungen dieser vier Richtungen wird in den vier Ur-Temperamenten, d. h. Abstufungen der Lebens-Energie oder des Selbsterhaltungstriebes, gefunden, so daß diese vier Haupt-Abstufungen die Basis der vier Haupt-Menschen-Racen und diese wiederum die Repräsentanten der vier Haupt-Kultur-Stufen, der vier Haupt-Religions-Stufen und der Haupt-Civilisations-Stufen sind. Der zweite 1853 und 1854 in zwei Abtheilungen erschienene Theil, welchem der Verfasser den Titel: „Ethnognosie und Ethnologie oder Herleitung, Classification und Schilderung der Nationen" gegeben, stellt das Menschenreich systematisch wissenschaftlich in seinen Kultur- und Race-Stufen und in den darunter begriffenen Klassen, Ordnungen (Völkerstämmen) und Zünften (Nationen) dar, und zwar: 1) im ungestörten und altersgesunden Zustande, 2) im gestörten alterskranken Zustande. Dieser zweite Theil, der sehr ausführlich ist und sehr wohl als ein selbstständiges, wissenschaftliches Ganzes gelten kann, ist für des Verfassers Ziel nur Mittel zum Zweck, weil er gefunden, „daß alle Erscheinungen der Civilisation, d. h. des bürgerlichen und politischen Lebens, von der Ehe bis zu den Regierungsformen, unerklärt und dunkel sind und bleiben, wenn man sie nicht als Mittel und Korrelate der Kultur- und religiösen Zwecke nach Maßgabe jener vier Stufen ins Auge faßt." Der dritte Theil giebt eine ganz neue, eben so sehr durch gründliche in die kleinsten Details eingehende Sachkenntniß, wie durch echt wissenschaftliche Verarbeitung des ungeheuren Materials sich auszeichnende Theorie der bürgerlichen und politischen Gesellschaften, ihrer Elemente, ihrer organischen Verfassungen, Gewalten und Regierungsformen, so wie ihres Civil-, Proceß- und Völker-Rechtes, und zwar: 1) im noch altersgesunden und freien Zustande; 2) im zwar noch freien, aber alterskranken Zustande, oder im Greisen- und Verfalls-Alter; 3) nach verlorener Unabhängigkeit oder im politisch unfreien Zustande; 4) während und nach ihrer politischen Wiederbefreiung und Restauration. Der fünfte Abschnitt handelt „von der Geschichte der bürgerlichen und politischen Gesellschaften, ihrer Verfassungen, ihrer Regierungsformen, so wie ihres Civil-, Straf- und Proceß-Rechts im freien und unfreien Zustande." Es werden in diesem Abschnitte folgende Fragen beantwortet: Was soll in einem Geschichtswerk dargestellt und beurtheilt werden? Wie verhalten sich die Staats-Geschichten zur Geschichte eines ganzen Volkes oder Volksstammes? Ist eine Weltgeschichte möglich, und wenn, wie müßte sie geschrieben werden? — Wir bedauern, daß der Zweck dieser Blätter uns nicht gestattet, dem hier angezeigten großartigen Werke echt deutscher Wissenschaftlichkeit eine ausführlichere Besprechung, eine seiner hohen Bedeutung, die auch schon aus unseren dürftigen Mittheilungen zu erkennen sein wird, entsprechende Würdigung zu Theil werden zu lassen.

*) Erster Versuch einer wissenschaftlichen Begründung sowohl der allgemeinen Ethnologie durch die Anthropologie, wie auch der Staats- und Rechtsphilosophie durch die Ethnologie oder Nationalität der Völker. In drei Theilen. Marburg. Elwertsche Universitäts-Buchhandlung.

**) Verfasser eines im Jahre 1828 erschienenen, historisch-philosophischen Werkes über „die Systeme der praktischen Politik im Abendlande".

— Libanon, von L. A. Frankl.*) Unter dem Titel „Libanon" hat der Dichter des „Christoforo Colombo", Ludw. August Frankl, ein „poetisches Familienbuch" zusammengestellt, zunächst allerdings für israelitische Familien, denn es ist ausschließlich den poetischen Seiten des Judenthums, seiner Geschichte, seinen Leiden und seinen religiösen Tröstungen gewidmet; doch da es zugleich eine Revüe der Dichter aller Länder und aller Zeiten ist, welche entweder jüdische Stoffe oder jüdische Empfindungen ihren Gesängen untergelegt, so hat das Buch auch ein allgemeineres, literar-historisches Interesse, wenigstens ein größeres, als die meisten Gedichtsammlungen, die als Anthologieen und Ehrestomathieen buntenweise in jedem Jahre zu erscheinen pflegen. Ueber hundertundfunfzig Namen zählt das Inhalts-Verzeichniß dieses Buches, darunter viele jüdische, dem Mittelalter angehörend, aber auch wohlbekannte, klangvolle, deutsche, französische, englische, spanische und italiänische Namen. Orientalische Formen wechseln mit antiken und modernen Rhythmen; Martyrologieen und Legenden mit dramatischen Scenen, Romanzen und Epigrammen. Wir wollen mit dem Herausgeber nicht rechten über die von ihm getroffene Auswahl; manche Namen, wie Voltaire, Calderon und auch einige Deutsche, scheinen gar nicht in dieses Buch zu gehören, während Andere, wie Lessing, Herder, nicht mit dem ihnen gebührenden Vorzug aufgenommen sind und dagegen einigen jungen, sonst noch nirgends genannten Zeitgenossen etwas zu viel Räucherlicht geschenkt ist. Jedenfalls enthält die Sammlung sehr viel Gutes und Manches, was, in seltenen Werken zerstreut, nur sehr schwer zugänglich ist. Was der Herausgeber von eigenen Schöpfungen beigetragen, namentlich das Schlußgedicht: „Nach der Zerstörung", gehört zu dem Besten dieser Sammlung.

Der „Libanon" schließt sich den „Stimmen vom Jordan und Euphrat", welche die Herren Sachs und Veit vor zwei Jahren herausgegeben, in würdiger Weise an. Hoffentlich tragen solche und ähnliche Sammlungen dazu bei, in den Familien, für die sie zunächst bestimmt sind, in jungen, für poetische Eindrücke empfänglichen Gemüthern, die sich jedoch nur zu leicht den Genüssen und Eitelkeiten des Tages hingeben, das religiöse Bewußtsein und damit zugleich den Gedanken wach zu rufen, daß das Leben doch auch noch andere und höhere Zwecke, als die bloße Befriedigung materieller Bedürfnisse hat.

*) „Libanon". Poetisches Familienbuch. Von Ludw. Aug. Frankl. Zweite, vermehrte Auflage. (Die erste Auflage des Buches ist in Oesterreich vergriffen und gar nicht nach Nord-Deutschland gekommen.) Wien, Zamarski (Universitäts-Buchhandlerei), 1855.

Berichtigung. In Nr. 112 des „Magazin" ist man S. 447, 1. Sp., Z. 13 v. ob.: anstatt statt ersetzt; daselbst 2. Sp., Z. 19 v. ob. dessen statt besser; Z. 26 v. u.: an der statt an die, und Z. 24 v. u. abzuteil statt abvreilt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche bei allen Postämtern pränumerirt und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 17), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 116. Berlin, Donnerstag den 27. September **1855.**

Mittel-Amerika.

Der König der Moskitos und seine Großen.

Von einem amerikanischen Reisenden, Herrn Bard, ist neulich eine höchst graphische Beschreibung des auch bei uns oft erwähnten, obwohl keinesweges rühmlich bekannten Moskito-Landes veröffentlicht worden.*) Sie ist in dem Styl des Verfassers von „Omoo" und „Typee" geschrieben und giebt uns ein seltsames Bild von den Zuständen eines Landes, welches lange den Vereinigten Staaten und England als Zankapfel gedient hat. Namentlich findet man darin sehr ergötzliche Personalien über den sogenannten König der Moskitos und seine Umgebungen und über die lustige Parodie des Monarchismus und Aristokratismus, welche in jenem entlegenen Winkel der Erde aufgeführt wird.

Am Morgen nach seiner Ankunft in Bluefields wurde nämlich unser Reisender von dem englischen Agenten, Herrn Bell, zum Frühstück eingeladen. „Die Wohnung dieses Herrn", berichtet er, „war ein einfaches Gebäude von rohen Brettern, mit mehreren kleinen Zimmern, die in ein größeres Gemach öffneten, in welchem ich Platz nehmen mußte. Ein schlürfriges, schwarzes Mädchen, mit einer ungeheuren Masse wolligen Haares, fegte eben den Fußboden in einer verdrossenen, mechanischen Weise, die geeignet war, bei dem Zuschauer ein sanftes Gähnen hervorzurufen. Die Wände waren mit Bildern behangen, in welchen Ihre Majestät die Königin Victoria in allen Varietäten des Stahls, der Lithographie und des Farbendrucks erschien. Eine oder zwei Flinten, in der Ecke ein Tisch, auf welchem ein verworrener Haufe von Büchern und Papieren und unter welchem eine Sammlung von Stiefeln, Tauen und Enterhaken lag, ein paar Stühle, eine hölzerne amerikanische Uhr und ein zweiter Tisch bildeten das ganze Ameublement des Zimmers.

„Auf einen Wink des Herrn Bell entfernte sich das schläfrige schwarze Mädchen und kehrte nach einigen Augenblicken mit Tassen und einer Kaffeekanne zurück. Ich bemerkte, daß drei Tassen auf den Tisch gestellt wurden, und daß mein Wirth sie alle füllte, was mir etwas auffiel, da ich der einzige Gast war. Einen Augenblick hielt der Verdacht in meiner Seele auf, der weibliche Polyp von uns stehe in so naher Beziehung zu unserem Wirth, daß sie berechtigt sein werde, uns mit ihrer Gesellschaft zu beehren. Statt aber dies zu thun, schlug sie jedoch augenirt an die Thür eines Nebenzimmers und rief dem unsichtbaren Insassen ein kurzes: „Sieh auf!" zu. Es erfolgte eine Art von mürrischer Antwort und gleich darauf ein Poltern und Murmeln, wie von Jemanden, der sich unzeitig in seiner Ruhe gestört glaubt. Unterdessen hatten wir beide, Herr Bell und ich, unsere erste Tasse Kaffee ausgetrunken und schritten eben zu einer zweiten, als sich die Thür jenes Zimmers öffnete und ein schwarzer Bursche von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren schwerfällig auf den Tisch zuschritt. Sein ganzer Anzug bestand aus einem am Halse offenen Hemde und fast knopflosen Kattun-Beinkleidern. Er nickte meinem Wirth ein verschlafenes: „Morgen, Sir!" zu und setzte sich dann zum Kaffee, während Herr Bell ihn gar nicht zu beachten schien und unser Gespräch fortsetzte. Nach kurzer Zeit stand der junge Lümmel wieder vom Tische auf, ergriff seinen Hut und ging langsam den Pfad hinunter, der nach dem Flusse führt, wo ich ihn sein Gesicht in dem Strome waschen sah.

„Als ich mich von Herrn Bell verabschieden wollte, bot er mir in den freundlichsten Ausdrücken seine Dienste an, um den etwanigen Zweck meiner Reise zu fördern. Ich dankte ihm mit der Bemerkung, daß ich keine andere Absicht habe, als Abenteuer zu suchen und neue Eindrücke nachhause zu bringen, und daß ich ihm daher sehr verbunden sein würde, wenn er mich dem Könige vorstellen wolle, sobald ich meinen Staatsanzug, der einigermaßen vom Seewasser gelitten, wieder hätte in Stand setzen lassen. Mit einem halben Lächeln antwortete er, daß ich die Sache nicht deshalb anzuschieben brauche, und an die Thür gehend, rief er dem am Flusse stehenden schwarzen Jüngling zu und winkte ihm, herzukommen. Der Bursche setzte rasch seinen Hut auf und gehorchte. „Vielleicht wissen Sie nicht, daß dies der König ist!" sagte mein Wirth, verächtlich lächelnd. Ich blieb ihm die Antwort schuldig, da die schwarze Majestät sich unterdessen genähert hatte. Hochstdieselben zogen achtungsvoll den Hut, aber es fand keine weitere Vorstellung statt, als die von Herrn Bell hingeworfenen Worte: „George, dieser Herr ist gekommen, um Dich zu sehen; sehe Dich."

„Es wurde mir bald klar, wer der eigentliche König in Bluefields sei. Auch „George" schien über dieses Thema seine eigenen Ideen zu haben, aber er wurde in so strenger Disziplin gehalten, daß er nicht wagte, ihnen Worte zu verleihen. Ich fand ihn zwar blöde, aber nicht ohne die Elemente des gewöhnlichen englischen Schulunterrichts, den er in England erhalten hatte. Er ist nicht mehr oder weniger als ein Neger,") mit kaum einer Spur von indianischem Blut, und würde im Süden als ein derber junger Bursche bezeichnet werden, der als Leibdiener unter Brüdern zwölfhundert Dollars werth sei. Der Tag nach meiner Ankunft war ein Sonntag, und Herr Bell hat im Gerichtshaal die Liturgie der englischen Kirche vor. Es war vielleicht ein Dutzend Personen zugegen, unter ihnen der König, der jetzt einfach und sauber gekleidet war und sich ganz anständig benahm. Ich konnte nicht bemerken, daß er mit besonderer Achtung behandelt wurde, während man Herrn Bell die größte Unterwürfigkeit zeigte."

Die hohen Staatsbeamten des Moskito-Landes sind ihren Fürsten vollkommen würdig. Herr Bell hatte dem Verfasser einen mit der Unterschrift des schwarzen Monarchen — „George William Clarence, König aller Moskitos" — versehenen Paß gegeben, den er auf seinen Reisen durch das Land vorzeigen mußte. Bei seiner Ankunft in einem Moskito-Dorfe, Namens Wastwalla, empfingen ihn die Einwohner mit nicht sehr freundschaftlichen Demonstrationen, wurden aber durch den Anblick jenes werthvollen Dokuments sogleich besänftigt. „Königspapier!" war der allgemeine Ruf, und man begegnete dem Reisenden nunmehr mit aller möglichen Zuvorkommenheit. Das Oberhaupt des Dorfes oder der „Capitain", wie er sich nennen ließ, machte ihm persönlich seine Aufwartung. „In wenigen Augenblicken", sagt Herr Bard, „kam eine Figur zum Vorschein, die ich sogleich als den Capitain erkannte, den das Volk mit so lautem Geschrei angekündigt hatte. Er war ein Schwarzer von keineswegs empfehlendem Aeußern, aber alle natürlichen Mängel wurden durch sein Kostüm mehr als aufgewogen. Er trug einen ehrwürdigen Dreimaster, von welchem ein langer, rother Federbusch herabhing, der einen großen Theil seiner Federn verloren hatte und wie der Kamm eines Hahnes aussah, welcher halb gerupft von einer erfolglosen Razzia gegen den Harem eines mächtigeren Nachbars zurückkehrt. Sein Rock hatte einst einem Capitain in der britischen Marine gehört, und seine Pantalons waren von blauem Tuch, mit einem rothigen goldenen Streif an jeder Seite. Sie waren außerdem an beiden Enden zu kurz und ließen unten den Knöchel, oben die schwarzbraune Haut zwischen Hosenband und Rock entblößt. Wenn ich noch hinzufüge, daß der Capitain kein Hemde trug, etwas dick war und daß es seinen Beinkleidern an Knöpfen fehlte, um sie vorn zusammenzuhalten, so wird die Phantasie des Lesers sein Bild leicht von selbst vervollständigen. Um seine Hüften war ein ungeheurer Kavalleriesäbel geschnallt, der um so furchtbarer aussah, da er an mehreren Stellen gebogen und äußerst rostig war. Der Capitain kam langsam und mit ernstem Anstand auf mich los, und ich ging ihm mit dem „Königspapier" in der Hand entgegen. Als ich ihm nahe gekommen war, stellte er sich in Positur und drückte die Lippen mit einer Miene von strenger Würde zusammen. Kaum im Stande, mich des Lachens zu enthalten, nahm ich meinen Hut ab und begrüßte ihn mit einer tiefen Verbeugung und den Worten: „Guten Morgen, Capitain!" Er zog nun seinerseits den Hut und versuchte, eine Verbeugung zu machen; aber die Anstrengung wurde dem einzigen, noch an Ort und Stelle befindlichen Knopfe seines Hosenbandes verderblich — er riß, und die

*) Waikna; or, Adventures on the Mosquito Shore. By Samuel A. Bard. New-York, Sampson Low & Son. — „Waikna" heißt in der Moskitosprache Mensch.

*) Das Volk der Mosecos oder Mucos, von welchem die Moskito-Küste den Namen hat und zu dem der sogenannte König Georg (der Sohn eines vor mehreren Jahren verstorbenen Königs Georg) gehört, hat mit den Negern keine Stammverwandtschaft und ist vielmehr kupfer- oder kastanienfarbig (mucco und mucuco heißt auf spanisch: kastanienfarbig). Der Bericht des Herrn Bard trägt augenscheinlich eine amerikanische, d. h. eine Aufschneider-Farbe. D. R.

Innerpressiblen fielen ihrem Träger vor die Füße. Ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, zog der Capitain sie mit beiden Händen in die Höhe und hielt sie so fest, während ich das „redende Papier" vorlas."

Der zweite Würdenträger des Moskito-Landes, mit dem wir unsere Leser bekannt machen wollen, ist der General Peter Slam. Der Verfasser langte in der sandigen Bai (Sandy Bay) an, während die Einwohner damit beschäftigt waren, ein großes Fest zu begehen. „Das Volk war von seinen Feierlichkeiten so in Anspruch genommen, daß wir und undemerkt dem Ufer näherten, wo ich mit meiner Doppelstinte einen Salutschuß abfeuerte. In einem Augenblick kam eine zahlreiche Gruppe von Leuten aus den Hütten hervor und eilte nach dem Ufer. Unterdessen nahm ich mein „Königspapier" aus der Tasche und sprang ans Land.

„Das Gesindel, welches sich jetzt um mich drängte, würde Falstaff's zerlumptes Regiment beschämt haben. Der Hervorragendste unter dieser Schaar trug ein nicht gar reinliches rothkarrirtes Hemde und die fadenscheinige Interims-Uniform eines britischen Generals, aber weder Schuhe, noch Beinkleider. Auch in Hinsicht der Kopfbedeckung war er mit dem „Capitain" nicht zu vergleichen. Statt des Dreimasters, mit welchem jener so würdevoll einherstolzirte, hatte er nur einen alten glockenförmigen Kastorhut, der einst weiß gewesen, aber jetzt von einer zweideutigen Farbe war und durch sein seltsam zerdrücktes und zerquetschtes Ansehen verrieth, daß ihn der Eigenthümer oft als Sitz zu gebrauchen pflegte. Der Träger dieses imposanten Kostüms hatte das Stadium der vollständigen Besoffenheit erreicht, und sein Englisch, nie sehr korrekt, war in Folge dessen noch unverständlicher geworden. Er schwankte auf mich los, schlug sich mit der Hand vor die Brust und machte Mieue, mich zu umarmen, indem er hervorstammelte: „Ich, General Slam — General Peter Slam!" Um der mir zugedachten Ehre auszuweichen, sprang ich auf die Seite, und der General, auf diese plötzliche Bewegung nicht gefaßt, wäre ohne Zweifel in die Lagune hineingeplumpt, wenn ihn mein Diener Antonio nicht festgehalten hätte.

„Ich zog jetzt mit großer Feierlichkeit mein „Königspapier" aus der Tasche und begann es dem General vorzulesen; aber er winkte mir, es wieder einzustecken, mit den Worten: „Alles gut! sehr groß gut! Ich Peter Slam, General!" Unterdessen fanden sich neue Zuschauer vom Dorfe ein, und man schickte nach Trommeln. Diese waren von englischer Arbeit und von enormer Größe. General Slam bestand darauf, mir vom Landungsplatz ab „nach der Weise englischer Gentlemen" das Geleite zu geben, und indem er mich beim Arm faßte, stellte er sich an die Spitze der Prozession, mit einer verzweifelten Anstrengung, sich gerade zu halten, aber trotzdem von einer Seite zur anderen schwankend, wie es Betrunkene zu thun pflegen. Offenbar war der General die Hauptperson im Distrikt der sandigen Bai, und als wir uns der Mitte des Dorfes näherten, wo die Festlichkeiten von statten gingen, wurden wir „nach englischer Weise" mit einem donnernden Hurrah bewillkommnet."

Frankreich.

Die menschliche Lebensdauer.

(Fortsetzung.)

Die Alten glaubten, daß, die Kinderjahre abgerechnet, das Leben in gewissen Perioden gefährdeter ist, als in anderen. Sie schrieben diese Erscheinung gewissen Zahlenverhältnissen zu und nannten diese die kritischen oder klimakterischen. So hielten sie die Jahrzahlen, die durch sieben theilbar, oder ein Produkt sind aus sieben mit einer ungeraden Zahl, für gefährlich. Es versteht sich, daß die Statistik dieses Theorem eben so wenig bestätigt gefunden, wie das eines neueren Physiologen, Burdach's, der die Behauptung aufgestellt, daß die Sterblichkeit in den ungeraden Jahren größer sei, als in den geraden.

Da die Lebensbedingungen auf den verschiedenen Punkten der Erdoberfläche wechseln: so läßt sich von vorn herein erwarten, daß die Sterblichkeitsgesetze sich nach den Ländern modifiziren. Und das hat sich auch wirklich bestätigt. Christoph Bernoulli hat von funfzehn Jahren die durchschnittliche Lebensdauer mehrerer Völker verglichen und merkliche Unterschiede gefunden. Nach diesem Mathematiker ergiebt sich Folgendes:

In England	ist die Durchschnitts-Ziffer	38 Jahre	— Mon.
„ Frankreich . . .		36 „	6 „
„ Hannover . . .		35 „	4 „
„ Schleswig-Holstein . . .		34 „	7 „
„ Holland . . .		34 „	— „
„ Großherzogth. Baden . . .		32 „	9 „
„ Königreich Neapel . . .		31 „	7 „
„ Preußen . . .		30 „	3 „
„ Würtemberg . . .		30 „	— „
„ Königreich Sachsen . . .		29 „	— „

Vergleicht man die seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in den verschiedenen Ländern angefertigten Sterblichkeitstabellen, so bemerkt man ziemlich auffallende Ungleichheiten in allen Lebensaltern, hauptsächlich in denen von 60—90. So z. B. kommen auf tausend Geburten:

	60jähr.	70jähr.	80jähr.	90jähr.	
In Frankreich . .	364 . . .	230 . . .	77 . . .	8	(nach Demonferrand),
„ der Schweiz	314 . . .	168 . . .	46 . . .	5	(nach Muret),
„ Belgien . . .	272 . . .	170 . . .	59 . . .	6	(nach Quetelet),
„ England . . .	270 . . .	178 . . .	74 . . .	9,	
„ Berlin . . .	197 . . .	112 . . .	36 . . .	3	(nach Casper),
„ Wien	91 . . .	44 . . .	14 . . .	1	(nach den schon alten Tabellen von Süßmilch),
„ Rußland . . .	1 . . .	49 . . .	24 . . .	9.	

Schweden hält, nach Wargentin, die Mitte zwischen Schweiz und Belgien. Sind nun auch diese Verhältnisse nicht die Resultate gleichzeitiger Epochen, so dürften die Modificationen, welche die Zeitverschiedenheit hineinbringen könnte, von keinem bedeutenden Belang sein. — Benoiston de Chateauneuf hat konstatirt, daß die Zahl der Dreißigjährigen, die sechzig alt werden, in England, Frankreich, Belgien, Dänemark und Island größer ist, als in Savoyen, Schweden und Preußen. Dehnt man die Vergleichung auf vorgerücktere Lebensalter aus, so bleibt das Ergebniß dasselbe. Nimmt man statt des dreißigsten Jahres die Geburtszeit zum Ausgangspunkt, so zeigt sich das Resultat zu Schwedens Gunsten, das dann die erste Stelle einnimmt.

Es fehlen uns genaue Nachrichten über die anderen Staaten Europa's und aus noch stärkeren Gründen über die Völker Asiens, Afrika's und der neuen Welt; es ist daher in Betreff des Einflusses, den das Klima auf die Lebensdauer übt, nichts Sicheres festzustellen. Die gemäßigte, selbst die kalte Zone scheint im Allgemeinen für eine längere Lebensdauer günstiger, als die heiße, besonders die äquatoriale. Wenigstens ist das die herrschende verbreitetste Ansicht. Aristoteles indeß war entgegengesetzter Meinung, und natürlich wiederholten Strabo und Plinius des Meisters Worte. Die Aegypter sollen nach der Behauptung der Alten sehr lange gelebt haben, und Prosper Alpini, ein Naturforscher des sechzehnten Jahrhunderts, bestätigt zum Theil diese Behauptung. Der gelehrte Entdecker der Ruinen Ninive's, Botta, versichert, daß die Bewohner des sogenannten glücklichen Arabien ein hohes Alter erreichen. Allein diese Autoren alle geben keine Ziffern an, und wir wissen nicht, was sie unter langem Leben und vorgerücktem Alter verstehen. Keinesfalls genügen diese Thatsachen zur Feststellung einer allgemeinen Regel, daß die heißen Gegenden in Bezug auf Lebensdauer ein Uebergewicht gegen die kalten behaupten.

So viel ist gewiß, daß andere Ursachen, als blos klimatische, auf die Lebensdauer influiren, da benachbarte Völker eines und desselben Klimas merkliche Unterschiede in der Sterblichkeit darbieten. Diese hängt von dem Grade der gesunden Luft, der Anhäufung der Bewohner in den Städten, der Wohlhäbigkeit der Arbeiterklasse, von der Beschäftigungsart, von den Lebensgewohnheiten, von dem Schul-Unterricht, von der sorgfältigen Pflege in der ersten Kindheit u. s. w. ab. Wahrscheinlich ist es dem Zusammenwirken aller dieser Elemente zuzuschreiben, daß die verschiedenen Provinzen desselben Landes Abweichungen in den Sterblichkeitstabellen zeigen. In Quetelet's Tabellen für Belgien und Demonferrand's für Frankreich haben wir die Belege zu dieser Behauptung.

Bisher haben wir die Bevölkerung in ihrer Gesammtheit, ohne Unterschied des Geschlechts, betrachtet. Nun aber weicht die Lebensdauer der Frauen, und zwar zu ihrem Vortheil, von derjenigen der Männer ab. Buffon hat diese Ungleichheit wohl erkannt: er sah eine gegebene Zahl Frauen länger leben, als dieselbe Männerzahl. Zum ersten Mal scheint Newsbown in Holland 1738 diesen Unterschied festgestellt zu haben; in Frankreich fand ihn Deparcieux 1760; einige Jahre später Wargentin in Schweden, und alle nachfolgenden Statistiker in Genf, England, Belgien, Berlin und andernwärts stimmten darin überein. Nach B. de Chateauneuf erstreckt es sich auf alle Lebensalter. Auf hundert Geburten zählt er:

Im Alter von 10 Jahren	53 männliche	58 weibliche	Individuen	
„ „ „ 20	„ 48	„ 52	„	„
„ „ „ 50	„ 30	„ 33	„	„
„ „ „ 60	„ 23	„ 23	„	„
„ „ „ 70	„ 13	„ 15	„	„
„ „ „ 80	„ 4	„ 5	„	„

Endlich erlebt unter zehntausend nur ein Mann und zwei Frauen das hundertste Jahr. Deparcieux hat zuerst die Bemerkung gemacht, daß selbst die kritische Altersperiode der Frauen, zwischen fünfundvierzig und funfzig, minder tödlich für sie, als für die Männer ist. Mehrere Statistiker haben diese Beobachtung bestätigt.

Diese Regel scheint in Europa und vermuthlich auf der ganzen Erde zu gelten. Ueberall ist das schwache Geschlecht das lebenskräftigere; indeß scheinen die Männer günstiger für ein außerordentliches

Digitized by Google

Alter organisirt: unter den Frauen gehört ein Alter über hundert Jahre zu den größten Seltenheiten.*)

Das Zahlenverhältniß der männlichen zu den weiblichen Individuen in einigen Ländern zeigt folgendes Schema:

	Unter tausend Geburten von gleichem Geschlecht waren:	
In Frankreich im 1sten Lebensjahre	823 männliche	848 weibliche
" " 20sten "	624 "	652 "
" " 60sten "	363 "	365 "
" " 70sten "	229 "	232 "
" " 80sten "	76 "	77 "
" " 90sten "	8 "	8 "
In Belgien bis zum 16ten Jahre	373 "	335 "
" " vom 16ten bis 50sten Jahre	462 "	482 "
" " über 50 Jahre	165 "	183 "
" " über 90 Jahre	5 "	3 "
In Berlin im 1sten Jahre	718 "	734 "
" " 60sten "	178 "	217 "
" " 70sten "	93 "	130 "
" " 80sten "	29 "	43 "
" " 90sten "	1 "	5 "

Aus den eben zusammengestellten Thatsachen ergiebt sich und eine sehr nützliche Lehre. Die Totalität dieser Zahlen ist der entsprechende Ausdruck für die Wirkung der störenden Ursachen, die unaufhörlich dahin streben, den Lauf des Lebens zu unterbrechen und es zu hindern, daß es das von der Natur gesteckte Ziel erreiche. Die Durchschnittszahl ist der genaue Maßstab für die Abweichung, der das Gesetz unserer Lebensdauer unterliegt. Und wie enorm ist diese Abweichung! So lehrt uns die Statistik den ganzen Umfang der Gefahren kennen, deren unsere Existenz in den verschiedenen Lebensaltern bloßgestellt ist. Aus den Sterblichkeitslisten, die uns zu dieser Erkenntniß verhelfen, können wir noch einen anderen Schluß machen. Sie zeigen uns die Lebensdauer derjenigen Personen, die bis an die Schwelle des Greisenthums dem Tode entgangen sind. Nach dem sechzigsten Jahre lebt man durchschnittlich noch fünfzehn Jahre, und der fünfundsiebzigjährigen Epoche entspricht eine bedeutende Sterblichkeit. Natürlich müßte das fünfundsiebzigste Jahr als das gewöhnliche Lebenziel gesetzt werden, ohne daß man mit Burdach dieses als das Lebensziel überhaupt annehmen dürfte: man würde dann das gewöhnliche Leben mit dem normalen verwechseln. Jenes zeigt die Dauer, wie sie ist; dieses, wie sie sein soll. Das Gemeine und Gewöhnliche ist deswegen nicht das Natürliche und Regelmäßige. Wenn oft tritt der Tod vor dem fünfundsiebzigsten Jahre ein, und man stirbt eben so wenig in dieser Epoche durch die bloße Wirkung des Alters. Es waltet hier ein deutlicher Unterschied, und es ist von Wichtigkeit, ihn uns zum Bewußtsein zu bringen.

Ueber die Resultate der Statistik ist es angemessen, die durch die Geschichte aufbewahrten Beispiele langer Lebensdauer zu stellen. Freilich muß man diese erzählten Beispiele aus dem Alterthum mit einiger Behutsamkeit aufnehmen. Behandelt ja selbst Plinius, dem man keine zu strenge Kritik vorwirft, die Angaben, daß mehrere arkadische Könige über dreihundert Jahre gelebt haben sollen, als Fabel. Besonders rügt es der römische Naturforscher als Uebertreibung, daß Xenophon in seiner Gesundheitsbeschreibung (περιπλοῦς) einem tyrischen Könige das Alter von sechshundert und dessen Sohn gar das von achthundert Jahren giebt. Er bemerkt sehr richtig, daß diese Verstöße größtentheils von den verschiedenen Arten, die Zeit zu messen, herrühren. So rechneten gewisse Völker den Sommer und den Winter, jedes für ein Jahr; bei den Arkadiern galt jede Jahreszeit für ein Jahr, andere beschränkten es auf einen Monden-Umlauf. Auf diese Weise ließen sich die maßlosen Zahlen für die Lebensdauer der ersten Menschen erklären. So haben mehrere Bibel-Ausleger festgestellt, daß das Jahr von Abraham nur drei, nach ihm acht und erst von Joseph's Zeit ab zwölf Monate hatte. Es würden sich dann die 930 Jahre Adam's auf 232, die 969 Methusalem's auf 242 und die 950 Noah's auf 237 Jahre reduziren. Was man auch gegen diese Auffassung einzuwenden hätte, ist sie immer doch der Buffonschen Erklärung vorzuziehen, der annahm, der menschliche Körper sei vor der Fluth, wo die Erde noch nicht ihre normale Festigkeit erlangt hatte, langsam gewachsen und habe also länger leben können.

Dem sei, wie ihm wolle, nach Noah kömmt keine so abnormale Lebensdauer in der Bibel vor. Die bemerkenswerthesten sind: Abraham starb 175, Isaak 180, Jakob 145, Ismael 137, Sarah 127, Moses 120, Joseph und Josua 110 Jahr alt. So nehmen diese Zahlen ab, je weiter wir in der Geschichte vorrücken, und nur ausnahmsweise meldet das erste Buch der Makkabäer, daß Antiochus Epiphanes im hundertneunundvierzigsten Jahre seines Alters starb.

Mehrere ruhmvolle Männer des griechischen Alterthums erreichten ein hohes Alter. Epimenides von Kreta lebte 153, der Sophist Gorgias von Leontium 107, Demokritos 109, der Musiker Xenophilos 105, Isokrates und der Stoiker Zeno nahe an 100 Jahre. Zahlreiche Beispiele ungewöhnlich hohen Alters unter den Römern führen Cicero und Plinius an. Auch an hundertjährigen Frauen fehlte es nicht. Eine Schauspielerin, Luccuia, betrat noch in ihrem hundertsten Jahre die Bühne, und eine andere, Galeria Copiola, in ihrem hundertundvierten, unter dem Konsulate des Poppejus und Sulpicius, 91 Jahre nach ihrem ersten Auftreten unter Markus und Carbo. Bei einer Volkszählung unter der Censur Vespasian's und seines Sohnes fanden sich zu Parma drei Bürger, die 120, und zwei, die 130 Jahr alt waren; bei Piacenza einer von 150, einer von 131, vier von 120, sechs von 110 Jahren. In der Zählungsliste der Gallia cispadana figurirten vierundfunfzig Personen von 100, vierzehn von 110, zwei von 125, vier von 130, vier von 135, drei von 140 Jahren.

Dem Mittelalter und der Renaissancezeit fehlt es auch nicht an Fällen abnormaler Lebensdauer. Franz Bacon und der Physiologe Haller haben zahlreiche Beispiele gesammelt. Haller zählt mehr als tausend hundert- bis hundertzehnjährige, sechzig hundertzehn- bis hundertzwanzigjährige, neunundzwanzig hundertzwanzig- bis hundertdreißigjährige, funfzehn hundertdreißig- bis hundertvierzigjährige, sechs hundertvierzig- bis hundertfunfzigjährige. Ueber diese Gränze hinaus, bemerkt der berühmte Naturforscher, beginnt das Gebiet der Fabel. — Bacon erzählt, in der Grafschaft Hereford tanzten bei den Blumenspielen acht Greise, die zusammen 800 Jahre zählten. — In der „Galerie der Hundertjährigen", die freilich nicht frei von Unge nauigkeiten ist, beschreibt Charles Lejeoncourt das Leben von 120 Personen, die über 120 Jahre gelebt haben. Unter zwölf, deren Lebensdauer ans Fabelhafte streift, starb der jüngste, Georg Wunder, im hundertsechzigsten, die beiden ältesten, Peter Czantau und Bischof Kentigern, im hundertfünfundachtzigsten Jahre!

Kein Zweifel, daß bei den meisten dieser Makrobioten einige Uebertreibungen mit unterlaufen; indeß sprechen unverdächtige Zeugnisse dafür, daß es menschliche Existenzen gegeben habe, die ausnahmsweise zu einer Lebensdauer von anderthalb Jahrhunderten gelangt sind. Thomas Parr, ein armer Bauer aus der Parochie Alderbury in der Grafschaft Salop, geboren 1483, kam 1635, 152 Jahre und einige Monate alt, nachdem er die Thronfolge von zehn Königen erlebt hatte, auf den Wunsch Karl's I., ihn zu sehen, an den Hof, ab mehr als gewöhnlich und starb an überfülltem Magen. Harvey, der berühmte Entdecker des Blutumlaufes, ließ die Leiche öffnen und fand die Eingeweide in vollkommen gesundem Zustande, die Brustknorpel nicht verknöchert. Er hätte, nach dem Urtheil des Arztes, ohne jene störende Incidenz noch mehrere Jahre leben können. (Schluß folgt.)

*) Jüngsten ist vor kurzem in England eine Frau, Namens Mary Barton, hundertdreißig Jahr alt geworden. D. R.

Die chemischen Erzeugnisse auf der Pariser Ausstellung.*)

Die zehnte Klasse auf der Pariser Ausstellung umfaßt die chemischen Erzeugnisse, die eben so für die Wissenschaft, wie für die Industrie von großer Wichtigkeit sind. Ein berühmter Gelehrter hat in Bezug auf eine frühere Ausstellung gesagt: „Man kann die Macht einer Nation nach der Menge von Eisen beurtheilen, welche von ihr verbraucht wird"; er hätte auch sagen können: „Man kann die Macht, den Reichthum, die Industrie, die Wissenschaft, die Civilisation eines Volkes nach der Menge und nach der Natur der chemischen Produkte, welche dasselbe hervorbringt, beurtheilen." Die Anzahl derer, welche chemische Produkte zur Ausstellung geliefert, beläuft sich auf zweitausend. Es sind in dieser Klasse nicht blos diejenigen Staaten vertreten, welche, wie England, Oesterreich, Preußen u. s. w., in Bezug auf die industrielle Anwendung der Chemie am meisten vorgeschritten sind, sondern auch solche, welche, wie Schweden, Portugal, der Kirchenstaat rc., in dieser Beziehung bisher weniger geleistet haben.

Wir heben im Folgenden einige der ausgestellten chemischen Erzeugnisse hervor.

Wer möchte vermuthen, daß dieser Talg und dieses Fett mit dem widerwärtigen Ansehen und mit dem stinkenden Geruch das Material zu den weißen Kerzen hergeben, welche unsere Gesellschaftssäle erleuchten! Die Wissenschaft und die Industrie bringen die merkwürdige Stoff-Umwandlung zu Stande. Ein großer französischer Chemiker hat durch eine höchst einfache Operation aus dem Talg und dem Fett zwei geruchlose, schmerweiße, feste Säuren, aus denen die Stearinlichte bestehen, und eine flüssige Säure, welche für die Tuch- und Seiffabrikanten sehr werthvoll ist, und eine ebenfalls flüssige zuckerhaltige Säure zu gewinnen gewußt. Die Industrie war aber ausser Stande, da es zu große Kosten verursachte, eine vollständige Scheidung dieser Stoffe zu bewirken; die Kerzen ließen beim Brennen sehr häufig und dieß noch nicht lange genug vor. Ein junger Chemiker, der seine Laufbahn eben angetreten, hat jetzt in dem Ricinus-Oel ein neues Alkohol und diejenige Säure entdeckt, welche den Kerzen alle die Eigenschaften giebt, die ihnen noch fehlten.

*) Nach einem Artikel des Moniteur.

Digitized by Google

Von künstlich zu Stande gebrachtem Ultramarin liegen zahlreiche Proben vor, die das herrlichste Blau haben. Vor fünfundzwanzig Jahren verbrauchte Europa zwei Kilos natürlichen Ultramarins, im Werthe von 10,000 Francs; heutzutage wird jährlich für 2,500,000 Francs künstlich Ultramarin verbraucht.

Die Lacke, deren Farbe früher so schnell verblichen, haben jetzt die dauerhaftesten Farben; der Künstler kann sie ohne Besorgniß anwenden.

Das Bleiweiß tömmt dem Zinkweiß beinahe gleich; die bei der Fabrication desselben beschäftigten Arbeiter werden durch sichere und sinnreiche Vorsichtsmaßregeln gegen die verderblichen Wirkungen desselben geschützt; und in dem Maße, in welchem die Fabrication leichter wird, werden die Fabrikate besser.

Die Noth ist immer die Mutter der Erfindungen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Frankreich, im Kriege mit ganz Europa, einen solchen Mangel an Bleistiften, daß es die Bedürfnisse seiner Armeen in Bezug auf diesen Gegenstand nicht befriedigen konnte. Sogleich erfand Conté die künstlichen Bleistifte, diese glücklichen Konkurrenten der natürlichen. Heutzutage sind die natürlichen Bleistifte nahe daran, ganz zu verschwinden; das Material dazu fängt an, zu fehlen; die Bergwerke von Cumberland liefern nicht mehr die schönen Bleischweifstücke, aus denen die Engländer früher ohne Weiteres die besten Bleistifte geschnitten haben. Der Engländer Brokedone ist bald auf den Gedanken gekommen, durch Zusammenpressen des Bleischweifstaubes eine feste Masse zu bilden, die vielleicht noch besser als der früher aus den Bergwerken gewonnene Bleischweif ist. Aber die künstlichen Bleistifte brödeln leicht. Darum hat Herr Brodies eine Methode erfunden, die größten Blei-Erze zu reinigen; dadurch hat er wieder für eine lange Zeit die Existenz der natürlichen Bleistifte sicher gestellt.

Proben von Leder sind in Menge da. Die Leder-Fabrication ist von großer Wichtigkeit; ihr Werth beläuft sich in Frankreich auf mehr als 160 Millionen Francs; sie hat aber ihre großen Schwierigkeiten: sechs Monate, ein Jahr, zwei, sogar drei Jahre sind erforderlich, um gute Leder zu Stande zu bringen. Vergeblich hat die Wissenschaft sich bisher bemüht, den Aufwand von Zeit zu ermäßigen.

Lackirte Leder zur Fußbekleidung, eine Erfindung, die etwa vor fünfundzwanzig Jahren Nys, ein schlichter französischer Handwerker, gemacht, liegen in zahlreichen Proben vor.

Häufig wünscht man sehr dünne Leder von sehr großer Ausdehnung zu haben. Die Natur bietet Häute, welche diese beiden Eigenschaften vereinigen, nicht dar. Man mußte also dicke große Häute in dünne verarbeiten, was ohne Verlust nicht möglich war. Heutzutage verspalt man es, die Häute mittelst einer Säge, wie das Holz, in Scheiben zu spalten, die alle zu benutzen sind. Marokko liefert nicht mehr allein das feine verschieden gefärbte Leder; es wird dasselbe gegenwärtig in Europa besser, als in Marokko, fabrizirt.

Die Ausdehnung der Galerieen, in denen die Erzeugnisse der Papierfabriken ausgestellt sind, die Anzahl der Aussteller, die Dichtigkeit der Fabriken beweisen zur Genüge die ungeheure Consumtion in diesem Erzeugnisse. Frankreich, welches täglich 100 Kilometres produzirt, deckt damit kaum den eigenen Bedarf. England, Belgien, Deutschland, Oesterreich, Preußen produziren von diesem Artikel ungeheure Massen. Das Papier spielt in der geistigen Entwickelung der Völker eine wichtige Rolle: es dient zur Verbreitung, zur Erklärung des menschlichen Gedankens. Außerdem bekleidet es heutzutage auch noch die Wände der Zimmer in den schlichtesten Häusern und in den prunkvollsten Palästen.

Der Flachs, der Hanf, die Baumwolle genügen schon nicht mehr; alle faserigen Pflanzen, das Stroh und sogar das Schilfrohr werden schon dazu verwendet; und doch würden wir ohne die wissenschaftlichen und kostspieligen Arbeiten, welche die Ostindische Compagnie ausführen läßt, um in ihren unermeßlichen Gebieten alle für die Papier-Fabrication etwa sich eignenden Stoffe ausfindig zu machen, schon Mangel an Materialien zu Papier haben.

Wir sehen Morphin, Chinin, Strychnin, Cinchonin, Codëin, kurz, alle organischen Alkalien vor und zu liegen. Deutschland hat den Ruhm, das erste Alkali entdeckt zu haben; Frankreich ist ihm aber bald auf dieser Bahn gefolgt. Pelletier und Caventou haben das Chinin entdeckt, welches ein wesentliches Lebens-Element geworden ist. Der Baum, welcher es hervorbringt, der Oninquina-Baum, konnte dem Bedürfniß auf die Dauer nicht genügen; man hatte berechnet, daß in 70 Jahren die werthvolle Rinde nicht mehr zu haben sein würde. Ein Chemiker machte sich trotz seiner 60 Jahre auf, um in der tropischen Sonnengluth und auf den Eisfeldern des Kap Horn unbekannte Waldungen zu durchforschen: seine mit dem glücklichsten Erfolge gekrönte Reise hat den verhängnißvollen Termin nur weiter hinausgeschoben; aber sie hat denselben nicht abwenden können. Glücklicherweise haben bereits andere Jünger der Wissenschaft die gegründete Hoffnung erweckt, daß der Zeitpunkt nicht fern ist, wo die Wissenschaft der Menschheit künstliches Chinin darbieten wird.

Das Opium wird nicht mehr blos in Indien, sondern auch in Europa, auch in Frankreich gewonnen. Es werden schon bedeutende Quantitäten produzirt; die gute Qualität und die nicht hohen Produktionskosten bürgen dafür, daß bald noch größere Quantitäten werden produzirt werden. In Folge gründlicher Untersuchungen kennt man den Moment und die Mittel, vom Mohn das Opium zu nehmen, ohne das Oel, welches er liefern soll, zu vermindern. Es ist dies ein neuer Gewinn für unseren Landbau, um so werthvoller, da eine verhältnißmäßig sehr kleine Fläche, mit Mohn bebaut, hinreicht, einer ganzen Familie Beschäftigung und guten Unterhalt zu geben.

Das Gummi des Kautschukbaumes, welcher an den Ufern des Ganges wächst, haben die Engländer zu reinigen, aufzulösen und zu wasserdichten Kleidungsstücken, zu Platten, zu Röhren, zu Fäden, zu tausend verschiedenen für die Wissenschaft, für die Künste, für die Industrie nützlichen Gegenständen zu verwenden gewußt. Aber in unserem kalten Klima verlieren diese Gegenstände ihre werthvollsten Eigenschaften: die Geschmeidigkeit und die Elastizität. Amerika hat die Mittel gefunden, sie viel geschmeidiger, viel elastischer, viel mehr der Nässe und Kälte widerstehend zu machen. Man betrachte nur diese leichten und festen Möbel, diese Blumengewinde, diese Statuetten mit den schwungvollen Formen, diese ebenholzfarbenen Platten von der Härte des Eisens, diese so feinen und so festen Blätter, mit denen Schiffe ausgefüttert werden; das alles ist auch von Kautschuk! Amerika hat auch diese Entdeckung gemacht: ein wenig Schwefel, ein wenig Wärme reichen hin, die staunenerregende Umwandlung zu bewirken.

Mit dem Kautschuk ist die Guttapercha nicht zu verwechseln, welche, wie er, zu den verschiedenartigsten Gegenständen verarbeitet wird. Wir sehen Vasen aller Art, die den heftigsten Stößen Widerstand leisten, die von den kräftigsten Säuren und Alkalien nicht angegriffen werden; Röhren, so leicht, wie das Wasser, und fester, als das Blei; — diese Gegenstände sind von Guttapercha. Der Uebergang, den man dem Telegraphendraht giebt, wird heutzutage auch schon aus Guttapercha gemacht.

Die Wunderwerke der Industrie, die wir hier beisammen sehen, bringen uns die Männer der Wissenschaft, die großen Chemiker der Neuzeit ins Gedächtniß, auf deren Arbeiten und Entdeckungen die hier unseren Augen vorgeführten Fortschritte der Industrie beruhen: Stahl, Scheel, Priestley, Cavendish, Lavoisier, Richter, Volta, Dalton, Davy, Wollaston, Berthollet, Bergmann, Vauquelin, Chaptal, Berzelius, Gay Lussac u. s. w. sind die schöpferischen Geister, von welchen die Industrie in den Stand gesetzt wurde, diese Welt von Wunderwerken hervorzubringen.

Mannigfaltiges.

— Französische Touristen am Rhein. Was doch die französischen Touristen für eine Geschicklichkeit besitzen, auf einer kurzen Tour, die sie nach Baden-Baden und dem Rhein unternehmen, sich mit der deutschen Sprache und Literatur vertraut zu machen! So schwärmt ein Herr Auguste de la Forre in der Beilage zur Revue des deux Mondes vom 1. September folgendermaßen: „Seit einigen Jahren stimmt jeder Tourist in den Refrain des Dichters Körner: Am Rhein! Am Rhein!“ Dann ruft er mit Verschwörung des französischen bateau à vapeur aus: „Montez sur un dampes-chiff et descendez seulement de Mayence à Cologne.“ In Köln angekommen, besteigt er die Galerie des Domes und bemerkt „in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden Mühlheim, diesen vorgeschobenen Posten von Westfalen (sentinelle avancée de la Westphalie).“ Auch deutsche Geographie also neben deutscher Literatur und Sprache! Herr Benazet und Herr Blanc, die Spielhälter von Baden-Baden und Homburg, sind es, denen hauptsächlich der Rhein den häufigen Besuch französischer Feuilletonisten zu verdanken hat, welche auf diese Weise die Gastfreundschaft erwiedern, die sie bei ihren Landsleuten gefunden. Schade nur, daß ihnen in Baden-Baden und Homburg mit den anderen Gastgeschenken nicht auch die Gabe der Sprachen zu Theil wird!

— Der Tschadda. Nach Heft VI. von Petermann's „Geographischen Mittheilungen“ ist dieser in jüngster Zeit vielgenannte afrikanische Strom-Name nicht sowohl ein nomen proprium, als ein Gattungs-Name und bedeutet so viel als „großes Wasser“. In Adamana, wo Dr. Barth den prächtigen Strom, in der Nähe seiner Vereinigung mit dem Kowara, passirte, heißt er Benue. Auch Dr. Baikie, der Befehlshaber des englischen Dampfschiffes „Plejade“, das im Sommer 1854 mit Erforschung und Aufnahme des bisher „Tschadda“ genannten Stromes beschäftigt war, ist der Meinung, daß der dort am meisten gebräuchliche und bekannte Name „Benue“ oder „Bimé“ an die Stelle des Namens „Tschadda“ treten müsse.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 2 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Expediteur Kramsta, Niederwallstr. No. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 117. Berlin, Sonnabend den 29. September 1855.

Nord-Amerika.

Die neuesten englischen Werke über Amerika.

Es war bisher Styl zwischen englischen Schriftstellern über Amerika und amerikanischen über England, daß sie sich und ihre Länder und Leute gegenseitig anschwärzten. Was die Engländer betrifft, so liegen jetzt Beweise vor, daß sie Amerika und dessen Land und Leute im Ganzen günstiger beurtheilen, obgleich die Amerikaner im Allgemeinen durch ihre Russenfreundschaft oder vielmehr Abneigung gegen den Krieg, welchen sie der Unterwerfung Englands durch Napoleon zuschreiben, die Engländer eben so sehr provoziren, wie durch verstärkte Schutzzoll- und Nichtzuwisser-Politik. Die Engländer bewundern jetzt Vieles in Amerika, und was sie auszusetzen haben, tadeln sie mit Mäßigung und Bedauern. Ob dies aus besserem Verständniß oder aus Furcht, aus Abhängigkeitsgefühl hervorgeht, wollen wir nicht entscheiden.

Unser nächster Zweck ist, auf einige neueste englische Werke über Amerika und dessen unmittelbare Beziehungen zum Auslande aufmerksam zu machen. „Einige Monate in Amerika" („A Few Months in America"), von James Robertson, einem Manchester-Manne, enthalten vielleicht mehr Weisheit für die Amerikaner selbst, als für uns. Als Handelsmann und Freihändler spricht er hauptsächlich über kommerzielle und industrielle Interessen Amerika's. Er rechnet ihnen klar und faßlich die Verluste aus, die aus ihrer albernen Schutzzollpolitik entspringen, d. h. aus der auch noch in Europa grassirenden Weisheit, Industrieen, die an und für sich selbst nicht mit Vortheil betrieben werden können, dadurch rentirend zu machen, daß sie die Produkte derselben durch Ausschluß fremder Konkurrenz vertheuern, also Kapitalien aus natürlich produktiven Unternehmungen ziehen, diese produktiven Unternehmungen schwächen und die geschützten dadurch produktiv machen, daß die Konsumenten weniger bekommen und für das Wenigere mehr bezahlen müssen, also durch künstliche Erzeugung von Mangel und Theuerung auf dem Lebensmarkte überhaupt. Im Kleinen sieht den Unsinn Jeder ein. Niemand, der nicht Schuster ist, macht sich die Stiefel selbst, obgleich er dadurch das Geld, welches er in das Ausland seiner Familie, d. h. an den Schuster, exportirt, im Lande, in seiner eigenen Wirthschaft, behalten könnte. Die Schusterei würde ihm mehr Geld und Zeit kosten, als er durch sein eigenes Geschäft während dieser Schusterei verdienen könnte. Er überträgt deshalb die Schusterei dem Schuster, bezahlt dafür und behält den Gewinn, den er durch Nichtselbstmachen der Stiefel erzielte. Das ist Jedem klar. So wie man aber die Familie, den kleinen Staat, vergrößert und den politischen vor sich hat, denken die Leute, es sei durchaus vortheilhaft, das Geld im Lande zu behalten und möglichst Alles selbst innerhalb der von der Diplomatie und Eroberung gezogenen Gränzen zurückzuschustern. In den verschuldeten, alten Polizeistaaten, die mit ungeheuren Lasten von Sünden der Väter, von Kriegsschulden und von Kriegsbereitschaft unbeschützen, ist diese Verzäunerung zwischen den Gränzen kein Wunder, weil man die Plünderung des Verkehrs als „indirekte Besteuerung" und Finanzquelle nicht entbehren zu können glaubt und man sich schämt, alle diese Steuern direkt und offen zu fordern. Aber Amerika mit Ueberschüssen im Staatsschatze, mit denen es oft nichts anzufangen weiß, kann den selbstmörderischen Unsinn der Schutzzölle nicht aus finanziellen Rücksichten entschuldigen. Hier tritt der Blödsinn nackt und unbeschönigt auf: „Unabhängigkeit vom Auslande", „Geld im Lande behalten" und wo möglich Alles in Geld verwandeln, wie Midas. Also reine Schutzzölle, Vertheuerung aller Güter des Lebens, die Amerika von außerhalb bezieht, Vertheuerung aller inneren Production. Robertson stellt die Wirkungen dieser Weisheit klar hin. Zuerst wird Kapital aus natürlichen Kanälen in künstliche gezwungen. Sich selbst überlassen, würde alles disponible Geld besonders ungeheure, fruchtbare Landstrecken erobern und allerhand Lebensmittel und Rohprodukte erzeugen, welche der ganzen Welt willkommen sein würden. In Amerika, wo Brod und Milch und Fleisch nicht so viel Pfennige kosten würden, als bei uns Groschen, haben wir zum Theil Londoner Preise, in New-York Preise einer Hungersnoth. Amerika, das mit seinem Getraide die ganze Welt füllen könnte, hungert und läßt die ganze Welt hungern. Der kultivirte Boden kann kein Geld bekommen, sich auszudehnen, geschweige unkultivirter, die Millionen von Thalern, die darin stecken, herauszuschaffen. In Pennsylvanien liegen Kohlen; um diese herauszuschaffen, vertheuerte man alle Kohlen um dreißig Prozent durch einen Eingangszoll und bezahlte bisher zwanzig Millionen Dollars für Kohlen über den natürlichen Preis, weil man sich mit dem Stolze täuseln wollte: Brennen wir doch echt-republikanische, know-nothing-nationale Kohlen. Hätte man die Kohlen liegen lassen, würde man um zwanzig Millionen Dollars reicher sein und diese für Ackerbau verwandt haben, welcher auch den zwanzig etwa dreißig Millionen gemacht haben würde. Nein, man fror lieber im härtesten Winter, um sich national zu amüsiren, und erschwingliche Hungersnothpreise für Brod.

Eben so ist es natürlich mit dem übrigen beliebten Schutzzoll von dreißig Prozent ad valorem der ersten Lebensbedürfnisse, mit Zucker, der den Amerikanern jährlich etwa sieben Millionen Dollars Steuer an die Kunstzuckerzieher von Louisiana zahlt. Mit einem gehörigen Schutzzolle könnte man in Masuren, in Sibirien einheimischen Zucker bauen. Gehörige Gewächshäuser mit guter kunstreicher Heizung ꝛc. können Alles wachsen lassen. Die Zuckerzüchter von Louisiana, 1437 an der Zahl, werden durch den Schutzzoll zu National-Pensionairen, deren Jeder jährlich 4370 Dollars Almosen und Entschädigung für den Schaden, den er thut, bezieht. Ohne Zuckerzoll würde in den Zuckerplantagen überall Baumwolle umsonst wachsen, also jährlich sieben Millionen Dollars ersparen und einige Millionen Dollars Profit aus Verwerthung der Baumwolle hinzufügen. Robertson weist hierauf nach, daß Amerika auf ähnliche Weise jährlich 3,600,000 Dollars in Schutzzoll-Eisen zusetzt, in Baumwollenspinnereien und Webereien jährlich vierzehn Millionen Dollars, in Wollenmanufakturen gegen neun Millionen, im Ganzen jährlich vierzig Millionen Dollars. Man sagt immer: Guter Rath ist theuer, schlechter und Unrath und Unsinn aber kosten in jeder Beziehung hundertmal mehr.

Das gewöhnliche Vorurtheil, daß England seine wohlfeilen Baumwollenwaarenpreise den niedergedrückten Löhnen der Armen und Verhungernden verdanke, widerlegt Robertson schlagend durch Nachweis, daß in Amerika allerdings die Arbeitslöhne höher seien, aber unbedeutend, und die größeren Productionskosten dort in theureren und schlechteren Maschinen, theurerem Kapital und größerer Kostspieligkeit der schlecht verwalteten Actien-Compagnieen lägen. Abgesehen davon ist die Logik: „Da wir die Baumwolle bauen, müssen wir sie auch verspinnen", eben so richtig, als die des großen Bauern, welcher sagen würde: „Da ich mich mit Production von jährlich tausend Scheffeln Weizen geplackt habe, will ich mir nun auch von allem meinem Weizen Kuchen backen und keinem Bettler ein Stück davon geben."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die menschliche Lebensdauer.

(Schluß.)

Noch ein außerordentlicheres Beispiel von Langlebigkeit liefert England in Henry Jenkins, geboren 1501 in Bolton, Grafschaft York, gestorben 1670. Bis zu seiner Todesstunde beschäftigte er sich mit dem Fischfang, und in seinem hundertsten Jahre konnte er noch schwimmen. Der Ungar Johann Rowin oder Rowir starb 1750, angeblich in einem Alter von 172 Jahren. Seine Frau, Sarah Dessen, soll kurz vor ihm, 164 Jahr alt, gestorben sein, und sein ältester Sohn das hundertfunfzehnte Jahr erreicht haben. Dieses langlebige Dreiblatt erinnert an die Familie Abraham's. — In Norwegen starb Joseph Surrington 1790 in einem Alter von 160 Jahren, und, als wäre

das noch nicht Wunders genug, wird hinzugefügt, daß er einen ältesten Sohn von 103 und einen jüngsten von neun Jahren hinterließ, den letzteren habe er demnach in seinem hundertfunfzigsten Jahre gezeugt!

Frankreich ist mit Hundertjährigen gesegnet. Fontenelle, der gelehrte und geistvolle Geschichtschreiber der Akademie der Wissenschaften (geboren 1667, gestorben 1757), ist der erste Name, dem unser Blick begegnet. Im Jahre 1810 wurde ein Arzt, Dufournel, in einem Alter von 112 Jahren Napoleon vorgestellt; er hatte in seinem hundertersten Jahre das Bein gebrochen, lebte aber noch neunzehn Jahre nachher. Am 23. Oktober 1786 wurde ein hundertzwanzigjähriger Greis auf dem Jura-Departement in die Nationalversammlung eingeführt, der ihr im Namen seiner Mitbürger dafür dankte, „daß sie sein Vaterland von den Banden der Knechtschaft befreit habe.“

Aus diesen Beispielen, die wir nicht ferner häufen wollen, scheint uns der sichere Beweis gewonnen, daß der Mensch ein Alter von 150 Jahren erreichen kann. Das wäre demnach das äußerste Ziel. Ferner dürfte bei den zahlreichen Fällen einer hundertjährigen Lebensdauer diese als die natürliche Grenze anzunehmen sein,*) zumal da die physiologische Betrachtung, auf die wir jetzt eingehen wollen, zu demselben Schlusse führt.

Aristoteles hat zuerst bei den Thieren ein gerades Verhältniß zwischen der Dauer des Wachsthums, der Trächtigkeit und des Lebens überhaupt wahrgenommen. In diesem Punkte, wie in vielen anderen, hat die neuere Naturforschung die Ansicht des Königs der Philosophen bestätigt. Darauf wollte nun Buffon eine Theorie gründen. Er unterscheidet mit Recht ein zweifaches Wachsthum: zuerst in die Höhe, dann in die Dicke. Die Dauer dieser beiden Wachsthumsperioden muß als der eine Faktor in der Dauer des ganzen Lebens enthalten sein. Nun sagt Buffon an einer Stelle: „Der Mensch, der dreißig Jahre wächst, lebt neunzig bis hundert Jahre; der Hund, der nur zwei bis drei Jahre zu seinem Wachsthum braucht, lebt daher auch nur zehn bis zwölf Jahre.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Der Mensch, der vierzehn Jahre wächst, kann sechs oder sieben Mal so lange leben; da nun der Hirsch fünf oder sechs Jahre zu seinem Wachsthum braucht, so lebt er ebenfalls 7×6 oder 7×6 Jahre.“ Dort spricht er offenbar von dem Wachsthum in die Dicke, hier von dem Wachsthum in die Höhe, ohne sich deutlich darüber zu erklären; auch sind seine Bestimmungen der beiden Perioden willkürlich, da er noch kein sicheres, den verschiedenen Gattungen gemeinsames Merkmal für die Dauer derselben finden konnte. So lange aber dieses Merkmal fehlte, war es unmöglich, die Zeit des Wachsthums und das Verhältniß derselben zu der Lebensdauer festzustellen.

Dieses Merkmal hat ein ausgezeichneter Physiologe unserer Zeit, Flourens, gefunden: „So lange die Knochen mit ihren Ansätzen nicht verbunden sind, wächst das Thier; sobald sie mit denselben verbunden sind, hört es auf zu wachsen.“ Somit ist die Zeitdauer des Wachsthums fixirt und das Verhältniß derselben zu der Lebensdauer, ungefähr 1 : 5, gefunden. Diese Verbindung der Knochen mit ihren Ansätzen tritt beim Kameel mit acht, beim Pferde mit fünf, beim Ochsen und Löwen mit vier, beim Hunde mit zwei, bei der Katze mit anderthalb Jahren ein; das Kameel lebt 40, das Pferd 15, der Ochse und Löwe 15—20, der Hund 10—12, die Katze 9—10 Jahre. Da nun beim Menschen diese Erscheinung gegen das zwanzigste Jahr eintritt, so müßte die normale Dauer seines Lebens hundert Jahre sein; und diese Ziffer fällt demnach mit derjenigen zusammen, die sich aus der Geschichte und der Statistik ergiebt. Nach diesem Prinzip braucht man also nur die Wachsthumszeit eines gegebenen Thieres mit 5 zu multipliziren, um die Zahl seiner Lebensdauer als Produkt zu erhalten. So kennt man z. B. nicht die Lebensdauer der Elephanten. Allein vor kurzem starb ein beiläufig vierzigjähriges Elephantenweibchen in der Menagerie des Jardin des Plantes, und man fand bei der Section die Ansätze noch nicht verwachsen; woraus zu schließen wäre, daß dieser Riese der Schöpfung mindestens 200 Jahre lebt, was in der That Aristoteles, Buffon und Cuvier behaupten.

Die Frage ist nun: Hat jenes Verhältniß 1 : 5, das zwischen der Wachsthumsperiode und der Lebensdauer bei Kameel, Ochsen, Pferd ꝛc. gefunden ist, absolute Geltung bei allen Thieren? Aus der Zahl der konstatirten Thatsachen läßt sich die Allgemeinheit des Gesetzes nicht entscheiden. Gewiß ist vielmehr, daß es auf die unvollkommenen Thiere keine Anwendung findet. Bei den Insekten z. B. ist die Zeit zwischen dem Kriechen des Geschöpfes aus dem Ei und seiner letzten Verwandlung — und dieser Zeitraum entspricht in gewissem Betrachte der Wachsthumsperiode bei den Säugethieren — unverhältnißmäßig länger, als ihre übrige Lebensdauer. Die Insekten leben nach ihrer vollkommenen Entwickelung, über welche Zahre hingegangen sind, wenige Tage, oft nur wenige Stunden. Bei den meisten wirbellosen Thieren ist das Leben nach vollendetem Wachsthum nur von kurzer Dauer; dasselbe ist der Fall bei den Wirbelthieren der niederen Ordnung. Man weiß, daß viele Fischarten beständig wachsen, und daß vielleicht nur im höchsten Alter ein Stillstand eintritt.

Wir ersehen daraus, daß, je höher eine Thierklasse an der Organisationsleiter hinaufrückt, desto länger die Lebensdauer im Verhältniß zur Dauer des Wachsthums wird. Herr Milne Edwards, in seiner Mittheilung an das Museum und an die Fakultät der Wissenschaften, hat nachgewiesen, daß diese Naturrichtung hin und wieder wohl Abweichungen erfahren kann, jedoch in der Gesammtheit des Thierreichs herrschend ist. Diese Tendenz beschränkt sich aber nicht auf die Klassen, sondern erstreckt sich auch auf die Ordnungen der Klassen. Das Verhältniß der Wachsthumsdauer zur Lebensdauer von 1 : 5, sagten wir oben, gilt für Löwe, Hund und Katze, aus der Ordnung der Fleischfresser, für das Pferd, den Vertreter der Einhufer, für Kameel und Ochse, die Typen zweier Familien aus der Ordnung der Wiederkäuer. Allein zwei Arten der Nager: das Kaninchen und das Meerschweinchen, zeigen uns ein von jenem merklich verschiedenes Verhältniß. Flourens hat beobachtet, daß die Ansätze beim Kaninchen mit einem Jahre, beim Meerschweinchen mit sieben Monaten sich aufschließen. Nach jenem Gesetz müßte das normale Leben dort fünf, hier etwa drei Jahre sein. Und doch wissen wir, daß das Kaninchen acht, das Meerschweinchen sechs bis sieben Jahre lebt. Hier wäre demnach das Verhältniß der Wachsthumszeit zur Lebensdauer = 1 : 8 oder 1 : 10. Es wäre mehr als gewagt, auf einen Induktionsschluß aus so wenigen Fällen das Gesetz zu gründen: Es verhält sich die Wachsthumsperiode zu der Lebensdauer a) bei den Einhufern, Wiederkäuern und Fleischfressern wie 1 : 5; b) bei den Nagern bald wie 1 : 8, bald wie 1 : 10. — Der Zukunft muß sorgfältigen Beobachtungen bleibt die Lösung dieser Frage vorbehalten; das aber steht schon jetzt fest, daß bei der Klasse der Säugethiere kein durchgehend gleiches Verhältniß waltet.

Welches Verhältniß wird nun für das Menschengeschlecht anzunehmen sein? Das kleinere der Wiederkäuer und Fleischfresser? Das größere der Nager? Nach Maßgabe der Analogie müßte letzteres angenommen werden, da der Mensch der vollkommenste Organismus ist. Hufeland bestimmte die Zeit des Wachsthums für den Menschen auf 25 Jahre und das Verhältniß derselben zur Lebensdauer = 1 : 8; folglich wäre die Ziffer der normalen Lebensdauer = 200. Dieses Resultat widersprechen freilich Geschichte und Statistik; indeß ist der Widerspruch leicht zu erklären. Man muß nämlich bei der Vergleichung des Menschen mit dem Thiere nicht außer Acht lassen, daß die intellektuell-moralische Thätigkeit in ihm das Getriebe der organischen Maschine unaufhörlich abnutzt und schwächt. Die Bedingung seiner Macht und Größe wurde sein Leben im Verhältniß zu seinem Wachsthum noch mehr verkürzen, wenn die Vorzüglichkeit seines Organismus jenen Nachtheil nicht ausglichen. Und so dürfte das Verhältniß des Wachsthums zur Lebensdauer = 1 : 5 ziemlich der Wahrheit nahe bleiben.

Das physiologische Syndrom der Altersstufen, woraus das Menschenleben besteht, leitet zu demselben Schluß. Das Wachsthum in die Höhe hört mit dem zwanzigsten Jahre auf; das Wachsthum in die Dicke aber dauert etwa bis zum vierzigsten fort; darüber hinaus kann der Körper zwar an Umfang zunehmen, allein das ist dann, wie Buffon bemerkt, keine weitere Entwickelung aller Organe, sondern eine überflüssige Stoffzugabe, eine bloße Anhäufung von Fett, die den Körper mit einer unnützen Last beschwert. Nach dieser zweifachen Entwickelung geht, wie Flourens sagt, in der Tiefe unserer Gewebe und Organe eine innere Arbeit vor, die all diese Theile vollständiger, fester und zugleich alle Functionen sicherer, den ganzen Organismus vollkommener macht. Diese letzte Arbeit, die Flourens die Arbeit der Ertüchtigung (travail d'invigoration) nennt, geht zwischen vierzig und funfundfunfzig vor sich und erstreckt sich sogar, nach jenem Physiologen, bis ins funfundsechzigste und siebzigste. Hier läßt er das erste, die kräftige Greisenalter beginnen; denn das hohe Alter verlegt er erst in das funfundachtzigste Jahr. Vielleicht giebt der gelehrte Akademiker dem Mannesalter eine etwas zu große Ausdehnung und zieht dagegen die letzte Altersfuse, die er das heilige Alter nennt, in zu enge Gränzen. Es ist allerdings schwierig, hier die Gebiete streng abzustecken, da sie bei jedem Menschen wechseln; indeß giebt es ein gemeinsames Maß, an das wir uns mit um so größerer Zwerschit halten werden, als es allgemein angenommen und von der Zeit sanctionirt ist. Gemeiniglich also läßt man das Mannesalter sich mit dem sechzigsten Jahre schließen und das abnehmende Alter anfangen.

Buffon zwar redet in seinem siebzigsten Jahre die Jünglinge an: „Habe ich nicht den Genuß dieses Tages eben so gegenwärtig, in einer solcher Fälle, wie Ihr!“ Und er nannte das Greisenalter ein aus unserer Art zu rechnen entsprungenes Vorurtheil. Wer wollte nun einen Buffon zu sechzig Jahren alt nennen, der sich im siebzigsten noch jung fühlte? Indeß, wenn einige bevorrechtete Menschen ihre Manneskraft nach dem sechzigsten Jahre behalten, so ist das noch nicht die Regel. Vielmehr verkünden um diese Periode gewisse Zeichen den Anfang des Verblühens. Das Gesicht wird schwach, das Gedächtniß

*) Freilich kömmt hier der Verfasser mit dem Psalmisten in Konflikt: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre“ (Psalm 90, V. 10.). D. R.

stumpf, das Gehirn verhärtet sich gewissermaßen. Das Weib kann nicht mehr Mutter werden, der Mann verliert einen Theil seiner charakteristischen Fähigkeiten. Es tritt dann auch die Abnahme der Kräfte in Vorrath ein, zum Unterschied von den Kräften in Thätigkeit. (So unterscheiden schon die Alten vires in posse, die der Jugend beschieden sind, von den vires in actu, die allein dem Alter verbleiben.) Dieser Charakter spricht sich mit dem Fortschritt der Jahre immer schärfer aus; merklich ist er aber schon nach dem sechzigsten Jahre.

Wir werden demnach, etwas abweichend von Flourens, folgende fünf Altersperioden feststellen:

1) Die von der Geburtsstunde bis zum zwanzigsten Jahre. Sie entspricht dem Wachsthum in die Höhe und umfaßt die Kindheit und das Jünglingsalter.

2) Die vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre. Sie entspricht der Entwickelung in die Dicke und begreift die erste und zweite Jugend.

3) Die vom vierzigsten bis sechzigsten Jahre. Es ist das Mannesalter, charakterisirt durch die oben erwähnte Arbeit der Erkräftigung.

4) Die vom sechzigsten bis achtzigsten Jahre. Es ist das erste Greisenalter, dessen Hauptmerkmal in dem Verbrauch der vorräthigen Kräfte besteht. Die Schwäche der Organe und die Erschlaffung der natürlichen Functionen steigern sich fortwährend.

5) Die fünfte Periode, das zweite Greisenalter, kann recht gut durch ein scharf unterschiedenes Merkmal bezeichnet werden. Mit Recht sagt Burdach: „Je weiter das Leben rückt, desto mehr wechselt es bei den verschiedenen Individuen, und es hält schwer, auf dem Wege der Abstraction den wesentlichen und normalen Charakter der letzten Perioden festzustellen.“ Alle Züge des vorangegangenen Alters sind nur stärker markirt; alle Kräfte vermindern; die Abnahme erstreckt sich auf alle Theile des Organismus. Endlich fühlt der Greis eine vollständige Erschöpfung (jene Schwierigkeit, zu sein, wie Fontenelle, jene universelle Ohnmacht, wie Bacon sagt), die stets der Vorläufer des natürlichen Todes ist.

Diese fünf Perioden: zwei des Wachsthums, eine des Stillstandes und wieder zwei der Abnahme, sind, mit Ausnahme der letzten, von gleicher Länge, und diese stimmt mit der Theorie des Pythagoras überein; nur nahm er, weil ihm die Zahl 4 als die vollkommenste galt, vier Lebensalter an und beschränkte das Leben unbarmherzig auf achtzig Jahre; den über Achtzigjährigen zählte er nicht mehr unter die Lebenden. Darin war Cäsar Pythagoräer. Ein hochbejahrter Soldat traf ihn auf der Straße an und bat um den Abschied, um, wie er sagte, in Ruhe zu sterben. Cäsar betrachtete die vor Alter zusammengesunkene Gestalt und rief schergend: „Lebst Du denn?“

Fassen wir das Gesagte zusammen: Die Ziffern der Statistik, die Thatsachen der Geschichte und die Sätze der Physiologie führen zu folgenden vier Schlüssen: 1) die gegenwärtige durchschnittliche Lebensdauer in Europa ist 36—40 Jahre. 2) die gewöhnliche Lebensdauer ist fünfundsiebzig Jahre. 3) die abnormale Dauer ist mindestens hundertfünfzig Jahre. 4) die natürliche Dauer ist, aufs Geringste gerechnet, hundert Jahre.

Cicero sagte: „Wie kurz auch das Leben sei, es ist stets lang genug, wenn es gut und edel gewesen ist.“ Schönes Wort! Wort eines Weisen! Aber im Allgemeinen will es den Greisen nicht ein. Sie wollen gut, aber auch lange leben, und selbst unter der Last der Schmerzen lechzend, werden sie sich, mit dem Holzträger in der Fabel, doch anders besinnen, wenn der Tod auf ihren Ruf erscheint. Der alte Goethe rief: „Köstliches Leben, süße und theure Gewohnheit, zu sein und zu wirken, ich soll Dir also entsagen müssen?“ Da nun dieses Gefühl unserer Natur eingepflanzt ist, so hat man überall und immer Mittel gesucht, das Leben zu erhalten und dessen Lauf zu verlängern. Die ersten Versuche dazu steigen bis zu Anfang der Arzneikunde hinauf. Die Sorge für das Leben war das Hauptziel der Gymnastik bei den Griechen, und die Gerokomie (Pflege des Alters) zählte ihre Adepten im ganzen Alterthum. Das bahbächtige und leichtgläubige Mittelalter verfolgte mit gleicher Leidenschaftlichkeit die Verwandlung der Metalle und die Bereitung einer Essenz zur Lebensverlängerung. Unter langem Leben verstanden die Alchymisten eine Dauer von 900—1000 oder doch mindestens von 600 Jahren. Auch die neueren Zeiten hatten ihre Elixire und ihre geheimnißvollen Rezepte, selbst das gegenwärtige Jahrhundert blieb in seinem Trachten nach möglichster Verlängerung der Existenz nicht ganz hinter seinen Vorgängern zurück, nur hat sich diese Kunst, nach Maßgabe der fortgeschrittenen Wissenschaft, auf rein hygienische Mittel beschränkt. Heutzutage sucht man nicht mehr das Leben in einen abgenutzten Körper dadurch zurückzurufen, daß man ihn, wie es Gabian und selbst der große Boerhaave vorschreibt, mit einem Kinde in Berührung bringt; man ersetzt nicht mehr, wie das öfter in Paris versucht worden, das im Alter abnehmende Blut durch jugendliches; noch weniger denkt Einer daran, sich unter den günstigen Einfluß der Gestirne zu stellen. Die Magnetkuren Mesmer's, das Panaceum Paracelsi's, die Elixire Cagliostro's, der Thee des Grafen von Saint-Germain: was ist aus ihnen geworden! Die Erfahrung hat all diese phantastischen Mittel gerichtet, so wie die Präparate von Gold, Perlen, Edelsteinen, Bernstein und Bezoar, die Boron noch als geeignete Substanzen zur Lebensverlängerung empfahl.

So lange man in dem Leben eine rein physische und chemische Operation gesehen hat, konnte man es für möglich halten, seine Dauer zu verlängern. So meinte Hufeland, eine eigene Wissenschaft, die Makrobiotik, zu gründen. Allein im menschlichen Organismus waltet noch etwas Anderes, als der Verein von Kräften, welche die träge Materie regieren; für jenes geheimnißvolle Etwas, dessen Natur unserem Anschauen und Denken sich entzieht, haben wir, weil der Begriff uns fehlt, nur ein Wort: Lebenskraft. Wie wollten wir uns nun einbilden, die normalen Gränzen des Lebens nachzudehnen, wenn wir die Ursache seiner Manifestationen nicht kennen? Gehen wir die Hoffnung auf: Alles, was wir künftig thun können, ist, die zahlreichen Ursachen des Todes auf dem Wege zu räumen und so mittelbar auf die individuelle Lebensverlängerung einzuwirken. Man kann, wie gegen die Krankheit, auch gegen das Alter kämpfen, sagt Cicero; und das ist die auf einen gewissen Punkt wahr. Je mehr die Arzneikunde, die Gesundheitslehre und besonders die Physiologie sich vervollkommnen: desto näher werden wir dem Ziele kommen, das die Natur uns gesteckt und das bis jetzt nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl unter uns erreicht hat. Dieser Zustand der Dinge liegt nicht außerhalb der Wahrscheinlichkeit, da er nur die Entwickelung des Gesetzes unserer Lebensdauer ist. Gegen diejenigen, die auf direktem Wege die Verlängerung ihres Lebens suchen, kann sich die Wissenschaft zu Nichts verstehen. Die Wissenschaft wird niemals die Gränzen der Natur überschreiten; wie könnte sie auch, da sie ja nur in diesen Gesetzen ihre Pfeiler und Grundlage hat. Nun denn, es ist ein Gesetz, daß die Dauer des Lebens regelt: kein strenges, absolutes Gesetz; denn es giebt bisweilen etwas nach und läßt Ausnahmen zu. Das Leben pendelt schwingt zwischen gewissen Punkten: einen äußersten überschreitet er nicht. Die Erreichung dieses äußersten Punktes erzwingen wollen, hieße, das Naturgesetz ändern, wäre ein Eingriff in das Reich Gottes, und so weit kann die menschliche Wissenschaft nicht gehen.

Der französische Buchhandel.

Die Beilage der Revue des deux Mondes, welche den besonderen Titel „La librairie, les beaux arts, l'industrie et le commerce“ führt, ist bereits zu wiederholten Malen gegen den heutigen französischen Buchhandel zu Felde gezogen, indem derselbe als unwissenschaftlich, charakterlos und fern von jedem höheren und edleren Interesse dargestellt wird. Auffallend ist, daß diese wiederholten Provocationen noch von keinem französischen Buchhändler widerlegt oder auch nur beantwortet worden sind. Die Beilage des Journals vom 1. September enthält abermals einen solchen, von J. Reymond unterzeichneten Artikel voller Recriminationen, die, wenn wir auch annehmen, es sei darin viel übertrieben, immerhin ein sehr schlechtes Licht auf den heutigen Büchermarkt der Franzosen werfen. Nachstehendes möge als Probe dienen:

... „Heutzutage kann jeder Mensch, der tausend oder tausendundvierhundert Francs in der Tasche hat, um die Druckosten zu bezahlen, derlei zum ersten Besten der meisten Pariser Verleger, ja, selbst zu denjenigen sich begeben, deren Verlagskatalog die Elite der literarischen Berühmtheiten des Tages aufzuweisen hat, und er kann sicher sein, mit seinem Manuskripte und seinem Gelde gut aufgenommen zu werden, wie obskur auch sein Name und wie werthlos seine Arbeit sein möge. Der Verleger wird sich kaum den Titel des Buches ansehen, unter welchem er seinen Namen und den Firma-Stempel seines Hauses zu setzen bereit ist, wenn nur eben die Deckungssumme hinreichend. Sind dabei auch einige Hundert Francs, die auf Annoncen zu verwenden — um so besser, dann ist unser Schriftsteller in einigen Wochen zum großen Manne proklamirt. Immerhin hat er den Vortheil, daß es einmal sein Buch erschienen, sein Name in den Verlagskatalog mitten unter berühmten, zeitgenössischen Autoren eingetragen, er sich nur bei der Société des gens de lettres zu präsentiren braucht, um — gegen Erlegung einer Kleinigkeit, höchstens 2000 Francs, den Titel und das Diplom eines homme de lettres zu empfangen. Hat er dagegen nichts weiter, als Talent, so wird er vergebens an die Thür der Pariser Verleger anklopfen; er wird keinen finden, der heutzutage noch Zeit und Mühe verwenden wird, sein Manuskript zu lesen oder gar zu beurtheilen. Eine solche Beurtheilung liegt gänzlich außerhalb der Aufgabe ihres Geschäftes, zuweilen aber auch außerhalb ihrer Fähigkeiten. Er wird sich alsdann an die Zeitungs-Redactionen wenden müssen, die indessen in ihre Feuilletons und Literatur-Spalten auch nur solche Artikel aufnehmen, die schon von bekannten Namen unterzeichnet sind und die sie nicht vorher zu lesen brauchen. Seine letzte und beste Zuflucht wird die Redaction irgend eines literarischen Blattes sein, die allein noch sich

Digitized by Google

entschließt, Manuskripte von Verfassern, die nicht schon bekannt sind, zu lesen und neuen Talenten zur Bekanntwerdung zu helfen. Aus diesem Zustande der Dinge läßt es sich leicht erklären, wie es kömmt, daß der literarische Buchhandel heutzutage nur noch vom Wiederabdrucke von Romanen, Novellen und vermischten Aufsätzen lebt, die früher in Zeitungen, Renten und anderen Blättern gestanden.

„Sehr wenige Buchhändler geben sich jetzt die Mühe, Bücher in ihrem besonderen Auftrage schreiben zu lassen; noch seltener aber sind die, welche die Manuskripte lesen wollen, die man ihnen anbietet. Die paar wissenschaftlichen oder literarischen Schriftsteller kennen, deren Werke sich leicht und sicher absetzen lassen; wissen, wo man, vielleicht in irgend einer dem Bankerott nahen Fabrik, einen billigen Papier-Anlauf machen kann; sich über die billigeren Satz- und Druck-Preise in Paris und in der Provinz genau in Kenntniß halten; im Stande sein, zu einer bestimmten Zeit den Ueberrest der Auflage eines gangbaren Buches aufzukaufen; endlich vor Allem und über Alles die Geschicklichkeit haben, sich Absatzquellen zu eröffnen, indem man in der Provinz und im Auslande so viel Verbindungen als möglich anknüpft, die gutmüthig genug sind, Alles, was in Paris erscheint, anbefehlen zu kaufen — dies sind für den größten Theil aller heutigen Pariser Verleger die Bedingungen des Erfolgs und die Begriffe, auf welche sich im Allgemeinen die Männer beschränken zu müssen glauben, die den Beruf haben, den Markt der Intelligenz mit seinen Bedürfnissen zu versehen.

„Und gleichwohl könnte dieser Stand der französischen Verlagsbuchhändler, der mit der ganzen gebildeten Welt Relationen hat, ein so wesentlicher Faktor der Kultur-Verbreitung sein, wenn er seine Pflichten, seine Aufgaben und seine wahren Interessen vollständig begriffe! Oder sollen es ihm erst die Folgen, die sein jetziges Verfahren haben wird, beweisen, daß er gegen sein eigenes Interesse handelte, als er mit dem Rechte der Prüfung, der Wahl und der Kontrole auch die Garantie vernachlässigte, die er dem Publikum schuldig war? Haben unsere Verleger darthun wollen, daß man, um Buchhändler zu sein, nur Geld und etwas Handels-Geschicklichkeit zu haben braucht, so ist vielleicht der Tag nicht mehr fern, wo sie neben sich die Konkurrenz eines enormen Kapitals, einer großartig organisirten Geschäftsverwaltung sehen werden, die gegen sie ihre eigenen Waffen kehren wird. Wohl dann denjenigen, die an ihr Haus eine ihm nicht untren werdende Anzahl ausersehener Schriftsteller zu fesseln und Verlags-Kataloge zu liefern verstanden, die von dem Urtheile der Verleger zeugten und dem Publikum eine Garantie gewährten! Für diese allein wird dann noch ein Kampf mit jener Konkurrenz des Kapitales möglich sein."

Mannigfaltiges.

— Abbott Lawrence. Der kürzlich verstorbene Mr. Abbott Lawrence, ehemaliger Gesandter der Vereinigten Staaten in London, gehörte zu einer Klasse von Männern, die in Amerika häufiger als in anderen Ländern gefunden werden, — Männern, die lediglich durch eigene Anstrengung, durch rastlose Industrie und kühnen Unternehmungsgeist emporgekommen, den Besitz von unermeßlichen Reichthümern mit Staatsmännischer Begabung und patriotischem Streben vereinigen. Sein Vater, Samuel Lawrence, war einer der „Helden des Unabhängigkeitskrieges" gewesen, d. h. er hatte bei Bunker-Hill mitgefochten und eine Kugel durch seinen Hut erhalten, dann aber sich nach seinem Geburtsdorfe Croton zurückgezogen, wo er einen kleinen Kramladen anlegte, in welchem seine fünf Söhne, darunter auch Abbott, ihre kaufmännische Laufbahn begannen. Fünfzehn Jahr alt, kam Abbott mit drei Dollars in der Tasche nach Boston, wo sein Bruder Amos unterdessen ein Detailgeschäft eröffnet hatte, in welches Abbott einige Jahre später als Theilnehmer eintrat und welches sich bald in einen blühenden Großhandel verwandelte. Dank ihrer Umsicht und dem Glück, das sie begünstigte, blieben die Brüder Lawrence stets unberührt von den Erschütterungen, denen die Handelswelt Amerika's so oft unterworfen ist. Sie standen an der Spitze jener industriellen Unternehmungen, welche die Fabrikstädte Lowell und Lawrence hervorgezaubert und ganz Neu-England in einen Heerd des Gewerbsfleißes umgeschaffen haben. So erwarben sie ein kolossales Vermögen, von welchem sie den edelsten Gebrauch machten; namentlich zeichnete sich Abbott durch die fürstliche Freigebigkeit aus, die er bei Unterstützung wissenschaftlicher und philanthropischer Institute bewies. Im Jahre 1847 schenkte er z. B. der Universität Harvard eine Summe von 50,000 Dollars (gegen 70,000 Thlr. reuß.) zur Gründung der Lawrence Scientific School. Von seinen Mitbürgern zu wiederholten Malen in den Kongreß gewählt, half er die Gränzfrage regeliren, die beinahe zu einem Kriege mit England geführt hätte, wurde 1848 als Kandidat für die Vice-Präsidentschaft der Vereinigten Staaten aufgestellt und nahm endlich den vom General Taylor ihm angebotenen Posten eines Gesandten am Hofe St. James an — das höchste und wichtigste diplomatische Amt, das ein Amerikaner bekleiden kann. In England verschaffte ihm sein enormer Reichthum, der ihm vorangegangene hohe Ruf und seine ansprechende Persönlichkeit die schmeichelhafteste Aufnahme;*) er that viel dazu, die Bande zu befestigen, welche zwischen England und Amerika bei aller Verschiedenheit der politischen Institutionen durch Gleichheit der Sprache und des Ursprungs geknüpft worden, und die Anfälle zu Mißverständnissen, welche die sich oft kreuzenden Interessen der beiden Länder hervorrufen, nach Möglichkeit zu entfernen. So gelang es ihm vor einigen Jahren, die Fischerei-Streitigkeiten zu ordnen, welche durch die unbesonnenen Maßregeln des Ministeriums Derby eine so bedenkliche Gestalt angenommen hatten, daß ein Bruch faſt unvermeidlich schien. Der Sieg der demokratischen Partei (Lawrence war eifriger Whig) rief ihn nach seinem Vaterlande zurück, wo er fortfuhr, seine kommerziellen Pläne zu verfolgen und sich zugleich lebhaft an allen politischen und sozialen Fragen der Zeit zu betheiligen, bis ihn der Tod, zwar in seinem dreiundsiebzigsten Jahre, aber in der Fülle seiner Kraft und geistigen Thätigkeit, ereilte.

— Zeitungs-Annoncen in England. In der letzten Nummer der Quarterly-Review befindet sich ein interessanter Artikel zur Geschichte der Zeitungs-Annoncen in England. Der Verfasser hat einige sehr kuriose Notizen über die Kosten gesammelt, welche gewissen industriellen Spekulanten ihre täglichen Zeitungs-Inserate verursachen. Folgendes sind einige dieser Zahlen-Angaben: Holloway giebt für Ankündigung seiner abführenden Pillen jährlich 30,000 Pfd. Sterl. (200,000 Thlr.) aus; die Herrengarderobe-Handlung von Moses & Son 10,000 Pfd. Sterl. (67,000 Thlr.); die Makassar-Oel-Fabrikanten Rowland & Son 10,000 Pfd. Sterl.; der Dr. de Jongh für Ankündigung von Lebertran 10,0000 Pfd. Sterl.; die Betten- und Matratzenhändler Heal & Son 6000 Pfd. Sterl. (40,000 Thlr.); der Schneider Nicoll 4,500 Pfd. Sterl. (30,000 Thlr.) ꝛc. Zur Zeit der Eisenbahn-Manie nahm die Times in einer einzigen Woche 6700 Pfd. Sterl. (45,300 Thlr.) für Annoncen ein. Gegenwärtig beträgt die durchschnittliche Einnahme dieser Zeitung für Inserate über 3000 Pfd. Sterl. (20,000 Thlr.) wöchentlich.

— Jedem das Seine! Man hat oft genug der deutschen Zeitungs-Presse zum Vorwurfe gemacht, daß sie bisweilen Artikel aus anderen Blättern entlehnt, ohne die Quelle anzugeben. In England scheint man sich auf diese Art literarischer Freibeuterei auch zu verstehen. So finden wir in den Stuttgarter „Erheiterungen" (siebenundzwanzigster Jahrgang [1855], dreizehntes Heft) bei einer Erzählung unter der Ueberschrift „Ein Heiratsgesuch" Colburn's New Monthly Magazine, January 1855 als Quelle angegeben, während diese Erzählung echt deutschen Ursprungs ist und unter dem Titel „Eine Heirat auf dem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege"" in Trewendt's Volkskalender für 1855 seiner Zeit viel Beifall gefunden hat.**) Wäre der englische Uebersetzer so gewissenhaft gewesen, wie der deutsche Rückübersetzer, d. h. hätte er Trewendt's deutschem Volkskalender die verdiente Ehre gegönnt, als Quelle citirt zu werden, so wäre es wohl schwerlich einem Deutschen eingefallen, diesen allerdings ganz amüthigen Schwank ins Deutsche zurückzuübertragen. Interessant ist übrigens der Vergleich zwischen dem Original und der Rückübersetzung. So trefflich letztere als solche genannt werden muß, so ist und bleibt doch jede Uebersetzung nur ein schwacher Abklatsch des Originals, und man wird in ihr nur selten das Mark und die Frische des letzteren wiederfinden.

*) Im Sommer 1851 hatten wir Gelegenheit, auf einer der glänzenden Soireen, die Herr Lawrence in seinem Hotel in Piccadilly, Hyde-Park-Corner, gab, neben dem greisen Herzog v. Wellington die ersten Staatsmänner England's und viele Berühmtheiten des Auslandes zu sehen, die alle dem Herrn Abbott Lawrence ihre Hochachtung an den Tag legten. D. R.

**) Auch die Household Words von Dickens halten sich von diesem Fehler, Deutsches zu übertragen, ohne die Quelle anzugeben, nicht frei, wie wir dies einmal im „Magazin" nachgewiesen haben.

Neue Bestellungen auf das vierte Quartal dieser Zeitschrift wolle man baldigst bei Postämtern oder Buchhandlungen machen.
Preis: in Preußen . . . . . 25 Sgr.
„ im deutsch-österreichischen Postverein 27½ „

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 118. Berlin, Dienstag den 2. Oktober 1855.

Die Geschichte der Poesie, nach Karl Rosenkranz.*)

Im Jahre 1832 gab Karl Rosenkranz ein Handbuch der allgemeinen Geschichte der Poesie in drei Bänden heraus. Es war dies in der Welt der Literatur der erste Versuch, die Geschichte der Poesie aller Völker als ein aus der allgemeinen Literaturgeschichte herausgesondertes Ganzes darzustellen. Die Haupt-Eintheilung war in dieser ersten allgemeinen Geschichte der Poesie durch die damals übliche Unterscheidung der orientalischen, der antiken und der christlichen Welt gegeben. Herr Professor Rosenkranz ist seitdem zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Eintheilung der Welt-, Kunst- und Religions-Geschichte eine unhaltbare sei. Diesem Umstande haben wir es zu verdanken, daß uns jetzt eine neue, unter dem unten angeführten Titel erschienene Darstellung der Geschichte der Poesie aller Völker von Karl Rosenkranz vorliegt. Eine Besprechung dieses, wenn auch zunächst nur der deutschen Literatur angehörigen Werkes in unserem „Magazin" wird, wenn man berücksichtigt, daß in diesem Werke die gesammten poetischen Literaturen des Auslandes und diese zum großen Theil noch ausführlicher, als die deutsche Literatur, und zwar von einem Verfasser dargestellt werden, dessen frühere Leistungen auf diesem Felde wissenschaftlich historischer Forschung die allgemeine Bedeutung dieser neuen Arbeit zur Genüge verbürgen, vollkommen gerechtfertigt erscheinen.

Daß in dem vorliegenden Werke eine viel größere Masse von Material verarbeitet ist, als in dem vor dreiundzwanzig Jahren herausgegebenen Handbuch, davon darf man im voraus überzeugt sein, da man ja weiß, in welchem Maße Herr Rosenkranz es vermag, sich über Alles, was für die Wissenschaft überhaupt und besonders für die Fächer der Wissenschaft, in denen er als produktiver Schriftsteller arbeitet, von irgend einer Wichtigkeit ist, immer an fait zu erhalten. Eine oberflächliche Vergleichung zeigt uns, daß der Herr Verfasser sich den ungeheuren Zuwachs, den das Material für eine allgemeine Geschichte der Poesie seit dem Jahre 1832 gewonnen, gründlich anzueignen nicht versäumt hat. Aber abgesehen hiervon, ist auch schon die Behandlung des Gegenstandes in dem vorliegendem Werke eine ganz andere, als in dem 1832 erschienenen Handbuche, in Betreff dessen der Herr Verfasser den Vorwurf, das Faktische mitunter zu eilig unter die a priori fertigen Begriffe untergebracht zu haben, jetzt selbst nicht mehr ungerechtfertigt finden wird. Obwohl Herr Rosenkranz auch jetzt keine „Literatur-Geschichte" hat schreiben wollen, wie Gräffe sie so gründlich bietet, obwohl er auch jetzt als Hauptziel im Auge gehabt, die den verschiedenen nationalen Erzeugnissen der Poesie zu Grunde liegenden Ideale zu entwickeln, das Verhältniß derselben zu einander festzustellen, die natürliche Gruppirung der Völker in Bezug auf ihre Poesie, wie dieselbe objektiv gegeben ist, klar zu machen, den Entwicklungsgang, den die Menschheit im Gebiet der Poesie bis jetzt gemacht, als einen dem vernünftigen Begriff entsprechenden wiederzugeben, so hat er doch, damit die so sehr mit Mißtrauen gegen die Philosophie erfüllte Welt der Gegenwart keine Veranlassung habe, seine neue Arbeit als eine a priori konstruirte Geschichte zu beseitigen, sich diesmal mehr angelegen sein lassen, „mit der prinzipiellen Begründung die möglichste Bestimmtheit und Anschaulichkeit des empirischen Materials, so wie den Nachweis des chronologischen Zusammenhangs im Besonderen zu verbinden, die spezielle Analyse einzelner Kunstwerke jedoch auszuschließen." Wir müssen sogar behaupten, daß der Herr Verfasser dem gegen die Philosophie zur Zeit noch herrschenden Mißtrauen diesmal zu stark Rechnung getragen habe; der Philosoph tritt fast überall, nachdem er sich in den Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten, übrigens auch nicht einmal in seiner ganzen Größe, gezeigt, zu stark in den Hintergrund; er wird, wo es sich darum handelt, das empirische Material als eine von dem Begriff bewältigte Wirklichkeit erscheinen zu lassen, zu sehr ein mehr nur geistreich darstellender Empiriker; er überläßt es mehr, als es in einem philosophisch-historischen Werke wünschenswerth ist, seinen Lesern, das reichlich dargebotene empirische Material mit den vorher angegebenen allgemeinen Begriffen und philosophischen Behauptungen in Einheit zu setzen. Eine solche Verschmelzung der Begriffs-Entwickelung mit der historischen Darstellung, der feinen wissenschaftlichen Form mit dem gegebenen Inhalt, wie sie z. B. in der Aesthetik Vischer's, diesem großartigsten Werke echter deutscher Wissenschaft, zu finden ist, können wir der vorliegenden Geschichte der Poesie nicht nachrühmen. Der größeren Popularität zu Liebe hat der Herr Verfasser in der philosophischen Begriffs-Entwickelung die Tiefe gemieden und in der historischen Darstellung des empirischen Materials sich damit begnügt, mehr philosophisch geistreich, als streng wissenschaftlich zu sein. Daß das vorliegende Werk trotzdem eine höchst bedeutende Erscheinung im Gebiete der allgemeinen Literaturgeschichte ist, daß der Herr Verfasser sein Verdienst nicht überschätzt, indem er in der Vorrede äußert, daß es weder den Franzosen, noch den Engländern schaden würde, wenn sie sich seinen Versuch aneigneten, da es in ihren Literaturen gänzlich an einem ähnlichen Werke fehlt, und indem er das Studium desselben insbesondere unseren jungen Dichtern ans Herz legt, das wollen wir gern einräumen. Eine allgemeine Uebersicht über den Inhalt des ziemlich umfangreichen Werks (der Verfasser hat dasselbe in Einem Bande, aber in einem Band, der 756 Seiten umfaßt, herausgegeben) möge unsere Leser überzeugen, daß unser vorstehend angedeutetes Urtheil nicht unbegründet ist.

Der Titel: „Die Poesie und ihre Geschichte" berechtigt zu der Erwartung, der Verfasser werde der Darstellung der geschichtlichen Erscheinung der Poesie eine neue gründliche Untersuchung über das Wesen der Poesie vorangehen lassen. Daß eine solche Untersuchung nicht mehr nöthig sei, daß die Poesie in ihrem Begriff, in ihrem Verhältniß zur Kunst überhaupt, in ihrem Verhältniß zur Religion, in ihrer wahren Bedeutung für die Menschheitsgeschichte, daß sie insbesondere sowohl in Bezug auf ihren Inhalt: die in ihr dargestellte Wirklichkeit, als auch in Bezug auf ihre schöpferische Formthätigkeit: die dichterische Phantasie, schon zur Genüge erkannt und begriffen sei, wird Der am wenigsten glauben können, der sich gedrungen fühlt, die bis dahin allgemein geltende Eintheilung der Welt- und Kunstgeschichte als eine unhaltbare aufzugeben und dafür eine andere zur Geltung zu bringen.

„Es leuchtet ein", sagt der Verfasser, „daß der Gang der Poesie von dem Gange der Weltgeschichte überhaupt nicht verschieden sein kann, daß also die Eintheilung der Geschichte der Poesie wesentlich mit der der Weltgeschichte zusammenfallen muß. Es leuchtet aber deshalb auch ein, daß die Geschichte ein noch universelleres Prinzip der Eintheilung darbieten muß, als die Kunst. Dieses Prinzip ist das religiöse. Das Bewußtsein des Menschen über sein Verhältniß zu Gott ist dasjenige, durch welches auch sein Verhalten zur Natur und zum Menschen bestimmt wird; ein Bewußtsein, welches sich einerseits in der Kunst, andererseits in der Wissenschaft eine besondere Gestaltung auch außerhalb des religiösen Geistes giebt, mit ihnen aber im innigsten Zusammenhang steht. Nun zeigt uns die Erscheinung der Religion 1) die Gruppe der ethnischen Völker, die in ihrem Kultus von der Anschauung der Natur ausgehen und sich allmählich zur Vorstellung der Einheit, Güte und Weisheit Gottes erheben; 2) die Gruppe der theistischen Völker, die in ihrem Kultus von der Vorstellung des Einen allmächtigen Gottes ausgehen und von ihr in die Anschauung der Natur, als der Schöpfung, worin er sich offenbart, zurückgehen; 3) die Gruppe der christlichen Völker, die in ihrem Kultus von der Anschauung der Menschwerdung des Einen Gottes ausgehen und sich zu dem Begriff Gottes als des absoluten Geistes erheben. Mit diesen Unterschieden ist zugleich ein Unterschied des ästhetischen Ideals verknüpft, der sich abstrakterweise so ausdrücken läßt, daß die ethnischen Völker die Schönheit, die theistischen die Weisheit, die christlichen die Freiheit in ihren Kunstwerken darzustellen bemüht sind."

Dies ist Alles, was der Verfasser in dem vorliegenden Werke zur Begründung seiner neuen Eintheilung der Geschichte der Poesie gesagt hat. Wir gestehen, daß uns diese Eintheilung nicht befriedigt und uns

*) „Die Poesie und ihre Geschichte". Eine Entwickelung der poetischen Ideale der Völker, von Karl Rosenkranz, Königl. Geheimen Rath, Dr. der Theologie und ordentlichen Professor der Philosophie u. s. w. — Königsberg, Verlag der Gebrüder Bornträger. 1855.

auch mit der früheren philosophischen Auffassung des Herrn Rosenkranz nicht vereinbar scheint. Hätte der Herr Verfasser der durch den Titel seines Werks erregten Erwartung entsprochen; hätte er — anstatt sich mit einer „Einleitung" zu begnügen, in welcher (auf nicht mehr als zweiundzwanzig Seiten) nur die nothdürftigsten Mittheilungen über „die Poesie in ihrem Verhältniß zu den übrigen Künsten", über „die poetische Production", über „die Dichtungsarten" und über einige andere Punkte gegeben werden, wie sie beinahe in jedem Handbuch der Literaturgeschichte für Schulen jetzt schon zu finden sind —; hätte er seiner Darstellung der Geschichte der Poesie eine acht wissenschaftliche Darstellung des Begriffs der Poesie mit allen seinen Unter- und Nebenbegriffen, zu denen unter Anderem auch der Begriff des die Poesie schaffenden Subjekts: der poetischen Phantasie, gehört, vorangehen lassen, so würde sich auch die Geschichte der Poesie aus ihrem eigenen Begriff, insbesondere aus dem Begriff der Phantasie und der Geschichte derselben, auf eine mit dem Gange der Weltgeschichte besser harmonirende Weise eingetheilt haben. Der Verfasser würde gefunden haben, daß die schlichte Eintheilung der Weltgeschichte in Alterthum, Mittelalter und Neue Zeit — auch für die Geschichte der Poesie, wie der Kunst überhaupt, wie vor dem Menschenverstande, so auch vor der echt wissenschaftlichen Kritik, Stand hält.

Wir geben nun einen Ueberblick über die Geschichte der Poesie, wie der Verfasser sie auf der Grundlage seiner neuen Eintheilung darstellt. Die Geschichte der Poesie der Kulturvölker des Ethnizismus, deren Ideal aus der Verfasser um des darin enthaltenen sinnlichen, realistischen Momentes willen im Allgemeinen als das Ideal der Schönheit bezeichnen zu dürfen glaubt, wird nach folgendem Schema dargestellt:

A. Die Gruppe der passiven Völker, denen der theoretische Prozeß in sich ruhender Beschaulichkeit zur höchsten Norm des Lebens wird, eine Tendenz, die im Buddhismus ihren reinsten welthistorischen Ausdruck gefunden hat. Hierher sind die Chinesen, die Inder, die indochinesischen Völker zu rechnen.

B. Die Gruppe der activen Völker, welche den Werth des Lebens in einen unaufhörlichen Kampf gegen das Unreine, Ueble und Widrige setzen. Hierher sind die Parsen, die Aegypter und die semitischen Stämme zu ziehen, aus welchen letzteren jedoch die Hebräer frühzeitig zu einer freieren und höheren Welt-Anschauung ausscheiden.

C. Die Gruppe derjenigen Völker, welche die Freiheit der Individualität sowohl theoretisch als praktisch zu verwirklichen streben, wie dies die Griechen ästhetisch, die Römer politisch, die barbarischen Uebergangsvölker zum europäischen Mittelalter, Slaven, Kelten und Germanen, in der Form subjektiver, in sich vertiefter, nach außen hin spröder Innerlichkeit versuchen.

Das Ideal der ersten Gruppe wird in der Ueberschrift als das „sentimentale" Ideal bezeichnet und die Poesie dieser Gruppe im Allgemeinen folgendermaßen eingetheilt und charakterisirt:

Das Prinzip der chinesischen Poesie ist die Familienpietät. Der Chinese fühlt sich vornehmlich als Kind, und selbst als Staatsbürger soll er dem Kaiser gegenüber keine andere Empfindung haben. Das Kind bedarf der Belehrung, und die Poesie ist daher voll von moralischen Tendenzen. In dem Wesen der Familie liegt aber die Rührung der Kinder über das Schicksal, durch den Tod der Aeltern beraubt zu werden, so wie umgekehrt die Rührung der Aeltern, die Kinder verlassen zu müssen, und aus diesem Gefühl gefällt sich zur pädagogischen Didaktik ein sentimentales Element. In der Form kann eine solche Poesie nur verständig sich verhalten; denn die Unterweisung verlangt Deutlichkeit und die Zucht eine würdevolle Haltung.

Das Prinzip der indischen Poesie ist die Geschlechtsliebe. Für den Inder ist die Existenz der Welt eine Täuschung, zu welcher sich das an sich gestaltlose Ursein durch das weibliche Prinzip hat hinreißen lassen. Auf diesen Rausch erst folgt die Ernüchterung aus dem genußtrunkenen Taumel. Kein Gefühl ist in der indischen Poesie so stark ausgedrückt, als einerseits das Entzücken der sich selbst vergessenden Wollust und andererseits der Ekel vor dem Betruge der Sinnlichkeit. Zwischen diesen Polen bewegt sich die indische Poesie. Sie hat aber eine gewisse Vereinigung dieser Extreme in der Ausbildung des Ideals weiblicher Treue erreicht, insofern das Weib es ist, dessen Schönheit den Mann zur Zeugung verlockt, aber das Weib als Gattin in der Treue die Liebe zum Manne opferfreudig verewigt. Dem erotischen Orgiasmus ist die phantastische Form gemäß, die in der Unendlichkeit der Gefühle schwelgt und sich in dem Glanz der Bilder, im Schwung der Rhythmen, im Spiel der Reime nicht genugthun kann.

In der buddhistischen Welt kann die Poesie kaum aufkommen. Ihr Prinzip isolirt das Individuum, macht es gleichgültig gegen die Ehe, gegen die Familie, gegen die Welt überhaupt. Das Individuum bestimmt sich dazu, sich nicht selbst zu bestimmen. Poesie wird vom Buddhismus nur in phantastischen Heiligenlegenden und in liturgischen Gesängen kultivirt.

Die Bezeichnung des der Poesie dieser drei Gruppen zu Grunde liegenden Ideals als des „sentimentalen" hat der Verfasser besonders zu motiviren nicht für nöthig gehalten; in Betreff der Chinesen ist auf ein aus dem Prinzip der Familienpietät sich ergebendes „sentimentales Element" hingewiesen; in Bezug auf den Buddhismus ist beiläufig einmal von der „exzentrischen Sentimentalität" desselben die Rede. Das im Allgemeinen als „naiv" bezeichnete Ideal des Ethnizismus in seiner ersten geschichtlichen Erscheinungsform gleich auch wieder für sentimental auszugeben, scheint uns um so unzweckmäßiger, da ja der Verfasser das Prädikat „sentimental" auch schon dem Ideal der christlichen Völker, im Gegensatz zu dem naiven Ideal des Ethnizismus, beigelegt hat. Die Sentimentalität, welche auch schon unter dem Begriff der Naivetät enthalten sein soll, hätte uns als eine Möglichkeit erst nachgewiesen und in ihrem Verhältniß zu der modernen Sentimentalität, welche den Gegensatz zur Naivetät des Alterthums bildet, dargestellt werden müssen. Wir glauben nicht, daß z. B. die Verbrennung der Wittwen in Indien auf eine Sentimentalität zurückzuführen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Die neuesten englischen Werke über Amerika.

(Schluß.)

Hier kömmt noch in Betracht, daß Baumwollen- und Zucker-Industrie als Ackerbau durchaus von Sklaven-Arbeit abhängen. Und da neuerdings die Profite der Baumwollenbauern bedeutend steigen, ist an etwa überhand nehmende Humanität in Bezug auf die Sklavenfrage weder im Süden, noch im Norden zu denken, denn der Norden ist Spediteur des Südens. Man wird trotz aller Verordnung auf die Bibel, trotz alles Religionsunterrichts, trotz aller Frömmigkeit des Yankeismus die Sklaverei immer weiter in die neuen Regionen ausbehnen und die Deutschen mit Feuer, die Irländer mit Schwert vorfolgen, weil Erstere mit dem Kopfe, Letztere mit den Händen (durch wohlfeilere freie Arbeit) dagegen streiten.

Dies ist die Ueberzeugung aller vorurtheilslosen Kritiker amerikanischer Zustände. Robert Everett, ein Geistlicher, sagt in seiner „Reise durch die Vereinigten Staaten und einen Theil Kanada's" („A Journey through the United States and part of Canada") geradezu, daß jede neue Baumwollenspinnerei, die sich in Lancashire erhebt, eine gesteigerte Nachfrage nach Sklaven am Mississippi erzeugt und den Preis des schwarzen Menschenfleisches auf den Sklavenmärkten Virginiens in die Höhe treibt. Das Verbrechen der Sklaverei macht sich also eben so breit unter dem breitkrämpigen Hute des Manchester-Quäkers und Friedens-Täuberich, wie unter dem Bibelkultus und dem neuen Wasser-Enthusiasmus der aristokratisirenden Knownothinger im Kongreß und auf den Wahlbühnen Amerika's. Die biblische Onkel-Tom-Sauce der Amerikaner und die religiösen Petitionen englischer Herzoginnen dagegen waren eitel Humbug oder wenigstens sentimentaler Unverstand. „Es überläuft mich kalt", sagt W. E. Borter, englisches Parlamentsmitglied, in seinem „America and the Americans", „an die grausamen Qualen zu denken, an die brutale Unterdrückung, unter welcher die unglücklichen Schwarzen seufzen, um unsere weiße Aristokratie zu unterstützen und die Ungeheure von Manchester, welche die Baumwollenballen täglich zu Tausenden verzehren, alle Tage frisch zu füttern."

Die nördlichen Staaten, welche oft beten: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie diese Zöllner und Sünder im Süden", sind im Grunde viel schlimmer, als die Sklaven-Eigenthümer. Letztere sorgen doch wenigstens für ihre Sklaven, wie für ihr Vieh, während die nördlichen Republikaner alles Farbige bis auf die letzte zarteste Tinte brandmarken, ausstoßen, ausschließen und verachten, obgleich sie freie Farbige vor sich haben. Neben dieser aristokratischen Seuche herrscht ihre Baumwollen-Manufaktur auch nur durch Zwang, durch Beraubung des Publikums zu Gunsten der Fabrikanten. Und zudem schickt der Norden Leute in den Kongreß, welche die Agitation zu Gunsten der Ausdehnung der Sklaverei in neue Territorien leiten. Endlich sagt Barter hinzu, daß die Abolitionisten durch ihre Leidenschaftlichkeit gegen die Sklaverei den Fanatismus der Sklaven-Interessenten schüren und alle „mäßigen" Freunde der Freiheit von sich zurückstoßen. Sie wünschen die Anerkennung der Sklaven als Menschen zu sehr. Das giebt den Sklaven-Interessenten auch noch einen Grund, brachlerisch zu posaunen: „O, Ihr macht es zu arg, so daß Ihr nur die Freiheit der Sklaven unmöglich macht. Solchen zu großen Liebhabern der Sklavenbefreiung können wir doch nicht nachgehen, denn wir sind „Gentlemen", welche nichts Leidenschaftliches leiden können." „Ich habe nicht ein Dutzend Amerikaner gefunden", sagt Barter, „welche anderer Meinung gewesen wären." Dem englischen Parlamentsmitgliede schaudert die Haut, wenn er an die Qualen der Sklaven denkt

oder die Amerikaner haben ihre guten Gründe für Beibehaltung der Sklaverei.

In der zum Theil amüsanten, leichten „Ferien-Tour durch die Vereinigten Staaten und Kanada", von C. R. Weld („A Vacation Tour in the United States and Canada"), ist besonders eine Vergleichung der Steuerlasten zwischen England und Amerika auffallend. Die Engländer sind das besteuertste Volk der Erde, etwa vierzehn Thaler auf jeden Kopf, aber die Amerikaner, ohne den kostbaren Glanz von Thronen und Sonnen und Monde darum herum, ohne eximirte Aristokratie, ohne Militairgang, ohne Paraden und Polizei, zahlen noch viel mehr Steuern, sagt Weld, d. h. insofern er die Besteuerung für Fütterung der Schutzzoll-Industrieen hinzurechnet. Er hat es freilich nicht speziell bewiesen, so daß wir bescheiden an seiner Behauptung zweifeln, trotzdem daß wir wissen, welche Summen die Molochs der Schutzzölle jährlich verschlingen. Die Steuerlasten, unter denen die arbeitenden und handelnden Engländer büßen, noch zu übertreffen, und zwar in Amerika, das wäre ein zu ungeheuerl Kunststück. Ihre tausend Millionen Pfund Sterling Kriegsschulden sind und bleiben ein nationaler Vorzug. Außerdem sind die Zollhändler in dem handelsfreien England viel ungebohrter und härter, als selbst die verschrienen Prohibitivzoll-Russen.

In dem Werke Barter's finden wir eine sehr korrekte und instruktive Schilderung der amerikanischen Kultur-Institutionen, die er während zweier Besuche sehr genau studirte, besonders der ausgebildetsten und blühendsten, der Schul- und Erziehungs- und Bildungs-Anstalten. Hierin ist Amerika groß und herrlich, wie kein Staat der Welt. Jedes Kind bekömmt seine Bildung auf Kosten der Gemeinden. Kein Pfennig Schulgeldzwang. Erziehung und Bildung stehen Jedem offen, wie die Luft und das Licht. Allerdings spielt dabei auch die amerikanische Frömmelei eine Rolle. In einer Sonntagsschule zu Philadelphia mit 850 Kindern sind diese Kleinen schon so dressirt worden, daß sie in einem Jahre von dem Gelde, wofür sie sich sonst Kuchen und Obst gekauft haben würden, tausend Thaler für das „Missionswesen" sammelten.

Die politeilich eingepeitschte Enthusiasmkeit von geistigen Getränken in Amerika ist, nach Barter, eine Wahl-Politik. Die Zahl der Wasserheuchler ist sehr groß. Um ihre Stimmen zu bekommen, verpflichteten sich die Wahl-Kandidaten zur Beförderung der Wassersucht und polizeilichen Schließung aller Lokale, „wo man einen guten schenkt." Das heißt, es wird überall gehörig fortgesoffen, nur heuchlerisch vermittelst des „sick-boy", des „Krankenjungen", wie der Kellner heißt, welcher Jedem, der da vorgiebt, es sei ihm nicht wohl, einschenkt, was verlangt wird. Humbug! Bornaus! — Ich habe in den Büchern viel Gutes über Amerika gelesen, aber keine Hoffnung auf eine gesunde Zukunft desselben schöpfen können. —a.

Rußland.

Statistische Nachrichten über die Steppe der sibirischen Kirghisen.*)

Da der Flächenraum der sibirischen Kirghisen-Steppe nicht wohl mehr ist, so ist derselbe auch nur annäherungsweise auf 900,000 Quadrat-Werst (c. 18,367 Quadrat-Meilen) geschätzt worden, von welchem Areal etwa ein Prozent mit Wald bestanden ist. An zum Ackerbau tauglichem Lande und an Wiesen findet sich nicht viel, der größte Theil der Steppe ist unfruchtbar, steinig und wasserarm. Gegen Westen und Süden zieht sich eine Hügelkette von ansehnlicher Höhe hin. An Flüssen giebt es wenige, an Seen mehrere, ihr Wasser ist aber meist unbrauchbar, einige liefern Salz.

Die Einwohnerzahl betrug im Jahre 1853: 363,550 bridrelei Geschlechts, 5619 mehr als im Jahre 1852, welche Zunahme namentlich der Rückkehr einer Anzahl Kirghisen unter die Botmäßigkeit Rußlands zuzuschreiben ist. Die Zahl der geborenen und gestorbenen Kirghisen läßt sich nicht bestimmen, da sie keine Kirchenbücher haben; unter den Einwohnern aus anderen Nationen wurden geboren 983, starben 576.

In der Kirghisen-Steppe leben in Dörfern angesiedelte Kosaken, die Mehrzahl der Einwohner bilden aber nomadisirende Eingeborene, die sibirischen Kirghisen, die man auf 186,000 männliche Seelen schätzt: sie treiben Viehzucht, zeitweise auch Jagd und Fischfang, ausnahmsweise Ackerbau. Die Bevölkerung der Kirghisen-Steppe läßt sich folgendermaßen vertheilen:

1) geistlichen Standes:	orthodox-griechischer Konfess.	18 männl.
" "	muhammedanischer	20 "
2) Civil-Beamte: im Klassen-Rang stehende		113 "
	Totus . .	151 männl.
	Transport . .	151 männl.
	Kanzlei-Beamte und Diener .	365 "
	niedere Dienerschaft	35 "
3) Militair-Personen:	Offiziere	177 "
	Unter-Offiziere und Gemeine (unter diesen auf unbestimmte Zeit Beurlaubte 14, Verabschiedete 92, von welchen 53 sich durch Ackerbau ernähren. An Soldaten-Weibern zählt man etwa 200.)	11,230 "
4) nicht dienende Eximirte		9 "
5) zeitweise sich hier aufhaltende Kaufleute, Bürger und Reichsbauern		32 "
6) Eingeborene:	Handeltreibende	31 "
	Nomaden	185,859 "
	Zusammen . .	197,689 männl.

Der Konfession nach sind: orthodox-griechische 19,800, römisch-katholische 45, Muhammedaner 343,500 Einwohner beiderlei Geschlechts, endlich findet man auch einige Lutheraner und Juden. Im Jahre 1853 gingen zur griechischen Kirche über: 8 Muhammedaner und 1 Jude.

Bestimmte Handels-Kapitalien giebt es in der Kirghisen-Steppe nicht. Engros-Handel wird hier überhaupt vermißt; der Kleinhandel befindet sich in den Händen der Tataren, Bucharen, Taschkenzen und Chokhandzen (die Zahl der Taschkenzen und Chokhandzen, welche Ausländer sind, beläuft sich auf 157), die, indem sie von Aul zu Aul fahren, bei den Kirghisen verschiedene zum Haushalt nöthige Waaren absetzen. Die russischen Händler haben nur in den Ansiedelungen Läden. Die Kirghisen selbst treiben, besonders im Herbst, Tauschhandel, einige den Verkauf von rohen Fellen, Talg, Schafsleck, aus Kameelhaaren verfertigten Kleidungsstücken, Leder und anderen Gegenständen. Im Jahre 1853 gingen aus der Bucharei und Taschkend 25 Karawanen, 1,816,000 Rubel Silber an Werth, über die Gränze.

Die Industrie ist in der Kirghisen-Steppe auf der niedrigsten Stufe: die nomadisirenden Kirghisen haben keine beständigen Werkstätten, ihre ganze Betriebsamkeit ist auf die Viehzucht, theilweise auch auf Jagd, Fischfang und einige Salz-Gewinnung aus den Seen gerichtet. Im Bezirke Karkaralin befindet sich eine dem Kommerzienrath Popov gehörige Erz-Schmelze, im Bezirk Kolschelsau eine Lederfabrik. Außerdem zählt man im Kokitschetauschen Bezirk 7 (von welchen im Jahre 1853: 5 unbenutzte) und im Kolbetkischen 6 Gold- und Silberbleigruben, im Bajan-Aulschen Bezirk 6, im Karkaralinschen 7 Silberbleigruben; auch im Bezirk Kjagas sind Goldsparen entdeckt, aber im Jahre 1853 nicht bearbeitet worden. Auf zwei Goldwerken im Bezirk Kokitschetau und 5 im Bezirk Kolbetkin wurden im Jahre 1853: 2 Pud 30 Pfund Gold erarbeitet.

In den Bezirken der Kirghisen-Steppe sind 5 Märkte angelegt worden, zu denen derselben sind sich aber im Jahre 1853 Niemand ein, auf die beiden übrigen zusammen wurden im Jahre 1853 Waaren zu dem Werthe von 25,000 Rubel Silber angeführt, von welchen für 11,000 Rubel Silber verkauft worden.

Der Ackerbau ist zur Zeit bei den Kirghisen ein sehr beschränkter, da sie ihrem Nomadenleben noch zu sehr anhängen, und die Bemühungen der Regierung haben nur wenige Versuche in festem Landbau zur Folge gehabt; die in der Steppe angesiedelten Kosaken treiben aber mit Gewinn den Ackerbau und verkaufen ihr Korn theilweise in den Krons-Magazinen, sie bauen selbst Kartoffeln, wenngleich nur zu eigenem Bedarf. Im Jahre 1853 wurden auf 5600 Dessätinen Landes (24,461,⁰⁰ preuß. Morg.) circa 9000 Tschetwert (34,000 preuß. Scheffel) verschiedenen Korns ausgesät und von denselben circa 41,000 Tschetwert (156,000 Scheffel) geerndtet, also das 4½ te Korn. — Die Viehzucht ist bei den Kirghisen ausgebreitet, es wurden im obengenannten Jahre angenommen 845,000 Pferde, 200,000 Stück Hornvieh, 3,200,000 Schafe. Das Rindvieh wird nicht zu Arbeiten, sondern nur zum Verkauf und zur Nahrung gezogen. Besondere Gestüte oder ausgezeichnete Pferde-Rogen gibt es in der Kirghisen-Steppe nicht, da die Kirghisen sich um die Verbesserung der Race nicht kümmern und nur die Vergrößerung ihrer Pferdeherden (Tabunen) im Auge haben. Die Pferde sind größtentheils nur zum Reiten tauglich und dann recht ausdauernd; bei dem im September 1853 im Bajan-Aulschen Bezirk abgehaltenen Wett-Rennen von Kirghisen-Pferden lief unter 15 Rennern einer 10 Werst (1,⁰⁰⁰ geogr. M.) in 18, ein anderer in 19 Minuten. — Die Kirghisen tauschen an der linie Korn ein, wenn das selbstgebaute nicht hinreicht; ihre Haupt-Speise ist aber Pferde- und Schafsfleisch, das welchen sie für den Winter Rauchfleisch und Würste (kasy, russisch kalbassy) bereiten; im Sommer begnügen sie sich an Kumys, das aus Stutenmilch mit gesäuerter Kuh- und Kameel-Milch besteht, an aus Schaf- und Ziegenmilch bereitetem Airan (geronnener Milch), Katyk oder Kaimak (Rahm) und Irimtschik (an der Sonne zu kleinen Kugeln getrocknetem Käse, auf Winter-Reisen entweder trocken, oder in Wasser zerrieben zu genießen, von angenehm saurem Geschmack).

*) Nach offiziellen Angaben in russischen „Journal des Ministerium des Innern", 1855.

Digitized by Google

Mit Einschluß der Rückstände sollten im Jahre 1853 ungefähr 2,802,200 Rubel Silber an Abgaben von den russischen Kirghisen beigetrieben werden, es kamen aber nur 221,000 Rubel zusammen; die von russischem Boden fortgezogenen Kirghisen schulden 24,313 Rubel. Die Kirghisen sind ferner belastet mit der Stellung von Pferden zu den Fahrten obrigkeitlicher Personen ohne Entschädigung, anderer Reisenden gegen eine bestimmte Taxe. Die Poststraßen sind in der Kirghisen-Steppe gut, über Flüsse sind für Rechnung des Staates Fähren eingerichtet, im Bezirk Atagus 2, Atmolli 3. Statt der Posthalterieen hat man hier Pikette, der Zahl nach 94.

In der Kirghisen-Steppe befinden sich 3782 Kron- und Kommunalgebäude (292 steinerne, 3315 hölzerne, 75 aus zusammengeschlagener Erde). Die Behörden haben Quartier in Krongebäuden. Im Jahre 1853 wurden 6 steinerne und 86 hölzerne Privat-Wohngebäude und 3 Privat-Mühlen von Russen und Kirghisen neu aufgeführt.

Anlangend den Zustand der Moralität bei der Bevölkerung in der Kirghisen-Steppe, hat sich die Zahl der Mordthaten im Jahre 1853 im Verhältniß zum Jahre 1852 gemindert. Sie geschehen meist aus Rache und um zu rauben, bisweilen auch bei gesetzlicher Gegenwehr. Die Häufigkeit der Diebstähle, der Räubereien und der Widersetzlichkeiten ist ebenfalls geringer geworden. Für Diebstahl werden die Kirghisen nach ihrer Nationalsitte mit Schlägen bestraft. Im Jahre 1853 kamen drei uneheliche Geburten vor. Zur Ansiedelung nach Sibirien wurden drei Kirghisen in die Straf-Compagnie versandt.

In der Kirghisen-Steppe befindet sich nur ein Civil-Arzt; sonst wird die Kranken-Aufsicht von Militair-Aerzten versehen, deren Zahl 12 ist. Bei den Militair-Lazarethen sind 7 Kron-Apotheken; Privat-Apotheken fehlen. Mit der Schutzpocken-Impfung beschäftigen sich die Feldscherer und deren Schüler aus den Kirghisen-Knaben; im Jahre 1853 wurden 1079 Kinder geimpft. — Vom 10. Oktober bis zum 10. November herrschte in der Gemeinde Jalykbaschen im Bezirk Karkaralin die Cholera; es erkrankten 25, von welchen 10 starben. In der Gemeinde Kutschuk-Tobuklin desselben Bezirks herrschte im Mai der Typhus, welchem 5 Menschen erlagen. An der sibirischen Beule fielen in dem Bezirk Kokitschetaw 40 Pferde, 30 Stück Hornvieh und 190 Stück Kleinvieh, die Epidemie herrschte trotz angeordneter polizeilicher Maßregeln vom 15. Juli bis 7. September. Außerdem fielen in den Bezirken Kisch-Murum, Kokbeltin und Karkaralin in Folge des strengen Winters, hohen Schneefalls und der Dürre etwa 31,500 Pferde, 9000 Stück Groß- und 76,000 Stück Klein-Vieh.

Ein Kollegium zu allgemeiner Fürsorge ist für die Kirghisen-Steppe noch nicht eingerichtet, sie ist den Bezirks-Verwaltungen anheimgestellt, von welchen jede zu wohlthätigen Zwecken jährlich 142 Rubel und außerdem zu den Lazarethen eben so viel bezieht; da es aber in der Steppe keine Armen- oder Krankenhäuser giebt, so ist diese Summe bisher zu anderen Zwecken verwendet worden. Jedoch ist es im Plan, in Atagus und Atmolli je ein Krankenhaus für zwanzig Kirghisen einzurichten. In Folge eines Gesetzes sollen sich bei jeder Bezirks-Verwaltung zur Aufnahme altersschwacher und verkrüppelter Kirghisen 5—10 Juriten befinden; in den Jahren 1851 und 1853 wurden auch die Kirghisen zu freiwilligen Beiträgen zu solchem Zwecke aufgefordert, und gingen aus dem Bezirk Atmolli 2 Juriten und aus Kisch-Murum 32 Rubel 91 Kopeken ein, die übrigen Kirghisen dagegen erklärten einstimmig, daß die sich unter ihnen findenden Altersschwachen und Krüppel stets bei ihren Verwandten oder Stammgenossen Obdach, Kleidung und Nahrung finden.

Eine Schule zum Elementar-Unterricht der Kinder mit einigermaßen genügendem Lehrer- und Lehr-Material findet sich nur bei den in der Steppe angesiedelten Kosaken, die Kirghisen haben weder Kron-, noch Gemeinde-Schulen, wohl aber Privat-Schulen in den Dörfern, während solche bei den nomadisirenden Kirghisen gänzlich fehlen, indem bei diesen die Kinder von Mullahs, bisweilen auch von Laien unter den Tataren und Kirghisen unterrichtet werden. Der Staat weist zu Schulzwecken jeder Bezirks-Verwaltung jährlich 142 Rubel Silber an. Im Ganzen zählt man in der Steppe an russischen Kosaken- und an privilegirten Kirghisen-Schulen 12 mit 370 Schülern, es kömmt also auf 977 Einwohner 1 Lernender.

Die Bezirks-Verwaltungen vereinigen in sich die Kompetenzen der Land- und der Stadt-Polizei; besondere Polizei-Kommandos fehlen, an deren Stelle werden vorkommendenfalls Kosaken des sibirischen Linien-Kosaken-Regiments requirirt. Die bürgerliche Sicherheit wird bei den Kirghisen erhalten durch ihre Aul-Aeltesten, die den Gemeinde-Vorstehern übergeordnet sind, während diese von den Bezirks-Verwaltungen abhängen.

Mannigfaltiges.

— Die europäischen Arbeiter. In dem compte rendu der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 13. August d. J. liest man: Herr Dumas überreichte der Akademie von Seiten des Verfassers, Herrn Le Play, Oberbergwerks-Ingenieurs, ein Werk unter dem Titel „Die europäischen Arbeiter; Studien über die Arbeiten, das häusliche Leben und den moralischen Zustand der Arbeiter-Bevölkerungen Europa's", mit einer Einleitung über die vom Verfasser befolgte Methode.*) Herr Le Play ist zu diesem Werke durch seine Studien, als Professor der Bergwerks-Schule, über die Industrie der bekanntesten metallurgischen Gegenden Europa's veranlaßt worden. Da dem Verfasser täglich Arbeiter der verschiedensten Art, mit geringeren oder größeren Erwerbsmitteln ausgestattet und unter den mannigfaltigsten politischen und religiösen Verhältnissen lebend, vor Augen kommen, so hat er Gelegenheit genommen, zu untersuchen, wie sich in jedem Jahre für eine Arbeiter-Familie gegebener Art das Budget ihrer Einnahmen und Ausgaben gestaltete und welche die Elemente der Zufriedenheit und des moralischen Glückes sind, deren sie theilhaftig zu werden im Stande waren. Mehr als dreihundert vollständige Monographieen der Lebensweise und der Zustände von Arbeiter-Familien in Fabrikgegenden, die sich von Cadix bis nach Sibirien erstrecken, sind von Herrn Le Play mit höchster Sorgfalt abgefaßt worden. Sechshundertdreißig der charakteristischsten dieser Skizzen bilden die Grundlage seines Buches über die europäischen Arbeiter, das die kaiserliche Buchdruckerei in Paris typographisch hergestellt, da eine Privat-Offizin wegen der zahlreichen, sehr ausgedehnten und komplizirten Tabellen, die zu dem Buche gehören, nicht leicht im Stande gewesen wäre, dasselbe zu ausführen. „Das Werk des Herrn Le Play (fügte Herr Dumas hinzu) wird in der Geschichte der Sozial-Oekonomie Epoche machen. Die Leser finden darin eine außerordentliche Menge von Thatsachen, die in den verschiedensten Ländern Europa's gesammelt sind und die einen um so größeren Werth in Folge des Umstandes haben, daß sie von einer und derselben Person gesammelt und deshalb durchweg vergleichbar mit einander sind. — Ja, was das Werk des Herrn Le Play besonders auszeichnet, ist die strenge Methode, mit der er zu Werke gegangen — eine Methode, vermittelst deren der Sozial-Oekonomie eine Präzision und eine feste Norm verliehen wird, wie sie bis jetzt nur den Naturwissenschaften vorbehalten zu sein schien."

— Russische Eisenbahn-Bibliothek. Die seit einiger Zeit in Deutschland, England und Frankreich entstandenen Eisenbahnbücher, „Railway Libraries" und „Bibliothèques des chemins de fer" haben, wie wir aus einer Anzeige in der Hjewernaja Ptschela bemerken, jetzt auch in Rußland Nachahmung gefunden. Eine solche ist von dem bekannten Petersburger Verleger Smirdin, der sich durch die Herausgabe der „russischen Klassiker" ein so hohes Verdienst um seine vaterländische Literatur erworben, unter dem Titel: „Bibliotheka dlja datsch, joljéonych dorog i parochodow" (Bibliothek für Sommerwohnungen, Eisenbahnen und Dampfboote) unternommen worden, und zwar zu den für dortige Verhältnisse höchst niedrigen Preise von 25 Kopeken das Bändchen. Die erste Lieferung enthält eine Novelle des Grafen Sollohub: „die Frau des Apothekers"; in den folgenden werden, außer Uebersetzungen von Werken George Sand's, Jules Janin's und Alexander Dumas', ein Roman: „der letzte Kunst in Kaffa", von Schidlowsky, und Erzählungen von Panajew, Dahl, Gretsch und anderen renommirten russischen Schriftstellern gegeben werden.

— Wigand's *Pocket-Miscellany*. Auch das dritte Bändchen der bei Georg H. Wigand in Göttingen erscheinenden „Pocket-Miscellany" enthält eine recht geschickt getroffene, eben so belehrende, als unterhaltende Auswahl neuer englischer Lesestücke. Wir bemerken darunter vorzugsweise die aus Sir Archibald Alison's „Neuester Geschichte Englands" entlehnte Charakteristik lebender britischer Schriftsteller, namentlich Macaulay's, G. P. R. James', Sir Edw. Bulwer Lytton's, B. Disraeli's, Dickens', Samuel Warren's und Carlyle's; ferner die aus Mayhew's „London Labour and London Poor" entlehnten „Habits and Amusements of the London Costermongers", eine Skizze, die wir zur Zeit ihres Erscheinens in England, wo sie großes Aufsehen machte, in die Spalten des „Magazin" übertrugen, und endlich die amerikanische Schilderung einer deutschen Niederlassung in Nord-Amerika, im Staate Missouri, wo sich die Kolonisten ihre Sprache sowohl, als ihre Nationalität treu zu bewahren wußten. Im Ganzen sind es zehn sehr gut gewählte Aufsätze, die dieses Bändchen enthält.

*) Les Ouvriers Européens. Etudes &c. par M. F. Le Play &c. Imprimé par autorisation de l'Empereur à l'imprimerie impériale. Gr. Fol. Pr. 60 Fr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande postfrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Custoden Neumann, Universitäts-Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 119. Berlin, Donnerstag den 4. Oktober 1855.

Frankreich.

Der erste Pariser Adreß-Kalender.

Der erste Adreß-Kalender erschien in Paris im Jahre 1691 unter dem unten angegebenen Titel.*) Das Athenæum Français giebt über den zweiten Jahrgang dieses Adreß-Buches (vom J. 1692) folgende Notizen: In der Vorrede zu demselben spricht der Verfasser dem Publikum seinen Dank und für den Beifall, mit dem es sein „Bequemlichkeitsbuch" aufgenommen, und zeigt sich auf verschiedene Weise bemüht, dem Buche die ihm zu Theil gewordene Gunst zu erhalten. Einige Anzeigen des Adreß-Kalenders von 1691 hatten sich als falsch erwiesen, und gewisse Personen von Ansehen hatten sich versetzt gefühlt, unerwähnt geblieben zu sein. Der Verfasser entschuldigt sich: „Es können hier", sagt er, „nur die Adressen der allgemein bekannten Personen angegeben werden. Es genügt, daß ein Name berühmt geworden ist; in diesem Falle findet er eine Stelle in diesem Buche; es ist dem Verfasser nicht erlaubt, Namen aufzunehmen, von denen man noch nicht gesprochen, wenn dieselben auch den würdigsten Männern dieses oder jenes Berufs angehören."

Es folgen dann verschiedene Bemerkungen, unter denen die folgende von Interesse ist: „Da dieses Buch jedes Jahr in den ersten Tagen des November angegeben und der Druck mithin zu Anfang des Monats August beginnen wird, so würde es unnütz sein, Anzeigen, welche neue Adressen oder Veränderungen betreffen, nach dem Johannistage dem Verfasser zuzuschicken, da derselbe einige Zeit braucht, um den Stoff zu ordnen."

Ein „Avis" enthält die folgende Stelle: „Im Laufe des vorigen Jahres haben viele Personen Anzeigen eingeschickt, die der Art gewesen, daß der Verfasser auf den Gedanken gekommen, sie in einem „fliegenden Heft" zu veröffentlichen, weil sie sich auf Verhältnisse und Einrichtungen beziehen, die nichts Beständiges haben, welche heute bestehen, im kommenden Monat aber vielleicht wieder aufgehört haben. So etwas gehört in eine Sammlung nicht hinein, welche für ein ganzes Jahr dienen soll. Das „fliegende Heft" soll alle Monate erscheinen, unter dem Titel: „Die zufälligen (casuelles) Adressen der Stadt Paris".

Auf die Vorrede und den Avis folgt eine ziemlich naive kleine Abhandlung über „den Erfolg der im vorigen Jahre angezeigten Heilmittel". Diese Heilmittel waren von einem Freund du Pradel's erfunden. Der letztere giebt sie für unfehlbar aus und führt eine Menge von Fällen an, in denen sie sich bewährt; „wer daran zweifelt, kann beim Buchhändler Namen und Adresse der geheilten Personen erfahren."

In dem Adreß-Kalender steht die Geistlichkeit oben an: der Bischof von Paris und seine Unterbeamten, die „apostolischen Notare", die zwölf für den römischen Hof expedirenden Beamten und die kirchlichen Buchhandlungen.

Es folgt nun das Kapitel über die Wohlthätigkeits-Anstalten, eine Liste der bei den Kirchen und in den Gemeinden bestehenden milden Stiftungen. Zuerst ist die Berührung der Kröpfe durch den König und die Ceremonie der Fußwaschung besprochen. Die Details in Betreff der letzteren sind nicht uninteressant.

„Der König vollführt auch jedes Jahr am Charfreitag eine seiner besonderen Frömmigkeit würdige Handlung. Nachdem die Messe, die Absolution und die Predigt beendigt sind, wäscht Se. Majestät dreizehn armen Kindern die Füße. Die Kinder sind mit Roben von rothem Frieß gekleidet und haben eine Serviette um den Hals, die bis an die Füße reicht. Einem jeden derselben giebt Se. Majestät durch die Hand des Herrn Großalmosenmeisters von Frankreich dreizehn mit Fischen besetzte hölzerne Schüsseln, eine jede mit der Figur eines Apostels; einen Krug Wein, zwei Ellen Leinwand und dreizehn blanke Thaler in einer Börse mit dreizehn herabhängenden Zipfeln. Es wird dies alles in einen Korb gelegt und je ein Korb einer jeden der Mütter dieser Kinder gegeben."

Unmittelbar auf die Wohlthätigkeits-Einrichtungen folgen die königlichen Finanzen; es werden die folgenden Beamten genannt: der Ober-Finanzrath, die Intendanten, die Hüter des Schatzes, die Generalpächter, die Einnehmer und die Anzahler. Dann folgen die Räthe des Königs und die Kanzlei-Beamten, die Secretaire des königl. Hauses, die hohen und niederen Gerichtshöfe und Jurisdictionen von Paris. Die genauen Details über die Sitzungen und die Ferien dürften einen Gegenstand sehr interessanter Studien abgeben.

In dem Kapitel über das Kriminalwesen findet man die Professoren der Rechtsschulen, sieben an der Zahl (darunter nur einen für das französische Recht), und eilf Beigeordnete derselben aufgezählt. Es kommen dann die Advokaten. „Die Liste der plaidirenden und konsultirenden Advokaten ist im „Palais" beim Buchhändler Charles de Sercy, im großen Saal, bei der Statue der getrösten „Bonne foy" zu finden. Die in dieser Liste Genannten sind im Allgemeinen Leute, die sich durch ihre Gelehrsamkeit und durch ihre Beredsamkeit empfehlen." Der Adreß-Kalender giebt aus dieser Liste einen Auszug.

Es folgt nun die Besprechung der öffentlichen Bureaux (Douanen, Pachtungen, Handels-Gesellschaften u. s. w.), der Hospitäler, der Banquierd, der Akademieen und der öffentlichen „Konferenzen". Ordnung ist nicht eine Haupt-Eigenschaft des Verfassers. Ueber die französische Akademie sagt der Verfasser:

„Sie besteht aus einundvierzig*) Mitgliedern, welche alle durch ihre Stellung, ihr Verdienst und durch ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnet sind. Sie sind ausschließlich damit beschäftigt, die französische Sprache in ihrer vollkommenen Reinheit herzustellen und zu erhalten. Sie haben ihre Versammlungen dreimal wöchentlich im „Alten Louvre", wo sie jährlich am Tage des heiligen Ludwig ansehnliche Preise an diejenigen vertheilen, welche über ein vorgeschlagenes Gebiet und über ein Thema zum Ruhm des Königs die beste Arbeit geliefert haben."

Die Akademieen waren damals außer der französischen Akademie: die der Wissenschaften, in der Bibliothek des Königs, Straße Bivienne, die der Musik, bei Herrn de Francine, im Quartier Saint-Roch, die medizinische, Straße Poyincourt, die der Architektur, im Palais Brion, die der Zeichenkunst in demselben Palais, und die Akademie des Tanzes, bei Herrn de Beauchamp, Straße Bailleul.

Der Artikel über die „Konferenzen" lautet folgendermaßen:

„Es findet eine Zusammenkunft von Gelehrten alle Nachmittage statt, bei Herrn Abbé Ménage, Kloster Notre-Dame, wo man über Gegenstände aller Art verhandelt.

„Herr de Villerant, Supplikenmeister, Straße Hautefeuille, empfängt auch alle Nachmittage die Gelehrten von Bedeutung; man bespricht hier auch alle beliebigen Gegenstände.

„Herr d'Herbelot, Straße Condé, hat alle Abende nach 7 Uhr bei sich eine Gelehrten-Versammlung.

„An den Donnerstagen Nachmittags findet eine interessante Konferenz bei dem Herrn Marquis d'Angean (richtiger: de Dangeau), an der Place royale, statt.

„An den Dienstagen Nachmittags bei Herrn Abbé de la Roque, Straße Guenégaud, Unterhaltung über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände.

„An den Sonnabenden, auch Nachmittags, bei Herrn Chevalier Chassebrad du Breau, Kreuzweg Saint-Benoist, Quartier St. Germain, über Geschichte und Naturwissenschaften."

Von den Akademieen kömmt der Verfasser zu den öffentlichen und privaten Bibliotheken, zu den öffentlichen Unterrichts-Anstalten und Vorträgen — über Mathematik, gewöhnliche Medizin, empirische Medizin, chirurgische Operationen u. s. w. Der Ruf der Aerzte ist sehr

*) *Le livre commode*, contenant les adresses de la ville de Paris et le trésor des almanachs pour l'année bissextile 1692 avec les séances et les vacations des tribunaux, l'ordre et la discipline des exercices publics, le prix des matériaux et des ouvrages de l'architecture, le tarif des nouvelles monnayes, le départ des courriers et des voitures de routes, et généralement toutes les commodites sujettes aux mutations, — par Abraham du Pradel, philosophe et mathématicien. A Paris, chez la veuve Denis Nion, marchand-libraire, sur le quay de Nesle, devant l'abreuvoir de Guénegaud, à l'image Sainte-Monique, MDCXCI., avec privilége du roi. In-16, de 196 pages.

*) Es mag wohl der Protektor mitgezählt sein.

Digitized by Google

vergänglich; die in dem Adreß-Kalender als berühmt aufgezählten Namen haben heute keine Bedeutung mehr.

Der Verfasser spricht auch über die in Ruf stehenden Heilsubstanzen. Er führt als solche an: „Das Engelwasser (aus Pomeranzenblüthen), das Amarantenwasser, das Orangen- und Thymianwasser, und überhaupt die wohlriechenden Essenzen, welche die Physiker auf ihren Räucherpfannen verdunsten lassen, um die Luft der Zimmer zu reinigen und um die Krankheiten durch Sympathie zu heilen."

Der damals eben gegründeten ersten Kranken-Anstalt widmet der Verfasser zwei ganze Seiten seines Buches und geht dann zur Besprechung der Bade-Anstalten und Schwitzbuden über.

Ueber die Buchhändler heißt es in diesem Adreß-Kalender unter Anderem:

„Mit Ausnahme des Buches des Herrn de la Quintinie, welches bei Herrn Barbin, auf dem Perron de la Sainte-Chapelle, zu kaufen ist, werden alle anderen Bücher über Gärtnerei bei Herrn Charles de Serey, im Großen Saal des Palais, verkauft; man findet hier außerdem auch einen neuen „königlichen und bürgerlichen Koch" und eine Anweisung, Konfitüren und Liqueure zu bereiten und Früchte einzumachen, und mehrere Bücher civil- und kirchenrechtlichen Inhalts."

Nebstdem Kataloge giebt der Verfasser für die Buchhandlungen: Barbin, Michallet, Rion u. s. w.

Die berühmte „blaue Bibliothek" ist in der folgenden Stelle angezeigt:

„Die gewöhnlichen Kalender, in Troyes gedruckt, sind in Paris en gros und en détail zu haben, bei Herrn Rosse, Straße des Petit-Pont, und bei der Witwe Oudot.

Wir übergehen das sehr willkürlich abgekürzte Verzeichniß der im Jahre 1691 gedruckten Bücher und die Aufzählung der vorschiedenen Musiker von Paris, um mitzutheilen, daß der vorliegende Adreß-Kalender uns auch über die Besitzer von Kuriositäten-Sammlungen Notizen giebt. Es begegnen uns hier große Herren, Behörden, Finanzmänner, Abbés, Herzoginnen und Präsidenten, welche alle irgend einer Liebhaberei ergeben sind. Unter Anderen wird genannt: Jabach, Rene Saint-Médéricstraße; er hatte viele Gemälde; mehrere Gemälde im Louvre rühren aus dieser Sammlung her; — Herr de Gaignieres; seine Sammlungen haben zur Bereicherung der Bibliotheken in Paris gedient.

Die Kuriositätenhändler folgen auf die Liebhaber und Sammler. Die Barometer, Thermometer, Hydrometer galten damals noch als Seltenheiten. Einer ist wegen seiner Geschicklichkeit, Gemälde zu reinigen, genannt; ein Anderer wegen seiner „Payottes" und Möbel aus China. „Der Herr Salé, ein Maler, in der Straße de la Ferronerie, behauptet, ein optisches Geheimmittel gefunden zu haben, welches uns in den Stand setzt, in einem Gemälde außer den darin gemalten Gestalten noch Beiseben auch alle anderen zu sehen."(!)

In dem Abschnitt über die Schulen und Unterrichts-Anstalten lesen wir unter Anderem: „Herr de la Croix, in der Nähe des Victoria-Platzes, giebt Unterricht in der türkischen Sprache. In der arabischen Sprache unterrichten die Herren de Lipy, Onkel und Neffe, an dem Kollegium Cambray."

In dem Kapitel über die Gärtnerei heißt es: „Am Mittwoch und am Sonnabend wird auf dem Platze de la Mégisserie eine Art von Markt für Blumen, Gesträuche und Bäume abgehalten; man findet daselbst auch Blumenkohlsamen. Herr le Febvre hält ein großes Lager von Sämereien und Zwiebeln.

Die Tapezirer übergehen wir. Aus dem Artikel: „Fleisch und Fisch" ersehen wir, daß an den Fasttagen nur eine Fleischbank geöffnet war, und daß in der Fastenzeit der Detail-Verkauf von Fleisch, von Geflügel, von Wildpret — nur zu Gunsten der Kranken — dem Hotel-Dieu gehörte.

Die Vorfahren des berühmten Gründers des „provençalischen Bazars" wohnten in der Sackgasse Saint-Germain-Auxerrois und verkauften en gros: Käse, Oliven, Sardellen, Feigen, Rosinen, Nektarinpfirsiche, Mandeln und andere getrocknete Früchte der Provence.

Die Bäder hatten damals schon sehr verschiedene Arten von Brod erfunden: das Gerstenbrod, das kleine Brod (Lüte), das Milchbrod, das Weichbrod, „das vortreffliche Tischbrod, aus allen Sorten von Mehl, welches man pain à la Joyeuse nennt, das Wirthschaftsbrod, das Kleinbrod mit übergestreuten Körnern für Kinder (le petit pain de mouton), das Brod Paget, das Bicquitbrod, welches man zu den Liqueuren ißt."

Die großen Gasthöfe der damaligen Zeit waren: Das Hotel der Königin Margaretha, Seinestraße, und das Hotel de Bouillon, am Quai der Theatiner (Quai Voltaire). Die besten Tables d'hôte hatte man im Hôtel de Mantoue, Montmartrestraße (zu 40 alten Sous, d. i. etwas mehr als ein Thaler täglich) und im Hôtel de l'Isle de France, Straße Guénégaud (zu demselben Preise). Dann folgen die Mahlzeiten zu 30, zu 20, zu 15 und zu 10 Sous. „Die Leute, welche sich noch mehr in ihren Ausgaben beschränken müssen, finden außerdem in allen Theilen von Paris kleine Wirthshäuser, wo sie Suppe, Fleisch, Brod und Bier zur Genüge für 5 Sous bekommen."

Die verschiedenen Läden, in denen man Kleiderstoffe, Wäsche, Spitzen, Tressen, kurze Waaren kaufen konnte, befanden sich in den Stadttheilen, in denen man sie auch jetzt noch findet; aber der Handel en gros und der en détail waren fast immer vereinigt. Die Detailisten haben sich seitdem überall etablirt; die Engros-Händler sind fast alle in ihren alten Quartieren geblieben.

Die Genossenschaft der Haarkünstler hatte damals eine große Bedeutung. Herr Binet, Rue des Petits-Champs, machte dem Könige seine Perücken.

Die Bureaux für die, welche Stellen und Arbeit suchen, sind nicht eine neue Erfindung; die „Mütter" (Herbergen) der Handwerker sind sehr alt. Einige der Verkehrs-Oerter sind heute noch dieselben wie damals. „Die Maurergesellen, Tage-Arbeiter, Limosins u. s. w., versammeln sich an allen Arbeitstagen von 4—6 Uhr Morgens auf dem Grèveplatze, wo sie von denen, welche ihrer bedürfen, gesucht und gemiethet werden."

Ueber den Preis der Schuhe erfahren wir Folgendes: „Der Herr des Noyers, St. Annenstraße, macht Damenschuhe von ungemeiner Eleganz und verkauft sie zu 1 Louisd'or (der Louisd'or galt damals 12 Livres 10 Sous, nach dem heutigen Gelde mehr als 25 Francs). Le Poitevin, Magazinstraße, macht Herrenschuhe, welche der Mode zur widersprechen, und verkauft sie zu einem halben Louisd'or."

Auf alle diese Artikel folgt ein Kapitel, in welchem Ergänzungen, Veränderungen, Verbesserungen ihre Stelle gefunden haben. Wir finden hier z. B. die Notiz: „Herr Chartrin, dessen Adresse wir nicht haben, ist ein tüchtiger Lehrer für das Griechische."

Wir finden in diesem Kapitel auch die Vertheilung der Staatsverpachtungen, wie der General-Controleur der Finanzen dieselben gegen Ende des Jahres 1691 organisirt hatte.

Der letzte Theil des vorliegenden Adreß-Kalenders enthält: 1) was wir heutzutage Grand- und Reglements-Preise nennen (ein Kapitel, welches für den, der die Geschichte der Arbeit in Frankreich schreiben will, seinen Werth hat), und 2) sehr ausführliche Angaben über die Diligencen (Carosses de routes, wie man sie damals nannte); die Botenhäuser, Posten und Eilboten. Für denjenigen, der den Zustand der Communicationsmittel in Frankreich am Ende des siebzehnten Jahrhunderts kennen lernen will, dürften diese Angaben von Interesse sein.

Die Geschichte der Poesie, nach Karl Rosenkranz.

(Fortsetzung.)

Ueber die westasiatische Gruppe, der das „heroische" Ideal zuerkannt wird, sagt der Verfasser im Allgemeinen Folgendes:

Alle diese Völker, mit Ausnahme der Hebräer, sind Dualisten, d. h. sie fassen die Welt als Erscheinung des Kampfes zweier prinzipiellen Mächte, einer positiven und einer negativen. Die Folge davon ist eine Tendenz zur Unruhe, zur Beweglichkeit, zum Kampfe. Die Poesie empfängt deshalb hier ein ganz anderes Ideal, ein heroisches. Der West-Asiate erkennt das Schlechte als daseiend an, erhebt sich zu dem Muthe, es anzufechten, und entschließt sich mit Freiheit, entweder mit ihm oder gegen es zu kämpfen. Die Thatenlust schafft hier eine Poesie der Wirklichkeit, eine dramatische Bewegtheit des unmittelbaren Lebens, welche in sich selbst schon Befriedigung findet. Darum finden wir bei diesen Völkern zwar riesige Bauwerke, üppige Luxusarbeiten, Musik, aber wenig Poesie. Die Parsen kämpften als Iranier für den Lichtkönig Ormuzd, gegen die Turanier als die Diener des Nachtgottes Ahriman. Die Aegypter kämpften mit dem Sonnengotte Nilgott Osiris gegen den Wüstengott Typhon. Die Semiten, ausgehend von einem sidrischen Fatalismus, kämpften für ihren Genuß gegen ihre persönlichen Feinde. Die altarabische Poesie, die Verherrlichung der Binträche, wurde die höchste Stufe dieses Prozesses.

Aus dem, was zur allgemeinen Charakteristik der europäischen Gruppe mit dem „Individualitäts-Ideal" gesagt wird, heben wir die folgenden Züge hervor:

Der Gegensatz der ostasiatischen und der westasiatischen Völker findet seine Lösung in den europäischen, indem diese in dem Prinzip individueller Freiheit sowohl das passive als aktive Moment vereinigen. Die Individualität, welche sich selbst Zweck wird, ist das Prinzip, in welchem ebensowohl die Empfänglichkeit für alles Wahlenswerthe, als die Selbstbestimmung enthalten ist, durch Verarbeitung des Empfangenen über dasselbe zu einer neuen Gestalt hinauszugehen. Die Griechen haben die Schönheit ihrer Erscheinung, die Römer die Kraft ihres Willens, die barbarischen Uebergangsvölker die Innerlichkeit ihres Gemüthes zum Ausgangspunkt. Bei den ersten allein nimmt daher das Ideal einen schlechthin ästhetischen, bei den zweiten einen moralischen, bei den dritten einen dämonischen Charakter an.

Digitized by Google

In der historischen Darstellung der griechischen Poesie werden folgende drei Perioden unterschieden: 1) die hellenische als die productive; 2) die alexandrinische als eine kritisch gelehrte; 3) die römisch-kosmopolitische als eine eklektische.

Aus der Charakteristik der hellenischen Periode heben wir einige Züge heraus.

Diese Periode enthält die konsequente Absolge der Epik, Lyrik und Dramatik. Alles, wodurch die Griechen in der Poesie groß sind, gehört dieser Zeit an, in welcher die Kalotagathie, das Schöngute, das Ideal der Griechen war. Nur einmal in der Geschichte ist diese glückliche Einheit von Natur und Geist möglich gewesen. Als ein neues, freundliches, heimatliches Element tritt bei den Griechen das Meer auf.

In dem die Darstellung der römischen Poesie einleitenden Abschnitt wird unter Anderem Folgendes gesagt:

Der Römer, als der nur in Thaten sich genugthuende, konnte in der Kunst nur ein prosaisches Ideal haben. Dies war die Moralität. Die einzige Form, in welcher die Moralität poetisch werden kann, ist die Kritik der Gesellschaft — die Satire. Im Uebrigen ist die römische Poesie nur Uebersetzung, Aneignung, Nachahmung der griechischen Poesie. Aber dennoch ist diese Poesie von einer unendlichen Wichtigkeit geworden, weil ihre Produkte zunächst für die romanischen Völker und durch diese lange Zeit auch für die germanischen die Musterbilder geworden sind.

Die barbarischen Uebergangsvölker werden in ihrem vom Christenthum noch unberührten natürlichen Wesen treffend geschildert und alle Ueberreste der Poesie dieser Völker ausführlich besprochen. Die Poesie der alten Germanen wird in folgender Gruppirung behandelt: 1) das skandinavische Epos (die ältere Edda, die Göttersage, die Heldensage, die Kunstpoesie der Skalden, die jüngere Edda, die Saga); 2) das fassische Epos (Beowulf, Gudrun); 3) das gothisch-burgundische Epos (die Nibelungen, Rother, Dietrich's Geschichte, Kämpfe der Gothen mit den Burgundern, die Verfälschung des deutschen Epos).

Bei den Kelten und Germanen angelangt, möchten wir bei diesen Völkern nun auch schon bleiben, um gleich auch die von eben diesen Völkern unter der Herrschaft der neuen hierarchischen römischen Weltmonarchie durch ihre phantasiische Subjektivität zu Stande gebrachte mittelalterige Welt und die dieser Welt entsprechende romantische Poesie kennen zu lernen. Wir sehen keinen Grund, warum wir, durch die an Stoff und an Geist gleich reiche Darstellung des Verfassers in die vorchristliche Poesie dieser Völker so tief eingeführt und dadurch so schön vorbereitet und gestimmt, das Wesen, die Bedeutung, die relative Wahrheit der romantischen Poesie des christlichen Mittelalters dieser gemüth- und phantasiereichen Völker zu erfassen, uns nun erst noch zu den theistischen Völkern wenden sollen, die mit ihrer nur lyrisch-didaktischen Poesie und mit ihrem „Weisheit-Ideal" den Kelten und Germanen das nicht bringen, was ihnen zur Hervorbringung ihrer romantischen Welt und Poesie noch nöthig gewesen.*)

Um mit unseren Lesern im natürlichen Gedankengang zu bleiben, überspringen wir daher die vom Verfasser an dieser Stelle dargestellten zwei theistischen Gruppen: „die Gruppe der hebräischen Stämme" (!) und „die Gruppe der muhammedanischen Stämme", nachdem wir nur dies bemerkt haben wollen, daß wir auch in Betreff dieser Gruppen den literarhistorischen Leistungen des Verfassers hohe Anerkennung zollen.

Und den Betrachtungen, mit welchen der Verfasser und in seinen dritten poetischen Kreis: in den der christlichen Völker, denen er im Allgemeinen das „Ideal der Freiheit" zuerkannt hat, einführt, haben wir Folgendes hervorzuheben:

Das Christenthum geht von der Anschauung der Menschwerdung Gottes aus, sich durch ihre Vermittelung zum Begriff Gottes als des absoluten Geistes zu erheben. Es ist relativ zwar eine der vielen Religionen, aber an und für sich ist es die Religion schlechthin, die Weltreligion. Daraus folgt, daß auch die aus ihm sich entwickelnde Kultur wesentlich Weltkultur, die aus ihm entspringende Poesie also Weltpoesie werden muß. Die christlichen Völker müssen die Partikularität ihrer nationalen Besonderung in die Universalität des göttlichen Geistes verklären. Das ästhetische Ideal des Christenthums ist das „sentimentale", nicht im Sinne schlechter Empfindsamkeit, sondern in dem der Innerlichkeit des Gefühls, das von der Anschauung des Gottmenschen erfüllt ist, wie er für die Befreiung des Menschengeschlechts lebt und liebt, leidet und stirbt. Das Christenthum ist perfektibel. In seiner Entwickelung reproduzirt es die ihm vorausgesetzten Standpunkte: den Theismus in der griechisch-orientalischen, den Ethnizismus in der lateinisch-romanischen Kirche, und erreicht sein wahres Wesen in der germanisch-protestantischen Kirche. Die diesen Stufen entsprechenden Ideale der Poesie sind: das der Resignation, das der Ritterlichkeit und das der Selbstgewißheit.

*) Diese Ansicht des Herrn Berichterstatters können wir nicht theilen. Vielmehr sind auch wir mit Herrn Rosenkranz der Meinung, daß die Gottes-Idee der theistischen Völker einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Poesie der modernen Völker geübt, wobei wir namentlich auch an den Einfluß der Araber in Spanien und Sicilien erinnern. D. R.

Das eigentlich mittelalterige Ideal, welches uns als das zweite weltgeschichtliche Haupt-Ideal gilt, bezeichnet der Verfasser als das „romanische Ideal der Ritterlichkeit", offenbar im Gegensatz zu dem „germanischen Ideal der Selbstgewißheit". Es scheint uns aber nicht zweckmäßig zu sein, die weltgeschichtlichen Haupt-Ideale nach den Nationen zu benennen, in denen sie zuerst oder vorzugsweise aufgetreten sind; es dürfte wohl besser sein, sie ganz allgemein: das Ideal des Alterthums, das Ideal des Mittelalters, das Ideal der Neuzeit, oder: das antike, das romantische, das moderne — zu nennen.

Das byzantinische Ideal der Resignation hat die weltgeschichtliche Bedeutung nicht, die dem romantischen Ideal des Mittelalters und dem modernen Ideal der Selbstgewißheit zuerkannt werden muß. Die byzantinische Welt ist auch nicht die Vorhalle, durch welche wir in die romantische Welt des Mittelalters eingeführt werden können. Erst nach dem Bruch mit der byzantinischen Staatskirche ist die römisch-katholische Kirche die Weltkirche, die heilige Mutter der romantischen Welt des Mittelalters geworden. Die byzantinische Welt ist die frühreife schwächliche Frucht der oberflächlichen Verbindung, welche das verlebte Griechenthum mit der noch unentwickelten theistisch-christlichen Religion eingegangen. Die geschichtliche Bedeutung dieser Welt tritt sehr früh erst darin hervor, daß dieselbe das Ende des griechischen Alterthums an die neue Welt übergiebt und vorher schon der Ausgangspunkt für die Christianisirung der slavischen Völker wird. Die russische Reichskirche ist die Fortsetzung der byzantinischen Staatskirche. Der Logik der Weltgeschichte ist es gewiß nicht entsprechend, wenn man, wie der Verfasser thut, das sehr untergeordnete byzantinische Ideal und die zwei weltgeschichtlichen Haupt-Ideale: das romantische und das moderne, denen nur das antike als ebenbürtig vorangestellt werden kann, als koordinirte Unter-Ideale des einen und selben christlichen Ideals der Freiheit darstellen will.

In der durch eine treffende Charakteristik des Geistes der römisch-katholischen Kirche eingeleiteten Darstellung des romanischen Ideals der Ritterlichkeit unterscheidet der Verfasser: 1) die Poesie der römischen Kirche; 2) die ritterliche oder höfische Romantik; 3) die klassische National-Poesie der romanischen Völker.

Die ritterliche Romantik erlangt ihre vollständige Ausbildung in der provenzalischen Lyrik, in der nordfranzösischen Epik (dem fränkisch-karolingischen Epos und dem bretonisch-häretischen Epos der Artus- und Gralsage) und in der französisch-nationalen Poesie, in welcher neben der höfischen Lyrik auch eine volksmäßige entsteht, die Phantasik der Ritterwelt sich auflöst und das Drama aus seiner kirchlichen Vorbildung sich zu ästhetischer Selbständigkeit emanzipirt. Die deutsche Ritter-Poesie (der Minnesänger) ist eine Nachahmung der französischen. In Spanien entwickelt sich im Kampfe mit den Sarazenen eine eigenthümliche nationale Ritter-Poesie.

Das antike Schönheits-Ideal in ihre christliche Romantik aufnehmend, entwickelten die romanischen Völker ihre besonderen nationalen Ideale, die Italiäner (Dante, Petrarca, Boccaccio, Tasso) — das „antik-romantische", die Spanier (Cervantes, Lope de Vega, Calderon und der portugiesische Dichter Camoens) — das „katholisch-romantische", die Franzosen (Ronsard, der Gründer der „Pléiade française", de Malherbe, de la Fontaine, Racine, Corneille, Molière) — das „novantike" Ideal.

Die Geschichte dieser drei nationalen Ideale wird durch folgende Betrachtung eingeleitet:

Die Freiheit (das gemeinsame Ideal der christlichen Völker) individualisirte sich; das allgemeine Wesen des Christenthums brachte sich zur konkreten Erscheinung in einem besondern Volksleben; aber mit dieser Incarnation war auch eine neue Trennung verbunden: das römisch-katholische und das germanisch-protestantische Ideal traten uns einander. Das römisch-katholische vollendete die Poesie des romanischen Ritter-Ideals, indem es dasselbe mit der objektiven Klarheit des antiken Schönheits-Ideals vereinte. Das äußerliche Anhaften der antiken Formen war aber ungenügend und mußte sogar zu Widersprüchen führen. Es konnte nur eine Schule der Bildung sein. Man entfremdete sich der eigenen Nationalität, um sich ganz in die Alten hineinzuversenken. Die zunächst entstehende lateinische Kunst-Poesie war eine Reflexions-Poesie, welche, fast gleichgiltig gegen den Inhalt, die Form um der Form willen kultivirte. Die Folgen dieser lateinischen Kunst-Poesie waren: die Vernachlässigung der Nationalsprache, die Verdrängung der National-Poesie durch die Uebersetzungen der antiken Klassiker, die Anfnahme der griechisch-römischen Poesie, die Herrschaft der antiken Poetik.

Den Unterschied der romanischen Völker in ihrem Verhältniß zum klassischen Ideal giebt der Verfasser folgendermaßen an:

Die Italiäner trugen als die unmittelbaren Nachkommen der Römer das antike Element als ein angeerbtes in sich. Der Sinn für plastische Schönheit wurde ihnen nunmehr in einem Grade zu Theil, wie ihn vorher nur die Griechen besessen hatten. Sie wurden das Volk, welches die romantischen Stoffe in der Präzision

Digitized by Google

und Klarheit der antiken Form erfaßte. Von den Italiänern ging die Formbestimmtheit zu den Spaniern über, welche sich niemals direkt durch die Antike bestimmen ließen und den romantischen Charakter der Poesie am reinsten bewahrten. Sie blieben die Träger des christlich-romantischen Ideals, mit welchem sich bei ihnen orientalische Elemente in vollkommen homogener Weise mischten. Die Franzosen wurden in der Form ebensowohl als die Spanier durch die Italiäner bestimmt; das Unterscheidende ihrer Poesie lag aber darin, daß sie das griechisch-römische Ideal nicht, wie die Italiäner, in romantischen Stoffen, nicht, wie die Spanier, in der Abrundung der Form, sondern auch in antiken Stoffen und nach Regeln reproduzirten, in deren Beschränktheit sie das wahre Wesen des Alterthums erfaßt zu haben glaubten. Sie ließen die Romantik gänzlich fallen und brachten das novantike Ideal hervor, dessen rhetorische Energie und verständige Faßlichkeit fast zwei Jahrhunderte hindurch von sich abhängig machte.

(Schluß folgt.)

Polynesien.

Die Chinesen auf den Sandwich-Inseln.

Einer neueren Nummer der schon in diesen Blättern erwähnten chinesisch-englischen Zeitung „The Oriental, or Tung-ngai San-luk" entlehnen wir folgende Notizen über die chinesische Kolonie auf den Sandwich-Inseln:

„Wer nach Honolulu kömmt, wird erstaunt sein, dort eine blühende kleine Gemeinde der „Yankees des Ostens" zu finden. Die Straßen sind mit ihren Läden besetzt, welche die nationalen, fenkrechten, rothen Schilder zur Schau tragen, als ob die Eigenthümer sich ganz heimisch fühlten, was noch mehr durch die hübschen Villas in der Nachbarschaft der Stadt bewiesen wird, die mit Gärten voll chinesischer Blumen und Früchte und Goldfischteiche geschmückt sind und in denen sich Scharen von kleinen Buben umhertreiben, deren Sprache eine Mischung des väterlichen Chinesisch mit dem mütterlichen Kanaka bildet. Einige von diesen Leuten sind schon vor längerer Zeit mit Wallfischfängern auf ihren Kreuzfahrten durch das Stille Meer nach den Sandwich-Inseln gekommen; der größte Theil aber ist erst neulich hier eingewandert. Man zählt ihrer gegenwärtig auf der Gruppe etwa fünfbis sechshundert, wovon etwa dreihundert sich in Honolulu aufhalten und die übrigen in kleinen Gemeinden über die verschiedenen Inseln, namentlich Maui und Lahaina, zerstreut sind.

„Die chinesischen Kaufleute in Honolulu treiben einen recht bedeutenden Handel. An ihrer Spitze steht das Haus Sam Sing, welches drei Theilnehmer (Compagnons) hat, wovon einer seit mehr als zwanzig Jahren sich hier aufhält. Sie haben zusammen ein Vermögen von funfzigtausend Dollars erworben. Das Haus Sing Lai ist gleichfalls wohlhabend und hat fünf oder sechs Kommanditen auf den anderen Inseln. Zwei andere Etablissements besitzen Kapitalien von sechs- bis achttausend Dollars. Außerdem giebt es im Orte etwa sechzehn andere Waarenlager und Kaufläden verschiedener Art. Ein kleiner Theil der zum Kauf ausgebotenen Waaren wird aus China eingeführt; die Hauptmasse kömmt aus Kalifornien und besteht vorzugsweise aus Gegenständen zum Gebrauch der Wallfischfahrer und aus Kleidungsstücken für die Eingeborenen, welche die in San Francisco etablirten chinesischen Kaufleute einschicken.

„Mehrere Chinesen haben Zuckerpflanzungen angelegt, zum Theil aber wieder aufgegeben. Doch bestehen noch zwei derselben, die von Sam Sing und Sam Tscho, beide auf Maui. Sie haben chinesische Aufseher und Arbeiter, welche den Zucker sieden und die schwierigeren Manipulationen vornehmen. Die anderen Arbeiten werden von Eingeborenen verrichtet, die ihre Dienste für geringeren Lohn anbieten. Einige von den amerikanischen Pflanzern hatten chinesische Arbeiter gemiethet, die sich anfangs zu ihrer Zufriedenheit benahmen, aber bald durch den Gebrauch des Opiums zu Grunde gingen, der ihnen auch in Kalifornien so verderblich geworden ist. Im Frühjahre kam ein Schiff aus China mit hundertsiebzig Arbeitern, welche sich verbindlich gemacht, die Kosten ihrer Ueberfahrt allmählich abzutragen. Viele von ihnen sind als Köche oder Bedienten in Familien untergebracht worden, wo sie den Eingeborenen vorgezogen werden.*) Die meisten dieser Leute kamen aus der Gegend von Tschin-tschau, im äußersten Osten der Provinz Canton, und nur etwa funfzig aus der Nachbarschaft von Canton selbst. Die Mundart, die sie reden, ist daher den in Kalifornien lebenden Chinesen fast unverständlich; sie hat Aehnlichkeit mit dem Dialekt, der in Amoy gesprochen wird."

Die von den amerikanischen Missionären gemachten Versuche, die auf den Sandwich-Inseln domizilirten Chinesen zum Christenthum zu bekehren, sind, wie es scheint, bisher ziemlich erfolglos geblieben.

Mannigfaltiges.

— Lord's historisches Jahrbuch. Etwas spät ist der zweite Jahrgang dieses die politische Geschichte des Jahres 1854 umfassenden Jahrbuches ausgegeben worden, dessen ersten Jahrgang wir in diesen Blättern angezeigt und nach Verdienst empfohlen haben. Wie der Verfasser in dem Vorworte sagt, hat der Wunsch, überall die zuverlässigsten Quellen zu Rathe zu ziehen, verbunden mit der Schwierigkeit, die verwickelten diplomatischen Verhandlungen des vergangenen Jahres und die wichtigen Kriegsbegebenheiten desselben in einen engen Rahmen zu fassen, ohne doch irgend ein vorwiegendes Moment zu übergehen, die Verzögerung herbeigeführt, die jedoch künftig vermieden werden soll. Das diesem Jahrbuch ähnliche „Annuaire" der Revue des deux Mondes wird in Paris gewöhnlich im Oktober ausgegeben, schließt jedoch seine Jahres-Chronik bereits im Juli ab, so daß es vom Juli des einen bis zum Juli des anderen Jahres reicht, während das deutsche Jahrbuch immer ein volles Kalenderjahr umfaßt. Es zerfällt auch diesmal in folgende Abschnitte: 1) Politisch-Statistischer Uebersichtskalender sämmtlicher Staaten und Regierungen der Erde, worunter sogar die des Sudan, des Moskito-Landes und der Sandwich-Inseln nicht fehlen; 2) Chronologischer Kalender des Jahres 1854, der mit dem am 1. Januar ins Leben getretenen Zoll- und Handelsvertrage zwischen Oesterreich und dem Zollvereine beginnt und mit einem am 29. Dezember stattgefundenen Erdbeben in Piemont schließt. 3) Politische Geschichte des Jahres 1854, die das eigentliche Korpus des Buches bildet und mit anerkennenswerther Klarheit und Uebersichtlichkeit ausgearbeitet ist; 4) endlich ein nekrologischer Kalender, nach dem Alphabet geordnet und mit genügenden biographischen Notizen ausgestattet. Der Verfasser hat sich das ehrenwerthe Ziel gesteckt, dem Leser eine möglichst vollständige Chronik zu liefern, die ihm, wenn er bei der täglichen Lektüre der Zeitungen sich über die Entstehungsgeschichte der Tagesbegebenheiten aufklären will, als ein stets Rede stehendes Handbuch dienen soll. Die Leser werden dem Verfasser gern das Zeugniß geben, daß er dieses Ziel erreicht habe.

— Maurerische Literatur in Amerika. Die Buchhandlung Jno. W. Leonard & Co. in New-York widmet sich fast ausschließlich dem Verlage und Vertriebe der maurerischen Literatur. Es erscheinen in diesem Verlage zwei maurerische Zeitschriften: der Masonic Advertiser und das Freemason's Magazine, von denen das letztere, wie die meisten amerikanischen Monatschriften, wahrscheinlich Nachdruck einer ähnlichen, in England erscheinenden Zeitschrift ist. Von mehreren alten englischen Werken, namentlich von James Anderson's „Constitutionen der Freimaurer",*) welches als die „wahre maurerische Bibel" bezeichnet wird, von John Cole's „Illustrations of Masonry", von Alex. Lawrie's „Geschichte der Freimaurerei" und von der „Freimaurerei für Damen" („Freemasonry for the Ladies") sind Abdrücke in dieser Buchhandlung erschienen, welche zugleich ankündigt, daß sie nach und nach alle früher in England herausgekommenen maurerischen Werke von Werth republiziren werde. Eine Uebersetzung von C. Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei (Leipzig, 1822, drei Bände) ist ebenfalls unter der Presse.

— Die Berühmtheiten auf dem Kirchhofe des Pater Lachaise. Der französische Akademiker Viennet hat eine neue Ausgabe seines im Jahre 1824 erschienenen Buches „Promenade au Cimetière du Père La Chaise" veranstaltet und dasselbe mit den Namen vermehrt, die in den einundzreißig Jahren diesen berühmten Kirchhof noch berühmter haben machen helfen. Im Jahre 1824 umfaßte das Buch hundert Namen; jetzt bringt es deren zweihundertundsiebzig. Abgesehen von dem Interesse, welches das Buch für die Besucher der immer mehr sich ausdehnenden, bald bis an die Stadt der Lebenden, von der sie früher entfernt, oben auf der Anhöhe, lag, hinanreichenden Nekropole hat, ist demselben auch ein künstlerischer literarhistorischer Werth nicht abzusprechen, da Herr Viennet mit geistreicher Auffassung eine lebendige, oft poetische Darstellung zu verbinden weiß.

*) Glücklich sind diese Chinesen zu preisen im Gegensatze zu denjenigen ihrer Landsleute, die sich unter ähnlichen Bedingungen des allmählichen Abarbeitens ihrer Ueberfahrtskosten nach Cuba schiffen ließen, wo sie als Sklaven, namentlich zu der ekelhaften Bearbeitung der Guano-Inseln, verwendet und aufs grausamste mißhandelt werden. D. R.

*) The Constitutions of the Freemasons, containing the History, Charges, Regulations &c. of that most Ancient and Right Worshipful Fraternity. For the use of the Lodges. London, 1723.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 22½ Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei von der Post frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Redakteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 37), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 120. Berlin, Sonnabend den 6. Oktober 1855.

China.

Chinesischer Sozialismus und Kommunismus.

„Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die meisten jener sozialen Theorieen, welche die gegenwärtige Gesellschaft Frankreichs neuerdings in Gährung versetzten und als erhabene Resultate des Fortschrittes menschlicher Vernunft dargestellt werden, nichts weiter sind, als dankerotte Utopien China's, welche das himmlische Reich vor Jahrhunderten bewegten."

Diese Stelle in Hue's „China" brachte mir der Zufall vor die Augen, als ich das Buch zuerst durchblätterte. Das wäre doch interessant und merkwürdig genug, dachte ich, wenn Louis Blanc, Fourier, Cabet, Karl Marx, Willich u. s. w. in China längst ihre Meister gefunden, obgleich es bekannt genug ist, daß die Chinesen eine Menge stolzer neuer Erfindungen und Philosopheme des Abendlandes schon längst gekannt, gemacht und sich an den Schuhen abgelaufen, als wir unsere Civilisation damit auf den Strumpf zu bringen glaubten.

Und richtig. Bereits im eilften Jahrhundert gab es Sozialisten und Kommunisten in China, wurde am himmlischen Reiche selbst vom Throne herab das Experiment in viel großartigerem Maßstabe gemacht, welches der kleine Louis Blanc nach 1848 in Frankreich im Kleinen versuchte. Zweimal wurde China zu einer Louis Blanc'schen National-Arbeitsstätte mit allem Zubehör von Garantieen für die Glückseligkeit aller Unterthanen umgewandelt, zweimal die großen und knotigen Fragen sozialer und politischer Oekonomie, die bei uns im Westen neuerdings so viel Papier, Tinte, Druckerschwärze, Blut, Gefängnißqualen, Gewerbe und Handel kosteten, in China gelöst und wirklich ein- und durchgeführt. Sie begnügten sich nicht mit dem partiellen und verkappten Kommunismus, der in Form von Schutzzöllen noch alle Staaten der westlichen Civilisation mißhandelt, indem er die gewaltsame Vertheilung des Privat-Eigenthums fortwährend in gewaltsamer Besteuerung von Konsumenten zu Gunsten der Produzenten (die aber leider dadurch nichts in die Tasche bekommen, sondern nur in den Stand gesetzt werden, unsinnige Kapitals-Anlagen zu erhalten) zu bewirken sucht, ohne daß dieser Raub irgend einem Sterblichen zugutekömmt; die Chinesen nahmen die Sache gründlich und machten vollkommenen Ernst damit. Sie, die als versteinert in ihren politischen und sozialen Institutionen verschrieen sind, diskutirten und exekutirten schon vor beinahe acht Jahrhunderten über mehrere Menschen-Alter hindurch mit großer Leidenschaft und Ausdauer im Wesentlichen ganz dieselben gesellschaftlichen Erlösungstheorieen, welche neuerdings in Frankreich, Deutschland und England als ganz neue Heilande auftraten und ans Kreuz geschlagen wurden. Die chinesische Reform-Partei versprach und versuchte damals eine radikale, sozial-kommunistische Umgestaltung des ganzen Eigenthums und der Production. Nach langer Agitation bekam der eigentliche Schöpfer und leiter Mittel und Gelegenheit, seine Erlösungstheorie mit Hülfe der ganzen Staatsgewalt zu verwirklichen, also in einem Maßstabe, der zur Belehrung und zum apagogischen Beweise nichts zu wünschen übrig läßt. Dies giebt jenen Experimenten einen großen Werth für alle diejenigen, die noch an kommunistischen Erlösungskrankheiten leiden, ohne sich durch Adam Riese und die klar erkannten Naturgesetze menschlicher Beziehungen belehren zu lassen.

Der Name des chinesischen Kommunisten-Chefs und zweimaligen ersten Staatsministers war Wang-gan-chê, ein Mann, noch heute berühmt in der chinesischen Geschichte wegen seines energischen, ausdauernden Heroismus in Ausführung seiner Reformen, wegen seiner Gelehrsamkeit, Intelligenz und romantischer Abenteuerlichkeit seines Schicksals. Man rühmte die Grazie und das Feuer seiner Beredsamkeit und die Macht und den Zauber seiner ganzen Persönlichkeit, die es vermochte, eines der despotischsten, ältesten, konservativsten Staatengebilde so radikal zu erschüttern und selbst das Staatsoberhaupt zu seinem Diener und Werkzeuge zu gewinnen. Dies ist gewiß beispiellos in der Geschichte aller Völker und Herrscher. Chinesische Chroniken schildern seinen Privat-Charakter als durchaus musterhaft, aber auch als leidenschaftlich ehrgeizig, als einen Mann, der jedes Mittel für gerecht hielt, wenn es galt, seine Reformen durchzusetzen, eigensinnig bis zur unbeugsamsten Halsstarrigkeit in seinen Meinungen, stolz und voller Bewußtsein seiner Verdienste, voll Verachtung gegen Alles, was seinen Grundsätzen und politischen Theorieen widersprach, fanatisch in Ausrottung aller früheren sozialen und politischen Institutionen und in Ersetzung derselben durch seine eigenen Reformen."

Dies heißt mit anderen Worten weiter nichts, als daß es ihm durchweg mit seinen Reformen unbedingter und voller Ernst war und kein Einfluß, keine Rücksicht vermochte, ihn von seinen Idealen abzubringen, für welche er ein langed Leben voller Arbeit und Entsagung geopfert. Um die alten Lebens- und Staatsansichten geistig auszurotten, übernahm er die heroische Arbeit, alle heiligen und klassischen Schriften China's mit neuen Kommentaren herauszugeben und dadurch seine Theorie im Volke vorzubereiten, ja, durch ein Wörterbuch, welches über hunderttausend der chinesischen Sprachzeichen umfaßte, die Bedeutung derselben so zu modifiziren, daß sie zu Gunsten seines Systems sprachen. Er war also gewissermaßen allein, was die geistigen Schöpfer der großen französischen Revolution, die Doctrinaires und Encyklopädisten. Da die ihm allein zugeschriebenen Arbeiten so gut wie physisch unmöglich auch für das fleißigste Genie erscheinen, wird er wohl auch Mitarbeiter gehabt haben, die nur mit der Zeit in dem einen Hauptnamen zusammenschmolzen, wie denn überhaupt bestimmtere Details seiner Geschichte fehlen, wenigstens in dem Buche unseres Gewährsmannes. Durch die großartigste, ausdauernste geistige Vorarbeit gelang es ihm, sich von Stufe zu Stufe emporzuarbeiten und sich geistig und materiell seinen Weg zu bahnen, bis der Kaiser selbst, Chentung, bewältigt von seinen brillanten Eigenschaften, ihm sein ganzes Vertrauen schenkte und ihm seine ganze Macht gab, um damit alle Chinesen vermittelst der neuen Erlösungstheorie glücklich zu machen. Wang-gan-chê besetzte alle Aemter und Tribunale mit seinen Jüngern und Anhängern und begann dann seine radikale Umgestaltung des Lebens geradeaus, durchgreifend und ohne Zaudern.

An der Spitze seiner Theorie stand der Satz: „Der Staat muß allen Unterthanen eine untrügliche, dauernde Glückseligkeit verschaffen. Die Mittel dazu liegen in voller Entwickelung und gleicher Vertheilung aller Schätze und Reichthümer des Landes. Die erste und wesentlichste Pflicht einer Regierung ist, das Volk zu lieben", sagte er, „und deshalb ihm alle wahren Vortheile des Lebens zu verschaffen, diese aber sind: Fülle und Freude. Um dies zu erreichen, würde es genügen, jeden Einzelnen mit den richtigen Grundsätzen der Rechtschaffenheit zu erfüllen; aber, da sich Niemand die ausnahmslose Gewißheit dieser Rechtschaffenheit in jedem Unterthanen verschaffen kann, muß der Staat bestimmen, in welcher Weise sie geübt werden muß, und unbedingten Gehorsam durch weise und strenge Gesetze erzwingen. Um Ungerechtigkeit und Unterdrückung des Einen durch den Anderen zu verhüten, muß der Staat alle Erstenzquellen und Güter des Lebens in Besitz nehmen und der einzige Eigenthümer und Arbeitgeber werden. Der Staat muß daher auch allen Handel, alle Industrie, allen Ackerbau in seine Hand nehmen, um das „Wohl der arbeitenden Klassen" zu sichern und sie gegen die Reichen zu schützen, daß sie dieselben nicht zu Stand zermalmen."

Man sieht hier, wie genau der Chinese des zwölften Jahrhunderts mit den französischen, deutschen und englischen sozialen Heilanden des neunzehnten übereinstimmt, so daß man meinen sollte, sie hätten aus den Schriften Wang-gan-chê's übersetzt. Freilich Uebersetzung ist es, auch die Theorie Wang-gan-chê's, Uebersetzung aus der Noth eines dichten, civilisirten Lebens voller Gegensätze, voller Noth und Elend, voller Luxus und Ueberfluß, voller Entbehrung und Hunger. Dieselben Ideen und Ideale treten unter ähnlichen Verhältnissen wieder und immer wieder auf, so verschieden man sich die davon Ergriffenen sonst auch denken mag, sind wie ein Chinese von eben derselben Cholera befallen wird, wie ein Franzose oder ein Deutscher, wenn die Bedingungen in der Atmosphäre und in seiner körperlichen Beschaffenheit zusammentreffen. Jeder halbweg vernünftige Staats- und Rechtsmann würde deshalb auch gegen die unter uns seit Jahren grassirende kommu-

Digitized by Google

nistische und sozialistische Krankheit sich mehr therapeutisch, als kriminal und hart verhalten, um so mehr, als der kommunistische Trieb, so verbrecherisch er auch gegen das Bestehende erscheint, aus der Noth der Zeit unter dem trügerischen Scheine einer Erlösung hervorgeht. Therapeutisch! Wo Kommunismus und Sozialismus endemisch und epidemisch auftreten, liegt allemal ein grobes, grausames soziales Uebel zu Grunde.

Massenhafte und Klassen-Unzufriedenheit ist die nächste Folge, die nächste daraus Kommunismus, d. h. das Bestreben, gewaltsam erzeugte Eigenthumsverhältnisse auszugleichen, den Kommunismus des Staates auf den Kopf zu stellen, die Konsequenzen desselben im Namen einer Erlösungstheorie zu ziehen, eines politischen Ideals, wie z. B. der Demokratie, d. h. einer Despotie im Namen (nicht der) der Massen.

Klassen- und Massen-Unzufriedenheit, entspringend aus den gewaltsam erzeugten Klüften zwischen verschiedenen Klassen, aus Begünstigung dieser auf Kosten jener, rufen krankheitsgesetzlich, durchaus nicht willkürlich, dieselben Begriffe und Phantasmagorieen von Heilung hervor, in China dieselben, wie acht Jahrhunderte später in ganz anderen Ländern. Die Verschiedenheiten sind durchaus unwesentlich. So ist es z. B. durchaus Nebensache, daß die heutigen Kommunisten und Sozialisten unter dem Wahne einer demokratischen Erlösung leiden, während der Chinese im Namen eines absoluten Herrschers operirte. Die Vertilgung der freien Selbstbestimmung, der Naturgesetze, unter welchen Besitz und Eigenthum entstehen und sich regeln, bleibt dieselbe, ob der Moloch, zu dessen Gunsten man operirt, ein tatarischer Despot auf dem Throne, oder eine Robespierresche, oder Karl Marxsche Idee sei. Die Gleichheit Beider liegt eben in dem Ideale Beider: Beide wollen — alle Menschen gewaltsam glücklich machen.

Nur das hat, wie gesagt, unser chinesischer Heiland vor allen anderen Kollegen voraus, daß er seine Glückseligkeitstheorie verwirklichen konnte, verwirklichen mit aller Macht eines absoluten Thrones, zweimal verwirklichen. Zunächst organisirte er Tribunale durch das ganze Reich, welche den Preis von Lebensmitteln und Handelswerthen fixirten, wie es die Schutzzöllner und die französische Regierung im Einzelnen auch thun, die Steuern von den Armen auf die Reichen legten und das Geld in den Staatsschatz sammelten, welcher es unter die Armen und Arbeiter ohne Arbeit zu vertheilen hatte. Der Staat ward zum einzigen Grundeigenthümer erhoben. Als solcher vertheilte er den Grund und Boden durch seine Tribunale an die Ackerbauer, eben so die Saat in Art, Qualität und Quantität, unter der Bedingung, daß nach der Aerndte der Werth dafür oder die Saat selbst zurückgegeben werde. Um hier seiner Willkür Spielraum zu lassen und von jeder Sorte der Produkte das „rechte Maß" zu bekommen, bestimmte die Staatsweisheit auch, wo und wie viel Reis, wie viel anderes Getraide, wie viel Bambus gesät und gepflanzt werden sollte, u. s. w. (Letzteres wird in den verschiedensten Zubereitungen als Gemüse gegessen.)

„Es ist klar", sagte Wang-gan-ché, die Beweise unserer modernen Sozialisten antizipirend, „daß durch diese Reformen Fälle und Freude im ganzen Lande Jedem geschert werden. Die, welche allein dabei leiden, die Wucherer und Monopolisten, die niemals versäumen, durch Hunger und Theurung sich zu mästen und die arbeitenden Klassen noch mehr zu ruiniren, leiden zum Vortheile der Allgemeinheit und zahlen auf diese Weise blos ihren Raub zurück. Von jetzt an ist der Staat einziger Gläubiger, und der Staat nimmt keine Zinsen. Da er den Ackerbau überwacht und die Preise der Lebensmittel bestimmt, hat er es vollständig in seiner Gewalt, so viel zu produziren, daß er niedrige Preise stellen kann. Im Falle einer Mißernte in dem einen Theile gleicht er das Fehlende durch den Ueberfluß in anderen aus, worüber das große Tribunal in Peking zu bestimmen hat. So wird keine Gegend, keine Klasse mehr Mangel leiden, zumal da der Staat als einziger Kaufmann auch allein allen Profit zieht und diesen zu Werken allgemeinen Nutzens verwenden wird. (Es sollte mich wundern, wenn hier im Unterte nicht von Staats-Bauten gesprochen würde, der jetzt noch beliebten Quacksalber-Medizin gegen „Nehrberger" und sonstige „Nothleidende", welche darin besteht, daß man Luxus treibt, verschwendet, um Hungrige zu sättigen und Nackte zu kleiden.)

(Schluß folgt.)

Die Geschichte der Poesie, nach Karl Rosenkranz.

(Schluß.)

Den Uebergang aus der Welt des romanischen Ideals in die Welt des germanischen Ideals macht der Verfasser in folgender Weise:

In dem romanischen Ideal lag ein Dualismus. Die Ritterlichkeit war die opferfreudige Hingebung für die Verwirklichung der Freiheit. Diese Hingebung war das Große des Rittertums, wie des Mönchthums. Das Ritterthum legte aber einen übergroßen Nachdruck auf physische Kraft. Die schwärmerische Frauenliebe, der es sich hingab, veredelte, aber beseitigte nicht die Rohheit. Das Mönchthum weihte sich einem absoluten Spiritualismus. Der Atomistik der ritterlichen und höfischen Individualität gegenüber entwickelte sich die bürgerliche Gemeinde, welche die Heiligkeit der Ehe vorenthielte. — Die Freiheit war sich ihrer Wahrheit nur im Gegensatz derselben bewußt. Der Christ war sich seiner bewußt im Kampf mit den Ungläubigen, der Ritter im Kampf gegen den Bürger, der Patrizier im Gegensatz gegen den Plebejer, der Mönch im Gegensatz gegen die nur weltlichen Menschen. Es fehlt überall noch das Bewußtsein des allgemein Menschlichen. — In dem Liebes-Ideal der Italiäner war die Liebe entweder der erkaltische Traum eines transscendenten Idealismus oder der sinnliche Rausch eines wollüstigen Realismus. Im Glaubens-Ideal der Spanier war die Freiheit knirlos der Autorität der sozialen Dogmen unterworfen und die Seligkeit des Menschen das Werk eines Wunders. Im Ideal der Ehre des gentilhomme oder des homme honnête der Franzosen war das Bewußtsein immer außer sich in der Reflexion auf das Bewußtsein Anderer.

Das Ideal der Freiheit mußte den Dualismus von Selbstbestimmung und Fatalismus, von Selbstgewißheit und phantastischer Unsicherheit durch eine noch höhere Gestaltung seiner Realisation aufheben. Dies ist im germanischen Ideal der Selbstgewißheit geschehen. Der Verfasser glaubt dieses Ideal auch als das „protestantische" bezeichnen zu können. Der Protestantismus, in Bezug auf welchen er es so nennt, ist ihm „derjenige Form des Christenthums, in welcher dasselbe erst zur freien Gewißheit seiner Wahrheit, damit aber auch erst zur freien Wirklichkeit seiner Wahrheit gelangt", „das durch verneinirende Selbstkritik sich aus der Unendlichkeit seiner Perfectibilität fortbildende Christenthum", oder: „die Religion, welche die Vernunft der theoretischen und praktischen Freiheit zum Kriterium ihres Glaubens macht." „Ohne Philosophie", heißt es dann weiter, „verfuhr der Protestantismus leicht in die Atomistik der Sektirerei, die entweder am Buchstaben der Schrift haftet oder vom Selbstzeugnisse des Gefühls und der Phantasie ausgeht und zur Schwärmerei wird." „Im römischen Katholizismus usurpirt der Papst die Gottmenschheit Christi, und der Geist, der in steten Aufätzen durchbrechen möchte, wird als häretisch von der Kirche ausgeschlossen. Im Protestantismus ist der Begriff des Geistes der prinzipielle, weil in ihm die Gemeinde den Gegensatz der Kleriker und Laien aufhebt. Jeder Protestant hat das priesterliche Selbstbewußtsein."

Durch diese Andeutungen will der Verfasser nur begreiflich machen, daß die protestantische Poesie wesentlich ein Ausdruck des Kampfes des Menschen um das Selbstbewußtsein der Entzweiung und der Versöhnung mit Gott ist. „Nun nehme die größten Dichter der neueren Zeit, Shakespeare, Milton, Voltaire, Klopstock, Goethe, Byron, so wird man bei ihnen allen die Tendenz finden, die ideale Innerlichkeit des Geistes in ihrer autonomischen Freiheit darzustellen. Shakespeare hat das Selbstbewußtsein der That bis zur Enthüllung ihrer verborgensten Genesis verfolgt. Milton hat den modernen Satan erschaffen, der sich im Selbstbewußtsein des unseligen Stolzes seines Abfalles von Gott spiegelt und dieses Bewußtsein als die wahre Hölle weiß. Voltaire hat im „Candide" den Irrthum verfolgt, das Selbstbewußtsein der Freiheit durch Entäußerung an den Mechanismus einer prästabilirten Harmonie zu zerstören. Klopstock schwelgt in der selbstbewußten Wonne der Erlösung und ist der erste Dichter, der den Namen der Freiheit schlechthin ausspricht und in ihm den das Ohr lockenden Silbenton vernimmt. Goethe hat in seinem „Faust" die Geschichte des protestantischen Selbstbewußtseins gegeben, wie es sich vom Glauben skeptisch losreißt, böse wird, sich über sich erhebt und als strebendes Erlösung findet. Byron endlich hat das Mysterium des Selbstbewußtseins sowohl im Werden des Bösen als im Aufheben der Schuld in seinem „Kain" und „Manfred", mit unvergänglichen Zügen gezeichnet. Weil das Böse ein freies Produkt der in ihm ihre Nothwendigkeit selbst vernichtenden Freiheit ist, so wird es innerhalb des Ideals der Freiheit der „absolut interessante Gegenstand". Die vorstehende Stelle zeigt unseren Lesern den Geist, in welchem der Verfasser die Poesie der Neuzeit auffaßt. Der Gang, den der Verfasser befolgt, ist, kurz angedeutet, folgender:

„Der Fortschritt in der Geschichte der Poesie, wie der Fortschritt überhaupt, wird durch die Deutschen, die Engländer und die Franzosen bewirkt. Bei den Deutschen folgt der Bruch mit der römisch-katholischen Kirche in seiner ganzen Härte; die Reformation kann aber nicht die ganze Nation durchdringen. Die Nation zerfällt in Katholiken und Protestanten, und die Folge für die Poesie ist zunächst eine Anarchie der Tendenzen." Dem Meistergesang tritt das Volkslied gegenüber; in beiden, wie auch in den Volksbüchern, geht die Poesie aus der aristokratischen Gestaltung in die demokratische über; die neue Geistesrichtung spiegelt sich mit Entschiedenheit im lutherisch-protestantischen Kirchenlied und in der satirischen Didaktik; der Entfremdung der Nation an das griechisch-römische Alterthum, an die französische und italiänische Literatur setzen die sogenannten Sprach-

Digitized by Google

gesellschaften eine schwache Reaction entgegen; die Dichter der ersten schlesischen Schule schließen sich wieder der Antike als Muster an; die zweite schlesische Schule gefällt sich in breiter Ausmalung und in Uebertreibung des Pathos; die Pegnitzschäfer ahmen die italiänische Schäfer-Poesie nach u. s. w. Das zerfahrene Wesen der deutschen Poesie in dieser Periode ist ein Spiegelbild der Zerrissenheit Deutschlands. Statt eines positiven Ideals tritt uns überall nur eine rührende erscheinende Sehnsucht nach deutscher Nationalität entgegen.

„In England ist die Reaction gegen den römischen Katholicismus politisch eine noch entschiedenere als in Deutschland, kirchlich aber eine den Schein des Romanismus erhaltende. Die Elemente des Mittelalters werden formell noch conservirt, und in dieser zwischen Mittelalter und Neuzeit schwebenden Periode kömmt es zu jener wunderbaren Poesie des Shakespeare'schen Dramas, in welchem die sittliche Weltordnung nach dem Begriffe des Protestantismus noch in den Farben der reinsten Romantik sich darstellt. Das protestantische Prinzip reagirt gegen diese Romantik, in welcher es noch den Katholizismus verborgen fürchtet. Der Puritanismus in Schottland erhob sich gegen die anglikanische Hochkirche, um eine theokratische Republik zu begründen und alle Romantik, alle Poesie überhaupt, mit Ausnahme der Psalmen, zu vertilgen. Als dieses Nivellement vorüberging, wandte sich die Poesie zunächst auch dem novantiken Ideal der Franzosen zu. Dryden und Pope wurden die Dichter der formalen Korrektheit."

„Bei den Franzosen hatte der Protestantismus ebenfalls den Versuch der Reform gemacht; aber der Romanismus reagirte in den blutigsten Kriegen und Meuchelmorden gegen dieselbe und siegte äußerlich. Innerhalb aber erhielt sie sich als eine Polemik der Aufklärung gegen den jesuitisch gewordenen Katholizismus; eine Polemik, die von Katholiken ausging und in ihrer Gereiztheit den römischen Katholizismus mit dem Christenthum selbst verwechselte. Voltaire, Rousseau, Diderot wurden die Träger dieser antijesuitischen Richtung, welche trotz ihrer irreligiös erscheinenden Leidenschaftlichkeit thatsächlich dem wahren Evangelium oft viel näher stand, als das offizielle Kirchenthum. Dem Inhalte nach sympathisirte mit ihnen der englische Humor und die deutsche Humanität. Die letztere ging auch auf den Hellenismus zurück und erreichte in Verbindung mit ihm ein viel höheres und reineres Kunst-Ideal, als das novantike der Franzosen gewesen war. Bei den Franzosen trat dann im Gegenkampf des Humanismus gegen den monarchischen Absolutismus und kirchlichen Jesuitismus der Bruch der Revolution ein, der aber bei ihnen, weil sie immer noch die kirchliche Reform ausschließen, trotz aller blutigen Erneuerungen, stets wieder in den Absolutismus des römischen Cäsarenthums zurückschlägt. Sozialismus und Kommunismus sind verlarvte Formen des Bedürfnisses nach wahrem Gemeindeleben und nach evangelischer Freiheit des Gewissens. Die Extreme der Revolution haben aber auch jedesmal die Reaction der mittelalterigen Romantik zur Folge gehabt, die als eine forcirte wiederum die Polemik der Aufklärung in der potenzirten Gestalt der blasirten Ironie nach sich zog. Die moderne Romantik proklamirt den Glauben an die Wahrheit des mittelalterigen Ideals, hat ihn aber entweder selbst nicht mehr, oder sieht mit ihm unserer rationellen Gegenwart als ein Don Quixote gegenüber. Sie wird daher, um sich selbst zu täuschen, fanatisch und träumt sich aus den Widersprüchen der Wirklichkeit in die moudbeglänzte Zaubernacht der märchenhaften Illusionen hinüber. Die blasirte Ironie aber, die als ihr eigenes Resultat aus ihr hervorgeht und in den Formen daher oft noch ganz romantisch erscheint, entbehrt des sittlichen Ernstes eben so sehr, spielt mit dem Weltschmerz, zerrt an den heiligen Banden der Familie, verspottet den Patriotismus und verfällt in die Koketterie mit den Phantomen ihres Egoismus, die nicht weniger hohl sind, als der groteske Spuk der feudal-hierarchischen Romantik."

„Schon die französische Romantik (V. Hugo, Balzac, Chateaubriand, Delavigne, Lamartine, A. de Bigny, G. Sand) verfolgt wieder positive ernstere Zwecke. Das sogenannte junge Deutschland bemühte sich in seinen Verirrungen ebenfalls um einen tieferen Gehalt. Unsere heutigen Dichter suchen nach einem Ideal, welches wieder einen affirmativen Muth in die Seele flöße und die Freiheit mit der Schönheit im Leben der Völker vermähle. Schönheit ohne Freiheit ist das alte, todte, höfische, pseudoklassische Ideal; Freiheit ohne Schönheit ist das Nachtbild einer rohen, ungefügen, genußlosen, düsteren Macht. Unsere Dichter wollen die Humanität als die ihnen selbstbewußte und in ihrer Erscheinung schöne Gestaltung der Freiheit. Das Bewußtsein einer ethisch-religiösen Wiedergeburt der Menschheit durch die solidarische Verbundenheit der Völker, durch die Verstittlichung des Staatslebens, durch die Emancipation der Religion von Aberglauben und Pfaffentum (und — setzen wir hinzu — von politischer Bevormundung), durch die Ehre der Arbeit, durch die Freilassung der Individualität und durch Bildung fängt an, als die Morgenröthe eines neuen, schöneren Ideals am Himmel der Poesie aufzugehen."

Alle die hier zuletzt angedeuteten Phasen in der Entwickelungs-Geschichte des modernen Ideals der Freiheit und Selbstgewißheit, überhaupt die gesammte Poesie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, hat der Verfasser in dem vorliegenden Werke nur skizziren wollen, „da dieselbe von Schlosser, Gervinus, Mundt, Scherr, Hillebrand, Gelzer, Menzel, A. Jung, Prutz, Marggraf, Taillandier, namentlich aber von Julian Schmidt und so eben von Rudolph Gottschall, sehr ausführlich dargestellt ist."

Wir müssen gestehen, daß eine Geschichte gerade dieser Periode der Poesie, von des Verfassers Meisterhand dargestellt, uns sehr willkommen gewesen und keineswegs als ein Luxus erschienen wäre. Der hochgeschätzte Herr Verfasser hätte, nachdem er uns so viel — nachdem er uns beinahe die ganze Welt der Poesie als einen „Kosmos" in seiner Art gegeben, uns auch den Rest dieses Kosmos, so weit derselbe schon wirklich da ist, wenigstens doch in einem vollständigen Entwurf geben sollen! Es wird gewiß einen jeden Leser, der dieses Buch zu würdigen vermag, unangenehm berühren, ein Werk von so allgemein literarischer Bedeutung, im Uebrigen durchweg so schön geordnet und so sauber ausgeführt, in seinem letzten Theile noch so chaotisch, so bruchstückartig, so unvollendet zu sehen.

Mögen unsere Leser aus diesem Gesichtspunkte ersehen, in wie hohem Maße das hier von uns besprochene Werk unser Interesse erregt und uns zu freudiger Anerkennung genöthigt — trotz der Ausstellungen, die wir anzusprechen uns gedrungen gefühlt, und trotz der Einwendungen, die wir hier und da noch vorzubringen hätten. Aus Mittheilungen und Andeutungen, die wir gegeben, werden unsere Leser entnehmen können, daß uns in diesem Werke eine literarische Schöpfung vorliegt, welcher eine hohe Bedeutung für die allgemeine Welt der Literatur nicht wird abgesprochen werden können. Dr. Hr.

Nord-Amerika.

Amerikanisches Urtheil über die europäischen Heere.

Das amerikanische Putnam's Monthly bringt in seinen drei letzten Heften einen umfassenden Artikel über die Verfassung und die Zustände der europäischen Heere. Es giebt also doch ein Publikum in der Union, das sich nicht immer und ewig nur um business, Geldmachen und Uebervortheilen der Anderen, sondern das sich auch um politische und sonstige Verhältnisse des Auslandes kümmert. Die Möglichkeit, sowohl mit europäischen Heeren, das englische ausgenommen, in thätliche Berührung zu kommen, liegt so fern, daß es eben nur ein wissenschaftliches, ethnographisches Interesse sein kann, was diese Artikel hervorgerufen. Sie sind von einem Amerikaner abgefaßt, dem vielleicht die im vorigen Jahre von einem deutschen Offizier herausgegebene Schrift über die europäischen Heere vorgelegen, der jedoch dabei ganz selbständig geurtheilt und geordnet hat und dem neben eigener Beobachtung auch noch andere Quellen zu Gebote gestanden haben müssen. Namentlich vermuthen wir, daß einer der in den Jahren 1848—1849 aus dem preußischen Heere geschiedenen, mißmuthigen Offiziere — etwa Herr Wilhelm Rüstow in der Schweiz — dem Amerikaner Mittheilungen gemacht habe, denn dieser Mißmuth tritt an einer Stelle, wo es heißt, daß junge Artillerie- und Ingenieur-Offiziere, welche neue Vorschläge zu machen haben, in der russischen Armee eher Gehör und Avancement finden, als in der preußischen, deutlich genug hervor. Gleichwohl läßt der Berichterstatter dem preußischen Heere, an dem er hauptsächlich nur die kurze, dreijährige Dienstzeit tadelt, Gerechtigkeit widerfahren, indem er die hohe Bildung seines Offizier-Corps und den auch unter den gemeinen Soldaten herrschenden verständigen Sinn rühmt.

Von den Franzosen sagt er unter Anderem: „Die Militairschulen Frankreichs sind als Muster ihrer Art zu betrachten. Der französische Offizier braucht nicht eine so allgemeine Bildung zu besitzen, wie man sie von dem preußischen verlangt, aber die Schulen, die er durchzumachen hat, statten ihn mit einer tüchtigen militairischen Bildung, so wie mit einer genügenden Kenntniß der Hülfswissenschaften und einer gewissen Fertigkeit in mindestens Einer lebenden Sprache, aus. Es giebt jedoch noch eine zweite Klasse von Offizieren in der französischen Armee, diejenigen nämlich, die aus gedienten Unteroffizieren gewählt worden. Diese Letzteren avanciren selten höher, als bis zum Capitain, so daß man bei den Franzosen oft junge Generale und ganz alte Hauptleute sieht, welches System übrigens vom besten Erfolg ist. — Im Ganzen zeigt die französische Armee in allen ihren Eigenthümlichkeiten, daß sie einer kriegerischen, regsamen Nation angehört, welche auf ihre Vertheidiger stolz ist. Daß die Disciplin und Wirksamkeit dieser Armee den Verführungen zu widerstehen vermochte, die ihr vom Präsidenten Louis Bonaparte geboten wurden; daß die Prätorianer vom Dezember 1851 so bald die Helden der Krim werden konnten, spricht gewiß ungemein zu ihrem Ruhme. Niemals wurde eine Armee so schmeichlerisch behandelt, niemals von der

Digitized by Google

eigenen Landesregierung so verhältnißlos und niemals so unumwunden zu allen Arten von Exzessen aufgefordert, als die französische im Herbste 1851. Ganz besonders war den Truppen während des Dezember-Bürgerkrieges alle mögliche Freiheit gelassen worden. Gleichwohl kehrten sie sehr bald und ohne Ausnahme wieder zur alten Manneszucht und zu ihrer Pflicht zurück. Allerdings ist auch in der Krim das Prätorianer-Element einige Mal an die Oberfläche getreten, doch Canrobert hat es immer sehr rasch wieder zu unterdrücken gewußt."

Das, was der amerikanische Reviewer von der englischen Armee berichtet, ist ganz besonders prägnant; wir werden es darum nächstens vollständig mittheilen. Einstweilen lassen wir hier einige seiner Bemerkungen über die russische Armee folgen.

Nachdem der Verfasser der Tapferkeit, der Disziplin und der Genügsamkeit des russischen Soldaten volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, geht er zu einer Charakteristik der nationalen Besonderheiten der Armee über, wobei er keineswegs, wie es in den letzten Jahren unter den Yankee-Publizisten Mode geworden, vor Russomanie die in die Augen fallenden Fehler der Russen, dieses asiatisch-slavischen Volksstammes, übersieht. „Im Ganzen", sagt der Amerikaner, „trägt die russische Armee den Stempel einer Institution, die weit voraus ist gegen den allgemeinen Civilisations-Zustand des Landes und die daher auch alle Nachtheile und Unzuträglichkeiten einer solchen Treibhaus-Kultur zeigt. Im kleinen Kriege sind die Kosaken die einzige, wegen ihrer Thätigkeit und Unermüdlichkeit, wirksame Truppengattung, aber ihre Liebe zu Trunk und Plünderung macht sie ihrem Befehlshaber sehr unzuverlässig. Im großen Kriege trägt die Langsamkeit, mit der sich die Russen bewegen, dazu bei, daß ihre strategischen Manöver nicht leicht Besorgniß erregen, sie müßten es denn mit einem so nachlässigen Feinde zu thun haben, wie die Engländer im vorjährigen Herbste. In einer geordneten Schlacht sind sie dem Soldaten gegenüber unerschütterliche Gegner, doch den Generalen, die sie angreifen, weniger furchtbar. Ihre Dispositionen sind im Allgemeinen sehr einfach, auf die ihnen vorgeschriebenen Normalregeln gegründet und leicht von dem Feinde zu errathen. Darum und weil es den meisten ihrer Offiziere an der nöthigen Ausbildung und Einsicht fehlt, während der russische Soldat schwer von der Stelle zu bringen ist, unternehmen sie auch nicht leicht große Manöver auf offenem Schlachtfelde."

Mannigfaltiges.

— Der Uebergang vom Christenthum zum Koran. Ein französischer Geistlicher, Herr Abbé Bourgade, der früher in Algerien als Priester fungirte und jetzt als „Aumonier" bei der Kapelle des heiligen Ludwig im alten Karthago angestellt ist, hat an der Stelle, wo einst der heilige Augustinus gewirkt, mehrere Schriften über den Islam in seinen Beziehungen zum Christenthum herausgegeben, die im französischen Afrika viel gelesen werden.*) Als die bemerkenswertheste unter diesen Schriften wird die letzte genannt, die unter dem Titel „Der Uebergang vom Koran zum Evangelium" erschienen ist, und worin der Verfasser in der Form von Dialogen einen Mufti, einen Kadi und einen katholischen Priester, zu denen später noch einige Muhammedaner treten, über den relativen Werth des Islams und des Christenthums sich unterhalten läßt. Man rühmt an diesen Dialogen ihr vollständiges Eingehen in den Geist des Orients, dessen Sprachen, namentlich die semitischen, der Verfasser von Grund aus studirt hat, weshalb er auch den Koran besser und genauer als die meisten muhammedanischen Laien kennt. Es sind diese Dialoge dazu bestimmt, die jetzt unter französischem Scepter lebenden, afrikanischen Araber nicht blos mit dem Geiste des Christenthums bekannt zu machen, sondern auch, wo möglich, dem letzteren zuzuführen. Um nicht von vorn herein sein muhammedanisches Publikum gegen sich einzunehmen, ist Herr Bourgade klug genug, den Koran gar nicht anzugreifen, sondern ihn vielmehr als eine für die Araber nothwendig gewesene Vorstufe zur Erkenntniß des Evangeliums darzustellen. Als einer der Interlokutoren des Dialogs, ein Algerier, über die Wahrhaftigkeit des Korans wankend zu werden anfängt und die Erklärung abgiebt, er werde fortan nur an einen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, glauben, ohne Rücksicht auf irgend ein geoffenbartes und niedergeschriebenes Wort, ermahnt ihn der katholische Priester, Achtung vor dem heiligen Buche des Islams zu behalten, das er gegen die Angriffe des Unmuthes vertheidigt. „Als Diener Jesu", sagt er zu den Muhammedanern, „kann ich Euch nur das wiederholen, was er selbst zu den Kindern Israel's sagte: Ich bin nicht gekommen, Euer Gesetz zu zerstören, sondern um es zu erfüllen." — Ein junger Mann, der voll Eifer gegen das Evangelium ist und sich in dieser Weise ausspricht, wird von dem Priester durch Citate aus dem Koran selbst widerlegt. „Dadurch", sagt er ihm, „daß Du Muselmann bist, bist Du so ein halber Christ. Der Koran ist die Vorrede des Evangeliums, und wem die Vorrede nicht genügt, den bin ich bereit, in die frohe Botschaft des Buches selbst einzuführen."

— Miß Aguilar. Herr Professor Lelio della Torre in Padua, dessen Rede über Moses Mendelssohn und seinen Einfluß auf die deutschen Juden in unseren Literaturberichten aus Italien (Nr. 5 erwähnt wurde, hat kürzlich der früh verstorbenen, besonders von ihren Glaubensgenossen sehr betrauerten, englischen Schriftstellerin, Miß Grace Aguilar, Verfasserin der „Women of Israel" und vieler anderen auf die Bildung und Verbesserung des weiblichen Geschlechts berechneten Werke, ein biographisches Denkmal gesetzt.*) Grace Aguilar, v spanischer Abstammung, in England geboren, ruht in deutscher Erde bei Frankfurt a. M., wo sie im Jahre 1849 im dreiunddreißigsten Jahre ihres Alters verstarb, nachdem besonders von ihren Glaubensgenossen in Amerika ihre Schriften mit großem Enthusiasmus waren aufgenommen worden. Einzelne ihrer Arbeiten sind auch ins Deutsche übersetzt, doch verdienten sie es sämmtlich, denn sie tragen alle den Stempel eines edeln weiblichen Herzens und sind mit Begeisterung nicht blos für die Religion, zu welcher die Verfasserin sich bekannte, sondern auch für alles Göttliche und Erhabene, für Alles, was d Menschen heiligen und beseligen kann, geschrieben. Es ist interessant, daß der in Deutschland ruhenden Engländerin von spanisch-jüdischer Abkunft nunmehr auch ein italiänisches Denkmal gesetzt ist. Herr Professor Lelio della Torre hat diese Schrift mit gewohnter südlicher Wärme, aber auch mit klassischer Eleganz abgefaßt.

— Die angeblichen Nachkommen Luther's in Amerik betreffend, hat die Redaktion völlig Recht, ihrer Mittheilung in Nr. 1 hinzuzufügen, „daß anderen Nachrichten zufolge die männliche Nac kommenschaft des deutschen Reformators mit Martin Gottlob, der 17 als Rechtskonsulent in Dresden starb, erloschen sei." Dieser Mart Gottlob, geb. 1707 in Wurzen, stammte von des Reformators ältere Enkel, Johann Ernst, ab im fünften Geschlecht und blieb unverheiratet Er hatte noch einen älteren Bruder, Friedrich Martin, Bürgermeis in Zeitz, der bei seinem Ableben 1742 nur zwei Töchter hinterlas hatte. Der Vater dieser zwei Brüder, Johann Martin, der 1756 a Senior des Stiftes Zeitz, 94 Jahr alt und erblindet, starb, beklag in seinen letzten Tagen schmerzlich, daß mit seinen Söhnen der Mann stamm und Name D. Martin Luther's ausgehen sollte. Denn au sein Vetter, Martin Luther, Kürschner in Pegau, der einzige no übrige männliche Sproß des Reformators, von desselben jüngerem Enke Johann Friedrich, war bereits 1743 mit Hinterlassung von nur dr Töchtern mit Tode abgegangen. Wir entlehnen diese Angaben eine wichtigen und interessanten Schrift des Rektors und Professors Rob in Leipzig,**) selbst eines Descendenten des großen Mannes, aus welch sattsam hervorgeht, daß von „direkten Nachkommen Luther's in Am rika" nicht die Rede sein kann. E. K—r.

— Berichtigung zum Conversations-Lexikon. De Brockhaus'sche Conversations-Lexikon, 10te Auflage, ist, wie bekann vor wenigen Monaten in sunfzehn Bänden und einem Registerband wie vor ihr die achte, und mit einem ausführlichen, ungemein inter essanten Bericht über Entstehen und Fortgang des Werks zum Schluß gekommen. Der wochenden Beifall, womit das Werk mit jeder neuer Ausgabe aufgenommen worden ist, überhebt mich der Mühe, das ube den spezifischen Werth desselben in diesen Blättern (1852, Nr. 145 von mir Gesagte zu wiederholen. Sei mir dagegen eine persönlich Rechtfertigung, vielmehr Verwahrung gestattet. Unter den Artikel im Buchstaben A und B befinden sich mehrere von mir theils umg arbeitete und fortgeführte, theils völlig neue, unter letzteren der A tikel „Barberini". Dieser ist jedoch so voll grober Errata, die einz auf Rechnung des Setzers und Korrektors kommen, daß ich besorge muß, von dem dereinstigen Revisor oder Umarbeiter des Artikels in der elften Auflage der Unwissenheit oder Leichtfertigkeit bezüchtigt zu werden, falls ich solchem Vorwurf nicht in Zeiten begegne, und dem zufolge die Besitzer der zehnten Auflage geziemend ersuche, folgend Berichtigungen in ihrem Exemplare vorzunehmen: Zeile 5 lies 167 statt 1697, — Z. 15 lies Antonio IV. statt Antonio III., — Zeile 2 lies 1671 statt 1677, — Zeile 23 lies Taddeo's statt Taddeus, — Zeile 38 lies erbauten, den größten statt erbauten, der größte. E. K—r.

*) La Clef du Coran; Les Soirées de Carthage und Le Passage du Coran à l'Evangile.

*) Miss Aguilar. Schizzo biografico. Padova, 1855.

**) Stammbaum der Familie des D. Martin Luther zur dritten Säkularfeier seines Todestages, den 18. Februar 1846. Mit vielen Beilagen, Stammregister und lithographirtem Stammbaum. Grimma, 1846. 144 SS.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche bei Allen in Deutschland portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedit. Neumann, Universitäts-Str. Nr. 17), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 121. Berlin, Dienstag den 9. Oktober 1855.

Frankreich.

Jules Simon's philosophisch-ethischer Standpunkt.

Nach seinem Buche über „die Pflicht".

Durch einen ausführlichen Artikel (Jahrgang 1854, Nr. 59) haben wir unsere Leser auf ein im vorigen Jahre von Jules Simon veröffentlichtes Buch aufmerksam gemacht, in welchem unter dem schlichten Titel: „Die Pflicht" die Moral in ihrem ganzen Umfange abgehandelt wird. Der erwähnte Artikel wird nicht verfehlt haben, unsere Leser von dem hohen wissenschaftlichen Werth dieses Buches und von der großen praktischen Bedeutung, die dem Erscheinen einer solchen Darstellung der Moral in unserer Welt und besonders in Frankreich zuzuschreiben ist, zu überzeugen. Dem Buche ist von der französischen Akademie der Preis ertheilt worden; die Aufnahme, welche dasselbe beim Publikum gefunden, hat die Erwartungen des Verfassers, wie dieser selbst gesteht, bedeutend übertroffen; das Buch liegt uns bereits in einer dritten Ausgabe vor. Der Standpunkt, den der Verfasser dieser in der wissenschaftlichen Welt Frankreichs mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Ethik einnimmt, wird von ihm selbst als der Standpunkt der Philosophie bezeichnet: er erklärt in der Vorrede zur dritten Ausgabe, daß die günstige Aufnahme, die sein Buch gefunden, ihn darum besonders werthvoll erscheine, weil „sie bewerist, daß es eine Uebereinlung gewesen, wenn man zu behaupten gewagt, daß es mit der Philosophie vorbei sei". Es wird dem Zwecke dieser Blätter durchaus entsprechend sein, wenn wir durch einige Mittheilungen aus dem gediegenen Werke Jules Simon's den philosophisch-ethischen Standpunkt darlegen, der sich gegenwärtig eines so allgemeinen Beifalls in der äußerlich noch der römisch-katholischen Kirche angehörigen gebildeten Welt Frankreichs zu erfreuen hat. Die Mittheilungen, die wir hier geben wollen, beziehen sich auf folgende Gegenstände: 1) die Nothwendigkeit der Philosophie; 2) das Verhältniß der Philosophie und des Philosophen zur Religion; 3) die menschliche Glückseligkeit.

Ueber den ersten Gegenstand spricht der Verfasser sich in der Vorrede zur dritten Ausgabe seines Buches aus; den zweiten finden wir in einem Abschnitt seines Buches behandelt, der die Ueberschrift hat: „Ueber das Recht Gottes auf seine Geschöpfe und über die für den Menschen daraus hervorgehenden Pflichten"; die Idee der menschlichen Glückseligkeit hat der Verfasser im Schlußkapitel seines Buches über „die Pflicht" entwickelt.

I. Die Nothwendigkeit der Philosophie.

Man sängt wieder an, Geschmack an philosophischen Studien zu finden, nachdem lange Zeit die Feinde der Denkfreiheit das Wort geführt. Die neuesten philosophischen Werke von Cousin, von Jean Reynaud, von Eugène Pelletan haben die Beschäftigung mit der Politik in den Hintergrund gedrängt: sie haben in allen Klassen die regste Theilnahme erweckt. Es ist das Privilegium der Philosophie, Trost und Stärkung zu geben. Wenn die Erde uns nichts mehr zu sagen hat, erheben wir uns mit um so größerer Kraft in unsere ewige geistige Heimat; wenn das Gegenwärtige uns schwindet, flüchten wir uns in die Welt des Gedankens, in der uns die Zukunft entgegenstrahlt. Nur Dunkel und Täuschung giebt es in der Welt der Thatsachen; Licht und Zuverlässigkeit haben wir nur in der Welt der Prinzipien.

Die Philosophie hat drei Arten von Gegnern: die Einen verwerfen sie als unnütz, oder als ohnmächtig; die Anderen verdammen sie als gefährlich.

Mit den Ersten habe ich nichts zu schaffen; es sind Menschen, deren ganze geistige Thätigkeit sich nur auf die materiellen Lebensfragen bezieht; welche die Wissenschaft nur in dem Maße, in welchem Production und Handel dadurch gefördert werden, die Künste nur in Bezug auf den Luxus und den Comfort des Lebens, die Tugend nur um der Ehre oder der Vortheile willen, welche sie einbringt, für etwas werth halten.

Was die rechtschaffenen Geister betrifft, welche die Größe der philosophischen Probleme wohl begreifen, aber sich von der Philosophie wegwenden, weil dieselbe diese Probleme doch nicht zu lösen vermag, so gestehe ich, daß ich sie nicht ohne tiefen Schmerz habe anhören können; denn ihre Besorgnisse und ihre Leiden sind mir nicht fremd. Bei jedem Schritte, den man vorwärts macht, findet man Dunkelheiten neben dem Licht. Die menschliche Wissenschaft ist von Schranken umgeben, über welche unsere Wißbegierde hinauswill. Wir möchten alle letzte Ursache ergründen, und ergründen nur so wenige; wir möchten die Natur Schritt für Schritt belauschen, und wir müssen gestehen, daß sie unerkennbar ist; wir möchten alle Pflichten des Lebens in bestimmte Formeln bringen, und wir gelangen nur zu einigen allgemeinen Regeln.

Es ist ein peinvoller Zustand, wozu sollten wir es leugnen! Aber unsere Gegner begehen ein Unrecht, indem sie das, was wir haben, verwerfen, weil sie haben wollen, was wir nicht haben können. Wohin sich flüchten, wenn man die Philosophie verläßt? — In den Skeptizismus? Das ist der Tod. Wie? weil das göttliche Wesen uns unbegreiflich ist, sollen wir die Beweise für das Dasein Gottes verwerfen? — Sollen wir den Glauben an die Vorsehung aufgeben, weil die Wege der Vorsehung und zum Theil verborgen sind? — Wenn wir nicht im Stande sind, den Menschen eine feste Regel für alle Verhältnisse des Lebens zu geben, folgt daraus, daß die Stimme des Gewissens es nicht verdient, gehört zu werden? — Erkennen wir die Schranken der menschlichen Erkenntniß an, nicht um uns über Gott zu beklagen um dessen willen, was er uns vorenthält, sondern um ihm zu danken für das, was er uns giebt!

Die am meisten zu fürchtenden Gegner der Philosophie sind diejenigen, welche zugleich Gegner der Freiheit sind, welche die Freiheit in ihrem Quellpunkt: in dem Gewissen, ersticken möchten. Ihre Polemik gegen uns nimmt eine doppelte Gestalt an: bald werfen sie der Freiheit ihre Verirrungen vor; bald fassen sie den freien Gedanken in seinen edelsten Speculationen und machen ihm sogar das Gute, welches er hervorbringen kann, zum Vorwurf. Daß man die Freiheit hat verantwortlich machen können für die unsittlichen und irreligiösen Lehren, welche die Welt schon so oft in Schranken gesetzt, das begreifen wir allenfalls, wir, die wir die Freiheit anbeten, die wir sie bewahren trotz aller Gefahren, die wir ihr treu bleiben unter allen Schicksalen; aber wie sollen wir es uns erklären, daß man, im Namen einer spiritualistischen Glaubenslehre, die Philosophie des Geistes und die Moral der Pflicht kann angreifen wollen?! Was will man? Was hat diese blinde Intoleranz, die in unserer Zeit schon aufgehört hatte, zu bedauten? — Es hat für diese Finsterlinge nichts zu bedeuten, daß die Wissenschaft die Grundwahrheiten ins hellste Licht setzt, daß sie die Freiheit des Menschen außer Zweifel setzt, daß sie die Gesetze der ewigen Moral bedingt, daß sie die Existenz eines Gottes, der Schöpfer und Belohner ist, unwiderleglich beweist, daß sie die Geister mit der Hoffnung, ja, mit der Gewißheit der Unsterblichkeit erfüllt; je zuverlässiger die Wissenschaft diese Wahrheiten begründet, desto heftiger bekämpft man sie, als ob man das Monopol des Guten haben wollte, als ob die Tugend aufhörte, anlebenswerth zu sein, wenn sie sich mit der Freiheit verträgt und wenn man im Namen der Vernunft sie lehrt!

Wir haben, Gott sei Dank, nicht mehr nöthig, solche Gegner zu bekämpfen; sie finden neben sich, in ihrer eigenen Partei, genug rechtschaffene Männer, durch die sie an die Gerechtigkeit, an die Wirklichkeit erinnert werden. — Nach den Anstrengungen, die der freie Gedanke im sechzehnten Jahrhundert gemacht; nach dem Einfluß, den die Schule des Descartes ausgeübt; nach der französischen Revolution, deren ewiges Verdienst dies ist, daß sie überall die Freiheit in die Stelle des Privilegiums und die Vernunft in die Stelle der Tradition gesetzt, hat die Philosophie nicht mehr die Aufgabe, sich vor der Welt zu rechtfertigen.

Was ihr vielleicht Noth thut, ist dies, daß sie sich der Welt mehr in der Nähe zeigt, daß sie sich zugänglicher macht, daß sie durch ihre Verbreitung jeden Anlaß zu ihrer Verkennung beseitigt. Sie kann nur gewinnen, wenn sie aus den Schranken der Schule heraustritt und auf die Leitung der Geister den Einfluß anzuüben anfängt, welcher ihr zukommt.

Warum sollte sie nicht gehört werden? — Man mag noch so sehr Widerwillen oder Mißtrauen gegen die Philosophie hegen, früher oder

Digitized by Google

später muß man sich ihr doch ergeben; da dieses Leben in jedem Augenblick ein Ende nehmen kann, ist es unmöglich, daß man sich nicht fragen sollten: Was ist der Tod?

Bei einem religiösen Volk könnte man allenfalls die Gleichgültigkeit in Bezug auf die Philosophie begreiflich finden, weil alle Religion eine Lösung der Fragen über den Ursprung, die Bestimmung, den Endzweck des Menschen enthält; in unserer modernen Welt kann diese Gleichgültigkeit immer nur eine, so zu sagen, auf der Oberfläche erscheinende und scheinbare sein. Der Lärm, den diese Welt in uns verursacht, ist immer nicht stark genug, um die andere Welt bei uns ganz in Vergessenheit zu bringen.

Ist die Welt ewig? Und wenn sie es nicht ist, was ist Gott? Bekümmert sich Gott um die Angelegenheiten der Erde? Wirkt er nur in den großen Ereignissen mit, welche die Menschheit interessiren? Oder, wenn er seine Geschöpfe in allen Einzelnheiten ihrer Existenz regiert — sind wir frei? werden wir von einer Nothwendigkeit beherrscht? Hängen wir von unseren Trieben und Leidenschaften ab? Ist das Gesetz der Pflicht eine Täuschung oder eine Wahrheit? eine Erfindung der Menschen oder die Offenbarung des göttlichen Willens? Was ist die Seele, deren Regungen wir in uns fühlen? Ist sie ein vergänglicher Funke, den der Tod erlöschen soll, oder ein unsterbliches Wesen, dessen wahre Zukunft jenseits des Grabes liegt? — Das sind die Probleme, welche die Philosophie aufstellt und für welche im Leben eines jeden Menschen die Stunde kömmt. Dem entschiedensten Skeptiker bringen sie sich auf dem Sterbebett wieder auf, zu seinem Trost oder zu seiner Verzweiflung, je nach dem Gebrauche, welcher er von dem Leben gemacht. Man sage nicht: diese Fragen sind freilich die wichtigsten von allen; aber man muß sie zurückweisen, weil der menschliche Geist außer Stande ist, sie zu beantworten. Man muß wahrlich sehr leichtsinnig sein, um ohne Beweise und ohne vorangegangenes Nachdenken der menschlichen Wissenschaft alle Bedeutung absprechen zu können; und wenn man es übernommen hat, zu beweisen, daß der Mensch zu einer unüberwindlichen Ignoranz verurtheilt ist, so muß man ein sehr verhärtetes Gemüth haben, um sich dabei beruhigen zu können.

Aber im Grunde beruhigt sich Niemand dabei, die meisten Skeptiker prahlen mehr mit dem Skeptizismus, als daß sie wirkliche Skeptiker sind. Auch wenn wir es dahin bringen könnten, den Gedanken des Todes loszuwerden, könnten wir doch der Philosophie nicht aus dem Wege gehen; sie drängt sich uns mit Nothwendigkeit in der Praxis des Lebens auf; was sie uns zu einer Nothwendigkeit macht, das ist die Pflicht.

Im Augenblick, wo es gilt, sich zum Handeln zu bestimmen, hören wir zwei Stimmen in unserem Innern: die Stimme des Eigennutzes, welche uns das anweist, was uns Ruhe, Gesahrlosigkeit, Reichthum, Ruhm oder Macht zu geben verspricht, und die andere Stimme, welche alle Menschen als die Stimme der Pflicht bezeichnen, welche uns zuruft: Vergiß Dich selbst, gieb Dich hin, opfere Dich!

Mögen die Ungläubigen der Stimme des Eigennutzes Gehör geben; wer die Pflicht erwählt, mag er sie kennen oder nicht, hat den philosophischen Glauben. Man kann an die Pflicht nicht glauben, ohne an Gott, an die Freiheit, an die Unsterblichkeit zu glauben.

Niemand würde sich der Pflicht opfern, wenn die Pflicht menschlichen Ursprungs wäre. Man opfert ihr seine Ruhe, sein Vermögen, sein Leben, weil man erkennt, daß sie von Gott kömmt. Der unwiderleglichste Beweis vom Dasein Gottes ist das Leben und der Tod eines Gerechten.

Diese Gedanken haben mich bewogen, eine Abhandlung über Moral zu schreiben für die Weltmenschen und besonders für die Aufgeklärten, welche sich zur Philosophie hingezogen fühlen, ohne philosophische Studien gemacht zu haben. — Der Titel meines Buches hat das Buch gerettet. Der große und religiöse Name der Pflicht hat es in Schutz genommen gegen die Feinde der Philosophie und gegen meine eigene Schwäche.

Vielleicht ist es an der Zeit, zu den Menschen von ihren Pflichten zu sprechen, gerade jetzt, wo die meisten nur mit ihren Rechten beschäftigt erscheinen und sich dazu forttreiben lassen, ihr Recht mit ihrem Interesse zu verwechseln. Die Charaktere sind selten, die Begierden sind vorherrschend, die Nachsicht im Hinblick auf den glücklichen Erfolg ist maßlos; dazu kömmt noch, daß Theorieen aufgestellt werden, welche dazu bestimmt sind, in den Augen der Menschen Alles zu rechtfertigen, was von der Pflicht verurtheilt wird. Die Gewalt wird verherrlicht; eine hohe Moral und eine niedrige werden unterschieden; von der Freiheit wird mit Verachtung gesprochen; die Philosophie wird im Vaterlande Abélard's und Descartes' verdammt; die Revolution von 1789 wird verflucht in dem Lande, welches durch sie gerettet und geschützt worden ist.

II. Das Verhältniß der Philosophie und des Philosophen zur Religion.

Die erste unserer Pflichten ist die, Gott, der die Vollkommenheit und die Güte selbst ist, zu ehren. Die erste Art, ihn zu ehren, ist die, daß man dem Moralgesetz gehorsam ist, d. h. daß man aufrichtig, gerecht, wohlthätig ist, daß man sein Wort hält, daß man ohne Bedenken sein Interesse der Pflicht zum Opfer bringt, daß man nicht in sich durch Niederträchtigkeiten den edlen Charakter der Menschlichkeit entwürdigt, daß man mit der strengsten Gewissenhaftigkeit es unterläßt, die Rechte der Anderen zu verletzen, daß man die Gelegenheit sucht, zum Glück der Mitmenschen beizutragen, und daß man sein Herz mit Wohlwollen für alle Geschöpfe Gottes erfüllt.

Aber es ist genug, um Gott zu ehren, daß man sich treu seinem Gesetze zeigt?

Die Dankbarkeit soll nicht stumm sein; sie soll sich auch äußerlich zu erkennen geben. Kinder Gottes, sollen wir unseren Vater auch preisen. Man wende nicht ein, daß Gott unserer Ehrfurchtsbezeugungen nicht bedarf; die Größe des Wohlthäters enthebe uns nicht unserer Pflicht, ihm zu danken. Unsere Dankbarkeit, unmittelbar zu Gott, ist nützlich für uns. Die dankbare Liebe zu Gott giebt uns einen neuen Antrieb, das Gute zu lieben und auszuüben. — Welche ist nun die rechte Art der Gottesverehrung, die zu der Befolgung des Moralgesetzes noch hinzukommen soll? — Es ist dies schwer zu bestimmen. Zeigen wir zunächst, daß die philosophischen Forderungen fast nichts gemein haben mit den Vorschriften der positiven Religionen.

Die Philosophie und die Religion berühren sich nothwendig in mehreren Punkten, da sie beide zum Zweck haben, die Pflichten des Menschen in diesem Leben zu regeln und ihm zu zeigen, welche Zukunft in jenem Leben sein wird. Sie unterscheiden sich hauptsächlich darin, daß die Philosophie sich die Mühe giebt, die Lehren, welche wir glauben sollen, wissenschaftlich zu begründen, während die Religion sie im Namen Gottes aufstellt. Es folgt hieraus, daß die Autorität in der Philosophie Nichts, in der Religion Alles gilt. Die Philosophie fordert uns auf, zu untersuchen und zu urtheilen; die Religion verbietet es uns. Eine philosophische Lehre hat für den, welcher sie vernimmt, nur die Geltung, welche er ihr zuerkennen will, nachdem er die Gründe erwogen, auf welche sie sich stützt. Ein religiöses Drama muß ohne Weiteres angenommen werden von einem Jeden, der die Autorität anerkennt, in deren Namen es verkündet wird. Die Religion hat eine Abneigung gegen alle Fragen von rein wissenschaftlichem Interesse und regelt mit Genauigkeit Alles, was sich auf das Heil des Menschen bezieht. Die Philosophie erforscht alle Thatsachen, erläutert alle Prinzipien, läßt keinen Umstand unberücksichtigt; aber in Bezug auf viele wesentliche Punkte gesteht sie zu, noch unvollendet, noch schwankend, noch unvollständig zu sein.

In der Religion giebt es nothwendig ein fest bestimmtes Bekenntniß für den Glauben, eine organisirte mächtige Kirche für die Disziplin, einen geregelten Kultus für das religiöse Leben. In der Philosophie giebt es so viele Bekenntnisse als Schulen, und diese Bekenntnisse ermangeln allzu oft noch der Bestimmtheit und Klarheit. Es giebt in der Philosophie weder eine Kirche, noch eine Hierarchie, noch eine Disziplin; es kann in ihr auch keine bestimmten Kultusvorschriften geben; denn es fehlen in ihr die Bedingungen zur Aufstellung derselben, und zur Aufrechthaltung derselben würde die Autorität fehlen.

Es kann sein, daß ein Philosoph zugleich einer positiven Religion zugethan ist. Man kann diese Möglichkeit nicht leugnen, da man sonst auch leugnen müßte, daß Descartes römisch-katholisch, oder daß Malebranche ein Philosoph gewesen sei.

Wenn die religiöse Wahrheit und die philosophische Wahrheit sich widersprechen, so ist klar, daß man beide nicht zugleich annehmen kann; aber das Wesen der positiven Religion und das Wesen der Philosophie bringen es keineswegs mit sich, daß ihre beiderseitigen Lehren sich widersprechen müssen.

Der Philosoph, welcher mit seinen Ueberzeugungen keiner positiven Religion angehört, würde sich der Heuchelei schuldig machen, wenn er die Kultusformen einer positiven Religion mitmachte, um seine Ehrfurcht gegen Gott auszudrücken. Die Pflicht eines ungläubigen Philosophen gegen eine positive Religion fordert: 1) Duldsamkeit; 2) Ehrerbietung; 3) Festigkeit.

Er ist ihr Duldsamkeit schuldig, weil die Duldsamkeit eine der Gestalten der Freiheit ist, und weil die Philosophie, welche die Freiheit für sich in Anspruch nimmt, dieselbe den Anderen nicht mißgönnen darf. Der Unduldsame verletzt nicht blos seine Pflicht gegen seine Mitmenschen, indem er ihr Gewissen unterdrückt, sondern auch seine Pflicht gegen Gott, indem er die Verehrung hindert, welche ein Theil der Menschheit ihm widmen will. Das Gesagte ist blos auf die bürgerliche Toleranz zu beziehen, d. h. auf die Toleranz des Staates und der Staatsbürger in Betreff religiöser oder philosophischer Ansichten. Weder eine Kirche, noch ein Einzelner, noch ein Staat können, ohne ein Verbrechen zu begehen, diese bürgerliche Toleranz beseitigen wollen; aber eine positive Religion, welche auf göttlicher Offenbarung zu beruhen glaubt, muß in Bezug auf ihre eigenen Bekenner nothwendig unduldsam sein; sie ist nothwendig mit der kirchlichen Intoleranz verbunden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

China.

Chinesischer Sozialismus und Kommunismus.

(Schluß.)

Eine so radikale Revolution durch das ganze himmlische Reich, welche alles Grundeigenthum aufhob, allem Reichthume den Krieg erklärte und allen Klassen uniform die Hände band, um sie, wie Beamte und Marionetten, an den Bändern zu dirigiren, ließ sich natürlich, trotz der absoluten Gewalt, in deren Namen sie durchgeführt wird, nicht ohne Opposition geltend machen. Wir finden deßhalb auch eine starke polemische Vertretung der Eigenthumsrechte in der Person des berühmten Dichters und Staatsmannes Sse-ma-tsuang, einem der berühmtesten Namen in der chinesischen Kulturgeschichte, in welchem sich alle gesunde Einsicht in die Bedingungen sozialen Gedeihens und der Muth des Kampfes gegen den absoluten Staatskommunismus vereinigten. Auf seiner Seite standen natürlich in ihrem Interesse alle Reichen und großen Grundeigenthümer, eben so die Gebildetsten und Intelligentesten, die genug Adam Riese und Raison hatten, die Truggebilde Wang-gan-ché's zu durchschauen. Aber Letzterer hatte nicht nur den absoluten Herrscher, sondern auch die großen Massen für sich, so daß er feststand, so lange diese beiden Stützen hielten. Auch war er seiner Sache gewiß, so daß er seine Macht nie dazu mißbrauchte, Angriffe, Satiren und Pasquille, die in Masse gegen ihn geschleudert wurden, mit Untersuchungen und Strafen zu ahnden. In jener moralischen Ruhe und Würde gegen Opposition und Beleidigung zeigte der chinesische Kommunist eine staatsmännische Tugend, die man neuerdings gar nicht mehr findet oder höchstens in England. „Anfänge sind immer schwer", sagte er, „und erst nach Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche Gewohnheit und Eigennutz jedem Fortschritte entgegenstellen, kann ein Mann der Reform auf die ersten Früchte seiner Arbeit rechnen. Minister, Adelige, Mandarinen — alle sind gegen mich aufgestanden. Das wundert mich nicht. Sie können das Hergebrachte nicht lassen, das sie so besonders begünstigt oder gar monopolisirt. Doch werden sie sich allmählich an meine Reformen gewöhnen; ihre natürliche Abneigung wird absterben und in Beifall für das, was sie jetzt hassen, übergehen."

Seine Reformen, seine Revolutionen waren die tiefe, feste Ueberzeugung eines langen Lebens voller Studium und Arbeit. Er glaubte an sie mit der Gluth eines neuen Religionsstifters, eines Erlösers. Deßhalb fürchtete er sich vor keinem Feinde.

Wang-gan-ché behauptete sich und sein System während der ganzen Regierung Chen-tsung's und versuchte sogar auch, die heiligen und Nationalbücher im Sinne seiner Umgestaltungen zu kommentiren, besonders durch den Befehl, daß alle Sprachzeichen genau den Sinn haben sollten, die er in seinem Lexikon zu Grunde gelegt. Kurz, Alles ward um- und neugeformt durch den Genius und die Willenskraft dieses einen Mannes, so daß China kurz vor dem Tode des Kaisers zu einem vollkommen ausgebohnten und verwirklichten Ideale des kommunistischen Staates geworden war. Gleichzeitig hatten sich aber auch die Konsequenzen dieser Gewaltschöpfung, die der menschlichen Natur und Gesellschaft schärfer und schneidender widerspricht, als der fortgeschrittenste Polizei-Staat (da letzterer wenigstens „Ruhe und Ordnung" erzwingt und „Eigenthum und Personen" vor der Willkür Anderer, wenn nicht seiner selbst, schützt) immer unerträglicher entwickelt. Viele von den arbeitenden Klassen sagten: Ich finde keine Arbeit, die mir schmeckt. Wozu soll ich mich überhaupt abstrapaziren! Lebe ich doch in einer Assekuranz für Fülle und Freude. Also rücke heraus, Assekuranz-Anstalt! Ich bin krank, Arbeit und Essen schmecken mir nicht. Staat, gieb mir meinen Antheil von Fülle und Freude. Ich habe das Fieber, obgleich ich mitten in „China" sitze. Die Arbeit stört nur unsere Freude. Gieb also den Lohn ohne Arbeit. — Man kann sich denken, daß es die „Chininer" etwa eben so machten, wie die Berliner in den „Rehbergen" unter den Wang-gan-ché's des Magistrats von 1848. Details über den Verfall des Kommunisten-Staates fehlen; wir erfahren nur, daß sofort nach dem Tode Chen-tsung's die Wittwe desselben, welche während der Minderjährigkeit des Thronfolgers herrschte, alle die angeheuren Schöpfungen Wang-gan-ché's unter dem Jauchzen des ganzen Landes über den Haufen warf, ihn absetzte und Sse-ma-tsuang, seinen alten Feind, zum ersten Minister erhob, Wang-gan-ché starb an diesem Schicksale kurz nach seinem Sturze, aber auch Sse-ma-kuang lebte nicht lange. Sein Tod ward als das größte National-Unglück betrauert: „überall waren die Läden geschlossen, die ganze Nation erschien weiß in allgemeiner Landestrauer, Weiber und Kinder, die nicht an seinem Sarge niederknieen konnten, als die Leiche nach chinesischer Sitte in den Geburtsort des Verstorbenen gebracht ward, warfen sich in ihren Wohnungen vor seinem Bilde nieder."

Natürlich theilten vorher die „Rehberger" weder das Jauchzen, noch jetzt das Wehklagen des Landes. Die Jünger Wang-gan-ché's waren stark geblieben, so daß sie sofort bei Thronbesteigung des jungen Kaisers, der in Wang-gan-ché's Theorieen aufgezogen war, wieder zur Herrschaft kamen und den Kommunisten-Staat durchweg wiederherstellten. Elf Jahre nach dem Tode Sse-ma-tsuang's war jede Restauration desselben vernichtet und der Wang-gan-chésche Staat wiederhergestellt. Sse-ma-kuang ward geächtet, aller seiner Titel beraubt, zum Feinde des Vaterlandes erklärt, sein Marmordenkmal zerstört und sein Grabhügel der Erde gleich gemacht. Dafür ward ein anderes Denkmal mit einem Sünden- und Schandregister aufgerichtet, seine Schriften wurden verbrannt, sein Name zu einem Schimpfworte geschmpelt. „Beim Lesen solcher Geschichte von plötzlicher Umkehr öffentlicher Meinung", bemerkt Hue, „kömmt es uns ganz so an, als hätten wir die Geschichte einer europäischen Nation vor uns", natürlich vor Allem Frankreichs, wo Hochverrath und Staatsrettung, Guillotine und güldener Thron sich oft brüderlich in einen und denselben Helden theilen.

Natürlich brach die kommunistische Schöpfung zum zweiten Male zusammen. Sie dauerte diesmal blos drei Jahre. Im Jahre 1129 ward Wang-gan-ché wieder zum Feinde des Vaterlandes u. s. w. degradirt und sein ganzer Anhang so grimmig verfolgt, daß die meisten fliehen mußten, um grausamen Martertungen zum Tode zu entgehen. Sie suchten in Massen in den barbarischen Steppen des wilden Dschingis-Chan Zuflucht, dessen grausame, eroberndе und verwüstende Horden sehr bedeutend durch die flüchtigen chinesischen Kommunisten vermehrt worden. Die rohen Mongolen wurden von dem Auswurfe chinesischer Civilisation beherrscht und als Verwüster und Zerstörer durch ganz Asien bis Europa getrieben, vielleicht um die ganze Welt zu ihrem „Glauben" zu bekehren und Staaten zu erobern, die ihnen „Fülle und Freude" garantiren müssen, gebratene Tauben, aber auch gepickt, tranchirt und mit dem Saucen-Napfe im Schnabel.

Verwüstung und Zerstörung, Tod und Verderben, Flüche und Verwünschung waren die praktischen Folgen des mit heiligstem Ernste, mit Gründlichkeit und Andauer, mit Ehrlichkeit und Begeisterung von einem großen Genius staatlich im großartigsten Maßstabe durchgeführten kommunistisch-sozialen Theorie. Was würde uns ihr werden, wenn man deren Verwirklichung den heutigen kleineren Heilanden übertrüge? Heilanden, deren zweites Wort Galgen und Mord, deren erster Grundsatz Befreiedigung einer rohen, kleinlichen Eitelkeit, eines mongolischen Rachegefühls über ihre eigene Nichtswürdigkeit ist? Ich kenne einen solchen Kommunisten-Chef in London, der von dem „kommunistischen Arbeiter-Verein" mit Schimpf und Schande aufgestoßen wurde, nachdem er sich geweigert, über beinahe 600 Thaler, welche die Kommunisten in Deutschland nicht für ihn, sondern für die kommunistische Kommune gesammelt, Rechenschaft abzulegen. Er meinte, das Geld wäre für ihn gewesen, da er so berühmt und beliebt sei, daß man blos seinetwegen gesammelt und geschickt habe. Das war auch im Kleinen ein Beweis gegen die kommunistische Theorie, sehr niedlich und eng, aber praktisch, wie die beiden Beweise in China im Großen.

Man kann eher zehn Pudel dressiren, als einen Menschen aus seiner fixen Idee, besonders wenn sie kommunistisch ist, herauszuschmeizen. Beweise und Adam Riese helfen nichts. Ich dächte aber, solche praktische, apagogische Beweise sind einer guten Wirkung fähig, wenigstens auf die, welche ehrlich und mit Ernst hören, wie Wang-gan-ché.

—a.

Schweiz.

Jean de Charpentier.*)

Durch den neulich erfolgten Tod dieses trefflichen Mannes hat die Schweiz und vor allen der Kanton Waadt einen seiner ausgezeichnetsten Gelehrten verloren. Seit 1813 Direktor der Salinen von Bex oder Bevieux, damals noch der einzigen in der Schweiz, entsprach er aufs vollkommenste dem Vertrauen, welches ihn in diese Stellung gerufen hatte.**) Er starb am 12. September an den Folgen einer Krankheit, die ihn schon vor mehreren Jahren und dann wiederholt befallen hatte. Sein Ende war sanft, und bis zum letzten Augenblick behielt er alle Geistesgegenwart, alle Ruhe und Heiterkeit seines Wesens.

Johann von Charpentier war 1786 zu Freiberg in Sachsen geboren und der jüngere von zwei Brüdern und vier Schwestern, sämmtlich hervorstechend durch ihre Geistes-Anlagen.***) Nach Be-

*) Die nachstehenden Mittheilungen entnimmt Einsender einem waadtländer Blatt, Le Payx, das ihm so eben von einem Freunde Charpentier's zugeschickt worden ist.

**) Als im Jahre 1845 die Radikalen im Kanton Waadt triumphirten und mit ihrer bisherigen Regierung so ziemlich Alles, was zu ihr gehörte und hielt, selbst auch die Männer ersster Wissenschaft beseitigten, regte sich gegen den einen Charpentier nicht ein Lüftchen des Verdachts, nicht eine Stimme der Mißbilligkeit, nicht eine leise, vereinzelte Drohung, zum Beweise, daß er als ein über jedem Parteigetriebe stehender, selbst auch von der aura popularis getragener, den National-Wohlstand wahrhaft fördernder Mann anerkannt war.

***) Sein gleichfalls sehr berühmt gewesener Vater, Johann Friedrich Wilhelm, von Kaiser Joseph II. in den Reichs-Adelstand erhoben, war zuletzt Berg-

Digitized by Google

endigung seiner Studien in Schulpforta bezog er die Berg-Akademie seiner Vaterstadt und fand nach dem Tode seines Vaters (1805) seine erste Anstellung als Referendar bei der preußischen Ober-Berghauptmannschaft in Schlesien. Im Jahre 1806 nahm er einen Ruf nach Baigorry in den Wes-Pyrenäen an, woselbst sich ein Verein zu Wiederaufnahme des Bergbaus gebildet hatte. Das Unternehmen blieb erfolglos, Charpentier verließ Baigorry, wo er das Baskische erlernt hatte, und begab sich nach Toulouse. Hier empfing ihn ein alter Freund seines Vaters, Picot de la Peyrouse, mit vieler Herzlichkeit. Er widmete sich in dieser Zeit ausschließlich der Erforschung der Pyrenäen-Kette und bestieg die höchsten Spitzen, unter anderen zweimal die der Maladetta. Später studirte er die Eisen-Fabrication auf den Hammerwerken des Departements de l'Ariège. Das Ergebniß seiner Untersuchungen legte er in dem vom französischen Institut gekrönten „Essai sur la géologie des Pyrénées" nieder. Im Jahre 1813 ging er nach Paris und trat in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Wissenschaft. Während des Sommers machte er mit Brochant de Billiers eine wissenschaftliche Reise nach der Auvergne und dem Bivarais.

Zu Ende desselben Sommers war es, wo ihn die an ihn ergehende Berufung nach Bex führte. Hier waren nach dem Tode Wild's die Salinen unter Leitung eines kundigen Mannes, dem aber sein vorgerücktes Alter die Beschäftigung mit praktischer Arbeit in den Gruben nicht mehr verstattete, gestellt gewesen. Es bedurfte eines thätigeren, mit dem Detail des Geschäfts vertrauteren Mannes, und als solcher wurde Charpentier der waadtländischen Regierung bezeichnet. Seine erste Sorge galt der gewissenhaftesten Erforschung der Salzlager des Landes, und er zuerst ermittelte auch die genauere Erkenntniß derselben. Mittelst sachkundiger Nachforschungen und geschickt geleiteter Arbeiten entdeckte er die Schicht oder vielmehr den das Steinsalz enthaltenden Gang, wo die Salzquellen (das Quellsalz) entspringen, deren Ertrag sich bisher stufenweise vermindert hatte und damals nur etwa 13,000 Centner jährlich betrug. Seit jener Zeit hat sich aber der Ertrag der Salinen von Bex allmählich bis zu 45,000 Centnern gehoben, welches Quantum ungefähr dem jährlichen Verbrauche des Kantons entspricht. Große Verbesserungen wurden übrigens bei allen den Salinen-Arbeiten angebracht, und so auch eine bedeutende Reduction der Unterhaltungskosten bewirkt.

Alle Zeit, welche sich Charpentier von seinen zahlreichen offiziellen Geschäften abmüßigen konnte, widmete er dem Studium der Naturwissenschaften. Er hatte sich von vorn herein auf Botanik gelegt und wurde darin in kurzer Zeit bei so bewundernswürdigem Scharfsinn und Gedächtniß, als er besaß, einer der kundigsten Führer. Mehrere Jahre bereiste und durchforschte er die Wallifer- und einen großen Theil der übrigen Schweizer-Alpen, so wie die von Savoyen und Piemont. Auf diesen Wanderungen war ihm die große Ausdehnung der Gletscher in alter Zeit aufgefallen, ein Phänomen, worauf schon Venetz im Jahre 1816 in einem „Mémoire sur les modifications du climat dans les Alpes" aufmerksam gemacht hatte. Charpentier fand in dieser Thatsache die Erklärung dafür, wie es möglich war, daß die Alpenblöcke (daher blocs erratiques) in so weite Entfernungen fortgeführt werden konnten. In seinem „Essai sur les glaciers", einem klassisch bleibenden Werke, bewies er, daß diese Blöcke nichts Anderes wären, als die Ueberreste alter Felsentrümmer (moraines) am Fuße der Gletscher, welche ehedem einen großen Theil der Schweiz überdeckt hatten. Aber das Studium, welchem Charpentier mit der beharrlichsten Emsigkeit die letzten Jahre seines Lebens zugewandt hat, ist dasjenige der Fluß- und Landmuscheln. Dieser Zweig der Forschung ist ungemein von ihm gefördert und vervollkommnet, vornehmlich auch eine große Anzahl noch ungewisser Arten mit vieler Sicherheit und Genauigkeit bestimmt worden. Er sparte weder Reisen, noch Kosten, um eine der vollständigsten und schönsten Sammlungen in dieser Art zusammenzubringen, die in Europa zu finden; einen ansehnbaren Werth erhielt dieselbe dadurch, daß jede Muschel genau bestimmt und benannt ist. Schon im Sommer 1823, wo der Unterzeichnete sie sah und bewunderte, konnte diese Konchylien-Sammlung sehr bedeutend genannt werden. Sie und eine zweite Sammlung hat Charpentier noch bei Lebzeiten dem Kantonal-Museum in Lausanne zum Geschenk überwiesen. Dieses Museum, im Jahre 1817 gegründet, verdankt seinen blühenden Zustand insbesondere den reichen Schenkungen, die ihm durch General Laharpe, die Herren Monod, Cynard, Gebrüder Rivier, Perdonnet (von Vevey), Grand von Hauteville, Dompierre und viele andere geworden sind. Den mächtigen Zuwachs betreffend, den es nunmehr auch durch die Schenkung Charpentier's erfahren hat, entlehnen wir hierüber einer anderen Mittheilung desselben Lausanner Blatts (Le Pays) folgende spezielle Angaben:

Die Muschel-Sammlung zählt 2624 Arten **Landmuscheln** und 1133 Arten aus süßen Gewässern, im Ganzen 37,570 **Muscheln**, sämmtlich lebend eingesammelt und aufs sorgfältigste beschrieben. Jede Spezies ist durchschnittlich durch wenigstens zehn **Muscheln** nach Verschiedenheit der Fundorte repräsentirt. Seit mehreren Jahren arbeitete Charpentier an einem Kataloge dieser Sammlung; derjenige der Gattung „Schnirkelschnecke" (Helicées), einer der zahlreichsten, befindet sich schon unter der Presse und wird in den Denkschriften der schweizerischen Naturforscher-Gesellschaft erscheinen. Ein zweites Vermächtniß Charpentier's an das Museum ist das seines Herbariums, das ungefähr 32,000 Arten Phanerogamen aus allen Theilen des Globus enthält. Zu dieser zweifachen Schenkung hat der Testator auch alle Werke seiner Bibliothek über die Mollusken, diese mehrentheils von großem Werth, gefügt.

Charpentier's umfassendes und gründliches Wissen hatte ihm mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Europa's in Verbindung gesetzt, und mit ihnen unterhielt er einen ziemlich eifrigen Briefwechsel. Die von ihnen in die Schweiz kamen, unterließen nicht, ihn auf seinem schönen Rufesiß Devina,*) eine halbe Stunde oberhalb Bex's, aufzusuchen, und sahen sich da stets mit liebenswürdiger Gastlichkeit aufgenommen. Man kann sagen, daß Charpentier der Ehrenwirth des Kantons Waadt bei allen den vorzüglichen Menschen war, welche ihn zu besuchen kamen. Sein Verlust ist unersetzlich für seine Familie, seine Freunde und Alle, die ihn gekannt haben, er wird in ihrer Erinnerung fortleben so lange, als sie selbst.

E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Die Gebietsgränzen der Naturwissenschaften ist der Titel eines Vortrages, den Herr Dr. Stiebel sen. in Frankfurt a. M. in der Senkenbergischen Gesellschaft gehalten und der und in einem Abdruck**) vorliegt. Der Vortrag ist Karl Vogt und Rudolph Wagner zugeeignet, also zweien Extremen, zwischen welchen Herr Dr. Stiebel das gute milden zu wahren sucht, indem er Beiden Unrecht giebt. „Die Naturwissenschaften", sagt der Verfasser unter Anderem, „sollen sich nur mit dem Begränzten, nur mit den Erscheinungen und Gesetzen der Materie beschäftigen. Trotz dem Bewußtsein der nur relativen Geltung jeder Wahrheit, ist für sie Wahrheit, was durch gemeinschaftliche Wahrnehmung sich als solche ergiebt; was im Widerspruche mit dieser und den darauf gefolgerten Gesetzen steht, kann sie nicht anerkennen; aber sie darf eben so wenig absolut verneinen, wo es ihr unmöglich ist, den Beweis der Nichtexistenz zu führen. So wie wir von der einen Seite von der Philosophie und der Glaubenslehre verlangen, daß sie uns im Reiche der Naturforschung keine gebietenden Hemmnisse entgegenstellen, so dürfen auch wir über die Gränzen unseres Gebietes hinaus nicht herrschen wollen, und da unser Gebiet nur das erkennbare Endliche ist, so muß außerhalb desselben die vollkommene Freiheit der Vorstellung von unendlichem Immateriellen und von Gott gelassen werden." (Aehnliche Ansichten finden sich auch im „Kosmos" Alexander v. Humboldt's ausgesprochen.)

— Olshausen's Geographie und Statistik der Vereinigten Staaten. Theodor Olshausen fährt fort, in der von ihm begonnenen, gründlichen und umfassenden Weise die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika geographisch und statistisch darzustellen. So eben ist in der Akademischen Buchhandlung in Kiel die vierte Lieferung seines Werkes, den Staat Jowa umfassend, erschienen. Der Verfasser beschäftigt sich auch hier, wie in den früheren Lieferungen, mit Gebieten, die bis jetzt noch am wenigsten von allen Staaten der Union bekannt sind. Er hat sich zunächst den Westen aufgesucht und will auch in den folgenden Lieferungen immer weiter westlich vorwärts dringen. Seine Forschungen, vom deutschen wissenschaftlichen Standpunkte auf amerikanischem Boden bewirkt, unterscheiden sich dadurch wesentlich zu ihrem Vortheile von anderen in Amerika, oder in Europa erschienenen Darstellungen der Vereinigten Staaten. Für jeden Staat hat er eine nach den besten Quellen entworfene, auch die amerikanische schachbrettartige Eintheilung der Counties mit ihren Junker-Namen berücksichtigende Karte gezeichnet, die für Deutschland sehr viel Neues und manche wichtige Berichtigung der hier vorhandenen Karten enthält. Anzuwandern, unter denen es freilich Wenige giebt, die ein wissenschaftliches Interesse für das Land haben, nach welchem sie ziehen, können sich in diesem Buche die beste Belehrung verschaffen.

---

hauptmann in Freiberg, wo unter seiner Leitung das große Amalgamirwerk zu Stande kam; sein älterer Bruder, Louisiana (geb. 1779), starb als Berghauptmann zu Brieg in Schlesien am 4. März 1847. Von Beiden handelt die zehnte Auflage der Conversations-Lexikons, hat aber den Salinen-Direktor übersehen.

*) In dieser reizenden Behausung starb im Februar 1849 die vielbetrauerte Freundin seiner Familie, Jeannette v. Haza, deren Nekrolog wir im „Magazin" 1850, Nr. 18, gegeben haben.

**) Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Neumann, Mittelstraße Nr. 37), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 122. Berlin, Donnerstag den 11. Oktober 1855.

Frankreich.

Labouläye's politische Geschichte der Vereinigten Staaten.*)

Der Verfasser des in der Anmerkung vollständig genannten Werks hat sich um die Anerkennung der deutschen Literatur und deutschen Forschung in Frankreich so bleibende Verdienste erworben, daß dieses Buch, eines seiner charakteristischesten Erzeugnisse, die volle Aufmerksamkeit des deutschen Lesers verdient. Wenn auch als wissenschaftliche Leistung keinesweges unbedeutend, drängt es sich doch von dieser Seite der Betrachtung weniger auf, denn als das politische Glaubens-Bekenntniß des Verfassers und auch wohl seiner Freunde, d. h. einer Partei, deren sittlicher Werth und politische Bedeutung vielleicht außerhalb Frankreichs nicht genügend gewürdigt wird. Jedermann weiß, was in Deutschland die Partei der Doctrinairs ist, die, trotz ihrer mannigfachen Spaltungen und Nüancen, doch das Gemeinsame hat, daß alle ihre Bekenner den Staat a priori wissenschaftlich konstruiren und ihn dann dem wirklichen Staat anpassen wollen. Gleichviel, welches nun der praktische Werth dieser Richtung sein mag, so fließt sie doch mit Nothwendigkeit aus der Form unseres öffentlichen Lebens, das in den Universitäten zugleich seine Quelle und seinen Brennpunkt hat. Denn Nichts ist natürlicher, als daß die Männer der Wissenschaft auch auf das Gebiet des politischen Denkens die ihnen sonst gewöhnlichen Methoden übertragen und in Büchern ihre Quellen, in logisch zusammenhängenden Systemen ihre höchsten Ideale finden. Anders in Frankreich, das in den letzten sechs Jahrzehnten zu so viel eigener Erfahrung die traurige Gelegenheit gehabt hat, daß es politische Lehren nicht in den Büchern zu suchen braucht. Aber bekanntlich war das gewaltige Streben, aus dem die erste französische Revolution hervorging, von einer ähnlichen doctrinairen Tendenz durchdrungen, als jetzt das unsrige; und wie heute bei und fanden damals die auftretenden Kräfte kein besseres Mittel zu Kampf und Sieg, als das gläubige Erheben eines idealen Paniers. Wie weit nun auch Rousseau und Montesquieu von jeder Absicht zu fälschen entfernt waren, so waren doch ihre Systeme auf entschiedenen historischen Irrthümern begründet. Und trotz des vollkommenen Sieges der Kräfte, welche die Revolution begonnen, blieben die Theorieen, die ihr zur Fahne gedient, eine Lüge. Oder mit anderen Worten: der Kampf um ein durch und durch demokratisches Frankreich gegen die großentheils schon besiegte aristokratisch-absolutistische Gesellschaft, von einer bereits sehr wichtigen Mittelklasse unter dem Panier der politischen Freiheit unternommen, endete mit dem vollendeten Sieg der Demokratie, ohne daß die politische Freiheit erreicht worden. Die Gründe dieser Erscheinung liegen nahe genug. Seit seinem ersten welthistorischen Auftreten bis zum heutigen Tage ist jeder Schritt der Geschichte dieses Landes, den es seiner welthistorischen Stellung entgegenthat, zugleich ein Schritt zu einem anderen doppelten Ziele gewesen: Soziale Gleichheit und Absolutismus. Die französische Revolution, die einer dieser Tendenzen scheinbar entgegentrat, hat sowohl in allen ihren einzelnen Erscheinungen, als in ihrem endlichen Resultat beide zugleich zur Geltung gebracht; und so tief waren diese Tendenzen eingewurzelt, daß man nur durch die höchste Potenz des Absolutismus die Freiheit zu erzielen hoffte! Die beispiellose Centralisation dieses großen Landes, das Werk fast aller seiner bedeutenden Politiker seit Jahrhunderten, ist nun einmal die historische Basis seiner Existenz. Die Sprache, die Literatur, die Academieen, die Universität, die Kunst, der Kriegeruhm Frankreichs und das einzige Paris sind nur verschiedene Seiten derselben Erscheinung, und es ist daher ein poetischer Traum, die Einheit dieser Maschine schwächen zu wollen, ohne die Größe des Landes zu zerstören. Beim mannigfachsten Wechsel der Constitutionen, der Neigungen der Regierenden und der Regierungsmittel hat nach 1789, wie vorher, der Absolutismus in Frankreich geherrscht. Aber trotz dieser offenbaren historischen Nothwendigkeit, welcher Männer, wie O. Barrot und Cavaignac, nur ungern sich fügten, ist doch auf dem Panier der französischen Revolution neben dem Worte Gleichheit das Wort Freiheit unauslöschlich geschrieben. Wir alle kennen den Reiz dieses schönen Wortes für jeden hochherzigen Menschen. Und diejenigen edlen Männer, welche jene historische Nothwendigkeit nicht sehen wollen und sich an jeden Schatten von Hoffnung festklammern, das schöne Wort zu einer Wahrheit zu machen, sind daher unserer größten Hochachtung würdig. Dieses verzweifelnde Streben, durchdrungen vom halben Bewußtsein seiner Erfolglosigkeit, charakterisirt die französischen Doctrinairs, namentlich Herrn Labouläye. Fast alle Werke dieses Gelehrten sind mehr oder weniger Huldigungs-Opfer, die er dieser großen und schönen Illusion seines ganzen Lebens dargebracht hat. Die Regierung Louis Philipp's, der Herrn Labouläye's Universitätsjahre und erste Schriften angehören, war zur Beförderung jenes edlen Glaubens sehr geeignet. Der Bürgerkönig erreichte bekanntlich die in Frankreich durchaus nöthige Freiheit und Unabhängigkeit der Regierung, indem er die beschränkenden Tendenzen der Verfassung durch eine beispiellose Corruption neutralisirte. Diese Regierungsform hat Herr Labouläye gegen den von ihm hochverehrten G. F. Puchta mit Bitterkeit vertheidigt. Die Männer von Herrn Labouläye's Partei waren in der That geneigt, in der Thätigkeit von Louis Philipp's verschiedenen Ministern, wie gleichartig dieselbe auch war, und wie entschieden durch die politische Lage hervorgerufen, nur eine Reihe von Fehlern zu sehen, ohne welche die ganz erträgliche Constitution leicht hätte eine Wahrheit werden können. Dieser Gesinnung blieb Herr Labouläye in seiner, übrigens nur literarischen, Thätigkeit unter Louis Philipp stets getreu. Er handelte daher durchaus konsequent, indem er sich nach der Revolution von 1848 mit voller Sympathie einer Regierungsform anschloß, in welcher die Freiheit auch nicht einmal denjenigen Widerstand zu finden schien, den die Person des Königs bot.

Mit den nächsten Folgen der Februar-Revolution beginnt die Geschichte des Buches, das wir besprechen. In der Einleitung, die im eigentlichsten Sinne des Verfassers Glaubens-Bekenntniß ist, und auf die wir noch zurückkommen werden, ist der Eindruck ausgeprägt, den die Verhandlungen der Constituante auf Herrn Labouläye machten. Diese Versammlung, bestrebt einerseits von dem unabweisbaren Gefühl, daß Frankreich einer gewaltigen einheitlichen Regierung bedarf; andererseits von der Furcht vor der eben erst beseitigten Monarchie, wurde mit Nothwendigkeit dazu geführt, die in Frankreich unvermeidliche absolute Gewalt in die Hände der Assemblée législative zu legen und die Macht des Präsidenten möglichst zu binden. Auch in diesem traurigen Ergebniß der ehrenhaftesten Absichten wollte Herr Labouläye nicht die nothwendige Folge des unglücklichen Versuchs sehen, Frankreich auf einer anderen als seiner natürlichen und historischen Basis zu konstituiren. Keineswegs blind für die Folgen dieser Verfassung, wollte er dennoch in derselben nicht den Ausdruck der damaligen politischen Lage erblicken, sondern er hielt sie für das Resultat trauriger Irrthümer über die nothwendige Grundlage einer freien Regierung.

Eben diese Selbsttäuschung über die Ursachen der damaligen Ereignisse ließ ihn noch an die Möglichkeit einer Umkehr glauben. Er selbst wandte sich, wie er uns sagt, dem Studium der amerikanischen Geschichte zu, in welcher er ein treues Abbild der Leiden Frankreichs und ihrer endlichen glorreichen Ueberwindung zu erkennen meinte; eine Illusion, die nur aus Herrn Labouläye's unendlicher Liebe zu seinem politischen Ideal zu erklären ist, und die uns bei seiner echt historischen Anschauungsweise doppelt in Erstaunen setzt. Voll von diesen Gefühlen schrieb unser Verfasser im Juli 1848 seine „Considérations sur la constitution", in denen er auf die Geschichte Amerika's als Frankreichs Lehrerin hinwies, eingeleitet durch einen Brief an Cavaignac, den er aufforderte, ein neuer Washington zu werden und Frankreich für immer zu einer glorreichen freien Republik zu machen. Eine Aufgabe, der weder Cavaignac's noch irgend eines anderen Menschen Kräfte gewachsen waren. Wielleicht um diese Anmuthungen zu rechtfertigen, übertreibt Herr Labouläye in den Bemerkungen, die in der Einleitung zu unserem Werke auf jenen wörtlich abgedruckten Brief folgen, die Leistungen Washington's in einer kaum zu rechtfertigenden Weise und wagt es, ihn über Julius Cäsar zu stellen. Hier hat ihn die poli-

*) Labouläye, Histoire politique des Etats Unis depuis les premiers essais de colonisation jusqu'à l'adoption de la constitution fédérale. 1620—1789. Paris, A. Durand, 1855.

Digitized by Google

tische Leidenschaft zu einer namenlosen Ungerechtigkeit verleitet. Wer Roms Geschichte so gut kennt, als Herr Laboulaye, der dürfte doch nicht vergessen, daß die Unfähigkeit dieses Staates zu einer freien Regierung das Werk der Welt-Ereignisse und nicht eines Menschen war; während der große Julier aus eigener Kraft diejenigen Formen schuf, unter denen die Existenz Roms als weltbeherrschende Stadt allein noch möglich war. Auf der anderen Seite hat Herr Laboulaye selbst in seinem Buche dargelegt, daß nicht Washington, sondern daß die ganze amerikanische Geschichte die Elemente geschaffen hat, die in der Revolution zur Geltung kamen und deren endliche Ausgleichung der General zwar forgsam und uneigennützig überwacht, aber keineswegs durch eigene geniale Thätigkeit herbeigeführt hat. Daß die Geschichte der Weltbewegungen unserer Tage den Söhnen dieser Zeit mehr zusagt, als die der römischen Stürme, das ist ein Werk unserer Erziehung; und Cäsar ist daran so unschuldig als Washington. Wie dem auch sein möge, so überstieg gewiß die Anforderung Cavaignac's Kräfte. Er hätte ihr gewiß gern entsprochen. Und als Herr Laboulaye wenige Monate später zum Lehrer am Collége de France ernannt worden, hatte sich der politische Horizont mehr getrübt, als erheitert. Da glaubte er denn einer heiligen Pflicht zu gehorchen, indem er seinen politischen Ueberzeugungen den energischesten Ausdruck gab, dessen sie fähig waren, und indem er, als Lehrer der législation comparée, Frankreichs Gesetzgebung mit derjenigen verglich, die ihr als Lehrerin dienen müßte. Mit einem Worte, Herr Laboulaye beschloß, über die amerikanische Verfassung zu lesen.

Diese Vorlesungen liegen, wie es scheint, in ihrer ursprünglichen Form vor. Nur in den Noten ist eine seit 1849 erschienene Schrift ein paarmal benutzt. Was Herrn Laboulaye's Quellen betrifft, so gruppiren sie sich gewissermaßen um zwei ausgezeichnete amerikanische Schriftsteller: Bancroft und Story; wo diese gewissenhaften und zuverlässigen Führer den Absichten des Verfassers nicht ganz entsprechen, sind andere stets sorgsam gewählte Autoren zu Rathe gezogen worden. Eigentliche Forschung enthält jedoch die histoire politique nicht. Diese Disposition ist im Ganzen höchst lobenswerth, denn die Materialien, deren Herr Laboulaye bedurfte, liegen in seinen Quellen unverfälscht und vollständig vor, und die bereits sehr zahlreichen, für Europäer fast unzugänglichen amerikanischen Detail-Untersuchungen verlieren sich meist in eine ermüdende Kleinigkeitskrämerei, die sich um Genealogieen, Topographie und das Gefasel von Miniatur-Staaten und Städten dreht. Doch wird der Mangel dieser Quellen sichtbar, wo Herr Laboulaye sich auf eigene Unterfuchungen einläßt, namentlich über internationales Eigenthums- und Besitzrecht und die Anerkennung des Eigenthums der Indianer. Freilich sind die Quellen für richtige Erörterung dieser Fragen zum Theil erst seit dem Jahre 1849 zugänglich und zum Theil nur in Holland in den Bibliotheken und Archiven zu finden. Auch sind die Erörterungen selbst ohne irgend einen wesentlichen Einfluß auf die histoire politique. Historische Treue gehört im Gegentheil zu den zahlreichen glänzenden Eigenschaften des Werks. Eine fast unübertreffliche Abrundung der Form, die schönsten Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander, Durchsichtigkeit des Styls, Klarheit der Darstellung bei der größten Schärfe in der wissenschaftlichen Abstraction sind die übrigen Vorzüge dieses Buches, das den klassischen Mustern sehr nahe tritt, deren Studium es auf jeder Seite verräth. Es verdient im eigentlichsten Sinne des Worts ein Kunstwerk genannt zu werden. Neben diesen seltenen Vorzügen hat das Buch noch ein ganz einziges literar-historisches und psychologisches Interesse durch den Konflikt zweier ehrenwerthen Eigenschaften des Verfassers, historische und politische Treue. Man hätte leicht voraussetzen können, daß seine Meinungen ihn veranlassen würden, wider Willen die Geschichte zu fälschen und etwa in der amerikanischen Verfassung ein Produkt wissenschaftlicher Reflexion zu sehen, das die wissenschaftliche Reflexion leicht nachahmen könnte, oder man hätte glauben mögen, daß die Naturwidrigkeit der amerikanischen Zustände und das einzige Zusammenwirken unerhörter Umstände, das sie hervorbrachte, ihn würde an der Möglichkeit verzweifeln lassen, sie nachzubilden. Weder das Eine, noch das Andere hat stattgefunden, ganz getrennt stehen beide Richtungen neben einander, faß ohne Uebergang und Aussöhnung. Betrachten wir zuerst, was der historischen Untersuchung angehört. Es beginnt dieselbe mit der dritten Vorlesung und fällt fast ohne Unterbrechung den Rest des vorliegenden ersten Bandes. Nach einer kurzen Einleitung über die Niederlassungen der Europäer in Amerika und über das Eigenthumsrecht an entdecktem Land behandelt Herr Laboulaye sehr ausführlich die Geschichte Virginiens und weiß nach, wie durch die Natur des Landes, durch die Art der Auswanderung, durch den Einfluß der Navigations-Akte, durch die Entfernung von der Metropole, durch die Einführung von Negersklaven und durch eine Menge anderer zusammenwirkenden Umstände sich jene freie Verfassung bildete und bilden mußte, die in Virginien von Anfang an bestand und mit geringen Modificationen sich alsgeit erhielt; wie ferner dieselben Umstände jene Bevölkerung von gentlemen hervorbrachte, deren kräftige, freie, unabhängige Gesinnung der Revolution zum Anker diente. Noch ausführlicher handelt der Verfasser von Neu-England. Er zeigt uns, daß die Verfassungen der Staaten, die gemeinsam diesen Namen tragen, in allen wesentlichen Theilen so alt sind, als diese Staaten selbst; und indem er uns auf alle feinsten Nüancen in ihren Verschiedenheiten aufmerksam macht, zeigt er, daß alle dennoch nur eine Einheit bilden; er zeigt ferner, wie diejenigen Tendenzen, die heutzuage das amerikanische Leben charakterisiren und die der amerikanischen Constitution ihre Eigenthümlichkeit aufgeprägt haben, von dem ersten Tage an in Neu-England geherrscht. Kurz, wir sehen hier, wie in Virginien, Volk und Verfassung anderthalb Jahrhunderte vor der großen Revolution fast ganz so als zur Zeit derselben. Die übrigen Staaten: Maryland, New-York, Pennsylvanien, die beiden Carolina, Georgien, umfassen eine ein Drittel des vorliegenden Bandes; auch bei ihnen weist der Verfasser nach, daß lange, ehe man an die Revolution dachte, während der Dauer der unbestrittenen Suprematie Alt-Englands, diejenigen Zustände sich entwickelt hatten, die noch heute mit geringen Modificationen dort existiren. In zwei Kapiteln, die den Schluß des Bandes bilden: „Organisation politique" und „organisation civile" resumirt der Verfasser den Inhalt desselben und weist nach, daß trotz aller scheinbaren Verschiedenheiten der einzelnen Staaten, deren Geschichte er entwickelt hat, alle wesentlichen Grundzüge ihres öffentlichen Lebens in allen diesen den sind und in allen mit denen von Anfang an identisch waren, die zur Zeit der Revolution in Amerika herrschten. Wie dürftig auch dieses Skelett seines glänzenden Buches ist, so genügt es doch, um zu zeigen, daß der Verfasser alle Eigenthümlichkeiten des Landes erkannt hat, deffen Geschichte er schreibt, und wie weit er davon entfernt ist, die Gesetzgebung desselben für ein Werk wissenschaftlicher Combination zu halten.

Den politischen Meinungen des Verfassers gehören die zwei ersten Vorlesungen, einzelne eingestreute Bemerkungen der übrigen und das einzige im Jahre 1855 geschriebene Stück des Buches, die Einleitung, an. Die ersten Vorlesungen drücken aufs lebhafteste jenes Gefühl des Verfassers aus, das seine „Considération sur la Constitution" und den Brief an Cavaignac diktirt hat. Er vergleicht Amerika mit Frankreich, und da jenes hat, was er in diesem so schmerzlich vermißt, politische Freiheit, so bemüht er sich, es zu einer idealen Gestalt zu erheben. Und um an die Möglichkeit eines Frankreichs glauben zu können, das in der Hauptsache diesem Amerika gleiche, hütet er sich wohl, die historische Entwickelung beider Länder neben einander zu stellen, er hält sich an die äußeren Erscheinungen der beiden Revolutionen, die allerdings einige Aehnlichkeit haben. Er läßt sich durch die politische Leidenschaft verleiten, in den Männern, welche die amerikanische Revolution hervorbrachte, in den Ideen, die den Staat nach turzem Schwanken befestigten, etwas Anderes zu sehen, als das nothwendige Produkt solcher Staaten, wie Virginien, Neu-England und New-York; und er scheint zu glauben, daß Frankreich statt seiner Sièyes, Mirabeau, Danton, Robespierre, Bonaparte, den echten Söhnen der französischen Revolution, die Frankreichs historische Tendenzen zur Geltung brachten, leicht hätte einen Washington, Hamilton, Jay, Madison erzeugen können, und daß dann Frankreich ein anderes Amerika geworden wäre. Das natürliche Wirken allmächtiger historischer Gewalten nennt er wissenschaftlichen Irrthum in Frankreich, politische Weisheit in Amerika, weil das Resultat hier seinen Wünschen entspricht, dort zuwider ist. Er sucht dann den amerikanischen Zuständen einige Einrichtungen zu entlehnen, die man sofort in Frankreich anwenden könnte, und scheint sich ganz zu verbergen, wie deutlich bereits die Erfahrung gelehrt hat, daß die historische Strömung in seinem Vaterlande solche leichte Dämme in einem Augenblick zu überfluthen im Stande ist. Höchst eigenthümlich sind außerhalb dieser beiden Vorlesungen einige Bemerkungen, die gleichsam dazu da sind, solche Einwürfe, wie die aufrigen, zu entwaffnen, indem sie ihnen den stärksten Ausdruck geben: „Il (Locke) n'a pas compris que les lois ne sont point une abstraction philosophique, un idéal, mais bien l'expression des rapports existants". So charakterisirt Herr Laboulaye den Versuch Locke's, dem aufsteimenden Carolina eine der englischen nachgebildete Verfassung zu geben; die, obgleich für Engländer bestimmt, durch deren veränderte, von der Metropole ganz verschiedene Lage sich als eine Utopie erwies. Herr Laboulaye, indem er diesen Satz in sein Werk aufgenommen, scheint sagen zu wollen, daß Verschiedenheiten so durchgreifender Art, wie die zwischen England und Amerika, zwischen Amerika und Frankreich nicht existiren, und daß der beste Theil der amerikanischen Constitution daher in Frankreich zur Geltung kommen könnte. Dieser Irrthum, aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe der Verfassers entsprungen, ehrt ihn mehr, als ihn die Anerkennung der wahren Sachlage ehren würde, und in seinem unzerstörbaren Glauben an die Möglichkeit politischer Freiheit in Frankreich möchten wir Herrn Laboulaye mit einem liebenden Sohne vergleichen, der an den Tod der Mutter nicht glaubt, deren Begräbniß er mit Augen gesehen hat.

Die Einleitung zur „Histoire politique" enthält die Geschichte des Buches, wie wir sie bereits wiedergegeben, und einige andere eben

dahin gehörige Bemerkungen von geringerem Interesse, eine energische Erklärung des Verfassers, daß er an der Freiheit Frankreichs nie verzweifeln werde, und einen etwas bitteren Angriff gegen die, welche daran verzweifeln, endlich aber eine laute verdeckte Mahnung an den gegenwärtigen Kaiser, zum Heile Frankreichs die langersehnte Freiheit einzuführen: eine Ermahnung, die in ihrem hochherzigen Verkennen der Person, der politischen Nothwendigkeit, der Unmöglichkeit ihrer Erfüllung, in ihrer erhabenen Naivetät mit Nichts besser zu vergleichen ist, als mit den Worten unseres Schiller: Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!

Jules Simon's philosophisch-ethischer Standpunkt.

(Schluß.)

Ferner ist der Philosoph der positiven Religion Ehrerbietung schuldig, vorausgesetzt, daß dieselbe in Nichts den ewigen Gesetzen der Moral widerspricht. Es ist das Zeichen eines kleinen Geistes, eine Religion zu verspotten, ohne daß man sie kennt, oder zu glauben, daß man sie kennt, wenn man ihre Ceremonien oberflächlich kennt, oder sie nach dem Lebenswandel ihrer Priester zu beurtheilen.

Dem Fanatismus und dem Aberglauben in den positiven Religionen muß der Philosoph die Festigkeit des Charakters entgegenstellen.

Wie wird der Philosoph, welcher keiner positiven Religion zugethan ist, die Pflicht der Gottesverehrung erfüllen? — Er thut denen, die einen anderen Glauben bekennen, keinen Zwang an, er verspottet ihren Glauben nicht, wenn derselbe aufrichtig ist; er klärt ohne Leidenschaft, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, diejenigen auf, welche das Unglück haben, nicht an die natürliche Religion zu glauben; er setzt dem erklärten Atheismus seinen Protest gegenüber; er mißbraucht niemals den Namen Gottes; er spricht denselben nicht aus, ohne seine Ehrfurcht zu bezeigen; er ruft bei feierlichen Gelegenheiten Gottes Hülfe an; er thut Gutes, in der besonderen Absicht, ihn zu ehren.

Einen eigentlichen Kultus zu begründen, ist die Philosophie nicht geeignet. Alle darauf angehenden Versuche müssen scheitern. Auch die Staatsmänner sind zu tadeln, welche sich bemühen, die Menge bei einem Glauben zu erhalten, den sie nicht haben. Der Zweck rechtfertigt nicht das Mittel; die Lüge ist nie erlaubt. Ueberdies wird durch einen solchen Betrug der Zweck auch nicht erreicht; denn es ist unmöglich, daß eine falsche Religion mehr Gutes als Böses hervorbringe. Man säet die Lüge, und man ärndtet die Heuchelei. Man rühmt sich, eine Religion zu fördern, und was man fördert, ist ein Aberglaube. Die rechte Stellung einer auf den Prinzipien der Freiheit beruhenden Staatsregierung ist die: alle Glaubensansichten zuzulassen, welche der Moral und der sittlichen Ordnung nicht widersprechen; ihnen den etwa nöthigen Schutz für ihren Kultus zu Theil werden zu lassen; sich nicht in die die Lehre betreffenden Fragen zu mischen und für alle religiösen Ueberzeugungen die gleiche Freiheit, sich auszusprechen und sich zu verbreiten, aufrecht zu erhalten.

Da die natürliche Religion eines eigentlichen Kultus entbehrt, so sollten die Bekenner derselben die wenigen Gelegenheiten, die sich ihnen doch noch immer darbieten, Gott ihre Ehrfurcht, ihre Liebe, ihre Dankbarkeit zu bezeigen, um so gewissenhafter benutzen. Wie mit der Eidesleistung, so nimmt man es auch mit der Pflicht, die Menschen, welche das Unglück haben, an die natürliche Religion nicht zu glauben, aufzuklären, immer noch zu leicht. Unsere Väter hatten im Jahre 89 begriffen, daß die Staatsreligion abschaffen nichts Anderes hieß, als: den Staat der natürlichen Religion weihen; aber seitdem haben wir zwischen der Intoleranz und dem Atheismus nur hin und her schwanken können. Das Recht und die Pflicht des Handelns, inmitten seiner Familie würdig von Gott zu sprechen, ist in Kreisen, wo eine positive Religion nicht mehr herrscht, unbekannt. Die Pflicht, mitunter in sich selbst einzukehren und im Gebet gleichsam vertraulicher mit Gott zu verkehren, wird nicht anerkannt. Die Philosophen streiten darüber, ob es erlaubt sei, Gott um etwas zu bitten. Die das Gebet nicht zulassen wollen, verkennen Beides: das Wesen Gottes und das Wesen des Gebets. Freilich beruht es auf einer falschen Vorstellung von Gott, wenn man meint, durch seine dringenden Bitten und Thränen den göttlichen Willen umändern zu können. Aber — kann man nicht mit Malebranche sagen, daß der Wille Gottes ewig beschlossen hat, uns ein Gut zu gewähren, wenn wir ihn darum bitten? — Zu Gott beten, heißt: über seine Vervollkommnung und über sein Elend nachdenken, sich dem Willen Gottes unterwerfen, sich mit ihm vereinigen und den Entschluß fassen, zu leben, wie es einem Geschöpf, welches er nach seinem Bilde geschaffen, zukömmt.

III. Die menschliche Glückseligkeit.

Die katholische Religion lehrt das menschliche Leben zu verachten und zu verlassen; der Skeptizismus erscheint ihr sogar wünschenswerth, wenn er mit renovollem Geist erlitten wird; das Martyrthum ist das, worüber die Freude im Himmel am größten ist; das Fleisch gilt als das Prinzip des Bösen und soll getödtet werden. Die Mönchsregeln, welche das Vorbild christlicher Vollkommenheit darstellen, beruhen alle auf den drei Gelübden des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth, d. h. sie entziehen alle dem Menschen die Freiheit, die Liebe, das irdische Glück.

Die Philosophie bringt nicht eine solche absolute Verachtung des Fleisches und der Welt mit sich. Daß das Leben ein Kampf sei, und daß der Mensch erst nach dem Tode dazu gelangt, seine Bestimmung zu erfüllen, diese Ueberzeugung drängt auch die Philosophie uns auf; aber auf der Nothwendigkeit, das Fleisch dem Geiste, den irdischen Beruf dem zukünftigen unterzuordnen, folgert sie nicht, daß es in dieser Welt Nichts giebt, was geliebt zu werden verdient, die philosophische Wissenschaft erkennt alle Triebe, welche Gott selbst uns ins Herz gelegt, als berechtigt an, insofern wir sie der Herrschaft der Vernunft unterwerfen; und wie sehr sie uns auch dazu bringt, den Blick vorzugsweise auf das ewige Glück gerichtet zu halten, so verbietet sie uns doch nicht, auch auf dieser Erde schon so viel wie möglich glücklich zu werden; wie sehr sie sich bemüht, göttlich zu sein, kann sie doch nicht umhin, auch schon menschlich zu sein.

Man muß zugeben, daß wir im menschlichen Leben, wenn wir darunter nur den Zeitraum von der Geburt bis zum Tode verstehen, wenig Grund haben, uns glücklich zu preisen. Müßte man zwischen den beiden Behauptungen: daß es nichts Gutes in der Welt gebe, und: daß darin Alles aufs Beste sei, wählen, so dürfte die erste einem Jeden, der die Unsterblichkeit vergißt oder den Glauben daran nicht hat, als die richtigere erscheinen. Manche edle Geister trösten sich im Hinblick auf das Elend des Menschenlebens mit dem Gedanken des Fortschritts, aber dieser Gedanke ist doch nur wahr in Bezug auf die Menschheit und deren Geschichte im Großen und im Ganzen. Manche Philosophen behaupten, um die Vorsehung zu ehren, daß man am Ende doch immer siegreich hervorgeht, wenn man tugendhaft ist, und dieselben Philosophen behaupten ein anderes Mal, um die Nothwendigkeit eines künftigen Lebens darzuthun, daß die Tugend in dieser Welt nicht immer belohnt wird. Von diesen sich widersprechenden Behauptungen ist offenbar nur die zweite richtig. Es hilft wenig zum Glück, daß man, wie die meisten Menschen thun, sich alle mögliche Mühe giebt, gegen das Elend im Menschenleben und gegen den Tod das Auge zu verschließen und gedankenlos hinzuleben, wie man zu leben gewöhnt worden ist oder sich selbst gewöhnt hat. Der Mensch ist frei. Er kann, was er zu thun beabsichtigt, aufschieben, beschleunigen, ändern, er kann etwas Anderes thun, als er versprochen hat; er fühlt in sich die Macht, das, was er thut, auch unterlassen, und das, was er unterläßt, auch thun zu können. Er glaubt natürlich, daß dieselbe Freiheit in den anderen Menschen existirt. Daher bewundert, verachtet, ermahnt, bestraft er sie. Die Willensfreiheit, die uns Menschen innewohnt, macht uns verantwortlich in Bezug auf die Art, wie wir unser Leben führen. Die freie Kraft aber, welche wir sind, wird unaufhörlich von den Leidenschaften erregt. Wir tragen alle den Keim aller Leidenschaften in uns; aber es ist bald die eine, bald die andere, welche vorherrscht. Ein Mensch, der seine Leidenschaften nicht zu beherrschen und zu regeln vermag, gehört nicht sich selbst und ist ein unglückliches, elendes Wesen. Durch die Vernunft kann er Herr seiner Leidenschaften werden. Die Vernunft, auf die Handlungen des freien Menschenwillens angewendet, ist die Gerechtigkeit. Was sie fordert, das ist die Pflicht. Wo sie spricht, da hat die Leidenschaft, auch die glühendste, zu schweigen, sich zu fügen. Das Gesetz der Gerechtigkeit ist das Gesetz Gottes selbst, von Vielen verkannt, Niemanden unbekannt, immer gegenwärtig in uns, um uns zu leiten vor der Handlung, um uns zu belohnen, wenn wir die Leidenschaft zum Opfer gebracht, um uns zu strafen, wenn wir nicht ihm, sondern der Leidenschaft gehorsam gewesen.

Wer nicht mit der Gerechtigkeit hält, hat auf kein wahres Glück zu rechnen. Was er unternimmt, kann ihm gelingen; aber zwei zum Glück nothwendige Dinge werden ihm fehlen: die Selbstachtung und das Gefühl der Sicherheit in Bezug auf die Zukunft. Das größte Unglück ist, der Gerechtigkeit nicht gehorsam zu sein; aber ihr ungern Gehorsam zu leisten, ist auch noch ein Unglück.

Erst wenn der Mensch, nicht zufrieden damit, seine Pflicht zu kennen, es dahin gebracht, sie auch zu lieben; erst wenn er dahin gekommen, nur das Schöne zu bewundern und nur das Gute zu lieben; erst wenn die Tugend ihm so theuer geworden ist, daß er sicher ist, ihr mit innerer Befriedigung Opfer bringen zu können: erst das Leben eines solchen Menschen, ohne Gewissensbisse in Bezug auf die Vergangenheit, ohne Besürchtungen in Bezug auf die Zukunft, ohne Kämpfe in der Gegenwart, ist ein glückseliges Leben. Er wird noch leiden können, weil es Leiden giebt, denen der Mensch sich nicht entziehen kann, aber er wird nie mehr die Vorsehung anzuklagen haben.

Wir gehen nicht so weit, wie die Stoiker, zu behaupten, daß der Schmerz nur ein Wort sei; wir mögen auch nicht mit den Christen

Digitized by Google

sagen, daß man Gott segnen müsse für die Schmerzen, die er uns schickt, weil wir glauben, daß der Mensch, wie zum Guten, so auch zum Glück bestimmt sei. Wir sind überzeugt, daß man mit der Erkenntniß und mit der Liebe zur Pflicht, mit einem veredelten Herzen, mit gemäßigten Wünschen, mit einem festen Vertrauen auf Gottes Güte, mit echter Menschenliebe mehr Grund hat, die Vorsehung zu segnen, als sich über sie zu beklagen.

Solche Schicksale und Katastrophen, denen gegenüber die aus dem Bewußtsein der Tugend geschöpften Tröstungen ihre Kraft verlieren, mögen uns zum Beweise dienen, daß es eine Unsterblichkeit giebt. Die Unsterblichkeit ist das letzte Wort der Wissenschaft und des Lebens. Sie ändert Alles in uns und außer uns: sie macht das Opfer leicht, indem sie unsere ganze Seele mit ihrer strahlenden Hoffnung erfüllt; sie nimmt dem Unglück seine Härte, sie verwandelt, mildert, vernichtet es. Der Trost und die Hoffnung, diese beiden Stützen des Menschen sind nichts ohne die Unsterblichkeit, auf der sie beruhen.

* * *

Die vorstehenden Mittheilungen werden unsere Leser in den Stand gesetzt haben, den philosophisch-ethischen Standpunkt Jules Simon's klar und deutlich zu erkennen. Wer mit der modernen deutschen Philosophie einigermaßen bekannt ist, wird nicht verkennen können, daß die philosophisch-ethischen Principien, die dem Simon'schen Buche: „die Pflicht" zu Grunde liegen, ganz und gar mit denen zusammenfallen, welche Kant, der Begründer der modernen deutschen Philosophie, in seiner Kritik der praktischen Vernunft als die Principien einer wahrhaft freien und einer auf sich selbst ruhenden menschlichen Sittlichkeit verkündet hat.

Brasilien.

Brasilien und seine Industrie im Jahre 1855.

Aus dem Jahresberichte des brasilischen Ministers des Innern an die gesetzgebende Versammlung dürfte ein Auszug auch unsere Leser ansprechen:

Die brasilische Industrie ist in ihrem Anfange. Unter den von der Regierung unterstützten Fabriken der Hauptstadt haben nur die Glas-Manufaktur von Saõ-Roque und eine Tressen-Fabrik Fortgang. Jene beschäftigt neunundzwanzig Freie, meistens in Europa angeworbene Arbeiter und dreißig Sklaven. Ihre feineren Produkte halten freilich keinen Vergleich mit den fremdländischen Glaswaaren aus. In der Umgegend von Rio ist eine Weberei errichtet, die nächstens in Gang kommen soll.

In gedeihlichem Zustande ist außerhalb der Hauptstadt eine Anstalt zu Ponte-da-Arca, mit Werkstätten für Eisen- und Bronceguß, zur Verfertigung der Dampfmaschinenkessel; sie besitzt auch Schiffswerfte. Im Laufe des Jahres 1854 wurden hier vier Dampfböte gebaut; zwei Dampfschiffe und ein Segelschiff sind gegenwärtig auf dem Werft. Das Personal besteht aus 441 verschiedentlich beschäftigten Arbeitern, davon sind 117 Brasilianer, 104 Ausländer und 130 Sklaven. Die Errichtung einer Zucker-Raffinerie, einer Destillation und einer Anstalt zur Bereitung einer thierischen Kohle sind im Werke. Eine Gerberei in Mahury liefert jährlich 5,000 Stück Leder.

Die Provinz Bahia besitzt einige Katun-Fabriken, wovon die eine in Valença nach einem großen Maßstabe eingerichtet ist. Ihre Production übersteigt den Verbrauch der Provinz, und sie führt den Ueberschuß nach anderen Gegenden des Reiches aus. Ferner hat diese Provinz drei Eisengießereien in den Städten Bahia, Santo Amaro und Valença. In letzterer ist auch eine Sägemaschine.

In der Provinz Minas-Geraes beschäftigen mehrere Eisengießereien noch an 2,000 Menschen und produziren jährlich 2,200,000 Kilogramm Eisen (über 46,000 Centner). Auch eine Baumwollen-Spinnerei schreint in gutem Stande zu sein.

Die Gießerei in Pernambuco ist im Fortschreiten begriffen. Die vorigen Jahr in der Provinz Amazona gegründete Strohhut-Fabrik ist schon in Thätigkeit, ihre Production ist aber bis jetzt, aus Mangel an Arbeitern, sehr beschränkt.

Eine Merino-Heerde, die der Präsident der Provinz Saõ-Pedro (Rio-grande-do-Sul) voriges Jahr aus Deutschland kommen ließ, hat sich seitdem verdoppelt. Im Allgemeinen thut die Regierung das Möglichе, die Merinos in diejenigen Provinzen einzuführen, die für die Verbesserung der Schafzucht günstige Verhältnisse bieten.

Eine Seidenprobe aus der Kolonie Saõ-Leopoldo in der Provinz Saõ-Pedro, der Beurtheilung Sachverständiger in Preußen unterworfen, wurde der Qualität nach der lombardischen, persischen und chinesischen Seide gleich und der Werth auf 58 — 60 Francs das Kilogramm geschätzt.

Seidenkokons wurden aus der Parahida nach Rio Janeiro gesandt. Nach dem Urtheil der kaiserlich brasilianischen Seidenbau-Gesellschaft haben diese Kokons, was den Farbenglanz des Schmetterlings betrifft, Aehnlichkeit mit denen, die in Frankreich den Namen paon de nuit (Nachtpfauen-Auge) erhalten haben. Die Gesellschaft erklärte sich indeß dahin, daß die Seide nach ihrer Lage in diesen Kokons nur gekrümpelt, nicht abgehaspelt werden kann und daher zu feinen Zeugen untauglich ist.

Der Präsident der Provinz Saõ-Pedro hat Proben eines dem Wachs ähnlichen Stoffes eingeschickt, der in einigen Gegenden dieses Reiches in Ueberfluß gesammelt wird. Die Gesellschaft zur Ermunterung der National-Industrie hat nach Untersuchung des Stoffes erklärt, daß er zugleich etwas von der Substanz, welche die Chinesen aus einem Insekte ziehen wollen, und etwas von dem Stearine der Carnauba (des brasilischen Palmbaums), dereu Stamm eine Art Wachs ausschreidet, in sich enthalte. Wie es scheint, könnte dieses Material für die Industrie von Nutzen sein.

Endlich fand man in der Provinz Rio Janeiro einen sehr schönen und leicht zu gewinnenden Marmor.

Mannigfaltiges.

— Französische Gesetzgebung über das literarische und künstlerische Eigenthum. Unter dem Titel „Internationales Gesetzbuch über das industrielle, artistische und literarische Eigenthum"*) haben die Herren J. Pataille und A. Huguet so eben eine Zusammenstellung aller in dieser Hinsicht bestehenden gesetzlichen Anordnungen des In- und Auslandes herausgegeben. In Frankreich genießen bekanntlich auch die Musterzeichnungen der Fabrikanten den Schutz der Gesetze gegen mechanische Nachbildung; deshalb also die Bezeichnung „propriété industrielle". Die Industrie ist darum wahrscheinlich im Titel des Buches vorangestellt, weil dasselbe wohl unter Kaufleuten und Fabrikanten einen größeren Absatz, als unter Schriftstellern und Künstlern, zu erwarten hat. Das Handbuch zerfällt in zwei Abtheilungen, von welchen die erste die französische Gesetzgebung, unter Mittheilung der betreffenden Gesetze, Verordnungen, Dekrete und gerichtlichen Verfügungen, umfaßt; die andere Abtheilung beschäftigt sich mit der diesfallsigen Gesetzgebung des Auslandes und bringt den Text aller internationalen Verträge Frankreichs mit anderen Staaten in Betreff von Erfindungs-Patenten, literarischen, dramatischen und musikalischen Erzeugnissen, Muster-Zeichnungen, Modellen, Fabrikzeichen, Stempeln ꝛc.

— Deutsche Musik in Frankreich. Französische Feuilletons posaunen mit vollen Backen das Erscheinen einer neuen, klassischen „Pianoforte-Schule" im Verlage der unter der Firma „Le Ménestrel" (der Minstrel) etablierten Musikhandlung des Herrn Heugel in Paris an. Genau betrachtet, ist jedoch diese „Ecole Classique-Marmontel" nichts Anderes, als ein großartiger Nachdruck deutscher Compositionen für das Pianoforte, namentlich von Mozart, Haydn, Beethoven, Händel, Bach, Hummel, Weber, Mendelsohn, Steibelt, Cramer, Ries ꝛc. Der „Ménestrel" hat dazu von dem geschätzten Pariser Klavierlehrer Marmontel Erläuterungen über den Fingersatz, die Accentuationen und Bewegungen, so wie über den Styl der einzelnen Stücke schreiben lassen, und dies soll die Ausgabe zu einem Originale stempeln, das den Schutz der Gesetze genießt. Sollte, wie zu erwarten steht, bald auch zwischen Frankreich und dem Deutschen Bund ein internationaler Vertrag gegen den Nachdruck zu Stande kommen, so werden sich die Herren Breitkopf und Härtel, so wie die anderen deutschen Verleger von Mozart, Haydn, Beethoven ꝛc. vergebens in Frankreich nach einem Schutz für ihre Verlagsartikel umsehen, die sämmtlich vom „Ménestrel" ausgebeutet sein werden. Bereits sind von dieser Ecole Classique vier Bände (15—1600 S. in Fol.) erschienen, und acht andere Bände sollen demnächst folgen.

— „Was heiraten die Leute!" fragt ein amerikanisches Journal. „Mancher Jüngling heiratet die Grübchen, mancher die Ohren; hin und wieder kömmt der Mund an die Reihe, selten das Kinn. Erst neulich verliebte sich ein junger Mann bis über die Ohren in Locken a la Eugénie, die ihn auch richtig an das Ehejoch banden; aber gerade kam diese Mode ab, und des Zaubers Gewalt war gelöst. Die jungen Leute heiraten auf diese Weise statt des echten Ganzen nur Flitter und Bruchstücke und sind nach der Hochzeit erstaunt, daß sie, obgleich verheiratet, keine Frau haben. Wer eine Frau haben will, muß das Weib heiraten."

*) Code international de la propriété industrielle, artistique et littéraire. Guide pratique des inventeurs, auteurs, compositeurs, artistes et fabricants français et étrangers, par J. Pataille, avocat, et A. Huguet. Paris, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt von Jedermann verschickt und in Berlin von der Post geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 39, und beim Expedteur Neumann, Mittelstraße Nr. 31), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes

№ 123. Berlin, Sonnabend den 13. Oktober 1855.

Arabien.

Burton's Pilgerfahrt nach Medinah und Mekka.

Das heilige Land der Moslemin wird bekanntlich mit der größten Eifersucht überwacht. Ein Franke, der in diesen geweihten Umkreis einzudringen versucht, mag sich darauf gefaßt machen, es mit Gefahr seines Lebens zu thun. Er muß sich die Tracht und die Sitten der wahren Gläubigen aneignen, und der geringste Verstoß gegen die muselmännischen Gebräuche kann dem kühnen Fremdling verderblich werden.

Richard Burton, Lieutenant in der ostindischen Armee, Verfasser des unten angezeigten Werkes,*) ist außer Burckhardt — dem es übrigens nicht gelang, die heiligen Orte zu betreten — der vierte Europäer, der bis in das Allerheiligste der Moslemin gedrungen. Von der geographischen Gesellschaft in London, die es für einen Ehrenpunkt hält, „den Schandfleck der modernen Reisenden, den großen leeren Raum, der bis zur Stunde die Karte von Ost- und Mittel-Arabien einnimmt", aus dem Wege zu räumen, auf alle mögliche Weise unterstützt, überwand Burton alle Hindernisse, die ihm namentlich von Seiten der Direktoren der Ostindischen Compagnie in den Weg gelegt wurden — sie hatten ihm aus dem menschenfreundlichen Grund, „daß die beabsichtigte Reise von einer zu lebensgefährlichen Natur sei", den Urlaub verweigert — und am 3. April 1853 segelte er, unter dem Charakter eines Arztes und als Perser verkleidet, von London nach Alexandrien. Einige Zeit hatte er damit zugebracht, sich an die Eigenthümlichkeiten der morgenländigen Sitten zu gewöhnen, mit welchen er übrigens durch einen langen Aufenthalt in Indien schon ziemlich vertraut war.

„Vierzehn Tage", schreibt er, „wurden mir Ruhen dazu angewandt, mich in den orientalischen Gebräuchen einzuüben. Denn was der höfische Lord Chesterfield von dem Unterschied zwischen einem Gentleman und dessen Widerpart bemerkt — daß beide dieselben Lebensgeschäfte in völlig entgegengesetzter Weise vollziehen — läßt sich noch weit mehr von der Lebensart des östlichen und westlichen Menschen sagen. Man sehe z. B. einen indischen Muselmann ein Glas Wasser trinken. Bei uns ist dies eine sehr einfache Handlung, aber bei ihm schließt die Ausführung nicht weniger als fünf Phasen in sich. Erstens ergreift er den Becher, als ob es die Gurgel eines Feindes wäre; zweitens ruft er dabei aus: „Im Namen Allah's, des Mitleidigen, des Erbarmungsvollen!" bevor er seine Lippen netzt; drittens trinkt er den Inhalt nicht, sondern schluckt ihn hinunter und endigt mit einem befriedigten Grunzen; viertens seufzt er, ehe er den Becher niedersetzt, ein „Gelobt sei Allah!" hervor, das man in der Wüste vollständig begreifen lernt, und fünftens erwidert er auf das höfliche „Vergnügen und Gesundheit!" seines Freundes: „Möge Allah es Dir angenehm sein lassen!" Auch hütet er sich vor der Gottlosigkeit, das reine Element stehend zu genießen, ohne jedoch die drei anerkannten Ausnahmen zu vergessen: die Flüssigkeit der heiligen Quelle Zem-zem, Wasser, das als Liebesdienst vertheilt wird, und das, welches nach dem Wusu, der geringeren Waschung, übrig bleibt. Ferner verlernt man in Europa leicht den richtigen Gebrauch der rechten Hand, die ...ration des Rosenkranzes, das Sitzen ohne Stuhl, auf dem der echte Orientale sich so unbehaglich fühlt wie ein Matrose zu Pferde, den rollenden Gang mit ausgestreckten Zehen, den ernsten Blick und das Anbringen frommer Stoßgebete. — — —

„In dreizehn Tagen waren wir aus dem klammen grauen Nebel, jener Atmosphäre des Gewerbfleißes, die uns, vor Anker liegend, unweit der Insel Wight aufhielt, durch die Leben athmende Luft der Mittelländischen See, deren glänzend blauer und purpurfarbener Himmel sogar über Afrika's finstere Züge einen Reiz ausbreitet, gekommen und saßen nun schweigend und gedankenvoll, der entzückenden Melodie des Ostens horchend — dem sanften Nachtwinde, der durch die sternklaren Luftgewölbe und laubreichen Bäume mit melancholisch klagender Stimme säuselt. Und dies ist das wahre Kaif des Arabers: die Empfindung der thierischen Existenz, der passive Genuß der Sinne, die angenehme Lässigkeit, die träumerische Ruhe, das Luftschlösserbauen, welches in Asien die Stelle des thatkräftigen, intensiven Lebens von Europa vertritt. Es ist das Resultat einer lebhaften, empfänglichen Natur, einer wollüstigen Erregbarkeit der Nerven, die in nordischen Regionen unbekannt ist, wo das Glück in der Anstrengung der geistigen und physischen Kräfte besteht; wo es heißt: „Ernst ist das Leben"; wo die spärlich hervorbringende Erde unaufhörliche Arbeit im Schweiße des Angesichts gebeut und die feuchte, schauerige Luft beständige Regsamkeit, Bewegung, Abwechselung oder Zerstreuung erfordert. Im Orient braucht der Mensch nur Ruhe und Schatten: am Ufer eines plätschernden Stromes oder unter dem Schatten eines aromatischen Baumes ist er vollkommen glücklich, wenn er seine Pfeife raucht, eine Tasse Kaffee schlürft oder ein Glas Scherbet trinkt und vor allen Dingen den Körper wie den Geist so wenig wie möglich derangirt, indem Sprechen und Denken zu den anangenehmsten Unterbrechungen des Kaif gehören. Kein Wunder, daß Kaif ein unübersetzbares Wort in unseren europäischen Sprachen ist!"

Nach einigen Paßschwierigkeiten und nachdem er sich mit allen Bedürfnissen zu einer so außerordentlichen Reise versehen hatte, ging er Ende Mai mit dem Dampfschiffe nach Kahira. Hier bestand seine Verkleidung siegreich die erste strenge Probe. Zwei seiner Reisegenossen waren Offiziere in demselben Dienstzweige wie er. „Als ich", erzählt Burton, „den einen zufällig anstieß, fluchte er sein „damn" hörbar genug auf mein Augenpaar. Ich verzieh ihm den Tusch, in Anbetracht des Komplimentes, das er damit meiner Verkleidung machte."

In Kahira wurde er mit einem gewissen Hadschi Wali, „einem Burschen von unendlichem Humor", bekannt, auf dessen Anrathen er den Charakter eines persischen Derwisch gegen den eines Afghanen vertauschte. „Wenn Du als Schiit auftrittst" — sagte der Hadschi — „so bringst Du Dich in allerlei Verlegenheiten. In Aegypten wirst Du verspuckt, in Arabien gepriegelt, weil Du ein Ketzer bist. Du mußt das Dreifache gegen andere Pilger zahlen, und wirst Du krank, so kannst Du auf der Straße sterben." Diesem verständigen Rath folgte er, behielt aber dennoch den Charakter des Arztes bei. In dieser Eigenschaft wurde er von einem Sklavenhändler angegangen, einigen schönen Exemplaren seiner afrikanischen Menschenfleischwaaren Etwas zu verschreiben.

„Es war im Durchschnitt der abyssinische Schlag, mit breiten Schultern, dünnen Schenkeln, zarten Händen und Füßen, ungeheuer starken Hüften. Keine hatte schöne Züge aufzuweisen. Der obere Theil des Gesichts, Brauen und Augen, da der Kranzkopf unter einem Tuche versteckt ist, sind ziemlich hübsch; dagegen drücken die hängenden Lippen, die breiten Backen, der hervorspringende Mund Rohheit und Geilheit aus; das Ganze ist eine Mischung von Keckheit und Sanftmuth. Eigen ist der verliebte Styl, in welchem sie sich unterhalten. „Wie schön bist Du, Mirjam! Welche Augen!" — „Nun denn, warum kaufst Du mich nicht?" pflegt die Dame zu erwidern.

„O Marjam, Segen zweier Herzen!" — „Ei, warum kaufst Du mich nicht?"

In Kahira hielt es Burton für nöthig, sich in die moslemische Theologie einweihen zu lassen, und vertraut sich zu diesem Zwecke der Fürsorge Scheich Muhammed's an, von dessen Unterrichtsmethode er folgenden, höchst launigen Bericht giebt:

„Sein Spott wurde beißend, wenn ich eine von der seinen abweichende Meinung, besonders in einem Punkte der Grammatik oder der Gottesgelahrtheit, über der sein Bart grau geworden, zu äußern wagte. „Allah sei gepriesen! Welche Reden! Wenn Du Recht hast, vergrößere Deinen Turban und wirf Deine Arzneien weg; denn wahrlich, es ist besser, die Seelen der Menschen zu beleben, als ihre Leiber zu zerstören, o Abdullah!" — Als echter Orientale schmaust er sehr gern und giebt dabei guten Rath. „Du schreibst immerfort, mein wackerer Bursche; eine schlimme Gewohnheit, die Dich gewiß in den Ländern der Franken angesteckt hat. Leg sie ab!" Unerschöpflich ist er, wenn er über die Haushaltungsrechnungen predigt. — Oft bricht er

*) Personal Narrative of a Pilgrimage to El-Medinah and Meccah. By Richard F. Burton, Lieutenant Bombay Army. Vol. I. & II. London, Longmans, 1855.

ein ernstes Thema, das sein Denken zu beschweren anfängt, jählings ab; etwa so: „Da es nun sieben verschiedene Arten von Waschungen giebt, so folgt — hast Du eine Frau? Nicht! Dann mußt Du Dir schlechterdings eine Sklavin kaufen, o Jüngling! Das ist nicht recht, und die Leute werden von Dir sagen — Buße! ich nehme meine Zuflucht zu Allah. — Gewiß wässert ihm der Mund nach den Gattinnen anderer Moslems." (Schluß folgt.)

Chemie und Leben.

(Gegen die Materialisten in der Naturwissenschaft.)

Wir haben schon früher Zeiten gehabt, in denen Alles in der Welt materiell war, dann auch wieder Zeiten, wo alles Irdische ein Jammerthal, wo, um mit Luther zu reden, der Leib nur „Madensack der Seele", alles Materielle Schein des Wesens, des Geistes war und nichts als der Geist Anspruch darauf hatte, wirklich zu sein, zu existiren. Dieser Idealismus baute sich in Deutschland am gründlichsten aus. Von Carteſius an durch Kant, Fichte und Schelling hindurch erreichte er in Hegel seine höchste wissenschaftliche Aus- und Durchbildung. Dieser Idealismus war keine bloße Mode, keine Sudengelehrte Schöpfung: der kategorische Imperativ Kant's brauste als französische Revolution über Europa bis Moskau; das scharfe, stolze, nobile „Ich" Fichte's wurde Tugendbund der Freiheit und schlug die Schlachten bei Leipzig und Waterloo. Aus Hegel's bepottesten, dunklen, selten gelesenen, noch seltener verstandenen Büchern stammen die Ideen von 1848. Aber als konstituirende, Deutschland einigende fiel die Hegelsche Philosophie gründlich durch. Der Idealismus hatte sich blamirt, und kein Mensch wollte mehr etwas von ihm wissen. Das Gesunde an dieser Reaction ist die solide, naturwissenschaftliche Richtung, die sich als Gegensatz aus diesem einseitigen, unverdauten Idealismus der Hegel-Periode in Literatur und Leben Deutschlands entwickelt hat und die Massen in den Stand setzt, die Materie zu verstehen, zu behandeln, zu überwinden. Die Idealisten wollten durch Revolution Geist in die Materie tragen, wie die Schildbürger Licht in ihr fensterloses Rathhaus. Sie wußten nicht, daß schon mehr Geist in der Materie ist, als in ihren Köpfen. Die Materie opponirte gegen diese groben Octroyirungen, und war so siegreich, daß nichts geblieben ist aus jener Zeit, als — Kladeradatsch. Die Materie opponirte so siegreich, daß man nun dem Geiste „zum Schurre" sagt: „Alles ist Materie, und Alles, was nicht Materie ist, ist Schwindel, dummes Zeug, Mangel an Verdauung. Alles in der Welt besteht aus Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kalium, Natrium, Phosphor und Schwefelbläzern. Wir haben ein gutes Schock „Elemente", wobei wir auf jede Mandel eines zugeben, also vierundsechzig. Was nicht aus diesen vierundsechzig Elementen besteht, ist rein gar nichts." Das ist der direkte Weg zu einer ärgeren Einseitigkeit, als der Idealismus war. Wir können materielle, gewaltige, ewige Existenzen und Lebensprozesse nicht auf die ziemlich willkürlich angenommenen vierundsechzig Elemente zurückführen, und ohne deren Kenntniß und Erkenntniß werden wir immer noch vor der Materie stehen bleiben, wie Petrus von fern, nachdem er dreimal den Herrn verleugnet. Was wir Staat, Familie, Sitte, Recht, Moral, Ehre, Liebe, Willen, Pflicht, Geist, Begriff, Idee, ja, blos im Allgemeinen „Leben" nennen, sind gewaltige, materielle Existenzen und Elemente, die wir nicht auf Sauerstoff, Stickstoff, Kieselsoff u. s. w. zurückführen können, zu denen wir mit den feinsten Waagen der Chemie, mit den tiefsten Berechnungen der Mathematik, den genauesten Forschungen des Physikers und Physiologen noch gar nicht einmal herankommen können. Und gleichwohl wollen diese gewaltigen Lebensformen genau studirt und danach respektirt und behandelt sein, wenn uns der Materialismus nicht zu größeren Blamagen und in peinlichere Situationen verführen soll, als der Idealismus.

Die Naturwissenschaft sollte vor allen Dingen bescheiden werden und eine der Wissenschaft würdige Haltung annehmen. Nichts ist anmaßender, unsinniger, als ihr Generalisiren, ihre Behauptung: Weil wir es nur mit der Materie zu thun haben und mit allen unsern Forschungen, Scheidungen, Wägungen, Messungen, Berechnungen nichts finden, als nur immer wieder Materie, ist überhaupt Alles Materie. Wie viel Materie kennt Ihr denn? Ein Billionstel von einem Stäubchen des materiellen Weltalls. Euer Schluß ist viel anmaßender und lächerlicher, als der Glaube des Mannes, der sein Haus verkaufen wollte und einen Ziegelstein als Probe mitnahm. Richtig ist blos, daß es die Naturwissenschaft blos mit Materie zu thun hat. Und hier finden wir gleich eine starke Aufforderung zur Bescheidenheit. Was ist Materie? Was körperlich ist. Was ist Körper? Was schwer, porös, undurchdringlich, Raum einnehmend ist u. s. w. Was ist Elektrizität, Magnetismus, Wärme, Licht, chemische Bewegungskraft, Lebenskraft oder Lebensthätigkeit? Alle diese für materiell gehaltenen Kräfte, die auf den Begriff Materie nicht passen, speist man mit Namen ab, wie Imponderabilien, d. h. Körper, die sich nicht wägen lassen, also keine Körper sind, besonders gern mit dem Titel „Kraft". Die Naturwissenschaft sieht viel Gesetze und Geheimnisse in ihre materielle Sphäre hereinund darüber hinauswirken, die sich allen Begriffen des Materiellen entziehen, sich nicht messen, nicht wägen, nicht erklären lassen. Was thut sie damit? Sie nennt sie „Kraft". Alles, was ich nicht weiß, nenne ich Kraft. Daraus würde folgen, daß die wahre Kraft der Naturwissenschaft in Nichtwissen bestehe. Sie ist in dieser Beziehung nicht weiser, als der naivste Wilde, nur daß sie viel heidnischer ist und an mehrere Götter glaubt, während der rothe Indianer Alles, was ihm unerklärlich erscheint, seinem Fetisch auf die Rechnung setzt.

Die Wissenschaft soll sich aber keine Götzenbilder machen und lieber an Gott glauben, wenn sie einmal gestehen muß, daß sie sich ringsum bis ins Unendliche von Unerklärlichem umgeben findet. Ist sie atheistisch fein, muß sie wenigstens durch Ehrlichkeit ihren Mangel an Glauben möglichst ersetzen. Sie müßte dann sagen: Woher du und das kömmt, wissen wir nicht, wohin es geht, wissen wir auch nicht; wir halten uns bescheiden in der sehr engen Sphäre des Wäg-, Meß- und Erklärbaren, der physikalischen, chemischen, mathematischen Materie. Da, wo das Leben anfängt, hört unser Wissen auf, so daß wir von dem Geiste, der höchsten Meisterschöpfung des Lebens, noch viel weniger wissen. Wenn sie an die Stelle dieser Bescheidenheit und Ehrlichkeit die Behauptung setzt: es giebt kein Leben, Alles ist „Stoffwechsel", chemischer Prozeß, es giebt keinen Geist, Alles ist höchstens Elektrizität, Sauerstoff und Sauerstoff, so klingt das tölpelhaft und blödsinnig.

Sehen wir uns die Naturwissenschaften, welche dem Leben und dem Geiste am nächsten kommen, die Chemie und Physiologie, einmal genauer an, um uns zu überzeugen, durch welche ungeheure Kluft sie von den unendlichen Mysterien des Lebens und dessen unendlicher geistiger Schöpfungskraft ausgeschlossen bleiben.

Die anatomische und chemische Maschinerie des lebendigen, durchgeistigten Körpers ist an sich schon ein so unübertreffliches, unendliches Wunderwerk, daß die Naturwissenschaft nicht nöthig hat, darüber hinauszuschlagen und Alles zu leugnen, was ihr darin unerreichbar bleibt. Der lebendige Menschenleib ist eine organische Combination aller mechanischen Kräfte, aller destehenden und dampfenden und noch künstig konstruirten Maschinen. Er hat seinen unermüdlich heizenden und treibenden Dampfkessel im Magen, seine Hebel, Schrauben, hydraulischen Pressen, seine Schwung- und Kammräder, seine Webe- und Spinnmaschinen, seine chemischen Fabriken, seine Schiffe, Frachtwagen, Flüsse und Kanäle, seine Handels-Bureaux für Ein- und Ausfuhr, seine Börse, seine Marktpolizei (Dampf-Bureau direkt über dem großen Haupthore, dem Munde, unter der Nase), seine Ministerien, seine Gerichtshöfe, seine Straf-Anstalten, seine Apotheken und Aerzte, seine Sicherheits-Ventile, seine Nationalgarde, sein Militair und seinen Hofstaat — Alles, Alles in sich, und zwar viel besser, als die Staatsweisen es sich träumen lassen. In dieser Welt im Kleinen läßt sich chemisch und physiologisch noch lange und viel studiren, so daß man getrost Alles ungeschoren lassen könnte, was den Männern „von Fach" unerreichbar ist, so lange sie ihre Fach-Aufgaben nicht gelöst haben.

Am anmaßendsten ist die Chemie. Sie maßt sich alle Augenblicke Urtheile über das Leben an, obgleich sie davon auch nicht ein Atom in ihren Flaschen und Retorten sehen, wägen und zersetzen kann. Bekanntlich kann sich die Chemie nur durch die Annahme von Atomen Erklärungen für die chemischen Gesetze und Prozesse verschaffen, obgleich sie damit ganz gegen ihr erstes Grundgesetz, nur aus Erfahrungen, wirklich Gesehenem, Erprobtem, Schlüsse zu ziehen, verstößt und in der Erklärung des Wortes Atom selbst schon ein Widerspruch liegt. Atome sind so klein, daß sie sich der feinsten chemischen Analyse entziehen. Noch Niemand hat ein Atom gesehen, geschweige untersucht. Die Körper bestehen aus Atomen, sagt die Chemie, d. h. aus kleinsten Theilen, die sich nicht mehr theilen lassen. Ein Theil aber, und sei er noch so klein, läßt sich aber immer noch nur halb denken, in Vierteln, Achteln u. s. w. Sagt man dagegen: es sind eben die ächtel, die kleinsten Theile gemeint, so kömmt man naturwissenschaftlich, logisch auf das mathematische Atom, die Punkt, die Gränze einer Linie. Linie aber ist die völlig körperlose, gedachte kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten, welche also selbst nichts Körperliches sind. Ein mathematischer Punkt ist durchaus etwas Körperloses, Unmaterielles. Durch Annahme von Atomen würde also die Chemie zu dem Geständnisse genöthigt werden: die Materie besteht aus Atomen, welche nicht materiell sind, die sie durchaus keinen Raum einnehmen. Ja, aber so ist es nicht gemeint, wir nehmen eben körperliche Atome an. Entgegnet man darauf, jedes kleinste Körpertheilchen lasse sich ja immer wieder getheilt denken, so machen sie jedem Streite dadurch ein Ende, daß sie behaupten: Atome seien kleinste Körpertheilchen, welche sich zwar noch als theilbar denken ließen, die aber die Natur nicht mehr theile. Woher wissen sie denn das? Niemand hat es gesehen,

Niemand hat einen einzigen naturwissenschaftlichen Beweis, daß die Natur an irgend einer Gränze, und sei es bei dem Billionstel eines unsichtbaren Stäubchens, aufhöre, noch weiter zu theilen und zu verbinden. Das chemische Atom also ist ein Widerspruch, ein Unding. Man muß es aber haben, um damit zu erklären, zu beweisen, Wirkungen gewissen Ursachen zuschreiben zu können. Mit der Solidität und dem Wesen der Ursachen selbst giebt sie sich nicht ab.

Gut, nehmen wir denn die Atome für baare Münze. Was sagt nun Liebig, der große Priester der organischen Chemie? „Die organischen Körper zeichnen sich dadurch vor den mineralogischen aus, daß sie Verbindungen höherer Ordnung sind. Obwohl nur aus drei, vier oder höchstens fünf Elementen bestehend, sind ihre Atome doch weit zusammengesetzter. Ein Kochsalztheilchen besteht allemal nur aus zwei Atomen, ein Zucker-Atom dagegen enthält schwinddreißig, ein kleinstes Oliven-Oel-Theilchen mehrere Hunderte einfacher Atome." Ferner: „Wir können chemisch unorganische Körper, wir können Krystalle machen; aber ein Zuckertheilchen können wir nicht aus seinen Elementen zusammensetzen, weil bei deren Zusammentreten die Lebenskraft mitwirkte, die unserem Willen nicht zu Gebote steht. Wir können zwar organische Atome in chemische zersetzen, wir können aus schon organischen Verbindungen andere organische machen, z. B. Zucker aus Holz und Amylon, aus Zucker Oxalsäure, Aldehyd u. s. w., aber keine einzige dieser Verbindungen aus ihren Elementen hervorbringen. Auf das Zusammentreten der Elemente zu einer chemischen Verbindung hat die Lebenskraft nicht den geringsten Einfluß; kein Element für sich ist fähig, zur Ernährung, zur Entwickelung einer Pflanze oder des thierischen Organismus zu dienen. Alle Stoffe, welche Antheil an dem Lebensprozeß nehmen, sind niedere Gruppen von einfachen Atomen, die durch den Einfluß der Lebenskraft zu Atomen höherer Ordnungen zusammentreten. Die Formen und Eigenschaften der einfachsten Gruppen von Atomen bedingt die chemische Kraft unter der Herrschaft der Wärme; die Formen und Eigenschaften der höheren, der organischen Atome die Lebenskraft." („Chemische Briefe", S. 145 u. f. w.)

Ueber diese Stelle ließt der Mann „von Fach" gewiß gedankenlos hin: es ist ja eine bekannte Sache. Zu seiner höheren Weisheit bemerkt er höchstens, daß Liebig mit seiner Annahme einer besonderen „Lebenskraft" noch zurück sei gegen die modernste Naturwissenschaft, welche darin etwas von Geist vermuthet und deshalb sagt: Bekanntlich giebt es jetzt keine besondere Lebenskraft mehr; was er Kraft nennt, ist bloße Thätigkeit des Lebens. So finde ich in einem neuesten naturwissenschaftlichen Werke die Stelle: „Die zusammengesetzten Substanzen heißen auch organische, und ihnen kömmt, sobald sie einen bestimmten Grad von zusammengesetzter Mischung erreicht haben, eine bestimmte, sogenannte organisirte Form zu und mit dieser Eigenschaften, welche man Lebensthätigkeiten zu nennen pflegt und früher einer ganz besonderen Kraft, der Lebenskraft, zuschrieb." — Gut, also nicht Lebenskraft. Was ist aber das, was man Lebensthätigkeiten zu nennen pflegt? Thätigkeit setzt ein Thnendes, eine Ursache, eine Kraft voraus. Man weiß die Lebenskraft aus der Wissenschaft aus, um Lebenskräfte dafür einzulassen. Thätigkeiten sind doch Kräfte. Sie sind eben so gut etwas „Besonderes", wie die Liebigsche Lebenskraft, etwas sehr Besonderes. „Den organisirten Substanzen kommen Eigenschaften zu, die man Lebensthätigkeiten zu nennen pflegt." Kommen zu? Was heißt das? Ist das ein wissenschaftlicher Ausdruck? Woher kommen ihnen diese Eigenschaften? Sie kommen ihnen zu, also von außen? Wo stoken sie denn? Warum kamen sie nicht früher? Wer schickte sie, denn bloße Eigenschaften an sich haben keine Beine und keinen Willen. Oder finden sich die Lebensthätigkeiten in den organisirten Substanzen schon vor, so daß sie blos bis zu einem bestimmten Grade von Mischung zu warten brauchen? Die Chemie giebt uns hierauf nicht die geringste Antwort. Genug, das Leben beginnt nach bestimmter Mischung. Die Pflanze wächst, das Thier läuft, der Mensch lebt und denkt. Woher kömmt das Alles? Die Chemie kann bekanntlich kein Zucker-Atom aus seinen Elementen zusammensetzen, geschweige einen Grashalm, ein Thier. Wer thut es denn? Die Chemie sagt: es macht sich von selbst: Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Phosphor u. s. w., und da läuft der Hase, und da denkt der Mensch. „Es kömmt ihnen zu. Ist 'ne alte Gerechtigkeit." Liebig giebt den spezifischen Unterschied zwischen Chemie und Leben selbst an und weiß aus dem reichsten Schatze von Forschungen und Experimenten nach, daß sich das Leben aus den Körpern selbst nicht erklären lasse. Woher es komme, weiß Niemand. Das Unbekannte muß aber einen Namen haben, also Lebenskraft, also ein Wort für x, die unbekannte Größe. Die Weiseren sagen, die unbekannte Größe ist ja nichts, sie besteht blos aus Lebensthätigkeiten. Das heißt, um das Leben selbst bekümmern wir uns nicht, wir sehen es gleich thätig, in seinen Wirkungen, wie der Hase läuft, der Hund bellt, der Mensch erfindet, schafft, denkt, ihnen „Faust" schreibt, einen „Hamlet", liebt, haßt, Großes denkt, Schönes empfindet und verwirklicht — Alles aus Sauerstoff, Stickstoff, Fibrin, Albumin, Käsestoff und höchstens noch ein Bischen Elektrizität. Wird diese Weisheit, diese Verwüsterung, Verdinn, Verblödsinnigung des Lebens, der Natur, der großen, unendlichen Gottes- und Menschenwelt, mit welcher jeder Realschüler der dritten Klasse schon seine gläubige Mutter, seine sinnige Schwester erschreckt, um zu zeigen, was für ein vorurtheilsfreier Held er schon geworden, den Materialisten der Naturwissenschaft nicht schon selbst zum Ekel Kann die Materie jemals lassen lernen! Ihr sagt ja selbst: Trägheit ist eine allgemeine Eigenschaft aller Körper. Wie kömmt also der Hase zu seinen Läufen? Und wie kömmt nun gar der Mensch zum Sprechen, Empfinden, Erfinden, Schaffen, Denken?

Liebig hat nachgewiesen, daß die organischen Gebilde schon in ihrem rohesten ersten Lebens-Anfange über das Gebiet der Naturwissenschaft in ein ihr jenseitiges hinausgehen; wie weit gehen sie darüber hinaus in einem Faust, einem Shakespeare, einem Schiller, in jedem großen Gedanken, in jeder schöpferischen That, in jedem Willensakt des edelsinnigen Menschen! Daher sollte die Naturwissenschaft zunächst bescheiden werden und wenigstens nicht gemeiner sein, als der gemeine, niederträchtige Reinele Fuchs, der die Trauben, die ihm zu hoch hängen, doch blos saner nennt, aber mein Lebtage sich nicht so blamirt, um zu behaupten, es seien gar keine Trauben vorhanden.

B.

Central-Afrika.

Die Wüste und Central-Afrika.

Nach dem Grafen d'Escayrac de Lauture.

Die Leser des „Magazin" dürfen erwarten, daß sie über die wichtigsten und interessantesten Ergebnisse der großen Expedition, von welcher Herr Dr. Barth jetzt zurückgekehrt ist, bald werden in vollständige Kenntniß gesetzt sein. Wir halten es darum aber nicht für überflüssig, die Leser dieser Blätter auch noch auf ein zu Ende des Jahres 1853 erschienenes Werk aufmerksam zu machen, in welchem wir zum Theil dieselben Länder und Völker Afrika's, die in jüngster Zeit von Dr. Barth und seinen Gefährten besucht und erforscht worden sind, geschildert finden. Wir meinen das unter dem Titel: „Le Désert et le Soudan" erschienene Werk des Grafen d'Escayrac de Lauture. Die von Herrn Dr. Karl Andree herausgegebene*) „Handsbibliothek für Länder- und Völkerkunde" enthält in ihrem so eben erschienenen sechsten Bande eine deutsche Bearbeitung dieses Werkes. In dem Vorwort zu seiner Bearbeitung sagt uns Herr Dr. Andree, daß der Graf d'Escayrac de Lauture, nachdem er mit Eifer geographischen und linguistischen Studien obgelegen und sich mehrere arabische Volksmundarten zu eigen gemacht, acht Jahre auf Reisen in verschiedenen Theilen Afrika's zugebracht hat. Er hat Madagaskar und die Komoro-Inseln besucht, ist auf Zanzibar gewesen, hat längere Zeit in Marokko, in der Berberei und im Dattellande verweilt, hat Aegypten, Nubien, Kordofan und Sennaar durchzogen, hat sich in den Hafenplätzen am Rothen Meere aufgehalten und zuletzt in Syrien und Palästina. „Die Persönlichkeit des Verfassers gewinnt uns Theilnahme ab. Schon als Jüngling empfindet er Abneigung gegen das unruhige Treiben in der Hauptstadt seines Vaterlandes; er sehnt sich von der Seine weg an den fernen Nil; und in der bunten Pariser Gesellschaft mit ihren glänzenden Nichtigkeiten empfindet er einen unwiderstehlichen Hang, die gelbe einförmige Wüste aufzusuchen. Nachdem er sich genügend vorbereitet hat, steuert er nach Afrika hinüber, wird ein Wanderer in der Sahara und ein Schiffer auf dem Ocean. Wir finden, daß er eine große Energie des Willens bethätigt; er besitzt eine klare Anschauung der Dinge, ist frei von volksthümlichen und kirchlichen Vorurtheilen und dabei ein feiner Beobachter. Seine Auffassung ist eben so lebendig, wie seine Darstellung klar und leicht; er versteht es mit praktischem Sinn, auch für scheinbar geringfügige Einzelnheiten Theilnahme zu erwecken. Ueberhaupt schildert er unbefangen und freimüthig, was er gesehen hat. Die Hauptsache bleibt ihm der Mensch; er hat mit den Bewohnern der Wüste und der Mitländer gelebt, wie ein Araber oder Nubier. Den Muhammedanismus in Afrika betrachtet er nicht durch ein europäisch gefärbtes Glas, sondern er läutert ihn aus dem Boden heraus, auf welchem er entstand, und aus der Eigenthümlichkeit des Volkes, durch welches er im Orient zur Herrschaft gelangte. So ist er im Stande, dem Islam Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und, mit dem Koran in der Hand, dem Leser manches Vorurtheil zu benehmen. Ueberall spricht er als Augenzeuge, erzählt seine eigenen Erlebnisse."

*) Herr Dr. Karl Andree hat die Redaction der „Handsbibliothek" (Leipzig, G. B. Leed) vom sechsten Bande ab übernommen. Wir dürfen demnach in dieser Sammlung fortan nur solche Werke erwarten, die für die Erd- und Völkerkunde einen realen, nachhaltigen Werth haben. Nächstens wird in derselben auch eine Bearbeitung des von uns vielfach erwähnten und besprochenen Werkes des französischen Missionärs Huc über China und Thibet erscheinen.

D. R.

Digitized by Google

Das hier vorstehend mitgetheilte Urtheil des Herrn Bearbeiters, welchem wir in allen Punkten beistimmen müssen, wird alle diejenigen, in welchen durch die neueste afrikanische Expedition das Interesse für Afrika rege geworden und die Lust erweckt ist, diesen noch so wenig erforschten Erdtheil genauer kennen zu lernen, gewiß geneigt machen, auch das vorliegende Werk zu lesen. Wir wollen den Inhalt desselben noch etwas genauer angeben. Es werden in sechs Kapiteln die folgenden Gegenstände behandelt: 1) die physikalische Geographie von Afrika, — unter Anderem: die Klimate, die Winde, die Luft- und Wasserspiegelung; 2) der Sudan, d. i. das innere Afrika längs des südlichen Saumes der Wüste, mit seinen Negergränzen, seinen Seen und Flüssen (d. h. den abwechselnd nassen und trockenen Ebenen), seiner Flora und Fauna; 3) der Islam und die Muhammedaner (der Islam als Religionssystem und als politisches System, die moralischen Zustände der heutigen Muselmänner, die Ursachen der Barbarei unter den Afrikanern); 4) die Araber — ihre Frauen, ihre Regierungen, ihre Kriege; 5) die schwarzen Menschen — die muhammedanischen und die heidnischen Schwarzen, ihre Sitten und Regierungsverhältnisse, die Sklaven-Raubzüge (Ghazwat); 6) der Handelsverkehr im Sudan — die Geschichte desselben, die Handelswaaren der Wüste und des Sudan, die Handelsbahnen, die Karawanenzüge und die Transportmittel in der Wüste.

Die Existenz der geschwänzten Menschen, von denen auch in diesen Blättern die Rede gewesen, stellt der Verfasser entschieden in Abrede. Ueber die Regierungsverhältnisse in den von türkischer Herrschaft unabhängigen muhammedanischen Reichen, unter denen Bornu, das der Fellatahs, Waday und Darfur als die bedeutendsten hervorgehoben werden, sagt der Verfasser Folgendes:

„Die Regierung ist in der Theorie eine völlig unumschränkte, in der Ausübung jedoch muß sie gewisse Gränzen innehalten. Der Herrscher und seine Werkzeuge werden von den Ulemas, den Mitgliedern der regierenden Familie und den Großen im Lande stets sorgsam überwacht. Eine Art Lehnwesen ist vorhanden. Bei der Einsetzung muß der zinspflichtige „Melek" (abgekürzt Mek) dem Herrscher ein Antrittsgeschenk geben, sodann alljährlich eine Gabe verabreichen, deren Betrag nicht immer fest und genau bestimmt ist, und von Zeit zu Zeit einige Sklaven, einige Säcke voll Getraide und einige Ochsen an das Hoflager schicken. Ein Mek, der sich empört hat und im Kriege den Kürzeren zieht, wird von einem Sklaven, einem Freigelassenen oder einem beliebigen Günstling des Herrschers ersetzt." „Die Gesetze über die Nachfolge in der Regierung sind auch im Sudan eben so mangelhaft und unvollständig, wie in der Türkei, in Persien und früher bei den Chalifen von Damaskus, Bagdad und Kahira. Daraus entstehen dann oft Umwälzungen und große Verlegenheiten für den Herrscher." Der Verfasser begründet ausführlich die von ihm ausgesprochene Ansicht, daß diese Reiche im Sudan von europäischen oder türkischen Truppen leicht zu bezwingen sein würden, obwohl sie durch die vielfachen Kriege unter einander sehr kriegerisch geworden sind.

Von Interesse ist, was der Verfasser über die Schwierigkeit sagt, die es für Europäer hat, die südlich von Kordofan liegende Region (Taggelev genannt) zu durchziehen. „Ueberall werden die Weißen wie wilde Thiere betrachtet; man glaubt, sie seien gekommen, um blutige Opfer zu holen. Die Schwarzen fliehen vor den Weißen und verrammeln ihre Dörfer. Am Ende müssen sie sich dem Zwange fügen, und wenn sie dann mit dem in Berührung kommen, was die überlegene Civilisation eben derselben Weißen hervorbringt, dann erblicken sie in ihnen eine Art von Göttern und sind nun eben so unterwürfig, wie vorher trotzig und mißtrauisch. In dem einen, wie in dem anderen Falle ist es nicht wahrscheinlich, daß sie Angriffe gegen die Weißen wagen. Aber sie ziehen sich vor ihnen zurück, verbergen vor ihnen die Lebensmittel, zeigen ihnen ihre Wasserplätze nicht. Solche Schwierigkeiten werden sich bei jedem Dorfe wiederholen, und ich halte daher den Plan, Afrika z. B. von Algier bis Zanzibar zu durchreisen, für ein Unding. Wer so etwas vorschlagen kann, beweist, daß er Land und Leute nicht kennt. Afrika ist nur zu durchreisen von Kaufleuten oder Missionären, die mit großer Vorsicht weiter gehen, unterwegs Verbindungen anknüpfen, Etablissements gründen und im Jahre vielleicht dreißig Meilen vordringen. Durch die Gränzgegenden, welche an die Gebiete der heidnischen Völker stoßen, kann man dagegen ohne Hinderniß ziehen, weil sie, seit langer Zeit den Ghazwad preisgegeben, schon halb und halb unterworfen und an den Anblick weißer Menschen gewöhnt sind. Man dringt viel leichter in Central-Afrika ein, wenn man dem Laufe der großen Ströme folgt. Die Barken sind wie schwimmende Festungen, welche von den Wilden nicht genommen werden können; sie sind gleichsam schwimmende Magazine, in welchen der Reisende Lebensmittel verwahrt. Aber auch in diesem Falle bleiben immer noch die gefährlichen Dünste, welche auf dem überschwemmten Boden aufsteigen."

In Betreff der Sklaven-Raubzüge weist der Verfasser nach, daß die Art und Weise, in welcher auf denselben Sklaven geraubt werden, vom Standpunkte des Islam durchaus als verwerflich und verbrecherisch anzusehen ist.

Sehr ansprechend sind die Schilderungen, welche der Verfasser über das Reisen in der Wüste giebt. Er schließt diesen letzten Abschnitt seines Werkes mit folgenden Worten: „Trotz aller Gefahren und Anstrengungen bin ich der Wüste noch keineswegs überdrüssig, und ich gedenke sie abermals zu durchziehen. Es ist mit der Wüste, wie mit dem Meere. Bei lang anhaltendem schlimmen Wetter oder bei Windstillen verwünscht der Seemann wohl sein Element. Aber er mißt schon wieder in See gehen, sobald er eben auf Land getreten ist. Die geräuschvolle Stadt ermüdet einen bald, aber niemals wird man der Einförmigkeit des Weltmeeres oder der Einsamkeit der Wüste überdrüssig."

Mannigfaltiges.

— Henry Colburn. Einem der berühmtesten Londoner Verleger, Henry Colburn, der kürzlich in vorgerückten Jahren mit Tode abgegangen ist, widmet der Morning Advertiser folgenden ehrenvollen Nachruf: „Colburn war ein Kaufmann ersten Ranges unter Gentlemen und ein Gentleman ersten Ranges unter Kaufleuten. Fast alle ausgezeichnete englische Schriftsteller neuerer Zeit, namentlich im Fache der Belletristik, sind unter seinen Auspizien vor das Publikum getreten, und kein einziger hat sich über ihn beklagen können, während er selbst Ursache hatte, sich über viele von ihnen zu beklagen, obgleich er es nie that. Colburn gehörte nicht zu jenen Buchhändlern, die ihren Wein und den Schädeln der Schriftsteller trinken und die den Dichter Campbell zu dem Ausspruch veranlaßten, daß Napoleon durch Hinrichtung eines Buchhändlers sich ein unsterbliches Verdienst um die Menschheit erworben habe. Es ist merkwürdig genug, aber vielmehr ganz natürlich, daß seine Freigebigkeit ihm am Ende Gewinn brachte, denn trotz ungeheurer Verluste war er immer wohlhabend und starb als reicher Mann. Bulwer, Disraeli, Hook, Marryat, Banim und Andere, die zur Veteranin der Literatur, Lady Morgan, hinauf, die ihn tief betrauert, wurden durch Colburn der Welt bekannt, und obgleich in seinen eigenen Angelegenheiten so sorglos, daß ihn der Komiker Poole in seinem „Paul Pry" unter dem Namen Sir Harry Scurry auf die Bühne brachte, war er doch ein Muster von Genauigkeit und Umsicht, sobald die Interessen seiner Klienten auf dem Spiele standen." Zu der englischen Literatur wird Colburn auch durch das von ihm um das Jahr 1820 gegründete (jetzt von Ainsworth redigirte) New Monthly Magazine fortleben, welches, obwohl es seitdem in die Hände eines anderen Verlegers übergegangen, noch immer seinen Namen trägt.

— Die Senioren des Generalats. Die öffentlichen Blätter verkündeten, daß Marschall Radetzky neunundachtzig Lebensjahre, darunter einundsiebzig Dienstjahre und funfzig Jahre als General zähle, folglich gewiß der älteste aller Generale in Europa sei. Darauf nun ergeht an das Pariser Siècle eine Reclamation von Seiten des Generals Desvaux, der diese Ehre für sich beanspruchte. Er sei, sagt er, im Jahre 1761 geboren, demnach jetzt vierundneunzig Jahr alt, seit 1776 Soldat, also neunundsiebzig Jahre im Dienst, 1793 Brigade-, im Jahre 11 der ersten Republik Divisions-General geworden, folglich seit einundsechzig Jahren General (doch aber emeritus).

Literarischer Anzeiger.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Geschichte
der
Preußischen Politik
von
Joh. Gust. Droysen.
Erster Theil.

Gr. 8. VIII u. 650 Seiten. Preis: 3 Thlr. 15 Sgr.

Eine Geschichte der Preußischen Monarchie, seit ihrem Ursprung bis auf die Gegenwart, von einem Historiker ersten Ranges, der Forschung und Darstellung in sich vereinigt, geschrieben, war bis jetzt in der deutschen Literatur nicht vorhanden. Wir freuen uns, den ersten Band eines solchen Werkes dem Publikum zu übergeben, der die Grundung des Staates (bis 1440) und die Verhältnisse zur gleichzeitigen Geschichte des deutschen Reiches, in einer der wichtigsten Epochen desselben, enthält. Der Herr Verfasser hat diesen ersten Abschnitt eingehender behandelt, um die primitiven Grundlagen, auf denen Preußen ruht, und die Stelle seines Anfangs in der Gesammtgeschichte der Nation möglichst genau nachzuweisen. Die folgenden vier Bände werden durch die Jahre 1640, 1740 und 1806 begränzt werden.

Berlin, im Oktober 1855.

Veit & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 10, und beim Expedition Neumann, Mauerstraße, Nr. 31), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 124. Berlin, Dienstag den 16. Oktober 1855.

Nord-Amerika.

Amerikanische Monats-Berichte.

Amerikanische Pöbel-Politik. — Die Natives und die Deutschen. — Die Sünden Einzelner allen Deutschen aufgebürdet. — Der wissenschaftliche Kongreß in Providence und der Frauen-Emancipations-Kongreß in Saratoga. — Agassiz über die Systematisirung in der Zoologie. — Prof. Peirce über die Wissenschaft der organischen Formen. — Eine Association für Beförderung des Unterrichts und eine Union für freie Liebe. — Literarische Erscheinungen.

New-York, Anfangs September.

Mein letzter Bericht schloß mit der Hinweisung auf die Thatkraft und die Thaten der Amerikaner, mein heutiger muß leider mit der Hindeutung auf die Thätlichkeiten bei den Louisviller Wahlen beginnen, wodurch der Eingeborene den noch nicht genug gewürdigten Zug seines Charakters, dem Fremdenhaß, Ausdruck gab. Die Wahl-Urnen haben zu allen Zeiten ein treues Bild des während des Wahlens Volkes abgespiegelt, in ihnen zeichnete sich die männliche Entschlossenheit des Römers und dessen nachherige Verderbtheit, die würdevolle Ruhe des rothen Indianers ab, sie werfen eben so ein richtiges Bild des beschämenden deutschen Pfahlbürgers und des gewaltthätigen, engherzigen Amerikaners mit seinem Fremdenhaß zurück. Die Vorgänge in Louisville würden dann nur einen der vielen Beispiele amerikanischer Rauflust sein, wie die mörderischen Kämpfe der Feuerleute in den Straßen Baltimore's und die zahlreichen Befehdungen des Nau-Yorker Pöbels in unserer Metropole, wenn sie nicht einzig und allein durch den blinden Fremdenhaß der Nation angefacht wären, wenn nicht die Schrin-Untersuchungen der gerichtlichen Behörden den in Europa kaum geahnten Grimm der Amerikaner gegen Ausländer so sehr bekundeten. Wie schon früher angedeutet, verdankt der Knownothings-Orden diesem Hasse seine Entstehung. Er ist nicht ein Exzeugniß der letzten Jahre, schon lange hat jenes Gefühl in der engen Amerikanerbrust gewuchert, aber immer noch wußte der praktische Sinn, der die traurige Gewißheit einer wesentlichen Verminderung der Einnahme von klingender Münze durch Verminderung der Einwanderung vor Augen sah, dem schwellenden Unmuth gegen die andrängenden Foreigners rechtzeitig ein wohlthätiges Dutchbob beizubringen. Aber wenn der Yankee gern den baaren Vortheil, den Europa ihm durch seine Kinder zufließen läßt, einfädelt, ist er doch weit davon entfernt, dem stredenden Ankömmling seine Sympathieen zuzuwenden. Die Väter der Republik mögen bei Abfassung der Constitution aus dem Herzen gesprochen haben, als sie die Republik zur Freistätte für alle Nationen der Erde erklärten — wer weiß es; und wenn auch die „farbigen Leute" gerechte Zweifel dagegen hegen, so wollen wir, als nicht dazu gehörig, es dennoch glauben; aber gleichzeitig müssen wir erkennen, daß die Auslegung jener Worte von Seiten des republikanischen Volkes dem geraden Sinn nicht entspricht. Daß der Einwanderer die urväterliche Freistätte mit der Arbeit seiner kräftigen Muskeln und derben Knochen in ein fruchtbares, ertragendes Land umwandle, daß er mit dem Erlös seines transatlantischen Besitzthums den Reichthum des Bodens und die Schätze der Erde hebe, das Alles ist auch dem fürsten Native gerechtigt; aber den, der durch seine größeren, geistigen und körperlichen Kräfte, wenn auch aus Eigennutz, das Land zu unglaublicher Ergiebigkeit gebracht, den, dem er seinen besten Stolz, seine Eisenbahn- und Kanalbauten zum größten Theil zu danken hat — denn wie lose würden die Maschen des Eisenbahn- und Kanalnetzes sein, wenn nur schwächtige Native-Hände den Erdkarren gefährt, nur eingeborene Börsen zum Aufwerfen der Wälle sich geöffnet — daß er den als ebenbürtig ansehen, daß auch der ihm so nützliche Fremde sein Mitbürger sein dürfe, das geht wider seinen Rechtssinn. Die Einwanderung hat dem Amerikaner einzig die Mittel geboten, seine großen Pläne ins Werk zu setzen; sein Billigkeitsgefühl sollte ihn aber auch lehren, daß das so brauchbare Mittel mehr ist, als todtes Werkzeug, und an und für sich Achtung verdient.

Allerdings wurde kürzlich noch in einem der schroffsten amerikanischen Blätter ausgesprochen, daß z. B. nicht Deutschland, worin man den gewaltigen Führer tiefer Gelehrsamkeit und kühner Philosophie erblickte, sondern die einwandernden Deutschen angegriffen, und auch diese nicht sammt und sonders, da unter jedem Rudel, der hier aus Land gesetzt würde, Einer oder Zwei sich befinden möchten, über deren Gegenwart sich jedes Land freuen könne, und dann sei auch der deutsche Bauer wegen seiner nützlichen Arbeit recht willkommen. Gegen die in Deutschland auch wohl aufgetauchte Meinung aber, daß die Knowothings-Idee blos Irländer zur niederen Stufe des Gebuldeten herabdrücken wolle, legen diese Blätter feierlichst Protest ein und erklären rund heraus, daß sie den Deutschen dabei, wenn nicht noch mehr, so doch eben so viel im Auge haben, denn die Gesammtheit der Deutschen sei eine gelbgierige, unkultivirte und irreligiöse Masse. Der Amerikaner ist gewiß am wenigsten dazu berufen, anderen Nationen solche Vorwürfe zu machen. Könnte er die Gespräche der Deutschen in den verkehrten Biergärten und anderen Erholungslokalen verstehen, er würde den Vorwurf, der Deutsche hierzulande sei ohne Bildung, hübsch an sich halten, denn er würde bald bemerken, daß gebildete und unterrichtete Männer nicht immer mit schwarzen Röcken, mit weißer Halsbinde, in pomphaft angekündigten Meetings vor einem distrehenden Auditorium aufzutreten brauchen, um ihre Ansichten über ernste Gegenstände mit denen ihrer Gesinnungsgenossen auszuwechseln, sondern unbeschadet ihrer Bildung und Würde bei einem Glase Bier sich besprechen können. Um indeß nicht in den Verdacht der Einseitigkeit zu fallen, muß ich bekennen, daß das ausschließliche Frequentiren der Wirthshauslokale seitens der hiesigen Deutschen ohne nachhaltiges Streben zu einer angemessenen Vereinigung für Ausbildung des Geistes auch manchem Deutschen peinlich ist. Wir wollen hoffen — doch im Monats-Bericht soll man nichts hoffen.

Was den Vorwurf der Irreligiosität anlangt, so muß er leider dem oberflächlichen Amerikaner sehr begründet erscheinen. Als die Jahre 1848 und 1849 schreiende Atheisten und Sozialisten aus Deutschlands Gauen nach Nord-Amerika trieben, konnte der Amerikaner kaum anders als eine falsche Vorstellung von unserem Vaterlande und seiner Kultur fassen; die vorlauten und moralischen Raufbolde steckten die Firma „die Besten des Volks" auf, verhöhnten nicht nur die In- und Constitutionen Deutschlands, sondern predigten laut und unverhohlen starren Atheismus und krassen Unglauben. So willig nun auch der Yankee dem, der sich ihm als Freiheitskämpfer präsentirt, die Arme öffnet, eben so entrüstet stößt er aber den Atheisten von sich und verachtet ihn aus dem ganzen Grunde seiner Seele. Kann es Wunder nehmen, daß er bei seiner Oberflächlichkeit die lautschreienden Einzelnen für die Repräsentanten des Ganzen hielt, daß er die deutsche Schmähpresse, die nun allerwärts aufschoß, für den Ausdruck deutscher Kultur hielt und sich mit Widerwillen davon abwandte? Gar Manther, der in jenen Jahren seinem Vaterlande geschadet, hat hier nicht aufgehört, den Kindern seines Volkes Böses zuzufügen. Wäre der seichte, Alles negirende Inhalt solcher Zeitschriften dort nicht schon sattsam bekannt, so müßte ich mich wohl der herben Aufgabe unterziehen, einer Weiteren darüber zu berichten, doch ein Jeder hat davon zur Genüge bekommen. Den Amerikaner müßte aber schon einige Beobachtung lehren, daß der Kern der deutschen Einwanderung jenen Ideen abgeneigt ist; klagen doch die Organe der deutschen Superradikalen selbst darüber, daß die überwiegende Mehrheit der Deutschen auch hier noch Billigung für Religion und Kirche aussprechr. Nur einige wenige und gewiß nicht gebildete Deutsche schlossen sich z. B. einem gewissen Louis Drucker, wenn ich nicht irre, von Berlin, an, der das Sonntags- und Bierorgefeg dadurch zu umgehen suchte, daß er im Priester-Ornat seine Gäste mit Bier und Brezstrak bediente und seine schmutzige Kneipe „Versammlungsort der deutschreformirten Gemeinde" nannte. Nahezu alle Deutschen fahren in dieser Profanation des heiligen Abendmahls ein Vergehen, nur wenige einen albernen Streich, Alle aber, denen der Amerikaner mit seinen Eigenthümlichkeiten bekannt, ein Unglück. Darauf nimmt aber der Amerikaner keine Rücksicht, Deutsche gehen nicht zur Kirche, deutsche Zeitschriften lächeln über Bibel und Gott und brüsten sich mit frechem Atheismus, Deutsche nehmen das Abendmahl zum Vorwand, um sich

Digitized by Google

in Bier und Branntwein zu berauschen, ergo der Deutsche ist ein verächtliches Wesen und deutsche Kultur Frevel! So urtheilt die große Masse des Volkes und findet darin einen willkommenen Anhalt zu dem durch Eifersucht geborenen Haß. Aber thut er daran recht? Ist etwa der Yankee wegen des Mormonismus in seiner Gesammtheit gering zu schätzen? Letzteres wäre sogar noch eher zu entschuldigen, denn die leichten atheistischen Flunkereien deutscher Redacteure sind viel weniger Mißgeburt deutscher Bildung, als der Mormonismus Erzeugniß amerikanischer Phantasterei und Unsittlichkeit.

Zum spezielleren amerikanischen Leben zurückkehrend, habe ich vornehmlich von zwei Meetings zu berichten, die beide so recht geeignet sind, auf die Widersprüche des Landes aufmerksam zu machen. Die eine Versammlung ist der wissenschaftliche Kongreß der Association for the Advancement of Science in Providence, die andere die New-York State Woman's Rights Convention (Frauen-Emancipations-Konvent) in Saratoga. Schade, daß wir uns so ansprechen müssen über eine Zusammenkunft, welche die mühseligen Forschungen der Wissenschaft dem großen Haufen zugänglich machen soll, von einer Zusammenkunft, die durch die Namen Agassiz, Peirce, Bache, Schott ꝛc. glänzte und der Nation durch ihre Würde imponiren und zum Stolz gereichen sollte. Diese Association hatte es sich zur Aufgabe gestellt, durch Austausch der Entdeckungen und Ansichten auf jedem Gebiet der Wissenschaft das Interesse an der Wissenschaft überhaupt zu heben, und die hervorragendsten Männer glauben ihren Zweck nicht besser erreichen zu können, als wenn sie den Verein jedem Anklopfenden öffneten, mit Recht das lebendige Wort dem verwirrten Bericht des Zeitungs-Reporters vorziehend, überblickten dabei aber leider die rasche Fassungsgabe und das schnelle Urtheil des Yankee, der nicht, so wie der Deutsche, sich drängt, aufmerksam zuhorcht, wenn ein begabter Mann ihn belehrt und das Dargebotene gehörig zu digestiren sucht, sondern gleich eine Widerrede auf die gründlichen Studien seiner Lehrer zwischen den Zähnen fühlt und nicht eher ruht, bis er seinen ungebändigten Mitmenschen seine unmaßgebliche, aber unumstößliche Meinung vorgepaukt hat. Der Verein mußte bald diese Eigenthümlichkeiten der Nation wahrnehmen und gab in kurzer Zeit das Bild der Republik wieder, worin sich eben so Knownothings und Knowsomethings lebhaft bestreiten. Die Auftritte des diesjährigen Landtags der Wissenschaft glichen zwar nicht den blutigen Polen-Reichstagsscenen, doch waren sie durch Freiheit und Ungebundenheit der Reden den unparlamentarischen Versammlungen unserer Handwerker-Auflagen gar zu sehr verwandt. Glücklicherweise trat diese Ausgelassenheit der Knownothings erst beim Schlusse ein, nachdem die besten wissenschaftlichen Vorträge Agassiz's und Anderer vorüber waren. Von den vielen interessanten und uninteressanten Streitzügen der Redner, welche das größere Publikum leider durch die unklare Brille des Reporters beschauen muß, möchte den Leser der Vortrag des Professors Agassiz über die Systematisirung der Zoologie und von Peirce über Morphologie vornehmlich interessiren.

Agassiz gesteht ein, daß ein System der Zoologie anlegen wollen, eine Unmöglichkeit scheine, denn je mehr man durch wissenschaftliche Forschungen ein solches Ziel zu erreichen strebe, desto mehr würde man durch die Mannigfaltigkeit der Natur verwirrt und zur Verzweiflung gebracht. Cuvier sei durch seine gelehrten Untersuchungen von dem ursprünglich richtigen Weg abgeleitet worden, und die deutschen Naturforscher seien ihm gefolgt, wodurch die seltsamsten Mißgriffe gemacht seien. Man müsse bei Eintheilung in Familien sich nur auf die Form, die äußere Erscheinung verlassen, und wie z. B. das Auge beim ersten Blick und die Ueberzeugung aufdränge, daß die Tanne der Eiche nicht verwandt, so müsse man auch gleich wahrnehmen, daß Möwe und Falke ganz verschiedenen Familien angehören, und so dürfe weniger der Unterschied im Plane als der in der Struktur bei Eintheilung der Wesensalmien maßgebend sein. Der Krebs könne z. B. keiner Ordnung angehören und bilde eine Familie für sich. Sei eine solche Eintheilung festgestellt, so sei es die Aufgabe der Gelehrten, die einzelnen Geschlechter der Familien zu sondern. Im Uebrigen sei die Idee des Systems nicht unser, sondern des Schöpfers, und bei Betrachtung des Ganzen könne man den Gedanken nicht unterdrücken, daß der Mensch der Culminationspunkt der Schöpfung und sein Werden seit Millionen von Altern als der Schlußstein des göttlichen Werkes vorausbestimmt sei. Nur diese Ueberzeugung und der Gedanke, daß wir die Vernunft von ihm in seinem Bilde haben, mache uns möglich, seine Schöpfungen zu begreifen. — Sollte übrigens jene Ansicht des gelehrten Professors von der Eintheilung maßgebend und leitend werden, so möchte mir sich Mancher zum ersten Male darüber freuen, daß die schönen Jahre der Schule dahin, denn wie werden unsere Nachkommen sich abquälen müssen, die zahllosen Familien der augenscheinlichen Eintheilung auf Examen ohne Anstoß hersagen zu können!

An den Gedankengang Agassiz's anknüpfend, erklärt Professor Peirce den Laien Morphologie mit Wissenschaft organisirter Formen und sagt, man könne die Organisation des Universums, wie auch jedes menschlichen Werkes, nur dann verstehen, wenn man sich von seinen niedrigen, menschlichen Standpunkte zu dem des Schöpfers erhebe. Diese schwindelnde Höhe zu erreichen, stellt er sich ganz gemüthlich vor; er gackt gleichsam dem lieben Gott durchs Küchenfenster, wie wenn er einer Köchin das Rezept eines Puddings ablauschen wollte, und lehrt mit der allerdings begründeten Entdeckung heim, daß das Werk den dazu verwendeten Materialien entspreche. Die Grund-Idee der Struktur aller organischen Körper sei der fortwährende Zustand des Gleichgewichts, weshalb auch die meisten organischen Körper so konstruirt seien, daß die festen Theile derselben durch mehr oder weniger flüssige Theile verbunden. Unorganische Körper seien dagegen im Zustande unsteten Gleichgewichts. Er wolle bei den Flüssigkeiten darlegen, was die allgemeine Classification sein könnte. Eine Flüssigkeit könne in einer anderen von derselben spezifischen Schwere nur vier Gestalten annehmen, wenn sie das Gleichgewicht behalte und nicht zu einer Kugel sich zusammenballe. Die erste sei die des Ringes, um seine eigene Axe strahlend, dem Strahlenthier entsprechend, dann die des ellipsenförmigen Cylinders, die Mollusken, die dritte sei die Gliederthiere ein Cylinder mit regelmäßig entfernten Zusammenziehungen, durch eine wellenförmige Linie um die Axe des Cylinders entstanden, und endlich für die Rückgrathiere die komplizirteste, ein doppelter Cylinder, den Rückgrat und das Bauchdecken bildend. Das hört sich ganz hübsch an, aber sind die gleich schweren Flüssigkeiten in der That so gefällig, nur diese vier Gestalten anzunehmen?

Andere treffliche Vorträge, Papierschnitzel vom Studirtisch und seltsame Handgelösen Berufener und Unberufener, übergehe ich, um zu sehen, wie denn die Nation sich dieser „Show" gegenüber verhält. Nun, sie kaut ganz ruhig Taback dazu; nur ist ihr unangenehm, zu erfahren, daß Marmor von der Luft und der Elektrizität so verzehrt werde, daß nach langer Zeit, ich glaube, einem Jahrtausend, ein ganzer Zoll (engl. Maß) abgenagt ist. Die schönen Bauwerke, die uns so viel Geld gekostet! Hat noch Niemand ein Patent auf einen schützenden Firniß verlangt?

Der „Frauen-Emancipations-Konvent" wird dem ehemännlichen Yankee durch sein besseres Ich schon mehr zu Gemüthe geführt; er durchliest die Berichte desselben mit dem aufrichtigen Wunsche, daß sie bald zu Ende seien, und hoffend, daß die prunkenden Anzeigen der Broadway-Magazine die schönen Augen seiner treuen Ehehälfte mehr fesseln, als die unpraktischen Reden der unpraktischen Damen über Weiberrecht. Doch was hilft das unzeitige Hoffen! Hat der gute Redacteur vielleicht eben so sehr aus Gefälligkeit gegen seine verehrlichsten Leser, aus Egoismus auch den Berichten nur ein verdorrtes Plätzchen in den Spalten seines kolossalen Blattes eingeräumt, das scharfsichtige Auge des schönen Geschlechts hat sie doch herausgefunden. Daß wir jedoch das Geschwätz hier nicht weiter berühren, werden Sie gewiß in der Ordnung finden.

Da wir einmal von fortschrittlichen Assoziationen gesprochen, so seien hier auch gleichzeitig die „Free Love Union" und der Verein für den Fortschritt des Unterrichts erwähnt. Da inzwischen die ausführliche Besprechung des letzteren Thema mich heute zu weit führen würde, so beschränke ich mich darauf, zu bemerken, daß die Frage, ob Kirche oder Staat die Schule regieren solle, erörtert wurde, ohne indeß zu einem bestimmten Resultat zu kommen; eben so wurde die Frage, ob klassische Studien praktisch seien, aufgeworfen, wie aber schon aus der Fragestellung hervorgehen kann, nur einseitig behandelt und schließlich verneint. Was hat auch Plato mit den Maschinen, Homer mit den Waarenballen zu thun! Die „Free Love Union" (freie Liebes-Union) ist das Hirngespinnst eines gar zu sehr fortschreitenden Kopfes; zarte Rücksichten verbieten mir die Art und Weise, „wie die sklavische Einbegung der Liebe und der Tod der Gefühle", die Ehe, abgeschafft und wieder ersetzt werden soll, näher zu beleuchten; ich muß aber leider bekennen, daß gerade die Manie des Fortschritts hier solchen Samen nicht auf ganz sterilen Boden fallen läßt. Das Ganze ist übrigens eine Mischung von Fourierismus und anderen Jamuffen, und begegnen wir hierbei wieder der schon öfters gemachten Wahrnehmung, daß die herumwandernde Generation Nord-Amerika's für Annäherung zur Monarchie schwärmt. (Schluß folgt.)

Arabien.

Burton's Pilgerfahrt nach Medinah und Mekka.

(Schluß.)

Dank den Belehrungen Scheich Muhammed's konnte unser Reisender, ohne Verdacht zu erregen, sich in den verschiedenen Städten Arabiens aufhalten und allen Ceremonien des muselmännischen Ritus, wie sie an den hohen Fast- und Festtagen des Islam stattfinden, beiwohnen. Seine Schilderungen derselben sind ungemein lebhaft; als Probe geben wir folgende Episode aus dem Ramazan:

Digitized by Google

„Nach dem muselmännischen Quartier zurückgekehrt, fühlt man sich betäubt durch die Mannigfaltigkeit der Töne, die aus demselben hervorschallt. Jeder spricht, und zwar immer in Extremen, entweder lispelnd oder kreischend; das Gestikuliren greift die Lunge an, und der Ausländer kann nicht glauben, daß man sich auf diese Art unterhalten kann, ohne rasend zu sein oder zu werden. Ein gellender Diskant hallt unaufhörlich durch die Straßen. „In Deinen Schutz! in Deinen Schutz!“ schreit ein Fellah der Schildwache zu, die ihn nach der Wache hinpeitscht, gefolgt von einem Schweif von Weibern mit dem Geheul: „O, mein Jammer! O, meine Schande!“ Die Jungen haben einen Pascha gewählt, den sie in Prozession entlang führen, mit Strohbunden oder Fackeln und Vorläufern, die ein furchtbares Hurrah erheben. — „O, Deine Rechte! O, Deine Linke! O, Dein Gesicht! O, Deine Ferse! O, Dein Rücken!“ ruft der keuchende Lokai, der mit einer Fackel auf der Schulter vor der Kutsche eines Großen läuft; „segne den Propheten und gehe aus dem Wege!“ „O, Allah, segne ihn!“ antworten die guten Muselmänner, indem einige sich an die Mauer drücken, um dem Stock zu entgehen, und andere über den Weg stürzen, auf die Gefahr hin, umgeworfen zu werden. Der Eselstreiber schlägt sein Thier mit einem schweren Palm-Knittel, es mit lauter Stimme als einen „Rappler“, einen „Juden“, einen „Christen“ und einen „Sohn des Einäugigen, dessen Loos ewige Verdammniß ist“, verschmäht. „O, Kichererbse! O, Apfelkerne!“ singt der Verkäufer von gedörrtem Korn, indem er mit seiner unschwachaften Last im Korbe rasselt. „Aus dem Wege und sprich: „„Es giebt nur Einen Gott!““ keucht der geplagte Wasserträger, mit einem vollen Schlauch auf dem Rücken, der für einen Büffel schon schwer wäre. „Süßes Wasser und erfreue Deine Seele daran. O, Limonade!“ läßt sich der Verkäufer dieses Luxus-Artikels hören, wobei er seine messingenen Becher zusammenschlägt. Dann kommen die Bettler, diese charakteristischen Figuren in einer orientalischen Scene. „Mein Abendbrod ist in Allah's Händen! Was Du giebst, das wird mit Dir gehen“, leiert der alte Bagabund, dessen Quersack vielleicht mehr Lebensmittel enthält, als der Marktkorb manches ehrbaren Bürgers. „Naal abak — verflucht sei Dein Vater, o Bruder einer liderlichen Schwester!“ antwortet ein mürrischer Grieche, den das alten Mannes Stock berührt hat. „Das Grab ist Finsterniß, und gute Thaten sind die Lampe darin!“ singt die blinde Frau, indem sie zwei Stöcke an einander schlägt. „Bei Allah! O Tochter!“ rufen die Herumstehenden, wenn die hartnäckige Alte ihre Hände ergreift und sie ohne eine Kupfermünze nicht loslassen will. „Bring das Süße und nimm das Bolle“, ruft der wilde schnurrbärtige Arnaute dem Wirthe des Kaffeehauses zu, der von den reimenden Gegenreden, die ihm so schnell von den Lippen fließen, wie betäubt dasteht. „Hanien“ (möge es Dir angenehm sein) ist das Signal zum Wortkampf. „Du trinkst für zehn“, erwidert der Andere, anstatt des gewöhnlichen religiösen Grußes.

„Ich bin der Hahn, und Du bist die Henne!“ ist die beißende Replik. „Nein, ich bin dich, und Du bist hinn!“ versetzt der erste Sprecher, und so geht es fort, bis man zu Zweideutigkeiten kömmt, die sich nicht wörtlich übersetzen lassen.

„Und von Zeit zu Zeit erhebt sich hoch über dieses Getöse die melodische Stimme des blinden Muezzin, der von dem Balkon des überhängenden Thurmes ausruft: „Eilet zur Andacht! Eilet zur Seligkeit! Andacht ist besser als Schlaf! Andacht ist besser als Schlaf!“ Dann stehen die frommen Muselmänner auf und murmeln vor dem Gebet: „Hier bin ich Deinem Rufe gemäß, o Allah! Hier bin ich Deinem Rufe gemäß!“ “

Wir übergehen die mancherlei bald lustigen bald bedrohlichen Abenteuer, die ihm auf dem Zuge von Jambo die El-Medinah aufstießen, und kommen auf das Bild, das er von der Gesellschaft in der heiligen Stadt entwirft:

„Es ist üblich, daß alle Verwandten und Freunde den Rückkehrenden von einer Reise noch an demselben Tage besuchen. Und so fanden die Pfeifen getopft, die Divans in gehöriger Ordnung, und der Kaffee siedete auf einem Kohlenbecken am Eingange. Kaum hatte ich auf dem kühlen Fensterritt den bequemsten Platz genommen, als die Besucher hereinströmten. Der Scheich“ — Hamid, der Reisegefährte Burton's, bei dem dieser gastliche Aufnahme gefunden — „erhob sich, sie zu bewillkommnen und zu umarmen. Sie ließen sich nieder, rauchten, plauderten von Politik, erkundigten sich nach den anderen Karawanen-Genossen und abwesenden Freunden, tranken Kaffee, und nach einem halbstündigen Besuche standen sie plötzlich auf und entfernten sich unter gegenseitigen Umarmungen. . . . Wie gewöhnlich war der heilige Krieg der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Der Sultan hatte den Zar aufgefordert, den Turban zu nehmen. Der Zar hatte um Frieden gebeten und Tribut und Lehnstreue angeboten. Allein der Sultan hatte ausgerufen: Nicht da, bei Allah! der Islam! Es ließ sich nicht erwarten, daß der Zar einen solchen Schritt ohne einigen Anstand thun würde; aber „Allah schlug das Angesicht der Ungläubigen!“

„Abdul Medschid wird in kurzem mit den „Moskows“ fertig werden, dann seine siegreichen Waffen gegen alle Götzendiener von Feringistan wenden, mit den Engländern den Anfang machen und der Reihe nach die Franzosen, die Arem oder Griechen u. s. w. zu Boden werfen.“

Fast der ganze zweite Theil des Burtonschen Werkes ist einer topographischen Beschreibung Medinahs und der Merkwürdigkeiten dieser Stadt gewidmet: ein Thema, das um so mehr Interesse hat, da Burckhardt durch Krankheit außer Stand gesetzt war, uns einen genauen Bericht darüber zu liefern. Von der Hubschrab oder dem Gemach, das das Grab des Propheten und seiner Gefährten enthält, das Burton, nach den üblichen Ceremonien und angethan mit den „bei dem Propheten beliebten“ weißen Gewändern, besuchte, giebt er folgende Schilderung:

„Im Innern befinden sich, oder sollen sich befinden, drei Gräber mit der Fronte nach Süden, von Mauern ohne Oeffnung, oder, wie Andere behaupten, von einem starken Pfahlwerk umgeben. Die Außenwand ist mit Vorhängen bekleidet. Um das Ganze läuft ein eisernes Doppelgitter, mit einem engen dunkeln Gang zwischen beiden; durch die feine Filigran-Arbeit des äußeren Gitters, von lohfarb grasgrüner Farbe, winden sich die langen und anmuthigen, vergoldeten Buchstaben der Sul-Schrift, die das muhammedanische Glaubensbekenntniß und andere religiöse Sprüche bilden; an der Südseite ist das Gitter verstärkt. Der Zutritt in das Innere ist keinem Menschen gestattet. Die Umgebung hat vier Thore: in Süden das Bab-el-Mwajibah, in Osten das Bab-el-Fatimah, in Westen Bab-el-Taubah (das Thor der Buße), das in den Rauzah oder Garten öffnet, in Norden das Bab-el-Schami oder das syrische Thor. Sie bleiben beständig verschlossen, mit Ausnahme des vierten, das in den oben erwähnten dunkeln Gang führt und das sich den Aufsehern der Schätze, die hier aufgehäuft sind, so wie den Verschnittnen öffnet, die den Boden zu fegen, die Lampen anzuzünden und die Geschenke aufzunehmen haben, welche von den Frommen hineingeworfen werden. An der Südseite sind vier oder fünf Fuß hoch vom Boden drei etwa einen halben Quadratfuß große Oeffnungen in der Mauer; die westlichste soll dem Grabe Muhammed's — daher: Schabal-el-Rabi, das Propheten-Fenster — die nächste, zur Rechten des Beschauers, dem Grabe Abubeker's und das östlichste dem Omar's entsprechen.

„Ueber der Hubschrab wölbt sich der grüne Dom, mit einem großen vergoldeten Halbmond an der Spitze, der aus einem Kranz von Kugeln hervorragt. Die glühende Einbildungskraft der Moslems schmückt denselben mit einer Säule himmlischen Lichts, die auf drei Tagereisen weit den Pfad der Pilger nach Medinah erleuchtet. Leider gewießen nur heilige Männer oder die mit wunderlichen Sinnen Ausgestatteten das Vorrecht, diesen poetischen Glanz zu schauen.“

Jedenfalls ist ein Besuch in das Propheten Moschee ein kostspieliges Ding; denn außer den Geschenken an die Wärter wird man von dem Bettlerschwarm, von dem der Platz wimmelt, gehörig in Contribution gesetzt. Indessen stellt der Verfasser die Vermuthung auf, daß sich das Grab des Propheten nicht in der Moschee zu Medinah befindet.

„Obgleich“, sagt er, „jeder Muselmann, Schriftgelehrter oder Laie, den festen Glauben nährt, daß Muhammed's Asche in der Hubschra zu Medinah begraben liegt, so kann ich doch nicht umhin, den Verdacht zu hegen, daß die Stätte wenigstens eben so zweifelhaft ist, als die des heiligen Grabes in Jerusalem. Man muß bedenken, daß ein großer Tumult der Ankündigung vom Tode des Propheten folgte, indem das Volk, das ihn für unsterblich hielt, sich weigerte, dem Gerüchte zu trauen, und Omar sogar Jedem den Untergang drohte, der solches zu behaupten wage. Ueberdies war die Leiche noch nicht kalt, als schon der Streit wegen der Nachfolge zwischen den Flüchtlingen von Mekka und den Hülfstruppen von Medinah entbrannte, während dessen, den Schluß zufolge, man das Haus des Ali und der Fatima — kaum einige Fuß von der Stelle, welche man jetzt für das Grab des Propheten ausgiebt — in Brand zu stecken drohte und Abubeker an demselben Abend zum Chalifen wählte. Wenn es Jemand Wunder nehmen sollte, daß die letzte Ruhestätte einer so wichtigen Persönlichkeit nicht für ewige Zeiten festgestellt wurde, so kann er manchen ganz ähnlichen Fall in Medinah finden. Um anderer nicht zu erwähnen, wird z. B. von drei verschiedenen Stellen die Ehre in Anspruch genommen, die sterblichen Ueberreste der Fatima in sich zu schließen, obgleich man vermuthen müßte, daß die Tochter des Propheten und Mutter der Imam nicht in einem unbekannten Grabe ruhen würde. Die Gründe für meine Ungläubigkeit sind folgende:

„I. Von den frühesten Zeiten an war die Gestalt des Grabes des Propheten im Islam nie allgemein bekannt. Und dieser Umstand wurden die Gräber in einigen Ländern tower und in anderen flach gemacht; wäre ein Sunnat da gewesen, so hätte man darüber nicht im Zweifel sein können.

„II. Die Nachrichten der muhammedanischen Gelehrten widerstreiten sich; ja, El Samsudi, vielleicht die beste Autorität, ist mit

sich selbst im Widerspruch. An einer Stelle beschreibt er den Sarg; an einer anderen erklärt er ausdrücklich, daß er die Hulsche besucht habe, als sie von Knib-Dey ausgebessert wurde, und daß er inwendig drei diese Gräfte, aber keine Spur von Grabmälern sah. Es hatten sich daher entweder — dem muselmännischen Aberglauben zum Trotz — die Gebeine des Propheten mit dem Staube vermischt (was, nachdem sie beinahe 900 Jahre in der Erde gelegen, ein wahrscheinlicher Umstand ist), oder, was noch eher zu vermuthen, sie sind von den schiitischen Schismatikern, die Jahrhunderte lang die Bewachung des Grabes hatten, fortgeschafft worden.

„III. Und endlich kann ich die Sage von dem blendenden Licht, welches das Grab des Propheten umgeben soll und jetzt auf Autorität der Eunuchen-Wächter, die doch selbst wissen müssen, daß die Angabe falsch ist, allgemein geglaubt wird, nur als einen priesterlichen Kunstgriff betrachten, den man in der Absicht erfunden hat, einer näheren Untersuchung vorzubeugen.“

Außer dem wirklichen oder dem eingebildeten Grabe Muhammed's darf ein frommer Zair oder Wallfahrer es nicht unterlassen, die Chamsah Meschhed, die fünf Moscheen, den Friedhof el Bakia und das Grab des Märtyrers Hamzah, am Fuße des Berges Ohod, zu besuchen. Vor der Thür der letztgenannten heiligen Stätte „zog der Araber mit großem feierlichen Wesen einen Bund wunderlich gearbeitetet Schlüssel aus seiner Tasche und schärfte mir ein, weil von der Thür weg stehen zu bleiben. Als ich murrend gehorchte, begann er an den Schlössern zu rasseln, öffnete sie langsam, schüttelte sie und machte möglichst viel Geräusch. Der Grund dieser Vorsichtsmaßregel ist der Glaube, daß die Seelen der Märtyrer, wenn sie ihre leblosen Wohnungen verlassen, gern beisammen sitzen in geistiger Unterhaltung, und es sei ungeziemend, daß profane Blicke auf diese Zusammenkünfte fallen. Welche Bilder sehen diese phantasiereichen Araber! Denkt Euch die majestätischen Gestalten der Heiligen — denn die Seelen sind bei den Muhammedanern, wie die Geister der alten Europäer unkörperliche Dinge in der Gestalt des Leibes — mit ihren langen grauen Bärten, ihren ernsten Gesichtern, ihren feierlich blickenden Augen, wie sie unter den Palmen ruhen und sich über Ereignisse besprechen, die nun seit einem Jahrtausend in Dunkelheit begraben sind!“

Burton meint mit Recht, so lange wir nicht tausend und einen Aberglauben haben: Irland seine banshees (die todverkündenden Feen), Schottland sein zweites Gesicht, Frankreich seinen Währwolf, Italien und Spanien ihre blutenden Bilder und winkenden Madonnen; so lange das Tischdrehen praktizirt wird und die gebildete Welt an Hellsehen und Klopfgeister glaubt: so lange steht es dem civilisirten Europa nicht zu, über diese grotesquen alten Fabeln der Moslems zu lachen.

Die Madani oder Bewohner der heiligen Stadt Medinah genießen gewisse Vorrechte. Wenn z. B. einer nach Konstantinopel reisen will, so werden ihn von der Regierung nach Rang und Stand Reisekosten gewährt. Burton beschreibt die Bevölkerung als anständig, höflich und wohlgesittet. Wie sie über die Frauen denken, zeigt folgende eben nicht galante Illustration der sechs Stationen des weiblichen Lebens:

Von 10—20 eine Augenlust des Beschauers.
„ 20—30 noch immer hübsch und voll an Fleisch.
„ 30—40 Mutter einer Knaben- und Mädchenschaar.
„ 40—50 ein alt Weib trüglichen Sinnes.
„ 50—60 abzuschlachten mit einem Messer.
„ 60—70 Allah's Fluch über sie männiglich!

Am 1. September verließ Burton El-Medinah, um mit der Damaskus-Karawane nach Mekka zu reisen.

„Ich hatte alle Ursache, mir zu der überstandenen ersten Gefahr Glück zu wünschen. Mekka ist der Küste so nahe, daß der Reisende, wenn entdeckt, in wenigen Stunden nach Jeddah entwichen kann, wo er durch den englischen Vice-Konsul bei den türkischen Behörden Schutz oder möglicherweise bei einem britischen Kreuzer im Hafen Aufnahme fände. In Medinah aber würde eine Entdeckung schon weit bedenklicher sein. Die nächste Gefahre, die mir bevorstand, war auf der Reise zwischen den beiden Städten; denn hier haben die lokalen Beamten das bequemste Mittel, einen verdächtigen Reisenden ohne Aufsehen aus der Welt zu schaffen: für einen Piaster thut es jeder Beduine.“

Der nächstens erscheinende dritte Band des Werkes beschreibt die Wallfahrt nach Mekka, auf die wir wir zurückkommen werden.

Frankreich.

Philosophie und Christenthum.

Die religiösen Bestrebungen in Frankreich haben sich durch ein merkwürdiges Buch bekundet, dessen Verfasser ein Friedensrichter zu Bordeaux, August Nicolas, ist.*) Es ist in Deutschland noch wenig bekannt geworden, obgleich sein Inhalt sehr bedeutend ist. Man muß die tiefen Studien des Verfassers bewundern, der alle Schriftgelehrten und Kirchenväter, alle Philosophen alter und neuer Zeit, alle Dichter und auch eine Schriftstellerin, sogar alle Deisten und Atheisten durchirrt hat, um sie als Zeugen für die Wahrheiten des Christenthums aufzurufen. Voltaire und Rousseau fuhrt man unter ihnen, auch Georges Sand mit ihrem Ausspruche: „Die Liebe ist der heilige Drang unserer Seele zu dem Unbekannten“ (in dem Roman „Lelia“). Auch Napoleon tritt hier auf mit seinen Betrachtungen über das Evangelium, die er auf St. Helena ausgesprochen: „Das größte Wunder Christi ist das Reich der Liebe, das er geschaffen.“

Obgleich der Verfasser sich zur katholischen Religion bekennt und der Erzbischof von Bordeaux sowohl, wie der berühmte Pater Lacordaire, sein Buch genehmigt und empfohlen haben, so ist er doch weit entfernt, eine blinde Unterwerfung zu verlangen; vielmehr betrachtet er die Philosophie als die Helferin der Religion, aber nicht eine solche Philosophie, die, von allen Fähigkeiten und Kräften unserer Seele abgerührend, ihr nur ein Organ, den Verstand, läßt und „darum zum Verderben führen muß.“ Plato ist das menschliche Vorwort des Evangeliums und jeder wahre Philosoph ein entwickelter Gläubiger. Die Frömmigkeit ist Gerechtigkeit gegen Gott schon nach Cicero's Ausspruch und das Christenthum der Inbegriff aller Systeme der Moral und Philosophie. Die Erlösung hat uns Gott zum Eigenthum gegeben und seine höchste Verheißung ist die Gemeinschaft mit ihm, keine andere Religion gewährt sie. Die europäische Civilisation entsprang aus dem Christenthum und kann nie wieder untergehen, weil das allgemeine Bewußtsein durch sie christlich geworden ist. Die göttliche Wahrheit ist jetzt das innere Leben unserer Gesetze, alle Sünden und Laster sind nur noch Privatverbrechen. Dem Christenthum kann der Zweifler nichts vorwerfen als seine Mysterien, und diese werden alle dadurch gelöst, daß Christus Gott.“

Das sind die Ansichten des Verfassers, mit Klarheit und Enthusiasmus vorgetragen. — In seiner Parallele der Baukunst des Alterthums und der des Christenthums sagt er, seiner Bestreibung getreu: „In der griechischen Baukunst ist Formen-Schönheit; sie wurde noch dem Fleische gebildet, jedoch spricht sich in ihren höchsten Meisterwerken eine Reminiscenz des goldenen Zeitalters, des Zustandes vor der Sünde, aus. In der christlichen Baukunst dagegen begegnen wir einer Ahnung göttlicher Zukunft. Erstere eignet sich trefflich zu einem Theater, einer Börse, einem Palast, aber sie verhöhnt den Schmerz, das Opfer, den Glauben, die Hoffnung und alle geistigen Richtungen; diese bedürfen der gothischen Baukunst, des himmelanstrebenden von festen Pfeilern getragenen Domes.“

E. von Hohenhausen, geb. von Ochs.

Mannigfaltiges.

— *Sittlichkeits-Statistik in Amerika.* Statistische Untersuchungen in den Vereinigten Staaten, und zwar in sechzehn der hauptsächlichsten und kultivirtesten derselben, haben ergeben, daß der sittliche Zustand der dortigen Eingewanderten, eben so wie der der freien Farbigen, dem der Anglo-Amerikaner bei weitem nachsteht. Diese sechzehn Staaten zählen 12,143,978 weiße Eingeborene, 345,568 freie Farbige und 1,790,807 Eingewanderte. Bei dieser Bevölkerung stellt sich nun Folgendes heraus. Es sind unter jedem Hunderttausend der respektiven Bevölkerung im Verhältnisse zu immer Einem Eingeborenen:

	Fnd.	Eingew.
In Staatsgefängnissen	10,..	3,..
„ Straf-Anstalten und Polizeigefängnissen	5,..	4,..
„ Zuflucht-Arbeitshäusern	25,..	8,..
„ Armenhäusern	4,..	6,..

Aus diesem Verhältnisse in Zufluchts- und Armenhäusern ergiebt sich allerdings, daß die Eingeborenen weißen Stammes viel wohlhabender als die Farbigen und Eingewanderten sind, was zum Theil auch eine Erklärung dafür liefert, warum unter ihnen weniger Verbrechen und Vergehen vorkommen. Der auffallende Umstand, daß sich in den Armenhäusern mehr Eingewanderte, als freie Farbige befinden, wird dadurch erklärt, daß in mehreren Staaten die Farbigen in Armenhäuser gar nicht zugelassen werden. Das Verhältniß derjenigen, welche nicht schreiben und lesen können, stellt sich folgendermaßen heraus: 1 Eingeborener, 5,.. Farbige und 2,.. Eingewanderte.

*) Philosophische Studien über das Christenthum. Vier Bände. Uebersetzt nach der siebenten Auflage. Paderborn. Schöningh.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 5 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedit. Neumann, Mohrenstraße Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 125. Berlin, Donnerstag den 18. Oktober 1855.

Rußland.

Aus dem Tagebuche eines Verbannten im Kaukasus.

(Nach polnischen Quellen.)

I. Vom Don nach Stawropol.

. . . . So ziemlich auf der Hälfte des Weges, welcher von Rostov am Don nach Stawropol führt, erhebt sich ein Hügel und auf diesem ein Pfeiler. Er bezeichnet die Gränze zwischen dem Lande der donischen Kosaken und den kaukasischen Provinzen. Ich werde nie den Augenblick vergessen, als wir an diesem Punkte Halt machten. Obgleich wir kaum den Frühling hinter uns hatten, so brannte doch die Sonne schon mit wahrhaft tropischer Gluth, und der Schweiß ergoß sich in Strömen über unsere verbrannten und mit Staub bedeckten Gesichter. Noch einen Schritt vorwärts, und wir standen in einem anderen Welttheile, hatten das alte Europa mit seiner Civilisation und dem Glanze christlicher Aufklärung, mit allen seinen Vorzügen und Mängeln im Rücken.

Es hatte sich unser Aller eine eigenthümliche Stimmung bemächtigt; wir waren nachdenkend und schweigsam und fühlten wohl die hohe Scheidewand, welche sich fortan zwischen uns und demjenigen aufthürmen würde, was wir im Vaterlande Liebes und Theures zurückgelassen hatten. Noch einen Blick zurück, und wir sahen die in unendliche Ferne sich hinziehende Steppe mit ihren sandigen Kurganen, die vielleicht der Hand des Menschen, vielleicht auch nur einem heftigen Wirbelwinde ihr Entstehen verdanketen, erkannten die Niederlassungen der donischen Kosaken, welche, so zu sagen, den Vorhof Asiens bilden. Es war noch der Welttheil, dem wir angehören, und doch trug schon Alles, die Stanitzen (Kosakendörfer), die Gegend umher und das, was in ihr lebt, den Charakter des Orients. Das Volk scheint mit demjenigen Klein-Rußland und der Ukraine verwandt, und doch herrscht in ihm ein anderer Typus; betrachtet man diese von Rabenhaaren eingefaßten Gesichter mit den schwarzen, funkelnden Augen, so denkt man eher an den märchenreichen Osten oder den brennenden Süden, als an die slavischen Ebenen, welche von einem Stamme bewohnt sind, der sich von anderen durch weiße Gesichtsfarbe, blaue Augen und blondes Haar unterscheidet.

Die Steppe, welche uns ringsum umgab, war eben wie eine Tischplatte, und wo möglich noch einförmiger, als diejenige, durch welche der Weg uns bereits geführt hatte; das Grün zeigte auch nicht die geringsten Schattirungen. Wir mochten, nach kurzer Rast, kaum zwanzig Schritt gegangen sein, da erhob sich, bei vollkommen ruhiger Atmosphäre, plötzlich ein heftiger Wirbelwind, der den Sand auf dem Wege vor uns in schnellen Kreisen herumtrieb und aus diesem zuletzt einen umgekehrten Kegel bildete, der majestätisch vor uns herzog und gleichwie früher die Kinder Israel's durch die Wüste (2. Mos. 13, Vers 21) uns gewissermaßen in den fremden Welttheil einführte. Er verschwand zuletzt in den Wolken, doch bald trat ein anderer an seine Stelle, der das Amt des Zugführers übernahm, und wir waren wirklich versucht, in der für uns so ganz neuen Erscheinung Geister zu vermuthen, welche unter dem Zischen und Heulen der Windsbraut uns unsichtbar geleiteten.

Allmählich fing die Landschaft, durch welche unser Weg führte, an, sich zu beleben, und wir erblickten in der Tiefe der grünen Steppen ungeheure Heerden weißer Schafe und Rindviehe. Einem von der Hand des Menschen bearbeiteten Acker begegnet man nur selten; der Boden, obgleich fett und voll Tragfähigkeit, liegt unbenutzt und liefert, statt reichlicher und hier so leicht zu erzielender Feldfrüchte, nichts als Viehfutter. Von Bäumen ist eben so wenig eine Spur zu finden, denn das Holz fehlt der Steppe und Klein-Rußland eben so sehr wie gutes Wasser. Trifft man irgendwo einen Brunnen an, so ist dessen Wasser salzig und bitter, wie dasjenige der Bäche unrein und sumpfig. Die letztere Erfahrung machten wir gleich im ersten Dorfe, dessen Namen dem Flüßchen entlehnt ist, das durch dasselbe fließt und Kinkender (конюшня) Jegorlik heißt. Das langsam über einen Moosboden dahin schleichende Wasser war grünlich und verdiente seinen Beinamen in jeder Hinsicht.

In dem genannten Dorfe kamen wir kurz vor Abend an und machten daselbst Halt. Die weiß angestrichenen Bauernhütten mit ihren reinen Fensterchen und netten Gärtchen machten auf uns einen recht angenehmen Eindruck; sie erinnerten lebhaft an die Dörfer Klein-Rußlands und der Ukraine und uns zugleich an die dort heimische Gastfreundschaft, welche wir, als wir erst den Don überschritten hatten und Aufnahme bei den unfreundlichen Kosaken suchen mußten, so schmerzlich vermißten. Wir waren kaum am ersten Häuschen angelangt, so trat uns auch schon der Aufseher (комитѣ) mit dem Zeichen seiner Würde, einem langen Stocke, entgegen und bezeichnete uns die Stellen, wo wir übernachten sollten. Natürlich war Jeder von uns neugierig, sein Quartier, wie dessen Bewohner, kennen zu lernen; wir trennten uns daher schnell, doch mit der Verabredung, recht bald wieder zusammenzukommen, und dann sowohl einen sicheren Platz für Pferd und Wagen aufzusuchen, als auch über die Abendmahlzeit, deren wir nach eintägigem Marsche sehr bedürftig waren, zu berathen. Ueber Einen und das Andere hatten wir diesmal nicht nöthig und den Kopf zu zerbrechen, denn es war dafür gesorgt, sobald ich mit meinem Fuhrwerk auf dem Hofe meines Wirthes anlangte.

Der Mann, als dessen Gast ich mich meldete, war gleich von der ersten Begrüßung an die Freundlichkeit, die Zuvorkommenheit selbst. Er nahm sofort mein Pferd an der Leine, führte es in den Stall, um ihm dort Heu vorzuwerfen, und befahl dann seiner Frau, den служивый (so nennt man dort den Soldaten) mit Speise und Trank zu versehen. Als meine drei Kameraden sich zur verabredeten Sitzung einstellten, war ich, ausgerüstet mit einem hölzernen Löffel, bereits in voller Thätigkeit über einer aus Knuckelrüben und Sauerampfer zubereiteten, mit Schweinefett geschmälzten und durch Dill gewürzten, sauren Suppe, die ich mit der Gier eines Menschen verschlang, der, ohne etwas zu sich zu nehmen, fünfundzwanzig Werst zu Fuß zurückgelegt hatte.

„Gieß doch noch Suppe zu und gieb noch ein paar Löffel, Olona" — sagte mein Wirth, als er wieder hereinkam und die neu Angekommenen bemerkte — „die Herren verschmähen vielleicht nicht unsere schlichte Bauernkost." Das ließen sich denn auch die „Herren" nicht zweimal bieten; schnell saßen sie um die dampfende Schüssel herum und arbeiteten so wacker darauf los, daß die massiven Holzlöffel unter den Zähnen ordentlich krachten. Sehr bald waren wir auf dem Grunde des Gefäßes angekommen und bekannten sämmtlich, die einfache, gern gereichte Kost habe uns besser gemundet, als früher die ausgesuchtesten Gerichte in den feinsten Restaurationen der Hauptstadt.

Nach dem zu schließen, wie das Haus meines Wirths sowohl, als auch die übrigen herausgeputzt waren, mußten wir im Dorfe auf einen Feiertag getroffen haben. Die Kinder, deren sich mehrere auf dem Flur und in der Stube herumtrieben, waren recht nett gekleidet; die jungen Mädchen (Молодицы) zeigten sich in leinenen, blendend weißen Hemden mit allerlei künstlichen Stickereien in rother Farbe, Alles von eigener Arbeit, und den wohlgestalteten Burschen leuchteten die Kraft und der Frohsinn der Jugend aus jedem Zuge. Uns schien es, als ob wir eine ganz andere, so recht belebende Luft einathmeten, und unser Wirth gab sich sichtlich Mühe, ein kraftliches Gespräch in Gang zu bringen, bei dem er einmal über das andere die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, als er erfuhr, wie weit wir herkämen.

Gegen Abend war das ganze Dorf in Bewegung, und die rüstigen Bauernburschen, die rothwangigen Dorfschönen zogen schäkernd und lachend durch die Häuserreihen auf und ab. Gern hätten wir uns in das bunte Treiben gemischt, kamen jedoch bald von diesem Wunsche zurück, da wir, bei den jungen Leuten wenigstens, durchgehends auf eine gewisse Zurückhaltung, ja, selbst auf Mißtrauen und Abneigung gegen Soldaten stießen. Bei den Alten war es anders; sie, mein Wirth an der Spitze, suchten Alles hervor, um uns zu unterhalten. Als ich nach Hause zurückkehrte, fand ich in der Stube ein gutes Bett aufgeschlagen, das ich jedoch, zum großen Leidwesen meiner Wirthsleute, nicht benutzen wollte, wobei ich erklärte, ich ziehe es vor, unter freiem Himmel, und zwar auf meinem Lederkissen, zu schlafen. Der gute Alte sparte nun zwar weder Bitten, noch Vorstellungen, um mich von diesem Vorsatze zurückzubringen; da er jedoch sah, daß

seine Worte vergeblich waren; so ließ er vom weiteren Zureden ab und geleitete mich hinter das Haus zu einem mächtigen Heuschober, auf den er hinaufkletterte, über dessen Gipfel er ein reines Bettluch ausbreitete, Kissen und Mantel zurechtlegte und mir dann mit freundlichem Händedruck gute Nacht wünschte. Die glaubte ich in der That erwarten zu dürfen, denn mir war, als sich meine müden Glieder in die Heumasse versenkt hatten, höchst behaglich zu Muthe. Ich betrachtete noch eine Weile das dunkle Himmelsgewölbe mit seinen Millionen funkelnder Sterne über mir und schwebte dann unter den von fern her tönenden Liedern der fröhlichen Jugend hinüber in das Wunderland der Träume.

Die Sonne hatte schon ein gutes Stück ihrer täglichen Laufbahn zurückgelegt, als ich auf den mehrmals wiederholten Ruf der Kameraden erwachte. Gleichwie vom hohen Olymp herab, sah ich, daß Alles schon gepackt und auch das Pferd bereits angeschirrt war; ich verließ deshalb schnell mein Lager, welches vermittelst einer Rutschpartie bewerkstelligt wurde, und stand bald in der Stube meines Wirths, wo schon eine Schüssel in Milch gekochter Hirsegrütze unser wartete.

Für so vielfach erwiesene Freundlichkeit glaubte ich nicht Schuldner bleiben zu dürfen und zog deshalb meine Börse; doch da wurde der Alte förmlich böse und wollte es selbst lange nicht leiden, daß wir den Kindern wenigstens ein kleines Andenken zurückließen. „Gott giebt's ja auch umsonst", sagte er mehrmals und reichte uns zuletzt noch ein Brod und ein tüchtiges Stück Speck, den Leckerbissen der kleinrussischen Bauern, in den Wagen.

Der Morgen war herrlich und der Himmel vollkommen wolkenlos, allein sein Blau matt und weit weniger dunkel, als in den nördlicher gelegenen Gegenden. Die Steppe prangte in üppigem Grün, doch selten nur sah man Stellen, wo Pflug oder Spriet sie aufgewühlt hatten. Der Ackerbau scheint hier ganz vernachlässigt, dafür aber der Viehzucht große Sorgfalt gewidmet zu werden, denn wir begegneten häufig Schaf- und Rinderheerden von mehreren Tausend Stück. Mit der gewonnenen Milch wissen die Leute nichts Besseres anzufangen, als daß sie sie selbst verbrauchen; Butter oder Käse machen sie nicht daraus und bieten dafür auch wohl keinen Absatz.

Je höher die Sonne stieg, desto größer wurde auch die Hitze: wir waren im Schweiße förmlich gebadet, und auch unser armes Pferd schleppte seine Last nur mühsam und keuchend weiter. Der Wasservorrath in unserem Flaschenkürbis war bald erschöpft, die Dörfer meist fünfundzwanzig bis dreißig Werst aus einander gelegen, und hatte man endlich ein solches glücklich erreicht, so war eben so wenig ein Wirthshaus, wie ein Brunnen, oder ein Bach zu finden. Der Durst hatte uns bereits lange schon auf fürchterlichste gequält, da — wer beschreibt unser Entzücken — entdecken wir plötzlich in scheinbar nur geringer Entfernung eine vom Winde leicht bewegte blaue Wasserfläche. „Ein See" — riefen wir Alle wie aus einem Munde und strengten die letzten Kräfte an, um das Element, das uns erfrischen sollte, so schnell als möglich zu erreichen. Wir schritten rüstig vorwärts, doch das Ziel, auf welches wir zugingen, wollte sich nicht nähern, ja, es schien sogar manchmal, als ob es in weitere Ferne rückte. Je weiter wir marschirten, desto öfter blickten wir einander fragend und zweifelnd an; doch die Verlockung war zu groß, um die Hoffnung schwinden zu lassen, und die Enttäuschung folgte erst, als der einladende Wasserspiegel vor unseren Augen wie Nebel zerfloß. Was wir gesehen hatten, war eine hier häufig genug vorkommende Luftspiegelung, ein die armen Menschenkinder äffendes Phantom, von dem unser Führer, welcher schon bei den ersten Ausbrüchen unserer Freude unglaublich den Kopf geschüttelt hatte, Manches zu erzählen wußte und uns dadurch wahrscheinlich die Genugthuung verschaffen wollte, zu wissen, daß wir nicht die einzigen Betrogenen seien.

„Als ich" — so theilte er uns mit — „mit einer Abtheilung am Teref stand, sah ich plötzlich in der Ferne einen prächtigen mit sechs Pferden bespannten Wagen. Auf dem Bocke saß ein reich betreßter Kutscher, hintenauf standen Jäger und Lakai, und im Fond befanden sich zwei elegant gekleidete Damen. Der Wagen fuhr einer Gegend zu, von der wir wußten, sie sei nicht geheuer; ich vermuthete, er gehöre einem unserer Generale und machte mich deshalb mit meinen Kameraden schnell auf den Weg, um ihm als Schutz zu dienen. Wir marschirten und marschirten, und als wir bereits ein gut Stück Weges zurückgelegt hatten, war mit einem Male das ganze Fuhrwerk verschwunden, wir dagegen hatten für unseren guten Willen nichts weiter als müde Knochen — wie jetzt Ihr!"

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Amerikanische Monats-Berichte.

(Schluß.)

Der zurückgelegte Monat hat von Literatur Weniges gebracht, was allgemeines Interesse erregen könnte, wohl aber Einiges, was Streiflichter auf amerikanisches Geistesleben wirft. Hierbei stehen die Memoiren James Gordon Bennett's, des Herausgebers und Redacteurs des New-York Herald, oben an. Von den Memoiren Barnum's eben so weit entfernt, wie von denen Véron's, giebt das Buch uns eine ziemlich schmucklose Darstellung von dem Leben dieses rüstigen Schotten, der, ungeflüm die Fesseln der Schule und des häuslichen Zwangs abstreifend, in Amerika seine Laufbahn suchte und fand. Zuerst Lehrer in Halifax, wurde er auch dieses Zwangs bald überdrüssig, und mit einen lecken go-ahead ging es nach Boston, wo er hungerte und bettelte, bis er eine Korrektorstelle in einer Druckerei fand, die ihm jedoch kaum so viel einbrachte, um Körper und Seele vereint zu halten. Später zum Uebersetzer befördert, fand er bald Gelegenheit, sich höher zu schwingen; er machte sich in New-York zuerst durch seine Vorlesungen über Staats-Oekonomie bemerklich, und nachdem er Mitarbeiter verschiedener Journale gewesen, gab er 1835 zuerst den New-York Herald als sein eigenes Blatt heraus. Sein Blatt ist nun das weitverbreitetste der amerikanischen Presse. Er ist jetzt ein steinreicher Mann, aber mehr von Feinden wie von Freunden umgeben. Die Unverzagtheit, seine treue Begleiterin auf dem Lebenswege, hat ihm auf seiner journalistischen Bahn bittere Feinde zugezogen; abwechselnd tapfer, tollkühn und frech, verräth er seine hochländische Abkunft durch den starren Grimm, womit er den Beleidiger bis zum letzten Blutdropfen verfolgt. Ich glaube, daß er nur der Gewandtheit, alle Waffen zu handhieren, den Einfluß verdankt, den er sich allmählich über die Nation errungen. Bennett ist, obgleich von Geburt ein Schotte, seinem ganzen Wesen nach Amerikaner, und könnte der Knownothing-Orden unbeschadet seiner Statuten ihn als Vollblut in sein Gehege aufnehmen. Mit Recht sagt er in seinen Memoiren, die er scheinbar einer dritten Feder entfließen läßt, daß er dem Beobachter ein unauflösliches Räthsel sein müsse; weiß aber der Beobachter, wie die Journale hier zeitweilig von den verschiedenen Parteien in Pacht genommen werden, daß der Redacteur die Fahne emporhält, welche für ihn augenblicklich den besten Tragkorb abwirft, so ist das Räthsel nicht mehr so unlöslich. Doch gleichviel, Bennett hat viel mehr Anspruch auf Beachtung, als sein Gegner Barnum; er repräsentirt den Yankee mit seinem unermüdlichen Streben nach Erfolg und Geld, mit allem Aufwand seiner Geisteskräfte weit mehr, als der phantastische Barnum mit seinen Gaukeleien.

Die schreibselige Familie Brecher ist unter der vorliegenden Lektatur wieder durch die „Letters to the People on Health and Happiness", von Katharina Beecher, vertreten, jedoch diesmal ohne ihren Straßlenkrauz, sondern sich zu mehren. Die Erörterung des gewiß bedeutenden Themas noch aufschiebend, sei hier nur bemerkt, daß das Werk an großer Unklarheit leidet und mehr wie monoton und einförmig sich hinschleppt. Brächte das Ermahnen der guten Frau indeß zu Stande, daß die amerikanischen Küchen unseren Teller, statt mit munter hüpfenden und springenden Erbsen und dem Naturzustande allzu nahem Schweinefleisch, mit gut und mit Gedult zubereiteten Speisen versähen, wir würden ihr innig Dank wissen.

Derby schildert in seinem „Female Life among the Mormons" mit sehr stark aufgetragenen Farben die Schattenseiten Deserets. Hätten die emanzipirten Damen diese Schrift zur Basis ihrer Besprechungen gemacht, sie hätten wohl allerwärts Zustimmung gefunden; aber es geht jenen wie den Kommunisten, welche die Aufgabe, dem darbenden Arbeiter das Leben erträglich zu machen, für viel zu leicht halten und lieber der unlöslichen Aufgabe, wie Allen das Dasein bequem herzustellen, nachgrübeln. Der Amerikaner kann übrigens der ziemlich dürren Worten des Verfassers entnehmen, zu welchem Vorwand die Religion in seinen Gränzen gemißbraucht wird, und daß auch seine Nation schlimmern Irrthum unterworfen sein kann.

Die Kriegsliteratur ist nun auch durch ein amerikanisches Buch, „A Visit to the Camp before Sebastopol", von M'Cormick, reicher, das zwar nichts Neues bringt, aber in unverblümter Sprache lebenskräftige Schilderungen liefert. Als echter Amerikaner findet M'Cormick natürlich an den Engländern viel zu tadeln, an den Franzosen viel zu loben. Ueber Panama ist ein originelles Werkchen voller Anekdoten, aber ohne besonderen Werth, von Tomes, erschienen. Als Uebersetzung ist vornehmlich zu erwähnen aus dem Französischen von Bungener, eine „History of the Council of Trent".

Von allgemeinem Interesse ist der Atlas von Colton, dem vornehmlich die Aufgabe gestellt war, die Lücken in Amerika's Geographie zu beseitigen, dem er auch ziemlich nachgekommen ist. Das Werk ist mit den gebräuchlichen Uebersichten der Botanik, Zoologie und Ethnographie gut ausgestattet.

Ich kann meinen Bericht nicht schließen, ohne des bevorstehenden Auftretens der Mlle. Rachel auf der amerikanischen Bühne zu gedenken. Werden das Resultat der Kunstreise für Rachel strotzende Geldsäcke, fürs amerikanische Publikum Verfeinerung des Geschmacks sein? Schwerlich; der Yankee zieht nach einem rastlosen, mühevollen Tag der Arbeit das leichte Dessert der Bühne, Possen und Schwänke, der schweren Kost klassischer Gerichte vor; der Pariser mag nach einem

Tage voller Witzeleien am Abend zum Kontrast einige Thränen der Rührung vergießen, der New-Yorker verlacht dagegen lieber den Inhalt seiner Thränendrüse nach einem Tage voll saurer Gesichter. Zudem spricht Rachel in einer fremden Sprache, und wenn auch der New-York Herald auf einmal herausgefunden, daß New-York in der französischen Sprache zuhause ist, während doch erwiesen, daß wohl nirgends so wenig Sinn und Studium zur Erlernung fremder Sprachen, wie bei Bruder Jonathan, zu möchte trotzdem die Dulness der einheitlichen klassischen Stücke für den bunte Coulissen und Coulissenreißerei liebenden Amerikaner durch die gallische ihm mehr als spanisch vorkommende Sprache nur noch duller werden. Aber gesehen muß die Rachel werden, da hilft kein Retten; weiß der Yankee, wie sie ausßieht, so wird er sich wieder zu seinem Komiker wenden, der ihn bei der Verdauung so brav unterstützt. Wie aber wird das Urtheil der Amerikaner über die Rachel wohl ausfallen! Europa hat ja Rachel groß, einig gefunden; da wird doch auch wohl Amerika mit verschlafenen Augen dem Nichtvorstandenen und nur Halbbegriffenen lauten Beifall zuklatschen.

Frankreich.

Zur Geschichte der Spiegel-Fabrication.*)

Die Vollkommenheit der französischen Spiegel ist allgemein bekannt. Bei der Londoner Universal-Ausstellung im Jahre 1851 gab es wenige Gegenstände, welche in der internationalen Jury eine so lebhafte Debatte hervorriefen, wie die Spiegel. Haben diese leidenschaftlichen Debatten auch nicht vollständig gerechte Entscheidungen herbeigeführt, so haben sie doch wenigstens dazu gedient, die Superiorität der französischen Erzeugnisse in Bezug auf die Ausführung außer Zweifel zu stellen. Diese in der Arbeit des französischen Berichterstatters (des Herrn Péligot) klar bewiesene Superiorität ist von dem englischen Berichterstatter (Lord De Manley) aufs entschiedenste anerkannt worden.

In allen seit 1806 veranstalteten National-Ausstellungen ist den französischen Spiegeln nicht blos das Lob der Jury, sondern auch die gerechte Bewunderung des Publikums zu Theil geworden. Auf den drei ersten großen Ausstellungen in den Jahren 1798, 1801 und 1802 fehlten die Spiegel. Die Spiegel-Fabrication, die sich, wie so viele andere Zweige der Industrie, der Protection Colbert's zu erfreuen hatte, war von Venedig in Frankreich eingeführt worden; aber sie war hier bald von Abraham Thenart dadurch vervollkommnet worden, daß derselbe die Erfindung machte, die Glasmasse zu gießen, statt zu blasen. Während die gegossenen Spiegel in ungeheurer Größe verfertigt werden können, durften die geblasenen die Größe von 1 Mètre 25 Centimètres kaum überschreiten. Die letzteren sind nämlich in ihrer Größe beschränkt durch die Kraft des Menschen, der die Masse zu heben und zu blasen hat. Die Methode des Gießens liefert außerdem viel vollkommenere Spiegel. Nachdem die Spiegel-Fabrication seit dem siebzehnten Jahrhundert, wenigstens zu Zeiten, recht blühend gewesen war, gerieth sie in der Revolutionszeit in gänzlichen Verfall. Unter dem Kaiserthum schien sie einen neuen Aufschwung zu nehmen; die auf der Esplanade des Invalides behufs der Ausstellung im Jahre 1808 errichteten Pavillons enthielten einen Spiegel aus einer im Faubourg Saint-Antoine gelegenen Manufaktur, der große Bewunderung erregte. Diese Manufaktur war nur eine Kommandite derjenigen von Saint-Gobain in der Picardie, wo die Spiegelgießerei seit mehr als hundert Jahren ihren Hauptsitz hatte — in der ehemaligen Behausung des kriegerischen und ritterlichen Dichters Raoul de Coucy. Die Pariser Kommandite wurde später wieder mit der Hauptfabrik vereinigt. Der im Jahre 1806 ausgestellte Spiegel war drei Mètres acht Centimètres lang und ein Mètre und zweiundfeschzig Centimètres breit. Um diese Zeit begann die Glashütte von Saint-Quirin mit der Gesellschaft von Saint-Gobain in Konkurrenz zu treten; sie gründete eine Werkstätte für Spiegelgießerei in Cirey. Diese Konkurrenz, die gegen fünfundzwanzig Jahre gedauert, hat großen Einfluß auf die Vervollkommnung der Spiegel-Fabrication ausgeübt. Sie ist im Jahre 1830 durch ein Uebereinkommen der beiden Gesellschaften beendigt worden, in Folge dessen beide denselben Tarif und nur Eine Niederlage in Paris hatten.

Die Fabrication von gegossenen Spiegeln ist, auch seitdem sie aufgehört hat, ein Gegenstand besonderer Privilegien zu sein (was bis 1789 der Fall war), immer nur von sehr wenigen Unternehmern betrieben worden. Sie erfordert sehr große Kapitalien und bringt außerdem in der ersten Zeit nur wenig Gewinn, da es nicht möglich ist, in einer neu eingerichteten Spiegel-Fabrik sofort ganz befriedigende Erzeugnisse zu gewinnen. Die neuen Schmelztiegel und Oefen werden erst gut, wenn sie längere Zeit gebraucht sind. Nur zwei neue Fabriken waren angelegt worden; sie konnten sich aber nicht halten; sie wurden von den beiden Etablissements von Saint-Gobain und Cirey angekauft und unterdrückt. Doch finden wir in der Pariser Ausstellung die Erzeugnisse einer seit einigen Jahren in Montluçon existirenden Werkstätte, die auch schon 1851 in London vertreten war. Ihre Kapitalien sind ziemlich bedeutend, und die Konkurrenz, welche sie den beiden Haupt-Fabriken macht, hat auf die Preise schon mehr Einfluß geübt, als etwas früher eine andere außerhalb Frankreichs angelegte Spiegel-Fabrik. Kann die Fabrik Montluçon auch nicht so große und so vollkommene Spiegel anfertigen, wie die beiden alten Spiegel-Manufakturen, so liefert sie doch Waaren, die im Handelsverkehre sehr geschätzt sind.

Der von Saint-Gobain für die gegenwärtige Ausstellung gelieferte Spiegel ist größer, als alle bisher dagewesenen; er übertrifft um achtundsiebzig Centimètres denjenigen, welchen die Themse-Compagnie im Hyde-Park hatte, und welchen die Ausschrift als „den größten Spiegel der Welt" bezeichnete. Dieser Spiegel hatte, nach dem Bericht der französischen Jury, siebzehn Mètres sechsundzwanzig Centimètres Fläche. Der Spiegel von Saint-Gobain hat achtzehn Mètres vier Centimètres Fläche; daß er den englischen aber auch an Güte übertrifft, wird man gewahr, ohne ein erfahrener Sachkenner zu sein. Der belgische Spiegel aus der Werkstätte von Floreffe bei Namur, der sich in der Ausstellung befindet, soll fünfzehn Mètres sechs Centimètres Quadratfläche haben. Spiegel von solcher Größe sind ein Beweis, daß man wirklich Schwierigkeiten zu überwinden verstanden hat; aber eine große Kunst ist es heutzutage nicht mehr, solche Spiegel zu Stande zu bringen, wenn man nur viel Geld darauf verwenden kann. Hat man die nöthigen Kapitalien, um ungeheure Schmelzöfen, große Tiegel und große Formen, welche letztere sehr theuer sind, da sie aus starker Bronze gegossen sein müssen, anschaffen und um viele mißglückende Versuche ausbalten zu können, so gelangt man sicher dahin, solche riesige Spiegel zu Stande zu bringen. Der Spiegel der Themse-Compagnie war zwanzig Male mißrathen; das dadurch verursachte Plus der Unkosten betrug funfzigtausend Francs.

Der erwähnte beliebige Spiegel ist, abgesehen von der Größe, noch von sehr mangelhafter Beschaffenheit, die Fabrik von Floreffe ist noch zu neu, als daß sie schon befriedigende Erzeugnisse liefern könnte. Der von ihr gelieferte große Spiegel hat noch viele unreine Stellen. Ein Spiegel, den die Aachener Fabrik, die erst seit dem 1. November 1853 besteht, geliefert hat, verdient, was Güte und Schönheit betrifft, vor dem belgischen den Vorzug; er zeigt keinen wesentlichen Fehler. Seine bläuliche Färbung ist ein Uebelstand, der seinen Grund nicht in der Fabrication, sondern in der Composition der Masse hat. In dem großen Spiegel von Saint-Gobain ist die Composition eben so vollkommen wie die Fabrication. Es ist das Auge eines Sachkenners nöthig, auf demselben zwei oder drei unbedeutende Flecken zu entdecken. Da man so großen Spiegeln eine bedeutende Dicke geben muß, damit sie nicht von der eigenen Schwere zerbrochen werden, ist es schwer, zu vermeiden, daß nicht hier und da ein Bläschen in dem Glase vorkömmt. Solcher Bläschen, die übrigens die richtige Spiegelung im Ganzen gar nicht beeinträchtigen, findet man in dem Spiegel von Saint-Gobain nur sehr wenige. Von Strichen, welche eine divergente Strahlenbrechung verursachen, ist er vollkommen frei.

Die Operationen des Spiegel-Fabrikanten sind sehr einfach und leicht zu begreifen: er hat die Glasmasse in Fluß zu bringen, die flüssige Lava auf den metallenen Gußplatten auszubreiten; die Glasplatten in den Ofen zu bringen und sie dann vollkommen eben und glatt zu machen. Dazu kömmt dann noch die Belegung des Glases mit dem Metall, wodurch das Glas erst zum Spiegel wird. Die Polirer, welche verschiedene Arbeiten erfordert, wird heutzutage durch Maschinen zu Stande gebracht. Obwohl in allen Spiegel-Fabriken dieselben Regeln beobachtet werden, so sind doch gewisse Manieren, durch welche die Anwendung der Regeln erleichtert wird, das ausschließliche Eigenthum und Geheimniß der Musterfabriken.

Einer der Hauptvorzüge einer guten Spiegels ist der, daß er keine Farbe hat und darum den Bildern der Gegenstände, die er spiegelt, keine bestimmte Färbung giebt. Die berühmten Spiegel Venedigs hatten diese Eigenschaft nicht. Sie waren von einer leichten ins Rosa gehenden Färbung; sie ließen den Teint daher in einer verschönenden Färbung erscheinen. Um dieser Eigenschaft willen waren sie sehr beliebt. Daß diese Eigenschaft aber trotzdem ein Mangel war, ist nicht zu leugnen. Die Spiegel gaben ein in Bezug auf die Farbe nicht ganz treues Bild des Gegenstandes.

Die gewöhnlichen Spiegel, die aus deutschen Fabriken kommen, haben eine grünliche Färbung, die das Spiegelbild des Gesichts sehr unvortheilhaft erscheinen läßt. Um die Wirkung zu vermindern, bemüht man sich, sehr dünne Gläser zu Stande zu bringen. Frankreich beziehet eine große Menge solcher Spiegel aus Deutschland. Die französischen Fabriken liefern Spiegel von solcher geringen Dicke nicht, weil die Glasmasse, welche sie bereiten, die grünliche Färbung nicht hat.

Ein anderer Fehler der meisten Spiegel besteht darin, daß sie, weil ihre Oberfläche nicht vollkommen eben ist, die Gegenstände mehr oder we-

*) Aus einem auf die Ausstellung in Paris sich beziehenden Artikel des Moniteur.

niger verzerrt erschienen lassen. Gerade Linien erscheinen gebogen oder wie gebrochen, senkrechte oder wagerechte mehr oder weniger schräg. Stellt man zwei Spiegel, welche diesen Fehler haben, einander gegenüber, so wird man gewahr werden, wie die Spiegelbilder, z. B. von geraden Linien, um so mehr entstellt und verzerrt sind, durch je öftere Wiederholung der Spiegelung sie entstanden sind. Die zur Schleifung und zur Glättung angewandten mechanischen Vorrichtungen haben in Bezug auf den hier erwähnten Mangel viel zur Vervollkommnung der Spiegel-Fabrication beigetragen. Die Maschine des Herrn Carillon, die in der Ausstellung zu finden ist, steht in ausgezeichnetem Rufe. Mit Hülfe solcher Maschinen erhält man bei den Spiegeln eine gleichmäßigere Dicke, eine genauere Ebene und damit eine richtigere Absprägelung der Gegenstände. Es versteht sich von selbst, daß dies zu erreichen in dem Maße schwieriger ist, als die Spiegeltafeln größer sind. Ueber gewisse große Flächen hinaus muß man es für unerreichbar halten, Spiegel von vollkommener Ebenheit zu Stande zu bringen.

Die Methode Thenard's, die Spiegel zu gießen, hat die Methode, sie, wie andere Gegenstände von Glas, besonders Gefäße, zu blasen, nicht verdrängt. Nicht blos in Deutschland und in anderen Ländern außer Frankreich wird diese Methode noch immer neben jener angewandt; sondern auch in Frankreich hat man mehrere Fabriken, wo man die Glasmasse noch bläst. Die kleinen Spiegel sind gewöhnlich von geblasenem Glas, jedoch nicht immer; denn wenn beim Gießen eine große Gleichheit mißräth, kann man sie in brauchbare kleinere Stücke vertheilen.

In der Ausstellung sehen wir auch Spiegel, die geblasen sind. Ein französischer Fabrikant, welcher der Glas-Industrie große Dienste geleistet und Fenstergläser liefert, welche durch ihre Unveränderlichkeit einen ungemeinen Ruf erlangt haben, Herr Fatoviz, hat mehrere Spiegel, die nach der alten Methode gemacht sind, zur Ausstellung gegeben. Sein Etablissement, in Anche (Nord) gelegen, verdient eine besondere Erwähnung, sowohl in Bezug auf die Menge der Fabrikate, die es liefert, als auch in Bezug auf seine Einrichtung, die als Muster dienen kann. Die Jury von 1849 hat diesen um die Industrie hochverdienten Manne die ihm gebührende Anerkennung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ausgesprochen. Die auf der Ausstellung befindlichen Spiegel von geblasenem Glas, welche er geliefert, sind so schön, daß man sie von den gegossenen nicht zu unterscheiden vermag, wenn man nicht ein Mann vom Fach ist.

Ein Wort noch über die Menge von Spiegeln aller Art, die in den französischen Fabriken angefertigt werden. Genaue Nachforschungen berechtigen uns, anzunehmen, daß die Spiegel-Fabrication Frankreichs jährlich 140,000 bis 160,000 Quadratmètres Spiegel produzirt. Das Hauptschiff des Industrie-Palastes in Paris hat eine Fläche von 9216 Quadratmètres. Mit den in den Fabriken Frankreichs jährlich produzirten Spiegeln würde man diesen ungeheuren Saal fanfzehnbis sechzehnmal bedecken können. Auf die Spiegel von geblasenem Glas kommen nur 20,000 Quadratmètres. Sie werden noch immer fabrizirt, weil sie um 20 bis 25 Prozent wohlfeiler zu stehen kommen, als die gegossenen.

Mannigfaltiges.

— Die Reise der Brüder Schlagintweit. Das vierte Heft von Band V. der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" bringt eine Fortsetzung der Nachrichten über die wissenschaftliche Reise der Brüder Schlagintweit in Indien, und zwar in einem Bericht an den hohen, wissenschaftlichen Beschützer dieser Expedition, Se. Majestät den König Friedrich Wilhelm IV. Der Bericht ist aus Milum vom 28. Juni 1855 datirt und von Robert und Adolph Schlagintweit unterzeichnet. Er umfaßt die interessante Reise von Naini-Tal nach Milum, welche die beiden genannten Brüder auf verschiedenen Wegen, um zahlreichere Beobachtungen zu machen, zurückgelegt. Besonders anziehend ist, was Adolph Schlagintweit von seiner Wanderung über die Gletscher berichtet, die ans dem Pindur-Thale in das Gori-Thal führen, wo er den Zorn der von den Eingeborenen gefürchteten Göttin Nanda-Devi sehr klug zu beschwichtigen wußte. Selbst als drei seiner Begleiter sich in den Schnee niederwarfen, wo sie, wie von Sinnen, mit Händen und Füßen um sich schlugen; so daß die Uebrigen voll Schrecken riefen: „Die Nanda-Devi ist in sie gefahren!" war es Schlagintweit, auf dessen Geheiß die drei Bhutias von den Brahminen erorzisirt wurden. Auf der Höhe, die den Namen der Göttin trägt, wurden von den Brahminen vier Ziegen geopfert, doch mußte sich Schlagintweit während dieser Ceremonie, die er nicht mit ansehen durfte, hinter einen Felsen stellen. Während Jene opferten, veranstaltete der deutsche Reisende Winkelmessungen und andere Beobachtungen, die für die Orographie und Geologie dieses Theiles des Himalaya von entschiedenem Nutzen sein werden. Nach einer vorläufigen Berechnung soll die Höhe des Nanda-Devi-Passes 17,950 engl. Fuß betragen. Eine Wanderung durch die Firn- und Eismassen des Milum-Gletschers, welche Robert und Adolph zusammen unternahmen, war nicht ohne Gefahren; selbst die zwölf einheimischen Begleiter der Reisenden folgten ihnen nur mit Zagen und ließen sich, wie die beiden Brüder, durch Seile mit einander verbinden, um das Vorangehenden, falls er in eine der mit Schnee bedeckten Firnspalten stürzte, herauszuziehen. Ihren Bericht haben die Brüder mit den photographischen Abbildungen beider Bhutias begleitet, deren Race die Mitte hält zwischen den Bewohnern Hindostans und denen Tibets.

— Arbeiter in Brasilien. Aus einer uns vorliegenden brasilianischen Zeitung ersehen wir, daß der Reichs-Minister in einer Sitzung der Deputirten-Kammer von Rio-Janeiro, im Juni d. J., geäußert, er habe auf London Ordre gegeben, vermittelst eines chinesischen Handlungshauses sechstausend Arbeiter aus China nach Brasilien spediren zu lassen. Aus Europa Arbeiter zu beziehen, sei mit großen Schwierigkeiten verbunden und habe sich erfahrungsgemäß als unpraktisch erwiesen (europäische und namentlich deutsche Einwanderer haben sich nämlich geweigert, sich von den großen brasilianischen Pflanzbesitzern wie Sklaven behandeln zu lassen); die Chinesen dagegen seien zu Arbeiten in heißen Klimaten vollkommen geeignet; auch seien sie anstelliger und geduldiger, als Europäer. Der Minister bemerkte, daß jetzt bereits an 800,000 Chinesen in englischen und holländischen Kolonien sich befänden, wo sie die früheren Arbeiten der Negersklaven verrichteten. — Wir ersehen aus diesem Geständnisse, wozu man eigentlich die deutschen Einwanderer in Brasilien da, wo sie nicht eigene Kolonieen bilden, hat verwenden wollen. Wenn diese jetzt, seit den Verfolgungen der Deutschen in der Union, Anstand nehmen, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, so sollten sie doch unter keinen Umständen darum nach Brasilien gehen. Weit eher würde ihnen zu rathen sein, einen der sich neu regenerirenden Staaten am Rio de la Plata aufzusuchen, die sich mehr noch, als die südlichen Provinzen von Brasilien, durch ihr gemäßigtes Klima zu einer deutschen Colonisation eignen.

— Holzkohle als Luftreiniger. In einer der letzten Nummern des Journals der Londoner Society of Arts befindet sich eine Abhandlung von Dr. Forbes Watson über die Anwendung der Holzkohle zur Luftreinigung. Als Flüssigkeits-Reiniger ist die Holzkohle allgemein bekannt und angewandt. Neuere Experimente haben jedoch ergeben, daß sie auch Eigenschaften besitzt, vermöge deren sie in sanitätischer Hinsicht einer der besten Luftreiniger ist. Holzkohle beschleunigt die chemische Auflösung und absorbirt zugleich die tödtlichen Gase, die der Fäulniß entströmen, indem sie dieselben geruchlos und beziehungsweise unschädlich macht. Es geschieht dies auf folgende Weise: Holzkohle ist sehr porös und exponirt demnach der atmosphärischen Einwirkung eine größere Oberfläche, als andere, minder poröse Körper; faulige Gase absorbirt sie mit Begierde. In ihren Poren enthält die Holzkohle Sauerstoff in umfänglicherer Masse, als sie selbst. Sauerstoff aber ist der „große Lebensspender" der Natur. Faulende Gegenstände befinden sich in einem „niedrigen Oxydations-Zustande"; bringt man nun die durch Fäulniß erzeugten nachtheiligen Gase in innige Verbindung mit dem kondensirten Sauerstoff der Holzkohle, so tritt deren sanitätische Wirksamkeit sofort ein; denn sie absorbirt nicht allein jene Gase, sondern sie zerstört sie auch. Holzkohle reinigt sich selbst, indem man sie der Einwirkung entweder der Sonnenstrahlen oder des Feuers aussetzt, doch geht diese Reinigung viel langsamer von Statten, als jene Auffaugung. Ventilation befördert, wie Dr. Watson sagt, wesentlich darin, eine Verdünnung der unrein gewordenen Atmosphäre herbeizuführen; es sei daher durchaus angezeigt, etwa durch Vorrichtungen nach oben die unreinen Elemente der Luft aufsteigen zu lassen und nicht vielmehr eine freie Circulation oder eine andere Reinigung derselben herbeizuführen. „Holzkohle", fügt er hinzu, „mag ein Desinfectionsmittel im wahren Sinne des Wortes sein, oder nicht; das wissen wir jedoch gewiß, daß sie in wunderbarem Maße die Eigenschaft hat, diejenigen tödtlichen und fauligen Gase zu zerstören, welche nur zu oft unsere Atmosphäre schwängern und in der That, weil sie in versteckterer Weise wirken, tödtlicher sind, als manche befürchtete Geißel, namentlich die Cholera." Durch Holzkohle gereinigte Luft kann in Gebäude vermittelst einer Röhre oder eines „Luftverbreiters" (air diffuser) geleitet werden. Krankliche Personen können sich auch, wenn sie in der Herbstnebel-Atmosphäre Londons sich bewegen, solche mehr Sauerstoff enthaltende Luft vermittelst eines „Respirators" zuführen lassen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 65, und beim Spediteur Neumann, Mohrenstraße Nr. 51), so wie von allen löbl. Post-Aemtern angenommen.

№ 126. **Berlin, Sonnabend den 20. Oktober** **1855.**

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.*)

Professor Amari's und Fürst Butera's sizilianische Geschichtswerke. — Die Ermordung des Grafen Rossi. — Physiologische Beobachtungen in Bezug auf die Hinrichtung. — Topographisches Lexikon von Sardinien. — Farina über die Klöster in Sardinien. — Ricotti's Briefe an über die Geschichte Europa's. — Tasso's Briefe. — Ein Lehrgericht über Spectakel. — Graf Cesare Salmuzo. — Der Improvisator Rigabdi.

Einer der aus Sizilien in Folge der Revolution von 1848 ausgewanderten Gelehrten Palermo's, der ehemalige Professor Amari, hat wieder einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte seiner Insel geliefert, indem er die Herrschaft der Muselmänner in Sicilien bearbeitet, wovon im vorigen Jahre der erste Band erschienen ist.**) Dieser Band enthält den Untergang der byzantinischen Herrschaft in Sicilien und die Eroberung der Insel durch die Muselmänner bis zum Jahre 900. Der Verfasser hat die Quellen seines Vaterlandes schon früher trenlich benutzt und giebt ein lebendiges Bild des arabischen Volkes, welches damals im Besitz der Wissenschaft war. Friedrich II. von Hohenstaufen verstand es, die dort noch vorgefundenen Reste arabischer Bildung zu würdigen, was ihm von dem Papste zum Vorwurf gemacht wurde.

Ein anderer gelehrter Sicilianer, der Fürst Trebia-Butera-Scordia, hat die Herrschaft des schwäbischen Hauses in Sicilien beschrieben. Auch er lebt als Ausgewanderter in Genua, wie Amari und Ondes Reggio, welcher sich durch philosophische Arbeiten in der von dem ehemaligen päpstlichen Minister, Grafen Mamiani della Rovere, zu Genua gestifteten Akademie der italiänischen Philosophie auszeichnet.

Vor kurzem ist endlich eine aktenmäßige Darstellung des Mordes des päpstlichen Ministers Rossi***) erschienen. Allein wenn man auch hiernach glauben sollte, daß dieser politische Mord durch die damalige republikanische Partei veranlaßt worden, so behauptet man doch in Italien allgemein, daß die der Hefe des Volkes angehörigen Mörder anderweit inspirirt gewesen und die Quelle in ganz anderen Regionen zu suchen sei. Man behauptet, Rossi sei wahrhaft constitutionell gewesen und habe das Vertrauen des Volks besessen, wobei er dem Papste treu ergeben war und zugleich die Constitution befestigt und aufrecht erhalten hätte. Die sogenannten „Schwarzen" hätten aber nichts mehr gefürchtet, als eine friedliche Reform, welche zu konsolidiren Rossi ganz der Mann war. Er mußte daher fallen, ehe er dieselbe konsolidiren konnte. So war es eine diplomatische Nothwendigkeit, ein Staatsstreich, wie der Dolch, der Sarpi traf.

Ein wissenschaftlicher Arzt zu Turin, Borelli, hat zu Turin mit einem Kollegen Zambianchi physiologische Forschungen über die Vollstreckung der Todesstrafe†) herausgegeben, indem von ihm ermittelt worden ist, daß die in dem Königreiche Sardinien gewöhnliche Todesstrafe des Hängens, obwohl sie auch in England die gewöhnliche, eine viel qualvollere Todesart, als das Köpfen ist, da sich durch Erfahrung herausgestellt, daß der Tod des Gehängten nicht stets unmittelbar erfolgt. Borelli ist Herausgeber der in Turin gedruckten medizinischen Zeitung, welche für die beste Italiens gehalten wird. Auch hat ihn die Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher zu Breslau vor kurzem zu ihrem Mitgliede ernannt.

Ein topographisches Wörterbuch des Königreichs Sardinien,††) welches so eben in Turin erschienen ist, erfreut sich ungetheilten Beifalls wegen seiner Vollständigkeit, obwohl es sehr hat zusammengedrängt werden müssen, da es auf 1367 Oktavseitrn 22,000 Artikel enthält.

Der von dem Ministerium des Königreichs Sardinien den Kammern vorgelegte Gesetzesvorschlag über die Aufhebung einiger Klöster hat mehrere Schriften hervorgerufen, von denen die des Professors Farina besondere Aufmerksamkeit verdient. Schon der Titel seines Buches sagt, daß die Nation der einzige und wahre Eigenthümer der geistlichen Güter sei.*) Der Verfasser war früher Herausgeber einer sehr geachteten statistischen Zeitschrift und einer der Haupt-Mitarbeiter an der Statistik von Sicilien. Er war Mitglied des neapolitanischen Parlaments von 1848, daher er, aus seinem Vaterlande vertrieben, jetzt in Turin als Professor der Staatswirthschaft lebt.

Der Professor der neueren Geschichte an der Universität zu Turin, Ritter Ricotti, hat eine neue Ausgabe seines sehr beliebten Handbuches der Geschichte Europa's und vorzüglich Italiens in drei Bänden veranstaltet,**) nachdem die ersten beiden Ausgaben schnell vergriffen waren. Der erste Band enthält das Mittelalter, von dem Untergange des römischen Reiches (denn vorher gab es eigentlich noch keine Geschichte von Europa) bis 1492, wo Amerika entdeckt wurde und die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste nach dem Falle des Lehnwesens erfolgt war. Hier ist besonders von dem Verfasser auf die Geschichte der Verfassung und Verwaltung Rücksicht genommen worden, so daß er zugleich eine sehr übersichtliche Kulturgeschichte liefert. Er weist nach, daß die Städte in Italien unter der Weltherrschaft Roms stets der Selbstverwaltung genossen, und wenn auch nach und nach das demokratische Element den Optimaten in der Curia weichen mußte, so war es doch immer dieser Theil der Bürgerschaft mehr oder weniger, welcher die städtischen Beamten wählte und berücksichtigte. Nach und nach waren die Zünfte und anderen Corporationen entstanden, welche ein Gegengewicht gegen die Optimaten bildeten und die, obgleich anfangs verboten, doch schon im fünften Jahrhundert ihre eigene Verfassung, Statuten und eigenthümliches Vermögen hatten, wofür ihnen mitunter besondere Verpflichtungen auferlegt waren; so hatte z. B. die eine Zunft der Gerber in Rom die Verpflichtung, die Feuerlösch-Anstalten zu besorgen. Der Verfasser theilt das Mittelalter ein in den Zeitraum von dem Einfalle der Barbaren, 476, bis zur Errichtung des longobardischen Reiches, 568, dann bis zur Errichtung der fränkischen Monarchie, 773; nach deren Verfall, 888, fing das Feudalwesen an, welches bis 1152 dauerte, wo die Städte Italiens das Uebergewicht erhielten, die aber durch die Umtriebe der kirchlichen Gewalt seit 1309 in verschiedenen Herrschaften und Fürstenthümern untergingen, durch welche in Folge des Lehnwesens die kaiserliche Macht vernichtet worden war. Der zweite Band enthält die Geschichte Europa's bis zur französischen Revolution; der Verfasser theilt diesen Zeitraum in drei Theile: erst hielten Spanien und Frankreich sich das Gleichgewicht bis 1559, bis zum Frieden von Chateau Cambresis, dann erhielt Spanien das Uebergewicht wenigstens in Italien und zuletzt Oesterreich. Bei dem Vortrage der Reformationsgeschichte zeigt sich der Verfasser sehr unparteiisch und tolerant und verschweigt nicht die Mißbräuche des Papstthums. Der dritte Theil beschäftigt sich mit der neueren Geschichte seit der französischen Revolution bis zum Jahre 1815, mithin mit dem Zeitraum, welchen Manche aus den Büchern der Geschichte auslöschen möchten. In Italien, wo die erste Gesellschaft zugleich die gebildetste ist, besonders in Piemont, hat der Verfasser bei dem Vortrage dieser Thatsachen keinen Anstand erfahren.

Den Verehrern Tasso's wird es sehr angenehm sein, zu erfahren, daß die Herausgabe seiner Briefe, nach der Zeitfolge geordnet, jetzt beendet ist, wodurch sich Cesare Guasti ein großes Verdienst erworben hat.***)

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß im Königreich Neapel die abstrakten philosophischen Studien mehr als in allen anderen ita-

*) Berichtigung. In dem italiänischen Literatur-Bericht Nr. 111 des „Magazin" ist durch einen Korrekturfehler der Name Madiai mehrere Mal unrichtig wiedergegeben worden.

**) Storia dei Musulmani di Sicilia, di Michele Amari. Firenze, 1854.

***) Storia del Assassinio di Pellegrino Rossi, tratta dai processi. Torino.

†) Della pena di morte nelle sue relazioni colla fisiologia ed il diritto, di G. Borelli ed A. Zambianchi. Torino.

††) Dizionario geografico statistico degli Stati Sardi, per cura di Guglielmo Stefani. Torino, 1855.

*) La nazione è la unica e vera proprietaria de' boni ecclesiastici, di Giuseppe La Farina. Torino, 1854.

**) Breve storia d'Europa e specialmente d'Italia di E. Ricotti, professore di storia moderna. 3 Vol. Torino, 1854.

***) Le lettere di Torquato Tasso, disposte per ordine di tempo ed illustrate di Cesare Guasti. Firenze, 1852—54. IV. Vol.

Digitized by Google

liänischen Staaten betrieben werden; vielleicht aber weil dort Staat und Kirche am wenigsten erlauben, sich mit der Gegenwart zu beschäftigen. Ein junger Neapolitaner hat so eben in Turin eine Uebersetzung des Aristoteles*) herausgegeben. Er lebt ganz für diese Studien und ist überhaupt wieder eines der Beispiele, wie reiche Leute in Italien aus Liebe zur Wissenschaft für dieselbe leben, ohne durch sie leben zu wollen, wie da, wo die Wissenschaft blos als Mittkunft behandelt wird.

Bekanntlich sind die Opernterte gewöhnlich nicht von bedeutendem Werth; ein Dichter, Cacciaupi, will versuchen, diesem Uebelstande abzuhelfen und diesen Zweig der Dichtkunst zu heben. Es hat dieser ein didaktisches Gedicht über das Melodrama des neunzehnten Jahrhunderts herausgegeben, in welchem er die Ursachen seines Verfalls darstellt und nach mehr Klassizität hinarbeitet.**)

Eine Biographie des Grafen Cesare Saluzzo, von Cabetti,***) ist sehr gut aufgenommen worden, da sie einen Mann betrifft, der ein sehr rühmliches Andenken hinterlassen hat. Von den Fürsten von Saluzzo herstammend, welche einst, wie die anderen kaiserlichen Beamten, in der Zeit des Lehnwesens sich zu Monarchen ihres Verwaltungsbezirks gemacht hatten, gehörte er der ersten Familie des Königreichs Sardinien an. Seine Erziehung fiel in die Zeit kurz vor der französischen Revolution, wo die vornehmsten jungen Leute in Piemont zugleich strebten, die gelehrtesten zu sein. Auch unser Saluzzo widmete sich ganz den Wissenschaften, wurde bald thätiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Turin und zeichnete sich durch mehrere geschichtliche und kartographische Arbeiten aus. Nach der Wiederherstellung des Königreichs trat er in Militairdienste, wurde bald Direktor der Militair-Erziehungs-Anstalten und starb als Feldzeugmeister der Artillerie und Präsident der Akademie der Wissenschaften; seine gelehrten Werke sind hinreichend bekannt.

Einer der bedeutendsten jetzt lebenden italiänischen Improvisatoren ist G. Rigaldi, aus Varallo bei Novara, welcher ein zu poetisches Gemüth auf die Universität zu Turin mitbrachte, um Gefallen an dem trockenen Studium des Rechts zu finden. Bei ihm wurde Alles Poesie, wie bei Ovid, quidquid tentabat dicere versus erat. In den Lehrstunden schrieb er sein Gedicht über den Krieg; das durfte nicht gestattet werden, er mußte die juridische Laufbahn aufgeben. Nun warf er sich erst recht der Dichtkunst in die Arme, facit indignatio versus. Bald entwickelte sich sein entschiedenes Talent zum Improvisiren, womit er die Gesellschaft in Rom, Florenz und Neapel, so wie in den meisten Städten Italiens, entzückte. In Paris feierte er seinen größten Triumph. Lamartine und Victor Hugo verbreiteten seinen Ruf, so wie Delphine Gay und George Sand, besonders als die Letztere ihm als Gegenstand der Dichtung den Tabacksrauch aufgegeben hatte, eine Aufgabe, deren er sich mit aller Gewandtheit entledigte. Er machte hierauf wissenschaftliche Reisen nach dem Orient bis nach Nubien und lebt jetzt in Turin, wo er eine Sammlung trefflicher Gedichte herausgiebt, deren erste Lieferung vorliegt.†) Besonders gefällt eine Hymne auf Gott, welche er auf dem Aetna bei dem Ausbrache desselben im Dezember 1842 dichtete. Einem so wissenschaftlich gebildeten Manne gehen seine Reisen den besten Stoff zu seinen Gedichten, z. B. auf „Theben" in Aegypten; sehr lieblich ist seine „Nacht auf dem Adriatischen Meere". In Sizilien in Calabrien wohnte er einem dort jährlich am 1. April gefeierten Kirchenfeste bei, das zum Andenken eines Sieges über die Sarazenen im Jahre 1093 gefeiert wird, wobei die Maria selbst vom Himmel gekommen und gegen die Ungläubigen gekämpft hat. In feierlicher Prozession wird ein hölzernes Mutter-Gottes-Bild zu Pferde mit Lanze und Küraß ausgerüstet und mit Sporen an den Stiefeln von der Geistlichkeit vor die Stadt getragen. Dort theilt sich die junge Welt in zwei Heerhaufen; die bewaffnete Jungfrau entscheidet den Kampf, indem sie sich an die Spitze der Gläubigen setzt.

J. F. Neigebaur.

*) Metafisica d'Aristotele vulgarizzata da Ruggiero Bonghi. Torino.

**) Il melodramma nel secolo XIX, carme didascalica di Giovanni Cacciaupi. Milano, 1855.

***) Cenni biografici di Cesare Saluzzo, per G. B. Cabetti. Torino, 1854.

†) Canti di G. Rigaldi. Vol. I. Torino, 1854.

Rußland.

Aus dem Tagebuche eines Verbannten im Kaukasus.

1. Vom Don nach Stawropol.

(Fortsetzung.)

Das ermüdende Einerlei der glatten, baumlosen Steppe, dem unser Blick begegnete, seit wir den Dnieper überschritten hatten, fing an allmählich mehr Abwechselung zu bieten. Es zeigten sich hier und da hübsche Hügelreihen und auch mitunter ein durch den grünen Rasenteppich sich hinschlängelndes Bächlein, an dessen Rand zahlreiche Viehheerden weideten. Die Aecker, welche uns zu Gesicht kamen, waren schön und, wie es schien, auch fruchtbar, allein nicht mit dem lieblichen Grün der jungen Saat, sondern mit der Geißel dieses gefegneten Landstriches, der Heuschrecke, überzogen. Die abscheulichen Insekten hatten noch nicht die nöthige Größe erreicht, um sich von der Erde zu erheben; sie krochen oder sprangen über einander weg, und der Boden schien wie mit einer dunkelgelben Lehmschicht bedeckt, welche fortwährend in zitternder Bewegung war. Noch einige Tage, und das häßliche Gewürm fliegt auf, und Tod und Vernichtung bezeichnen die Stellen, welche es auf seiner Wanderung berühren wird.

Im weiteren Verlauf unserer Reise begegneten wir einem Schwarm Heuschrecken, durch welchen wir uns einige Stunden lang im wahren Sinne des Worts hindurcharbeiten mußten. Er verfinsterte förmlich die Sonne, ließ ein eigenthümliches unangenehmes Geschwirre hören, und erfüllte die Luft mit einem stark fetalen Geruch. Wo die Thiere auf die Erde gefallen waren, lagen sie wohl eine viertel Elle hoch, aber auch die Heuschober, ja, selbst die Strohdächer waren dick mit ihnen überzogen.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährt es, wenn der Schwarm im Anzuge begriffen ist, er erscheint dann als ein dichter Nebel von graugelber Farbe, der sich bald erhebt, bald zur Erde senkt. In den Festungen am Kaukasus, so wie in den Kosaken-Stationen (Stanizy), wird, sobald sich diese Landplage sehen läßt, Lärm geschlagen, gleich als ob der Feind im Anzuge wäre. Die Artillerie läßt die Geschütze, und auch die Infanterie giebt Feuer, macht mit Trommeln und Hurrahrufen einen wahrhaft höllischen Lärm. Der erschreckte Schwarm fliegt auf und weiter, die Soldaten hinter ihm her und lassen von der Verfolgung nicht eher ab, bis sie die kleinen aber unersättlichen Fresser in die Wälder und Berge oder in irgend eine Schlucht, die natürliche Beste der Bergbewohner, gejagt haben. Einst zog ein solcher Schwarm über zwei Stunden um die Wosdwischenskier Festung herum; man feuerte wie in der heißesten Schlacht und machte dabei einen gräßlichen Spektakel, bis es endlich gelang, den Feind in die eben so geheimnißvolle wie schauerliche Avgruner Schlucht zu treiben.

Wo solche nachdrückliche Mittel nicht zu Gebote stehen, wie z. B. in den Dörfern diesseits des Kaukasus, da sieht es freilich schlimm aus, wenn die Heuschrecke angezogen kömmt; da steht der Landmann mit verschränkten Armen und sieht zu, wie die Frucht seiner mühevollen Arbeit unter den Freßwerkzeugen der kleinen Ungeheuer verschwindet, wo Nichts zurückbleibt, als der kahle Boden und ein widerwärtiger Geruch.

Trotzdem steht der Schaden, welchen die Heuschrecke anrichtet, in keinem Vergleich zu dem Vortheil, welcher hier aus dem Boden zu ziehen ist. Wer nur Luft hat und rührig ist, kann so viel Land benutzen, wie er will, denn von Abgränzungen weiß man nichts.

Peregradnaja, das Dorf, in welchem wir nach fast tagelangem Marsche endlich Halt machten, zieht sich theils in der Ebene, theils an einem Bache hin und hat wohl eine Meile Länge. Die reinlichen netten Bauernhäuser desselben sind meist aus Sandstein aufgeführt, der daselbst sehr reichlich vorkömmt, und gleich wie in der Ukraine mit Gärtchen umgeben, was immer auf gute Wirthschaft und eine gewisse Wohlhabenheit schließen läßt. Wir waren schnell untergebracht und fanden eben so freundliche Aufnahme wie in dem letzten Dorfe. Die Leute hier, größtentheils Ansiedler aus dem Innern Rußlands, die uns recht gute Wirthe zu sein schienen, beschäftigen sich neben der Bodenkultur viel mit Leinwandweberei. Ueberall sahen wir die langen, weißen Streifen über den grünen Rasen ausgespannt und den bleichenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, junge flinke Mädchen besorgten abwechselnd das Geschäft des Begießens, und am Abend kamen die Burschen herzu, um unter fröhlichen Liedern mit den schmucken Dirnen zu schäkern und herumzuspringen. Mich zog es in den munteren Kreis doch wie früher, so war auch hier der Soldatenrock das Hinderniß der Annäherung; man ging mir aus dem Wege oder floh mich geradezu.

Der folgende Tag war Rasttag, und wir benutzten den herrlichen Morgen, indem wir uns unter dem Schatten eines Kirschbaumes lagerten und Jeder Bücher, Album, Bleistift, Farben oder sonst dasjenige aus seinem Tornister herausnahm, womit er die Stunden zu kürzen gedachte. Lange jedoch hielten wir es im Freien nicht aus, denn die Hitze wurde bald unerträglich, und erhob sich ja ein Wind, so war er wie der Hauch aus einem glühenden Ofen. Wir vertrochen uns, wie und wo wir konnten, waren am Abend aber auch förmlich erschöpft.

Auf der Reise, besonders hier zu Lande, ist nichts so stärkend wie Thee. Wir hatten dazu alle Ingredienzien bei uns, allein ein nothwendiges Requisit fehlte, nämlich die Maschine, der Samowar. Wir verlangten eine solche von meinen Wirthsleuten, doch diese hatten keine im Vermögen und meinten, höchstens würden wir, was wir suchten, bei der Witwe des Popen finden. Wir begaben uns sofort in das Haus der geistlichen Frau und fanden dies zwar offen, zu unserem Erstaunen jedoch menschenleer. Wir klopften überall an, allein ohne Antwort zu erhalten, bis sich endlich in einem Loche unter

Digitized by Google

der Erde eine Stimme vernehmen ließ, und aus demselben ein allerliebster Kinderkopf herauschaute. Auf die Frage nach der Hausfrau wurde uns die Antwort, sie werde gleich erscheinen, und wirklich entstieg auch bald darauf der Tiefe — die, wie wir erfuhren, ein Keller war — eine schon bejahrte Frau mit mehreren Kindern verschiedener Größe, die nach unserem Begehr fragte und und dabei ein Hans hat, welches sie, wie sie bemerkte, der großen Hitze wegen mit dem unterirdischen Raume vertauscht hatte. Was wir suchten, war wirklich vorhanden, wenn auch längst schon nicht mehr gebraucht und daher mit einer dichten Schicht Staub bedeckt; die gute Frau unterzog sich gern der Bereitung des labenden Getränks, und nicht lange, so brodelte es in der Maschine, klapperten in den Gläsern die Löffel, deren wir glücklicherweise zwei, wenn auch in etwas defektem Zustande, vorfanden. Wir rückten die Bänke heran, setzten uns mit unserer neuen Wirthin und deren Sprößlingen um den Tisch und ließen uns den Tschai (Thee) gut schmecken.

An der Wand über dem Bette hing eine mit nur wenigen Saiten bezogene Guitarre, und dies veranlaßte mir einen wahren Schreck; denn einer unserer Kameraden lebte der falschen Ueberzeugung, ein unübertroffener Sänger zu sein, und versäumte keine Gelegenheit, wo er Proben seines Talentes ablegen konnte; erblickte er erst das Instrument, dann ging es ohne Singen nicht ab. Was ich befürchtet, traf ein; kaum hatte er sein Glas geleert und sich in der Stube umgesehen, als er die Guitarre gewahr wurde, mit einem freudigen „Ah" auf sie zusprang und sie vom Nagel herunternahm. Man kann sich denken, wie schrecklich sie verstimmt war; das hinderte jedoch den kühnen Sänger nicht; er intonirte sein gewohntes:

Nah der Stadt auf grünem Rasen
Mäht der Schnitter muntre Schaar,

und wurde, wenigstens von der jungen Welt, mit reichem Beifall belohnt.

Bis hierher war uns auf unserem Wege eigentlich noch Nichts aufgestoßen, was uns hätte daran erinnern können, daß wir uns in einem anderen Welttheil und nahe dem Kaukasus befanden; doch gleich hinter Peregradnaja nahm die Landschaft einen ganz anderen, neuen Charakter an. Weitläufige Ebenen wechselten mit malerischen Hügelreihen, dunkle Haine wechselten mit munter plätschernden Bächen, und auf dem Wege zeigte sich auf seiner Arba, einem Wagen mit hohen Rädern, der Gebirgbewohner von jenseits des Kuban in seiner schwarzen Burka (Rock) und zottigen Papacha (Mütze) und regierte mit starker Hand sein Ochsengespann. Er bringt aus Eichen oder Buchen verfertigte hölzerne Geräthschaften, als: Schaufeln, Mulden u. s. w. und tauscht dafür ein Mäßchen Hirse oder Weizen ein. Endlich steigt auch am fernen Horizont der weiße doppelte Gipfel des Elborus empor, der den über ihm schwebenden Wolken gewissermaßen zur Stütze dient, und wir standen am Eingange desjenigen Landes, in welchem wir für lange Zeit unseren Wohnsitz aufschlagen sollten.

Wir hatten bereits das Dorf Mostowsta hinter uns und näherten uns mit starken Schritten Stawropol, entfernten uns aber auch mehr und mehr von der so echt ländlichen Gegend, hinter welcher sich die nächtige Bergkette erhebt, die seit so vielen Jahren schon Zeugin der heftigsten, blutigsten Kämpfe ist und auch jetzt noch von Waffengeklirr und Kanonendonner wiederhallt. Wahrlich, wem es um einen abgeschiedenen Wohnort zu thun ist, der muß hier unter Maulbeeren und Akazien seine Hütte bauen. Er lebt dann bei geringen Bedürfnissen von dem, was die Natur in Fülle spendet, und hat weiter keine Mühe, als seinen Ueberfluß nach der nächsten Stadt zu bringen, um für die wenigen Kopeken, welche er einnimmt, die einzige von ihm geforderte Abgabe, eine kaum nennenswerthe Kopfsteuer, zu bezahlen.

Stawropol, zwischen den Flüssen Tschla und Mutjanka, hat eine schöne, hohe Lage. Die verschiedenfarbigen Dächer der Häuser und Kirchen inmitten des Grüns der Bäume in den Gärten und auf den Boulevards machen auf den Fremden einen um so angenehmeren Eindruck, als er ihn in dem abgelegenen Winkel der Erde nicht erwartet. Die Stadt liegt 179 Fuß über dem Meeresspiegel und hat deshalb eine etwas kühlere Temperatur als der Strich Landes, durch welchen wir bisher gewandert waren. Der Boden erhebt sich allmählich gegen den zu 30 Werst entfernten Kuban und bildet eine ausgedehnte Hochebene, von wo aus sich eine starke, doch nicht ungefunde Luftströmung über die Stadt ergießt. Ungeachtet der hohen Lage giebt es in der Nähe der Stadt keine Quellen, und das bittere Brunnenwasser ist vollkommen ungenießbar. Um diesem Mangel abzuhelfen, hat man von dem Karabia, der Quelle der Mutjanka, Röhren nach der Stadt geführt, deren Wasser sich in zwei sehr zweckmäßig angelegte Behälter ergießt. Der eine, mit einem Springbrunnen, befindet sich in der Mitte der Stadt und wurde von dem Kaufmann Tamamschew erbaut, er andere, auf dem sogenannten Jahrmarktsplatz belegene, 1850 auf Kosten des Kaufmanns Kunischkow angelegt.

Die Stadt selbst zerfällt in zwei Theile. In dem oberen erheben sich die schönsten Gebäude derselben, als: die Regierung, das Theater u. s. w., in der Hauptstraße des unteren dagegen konzentrirt sich der Verkehr, denn hier stehen die Gewölbe der Kaufhalle (gostinoi dwor), die Magazine, Gasthöfe, Konditoreien u. s. w., längs denen sich der mit Linden und Akazien eingefaßte, schöne, lange Boulevard hinzieht. Ueber der unteren Stadt thront auf einer Anhöhe die ringsum von einer steinernen Brustwehr eingefaßte, in herrliche Kuppeln auslaufende Domkirche und macht an dieser Stelle einen sehr großartigen Eindruck. Das die Stadt, wenigstens in den Hauptstraßen, steinerne Trottoirs hat, ist eine große Annehmlichkeit; vor wenig Jahren mußte man noch, wie in allen Städten Süd-Rußlands, im Kothe fast versinken. Zu Spaziergängen dient, außer dem schon erwähnten Boulevard, noch der in der Mitte der Stadt gelegene und nach seinem früheren Besitzer Bubinow benannte Hain, wo an Sonn- und Festtagen die Regiments-Musik spielt, und der Abends von vielen Lampen und Laternen erleuchtet ist, dann der unter dem Fürsten Woronzow angelegte Pinsiergarten, in welchem man die aus der Krim hierher verpflanzten herrlichsten Obstforsten findet und der für viele Meilen weit in der Umgegend die jungen Bäumchen und Pfropfreifer liefert. Da gerade von Anlagen die Rede ist, so sei hier auch die an der Tschla angelegte Maulbeerpflanzung, so wie die Schule, erwähnt, wo die Kinder aus den niederen Klassen in der Zucht und Pflege t.. Seidenraupe Unterweisung empfangen.

Mangel an Communications-Mitteln, besonders an Wasserstraßen, haben Handel und Industrie bis jetzt in Stawropol noch nicht sehr aufkommen lassen. Die hiesigen Kaufleute beschränken sich darauf, die Städte und Festungen längs der kaukasischen Linie mit dem Nothwendigen zu versorgen, obgleich dafür Georgiewsk, als den Bergen näher gelegen, ein weit passenderer Punkt wäre. Stawropol liegt weder in der Mitte des Gouvernums, noch ist es der Ort, wo die verschiedenen Bergbewohner zusammenzukommen pflegen; er hat seine Bevorzugung einzig und allein dem gesunderen Klima zu danken.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Chinesische Schauspieler unter den Yankees

Klagen über das rohe, unwürdige Benehmen der Yankees gegen Fremde sind jetzt an der Tages-Ordnung. Die Nichtswürdigkeiten der Rowdies von Louisville gegen Deutsche und Irländer haben das ganze civilisirte Europa aufgebracht. Wir wollen, als einen weiteren Charakterzug zu diesem Bilde der Yankees, ein auf der Erzählung einer bezeichnenden Thatsache basirtes Urtheil eines Bewohners des „Reiches der Mitte" unseren Lesern mittheilen. Wie arg muß es Bruder Jonathan treiben, wenn dasjenige Volk, das bisher als das ungastlichste, hochmüthigste und gewinnsüchtigste verschrieen war, jetzt in allen drei Beziehungen den Yankee als seinen Meister anerkennt!

Wir haben bereits mehrfach der in San Francisco erscheinenden chinesischen Zeitung „Tung-Ngai-Sun-Luk" (englisch: The Oriental) gedacht. In Nr. 28 dieses Blattes erzählt nun ein junger Chinese, der sich auch in englischer Sprache vortrefflich auszudrücken weiß, welches Schicksal einige seiner Landsleute, chinesische Schauspieler, gehabt, die sich hatten bereden lassen, nach New-York zu reisen, um dort Vorstellungen zu geben. Dem amerikanischen Impresario, einem Schüler Barnum's, war die Speculation, die er auf die Schaulust seiner Landsleute gemacht, allerdings mißlungen; statt jedoch selbst den Schaden zu tragen, haben er und seine Helfershelfer die unerfahrenen, armen Chinesen auf das Gemeinste betrogen und mißhandelt, wobei, mit Ausnahme einiger wohlthätigen Frauen und Männer in New-York, die ihnen zuletzt geholfen, auch das Publikum auf das Jnhumanste sich benommen hat. Die Erzählung und das darauf begründete Urtheil des jungen Chinesen lauten folgendermaßen:

„Die Lung-sol-tong Schauspieler-Gesellschaft, aus mehr als 120 Personen bestehend, verließ Canton im Monat Juni 1852 und kam zu San Francisco im August desselben Jahres an. Während der fünf oder sechs Monate, die sie hier verweilten, fanden ihre Vorstellungen bei den in San Francisco wohnenden Chinesen sehr vielen Beifall. Nun traf es sich, daß ein gewisser George W. Beach dem Direktor der Gesellschaft, Li-kun, den Vorschlag machte, nach New-York hinüber zu gehen und ein Theater nahe am Krystall-Palast zu errichten. Da ihnen die Idee gefiel und ihnen die schmeichelhafte Aussicht auf glänzende Erfolge eröffnet wurde, so nahmen Li-kun und ein Theil der Gesellschaft den Vorschlag von Beach & Comp. an.

„Am 19. März 1853 schloß die Gesellschaft mit Beach einen Vertrag ab, durch welchen Ersterer auf die Dauer von zehn Monaten engagirt wurde. Für die ersten sechs Monate sollten sie 36,000 Dollars in monatlichen Vorausbezahlungen von 6,000 Dollars und für die übrigen vier Monate 28,000 Dollars, ebenfalls in monatlichen Vorausbezahlungen, erhalten. Außerdem war festgestellt, daß ihnen, bevor sie nach New-York abreisten, 12,000 Dollars, eine zweimonatliche Gage,

Google

ausgezahlt würden. Auch sollten Beach & Comp. alle Kosten der Reise sowohl, als des Aufenthaltes der Gesellschaft in New-York tragen.

„Bald nach Abschluß dieses Vertrages fand jedoch Beach schon, daß es ihm unmöglich sei, die zugesagten 12,000 Dollars sämmtlich aufzubringen; er bat demnach den Direktor Li-kun, einstweilen mit 10,000 Dollars sich zu begnügen, mit dem Versprechen, den Rest von 2,000 Dollars beim Schlusse des ersten Theater-Monats in New-York zu zahlen. Li-kun ging darauf ein, und als Sicherheit für die gezahlten 10,000 Dollars übergab er dem Beach vertragsmäßig seine gesammte Garderobe, die auch als Gewähr dafür dienen sollte, daß die Gesellschaft ihre Verpflichtungen in New-York pünktlich erfüllen werde. Letztere schiffte sich mit Beach & Comp. ein und langte am 27. April 1853 an ihrem Bestimmungsort an. Nach ihrer Ankunft daselbst erfuhren die Chinesen zu ihrem Erstaunen, daß ihre Garderobe ohne ihr Wissen und ihre Zustimmung von Beach & Comp. an die Dampfschiff-Unternehmer Davis & Brooks verpfändet worden sei. Wahrscheinlich waren Erstere außer Stande gewesen, die Kosten ihrer eigenen Ueberfahrt, wie die der Theater-Gesellschaft, im Betrage von 6,000 Dollars an die Unternehmer zu berichtigen. Um nun der Gesellschaft den Gebrauch ihrer Garderobe, ohne welche sie nicht auftreten konnte, zu verschaffen, bewogen sie den Eigenthümer von „Niblo's Garten“ (einer Art von Krollschem Etablissement), den Herren Davis & Brooks ihre Forderung zu garantiren, wobei Li-kun und seine Gesellschaft gutmüthig genug waren, ihre Mit-Unterschrift zu ertheilen, deren Bedeutung sie freilich damals nicht kannten und die ihnen erst später von einem Advokaten erklärt wurde.

„Nachdem sie ihre Garderobe zurückbekommen hatten, begannen endlich ihre Vorstellungen in Niblo's Garten-Theater. Leider fagten diese dem Geschmacke des Publikums von New-York nicht sehr zu. Schon in der zweiten Woche blieben die Zuschauer aus und erwies sich das Unternehmen als ein völlig verfehltes. Am 26. Mai 1853 traten sie zum letzten Male auf, und zwar sollte es, wie es auf dem Zettel hieß, eine Benefiz-Vorstellung für den Direktor Li-kun sein. Beach steckte die Einnahme, die diesmal nicht unbedeutend war, in die Tasche, machte sich damit aus dem Staube und ließ die Chinesen im Shakespeare-Hotel, wo er sie einlogirt hatte, in der größten Hülflosigkeit zurück.

„In dieser Noth fand sich ein Mann, Namens Bayley, der sich erbot, die Chinesen nach Cuba hinüberzuführen, wo sie in seiner Plantage für einen Lohn von vier Dollars monatlich, acht Monate lang arbeiten sollten. Niemand von ihnen mochte sich jedoch zu dieser herabwürdigenden Sklaven-Arbeit entschließen. Welche edle Menschenfreundlichkeit lag doch darin — die Noth, Unwissenheit und Verzweiflung armer Künstler benutzen zu wollen, um sie, die eben von amerikanischen Schurken betrogen worden waren, zu amerikanischen Sklaven zu machen!

„Kaum hatte dieser Bayley sie verlassen, als von Anderen ein allem Anscheine nach wohlgemeinterer Plan entworfen wurde, ihre Wirthshaus-Rechnung im Shakespeare-Hotel zu bezahlen und sie nach China zurückzuspedirten. Es waren dies jedoch abermals Schwindler und Schurken, welche sich der Chinesen bedienten, um die Wohlthätigkeit zu ihrem eigenen Besten anzubeuten und den Ertrag in die Tasche zu stecken. Es wurden in der That von dem Buchhalter des Shakespeare-Hotel, William Ludoch, mehrere Tausend Dollars durch Unterschriften eingesammelt, worauf den armen Chinesen versichert wurde, daß ein dem Herrn G. G. Dennis in Boston gehöriges Schiff sie am 27. Oktober abholen würde, um sie gratis nach China zu bringen, vorausgesetzt, daß der Emigrations-Kommissarius (Commissioner of Foreign Emigration) sie mit Mundvorräthen für die Ueberfahrt versehen würde.

„Der bezeichnete Tag kam heran, doch weder das Schiff, noch Herr G. G. Dennis ließ sich sehen oder hören, und so hatte auch der Emigrations-Kommissarius keine Veranlassung, Mundvorräthe zu liefern. Die Chinesen wurden jetzt aus dem Wirthshause hinausgeworfen, ohne daß sie von dem für sie gesammelten Gelde einen Pfennig zu sehen bekamen. Von dem Emigrations-Kommissarius wurden sie nach Wordo-Island gesandt, um dort den Winter zuzubringen, wo sie auf öffentliche Kosten erhalten wurden. Als jedoch das Frühjahr kam, wurden sie auch von hier fortgewiesen. Heimatlos, mittellos und freundlos, trieben sie sich einige Monate in den Straßen New-Yorks umher, wo sie dem Hohne und der Verspottung der Ungebildeten ausgesetzt waren und nur hin und wieder auf ein mitleidiges Herz trafen. Eine menschenfreundliche Dame nahm sich endlich ihrer an, indem sie ein Unterstützungs-Comité ins Leben rief, dessen Sammlung zum Besten der Chinesen die Summe von funfzehnhundert Dollars erlang.

„Von diesem Comité wurden zwanzig Mitglieder der Gesellschaft auf ihren Wunsch nach Kalifornien zurückgesandt, während dier mit dem „Houqua“ direkt nach China segelten und die Uebrigen, die von dem Missionär Herrn E. W. Syle christlichen Religions-Unterricht erhielten, in New-York unter freundlicher Obhut zurückblieben.

„Dies ist die kurze Geschichte einer Reihefolge von Schurkereien, die in Amerika an einer Gesellschaft von Ausländern durch Männer ausgeübt wurde, denen jede Art von Ehrgefühl abging. Die Behandlung, welche die Chinesen von G. W. Beach & Comp., William Lubech und G. G. Dennis erfahren hatten, konnte ihnen keinen hohen Begriff von den im Auslande so sehr gerühmten Institutionen und Sitten Nord-Amerika's beibringen. Einer der Chinesen, Leong Agew, drückte sich in seiner Naivetät folgendermaßen aus: „„Obwohl die Vereinigten Staaten ein großes Land sind, sind sie doch der Menschheit ganz unwürdig, denn die Regierung scheint sich nicht im Geringsten um die Angehörigen eines anderen Landes zu kümmern, die von den einheimischen Bürgern beschwindelt und mißhandelt werden.““

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Roman von Mrs. Trollope. Die unermüdliche Mrs. Trollope ist schon wieder mit einem neuen Roman hervorgetreten, der wohl das halbe Hundert ihrer literarischen Sprößlinge voll machen durfte. Unter dem Titel „Gertrude, or Family Pride“ erzählt sie die Schicksale eines schönen deutschen Fräuleins, dessen Vater, der Baron von Schwanberg, in seinem Charakter eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit dem berühmten Baron von Thondertentronck in Voltaire's „Candide“ darbietet, der überhaupt den ausländischen Romanschreibern seitdem als der Typus deutscher „Peres nobles“ gedient zu haben scheint. Der Baron ist ein glühender Verehrer des Almanac de Gotha und hat geschworen, seine Tochter an Keinen zu verheiraten, der nicht einen Platz in diesem geheiligten Buche einnimmt. Natürlich macht die Liebe dem Almanac de Gotha erfolgreiche Opposition, indem sie das hochadelige Fräulein mit einem jungen Pastorssohn zusammenführt, der das Herz der schönen und liebenswürdigen Erbin erobert und nach glücklicher Beseitigung der Hindernisse, die sich ihm drei Bände hindurch entgegenthurmen, auch ihre Hand erhält. Wie man sieht, ist das „Alles schon dagewesen“; indessen weiß die gewandte Feder Mrs. Trollope's auch dem Alten und längst Bekannten einige neue Seiten abzugewinnen und sie zu einem unterhaltenden Ganzen zu verschmelzen

— Weizen-Aerndte in Amerika. Die diesjährige Weizen-Aerndte in den Vereinigten Staaten soll, wie eine wohlbegründete Abschätzung ergiebt, geliefert haben: . . . . . 135,000,000 Bushel *)
Hiervon geht ab die neue Aussaat . . . . . 13,500,000 „
Verbleiben . . . 121,500,000 Bushel.
Die Consumtion in den Vereinigten Staaten
bedarf. . . . . 94,670,355 „
Zur Ausfuhr sind demnach verfügbar . . . . 26,829,645 Bushel.
Ein großer Theil dieses Ueberschusses wird nach England und anderen europäischen Ländern gehen, von wo bereits im September sehr bedeutende Aufträge zum Ankauf in New-York eingegangen waren. Auch Kanada, das seinen vorjährigen Aerndte-Ueberfluß nach den Vereinigten Staaten, wo damals eine mangelhafte Aerndte war, gesandt hatte, wird diesmal sein verfügbares Getraide nach England senden. Doch auch Australien bedarf in diesem Jahre der Zufuhren aus Amerika. In Sydney ist der Preis des Weizens erster Qualität auf 200 Shill. pro Quarter gestiegen. England hat sich durch Aufhebung des Getraidezolles zum Stapelplatze des Getraidehandels der ganzen Welt gemacht. Um amerikanischen Weizen, Mais, oder amerikanisches Mehl einzukaufen, brauchen die europäischen Nationen, deren Aerndten mangelhaft waren, nicht bis nach New-York zu gehen; sie können sich auch in Mark-Lane, dem großen Kornmarkte von London, damit versehen.

— Neues Eisenbahn-Bauwerk in England. In Wales, wo im Norden bereits die berühmte Röhrenbrucke (Britannia-Bridge) bei Bangor und Carnarvon existirt, ist kürzlich auch im Süden ein Eisenbahn-Wunderbau hergestellt worden. Auf der Verlängerungslinie der Newport-Abergavenny- und Hereford-Bahn nach dem Taff-Vale überspannt jetzt nämlich ein ungeheurer Viadukt von Eisen das Crumlin-Thal. Dieses Bauwerk liegt 200 Fuß hoch und wird durch Pfeiler, in Zwischenräumen von 200 Fuß, in einer Länge von 1515 Fuß, getragen. Herr T. W. Kennard in London hat dieses Bauwerk ausgeführt, durch welches die Mineral-Distrikte von Sud-Wales mit den Fabrik-Distrikten Englands in unmittelbare Verbindung gebracht werden.

*) 8 Bushel = 1 Quarter = 5,291 preuß. Scheffel.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Postamt Neumann, Universitätsstr. Nr. 11), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 127. **Berlin, Dienstag den 23. Oktober** **1855.**

England.

Literatur-Briefe aus England.

Formalismus und Conventionalismus in Leben und Literatur. — „Der vollkommene Gentleman". Briefe, geschrieben durch dieses „allgemeine Lauterch" des guten Tons. — „Der vollkommene Gentleman" und dessen Unterschied von Alberti und Knigge. — Die privilegirten Schriftsteller, von welchen die Verleger, und die nichtprivilegirten, die von den Verlegern beherrscht werden. — Bulwer System's Korrektiven. — Noch einen Blick auf Thackeray's „Newcomes" und Tennyson's „Maud". — Die deutschen Freiheitskriege und deren jetziges Zerrbild auf der Krim und in der „westlichen Civilisation". — Ein literarisches Programm für die neue Session. Literatur über die Kolonieen. W. Howitt's Werk über Australien, besonders Victoria. — W. Howitt und der germanische Einfluß in England. — Sir George Grey's polynesische Mythologie. — Die Sagen und Gesänge der Maoris auf Neu-Seeland. — Schilderungen des Privat- und Harem-Lebens in der Türkei. — Das Wesen der türkischen Kultur in den „vier Wänden", besonders der maurischen. — Die Alhambra im Krystall-Palast. — Die noch unaussprechliche Thatsache und der Charakter dieser englischen und größten Schändung aller Zeiten.

London, Anfangs Oktober.

Je länger ich mich mit der englischen Literatur beschäftige, desto fremder scheint sie mir zu werden. Ich sehe keine Richtungen, keine lebendig anschlagenden und sich streckenden Aeste und Zweige, die bestimmte Phasen der Gegenwart zur Anschauung bringen möchten, kein individuelles Pathos, kein Genie, keine Selbstständigkeit. Alles fügt sich einer conventionellen, hergebrachten Form. Liebe und Haß, Ehre, Erfolg, Tugend und Heroismus, Laster und Böswichter in Erzählungen, Schauspielen und Romanen — Alles scheint über einen unsichtbaren Leisten gearbeitet, der vor jedem „anständigen" Engländer in der Luft hängt, um all sein Thun und Denken, seine Tracht und sein Betragen darüber zu schlagen. Und wenn der Leisten denn nur wirklich danach wäre, ein Muster, ein Ideal der Menschlichkeit, der Civilisation! Aber häßlicher verunstalten die „anständigen" Chinesinnen ihre Füße nicht, als dieser Leisten den ganzen Engländer. Mit wahrhaftem Entsetzen habe ich in dem „vollkommenen Gentleman", „The Perfect Gentleman", dem englischen Alberti und Knigge, gelesen, wie anständige Personen beiderlei Geschlechts jedes Glied verunstalten; jede Regung des Herzens, jeden guten Gedanken und Entschluß unterdrücken oder in bestimmte Formen pressen müssen, um mit heiler Haut nur von einem Hause in das andere kommen zu können. Wo geht Du hin? Zu welchem Zweck? Dann! Wer bist Du! Wer, dem Du Deine Aufwartung machen willst? — Das sind bei dem einfachsten Besuche verwickelte, brennende, lebensgefährliche Fragen. Wo gehst Du hin? Darauf scheint die Antwort leicht, aber nicht in England. Zu einem Lord! Zu einem bloßen Esquire? Wie steht Du zu ihm? Wer bist Du? Welche „Referenzen" hast Du! Ist der Mann „sicher", d. h. in seinem Vermögen, seiner politischen, seiner sozialen Stellung unangezweifelt! Um welche Zeit gehst Du! Sind Töchter im Hause! Bist Du ledig, verlobt oder verheiratet! Lauter Fuchseisen, in welchen dem Uneingeweihten Hals und Beine zerschlagen werden, ehe er die zur Thür kommt. Und dabei sind noch hundert andere Scyllen und Charybden zu vermeiden. Dein Halstuchzipfel, die Farbe Deiner Handschuhe, die Falte in einem „Vatermörder", besonders Dein Rockzipfel können Dich noch total ruiniren. Wer Abends mit einem Rockzipfel, Vormittags im Leibrock erschiene, der wäre in seinem ganzen Kreise auf Lebenszeit verloren, geächtet, gebrandmarkt, unmöglich geworden. Indessen sind solche grobe Unglücksfälle kaum noch möglich. Es wird Jedem zur anderen Natur, zu einem Vormittagsbesuche einen Rock mit vollständigen, zur Abend-Partie das Ungethüm mit frech abgeschnittenen Zipfeln anzuziehen. Hier ist also keine Gefahr, höchstens nur für den, der entweder blos einen Ober-, oder blos einen Leibrock hat. Ersteren kann man sich nicht etwa, wie der Onkel aus Posemuckel zu einem Balle bei Kroll, mit Stecknadeln zu einer momentanen „Klinke" zurückstecken lassen, denn für allen anständigen Abendverkehr ist der englische Leibrock in seinen Gränzschnitten so genau bestimmt, daß man mit einem freier begränzten oder wohl gar nicht ganz schwarzen Frack nicht einmal mit dem Billet in die Galerie der großen Oper in Coventgarden zugelassen wird, man müßte sich denn, wie ich neulich, als kühner Sohn der Wildniß und als dominirend-allüirter Franzose gebahren. Reich unwollt von den fetten Fittigen eines im Uebrigen längst ausgestorbenen vorsündfluthlichen Phantasie-Fracks nahte ich mich den verschiedenen Censoren und Controleurs der großen königlichen Oper. „French cut, Sir! No admittance, Sir!" „Französischer Schnitt! Nicht zulässig, Sir!" „Wie", rief ich, „französischer Schnitt nicht zulässig? Wie heißen Sie! Ihr Name soll morgen in der Times am Pranger stehen, der Sie wagen, die französische Alliance auf diese Weise lächerlich zu machen! Was wäret Ihr ohne Franzosen in der Krim! Ihr Mangel an Patriotismus, Ihr scheußliches „mismanagement" hier hinter den Thüren, wie vorigen Winter im Krim-Lager, ist nicht länger zu dulden. Ich gebe ein Beispiel und gehe mit meinem Billet und meinem französischen Schnitt als allüirter Franzose hinein und werde selbst der Gewalt nicht weichen, um diesen barbarischen, Frankreich lästernden Unsinn hier vor das Gericht der öffentlichen Meinung zu bringen." — So machte ich gegen alle Paragraphen des perfect Gentleman als Pseudo-Franzose (jeder nicht englisch aussehende Mensch gilt immer noch zunächst so lange als Franzose, bis er das Gegentheil bewiesen) meiner patriotischen Entrüstung so viel Luft und Raum, daß ich bequem durch die erstaunten und verdutzten Hüter der Respektabilität hindurch auf einem Platze in der Galerie ankam, ohne nachher im Geringsten insommodirt zu werden. Merkwürdig, aber ohne Ausnahme sich bestätigend, ist es, daß neben dem steifsten, allerengsten, reservirtesten Benehmen auch die Entschiedenheit, dessen die Grobheit, als Zeichen des vollkommenen Gentlemans gilt, sobald man diese Grobheit gegen Untergeordnete richtet oder sich überhaupt so geriet, daß Andere sich gegen uns untergeordnet fühlen. Erst gestern machte ich eine ähnliche Erfahrung auf der mißverwaltungsberüchtigten Krystall-Palast-Eisenbahn. Die Schaaren „dritter Klasse" wurden wie Schafe an den vollen Waggons hin- und hergetrieben. An dem einen Ende sagten die Beamten, am anderen Ende ist Platzgenug, wo man anderen wurden sie aus demselben Grunde wieder ans entgegengesetzte geschickt, obgleich jedes Räumchen vom Anfang bis zu Ende bereits überladen war. Da ergrimmte ich im Geiste und fiel in souverainster Entrüstung einen Inspektor an: „Shame! Disgrace! Mismanagement!" u. s. w. Der Mann machte ein endlos langes Gesicht, sperrte Maul und Nase auf, war eine Zeitlang ganz weg und steckte uns, mich und zwei Damen, mit unseren Billets dritter Klasse, zur Strafe in ein leeres, weich gepolstertes, seidenes Coupee erster Klasse, sobald er wieder zu sich gekommen war. Wer so grob ist, mochte er denken, muß ein Gentleman höchsten Ranges sein, der natürlich erste Klasse fahren muß.

Die engste, komplizirteste Gebundenheit der guten Gesellschaft unter sich und nach oben hinauf, die ungeheuerste Freiheit und Verachtung nach unten ist die Lösung des scheinbaren Widerspruchs im Gentleman, seiner ängstlichen Höflichkeit und seiner Grobheit. Ich will weiter nicht vom „vollkommenen Gentleman" sprechen, obgleich ich eine Anthologie der unglaublichen Gesetze und Regeln daraus extrahiren könnte, wie er niemals in der Hypotenuse über eine Straße gehen darf, sondern rechtwinkelig über die beiden Katheten, wie er nie etwas in der Hand oder gar unter dem Arme tragen, keine Dame grüßen, keine Zettel von den zudringlichen Anzeige-Vertheilern annehmen, sich nicht umsehen, nicht laut sprechen oder gar laut lachen darf auf der Straße, viel weniger in Gesellschaft, wie ihm Alles, Alles verboten ist, was männlich frei, von innen heraus warm und ehrlich, was schön und interessant sein könnte, wie ihm Alles, Alles aus dem Herzen, aus dem Kopfe und das ganze „Gemüth" herausgeschnitten wird, bis nur noch die steife, kalte, nichtssagende, wachsfigurenkabinet- oder paarschneide-salon-schaufensterartige hohle Form und Figur von Pappe, mit Wachs überklebt, übrig bleibt, wie — aber ist das nicht Uebertreibung? Freilich klingt es auf dem Kontinente gewiß so, und ich bin um so schlimmer daran, als ich das Unglaubliche nicht anders beweisen kann, als durch unglaubliche Beweise. Ich berufe mich deshalb blos auf das dicke Gesetzbuch für den „perfekten Gentleman"

Digitized by Google

und erwähne nur noch, daß es nicht wie in Deutschland allenfalls auch ohne dasselbe ginge. Mit etwas Geschmack und Bildung ist sich bei uns der gute Mensch in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt und kömmt in der Regel ohne Alberti und Knigge viel besser fort. Er kann sogar nach dem Goethe'schen Rezept den Frauen zart entgegenkommen oder, um viel besser fortzukommen, keck und verwegen sein. Das geht nun in England ein- für allemal gar nicht. Der perfekte Gentleman muß überall genau dieselben Regeln beobachten, nirgends ist ihm für die Freiheit eine Gasse gelassen, so daß er, endlich einmal wüthend geworden, das ganze Gesetzbuch umstoßen, seine Geliebte entführen, sich feierlich trauen und die ganze gute Gesellschaft herausfordern muß. Sich kleine Freiheiten zu nehmen, ist ganz unmöglich. Alberti und Knigge sind in Deutschland Eselsbrücken für Esel und andere langohrige Maß Solprians; „der perfekte Gentleman" in England ist eine Sammlung strengzähliger, unumstößlicher Gesetze der Gesellschaft, die ohne dieselben nicht glaubt bestehen zu können. Niemand weiß, wer diese Gesetze gegeben, Niemand kann einen Sinn darin finden; aber sie sind eben da, Jeder läßt sich von ihnen beherrschen, und wie man unter Wilden mitessen muß, hält es nach diesem allgemeinen Landrechte den guten Ton auch Jeder für seine höchste Pflicht, dem Wachelospfe am Frisen-Schaufenster so ähnlich als möglich zu werden.

Ich begann mit dem Geständniß, daß mir durch näheres Studium die englische Literatur, die laufende, erscheinende, immer fremder werde, und ging zu einer Skizzirung des englischen Formalismus und Conventionalismus des Lebens über, um zu sagen, daß es dieser hohle, komplizirte Formalismus in der Literatur ist, der uns dieselbe entfremdet, fern rückt, verleidet. Dies geht auch ganz natürlich zu. Jede Lektüre ist eine Art Metempsychosis, durch welche der Geist des Dichters, des Autors in unsere Seele einwandert und sie beherrscht, für sich einnimmt, gewinnt, wenn wir eben wirklich lesen, d. h. die geistige Arbeit einer Lektüre verrichten. Fehlt nun dieser Geist, kann er auch nicht einwandern. Lesen wir angekleidete Puppen von Holz und Pappe, so bleiben sie nicht nur außer uns, sondern lassen auch eine weitere Kluft zwischen der Literatur und unserem Gemüth zurück. So wirken die jetzigen englischen Bücher im Allgemeinen; die wenigen, welche wirklich von Geistern empfunden, erlebt und geschrieben wurden, werden entweder nicht gedruckt oder vor dem Drucke noch durch Conventionsmaschinen der Verleger zerschnitten, so daß die Genialitäten und Kraftstellen, die selbständigen Wendungen und Anschauungen herausgeschüttelt abfallen. Nur sehr wenige Autoren und Dichter haben es zu dem Privilegium, zu der Macht gebracht, den Verlegern Vorschriften machen zu können. Wer sind diese? Bulwer Lytton, Charles Dickens, Thackeray, Tennyson, Macaulay und vielleicht noch drei, drei andere. Ersterer macht in Politik und schreibt nichts Gescheidtes mehr. Was er aber schreibt, läßt er wie lauter gediegenes Gold behandeln. Beiläufig gesagt, wird kein Bogen eher zum wirklichen Druck der Auflage zugelassen, bis nach acht bis zehn Korrekturen sein geschworener Revisor und er selbst kein Pünktchen, kein Komma mehr falsch oder fehlerhaft finden, eine Attkratesse, von der man in Deutschland sehr viel brauchen könnte, wo die besten Werke, die dritten und vierten Auflagen noch mit ihrem typographischen Sündenregister erscheinen, das Jeder noch bei einiger Aufmerksamkeit vermehren und verbessern kann. In England geben Autoren und Verleger oft hunderte von Pfunden blos für Korrekturen aus, und gute Korrektoren der Bentley's und Longman's bringen es manches Jahr so weit, wie der glänzendste Autor im Honorar. Um einen speziellen Fall anzuführen, bekam hier ein Deutscher, der berühmt ist wegen seines klassischen Englisch, für die Korrektur eines einbändigen naturwissenschaftlichen Werks gerade so viel Pfund Sterling, als Druckbogen, freilich mit der Bedingung, daß ihm für jeden übersehenen Druckfehler ein Pfund abgezogen werden würde. Da er aber seine Sache verstand und außerdem die Subtractions-Klausel im Kontrakte nicht liebte, erhielt er wirklich so viel Pfunde, als er Bogen korrigirt hatte. Noch beiläufiger gesagt, erhielt der Revisions-Argus des Verlegers, der nachsehen und garantiren mußte, daß wirklich kein Druckfehler stehen geblieben sei, noch erpreß zehn Pfund Sterling. Da man mit dem Papiere, welches jährlich in England bedruckt wird, die Erde um den Aequator herum sechsfach einwickeln könnte, läßt sich ahnen, wie viel geschrieben und wie meister- und massenhaft korrigirt wird, da selbst Tagesblätter und Literatur „for the million" fast ohne Ausnahme druckfehlerfrei publizirt werden. (Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Aus dem Tagebuche eines Verbannten im Kaukasus.

I. Vom Don nach Stawropol.

(Schluß.)

Im Jahre 1850 hatte Stawropol 12,000 Einwohner, darunter 7,000 Männer und 5,000 Frauen, 14 orientalisch-griechische Kirchen, eine armenisch-gregorianische und eine kleine römisch-katholische. In Folge seiner stattlichen Gebäude und breiten Straßen gewährt es den Anblick einer schönen und, der zerstreuten Vorstädte wegen, auch denjenigen einer großen Stadt. Von den letzteren liegen außer der Kosaken-Station, welche sich an den unteren Stadttheil anschließt, die Vorstadt Worobjewka in den Einbiegungen nach Westen zu, gen Süden die Soldaten-Slobodka und in der Richtung nach Norden, zwischen Gärten und Heinen von Maulbeerbäumen, Linden und Akazien, Podgornoja. Hinter den Vorstädten erblickt man die durch das mannigfaltige Grün durchschimmernden Meiereien (chutory) und Landhäuschen.

Gleich nach unserer Ankunft in der anscheinend ganz kasischen, dennoch aber vollkommen europäischen Gepräge tragenden Stadt mußten wir uns bei den vorgesetzten Behörden melden und wurden darauf nach der Worobjewka geführt, wo wir acht Tage lang in Quartier bleiben sollten. Nahe beim Eintritt in die Vorstadt erregte ein nettes Häuschen mit hellen Fenstern unsere besondere Aufmerksamkeit, denn es war von einem niedlichen Blumengärtchen umgeben und zeichnete sich auch sonst vor den anderen vortheilhaft aus. Da beschlossen sofort, uns daselbst auf unsere Kosten einzumiethen, da uns bestimmte freie Quartier dagegen fahren zu lassen, und hatten mit diesem Vorsatze diesmal wirklich einen Glücksgriff gethan, denn beim Eintreten schon erblickten wir über der Thür das uns wohlbekannte Bild der heiligen Jungfrau zu Czenstochen und hörten auch bald darauf aus dem Munde des uns Entgegenkommenden das heimische: „Gelobt sei Jesus Christus." Wir befanden uns unter Landsleuten und dankten eben so überrascht wie hocherfreut mit dem üblichen: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit."

„Wenn Euch meine enge Hütte und die einfache Soldatenkost ausreicht" — redete uns der Hausherr an — „so bleibt in Gottes Namen bei mir; ich und die Meinigen finden schon Platz im Alkoven oder auf dem Hausflur. Die Herren kommen wohl von sehr weit her" — fügte er nach einer kurzen Pause hinzu und schloß seine Einladung mit der Frage: „Wo haben Sie denn Ihr Gepäck? Ich werde es selbst herbeischaffen. Sie dagegen können sich einstweilen ein wenig ausruhen und an dem stärken, was wir zu bieten vermögen."

Wir drückten der Reihe nach den so unverhofft aufgefundenen Landsmann an unsere Brust. Er war gemeiner Soldat im ersten Stawropoler Linien-Regiment, befand sich schon seit fünfzehn Jahren am Orte und hatte sich das nette, kleine Häuschen gekauft, in dem er wohnte und das er mit dem Wenigen, was er in freien Stunden verdienen konnte, in immer bequemeren und hübscheren Stand zu setzen suchte. Während er sich um unsere Effekten kümmerte, sorgte dessen Frau für unsere in der That sehr leeren Magen und that dies in Betreff der Wahl der Speisen mit so viel Umsicht und Geschmack, daß wir ihr ein schallendes Vivat brachten.

Dem Befehl zufolge, hatte sich in Stawropol unser Häuflein zu trennen; wir benutzten deshalb die wenigen Tage, in denen es uns noch vergönnt war, beisammen zu bleiben, um unsere gemeinschaftlichen Ausgaben zu ordnen. Dazu bedurfte es nicht viel Zeit, denn was wir vor einem halben Jahre beim Ausmarsche von theuren Personen erhalten hatten, war nicht für Einen, sondern für Alle. Auch von Pferd und Wagen sollten wir scheiden und es für die Zukunft weniger leicht haben, unser Reisegepäck, das in etwas Wäsche, einem Paar Stiefel, dem Soldatenmantel, Büchern und Zeichen der Erinnerung bestand, fortzuschaffen. Mit dem Pferde, das ehedem einem russischen Fuhrmann gehörte, hatten mich meine sorgsamen Verwandten noch vor der gezwungenen Reise versehen; je länger wir das gute, treue Thier benutzten, desto mehr schien es uns, als ob es sich dankbar beweisen wolle für die Gunst, daß wir es seiner Heimat wieder zuführten. Es ertrug unverdrossen die lange Reise, nahm gern mit dem mageren Futter vorlieb, das wir ihm zu bieten vermochten, und überließ sich willig der Leitung desjenigen, der auf dem Wagen bei den Sachen Platz nahm, obgleich es den Weg meist besser wußte, als der Fuhrmann. Von dem eben Gesagten konnten wir uns auf unserer Reise durch Klein-Rußland recht eindringlich überzeugen. Zogen wir bei heftigem Gegenwind gegen den Wind, so trieb uns dieser den eisigen Schnee in die Augen und verhinderte dadurch jeden klaren Blick: die Erde war mit einer dichten, weißen Decke überzogen und darauf auch nicht die leiseste Spur zu erkennen, die Sonne von dickem, grauem Gewölk verdeckt; wie leicht konnte man da vom rechten Wege abkommen und sich in der endosen Steppe verirren. Zwar stehen bei den Dörfern und Wirthshäusern hohe Stangen, an welchen eine Glocke angebracht ist, die durch kleine Windmühlenflügel in Bewegung gesetzt wird und wodurch der Reisende auf den rechten Weg aufmerksam gemacht werden soll; doch wie unzureichend sind dergleichen Merkzeichen, wie schwach das dünne Stimmchen der Glocke gegen das Pfeifen und Heulen des Windes! In solchen Fällen hilft nur noch der Instinkt, und den besaß unser Pferd in erstaunenswürdigem Grade, wie folgende Thatsache beweist.

Digitized by Google

Auf unserer Reise wurde uns einmal ein altes, hölzernes Gebäude als Herberge angewiesen und als Schlafstätte eine Stube zur Verfügung gestellt, die bereits vollkommenen asiatischen Charakter trug, d. h. auch nicht die geringste Spur irgend welcher Sorge für Bequemlichkeit aufzuweisen hatte. Wir richteten uns ein, so gut es eben möglich war, nahmen auf orientalische Weise auf dem hohrigen Boden Platz und verzehrten, was wir an Lebensmitteln auf dem Wagen mit uns führten. Unser Pferd brachten wir in einer Räumlichkeit unter, die ehedem dem wolhynischen Adel als Gesellschaftssaal gedient haben mußte, wenigstens ließen die Spuren von Laubgewinden und pandbaciger Ammoretten, die hier und da an den Wänden klebten, die noch theilweise vorhandene Galerie und dergleichen darauf schließen. Das gute Thier schien ordentlich stolz darauf zu sein, seine müden Glieder an einem Orte ausstrecken zu sollen, der ehedem den glänzenden Kreis der Landes-Aristokratie in sich aufgenommen hatte; doch kaum war es an einen Pfeiler gebunden und ihm sein Futter vorgeschüttet, als es, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, anfing, sich sehr ungebärdig zu benehmen, die Nüstern weit aufriß, nach hinten und vorn ausschlug, das Gebiß zerriß und endlich wie toll hinaurannte. Wir hatten alle Mühe, es wieder einzufangen und an seinen ersten Platz zurückzubringen, doch kaum war es festgebunden, so ging der alte Tanz von neuem an, und wir mußten dem Thiere endlich den Willen lassen, in Wind und Wetter die Nacht im Freien zuzubringen. Früh ließ sich das Pferd ohne den geringsten Widerstand anspannen und brachte uns bald nach der nahegelegenen Station Ofrog, wo wir zufällig erfuhren, das ganze Gebäude, in welchem wir übernachtet hatten, sei kurz nach unserer Abreise zusammengestürzt. Wir blickten erstaunt einander an und waren eben so froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein, wie wir uns über das Vorgefühl des Thieres wunderten, dessen Aufführung am Tage vorher uns nun auf einmal klar wurde.

Der Aufenthalt bei unserem Landsmann war noch einer so langen, beschwerlichen Reise inmitten des unwirthlichen Steppenlandes das, was für den Pilger in der Wüste die Oase ist, ein Ort behaglicher Ruhe und Erholung, die wir denn auch in vollen Zügen genossen. Die fremde Stadt fing gleichfalls an, uns Interesse einzuflößen, und um sie näher kennen zu lernen, nahmen wir uns vor, einige Besuche zu machen. Den ersten statteten wir dem katholischen Geistlichen ab und erfüllten damit eine Pflicht der Pietät.

Je mehr wir uns in der Stadt umsahen, desto mehr befremdeten wir uns mit deren geistigem Leben, desto mehr erfuhren wir auch, was im Augenblicke draußen in der Welt die Gemüther vorzugsweise beschäftige. Stawropol ist den Welt-Ereignissen weder fremd, noch gleichgültig gegen dieselben, und was im fernen Westen vorgeht, findet daselbst die lebhafteste Theilnahme, die sich freilich nur mit Vorsicht und Zurückhaltung ausspricht.

Die Stadt besitzt ein nicht eben schlechtes Theater, auf welchem kleine Stücke in kleinrussischer Sprache aufgeführt werden, und außerdem noch einen Klub oder Redoutensaal, in welchem die crème der Einwohnerschaft, Militairpersonen und höhere Beamten, während des Karnevals zusammenkommen. Die übrige Zeit des Jahres verwandelt sich der Ort der Freude und des Glanzes in eine Restauration, wo man zu jeder Tageszeit für schweres Geld räucherige und tüchtig depfefferte Cotelettes und Beefsteaks bekommen kann.

Da Stawropol an der Straße liegt, welche nach Grusien und dem Kaukasus führt, so muß sie natürlich jeder Reisende berühren und mit dessen Einwohnern irgendwie bekannt werden. Wir waren wohl die Ersten, welche auf der Reise nach dem Hochgebirge etwas tiefer in das innere Leben der Stadt hineinschauten und unseren zahlreichen Nachfolgern, die bald kürzerer, bald längere Zeit daselbst verweilten, gewissermaßen den Weg zeigten. Die Mehrzahl derselben machte bei unserem Landsmann Quartier, der dadurch zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangte, und sprach auch bei dem würdigen Geistlichen vor.

Laut Befehl hatte sich für die weitere Reise unsere Gesellschaft von Stawropol an zu trennen. Zwei von uns wurden jenseits des Kaukasus geschickt, einer nach einer Festung am Kuban, und ich mit noch zweien nach dem östlich gelegenen Grosnaja. Gleich einem alten, treuen Freunde, gab uns unser Wirth einige Werst weit das Geleit und schied endlich mit einem innigen: „Gott gebe Euch Glück!“

Mit meinem Austritt aus der Stadt eröffnete sich vor mir ein schon deutlich den Charakter des Gebirgs tragendes, im üppigsten Grün prangendes Steppenland, an dessen fernem Horizonte sich der zweigehörnte schneeige Elborus erhob. Die Sonne stand mit wahrhaft orientalischer Pracht am weiten Himmelsgewölbe und sendete ihre Strahlen auf die verschiedenfarbigen Dächer des mehr und mehr schwindenden Stawropol, und dessen von fünf Kuppeln gekrönter Metropole gleichwie zum Abschiede ein harmonisches Geläute zu uns herübertönte.

Die Gegend, welche wir jetzt durchwanderten, bot nichts eigentlich Neues, desto mehr aber unsere Reisegesellschaft. Sie bestand aus einigen vom Urlaub zurückkehrenden Soldaten, drei oder vier sehr muthwillige „kaukasische“ Kadetten — bei den Russen „Junker“ genannt — und einer Frau in mittleren Jahren, welche sich in Begleitung ihrer schon fast erwachsenen Tochter zu ihrem Manne begeben wollte, der gemeiner Soldat an der kaukasischen Linie war. Ein mit zwei Ochsen bespannter Wagen barg unsere Habseligkeiten und diente den beiden Damen der Gesellschaft, welchen man gern den Vorzug zu fahren eingeräumt hatte, zum Sitz.

Frankreich.

Französische Memoiren-Literatur.

Der eigenthümlichste Zweig der französischen Literatur war von je her der Reichthum von Denkwürdigkeiten, der die Geschichte gewissermaßen in kleine ganzbare Münze ausprägte und in das große Publikum brachte. Die Schilderung eines Zeitabschnittes, von verschiedenen Personen entworfen, bewirkt eine vielseitige Beleuchtung und Deutlichkeit des Gegenstandes. Die Franzosen sind dethalb auch so sehr vertraut mit allen Glanzpunkten ihrer Geschichte und lieben es, sie sich immer wieder von neuem zur Anschauung bringen zu lassen. Kaum ist die ältere Memoiren-Literatur aus dem großen Verkehr verschwunden, so bedarf man sich auch schon, sie durch neue Abdrücke wieder auf den Büchermarkt zu bringen. Das neueste Beispiel davon sind die Memoiren der Frau von Motteville, der bekannten schriftstellernden Kammerfrau Anna's von Oesterreich, welche dem Hofleben des siebzehnten Jahrhunderts jeden Charakterzug, so zu sagen, aus dem Toilettenspiegel abgelauscht hat.

Das siebzehnte Jahrhundert ist besonders reich an historischem Klatsch und Skandal. Frau von Motteville ist unter den Memoirenschreibern jener Zeit als eine Ausnahme zu bezeichnen, sie ist nicht so unwahr und boshaft, als die meisten ihrer Zeitgenossen männlichen Geschlechts sich bewiesen haben. Es ist daher dankenswerth, daß ihre Plaudereien dem großen Publikum wieder zugänglich gemacht worden sind. Die älteren Ausgaben standen in den Sälen gelehrter Bücherzammlungen nur den Geschichtsforschern zu Gebote, und die Romanschreiber, welche die Motteville als ergiebige Quelle benutzt haben, sorgten dafür, daß ihre trenherzigen und aufrichtigen Berichte verfälscht und verdreht ins Publikum kamen. Es ist unglaublich, wie viele Romane aus den einfachen, unbefangenen Worten dieser Frau zusammengeschrieben sind! Sie hat sicherlich nicht geahnt, als sie zu schreiben begann, „um ihre Tage nützlicher hinzubringen, als andere vornehme Damen“, daß sie dem bösen Leumund dadurch in die Hände arbeiten würde, daß sie ihre geliebte Königin, deren Tugend sie so warm vertheidigt, durch ihre Schilderungen zu einer Lieblingsfigur für den historischen Roman gemacht. Es ist nun einmal leider Gebrauch, diesen nicht ohne eine Beimischung von anstößigen Liebes-Verhältnissen herzustellen. Die gutmüthige, maßvolle Motteville hat das Unglück gehabt, daß gerade ihre wohlmeinendsten Berichte als Grundlage dazu benutzt oder vielmehr mißbraucht worden sind. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß die Geschichte des damaligen Hoflebens in Frankreich sich fast wie ein buntes Fastnachtsspiel, wie ein lebendiger Roman in den Memoiren jener Zeit ausnimmt und man es den Schriftstellern kaum verdenken kann, daß sie die fertigen Bilder zusammenschrieben, um Bücher daraus zu machen. Der Reiz der Wahrheit ist jedoch ungleich stärker, als er in mittelmäßiger Dichtung sein kann. Die Erzählungen der Motteville sind fesselnder, als die meisten Romane, die daraus entnommen wurden. Die ganze bunte Welt des siebzehnten Jahrhunderts, die schönen, klugen Frauen, deren Zahl zu groß ist, um sie auch nur theilweise hier zu nennen, die ritterlichen Männer aus der Kriegsschule des jugendlichen Feldherrn, Herzogs von Enghien (der große Condé), die Dichter, Philosophen und Priester, — nur Corneille, Descartes und Fénélon brauchen als Beispiele ihrer Größen hier genannt zu werden, — alle sind sie mit charakteristischen Worten und Zügen von der sleißigen Motteville ausführlich geschildert. Die bescheidene Frau hat sicherlich auch nicht geahnt, daß ihre Mittheilungen noch nach Jahrhunderten von strengen Geschichtsforschern, wie Ranke, Cousin, Sainte-Beuve u. s. w., als die glaubhaftesten und ergiebigsten Quellen für die Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts anerkannt und benutzt werden würden. Es liegt darin eine Genugthuung für den Mißbrauch der romantischen Schriftsteller, den die Motteville so vielfach erdulset hat.

Die uns vorliegende Ausgabe ihrer Memoiren ist in vier umfangreichen Bänden bei Charpentier in Paris erschienen; sie hat den Vorzug vor älteren Ausgaben, daß über die merkwürdigsten Thatsachen auf gleichlautende Aussagen anderer Zeitgenossen hingedeutet ist. Das Quellen-Studium wird hierdurch sehr erleichtert; es schrint der Plan der Verlagshandlung zu sein, später noch mehrere der wichtigsten Memoiren jener Zeit neu im Druck erscheinen zu lassen. Eine besonders dankenswerthe Zugabe des ersten Bandes der Mottevillschen Aufzeichnungen ist eine biographische Skizze über die Verfasserin, von Sainte-Beuve. Sie stammte aus einer gelehrten und frommen Familie und wurde 1621 geboren. Ihr Oheim war Bischof und Dichter, er galt

Digitized by Google

für zu weise und zu zurückhaltend, Eigenschaften, die erblich in der Familie zu sein scheinen. Eine jüngere Schwester der Mottéville wurde Sokratine genannt, wegen ihres ernsten und gedankenvollen Wesens; augenscheinlich besaß auch die Mottéville diese Eigenschaften, aber sie waren bei ihr so gemäßigt, daß man sie nur vorherrschend vernünftig und sanft nennen konnte. Ihre Mutter stammte aus einem adeligen Hause in Spanien und wurde bedwegen von der Königin Anna begünstigt, deren Briefwechsel sie in spanischer Sprache führte und ihre vertraute Freundin wurde. Aber Richelieu war stets argwöhnisch gegen die Umgebung der Königin und hielt es für nothwendig, ihre Verbindungen mit Spanien abzuschneiden. Er entfernte diese Freundin, deren kleine Tochter, Françoise Bertaut, schon das lebhafteste Interesse der Königin erweckt hatte; sie gab derselben eine Pension und hoffte dereinst in ihr einen Ersatz für die Mutter zu finden, worin sie sich denn auch nicht geirrt hat. Françoise Bertaut lebte bis zu ihrem sechzehnten Jahre in der Normandie und heirathete bei dieser Jugend den achtzigjährigen Präsidenten von Motteville, der sie jedoch bald zur Wittwe machte; die Regelmäßigkeit und ernste Richtung ihres Lebens erlitt durch diese frühe Selbstständigkeit keine Veränderung; ihre leidenschaftslose, ruhige Gemüthsart, ihre Vorliebe für literarische Beschäftigungen, so wie eine feste religiöse Bildung, waren sichere Schutzmittel gegen die Versuchungen, die sonst das Leben junger, schöner Wittwen beunruhigen können.

Nach dem Tode Richelieu's wurde Frau von Motteville von der Königin an den Hof zurückgerufen; sie erhielt den Titel einer königlichen Kammerfrau, war aber die vertraute und bevorzugte Freundin der Königin. Sie eignete sich vorzüglich zu dieser schweren Stellung, weil sie klug, sanft, verschwiegen und heiter war. Sie besaß eine lebhafte Wißbegierde für ernste Gegenstände und eine liebenswürdige Neugier für komische Dinge, wodurch sie ihre Gebieterin angenehm unterhielt. Die Gabe der Beobachtung schrieb sie sich selbst zu, machte aber keinen Anspruch auf Tiefe und männlichen Scharfsinn; sie beschränkte sich darauf, nach Frauenart nur Dinge zu erzählen, die sie selbst mit erlebte, und da sie im Kabinet der Königin von Frankreich ihre Tage zubrachte, so fand sie stets hinreichenden Stoff. Sie verlebte zweiundzwanzig Jahre in dieser Stellung, von denen einige so stürmisch und erschütternd waren, wie kaum eine andere Epoche der französischen Geschichte sie darbietet. Frau von Motteville war ihrer Königin anspsonsend treu und ergeben, aber sie macht es nirgends geltend und ist weit entfernt, sich den Charakter einer Heldin beizulegen. Eben so ehrenwerth hat sie den graden Weg nie verlassen, trotz aller Intriguen und Verwirrungen, in welche das Hofleben sie führte. Sie hat sich überall als redlich und vernünftig bewiesen, als Welt schenkte ihr deshalb Achtung und Vertrauen. Sie hatte wenig Feinde und sehr viel Freunde; die Unerschrockenheit, womit sie diese vertheidigte, tröstete und unterstützte, wenn das Unglück über sie hereinbrach, war das schönste Zeugniß für ihr warmes Herz und ihre starke Seele. Während der wechselvollen Kämpfe der Fronde hatte sie besonders oft Gelegenheit, ihre Freunde, die durch eigene oder fremde Intriguen stürzten, bei der Königin zu vertreten; sie fiel darüber selbst einige Mal in Ungnade, aber Anna von Oesterreich war großherzig genug, den Muth der Freundschaft ihr immer wieder zu vergeben und ihr ihre Zuneigung nie ganz zu entziehen. Die Dankbarkeit und Hingebung gegen die königliche Gebieterin war daher auch ein Haupt-Charakterzug der Motteville; sie zeichnete immer wieder das Bildniß derselben; in allen Lagen des Lebens erschien sie ihr so interessant, um darüber zu berichten. Sogar die Kleinigkeiten des Toilettenzimmers, der Mittags- und Abendmahlzeiten erfährt man aufs genauste aus den Erinnerungen der königlichen Kammerfrau, die in der That diesem Titel zuweilen entspricht, wenn sie erzählt, welche Gewänder ihre Gebieterin bei allen Gelegenheiten getragen hat. Als die Memoiren der Motteville zuerst im Druck erschienen (1723), wurde diese Ausführlichkeit in unwichtigen Dingen als langweilig und überflüssig bezeichnet, jetzt liegt gerade darin ein Hauptreiz für den Leser, weil es ein Beitrag zur Geschichte der Sitten und Moden einer Zeit ist, die so verschieden von der unsrigen ist, wie das achtzehnte Jahrhundert. Dieses bietet eine ungeheure Fortsetzung der Gebräuche des siebzehnten, aber wir sind durch die Kluft der revolutionairen Zerstörung und Verwandlung davon getrennt. Jede Einzelheit, welche in den Erinnerungen dieser scharfblickenden Frau dargestellt ist, giebt ein hübsches Charakterbild ihrer Zeit ab, und wäre es auch nur ein Abriß des Kostümes derselben, den ihre geschickte Hand liefert, sie weiß immer Farbe und Leben hineinzulegen. So schildert sie einmal Anna von Oesterreich in dem Augenblicke, wo sie sich in feierlichem Aufzuge in die Parlaments-Sitzung begiebt, um zur Regentin erklärt zu werden, folgendermaßen: „Die Königin hatte nach dem Tode ihres Gemahls nie wieder Roth aufgelegt, wodurch die Feinheit ihrer Haut mehr ins Auge fiel, auch stand ihr die tiefe Trauerkleidung sehr gut. Sie trug Ohrgehänge von Diamanten, von echten Perlen in Birnenform umgeben; auf der Brust glänzte ein großes Kreuz, in derselben Weise gefaßt, ein langer schwarzer Schleier hob die Würde dieses Schmuckes und verlieh ihrer Schönheit einen sanften Ernst, der die ganze Versammlung entzückte. Alle Anwesenden versicherten einstimmig, daß man an ihren klaren Augen und ihren edlen Mienen ihre hohe Abkunft und die Reinheit ihrer Sitten hätte lesen können. Sie führte den kleinen König, ihren Sohn, mit sich, der im kindlichsten Kostüm erschien und noch das sogenannte Geiferlätzchen (la bavette) trug. In ihrer Würde als Herrscherin und Mutter wußte die Königin ihre Schönheit so hervorzuheben, daß sie die allgemeine Bewunderung erregte, obwohl sie das schrecklichste Frauenalter — vierzig Jahre — schon erreicht hatte." Wer erkennt in dieser Schilderung nicht, daß Frau von Motteville eigentlich Talent für den Roman besaß: wahrscheinlich hat sie nur die mäßiger und rücksichtsvoller Sinn davon abgehalten. Ihr Drang zum Schreiben war so groß, daß sie sich täglich einige Stunden einschloß um ihn zu befriedigen, eine Zeitanwendung, die sie vor sich selbst damit entschuldigt, daß sie immer noch besser sei, als die Promenaden an Spieltreuden anderer Damen.

Je ernster übrigens die Ereignisse, desto trefflicher sind die Schilderungen und Reflexionen der Memoiren; sie enthalten Bemerkungen über die Fronde, die eines Historikers würdig sind, z. B. „Wenn die Unterthanen sich empören, werden sie durch Ursachen vorwärtsgetrieben, die sie selbst nicht kennen, und das, was sie verlangen, ist nicht dazu geeignet, sie zu beruhigen." „Paris, die große Stadt, ist der unerhältnißmäßig dicke Kopf des Königreichs; ein tüchtiger Aderlaß wäre von Zeit zu Zeit nothwendig, um die bösen Launen abzuleiten, die das unruhige Blut zu Kopfe treibt."

Also schon damals war Paris zu groß! — In den Kämpfen der Fronde wurde ihm bald nach jenem Ausspruch gehörig zur Ader gelassen, und Ludwig XIV. setzte seinen festen Fuß auf den unruhigen Kopf, der bis zur Neuzeit nur durch den Despotismus zur Vernunft gebracht werden konnte.

F. v. H.

Mannigfaltiges.

— Kalifornisch-russische Kriegsbülletins. Die Fabrication von authentischen Nachrichten vom Kriegsschauplatze, in welcher die Wiener Zeitungsschreiber so Anerkennenswerthes leisten, wird, wie es scheint, auch in San Francisco mit gutem Erfolge betrieben. So lesen wir in der uns neulich zugegangenen Weekly California Chronicle vom 5. September ein angebliches Schreiben aus Sebastopol vom 20. Juni, in welchem ein russischer Offizier, der den ominösen Namen Grobóff führt, den mißlungenen Sturm der Alliirten auf den Malachow und Redan am 18ten desselben Monats mit lebhaften Farben schildert. Unter Anderem erfahren wir daraus, daß die Niederlage der Verbündeten durch den Angriff zweier russischen Dragoner-Regimenter „vom Don" vervollständigt wurde, die aus der Festung heraussprangen und die Stürmenden in die Flucht jagten — ein Umstand, den nicht nur die französischen und englischen, sondern auch die russischen Berichte dichter unverantwortlicherweise verschwiegen hatten. Ferner geht aus dieser wahrheitsgetreuen Erzählung hervor, daß der ganze russische Verlust bei der gedachten Affaire nicht mehr als dreißig Mann an Todten und Verwundeten betrug, wodurch die bösewilligen Uebertreibungen des Fürsten Gortschakow, der die Verluste seiner Armee auf 5500 Mann veranschlagte, in das gebührende Licht gestellt werden. — Es wurde von den französischen Ultras gesagt, daß sie noch royalistischer wären, als der König; offenbar sind die kalifornischen Bülletin-Fabrikanten noch mostowitischer als die Russen.

— Amerikanische Journalistik. Die Stadt New-York, mit einer Bevölkerung von 850,000 Seelen, hat jetzt über 120 Zeitungen, deren jährlicher Absatz sich zusammen auf 80,000,000 Exemplare beläuft, während in London nur vierundneunzig Zeitungen erscheinen, welche jährlich 53,000,000 Exemplare drucken. Nach dem Census von 1850 gab es in den Vereinigten Staaten überhaupt 2526 Zeitungen mit einer Circulation von 526,409,978 Exemplaren, in dem Vereinigten Königreiche (Großbritannien und Irland) dagegen nur 516, die in 90,000,000 Exemplaren verbreitet waren. Die Stadt Cincinnati, welche noch nicht Einen Bewohner hatte, als die Times ins Leben trat, besitzt jetzt sechzehn tägliche Zeitungen, und die jährliche Ausgabe ihrer dreißig Blätter beläuft sich auf 9,000,000 Abdrücke. Es ist hier natürlich nur von den politischen Blättern, mit Ausschluß der literarischen und wissenschaftlichen, die Rede, und geht daraus hervor, daß die amerikanische Presse quantitativ hoch über der englischen steht. Wie es sich damit qualitativ verhält, ist eine andere Frage.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 9 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 4 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei aus in Berlin sind sind Hause geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Spediteur Neumann, Behrenstraße No. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 128. Berlin, Donnerstag den 25. Oktober 1855.

England.

G. P. R. James, Bulwer und Dickens.

Nach Sir Archibald Alison.

Der berühmte schottische Geschichtschreiber entwirft in seiner „Geschichte Englands in neuester Zeit" das nachstehende Bild von dem novellistischen Dreigestirn Englands.

James.

Wenn James' Werke auch nicht alle gleiches Verdienst haben und Wiederholungen von Bildern und Scenen in ihnen zu finden sind, so sind sie doch gänzlich frei von den Fehlern vieler seiner Zeitgenossen, welche im Anfang größere Popularität erlangt haben. In seinen ausgezeichneten Schriften begegnen uns nicht allein reine und gute, sondern auch erhabene und edle Gefühle. Sein ritterlicher Sinn läßt in allen seinen Erzählungen die von jenen Gefühlen geleiteten Personen über die von niedriger Selbstsucht erfüllten Seelen zuletzt den Sieg davontragen. Er malt mit großer Kraft, und seine Feder führt mit merkwürdiger Leichtigkeit die Zeichnung der fernsten, mit einander kontrastirenden Weltgegenden, Sitten und sozialen Gewohnheiten aus. Seine besten Romane: „Attila", „Philip Augustus", „Mary of Burgundy", „The Robbers" („Die Räuber"), werden stets einen ausgezeichneten Platz in der englischen Literatur einnehmen. Seine Werke sind in der Richtung der von Walter Scott eröffneten Bahn des historischen Romans verfaßt, der die Sphäre der Roman-Literatur so unendlich erweitert hat und eben so belehrend als unterhaltend ist. Nicht ein Wort, nicht ein Gedanke, der das zarteste Gefühl verletzen könnte, entschlüpft je seiner Feder, und der Geist, der von Sorgen ermüdet und von der Selbstsucht der Welt getrübt ist, wendet sich mit Vergnügen zu seinen Schriften, die ihn in frühere Tage zurückversetzen und die Ideen und Sitten alter Zeiten, vielleicht sogar mit zu glänzenden Farben, vergegenwärtigen. Aber mit diesen großen und mannigfachen Verdiensten kann man ihn doch nicht in die ersten Reihen der Romanschreiber stellen, denn ihm fehlen die dazu erforderlichen Haupt-Eigenschaften: Er hat keine dramatische Kraft; sein Dialog ist selten zeitfrisch, oft langweilig und ohne die Kürze, so wie ohne den Gegensatz, welche die innerste Seele der Unterhaltung sind. Sein Geist ist mehr schilderud als reflektirend, er hält sich in seinen Beschreibungen mehr an äußere Gegenstände als an innere Empfindungen. In den letzteren aber liegt der größte Reiz des Romans. Nicht durch die Beschreibung der physischen Natur, sondern durch den Ernst tief inniger Gefühle, die einst jedes Herz durchströmten, ergreift der Dichter die durch die Kämpfe des Lebens ermattete Seele und führt sie, wenn auch nur auf wenige Minuten, zu den glänzendsten Momenten, bei denen die Erinnerung weilen kann.

Bulwer.

Wenn die Romane von James in der Schilderung der Gefühle, die in den Tiefen des Herzens ruhen, mangelhaft sind, so kann man dasselbe nicht auf den großen Novellisten anwenden, dessen Genius die englische Literatur verschönert hat. Ausgestattet mit den höchsten Eigenschaften, die in diesem Literaturzweige gefordert werden, steht Sir Edward Bulwer Lytton hervorragend da und ist zu einem Platz neben Walter Scott, an der Spitze der Roman-Schriftsteller Englands, berechtigt. Von edler Abkunft, der Erbe angestammter Schloß-Hallen von ungewöhnlicher Pracht und ungewöhnlichem Interesse, hat er von seinen normännischen Vorfahren die Eigenschaften geerbt, welche sie beseelten. Niemand war je tiefer als er von den erhabenen Gedanken und ritterlichen Gefühlen durchdrungen, welche das wahre Zeichen patriotischen Blutes sind, und welche, wie viel sie auch von Anderen besprochen werden, vielleicht nie in solcher Reinheit existiren, wie in denen, die gleich den arabischen Vollblutrossen ihren Stammbaum auf eine lange Reihe von Ahnen zurückführen können. Im Zeichnen der leidenschaftlichen Liebe und im Entfalten ihrer geheimsten Gefühle, sowohl bei dem männlichen, als bei dem weiblichen Geschlecht, steht er unübertroffen in der englischen Literatur da. Frau von Staël selbst hat sie nicht mit größerer Wahrheit oder Schönheit dargestellt. Ja, in dieser Hinsicht ist er Walter Scott bei weitem überlegen, da dieser das Gefühl wenig berücksichtigte und, wenn er sich auf die Schilderung zarter Empfindungen einließ, sie nur ihren äußeren Symptomen und der Beobachtung Anderer entnahm. Bulwer scheint seine Gemälde aus einer weit wahreren und tieferen Quelle geschöpft zu haben — seiner eigenen Erfahrung. Er schreibt so mächtig und so treffend, weil er selbst so tief gefühlt hat. Es giebt kein treueres Portrait, als das, was er von seinem großen Meister entworfen. „Rienzi" ist einer der vollendetsten historischen Romane — „Godolphin" und „Ernest Maltravers" gehören zu den interessantesten und reizendsten Erzählungen in englischer Sprache. Er ist aber nicht allein als Romanschreiber berühmt, sondern auch als erfolgreicher Dramatiker und lyrischer Dichter. Seine Uebersetzungen von Schiller's Balladen athmen dessen verwandten Geist. Sein „Timon" ist bei weitem die glänzendste Satire, seine Schauspiele sind die volksthümlichsten dramatischen Werke seines Zeitalters. Wenn einige seiner anderen Werke nicht von gleichem Verdienst sind, so ist es nur das gewöhnliche Schicksal des Genies, in einigen Auffassungen glücklicher zu sein als in anderen. In allen aber findet man Zeichen tiefer Reflexion und durchdringender Gedankenfülle, in allen treten große Beobachtungsgabe und mächtige Schilderung der Charaktere hervor. Ein ernsterer Fehler ist in der gelegentlichen Wahl seines Sujets und in den Reizen zu finden, mit denen sein zauberischer Pinsel bisweilen das Laster umgiebt. Der große Bewunderer seines Genies kann sich nur überrascht fühlen, wie er zur Heldin eines seiner Romane ein Weib wählen konnte, das drei Mordthaten, die ihres eigenen Gatten und Sohnes eingerechnet, begeht; oder bedauern, daß Jemand, der so fähig ist, die Welt durch romantische Bilder in ihrer erhabensten Form zu bezaubern, seine Kräfte jemals auf die Schilderung des lasterhaften Lebens oder von Charakteren und Scenen der abschreckendsten Verworfenheit verschwenden konnte. Allerdings läßt er die Sittenlosigkeit nie siegreich hervorgehen, und der letzte Eindruck seiner Werke, wie unzählige angezeichnete Reflexionen, sind alle auf der Seite der Tugend; aber die Sittenlosigkeit erscheint in den dazwischenliegenden Scenen oft so anziehend, daß keine Endkatastrophe den ersten Eindruck vernichten kann. Es sagt sich Jeder, daß das nur aus dem Leben gegriffen ist, aber eben deshalb sollte man es nicht noch glänzender durch die Reize der Phantasie anschmücken. Es ist wahr, Malerei erfordert Kontrast, und die Mischung von Licht und Schatten ist nothwendig, um die Formen hervorzubringen und die Schönheit der Natur zu verherrlichen; aber der Maler des Geistes nicht weniger als der materieller Gegenstände würde wohl daran thun, sich die Regel Titian's zu beherzigen, daß der größere Theil jedes Gemäldes in mezzotinto gehalten werden sollte und nur ein kleiner Theil in tiefem Schatten.

Dickens.

Die große Vorliebe der Roman- und Novellen-Schreiber in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für die Schilderung des vornehmen Lebens mit seinen Reizen, seinen Lastern und seinen Thorheiten führte natürlich zu einer Reaction, und es entstand eine Schule, deren Leiter allen Stoff aus den höheren Ständen von sich wiesen und die Sitten, Manieren, Ideen und Gewohnheiten der mittleren und niederen Klassen darstellten. Das erstere Feld war groß, und früh wurden bedeutende Kräfte auf seine Kultivirung verwandt. An die Spitze dieser Schule, in Betreff der Zeit sowohl als des Talentes, muß man Dickens stellen, dessen Werke früh eine große, man kann sagen, eine beispiellose Berühmtheit erlangten. Daß sie also sehr glänzende Eigenschaften besitzen müssen, ist wohl begreiflich; denn Niemand gebietet selbst nur für Augenblicke über den Beifall der Menge, ohne bemerkenswerthe Macht zu besitzen. Es ist auch nicht schwer, diese Kräfte von Dickens kennen zu lernen. Er vereinigt mit außerordentlichem Talent für die Darstellung der Sitten und Ideen des Volkslebens und einer tiefen Kenntniß aller Stufen desselben ein fühlendes Herz, ein warmes Interesse für soziales Glück und soziales Fortschritt und viel pathetische Kraft. Er ist frei von den Hauptfehlern der Schriftsteller, die ihm in derselben Richtung voranschritten

Google

und deren Werke jetzt aus unseren Salons verbannt sind. Obgleich er dieselben Gegenstände behandelt und sich in denselben Kreisen bewegt, besitzt er doch nicht die Ungarheit unserer älteren Schriftsteller. Er hat das Talent von Fielding ohne dessen Anstößigkeit, den Humor von Smollet ohne seine Derbheit. Diese großen Vorzüge im Verein mit der Neuheit und Ausdehnung des Gebietes, das er betrat, verschafften ihm früh weite Verbreitung und großen Ruf. Das beruhte aber nicht blos auf dem Verdienst des Autors, so groß es auch war, sondern auch auf seiner Geschicklichkeit, sich den Erfolg zu sichern, und auf dem Egoismus des Lesers. Die Großen und Einflußreichen trenten sich im Stillen über das so treffend entworfene Sittengemälde der Mittelklasse: für sie war es eine neue Welt; es gewährte denselben Reiz, wie die Reisen ins Ausland. Sie sagten sich: „Wie verschieden sind sie doch von uns!“ Die Mittelklasse war eben so entzückt davon; Jeder erkannte darin das Bild seines Nachbars, Keiner sich selbst.

Literatur-Briefe aus England.

Zehnter Monats-Bericht. 1855.

(Fortsetzung.)

Charles Dickens hat neuerdings auch den schlafenden Homer gespielt. Vom Schlafe wird er zum Tode kommen, wenn er sich noch ferner bei der Schwindler-Gesellschaft der Administrativ-Reformer bethätigen sollte.

Was Thackeray betrifft, ist sein neuestes Werk: „The Newcomes“, die penetrante, pikanteste Bestätigung der Hohlheit und Heuchelei in der modernen guten englischen Gesellschaft. Man erschrickt vor der Genauigkeit und individuellsten Wahrheit seiner Schilderungen und Charaktere, vor dieser fein gesponnenen Niederträchtigkeit und Albernheit der Pläne und Bestrebungen, durch welche sein Held, sein wahrer Mensch, die gelungenste aller seiner literarischen Conceptionen, ins Armenhaus gebracht wird. Sehr treffend hieß es in einer Kritik darüber, daß, wer noch etwas Nerv und Gefühl in sich habe und nicht der unbedingtesten Herrschaft über seine Gefühle gewiß sei, diesen Theil der „Newcomes“ nicht in Gesellschaft vorlesen dürfe, wenn er nicht aus der Rolle des „vollkommenen Gentleman“ fallen wolle. Jedenfalls würde ihm die Stimme brechen, jedenfalls würde er flottern, da Thränen seine Sehkraft umflören würden. Welch ein stechender Vorwurf gegen die gute Gesellschaft und ihre vollkommene „Gentlemänneln“ liegt selbst in dieser Wendung!

Und Tennyson! Sein neuester Band ist ein mißlungenes Canto, ein Flickgedicht, aber voller gelungener Stellen, in denen sich seine Psyche momentan aus dem Drucke und dem horror vacui des Lebens emporhebt. Die gelungensten, erschütterndsten, treffendsten sind die Pfeile poetischen Ingrimmes gegen die verschiedenen Phasen der Wirklichkeit, die sie umgeben. „Ganz oben unter den Regierenden kein fähiger, kein ehrlicher Mann, und die Mittelklassen, welche die Administration reformiren wollen, machen die Lebensmittel, mit denen sie handeln, zu Giften des Todes.“ Die Handelsartikel- und Lebensmittelverfälschung, auf welche er hiermit einhaut, sollte und soll von den regierenden Klassen durch besondere Organe bestraft und verhindert werden. Aber man weiß auch hier nicht, wie es anzufangen ist, da die einzelnen „Behörden“ sich nicht über Kompetenz einigen können, und sie können sich nicht einigen, da ihre eigenen, wie die Interessen mancher begünstigter Giftmischer darunter leiden würden.

So haben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fortgeerbt, und was einst als Erbweisheit galt, enthüllt sich immer mehr als ererbter Fluch, und dem man sich nirgends zu erlösen vermag, da Kraft, Wille und Moral dazu fehlen. Wie England in politischer Beziehung seinen Schwerpunkt an Napoleon III. verloren hat, fehlt ihm auch in allen anderen Beziehungen die eigene Kapazität und das disponible Kapital zur Production, so daß sich der Stolz und die Renommisterei über seinen Geldreichthum empfindlich bestraft. Kein Volk und kein Mensch fällt ungestraft „vom Geiste“ ab. England wird alle Konsequenzen dieses Abfalls durchleiden müssen, denn es ist in einem Grade abgefallen und hat in einem Grade mit dieser „praktischen“ Richtung renommirt und mit den Gütern, die sich nicht spotten lassen, Humbug getrieben, wie selten ein Volk, wenn nicht vielleicht die Amerikaner noch darüber hinauskommen.

Solche Andeutungen großer, tiefer, furchtbarer Wahrheiten finden hier nur Platz, um einen Hintergrund, einen Boden, eine allgemeine Erklärung für das immer noch sehr thätige literarische Leben zu gewinnen, für die äußerliche Fülle und innere Trostlosigkeit dieses Thuns und Treibens, das es nirgends mehr bis zum Schaffen, zum Produziren bringen kann. Dies geht so weit, daß selbst die besten noch vorhandenen Schöpfer und Dichter unwillkürlich zu Kritikern des Vorhandenen werden. Das Beste in Thackeray ist Kritik, satirische Geißel, das Beste in Tennyson Verurtheilung, Fluch über die Verworrenheit und Verworfenheit des ihn umtosenden Lebens.

Zum literarischen Schaffen, zum dichterischen Pathos fehlt es mehr als je an Stoff, seitdem sich der Kampf der „Civilisation“ gegen die „Barbarei“ als Humbug entfaltet, als militairische und geistige Unfähigkeit, als Mangel an selbstständigem Willen und was sonst noch Alles! Welche Schöpfungen, welche Energie, welche Erhebung, als das deutsche Volk seine „Freiheitskriege“ schlug! Philosophische Kategorieen und Dichterverse wurden zu fliegenden Armeen, der Tugend- und Geisterbund der Hebel aller Klassen, die gestaltende, befreiende Kraft des ganzen Volks. Fichte und Körner, Stein und Hardenberg, Personen des verschiedensten Ranges und entlegensten Stellungen, wurden Zeder in seiner Weise Träger und solidarische Repräsentanten dieses einigen, fliegenden Geistes. Wer fragte damals noch Alter, Stand und Stammbaum, nach persönlichen und Klassen-Interessen! Das war ein Krieg der Civilisation gegen Barbarei! Und wie sieht das Zerbild eines solchen Kampfes in England aus? Es gehört wirklich die eherne Stirn der Times dazu, um unter solchen Verhältnissen von der politischen, nationalen und sozialen Ueberlegenheit Englands und dagegen von Deutschlands oder Preußens Inferiorität zu sprechen! Der letzte Schmäh-Artikel über Preußen, in das berüchtigte Vorerblatt an dem Tage brachte, an welchem der prinzliche Thronerbe Preußens von Balmoral nach London gekommen war, hat hier nicht blos unter allen anständigen Deutschen, sondern auch bei jedem Engländer, der nur einigen politischen Takt hat, Unwillen erregt, und einer der geschicktesten Mitarbeiter der Times, der namentlich über Kontinental-Verhältnisse besser als alle seine Kollegen unterrichtet war, hat durch jenen Schmäh-Artikel sich bewogen gefunden, von der Redaction anzuzscheiden. — Bankerotte und liederliche Staatsmänner zuhause, unwissende, der Taschenkeit ihrer eigenen Soldaten nicht gewachsene Offiziere draußen in der Krim, zwischen Beiden die ehrlosesten, spitzbübischsten Armee-Lieferanten der Welt, keinen Halt mehr, als in Napoleon, keinen Gott und keine Begeisterung mehr, als in und für Napoleon, die bürgerlichen Reform-Associationen Schwindel-Gesellschaften zum Einkauf ihrer Günstlinge in das Parlament, Rekrutirungsscenen im In- und Auslande durch „falsche Vorspiegelungen“ und Trunkenheit, nennschwänzige Katze und Kerker gegen die Nüchternen, die sich über falsche Vorspiegelungen beklagen und heilig und theurer schwören, daß sie nie für die „Königin“ kämpfen würden — das sind einige Kohlenstrize zur Skizirung des heutigen England, das vergleichungsweise wohl mehr an die Vor-Jenasche Zeit Deutschlands erinnert. England schreit durchaus darauf zu bestehen, erst sein „Jena“ zu feiern, ehe es sich entschließen kann, sich zu mausern und wieder dem Geiste zu vertrauen, statt auf Geld, Routine und Rohheit. Napoleon in London und die Königin am Grabmale des großen Napoleon — ist ihnen durchaus noch nicht genug. Sie wollen es deutlicher, handgreiflicher haben.

Die Zeiten sind zu einem solchen Zusammenbruche alter und dem Anbruche einer neuen Herrlichkeit sind immer unerquicklich. Wir müssen sie eben hinnehmen, wie sie sind, und des Trostes wegen nie vergessen, daß nur unter abfallenden Blättern die neuen Knospen sich einfinden und aus der dürren Saat der Herbststürme die Keime des Frühlings grün und lebensfrisch hervorschießen.

Wird nun die neue Season, die lange vor dem Natur-Frühlinge aufbricht, etwas Grünes, Blüthenschwangeres, Fruchttreibendes bringen?

Sehen wir und zu diesem Behufe einmal das Programm eines der Hauptverleger, Bentley, an, der schon damit angefangen. Lord Jeffreyll ist der größte Virtuose im kritischen Zusammenhäufen aller möglichen Spreu von Kleinigkeiten, unter welchen der Weizen sich verliert; indessen fehlt es auch den meisten anderen zahlreichen Memoirenschreibern nicht an diesem Talente, so daß wir von allen möglichen Staats- und gelehrten Männern drei-, vierbändige Memoiren und sechspfündige Bände von Biographieen haben. Bentley, der viel Schlaf hat an der nie endigen wollenden Gründlichkeit und Langweiligkeit dieser Memoiren-Literatur, bringt auch noch „Original-Briefe“ Boswell's, des berühmten Biographen Johnson's, den Schluß von Lamartine's Biographieen berühmter Charaktere, „Memoiren aus dem Peninsular-Kriege“, von J. M. C. Leo, den Schluß der Geschichte der Türkei vom Professor Creasy, Mrs. Everett Green's „Original-Briefe Henriette Maria's mit Karl I.“, also lauter Nachlese von längst abgetriebenen Stoppeln der Geschichte. Ob seine neuen Romane: „Susan Merton“, von Charles Rende, „Cross-Purposes“, von Miß Cath. Sinclair (eben erschienen), „Simplicity and Fascination“, von Annie Beale grünen, goldenen Lohn enthalten, müssen wir erst sehen. Die gesammelten Krim-Korrespondenzen aus dem Morning-Herald werden denen, die sich für die Spezialitäten des Krieges interessiren, willkommen sein. Der Korrespondent des Morning-Herald galt als der gesprächigste, treffendste und malerischste. „Ursprung und Entwickelung der Dampfmaschine“ von Robert Stewart, bekannt als eine der besten Darstellungen dieses Hauptrades modernen Fortschritts, erscheint in neuer, bis auf die jetzige Zeit fortgeführter Auflage. Just, um Bentley's Programm vollständig zu geben, bemerken wir nur noch, daß er auch Guizot's „Cromwell“ und „Ausgewählte Schriften des Erzbischofs von Dublin“ bringen wird

Unter den Büchern, die ich mir spezieller angesehen, interessirten, wie in der Regel, besonders Studien und Schilderungen von Kolonieen. Die englische Literatur bietet hier einen Vorzug vor allen anderen. So oft auch Australien literarisch ausgebeutet ward, lernen wir es doch aus W. Howitt's „Land, Arbeit und Gold, oder zwei Jahre in Victoria mit Ausflügen nach Sydney und Vandiemensland*)“ wirklich kennen und verstehen. W. Howitt gehört zu der liebenswürdigen Familie der männlichen und weiblichen Howitts, welche deutsche Sprache, Literatur und Poesie besonders kultiviren und daraus fleißig und geschmackvoll übersetzt haben und noch damit fortfahren und auf alles spezielle und nationale Englische noch schlechter zu sprechen sind, als wir Deutschen hier, die mit Zeit und Erfahrung immer tiefer und entschiedener zu der Ueberzeugung kommen (ohne Anonahme), daß Alles, was sich spezifisch Englisch geltend macht, dem Geschmacke, der Civilisation, der Humanität, dem Gefälligen, Schönen und Soliden in verschiedenen Graden und nicht selten auf das Entschiedenste widerspricht, eine Ueberzeugung, die man vielleicht für eine deutsche Marotte oder Idiosynkrasie halten könnte, wenn nicht alle Engländer, die wirklich auf dem Kontinente gelebt haben, und nicht blos abgeschlossen durchgestogen sind, und Deutsch wirklich verstehen, in dem Grade derselben Meinung wären, daß sie sich hier, so gut es geht, in deutscher Manier einrichten und die Fesseln und Fashions der „guten englischen Gesellschaft“ fliehen und ablegen. In dieser Beziehung macht Deutschland hier still und tief, weit und breit Eroberungen, die vielleicht bald einmal scheinbar plötzlich als großes kulturgeschichtliches Phänomen hervortreten werden. Eine Knownothing-Reaction dagegen ist um so weniger zu befürchten, als diese Eroberungen kein materielles Interesse Englands bekämpfen (wie die deutschen Freesoilers und Sklavenzucht-Feinde in Amerika), das gebildete England sich dadurch nur auf sein eigenes germanisches Wesen zurückgeführt findet und sich gern von seinen politischen und sozialen „Statut-Büchern“ befreien läßt. Doch das beiläufig. Man wird aber stark daran erinnert in Howitt's „Australien“, welches durch die spezifisch-englische Politik in Grund und Boden verdorben ward, so daß man an der gedeihlichen Entwickelung dieses ungeheuren Kontinents verzweifeln muß. Ursprünglich sandte England seinen Auswurf nach Australien, später und bis jetzt die ungerathenen Söhne seiner Aristokratie und Gentry als Obrigkeit und Polizei dieses Auswurfs. Die gesetzgebenden Väter zuhause haben so, wie fast alle Kolonieen, Australien zu Mitchühen ihrer unnützen, unbequemen Verwandten, Sprös- und Günstlinge gemacht und einen Feudalismus des Bodenbesitzes organisirt, an dem alle Barbareien des Mittelalters hervortreten ohne eine Spur von deren Idealität und Romantik. Sechzig Millionen Morgen des besten Bodens wurden in tausend Stücke vertheilt und diese à zwanzig Pfund an „begünstigte“ Squatters verkauft. Diese bilden nun seitdem die neugebackene Boden-Aristokratie des Landes ohne idealen Schein, ohne historischen Hintergrund, ohne eine Spur aristokratischer Tugenden. Sie sind nichts als privilegirte Schacherer mit Grundstücken, die auf diese Weise unerschwinglich theuer wurden und Ansiedler, denen es auf Grundbesitz ankam, größtentheils nach Melbourne und dessen Umgegenden trieb, wo nun wegen künstlich gesteigerter Nachfrage ebenfalls die widernatürlichsten Preise entstanden. Beispielsweise kostet ein gewöhnliches, anständiges Haus in Melbourne 20,000 Pfund. So bekamen die Regierungs-Begünstigten und der große Geldsack überall auch in Australien die Borrechte Englands, und die große Masse treibt sich halt- und heimatslos drum herum, gemüthsarbeit von einer Obrigkeit und Polizei, die an Ignoranz und Anmaßung Alles übertreffen soll, was der Autor in dieser Sphäre selbst auf dem Kontinente kennen lernte. Der niedrigste, subalterne Polizei-Beamte in Oesterreich, sagt er, ist ein Gott an Kenntnissen und Gesetzlichkeit gegen diese von Günstlingen an Günstlinge verschwendeten Polizei- und Beamten-Verwaltungen in Australien. Man denke sich die ungeschlachte, brutale Anmaßung reichgewordener oder auch je vierundzwanzig Stunden bis acht Tage reicher Goldgräber, die ihre Arrnden in den Spielhöllen von Sydney vergeuden, heiraten und, nach einer einzigen Flitterwoche zu Bettlern und Wilden geworden, wieder davonlaufen, die Frau sitzen lassen, wieder in dem unabsehbaren Schmutze unter lauter Wilden mit Revolvern und anderen Waffen nach Gold graben, wieder reich werden, wieder heiraten, wieder davonlaufen und die Land- und Stadtstraßen selbst bei Tage unsicher machen — und man wird ein Bild haben, welches und ohne viel Studium zeigt, wie hier schon von vorn herein eine gesunde Entwickelung künftlich durch englische Staatsfürsorge unmöglich gemacht worden. In der Aussicht, daß sich Australien „befreien“ werde, liegt auch kein Trost. Wahrscheinlich werden dann die Gold-Verwilderten siegen und eine Pöbelherrschaft der rohesten Art bilden. Howitt's Buch giebt für alle diese allgemeinen Züge ganz genaue Thatsachen und spezielle Studien, so daß es jedenfalls unter die besten Quellen zur Kenntniß Australiens gezählt werden darf. (Schluß folgt.)

*) Land, Labour and Gold, or Two Years in Victoria with Visits to Sydney and Van Diemen's Land. 2 vol.

Schweiz.

Noch Einiges zur Charakteristik Charpentier's.*)

Ein Freund unserer Blattes, der zugleich ein persönlicher Freund des verewigten Jean de Charpentier war, theilt uns zur Vollendung des Bildes, das wir in Nr. 121 geliefert, einige Züge mit, die den ausgezeichneten, auch für deutsche Wissenschaft und deutsches Leben stets empfänglichen und lebhaft fühlenden Mann in trefflicher Weise charakterisiren:

Charpentier's Verdienste um die Wissenschaft sind hinlänglich bekannt. Wenige Personen aber, außer denjenigen, die seinen näheren Umgang genossen, wissen, wie ausgebreitet, mannigfaltig und genau seine allgemeine Bildung war. Ein Beispiel wird es Ihnen beweisen. Ich war einst, im Jahre 1830, bei ihm in Devens. Man sprach vom St. Bernhard. Ich fragte Charpentier, welchem Orden die Mönche auf diesem berühmten Passe angehörten? Nun fing er an, mir die Geschichte aller Mönchsorden umständlich zu erzählen, indem er dabei die Daten der Gründung, die Hauptregeln, sogar die Tracht angab. Ich nahm mir die Freiheit, zu fragen, wie er dies alles wissen könne. „Einst“, war die Antwort, „wurde ich krank in einem entlegenen Walliser Dorfe. Ich bat die Leute, bei welchen ich mich befand, um irgend ein Buch. Sie brachten mir eine Geschichte der Mönchsorden, die ich nothgedrungen durchlas, und so weiß ich, was ich so eben erzählte.“ Charpentier besaß ein Gedächtniß, welches wirklich außerordentlich genannt werden kann. Was er einmal gelesen, gehört, oder gesehen hatte, behielt er bis in die kleinsten Details, und ohne daß er wieder darüber nachzudenken brauchte. Es war wie in Erz gegraben. Was ihm aber noch mehr zu seinen Kenntnissen verholfen hat, war, daß er nie unthätig gewesen. Wie oft habe ich mit seinem alten Freunde Emanuel Thomas Abende bei ihm zugebracht! Wir tranken eine Flasche Wein und plauderten über dieses und jenes. Er aber hatte immer irgend eine Beschäftigung, die ihn nicht hinderte, an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Er machte z. B. Etikette für Muscheln, ordnete irgend einen Theil seiner beträchtlichen Sammlungen, legte trockene Pflanzen in andere Papiere u. s. w. — kurz, er arbeitete immerfort, und so hatte er stets Zeit für seine wirklichen, wissenschaftlichen oder amtlichen Arbeiten übrig. Eine schöne Eigenschaft bei seinem großen Wissen war, daß er höchst anspruchslos erschien. Niemand war geneigter als er zu sagen: „Das weiß ich nicht.“ Wenn er jedoch über eine Frage Aufschluß gab, so konnte man gewiß sein, daß er nur Richtiges und Begründetes sagte.

Was seinen Charakter betrifft, so muß ich sagen, daß ich nie Jemanden kannte, bei welchem die wahre Güte und das Wohlwollen vorherrschender gewesen wären. Er war der Rathgeber der ganzen Gegend. Die Bergleute, die Bauern durften zu jeder Zeit kommen und sich Rath holen; wenn es irgend möglich war, so empfing sie Charpentier, hörte sie an (und die Bauern-Geschichten sind lang) und gab ihnen immer kluge Rathschläge, handelte auch für sie, wenn es nöthig war, bezeigte ihnen wenigstens Theilnahme und entließ sie immer beruhigt, wenn es nur einigermaßen ging. An ernstlichen Verweisen ließ er es auch nicht fehlen, falls sie nöthig waren. Er war aber nie hart oder hochfahrend und sprach immer so vernünftig, daß Jeder einsehen mußte, Charpentier habe Recht. Daher habe ich bei häufigem und längerem Aufenthalte in der Gegend nie ein Wort gegen ihn gehört.

Gegen seine Freunde und Bekannten war Charpentier immer derselbe. Er übte die Gastfreundschaft auf die edelste und angenehmste Weise. Jeder durfte kommen, wann er wollte, und bleiben, so lange es ihm gefiel. Wenn nur Platz da war (oft war das Haus ganz voll), so konnte Jeder Charpentier's Haus als das seinige betrachten, konnte ein- und ausgehen, war immer willkommen, wenn er mit dem Hausherrn und den Seinigen sich unterhalten wollte, vorausgesetzt, daß sie nicht durch ein Geschäft abgehalten waren, in welchem Falle es ungezwungen gesagt wurde, so daß der Gast nie das peinigende Gefühl empfand, seinem Wirth zur Last zu fallen. Man durfte aber auch spazieren gehen oder in seinem Zimmer bleiben, in welchem letzteren man alle Comforte fand, sogar Pantoffel und Schlafrock; keiner der Hausbewohner dachte daran, irgend eine Forderung an den Gast zu machen. Kurz, man zählte sich zuhause.

Charpentier war meist heiterer Laune, etwas zur Ironie geneigt, die aber nie verletzend war. Er sprach über Alles, nur über Politik und Religion nicht gern, und in ersterer Hinsicht bewies er sich klüger und zartfühlender, als viele seiner deutschen Landsleute, die die schweizerische Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Er war höchst tolerant gegen alle Meinungen, wenngleich er feste Ueberzeugungen hatte. Er fühlte aber kein Bedürfniß, sie Anderen aufzudringen.

Er hegte für das Land und besonders für die schöne Gegend, die er bewohnte, eine rührende Liebe. Oft schlug er glänzende Anerbieten,

*) Vgl. Nr. 121 des „Magazin.“

Digitized by Google

sogar der Regierung seines Vaterlandes, aus, um nur da zu bleiben und nützlich zu sein. Ich fragte ihn einst, ob er nicht doch einmal wieder in die Heimat zurückkehren wollte? Wir waren gerade im Garten, von wo aus man eine schöne Aussicht auf einen Theil der Alpen hatte. „Ich könnte mich nicht entschließen", sagte er, „diesen Grand Muveran (einen Berg) zu verlassen."

Charpentier hatte sich, wenn ich nicht irre, im Jahre 1827 mit einer deutschen Landsmännin verheirathet, einer schönen, intelligenten und gemüthvollen Frau, die er innig liebte. Sie hatten eine Tochter, die jetzt in Bex verheiratet ist. Im Jahre 1830 kam die edle Frau zum zweitenmal nieder, und gefährliche Symptome zeigten sich gleich nach der Niederkunft. Eis war unumgänglich nothwendig, und die nächste Stadt, wo man ungewiß war, solches zu finden, zwei Stunden entfernt. Da ging Em. Thomas mitten in der Nacht nach dem nächsten Gletscher, wenigstens eben so entfernt, und bringt das Eis zurück. Aber zu spät! Dieser Zug ehrt beide Männer, den, der dieses Aktes der Hingebung fähig war, und den, welcher dieses Gefühl zu erregen gewußt hatte. Den Verlust seiner Frau hat Charpentier nie verschmerzen können, und jedes Jahr, im Monate September, wo die theure Lebensgefährtin ihm entrissen wurde, und wo er selbst heimgegangen ist, befiel ihn eine tiefe Schwermuth, die Nichts beschwichtigen konnte und welche nur durch die theilnehmende und dann fast fortwährende Gegenwart des geliebten Freundes, Em. Thomas, gelindert wurde.

Als er vor zwei Jahren, zum ersten Male in seinem Leben, nach Berlin kam, zeigte er, obgleich schon geschwächt durch das Alter und eine durchschnittlich schlechte Gesundheit, immer dieselbe Thätigkeit, dasselbe rege Interesse für alles Schöne und Nützliche, immer dieselbe Freundlichkeit gegen diejenigen, die er mit seiner Achtung und Liebe beehrte.*)

C. d. l. H.

Mannigfaltiges.

— **Dr. Barth in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde.** Dem Berichte der geographischen Gesellschaft über deren Sitzung vom 13. Oktober entlehnen wir Nachstehendes: Nach Verlesung des Protokolls machte der Vorsitzende, Herr Karl Ritter, der Gesellschaft die erfreuliche Mittheilung, daß der berühmte Reisende Herr Dr. Barth unvermuthet in Berlin angekommen sei und demnächst erscheinen würde. Der hierauf folgende Vortrag des Herrn Dr. Heising über das Leben und die Reise-Unternehmungen des in Trebatsch bei Beeskow geborenen Dr. Laichardt (des leider bei seinen australischen Forschungen verunglückten Reisenden) wurde durch den Eintritt des Herrn Dr. Barth unterbrochen, den die Versammlung durch einmüthige Erhebung begrüßte, während der Vorsitzende ihn auf seinen Ehrenplatz geleitete. Nachdem nun Herr Ritter den von der Versammlung wunderbar erhaltenen Reisenden noch einmal im Namen der Gesellschaft bewillkommnet und daran die Mittheilung geknüpft hatte, daß der Graf v. Schlieffen im Februar 1853 zu El Obeyd in Kordofan zwei braune Reisende gesprochen habe, welche das Jahr zuvor Herrn Barth im Reiche Baghermi begegnet waren, hielt der Letztere eine Ansprache an die Gesellschaft, in welcher er mit einem Blick auf die materiellen Verhältnisse der Expedition seine Verpflichtungen gegen die englische Regierung hervorhob und die Expedition gegen unbegründete Vorwürfe vertheidigte. Als die geographischen Haupt-Ergebnisse seiner Reise bezeichnete der Vortragende: 1) Die Aufklärung des wahren Charakters der Wüste Sahara; 2) die Feststellung der Lage und Ausdehnung der Mendifgruppe; 3) den Nachweis, daß der östliche Quellfluß des Kowara vom Tsadsee unabhängig sei und den natürlichen Handelsweg in das Innere Afrika's bilde; 4) die Erforschung des Flußsystems Bagbermi's und Adamaua's, und 5) die Feststellung des Nigerlaufes zwischen Sukkoto und Timbuktu. Außerdem deutete der Vortragende auf die ethnographischen Resultate der Reise hin, welche den geographischen zum Wenigsten nicht nachständen. Als Erläuterung zu dem so eben Mitgetheilten legte Herr Ritter die Ansuahme des Binue (bisher Tschadda genannt) vor, welche vom Juli bis November 1854 durch Dr. Baikie, Befehlshaber des englischen Dampfschiffes „Pleiade", bewirkt und kürzlich nach dem englischen Original in einem großen Carton von Dr. A. Petermann zusammengestellt worden und Herrn A. v. Humboldt übersandt war. Am Schluß der Sitzung richtete, im Auftrage des Vorsitzenden, Herr Geheimerath und Professor Dr. Dieterici noch einmal das Wort an Herrn Dr. Barth, und indem er den Wunsch aussprach, daß derselbe recht bald wieder Berlin zu seinem Wohnsitz erwählen und sich in demselben heimisch fühlen möge, gab er der Stimmung aller Anwesenden durch ein dreimaliges Hoch auf den Gefeierten einen entsprechenden Ausdruck, der von der ganzen Versammlung auf das Kräftigste unterstützt wurde.

— Die Mehrheit der Welten. Zu dem bekannten englischen Federkrieg über die Mehrheit der Welten ist kürzlich ein neuer Beitrag aus der Feder des Herrn W. S. Jacob, „Astronomen der Ostindischen Compagnie", erschienen.*) Im Ganzen tritt der Verfasser der Ansicht des Sir David Brewster, des Vertheidigers der Mehrheit, bei, doch behandelt er auch den Gegner, Herrn Whewell, mit großer Schonung. Er sagt unter Anderem: „Es ist wohl möglich — d. h. es kann das Gegentheil nicht bewiesen werden — daß unsere Erde der einzige zu dem Grade der Vollkommenheit, in welchem wir sie erblicken, gelangte Weltkörper sei, der einzige von intelligenten Geschöpfen, die ihren Schöpfer zu erkennen vermögen, bewohnte, oder auch wohl der einzige überhaupt bewohnte; aber es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß dies der wirkliche Stand der Dinge sei. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß einige der uns bekannten Planeten bewohnt seien, ja, sogar nicht unwahrscheinlich, daß dies mit allen der Fall, und vielleicht ist es eben so wahrscheinlich als nicht, daß einer oder mehrere von ihnen intelligente Bewohner haben. Es ist höchst wahrscheinlich, daß einige und nicht unwahrscheinlich, daß alle Fixsterne Weltkörper sind, die unserer Sonne gleichen; es ist ferner wahrscheinlich, daß einige, wo nicht alle, von Planeten umgeben sind, deren einige bewohnt sind; wir haben jedoch keinerlei Beweise, um über irgend einen dieser Punkte mit Gewißheit uns auszusprechen. Es sind dies die Schlüsse, die der gegenwärtige Zustand der Wissenschaft zuläßt, die jedoch durch neue, künftige Beobachtungen allerdings modifizirt werden können." — Man sieht, Herr Jacob ist außerordentlich vorsichtig. Von der dem Professor Whewell zugeschriebenen, anonym erschienenen Schrift sagt er, sie habe das Gute gehabt, manche allgemein verbreitete Irrthümer zu berichtigen. „Es ist sicher", fügt er hinzu, „daß Viele, die es besser wissen sollten, sich gewöhnt haben, mit Entschiedenheit und in Ausdrücken, die durch keinerlei Beobachtung unterstützt werden, von den Bewohnern der Welten rings um uns zu sprechen, als ob sie unzweifelhafte Beweise von deren Existenz besäßen, und hätte jene Schrift sich begnügt, diesen Irrthum durch genaue Abwägung der Frage in den Schulen der Wahrscheinlichkeit zu widerlegen, so würde sie der Sache der Wahrheit einen Dienst erwiesen haben. Aber indem der Verfasser in das andere Extrem verfiel und behauptete, daß unsere Erde höchst wahrscheinlich der einzige bewohnte Punkt im Weltenraume und daß das übrige Universum eine unfruchtbare Wüste sei, hat er, wie mir scheint, viel über sein Ziel hinausgeschossen und wird er eben so wie das, was er bekämpft, von keinerlei Beweis und Zeugniß unterstützt."

— Das neue Zeitungsgesetz in England. Von den vielen wohlfeilen englischen Volksblättern, welche die Aufhebung der bisherigen Zeitungs-Abgabe ins Leben rief, scheint sich in London nur Charles Knight's Town and Country Paper erhalten zu wollen, da die übrigen, die wie Pilze aufschossen, schon beinahe sämmtlich wieder eingegangen sind. Am meisten soll durch die neue Ordnung der Dinge diejenige Zeitung — die Times — gewonnen haben, die sich ihr am eifrigsten widersetzte. Man berechnet ihren Mehrgewinn in Folge der neuen Einrichtung auf 40,000 Pfd. jährlich.

*) Der Geheime Bergrath, Prof. Nöggerath in Bonn, der seinen alten Freund Charpentier noch wenige Tage vor dessen Ableben besuchte, erzählt darüber in der „Köln. Zeitung" (vom 11. Okt. Feuilleton): „Ich fand ihn, einem Sterbenden ähnlich, in seinem Bette. Er hatte so eben zweimal seinen Namen unterzeichnet, als er ohnmächtig auf die Kissen niedersank. Bald erholte er sich wieder, bespach mit fast unbegreiflicher Lebendigkeit und Klarheit mit mir manscherlei Dinge aus dem Gebiete unserer Wissenschaft, und als das Gespräch näher auf den Zweck meiner Reise führte, bellagte er es sehr, daß er mich mit mir nach dem Bisthofale (wo eben die Grobchen stattfanden hatten) reisen konnte „denn", so fügte er hinzu, „ich werde keine Alpen und Pyrenäen mehr durchwandern und besteigen; mein Lebenszitl ist seinem Ende nahe, höchstens bis in die kommende Woche werden meine Tage reichen." Er sprach bies mit einem so festen Selbstbewußtsein und mit solcher Klarheit des Geistes aus, daß ich ihm von nicht wenig ergriffen wurde. Er ließ sich eine Mappe mit eigenen naturwissenschaftlichen Notizen bringen und diktirte mir daraus chronologische Nachrichten über die Erdbeben im Rhone-Thale. Ein Abbrechen des Besuchs, worauf ich wiederholt drang, wurde von ihm nicht zugegeben. Meine Lage war eine sehr peinliche; ich entschied sehr, durch die veranlaßte Aufregung seinen Tod zu beschleunigen. Ehe ich den unermüdlichen Naturforscher verlassen konnte, sah er mich ein, noch einen Blick auf seine im anstoßenden Zimmer aufgestellte, große Sammlung von Fluß- und Süßwasser-Konchylien zu werfen — wohl die größte und am genauesten bestimmte, die jegend existiren mag — legte mir zugleich den vollständigen, mit wissenschaftlicher Kritik und Genauigkeit bearbeiteten Katalog davon vor und bemerkte, daß diese schöne Sammlung, nach seiner lebtwilligen Verfügung, in den nächsten Tagen dem Kantonalmuseum in Lausanne einverleibt werden würde." — Sechs Tage nach Nöggerath's Abreise von der stark Charpentier. In einer dürftlichen Benachrichtigung hieß es: „Dieu lui a fait la grâce de le retirer de ce monde sans souffrances et de conserver intactes jusqu'à son dernier soupir ses nobles et puissantes facultés."

*) A Few More Words on the Plurality of Worlds. By W. S. Jacob, Astronomer of the H. E. I. Company.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Buchhändler Naumann, Markgrafenstr. Nr. 51), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 129. Berlin, Sonnabend den 27. Oktober 1855.

Holland.

Die Entwässerungswerke in Holland und die Trockenlegung des Harlemer Meeres.*)

Gegen die äußeren Gewässer, d. h. gegen die Flüsse und das Meer, schützt Holland sich durch Deiche und Schleusen. Es hat aber, um bewohnbar zu bleiben, auch noch die Kunst nöthig gehabt, sich von den inneren Gewässern zu befreien. Es hatten sich seit undenklicher Zeit in Folge von Regengüssen und Ueberfluthungen durch die Flüsse überall Pfützen, Seen, Moräste gebildet. Auch da, wo man Torf gegraben hatte, wurden die Ländereien in Seen verwandelt. Um Holland von diesen inneren, immer mehr um sich greifenden Gewässern zu befreien, schuf die Wasserbaukunst das System der „Polders", d. h. der eingedeichten Ländereien; die zu entwässernden Ländereien wurden mit schwachen Dämmen umgeben und mit großen Schleusen versehen. Dieses System entwickelte sich mit dem Fortschreiten des Ackerbaues und der Industrie. Man zwang bald einen der Feinde Hollands, den Wind, zur Entwässerung der Ländereien seine Kräfte herzugeben. Die Zeit, in der man angefangen, Windmühlen zur Entwässerung der Ländereien anzulegen, läßt sich nicht genau angeben. Einer Sage zufolge hat im Jahre 1408 zu Alkmar in Nord-Holland ein gewisser Florenz Alkmade eine solche Entwässerungs-Windmühle angelegt. In Ende des funfzehnten Jahrhunderts waren solche Windmühlen in den holländischen Polders allgemein verbreitet. Dieselben waren in der ersten Zeit sehr unvollkommen: sie konnten nur bei Nordwestwind arbeiten; aber es dauerte nicht lange, so hatte man diesem Uebelstande abgeholfen. Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts waren überall die niedrigen Ländereien eingedeicht, mit Gräben durchzogen, mit Schleusen und Windmühlen versehen. Der Zustand des Landes war dadurch ganz verändert worden; die vormaligen Moräste waren jetzt fruchtbare Ländereien. Heutzutage steht man Mühlen von allen Gestalten und Größen über die reichen Gefilde verbreitet; die auf dem Hintergrunde des ruhigen Himmels sich bewegenden Flügel der unzähligen Windmühlen geben der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter. Einige dieser Windmühlen sind großartige, hoch in die Luft hineinragende Gebäude; andere kleinere, aus Holz oder aus Ziegelsteinen erbaut, tragen einen wirklichen Luxus zur Schau; mit einem Strohdache versehen, welches sie gegen den Regen schützt, zeigen sie stolz die mit Reliefs und Goldverzierungen geschmückte Axe, um welche die Flügel sich bewegen. Die Sauberkeit und die Eleganz dieser Mühlen, die großen Segel, welche wie Flügel riesiger Vögel die Luft durchschneiden, das mit dem Rauschen des Wassers vermischte Geklapper, alles dies giebt der friedlichen Natur Hollands einen unbeschreiblichen Reiz. Anderswo sind die Mühlen nur zu Einem Zweck da; hier sind sie Pumpen, Sägemühlen und Mahlmühlen. Manche Polders werden von einer kleinen Mühle entwässert; in anderen steht man mehrere große Mühlen arbeiten. Früher beschränkte man sich darauf, die weniger tief liegenden Ländereien vom überflüssigen Wasser zu befreien; aber in Folge der Fortschritte der Wissenschaft ist man dahin gelangt, mit Hülfe des Windes auch die tief gelegenen Sümpfe trocken zu legen. Die Kunst hat in Holland die Natur geschaffen. Wenn man dieses durch die menschliche Kunst geschaffene Land im Sommer sich mit üppigem Gras, mit Früchten und Gemüsen bedecken sieht, kann man nicht genug die Macht der menschlichen Kunst bewundern, welche einen unter den Gewässern verlorenen Boden in einen Vergnügungs- und Fruchtgarten verwandelt hat.

Sehr schwierig war es, zwischen den besonderen Interessen der Polders und den allgemeinen Interessen des Wasserbausystems, dem Holland seine Existenz verdankt, das Gleichgewicht herzustellen. Wenn man erwägt, daß das Meer für Holland ein seine Existenz fortwährend bedrohender Feind ist, wenn man dieses Netz von Deichen und Kanälen ins Auge faßt, wenn man an die schrecklichen Folgen denkt, welche durch die geringste Nachlässigkeit in einem Lande herbeigeführt werden können, wo ein Maulwurfsgang oder ein Rattenloch die Sicherheit eines Deiches in Frage stellen und den Gewässern einen Durchgang eröffnen kann, so wird man sich nicht wundern, daß die auf das Deich- und Kanalwesen sich beziehenden Functionen von je her als höchst wichtig angesehen worden sind. Es werden diese Functionen durch die General-Stände und nur Männern des reformirten Bekenntnisses übertragen. In Delft besteht eine besondere Schule für Eleven des hydraulischen Genie-Corps. Dieses Corps von Civil-Ingenieuren ist die Armee, welche das Vaterland schützt. Man kann sich nicht leicht vorstellen, mit welcher Kunst diese Schleusen dirigirt werden müssen, um dem Feinde nicht einen Zugang zu eröffnen, und welche praktische Uebung und Sorgfalt erfordert wird, das gesammte Getriebe der Kanäle im Innern des Landes in Harmonie zu erhalten.

Die bei der Entwässerung der Polders, von denen manche vier bis fünf Mètres unter dem Niveau des natürlichen Bodens gelegen sind, erlangten Ergebnisse mußten den Holländern ein großes Vertrauen auf ihre Kräfte beibringen. Es folgten nun viel kühnere Unternehmungen. Im siebzehnten Jahrhundert wurden beträchtliche Stücke Landes trocken gelegt. Die erste Entwässerung einer großen Fläche geschah 1614 in Nord-Holland: der Beemster-, der Purmer- und der Schermeer wurden unter der Hand der Industrie die schönsten und reichsten Gefilde der Niederlande. William Temple, ein Mann dieser Zeit, schildert uns das Erstaunen, in welches er gerieth, als er in Stelle des früheren zwei Meilen breiten Beemster-Sees Gefilde sah, auf denen Vieh weidete. Das vormalige Seebecken bildete, von Kanälen und Straßen durchzogen und mit Alleen bepflanzt, zu dieser Zeit schon die reizendste Landschaft. Von 1605—1640 wurden sechsundzwanzig Seen in derselben Provinz in Polders verwandelt. Im Jahre 1820 berechnete man das in Nord-Holland auf diese Weise gewonnene Land auf sechstausend Hektaren. In Süd-Holland betrug im Jahre 1844 das für den Ackerbau gewonnene Land 29,000 Hektaren. In der neuesten Zeit hat man den Polder Nordorf entwässert, der ein Sumpf war und auf welchem jetzt ein kleines Dorf steht. Holland hat auf diese Weise sich durch die Arbeit zu verschaffen gewußt, was die Natur ihm versagt hatte. Die Mittel, durch welche dieses Wunder bewirkt worden ist, sind sehr einfach: bis zur neuesten Zeit hat man alle Entwässerungen durch Windmühlen bewirkt.

Trotz allen Eroberungen, die man gemacht hatte, war in der Provinz Holland ein Feind geblieben und immer größer und gefährlicher geworden; wir meinen das Harlemer Meer. Die Holländer hatten diesen See entstehen sehen. Mit Hülfe alter Landkarten kann man die allmähliche Entstehung dieses großen Wasserbeckens verfolgen, welches zuletzt die Städte Leiden und Amsterdam zu verschlingen drohte. Im Jahre 1531 sah man in der Umgegend von Harlem vier kleine Seen und an den Ufern derselben drei Dörfer: Rieukerk, Dorp-Ryk und Wisk-Huysen. Im Jahre 1591 war eines dieser Dörfer schon verschwunden; im Jahre 1647 existirten die beiden anderen auch nicht mehr. Die Seen waren zuerst ohne Verbindung mit einander. Im Jahre 1531 war der natürliche Kanal, der sich zwischen dem Harlemer- und dem Leidener-See gebildet hatte, noch so schmal, daß man ihn auf einer Planke überschreiten konnte. Im Jahre 1647 hatten sich die vier Seen vereinigt und bildeten nun das Harlemer Meer. Das Stück Land, Beinsdorf, welches aus dem Wasserspiegel noch hervorragte, wurde immer kleiner und der See immer größer. Er hatte zuletzt einen Umfang von elf Meilen und war ein stürmisches Meer, auf dem Seeschlachten geliefert worden waren, Flotten von siebzig Schiffen manövrirt hatten und Schiffe zu Grunde gingen. Abwechselnd ruhig und stürmisch, schien dieses Wasserbecken sich nach seinen eigenen Gesetzen zu verhalten.

Am 1. November 1755, als das Erdbeben von Lissabon stattfand, sah man den See in heftiger Bewegung, während das offene Meer ruhig blieb. Die Ueberfahrt auf dem Harlemer Meer war gefährlich; es nahm einen immer ungestümeren Charakter an. Bei jedem Unwetter sah man auf diesem Binnenmeer hohe Wasserberge sich erheben, die an den Ufern sich schäumend brachen und die Schutzdauten zu zertrümmern drohten. Es war ein unbequemer und gefährlicher Nachbar; wenn die Deiche und Werke, durch die man ihn in Schranken hielt, gewichen

*) Nach einem Artikel der Revue des deux Mondes.

Digitized by Google

wären, würde der See ganz Holland in Gefahr gebracht haben. Man verwendete, um ihn in seinem Becken zu halten, so große Summen, als zu seiner Trockenlegung ausgereicht hätten. Indessen das Harlemer Meer fuhr fort zu bestehen, bis am 9. November 1836 seine Gewässer durch einen wüthenden Westwind über die Dämme und Straßen bis an die Thore Amsterdams fortgewälzt wurden. Dieses Ereigniß entschied das Loos des Harlemer Meeres. Es hatte Amsterdam bedroht; Amsterdam sagte nun dem Meere: Du sollst verschwinden.

Es handelte sich von diesem Tage an nur noch um die Mittel, den „Urtelsspruch auszuführen. Die Trockenlegung des Harlemer Meeres war schon öfter in Vorschlag gebracht worden. Im Jahre 1643 hatte ein Ingenieur und Mühlenbaumeister in Nord-Holland, Jan Adrian Leegh Vater, die Gefahr erkennend, von der Holland bedroht war, wenn das Harlemer Meer zu bestehen fortfuhr, zu Amsterdam eine Schrift veröffentlicht, die mit den Worten schloß: „Wir müssen uns von dieser zerstörenden drohenden Wassermasse befreien, ergo delendum est mare!" Es waren dieser Schrift („Haarlemmer Meer-Boek") ein Entwässerungsplan und eine Karte beigegeben. Der Verfasser hielt hundertvierzig Mühlen für nöthig, um das Wasser des Harlemer See's in das Meer zu schaffen. Es konnten diesem Projekt manche Bedenken entgegengesetzt werden; es wäre ein Wind nöthig gewesen, der lange Zeit dieselbe Richtung behielt, damit die Mühlen mit Erfolg hätten arbeiten können. Es wurden andere Vorschläge gemacht; aber so lange eine von dem Wechsel der Atmosphäre unabhängige, dem menschlichen Willen vollständig unterworfene gewaltige Kraft nicht entdeckt war, waren alle diese Vorschläge unausführbare Ideale. Erst nach Entdeckung der Dampfkraft konnte man die Trockenlegung des Harlemer Meeres auszuführen hoffen. (Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Zehnter Monats-Bericht. 1855.

(Schluß.)

Aber nun kömmt etwas Frisches, Eigenes, Wildfremdes und doch so gemüthlich Verständliches, als wäre es Verwirklichung kindlicher Träume und Ideale: polynesische Mythologie,*) natürliche, naive Gewächse einer alten, noch lebenden Antipoden-Kultur, die die englische Kolonial-Verwaltung noch nicht unter ihre Baumwollen-, Bibel- und Steuer-Einnehmer-Civilisation zu begraben vermochte. Neu-Seeland fand sogar in Sir George Grey einen Mann von Geschmack und Sinn für die ursprüngliche, beinahe an alte griechische Schönheitsgebilde erinnernde Religion, Literatur und Kunst seiner braunen, tättowirten Eingeborenen. Als Gouverneur von Neu-Seeland fühlte Sir George Grey sehr bald die Nothwendigkeit, sich mit der Sprache und der Anschauungs- und Denkweise seiner Unterthanen bekannt zu machen. Er übernahm durch Fleiß und Ausdauer die Schwierigkeiten und arbeitete dann auch Jahre daran, die lebendig im Volke lebende Religion und Poesie aus dem Munde der Priester und Häuptlinge zu sammeln und theils im Original, theils in Uebertragung zu fixiren. Sein achtjähriger Fleiß ward durch Abbrennen seines Hauses mit vertilgt. Er fing nun von vorn an und publizirte später eine sehr umfangreiche Sammlung von Sagen und Gesängen seiner „Maorie", wie sich die Eingeborenen von Neu-Seeland nannten, in deren Urisprache. Das englische Werk ist ein Auszug in Uebersetzung des Besten und unserer Anschauungsweise Zugänglichsten aus dieser größeren ersten Original-Sammlung. So lernen wir auf die anmuthigste Weise die natürliche Denk-, Dichtungs- und Handlungsweise einer rohen, simpeln eigenen Menschen-Rage, als sie noch von keinem Atome europäischen oder sonstigen Einflusses berührt worden, und wie sie selbständig aus einem von aller Welt abgeschlossenen Boden und dessen Gebilden aufgewachsen war, in Gesängen und Sagen kennen. Einige derselben, wie z. B. „das Mädchen von Rotorua", sind ungemein schön und graziös und erinnern an die ältesten, naivsten, mythologischen Anschauungen der Homerischen Zeit. Sie haben ihre eigene Schöpfungsgeschichte, ihre Götter, Feen und Heroen, ihre moralischen und sozialen Poesieen. In den Schöpfungssagen erkennt man zum Theil leicht poetisch-simpel eingekleidete geologische und physikalische Prozesse wieder, so daß sie vielleicht naturwissenschaftlich von Nutzen werden können. Natürlich erkennt man auch die ursprüngliche Rohheit und den naiven Kannibalismus der einzelnen Stämme sehr klar wieder. Daß man Feinde fing und in verschiedenen Zubereitungen mit Appetit verzehrte, war bei ihnen eben so ländlich sittlich, wie bei uns noch heute, freilich in verkappterer und raffinirterern Zubereitungen, in Rechts-, Gesetz- und Kriegswissenschafts-Saucen. In dem ungeschminkten Kannibalismus der Maorie lag vielmehr eine Art Humanität und Oekonomie: man erschlug nicht mehr, als man mit Appetit glaubte verzehren zu können. Bei uns werden im Kriege mehr Menschen verstümmelt und zerschossen, als man nachher nur begraben kann, und zwar zuweilen aus Gründen, wegen welcher die Maorie ihren Feinden noch keinen Finger abgeschnitten haben würden, aus Gründen, die auf friedliche und gesetzliche Weise viel eher erledigt werden könnten, falls die Krieg führender Parteien nur an Gesetze appellirten wollten, die sie selbst so reichlich gegeben. — Die neuseeländische Rage ist in jeder Beziehung merkwürdig. Sie bildet einen eigenthümlichen Schlag, mit dem die Ethnologen bis jetzt noch nicht recht Reine kamen, sie ist ungemein befähigt und von Natur gut ausgestattet, namentlich das weibliche Geschlecht, aus welchen sich manche Engländer graziöse Frauen nehmen, die in Schönheit und natürlicher Anmuth, im Reiten, Schwimmen, Arbeiten, Lieben und — Tabakrauchen unsere schönsten Töchter weit hinter sich zurücklassen. Aus Sir George Grey's Buche lernen wir sie ganz genau kennen, selbst wenn man die „Polynesischen Forschungen" von Ellis und Capitain Cook's Reisen schon gelesen haben sollte.

So viel in letzterer Zeit auch über die Türkei geschrieben worden ist, so wird doch in dem Werke von Gordon Trenery: „Die Hauptstadt des Halbmondes mit Bildern aus dem Harem-Leben",*) ungemein viel Neues und Interessantes. Trenery malt fast stets rosenfarbig, aber wahr, und individueller Erfahrung und aus Erlebnissen, die ihn tiefer in das Privatleben der türkischen guten Gesellschaft führten, als bisher wohl je einen Europäer. Er schildert den gebildeten Türken wörtlich und wirklich in seiner Häuslichkeit, im Harem, eine um so interessantere Sphäre, als zugleich mit dem Erscheinen von „Gianni" im Harem der dicke Schleier von den Köpfen der Frauen fällt und diese in aller ihrer Schönheit und naiven Herzlichkeit vor uns schweben, als wir sehen, wie diese barbarische „Integrität der Türkei" gebrochen wird und menschlichere, würdige Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern sich geltend machen lernen. Der gebildete Türke von Stande, in dessen Haus wir zuerst eingeführt werden, ist ein Privat-Gentleman, Mustapha Efendi, dessen Feen-Palast natürlich am Bosporus liegt. Weiße Marmorwände steigen unmittelbar aus dessen klaren Fluthen. Dahinter erheben sich malerische Gänge, Höfe und Gebäude von Marmor auf mosaikgepflastertem Boden. In der Mitte springt zwischen saftiggrünen, fruchtgoldenen und weißblühenden Orangen-Bäumen, Palmen und riesigen Blumen eine Fontäne mit tausend Strahlen. Das Innere erhebt sich in Terrassen mit Marmorstufen, strahlend und duftend von den herrlichsten Blumen und Zierpflanzen. In den Zimmern und offenen Hallen weißseidener Damast, blausammetne und goldgestickte Divand und Kissen, himmelblaue, seidene Wolken mit goldenen Sternen über uns, Tische, mit Gold- und Silbergeweben bedeckt, orangenfarbige Teppiche mit rothen und grünen und purpurnen Blumen, Sophas, Kissen, Pfühle von weißem Sammet, Wände von fleckenlosem Glas mit goldenen Rahmen, schwarze Sklaven, glänzend in Gold und schneeweißer Draperie unter der weichen, klaren Sonne u. s. w.; endlich die zarte, weiße, leicht erröthende siebzehnjährige Herrin aller dieser Herrlichkeit, Yasmi, um die Schwester des Autors zu bewillkommnen: „Shekier Al'lah! (Gott sei Dank!, daß Du gekommen bist! Ich liebe Dich sehr! Ich hoffe, Du wirst die simple Osmanli auch lieben. Darf ich Dich lieben?" — „Wie werde ich mich freuen, wenn Du mich liebst!" antwortete meine Schwester. — „Und Du willst auch mich lieben?" — „O nur zu sehr." Und sie nahm das zarte Wesen in ihre Arme und küßte ihre Hand. — „Du bist sehr gut. Du sollst mein ganzes Herz haben. Nun komm, denn mein Gatte wird sonst ungeduldig. Euch zu sehen."

Nun kömmt die Begrüßung, die beiderseitige Verlegenheit, was in England und was bei ihnen, den Türken, seine Sitte und Mode sei, bis man von beiden Seiten annimmt und aufgiebt und so einen neuen Boden gebildeten Verkehrs gewinnt und zunächst halb englisch, halb orientalisch ein Diner zu genießen sucht. Dieses Annehmen und Aufgeben zwischen den Bewohnern der Türkei und ihren abendländischen Retern ist vielleicht der wahre Gewinn für beide Theile und diesem Kriege. Ja wohl, wir können viel Lebens-Comfort, viel Würde und Ehrlichkeit von dem gebildeten Türken lernen, während sie, wie sie als Ganzes sind, allerdings kaum mehr auf Duldung Anspruch machen können. Sie haben die schönsten, fruchtbarsten Theile Europa's und Kleinasiens in Wüsten und Ruinen, in Fieber-, Pest- und Räuberhöhlen, Städte, Hunderte ehemals blühender Städte und Tausende von Dörfern in Herbergen scheußlicher Reptilien, Schakale, Wölfe und anderer Bildnißthiere verwandelt durch ihre Würde, durch ihre fatalistische Glänzigkeit, durch ihre wollüstige, Kaffee essende und Tabak rauchende Faulheit. Einige Hunderte leben, vegetiren, träumen im feenhaftesten Luxus am Bosporus entlang, aber die Millionen sind jämmerliche, kriechende, bettelhafte Schatten geworden. Die türkische Kultur hat nur noch Anspruch, in die moderne, für die ganze Menschheit sich heraus-

*) Polynesian Mythology and Ancient Traditional History of the New-Zealand Race, as furnished by their Priests and Chiefs. By Sir George Grey, late Governor-in-Chief of New-Zealand. London, Murray.

*) The City of the Crescent, with Pictures of Harem-Life: or, the Turks in 1854. By Gordon Trenery. London, Skeet, 1855.

Digitized by Google

arbeitende Civilisation, die da arbeitet, produzirt und die Güter und Schönheiten des Lebens schafft und gestaltet, aufzugehen und ihre Stellung als „Moment" einzunehmen. Zum Untergange ist sie zu schön, zu reizend und geschmackvoll, und sollte sie auch nur in neuer Poesie unserer vier Wände, in der Tapete, wieder aufleben. „Die Poesie der vier Wände!" Ich glaube, damit treffe ich das wahre, unsterbliche Wesen der türkischen und besonders maurischen Kultur. Sie, denen ihr Prophet Materei und Skulptur verboten hatte, konzentrirten die ganze Energie und Phantasiefülle ihrer Aesthetik auf die Architektur, besonders auf die Poesie der Wände. Man muß so oft in der Alhambra, im Löwenhofe, in der Halle der Abencerragen den Krystall-Palastes geschweigt haben, wie ich, auf dem rothen Kissen gelegen und in den herabgezogenen Himmel dieser Halle geblickt haben, um mit einem einzigen Blitze der Vorstellung zu begreifen, was es heißt: Poesie der bloßen vier Wände, brennende, farbige, in tausend prismatischen Farbenspielen lebendige Poesie des bloßen, leeren, abgeschlossenen Raumes. Unter den goldenen Säulenpaaren des Löwenhofes mit den ganz unmerklich und doch so effektvoll zugespitzten Rundbogen, zwischen welchen die Löwen unter prächtigen Blumen ihre Wasserbogen spritzen, treten wir auf dem zartesten Mosaikboden in die dunkle Halle der Abencerragen, in deren Leere nur in der Mitte eine feine Fontäne plätschert. Diese und die rothen, weichen Kissen an der Seite bilden das ganze Mobiliar. Aber nun werfe man sich hin auf diese schwellende Elastizität und erhebe das Auge in die Kuppel hinauf, in diesen tricherförmig zusammengedichteten Himmel mit aller seiner goldenen und farbigen Herrlichkeit. O, wie die Lichter draußen in unaufhörlich metamorphosirenden Farben durch die Gläser spielen und an den Ecken, Kanten, Knöpfen und kleinen Höhlungen wie eine ewige, ätherische Schöpfung spielen! Und diese brennende Gluth, diese Fülle, diese Ruhe, diese gottelige Träumerei in den Tapetenmustern der Wände! Ich habe, glaube ich, in meinem Buche über den Krystall-Palast diese maurische Poesie der Wände sehr genau geschildert und die ästhetischen Prinzipien derselben aus einander gesetzt. Aber genau weiß ich es freilich nicht mehr. Zu den vielen Opfern, die der Krieg hinwegraffte, gehört auch mein bestes Buch, das ich je geschrieben zu haben glaube. Es war fertig, als der Krystall-Palast eröffnet ward. In fortwährender, frendiger Anstrengung hatte ich das unerschöpfliche Material, welches man hier unter Glas und Rahmen setzte, zusammengebracht und es in nie ermattender Begeisterung rasch verarbeitet. Ein Jahr später etwa fand ich das Buch unter einem ganz anderen Titel: „Der Führer durch den Krystall-Palast bei Sydenham" (o, es sollte mehr ein Verführer sein) im Hinrichschen Kataloge unter den künftig erscheinenden Werken! Neuerdings hörte ich ein dunkles Gerücht, daß es erschienen sei.*) Mein Ruhm, so ein Buch mit Eröffnung des Palastes geschlossen zu haben, ist dahin, vielleicht auch das Buch. Gott habe es selig. Es war aber wunderschön, so lange ich es schrieb. Das weiß Keiner, so wie ich. Jedenfalls ist es noch gut dazu, zu zeigen, welche Begeisterung, welche kosmopolitischen Hoffnungen, welche Clairvoyance (meinetwegen lache man mich aus) diese großartigste Schöpfung aller Zeiten einzuflößen im Stande war. Noch heute verzeihe ich allen Engländern Alles, was ich je gegen sie gesagt und geschrieben, so oft ich in diese ihre großartigste, wunderbarste, erhabenste Schöpfung eintrete, die immer zauberhafter, immer reicher, immer neuer, immer unerschöpflicher an Genuß und Erhebung wird, je öfter man sich von ihr berauschen läßt. Die architektonischen, plastischen und monumentalen Meisterwerke aller Zeiten und Nationen, die Pflanzen, Bäume und Blumen aller Zonen und selbst der Gewässer und Meere, die ethnologischen Typen der Menschheit, die geologischen Gebilde der Erde, die schon vor Millionen von Jahren ausstarben, die Maschinerieen und Industrieen der Gegenwart (freilich bis jetzt ein Fiasko), dies und unzählig Anderes aus der ganzen Welt zusammenzustellen, organisch neu zusammenzudichten und es auf dem zwanzig Meilen ringsum beherrschenden Penge-Hügel unter eine wahrhafte Zauberei von Glas und Eisen zu stellen, mit Blumen-Ampeln und Schlingpflanzen und lebendigen Teichen zu dekoriren, täglich achtzig bis neunzig Deutsche alle Meisterwerke der Tonkunst spielen zu lassen, Tausende von Wasserstrahlen daneben in die Höhe zu spritzen, daß die Blumen des Parks stets im Diamantenschmuck des Thaues neben den Statuen glänzen, täglich Tausende mit Dampf in diese Herrlichkeit fliegen und Kaffee, Thee, Bier, Wein, Hummersalat genießen zu lassen, als wäre diese ganze, märchenhafte Schöpfung eben nur ein wohlfeiles Kaffeehaus mit kalten und warmen Speisen — das ist — ja, was ist denn das nun! Das rechte Wort für Würdigung dieser noch unaussprechlichen Thatsache wird erst die Zukunft lange nach dem Frieden finden.

*) Es bildet unter dem Titel: „Der Krystall-Palast von Sydenham, seine Kunsthallen, sein Park und seine geologische Insel" einen Band der überaus geschmackvoll ausgestatteten illustrirten Reise-Bibliothek von J. J. Weber in Leipzig. D. R.

Vorschläge zur Beförderung der Wissenschaften in England.

In der letzten Versammlung der British Association wurde ein aus den hervorragendsten Mitgliedern dieses Vereins bestehendes Comité niedergesetzt, um einen Bericht über die Maßregeln auszuarbeiten, die von der Regierung und dem Parlamente zur Beförderung und Popularisirung der Wissenschaften zu ergreifen wären. Dieser setzt vor uns liegende Bericht ist ein äußerst umfassendes Aktenstück, indessen lassen sich die in demselben gemachten Vorschläge in einigen Hauptpunkten resumiren.

Die eigentlichen Naturwissenschaften sind bekanntlich in den englischen Universitäten, namentlich in den älteren, Oxford und Cambridge, bisher sehr schwach vertreten; man kann sogar behaupten, daß sie von dem Lehrkursus derselben ganz ausgeschlossen sind, indem sie beim Examen unberücksichtigt bleiben und dieses sich einzig und allein auf die Mathematik und die klassischen Sprachen beschränkt. „Es ist traurig", bemerkt Herr Grove, „die Anzahl von Oxforder Graduirten zu sehen, welche nicht die leiseste Ahnung von den Grundprinzipien haben, auf welchen die Construction eines Fernrohrs, eines Barometers oder einer Dampfmaschine beruht." „Ein Studirender", sagt Lord Rosse, „der den Hauptpreis in Literis humanioribus gewonnen hat, ist vielleicht mit den ersten Anfangsgründen der Physik unbekannt, unfähig, die Bedeutung der Mechanik und der Technologie zu begreifen oder die Kräfte und Hülfsquellen zu beurtheilen, welche die Macht dieser großen Nation geschaffen haben." Und Sir Charles Lyell zieht folgende Parallele zwischen dem wissenschaftlichen Zustande Deutschlands und seines Vaterlandes: „Dort giebt es nicht nur in den Universitätsstädten, sondern auch fast in jedem Orte, in welchem sich eine nur etwas bedeutende Schul-Anstalt findet, wenigstens Einen Lehrer, der speziell damit beauftragt ist, Unterricht in der Physik und Naturgeschichte zu ertheilen, der ein physikalisches Kabinet unter seiner Obhut hat und der häufig der Verfasser gründlicher wissenschaftlicher Abhandlungen in einem der Fachjournale des Landes ist. In England ist dies so wenig der Fall, daß ich große Städte mit reich dotirten gezlichen Institituten besucht habe, ohne einen einzigen Menschen antreffen zu können, der sich mit irgend einem Zweige der Naturwissenschaften beschäftigt hätte. Wenn es sich daher ereignet, daß die Einwohner einer Stadt, von dem benachbarten Adel und Klerus unterstützt, die Errichtung eines Museums beschließen, so ist es ihnen unmöglich, einen wissenschaftlich befähigten Mann zur Anordnung und Leitung desselben aufzutreiben."

Zur Abhilfe dieser Uebelstände schlägt das Comité vor, allmähliche Reformen in dem System derjenigen englischen Universitäten vorzunehmen, welche die Naturwissenschaften bisher nicht in ihren Studienplan eingeschlossen haben. Es müßten besondere Professoren der Naturwissenschaft an den Universitäten angestellt werden und, wo solche schon vorhanden, ihre Zahl vermehrt, ihre im Vergleich mit den anderen Lehrstühlen sehr ungenügende Besoldung erhöht und für die Besetzung der einzelnen Zweige dieser Disziplin besser gesorgt werden. Ferner wird empfohlen, Professoren oder Lehrer zur Haltung von wissenschaftlichen Vorträgen in den bedeutenderen Provinzialstädten zu gewinnen und öffentliche Examina zu veranstalten, um die Fortschritte ihrer Zuhörer zu verifiziren, Museen und öffentliche Bibliotheken in solchen Städten auf Staatskosten zu gründen und nach und nach alle Steuern abzuschaffen, welche die Kostspieligkeit wissenschaftlicher Publicationen vermehren. Ob es dagegen rathsam sei, wissenschaftliche Bestrebungen durch Verleihung von Decorationen und Medaillen aufzumuntern, wird entschieden bezweifelt. „Ich kann zwar nicht behaupten", sagt Faraday, „daß ich dergleichen Auszeichnungen nicht schätze; im Gegentheil lege ich ihnen einen nicht geringen Werth bei; ich glaube aber kaum, daß die Hoffnung darauf mich je bei meinen Arbeiten geleitet oder mich dazu angespornt hätte." Und der Bericht selbst spricht sich über diesen Gegenstand in folgenden Worten aus: „So lange der Studirende sich in statu pupillari befindet, bietet die Belohnung durch Medaillen oder andere Ehrenbezeugungen wenig Schwierigkeit dar; bei reifen Gelehrten verhält es sich damit aber ganz anders. Wenn der Einwendungen, die sich dagegen erheben, verdient namentlich eine unsere ernste Berücksichtigung: daß es nämlich schwer hält, eine allgemein gültige Norm für die Verleihung solcher Auszeichnungen aufzustellen. Der Regierung kann hierüber kein kompetentes Urtheil zugestanden werden, und man wird es kaum für wünschenswerth halten, dem System, nach welchem die Pfleger der Wissenschaft sich gegenseitig belohnen, eine weitere Ausdehnung zu geben. Selbst in ihrer gegenwärtigen beschränkten Form wird man von dieser Art, Anzeichnungen zu verleihen, nicht sagen können, daß sich dieselbe bewährt habe. Nur Fachgelehrte können über das in ihrem Fach zu belohnende Verdienst ein richtiges Urtheil fällen, und die Furcht, daß man die Richter, die zugleich Nebenbuhler sind oder es doch sein können, der Parteilichkeit zeihe, muß ihnen nicht nur die Entscheidung zu einer lästigen Aufgabe machen, sondern sie auch in der gehörigen Ausübung

ihrer richterlichen Functionen beeinträchtigen. Ueber dies möchte der Werth einer Theorie oder einer Entdeckung selten von den Zeitgenossen richtig gewürdigt werden; die Nachwelt allein kann entscheiden."

Die Herstellung eines an einem Centralpunkte Londons belegenen Gebäudes, in welchem die verschiedenen gelehrten Vereine der Hauptstadt ihre Sitzungen halten können, ist schon vor längerer Zeit angeregt worden und wird von dem Comité kräftig befürwortet. Eine an das Ministerium Aberdeen überreichte Denkschrift hat die Vortheile einer solchen Einrichtung auseinandergesetzt, und es ist einige Aussicht vorhanden, daß Lord Palmerston auf den Vorschlag eingehen werde, der allerdings mit den Centralisationsgelüsten, die sich auch in England geltend zu machen anfangen, zusammentrifft. „Die Wissenschaft", bemerkt Professor Forbes, „muß ihren eigenen Wohnsitz haben und etwas mehr als ein Name sein, ehe sie einen nachhaltigen Eindruck auf den etwas materiellen Geist John Bull's hervorbringen kann. Wie ein Mann ohne Domizil oder Referenzen in den Augen ehrsamer englischer Bürger als eine unzuverlässige und verdächtige Persönlichkeit erscheint, ist ihm die Wissenschaft eine zweifelhafte Mythe, so lange sie nicht mit einem sichtbaren Wohnplatz versehen ist. Um daher den gebildeten und ungebildeten Massen eine gebührende und heilsame Achtung für die Wissenschaft einzuflößen, wäre als erster Schritt die Vereinigung der namhaftesten wissenschaftlichen Societäten in einem bequemen und central gelegenen öffentlichen Gebäude nothwendig, wo sie auf Kosten und unter dem Schutze des Staates sich häuslich einrichten könnten. Der Nimbus, den man so über die Wissenschaft verbreitete, würde sich bald auch auf ihre Priester ausdehnen."

Von noch größerer Wichtigkeit ist indeß der von dem Comité angeregte Gedanke, eine oberste wissenschaftliche Behörde (Board of Science) zu errichten, „die zum Theil aus höheren Kronbeamten, zum Theil aus den ersten wissenschaftlichen Notabilitäten bestände und die Kontrole über die Verwendung der zur Beförderung der Wissenschaft bestimmten öffentlichen Gelder, die Anträge auf pekuniäre oder anderweitige Unterstützung scientifischer Zwecke, überhaupt alle in dieses Gebiet einschlagenden Functionen, nebst denjenigen, welche Regierung und Parlament ihr etwa noch anvertrauen, übernehmen würde." Eine solche Körperschaft, erwartet man, würde dazu beitragen, daß den wissenschaftlichen Bestrebungen und Forschungen größere Aufmunterung zu Theil werde, als sich dieselben bisher erfreut haben, und daß die Veröffentlichung und Verbreitung solcher Forschungen durch Anweisung der dazu erforderlichen Mittel ermöglicht werde; der Einfluß der angezeichneten Männer, aus welchen sie zusammengesetzt wäre, müsse hinreichen, um die Annahme aller von ihnen zum Besten der Wissenschaft gemachten Vorschläge zu sichern, unpraktische und schädliche Unternehmungen zu verhindern, nützliche zur Ausführung zu bringen und im Allgemeinen der Wissenschaft den ihr gebührenden Platz im nationalen Leben einzuräumen. Die neue Behörde würde aus etwa fünfundzwölf Mitgliedern bestehen, da sie in mehrere Unter-Abtheilungen nach den verschiedenen Disziplinen zerfallen müßte. Es wäre gleichsam das französische Institut, auf englischen Boden verpflanzt, aber mit größerer Freiheit und Selbstständigkeit und mit der praktischen Richtung, die vorzugsweise im englischen Geiste liegt.

Das Comité schließt mit der Bemerkung, daß es für seine Anträge um so mehr auf Berücksichtigung hoffe, da es in keinen derselben ein Verlangen ausgesprochen habe, dessen Gewährung der Regierung, dem Parlamente oder den Universitäten ernsthafte Schwierigkeiten verursachen würde.

Mannigfaltiges.

— Eine Roman-Lücke. Nachstehendes Kuriosum, das die Beilage zur A. d. d. M. mittheilt, kann einem Begriff davon geben, auf welche liederliche Weise in Frankreich Bücher fabrizirt und gedruckt werden. „Man kennt im Buchhandel einen Roman aus der Feder eines nur allzu fruchtbaren Schriftstellers, von welchem zwei Bogen des Manuskriptes, als dasselbe gedruckt wurde, verloren gingen. Es entstand dadurch eine Lücke, und zwar nicht blos in der ersten Ausgabe des Romans, sondern auch in allen folgenden Auflagen. Niemand hat jedoch jemals etwas von dieser Lücke gemerkt, an deren Ausfüllung auch weder der Verfasser noch der Verleger im Geringsten gedacht. Und hat auch vielleicht einer oder der andere Leser gefühlt, daß hier ein Glied in der Kette, ein nothwendiger Uebergang in der Erzählung, fehle, so ist man doch andererseits in dieser Art Literatur an Extravaganzen und unnatürliche Sprünge so gewöhnt, daß man es nicht der Mühe werth gehalten, über jene Lücke eine Aufklärung zu verlangen." — Wahrscheinlich ist dieser Roman des fruchtbaren französischen Schriftstellers auch ins Deutsche übersetzt, und unsere emsigen Leihbibliotheks-Leserinnen haben von der gedachten Lücke wahrscheinlich eben so wenig Notiz genommen, als unsere schnellfingerigen Uebersetzer.

— Geschichte von Bearn. Herr Pemberton Hodgson, englischer Konsul in Pau, hat ein interessantes Werk über die Geschichte von Bearn und das Leben jenes Monarchen herausgegeben, auf den die Bearner mit so vielem Rechte stolz sind.*) Der historische Theil des Buches ist allerdings zumeist aus früheren Schriftstellern entlehnt, aber der Verfasser hat seine Materialien zu einem höchst anziehenden Gemälde verwebt und sie durch zahlreiche, auf persönliche Beobachtung gegründete Bemerkungen über das Land und dessen Bewohner ergänzt. Mit den Kommentarien des Cäsar beginnend, ergiebt er die mit diesem Theile Frankreichs verknüpften denkwürdigen Begebenheiten der alten Geschichte, zu welchen auch die romantischen Episoden aus den Tagen Karl's des Großen und Abderrahman's gehören. Am Hofe von Bearn lebte Froissart und schrieb dort viele von seinen glänzenden Schilderungen des Ritterthums. Gaston de Foix, Jeanne d'Albret, Magarethe von Valois und andere historisch berühmte Namen werden uns von Herrn Pemberton Hodgson vorgeführt; am längsten verweilt er jedoch bei der Biographie Heinrich's IV., von dessen politischem Charakter und kriegerischen Thaten er mit warmer Begeisterung spricht, ohne seine Mißbilligung der persönlichen Laster zu verbergen, welche das Leben eines der größten Fürsten der Neuzeit beflecken.

— Das Banquierhaus Strahan. Dieses englische Banquierhaus, das durch seinen großartigen Bankerott einen so wenig beneidenswerthen Ruf erlangt hat, ist mit Ausnahme der Herren Child & Comp., deren Geschäft aus dem Jahre 1640 datirt, das älteste in London, indem es schon zur Zeit der Republik unter der Firma Snow & Comp. existirte. Der jetzige oder vielmehr gewesene Chef desselben stammt in direkter Linie von dem Gründer desselben ab und heißt auch eigentlich Snow, welchen Namen er vor zwölf Jahren mit Strahan vertauschte, weil ihm ein reicher Verwandter (der Hofbuchdrucker Strahan in London) unter dieser Bedingung ein Vermögen von 180,000 Pfd. Sterl. hinterlassen hatte. Die Geschichte der fast zweihundertjährigen Laufbahn dieses Hauses würde ein höchst merkwürdiges Bild der Londoner Handelswelt liefern, wozu sich die Materialien in den Geschäftsbüchern desselben finden, die bis zum Jahre 1672 zurückreichen und dadurch noch interessanter werden, daß sich das Haus in der ersten Periode seiner Existenz auch mit Pfandleihen abgab. Als im Jahre 1679 die Regierung Karl's II. auf alle in den Händen der Londoner Banquiers befindlichen Gelder Beschlag legte, traf diese Gewaltthat auch das Haus Snow & Comp., und es mußte deshalb, wie die meisten seiner damaligen Kollegen, seine Zahlungen einstellen, welches unverschuldete Mißgeschick natürlich die Achtung nicht beeinträchtigte, deren es noch mehrere Generationen hindurch bis zur jüngsten traurigen Katastrophe genoß.

— Wie man im Haag die Noth lindert. Bei der jetzigen Theurung aller Lebensmittel, die unsere Armen mit bitterem Hunger bedroht, halten wir es für Pflicht, zur Beispielnahme einen Zweig der Armenpflege im Haag zu erwähnen. Es hat sich dort seit längerer Zeit ein Verein von Menschenfreunden gebildet, der eine Speise-Anstalt für die Armen eingerichtet hat. In einem geräumigen Lokale wird eine nahrhafte Suppe, worin auch Gemüse und Kartoffeln gemischt sind, gekocht und jeden Mittag portionsweise gegen Marken vertheilt. Eine Abtheilung der Hungrigen wird in dem Lokale selbst gespeist, da der Kochofen zugleich als Heizung desselben benutzt wird. Die Obdachlosen, die Bettler, denen Speisemarken, statt des seine Bedenken haben, darren Geldes, verabreicht worden, sitzen hier an einem reinlich gedeckten Tische nieder, hören ein Gebet an und essen sich satt. Eine andere Abtheilung erhält das Essen auch gegen eine geringe Bezahlung, um es in der eigenen Häuslichkeit zu verzehren. Dadurch kömmt die Wohlthat dieser Speise-Anstalt auch solchen armen Familien zu statten, die sich des Bettelns schämen. Die Kosten dieser wohlthätigen Einrichtung sollen vollkommen gedeckt werden durch die Speisemarken, welche die Reichen kaufen, um sie den Armen zu schenken.**)

F. v. H.

*) Pyrenaica: or, a History of the Viscounts of Béarn, to the Death of Henry IV., with the Life of that Monarch. By C. Pemberton Hodgson, Esq.

**) Auch in Deutschland bestehen derzleichen Suppenvertheilungs-Anstalten in mehreren Städten schon seit längerer Zeit. Namentlich hat die Anstalt in Berlin, zu deren Gründern der verstorbene Staatsminister, Fürst v. Wittgenstein, gehörte, vielen ähnlichen Anstalten als Muster gedient. Hoffentlich wird dieselbe auch im bevorstehenden Winter wieder ihre segensreiche Thätigkeit beginnen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., portofrei durch alle Postämter preußischen und Sächsischen Antheils geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedition Baumann, Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Postämtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 130. Berlin, Dienstag den 30. Oktober 1855.

Frankreich.

Die Memoiren des Lieutenants Bellot.

Der Untergang des berühmten und unglücklichen Franklin selbst hat kaum allgemeineres Bedauern erregt, als das traurige Ende des jungen französischen Seemannes, der, von uneigennütziger Menschenliebe getrieben, sich der letzten Expeditionen zur Aufsuchung des Verschollenen anschloß und im arktischen Eise seinen Tod fand. Seine kurze Laufbahn — er hatte erst das siebenundzwanzigste Jahr seines Alters erreicht — wird in den Annalen der Humanität stets ein ehrenvolles Blatt füllen, und die von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen, in welchen seine schöne Seele sich spiegelt, werden das Ihrige dazu beitragen, sein Andenken der Nachwelt zu erhalten.*)

Joseph René Bellot war einer jener merkwürdigen Menschen, die Alles, was sie werden, ihren eigenen Anstrengungen verdanken. Der Sohn eines armen Groschmiedes, wurde er, kaum zwanzig Jahr alt, als Offizier der französischen Marine wegen seiner in einem Gefecht auf Madagaskar bewiesenen Tapferkeit zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Von dem Verlangen ergriffen, zur Auffindung des von ihm hochverehrten Franklin mitzuwirken, bot er der Gattin des Verlorengegangenen seine Dienste an bei der auf Kosten derselben unter Leitung des Capitains Kennedy ausgerüsteten Expedition. Lady Franklin kam seinen Wünschen freundlich entgegen, und die nähere Bekanntschaft mit der schwer geprüften Frau rief in ihm eine kindliche Anhänglichkeit hervor, die sie durch mütterliche Zärtlichkeit erwiederte. „Um elf Uhr", schreibt der junge Franzose am Morgen seiner Abreise von Stromneß, „machte ich der Lady Franklin den Abschiedsbesuch. „Nehmen Sie sich in Acht", war Alles, was sie mir vor Weinen sagen konnte. Arme Frau! hättest Du in meinem Herzen lesen können, so würdest Du gesehen haben, wie sehr der etwas egoistische Wunsch, mich an einer aufgeregtheilichen Reise zu betheiligen, einem wahren und leidenschaftlichen Eifer zur Erreichung des uns gesteckten Zieles gewichen ist. „Ich muß Mutterstelle bei Ihnen vertreten", sagteſt Du, Dich nach den von mir zur Reise getroffenen Anstalten erkundigend. Nun denn, so sollst Du in mir einen Sohn finden — die ganze unerschöpfliche Hingebung eines Sohnes, der seinen Vater sucht; und was menschliche Kraft vermag, soll von mir gethan werden."

Es ist diese erste Reise am Bord des „Prince Albert", welche siebzehn Monate dauerte, auf die sich das von Bellot hinterlassene Tagebuch bezieht. Er fühlte sich bald in seiner neuen Umgebung heimisch, widmete sich eifrigst den von ihm selbst übernommenen Berufspflichten, lernte Englisch und befreundete sich sogar mit dem englischen Sonntag. „Die ganze Nacht hindurch", schreibt er nach seiner Ankunft in den arktischen Regionen, in den letzten Tagen des Juni, „ist es so hell, wie zu Mittag im Sommer um sieben Uhr. Mit Ausnahme meiner Augen, deren Zustand mir nöthigt, eine blaue Brille zu tragen, bin ich schon vollständig akklimatisirt. Ich stehe zwischen sie den und acht Uhr auf und wasche mich, wie auch das Wetter sein mag, auf dem Verdeck, um keine Nässe in meine Kajüte zu bringen; alsdann nehme ich Beobachtungen des Stundenwinkels vor. Um acht Uhr, wenn man die Wache ablöst, wird gebetet, und dann geht es ans Frühstück, welches aus Kaffee oder Thee und etwas Fleisch besteht. Nach einer Promenade auf dem Verdeck, kehre ich zu meiner Arbeit zurück bis zum Mittag, wo ich die Breite bestimme. Die Berechnung der Schiffslage beschäftigt mich bis zum Mittagessen; es giebt Suppe und Fleisch, mit Kartoffeln statt des Brodes. Den Nachmittag widme ich dem Studium, um acht Uhr findet das Abendgebet statt, und ich beginne meine Wache. Ich lege mich nie vor ein Uhr nieder, nachdem ich mein Tagebuch geschlossen und Gott für seine gnädige Obhut gedankt habe. Meine letzten Gedanken gehören stets den theuren Frunden, die ich hinter mir gelassen, und nach sechsstündigem Schlaf erwache ich, Dank dieser geregelten Lebensweise, gesund und kräftig.

Die verschiedenen Zeitabschnitte sind so gut ausgefüllt, daß sie mit wunderbarer Schnelligkeit vorüberzgleiten, und ich bin höchlich erstaunt, fast zwei Monate seit meiner Abreise aus Rochefort verflossen zu sehen. „28. und 29. Juni. Meine Augen leiden mehr und mehr, und dies beunruhigt mich nicht wenig, wegen der Befürchtungen, die es mir für die Zukunft einflößt; indessen will ich alle möglichen Vorsichtsmaßregeln treffen, und mit Hülfe von Schneebrillen, grüner Gaze ꝛc. hoffe ich, das Uebel zu überwinden. Die Kälte beginnt, fühlbar zu werden, und ich muß schon wollene Strümpfe anziehen. Am Sonntag hatten wir, wie immer, Gottesdienst und, wie gewöhnlich, las ich eine Predigt vor. Es scheint, daß meine Aussprache nicht schlecht ist und daß ich namentlich den Accent nicht zu falsch anbringe. Der tägliche Gottesdienst besteht im Vorlesen einiger Psalmen, eines Kapitels aus der Bibel und in einem Morgen- und Abendgebet. Des Sonntags werden außerdem eine Predigt und Bruchstücke aus den zahlreichen Werken vorgetragen, die man uns mitgegeben hat. Wenn die Frömmigkeit unserer Leute nicht sehr aufgeklärt ist, so scheint sie ihnen doch wenigstens vom Herzen zu kommen, und wäre es bei ihnen auch nur Gewohnheits-Sache, so hat doch diese Gewohnheit auf sie einen vortrefflichen Einfluß. Ich kenne kein anregenderes Schauspiel als den Anblick einiger Menschen, die mitten in der Einsamkeit eines unermeßlichen Oceans das Lob Gottes singen; ich denke dabei an die Klöster des Orients, die wie Oasen in der Wüste liegen. Und in der That, was Anderes ist unser Leben am Bord mit seiner gemessenen Einförmigkeit als das Kloster, ohne dessen Unthätigkeit und ohne die Selbstsucht eines Menschen, der im Gebet nur sein eigenes Seelenheil erstrebt." — Ein anderer Stelle seines Tagebuchs schreibt Bellot: „Obgleich nicht in Uebereinstimmung mit den Ihrern, in welchen ich aufgezogen worden, halte ich es jetzt für meine Pflicht, der Mannschaft mit dem Beispiel voranzugehen, den Sonntag als einen Tag der Ruhe zu heiligen, da ihre Religion ihr dieses gebietet; und außerdem sehe ich hierin nichts, als was vollkommen natürlich ist, und bin entschlossen, diesen Tag ausschließlich religiösen Studien zu widmen."

Die Naturwunder des Polarkreises machten einen lebhaften Eindruck auf unseren jungen Seefahrer. Der Sturz eines Eisberges wird in folgender Weise beschrieben: „Das Thermometer steht auf 55 Grad (10 Grad Reaumur); wir liegen regungslos in einem öglatten Meere. Es ist nicht eine jener Windstillen, die mit einer Dehnung verbunden sind, die das Schiff rollen und die Segel schwer an den Masten hängen läßt. Alles scheint in Schlummer versunken, und die Leute sind unten, weil oben auf dem Verdeck nichts für sie zu thun ist. Aber Dank den tröstenden Strahlen, welche die glänzende Oberfläche der Eisberge vergolden, ist die Natur nicht todt; in dieser vollständigen Unbeweglichkeit macht sich das Leben fühlbar; es ist das Bild des Lebens, nicht des Todes. Von Zeit zu Zeit kündigt ein dumpfer Knall die ohne Zweifel durch die Hitze hervorgebrachte Ablösung einer Eismasse an. Man hört ein rollendes Geräusch, wie die Donnerschläge in unseren herbstlichen Gewittern, und wir sehen die Spitze eines Eisberges sich von dem Hauptkörper trennen und krachend in das Meer stürzen, indem sie Wolken von Schaum bis zu einer ungeheuren Höhe emporschleudert. Das Ungethüm schwankt mehrere Male hin und her, als wollte es sich wieder auf seiner Basis festsetzen, oder vielleicht um die anderen Eisberge zu begrüßen; denn wer kann die geheimnißvolle Sprache der Natur verdolmetschen! Eine lange Furche geht ihm mehrere Meilen voran, am seinen Eintritt in die Welt zu verkünden; noch einige Augenblicke, und das, was eben erst das Anhängsel eines größeren Blockes war, ist selbst ein Mitglied dieser Riesenfamilie geworden.

„Ich habe mehr als einmal dem Bombapellaffen eines Schiffes, jenem bewundernswürdigen Resultat menschlicher Kraft und Mühe, beigewohnt; mein Herz schlug erwartungsvoll in dem Augenblick, wo auf das gegebene Signal es sich langsam vorwärts schob, während sein eichenes Gestell unter der Wucht seufzte, und ich klatschte freudig in die Hände, als ich die enorme Masse flott sah, deren Inbewegungsetzen ich als das no plus ultra des Mechanismus betrachtete; aber was ist ein solches Schauspiel im Vergleich mit dem heutigen! Da

*) Diesen von Herrn Lemer unter dem Titel: „Journal d'un voyage aux mers polaires, par Joseph René Bellot", veröffentlichten Memoiren wir meten wir schon in Nr. 98 des „Magazin" eine vorläufige Anzeige. D. R.

Menschen, wie klein seid Ihr in der Welt! Wie schwach und geringfügig sind Eure größten Meisterstücke neben den Werken jener großen Künstlerin, die man Natur nennt! Was sind Eure zweihundert Fuß hohen Pyramiden, Euer Dom St. Petri, Euer Kreml! Hier sieht man Berge achthundert Fuß über dem Wasser, mit zweitausend Fuß tiefen Grundlagen, und Kuppeln und Dome in der Höhe von vierhundert Fuß. Man kann nicht umhin, bei dem Gedanken zu schaudern, wie leicht eine solche Masse ein Schiff oder Boot zertrümmern würde, das sich in ihrer Nähe befände. Wir waren anderthalb Meilen von dem einstürzenden Eisberge entfernt, und doch gerieth das Schiff durch die Erschütterung in eine mehrere Minuten anhaltende Bewegung. Beechey erzählt, daß auf seiner Reise nach Spitzbergen, die „Dorothea", die vier Meilen von einem einstürzenden Eisberge auf der Seite lag, dadurch emporgehoben und das große Schiffsboot umgeworfen wurde."

Der Wallfischfang ist schon oft beschrieben worden, indessen mag die von Bellot gegebene lebhafte Schilderung des dabei beobachteten Verfahrens hier einen Platz finden:

„Wo sich nur eine Oeffnung in der Küste zeigt, schlüpft der „Prince Albert" hinein, da seine geringe Größe ihm in dieser Beziehung Vortheile gewährt, welche tiefer gehende Fahrzeuge nicht besitzen. Machten übrigens nicht auch die Bassin, Hudson und Davis ihre Entdeckungen in noch kleineren Barken? Wer würde klagen Angesichts der verhältnißmäßigen Annehmlichkeiten, die wir genießen? Die meisten dieser Schiffe (Wallfischfänger) haben eine Equipage von funfzig Mann und einen Wundarzt. Die Wundärzte sind in der Regel junge Leute, die Medizin studirt haben, aber noch zu jung sind, um sich eine Praxis erwerben zu können. Viele von ihnen kamen zu uns an Bord, und sie sprachen fast alle mit Enthusiasmus von den anregenden Zwischenfällen dieses neuen Lebens. In den Eisregionen segeln die Wallfischfahrer immer paarweise, um sich im Falle eines Unglücks gegenseitig Beistand zu leisten. Einer von den Matrosen, der im Mastkorb Wache hält, giebt das Signal, daß ein Wallfisch in Sicht ist. Rasch werden die stets bereit stehenden Boote bemannt und in die See hinabgelassen, mit den Harpunen und Leinen, die man gleichfalls schon längst in Bereitschaft gehalten. Starke Ruderer, laßt Eure kräftigen Arme nicht müde werden, denn der Sieg gehört dem, der mit seiner Harpune zuerst den Wallfisch trifft! Das Boot, gleich einem feurigen Schlachtroß, scheint an der allgemeinen Begeisterung theilzunehmen; es durchschneidet die Wogen, eine lange Schaumfurche hinter sich lassend. Mit einer langen Hebestange bewaffnet, leitet es der erfahrene Steuermann, von dem der Erfolg des ganzen Unternehmens abhängt. Am Bug steht der Harpunirer, des Augenblickes gewärtig, wo das Thier ihm einen Theil seines Körpers zuwendet. Die Harpune ist geworfen; ein breiter, röthlicher Streif bedeckt die Oberfläche des Wassers. Hurrah! gut getroffen! Doch geht Acht und laßt uns nicht auf unseren Lorbeeren schlummern; denn bisher war es kein Kampf, sondern ein Angriff. Das harmlose, verwundete Geschöpf stürzt sich in die Tiefe und verfolgt, vom Schmerz getrieben, mit rasender Eil seinen Weg in Regionen, wo es seinem Feinde auszuweichen glaubt. Von Zeit zu Zeit erhebt es sich zur Oberfläche des Wassers, um Athem zu schöpfen, indem es Fluthen von Schaum und Blut hervorspeit; neue Harpunen zwingen es nochmals, unterzutauchen und den Wettlauf fortzusetzen. Mit jeder Wunde hängt sich ein neuer Feind an seine Flanken, und es ist nichts Ungewöhnliches, einen Wallfisch in solcher Weise drei, vier oder fünf Boote nach sich schleppen zu sehen, für die dieser Augenblick voller Gefahr ist, denn so groß ist die Geschwindigkeit, mit der sie über das Meer fliegen, daß die Harpunen-Leine sich oft entzündet und man sie fortwährend mit Wasser benetzen muß. Erschöpft von seinen Anstrengungen, haucht das Thier endlich sein Leben aus und wird nach dem Schiffe zugstirt. Von einigen Wallfischfängern werden die Harpunen aus einer Kanone abgeschossen, bei anderen sind sie mit einem Mechanismus versehen, wodurch das Thier sogleich vermittelst einiger Tropfen Blausäure getödtet wird — eine Erfindung, welche dem Kampf seinen ganzen Adel benimmt. Der arme Wallfisch, in allen Richtungen verfolgt und gehetzt, rächt sich durch Auswandern; seitdem der Fischfang begonnen, hat die Zahl dieser Thiere sich außerordentlich vermindert; sie suchen gemäßigtere Regionen auf. Wie der muthige Stier, den die fortwährenden Angriffe des Picador belästigen, stürzt sich der Wallfisch zuweilen blindlings auf seine Feinde und zertrümmert mit einem einzigen Schlage seines Schweifes ihre Böte, oder er vereitelt ihre boshafte Habgier, indem er die Leine mit einer verzweifelten Anstrengung entzwei reißt und in ein undekanntes Asyl entflieht, um dort frei zu sterben. Armes Geschöpf! ist dies nicht der Kampf zwischen den Löwen und der Mücke! Schmachvoll in Stücke geschnitten, füllt es mehrere Tonnen; das Fischbein wird ihm aus dem Schlunde genommen unter Schwärmen von Wallfischjäsen und Rochen, welche sich von den Matrosen durchaus nicht stören lassen."

Der furchtlose Unternehmungsgeist, der ein hervorstechender Charakterzug Bellot's war und ihm zuletzt verderblich wurde, stürzte ihn auch vorher nicht selten in Gefahren, aus denen er sich nur mit genauer Noth rettete. So erzählt z. B. sein Tagebuch folgenden Vorfall:

„12. Oktober. Durch fortwährendes Treiben und Drängen ist es mir endlich gelungen, mit den Zurüstungen zu unserer morgenden Expedition fertig zu werden; unsere Mocassins sind zwar noch nicht alle im Stande, wir können sie aber in Port-Leopold vollenden. Der Schlitten ist beladen, und morgen früh um vier Uhr werden wir hoffentlich abreisen können. Unsere Bagage besteht hauptsächlich aus einem Zelte, in Ermangelung eines Schneehauses, aus einem kleinen Vorrath Holzkohlen zum Feuer-Anmachen und aus einer viel größeren Quantität Bovingeist, als wir bei einem früheren Versuch mitnahmen. Im Elwin-Bai werde ich Lebensmittel für neun Personen und die vier Hunde auf zwei Tage zurücklassen und, nur mit frischer Wäsche und einigen Schuhen für unsere Freunde versehen, weiter gehen. Wenn das Eis gut ist, werde ich mich bemühen, morgen Abend an der Nordseite von Elwin-Bai unser Lager aufzuschlagen. Am zweiten Tage, wenn ich nicht sicher bin, Port-Leopold zu erreichen, und ein Sturm sich als Zufluchtsort für die Nacht darbietet, werde ich etwas früher anhalten, um das Zelt nicht der Gefahr auszusetzen, von einem Windstoß umgeweht zu werden. Ich habe auch drei Raketen mitgenommen, mit welchen ich am zweiten Abend unsere Ankunft verkündigen will, wenn wir uns nicht in zu großer Entfernung befinden. Die Gesellschaft besteht aus Dr. Cowie, zwei Matrosen und mir. Ich fürchte, die Gegenwart des Doktors wird dort nöthiger sein als hier, da Herr Kennedy sehr an Rheumatismus leidet, und diesmal bin ich den Wünschen Dr. Cowie's zuvorgekommen, indem ich ihn zu unserem Reisegefährten erwählte. Mit zwei paar Schneeschuhen werden wir und einen Pfad bahnen können, falls der Schnee nicht zu dick ist. Im Ganzen ist diese Expedition vielleicht gefährlicher als die erste, aber ich täusche mich nicht über die Gefahr, weil es meine Pflicht ist, sie vorherzusehen. Ich bane auf Gottes Hülfe; hat er es anders bestimmt, so möge sein Wille geschehen. Ich begebe mich voll Hoffnung auf den Weg, nachdem ich noch einmal die Briefe gelesen und geküßt habe, die mich an die Heimat und die heimatlichen Bande erinnern. Lebe wohl, du wann! Ich schreibe an Lady Franklin.

(Schluß folgt.)

Etwas über die der Typographie förderlichen Industriezweige auf der Pariser Ausstellung.

Die Zweige der Typographie, bei denen auf der Pariser Ausstellung der Fortschritt am meisten in die Augen fallend ist, sind: die Kunst, Vignetten in den Text zu drucken und der Farbendruck. In dem Schriftdruck ist der Fortschritt auch nicht zu verkennen; aber er ist hier nicht in neuen Erfindungen, sondern in dem Umfange zu suchen, in welchem die guten Arbeiten um sich gegriffen haben und gewöhnlich geworden sind. Wirklich schlecht gedruckte Werke sind im Buchhandel fast nicht mehr zu finden. Dieser Fortschritt der Buchdruckerkunst, der sich in der gegenwärtigen Ausstellung zu Paris bemerkbar macht, ist um so anerkennenswerther, da er den Büchern von starker Verbreitung zugute kömmt.

Der bezeichnete Fortschritt der Buchdruckerei ist eben ein Ergebniß der Fortschritte, welche in den der Buchdruckerei zu Hülfe kommenden Industriezweigen gemacht worden sind.

So hat zuerst die ihrer Natur nach die Aufmerksamkeit des Publikums wenig auf sich ziehende Fabrication der in der Buchdruckerei angewandten Tinten in den letzten Zeiten bedeutende Verbesserungen erfahren. Zu diesen Verbesserungen hat der Holzdruck, zu welchem sehr reine Tinten erfordert werden, nicht wenig beigetragen. Wenn auch das Urtheil über die Güte der Tinten seine Bestätigung erst durch die Zeit erhalten kann, so muß man doch jetzt schon anerkennen, daß die ausgestellten Druckproben sich durch reine und schöne Farben vor früheren auszeichnen.

Die in der Fabrication des Papiers gemachten Fortschritte sind für den Fortschritt der Buchdruckerkunst auch von Bedeutung. In den letzten zwanzig Jahren hat diese Industriezweig großartige Verbesserungen erfahren, indem nach und nach fast für alle Operationen dieses Industriezweiges Maschinen in Anwendung gekommen sind. Das Papier, dessen Gebrauch zum Schreiben schon im hohen Alterthum vorkömmt und älter ist, als der des Pergaments, ist im Laufe der Zeit aus verschiedenen Stoffen gemacht worden: aus der Rinde der Papyruspflanze, aus Baumwolle, aus Linnen, aus Hanf u. s. w. In Folge des Mangels an leinenen Lumpen ist man in neuerer Zeit auf die Baumwolle zurückgekommen. Die Festigkeit, durch welche die Papiere der früheren Jahrhunderte sich auszeichnen, kann dem heutigen Maschinenpapier im Allgemeinen nicht nachgerühmt werden. Es fehlt indessen heutzutage nicht an Bemühungen, den Papieren die frühere Festigkeit zu geben, ohne den billigen Preis zu steigern. Das Bleichen des Papiers ist Gegenstand fortdauernder Versuche.

Google

Die Fortschritte, die man in neuerer Zeit in der Kunst, die Lettern, die Vignetten, die Arabesken und überhaupt die Verzierungen aller Art zu graviren und zu gießen, gemacht hat, sind der Buchdruckerkunst natürlich auch zugute gekommen. Die von den Graveuren und Schriftgießern ausgestellten Gegenstände beweisen, daß man seit der Ausstellung von 1849 sich mehr und mehr hat angelegen sein lassen, in den Formen den Gesetzen des guten Geschmacks, von denen vor zwölf bis funfzehn Jahren einige Herausgeber von Büchern sich zu entfernen sich haben einfallen lassen, zu entsprechen. Vorzugsweise verdient der geschickte Graveur Herr Derring, genannt zu werden; ihm verdankt die Typographie Verzierungen von untadeligem Geschmack. Im Jahre 1849 hob die Jury unter seinen Erfindungen auch die bewaffnete Auge kaum wahrnehmbar sind, zusammensetzen müssen. Das auf typographischem Wege zu Stande gebrachte Bild hat die Feinheit und Schönheit der besten Zeichnung.

Die Galvanoplastik gewinnt unter den der Typographie förderlichen Industriezweigen von Tag zu Tag mehr Bedeutung. In der gegenwärtigen Ausstellung begegnet sie uns in dieser Beziehung unter verschiedenen Gestalten. Der elektrische Strom dient z. B. dazu, eine in Blei abgenommene Platte mit einer Kupferlage zu versehen, die den Lettern eine größere Dauerhaftigkeit giebt; während man, um fünftausend bis sechstausend Exemplare irgend eines Schemas abzudrucken, die bleierne Platte mehrere Male erneuen muß, kann man mit Einer galvanisch verkupferten Bleiplatte noch viel mehr als fo viele Exemplare drucken. Ferner wird die Galvanoplastik auch angewandt, um solche Zeichen, die sich gleich bleiben, wie die Poststempel, gleichzeitig in großer Anzahl zu Stande zu bringen. Auch die einzelnen Lettern hat man versucht galvanisch mit Kupfer zu überziehen. Die ersten Versuche dieser Art sind in Nord-Amerika gemacht worden; sie haben aber wegen der zu großen Kosten und wegen des Umstandes, daß der Kupfer-Ueberzug den einzelnen Lettern eine verschiedene Dicke gegeben, bisher einen praktischen Nutzen für die Typographie nicht gehabt. Ein Herr Straffe, von dem Proben galvanisch verkupferter beweglicher Lettern zur Ausstellung gegeben sind, hat sich Mühe gegeben, den beiden genannten Uebelständen abzuhelfen.

Man darf dreist behaupten: wenn die Typographie in der nächsten Zukunft große Fortschritte machen wird, so wird sie dieselben der Anwendung der Elektrizität und der des Lichts verdanken; denn neben der Galvanoplastik gewinnt auch die Photographie immer mehr Bedeutung für die typographische Druckkunst.

Eroberungen dieser Art, weit entfernt, die Kunst, auf deren Kosten sie gemacht werden, zu beeinträchtigen, tragen vielmehr in den meisten Fällen dazu bei, sie zu bereichern. Ein Beispiel bietet die Lithographie dar, welche sich Manches von der Typographie angeeignet hat; die letztere hat aber dadurch nicht verloren, sondern gewonnen. Bekanntlich besteht die Kunst der Lithographie darin, eine Schrift oder eine Zeichnung von einer Steinplatte, auf die sie verkehrt gezeichnet ist, auf Papier abzudrucken. Beim lithographischen Druck kömmt es der sondern in Betreff der Zeichnungen darauf an, daß das Original vollkommen treu und genau, ohne Härte und ohne Verschwommenheit, wiedergegeben werde. Die Pariser Ausstellung enthält Proben lithographischen Druckes von bewundernswerther Schönheit. Auch die Lithographie in Farben bietet Leistungen dar, die Staunen erregen. In den auf diese Weise abgebildeten Pflanzen, Kirchenfenstern, Wappenschildern u. s. w. sind die Farbentöne so schön, wie vom tüchtigsten Maler, wiedergegeben.

Zum Schluß wollen wir hier noch die auf der Ausstellung ebenfalls vertretene Kunst des farbigen Stahldrucks erwähnen, eine Kunst, die auch als die „Graviirkunst mit vier Platten" bezeichnet wird, weil man in ihr vier Stahlplatten anwendet, von denen jede ihre Farbe hat: die eine das Gelb, die andere das Blau, die dritte das Roth, die vierte das Schwarz. Durch die Mischung dieser vier Farben werden die mannigfaltigsten Farben und Farbentöne hervorgebracht. Mittelst dieser Kunst, die in neuer Zeit sehr vervollkommnet worden ist, können Aquarell-, Oel-, Sepia-Gemälde und Bleistift-Zeichnungen sehr billig und so treu wiedergegeben werden, daß es selbst einem Kenner nicht ganz leicht wird, das Abbild vom Original zu unterscheiden. Es ist diese Kunst eine von denen, die sich der allgemeinen Beachtung dadurch empfehlen, daß sie die Kenntniß der Kunstwerke und dadurch die Bildung allgemein zu machen sehr geeignet sind.

Holland.

Die Entwässerungswerke in Holland und die Trockenlegung des Harlemer Meeres.

(Schluß.)

Im Monat April des Jahres 1904 begab sich eine Kommission von Holland nach England, um die dort zur Entwässerung angewandten Dampfmaschinen zu prüfen. Es ist bekannt, mit welchem Erfolg man in England Dampfmaschinen angewandt hat, um aus den tiefsten Bergwerken das Wasser herauszuschaffen; aber alle Maschinen und Methoden, die man bisher hier angewandt hatte, waren zu dem Unternehmen, das Harlemer Meer auszuschöpfen, nicht anwendbar; man brauchte ein ganz neues System von Maschinen. Nach einigen Versuchen war der neue Apparat in seinen Grundzügen festgestellt. Man gab ihm zum Andenken an den, der zuerst die Trockenlegung des Harlemer Meeres angerathen hatte, den Namen: Leegh-Water. Man begann mit diesem Leegh-Water allein am 7. Juni 1848 das große Werk. Zwei andere Maschinen wurden dann noch hinzugefügt. Gegenwärtig ist die Trockenlegung des Harlemer Meeres eine vollendete Thatsache. Wir waren vor kurzem an Ort und Stelle und überzeugten uns, daß das gefährliche Binnenmeer nicht mehr existirt. Der Leegh-Water war noch in Thätigkeit, aber nur, um das Wasser eines kleinen Bassins, eines letzten Ueberrestes des Harlemer Meeres, fortzuschaffen. Das Gebäude, in welchem die Maschine aufgestellt ist, ist ein runder, mitten im ehemaligen Harlemer Meere, auf einem Walde von eingerammten Pfählen stehender Thurm. An den Thurm lehnt sich ein viereckiges Gebäude für die Dampfkessel. Die einzelnen Stücke des Leegh-Water sind zum Theil von einer Größe, wie sie bisher in der Welt der Mechanik nicht dagewesen sind. Seine Bewegungen sind so in einander eingreifend, daß man ihn einem kolossalen lebenden Wesen vergleichen möchte. Elf mächtige Saugepumpen, die zur Seite des Thurms stehen, geben ihm das Ansehen eines riesigen Polypen, der beschäftigt ist, die Wasser des Sees zu verschlingen.*) Die aus dem Meere zu Tage geförderten Ländereien, die nur erst angedeuteten Wege, über denen man vor kurzem noch zu Schiffe fuhr, die Vögel, die hier singen, wo vor kurzem noch die Fische schwammen, alles dies macht einen seltsamen Eindruck. Wir sahen Wasservögel über der Gegend hin- und herfliegen, die mit dem Frühjahre gekommen waren, um den von ihnen früher besuchten See wieder zu finden. Die armen Thiere schienen sich zu fragen, ob sie den Kopf verloren hätten oder ob die Natur verrückt geworden wäre. Der Mensch hat dieses Wunder bewirkt; unter seinem Hauche verschwinden gegenwärtig die Meere! Es sind achtzehntausend Hektaren Land gewonnen worden. Dieses Land ist noch wüst und leer, wie der Erdboden Europa's erschienen wurde, wenn drei Jahrhunderte lang eine allgemeine Fluth darüber gestanden hätte. Die Kultur fängt hier wieder auf einer Wüste an und sie beginnt wieder mit der Arbeit. Wir sind hier mehr als einem Robinson begegnet, der damit beschäftigt war, sich eine Erdhütte zu bauen. Andere provisorisch von Brettern oder von Stroh gemachte Hütten kündigten die Rückkehr des Hirtenlebens in diesen Gegenden an, die einst schon von Menschen vollständig angebaut waren. Von den vom See verschlungenen Dörfern hat man keine Spur gefunden. Man hoffte auf dem trockengelegten Boden des Sees Münzen, Medaillen, Kunstwerke und Trümmer von den zu Grunde gegangenen Schiffen zu finden. Bis jetzt hat man dergleichen wenig gefunden, aber der Ackerbau, der diese Ländereien nun in Besitz nimmt, wird andere Reichthümer zu Tage fördern. Die Versuche, die man mit der Bebauung des dem Wasser abgewonnenen Landes bereits gemacht, haben die Erwartung übertroffen. Man hat Raps angebaut, eine Pflanze, die man in den trockengelegten Polders immer zuerst anbaut; die erste Aernde ist sehr befriedigend gewesen, und man hofft, daß die zweite es nicht weniger sein wird. Gegenwärtig ist der größte Theil des Bodens ganz geld von Blumen; man hat Bienen herbeigebracht, welche die Blumenfelder ausbeuten sollen. Die Wohnungen waren bis jetzt ohne Ordnung angelegt, und die Ländereien noch nicht abgetheilt. In Bezug auf einige Kinder, die zufällig in diesen Hütten schon geboren wurden, war man in Verlegenheit, welcher Gemeinde man dieselben zuzählen sollte. Gegenwärtig ist das Land schon vermessen und abgetheilt; es werden schon Dörfer und Kirchen gebaut; Kanäle, Straßen, Alleen werden der Einförmigkeit, welche die Gegend jetzt noch hat, bald ein Ende machen. Man hat hier eine entstehende Welt vor Augen. In einigen Jahrzehnten werden die Kinder, deren Geburtsstätte vor sechs Monaten auf der Landkarte noch nicht zu finden war, die Bewohner einer reichen Gegend, vielleicht die Eigenthümer von Meierhöfen sein, deren Kühe

*) Während der neunundvierzig Monate, welche die Ausschöpfung des Harlemer Meeres gedauert, haben die Maschinen 924,266,112 Kubik-Metres Wasser ausgeschöpft und 25,789,920 Kilogrammes Steinkohlen konsumirt.

Digitized by Google

des Abends von der fetten Weide mit milchgeschwellten Eutern heimkehren werden.

Die Dampfkraft wird in dem landschaftlichen Ansehen Hollands eine große Umgestaltung hervorbringen. Zur Entwässerung der kleinen Polders wird der Wind als bewegende Kraft beibehalten werden, aber zu allen größeren Entwässerungs-Arbeiten wird man die Dampfmaschinen anwenden; die Windmühlen werden seltener werden. Es sind schon mehrere Projekte zur Entwässerung größerer Flächen durch Dampfmaschinen gemacht worden. Das Legmeer, ein dem Harlemer Meer ähnlicher See, der eine Fläche von 2400 Hektaren bedeckt, soll in Wiesenland verwandelt werden. Die vier Millionen Thaler, die zu diesem Unternehmen nöthig sind, werden zusammengebracht werden. Eine noch kühnere Idee, die auch schon auftaucht, ist die: den Zuidersee trockenzulegen. Viele sehen diese Idee als überspannt an; aber nach den neuesten Fortschritten der Industrie, nach der Entdeckung der Dampfkraft, nach der Entwässerung des Harlemer Meeres darf man ein solches Projekt nicht mehr für unausführbar halten, wenn auch die Schwierigkeit hier größer sein wird, als bei dem Harlemer Meer. Dieses nämlich war eine von allen Seiten bereits eingeschlossene Wassermasse, während der Zuidersee durch eine breite Mündung mit der Nordsee in Verbindung steht. Man müßte den Zuidersee, bevor man daran ginge, ihn auszuschöpfen, erst durch Deiche von der Nordsee absperren. Die Herstellung eines solchen Polder würde bei den Wassermassen, die gegenwärtig in dem Golf strömen, ungeheure Schwierigkeiten haben; aber für unüberwindlich dürfen wir die Schwierigkeiten nicht halten. Haben die Holländer in aller Ruhe einen Plan gefaßt, so schrecken sie, wenn die Zeit zur Entscheidung gekommen ist, vor keinem Hinderniß zurück. Die Entwässerungs-Unternehmungen haben für sie ein zu großes Interesse. Die Sicherheit des Landes hängt von dem Eifer ab, mit dem die Bewohner sich solchen Unternehmungen widmen. Durch solche Seen hat der Ocean, so zu sagen, einen Fuß im Lande. Wasserbassins, wie der Harlemer See, trockenlegen heißt: den Feind aus dem Lande treiben. Auch aus Gründen der Politik wird Holland das Entwässerungs-System weiter treiben müssen. Die Wiedergewinnung von Landestheilen, welche die Gewässer ihm geraubt haben, ist für Holland eine Nothwendigkeit. Ein Land, welches übervölkert zu werden und welchem es an Land zu fehlen anfängt, giebt sich das, was ihm die Natur versagt hat, wenn es seine Industrie dazu anwendet, sich zum Range der ersten Mächte zweiter Ordnung zu erheben. Der Stamm der alten Bataver hat durch Krieg, durch Schifffahrt, durch Handel Eroberungen in allen Theilen der Welt gemacht. Die modernen Holländer haben nicht mehr nöthig, neue Kolonieen auf fernen Meeresküsten zu gründen. Dieses industrielle, tüchtige Volk, dessen Vorfahren der Schrecken auf den Meeren gewesen, wird künftig in den Entwässerungs-Maschinen die Hülfsmittel finden, die es ehemals in dem Glanz seiner Waffen gesucht hat. Ein holländischer Geograph gab schon vor zwei Jahrhunderten seinen Landsleuten den Rath, ihr Land zu vergrößern, ohne seine Gränzen zu erweitern:

Quis faror, o Batavi, peregrinas quaerere terras!
Ecce alio terram littore quaeris: — habes.

Die holländische Industrie hat eine Sumpfwüste in eines der besten Länder der Erde umgewandelt. Wem soll das Land gehören? dem Meere oder den Flüssen? Der Mensch muß es in Holland fortwährend sich erringen und sichern. Trotz allen durch die Industrie errungenen Erfolgen zeigen sich manche Geologen über die Endresultate dieses siegreichen Kampfes keineswegs ganz sicher. Holland, sagen sie, ist dem Meere abgewonnen, aber es ist eine Eroberung, welche das Meer früher oder später wieder zurücknehmen wird. Diese Ansicht wird durch Thatsachen begründet, von anderen bestritten. Wenn man den bisherigen Verlauf der Dinge im Auge hat, ist man mehr zum Vertrauen, als zur Besorgniß geneigt. Die Naturkräfte nehmen nicht zu, während die Summen der Mittel, ihnen entgegenzuwirken, überall und besonders in Holland, mit der Dampfkraft, mit den Fortschritten der mechanischen Künste, mit der Fortentwickelung der Wissenschaften von Tag zu Tag im Zunehmen begriffen ist. Der Sieg scheint also nicht zweifelhaft. Ein einziger geologischer Umstand könnte alle Berechnungen zu Schanden machen; es ist der, auf den die Pessimisten hinweisen: — der Umstand, daß, nach der Ansicht des Herrn Elie de Beaumont, der Boden Hollands in einer langsamen fortwährenden Senkung begriffen ist. Nachgrabungen, die in Amsterdam, in Rotterdam und an den Ufern des Zuiderssees unternommen worden sind, beweisen, daß das Land, an diesen Punkten wenigstens, unter das frühere Niveau herabgesunken ist. Diese Thatsache hat zu der Annahme geführt, ganz Holland werde einst wieder vom Meere begraben werden. Man darf aber die Gefahr nicht für so groß halten. Erstlich gehen die Naturveränderungen nicht mit solcher Schnelligkeit vor sich, wie die menschlichen Schöpfungen und die politischen Umgestaltungen. Wahrscheinlich werden alle Civilisationen des alten Europa noch Zeit haben, sich auszuleben, bis Holland im Meere seinen Untergang finden wird. Zweitens dürfen wir hoffen, daß der menschliche Geist in demselben Maße, wie die Gefahr, zunehmen, d. h. Mittel gegen die Gefahr finden wird. Die Insel Atlantis würde aller Wahrscheinlichkeit nach vor dem Untergange bewahrt worden sein, wenn die Bewohner dieser Insel (die wohl nur ins Reich der Fabel gehört) alle die mechanischen Kräfte in ihren Diensten gehabt hätten, über welche die modernen Civilisationen verfügen. Und Holland würde längst das Schicksal der Atlantis gehabt haben, würde längst aus der Geschichte verschwunden sein, ohne die Kenntnisse seiner Ingenieure und ohne die riesigen Werke und die bewundernswerthen Bälle, durch welche dieses Land sich gegen die Gewässer geschützt hat. Wenn der Erdboden sich senkt, so erhebt sich der menschliche Geist und setzt den Kampf fort. Man kann Holland mit einem Schiffe vergleichen, welches ohne die beharrlichen Arbeiten und ohne die unermüdliche Sorgfalt seiner erfahrenen Seelente längst überall Wasser geschöpft haben würde. Gehalten von solchen Händen, behauptet es sich nun schon die ganze geschichtliche Zeit hindurch und wird sich ohne Zweifel noch lange auf einer hohen Stufe maritimer Macht und kommerzieller Größe behaupten.

Mannigfaltiges.

— **Moredun.** Die Literary Gazette vom 29. September bringt ein neues Schreiben des Herrn C. de St. Maurice Cabany in Paris,*) der den Roman „Moredun“ nach einer angeblich von Walter Scott herrührenden Handschrift herausgegeben. Derselbe versichert von neuem die Wahrheit der von ihm gemachten Angaben, zu deren Bestätigung er das in seinen Händen befindliche Manuskript dem British Museum übersenden will, wo es von Jedermann wird geprüft werden können. Gleichzeitig theilt er ein ihm zugegangenes Schreiben eines Engländers mit, der mit Herrn Morritt von Rokeby-Park, einem nahen Freunde Sir Walter Scott's, und auch mit Letzterem durch jenen bekannt war. Dieser will von Herrn Morritt erfahren haben, daß sich Sir Walter in Folge einer von ihm (dem Korrespondenten) gemachten Mittheilung in der That mit der Abfassung eines Romanes beschäftigt habe, der den Stoff des „Moredun“, dieser „Erzählung aus dem Jahre 1210“, zum Gegenstand hatte. Der gedachte Korrespondent fügt hinzu, daß nach dieser Combination der „Moredun“, den er als ein überaus unterhaltendes und vortreffliches Werk bezeichnet, keine Jugend-Arbeit Scott's, sondern erst in späterer Zeit von ihm verfaßt sein könnte.

— Die Kaiserliche Bibliothek in Paris. Von **Le Prince's** historischem Handbuch über die Einrichtungen der Bibliotheque du roi hat der Direktor des historischen Kabinets, Herr Louis Paris, eine neue, vermehrte und verbesserte Auflage unter folgendem Titel herausgegeben:

„Essai historique sur la Bibliotheque du roi, aujourd'hui Bibliothèque impériale, avec des notices sur les dépôts qui la composent et le catalogue de ses principaux fonds, par Le Prince. Nouvelle édition, revue et augmentée des Annales de la Bibliotheque, présentant à leur ordre chronologique, tous les faits qui se rattachent à l'histoire de cet établissement, depuis son origine jusqu'à nos jours; par Louis Paris, directeur du cabinet historique.“

— **Baumwollen-Gewebe zum Gebrauche der Armee.** Unter den französischen Waaren der Pariser Ausstellung bemerkt man auch eine neue Art von baumwollenen Stoffen, die seit einem bis zwei Jahren bei der französischen Armee in Gebrauch sind und die sich namentlich bei dem Heere in der Krim, während des vorigen Winters, von praktischem Nutzen erwiesen haben sollen. Die Baumwolle wird jetzt nämlich zur Anfertigung sowohl von Zeltlager- als von Bekleidungsstoffen angewandt. Ein auf der Ausstellung befindliches Gewebe von kompaktem, kreuigem Faden ist vielfach zur Herstellung von Zelten und ein anderer, zugleich solider und seidenartiger Stoff zu Soldatenhemden verwendet worden. Viel wohlfeiler, als die Leinenstoffe, bieten die Baumwollen-Gewebe neben den ihnen eigenthümlichen Vorzügen doch auch die Eigenschaften der ersteren dar. Die Fabrik von J. Levavasseur in Rouen hat diese neue Art von Baumwollen-Stoffen in mannigfaltigen Proben, die von vortrefflicher Arbeit sind, auf die Ausstellung geliefert. Es befinden sich darunter auch Baumwollen-Gewebe für Schiffssegel, zu deren Anwendung man sich anfangs nicht leicht entschließen konnte, doch haben sich dieselben seitdem ebenfalls sehr praktisch bewiesen. Rouen versendet jetzt sogar schon baumwollene Segelstoffe nach Amerika.

*) „Directeur Général de la Société des Archivistes de France“.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 7 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 4 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 2 Thlr. 10 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mitt. u. Sohn., Zimmerstr. No. 88., und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. No. 21.), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 131. Berlin, Donnerstag den 1. November 1838.

Frankreich.

Nichtpolitische Briefe aus Paris.

Von Dr. Bamberg.

Rückblick auf die Geschichte der Industrie-Ausstellung. — Der statistische Kongreß und die Gesellschaft zur Herstellung der Einheit des Maßes, des Gewichtes und der Münze. — Der Streit um die goldenen Medaillen. — Die Berliner königliche Porzellan-Manufaktur. — Raoch, Cornelius und Kaulbach. — Deutsche Kunst und französische Kritik. — Die Ausstellung der deutschen Bücher: der Verlag von Brockhaus, Perthes, Weigel, Hinzel, Hinrichs, Keller, Ernst & Korn, Riegel, Reimer und Alexander Duncker.

Nach ziemlich langen Unterhandlungen zwischen den französischen Behörden und den Kommissären der auswärtigen Regierungen, ist der Schluß der Industrie-Ausstellung endlich auf den 15. November festgesetzt worden. Die französische Regierung wollte die Ausstellung bis zum ersten Dezember verlängern, und die Vertheilung der Preise würde dann wahrscheinlich am Jahrestage des Staatsstreiches stattgefunden haben. Diesem Wunsche stellten sich jedoch zwei Schwierigkeiten entgegen: Alle Gegenstände, die im Industrie-Palaste verkauft worden waren, sollten zu Ende des Monats Oktober abgeliefert werden. Da ihre Anzahl bedeutend ist und viele derselben in die Hände von Spekulanten kommen, die sie zum Wieder-Verkaufe benutzen, so mußte man den Ablieferungs-Termin so viel als möglich einhalten. Außerdem machten die Kommissäre die Bemerkung, daß das Geschäft des Einpackens vier bis sechs Wochen in Anspruch nimmt, und daß die Waaren so mitten im Winter an ihre Bestimmungsorte versendet werden müßten, wo alsdann Schnee und Eisgang den Transport sehr erschweren würden. Man hatte sich daher gegenseitig, gestattete die Rücknahme der verkauften Waaren am 1. November und beschloß, daß die Preis-Vertheilung am 15ten stattfinden solle. Die Berathungen der Kommissäre haben bei Herrn Baron James von Rothschild stattgefunden, da der österreichische General-Konsul zugleich auch General-Kommissär der österreichischen Ausstellung ist.

Werfen wir einen Blick auf die sechsmonatliche Geschichte des Industrie-Palastes, so werden wir finden, daß er sich fast wie ein organischer Körper entwickelt hat. Vor ihrer Eröffnung viel gepriesen, während ihres Wachsens viel getadelt, erreichte die Industrie-Ausstellung ihren Glanzpunkt während des denkwürdigen Besuches der Königin von England, und jetzt geht sie langsam ihrer Auflösung entgegen. Die Theilnahme an ihr war eine außerordentliche, und zwar sowohl von Seiten der Aussteller wie der Besucher, und wenn die Actionaire des Industrie-Palastes mit der Anzahl der letzteren nicht zufrieden sind, so beweist dies eben nur, daß man Spekulanten überhaupt schwer befriedigen kann. Das Sinken der Actien des Industrie-Palastes kömmt übrigens keineswegs ausschließlich von zu geringem Besuch, es kömmt zum Theil auch daher, daß der französische Markt geschätzte Papiere darbot.

Ich habe zur Zeit in diesen Blättern keine besondere Beschreibung von dem Besuche der Königin von England in Paris geliefert, weil die deutschen Zeitungen ohnehin mit Berichten der Art überfüllt waren. Dahingegen möchte ich nachträglich noch eine Vorstellung davon geben, wie Paris zu dieser Zeit angesehen und wie es seitdem wieder allmählich in seine alte Physiognomie hineingearbeitet hat. Ich gestehe gern, daß ich immer zu den Zweiflern gehört habe, wenn man von einer Ueberfüllung von Paris sprach. Die Stadt ist nicht allein ungeheuer groß, sondern sie ist gleichsam auch elastisch. Man kann, wenn in dem Mittelpunkte der Stadt kein Platz mehr ist, nach mehr oder weniger entlegenen Stadttheilen gehen und sich bei Privat-Personen einquartieren, von denen Tausende ihre Wohnungen vermiethen wollten. Während der zehn Tage der Anwesenheit der Königin Victoria sind nun aber alle meine Berechnungen zu Schanden geworden. Es sollen während dieser kurzen Zeit nicht weniger als sechshunderttausend Fremde nach Paris gekommen sein; da sie sich aber nur kurze Zeit aufzuhalten, so stiegen sie meistens in Gasthöfen ab, so daß diese fortwährend überfüllt waren, während die größeren Wohnungen, welche man nur auf längere Zeit vermiethet, leer blieben. An den Centralpunkten, auf den Boulevards, im Palais-Royal, an den Theatern war das deutsche und französisch-provinzialistische Element vorwiegend. Dann war am auffallendsten das Gewimmel der Spanier und Süd-Amerikaner; die Engländer fielen vielleicht darum weniger auf, weil man in Paris deren immer eine große Anzahl zu sehen gewohnt ist.

Höchst charakteristisch war der verhältnißmäßig kühle Empfang der Königin von England. Augenzeugen, die kurz vorher dem Empfange Napoleon's III. in London beigewohnt hatten, versicherten, daß sie das englische Volk nie in einem ähnlichen Rausche gesehen. Von Rausch oder Enthusiasmus war unter den Franzosen keine Spur. Sie empfingen die Königin achtungsvoll; aber sie schrieen und jubelten nicht. Ueberhaupt liegt das Lärmmachen auf der Straße weit weniger in ihrer Natur, als man im Auslande zu glauben scheint. Auch ist das englische Königthum den Franzosen etwas Abstraktes; sie begreifen diese Verehrung für die Personification des Gesetzes nur halb, und ich bin fest überzeugt, daß der Empfang ein anderer gewesen sein würde, wenn der als Gast empfangene Souverain selbst eine große Persönlichkeit gewesen wäre oder eine bedeutende Geschichte hinter sich gehabt hätte. Wenn man die ganze Wahrheit sagen will, so darf man auch nicht verschweigen, daß die Franzosen sich während der Anwesenheit der Königin von England des Eindruckes nicht erwehren konnten, daß England es ist, welches Frankreich viel schuldet, während Frankreich England weit weniger zu Dank verpflichtet ist.

Der merkwürdigste Auftritt bei dem Besuche der Königin war offenbar folgender: Man sprach fortwährend davon, daß sie auch das Grab des Kaisers Napoleon im Invaliden-Dome besuchen würde. Ein großer Theil der Pariser wollte jedoch nicht an einen die Situation so scharf bezeichnenden Akt glauben, und wirklich entschloß sich auch die Königin erst am letzten Tage dazu. Die Sonne ging bereits unter, als sie im Invaliden-Dom vor das Grab des Kaisers trat. Man hatte Fackeln herbei, und die Orgel dankte im Namen des verstohlen Geistes von St. Helena durch ein feierliches „God save the Queen".

Der englische Hof ist nicht eben bekannt dafür reich. Die Einkäufe und Spenden der Königin waren verhältnißmäßig gering, und da sie während ihrer Besuche im Industrie-Palaste nicht jeden einzelnen der Herren Aussteller ansprach, so fand der Voltairianische Franzosen-Geist mannigfachen Stoff zu Kritik und unpassenden Sarkasmen.

Nach der Abreise der Königin war der belebteste Moment der Ausstellung der, an welchem der statistische Kongreß in Paris zusammentam. Er war bekanntlich eine Fortsetzung des vor zwei Jahren in Brüssel eröffneten Kongresses; aber die französische Regierung schien ihm eine ganz besondere Wichtigkeit beizulegen. Unter den Auspizien des Bureaus für die allgemeine Statistik Frankreichs war ein Programm ausgearbeitet worden, das für sämmtliche statistische Arbeiten in allen Ländern einen und denselben Rahmen vorschlug. Der Minister für Handel und öffentliche Arbeiten, Herr Rouher, hatte diesem Programm eine außerordentliche Sorgfalt zugewendet, und der Chef des statistischen Bureaus, Herr Legoyt, ein ausgezeichneter Gelehrter, hatte die nähere Ausarbeitung desselben übernommen. Die meisten Regierungen hatten Abgeordnete hierher gesendet, und außerdem waren Staatsmänner, Gelehrte und Journalisten aus allen Theilen der Welt zu diesem Kongresse nach Paris gekommen. Das Ministerium ließ für die Sitzungen den Saal des Corps législatif einräumen, und Herr Rouher eröffnete den Kongreß gerade an dem Tage, an welchem die Nachricht von der Einnahme von Sebastopol in Paris eintraf. Nach dem französischen Programm wurde der Kongreß in vier Sectionen getheilt. Der ersten Section fielen zu: die nosologische Tabelle der Todesfälle, die Statistik der Geisteskrankheiten, der der Epidemieen und der Unfälle. Für die zweite Section waren bestimmt: die Statistik des Ackerbaues, die der Wege und Eisenbahnen, die des anderweitigen Handels. Der dritten Abtheilung gab man: die Statistik der Civil-Justiz, die Tabelle der Verbrechen und Vergehen, die von der

Digitized by Google

Strafgesetzbuch der verschiedenen Länder als solche erklärt worden, und die Statistik der Straf-Anstalten. Die Aufgabe der vierten Abtheilung endlich war: die Statistik der Wohlthätigkeits-Anstalten und die der großen Städte.

Jedes Mitglied hatte bei seinem Eintritte in den Kongreß zu bestimmen, welcher Section es angehören wollte, ohne darum verhindert zu sein, an den Arbeiten mehrerer Sectionen Theil zu nehmen. Das französische Programm wurde mit geringen Modificationen angenommen, und die Verhandlungen selbst waren, aufrichtig gestanden, trocken und unbedeutend. Die Hauptsache wäre, daß die in den civilisirten Ländern existirenden statistischen Bureaux sich wirklich unter einander verständigten, um ein einheitliches, statistisches Verfahren anzunehmen. Die Fortschritte, welche die Wissenschaft dadurch machen würde, sind unberechenbar. Aber von der Annahme eines Programms zur Ausführung desselben ist noch ein weiter Weg, und erst bei der nächsten Sitzung des Kongresses, für welche der Ort übrigens noch nicht bestimmt worden ist, wird man die Fortschritte dieses Unternehmens beurtheilen können. Der Kaiser empfing die sämmtlichen Mitglieder in den Tuilerieen, und der Minister gab ihnen an demselben Abende eine Soirée. Die Abgeordneten der verschiedenen Regierungen sind vor einigen Tagen durch die Verleihung des Ehrenlegion-Ordens ausgezeichnet worden.

In einer der Sitzungen des statistischen Kongresses machte ein Mitglied den Antrag auf eine Propaganda zur Herstellung eines einheitlichen Maaß-, Gewichts- und Münz-Systems in allen civilisirten Ländern. Dieser Antrag wurde im Kongreß nicht angenommen. Kaum war dieser aber aufgelöst, als sich in Paris eine Gesellschaft zur Ausführung dieses Programms bildete. Einer ihrer Gründer ist der junge Lord Ebrington, Mitglied des englischen Parlamentes. Das Publikum war nicht wenig überrascht, zu hören, daß Herr Baron James v. Rothschild den Vorsitz dieser Gesellschaft übernommen hatte. Ich war als Mitglied des Kongresses auch bei den Versammlungen dieser Gesellschaft gegenwärtig und bewunderte im Stillen die unaufhaltsam sich entwickelnden Ideen der Zeit, als Herr Baron v. Rothschild, dessen Vorsitz als österreichischer General-Konsul und General-Kommissär der Ausstellung eine desto größere Bedeutung hatte, eine Antritts-Rede hielt, in welcher er die Hoffnung aussprach, daß es bald auch zu der Annahme einer allgemeinen Sprache für den Handel kommen würde. — Interessant war bei dieser Gelegenheit die Beobachtung des Unterschiedes zwischen den Rollen Oesterreichs und Preußens. Oesterreich ist ohne viele Umstände auf das Programm der „Association pour l'unité des poids, mesures et monnaies" eingegangen. Ob es dieses Programm so bald wird ausführen können, ist eine andere Frage. Preußen hat dagegen durch seinen General-Kommissär, Geheimen Rath v. Viebahn erklären lassen, es könne sich vor der Hand nicht bei der Gesellschaft betheiligen. Und doch hat Preußen bereits einen Schritt mehr zur Ausführung dieses Programms gethan, als Oesterreich: es steht auf dem Punkte, das metrische System für die Gewichte anzunehmen, wohingegen es auf die Annahme des Dezimal-Systems für Maß und Münze für den Augenblick nicht eingehen will. Dieses Zurückhalten Preußens, gegenüber der gefälligen Miene Oesterreichs, hat hier natürlich wieder viel Aufsehen gemacht.

(Schluß folgt.)

Die Memoiren des Lieutenants Bellot.

(Schluß.)

„13. Oktober. Wir sind schon zurück, nach einem höchst bedauernswerthen Unfall, über den ich mich noch nicht trösten kann, da er lang genährte Hoffnungen vereitelt. Heute Morgen um drei Uhr waren wir zum Aufbruche bereit und um fünf erreichten wir das erste Bergegebirge der Bai; das Thermometer, welches zwei Grad zeigte, versprach uns eine ziemlich bequeme Reise; die Luft war klar, und das Eis, wenigstens längs dem Ufer, war überall glatt und leicht zu überschreiten. Die Last des Schlittens war unseren Hunden so wenig hinderlich, daß wir uns in Trab setzen mußten, um mit ihnen Schritt halten zu können; denn sie zurückzuhalten war unmöglich. Bei Sonnenaufgang, etwas nach sieben Uhr, waren wir an der Grenze unseres Ausfluges vom Sten dieses Monats angekommen. Zwei Meilen weiter erregte der Anblick einer offenen Stelle am Ufer Besorgniß über den Fortgang unserer Reise, da wir uns jedoch am Fuße einer mit Schnee bedeckten Schlucht befanden, so beschlossen wir, die Spuren zweier Bären zu verfolgen, die wir auf dieser Schneedecke bemerkten und die uns wirklich über den festesten Theil der gefrorenen Oberfläche führten. Ich faßte neue Hoffnung, als wir, nach Ueberwindung dieses ersten Hindernisses, das Eis in einem so günstigen Zustande fanden, daß wir unseren Weg mit der früheren Schnelligkeit fortsetzen konnten. Der Matrose, der unsere Vorhut bildete, vermochte den Hunden nicht nachzukommen, so schnell er auch lief, und wenn er sie einmal einholte, galoppirten sie rasch weiter und ließen ihn hinter sich. Ich hatte die Absicht, den Schlitten und einen Mann in Elwin-Bai zurückzulassen und den Rest des Weges mit so wenig Gepäck als möglich zu machen, um Port-Leopold unfehlbar am zweiten Tage zu erreichen. Um zehn Uhr, als ich mit einem der Leute etwa hundert Mètres von dem Schlitten stand, glaubte ich ihn umschlagen und Herrn Smith im Eise verschwinden zu sehen. Ich glaubte, daß er in eine Oeffnung hineingefallen sei und eilte ihm in dieser Ueberzeugung zu Hülfe, als Smith, der sich aufgerichtet hatte, mir zurief, daß das Eis unter mir breche, so daß ich kaum Zeit hatte, zurückzuspringen. Dieses nur zwei Zoll dickes Eis war mit geschmolzenem Schnee bedeckt, der mir die Gefahr vollständig verbarg. Da unser Gepäck und unsere Vorräthe nun ganz durchnäßt waren, so entschloß ich mich, augenblicklich nach dem Schiffe zurückzukehren, um sie zu trocknen; aber es ereignete sich ein zweites Unglück: die Eisscholle, auf welcher wir standen, hatte sich abgelöst und trieb mit der Fluth ins Meer hinaus, während wir damit beschäftigt waren, unsere Habseligkeiten zu retten. Glücklicherweise hatten wir uns dicht an das Land gehalten, und Herr Smith, der schon durchnäßt war, blieb noch ein paar Minuten im Wasser, wo es ihm gelang, einige Stricke und das Geschirr unserer armen Hunde loszuschneiden. Indessen war der größte Theil unseres Gepäcks, vier Büffelhäute, das Zelt, die tragbare Küche, die chirurgischen Instrumente unseres Doktors — die einzigen am Bord des „Prince Albert" — und der Schlitten, in die See hinausgetrieben worden. Es war keine Zeit zu verlieren. Die wenigen Sachen, die wir geborgen hatten, waren ganz von Seewasser durchweicht, welches bald gefror und sie enorm schwer machte, und da es für uns von großer Wichtigkeit war, noch diese Nacht am Bord zu sein, weil man die Bewegungen des Eises nicht voraussehen konnte, so gab ich das Beispiel, mein Eigenthum im Stiche zu lassen. Um elf Uhr schlugen wir daher traurigen Muthes den Rückweg auf derselben Straße wieder ein, die wir vor wenigen Stunden voll Hoffnung und Zuversicht entlang gekommen. Die Hunde, die in voller Carriere davon gerannt waren, sobald wir sie von dem Schlitten befreit hatten, warteten auf uns in einer Entfernung von drei bis vier Meilen; aber mißtrauisch geworden, wollten sie uns nicht auf das Eis folgen, sondern ergriffen die Flucht. Wir glaubten indeß und, wie es sich zeigte, mit Recht, daß ihr Instinkt, namentlich der der Hündin, sie bald wieder nach dem Schiffe zurückführen würde. Um fünf Uhr fanden wir uns wieder bei unseren Freunden ein, die ohne Zweifel eine so schnelle Rückkehr nicht erwartet hatten, aber dem Himmel dankten, daß uns nicht ein größeres Unglück betroffen hatte und daß Alle zurückgekehrt waren."

Mit der Ankunft des „Prince Albert" auf der Disco-Insel schließt Bellot's während dieser Reise gehaltene Tagebuch. Von dem Wunsche beseelt, die begonnene Untersuchung fortzusetzen, und noch immer auf Erfolg hoffend, erbielt er im Sommer 1853 Erlaubniß, sich von neuem auf dem „Phoenix", Capitain Inglefield, einzuschiffen, welches bestimmt war, der Expedition Sir Edward Belcher's Proviant zuzuführen. Es war auf dieser zweiten Fahrt nach den unwirthbaren Regionen des Polarmeeres, daß er seinen Tod fand. In der seinen Memoiren angehängten, von Herrn Julien Lemer verfaßten biographischen Notiz wird diese Katastrophe folgendermaßen dargestellt:

„Capitain Inglefield hatte den „Phoenix" zwei Tage vorher verlassen, um den Capitain Pullen aufzusuchen, der schon seit einem Monat von seinem Schiffe, dem „North Star", das in der Erebus- und Terrors-Bai lag, getrennt war. Er hatte die Absicht, sogleich nach seiner Rückkehr Maßregeln zu treffen, um die Admiralitäts-Depeschen an Sir Edward Belcher zu befördern, was in der That zu den Hauptzwecken der Sendung des „Phoenix" gehörte. Da nun Capitain Pullen sich bald nach der Abreise Inglefield's wieder eingefunden hatte und Bellot wußte, wie viel auf die baldige Ablieferung jener Depeschen ankam, so hielt er, der stets bereit war, allen Gefahren zu trotzen, es für seine Pflicht, die Rückkehr seines Chefs nicht abzuwarten. Nach einer Berathung mit dem Capitain Pullen, den er im Kommando beider Schiffe zurückließ, machte er sich am 12. August, von dem Oberthierseher des „North Star" und drei Seeleuten begleitet und einen Schlitten nebst einem Kautschuk-Kanot mit sich nehmend, auf den Weg.

„Man vermuthete Sir Edward Belcher im Wellington-Kanal, in der Nähe von Kap Belcher. Dem zufolge schlug die kleine Schaar diese Richtung ein, indem sie längs dem östlichen Ufer des Kanals marschirte. Nachdem sie den ersten Tag bis drei Meilen vom Kap Innis gekommen, machten die Fünf am folgenden Tage etwa drei Meilen von Kap Bowden auf abgelösten Eisblöcken Halt. Dieses Kap verlassend, mußten sie in der Nacht vom 14ten über eine vier Fuß breite Spalte im Eise setzen, was ihnen auch vollkommen glückte. Sie waren jetzt drei Meilen vom Lande, wo Bellot sein Nachtlager aufschlagen wollte und welches er in dem Kautschuk-Kanot zu erreichen versuchte; aber da er zweimal durch einen heftigen Sturm von Südost zurückgetrieben wurde, so beschloß er, den Versuch durch zwei von seinen Gefährten

Digitized by Google

Harvey, den Quartiermeister des „North Star", und Madden, erneuern zu lassen. Es gelang, und sobald die beiden Männer das Land erreicht hatten, befestigten sie ein Tau zwischen dem Schlitten und der Kiste, vermittelst dessen drei Gepäckstücke hinübergeschafft wurden. Man war im Begriffe, es zum vierten Male zu versuchen, als Madden, der bis an den Leib im Wasser war, das Eis sich von dem Ufer ablösen und gegen die Mitte des Kanals in Bewegung sehen sah. Bellot rief ihm zu, das Tau fahren zu lassen: es kann noch Eine Anstrengung gemacht werden; die Hoffnung ist noch nicht verloren; allein die Bewegung des Eises ist so rasch, daß, ehe man etwas unternehmen kann, es sich schon in weiter Entfernung von dem Ufer befindet. „„Ich ertrieg dann"", sagt Madden, „„den Gipfel eines Hügels, um ihnen nachzusehen, und bemerkte, wie sie vom Lande in das Meer hinausgetrieben wurden. Als ich sie aus dem Gesichte verlor, standen die Leute ineben dem Schlitten, Herr Bellot aber auf der höchsten Spitze des Eisberges. In jenem Augenblicke wehte der Wind mit Heftigkeit von Südosten, und es fiel zugleich Schnee.""

„Auf dieser schwimmenden Eismasse, die so von dem wüthenden Sturm nach Norden fortgerissen wurde, befanden sich der unglückliche Bellot und zwei Matrosen, William Johnson und David Hook. Nachdem sie umsonst versucht hatten, das Zelt, mit welchem ihr Schlitten beladen war, als Obdach zu benutzen, begannen sie zu diesem Zwecke mit ihren Messern eine Höhle im Eise zu graben. Aber lassen wir Johnson reden; seine Aussage ist sehr einfach und eben dadurch höchst rührend.

„„Herr Bellot"", erzählt er, „„saß mit uns eine halbe Stunde im Gespräch, welches sich um unsere gefährliche Lage drehte. Ich sagte ihm, daß ich mich nicht fürchte, und daß die amerikanische Expedition in diesem selben Kanale von dem Eise hin- und hergetrieben wurde. „Ich weiß es", erwiederte er, „und wenn der Allmächtige uns schützt, wird nicht ein Haar unseres Hauptes gekrümmt werden."" Hierauf fragte ich Herrn Bellot, welche Zeit es sei. „Etwa ein viertel auf neun", sagte er, packte dann seine Bücher zusammen und bemerkte, er wolle zusehen, nach welcher Richtung das Eis treibe. Er war kaum vier Minuten fort, als ich die Eiswand, unter welcher wir Schutz gefunden hatten, verließ, um ihn zu suchen; ich konnte ihn jedoch nicht sehen, und als ich an unseren Zufluchtsort zurückkehrte, bemerkte ich seinen Stab auf der entgegengesetzten Seite einer etwa fünf Klafter breiten Spalte, um welche das Eis eingebrochen war. Ich rief: „Herr Bellot!" aber keine Antwort (um diese Zeit wehte es sehr start). Hierauf suchte ich wieder ringsum, konnte aber nichts von ihm wahrnehmen. Vermuthlich wurde er, sobald er aus dem Schutze der Eiswand herausstrat, von dem Winde in die Spalte geschleudert, aus der er sich nicht wieder emporarbeiten konnte.""

Unter den im Nachlaß Bellot's gefundenen Papieren verdient auch folgendes Schreiben Erwähnung, welches er während seiner früheren Reise mit dem „Prince Albert", als er ein ähnliches gefahrvolles Abenteuer unternommen, an seine Familie gerichtet hatte. Es wurde damals nicht abgegeben, da der Briefsteller wider Vermuthen glücklich zurückgekehrt war, bildet jedoch einen schönen Beitrag zur Kenntniß seines liebevollen und hochherzigen Charakters. Das Schreiben lautet:

„Meine theuren und vortrefflichen Freunde! Wenn Ihr diesen Brief empfangt, werde ich aufgehört haben zu leben; aber der Tod wird mich in der Ausführung einer gefährlichen und ehrenvollen Mission ereilt haben. Ihr werdet aus meinem Tagebuche, welches Ihr unter meinen Effekten finden werdet, entnehmen, daß wir unseren Capitain und vier Mann nothgedrungen im Eise zurücklassen mußten, um die Uebrigen zu retten; nachdem und dies gelungen, waren wir also verpflichtet, jenen braven Leuten zu Hülfe zu gehen. Es ist möglich, daß ich kein Recht hatte, mich in eine solche Gefahr zu begeben, da ich weiß, wie nothwendig ich Euch in jeder Beziehung bin, aber mein Tod wird vielleicht den verschiedenen Mitgliedern meiner Familie die Achtung der Menschen und den Segen des Himmels zuwenden. Lebt wohl! dort oben, wenn nicht hienieden, werden wir uns wiedersehen. Habt Vertrauen und Muth! Gott segne Euch!"

Die Hoffnung, welche Bellot in diesen Zeilen aussprach, ist nicht getäuscht worden. In England wurde eine Summe von zweitausend Pfund Sterling durch Subscription zusammengeschossen, von welchen funfzehnhundert unter die fünf Schwestern des Verstorbenen vertheilt, die übrigen fünfhundert zu einem Denkmal bestimmt worden, das an den Ufern der Themse vor den Thoren des Marine-Hospitals zu Greenwich errichtet werden soll. So hat man nicht nur für die Angehörigen, die in ihm ihre Stütze verloren, gesorgt, sondern auch den edlen Märtyrer der Humanität durch ein Monument geehrt, das zugleich von dem Danke der Mitbürger jener Unglücklichen Zeugniß ablegt, für deren Rettung er sein Leben opferte.

Nord-Amerika.

Literatur und Buchhandel in den Vereinigten Staaten.

Das Bankett der Verleger-Association im New-Yorker Krystall-Palast.*)

Am Abend des 27. September wurde im New-Yorker Krystall-Palast ein Fest ganz eigenthümlicher Art gefeiert. Die Association der amerikanischen Verleger gab nämlich den amerikanischen Literaten ein Bankett, oder, wie es in einer aus Gastkammen gebildeten Aufschrift über dem Orchester genannt wurde, ein Frucht- und Blumenfest zu Ehren des Genies. Das Fest war ein echt amerikanisches in jeder Beziehung, von der Ausschmückung des Saales bis zum innersten Gehalte der Toaste und Reden, von der durch die Anwesenheit zahlreicher Damen bedingten Verbannung geistiger Getränke bis zur überflüssigsten Fülle weißer Neverend-Kravatten unter den auserwählten Gästen.

Um halb sieben Uhr erschienen die hervorragendsten Gäste und nahmen ihre Sitze ein. Den ersten Sitz zur Rechten des Präsidenten (des Verlags-Buchhändlers Appleton) erhielt Bischof Potter von Philadelphia, den ersten Sitz zur Linken Mrs. Gilman. „Ehret die Frauen" und „Ecclesia praecedit" (die Kirche hat den Vortritt) sind zwei nationale Wahlsprüche, die mit Recht auch bei diesem Bankett, wo der verkörperte Nationalgeist, die Vertreter der Literatur, zu Tische sahen, streng befolgt wurden. Die letzten der Anderwählten zur Rechten waren die Mayors von Boston, Philadelphia und New-York, der letzte zur Linken Herr Valentine, Clerk der Aldermen und Verfasser der Geschichte der Stadt New-York. Unter anderen Celebritäten bemerkten wir rechts den Dichter Bryant und den Geschichtschreiber Hildreth, links den ehrwürdigen Altmeister Washington Irving und Mrs. Robinson (Talvj).

Nachdem das Mahl vorüber war, hielt der Präsident, Herr Appleton, im Namen der Verleger eine Ansprache an die Gäste, in welcher er die Zwecke der Association besprach, die, nach seiner Versicherung, der Forschritt und die Verbreitung der nationalen Literatur, die Unterdrückung unsittlicher und schädlicher Geistesprodukte, das Beste der Autoren, wie des Publikums und nebenbei auch ein wenig das Interesse der Verleger selbst zur Aufgabe hat. Wie können nicht umhin, die Worte des Präsidenten der Verleger-Association über einen ihrer Zwecke anzuführen und einer besonderen Beachtung zu empfehlen:

„Es steht in unserer Macht und wird daher unsere strenge Pflicht, bei der Verbreitung des intellektuellen und moralischen Tones der Literatur, die täglich und stündlich unter das Volk unseres Geburtslandes verbreitet wird, die wichtigsten Dienste zu leisten. Ich brauche die Anwesenden wohl nicht daran zu erinnern, daß es sehr oft von der Entscheidung des Buchhändlers abhängt, ob ein neues Werk veröffentlicht werden soll oder nicht. Wenn wir, meine Brüder, in herzlichem Einvernehmen an dem Entschlusse festhalten können, daß kein Buch von zweifelhafter moralischer Tendenz oder von unnützem oder gefährlichem Charakter in irgend einer Beziehung von uns verlegt werden soll, so haben wir mehr für unser Vaterland gethan, als ein Dutzend Gesellschaften zur Unterdrückung des Lasters und der Unsittlichkeit jemals thun können. ..... Ich könnte noch andere Gelegenheiten zur Ausübung einer Ueberwachung der Literatur des Landes an gros anbeuten, aber ich fürchte, daß ich schon zu lange Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen habe!"

Der Secretair der Association, Herr G. P. Putnam, theilte dann eine Reihe von historischen und statistischen Notizen über die Literatur und den Verlagsbuchhandel der Vereinigten Staaten mit, die manches Interessante und Neue enthielten. Wir würden gern seinen ganzen Vortrag wiedergeben, müssen uns aber bei der großen Ausdehnung desselben und unserem karg zugemessenen Raume auf einen kurzen Auszug beschränken.

Vom Jahre 1830—1842 wurden in den Vereinigten Staaten nach den genauesten Angaben 1115 verschiedene Werke verlegt; 623 davon waren Original-Auflagen und 492 nachgedruckte Werke. Das Verzeichniß der in jener Periode nachgedruckten Werke ist nicht vollständig, und man kann die Zahl derselben ungefähr eben so hoch anschlagen, als die der Original-Auflagen, wonach 52 Werke jeder Klasse auf das einzelne Jahr kommen. Im Jahre 1853 wurden 733 neue Werke gedruckt, und zwar nachgedruckte englische Werke 278, 35 Uebersetzungen aus fremden Sprachen und 420 amerikanische Originalwerke. Daraus ergiebt sich eine Zunahme von ungefähr 800 Prozent in weniger als zwanzig Jahren. Da sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in demselben Zeitraum um 80 Prozent vermehrte, so zeigt sich die Zunahme der literarischen Production und des Verlages der Nation zehnmal stärker als die der Bevölkerung.

*) Aus der in diesen Blättern bereits rühmlich erwähnten „Neuen Zeit" von New-York.

Digitized by Google

Vergleicht man die betreffende Stärke der einzelnen Auflagen mit einander, so stellt sich ein noch bei weitem größerer Zuwachs heraus, denn vor zwanzig Jahren wagte noch Niemand von 300,000, 75,000, 30,000 oder auch nur 10,000 Exemplare starken Auflagen zu träumen, während die letzte Zahl gegenwärtig etwas ganz Gewöhnliches ist.

Was die technische Ausstattung der Verlags-Artikel angeht, stehen die Fortschritte der Vereinigten Staaten nach der Ansicht des Herrn Putnam denen seiner europäischen Nation noch. Wenn nicht jedes der neu verlegten Werke gut ausgestattet ist, so muß man bedenken, daß die Anzahl der neuen Bücher, welche hier jährlich im Durchschnitte fabrizirt werden, nicht weniger als 2,400,000 beträgt. Mit Ausschluß der Bibeln, Schulbücher und Vereins-Publicationen, beträgt die Anzahl der gedruckten und nachgedruckten Bände jährlich 8,000,000. Die Schulbücher allein vermehren diese Zahl um weitere zwölf Millionen. Das Riesen-Etablissement der Gebrüder Harper produzirt jährlich über eine Million Bände; und die Firma Lippincott in Philadelphia liefert Jahr aus Jahr ein täglich fünfzig Kisten. Dann vergesse man die 2000 Zeitungen und 200 anderen periodischen Schriften nicht, die in diesem Lande erscheinen und von denen einige eine Auflage von 150,000 Exemplaren erreicht haben.

Wir übergehen die verschiedenen arithmetischen Spielereien, welche der Secretair der Verleger-Association in seiner Rede vorbrachte, um den Zuhörern die Großartigkeit der amerikanischen Bücher-Fabrication recht handgreiflich zu machen — wie z. B. daß „die einzelnen Bogen Druckpapier, die binnen achtzehn Monaten hier verbraucht werden, neben einander gereiht von New-York bis an den Mond reichen würden" — und lassen dafür noch einige seiner werthvollen Zahl-Angaben folgen.

Auf den Vorwurf der Engländer, daß die amerikanischen Verleger vom Nachdrucke englischer Werke leben, während die besseren amerikanischen Schriftsteller ihre Werke in London verlegen lassen, um sich für ihre Arbeit einen gedührenden Lohn zu sichern, antwortet er, daß man allerdings zugestehen müsse, Amerika habe an England noch eine große Schuld abzutragen für die geistigen Schätze, welches es sans façon dem alten Mutterlande „geborgt"; allein es stelle sich mehr und mehr eine Reziprozität in dieser Praxis heraus, bei der England nachgerade als der gewinnende Theil erscheinen muß, wenn man gewissen Zahlen trauen darf. Im Jahre 1834 wurden in Amerika 252 Original- und 198 nachgedruckte Werke verlegt, im Jahre 1853 hingegen 420 Original- und 278 nachgedruckte Werke. Auf der anderen Seite wurden in England bis 1842 im Ganzen 382 amerikanische Werke nachgedruckt; im Jahre 1854 war diese Zahl schon auf 950 gestiegen, und davon kommen allein auf das Jahr 1853 119 und auf das Jahr 1854 184, d. i. in den zwei letzten Jahren fast eben so viele als früher in 60 Jahren zusammengenommen.

Herr Putnam blieb bei dieser Schilderung der bloßen Ausdehnung amerikanischer Bücher-Production nicht stehen; er bemühte sich auch den inneren Werth der neuesten National-Literatur nachzuweisen, und Jeder, der mit den Werken der Schriftsteller, die er aufzählte, nur einigermaßen vertraut ist, wird zugeben müssen, daß sein Bemühen kein fruchtloses war. Die Posten, welche er unter dem Titel „Naturwissenschaften" aufführte, z. B. die Naturgeschichte des Staates New-York in 20 Quartbänden mit vortrefflichen Abbildungen, die Berichte über die Erforschungs- und Vermessungs-Expeditionen der Vereinigten-Staaten-Regierung in mehr als 100 Quart- und Foliobänden, 500 Bände naturhistorischer Forschungen im Auftrage einzelner Staats-Regierungen und wissenschaftlicher Gesellschaften — größtentheils Werke, welche Namen der ausgezeichnetsten Fachgelehrten an der Stirn tragen — können sich zum Theil mit den besten Erzeugnissen der gleichnamigen Literatur der gebildetsten europäischen Nationen messen, ja, einige derselben stehen einzig in ihrer Art da.

Eine Bemerkung, welche der Geschichtschreiber Alison (ein Schotte) in seinem großen Werke über die literarische Befähigung der Amerikaner machte — „Literarische und geistige Fähigkeiten erster Größe sind in Amerika verhältnißmäßig selten" — gab Herrn Putnam Veranlassung zu einer Erwiederung, deren Eingang wir wörtlich anführen wollen, weil er den Beweis liefert, daß man Kenntniß der eigenen Schwächen und milde Beurtheilung ausländischer Einseitigkeit bei gebildeten Amerikanern eben so gut findet, wie bei gebildeten Europäern. Herr Putnam sagt:

„Wir wissen Alle recht wohl, daß unter den Fehlern in unserem National-Charakter, welche sie auch immer sein mögen, übermäßige Bescheidenheit in der Beurtheilung unserer eigenen Größe gerade nicht der hervorragendste ist. Wenn dieses Land in der That ein großes ist, so sind wir nicht gewohnt, seine Größe zu übersehen oder der Welt zu gestatten, daß sie unsere Tugenden und großen Eigenschaften verjüngt. Unsere National-Eitelkeit läßt durchaus nicht Gefahr, aus Mangel an Pflege umzukommen. Wir sollten daher auch nicht vergessen, wenn wir die Total-Summe unserer Bücherfabrication und der Papierbündel, die wir verbrauchen, berechnen, daß die Menge der Materie nicht der Maßstab des — Geistes ist. Mögen wir aber unseren Ueberfluß an Patriotismus noch so sehr berücksichtigen, so können wir doch nicht umhin, zu wünschen, der gelehrte Sheriff von Glasgow und seinesgleichen jenseits des Oceans möchten mit Brillen versehen sein, die etwas weniger vom Staube der Unwissenheit und des Vorurtheiles getrübt sind. Es läßt sich beweisen, daß unsere Literatur der Quantität wie der Qualität nach eine günstigere Beurtheilung von Seiten jener Herren verdiente."

Nach der Rede des Secretairs kamen die Toaste an die Reihe, die von verschiedenen Gästen theils in fein ironischer (z. B. von Dichter Bryant), theils in dithyrambischer Weise beantwortet wurden.

Mannigfaltiges.

— Englische Roman-Literatur. Unter den spekulativen Verlagshandlungen, welche sich die löbliche Aufgabe gestellt haben, die Massen „zu solidem Preisen" mit geistiger Nahrung zu versehen, zeigt sich das Londoner Haus Routledge als eine der rührigsten. Außer der „Popular Library", einer Sammlung älterer und neuerer Klassiker, der „Family Sacred Library", religiösen Inhalts, und anderen Publicationen dieser Art, giebt dasselbe die „Railway Library" heraus, welche bereits bis zum 103. Bande gediehen ist und wohlfeile Abdrücke der beliebtesten englischen Romane in sich schließt, worunter sich indessen auch einige Uebersetzungen aus dem Französischen und Deutschen finden, wie z. B. ein uns nicht näher bekanntes Werk von L. Rellstab „der polnische Uhlane!".*) Die letzte Unternehmung des Herrn Routledge ist die Herausgabe einer Reihe von neuen Original-Romanen, für welche er einige der populärsten Novellisten Englands gewonnen haben will, obgleich die bis jetzt von ihm genannten Namen uns eben nicht in diese Kategorie zu gehören scheinen. Der bedeutendste unter ihnen ist wohl James Grant, ein sehr fruchtbarer, vorzugsweise durch seine „Romance of War" bekannter Schriftsteller, dessen Beitrag zu der Sammlung, ein historischer Roman unter dem Titel: „Die gelbe Fregatte, oder die drei Schwestern",**) und gegenwärtig vorliegt. Er spielt zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, in einer der dunkelsten Perioden der an Gräuelthaten so reichen schottischen Geschichte, und erzählt das traurige Schicksal der heimlichen Gemahlin König Jakob's IV., der schönen Margarethe Drummond, und ihrer Schwestern. Aus den Chroniken der Zeit weiß man, daß Johann, Lord Drummond, „drei Töchter hatte, von welcher eine, Margarethe, von Jakob IV. so sehr geliebt wurde, daß er sie zu heiraten wünschte; da sie aber in den verbotenen Graden verwandt waren (Robert III, der Ur-Urgroßvater Jakob's, hatte nämlich eine Drummond zur Frau gehabt) und einer Dispensation vom Papste bedurften, so ließ der ungeduldige Monarch sich heimlich trauen, und aus dieser verstohlenen Ehe entsprang eine Tochter, die sich später mit den Grafen von Huntley vermählte. Als die Dispensation endlich ankam, beschloß der König, seine Hochzeit öffentlich zu feiern; allein die Eifersucht des Adels gegen das Haus Drummond gab Anlaß zu dem grausamen Plan, Margarethe durch Gift aus dem Wege zu räumen, damit ihre Familie nicht den Ruhm genießen möge, dem schottischen Throne zwei Königinnen zu geben. So viel ist sicher, daß Margarethe Denmmond, so wie Euphemie und Sybille, ihre Schwestern, plötzlich zur selben Zeit starben, unter Symptomen, welche starken Verdacht einer Vergiftung erregten, die, wie man glaubte, beim Frühstück stattgefunden haben müsse." Des größeren Effekts halber, läßt der Verfasser den drei Schwestern beim Abendmahl eine vergiftete Hostie beibringen — ein Procedere, das, wie er aus historisch beglaubigten Vorgängen zeigt, in Schottland, wie in anderen Theilen Europa's (man denke an Heinrich VII.), nicht ganz ungewöhnlich war. In der Anomalung solcher und ähnlicher Nachstücke, z. B. der Ermordung König Jakob's III. auf der Flucht vor seinem Sohne und seinen empörten Vasallen, entwickelt Herr Grant ein nicht zu verachtendes melodramatisches Talent, das sich aber auch nirgends über das Melodramatische erhebt. Den Titel der „gelben Fregatte" führt das Buch von dem Flaggenschiff Sir Andrew Wood's, eines tapferen alten Seemannes, dessen Thaten in manchen schottischen Volksliedern besungen werden und der, als Alles den unglücklichen Jakob verließ, ihm bis in den Tod getreu blieb.

*) Vielleicht eine Bearbeitung des Romans „1812".

**) The Yellow Frigate: or, the Three Sisters. By James Grant. London: G. Routledge & Co., 1855. Berlin, A. Asher & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 10, und beim Verleger Neumann, Wilhelmsstr. Nr. 32), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 132. Berlin, Sonnabend den 3. November 1855.

Italien.

Mailand im Jahre 1796.

Aus den Erinnerungen H. Beyle's (de Stendhal's.*)

... Herr Robert, einer der schönsten Offiziere der französischen Armee, kam den 15. Mai 1796 nach Mailand, wurde in den Palast der Marquise A. einquartiert und von der Dame zu Tische geladen. Er zog sich sorgfältig an, bis auf die Schuhe, die ihm fehlten; wie gewöhnlich, wenn er in eine Stadt einrückte, befestigte er das von seinem Burschen wohlgewichste Oberleder mittelst kleiner Schnüre, allein von Sohlen nicht die Probe. Er fand die Wirthin so schön und war in solcher Angst, die bei der Tafel aufwartenden Lakaien in prachtvoller Livrée könnten seine Dürftigkeit merken, daß er ihnen beim Weggehen ein Sechsfrankenstück, seinen ganzen Reichthum, in die Hand drückte. Robert bestellte mir, daß die drei Offiziere seiner Compagnie zusammen nur ein Paar leidlicher Schuhe besäßen, die sie einem österreichischen bei Lodi getödteten Offizier abgenommen hatten. So sah es auch in allen Halbbrigaden aus. Gewiß könnte man sich heutzutage von der Entblößung und dem Elend dieser alten französischen Armee schwerlich eine Vorstellung machen. Was der erfinderische Geist unserer jugendlichen Zeichner an seltsamen Karikaturen schafft, bleibt hinter dieser Wirklichkeit zurück. Die Reichen dieser Armee besaßen Assignaten, und die Assignaten waren in Italien ohne allen Werth. — Die ganze Garderobe zweier Offiziere — der eine war Bataillonschef, der andere Lieutenant — beide fielen später in der Schlacht am Mincio, 1800 — bestand, neben drei Hemden, aus einem Uniform-Oberrock mit Klappen, einem Frack und einem Brinkleid von aufbraunem Kasimir, Alles an zehn Stellen jämmerlich geflickt. Sie mußten nun mit einander so wechseln, daß, wenn der Eine Frack und Hosen, der Andere den Oberrock zugeknöpft trug, um so die nackten Schenkel zu bedecken. In Piacenza erhielten sie das erste Silbergeld, ein piemontesisches Achtzehnd-Soussück, wofür sie die gemeinsamen Beinkleider anschafften.

Ich übergehe andere derartige Einzelnheiten, die heute kaum Glauben fänden. Nichts, außer ihrer Tapferkeit und Bedarrlichkeit, kam der Noth dieser Armee gleich. Begreiflich genug, da Soldaten und Offiziere in der Blüthe der Jugend waren. Mit Ausnahme einiger Husaren von Berching, die der brave Stengel aus dem Elsaß herbeigebracht hatte, gehörte die größte Mehrzahl dem Languedoc, dem Dauphiné, der Provence, dem Roussillon. Oft, wenn die Soldaten ihren schmächtigen und jugendlichen Feldherrn — Napoleon war beim Einmarsch in Mailand noch nicht siebenundzwanzig Jahr alt — vorbeigehen sahen, bemerkten sie, er sei doch der Aelteste unter ihnen.

Auch der erfahrenste Philosoph hätte es schwerlich diesen jungen Feldherrn, der unter dem schönen Triumphbogen der porta Romana seinen Einzug hielt, angesehen, daß zwei Leidenschaften in seiner Brust wogten: die feurigste Liebe, von der Eifersucht bis zum Wahnsinn gesteigert, und der glühendste Haß, von schwarzem Undank und bornirter Dummheit hervorgerufen.

Der Feldherr sollte die eroberten Länder organisiren; die französische Armee hatte hier warme Freunde und wüthende Gegner; unter den letzteren waren unglücklicherweise die meisten Weltgeistlichen und alle Mönche. Dagegen hing die Bürgerschaft mit ein guter Theil des Adels der Freiheit an. Drei oder vier Jahre früher, vor den Schreckenthaten des Jahres 1793, war die gesammte Lombardei für Reformen und französische Freiheit begeistert. Die Zeit fing an, einen Schleier über die Verbrechen zu werfen, und doch plagte die erzherzogliche Regierung seit zwei Monaten aus Angst vor der Freiheit die Mailänder mit ihren Proclamationen, worin diese Freiheit aufs heftigste verflucht wurde. Nun aber muß man wissen, daß die Mailänder ihren Fürsten, der keine andere Leidenschaft hatte, als Korncuchen zu treiben, gründlichst verachteten. Und ein Volk in solcher Stimmung, das wollte der Erzherzog für das Haus Oesterreich entflammen! Es ist spaßhaft, wenn der unglückliche Despotismus sich an Vernunft und Gefühl wendet. Der Einzug der Franzosen in Mailand war für Heer und Bürger ein Festtag.

Seit dem Tage bei Montenotte begleiteten die Wünsche des lombardischen Volkes die Siege der Franzosen; bald erfaßte es eine Leidenschaft für sie, die noch dauert. Bonaparte zog durch das Spalier einer zahlreichen Nationalgarde, in die lombardischen Farben, grün, weiß und roth gekleidet. Diesen Beweis von Vertrauen in seine Erfolge rührte ihn. Was wäre aus den armen Leuten geworden, wenn Oesterreich die Lombardei wiedererobert hätte! Wo hätte Herr von Thugut tiefe Kerker genug gefunden für die so Gekleideten, die Schneider, die Tuchhändler u. s. w.? Ueberdies wurde diese schöne Nationalgarde von einem der vornehmsten Edelleute des Landes, von dem Herzog von Serbelloni, kommandirt. Die „Hoch" erschollen durch die Lüfte, die schönsten Frauen waren an den Fenstern. Von diesem Abend ab waren die französische Armee und das Mailändische Volk Freunde.

Der gleichmachende Despotismus hatte Volk und Adel näher gebracht. Der italiänische Adel hatte zudem mit dem dritten Stande in viel innigerer Berührung gelebt, als der französische und deutsche; er war nicht durch die Schreibwand verbriefter Vorrechte von diesem getrennt; man bedurfte nicht, wie in Frankreich, der Ahnenprobe, um Offizier zu werden. Die Lombarden hatten sich durch eine Geld-Abgabe vom Kriegsdienst losgekauft. Endlich war der Mailändische Adel ein hochgebildeter. Er zählte in seinen Reihen die Beccaria, die Verri, die Melzi und hundert andere minder berühmte, aber eben so wissenschaftlich ausgezeichnete Namen. Die Mailändische Bevölkerung ist von Natur gut, und die Armee erhielt davon in dem ersten Moment einen sichtlichen Beweis: viele Landgeistliche fraternisirten mit den Soldaten. Freilich erfuhren sie Tages darauf strengen Tadel von Seiten ihrer Vorgesetzten.

Beim Einmarsch der Franzosen erreichte die Bevölkerung Mailands kaum die Zahl 120,000. Man hatte es sorgfältig unter den Soldaten verbreitet, daß die Stadt 580 v. Chr. von Galliern gegründet, oft von den Deutschen unterjocht und im Kampfe für ihre Freiheit dreimal zerstört worden war. Die guten Mailänder, das sanftmüthige Volk Italiens, nur mit dem Lebensgenuß beschäftigt, hatten keine Menschenseele. Oesterreich war erst seit 1714 im Besitz dieser liebenswürdigen Stadt und der Lombardei; es hatte durchaus nicht gesucht, das Volk abzustumpfen, um es auf den gemein sinnlichen Genuß zu reduziren. Die Kaiserin Maria Theresia hatte die Lombardei vernünftig und wahrhaft mütterlich verwaltet. Sie wurde darin vortrefflich unterstützt von dem General-Gouverneur, Grafen Firmian, der, weit entfernt, die ersten Männer des Landes einzuschränken oder zu verweisen, gern auf ihren Rath hörte. Er pflog Umgang mit dem Marchese Beccaria (Verfasser des Werkes: „Ueber Verbrechen und Strafen"), dem Grafen Verri, dem Pater Frisi, dem Professor Parini u. A. Diese Männer strebten redlich, Alles, was man 1770 von den Regeln des Staatshaushalts und der Gesetzgebung wußte, auf die Lombardei anzuwenden.

Der gesunde Sinn und die Herzensgüte der Mailänder athmen in der Geschichte Mailands des Grafen Pietro Verri. Solche Werke erschienen nicht in Frankreich um das Jahr 1780, besonders wurde Frankreich nicht so wie die Lombardei verwaltet. Man vergesse nicht, welche Verfolgungen Turgot zu bestehen hatte, weil er in die Kommunalverwaltung und in das inländische Zollwesen einige von den Regeln einführen wollte, die Graf Firmian und Marchese Beccaria der Verwaltung der Lombardei zum Grunde legten. Man kann sagen, der Despotismus sei in diesem Lande von den bestdenkendsten Männern gehandhabt worden und habe das Beste der Unterthanen in der That gefördert; allein anfangs war man nicht an diese Milde des Despotismus gewöhnt, der seit Karl V. 1530 Mailand mit dem Stab Wehe regiert hat. — Der Sieg Beccaria's war freilich nicht gefahr-

*) Oeuvres complètes de H. Beyle (de Stendhal). Der Verfasser hatte die Absicht eine Geschichte Napoleon's I. zu schreiben, woraus das Gegenwärtige eine interessante Episode ist. D. R.

Digitized by Google

los; er fürchtete nicht ohne Grund eine unfreiwillige Sendung auf den zeitigen Spielberg.

Aus diesem Gesammtbilde von Thatsachen ergiebt sich, daß, bei der Abwesenheit schreiender Mißbräuche, eine blutige Reaction, eine Schreckenszeit von 1793, in der Lombardei von 1796 keinen Boden fand. Der Despotismus arbeitete gegen sich selbst, indem er Männer wie Beccaria und Parini aus Ruder stellte. Den weisen Rathschlägen des Ersteren, der trefflichen Erziehung, die der Letztere dem ganzen Adel und der reichen Bürgerschaft gab, verdankte das Mailändische Volk die Befähigung, das, was in den Proclamationen Bonaparte's Ehrliches war, zu begreifen. Es sah sofort ein, daß man von dem jungen Feldherrn keine öffentlich anzerichtete Guillotine in Permanenz, wie sie die Partei gänger Oesterreichs in Aussicht stellten, zu fürchten habe. Ich vergaß, zu bemerken, daß der Despotismus, aus Angst vor einem 1793, in sein altes Treiben verfallen war und den verdienten Abschen hervorgerufen hatte.

Die Begeisterung für die Franzosen war also in der ersten Zeit aufrichtig und allgemein; nur Einige vom Adel und der Prälatur machten eine Ausnahme. Später nahm die Begeisterung etwas ab; man wollte den Grund der herrschenden Noth in der Armee finden. Der gute Mailänder wußte nicht, daß die Anwesenheit eines Heeres, selbst eines befreundeten, stets eine große Last für Alle, nur nicht für die hübschen Frauen sei, die von dem Uebel der Langweile geheilt werden. Und eine Armee von lauter jungen Männern war ganz dazu geschaffen, den Freiheit liebenden Schönen die Köpfe zu verdrehen.

Da nach einem solchen langen Zwischenraume leider keine persönlich verletzende Indiscretion zu besorgen ist, so dürften hier einige romantische Erinnerungen eine Stelle finden.

Bald in den ersten Tagen machte ein Liebesthandel des Generals Berthier in der Armee von sich reden. Die schöne Fürstin Visconti soll anfangs den Versuch gemacht haben, ihre Pfeile gegen den Oberfeldherrn selbst zu richten; da sie aber noch zu rechter Zeit bemerkte, daß der schußfest sei, so nahm sie ihr Ziel eine Stufe tiefer, und hier war der Erfolg ein vollständig gelungener. Diese Liebe begleitete den Günstling Napoleon's bis in den Tod, der 1815 erfolgte. . . . . .

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Nichtpolitische Briefe aus Paris.

(Schluß.)

Während ich dies schreibe, haben die letzten Arbeiten der Jury über die Preis-Vertheilungen bereits angefangen. Der Kampf ist ein harter, denn die anonymeweise Belohnung durch die große goldene Medaille giebt zu so vielen Anklagungen und Reclamationen Veranlassung, daß es sehr schwer hält, sich zu einigen. So hat z. B. eine Anstalt, die auf die große goldene Medaille Anspruch hatte, die Berliner königliche Porzellan-Manufaktur, diese Medaille nicht erhalten. Es sollen für Keramik nur zwei ausgetheilt werden, und zwar eine an die Sèvres-Fabrik und eine an Minton in London. Sèvres hätte billigerweise ganz ausgeschlossen bleiben können, denn es fällt Niemanden ein, dem Porzellan dieser mit den ungeheuersten Kosten unterhaltenen kaiserlichen Fabrik den ersten Rang streitig zu machen, und was Minton betrifft, so sind seine Erzeugnisse allerdings bewundernswürdig, aber gleichwohl hat er keine solche Prachtstücke ausgestellt, wie die Vasen der Berliner königlichen Porzellan-Manufaktur. Das Publikum hat letztere übrigens glänzend belohnt; denn mit Ausnahme der großen, sehr theuren Stücke ist fast Alles hier verkauft worden.

Noch größer sind die Schwierigkeiten in der Kunst-Ausstellung. Hier sollen im Ganzen nur fünf große Medaillen, und zwar drei für die Malerei, eine für Skulptur und eine für Architektur ausgetheilt werden. Nun hat Preußen allein auf drei goldene Medaillen Anspruch gemacht, nämlich für Cornelius, Kaulbach und Rauch. Allem Anscheine nach, wird auf Preußen gar keine fallen. Die meiste Aussicht hätte allerdings noch Rauch. Cornelius und Kaulbach haben bekanntlich nur Cartons zur hiesigen Ausstellung geschickt: Ersterer die bekannten apokalyptischen Reiter und die neue Jernsalem und den Compositionen des Campo santo, und Letzterer die Völkerscheidung, die Sage, die Geschichte und einen Theil des Frieses aus dem Treppenhause des neuen Museums. Bei seiner Gelegenheit konnte man ein solches Abweichen des französischen und des deutschen Kunst-Geschmackes, ein so gründliches Auseinandergehen der Richtung, des Urtheils, ja, der Begriffe von Schön und Unschön wahrnehmen, wie bei dieser. Wir Deutschen können auf unsere Kunstkritik stolz sein, wir sind die eigentlichen Kunst-Kosmopoliten, denn wir versenken uns in das Fremde so weit, daß wir oft das einheimische Verdienst darüber vergessen. Nun kommen auf einmal die Franzosen und sagen: wir wären alle Narren, Cornelius und Kaulbach wären keine Maler, Overbeck wäre eher einer, aber seine Kunstrichtung sei ebenfalls eine falsche. Man glaube uns nicht, daß ich übertreibe. Ich habe mit Bekannten, welche in Paris die große Feder führen, vor den vier apokalyptischen Reitern gestanden und einen von ihnen sagen hören: es giebt keinen Schüler der Pariser Ecole des beaux arts, der nicht besser zeichnet, als Herr Cornelius. Von Kaulbach sagte mir neulich einer der bedeutendsten französischen Maler, derjenige, der vielleicht der deutschen Kunstrichtung am nächsten steht, daß er sich zu Cornelius wie ein Schüler zu Meister verhalte.

Jedes Urtheil kann an einen Punkt ankommen, wo eigentlich jeder Preis unmöglich ist: dieser Punkt ist nämlich der, wo der Gegner die Evidenz leugnet. Wer vor einem Spiegel steht und starr leugnet, einen Spiegel vor sich zu haben, dem ist die Existenz des Spiegels zu beweisen. Auch ist blutwenig geschehen, wenn man sich mit Spitzfindigkeiten hilft, wie „ein Gemälde soll kein Buch sein" u. s. w. Wir wissen wir Alles längst, ja, wir Deutschen haben einen Mann gehört, der die Gränzen der Malerei für alle Zeiten und für alle Völker festgestellt hat; wir haben daher in diesem Punkte von den Franzosen nichts zu lernen.

Es ist möglich, daß ein Zögling der Pariser Maler-Schule richtiger zeichnet, als Cornelius, es ist sogar wahr, daß Horace Vernet, Delaroche, Ingres, ja, die unbedeutenderen französischen Maler besser malen, als Cornelius. Und dennoch ist Cornelius ein Künstler ersten Ranges, dennoch ist sein Malen ein höheres als das der meisten französischen Maler, dennoch weht aus seinen Werken ein so erhabener Geist, wie es bei keinem der französischen Maler, Ingres nicht ausgenommen, zu finden ist. Ich gehe noch weiter und spreche aus meinem Innersten die Ueberzeugung aus, daß der Styl von Cornelius, gerade das veil gelabelte Uebersinnliche, wegen der ungeheuren Consequenz, mit der es durchgeführt ist, wegen der vollständig abgeschlossenen Welt, die in ihm liegt, den Werken unseres deutschen Meisters eine längere Dauer zusichert, als den meisten französischen. Wollt Ihr es nicht Malerei nennen, so nennt es Zeichnung, Skizirung, wie Ihr wollt, aber diese Zeichnungen aus der Geschichte der Kunst wieder aufzutragen, dürfte Euch doch etwas schwer werden. Ich gestehe, daß ich mit Wehmuth von einigen talentvollen deutschen Schriftstellern Oft auf das Feuer habe gießen und die Werke von Cornelius habe herabwürdigen sehen. Ich begreife dies eben so wenig, als die Vergötterung des französischen Realismus, der, so groß sein Verdienst auch sein mag, für die Zukunft der Kunst eben so gefährlich ist, als der Abweg nach der spiritualistischen Richtung hin. Man sehe sich die vortreffliche wohlfeile Ausgabe des Campo santo, die bei Georg Wigand in Leipzig erschienen ist, an, ich bin überzeugt, daß man einen erhebenden Eindruck zurückbehalten wird.

Kaulbach spricht die Franzosen weit mehr an, als Cornelius, aber sie finden eben, daß er auf Cartons Bücher schreibt. Die ungeheure Aufgabe, welche Kaulbach gegenwärtig im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin löst, und die darin besteht, die Entwickelung des Menschengeschlechtes in den Hauptphasen der Geschichte darzustellen, hat allerdings ein Zusammenziehen von Thatsachen nothwendig gemacht, die eine symbolische Stellung zu einander haben müssen und darum ein tieferes Eingehen auf die Absichten des Künstlers erfordern. Es ist nun wieder sehr leicht, diese Richtung Kaulbach's schlechtweg mit der Phrase zu verwerfen, daß diese Nothwendigkeit, sich die Absichten des Künstlers erst zu erklären, ein Fehler sei; ein Bild müsse vor allen Dingen verständlich sein. Dieses Letztere zu leugnen, wird keinem vernünftigen Menschen einfallen; nur erlaube ich mir die Bemerkung, daß Kaulbach's Bilder sehr verständlich sind, und daß man nur die Hauptbeziehungen zu dem Ereignis, das er darstellt, zu kennen braucht, um das Bild vollständig zu verstehen. Bei dem Fries ist dies allerdings weniger der Fall, aber die Arabesken, die ihn bilden, sind auch, ohne daß man den tieferen Sinn, der in ihnen liegt, herauszindet, schön. Ich habe bemerkt, daß das französische Publikum Kaulbach's Werke mit großer Anerkennung betrachtet, nur die sogenannte Kritik, diese meistentheils flache, in Spitzfindigkeiten sich ergehende Journalisterei, hat Kaulbach's große Verdienste anzuerkennen, sich geweigert. Und doch hat die ganze französische Bilder-Ausstellung keine Composition, wie die Völkerscheidung, so wahrhaft großartig, so voll tiefer und erhabener Gedanken, und so herrlich, so rein plastisch ausgeführt. Ich habe die Völkerscheidung übrigens in Berlin ausgeführt gesehen und finde den Vorwurf, daß diese Composition nur in den Cartons Wirkung mache, vollständig unbegründet. Das Berliner Wandgemälde läßt das Gewaltige der Zeichnung noch weit mehr hervortreten. Auch der bei Arnold in Dresden erschienene Stich ist ganz vortrefflich. Gegenwärtig befindet sich der talentvolle Kupferstecher Louis Jacoby hier, um für das große, bei Alexander Duncker in Berlin erscheinende Werk, das die sämmtlichen Kaulbach'schen Bilder des Treppenhauses enthalten wird, die „Hunnenschlacht" zu stechen. Die „Sage", diese tiefpoetische Gestalt Kaulbach's, und das Gegenstück dazu, die „Geschichte", verdanken wir bereits dem Griffel dieses zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Künstlers.

Digitized by Google

Ein hiesiger Kunstverleger hat, wie ich höre, die Absicht, einen Stich von Karl Schinkel's „Lauenburger Elb“ (nach dem Märchen von Klemens Brentano) herauszugeben. Der Künstler, dessen Werk ich selbst noch auf der Kunst-Ausstellung befindet, nimmt aber, wie ich höre, Anstand, das Bild stechen zu lassen, bevor er nicht der Zustimmung des einstigen Acquirenten sicher ist.

Eine der interessantesten Ausstellungen im Industrie-Palast ist die der deutschen und besonders der preußischen Buchhändler. Leipzig hat sich sonderbarerweise nur wenig betheiligt. F. A. Brockhaus hat von dort das bedeutendste Lager ausgestellt und einen sehr elegant ausgestatteten Katalog zur Verfügung des Publikums gestellt. Dieser englisch und deutsch gedruckte Katalog giebt als Einleitung eine erläuternde Notiz über das Haus und dessen Verlag. Die Ausstellung von Brockhaus zerfällt in vier Sectionen, die sich auch äußerlich durch verschiedene Einbände von einander unterscheiden. Die erste enthält die Zeitschriften, die encyklopädischen Werke und die Bibliographieen, die zweite die rein wissenschaftlichen Werke, die dritte die deutsche Literatur, und die vierte die auswärtigen Literaturen. Der ausgezeichnete Verlag von Brockhaus findet hier große Anerkennung. Hervorragend sind ferner Justus Perthes aus Gotha mit seinem berühmten topographischen Verlage; T. O. Weigel mit seinen Denkmalen deutscher Baukunst und mit den Holzschnitten berühmter Meister; Hirzel mit Grimm's Wörterbuch; Hinrichs mit seinem Tischendorf und mit dem chinesischen Atlas; Heinrich Keller (Schwerdter) in Frankfurt mit seiner undervollen Ausgabe der Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und mit den Costumes du moyen age chrétien. Diese Werke erregen hier allgemeine Sensation.

Am meisten hat sich in der Bücher-Ausstellung Berlin ausgezeichnet. Die preußische Regierung hat ihr eine ganz besondere Sorgfalt angewendet und von dem talentvollen, hier lebenden Architekten Hoffmann eine Loge eigens dazu erbauen lassen, die zu dem Geschmackvollsten und Schönsten gehört, was die ganze Ausstellung besitzt. Die innere Wand dieser Loge ist ganz von den eingerahmten Blättern des Prachtwerkes „altchristliche Baudenkmale von Konstantinopel“ (Berlin, bei Ernst & Korn) und von den Vorlegeblättern für Künstler und Handwerker eingenommen, die von den Franzosen sehr bewundert werden. Zu beiden Seiten der Loge sieht man die Büsten von Schinkel und Beuth. Ernst & Korn (Gropius) in Berlin haben außerdem noch das bekannte vortreffliche Werk von Ternite über Pompeji, dann die Ritterhämer des Hauses Hohenzollern von Freiherrn v. Stillfried, Prinz's Bauwerke und das architektonische Skizzenbuch ausgestellt.

Auf dem Tische, der sich inmitten der Loge befindet, sehen wir den prachtvollen, in seiner Art unvergleichlich dastehenden Verlag von Riegel. Schinkel's Meisterwerke: der Entwurf zu einem Königspalaste auf der Akropolis und die Entwürfe zu dem Schlosse Orianda in der Krim, stehen in glänzenden goldenen Rahmen da und locken den ganzen Tag Massen von Zuschauern und Bewunderern an. Die Franzosen hatten kaum eine Ahnung davon, daß bei uns der Geschmack für höhere Architektur in so hohem Grade ausgebildet ist. Schinkel's Werke sind ihnen zum großen Theile unbekannt, auch wußten sie nicht, daß wir solche Sorgfalt auf die Ausstattung der Werke unserer großen Architekten legen. Riegel hat sich durch seine zum Theil wirklich musterhaften Ausgaben ein wahres Verdienst erworben, und diese Ausstellung wird jedenfalls dazu beitragen, auch in Frankreich die Theilnahme an einem Verlage zu erhöhen.

Dietrich Reimer in Berlin zeichnet sich durch verschiedenartige Verlagswerke aus. Sein Werk von Zahn über Pompeji und Herculanum gehört zu den reichsten und schönsten, die wir je gesehen haben. Es dürfte schwer halten, den Farbendruck zu größerer Vollendung zu bringen. Kein Werk in der ganzen Ausstellung wird mehr durchblättert und bewundert, als dieses. Kiepert's Hand-Atlas erregt die Aufmerksamkeit der Gelehrten im hohen Grade, eben so dessen General-Karte des türkischen Reiches. Die Globen von Adami, ebenfalls aus Reimer's Verlag, werden zu dem Vorzüglichsten gerechnet, was je der Art gemacht worden ist.

Von dem preußischen Büchertische möchte ich noch ganz besonders des Verlages von Alexander Duncker erwähnen. Menzel's „Helden Friedrich's des Großen“ haben sich bereits einen solchen Ruf erworben, daß ich sie hier nicht erst neue zu loben brauche. Die Franzosen haben bisher noch keine Holzschnitte, wie diese Kreidschmarschen, zu Stande gebracht und halten die merkwürdigen Bilder im ersten Augenblick wirklich alle für Kupfer-Radirungen. Die Kaulbach'schen Stiche befinden sich leider nicht in dieser Loge, aber wenn ich nicht irre, hängen sie in der Kunst-Ausstellung. Vortrefflich, ja, originell, wenn auch in der Art des englischen Geschmackes ausgestattet, ist die biblische Geschichte in Bildern von Karl Oertel; eben so sind kleinere Sachen von Putlitz aus Duncker's Verlag in allerliebsten Ausgaben da.

Mexiko.

Mexiko vor der spanischen Eroberung.*)

Wer ist der Aufgabe gewachsen, Mexiko, das vorspanische Mexiko zu beschreiben! Nur Einer, der alle Wunder der Welt gesehen hat, und der seine Zuhörer aus Leuten wählt, die in Venedig und in Konstantinopel gelebt, von der Alhambra auf Granada niedergeblickt und die Ruinen Thebens mit seinen hundert Thoren, Babylons und Ninive's erforscht haben.

Die Attribute der herrlichsten Städte auf der Erde waren hier vereinigt, und das, was der einzige Stolz manches weltberühmten Namens war, bildete nur einen der mannigfachen Reize dieser Königin unter den Städten. Kein Wunder, daß der rauhe spanische Soldat (Bernal Diaz) nichts Aehnliches zu finden wußte, als in den phantastischen Schilderungen seiner heimatlichen Romanzen. Wie Granada, von Bergen umgeben, aber nicht versinkend; wie Venedig, von den Meeresfluthen gewiegt und geschmückt; großartig in ihren Bauwerken wie das alte Babylon, und reich an Gärten, wie Damaskus, war die große Stadt Mexiko zu jener Zeit die schönste in der Welt und ist seitdem unerreicht geblieben. Gleich einem reizenden Weibe von edelster Herkunft, der Tochter zweier weit getrennten königlichen Häuser, welche die sanfte, feine, zarte Lieblichkeit des Südens mit der blonden, blauäugigen, erröthenden Schönheit des Nordens vereinigt und in den Herzen Aller thront, die sie erblicken, erhob sich Mexiko aus den Wogen, mit einem Diadem von funkelnden Thürmen, einem Gewande von blumigen Wiesen, einem Gürtel von majestätischen Bergen, und fremde sich nach Weiberart des Abglanzes seiner Schönheit, der von seinen zahllosen Straßen, Höfen, Palästen und Tempeln wiederstrahlte.

Auch darin war diese Stadt so manchen ihrer Schwestern nicht ähnlich, deren Schönheit nur in der Entfernung den Reisenden anlockt, mit jedem Schritte der Annäherung aber zusammenschrumpft, bis sie in förmliche Häßlichkeit übergeht. Von weitem schön, bewährte sich ihre Herrlichkeit auch dann, wenn sie in nächster Nähe von dem Auge des kritischen und nüchternsten Beobachters untersucht wurde. Sie war nicht nur die Metropole eines großen Königs, sondern auch eines betriebsamen und wohlhabenden Volkes.

Wenn wir zu Einzelnheiten herabsteigen, werden wir obige Beschreibung weder phantastisch, noch übertrieben finden. Mexiko lag in der Mitte eines großen Salzsees, der mit einem Süßwasserse in Verbindung stand. Man näherte sich ihm auf drei mächtigen Dammwegen, aus festem Mauerwerk erbaut, die, um und um der pittoreskeu Sprache der Spanier zu bedienen, zwei Lanzen breit waren. Einer von diesen Dämmen hatte zwei, ein anderer eine und eine halbe Legoa in der Länge, und diese beiden Heerstraßen trafen im Mittelpunkt der Stadt zusammen, wo sich der große Tempel erhob. Am Anfange der Dämme befanden sich hölzerne Zugbrücken, vermittelst deren man die Communicationen mit der Stadt abschneiden und letztere in eine Citadelle verwandeln konnte. Es gab auch eine Wasserleitung, die von dem Festlande nach der Stadt führte und aus zwei Kanälen von Mauerwerk bestand, damit, wenn der eine beschädigt würde, es den Einwohnern nicht an Wasser fehlen möchte.

Die Straßen hatten eine Mannigfaltigkeit in ihrer Bauart, wie man sie in keiner anderen Stadt der Erde gesehen hat. Einige waren auf festem Boden, andere ganz im Wasser; noch andere hatten gepflasterte Trottoirs, zwischen welchen ein Raum für Böte war, so daß die Fußgänger sich mit den auf dem Wasser Fahrenden unterhalten konnten. Man bemerke, daß eine in solcher Weise angelegte Stadt eine unsichtige und gesittete Bevölkerung erfordert.

Paläste giebt es überall, wo es Fürsten giebt; aber die Behausungen der mexikanischen Könige hatten nichts gemein mit den ärmlichen Palästen nordischer Herrscher. Einer der aufmerksamsten unter jenen Spaniern, welche zuerst diese Wunder erblickten, spricht von einem Palaste Montezuma's, in dem sich ein Saal befand, wo dreitausend Personen mit Bequemlichkeit Platz nehmen konnten und auf dessen terrassengleichem Dache man ein glänzendes Turnier hätte geben können. Der Hauptmarkt war zweimal so groß als der der Stadt Salamanca und mit Säulengängen umgeben, in welchen funfzigtausend Menschen Raum zum Kaufen und Verkaufen hatten.

Der große Tempel trug eine verhältnißmäßige Pracht zur Schau. Auf einem Plane der Stadt Mexiko, der in einer der ersten, in Nürnberg erschienenen Ausgaben der Briefe des Cortes sich findet und wahrscheinlich derselbe ist, den der Conquistador an Karl V. einsandte, wird dem Tempel ein zwanzigmal größerer Raum zugemessen, als dem großen Marktplatz. In der That schloß die heilige Umzäunung

*) Aus Arthur Helps' „Spanish Conquest in America and its Relation to the History of Slavery and the Government of Colonies“ (London: J. W. Parker & Son, 1855. Berlin, A. Asher & Comp.) — einem Werke, das in einer ertsindlen und nicht immer geschmackvollen Form überaus sorgfältige und gewissenhafte Forschungen enthält und auch dem Leser Robertson's und Prescott's manches Neue und Interessante darbietet.

Digitized by Google

eine eigene Stadt in sich, und Cortez, der in seinem furchtbaren Berichte nur selten innehält, um sich in Lobpreisungen oder unnöthigen Schilderungen zu ergehen, sagt, daß keine menschliche Zunge die Großartigkeit und Eigenthümlichkeit dieses Tempels ausdrücken könne. Cortez gebraucht das Wort „Tempel“,*) aber man konnte es eher eine heilige Stadt nennen, die nicht nur zahlreiche Tempel, sondern auch die Wohnungen aller bei derselben angestellten Priester und Jungfrauen, nebst einer Universität und einem Arsenal, enthielt. Sie war von hohen steinernen Wällen umgeben, und man betrat sie durch vier von Thürmen gekrönte Pforten. Innerhalb ihres Umkreises erhoben sich nicht weniger als zwanzig abgestumpfte Pyramiden, wahrscheinlich mit Porphyr bekleidet, und hoch über alle ragte der dem Kriegsgotte geweihte Hauptempel. Gleich den übrigen, hatte dieser die Form einer abgestumpften Pyramide, war ringsum mit Leisten und auf dem höchsten Gipfel mit zwei Thürmchen versehen, in welchen sich die Bildsäulen des großen Kriegsgottes, Huitzilopochtli, und des obersten aller Götter, Tezcatlipuk, des mexikanischen Jupiter, befanden.

Wir müssen leider gestehen, daß der Eintritt in diese äußerlich so schönen Gebäude viel dazu beigetragen hätte, die Bewunderung zu verscheuchen, die man bis dahin für Mexiko empfunden haben würde. Die Tempel und Paläste, die schlanken, glänzenden Thürme, die Vogelhäuser, die Terrassen, die Gärten auf den Handdächern — von Farben strotzend und nicht gleich denen in Damaskus, wo man nur Rose und Jasmin wahrnahm; mit einem Worte, die ganze prachtvolle, lebhafte und liebliche Stadt würde vergessen worden sein über dem unsäglichen Widerwillen, der bei der Seele des Zuschauers erfüllen mußte beim Anblick der scheußlichen, blutbeschmierten Götzen, vor welchen die zuckenden Herzen der eben hingemordeten Schlachtopfer lagen und welchen die schwarzgekleideten, schmutzigen, ungekämmten Priester scheußliche Mischungen von Teig und Menschenblut darbrachten. „Möge der gefürchtete Cortes eintreten!“ hätte man bestürzt ausgerufen, wenn man diese Gräuel betrachtet und an die bewaffneten Männer gedacht hätte, die kommen sollten, ihnen ein Ende zu machen. Und doch ist diese Zusammenkettung der Schönheit mit dem Verbrechen, der man in Mexiko begegnete, keine neue Erscheinung; etwas Aehnliches läßt sich überall in einigermaßen veränderter Gestalt entdecken. Die Civilisation Hand in Hand mit den entsetzlichsten Gräueln — diesen Kontrast finden wir auch in unserer heutigen Zeit und vielleicht in unserer eigenen Brust. Und daher können wir mit einigem Gefühl des Mitleids, selbst für ein Volk von grausamen und blutdürstigen Götzendienern, die Ankunft des Rächers betrachten, der in Mexiko einzieht.

Damit der Leser dem Historiker nicht allzu große Nachsicht gegen die Barbarein der Mexikaner vorwerfe, möge er sich einen Augenblick vorstellen, daß das Christenthum in der neuen, statt in der alten Welt entstanden wäre, daß ein peruanischer Columbus seinen Weg über das Atlantische Meer von Westen nach Osten gefunden hätte und daß amerikanische Missionäre im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nach Rom gekommen wären. Von dem Kaiser als die Gesandten eines Barbarenstaates geehrt und in seinem Gefolge nach dem Colisseum geführt, mit welchem Abscheu, mit welchem Entsetzen würden diese frommen Männer das Schauspiel betrachtet haben, das sich ihnen hier darbot! Menschen, von wilden Thieren in Stücke zerrissen, und zwar nicht einmal aus dem verhältnißmäßig achtungswerthen Beweggrund eines wenn auch mißverstandenen Religionseifers, sondern einzig und allein um einer krankhaften Vergnügungssucht zu fröhnen, die niedrigste Eitelkeit zu befriedigen und eine schmachvolle Popularität zu erlangen! „Die Zuschauer so blutiger Spiele sind in der That Wilde“, würden unsere Missionäre ausrufen, „und es befinden sich unter ihnen sogar auch Frauen! In unseren Augen haben die goldenen Paläste, die marmornen Säulengänge, die zahllosen, kunstvoll geformten Statuen, die wir bei diesem barbarischen Römervolk erblicken, ihre ganze Schönheit verloren. Laßt uns eilen, es zu bekehren!“

Und doch war die alte Welt stets stolz auf ihr Rom und spricht von ihren Römern noch immer als von den Meistern der Gesittung.

Mannigfaltiges.

— **Neumann's „Hellenen im Skythenlande“.** Dieses verdienstvolle Werk, über welches wir vor kurzem ein von sachkundiger Feder herrührendes Urtheil brachten, das die Kritik seitdem mit seltener Einstimmigkeit bestätigt hat, wird auch in einer der letzten Nummern des Londoner Athenaeum in sehr anerkennender Weise besprochen. Der Rezensent läßt sowohl der Gründlichkeit der Forschung, die den Arbeiten deutscher Gelehrten eigen ist, als auch der Klarheit und Leichtigkeit der Darstellung, die diese Arbeiten nicht immer zu charakterisiren pflegt, vollkommen Gerechtigkeit widerfahren. In einer gedrängten, aber ziemlich vollständigen Analyse des Werks legt er die Hauptresultate desselben mit vieler Präzision vor und verweilt namentlich bei den von dem Verfasser zu Gunsten des mongolischen Ursprungs der Skythen aufgestellten Beweisgründen, die allerdings von so auffallender Art sind, daß kein Unbefangener sich ihres Eindrucks erwehren kann. Da Angaben über die Ausgrabungen griechischer Alterthümer bei Kertsch und an anderen Punkten der Krim erhöhen natürlich das „Bedauern über die Gleichgültigkeit der englischen (warum nicht auch der französischen) Regierung in Betreff dieser werthvollen archäologischen Ueberreste“, die zur Zerstörung oder Zerstreuung derselben geführt hat. Für das englische Publikum wird das Werk des Herrn Neumann ohne Zweifel durch seine Beziehungen zum Schauplatz britischer Thaten und britischer Leiden — zu jenem klassischen Boden, wo neben dem alten Chersonesos die „blutgetränkten Ruinen“ Sebastopols und im Hain der Achäle die zerschossenen Mauern Kinburn's sich erheben — an Interesse gewinnen, und sind wir sogar überzeugt, daß auch britische Staatsmänner daraus manche Belehrung über Gegenstände schöpfen können, in Hinsicht deren sie bisher eine wirklich bedauernswerthe „Gleichgültigkeit“ — wir wollen nicht sagen, Unwissenheit — an den Tag gelegt haben.

— **Eine neue Uebersetzung der „Sakuntala“.** Von dem durch seine „English and Sanscrit Dictionary“ (London, 1851) rühmlich bekannten Professer des Sanskrit am ostindischen Kollegium zu Haileybury, Herrn **Monier Williams**, der im Jahre 1853 eine sorgfältige Ausgabe des Original-Textes der „Sakuntala“ besorgte, ist jetzt eine englische Version dieses Meisterwerkes indischer Dichtkunst veröffentlicht worden.*) Das Bedürfniß einer solchen hatte sich in England schon längst fühlbar gemacht, da die vor beinahe siebzig Jahren erschienene Prosa-Uebersetzung von Sir William Jones nach einer neueren, inkorrekten Handschrift bearbeitet ist, in der, wie Herr Williams sagt, „die kühne und energische Phraseologie Kalidasa's abgeschwächt, seine zarten Darstellungen reiner Liebe durch erborgten Schmuck entweiht und seine in ihrer Einfalt so großartigen Ideen durch Wiederholungen und Amplifikationen entkräftet werden.“ Indessen traten selbst in dieser mangelhaften Form die Schönheiten der Dichtung so glänzend hervor, daß sie Goethe zu dem bekannten, auch von Herrn Williams citirten Lobspruch begeisterten:

„Willst Du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst Du, was reizt und entzückt, willst Du, was sättigt und nährt,
„Willst Du den Himmel, die Erde, mit einem Namen begreifen:
„Nenn' ich, Sakuntala, Dich, und so ist Alles gesagt.“

Deutsche Uebersetzungen des Original-Textes der „Sakuntala“ sind in neuerer Zeit mehrere (von Boethlingk, Meyer u. A.) erschienen und müssen wie es Sachkundigen überlassen, den Werth derselben mit der uns vorliegenden englischen zu vergleichen, für deren Treue aber der Name des Uebersetzers wohl bürgen dürfte. Die Mischung von Prosa und Versen, welche das Drama Kalidasa's, wie die Shakspearschen Stücke, bezeichnet, ist darin beibehalten worden, die verschiedenen indischen Versmaße jedoch, „die sich in englischer Sprache unmöglich reproduziren lassen“, durch ungereimte Jamben wiedergegeben. Aeußerst prachtvoll ist die typographische Ausstattung des Buches, das mit polychromatischen Illustrationen nach indischen Mustern versehen ist, die sowohl durch ihre Originalität als ihre treffliche Ausführung Bewunderung erregen.

— **Friedrichs-Literatur.** Wie populär der Name Friedrich's des Großen immer noch im deutschen Volke ist, das beweist das gleichzeitige Erscheinen einer neuen Auflage der Kugler-Menzel'schen Lebensbeschreibung dieses Monarchen, einer ebenfalls mit artistischem Schmuck ausgestatteten, für das Volk bearbeiteten Geschichte des großen Königs von Dr. Ludwig Hahn, und einer neuen, in viertausend Exemplaren veranstalteten, wohlfeilen Ausgabe der Erzählung „Friedrich der Große und sein Hof“, von L. Mühlbach.**) Die Forschungen und Arbeiten des Historiographen Friedrich Preuß haben allen diesen Werken und ihren Erfolgen die Wege gebahnt. Daß die romantische Darstellung der Frau L. Mühlbach auch in England mit Theilnahme begrüßt worden, haben wir in diesen Blättern bereits erwähnt. Die gegenwärtige zweite Auflage ist dem Herzog von Argyll, Kanzler der Universität Glasgow, gewidmet.

*) Oder vielmehr Meschee, Mezquita. D. R.

*) Sakoontalá; or, the Lost Ring. An Indian Drama, translated into English prose and verse, from the Sanscrit of Kálidasa, by Monier Williams. Hertford: Printed and published by Stephen Austin. 1855. Berlin, A. Asher & Comp.

**) Berlin, Verlag von Otto Janke. 3 Bändchen, Preis 22½ Sgr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 16 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., außer dem Blatt in Zeitungs-Preisliste auf in Berlin sind Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Buchhändler Brandus, Markgrafenstr. No. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 133. Berlin, Dienstag den 6. November 1855.

Nord-Amerika.

Der Ocean und sein Leben.*)

Nur wenig gekannt sind bis zur Stunde die Geheimnisse der grauenvollen Tiefe. Noch immer verlangt der hungrige Ocean seine zahllosen Opfer. Denn die Ruhe des Meeres ist trügerisch, und unter der spiegelglatten Freundlichkeit herrscht ewiger Krieg und Kampf. Okeanos hält nicht, wie in Urzeiten, seine Gattin, die Erde, in ruhig liebender Umarmung; unser Seegott ist ein Gott der Schlachten und hadert und ringt in unablässigem Kampfe mit dem festen Festlande. Selbst im scheinbar ruhigen Schlaf arbeitet er mit rastloser Thätigkeit. Horch! hörst Du den sanften Schlag der spielenden Wellen an den schneeweißen Sand des Ufers? Blick jetzt hin, und Du siehst die Riesenmasse, wie sie athmet und keucht, gleich einem lebenden Geschöpfe. Keine Ruhe, kein Schlaf ist dem großen Elemente gegönnt. Wie das Bächlein, nimmer rastend, Tag und Nacht über Fels und Knorren lustig tanzt, so kennt auch der gewaltige Ocean keine Muße, keine Erholung.

Es ist aber nicht blos das Gewicht der Atmosphäre, das auf die Fläche des weiten Meeres drückt und sie bald mit des Zephyrs sanftem Hauche kräuselt, bald mit des Sturmes heftiger Gewalt furcht. Ja, wenn die Fluthen vom rasenden Tornado bis zur Wuth gepeitscht werden, wenn sie unter dem zähen, finsteren Grimm des Typhon sich in kühnem Trotze empören: das ist alles Kinderspiel gegen die riesenmächtige und doch stille, geistliche Bewegung, die sie hinaufdrängt zu den Himmeln, wo „Er die Wasser bindet in seine dichten Wolken", daß sie dann wiederum ungehemmt daniederfinken zu der Erde untersten Tiefen.

Wenn die leuchtende Sonne warm und glühend ruht an dem Busen der kühlen Fluth, verlassen Millionen salziger Tropfen den Ocean und steigen, ungesehen von Menschen-Augen, getragen auf den Flügeln des Windes, hinan zu dem blauen Aether. Bald aber werden sie zu ihrem Dienst zurückberufen. Sie sammeln sich in Silberwolken, kreisen rund um den Erdkreis, fallen dann hernieder, hier ungestüm in rasendem Sturm Alles verwüstend und zertrümmernd, dort als sanfter Regen, befruchtend und erfrischend, oder noch milder als schimmernde Thauperlen am Busen der aufbrechenden Rose glitzernd und die kleinste Schaale füllend, die ihnen Blatt und Blume entgegenhalten. Gierig trinkt die durstige Erde des Himmels Trank; durch tausend Adern sendet sie ihn in ihr tiefstes Herz und füllt damit ihre unsichtbaren, geräumigen Behälter. Bald kann sie die reiche Fülle der heilbringenden Himmelsgabe nicht mehr fassen und gießt sie durch Schlucht und Kluft aus, daß sie als lustige, geschwätzige Quellen davoneilen. Bächlein eint sich zum Bächlein, und sie rauschen sorglos die Berge hinab, bis sie, zu mächtigen Strömen angewachsen, über gigantische Felsen donnern, über jähe Stürze springen, oder ihre gewaltigen Massen oder die geneigten Flächen des Tieflandes sanft dahinwälzen, dem Menschen ihren Nacken beugen, seine reichen Lasten zu tragen, bevor sie wieder heimkehren zur gemeinsamen Mutter, der weitarmigen See.

Wie ruhig, wie still arbeitet die Natur in ihrem großen Haushalt! Ungehört und ungesehen erhebt sich dieser maßlose Wasserschwall aus den weiten Seen der Erde, und dennoch bedarf es nichts weniger, denn ein Drittel der Gesammtwärme, welche die Sonne dem Erdkreis gewährt, um ihn aus dem Ocean in die Wolkenregion zu fördern. Gehoben durch Kräfte, die unseren kühnsten Gedankenflug überfliegen, und zurückkehrend als Segen spendender Regen, da bescheidener Mühlbach oder als rasch fördernde Straße, welche ungeheure Lasten von Land zu Land trägt; und der Ocean nimmt sein Eigenthum wieder zurück und vollbringt also die eine seiner großen Bewegungen in dem ewigen Wechsel in Wasser, Luft und Land.

Doch der mächtige Ocean bleibt nicht einmal innerhalb seiner rechtmäßigen Gränzen. Wenn auch nicht umhergetrieben als Schaum, Dunst und Fluß; wenn auch ruhig liegend in seinem ewigen Bette am Busen der großen Erde: so bleibt er doch nicht von äußeren Einflüssen unberührt. Jene geheimnißvolle Kraft, die Sonne an Sonne, Planet an Planet kettet, die den wandernden Kometen zu seinem Centralpunkt zurückruft und Wolken zu einem großen Universum bindet: die Kraft der allgemeinen Anziehung muß nothwendig ihre Wirkung auch auf das Wasser üben, das unter dem Regiment der Sonne und des Mondes einen zweiten Lauf um den Erdkreis vollbringt.

Als die Gefährten des Nearchus unter dem großen Alexander an die Mündung des Indus kamen, erregte in diesem Wunderland Nichts in dem Grade ihr Erstaunen, wie das regelmäßige Steigen und Fallen des Oceans — eine Erscheinung, die sie in der Heimat, an Kleinasiens und Hellas' Küsten, nie gesehen. Auch bei ihrem kurzen Verweilen an diesen Gestaden mußten sie die Erfahrung machen, daß dieser angestaunte Wechsel mit den Mondesphasen in Verbindung stehe. Denn „wie süß auch das Mondlicht auf diesem Gestade schläft", doch ist es voll stiller Gewalt, die, stärker noch als die der größeren Sonne, weil der Erde viel näher, auf den unbegränzten Ebenen des stillen Oceans die Wogen zwar nur wenige Fuß hoch hebt, sich aber tief bis an des Meeres Grund erstreckt und es vorwärts treibt, als wäre es an des Gestirns Tritt hoch am Himmel mit Ketten gebunden. Harmlos rollt die schwache Welle auf dem sanften Spiegel des Oceans. Allein Länder erheben sich, Neu-Holland hüben, Süd-Asien drüben, und die niedrige, aber unermeßlich breit fluthende Woge wird zusammengepreßt, bäumt sich hoch und rennt in reißendem Lauf um die scharfe Spitze Süd-Afrika's herum. Eine Stunde, nachdem der Mond seinen höchsten Stand zu Greenwich erreicht, langt sie bei Fez und Marokko an; zwei Stunden später passirt sie die Straße von Gibraltar und streift an die Küste von Portugal. In der vierten Stunde rauscht sie mit wachsender Stärke in den Kanal und geht an der Westküste Englands vorbei. Die Felsklippen Irlands und die zahlreichen Eilande der Nordsee hemmen hier ihren raschen Lauf, so daß sie Norwegen erst nach acht Stunden erreicht. Ein anderer Arm derselben Woge eilt in rasender Hast, oft mit einer Schnelligkeit von hundertzwanzig Meilen in der Stunde, längst der Ostküste von Amerika; von hier nimmt sie ihre Richtung nach Norden, wo sie, von allen Seiten eingeengt, sich bis zu der ungeheuren Höhe von achtzig Fuß thürmt; was nicht selten in der Fundy-Bai vorkömmt und den liegenden Beweis giebt, daß diese stille, stete Bewegung den wildesten Sturm an Stärke überbietet. An dem stürmischsten und gefürchtetsten Punkt auf Erden, am Kap Horn, vermag die Gewalt auch des rasendsten Orkans die Wogen nicht höher denn dreißig und einige Fuß zu heben, ohne die Ruhe des Oceans tiefer als wenige Faden zu stören; so daß Taucher hier unten ohne Anstand weilen, während oben der Sturm tobt. Diese Woge, so sanft von Ansehen und so gewaltig in ihrer Wirkung, zeigt sich in ihrer ganzen Macht, wenn sie auf Hindernisse stößt, die des Bekämpfens werth sind. Wenn heftige Strömungen sich ihrer Annäherung widersetzen, wie z. B. die Dordogne in Frankreich, da drängt sie in stolzem Lauf den dreisten Strom verschüchtigt zurück und überfluthet in Zeit von zwei Minuten die höchsten Häuser. Oder sie rollt die mächtigen Gewässer des Amazonenstromes dergestalt zu furchtbaren, dunkeln Massen schäumender Rastaden, die sie unablässig, widerstandslos aufwärts treibt, daß hinter ihnen die Ruhe einer spiegelglatten Fläche zurückbleibt, indeß das Hochland von Gebrüll und Donnergedröhn wiederhallt.

Noch minder gekannt und beobachtet ist eine dritte große Bewegung, die den scheinbaren Frieden des Oceans unterbricht. Denn hier, wie überall, ist Bewegung das Leben, wie Ruhe der Tod sein würde. Ohne diese stets rege Thätigkeit im eigenen Busen, ohne dieses Durcheinander-Wallen und Wogen seiner Gewässer, würden die zahllosen Leichen der Thiere und Pflanzen, die tagtäglich in seinen Tiefen ihr Grab finden, durch ihre vergifteten Dünste alles Leben auf Erden zerstören. Und diese größte aller Bewegungen, nimmer rastend, nimmer endend, ist eine Wirkung der Sonne und der von ihr erzeugten Wärme. Wie alle Körper, hat auch das Wasser die Eigenschaft, sich bei sinkender Temperatur zusammenzuziehen und folglich schwerer zu werden. Es sinkt aber nur bis auf einen gewissen Punkt, ungefähr drei Grad R.

*) Nach Putnam's Monthly.

Digitized by Google

des Abends von der fetten Weide mit milchgeschwellten Eutern heimkehren werden.

Die Dampfkraft wird in dem landschaftlichen Ansehen Hollands eine große Umgestaltung hervorbringen. Zur Entwässerung der kleinen Polders wird der Wind als bewegende Kraft beibehalten werden, aber zu allen größeren Entwässerungs-Arbeiten wird man die Dampfmaschinen anwenden; die Windmühlen werden seltener werden. Es sind schon mehrere Projekte zur Entwässerung größerer Flächen durch Dampfmaschinen gemacht worden. Das Legmeer, ein dem Harlemer Meer ähnlicher See, der eine Fläche von 2400 Hektaren bedeckt, soll in Wiesenland verwandelt werden. Die vier Millionen Thaler, die zu diesem Unternehmen nöthig sind, werden zusammengebracht werden. Eine noch kühnere Idee, die auch schon auftaucht, ist die: den Zuidersee trockenzulegen. Viele sehen diese Idee als überspannt an; aber nach den neuesten Fortschritten der Industrie, nach der Entdeckung der Dampfkraft, nach der Entwässerung des Harlemer Meeres darf man ein solches Projekt nicht mehr für unausführbar halten, wenn auch die Schwierigkeit hier größer sein wird, als bei dem Harlemer Meer. Dieses nämlich war eine von allen Seiten bereits eingeschlossene Wassermasse, während der Zuidersee durch eine breite Mündung mit der Nordsee in Verbindung steht. Man müßte den Zuidersee, bevor man daran ginge, ihn auszuschöpfen, erst durch Deiche von der Nordsee absperren. Die Herstellung eines solchen Polder würde bei den Wassermassen, die gegenwärtig in dem Golf strömen, ungeheure Schwierigkeiten haben; aber für unüberwindlich dürfen wir die Schwierigkeiten nicht halten. Haben die Holländer in aller Ruhe einen Plan gefaßt, so schrecken sie, wenn die Zeit zur Entscheidung gekommen ist, vor keinem Hinderniß zurück. Die Entwässerungs-Unternehmungen haben für sie ein zu großes Interesse. Die Sicherheit des Landes hängt von dem Eifer ab, mit dem die Bewohner sich solchen Unternehmungen widmen. Durch solche Seen hat der Ocean, so zu sagen, einen Fuß im Lande. Wasserdichtsind, wie der Harlemer See, trockenlegen heißt: den Feind aus dem Lande treiben. Auch aus Gründen der Politik wird Holland das Entwässerungs-System weiter treiben müssen. Die Wiedergewinnung von Landestheilen, welche die Gewässer ihm geraubt haben, ist für Holland eine Nothwendigkeit. Ein Land, welches übervölkert ist werden und welchem es an Land zu fehlen anfängt, giebt sich das, was ihm die Natur versagt hat, wenn es seine Industrie dazu anwendet, sich zum Range der ersten Mächte zweiter Ordnung zu erheben. Der Stamm der alten Bataver hat durch Krieg, durch Schiffahrt, durch Handel Eroberungen in allen Theilen der Welt gemacht. Die modernen Holländer haben nicht mehr nöthig, neue Kolonieen auf fernen Meeresküsten zu gründen. Dieses industrielle, tüchtige Volk, dessen Vorfahren der Schrecken auf den Meeren gewesen, wird künftig in den Entwässerungs-Maschinen die Hülfsmittel finden, die es ehemals in dem Glanz seiner Waffen gesucht hat. Ein holländischer Geograph gab schon vor zwei Jahrhunderten seinen Landsleuten den Rath, ihr Land zu vergrößern, ohne seine Gränzen zu erweitern:

Quis furor, o Batavi, peregrinas quaerere terras?
Ecce alio terram littore queris: — habes.

Die holländische Industrie hat eine Sumpfwüste in eines der besten Länder der Erde umgewandelt. Wem soll das Land gehören? dem Meere oder den Flüssen? Der Mensch muß es in Holland fortwährend sich erringen und sichern. Trotz allen durch die Industrie errungenen Erfolgen zeigen sich manche Geologen über die Endresultate dieses siegreichen Kampfes keineswegs ganz sicher. Holland, sagen sie, ist dem Meere abgewonnen, aber es ist eine Eroberung, welche das Meer früher oder später wieder zurücknehmen wird. Diese Ansicht wird durch Thatsachen begründet, von anderen bestritten. Wenn man den bisherigen Verlauf der Dinge im Auge hat, ist man mehr zum Vertrauen, als zur Besorgniß geneigt. Die Naturkräfte nehmen nicht zu, während die Summen der Mittel, ihnen entgegenzuwirken, überall und besonders in Holland, mit der Dampfkraft, mit den Fortschritten der mechanischen Künste, mit der Fortentwickelung der Wissenschaften von Tag zu Tag in Zunehmen begriffen ist. Der Sieg scheint also nicht zweifelhaft. Ein einziger geologischer Umstand könnte alle Berechnungen zu Schanden machen; es ist der, auf den die Pessimisten hinweisen: — der Umstand, daß, nach der Ansicht des Herrn Elie de Beaumont, der Boden Hollands in einer langsamen fortwährenden Senkung begriffen ist. Nachgrabungen, die in Amsterdam, in Rotterdam und an den Ufern des Zuiderzees unternommen worden sind, beweisen, daß das Land, an diesen Punkten wenigstens, unter das frühere Niveau herabgesunken ist. Diese Thatsache hat zu der Annahme geführt, ganz Holland werde einst wieder vom Meere begraben werden. Man darf aber die Gefahr nicht für so groß halten. Erstlich gehen die Naturveränderungen nicht mit solcher Schnelligkeit vor sich, wie die menschlichen Schöpfungen und die politischen Umgestaltungen. Wahrscheinlich werden alle Civilisationen des alten Europa noch Zeit haben, sich auszuleben, bis Holland im Meere seinen Untergang finden wird. Zweitens dürfen wir hoffen, daß der menschliche Geist in demselben Maße, wie die Gefahr, zunehmen, d. h. Mittel gegen die Gefahr finden wird. Die Insel Atlantis würde aller Wahrscheinlichkeit nach vor dem Untergange bewahrt worden sein, wenn die Bewohner dieser Insel (die wohl nur ins Reich der Fabel gehört) alle die mechanischen Kräfte in ihren Diensten gehabt hätten, über welche die modernen Civilisationen verfügen. Und Holland würde längst das Schicksal der Atlantis gehabt haben, würde längst aus der Geschichte verschwunden sein, ohne die Kenntnisse seiner Ingenieure und ohne die riesigen Werke und die bewundernswerthen Wälle, durch welche dieses Land sich gegen die Gewässer geschützt hat. Wenn der Erdboden sich senkt, so erhebt sich der menschliche Geist und setzt den Kampf fort. Man kann Holland mit einem Schiffe vergleichen, welches ohne die beharrlichen Arbeiten und ohne die unermüdliche Sorgfalt seiner erfahrenen Seelente längst überall Wasser geschöpft haben würde. Gehalten von solchen Händen, behauptet es sich nun schon die ganze geschichtliche Zeit hindurch und wird sich ohne Zweifel noch lange auf einer hohen Stufe maritimer Macht und kommerzieller Größe behaupten.

Mannigfaltiges.

— Moredun. Die Literary Gazette vom 29. September bringt ein neues Schreiben des Herrn E. de St. Maurice Cabany in Paris,*) der den Roman „Moredun“ nach einer angeblich von Walter Scott herrührenden Handschrift herausgegeben. Derselbe versichert von neuem die Wahrheit der von ihm gemachten Angaben, zu deren Bestätigung er das in seinen Händen befindliche Manuskript dem British Museum übersenden will, wo es von Jedermann wird geprüft werden können. Gleichzeitig theilt er ein ihm zugegangenes Schreiben eines Engländers mit, der mit Herrn Morritt von Rokeby-Park, einem nahen Freunde Sir Walter Scott's, und auch mit Letzterem durch jenen bekannt war. Dieser will von Herrn Morritt erfahren haben, daß sich Sir Walter in Folge einer von ihm (dem Korrespondenten) gemachten Mittheilung in der That mit der Abfassung eines Romanes beschäftigt habe, der den Stoff des „Moredun“, dieser „Erzählung aus dem Jahre 1210“, zum Gegenstand hatte. Der gedachte Korrespondent fügt hinzu, daß nach dieser Combination der „Moredun“, den er als ein überaus unterhaltendes und vortreffliches Werk bezeichnet, keine Jugend-Arbeit Scott's, sondern erst in späterer Zeit von ihm verfaßt sein könne.

— Die Kaiserliche Bibliothek in Paris. Von Le Prince's historischem Handbuch über die Einrichtungen der Bibliotheque du roi hat der Direktor des historischen Kabinets, Herr Louis Paris, eine neue, vermehrte und verbesserte Auflage unter folgendem Titel herausgegeben:

„Essai historique sur la Bibliothèque du roi, aujourd'hui Bibliothèque impériale, avec des notices sur les dépôts qui la composent et le catalogue de ses principaux fonds, par Le Prince. Nouvelle édition, revue et augmentée des Annales de la Bibliothèque, présentant à leur ordre chronologique, tous les faits qui se rattachent à l'histoire de cet établissement, depuis son origine jusqu'a nos jours; par Louis Paris, directeur du cabinet historique.“

— Baumwollen-Gewebe zum Gebrauche der Armee. Unter den französischen Waaren der Pariser Ausstellung bemerkt man auch eine neue Art von baumwollenen Stoffen, die seit einem bis zwei Jahren bei der französischen Armee in Gebrauch sind und die sich namentlich bei dem Heere in der Krim, während des vorigen Winters, von praktischem Nutzen erwiesen haben sollen. Die Baumwolle wird jetzt nämlich zur Anfertigung sowohl von Zeltlager- als von Bettleinwandstoffen angewandt. Ein auf der Ausstellung befindliches Gewebe von kompaktem, fernigem Faden ist vielfach zur Herstellung von Zelten und ein anderer, zugleich solider und seidenartiger Stoff zu Soldatenhemden verwendet worden. Viel wohlfeiler, als die Leinenstoffe, bieten die Baumwollen-Gewebe neben den ihnen eigenthümlichen Vorzügen doch auch die Eigenschaften der ersteren dar. Die Fabrik von J. Levavasseur in Rouen hat diese neue Art von Baumwollen-Stoffen in mannigfaltigen Proben, die von vortrefflicher Arbeit sind, auf die Ausstellung geliefert. Es befinden sich darunter auch Baumwollen-Gewebe für Schiffssegel, zu deren Anwendung man sich anfangs nicht leicht entschließen konnte, doch haben sich dieselben seitdem ebenfalls sehr praktisch bewiesen. Rouen versendet jetzt sogar schon baumwollene Segelstoffe nach Amerika.

*) „Directeur Général de la Société des Archivistes de France“.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei aus Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Krause, Mittenwalderstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 131. Berlin, Donnerstag den 1. November 1855.

Frankreich.

Nichtpolitische Briefe aus Paris.

Von Dr. Bamberg.

Rückblick auf die Geschichte der Industrie-Ausstellung. — Der statistische Kongreß und die Gesellschaft zur Herstellung der Einheit des Maßes, des Gewichtes und der Münze. — Der Streit um die goldenen Medaillen. — Die Berliner königliche Porzellan-Manufaktur. — Rauch, Cornelius und Kaulbach. — Deutsche Kunst und französische Kritik. — Die Ausstellung der deutschen Bücher: der Verlag von Brockhaus, Perthes, Weigel, Hirzel, Hinrichs, Keller, Ernst & Korn, Riegel, Reimer und Alexander Duncker.

Nach ziemlich langen Unterhandlungen zwischen den französischen Behörden und den Kommissären der auswärtigen Regierungen, ist der Schluß der Industrie-Ausstellung endlich auf den 15. November festgesetzt worden. Die französische Regierung wollte die Ausstellung bis zum ersten Dezember verlängern, und die Vertheilung der Preise würde dann wahrscheinlich am Jahrestage des Staatsstreiches stattgefunden haben. Diesem Wunsche stellten sich jedoch zwei Schwierigkeiten entgegen: Alle Gegenstände, die im Industrie-Palaste verkauft worden waren, sollten zu Ende des Monats Oktober abgeliefert werden. Da ihre Anzahl bedeutend ist und viele derselben in die Hände von Spekulanten kommen, die sie zum Wieder-Verkaufe benutzen, so mußte man den Ablieferungs-Termin so viel als möglich einhalten. Außerdem machten die Kommissäre die Bemerkung, daß das Geschäft des Einpackens vier bis sechs Wochen in Anspruch nimmt, und daß die Waaren so mitten im Winter an ihre Bestimmungsorte versendet werden müßten, wo alsdann Schnee und Eisgang den Transport sehr erschweren würden. Man näherte sich daher gegenseitig, gestattete die Rücknahme der verkauften Waaren am 1. November und beschloß, daß die Preis-Vertheilung am 15ten stattfinden solle. Die Berathungen der Kommissäre haben bei Herrn Baron James von Rothschild stattgefunden, da der österreichische General-Konsul zugleich auch General-Kommissär der österreichischen Ausstellung ist.

Werfen wir einen Blick auf die sechsmonatliche Geschichte des Industrie-Palastes, so werden wir finden, daß er sich fast wie ein organischer Körper entwickelt hat. Vor ihrer Eröffnung viel gepriesen, während ihres Wachsens viel getadelt, erreichte die Industrie-Ausstellung ihren Glanzpunkt während des denkwürdigen Besuches der Königin von England, und jetzt geht sie langsam ihrer Auflösung entgegen. Die Theilnahme an ihr war eine außerordentliche, und zwar sowohl von Seiten der Aussteller wie der Besucher, und wenn die Actionaire des Industrie-Palastes mit der Anzahl der letzteren nicht zufrieden sind, so beweist dies eben nur, daß man Spekulanten überhaupt schwer befriedigen kann. Das Sinken der Actien des Industrie-Palastes kömmt übrigens keinesweges ausschließlich von zu geringem Besuch, es kömmt zum Theil auch daher, daß der französische Markt gesuchtere Papiere darbot.

Ich habe zur Zeit in diesen Blättern keine besondere Beschreibung von dem Besuche der Königin von England in Paris geliefert, weil die deutschen Zeitungen obnehin mit Berichten der Art überfüllt waren. Dahingegen möchte ich nachträglich noch eine Vorstellung davon geben, wie Paris zu dieser Zeit ausgesehen und wie es sich seitdem wieder allmählich in seine alte Physiognomie hineingearbeitet hat. Ich gestehe gern, daß ich immer zu den Zweiflern gehört habe, wenn man von einer Ueberfüllung von Paris sprach. Die Stadt ist nicht allein ungeheuer groß, sondern sie ist gleichsam auch elastisch. Man kann, wenn in dem Mittelpunkte der Stadt kein Platz mehr ist, nach mehr oder weniger entlegenen Vorstädten gehen und sich bei Privat-Personen einquartieren, von denen Tausende ihre Wohnungen vermiethen wollten. Während der zehn Tage der Anwesenheit der Königin Victoria sind nun aber alle meine Berechnungen zu Schanden geworden. Es sollen während dieser kurzen Zeit nicht weniger als sechshunderttausend Fremde nach Paris gekommen seinz da sie sich aber nur kurze Zeit aufhielten, so stiegen sie meistens in Gasthöfen ab, so daß diese fortwährend überfüllt waren, während die größeren Wohnungen, welche man nur auf längere Zeit vermiethet, leer blieben. An den Centralpunkten, auf den Boulevards, im Palais-Royal, an den Theatern war das deutsche und französisch-provinzialistische Element vorwiegend. Dann war am auffallendsten das Gewimmel der Spanier und Süd-Amerikaner; die Engländer fielen vielleicht darum weniger auf, weil man in Paris deren immer eine große Anzahl zu sehen gewohnt ist.

Höchst charakteristisch war der verhältnißmäßig kühle Empfang der Königin von England. Angenzeugen, die kurz vorher dem Empfange Napoleon's III. in London beigewohnt hatten, versicherten, daß sie das englische Volk nie in einem ähnlichen Rausche gesehen. Von Rausch oder Enthusiasmus war unter den Franzosen keine Spur. Sie empfingen die Königin achtungsvoll; aber sie schrieen und jubelten nicht. Ueberhaupt liegt das Lärmmachen auf der Straße weit weniger in ihrer Natur, als man im Auslande zu glauben scheint. Auch ist das englische Königthum den Franzosen etwas Abstraktes; sie begreifen diese Verehrung für die Personification des Gesetzes nur halb, und ich bin fest überzeugt, daß der Empfang ein anderer gewesen sein würde, wenn der als Gast empfangene Souverain selbst eine große Persönlichkeit gewesen wäre oder eine bedeutende Geschichte hinter sich gehabt hätte. Wenn man die ganze Wahrheit sagen will, so darf man auch nicht verschweigen, daß die Franzosen sich während der Anwesenheit der Königin von England des Eindruckes nicht erwehren konnten, daß England es ist, welches Frankreich viel schuldet, während Frankreich England weit weniger zu Dank verpflichtet ist.

Der merkwürdigste Auftritt bei dem Besuche der Königin war offenbar folgender: Man sprach fortwährend davon, daß sie auch das Grab des Kaisers Napoleon im Invaliden-Dome besuchen würde. Ein großer Theil der Pariser wollte jedoch nicht an einen die Situation so scharf bezeichnenden Akt glauben, und wirklich entschloß sich auch die Königin erst am letzten Tage dazu. Die Sonne ging bereits unter, als sie im Invaliden-Dom vor das Grab des Kaisers trat. Man holte Fackeln herbei, und die Orgel dankte im Namen des verstorbenen Geistes von St. Helena durch ein feierliches „God save the Queen".

Der englische Hof ist nicht eben besonders reich. Die Einfuhr und Spenden der Königin waren verhältnißmäßig gering, und da sie während ihrer Besuche im Industrie-Palaste nicht jeden einzelnen der Herren Aussteller ansprach, so fand der Voltairianische Franzosen-Geist mannigfachen Stoff zu Kritik und anpassenden Sarkasmen.

Nach der Abreise der Königin war der belebteste Moment der Ausstellung der, an welchem der statistische Kongreß in Paris zusammenkam. Er war bekanntlich eine Fortsetzung des vor zwei Jahren in Brüssel eröffneten Kongresses; aber die französische Regierung schien ihm eine ganz besondere Wichtigkeit beizulegen. Unter den Auspizien des Bureaus für die allgemeine Statistik Frankreichs war ein Programm ausgearbeitet worden, das für sämmtliche statistische Arbeiten in allen Ländern einen und denselben Rahmen vorschlug. Der Minister für Handel und öffentliche Arbeiten, Herr Rouher, hatte diesem Programm eine außerordentliche Sorgfalt zugewendet, und der Chef des statistischen Bureaus, Herr Legoyt, ein ausgezeichneter Gelehrter, hatte die nähere Ausarbeitung desselben übernommen. Die meisten Regierungen hatten Abgeordnete hierher gesendet, und außerdem waren Staatsmänner, Gelehrte und Journalisten aus allen Theilen der Welt zu diesem Kongresse nach Paris geeilumen. Das Ministerium ließ für die Sitzungen den Saal des Corps législatif einräumen, und Herr Rouher eröffnete den Kongreß gerade an dem Tage, an welchem die Nachricht von der Einnahme von Sebastopol in Paris eintraf. Nach dem französischen Programm wurde der Kongreß in vier Sectionen getheilt. Der ersten Section fielen zu: die nosologische Tabelle der Todesfälle, die Statistik der Geisteskrankheiten, die der Epidemieen und der Unfälle. Für die zweite Section waren bestimmt: die Statistik des Ackerbaues, die der Wege und Eisenbahnen, die des auswärtigen Handels. Der dritten Abtheilung gab man: die Statistik der Civil-Justiz, die Tabelle der Verbrechen und Vergehen, die von der

Digitized by Google

Strafgesetzbuch der verschiedenen Länder als solche erklärt worden, und die Statistik der Straf-Anstalten. Die Aufgabe der vierten Abtheilung endlich war: die Statistik der Wohlthätigkeits-Anstalten und die der großen Städte.

Jedes Mitglied hatte bei seinem Eintritte in den Kongreß zu bestimmen, welcher Section es angehören wollte, ohne darum verhindert zu sein, an den Arbeiten mehrerer Sectionen Theil zu nehmen. Das französische Programm wurde mit geringen Modificationen angenommen, und die Verhandlungen selbst waren, aufrichtig gestanden, trocken und undankbarend. Die Hauptsache wäre, daß die in den civilisirten Ländern existirenden statistischen Bureaux sich wirklich unter einander verständigten, um ein einheitliches, statistisches Verfahren anzunehmen. Die Fortschritte, welche die Wissenschaft dadurch machen würde, sind unberechenbar. Aber von der Annahme eines Programms zur Ausführung desselben ist noch ein weiter Weg, und erst bei der nächsten Sitzung des Kongresses, für welche der Ort übrigens noch nicht bestimmt worden ist, wird man die Fortschritte dieses Unternehmens beurtheilen können. Der Kaiser empfing die sämmtlichen Mitgieder in den Tuilerieen, und der Minister gab ihnen an demselben Abende eine Soirée. Die Abgeordneten der verschiedenen Regierungen sind vor einigen Tagen durch die Verleihung des Ehrenlegion-Ordens ausgezeichnet worden.

In einer der Sitzungen des statistischen Kongresses machte ein Mitglied den Antrag auf eine Propaganda zur Herstellung eines einheitlichen Maaß-, Gewichts- und Münz-Systems in allen civilisirten Ländern. Dieser Antrag wurde im Kongreß nicht angenommen. Kaum war dieser aber aufgelöst, als sich in Paris eine Gesellschaft zur Ausführung dieses Programms bildete. Einer ihrer Gründer ist der junge Lord Ebrington, Mitglied des englischen Parlamentes. Das Publikum war nicht wenig überrascht, zu hören, daß Herr Baron James v. Rothschild den Vorsitz dieser Gesellschaft übernommen hatte. Ich war als Mitglied des Kongresses auch bei den Versammlungen dieser Gesellschaft gegenwärtig und bewunderte im Stillen die unaufhaltsam sich entwickelnden Ideen der Zeit, als Herr Baron v. Rothschild, dessen Vorsitz als österreichischer General-Konsul und General-Kommissär der Ausstellung eine desto größere Bedeutung hatte, eine Antrits-Rede hielt, in welcher er die Hoffnung aussprach, daß es bald auch zu der Annahme einer allgemeinen Sprache für den Handel kommen würde. — Interessant war bei dieser Gelegenheit die Beobachtung des Unterschiedes zwischen den Rollen Oesterreichs und Preußens. Oesterreich ist ohne viele Umstände auf das Programm der „Association pour l'unité des poids, mesures et monnaies" eingegangen. Ob es dieses Programm so bald wird ausführen können, ist eine andere Frage. Preußen hat dagegen durch seinen General-Kommissär, Geheimen Rath v. Viebahn erklären lassen, es könne sich vor der Hand nicht bei der Gesellschaft betheiligen. Und doch hat Preußen bereits einen Schritt mehr zur Ausführung dieses Programms gethan, als Oesterreich: es steht auf dem Punkte, das metrische System für die Gewichte anzunehmen, wohingegen es auf die Annahme des Dezimal-Systems für Maß und Münze für den Augenblick nicht eingehen will. Dieses Zurückhalten Preußens, gegenüber der gefälligen Miene Oesterreichs, hat hier natürlich wieder viel Aufsehen gemacht.

(Schluß folgt.)

Die Memoiren des Lieutenants Bellot.

(Schluß.)

„13. Oktober. Wir sind schon zurück, nach einem höchst bedauernswerthen Unfall, über den ich mich noch nicht trösten kann, da er lang genährte Hoffnungen vereitelt. Heute Morgen um drei Uhr waren wir zum Aufbruche bereit und am fünf erreichten wir das erste Berggebirge der Bai; das Thermometer, welches zwei Grad zeigte, versprach und eine ziemlich bequeme Reise; die Luft war klar, und das Eis, wenigstens längs dem Ufer, war überall glatt und leicht zu überschreiten. Die Last des Schlittens war unseren Hunden so wenig hinderlich, daß wir uns in Trab setzen mußten, um mit ihnen Schritt halten zu können; denn sie zurückzuhalten war unmöglich. Bei Sonnenaufgang, etwas nach sieben Uhr, waren wir an der Gränze unseres Ausfluges vom 8ten dieses Monats angekommen. Zwei Meilen weiter erregte der Anblick einer offenen Stelle am Ufer Besorgniß über den Fortgang unserer Reise, da wir uns jedoch am Fuße einer mit Schnee bedeckten Schlucht befanden, so beschlossen wir, die Spuren zweier Bären zu verfolgen, die wir auf dieser Schneedecke bemerkten und die uns wirklich über den festesten Theil der gefrorenen Oberfläche führten. Ich faßte neue Hoffnung, als wir, nach Ueberwindung dieses ersten Hindernisses, das Eis in einem so günstigen Zustande fanden, daß wir unseren Weg mit der früheren Schnelligkeit fortsetzen konnten. Der Matrose, der unsere Vorhut bildete, vermochte den Hunden nicht nachzukommen, so schnell er auch lief, und wenn er sie einmal einholte, galoppirten sie rasch weiter und ließen ihn hinter sich. Ich hatte die Absicht, den Schlitten und einen Mann in Erwin-Bai zurückzulassen und den Rest des Weges mit so wenig Gepäck als möglich zu machen, um Port-Leopold unfehlbar am zweiten Tage zu erreichen. Um zehn Uhr, als ich mit einem der Leute etwa hundert Mètres von dem Schlitten stand, glaubte ich ihn rumpfschagen und Herrn Smith im Eise verschwinden zu sehen. Ich glaubte, daß er in eine Oeffnung hineingefallen sei und eilte ihm in dieser Ueberzeugung zu Hülfe, als Smith, der sich aufgerichtet hatte, mir zurief, daß das Eis unter mir breche, so daß ich kaum Zeit hatte, zurückzuspringen. Dieses nur zwei Zoll dicke Eis war mit geschmolzenem Schnee bedeckt, der uns die Gefahr vollständig verbarg. Da unser Gepäck und unsere Vorräthe nun ganz durchnäßt waren, so entschloß ich mich, augenblicklich nach dem Schiffe zurückzukehren, um sie zu trocknen; aber es ereignete sich ein zweites Unglück: die Eisscholle, auf welcher wir standen, hatte sich abgelöst und trieb mit der Fluth ins Meer hinaus, während wir damit beschäftigt waren, unsere Habseligkeiten zu retten. Glücklicherweise hatten wir uns dicht an das Land gehalten, und Herr Smith, der schon durchnäßt war, blieb noch ein paar Minuten im Wasser, wo es ihm gelang, einige Stricke und das Geschirr unserer armen Hunde loszuschneiden. Indessen war der größte Theil unseres Gepäcks, vier Büffelhäute, das Zelt, die tragbare Küche, die chirurgischen Instrumente unseres Doktors — die einzigen am Bord des „Prince Albert" — und der Schlitten, in die See hinausgetrieben worden. Es war keine Zeit zu verlieren. Die wenigen Sachen, die wir geborgen hatten, waren ganz von Seewasser durchweicht, welches bald gefror und sie enorm schwer machte, und da es für uns von großer Wichtigkeit war, noch diese Nacht am Bord zu sein, weil man die Bewegungen des Eises nicht voraussehen konnte, so gab ich das Beispiel, mein Eigenthum im Stiche zu lassen. Um elf Uhr schlugen wir daher traurigen Muthes den Rückweg auf derselben Straße wieder ein, die wir vor wenigen Stunden voll Hoffnung und Zuversicht entlang getommen. Die Hunde, die in voller Carrière davon gerannt waren, sobald wir sie von dem Schlitten befreit hatten, warteten auf uns in einer Entfernung von drei bis vier Meilen; aber mißtrauisch geworden, wollten sie uns nicht auf das Eis folgen, sondern ergriffen die Flucht. Wir glaubten indeß und, wie es sich zeigte, mit Recht, daß ihr Instinkt, namentlich der der Hündin, sie bald wieder nach dem Schiffe zurückführen würde. Um fünf Uhr fanden wir uns wieder bei unseren Freunden ein, die ohne Zweifel eine so schnelle Rückkehr nicht erwartet hatten, aber dem Himmel dankten, daß uns nicht ein größeres Unglück betroffen hatte und daß Alle zurückgekehrt waren."

Mit der Ankunft des „Prince Albert" auf der Diocs-Insel schließt Bellot's während dieser Reise gehaltene Tagebuch. Von dem Wunsche beseelt, die begonnene Unterfuchung fortzusetzen, und noch immer auf Erfolg hoffend, erbeit er im Sommer 1853 Erlaubniß, sich von neuem auf dem „Phoenix", Capitain Inglefield, einzuschiffen, welches bestimmt war, der Expedition Sir Edward Belcher's Proviant zuzuführen. Es war auf dieser zweiten Fahrt noch den unwirthbaren Regionen des Polarmeeres, daß er seinen Tod fand. In der seinen Memoiren angehängten, von Herrn Julien Lemer verfaßten biographischen Notiz wird diese Katastrophe folgendermaßen dargestellt:

„Capitain Inglefield hatte den „Phoenix" zwei Tage vorher verlassen, um den Capitain Pullen aufzusuchen, der schon seit einem Monat von seinem Schiffe, dem „North Star", das in der Erebus- und Terror-Bai lag, getrennt war. Er hatte die Absicht, sogleich nach seiner Rückkehr Maßregeln zu treffen, um die Admiralitäts-Depeschen an Sir Edward Belcher zu befördern, was in der That zu den Hauptzwecken der Sendung des „Phoenix" gehörte. Da nun Capitain Pullen sich bald nach der Abreise Inglefield's wieder eingefunden hatte und Bellot wußte, wie viel auf die baldige Ablieferung jener Depeschen ankam, so hielt er, der stets bereit war, allen Gefahren zu trotzen, es für seine Pflicht, die Rückkehr seines Chefs nicht abzuwarten. Nach einer Berathung mit dem Capitain Pullen, den er im Kommando beider Schiffe zurückließ, machte er sich am 12. August, von dem Oberlieutenant des „North Star" und drei Seeleuten begleitet und einen Schlitten nebst einem Kautschul-Kanot mit sich nehmend, auf den Weg.

„Man vermuthete Sir Edward Belcher im Wellington-Kanal, in der Nähe von Kap Belcher. Dem zufolge schlug die kleine Schaar diese Richtung ein, indem sie längs dem östlichen Ufer des Kanals vorschritte. Nachdem sie den ersten Tag bis drei Meilen vom Kap Junis gekommen, machten die Fünf am folgenden Tage etwa drei Meilen von Kap Bowden auf abgelösten Eisblöcken Halt. Dieses Kap verlassend, mußten sie in der Nacht vom 14ten über eine vier Fuß breite Spalte im Eise setzen, was ihnen auch vollkommen glückte. Sie waren jetzt drei Meilen vom Lande, wo Bellot sein Nachtlager aufschlagen wollte und welches er in dem Kautschul-Kanot zu erreichen versuchte; aber da er zweimal durch einen heftigen Sturm von Südost zurückgetrieben wurde, so beschloß er, den Versuch durch zwei von seinen Gefährten,

Digitized by Google

Harper, den Quartiermeister des „North Star", und Madden, erneuern zu lassen. Es gelang, und sobald die beiden Männer das Land erreicht hatten, befestigten sie ein Tau zwischen dem Schlitten und der Küste, vermittelst dessen drei Gespächtkiste hinübergeschafft wurden. Man war im Begriffe, es zum vierten Male zu versuchen, als Madden, der bis an den Leib im Wasser war, das Eis sich von dem Ufer ablösen und gegen die Mitte des Kanals in Bewegung setzen sah. Bellot rief ihm zu, das Tau fahren zu lassen: es kann noch Eine Anstrengung gemacht werden; die Hoffnung ist noch nicht verloren; allein die Bewegung des Eises ist so rasch, daß, ehe man etwas unternehmen kann, es sich schon in weiter Entfernung von dem Ufer befindet. „„Ich erflieg denn"", sagt Madden, „„den Gipfel eines Hügels, um ihnen nachzusehen, und bemerkte, wie sie vom Lande in das Meer hinausgetrieben wurden. Als ich sie aus dem Gesichte verlor, standen die Leute inneben dem Schlitten, Herr Bellot aber auf der höchsten Spitze des Eisberges. In jenem Augenblicke wehte der Wind mit Heftigkeit von Südosten, und es fiel zugleich Schnee.""

„Auf dieser schwimmenden Eisinsel, die so von dem wüthenden Sturm nach Norden fortgerissen wurde, befanden sich der unglückliche Bellot und zwei Matrosen, William Johnson und David Hook. Nachdem sie umsonst versucht hatten, das Zelt, mit welchem ihr Schlitten beladen war, als Obdach zu benutzen, begannen sie zu diesem Zwecke mit ihren Messern eine Höhle im Eise zu graben. Aber lassen wir Johnson reden; seine Aussage ist sehr einfach und eben dadurch doppelt rührend.

„„Herr Bellot"", erzählt er, „„saß mit uns eine halbe Stunde im Gespräch, welches sich um unsere gefährliche Lage drehte. Ich sagte ihm, daß ich mich nicht fürchte, und daß die amerikanische Expedition in diesem selben Kanale von dem Eise hin- und hergetrieben wurde. „Ich weiß es!", erwiederte er, „und wenn der Allmächtige uns schützt, wird mich ein Haar unseres Hauptes gekrümmt werden." Hierauf fragte ich Herrn Bellot, welche Zeit es sei. „Etwa ein viertel auf neun", sagte er, packte dann seine Bücher zusammen und bemerkte, er wolle zusehen, nach welcher Richtung das Eis treibe. Er war kaum vier Minuten fort, als ich die Eiswand, unter welcher wir Schutz gefunden hatten, verließ, um ihn zu suchen; ich konnte ihn jedoch nicht sehen, und als ich an unseren Zufluchtsort zurückkehrte, bemerkte ich seinen Stab auf der entgegengesetzten Seite einer etwa fünf Klafter breiten Spalte, um welche das Eis eingebrochen war. Ich rief: „Herr Bellot!" aber keine Antwort (um diese Zeit wehte es sehr hart). Hierauf suchte ich weder ringsum, konnte aber nichts von ihm wahrnehmen. Vermuthlich wurde er, sobald er aus dem Schutze der Eiswand herausttat, von dem Winde in die Spalte geschlendert, aus der er sich nicht wieder emporarbeiten konnte.""

Unter den im Nachlaß Bellot's gefundenen Papieren verdient auch folgendes Schreiben Erwähnung, welches er während seiner früheren Reise mit dem „Prince Albert", als er ein ähnliches gefahrvolles Abenteuer unternommen, an seine Familie gerichtet hatte. Es wurde damals nicht abgegeben, da der Briefsteller wider Vermuthen glücklich zurückgekehrt war, bildet jedoch einen schönen Beitrag zur Kenntniß seines liebevollen und hochherzigen Charakters. Das Schreiben lautet:

„Meine theuren und vortrefflichen Freunde! Wenn Ihr diesen Brief empfangt, werde ich aufgehört haben zu leben; aber der Tod wird mich in der Ausführung einer gefährlichen und ehrenvollen Mission ereilt haben. Ihr werdet aus meinem Tagebuche, welches Ihr unter meinen Effekten finden werdet, entnehmen, daß wir unseren Capitain und vier Mann nothgedrungen im Eise zurücklassen mußten, um die Uebrigen zu retten; nachdem und dies gelungen, waren wir also verpflichtet, jenen braven Leuten zu Hülfe zu gehen. Es ist möglich, daß ich kein Recht hatte, mich in eine solche Gefahr zu begeben, da ich weiß, wie nothwendig ich Euch in jeder Beziehung bin, aber mein Tod wird vielleicht den verschiedenen Mitgliedern meiner Familie die Achtung der Menschen und den Segen des Himmels zuwenden. Lebt wohl! dort oben, wenn nicht hienieden, werden wir uns wiedersehen. Habt Vertrauen und Muth! Gott segne Euch!"

Die Hoffnung, welche Bellot in diesen Zeilen aussprach, ist nicht getäuscht worden. In England wurde eine Summe von zweitausend Pfund Sterling durch Subscription zusammengeschossen, von welchen funfzehnhundert unter die fünf Schwestern des Verstorbenen vertheilt, die übrigen fünfhundert zu einem Denkmal bestimmt wurden, das an den Ufern der Themse vor den Thoren des Marine-Hospitals zu Greenwich errichtet werden soll. So hat man nicht nur für die Angehörigen, die in ihm ihre Stütze verloren, gesorgt, sondern auch den edlen Märtyrer der Humanität durch ein Monument geehrt, das zugleich von dem Danke der Mitbürger jener Unglücklichen Zeugniß ablegt, für deren Rettung er sein Leben opferte.

Nord-Amerika.

Literatur und Buchhandel in den Vereinigten Staaten.

Das Bankett der Verleger-Association im New-Yorker Krystall-Palast.*)

Am Abend des 27. September wurde im New-Yorker Krystall-Palast ein Fest ganz eigenthümlicher Art gefeiert. Die Association der amerikanischen Verleger gab nämlich den amerikanischen Literaten ein Bankett, oder, wie es in einer aus Gassammen gebildeten Aufschrift über dem Orchester genannt wurde, ein Frucht- und Blumenfest zu Ehren des Genies. Das Fest war ein echt amerikanisches in jeder Beziehung, von der Anschmückung des Saales bis zum innersten Gehalte der Toaste und Reden, von der durch die Anwesenheit zahlreicher Damen bedingten Verbannung geistiger Getränke bis zur überflüssigen Fülle weißer Reverends-Kravatten unter den auserwählten Gästen.

Um halb sieben Uhr erschienen die hervorragendsten Gäste und nahmen ihre Sitze ein. Den ersten Sitz zur Rechten des Präsidenten (des Verlags-Buchhändlers Appleton) erhielt Bischof Potter von Philadelphia, den ersten Sitz zur Linken Mrs. Gilman. „Ehret die Frauen" und „Ecclesia praecedit" (die Kirche hat den Vortritt) sind zwei nationale Wahlsprüche, die mit Recht auch bei diesem Bankett, wo der verkörperte Nationalgeist, die Vertreter der Literatur, zu Tische saßen, streng befolgt wurden. Die letzten der Auserwählten zur Rechten waren die Mayors von Boston, Philadelphia und New-York, der letzte zur Linken Herr Valentine, Clerk der Aldermen und Verfasser der Geschichte der Stadt New-York. Unter anderen Celebritäten bemerkten wir rechts den Dichter Bryant und den Geschichtschreiber Hildreth, links den ehrwürdigen Altmeister Washington Irving und Mrd. Robinson (Talvj).

Nachdem das Mahl vorüber war, hielt der Präsident, Herr Appleton, im Namen der Verleger eine Ansprache an die Gäste, in welcher er die Zwecke der Association besprach, die, nach seiner Versicherung, den Fortschritt und die Veredelung der nationalen Literatur, die Unterdrückung unsittlicher und schädlicher Geisteprodukte, das Beste der Autoren, wie des Publikums und nebenbei auch ein wenig das Interesse der Verleger selbst zur Aufgabe hat. Wir können nicht umhin, die Worte des Präsidenten der Verleger-Association über einen ihrer Zwecke anzuführen und einer besonderen Beachtung zu empfehlen:

„Es steht in unserer Macht und wird daher unsere strenge Pflicht, bei der Veredelung des intellektuellen und moralischen Tones der Literatur, die täglich und stündlich unter das Volk unseres Geburtslandes verbreitet wird, die wichtigsten Dienste zu leisten. Ich brauche die Anwesenden wohl nicht daran zu erinnern, daß es sehr oft von der Entscheidung des Buchhändlers abhängt, ob ein neues Werk veröffentlicht werden soll oder nicht. Wenn wir, meine Brüder, in herzlichem Einvernehmen an dem Entschlusse festhalten können, daß kein Buch von zweifelhafter moralischer Tendenz oder von unnützem oder gefährlichem Charakter in irgend einer Beziehung von uns verlegt werden soll, so haben wir mehr für unser Vaterland gethan, als ein Dutzend Gesellschaften zur Unterdrückung des Lasters und der Unsittlichkeit jemals thun können. ..... Ich könnte noch andere Gelegenheiten zur Ausübung einer Ueberwachung der Literatur des Landes an gros anderen, aber ich fürchte, daß ich schon zu lange Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen habe!"

Der Secretair der Association, Herr G. P. Putnam, theilte dann eine Reihe von historischen und statistischen Notizen über die Literatur und den Verlagsbuchhandel der Vereinigten Staaten mit, die manches Interessante und Neue enthielten. Wir würden gern seinen ganzen Vortrag wiedergeben, müssen uns aber bei der großen Ausdehnung desselben und unserem karg zugemessenen Raume auf einen kurzen Auszug beschränken.

Vom Jahre 1830—1842 wurden in den Vereinigten Staaten nach den genauesten Angaben 1115 verschiedene Werke verlegt; 623 davon waren Original-Auflagen und 492 nachgedruckte Werke. Das Verzeichniß der in jener Periode nachgedruckten Werke ist nicht vollständig, und man kann die Zahl derselben ungefähr eben so hoch anschlagen, als die der Original-Auflagen, wonach 52 Werke jeder Klasse auf das einzelne Jahr kommen. Im Jahre 1853 wurden 733 neue Werke gedruckt, und zwar nachgedruckte einzelne Werke 278, 35 Uebersetzungen aus fremden Sprachen und 420 amerikanische Originalwerke. Daraus ergiebt sich eine Zunahme von ungefähr 800 Prozent in weniger als zwanzig Jahren. Da sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in demselben Zeitraum um 80 Prozent vermehrte, so zeigt sich die Zunahme der literarischen Production und des Verlages der Nation zehnmal stärker als die der Bevölkerung.

*) Aus der in diesen Blättern bereits rühmlich erwähnten „Neuen Zeitung von New-York".

Digitized by Google

Vergleicht man die betreffende Stärke der einzelnen Auflagen mit einander, so stellt sich ein noch bei weitem größerer Zuwachs heraus, denn vor zwanzig Jahren wagte noch Niemand von 300,000, 75,000, 30,000 oder auch nur 10,000 Exemplare starken Auflagen zu träumen, während die letzte Zahl gegenwärtig etwas ganz Gewöhnliches ist.

Was die technische Ausstattung der Verlags-Artikel angeht, stehen die Fortschritte der Vereinigten Staaten nach der Ansicht des Herrn Putnam denen keiner europäischen Nation nach. Wenn nicht jedes der neu verlegten Werke gut ausgestattet ist, so muß man bedenken, daß die Anzahl der neuen Bücher, welche hier jährlich im Durchschnitte fabrizirt werden, nicht weniger als 2,400,000 beträgt. Mit Ausschluß der Bibeln, Schulbücher und Vereins-Publicationen, beträgt die Anzahl der gedruckten und nachgedruckten Bände jährlich 8,000,000. Die Schulbücher allein vermehren diese Zahl um weitere zwölf Millionen. Das Riesen-Etablissement der Gebrüder Harper produzirt jährlich über eine Million Bände, und die Firma Lippincott in Philadelphia liefert Jahr aus Jahr ein täglich fünfzig Kisten. Dann vergesse man die 2000 Zeitungen und 200 anderen periodischen Schriften nicht, die in diesem Lande erscheinen und von denen einige eine Auflage von 150,000 Exemplaren erreicht haben.

Wir übergehen die verschiedenen arithmetischen Spielereien, welche der Secretair der Verleger-Association in seiner Rede vorbrachte, um den Zuhörern die Großartigkeit der amerikanischen Bücher-Fabrication recht handgreiflich zu machen — wie z. B. daß „die einzelnen Bogen Druckpapier, die binnen achtzehn Monaten hier verbraucht werden, neben einander gereiht von New-York bis an den Mond reichen würden" — und lassen dafür noch einige seiner werthvollen Zahl-Angaben folgen.

Auf den Vorwurf der Engländer, daß die amerikanischen Verleger vom Nachdrucke englischer Werke leben, während die besseren amerikanischen Schriftsteller ihre Werke in London verlegen lassen, um sich für ihre Arbeit einen gebührenden Lohn zu sichern, antwortet er, daß man allerdings zugestehen müsse, Amerika habe an England noch eine große Schuld abzutragen für die geistigen Schätze, welches es sans façon vom alten Mutterlande „geborgt"; allein es stelle sich mehr und mehr eine Reziprozität in dieser Praxis heraus, bei der England nachgerade als der gewinnende Theil erscheinen muß, wenn man gewissen Zahlen trauen darf. Im Jahre 1834 wurden in Amerika 252 Original- und 198 nachgedruckte Werke verlegt, im Jahre 1853 hingegen 420 Original- und 278 nachgedruckte Werke. Auf der anderen Seite wurden in England bis 1842 im Ganzen 382 amerikanische Werke nachgedruckt; im Jahre 1854 war diese Zahl schon auf 950 gestiegen, und davon kommen allein auf das Jahr 1853 119 und auf das Jahr 1854 184, d. i. in den zwei letzten Jahren fast eben so viele als früher in 60 Jahren zusammengenommen.

Herr Putnam blieb bei dieser Schilderung der bloßen Ausdehnung amerikanischer Bücher-Production nicht stehen; er bemühte sich auch den inneren Werth der neuesten National-Literatur nachzuweisen, und Jeder, der mit den Werken der Schriftsteller, die er aufzählte, nur einigermaßen vertraut ist, wird zugeben müssen, daß sein Bemühen kein fruchtloses war. Die Posten, welche er unter dem Titel „Naturwissenschaften" aufführte, z. B. die Naturgeschichte des Staates New-York in 20 Quartbänden mit vortrefflichen Abbildungen, die Berichte über die Erforschungs- und Vermessungs-Expeditionen der Vereinigten-Staaten-Regierung in mehr als 100 Quart- und Foliobänden, 500 Bände naturhistorischer Forschungen im Auftrage einzelner Staats-Regierungen und wissenschaftlicher Gesellschaften — größtentheils Werke, welche Namen der ausgezeichnetsten Fachgelehrten an der Stirn tragen — können sich zum Theil mit den besten Erzeugnissen der gleichnamigen Literatur der gebildetsten europäischen Nationen messen, ja, einige derselben stehen einzig in ihrer Art da.

Eine Bemerkung, welche der Geschichtschreiber Alison (ein Schotte) in seinem großen Werke über die literarische Befähigung der Amerikaner machte — „Literarische und geistige Fähigkeiten erster Größe sind in Amerika verhältnißmäßig selten" — gab Herrn Putnam Veranlassung zu einer Erwiederung, deren Eingang wir wörtlich anführen wollen, weil er den Beweis liefert, daß man Kenntniß der eigenen Schwächen und milde Beurtheilung anständiger Einseitigkeit bei gebildeten Amerikanern eben so gut findet, wie bei gebildeten Europäern. Herr Putnam sagt:

„Wir wissen Alle recht wohl, daß unter den Fehlern in unserem National-Charakter, welche sie auch immer sein mögen, übermäßige Bescheidenheit in der Beurtheilung unserer eigenen Größe gerade nicht der hervorragendste ist. Wenn dieses Land in der That ein großes ist, so sind wir nicht gewohnt, seine Größe zu übersehen oder der Welt zu gestatten, daß sie unsere Tugenden und großen Eigenschaften vergißt. Unsere National-Eitelkeit läuft durchaus nicht Gefahr, aus Mangel an Pflege umzukommen. Wir sollten daher auch nicht vergessen, wenn wir die Total-Summe unserer Bücherfabrication und der Papierhändel, die wir verbrauchen, berechnen, daß die Menge der Materie nicht der Maßstab des — Geistes ist. Mögen wir aber unseren Ueberfluß an Patriotismus noch so sehr berücksichtigen, so können wir doch nicht umhin, zu wünschen, der gelehrte Sheriff von Glasgow und seinesgleichen jenseits des Oceans möchten mit Brillen versehen sein, die etwas weniger vom Staube der Unwissenheit und des Vorurtheiles getrübt sind. Es läßt sich beweisen, daß unsere Literatur der Quantität wie der Qualität nach eine günstigere Beurtheilung von Seiten jener Herren verdiente."

Nach der Rede des Secretairs kamen die Toaste an die Reihe, die von verschiedenen Gästen theils in fein ironischer (z. B. vom Dichter Bryant), theils in dithyrambischer Weise beantwortet wurden.

Mannigfaltiges.

— Englische Roman-Literatur. Unter den spekulativen Verlagshandlungen, welche sich die löbliche Aufgabe gestellt haben, die Massen „zu soliden Preisen" mit geistiger Nahrung zu versehen, zeigt sich das Londoner Haus Routledge als eine der rührigsten. Außer der „Popular Library", einer Sammlung älterer und neuerer Klassiker, der „Family Sacred Library", religiösen Inhalts, und anderen Publicationen dieser Art, giebt dasselbe die „Railway Library" heraus, welche bereits bis zum 103. Bande gediehen ist und wohlfeile Abdrücke der beliebtesten englischen Romane in sich schließt, worunter sich indessen auch einige Uebersetzungen aus dem Französischen und Deutschen finden, wie z. B. ein uns nicht näher bekanntes Werk von L. Reilstab „der polnische Ulhane.*). Die letzte Unternehmung des Herrn Routledge ist die Herausgabe einer Reihe von neuen Original-Romanen, für welche er einige der populärsten Novellisten Englands gewonnen haben will, obgleich die bis jetzt von ihm genannten Namen uns eben nicht in diese Kategorie zu gehören scheinen. Der bedeutendste unter ihnen ist wohl James Grant, ein sehr fruchtbarer, vorzugsweise durch seine „Romance of War" bekannter Schriftsteller, dessen Beitrag zu der Sammlung, ein historischer Roman unter dem Titel: „Die gelbe Fregatte, oder die drei Schwestern",**) uns gegenwärtig vorliegt. Er spielt zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts, in einer der dunkelsten Perioden der an Gräuelthaten so reichen schottischen Geschichte, und erzählt das traurige Schicksal der heimlichen Gemahlin König Jakob's IV., der schönen Margarethe Drummond, und ihrer Schwestern. Aus den Chroniken der Zeit weiß man, daß Johann, Lord Drummond, „vier Töchter hatte, von welcher eine, Margarethe, von Jakob IV. so sehr geliebt wurde, daß er sie zu heiraten wünschte; da sie aber in den verbotenen Graden verwandt waren (Robert III., der Ur-Urgroßvater Jakob's, hatte nämlich eine Drummond zur Frau gehabt) und einer Dispensation vom Papste bedurften, so ließ der ungeduldige Monarch sich heimlich trauen, und aus dieser verstohlenen Ehe entsprang eine Tochter, die sich später mit den Grafen von Huntley vermählte. Als die Dispensation endlich ankam, beschloß der König, seine Hochzeit öffentlich zu feiern; allein die Eifersucht des Adels gegen das Haus Drummond gab Anlaß zu dem grausamen Plan, Margarethe durch Gift aus dem Wege zu räumen, damit ihre Familie nicht den Ruhm genießen möge, dem schottischen Throne zwei Königinnen zu geben. So viel ist sicher, daß Margarethe Drummond, so wie Euphemie und Sybille, ihre Schwestern, plötzlich zur selben Zeit starben, unter Symptomen, welche starken Verdacht einer Vergiftung erregten, die, wie man glaubte, beim Frühstück stattgefunden haben müsse." Des größeren Effekts halber, läßt der Verfasser den drei Schwestern beim Abendmahl eine vergiftete Hostie beibringen — ein Procedere, das, wie er aus historisch beglaubigten Vorgängen zeigt, in Schottland, wie in anderen Theilen Europa's (man denke an Heinrich VII.), nicht ganz ungewöhnlich war. In der Ausmalung solcher und ähnlicher Nachtstücke, z. B. der Ermordung König Jakob's III. auf der Flucht vor seinem Sohne und seinen empörten Vasallen, entwickelt Herr Grant ein nicht zu verachtendes melodramatisches Talent, das sich aber auch nirgends über das Melodramatische erhebt. Den Titel der „gelben Fregatte" führt das Buch von dem Flaggenschiffe Sir Andrew Wood's, eines tapferen alten Seemannes, dessen Thaten in manchen schottischen Volksliedern besungen werden und der, als Alles den unglücklichen Jakob verließ, ihm blos in den Tod getreu blieb.

*) Vielleicht eine Bearbeitung des Romans „1812".

**) The Yellow Frigate: or, the Three Sisters. By James Grant. London: G. Routledge & Co., 1855. Berlin, A. Asher & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 132. Berlin, Sonnabend den 3. November 1855.

Italien.

Mailand im Jahre 1796.

Aus den Erinnerungen H. Beyle's (de Stendhal's.*)

... Herr Robert, einer der schönsten Offiziere der französischen Armee, kam den 15. Mai 1796 nach Mailand, wurde in den Palast der Marquise A. einquartiert und von der Dame zu Tische geladen. Er zog sich sorgfältig an, bis auf die Schuhe, die ihm fehlten; wie gewöhnlich, wenn er in eine Stadt einrückte, befestigte er das von seinem Burschen wohlgewichste Oberleder mittelst kleiner Schnüre, allein von Sohlen nicht die Probe. Er fand die Wirthin so schön und war in solcher Angst, die bei der Tafel aufwartenden Lakaien in prachtvoller Livrée könnten seine Dürftigkeit merken, daß er ihnen beim Weggehen ein Sechsfrankenstück, seinen ganzen Reichthum, in die Hand drückte. Robert bedauerte mir, daß die drei Offiziere seiner Compagnie zusammen nur ein Paar leidlicher Schuhe besaßen, die sie einem österreichischen bei Lodi getödteten Offizier abgenommen hatten. So sah es auch in allen Halbbrigaden aus. Gewiß könnte man sich heutzutage von der Entblößung und dem Elend dieser alten französischen Armee schwerlich eine Vorstellung machen. Was der erfinderische Geist unserer jugendlichen Zeichner an seltsamen Karikaturen schafft, bleibt hinter dieser Wirklichkeit zurück. Die Reichen dieser Armee besaßen Assignaten, und die Assignaten waren in Italien ohne allen Werth. — Die ganze Garderobe zweier Offiziere — der eine war Bataillonschef, der andere Lieutenant — beide fielen später in der Schlacht am Mincio, 1800 — bestand, neben drei Hemden, aus einem Uniform-Oberrock mit Klappen, einem Frack und einem Beinkleid von nußbraunem Kasimir, Alles an zehn Stellen jämmerlich geflickt. Sie mußten nun mit einander so wechseln, daß, wenn der Eine Frack und Hosen, der Andere den Oberrock zugeknöpft trug, um so die nackten Schenkel zu bedecken. In Piacenza erhielten sie das erste Silbergeld, ein piemontesisches Achtzehntel-Soussück, wofür sie die gemeinsamen Beinkleider anschafften.

Ich übergehe andere derartige Einzelnheiten, die heute kaum Glauben finden. Nichts, außer ihrer Tapferkeit und Beharrlichkeit, kam der Noth dieser Armee gleich. Begreiflich genug, da Soldaten und Offiziere in der Blüthe der Jugend waren. Mit Ausnahme einiger Husaren von Berching, die der brave Stengel aus dem Elsaß herbeigebracht hatte, gehörte die größte Mehrzahl dem Languedoc, dem Dauphiné, der Provence, dem Roussillon. Oft, wenn die Soldaten ihren schmächtigen und jugendlichen Feldherrn — Napoleon war beim Einmarsch in Mailand noch nicht siebenundzwanzig Jahr alt — vorbeigehen sahen, bemerkten sie, er sei doch der Aelteste unter ihnen.

Auch der erfahrenste Philosoph hätte es schwerlich diesem jungen Feldherrn, der unter dem schönen Triumphbogen der porta Romana seinen Einzug hielt, angesehen, daß zwei Leidenschaften in seiner Brust wogten: die feurigste Liebe, von der Eifersucht bis zum Wahnsinn gesteigert, und der glühendste Haß, von schwarzem Undank und dornirter Dummheit hervorgerufen.

Der Feldherr sollte die eroberten Länder organisiren; die französische Armee hatte hier warme Freunde und wüthende Gegner; unter den letzteren waren unglücklicherweise die meisten Weltgeistlichen und alle Mönche. Dagegen ging die Bürgerschaft und ein guter Theil des Adels der Freiheit an. Drei oder vier Jahre früher, vor den Schreckenthaten des Jahres 1793, war die gesammte Lombardei für Reformen und französische Freiheit begeistert. Die Zeit fing an, einen Schleier über die Verbrechen zu werfen, und doch plagte die erzherzogliche Regierung seit zwei Monaten aus Angst vor der Freiheit die Mailänder mit ihren Proclamationen, worin diese Freiheit aufs heftigste verflucht wurde. Nun aber muß man wissen, daß die Mailänder ihren Fürsten, der keine andere Leidenschaft hatte, als Kornwucher zu treiben, gründlichst verachteten. Und ein Volk in solcher Stimmung, das wollte der Erzherzog für das Haus Oesterreich entflammen! Es ist spaßhaft, wenn der unglückliche Despotismus sich an Vernunft und Gefühl wendet. Der Einzug der Franzosen in Mailand war für Herr und Bürger ein Festtag.

Seit dem Tage bei Montenotte begleiteten die Wünsche des lombardischen Volkes die Siege der Franzosen; bald erfaßte es eine Leidenschaft für sie, die noch dauert. Bonaparte zog durch das Spalier einer zahlreichen Nationalgarde, in die lombardischen Farben, grün, weiß und roth gekleidet. Diesen Beweis von Vertrauen in seine Erfolge rührte ihn. Was wäre aus den armen Leuten geworden, wenn Oesterreich die Lombardei wiedererobert hätte! Wo hätte Herr von Thugut tiefe Kerker genug gefunden für die so Gekleideten, die Schneider, die Tuchhändler u. s. w.? Ueberdies wurde diese schöne Nationalgarde von einem der vornehmsten Edelleute des Landes, von dem Herzog von Serbelloni, kommandirt. Die „Hoch" erschollen durch die Lüfte, die schönsten Frauen waren an den Fenstern. Von diesem Abend ab waren die französische Armee und das Mailändische Volk Freunde.

Der gleichmachende Despotismus hatte Volk und Adel näher gebracht. Der italiänische Adel hatte zudem mit dem dritten Stande in viel innigerer Berührung gelebt, als der französische und deutsche; er war nicht durch die Scheidewand verdriefter Vorrechte von diesem getrennt; man bedurfte nicht, wie in Frankreich, der Ahnenprobe, um Offizier zu werden. Die Lombarden hatten sich durch eine Geld-Abgabe vom Kriegsdienst losgekauft. Endlich war der Mailändische Adel ein hochgebildeter. Er zählte in seinen Reihen die Beccaria, die Verri, die Melzi und hundert andere minder berühmte, aber eben so wissenschaftlich ausgezeichnete Namen. Die Mailändische Bevölkerung ist von Natur gut, und die Armee erhielt davon in dem ersten Moment einen sichtlichen Beweis: viele Landgeistliche fraternisirten mit den Soldaten. Freilich erfuhren sie Tages darauf strengen Tadel von Seiten ihrer Vorgesetzten.

Beim Einmarsch der Franzosen erreichte die Bevölkerung Mailands kaum die Zahl 120,000. Man hatte es sorgfältig unter den Soldaten verbreitet, daß die Stadt 580 v. Chr. von Galliern gegründet, oft von den Deutschen unterjocht und im Kampfe für ihre Freiheit dreimal zerstört worden war. Die guten Mailänder, das sanftmüthige Volk Italiens, nur mit dem Lebensgenuß beschäftigt, hatten keine Menschenseele. Oesterreich war erst seit 1714 im Besitz dieser liebenswürdigen Stadt und der Lombardei; es hatte durchaus nicht gesucht, das Volk abzuschrecken, um es auf den gemein sinnlichen Genuß zu reduziren. Die Kaiserin Maria Theresia hatte die Lombardei vernünftig und wahrhaft mütterlich verwaltet. Sie wurde darin vortrefflich unterstützt von dem General-Gouverneur, Grafen Firmian, der, weit entfernt, die ersten Männer des Landes einzusperren oder zu verweisen, gern auf ihren Rath hörte. Er pflog Umgang mit dem Marchese Beccaria (Verfasser des Werkes: „Ueber Verbrechen und Strafen"), dem Grafen Verri, dem Pater Frisi, dem Professor Parini u. A. Diese Männer strebten redlich, Alles, was man 1770 von den Regeln des Staatshaushalts und der Gesetzgebung wußte, auf die Lombardei anzuwenden.

Der gesunde Sinn und die Herzensgüte der Mailänder athmen in der Geschichte Mailands des Grafen Pietro Verri. Solche Werke erschienen nicht in Frankreich um das Jahr 1780, besonders wurde Frankreich nicht so wie die Lombardei verwaltet. Man vergesse nicht, welche Verfolgungen Turgot zu bestehen hatte, weil er in die Kommunalverwaltung und in das inländische Zollwesen einige von den Regeln einführen wollte, die Graf Firmian und Marchese Beccaria der Verwaltung der Lombardei zum Grunde legten. Man kann sagen, der Despotismus sei in diesem Lande von den helldenkendsten Männern gehandhabt worden und habe das Beste der Unterthanen in der That gefördert; allein anfangs war man nicht an diese Milde des Despotismus gewöhnt, der seit Karl V. 1530 Mailand mit dem Stab Wehe regiert hat. — Der Sieg Beccaria's war freilich nicht gefahr-

*) Oeuvres complètes de H. Beyle (de Stendhal). Der Verfasser hatte die Absicht eine Geschichte Napoleon's d. I. zu schreiben, woraus das Gegenwärtige eine interessante Episode ist. D. R.

Digitized by Google

los; er fürchtete nicht ohne Grund eine unfreiwillige Sendung auf den zeitigen Spielberg.

Aus diesem Gesammtbilde von Thatsachen ergiebt sich, daß, bei der Abwesenheit schreiender Mißbräuche, eine blutige Reaction, eine Schreckenszeit von 1793, in der Lombardei von 1796 keinen Boden fand. Der Despotismus arbeitete gegen sich selbst, indem er Männer wie Beccaria und Parini aus Ruder stellte. Den weisen Rathschlägen der Ersteren, der trefflichen Erziehung, die der Letztere dem ganzen Adel und der reichen Bürgerschaft gab, verdankte das Mailändische Volk die Befähigung, das, was in den Proclamationen Bonaparte's Ehrliches war, zu begreifen. Es sah sofort ein, daß man von dem jungen Feldherrn keine öffentlich aufgerichtete Guillotine in Permanenz, wie sie die Parteigänger Oesterreichs in Aussicht stellten, zu fürchten habe. Ich vergaß zu bemerken, daß der Despotismus, aus Angst vor einem 1793, in sein altes Treiben verfallen war und den verdienten Abscheu hervorgerufen hatte.

Die Begeisterung für die Franzosen war also in der ersten Zeit aufrichtig und allgemein; nur Einige vom Adel und der Prälatur machten eine Ausnahme. Später nahm die Begeisterung etwas ab; man wollte den Grund der herrschenden Noth in der Armee finden. Der gute Mailänder wußte nicht, daß die Anwesenheit eines Heeres, selbst eines befreundeten, stets eine große Last für Alle, nur nicht für die hübschen Frauen sei, die von dem Uebel der Langweile geheilt werden. Und eine Armee von lauter jungen Männern war ganz dazu geschaffen, den Freiheit liebenden Schönen die Köpfe zu verdrehen.

Da nach einem solchen langen Zwischenraum leider keine personlich verletzende Indiscretion zu besorgen ist, so dürften hier einige romantische Erinnerungen eine Stelle finden.

Bald in den ersten Tagen machte ein Liebeshandel des Generals Berthier in der Armee von sich reden. Die schöne Fürstin Visconti soll aufgefangen das Versuch gemacht haben, ihre Pfeile gegen den Oberfeldherrn selbst zu richten; da sie aber noch zu rechter Zeit bemerkte, daß der Schußfest sei, so nahm sie ihr Ziel eine Stufe tiefer, und hier war der Erfolg ein vollständig gelungener. Diese Liebe begleitete den Günstling Napoleon's bis in den Tod, der 1815 erfolgte. . . . . .

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Nichtpolitische Briefe aus Paris.

(Schluß.)

Während ich dies schreibe, haben die letzten Arbeiten der Jury über die Preis-Vertheilungen bereits angefangen. Der Kampf ist ein harter, denn die ausnahmsweise Belohnung durch die große goldene Medaille giebt zu so vielen Auslegungen und Reclamationen Veranlassung, daß es sehr schwer hält, sich zu einigen. So hat z. B. eine Auslaut, die auf die große goldene Medaille Anspruch hatte, die Berliner königliche Porzellan-Manufaktur, diese Medaille nicht erhalten. Es sollen für Keramik nur zwei angestellt werden, und zwar eine an die Sèvres-Fabrik und eine an Minton in London. Sèvres hätte billigerweise ganz ausgeschlossen bleiben können, denn es fällt Niemanden ein, dem Porzellan dieser mit den ungeheuersten Kosten unterhaltenen kaiserlichen Fabrik den ersten Rang streitig zu machen, und was Minton betrifft, so sind seine Erzeugnisse allerdings bewundernswürdig, aber gleichwohl hat er keine solche Prachtstücke ausgestellt, wie die Vasen der Berliner königlichen Porzellan-Manufaktur. Das Publikum hat letztere übrigens glänzend belohnt; denn mit Ausnahme der großen, sehr theuren Stücke ist fast Alles hier verkauft worden.

Noch größer sind die Schwierigkeiten in der Kunst-Ausstellung. Hier sollen im Ganzen nur fünf große Medaillen, und zwar drei für die Malerei, eine für Skulptur und eine für Architektur ausgetheilt werden. Nun hat Preußen allein auf drei goldene Medaillen Anspruch gemacht, nämlich für Cornelius, Kaulbach und Rauch. Allem Anscheine nach, wird auf Preußen gar keine fallen. Die meiste Aussicht hätte allerdings noch Rauch. Cornelius und Kaulbach haben bekanntlich nur Cartons zur hiesigen Ausstellung geschickt: Ersterer die bekannten apokalyptischen Reiter und die neue Jerusalem aus den Compositionen des Campo santo, und Letzterer die Völkerscheidung, die Sage, die Geschichte und einen Theil des Frieses aus dem Treppenhause des neuen Museums. Bei seiner Gelegenheit konnte man ein solches Abweichen der französischen und des deutschen Kunst-Geschmackes, ein so gründliches Auseinandergehen der Richtung, des Urtheils, ja, der Begriffe von Schön und Unschön wahrnehmen, wie bei dieser. Wir Deutschen können auf unsere Kunstkritik stolz sein, wir sind die eigentlichen Kunst-Kosmopoliten, denn wir versenken uns in das Fremde so weit, daß wir oft das einheimische Verdienst darüber vergessen. Nun kommen auf einmal die Franzosen und sagen: wir wären alle Narren, Cornelius und Kaulbach wären keine Maler, Overbeck wäre eher einer, aber seine Kunstrichtung sei ebenfalls eine falsche. Man glaube etwa nicht, daß ich übertreibe. Ich habe mit Bekannten, welche in Paris die große Heerstraße führen, vor den vier apokalyptischen Reitern gestanden und einen von ihnen sagen hören: es giebt keinen Schüler der Pariser Ecole des beaux arts, der nicht besser zeichnet, als Herr Cornelius. Von Kaulbach sagte mir neulich einer der bedeutendsten französischen Maler, derjenige, der vielleicht der deutschen Kunstrichtung am nächsten steht, daß er sich zu Cornelius wie ein Schüler zum Meister verhalte.

Jedes Urtheil kann an einen Punkt ankommen, wo eigentlich jeder Preis unmöglich ist: dieser Punkt ist nämlich der, wo der Gegner die Evidenz leugnet. Wer vor einem Spiegel steht und starr leugnet, einen Spiegel vor sich zu haben, dem ist die Existenz des Spiegels zu beweisen. Auch ist bluterwig geschehen, wenn man sich mit Spitzfindigkeiten hilft, wie: ein Gemälde soll kein Buch sein" u. s. w., das wissen wir Alles längst, ja, wir Deutschen haben einen Mann gehabt, der die Gränzen der Malerei für alle Zeiten und für alle Völker festgestellt hat; wir haben daher zu diesem Punkte von den Franzosen nichts zu lernen.

Es ist möglich, daß ein Zögling der Pariser Maler-Schule richtiger zeichnet, als Cornelius, es ist sogar wahr, daß Horace Vernet, Delaroche, Ingres, ja, die unbedeutenderen französischen Maler besser malen, als Cornelius. Und dennoch ist Cornelius ein Künstler ersten Ranges, dennoch ist sein Malen ein höheres als das der meisten französischen Maler, dennoch weht aus seinen Werken ein so erhabener Geist, wie es bei keinem der französischen Maler, Ingres nicht ausgenommen, zu finden ist. Ich gehe noch weiter und spreche aus meinem Innersten die Ueberzeugung aus, daß der Styl von Cornelius, gerade das viel getadelte Uebersinnliche, wegen der ungeheuren Konsequenz, mit der es durchgeführt ist, wegen der vollständig abgeschlossenen Welt, die in ihm liegt, den Werken unseres deutschen Meisters eine längere Dauer zusichert, als den meisten französischen. Wollt Ihr es nicht Malerei nennen, so nennt es Zeichnung, Skizzirung, wie Ihr wollt, aber diese Zeichnungen aus der Geschichte der Kunst wieder auszutilgen, dürfte Euch doch etwas schwer werden. Ich gestehe, daß ich mit Wehmuth von einigen talentvollen deutschen Schriftstellern Oel auf das Feuer habe gießen und die Werke von Cornelius habe herabwürdigen sehen. Ich begreife dies eben so wenig, als die Vergötterung des französischen Realismus, der, so groß sein Verdienst auch sein mag, für die Zukunft der Kunst eben so gefährlich ist, als der Abweg nach der spiritualistischen Richtung hin. Man sehe sich die vortreffliche wohlfeile Ausgabe des Campo santo, die bei Georg Wigand in Leipzig erschienen ist, an, ich bin überzeugt, daß man einen erhebenden Eindruck zurückbehalten wird.

Kaulbach spricht die Franzosen weit mehr an, als Cornelius, aber sie finden eben, daß er auf Cartons Bücher schreibt. Die ungeheure Aufgabe, welche Kaulbach gegenwärtig im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin löst, und die darin besteht, die Entwickelung des Menschengeschlechtes in den Hauptphasen der Geschichte darzustellen, hat allerdings ein Zusammenziehen von Thatsachen nothwendig gemacht, die eine symbolische Stellung zu einander haben müssen und daram ein tieferes Eingehen auf die Absichten des Künstlers erfordern. Es ist nun wieder sehr leicht, diese Richtung Kaulbach's schechtweg mit der Phrase zu verwerfen, daß diese Nothwendigkeit, sich die Absichten des Künstlers erst zu erklären, ein Fehler sei; ein Bild müsse vor allen Dingen verständlich sein. Dieses Letztere zu leugnen, wird keinem vernünftigen Menschen einfallen; nur erlaube ich mir die Bemerkung, daß Kaulbach's Bilder sehr verständlich sind, und daß man nur die Hauptbeziehungen zu dem Ereigniß, das er darstellt, zu kennen braucht, um das Bild vollständig zu verstehen. Bei dem Fries ist dies allerdings weniger der Fall, aber die Arabesken, die ihn bilden, sind auch, ohne daß man den tieferen Sinn, der in ihnen liegt, heraussinnet, schön. Ich habe bemerkt, daß das französische Publikum Kaulbach's Werke mit großer Anerkennung betrachtet, nur die sogenannte Kritik, diese meistentheils flache, in Spitzfindigkeiten sich ergehende Journalisterei, hat Kaulbach's große Verdienste anzuerkennen, sich geweigert. Und doch hat die ganze französische Bilder-Ausstellung keine Composition, wie die Völkerscheidung, so wahrhaft großartig, so voll tiefer und erhabener Gedanken, und so herrlich, so rein plastisch ausgeführt gesehen und finde den Vorwurf, daß diese Composition nur in den Cartons Wirkung mache, vollständig unbegründet. Das Berliner Wandgemälde läßt das Gewaltige der Zeichnung noch weit mehr hervortreten. Auch der bei Arnold in Dresden erschienene Stich ist ganz vortrefflich. Gegenwärtig befindet sich der talentvolle Kupferstecher Louis Jacoby hier, um für das große, bei Alexander Duncker in Berlin erscheinende Werk, das die sämmtlichen Kaulbach'schen Bilder des Treppenhauses enthalten wird, die „Hunnenschlacht" zu stechen. Die „Sage", diese tiefpoetische Gestalt Kaulbach's, und das Gegenstück dazu, die „Geschichte", verdanken wir bereits dem Griffel dieses an den schönsten Hoffnungen berechtigenden Künstlers.

Digitized by Google

Ein hiesiger Kunstverleger hat, wie ich höre, die Absicht, einen Stich von Karl Schrlandt's „Lavendurger Elo“ (nach dem Märchen von Klemens Brentano) herauszugeben. Der Künstler, dessen Werk sich selbst noch auf der Kunst-Ausstellung befindet, nimmt aber, wie ich höre, Anstand, das Bild stechen zu lassen, bevor er nicht der Zustimmung des einstigen Acquirenten sicher ist.

Eine der interessantesten Ausstellungen im Industrie-Palast ist die der deutschen und besonders der preußischen Buchhändler. Leipzig hat sich sonderbarerweise nur wenig betheiligt. F. A. Brockhaus hat von dort das bedeutendste Lager ausgestellt und einen sehr elegant ausgestatteten Katalog zur Verfügung des Publikums gestellt. Dieser französisch und deutsch gedruckte Katalog giebt als Einleitung eine erläuternde Notiz über das Haus und dessen Verlag. Die Ausstellung von Brockhaus zerfällt in vier Sectionen, die sich auch äußerlich durch verschiedene Einbände von einander unterscheiden. Die erste enthält die Zeitschriften, die encyklopädischen Werke und die Bibliographieen, die zweite die rein wissenschaftlichen Werke, die dritte die deutsche Literatur, und die vierte die ausländischen Literaturen. Der ausgezeichnete Verlag von Brockhaus findet hier große Anerkennung. Hervorragend sind ferner Justus Perthes aus Gotha mit seinem berühmten geographischen Verlage; T. O. Weigel mit seinen Denkmalen deutscher Baukunst und mit den Holzschnitten berühmter Meister; Hirzel mit Grimm's Wörterbuch; Hinrichs mit seinem Tischendorff und mit dem Heinschen Atlas; Heinrich Keller (Schmerber) in Frankfurt mit seiner wundervollen Ausgabe der Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und mit den Costumes du moyen age chrétien. Diese Werke erregen hier allgemeine Sensation.

Am meisten hat sich in der Bücher-Ausstellung Berlin ausgezeichnet. Die preußische Regierung hat ihr eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet und von dem talentvollen, hier lebenden Architekten Hoffmann eine Loge eigens dazu erbauen lassen, die zu dem Geschmackvollsten und Schönsten gehört, was die ganze Ausstellung besitzt. Die hintere Wand dieser Loge ist ganz von den eingerahmten Blättern des Prachtwerkes „altchristliche Baudenkmale von Konstantinopel“ (Berlin, bei Ernst & Korn) und von den Vorlegeblättern für Künstler und Handwerker eingenommen, die von den Franzosen sehr bewundert werden. Zu beiden Seiten der Loge sieht man die Büsten von Schinkel und Beuth. Ernst & Korn (Gropius) in Berlin haben außerdem noch das bekannte vortreffliche Werk von Ternite über Pompeji, dann die Alterthümer des Hauses Hohenzollern von Freiherrn v. Stillfried, Hitzig's Bauwerke und das architektonische Skizzenbuch ausgestellt.

Auf dem Tische, der sich unmittelbar an die Loge anlehnt, stehen wir den prachtvollen, in seiner Art unvergleichlich dastehenden Verlag von Riegel. Schinkel's Meisterwerke: der Entwurf zu einem Königspalaste auf der Akropolis und die Entwürfe zu dem Schlosse Orianda in der Krim, stehen in glänzenden goldenen Rahmen da und locken den ganzen Tag Massen von Zuschauern und Bewunderern an. Die Franzosen hatten kaum eine Ahnung davon, daß bei uns der Geschmack für höhere Architektur in so hohem Grade angebildet ist. Schinkel's Werke sind ihnen zum großen Theile unbekannt, auch wußten sie nicht, daß wir solche Sorgfalt auf die Ausstattung der Werke unserer großen Architekten legen. Riegel hat sich durch seine zum Theil wirklich musterhaften Angaben ein wahres Verdienst erworben, und diese Ausstellung wird jedenfalls dazu beitragen, auch in Frankreich die Theilnahme an seinem Verlage zu erhöhen.

Dietrich Reimer in Berlin zeichnet sich durch verschiedenartige Verlagswerke aus. Sein Werk von Zahn über Pompeji und Herkulanum gehört zu den reichsten und schönsten, die wir je gesehen haben. Es dürfte schwer halten, den Farbendruck zu größerer Vollendung zu bringen. Kein Werk in der ganzen Ausstellung wird mehr durchblättert und bewundert, als dieses. Kiepert's Hand-Atlas erregt die Aufmerksamkeit der Gelehrten im hohen Grade, eben so dessen General-Karte des türkischen Reiches. Die Globen von Adami, ebenfalls aus Reimer's Verlag, werden zu dem Vorzüglichsten gerechnet, was je der Art gemacht worden ist.

Von dem preußischen Bücherstische möchte ich noch ganz besonders des Verlages von Alexander Duncker erwähnen. Menzel's „Helden Friedrich's des Großen“ haben sich bereits einen solchen Ruf erworben, daß ich sie hier nicht aufs neue zu loben brauche. Die Franzosen haben bisher noch keine Holzschnitte, wie diese Kreidemanieren, zu Stande gebracht und halten die merkwürdigen Bilder im ersten Augenblick wirklich alle für Kupfer-Radirungen. Die Kaulbachschen Stiche befinden sich leider nicht in dieser Loge, aber wenn ich nicht irre, hängen sie in der Kunst-Ausstellung. Vortrefflich, ja, originell, wenn auch in der Art des englischen Geschmackes ausgestattet, ist die biblische Geschichte in Bildern von Karl Oerkel; eben so sind kleinere Sachen von Puttlitz aus Duncker's Verlag in allerliebsten Ausgaben da.

Mexiko.

Mexiko vor der spanischen Eroberung.*)

Wer ist der Aufgabe gewachsen, Mexiko, das vorspanische Mexiko zu beschreiben! Nur Einer, der alle Wunder der Welt gesehen hat, und der seine Zuhörer aus Leuten wählt, die in Venedig und in Konstantinopel gelebt, von der Alhambra auf Granada niedergeblickt und die Ruinen Thebens mit seinen hundert Thoren, Babylons und Ninivehs erforscht haben.

Die Attribute der herrlichsten Städte auf der Erde waren hier vereinigt, und das, was der einzige Stolz manches weltberühmten Namens war, bildete nur einen der mannigfachen Reize dieser Königin unter den Städten. Kein Wunder, daß der rauhe spanische Soldat (Bernal Diaz) nichts Aehnliches zu finden wußte, als in den phantastischen Schilderungen seiner heimatlichen Romanzen. Wie Granada, von Bergen umgeben, aber nicht verfinstert; wie Venedig, von den Meeresfluthen gewiegt und geschmückt; großartig in ihren Bauwerken wie das alte Babylon, und reich an Gärten, wie Damaskus, war die große Stadt Mexiko zu jener Zeit die schönste in der Welt und ist seitdem unerreicht geblieben. Gleich einem reizenden Weibe von edelster Herkunft, der Tochter zweier weit getrennten königlichen Häuser, welche die sanfte, feine, zarte Lieblichkeit des Südens mit der blonden, blauäugigen, errötheuden Schönheit des Nordens vereinigt und in den Herzen Aller thront, die sie erblicken, erhob sich Mexiko aus den Wogen, mit einem Diadem von funkelnden Thürmen, einem Gewande von blumigen Wiesen, einem Gürtel von majestätischen Bergen, und freute sich nach Weiberart des Abglanzes seiner Schönheit, der von seinen zahllosen Straßen, Höfen, Palästen und Tempeln wiederstrahlte.

Auch darin war diese Stadt so manchen ihrer Schwestern nicht ähnlich, deren Schönheit nur in der Entfernung den Reisenden anlockt, mit jedem Schritte der Annäherung aber zusammenschrumpft, bis sie in förmliche Häßlichkeit übergeht. Von weitem schön, bewährte sich ihre Herrlichkeit auch dann, wenn sie in nächster Nähe von dem Auge des kritischsten und nüchternsten Beobachters untersucht wurde. Sie war nicht nur die Metropole eines großen Königs, sondern auch eines betriebsamen und wohlhabenden Volkes.

Wenn wir zu Einzelnheiten herabsteigen, werden wir obige Beschreibung weder phantastisch, noch übertrieben finden. Mexiko lag in der Mitte eines großen Salzsees, der mit einem Süßwassersee in Verbindung stand. Man näherte sich ihm auf drei mächtigen Dammwegen, aus festem Mauerwerk erbaut, die, um uns der pittoresken Sprache der Spanier zu bedienen, zwei Lanzen breit waren. Einer von diesen Dämmen hatte zwei, ein anderer eine und eine halbe Legoa in der Länge, und diese beiden Heerstraßen trafen im Mittelpunkt der Stadt zusammen, wo sich der große Tempel erhob. Am Ausgang der Dämme befanden sich hölzerne Zugbrücken, vermittelst deren man die Communicationen mit der Stadt abschneiden und letztere in eine Citadelle verwandeln konnte. Es gab auch eine Wasserleitung, die von dem Festlande nach der Stadt führte und aus zwei Kanälen von Mauerwerk bestand, damit, wenn der eine beschädigt würde, es den Einwohnern nicht an Wasser fehlen möchte.

Die Straßen hatten eine Mannigfaltigkeit in ihrer Bauart, wie man sie in keiner anderen Stadt der Erde gesehen hat. Einige waren auf festem Boden, andere ganz im Wasser; noch andere hatten gepflasterte Trottoirs, zwischen welchen ein Raum für Böte war, so daß die Fußgänger sich mit den auf dem Wasser Fahrenden unterhalten konnten. Man bemerke, daß eine in solcher Weise angelegte Stadt eine umfichtige und gesittete Bevölkerung erfordert.

Paläste giebt es überall, wo es Fürsten giebt; aber die Behausungen der mexikanischen Könige hatten nichts gemein mit den ärmlichen Palästen nordischer Herrscher. Einer der aufmerksamsten unter jenen Spaniern, welche zuerst diese Wunder erblickten, spricht von einem Palaste Montezuma's, in dem sich ein Saal befand, wo dreitausend Personen mit Bequemlichkeit Platz nehmen konnten und auf dessen terrassengleichem Dache man ein glänzendes Turnier hätte geben können. Der Hauptmarkt war zweimal so groß als der der Stadt Salamanca und mit Säulengängen umgeben, in welchen funfzigtausend Menschen Raum zum Kaufen und Verkaufen hatten.

Der große Tempel trug eine verhältnißmäßige Pracht zur Schau. Auf einem Plane der Stadt Mexiko, der in einer der ersten, in Nürnberg erschienenen Ausgaben der Briefe des Cortes sich findet und wahrscheinlich derselbe ist, den der Conquistador an Karl V. einsandte, wird dem Tempel ein zwanzigmal größerer Raum zugemessen, als dem großen Marktplatz. In der That schloß die heilige Umzäunung

*) Aus Arthur Helps' „Spanish Conquest in America and its Relation to the History of Slavery and the Government of Colonies“ (London: J. W. Parker & Son, 1855. Berlin, A. Asher & Comp.) — einem Werke, das in einer originellen und nicht immer geschmackvollen Form überaus sorgfältige und gewissenhafte Forschungen enthält und auch dem Leser Robertson's und Prescott's manches Neue und Interessante darbietet.

Digitized by Google

eine eigene Stadt in sich, und Cortez, der in seinem furchtbaren Berichte nur selten innehält, um sich in Lobpreisungen oder unnöthigen Schilderungen zu ergehen, sagt, daß keine menschliche Zunge die Großartigkeit und Eigenthümlichkeit dieses Tempels ausdrücken könne. Cortez gebraucht das Wort „Tempel“,*) aber man konnte es eher eine heilige Stadt nennen, die nicht nur zahlreiche Tempel, sondern auch die Wohnungen aller bei denselben angestellten Priester und Jungfrauen, nebst einer Universität und einem Arsenal, enthielt. Sie war von hohen steinernen Mauern umgeben, und man betrat sie durch vier von Thürmen gekrönte Pforten. Innerhalb ihres Umkreises erhoben sich nicht weniger als zwanzig abgestumpfte Pyramiden, wahrscheinlich mit Porphyr bekleidet, und hoch über alle ragte der dem Kriegsgotte geweihete Hauptempel. Gleich den übrigen, hatte dieser die Form einer abgestumpften Pyramide, war ringsum mit Leisten und auf dem höchsten Gipfel mit zwei Thürmchen versehen, in welchen sich die Bildsäulen des großen Kriegsgottes, Huigilopochtli, und des obersten aller Götter, Tezcatlipoka, des mexikanischen Jupiter, befanden.

Wir müssen leider gestehen, daß der Eintritt in diese äußerlich so schönen Gebäude viel dazu beigetragen hätte, die Bewunderung zu verscheuchen, die man bis dahin für Mexiko empfunden haben würde. Die Tempel und Paläste, die schlanken, glänzenden Thürme, die Vogelhäuser, die Terrassen, die Gärten auf den Hausdächern — von Farben strotzend und nicht gleich denen in Damaskus, wo man nur Rose und Jasmin wahrnahm; mit einem Worte, die ganze prachtvolle, lebhafte und liebliche Stadt würde vergessen worden sein über dem unsäglichen Widerwillen, der die Seele des Zuschauers erfüllen mußte beim Anblick der scheußlichen, blutbeschmierten Götzen, vor welchen die zuckenden Herzen der eben hingemordeten Schlachtopfer lagen und welchen die schwarzgekleideten, schmutzigen, ungekämmten Priester scheußliche Mischungen von Teig und Menschenblut darbrachten. „Möge der gefürchtete Cortes eintreten!“ hätte man bestärzt ausgerufen, wenn man diese Gräuel betrachtet und an die bewaffneten Männer gedacht hätte, die kommen sollten, ihnen ein Ende zu machen. Und doch ist diese Zusammenkettung der Schönheit mit dem Verbrechen, der man in Mexiko begegnete, keine neue Erscheinung; etwas Aehnliches läßt sich überall in einigermaßen veränderter Gestalt entdecken. Die Civilisation Hand in Hand mit den entsetzlichsten Gräueln — diesen Kontrast finden wir auch in unserer heutigen Zeit und vielleicht in unserer eigenen Brust. Und daher können wir mit einigem Gefühl des Mitleids, selbst für ein Volk von grausamen und blutdürstigen Götzendienern, die Ankunft des Rächers betrachten, der in Mexiko einzieht.

Damit der Leser dem Historiker nicht allzu große Nachsicht gegen die Barbarrien der Mexikaner vorwerfe, möge er sich einen Augenblick vorstellen, daß das Christenthum in der neuen, statt in der alten Welt entstanden wäre, daß ein peruanischer Columbus seinen Weg über das Atlantische Meer von Westen nach Osten gefunden hätte und daß amerikanische Missionäre im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nach Rom gekommen wären. Von dem Kaiser als die Gesandten eines Barbarenstaates gerufen und in seinem Gefolge nach dem Colisseum geführt, mit welchem Abscheu, mit welchem Entsetzen würden diese frommen Männer das Schauspiel betrachtet haben, das sich ihnen hier darbot! Menschen, von wilden Thieren in Stücke zerrissen, und zwar nicht einmal aus dem verhältnißmäßig achtungswerthen Beweggrund eines wenn auch mißverstandenen Religionseifers, sondern einzig und allein um einer krankhaften Vergnügungssucht zu fröhnen, die niedrigste Eitelkeit zu befriedigen und eine schmachvolle Popularität zu erlangen! „Die Zuschauer so blutiger Spiele sind in der That Wilde“, würden unsere Missionäre ausrufen, „und es befinden sich unter ihnen sogar auch Frauen! In unseren Augen haben die goldenen Paläste, die marmornen Säulengänge, die zahllosen, kunstvoll geformten Statuen, die wir bei diesem barbarischen Römervolk erblicken, ihre ganze Schönheit verloren. Laßt uns eilen, es zu bekehren!“

Und doch war die alte Welt stets stolz auf ihr Rom und spricht von ihren Römern noch immer als von den Meistern der Gesittung.

Mannigfaltiges.

— **Neumann's „Hellenen im Skythenlande“.** Dieses verdienstvolle Werk, über welches wir vor kurzem ein von sachkundiger Feder herrührendes Urtheil brachten, das die Kritik seitdem mit seltener Einstimmigkeit bestätigt hat, wird auch in einer der letzten Nummern des Londoner Athenaeum in sehr anerkennender Weise besprochen. Der Rezensent läßt sowohl der Gründlichkeit der Forschung, die den Arbeiten deutscher Gelehrten eigen ist, als auch der Klarheit und Leichtigkeit der Darstellung, die diese Arbeiten nicht immer zu charakterisiren pflegt, vollkommen Gerechtigkeit widerfahren. In einer gedrängten, aber ziemlich vollständigen Analyse des Werks legt er die Hauptresultate desselben mit vieler Präzision vor und verweist namentlich bei den von dem Verfasser zu Gunsten des mongolischen Ursprungs der Skythen aufgestellten Beweisgründen, die allerdings von so auffallender Art sind, daß kein Unbefangener sich ihres Eindrucks erwehren kann. Die Angaben über die Ausgrabungen griechischer Alterthümer bei Kertsch und an anderen Punkten der Krim erhöhen natürlich das „Bedauern über die Gleichgültigkeit der englischen (warum nicht auch der französischen) Regierung in Betreff dieser werthvollen archäologischen Ueberreste“, die zur Zerstörung oder Zerstreuung derselben geführt hat. Für das englische Publikum wird das Werk des Herrn Neumann ohne Zweifel durch seine Beziehungen zum Schauplatz britischer Thaten und britischer Leiden — zu jenem klassischen Boden, wo neben dem alten Chersonesos die „blutgetränkten Ruinen“ Sebastopols und im Hain der Hekate die zerschossenen Mauern Kinburn's sich erheben — an Interesse gewinnen, und sind wir sogar überzeugt, daß auch britische Staatsmänner daraus manche Belehrung über Gegenstände schöpfen können, in Hinsicht deren sie bisher eine wirklich bedauernswerthe „Gleichgültigkeit“ — wir wollen nicht sagen, Unwissenheit — an den Tag gelegt haben.

— **Eine neue Uebersetzung der „Sakuntala“.** Von dem durch seine „English and Sanscrit Dictionary“ (London, 1851) rühmlich bekannten Professor des Sanskrit am ostindischen Kollegium zu Haileybury, Herrn Monier Williams, der im Jahre 1855 eine sorgfältige Ausgabe des Original-Textes der „Sakuntala“ besorgte, ist jetzt eine englische Version dieses Meisterwerkes indischer Dichtkunst veröffentlicht worden.*) Das Bedürfniß einer solchen hatte sich in England schon längst fühlbar gemacht, da die vor beinahe siebzig Jahren erschienene Prosa-Uebersetzung von Sir William Jones nach einer neueren, inkorrekten Handschrift bearbeitet ist, in der, wie Herr Williams sagt, „die kühne und energische Phraseologie Kalidasa's abgeschwächt, seine zarten Darstellungen reiner Liebe durch erborgten Schmuck entweiht und seine in ihrer Einfalt so großartigen Ideen durch Wiederholungen und Amplifikationen entkräftet werden.“ Indessen traten selbst in dieser mangelhaften Form die Schönheiten der Dichtung so glänzend hervor, daß sie Goethe zu dem bekannten, auch von Herrn Williams citirten Lobspruch begeisterten:

„Willst Du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
„Willst Du, was reizt und entzückt, willst Du, was sättigt und nährt,
„Willst Du den Himmel, die Erde, mit einem Namen begreifen:
„Nenn' ich, Sakuntala, Dich, und so ist Alles gesagt.“

Deutsche Uebersetzungen des Original-Textes der „Sakuntala“ sind in neuerer Zeit mehrere (von Boethlingk, Meyer u. A.) erschienen, und müssen wir es Sachkundigen überlassen, den Werth derselben mit der uns vorliegenden englischen zu vergleichen, für deren Treue aber der Name des Uebersetzers wohl bürgen dürfte. Die Mischung von Prosa und Versen, welche das Drama Kalidasa's, wie die Shakespearschen Stücke, bezeichnet, ist darin beibehalten worden, die verschiedenen indischen Versmaße jedoch, „die sich in englischer Sprache unmöglich reproduziren lassen“, durch ungereimte Jamben wiedergegeben. Aeußerst prachtvoll ist die typographische Ausstattung des Buches, das mit polychromatischen Illustrationen nach indischen Mustern versehen ist, die sowohl durch ihre Originalität als ihre treffliche Ausführung Bewunderung erregen.

— **Friedrichs-Literatur.** Wie populär der Name Friedrich's des Großen immer noch im deutschen Volke ist, das beweist das gleichzeitige Erscheinen einer neuen Auflage der Kugler-Menzelschen Lebensbeschreibung dieses Monarchen, einer ebenfalls mit artistischem Schmuck ausgestatteten, für das Volk bearbeiteten Geschichte des großen Königs, von Dr. Ludwig Hahn, und einer neuen, in viertausend Exemplaren veranstalteten, wohlfeilen Ausgabe der Erzählung „Friedrich der Große und sein Hof“, von L. Mühlbach.**) Die Forschungen und Arbeiten des Historiographen Friedrich Preuß haben allen diesen Werken und ihren Erfolgen die Wege geebnet. Daß die romantische Darstellung der Frau L. Mühlbach auch in England mit Theilnahme begrüßt worden, haben wir in diesen Blättern bereits erwähnt. Die gegenwärtige zweite Auflage ist dem Herzog von Argyll, Kanzler der Universität Glasgow, gewidmet.

*) Oder vielmehr Moschee, Moszquita. D. R.

*) Sakoontalá; or, the Lost Ring. An Indian Drama, translated into English prose and verse, from the Sanscrit of Kálidása, by Monier Williams. Hertford: Printed and published by Stephen Austin. 1855. Berlin, A. Asher & Comp.

**) Berlin, Verlag von Otto Janke. 3 Bändchen, Preis 22½ Sgr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., außer das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden bei jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Verleger Neumann, Wilhelmsstr. No. 29), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 133. Berlin, Dienstag den 6. November 1855.

Nord-Amerika.

Der Ocean und sein Leben.*)

Nur wenig gekannt sind bis zur Stunde die Geheimnisse der grauenvollen Tiefe. Noch immer verlangt der hungrige Ocean seine zahllosen Opfer. Denn die Ruhe des Meeres ist trügerisch, und unter der spiegelglatten Freundlichkeit herrscht ewiger Krieg und Kampf. Oceanos hält nicht, wie in Urzeiten, seine Gattin, die Erde, in ruhig liebender Umarmung; unser Seegott ist ein Gott der Schlachten und hadert und ringt in unablässigem Kampfe mit dem festen Festlande. Selbst im scheinbar ruhigen Schlaf arbeitet er mit rastloser Thätigkeit. Horch! hörst Du den sanften Schlag der spielenden Wellen an den schnurlichten Sand des Ufers? Blick jetzt hin, und Du siehst die Riesenmasse, wie sie athmet und keucht, gleich einem lebenden Geschöpfe. Keine Ruhe, kein Schlaf ist dem großen Elemente gegönnt. Wie das Bächlein, nimmer rastend, Tag und Nacht an Fels und Knorren lustig tanzt, so kennt auch der gewaltige Ocean keine Muße, keine Erholung.

Es ist aber nicht blos das Gewicht der Atmosphäre, das auf die Fläche des weiten Meeres drückt und sie bald mit des Zephyrs sanftem Hauche kräuselt, bald mit des Sturmes heftiger Gewalt furcht. Ja, wenn die Fluthen vom rasenden Tornado bis zur Wuth gepeitscht werden, wenn sie unter dem zähen, finsteren Grimme des Typhon sich in kühnem Trotze empören: das ist alles Kinderspiel gegen die riesenmächtige und doch stille, gesetzliche Bewegung, die sie hinandrängt zu den Himmeln, wo „Er die Wasser bindet in seine dichten Wolken", daß sie dann wiederum ungehemmt daniederstürzen zu der Erde untersten Tiefen.

Wenn die leuchtende Sonne warm und glühend ruht an dem Busen der kühlen Fluth, verlassen Millionen salziger Tropfen den Ocean und steigen, ungesehen von Menschen-Augen, getragen auf den Flügeln des Windes, hinan zu dem blauen Aether. Bald aber werden sie zu ihrem Dienst zurückgerufen. Sie sammeln sich in Silberwolken, streifen rund um den Erdkreis, fallen dann hernieder, hier ungestüm im rasenden Sturm Alles verwüstend und zertrümmernd, dort als sanfter Regen, befruchtend und erfrischend, oder noch milder als schimmernde Thauperlen am Busen der aufbrechenden Rose glühend und die kleinste Schaale füllend, die ihnen Blatt und Blume entgegenhalten. Gierig trinkt die durstige Erde das Himmels Trank; durch tausend Adern sendet sie ihn in ihr tiefstes Herz und füllt damit ihre unsichtbaren, geräumigen Behälter. Bald kann sie die reiche Fülle der heilbringenden Himmelsgabe nicht mehr fassen und gießt sie durch Schlucht und Kluft aus, daß sie als lustige, geschwätzige Quellen davoneilen. Bächlein eint sich zum Bächlein, und sie rauschen sorglos die Berge hinab, bis sie, zu mächtigen Strömen angewachsen, über gigantische Felsen donnern, über jähe Sturze springen, oder ihre gewaltigen Massen über die geneigten Flächen des Tieflandes sanft dahinwälzen, dem Menschen ihren Nacken beugen, seine reichen Lasten zu tragen, bevor sie wieder heimkehren zur gemeinsamen Mutter, der weitarmigen See.

Wie ruhig, wie still arbeitet die Natur in ihrem großen Haushalt! Ungehört und ungesehen erhebt sich dieser maßlose Wasserschwall aus den weiten Seen der Erde, und dennoch bedarf es nichts weniger, denn ein Drittel der Gesammtwärme, welche die Sonne dem Erdkreis gewährt, um ihn aus dem Ocean in die Wolkenregion zu fördern. Gehoben durch Kräfte, die unseren kühnsten Gedankenflug übersteigen, und zurückkehrend als Segen spendender Regen, da bescheidener Mühlbach oder als rasch fördernde Straße, welche ungeheure Lasten von Land zu Land trägt; und der Ocean nimmt sein Eigenthum wieder zurück und vollbringt also die eine seiner großen Bewegungen in dem ewigen Wechsel in Wasser, Luft und Land.

Doch der mächtige Ocean bleibt nicht einmal innerhalb seiner rechtmäßigen Gränzen. Wenn auch nicht umhergetrieben als Schaum, Dunst und Fluß; wenn auch ruhig liegend in seinem ewigen Bette am Busen der großen Erde: so bleibt er doch nicht von äußeren Einflüssen unberührt. Jene geheimnißvolle Kraft, die Sonne an Sonne, Planet an Planet kettet, die den wandernden Kometen zu seinem Centralpunkt zurückruft und Wolken zu einem großen Universum bindet: die Kraft der allgemeinen Anziehung muß nothwendig ihre Wirkung auch auf das Wasser üben, das unter dem Regiment der Sonne und des Mondes einen zweiten Lauf um den Erdkreis vollbringt.

Als die Gefahren des Nearchus unter dem großen Alexander an die Mündung des Indus kamen, erregte in diesem Wunderland Nichts in dem Grade ihr Erstaunen, wie das regelmäßige Steigen und Fallen des Oceans — eine Erscheinung, die sie in der Heimat, an Klein-Asiens und Hellas' Küsten, nie gesehen. Auch bei ihrem kurzen Verweilen an diesen Gestaden mußten sie die Erfahrung machen, daß dieser angestaunte Wechsel mit den Mondesphasen in Verbindung stehe. Denn „wie süß auch das Mondlicht auf diesem Gestade schläft", doch ist es voll stiller Gewalt, die, stärker noch als die der größeren Sonne, weil der Erde viel näher, auf den unbegränzten Ebenen des stillen Oceans die Wogen zwar nur wenige Fuß hoch hebt, sich aber tief bis an des Meeres Grund erstreckt und es vorwärts treibt, als wäre es an des Gestirns Tritt hoch am Himmel mit Ketten gebunden. Harmlos rollt die schwache Welle auf dem sanften Spiegel des Oceans. Allein Länder erheben sich, Neu-Holland hüben, Süd-Asien drüben, und die niedrige, aber unermeßlich breit fluthende Woge wird zusammengepreßt, bäumt sich hoch und rennt in reißendem Lauf um die scharfe Spitze Süd-Afrika's herum. Eine Stunde, nachdem der Mond seinen höchsten Stand zu Greenwich erreicht, langt sie bei Fez und Marokko an; zwei Stunden später passirt sie die Straße von Gibraltar und streift an die Küste von Portugal. In der vierten Stunde rauscht sie mit wachsender Stärke in den Kanal und geht an der Westküste Englands vorbei. Die Felsklippen Irlands und die zahlreichen Eilande der Nordsee hemmen hier ihren raschen Lauf, so daß sie Norwegen erst nach acht Stunden erreicht. Ein anderer Arm derselben Woge eilt in rasender Hast, oft mit einer Schnelligkeit von hundertzwanzig Meilen in der Stunde, längst der Ostküste von Amerika; von hier nimmt sie ihre Richtung nach Norden, wo sie, von allen Seiten eingeengt, sich bis zu der ungeheuren Höhe von achtzig Fuß thürmt; was nicht selten in der Fundy-Bai vorkommt und den liegenden Beweis giebt, daß diese stille, stete Bewegung den wildesten Sturm an Stärke überbiete. An dem stürmischsten und gefürchtetsten Punkt auf Erden, am Kap Horn, vermag die Gewalt auch des rasendsten Orkans die Wogen nicht höher denn dreißig und einige Fuß zu heben, ohne die Ruhe des Oceans tiefer als wenige Faden zu stören; so daß Taucher hier unten ohne Anstand weilen, während oben der Sturm tobt. Diese Woge, so sanft von Ansehen und so gewaltig in ihrer Wirkung, zeigt sich in ihrer ganzen Macht, wenn sie auf Hindernisse stößt, die des Bekämpfens werth sind. Wenn heftige Strömungen sich ihrer Annäherung widersetzen, wie z. B. die Dordogne in Frankreich, da drängt sie in stolzem Lauf den dreisten Strom verächtlich zurück und überfluthet in Zeit von zwei Minuten die höchsten Häuser. Oder sie rollt die mächtigen Gewässer des Amazonenstromes hergebrach zu furchtbaren, dunkeln Massen schäumender Rokladen, die sie unablässig, widerstandslos auswärts treibt, daß hinter ihnen die Ruhe einer spiegelglatten Fläche zurückbleibt, indeß das Hochland von Gebrüll und Donnergedröhn wiederhallt.

Noch minder gekannt und beobachtet ist eine dritte große Bewegung, die den scheinbaren Frieden des Oceans unterbricht. Denn hier, wie überall, ist Bewegung das Leben, wie Ruhe der Tod sein würde. Ohne diese stets rege Thätigkeit im eigenen Busen, ohne dieses Durcheinander-Wallen und Wogen seiner Gewässer, würden die zahllosen Leichen der Thiere und Pflanzen, die tagtäglich in seinen Tiefen ihr Grab finden, durch ihre vergifteten Dünste alles Leben auf Erden zerstören. Und diese größte aller Bewegungen, nimmer rastend, nimmer endend, ist eine Wirkung der Sonne und der von ihr erzeugten Wärme. Wie alle Körper, hat auch das Wasser die Eigenschaft, sich bei sinkender Temperatur zusammenzuziehen und folglich schwerer zu werden. Es sinkt aber nur bis auf einen gewissen Punkt, ungefähr drei Grad R.

*) Nach Putnam's Monthly.

Digitized by Google

Dies ist die unwandelbare Wärme des Oceans bis zu einer Tiefe von drei- bis sechshundert Fuß und darunter. Ist die Temperatur kälter, so wird das Wasser wieder dünner und leichter, so daß es, auf den Gefrierpunkt gelangt und zu Eis geworden, beträchtlich leichter ist, als im flüssigen Zustande. Die Folge dieses Verhältnisses zur Wärme ist eben die unablässige Bewegung im Meere: übersteigt die Wärme den erwähnten Grad, dann steigt auch das wärmere und leichtere Wasser fortwährend, indeß das kältere und schwerere in gleicher Weise sinkt; unter jenem Wärme-Grad steigt das kältere Wasser und der wärmere Theil fällt zu Boden. Daher die mancherlei Strömungen im Meere, die zu Zeiten eiskalt, zu anderen warm, ja, heiß oft sind, so daß der Temperatur-Unterschied zwischen dem Strom und dem angränzenden ruhigen Gewässer in Erstaunen setzt. Der große Humboldt fand bei Trurillo, daß das ruhige Wasser zweiundzwanzig Grad, während der Strom an der peruanischen Küste nur etwas über acht Grad Wärme hat, und der Schiffer, der seinen Kahn mit einiger Genauigkeit an dem Rande des Golfstromes hält, kann seine linke Hand in kaltes und seine rechte in warmes Wasser tauchen.

Größere Wunder noch sind unter dem ruhigen, stillen Antlitz des schlafenden Riesen verborgen. Gedankenlos und unbekümmert gleitet der Mensch in dem leichten, gebrechlichen Nachen über den schrankenlosen Ocean und weiß nicht, daß in der Tiefe unter ihm üppige Waldungen, duftig grüne Wiesen sich hinstrecken zu den Füßen ungemessener Berge, die ihre ragenden Gipfel bis an den Boden der Schiffe erheben, zu den Füßen der Vulkane, die von unterseeischen Erdbeben aufgeworfen worden.

Denn auch das Meer hat seine Höhen und seine Tiefen; seine Hochländer und seine Thäler; bisweilen sind sie dürr und nackt, bisweilen mit üppiger Pflanzung bekleidet. Kein Punkt auf dem Festlande zeigt solche Ungleichheiten, wie sie sich unter der freundlichen, ebenen Meeresfläche darbieten. Im Atlantischen Meere, südlich von St. Helena, erreichte das Senkblei der französischen Fregatte „Venus" den Boden erst mit 14,556 Fuß, also eine Distanz, die der Höhe des Montblanc gleichkömmt; und Capitain Roß auf seiner letzten Südpol-Expedition fand bei 27,000 Fuß noch nicht den Meeresgrund; hier würde der Dhawalaghiri, auf den Sinai gesetzt, noch nicht aus dem Wasser sich erheben haben. Und doch steigen aus dieser furchtbaren Tiefe Berge als Klippen und Riffe oder strecken sich als weite, fruchtbare Inseln.

Auch ist der alte Glaube an die Beständigkeit des „festen Landes", als Gegensatz der stets wechselnden Natur des Meeres, nicht länger aufrecht zu erhalten. Neuere Entdeckungen haben vielmehr bewiesen, daß das Land wechselt und das Wasser beständig ist. Der Ocean behält immer dasselbe Niveau; nur der Boden, wie auf dem Continente Ebnen und Hochländer, sinkt und steigt. In der Südsee findet dieser Wechsel regelmäßig zu bestimmten Perioden statt. Zu den sinkenden Stücken unserer Erde gehört unter anderen Neu-Holland. Dieses ist so weit entfernt, ein neues, junges Land zu sein, daß es vielmehr, mit seiner seltsamen, von denen der übrigen Welt abweichenden Flora und Fauna, als altes absterbendes Eiland von dem Ocean langsam, Zoll für Zoll begraben wird.

Und eine wundervolle Welt ist diese Welt der großen See. Da sind tiefe Abgründe, angefüllt mit ungeheuren Felsen, mit granitgen Trümmern gewaltiger Schiffe, mit Menschenleichen. Hier liegen, von Lehm und Schlamm halbbedeckt, Geschütze und Goldkisten neben zahllosen Gerippen, aus allen Weltgegenden herbeigeschwemmt; hier modert der Schädel des tapferen Schiffscapitains neben dem geborstenen Panzer der Riesenschildkröte; des Wallfischfahrers Harpune ruht friedlig neben dem Gebiß des See-Ungethüms, Tausende von Fischen weilen in den Ballen kostbarer Seide Indiens, und über ihnen drängen sich in stummen Haufen Myriaden Insusorien; der ungeheure Wallfisch und der gefräßige Hai jagen dichtgedrängte Heringschwärme vor sich her. Hier schäumt und tost die See rastlos gegen seltsam gestaltete Klippen und wunderlich geformte Felsen; dort geht sie trägen Schrittes über weite Ebnen weißen schimmernden Sandes. Am Morgen brechen die fluthenden Wogen in grimmer Wuth herein gegen die kahlen Gipfel der unterseeischen Alpen oder dringen in zischenden Strömen durch die alten Wälder. Am Abend gleiten sie leise über bodenlose Abgründe, als fürchteten sie, hinabzusinken in die ewige Nacht da unten, aus welcher ferner Donner herausdröhnt; und die eingeschlossenen Gewässer seufzen und heulen, gleich bösen Geistern, die in der grausen Tiefe gekettet liegen.

Das Meer ist ein ungeheures Beinhaus. Millionen auf Millionen Thiere modern hier, in Schichten, in Massen, oder als meilenlange Bänke. Da unten unter dem dünnen, durchsichtigen Schleier ist kein Friede; hier herrscht endloses Morden, wildes Kämpfen; unversöhnlicher, unauslöschlicher Haß scheint in der kalten, fühllosen Tiefe zu hausen. Hier wird das Leben nur durch Zerstörung erhalten. Löwen, Tiger, Wölfe erreichen eine Riesengröße in den weiten Höhlen und zerstören Tag für Tag ganze Geschlechter kleinerer Geschöpfe. Polypen und Medusen in unberechenbarer Zahl spinnen ihre Netze und fangen die sorglosen Strahlenthierchen bei Myriaden, und der Wallfisch verschlingt auf Einen Zug Millionen winziger, aber lebendiger Geschöpfe. Der Schwertfisch und der Seelöwe machen Jagd auf den Elephanten und Rhinoceros des Stillen Oceans, und die wilbenartigen Parasiten schießen auf den Thunfisch, um sich millionenweise in seinen Fettlagen zu bohren. Alles jagt, tödtet, mordet; allein der Kampf ist schweigend, kein Schlachtruf wird gehört, kein Angstgeschrei stört die ewige Stille, kein Jauchzen des Sieges dringt durch die krystallenen Wogen hinauf in die Welt des Lichts. Die Schlachten werden in der geheimnißvollen Tiefe ausgefochten; hin und wieder bricht sich eine Woge und erschüttert für einen Augenblick die blutgetränkte Wahlstatt; oder der sterbende Wallfisch schwellt den ungeheuren Leib und treibt die schaumgekrönte, blutgefärbte Wasserfäule hoch in die Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Natur-Gedanken des Menschen.

Der Schardblick.

Wenn die heutige Natur-Philosophie, durch die Wissenschaft selbst belehrt, Gedanken und Ideen in der Natur anerkennen muß, so wird sie sich doch vielleicht weigern, anzuerkennen, daß der menschliche Geist in einem gewissen Sinne auch Natur-Gedanken besitzt; das heißt, solche Gedanken, die nicht durch langes, vorausgegangenes Denken in ihm hervorgerufen sind, sondern mehr durch die unmittelbare Betrachtung der Natur. Es sind dies die Gedanken, die sich bei besonderen äußeren Veranlassungen in uns geltend machen, und die gleichsam in unser Bewußtsein springen, wie die Minerva aus dem Haupte des Zeus. Der Ausdruck Natur-Gedanke in uns mag etwas Befremdendes haben; besonders aber für diejenigen, welche nicht wissen, daß von je her die größten und segensreichsten Erfindungen und Entdeckungen gerade durch solche Gedanken veranlaßt wurden, die in uns da sind, faß ehe wir daran denken. Solche Natur-Gedanken waren es, die sich plötzlich in einem Berthold Schwarz, in Newton, als er einen Apfel vom Baume fallen sah, in Oersted bei Entdeckung des Elektro-Magnetismus und vielleicht noch mehr bei der Entdeckung einer die ganze Natur durchdringenden Vernunft, auf welche er durch die Natur-Gesetze aufmerksam gemacht wurde, geltend machten. Mit diesen Entdeckungen hat die Philosophie, die Speculation gar keine Berührungs-Punkte, weil sie mit den Gedanken keine Berührungs-Punkte hat, durch welche diese Entdeckungen veranlaßt wurden. Die abstrakten Philosophen sehen deßhalb mit einer gewissen Geringschätzung auf alle Gedanken hinab, die nicht nach der Schule, nach der Reflexion schmecken. Der Werth der Reflexion soll nicht bezweifelt werden; denn damit würde man zugleich den Werth der menschlichen Vernunft bezweifeln, weil gerade eine der Hauptkräfte unseres Geistes das Vermögen der Reflexion ist. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß die Reflexion, welche in der Philosophie eine wichtige Rolle spielt, an den Erfindungen und Entdeckungen im Gebiete der Natur-Wissenschaft fast gar keinen Antheil hat. Die Entdeckungen sind von je her mehr durch vorausgegangene Versuche und Experimente, als durch tiefes Speculiren vorbereitet. Das Nachdenken hat allerdings bedeutenden Antheil an den Erfindungen, nicht aber die Reflexion im streng philosophischen Sinne. Ein strenger Philosoph hat noch nie eine erhebliche Entdeckung gemacht. Die Entdeckungen sind vielmehr stets von solchen Männern ausgegangen, die im Besitz vieler praktischer Erfahrungen und Kenntnisse waren. Durch ihre Kenntnisse und Erfahrungen wurden sie auf die richtigen Wege, welche zur Entdeckung führten, aufmerksam gemacht; nicht aber durch Speculation.

Wenn sich der Menschengeist von je her mehr an diese Natur-Gedanken, ja, an die natürlichen Eingebungen seiner selbst gehalten hätte, vielleicht wäre er dann oft weniger in Irrthümer verfallen, als dies der Fall ist. Die Natur-Gedanken sind es immer, durch welche sich das Genie zu allen Zeiten ausgezeichnet hat. Sei es in den Künsten, in den Wissenschaften, auf dem Felde der Ehre oder am Ruder des Staats. Unter Natur-Gedanken soll aber nicht Anderes verstanden sein, als der Scharfsinn oder richtiger vielleicht der Scharfblick. Dieser Scharfblick hat zu allen Zeiten und in allen Gebieten des Lebens Bewunderungswürdiges ausgerichtet. Durch ihn geschieht es, daß Geister oft weit über ihre Zeitalter hinausfehen. Es geschieht aber auch dadurch, daß, weil Andere nicht so weit sehen, sie in Ketten für die göttliche Kraft des Geistes büßen müssen.

Was ist der Scharfblick, durch welchen zu allen Zeiten so Großes, so Edles, so Schönes, aber auch oft so Schreckliches geschehen ist? Er ist die Fähigkeit unseres Geistes, stets das Richtige zu treffen, den Zusammenhang der Verhältnisse, die er beherrschen will, mit einem Blicke zu überschauen. Der Scharfblick kann sich nicht minder in stillen Kämmerlein des wissenschaftlichen Genies, als auf dem lauten Markt des Lebens oder unter dem Donner der Kanonen zu erkennen

Digitized by Google

geben. Der Scharfblick war es, wodurch Newton auf die Gravitations-Gesetze geführt wurde, er war es aber auch, durch den Napoleon seine Schlachten gewann. Wenn die Phrenologen bemüht sind, die verschiedenen Fähigkeiten unseres Geistes festzustellen, so sollten sie besonders dem Scharfblick ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Der Scharfblick ist nicht minder ein Vermögen oder eine Kraft unseres Geistes, das das Denken, die Imagination. Man hat für eine und dieselbe Sache verschiedene Benennungen. Wenn man sagt, Jemand besitze viel Verstand, so kann damit im Grunde nichts Anderes gemeint sein, als daß er viel Scharfblick besitze. Insoweit diese Kraft sich auf das Erkennen und das Eindringen in die Natur richtet, kann man immerhin die Gedanken, welche durch dieselbe in uns hervorgerufen werden, Natur-Gedanken nennen. Es mag parador erscheinen, dennoch ist nicht zu bestreiten, daß jeder Mensch mehr oder minder diese Kraft besitzt, durch welche er sich gleichsam in dieser Welt orientirt. Wer sein geistiges Wesen etwas zu beobachten vermag, der wird finden, daß es nicht allein durch anhaltendes und langes Denken geschieht, wenn er sich in dieser Vernunftwelt orientirt, es geschieht dies vielmehr durch die ihm angeborene und durch den Einfluß der Vernunftwelt um ihn her immer mehr ausgebildete, vernünftige Geisteskraft. Wenn der Mensch im bewegten Leben erst immer lange und anhaltend denken müßte, um zu wissen, was er thun und lassen solle, so wäre seinen Handlungen ein Hemmschuh angelegt — ein Hemmschuh, den die Philosophen sich indeß oft anlegen. Der unendliche Einfluß des Nachdenkens auf unsere Handlungen als Vernunft-Wesen unter Vernunft-Wesen kann unmöglich bestritten werden; es kann aber eben so wenig bestritten werden, daß der gewöhnliche und Normal-Zustand, in welchem der Mensch sich als geistiges Wesen befindet, durchaus kein denkender Zustand ist. Die meisten Menschen befinden sich vielmehr für gewöhnlich in einem geistigen Zustande, in welchem sie an Nichts denken. Es ist dies ein Zustand der Gedankenlosigkeit, aus dem wir indessen jeden Augenblick zum Nachdenken übergehen können. Für gewöhnlich aber treten bald diese und bald wieder jene Gedanken in unserem Bewußtsein hervor; es sind dies gleichsam die Wegweiser durchs Leben. Es geschieht also keineswegs durch das Nachdenken allein, daß wir uns in den Lebens-Verhältnissen orientiren; es geschieht dies vielmehr auch durch jenes Vermögen, das uns stets und überall zur Hand ist, das uns als ein treuer Begleiter überall zur Seite steht.

Es ist schwer, eine Fähigkeit wie den Scharfblick philosophisch zu erklären. Er äußert sich kurz und schnell; wir können seine Wirksamkeit weniger wie das Denken verfolgen. Er entzieht sich unserer Untersuchung. Er äußert sich bei den verschiedenen Individuen auf sehr verschiedene Weise und in verschiedenen Graden. Der Scharfblick ist gleichsam die Krone unseres Denkens, unserer Vernunft. Er ist es, durch den wir überall die richtigen Gesichtspunkte entdecken. Es ist nicht zu bestreiten, daß das Nämliche auch durch das Denken geschieht. Wenn wir durch Nachdenken zu immer größerer Klarheit über das kommen, was wir wissen wollen, so werden wir durch den Scharfblick auch auf die falschen Richtungen aufmerksam gemacht, in welche unser Denken oft geräth. Sobald wir auf einen Widerspruch stoßen, ist damit oft zugleich der richtige Gesichtspunkt angedeutet, von dem wir ausgehen müssen. Eine scharfe Gränze läßt sich vielleicht überhaupt nicht zwischen dem Denken und dem Scharfblick ziehen. Wie alle unsere geistigen Fähigkeiten zusammenhängen, oft zusammen wirken, so auch das Denken und der Scharfblick. Beide zusammen bilden eigentlich das Wesen unserer Vernunft; denn obwohl die Einbildungskraft auch mit zum Wesen unseres Geistes gehört, so wird durch sie doch weniger als durch den Verstand und den Scharfblick, das bezeichnet, was wir Vernunft nennen. Die Einbildungskraft wird sogar oft als etwas der Vernunft Entgegengesetztes betrachtet.

Der Scharfblick ist der eigentliche Wegweiser des Verstandes. Er zeigt dem letzteren die Punkte, von welchen er ausgehen muß, um die Wahrheit zu finden. Er zeigt auch dem Verstande die Punkte, worin er geirrt. Bei unserem Denken gehen wir oft von ganz falschen Voraussetzungen aus und gelangen dadurch zu falschen Schlüssen. Wenn auf die Widersprüche der Verstand durch die Fähigkeit des richtigen Denkens selbst aufmerksam gemacht wird, ohne des Scharfblickes zu bedürfen, so ist es doch gewöhnlich der letztere, der uns die wahren Richtungen unseres Nachdenkens andeutet. Für die Wissenschaft und die Erkenntniß der Wahrheit ist es aber unendlich wichtig, daß die richtigen Gesichtspunkte angedeutet oder festgestellt werden. Wir würden schwerlich im Besitz einer einzigen wissenschaftlichen Wahrheit sein ohne diese richtigen Gesichtspunkte, welche uns der Scharfblick angedeutet hat. Wenn die Einbildungskraft das Erdtheil des Dichters, der Verstand das Erdtheil des Denkers ist, so ist der Scharfblick das rechte Erdtheil des Genies. Das Wesen des Genies besteht darin, daß es mit einem schnellen Blicke Vieles überschaut und durchdringt. Es fällt gleichsam das aus, was der reflektirende Verstand noch nicht im Zusammenhang zu begreifen vermag. Es ist ein alter, aber wahrer Satz, daß das Irren etwas Menschliches ist. Auch das Genie irrt sich, ob aber so oft, als der Denker, das ist zu bezweifeln. Wenn das Genie sich irrt, so wird es in den meisten Fällen viel eher wieder in die richtige Bahn einlenken, als der Denker. Der Denker, welcher unabläßig eine Gedankenkette ausgesponnen hat und zuletzt durch den Widerspruch, auf welchen er geräth, merkt, daß er sich geirrt, wird doch immer erst nach langem Zögern davon abstehen, das für wahr zu halten, was er mit so viel Mühe aufgebaut hat. Je mehr aber ein Denker etwas vom Genie besitzt, um so eher wird er auch von den falschen Denktrichtungen abstehen.

Die Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen lehrt es überall, daß es fast immer ein Lichtstrahl, ein Gedankenblitz war, wodurch die Erfindungen geschehen sind. Es sind die glücklichen Gedanken, wodurch die Entdecker großer Naturwahrheiten stets auf ihre Entdeckungen geführt wurden. Hundert Andere, mit denselben Kenntnissen vielleicht als Derselbe, sehen in den Naturgesetzen nichts, als eben Naturgesetze. Sie finden nichts in diesen Naturgesetzen. Da trat wiederum ein Genie auf, ein Lichtstrahl von oben durchzuckte den Forscher und zeigte ihm in allen diesen Gesetzen und Erfahrungen das Tiefere, Göttliche, eine die ganze Natur durchdringende Vernunft. Die einzelnen Gesetze erschienen dem Forscher nun nicht mehr getrennt von einander; der ruhende, geistige Punkt in der Bewegung und Mannigfaltigkeit der Natur-Erscheinungen war gefunden.

Das Genie ist dem wirklichen Leben gewöhnlich viel mehr zugewandt, als ein bloßer Denker, weil das Auffassungsvermögen besonders kräftig in ihm ist. Deshalb wird auch das Genie in den meisten Fällen das wirkliche Leben viel richtiger auffassen und verstehen, als der Denker. Während der Denker bemüht ist, die menschlichen Ansichten zu prüfen und zu ordnen, ist das Genie viel mehr bemüht, den Gedanken-Inhalt der Welt zu erfassen. Während auf den Denker mehr die menschliche Vernunft einwirkt, wirkt auf das Genie mehr die göttliche Vernunft, die im Dasein liegt, ein. Auf das Genie wirkt mehr der Geist der Gottheit ein und auf den Denker mehr der menschliche Geist. Der Denker lebt mehr in dem Reiche der menschlichen Gedanken und Ideen, und das Genie sucht mehr die göttlichen Gedanken der Welt zu erfassen. Das Genie ist auch mehr dem thatkräftigen Handeln zugewandt, als der Denker; es sucht in vielen Fällen die Ideen, welche die Vernunft Gottes in ihm hervorruft, zu verwirklichen.

Darum sind so selten die Männer der Wissenschaft geeignet, sich mit der Gewandtheit thatkräftig nach außen zu erweisen, wodurch sich allemal das Genie kundgiebt? Diese Erscheinung liefert den Beweis, welch ein Abstand zwischen der menschlichen und göttlichen Vernunft herrscht. Wenn die menschliche Vernunft je vollständig die göttliche Vernunft auszudrücken vermöchte, dann würde der auf die Bücher und die Wissenschaften gerichtete Geist sich auch bald im wirklichen Leben orientiren. Da aber im wirklichen Leben ein Geist liegt, von dem und die Werke der größten Geister nur einzelne Bruchstücke zu erkennen geben, und dieser Geist gleichsam die Bücherweisheit der Köpfe ignorirt oder vielmehr der Geist des Menschen weniger als ein Atom gegen den Geist der Welt ist, so stehen auch die Männer der Wissenschaft oft rathlos da, wenn es sich darum handelt, thatkräftig in die menschlichen Verhältnisse einzugreifen. Sie stehen rathlos da, weil die menschlichen Verhältnisse eben so gut wie die Natur die Vernunft Gottes enthalten, eine Vernunft, mit welcher ihre Handlungen so viel als möglich übereinstimmen müssen. Wer deshalb die menschlichen Verhältnisse beherrschen, die Geschicke der Völker lenken will, der muß gleichsam das Spiel der Kräfte, der inneren, geistigen Kräfte in der Menschenwelt richtig auffassen und richtig lenken; gleichwie der Naturforscher die Kräfte und die Gesetze in der unbelebten Natur beherrschen muß, wenn er die Naturgegenstände reproduziren will. Ein Naturforscher, welcher fähig wäre, selbst Naturgegenstände zu schaffen, z. B. eine Blume, wäre gewiß eines der größten Genies. Es läßt sich aber nicht annehmen, daß die Naturforscher sich so bald zu dieser Höhe erheben werden.

Je mehr Empfänglichkeit unser Geist besitzt, von dem Weltgeist getroffen zu werden, je weniger wird es ihm möglich sein, sich ausschließlich mit den Ideen der menschlichen Vernunft zu beschäftigen. Die Ideen, welche dem Genie aus dem wirklichen Leben zugeführt werden, sind viel wirksamer und kräftiger, als die Ideen, die es von der menschlichen Vernunft empfängt. Aber in unserer eigenen Ideenbildung giebt sich wiederum dieselbe göttliche Vernunft zu erkennen, die in der Natur herrscht.

Der Scharfblick ist das Auffassungsvermögen im erhöhten Grade. Er ist das Auge unseres Geistes, durch welches er in die verborgenen Verhältnisse der Natur eindringt. Im Scharfblick giebt sich vorzüglich die Kraft des göttlichen Geistes zu erkennen; er läßt uns auf den geistigen Blick schließen, mit dem Gott die Welt überschaut, und dem Nichts verborgen ist. Der Scharfblick ist die Kraft, durch welche für den ewigen Fortschritt des Menschengeschlechtes gesorgt ist. Er leidet es nicht, daß die Entwickelung des Menschengeschlechtes aufhöre. Oft, wenn es schien, als sei er ganz verloren gegangen, zeigte er sich wie-

Digitized by Google

der, gleich dem Blitz am bewölkten Himmel, und offenbarte wiederum die göttliche Kraft des menschlichen Geistes. Bn.

Italien.

Mailand im Jahre 1796.

(Schluß.)

Die Narrheiten der Liebe und Eifersucht des Grafen Lechi von Brescia machten selbst in Venedig Aufsehen. Einmal, um Ostern, erkaufte er von einem Kapuziner, der im Geruche der Heiligkeit stand, die Erlaubniß, durch Kapuze und Bart verkleidet, in dessen Beichtstuhl die Beichte seiner Geliebten, der Marquise C., zu hören. Ein anderes Mal, zur Strafe für seine ärgerlichen Thorheiten, unter die Bleidächer Venedigs gesteckt, erlangt er um den Preis von sechstausend Zechinen von dem Kerkermeister die Freiheit auf sechsunddreißig Stunden. Seine Freunde hatten für ihn Relais besorgt. Er fliegt nach Brescia; langt am Festtage eines Heiligen um drei Uhr Nachmittag an, als die Leute eben aus der Vesper kommen, und schießt den Marchese N., der ihm einen Streich gespielt hatte, vor Aller Augen über den Haufen. In aller Hast eilt er nach Venedig zurück und geht wieder ungefangen in sein Gefängniß. Drei Tage später verlangt er eine Audienz beim Direktor des Kriminalgerichts und beklagt sich hier bitter über die unerhörte Grausamkeit des Kerkermeisters gegen ihn. Der erste Senator, nachdem er ihn angehört, theilt ihm die seltsame Anklage auf Mord, der von der Quarantia eben gegen ihn erhoben worden, mit. — „Ew. Excellenz sieht die Wuth meiner Feinde", versetzt der Graf Lechi mit gutgespielter Bescheidenheit; „Sie wissen nur zu gut, wo ich vor acht Tagen war." — Kurz, der Graf genießt den für einen Edelmann der Tierra Firma so kostbaren Ruhm, der wunderbaren Polizei des venetianischen Senats ein Schnippchen geschlagen zu haben, kömmt triumphirend nach Brescia zurück, von wo er einige Tage darauf in die Schweiz geht. . . . . .

Nichts in der Welt würde die Frauen von bezaubernder Schönheit abgehalten haben, bei dem Corso, der auf der Bastei des Osthors abgehalten wurde, jeden Abend zu erscheinen. Es ist ein aller spanischer Wall, der sich vierzig Fuß über die grüne, vom Grafen Firmian mit Kastanienbäumen bepflanzte Ebene erhebt. Nach der Stadt zu sieht man von diesem Walle in Gärten hinab und über die hohen Bäume der später sogenannten Villa Bonaparte ragt der filigranartig durchbrochene Wunderdom Mailands von weißem Marmor. Dieser kühne Dom hat nur einen einzigen Nebenbuhler in der Welt: den von St. Peter in Rom. . . . . .

Man kann es sich an den Fingern abzählen, daß die Offiziere der jungen Armee die Stunde des Corso nicht versäumt haben. Die Stabs-Offiziere zu Pferde trabten neben den Bastradeln (sehr niedrigen Wagen) der Schönen, die oft in sechsfachen Reihen die Länge der Promenade einnahmen. Die Infanterie-Offiziere, die in dieses Labyrinth nicht eindringen konnten, verwünschten ihre Kameraden zu Rosse und mußten später mit einem Platz vor irgend einem fashionablen Kaffeehause fürlieb nehmen. Hier konnten sie mit den Damen ihrer Bekanntschaft, während sich diese Eis reichen ließen, ein Gespräch anknüpfen. Die meisten kehrten dann noch in derselben Nacht in ihre Quartiere zurück, die bisweilen fünf oder sechs Stunden entfernt waren. Sie bedienten sich dazu der Sediola, eines zweirädrigen, hochgebauten Wagens, der von einem mageren Klepper in vollem Trabe gezogen wurde. Diese Fahrten ohne Urlaub brachten den Stab und den Kommandanten, den General Despinois, zur Verzweiflung. Umsonst drohten die Ordres du jour diesen Wallfahrern mit Absetzung; sie lachten dazu.

Die Divisionsgenerale, mit Ausnahme des alten Serrurier, drückten ein Auge zu. Mancher Offizier kam zehn Stunden weit zu Pferde her, um einen Abend in der Scala, in der Loge einer Dame seiner Bekanntschaft, zu verbringen.

Der Sommer 1796, nach zwei Jahren der Noth und der Unthätigkeit auf den benachbarten Felsen vor Savona, brachte der Armee eine wunderbare Mischung von Gefahr und Genuß. Vor dem Kaffeehause Corso de' Servi trafen die Offiziere der entlegensten Regimenter zusammen. Viele, um die Anweisung der vom Obersten gegebenen, von dem Brigadegeneral visirten Erlaubniß zu vermeiden, ließen ihre Sediola vor dem Thore und gingen zu Fuß in die Stadt.

Hatten die Damen, wie oben erwähnt, das Eis eingenommen, so gingen sie auf eine Stunde nachhause, um vielleicht einen Freund zu sprechen, und erschienen dann in ihren Logen in der Scala. Diese Logen sind bekanntlich kleine Salons, worin acht, ja, zehn Freunde auf einmal empfangen werden können. Es gab kaum einen Offizier, der nicht in mehreren Logen Zutritt hatte. Die Verliebten, aber zu schüchternen, die dieses Glück nicht hatten, trösteten sich mit einem wohlgewählten und steten Platz im Parterre; von hier aus sandten die kühnen Krieger ehrfurchtsvolle Blicke an den Gegenstand ihrer Neigung und fühlten sich sehr unglücklich, wenn die Dame die entfernende Seite der Lorgnette aus Auge drückte und so den Liebesblick mit Protest zurückschickte.

. . . . . .

Die große Welt ist fast überall wie das Volk: sie liebt eine Regierung nur aus Haß gegen eine andere; sollte eine Regierung nur ein nothwendiges Uebel sein? Die vornehme Mailänder Gesellschaft fühlte einen so tiefen Ekel gegen den dicken Erzherzog, der im Geheimen Getraide verkauft und die Theurung benutzt oder gar gefördert haben soll, daß sie mit Begeisterung die französische Armee aufnahm, die allerdings Pferde, Schuhe, Kleider, Millionen verlangte, ihr aber die Selbstverwaltung gestattete. Seit dem 16. Mai verbreitete man überall eine Karikatur, die den Erzherzog darstellte, wie er sein betreßtes Wamms aufknöpft, aus welchem Korn herausfällt.

Waren die Mailänder närrisch vor Begeisterung, so waren es die Franzosen vor Glück, und dieser trunkene Zustand dauerte bis zur Scheidestunde. Bei der Rückkehr nach der Schlacht von Marengo, 1800, nahmen mehrere Franzosen den Abschied, um lieber arm in Mailand zu leben, als sich von dem Gegenstand ihrer Zuneigung zu trennen.

Schwerlich könnte man zwanzig Subaltern-Offiziere in Mailand bezeichnen, die nach höheren Graden geizten, was einen schneidenden Kontrast mit dem Geiste bildete, den später das Konsulat der Armee einhauchte. Mochte Einer aber in der Folge noch so prosaisch, ehrsüchtig und habgierig geworden sein, den Aufenthalt in Mailand hat Keiner vergessen. Es war der schönste Moment einer schönen Jugend.

Mannigfaltiges.

— Rossini und Ferdinand Hiller. Der eben so anziehend schreibende, als komponirende Kapellmeister Ferd. Hiller, der in diesem Herbste einige Wochen zusammen mit Rossini, und zwar in dem französischen Seebade Trouville, verlebte, theilt in dem Feuilleton zur „Kölnischen Zeitung" seine „Plaudereien" mit dem seit fünfundzwanzig Jahren in stiller Zurückgezogenheit lebenden Maëstro mit. Der geniale Italiäner erzählte dem deutschen Freunde unter Anderem, auf welche Weise er in sehr jugendlichem Alter seine erste Oper, „Demetrio und Polibio", zu Stande gebracht. Die Art und Weise dieser Schöpfung ist charakteristisch und für die dramatische Musik Rossini's sehr bezeichnend. Der junge Giochimo hatte die genannte Oper für die Familie Mombelli komponirt, einer Sänger-Familie, die aus einem Vater (Tenor), zweien Töchtern (Sopran und Contra-Alt) und einem Bassisten bestand, so daß sie ein vollständiges Vokal-Quartett bildete, welches ohne weitere Hülfe in Bologna, Mailand und anderen Städten Opernvorstellungen gab. Rossini hatte nicht etwa den Text zu einem Drama vor sich, als er seine erste Oper schrieb. Mombelli lieferte dem jungen Musik-Enthusiasten bald zu einem Duett, bald zu einer Arietta, oder zu einem Quartett die Worte und bezahlte ihm jedes Stück einzeln mit einigen Piastern. Die Composition war reizend, ein Quartett aus diesem „Demetrio und Polibio" hat jetzt noch eine Art Berühmtheit; jedes einzelne Stück war melodiös und süß, wie alle nachmaligen Tonstücke des Meisters, aber von dramatischer Charakteristik, von Naturwahrheit oder idealer Kunst konnte bei der stückweisen Zusammenstellung, ohne daß dem Komponisten das Ganze vorlag, nicht die Rede sein. Dieser ominöse Beginn scheint für die ganze Laufbahn des den wahren Musikfreunden eben so viel Aergerniß als Vergnügen bereitenden Maëstro von entscheidendem Einflusse gewesen zu sein. Ferdinand Hiller unterdrückt zwar diese dem berühmten Freunde nicht angenehme Bemerkung, aber sie ist angenscheinlich zwischen seinen Zeilen zu lesen. Auch in einer späteren Unterhaltung läßt er den Letzteren sagen: „Ich habe in Italien nie ein fertiges Textbuch gehabt, wenn ich zu schreiben anfing. Ich komponirte die Introduction, ehe noch die folgende Nummer gedichtet war."

— Deutsche Druckschriften im Auslande. In der ersten Hälfte des laufenden Jahres sind in Deutschland im Ganzen 3879 Werke im Drucke erschienen. Davon kamen auf Preußen 1242, auf Sachsen 724, auf Oesterreich 715, auf Bayern 397, auf Württemberg 270 und auf Hannover 109 ꝛc. Außerdem wurden in außerdeutschen Staaten Europa's an deutschen Büchern gedruckt: in der Schweiz 155, in Rußland 31, in Ungarn 16, in Frankreich 12, in Belgien 10, in Dänemark 6, in Schweden und England je 1: also zusammen 235 Werke in deutscher Sprache. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo seit einigen Jahren der Druck deutscher Zeitungen und Bücher außerordentlich zugenommen, dürften in diesen Verzeichnissen außerdeutscher Staaten den zweiten Rang einnehmen und unmittelbar hinter die Schweiz zu rangiren sein.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 2 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Mauerstraße, Nr. 81), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 134. Berlin, Donnerstag den 8. November 1855.

Australien.

Erlebnisse eines musikalischen Missionärs bei den Antipoden.

Miska Hauser, der ungarische Violin-Virtuose, ging als neuer Orpheus zu unseren Antipoden, um die Bestien Kaliforniens und der Inseln jenseits des amerikanischen Westens zu zähmen, die schinkenfarbigen Unterthanen der Königin Pomare an schönere Musik zu gewöhnen, als die ihrer Wälder, und den Sklaven des Goldes in Sydney zu beweisen, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, und edlere Münzen schöner klingen, als die von tyrannischem, demoralisirendem Golde. Als er vorigen Herbst in Kalifornien die Goldstädte gehörig nach der Pfeife seiner Saiten hatte tanzen lassen, ritt er über den „Stillen", jetzt sehr lauten Ocean, zwar nicht wie Amphion auf dem Rücken eines Delphins, aber doch auf einem Dampfschiffe, das vor Delphinen manche Vortheile voraus hat, um die Sklaven des Goldes zunächst in Sydney von ihrem Entrée und von ihrem Joche zu befreien. Unterwegs fiel es ihm aber ein, einen Abstecher auf die Sozietäts-Insel Tahiti oder Otaheiti zu machen, wohin vor dreißig Jahren die Civilisation und bald darauf die Franzosen zuerst ihren Fuß setzten, und dort ein Konzert zu geben. Eine Halle, worin die Eingeborenen erst ihre Götzen angebetet, welche Pomare im höchsten Zorne, daß sie nicht gegen die Franzosen halfen, hernach verbrennen ließ, und worin ein französisches Kriegsgericht die Vertheidigung der Götter und der Königin der Sozietäts-Inseln an den tapferen Eingeborenen „von Rechts wegen" verurtheilt hatte, war mit herrlichen tropischen Pflanen geschmückt und zum ersten Konzertsaale des Landes zurechtgemacht worden, worin die Eingeborenen am 6. Oktober 1854 das erste civilisirte Konzert hören sollten. Der französische Gouverneur und seine Gemahlin mit einer Menge geputzter Offiziere saßen in einer Loge von Palmen-Matten, in der eben so konstruirten Loge gegenüber erschien die barfüßige Königin mit ihren barfüßigen Hofdamen. Die Mitte füllte sich mit gelbbraunen, zum Theil ziemlich über den ganzen Körper barfüßigen Eingeborenen, welche aber auf Ernst's „Othello", womit der Virtuose anfing, gar nicht hörten und zunächst fortplauderten, hernach aber fortliefen. Auch die Königin ging bald wieder fort. Der Virtuose fiedelte, bald ihm der Schweiß am Körper herunterlief, sein Beifall, als fortlaufender. Jetzt dachte er: Rette du mich, Humbug! riß also alle Saiten bis auf die G herunter und spielte à la Paganini das Karnaval — Erstaunen, Horchen, Aufsperren breiter Mäuler, Beifallszeichen, Sturm, Raserei! Nur durch Humbug sollte er unter den Leuten, die vor dreißig Jahren noch ihre Feinde auffraßen (!!), der Civilisation in ihrer unmittelbarsten, spielendsten, gewinnendsten Form Gastrecht, Anerkennung verschaffen können. Wir übergehen die Schilderung des großen Diner, welches der Gouverneur den Honoratioren der Beamten und Eingeborenen gab (letztere kamen mit Leibrock, Vatermördern, zinnegliedernen Glacehandschuhen, aber ohne Ausnahme barfuß, so daß die Civilisation noch keinen Grund gewonnen, noch nicht „Fuß gefaßt" haben kann), und begleiten den Virtuosen nur noch in das Privat-Konzert, welches er vor der Königin Pomare und deren Hofe gab. Er ließ sich, geleitet von dem Missionär der Königin, nach der Insel Papitee, der Residenz Pomare's, übersetzen, einem tropischen Paradiese von Gärten, Häusern, Hütten, Korallenriffen und Naturpoesie, wie sie nach seiner Meinung nirgends schöner aus dem ungeheuren, vielfarbenreichen durchinselten, friedlichen Ocean hervorblüht. Unter einem Palmen-Haine hin, an den Steinen mit den Hütten des Hofpersonals geschmückt, kamen sie zur Residenz Pomare's im civilisirten Styl mit großen Fenstern und einem Ballon, auch einer großen goldenen Krone auf dem Dache. Aus einem Vorzimmer, dessen Meublement blos aus einem großen, langen Tische bestand, auf welchem ein Minister in tiefstem Negligee ausgestreckt schlief, ward er durch einen langen, mit Trophäen geschmückten Korridor in das Vorzimmer der Königin geführt, wo sich die Hofdamen anputzten, während er hier seine Violine stimmte, um dann vor die Königin selbst geführt zu werden.

Sie saß auf Palmen-Matten in einem spärlich möblirten, aber reich mit Zig dekorirten Zimmer. Hinter ihr hing ein schlechtes Gemälde. Zwei neben ihr kauernde Damen beschäftigten sie mit Straußfedern. Pomare, etwa sechsunddreißig Jahr alt, ist ziemlich groß, von nobler, schöner Form und majestätischer Haltung. Ihre ausdrucksvollen Gesichtszüge verrathen noch Spuren von Schönheit, obgleich uns die dicken Lippen und der gelbbraune Teint etwas stören. Ihr reiches, schwarzes Haar wurde auf dem Wirbel von einem großen Kamme und um die Stirn durch einen einfachen Goldreifen zusammengehalten. Ihr lichtblaues Mousselin-Gewand, weit und offen um die Schultern, an der Taille zusammengezogen, reichte kaum bis an die Kniee ihrer nackten Beine, die nur um ihre rothgefärbten großen Zehen mit goldenen Ringen und um die Knöchel, wie die Arme, mit Korallen und Muscheln geschmückt waren.

Anfangs war auch Pomare unachtsam und plauderte fort mit ihren Damen, während der Virtuose mit aller Macht die losbarsten Compositionen spielte. Erst Variationen zum „Yanker Doodle" fesselten sie. Sie nickte und horchte, schickte dann nach ihren zwei Kindern, dem etwa achtjährigen Prinzen, der in die Hände klatschte, und der Prinzessin von etwa dreizehn Jahren, die gar ohne Weiteres in ihrer Herzensfreude danach zu tanzen anfing. Jetzt ließ die Königin die Thüren öffnen, durch welche nun das ganze Hofpersonal hereinpurzelte und den Virtuosen neugierig umdrängte. Besonders unbequem wurde der riesige, barfüßige Gemahl der Königin, natürlich ein Eingeborener, der Hände, Bogen, Saiten, Instrument und Ellenbogen des Spielenden betappte und dadurch die anderen Hofleute, männliche und weibliche, ermuthigte, ihn ebenfalls von allen Seiten zu inkommodiren. Er ließ das merken, und die Königin, ärgerlich darüber, schickte bald das ganze Publikum, den Gemahl mit, wieder fort und blieb mit dem Virtuosen allein. Jetzt untersuchte sie die Geige, berührte die Saiten und gab sie dann zurück. Hauser spielte eine otaheitische Melodie, worüber sie große Freude äußerte. Dann folgte eine kurze Unterhaltung. Sie fragte, ob er ein Franzose sei, und als er dies verneinte, gab sie ihm die Hand und flüsterte: „Ich kann diese Franzosen nicht leiden!" Natürlich. Sie haben ihre königliche Macht zu einem Schatten ausgehöhlt und eine Civilisation eingeführt, welche die Unterthanen geschreidter macht, aber durch Wein, Branntwein, Betrug und Verstellung verdirbt. Zu Ende nahm die Königin ein kleines goldenes Kreuz von ihrer Halskette und überreichte es dem Virtuosen mit den Worten: „Nimm dies als Andenken von Pomare."

„Ich verbeugte mich", schließt er, „ward entlassen und von dem Missionär von dem Schlosse nach der Insel Papitee zurückbegleitet. Ich werde mein Konzert auf Tahiti, das erste, welches die Insulaner mit der Kunst bekannt machte, „wie Vögel auf dünnen Drähten zu pfeifen", nie vergessen. Morgen betrete ich wieder die Wogen, die mich nach Australien führen sollen."

Die Schilderung von Sydney und seinen ersten Konzerten daselbst geben wir im Wesentlichen mit seinen eigenen Worten, übersetzt aus dem Briefe an einen Freund und Protektor in London, da sie ein drastisches und wahres Bild von den Sitten und der Lebens- und Anschauungsweise der australischen Hauptstadt geben und uns anderdem mit einem neuen Geschäftstyl in Redaction von Zeitungen bekannt machen, der in unserer alten Civilisation nur unter der Hand praktizirt wird, besonders von etablirten unsittlichen Referenten:

„Wir brauchten fünf traurige Wochen von Tahiti bis Port Jackson. Durch dichten Nebel fuhren wir am 25. November ein. Die aufgehende Sonne entpüllte uns aber bald die Fata Morgana Sydney's zwischen den zwei Vorgebirgen, welche den ungeheuren Hafen sicher schützen, als die Forts auf denselben. Reizende Wälder und Parke, aus denen niedliche Villas und prächtige Paläste hervorleuchten, reihen sich um die Wälder von Masten, an denen Flaggen aller Nationen flattern. Am Landungsplatze umschwärmten uns wie Bienen alle Racen und Nationen in den verschiedensten Farben und Formen. Sydney ist der Brennpunkt alles Handels auf dem Stillen Meere, womit Melbourne wegen der unglückseligsten Lage für den Seehandel vergebens siegreich zu konkurriren sucht. Es ist Residenz der Regierung von Neu-Süd-Wales und hat auch aus diesem Grunde viele Vorzüge vor Melbourne. Große Paläste, drei Theater, viele Banken, ein Waisenhaus, eine naturwissenschaftliche und eine Agrikultur-Gesellschaft, ein topographisches Bureau, mehrere Hospitäler, Schulen, Gymnasien, ein

Observatorium und gar eine Universität, die ganze Physiognomie der Stadt mit ihrem unaufhörlichen Rennen und Jagen aller Nationen, der raffinirte Luxus und die unglaublich wuchernde Pracht und Menge der Spielhäuser — Alles sagt uns auf den ersten Eindruck, daß wir in einer Haupt-, in einer Weltstadt ganz neuen, universellen Styls zu thun haben. Alle Straßen sind mit Gas beleuchtet, das versteht sich, aber das auch alle Zifferblätter der öffentlichen Uhren des Nachts wie Sonnen-Uhren leuchten, ist ein Vorzug, den Sydney wohl vor allen Weltstädten voraus hat. Nur die Banken, obgleich zum Theil prächtiger, als sie der geschmackvolle englische Styl erlaubt, sind häufig sehr geschmacklos und das Straßenpflaster oft schlimmer als kleinstädtisch. Doch denkt man selten daran, da Europäer, Chinesen, Malayen und Papuas immerwährend unwillkürlich die malerischsten, lebenden Bilder darstellen.

„Von mehreren Deutschen aufgesucht, die meinen Namen in den Zeitungen gefunden, freute ich mich über deren Aufmerksamkeit und studirte unter deren Leitung die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten. Der Mittelpunkt der Stadt, Victoria Place, Hauptquartier der Civilisation, ist voller Buchhandlungen, Leihsalen, Kaffeehäuser, Hotels, Konditoreien, Gold- und Juwelierläden und aller Bedürfnisse des höchsten Luxus. Und welch ein Würfelspiel aller Zungen und Zonen! Hier der Engländer mit seiner eckigen Haltung und ausdruckslosen Gleichgültigkeit, dort der kalkulirende Amerikaner mit den scharfen Gesichtzügen, der verschämte Deutsche, „grün“ und unbeholfen, kaum laut zu sprechen wagend, vorwitzige Irländer, ganz zuhause in Australien, häßliche, entsetzlich häßliche Papuas, List und Bildsinn in ihren Gesichtern vereinigend, Chinesen, mit komischer Gravität umherlaufchend und mit ihren schiefen, kleinen, zwinkernden Augen auf die Wunder Sydney's blickend — so verschieden, so bunt, so malerisch, aber alle vereinigt in einer Religion, der Teufel-Anbeterei des Mammon. „Money“ und Mammon ist das Molochbild, vor dem Alle sklavisch anbetend niedersinken.

„Wir besuchten das chinesische Quartier. Ich dachte, nicht wieder mit der Fähigkeit, zu hören, herauszukommen, so betäubend war hier der Skandal. Jongleure, Tänzer, Tabulekrämer, Haarkräer, Straßen-Auroxarer überfallen alle Straßen und überschreien einander fortwährend mit aller Macht ihrer höchsten Töne. Alle Minuten wird man gepackt und mit Gewalt in deren Läden und zu deren Waaren geschleppt, wenn man die geringste Nachgiebigkeit merken läßt. Manchmal packen Konkurrenten ein- und dasselbe Opfer, das dann nicht selten gut davonkommt, da sich die Konkurrenten gegenseitig bei den langen Kopfhaarschwänzen packen und sich zausen, daß sie vorn im gelben Gesichte roth und blau anlaufen und die Zähne fletschen vor Wuth und Schmerz, bis sie endlich merken, daß ihr Konkurrenzpunkt sich aus dem Staube gemacht. Ermüdet trat ich eines Abends in ein Kaffee- und Speisehaus, erfüllt mit lustiger, lärmender Gesellschaft, klappenden Billardbällen und knallenden Champagner-Pfropfen, Abenteurern und Goldjägern aller Art, Schwindlern, Doktoren, Spielern, Kaufleuten, Amerikanern, Chinesen, Deutschen, Juden und nur ausnahmsweise von einem wirklichen Engländer. Dicht daneben in brillanten Räumen die feierlichste Todtenstille unter Ruchlosigkeit, Verbrechen und Verzweiflung, die hier in stiller Wuth und Gier den eben so stillen Zufall der aufgedeckten Karten belauscht und ihr Gold wirft, dort mit Gold bewerfen wird. Sinnlichkeit und Rapazität (wir übersetzen das Wort lieber nicht) haben hier ihre Hauptquartiere. Sie sind noch tonangebend in der von Dieben, Schwindlern und Verbrechern Englands zuerst bevölkerten Kolonie, die hier also die ältesten Stammbäume haben. Es ist nach meiner Ansicht Alles unnatürlich hier, am meisten die Beziehungen des Lebens. Unter vier Pfund täglich kann man gar nicht einigermaßen anständig existiren. Aber das ist den glücklichen Goldjägern nicht genug. Sie ernähren deshalb noch beinahe fünfhundert, zum Theil feenpalastartige Spielhäuser, in denen Tausende ihr Leben zu- und umbringen. Keine Lockung und kein Laster ist niedrig genug, welches nicht dazu diente, „Grüne“ und auch Reife herbeizuziehen. Eines der pompösesten Spielhäuser hier giebt wöchentlich zwei große Diners umsonst, zu welchen Jeder mit schwarzem Leibrock und Zubehör Zutritt hat, mit völliger Freiheit, so viel Champagner zu trinken, als er Lust hat. Je mehr, desto besser geht er in die Falle, d. h. eine Einladung nach Tische an die Spieltafel. Mancher Fremde ist hier hineingegangen, um für Nichts einmal prächtig zu speisen, und herausgekommen total ausgebenteelt.

„Der sogenannte Platz Sydney's, der botanische Garten, ist im Sommer (d. h. acht Monate) eine Staubwolkenfabrik und Heirathsbureau. Hier sitzen herbstliche, längst über die Aequinoktial-Stürme hinaus gekommene Damen auf Bänken und Stühlen, um sich zum Heirathen, wie zu einem Tanze, auffordern zu lassen. So häßlich und alt sie auch in der Regel sind, sie gehen weg, wie warme Semmel, da es an Anbwahl fehlt, und der wüste Goldmacher mit seiner Arrende gern plötzlich in den Ehehimmel steigt. Dicht dabei sind Geschäfte, welche Roh-Gold kaufen und verkaufen und stets einen Lärm um sich verbreiten, als hätte hier die Hölle ein Loch bekommen.

„Nachdem ich mir Sydney besehen, machte ich nicht eben in großer Laune meine Aufwartung bei den verschiedenen Redactionen (das Hauptgeschäft mancher Wirthsen und anderer reisenden Künstler), zuerst in einem prächtigen Palaste, der Redaction der Hauptzeitung. Unten ist die Druckerei, oben die Redaction hinter einem großen Flur voller Bekanntmachungen. Darunter unterrichtete mich eine, daß der Redacteur nur gegen Bezahlung seiner Zeit zu sprechen sei. Entrée für eine Stunde zehn Shilling, eine halbe sechs, eine viertel drei Shilling. Ich kaufte mir von dem australischen Neger in rother Uniform ein Stunden-Billet und ward von einem barschen, trägen Herrn mit folgenden Worten empfangen: „Sie sind Künstler und kommen von Europa, hier Geld zu machen?“ Ich erzählte ihm von Süd-Amerika, Kalifornien, Otahaiti und machte ihn dadurch etwas freundlicher, nichtsdestoweniger verstand er keine Diplomatie von Erkenntlichkeit hinterher. Ohne Umstände forderte er, ich möge eine bestimmte Summe zahlen, wenn ich nicht durchfallen wolle. Das war mir denn doch zu naiv. So sagte ich, ich wollte es mir überlegen, und verließ diesen schamlosen Preß-Hoiffich, um die Erfahrung zu machen, daß die andern sowohl freundlicher, als anständiger waren. Ich hatte fabelhafte Kosten, aber die Entrées sind auch fabelhaft: eine Loge fünf Pfund, Parquetloge zwei Pfund, Parterre zehn Shilling. So kam es nur auf ein volles Haus an.“

Und es war endlich voll genug, aber unterwegens ward er mit seinem schwarzen Leibrocke und weißen Handschuhen aus der *Droschke* in den Schmutz geworfen und mit einem Schlage konzertmäßig gemacht. Er lief und rief durch die Straßen: „Ein Königreich für einen Leibrock!“ ein gutmüthiger deutscher Schneider verkaufte ihm aber einen blauen mit gelben Knöpfen für die Kleinigkeit von acht Pfund. Blau und gelb und ohne Handschuhe trat er herauf und ward von der ersten Rangloge mit einem Sturm von Gezisch und Gebrüll empfangen und angedonnert, er solle verschwinden. Er that es. Der vorgeforderte Direktor erzählte demüthig die blaue Leibrockgeschichte ohne Handschuhe und bekam dann Erlaubniß, den Künstler wieder zuzulassen. Er machte mit der „Siciliana“ einen Angriff auf die übercivilisirten Wilden, eroberte sie durch „Rule Britannia“ mit Onslow's Variationen und endete als Triumphator.

Nord-Amerika.

Der Ocean und sein Leben.

(Fortsetzung.)

Aber trotz dieses unablässigen Krieges sind des Oceans Tiefen dennoch kein Schauplatz der Oede und Verwüstung. Im Gegentheil: „das Meer, das so groß und weit ist, da wimmelt's ohne Zahl, beide groß' und kleine Thiere.“ Es enthält namentlich in größter Mannigfaltigkeit und Fülle thierisches Leben, von den mikroskopischen Infusorien bis zu den kolossalen Formen, die, unbeschwert von der Riesenlast ihres Leibes, frei und fröhlich in den Wogen weilen. Wo die Felsklippen Spitzbergens und die ungastlichen Küsten von Victoria-Land der ärmsten Flechte keine Nahrung bietet; wo kein Kennthier sich je sehen läßt und selbst der Polarbär keinen Unterhalt findet: da ist die See mit Fulen und Konferven bedeckt, und Myriaden Thierchen bevölkern die Leben spendenden Gewässer. Von Natur ist das reinste Quellwasser nicht klarer, als das Meerwasser, denn es verschlingt alle Farben, außer dem Ultramarin, das ihm die mit der Himmelsbläue wetteifernde Nuancirte giebt. Allerdings wechselt es mit jedem Sonnenblick, mit jeder vorübergehenden Wolke und an seichten Stellen spiegelt es die Farbe seines Bettes wieder. Seine glänzendsten Tinten, seine wunderbarsten Farben jedoch empfängt es von den Infusorien und Pflanzen. In dem Nordpolmeere zieht sich ein dunkelgrüner Streifen durch das reine Ultramarin; und gegen die arabische Küste scheidet sich ein grüner Wasserstreif so scharf von dem anderen Wasser ab, daß ein Schiff in der blauen und grünen Fluth zumal gesehen worden. Das Rothe Meer von Kalifornien hat seinen Namen von der Farbe unzähliger Infusorien, und das Arabische Meer wechselt von zartem Blaßroth zu tiefem Scharlach, je nachdem die winzigen Bewohner in Massen oder dichteren Lagen sich bewegen. Andere Massen kleiner Geschöpfe färben das Wasser um die Malediven schwarz, und das im Golf von Guinea weiß.

Capitain Roß brachte in dem Arktischen Meere mit dem Senkblei aus einer Tiefe von sechstausend Fuß noch immer lebendige Thierchen herauf; ja, selbst in einer Tiefe, die unsere höchsten Berge überträfe, lebt es im Wasser von zahllosen Schaaren phosphorischer Thierchen, die, an die Oberfläche gelockt, jede Woge mit einer lichtmähne schmücken und den weiten Ocean in ein Feuermeer wandeln. Das Wasser ist von diesen verwesten Thierchen so geschwängert, daß es den großen Meerbewohnern eine nahrhafte Kost gewährt. Sie sind aber an keinen bestimmten Ort dieses großen Vaterlandes der Tiefe gebunden. Sie machen ferne und große Reisen. Strömungen, von keines Menschen Auge gesehen, führen sie in dichten Schaaren vom Pol zum Aequator,

oft von Pol zu Pol. Der Wallfisch muß in lokomotiver Eil reisen, um die Medusen des Arktischen Meeres in der Antillensee einzuholen, wenn er nicht sein tägliches Brod entbehren will. Seltsame Jagd! Der Riese der Fluthen rennt in wüthender Hast hinter kaum sichtbaren, schwach gefärbten Gallertkügelchen her!

Auch zu anderen Zwecken ist ein unablässiges Arbeiten in des Oceans verborgenem Reich. Wasser ist das echte und eigene Element der Bewegung. Daher finden wir dort die raschesten Reisen, die unaufhörlichsten Ortsveränderungen von Zone zu Zone. Keine Thiergattung macht so viele und so regelmäßige Züge, wie der Fisch, und nirgends in dem großen Haushalte der Natur sehen wir so klar das enge Verhältniß zwischen den Bedürfnissen des Menschen und den von einer gütigen Vorsehung gespendeten Mitteln zu deren Befriedigung. Die ersten Heringe, die in den holländischen Gewässern sich zeigten, wurden mit Gold aufgewogen, und ein japanesischer Edelmann gab tausend Dukaten für ein paar gemeine Fische, weil Se. japanesische Majestät tief im Winter, wo alle Fische die Küsten seines Landes verlassen hatten, Verlangen nach einem Gericht Fische trug.

Bald dereinzelt, bald in Haufen sind die Fische in fortwährender Bewegung. Die köstliche Makrele zieht gen Süden; die zarte Sardelle des Mittelmeeres wandert im Frühling gen Westen und kehrt im Herbst nach Osten zurück. Der Stör der Nordmeere segelt einsam die großen Flüsse des europäischen Festlandes hinauf; man hat ihn schon in Flüssen Deutschlands, in der Ill bei Straßburg, gefunden. Dreieckig gestaltete Züge von Lachsen bringen fast in alle Nordflüsse und sind zweilen so zahlreich, so dicht gedrängt, daß sie die Strömung hemmen. Als Vorläufer der Lachse verlassen Milliarden Heringe dieselben Gewässer; ihre eigentliche Heimat ist aber noch nicht aufgefunden. In den Frühlingsmonaten erscheinen plötzlich ungeheure Züge dieses merkwürdigen Fisches, zwei bis drei Meilen breit, zwanzig bis dreißig Meilen lang, und so dicht gedrängt und von solcher Tiefe sind diese Haufen, daß Lanzen, Harpunen, Senden, die man aufs Gerathewohl in sie wirft, nicht sinken, sondern auf der Fläche dieser lebendig beweglichen Bank stecken bleiben. Wie viel von den Haifischen und Raubvögeln verschlungen, wie viel längs den Küsten gefangen werden, um die Felder damit zu düngen — übersteigt alle Berechnung, und doch werden, nach einem sicheren Ueberschlag, an die tausend Million alljährlich für den Winter eingesalzen!

Die Wallfische, von hundert und mehr Fuß Länge, sind die größten Geschöpfe auf Erden, fünfmal länger, als die Elephanten, die Riesen des Festlandes. Schildkröten von tausend Pfund finden sich in mehreren Seen. Die Fels-Eilande der südlichen Polar-Gegend liefern jährlich eine Million Seelöwen, Wallrosse und Robben. Große Vögel steigen aus den schaumbedeckten Wellen, und ihre Heimat hat noch keines Menschen Auge gesehen, die Brutstätte ihrer Jungen ist uns unbekannt. Von dem bloßen Auswurf der Generationen kleinerer Vögel bilden sich Inseln, erheben sich Berge. Doch auch hier ist die Natur im Kleinsten am größten. Denn wie fein müssen z. B. das Sehnen- und Muskelgewebe, die Nerven- und Blutgefäße in Thierchen sein, die nimmer die Größe einer Erbse, ja, einer Nadelknopfes erreichen!

Der Ocean hat nicht blos seine Berge und Thäler, seine Torfmoore und Sandsteppen, seine Flüsse und seine süßen Quellen, die aus verborgenen Höhlen sprudeln und sich mitten durch das Salzwasser einen Weg bahnen — er hat auch seine hochgewipfelten Wälder, seine weitgestreckten Prairieen und seine blühenden Gärten: kurz, Landschaften, prachtvoller und herrlicher, als aller Glanz des Festlandes. Es ist wahr, daß nur zwei Pflanzengattungen, Algen und Fuken, auf dem Meeresgrunde gedeihen: jene sind gegliedert und fadenförmig, diese ungegliedert; diese beiden Gattungen umfassen alle Arten, die in den unterseeischen Wäldern wachsen, oder, gleich grünen Wiesen, auf offener See schwimmen. Allein ihre Formen sind so mannigfaltig, ihre Farben so glänzend, ihre Zahl und Größe so über alles Maß, daß sie die Tiefe in einen Feengarten verwandeln. Und wie Ast und Laub des festen, in der Erde wurzelnden Baumes sich wiegen auf den elastischen Luftwellen, aber seufzend und stöhnend sich beugen vor des Sturmes Wuth: so schwingt das Meergras, das schleimige und dunkle, seine schwächtigen, braunen Arme und kämpft mit dem Ocean, der an seinen Wurzeln rüttelt und seine Blätter in Stücke reißt. Hin und wieder siegt der mächtige Gegner und entführt sie ihrem Boden, daß sie heimatlos nach ferrern Gestaden wandern, wo sie, massenhaft angehäuft, so undurchdringlich werden, daß sie Fahrzeuge vom Schiffbruch und manches Menschenleben aus dem Rachen der hungrigen Wogen gerettet haben.

Diese verschiedenen Fukus-Arten wohnen in mancherlei Theilen des Oceans und haben ihre eigenen, wohl umzogten Gebiete. Manche klammern sich mit ihren handförmigen Wurzeln so fest an den festigen Grund, daß, wenn starke Wellen den oberen Theil losreißen, sie oft ungeheure Steinblöcke in die Höhe bringen und sie wie ein Anker weilenweit mitschleppen. Die meisten jedoch lieben die Küste oder doch mindestens einen sicheren Meeresgrund und halten sich selten in einer größeren Tiefe als vierzig Faden auf. Indeß finden sie sich in jedem Meere: die riesenartigsten, seltsam genug, in den beiden Polarseen, wo sie die enorme Länge von funfzehnhundert Fuß erreichen. Gelegentlich bedecken sie ansehnliche Strecken im Meere und bilden jene fabelhaften Wiesen, welche die alten Seefahrer mit Schrecken erfüllten. Die größte derselben, die sogenannte Sargasso-See, zwischen den Azoren und Antillen, ist ein schwimmender Garten, der in seiner Ausdehnung, von Einer bis dreihundert Meilen wechselnd, sich über fünfundzwanzig Grade der Breite streckt, so daß Columbus drei hoffnungslose, unendliche Wochen zubrachte, um durch dieses wunderliche Land der Meer-Prairieen zu kommen.

Nehmet diese Fuken hinweg aus ihrem salzigen Element, und sie zeigen Euch eben so grillenhafte, wie üppige Formen. Sie sind eigentlich nichts mehr denn formlose Gallertmassen, mit einer Lederhaut überzogen; meist theilen sie sich in unregelmäßige Zweige, die bisweilen in kärgliche Büschel wirklicher Blätter enden. Der erste Stengel ist trocken und dünn; er stirbt schnell ab; die Pflanze wächst aber dennoch fort und, wie es scheint, ins Unbegränzte. Wenige sind ebbar. Bei Irland wächst das Karraghen-Moos, mit anmuthig gestalteten, krausen Blättern, das die Aerzte gegen Brustkrankheit verschreiben. Eine andere Art See-Fukus liefert den Schwalben des Indischen Meeres das Material zu den weltberühmten Nestern, die auf fürstlichen Tafeln als Leckerbissen erscheinen. Der Zucker-Fukus in der Nordsee, eine Hand breit, eine Linie dick, aber Meilen lang, giebt, wohlzubereitet, den sogenannten Marmazaker.

Die Süd-Polargegend ist die Heimat der riesenhaftesten Pflanzen dieser Gattung. Der Blasen-Fukus wächst zu einer Länge von tausend Fuß in dem nimmer aufthauenden Eisgewässer, und seine langen, bunten Blätter schimmern in glänzendem Carmosin oder in blendendem Purpur. Unter den Mittelstrippen dieser prachtvollen Blätter sitzen große Blasen, mittelst welcher die Pflanzen auf dem Wasser schwimmen. In der Gegend der Falklands-Inseln findet sich ein Fukus, der einem Apfelbaum ähnlich ist; er hat einen aufrechten Stamm, gabelförmige Zweige, graslähnliche Blätter und eine Fülle von Früchten. Wurzeln und Stamm klammern sich mittelst hakenförmiger Fibern an die Felsen über dem Wasserspiegel, schießen ihre Aeste hoch in die Luft, von denen die Blätter, wie bei der Trauerweide, in das Wasser herabhangen.

Außer den zahlosen Fukusvarietäten ist der Meeresgrund überwuchert von den krausen, tiefpurpurnen Blättern der Nelkenmilch, von den breiten, porösen Flechten, von den vielästigen, hohlen Algen, voll Leben und Weben, in ihren rosichten Bläschen, dicht besetzt mit steif regen zarten Armen.

Diese Pflanzen, in scheinbar gesetzloser Unordnung in einander wuchsend, sich gegenseitig mit ihren Zweigen umschlingend, bilden den unterseeischen Wald, mit seinen Lauben und Gängen. Jetzt wuchert die Pflanzung in einer Ueppigkeit, daß dieses Dickicht undurchdringlich scheint, und dann lichtet sich wieder die Waldung und bietet schöne Rasenteppiche, aus zarten, blaßrothen Gräsern gewoben. Tausende von Farben und Tinten schimmern und glitzern bei jedem Lichtwechsel. Die Fuken besonders scheinen bei ihrem üppigen Wachsthum sich jeder Laune und Grille hinzugeben. Bald kriechen sie hart am Boden, bald strecken sie ihre langen, mit wehenden Federn geschmückten Arme hinauf an das selige Himmelslicht und bilden hier blaßgrüne Schattengänge, durch die Mond und Sterne nicht zu sehen sind; bald erheben sie sich bis nahe an die Oberfläche, die dann in reichem Gewande von Grün, Gold und Purpur prangt. Und über diesen feenhaften Schauplatz, der in alle Farben des Regenbogens spielt, und tief unten in der hohlen, salzigen Fluth segeln und tummeln lustig hellfarbige Mollusken und funkelnde Fische. Schrecken von jeglicher Gestalt kriechen langsam an den Stämmen, und plumpe, graubraune Robben hängen mit ihren gewaltigen Fangzähnen an den Bäumen. Da ist der riesige Dugong (die Meermaid), die Sirene der Alten; da der quermäulige Hai mit seinen bleiernen Augen; da der bidchehaarte Seeleopard und die träge Schildkröte. Schau, wie diese seltsamen Mißgestalten, die ihren traumlosen Schlaf fern unten in der grausigen Tiefe schlafen, von Zeit zu Zeit sich regen! Schau, wie sie einander verjagen von den reichen Weiden, wie sie stürmisch hervorbrechen, Inseln gleich sich emporheben und zornig schnauben und schäumen! Vielleicht grasen sie eben friedlich in der Kühle des Meergrundes — siehe, da kömmt der hungrige Hai schleichend, still um jenen Wald herum; seine glasigten Augen schimmern gespenstergrau in gelblichem Schein und suchen ihre Beute. Der Seehund gewahrt den furchtbaren Feind und flüchtet in den dichtesten Winkel des Fukenwaldes. Im Nu ist die Bühne verwandelt. Die Fuken schließt klappend ihre Schale und wirft sich in die Tiefe hinab; die Schildkröte zieht Kopf und Füße unter die undurchdringliche Rüstung und senkt sich langsam zu Grunde; das muthwillige Fischlein versteckt sich unter die Zweige, und die Hummer unter die plumpgestalteten Wurzeln der Makrofykie. Das junge Wallroß allein wendet sich kühn um und bietet mit seinen scharfen spitzen Zähnen dem Feinde die Stirn. Der Hai sucht dessen ungeschützte Seite zu gewinnen. Der Kampf beginnt: beide eilen nach dem Walde; ihre

Finnen verwickeln sich in die dichtverflochtenen Zweige; zuletzt gelingt es dem behenderen Hai, seinen Gegner in die Seite zu verwunden. Am Leben verzweifelnd, will das blutende Wallroß seinen Todeskampf im Walde verbergen; allein von Schmerz und Blut geblendet, rennt es sich selbst in die Zweige fest und wird dem Hai zum leichten Raub, der ihn gierig verzehrt. (Schluß folgt.)

Palästina.

Unterirdische Entdeckung in Jerusalem.

Die heilige Stadt am Fuße des Oelberges, so reich an geschichtlichen Umwälzungen, Herrscherwechseln, Leiden und Erinnerungen, ist eben durch diesen Geschichts-Reichthum der gewehte Andachts-Ort aller Bekenntnisse des großentheils durch Glauben geworden, und die fromme Phantasie der Gläubigen duldet keine Beschränkung dieses so allseitig anerkannten Heiligthums des Ortes auf unsere sündige Erde hienieden, sondern sieht eine Stadt Jerusalem im Himmel der irdisch materiellen gegenüber. Aber das oberirdische und überirdische Jerusalem wird auch noch durch ein unterirdisches vermehrt. Bei einer Stadt, welche so vielen inneren und äußeren Kriegen preisgegeben war, ist es natürlich, daß ihr Boden oft zu Angriff und zu Vertheidigung unterhöhlt werden mußte, und man weiß aus den Berichten des Josephus Flavius, mit welchem Geschick und mit welcher Ausdauer die jüdischen Vertheidiger Jerusalems gegen die Römermacht unter Titus den Kampf noch lange unter der Erde fortgesetzt haben, als über ihnen schon in der dem Boden gleichgemachten Stadt die Legionen ihr Feldlager aufgeschlagen hatten, deren Wachen häufig genug von dem tapferen Johannes von Gischala, wie die Wachtposten durch den Geist Hamlet's, erschreckt werden mochten. Aber Jerusalem hatte noch mehr Bedingungen, wie z. B. Rom und Paris, zur Ausführung und Erhaltung unterirdischer Bauwerke: die südliche Sonnenhitze und der Mangel an Wasserquellen drängten die Bevölkerung zur Erbauung von Souterrains und Bassins, vollends da kühlende Garten- und Baum-Anlagen zur Zeit der jüdischen Herrschaft verboten waren, und die felsige Beschaffenheit des Bodens erlaubte die lange Dauer der bewirkten Ausgrabungen. Die mannigfachen unterirdischen Aufenthalts- und Aufbewahrungs-Orte Jerusalems würden längst gefunden und untersucht sein, wären sie der Gegenstand einer systematischen Aufgrabung unter einer geregelten Verwaltung geworden, wie etwa die verschütteten Alterthümer von Pompeji und Herkulanum; bis jetzt war es immer nur der Zufall, der zu einer Entdeckung geführt, und einem solchen hat man auch die Auffindung einer großen Höhlung in der neuesten Zeit zu verdanken. Einem Briefe im Jewish Intelligencer vom Juli v. J. entnehmen wir darüber Folgendes:

„Vor einiger Zeit, nach einem schweren Regenwetter, fiel ein Theil der nördlichen Stadtmauer, ungefähr vierhundert Schritte östlich vom Damaskus-Thore, ein, und die schweren Ruinmassen brachen beim heftigen Sturz durch das Dach einer damals für natürlich gehaltenen Höhle. Der Pascha ließ die Mauer wieder aufbauen und zugleich die eingebrochene Höhle mit Steinwerk schließen. Indessen verbreiteten sich durch die Bauleute allerlei Gerüchte über die zufällig geöffnete und auf Befehl wieder vermauerte Höhle, und wir versuchten und erhielten endlich Zugang. Dieser merkwürdige Ort, welcher sich südöstlich vom Berge Moriah in der Richtung der Moscheе Omar ausdehnt, ist offenbar als ungeheurer Steinbruch zu betrachten (!), und der bereits untersuchte Theil desselben reicht hin, die Materialien für den Bau des Tempels und die Stadtmauern geliefert zu haben. Indessen ist die Form und Ausdehnung ganz anders, als man von einem Steinbruche erwarten darf, und die Windungen und Abtheilungen sind so verwickelt und in einander laufend, daß wir häufig an unseren Ausgangspunkt zurückkamen, obgleich wir beim Vorrücken verschiedene Zeichen aufgestellt. Bald hatten wir einen Haufen von Steinsplittern zu übersteigen, bald hielt uns ein Berg von unbehauenen Felsenblöcken auf, bald kamen wir in einen hallenartigen Raum, groß genug für mehrere Tausend Bauleute (!), bald wieder durch kleinere mit einander verbundene Räume, als wir plötzlich von einer Schrecken erregenden Oeffnung im Dache über unseren Köpfen überrascht und dabei vom weiteren Vordringen durch Erdhaufen abgehalten wurden, welche offenbar durch die gebrochene Schichte von oben kommen. Das Dach der ungeheuren Höhle ist in Zwischenräumen von zwanzig, dreißig und vierzig Ellen, getragen durch thurmartige Säulen, aus dem natürlichen Felsen zusammengesetzt, oder vielmehr stehen geblieben, nachdem rundum Alles weggehauen worden. Mehrere dieser Pfeiler sind an ihrer Basis dem Fallen nahe, und es kann sehr bald der betreffende Theil des Daches stürzen, und das Grab der über ihm befindlichen Häuser und Menschen werden. Die der Einwirkung des Wassers ausgesetzten Seiten des ausgehauenen Felsens sind mit einer dicken Kruste von Tropfstein überzogen, was von dem hohen Alter der Bearbeitung zeigt, dagegen sind Spuren des Meißels an den trockenen Stücken noch so frisch, als hätte der Steinmetz eben seine Hand von ihnen zurückgezogen; nirgends wechselt der Gegensatz von Natur und Menschen-Arbeit mehr im Anblicke ab, als hier, denn während man in den Einen den tiefen Eindruck des grauen Alterthums wahrnimmt, ist in dem Anderen Alles wie von gestern, obgleich der Schall des arbeitenden Hammers seit Tausenden von Jahren hier nicht gehört wurde, seit welcher Zeit so viele für menschliche Eitelkeit oder zur Verherrlichung Gottes aus diesen Steinbrüchen hervorgegangene Gebäude alle untergegangen sind, und nichts ist von ihnen für den erstaunten Besucher übrig, als eine weite Leere, der Anfenthalt des gierigen Schakals und des wühlenden Maulwurfs.

„Nachdem wir hier die feinen Gewebe der Tropfsteinbildung bewundert, die so schön waren, daß wir es für Sakrilegium gehalten haben würden, sie anzurühren, gingen wir weiter und stießen auf unserem Wege auf manche Erscheinungen, welche geeignet waren, die Neugierde zu fesseln und Fragen wie folgende aufzuwerfen: Warum und zu welchem Zwecke sind hier tiefe Nischen angebracht, und was bedeuten die Treppenstufen dort? Zu welcher Klasse von Thieren gehören diejenigen, über deren Löcher wir stolperten? Wie und wann sind die menschlichen Skelette hier hergebracht, die auf jenem Felsstücke liegen? Alles dieses konnte die Aufmerksamkeit reizen; aber wir fanden nun einen noch anziehenderen Gegenstand im rührenden Gegensatz. In einer abgelegenen Stelle war ein drei Fuß im Durchmesser haltendes Wasserbecken mit großer Regelmäßigkeit in dem harten Felsen ausgehöhlt, welches in seinen Busen die Wasser aufnahm, die von der Decke und den Seiten sickerten, und dabei lagen zerstreut Scherben irdener Trinkgefäße. Diese, von dem Wasser des sanft überfließenden Bassins fortwährend bespült, sahen so neu aus, als wären sie eben aus der Hand des Arbeiters gefallen, der hier hergeeilt, um seinen Durst zu löschen aus der Krystall-Quelle, welche ihm die Natur so bequem angelegt. Welche Menschen und welche Thätigkeit der Vorzeit spiegelt sich in diesem kleinen Wasserbecken!

„Eine düstere Großartigkeit spricht aus jedem Theile der wundervollen Katakombe, und die Vermuthung allein, daß auch ihr die Steine zum Tempel genommen worden, macht sie schon zum Gegenstande der heiligen Theilnahme. Nur in einer Stadt, wie Jerusalem, deren rohe Eroberer und Herrscher so schnell sich ersetzten, konnte das Dasein der einer kritischen Forschung so würdigen Unterwölbung bis jetzt verborgen bleiben, verborgen und vergessen, bis ein Zufall sie ans Licht brachte."

Wir zweifeln nicht, daß Archäologen von Fach dem Gegenstande bald Untersuchung und Beleuchtung für historisch-topographische Zwecke widmen werden.

Mannigfaltiges.

— Kiepert's Karte der Türkei. Im Verlage von Dietrich Reimer in Berlin ist kürzlich eine von Dr. Heinrich Kiepert entworfene und bearbeitete Generalkarte des türkischen Reiches in Europa, Asien und Afrika, nebst den Donau-Ländern, Ungarn, den südlichen Italien, Süd-Rußland (mit Einschluß des gegenwärtigen Kriegs-Schauplatzes am Schwarzen Meere), den kaukasischen Ländern und West-Persien erschienen.*) Verglichen mit anderen Karten, welche uns vorliegen, gewährt die des Herrn Kiepert, der gerade auf diesen Ländergebiete durch wiederholte kartographische Studien mehr als irgendwo heimisch ist, eine sowohl den Zeitungsleser, als den Geographen befriedigende Uebersicht. Zu den Ländern in den drei Welttheilen, auf welche der Sulton Suzeränitäts-Ansprüche hat, gehört auch das Dschesirat ul Arab (Arabien); wir wundern uns daher, daß Herr Kiepert Hedschaz und Jemen, so wie das gesammte Wahabiten-Land, mit der Titelschrift bedeckt und diese nicht vielmehr in das blaue, Mittelländische Meer verlegt hat. Auch Afrika's Küste müßte füglich nicht auf Aegypten und Tarkbolus (Tripoli) beschränkt, sondern bis zur Regentschaft Tunis ausgedehnt sein, um die unter der Oberhoheit der Osmanlis befindlichen Länder zu vervollständigen. Oder meint der gelehrte Herausgeber vielleicht, daß Tunis über kurz oder lang den Geschicken Algeriens folgen und christlicher Herrschaft in Europa unterworfen werden wird? Im Interesse der Kultur-Ausbreitung könnten wir nur damit einverstanden sein. Klein-Asien und die südliche Küste des Schwarzen Meeres sind dagegen mit der ganzen wissenschaftlichen Lokalkenntniß behandelt, die dem Bearbeiter eigenthümlich. Eben so vortrefflich ist die landschaftenreiche Völker-Wiege des Kaukasus ausgeführt, den uns manche Spezialkarte nicht so anschaulich macht, wie dieser Ueberblick des an den Eingangs-Pforten dreier Welttheile liegenden osmanischen Reiches.

*) In vier Blättern. Preis 2 Thlr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 135. Berlin, Sonnabend den 10. November 1855.

England.

Geist und Materie.

Eine Stimme vom Auslande über den materialistischen Empirismus in der Naturwissenschaft.*)

Geist und Körper! „Kraft und Stoff!“ Gedanke und Gedärme! Musen und Magen! „Kalokagathon“ und Kalbaune! Organisch und unorganisch! „Stoffwechsel“ und Leben — ’s ist Alles derselbe Brei, und nur ein Narr, ein Philosoph, heckt Unterschiede aus. Wir auf der Höhe der Naturforschung stehenden „Knownothinge“ haben das Dogma diktirt, daß alle diese Unterschiede Hirngespinnste sind und sich die ganze Welt und Alles, was darin ist, war und sein wird, aus einem einzigen Topfe speist und sich immer wieder in diesen Topf ausleert, um sich immer wieder daraus zu machen und zu mästen. Unterschiede machen, urtheilen, wohl gar logisch denken und schließen — ist veraltete Naturwissenschaft, ist Unsinn, ja, noch etwas Schlimmeres, nämlich Philosophie. Die moderne Naturwissenschaft erkennt nur noch Gedanken an, die, wie Schwefelhölzer, einen Kopf von Phosphor haben. „Kein Gedanke ohne Phosphor.“

Aber ich denke, Phosphor ist ein unzusammengesetzter Elementarstoff? Wo sitzt er die Gedanken her, wenn er ins Gehirn steigt und dort vermittelst des feinsten Tau- und Flechtwerks die merkwürdige Thatsache eines Bewußtseins von einem „Ich“, einem „Individuum“ erzeugt und in diesem Ich die Ueberzeugung, daß 2 mal 2 = 4 und 4 mal 8 noch viel mehr ist? Wie kömmt es, daß während der Herrschaft Hegel’s Phosphor, Schwefel und Kali nicht bis zur Unbezahlbarkeit im Preise stiegen, sondern im Gegentheil fortwährend fielen? Ja, wie kömmt der Phosphor im Gehirn zu Gedanken? Nun, so ist es nicht gemeint, sagen die Kreislüfter und Kraftstoffler des menschlichen Lebens: Gedanke und Geist sind eine sehr komplizirte Combination materieller Stoffe mit blos ein Bischen Phosphor, ganz wie bei den Zündhölzchen, wo Phosphor materiell das Wenigste, aber doch die Hauptsache ist. Gut, aber wo nimmt der Phosphor im Gehirn die Gedanken her, und warum finde ich nicht jeden Morgen einige gute Gedanken in meiner Schwefelholzbüchse? Je nun, das Gehirn fabrizirt Gedanken aus dem hindurchlaufenden, sehr mannigfach zusammengesetzten Blute. Neues Räthsel. Wie man aus Blut Blutwurst macht, ist wohl nachzuweisen, aber Gedanken? Nehmen wir den allereinfachsten Filedwerd der Logik: „Alle Menschen müssen sterben.“ Erste Hypothese. „Cajus ist ein Mensch.“ Zweite Hypothese. Synthesis oder Schluß daraus: „Folglich muß Cajus sterben.“ Notabene ist Cajus noch am Leben und befindet sich den Umständen nach ganz wohl. Beiläufig gesagt, ist Cajus ein Mensch, der wie die Gesundheit selbst aussieht, so daß man darauf schwören könnte, er wenigstens werde nie sterben können; gleichwohl unterliegt es unter Voraussetzung der beiden ersten Wahrheiten nicht dem geringsten Zweifel, daß Cajus einmal sterben muß. Wie bringt es nun irgend eine Combination der sechzig und mehr Elementarstoffe vermittelst des Blutes und Gehirns (mit so viel Phosphor, als nur irgend verlangt wird, denn wir sind hier durchaus nicht knauserig) zu der sicheren Ueberzeugung, zu dem unumstößlichen Wissen, daß der berühmte Cajus (der schon zu Cicero’s Zeiten zur Formation von Urtheil und Schluß diente), doch am Ende noch jämmerlich sterben muß, wie eine Fliege im Spätherbste? Die Naturwissenschaft hat es lediglich mit Thatsachen zu thun, mit Stoffen. Cajus aber lebt noch und sieht immer noch Modell in Kompendien der Logik. Die positive Wahrheit seines unvermeidlichen Todes ist keine Thatsache und eine logische Kraft ohne Stoff. Wie fängt es nun der Stoff im Gehirn an, solche Wahrheiten zu entdecken, zu begreifen und fortzupflanzen? Solche Wahrheiten sind, sind in des Wortes verwegenster Bedeutung. Der Sauerstoff frißt am Ende Alles entzwei, und selbst Gold löst sich in Königswasser die zur Unsichtbarkeit auf, solche Wahrheiten (es sind noch keine „höheren“) sind noch nie, weder von Sauerstoff, noch von konzentrirter Schwefelsäure, noch selbst im Knallgasgebläse angegriffen worden und kommen immer wieder frisch in den Köpfen der „Füchse“, welche collegium logicum hören, zum Vorschein und Bewußtsein. Also wie fängt es Cajus an, daß er immer wieder aus dem Blute und dem gefährlichen Phosphor in den Köpfen der Füchse mit heiler Haut davonkommt, als wollte er just den Beweis, für welchen er sprziell dient, Lügen strafen, wiewohl vergebens!

„Hätte ich mir nicht das Feuer vorbehalten, so hätte ich nichts Apparates für mich“, sagt der Teufel. Ihr habt Euch speziell den Phosphor auserkoren. Nun, so beweist wenigstens, daß Ihr nicht blos die Schwefelholz-Fabrikanten in ihrem Gewerbe stören wollt; beweist das Stoffliche des Gedankens im Phosphor oder den Phosphor im Gedanken, zeigt mir die Bestandtheile, die im Phosphor Gedanke sind, köstlich in der Flasche. Fangt ihn auf in einer umgestülpten, mit dem Kopfe ins Wasser gesteckten Flasche, und dann laßt uns kosten. Wir verlangen nicht, wie der Säufer in Auerbach’s Keller, das Maul recht voll, um zu jubiliren. Nein, nur ein kleines Pröbchen! Wie, es geht nicht? Aber was ist denn das? Ist in der Welt Alles stofflich, materiell, so muß doch auch jede Combination der Materie materiell, d. h. sicht-, fühl-, greif-, wäg-, meßbar sein. Habe ich doch neulich erst gelesen, wie ein Kraftstoffel als Beweis, daß Organisches und Unorganisches ganz gleich sei, triumphirend die Thatsache emporhielt, daß man auf der Höhe der Naturwissenschaft den — Hornstoff künstlich nachzumachen gelernt habe. (Großer Triumph der Kunst, die jeder unbewußte Säugling zum Ledwesen reinlicher Mütter und Ammen im Schlafe besser versteht.) Ihr weist die anorganischen Stoffe oder Atome in organischen Gebilden nach und sagt deshalb: sie sind gleich, obwohl dies dieselbe Logik ist, als die Identität eines Stücks Sackleinwand für einen Silbergroschen und eines eben so großen Battisttaschentuchs für zehn Thaler. Gut, so weist also auch in dem Gedanken, dem Geiste dieselben unorganischen und organischen Stoffe oder Atome nach, um die Identität von Geist und Materie, von Kraft und Stoff naturwissenschaftlich zu begründen. Voigt spricht von der Identität der Harn- und Gedankenbildung. Als auf dieser Höhe der Bildung schiffenden Steuermann der Wissenschaft muß ihm doch die künstliche Darstellung von Gedanken in Fläschchen, wohl gar ganzer Menschen oder homunculi, um so leichter sein, als gerade in künstlicher Darstellung des Hornstoffs ein großer Triumph der höchsten Naturwissenschaft nachgewiesen wird. Habt Ihr erst den Harn, kriegt Ihr auch den Menschen und die Gedanken dazu fertig, wie sich auch die Kuh ganz von selbst findet, wenn man erst den Strick hat, sie daran zu binden. Der Doktor der „Kraft und des Stoffes“ läßt ja die Menschheit kühn aus der sogenannten generatio aequivoca hervorgehen. Warum sollte die Chemie, welche sich rühmt, Alles zu können und zu kennen, diese Entwickelung des Menschengeschlechtes nicht künstlich nachmachen können? Man nimmt einen hellen, heißen Juni-Morgen, ein Glas voll guten Schlamms, läßt die Sonne hineinscheinen und so den neuesten Stammvater der Menschen in Form eines kopf- und gliedlosen kleinen, armen Wurms ausbrüten. Das ist der Strick, die Kuh dazu entwickelt sich von selbst aus dem Stricke heraus. Sollte man meinen, daß solcher aus der Luft oder vielmehr aus einem demoralisirten Privatdozenten-Gehirn gegriffener Blödsinn noch auf einer Universität, sogar in einem Buche möglich wäre? Ja, und doch entwickelt dieser Herr Büchner, mit einem „Dr.“ davor, diese Abkömmung der Menschheit im vollen Ernste und klagt zuletzt sehr rührend über diesen „Schmerz der Erkenntniß“, der den eiteln, prahlenden Philosophen ganz unzugänglich sei. Was die Philosophie betrifft, so hat er sich wohl noch nie in das armseligste Kompendium der Logik hineingewagt, denn sein Buch strotzt, außer von offenbarem Unsinn, von unzähligen Widersprüchen der gröbsten Art. Wir wollen nur auf den hierher gehörigen Unsinn aufmerksam machen. Die generatio aequivoca wird naturwissenschaftlich gelegnet, sie sagt „omne vivum ex

*) Dieser Aufsatz findet zunächst als eine Stimme vom Auslande in unserm „Magazin“ eine Stelle, aber nicht wesentlich aus diesem äußerlichen Grunde, sondern weil jedes öffentliche Organ jetzt die Pflicht hat, die längst aus der Sphäre wissenschaftlichen Ernstes herabgesunkene materialistische Richtung in der Naturwissenschaft in den Bereich verweisen zu helfen, wohin sie gehört.

Digitized by Google

ovo." Wenigstens ist Entstehungsweise von lebenden Organismen aus bloßer Materie, ohne Zeugung, ohne Ei, noch nie und nirgends wissenschaftlich nachgewiesen worden. Büchner nimmt sie aber an, weil früher Kraft und Stoff kräftiger gewesen sein müssen. Wo ist die größere Kraft hingekommen? Ja nun, sie hat sich abstrapazirt.*) Gut, aber zugleich weiß er, daß Kraft und Stoff ewig, unvergänglich sind und kein einziges Atom von Kraft und Stoff vernichtet worden, verloren gehen kann. Gleichwohl ist, nach ihm, keine generatio aequivoca mehr möglich, sondern blos durch Zeugung, durch das Ei, weil die Kraft schwächer, der Stoff älter und impotent geworden. Wie ist das bei der Unvertilgbarkeit des Stoffes und der Kraft möglich? Stoff und Kraft sind ewig, unverwüstlich, unsterblich, Geist ist auch Stoff und Kraft; aber gleichwohl ist es der Geist allein, der vernichtet wird, wenn der Mensch stirbt. Ist das Dein Schmerz der Erkenntniß? Ich glaube, es ist ein dumpfer Schmerz über unverschämten Unsinn. Es ist vielleicht eine dumpfe Scham über die frechste Sittenlosigkeit und moralische Versunkenheit, die sich je in einem Buche öffentlich in ihrer nackten Höflichkeit zu zeigen wagte. Hier hört der Spaß auf, und im Namen der Sittlichkeits-Subsianz, die eben so ewiger, unverwüstlicher Stoff, ein eben so unvertilgbares Element ist, als irgend eines in der Chemie, vielleicht ein viel substantielleres (da die chemischen Elemente von der Chemie selbst noch weiter verfolgt und in einfachere zerlegt werden können) gehen wir den Autor von „Kraft und Stoff" wegen seiner ekelhaften Betrachtungen über das Abtreiben des Fötus und dergleichen (das bei uns nur der Polizei und Kriminal-Justiz wegen nicht so öblich sei, wie bei den Türkinnen und römischen Damen der Kaiserzeit) der öffentlichen Verurtheilung preis. Zugleich sprechen wir es als eine öffentliche Pflicht der ehrlichen, ernsten Männer der Naturwissenschaft aus, daß sie diese süderliche, schamlose Entwürdigung ihrer Forschungen, als ganz außerhalb der Sphäre der Wissenschaft fallend, von sich abweisen. Wäre der Mann auf irgend einem Wege der Wissenschaft zu seiner Demoralisation gekommen, so müssen sie und wir beschämt, im wirklichen „Schmerze der Erkenntniß", schweigen. Aber der stupideste Wüstling spricht kaum solchen frechen Unsinn, wenn er eine schamlose Dirne mißbrauchen will, als dieser „Dr." In einer Kritik seines Buchs wurde diese seine Moral „Bierbank-Philosophie" genannt. Ich habe mein Lebtage auf allen möglichen Bierbänken mit gesessen und als Fuchs und Student ziemlich alle Flegeleien übermüthiger Jugend mit erlebt; aber nicht die leiseste Erinnerung an Schamlosigkeiten der Art selbst Betrunkener und Wütereicher. Im Gegentheil ist mir ein klarer Total-Eindruck der Art geblieben, nach welchem jede Art solcher Kraft- und Stoff-Betrachtungen selbst nicht bei Betrunkenen geduldet worden und nicht möglich gewesen wäre.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Der Ocean und sein Leben.

(Schluß.)

Wenige Meilen weiter hin dietet sich ein ganz anderes Schauspiel. Hier liegt ein weites, ungestörtes Austernbett — treffender Austernbuch! — ein Mittelpunkt ruhigen Glücks. Diese schlüpfrigen, zähen Geschöpfe scheinen in ihren unburchdringlichen Schalen zu schlafen, und doch führt jedes Einzelne das selige Leben des epikuräischen Gottes. Die Außenwelt mit ihren Schmerzen und Freuden, ihren Stürmen und Windstillen, ihren guten und schlimmen Eigenschaften — sie ist der sorglosen Auster völlig gleichgültig. Ihre ganze Seele ist in sich selbst konzentrirt; ihr Körper ist durchzuckt von Leben und Genuß. Der mächtige Ocean dient ihren Freuden. Dem Menschenauge unsichtbar bewegen sich unablässig Tausende zitternder Wimpern rund um jegliche Fiber des bestanzten Bartes. Die vollendeten Wogen bringen ihr frische, ausgesuchte Nahrung zu, ohne daß es ihrerseits einer Anstrengung bedarf. Jedes Wasser-Atom, das mit ihren zarten Bartläppchen in Berührung kömmt, läßt die eingesaugene Luft frei, um des Geschöpfes durchflechtigtes Blut zu erfrischen und zu erfrästigen.

Hier ist die Heimat des seltsamsten der Naturgebilde, halb Pflanze, halb Thier: der Koralle. Aus dem baumgestaltigen Kalkstein sproßt der empfindungsbegabte Polypen-Arm; er wächst, nährt sich, erzeugt neue Polypen und wird wieder zu Stein, indem er sich in seinem eigenen Steinhause begräbt, auf welches neue Generationen neue Steinhäuser gründen.

So wächst der mannigfaltig gestaltete, langzweigige Korallenbaum, mit dem Unterschied, daß die Bäume der Oberwelt Blätter und Blüthen tragen und hier in der Tiefe aus dem Steine ein lebendiges, fühlendes Wesen keimt, gefleidet in die glänzenden Farben der Blumen und geschmückt mit dem Schimmer des Phosphor. Als wenn das Polypenthier in dem Steine auf einen Augenblick aus dem Traume erwachte, um dann wieder traumgleich sich in Stein zu kryställisiren. Und doch vermöchte irgend welcher Baum des Landes, in all seiner Kraft und Schönheit das nimmer zu thun, was von diesen wunderbaren Thierbäumen vollbracht wird. Sie bauen weiträmmige, gewaltige Burgen, hohe, luftige Thürme, indem sie Stein auf Stein so fest an einander fügen, wie es kein Baumeister auf Erden vermag.

Ein wunderlich, geheimnißvolles Geschlecht sind diese „Jungfrauen"), wie sie die alten Griechen zu nennen pflegen. Ihre Schönheit der Form und Farbe, ihr wunderbarer Haushalt, ihre Riesendauten — all das hat schon ehedem die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und phantastereichen Märchen, unterhaltenden Täuschungen Entstehung gegeben. Jahrhunderte hielt man sie für wirkliche Seepflanzen, die erst bei der Berührung mit der atmosphärischen Luft sich stracks in Stein verwandeln. Noch das jüngste Jahrhundert hielt sich an diesen Glauben, und erst wiederholten Forschungen und Nachweisungen gelang es, denselben ihre Stelle in dem Thierreich zu sichern. Charles Darwin in seinem bezaubernden Reisebericht räumt alle Irthümer aus dem Wege und macht uns mit diesem wundervollsten aller Geschöpfe bekannt.

Was der Mensch mit aller Anstrengung, mit dem Aufgebot aller ihm dienenden Naturkräfte, ja, mit Hülfe des allgewaltigen Dampfes nicht vermochte: sich vor der Wuth des anbringenden Ocean zu schützen — das wirkt das winzige Polypenthierchen ruhig und *still*, mit bescheidenem Fleiß, in nimmer aufstehenden Kampf gegen die mächtigen Wogen. Ja, ein Kampf ist es; denn niemals dauen sie in trübem oder stehendem Gewässer; mitten in den heftigsten Brandungen errichten sie ihren Heerd, und so siegt die lebendige, obgleich so kleine Macht über die blinde, schreckliche Gewalt der rasenden Fluthen. So bauen sie Jahr für Jahr, Jahrhundert für Jahrhundert, bis ihre Inselringe weite Teiche mitten im Ocean einschließen, worin ein ewiger Frieden waltet, ungetrübt von Wetter und Wogen. Hat aber ihr Wunderbau die Oberfläche erreicht, dann steigt er nicht weiter; denn die Polypen sind echte Kinder des Meeres; kaum von Sonne und Luft berührt, sterben sie.

Gleich den bezauberten Inseln, sonnen sich diese kreisförmigen Korallenriffe an dem glänzendsten Lichte der Tropen. Ein lichtgrüner Ring umschließt einen ruhigen Binnensee, und der seichte, weiße Grund wiederstrahlt von den Lichtfluthen, während draußen die dunklen Wellen, abgewehrt von einer Reihe Brandungen, die unablässig in weißem Schaum gegen die Klippen tosen; darüber der ewig reine, tiefblaue Aether, und weit in der Ferne schmelzen der dunkle Ocean und die nebelige Luft harmonisch in einander. Besonders großartig und fast zauberhaft ist die Wirkung, wenn die Korallenringe unter Wasser sind und die Brandungen ihre weißen Kämme mit rasender Gewalt in weiten Kreisen gegen das stille, ruhige Gewässer stoßen, während kein Land, kein Fels über dem Wasserspiegel sichtbar ist.

Große Riffe, reich besetzt mit schlanken Palmen, umgeben häufig von allen Seiten hohe Gebirge, an deren Fuß eine üppige, tropische Pflanzung wuchert. Innerhalb dieser Riffe ist das Wasser spiegelglatt, sich sonnend im warmen Licht; außerhalb ist ein ewiger Krieg: wüthende, schäumende Wogen schwellen und rennen mit wildem Ansatz gegen den festen Wall Jahr aus Jahr ein, Jahrhundert auf Jahrhundert. So schützen die winzigen Polypen den stolzen Menschen auf seinem bedrohten Eiland gegen die zerstörende Fluth; Polypen stehen sinnlich dem unermeßlichen Ocean! Alle Völker der Erde vereint, könnten nicht das kleinste dieser Riffe bauen, und die Polypen bauen einen Theil der Kruste dieser großen Erde! Denn in der Südsee zählen diese Polypen-Inseln noch Tausende. Alle erheben sich vor wenige Fuß über den Meeresspiegel; alle sind sie ringförmig, einen ruhigen See einschließend; alle bestehen nur aus einem Stoff: der lebenvollen Koralle. Diese Eilande, von den fleißigen Polypen unter den Wellen erbaut, werden von denselben Wellen bespfanzt und bevölkert, durch die sie aus dem Grunde über die Oberfläche emporgehoben werden. Die Strömungen bringen Samen und treiben ausgewachsene, lebendige Bäume von den fernen Gestaden herbei; Eidechsen wohnen in den Wurzeln, Vögel nisten in den Zweigen, und unzählige Insekten, die auf ihm die Herreise gemacht, und die umherschwirrenden Wasserdögel bringen bald Leben in diesen Fleck neugeschaffenen Landes:

So treffen in der Tiefe Pflanze und Thier zusammen; der bleiche, farblose Fukus windet seine langen Arme um die glänzende, rothe Koralle, und durch ihre Zweige gleitet der Nautilus mit ausgespanntem Segel dahin. Jeder Lichtstrahl von oben verwandelt Farbe und Abschattung hier unten. Doch die Tiefe hat auch ihr eigenes Licht: da glitzert der prächtige Fisch in seiner Schuppenrüstung von Gold und Silber; da schimmert der Phosphor von den milchweißen oder himmelblauen Glocken der Medusen, wenn sie dahinwallen durch die purpurnen Wipfel der hochragenden Faken; da funkeln die lichten kleinen

*) „Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist getrieben."

*) Also wohl *nopéllion*, Diminutiv von *κόρη*, das Mägdlein. D. R.

Digitized by Google

Gallerte, die einander jagen längs der olivengrünen und blauen Hecken der Algen und Kriechpflanzen. Wenn der Tag schwindet und die Nacht ihren dunklen Mantel auch über das Meer breitet, dann beginnen diese phantastischen Gärten in neuem, geheimnißvollem Licht zu leuchten: grüne, gelbe, rothe Flammen tauchen auf und verstehen. Helle Sterne blinken in jeder Richtung; auch den dunkelsten Höhlen brechen hin und wieder Lichtblitze, und Strahlen fahren ab und zu durch die wilde, finstere Welt unter den Wogen. Breite Flammenfurchen zeigen den Weg des Delphins durch das schäumende Gewässer. Trupps von Meerschweinen tummeln sich umher, und wenn sie die gleißende Fluth durchschneiden, dann wird Euer Auge geblendet von dem intensiven Licht, das von ihrem labyrinthischen Pfade ausstrahlt. So zieht durch den Schwarm schimmernder Sternerne der ungeheure Kabliau, und ein bleiches, gespenstisches Licht ergießt sich aus jeder Finne und Schuppe, während von der entlegenen Küste von Ceylon die sanften, schwermüthigen Töne, gleich den Tönen einer fernen Aeolsharfe, und dennoch lauter, als selbst die Brandungen der Felseingelände sich vernehmen lassen. Allein auch die große See selbst schweigt nicht. Horch, wie der große Ocean, leise athmend, in gedämpftem Tone singt, einstimmend in die große Melodie, die alle die Klänge aus Wasser, Land und Luft in eine einzige Weise zusammenschmelzen und sich als Loblied zum Throne des Herrn erheben, der „mächtiger ist, denn das Rauschen vieler Gewässer, ja denn die mächtigen Wellen des Meeres."

Der deutsche Botaniker Schleiden erzählt uns, daß an der Küste der Sitka-Insel der Meeresgrund mit einem dichten, alten Walde bedeckt ist. Unten liegt ein reichhaltiger Teppich, gewoben aus zahllosen Fäden zarter Wasserpflanzen, rother Konferven und braunwurzeliger Moose. Auf diesem reichen Lager breitet die wuchernde Wolfsmilch ihre großen, zierlich gestalteten Blätter, eine willkommene Kost für harmlose Schnecken und träge Schildkröten. Dazwischen schimmern die Riesenblätter der Iris in blendendem Scharlach oder zartem Blaßroth, während längs der Riffe und Klippen die dunkelgrünen Fukus in reichen Festons herabhangen und die prachtvolle, unübertrefflich schöne Seerose halb bedecken. Gleich großen Bäumen, streckt sich die Laminaria hoch über den dichten Haufen und läßt endlose, breite Bänder längs der Strömung flattern. Die Alaria schießt in einem nackten Stamm empor, der in ein ungeheures, fünfzig Fuß langes Blatt endet. Die Nereocystis erreicht sogar die Höhe von siebzig Fuß. Aus einer kraftenförmigen Wurzel ausgehend, schießt sie in einen dünnen, fadenähnlichen Stamm auf, der allmählich immer dicker wird, bis die keulenförmige Gestalt zu einem ungeheuren Schlauch wächst, von dessen Spitze kolossale Blätterbündel, gleich einem Riesenbesenbusch, herabwehen. Das sind die Palmen des Oceans, und diese Wälder schießen wie durch Zauber in wenigen Monden empor, bedecken den Meeresgrund mit üppigem Wachsthum, verblühen und verschwinden, um in noch größerer Fülle und Pracht wiederzuerstehen. Und in diesen Wäldern — welch ein Gedränge wunderlicher, mißgestalteter Mollusken, Fische, Schalthiere! Hier zu ungeheuren Ballen gerundet, dort gehörnt oder sternförmig; wieder andere hangen flatterden Bändern ähnlich. Einige sind mit vorstehenden Zähnen bewaffnet, andere mit scharfen Sägen versehen, noch andere machen sich, wenn versolgt, durch eine dunkle, dunstige Flüssigkeit, die sie ausströmen, unsichtbar. Hier stieren Groß vorgelaste, farblose Augen mit stumpfem, todtem Blick an; dort sehet Ihr in ein blaues oder schwarzes Augenpaar, das Euch mit fast menschlichem Verstand und unverkennbarer Schlauheit anblickt. Durch Busch und Dickicht brechen die Schaaren wilder, gefräßiger Räuber, welche die weite Tiefe füllen. Nicht aber die Thiere des Oceans allein wohnen und jagen hier; auch der Mensch streckt seine Hand aus und verlangt sein Theil.

Stolze Schiffe mit schwellendem Segel schauen es nicht, den vogelgleichen Flug zu hemmen und sich mit ganzen Fuhrwolldern, aus dem Meeresgrund geholt, zu beladen, um aus der Asche Kali und Jode zu bereiten, oder mit Lebensgefahr noch den glänzenden Korallen in der Tiefe zu fischen. Der irische Fischer trotzt kühn dem Tode, um eine Ladung Karragheen-Moos aus dem reißenden Strome zu holen. Der arme Bauer der Normandie sammelt große Haufen verwelkter Fuken, die Wind und Wogen an seine Küste getrieben, um sie mit großer Mühe meilenweit als Dünger auf seine Felder zu fahren. Auf mancher Nordinsel in Schottland und Norwegen dient der sogenannte Schaf-Fukus den Viehheerden zu Futter während der langen furchtbaren Winter. Die Bewohner Islands und Grönlands machen einige mehlhaltige Fukusarten und leben mit ihrem Vieh monatelang von dieser seltsamen Kost, während ihre Frauen sich mit den Blüthen des Purpurfukus schminken.

Hier jedoch steht der denkende Beobachter verlegen vor einem der größten Räthsel, die der Ocean aufgiebt. Für wen schuf der Allmächtige die Fülle an Schönheit und Pracht? Warum barg er die großen Wunder, die staunenswürdigsten Gebilde unter den azurnen Schleier, der dem schauenden Forscher, wie zum Spott, nur das eigene Antlitz wiederspiegelt?

Allein, weil alle die mannigfaltigen Formen, all diese Bilder in ihren kleinsten Zügen uns anschaubar sind, so darum der Eindruck, den der Ocean auf unseren Geist macht, minder einbringlich, minder dauernd? Wie berechnet nicht die Sterne am Himmel, wie übersehen sogar wir einen kleinen Theil derselben, und dennoch hat der gestirnte Himmel niemals verfehlt, die Seele des Menschen zu seinem Meister zu erheben. Eben so sind wir dem Ocean, „sein Weg ist im Meere und sein Schritt durch das große Gewässer." Die Stimme des Herrn ist über den Wassern; der Herr ist über den vielen Wassern." Von allen Zeiten her war der Ocean des Völkern der Erde stets das Bild alles dessen, was groß, mächtig, unendlich ist. Alle Dichtungen des Orients und Judäens, alle Mythen Griechenlands von den „erbrausenden Oceanos", ja die südliche Ueberlieferung, daß „die Erde war wüst und öd, und der Geist Gottes schwebte auf der Fläche des Wassers" — sie alle sprechen von der See, als der großen Quelle alles Lebens, der eigentlichen Wohnstatt des Unendlichen.

Es giebt Völker, die nie das Meer gesehen haben. Wie traumartig, wie phantastisch sind ihre Vorstellungen von der ungelannten Welt! Die deutsche Dichtung ist voll wilder Traumgebilde von Meermädchen und Meermännern, ja, selbst die schiffahrende Nation hat ihre Lieblingsmärchen von dem Fliegenden Holländer und von Tannhäuser, und selbst die Schrift: „Die auf dem Meere mit Schiffen fahren und Handel treiben in großen Wassern, die haben erfahren des Herrn Werke und Seine Wunder in der Tiefe."

„Einförmig und monoton, wie der weite Ocean erscheint, hat er dennoch seine Veränderungen; bald heiter und traurig, bald licht und finster. Nur wenn der Wind beschwichtigt ist und die Stille die zürnenden Wogen sänftigt hat, zeigt sich der Ocean in seiner majestätischen Ruhe. Doch hat der Anblick der vollkommen ruhigen See etwas Schauerliches, Unheimliches; der Mensch, fern von Lande, fühlt sich wie von einem Zauber an diese glasichte, durchsichtige Fläche gefesselt; er kann sich von dem verhängnißvollen Fleck nicht lösen, und der Tod, der langsame, furchtbare, gewisse Tod stiert ihn ins Antlitz. Er zittert, wenn er in das aufgeschlagene bleierne Auge des Hais schaut, der ihm geduldig auflauert; oder wenn er tief unten den Seufzer irgend eines Ungethüme hört. Die Phantasie kennt nur ein Gemälde, das fürchterlicher ist, als ein Seesturm, oder ein Schiffbruch, oder ein Schiffbrand auf offener See — ein Schiff auf dem Meere des Windstille, ohne Hoffnung auf eine Brise. Ein gräßliches Schauspiel! Der arme Seemann stiert auf dieselbe Welle, denselben Sonnenschein Tag für Tag mit hinschmachtendem Auge, bis das Herz erkrankt und der Leib dem Tode verfällt.

Dann wiederum begrüßt das Auge den fröhlichen Ocean, voll holder Scheine, lustiger Wellen, unablässiger Bewegung. Da wird die Seele erfüllt von der Idee der Unendlichkeit, und der Geist, von den Schranken des Raumes und der Zeit befreit, erhebt sich zu den erhabensten Gedanken. Und doch wieder erfreut der klare Spiegel mit seinen lichten, kräuselnden, scherzenden Wellen das Herz des Beschauers und erinnert ihn, daß hier, wie auf dem Lebensmeere, wenn der Schiffbrüchige in die rosenden Wogen geworfen wird, eine unsichtbare Hand in den glücklichen Hafen leitet. „Denn Er beherrscht das Leben der See; und wenn die Wogen sich erheben, beschwichtigt Er sie."

Dieses Gefühl des Unendlichen, erweckt von der schrankenlosen Ausdehnung der unruhigen, rastlosen Gewässer, ist nicht ohne Beimischung eines tiefen, geheimnißvollen Schauers. Die See faßt nicht diese Größe sonder Gränzen, dohne das Geheimnißvolle. Den menschlichen Augen, das den ersten Anstoß nicht sieht, erheben sich die schwarzen Wogen durch eine unsichtbare, unbekannte Macht; wie sie in ihrer Riesenhaftigkeit seit Jahrtausenden gegen das Bollwerk des Festlandes und der Inseln anstürmen, scheinen sie uns unwiderstehlich und furchtgenug, die Fundamente der Welt zu erschüttern. So auch der Ocean die Gefühle düsterem Geheimnisses und grimmer Macht hervor; das Unendliche führt und hinaus über alle Gränzen gewohnten Denkens, und die See wird die Heimat fabelhafter Wesen und verhängnißvoller Gebilde. Alle Küstenländer wimmeln daher von Geschichten, Sagen und Traditionen; die wankelmüthige See, der neidische Ocean, die wilden, hungrigen Wogen, die wüthenden Brandungen — alle werden die Abbilder so vieler menschlichen Leidenschaften. Unsere Phantasie bevölkert die Tiefe mit süß lockenden Sirenen, begabt mit der Zaubermacht, den Seefahrer herabzuziehen in den Krystall-Palast unter den Wellen. Hier leben Seekönige und Feen in bezaubertes Schlössern; Ungethüme von unerhörter Größe und Gestalt flattern gespenstergleich durch das finstere, mysteriöse Reich. Die ergriffene und erschreckte Seele sucht in ihrer Weise die großen Naturerscheinungen mit dem eigenen Geschick und dem Willen des Allmächtigen in Verbindung zu setzen. Sie sieht in den rastlosen Vögeln die Verlässer des drohenden Sturmes, in den fliegenden Fischen die Geister der im Schiffsrumpf angekommenen Seeleute, und der fliegende Holländer und der alte Seemann sind ihr Zeugnisse der Gerechtigkeit des göttlichen Zorns.

Digitized by Google

Der gesunde Sinn und die gläubige Seele schütteln all diese eitlen Träume, all diesen hohlen Aberglauben von sich ab. Für sie ist die See die wahre Quelle der Thatkraft und des Muthes; das Leben zur See ist ein Leben unablässigen Strebens und Kämpfens. Daher sind die seefahrenden Nationen kriegerisch, thatendurstig und poetisch. Der größte Reiz der See aber vor Allem ist die Freiheit. Der freie, unbeschränkte Ocean, wo der Mensch keinen Zwang fühlt, keine einengende Barre sieht, wo er sich auf sein festes, glaubenskräftiges Herz verlassen muß, wo er allein ist mit seinem großen Vater im Himmel, giebt ihm das Bewußtsein seiner eigenen Freiheit und Kraft, wie kein Punkt auf Erden, und trotz all dem Frieden und dem Glück, die das Land ihm bietet, kehrt er doch gern zurück auf die See mit ihren Gefahren und Beschwerden; er weiß, daß „wohnte er auch an den äußersten Enden des Meeres, Seine Hand ihn leitet und Seine Rechte ihn hält."

Mittel-Amerika.

Chinesische Martyrologie.

Nach den Indianern und Negern sind jetzt die Chinesen die Kreuzträger der neuen Welt geworden. Wir haben neulich einen Bericht über die Reise-Abenteuer einer armen chinesischen Schauspieler-Truppe gebracht, die von einem Kollegen des würdigen Barnum nach New-York gelockt wurde, um dort benutzt und hülflos im Stiche gelassen zu werden. Die Behandlung, die ihnen in San-Francisco zu Theil ward, ist hinlänglich bekannt; eben so das Schicksal derjenigen, die sich zur Auswanderung nach Chile verlocken ließen, wo man sie zu der eben so ungesunden als ekelhaften Arbeit des Guanosammelns verwendet. Noch beklagenswerther aber ist, wo möglich, das Loos einer Anzahl Chinesen gewesen, die von amerikanischen Spekulanten zum Bau der Eisenbahn über den Isthmus von Panama gemiethet wurden, und deren Martertham das in unserem letzten New-Yorker Monats-Bericht erwähnte Werk von Tomes „Panama in 1855" folgendermaßen schildert:

„Ein Schiff kam an und landete auf dem Isthmus etwa achthundert Chinesen, nach einer glücklichen Reise von Hongkong, wo diese armen Söhne des blumigen Reiches sich anbewußt zum Dienste der Eisenbahn verkauft hatten, ohne das Land zu kennen, wohin sie bestimmt waren, und die Leiden, die sie dort erwarteten. Die Reise ging ziemlich gut von Statten, und die Chinesen ertrugen die Beschwerden und Entbehrungen derselben mit vieler Geduld, getröstet durch die Aussicht, bald das fremde Land zu erreichen, wohin sie die glänzenden Vorspiegelungen jener Seelenverkäufer gelockt hatten, die ihnen so freigebig Glück und Reichthum versprachen. Indessen starben sechzehn unterwegs und wurden ins Meer geworfen. Kaum waren die achthundert Ueberlebenden ans Land gestiegen, als zweiundzwanzig von ihnen auf das Krankenlager gestreckt wurden, und in der Zeit von einer Woche vermehrte sich die Zahl der Patienten um achtzig. Die Dolmetscher, welche sie begleiteten, schrieben diesen allgemeine Siechthum der Entbehrung ihres gewohnten Opiums zu. Der ihnen so theure Medicinstaat wurde jetzt unter sie vertheilt und mit so gutem Erfolg, daß zwei Drittel von den Kranken ihr Lager verließen und sich zur Arbeit meldeten. Bald ward jedoch ein Maine-Gesetz gegen das Opium erlassen, indem man es für unmoralisch erklärte, eine so schädliche Gewohnheit zu dulden, wobei hoffentlich die Kostspieligkeit derselben nicht in Anschlag kam, die jedoch einen keineswegs unbedeutenden Punkt bildete, indem die tägliche Consumtion pro Kopf sich auf zunfzehn Gran zum Preise von wenigstens eben so vielen Cents (also sechs Silbergroschen preuß.) belief. Ob es nun an der Entziehung dieses unentbehrlichen Reizmittels, oder an der böartigen Einwirkung des Klimas, oder am Heimweh, oder an der gebäuschten Erwartung lag, genug, in wenigen Wochen gab es unter den achthundert Chinesen kaum einen einzigen, der nicht in Erschlaffung verfunken und zur Arbeit untüchtig war. Die armen Leidenden ließen Art und Spaten aus der Hand fallen und gaben sich den Qualen der Verzweiflung hin. Sie hießen den Tod willkommen, und jeder erneuerte mit Ungeduld den Augenblick, wo die unter ihnen eingerissene epidemische Krankheit auch ihn treffen würde. Die Seuche setzte ihre Verwüstungen fort und hätte mit der Zeit ihr Werk vollbracht; allein da sie bisweilen sich gnädig erwies, ein Opfer verschonte, und zwar plötzlich, aber langsam war, konnte der verzweifelnde Chinese nicht länger warten; er ergriff freiwillig die Hand des Todes, um rasch von ihr erdrückt zu werden. Hunderte brachten sich selbst um und zeigten in den verschiedenen Arten des Selbstmordes den charakteristischen Erfindungsgeist der Chinesen. Einige steckten ruhig ihre Pfeifen an, setzten sich am Ufer des Meeres nieder und warteten auf das Eintreten der Fluth; hartnäckig entschlossen, zu sterben, saßen sie schweigend und regungslos wie ein vom Sturm gepeitschter Fels, während eine Woge nach der andern sich über sie ergoß, bis sie in die Tiefen der Ewigkeit versanken. Einige handelten mit ihren Gefährten um den Tod, indem sie ihr ganzes Habe der freundlichen Hand darboten, die ihnen eine Kugel durch den Kopf schießen und ihre Leiden enden würde. Einige hingen sich mit dem Haar an die hohen Bäume, oder sie schlangen sich den Zopf um die Gurgel und drehten ihn Knoten auf Knoten, bis ihr Gesicht schwarz wurde, ihre Augäpfel hervorquollen, ihre Zunge aus dem Munde trat und der Tod sie von ihren Martern erlöste. Einige schnitten sich häßliche, trückenförmige Stücke mit scharfen Spitzen und stachen sich diese in den Hals, die sie durch und durch gebohrt waren und das Leben in einem Blutstrom aushauchten. Einige beluden sich mit großen Steinen und sprangen dann in die Tiefe des nächsten Flusses, der sich entschlossen an die Last klammerte, die sie niederzog, bis der Tod ihre Muskeln erschlaffte und sie als Leichen auf die Oberfläche zurückwarf. Einige tödteten sich durch Hunger, indem sie Speise und Trank beharrlich zurückwiesen. Endlich gab es Einige, die sich auf ihre Arbeitswerkzeuge spießten, und so waren wenige Wochen nach ihrer Ankunft nur zweihundert Chinesen aus der ganzen Zahl übrig geblieben. Diese traurigen Ueberbleibsel einer blühenden Kolonie, arme Verstoßene, von den Wirkungen des Klimas entnervt und den Tod im Herzen, wurden als zur Arbeit untauglich nach Jamaika geschickt, wo sie seitdem ein elendes Bettlerleben hinschleppen."

Mannigfaltiges.

— Herr Professor Philarète Chasles in Berlin. Berlin fängt wieder an, wie gewöhnlich im Winter, ein Vereinigungspunkt hervorragender Männer zu sein. Seit einigen Tagen weilt hier Herr Philarète Chasles aus Paris, Professor am Collége de France und einer der wenigen gelehrten Franzosen, die sich speziell mit der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, so wie mit vergleichender Sprachkunde und Literaturgeschichte überhaupt, beschäftigen. Unsere Leser sind mit dem Namen und den rühmlichen Leistungen des Herrn Chasles hinreichend bekannt. Sie werden sich erinnern, daß wir erst im vorigen Jahre*) aus seinem letzten Werke: „Kindes zur Allemagne, ancienne et moderne" eben so anziehende, als namentlich über das Verhältniß der deutschen Sprache zur französischen und englischen, belehrende Auszüge geliefert haben. In früheren Jahren hatten wir Gelegenheit, auch seiner Studien über das Alterthum, über das Mittelalter, über das sechzehnte Jahrhundert in Frankreich, über England im siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert ꝛc. zu gedenken. Gewiß wird auch sein gegenwärtiger Aufenthalt in Deutschland nicht ohne literarischen Gewinn für sein Vaterland sein. Interessant wäre es, wenn der gelehrte, geistvolle und beredte Mann sich bewegen ließe, in Berlin einige Vorlesungen über die Hauptmomente der neueren französischen Literatur zu halten. Unsere Mitbürger würden dadurch Gelegenheit bekommen, sich ein gründliches Urtheil über die zeitgenössischen Schriftsteller Frankreichs zu bilden, und zugleich von der Art des höheren Unterrichts, wie er an dem berühmten Collége de France ertheilt wird, eine genaue, anschauliche Vorstellung zu machen.

— Unchristliches Betragen. Wie amerikanische Zeitungen berichten, hat die presbyterianische Kirchenversammlung des Staates Indiana so eben einen Geistlichen wegen „unchristlichen Betragens" seines Amtes entsetzt. Diese Unchristlichkeit bestand erstens darin, daß er sich an der aus „Onkel Tom" unter dem Namen der unterirdischen Eisenbahn bekannten Verbindung betheiligt, die es sich zur Aufgabe macht, flüchtige Sklaven durch die Freistaaten nach Kanada zu befördern, und zweitens, daß er sogar in eigener Person den Sklaven zu ihrer Flucht behülflich war, was sowohl den allgemeinen Gesetzen der Vereinigten Staaten, als den Spezialgesetzen des Staates Indiana zuwider ist. Ein so höchst „unchristliches" Verfahren durften die frommen Herren in Indiana natürlich nicht ungerügt lassen.

— Amerikanische Moralitäts-Skala. Ein amerikanisches Blatt (The Wide West) theilt folgende Skala mit, nach welcher in Amerika die Diebe rangirt werden: „Wer eine Million stiehlt, ist ein guter Finanzier. Wer eine halbe Million stiehlt, ist ein unverläßlicher Mann. Wer eine viertel Million stiehlt, ist ein Betrüger. Wer fünfzigtausend stiehlt, ist ein Spitzbube. Wer aber ein Paar Stiefel oder ein Brod stiehlt, ist ein niederträchtiger Schurke und muß gepeitscht werden."

*) Nr. 92, 99, 104 und 129 des „Magazin" von 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Ngr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Ngr. und vierteljährlich 25 Ngr., wofür das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 136. Berlin, Dienstag den 13. November 1855.

Nord-Amerika.

Der moderne Spiritualismus in Amerika und Europa.*)

Der Mensch ist stets geneigt, Alles, was ihm aus seinem Innern in das bewußte Tageben herauszudämmert, als etwas Fremdes, von außen an ihn Herangetretenes anzusehen. Eine innere Stimme wird ihm zu seinem Engel oder Genius; der Poet erscheint ihm als Inspirirter, der Prophet als Botschafter der Gottheit, der Arzt als Zauberer. Ein Nervenreiz ruft die ihm adäquaten Sinnes-Eindrücke hervor, und die Erscheinung der Kobolde und Feen bis zu der Erscheinung der Heiligen und der Gottheit selbst, wie sie bereits im Geiste des Schauenden lebt, ist die Folge davon. Alle diese Visionen sind Zustände, Zustände des inneren Gefäßlebens, welches sich bis zu einer Production in dem Sinnes-Organe steigert; sie sind Spiegel-Bilder im subjectiven Geiste. Engel und Dämonen, Heinzelmännchen und Schwanen-Jungfrauen, gute und böse Geister rathen und trösten, kommen und gehen zur Erhebung und Peinigung, je nach der Stimmung, der Richtung und dem selbsteigenen Gehalt des Gemüthes. Ueberall ist die Vision eine subjective. Dem Brahminen offenbart sich Brahma; der Buddhist durchschaut in seinen Offenbarungen das von ihm geglaubte Gewebe der Wiedergeburten; dem Zoroaster erscheint Ahuramasda, dem Jesajas Jehovah, der Pythia ein Apoll, dem Porphyrius und Jamblich ein ganzes Reich von Dämonen, dem christlichen Heiligen Christus, Maria und die Apostel; Pythagoras, Sokrates, Picus, Scaliger, Cardanus, Tasso verkehren mit ihrem Schutzgeiste, wie Swedenborg mit den Engeln, und unsere Modernen rufen sich jeden beliebigen Verstorbenen, um von ihm „Mittheilungen aus dem Reiche der Geister" zu erhalten. Ueberall derselbe Vorgang. Jeder Seher erhält die Mittheilungen aus einer „anderen Welt", daher, woher er sie gehetzt, und er erhält sie so, wie sie bereits vorgebildet in seinem gläubigen Geiste liegen.

Insbesondere war es der Verkehr, den die Menschen mit den Verstorbenen unterhielten, welcher den Beweis für das Dasein eines Geisterreiches liefern sollte, eines Geisterreiches, welches die Geschicke der Menschen leite, und durch seine Enthüllungen über das Jenseits durch seine Offenbarung des Verborgenen und seine Verkündung der Zukunft den sterblichen Menschen den Beweis für die Fortdauer der Seele thatsächlich zu führen bestimmt schien. Die Ahnung einer Fortdauer nach dem Tode liegt in der menschlichen Natur, und die Sehnsucht, das Ahnen in Wissen zu verkehren, ist uns angeboren; da darf es uns nicht wundern, daß man von je danach strebte, das Verborgene zu ergründen und sich Gewißheit darüber zu verschaffen, wie es wohl „da drüben" aussehen möge. So finden wir die Todten-Befragung so alt als die Geschichte. Zama ist der Gott der Todten-Orakel bei den Indern, wie Pluto bei den Griechen, und Moses eifert bereits gegen die Todten-Beschwörung; das Geister-Citiren wird durch alle Zeiten geübt, und von Jahrhundert zu Jahrhundert trifft und die Kunde des Verkehrs mit der Geisterwelt. Die Priesterschaft benutzte den Geisterverkehr für sich und führte den Beweis für ein „Jenseits" aus diesen Erscheinungen, wobei wir es freilich für viel konsequenter halten müssen, wenn Tertullian und Irenäus das Auftreten der Seelen Verstorbener für Thatsachen erklären, und Lactantius bei Widerlegung der Philosophen Demokrit, Epikur und Diokarch, welche die Unsterblichkeit der Seele leugneten, meint, sie dürften ihre Meinung wohl nicht vor einem Magiker zu behaupten wagen, der durch seine Zauberkraft die Seelen aus der Unterwelt heraufbeschwören und bewirken könne, daß sie sprächen, die Zukunft voraussagten und gewisse Zeichen ihrer Gegenwart gäben; als wenn evangelische Theologen lehren: es sei ein unwandelbares Gesetz der göttlichen Vorsehung, daß in der neutestamentlichen Oekonomie der Herr nicht mehr unmittelbar lehre, weder in Person, noch durch Geister oder Engel, sondern allein durch die heilige Schrift, und evangelische Theologen doch die Visionen Swedenborg's als Dogmata verkünden. Eben so wenig gerechtfertigt erschient es uns, wenn das Priesterthum diejenigen Mittheilungen aus dem Reiche der Geister, welche seinen Philosophemen entsprechen, für Offenbarungen, diejenigen aber, welche sich damit nicht in Einklang bringen lassen, für Täuschung und Spuk erklärt. Der heilige Geist, der die Kirche regiert, „bedarf keiner Bestätigung der von ihr gepredigten Glaubenslehren durch andere Geister, die jedenfalls unendlich geringer sind, als Er", und doch erklärte die Kirche die ind siebzehnte Jahrhundert hinein einige Hundert Erscheinungen der Maria und der Heiligen für real. Aber noch heutzutage meint Görres, es sei jenen unmittelbaren Mittheilungen aus jener Welt „die Sorge für die ewige Lampe übertragen, die im Heiligthume brennt, damit ihr Licht durch Versäumniß nicht auslösche und der Faden, der sich durch die Zeiten schlingt, nicht abreiße", und Abt Calmet schreibt: „Deshalb kommen diese Visionen nicht weniger von Gott, der entweder durch sich selbst, oder durch seine Engel, oder durch abgeleibte Seelen der Menschen das einflößt, was er ihnen mittheilen will, sei es im Traume, oder durch äußere Zeichen, oder durch Worte, oder durch gewisse Eindrücke auf ihre Sinne und auf ihre Einbildungskraft, während kein äußerer Gegenstand vorhanden ist. Während so schon die Kirche mit den „Erscheinungen aus jener Welt" in Kollision geriath, waren es die Forschritte in den Natur-Wissenschaften, welche ihre Unmöglichkeit darlegten und Young nöthigten, die Ergebnisse der exakten Wissenschaften als Täuschungen darzustellen, um seine „Theorie der Geisterkunde" zu retten.

Kaum schien der Spiritualismus in Deutschland überwunden, als sich, durch die Erscheinungen des thierischen Magnetismus angeregt, eine neue spiritualistische Schule bildete, welche ein mit den Menschen verkehrendes Geisterreich zu durchforschen strebte, und Männer, wie Justinus Kerner, treu seinem heiligen Namensbruder, Friedrich von Meyer, Eschenmayer, G. H. von Schubert, Novalis u. A., unter seinen Bekämpfern zählte. Durch die Schlag auf Schlag erfolgenden Fortschritte und Entdeckungen in den exakten Wissenschaften wurden die Lehrer dieser Schule mit Hohnlächeln begrüßt und mit Verachtung gebrandmarkt, und während sie sich schon zurückzogen in das stille Heiligthum einer geringen Anzahl Gläubiger, tauchte auf einmal in Amerika eine neue Form auf, mit den Seelen Verstorbener zu verkehren. Henry Spicer hat in seinen „Sights and Sounds", bearbeitet von Dr. Rechenberg, davon ein anschauliches Bild gegeben. Nachdem die Tische sich bewegt hatten, fingen auch Töne an, sich hörbar zu machen; da klopfte es bald in den Tischen, bald an der Wand, bald an der Decke oder dem Fußboden, und nachdem die Familie Fox sich mit den vermeintlichen Geistern zu unterhalten angefangen hatte, mehrte sich die Zahl der Medien — so nannte man die Personen, welche gewürdigt waren, mit der Geisterwelt zu verkehren — so ungemein, daß man schon 1853 ihre Zahl in den Vereinigten Staaten auf zwanzigtausend schätzt. Bald folgte noch viel Ueberraschenderes; da fingen Gegenstände an, ohne mechanische Vermittelung bewegt zu werden, Klingeln ertönten in der Luft, Stühle wurden gehoben, Menschen schwebten über dem Fußboden und musikalische Instrumente wurden von unsichtbaren Händen gespielt, Licht- und Feuer-Erscheinungen stellten sich in verfinstertem Raume ein, und Papiere wurden mit Schriftzügen bedeckt, oft in fremden Sprachen, wie bei Belsazar die Wand. Die Töne, welche gehört wurden, waren, wie Mr. Fitzhoungh beschreibt, einem Klopfen an eine der Seiten der dröhnenden Substanz nicht vergleichbar; sie gingen von ihrem Innern aus, hatten eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Explosion und waren durch Klopfen oder Pochen nicht nachzuahmen; es war ein inneres Fibriren, welches man auch durch die aufgelegte Fingerspitze fühlte. Dieses Klopfen wurde ganz eben so zur Conversation mit den Geistern benutzt, wie es uns Wieros aus dem sechzehnten Jahrhundert beschreibt. Auch damals suchte man erst die Person zu ermitteln, welche den Geist zum Sprechen brachte, wie man heute das Medium sucht, und ließ die Buch-

*) Der Verfasser dieses Artikels, Herr Dr. Schindler, ist den Lesern bereits als trefflicher Erklärer der zur Zeit vielbesprochenen Erscheinung des Tischrückens bekannt (Vgl. Nr. 149 des „Magazin" von 1853). Auch der gegenwärtige Versuch macht den Wunsch in uns rege, daß der Herr Verfasser ein von ihm aufgearbeitetes, auf sorgfältigen Quellenstudien und ausgebreiteten Natur-Kenntnissen beruhendes Werk zur Aufhellung der dunkelen Seiten des Seelenlebens sehr bald dem Druck übergeben möge. D. R.

Digitized by Google

staben nach dem Alphabete herausklopfen wie heute. Die damaligen Geister erzählten von ihrer Qual im Fegefeuer, bestellten sich so und so viele Seelenmessen und forderten ihre Erlösung; unsere modernen Geister erzählen von ihrem Verkehre mit den Engeln a la Swedenborg, machen allerhand Mittheilungen über Fernes und Zukünftiges, und für einen Schilling kann man über irdische und himmlische Angelegenheiten Aufschluß erhalten. Tausende von spiritualistischen Vereinen durchziehen ganz Nord-Amerika, Menschen aller Religions-Parteien drängen sich in die Zirkel, eine neue Religion scheint sich zu bilden, die Spiritualisten fordern ihre Anerkennung vom Kongresse, und die Geistlichen aller Konfessionen gerathen in ein arges Dilemma, da sie der möglichen Einwirkung einer jenseitigen Geisterwelt absprechend entgegentreten müssen, um nicht ihr Dogma in Konflikt mit den Geistern zu bringen. Im Mittelalter konnte man sich wenigstens noch davon befreien, nach dem Tode citirt zu werden, wenn man sich in einer Franziskaner-Kutte begraben ließ, aber heutzutage hilft kein Stand und kein Rang. Shakespeare muß Verse machen und Ludwig XIV. über seinen Tod berichten, ja, die Maria giebt den Ketzern eben so willige Antwort, wie ihren Gläubigen.

In Deutschland haben wir es zu jenen handgreiflichen Manifestationen noch nicht gebracht, wenn wir die Spukgeister und die Kernerschen Geschichten von Tönen, Klopfen, Werfen, Erheben in die Luft ausnehmen, die wir als Thatsachen zu leugnen bei der anerkannten Ehrenhaftigkeit der hochgeachteten Manner keine Ursache haben. Unsere Geister-Citirer mußten sich bis jetzt damit begnügen, das Tischdrehen-Klopfen, den Psychographen oder das Schreibtellerchen schreiben zu lassen. Hatte aber schon diese Erscheinung etwas Mystisches, so daß man sich dem überwältigenden Eindrucke kaum entziehen konnte, um wie viel mehr mußte dies in Amerika der Fall sein. Wahrlich, man kann es Leuten von ungenügender Bildung nicht verdenken, wenn sie bei der lautlosen Stille im Zimmer das unsichtbare Klopfen bald über, bald unter sich, bald aus dem Tische vernehmen, wenn sie auf Fragen, oft nur in Gedanken gestellt, richtige, ihr individuellstes Leben betreffende Antworten erhalten über Gegenstände, von denen kein Dritter etwas wissen konnte; wenn sie dabei schwere Gegenstände sich ohne sichtbaren Anstoß bewegen sahen und unerklärbare Licht-Erscheinungen im Zimmer gewahrten: daß diese Leute unmittelbar an den Pforten „des Jenseits" zu stehen glaubten. Hat doch diese Erscheinung etwas so unsere Sinne Gefangennehmendes, daß ein geistreicher Mann sich von der Idee, ein Geist spreche aus dem Tische heraus, nicht losringen konnte, obschon er schreibt: „Ist nicht Alles ein lächerlicher Traum? Ein Geist, die Seele eines abgeschiedenen Menschen, in einem Tische! Welcher Wahn! Wo bleiben alle die hohen Aspirationen unserer Seele, die im Jenseits vor Allem Freiheit, Licht und Verklärung suchen! Wo bleiben die Adler des philosophischen Gedankens, die den Geist, wie den Liebling Jupiter's, aus dem Dunstkreise der Materie in die Sonnen-Nähe der ewigen Reinheit, Allwissenheit und Erhabenheit tragen wollen! Wo bleibt all unser Idealismus, der sich sehnt, „die irdische Brust im Morgenroth zu baden", den Staubmantel der irdischen Form abzulegen und im Empyreum zu wandeln, im Glanze ewiger Erleuchtung! Und auch wer weniger philosophisch-ideal die Zustände des Jenseits, das uns erwartet, auffaßt, denkt es sich als Vergeltung für allen Kampf und alles Leid und alle Sorge des Menschenlebens, als den Ort des Wiedersehens derer, die er liebte, als die Zeit der unmittelbaren Vergeistigung wenigstens. Und nun redet uns das diesen Tischen, die klopfen, aus diesen Gestellen, die mit einem Stifte die Buchstaben deuten, aus dieser Schrift, die ohne unser Zuthun der Bleistift auf die Unterlage entwirft, eine so ganz andere, ganz trostlose Lehre an! Ist es nicht Aberwitz, daran zu glauben?" — So wird auch der besonnene, ruhige, gebildete Beobachter hineingebannt in den magischen Kreis, dem er nur schwer entfliehen kann, und sind denn alle Philosophen im Stande gewesen, den seit viertausend Jahren und länger herrschenden Glauben an Todten-Orakel, an Geister-Erscheinungen und Geister-Citirungen, an das Bannen der Geister an Ringe, Knöpfe, Flaschen, Strichbügel, Art und Sieb zu bewältigen? Sind sie nicht selbst diesem Glauben erlegen?

(Fortsetzung folgt.)

England.

Geist und Materie.

(Schluß.)

Wir wollen den Naturforschern, welche Dr. Buchner mißbraucht hat, dessen Buch nicht als Konsequenz ihrer Richtung vorhalten; es konnte blos Konsequenz in einem unlogischen Kopfe sein; aber man darf ihnen bei dieser Gelegenheit vielleicht zu bedenken geben, daß sie besser thäten, sich auf ihren herrlichen, unendlich reichen, unerschöpflichen Beruf zu beschränken oder nur solche Konsequenzen zu ziehen und solche allgemeine Wahrheiten daraus abzuleiten, welche sich nicht selbst widersprechen und der einfachsten Logik nicht ins Gesicht schlagen. Man kann nicht philosophiren, ohne vorher gelernt zu haben, mit den Werkzeugen der Philosophie umzugehen. Ihr verachtet die Philosophie. Nun, so zeigt es, und sucht nicht zu philosophiren, ohne wenigstens das ABC dazu gelernt zu haben. Welche Reihe unsinniger Sätze und „allgemeiner Wahrheiten" hat die moderne Naturwissenschaft aufgestellt! Das Leben ist „Stoffwechsel". Die Lebenskraft ist ein altes Hirngespinnst. Organisch und Unorganisch sind gleich. Kein Gedanke ohne Phosphor. Gedanken- und Harnabtheilung sind eine und dieselbe Operation. Die Materie ist ewig, der Geist aber, obgleich Combination der Materie, vergänglich. „Credo, quia absurdum." Man kann die Philosophie verachten, aber doch richtig denken und schließen. In den beispielsweise angeführten neuen, naturwissenschaftlichen „Wahrheiten" sitzen die Absurditäten so dicht bei einander, daß gar nichts mehr neben ihnen Platz findet, selbst die eigene Wissenschaft ihrer Schöpfer nicht. „Das Leben ist Stoffwechsel." Weil Stoffwechsel die Hauptfunction des physischen Organismus ist, deshalb ist das Leben überhaupt und durchweg nur Stoffwechsel. Die übrigen Merkmale und wesentlichen Bedingungen des Lebens werden negirt oder zu Theilen des „Stoffwechsels" gemacht. So nennt man z. B., was früher einer besonderen „Lebenskraft" zugeschrieben ward, „Lebensthätigkeiten" und meint, damit fertig zu sein und die Lebenskraft abgefertigt zu haben. „Lebenskraft" ist allerdings blos ein Wort für das Geheimniß des Lebens, aber doch wenigstens in dem Sinne einer „Ursache". „Lebensthätigkeit" wäre ein Ausdruck desselben Geheimnisses in dem Sinne einer Wirkung. Was ist das nun für eine „höhere Wahrheit"! Es ist bloßer Stumpfsinn, zu glauben, man habe durch einen Ausdruck, der eine Wirkung zugiebt, den besseren, der die Ursache bezeichnet, wissenschaftlich abgethan. „Organisch und Unorganisch" sind überwundene Standpunkte, denn sie sind gleich, weil organische Bestandtheile (Atome) und unorganischen entstehen und wieder in unorganische zerfallen, wenn das „Leben" daraus gewichen (womit zugleich das „Leben" als etwas Spezifisches zugegeben wird). Der Wissende, Erkennende unterscheidet, indem er das jedem einzelnen Dinge oder jeder Gattung besonders Zukommende scharf sieht. Der Unwissende giebt sich durch Stumpfheit und Faulheit im Erkennen dieser unterscheidenden Merkmale kund und sagt: „Mus wie Miene", „Jacke wie Hose". Organische und unorganische Gebilde aber zusammenzuwerfen, ist schlimmer, als der Blödsinn, der die Jacke nicht von den Hosen unterscheiden kann. Es ist ein Schritt vom Wissen zum Stumpfsinn, zu behaupten, der Stein, der Krystall unterscheide sich nicht wesentlich vom Menschen, weil etwa die Atome des Krystalles in unserem Blute nachzuweisen sind. Nehmt es doch ganz oberflächlich. Warum verweist der Stein nicht, wenn Ihr ihn in Stücke zerschlaget! Und warum lebt der Mensch nicht fort, wenn man ihm nur das Bischen Kopf abgeschlagen?

Das ist nicht mehr Materialismus, das ist Kannibalismus, wie Euer ganzer „Kreislauf des menschlichen Lebens", von dem der alte blinde Gaul, der die alte Oelmühle treibt, wohl reden könnte, aber keine Wissenschaft und kein Leben, das ja immer zu seinem alten Stammvater, dem äquivoken Wurme, der sein eigener Vater, seine eigene Mutter, seine eigene Peitsche zum Kreislaufe seines Lebens war, zurückkehren müßte, wenn die Thatsachen des Lebens und Eure neue Wissenschaft kongruent wären.

Wie die Naturwissenschaft, wenn sie sich so recht stolz selbst genügsam abschließt und andere Gebiete des Wissens ignorirt und verachtet, selbst geistvolle, verdiente Fachmänner barbarisiren kann, bewiesen Gelehrte, wie Dr. Schleiden, der dem Geiste ein ganz respektables Winkelchen einräumt (und deshalb von den neuesten, höchsten Forschern als ästhetisirender Dilettant belächelt wird) und sogar Johannes Müller. Ersterer sucht in seinen „Studien" „die Töne der Natur und die Natur der Töne" recht rationell, recht Wegschreiderrationalistisch zu erklären, nachdem er nachgewiesen, daß nicht nur das, was wir Ton nennen, sondern auch die Construction unseres Ohres eigentlich noch Mysterien sein. Das ist gut. Er sieht tiefer

— und geht es frei:

Es bleibt immer etwas Anonymes dabei.

Desto auffallender und widerwärtiger klingt hernach der Rationalismus, mit dem er bei Betrachtung des menschlichen Kehlkopfes mit Hinweisung auf Johannes Müller und Albertus Magnus ausruft: „Seht, die menschlichen Stimm-Organe sind nichts als ein physikalischer Apparat, den man aus Holz, Pappendeckel und Leder nachmachen kann." Albertus Magnus hatte nämlich nach dreißigjähriger Arbeit einen Kopf zu Stande gebracht, der vollständig sprechen konnte, wie Faber später seine Sprechmaschine. Und Johannes Müller konnte durch Anblasen eines sorgfältig präparirten Kehlkopfes Melodieen spielen und schlug vor, man solle, statt des großen Etats für die Oper, blos die Kehlköpfe verstorbener Primadonnen kaufen, auf denen dann jeder Balgentreter wie die Malibran oder Jenny Lind würde singen können. Man sieht hier die physiologische und ästhetische Verwahrlosung auf den ersten Blick. Stellt immer auf die Philosophen zu

Digitized by Google

schimpfen, sollten die Naturforscher einmal erst Hegel's „Phänomenologie" und Aesthetik studiren, sei es auch nur in der Absicht, um ihn zu widerlegen oder den angeblichen Unsinn darin öffentlich an den Pranger zu stellen. Berachtete doch Hegel die Naturwissenschaft nicht, sondern studirte sie, wie ein Mann von Fach.

Albertus Magnus erfuhr den Beweis des Häßlichen (im ästhetischen Sinn) und Unanständigen seines vollendeten sprechenden Kunstwerks auf eine schlagende Weise dadurch, daß ihm seine Freunde den Kopf-Automaten zerschlugen. Es war das Häßliche in frechster, entsetzlichster Form, die grauenhafteste Lüge des Geistes, den natürlich immer erst ein wirklicher Mensch hineinblies, damit dieses Kunstwerk den Schein erwecke, als könne es sprechen. Der sorgfältig präparirte Kehlkopf von Johannes Müller war nichts Besseres, wechalb seine witzig sein sollende Folgerung nur eine unbegreifliche Verleugnung des „Anonymen", welches im Menschen spricht und singt, sein konnte. Was ist so ein künstlichen Sprech- oder Sing-Instrument Anderes, als eine Art von Musik-Instrument? Giebt man ihm den Schein der seelenhaften Thätigkeit, welche singt, welche spricht und noch dazu mit der Folgerung: seht nichts als Holz und Pappendeckel! so läuft dies im Wesentlichen nur auf die wirkliche oder absichtlich angenommene Rohheit hinaus, die selbst den physikalischen wesentlichen Unterschied eines beseelten und einen bloßen Instrumentaltones nicht fühlen, nicht begreifen kann. Dagegen giebt es ein Mittel: etwas Bildung! Etwas Geschmack! Etwas Schönheitssinn! Etwas Geist oder nur etwas Kritik!

Die Naturwissenschaft, mit ihrem modernen Motto: „Berachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft", mit ihrem „hochgelehrten" Abschließen in die bewußtlose, chemische Materie verliert nicht nur den Geist, das Anonyme in aller Natur, sondern auch ihren eigenen Kopf, der auf diese Weise an das Kunstwerk des Albertus Magnus erinnert, welches, als es sprach, so entsetzlich und abscheulich wirkte, daß ihm die Freunde diesen Kopf aus Freundschaft zerschlugen. Wir meinen dieses Schlagen auf die lebendigen Köpfe der Materialisten natürlich nicht wörtlich, denn sonst hätten wir nicht so aus der Ferne leise daran geklopft, um zu zeigen, daß hier wirklich nicht viel mehr ist, als Pappendeckel und Leder, nicht einmal Phosphor, lichttragender, im Dunkeln leuchtender, da sie im Gegentheil nicht nur das objektive Kulturlicht verschwärzen, sondern mit Verleugnung ihrer eigenen Einsicht renommiren.

Sie renommiren mit Verleugnung ihrer eigenen Einsicht! Das klingt wie ein Kompliment. Man kann aber bei Vielen der neuesten Mode-Naturforscher kaum umhin, eine tiefere Einsicht vorauszusetzen, da sie doch durchweg Gymnasium und Universität durchgerannt haben, wo man fast ohne Wissen und Willen etwas tiefer, etwas schärfer sehen lernt, als der gemeine Hause, der nur nach sinnlicher Anschauung urtheilt, wie das Thier. Selbst ihr Dogma, daß sich der Mensch nicht wesentlich von anderen Thieren unterscheide (es klingt wie die Phrase: „Studenten und andere dumme Jungen"), halten wir im Ganzen nicht für ehrlich, obgleich sie philosophiren wie Haisische und Hexochsen. Nein nein, wir halten obiges Kompliment wenigstens in Bezug auf Einige für eine Wahrheit. Sie renommiren mit Atheismus, mit Alogismus, mit Geistlosigkeit, weil dies geistreich klingt, starkgeistig, heroisch in den Augen der Menge, die allerdings leicht von ihrem mechanisch eingeschulten Glauben zu dieser thierischen Religion der bloßen sinnlichen Anschauung übergeschwatzt werden kann. Wie es in der Lyrik eine genial thuende, sich epigrammatisch verschmerzende Nachverselei Heinrich Heine's gab, bildet sich der moderne Natur-Privatdozent wohl auch ein, er leide an einer Art Faust-Tragödie, wenn er vom „Schmerze der Erkenntniß" faselt. Man macht sich interessant, man „grauelt" schöne Damen und junge Schwachköpfe mit absoluter Verleugnung alles Geistigen, indem man vorgiebt, in den tiefsten Geheimnissen der Natur den Beweis dafür gefesen zu haben, indem man ihnen experimentell zeigt: Gedanke ist Phosphor, Wille ist Elektrizität, menschliche Stimme — Pappendeckel. Sie stehen zwar gleich an der Gränze ihres Witzes, wenn man sie fragt: Was ist denn nun Phosphor, das materielle Element, wenn es Gedanken anschreibt, da nun doch sofort Eure Definition von Element aufgehoben ist? Was ist denn nun Elektrizität? Was ist Mozart singender „Pappendeckel"?

Ich will Euch ganz entschieden und erschöpfend mit einer Antorität abthun, auf die sich Eure „Heroen" ganz wesentlich berufen, obgleich der Mann ein Denker war, der in solchen Tiefen irrte, daß ihm bis jetzt noch Niemand bis dahin gefolgt ist, um die Zeichlüffe genau nachzuweisen: Ludwig Feuerbach. Er sagt in seiner sonst ziemlich langweiligen Zusammenstoppelung „humoristisch-philosophischer Aphorismen" mit dem Hauptitel: „Abälard und Heloise, oder der Schriftsteller und der Mensch", Seite 13:

„Die sinnliche Anschauung ist bei der größeren Anzahl der Menschen das einzige Maß ihres Verstandes, die Richtschnur ihrer Urtheile, der feste Anhaltpunkt bei der Werthschätzung der Dinge. So wie sie auf geistigen Boden kommen, gerathen sie aufs Glatteis und brechen Hals und Beine. Daher halten sie für Ursachen und wirksame Agentien im Leben (z. B. „das Leben ist Stoffwechsel", und damit Punktum), was doch allein nur eine höchst untergeordnete Folge ist, hinter welcher man eine ganze lange Reihe von Mittelgliedern durchlaufen muß, bis man erst zu der Ursache kömmt, die wegen ihrer Entlegenheit nur von dem bewaffneten Auge, d. h. dem denkenden Blicke, wahrgenommen werden kann."

Ihr bewaffnet Eure Augen auch, aber nicht mit Denken, sondern mit geschliffenen Linsen, in denen Euer Verstand allein sitzen soll. Wer aber ohne Gedanken in das Mikroskop und Teleskop guckt, findet eben blos sinnliche Abbildungen darin, nicht aber die Ursachen und Agentien derselben. „Wer die Natur dumm ansieht, den sieht sie wieder dumm an", sagte einmal Professor Hinrichs in Halle.

Aber Ihr sollt mich hören noch stärker beschwören. Derselbe Feuerbach, auf dessen Autorität sich Moleschott und andere viel weniger respektable Natur-Materialisten berufen, hat nicht nur Urtheil an Urtheil, Schluß an Schluß in unzerreißbarer Logik nachgewiesen, daß es keine wirkliche Kraft und keinen wirklichen Stoff giebt, als die Kraft unseres Denkens, den „νοῦς", sondern in demselben Buche („Kritik des „Anti-Hegel"") den blosen Empirikern, den Helden der Thatsachen, zuletzt ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Wir sehen nämlich, daß Alles, was Empiriker, also alle Naturforscher von Fach, Thatsache nennen, nichts ist, als ihre sinnliche Vorstellung von objektiven Thatsachen. Die sinnliche Vorstellung renommirt jetzt noch ganz besonders damit, daß sie allein das Wahre sehe und sei, obgleich sie in der freiwilligen Sklaverei thatsächlich in jedem Augenblicke die Erfahrung macht, daß Thatsachen nicht nur selbst unter ihren Augen zer- und wieder zusammenfließen, sondern auch die Mittel der Wahrnehmung, die Sinne, bewaffnete und unbewaffnete, von tausenderlei Zufälligkeiten abhängig und daher unendlichen Täuschungen unterworfen sind. Also ist weder objektiv Wahrgenommenes die reale Wirklichkeit, sondern das unsichtbar Bleibende, das in dem Fluße der Körperwelt zum Vorschein, zur Erscheinung, aber nicht zu sich selbst kömmt; noch kann das Mittel, wodurch wir wahrnehmen, sinnliche Erscheinungen zur bloßen Vorstellung in uns bringen, als Zeuge dieser realen Wirklichkeit gelten, wenn nicht der denkende Blick, der logische, der metaphysische Beweis hinzukömmt. Die Thatsachen der Empiriker, der modernen Natur-Materialisten tragen daher durchweg das Gepräge dieser sklavischen Abhängigkeit von dem Wahne, daß das momentan Erschienene in seinem Kleide das Wesentliche sei und ihre nur von sinnlicher Wahrnehmung gezeugte Vorstellung davon den einzig richtigen Sinn dieses Wesentlichen ausmache. So stellt sich das Wissen dieser bloßen Empiriker durchweg nur als Produkt ihres eigenen, doppelt abhängig gemachten, logisch ungebildeten Geistes dar, als der Unrath einer unrichtigen geistigen Verdauungskraft. Und hier schließen wir mit der Autorität, auf welche sich die modernen Materialisten mit berufen, mit dem Schlusse Feuerbach's in der „Kritik „Anti-Hegel's"", indem wir zugleich die Verantwortlichkeit für die etwad derbe Form dieses Bildes der Autorität und der Richtigkeit desselben überweisen: „Der treue Empiriker, der sich lediglich auf Thatsachen stützt, abstrahirt das Muster seiner Kritik von den Affen, welche in Ermangelung von Steinen und anderen objektiven und gewichtigen Substanzen, ihren eigenen Unrath sich in die Faust kaßen, um damit die Objekte ihrer Polemik (die Philosophen, die Denker überhaupt, welche aus der Sklaverei und Willkür bloßer sinnlicher Wahrnehmung die Freiheit des Begreifens erstreben, die Substanzialität der ewigen Ideen, welche den fließenden Erscheinungen zu Grunde liegen) bewerfen zu können." Dieses derbe Bild trifft ganz speziell mit jeder „Bombe" den Autor von „Kraft und Stoff".

Böhmen.

Das böhmische Marienbad in seiner Beziehung zur evangelischen Gottesverehrung.

Zu den frisch und fröhlich aufblühenden, böhmischen Badeorten muß Marienbad gerechnet werden, welches, in einem schönen Thale gelegen und von waldgekrönten Bergen größtentheils umgeben, an Heilquellen überreichend reich ist. Die stetigen Bewohner des Ortes sind fast sämmtlich dem römisch-katholischen Glaubens-Bekenntnisse ergeben. Ihren höheren, d. h. religiös-sittlichen Bedürfnissen wird durch öffentliche Gottesdienste Befriedigung zu Theil in einem Kirchen-Gebäude, welches, in der Gestalt eines Lichtecks mit vielem künstlerischen Geschmack erbaut, eine Zierde Marienbads ist. Zahlreiche evangelische Christen finden sich erst dann, und zwar auf vorübergehende Weise, zu Marienbad ein, wenn die zum Heilgebrauche der Quellen herkömmlich bestimmte Zeit im Verlaufe des Jahres eingetreten ist. Ihre höheren Bedürfnisse werden durch die nicht öffentlichen Gottesdienste befriedigt, die seit dem Jahre 1854 in dem geräumigen, für eine nicht bedeutende Geldsumme gemietheten Saale

Digitized by Google

eines Gasthauses, das im Waldesdunkel gelegen ist und den Namen der „Waldmühle“ führt, vollzogen werden. An der Leitung dieser Gottesdienste haben sich im Laufe des Jahres 1855 insonderheit der Oberprediger von Lüders aus Küstrin, der Prediger Cäsar aus Köthen, der Geheime Kirchenrath Dr. Schwarz aus Jena und der Konsistorialrath Dr. Böhmer aus Breslau persönlich betheiligt. Der zuletzt genannte Gottesgelehrte, welcher sich lediglich auf fremden Wunsch betheiligte, schloß am 2. September die Gottesdienste mit einer Predigt, welche in der tiefsinnigen Stelle des Paulus: 1. Korinther X. 16, ihren Anschließungspunkt und das Mahl des Herrn wie nach seinem Wesen so nach seiner Beziehung zum Thema hatte. Die Kollekte, in dem Schluß-Gottesdienste*) bei den jahrlich versammelten evangelischen und selbst nichtevangelischen Christen zum Besten eines evangelischen in Marienbad zu errichtenden Bethauses veranstaltet, fiel bedeutend aus. Durch die nothwendige Berücksichtigung seiner angegriffenen Gesundheit wurde der Professor Böhmer zu seinem Bedauern abgehalten, das Verlangen, daß er noch Einmal im Verlaufe dieses Jahres in Marienbad predigen möge, zu erfüllen.

Was das eben berührte Bethaus betrifft, so ist der Anbau desselben, nachdem er von Sr. Majestät dem regierenden Kaiser des österreichischen Staates gestattet worden, im Jahre 1854 auf einem solchen Raume des Marienbader Gränzeugmarktes, zu dessen Ankauf Se. Majestät der regierende König von Preußen die Mittel an die Hand gegeben hat, dergestalt angefangen und fortgesetzt worden, daß die vielen Liebesgaben von wohlgesinnten, evangelischen Christen, insonderheit bei den Gottesdiensten der Waldmühle gespendet und auf mehr als zwanzigtausend Gulden C. M. sich belaufend, gewissenhaft bei dem Anbau benutzt sind. Daß das Bethaus im Jahre 1856 seine Vollendung erreichen werde, darf gehofft werden, dafern noch siebentausend bis achttausend Gulden C. M. bis dahin von evangelischen Glaubens-Brüdern herbeigeschafft werden. Und die Wahrscheinlichkeit des Herbeigeschaffwerdens unterliegt wohl bei dem Hinblick darauf, daß bereits über zwanzigtausend Gulden C. M. in der vergangenen Zeit gesammelt sind, keinem Zweifel. — Das Bethaus darf nun freilich keine Thüren und Eingänge von Seiten des Gränzeugmarktes aus, desgleichen keine Kirchenglocken haben. Es wird als ein Privat-Gebäude, zugehörig dem königlich preußischen Landrathe von Kröcher, errichtet. Es zeugt nicht von einer schönen Rechtsgleichheit auf dem religiösen Gebiete, welches die Evangelischen des österreichischen Kaiserstaates zugleich mit den Katholiken nach den humanen Grundsätzen der Gegenwart, so wie nach den Bestimmungen des deutschen Bundes, genießen sollten. Das Bethaus beurkundet in seiner Gestalt nur jene religiöse Duldung, die den Evangelischen von den Katholiken nach Anschauungen des verflossenen, edlen Kaisers Joseph zu Theil wird. Gleichwohl dürfte das Bethaus ein seinem erhabenen Zwecke entsprechendes Gebäude werden. Dafür bürgt die Thatsache, daß es unter der Oberleitung des preußischen Baurathes Cantian, welcher in dem preußischen Architekten Freese einen geschickten Vertreter besitzt, erbaut wird. Es ist der gothische Rundbogen-Styl, in welchem das Bethaus bei zehn Klaftern Länge mit Pilastern Säulenstellungen und Emporen sich erhebt. Die Decke wird zwar eine gerade, jedoch mit Täfelchen ausgestattete sein. Die Altarnische wird eine halbrunde, kuppelförmige überwölbte Gestalt haben. Obwohl noch unvollendet, macht der Bau schon jetzt einen dem evangelisch-christlichen Bewußtsein wohlthuenden Eindruck.

Der Baurath Cantian gehört mit zu dem stetigen Comité, welches die sämmtlichen, evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten Marienbads leitet, dessen Mitglieder indeß nicht immer daselbst anwesend sind. Von dem stetigen Comité ist ein flüssiges (wenn ich so sagen darf) zu unterscheiden, dessen Aufgabe gleichfalls von dieser Leitung gebildet wird, welches aber zusammengesetzt ist aus evangelischen Persönlichkeiten, die in dem Badeort gerade sich befinden und für das Gedeihen des evangelischen Christenthums daselbst ein Herz haben. An den Versammlungen des flüssigen Comité habe ich während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Marienbad theilgenommen und zu meiner Freude wahrgenommen, daß die Versammlungen durch Gebete, die von einem anwesenden Geistlichen gesprochen wurden, ihre angemessene religiöse Weihe erhielten.

Breslau. Wilh. Böhmer.

*) Die Liturgie desselben wurde von Dr. Schwarz gesprochen.

Mannigfaltiges.

— Weber's illustrirte Reise-Bibliothek. Bei Gelegenheit des Krpfall-Palastes von Sydenham hat unser Londoner Korrespondent kürzlich der Weberschen illustrirten Reise-Bibliothek gedacht. Diese verdient jedoch unter den verschiedenen Unternehmungen, welche in Deutschland zur Lektüre und Unterhaltung auf Eisenbahnen und Dampfschiffen gegründet worden, ganz besonders hervorgehoben zu werden. Mit der den Verlags-Werken des Verlegers der „Leipziger Illustrirten Zeitung“ eigenthümlichen Nettigkeit und artistischen Schönheit sind auch die Bändchen der illustrirten Reise-Bibliothek ausgestattet, von welchen bisher sieben erschienen sind: Darstellungen von Berlin und Paris, des Elbthals und der Schweiz, Helgolands und der Krim, so wie endlich des bereits erwähnten Krpfall-Palastes von Sydenham, enthaltend. Jedes Bändchen ist mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen ausgestattet, die nicht blos zur Veranschaulichung, sondern auch zur Unterhaltung wesentlich beitragen und einen bedeutenden Vorzug dieser Sammlung bilden, welche auch in Preise nicht viel höher, als die anderen Sammlungen ist.*) Das Buch über die Krim rührt von einer englischen Dame her, welche die Halbinsel längere Zeit bewohnt hat und dieselbe daher nicht als flüchtige Touristin, sondern aus genauerer Kenntniß schildert. Die Reisbilder in der Schweiz, „Leute und Berge“, sind nach Robert Ferguson bearbeitet. Alle übrigen Darstellungen sind jedoch Originale und bieten zum Theil, wie namentlich der Krpfall-Palast von Sydenham, eine sehr pikante und unterhaltende Lektüre.

*) Das Bändchen kostet 15 Sgr.

— Anglo-Amerikanische Flibustier in Mexiko und Central-Amerika. Ueber das allmähliche Vordringen nordamerikanischer Abenteurer bis hinab an den Isthmus von Panama äußert sich das sehr umsichtig redigirte, deutsche San-Francisco-Journal („Steamer-Ausgabe“ vom 20. September): „Von Acapulco wie vom Rio-Grande aus dringen anglo-amerikanische Abenteurer, als Parteigänger innerer Bürgerkriege, aber mit dem Hintergedanken der Ansiedelung und Eroberung, in Mexiko ein. Vom Colorado und Gila aus thun nordamerikanische Minen-Compagnieen und Gold- und Silbersucher dasselbe. Die verlassenen Hacienden und Ranchos des nördlichen Sonora, die der Mexikaner aus Furcht vor dem Apachen nicht zu bewohnen wagt, werden von Bürgern der Vereinigten Staaten in Besitz genommen, die den Gefahren sicherlich nur mit dem Gedanken trotzbieten, daß sie den Besitz nicht wieder aufgeben wollen, welchen sie um den Preis des größeren Muthes sich erworben. In Nicaragua endlich wartet im Osten Kinney auf einen günstigen Augenblick, um mit seinen Kolonisten oder Flibustiern in das Innere vorzudringen, während im Westen Walker bereits den Hauptsafen des Landes, San Juan del Sur, in seiner Gewalt hat und als Basis für weitere Operationen benutzen kann. Tritt dem Letzteren nicht ein besonderes Unglück entgegen, oder begeht er nicht große Fehler in seinen Operationen, so kann es ihm, bei der Leichtigkeit des Zuströmens und der Zufuhr von San Francisco, nicht schwer werden, in Nicaragua so weit die Oberhand zu bekommen, daß das Land unmittelbar und rathlos der Einwanderung geöffnet, den Ansiedlern das Bürgerrecht ohne Hemmnisse zugänglich gemacht, Verfassung und Gesetze revidirt, allgemeine Freiheit und Religionsübung eingeführt, die gewerblichen Monopole der Regierung abgeschafft, — mit einem Worte, das Land, wenn nicht politisch, so doch wenigstens geistig, den Vereinigten Staaten annexirt wird.“

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage ist erschienen:

DIE MALERSCHULE HUBERTS VAN EYCK
NEBST DEUTSCHEN
VORGÄNGERN UND ZEITGENOSSEN.
VON
H. G. HOTHO.
ERSTER THEIL.
GESCHICHTE DER DEUTSCHEN MALEREI BIS 1450.
31 Bogen gr. 8. Preis 2 Thlr.

Sorgfältige und vieljährige auf eigener Anschauung begründete Studien, kritischer Scharfsinn in der Verarbeitung und künstlerisch gebildeter Blick in der Bearbeitung des weitschichtigen Materials, eine Darstellung, die neben der liebevollsten und eingehendsten Beachtung des Details die grossen Zusammenhänge der allgemeinen Kunstentwickelung, so wie die bedingenden Einflüsse des gleichzeitigen geschichtlichen Lebens der Zeit auf die Ausbildung der Kunst niemals aus dem Auge verliert — alle diese Vorzüge charakterisiren das Hotho'sche Werk als eine höchst bedeutende und für das von ihr behandelte Gebiet der Kunstgeschichte geradezu abschliessende Erscheinung der Literatur. Das ganze Werk wird aus drei Bänden bestehen.

Berlin, November 1855. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Leipzig postfrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Gebr. v. Cemp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Spediteur Kraunau, Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 137. Berlin, Donnerstag den 15. November 1855.

Böhmen.

Joseph Wenzig und die böhmische Literatur.

In Nr. 110 des vorigen Jahrgangs haben wir den Lesern Herrn Joseph Wenzig's „Blumenlese aus der böhmischen Kunst- und Naturpoesie" vorgeführt. Der ungemein thätige Mann ist unablässig benüht, zwischen der Bildung seines Heimatlandes Böhmen und deutscher Bildung ein Band gegenseitiger Achtung und Anerkennung zu knüpfen und folglich auch, so viel an ihm ist, zu Bewältigung der alten Antipathieen zwischen Deutsch- und Slaventhum beizutragen. Dies aber wird ihm, der mit dem Bildungsgange beider Nationalitäten so innig vertraut ist, sicherlich gelingen; gelingen wird ihm zunächst das patriotische Bestreben, bei uns Deutschen die Literatur seines Vaterlandes zu immer höherer Geltung zu bringen. Zuerst nämlich ist diese Literatur, die sich jetzt allgemach vor unseren Blicken erschließt, eine überaus reiche, naturwüchsig schöne, ist es schon auch zur Zeit ihrer ersten Blüthe im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gewesen, und deshalb eine der allgemeinsten Beachtung würdige. Sodann versteht der so dichterisch begabte und sprachgewandte Mann, sie uns in silberner Schüssel, für unsere Gaumen schmackhaft zubereitet, vorzusetzen, wie man schon an den mitgetheilten Proben der Blumenlese hat wahrnehmen können. Drittens ist er auch dermaßen erfüllt von Liebe und Begeisterung für germanische Bildung und Literatur, daß ihm, wie Keinem, der uns bei unserem Lieblingsthema zu fassen und zu halten weiß, auch dann nicht unser Vertrauen fehlen würde, wenn er uns weniger als deutscher Landsmann nach Geburt und Abkunft denn als ein literarischer Janus und Doppelgänger gälte. Ja, selbst berufen ist er amtlich, ihr Pfleger und Vermittler unter seinen Landsleuten zu sein, wie man am besten aus dem von ihm, als Dirigenten der Anstalt, herausgegebenen „Jahresbericht der k. k. böhmischen Ober-Realschule zu Prag für das Schuljahr 1855" (51 Seiten in Großquart) ersieht. Hiernach hat nämlich Herr Wenzig in der dritten (höchsten) Ober-Realschul-Klasse deutsche Sprache und Literatur vorzutragen, und so im Verlaufe des letzten Schuljahres in theils kursorischer, theils statarischer Lektüre einen großen Theil dieses Gebiets, von den „Nibelungen", „Gudrun", „Parcival", „Tristan und Isolde" u. s. w. bis herab zu Goethe's „Iphigenia" absolvirt, jene alle, versteht sich, parteiweise, diese im zweiten Semester mit unter die Schüler vertheilten Rollen, einer Parallele der Euripedeischen „Iphigenia" nach Schiller und schließlich einer Theorie des antiken und modernen Drama. Mögen diese Spezialien, obwohl von unserer Aufgabe etwas fern liegend, darthun, in welcher Ausdehnung von den böhmischen Slaven das Deutsche gelehrt, gelernt, getrieben wird.

Welche Blüthe nun aber die Literatur Böhmens, des Vaterlandes eines Comenius, im vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert bis herab auf Rudolph's II. Zeit entfaltete, geht aus eben diesem Berichte, ihre Nichtkenner überraschend, hervor. Hier heißt es, daß schon Jungmann's keineswegs vollständige Historie der czechischen Literatur (Prag, 1849) aus dem vierzehnten Jahrhundert allein „hundertundachtzig von der Macht der Zeit und der noch schlimmeren der Menschen verschont gebliebene Werke" aufzählt. Unter den Schriftstellern jenes Jahrhunderts rage Thomas von Stitné (geb. um 1325 auf seiner väterlichen Veste Stitné, im Taborer Kreise, sein Todesjahr ist unbekannt), „gleich einer Alpe, über das funfzehnte Jahrhundert". Die reichsten und besten Aufschlüsse über ihn gebe Karl Jaromir Erben in dem zur fünften Säkularfeier der Universität Prag edirten Werke des Thomas von Stitné: „Sechs Bücher von allgemeinen christlichen Angelegenheiten". Bekannt sind von Stitné bis jetzt sechsundzwanzig Werke in zehn oder minder vollständigen Manuskripten, wovon das zehnte in jüngster Zeit von Palacky auf der Pariser Bibliothek aufgefunden wurde.

Auch Herr Wenzig hat es unternommen, uns mit diesem merkwürdigen, durch tiefe Religiosität, Natursinn, Schönheitssinn, Liebe zu seiner Muttersprache, die er meisterlich handhabte, so wie durch seine häuslichen Tugenden ausgezeichneten Autor bekannt zu machen, indem er im ersten Abschnitt des gedachten Berichts Einiges aus den „Gedanken über Gott", einer schon gedruckten und prosaischen Schrift Stitné's, anehebt und metrisch übertragen vorlegt. Folgendes eine Probe.

Die Welt ist wie ein Buch,
Das von der Hand, ich meine, von der Macht
Und Weisheit Gottes, ist geschrieben;
Ein jegliches Geschöpf
Ist wie ein Wort in diesem Buche,
Das Gottes Macht und Weisheit zeigen soll.
Da kommt denn, wie es zu geschehen pflegt,
Der Eine, sieht das Buch und blickt hinein.
Doch was ein jedes der geschriebenen Worte
Bedeute, weiß er nicht; ein Zweiter kömmt
Und lobt das Aeußere des Buchs, wie prächtig
Es eingebunden; und ein Dritter preist
Die gute Schrift: der geist'ge Mensch allein
Versteht den Sinn, der in den Worten waltet.

Hieran müssen wir genügen lassen, um zur Besprechung drei anderer unten*) verzeichneter Schriften zu kommen, welche Herr Wenzig sämmtlich im Laufe von 1855 ans Licht gestellt hat.

„Der Rosmarin", sagt das Vorwort, „spielt in den Liedern des böhmischen Volkes eine große Rolle; denn die Jungfrau wird mit ihm geschmückt, sowohl wenn sie als Braut zum Altare tritt, als wenn sie, eine Leiche, auf der Bahre liegt — der heilige Ernst der Erde und des Himmels ist an ihm geknüpft." Darum wählte der Uebersetzer den Titel: „Rosmarinkranz" für sein Büchlein. Es ist derselbe aus den Dichtungen dreier neuböhmischer Sänger gewunden: den Legenden und Erinnerungsblumen von Wenzel Svatopluk Stulc (Weltpriester und Gymnasial-Religionslehrer, geb. 1814), dem Volksmärchenstrauß des schon oben genannten K. J. Erben (städtischen Archivars in Prag, geb. 1811) und dem „Salomon" des Ordenspriesters Bohuslaw Jablonsky (eig. Karl Eugen Tupy, geb. 1813). In welcher Dichtgattung sich Erben hervorgethan hat und ein Liebling seines Volks geworden ist, zeigt die Ueberschrift seiner Dichtungen an. Jablonsky ist Lyriker, Didaktiker, geistlicher Liederdichter; Stulc gleichfalls ausgezeichnet in Lyrik und in der Legende, außerdem trefflicher Uebersetzer von O. Spechter's Fabeln und des Konrad Wallenrod von Mickiewicz. Wir lassen es bei zwei Proben aus dem „Salomon", einer Perlenschnur von Weisheitslehren eines Vaters an seinen Sohn, bewenden.

1.

Zieh nicht vor, o Sohn, das fahle,
Halbe Hell dem vollen Strahle;
Tag beschämt die Nacht doch immer,
Besser Sonn' als Sternenschimmer.
Noch erblühte bei dem Scheine
Grauer Nacht der Rosen keine,
Und noch reiften niemals Früchte
Bei des Mondes bleichem Lichte.

2.

Glaub', o Sohn, nicht von der Bildung —
Hörst Du gleich so manche Klage —
Daß sie nicht mit heil'ger Wahrheit,
Mit der Jugend sich vertrage.
Stern kann nicht den Stern umnachten,
Wahrheit Wahrheit nicht verkehren,
Perle nicht die Perle trüben,
Wahrheit nicht der Tugend wehren.

„Der Herr Smil von Parbubic mit dem Beinamen Flaschka", sagt Herr Wenzig, „ist ein Stern erster Größe am Horizonte der Dichtkunst." Er entstammte einem hochangesehenen Geschlecht und war der Neffe des ersten Erzbischofs von Prag und Freundes Karl's IV., des berühmten Ernest von Parbubic. In den Bruderzwisten zwischen Sigmund und Wenzel stand er auf des Ersteren Seite und wurde 1396 zum Oberstlandschreiber des Königreichs ernannt. Diese Würde bekleidete er bis zu seinem Tode im Jahre 1403 bei Gelegenheit einer Fehde mit den Bürgern von Kuttenberg, die treu bei dem damals gefangen gehaltenen Wenzel ausharrten. Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt. Der Grad eines Baccalaureus an der Prager Hochschule liegt für seine gelehrte Bildung Zeugniß ab. Von den fünf ihm zugeschriebenen Schriften: einer Sammlung altböhmischer Sprüche und Sprüchwörter, worauf wir nächstens Einiges mitzutheilen gedenken, dem „neuen Rath",

*) Rosmarinkranz. Eine Sammlung böhmischer Dichtungen in deutscher Uebertragung. Regensburg, Manz. 12.

Der neue Rath des Herrn Smil von Parbubic, Thierfabel a. d. 14ten Jahrh., nebst dessen übrigen Dichtungen und einer Auswahl aus seiner Sprüchwörter-Sammlung. Leipzig, Rud. Weigel. 12.

Blicke über das böhmische Volk, seine Geschichte und Literatur, mit einer reichen Auswahl von Literaturproben. Leipzig, Brandstatte. 8.

Digitized by Google

„des Vaters Rath", dem „Streit des Wassers mit dem Weine", endlich dem „Stallmeister und dem Schulkandidaten", sind nur die zwei ersten erwiesen, die übrigen muthmaßlich echt. Sie alle sind von Herrn Wenzig nach dem böhmischen Originaltext nicht sowohl übersetzt, als frei bearbeitet und in diesem sauberen, luxuriös ausgestatteten Büchelchen vereinigt worden. Aber so recht genau ist der Titel nicht, welchen Herr Wenzig dafür wählt, und sollte genereller gefaßt sein. Dagegen muß man seinem Urtheil über die schon durch den Titel hervorgehobene Thierfabel oder „den neuen Rath" völlig beipflichten, die sich von Seiten ihrer künstlerischen Vollendung, ihrer historischen Bedeutung, ihres sittlichen Werths als ein kleines poetisches Meisterstück erweist. Warum ein „neuer Rath" läßt Herr Wenzig unausgemacht, aber es ist kaum zu bezweifeln, daß die weisen Rathschläge, die in dieser Fabel dem Löwen, ihrem König, von vierundzwanzig redend eingeführten Thieren ertheilt werden, keinem Geringeren gelten, als dem jungen Böhmenkönig und bald auch Kaiser Wenzel, der bekanntlich mit eben so schönen Geistes- und Gemüths-Anlagen ausgestattet als behaftet war mit mancherlei unköniglichen Temperamentsfehlern.

Die „Blicke über das böhmische Volk" bezeichnet der Verfasser als das erste Werk, welches nicht blos eine Uebersicht der gesammten böhmischen Literatur gebe, sondern auch einen Vorrath von Produkten derselben in deutscher Uebertragung liefern. Eine gelehrte Leistung sei es nicht, enthalte aber doch die Grundzüge zu einem künftigen ausführlicheren. Die Einleitung enthält zum Beweise, daß Deutsche und Böhmen Zweige eines und desselben Stammes, des indo-europäischen, sind, wie auch ihre Märchen und Sprüchwörter auf einen ihnen beiden gemeinschaftlichen Ursprung hinweisen, das Verzeichniß einer Anzahl Benennungen, woraus man die Verwandtschaft der Sprachen beider Nationen erkennt, und sodann einen kurzen, lebenvollen Ueberblick über die natürliche Beschaffenheit des Böhmenlandes. Die ganze Anlage der empfehlenswürdigen Schrift verräth wiederum, neben dem Geschichtsforscher und Naturfreund, den sinnigen Dichter. Um seine Leser in recht lockender Weise in die Geschichte und Literatur der National-Böhmen, einer Bevölkerung von beinahe drei Millionen, einzuführen, führt er sie auf den geeignetsten und schönsten aller Standpunkte, nach Prag, Prag, welches Alexander von Humboldt in malerischer Hinsicht nach Konstantinopel, Neapel und Lissabon die vierte Stadt Europa's nannte, Prag, dem Mittelpunkt des Landes und dem „lebendigen Geschichtbuch des böhmischen Volks von der Heidenzeit an durch die Perioden der Przemysliden, Luxemburger, Hussiten und Habsburger hindurch". Vier erhabene Punkte weist er ihnen hier zur Umschau über die hundertthurmige Stadt und das gesegnete Land an: den Wyserhrad südlich mit seiner uralten, aber längst zertrümmerten Fürstenburg; den Hradschin im Morgen; den Zizkaberg nach Abend, und das reizvolle Belvedere gen Mitternacht, von wo sich Prag in aller seiner Herrlichkeit vollständiger und lieblicher als sonst irgendwo entfaltet. Aus der Höhe des Wyserhrad mag der betrachtende Leser seinen Blick versenken in die Mythenzeit des Heidenthums, aus welcher das älteste Denkmal böhmischer Poesie, „Libussa's Gericht", übrig ist, dann aber auch die Morgenröthe des Christenthums anbrechen sehen, dessen Siegeskrauz Böhmen, jedoch erst im dreizehnten Jahrhundert, im Kampf mit den Mongolen errang. Auf dem höheren Hradschin und Lorenzberg sodann betrachten wir zuerst Veitsdom, Königsburg und übrige Palästhe, hierauf das Auge nach den fernen Kuppen des Mittel- und Iergebirges wenden, dann sinnend verweilen vor dem deutsch-luxemburgischen Königshaus und seiner Geschichte, unter welchem die Literaturblüthe Böhmens begann, und welcher Zeit auch Ritter Thomas von Stitny und Herr Smil in neuen poetischen Gaben vorgeführt werden. Dann auf dem Zizkaberge, von wo das Auge zunächst auf das gewerbfleißige Karolinenthal und den schönen, nach Sachsen und Oesterreich hinzeigenden Elbenbahnhof trifft, sich die traurige Zeit des Husitenkrieges und die noch traurigeren des Verfalls und Untergangs im siebzehnten Jahrhundert unter Habsburg's Scepter vergegenwärtigen. Wie zum Ausruhen von Betrachtung so trübseliger Zeitläufte, erhält man hier schöne Proben aus dem „Labyrinth der Welt" des vortrefflichen Comenius (Karb 15. November 1671 in Amsterdam). Endlich, von Belvedere aus überschaut man das neue Prag in fast seiner ganzen Ausdehnung und überläßt sich mit dem Volk der Böhmen allen den frohen Hoffnungen, die es unter Oesterreichs schirmender Aegide von national geistiger und bürgerlicher Wiedergeburt hegt, zum Theil schon verwirklicht sieht. An diese Betrachtung reiht sich natürlich ein Ueberblick über Böhmens damaligen Kulturzustand und eifrig literarische Thätigkeit, begleitet von neuen dichterischen Belegen. — In dieser Art also bezeugt der patriotische Wenzig die Ehren seines Geburtslandes, des von schützenden Gebirgswällen rings umgürteten, und weidet Herz und Blicke an erquickender Aussicht in seine Zukunft.

E. K—r.

Nord-Amerika.

Der moderne Spiritualismus in Amerika und Europa.

(Fortsetzung.)

Unser moderner Spiritualismus ist nichts Neues, er ist eine alte Geschichte in neuem Gewande; aber er ist deshalb nicht weniger beachtenswerth, denn er ist der Beweis eines sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern wiederholenden Prozesses des menschlichen Geistes. Wenn aber die Wirklichkeit des Geisterverkehrs mit dem Diesseits, die Realität der Vision, dadurch bewiesen werden soll, daß sich eben die Manifestation einer Geisterwelt zu allen Zeiten wiederholt habe; so irrt man, da es ja noch gar nicht feststeht, daß jene Erscheinungen eine Ursache außer uns haben, daß sie nicht das Erzeugniß der eigenen inneren Geisesthätigkeit sind. Kant sagt: „Die Philosophie, deren Eigendünkel macht, daß sie sich selbst allen eitlen Fragen bloßstellt, sieht sich oft bei dem Anlasse gewisser Erzählungen in schlimmer Verlegenheit, wenn sie entweder an Einigen in denselben ungestraft nicht zweifeln, oder Manches davon unausgemacht nicht glauben darf. Beide Beschwerlichkeiten finden sich in gewissem Maße bei den Geistergeschichten zusammen, die erste bei Anhörung derjenigen, der sie beiheuert, und die zweite in Betracht derer, auf die man sie weiter bringt. In der That ist auch kein Vorwurf dem Philosophen bitterer, als der der Leichtgläubigkeit und der Ergebenheit in den gemeinen Wahn; und da diejenigen, die sich darauf verstehen, guten Kaufs klug zu scheinen, ihr spöttisches Gelächter auf Alles werfen, was die Unwissenden und Weisen gewissermaßen gleich macht, indem es Beiden unbegreiflich ist: so ist es kein Wunder, daß die so häufig vorgegebenen Erscheinungen großen Eingang finden, öffentlich aber entweder abgeleugnet, oder verhöhnt werden." — „Und so werden die Erzählungen von dieser Art wohl jederzeit nur heimlich Gläubigen haben, öffentlich aber durch die herrschende Mode des Unglaubens verworfen werden." — „Eben diese Unwissenheit macht auch, daß ich mich nicht unterstehe, so gänzlich alle Wahrheit an den mancherlei Geister-Erscheinungen abzuleugnen, doch mit dem gewöhnlichen, obgleich wunderlichen Vorbehalt, eine jede einzelne derselben in Zweifel zu ziehen, allen zusammen aber einigen Glauben beizumessen." Im Gegentheil! Ist die einzelne Erscheinung als physiologischer Vorgang nachgewiesen, so kömmt es uns gar nicht darauf an, was Phantasie und Wiedererzählung in anderen Fällen dazu gethan; uns genügt die Möglichkeit des Vorkommens, ohne daß uns die Wahrheit in dem einen Falle von entscheidender Wirkung ist. In dem ganzen Komplexe aber der Manifestationen eines geglaubten Geisterreichs liegt so viel Widersprechendes, daß schon hieraus Zweifel nicht an der Wahrheit der Erscheinung, aber an ihrer Deutung aufsteigen müssen.

Wir wollen weniger Gewicht darauf legen, daß die Geister mit ihren Kenntnissen nicht über den beschränkten Kreis der Anschauungen ihrer Zeit hinausgehen, denn man kann nicht voraussetzen, daß alle Geister tiefer Gelehrsamkeit theilhaft sein sollen; aber das können wir doch von jedem Geiste, auch dem unseligen, erwarten, daß er weiß, wo er ist. Wenn aber das Weib mit dem Wahrsagergeiste den Geist Samuel's aus der Gehenna in der Mitte der Erde auffingen läßt; wenn die Geister der Griechen und Römer aus dem Orkus heraufbeschworen werden; wenn die Geister des Mittelalters „denen, so sie gefragt, wie sie seien oder was sie wollen, zur Antwort gegeben, sie seien dieses oder jenes Verstorbenen Seelen, und man müsse ihnen so und so viel Seelenmessen, Wallfahrten und dergl. nachthun, ehe könnten sie aus dem Fegefeuer nicht erlöst werden", „daher auch die gottlosen Seelenmessen, Wallfahrten, das Fegefeuer und ander dergl. Phantasie und Narrenwerk mehr aufgenommen und befestigt seien"; spätere Geister aber von einem Fegefeuer nichts wissen wollen, wohl aber von einem „Mittelreiche" erzählen, in dem sie verweilen, ehe sie den Gesilden der Seligen zuellen; wenn Swedenborg die Geister auf Sternen wohnen sieht in Häusern und Gärten, die vollkommen den irdischen gleichen; wenn andere Geister erzählen, auf der Erde herumzuwandeln, oder an einen Ort „gebannt" zu sein, von dem sie „erlöset" werden müßten, oft durch Verhältnisse, deren vernünftigen Zusammenhang man nicht einsieht; wenn unsere modernen Geister erzählen, wie der abgeleibte Geist, „melancholisch mit dem Gefühle furchtbarer Vereinsamung und Bangigkeit um die Stelle, wo er im Leben wohnte, umherschwebe, wie er über die großen Schicksalsfragen und die Räthsel des Daseins im Grunde wenig aufgeklärter sei, als wir es hier sind, und noch immer behaftet mit allen Schwächen, die ihm im Leben anklebten", selbst aus den Gefilden der Seligen kehre er auf den Ruf eines Menschen zurück, um mit ihm als sein Schutzgeist die Kümmernisse des Lebens auf neue zu theilen: so müssen wir gestehen, daß uns diese gänzliche Verschiedenheit der Aussagen der Geister über den Ort ihres Aufenthalts nicht eben gläubig für das stimmen kann, was ihnen ferner liegt. Die Beschreibung des „Jenseits", des Himmels und der himmlischen Freuden, der Seligkeitsstufen, des Umganges der

Geister unter einander und mit den Engeln ist höchst verschieden; jede Offenbarung giebt und davon ein anderes Bild, und keine hat das transscendente Bedürfniß befriedigt. Ueber die einfachsten Dogmata sind die Geister verschiedener Meinung, und wie die Einen sich früher für die unbefleckte Empfängniß der Maria aussprachen und die anderen dagegen; so halten es heutzutage die Einen mit Whewell („Of the Plurality of worlds; London, 1853), die Anderen mit Brewster („More Worlds than One; London, 1854) und lassen bald nur einen Theil der Erdenbürger, bald die Bewohner aller Welten mit erlöst sein.

Die Geister sollen aber, „den Fesseln des Leibes entbunden", einen freieren Ueberblick über Verborgenes und Zukünftiges erhalten; sie sollen uns mittheilen können, was sie gedacht und gethan, gewußt und verborgen; des Menschen Wille und Glaube genügt, wie schon Paracelsus schreibt, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen, sie zu berufen, zu befragen und zur Antwort zu nöthigen. Auch bei unseren modernen Geister-Manifestationen scheint eine Intelligenz uns gegenüberzustehen, „die uns schlagende Beweise ihrer unendlichen Ueberlegenheit im Erkennen, Wissen und Ahnen giebt", eine Intelligenz, welche mit übermenschlicher Schärfe des Erkennens das Ferne uns enthüllt, mit übermenschlichem Wissen in der Seele dritter Personen liest, mit übermenschlichem Ahnungsvermögen in die Zukunft blickt; so daß durch den überwältigenden Eindruck einer fremden mit uns verkehrenden Persönlichkeit, welche einen vollständigen Ueberblick über unsere Verhältnisse verräth, die tiefsten Gedanken unserer Seele aus ihrem Versteckte an das Tageslicht bringt, ja, uns Antworten ertheilt, deren Zusammenhang uns ein Räthsel ist und bleibt: der Schluß vollkommen gerechtfertigt erscheint, daß diese Persönlichkeit, wie sie mir Dinge sagt, die mit verborgen waren, wie sie mir Heilmittel angiebt, wie sie eine treue Sorge für mein Seelenheil verräth, mir überhaupt ein treuer Rathgeber sein müsse, „dessen höhere Erkenntniß sich in meinen Lebensverhältnissen als Orakel ins Spiel ziehen könne." Und in der That haben die Menschen diese Schlußfolgerung seit Jahrtausenden gemacht; aber sie haben sie stets zu ihrem Nachtheile gemacht, denn ein neckendes, ironisches, tückisches Wesen schien sie absichtlich durch Zweideutigkeiten zu täuschen und durch den Glauben an die Wahrsagung den Glänbigen in das Verhängniß hineinzuziehen, dem er zu entrinnen strebte. Schon Moses eifert gegen das zu seiner Zeit sehr gewöhnliche Todten-Orakel und lehrt uns, daß die Wahrheit nicht von den Todten zu erfahren ist. Und die Kirche, in der schon in den ersten Jahrhunderten der Streit über die Wahrheit der Vision die Christen in Pauliciner und Petriner trennte, kam oft in große Verlegenheit, wenn es sich darum handelte, die echte Erscheinung von der unechten, den Engel von dem Geiste, die verdammte Seele von dem Dämon zu unterscheiden, um so mehr, da es dem Teufel vergönnt war, in verklärter Gestalt zu erscheinen. Jakob de Chusa und Thirâns haben große Mühe, die Kriterien der echten Erscheinung aufzufinden. Luther, welcher höchst inkonsequent die unmittelbare göttliche Einwirkung in Person oder durch Geister auf die Menschen in Abrede stellt, dem Teufel aber jede Gewalt auf dieselben einräumt, kennt keine Mittheilung der Geister, ihm ist jede Erscheinung Teufelsspuk. Die Hölle aber lügt, und der der Hölle glaubt, wird betrogen, abgesehen davon, daß er noch seiner Seelen Seligkeit aufs Spiel setzt. Schon hat uns Shakespeare im „Macbeth" den Satz in Anschauung gebracht: „Verflucht ist, wer der Hölle glaubt", der sich schon früher an Krösus, Lagus und Alyyages bewährte.

Auch unsere modernen Spiritualisten mußten leider die traurige Erfahrung machen, daß in dem Verkehre mit jener Welt wenig Treue und Wahrheit zu finden sei. Aber statt den früheren Schluß, daß da, wo eine Wahrheit sei, Alles Wahrheit sein müsse, umzukehren und, durch die wiederholten Täuschungen belehrt, zu glauben, daß die Unwahrheit der Aussagen in den Angelegenheiten des täglichen Lebens, die wir verfolgen können, die Unwahrheit der Aussagen in den Fällen, welche sich unserer Beurtheilung entziehen, wahrscheinlich mache, berief man sich auf das Wort des Evangelisten: „Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind", und meinte, das Wahre komme von den seligen, das Unwahre von den unseligen Lügengeistern. Leider aber hielt das Kriterium nicht Stich, und viele der Geister, die da bekannten, „daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen", zeigten sich dennoch als Lügengeister, so daß Mr. Hawthorne schreibt: „Ich, lieben Landsleute, mich dünkt, wir sind in ein böses Zeitalter gerathen! Wenn diese Erscheinungen kein Gaukelspiel oder Blendwerk sind, so ist es für uns um so schlimmer. Was können diese Phänomene in spiritualistischer Beziehung weiter bedeuten, als daß der menschliche Geist auf eine tiefere Stufe herabgestiegen ist, als die er im Fleische erreicht? Es geht also mit uns bergab, und wir kommen auf dieselbe Linie mit Wesen, welche der Tod noch unter die Menschen gestellt hat! Je weniger wir uns mit ihnen zu schaffen machen, desto besser wird es für uns sein, damit wir nicht ihr Schicksal theilen." (Schluß folgt.)

Türkei.

Die Vertheidiger von Kars.*)

Die heldenmüthige Vertheidigung von Kars wird stets, was auch das fernere Schicksal seiner tapferen, aber verlassenen Besatzung sein mag, eine der glänzendsten Episoden des gegenwärtigen Krieges bilden. Die Standhaftigkeit und Hingebung, welche einige Tausend türkische Soldaten hinter den Erdwerken von Kars gezeigt haben, sprechen laut zu Gunsten des Patriotismus und der militairischen Eigenschaften des osmanischen Volksstammes und werden viel dazu beitragen, ihn in den Augen der Welt gegen die schimpflichen und oft unmotivirten Vorwürfe zu rechtfertigen, mit denen man ihn seit einiger Zeit überhäuft hat.

Der Muschir oder Oberbefehlshaber der anatolischen Armee ist Vassif-Pascha. Unter ihm kommandirt Abdul-Kerim-Pascha. Der Rathgeber des Muschir and sattischer Oberbefehlshaber ist General Williams, von einem kleinen Stabe englischer Offiziere unterstützt. Chef des Stabes ist General Colman oder Fezzi-Dei, während General Kmety die mit der Vertheidigung der Redouten betraute Infanterie befehligt. Vassif-Pascha, der Muschir, ist ein bejahrter, erfahrener Militair, der in der Türkei einen sehr ehrenvollen Ruf genießt und einen vorsthhaften und gelehrigen Charakter besitzt. Die Bereitwilligkeit, mit der er die Rathschläge des Generals Williams entgegennahm, stach vortheilhaft ab gegen das Benehmen seiner Kollegen, die sich in ihrer Würde verletzt glaubten, wenn sie die Meinung eines Europäers befolgen sollten. Abdul-Kerim-Pascha, der Reis oder Zweitkommandirende, ist gleichfalls ein gedienter Militair, ohne wissenschaftliche Ausbildung, aber von hervorragender persönlicher Tapferkeit und äußerst beliebt bei den Soldaten. In der Schlacht von Kurudere, welche den vorzährigen unglücklichen Feldzug schloß, legte Kerim-Pascha den größten Heldenmuth an den Tag und vermehrte dadurch die Popularität, die er in der Armee genoß. Vor dem gegenwärtigen Kriege hatte sich Kerim-Pascha gegen die Kurden und Araber ausgezeichnet, indem er die öfteren Empörungen dieser unruhigen Völkerschaften unterdrücken half. Das ehrwürdige Alter dieses Offiziers, sein schneeweißer Bart und anspruchsloses Wesen flößen unwillkürliche Achtung ein, und er ist einer der wenigen Paschas von türkischem Stamme, in welche die Soldaten Vertrauen fassen.

General Williams ist einer der talentvollsten Offiziere in der britischen Armee, eben so begabt als Diplomat, wie als Ingenieur und Stratege. Nach dem traurigen Ausgang des letzten Feldzugs in Anatolien wurde der damalige Oberst Williams nach dem asiatischen Kriegsschauplatze abgefertigt, um durch seine Erfahrung und Thatkraft die entmuthigten Türken aufzurichten. Die Wahl der englischen Regierung hätte nicht glücklicher ausfallen können, da Williams nicht allein mit der Sprache, den eigenthümlichen Ansichten und Vorurtheilen der Türken, sondern auch mit dem Terrain vertraut war, auf dem er wirken sollte. Vor mehreren Jahren hatte er in Verbindung mit Curzon, dem geistreichen Verfasser der „Klöster der Levante",**) von seiner Regierung den Auftrag erhalten, als Kommissar bei Regelung der Gränzen zwischen der Türkei und Rußland (Persien!) zu fungiren. In Folge dessen hielt sich Williams längere Zeit in Erzerum und auf dem streitigen Gebiete auf, wo er die Einsicht in den türkischen National-Charakter erlangte, die er seitdem so gut benutzt hat, und sich die Achtung und das Wohlwollen der Behörden und des Volkes zu sichern wußte. Sein Name wurde in ganz Anatolien bekannt und seine Ernennung zu dem einflußreichen Posten, den er gegenwärtig bekleidet, erregte daher allgemeine Befriedigung. Bei seiner Ankunft in Erzerum im Herbste 1854 fand Williams das Heer in vollständiger Auflösung. Die Unterschleife der eingeborenen Beamten hatten eine Höhe erreicht, die selbst in der seilen Türkei ohne Beispiel war, und die Leiden der geschlagenen Armee wurden dadurch noch unerträglicher. Indessen blieben die Vorstellungen des Generals Williams nicht ohne Erfolg; die Schuldigen wurden ihres Verbrechens überführt und von der Armee entfernt. Den Oberbefehl erhielt Vassif-Pascha, der alle von dem Engländer vorgeschlagenen Reformen billigte. Binnen kurzer Zeit wurde etwas Disziplin in dem anatolischen Corps eingeführt, während man Erzerum mit einer Reihe von Erdwerken umgab, die es vor der Gefahr eines Handstreichs sicherte. In diesen Arbeiten wurde Williams durch einen höchst intelligenten römischen Offizier, den Obersten Calandrelli, unterstützt, der leider seitdem an der Cholera gestorben ist. Im Frühjahre marschirte die ottomanische Armee nach Kars, wo sich in den strengen Wintermonaten nur eine kleine Garnison befunden hatte. Die Festungswerke von Kars wurden verstärkt und die Höhen, die es umgeben, mit Erdschanzen bedeckt. Als General

*) Nach Berichten eines Augenzeugen der Vertheidigung in der Daily News und als Nachtrag zu den Bemerkungen über den Krieg in Asien in Nr. 99 und 100 des „Magazin".

**) Unsere Leser werden sich dieser Schrift aus den Proben erinnern, die wir ihnen zur Zeit im „Magazin" daraus vorgelegt haben. D. R.

Digitized by Google

Murawjew von Humri vorrückte und sich vor Kars lagerte, traf Williams alle Maßregeln, welche die Widerstandskraft seiner Garnison erhöhen konnten. Er sammelte Vorräthe so lange, bis die Russen die Festung vollständig umzingelt hatten, und vermied es sorgfältig, sich in ein Treffen in offenem Felde einzulassen, wo das Uebergewicht der russischen Disziplin sich geltend machen würde. Unterdessen sandte er vergeblich einen Boten nach dem anderen nach Konstantinopel, um die Regierung zur Einsicht der Gefahr zu erwecken, die die asiatischen Besitzungen des Sultans bedrohte. Sein Hülferuf blieb fruchtlos; die Augen der Türkei und ihrer Verbündeten waren fest auf Sebastopol gerichtet, und Kars wurde seinem Schicksal preisgegeben. So auf seine eigenen Hülfsmittel beschränkt, sah Williams mit Ruhe dem Tage entgegen, wo der nahe Winter den Feind zu einem entscheidenden Schlage zwingen oder wo der Hunger ihn selbst zu einer ehrenvollen Capitulation nöthigen würde. Die Zufuhren waren längst erschöpft, die Kavalleriepferde mußten geschlachtet werden, um der Garnison als Speise zu dienen, und sie schien bereits ohne Rettung verloren, als sie, von neuem sich aufraffend und von dem Heldenmuth ihrer Führer begeistert, dem Feinde kühn entgegentrat und den ungestümen Angriff des Generals Murawjew abschlug.

In diesem furchtbaren Kampfe war jedoch der General Kmety (Ismail-Pascha) der wahre Held des Tages. Ihm war die Vertheidigung einer Position anvertraut worden, die als der Schlüssel des Platzes zu betrachten ist und deren Fall das Schicksal Anatoliens entschieden hätte. Dreimal gelangten die russischen Kolonnen in Besitz der Inglis-Tabia (englischen Schanze), und dreimal vertrieb Kmety sie wieder mit dem Bajonett aus den eroberten Batterieen. Seinem glänzenden Beispiel und der Entschlossenheit, welche er dem türkischen Soldaten einzuhauchen wußte, ist die Rettung von Kars hauptsächlich zuzuschreiben. General Kmety war einer der hervorragendsten und ohne Zweifel der ehrlichste und patriotischste unter den ungarischen Führern in ihrem denkwürdigen Kampfe für nationale Unabhängigkeit. Er hatte sich dem wackeren alten Bem angeschlossen, den er in seinen letzten Stunden pflegte und dessen Augen er im fernen Damaskus zudrückte. Zu Anfang des Krieges wurde Kmety bei der anatolischen Armee angestellt, wo er das Kommando über die Baschi-Bosuks nachsuchte und erhielt. Es gelang ihm, einige Ordnung unter diese zügellosen Bilden zu bringen und ihnen ein blindes Zutrauen zu seiner Tapferkeit und Umsicht einzuflößen. Kmety war von Anfang an der populärste Führer in der türkischen Armee, woran auch sein männlich schönes, soldatisches Aeußere Theil hatte. An der Spitze der Baschi-Bosuks führte er einige glänzende Coups aus, und in der verhängnißvollen Schlacht von Kuruksere übernahm er das Kommando einer Brigade regulärer Truppen, welche an jenem Tag allein gegen den Feind Stand hielt. Seine trefflichen Eigenschaften konnten dem General Williams nicht lange verborgen bleiben, und in dem neuen Kampfe erhielt er den Posten der Ehre und der Gefahr.

General Colman, unter dessen Aufsicht die Vertheidigungswerke von Kars errichtet wurden, ist einer der talentvollsten, jetzt lebenden Ingenieur-Offiziere. Er ist Chef vom Generalstabe der anatolischen Armee und bekleidete dasselbe Amt im ungarischen Kriege. Colman wird von den Türken sehr geschätzt, über welche er einen merkwürdigen Einfluß gewonnen hat. Wie Kmety, steht er in der Blüthe des Lebens, indem er kaum sein vierzigstes Jahr überschritten haben mag.

In den Anordnungen zu dem am 29. September versuchten Sturm zeigte General Murawjew das strategische Geschick, wegen dessen er berühmt ist. Er hatte sich die Erdwerke an der Nordseite von Kars als Zielpunkt seines Angriffs gewählt, und ihr Besitz hätte allen ferneren Widerstand unmöglich gemacht. Gegen diese Werke rückten drei russische Kolonnen an, die mit der Garnison einen Kampf begannen, während eine vierte, unter dem Kommando des Generals Basin, von dem Feuer der anderen gedeckt, auf die Batterieen stürzte und die Verheidiger aus einander trieb. Von Kmety geführt, kehrten die Türken zurück und verjagten die Angreifer. Ein zweites und drittes Mal drangen die Russen in die Werke ein, aber nur, um von neuem nach einer furchtbaren Metzelei mit dem Bajonett zurückgeschlagen zu werden. Die Führer der drei Angriffskolonnen, Fürst Gagarin, General-Lieutenant Kowalewskji und Generalmajor von Maydell, wurden gleich im Anfang des Kampfes blessirt, und dieser Umstand trug das Seinige dazu bei, ihre Aussichten auf Erfolg zu vermindern. Sie erkauften ihre Niederlage mit einem Verluste von sechstausend Todten und Verwundeten, während die Besatzung von Kars kaum fünfzehnhundert Mann einbüßte. Der General Murawjew war als Divisionschef im Feldzuge von 1829 thätig, als Fürst Paskewitsch das Tafelland von Armenien überzog, und es ist daher vorauszusetzen, daß es ihm an Lokalkenntniß nicht mangelt. Man kann auch nicht sagen, daß er an dem von seiner Armee erlittenen Unfall schuld sei, und seine Truppen kämpften mit Bravour und Ausdauer; aber die höhere Disziplin und gränzenlose Zaverlicht der russischen Bataillone scheiterten an der zähen Tapferkeit der Osmanen.

Mannigfaltiges.

— Magyarische Sprachkunde. Das uns kürzlich zugekommene zweite Heft der so (Magyar Nyelvészet) betitelten, in magyarischer Sprache erscheinenden Zeitschrift enthält drei Artikel oder Abhandlungen. Die erste: „Beobachtungen über den rechten Gebrauch der Kunstwörter und Belauchtung einiger sprachwissenschaftlichen Materien", ist von Konrad Halder. Ihr Verfasser macht auf die großen Vortheile einer wissenschaftlichen Terminologie aufmerksam; er sagt, daß es zwar jedem Volke obliege, seine Muttersprache gegen eine Ueberfluthung mit Fremdwörtern zu schützen, daß aber auch dem Purismus keine unbeschränkte Herrschaft gestattet werden dürfe, namentlich über gewisse Kunstwörter, die in der ganzen gebildeten Welt gangbar seien. Wo es gar Verdrängung solcher, dem Latein oder Griechischen erborgter Ausdrücke gilt, da empfiehlt er reife Ueberlegung und allseitige Achtsamkeit, damit man die einestheils aufgepflanzten Vortheile anderentheils in gehörigem Maße wiedergewinne. Wenn irgend eine Sprache, so darf die magyarische eine nationale Terminologie in Anspruch nehmen; denn ihr ganzer Charakter ist so eigenthümlich, daß sie fremde Kunstwörter viel weniger leicht sich aneignen kann, als die meisten übrigen Sprachen Europa's. Auch hat eine solche Terminologie wirklich schon sich entwickelt; nur ist dies nicht in allen Fällen mit glücklichem Erfolge geschehen. Der Verfasser prüft nun die bereits eingeführten grammatischen Kunst-Ausdrücke, wobei es denn beiderseits Erörterungen über die wahre Bedeutung gewisser grammatischer Formen, besonders Tempus- und Modus-Formen im Magyarischen giebt. — Ein zweiter Artikel, von dem Herausgeber (Paul Hunfalvy), ergänzt und berichtigt auch zum Theil den ersten. Hier wird urkundlich aus alten literarischen Denkmälern der Ungarn dargethan, daß man weiland mehr und feinere Abschattungen des Präteritums (wenn auch nur auf unschreibendem Wege) bezeichnete, die schon lange außer Gebrauch gekommen. Sodann bringt der Verfasser einige passendere technische Ausdrücke in Vorschlag. Der dritte Artikel, von Stephan Fabián, ist die erste Lieferung einer sprachvergleichenden Arbeit, die Verwandtschaft des Finnischen (der Suomi-Sprache) mit dem Magyarischen betreffend.*) Auch diese Arbeit hat ihr unleugbares Verdienst; nur ist der Verfasser in seinen Vergleichungen bisweilen noch etwas zu kühn und sanguinisch, oder es fehlt nähere Begründung, zu welcher die Suomi-Sprache für sich allein bei weitem nicht immer ausreicht.

— Die Trikolore und die weiße Fahne. Die Trikolore ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, revolutionairen Ursprungs; sie wurde allerdings im Jahre 1789 von der Pariser Nationalgarde aufgepflanzt, datirt aber noch auf den Zeiten des alten französischen Königthums. Die weiße Fahne der Bourbons ist erst viel später entstanden und hat ihren Ursprung in der Sitte, ein weißes Tuch als Signal zu einem Waffenstillstande und eine weiße Flagge als Zeichen der Uebergabe aufzustecken. Das Recht, sie vor sich herttragen zu lassen, war anfangs den General-Obersten der Armee vorbehalten, und nur als Ludwig XIV., auf die Gewalt dieser Feldhauptleute eifersüchtig, das Amt abschaffte und die Privilegien desselben der Krone übertrug, wurde die weiße Fahne das National-Banner oder vielmehr das Banner des einzigen General-Obersten der Armee, des königlichen Kriegsherrn. Nach einer Ordonnanz vom 12. Mai 1696 sollte die weiße Fahne nur von den Gardeu im Dienste bei der Person des Königs und des Dauphins geführt werden, aber nach und nach legte jedes Regiment sich eine solche zu. Indessen bestimmt ein vom 1. Juni 1776 datirter Armeebefehl, daß die weiße Fahne nicht als Nationalfahne, sondern als das bloße Feldzeichen des Regiments zu betrachten sei, und diese Unterscheidung wurde durch eine zweite, am 3. April 1780 erlassene Ordre bestätigt. Dagegen finden wir die Trikolore schon in den Heeren Karl's VII.; sie wurde von Heinrich IV. den Holländern verliehen, und als die Franzosen sie nach der Revolution wieder annahmen, kehrten sie nur zu ihren alten Farben zurück. Bei der Armee hat man übrigens das dreifarbige Banner erst seit 1792 eingeführt, in welchem Jahre die weißen Fahnen, welche die Regimenter bis dahin geführt hatten, verbrannt wurden.

*) Eine vorzügliche akademische Abhandlung des Herrn Hunfalvy, die gleichen Zweck hat, erschien im Jahre 1853 unter dem ausprachlosen Titel: „Vergleichung finnischer und magyarischer Wörter" („Finn és Magyar szók' egybehasonlitása").

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche der Buchhandel und in Berlin der Zeitungsspediteur entgegennehmen.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Spediteur Neumann, Mohrenstraße No. 11), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 138. Berlin, Sonnabend den 17. November 1855.

Nord-Amerika.

Dr. Kane's Bericht über seine Entdeckungen in der Polar-Region.*)

Die letzte der Expeditionen zur Aufsuchung Sir John Franklin's ist im vorigen Monat glücklich zurückgekehrt. Dr. Kane, der sie befehligte, hatte am 31. Mai 1853 auf der Brigg „Advance" mit einer kleinen, aber auserwählten Mannschaft den Hafen von New-York verlassen. Der offizielle Bericht, welchen er dem amerikanischen Marine-Secretair über das Ergebniß derselben überschickte, lautet folgendermaßen:

„Unsere kleine Gesellschaft ist gesund und wohlbehalten zurückgekehrt. Wir erreichten die dänische Niederlassung Upernavik am 6. August nach einer beschwerlichen Reise von 1300 Meilen. Während dieser Reise, die wir abwechselnd in Booten auf dem Wasser und in Schlitten über das Eis machten, ernährten wir uns und ausschließlich von der Beute unserer Flinten. Wir brachten 84 Tage unter freiem Himmel zu, bevor wir den genannten Hafen erreichten.

„Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit einen in der Eil entworfenen Umriß unserer Operationen und der Ergebnisse derselben vorzulegen, dem bald ausführlichere Mittheilungen folgen sollen. Meine früheren Depeschen meldeten dem Departement unsere Ankunft in den nördlichen Niederlassungen von Grönland. Von da steuerte ich quer durch die Melville-Bai und erreichte am 5. August 1853 Smith's-Sund ohne den geringsten Unfall. Ich fand Kap Hatherton, wo ich ein Wahrzeichen zu errichten beabsichtigte, durch die weiter vorragende Spitze der Littleton-Insel vom Sund ausgeschlossen, und wählte daher den letzteren Ort für mein Cairn (ein kegelförmiger Steinhaufen), auf den ich eine Flagge befestigte und Depeschen deponirte. Gegen Norden zeigte sich ein schwimmendes Eisfeld von der schwersten Art; an einzelnen Stellen waren die Schollen zu 60 Fuß hohen Barrikaden aufgethürmt. Meine Versuche, durch dieses Feld zu dringen, blieben fruchtlos; ich wurde zurückgetrieben und beinahe ganz vom Treibeis eingeschlossen. Ich entschloß mich daher, da mir kein anderer Ausweg zur Fortsetzung der Aufsuchung blieb, die Küste entlang, wo die starke Ebbe und Fluth (die hier 12 bis 16 Fuß steigt und fällt) einen schmalen eisfreien Kanal gebildet hatte, die Durchfahrt zu versuchen. Bevor ich diesen gewagten Schritt that, ließ ich an einer großen Bucht unter 78° 26′ nördl. Br. einen Vorrath von Lebensmitteln und ein Rettungsboot sorgfältig verbergen.

„Der außerordentlich starke Bau der „Advance" machte es möglich, diese gefahrvolle Fahrt zu überstehen. Obschon das Fahrzeug zur Ebbezeit immer auf den Grund zu liegen kam und durch den starken Druck des Eises von außen zweimal umschlug, kam es doch ohne ernstliche Beschädigung davon. Nachdem wir uns einen Monat lang unaufhörlich so fortgearbeitet hatten, jeden Tag durch einen kleinen Fortschritt zu neuen Anstrengungen angefeuert, umschloß uns endlich das neue Eis so fest, daß ein weiteres Vordringen zur Unmöglichkeit wurde. Mit Schwierigkeit fanden wir am inneren Ende einer Bai, die sich unter 78° 54′ nördl. Br. von der Küste einbiegt, einen Zufluchtsort für den Winter. Am 10. September schleppten wir unsere hart mitgenommene kleine Brigg in diese Bai. Dieser Platz bildete den Mittelpunkt, von dem die Erforschungszüge meiner Gesellschaft ausgingen.

„Der Winter war von bisher unerhörter Strenge. Whisky begann schon im November zu frieren, und das Quecksilber blieb beinahe vier Monate lang fest. Nach den elf Weingeist-Thermometern, deren wir uns bedienten, sank die Temperatur auf sechzig bis fünfundsiebzig Grad — noch nicht reducirt — und die mittlere Jahrestemperatur war 5,5 Grad Fahrenheit, die niedrigste, welche bis jetzt aufgezeichnet wurde. Diese außerordentliche Kälte und die hundertzwanzig Tage lange Abwesenheit der Sonne erzeugte eine unbekannte, aber tödtliche Form von Starrkrampf (Tetanus). Dr. Hayes, der Chirurg der Expedition, hatte durch seine Anstrengungen den Skorbut glücklich bekämpft; diese fürchterliche Neigung zu tonischen Krämpfen vereitelte jedoch unsere vereinten Bemühungen. Das Uebel ergriff auch unsere Hunde, von denen siebenundfünfzig daran zu Grunde gingen; meine Schlitten-Organisation wurde dadurch vollständig aufgelöst.

„Die Erforschungs-Operationen wurden unter außerordentlichen Strapazen und Entbehrungen ausgeführt. Bis zum 24. November arbeiteten wir mit unseren Schlitten und begannen im März unsere Fahrten aufs neue. Viele dieser Fahrten wurden in der Dunkelheit und bei einer Temperatur von funfzig Grad unter Null gemacht. Die frühere Winterfahrt hatte ich persönlich geleitet, aber mit Hülfe eines Gespannes von zwei Hunden und durch die eifrige Mitwirkung meiner Offiziere waren wir in den Stand gesetzt, die einzelnen Partieen abzulösen, wenn sie erschöpft waren. In dieser Weise wurde die Durchsuchung der Gegend bis zum 12. Juli fortgesetzt. Man glaubt, daß keine der früheren Expeditionspartieen so lange im Felde war. Die Herren Brooks, M'Geary, Bonsall, Hayes und Morton haben nach einander zu dem allgemeinen Resultat beigetragen. Die Mannschaft arbeitete mit Ausdauer und Treue.

„Ich gebe hiermit eine kurze Beschreibung der Erforschungen unserer Gesellschaft.

„Smith's Sund wurde seiner ganzen Länge nach untersucht und vermessen. Er läuft gegen Nordosten in einen Golf aus, dessen langer Durchmesser 110 Meilen ist. Die grönländische Küste wurde bis an die nördliche Fronte verfolgt, die beinahe gerade von Osten nach Westen läuft (O. 17° N.). Vom weiteren Vordringen gegen das Atlantische Meer hielt uns ein Gletscher ab, der jeder zukünftigen Erforschung eine unübersteigliche Schranke entgegensetzt. Diese staunenswerthe Eismasse erhebt sich unter dem 60° westl. L. Er fällt in die Richtung der Axe der Halbinsel und ist wahrscheinlich das einzige Hinderniß der Lostrennung Grönlands vom Kontinent(?). Er erhebt sich 300 Fuß in senkrechter Front, und seine Basis wurde auf eine Strecke von 80 Meilen in einem einzigen ungebrochenen Abhange verfolgt. Dieser Gletscher erstreckt sich in fast gerader Richtung nach Norden und hält durch ein eisiges Band die kontinentalen Massen von Grönland und Amerika zusammen. Das Vorhandensein dieses Gletschers erklärt den Charakter des oberen Smith-Sundes, der beständig mit Eis bedeckt ist, das häufige Vorkommen von Eisbergen daselbst und die Strenge des dortigen Klimas. Das Schauspiel, welches er darbietet, ist eines von der erhabensten Schönheit. Das Land, in welches sich dieser Gletscher nach Norden zu verliert, wurde „Washington" genannt, und der Bai, welche es von Grönland trennt, habe ich den Namen des Herrn Peabody beigelegt.

„Ein großer Kanal, der an der westlichen Krümmung der Peabody-Bai (80° 12′ nördl. Br.) beginnt, bildet die interessanteste geographische Entdeckung, die wir auf unserer Reise machten. Dieser Kanal dehnt sich nordwärts in eine offene eisfreie Fläche aus, die einen bedeutenden Reichthum an animalischem Leben zeigt und alle Charaktere eines offenen Polarmeeres trägt. Eine eisfreie Oberfläche von 3000 Quadrat-Meilen mit einem gleichfalls freien nördlichen Horizont wurde von verschiedenen Erhöhungen aus gesehen; und ein Nordwind von 52stündiger Dauer brachte kein Treibeis in diese Wasserfläche.

„Mit schmerzlichem Gefühle melde ich dem Departement, daß ich nicht im Stande war, diese Gewässer zu befahren. Eine 125 Meilen lange Eismasse, deren Oberfläche so uneben ist, daß man kein Boot darüber transportiren kann, trennt sie von der nächsten südlichen Zufahrt. Meine persönlichen Anstrengungen im April und Mai, eines der kleinsten Kauschul-Böte dem Kanal auf 90 Meilen in die Nähe zu bringen, schlugen fehl. Meine Begleiter, so wie ich selbst, waren erschöpft; vier derselben mußten sich die Zehen abnehmen lassen, die erfroren waren; fast Alle litten am Skorbut, und die Jahreszeit war so weit vorgerückt, daß eine neue Reise unmöglich war. Nördlich vom 81° 17′ wurden die Ufer des Kanals steil und so uneben, daß man sie auch mit dem Schlitten nicht mehr passiren konnte. William Morton, der mit einem Eskimo und einem von Hunden gezogenen Schlitten diese Stelle erreicht hatte, drang zu Fuße weiter vor, bis ein mauerähnliches Vorgebirge, das von einer heftigen Brandung bespült war, seinem Fortschritte ein unübersteigliches Hinderniß darbot.

*) Nach der „Neuen Zeit" von New-York.

Digitized by Google

„An den westlichen Küsten dieses Meeres hatte ich vorzüglich Spuren der wackeren Märtyrer zu finden gehofft, deren Auffuchung diese Expedition bezweckte. Die verdienstvollen Bemühungen Dr. Rae's — die ich erst jetzt ersahr — würden der Fahrt einen rein geographischen Werth gegeben haben. Wenn ich den Zustand meiner Gesellschaft genau überlege, so muß ich das Fehlschlagen unserer Einschiffung für eine Fügung der Vorsehung halten.

„Das Land, welches nördlich und westlich von diesem Meere bespült wird, wurde bis 82° 30' nördl. Br. und 76° westl. L. aufgenommen. Es ist das nächste Land am Nordpol, das bis jetzt entdeckt wurde, und trägt den Namen des verehrten Herrn Grinnell.

„Als die Jahreszeit weiter vorrückte, wurde es uns zur Gewißheit, daß unsere Brigg nicht wieder frei werde. In unserem eigentliches Hafen zeigten sich nur wenige Spuren vom Aufbrechen des Eises, und an den Sund dehnte sich eine ununterbrochene Eisfläche hin. Es war bereits zu spät, um in den Böten einen Ausweg zu suchen, es gebrach uns an Brennmaterial, und unsere Lebensmittel waren wohl reichlich, aber nicht geeignet, und vor dem Skorbut zu schützen. Unter solchen Umständen wachte ich mich mit fünf Freiwilligen auf den Weg, um, wo möglich, die Mündung des Lancaster-Sunds zu erreichen, wo ich mit den britischen Expeditionen zusammentreffen und dann meinen Gefährten Unterstützung bringen zu können hoffte. Auf diesem Wege kreuzten wir die nördlichste Route von William Baffin; da wir aber fanden, daß sich von Jones-Sund bis zur Hakluyt-Insel eine festgeschlossene Eismasse erstreckte, kehrten wir wieder um und erreichten mit großer Anstrengung unsere Brigg.

„Im zweiten Winter hatten wir außerordentlich schwere Prüfungen auszuhalten. Wir waren genöthigt, das Leben der Eskimos zu führen, uns unter Moosdecken zu vergraben, Lampen zu brennen und das rohe Fleisch von Wallrossen und Bären zu essen. Einmal waren alle Mitglieder der Expedition, Herrn Bonsall und mich selbst ausgenommen, am Skorbut krank und nicht im Stande, von der Bank aufzustehen. Unsere Rettung haben wir allein der spsiematisch organisirten Jagd und den Händen zu verdanken, mit deren Hülfe wir uns von den Eskimos, deren nächste Niederlassung siebzig Meilen von unserem Hafen entfernt war, Wallrossfleisch verschafften. Mit diesen Eskimos — einer höchst interessanten Race — schlossen wir ein werthvolles Bündniß, theilten und gegenseitig von unseren Vorräthen mit und halfen einander in jeder Beziehung freundlich aus. Man durfte ihnen nie ganz trauen, aber durch ein aus Güte und Strenge gemischtes Benehmen verschafften wir uns von ihrer Seite sehr wesentliche Dienste.

„Ich habe den Verlust von dreien meiner Kameraden zu melden. Zwei dieser braven Leute, die in der Erfüllung ihrer Pflichten umkamen, der Zimmermann Christian Ohlsen und Jefferson Baker, starben am Starrkrampf, der Dritte, Peter Schubert, an einem Absceß, der durch die Amputation eines seiner Füße erzeugt wurde. Herr Ohlsen war mein persönlicher Freund und Rathgeber; er hatte während meiner Abwesenheit auf den Schlittentouren den Befehl über die Brigg.

„In der Ueberzeugung, daß uns ein dritter Winter das Leben kosten würde und wir zu vollständig vom Eise eingeschlossen waren, als daß uns eine Expedition vom Sunde aus noch diesen Sommer befreien könnte, gab ich die „Advance" am 7. Mai auf und begann einen Zug nach Süden. Die Kranken — vier an der Zahl — wurden von unserem Hundeschlitten gefahren. Ich mußte meine naturhistorische Sammlung preisgeben, rettete aber die Dokumente der Expedition. Die Organisation dieses Zuges wurde reiflich überlegt und so eingerichtet, daß wir auf dem Eise wie auf dem Wasser vorwärts kommen konnten. Die Transportmittel bestanden aus Böten, die wir auf ein Schlittengestell befestigten, und aus kleineren Schlitten, die bei schwierigen Stellen anhelfen mußten. Mit Ausnahme verminderter Rationen von pulverisirtem Brod und Talg hatten wir keine Nahrung als die Beute unserer Jagd. Eine kleine Reserve von Borden's Fleisch-Zwieback wurde für außerordentliche Fälle aufbewahrt. Unsere Kleider bestanden ausschließlich aus Pelzwerk, und an den Füßen trugen wir Filzschuhe.

„Die größte Anstrengung kostete uns der Weg über den ausgedehnten Eisgürtel, der zwischen der Brigg und dem nächsten südlichen Gewässer lag. Obschon dieser Gürtel in gerader Linie nur einundachtzig Meilen breit war, so war der Transport über die rauhen Eismassen doch so schwierig, daß er uns einundvierzig Tage harter Arbeit und einen Weg von dreihundertsechzehn Meilen kostete. Vom Kap Alexander an setzten wir die Reise in den Böten fort, hatten aber gegenentlich am Fuße von Gletschern kurze Strecken auf dem Eise zurücklegen. Am Kap York errichtete ich ein „Cairn" mit einem Wimpel und Depeschen zur Information von Fahrzeugen, welche die Melville-Bai durchkreuzen, und schiffte mich dann, nachdem ich mein unbenutztes Boot zum Verbrennen zertrümmert hatte, nach den nordgrönländischen Niederlassungen ein. Am 6. August (wie schon oben bemerkt) trafen wir ohne Unfall in bester Gesundheit und Stimmung in Upernavik ein. Während dieser ganzen Reise benahmen sich meine Gefährten mit bewundrungswürdigem Heldenmuth. Ich würde ungerecht gegen sie sein, wenn ich unterließe, ihre Anhänglichkeit zu mir selbst und ihr wackeres Betragen in Zeiten der Entbehrung und Gefahr anzuerkennen.

„Die gegenwärtige Saison gilt für beinahe eben so streng als die vorhergehenden. Das Eis hat im Norden eine furchtbare Ausdehnung, und es ist eine wunderbare Fügung, daß das neue Auffuchungsgeschwader dem Einfrieren entging. Das rasche Vorrücken des Winters hatte es schon mit einer Decke von neuem Eise umgeben, und ohne die Gewalt des Dampfers und die außerordentlichen Anstrengungen Capitain Hartstein's wäre es unvermeidlich festgefroren. Nicht allein der Smith-, sondern auch der Jones- und Lancaster-Sund waren von undurchdringlichem Eisfeldern gesperrt, allein trotz dieser Hindernisse gelang es dem Geschwader, durch Forcirung des mittleren Eises die Baffins-Bai ganz zu umschiffen und die, dänischen Niederlassungen zu erreichen."

Der moderne Spiritualismus in Amerika und Europa.

(Schluß.)

G. H. v. Schubert, welcher früher den Aussagen der Somnambulen vertraute, bereut es, auf das Vogelgeschrei phantastischer Visionen, auf die Orakelsprüche unserer modernen Pythien und Kassandren mit abergläubiger Hingebung geachtet und die Gefahren nicht erkannt zu haben, die unseren Forschungen im Nachtgebiete der magischen Zustände und Erscheinungen auf jedem Schritte begegnen. Er warnt vor der Stimme des wahrsagenden Geistes, die, wie aus Merlin's Grabe, sich ahd dem Holze des Tisches vernehmen läßt, und die nicht durch hörbare Worte, aber durch Schrift und Zeichen dem fragenden Antwort ertheilt. Echt mittelalterlich ist es ihm nicht das Echo der eigenen Seele, welches die Orakelsprüche ertheilt, sondern ein fremder Geist, der mit dem Menschen sein Spiel treibt. Wären aber auch die Geister, die aus den Tischen sprechen, wahrhaftere Bezeugungs-Geister, welche, wie die wahrsagende Magd zu Philippi dem Paulo, dem Menschen allenthalben nachfolgten und entgegenträten, wo er mit den Kräften seiner inneren Natur in ihr heimatliches Element hinaustritt; so müßte, meint er, und dennoch ihr Zeugniß wie dem Apostel, ein verehrungedes sein, denn es käme aus einer Quelle, deren Wasser für unseren Geist kein Wasser des Lebens, sondern voll betäubender, schädlicher Kräfte sei.

So ist es mit dem Beweise des Ueberirdischen der Erscheinung aus dem Inhalte ihrer Mittheilungen sehr mißlich, und jener Lug und Trug, welcher die Wahrheit bei weitem überwiegt, wahrlich nicht geeignet, uns die Ueberzeugung aufzudringen, sie könnten nur einem „Reiche des Lichtes" ihre Entstehung verdanken. Es wurde auch von den Geistern weder eine wichtige Entdeckung gemacht, noch ein Naturgesetz verrathen, noch etwas tief Verborgenes erforscht, und als Luther auf die Wartburg gebracht worden war und Katholiken und Lutheraner gleich eifrig danach strebten, den Aufenthalts-Ort des räthselhaft Verschwundenen zu erforschen, blieben, wie Lerchtimer erzählt, alle befragten Geister stumm, oder logen. Selbst die Fälle, wo die vermeintlichen Geister etwas verrathen haben sollen, was sie allein gewußt, Thaten, die sie verrichtet, und wo die aufgefundenen Gegenstände den Beweis für die Wahrheit der Aussage liefern sollen, Geschichten, die wir ebenfalls zweitausend Jahre zurück verfolgen können, haben für die Existenz der Geister kein Gewicht. Oft genug zeigte sich bei näherer Nachforschung die ganze Aussage der Geister als Trug, und mir sind selbst zwei Geisterspuke der neuesten Zeit bekannt, wo in beiden die von dem Geiste erzählte Geschichte kein wahres Wort enthielt. Aber auch da, wo die nach der Angabe des Geistes aufgefundenen Papiere oder Knochen den unumstößlichen Beweis der Wahrheit der Geister-Aussage liefern sollten, führt uns ein einfacher Weg auf eine natürliche psychologische Deutung des Problems. Wie im Schlafe ein unklarer Sinnenreiz eine ganze Reihe von Traumbildern hervorruft, so werden auch die unklaren, nicht ins Bewußtsein gelangenden Reizungen des inneren Sinnes die Veranlassung zur Schaffung einer Reihe von Phantasie-Bildern, welche in gewissen Fällen eben so deutlich außer uns empfunden werden, wie im lebhaften Traume. Daß aber z. B. vergrabene Knochen, Leichname, auf gewisse Menschen einen Eindruck machen, zeigt und die bekannte Geschichte in Pfeffel's Garten zu Colmar, der Versuche des Herrn v. Reichenbach nicht zu gedenken.

Aber die Geister sagen es doch selbst, daß sie die Seelen Verstorbener seien, daß sie um uns herumschweben, von uns genöthigt erscheinen, und als Schutzgeister dienen. Das Zeugniß in der eigenen Sache will nun aber nicht viel bedeuten. So wenig es für uns ein Beweis für die wirkliche Existenz Brahma's ist, daß Tausende von Brahminen in ihren Verzückungen Brahma gesehen haben, und er sich ihnen als solcher offenbart hat; so wenig wir deshalb glauben, es existire Apoll, weil er jenem Römer aufträgt, eine Ode auf ihn zu

Digitized by Google

dichten, und ihm selbst den Anfang diktirt, oder die Nymphe Egeria, weil Numa Pompilius von ihr belehrt wird; so wenig wir deshalb an die persönliche Existenz des Teufels glauben, weil Luther mit ihm manche Kämpfe bestanden, aus denen er mit sichtbaren Spuren an seinem Leibe hervorgegangen, und Tausende von Menschen mit der jüdischen Majestät verkehrt: eben so wenig haben wir Grund, deshalb an die Realität der Geister zu glauben, weil sie sich für solche ausgeben. Räumt man einer Erscheinung Realität ein, so hat man keinen Grund, sie der anderen abzusprechen; sind unsere modernen Geister die Seelen Verstorbenen, so ist auch der Teufel eine Wahrheit, so ist auch die Blocksbergfarth, der Vampyrismus und die Lykanthropie eine Wahrheit. Die Geister sind aber überall nur da, wo man an sie glaubt. Zeugniß gegen Zeugniß! Meine Sommambulen haben mir ihre Erscheinungen von Geistern als Produkte ihres eigenen Seelenlebens bezeichnet, und bei meinen sehr gelungenen trapezomantischen Versuchen hat sich nie etwas Geisterhaftes eingemengt, so wenig wie bei denen des Grafen Szaparry. Hier bezeichnete sich der Sprecher als Geist, dort als Naturkraft, am dritten Orte als Nervenfluidum, am vierten als Magnetismus, am fünften als Feuer.

Die Geister sind ja aber auch gesehen worden, und jene Tausende verbürgter Geschichten, wo Personen im Momente des Todes ihren Angehörigen und Freunden, oft gleichzeitig mehreren, erschienen, lassen doch an der Existenz einer Geisterwelt keinen Zweifel! — Nichts ist im Gegentheil mehr geeignet, den Beweis zu liefern, daß alle Visionen subjektive sind, als eben die Erscheinung Verstorbener. Bald erscheint der Geist als Wölfchen, bald als Wolke, bald dunkel, bald hell, bald dicht, bald durchsichtig, meist hat er zierliche Toilette gemacht, nach Zeitalter und Herkommen verschieden. Antike Geister erscheinen mit Waffen und Schmuck ihrer Zeit, die Geister des Mittelalters meist als Mönch oder Nonne, oder in der Tracht ihrer Zeit, und die modernen in weißen Sterbelaken oder in ihren Alltagskleidern. Ja, wenn Marsilius Ficinus, laut gemachten Vertrage, dem Michael Mercatus in seiner Todesstunde erscheint und ihm zuruft: O Michael, Michael, vera sunt illa! so erregt es doch unser gerechtes Bedenken, daß der Geist zu Pferde einherspringt. Wie kömmt es, daß nicht ein Geist ausstieht wie der andere! Wäre das Bild unseres sterbenden Freundes, wie es vor unser leibliches Auge tritt, wirklich eine Realität, woher die Kleidung, die Waffen, die Pferde? Wenn daher Ennemoser alle Geister-Erscheinungen für subjektive Gebilde hält, aber meint: „Wenn die Gestalt eines Abwesenden in wichtigen Momenten einem Anderen leibhaft erscheint, und zwar in dem Zustande, worin sich jener eben befindet, wohin z. B. das nicht seltene Erscheinen von Sterbenden gehört, so hat das Phantasiebild objektive Wahrheit"; so ist das eine arge Inkonsequenz. Wenn dagegen Lilpopp behauptet, daß das in plastischen Formen thätige Gefühls-Vermögen den Eindruck von einem wirklichen Geiste objektivire und ihn unter der höchst möglichen Form darstelle, und da dies die menschliche Gestalt sei, so erschienen auch Gott und die Engel uns in menschlicher Gestalt; so muß ich entgegnen, daß ich zwar an eine Wechselwirkung menschlicher Geister im Erdenleben glaube und auch die Erscheinungen der Seelen im Momente des Todes dadurch erkläre, aber nirgends einen Beweis dafür finden kann, daß jene geistige Wechselwirkung über das „Diesseits" hinausgehe. Selbst das gleichzeitige Schauen Mehrerer wird uns kein Beweis für die Objektivität der Erscheinung, da bei allen Effasen eine Uebertragung gleicher Seelenstimmungen stattfindet. Man hat weit mehr Ursache, sich darüber zu wundern, daß im Hause der Frau Hauff unter Kerner's Leitung sich ein Mensch den magischen Einflüssen entziehen konnte, als daß einige der Geisterseherin Nahestehende mit auffingen, Geister zu sehen.

Mehr als alles Andere soll aber jenes zauberische Einwirken auf fremde Materien den Beweis für ein uns umschwebendes Geisterreich liefern. Da sind es jene Bewegungen von Gegenständen ohne sichtbaren Anstoß, wie sie von je her hier und da beobachtet wurden, wie sie das Mittelalter bei seinen Besessenen und Heiligen, Kerner bei seiner Frau Hauff wahrnahm und die amerikanischen Spiritualisten in ihren Zirkeln sich oft wiederholen sahen; jene unheimlichen Töne, das Pochen, das seit Hiob als Geisterklopfen galt, das Werfen, Schlürfen, Heulen, Rasseln, das sich seit Arthemidoros bis in die neueste Zeit in manchen Gebäuden wohl hören, aber nicht ergründen ließ, welches Luther auf der Wartburg, den Pfarrherrn Stiph zu Torgau, den Archidiaconus Günther zu Naumburg, als er noch in Ungarn war, und die Humboldtschen Aeltern in Tegel beunruhigte; jene sichtbaren Spuren, welche die Geister an den Körpern der von ihnen Geqvälten hinterließen, wie bei Luther und dem Professor Schuppert in Gießen; jene Schriftproben, die, ohne sichtbare Hülfe auf das Papier hingeworfen, an das mene mene tekel upharsin erinnern; jenes Schweben der Menschen über der Erde und ihr Erheben in die Luft, wie es bei Heiligen, Besessenen und Hexen öfter vorkam, wie es Kerner beobachtete, und wie es auch bei den amerikanischen Spiritualisten öfter gesehen wurde, dieser Prototyp alles Fliegens, aller Himmel- und Höllenfahrten; da sind es, sagen wir, diese Erscheinungen, welche man, da sie durch eine physische Wirkung im Diesseits nicht erklärbar schienen, seit Jahrtausenden nur auf transscendentem Wege erklären zu können glaubte, obschon es bei weitem weniger dreibar ist, daß immaterielle Geister in fremder Materie Veränderungen hervorrufen, als das physische mit der Materie verbundene Kräfte auf andere Materie und ihre Kräfte wirken sollen. Es wäre dieses Klopfen und Pochen, dieses Wersen, dieses Zerschlagen der Töpfe und Fensterscheiben, das Umwerfen von Tischen und Stühlen, das Lauten von Glocken, das Spielen musikalischer Instrumente doch eine gar zu profaische und lächerliche Art für ätherische Wesen, und wenn ein sehr geachteter amerikanischer Schriftsteller meint, es geschehen jene Manifestationen nur deshalb, um den Menschen den Beweis für die Wahrheit einer zweiten Existenz zu liefern: so müssen wir gestehen, daß wir uns von einem Geisterreiche doch ganz anderer Mittheilungen versehen würden, wenn es darauf ankäme, einen Beweis seiner Existenz zu liefern, als jene täppischen Neckereien. Wenn aber viele Vertreter exakter Wissenschaft die Wahrheit der Erscheinung leugnen, weil sie ihren Naturgesetzen zu widersprechen scheint, so mögen sie doch bedenken, daß der Mensch, ihrer eigenen Ansicht nach, die Combination aller telluren Kräfte ist, deren Resultat eben die Herstellung des sichtbaren Organismus und des mit ihm eng verbundenen selbstbewußten Geistes ist; bedenken, daß jede Kraft dadurch sich als solche dokumentirt, daß sie auf fremde Materie hinauswirkt (Anziehung und Abstoßung) und daß, wenn zwei Kräfte kombinirt werden, jede die andere abändert (Schwere und Magnetismus, Elektrizität und Magnetismus, Licht und Chemismus), ja, wenn zwei Kräfte (Materien) zusammen wirken, ein vollkommen Neues und Drittes entsteht, was mit beiden Elementen nichts mehr gemein hat (chemischer Prozeß), endlich bedenken, daß der Menschengeist keine blos ungreifbare Idealität, sondern eben die reale Kraft-Aeußerung des Organismus selbst, bei jeder Wirkung seiner Materie betheiligt, sich nie ruhend verhalten kann, daß er durch jede materielle Thätigkeit in Mitleidenschaft versetzt wird, daß er, wie jede andere Kraft, polarisch thätig sein muß: dann werden sie viele Anknüpfungspunkte für eine physische Erklärung jener bisher unerklärten Phänomene erhalten. Wenn wir dieselben aber auch nicht bis in ihre feinste Regung verfolgen können, so wenig, als wir wissen, wie der Wille auf den Muskel wirkt, so ist doch die Möglichkeit für ihre naturgemäße Deutung gefunden und der Weg für das Experiment angebahnt.

Die Geister, welche heute mit uns und den somnambulen Tischen reden, die Geister, welche sich klopfend vernehmen lassen und Zeichen thun, sind keine anderen, als die sich früher aus den Orakeln und Sybillen, später aus den Verzückten und Besessenen hören ließen, heutzutage aus den Somnambulen und Clairvoyanten sprechen und leider auch zu ihrer Zeit Tausende unglücklicher Opfer zum Scheiterhaufen führten; überall aber war es der eigene Geist, welcher aus seiner Tiefe Manches hervorholte, was einmal als Wahrheit erprobt, das andere Mal als neckender Trug verbannt wurde. Nie aber waren es Boten aus einem jenseitigen Geisterreiche, welche, „unter dem Anscheine des Ernstes und der anständigen Zucht ihren lügenhaften Scherz und Trug mit den Seelen der Menschen treiben" und „jetzt in schmeichelnder, schönthuender Weise nicht mehr das äußerlich leibliche, sondern das geistige Verderben des Menschen suchen." Wer dieser inneren Stimme Glauben schenkt, der wird sich nur allzu oft täuschen, aber von „Zauberessünden" ist deshalb nicht die Rede, denn das Reich des Teufels und der Dämonen ist längst verschwunden, um nie wieder zu erstehen; von dem aber, der dem Grunde dieser Erscheinungen in der Tiefe des eigenen Geistes nachspürt, wird man mit Moses nicht sagen dürfen, daß er „dem Herrn ein Gräuel" sei, und unsere Modernen werden von ihm mit Unrecht behaupten, daß er „unmebelten Geistes" sei. Denn der dämonische Scherz, welchen die Klopfgeister mit uns treiben, ist kein Zeichen, daß die Mächte der Finsternis, bereit zum Hervorbrechen, uns nahen, und daß dem Menschengeschlechte eine Nacht hereinzubrechen drohe, „in deren Dunkel ein Reich der kräftigen Irrthümer, der falschen Wunder und der dämonischen Mächte zur Erscheinung käme, deren Werk die Gräuel der Unsauberkeit, des Menschenmordes und des allgemeinen Elends sei": nein! die Klopfarbeit ist die Arbeit des eigenen Geistes, welche uns zu einer ungeahnten Tiefe der eigenen inneren Natur hinführt und uns Kräfte ahnen läßt, mit denen wir unbewußt hinauswirken auf die uns umgebende Natur, Kräfte, deren nähere Kenntniß und Aufklärungen verspricht über eine Reihe von Erscheinungen, die man nicht hinwegdisputiren konnte und an die man doch nur scheuen Blickes herumtrat, weil man fürchtete, sie mit einer vernünftigen Naturforschung nicht bewältigen zu können. Jetzt sinken die Schranken, welche unseren Forschungen Gränzen zu setzen schienen, und während wir uns überzeugen, daß Alles das, was man von je für „jenseitig" gehalten hat, eine genügende Erklärung im Diesseits findet, verschwindet aller Aberglaube, und während die Erscheinung und die Prophetie Sache des Experiments wird, gestaltet sich die Theorie der „Geisterkunde" zu einem Kapitel

der Psychologie um. In der alten Wildniß des Aberglaubens erblüht jetzt die Blume der unsterblichen Vernunft, und mit der Ergründung der physischen Weltordnung tritt uns auch die moralische Weltordnung in ein neues Licht. Mit rasender Eil nähert sich die Welt einer Zeit des Ueberganges. Das Alte ist vergangen, und es strebt Alles neu zu werden, aber in dem Strudel sich überstürzender Neuerungen verliere der Mensch sich selbst nicht aus den Augen, denn nur dann, wenn er sein eigenstes Ich zu ergründen strebt, kann er unbefangen und klaren Blickes auch sich herausschauen.

Man hat den Spiritualismus sich selbst überlassen. Die Führer der exakten Wissenschaften, zu stolz, um zu prüfen, im Hochgefühle des bereits Erkannten und Durchforschten, leugneten Erscheinungen, die sich im ersten Augenblicke den physischen Gesetzen zu entziehen schienen und die sich etwas unbequem an sie heranbrängten; Andere glaubten die Sache abgemacht, wenn sie von Sinnestäuschungen, Leichtgläubigkeit und Aberglauben sprachen; noch Andere scheuten sich vor der Anerkennung der Phänomene, welche zu Folgerungen zu führen schienen, die sie einzugestehen nicht wagten, und die Feigheit der Wissenschaft, und fast diese allein, nöthigte das Volk, nach dem Uebernatürlichen zu greifen.

Die ultima Thule menschlichen Wissens ist noch nicht erreicht; die Kräfte, welche die Natur-Wissenschaften bis jetzt erkennen, sind nicht die einzigen, und der Mensch, welcher in seinem Organismus eine Wesenheit für sich bildet und noch manche Kräfte birgt, die außerhalb der Elektrizität und des chemischen Prozesses liegen, ist sich selbst in seinem Wollen und Glauben, in seinem Empfinden und Wirken noch ein Räthsel. Vergleichen wir aber die Fabeln der Vergangenheit mit der Gegenwart, benutzen wir die Ergebnisse der exakten Wissenschaften zu Analogieen auf verwandtem Gebiete; so ergiebt sich das, was früher für übernatürlich gehalten wurde, als eine nothwendige Erscheinung in der Kette physischen Wirkens. Und ist nicht das innere Seelenleben des Forschens werth? verdient der, der sich mit redlichem Streben in diese Gebiete wagt, den Hohn und Spott, mit dem man ihn züchtigt? Wahrlich, es giebt noch Sachen, die den Menschen näher angehen, als der elektrische Telegraph um die Erde und das große eiserne Dampfschiff, die Brücke über das Weltmeer, Sachen, die die ganze eine Hälfte seines Wesens, seine Nachtseite, berühren, und zu diesen gehören auch jene Erscheinungen, welche, so weit die Geschichte reicht, sich bei allen Völkern, bei allen Religionen, in allen Welttheilen wiederholen, auf die Entwickelung der Menschheit den entschiedensten Einfluß übten, und die der moderne Spiritualismus als Beweise für seinen Glauben auch neuerdings wieder anzubenten bestrebt ist. Dr. Schindler.

Portugal.

Sechzig portugiesische Sonette, in oberschwäbischer Uebersetzung, von Jovialis.

Es sieht in der That etwas wunderlich aus, Sonette im Dialekt, eine strenge Kunstform im Bauernjargon vor sich zu sehen, einen portugiesischen Kavalier in den Kittel eines Schwarzwälders gesteckt! Ist das zu etwas Anderem, als einer lustigen Maskerade, erlaubt? Wenn der Herr Uebersetzer nur wenigstens einem portugiesischen Bauern den Rock des schwäbischen angezogen hätte, das wäre vielleicht nicht so übel gewesen; hat ja doch der Portugiese dasselbe Gesicht — will heißen den ähnlichen Jargon, wie der Schwabe! — Mit anderen Worten, zu einer Uebersetzung im Dialekt sollte ein passender Stoff gewählt, das Erhabene nicht mit der Zunge der Naivetät, das Feine nicht mit der der Derbheit verdolmetscht werden. Dieser Stoff kann entweder ein Dialektgedicht in der fremden Sprache, oder wenigstens ein der Dialektsphäre verwandtes Gedicht sein. Beim Portugiesischen, welches selbst als Dialekt des Spanischen gelten darf, obwohl die Portugiesen dies nicht zugeben wollen, war dann nur die Wahl eines passenden Themas geboten.

Daß man sich bei Anwendung des Dialekts, wie der Herr Uebersetzer in der Vorrede sagt, aktiv und produktiv verhalten müsse, versteht sich, es giebt ja keine Akademie des Dialekts. Wir haben auch gegen die grammatikalische Behandlung nichts einzuwenden, wohl aber gegen die orthographische, wogegen sich der Herr Uebersetzer freilich schon in der Vorrede verwahrt. Allein eine solche Verwahrung kann bei einem so kühnen Umgehen mit den Vokalen nicht gelten. Das e wird ohne Weiteres zu einem o gemacht und dadurch dem ehrlichen schwarzwälder Dialekte wenigstens für das Auge ein ganz fremdartiges südländisches Aussehen verliehen; während doch der Laut, der dadurch bezeichnet werden soll, zwischen e, ä und o schwebt, in weitaus den meisten Fällen sich aber auf die Seite des e neigt, also auch ganz natürlich dieses Zeichen für sich in Anspruch nimmt. Wollte aber die Räucirung angedeutet werden, so konnte, wie das dumpfe o ganz richtig durch schwebische ä ausgedrückt wurde, ein entsprechendes Zeichen ë, wo o mit einfließt, und ö, wo a mit gehört wird, gewählt werden. Warum das v durch f und das sch durch sh ausgedrückt wurde, ist nicht klar. Das ist, wie in bist, hätte wohl, wie es der Schwabe spricht, in sehr verwandter weise und dadurch die Aehnlichkeit der beiden Dialekte für das Ohr veranschaulicht werden können. Der Portugiese spricht nämlich ist und ap gerade so breit sebt und schp, wie der Schwabe, und zwar nicht etwa nur in den niederen, sondern in den höchsten Ständen — die von der Häßlichkeit der Sprache des Camoens durchdrungen, mit Vorliebe französisch sprechen. Auch die Nasentöne äi (port. õe), üi, ö (port. om), äu (port. ão), ü (port. um) sind beiden Dialekten gemein. Aber darum klingt es doch nicht weniger abenteuerlich, wenn der Herr Uebersetzer ein zartes Sonett des Bocage also wiedergiebt:

Sios ist dor morgo-grous fom jungo summor,
Süß ist der Morgengruß des jungen Sommers,
Wann sich im goldno dnu od binome griosot,
Wenn sich im goldnen Thau, die Blumen grüßen.
Wann mit geblatshor ibbord nad-benk fliosot
Wenn mit Geplätscher über die Sandbänke fließen
De woiche wello wi' im kindor-schlummor;
Die weichen Wellen wie im Kinderschlummer
Wann unter dousod feggol ist köi stummor,
Wenn unter tausend Vögeln ist kein stummer,
Ons dousod kello liodor aich orgiosot,
Aus tausend Kehlen lieber sich ergießen,
Od lercho flattrig ouf zom himmol shiosot,
Die Lerchen flatternd auf zum Himmel schießen
Und 'dnaehtigal kund dnot iorn liobos-kummor;
Und die Nachtigall kund thut ihren Liebeskummer;
Sios ist, wann blä fom silber-falbo män
Süß ist, wenn blau vom silberfalben Mond
Stät mör und himmol goistorhaft beluichtot,
Steht Meer und Himmel geisterhaft beleuchtet,
Där's iodom liobos-priostor ä hot dä'n;
Der es jedem Liebespriester angethan hat:
Doch all dni herrlichkoit ist wunzig klöi,
Doch all die Herrlichkeit ist winzig klein,
Denk I, wio sios sich dinz ior aug gofuichtot.
Denk' ich, wie süß sich einst ihr Aug' gesuchtet,
Wö zeofach's lubbo mior lebendig shöi,
Wo zehnfach das Leben mir lebendig schien.

Die Uebersetzung selbst ist sehr getreu, wie sich aus den drei katalonischen Sonetten ergibt, denen der Urtext beigebracht ist.

Aber wenn die Mühe auch zu bewundern ist, womit sich der Herr Uebersetzer dieser Grille gewidmet hat, so wird sich doch schwerlich Jemand des Lächelns erwehren können, wenn er diese kuriose Romanisirung des Schwäbischen zu Gesichte bekömmt.

Den Dialekt als Uebersetzungssprache in seine Ehre einzusetzen, mag verdienstlich sein, aber dann dürfte sein Platz am Heerd, in der Werkstätte des fremden Volkes und nicht auf dessen Throne sein.

Mannigfaltiges.

— Dr. Gnüge's Gesetze der französischen Sprache. Der lebhafte Verkehr, in welchem die civilisirten Nationen Europa's unter einander stehen, macht das Studium der betreffenden Sprachen für Viele zum Bedürfniß, und es ist deshalb kein Wunder, wenn bei der Menge von Sprachlehrern und Gelehrten eine verhältnißmäßig große Anzahl von Büchern fort und fort erscheinen, welche demselben abzuhelfen mehr oder minder geeignet sind. Da sich die Speculation gerade dieses Zweiges besonders bemächtigt hat, und es oft schwer ist, aus der Masse etwas Besseres hervorzuheben, so ist es erfreulich, Werken zu begegnen, die auf höhere Geltung Anspruch machen können. Ein solches liegt uns vor: „Die Gesetze der französischen Sprache, nebst Uebungen zur Anwendung derselben, von Dr. C. F. Gnüge.“*) Wir können dasselbe als Frucht dreißigjähriger Erfahrung, wie uns der Verfasser im Vorworte belehrt, und als tiefgedachtes Werk eines denkenden Lehrers, namentlich als praktisches Schulbuch, Allen empfehlen, denen es um eine mehr als oberflächliche Aneignung des Französischen zu thun ist. Sie werden eine Menge neuer und feiner Beobachtungen, die in anderen Lehrbüchern gänzlich fehlen, namentlich aber einen so systematischen Lehrgang finden, daß das Studium bedeutend erleichtert werden muß.

*) Erfurt, Kayserische Buchhandlung, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Täglich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 29, und beim Expediteur Neumann, Behrenstraße No. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 139. Berlin, Dienstag den 20. November 1855.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Eilfter Monats-Bericht. 1855.

London, Mittelpunkt alles festen Landes und der Meere. — Die Mauserung Londons in Bartwuchs, Physiognomie, Kopfbedeckung, Kopf, Kunst, Baukunst, Lebens- und Anschauungsweise. — Revüe der neuesten Prachtbauten und Weltvertehrs-Geschäftslokale. — Das Reisen der Engländer. — Reise-Literatur. — Russell Bartlett's Reise durch Texas, Neu-Mexiko, Chihuahua u. s. w. — C. Holden's Buch über die Natal-Kolonie. — Rom und Neapel vom Capitain Chamier. — Panama und die Isthmus-Eisenbahn. — Die Mosskitoküste und die letzten Spuren der Berliner Mosskito-Kolonie. — Philosophische Literatur. Die Sinne und der Geist. — Bain-Lewi's Natur- und göttliches Recht. — Prinzipien der Psychologie von Herbert Spencer. — Locke's Schriften. Die Engländer keine Philosophen. — Die praktische Philosophie der Engländer in den Naturwissenschaften. Die British Association in Dublin und ihre dreihundert naturwissenschaftlichen Vorträge. Elemente der physiologischen Medizin von Dr. Noble. Bayley's „electro-telegraphischer Uebersetzer". Wheatstone's Experimente mit gleichzeitigen entgegengesetzten Telegraphirungen. Die pflügende Windmühle von Grosley. — Molesworth's literarische Verdienste. — Macaulay's neuer Band. — Geschichte der Diplomatie von dem „Roving Englishman". — Die neue Lesehalle im Britischen Museum.

London, Anfangs November.

London ist der Mittelpunkt der Erdoberfläche. Die physische Geographie findet, wenn sie die Erdkugel in zwei Hälften so zerschneidet, daß die eine die möglichst größte Masse festen Landes enthält, im Mittelpunkte dieser einen Hemisphäre gerade London. Das ist merkwürdig genug. Noch merkwürdiger wird diese Lage, wenn man sich überzeugt, daß London auch der Mittelpunkt aller Meere geworden. Dies gilt freilich nicht sowohl geographisch, als faktisch und merkantil. London mit seinen Eisenbahn-Vorstädten (d. h. Southampton, Liverpool, Plymouth, Portsmouth, Dover u. s. w.) ist die Central-Omnibus-Station für alle Häfen und Länder der Erde. Man kann fast jederzeit nach jedem Punkte der Welt absegeln oder dampfen. Rechnet man hinzu, daß London zugleich der Mittelpunkt des Groß- und Kleinhandels im ganzen Königreiche ist, so hat man alle Gründe beisammen, welche das angehenre Leben, das alleitige Wachsthum, die fabelhafte Größe und Zunahme der Groß- und Kleingeschäfte, das immerwährende Zuströmen von materiellen und ideellen frischen Kräften erklären. Alle Gründe, aber den hauptsächlichsten habe ich noch vergessen: das in geometrischen Proportionen zunehmende Wachsthum des Welthandels in Ausdehnung, Masse und Geschwindigkeit. Dies kömmt London noch ganz besonders von allen Welttheilen her, ohne dessen besonderes Zuthun, zu Gute. Jedes große Geschäft, jedes mit dem Weltverkehr zusammenhängende Unternehmen, jede große praktische Erfindung muß sich nach London wenden, sich hier etabliren oder vertreten lassen, mag die Sache entstehen, wo sie will! Deshalb geht auch London als Hauptstadt eines bestimmten Landes immer sichtbarer zu Grunde, um den neuen Adam des Central-Bureaus für alle Länder anzuziehen. In der großen Ausstellung von 1851 begrüßte es den ersten Tempel dieser neuen Mission und hat sich seitdem immer durchgreifender in dieser Richtung entwickelt. Ich habe diesen Entwickelungsgang Tag für Tag ohne Ausnahme mit angesehen und bin seit dem Mai 1851 nicht vierundzwanzig Stunden lang aus dessen Bereiche herausgekommen, da die kleinen Ausflüge von zwanzig, dreißig und vierzig Meilen nie darüber hinaus lagen. Die magnetische Atmosphäre Londons reicht noch viel weiter.

Wo ist dieses englische London von 1851 geblieben? Allerdings hat es noch seine Legionen von Straßen und Millionen von Leuten aufzuweisen; aber hier ist eben Dieses nicht mehr, oder es bleibt, wie es ist, d. h. es verkömmt. Wo Leben ist, wo es wächst, wo es gedeiht, nimmt Alles eine geschiedenere, schönere, bedeutungsvollere Physiognomie an und läßt sich innen und außen reformiren. Es war immer eine Art Schwäche von mir, die Engländer, wegen der torniterblonden Backenbart-Sklaverei in ihrer Physiognomie, besonders geschmacklos und stockenglisch zu finden. Ich hatte sie deshalb, nachdem ich gesehen, wie einzelne bärtige Foreigners wegen ihrer Gesichts-Urwälder verhöhnt, sogar mißhandelt wurden. Nach der großen Ausstellung legte sich die Wuth, es trat eine immer größere Toleranz in Sachen des Rasirmessers, der Vatermörder und des Hutes ein. Später verbreiteten sich dunkle Gerüchte, daß ein jeder geborene Engländer im Scherze die Drohung ausgesprochen, den Backenbart unten zusammenwachsen zu lassen. Tollkühne Aerzte sprengten die Lehre aus, daß der Schnurrbart ein natürlicher Respirator, der Kinnbart gut gegen Zahnschmerzen sei. Später erfuhr Punch, daß einige Engländer schon zuweilen vor dem Frühstück vergäßen, die Oberlippen zu mähen. Er kämpfte mit Muth und Witz gegen die drohende Gefahr Monate lang, aber vergebens. Die Agitation für den Bart, auf Gesundheitsregeln, ästhetische Gründe, auf Prinz Albert und Napoleon, auf das böse Beispiel von Juden, Polen und Franzosen, endlich auf den Mangel an Wasch- und warmem Rasirwasser in der Krim gestützt, erkämpfte einen schweren, aber entschiedenen Sieg. Die altkonservativen Backenbart-Anhänger wurden als „whiskered slaves of money-making" gleichsam gebrandmarkt. Erst die Künstler, besonders die Maler, dann auch Bildhauer, Musiker, Lithographen, Holzschneider, traten mit Haaren auf den Zähnen auf. Studenten mit ihren „Bückchen", ihrem schwarzen Priesterman-tel, ohne welchen nie einer ausgehen darf, mit ihrer schwarzhaarigen Kappe auf dem Kopfe, sollen sogar in Cambridge eine Verschwörung gegen die Tonsur der Oberlippe gestiftet haben. Aber da dort Alles herrscht, nur keine Studir- und Kleiderfreiheit, unterlagen sie. Ein Schnurrbart zwischen Bückschen, Priestermantel und Mönchskappe wäre auch ein Gräuel gewesen. Aber in London war „Old-England" verloren. Alles, was einigermaßen unabhängig ist, trägt Haare auf den Zähnen. Sogar Labendiener und Laufburschen erscheinen zuweilen mehrere Tage ohne geglättete Oberlippen, um zu probiren, ob sie bei dem Brodherrn damit durchkommen. Um mit einem Male das Unerhörteste mitzutheilen, brauche ich nur zu sagen, wie ich alte Bekannte neulich in der königlichen Mutter-Akademie der schönen Künste, Marlborough-House, wo seit Jahren Professor Semper's Schnurrbart die einzige Ausnahme gewesen war, zunächst als völlig Unbekannte wiederfand. Schon statt des bekannten Keepers fand ich einen Gesichts-Urwald, aus welchem nur Augen, Nase und Stirn hervorragten, wie Geirgsspitzen mit Schnee bedeckt über die Vegetationslinie hinaus. Ich fragte nach dem drawing-master. Das unbekannte Gesicht antwortete mir mit der bekannten Stimme des alten Keepers und führte mich in das Zimmer des alten drawing-master, den ich zunächst auch nur an der freundlichen Stimme wieder erkannte, so sehr war sein bekanntes und liebenswürdiges Gesicht im Barte verschwunden. Als ich mich näher umsah, fand ich Alles in ähnlicher Weise radikal reformirt. Herren, die Jahre lang vor mir mit unwandelbarem Backenbarte gewandelt, traten wie Gestalten aus dem ersten Buch Mosis vor meinen erstaunten Blicken auf. Selbst diese Schüler trugen schon schwache Anmaßungen von Schnurrbart (einige mit doppelt so viel Wichse) zur Schau. Die Herren wollten sich gar nicht wieder zufrieden geben vor Lachen, als ich auf die kolossale Diana unter dem Säulengange aufmerksam machte, der man in ihrer kühn aufschreitenden Stellung ebenfalls ein Bärthen angemalt hatte, um sie hinter dem neuen Zeitgeiste nicht zurückzulassen.

Ich weiß es recht gut, diese Betrachtungsweise hat ihre gute Portion Trivialität. Aber sollte gar nichts dahinter stecken! Man denke an die Wuth, mit der noch vor wenigen Jahren Jeder, der seinen Schnurrbart nicht perpendikulär an den Ohren herab trug, verspottet ward. Und nun die ganze Königliche Akademie in einem Zustande, als wäre unter allen Beamten und Lehrern zusammen kein einziges Rasirmesser! Der Bart wächst nicht blos von außen, sondern wurzelt in der Haut und Gesinnung.

Und der englische Hut! Früher gab es eine einzige Form von Stulpstiefel auf das hinten gescheitelte, mit Oxlappen versehene Haar, und einzelne Sonderlinge mit einem Kopfe und einem Hute für sich (z. B. Sir Joseph Paxton mit einem weißen) wurden zum Sprüchworte. Jetzt giebt es in jedem Laden ganze aufgebaute Obelisken von geschmeidigen, breitkrämpigen Filzhüten, die jede Form an-

nehmen und vertragen, schwarz, grün, weiß, von Stroh, mit Glanzleder, lustig behändert und befiedert. Nicht nur die arbeitenden Klassen tragen sie, die ganz erschrecklich an den Berliner Sommer von 1848 erinnern, sondern auch hohe Personen, wie z. B. Omnibuskutscher und Falschgrafen Nachmittags in Regenstreet, dem Peripatetikon aller höheren Taugenichtse. Kurz, es ist in dieser Beziehung so unglaublich arg geworden, daß sich nicht nur Jeder einen Hut nach seinem Geschmacke kauft, sondern auch manchmal schon eine Mütze. Wenn diese Reformen auf den Köpfen und in den Gesichtern nichts bedeuten sollen, giebt es keine Phrenologie mehr. Das Bedeutende dieser Reformen leugnen, heißt, die Menschen unter die Mineralien versetzen, die von außen ansetzen und sich nicht von innen heraus gestalten können. Nehme man dies immerhin als vorbedeutende und nicht selbst bedeutende Spielerei, sind die Reformen der Straßen, der Häuser, der Architektur, der Künste überhaupt auch bloßes Spiel des Zufalls im engeren englischen Leben? Das wird Niemand zu behaupten wagen, der die hartnäckigen Schreckniße der englischen Schiebe- und Guillotinen-Fenster im Winter und im Sturme praktisch kennen gelernt hat und die Engländer dazu, die dahinter an „Comfort" glauben und seit Jahrhunderten jedem anständigen Fenster, das man ordentlich auf- und zumachen kann, mit Erfolg den Krieg erklärten — und nun gange Stadttheile mit Spiegelscheiben sieht, welche anfangs, wenn sie offen standen, die Vorübergehenden zum erstaunten Maulaufsperren nöthigte. Ist es möglich, in England — solche Fenster! Solcher Anklang von wirklichem Styl in den Bauten außerdem! Ja, da stehen sie, ganze neue Prachtstädte mit Spiegelscheiben zum Auf- und Zumachen, stylistisch, kontinental, zum ersten Mal comfortable, und wirkliche Engländer mit schwerer Miethe darin am Primrose-Hill herum und in anderen Extremitäten Londons.

Ja, es giebt schon Häuser, viele Häuser, ganze Straßen von Häusern mit Küchen zu ebener Erde. Wer früher nur den Gedanken an solche Küchen ausgesprochen hätte, wäre für verrückt oder wenigstens chartistisch-republikanisch erklärt worden. Eine Küche mit der Köchin und dem Koch auf derselben Höhe, wie das Parlour! Welch eine nivellirende Revolution gegen die englische Gesellschaftsschichtung, zu Gunsten der im ganzen historischen England unterirdisch hinlaufenden Welt der dienstbaren Geister!

Aber die Küchen- und Köchinnen-Erhebung ist noch das Wenigste. Ein englisches Gentlemands-Haus ohne unterirdische Küche mit Eisengittern und einer Treppe innerhalb derselben vor dem Hause, die apart nach der Küche führt und den Brückengang in das Haus selbst zum Privilegium der Herrschaften macht, ist schon gar kein englisches Haus mehr. Und nun der total veränderte Baustyl dazu im neuen, im kosmopolitischen London! Von dem Verschwinden der historischen Schiebe- und Guillotinen-Fenster habe ich schon gesprochen. Aber die neuen, großen Spiegelscheiben zum ordentlichen Auf- und Zumachen bedingten auch ganz anderes Mauerwerk und ganz anderen Styl der Formen. Die historische Bauart fiel dem neuen Weltverkehre in den Straßen überall über den Köpfen zusammen. Während meiner Zeit und oft ganz dicht neben meinem Kopfe fielen in London nicht weniger als dreihundert Häuser ein, nicht selten mit Menschen und Geschäften dazwischen, die dann stückweise aus Schutt und Staub hervorgegraben wurden. Einige Male fiel den alten historischen, national-englischen Architekten-Eulen (einer entsetzlichen Menschenklasse, wie sie Dickens in einem seiner Romane in einem Heuchler und Erbschleicher personifizirt) ihr neues Bauwerk mitten im Gerüste, mitten im Werden zusammen. Wer durch diese noch konservirten Theile des alten London geht, wird unendlich oft ungeheure Querbalken oben durch die Straßen gezogen sehen. An Enden und Giebeln laufen massive schiefe Ebenen von Balken auf der Erde hinauf. So müssen sich diese alten architektonischen Herrlichkeiten, in Krücken und eine gegen die andere gestemmt und gestreift, noch vorläufig künstlich halten. Aber das fabrikmäßige Brüzelbacken von Häusern, Straßen und Stadttheilen in diesem historischen Schwindelstyle, durch welchen der Wind pfeift und der Regen träufelt, diese Rheumatismuszuleiter und Miethe-Eintreibungs-Marter-Instrumente sind zum Tode verurtheilt. Wer sich jetzt Häuser als Miethe-Eintreiber bauen lassen will, muß schon substantiell, mit Comfort, mit neuem Styl dauen lassen, da die Auswahl unter diesen Bauten mit jedem Tage größer wird.

Es ist bekannt, daß selbst die hartnäckig historische City-Obrigkeit mit fadelhaften Summen die lichtlosen Schlupfwinkel von der Paulskirche bis London-Bridge auftaufte, um eine der massivsten, goldensten Prachtstraßen, Cannon-Street, auf deren Ruinen aufzubauen. Sie ist die Ergänzungsverkehrt-Straße zu Cheapside. Um Großes mit Kleinem zu vergleichen, erinnert Cheapside an die Königsstraße in Berlin. Der darin sich stopfende Verkehr fordert auch eine Cannon-Street. Zöge man vom Weberschen Markt hinter dem großen Kurfürsten weg, rechts von der Königsstraße eine Art von Wilhelmsstraße bis zum Alexanderplatz, hätte man ein mikroskopisches Bildchen dieser Cannon-Street. Aber solche massive, hohe, breite, hohe, spiegelschreibige Kaufmanns-Paläste, wie sich hier erheben, hat man in ganz Berlin nicht, das Haus der russischen Gesandtschaft unter den Linden etwa ausgenommen. In Chambers' Journal steht die Geschichte eines Hauses, das von dieser Reform in der City niedergerissen und auf einer anderen Stelle wieder aufgebaut werden mußte. Früher stand es grau und nie von der Sonne beschienen, baufällig und feucht in einer engen Sackgasse, und der Laden darin nährte kümmerlich seinen Mann. Als ein Spekulant von der projektirten neuen Straße hörte, kaufte er sich den Pachtkontrakt desselben, der noch neun Jahre galt, „the lease", gegen welche es kein Expropriations-Recht giebt. Die City-Obrigkeit fing an, mit dem Manne zu unterhandeln, er aber blieb dabei, daß er seine „lease" um keinen Preis verkaufen möchte. Man bot ihm Hunderte, Tausende, Zehntausende, der Mann blieb unerschütterlich, so daß ihn die Leute für verrückt erklärten. Die Straße mußte geschafft werden, koste es, was es wolle. So ließ man den Mann von Guildhall aus täglich bearbeiten, bis er so weit mürbe gemacht war, daß er einwilligte, das Haus der Zerstörung preiszugeben, wenn man es ihm in der neuen Reihe wieder aufbaue. Das geschah. Jetzt hat der Mann das Parterre dieses Hauses für tausend, die erste Etage für fünfzehnhundert, die zweite für achthundert, die dritte für fünfhundert Pfund Sterling jährlicher Miethe an große kaufmännische Compagnieen abgetreten, so daß es ihm jährlich sechstausendzwanzigtausend Thaler Zinsen bringt. Welches Kapital repräsentiren diese sechstausendzwanzigtausend Thaler! Notabene hatte der Mann das alte Haus für eine viel geringere Summe gekauft, als ihm das neue jährlich Zinsen bringt. Außer den modernen, substantiellen, vom englischen Style emanzipirten Banten in der City giebt es noch einzelne, in verschiedenen Theilen zerstreute Architekturwerke, die durch Pracht, Schönheit und Solidität die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ich erwähne hier zuerst den vergrößerten Palast des „Carlton-Klubs" in Pall-Mall, dem Brennpunkte des Verkehrs der obersten Zehntausend während der season. Die Tories haben sich hier eine Restauration gebaut, die nach englischen Begriffen wahrhaft klassisch ist. Ungeheure Spiegelscheiben, Mauerwerk von Granitblöcken, breite Marmor-Säulen zwischen den Fenstern, eine große, massive, ruhige Front in stylistischer Größe und Harmonie, prächtige Reliefs, im Innern eine weite, hohe Pracht mit Säulen geschmückter, goldener, parquetirter, gemalter und fresko-dekorirter Hallen, das Ganze so fach-exklusiv, daß man sofort begreift, warum nur hohe Familien ihre Söhne gleich nach der Geburt als Kandidaten zur Aufnahme einschreiben; daß man es gern glaubt, eine macadamisirte Chaussee von dem Monde sei viel eher möglich, ein Kameel gehe viel leichter durch ein Nadelöhr, als daß ein gewöhnlicher Sterblicher hier als Mitglied in dieses Himmelreich der Tories kommen könne.

Auch unter den Palästen des Detail-Handels entstehen immer mehr neue, moderne, geschmackvolle Schönheiten. Bald nach 1851 erhob sich nuweit King's-Cross, im Centrum des Verkehrs, im äußersten Norden von London, der Privat-Krystall-Palast des großen, kosmopolitischen Kleiderhändlers Grove, der nicht nur die arbeitenden Klassen londons, sondern auch des ganzen Königreichs und der fünfzig Kolonieen kleidet. Dieser Grove ist zugleich das größte Genie des Anzeigens. Es giebt Industrielle, die jährlich bis zu einer halben Million von Thalern blos für Anzeigen ausgeben. Sie aber erreichen ihn eben so wenig, wie Moses und Son, die jährlich gegen eine Million kleiner Bücher mit Bildern und Gedichten als Anzeigen vertheilen. „Grove, the great Clothier, Battlebridge" ist einige Tausend Male in die Trottoirs der Straßen von London eingetzt. In manchen Straßen tritt man mit jedem hundertsten Schritt auf „Grove, the great Clothier, Battlebridge". Viele Meilen weit in allen Richtungen um London giebt es Wallenverschläge für Gärten und Viehweiden. Von diesen Wallen leuchtet und überall in weißer Oelfarbe „Grove, the Great Clothier, Battlebridge" entgegen. Niemand in London errichtet ein Bangerüst, an welches Grove sich nicht anmalen ließe. Ich weiß nicht, ob ihn Nicholson, der große Hemden-Händler, doch am Ende noch übertrifft, der uns mit seinem goldenen „6 for 40" (sechs Hemden für vierzig Schilling) auf jedem Omnibus entgegenleuchtet und es dafür schon so weit gebracht hat, daß er fünftausend Pfund spendirte, um sich ins Parlament einzukaufen, mit dem Ertrage reiner Hemden unter schmutziger Wäsche, für die sich trotz alles Jammers keine Waschfrau finden will. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Photographie auf der Pariser Ausstellung.

Wer sich über die in den verschiedenen Abtheilungen der Pariser Ausstellung zerstreuten photographischen Proben eine Uebersicht verschaffe hat, wird gefunden haben, daß die Erzeugnisse in diesem Industriezweige je nach dem Lande, welches sie geliefert hat, einen ganz besonderen Charakter haben. Ein noch so wenig geübtes Auge wird

beim ersten Blick eine englische Probe von einer französischen, ein aus einem Pariser Atelier hervorgegangenes Daguerreotyp von einem aus New-York gekommenen unterscheiden. Sogar die Werke der verschiedenen Photographen Eines und desselben Landes bieten leicht wahrzunehmende charakteristische Unterschiede dar. Man kann also wohl sagen, daß es in der Photographie, wie in der Malerei, Schulen und Manieren giebt. Diese Unterschiede sind leicht zu erklären; sie haben ihren Grund in dem verschiedenen Verfahren, welches in der Photographie angewendet wird. Es sind gegenwärtig die folgenden photographischen Methoden im Gebrauch:

die Photographie auf Silberplatten, oder das Daguerreotyp;
die Photographie auf Papier, oder das Talbotyp;
die Photographie auf Wachspapier;
die Photographie auf Glasplatten mit einem Eiweiß-Ueberzug;
die Photographie auf Glasplatten, die mit Collodium überzogen sind.

Eine jede dieser Methoden hat ihre besonderen Vorzüge und ihre besondere diesen Vorzügen entsprechende Anwendung.

Die Daguerreotypie, schnell in ihren Operationen, vollständig in ihren Resultaten, aber das Bild nur in Einem Exemplar liefernd und Reisenden sich wenig empfehlend, wird vorzugsweise zu Portraits angewendet. Die Talbotypie und die Photographie auf Wachspapier, welche negative Bilder liefern, von denen positive allen Anforderungen der Kunst entsprechende Bilder in beliebiger Anzahl abgenommen werden können, eignen sich ganz besonders zur Aufnahme von Landschaften, von fernen Perspektiven und von nebligen Horizonten. Die Photographie auf Glasplatten mit Eiweiß-Ueberzug, welche Zeichnungen von einer Feinheit und Schärfe liefert, wie sie durch den Grabstichel kaum hervorgebracht werden können, eignet sich am meisten zur Aufnahme von Denkmälern, Basreliefs und Statuen. Das mit Collodium überzogene Glas empfiehlt sich auf gleiche Weise für alle Zwecke der Photographie.

Man wird es nun begreiflich finden, daß die Photographen eines jeden Landes vorzugsweise diejenige Methode anwenden, die am meisten ihrem Geschmack, ihren Bedürfnissen und der Natur derjenigen Gegenstände entspricht, die sich ihnen vorzugsweise zur Aufnahme darbieten. Die Franzosen haben sich alle Methoden angeeignet und wenden nach Rücksichten des Geschmacks oder der Zweckmäßigkeit bald die eine, bald die andere an. Die Engländer wenden vorzugsweise die Daguerreotypie und die Photographie auf Glasplatten mit einem Ueberzug von Collodium an. Die Amerikaner beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Daguerreotypie, weil bei ihnen die Photographie fast ausschließlich zu Portraits verwendet wird. Die Italiäner gebrauchen vorzugsweise die mit Eiweiß überzogenen Glasplatten, weil sich ihnen in ihrer Umgebung so viele Denkmäler und Kunstwerke zur photographischen Aufnahme darbieten.

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir die auf der Ausstellung sich uns darbietenden Werke der Photographie im Einzelnen besprechen.

Unter den französischen Photographieen finden wir drei Platten, welche für die Geschichte der Photographie von Bedeutung sind; eine jede derselben vertritt eine wichtige Entwickelungsstufe dieser von Niépce Niepce und von Daguerre gemachten Erfindung. Die erste ist ein von einem Stahlstich im Jahre 1848 auf einer mit Eiweiß überzogenen Glasplatte aufgenommenes negatives Bild; es zeigt uns den Zustand, in welchem die neue Kunst sich befand, als Herr Niepce de Saint-Victor der Akademie der Wissenschaften Mittheilung darüber machte. Die zweite Platte ist ein von der ersten abgenommenes positives Bild. Die dritte Platte ist eine heliographisch graoirte Stahlplatte. Sie stellt die Altarstein des Pariser Tempels des Oratoriums dar. Die Zeichnung ist so scharf und so genau, daß man die einzelnen Ziegel auf dem Dache und die Linien in dem Gesimse des Glockenthurmes unterscheiden kann. Diese Platte beweist, daß die heliographische Gravirkunst schon durch den Erfinder große Fortschritte gemacht hat und ihrer Vollendung rasch entgegengeht. Neben dieser Platte ist in dem die Werke Niepce's enthaltenen Glaskasten ein Raum leer geblieben. Herr Niepce hat nämlich neben den Proben der Photographie auf Glas und der heliographischen Graoirkunst eine Probe der Helichromie ausstellen wollen. Nachdem Herr Edmond Becquerel zuerst, mittelst chlorsauren Silber-Oxyds, die Farben des Sonnenspektrums auf einer Metallplatte abgebildet hat, ist Herr Niepce in Folge unermüdlicher Versuche dahin gelangt, mittelst der Sonnenstrahlen eine mit Stoffen von verschiedenen Farben bekleidete Puppe in allen ihren natürlichen Farben auf einer Silberplatte abzubilden. In Nord-Amerika hat ein gewisser Herr Hill seit 1851 zu verschiedenen Malen angekündigt, daß er die Erfindung gemacht, mittelst der Photographie alle Gegenstände mit ihren natürlichen Farben abbilden zu können; diese Ankündigungen sind aber nur ein Humbug gewesen, durch welchen Herr Hill sich einige Tausend Dollars erworben.

Die Jury der Londoner Welt-Ausstellung konnte in ihrem offiziellen Berichte der Photographie noch den Vorwurf machen, daß dieselbe mit ihren Leistungen sich zu sehr außerhalb des Gebietes der Wissenschaft gehalten habe. Auf der gegenwärtigen Pariser Welt-Ausstellung wird man der Photographie diesen Vorwurf nicht mehr machen können. Die Photographieen, welche zu dieser Ausstellung von den Herren Louis Rousseau und Bertsch, von dem Reverend Charles Kingsley, vom Dr Diamond, vom Grafen Montizon, von Herrn Bernoud in Florenz und von der kaiserlichen Hofbuchdruckerei in Wien geliefert worden sind, haben alle den Zweck, der Wissenschaft zu dienen.

Die Ausstellung des Herrn Louis Rousseau vergegenwärtigt uns die ganze Stufenleiter der thierischen Schöpfung, von den Zoophyten bis zum Menschen, von den Insekten bis zu den antediluvianischen Riesenthieren. In einer Abtheilung sind uns die verschiedenen Menschen-Rassen vor Augen geführt. Die amerikanische Race ist durch zwei Portraits, Buschmänner (Hottentotten), Mann und Frau darstellend, die mongolische durch das Portrait eines der Chinesen, die im vorigen Jahre sich in Paris aufgehalten, die kaukasische durch einen Russenkopf repräsentirt. Andere Proben geben uns das genaue Bild eines Schwammes und eines Zoophyten aus der Klasse der Polypen. Aus anderen Proben gewinnen wir ein Bild von der Entwickelung der Zähne beim Menschen, beim Löwen, beim Stier. Auf zwei Platten ist der Spulwurm eines Pferdes dargestellt; auf der einen sein Aeußeres, auf der anderen seine innere Organisation. Um den im Wasser aufbewahrten und horizontal liegenden Wurm aufnehmen zu können, hat Herr Rousseau seinen Apparat über ihm anbringen und auf denselben ein starkes künstliches Licht fallen lassen müssen. Man kann aus dieser Probe schließen, daß die neue Kunst der Anatomie gute Dienste leisten wird.

Die vierundzwanzig photographischen Bilder des Grafen Montizon, die in der englischen Abtheilung ausliegen, sind von eben so großem Nutzen für das Studium der Naturgeschichte. Sie sind nach der Natur im zoologischen Garten Londons aufgenommen worden, wozu gewiß eine große Geschicklichkeit erforderlich gewesen ist, da eine Löwin in ihrem Käfig, ein Luchs auf einem Baumstamm, ein Adler auf seiner Stange, ein Fisch im Wasser nicht geneigt sind, ruhig zu sitzen; und doch sind alle diese Bilder von einer bewundernswerthen Schärfe. Sie müssen mit großer Schnelligkeit zu Stande gebracht worden sein, was unter dem trüben Himmel Londons gewiß seine großen Schwierigkeiten hat. Die Bilder geben nicht blos die Formen der Thiere, sondern auch ihren Charakter treffend wieder. Mit solchen Bildern ist nicht blos der Wissenschaft, sondern auch der Kunst ein wichtiger Dienst geleistet; sie sind nicht blos als getreue Abbildungen für das Studium der Zoologie, sondern auch als vortreffliche Modelle für Künstler von großer Bedeutung.

Herr Bernoud in Florenz hat auch mit schönem Erfolge einige lebende Thiere aufgenommen.

Die mikro-photographischen Proben des Herrn Bertsch und des Mr. Kingsley gehören zu den merkwürdigsten Erzeugnissen der neuen Kunst. Herrn Bertsch gebührt die Ehre, der Erste gewesen zu sein, der mikroskopische Gegenstände photographisch aufgenommen hat. Schon vor zwei oder drei Jahren legte er der Pariser Akademie der Wissenschaften Versuche vor, denen diese ihren Beifall nicht versagen konnte. Die auf der gegenwärtigen Ausstellung befindlichen Tafeln sind von großer Schärfe und zeigen die kleinsten Einzelnheiten der Insekten oder der Theile von Insekten, welche auf ihnen dargestellt sind.

Herr Kingsley, der im Jahre 1853 im Journal of the Society of Arts die Beschreibung eines Mikroskops gegeben, dessen er sich bei der photographischen Aufnahme mikroskopischer Gegenstände bedient, hat seitdem seine Arbeiten mit gutem Erfolge fortgesetzt. Die sieben Glaskasten, welche er zur Pariser Ausstellung geschickt, enthalten eine höchst interessante Sammlung photographischer Darstellungen aus den Gebieten des Thier- und des Pflanzenlebens. Wir finden die Athmungs-, Ernährungs- und Bewegungs-Organe verschiedener Insekten, Kieselbildungen, Theil von den Stielen der kleinsten Pflanzen u. dgl. in bedeutender Vergrößerung photographisch auf Papier dargestellt. Die Zeichnung ist trotz der Größe überall sehr klar und bestimmt. Die Art, wie die Gegenstände geordnet sind, verräth den an methodische Eintheilung gewöhnten Gelehrten.

Eine nicht weniger wichtige Anwendung der Photographie im Dienste wissenschaftlicher Studien ist die Darstellung der äußeren Charaktere der Geisteskrankheiten. Zu dieser Anwendung der Photographie hat Herr Dr. Diamond, Vorsteher einer in der Nähe von London liegenden Irren-Anstalt, den ersten Anstoß gegeben. Von den drei Proben, welche sich auf der Pariser Ausstellung befinden, stellen zwei ein an der Epilepsie leidendes junges Mädchen dar. Der Körper ist verrenkt, die Gesichtszüge verzerrt, der Ausdruck schmerzensvoll und krankhaft. Die dritte Probe ist das Portrait einer älteren an Melancholie leidenden Frau. Sie hat eine Handarbeit auf dem Schooße. Ihre Haare, abgeschnitten, wie die eines Mannes, hangen in Strähnen über dem abgemagerten Gesicht; der Kopf ist halb rechts gewendet; ein bitteres Lächeln umspielt den Mund. Es ist ein ausdrucksvolles, naturgetreues Portrait.

Digitized by Google

Böhmen.

Aus des Herrn Emil von Parbubic Sprüchen.*)

Wer selbst sich aufzuspielen vermag,
Kann selbst sich vergnügen jeglichen Tag.

Wer sich um Fremdes verzehrt,
Mißkennt des Eigenen Werth.

Verstreicht Dir wer zum Dank ein
Schwein,
Hol' gleich den Sack und thu's hinein.

Kauft den Gaul, soll er was taugen.
Nicht mit den Ohren, sondern mit den
Augen.

Treibt Du in Sümpfen Dich umher,
Bekommst den Kopf Du siebenschwer.

Bei dem, der satt,
Der Hungrige nicht Glauben hat.

In klappernder Mühl'
Erspar' Dir's Geigenspiel.

Der Weise ohne Gefahr und Schrecken
Kann selbst an gift'ger Wolfsmilch lecken.

Krumm
Ist um;
Grad'
Der kürz're Pfad.

Die beste Schanz'
Der Freunde Kranz.

Kuh, die viel brüllt,
Den Milch nicht quillt.

Alte Sünde
Hat neue Schmach zum Kinde.

Das merk' fein gut:
Traust Du, vertraut nicht den frohen
Muth.

Wolf wittert für sich selbst so scharf,
Und Stachels hat Igel zum eig'nen
Bedarf.

Es kömmt kein Krebs des Weges daher,
Wo nicht das Wasser nahe wär'.

In marschirenden Fußvolks Reih'n
Milch' Dich nicht tollwüthig hinein.

Wer nicht der Plage les will sein,
Der steh' für einen Andern ein,

Das Aug', wo die Gunst;
Die Hand, wo der Schmerz;
Und wo Schächchen. das Herz.

Den Esel führ' bis nach Paris,
Es wird uns ihm kein Gaul gewiß.

Lern' jung aus freiem Willen ertragen,
Leid'st wider Willen nicht in alten Tagen.

Thu' dazu und sei nicht faul,
Krüpe kömmt nicht hin zum Gaul.

Wer mit dem Seinen zu Ende ist,
Zu spät, daß er jeden Tropfen wißt.

*) Aus Joseph Wenzig's „Neuem Rath". Leipzig, Rud. Weigel. (Vgl. Nr. 137 des „Magazin".)

Der hebräische Buchhandel in Deutschland.

Der Handel mit Büchern in hebräischer, rabbinischer und jüdisch-deutscher Sprache hatte seit Jahrhunderten sein Fach unter den Fächern des allgemeinen, alle Schriftwerke umfassenden Buchhandels, sondern außerhalb und unabhängig, ja, unberührt von demselben seinen harmlosen, ungekannten, durch wissenschaftliche Beschränktheit ein- und ausgeschlossenen Standpunkt, ein verschlossenes Ghetto neben prunkenden Straßen und Märkten, auf welches der Bildungsstolz der feinen Welt vornehm und gering achtend herabzuschauen sich gewöhnt hat, so viele Tugend, Weisheit und Sinn sich auch im Schooße dieses Ghetto bergen mochte. Um die Absonderung dieses Bücher-Handels noch zu verstärken, trugen seine Führer nicht einmal den üblich damit verbundenen deutschen Namen: „Antiquar", oder „Bücherhändler", sondern den hebräischen: "סוחר ספרים" (Mocher Sepharim), was wörtlich „Bücherverkäufer" heißt, also einerseits zu wenig, andererseits zu viel über seinen Gegenstand sagt. Ohne Ankündigung, ohne Oeffentlichkeit, ohne Regel, ohne zünftige Rücksichten und ohne Verband ging das isolirte Geschäft seinen oden Seitenweg, dessen einzige Ziel punkte die Synagoge und die Studirstube des jüdischen Gelehrten blieben, während der nicht jüdische Gelehrte diesen Weg entweder nicht suchte oder nicht fand, und so zum großen Nachtheil der Wissenschaft die öffentlichen Bibliotheken weder Aufforderungen, noch Maßstab zur Auswahl empfingen, und daher das Fach übergingen, weil sie es nicht übersehen konnten. Um ein Beispiel vorzuführen, bedarf es nur eines Hinweises auf das hier bestandene sehr bedeutende Bücherlager des vor ungefähr zwölf Jahren verstorbenen P—l. Dieser gelehrte Mocher Sepharim hat Jahre lang Messen mit seinen Schätzen bezogen, aber wir zweifeln, ob auch nur ein einziges Geschäft seine Verbindung mit der Königlichen Bibliothek in Berlin nachweist.

Mit dem buchhändlerischen Auftreten des verstorbenen A. Asher um das Jahr 1830 trat eine neue Epoche für diesen Geschäftszweig ein, denn dieser geniale Spekulant bemächtigte sich desselben sogleich mit allen Hülfsquellen seiner Fachkenntniß, seiner großen Gewandtheit im Verkehre, seiner Bildung und seiner Verbindungen. Ihm verdanken wir die große Staats- und Privat-Bibliotheken ihre Bereicherungen, ihm verdankt die Bodlejana in Oxford ihren Glanz, ihm verdankt das Britische Museum in London seine Schätze, und er hat zum Flore der Königlichen Bibliothek in Berlin wesentlich beigetragen. Indessen Herr Asher und andere in seine Fußstapfen getretene Buchhändler konnten bei ihren Geschäften die hebräischen Bücher doch immer nur als einen Zweig betrachten, den sie zwar gleich den anderen Zweigen pflegten, dem sie aber keine besonders hervorragende Thätigkeit widmeten; erst der Begründer der seit Oktober d. J. in Berlin eröffneten Niederlage hebräischer Bücher, Herr J. Böhmer, dürfte diesem Fache die Zugänglichkeit und Verbreitung verschaffen, die ihm bisher gefehlt. Herr Böhmer, ein rabbinisch-philologischer Gelehrter von bedeutendem Rufe, steht an Genialität dem verstorbenen Asher nicht nach, aber er überragt ihn bei weitem in Kenntniß des Inhaltes der hebräischen Werke, und seinem Geschäfte können um so mehr große Erfolge erstehen, als er den gewählten Zweig zum Hauptgegenstand seines Fleißes macht. Sein Streben geht dahin, den bisher meist formlos betriebenen Handel durch Regelmäßigkeit zu veredeln und ihn mit dem allgemeinen Buchhandel in nothwendige und heilsame Wechselwirkung zu versetzen. Er hat zu diesem Zwecke nicht blos Verbindungen mit den Werkstätten und den Gelehrten seines Geburtslandes, Rußland, angeknüpft, sondern auch mit denen anderer Länder, und schon ist es ihm gelungen, eine reiche Auswahl von Werken jüdischer Gelehrten zu sammeln, und namentlich die neuen Erzeugnisse der noch thätigen Offizinen des In- und Auslandes in vielen Exemplaren bereit zu halten. Da Herr Böhmer von Zeit zu Zeit gedruckte Verzeichnisse zu veröffentlichen gedenkt, so wird man sich bald überzeugen können, welchen Fortschritt sein Bestreben nicht blos für den Buchhandel sondern auch für die Kunde der jüdischen Literatur bietet.

Mannigfaltiges.

— Ein deutsches Heilmittel, von Rußland aus empfohlen. Ein in St. Petersburg praktizirender Arzt von deutscher Abkunft, Herr Dr. Sadler, hat seinen Kollegen ein Heilmittel empfohlen, das er in sehr vielen Krankheiten probat gefunden hat und das besonders in Deutschland, ja, hier, wie behauptet wird, bei weitem mehr als in anderen Ländern, zuhause ist. Dieses Heilmittel ist das Gemüth, und zwar das Gemüth des Arztes, das anregend, aufrichtend, erhebend und herstellend auf das Gemüth des Kranken zu wirken vermag. Und wie groß die Macht des Gemüthes ist, durch den bloßen Vorsatz seiner kranhaften Gefühle Meister zu werden, das hat uns schon Kant gelehrt. Weiß der Arzt also durch sein eigenes Naturell, durch seine von einer edlen Persönlichkeit getragenen Bildung des Herzens, die Saite in dem Kranken anzuschlagen, die sein Gemüth erweckt und diesem die Herrschaft sichert, so kann er manches Rezept sich ersparen. Das Büchlein, in welchem Herr Dr. Sadler diese Wahrheit auseinandersetzt,*) ist mit einem geistreichen Vorworte des Leibarztes der Kaiserin von Rußland, Dr. von Marcus, ausgestattet, das uns noch mehr angesprochen hat, als das etwas zu sehr an der Oberfläche sich bewegende Büchlein selbst. Wir entlehnen diesem Vorworte die nachstehenden, treffenden Bemerkungen: „Was das Zutrauen des Kranken zum Arzte und umgekehrt betrifft, so beruht dies vorzüglich auf dem Grade und der Richtung sittlicher und intellektueller Bildung, die Beiden gemeinschaftlich und eigenthümlich ist. — Daher geschieht es auch, daß jeder Arzt nur seinem adäquaten Kreise der Gesellschaft vollkommen genügen kann und jeder Theil der Gesellschaft nur demjenigen Arzte sein vollkommenes Vertrauen schenkt, welcher dem Standpunkte seiner sittlichen und intellektuellen Bildung am meisten entspricht. — Indem aber der Arzt schon durch seinen Beruf als Helfer und Rathgeber angewiesen ist, jenen Kreis zu leiten, so muß er nothwendig in der einmal gegebenen eigenthümlichen Richtung am einige Stufen höher stehen, als dieser Kreis selbst. — Dies bewährt denn auch die Erfahrung. Wie hervorstehend prägt sich nicht die allgemeine National-Bildung in ihrer eigenthümlichen Richtung bei dem deutschen, französischen und englischen Arzte aus! Wie bezeichnend sind nicht die Ansichten und das Benehmen des Arztes in höheren, gebildeten Kreisen, des Arztes der Vornehmen, des schlichten Bürgers, des einfachen Landmannes für den Standpunkt seiner Bildung. — Weit augenscheinlicher tritt aber dieses Vorwalten des Arztes in dem Verhältnisse zum einzelnen Kranken hervor. Hier entwickelt sich, wenn das Verhältniß ein heilbringendes sein soll, etwas dem sogenannten Rapport des Magnetismus zum Magnetisirten auffallend Aehnliches. Was aber im Magnetismus nur dunkel geahnt wird, das erscheint hier als sittliches Moment vollkommen klar und deutlich. Es ist der Charakter, die geistige Würde, die humane Bildung des Arztes, die sich jedem Verhältnisse, dem höchsten, wie dem anspruchlosesten, zu menschenfreundlichem Zwecke anzuschmiegen weiß."

*) Dr. Sadler, über die Macht des ärztlichen Gemüthes zur Erleichterung und Heilung von Krankheiten. Leipzig, C. Geibel, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Reumann, Universitätsstr. Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 140. Berlin, Donnerstag den 22. November 1855.

Frankreich.

Einfluß der Wärme auf das Wachsthum der Pflanzen.*)

Réaumur schon stellte die Forderung, daß die Summe der Temperaturen mit der Dauer des Wachsthums der Pflanzen verglichen würde. Adanson und Cotte machten Versuche, dieser Forderung zu genügen, aber ohne ein bedeutendes Ergebniß. Boussingault stellte darauf in einer der Akademie der Wissenschaften vorgelegten Druckschrift und in seiner „Economie rurale" die Temperatur-Summen zusammen, die er für verschiedene Gegenden, in denen mehrere Pflanzen zu verschiedener Zeit zur Reife gelangen, erhalten hatte. Wir haben diese Untersuchungen nur auf die in Europa angebauten Vegetabilien ausgedehnt und dabei auch die Wirkungen der Sonnenstrahlen in Betracht gezogen. Herr Quetelet, durch einige ihm auffallende Anomalieen dazu veranlaßt, schlug vor, die Summe der Quadrate der Temperatur-Grade anstatt der Summe der einfachen Grade zu nehmen; Herr Babinet endlich glaubte aus einigen theoretischen Annahmen folgern zu dürfen, daß man die Summe der Grade mit dem Quadrat der Anzahl der Tage, welche die Pflanzen bis zur Reife brauchen, multipliziren müßte.

Wir haben erkannt, daß alle diese Methoden dem Zwecke nicht entsprechen. Die Denkschrift, welche wir der Akademie vorlegen, enthält in ihrem ersten Theile eine Prüfung der bisher aufgestellten Theorieen und legt in ihrem zweiten Theile die neuen Ansichten vor, die unsere Untersuchungen uns aufgedrängt haben.

I.

Herr Boussingault sucht die Summe der Temperaturen, welche von der Zeit an, wo der Frost aufhört (d. i. in der Gegend von Paris vom 15. Februar, im Süden Frankreichs vom 1. Februar an) bis zur Zeit der Reife der Pflanzen stattfinden. Er erhält:

im Elsaß	2150 Grade
in Paris	2160 „
in Kingston (New-York)	2066 „
in Quiachaqui (in der Aequinoktial-Zone)	2534 „

Wir haben für verschiedene Gegenden des Rhonethals ein Maximum von 1966, ein Minimum von 1163 und eine Durchschnitts-Summe von 1748 Graden erhalten. In Lugau, in der Gegend der donischen Kosaken, braucht das Korn, Roggen und Weizen, bis zu seiner Reife 2537 Grade, wie in der Aequinoktial-Zone.

In Bezug auf die Gerste haben sich uns folgende Zahlen ergeben:

für Lyngen in Norwegen (70° Breite)	1055 Grade
für Nertschinsk in Sibirien (51° Breite)	1482 „
für Brüssel	1765 „
für Versailles (1852)	1549 „
für Orange (im Durchschnitt)	1500 „

Alle die hier sich zeigenden Anomalieen beweisen, daß das Wachsthum der Pflanzen, wenn auch offenbar im Verhältniß stehend zu den ihnen zu Theil gewordenen Temperatur-Summen, doch auch noch von anderen Ursachen abhängen muß.

Herr Quetelet meinte, daß man nicht blos die Summe der den Pflanzen zu Theil gewordenen Temperatur-Grade, sondern auch die Zeit, in der dieselben ihnen zu Theil geworden, in Betracht ziehen müsse. Zwei Tage zu 10° könnten, meinte er, auf das Wachsthum der Pflanzen nicht so viel wirken, als ein Tag zu 20°. Er glaubte daher, da er die Wärme als eine lebendige Kraft ansah, nicht die Summe der einfachen Grade, sondern die Summe der Quadrate der Grade nehmen zu müssen.

Wir haben diese Methode auf das Wachsthum des spanischen Flieders in dem Klima von Laon angewendet. Im Jahre 1782, vom 22. Februar bis zum 3. April, betrug die Summe der Grade 577, die Summe der Quadrate der Grade 4770; im Jahre 1790, vom 22. Januar bis zum 10. April, erhielten wir die Zahlen 477° und 3,410°.

In Bezug auf den Weinbau erhalten wir, für die Zeit der ersten Triebe bis zur Zeit der Weinlese die Zahlen:

3160 und 62,462 im Jahre 1844,
3010 und 67,321 im Jahre 1855.

Man sieht, daß die Methode Quetelet's sich noch weniger bewährt, als die Boussingault's.

Herr Babinet, erwägend, daß die durch eine konstante mechanische Kraft in gewissen Zeiträumen hervorgebrachten Wirkungen gleich sind der Stärke der Kraft, multiplizirt mit den Quadraten der Zeiträume, schlug vor, dieses Prinzip auf die Wirkungen der Wärme anzuwenden. Thun wir dies in Bezug auf den Flieder! 1782 hat das Wachsthum desselben 81 Tage gedauert; die mittlere Temperatur ist $^{577}/_{81} = 7°,_{12}$ gewesen; diese, mit 6581 (= 81²) multiplizirt, giebt 44,856; im Jahre 1790 erhalten wir $6°,_{96} \times 79° = 37{,}820$. Man sieht, daß das Ergebniß der Hypothese nicht günstig ist.

II.

Art. 1. Von den Phasen des Wachsthums. — Zunächst erregte der folgende Umstand unsere Aufmerksamkeit: Der Weizen war im Rhonethale bei einer weniger hohen Temperatur-Summe gereift, als im Norden Frankreichs; aber die Halme waren dort auch weniger lang und aus einer geringeren Anzahl von Merithallen*) bestehend. In Lugau am Don sind die Halme so hoch, daß ein Strauß sie kaum mit dem Kopfe überragt; die Temperatur-Summe bis zur Zeit der Reife ist aber auch viel größer. In Sibirien reifte die Gerste bei einer Temperatur-Summe, die viel geringer war, als die im Süden Europa's; aber sie brachte auch nur einen 3fachen Ertrag der Aussaat, während sie in Frankreich einen 8- bis 9fachen Ertrag bringt. Diese Thatsachen veranlaßten uns, zuerst blos die Erzeugung der Merithallen und den Einfluß der Wärme auf dieselbe zu untersuchen. Die der Denkschrift beigefügten Tafeln zeigen die Ergebnisse dieser Untersuchung in Bezug auf den Maulbeerbaum, für die Jahre 1840 und 1854. Bei einem von dem Fuße eines Maulbeerbaums ausgehenden Schößling haben wir 66 Merithallen in dem einen, wie in dem anderen Jahre gezählt und eine fast gleiche Anzahl von Temperatur-Graden, nämlich im Durchschnitt 58°,₀ und 59°,₀ auf eine Merithalle. Bei einem von einem sekundären Ast (nahe am Hauptstamm) in fast vertikaler Richtung ausgehenden Schößling haben wir nur 44 Merithallen gezählt, und jeder derselben hat durchschnittlich 87°,₇ Wärme zu seiner Ausbildung gebraucht. Ein von der vertikalen Richtung um 50° abweichender Schößling hat nur 24 Merithallen gehabt, deren jeder 161° Wärme gebraucht. Die senkrechten Schößlinge, die vom Gipfel der im Frühlinge beschnittenen Maulbeerbäume ausgehen, haben 27 bis 29 Merithallen, deren jeder durchschnittlich 133° bis 134° Wärme braucht.

Aus diesen Thatsachen folgt: 1) die Temperatur hat einen direkten Einfluß auf die Entwickelung eines jeden Merithalle; 2) diese Entwickelung wird in Bezug auf ein jedes durch eine fast gleiche Anzahl von Wärme-Graden bewirkt: 3) die Temperatur-Summe ist um so größer, je weniger der Schößling vertikal ist; 4) dieselbe ist um so größer, je größer die Anzahl der Umläufe ist, welche der Saft machen muß, um bis in den Schößling zu kommen, je größer die Anzahl der durch die vorhergehenden Aeste vermittelten Anastomosen (Ausmündungen) ist; 5) die Temperatur wirkt also nicht auf den Schößling selbst, sondern auf den Saft, der ihm Nahrung giebt; und die Entwickelung des Schößlings geht aus der durch die Wärme verursachten Bewegung des Saftes hervor; diese Bewegung bringt, bei gleicher Temperatur, den Saft um so schneller zum Schößling, je kürzer, direkter und freier der Weg ist, den er bis dahin zu durchlaufen hat.

*) Die hier folgenden Mittheilungen sind einer Denkschrift entnommen, welche der Graf de Gasparin der französischen Akademie der Wissenschaften vorgelegt hat.

*) Merithalle ist der Theil eines Pflanzenschafts zwischen zwei zunächst liegenden Reihen oder Paaren von Blättern.

Aber die Merithallen sind von ungleicher Länge; ihre Länge hängt nicht mehr von der durch die Wärme verursachten Erregung ab, sondern von der Menge des dem Baume gelieferten Saftes. diese aber richtet sich nach dem Maße der Feuchtigkeit des Erdbodens. Hiervon kann man sich leicht überzeugen: bei Regenwetter werden die Merithallen länger, bei trockener Witterung kürzer. Es ist bekannt, daß ein feuchter Sommer eine gute, ein trockener Sommer eine schlechte Hen-Aernde bringt.

Eine ähnliche Untersuchung ist bei der rothen Rübe angestellt worden. Ihre Wurzel hat eben so viele konzentrische Kreise, als ihr Stengel Umläufe von Blättern hat. Wir haben vom April bis Oktober 7 konzentrische Kreise, 7 Umläufe von Blättern und eine Temperatur-Summe von 3618° gezählt; es macht dies etwa 100° auf 1 Merithalle. Was aber die aus der Menge des Safts hervorgehende Anhäufung des Stoffes in der Rübe betrift, so ist diese nicht mehr von der Wärme abhängig. Vom 1. April bis zum 20. September erlangten die Rüben (die Wurzeln) ein durchschnittliches Gewicht von 750 Grammes; ihr Wachsthum hatte während der Trockenheit des Sommers eine Stockung erlitten; am 25. Oktober wogen sie durchschnittlich 1 Kilogramm 50 Grammes; die 50 Grammes hatten sie bei trockener Witterung mit 3,105° Wärme, die 300 Grammes bei Regenwetter mit 510° Wärme erhalten. In einem beständig feuchten Boden stehende rothe Rüben haben mit 3618° Wärme ein Gewicht von 3 Kilogrammes 500 Grammes erlangt. Man muß also die Vergrößerung der Pflanzen nicht mit der Entwickelung ihrer organischen Theile verwechseln. Diese hängt von der Wärme ab, jene ist die Wirkung der Menge und der Güte des Safts.

Art. 2. Von dem Blühen der Pflanzen. Das Blühen ist nicht eine nothwendige Phase im Leben der Pflanzen. Erbsen, die man in sehr stark gedüngten Boden gesät, haben Stauden und Blätter getrieben, ohne zum Blühen zu gelangen. In den heißen und feuchten Aequator-Gegenden treibt der Weizen keine Aehren; wegen des Reichthums an Halmen und Blättern baut man ihn nur zur Fütterung. Herr von Humboldt theilt uns mit, daß auf dem Abhange der Cordillere von Vera-Cruz der Anbau von Weizen behufs Gewinnung von Körnern erst auf der Höhe von zweihundert bis dreizehnhundert Metres beginnt. Andererseits baut man den Weizen zur Gewinnung von Körnern auf Isle-de-France fast auf dem Niveau des Meeres, wo die Temperatur im Winter nicht unter 26° ist. Aus diesen Thatsachen, zu denen viele ähnliche hinzugefügt werden könnten, läßt sich folgern, daß das Blühen keine nothwendige Phase im Pflanzenleben ist, und daß diejenige Pflanze, in welcher der Saft sehr reichlich und fortwährend zuströmt, nur Blätter, nicht Blüthen zu treiben im Stande ist.

Art. 3. Die Reife des Samens. — Man muß sich zunächst über das, was man unter Reife versteht, verständigen. Die Einen verlangen: der Same soll im Begriff sein, sich von der Pflanze loszumachen; die Andern meinen: es müsse wenigstens die Fruchthülle vertrocknet und das Samenkorn vollständig hart geworden sein; Andere endlich halten den Samen für reif, wenn er so weit ist, daß er zum Keimen gebracht werden kann. Dies nennt man die botanische Reife. Sie allein bietet einen allgemeinen Charakter dar. Die Zeit der Aernde ist keineswegs immer die der Reife. Die Olive pflückt man ab, oder man wartet, bis sie vom Baume von selbst abfällt. Die Weinlese findet bei mehr oder weniger vorgerückter Reife der Trauben statt, je nach den Ergebnissen, die man von der Gährung erwartet, je nach der Beschaffenheit des Mostes, je nach dem Geschmack der Konsumenten. In Burgund hält man die Weinlese jetzt später, als in früheren Zeiten. In Bezug auf das Getraide hat Herr Duchartre bewiesen, daß die Samenkörner schon keimfähig sind, wenn ihr Albumen fast noch milchartig ist, daß aber ihre Austrocknung die Fähigkeit zu keimen bedeutend fördert. Versuche, die in Versailles gemacht worden sind, haben bewiesen, daß man ohne Nachtheil das Getraide ärndten kann, wenn die Halme oben noch grün sind. Diese genügende Reife ist neun bis dreizehn Tage früher eingetreten, als die Reife, welche die Landleute eine vollständige nennen, und hat eine Temperatur-Summe von wenigstens 245° geliefert.

Ein anderer Umstand, der hindernd in den Weg tritt, wenn man die zur Reife einer Pflanze nöthige Temperatursumme bestimmt angeben will, ist die große Anzahl von Arten, deren jede zu ihrer Reife einen anderen Zeitraum nöthig hat.

Ergebnisse.

1) Die auf einander folgenden Phasen des Wachsthums einer Pflanze sind durch die Entwickelung ihrer elementaren Bestandtheile der Merithallen mit ihrem Zubehöre: Stengel, Blättern, Sprossen u. s. w. bezeichnet.

2) Die Entwickelung der Merithallen ist bedingt durch eine für dieselbe Pflanzenart und für die ähnlich gelegenen Zweige fast gleiche Temperatursumme.

3) Es kann sich eine unbeschränkte Anzahl von Merithallen mit Blättern entwickeln, ohne daß die Pflanze blüht.

4) Diese Anzahl ist verschieden je nach der Beschaffenheit der Klimate und der Jahre.

5) Das Blühen und die Anzahl der von demselben sich entwickelnden, Blätter tragenden Merithallen hängen von verschiedenen Umständen ab, welche den Zufluß des Saftes zu dem Schößling vermindern, oder welche den Saft verdicken.

6) Da die meteorologischen Verhältnisse, welche auf die Beschaffenheit des Saftes einwirken (die Feuchtigkeit des Bodens und der Luft, der Regen, die Winde u. s. w.) in demselben Klima im Allgemeinen dieselben bleiben, so erklärt sich, daß die Pflanzen ziemlich um dieselbe Zeit im Jahre blühen, nachdem sie dieselbe Anzahl von Merithallen getrieben, und daß man mithin für ein gegebenes Klima die Temperatursumme, welche das Blühen in diesem Klima herbeibringt, berechnen kann; diese Temperatursumme gilt aber nicht für ein anderes Klima, wo die Anzahl der Merithallen, die sich vor dem Blühen entwickeln, nicht dieselbe ist.

7) Da die Frucht und die Reife Folgen der Blüthe sind, so ist die Temperatursumme, welche dieselben hervorbringt, auch verschieden in verschiedenen Klimaten.

8) Da die Aernd̈zeit einer Pflanze von Nützlichkeits-Rücksichten abhängt, die nicht immer auf die botanische Reife sich beziehen, so kann dieselbe nicht durch genaue Temperatur-Berechnungen festgestellt werden.

9) Da die Sonnenstrahlung auch in demselben Klima von einem Jahr zum anderen fast dieselbe bleibt, so ändert sie, zur Temperatur der Luft hinzugefügt, nicht das Verhältniß der Temperatursumme; aber sie verändert dasselbe, wenn das Klima nicht dasselbe ist. Diese der Temperatur der Luft hinzugefügte Wärme darf nicht außer Acht gelassen werden, wenn es sich darum handelt, zu bestimmen, ob eine Pflanze in einer gegebenen Gegend angebaut werden könne.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Eilfter Monats-Bericht. 1855.

(Fortsetzung.)

Die plebeje Tottenham-Court-Road hat zwei Stellen, wo fast immerwährend Equipagen halten und insultirmäßig sind jeder Omnibus von selbst still steht, weil immer eine oder mehrere Damen vor „School-bread“ ausſteigen. Schoolbread, der Londoner „Gerson“, ist ein Detail-geschäft mit allerhand Schnittwaaren, Teppichen u. s. w., wo man hier die vollständige Ausmöblirung und Anschmückung eines Hauses besorgen kann, wenn man morgen hineinziehen will. Der „Laden“ besteht aus einer Menge gerad̈liniger Längen- und Querstraßen, deren Ende man nicht vom Anfange aus sehen kann. Jede Straße ist eine ununterbrochene Reihe von Ladentischen mit Festungen von Stoffen dahinter und unabsehbaren Reihen von Gas-Kronenleuchtern, mit dreibundert Ladendienern, die in einem eigenen Phalanstère mit Bibliothek, Bädern und anderen Bequemlichkeiten wohnen. Jedenfalls das größte Ungeheuer von Detailgeschäft in der ganzen Welt. Nicht weit davon sehen wir einen neuen Pracht-Palast von drei Etagen großer, ganzer, nicht etwa zusammengesetzter Spiegelscheiben, schöner als Corlton-Clubhouse, „Lord and Son, Redding“ Bettengeschäft! Die wahrhaft architektonisch schöne Front ist aber das Wenigste. Das Geschäft zieht sich im Innern etwa vierhundert Schritt lang bis zur nächsten Parallelstraße dahinter mit Himmelbetten, vor denen man alle drei Himmel vorgesehen könnte, mit eisernen, vergoldeten Holzarmen, geschnitzten Bettstellen, Matratzen, gußeisernen Wiegen wie Spinnengewebe, Himalajah's von Decken und Federbetten! Ja, das ist eine neue Revolution. Federbetten! Früher hätte der wirkliche, engere Engländer lieber hinter dem Zaune geschlafen, als in einem Federbett.*) Jetzt muß jedes höhere, fashionable, neue Haus seine Federbetten haben mit Bettstellen, in denen man sich nicht mehr rings herum in jeder Richtung legen kann, da sie nicht mehr Quadrate, sondern lange Vierecke bilden.

Alle diese und ähnliche Reformen, deren Aeußerlichkeiten und Oberflächen ich als das Nächste und Bequemste von Merkmalen innerer Wandelungen angegeben habe, lassen eben auf eine ganz besonders sogsame und vielseitige innere Emancipation und geistige Erweiterung schließen. Die sehr bedeutenden Lehren, welche der Krieg und dessen monopolisirte Verwaltung unter der Diktatur Napoleon's den Engländern predigt und praktisch einschärft, dürfen dabei nicht übersehen werden, obwohl wir und hier nicht darauf einlassen. Im Ganzen und Großen sind es die Reisen und der lebendige, rasche, massenhafte Wechselverkehr mit anderen Nationen, die anfässigen Ausländer in London und allen großen Städten Englands, deren Production, geistige, künstlerische und technische Ueberlegenheit, die regelmäßige, wohlfeile und schnelle Zugänglichkeit aller Theile der Erde von diesen „Mittelpunkten“ aus und von ersteren in letzteren, welche London und mittelbar ganz

*) Dies ist nicht ganz richtig. Die Engländer schliefen schon längst in Federbetten, aber nur nicht unter Federbetten. D. R.

England zusehends und zunehmend denationalisiren und kosmopolitisiren. Der gewöhnliche Engländer fühlt das auch und spricht es in der Form aus, daß bald einmal eine Zeit kommen werde, wo es keine Engländer mehr in England gäbe. Insofern darunter die nationalen Schranken und geschmacklosen Sonderbarkeiten der isolirten und insulirten eigentlichen, englischen „Schichten" verstanden werden, ist damit die Sache ganz richtig bezeichnet.

Was in, und und nach England gereist wird, davon hat man gar keinen Begriff, ahnt es aber jedes Jahr mehr zwischen August und November. Während der Zeit ist Niemand da, Keiner, der irgend etwas gilt und Geld hat. Früher waren die Meisten blos in der „Country", jetzt sind sie überall, nur nicht in England. Schon der respektable Arbeiter reist wenigstens nach Paris, höhere Familien fahren nach einer Flotte, den Rhein hinauf, die Donau hinunter, nach Amerika, Malaga, Algier oder einer englischen Kolonie Afrika's, den Nil hinauf in die Ruinen von Theben. Ueberall, wo es Berge giebt, klettert er hinauf, keine Schlucht, keine Höhle, in welche er nicht hineinkriecht. Zwar hält sich der Engländer mitten unter den Fremden immer noch isolirt genug, so daß ihm das Ausland nicht so leicht etwas anhaben kann, aber so oft und so lange wandelt auch er nicht mehr „ungefragt unter Palmen". Unter je einem Tausend dieser Touristen ist immer Einer, der ein Buch aus seiner Reise machen will. Der muß sich schon umsehen und fremde Menschen und Zustände zu begreifen suchen. Die isolirt und blindlings Reisenden lesen dann wenigstens sein Buch und erfahren auch, wie es da eigentlich aussieht, wo sie waren.

So komme ich auf die Reise-Literatur, die in England immer frisch bleibt. Ich erwähne, was ich neuerdings davon kennen gelernt. Das substantiellste und wissenschaftlich-interessanteste ist die über mehr als tausend geographische Meilen ausgedehnte Reise John Russell Bartlett's durch Texas, Neu-Mexiko, Kalifornien, Sonora, Chihuahua in zwei Bänden mit Karten und vielen Abbildungen.*) Er hat unbekannte, aztekische Städte und Merkwürdigkeiten entdeckt und beschrieben, noch nie betretene Gegenden durchwandert und geologisch, physikalisch und vegetabilisch untersucht, interessante Abenteuer erlebt und mit Menschen verkehrt, von denen wir bis jetzt wenig oder gar nichts wußten, und so zwei Bände gefüllt, die keinen Theil der Naturwissenschaft und keinen Leser leer ausgehen lassen. — C. Holden, der funfzehn Jahre lang Geistlicher in der jungen englischen Natal-Kolonie in Süd-Afrika war, hat eine interessante Geschichte derselben geschrieben.**) Er schildert sie als grünen, blühenden Sitz einer jungen, geschäftigen anglo-sächsischen Race und die einheimischen Racen dazu, wie sie entweder verschwinden, oder sich als Dienstboten und Unterthanen an die Weißen anschließen und von ihnen aufbreuten lassen. Drei Karten und zwanzig Illustrationen tragen anmuthig dazu bei, die genauen Details der Schilderungen zu veranschaulichen und das Ganze zu einer eben so instruktiven, als unterhaltenden Lektüre zu machen.

Capitain Chamier, ein alter Seemann und Autor über Länder und Städte, die er kennen lernte, hat jetzt in seiner derben und freien Manier Rom und Neapel geschildert,***) besonders die Wirthschaft in Neapel, wo das schönste Land der Erde zu einer wahren Hölle auf Erden gemacht wird. Unter römisch-französischer Herrschaft sieht der Kirchenstaat, nach seiner Schilderung, nicht viel besser aus. Die letzten Bogen seines Werks bringen die schauderhaft getreue Geschichte der „Cenci" in Rom. Cenci war am Ende des sechzehnten Jahrhunderts einer der mächtigsten und ruchlosesten Nobili in Rom. Er vergiftete seine Frau, heiratete sofort darauf eine neue Flamme, die er kurz darauf von sich stieß, um seiner eigenen Tochter die größte Schande zuzumuthen. Sie widerstand mit Festigkeit und wurde dafür in einem Kerker so lange gehalten, bis sie blödsinnig war. Die mißhandelte Frau ließ den entsetzlichen Mann ermorden, worauf sie und ihre Stiefschöne und die Tochter im Kerker so lange gefoltert wurden, bis sie, ohne das Verbrechen selbst begangen zu haben, Alle gestanden und Alle hingerichtet wurden, die Unschuldigen, wie die Schuldige. Die Schilderung der verschiedenen Arten von Foltern, die auf speziellen Befehl des Papstes bis zu der schauderhaftesten, welche je die wüthendste Phantasie ersinnen konnte, gegen die standhafteste und unschuldigste, die blödsinnig gemachte Tochter des Ermordeten, angewandt wurden, ist mit einer Treue und Anschaulichkeit angeführt worden, wie sie nur Personen von den stärksten Nerven durchlesen können, ohne sich auf Tage und Wochen Gesundheit und Stimmung zu ruiniren.

Panama mit dem kulturgeschichtlichen Ereignisse der Eisenbahn über den Isthmus ist von R. Tomes (in einem im „Magazin" bereits erwähnten Buche) ausführlich behandelt worden.*) Ein (gleichfalls den Lesern des „Magazin" bekanntes) Buch über die Mosikitoküste von einem Amerikaner mit vielen Skizzen und Abbildungen, das mir nur kurze Zeit zugänglich war, „Adventures on the Mosquito-Shore" (von Bard), bringt haarsträubende Schilderungen über die letzten Schicksale der unglückseligen Mosikito-Expedition, welche von einigen Herren in Berlin angeregt und ausgeführt worden war. Einige verstaute Ackerwerkzeuge und Menschengebeine waren Alles, was von diesem centralamerikanischen jungen Deutschland übrig geblieben war. Mögen die Herren Fellechner und seine beiden Begleiter, die einen so günstigen Bericht über das Mosikitoland aus eigener Forschung (!) abstatteten, sich jetzt der Früchte ihrer heroischen Wirksamkeit und Wissenschaftlichkeit freuen.

Um auch einmal auf die Literatur aufmerksam zu machen, welche in England das vertritt, was wir in Deutschland Philosophie nennen (sie in England durchaus nicht oft vorkommender Artikel), dürfte wohl das erst jüngst erschienene Werk von Alex. Bain: „Die Sinne und der Geist",**) das originellste sein, insofern hier die materialistische Richtung der Naturwissenschaft sich auf dem Gebiete des Geistigen geltend zu machen sucht. Wie Moleschott sagt: „Kein Gedanke ohne Phosphor", beweist Bain: „Kein Geist ohne Nervenstrom, ohne Elektrizität" („No nervous current — no mind"). Also richtig der alte Spruch:

„Was man nicht begreifen kann,
Das sieht man für elektrisch an."

Nur daß tiefere Denker für Elektrizität lieber „Phosphor" annehmen. Ich will mir nicht anmaßen, das Buch überhaupt zu beurtheilen. In seiner Aufgabe, die geistige Thätigkeit, d. h. die Manifestation des Geistes nach außen, welche er selbst noch lange nicht ist, auf physiologische Grundlage, auf die Materie zu bauen, hat er offenbar viel Gutes geleistet und die gelänfigen und falschen Vorstellungen dieser Sphäre gründlich zerstört. Nur leidet er an derselben Illusion, welche der ganzen materialistischen Naturwissenschaft zu Grunde liegt, nämlich der, daß Naturwissenschaft auch nebenbei Geisteswissenschaft sei und der Geist, dem man von der Materie und selbst niemals beikommen kann, sich damit begnügen müsse, eine Combination der Materie zu sein, elektrisches, phosphorisches, extrementales Spiel der Nerven ins Gehirn hinein und von da aus sich absonderad. Man begreift bei dieser kannibalischen Logik nur nicht, warum sie Elektrizität, Magnetismus, Licht, diese Imponderabilien, nicht auch zu bloßen Combinationen der Materie machen und sie immer noch als Elemente mit figuriren lassen. Giebt es Elektrizität ohne andere Materie, ist sie körperlich vorhanden ohne andere Materie? Nein. Also ist die Elektrizität z. B. beim Telegraphen doch weiter nicht, als Combination von Battterieen und Drähten, und ihre Elementarität eine reine Anmaßung.

Geist ist Combination der Materie, Nervenfluß, Rheumatismus, Phosphor u. s. w., er kann sich aber auch aus anderen Quellen selbst beziehen, z. B. aus dem Glauben. Mr. Levi, Lecturer am gut hochkirchlichen Kings-College in London,***) und noch speziseller Herbert Spencer †) nehmen als Wurzel alles Wissens den Glauben an. Der Glaube ist nach Spencer das „universale Postulat". Niemand kann etwas wissen wollen, ehe er es glaubt. Das ist sein Haupt-Prinzip unter den Prinzipien der Psychologie. Herr Leone Levi setzt besondere Gesetze und Gerichtsbehörden für die Natur, die Nationen und die geistigen und geistlichen Behörden voraus, wie es auch bei uns Civil- und Kriegsrecht, Kriminalrecht, Kirchenrecht, römisches Recht, Feudalrecht u. s. w. giebt, und die sich oft merkwürdig genug einander verklagen, wie die Gedanken der Heiden, so von Gott nichts wissen. Er baut sich ein hochkirchlich-göttliches Gesetz auf, und weiß auch, wie der strafende Arm dieser höheren Gerechtigkeit sowohl in die Diplomaten-, als auch in die Naturgesetze eingreifen und wie die Menschen selbst dieses göttliche Gesetz als Frieden, Christenthum, Civilisation gegen Diplomaten u. s. w. gelten machen sollten. (Wird Palmerston nicht lieb sein, obwohl er auch ohne die Levi'sche Revelation von den Konsequenzen seiner eigenen funfzigjährigen Wirksamkeit bald ganz und gar aufgerjehrt sein wird.) Ich erwähne diese „philosophischen" Schriften nur als Kuriositäten. Die Engländer sind keine Philosophen, waren es auch nie, selbst Locke nicht, an dessen trocknen Nützlichkeits- und Zweckformalismus ich erst neulich wieder lobpsalt erinnert wurde, als ich sehen wollte, wie ihn E. Tagart††) gegen den Vorwurf, daß er den Skeptizismus Hume's verschulde, vertheidigte. Das Buch giebt eine historische Uebersicht seiner Schriften und sucht den Inhalt derselben in einem kleinen Modell anschaulich zu machen.

(Schluß folgt.)

*) Personal Narrative of Explorations and Incidents in Texas, New-Mexico, California, Sonora, Chihuahua. By John Russell Bartlett. With maps and many engravings. — Der Verfasser ist ein Nord-Amerikaner, und die in England erschienene Ausgabe seines Buches ist ein bloßer Nachdruck des Originals, welches schon im vorigen Jahrgang unserer „Magazin" (Nr. 155) besprochen wurde. D. R.

**) History of the Colony of Natal, South-Africa, and of the Orange-river-Sovereignty. By Rev. C. Holden.

***) My Travels. By Captain Chamier.

*) Panama in 1855. By R. Tomes.

**) The Senses and the Intellect. By Alex. Bain.

***) The Law of Nature and Nations as affected by Divine Law.

†) The Principles of Psychology. By H. Spencer, Author of „Social Statics".

††) Locke's Writings and Philosophy historically considered and vindicated from the charge of contributing to the Scepticism of Hume.

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Neuere Nachrichten über die evangelische Bewegung in Turin.

Es ist der zunächst von mir zu besprechende Gegenstand vielleicht die kleinste literarische Erscheinung, von der in diesen Blättern die Rede gewesen ist, denn sie umfaßt nur einen Bogen; allein sie ist von der höchsten Bedeutung, da sie Zeugniß giebt von dem Streben der Italiäner, die Religion von der Priesterherrschaft zu trennen. Jenseits der Alpen glaubt man gewöhnlich, daß die Italiäner entweder bigott, oder Freigeister sind, daß sie Alles oder Nichts glauben. Damit aber thut man den Italiänern Unrecht; sie klagen vielmehr die deutsche Philosophie an, daß sie auf die Religion durch die Sucht nach Systemen zerstörend einwirke oder zum Mystizismus führe, der unter Umständen zur Heuchelei führen könne. Das Quasi-Konzil, welches im vorigen Jahre die unbestellte Empfänglichkeit von Seiten der Mutter der Jungfrau Maria feststellte, hat in Italien selbst bei streng katholischen Italiänern einen unangenehmen Eindruck gemacht; sie hielten diese ganze Angelegenheit wenigstens für unnöthig. Auch hat ein sehr gelehrter Publizist, Herr Bianchi Giovini, aus den früheren Kirchenvätern, päpstlichen Bullen und Konzilien nachgewiesen, daß sonst die Kirche anderer Meinung war. Darum aber findet sich auch jetzt in Italien die Hinneigung zum Protestantismus immer mehr verbreitet. Da nun im Königreiche Sardinien jetzt vollkommene Religionsfreiheit herrscht, ist sich der Hauptsitz der evangelischen Bewegung um so mehr, als sich hier aus den Zeiten des Urchristenthums unter den Waldensern die Lehre des Evangeliums von allen späteren Zusätzen frei erhalten hat. Die Waldenser stehen den Italiänern insofern nicht so nahe, als man glauben sollte, weil sie, in den Thälern unter dem Monte Viso wohnend, als Nachbarn von Franzosen, meist französisch sprechen und ihre Geistlichen gewöhnlich in Genf erzogen werden. Es hat sich daher in dem Königreich Sardinien eine besondere italiänisch-evangelische Bewegung kundgethan. Der erste Stifter derselben ist der ehemalige Pfarrer de Sanctis, von der Magdalenen-Kirche zu Rom, welcher zum evangelischen Glauben übertrat und in Turin mit außerordentlichem Beifall predigt, was sonst gewöhnlich nicht in italiänischer Sprache geschehen durfte. Er und der neapolitanische Kriminalrath Albarella d'Afflitto, welcher in Turin lebt, haben sich an die Spitze dieser evangelischen Italiäner gestellt. Der Letztere, welcher mit seiner ganzen Familie aus der katholischen Kirche getreten ist, hat in Turin eine evangelische Buchhandlung errichtet, und der Erstere hat in diesen Tagen das Glaubensbekenntniß der italiänischen evangelischen Kirche herausgegeben, welches allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Diese aus Gottes Wort gezogenen Glaubensgrundsätze*) sollen der evangelischen, italiänischen Kirche zu Turin zur Grundlage dienen; auch sind es dieselben, welche schon bisher die evangelischen Gemeinden zu Genua und Nizza als die auch anderwärts heimlich in Italien zerstreuten evangelischen Christen befolgen. Obwohl nun in diesem Glaubensbekenntniß das bekannte apostolische Glaubensbekenntniß wiedererkannt wird, ist doch mit außerordentlicher Gewandtheit jedes Wort vermieden worden, das nicht in dem Evangelium steht und die theologische Schule erkennen läßt. Es wird bevorwortet, daß, da man sich nicht für unfehlbar hält, Jedem überlassen werden muß, wie er nach dem Maße seiner Einsicht sich seine Vorstellung von Gott und den göttlichen Dingen macht; daß aber die Bibel als die einzige Autorität anzusehen, da sie ein Werk Gottes ist; ohne daß darauf eingegangen wird, wie sich dieses Werk der Gottheit von anderen Werken derselben unterscheidet. Es wird aber angenommen, daß die Bibel Alles enthält, was zu unserem Heil nothwendig ist, so daß das symbolum apostolicum für einen Auszug aus der Bibel gehalten wird. Bei allen Glaubenslehren sind die betreffenden Stellen der Bibel angeführt, so daß kein Wort vorkömmt, welches nicht in der Bibel steht.

Der Vorläufer dieser merkwürdigen Schrift war: „Die christliche Lehre nach dem Worte Gottes".**) Es ist natürlich, daß diese und der katholischen Kirche ausgetretenen Italiäner, da man sie im Königreiche Sardinien nicht mehr, wie sonst, verbannen kann, von der Priester-Partei sehr angefeindet werden, was besonders in der Zeitung des Marchese Birago, Armonia, geschieht. Auch haben bereits mehrere Bischöfe Hirtenbriefe gegen die „Ketzer" erlassen; auf diese ist unter Anderem in einer Schrift sehr würdig geantwortet worden, welche vor kurzem unter dem Titel erschienen: „Antwort auf den Hirtenbrief des Bischofs von Nizza";***) eine ähnliche Schrift ist die Antwort an den Bischof Charaz von Genua, der sonst in Pignerol war, welches die Hauptstadt der Thäler ist, die von den Waldensern bewohnt werden.*) Daselbst erschien auch eine geschichtlich dogmatische Untersuchung über die Beichte, welche den Beifall der Theologen von Fach erhielt.**) Anderersens erfahren wir, daß seit kurzem in Pignerol katholischerseits ein „Hospiz für Katechumenen" errichtet worden, das es besonders auf Proselytenmacherei unter den Waldensern abgesehen und in der That auch schon manche Bekehrung bewirkt hat.

Außer dem gedachten de Sanctis ist es besonders der waldensische Prediger Meille, welcher bei Herausgabe von theologischen Schriften für die italiänischen evangelischen Christen sehr thätig ist. Unter Anderem hat er das Werk des englischen Theologen Gurney über die Wahrheit des Christenthums übersetzt.***)

Auch ein Gesangbuch für die evangelischen Christen ist in italiänischer Sprache herausgegeben worden, da sie sich im Piemontesischen bisher französischer Gesänge bedient hatten.****)

Für die Privat-Andacht ist eine Sammlung von frommen Betrachtungen bestimmt.†)

Auch die englischen Missions-Gesellschaften haben mehrere italiänische Traktätchen drucken lassen, welche hier verbreitet werden.††) Der größte Wohlthäter der Waldenser aber ist der englische General Beckwith, welcher einen Fuß bei Waterloo verlor. Ihm verdanken sie außer großen Beiträgen zu den Kirchen in La Torre und Turin die Stiftung eines Gymnasiums und eines Hospitals zu La Torre.

J. F. Reigebaur.

*) Principii di fede e di disciplina estratti della parola di Dio, per servire di base alla chiesa evangelica Italiana di Torino. Torino, 1855.

**) La dottrina cristiana secondo la parola di Dio. Torino, 1854.

***) Riposta alla pastorale del Vescovo di Nizza. Torino, 1855.

*) Riposta al Monsignore Charraz.

**) La confessione, saggio dommatico istorico. Pinerolo, 1855.

***) Manuale interno alle evidenze del Cristianismo, di Giovanni Gurney, tradotto del Inglese. Torino, 1855.

****) Inni e canticci ai uso dei Christiani d'Italia. Torino, 1855. Libreria evangelica.

†) Esserciiai di Pietà. Torino, 1855. — Siete voi rigenerato? Id.

††) Riflessione sacre. Londra, 1854. — Il progresso del peccato. Id.

†††) The Life and Works of Goethe, with Sketches of his Age and Contemporaries. By G. H. Lewes. London, D. Nutt. Berlin, T. Asher & Comp.

††††) Sappho: a Tragedy. By Franz Grillparzer. Translated by L. C. C.

Mannigfaltiges.

— G. H. Lewes über das Leben und die Werke Goethe's. Vor wenigen Tagen ist in London bei David Nutt (einer der um die Verbreitung deutscher Literatur in England sehr verdienten Buchhandlungen Londons) ein größeres Werk über das Leben und die Schriften Goethe's ausgegeben worden.†††) Verfasser dieses Werkes ist Herr G. H. Lewes, der Autor einer Geschichte der Philosophie in Biographieen. Von welchem Standpunkte das Buch geschrieben ist, deutet schon das Motto derselben an, das von Stilling entlehnt ist: „Goethe's Herz, welches Wenige kannten, war so groß, wie sein Verstand, den Alle kannten." Der Verfasser, der, wie er sagt, „nach publizirten und unpublizirten Quellen" gearbeitet hat, ergeht sich zugleich über das Zeitalter Goethe's und seine Zeitgenossen und hat in seinem Werk daher ein gutes Stück deutscher Literaturgeschichte für seine Landsleute geliefert. Wir denken später ausführlicher auf dieses Buch zurückzukommen.

— Grillparzer's Sappho Englisch. Erst ganz kürzlich ist in Edinburg bei Constable eine englische Uebersetzung von Grillparzer's „Sappho" erschienen.†††) Das Londoner Journal The Critic sagt darüber: „P. C. C., wer er oder sie auch sein möge, hat der Literatur einen Dienst gethan, indem er diese ausgezeichnete Tragödie aus dem Deutschen übersetzte. Es nimmt uns nicht Wunder, daß Lord Byron in einem Schreiben an Thomas Moore dieses Werk Grillparzer's prächtig („superb") genannt hat, denn selbst „Sardanapalus" übertrifft dasselbe kaum an Prachtstellen, an Tiefe der Bewegung und an Erschütterungen des Gefühls. In einer Zeit dramatischen Bombastes und theatralischer Plattitüden ist uns „Sappho" doppelt willkommen. Dieses Drama von grandioser Einfachheit und lebensvoller Handlung bietet nur wenige Charaktere dar, so daß es, als Theaterstück, den gegenwärtigen Bedürfnissen des Bühnen-Pompes und Spektakels wenig oder gar nicht entspricht, aber seine Macht der Personifikation und der Sprache ist ergreifend und zugleich ein reizendes Studium für das Lesepult." — Die Anzüge, welche The Critic aus der Uebersetzung mittheilt, sind Proben einer vortrefflichen, poetischen Diction, die des Originals würdig ist. Wir freuen uns, daß der jetzt in Deutschland so verachtlässigte Dichter noch in seinen alten Tagen solche Genugthuungen erlebt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei unsre Preise frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedit. Neumann, Mittelstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 141. Berlin, Sonnabend den 24. November 1855.

Frankreich.

Zur Wissenschaft der Meteorologie.*)

Der wissenschaftliche Meteorolog kann seine Aufgabe in zweifacher Weise auffassen. Er kann sich darauf beschränken, die Erscheinungen, die im Himmelsraum, in der Atmosphäre, auf der Oberfläche oder im Innern der Erde vorkommen, zu beobachten, zu erforschen und wissenschaftlich darzustellen. Das Feld, welches er in diesem Falle bearbeitet, ist auch so schon groß genug. Aber er kann außerdem auch noch die Einflüsse, welche die von ihm zum Gegenstande der Forschung gemachten Erscheinungen auf die verschiedenen organischen oder anorganischen Geschöpfe der Erde ausüben, in den Kreis seiner Untersuchungen hineinziehen. In diesem Falle wird die Meteorologie eine noch viel großartigere, inhaltvollere und interessantere Wissenschaft. Der Mensch kann nicht gleichgültig bleiben in Bezug auf die Erscheinungen, welche er täglich wahrnimmt, besonders wenn sie auf seine Functionen, auf seine Gesundheit, mit einem Wort: auf alle Thätigkeiten seines physischen und moralischen Lebens einen mächtigen Einfluß ausüben.

Schon seit langer Zeit ist die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt in Anspruch genommen durch die schönen Entdeckungen, welche die Herren Arago, Babinet, Humboldt, Gasparin**) gemacht, und durch die kühnen Theorieen, mit deren Hülfe diese Gelehrten die verschiedenen meteorologischen Phänomene erklären. So hat sie denn auch ein vor kurzem erschienenes, zugleich in philosophischer, in empirisch-wissenschaftlicher und in literarischer Beziehung bedeutendes Werk, welches, ihre Wünsche erfüllend, eine Lücke wirklich ausfüllte, gleich bei seinem Erscheinen mit großem Beifall aufgenommen. Dieses durch seinen Umfang sich auszeichnende Werk ist eben so ausgezeichnet durch die Großartigkeit der Auffassung, durch die geschickte Gruppirung der Naturerscheinungen, durch die klare, einfache, leicht faßliche Darstellung der bis jetzt aufgestellten Theorieen. So aufgefaßt, so dargestellt ist diese Wissenschaft gewiß eine der schönsten, der anziehendsten, der einflußreichsten, der allen Bildungsstufen am leichtesten zugänglich zu machenden; man ließ mit Vergnügen Alles, was auf sie sich bezieht; sie interessirt alle Welt und befriedigt alle Geister.

Herr Dr. Foissac, ein sehr ausgezeichneter Arzt in Paris, ist es, dem wir dieses Werk,***) in welchem die Meteorologie unter den eben angedeuteten verschiedenen Gesichtspunkten dargestellt ist, verdanken. Der Verfasser, bereits bekannt durch frühere schriftstellerische Arbeiten, in denen sich eine gründliche Gelehrsamkeit, ein schöner Styl und eine gediegene philosophische Bildung kundgeben, zeigt sich in dem vorliegenden Werk als einen tiefen Denker und als einen ausgezeichneten Meteorologen.

Um eine Vorstellung zu geben von dem Interesse, welches dieses Werk erregt, und von der Menge der Gegenstände, die es umfaßt, wollen wir uns nicht darauf beschränken, darauf hinzuweisen, daß man in den Lehrkursen der Sorbonne einen ausgedehnten Gebrauch von dem Werke gemacht, oder die günstigen Beurtheilungen in Erinnerung zu bringen, die dasselbe in den Journalen erfahren; sondern wir wollen den schönen Plan und die Eintheilung des Werks hier vorführen und dann auch noch einige Anzüge daraus mittheilen. Wir sind überzeugt, daß diese Mittheilungen aus einem Werke, in welchem die Wissenschaft durchweg in einem so schönen und reinen Styl vorgetragen wird, für unsere Leser von Interesse sein werden.

In Betreff des Blitzstrahls spricht sich der Verfasser folgendermaßen aus:

„Wenn der Blitzstrahl in Bäume einschlägt, zertheilt er sie der Länge nach in eine Menge dünner Splitter, mitunter in Fäden, so dünn wie die eines Besens. Bisweilen findet sich der Stamm seiner Rinde beraubt und diese in kleine Stücke zersprengt. Unter gewissen Umständen werden die Aeste gänzlich vom Stamm abgestreift. In einer der Akademie der Wissenschaften am 22. Januar 1849 gemachten Mittheilung stattet Herr Deformery Bericht ab über die vielen Verheerungen, welche der Blitzstrahl in der Gegend von Clermont angerichtet hatte. Er schlug neben ihm auf der Landstraße ein: von zwei einander sehr nahe stehenden Pappeln erlitt die höhere, der Aeste beraubt, keinen Schaden, die kleinere, mit Laub bedeckt, war niedergeworfen; die Aeste waren zerrissen und der Rinde beraubt, einer derselben mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß man hätte meinen können, es sei durch Menschenhand geschehen; das Holz war zerreiblich und fiel fast wie Staub aus einander. Herr Deformery selbst wurde vom Pferde geschleudert; er lag auf der einen, das Pferd auf der anderen Seite. Als er zu sich kam, befand er sich ganz wohl und bemerkte an seinem Körper nicht die geringste Verletzung. Der Blitzstrahl hatte seine seidene Börse durchbohrt und in derselben mehrere Silbermünzen zusammengeschmolzen; das Gepräge war verwischt. Dünne Silberfäden waren verschwunden. Die Scheidemünzen und die seidenen Fäden der Troddeln waren unverletzt. Eine Ziege, die von demselben Blitzstrahl getroffen war, wurde todt und aufrechtstehend, mit dem hinteren Theil an einen Zaun gelehnt, im Munde noch einen grünen Zweig, gefunden. In einer nahen Hütte war ein zweijähriges Kind getödtet worden; sein ganzer Körper war mit Wunden wie von Verbrennung bedeckt. In einem in die Mauer geschlagenen Loche fand sich ein eisernes Geräth, welches von der gegenüberliegenden Wand dorthin geschleudert war und einen starken eisernen Schrank durchbrochen hatte. Dieses eiserne Geräth war magnetisch geworden."

Weiter macht uns der Verfasser folgende Mittheilung:

„Wenn der Blitz in ein Pulvermagazin einschlägt, verursacht er gewöhnlich eine Explosion und zertrümmert dadurch das Gebäude. Dies geschah am 4. Mai 1785 in Tanger, am 26. Juni 1801 in Luxemburg; beim letzten Ereigniß kamen dreißig Menschen ums Leben, und mehr als zweihundert wurden stark verletzt. Viel schrecklicher aber war die Verheerung, welche ein Blitzstrahl am 18. August 1769 in Brescia anrichtete; er schlug in einen Thurm ein, in dessen Souterrain 2,076,000 Pfund Pulver lagen, die der Republik Venedig gehörten. Die Explosion dieser ungeheuren Masse von Pulver zerstörte den sechsten Theil der Stadt Brescia; der übrige Theil war stark erschüttert. Dreitausend Menschen kamen um."

In den beiden ersten Kapiteln behandelt der Verfasser das Licht, seine Entstehungs- und Fortpflanzungsweise und die Gesetze, denen dieses Fluidum unterworfen ist. Dann erklärt er die Himmels-Erscheinungen, die sich auf das Licht beziehen, die Veränderungen, welche das Licht erfährt, indem es den Raum durchläuft, die Morgenröthe, die Dämmerung, die Farben, in denen die Sterne schimmern. Er macht uns bekannt mit allen jenen täuschenden Phänomenen der Spiegelung, mit der Entstehung des Regenbogens, der Höfe, welche man bisweilen um Sonne und Mond bemerkt, und der Nebensonnen. In Betreff der Spiegelung berichtet der Verfasser Folgendes:

„Der berühmte Monge, Mitglied des ägyptischen Instituts, hat zuerst derselben Erwähnung gethan. Der Boden von Nieder-Aegypten bildet eine unabsehbare, vollkommen horizontale Ebene; seine Einförmigkeit ist nur von kleinen Erhöhungen unterbrochen, auf welchen, vor den Ueberschwemmungen des Nil geflüchtet, die Ortschaften angelegt sind. Des Morgens und des Abends zeigt sich nichts Auffallendes in der Erscheinung der Gegend; aber wenn die Sonne den Erdboden erwärmt hat, scheint dieser in einer gewissen Entfernung wie eine unabsehbare Wasserfläche. Die Ortschaften erscheinen wie Inseln inmitten eines unermeßlichen Sees, und über einer jeden Ortschaft sieht man das umgekehrte Bild derselben. Der Erdboden ist verschwunden, und das Himmelsgewölbe spiegelt sich in der scheinbaren ruhigen Wasser-Ebne. Man kann sich die grausamen Täuschungen vorstellen, welche die französische Armee erfahren mußte. Ermüdet von den Strapazen, von Durst gequält unter dem heißen Himmel, freute sie sich, daß sie bald an dem großen See sein würde, in welchem sie die Dörfer und die Palmen sich abspiegeln sah; aber, wie man sich dem See näherte, so entfernte sich derselbe, bis er am Ende ganz verschwand und die-

*) Nach einem von Tavernier verfaßten Artikel.

**) Dove verdient es gewiß, neben den hier Genannten auch hervorgehoben zu werden.

***) De la Météorologie dans ses rapports avec la science de l'homme, et principalement avec la médecine et l'hygiène publique, par P. Foissac. 2 vol. in-8. Paris, chez J. B. Bailliere.

Digitized by Google

Täuschung sich im Hinblick auf ein anderes weiter entferntes Dorf wiederholte.

Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit den Eigenschaften des Lichts, welche der Daguerreotypie und der Photographie ihre Entstehung gegeben haben. Das folgende Kapitel, welches viel Interessantes darbietet, handelt von dem Einfluß, den das Licht auf die organisirten Körper ausübt. In der Abhandlung über die Wärme, die dann folgt, versährt der Verfasser in derselben Weise, wie in der über das Licht; beide Fluida sind denselben Gesetzen unterworfen, und ihre Eigenschaften, wie ihre Wirkungen, haben eine gleiche Wichtigkeit für das organische Leben.

Die sechs folgenden Kapitel beziehen sich auf die Elektrizität. Alle die interessanten Phänomene, welche künstlich oder natürlich durch die Elektrizität hervorgebracht werden, sind vom Verfasser mit der größten Sorgfalt beobachtet und werden auf eine Art dargestellt, die nicht verfehlen wird den Leser zu interessiren. Nachdem Herr Foissac die Entdeckungen dargestellt, welche in Bezug auf die Elektrizität von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage gemacht worden sind, handelt er von der atmosphärischen Elektrizität in allen ihren besonderen Erscheinungen. Er erklärt uns ihre Entstehung während des Regens und bei heiligem Wetter; er belehrt und über das St. Elmsfeuer, die Gewitter, die geographische Vertheilung derselben, ihre verschiedene Frequenz in den verschiedenen Jahrezeiten, über den Blitz, den Donner, den Blitzstrahl in allen seinen Formen, über die Wirkungen des Blitzstrahls auf die organischen Wesen und über die Mittel, sich gegen denselben zu schützen; endlich behandelt er die animale und physiologische Elektrizität und schließt mit Betrachtungen über den Einfluß, welches dieses Fluidum auf den kranken Menschen und besonders in Zeiten ansteckender Krankheiten haben könne. Bei diesen Auseinandersetzungen bezieht sich Herr Foissac auf alle die heute veröffentlichten Denkschriften und Beobachtungen; Männer, wie Franklin, Arago, Humboldt, sind seine Gewährsmänner.

In der Einleitung, in welcher er sich über den Nutzen der Wissenschaften ausspricht, weiß Herr Foissac, der ein Recht hat, auf seinen Beruf als Arzt stolz zu sein, auf das Uebertriebene nach, daß die Naturwissenschaften Allen, besonders aber denen nöthig sind, welche den hohen Beruf haben, die Leiden ihrer Mitmenschen zu lindern. Er zählt die Männer auf, welche sich am meisten um die Wissenschaften verdient gemacht haben, und weiß nach, daß die meisten von ihnen Aerzte gewesen: Hippokrates, Eratistratus, Celsius, Galenus im Alterthume; dann Copernicus, Bainbridge und Litio, die zugleich Astronomen und Aerzte gewesen. Aus der neueren Zeit führt er an: Guy de la Brosse, welchem Europa die Gründung des Jardin des Plantes verdankt; Fagon und Tournefort, welche sein Werk fortgesetzt haben; Perrault, welcher den Plan zu dem neuen Louvre entworfen hat; Boerhaave, an welchen man — so ausgebreitet war sein Ruf — unter der Adresse: „An Boerhaave, in Europa" schreiben konnte; dann Haller, Galvani, den Entdecker der Berührungs-Elektrizität, Linné, den berühmten Botaniker. Seine Behauptung durch Beispiele aus der Gegenwart zu beweisen, unterläßt Herr Foissac aus einem leicht zu begreifenden Grunde. (Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Eilfter Monats-Bericht. 1855.

(Schluß.)

Die Engländer sind keine Philosophen. Das Denken, der Geist als solcher, ist ihnen unzugänglich. Zu der Wissenschaft des Wissens gehört die Ruhe, die Muße, das Talent und Genie, wie man es nur in Deutschland zuweilen in einem Kopfe zusammen findet. Die Engländer haben zur Philosophie kein Talent, kein Genie, kein Klima, keine Vorschulen. „Colleges" und Universitäten sind durchweg nur Einpaukemaschinen für das Material, welches beim Examen nothwendig ist und außerdem ganz speziell und absichtlich Geisteröder im Interesse der Hochkirche. Die Universitäten wollen die Jugend als „perfect Gentlemen" aus ihren Klöstern und Anstalten polizeilicher Aufsicht entlassen. Denken aber und gar Wissenschaft des Denkens gilt für eben so gemein, als gefährlich für die Einrichtungen „Gottes" in England. (Von dem Geiste und den Geisteszerstörungs-Anstalten auf den englischen Universitäten, auch nach der Russellschen Reform, besonders in Cambridge und Oxford, kann man sich in Deutschland schwerlich eine Vorstellung machen. Sie gehören ganz wesentlich zu den Institutes, welche Cobden für seine Behauptung, daß England im Ganzen doch Rußland sehr ähnlich instinktirt und konstituirt sei, brauchen kann.) Nur wenn die englischen Philosophen (d. h. nach dem bestimmten Sprachgebrauch des Wortes: Diener der Wissenschaft, wie Mechaniker und Optiker „Verfertiger philosophischer Instrumente" genannt werden) auf das praktische Gebiet kommen, leisten sie nicht selten Gutes und Werthvolles im Detail, in speziellen Sphären und Fällen. Wir finden hier unter den mehr als dreihundert wissenschaftlichen Materien, welche in der großen Hauptversammlung der British Association zu Glasgow zur Sprache und Erörterung kamen, eine große Anzahl als Belag anführen, wenn und diese Details nicht von unserem überschwänglichen Standpunkte in einen dicken Oktavband führen würden. Ja erwähne hierbei, daß sich die Association nächstes Jahr in Cheltenham unter Vorsitz des Dr. Daubeny versammeln wird. Die englischen Bücher über Psychologie taugen nichts, aber es giebt sehr viel werthvolle Leistungen über praktische Gebiete des Lebens, in denen die Psychologie Bedingung aller richtigen Praxis ist, z. B. in der Seelenheilkunde. Seitdem Howard vor achtzig Jahren die entsetzlichen Brutalitäten und Grausamkeiten, welche in englischen Irren-Anstalten herrschten, enthüllte, sind sich allmählich die Seelenheilkunde als Erlöserin ein, die freilich auch jetzt noch viele Direktoren nicht abhält, auf Kosten der Wahnsinnigen und ihrer Angehörigen Geld zu machen. Die Elemente der psychologischen Medizin von Daniel Noble*) werden als Weisung zur psychischen Behandlung und Heilung der heilbaren Geistesstörungen sehr gerühmt, namentlich wegen der reichen Schätze praktischer, detaillirter Fälle, in welchen durch bloße Einwirkung auf die zerrüttete Geistes-Maschinerie dieselbe dauernd wieder hergestellt ward. Auch in Bedlam thut man jetzt Wunderdinge durch bloße Appellation an die Geistes-Functionen, welche noch gesund sind, z. B. an die Ehre Derer, die im Wahnsinn gern zerstören und um sich schlagen. Man macht ihnen klar, daß ein „Gentleman" nie in den Tisch oder das Tischtuch schneide u. s. w. — und die Wahnsinnigen essen fast alle in größter Manierlichkeit gemeinschaftlich ihr Mittagbrod. Für Männer von Fach und Beruf wird das Werk von Noble sehr viel Interesse und Belehrung haben.

Unter den praktischen, englischen Erfindungen bewährt sich Barley's „elektro-telegraphischer Uebersetzer" mit Hülfe des von Morse erfundenen Apparates ganz ausgezeichnet. Die Franzosen machen jetzt Anstalt, damit zwischen Paris und Kamiesch auf der Krim zu korrespondiren. Man schreibt mit dem einen Apparate in Paris, in demselben Augenblicke schreibt ein zweiter Apparat dieselben Worte auf der Krim nach und umgekehrt. Wenn ich nicht irre, ist diese telegraphische Korrespondenz selbst wissenschaftlich keine englische Erfindung, sondern eine deutsche, nur daß die Engländer sich derselben zuerst praktisch bemächtigt haben. Schon 1829 behauptete Signor Zantedeschi in Venedig die Möglichkeit zweier entgegengesetzter, gleichzeitiger telegraphischer Ströme, die, angeführt durch einander, ihre Nachrichten immer richtig bringen müßten. Professor Wheatstone hier hat für Instrumente machen lassen, durch welche er die Richtigkeit der Angaben Zantedeschi's praktisch dargethan haben soll. Ein anderer englischer „Philosoph", Mr. Grosley, hat eine Windmühle erfunden, welche pflügt, einen vom Winde getriebenen Pflug. Ein Modell dazu, welches schon praktisch pflügte, soll er gezeigt haben, ich weiß nicht mehr, wo. Ein anderer „Philosoph" sprach von einem unterseeischen Untersuchungs-Instrumente, welches den Meeresboden wasserfrei mache, erleuchte und den Forscher unten allenfalls auch in einem Wagen auf den Meeresboden hinziehen könne. Doch kann ich auf diesen noch problematischen Gebieten nicht weiter fortfahren, schon deshalb nicht, weil ich schließen will und noch Einiges anbringen muß. Hierher gehört der Tod des früheren Ministers der öffentlichen Arbeit, zuletzt Kolonial-Minister Molesworth, insofern er der englischen Literatur und Wissenschaft im besten Sinne angehörte. Sein Hauptverdienst liegt in der Westminster Review während der Zeit, wo er deren Redacteur war. Ihm gehörte der schönste Theil der Grafschaft Devonshire, er war einer der höchsten der obersten Zehntausend und doch ein ganz vernünftiger Mann in der Politik. Man nannte ihn sogar einen Radikalen. Im Parlamente spielte er allerdings keine glänzende, wohl aber die wichtigste Rolle. Er sprach selten und nur dann, wenn er wirklich etwas zu sagen hatte. Das thut jetzt selten Jemand im Parlamente. Er gehörte zu den sehr Wenigen, die sich zu Hause ordentlich durchdachten, aufschrieben und memorirten, was sie reden wollten. Er war auf deutschen Universitäten gewesen und von daher ein solider Gelehrter und Mann ohne Humbug geblieben. Zu einer ordentlichen Biographie und Charakteristik fehlen bis jetzt noch die nöthigen Materialien, obgleich die Zeitungen mehr als tausend Ellen Spalten über ihn geschrieben haben. Sein Tod im sechsundvierzigsten Jahre wurde durch den Umstand beschleunigt, daß er Mitglied des Ministeriums ward, welches bereuen zu sein scheint, die letzten Konsequenzen der Palmerstonschen auswärtigen Politik aber sich und England herunterzuziehen.

Als Kuriosität wäre noch zu melden, daß Macaulay's neuer Band („Wilhelm III. und seine Zeit"), der endlich zum 4. Dezember erschienen

*) Elements of Psychological Medicine, being an introduction to the practical study of insanity. By Daniel Noble. Wir machen hier zugleich auf die psychologische Zeitschrift: The Journal of Psychological Medicine, edited by Dr. Forbes Winslow aufmerksam. Sie bringt in der Regel außer interessanten Thatsachen aus Bedlam u. s. w. sehr spezielle Beispiele psychischer Heilung.

Digitized by Google

soll, bereits in dreiundvierzigtausend festbestellten Exemplaren vergriffen ist. Mudie's Leihbibliothek hatte allein auf mehr als zweitausend Exemplare subskribirt. Die Befriedigung des ersten Bedürfnisses bringt hier also dem Verleger schon siebzigtausend Pfund Sterling blos von den Subskribenten in London und den nächsten Provinzen. Weitere Auflagen und das Ausland mit den Kolonieen werden mindestens dieselbe Summe eintragen. Und da die Verleger in der Regel hier auf halben Gewinn gehen und die Kosten von der Hälfte des Autors bestritten werden, kann man von dem auf eine Million Thaler abgeschätzten Brutto-Ertrage mindestens dreihunderttausend Thaler als reinen Gewinn des Verlegers annehmen.

Ich bemerke noch, daß ich eben die „Geschichte der Diplomatie, der Gesandtschaften und ausländischen Höfe" von dem „Roving Englishman"*) (Francis Head†) zu lesen angefangen hatte. Die Geheimnisse der Staatenruderkunst seit 1815, seit welcher Zeit das Prinzip der Unmoralität und Rücksichtslosigkeit gegen Recht und Gesetz, gegen das von denselben Diplomaten gemachte Gesetz, ganz offen und unverhohlen eingeführt ward, besonders durch Metternich, aber ganz besonders durch Palmerston, sind von dem launigen und zuweilen scharfen Autor in manchen interessanten Anekdoten und Thatsachen enthüllt worden, aber eine Geschichte der Diplomatie, d. h. eine Geschichte der politischen Misere in Europa seit 1815, ist es noch nicht.

Ich sing mit der geographischen und merkantilen Lage Londons im Mittelpunkte der besten Erdhalbkugel an und kann mit einem Beweise schließen, das es auch wissenschaftlich das Centrum der Gelehrsamkeit in sich birgt, das Britische Museum in Russell-Street, wo jetzt die Halbkugel aller Wissenschaft faktisch und körperlich als neue Lesehalle gewölbt wird. Die ganze Welt hat nicht solch eine Lesehalle aufzuweisen, als diesen neuen „Reading-room", eine riesige, runde St. Paulskuppel mitten im Viereck des inneren Raumes, um welchen das Museum sich mit seinen unzähligen, nie in einen Katalog zu bringenden Bücher-, Kunst- und antiquarischen Schätzen streckt, eine Halbkugel von 140 Fuß Durchmesser, 106 Fuß hoch, von zwanzig großen Fenstern oben und einem Glasdache von 60 Fuß Durchmesser in der Krone erleuchtet. Das Centrum der Halbkugel ist eine erhöhte Platform für den Aufseher mit zwei konzentrischen Reihen von Pulten für die Kataloge. Um dieses Centrum laufen Tische und Bänke als Radien, mit vier Fuß Raum für jeden Leser, so daß dreihunderteundsechsunddreißig gleichgroße Platz finden. Der so gebildete Raum umfaßt fünf Viertel Millionen Kubikfuß Luft, die durch warme Winter- und kühle Sommer-Ventilation stets gesund erhalten wird. Die Kosten sind auf hunderttausend Pfund veranschlagt. Die Herren Baker and Fielder übernahmen die Ausführung des ganzen Baues mit allem Zubehör. Wie verdanken diese prächtige und praktische Erweiterung des wissenschaftlichen Mittelpunktes aller gebuchten Wißenschaft dem Herrn Panizzi, der 1852 geltend machte und nachwies, daß die Unbequemlichkeit und Ratlosigkeit derer, welche im Museum studiren wollen, ohne dessen unergründlichen Mechanismus selbst studirt zu haben, durch Ausfüllung des großen, freien, inneren Quadrats zu einer großen Central-Lesehalle beseitigt werden könne. Als Mr. Smirke die schöne architektonische Halbkugel als Modell des neuen Baues vorzeigte, fand sie sofort den gehörigen Beifall, so daß wir nun für die centrale Position Londons auf der bewohnten Erde ein imposantes Modell und Muster haben.

*) Embassies and Foreign Courts, and History of Diplomacy. By the Roving Englishman, Author of „Pictures from the Battlefields."

**) The Araucanians. By Edmond Reuel Smith. New-York & London: Sampson, Low & Co. 1855.

Süd-Amerika.

Ein Besuch bei den Araukanern.**)

Die Araukaner sind das einzige Volk von indianischem Geschlecht, welches seine Unabhängigkeit mit Glück gegen die Weißen vertheidigt hat. Seit drei Jahrhunderten haben sie ihre Wohnsitze im südlichen Chile gegen alle Angriffe der Spanier und ihrer Nachkommen behauptet. Der Conquistador Almagro suchte vergebens, diese freiheitliebenden Wilden zu bezwingen. Eine von Pizarro abgesandte Expedition unter der Leitung Valdivia's hatte eben so wenig einen nachhaltigen Erfolg. Don Garcia de Mendoza, Villagran und Martin Loyola, der Neffe des heiligen Ignatius, erlitten alle blutige Niederlagen, und im Jahre 1602 wurden die von den Spaniern im Gebiete der Araukaner gegründeten Städte entweder niedergebrannt oder verlassen, seit welcher Zeit die Chilenos alle Eroberungsplane gegen sie aufgegeben und sich darauf beschränkt zu haben scheinen, ihre von den Bergen hinab in das Flachland unternommenen Razzias zurückzuweisen.

Herr Edmond Smith, ein amerikanischer Marine-Offizier und Mitglied der von der Regierung der Vereinigten Staaten nach Chile abgefertigten astronomischen Expedition, beschloß, nicht eher in sein Vaterland zurückzukehren, bis er die Bekanntschaft eines Aborigenerstammes gemacht, dessen Geschichte so viel Interesse darbietet und der in dem berühmtesten Epos besungen worden ist, zu welchem die neue Welt den Stoff geliefert hat.*). Er ließ sich demgemäß bei Manin, einem der mächtigsten der araukanischen Häuptlinge, anmelden und machte sich auf den Weg, nachdem er sich mit einer Anzahl Geschenke versehen, durch die er die Gunst seiner Wirthe zu gewinnen hoffte und die hauptsächlich aus rothem und blauem Flanell, baumwollenen Tüchern, meßingenen Fingerhüten, Harmonikas, Maulkrommeln und Glasperlen bestanden. Seine Absicht wurde vollkommen erreicht; namentlich brachte ein altes Paar Epauletten, welche er dem großen Manin verehrte, einen mächtigen Eindruck auf diesen Potentaten (den man beileibe nicht mit dem venetianischen Dogen und dessen revolutionairen Namensvetter verwechseln muß) hervor, und in Folge dieses allseitigen Wohlwollens wurde es ihm möglich, die Araukaner in ihrer innersten Häuslichkeit kennen zu lernen und Beobachtungen über sie anzustellen, die früheren Reisenden verwehrt waren.

Wir lassen hier einige seiner Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche dieses merkwürdigen Volksstammes folgen. Wie die meisten Wilden, sind die Araukaner Polygamen, und der Rang eines Jeden wird nach der Anzahl seiner Weiber gemessen. Der Verfasser ließ sich einmal mit einem alten Manne in ein Gespräch ein, dem er viel von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, seinem Charakter und seinen Absichten in Bezug auf die Indianer erzählen mußte. „Nachdem er über diese Punkte zufriedengestellt worden, erkundigte er sich weiter, ob Se. Excellenz reich und mächtig seien, und verlangte endlich, um sich noch besser von der Wichtigkeit seines Amtes zu überzeugen, die Zahl seiner Frauen zu erfahren. „Er hat nur Eine", antwortete ich. — „Hué!" rief der erstaunte Indianer, „nur Eine!" und er hielt einen einzigen Finger empor, damit kein Irrthum möglich sei. — „Ja, nur Eine." — „Er muß also sehr arm sein!" — „Warum?" fragte ich. — „Weil sogar ich, der ich arm bin, zwei Weiber habe; viele unserer Gehelmenes (Adeligen) haben fünf; der Präsident aber, der ein großer Kazike ist, müßte wenigstens zehn haben", und er zählte an seinen Fingern: Quine, epu, quechu, mari (ein, zwei, fünf, zehn), als wolle er den Unterschied deutlicher auseinandersetzen. Er schien sich kaum überzeugen zu können, daß er nicht eine doppelt so wichtige Person sei, als der Präsident."

Da die Weiber bei den Araukanern alle schwere Arbeit verrichten und ihre Ehegatten sich mit nichts Anderem beschäftigen, als mit Essen, Trinken, Schlafen und Reiten, so ist es begreiflich, warum man es als ein Zeichen der Würde und des Reichthums betrachtet, recht viele Frauen zu haben, und warum auch die letzteren keine Eifersucht bei der Ankunft einer neuen Kollegin empfinden, die ihre Mühen theilt und sie dadurch erleichtert. Die Art und Weise, in der sich die Männer mit diesem nützlichen Zubehör versehen, ist merkwürdig genug, obwohl den Araukanern keineswegs eigenthümlich, indem man Aehnliches bei manchen anderen Völkerschaften, z. B. bei den Kalmücken und Kirghisen, findet.

„Wenn ein junger Mann heiraten will, so wendet er sich gemeiniglich an seine Freunde, um ihn zur Erreichung seiner Absicht behilflich zu sein. Wenn er arm ist, trägt Jeder, je nachdem es seine Mittel erlauben, zu den Kosten bei, die ein solches Unternehmen erfordert; der eine giebt einen fetten Ochsen, der andere ein Pferd, der dritte ein Paar silberne Sporen. Man wählt eine mondhelle Nacht und bestimmt den Ort, an dem sich die Gesellschaft versammeln soll. Zur festgesetzten Zeit finden der Bräutigam und seine Freunde, alle gut beritten, sich hier ein und nähern sich vorsichtig und schweigend dem Wohnsitz der Braut, um welchen sie einen Kreis bilden. Ein halbes Dutzend der Redebegabtesten unter ihnen treten jetzt ein und suchen den Vater des Mädchens auf, dem sie den Zweck ihres Kommens auseinandersetzen, indem sie die Verdienste des Freiers, die Vortheile der Partie u. s. w. herausstreichen und endlich um seine Einwilligung bitten, die er in der Regel bereitwillig gewährt, da er die Tochter doch nur als eine Last betrachtet und sie allein nach dem schätzt, was sie ihm einbringt. Unterdessen hat der Bräutigam den Ort ausgespürt, wo seine Schöne ruht, und sie schreit pflichtgemäß um Hülfe.

„Augenblicklich entsteht ein furchtbarer Tumult. Die Weiber springen en masse auf und eilen, mit Keulen, Steinen und Wurfgeschossen jeglicher Art bewaffnet, zur Vertheidigung der bedrohten Jungfrau herbei. Die Freunde legen sich dazwischen, um sie von dem Liebhaber abzuziehen, und bemühen sich durch Zureden und sanfte Gewalt die wüthenden Amazonen zu entwaffnen; allein diese sind nicht zu begütigen, und der ist glücklich, der ohne zerschlagenen Kopf oder einen anderen Denkzettel davonkömmt. Es ist eine Ehrensache für die Braut, sich der Entführung zu widersetzen, wie gern sie auch darein willigen möchte, bis der Freier, des Aufschubs müde, sie bei den Haaren oder beim Fuß, was ihm zuerst in die Hand kömmt, ergreift und nach der

*) La Araucana, von Don Alonso de Ercilla y Zuñiga.

Digitized by Google

offenen Thür schleppt. Sobald er draußen ist, springt er in den Sattel, indem er seine kreischende Gefangene festhält und sie über den Rücken des Pferdes nachzieht, worauf er ein Triumphgeheul ausstößt und in vollem Galopp davonsprengt. Die Freunde eilen nun gleichfalls hinaus, noch immer von den zornigen Verwünschungen der entrüsteten Matronen begleitet, und schlagen dieselbe Richtung ein, welche die Fliehenden genommen haben. Nachdem er den Wald erreicht, stürzt der Mädchenräuber sich in das tiefste Dickicht desselben, während die Freunde rücksichtsvoll am Eingang stillhalten, bis das Geschrei der Entführten verstummt und sie sich überzeugt haben, daß Niemand sie verfolgt, worauf sie ruhig ihres Weges gehen. Es ist anzunehmen, daß die Schöne am Ende dem starken Arm und den feurigen Bitten ihres sanftmüthigen Verehrers weicht, und ohne weitere Heiratsceremonien tritt das glückliche Paar nach einem oder zwei Tagen als Mann und Weib aus den Tiefen des Waldes hervor. Mitunter sind die Aeltern des Mädchens mit der Partie wirklich nicht einverstanden, in welchem Fall sie augenblicklich in ein Horn stoßen, um ihre Nachbarn zusammenzurufen und mit ihnen den Räubern nachzujagen; gelingt es aber diesen, das Dickicht glücklich zu erreichen, so kann die Ehe nachher nicht wieder aufgehoben werden.

„Man läßt einige Tage vorübergehen, ehe die Freunde das junge Paar besuchen. Jeder bringt das versprochene Geschenk, und die Pferde und Rinder vor sich treibend, macht sich die ganze Hochzeitsgesellschaft auf nach der ehemaligen Wohnung der Braut. Die Geschenke werden dann in aller Form dem Vater übergeben, der, wenn er einen entsprechenden Preis für seine Tochter bekommen zu haben glaubt, die größte Freude über die Heirat an den Tag legt und gegenseitige Glückwünsche mit dem Bräutigam und seinen Freunden austauscht. Die Mutter der Braut nimmt allein keinen Antheil an der allgemeinen Freude, indem man von ihr voraussetzt, daß sie sich durch die Entführung ihrer Kinder noch immer tief beleidigt fühlt und ihren Unwillen dadurch zu erkennen giebt, daß sie weder mit ihm spricht, noch ihn auch nur ansieht. Indessen erfordert es die Etikette, daß sie ihren Gästen zugleich einige Höflichkeiten bezeigt; sie setzt sich demnach neben die Braut, aber mit dem Rücken gegen den Bräutigam gewendet, und sagt: „Meine Tochter, frage Deinen Mann, ob ihn nicht hungert!“ Diese Frage wird von der Tochter gestellt und durch ihre Vermittelung das Gespräch fortgeführt, bis die Gesellschaft endlich mit einem Male bewirthet wird, an welchem die Alte ihre ganze Kochkunst erschöpft. Das point d'honneur wird in manchen Fällen so weit getrieben, daß die Mutter jahrelang ihren Schwiegersohn nicht von Gesicht zu Gesicht anredet, obwohl sie, ihm den Rücken zukehrend oder durch einen Zaun oder eine andere Scheidewand von ihm getrennt, sich ganz freundschaftlich mit ihm unterhält.“

Im Uebrigen haben die Sitten der Araukaner etwas Patriarchalisches und selbst Idyllisches. Es herrscht unter ihnen ein gewisser roher Ueberfluß, da der Boden ihnen Alles gewährt, was ihre einfachen Bedürfnisse erfordern; Hungersnoth oder Mangel kommen selten vor. Ihr Lieblingsgetränk ist der Mudai, der unserem Verfasser recht gut mundete, bis er den Zubereitungs-Prozeß erfuhr. Als er einmal die Frauen bei ihren Arbeiten beobachtete, „holte eine von ihnen eine Schüssel leicht angefeuchtetes Mehl und einen kleinen irdenen Krug hervor, welche sie beide auf die Erde niedersetzte. Hierauf näherte sich eines von den Mädchen, nahm eine Handvoll des Mehls, knetete es zu einer Kugel zusammen, welche sie in den Mund steckte, und kehrte dann mit vollgestopften Backen an ihre Arbeit zurück. Ihr folgte eine Gefährtin nach der anderen, bis alle, von den jungen Kindern bis zu den zahnlosen, runzeligen und triefäugigen alten Mütterchen, mit Beißen und Kauen beschäftigt waren, das Gesicht wie ein Ball aufgebläht, aber ohne sich dadurch in ihrem endlosen Geplauder stören zu lassen. Nach einigen Minuten kam die Erste zurück, hob den Krug auf und leerte den Inhalt ihres Mundes in denselben aus. Sie versorgte sich alsdann mit einem neuen Quantum Mehl und entfernte sich kauend wie zuvor. Die Anderen folgten zur gehörigen Zeit, und man fuhr so fort, bis das Mehl zu Ende und der Krug gefüllt war.

„Ganz verwundert über eine so seltsame Prozedur, trat ich zu einer der Frauen und fragte, auf den Krug zeigend: „Chem tún?“ („Was ist das?“) — „Mudai!“, war die Antwort. — „Wie? Mudai!“ — „Ja“, erwiederte sie und fügte, über mein Erstaunen lachend, hinzu: „Cumé! cumé!“ („Gut! gut!“) Da es nutzlos war, sie um nähere Auskunft zu bitten, so suchte ich Sanchez auf und erkundigte mich, was sie denn eigentlich vorhätten. „Sie machen Mudai“, antwortete er ruhig. — „Was! Mudai, die Flüssigkeit, die ich seit einem Monat getrunken habe?“ — „Dieselbe“, versetzte er, und ohne zu bemerken, daß sich mein Gesicht bei dieser Nachricht krampfhaft verzog, fuhr er fort, den Zubereitungs-Prozeß dieses Getränks zu beschreiben, welches eine Art von Bier ist und einen säuerlichen und nicht unangenehmen Geschmack hat. Ein Bushel Weizen oder mehr wird einige Stunden lang bei langsamem Feuer gekocht, worauf der Absud ausgepreßt und zum Kühlen fortgestellt wird, und um die Gährung zu beschleunigen, thut man einen Krug voll gekauten Mehls hinzu. Sobald die Gährung beginnt, wird der Mudai als genießbar betrachtet.“

Das Buch des Herrn E. R. Smith ist in dem lebhaften Styl und mit dem Beobachtungstalent abgefaßt, das die Schriften seiner Landsleute auszeichnet, ohne daß er jedoch in die Uebertreibungen verfällt, deren sich diese oft schuldig machen. Es bildet einen werthvollen Beitrag zur Ethnographie des südlichen Amerika.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Kunst in Italien. Es ist für die vaterländische Kunst sicherlich als ein Triumph zu bezeichnen, daß ein deutscher Künstler, Professor Vogel v. Vogelstein, im Auftrage des Großherzogs von Toskana für den Palast Pitti in Florenz zwei cyklische Gemälde, Dante's „Göttliche Komödie“ und Goethe's „Faust“ darstellend, geliefert hat. Das Dante-Bild veranschaulicht in großartigen Gestaltungen die ergreifendsten Gesichte des Dichters in der Hölle, im Fegefeuer und im Himmel, während der Faust-Cyklus, und zwar ebenfalls in einem Rahmen, dreizehn mit einander verbundene Scenen aus dem ersten Theile der Goetheschen Dichtung umfaßt. Dem deutschen Künstler ist die Ehre zu Theil geworden, daß sein Bildniß, zum Zeichen der Anerkennung seiner Meisterschaft, der Sammlung berühmter Künstler-Portraits in den Uffizien von Florenz einverleibt wurde.

— Ein belgischer Protest. Es verdient auch in unserem Journal, das den germanischen Ueberlieferungen in Belgien stets seine Aufmerksamkeit gewidmet, erwähnt zu werden, daß das in Brüssel bestehende „Central-Comité der Blaemingen“ an den belgischen Justizminister ein Schreiben gerichtet, worin protestirt wird gegen eine neulich, bei Gelegenheit des Empfanges des Herzogs v. Brabant in Paris, vom französischen Moniteur ausgesprochene Behauptung, die auch im Moniteur Belge Aufnahme gefunden: daß Frankreich und Belgien durch Ursprung, Sprache, Sitten und Interessen Schwestern seien. Das gedachte Schreiben schließt mit folgenden Worten: „Wir wenden uns daher vertrauensvoll mit der Bitte an Sie, Herr Minister, der Sie berufen sind, die Unabhängigkeit des Vaterlandes rein und unbefleckt zu erhalten, darüber sorgfältig wachen zu wollen, daß das amtliche Blatt, welches unter Ihren hohen Befehlen steht, nicht länger den öffentlichen Geist in Belgien irreführen und auf diese Weise unsere Nationalität in Gefahr bringe; denn Ausländs-Gedanken erwecken Auslands-Neigungen, und Letztere sind zu allen Zeiten für unser Vaterland verhängnißvoll gewesen.“ (Fiat applicatio, was namentlich den letzten Satz betrifft, auch auf manche Provinz des deutschen Vaterlandes, wo man z. B. in Napoleonischen Veteranen-Vereinen Auslands-Neigungen durch Ausländs-Gedanken unterhält.)

— Kalifornien als Heimat. Im deutschen „San Francisco-Journal“ findet sich folgende charakteristische Betrachtung: „Wer am Tage des Abgangs der Dampfpöste sich an das Ufer begiebt, um die Geschäftigkeit und das Gewühl zu betrachten, welche eine Abfahrt so vieler Reisenden nothwendig bedingt, und zugleich die Reisenden zu mustern, die beneidet auf dem Verdeck stehen, um zum letzten Male unsere Hügelstadt zu überschauen, dem muß die Idee kommen, daß Etwas nicht ganz gesund ist in unserem Staate der vergrabenen Schätze. Der Miner, der glücklich genug war, nach jahrelanger Arbeit ein bescheidenes Glück zusammengeschaufelt zu haben, so wie der, welcher, von einem Unstern jahrelang verfolgt, in dem getränkten Lande des Goldes und Reichthums eigentlich nur Chimäre fand; der Kaufmann, dessen Spekulationen von reichlichem Erfolg gekrönt waren, so wie Jener, welcher nach oft mißrathenen Calculationen den Stab von den Sohlen schüttelt, um unter einem gedeihlicheren Himmelsstrich von neuem sein kaufmännisches Genie zu versuchen; der Vater, dessen Rückkehr seiner Familie langentbehrte Freuden wiedergiebt, so wie der Junggesell, der mit seinen poetischsten Jahren hier in Kalifornien abgeschlossen hat, Alle verlassen mit gleicher innerer Befriedigung unser Gestade. Nur Wenige sehen den Steamer segeln, ohne von einer gewissen unbeschreibbaren Sehnsucht nach der Weite ergriffen zu werden. Man sendet den letzten Blick nach der Golden Gate, hinter welcher der Steamer verschwindet, und kehrt zurück in das betäubende Gerässch des Berufslebens, indem man sich klar geworden, daß man auch bei allen Schätzen in Kalifornien doch noch Eines vermißt — eine Heimat! Da ist das Räthsel gelöst, weshalb man keine Thräne sieht unter den Tausenden, welche San Francisco verlassen.“

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 21 Sgr., welche bei Bücher- und Zeitungs-Expeditionen und in Berlin Zeitungs-Comptoirs gesetzt sind.

Beiträgen werden von jeder deutschen Buchhandlung, (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und Julius Springer, Universitäts-Buchhandlung, Unter den Linden Nr. 11), so wie von allen Königl. Preuß. Postämtern angenommen.

№ 142. Berlin, Dienstag den 27. November 1835.

Griechenland.

Athen und die neueren Griechen.*)

Es hielt schwer, sagt der Referent des unten angezeigten Werkes in der Revue des deux Mondes, das Athen des funfzehnten Jahrhunderts zu betrachten, ohne sofort an das Athen des neunzehnten zu denken. Armes Athen, Dir so wenig, wie der Siebenhügelstadt, ist die Einsamkeit für Deine Ruinen, die beschauliche Stille für Deine Erinnerungen geworden. Der Lärm einer rasch sich vergrößernden Stadt übertäubt das beredte Wort der Vergangenheit; die Bedürfnisse des Lebens nagen unaufhörlich an den Trümmern der Vorzeit. Ueber den Ilissus, an dessen Ufern Sokrates sich mit seinen Freunden unterredete, schwanken täglich die Leichenzüge; die Kallirhoe, woraus die athenienschen Jungfrauen das lautere Wasser schöpften, wird von albanesischen Wäscherinnen besudelt; der Platz der Akademie wird parzellenweise verkauft; die Mauern des Lyceums dienen zum Rückhalt einer Grabenböschung; die Gipfel des Lykabettos und Anchesmos werden von unermüdlichen Bergleuten durchwühlt, und unter dem dröhnenden Knall des sprengenden Pulvers wollen die Marmorblöcke ins Thal. Der Tempel des olympischen Zeus ist eine Dorfschenke; auf dem Hügel der Nymphen ragt eine Guillotine, und ihre Grotte ist zu einem Beinhaus eingerichtet. Konnte man für die künftige Kapitole keinen anderen Platz wählen? Konnte man sie nicht an der Küste gründen, auf den Höhen der Munychia oder des Piräeus, anstatt sie in eine ungesunde Thalschlucht zu senken, hinter der Akropolis, die an Sommertagen den erfrischenden Hauch der Seebrise, abhält? Konnte man Athen nicht ode, still, unverletzt lassen, wie Pompeji, das seiner Zerstörung seine Unsterblichkeit verdankt? Pompeji ist das Sanktuarium des antiken Lebens, während Athen mit seinen schnurgeraden Straßen, mit seinen modernen Häusern schon eine moderne Stadt wie alle Städte ist. Ueberall stößt man auf Polizeimänner und Droschken, auf deutsche Uniformen und französische Toiletten; bald wird sie ihre Omnibus und ihre Gasbeleuchtung haben, und ein angeschlagener Matrose darf mit Recht verächtlich auf die Stadt des Perikles herabsehen, wenn er sie mit dem Hauptorte seiner Provinz vergleicht. Hier habt Ihr eine Frucht der Civilisation!

Arme Griechen! Jüngst noch wurdet Ihr in den Himmel erhoben, von so mancher lorbeergekrönten Lyra gefeiert, ganz Europa bot Euch die sühnende Hand. Wie eine Mutter die ersten Schritte ihres Kindes leitet, heute dreht man aber Euch den Stab ohne Erbarmen, es ist nicht erlaubt, Euch das Wort zu reden, es ist Mode, Euch zu schmähen. Da haben wir die Unkehr der öffentlichen Meinung!

Wahr ist es, Griechenland hat sich seinen Jugendhitz von den Interessen des Westens losgesagt, hat sich von religiösen Tendenzen und lügenhaften Versprechungen hinreißen lassen, hat sich etwas zu lebhaft Navarins erinnert; allein die Aufregung wurde rasch, leicht, nachhaltig gedämpft. Die politische Frage ist beseitigt, die Ereignisse der letzten Monate sind vergessen. Die Abneigung, die Berechnung gegen die Griechen sind nicht gewichen. — Ein Menschenalter trennt uns von dem griechischen Unabhängigkeitskriege. Es ist in der Ordnung, daß eine Generation verspottet, was die vorangegangene geehrt hat; was unsere Vorfahren rühmten, müssen wir natürlich anschwärzen. Wenn aber auch ältere Leute ihren Philhellenismus verleugnen, wenn die Nachsichtigsten schweigen oder über die verflogenen Träume die Achseln zucken: dann fällt der Tadel sehr schwer ins Gewicht, er schreit dann in ernsteren Ursachen als in bloßen Modelaunen seinen Grund zu haben.

Im Jahre 1849 reiste ich nach Griechenland, voll der vorgefaßten Meinungen, wie sie heutzutage gäng und gebe sind, bis in den Marseiller Hafen von christlichen Rachsüchtigen und schlechten Witzen verfolgt. Vier Monate lebte ich unter den Griechen, in Athen und auf den Inseln, in den Seestädten und in den entlegensten Gebirgen; ich sah das Schlimme wie das Gute; ich sah vor Allem das wahre Griechenland, nicht blos eine winzige, improvisirte Hauptstadt, die den Spott der Fremden reizt, da sie schon in Miniatur einige Laster und alle Lächerlichkeiten der großen Hauptstädte hat.

Ja, sie sind uns sehr fern, jene Tage, wo die Menschenherzen erbeten, wo Byron nach Missolunghi reiste, wo der Westen einer Handvoll Rebellen Gold, Vertheidiger und Freiheit schickte. Woher diese schwungvolle Begeisterung? Woher dieses glühende Mitgefühl? Kannte man die Griechen? Hatte man ihre Tugenden erprobt? Hatte man den Boden durchforscht, in den man so prächtige Hoffnungen faßte? Staatsmänner, Parteimänner, Schriftsteller, Weltleute — alle hatten ihre Klassen durchgemacht, alle hatten einige Gesänge im Homer, einige Seiten im Plutarch gelesen; mehr brauchte man nicht: die Vergangenheit bürgte für die Zukunft. Man sah im Geiste die Achilles, die Leonidas, die Nestor, die Aristides aus dem hellenischen Boden erschießen; mit sah man auch einen schönen Paris oder einen verschmitzten Ulysses einen Schatten auf das glänzende Gemälde werfen — man drückte das Auge zu oder lächelte, wie die zärtliche Mama zu den Jugendstreichen des lieben Söhnleins lächelt. So ließ sich die Politik von der Poesie gewinnen; die Diplomatie schwärmte, im Rath der Könige hörte man Citate aus den Klassikern und wohlklingende Verse. — Ach, verdammen wir den edlen Irrthum nicht! Unbewußt ließ sich die Phantasie von den klangreichen Namen Griechenlands berauschen; die Helden und Weisen, die alten Freunde unserer Kindheit erschienen wieder in der Welt. Nach den Kreuzfahrten haben die Jahrbücher der Geschichte keine uneigennützigere That der Begeisterung aufzuweisen. Nicht die Wiege des Christenthums, sondern die Wiege unserer Ideen, unserer Künste, unserer Civilisation, Hellas, das gemeinsame Vaterland der Neuzeit, dessen Geschichte wir schon stammelten, ehe wir noch die unseres eigenen Landes kannten, sollte befreit werden. Vor dem Enthusiasmus schwieg die Klugheit, das europäische Gleichgewicht wurde der Archäologie geopfert. Einige Provinzen wurden von der Türkei abgelöst, und in aller Eil sagte man zu einem Volke von etlichen Hunderttausend Seelen: „Ihr seid frei; gedeihet und machet Euch Eurer Ahnen würdig!“ — Das war ein doppelter Fehler: man schwächte die Türkei und gab Griechenland eine lächerliche Rolle, die, deren Zukunft gefährdete. Griechenland hat diesen doppelten Mißgriff Europa's theuer bezahlt.

Es vergingen einige Jahre; das Gewitter von 1830 hatte ausgetobt, die Ruhe trat ein, der Handel fing an zu blühen, die Frachtschiffe durchfurchten die Meere, zahlreiche Reisende besuchten Athen, die Gesandten der Westmächte waren bei dem neuen Hofe akkreditirt. „Nun, da habt Ihr die so hochgepriesenen Griechen! Seht ihre Helden, ihre Staatsmänner, ihre Feldherren! Was haben sie gethan, seitdem sie frei sind? Wo ist ihr Heer, ihre Flotte? Blüht der Ackerbau, der Gewerbefleiß? Was, nicht einmal eine Straße, die aus Athen führt! Keine Brücke über die Flüsse! Keine Fabrik für die ersten Lebensbedürfnisse! Wo, in dem Vaterlande des Ilkinos und Phidias kein Künstler! Und wie steht es um die Finanzen? Werden die Zinsen von den Anleihen regelmäßig abgetragen? Wird der Haushalt geschickt, ehrlich verwaltet? Warum treiben Piraten und Straßenräuber ihr Wesen?“ Der Vorhang war einmal aufgezogen, und die Illusionen verschwanden schnell. Wie gewöhnlich rächten die Anbeter an dem Götzen die Täuschungen, die sie sich selbst bereitet. Die öffentliche Meinung, jetzt ungerecht, wie sie früher blind gewesen, forderte Rechenschaft von den Griechen für Tugenden, die sie ihnen angedichtet, und für Fehler, die sie nicht hatte sehen wollen.

Und doch hatten sich die Griechen von Anfang an so gezeigt, wie sie sind. Beim ganzen Verlauf des Unabhängigkeitskrieges trat ihr Charakter unter voller Besleuchtung hervor: Zeige Schwäche neben dem Muthe, gemeiner Eigennutz neben dem erhabensten Heroismus; Capitulationen wurden gebrochen; Gefangene, trotz dem gegebenen Worte, erwürgt; Plünderung und Seeraub den Schlachten vorgezogen; die Mannszucht verspottet; das Austreisen war an der Tagesordnung; die Eifersucht der Häuptlinge ging bis zu gegenseitigem Verrath — so viele Züge, die zugleich der Homerischen und barbarischen Zeit angehören, hätten minder eingenommene Beurtheiler warnen sollen. Leider

*) Athènes au quinzième, seizième et dix-septième siècle, d'après des documens inédits. Par Mr. L. de Laborde. 2 vol. Paris, Renouard, 1835.

Digitized by Google

hat sich die Geschichte selbst zur Untreue verleiten lassen, um den allgemeinen Eifer nicht zu erkälten. Die Dichtung wob die goldene Wolke über alle Augen; im Verein mit der Plastik feierte sie einige Großthaten, einige schöne Gestalten, die das Publikum lebhafter rührten, als die Wahrheit, die lauter, als die Wahrheit selbst, redeten. Bozzaris' Tod, Missolunghi's Fall, die Metzelei von Chios, die Brander des Kanaris erfüllten die Phantasie. Zwischen das kämpfende Hellas und das zuschauende Europa schob überdies das Alterthum seine Lustspiegelungen. Die Griechen haben uns nicht betrogen: sie sind, was sie vor ihrer Befreiung waren; sie sind schon besser; sie haben nur ohne ihre Schuld unsere Hoffnungen betrogen, und das lassen wir sie entgelten.

Es giebt, ich weiß, edle Gemüther, die ihr früheres Wohlwollen nicht verleugnen; bei ihnen hat die Sympathie die Illusionen überlebt; sie haben noch immer ein Wort des Wohlwollens für die Griechen, allein sie verzweifeln an der Zukunft eines Staates, der nach fünfundzwanzigjähriger Existenz noch so weit von den civilisirten Staaten ist. Fünfundzwanzig Jahre! Also die Zeit, die ein Mensch zu seiner Erziehung braucht, die soll ausreichen, die Erziehung eines Volkes zu vollenden? Wie viele Jahrhunderte mußten hingehen, ehe Frankreich Franz I. seine Wiedergeburt, Richelieu seine Einheit, Colbert seine Finanzen verdankte! Gestern noch lag Griechenland tief versunken in Knechtschaft, Unwissenheit, Barbarei und Verarmung; die neun Jahre des Befreiungskampfes hatten es vollends erschöpft. Dem Ackerbau fehlten die Hände, die Mündungen der Flüsse waren versandet, das Fieber mähte das werdende Geschlecht in der Blüthe ab; die kümmerliche und gefährliche Küstenschiffahrt ernährte kaum zweiunddreißigtausend Familien der Seeleute, während der ganze Reichthum den großen Häusern zuströmte, die in Triest, Alexandrien, Marseille und Konstantinopel sich etablirt hatten. Keine Hülfsquellen, drückende Schulden, ein enges Gebiet, das die kleinsten Inseln und die unfruchtbarsten Landstriche des alten Hellas umfaßt, eine Bevölkerung, die selbst dieses beschränkte Gebiet nicht ausfüllte: — Das waren unstreitig genügende Gründe zur Beharrlichkeit und Aufmunterung in den Augen der Völker, die funfzehn Jahrhunderte des Fortschrittes zählen!

Das plaudernde, lesende, reisende Publikum, das in seinen Beschäftigungen selbst nur Zeitvertreib sieht — das Publikum dringt nicht tief in die Geschichte und Politik; es klebt an der Oberfläche der Dinge, lacht über die Mängel, die es leichter bemerkt, und langweilt sich bei den Vorzügen. — Die Griechen! Ach, sprecht mir nicht von den Griechen! Die kennen wir, ohne den Fuß aus Paris gesetzt zu haben. Erstlich betrügen sie Euch im Spiel. Wer hätte nicht in seinem Salon irgend einen Industrieritter ertappt? Wer hätte nicht einen eingeschmuggelten Prinzen, einen Hausirer mit falschen Manuskripten, einen Erben von Landgütern, die im Monde liegen, an seiner Tafel gespeist? Sie wurden uns von Personen empfohlen, die sie wenig kannten, und doch nahmen wir sie mit offenen Armen auf, stellten sie überall als unsere Freunde vor. Und denkt Euch, sie waren weder vom Adel, noch gelehrt, noch reich! O, diese Griechen! Und was war auf diese Reden vom echt Pariser Schlage zu antworten? Freilich hätte einer erinnern können, daß auch wir unsere Ausfuhr-Artikel haben und daß es schlecht um uns bestellt wäre, wollte man uns noch den Proben bestreiten, die im Orient und in Amerika sich unbertreiben; aber der wäre schön angekommen! Man würde ihm einen schlechten Bürger an den Kopf geworfen haben.

Es giebt allerdings Reisende aus den höheren Ständen, die durch Athen gekommen sind, dort gelebt haben und von dort einen abschreckenden Eindruck und ärgerliche Geschichten heimbringen. Werdet Ihr die Glaubwürdigkeit von Leuten in Frage stellen, die da sagen: Wir haben gesehen! Freilich haben sie Attika in deren Großartigkeit und Nacktheit gesehen; haben gesehen die harmonischen Umrisse der Anhöhen, die sonnenvergoldeten Felsen, die Olivenbäume, deren dunkles Laub sich von einem blassen, transparenten Himmel abhebt, die unbestellten Fluren, auf denen der Thymian und die Anemone blühen. Umsonst suchten sie mit den Augen die großen Wälder, die sich hinter dem Pentelikon verbergen; mit einem Sprung setzen sie lachend über den Ilissus, der unter Trümmern und Marmorbruchstücken verschwindet. An den glühenden Sommertagen, wie seufzten sie nach den grünen Fluren, nach den Flüssen und schattigen Bäumen der Heimat! Griechenland mit seiner Natur, seinem Klima war gerichtet; wie Attika so Hellas. Ich kannte einen Neapolitaner, der in Frankreich nur die Umgebungen von Marseille besucht hatte, und wie sprach der von Frankreich! Die meisten Reisenden hielten sich einige Tage in Athen auf; hier verkehrten sie mit Fischern, Kutschern, Gastwirthen, Dolmetschern, kurz, mit namenlosen Leuten, die sich überall gleichen, die von dem Fremden leben, und diese gelten ihnen für den griechischen Typus. Die aber lange in Athen verweilten — mit welchen Griechen haben sie Bekanntschaft gemacht, Umgang gepflogen, was haben sie studirt? — Das Volk! Sie wissen, daß es die Zierlichkeit liebt, sich prächtig kleidet, von trockenen Feigen lebt, keusch von Sitten ist, fleißig die Kirchen besucht, den Fremden mit einem verschmitzten Lächeln verächtlich über die Schulter ansieht; das ist Alles. Die Bourgeoisie? Sie spricht nicht unsere Sprache, verschließt uns die Thür aus Furcht wie aus Eitelkeit; sie versteckt ihre ärmliche Häuslichkeit, erzieht ihre zahlreichen Kinder, ist geistbegabt, lernbegierig, von aufrichtigem Patriotismus beseelt, zu stolz, sich mit den Europäern vergleichen zu lassen, bevor sie sich zu ihnen erhoben hat. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Zur Wissenschaft der Meteorologie.

(Schluß.)

Der erste Theil seines Werkes ist der Erforschung der unwägbaren Fluida gewidmet. Der Verfasser eröffnet diesen Theil mit Betrachtungen über das Lebensprinzip: er entwickelt seine philosophischen Ideen über diesen Gegenstand, führt alle darüber aufgestellten Systeme an und prüft die beiden, die er der Prüfung werth achtet: dasjenige, welches die lebenden Wesen von sich selbst entstehen läßt, und dasjenige, welches zur Erklärung ihrer Entstehung eine erste schöpferische Ursache annehmen zu müssen meint. Beide Systeme werden auf eine höchst interessante Art dargelegt und gegen einander gehalten; leider aber führt die Diktussion zu keinem befriedigenden Abschluß, die Schwierigkeit ist nicht gelöst und wird wahrscheinlich noch lange ungelöst bleiben.

Der Erdmagnetismus, die Eigenschaften des Magneten, das Nordlicht und der Einfluß, welchen der Magnetismus auf den Menschen ausübt, bilden den Gegenstand der vier folgenden Kapitel. Man findet hier interessante Erörterungen über die Sympathie und die Antipathie, über den Instinkt der Thiere und über die wunderbaren Eigenschaften, die man dem Magneten in Jahrhunderten zuschrieb, wo die Physik noch nicht durch die Forschungen Galilei's, Descartes', Huygens' u. A. m. bereichert war. In der Widerlegung abenteuerlicher und irrthümlicher Annahmen, in der Hinweisung auf manche „Desiderata" zur Erklärung der Phänomene, welche die lebenden Wesen darbieten, zeigt Herr Foissac nicht blos einen vortrefflichen philosophischen Geist, sondern auch das Talent, immer anziehend darzustellen.

Der zweite Theil seines Werkes behandelt die Gewässer und ihre Eigenschaften; der Verfasser bespricht die Temperatur der Quellen, der Flüsse, der Seen und der Meere und schließt mit Betrachtungen über das Polar-Eis, über die regelmäßigen Bewegungen der Meere, über ihren Salzgehalt und Phosphor-Essenz. „In dem Mittelländischen Meere, wie im Ocean", sagt Herr Foissac, „giebt es wenige Stricke, wo man das Phänomen der Phosphor-Essenz nicht beobachtet hat. Der Abbé Dicquemare schreibt es kleinen runden Thieren zu, welche er durch das Mikroskop gesehen hat. Er berichtet, daß ihre Menge im Hafen von Havre nie so groß gewesen, als am 20. Mai 1772. An diesem Tage machten sie das Meer trübe und bedeckt mit einer dicken Oelschicht; das Wasser, welches er um zehn Uhr Abends schöpfte und in ein anderes Gefäß goß, erschien ihm wie ein Feuerstrom; er goß ein wenig davon auf ein Brett; es blieb drei Minuten lang funkelnd; das Licht, welches von dem Wasser ausging, war so stark, daß man eine feine Schrift lesen konnte."

In dem dritten Theil beschäftigt sich der Verfasser mit der Atmosphäre und den darin vorkommenden Phänomenen. Er bespricht die Zusammensetzung und die Schwere der Luft, die periodischen Schwankungen und die zufälligen Veränderungen des Barometerstandes und theilt wichtige Beobachtungen über den Einfluß der Schwere der atmosphärischen Luft auf den menschlichen Körper mit. Weiter folgen dann mehrere Kapitel über die Theorie der Winde, über die Orkane, die Wirbelwinde, die Echos; über den Thau, den Nebel, die Wolken, den Hagel und den Regen; über die Sternschnuppen, die Feuerkugeln und die Aerolithen. Ferner untersucht Herr Foissac aufs sorgfältigste den Einfluß der Mondphasen auf das Wetter, auf das Pflanzenreich und auf den Menschen. Er bespricht die verschiedenen Ansichten mit einer so viel Scharfsinn, als Gelehrsamkeit. In Bezug auf die Wirbelwinde erzählt Herr Foissac Folgendes:

„In der Nacht vom 4. Oktober 1844 entstand um Havanna ein schrecklicher Orkan und dauerte von zehn Uhr Abends bis drei Uhr Nachmittag. Man hörte ohne Unterbrechung das Getrach der einstürzenden Häuser, die herzzerreißenden Töne der unter den Trümmern Sterbenden, die Schreckensrufe und die Gebete der bestürzten Lebenden. Von Zeit zu Zeit vermehrten Blitze das Schreckliche dieser Scene. Beim Anbruch des Tages vermehrte noch ein bräunlicher Schimmer das Entsetzen: der Himmel war von schwarzen Wolken verfinstert, durch welche die Sonnenstrahlen nicht hindurchdringen konnten; es war nicht Regen, was herabfiel, sondern Wasserströme. Die entsetzlichen Stürme verursachten ein eben so starkes Getöse, wie die stärksten Donnerschläge. Als der Orkan aufgehört hatte, zählte man vierhundert Häuser, die zusammengestürzt waren; siebzig Menschen waren ums Leben gekommen; eine große Menge von Schiffen waren im

Digitized by Google

hafen untergegangen. Havanna glich einer Stadt, die eben ein Bombardement ausgehalten. Auf dem freien Felde war nicht ein Baum stehen geblieben." Der vierte Theil behandelt in zehn Kapiteln die Wärme: Die Temperatur der Erde, die von der Sonne bewirkte Wärme, die Temperatur-Unterschiede je nach den Längen- und Breitengraden, die Schneegränzen, Einfluß der Höhen auf die Pflanzen- und Thierwelt, Temperatur-Unterschied nach der Größe, der Gestalt und Lage des Kontinents u. s. w.

Die Revolutionen der Erde und die Veränderungen der Klimate sind Gegenstand des fünften und letzten Theils. Die beiden ersten Kapitel erregen das Interesse im höchsten Grade; das eine bezieht sich auf die vorsündfluthlichen Revolutionen der Erde, das andere auf diejenigen Revolutionen, welche seit dem Erscheinen des Menschen auf der Erde stattgefunden haben; daran reihen sich natürlich die Untersuchungen über die Sündfluth, über die Vulkane und die Erdbeben, welche in unseren Zeiten noch den Boden erschüttern und volkreiche Städte zu verschlingen drohen. Die folgenden Kapitel sind nicht weniger wichtig: Der Verfasser spricht über die Veränderung der Meeresbecken, über die Hebung des Bodens und andere geologische Ereignisse, welche man als Ursachen einer Veränderung des Klimas ansehen könnte; er untersucht die Witterungs-Verhältnisse in alten und in neuen Zeiten, den Einfluß der Sonne, der Kulturen, der Wälder auf die meteorologischen Erscheinungen. In den letzten Kapiteln finden wir eine sehr interessante Abhandlung über das Klima der verschiedenen Gegenden der Erde in alten Zeiten im Vergleich zu dem Klima derselben Gegenden in unseren Zeiten, — eine Abhandlung, welche, da in ihr sehr wichtige, auf die Gesundheit sich beziehende Fragen erörtert werden, allein schon hinreichen würde, dem Werke eine günstige Aufnahme zu sichern. Man sieht, welch ein unermeßliches Gebiet Herr Foissac bearbeitet hat; wir haben darauf hingewiesen, daß er es mit großem Glück bearbeitet hat in den uns vorliegenden zwei starken Bänden. Und doch müssen wir ein Bedauern aussprechen, welches man selten ausspricht: Die Arbeit des Herrn Foissac ist nicht ausführlich genug. Manche Gegenstände behandelt der Verfasser nur sehr oberflächlich; er hat die Arbeiten des Herrn Babinet über denselben Gegenstand zu wenig berücksichtigt; dieser große Physiker hat, um die Wissenschaft zu bereichern, Reisen gemacht, den Boden Frankreichs in allen Gegenden erforscht, Himmelsbeobachtungen und Untersuchungen jeder Art angestellt; auch hat er eine Menge von Thatsachen gesammelt, welche er einst bekannt zu machen verspricht und welche er seinen Freunden immer schon gern mittheilt. Ihm und den anderen berühmten Männern, die wir oben genannt, haben wir es zu danken, daß die Meteorologie eine Wissenschaft geworden, die eine große Zukunft haben wird. Das Werk des Herrn Foissac ist in hohem Grade geeignet, allen Gebildeten, besonders aber den Aerzten, Interesse und Geschmack für die Meteorologie beizubringen; diese Wissenschaft wird künftig nicht mehr in der bloßen Aufzählung und Beschreibung der Naturphänomene bestehen, welche in verschiedenen Denkschriften der Akademie vorgeführt worden sind; sie wird von jetzt an eine wirkliche Wissenschaft, ein für sich bestehender Zweig des allgemeinen Wissens sein.

England.

Ein Utopien. — Der Mensch und die Maschine.

Zwei Zeitbetrachtungen.

Der neueste Roman der Mrs. Gaskell,*) der Verfasserin von „Ruth" und „Mary Barton", giebt dem geistvollen Kritiker Emile Montégut Veranlassung, sich in der Revue des deux Mondes über die industriellen Zustände und Sitten des heutigen Großbritannien auszulassen und in scharfen Zügen die Entzweiung, den Antagonismus zu schildern, welcher den Boden der Gesellschafts-Verhältnisse, wie dort, so anderwärts unterwühlt. Er leitet seine Betrachtungen mit einem Märchen oder den Umrissen eines philosophischen Romans ein, worin er seine Leser in ein fabelhaftes Land versetzt, bevölkert von zwei Klassen oder Menschengruppen: die eine derselben bestehend aus ungemein artigen und feinen Leuten, mit denen sich aufs beste leben und auskommen läßt, echten Gentlemen nach Sprache und Manieren, nur aber schwächlichen Charakters; die zweite Gruppe gebildet von Arbeits- und Werktagsmenschen, und diese da barsch, ungeschliffen, abstoßend, aber tüchtig und thätig. Jene also vergegenwärtigen Formen ohne Realität, diese umgekehrt Realitäten ohne Form. Die Einen sind eitel Oberfläche ohne Grund und Gehalt, die Anderen rohe Elemente ohne ebenmäßige Fläche, schlecht behauene Granitblöcke, oder so wie sie aus dem Schooß der Erde hervorgegangen sind, schwarze und staubige Steinkohlenflöze, von ihren Schlacken noch nicht gereinigte Erze. Daß zwischen diesen zwei Klassen keine Gemeinschaft besteht, sie vielmehr die entschiedenste Verachtung für einander hegen, also auch eine aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte Bevölkerung keinen guten Fortgang gewinnt und, weil keine von beiden stark genug ist, um sich über die andere zu erheben, vollkommene Anarchie als status quo an der Tagesordnung ist, ist selbstverständlich. So weit klingt auch der Roman nicht roman-haft märchenhaft, sondern kann als ein ziemlich getreues Abbild der Wirklichkeit gelten. Allgemach aber mischt sich Wahrheit und Dichtung. Denn nun wählen sich in diesem Utopien beide Theile ein besonderes Oberhaupt: die Gentlemen eine Art Dandy, halb Italiäner halb Russe, der, seine Leute kennend und wohl wissend, daß er ihnen die Fuchtel nicht sehen, geschweige fühlen lassen darf, sie mit Liebkosungen, Schmeicheleien, dem Zauber seines Lächelns und wohlangebrachten Worten zu kirren und an seine Person zu fesseln weiß. Wenn er sie barsch anriefe, Gehorsam heischte, weil es sein Recht und ihre Pflicht ist, so würde nichts in der Welt sie unterwürfig und geschmeidig machen; allein auf eine zierliche Geberde oder witzige Phrase hin verstehen sie sich gern zum Kammerdienerspoxen, und nichts kömmt dem possirlichen Eifer gleich, womit sie dem schlauen Gebieter die Stiefel blank putzen, oder der Bestissenheit, womit sie von dem Rocke seiner Idealen das mindeste Flaumfederchen wegbürsten. Von einem König dieser Art will freilich die andere Gruppe, die der Ungeschmeidigen, die sich nicht mit glatten Manieren abspeisen läßt, nichts wissen und erliest sich zum Oberhaupt einen muskulösen Riesen oder Schlagetodt, der tüchtig ißt und trinkt, in Einem fort raucht, nicht schläft, ohne Rast arbeitet und so auch von allen Anderen neben sich verlangt. Aber mit diesen ewigen go ahead! und Vorwärts! plagt der Wüthrich sein armes, zur Knechtschaft verurtheiltes Volk dergestalt ab, daß denselben bald nichts übrig ist als Haut und Knochen, und so über ihre Kräfte angespannt, muß die Feder in dieser Menschenmaschine über kurz oder lang springen. Es geht aber jenseits, bei den Aristokraten, nicht besser. Hier verfällt Alles täglich mehr der Verwilderung und Fäulniß; denn wo so alle Anstrengung, alle solide Thätigkeit fehlt, muß der Mensch zuletzt alle Spannkraft verlieren und früh zum Greise oder Kinde werden. Wenn kein Gott diesem unglücklichen Lande zu Hülfe kömmt, so muß es zu Grunde gehen. Aber — Ende gut Alles gut, wie sich für ein Märchen schickt. Der König Dandy besitzt eine reizende, kluge, scharfsichtige Tochter, die, unbekhört vom Schein, den Sohn des ungeschlachten Riesen heiratet, einen schönen, kräftigen und gediegenen Burschen, dem es nicht an zahlreicher Nachkommenschaft gebrechen wird. Wirklich ist auch dem Sprossen dieser Ehe das Glück beschieden, dem bisherigen Antagonismus der zwei Racen ein Ende zu machen, sie beide unter ein einig Scepter zu vereinigen und eine Ordnung der Dinge zu schaffen, worin die Kunst des Regierens sich in praktischer Geschäftskunde, energischem Handeln und taktvoller Geschmeidigkeit bewährt, die so Regierten aber als Leute, welche Kultur und Bildung nicht verwechselt, die Arbeit nicht erschöpft, der Sinn für das Praktische nicht roh macht, das Streben nach dem Höheren nicht überseinert hat, sich darstellen.

So ungefähr lautet die Geschichte dieses Utopiens. Begleiten wir Montégut jetzt auf mehr realen Boden.

„Eine seltsame", ruft er, „doch aber aller Beachtung werthe Erscheinung! Die Feldarbeit — wohl kann sie zu anstrengend betrieben werden, kann die Körperkraft erschöpfen, aber sie erzeugt kein krankhaftes Gefühl und entspricht der menschlichen Natur. Die Hausarbeit desgleichen, sie schafft nur Glück und Freudigkeit. Die Arbeit des Handwerksmannes, so anstrengend sie sein mag, fördert die Geselligkeit, die Kameradschaft, den Vereinigeist. Nur die Maschinenarbeit, eine Erfindung der Wissenschaft und des menschlichen Verstandes, sie allein ertödtet den Leib und entsittlicht die Seele. O, wie furchtbar rächt sich die Natur dafür, daß man ihr Fesseln anzulegen wagt, sie, von welcher nur Gesundheit und Leben ausströmt, sie, die einzig echte Arznei, die allein die erschöpften Körperkräfte neu belebt. Wenn gesellt und gesrechtet, erzeugt sie nur Todesleime. Man meint sie bezwungen zu haben, sie aber sprengt übermächtig ihre Bande und schmettert ihren Bändiger nieder. Man preßt den Dampf in Röhre, und Erblindung und Brandwunden sind die Folgen. Jene unsprünglich so unschädlichen Stoffe hauchen jetzt verderbliches Gas aus; Stickluft dringt aus jenem feinen Baumwollenstaube; jene unsichtbaren Atome von Gift, Glas und chemischen Ingredienzen finden den geheimen Weg zur Lunge; betäubend bis zur Taubheit wirkt das ununterbrochene Rasseln gehender Maschinen. Man betrachte, welch feindseliger Anblick! diese Maschinen und ihre grausame Präzision, ihre, so zu sagen, fatalistische Intelligenz, so unwiderruflich wie ein Rechenexempel, die verzehrende, heißhungrige Geschäftigkeit, womit sie das Eisen benagen, nach der Baumwolle schnappen, den Faden zwirnen, Gewichte in die Höhe schnellen. Nun wohl! von dieser mechanischen Gefühllosigkeit eignen sich zuletzt auch die Menschen etwas an, die im Dienste der Maschinen stehen. Im steten Umgang der Menschen mit den Maschinen verödet das Herz und schlägt nicht

*) North and South. London, 1855. 2 vols.

Digitized by Google

wieder jung und frisch. Arbeit ist das radikalste Heilmittel gegen das Laster; soll sie aber dieses, so muß der Mensch wirklich beschäftigt sein, muß an die Arbeit Kopf und Herz setzen. Bei Maschinenarbeit ist dies nicht der Fall. Der Mensch gewinnt da aus seiner seiner Anstrengungen Befriedigung und Freude, die Maschine allein ist produzirend und gönnt ihm nicht einmal eine der Illusionen, worein andere Arbeit selbst bei augenblicklicher Erschlaffung der physischen und geistigen Kräfte wiegt; nichts läßt sie ihm, als eine maschinenartige Beweglichkeit, womit seine Gedanken unstet umherschweifen und, erst schwermüthig, dann voll Ingrimm auf den traurigen Erfahrungen des Lebens, dem Elend der Entbehrung und des Siechthums verweilen. Dem Kummer und Groll geht er dann weiter zu leidenschaftlichem Hasse gegen die Arbeit, die ihm nicht mehr als eine Grundbedingung des Lebens, sondern als ein Fluch erscheint. Und diese Aufeinanderfolge von Empfindungen ist ganz logisch und natürlich. Außer den genannten Uebeln erzeugt die Maschinenarbeit noch gewisse Laster, die vielleicht immerfort bestehen werden, wie sich das Verhältniß des Arbeiters zum Arbeitgeber gestalten mag: die Rohheit, die Trunksucht und ein drittes, dem der Mensch aus Bedürftigkeit einer leidenschaftlichen Zerstreuung, einer Diversion von seinen geregelten Lebensgewohnheiten anheimfällt. Wenn noch der Mensch Luft und Licht hätte! aber nein, er muß in einer finstern, oder erstickenden, verpesteten, durch Dunkm oder Millionen von Atomen, welche den beabsichtigten Stoffen entschlüpfen, verfinsterten Werkstatt arbeiten, und so gesellen sich die physischen Uebel zu den moralischen Leiden. Fürwahr, hätte man vor die Thür gewisser Centren der Industrie irgend etwas Sinnbildliches zu setzen, so möchte es eine das Siechthum verfinstichende Figur sein, die mit schleichendem, aber sicherem Tritt daherschreitet und dem Kommer die Hand darreicht, oder auch traurig niedergekauert, gesenkten Kopfes, mürrischen Blickes und mit gefrorenen Händen, etwa in der Haltung eines muselmännischen Fatalisten daſitzt. Die Gebrechen und Laster, welche man der Industrie-Bevölkerung zum Vorwurf macht, dürfen also nicht in Verwunderung setzen; Verwunderung müßte es erregen, wenn sie nicht vorhanden wären."

Mannigfaltiges.

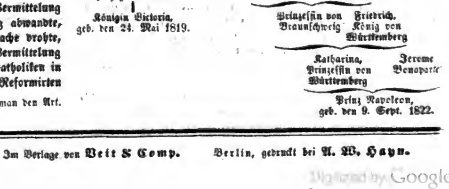
— Das dreihundertjährige evangelische Gymnasium in Lissa. In unserem letzten Literaturberichte aus Italien (Nr. 140) wurde auch wieder der Waldenser in Piemont gedacht. Es ist nicht uninteressant, daß in einem uns vorliegenden Aktenstücke aus dem sechzehnten Jahrhundert, in dem Schul-Privilegium, welches Raphael IV. Leszczynski, am St. Johannistage 1579, der im Jahre 1555 gestifteten Schule (dem nachmaligen Gymnasium) der reformirten Brüder-Unität in Lissa ertheilte, diese Reformirten und „Waldenser" genannt werden. Das Privilegium ist nämlich ertheilt: „Rectori Scholae ac Ecclesiae Reformatae Evang. in Oppido Nostro Lesna, professionis FF. Valdensium von Bohemorum." Es ist dieses Aktenstück in dem Festprogramme enthalten, das Herr Direktor Ziegler in Lissa zu der am 13. November d. J. stattgefundenen dreihundertjährigen Jubelfeier des dortigen evangelischen Gymnasiums herausgegeben und worin zugleich einige sehr anziehende „Beiträge zur ältern Geschichte des Gymnasiums" enthalten sind. Es ist interessant, aus diesen Notizen zu ersehen, daß schon der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg sich als Schutz- und Schirmherr der evangelischen Kirche und Schule in Lissa gerirte. Außer den, den Reformirten in Polen zugewiesenen Geldmitteln wurden am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin und auf der Universität in Frankfurt a. d. O. vier Freistellen für zwei großpolnische und zwei lithauische Alumnen der Unität gestiftet und zu ihrem Unterhalte ein bestimmter Fond angewiesen. Vom Jahre 1693 an ward der berühmte Daniel Ernst Jablonsky, welcher eben so wie sein gefeierter Großvater, Johannes Amos Comenius,*) Rektor des Lissaer Gymnasiums und Großsenior (Bischof) der reformirten Brüder-Unität in Großpolen (dem jetzigen Großherzogthum Posen) gewesen war, der wärmste Vertreter der Kirche und des Gymnasiums der Reformirten in Lissa am kurfürstlichen und nachmals königlichen Hofe in Berlin, wo er bekanntlich bis zur Regierungszeit Friedrich's des Großen (1741) lebte und in hohen Ehren stand. Er war es auch, der, nachdem Stanislaus Leszczynski, Erbherr von Lissa, zum Könige von Polen gewählt worden war, durch die Vermittelung des Königs Friedrich I. von dieser Stadt die Verheerung abwandte, die ihr im Jahre 1705 durch das sächsische Corps der Rache drohte, das August II. abgesandt hatte. Eben so wußte er durch Vermittelung Friedrich Wilhelm's I., der mit Repressalien gegen die Katholiken in Rastenburg drohte, im Jahre 1715 die Unterdrückung der Reformirten abzuwehren, die von dem Bischums-Verweser in Posen, Petrus de Czekerzewice Tarlo, ausgegangen war. So hat sich das brandenburgisch-preußische Regentenhaus während des dreihundertjährigen Bestehens dieser deutsch-evangelischen Pflanzschule der Wissenschaft in Großpolen bis auf die neueste Zeit als deren mächtiger Beschützer und Förderer erwiesen. — Interessant ist auch ein in dem uns vorliegenden Programme enthaltenes lateinisches Anagramm zu Ehren der Grafen Leszczynski, welches von den Schülern des Lissaer Gymnasiums im Jahre 1691, unter Jablonsky's Rektorat, zur Feier der Rückkehr eines älteren Mitgliedes der gräflichen Familie und in Gegenwart des damals 13jährigen Sohnes des nachmaligen Königs Stanislaus Leszczynski's, des nachmaligen Königs Stanislaus Leszczynski orchestisch aufgeführt wurde. Das Anagramm, dessen letzte Variation eine merkwürdige, prophetische Hinweisung auf die dreizehn Jahre später erfolgte Thronbesteigung Stanislaus Leszczynski's war, lautete:

Domus Lescinia,
Ades incolumis,
Omnia ea lucida,
Manes sidus loci;
Sis columna Dei,
I, scande solium!

— Die Waldenser-Kirche Piemonts. Ueber den inneren Zustand der (in Nr. 140 des „Magazin" ausführlich besprochenen) waldensischen Kirche Sardiniens geben der „Preuß. Correspondenz" folgende Nachrichten zu: „Bekanntlich hatte die Synode des Jahres 1851 eine Kommission mit Anfertigung eines Verfassungs-Entwurfs für die waldensische Kirche beauftragt. Dieser Entwurf ist in der nächsten, vorschriftsmäßig drei Jahre später zusammengetretenen Synode des Jahres 1854 zur Berathung vorgelegt worden, damals zwar nicht zur Verhandlung gekommen, von einer im Mai d. J. vorzugsweise zu diesem Zweck berufenen Versammlung aber angenommen worden. Darauf ist er den einzelnen waldensischen Gemeinden zur Annahme mitgetheilt und, nachdem alle diese Gemeinden, mit alleiniger Ausnahme der Gemeinde von Pramollo, ihm unverändert beigetreten waren, unter dem 4. September d. J. als endgültiges Kirchenstatut publizirt worden. — Allerdings sind jetzt auch schon Spaltungen innerhalb der waldensischen Kirche eingetreten, und es ist, wie wir hören, das bereits in Aussicht gestellte Ausscheiden eines Theiles der waldensischen Gemeinden zu Turin und Genua nunmehr definitiv erfolgt. Die Ausgeschiedenen sind zu freien Gemeinden zusammengetreten und haben sich als zur evangelischen Kirche Italiens gehörig erklärt. Zur waldensischen Kirche stehen sie jedoch zur Zeit noch in freundschaftlichen Beziehungen."

— *The Literary Churchman.* Unter diesem Titel erscheint seit einem Vierteljahre in London „eine den Interessen und der Förderung der religiösen Literatur gewidmete Zeitschrift", zum Preise von 4 Pence (3½ Sgr.) für die Wochen-Nummer. Die Redaction verkündet ihre Grundsätze als die der englischen Kirche, bemerkt jedoch dabei, daß, während sie danach strebe, auch über die Literatur anderer Religionsgemeinschaften verbürgte und unparteiische Nachrichten zu geben, sie doch nicht beabsichtige, die Wahrheit zu kompromittiren oder den Indifferentismus zu fördern. Die uns vorliegende Nummer enthält kirchliche Nachrichten aus Oesterreich (über das neue Konkordat), dem Orient, Spanien, Frankreich, Großbritannien und Deutschland, so wie Anzeigen von zweiundzwanzig verschiedenen Werken, worunter auch ein deutsches: „Auslegung der Epistel Pauli an die Epheser. In vierundzwölf Predigten, von C. R. Kahler, Pastor in Brügge bei Kiel."

— Verwandtschaft der westmächtlichen Dynastien. In England ist folgender Stammbaum gedruckt worden, um zu zeigen, daß der Prinz Napoleon Bonaparte ein Prinz vom königlichen Geblüt Englands und ein Vetter Ihrer Majestät der Königin Victoria sei:



*) Ueber Comenius und dessen „Labyrinth der Welt" vgl. man den Art. „Böhmen" in Nr. 137 des „Magazin".

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche der Werth im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 10, und beim Buchhändler Neumann, Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 143. Berlin, Donnerstag den 29. November 1835.

England.

Goethe und Thackeray.

Die Liebe und die Verehrung, welche Deutschland dem größten Dichter der Engländer weiht, wird von England durch eine fast gleiche, dem Heros der deutschen Poesie gezollte Achtung erwidert. In seiner eigenen Heimat wird Goethe kaum höher geschätzt, als unter dem gebildeten Theile des englischen Publikums, die englischen Uebersetzungen des „Faust" zählen nach Dutzenden, und „Egmont", „Götz", „Iphigenia", „Tasso", „Hermann und Dorothea", „Wilhelm Meister" sind alle in mehrfachen, nicht selten recht gelungenen Versionen verbreitet. Einen neuen Beweis von der Popularität unseres berühmten Dichters giebt die kürzlich erwähnte, eben erschienene Arbeit über das Leben und die Werke Goethe's,*) deren Verfasser, der durch seine „Geschichte der Philosophie in Biographieen" bekannte G. H. Lewes, eben so gründliche Kenntniß der deutschen Literatur überhaupt, als Begeisterung für seinen Gegenstand insbesondere, an den Tag legt. Er hat sich nicht darauf beschränkt, Alles zu studiren, was an gedrucktem Material vorliegt: seine Verbindungen mit der Familie und den persönlichen Freunden Goethe's haben ihm auch handschriftliche Quellen eröffnet, zu denen sich mündliche Mittheilungen gesellten. Die Horazische Regel hat er dabei auf das gewissenhafteste befolgt, indem er, wie aus der Vorrede hervorgeht, sich fast ganz zehn Jahren mit dieser Arbeit beschäftigt hat. Als er sie begann, waren die ausführlichen Biographieen von Viehoff und Schäfer noch nicht veröffentlicht worden.

Wohl die größere Hälfte des Buches ist mit Analysen der Goetheschen Dichtungen und kritischen Bemerkungen über dieselben angefüllt. „In dem Leben eines großen Feldherrn", sagt der Verfasser, „nimmt die Beschreibung seiner Feldzüge nothwendigerweise vielen Raum ein." Eines der interessantesten Kapitel ist das, welches die wissenschaftlichen Leistungen Goethe's behandelt, denen Verdienste angemein hoch gestellt und gegen die Verkleinerer in Schutz genommen werden. Mit gleicher Wärme wird der große Dichter gegen den Vorwurf des Egoismus, der Scheuheit und des Mangels an Sympathie für die politischen Bewegungen der Zeit vertheidigt. „Es lag nicht in Goethe's Natur", heißt es unter Anderem, „sich von den vorübergehenden Unruhen der äußeren Welt tief aufregen zu lassen. Ein reflektirender Geist, wie der seinige, mußte in den ewigen Satzungen der Natur jenen Reiz und jene Nahrung suchen, welche Andere aus den augenblicklichen Erscheinungen des Tages zogen. Man kann von einem Dichter und einem Philosophen mit Recht fordern, daß er sich für die großen Fragen der Poesie und der Philosophie interessire, aber ihm zum Verbrechen machen, daß er sich an der Politik nicht betheiligt, ist so unvernünftig, als etwa einen Staatsmann deshalb tadeln, weil ihm die Streitigkeiten über griechische Kunst oder die Metamorphose der Pflanzen gleichgültig sind. Es ist thörichterweise gesagt worden, daß Goethe sich von der Politik zur Kunst und Wissenschaft gewendet habe, weil die Politik ihn in seiner Ruhe störte und er zu selbstsüchtig war, sich für die Angelegenheiten Anderer zu interessiren. Aber dergleichen Anklagen sind eben so ungroßmüthig, wie die Verdächtigungen engherziger Splitterrichter, welche die Heterodoxie für den Schild der Immoralität erklären, als ob religiöse Zweifel nur aus verderbten Sitten entspringen könnten. Wie entfernt Goethe von aller Selbstsucht war, wissen die am besten, die ihn am besten kannten; wohl uns, wenn sich das von Allen sagen ließe, welche sich patriotischen Bestrebungen hingaben. Und wenn Goethe aufrichtig das Wohl der Menschen begehrte und in seiner Weise mit einer Andauer dafür wirkte, die von Wenigen erreicht worden, so hat man wahrlich kein Recht, ihn der Selbstsucht zu zeihen, weil die Politik außer dem Kreise seiner Wirksamkeit gelegen hat."

Die bisher angebrachten Materialien zur Biographie Goethe's, auf welche der Verfasser sich beruft, scheinen uns weder sehr umfangreich, noch von großer Bedeutung. Doch befindet sich darunter eine Mittheilung, die nicht nur wegen ihres Gegenstandes, sondern auch wegen der Person, von der sie herrührt, Erwähnung verdient, und die wir unseren Lesern vorlegen wollen.

In den ersten dreißiger Jahren dieses Säkulums hielten sich mehrere Engländer in Weimar auf, theils in der Absicht, ihre Studien im nahen Jena zu vollenden, theils von dem Verlangen beseelt, den klassischen Boden zu betreten und dem genius loci ihre Huldigung darzubringen. Zu diesen gehörte ein junger Mann, dessen Namen heutzutage in der englischen Literatur unter den Sternen erster Größe strahlt: William Makepeace Thackeray. Schon damals zeigte er die Anlage zur Satire, die den künftigen Verfasser von „Vanity Fair" und den „Newcomes" ankündigte, und seine Karikaturen sind in Weimar noch jetzt nicht vergessen. Von Herrn Lewes aufgefordert, ihm seine Erinnerungen an Goethe mitzutheilen, entsprach er diesem Verlangen durch folgendes Schreiben:

„Ich wünschte, ich hätte Ihnen mehr über Weimar und über Goethe zu erzählen. Vor fünfundzwanzig Jahren widmeten sich wenigstens zwanzig junge Engländer in Weimar dem Studium, der Zerstreuung und der Gesellschaft, was sich ihnen Alles in der freundlichen, kleinen sächsischen Hauptstadt darbot. Der Großherzog und die Großherzogin empfingen uns mit der unmittelbarsten Gastfreiheit. Der Hof war glänzend, aber doch höchst ungezwungen und gemüthlich. Man lud uns der Reihe nach zu Diners, Bällen und Abendfesten ein. An Winterabenden pflegten wir die Portechaisen in Beschlag zu nehmen, die uns durch den Schnee zu jenen heiteren Hoffesten trugen. Ich hatte das Glück, Schiller's Degen durch Kauf an mich zu bringen, welcher einen Theil meines Hofstaates bildete und noch jetzt in meinem Studirzimmer hängt, wo er mich an die schönsten Tage meiner Jugend erinnert. Wir wurden in alle Geschäftskreise der kleinen Stadt eingeführt, und hatten die jungen Damen nicht ohne Ausnahme so vortreffliches Englisch gesprochen, so wäre uns Gelegenheit geworden, das allerbeste Deutsch zu lernen. Das Theater war zwei- oder dreimal die Woche geöffnet, und wir versammelten uns dort wie in einem Familienzirkel. Goethe hatte sich von der Leitung zurückgezogen, aber die großen Traditionen waren geblieben. Das Theater wurde vortrefflich dirigirt, und, außer der sehr tüchtigen stehenden Truppe, gaben die berühmtesten Schauspieler und Sänger aus allen Theilen Deutschlands im Winter Gastrollen. So erinnere ich mich, in jenem Winter Ludwig Devrient als Shylock, Hamlet, Falstaff und Franz Moor und die schöne Schröder im „Fidelio" gesehen zu haben.

„Nach dreiundzwanzigjähriger Abwesenheit verbrachte ich wieder ein paar Sommertage in dem wohlbekannten Orte und war so glücklich, einige Freunde meiner Jugend wieder zu treffen. Frau von Goethe lebte noch in Weimar und empfing mich und meine Tochter mit ihrer ganzen früheren Herzlichkeit. Wir tranken Thee in der freien Luft, im berühmten „Gartenhause", welches der Familie noch immer gehört und welches ihr berühmter Schwiegervater so oft bewohnt hatte.

„Obwohl von der Welt zurückgezogen, war Goethe im Jahre 1831 für Fremde noch immer sehr zugänglich. Der Theetisch seiner Schwiegertochter war stets für uns gedeckt, und wir verbrachten dort manche Stunde und manchen Abend in der angenehmsten Weise mit Unterhaltung und Musik, indem wir endlose Romane in französischer, englischer und deutscher Sprache lasen. Mein Hauptzeitvertreib in jenen Tagen bestand darin, Karikaturen für Kinder zu zeichnen, und als junger Bursche war ich nicht wenig geschmeichelt, zu erfahren, daß der große Goethe einige davon durchgesehen habe. Er selbst blieb zwar in seinen Privatgemächern, zu welchen nur einige privilegirte Personen Zutritt hatten, aber er hörte gern, was um ihn vorging, und interessirte sich für alle Fremde. Wenn ihm ein Gesicht auffiel, so ließ er durch einen in Weimar ansässigen Künstler ein Portrait davon anfertigen und hatte in dieser Weise eine vollständige Galerie von Köpfen in schwarzer und weißer Kreide gesammelt. Ueberhaupt war sein Haus über und über mit Gemälden, Zeichnungen, Modellen, Statuen und Medaillen bedeckt.

*) The Life and Works of Goethe; with Sketches of his Age and Contemporaries. By G. H. Lewes. 2 vol. London, D. Nutt. Berlin, A. Asher & Comp.

Digitized by Google

„Natürlich erinnere ich mich vollkommen der ängstlichen Aufregung, mit der ich, ein junger Mensch von neunzehn Jahren, die lange erwartete Kunde vernahm, daß der Herr Geheime-Rath mich an dem und dem Tage empfangen wolle. Diese denkwürdige Audienz fand in einem kleinen Vorzimmer seines Privatgemachs statt, dessen Wände von oben bis unten mit alten Gypsabdrücken und Basreliefs behangen waren. Er war in einem langen, grauen oder hellbraunen Oberrock gekleidet, mit einer weißen Halsbinde und einem rothen Bande im Knopfloch. Er hielt die Hände hinter dem Rücken, genau wie in Kunch's Statuette. Seine Gesichtsfarbe war sehr hell, fast rothig; seine Augen ungemein dunkel, durchdringend und feurig. Ich fürchtete mich ordentlich vor ihnen und verglich sie in Gedanken mit den Augen des Helden eines gewissen Romanes, genannt „Melmoth der Wanderer",*) der vor einigen dreißig Jahren und Knaben in Schrecken zu setzen pflegte; die Augen eines Mannes, der einen Pakt mit dem Gottseibeiuns geschlossen hatte, und die im höhlen Alter ihren unheimlichen Glanz beibehielten. Es schien mir, Goethe müsse als Greis noch viel schöner sein, als er selbst in den Tagen seiner Jugend gewesen. Seine Stimme war voll und wohlklingend. Er legte mir einige Fragen über mich selbst vor, die ich beantwortete, so gut ich konnte, und war ich zuerst erstaunt und dann etwas erleichtert, als ich fand, daß er Französisch mit einem nicht sehr korrekten Accent sprach.

„Vidi tantum. Ich sah ihn im Ganzen nur dreimal: einmal im Garten seines Hauses am Frauenplan spazierend; ein andermal an einem sonnenhellen Tage im Begriff, in seine Equipage zu steigen, mit einer Mütze auf dem Kopfe und einem Mantel mit rothem Kragen. Er liebkoste in dem Augenblicke eine wunderschöne, goldgelockte, kleine Enkelin, über deren süßes, holdes Gesicht sich die Erde auch schon längst geschlossen hat."*)

„Ziegen gen von uns, welche Bücher oder Magazine aus England erhielten, schicken sie immer zu ihm, und er durchblätterte sie mit großem Eifer. Es erschienen damals die ersten Nummern von Fraser's Magazine, und ich weiß noch, welches Interesse ihm die trefflichen Portraitstiggen einflößten, die in den ersten Nummern dieses Journals gegeben wurden. Aber es war eine darunter, eine abschreckend häßliche Karikatur des Herrn R., die er zornig von sich warf. „Aus mir würden sie auch eine solche Fratze machen", sagte er, obgleich ich mit nichts Aehnlichem, Majestätischerem und Gesunderes denken kann, als den grandiosen alten Goethe (the grand old Goethe).

„Wiewohl seine Sonne im Untergehen war, schien der Himmel ringsum noch immer klar und ruhig und beleuchtete das kleine Weimar mit seinem Glanze. Es gab nicht einen einzigen von diesen freundlichen Salond, in welchem man nicht von Kunst und Wissenschaft sprach. Das Theater besaß zwar keine Talente ersten Ranges, wurde aber mit edler Intelligenz und Ordnung geleitet. Die Schauspieler waren Männer von Bildung, Gentlemen, und standen zu dem „Adel" in keinem unfreundlichen Verhältnis. Am Hofe war der Ton äußerst gemüthlich, einfach und fein gebildet. Die (jetzt verwitwete) Großherzogin, eine Dame von seltenen Gaben, war oft so freundlich, Bücher von uns zu borgen oder und die Ihrigen zu leihen, und sich mit uns jungen Leuten über unsere literarischen Beschäftigungen und Ideen zu unterhalten. In der Ehrfurcht, welche dieser Hof dem Patriarchen der Literatur erwies, lag, wie ich glaube, etwas für den Unterthan und Fürsten gleich Ehrenvolles. Nach einer Erfahrung von fünfundzwanzig Jahren seit den glücklichen Tagen, von welchen ich schreibe, und nach zahllosen Bekanntschaften unter den verschiedensten Typen der Menschheit, kann ich wohl sagen, daß ich nie eine einfachere, gutmüthigere, höflichere, mehr gentlemanartige Gesellschaft kennen gelernt habe, als die jenes kleinen sächsischen Städtchens, wo der edle Schiller und der große Goethe lebten und begraben liegen."

Das Buch des Herrn Lewes ist seinem Freunde Thomas Carlyle gewidmet, „welcher England zuerst Goethe würdigen lehrte."

Griechenland.

Athen und die neueren Griechen.

(Fortsetzung.)

Es bleibt also nur die große Welt, d. h. etwa zweihundert Personen, die das Französische fertig sprechen, in London, München, Paris erzogen sind und Europa nicht aus den Augen lassen, um dessen Moden, Lächerlichkeiten, Laster, ja, dessen Revolutionen nachzuäffen. Hier findet Ihr in verjüngtem Maßstabe die Ränke, Zerfreuungen, Skandale unserer großen Städte, freilich auch — verstieht sich ausnahmsweise — ehrenwerthe Charaktere, liebenswürdige Bildung, edle Genüsse. Hier haben unsere Diplomaten ihre Menschenverachtung geschöpft, unsere Satiriker ihre aufs Blut geißelnden Streiche geholt. Hier haben unsere Touristen ihre Geschichten aufgefunden, die an die Klatschereien Krähwinkels mahnen und eben so glaubwürdig sind. Noch einmal, ist das wirklich das griechische Volk? Das moderne Athen hat sich saß wie das alte Rom gebildet. Es war eine Zufucht, ich sage nicht, für Banditen, aber für Ehrgeizige, Müssiggänger, Spekulanten, Ausgewiesene; aus Ost und West strömten sie herbei, um Jagd auf Glück zu machen. Sie vermischten sich mit den wahrhaften Griechen, die ihre Bedürfnisse, ihre Rechte oder die Wahl der Regierung in die neue Hauptstadt beriefen. Dazu kamen einige Klephten, die sich unterwerfen haben, eine gewisse Zahl unter Flintenschüssen gewählter Deputirten, Palikaren mit wallenden Gewändern, die sich nicht entschließen konnten, das Grabscheit zu ergreifen. Indeß zähle ich die Fremden genau und sehe, daß in der Athenischen Gesellschaft, dem Gegenstand Eurer Sarkasmen, daß in der neugebackenen Aristokratie, der einzigen, die Euch bekannt ist, die Athener, die Kinder des freien Bodens in der Minorität sind; gerade wie zu den Zeiten Xenophon's das Seltenste in Sparta ein Spartaner war.

Wollt Ihr die griechische Race ernstlich beobachten, lernt erst das Neugriechische, verlasset Athen und durchziehet Griechenland in kleinen Tagereisen; übernachtet bei dem Dorf-Aeltesten oder bei dem Priester mit langem Bart, der mit eigenen Händen, seinen Enkeln zuliebend, den Pflug führt; studirt die Sitten voll Einfalt, ohne roh zu sein; lauschet der Sprache, in welcher Ihr weder Klarheit, noch Reiz verwissen werdet; vergleichet die Schäfer Arkadiens mit den Feldbauern von Messenien oder Argolis, die Ziegenhirten des Parnasses mit den Winzern von Korinth und Achaja; machet einen Abstecher nach Patras und Kalamata, um den Handelsverkehr nach Ankona und Malta, um das Treiben der Seeleute anzuschauen; lasst Euch in jenen beflügelten Barken, die an Homer's Schilderungen gemahnen, von Insel zu Insel tragen. Sehet nicht überall eine Mischung von venetianischem und albanesischem Blut: die venetianischen Ablömmlinge verkümmern auf den Zinnen alter Citadellen; die Albanesen bewohnen abgesonderte Dörfer und bewahren ihr Kostüm, ihre geschorenen Köpfe und ihre unverständliche Sprache. Und wenn Ihr diese wissensdurstige Pilgerfahrt durch das freie Griechenland vollbracht; wenn Ihr manchmal unter den dürftigen Gewändern die Typen entdeckt habt, die durch die antike Kunst unsterblich geworden: dann solle Ihr berechtigt sein, das neugeborene Volk zu verurtheilen, Die zu brandmarken, die Eure Väter so sehr geliebt haben: Ihr werdet dann etwas mehr gesehen haben, als falsch Griechen in Pariser und falsche Pariser in Athenischen Salons.

Es ist das Schicksal des neueren Griechenland, stets Interesse erregt zu haben und stets falsch beurtheilt worden zu sein. Heute wiederholt man das griechische Volk, vormals verlannte man dessen Meisterwerke, das Erbe seiner Väter. Wir täuschten uns in der Politik, unsere Vorfahren täuschten sich in der Kunst.

Kaum war Athen Mahomed II. in die Hände gefallen, als es anfing, die Kulmerksamkeit Europa's auf sich zu ziehen, nicht des feudalen Europa, das während der Kreuzzüge sich aus dem klassischen Boden Marquisate und Herzogthümer zugeschnitten hatte, sondern des gelehrten Europa, das schon von den Exulanten Konstantinopels ihre Sprache, ihre Geschichte und ihre Chyfurcht vor den Ahnen lernte. Aber weder die Erzählungen der Reisenden, noch die Schilderungen der Griechen selbst genügten der Wißbegier Europa's. Der Orient war den Christen verschlossen; die Reisen waren damals mit so viel Gefahr, wie sie heute mit Reiz gepaart sind; die Denkmäler der Kunst waren schwer zugänglich, und die Wenigen, die sie zu Gesichte bekamen, waren obendrein höchst unwissend.

Man höre darüber einen französischen Alterthümler, Dr. Spon, in seinem einleitenden Vorworte zu der naiven Beschreibung Athens von Pater Babin, die er 1674 herausgab: „Diejenigen, die in Reiseberichten oder geographischen Lehrbüchern von Athen sprechen, thun es mit so wenig Kenntniß und mit so tiefer Verachtung, daß man wohl sieht, sie berufen sich auf Schriftsteller, die Athens alte Größe danach messen, was noch davon geblieben ist, und das ist allerdings sehr wenig. Vielleicht hat mancher Reisende, der die Minervenstadt will gesehen haben, sie nur aus der Ferne gesehen, versteckt hinter dem Hügel, auf welchem sich die Citadelle erhebt, oder sie haben nur den Löwenport (Piräeus) gesehen, von dem nur einige Häuser übrig sind, und hielten diese für verfallene Hütten der Stadt Athen selbst, die sie in ihrer Einbildung auf Meerpfer verlegten. Du Pinet nennt sie: ein Schloß mit einem elenden Dorfe, das von Wölfen und Fischen nicht sicher ist. Laurembergius in seiner Beschreibung Griechenlands drückt sich darüber oratorisch aus: Es hat früher ein Griechenland, es hat in Griechenland ein Athen gegeben; jetzt ist kein Athen mehr in Griechenland, ja, es ist kein Griechenland in Griechenland selbst. Ortelius in seinen „geographischen Synonymen" behauptet mit der Keckheit eines Geographen, der, ohne aus dem Zimmer zu kommen, die ganze Erde

*) Von dem auch durch seine Tragödie „Bertram" bekannten Charles Robert Maturin, einem genialen, aber hochst excentrischen Irländer, der im Jahre 1824 starb. D. R.

**) Alma von Goethe starb 1844 im noch nicht vollendeten sechzehnten Lebensjahre.

Digitized by Google

sehen und messen will, daß von dem Athen nur noch einige elende Hütten übrig sind.“

Span ohnte nicht, daß auch ihn als Reisenden dieselben, so, noch schwerere Vorwürfe treffen würden, da man das Recht hatte, von ihm mehr als von seinen Vorgängern zu erwarten. Und doch suchen wir alle Dokumente, die älter sind, als das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, die besten, wie die schlechtesten, selbst die unvollständigen Risse, die lächerlichen Zeichnungen, die kindischen Erzählungen, die verdächtigen Zeugnisse mit einem wahren Heißhunger in den Bibliotheken, Archiven, Privatmappen auf; wir untersuchen sie mit der Geduld und Spitzfindigkeit eines Richters, der aus den Zeugen die Wahrheit, die sie nicht wissen, herausverhören will; wir kehren jedes Wort unserer Schriftsteller um, sondiren ihre Gedanken und hoffen hinter dem, was sie gesehen haben, das herausfinden, was sie hätten sehen sollen. Der Grund aber, daß in diesem alten Bücherstand so gierig gewühlt wird, ist, daß vor 1656 der Blitz die Propyläen noch nicht zerstört, daß vor 1687 eine venetianische Bombe das Parthenon noch nicht gesprengt hatte. Die Pilger der vorangegangenen Jahrhunderte fanden sie noch unversetzt, in der Blüthe der Schönheit, die eine ewige Dauer verhieß: die Marmorgebilde, in denen der Genius eines Mnesikles, Iktinos, Phidias athmete. Sind wir nicht ju der Erwartung berechtigt, daß die Gelehrten, die Künstler, die Reisenden einer bevorzugten Epoche uns so viele Herrlichkeiten schildern werden? Sollten nicht in einem Buche, einer Bemerkung, in einem ihrem Album entfallenen Blatte die Meisterwerke wieder auferstehen, die heute in Trümmern liegen?

Dieser Gedanke war es, der Herrn v. Laborde veranlaßte, durch ganz Europa die Urkunden über Athen im funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zu sammeln. Durch solche Untersuchungen mußte der Geschichtschreiber des Parthenon das begonnene Werk vorbereiten. Aus Erfahrung weiß ich, mit welchen Schwierigkeiten sonst Einer zu kämpfen hatte, der die zerstreuten und bereits vergessenen Zeugnisse zusammenbringen wollte. Heutzutage braucht man nicht nach Wien, London, Venedig, Kassel zu schreiben, die Register der Palläste Barberini durchstöbern zu lassen, die Pariser Bibliotheken um eine Beschreibung Athens von Pater Babin vergebens anzugehen. Die Manuskripte sind herausgegeben, die seiten gewordenen Texte mit gewissenhafter Treue neu abgedruckt, Pläne und Risse durchgezeichnet, die originalen Fragmente durch die Photographie in jedem Zuge unverändert wiedergegeben; und was besonders erfreulich ist: kostspielige Werke, für Gelehrte bestimmt, die sie nicht kaufen konnten, in den Bibliotheken der Reichen vergraben, die sie nicht lesen mochten; nehmen jetzt auf unseren bescheidenen Bücherbrettern ihren Platz ein.

Der Verfasser skizirt den Gang seiner Forschungen in folgenden Zeilen: „Nachdem ich das beredte und majestätische Athen in seinen Büchern, das verstummte und verödete Athen, diese erhabene Ruine auf dem Schauplatze seiner Unsterblichkeit gesehen hatte, fragte ich mich: Wie ist diese Verwüstung geschehen? Welche Barbarenhände, welche rasende Wetter haben diese unvergleichlichen, zur ewigen Belehrung der Menschheit aufgeführten Denkmäler niedergeworfen, verstümmelt, geschändet?“

Er versetzt uns nun zuerst in das Jahr 1460 zurück. Athen ist das Leibgedinge des Obersten der schwarzen Verschnittenen. Mit Milde verwaltet, von einem mächtigen Beschützer selbst gegen die Pfortenminister vertheidigt, kannte die Stadt noch den Reichthum und eine scheinbare Freiheit. Um diese Zeit verfaßte ein gelehrter Grieche, dessen Name unbekannt geblieben, eine Beschreibung Athens, wovon einige Fragmente in der Wiener Bibliothek wieder aufgefunden wurden. Aber welche Beschreibung! Wie sind die Erinnerungen durch einander geworfen! Welch eine Unkenntniß der Vorzeit! Welche Vergessenheit der nationalen Berühmtheiten! Platon's Schule heißt das Paradies; die Klepsydra (die Wasser-Uhr) nennt er die Schule des Sokrates; der Tempel des olympischen Zeus wird zum Palast; Kekrops hat die athenischen Tempel von innen und außen vergoldet; das Parthenon ist ein der Mutter Gottes geweihter Tempel u. s. w.

Solche tiefe Nacht lag auf den Geistern des funfzehnten Jahrhunderts! Der sogenannte Anonymus ist, wie Laborde richtig vermuthet, ein fremder Reisender durch Attika und ist daher nur das Echo der Gelehrten des Landes. Diese mochten noch Geschmack haben an der wunderbaren Sprache ihrer Ahnen, mochten noch die Schönheiten ihrer Literatur empfinden; allein die Schönheiten, die sich hinter den Massen verbergen, die den Stein beseelen, sich in den Linien, Verhältnissen, Konturen aussprechen, die idealen Conceptionen der Skulptur — alles das war für sie ein todter Buchstabe; anstaunen mochten sie, nicht bewundern. Die Byzantinische Kunst stumpfte zuletzt bei den entarteten Griechen alles Gefühl für die Meisterwerke der Vorzeit ab.

Was that nun Italien, das glückliche Land, worin der antike Genius nun aufblühte! Haben die großen Künstler der Renaissance ihre Augen auf Griechenland gewendet? Suchen die Fürsten und Päpste dessen Reichthümer anzubenten? So viele Paläste in Venedig, Florenz, Rom, Padua füllten sich mit Statuen, Basreliefs, Inschriften; das Feld der Nachgrabungen erstreckt sich bis nach Spanien und Aegypten: warum ist Griechenland völlig vergessen? Man kopirt, ohne zu fragen, ob das Original griechisch oder römisch, aus einer blühenden oder verfallenen Epoche sei. Keiner denkt daran, die Spuren der griechischen Kunst zu verfolgen, obgleich die großen Namen der griechischen Geschichte und Literatur mit Ehrfurcht und glühender Begeisterung genannt werden. — San-Gallo, der eine Sammlung bedeutender Studien italiänischer Monumente anlegte, erhält von einem Griechen, der eben aus Athen kömmt, versprochenermaßen einige kopirte Zeichnungen, unter anderen auch eine vom Parthenon. San-Gallo findet aber, der Tempel habe nicht die Größe und den Reichthum, den die neue Architektur heischt. Er stutzte ihn daher nach seiner Weise zu: verwandelte die dorische in die korinthische Ordnung, ersetzte die Winkelsäulen durch Pilaster, erhob ein neues Gebäude über dem Giebel, kurz, schuf das griechische Parthenon in das römische Pantheon um; nur die Skulpturen am Giebel und im Fries erinnern an jenes. Was Wunder, daß, je weiter nach Westen, die Künstler in ihren Werken Athen die Physiognomie ihrer eigenen barbarischen Städte gaben! Louis de Bourges, ein unterrichteter Mann, ein ausgezeichneter Kunstfreund, läßt von seinem Maler Athen mit Kirchen, Thürmchen, gothischen Festungswerken einer flandrischen Stadt darstellen; Michael Wohlgemuth giebt ihr das plumpe, stille Aussehen einer deutschen Stadt.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Ein Handelsvertrag zwischen England und Siam.

Das Königreich Siam, von den Siamesen selbst „Thai“ genannt, bildet einen der fünf von einander unabhängigen Staaten, aus denen die 36,000 Quadrat-Meilen große Halbinsel Hinter-Indien, auch wohl Indo-China genannt, besteht; ein von der Natur überaus begabtes Land jenseits des Ganges, in welchem alle tropischen Früchte die größte Vollkommenheit erreichen, die dichtesten Wälder der herrlichsten Bäume die Gebirge bedecken, Gold im Grunde vieler Flüsse ruht, Edelsteine von seltenster Schönheit, Silber, Eisen, Kupfer und Blei sich finden. Von diesem gesegneten Lande, dessen Bewohner freilich durch den Despotismus gedrückt sind, war das Königreich Siam ehemals das mächtigste Reich, es ist aber im Laufe der Zeit durch die Birmanen sehr beschränkt worden. Etwa 12,000 Quadrat-Meilen groß, mit 4½ Millionen Bewohner, nimmt es die Mitte der Halbinsel ein und liegt zwischen dem 116° und 124° östl. L. und dem 7° bis 20° nördl. Br. um den Meerbusen von Siam herum. Die Hauptmasse des Landes bildet ein weites Thal von Norden nach Süden vom Flusse Menam, der dem Irawaddy indessen an Größe nachsteht, durchströmt. Seine regelmäßigen Ueberschwemmungen, welche im Juli beginnen und beinahe sechs Monate anhalten, verleihen den weiten Ufern eine sehr große Fruchtbarkeit. Dagegen ist die Hitze in dem nur nach Süden geöffneten Thale unerträglich und selbst den Eingeborenen nachtheilig. Es giebt zwei Jahrszeiten: die trockene und die nasse.

Die Produkte sind die der übrigen Halbinsel, doch giebt es hier noch eine Menge in Europa wenig oder gar nicht bekannter Bäume. An Zucker werden jährlich 36,000 Centner gewonnen; die Kultur ist jedoch noch einer sehr erheblichen Ausdehnung fähig, namentlich wenn zum chinesischen Fleiße noch das europäische Geschick tritt. In zweiter Reihe gedeiht dort der Reis, welcher in den fruchtbaren Ebenen Siams in der üppigsten Fülle wächst und früher so oft ungeerndtet blieb, als der Landesbedarf durch die vorhandenen Vorräthe gedeckt schien. Da nämlich die Reis-Ausfuhr verboten war, so wollten die Siamesen die Aerndtekosten sparen. Der siamesische Kaffee wird an Qualität selbst dem Mauritius-Kaffee vorgezogen. Ferner produzirt Siam Weizen, Mais, Südfrüchte bester Art, Palmen, Ananas, Gewürze, Baumwolle fein wie Seide, mehrere Gummiarten, Waldbäume (Alderbaum, Eisenholz, Teak-, Ziruß-, Sandelbäume, Bambus), Thee so viel und so gut wie in China, Seide, Indigo; es werden außerdem dort gewonnen: Diamanten, Saphire, Achate, Gold, Silber (nach der Regenzeit schwimmen Stücke in der Größe eines Thalers von den Bergen herab), Zinn, Salz.

In der Hauptstadt des Landes Si-pp-Chipa-Schadia oder Siam, am Ausflusse des Menam, auf einer Insel in demselben, herrscht bereits seit langer Zeit ein ziemlich lebhafter Handel, jedoch unter den erheblichsten Beschränkungen für die Fremden, indem fremde Schiffe theils nur bedingungsweise bis zur Stadt heraufkommen durften, theils auch in Bangkok, einem der wichtigsten Handelsplätze von Hinter-Indien, welcher den Vorhafen von Siam bildet, eine fast prohibitives Flaggengeld zu erlegen hatten. Ueberdies durften viele Landesprodukte entweder gar nicht oder nur gegen eine hohe Steuer ausgeführt werden. Außerdem stand die despotische Regierungsform, nach welcher der Handel ein Monopol des Königs ist und selbst die sogenannten Freien den

Digitized by Google

halben Tag für den Herrscher arbeiten müssen, so wie das vorherrschende Pachtsystem, dem auswärtigen Handel hindernd im Wege.

Diesen Uebelständen hilft zum großen Theil der von dem englischen Gesandten, Sir John Bowring, Namens der englischen Regierung vom 18. April d. J. mit dem Königreiche Siam abgeschlossene Freundschafts- und Handelsvertrag ab. Kraft desselben wird zunächst das Pacht- und Monopolsystem, so weit solches den auswärtigen Handel angeht, abgeschafft. Das Ausfuhr-Verbot auf Reis, Agilaholz, Gummi, Pfeffer und andere Landesprodukte ist aufgehoben. Fremde Schiffe sind in Bangkok ferner keinen höheren Tonnengelde unterworfen als siamesische und chinesische, und alle Vergünstigungen, welche künftig diese genießen, sollen auch jenen zugestanden werden. Von allen Einfuhr-Gegenständen ist die gleichmäßige Eingangsfrener von drei Prozent des Werthes zu erheben. Die alten Ausfuhrzölle sind ermäßigt worden, und zwar für Gummi auf 3 Dollars 60 Cents, für Büffelhörner auf 60 Cents, für andere Hörner auf 90 Cents, für Saganholz auf 37½ Cents pro Picul, für Reis auf 2 Dollars 40 Cents pro Lappan von 40 Piculs (ungefähr 2½ Tons). Britischen Unterthanen ist das Recht vorbehalten, sich in einem Umkreis von 60 Miles um Bangkok niederzulassen und Grund und Boden anzukaufen, Ackerbau und Handel zu treiben ohne die geringste Beschränkung, so wie Religionsfreiheit zu genießen. In Bangkok soll ein britischer Konsul residiren, dem von dem Augenblicke an, wo zehn britische Schiffe in den Hafen Bangkok eingelaufen sind, ausschließlich die Jurisdiction über britische Unterthanen zusteht.

Der Vertrag tritt am 6. April 1856 in Kraft und wird nach zehn Jahren revidirt.

Dieser Vertrag zeichnet sich vor allen übrigen europäisch-asiatischen Verträgen durch zwei Umstände vortheilhaft aus. Derselbe ist zunächst nicht gleich den chinesisch-japanischen Traktaten erzwungen und gleichsam mit dem Schwert in der einen, der Feder in der anderen Hand diktirt, sondern er ist eine freiwillige Gabe des siamesischen Selbstherrschers. Eben deswegen sind nun auch die Konzessionen, welche er dem fremden Handel macht, viel liberaler, als diejenigen, welche sein Vorgänger der Ostindischen Compagnie gewährte und welche kürzlich die chinesisch-japanischen Verträge den Europäern zugestanden.

Die mongolisch-chinesische Welt ihrer altherkommlichen Isolirtheit immer mehr zu entreißen und sie in den Organismus des menschlichen Gesammtverkehrs als integrirendes Glied aufzunehmen, ist eine der Aufgaben unserer Zeit. Den rastlosen Anstrengungen des Handels ist es vorbehalten, auch diese kulturhistorische Aufgabe zu lösen — eine brache Welt des Ostens der Kultur zu erobern.

Mannigfaltiges.

— **Der Unterricht in Deutschland, von Franzosen beurtheilt.** Im Jahre 1831 unternahm Victor Cousin, damals General-Inspektor der Universität in Frankreich, im Auftrage des Ministers des öffentlichen Unterrichts, Herrn v. Salvandy, eine Reise nach Deutschland, um das Unterrichtswesen daselbst, besonders aber in Preußen, kennen zu lernen und darüber einen ausführlichen Bericht zu erstatten. Dieser Bericht erschien im Jahre 1832 in zwei Bänden unter dem Titel: „Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne"*) und machte sowohl in Frankreich als in Deutschland großes Aufsehen, weil er zum ersten Male in schlagender Weise auf die Vorzüge der deutschen und insbesondere der protestantischen Schulen, im Gegensatze zu dem unter den Einflüssen des katholischen Klerus stehenden, höheren und primären Unterrichtswesen in den romanischen Ländern hinwies. Damals, im Jahre 1831, bald nach der Juli-Revolution, die hauptsächlich in dem Hasse gegen den herrschend gewesenen Jesuitismus ihre Nahrung gefunden hatte, war die Strömung in Frankreich eine antirömische. Deshalb ward der von den protestantischen Universitäten Deutschlands verbündete Geist der freien Forschung, als allein zur Wahrheit und zur Wissenschaft führend, freudig begrüßt, und selbst die Hegelsche Philosophie, die sich damals noch nicht in die skeptische Kritik des Junghegelthums verrannt und in das absolute Nichts verflüchtigt hatte, ward auf den Lehrstuhl der Sorbonne erhoben. Seitdem haben sich die Zeiten sehr geändert. Die Strömung in Frankreich führt seit der Erhebung Louis Napoleon's wieder direkt nach Rom. Abermals ist ein Direktor im französischen Ministerium des öffentlichen Unterrichts — wenn auch kein Akademiker und Philosoph, wie Cousin, doch ein gelehrter Jünger des ultramontanen Ministers Herrn Fallour — im Auftrage dieses Ministers, der längst schon sein Anathema gegen den von Cousin einst verherrlichten Geist der freien Forschung ausgesprochen hatte, nach Deutschland gekommen. Im Jahre 1854 trat Herr Eugen Rendu, der früher bereits zu ähnlichem Zwecke in England gewesen war, seine Reise nach Preußen, Sachsen, Hannover und dem übrigen Nord-Deutschland an, und als eine Frucht derselben ist kürzlich sein Werk „über den Volks-Unterricht in Nord-Deutschland" erschienen.*) Er theilt darin das gesammte Deutschland in eine katholische und eine protestantische Zone. In der ersteren sollen Kirche und Schule dem Skeptizismus verschlossen geblieben sein. In der zweiten dagegen sollen die religiös-sittlichen Zustände so im Argen liegen, daß jedem Beobachter sich die Ueberzeugung aufdringe, daß der Protestantismus, ein so scharfes Werkzeug er auch für die religiöse Kritik sei, von Tag zu Tag an seiner ursprünglichen Kritik als positive Doktrin verliere und in den zu Tage tretenden Konsequenzen auf Vernichtung jeder Autorität hinarbeite. Die evangelische Kirche der Gegenwart, behauptet Herr Rendu, sei weder über den Ursprung und Charakter des Christenthums, noch über ihre eigene, innere Organisation, noch über das Verhältniß der Kirche zum Staat einig. Natürlich wird auch die mit dieser Kirche zusammenhängende Pädagogik von dem Verfasser verurtheilt, und weil es weniger die Verirrungen Einzelner, als der Protestantismus in seiner Gesammtheit, in seiner Vergangenheit und Zukunft, ist, was er angreift, so erscheint ihm auch jeder in neuerer Zeit gemachte Versuch, dem Volks-Unterricht im protestantischen Deutschland eine mehr religiöse Grundlage zu geben, als unzeitgemäß und sein eigentliches Ziel verfehlend, obwohl seiner Meinung nach, dieselben Maßregeln auf dem katholischen Boden Frankreichs höchst ersprießlich sein würden. Den grellen Kontrast der Confessionen und der Rendu'schen Darstellung des höheren und des Volks-Unterrichts in Deutschland wird jeder Unbefangene durch die subjektive Auffassung des philosophischen und des streng katholischen Autors sich erklären. Nur ein so befangener Blick, wie der des Herrn Rendu, kann nördlich von der Linie, die er durch Deutschland zieht, ein tief gesunkenes, sittlich-religiöses Volksbewußtsein wahrnehmen. Nur wem es so wenig um objektive Wahrheit zu thun ist, kann, wie Herr Rendu, übersehen, daß in Frankreich, Spanien, Italien und allen anderen rein katholischen Ländern das Volk auf einer viel tieferen Stufe der religiösen und sozialen Bildung sich befindet, als in dem zum größten Theile protestantischen Nord-Deutschland.

— **Eine neue Biographie Hamann's.** Die originelle Persönlichkeit des „nordischen Magus", der einst so mächtig auf die Geister und Herzen seiner Zeit wirkte, hat einen geistreichen Forscher auf literarhistorischem Gebiete, Geh. Ober-Finanzrath Carvachi in Münster, neuerdings zu einer biographischen Darstellung seines Lebens angeregt. Sie bietet hauptsächlich viel Neues in der Schilderung des Kreises berühmter Leute, in welchem Hamann zuletzt so hoch gefeiert wurde, namentlich der Fürstin Galizin, Graf Stolberg's, Fürstenberg's u. s. w. Der Enthusiasmus der Freundschaft hatte den wunderlichen Heiligen nach Münster gerufen, wo man ihn, trotz aller seiner Sünden verehrte, weil seine feurige Seele eine Opferflamme für die Religion war in den Augen der Freunde, die vor kurzem erst die Philosophie als unzureichend erkannt hatten. Die Fürstin Galizin öffnete für ihn ihr Haus und einen literarischen Wirkungskreis, und ein junger reicher Patrizier beschenkte den armen Gelehrten, der in Königsberg in häuslichem Elend gelebt hatte, mit einem Theile seines Vermögens. Indessen genoß Hamann nicht lange die Wohlthaten dieser seltenen Freundschaft, er starb am 21. Juni 1788 zu Münster und wurde in dem Garten der Fürstin Galizin begraben. Ganz kürzlich wurde der „adelige Hof", in welchem diese einst zu Münster residirte, verkauft und das Grab mit dem moosigen Denkstein sollte der Erde gleichgemacht werden. Es vereinigten sich jedoch einige Literaturfreunde und vermittelten dem „Magus des Nordens" ein einfaches Denkmal auf einem der Münsterschen Todtenhöfe. Der Geh. Ober-Finanzrath Carvachi fühlte sich dadurch veranlaßt, ihm auch in der Literatur einen zu setzen, und hat es in dem vorliegenden biographischen Werke in würdigster Weise gethan. Möchte der geschätzte Verfasser seinen Aufenthalt in Münster auch noch ferner dazu anwenden, das reiche Gebiet der dortigen berühmten Personal-Chronik zu bearbeiten. Da ihm die Hausarchive der ritterbürtigen Familien zur Einsicht offen stehen, so könnte er manchen verborgenen Schatz der Literatur- und Sittengeschichte vergangener Jahrhunderte zu Tage fördern.

F. v. H.

*) Deutsch von Krüger, 2 Bde., Altona, 1832—33.

*) De l'éducation populaire dans l'Allemagne du Nord. Par Eugène Rendu. Paris, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 16 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. von vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 81), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 144. Berlin, Sonnabend den 1. Dezember 1855.

Ein neuer Band der Werke Friedrich's des Großen.

Von der ihrer Vollendung entgegengehenden, neuen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen*) ist jetzt die erste Abtheilung des siebenundzwanzigsten Bandes erschienen, welche die zum größten Theil bisher unedirten Korrespondenzen des großen Königs mit seinen sechs Schwestern umfaßt. Dieser Briefwechsel enthält vierhundertfünfundreißig Briefe, von welchen dreihundertsechsundvierzig aus der Feder des Königs geflossen sind.

Voran geht die Korrespondenz Friedrich's mit seiner ältesten Schwester Wilhelmine, der berühmten Markgräfin von Baireuth, die und deren frühes inniges Verhältniß zu ihrem königlichen Bruder besonders durch die von ihr selbst verfaßten Memoiren zur Kenntniß der Welt gelangt sind. Als die Markgräfin am 14. Oktober 1758, am Tage der unglücklichen Schlacht bei Hochkirch, geboren war, schrieb Friedrich an Voltaire: „Je fus battu à Hochkirch, le moment que ma digne soeur expirait." Zahlreiche Stellen in Friedrich's Briefen, in seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges", so wie insbesondere auch in seinen Dichtungen, beweisen, wie sehr er diese Schwester geliebt hat. Ist nun auch nicht zu zweifeln, daß die Markgräfin ihrem Bruder in gleich hingebender, inniger Weise zugethan war, wie man sogar auch annehmen kann, daß die auf den Heldenbruder immer furchtbarer einstürmenden Bedrängnisse des siebenjährigen Krieges die Krankheit, die ihren Tod herbeigeführt, sehr verschlimmerten, so ist doch die Kälte, die eine Zeitlang zwischen den beiden Geschwistern bestanden, lediglich durch die Schuld der Markgräfin herbeigeführt worden, die sogar von großer Ungerechtigkeit gegen ihren Bruder nicht freizusprechen, den sie, eben so wie ihren Vater, in ihren Memoiren nicht immer mit der Achtung und Pietät behandelte, die man von einer dem Geiste und dem Herzen nach so hochstehenden Fürstin erwarten durfte, während doch Friedrich selbst in den „Mémoires de Brandebourg", bei der Darstellung seines strengen Vaters, ihr ein so glänzendes Vorbild von Schicklichkeit und Beherrschung des kindlichen Gefühls geliefert hatte.

Der mit allen Lebensmomenten des großen Königs auf das Innigste vertraute Herausgeber der neuen Sammlung seiner Werke, Herr Professor Friedrich Preuß, giebt in der Vorrede zum siebenundzwanzigsten Bande viele neue und interessante Aufschlüsse über den Charakter der Markgräfin von Baireuth, so wie namentlich über ihre vielbesprochenen, zur Zeit ihrer Erscheinung großes Aufsehen erregenden und noch jetzt von Vielen mit Interesse gelesenen Memoiren. Daß die Letzteren, deren Handschrift sich jetzt in der königlichen Bibliothek befindet, unzweifelhaft echt sind, hat bereits G. H. Pertz in einer vor mehreren Jahren erschienenen Abhandlung „über die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth" dargethan. Außer den eigentlichen Memoiren, die in französischer Sprache zuerst im Jahre 1810 in Braunschweig gedruckt wurden, wo sie sich im Nachlasse des im Jahre 1776 verstorbenen herzoglichen Leibarztes, Herrn von Superville, gefunden hatten, dem sie von der Verfasserin selbst übergeben worden waren, umfaßt die Handschrift der königlichen Bibliothek auch noch drei bisher ungedruckte Fragmente über Fräulein Karoline von Marwitz und mehrere andere in den Memoiren erwähnte Personen, so wie die Beschreibung einer Reise nach Italien, welche die Markgräfin im Jahre 1754—55 gemacht hatte. Eine deutsche Uebersetzung der Memoiren ist 1810—11 in zwei Bänden bei Cotta erschienen.

Aus einer Vergleichung der Memoiren mit dem Texte des hier zum ersten Male gedruckten Briefwechsels der Markgräfin mit ihrem königlichen Bruder geht schon hervor, daß die Ersteren nicht überall treu und glaubwürdig sind. Herr Preuß entschuldigt jedoch die Ungenauigkeiten, die sich die Verfasserin zu Schulden kommen ließ, mit der großen Erregbarkeit ihres Charakters, der durch die im väterlichen Hause erduldeten Leiden mannigfacher Art verbittert worden, ferner mit ihrer stets schwankenden Gesundheit, mit häufigen Verdrießlichkeiten zur Zeit, als sie ihre Memoiren schrieb, so wie endlich mit ihrer zweijährigen Entzweiung mit dem Könige. Als die Zeit dieser Entzweiung giebt Preuß 1744—46 an, wofür, so wie für die Zeit der allmählichen Abfassung der Memoiren, er sehr genau in alle Verhältnisse eingehende Gründe beibringt. Wir sagen noch Einiges aus der Kritik der Memoiren bei, welche uns die Einleitung des vorliegenden Bandes bringt:

„Die Markgräfin scheint die Sachen immer nur von ihrer Schattenseite angesehen zu haben. Sie liefert, so zu sagen, eine Karikatur der Gesellschaft, denn in dem Bilde, das sie von ihr entwirft, nimmt man nirgends eine ruhige, heitere Erscheinung wahr. Ihre Memoiren gewähren keinerlei wohlthuende Erinnerung an Freunde oder an die Leiter ihrer Kindheit. Auch das Geschick der Unterthanen von Baireuth und die Gesinnungen, die diese gegen das regierende Haus hegen, werden in dem Buche nicht erwähnt. Sogar ihrer Tochter, der Erziehung dieses einzigen Kindes, ihrer Verhältnisse zu einander wird darin nicht gedacht. Kaum daß sie hier und da ein Wort über ihre Tochter fallen läßt, und zwar immer nur bei gleichgültigen Anlässen, da etwa ausgenommen, wo sie davon spricht, daß sie ihr diese Memoiren bestimmt habe. Aber ein solches Geschenk kann kaum noch als ein Zeugniß der Liebe gelten, denkt man an den Skandal, den das Buch hervorrufen mußte, und an das unvortheilhafte Licht, welches auf die Familienverhältnisse des Berliner und des Baireuther Hofes, so wie auf die Verfasserin selbst, dadurch geworfen ward. Die Memoiren der Markgräfin haben also einen entschieden satirischen Charakter; ja, man vermißt darin die Würde und Mäßigung, die man von einer Dame ihres Ranges erwarten durfte.

„Einen großen Theil des beißenden Spottes der Memoiren muß man allerdings der von Natur kaustischen Geistesrichtung der Prinzessin und der Gewohnheit beimessen, die sie von Jugend an, wie sie selbst zugiebt, gehabt, ihres Nächsten nicht zu schonen. Sie hegt darum doch für Personen, die sie herunterreißt, die größte Anhänglichkeit, und sehr gern nimmt sie die Miene der unparteiischen Geschichtschreibung an. So bittet sie unter Anderem ihre Leser, ihr Urtheil über den Charakter Friedrich's, den sie eben heftig angegriffen, zu suspendiren, bis sie ihn vollständig entwickelt haben werde. Sie sagt Theil 2, S. 307, ausdrücklich: „Je ne pique d'être véridique." Auf solche Aeußerungen darf man inzwischen nicht viel geben. Im Grunde will die Markgräfin lediglich ihre Eigenliebe befriedigen und die Leser amüsiren, sei es durch komische Schilderungen, karikirte Portraits und seltsame Anekdoten, oder auch durch Erzählung von Intriguen und Kabalen fürstlicher Personen, ihrer Hofleute und selbst ihrer Domestiken. Sie scheut keinerlei noch so unbedeutende Geschichten, wie die vom Dresdener Hofe, die Liebe Friedrich Wilhelm's I. für Fräulein v. Pannwitz ꝛc. . . . . Gleichwohl ist das Ganze so trefflich arrangirt und so geistreich vorgetragen, daß die Memoiren uns ganz so wie ein guter Roman fesseln, mit welchem sie übrigens mehr als eine Aehnlichkeit haben."

Der Herausgeber weiß aus den Briefen der Markgräfin, die hier zum ersten Male nach den Originalen mitgetheilt werden und auf welche die Memoiren zum Theil Bezug nehmen, die Unwahrhaftigkeit der Letzteren an mehreren Stellen nach. Endlich nach der zweijährigen Entfremdung, die zwischen ihr und Friedrich stattgefunden, schrieb sie dem Letzteren am 21. Februar 1748: „Wie oft habe ich mir nicht das Unregelmäßige meiner Handlungsweise gegen Dich zum Vorwurfe gemacht! Meine letzte Krankheit, die mir einem nahen Ableben zu enden den Anschein hatte, hat mich in diesen Gedanken noch bestärkt. Eine reifliche Prüfung meiner selbst hat mich überzeugt, daß ich mich im ganzen Verlaufe meines Lebens nur gegen einen Bruder verfehlt, welchen tausend Gründe mir theuer machen sollten und mit dem mein Herz seit meiner zartesten Kindheit durch die innigste und unauflöslichste Freundschaft verbunden gewesen."

Leider hat diese Selbsterkenntniß doch nicht die Folge gehabt, daß sie ihre Memoiren, oder doch wenigstens diejenigen Stellen darin vernichtete, in welchen sie ihren Bruder verunglimpft hatte. Sie spricht zwar in den Memoiren selbst die Möglichkeit aus, daß sie dieselben dem Feuer übergeben werde, da sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt seien, aber schon im Jahre 1748, wahrscheinlich noch be-

*) Oeuvres de Frédéric le Grand. Tomes I—XXVII. Berlin, Rodolphe Decker, 1846—1855.

Digitized by Google

vor sie den obigen Passus an Friedrich geschrieben, hatte sie die Handschrift (vermuthlich aus Besorgniß, daß ihr Gemahl, der darin sehr arg mitgenommen war, wenn sie ihm in die Hände fiele, sie vernichten möchte) Supervielle übergeben, der damals als Gesandter von Baireuth nach dem Haag reiste, und der seit 1750 in Braunschweig als Leibarzt des Herzogs lebte. Später und in der Zeit ihrer letzten Krankheit (1759), wo sie gewiß den Wunsch gehegt, keinerlei Aergerniß nach ihrem Tode zu geben, scheint die Markgräfin entweder ihre Memoiren ganz aus dem Gedächtnisse verloren zu haben, oder sie hat sich bei dem Gedanken beruhigt, daß Supervielle, der ihr ein Versprechen der Art gegeben haben mochte, sie niemals veröffentlichen würde; was allerdings nicht von ihm selbst, sondern von einem späteren Besitzer der Handschrift, Oberst von der Osten, geschehen ist.

Jedenfalls sind wir dem unermüdlichen Historiographen Friedrich's zu Dank verpflichtet, daß er auch über das Verhältniß des Königs zu seiner Schwester Wilhelmine ein neues Licht verbreitet hat.

Griechenland.

Athen und die neueren Griechen.

(Schluß.)

Während des sechzehnten Jahrhunderts erlaubt das Interesse für Athen die zu dem Grade, daß Admirale und Gesandte im Piräeus landen, ohne einmal die Stadt zu besuchen. Der Baron Saint Blancard, 1537 mit einem französischen Geschwader ausgeschickt, läuft im Port Lion ein (den Löwen, die später von den Venetianern weggeführt wurden, verdankt der Piräeus diesen Namen); vom Pinckeus bis Athen ist eine Stunde Weges, und doch scheint weder Saint Blancard, noch Jehan de Vega, der Historiograph der Expedition, an den Spaziergang gedacht zu haben. Diesen lassen sich noch eine Menge namhafter Männer anreihen, welche die unglückliche Stadt mit derselben Nichtachtung behandelt haben.

Mit der Annäherung des siebzehnten Jahrhunderts beginnt eine neue Bewegung: die griechischen Denkmäler werden mit Eifer aufgesucht und mit mehr Aufmerksamkeit von den Reisenden studirt. Richelieu geht mit dem Beispiel einer edlen Leidenschaft für antike Skulpturen vor. — Die Engländer, wie Graf Arundel, Buckingham, Karl I., haben ihre Agenten in Griechenland, die ihnen ihre Sammlungen vervollständigen sollten. Arundel hatte, noch Peacham, nichts Geringeres im Sinne, als das alte Griechenland nach England zu versetzen. Um nun den Transport zu erleichtern, ließ er die Statuen zersägen. In diesem Zustande sind unser Gesandter, Herr de la Haye, den kolossalen Apoll von Delos. Lord Elgin hatte also seine würdigen Vorgänger! Wenden wir aber mit Laborde die Augen von diesem vandalischen Akt ab und erinnern uns der Dienste, die Arundel der Wissenschaft geleistet hat. Seine Galerie stand aller Welt offen, die Künstler arbeiteten darin ungestört, sie lernten die Antike lieben, wenn auch nicht verstehen.

Zugleich zog Athen die Aufmerksamkeit wißbegieriger, mitunter gelehrter Männer auf sich. Französische Kapuziner ließen sich um das reizende Denkmal des Lysikrates nieder, das man damals die Laterne des Demosthenes nannte, fingen an in Pausanias und den Compilationen des Meursius zu blättern, suchten den Griechen und Türken Achtung vor den Ruinen einzuflößen. Bald langte der Marquis Nointel mit seinem Maler Rombaut Faydherbe und Jakob Carrey an. Des Letzteren Zeichnungen sind jetzt auf der kaiserlichen Bibliothek, und wir haben über das Parthenon kein kostbareres Denkmal. Und doch welcher Stych! Welch fahrlässige Zeichnung! Der Schüler Lebrun's behandelte den Phidias, als hätte er ein Carton seines Meisters vor sich. Ueberdies hatte ihn Nointel weniger dazu mitgenommen, die Monumente zu studiren, als die Kostüme und andere Lappalien zu zeichnen. Er wollte, sagt Cornelio Magni in dem Bericht über diese Reise, bei seiner Rückkehr nach Frankreich hier eine prachtvolle Galerie anlegen, in welcher ausgestopfte Figuren in Lebensgröße mit allen denkbaren Kostümen bekleidet aufgestellt werden sollten.

Mit mehr Ernst schon wurden die Monumente des Perikles von Alterthümlern, wie Spon und Wheeler, betrachtet. Sie hatten schon viele Ruinen gesehen, konnten Vergleichungen anstellen; noch aber war ihr Geschmack nicht ausgebildet: sie gehörten ihrer Zeit. Die griechische Kunst ist für sie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch: kaum unterscheiden sie die Banten des Iktinos, des Zeitgenossen des Phidias, von denen der Byzantiner und nehmen keinen Anstand, das Parthenon für ein Werk des Kaisers Adrian zu erklären. Wie könnten auch die Marmorgebilde in ein so fernes Alterthum zurückgehen; sie sind ja so weiß! Spon findet übrigens an zwei Statuen Aehnlichkeit mit Adrian und seiner Gemahlin Sabina, die er aus Denkmünzen kennt. Solchen Argumenten muß freilich jeder Einwurf weichen! In jenem Jahrhundert kann weder von einem Kritiker, noch von einem Archäologen die Rede sein; es hatte nur Alterthümler. Außerdem gab es noch gute Seelen, die Thränen und Seufzer für die Wunden des Parthenon hatten; sie weinten bei den zertrümmerten Partien und gingen rasch über die noch unangetasteten Schönheiten weg.

Doch wozu all diese Verirrungen unstatthaft verfolgen? Die angeführten Beispiele beweisen hinlänglich die Wichtigkeit der Kunsterziehung. Gesandte, Gelehrte, Künstler, Männer von Geist besuchen Athen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, und in diesen zwei Jahrhunderten hat sich der moderne Genius manifestirt — und Keiner hat Auge und Empfindung für die edle Einfalt, für die unverreichte Vollkommenheit der griechischen Denkmäler; sind sie auch überrascht, so begreifen sie diese nicht und können sich keine Rechenschaft von dem Grund ihres Erstaunens geben. Warum? Weil Auge und Geschmack an andere Formen, weil der Geist an andere Prinzipien gewöhnt ist. Sie sehen, wie ihr Jahrhundert, haben nicht wissenschaftliche Tiefe genug, um mit dem Schlendrian zu brechen und sich auf den Gesichtspunkt der vergangenen Jahrhunderte zu stellen.

Ich weiß nicht, ob die Philosophie den Einfluß der Erziehung auf unsere Sinne und unser Urtheil in Bezug auf die Künste genau bestimmt haben. Die Liebe zum Schönen ist dem Menschen angeboren: warum ist nun das Gefühl des Schönen, d. h. jene angewandte Liebe so ungewiß, so wandelbar, so mit sich selbst im Widerspruch? Wie wird eine Venus der Tataren, ein belvederischer Apollo bei den Kaffern aufsehen? Die Musik der Neugriechen versetzt diese in Entzücken, uns überläuft ein Schauer, wenn wir sie anhören. Ein griechischer Tempel, eine byzantinische Kirche, eine gothische Kathedrale erscheinen nach einander den verschiedenen Generationen als der Ausdruck des höchsten religiösen Gefühls. Manche wollen festige Kirchen, nackt und streng im Innern; die Italiäner finden die Andacht in prunkend dekorirten Räumen, ihre Kapellen sind wie ein Boudoir aufgeputzt. Und erleben wir es nicht, daß eine Schule in gutem Glauben die glänzendsten Schönheiten ihrer Rivalin verkennt, weil sie sich um ihren Gewohnheiten, d. h. mit ihren Prinzipien, nicht vertragen? Wo ist nun das Wahre? Wo das Absolute?

Die Nachahmung der Antike hat mit der Renaissance begonnen, aber wie viel später kam erst das volle Verständniß des Alterthums! Unser Jahrhundert ist es ohne Widerspruch, das für die griechische Kunst den wichtigsten Sinn, die scharfsinnigste Kritik, die verständigste Bewunderung hat. Diese Genüsse, diese Weisheit verdankt es der Archäologie, die seit hundert Jahren so entschiedene Fortschritte gemacht. Die alten Denkmäler füllen die Museen und die Privatsäle: überall sieht man Abgüsse davon; tausendfältige Nachbildungen bringen sie unter das Volk; die Künstlerlehrlinge kopiren sie in den Ateliers, die Gelehrten finden sie zwischen den Blättern ihrer Bücher; wir werden von dem Studium der Antike, so zu sagen, aufgesäugt, unsere Sinne werden unvermerkt von jener Thätigkeit durchdrungen, welche die Erfahrung zur allmächtigen Gebieterin macht, der sich Kritiker und Gelehrte nur zu eigenem Nachtheil entziehen können.

Das Buch Laborde's schließt mit der Zerstörung des Parthenons. Wir haben also noch eine Fortsetzung zu erwarten. Denn seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts werden die Athenischen Monumente von Architekten ausgemessen; sie zeigen den Gelehrten, wie nöthig ihnen die technischen Studien sind. Ein englischer Künstler, Stuart, weihte Europa in das Verständniß der griechischen Meisterwerke ein. Seine Arbeiten konnten von seinen Nachfolgern vervollständigt, nimmer entbehrlich gemacht werden. Schon erhob sich ein löblicher Wettstreit zwischen Frankreich und England: während Londoner Dilettanten die Monumente Attika's und Joniens der Oeffentlichkeit übergeben, durchforscht der Graf Choiseul-Gouffier den klassischen Boden und spricht die Ebenen Troja's um einen lebendigen Kommentar zur Ilias an. In derselben Zeit kommen Herkulanum und Pompeji aus der Lava hervor, wie die sie zumal begraben und erhalten hat; Sicilien und Großgriechenland geben auf Verlangen ihre Wunder heraus, die seit Jahrhunderten vergessen waren. Ueberall offenbart sich die griechische Kunst, überall erweckt sie das Wohlgefallen und bald das Verständniß. Winckelmann's Genie entzündet sich an der griechischen Kunst, sein ganzes Werk baut er auf sie. Graf Caylus, Lessing, Heine, Emeric David, Quatremère de Quincy, Visconti treten in die Fußstapfen des gefeierten Meisters; sie verbreiten die Liebe zum Schönen und verkünden gesunde Lehren. Das Resultat ihres Kunst-Evangeliums war, wie bekannt, die Renaissance des neunzehnten Jahrhunderts, die klassische Renaissance.

Seitdem hat die Archäologie ununterbrochen den Fortschritt geleitet. Sie erleuchtete die Reisenden und inspirirte die Künstler. Sie bildete den modernen Geschmack, gewöhnt ihn, die Größe in dem Verhältniß, die Schönheit in dem Maß, die Vollkommenheit in der Einfalt zu finden; sie lehrt ihn in das eigenste Wesen der griechischen Kunst eindringen, indem sie Probleme erörterte, gegen die sich unsere Vorstellungskraft sträubte, und die zartesten, scheinbar unerfaßlichsten Nüancen zergliederte. Diese wissenschaftliche Bewegung füllt ein langes und schönes Blatt in dem Buche der Geschichte, und sie wird

Digitized by Google

vielleicht dem neunzehnten Jahrhundert einen Rechtsanspruch mehr auf die Anerkennung der Nachwelt geben. Mindestens ist unserer Zeit die doppelte Ehre nicht abzusprechen: Sie hat den Abkömmlingen eines von Natur hervorragenden Stammes eine Sympathie bewiesen, die ihnen Verpflichtungen für die Zukunft auflegt; sie hat den Meisterwerken der alten Hellas das einsichtsvollste Studium geweiht, die wahrhafteste Bewunderung gezollt.

Frankreich.

Geschichte der merovingischen Zeiten, nach Augustin Thierry.

Der durch sein im Jahre 1825 in drei Bänden erschienenes Werk: „Histoire de la conquête d'Angleterre par les Normands",*) berühmt gewordene Geschichtsforscher Augustin Thierry**) hat schon in den Jahren 1833—37 in der Revue des deux Mondes unter der Ueberschrift: „Nouvelles lettres sur l'histoire de France" Bruchstücke aus der Geschichte Frankreichs zur Zeit der Merovinger veröffentlicht und durch diese Bruchstücke den Beweis geliefert, daß diese Zeit, wenn auch nicht leicht zu entwirren, doch keineswegs uninteressant, am allerwenigsten aber unwichtig für die spätere Geschichte Frankreichs ist. Im Jahre 1840 hat er die erste Abtheilung eines größeren, auf die merovingische Zeit sich beziehenden Werkes der Oeffentlichkeit übergeben. Dieses unter dem Titel: „Erzählungen aus den merovingischen Zeiten mit einleitenden Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs" erschienene Werk erscheint jetzt in einer deutschen Uebersetzung,***) von welcher die erste Abtheilung, enthaltend: die „Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs" und sieben „Erzählungen", uns bereits vorliegt.

Die „Betrachtungen" enthalten eine Prüfung der im Laufe der Zeiten aufgekommenen Ansichten und Systeme über den Ursprung und die ursprüngliche Verfassung der französischen Monarchie; es wird darin nachgewiesen, wie diese verschiedenen, zum Theil einander widersprechenden Ansichten und Systeme über die frühere Geschichte immer mit den Interessen und Bestrebungen der Zeiten, der Parteien, der Klassen, bei denen sie geherrscht, in innigstem Zusammenhang gestanden. Alle bedeutenderen, auf die Geschichte Frankreichs sich beziehenden Werke französischer Geschichtschreiber oder Politiker, insbesondere diejenigen Schriften, deren Aufgabe oder Anmaßung, wie der Verfasser sich ausdrückt, es ist, die Philosophie, die Politik, den Geist, den Sinn, das letzte Wort der Geschichte zu geben, findet man in diesen „Betrachtungen" einer gründlichen, zu gedrängten Ergebnissen führenden Beurtheilung unterworfen. Der Verfasser zeigt, wie erst durch die Historiker des neunzehnten Jahrhunderts, durch Chateaubriand, Guizot, Villemain, der Grund gelegt worden ist für eine unparteiische, auf die objektive Wahrheit ausgehende Wissenschaft der Geschichte Frankreichs. „Der neue Charakter, welcher der Theorie der Geschichte Frankreichs durch die Studien unserer Zeit gegeben wurde", sagt der Verfasser (S. 129), „ist die Einheit. Eines, wie jetzt die Nation Eines ist, enthält sie nicht mehr zwei Systeme, von denen eines das andere verneint, und welche zwei in Ursprung und Natur sich gegenüberstehenden Ueberlieferungen: der römischen und der germanischen, entsprechen. .... Die Geschichte Frankreichs wird vor unseren Augen nicht mehr zukelos im Kreise herumlaufen, bald germanisch und aristokratisch, bald römisch und monarchisch sein, je nach dem Zug der öffentlichen Meinungen, je nachdem der Schriftsteller adelig oder bürgerlich ist. Ihr Ausgangspunkt, ihr Prinzip, ihr letztes Ende ist für die Zukunft festgestellt. Sie ist die Geschichte Aller, für Alle geschrieben; sie umfaßt, sie vereinigt alle Ueberlieferungen, die das Land aufbewahrt hat, aber allen voran stellt sie die Ueberlieferungen der Mehrzahl, der nationalen Masse: den gallo-romanischen Zusammenhang durch Bau, Gesetze, Sprache und Ihren."

Nachdem der Verfasser den hier bezeichneten historisch-wissenschaftlichen Standpunkt in den vier ersten Abschnitten seiner „Betrachtungen" als denjenigen erwiesen, zu welchem der die Geschichte Frankreichs beherrschende Weltgeist selbst sich emporgearbeitet, giebt er in den zwei letzten Abschnitten die in Bezug auf ihren wesentlichen Inhalt vollkommen befriedigenden positiven Lösungen der beiden Probleme, welche die Angeln sind, um die sich die Theorie der früheren französischen Geschichte in entgegengesetzter Richtung dreht, je nach der Verschiedenheit der Systeme." Diese beiden Probleme sind: die Frage von den sozialen Folgen der Festsetzung der Franken in Gallien und die Frage über den Ursprung der großen Municipalitäten des Mittelalters. Die Antwort auf die erste Frage finden wir in der folgenden Stelle angedeutet: „Nach den Systemen, die vor unserem Jahrhundert der Reihe nach in Gunst waren, wurde die Eroberung betrachtet: bald als eine Befreiung Galliens, dessen Bewohner die Franken gegen die Römer zu Hülfe gerufen hätten, bald als politische Abtretung des Landes seitens der römischen Kaiser an die fränkischen Könige, die so Erbbeamte des Kaisers geworden wären, bald als eine gewaltsame, aber wohlthätige Ausrottung aller römischen Elemente in Einrichtungen, Sitten und Gesetzen und als den Beginn einer neuen Gesellschaft und Verfassung, die ganz aus germanischen Elementen bestanden hätte. Man weiß nun, daß die fränkische Eroberung Nichts von alledem war. Es steht fest, daß ihr Charakter roh und gewaltthätig, aber nicht vollkommen zerstörender Natur, daß sie im Gebiet der Einrichtungen und Gesetze unfähig war, Alles zu erneuen, aber eben so unfähig, Alles abzuschaffen. Aber dieser Charakter, so im Allgemeinen festgestellt, erklärt bei weitem nicht alle Thatsachen. Die fränkische Herrschaft erhob sich nicht auf einen Schlag in der ganzen Ausdehnung Galliens; für jeden ihrer Fortschritte gab es verschiedene Bedingungen, und die Ergebnisse dieser Verschiedenheit müssen einzeln in jedem Abschnitte des Gebiets, wo sie sich zeigt, erforscht werden. Vom Rhein bis zur Somme brachten mehr als ein Jahrhundert lang ohne Aufhören wiederholte Einfälle maßloses Verderben über das Land; die fränkischen Banden brannten nieder, verwüsteten, nahmen, jede auf eigene Rechnung, Länder in Besitz und richteten sich in denselben ein, ohne den Eingeborenen Vergleich oder Gnade anzubieten. Zwischen der Somme und der Loire gab es Vergleiche mit der besonders durch die Bischöfe vertretenen Municipal-Gewalt; die Verwüstungen waren weniger wüthend und die Gewaltthaten weniger sinnlos. Der Einfall der salischen Franken unter der Führung eines einzigen Häuptlings war etwas mehr politischer Natur, wenn man dieses Wort in dem Sinn nimmt, der sich auf solche Ereignisse und auf solche Menschen anwenden läßt. Hier müßte man die Spur ihrer vorgeblichen konstituirenden Fähigkeiten suchen; denn die ganze Provinzial-Verwaltung verschwand bei ihrer Ankunft, und auf eine weniger zuchtlose Weise in den Besitz des Landes gekommen, waren sie die Meister, dasselbe nach ihren nationalen Eingebungen einzurichten. Bei ihren folgenden Eroberungen im Süden der Loire und gegen die Rhone über Westgothen und Burgunder stießen sie auf die Trümmer des römischen Regiments, die schon nicht mehr völlig durch einander lagen, sondern durch einen ersten Versuch germanischer Regierung wieder verbunden waren. Der Uebergang von der civilisirten Regierung zur barbarischen Herrschaft hatte da ohne sie stattgefunden unter Bedingungen, die sie nicht gestellt und die selbst sie genöthigt waren, aufrecht zu erhalten. Im Königreiche der Westgothen war die Municipal-Organisation nicht nur geduldet, sondern ausdrücklich gewährleistet. In diesem Reich und in dem der Burgunder gab es neben dem Gesetz des eroberden Volks einen auf Befehl der Könige zusammengetragenen Kodex römischer Gesetze. Auf der ganzen Strecke, wo diese beiden Völker herrschten (d. h. auch im südlichen Gallien), hatte eine regelmäßige Theilung zwischen Barbaren und Galloromanen stattgefunden."

Die weitere Darstellung des Verfassers überzeugt uns, daß, während die erste der beiden Fragen die ganze Geschichte der französischen Gesellschaft beherrscht, die zweite die ganze Geschichte des dritten Standes beherrscht, der die Herrschaft der Kasten zu zerstören und auf dem Fundament der Gleichheit der Rechte die nationale Einheit zu gründen berufen gewesen sei. Die Geschichte des Municipal-Wesens wird vom Verfasser mit ganz besonderer Vorliebe behandelt; sie ist dem Verfasser nichts mehr und nichts weniger als: die Geschichte des Ursprungs der modernen französischen Gesellschaft. Er schildert ziemlich ausführlich die Umwandelungen, welche das Municipal-Regiment von der Römerzeit bis ins zwölfte Jahrhundert erfuhr, die Revolution, welche durch die Kämpfe zwischen dem Papstthum und dem Kaiserthum in dem Municipalwesen Italiens hervorgebracht wurde, die Wirkungen dieser Revolution auf die städtischen Verfassungen in Frankreich, endlich das Entstehen der „Schwurgemeinde", derjenigen Einrichtung, welche die vorherrschende Form der Municipal-Organisation im nördlichen und in Mittelfrankreich wurde.

So interessant in allen ihren Details des Verfassers „Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs" auch sind, so können wir doch die Bemerkung nicht zurückhalten, daß die Form der Darstellung uns wenig geeignet erscheint, den werthvollen Inhalt dieser „einleitenden Betrachtungen" einem größeren Kreise von Lesern zugänglich zu machen. Es fehlt der Darstellung alle dem Verständnisse zu Hülfe kommende Uebersichtlichkeit, Bestimmtheit und Anschaulichkeit. Ein Einblick in das Inhalts-Verzeichniß der sechs Abschnitte wird den Leser überzeugen, daß der die große Fülle und Verschiedenartigkeit der besprochenen Gegenstände zusammenhaltende Hauptgedanke, wenn auch nicht fehlt, so doch zu wenig in die Augen springend ist.

Die „Erzählungen aus den merovingischen Zeiten" sollen nach des Verfassers Absicht, im Gegensatz zu dem die Thaten der Franken darstellenden Geschichtswerk des Hadrian von Valois, welches vom Verfasser als ein der reinen Wissenschaft angehöriges Buch, „be-

*) Eine deutsche Uebersetzung dieses Werks ist von Bolzenthal herausgegeben.

**) Nicht zu verwechseln mit seinem Bruder, Amédée Thierry, der sich ebenfalls durch Geschichtsforschungen, namentlich durch seine „Histoire des Gaulois", einen Namen gemacht. Augustin Thierry ist seit 1829 erblindet. Der historischen Arbeit des Letzteren über Attila ist ebenfalls schon in unseren Blättern mehrfach gedacht worden. D. R.

***) Elberfeld, 1855. Verlag von R. L. Friederichs.

Digitized by Google

lehrend für die Suchenden, abstoßend für die Masse der Leser", bezeichnet wird, ein durch dramatische Lebendigkeit, Lebensfülle und Anschaulichkeit für Jedermann anziehendes und saßliches Gesammtbild des Zeitalters geben, in welchem nach Errichtung der fränkischen Herrschaft in Gallien die alte gallo-romanische Civilisation im Kampfe mit der die Herrschaft führenden fränkischen Barbarei ihren Untergang fand, um einem neuen aus diesem Chaos sich herausarbeitenden, zunächst in seiner Barbarei nur durch theokratische Formen gemäßigten, nationalen Leben Platz zu machen. Und die „Erzählungen" sind das wirklich, was sie nach des Verfassers Absicht sein sollen. Es sind in denselben alle Nachrichten der alten Schriftsteller, vorzugsweise die des Gregor von Tours, der in dieser Zeit und mitten in dieser Welt gelebt, nicht blos die Nachrichten über die geschichtlichen Haupt-Ereignisse, sondern auch die Mittheilungen und Notizen über die Gesetze, die Sitten, die Bildungs-Zustände, über lokale Vorfälle und über einzelne Persönlichkeiten mit wahrhaft dramatisch-historischer Kunst zu Zeitschilderungen verarbeitet, in deren jeder das Leben einer oder einiger hervorragenden Persönlichkeiten den leitenden Faden bildet, und welche, in ihrer dramatischen Lebendigkeit und Anschaulichkeit ohne jede Einleitung für Jedermann verständlich und anziehend, nicht verfehlen werden, in den weitesten Leserkreisen Interesse zu erwecken, Belehrung zu geben und Beifall zu finden. Von den „einleitenden Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs" wird man dies nicht sagen können; sie haben viel zu sehr nur ein historisch-wissenschaftliches Interesse und gehen auch über das Ziel, dem Leser der „Erzählungen" behufs einer besseren historischen Einsicht in die Bedeutung der hier vorgeführten Welt den richtigen Gesichtspunkt zu verschaffen, viel zu weit hinaus, als daß wir sie als eine Einleitung für die „Erzählungen aus der merovingischen Zeit" ansehen könnten. Der Verfasser hätte besser gethan, wenn er die beiden Werke, deren jedes für einen anderen Leserkreis sich eignet, gesondert herausgegeben hätte.

Die Schilderungen, von denen und die sieben ersten vorliegen, werden nur ein halbes Jahrhundert (vom Jahre 561 an) umfaßen; sie werden also, abgesehen davon, daß die Welt, die in einer jeden von ihnen dem Leser zur Anschauung gebracht wird, immer die eine und selbe ist, auch noch durch das Wiedererscheinen derselben Gestalten zu einer Einheit mit einander verbunden sein. Die Welt, mit der uns der Verfasser vertraut machen will, denket er in der Vorrede folgendermaßen an:

„Die Lebensweise der fränkischen Könige, das Innere des königlichen Haushalts, das stürmische Leben der Herren und der Bischöfe, die unruhige Verschlagenheit der Gallo-romanen und die zügellose Rohheit der Barbaren, der Mangel an jeder Ordnung oder Verwaltung oder an jedem moralischen Band zwischen den Bewohnern der gallischen Provinzen in den Gränzen desselben Königreichs, das Erwachen der uralten Eifersucht und des ererbten Hasses von Bezirk gegen Bezirk, von Stadt gegen Stadt, überall eine Rückkehr, so zu sagen, zum Naturzustand und ein Auflehnen des Einzelwillens gegen Gesetz und Regel, gegen jedwede Ordnung, politische, bürgerliche, wie religiöse, der Geist des Aufruhrs und der Gewaltthat, wirksam selbst in Frauenklöstern: dies sind die verschiedenen Bilder, die ich nach den gleichzeitigen Urkunden zu entwerfen versucht, und deren Vereinigung eine Einsicht in das sechste Jahrhundert Galliens bietet."

In Betreff der uns vorliegenden Erzählungen müssen wir uns hier darauf beschränken, die Ueberschriften derselben mitzutheilen:

I. Die vier Söhne Chlotar's I. Ihre Charaktere. Ihre Heiraten. Geschichte Gaselwinthen's. 561—568.

II. Folgen der Ermordung Gaselwinthen's. Bürgerkrieg. Tod Siegbert's. 568—575.

III. Geschichte Merovig's, des zweiten Sohnes König Hilperich's. 575—578.

IV. Geschichte des Bischofs von Rouen, Prätextatus. 577—586.

V. Geschichte Leudast's, Grafen von Tours. Der Dichter Venantius Fortunatus. Radegunde's Kloster zu Poitier. 579—581.

VI. Hilperich, der Gottesgelehrte. Der Jude Priscus. Folge und Ende der Geschichte Leudast's. 580—583.

VII. Aufruhr der Bürger von Limoges. Große Seuche. Mütterlicher Schmerz Fredegunde's. Geschichte Chlodwig's, des dritten Sohnes König Hilperich's. 580.

Die Gestalten, welche der Verfasser in der Vorrede als „wahre Typen für ihr Jahrhundert" hervorhebt: Fredegunde, das Bild eines Weibes im rohen Naturzustande, ohne alles moralische Gefühl; Hilperich, der Barbar, welchem die Bildung eine gewisse äußerliche Politur gegeben, ohne in seinem Innern eine Umbildung bewirkt zu haben; Mummolus, der Mann der Civilisation, welcher sich darauf legt, Barbar und ruchlos zu werden, um seiner Zeit anzugehören; Gregor von Tours, der mit seiner Bildung der besseren untergehenden Welt angehört, der treue Abdruck der wehmüthigen Gefühle, von denen die edlen Seelen im Hinblick auf die Barbarei ihrer Zeit erfüllt sind, — diese typischen Gestalten kommen alle schon in den uns vorliegenden Erzählungen vor. Aber nicht blos diese, sondern auch alle anderen Gestalten, die der Verfasser mit historisch-dramatischer Kunst handelnd und sprechend an unseren Blicken vorüberführt, werden für diese historischen Erzählungen ein so lebendiges und so allgemeines Interesse zu erwecken im Stande sein, wie es Darstellungen von Geschichtschreibern bis jetzt noch nicht häufig erweckt haben.

Mannigfaltiges.

— Heinrich IV. als Schriftsteller. Ein Herr Eugen Jung hat dem Gründer der Bourbonen-Dynastie ein Denkmal als Schriftsteller gesetzt.*) Der Verfasser beweist in seinem Buche, daß Heinrich IV. ein eben so origineller als liebenswürdiger Schriftsteller war, und unterwirft zugleich die Dichtungen, Abhandlungen und Briefe, die der Feder des Königs entflossen sein sollen, einer genauen, über ihren Ursprung keinen Zweifel lassenden Kritik. Der Charakter des Fürsten und Menschen tritt in den Schriften, die uns hier von Heinrich IV. vorgelegt werden, in zahlreichen Zügen unverkennbar hervor, oder wir lernen ihn auch von mancher neuen, liebenswürdigen Seite kennen. Der Briefwechsel Heinrich's IV. verdient ebenso der Nachwelt aufbewahrt zu werden, wie der jetzt im Druck erscheinende Friedrich's des Großen.

— Die Presse in Indien. Ueber die wachsende und selbst den schlaffen Hindu erfossende Macht der Presse in Ostindien sagt der ausgezeichnete Linguist Garcin de Tassy in der Revue contemporaine: „Ich kenne mehr als funfzig verschiedene hindustanische Zeitungen. In Kalkutta wurden vor einigen Jahren sechzehn Journale, und zwar fünf in persischer und in hindustanischer, neun in bengalischer und zwei in englischer Sprache von Eingeborenen redigirt. Einige Zeit hatte Rasiruddin ein Blatt Martandu in fünf Spalten und fünf Sprachen herausgegeben: in der indischen, hindustanischen, bengalischen, persischen und englischen. Neulich wurde eine Zeitung für Frauen in der gewöhnlichen Volkssprache angekündigt. In Bombay erscheinen drei oder vier Zeitungen für die gesammte indische Bevölkerung, zwei ausschließlich für die Moslemim, ungerechnet vier andere in dem Gasaral-Idiom für die Parsi und zwei in dem Maharatti-Dialekte für die Hindu, die sich desselben bedienen. Mehrere hindustanische Zeitungen kommen in Madras heraus und eine noch größere Anzahl in Delhi, Agra, Lahore, Benares, Lakau. Auch Serampore, Kidderpore, Mirzapore, Bartpore, Multan, Bareilly, Indore u. a. haben ihre Lokalblätter. Wenn diese Tagesschriften ihren Weg nach Europa fänden, so würden sie unseren Zeitungen eine Quelle interessanter Nachrichten und eine willkommene Gabe bieten, ihre Spalten würdig auszufüllen und das horazische Wort geltend zu machen:

Gin's dann beschert des Ander'n Hülfe im freundlichen Bunde."

— Weber's illustrirte Reisebücher. Es liegt und die zweite, verbesserte und vermehrte Auflage des beim Verleger der Leipziger „Illustrirten Zeitung" erschienenen „Illustrirten Pariser Fremdenführer" vor. Gewiß hat dieses vortrefflich ausgestattete Buch vielen Deutschen, die in diesem Jahre die dort repräsentirte Welt-Industrie und Kunst aufsuchten, als ein sehr nützlicher Begleiter gedient. Aber auch als eine angenehme Erinnerung an das Gesehene kann dieses Gemälde der Seinestadt und ihrer Umgebungen dienen, das uns nicht weniger als hundertundsechzig in den Text gedruckte Abbildungen, so wie die Pläne von Paris, des Friedhofes Père Lachaise, des botanischen Gartens und von Versailles darbietet. Angehängt ist ein sehr vollständiger Führer durch die Umgebungen von Paris, ein Wegweiser durch die Hauptstadt, nach welchem man sich in einer Woche mit allen Straßen und ihren merkwürdigen Gebäuden auf das Genauste bekannt machen kann, so wie eine Reihe von Uebersichten, die Theater, die anderen Vergnügungs-Orte und Sehenswürdigkeiten, die Fiaker, Omnibus, Eisenbahnen und sämmtliche Reiserouten von Paris betreffend. Dieses illustrirte Paris und der bei demselben Verleger erschienene „Krystall-Palast von Sydenham" gehören zu den zierlichsten und zugleich wohlfeilsten Reisebandbüchern, die uns die letzte Saison gebracht hat. Die Gesellschaft des Sydenham-Krystall-Palastes sollte dem Verfasser und dem Verleger der deutschen Beschreibung ihrer Kunst- und Naturschätze einen besonderen Dank votiren, denn kaum dürfte eine andere Schilderung so, wie dieses geschmackvoll ausgestattete Büchlein, geeignet sein, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

*) Henri IV. écrivain. Par M. Eugène Jung. Paris, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 145. Berlin, Dienstag den 4. Dezember 1855.

Rußland.

Aus dem Tagebuche eines Verbannten im Kaukasus.

Nach polnischen Quellen.

II. Von Stawropol nach dem Gebirge.*)

Singiejewka, die erste Staniza oder Kosaken-Station, wo wir Halt machten, bot unseren Augen einen nichts weniger als freundlichen Anblick dar. Wir gewohrten in einer sandigen, baumlosen und selbst alles Grüns entbehrenden Gegend eine an einen steilen Berg angelehnte Reihe elender Hütten und hatten überdies noch viel von dem scharfen Winde zu leiden, der in Folge der hohen Lage des Ortes häufig Sand oder Schnee aufwirbelt, um ihn dem Wandernden ins Gesicht zu schleudern.

Der unangenehme Eindruck, welchen der Ort auf uns machte, wurde durch die Aufnahme, die wir bei dessen Bewohnern fanden, noch bedeutend gesteigert. Nach langem Suchen erst fanden wir den Aufseher (comexis), einen trägen Bummbären, der, ohne sich mit uns in ein Gespräch einzulassen, mit sichtbarer Unlust uns die Gasse hinunterführte und mit seinem langen Stabe Jedem der Gesellschaft sein Quartier zeigte. Ich betrat die mir angewiesene Hütte und wurde gleich zum Willkomm von der Wirthin höchst unfreundlich empfangen. Es war ein rothes, vollwangiges Kosakenweib mit einer dicken Perlenschnur um den Hals und in recht reinliche Wäsche gekleidet, ich glaubte ihr einige verbindliche Worte sagen zu müssen, während ein Soldat mein Gepäck hereintrug. Ich hätte sie sparen können, denn die Frau verzerrte ruhig ihr Lieperbrod, ohne mich auch nur einer Antwort zu würdigen. Auf meine Bitte um Waschwasser zeigte sie mit dem Finger auf einen auf dem Flure stehenden Zuber, nahm dann ein weißes Tuch über den Kopf und entfernte sich mit der Weisung, ich solle nicht vergessen, den Riegel vorzuschieben, falls ich hinausgehe.

Ich saß, den Kopf in die Hand gestützt, hinter dem Tische und dachte eben über die Mittel nach, meinen leeren und deshalb knurrenden Magen gerecht zu werden, als ich eine Henne nebst ihren Küchlein gackern hörte. Schon stiegen Mordgedanken in mir auf, doch was hätte ich davon gehabt, der kleinen Familie die Hälfte umzudrehen? Roh konnte ich sie nicht verzehren, und um sie mundrecht zu machen, fehlte nicht mehr als Alles. Ich unterdrückte also die blutdürstigen Regungen und begann eine genaue Durchforschung der Hütte und ihrer Schätze, allein nirgends fand ich, was mir im Augenblick vor Allem Noth that, nämlich Etwas zu essen, und machte mich endlich mit einem Soldaten, dessen Dienst-Bereitwilligkeit ich gegen ein kleines Geschenk gewonnen hatte, auf den Weg ins Dorf, wo ich für Geld und viele gute Worte ein Töpfchen Milch erhielt.

Ich hatte mir vorgenommen, die Staniza recht genau anzusehen, doch dazu bedurfte es nicht viel Zeit, denn das Ganze war eben so einfach wie uninteressant, und bestand aus nichts weiter als aus zwei Reihen einförmiger Hütten, deren Fensterladen der Hitze so wie der Fliegen wegen verschlossen waren. Da es gerade um die Zeit war, wo die Feldarbeit alle Hände in Anspruch nimmt, so fand ich von der Einwohnerschaft nur einige wenige Kosaken, welche, unter dem Wetterdache ihrer Hütten liegend, ihre Waffen putzten oder Stiefel und Lederzeug ausbesserten, dabei aber ein aufmerksames Ohr für die Postglocke hatte, welche Reisende herbeiführen konnte, die sie begleiten mußten.

Bei der Rückkehr von meinem im Interesse der Wissenschaft unternommenen Ausfluge begegnete ich einem der Junker unserer Reisegesellschaft, der mich, auf meine Klagen über unzureichende Nahrung, mit der in der That sinnreichen Art bekannt machte, wie er für seine ersten Lebens-Bedürfnisse sorge. Mit Hülfe der Kameraden gab er sich nämlich für einen Wahrsager und Schwarzkünstler aus, in dessen Macht es stehe, Gutes so wie Böses um sich her zu verbreiten; von diesem Nimbus umgeben, brauchte er nicht erst zu fordern oder zu bitten; man brachte ihm freiwillig mehr ins Haus, als er brauchte, und suchte sich nebenbei noch auf alle mögliche Weise seiner Gunst zu versichern. Die war dann auch Jedem gewiß, der mehr als blos schöne Worte hatte, und je nach der Größe der Spende waren auch seine Prophezeiungen glückverheißender. Am häufigsten wiederholten sich die Verheißungen auf baldigen Brautstand. Wie ich später erfuhr, fand der Junkers Speculation auf die Leichtgläubigkeit einfacher Naturkinder, die wir so originell erschien, durchaus nicht verreinzelt da, sondern sie kömmt im Gegentheil sehr häufig zur Anwendung. So hatte unter Anderen ein Abenteurer die Stanizen des Grebenzker Regiments wahrhaft gebrandschatzt, indem er Diesem Befreiung aus der Gefangenschaft, Jenem die Rückkehr zum heimischen Heerde, den Dirnen überdies die stattlichsten Burschen versprach und dafür reiche Gaben an Wein und Geld in Empfang nahm. Der Schalk hatte längere Zeit bei einem vorgeschobenen Posten gestanden, dadurch Gelegenheit gehabt, Orts- und Familien-Verhältnisse auf das Genaueste kennen zu lernen, und war selbst bei der Auswechselung der Gefangenen anwesend, die unter sicherer Bedeckung nach der Heimat zurückkehren sollten. Unter solchen Umständen mußten natürlich seine Prophezeiungen aufs Haar eintreffen und er selbst als ein Wesen höherer Art angestaunt und verehrt werden.

Nach einer auf sehr hartem Lager, nämlich auf der Holzbank, zugebrachten Nacht erwachte ich mit dem frühesten Morgen und fand meine Wirthin bereits mit der Zubereitung des Frühstücks für die Mägde beschäftigt, welche so schnell als möglich ins Feld hinaus an die Arbeit sollten. Nach dieser Verrichtung, welche im tiefsten Negligé-Anstand, machte sie sich an ihre Toilette und brachte mich dadurch wirklich in Verlegenheit. Ich warf mich auf der Bank hin und her, hustete, kurz, ich machte meine Anwesenheit auf jede mögliche Art bemerkbar, doch ohne daß sie die geringste Notiz davon genommen hätte. Die später eintretenden Mägde berücksichtigten mich nur insoweit, als eine derselben mit einem derben Ruck meine Füße von der Bank schob, sich an die Stelle setzte und ihre dicke Milch zu sich nahm. Die Prozedur der Magd war mir erklärlicher, als diejenige meiner Wirthin, die ich doch unmöglich auf Rechnung einer paradiesischen Unschuld schreiben konnte. Auf eine Frage hierüber wäre ich natürlicherweise ohne Antwort geblieben, doch sollte ich später den Schlüssel zu diesem Räthsel finden, denn nichts weiter als die vollkommenste Gleichgültigkeit zu Grunde lag. Die an der Straße liegenden Stanizen haben Jahr aus Jahr ein so viel ungebetene Gäste zu beherbergen und zu füttern, daß sich deren Bewohner die Erledigung ihrer Obliegenheiten so leicht wie möglich machen und im Uebrigen den Fremden, sei er nun Stabsoffizier oder gemeiner Soldat, als nicht anwesend betrachten. So machte es denn auch meine Wirthin und zeigte, wie man sich denken kann, nicht das geringste Bedauern, als ich meinen Bündel schnürte und ihr für die „freundliche" Aufnahme dankte.

Durch eine zu Abwechselung schon reichere, bergige Gegend, in der eine ziemlich kühle Luft wehte, das Grün aber auch in viel lebhafteren Farben prangte, gelangten wir nach langem Marsche, ohne uns jedoch besonders angestrengt zu haben, nach Alexandrow, das schon von der Steppe aus einen recht heiteren Anblick bot und angenehmeren Aufenthalt zu versprechen schien, als die vorhergehende Station. Alexandrow war früher Kreisstadt, ist jedoch heute nur eine, wenn auch geräumige und mit einem Graben umgebene Staniza, deren in verschiedenen Richtungen sich kreuzende Straßen von dem in der Mitte gelegenen Platze ausgehen, auf welchem die Kirche, so wie die Wohnungen des Obersten (comandant) und der andern Offiziere, stehen. Die Bewohner sind zwar Kosaken, doch scheinen sie ihre Wirthschaft in gutem Zustande zu halten. Die Häuser sind überall von netten Gärtchen umgeben, und die zahlreich aufgestellten Bienenstöcke sprechen sogar für industriellen Trieb. Als eigenthümlich sind mir die hiesigen Bienen aufgefallen, die nicht größer als unsere Fliegen und durchaus nicht bösartig sind. Letztere Eigenschaft haben sie mit ihren Herren gemein, denn auch diese näherten sich mir freundlich, als ich den sich um mich versammelnden Kindern meine Zeichnungen zeigte, und hatten so viel zu fragen, daß ich zuletzt die Antwort schuldig bleiben mußte.

*) Vgl. Nr. 125 und ff. des „Magazin".

Der weitere Marsch ging von nun an fortwährend nach Süden. Rechts erhoben sich die Gipfel der Pjatigorsker Berge, deren — wie der Name besagt — fünf deutlich von einander geschiedene Kuppen man genau erkannte. Beschtau, der höchste derselben, erhebt sein steinernes dreieckiges Haupt bis in die Wolken, und ist dessen Spitze nur bei reinem Himmel zu sehen. Anfangs hielten wir die Berggruppe für mit Moos bewachsene, in der Steppe liegende und höchstens einige Werst entfernte Hügel, und waren nicht wenig erstaunt, als wir erfuhren, sie sei wenigstens zehn Meilen von uns gelegen und mit dichtem Walde bewachsen. Die Reinheit der Luft war Ursache dieser Täuschung.

Die, in einer Schlucht an einem Flüßchen gelegene Stanitze Sablin, wo wir übernachten sollten, überrascht den Reisenden durch ihren echt kaukasischen Charakter. Die am Abhange liebenden Hütten sind fast in dem Dickicht der Bäume verborgen, die sich dicht auf die Höhe ziehen, und von oben herab vielen unzählige Bächlein, deren Lauf die Bewohner um die Häuschen herum geleitet und damit zugleich eine Menge lieblich murmelnder Wasserfälle geschaffen haben. Wo die Natur so viel bietet, ließe sich mit Leichtigkeit ein Paradies hervorzaubern! Dazu freilich fehlt noch Manches, doch sind die Leute hier wenigstens fröhlich und dienstbar, Letzteres natürlich gegen klingende Vergütung. Uns war es ganz wohl zu Muthe, und die frische Gebirgsmilch mundete uns ganz trefflich; meine Phantasie verirrte sich sogar so weit, sich in Arkadien zu wähnen und in den Menschen umher Theokrit's Landsleute zu erblicken; doch die aufgehängten Waffen und schwarzen Mäntel belehrten mich bald eines Andern und führten mich in die kaukasische Wirklichkeit zurück.

Das nächste Ziel unserer Wanderung war Georgijewsk, welches wir in zwei Tagemärschen zu erreichen hatten. Sobald wir aus's freie Feld hinausgetreten waren, zeigten sich uns die weißen Gipfel der Kaukasuskette. Sie zog sich in langer Reihe längs des südwestlichen Horizonts hin und verschwamm im Laufe des Tages so oft in dem Gewölk, daß man das geübteste Auge ihre Umrisse nicht genau zu unterscheiden vermochte. Glaubte man in einem Augenblick die schwimmenden Schneehäupter vor sich zu sehen, so verschwirrte sie im nächsten schon ihre Gestalt und zeigten sich als Wolken, und umgekehrt mußte man oft für Gewölk halten, was bald darauf als scharf begränzte Gebirgsmasse vor das Auge trat. Es war ein fortwährendes Wechselspiel und dessen Anblick eben so unterhaltend wie eigenthümlich.

Den nächsten Tag zeigten sich uns in der fernen Steppenfläche die Kirchenkuppeln und rauchenden Kamine von Georgijewsk, das wir denn auch bald und wohlbehalten erreichten. Die hölzernen Häuser der Stadt fanden wir meist weiß übertüncht und die blanken Fenster mit Vorhängen und Blumentöpfen geziert, die Straßen breit und gerade, die Bevölkerung jedoch dünn und die Stadt selbst ohne alles Leben. Den Mittelpunkt der Stadt bildet die ringsum von einem berasteten Wall umgebene und durch Bastionen, schwere Thore und Zugbrücken geschützte Festung, welche die Kathedrale St. Nikolaus, die Regierungsgebäude und eine Reihe gemauerter Gewölbe in sich schließt. Nördlich von derselben stehen Privatgebäude, westlich erblickt man die vollkommen einem Dorfe ähnliche Vorstadt, Tiflisier Slobodka genannt, östlich das weiße Militair-Hospital, nördlich endlich das zerklüftete Ufer des Podkumet, das einen ziemlich hohen Berg bildet. Die Höhen hinter dem Flusse bedecken dichte Wälder, eine hier noch seltene Erscheinung.

Die Oertlichkeit der Stadt mit ihrem abwechselnden Terrain und dem vielen Gebüsch darf hübsch genannt werden, doch ist sie der vielen Sümpfe wegen, welche nie austrocknen, auch sehr ungesund, und Fieber, Skorbut sind hier stehende Krankheiten, was wohl auch Ursache der dünnen Bevölkerung der Stadt sein mag, die nicht viel über siebzehnhundert Köpfe, Russen und Armenier, zählen soll.

Georgijewsk war ehedem Gouvernements-Stadt, ist heute aber überzählig und kömmt mehr und mehr in Verfall. In Bezug auf den Handel ist es unbestritten der wichtigste Punkt des Kaukasus, da an ihm, als dem bequemsten und den Bergen am nächsten liegenden, vorzugsweise der Tauschhandel stattfindet. Stawropol, als ein weit im Norden und daher zu entfernt liegender Platz, vermag den Bergvölkern weder Vertrauen einzuflößen, noch die nöthige Sicherheit zu bieten, und so ziehen denn die Leute von jenseits des Kuban und des Schwarzen Meeres, die Bewohner der Kabarda und Tschetschna noch immer nach Georgijewsk, um ihre Mäntel, Sättel und gegerbten Leder, das schöne Vieh und die prächtigen Pferde dorthin zu Markte zu bringen. Eben so finden sich daselbst Marketender und Lieferanten aus den Festungen jenseits des Kuban und Terek ein, um ihre Bedürfnisse einzukaufen. Auf zwei Jahrmärkten, deren einer, der Nikolsker, im Frühjahr der andere, der Pokrowsker, dagegen im Herbste abgehalten wird, versorgt sich der ganze Kaukasus mit Zucker, Thee, Kaffee, Wein, Gewürzen, Käse, Rauchfleisch, Rudeln und Porter. Sind die Zufuhren einmal nicht hinreichend, so tritt ungeachtet der freigebigen Natur sofort Mangel ein, und die Preise steigen außerordentlich. Bei solchen Gelegenheiten ist das Pfund Zucker mit 1 Rubel Silber (16½ Sgr.) bezahlt worden und so im Verhältniß auch alle anderen Waaren. Georgijewsk ist und bleibt daher der Centralpunkt für den Handel auf der ganzen Linie.

Es verdient aber auch noch aus einem anderen Grunde ein Wort des Lobes, und zwar seines Brodes wegen, welches das beste im ganzen Kaukasus ist. Es kömmt in runden, ein Pfund wiegenden Laiben, die zu 2½ — 3 Kopeken (1 Kopeke = 4 Pfennigen) verkauft werden, auf den Markt und genießt sich dadurch vortheilhaft aus, daß es weniger sauer ist, als sonst gewöhnlich. Das Weizenmehl bildet mit den Hauptartikeln des Orts und wird von den Kosaken weit in der Runde und den Militair-Lieferanten vielfach und gern genommen.

Nicht allzu weit von der Stadt entfernt beginnt der sogenannte Bauern-Kaukasus, in welchem das von klein-russischen Landleuten bewohnte und dem Fürsten Woronzow gehörige Dorf Woronzowka unter vielen anderen wohlhabenden Ortschaften die reichste ist. Schon dieser Umstand muß auf den Produktenhandel einen günstigen Einfluß ausüben und Georgijewsk zu jenen Mittelpunkt machen; die Stadt ist aber auch wichtig als Depot für den Artillerie-Park und die übrigen Waffen, und das hiesige Arsenal muß den ganzen Kaukasus versorgen.

Während der ganzen Reise war uns nichts unangenehmer, als der Aufenthalt in den sogenannten Städten, und so gegen wir denn auch nicht eben fröhlichen Muthes in Georgijewsk ein, wo man uns bei den Bürgern einquartirte. Ich war auf den gewöhnlichen unfreundlichen Empfang gefaßt, hatte mich jedoch diesmal getäuscht, denn die Wirthin kam mir aufs artigste entgegen und wies mir ein Gemach an, wo ich es mir bequem machen sollte, leider jedoch beim besten Willen nicht konnte. Es war nämlich die von Flöhen, Schaben und anderem Ungeziefer wimmelnde Backstube, in welcher ein Wärmegrad herrschte, wie man ihn nur im Dampfbade findet; ich zog es daher vor, auf dem Hausflur unter Zubern, Kannen, Mulden, Sieben, Mehlsäcken und anderem nützlichen Hausrath vorlieb zu nehmen, und richtete mich, so gut es gehen wollte, wohnlich daselbst ein.

Mein nichts weniger als nüchterner Wirth suchte seine verworrenen Lebens-Anschauungen bei einer mächtigen Theekanne wieder ins Gleichgewicht zu bringen, fluchte dabei auf Frau und Kinder und trieb die Geängsteten mit Faustschlägen aus der Stube, um sie im nächsten Augenblick wieder herzurufen und aufs neue seine Kraft an ihnen zu erproben. Einige getreue Nachbern waren ruhige Zuschauer bei der Familienscene und gossen sich aus einer ungeheuren Flasche jungen, noch nicht ausgegohrenen Kundwein (Buzuppo) ein, wozu sie die Luft wahrhaft verpestende trockne Fische aßen.

Ich sah wohl ein, daß es vergebliche Mühe sein würde, in meinen Quartiere irgend etwas Genießbares zu erlangen, und begab mich deshalb in die Stadt, wo sich jetzt eine nicht gerade schlechte Garküche befindet, vor zehn Jahren dagegen noch nichts weiter vorhanden war, als Höhlenweiber, welche gekochtes Fleisch, Gallert, Gurken und Milch feil hatten, und Schenken, in welchen der kaukasische Tschichir zu bekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Portugal.

Die portugiesische Armee.*)

Das Königreich Portugal mit den benachbarten Inseln wird jetzt nach dem Dekret vom 26. November 1836 und 9. Januar 1850 in acht Divisionen und zwei Militair-Kommandantschaften getheilt, von denen eine jede ihr besonderes Hauptquartier hat. Es sind dies: die erste Division in Lissabon, die zweite in Porto, die dritte in Evora, die vierte in Braga, die fünfte in Villa-Real, die sechste in Castello-Branco, die siebente in Vizeu, die achte in Faro. Die erste Militair-Kommandantur hat ihren Sitz in Angra, die zweite in St. Miguel auf den Azoren.

Die Gesammtstärke der portugiesischen Armee beträgt:

	Im Frieden.		Im Kriege.	
	Mann.	Pferde.	Mann.	Pferde.
Generalstab	43	—	43	—
Genie	410	4	646	4
Artillerie	2,707	321	4,099	1,185
Infanterie	18,738	144	40,401	324
Kavallerie	3,516	2,546	4,540	4,034
	25,414	3,015	49,729	5,547
6 Batterieen Artillerie zu Pferde			36	Geschütze
6 Batterieen Berg-Artillerie			30	"
18 Batterieen Artillerie zu Fuß			108	"
			174	Geschütze

Die Reserve berechnet man auf etwa 17,000 Mann.

*) Die nachfolgenden Angaben sind dem Werke des preußischen General-Konsuls für Portugal und Spanien, Freiherrn von Minutoli, über Portugal im Jahre 1854 (Stuttgart, 1855), II. Band, S. 130 u. f. entlehnt.

Google

Die Militairpflicht beginnt mit dem achtzehnten Lebensjahre. Ein großer Theil der Rekruten macht den Eindruck schwächlicher Menschen. Die wenig feste und stramme Haltung, wie man sie bei den portugiesischen Infanteristen bemerkt, mag wohl hauptsächlich in dem bequemen Schlafenlassen, aber gewiß auch in der noch schwächlichen und nicht vollständig ausgebildeten Körper-Constitution vieler Rekruten ihren Grund haben. Die Rekruten für die Artillerie und Ingenieure müssen besonders kräftig sein und mindestens sechzig Zoll messen. Auch der für Ulanen bestimmte Ersatz muß stark und sechzig bis zweiundsechzig Zoll groß sein. Das mindeste Maß für Grenadiere sind zwei und sechzig Zoll. Die Uniformen der portugiesischen Armee, besonders die dicken wollenen Epaulette des Grenadier-Regiments Königin, das mächtige Blechschild am Czako erinnern an die englischen Truppen. Die Uniformfarbe ist dunkelblau, die Mäntel sind hellgrau. Die Jäger tragen braune Uniformen, runde Jacken mit einen ganz kurzen Kochschoos. Auf den Schultern liegt eine schwarze runde Wollenmusik, um sie gegen den Hieb zu schützen. Bei den Offizieren ist diese, so wie Achselklappe und Kragen, von schwarzem Sammet. Ueber der Brust befinden sich husarenartige Schnüre und Knebel, bei den Offizieren reicher. Diese Schnüre, so wie die Fangschnur, welche den Jacketten, nach oben zu sich verengenden Czako hält, sind schwarz. Die Hauptzeichen der Jäger haben grüne Abzeichen; der Kapellmeister auch grüne Schnüre und einen grünen Hahnenfederbusch. Die Jäger tragen am Czako grüne Pompons und unter der goldenen Königskrone ein goldenes Horn. Das Letztere ist auch auf den Kochschoos angebracht und in schwarzer Farbe auf der grünen Fahne der markirenden (Nichtungs-) Unteroffiziere. Die Offiziere tragen als Abzeichen auf den Aermeln goldene, die Sergeanten grüne Litzen. Das Lederzeug ist schwarz lackirt. Ein breiter Gurt umschließt den Leib, hinten mit breiter Messingschnalle geschlossen. An der linken Seite steckt statt Säbel das Bajonett in einer Lederscheide; an zwei schwarzen Riemen, welche über die Schultern laufen, wird der wie ein vierseitiges Packet zusammengeschlagene Mantel auf dem Rücken getragen. Die Waffen sind wenig in die Augen fallend. Bis jetzt sind Perkussionsgewehre nur bei einem Theile der Truppen, namentlich bei der Garnison von Lissabon, versuchsweise eingeführt. Das Tuch in den Uniformen ist von verschiedener Güte. Die Stiefel sind gut und dauerhaft. Offiziere tragen eine carmoisin-roth-seidene Schärpe. Die ersten Sergeanten tragen vier, die zweiten drei, die Fouriere gebrochene Streifenlitzen, und zwar bei der Infanterie am Oberarm, bei der Kavallerie unter den Ellenbogen. Der Portepeefähnrich trägt am Aermel-Aufschlag eine schmale, der Lieutenant zwei schmale, der Hauptmann eine breite Goldtresse. Der Major eine breite und eine schmale, der Oberst-Lieutenant zwei breite, der Oberst drei breite Tressen. Der Brigadier trägt Goldstickerei. Der Marine-Lieutenant trägt einen, der Ober-Lieutenant zwei, der Capitain drei goldene Litzen am Aermel, die Adjutanten an der Mühe die Embleme ihrer Waffe.

Die Uniform der Grenadier-Regimenter ist, außer den oben erwähnten allgemeinen Abzeichen, daran kenntlich, daß die Uniform weiß aufgeschlagen und paspolirt, und der rothe Halskragen bei den Offizieren mit einer Gold-, bei den übrigen mit einer gelben Wollen-Tresse besetzt ist. Die Pantalons sind von dunkelgrauem Tuche, die Achselstücke blau, mit weißer Wolle garnirt, jedoch hat die erste Compagnie rothe, die achte grüne Achselstücke. Auf dem Czako befindet sich inmitten eines großen gelben Blechschildes eine silberne Granate und ein Wollenpompon von der Farbe der Achselstücke. Die Interims-Uniform ist blau mit rother Achselklappe. Die Offiziere tragen auf der Schulter des Interims-Ueberrocks eine Goldschnur. Die Linien-Infanterie-Regimenter unterscheiden sich an den Nummern auf der Vorderseite ihrer konischen Czakos und an den verschiedenfarbigen Aufschlägen und Kragen. Die Grenadiere und Jäger tragen statt voller Achselstücke halbmondförmige über die Schulter laufende rothe und grüne Abzeichen. Die Offiziere haben einen Waffenrock mit zwei Reihen Knöpfen und Goldschnur auf der Schulter als Interims-Uniform.

Die Armee wird, in Friedens- sowohl als Kriegszeiten, in Brigaden und Divisionen eingetheilt. Jede Brigade besteht aus zwei oder drei Regimentern Infanterie oder Kavallerie. Eine Division besteht aus zwei oder drei Brigaden, entweder derselben Waffe, oder aus Infanterie und Kavallerie oder aus der Vereinigung von Ingenieuren und Artillerie. Zwei oder mehr Divisionen verschiedener Waffen bilden ein Armee-Corps. Dieses wird von einem Marschall der Armee oder von einem General-Lieutenant befehligt. Die Divisionen von General-Lieutenants, die Brigaden von Marechaes de Campo (General-Majors) oder von Brigadiers.

Die Kavallerie und Infanterie-Regimenter ziehen ihre Gesammtstärke alljährlich auf sechs Wochen zusammen. Vier Wochen hindurch dauern tägliche Exerzier-Uebungen und zwei Wochen werden brigadeweise größere Felddienst-Uebungen und Manövers aufgeführt. Diese Uebungen ordnet der Oberbefehlshaber der Armee an, und werden bei die Rücksichten einer weisen Oekonomie besonders im Auge gefaßt. Zehn Tage vor dem Ausmarsch müssen die Beurlaubten sich bei ihren Truppentheilen einstellen, von denen sie erst fünf Tage nach der Rückkehr des Regiments in die Garnison wieder entlassen werden.

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Gallardi's und andere Dichtungen. — Europäische Rechtspflege in Konstantinopel. — Hypothekenwesen in Italien. — Consent über den thierischen Magnetismus.

Die italiänische Sprache ist die Sprache des Gesanges, daher mag es auch leicht sein, in Italien als Dichter aufzutreten; es erscheinen hier gewiß eben so viele Sammlungen von Gedichten, als in dem weit größeren Deutschland. Einen dichterischen Werth darin zu finden, wagen wir allerdings nicht, aber nimmt man z. B. die von der Liebe eingeflößten Dichtungen des Genueser Gallardi*) zur Hand, so muß man sich freuen über die geschmackvolle Form und die wohlwollenden Gesinnungen der Liebe und Dankbarkeit, die man darin findet. Daß solche Herzensergießungen einer Braut, einer Geliebten u. s. w. bedingirt werden, versteht sich von selbst.

Die Italiäner sind nicht allein in ihrem Lande, sondern auch außerhalb desselben literarisch thätig. Es ist bekannt, daß es den Fremden in der Türkei gestattet ist, unter ihren eigenen Gesetzen zu stehen; z. B. ein paar Franzosen haben unter einander Streit, oder ein Franzose mit einem Bayern, so werden solche Prozesse von den fremden Konsulaten entschieden. Ein Italiäner, Chellini, welcher in Konstantinopel bei solchen Konsulats-Prozessen als Rechtsanwalt beschäftigt war, ist der Erste gewesen, der diesen Gegenstand literarisch behandelte.**) Er war aus Livorno gebürtig und hat seine Sammlung von Erkenntnissen der europäischen Konsulate in Konstantinopel, wo er seit 1842 lebte, mit wissenschaftlichen Noten erläutert, herausgegeben. Nach seinem Tode hat der aus Genua ausgewanderte Advokat Diodato Pellegrino diese Arbeit fortgesetzt.***)

Endlich hat sich auch ein italiänischer Jurist an das Hypotheken-Wesen gewagt, eine Materie, welche von dem römischen Recht ganz anders als von dem germanischen behandelt wird. Das Gesetzbuch Napoleon's folgt dem ersteren in dieser Beziehung, daher auch in Frankreich der Realkredit weniger in Betracht kömmt, als der persönliche, wogegen das preußische Hypotheken-Wesen das Grund-Vermögen mobilisirt und den Realkredit zu großer Vollkommenheit gebracht hat. Napoleon III. hat durch die Stiftung der Bank des Crédit immobilier, durch die Polen Bromici und Wolowski auf das Pfandbriefe-System in Polen aufmerksam gemacht, eine gleiche Erleichterung für den Grundbesitzer einführen wollen; allein diese Unternehmung ist an der Mangelhaftigkeit des französischen Hypotheken-Wesens gescheitert. Die nach dem römischen Recht erzogenen Juristen können sich schwer an die Oeffentlichkeit und Spezialität der Hypotheken gewöhnen. Daher auch die Seltenheit von Schriften über das Hypotheken-Wesen in Italien. Der Advokat Chiesi hat vor kurzem ein Werk darüber†) herausgegeben. Allein auch er hat sich nicht über den Code Napoléon erhoben, und sein Beurtheiler, der Advokat Rosellini in der juridischen Zeitschrift, dem verdienstvollen Panattoni in Florenz, hält eine Vervollkommnung des Hypotheken-Wesens für seinen Vortheil, indem dadurch das Grundvermögen mobilisirt und zum Gegenstande der Speculation gemacht wird. Uebrigens hält Rosellini dieses Werk von Chiesi für das erste Original-Werk Italiens über das Hypotheken-Wesen. Ganz anderer Meinung über diesen Gegenstand ist aber der Professor Sciascia in Palermo in seinem Werke: „Censo critico sulla riforma del sistema ipotecario proposto dal Cavaliere J. F. Neigebaur", so wie der bekannte Professor Manzini aus Neapel, jetzt in Turin, welche für Oeffentlichkeit und Spezialität der Hypotheken sich haben vernehmen lassen. Bei dieser Gelegenheit muß es als eine Merkwürdigkeit erwähnt werden, daß in Italien sich für Einführung von Geschwornen kein Bedürfniß zeigt. Diese germanische Einrichtung hat hier so wenig Anklang gefunden, daß selbst in den piemontesischen Departements unter Napoleon die Geschwornen nicht eingeführt waren.

Ein merkwürdiges Buch hat eben in Florenz die Presse verlassen, nämlich die Erfahrungen über den Magnetismus von dem Kanonikus bei Consoni.††) Der Verfasser hat sich seit mehreren Jahren mit Erforschung des thierischen Magnetismus beschäftigt, ohne denselben als

*) Intelletto d'Amore. Inspirazioni di Enrico Gallardi. Genova, 1854.

**) Giurisprudenza Bisantina dall' avvocato Antonio Chellini.

***) Ripertorio della Giurisprudenza Bisantina.

†) Il sistema ipotecario dall' avvocato Luigi Chiesi. Firenze.

††) La coesistenza e spiritualità dell' anima, distinto dallo spirito sensitivo &c. dal Prof., Can. e Cav. Tadeo dei Consoni. Firenze, 1855.

Heilmittel anzuwenden; er that es lediglich aus Liebhaberei für die Wissenschaft, welcher er sein ganzes Leben und sein Vermögen widmet. Daß dieser Gegenstand von ihm, einem Geistlichen, behandelt wird, ist um so merkwürdiger, als die Kirche sich zum Oefteren gegen alle ähnliche Experimente ausgesprochen hat; auch ist er dieserhalb nicht ohne Anfechtung von Seiten des Erzbischofs von Florenz geblieben. Diese Verhältnisse haben natürlich auf die Art der Darstellung in seinem Werke Einfluß üben müssen; allein sie haben auf seine Wahrheitsliebe keinen Einfluß gehabt, um so weniger, da er sich nicht sowohl mit Hypothesen, als mit den von ihm gemachten Erfahrungen beschäftigt. Dies hat ihn auch frei gehalten von den bei anderen Magnetiseurs so leicht vorkommenden Selbsttäuschungen. Im Allgemeinen scheinen seine Erfahrungen dahin zu gehen, daß Körper und Seele des Menschen durch das, was er Lebenskraft nennt, mit einander vermittelt werden, und daß diese Lebenskraft mit einer allgemeinen Strömung verbunden ist, durch welche eine magnetische Verbindung eines Menschen mit dem anderen bewirkt werden kann. Da die Bedingungen, unter denen diese Wahrnehmungen vorkommen, nicht bei allen Menschen in gleichem Grade vorhanden sind, hat er eine Glasröhre erfunden, in welcher magnetisirte Substanzen die Wirkung beförderu. Außer seinen eigenen Erfahrungen, enthält dieses Werk noch manche beachtenswerthe geschichtliche Nachrichten, z. B. die Aufzählung der bekanntesten magnetischen Gesellschaften, nämlich drei in Paris, eine in Berlin, eine in London; eine in New-Orleans, eine auf der Insel Mauritius und eine in Genf. Unter den bekanntesten Magnetiseurs nach Mesmer führt er an: Franklin, Lafayette, Jussieu, Cabanis, die Doktoren Dielon und de la Motte, die Marquis Chastellux und Puysegur und die Mönche Gerard und Hervier, ferner die Aerzte Wolfart, Koreff, Trassart, Deppine und Rovillier, den russischen Gesandten Graf Pauin, die Grafen Redern und Abrial. Zum Beweise, daß bedeutende Männer dem thierischen Magnetismus ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, beruft sich der Verfasser auf Cuvier, Laplace, Hufeland, Berzelius, Gall, Oken, Arago, Sprengel, Lavater, Reil, Hahnemann, Walzington, Talleyrand, den Erzherzog Karl, die Königin Hortense von Holland, den Kaiser Alexander u. A. m. Selbst Napoleon I. interessirte sich für den Magnetismus, so wie die verwittwete Königin Christine von Spanien und der ehemalige Triumvir Guerazzi von Toskana. Von den neueren Magnetiseurs nennt der Verfasser, außer dem Präsidenten Ness v. Esenbeck und Ennemoser, den jetzigen päpstlichen Staatsrath Orioli, den Geh. Rath Kieser, Graf Szapary und unter vielen Anderen auch den Grafen Sanvitale aus Parma, einen der liebenswürdigsten italiänischen Gelehrten, der eine merkwürdige magnetische Kraft besitzt, aber zugleich den Beweis giebt, daß der Prophet in seinem Vaterlande am wenigsten gilt. Seine Tochter sagte dem Berichterstatter: „Auf mich hat der Magnetismus keine Wirkung, mein Vater könnte mich stundenlang magnetisiren, ich kann es nur lächerlich finden.“ Der Kanonikus bei Conson war von der Kaiserlich Leopoldino-Karolinischen Akademie der Naturforscher wegen seiner Verdienste um die Wissenschaft zum Mitgliede ernannt worden; er hat daher dem Präsidenten dieser Akademie, Ness v. Esenbeck, sein neues Werk auf eine sehr schmeichelhafte Weise zugeeignet. Uebrigens hat der Verfasser früher schon eine Arbeit über Stenographie*) und eine andere über Mnemonik**) geschrieben und in vielfacher Beziehung eine unermüdliche Thätigkeit entwickelt. Vor einigen Jahren führte er einen lange fortgesetzten Briefwechsel mit einem gelehrten Israeliten, G. Lambrolo, welcher dazu führte, daß derselbe sich taufen ließ, wobei der König Karl Albert Pathe war. Dieser Briefwechsel wurde gedruckt, ***) und auf Veranlassung des Instituts von Frankreich ins Französische übersetzt.

J. F. Reigebaur.

*) Nuova sistema di stenografia Italiana. Padova, 1826.

**) Della mnemotecnica, arte di facilitar la memoria. Firenze, 1848.

***) Degli Ostacoli, che lo contrariarono, ed oppongono ai evangelica rigenerazione degli Ebrei e come superarli. Milano, 1844.

†) Im Selbstverlage des Herausgebers, Dr. G. Meyer, eines Mecklenburgers, der in seinem engeren Vaterlande ein ähnliches Naturwerk mit Glück versucht hatte, D. R.

Mannigfaltiges.

— Eine neue Vierteljahrsschrift. Für das Jahr 1856 erscheint in Berlin unter dem Titel: „Archiv für Landeskunde der Preußischen Monarchie“†) vierteljährlich ein Heft von vierhundert Seiten, das der fast verschollenen deutschen Gründlichkeit und Gediegenheit alle Ehre macht. Es liegt in Gestalt eines umfangreichen Buches vor uns und erweckt durch sein würdiges Aeußere — Papier und Druck sind auffallend gut — schon das Zutrauen des kritischen Lesers. Der Inhalt rechtfertigt dies fast durch jede Abhandlung; man fühlt sich von dem soliden Charakter des Werkes wohlthuend angesprochen. Es behandelt seine Gegenstände nicht im Tone trockener Belehrung, oder gar oberflächlicher Unterhaltung, aber es weiß sehr wohl zu belehren und zu unterhalten durch seine mannigfachen Darstellungen aus dem Gebiete des Thatsächlichen. Daß es dabei zunächst sich innerhalb der Gränzen des preußischen Staates bewegt, giebt ihm einen höheren Grad von Concentration und Klarheit. Auch kann unser engeres Vaterland mit vollem Rechte als die größte und ausgebildetste Form deutschen Lebens und Webens in den Vordergrund gestellt werden, wenn es gilt, die Entwickelungsstufen der Völker zu zeigen. Das Archiv für preußische Landeskunde ist, so zu sagen, ein Rechenschaftsbericht über die Fortschritte der Kultur in allen ihren Phasen. Ackerbau und Industrie, diese beiden Lebensfragen der Gegenwart, werden besonders voll Eifer und Sachkenntniß darin erörtert; der Gutsbesitzer und der Kaufmann werden die Vierteljahrsschrift darum liebgewinnen. Die Besprechung des preußischen Gerichtsverfahrens und des preußischen Finanzsystems wird den fleißigen Beamten aller Zweige interessiren, und damit alle Stände ihre Befriedigung finden, ist auch für den Soldaten gesorgt durch eine Darstellung der geschichtlichen Anfänge einer preußischen Kriegsmarine, die bis zu dem großen Kurfürsten nachgewiesen werden. Diejenige Klasse von Lesern, der es nicht um Sach- und Fachkenntnisse zu thun ist — die Frauen dürften dazu gehören — wird dennoch das Archiv für preußische Landeskunde mit Vergnügen und Nutzen zur Hand nehmen können, wenn sie sich die treffliche naturwissenschaftliche Abhandlung über den Bernstein von Dr. Thomas in Königsberg ausmählt. Das urweltliche versteinerte Harz hat seinen Namen aus der Römerzeit, wo man es „Berenicenstein“ genannt und als Siegeszeichen in Amulettgestalt auf der Brust getragen haben soll. Die Andeutungen über die Verwendung des Bernsteins bei der Ornamentik möchten wir gern vervollständigt sehen durch Anführung des alten westfälischen Schmucks, der bei reichen Bauerfrauen zu ihrer Nationaltracht unerläßlich ist. Der Bernstein ist dort zu Halsbändern von riesigen Perlen verwendet, die durch alle Generationen wie ein adeliger Familienschmuck weiter vererbt werden. Auch dem gelehrten Aufsatz des Geh. Raths und Prof. Schubert: „Ueber die Bildung des Territorial-Bestandes des preußischen Staates während der Regierung der Hohenzollern“ läßt sich außer dem historischen Interesse noch manches romantische abgewinnen, z. B., um nur eines anzuführen, die wenig bekannte Thatsache, daß Neuenburg und Valendis als rechtmäßige Erbschaft an das Haus Hohenzollern gefallen, und zwar von einer Enkelin der berühmten, schönen Herzogin von Longueville direkt an dasselbe übergegangen ist. — Der Preis des preußischen Archivs ist nur ein Thaler vierteljährlich, und alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

F. v. H.

— Antiwestmächtliche Politik in Amerika. Kürzlich ist in New-York unter dem Titel „Die unheilige Allianz“ („The Unholy Alliance“) eine neue, gegen die Politik der Westmächte gerichtete Schrift erschienen, deren Verfasser ein Herr William Giles Dix ist. In dieser Schrift wird die jetzt schwebende orientalische Frage als ein bodenloser Abgrund, als ein Kampf zwischen Christenthum und Mahammedanismus betrachtet. Der Verfasser ist außer sich darüber, „daß die beiden mächtigsten christlichen Nationen Europa's dem großen Erzfeinde Christi Hülfe leisten“, und zwar gerade zu einer Zeit, wo derselbe schwankendes Reich aus einander zu fallen Miene macht. Für Rußland hegt Herr W. G. Dix gerade keine besonderen Sympathien, doch in dem gegenwärtigen Kriege ist dasselbe, wie er meint, vollkommen in seinem Rechte, weshalb er auch den Wunsch ausspricht, daß es in dem Kampfe, der jetzt in der Krim angefochten wird, den Sieg davontragen möge. Rußland, behauptet er, müsse Konstantinopel besitzen und werde auch über kurz oder lang in diesen Besitz kommen, der im Verlaufe der Zeit jenes Land zu einer handeltreibenden und demzufolge minder despotischen Macht umgestalten würde. Indem sich Frankreich und England der Andehnung Rußlands in dieser Richtung widersetzen, opponirten sie zugleich gegen die Civilisation. Der Despotismus, sagt unser Amerikaner, könne nur als geschlossene Corporation sich erhalten; öffne er sich dagegen den sittlichen und sozialen Einflüssen der Welt, wie dies unzweifelhaft geschehen würde, wenn Rußland bis an das Mittelländische Meer sich ausdehnte, so würde dieses Land sich auch der politischen Bildung des Volkes erschließen und demzufolge constitutionell und frei werden. Herr Dix spricht dies mit solcher Entschiedenheit aus, als ob er im Geiste schon die „Vereinigten Staaten von Ost-Europa“, diese panslavistische Idee der Herren Alexander Herzen, Golowin ꝛc. verwirklicht und die große slavische Conföderation den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika die Hand reichen sähe.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt in das Inland portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Universitäts-Str. Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 146. Berlin, Donnerstag den 6. Dezember 1855.

Frankreich.

Zur Theurungsfrage.

Ueber dieses Thema, das sich leider überall in den Vordergrund der Tagesfragen drängt, geben wir aus einer weitsichtigten Abhandlung in der Revue Contemporaine, die zunächst französische Zustände bespricht, einen Auszug.

„Die fast allgemeine Erwartung auf eine gute Aerndte, die der schon in die zwei Jahre dauernden Krisis ein Ende zu machen versprach, wurde getäuscht. Die harte Prüfung, unter der unsere arbeitende Bevölkerung schon so lange muthig ausgeharrt, soll ihr auch in diesem Jahre nicht gespart werden. Vielleicht hilft uns ein Rückblick auf einige frühere Jahre die schwere Bürde mit Ergebung ferner tragen, während wir der Vorsehung danken, daß sie die Noth in eine Zeit fallen ließ, wo Frankreich, Dank der geschickten Politik einer kraftvollen und populären Regierung, das Gemälde einer unermeßlichen Werkstatt darstellt, in der Jeglicher, der nur auf seine Thätigkeit und seine Arme angewiesen ist, ununterbrochen Arbeit findet. Denken wir uns, auf die Hungersnoth 1846 und die schwache Aerndte 1847 im Jahre 1848 einen zweiten Aerndte-Ausfall eingetreten: durch welche Wunder des Genies hätten die Männer, denen der Lauf der Ereignisse die Geschicke Frankreichs vorübergehend in die Hände gespielt hatte, es vermocht, den furchtbaren Sturm, der aus den Borrikaden des Februar hervorgebrochen war, in die Schranken einer politischen Bewegung zu weisen! Das Wort, das einem Mitglied der provisorischen Regierung in den Mund gelegt wird, giebt die treffendste Antwort auf jene Frage: „Das dazu" — er meinte unzureichende Aerndte — „und die französische Gesellschaft wäre heute zu Staub zermalmt."

„Wir sind, Gottlob, fern von diesen unseligen Zeiten, und die Verantwortlichkeit, die auf der Regierung lag, nahm keineswegs die Anwendung heroischer Mittel in Anspruch. Die Richtschnur, die sie zu befolgen hatte, konnte sie schon von 1853 her: sie brauchte nur sich selbst nachzuahmen.

„Sobald sie von dem schlechten Ergebniß der diesjährigen Weizen-Aerndte Kunde hatte, bereite sie sich, dieselbe auf dem Wege der offiziellen Zeitung dem Lande mitzutheilen. Sie schente es nicht, trotz der Unvollständigkeit der eingegangenen Berichte, eine genaue Zahl auszusprechen; weil sie begriff, daß, gegenüber den widersprechenden Schätzungen, die im Publikum umliefen, das erste Bedürfniß sei, der Ungewißheit das Thor zu schließen. Dieser Akt muthiger Offenheit hatte eine doppelte, heilsame Wirkung. Er gab dem Handel, der sich darauf beschränkte, Einkäufe im Auslande zu machen, einen entschiedenen Schwung. Ein längeres Zaudern hätte das Uebel nur ärger gemacht. Unter solchen Umständen kann die Privat-Industrie nicht rasch genug bei der Hand sein. Will man vortheilhafte Einkäufe machen, so darf man sich auf den anwärtigen reich versehenen Märkten keinen Vorsprung abgewinnen lassen. Nicht minder wichtig ist es im Interesse der verzehrenden Bevölkerung, die ersten Sendungen möglichst zu vervielfältigen und sie zu rechter Zeit und in Ueberfülle auf die binnenländischen Märkte zu leiten, wenn der Verkaufspreis vor dem Eintritt der ungünstigen Jahreszeit einen regelmäßigeren Lauf halten soll.

„Da andererseits in einigen Gegenden die Weizen-Aerndte ausnahmsweise schlecht und um ein Viertel, ja, um ein Drittel geringer als eine normale Aerndte ausfiel, so nahm man dieses partielle Verhältniß zum Maßstab für den Ertrag des ganzen Landes und übertrieb dadurch die der Gesammtheit drohende neue Krisis. Daher Besorgniß, Bangen, beklagenswerthe Entmuthigung. Der Artikel des *Moniteur*, der das Land über den wahren Stand der Dinge aufklärte, hat unbezweifelt viel dazu beigetragen, die schon an sich mißliche Situation aus der gefährlichen Entwickelung zu entwirren. Das Erste, was die Regierung unter solchen Umständen zu thun hat, ist, die Wahrheit zu sagen; durch Verkuschung derselben, wäre es auch nur wenige Tage, würde sie die ernsteste Verantwortlichkeit auf sich laden. Der Gewinn, den das Geheimhalten hervorbrächte, wäre zweifelhaft und vorübergehend, dagegen der Nachtheil gewiß und andauernd, indem der Handel seine Operationen, die nur, rasch ausgeführt, die Entwickelung der Krisis zu beschwören vermögen, vertagen würde. Durch den Einfluß überdies, den die Märkte auf einander üben, würde das Steigen der Preise allmählich weitere Kreise ergreifen und zuletzt allgemein werden. Nur die Wahrheit, Allen zur selben Stunde entdeckt, konnte die Wirkungen dieser verderblichen Ansteckung hemmen.

„Demnach hat die Regierung noch zwei wesentliche Verpflichtungen gegen das Land. Sie muß durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel der Privat-Industrie, die sie angespornt hat, volle Freiheit der Thätigkeit gewähren: theils dadurch, daß sie ihr die Hemmnisse der Gesetzgebung, die nur gewöhnliche Zeiten im Auge hatte, aus dem Wege räumt; theils, indem sie ihr ausnahmsweise Erleichterungen schafft, theils endlich, daß sie diejenige gegen Eingenommenheiten und Vorurtheile — Ueberreste aus der guten alten Zeit, denen allerdings Rechnung zu tragen, aber nicht nachzugeben ist — zu schützen sucht. Diese Aufgabe hat die Regierung durch eine Reihe allgemein gebilligter Maßregeln gelöst. In Kriegszeiten muß ferner die Regierung dem Handel, dem einzig möglichen Versorger unserer Märkte, nach außen, zu Lande und zu Wasser, kräftigen Schutz sichern."

In dem gegenwärtigen Kriege indeß, meint der Verfasser, habe die französische Regierung in dieser Beziehung wenig zu thun. Er sagt: „Der so gerechte und ruhmreiche Kampf, den wir bestehen, weit entfernt, uns in Europa zu isoliren, hat vielmehr, zum Vortheil unseres Einflusses, die internationalen Bande zu gegenseitigem Schutz und Trutz enger und fester gezogen. In welchem Lande auch, Rußland ausgenommen, unser Handel auftritt, kommen ihm die eifrigen Sympathieen der Völker und die zuvorkommende Mitwirkung der Regierungen freundlich entgegen."

Der Verfasser giebt nun noch vollständigen und glaubwürdigen Berichten einen Ueberblick des Gesammtstandes der Aerndte in Frankreich.

„Eine Eigenthümlichkeit unterscheidet die gegenwärtige Unzulänglichkeit unserer Weizen-Aerndte von früheren ähnlichen Nothständen: Sie hängt mit mannigfaltigen und zahlreichen atmosphärischen Einflüssen zusammen. Kaum wird man eine Gruppe angränzender Departements auffinden, in welchen das Uebel aus denselben Ursachen und zu denselben Epochen aufgetreten ist. In den nördlichen und nordöstlichen Departements schreibt man den Schaden allgemein den trockenen Frösten des Spätwinters und den kalten Regengüssen in den ersten Wochen des Frühlings zu. Ueberdies hat in diesen Gegenden die Einsaat nicht überall unter sehr günstigen Verhältnissen stattgefunden. An anderen Punkten haben die kalten Morgennebel, von glühender Sonne während des Tages begleitet, das Schießen und Aehren und das Blühen gehindert. In den Departements L'Eure-et-Loire, L'Eure, La Sarthe u. a. hat sich obendrein der Rost gezeigt. In anderen Gegenden, namentlich in Südwesten, wo die Vegetation die ersten Stadien glücklich zurückgelegt hatte, wirken Plötzregen im Laufe des Sommers, Hagel und Ueberschwemmungen zerstörend auf die Saaten. Gleichförmig war nur die Aerndtezeit, in der überall das herrlichste Wetter geherrscht zu haben scheint.

„Noch eine Eigenheit, die schon 1853 sich bemerklich machte, hat sich in diesem Jahre wiederholt. Es steht nämlich leider fest, daß die Departements verhältnißmäßig am meisten gelitten haben, und daß der Aerndte-Ausfall bei weitem überwiegender war, wo dem Anbau der Wintersaat vor dem der Sommersaat ein größerer Boden-Umfang eingeräumt wurde. Warum gerade die Gegenden, die sonst dem Getraidebau so günstig sind, den unseligen Vorrang genossen, mehr als andere von den atmosphärischen Einflüssen heimgesucht zu werden? Das ist das Geheimniß dessen, der über Gut und Leben der Menschen verfügt. Vielleicht werden aber unsere Landwirthe hier einen Grund mehr finden, bei dem Anbau der ersten Bedürfnisse nicht um Sorgfalt in Düngung zu feilschen. . . . . .

„Schwieriger ist die Aufgabe, das Verhältniß des Total-Ausfalls zu bestimmen. Wir möchten nicht gern zu tief, aber auch nicht zu

hoch greifen. Von vorn herein müssen wir aber bemerken, daß die Ansätze, worauf unsere Berechnung fußt, etwas in der Eil und in dem Augenblick gesammelt, wo das Dreschen noch nirgends ernstlich begonnen hatte, mit Vorsicht anzunehmen sind. So viel geht daraus hervor, daß in den am schwersten betroffenen Gegenden der durchschnittliche Ausfall fünfzehn Prozent, in den minder hart heimgesuchten zehn Prozent gegen eine gewöhnliche Aernte beträgt; die Durchschnittsziffer für das Gesammt-Frankreich — vorausgesetzt, die Summe der Production sei überall gleich — wäre demnach zwölf bis dreizehnhalb Prozent. Da man nun den Gesammtverbrauch des Landes in den letzten Zeiten durchschnittlich auf zweiundachtzig Millionen Hektolitres*), den Staatsbedarf mit einbegriffen, berechnet hat, so würden uns beiläufig zehn Millionen Hektolitres fehlen, um die Lücke auszufüllen. Unglücklicherweise bieten das Mangkorn (Weizen und Roggen) und der Roggen einen verhältnißmäßig eben so starken Ausfall."

Inzwischen, meint der Verfasser, braucht Frankreich nicht zu fürchten, daß der gegenwärtige Nothstand so schwer auf die Bevölkerung drücken werde, wie der im Jahre 1846 oder 1853. „Aus unseren Berichten geht übereinstimmend hervor, daß, wenn auch die Weizen-, Mangkorn- und Roggen-Aernte schwach in Quantität war, der doch überall, mit wenigen Ausnahmen, von vortrefflicher Qualität ist. Das Korn ist gesund, schwer und giebt ein reichliches, nahrhaftes Mehl aus. Dieses Uebergewicht der Qualität ist in manchen Departements so groß, daß Sachverständige behaupten, sie gleiche den Ausfall an der Quantität aus.

„Eine bedeutende Aushülfe wird die Sommerfrucht gewähren, die überall reichlich ausgetragen hat. Die Gerste, im Durchschnitt siebzehn Millionen Hektolitres jährlich, wovon die Hälfte zur menschlichen Nahrung verwendet wird, giebt den nächsten beträchtlichen Beitrag. Die diesjährige Aernte übersteigt den Ertrag eines gewöhnlichen Jahres um fünfzehn bis zwanzig Prozent; eben so wird die Production des Mais, der in gewöhnlichen Jahren sechs Millionen Hektolitres dem Verbrauche abgiebt, in den meisten Gegenden auf fünfundzwanzig bis dreißig Prozent höher, als in einem durchschnittlichen Jahre, veranschlagt. Sehr günstig lauten auch die Nachrichten über den Buchweizen aus dem Osten, der Bretagne, Mittel-Frankreich, wo diese nützliche Frucht, die an sechs Millionen Hektolitres zur Nahrung beisteuert, in großem Maßstabe angebaut wird. Die Kastanien, die der Bevölkerung von Limousin, der Sevennen, der Bretagne u. a. mehrere Monate im Jahre zur Nahrung dienen, die trockenen Gemüse, namentlich die Bohnen-Arten, der Hafer, sind trefflich gerathen und werden, das dürfen wir dreist behaupten, einen großen Theil des Ausfalls an Weizen, Mangkorn und Roggen decken.

„Zur besonderen Besprechung aufgefordert haben wir die Kartoffel, dieses zweite Brod unserer Bauern, die wegen ihres allgemeinen Gebrauchs von den Statistikern ohne Anstand in gleichen Rang mit den Cerealien gestellt wird. Die von allerwärts einlaufenden Nachrichten über diese kostbare Knolle lauten sehr befriedigend. Die Krankheit, an der sie seit zehn Jahren gelitten, hat sich in vielen Departements gar nicht, in manchen nur stellenweise und auch da nicht in der früheren Intensität gezeigt; und sie scheint sich allmählich spurlos verlieren zu wollen. Der Kartoffel-Ertrag verspricht demnach ein guter und reichlicher zu sein, um so mehr, als die schon 1854 erkannte Abnahme der Krankheit viele Landwirthe bestimmt hatte, die Kartoffeln in größerem Maße anzubauen.

„Das Verhältniß, nach welchem eine reiche Kartoffel-Aernte zur Ausgleichung des Ausfalls an Weizen beisteuern kann, läßt sich schwer in einer genauen Ziffer formuliren; daß sie aber eine bedeutende Aushülfe gewährt, darin sind unsere Landwirthe einstimmig. Eine Thatsache wird das bestätigen. In dem Departement La Meurthe, wo die Aernte an Weizen, Mangkorn und Roggen, wenn auch nicht unter den Bedürfnissen des Verbrauchs, da dieses Departement gewöhnlich ausführt, doch unter der Ziffer eines mittelmäßigen Jahres sich gehalten hat, ist der Ueberfluß an Gemüsen, Gerste und besonders der außerordentliche Ertrag der Kartoffeln so groß, daß der Verbrauch an Weizen um zwanzig Prozent auf den Kopf abgenommen hat.

„Um das Gemälde zu vervollständigen, erwähnen wir noch die Wein-Aernte, welche die Ergebnisse der letzteren, freilich mittelmäßigen Jahre, eher übertreffen, als dagegen zurückstehen wird. Endlich sind die Futterkräuter in Ueberfluß eingebracht, und das kann auf die Fleischpreise einen glücklichen Einfluß haben.

„Zu den Hülfsmitteln, die nach dem Bisherigen die Natur zur Ausfüllung der Lücken bietet, ist noch eines aus einer unterschiedenen Ordnung der Dinge in Anschlag zu bringen. Die Erfahrung lehrt, daß die Theurung der Cerealien, ja, die bloße Besorgniß vor einer wahrscheinlichen Theurung die Wirkung hat, den Verbrauch in großem Maße einzuziehen und zu beschränken. Man braucht aber nicht gleich an Gesundheit gefährdende Entbehrungen zu denken; es ist nur eine Ermäßigung in der Diät gemeint, die, nach den Sterbelisten, durchaus ohne Nachtheil, in diesem Jahre, wie in den vorangegangenen Krisen, sicherlich eintreten wird. Sie wird in diesem Jahre noch dem Verhältniß um so größer sein, als die Consumtion in den letzten Jahren, so zu sagen, eine gewisse Elastizität zeigte. Diese glückliche Thatsache hängt damit zusammen, daß seit der wiederhergestellten Ordnung mit ihren Folgen: Entwickelung der Arbeit und erhöhter Lohn, die arbeitende Klasse bessere Nahrungsmittel gebraucht. Es wird im Verhältniß zu der angewachsenen Volksmenge jetzt mehr Weizenbrod verzehrt, als in den letzten acht oder zehn Jahren. Die Quantität der in Brod verwandelten Weizens erreichte damals höchstens die Ziffer dreiundsechzig bis vierundsechzig Millionen Hektolitres; sie übersteigt jetzt achtundsechzig Millionen Hektolitres.

„Auch die Verspätung der Aernte um drei bis vier Wochen gegen die Normalzeit kömmt der Verminderung des Defizits zu Gute; denn so lange hat das Land von dem Vorrath des Jahres 1854 gehabt. Wenn nun die nächste Aernte, wie wir Grund zu hoffen haben, zur gehörigen Zeit eintritt: so wird das Jahr 1855 nur für den Nahrungs-Bedarf von eilf bis zwölfthalb Monaten zu sorgen haben.

„Alle diese mildernden Umstände zusammengenommen, berechtigen zu dem Schlusse, daß die vom Moniteur unter dem 20. September, obgleich nur hypothetisch und auf Grund damals noch unzuverlässiger Berichte, angegebene Ziffer von sieben Millionen Hektolitres, die zur Deckung des Ausfalls werden und dem Auslande zu beziehen sein, die richtige war.*) Die Frage aber, wohin Frankreich um Aushülfe sich zu wenden hat, wird in einem anderen Aufsatze beantwortet, den wir nächstens unseren Lesern ebenfalls im Auszuge vorlegen werden.

Rußland.

Aus dem Tagebuche eines Verbannten im Kaukasus.

II. Von Stawropol nach dem Gebirge.

(Fortsetzung.)

Die kaukasischen Junker, meine Reisegefährten, fühlten sich überglücklich, daß sie endlich das gelobte Land des Weines betreten hatten, und machten auch sofort mit dem Labetrunke nähere Bekanntschaft. Der Soldat, welcher bisher für meine kleinen Bedürfnisse gesorgt hatte, war mir beim Einmarsch in die Stadt abhanden gekommen, und ich sah ihn erst in Gesellschaft eines Junkers wieder, dem er eine mächtige Flasche Tschichir nachtrug. Der junge Offizier in spe freute sich eines sehr rosenfarbenen Humors und rief mir schon weitem zu:

„Heda, Kamerad! warum verschmähst Du unsere Gesellschaft? Komm mit mir und trinke ein Glas Wein mit uns, denn sonst ist an dem Reste ja doch nichts zu bekommen. Was thut's — fügte er nach augenblicklichem Schweigen hinzu — wenn nur der Tschichir gut ist."

Ohne meine Antwort abzuwarten, faßte er mich unter den Arm und zog mich mit sich fort. Sich zu widersetzen, war hier wenig möglich noch rathsam, denn bei Jünglingen, die sich in der Verfassung befinden, in welcher mein Gefährte war, ist von der Artigkeit zur Ungezogenheit und Brutalität nur ein Schritt.

Ich fand die ganze Gesellschaft beim Glase, und unsere Reisegefährten im besten Zuge, die Honneurs des Hauses zu machen. Als ich eintrat, reichte sie mir mit einem plumpen Knix ein Glas blaßrothen trüben Weins, der so herbe und sauer war, daß er mir alle Gesichtsmuskeln zusammenzog, und ich wahrscheinlich eine gräuliche Fratze schnitt. So gut der Tschichir am Terek, d. h. dort ist, wo er wächst, so schlecht wird er durch die Ausfuhr. Das ist aber auch ganz erklärlich, denn so viel Wein unterwegs abgezapft wird, so viel Wasser wird zugegossen; die Fässer kommen voll an den Ort ihrer Bestimmung, und der Wein erleidet durch die Taufe keine Preis-Ermäßigung.

Zum Zechgelage hatte sich auch der sanftrothe Wirth nebst seiner Ehehälfte eingefunden; er spendete den Trunk, sie dagegen den Imbiß, d. h. gekochte Fische, Pastete (пирогъ) und Pfannkuchen (блины). Die älteste Tochter saß seitwärts auf einem mit einem persischen Teppich bedeckten Kasten, neben einem Junker, der sehr gemessen that und vorgab, nach der Stadt gekommen zu sein, um sich zu verheiraten; die übrigen Schwestern spielten die Rolle dienender Geister und trugen Speise und Trank herzu.

Marie, so hieß die älteste Tochter und präsumtive Ehestandskandidatin, war ein Mädchen mit recht hübschem Gesicht und feiner Hand, die sich durch ein reiches buntes Kleid und künstlich geflochtene Haare vor den jüngeren Schwestern auszeichnete und bereits in den Jahren stand, wo es an der Zeit ist, sich vom starken Geschlechte huldigen zu lassen. Unsere flotte Junkerwelt hatte es bald begriffen.

*) Der Hektolitre hat 19½ Berl. Scheffel.

*) Da Frankreich seinerseits alle Getraide-Ausfuhr noch dem Auslande verboten hat, so läßt sich dort natürlich eine solche Berechnung leichter anstellen, als in den Ländern, wo die Ausfuhr gestattet bleibt.

Digitized by Google

daß dem Mädchen die große Dame im Kopfe stecke; hatte sie doch mit sichtbarer Verachtung vom Kaufmannsstande gesprochen, dem sie angehörte, und deutlich genug zu verstehen gegeben, ihre Stelle sei in einer höheren Sphäre. Wie sich wohl denken läßt, traten die jungen Leute unvorzüglich in ihre respektiven Rollen, die sie, schon gut eingeübt, auch trotz der besten Schauspieler durchführten. Marie seufzte nach einem Adeligen (благородный), der sie recht schön herausputze, keine Arbeit von ihr verlange und besonders ihre sorgfältige Erziehung zu schätzen wisse. Der Bräutigam schien mit diesen billigen Forderungen vollkommen einverstanden zu sein, denn das Pärchen saß höchst traulich neben einander und drückte sich ab und zu die Hände. Der Vater schien in einer liebenswürdigen Weinlaune der Sache eine entschiedene Wendung geben zu wollen und befahl der Tochter den Unterwühlten zum Zeichen des geschlossenen Bündnisses zu küssen. Mit lautem Jubel schwenkte die Gesellschaft die vollen Gläser, der beglückte Bräutigam jedoch verlangte des Feiertages wegen Aufschub bis zum folgenden Tage, wenigstens in Betreff der Verlobung, was denn auch gestattet wurde. Am frühen Morgen des nächsten Tages marschirten wir an, mit uns der adelige Bräutigam, und die gute Marie hatte mit dem Nachsehen die Mühe weiteren Suchens nach einem „Edelgeborenen".

Beim Heraustreten aus dem Hause stieß ich auf einen Offizier. Pflichtschuldigst machte ich Front und legte meine zwei Finger an die Mütze; doch wer beschreibt meine Freude, als ich in ihm einen Landsmann erblickte, der eben erst von Tagaurog gekommen war, wo er sein Examen gemacht hatte.

„Ich habe auf der Stelle erkannt", rief er mir zu, „daß Du ein frisch Angekommener bist; komm mit in mein Quartier."

Mit diesen Worten führte er mich in seine Stube und befahl seinem Burschen, der verschiedene Functionen zu versehen hatte, ein echt vaterländisches Mahl zu bereiten, das denn auch bald lieblich duftend vor uns stand.

Mein Landsmann lebte bereits eine Reihe von Jahren im Kaukasus und lieferte mir eine trenere Charakteristik meiner Reisegesellschaft, als ich sie zu geben vermochte, ungeachtet ich bereits mehrere Tage mit und in ihr lebte. Sehr dankbar war ich ihm für die guten Lehren, welche er mir in Betreff des Verfahrens gab, das ich den kaukasischen jungen Leuten gegenüber zu beobachten hatte, und die mir in der Folge mehrmals trefflich zu statten kamen. Die jungen Herren näherten sich mir bald als Freunde der Wissenschaft, bald als Schriftsteller oder Dichter, nahmen jedes von mir gesprochene Wort, mochte es auch das gleichgültigste sein, mit Enthusiasmus auf, geriethen über meine Bücher, meine Zeichnungen in namenloses Entzücken und endeten ihren Wortschwall gewöhnlich mit einer projektirten Anleihe von so und so viel Rubeln, von welcher ich mich mit einer Kleinigkeit loskaufte und auf diese Weise mit Allen im besten Einvernehmen blieb.

Im Laufe des Gespräches machte mich mein neuer Freund noch mit denjenigen Menschen bekannt, unter denen ich in Zukunft zu leben hatte. Ich sollte darunter manchen alten Bekannten finden und freute mich recht herzlich auf deren Wiedersehen.

Unseren Ausmarsch aus Georgiejewsk eröffnete das postalische Dreigespann unseres Fähnrich, das sich furchtlos in den schäumenden Podkumek stürzte, um am jenseitigen Ufer auf die Straße zu gelangen, welche in die Berge führt. Wir unsererseits hielten mit der einen Hand die hochaufgeschürzten Schöße unserer Mäntel, mit der anderen über dem Kopfe die Stiefel und wateten so hinter dem von einem Paar Ochsen gezogenen Wagen, worauf unsere Bagage lag, her durch den Fluß, um am jenseitigen Ufer abermals eine Steppe zu betreten, die sich beinahe bis zum Fuße der Bergriesen hinzieht. Wir sahen nun nicht mehr jene erstaunlichen Höhen, noch die allmählich aufsteigenden großartigen Plateaus, dafür aber üppige Grasflächen und unter der Last ihrer Aehren sich beugende Kornfelder, die im Westen von den Piatigor-Bergen, im Süden dagegen von den Schneegipfeln der Hauptkette begränzt waren.

Wie überall in der Steppe, so war auch hier fühlbarer Wassermangel, und wir trafen vom Podkumek bis zum Terek, also auf einer Fläche von zehn Meilen Länge, nicht ein einziges Flüßchen. In den Stanizen giebt es wohl Brunnen, doch ist ihr Wasser bitter und deshalb unschmackhaft.

Je weiter wir gegen Süden vorrückten, desto mehr befreundete ich mich mit den altehrwürdigen Schneehäuptern, die am Tage mit dem Gewölk an Weiße wetteiferten, nach Sonnen-Untergang sich in ein goldpurpurnes Gewand hüllten und zuletzt, mehr und mehr in eine violette Färbung übergehend, in den Schatten der Nacht verschwammen.*

Während der der Ruhe bestimmten Abendstunden und Rasttage nahm ich oft die geologischen und topographischen Werke über den Kaukasus zur Hand, über welche ich zu verfügen hatte, fand in ihnen jedoch nur wenig Befriedigung meiner Wißbegier, denn eine genaue Untersuchung und Vermessung der neuen russischen Provinz fand erst auf Anregung des Fürsten Woronzow unter Leitung des Obersten vom Generalstabe, Joseph Chodzko's, eines Bruders des Verfassers der so anziehenden „Bilder aus Litthauen", im Jahre 1850 statt. Der genannte Offizier, ausgerüstet mit den nöthigen Mess-Instrumenten, unternahm in Gesellschaft mehrerer Gelehrten und einer Bedeckung von sechzig Mann einen Zug nach dem Ararat und untersuchte und vermaß dabei den ganzen Kaukasus, so weit es möglich war. Die von ihm entworfene Karte zeigt einen Längen-Durchschnitt der ganzen Kette und giebt sowohl die relative Höhe sämmtlicher Berggipfel, wie auch diejenigen der Quellen und ihr Gefälle an.

Es wird wohl nicht überflüssig sein, in kurzen Worten ein Bild von der Gestalt der Kaukasuskette zu geben, die sich so wesentlich von allen Gebirgen Europa's unterscheidet.

Fast alle Bergketten unseres Erdtheils, vorzugsweise die Alpen, Pyrenäen und Karpathen, sind nur von den Thälern und zu besteigen; in diesen allein bebaut der Landmann das Feld und treibt Viehzucht, nur in ihnen findet man die oft recht wohlhabenden Dörfer. Ganz anders verhält es sich mit dem Kaukasus. Von seinem äußersten westlichen Punkte, der Festung Anapa, bis zu dem in die Wellen des Kaspischen Meeres schaudenden öthlichen, zieht er sich als ununterbrochener Kamm, dessen nördlicher, zehn Meilen breiter Abhang anfangs steil abfällt, dann aber eine Hochebene bildet, sich nochmals senkt und zuletzt als wiederum steile Wand, Schwarze Berge genannt, die Fläche begränzt. Nur die Hauptpunkte der Kaukasusgruppe, der Elborus und Kasbek, treten noch Norden vor.

So stellt sich das Gebirge, von Mitternacht ausgesehen, dar. Prüft man seine Form genauer, so gewahrt man, daß der nördliche Abhang terrassenartig ist und ausgedehnte, bisweilen sich senkende Flächen bildet, welche dreitausend Metres über dem Meeresspiegel erhaben liegen. Diese sind in allen Richtungen von tiefen Schluchten und Klüften durchschnitten und erscheinen gleichfalls als Steppen, die jedoch selten Weideland und trefflichen Ackerboden bieten und überdies gegen jeden nachtheiligen klimatischen Einfluß geschützt sind. Die Hitze mag noch so versengend sein, hier findet das Vieh immer herrliches Futter, und die Aehren sind voll dicker Körner. Die Schluchten, welche die Fläche theilen, sind meist schauderhafte Abgründe, deren Seiten mit Gebüsch bewachsen sind, und über deren Boden weg ein Waldbach tobt, der sich weiterhin zu einem Flusse gestaltet.

Nach dem Angeführten fürchtet man es wohl erklärlich, wie schwierig es sein muß, diese Seite der Bergkette in seine Gewalt zu bekommen. Das hat denn auch die vordringende russische Armee erfahren, welcher die Aufgabe wurde, die Höhen zu nehmen und zu besetzen. Vorzugsweise waren es die Schluchten, welche das Vordringen der Reiterei und Artillerie hinderten. Diese gebrauchten oft mehrere Tage, um von einer Höhe zur anderen zu kommen, trotzdem die Entfernung nur wenig Werst betrug. Und welche Schwierigkeiten gab es dabei zu überwinden! Der Mensch mußte die Arbeit des Lastthiers übernehmen und Alles, Geschütz, Munition und Proviant, auf seinen Schultern an Ort und Stelle schleppen. Wohl versuchte er es, die Last auf den Rücken eines an die Bergpfade gewöhnten Rosses zu legen; doch meist verschwanden Thier und Gut in einem der Abgründe.

Einen ganz anderen Charakter trägt der südliche Abhang des Kaukasus. Bei Anapa beginnend, zieht sich längs der Küste des Schwarzen Meeres die nach Gagry eine Reihe Schieferfelsen, die selten die Höhe von tausend Metres übersteigt, und wäre sie auch unbewaldet, die am Euxinus liegenden Orte unerreichbar machen müßte. Von Gagry aus, wo das eigentliche Hochgebirge anfängt, läuft nach Osten zu gleichfalls ein Höhenzaum, hinter welchem unmittelbar die mit ewigem Schnee bedeckten Berge aufsteigen und der den Zutritt zu den in der Mitte liegenden geheimnißvollen Stätten vollkommen verschließt.

In geologischer Hinsicht findet man im Kaukasus nachstehende Sinfonfolge. Von Norden: Die ersten niedrigen Vorberge, durch Ebenen begränzt, dann etwas höher Kalkgebirge, hierauf Schiefer mit ziemlich hohen Kuppen, und endlich die Schneegipfel. Beim Herabsteigen auf der Südseite bemerkt man dieselbe Ordnung; nur liegt das Schiefergebirge höher und zeigt ausgedehnte Ebenen.

Von den vorkommenden Mineralien sollen, um nicht zu weitläufig zu sein, nur die vornehmsten genannt werden. Es kommen vor:

In den nördlichen Vorbergen, meist aus röthlichem Thon bestehend: Schwefel, Magnesia, etwas Alaun, Eisenvitriol und Selenit, also Mineralien, welche zur tertiären Formation gehören. Sie enthalten auch alkalische Quellen und an vielen Stellen Naphta.

Das nördliche Kalkgebirge besteht ausschließlich aus weißgelben, dem Marmor ähnlichen Felsen, deren Oberfläche vielfach mit Thon bedeckt ist. Von Erzadern sind Spuren vorhanden, Metall ist jedoch noch nicht gefunden worden.

Das nördliche Schiefergebirge hat silberhaltiges Blei, Kupfererz, Quarz und Spath-Adern; auch ist es besonders reich an Erzen im Lande der Ossetten, wo in der Alagirer Schlucht seit 1850 auf Silber gearbeitet wird.

Digitized by Google

Die Schneegipfel, deren höchste der Elborus, Kasbek, Namenlose (Безымянная) und andere sind, bestehen aus Granit von verschiedener Farbe und Struktur.

Das südliche Schiefergebirge enthält dicke Körner grünen Porphyrs, braunen Hornstein, Schwefel-, Kupfer- und Arsenikties und Jaspis.

Das südliche Kalkgebirge enthält in seinem westlichen Theile in einem Umkreise von einigen Werst Jaspis-Arten, sonst überall gelben, rothen und bläulichen Thon, so wie auch Glimmer, einen rothen, eisenhaltigen Stein, Sandstein mit Schwefel, Milchquarz, Feldspath, Eisenvitriol, Ocher, Mergel, Feuerstein mit Spuren von Eisen, Arsenikties und Blutstein.

Die südlichen Vorberge entstanden größtentheils aus Sandstein-Felsen, welche im Westen mehr dem Thon weichen. Sie enthalten rothbraunen Jaspis, Glimmer, Mergel, Quarz, Zerlith, Ocher, bläulichen und grünlichen Thon und Steinkohlen, auf welche letztere schon an einigen Stellen gebaut wird. (Schluß folgt.)

Die russischen Hausirer.

Der Hausirhandel wird in Rußland von den sogenannten Ofenen*) betrieben, die sich in mehrere Klassen theilen. Eine zahlreiche, aber untergeordnete Klasse derselben bilden die Verkäufer von Heiligenbildern, welche den Namen Korobotschitschi (Korbträger) führen. Zu ihnen gehören auch die Händler mit Holzgeschirr, Näpfen, Löffeln ꝛc. Ein höhere Stufe nehmen die Gewürzhändler ein, welche Thee, Zucker, getrocknete Pflaumen, Reis ꝛc. feilbieten. Diejenigen, die sich mit dem Verkauf von Manufakturwaaren abgeben, können als die Aristokratie unter den Ofenen betrachtet werden, und ihre Ankunft wird von dem weiblichen Theil der ländlichen Bevölkerung stets mit Ungeduld erwartet. Man findet alle diese Hausirerklassen in verschiedenen Bezirken der Kreise Wjasmiti und Kowrop (Gouvernement Wladimir), von wo aus sie weite Reisen nach allen Theilen des russischen Reiche, nach Sibirien und dem Ural, nach dem Kaukasus, dem Lande der donischen Kosaken, dem Königreich Polen, Süd-Rußland, bis in die Moldau und Walachei hinein unternehmen.

Die Waaren, mit denen sich die Ofenen für ihre Wanderungen versehen, werden auf eigenen Jahrmärkten verkauft, die fünfmal des Jahres im Flecken Cholui an der Tesa abgehalten werden. Dorthin bringt man die Heiligenbilder und andere in den Dörfern verfertigte Gegenstände, hölzernes Geschirr aus den Gouvernements Nishni-Nowgorod und Kostroma und Kattunwaaren aus den Fabriken von Iwanowo und Schuja. Die Kaufleute von Schuja haben oft versucht, diesen Handel nach ihrer Stadt zu leiten und zu diesem Zwecke Jahrmärkte errichtet, die aber nur schwach besucht werden, während die in Cholui immer mehr aufblühen. Der Sommermarkt, der am 26. Juni a. St. stattfindet, ist der bedeutendste, und zwar aus zwei Ursachen: erstens, weil manche für die große Messe von Nishni-Nowgorod bestimmte Waaren vorher in Cholui ausgeboten werden, und zweitens, weil ein großer Theil der Ofenen um diese Zeit in seine Heimat zurückkehrt, um sich den Arbeiten der Henärnte zu widmen. Man kann sich einen Begriff von der Wichtigkeit des Jahrmarkts machen, wenn man bedenkt, daß die fünfhundert Buden, aus welchen er besteht, gewöhnlich vollständig besetzt sind; außerdem halten hier mehrere Hundert mit Holzgeschirr beladene Wagen, deren Inhalt meistens ausverkauft wird. Die Hausirer, die nach entfernten Gegenden wandern und unterwegs ihre sämmtlichen Waaren abgesetzt haben, erneuern ihre Vorräthe auf den anderen Jahrmärkten zu Irbit, Charkow, Irjupin ꝛc. Die Verkäufe geschehen meistens auf Kredit, der sich in der Regel von einem Jahrmarkte zum anderen erstreckt.

Man darf indessen nicht glauben, daß der ganze Hausirhandel für Rechnung der Hausirer selbst betrieben wird. Es giebt viele Ofenen, aber die meisten von ihnen sind nur die Agenten oder commis-voyageurs von Kaufleuten, die zugleich Bauern sind. Es können einige von diesen Kaufleuten namhaft gemacht werden, welche mehrere Dutzend solcher Commis halten. Außer ihrem Hausirhandel besitzen diese spekulativen Nomaden zum Theil permanente Geschäfts-Lokale in verschiedenen Städten, namentlich in Sibirien und den Steppen-Gouvernements. Viele von ihnen haben sich in den Städten niedergelassen, wo sie ihren Handel treiben; besonders in Sibirien findet man sie in großer Zahl.

*) Einer in Rußland verbreiteten Sage zufolge, stammen die Ofeni oder Afeni von griechischen Einwanderern aus Asien (russisch Asiani, spr. Asiany) ab. Sie ceden eine Art Kauderwälsch, das in vielen Stücken von der großrussischen Mundart abweicht. D. R.

Neben den Ofenen giebt es in denselben Distrikten zwei andere Klassen von Gewerbtreibenden; die einen sind die Stellmacher, welche eine eigene Art Wagen verfertigen, deren sich die Hausirer zu ihren Reisen bedienen, die anderen sind Stiefelmacher. Einer alten Sitte zufolge, erhält jeder Commis beim Antritt seiner Wanderung von den Principal ein Paar Stiefel auf den Weg, die eine eigenthümliche Form haben und mit langen Schäften versehen sind, welche bis über das Knie reichen. Ein zweites Paar solcher Stiefel wird dem Commis nach seiner Rückkehr eingehändigt. (K. M. Z. M.)

Mannigfaltiges.

— Dr. Vogel's Reise in Afrika. Das neunte Heft von Dr. Petermann's „Geographischen Mittheilungen" giebt unter Beigabe einer größeren Karte den ersten zusammenhängenden und umfassenden Bericht über die wichtigen Arbeiten Dr. Vogel's in Afrika. Die Karte vereinigt mit den Ergebnissen der Reise von Vogel auch die Resultate der Forschungen von Barth, Overweg und Richardson in dem Gurian-Gebirge, auf der Hamada, in Fessan und dem Lande der Tuareg bis zu dem hohen, wilden Gebirgszuge südlich von Ghat, in einem Maßstabe von $\frac{1}{3}$: 100,000. Sie giebt eine genaue Veranschaulichung der Bodengestaltung der durchzogenen Strecken, bezeichnet alle wichtigen Momente der Geologie, Verbreitung des Thier- und Pflanzen-Lebens und ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß sie die ersten Profile über Gegenden Inner-Afrika's zwischen dem Mittelmeer und der Kap-Kolonie und zwischen dem Nil und den Atlantischen Küsten enthält. Drei Profile, die auf die zahlreichen Höhenbestimmungen von Vogel und Overweg gestützt, zeigen, wie irrig die frühere Vorstellung von der Wüste als einem Tieflande war. Der Bericht erläutert zunächst die Entstehung und Veranlassung von Dr. Vogel's Reise und schildert dieselbe dann vom März 1853 bis Januar 1854, durch Tripolitanien, Fessan, das Land der Teda bis zum Tsad-See, gestützt auf dreizehn Sendschreiben, die meist an Ritter Bunsen und Dr. Petermann gerichtet sind. In ihnen sind bisher unpublizirte wichtige Aufschlüsse über die physikalische und politische Geographie von Fessan und dem Lande der Teda enthalten, über die Handels-Beziehungen jener Regionen ꝛc. Unter Anderem wird die bisher zu 10,000 Fuß angegebene Höhe des Berges Irtscherdat-Ineer in Tibiby widerlegt und der höchste von Vogel gesehene und gemessene Berg, Namens „Pisa", mit 3000 Fuß, näher bezeichnet. Dann sind, tabellarisch geordnet, die zahlreichen, in jenen Gegenden angestellten astronomischen, magnetischen und hypsometrischen Messungen, auch zum ersten Male, dem Publikum vorgelegt, ein Profil der ganzen Strecke von Tripoli nach dem Tsad-See in Holzschnitt bildet den Schluß. Beides, Bericht und Karte, ist von Dr. Petermann.

— Dr. Kane's Nordpol-Expedition. In Nr. 138 des „Magazin" haben wir den summarischen Bericht mitgetheilt, den Dr. Kane an die Regierung der Vereinigten Staaten über seine Expedition zur Aufsuchung Franklin's abgestattet. Eine vollständigere Relation über diese Reise bringt jetzt Nr. X von Dr. Petermann's „Geographischen Mittheilungen". Hiernach liefern Kane's Beobachtungen eine vollständige Bestätigung der früher bereits von uns erwähnten, von Petermann aufgestellten Theorie, daß nach dem Nordpol zu die Temperatur, die Thier- und Pflanzenwelt, der offene Zustand des Meeres u. s. w. nicht gleichmäßig oder regelmäßig abnehmen — kurz, daß alle diese Erscheinungen viel weniger von der Breite, als von der Configuration Ausdehnung und Vertheilung von Land und Wasser und den Meeresströmungen abhängen. Ein einigermaßen ausgedehntes Meer wird selbst unter dem Nordpol freier von Eis und schiffbarer sein; es wird sich durch ein gelinderes Klima auszeichnen und eine höher entwickelte, reichere Flora und Fauna besitzen, als das beschränkte Terrain der der Franklin-Sucher, jenes Labyrinth einmündender Brocken Landes, die durch schmale, bald oder ganz gefrorene Meeresarme gleichzeitig getrennt und mit einander verbunden werden und etwa 20° südlich vom Nordpol gelegen sind. Freilich ist jenes in höchster Breite gelegene, offene Meer auf dieser Seite unnahbar; Kane, der am weitesten vorgedrungen (bis 82½°), ist bis dahin nur unter den äußersten Gefahren gelangt und hat nur mit Hinterlassung seines Schiffes und seiner Sammlungen den Rückweg in die bewohnte Welt wieder gewinnen können.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Blätterhalt erscheint 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche bei Bestellungen werden muß. Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie das Blatt im Inlande portofrei von der Expedition in Berlin für die Königl. Post-Anstalten angenommen.

für die

Literatur des Auslandes.

№ 147. Berlin, Sonnabend den 8. Dezember 1855.

Die Schwarzwalder Dorfgeschichten im Auslande.

Unter den Bücher-Ankündigungen deutsch-amerikanischer Blätter finden wir neben dem Nachdruck der Auerbachschen Dorfgeschichten, die einen Theil der Thomasschen „Wohlfeilen Volksbibliothek deutscher Klassiker“ (Philadelphia, 1855) bilden, auch die Original-Ausgabe derselben mit der Anpreisung der Verlags- und Sortiments-Händler angezeigt, daß keiner unter den lebenden deutschen Schriftstellern, gleichwie Auerbach, auch über das Meer hinüber seine Popularität getragen habe. Wir begreifen dies, obwohl wir sonst nicht geneigt sind, in die Posaunenstöße buchhändlerischer Ankündigungen einzustimmen. Wer so wie Auerbach in seinen Schwarzwalder Dorfgeschichten, bei entschiedenem Berufe, ein Lehrer des Volks zu sein, die Unterhaltung und Verbedelung des Volks im Auge hat, wer nicht eben die Verfeinerungen oder die Extravaganzen der Gesellschaft, sondern das menschliche Herz in seinen natürlichen Regungen, das noch nicht durch Reflection blasirte Haus, die ländliche Familie mit ihren Freuden und Leiden zum Gegenstande seiner Studien und Darstellungen macht, der ist auch nicht an einen exklusiven, die Bücher mit den Moden rasch wechselnden Lesertreis gewiesen. Herr F. W. Thomas in Philadelphia rühmt sich, von seiner Ausgabe der Dorfgeschichten, obwohl sie eben nicht allzu wohlfeil im Preise ist,*) viele Tausend Exemplare bereits abgesetzt zu haben. Gleiche Gunst finden auch die zahlreichen Uebersetzungen desselben Buches in anderen Ländern.

In England ist den Dorfgeschichten die Ehre zu Theil geworden, daß einige derselben von einem berühmten Gelehrten, von einem Manne, der es sich angelegen sein läßt, die Saat gesunder Ideen in weiten Kreisen zu verbreiten, nämlich von Professor Whewell in Cambridge (Head-Master of Trinity-College), in die Sprache seines Landes übertragen worden sind. Eine vollständige Uebersetzung der Dorfgeschichten hat Meta Taylor geliefert, die zu dem Kreise sprachverständiger, geistreicher Frauen gehört, welche der deutschen Literatur als gewandte Dolmetscherinnen in England dienen. In Frankreich sind die Dorfgeschichten der Hachettescher Bibliotheque des Chemins de fer einverleibt, und „Le Tolpatsch“, „Florian et Crescens“ ꝛc. werden auf den Bahnhöfen einzeln zu niedrigen Preisen feilgeboten. Aber außerdem sind im benachbarten Belgien und in der Schweiz zwei vortreffliche Uebersetzungen der „Contes Villageois de la Forêt-noire“ erschienen. Auch ist in Belgien neben dieser französischen eine flamische Uebertragung (zuerst im Feuilleton des Antwerpener „Handelsblad“) veröffentlicht worden, während in Deventer eine sehr geschmackvoll gedruckte, mit dem Bildnisse des Dichters und mit zwei Steindrucken geschmückte, holländische Uebersetzung erschien.**) In Schweden und Dänemark sind ebenfalls Uebertragungen der Dorfgeschichten angegeben worden, die uns jedoch bisher nicht zu Gesicht gekommen sind.

Die beste, sowohl dem Geiste als der Form, nach dem Original am nächsten stehende französische Uebersetzung hat Herr Alphonse Leroy in Lüttich geliefert.***) Der schwäbische Dialekt konnte natürlich im Französischen nicht wiedergegeben werden, doch hat Herr Leroy die Treuherzigkeit des Tones überall zu treffen und, wo er den Dialekt gar nicht vermeiden konnte, durch geschickte Umschreibungen sich zu helfen gewußt. Vortrefflich sind auch die Verse, und zwar nicht in Prosa, sondern meistens im Versmaße des Originals, wiedergegeben. Man glaubt mitunter, einen chanson von Beranger vor sich zu haben. Nicht ganz so wußte der holländische Uebersetzer die Naivetät des Originals wiederzugeben, obwohl er diesem ebenfalls sehr glücklich nachgestrebt hat. Es ist nicht uninteressant und für das gegenseitige Verhältniß der Idiome nicht unbelehrend, diese im Volkstone gehaltenen Erzählungen in ihren verschiedenen Uebersetzungen mit einander zu vergleichen. Wir wählen dazu die französische und die holländische Version des Anfangs der Geschichte: „Befehlerlee“, welchen Titel der Holländer treffend durch „Commandantje-Spelen“ und der Franzose durch „Les ordonnances“ übersetzt hat.

Auerbach.

„Am ersten Maimorgen prangte an des Wagner Michel's Haus ein stattlicher Maibaum; es war eine schöne schlanke Tanne, welcher man die Aeste abgehauen und nur die Krone gelassen hatte. Weit über alle Häuser hin ragte sie, und ständ der Kirchthurm nicht auf dem Berge, die Tanne hätte darüber hinausgesehen. Sonst war kein Maibaum im ganzen Dorfe, und alle Mädchen beneideten das Riele,*) des Wagner Michel's älteste Tochter, weil es allein einen Maien hatte.

„Die Kinder kamen das Dorf herauf; in ihrer Mitte bewegte sich eine grüne Hütte. Eine zuckerhutförmige, aus Reifen gebundene und mit Laub bedeckte Hütte war über einen Knaben gestülpt, der sich nun so von Hauethür zu Hauethür bewegte und eine Weile dort Halt machte; neben ihm gingen zwei andere Knaben, einen mit Spren und Eiern gefüllten Korb an den Henkeln tragend; ein großer Schwarm von Knaben, grüne Zweige in den Händen haltend, zog hinterdrein. Sie sangen vor jedem Hause:

Ho! ho! ho!
Der Maimann lischt do,
Gennt anne schnell d'Eier 'raus,
Sust kommt der Marder in's Hennerhaus,
Gennt anne Eier, wia mer's wella,
Sust streue mer Spreuer auf dia Schwella,
Ho! ho! ho! u. s. w.

Wo sie nun keine Eier erhielten, vollführten sie ihre Drohung und streuten mit Jubel und Lachen eine Handvoll Spreu auf die Schwelle. Fast überall wurde ihnen willfahrt, und sie gingen von Haus zu Haus; nur an des Schlosbauern Haus gingen sie, ohne anzuhalten, vorbei. Die Aufmerksamkeit des Dorfes war aber diesmal nicht auf den Maimann gerichtet, denn Alles stand vor des Wagner Michel's Haus und betrachtete den Maibaum. Zur Herbeischaffung eines solchen mußten wenigstens sechs Mann und zwei Pferde geholfen haben. Es war fast wunderbar, wie das so „hehlings“ geschehen konnte; denn das Mosetzen war streng verboten und wurde als großer Waldfrevel mit drei Monaten Ludwigsburg, d. h. Arbeithaus, bestraft. Darum hatte es keiner der Burschen gewagt, nach alter Sitte seinem Schatz diesen gewaltigen Strauß vor das Haus zu stecken; nur des Wendel's Mathes, der „zu dem Riele geht“, hatte dies trotz des Verbotes angeführt. Man konnte nicht herausbringen, wer ihm dabei geholfen hatte; man sagte, daß ihm Burschen aus dem eine Viertelstunde entfernten Dettensee, das zum „stgmaringer Ländle“ gehört, beigestanden hätten.“

Leroy.

Un magnifique arbre se dressait devant la maison du charron Michel, le premier matin de mai. C'était un beau sapin élancé, dont on avait enlevé les branches pour ne lui laisser que sa couronne. Il dominait tous les toits du village, et, si la tour de l'église n'eût pas été sur une hauteur, il aurait pu regarder par-dessus. Aucun autre arbre de mai ne se montrait dans toute la commune, et toutes les jeunes filles portaient envie à Aivle,*) la fille aînée du charron Michel, parcequ'elle seule avait obtenu une pareille distinction.

Une troupe d'enfans remontait le village; une sorte de tente de verdure s'avançait au milieu d'eux. Cet édifice de feuillage, monté sur des cerceaux en forme de pain de sucre, affublait, de la tête aux pieds, un petit garçon qui allait de porte en porte avec son escorte, et s'arrêtait quelques instans devant chaque maison. A ses côtés marchaient deux de ses camarades, dont l'un tenait, par les anses, une corbeille remplie d'oeufs et de balles d'avoine; un nombreux essaim d'adolescens, portant en main des branches vertes, fermaient le cortége. A chaque station, ils chantaient:

*) 10 Gente (4½ Sgr.) die Lieferung von drei enggedruckten Bogen mit zahlreichen Holzschnitten.

**) Nordstetten en zijne bewoners. Verhalen uit het dorpsleven in het Schwarzwald. Door Berthold Auerbach. Naar den vierden druk uit het Hoogduitsch door C. M. Mensing. 2 vol.

***) Liége, Desoer, 1853.

*) Eva.

Digitized by Google

Ho! ho! ho!
Mai s'avance de nouveau.
Donnez-nous des oeufs, donnez à main pleine,
Sinon la fouine entre au poulailler.
Ne les comptez par pour nous les bailler,
Sinon sur le seuil nous semons l'avoine!
Ho! ho! ho! etc.

Ils accomplissaient, en effet, leurs menaces, quand ils ne recevaient rien; avec des éclats de rire et des démonstrations joyeuses, ils semaient, sur le seuil des avares, une poignée de balles d'avoine. Mais presque partout on leur donnait des oeufs; ils ne pauvrent qu'une maison, celle du châtelain. Cette année, toutefois, l'attention des paysans ne se dirigeait pas sur la visite de l'illustre *Mai*: il y avait rassemblement devant la maison du charron Michel; tout le monde admirait le bel arbre planté devant la porte. Pour l'installer là, il avait sans doute fallu l'aide de six hommes et de deux chevaux. On ne s'expliquait pas que personne n'eût eu vent de ce qui se passait, car il était sévèrement interdit de planter des arbres de mai; une stricte surveillance s'attachait à prévenir cet acte considéré comme un grave délit forestier, punissable d'une détention de trois mois à Ludwigsbourg, c'est-à-dire dans la maison de force. Aussi pas un des jeunes gens du village n'avait-il osé se conformer à l'usage traditionnel, en offrant à son *trésor* un si colossal bouquet: Mathes, fils de Wendel, était le seul qui eût risqué de braver la défense en l'honneur d'Aivle, „qu'il fréquentait." On n'aurait pu désigner ses complices; on supposa qu'il s'était entendu avec des jeunes gens de Dettensée, village de la principauté de Sigmaringen, distant de Nordstetten d'un quart de lieue seulement.

Mensing.

Op den eersteu Meimorgen prijkte voor het huis van den wagenmaker Michel een statige meiboom. Het was een schoone rijzige den, waarvan men de meeste takken had afgehakt, zoodat hij slechts de kroon behouden had. Hoog boven alle buizen stak hij uit, en als de kerktoren niet op den berg had gestaan, zou de den over hem heen gekeken hebben. Anders stond er geen meiboom in het geheele dorp, en alle meisjes benijdden Eva, de oudste dochter des wagenmakers, omdat zij alleen een mei had.

De kinderen kwamen het dorp op, en in hun midden wandelde eene groene hut mede. Een groote, van teenen aan elkander gebondene en met loof bedekte korf, die het fatsoen van een suikerbrood had, was over een jongen omgekeerd, die daarmede van deur tot deur kuijerde, en voor elk huis eene poos staan bleef. Naast hem gingen twee andere jongens, die eene met kaf en eijeren gevulde maud aan de ooren droegen; een groote troep jongens, met groene takken in de hand, kwam achteraan. Voor ieder huis zongen zij:

„Ho! ho! ho!
De meijenman komt zoo.
Geef ons eijeren een of twee,
Anders neemt de vos de hoenders meê.
Geef ons eijeren drie of vier,
Of wij strooijen kaf voor de deur hier.
Ho! ho! ho!" enz.

Waar zij geene eijeren kregen, bragten zij hunne bedreiging ten uitvoer, en strooiden met gejuich en gelach eene handvol kaf op den drempel. Maar bijna overal voldeed men aan hun verlangen, en zoo trokken zij verder van huis tot huis; alleen het huis van den slotboer gingen zij zonder stil te houden voorbij. De aandacht van het dorp was echter ditmaal niet op den meiman gevestigd, want alles stond voor het huis des wagenmakers en bekeek den meiboom. Om er zoo een te halen en te planten, moesten ten minste zes man en twee paarden geholpen hebben. Het was bijna een wonder hoe zoo iets had kunnen gebeuren, zonder dat iemand er iets van bespeurde; want het meijen was streng verboden, en werd als eene overtreding der boschwetten met drie maanden tuchthuis gestraft. Daarom had geen knaap het gewaagd, zijn meisje, volgens oud gebruik, zulk een reusachtigen ruiker voor het huis te steken; alleen Wendel's Mattheus, Eva's vrijer, had dit, in spijt van het verbod, durven doen. Wie hem daarbij geholpen hadden, kon men niet gissen; men zeide dat het knapen geweest waren uit het een kwartier afgelegene Dettensee, dat tot het „Sigmaringer landje" behoort.

In einem Schweizer Blatte finden wir mit Bezug auf eine Stelle in den Dorfgeschichten ein sehr liebliches, den Charakter derselben abspiegelndes Gedicht an den deutschen Verfasser, das wir zur Vervollständigung dieser kleinen Studie hier folgen lassen:

A B. Auerbach.

Dans un poème, ou dans un drame
Un mot sympathique et charmant
Tout à coup nous frappe, — et notre ame
En frémit amoureusement.

Dès lors, par la foule contraire
Fut-il méconnu, diffamé,
Le poète est pour nous un frère
Déjà long-temps, long-temps aimé.

Or c'était dans la Forêt-noire
Un paisible curé de lieu,
En parlant à son auditoire,
Dit: Comment faut il aimer Dieu?

Agnès, la fille alerte et vive,
Na répondit qu'un mot: Gaîment!
Oui, gaîment Dieu permet qu'on vive
Et veut qu'on sourie en l'aimant!

Confus devant la foule entière,
Le bon curé n'objecta rien,
Mais il ouvrit sa tabatière
Huma sa prise et dit: c'est bien!

Ce mot, plus fort qu'un long système,
M'a frappé comme un trait de feu
Dans tes récits, maître — et je t'aime
Gaîment, comme Agnès aimait Dieu.

Genève. *Marc Monnier.*

Rußland.

Aus dem Tagebuche eines Verbannten im Kaukasus.

II. Von Stawropol nach dem Gebirge.

(Schluß.)

Sehr beachtenswerth sind die Wälder, welche sowohl die nördlichen Vorberge, wie auch die Tiefebenen und Schluchten bedecken und aus altehrwürdigen Eichen, Buchen, Ulmen, Mistein (viscum) und Erlen bestehen. Auch das Kalkgebirge ist mit Holz bedeckt, und zwar das nördliche vorwaltend mit Fichten, Birken und Erlen (taxus), während auf dem südlichen außer Eichen, Buchen und Ulmen auch schon Aepfel- und Birnbäume vorkommen. Die südlichen Vorberge sind zwar weniger waldreich, als die nördlichen, haben dafür aber Ueberfluß an Obstbäumen, als Birnen, Pflaumen, Kirschen, Pfirsichen, Quitten und Nüssen, so wie auch an Weiß- und Rothdornen, Ulmen, Hagedorn, Schlehen, Wegedorn (rhamnus) und mancherlei Alpenpflanzen. Wachholder findet man zu beiden Seiten auf dem Schiefergebirge.

Die gegenwärtige Skizze wäre lückenhaft zu nennen, wollten w die Romantik des Kaukasus, seine in den Wunderformen des Orient auftretenden Legenden und Sagen unberücksichtigt lassen. Die von ewigem Schnee bedecken, in den abenteuerlichsten Gestalten auftretenden und wie Brillanten funkelnden Bergreisen mußten auf die Phantasie der um sie herum wohnenden Naturkinder mächtig einwirken, und sie diesen als den Wohnsitz höherer Wesen sowohl wie auch unheilbringender Geister erscheinen lassen. Wirklich hört man auch in jeder Hütte Geschichten der wunderlichsten Art, deren Schauplatz gewöhnlich Berge, Schluchten oder Höhlen sind, welche der Fuß des Sterblichen noch nicht betreten hat und auch um alle Schätze der Erde nicht zu betreten wagt. So erfuhr ich unter Anderem die Sage vom riesigen Bergvogel, der nie stirbt, von dem Schall einer ungeheuren Glocke, die sich in einem noch unentdeckten Kloster befindet und sich von Zeit zu Zeit hören läßt, von einer christlichen Niederlassung in einem paradiesischen Thale, das weder Aas-, noch Eingang hat, und dergleichen seltsame Sachen mehr. In Tuschetien, einer der transkaukasischen Provinzen, erhebt sich der Amiran-Berg, der nach der Sage der Tuscheten und Kacheten nach einem Mann benannt ist, der durch seine Verwegenheit den Schöpfer erzürnte und zur Strafe dafür in eine schreckliche Höhle des Berges geschleudert wurde, wo er mit zwei schweren Ketten an einen Felsen geschmiedet ist. Ein paar treue Hunde nagen Tag und Nacht an den Fesseln, um ihren Herrn zu befreien, und ihm den Ausritt aus der Höhle, die sich nur einmal, und zwar am Neujahrstage, öffnet, zu ermöglichen. Schon sind die Kettenglieder so schwach, daß sie nur geringen Widerstand leisten; der Riese streckt bereits die Rechte nach dem neben ihm liegenden mächtigen Schwerte aus, um es zu schwingen und mit einem Hieb die ganze Welt zu vernichten, da bringen die Schmiede (bei denen es Brauch ist, am Neujahrsfeste drei Schläge auf den Amboß zu thun) in den Kerker des Gefangenen, setzen die beschädigten Fesseln wieder in Stand und retten so die Welt auf ein Jahr vor dem Untergange. Wenn sicke hier nicht die hochpoetische Prometheus-Mythe ein, an die man überdies noch durch den naheliegenden Geiersberg erinnert wird, auf welchem wohl die Raubvögel hausen, deren Aufgabe es war, die Leber des angeschmiedeten Titanen zu zerfleischen.

Digitized by Google

Die dicht bei der Zibloa genannten, großen Schlucht sich erhebenden Amirankuppen sind mit Felsstücken und Fichten bedeckt und der Aufenthalts-Ort der mächtigsten kaukasischen Auer, wilden Ziegen, Hirsche, Auerochsen und Bären der wildesten Art. Den Ausgang der Alaschnjiwei-Schlucht schließt der hohe Bolbala-Berg, aus dessen Schooße zahlreiche Quellen hervorströmen, welche die größeren und kleineren Flüsse speisen. Etwas weiter an der Gränze der Zower und Kistiner ragen, gleich einer Reihe gligender Säulen, die himmelhohen Stantofer Gipfel empor, die oft in den herrlichsten Regenbogen-Farben schimmern und in diesem Lichte seltsam gegen die sie umgebende Wüste, den Tummelplatz wilder Horden und Aurochsen, die sich im hohen Sommer der Kühle wegen hierher zurüziehen, abstechen. Selten nur wagt sich der kühne Jäger in diese jungfräulichen Einöden, und thut er es ja, so bindet er sich aus Vorsicht ein großes hölzernes Kreuz auf den Rücken, das seinen Fall aufhalten, ihn vor dem Zerschmettertwerden schützen soll, wenn er das Unglück hat, in einen Abgrund zu stürzen, den die leichte Schneedecke seinem forschenden Auge verbirgt.

Nördlich vom kaukasischen Bergrücken dehnt sich die gleichnamige Steppe bis zum Don aus und schließt sich an die Wolga-Steppe an; westlich zweigt sich von der Hauptkette ein nach Norden laufender Höhenzug ab, der mit dem fünfgipfligen Beschtau endigt, sich dann senkt und endlich bei Georgijewsk in der Steppe verschwindet.

Der Boden der ausgedehnten Ebene ist meist ein mit Sand gemischter und von Salz geschwängerter Lehm. Das Wasser der Brunnen sowohl, wie auch der Seen und selbst der Flüsse hat alkalischen Geschmack, was wohl die Annahme rechtfertigt, man stehe hier auf ehemaligem Meeresgrunde. Stellenweise kömmt herrlicher schwarzer Boden vor, auf welchem ohne große Mühe und Arbeit treffliches Getraide und saftreiche, riesengroße Melonen wachsen. Der östliche Theil der Ebene zeigt neben üppigen Wiesen viel Flugsand, welchen der Wind zu Hügeln — Borun genannt — aufwirbelt und von Ort zu Ort treibt, längs des Terek dagegen findet man zahlreiche Weinberge, den Hauptreichthum der Kosaken der Linie.

Den sich über die Ebene erhebenden Bergen entströmen mancherlei Mineral-Quellen; der Maschuk, einer der Beschtau-Berge, hat Schwefelwasser, und in Kislowodsk giebt es Säuerling. Naphta-Quellen sind gleichfalls viel vorhanden, und das Klima ist demjenigen des südlichen Rußlands ähnlich.

Dagheßan, als ein am Kaspischen Meere liegendes Gebirgsland, trägt einen ganz verschiedenen Charakter. Es ist eine Hochebene, an deren nördlicher Gränze sich von Westen nach Osten eine Bergreihe hinzieht, welche bei der Hauptkette beginnt, viele zerklüftete Krümmungen zeigt und bei der Festung Derbent endet, die gewissermaßen eine natürliche Schanze bildet. Der größte Theil der Dagheßan in allen möglichen Richtungen durchziehenden Berge ist bewaldet und trägt mächtige Pappeln, Ahorn, Buchen, Eschen und Linden, von denen mancher Stamm wohl seine tausend Jahre zählt. Die Ebenen sind von vielen Flüssen durchschnitten, und die Vegetation ist die üppigste, welche man sich denken kann. Granaten, Pfirsiche, Pflaumen, Aepfel, Kirschen, Maulbeeren und Wein wetteifern mit einander, ihre Schätze zu entfalten.

Ueberstreigt man den Kaukasus, diesen natürlichen Wall zwischen Europa und Asien, so betritt man, hat man erst die nackte, felsige Südwand erreicht, so zu sagen, eine neue Welt. Die Watchanischen Gebirge, welche sich inmitten Transkaukasiens erheben und gleichsam eine Brücke nach dem Armenischen bilden, entsenden nach Osten und Westen zahlreiche Flüsse, so wie auch mancherlei Kaulässer, durch die längs der Wasserstraßen sowohl, als auch auf den Höhen, die unzähligen Hoch- und Tiefebenen entstehen, die in Klima, Boden und Natur-Erzeugnissen so unendlich verschieden von einander sind. So haben beispielsweise die zwischen Alasan und Kur sich hinziehende Ebene von Wodbach, so wie die Kartaliner an den Quellen des letztgenannten Flusses und die 5500 Fuß über dem Meresspiegel erhabene Armenische, als hochgelegene, kühlere Temperatur, bei der, jedoch noch ohne Bewässerung, das Getraide, wenn auch spät, reift. Im Alexandropoler Kreise und in Achalkalaki kann der Weizen erst Ende August bis Mitte September geschnitten werden. Die Ebenen um die Flüsse herum, wie z. B. die Rioner Tiefebene, das Küstenland längs des Kaspischen Meeres, ferner die Kachetiner oder Alasaner Niederung nahe den Schneebergen zeichnen sich durch warmes, feuchtes Klima und herrliche Vegetation aus. Winter und Sommer ist Alles grün und Anfangs Juni die Aernte vollständig beendet. Es giebt auch viele Striche, wo auf einen entsetzlich heißen und trockenen Sommer ein eisiger Winter folgt. So steigt in der von Seite des Meeres von Bergen umgebenen Araxes-Ebene die Hitze im Sommer die zu sechzig (!!) Grade, die Kälte im Winter bis zu zwanzig. Solch außerordentliche Temperatur-Verschiedenheit kann weder der menschliche Körper, noch selbst die Pflanzenwelt auf die Länge aushalten; man findet deshalb auch dort nichts weiter als Wermuth und Dorngebüsch. An denjenigen Stellen, wo die Seeluft Zutritt hat, oder die etwas höher liegen, reifen die herrlichsten Wein- und Granatengattungen, ja, an der Südküste des Kaspischen Meeres selbst Citronen, Orangen und Baumwolle.

Wie eigenthümlich die Natur oft bei ihren Schöpfungen verfährt, dazu liefert auch der Kaukasus Beispiele. Die ungeheuren Bergreisen eben sich in dem Grade, wie sie dem Kaspischen Meere näher rücken, und verlieren sich endlich in die Küsten-Niederung, wo der Boden stark mit Salz getränkt ist, Naphta aus ihm hervorquillt und Gasvulkane sich erheben. Ganz anders ist sie im Süden zu Werke gegangen. Dort in Transkaukasien steigt das Terrain fortwährend, bildet die armenische Hochebene mit den von keinem fließenden Wasser gespeisten Hek-Tschai-(Gokitschai-)See, und der fette, schwarze Boden daselbst bringt Weizen, Mais und Baumwolle im Ueberfluß hervor.

Das Araxatgebirge, welches das russische Armenien im Süden begränzt, ist in seinem südwestlichen Theile felsig und in der Formation der südlichen Kaukasus-Abdachung ziemlich gleich; nordöstlich dagegen trifft man häufig auf trocken liegenden Sumpfland.

Aus dieser allgemeineren geographischen Uebersichtsskizze der Gestaltung des Landes läßt sich leicht auf die große Mannigfaltigkeit des Klimas und atmosphärischen Standes der verschiedenen Orte des Kaukasus und Grusiens schließen. Auf dem zwischen 43° 30″ und 39° 8″ liegenden, von zwei Seiten durch Meere gebrängten und in gerader Linie kaum fünfhundert Werst (einundsiebzig Meilen) langen Flächenraum findet man die Fröste Finnlands und kann auf den Höhen über der Schneegränze während der Julihitze erfrieren, andererseits glaubt man sich wieder in die Zone der Wendekreise versetzt und betrachtet Oefen und Pelze als überflüssige Dinge. An einem Orte herrscht die reinste, köstlichste Luft und gießt durch ihre Frische neue Lebenskräfte in die von den brennenden Sonnenstrahlen ermatteten Glieder; doch gleich daneben, an stehenden und faulenden Wassern, wüthen tödliche Fieber. Skorbut u. dgl. m. und werfen auch den gesundesten Menschen bald zu Boden. Solche wahrhaft unter einem Fluche liegenden Striche sind die Umgegend von Georgijewsk, Kislar am Schwarzen Meere, kaum Gurien, Imeretien die Tiefebenen des Rion und die Oststüße des Euxinus.

Der Grund der wirklich überraschenden Verschiedenartigkeit von Klima und Stand der Atmosphäre ist vorzugsweise, wenn nicht einzig und allein, in Form und Richtung der Gebirge, so wie in dem Einfluß der benachbarten Meere, zu suchen. Der, so zu sagen, quer über den Weg liegende Hauptzug hält die aus Norden wehenden Winde zurück und bewirkt das strenge Klima, welches man unter Stawropol und Alexandrow herum findet und das diesen Strich Landes den ganzen Winter hindurch unter eine dicke Schneedecke begräbt. Jenseits des Kaukasus weht zwar kaum, was Schnee ist, ja, man staunt ihn stellenweise als seltene Merkwürdigkeit an. Der Sommer bringt die Hitze eines glühenden Ofens, die alles Grün der Steppe versengt, um dafür zahllose Schwärme von Heuschrecken hervorzurufen; in den Gegenden indessen, auf welche die beiden Meere Einfluß ausüben können, bilden sich Wolken, welche mit ihrem Regen die durstende Erde tränken und die Atmosphäre erfrischen.

Bei so vielen Widersprüchen in Betreff des Klimas und der Atmosphäre muß natürlich auch die Erzeugungsfähigkeit des Bodens eine höchst mannigfaltige sein. So ist es auch in der That, und wenn die Einen nicht wissen, wo sie mit der Fülle von köstlichen Südfrüchten hinsollen, sind die Anderen glücklich, wenn der Himmel ihnen Kartoffeln und Bohnen bescheert. Die Schluchten des nördlichen Kaukasus sind reich an Wald und liefern vorzügliches Bauholz; die Gegenden vor demselben kennen das Holz kaum dem Namen nach und heizen mit gedörtem Mist oder mit Rohr.

Ueber kein Land der Erde vielleicht herrschen so verschiedene Ansichten, wie über den Kaukasus; ich selbst habe viele Schriften darüber gelesen und habe gefunden, daß die Einen das Land als ein irdisches Paradies, ja, selbst als die Wohnstätte des Urvaters Adam hinstellen, während Andere es als eine abschreckende Wüstenei verwünschen. Beide lügen und haben wiedermm Recht, wenn sie das Land nicht in seiner Gesammtheit kennen gelernt haben oder ihre Berichte sich gar auf Gehörtes gründen. Bei dem, was erzählt wird, ist gewöhnlich die Phantasie sehr betheiligt, und so erfährt man oft statt der Wahrheit — Märchen! Ich habe es mir angelegen sein lassen, in gegenwärtiger flüchtiger Skizze die Letzteren nicht um Eine zu vermehren.

Das kaukasische Land, d. h. der eigentliche Kaukasus nebst dem auch Grusien benannten Transkaukasien, zieht sich zwischen beiden Meeren von den Bergen nördlich bis zum Lande der donischen Kosaken und dem Gubernium Astrachan, südlich dagegen bis zu den Gränzen der asiatischen Türkei und Persiens, wo der hinwelan strebende Ararat, so zu sagen, die Scheidemarke bildet. Er stellt sich uns als ein ungeheures unregelmäßiges Achteck dar, dessen größte Breite — eine Linie von dem ins Schwarze Meer fallenden Tschorock bis zum Kap Apscheron am Kaspischen Meere — siebenhundert Werst (hundert Meilen), die größte Länge dagegen — durch eine zweite Linie vom süd-

Digitized by Google

lichsten Punkte, d. h. von der Einlegung des Gränzkastells Araxes, die zum nördlich fließenden Kuma bezeichnet — achthundertfunfzig Werst (hundertneunundzwanzig Meilen) beträgt. Der ganze Flächenraum soll, nach Platon Subow, an vierhunderteschzigtausend Quadratwerst enthalten.

Der nördliche Theil oder eigentliche Kaukasus umfaßt das Gubernium Stawropol, das Land der Kosaken am schwarzen Meere, Dagbestan und zahlreiche Bergstämme; der südliche, gemeinhin noch Grusien genannte dagegen (mit den fünf Gubernien Tiflis, Kutais, Eriwan, Schemachi und Derbent) begreift jene vier Theile in sich, die man schon bei Beginn der christlichen Zeitrechnung kannte, nämlich: das in der Mitte liegende eigentliche Grusien oder Iberien, das Gurien, Imeretien und Mingrelien umfassende westliche Kolika (die Rion-Niederung), das südliche Armenien und östlich Albanien, dessen Bewohner zur Zeit der Griechen schonundzwanzig verschiedene Sprachen redeten, und das heute von zahlreichen muhammedanischen Stämmen bevölkert ist, welche sich an demjenigen Theile der kaspischen Küste niedergelassen haben, die den östlichen Theil des kaukasischen Bergrückens umgiebt.

Polen.

Reise nach dem Orient, von Moriz Mann.*)

Wie so viele Tausende seiner slavischen Landsleute, beschäftigte früher auch den Autor des vorliegenden Werkes der Westen Europa's in so hohem Grade, daß er den übrigen Theilen unserer Erde und dem, was dort geschah und geschieht, eine verhältnißmäßig nur geringe Aufmerksamkeit schenkte. Eine Reise nach dem Orient kam ihm deshalb eben so unerwartet, wie sie ihn unvorbereitet fand. Es mangelten ihm sowohl die Kenntniß der nöthigen Sprachen, wie auch spezielle Studien derjenigen Länder, welche er durchwandern sollte, und er mußte sich demzufolge in einer Beschreibung dessen, was er gesehen und erlebt hatte, sehr enge Gränzen ziehen, konnte nur die eigenen Eindrücke und Betrachtungen geben, die mehr den Menschen zum Gegenstande hatten, als das Land. Es war ihm weniger darum zu thun, zu erzählen, was er gesehen, als vorzüglich, wie sich ihm Alles gezeigt hatte, und er berücksichtigte deshalb vornehmlich dasjenige, was das Leben des Orients charakterisirt, also Sagen, Gewohnheiten, interessante Ereignisse.

Im ersten Bande seines Werkes führt uns der Verfasser von Alexandrien aus den Nil aufwärts bis zum zweiten Katarakte und zurück nach Kahira; im zweiten begleiten wir ihn durch die Wüste über El Arisch und Chan Junes, gelangen über Gaza nach Jernsalem, besuchen alle denkwürdigen Orte der Stadt des Erlösers und gelangen auf dem Rückwege zur Heimat die nach Jaffa; im dritten endlich kennen wir Kaifsa, Nazareth, den Berg Karmel, Sur (Tyrus), Saida (Sidon), Beirut und den Libanon mit dem berühmten Baldek kennen, sehen uns in Konstantinopel um und kehren endlich, an den Inseln des Archipel vorbei, nach dem Ausgangspunkte Triest zurück.

Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß mit jedem neuen Bande des Werkes, den wir zur Hand nehmen, das Interesse an einem Erdtheile wächst, den der Westen aufs neue zu öffnen bestimmt scheint, und welchem wir durch die Dampfkraft bereits merklich näher gerückt sind. Mit großem Geschick weiß der Verfasser dasjenige in den Vordergrund zu stellen, was den Leser zu fesseln vermag, und so zeigt er diesem theils die Länder in ihrer jetzigen Gestalt, theils ihre gleichsam versteinerten Völkerschaften. Er läßt uns theilnehmen an dem Kampfe des Islams mit der christlichen Civilisation und benutzt jede Gelegenheit, wo er uns durch Thatsachen überzeugen kann, daß der Halbmond in fortwährendem und schnellem Sinken begriffen ist. Außerdem theilt er uns mancherlei neue Beobachtungen mit und erzählt besonders viel Interessantes von den Drusen und Arabern.

Mann's Werk über den Orient gereicht nicht nur jeder polnischen Bibliothek zur Zierde, sondern es würde, der klaren Auffassung wegen, der man überall darin begegnet, gewiß auch in Deutschland zahlreiche Leser finden, wenn davon eine gute Uebersetzung veranstaltet würde. Darauf hinzuweisen, diese anzuregen, ist mit der Zweck dieser Zeilen.

J. N. F.

Mannigfaltiges.

— Nikolaus Iwanowitsch Gretsch. Etwas verspätet geht uns aus Rußland eine kleine Schrift zu,**) welche die Beschreibung der Festlichkeiten enthält, die am 8. Januar d. J. zur Feier des funfzigjährigen Jubiläums des bekannten Staatsrathe Nikolaus Gretsch in Petersburg veranstaltet wurden. Die Details dieses Festes wurden bereits zur Zeit in den politischen Blättern mitgetheilt; interessanter als die Wiederholung derselben im vorliegenden Berichte sind daher für uns die angehängten Beilagen, unter denen eine von dem General Bistkowatow verfaßte biographische Skizze des Jubilars die erste Stelle einnimmt. Wie man weiß, stammt die Familie Gretsch ursprünglich aus Böhmen, von wo sie zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wegen der gegen die Protestanten erhobenen Verfolgungen nach Preußen auswanderte und sich von dort nach Rußland wandte, wo sie seit mehreren Generationen domizilirt ist und sich im Civil- wie im Militairdienst ausgezeichnet hat. Ein Oheim des Herrn Gretsch blieb 1770 im Türkenkriege; einer seiner Brüder wurde 1812 bei Borodino tödtlich verwundet, ein zweiter starb 1850 als General und Kommandant von Petersburg. Ob die Familie dem Protestantismus treu geblieben, können wir nicht angeben, glauben aber, daß Nikolai Iwanowitsch selbst zu den Prawoslawny zählt. Am 3. (14.) August 1787 in Petersburg geboren, verlor er frühzeitig seinen Vater, der, obwohl beim Finanz-Departement angestellt, eine Wittwe und fünf Kinder in bitterer Armuth hinterließ, und mußte schon als sechzehnjähriger Jüngling den Unterhalt der Seinigen durch Stundengeben in verschiedenen Pensions-Anstalten der Hauptstadt bestreiten helfen, während er selbst seine in der sogenannten „Junkerschule" begonnene Erziehung im pädagogischen Institut vollendete, worauf er die Stelle eines Lehrers der russischen Sprache bei der deutschen St. Petrischule erhielt. Sein erster literarischer Versuch war (1806) eine Uebersetzung der bekannten Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", deren Herausgabe dem unglücklichen Palm das Leben kostete, wogegen die russische Version dem Herrn Gretsch hochgestellte Gönner und Freunde erwarb und ihn in die politisch-journalistische Carriere einführte, welcher er seine hauptsächlichsten Erfolge verdankt. Auch das Ausland hat ihn vorzugsweise in seiner publizistischen und polemischen Wirksamkeit als stets kampfertiger Vertheidiger der russischen Regierung kennen gelernt; nachhaltigeres Verdienst hat er sich jedoch um die Literatur seines Vaterlandes durch seine grammatikalischen Arbeiten und die von ihm redigirten encyklopädischen Werke erworben. Der Abend seines Lebens ist durch den Verlust seiner beiden Söhne getrübt worden, die im blühenden Alter starben. — Der biographischen Skizze folgt eine Reihe von Gedichten zum Lobe des Jubelgreises in russischer, deutscher und lateinischer Sprache, nebst Festreden und Glückwunschgeschreiben von Privatpersonen und Vereinen, unter anderen von der Militair-Gesellschaft in Potsdam, zu deren Mitgliede Herr Gretsch vor einigen Jahren erwählt wurde. Den Schluß machen Zeitungs-Artikel: einer aus dem Journal de St. Pétersbourg und einer aus der Times, welcher letztere, wie es in einer Anmerkung heißt, in derselben Absicht mitgetheilt wird welche die Römer veranlaßte, einen Sklaven hinter den Wagen des Triumphatore zu stellen, um durch seinen höhnischen Zuruf den Uebermuth des Glückes zu mäßigen! Da übrigens die Bemerkungen des englischen Journals ziemlich unschuldiger Natur sind, so werden sie hoffentlich nicht allzu viele Wermuthtropfen in den schäumenden Glücksbecher des moskowitischen Triumphators gemischt haben.

— Fünfmalhunderttausend Francs Rente. Herr Dr. Véron hat sich durch den Beifall, den seine „Denkwürdigkeiten eines Bürgers von Paris" gefunden, veranlaßt gesehen, eine Fortsetzung dieser chronique scandaleuse der Pariser Bourgeoisie in die Form eines Romanes zu kleiden, dem er den Titel: „Cinq cent mille Francs de rente" gegeben hat, und der so eben in der „Librairie Nouvelle" erschienen, einer Firma, bei welcher wahrscheinlich Herr Véron selbst als stiller Compagnon betheiligt ist. Der Held seines Romanes ist ein Banquier, Namens Picard, der es durch glückliche Spekulationen zu einem jährlichen Einkommen von einer halben Million Francs gebracht und der nun mit Hülfe politischer, artistischer und prostituirter Freunde dieses Einkommen sehr anständig zu verthun weiß. Wie genau Herr Véron in seinen Details ist, in deren minutiöser Ausmalung er es mit Walter Scott aufnehmen zu wollen scheint, beweist unter Anderem der Küchenzettel eines großen Diners, das Herr Picard mit Hülfe der ersten gastronomischen Autoritäten der Hauptstadt veranstaltet. Dieser Küchenzettel wird allen Millionairen, die den Roman des Herrn Véron lesen, eine willkommene Belehrung sein. Ohne uns auf die sehr fein gewählten, imponirenden Namen der einzelnen Gerichte einzulassen, bemerken wir nur, daß der Küchenzettel vier verschiedene Potagen (Suppen), vier Hors d'oeuvres (chauds), vier Relevés, acht Entrées, zweierlei Sorbets, acht Braten, neun Entremets, zweierlei Refraichements (la Mousse suisse und la Cascade italienne), vier Desserts (worunter ganze Fruchtbäume) ꝛc. darbietet.

*) In polnischer Sprache. 3 Bde. Krakau, Druck und Verlag des Caas, 1855.

**) Юбилей пятидесятилѣтней литературной дѣятельности Н. И. Греча, 27. Дек. 1854. Составлено Кс. Полевымъ. St. Petersburg, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Herausgeber Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 148. Berlin, Dienstag den 11. Dezember 1855.

Frankreich.

Ueber die öffentliche Ernährung, die Cerealien und das Brod.*)

Zu allen Zeiten haben Oekonomisten und Gelehrte den so mannigfaltigen wie schwierigen Fragen, welche die Production und Vertheilung der Nahrungsstoffe betreffen, ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Bald handelte es sich um den Schutz der öffentlichen Gesundheit, bald um das Verproviantiren der Städte, Festungen, Schiffe, bald mit den Bedürfnissen der Bevölkerung, der Truppen, der Schiffsmannschaft in Verhältniß zu bringen war. Bis auf eine sehr neue Zeit jedoch wurde man bei dem Versuchen, diese ernsten Aufgaben zu lösen, nur von allgemeinen Thatsachen einer unsicheren Praxis geleitet, und konnte daher auch zahlreichen Irrthümern, selbst gefährlichen Mißgriffen nicht entgehen. Von der ältesten Zeit bis zum Ende des letzten Jahrhunderts fehlte es an den sicheren Grundsätzen, welche die organische Chemie und die Experimental-Physiologie, besonders in ihrer fruchtbaren Vereinigung, an die Hand gaben. Heutzutage sind die aus diesen Wissenschaften hergeleiteten Lehren in Bezug auf die öffentliche Gesundheit so sehr Gemeingut geworden, daß jede Volksschicht, von dem hochbegüterten Lebemann bis zu dem hartschaffenden Arbeiter, sie sich leicht aneignen kann. Und welches Glied der Gesellschaft hat nicht ein Interesse, die Mittel kennen zu lernen und anzuwenden, die, seiner Stellung angemessen, ihm jenen mit Recht beneideten Zustand, ohne den kein irdisches Glück denkbar ist: eine mens sana in corpore sano erwerben und erhalten können? Nun aber ist eine Hauptbedingung, dieses Ziel zu erreichen: eine normale und gesunde Kost.

Sind aber die Wissenschaft und die administrativen Staatsbehörden berechtigt, einzuschreiten, um der Bevölkerung die gesundesten Nahrungsmittel anzugeben? Bei den Franzosen ist die öffentliche Meinung für dieses Einschreiten; nicht also bei den Engländern vor gar noch nicht langer Zeit. Dafür führt der Verfasser zwei Thatsachen an:

„Gegen das Ende des Jahres 1850, von dem Ackerbau-Ministerium mit einer speziellen Sendung nach England beauftragt, sollte ich hier mehrere Fragen in Bezug auf Nahrungsmittel studiren. Bevor ich an die Prüfung der praktischen Thatsachen ging, die eine der wichtigsten Fragen, das Bäckereiwesen, berühren, und in der Hoffnung, mir die Prüfung leichter zu machen, glaubte ich, zuvörderst die von der Staatsverwaltung eingeführten Regeln und die den Bäckern in Großbritannien auferlegten Pflichten kennen lernen zu müssen. Keiner, sagte man mir, könnte mich darüber besser belehren, als Lord Granville. Ich wandte mich demnach an ihn, und seine ganze administrative Bibliothek wurde mir mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit zur Verfügung gestellt. Lord Granville rieth mir ferner, mich mit dem Chef der Polizei in Verbindung zu setzen, der mir über die Maßregeln zur Ausführung der Vorschriften, so wie über die gewonnenen Resultate, Auskunft geben könnte. Nachdem ich mir die Gewißheit verschafft hatte, daß nach englischen Gesetzen das Bäckergewerbe frei, die Beimischung aller nährstofflichen Cerealien und Schotengewächse zu dem Brode erlaubt, der Gebrauch ungesunder Salze und anderer Substanzen verboten sei, ging ich zu dem Polizei-Chef, der mir noch manche Einzelnheit in dem Geschäftsgange mittheilte. Auf die Frage aber, ob es ihm leicht würde, die vorschriftlichen Maßregeln in Ausführung zu bringen, meinte er: „„Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß hier, wie bei vielen anderen Anlässen, meine Aufgabe mir keine Schwierigkeiten bietet, denn die Bevölkerung ist nichts weniger als anspruchsvoll. Im Allgemeinen hat sie es nicht gern, daß der Staat sich in ihre Angelegenheiten mische. Die Engländer, sehen Sie, wollen nach ihrer Façon sich unterhalten und langweilen, essen und trinken, sterben und sich begraben lassen, ohne daß sich die Regierung darum kümmere; und wir lassen sie machen. So vereinfachen wir unser Geschäft und thun es ihnen zu Danke.““

„Noch ein Beispiel: Ein junger und geschickter Chemiker, in den Pariser Laboratorien gebildet, hatte sich seit einigen Jahren in Manchester niedergelassen und war anfangs durch öffentliche Vorträge, später durch chemische Arbeiten, angewandt auf Bleichen, Färben und Metallurgie, vortheilhaft bekannt worden. Seine Prozeduren spielen gegenwärtig eine bedeutende Rolle in mehreren großen englischen und französischen Fabriken; Zeugnisse davon geben im Augenblick manche Productionen in der Welt-Ausstellung. Als ich ihn mit dem Zweck meiner Mission bekannt machte und seinen Rath ansprach, theilte er mir zuvorkommend seine zahlreichen Analysen von Mehl- und Brodarten mit, und aus einer genauen Prüfung der gewonnenen Resultate ging hervor, daß ein großer Theil der Mehl-Quantitäten, die 1847 und 1848 über Liverpool eingeführt worden, mehr oder weniger durch Beimischungen von Reis, Mais, Feldbohnen verfälscht waren; daß das Brod in Manchester überdies fast durchgehends Alaun, schlechtes Salz, Wasser in unverhältnißmäßiger Menge enthielt. Die Arbeiten des jungen Professors, wodurch er sich wohl den Dank des Manchesterer Publikums verdient hätte, wurden indeß noch im Laufe desselben Jahres unterbrochen. Die Erklärung dieser überraschenden Erscheinung gab er mir selbst mit den Worten: „„Ich war eben im vollen Gange, meine mühsamen chemischen Forschungen in Bezug auf die Nahrungsmittel durch mündliche Mittheilungen in die Oeffentlichkeit zu bringen, als eine Deputation von Fabrikanten und Handelsleuten aus Manchester und Liverpool in meinem Laboratorium erschien, und Einer aus ihrer Mitte kam ohne weitere Einleitung zur Sache, indem er mir geradezu erklärte, daß, wenn ich fortfahre, meine kleinlichen Untersuchungen über Mehl, Brod und verschiedene Nahrungsmittel zu veröffentlichen, ich auf ihre Mitwirkung zu einer Belehrung, welche die Bevölkerung benarrhigt und den Handel stört, nicht zu rechnen habe.““ Man begreift leicht, daß der junge Chemiker sofort eine andere Richtung einschlug, deren nützliche Früchte nicht lange auf sich warten ließen.“

Dieselbe nationale Stimmung fand der Verfasser in Glasgow, Belfast, Edinburg, Birmingham, überall in den drei Reichen herrscht eine tiefe Abneigung gegen Alles, was den Gang und die Freiheit des Handels irgend hemmen könnte, auch auf die Gefahr der allgemeinen Gesundheit hin. Indeß hat die Stimmung in diesem Bezuge neuerdings eine Modification erfahren, und seit 1851 weiteifert England mit Frankreich auch in diesem wichtigen Punkte der Wohlfahrt. Kapitalisten, Landbauer und Fabrikanten richten ihre Unternehmungen und Arbeiten auf den Wachsthum der Production und die möglichst dauernde Erhaltung der Nahrungsmittel, so wie auf die Vervollkommnung ihrer Zubereitungsweisen.

Wie sind nun die verschiedenen Nährstoffe aus allen Naturreichen aufs billigste und in einem der Gesundheit zuträglichen Zustande zu gewinnen? Die Lösung dieser Doppelfrage soll der Gegenstand dieses Aufsatzes sein.

I. Die Cerealien und ihr Anbau.

Unter dem Namen Cerealien begreift man die nährende Kornfrucht mehrerer Pflanzen aus der Gräserfamilie: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais und Reis. Einige fügen noch die Moorhirse und die Hirse, so wie den Buchweizen und anderes, hinzu. Hier haben wir es mit den Getreide-Arten zu thun. Man kennt zwar sieben unterschiedene Weizen-Arten, die noch in zahlreiche Varietäten auslaufen; unter dem ökonomischen Gesichtspunkte können indeß alle Klassen auf eine einzige zurückgeführt werden, die drei Hauptgruppen in sich faßt: der harte, halbharte, weiche oder weiße Weizen.

Der harte Weizen unterscheidet sich — abgesehen von seinen äußeren Merkmalen und namentlich von seiner festen Konsistenz, die ihn für eine längere Aufbewahrung eignet — durch seine Reichhaltigkeit an Stickstoff und Fett und wird mit Recht als diejenige Getreide-Art angesehen, die alle anderen an Nahrungsgehalt übertrifft. Er wirft weit weniger Kleie ab, als der halbharte Weizen, giebt demnach auch mehr Mehl; allein eben wegen seiner derberen Konsistenz ist das Mehl nicht so fein, oder mehr gekörnt und überdies minder weiß.

Der halbharte Weizen, weniger konsistent und schwieriger aufzubewahren, als der harte, wird noch allgemeiner in Frankreich zur Bereitung der feinen Mehlarten verwendet.

*) Nach Payen in der Revue des deux Mondes. Vgl. Nr. 146 des „Magazin“.

Digitized by Google

Noch zerreiblicher ist der weiche oder weiße Weizen; er liefert ein schönes Mehl; desto schwieriger läßt sich daraus Gries bereiten. Ohne Mühe kann aus den beiden letzteren Arten der Kleber und die Stärke ausgeschieden werden.

Während des Keimens kömmt der Weizen in Regionen, wo die gewöhnliche Temperatur noch so sehr differirt, z. B. zwischen dreizehn und vierzehn Grad, gleich gut fort; die Fortschritte des Wachsthums aber bis zur Reife sind um so rascher, je stärker die Besonnung und je höher die Temperatur bis zu einem gewissen Grade ist. Folgendes Schema wird das Gesagte verdeutlichen:

	reift der Weizen in	Tagen:	Durchschnittliche Temp.
Um Paris	160		13,° Grad,
bei Cincinnati	137		18—19 "
" Venezuela	100		22,° "
" Turillo	92		24 "

Nach einer chemischen Analyse, die der Verfasser gemeinschaftlich mit Boussingault angestellt, giebt der Weizen unter dem Einfluß einer höheren Temperatur mehr Stickstoff, Oelsubstanz und Salz. So enthielt auf hundert Theile:

der Weizen von Venezuela 22,·· Stickst. 2,·· Oelst. 3,·· Salz,
der afrikanische Weizen 19,· " 2,·· " 2,·· "

Im Allgemeinen sind die harten Weizen im Süden am reichsten, die weichen im Norden am ärmsten an Stickstoff, der hier bis auf sechzehn Prozent, ja, zwölf Prozent herabsinkt; er kann aber bei reicher Düngung bis auf funfzig Prozent steigen.

Der Weizen kömmt nur in ziemlich festen, lehmig-sandigen, mit einigen Prozenten Kalk vermischten Boden fort. Allerdings läßt sich auch einem sandigen, etwas kalkhaltigen Boden Weizen abgewinnen; ohne reichlichen Regen aber tragen die mageren Aerndten kaum die Kosten des Anbaues. Da, wo man den Weizen nicht mit Nutzen anbauen kann, wird man immer noch eine lohnende Roggen-Aerndte erzielen; die Aerndten gestalten sich überhaupt günstiger, wenn die Schicht der Frucht-Erde tief genug ist zum Anbau der Zierpflanzen und der Kunstwiesen. Beide haben den Vortheil, daß sie das Unkraut nicht aufkommen lassen. Die Aerndten lassen ein sehr nützliches Hülsfmittel an Pflanzendünger zurück; Aerndten vermehren das Ausranfen und das tiefe Pflügen die Mächtigkeit des Bodens. So wird die schwache Düngung mehr als aufgewogen, welche die Brache dadurch gewährt, daß der ruhende Boden und die wildwachsenden Pflanzen das Gas und den Stickstoff aus der Luft einsaugen und untergepflügt werden. Auf diese Art werden in manchen Gegenden Frankreichs und Englands ergiebige Aerndten gewonnen. . . . . .

Außer einer verständigen Eintheilung in Schläge steht in erster Reihe als Mittel, gewisse Gegenden fruchtbarer und ertragreicher zu machen: die Entwässerung oder Dränirung des festen oder thonigen Bodens. Darin haben die englischen Landwirthe den sichersten Weg eingeschlagen. Die Dränirung durch Röhren ist die größte ackerbauliche Verbesserung des neunzehnten Jahrhunderts, und über ihre Vortheile herrscht heutzutage kein Zweifel. Durch das Arbeiten des stagnirenden unterirdischen Wassers wird der Luft, die den Wurzeln der Pflanzen unumgänglich nothwendig ist, der Zufluß gestattet, das Keimen wird in größerer Bodentiefe möglich gemacht, und eine der erklärtenden Ursachen, die auf die Vegetation störend einwirken, uns dem Wege geräumt. Ueberdies hat die Dränirung, indem sie die anbauende, endemische Fieber erzeugende Feuchtigkeit der Luft beseitigen hilft, auch auf die Gesundheit einen wohlthätigen Einfluß.

Außer der nothwendigen Vorbereitung des Bodens muß aber auch das Samenkorn, das ihm anzuvertrauen ist, sorgfältig ausgewählt werden, und das können wir durch neuerfundene sehr wirksame Mittel. Mit Hülfe des sinnreichen Bachonschen Ausscheiders lassen sich die minder gesunden von den kräftigen Körnern, die man zur Aussaat bestimmt hat, leicht absondern. Doch nicht immer reicht diese Vorsichtsmaßregel aus; denn in dem scheinbar gesunden Korn, namentlich in der Kerbe zwischen den beiden Samenlappen, bestanden sich oft die Samenstäubchen von Schmarotzerpilzen. Um die Keimkraft dieser Samen zu zerstören, bediente man sich seit lange pulverisirten ungelöschten Kalks, der unter das angefeuchtete Saatkorn gemischt wird. Man nennt dieses Verfahren: das Einkalken; eine Benennung, die uneigentlich auch von anderen noch sicherer zum Ziele führenden Verfahrungsweisen, wobei andere Substanzen, z. B. eine schwache Dosis Arsenikſäure, kupferiges Schwefelsaures Salz u. a., zur Anwendung kommen, gebraucht wird.

Die Quantität des Saatkorns steht in geradem Verhältniß zu der Treugekraft des Bodens. Steht das Getraide hoch im Preise und der Arbeitslohn niedrig, so dürfte es vortheilhaft sein, Korn bei Korn in gewissen Zwischenräumen zu säen; man hat dann auf eine im Verhältniß zur Aussaat reiche Aerndte zu rechnen.

Die Saatzeit wechselt natürlich nach Klima, Lage und anderen örtlichen Umständen. Die Wintersaat muß im Allgemeinen früh genug bestellt werden, damit der Keim sich zeitig genug so weit entwickelt, um der Strenge des Winters Stand halten zu können. — Das Säen selbst geschieht, namentlich in England und in Nord-Frankreich, mit der Säemaschine nach der Linie; in Gegenden, wo der Boden nicht fruchtbar, nicht durchgearbeitet und pulverisirt genug ist, ist jenes Verfahren nicht anwendbar und das Säen auf den Wurf vorzuziehen.

Beim Schneiden des Getraides halten die Engländer treu an der Grundsatz: das Sicherste das Beste (the best is to make things sure). Wenn die Keimhülle noch weich ist, ohne die volle Reife abzuwarten, wird geschnitten, mag das Wetter sein, wie es wolle. Sind die Halme unter der Sense, der Sichel oder der Maschine gefallen, dann beeilen sich Männer, Frauen, Kinder, sie in Gebinde zu sammeln und diese in Reihen neben und über einander zu aufzustellen, daß ihnen der Regen nichts anhaben kann. Diese Methode, die übrigens auch bei den Hülsenfrüchten und beim Lein angewendet wird — bringt dem Nachtheil vor, daß die überreifen Körner bei der geringsten Bewegung leicht ausfallen. Dank diesem Verfahren, bekömmt der Landmann besseres, schwereres, leichter zu bewahrendes Korn, das beim Mahlen weit weniger Abgang giebt. (Fortsetzung folgt.)

Palästina.

Die Fürstin Belgiojoso über die Alterthümer Jerusalems.*)

Die in einem Thalgrunde des Calvarienberges erbaute Kirche des heiligen Grabes erscheint wie eine noch nicht vollendete Kirche des Mittelalters, die gerundeten Linien, die geräumigen Arkaden zeigend, die man an den alten Klöstern in Pavia und Mona bewerkt. An der linken Seite des Eingangs erhebt sich ein halb verfallener Thurm; an der rechten Seite steht mehr im Vordergrunde eine kleine, mit einer Kuppel versehene Kapelle. In die Basilika eingetreten, befindet man sich in einer großen Vorhalle, deren Seitenwand zur Rechten eine Art von Loge enthält, die für den muselmännischen Kadi und seine Beisitzer bestimmt ist. Es ist nämlich, um den Konflikten zwischen den drei christlichen Gemeinschaften, die sich in der Kirche begegnen, ein Ende zu machen, auf den Antrag der Christen selbst, ein permanenter muselmännischer Gerichtshof errichtet worden. Ist man einige Schritte weiter vorgetreten, so befindet man sich in dem Hauptraume der Basilika, d. h. in einer Rotunde, die an den Wänden Kapellen und in ihrer Mitte den Hauptaltar hat. Nahe bei dem Altar führt eine Falltür in das Heiligthum, in dem sich das Grab Christi befindet. Ein kleiner Quadersteln vor der Eingangsthür ist dem griechischen Kultus vorbehalten. Unter den Kapellen zog die der babylonischen Christen zunächst meine Aufmerksamkeit auf sich. Die vor der Altar ziemlich zahlreich versammelten Hahyssinier waren Männer von hohem Wuchs, mit regelmäßigen Gesichtszügen, nur durch ihr wolliges Haar, ihre schwarze Hautfarbe und ihre etwas dicken Lippen an die afrikanische Race erinnernd. Ein Mammd von blauem Zeuge, ein Mantel von derselben Farbe, ein großer Turban und Sandalen bildeten das Kostüm. Den verschiedenen Momenten in der Passionsgeschichte entsprechen eben so viele Kapellen.

Die Mauern der heiligen Stadt gehören zu den interessantesten Denkmälern: sie rühren aus dem Mittelalter her. Das Fundament der Mauern am Thal Josaphat und am Oelberg ist aus ungehauenen, funfzehn bis zwanzig Fuß langen und sieben bis acht Fuß hohen Quadersteinen erbaut; man führt dieses Fundament auf den König Salomo zurück. Gewiß ist es, daß solche Bauten dem europäischen Baustyl fremd sind. Auch gränzen diese Bauwerke an den Platz, auf welchem der von Salomo erbaute Tempel gestanden.

Jerusalem liegt auf einer Anhöhe, die im Norden allmählich ansteigt und südlich ein enges Thal beherrscht, während im Westen und im Osten der Boden sich bis zum Bett des Kidron, der ganz ausgetrocknet ist, abdacht. Verfolgt man die Mauern außerhalb von Norden nach Westen und von Westen nach Süden, so stößt man zunächst auf eine kleine Anhöhe, welche, zur rechten Hand sich hinziehend, ein Plateau bildet, welches mit der heiligen Stadt ungefähr auf demselben Niveau liegt. Diese Anhöhe ist die Stadt David's, welche von den Armeniern zu ihrem Begräbnißplatz gemacht worden ist, und welche, obwohl sie sonst keine Spur mehr von ihrer früheren Pracht zeigt, um zweier Denkmäler willen von allen Reisenden besucht wird. Das eine dieser Denkmäler ist der Saal, in welchem Christus zum letzten Male mit seinen Jüngern zu Tisch gesessen haben soll. Das zweite ist das kleine Gemach, in welchem er die Nacht nach seiner Gefangennehmung zugebracht haben soll. Das erste ist gegenwärtig die Wohnung eines Derwisch, der es mit der dieser Menschenklasse eigenen Unreinlichkeit entweiht. Diese Entweihung drückt aber weder Verachtung, noch feindselige Gesinnungen aus. Die Muselmänner verachten und hassen die

*) Die hier mitgetheilten Schilderungen sind den unter dem Titel: „La vie intime et la vie nomade en Orient" veröffentlichten Reise-Erinnerungen der Fürstin Trivulzio di Belgiojoso entnommen.

Digitized by Google

Christen; aber auf Christus und das Christenthum deuten sie diese Gesinnungen nicht aus. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie diesen Ort in ehrfurchtsvoller Gesinnung einem Wesen zur Wohnung geben, welchem sie, ihrer Religion zufolge, Verehrung schuldig sind. Das zweite der erwähnten Denkmäler, welches die Armenier den Lateinern, die es früher besaßen, entrissen haben, ist gegenwärtig ein kleiner, mit weißem Marmor gepflasterter und mit ziemlich niedrigen Säulenhallen umgebener Hof, auf welchem die Bischöfe der armenischen Gemeinde begraben sind. Eine Kapelle nimmt die südliche Seite des Hofes ein. Dieses Heiligthum ist im Innern sehr sauber und schön gehalten; es ist ganz und gar mit kleinen quadratförmigen Platten von emaillirter Fayence bekleidet; — eine Art von Ausschmückung, die man im Orient ziemlich häufig findet. Eine Thür zur Linken des Altars führt in eine Zelle, die so klein ist, daß man kaum glauben kann, sie sei jemals dazu bestimmt gewesen, einen Menschen aufzunehmen. In diesem Raum soll Christus nach seiner Verhaftung die zum ersten Verhör eingesperrt gewesen sein. Es erinnert dieser Raum an die Garderobeschränke, die man in den Kapellen schöner Schlösser findet.

Verfolgt man die Mauern von Jerusalem weiter von Westen nach Süden, so entdeckt man bald das Thal Josaphat's, d. h. das Bett des ausgetrockneten Kidron, welches auf der einen Seite von der Anhöhe, auf welcher Jerusalem liegt, auf der anderen Seite vom Oelberge eingeschlossen ist. Ein kleines arabisches Dorf, welches noch den Namen Siloah hat, liegt westlich im Thale, wo dasselbe sich etwas zu erweitern anfängt. Gegenüber diesem Dorfe, am Fuße der Anhöhe, auf der Jerusalem liegt, fließt langsam das Wasser der Quelle von Siloah, zuerst in einem grob gemauerten Kanal, dann frei die Gärten des Dorfs bewässernd. Weiter im Thalgrunde, auf der Seite, wo das Dorf liegt, steht man drei kleine Gebäude von auffallender Form, in denen die Ueberreste Absalon's und zweier von seinen Gefährten enthalten sein sollen. Noch etwas weiter bemerkt man fast am Fuß des Oelbergs eine weiße Mauer, die eine quadratförmige Fläche einschließt, auf welcher mächtige, Jahrhunderte alte Oliventäume stehen. Diese Fläche wird für den Garten gehalten, in den Jesus Christus sich so gern zurückzog. Ein Mönch verbringt jeden Tag, vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange, in diesem Raume, er pflegt darin einige Blumen und empfängt die Reisenden, welche aus Frömmigkeit oder aus Neugierde herbeikommen. Die Bäume sind riesig groß, und zahlreiche Sprößlinge umgeben ihre zum Theil bloßgelegten Wurzeln.

Eine über das Bett des Kidron gelegte Brücke verbindet die Stadt mit dem Oelberge. Die Brücke und der auf den Berg führende Weg trennen den Garten des Oelbergs von einem großen alterthümlichen Gebäude, in welchem, wie man glaubt, die jüdischen Ueberreste der heiligen Jungfrau enthalten sind. Die Christen des Orients haben bis auf den heutigen Tag um den Besitz dieses Grabes auf das Leidenschaftlichste gestritten. Das Gebäude ist eine geräumige und schöne Kapelle, zu der man auf einer großen Treppe hinabsteigt; der lateinischen Geistlichkeit ist es nicht gestattet, hier Gottesdienst zu halten. Hinter dieser Kapelle befindet sich die Grotte, in welche sich Jesus Christus, als die Soldaten, ihn zu verhaften, kamen, zurückgezogen haben soll. Einige Altäre in dieser Grotte gehören der lateinischen Geistlichkeit.

Der Oelberg ist nur eine kleine Anhöhe, auf deren Gipfel jetzt eine Moschee steht. Der Stein, auf welchem Jesus gestanden haben soll, als er gen Himmel fuhr, und auf dem auch noch seine Fußspuren zu bemerken sein sollen, wird in der Moschee aufbewahrt und wird nicht blos von den Christen, sondern auch von den Muslemin heilig gehalten. Aus dem Fenster eines nahe bei der Moschee stehenden Beiehedere hat man eine sehr befriedigende Aussicht auf die heilige Stadt und den Platz, auf dem der Salomonische Tempel gestanden und jetzt die Moschee Omar's steht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in dieser noch Ueberreste von jenem enthalten sind. Die Moschee Omar's gleicht einer der vielen Moscheen, welche man in Asien sieht. Vor denselben befindet sich gewöhnlich ein von hohen Mauern eingeschlossener, mit Bäumen bepflanzter Hof, in dessen Mitte ein Springbrunnen die Luft erfrischt. Die Moschee Omar's dagegen steht auf einem leeren, großen, quadratförmigen Platze, der hier und da noch durch Bruchstücke von Säulenhallen begränzt ist. Die Moscheen sind gewöhnlich eine Zusammenhäufung von verschiedenen Gebäuden; bei der Moschee Omar's ist dies nicht der Fall. In der biblischen Schilderung des Salomonischen Tempels findet man den großen leeren Platz, die diesen Platz umgebenden Säulenhallen, kurz, Alles wieder, wodurch die Moschee Omar's sich von allen anderen Moscheen unterscheidet. Die Muslemin halten streng darauf, daß kein Ungläubiger die Moschee Omar's betritt oder sich ihr auch nur nähert.

Jerusalem ist nicht blos die Stadt Christi, sondern auch die Stadt der jüdischen Könige und Propheten. Es begegnen uns in Jerusalem auch Denkmäler aus der Geschichte des Alten Testaments: die Grotte Jesaias' und die Gräber der Könige; in der Umgegend der Stadt die Gärten Salomo's, der Jordan und das Todte Meer.

Wenige Schritte von der Stadt entfernt, erhebt sich ein röthlicher Hügel, in welchen ein enger Weg eingehauen ist. Dieser Weg führt zur Grotte Jesaias', einer überall mit Pflanzenwuchs überzogenen Höhle. Vor der Grotte befindet sich ein von den Aesten und Zweigen eines alten Feigenbaumes überschatteter kleiner Garten, der einem Derwisch zum Aufenthaltsorte dient.

Von der Grotte Jesaias' kömmt man bald zu den Gräbern der jüdischen Könige. Auf dem Wege zu diesem Labyrinth von Bosquets und Felsen begegnet man einer alten Mauer, die eine Art von Hof einschließt. Das Basrelief auf dem in diesen Hof führenden Thor, eine Guirlande von Weinranken darstellend, kann wohl nicht auf die Zeit der jüdischen Könige und auf die jüdische Nation zurückgeführt werden. Die unterirdischen Räume auf dem Hofe sind leer; früher waren sie durch massive steinerne Thüren von einander abgesondert. Diese Thüren liegen jetzt auf dem Boden. Der Eindruck, den die leeren Grabgewölbe machen, ist ein solcher, daß man froh ist, wenn man sie wieder hinter sich hat. Wir gehen weiter, durch Bethlehem, ein hübsches fast ganz aus weißem Stein gebautes Dorf, zu den Gärten Salomo's. Der Eindruck, den die mit diesem Namen bezeichnete herrliche Stätte hervorbringt, ist um so mächtiger, da man, um zu ihr zu gelangen, einen ermüdenden Weg durch eine der dürrsten Gegenden Judäa's machen muß. Reichere Teppiche von duftenden Blumen, melodischeren Gesang von Vögeln kann man sich nicht vorstellen.

Für die Exkursion zum Jordan und zum Todten Meere ist es rathsam, sich eine gute Eskorte mitzunehmen. Von Jerusalem bis zum Kloster St. Saba ist die Entfernung nicht bedeutend, aber in den wenigen Stunden hat man viel auszuhalten. Der Weg zieht sich zwischen Felsen hin, bei deren blendender Weiße und vollkommener Trockenheit man die Wärme und das Licht der Sonne doppelt unangenehm zu fühlen bekommt. Wir vergaßen einen Augenblick unsere Leiden, als wir den Blick in eine enge Schlucht mit riesigen Felsblöcken gewannen. Diese Schlucht war das Bett des ausgetrockneten Hebronstromes. Der eine der die Schlucht bildenden Berge zeigt unzählige Grotten; in diesen, sagte man uns, hätten St. Saba und seine Schüler gelebt; der andere auf dem linken Ufer des ausgetrockneten Stromes liegende Berg ist mit verschiedenen Gebäuden: Häusern, Kirchen, Festungswerken, die von einer Mauer eingeschlossen sind, bedeckt. Diese Gruppe von Gebäuden ist das Kloster des St. Saba, welches der griechischen Kirche gehört und von Mönchen bewohnt wird, die schon öfter ihre reichen Besitzungen gegen die sie angreifenden und belagernden Araber haben vertheidigen müssen. Am zweiten Tage unserer Exkursion setzten wir uns noch vor Aufgang der Sonne in Bewegung, und wir waren auf dem Gipfel der letzten das Jordanthal bildenden Berge angelangt, als die Sonne aufging. Wir sahen zu unseren Füßen Alles mit dichten Nebeln bedeckt. Die Nebel stiegen allmählich auf und verwandelten sich in Wolken über unseren Häuptern. Dies war das erfreulichs Vorzeichen eines der im Orient in dieser Jahreszeit so seltenen Regentage. Das Thal des Jordans lag frei und ausgebreitet vor uns. Zur Rechten verlor es sich in ein schwarzes Wasserbecken, auf dem noch die Morgennebel lagen. Das war das Todte Meer, dessen Wellen über die Ruinen von Sodom hingehen. Zur Linken zog sich, so weit das Auge reichte, das Thal hin, überall dürr und ohne Vegetation. Aber wo wer der Jordan? Auf welchem Wege wälzt er sich ins Todte Meer? Wir bemerkten in weiter Ferne nur einen kaum wahrnehmbaren grünen Streifen. Nachdem wir zwei Stunden im Thale niedergestiegen waren, befanden wir uns an dem Ufer des Todten Meeres. Die Gegend, welche diesen See umgiebt, ist öde und trübe, aber in seinem dunklen Wasserspiegel spiegeln sich die Schönheiten des Himmels. Es ist nicht wahr, wie man erzählt, daß kein Fisch im Todten Meere lebt, daß kein Vogel sich ihm nähert, daß kein Pflanzenwuchs ihn umschattet. Wir setzten unseren Weg noch zwei Stunden lang fort, wie auf einer aus mächtigen Felsblöcken gebildeten Treppe, deren Ende wir nicht absehen konnten. Plötzlich bemerkte ich eine Aufregung unter unseren Arabern; sie streckten, unverständliche Töne ausstoßend, ihre Arme nach Süden aus; unsere Pferde wieherten und richteten die Köpfe auf; sie setzten sich in Galopp, und wir ließen sie laufen; wir bemerkten noch Nichts von einem Flusse. Bald aber vernahm ich ein dumpfes Geräusch, wir gingen noch einige Schritte, und wir genossen eines der ergreifendsten Natur-Schauspiele. Der Jordan wälzte vor unseren Augen rauschend seine etwas schlammigen, aber tiefen und reichen Wogen zwischen den von riesigen und über einander geschichteten Bäumen bedeckten Felswänden. Mit Mühe bahnten wir uns den Weg durch das Gehölz und den üppigen Pflanzenwuchs, den Myriaden von fliegenden Insekten mit ihrem Gesumme erfüllten. Der Jordan ist nicht blos ein großer, geschichtlicher Fluß, er ist auch ein großartiger, herrlicher Fluß; wie durch Zauber wandelt er die ihn umgebende Natur um.

Digitized by Google

Ostindien.

Eine Probe aus den Biographiern (Taskirn's) moderner Schriftsteller Hindostans.*)

„Tana Schah ist der Ehrenbeiname Abulhassan Schah's des Königs, der des Vergnügens Freund war. Er gehörte zu der Zahl der berühmten Sultane und der Machthaber von hoher Würde in Dekan. Obgleich der Ruf der Vergnügungen und Freuden dieses Lebemannes und der Ruhm seiner Ergötzungen und Lustbarkeiten bekannt sind bis zum Monde und dem Fisch" (metaphorische Bezeichnungen der Welt-Enden, von der Höhe bis zur Tiefe), „so erscheint es mir dennoch nöthig, Etwas zu schreiben über die Lebensumstände dieser Zierde des Thrones in dem Palaste der Fröhlichkeit und der Fülle von Seelenlust.

„In den Tagen, da Alanguir" (Welteroberer, Beiname des Mongolenfürsten Anrangzeb), „der in der Unsterblichkeit wohnt, die Abil Schahi und die Nisam Schahi stürzte und sich der Soiba (Provinz) Dekan bemächtigte, wurde Abulhassan Tana Schah nach vielen Verwirrungen zum Gefangenen gemacht. So fehrte sich das launische Glück gegen ihn und zeigte ihm etwas Anderes, als Vergnügungen und Lustbarkeiten. Die Freude der Macht war gestört, und anstatt der Gesellschaft fröhlicher Lebemänner, die ihn sonst umgaben, hatte er jetzt nur einen Kreis der Trauer. Indeß ergab sich Tana in die Härte der Lage, die ihm Alanguir bereitet hatte, ließ ihm jedoch dringende Vorstellungen in Bezug auf den Gebrauch der Hukkah (Pfeife) machen: „„Ich liebe sie gar sehr; wenn man mir das Rauchen erlaubt, so wird das der Anbund der Gunst für mich sein.""

„Da dieser Radschah (Tana) ein Freund des Vergnügens war und im Rausche des guten Tisches während der acht*) Pahar versunken blieb, so wich die Hucca keinen Augenblick von seinem Munde; er hatte die Gewohnheit, nachdem er eine Pfeife ausgeraucht, den Pfeifenkopf mit einer Flasche Rosenwasser abzukühlen; dann feuchtete sein Hukkah-Barbar" (Diener, dem die Besorgung der Pfeife obliegt) „den Taback aus einer Flasche Weidenwasser an. Ergeben wir er dieses Genusse war, schlief er nur wenig in der Nacht und verbrauchte also im Verlaufe von vierundzwanzig Stunden Hunderte von Flaschen des edelsten Rosenwassers und der Weidenwasser-Essenz. Diese Umstände mit all ihren Einzelnheiten blieben dem Alanguir nicht unbekannt. Da bat der Radschah durch eine Gesandtschaft in Demuth, daß man ihm täglich sechzehn Flaschen Rosenwasser und acht Flaschen Weidenwasser bewillige. Nach einigen Tagen lief von Seiten der erhabenen Regierung folgende Antwort ein: „„O, Gott! die Hukkah weicht nicht von Deinem Munde während der acht Pahar, und durch den Dunst, der sich von dem Orte Deiner Gesellschaft verbreitet, wird die Eifersucht geweckt, und der Rauch des Neides sagt dem trügerischen Himmel, daß unterhalb des Firmaments, welcher der Sterblichen spottet, ein Mensch ach Hukkah Tabak am Tage und eben so viel in der Nacht raucht, und indem er den Giftqualm in Massen verschluckt, lebt er in einer ärgerlichen Erschlaffung.""

„Mittlerweile sprach Alanguir einige Tage nachher: „„Es ist eine große Verschwendung, sechzehn Flaschen Rosenwasser und acht Flaschen Weidenwasser täglich auf die Hukkahs zu verbrauchen. Inzwischen, da das Gesetz das Rauchen erlaubt und keine peinliche Vorschrift obwaltet, so wollen wir ihm aus meinem Palaste täglich acht Flaschen schicken.""

„Tana begnügte sich demnach, sein Herz mit vier gestopften Hukkahs zu laben und nach jeder ausgerauchten Pfeife eine Flasche zur Kühlung zu verwenden.

„Als Anrangzeb das erfuhr, zog er, entgegen seinem Versprechen, vier Flaschen ab, und Tana verlangte nun von seinem Hukkah-Barbar nur zwei gestopfte Pfeifen. Als nach einigen Tagen die Ration um noch zwei Flaschen geschmälert wurde, ließ er sich nur eine Pfeife des Tages und Eine des Nachts reichen. Endlich blieben eines Tages auch die letzten zwei Flaschen aus, und von da an wollte er nicht mehr rauchen. Nach drei Tagen sprach sein Hukkah-Barbar zu ihm: „„Dein ergebener Sklave ist durch die Huld der Zuflucht der Welt (seines Herrn) in den Stand gesetzt worden, so viel zu ersparen, daß für Eure Majestät genug da ist, außer den Kosten für die Trinkschale, auch die von zehn Pfeifen täglich für die Dauer mehrerer Jahre zu bestreiten. Er hofft, Eure Majestät werde geruhen, ihm den Befehl zu geben, den Rauchsaal einzurichten, damit das Reich eingesprlanzt werde in den Boden der Ehre.""" Tana antwortete: „Seine Majestät (Anrangzeb) bekämmert sich angelegentlichst um die Vorschriften des Gesetzes,***) obwohl er keinen Anstand genommen, die Moschee (von Mekka) zu durchwühlen und sich des Schatzes zu bemächtigen. Wenn er das erfährt, so wird er verlangen, daß Du ihm das Kapital der Summe, die Du auf meine Hukkah verwendest, in sichere Verwahrung übergebest.""" — Da legte der Hukkah-Barbar die Hand auf den Kopf und fing an zu weinen.

„Seit dem Tage rauchte Tana nicht mehr, so lange er Gefangener blieb und bis er überging aus dieser vergänglichen Wohnung zur Herrlichkeit der ewigen Stätte. — O, Gott! Betrachtet man die Dinge mit dem Auge der Gewißheit, so überzeugt man sich, die Welt sei zumal ein Ort des Mühsals und eine Wohnstätte der Verwarnung.

„Ein Vers: Wo sind die glücklichen Kobroos und Jamsched? Wo ist Kubad? Wo sind Alexander und Darius? Wo ist Kaikaus? Beschaut man mit beiden Augen der Beobachtung diese Männer, die berauscht waren von ihrem Range, so kann man ihr Loos nur bedauern und beklagen.

„Da der Verstand, zu regieren, in der Eroberung und dem Besitze der Königreiche, in vollem Besitze der Könige aus erlauchter Abkunft ist, wie vermag dieser Arme (der Verfasser) aus dem Winkel, den er bewohnt, sich in diese Sachen mischen? Indessen sagen einige Weisen, daß Anrangzeb, der die Könige von Dekan, trotz ihrer Vorstellungen, so hart behandelt, der die Moschee von Mekka durchwühlt hatte, um daraus den Schatz zu rauben, eine tadelnswerthe Handlung sich auf den Hals geladen habe. Gott weiß, welche Vergeltung dieser Handlung vorbehalten sei. Noch kann man hinzufügen, daß bei Anrangzeb, bevor er Dekan erobert hatte, die Auflagen und Steuern aus dieser Landschaft einliefen, und er wurde Schahin Schah (König der Könige) genannt; und dennoch dünkte ihn die Summe, die er dem Tana abzahlte, ungeheuer groß, und es scheint, daß er durch diese Maßregel, die er für eine haushälterische in der Verwaltung hielt, an Würde steigen wollte.

„Ein Vers: „„Die Könige sind unterrichtet von den Schwierigkeiten der Herrschaft. Du, armer Unglücklicher, aus dem Winkel, wo Du sitzest, bilde Dir nicht ein, daß Du etwas Gutes sagst.""

„Kurz, man schreibt dem erhabenen Schah Abulhassan Tana Schah, dieses matin" (Anfangsvers eines Gedichtes) „zu:

„„An welche Thür soll ich gehen, mein Leid zu klagen? Wohin werd' ich gehen können? Ich will an mein eigenes Herz mich wenden, es sei für mich mein mihrab" (die Blende in der Moschee, gegen die man sich zum Gebete kehrt).

„„Wenn meine Freunde nur ein Wort mir sagen, es wird für mich ein kühles Zelt in der Sommerzeit sein.""

*) Uebersetzung eines Artikels aus dem hindustanischen Gulschan-i-hind (Garten Indiens), von Mirza Ali Khan oder Lutf. Nach Garcin de Tassy.

**) So viel wie „Tag und Nacht"; denn jener wie diese wird in vier Pahar getheilt.

***) Die strengen Muhammedaner enthalten sich alles Luxus in Kleidern und Speisen.

Mannigfaltiges.

— Die englische Gesellschaft. Die Geduld des lesenden Publikums würde sicherlich durch den langathmigen Roman von Thackray, die „Newcomen", erschöpft worden sein, wenn es nicht die lebendige Lust an Karikaturen dabei hätte befriedigen können. Es ist unbegreiflich, daß die stolzen Engländer einem Schriftsteller ihre Gunst zuwenden, der sie so gründlich lächerlich macht, der sie nicht nur als übermäßig eitel, hochmüthig und dumm, sondern auch als boshaft und gemein schildert. Einzelne Züge mögen der Wirklichkeit entnommen sein, aber die ganze englische Gesellschaft kann unmöglich eine solche Fratze sein, wie Thackeray und wie mitunter auch im „Magazin" dessen Londoner Korrespondent sie zeichnet. Der Drang, vornehm zu scheinen, ist nach Thackeray die Triebfeder alles Dichtens und Trachtens in England — in Deutschland und Frankreich macht sich eine ähnliche Tendenz geltend, aber so elende, so herzlose Mittel zum Zweck hat gewiß vor Thackeray Niemand für möglich gehalten. Die Grobheiten, die er seinen Landsleuten sagt, scheinen diesen völlig zu imponiren; sie lassen sie sich nicht nur ruhig gefallen, sondern schwingen auch zu den unzähligen Fehlern und Langweiligkeiten seines Buches. Es ist ohne Zusammenhang, ohne Spannung, ein konfuses Durcheinander uninteressanter Personen, deren Lebensgeschichte man dennoch ab ovo anhören muß. Es erfordert ein übermenschliches Gedächtniß, um nur die Namen zu unterscheiden und zu behalten, während man liest. Die Erzählung ist so stizzenhaft, so nachlässig und doch so exzentrisch weitläufig, daß es fast unmöglich ist, ihr zu folgen. Alles das haben die Engländer ohne Murren ertragen; es ist ungerade ein Tadel laut geworden, und unsere deutschen Kritiker, die nicht einmal Zeit haben, die vaterländischen Erzeugnisse durchzulesen, arbeiten sich mühsam durch die vielen Bände des englischen Schriftstellers und loben ihn!

F. v. H.

*) Die englische Kritik äußert sich nicht so über diesen Liebling der Damen-Lesewelt. Wir werden nächstens Gelegenheit haben, ein von dieser Kritik sehr abweichendes Urtheil über Thackeray mitzutheilen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Postdirektor Neumann, Niederwallstr. Nr. 17), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 149. Berlin, Donnerstag den 13. Dezember 1855.

England.

Das englische Heer, nach amerikanischer Darstellung.

Aus der Rundschau über die europäischen Heere von einem Amerikaner in Putnam's Monthly, die in unserem Blatte kürzlich mitgetheilt wurde, heben wir noch, als das Interesse des Tages nahe berührend, den Artikel über das britische Heer heraus:

„Das britische Heer bildet den schärften Gegensatz zum französischen. Worin das französische stark, ist das englische schwach, und umgekehrt. Wie Alt-England selbst, so ist sein Heer unter üppig wuchernden Mißbräuchen verrottet bis ins Herz hinein. Alles scheint darauf abgesehen, jeder Möglichkeit, zu einem vorgesteckten Ziele zu kommen, vorzubeugen. Durch einen unerklärlichen Zufall taucht unter einem Wust verjährter Erbärmlichkeiten die kühnste Verbesserung auf. Und doch, so oft die plumpe, knarrende Maschine ins Werk gesetzt wird, so thut sie hin und wieder ihre Schuldigkeit.

Die Organisation des britischen Heeres ist schnell beschrieben: Es besteht aus drei Regimentern Garde-Infanterie, fünfundachtzig Regimentern Linie, dreizehn Regimentern leichte Infanterie, zwei Regimentern Schützen. Während des gegenwärtigen Krieges haben die Garde-Schützen und einige andere Regimenter drei, die übrigen zwei Bataillone; eine Compagnie in jedem bildet das Depot. Die Rekrutirung reicht jedoch knapp aus, die durch den Krieg verursachten Lücken auszufüllen, und von dem zweiten Bataillon kann man kaum sagen, daß es vorhanden sei. Der jetzige Effektivbestand der Gesammt-Infanterie übersteigt gewiß nicht die Ziffer 120,000.

Für die reguläre Truppe bildet die Miliz eine Art Reserve oder Pflanzschule. Sie hatte nach einer Parlaments-Akte 80,000 betragen, zählt aber gegenwärtig nur 60,000. Nach dem bestehenden Gesetz kann sie in den Kolonieen freiwillig dienen, aber nicht auf die Schlachtfelder außer Landes geführt werden. Sie ist daher nur zu verwenden, die Garnisonen der Linie in Korfu, Malta, Gibraltar und vielleicht späterhin in noch fernern Niederlassungen abzulösen.

Die Kavallerie zählt drei Regimenter Garde-Kürassiere, sechs Garde-Dragoner, drei schwere Dragoner, drei leichte Dragoner, Fünf Regimenter Husaren, vier Regimenter Lanziers. Das Regiment auf dem Kriegsfuß soll außer einem Depot aus vier Schwadronen zu 250 Mann bestehen. Einige Regimenter rückten in dieser Stärke aus; allein der Winterfeldzug in der Krim, der kopflose Angriff bei Balaklava, der Mangel an Rekruten brachten sie durchgehends auf den alten Friedensfuß herab. Schwerlich zählen die sechsundzwanzig Regimenter 10,000 Reiter oder durchschnittlich vierhundert Säbel.

Die Artillerie besteht aus einem Regiment Fuß-Artillerie (zwölf Bataillone mit sechsundneunzig Batterieen) und einer Brigade reitende Artillerie (sieben Batterieen und eine Raketen-Batterie). Jede Batterie hat fünf Kanonen und eine Haubitze; bei jenen ist das Kaliber drei-, sechs-, neun-, zwölf- und achtzehnpfündig, bei diesen 4½, 4½, 5½, 8 Zoll. Jede Batterie hat überdies zwei Musterkanonen von fast federartigem Kaliber, schwere und leichte. Im Ganzen aber sind die Neunpfünder und die sünfsechalbzölligen Haubitzen (Vierundzwanzigpfünder) in der britischen Artillerie neben den sechs- und zwölfpfündigen Raketen allgemein eingeführt.

Da das britische Heer auf dem Friedensfuß nur den Stamm für den Kriegsfuß bildet und da es sich nur durch freiwillige Werbung ergänzt, so ist seine wirkliche Stärke in einem gegebenen Momente niemals genau zu bestimmen. Nach einem ungefähren Ueberschlag dürfte das Heer gegenwärtig bestehen aus 120,000 Mann Infanterie, 10,000 Mann Kavallerie, 12,000 Mann Artillerie mit 600 Kanonen (von welchen nicht ein Fünftel bespannt ist). Von diesen 142,000 Mann sind etwa 32,000 Mann in der Krim, 50,000 in Indien und den Kolonieen und der Rest von 60,000, wovon die Hälfte noch ungeschulte, die andere Hälfte in der Einübung begriffene Neuangeworbene sind, in der Heimat. Dazu kommen noch 60,000 Mann Miliz. Die Pensionirten, die berittene Leibgarde und andere Corps, die zum auswärtigen Dienst nicht herangezogen werden, kommen gar nicht in Anschlag.

Das System der freiwilligen Werbung macht es in Kriegeszeiten sehr schwierig, das Heer in seiner vollzähligen Stärke zu erhalten; was die Engländer erst neulich wieder erfahren haben. Wir sehen, daß jetzt, wie unter Wellington, 30 — 40,000 Mann das Maximum ist, was sie auf einem Kriegsschauplatze konzentriren können; und da sie jetzt nicht Spanier, sondern Franzosen zu Verbündeten haben, so verliert sich fast die „heroische kleine Truppe" in dem alliirten Heere.

Eine einzige Einrichtung im britischen Heere genügt vollkommen, die Volksschicht, aus welcher der britische Soldat geworben wird, zu charakterisiren: die Strafe des Peitschens. Im französischen, preußischen und verschiedenen anderen Heeren kleinerer Staaten besteht keine körperliche Züchtigung, und selbst in Oesterreich, wo die Angeworbenen meist Halbbarbaren sind, bestreht man sich angenscheinlich, sie abzuschaffen; so ist das Spießruthenlaufen aus dem Kriegsgesetzbuch gestrichen. In England dagegen wird die „Neunschwänzige" — ein Marterwerkzeug, das der russischen Knute um kein Haar breit weicht — in voller Kraft gehandhabt. Seltsam, so oft im Parlamente eine Reform des Militair-Gesetzbuches besprochen wurde, waren es die alten Haudegen, und keiner eifriger als Wellington, die sich an der Neunschwänzigen fest anklammerten. Ein ungepeitschter Soldat erschien ihnen als ein Ungeheuer, mit welchem nichts anzufangen sei. In ihren Augen waren Tapferkeit, Mannszucht, Unbeugbarkeit ausschließlich die Tugenden eines Menschen, der die Narben von mindestens funfzig Streichen auf seinem Rücken trägt.

Nicht zu vergessen, die Neunschwänzige ist nicht blos ein Werkzeug, das schmerzliche Wunden schlägt — es zeichnet durch die zurückgelassenen Narben den Mann fürs Leben; es brandmarkt, ja, selbst bei seinen Kameraden im britischen Heere zu ewiger Schmach. Und dieses Mittel, das nach der Meinung seiner Vertheidiger die Mannszucht aufrecht erhalten soll, richtet sie gerade dadurch zu Grunde, denn sie zerstört das edle Selbstbewußtsein, den point d'honneur in dem Soldaten.

Daraus erklären sich zwei Thatsachen: Zuerst die große Zahl englischer Ueberläufer vor Sebastopol. Im Winter, als den britischen Soldaten die übermenschliche Aufgabe zugemuthet wurde, die Laufgräben zu bewachen, bekam die Peitsche, wer nicht 48 — 60 Stunden ununterbrochen wach bleiben konnte! Männer, die sich in den Laufgräben als Helden erprobten, die, trotz ihrer Führer, den Tag von Inkerman gewannen, zu peitschen! Aber die Kriegsartikel ließen keine Wahl. Der beste Soldat im Heere, von Anstrengung übermannt, wußte den Rücken herhalten, und entehrt, wie er war, lief er zu den Russen. Kann es ein mächtigeres Argument gegen diese Menschenschinderei geben? In keinem früheren Kriege kamen in irgend einem Heere solche massenhafte Ueberläufer zu den Russen vor; sie wußten, daß sie hier schlimmer als zuhause behandelt werden. Dem britischen Heere war es vorbehalten, ein so reiches Kontingent an Ueberläufern abzugeben, und nach der Aussage der Engländer selbst war es die Peitsche, die sie zum Feinde trieb. Die zweite Thatsache ist das Fehlschlagen des Versuchs, eine Fremden-Legion unter den Bedingungen des britischen Militair-Kodex aufzurichten. Die Nicht-Briten sind etwas kitzlich auf dem Rücken. Die Aussicht auf die Peitsche überwand das Gelüsten nach dem hohen Handgelde und der guten Besoldung. Bis Ende Juni waren erst tausend Mann eingeschrieben, wo man funfzehntausend Mann brauchte. Und gewiß, sollten es sich die Obersten einfallen lassen, auch bei diesen tausend Tauzenichtsen die Katze einzuführen, dürften sie sich auf einen Sturm gefaßt machen, dem sie entweder nachgeben, oder die Legion auflösen müßten.

Uniform und Rüstung der britischen Soldaten sind ein Muster von dem, was sie nicht sein sollten. Bis zur Stunde ist die Soldatentracht dieselbe, wie sie bis 1815 in allen Heeren im Gebrauch war; keine Verbesserung wurde zugelassen. Der alte schwalbenschwänzige Frack, durch garstige Aufschläge verunstaltet, zeichnet noch immer den britischen Soldaten vor jedem anderen aus. Die Hosen sind knapp und unbequem; noch immer herrscht die Kreuzkuppel, welche Bajonettscheide, Tornister und Patronentasche festhält, in fast allen Regimentern vor. Die Reiterei ist passender und weit seiner gekleidet; aber doch ist Alles

Digitized by Google

zu knapp und unbehaglich. Ueberdies ist das englische das einzige Volk, das in seinem Heere den „stolzen rothen Rock“, wie Napier ihn nennt, beibehalten hat. Dieser Rock, der dem Soldaten das Ansehen eines aufgesteckten Affen giebt, soll, wie behauptet wird, durch seinen blendenden Glanz Schrecken unter die Feinde verbreiten. Du lieber Gott, wer jemals einen ziegelfarbigen Trupp englischer Soldaten gesehen hat, wird gestehen, daß ihre Röcke nach einem vierwöchentlichen Gebrauch in uns weit eher die Vorstellung der Schäbigkeit, als des Schreckens hervorrufen, und daß jede andere Farbe bei weitem mehr Schrecken einflößen würde, wenn sie gegen Staub, Koth und Nässe Stand hielte. Die Dänen und Hannoveraner, die den rothen Rock angezogen hatten, legten ihn bald wieder ab. Der erste Feldzug in Schleswig bewies den Dänen, daß der rothe Rock und die weiße Kreuzkoppel dem Feinde ein todbringendes Ziel bieten.

Die neue Uniform-Ordnung brachte den preußischen Waffenrock, den österreichischen Tschako für die Infanterie, den preußischen Helm für die Kavallerie; die Kreuzkoppel, die rothe Farbe und die knappen Hosen sind geblieben, und der englische Soldat nimmt sich nach wie vor wunderlich genug unter den anderen europäischen Heeren aus.

Eine Verbesserung jedoch, die Alles übertrifft, was in anderen Ländern für eine Vervollkommnung des Heerwesens geschehen ist, kam in der britischen Armee zur Ausführung: die Bewaffnung der Infanterie mit der von Pritchard vervollkommneten Minié-Büchse. Wie die abgelebten Männer an der Spitze des britischen Heeres, Männer, die im Allgemeinen in ihren Vorurtheilen erstarrt sind, zu einem so kühnen Entschluß kommen mochten, ist schwer zu erklären; aber sie thaten es und verdoppelten dadurch die Wirksamkeit ihrer Infanterie. Es ist außer allem Zweifel, daß bei Inkerman die Minié-Büchse durch die tödliche Sicherheit und größere Kraft ihrer Schusses den Tag zu Gunsten der Engländer entschied.

Die Kavallerie besteht aus schönen, wohlberittenen Männern, und was sie leisten kann, hat sie bei Balaklava gezeigt. Allein im Ganzen ist der Mann für sein Roß zu schwer, und ein thätiger Felddienst von wenigen Monaten bringt daher die britische Reiterei auf Null herab. Davon hat und die Krim ein frisches Beispiel geliefert. Wenn man das Maß eines schweren Kavalleristen auf fünf Fuß sechs Zoll und eines leichten auf fünf Fuß vier oder zwei Zoll reduzirte, so würde der Fall nicht eintreten, daß die zu beschwerten Pferde zusammenbrechen, bevor sie noch gegen den Feind geführt werden.

Auch bei der Artillerie sehen die Engländer mehr auf Größe und Stattlichkeit, als auf eine gedrungene und unterseßte Statur, die sich für einen tüchtigen Artilleristen so sehr eignet. Ihr Schießmaterial ist vom ersten Range. Ihre Kanonen sind die besten in Europa; ihr Pulver ist anerkannt das stärkste in der Welt; Kugeln und Bomben von einer sonst wo unbekannten Glätte. Allein keine Artillerie wird von Offizieren kommandirt, die so geringe Berufsbildung haben, als die englische. Ihre Kenntniß geht selten über die Elemente der Artillerie-Wissenschaft hinaus, und im Praktischen ist das Handhaben eines Feldstückes Alles, was sie, und auch das nur unvollkommen, verstehen. Zwei Eigenschaften zeichnen Soldaten und Offiziere in der britischen Armee aus: ein ungewöhnlich ganes Angemaß und große Ruhe beim Feuern.

Im Ganzen liegt die Wirksamkeit des Heeres durch die theoretische und praktische Unwissenheit der Offiziere sehr im Argen. Die Prüfung, der sie jetzt unterworfen werden sollen, ist lächerlich genug: Ein Oberst über die drei ersten Bücher des Euklid examinirt! Allein die englische Armee ist hauptsächlich dazu da, die jüngeren Söhne der Aristokratie und Gentry respektabel unterzubringen, und das Bildungsmaß der Offiziere richtet sich daher nicht nach den Erfordernissen des Dienstes, sondern nach dem Minimum von Wissen, das gemeinhin bei einem „gentleman“ vorausgesetzt wird. Und so ungenügend, wie das theoretische Wissen, ist das praktische Können. Der britische Offizier glaubt nur eine Pflicht zu haben: am Schlachttage seine Leute stracks gegen den Feind zu führen und ihnen das Beispiel von Bravour zu geben; die Gewandtheit, in der Leitung der Truppen den günstigen Moment zu ergreifen und dem Aehnlichen, muß man von ihm nicht erwarten; sich um seine Leute und ihre Bedürfnisse zu kümmern, kömmt ihm nicht in den Sinn. Die Hälfte der Unglücksfälle der Briten in der Krim rührt von der allgemeinen Unfähigkeit der Offiziere her. Da sie indessen größtentheils leidenschaftliche Jäger sind, so besitzen sie die instinktartige und rasche Auffassung der Terrain-Vortheile des Waidmannes.

Die Untüchtigkeit der Offiziere erzeugt nirgends größeres Unheil als beim Stabe. Da kein regelmäßig gebildeter Stabkörper existirt, so bildet jeder General seinen eigenen Stab aus den Offizieren des Regiments, die in jedem Zweige ihres Berufes unwissend sind. Ein solcher Stab ist schlimmer, als keiner. Das Rekognoziren namentlich geschieht stets in der lüderlichen Weise, wie sich von Männern erwarten läßt, die nicht wissen, was sie zu thun haben.

Zeugniß von dieser Unwissenheit giebt die kriegswissenschaftliche Literatur. Nicht ein Werk, das nicht von Fehlern wimmelte, die man anderswo kaum einem Aspiranten zu einer Lieutenantsstelle nachsehen würde. Ein Bericht über Thatsachen wird in einer schlottrigen, unbeschäftsmäßigen und unsolidatischen Weise gegeben — kurz, man ertrankt darans, daß der Schreiber seiner Sache nicht gewachsen ist. Nur wenige ehrenvolle Ausnahmen sind zu merken: Napier's „Halbinselkrieg“ und Howard Douglas' „das Flottengeschützwesen“ stehen in erster Reihe.

Die Verwaltung in all ihren Zweigen ist im traurigsten Zustande, wie die Erfahrung in der Krim gelehrt hat. Von dem Bestreben, sie durch Centralisation zu verbessern, läßt sich, so lange die Civil-Verwaltung und das ganze Regierungsgetriebe dasselbe bleibt, wenig Gutes erwarten.

Bei all diesen Mißgriffen, Irrthümern und zwecklosen Lebenslusten, die uns im Vergleich mit anderen Heeren unter gleichen Umständen in Staunen setzen, schleppt sich das britische Heer dennoch durch einen Feldzug, wenn auch ohne Erfolg, doch ohne Schande; selten erfährt es einen Rückstoß, nie eine völlige Niederlage, davor schützen es die persönliche Bravour, die Zähigkeit, die Mannszucht und der blinde Gehorsam. So plump, unwissend und hülflos der britische Soldat sich gebahrt, wenn er auf seine eigenen Quellen angewiesen oder zum Dienst der leichten Truppen aufgerufen wird, so übertrifft ihn Keiner in geordneter Schlacht, wenn er in der Masse agirt. Seine starke Seite ist die Action in der Linie. Eine englische Schlachtlinie thut, was vor ihr kaum jemals von einer anderen Infanterie gethan worden: Sie nimmt die Kavallerie in ihre Reihen auf, bleibt im Anschlage bis zum letzten Moment und giebt dem Feinde, wenn er sich auf vierzig Schritt genähert hat, die volle Ladung und bei jeder Wiederholung mit vollkommenem Erfolg. Keine Truppe feuert in dem äußerst kritischen Moment mit solcher Kaltblütigkeit. So warfen sie die Hochländer in Linie die russische Kavallerie bei Balaklava zurück. Die unbeugsame Zähigkeit dieser Infanterie zeigte sich nirgends in größeren Vortheile, als bei Inkerman, wo die Franzosen unter gleichen Umständen unfehlbar den Kürzeren gezogen hätten; dagegen hätten sie diese nimmer in einer solchen Stellung überrachen lassen. Diese Festigkeit und Zähigkeit in Angriff und Vertheidigung haben das britische Heer von mancher wohlverdienten und durch unfähige Offiziere, durch unverständige Verwaltung, durch schwerfällige Bewegungen absichtlich vorbereiteten Niederlage gerettet.“

Frankreich.

Ueber die öffentliche Ernährung, die Cerealien und das Brod.

(Fortsetzung.)

In Frankreich giebt es leider noch sehr viele Anhänger des alten Schlendrians, bei denen jeder gute Rath in den Wind gegeben wird, wenn nicht das Beispiel eines Nachbars, der mit Hülfe der oben angegebenen einfachen Vorkehrungen sich eine bessere Aerndte sichert, sie zur Nachahmung spornt. Hoffen wir, daß die Grundbesitzer, die vermöge ihrer Stellung und Bildung hier den Vortritt zu nehmen berufen sind, nicht lange auf sich werden warten lassen.

Die Ereignisse des gegenwärtigen Jahres veranlassen uns, hier ein Wort über die Hülfsquellen zu sagen, welche der Cerealienbau der Consumtion verheißt. Die Hoffnung, die eine von milden Regenwetter begünstigte rasche Entwickelung der Saaten erweckt hatte, haben sich leider beim Ausdrusch nicht verwirklicht. Erst da bewährten sich die trüben Besorgnisse, die durch einige örtliche Beobachtungen hervorgerufen worden. Die hohen, dichtgedrängten Halme mit ihren zahlreichen großen Aehren gaben allerdings, als sie unter der Sense fielen, die erwartete Menge Garben; allein der Körner-Ertrag nach dem Dreschen bot nur die Hälfte, höchstens zwei Drittel einer gewöhnlichen Aerndte. Die Beschädigung der Halme und Blüthen-Organe durch Insekten oder Kryptogamen hatte das Korn auf die eine oder andere Weise verletzt, daher der bedeutende Ausfall beim Dreschen. Man hatte volle Garben und leere Scheunen. Kein Wunder, daß die Getreidepreise gestiegen sind und noch immer steigen werden. Sehen wir nun zu, von wo dem Bedarf die Hülfe kommen kann.

In Frankreich wird der Ausfall durch die Kartoffel-Aerndte gedeckt werden. Wohl waren den Hoffnungen, welche die Landleute auf die treffliche Vegetation dieser Frucht gegründet, neue Besorgnisse gefolgt; glücklicherweise haben sich diese nicht bewährt. Die Thatsache, die diese entgegengesetzten Strömungen der öffentlichen Meinung hervorgerufen hat, ist in der Krankheitsgeschichte dieser Pflanze bemerkenswerth. Die Wachsthumsperiode derselben verlief unter den günstigsten Witterungsverhältnissen und schien ihr Schutz gegen Krankheits-Anfälle zu verbürgen. Da plötzlich kündigten die welken, anfangs gelblichen, später braunen Stengel und Blätter den Einbruch der gefürchteten Geißel an. Schon hatte sich durch die landwirthschaftlichen Vereine, wie durch die Lokalblätter die betrübende Kunde nach allen Richtungen verbreitet: als man glücklicherweise darauf kam, die Knollen zu untersuchen, die sich dann als gesund zeigten. Die Aerndte

Digitized by Google

gesunder Kartoffeln wird also im Allgemeinen reichlicher ausfallen, als man gehofft hatte. Zu dieser Hülfsquelle kommen noch der eben so reichliche Ertrag der Hülsenfrüchte: Bohnen, Erbsen u. s. w., und der verfügbare Ueberschuß der Cerealien-Aernte in Algerien. Indessen würde das alles nicht ausreichen, den Ausfall von sechs bis sieben Millionen Hektoliters (115⅓—134⅔ Millionen Berliner Scheffel) zu decken, wenn wir nicht auf den auswärtigen Handel zu zählen hätten. Der Seehandel, von allen Hemmketten befreit, wird, durch die hohen Getraidepreise angefeuert, seine Speculation nach Amerika richten, wo der diesjährige Ueberschuß unseren Ausfall um das Vierfache übersteigt, wo der Mais-Ertrag an die zweihundert Millionen Hektolitres (3550 Millionen Berl. Scheffel) reicht. Aegypten kann ziemlich starke Quantitäten Körner liefern, die, zwar fahrlässig gedroschen, durch die geschickten Apparate unserer Müller aber gereinigt, auch in der Qualität befriedigen werden. Auch Sicilien, dessen Regierung wohl nicht lange zum Nachtheil der Gutsbesitzer das Verbot der Ausfuhr aufrecht halten wird, dürfte mit einem Aernte-Ueberschuß einen erklecklichen Beitrag an den Handel abgeben. Außerdem haben Spanien und die Türkei konstatirte Aernte-Ueberschüsse, welche die Lücken in Frankreich und England werden ausfüllen helfen

Wir haben nun das Getraide vou der Ausfaat bis zur Aerndte verfolgt; eine weitere Reihe von Operationen fordert in gleicher Weise die Intervention der Wissenschaft.

II. Das Mahlen des Getraides.

Um gewisse Ursachen der Verschlechterung der Körner, die Bedingungen eines wirksamen Einkalkens, die Hauptergebnisse der verschiedenen Mahlsysteme zu begreifen, ist es nöthig, den Bau der Körner und die eigenthümliche Zusammensetzung jedes einzelnen Theiles derselben zu kennen. Wir nehmen ein Weizenkorn als Beispiel; denn dieses unterscheidet sich von den anderen Cerealfrüchten nur durch den verhältnißmäßig gröberen Kleberbestandtheil.

Das Korn hat einen äußeren Theil, die sehr dieglame Rinde oder Hülse — sie giebt die Kleie — und einen inneren Theil, den mehligen, zerreiblichen Kern. Die Geschicklichkeit des Müllers besteht nun darin, die Kleie sehr fein und so breit abzuschälen, daß sie in dem Beutel zurückbleibe, und ein möglichst weißes Mehl zu gewinnen.

Nach der Methode des Weißgriesmahlens (mouture à grauux blancs) — beim weichen oder lieber halbharten Weizen anwendbar — zerreibt man das Korn zwischen den etwas von einander gerückten Mühlsteinen, um dann durch wiederholtes Beuteln und Sieben die Kleie desto besser auszuscheiden. Der so zubereitete, vom Staubmehl und von aller Kleie befreite Grieß wird nun von neuem auf den Mühlstein gebracht und zu jenem schönen Mehl mit geschmeidigem und sehr behabarem Kleber gemahlen, aus welchem die sogenannten Griesbrode mit sehr weißer Krume gebacken werden.

In der Weizenfrucht sind in verschiedenen Verhältnissen sechs Haupt-Ingredienzien von Nährstoffen, die, außer dem Kleber, sich in den anderen Cerealien wiederfinden:

a) Die Stärke, als respiratorischer, wärmezeugender Nährstoff angesehen, eine organische, weiße, saulige, mehlige Substanz, die den größten Theil der Frucht ausmacht.

b) Die stickstoffigen Substanzen (Kleberstoff, Faserstoff, Käsestoff, Eiweißstoff), die eine solche Analogie mit den weichen Theilen des thierischen Organismus haben, daß sie in ihrer Zusammensetzung fast identisch mit denselben sind. Diese Stoffe, die sich unseren Organen assimiliren, gelten daher auch für vorzugsweise nahrhaft, und durch das Verhältniß, nachzuweisen sie in den Nahrungsmitteln enthalten sind, wird der Werth der letzteren bestimmt.

c) Das Dextrin, eine auflösliche, etwas schleimige Substanz, von derselben Zusammensetzung und Nahrung wie die Stärke, nur ist sie noch verdaulicher.

d) Die Fettsubstanzen, den verschiedenen Pflanzen-Oelen analog; ihre Bestimmung, ist die Athmungs-Organe zu ernähren oder, nach Umständen, die Fettsecretionen zu vermehren, d. h. das Fettwerden zu fördern.

e) Der Zellstoff in dünnen Häutchen, der das Gewebe der Pflanzen und vielleicht im zersetzten Zustande zum Theil als respiratorisches Nährmittel die Stärke oder das Dextrin ausmacht.

f) Die alkalischen und erdigen Salze, namentlich phosphorsaurer Kalk und phosphorsaure Magnesia, die in ihren Bestandtheilen identisch sind mit den phosphorsauren Salzen, die einen Bestandtheil der Knochen bilden und also ihrer Natur nach sich denselben assimiliren; ihre Bestimmung wäre demnach, in dem festen Theile des thierischen Organismus die Verluste zu ersetzen oder die Entwickelung zu befördern.

Vergleicht man die Verhältnisse dieser verschiedenen Bestandtheile in den verschiedenen Cerealien, so ergiebt sich Folgendes:

Der Weizen, besonders der harte, ist am reichsten an stickstoffigen Nahrungssubstanzen; Hafer und Mais sind am reichsten an Fettsubstanzen, jener enthält davon ein Zwanzigstel, dieser ein Zwölftel des Gesammtgewichts; der Reis ist am ärmsten an stickstoffigen, fetten und salzigen Substanzen und bietet daher das dürftigste und unvollständigste Nahrungsmittel.

Die Kleie enthält vierzig Prozent unverdauliche Substanz, und man sollte nun meinen, es könnte darüber gar kein Streit sein, daß die Vorzüglichkeit des Mehls eben in der gänzlichen Befreiung von jenem zur Ernährung untauglichen Stoff bestehe. Dem ist aber nicht so. Noch zur Stunde giebt es ausgezeichnete Physiologen und Chemiker, die uns zum Gebrauche des Brodes, das noch die gesammte Kleie enthält, zurückführen möchten! Sie gründen ihre Ansicht auf die übrigens wahre Thatsache, daß in der Kleie phosphorsaure und andere Salze, organische, stickstoffige, fettige, stärkemehlige, gummige, die Verdauung beförderude Substanzen vorhanden sein. Auf dieses Argument erwiedern wir: Allerdings enthält die Kleie Substanzen, die das Stärkemehl flüssig und die Verdauung geschickter macht, und wäre der Mensch genöthigt, hauptsächlich und fast ausschließlich vom Brode zu leben, dann müßte es das Gesammtprodukt der Mühle, Kern und Schale, Mehl und Kleie, enthalten. So ist es aber nicht, oder sollte nicht sein in einem civilisirten Lande, selbst nicht unter den arbeitenden Klassen. Hier muß im Gegentheil die Nahrung, wenn sie kräftigend, wohlschmeckend, ja, selbst aus Oekonomie, außer dem Brode und dessen Aequivalenten (Kartoffel, Reis, Mais) auch animalische Substanzen: Fleisch, Fische, Eier, Käse, begreifen. Auf das Brod allein beschränkt, würde ein harthschaffender Arbeiter täglich etwa 4½ Pfund verzehren und im Verhältniß zu seiner unvollständigen Nahrung oder einer mühsamen Verdauung einen Theil seiner Kräfte verlieren. Nimmt er aber nur ½ Pfund Fleisch zu Hülfe, so braucht er nur 2 Pfund Brod, und doch ist seine Kost vollständiger, gesunder und kräftigender, was durch zahlreiche Thatsachen bestätigt wird. Die englischen Unternehmer von Werken, die anstrengende und drückende Arbeiten fordern, machen ihren Arbeitern die gemischte Diät von vegetabiler und animalischer Kost zur Pflicht. Aus noch stärkerem Grunde ist der wohlhabende Theil der Bevölkerung nicht ausschließlich auf das Brod angewiesen. In diesem Falle nun, der mit dem Fortschritt der Industrie allgemein werden muß, wird man unbestritten einräumen, daß es vortheilhaft ist, völlig von aller Kleie gereinigtes Mehl zum Brode zu nehmen. Die Neigung, ja, man könnte fast sagen, der natürliche Trieb, drängt die Bevölkerung in diese Richtung, und es ist kein Grund vorhanden, es zu bedauern; denn die aus der menschlichen Nahrung ausgeschiedene Kleie giebt den grasfressenden Thieren ein Futter, nach dem sie begierig sind, das sie besser als wir verdauen und in Milch und Fleisch verwandeln, in eine Kost, die den Verdauungskräften unseres Organismus und unserem Geschmack weit besser zusagt.

Nach diesen Grundsätzen haben die Verpflegungs-Behörden der Armee und der Marine die Kleie in dem Brod für die Truppen und die Schiffsmannschaft allmählich vermindert und endlich ganz verbannt; zugleich beseitigten sie eine der Haupt-Ursachen zur Entwickelung des ungesunden Verschimmelns der Brode: die Gährung durch Sauerteig.

(Schluß folgt.)

Vorlesungen des Herrn Philarète Chasles in Berlin.

Bei dem öffentlichen Unterrichte ist es nothwendig, daß Lehrer und Zuhörer an einander gewöhnt sind und sich genau kennen. Dadurch wird vielen Mißverständnissen und ungerechten Urtheilen vorgebeugt; dadurch besonders entsteht auch jene Sympathie, die dem Unterrichte so sehr förderlich, ja, gewissermaßen unentbehrlich ist. Diese Betrachtung wurde uns durch die Vorlesungen eingegeben, die Herr Philarète Chasles über den „Roman im neunzehnten Jahrhundert“ am hiesigen Orte gehalten hat, und wovon die letzte am Sonnabend den 1. Dezember stattfand.

Da der französische Gelehrte seine Zuhörer nicht kannte, so hat er ihnen, trotz des besten Willens, manche Veranlassung gegeben, an dem Gebotenen Ausstellungen zu machen. Man sieht es z. B. bei uns nicht gern, wenn der Lehrer zu subjektiv ist, sich häufig über sich, seine Persönlichkeit, seine Absichten ausspricht, wie es hier öfter geschah. Auch hat Herr Chasles Manches als bekannt vorausgesetzt und unberührt gelassen, was die Zuhörer gern erwähnt oder näher erklärt gesehen hätten. Er hat hingegen Mehreres ausgelegt, wie, um nur Eines anzuführen, den Geist und den Einfluß Goethe's, was man genauer kannte, als er, oder wenigstens ganz anders auffaßte und beurtheilte. Andererseits ist das hiesige Publikum an die Methode des höheren Unterrichts in Frankreich nicht gewöhnt. Die französischen Gelehrten haben z. B. oft die Eigenthümlichkeit, einen speziellen Gesichtspunkt als Grundlage eines Buches oder einer Vorlesung anzunehmen, um durch denselben Alles erklären zu wollen. Die Grund-Idee des Herrn Philarète Chasles ist nun der Einfluß der englischen und deutschen Literatur auf die französische seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und sogar seit

Digitized by Google

längerer Zeit. Dieser Einfluß aber ist nach ihm eigentlich nur eine Seite einer viel allgemeineren Thatsache, der durch den Fortschritt der Zeit immer innigeren Annäherung und, so zu sagen, der allmählichen Verschmelzung (exceptis excipiendis) der drei Hauptvölker Europa's. Diese Idee, deren Werth wir nicht besprechen können, mag sehr interessant sein; sie reicht aber gewiß nicht hin, den Geist, die Tendenzen, überhaupt den Charakter des modernen „Romans" zu erklären, und der Vorwurf der Einseitigkeit trifft unvermeidlich den geistreichen Redner. Dieser bei französischen Gelehrten sehr häufig anzutreffende Fehler hat sehr verschiedenartige und tief liegende Ursachen, auf die wir vielleicht später zurückkommen werden.

Derselbe findet sich häufig in Begleitung einer anderen Gewohnheit, welche dem Deutschen eben so wenig gefallen kann, der nämlich, einen wissenschaftlichen Gegenstand als ein Thema zu allerlei Abschweifungen zu gebrauchen, so daß der Lehrer de omnibus rebus et quibusdam aliis spricht. Diese ganze Art hat nun mehrere Zuhörer des Herrn Chasles irre geführt und bewirkt, daß sie den Vortragenden der Oberflächlichkeit beschuldigten. Doch ist dieser Vorwurf, unserer Ansicht nach, hier durchaus nicht verdient und gerechtfertigt. Einen solchen Gegenstand in sechs Vorlesungen zu behandeln und dabei alle Ansprüche zu begründen, das war eine Aufgabe, die Niemand zu lösen im Stande gewesen wäre, und die auch Herr Chasles nicht die Absicht haben konnte erschöpfend zu lösen. Sein Zweck war mehr, anzuregen, als wirklich zu belehren, und in der That, das ist in mehreren Disziplinen, wie z. B. in der Literatur, die Aufgabe des akademischen Unterrichts mehr, als das Beibringen positiver Kenntnisse. Diese letzteren werden viel vortheilhafter durch Privat-Lektüre, besonders der Autoren selbst, erworben, und dem Lehrer liegt mehr die Pflicht ob, seinen Zuhörern einen Sporn zu geben und ihnen neue Gesichtspunkte zu eröffnen.

Wie hat nun Herr Philarète Chasles diese doppelte Aufgabe gelöst? Wir müssen gestehen, daß hier unser Eindruck auch ein doppelter gewesen ist. Was den zuletzt bezeichneten Punkt betrifft, das Eröffnen neuer Horizonte, so müssen wir gestehen, daß die Vorlesungen uns unbefriedigt gelassen haben. Denn Herr Chasles hat mehrere Thesen vorgebracht, die entweder nicht neu oder nicht durchweg begründet waren, wie z. B. die Bemerkung, daß die Männer von Genie gewöhnlich sehr einfach wären; andere Sätze erschienen mehr paradox, als wirklich originell. Ein solcher ist, daß jeder Romanschreiber, der, wie E. Souvestre, C. de Bernard, nicht den sozialen Standpunkt, welchen der Redner als den einzig modernen betrachtet, annimmt, auf allen glänzenden Ruhm verzichten muß. Lassen wir aber für einen Augenblick diese in unseren Augen falsche Ansicht gelten; hätte Herr Chasles nicht hinzufügen sollen, daß der bescheidene Ruhm, den ein Schriftsteller dadurch ärndtet, daß er moralisirende Romane schreibt, ja, daß die Dunkelheit selbst dem geräuschvollen Applaus einer bethörten Menge tausendmal vorzuziehen ist? Und da wir einmal von der moralisirenden Kraft der Romane sprechen, so müssen wir erklären, daß wir mit allem dem durchaus nicht einverstanden waren, was der Redner von George Sand sagte, dieser genialen Schriftstellerin, die aber so großen Schaden angerichtet hat. Herr Chasles hat in dem ganzen Wirken G. Sand's nur Stoff zu einigen geistreichen Wigen gefunden, ihren demoralisirenden Einfluß aber ganz unberührt gelassen. So ist es auch mit dem, was er von Eugen Sue sagte, und von mehreren ähnlichen Schriftstellern.*) Unser Vorwurf trifft ihn aber um so mehr, als er unsere moralischen Ansichten vollkommen theilt, wie wir es an mehreren Aeußerungen, sowohl in den Vorlesungen, als in der vertraulichen Unterhaltung, mit Freude wahrgenommen haben. Er hat wirklich Manches vortrefflich gesagt, wie unter Anderem, daß die für die Emancipation ihres Geschlechtes schwärmenden Frauen gegen sich selbst arbeiten; denn die Frau ist nur durch die Familie und in der Familie Etwas, die Emancipation aber würde die Familie vernichten. Wir müssen bedauern, daß solche Aeußerungen nicht häufiger vorkamen, denn bei jedem Unterrichte ist und der moralische Standpunkt bei weitem der wichtigste. Wo dieser nicht als Endzweck gilt, da ist sogar die Aufklärung mit solchen Gefahren verbunden, daß wir beinahe die Unwissenheit vorziehen würden.

Die Vorlesungen des Herrn Chasles hätten also viel lehrreicher und wohlthuender sein können, und wären es gewiß gewesen, wenn er einigen Schriftstellern, deren Auslassung man bedauern muß, als Ch. Nodier, A. de Vigny, A. de Musset, L. de Maistre, einen Theil der Zeit gewidmet hätte, die er mit gewissen, zwar sehr pikanten, doch etwas langen Erzählungen und Beschreibungen ausgefüllt hat. Man glaube nicht etwa, daß wir diese Episoden tadeln wollen; weit entfernt davon, finden wir, daß dieselben mit der Art des Vortrages den Vorlesungen ihren größten Reiz verliehen haben, und dies ist die zweite, die angenehme Seite des Eindrucks gewesen, den sie auf uns gemacht haben. Herr Philarète Chasles ist in den individuellen, pittoresken, anekdotischen Details unübertrefflich, und er weiß sie so geistreich und besonders so lebendig anzubringen, daß, wie ein junger Mann von vielem Geiste uns sagte, man gleich daraus ein Bild machen könnte. Was den Vortrag betrifft, so möchte es schwer halten, wie es scheint, einen angenehmeren zu haben. Es ist viel anregender, aus dem Stegreife zu sprechen, wie Herr Chasles und die französischen Professoren es gewöhnlich thun, als ein Heft abzulesen. Der Ton selbst und die Sprache waren gleich entfernt von Trivialität und von einem pedantischen Vornehmthun, rein, elegant, natürlich und einer Unterhaltung ähnlich. Die Geschicklichkeit endlich, mit welcher der Redner von einem Gegenstand zum anderen gleichsam hinüberglitt, mit einem Worte, die schwere Kunst der Uebergänge, die Herr Chasles in hohem Grade besitzt, verlieh dem Ganzen einen Reiz, der von den Zuhörern geschätzt wurde, wie es der immer zahlreiche Besuch hinlänglich bewies.

Wir können also schließlich sagen, daß, wenn auch *Manches* in diesen Vorlesungen nicht ansprach — ein Faktum, dessen Ursachen oben erklärt worden — wenn diese Stunden eben nicht viel Belehrung boten, sie doch anregend und angenehm waren; und wir wünschten für unseren Theil, daß solche Gelegenheiten öfter vorkämen, unsere geistreichen und beredten Nachbarn näher kennen zu lernen, damit der Rhein, wie Herr Chasles sagte, Deutschland und Frankreich nicht mehr trennte, sondern vielmehr verbände. C. d. l. H.

*) Wir müssen hier den französischen Gast gegen unseren geehrten Mitarbeiter in Schutz nehmen. Das, was Herr Chasles — von dem wir leider nur die beiden letzten Vorlesungen gehört — über Eug. Sue und Alex. Dumas vorgetragen, war keineswegs beschönigender Art; vielmehr hat er den unsittlichen Charakter dieser beiden Schriftsteller mit allem Nachdruck und mit dem ganzen Unwillen gebrandmarkt, den eine sittliche Natur über solches literarisches Treiben empfindet. D. R.

Mannigfaltiges.

— **Klein-Dorrit.** Früher noch, als das Original aus London, geht uns aus Leipzig die erste Lieferung einer von Moritz Busch veranstalteten Uebersetzung des neuesten Romanes von Boz-Dickens zu.*) In Folge einer Vereinbarung, die der Verleger der „Leipziger Illustrirten Zeitung" mit dem Verfasser getroffen, ist der Erstere in den Stand gesetzt, seine von Dickens autorisirte deutsche Ausgabe gleichzeitig mit dem Londoner Originale erscheinen zu lassen. Gewiß kann es für den Lesetisch einer Dame kaum ein reizvereres Weihnachts-Geschenk geben, als den Subscriptionsschein auf dieses neue Werk des beliebten Novellisten, verbunden mit den ersten Lieferungen von „Klein-Dorrit." Der Anfang ist vielversprechend. Die beiden ersten Kapitel schildern einen heißen Sommertag in Marseille, im Hafen, im Gefängniß und in der Quarantaine, während uns das dritte Kapitel mit einem langen, nichts weniger als heiligen Sonntag London bekannt macht. Der unübertreffliche Volksdarsteller hat auch in diesem Romane die Sittenverbesserung seiner Zeit im Auge, und das ist jedenfalls für alle Leser ein Feld, auf dem sie gern verweilen.

— **Whewell's Uebersetzungen aus dem Deutschen.** Wir haben neulich einer Uebersetzung von Auerbach's „Frau Professorin" durch den berühmten englischen Gelehrten Whewell gedacht. Derselbe hat auch Goethe's „Hermann und Dorothea" im Versmaß des Originals übertragen und so, wie er sich in einem uns vorliegenden Schreiben ausdrückt, „seine Landsleute mit dem schönsten Gedichte und der gelungensten Prosa-Erzählung neuerer Zeit bekannt gemacht." „Keine von diesen beiden Arbeiten", fährt er fort, „hat in England viel Beifall gefunden. Wie das englische Publikum zu glauben scheint, daß Kant's Philosophie, obwohl für Deutsche voll mächtiger Wahrheiten, diesen Charakter in einem englischen Gewande verliert, so lebt es auch der Ueberzeugung, daß Goethe's Hexameter, so poetisch sie auch in der Ursprache sein mögen, sich im Englischen nicht mit gleichem Erfolge wiedergeben lassen, wie andere Versmaße. Dieses Vorurtheil ist ohne Zweifel ein Resultat der in England gebräuchlichen klassischen Erziehung, nach welcher der Zögling den Hexameter in einer Weise lesen lernt, die ihm überhaupt allen Rhythmus benimmt."

*) Klein-Dorrit. Roman von (Charles Dickens) Boz. In zwei Büchern. Aus dem Englischen von Moritz Busch. Mit 40 Illustrationen von Hablot K. Browne. Leipzig, J. J. Weber, 1856. (In 20 Monats-Bändchen von je 5 Bogen Text. Preis jedes Bändchens 5 Sgr.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. — Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., außer das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Reymann, Markgrafenstraße Nr. 25), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 150. Berlin, Sonnabend den 15. Dezember 1855.

Italien.

Literatur-Berichte aus Italien.

Zur Geschichte des Litterale. — Jahrbücher der Statistik. — Der Magnetismus als Heilmittel. — Architektur in Italien. — Der Philosoph Rosmini. — Kirche und Staat. — Aegyptische Alterthümer in Turin.

Dem Lloyd Austriaco in Triest, dessen literarisch-artistische Abtheilung die treffliche Monatschrift „Letture di Famiglia" herausgiebt, verdanken wir auch die Herausgabe eines für die Geschichte höchst wichtigen Werkes von dem berühmten Alterthumsforscher Dr. Kandler, welches den bescheidenen Titel führt: „Nachweisungen für die geschichtlichen Thatsachen des Littorale". Obwohl, streng genommen, das Küstenland (Littorale) nur Triest mit Istrien und den umliegenden Landschaften umfaßt, hat doch der gelehrte Verfasser in diesem Werke in chronologischer Folge alle Begebenheiten aufgezählt, welche die ganze für Deutschland so wichtige Küstenstrecke des Adriatischen Meeres betreffen, welches die Bestrebungen der unter dem Namen Lloyd bekannten Handelsgesellschaft eigentlich zuerst zu einem deutschen Meere gemacht haben. Kandler hatte in seiner archäologisch-geographischen Zeitschrift Istria bereits sehr viel Material zur Geschichte jener Landestheile gesammelt. Jetzt hat er dieselben zu einem Ganzen verbunden und vervollständigt.

Im Gebiete der Staats- und Rechtswissenschaft zeichnen sich durch gediegene Aufsätze die „Jahrbücher der Statistik, Staatswissenschaft, Gesetzgebung u. s. w." aus, von welcher eben in Mailand von G. Sacchi der fünfte und sechste Band erschienen sind.*) Unter Anderem findet man darin eine Nachricht über die in der Lombardei befindlichen Taubstummen-Anstalten, über den Zustand des Handels in den sardinischen Staaten, über den Zustand der Hypotheken-Gesetzgebung in Frankreich und über die dieserhalb in der Lombardei zu erwartenden Verbesserungen u. s. w.

Obwohl viele Geistliche und Laien auch in Italien gegen den Magnetismus eifern, so fehlt es doch nicht an Aerzten, welche denselben anwenden, und an Schriftstellern, welche denselben verbreiten. Von diesen haben wir früher den Professor Taddeo bei Consoni erwähnt, welcher nicht als Arzt, sondern als sehr thätiger Naturforscher sich vielfach und mit Glück damit beschäftigt. Ein praktischer Arzt, Terzaghi,**) hat den Magnetismus vorzüglich als Heilmittel gegen die Epilepsie angewandt.

Wir nennen in der Anmerkung einige der jetzt in Italien erscheinenden, geachteten medizinischen Zeitschriften.***)

Bekanntlich sind die Italiäner unsere Lehrer in der Baukunst gewesen; sie fahren auch noch fort, darin Großes zu leisten. Der Ober-Ingenieur Ghenga, welcher die Sömmering-Bahn baute, ist ein Italiäner, wie Paleocappa, welcher den größten Tunnel in Europa durch die Apenninen zwischen Genua und Turin führte; als Schriftsteller über den Bau der Eisenbahnen verdient Erwähnung Milesi†) und über öffentliche Banten überhaupt Reibell und Saldi.††)

Die italiänische Literatur hat einen großen Verlust durch den Tod des Philosophen Rosmini erlitten. Antonio Rosmini-Serbato war 1797 geboren, Geistlicher, und als solcher stand er auf dem Standpunkte des heiligen Thomas von Aquino. Man macht ihm den Vorwurf, daß er auf jesuitische Weise eine reiche Dame bewogen, ihr schönes Schloß zu Stresa nebst ihrem Vermögen zu einem geistlichen Seminar herzugeben, dem Rosmini vorstand. Er war bei der Akademie der italiänischen Philosophie, welcher Mamiani vorsteht, in großem Ansehen. Besonders aber sind es jetzt die Neapolitaner, welche sich mit Philosophie beschäftigen. Ein solcher, Namens Manzoni, ein gelehrter, junger Mann, hat in den Akten der Akademie seinen Lehrer Rosmini in dialogischer Form trefflich geschildert. Ein anderer junger Neapolitaner, Borghi, ebenfalls Rosmini's Schüler, hat sich durch Uebersetzungen von Aristoteles und Plato ausgezeichnet. Des gelehrten Neapolitaners Arbarella d'Afflitto, welcher in Turin viel zur Ausbreitung der evangelischen Kirche beiträgt, haben wir bereits erwähnt.

Aber es fehlt dort auch nicht an Vertheidigern der katholischen Kirche. Zu diesen gehört der Priester Mangotti, einer der hauptsächlichsten Mitarbeiter der ultra-klerikalen Zeitschrift L'Armonia, welche von dem Marchese Birago geleitet wird, der von Rußland das Heil der Welt erwartet, da ihm die jetzige Civilisation sehr verächtlich vorkömmt. Mangotti's Werk*) über die Trennung der Kirche vom Staate in Piemont ist eine Widerlegung des früher erwähnten Werkes des Advokaten Boggio, „die Kirche und der Staat in Piemont", welcher ganz zu Gunsten der Monarchie ist; so wie überhaupt der Sinn in diesem Lande durchaus monarchisch ist, die Dynastie geachtet und der jetzige König wahrhaft geliebt wird. Er hat den Namen: „Der ehrlichste Mann im Staate". Mangotti führt aus, daß die Welt drei Revolutionen durchgemacht habe: die Reformation war eine dogmatische, sie trennte die Vernunft von der römischen Kirche; die zweite war philosophisch, indem sie 1789 die Kirche von dem Glauben trennte; die jetzige ist ökonomisch, indem sie aus materiellen Interessen gegen die Kirche und den Glauben sich auflehnt und zum Protestantismus führt.

Eben hat zu Turin ein bedeutendes antiquarisches Werk die Presse verlassen, nämlich der Katalog der ägyptischen Alterthümer in dem königl. Museum zu Turin, von dem Professor Orcutti, wovon der erste Theil 1852 herauskam.**) Der Verfasser zeigt die hohe Bedeutung der ägyptischen Alterthümer überhaupt und würdigt die Verdienste Champollion's, Rosellini's und Lepsius' um dieselben. Dann erzählt er die Entstehung des Turiner Museums, von Drovetti 1820 angefangen, wobei die Verdienste erwähnt werden, welche sich der berühmte Orientalist Peyron, der Bibliothekar und Archäolog Gazzera, der Graf Prosper Balbo und Ritter Son Quintino um diese Sammlung erworben haben.

J. F. Neigebaur.

Frankreich.

Ueber die öffentliche Ernährung, die Cerealien und das Brod.

(Schluß.)

III. Das Brodbacken.

Um die Aufgabe, gutes Brod zu erhalten und so auf die Gesundheit der Bevölkerung mittelbar zu wirken, vollständig zu lösen, muß zunächst für die Erhaltung der Getraides und Mehls und dann für die Verbesserung des Knetens und Backens gesorgt werden. Gründliche Studien und zahlreiche Erfahrungen in Frankreich geben die Hauptbedingungen zur Lösung an die Hand.

Zuvörderst muß das Korn vor Insekten und Feuchtigkeit bewahrt werden, und das geschieht am zweckmäßigsten in sogenannten Silos (unterirdischen Behältern), wie in Spanien, Italien und Algerien; in Ländern, wo die Luft feuchter ist, sind bewegliche Schennen, versetzbare Magazine mit Ventilatoren am besten anzuwenden. In nach den Oertlichkeiten fällt man mit Nutzen das vorher getrocknete Korn in große verschlossene Behälter. Beim Mehl verhütet man in nassen Jahren das Verderben am sichersten durch Austrocknung.

*) Annali universali di statistica, economia publica, legislazione, storia, viaggi e commercio, compilati da Giuseppe Sacchi. Vol. V. e VI. Milano, 1855, presso la societa degli editori.

**) Cronaca del magnetismo animale dal Dott. Giuseppe Terzaghi. Milano, 1855.

***) Annali universali di medicina, compilati dal Dottore Annibale Omodei. Milano, presso la società degli editori.
Gazzetta medica Italiana dal Professore B. Panizza. Milano.
Giornale Veneto di scienze mediche, dal Dottore Forio. Venezia.
Il Veterinario dal Dott. Corvini Lorenzo. Milano.

†) A. Milesi, la construzione delle Strade Ferrate. Venezia, 1855.

††) Nuovo corso di publiche costruzioni compilato dei Reibell e D. Nicoletti. Venezia, 1855.
Giornale dell' Ingeniere-Architetto ed Agronomo, dal B. Saldi. Milano, 1855.

*) Alcuni considerazioni intorno la separazione dello stato dalla chiesa in Piemonte. Torino, 1855.

**) Catalogo illustrato dei monumenti Egizj del Regio Museo, compilato da Professore Pier Camillo Orcutti. Torino, 1855.

Digitized by Google

Die Veränderungen, welche die Behandlung des Teiges bedingt, interessirt die Bäcker nicht minder, als die Konsumenten: jene werden bei der gewöhnlichen Verfahrungsart übermäßig angestrengt: diesen dürfte die Vorstellung von gewissen Handhabungen, die überdies von ungesunden Einflüssen nicht frei sind, ein Gefühl des Ekels erwecken. Beiden Uebelständen begegnet man durch die Anwendung der mechanischen Backtröge, von welchen zehn verschiedene merkwürdige Modelle auf der Pariser Ausstellung waren, wie sie bereits in den großen Haushaltungen der Armen-Anstalten, in mehr als zweihundert französischen und in zwanzig Pariser Bäckereien eingeführt sind. Mehrere Backöfen, wovon die Erfinder Modelle zur Ausstellung geschickt haben, ersparen den Arbeitern den mühsamen Dienst der alten Backöfen.

Das bisherige Verfahren da, wo die neuen Gerätschaften noch nicht eingeführt sind, ist folgende: Das Einsäuren, Einrühren und Kneten wird mit den Händen bewirkt; das Kneten besonders ist eine absonnende Anstrengung; die Bäckerjungen arbeiten halbnackt, den Unannehmlichkeiten, zu, den Gefahren einer zähnlings wechselnden Temperatur ausgesetzt. Kaum haben sie einige Minuten mit aller Kraft und mit einem stöhnenden Ruf die Teigmasse gehoben und gesenkt, so sind sie in Schweiß gebadet, der in den Backtrog rinnt und sich mit dem Teige vermischt. Und das Ekelerregende, vielleicht auch das Gesundheitsbedrohende dieses Verfahrens — denn es ist noch gar nicht so ausgemacht, daß der allerdings hohe Grad der Ofenhitze alle gutigen Beimischungen bis in die Krume hinein aufzehrt — kann sehr einfach durch das mechanische Verfahren beseitigt werden, das von Seiten des Bäckers nur eine leichte Ueberwachung anspricht und den Konsumenten den Genuß durch keine widerwärtige Vorstellung vergällt. Man würde die wünschenswerthen Verbesserungen in der Bäckerei vervollständigen durch den Gebrauch der neuen Oefen, wovon die Ausstellung mehrere Modelle darbot. Sie werden mittelst besonderer Feueressen geheizt, so daß der Heerd, wo die Brode gesetzt werden, von dem Brennmaterial unberührt bleibt. Man erspart dadurch das sehr mühsame Abfegen des Heerdes zwischen einem Gebäck und dem anderen, wobei unvermeidlich Asche und Kohlen zurückbleiben, die sich an die Bodenkruste des Brodes anhängen. Einen noch wichtigeren Vortheil hat der Backofen mit besonderer Esse, daß die Arbeiter die Glutmasse, die namentlich das Auge so sehr angreift, nicht anzuscharren brauchen.

In England ist das Bäckergewerbe frei, der Brodpreis keiner Taxe unterworfen. Trotz der Konkurrenz der von der Stadt entfernten Bäckereien, halten die Stadtbäcker im Einverständniß auf einen Preis, der ihnen einen größeren Gewinn abwirft, als die der Taxe unterworfenen Bäckereien in Frankreich jemals erzielen können. So wird das Kilogramm Brod (2½ Pfund) in Paris mit funfzig, in London mit zweiundsechzig Centimes verkauft.

In Frankreich wie in England stößt die Gründung großer Bäckereien auf bis jetzt unübersteigliche Hindernisse. Ein Punkt jedoch steht fest: Eine solche wird nur da mit Vortheil operiren, wo ihr eine zahlreiche Kundschaft von Armenhäusern, Gymnasien, Schulen und anderen öffentlichen Anstalten geschert ist und ihr gestattet, die mechanische Kraft des Dampfes und verschiedene Verbesserungen anzuwenden, indem sie nur unter dieser Bedingung die Kosten der Einrichtung und Unterhaltung zu tragen vermag.

Wie eine Bäckerei aufs beste organisirt sein müßte, haben wir gesehen; untersuchen wir nun, welchen Forderungen sie zu genügen hat. Einerseits sind die wohlhabenden Klassen, für welche das feine Brod gebacken wird, andererseits ist die Mehrzahl der Bevölkerung, für welche die Fabrication vorzugsweise die Sparsamkeit im Auge haben muß. Man begreift, daß dem Interesse dieser Mehrzahl der erste Platz gebührt.

Zu verschiedenen Zeiten sehen wir angebliche Erfinder auftauchen, welche die Mittel entdeckt haben wollen, das Brod wohlfeiler liefern zu können. Durch Spezial-Kommissionen sorgfältig geprüft, liefen diese Erfindungen im Allgemeinen darauf hinaus, Kartoffel, Kleie oder Reis, den letzteren ganz oder gestampft, dem Brodteig beizumischen. Die Ergebnisse der angestellten Versuche lassen sich leicht zusammenfassen.

Die Beimischung der Kartoffel in bedeutendem Verhältnisse, z. B. von funfzehn bis dreißig Prozent, verlangt ein vorgängiges Kochen, Reinigen und ein mühsames Einrühren, was zusammen einen kostspieligen Tagelohn herbeiführt. Das so gewonnene Brod ist schwärzer, fester, etwas minder nahrhaft, als Brod von reinem Mehl, und doch kömmt es im Kostenpreise eben so hoch zu stehen. Unter allen Umständen kostet die Kartoffel, in ihrer unveränderten Gestalt gekocht und verzehrt, weit weniger, als in Brod verwandelt.

Die Kleie, als Bestandtheil in das Brod aufgenommen, muß in kaltem oder heißem Wasser kräftig ausgewaschen werden; die mittelst wiederholten Pressens ausgezogene, stärkemehlige oder schleimige Flüssigkeit dient statt des Wassers zur Verdünnung des Sauerteigs. Man erhält dadurch ein an Umfang und Gewicht größeres Brod, das aber diesen trügerischen Zuwachs nur dem Wasser verdankt, das sich in der Krume verhalten hat; es steht an Weiße und Geschmack tief unter dem Brod von reinem Kornmehl und mag überdies manche der Kleie anhängenden, mehr oder weniger ungesunden Substanzen enthalten. Auch der Kostenpreis bietet keine Ersparniß, man müßte denn die Rücksicht auf die ausgewaschenen Kleie als Viehfutter in Anschlag bringen.

Das dritte Mittel giebt scheinbar günstigere Resultate. Kocht man fünf Kilogramme ganzen oder geschossenen Reis in einer Quantität Wasser, dessen Gewicht sich zu jenem wie 13 : 1 verhält, und rührt man in diesen Brei fünfundneunzig Kilogramme Mehl zu einem Teig, so gewinnt man 140—142 Kilogramme Brod von schönem Aussehen, während hundert Kilogramme reines Weizenmehl nur 133—135 Kilogramme Brod geben. Allein es ist leicht einzusehen, daß der ganze Ueberschuß — aus Wasser besteht, ohne reellen, nahrhaften Werth und die Ersparniß bloßer Schein ist. Die Bäckerei in der Avenue de Neuilly, die vor einigen Jahren dieses wasserreiche Produkt mit dem Namen pain hydrofuge (gleichsam wasserscheues Brod taufte, hat diesen Puff auf eigene Verantwortlichkeit zu vertreten.

Sollte denn demnach der Bäcker für die Verminderung der Brodpreise gar nicht mitwirken können? Das wollen wir nun untersuchen.

In den Jahren, wo die Unzulänglichkeit der Aernte zwar mit keiner Hungersnoth bedroht, aber doch den Preis steigert, ist das äußerst selten die Wirkung eines wahren Ausfalls, der auf die Dauer von vierzehn Tagen der Consumtion des Landes gleichkömmt oder sie übertrifft. Jede der im Verlauf dieser Studie erwähnten Verbesserungen einzeln genommen — vorausgesetzt, sie würde in einem Theil Frankreichs allgemein durchgeführt — könnte zur Deckung des Ausfalls ausreichen. Da nun dieser, die einzige Ursache der Preis-Erhöhung des Mehls, kaum vier Prozent beträgt — nach dem ungefähren Verhältniß von vierzehn zu dreihundertfunfundsechzig Tagen — so ist klar, daß die Beimischung von nur einem Vierundzwanzigstel Gewicht an anderen nahrhaftigen, verdaulichen Substanzen das Defizit ausfüllen würde; das Sinken der Preise in natürlicher Folge der verfügbar gewordenen Mehl-Quantitäten käme bald der ganzen Bevölkerung zu Gute.

Welches sind nun die Cerealien, die in so schwachen Verhältnissen wie 1 : 24 dem Weizenbrode beigemischt werden können, ohne dessen Genießbarkeit und Gesundheit zu beeinträchtigen? Am tauglichsten wären der Reis, der Mais — dieser hat Irland zu der Zeit, wo die unglückselige Bevölkerung von der durch die Kartoffel-Krankheit herbeigeführten Hungersnoth dezimirt worden, die ersprießlichsten Dienste geleistet — die Bohne, die Gerste und der Roggen. Ein schwacher Besatz dieser Nahrungsmittel zum Brode würde ohne jeglichen Uebelstand den Preis desselben herabdrücken. Warum aber, fragt man, der Reis nicht in Wasser gekocht, wie in Indien, den Mais nicht als dicker Brei (*polenta*, wie in Italien, die Bohnen nicht durchgeschlagen als beliebtes Gericht zum Theil an der Stelle des Brodes genießen? Weshalb sie erst unter Brodgestalt verzehren! Weil die Bevölkerung in keinem Theile Frankreichs mit diesem Surrogat sich begnügen würde. Ohne eine gewisse Ration Brod, oder was nur Brodgestalt hat, glaubt sie nicht satt werden zu können. Die Bauern in den Landes backen den Maisteig in Näpfen und geben dieser mehr oder weniger festen Masse den Namen Brod, das sie, wenn es schon verschimmelt und höchst ungesund geworden ist, ohne Anstand genießen. In der Dauphyne wird meistens nur zwei- oder dreimal des Jahres Brod in ungeheuren Laiben gebacken; es wird freilich steinhart; bei feuchtem Wetter wachsen Pilze darauf — schadet nichts: es wird gegessen, und wirkte es auch noch so nachtheilig auf die Gesundheit, es ist einmal Brod. Bei dieser Vorliebe der französischen Bevölkerung für die Brodform, ohne über den Inhalt sehr skrupulös zu sein, ja, ohne zu beachten, daß ihr andere, an Nährstoff bei weitem reichere Nahrungsmittel oft billiger zu Gebote stehen, bleibt nun kein anderer Ausweg, als auf die angegebene Weise den Ausfall zu decken.

Wir kommen nun zu der Fabrication des Luxusbrodes. In Paris, wie in London werden Phantasiebrödchen gebacken, die den Bäcker einen etwas höheren Gewinn abwerfen und ihn dadurch in den Stand setzen, das gewöhnliche Brod um so viel billiger abzulassen. Es giebt Bäcker in London, die sich ihre Brode, von jeglichem Umfang und jeglicher Form, zuweilen von etwas feinerem Mehl, jedes Mal theurer bezahlen lassen; diese führen daher den Namen full price (Vollpreis). Diese Speculation wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß in diesem Lande der Adel und das Nachäfferei ein großer Theil der Bürger eine Ehre darin sucht, theurer zu kaufen, als der gemeine Mann. Dieses Publikum der Elite sind die ersten Sitzungen, die ersten, bisweilen zweiten Tage der mit Eintrittsgeld verbundenen, das heißt alle solche aller Schaustellungen in England vorbehalten.

Die Luxusbrödchen in London lassen sich auf drei Hauptformen zurückführen: 1) Rolls, von ihrer meist walzenförmigen Gestalt, bald einfach, bald doppelt oder geflochten, von mehr oder weniger Dicke. Dem Gehalte nach unterscheidet sich diese Sorte durchaus nicht von

Digitized by Google

dem gewöhnlichen Brode, nur bekömmt der besser durchgearbeitete Teig etwas mehr Hefen und wird also leichter; 2) Muffins, unter der Gestalt weißer, leichter Scheiben mit einem feinen Häutchen statt der gewöhnlichen Kruste; 3) die dritte Sorte scheint nur den Namen und den Preis der Luxusbrödchen zu haben; denn der Teig besteht aus Mehl, in welchem die Kleie zurückgeblieben ist, dem man bisweilen Roggenmehl beimischt. Diese Sorte Kleienbrod, leicht abführend, wird als erfrischend angesehen. Man genießt es in London ein- oder zweimal in der Woche.

In Paris zählt man mehr denn zehn Varietäten von Luxusbrod: es giebt z. B. würfel- oder walzenförmige Brode, die in Pauken gebacken werden, um ihnen eine feine und minder gesärbte Kruste zu geben; ferner die Kaffeebrödchen, die Wiener Milchbrödchen u. s. w. Unsere besondere Aufmerksamkeit nimmt die Bereitung folgender Brodsorte in Anspruch: wenn man den Weizenmehlteig unter einem schwachen Wasserstrahl vorsichtig auswäscht, so zieht das Wasser die Stärkkörnchen und die anstöslichen Substanzen aus, während der Kleber, mehrere unmittelbare Ursoffe entfaltend, sich zusammenschließt und sich zu einer sehr schmiegsamen, dehnbaren, elastischen Substanz bildt. Durch diese einfache analytische Operation des Laboratoriums, weit ökonomischer mittelst eines sinnreichen Geräthe in einem großen Maßstabe vollbracht, wird zugleich die Stärke, die im Wasser niederschlägt, und der Kleber, der sich an die durchdringlichen Wände des Gefäßes heftet, ausgezogen. Das ist im Wesentlichen das heilsame Verfahren bei der Stärkebereitung, das die frühere auf die Gesundheit nachtheilig wirkende Methode vertritt: sie bestand darin, den Kleber auf dem Wege der sauren und faulen Gährung zu trennen und aufzulösen, um die Stärke frei zu machen.

Sonst gab man den Kleber preis, um die Stärke zu isoliren und auszuscheiden, jetzt extrahirt man die Stärke in großer Menge, sammelt aber den Kleber, der, mit außerordentlich nahrhaften Eigenschaften begabt, unter verschiedenen Gestalten eine nützliche Kost gewährt. Bald wird er unter dem Namen „Kränzel-Kleber“ in der Suppe gebraucht und nimmt es mit den besten Nudeln von Auvergne, Lyon und Italien auf; bald wird er frisch dem Mehl beigemischt und macht das Brod weit nahrhafter. Aus hundert Theilen Mehl und hundert Theilen des eben extrahirten Kleders bereitet man das Kleberbrod, das sehr leicht, dauerbar und verdaulich ist. Noch gesunder wird das Brod, nach Bouchardot, wenn man den beigemischenden feuchten Kleber einer Hitze von sechzig bis hundert Grad aussetzt. Dieses Brod ist seit einigen Jahren in Gebrauch, um dem Uebel der sogenannten Zuckerharnruhr entgegenzuwirken, daß unter dem Einfluß des Genusses von gewöhnlichem Brode sich verschlimmern würde.

Man sieht, daß die Wissenschaft bei den mannigfaltigen Fragen, die sich an den Cerealienbau und die Brodbäckerei knüpfen, eine gewichtige Stimme hat. Einen bedeutenden Zuwachs unserer Cerealien und anderen ernährenden Pflanzen verspricht uns die größere Entwickelung der gejäteten Saatfelder und künstlichen Wiesen, so wie die weitere Ausdehnung des Trockenlegens unserer feuchten Niederungen. Neue Mittel zur Aufspeicherung unserer Körner geben uns mächtige Bürgschaften gegen eine Hungersnoth. Sinnreiche Methoden des Mahlens und Backens werden in Frankreich wie in England angewandt oder verbreitet. In Algerien unterstützen sie kräftig die Fortschritte der Colonisation. Das gegenwärtige Jahr, 1855, selbst, trotz dem leichten Ausfall, den der Aerndtesand befürchten läßt, wird hoffentlich die Nothwendigkeit einer noch ausgedehnteren Anwendung der Wissenschaft auf den Anbau und die Bereitung der Cerealienfrucht, die als Grundlage der öffentlichen Ernährung angesehen ist, klar ins Licht setzen.

China.

Eine Hinrichtung in Canton.

Der Ort in Canton, welcher als Richtstätte dient, befindet sich in der südlichen Vorstadt, ungefähr inmitten derjenigen Befestigungen, die Ausländern unter dem Namen der holländischen und französischen „Thorheiten“ (Follies) bekannt sind. Er liegt übrigens etwas hinter dem Flusse, ungefähr auf halbem Wege zwischen diesem und der südlichen, mit dem Flusse parallel laufenden Stadtmauer. Keine Straße führt unmittelbar dahin. Rings umher wohnt eine dichte Bevölkerung, die gegen Nord und West, unmittelbar am Platz, aus Laden- und Hausmiethern besteht, aber in dem Maße wohlhabender wird, als sie den etwa eine Mile entlegenen ausländischen Faktoreien näher rückt. Südwärts und ostwärts ist die Vorstadt im Allgemeinen arm, von einer niedrigen und sogar verbrecherischen Volksklasse bewohnt. Die Richtstätte selbst ist eine kleine, von Süden nach Norden laufende Gasse, etwa fünfzig Ellen lang und am nördlichen Ende acht Ellen breit; sie verengt sich allmählich nach Süden zu, bis ihr der vorspringende Winkel eines Hauses auf fünf Ellen Länge nur anderthalb Ellen Breite läßt. Am Ende des Letzteren ist ein hohes und starkes Thor angebracht, das während einer Hinrichtung verschlossen und bewacht wird. Die östliche Seite begränzt in ihrer ganzen Ausdehnung eine kahle Mauer aus Ziegeln von ungefähr zwölf Fuß Höhe, welche die Rückseite einiger Wohnungen oder kleiner Waarenläger bildet. An dieser Mauer ist, in ziemlich gleicher Entfernung von beiden Enden der Gasse, ein Gerüst errichtet, auf welchem man immer eine Anzahl Menschenköpfe in verschiedenen Stadien der Verwesung sieht. Weiter gegen das nördliche Ende zieht sich an derselben Mauer ein Wetterdach, unter welchem die Nachrichter u. s. w. auf die Ankunft der Verbrecher warten. Die westliche Seite der Gasse besteht aus einer Reihe Werkstätten, in welchen die gröbste Art unverglaster irdener Geschirre gefertigt wird. Die Thüren und die kleinen, als Fenster dienenden Oeffnungen dieser Werkstätten sind der Gasse zugekehrt, die man, so oft keine Hinrichtung stattfindet, mit der alsdann in der Sonne trocknenden Töpferwaare theilweise anfüllt. Der enge Durchgang am südlichen Ende der Gasse führt auf einen schmutzigen viereckigen Platz, den ähnliche Töpferwerkstätten umziehen; das nördliche Ende aber wird von einer ziemlich sauberen Straße in rechten Winkeln durchschnitten. Das nach der Gasse zu offene Stück dieser Straße ist mit einem Ziegeldach überdaut, unter welchem die Aufsicht führenden Würdenträger während der Executionen sitzen; ein dahinter befindlicher Laden wird alsdann geschlossen, und die Straße zu beiden Seiten besetzt das dienende Gefolge. Man stellt übrigens eine spanische Wand vor die Sitze der hohen Herren, so daß sie nie eigentlich sehen, was vorgeht.

In dieser Gasse, die nicht breiter ist, als das Verdeck eines Schiffes, sind während der vergangenen acht Monate gegenwärtigen Jahres (1851) über vierhundert Menschen hingerichtet worden. Immer hat man hier den Geruch verwesender Köpfe und den Brodem eingenommen, welchen die glühende Sonne einem mit Menschenblut getränkten Boden entsteigen läßt. Zuweilen gestattet die Behörde, daß Körper derjenigen Verbrecher, welche Freunde haben, so lange liegen, bis diese sie zur Bestattung abholen. Als ich den Ort das erste Mal betrat, sah ich hier solcher Körper, die in verschiedener Haltung dalagen, wie sie gefallen waren; ihre Köpfe lagen bei ihnen, und zwei Schweine bewegten sich um sie herum und labten sich in der Lache des Blutes, das aus den Rümpfen geströmt war. Etwa sieben Ellen weit davon und dieser Scene gegenüber saß ein Weib an der Thür eines der Töpfershuppen, ein kleines Kind zärtlich auf dem Schooße haltend: Beide starrten verwundert, nicht die am Menschenblut sich letzenden Schweine, sondern die seltsam gekleideten Fremden an!

Da ich am Abend des 29. Juli (1851) erfahren hatte, daß vierunddreißig Rebellen oder Banditen am folgenden Tage zwischen acht und zehn Uhr hingerichtet werden sollten, so ging ich um halb acht Uhr mit zwei anderen in Canton wohnenden Engländern, die bis dahin keiner Execution beigewohnt, nach dem mehr erwähnten Orte. Wir fanden nur einige der niedrigsten Gerichtsdiener. Ein Loch in der Erde, bei welchem ein roh ausgehauenes Kreuz gegen die Mauer lehnte, überzeugte mich, daß mindestens Einer die höchste gerichtliche Strafe des lebendig Zerschnittenwerdens, welche ling-tsch'i heißt, auszustehen habe.*) Wenige Schritte vor dem Sitze der Würdenträger am nördlichen Ende brannte ein Stoß wohlreichenden Sandelholzes am Boden. Da ich wußte, daß man, wenn Hinrichtungen stattfinden, einen Jeden, der nicht amtsmäßig anwesend ist, daraus fernen pflegt, so wählte ich uns eine Stellung auf einem Haufen trockner Schutten im südlichen Winkel der Gasse. Nachdem wir hier lange gewartet und unsere Taschentücher reichlich mit Kölnischem Wasser getränkt hatten, saßen wir endlich das Gros der Gerichtsdiener anrücken. Das hölzerne Kreuz wurde in der Grube aufgepflanzt und befestigt, worauf man den zudringlichen Pöbel aus der Gasse hinauspeitschte. Ein Büttel winkte uns, daß wir unseren Standort verlassen möchten: als ich ihm aber ruhig erklärte, wir würden dies nicht eher thun, bis die Würdenträger es ausdrücklich verlangten, ließ man uns ferner ungestört. Das Thor am südlichen Ende wurde jetzt geschlossen und von innen eine Wache postirt. Bald darauf brachte man die Verurtheilten herein; die Meisten kamen zu Fuße, viele Andere aber wurden in großen Körben an Stangen getragen. Die Getragenen mußten in einem Zustande gänzlicher Erschöpfung sein; denn als man sie aus den Körben fallen ließ, blieben sie ohnmächtig liegen. Dann wurden sie in kniende Stellung gebracht, und von Männern, die hinter ihnen standen, unterstützt. Die Enthauptung geht also vor sich: Ein Klog ist nicht vorhanden; der Delinquent kniet so, daß sein Gesicht mit der Erde parallel ist und der Nacken eine horizontale Lage erhält. Zuweilen, jedoch selten, widerstrebt er bis zum Aeußersten, indem er den Kopf zurückwirft. In solchen Fällen stellt sich ein zweiter Büttel vor ihn, faßt ihn an seinem langen (sonst auf dem Kopfe des Delinquenten zum Knoten aufgerollten) Zopfe, und zieht ihm den Kopf wagerecht.

*) Manzhschi faitarame vambi, d. i. stückweise tödten. Die Erklärung im großen Wörterbuche der Manyscho-Sprache lautet: amba weilenggge niyalmai jaluhe faitame garmime varabe faitarame vambi sembi, d. h. eines großen Verbrechers Fleisch zerstücken, ihn tödten, nennt man s. v. A. d. Ueb.

Digitized by Google

Der Henker steht zur Linken seines Opfers. Das gewöhnliche Richtschwert ist mit Einschluß eines sechs Zoll langen Griffes nur etwa drei Fuß lang; die Klinge ist am Hefte nur anderthalb Zoll breit; sie verengt sich und krümmt sich etwas gegen die Spitze hin. Sie ist nicht dick und keinesweges schwer, überhaupt gar nicht verschieden von dem Säbel, den die chinesischen Offiziere im Dienste tragen. Der Nachrichter wird immer aus den Reihen der Armee genommen, und sehr oft verlangen Offiziere von ihm, daß er ihrem noch jungfräulichen Degen die Bluttaufe gebe; man nennt dies k'ai k'eh (die Schneide öffnen), und das Schwert soll wirksamer werden, wenn es schon dem Henker gedient hat.*) Es wird mit beiden Händen geführt. Der Henker nimmt in einiger Distanz eine feste Stellung, hält den Säbel einen Augenblick rechtwinklig zum Nacken und ungefähr einen Fuß hoch darüber, um nach einem Gelenke zu zielen; dann sagt er dem Verbrecher in scharfem Tone: „Rühre Dich nicht!“ erhebt das Schwert bis zu seinem eigenen Kopfe und führt einen raschen Hieb, der dadurch noch gewaltiger wird, daß er seinen Körper im Augenblick, wann die Klinge den Nacken berührt, senkrecht in eine sitzende Lage sinken läßt. Ein zweiter Hieb ist niemals nöthig, und gewöhnlich ist der Kopf glatt abgeschnitten; selten bleibt er auch nur an einem Stück Haut hangen.

Dreiunddreißig von den Verurtheilten knieten dieses Mal in Reihen, ihre Köpfe gegen Süden, d. h. gegen unseren Standpunkt, bückend. In der vordersten Fronte ließ die Enge der Gasse nur einem Manne Raum, der etwa fünf Ellen vor uns kniete; dann kamen zwei in einer Reihe, dann vier, fünf u. s. w. Hinter allen übrigen, etwa fünfundzwanzig Ellen vor uns, ward der Hauptverbrecher, der Führer einer Bande, aus Kreuz gebunden. Der Nachrichter, dessen Aermel aufgeschürzt waren, stand dem vordersten Verbrecher zur Seite. Er war ein wohlgebauter Mann von mittlerem Wuchs und sehr kräftigem Ansehen, dessen Gesicht keine Rohheit und Grausamkeit verkündete, vielmehr einen gutmüthigen und verständigen Ausdruck hatte. Er richtete seinen Blick unverwandt auf den die Execution unmittelbar beaufsichtigenden Unteroffizier; und sobald der Letztere das Wort pan! (vollstrecke!) aussprach, warf er sich in die oben beschriebene Positur und begann sein Werk. Den ersten Kopf trennte er nicht vollständig vom Rumpfe, so daß die Muskeln des Enthaupteten nach dem Niederfallen noch eine Zeitlang gräßlich sich verzerrten. Unterdessen fuhr der Nachrichter in seiner schrecklichen Arbeit rasch und rüstig fort. Er schien etwas aufgeregt, warf nach der zweiten oder dritten Enthauptung das erste Schwert hinweg, ergaffte ein zweites, das einer der Büttel schon bereit hielt, und stand mit einem Sprunge an der Seite seines nächsten Opfers. Wenn ich mich recht erinnere, so hieb er in weniger als drei Minuten die dreiunddreißig Köpfe ab, und alle, mit einziger Ausnahme des ersten, waren vollkommen von den Rümpfen losgetrennt. Die meisten Körper fielen, sobald der Kopf weg war, vorwärts nieder; nur drei oder vier derselben blieben nach der Enthauptung aufrecht und würden sich vielleicht in die Höhe geschnellt haben, wären sie von dem dahinter stehenden Manne nicht festgehalten worden; dieser gab ihnen dann einen tüchtigen Stoß, daß sie vorwärts zu ihren Köpfen fielen. Wahrscheinlich hatten die Delinquenten, denen diese Körper angehörten, ihre volle physische und moralische Kraft bewahrt. Sobald das Werk der Enthauptung zu Ende war, schritt der Henker mit einem einschneidigen Messer auf den Mann am Kreuze los, dessen einzige Bekleidung aus weiten Beinkleidern bestand, die bis an die Hüften hinabgezogen und von unten bis an die Gürtelhelle aufgestreift waren. Dieser war ein sehr kräftig gebauter Mann über Mittelgröße und schien ungefähr vierzig Jahr alt. Er hatte sich der Behörde freiwillig gestellt, um seine verhafteten Angehörigen zu retten und ihnen die siebentausend auf seinen Kopf gebotenen Dollars zu sichern. Die Behörde hält nämlich bei solcher Gelegenheit gewöhnlich ihr Wort, da sie künftige Fälle im Auge hat. Da der Verbrecher fünfundzwanzig Ellen weit von uns entfernt war, so konnten wir nicht die ganze grausige Operation beobachten; doch sahen wir wenigstens die zwei Einschnitte in seine Seiten, das Abschneiden der linken Brust und das Ablösen der Schenkelmuskeln. Vom ersten Messerschnitt bis zu dem Augenblick, als der Körper vom Kreuze losgeschnitten und enthauptet ward, vergingen vier bis fünf Minuten. Wir hörten indeß keinen einzigen Schrei des Unglücklichen.

Gleich nach dem Niederfallen des ersten Enthaupteten sah ich, wie ein Mann an dessen Halse niederkauerte und mit geschäftiger Miene ein Büschel Binsenmark in das Blut tauchte; als dieses wohl getrunkt war, legte er es sorgfältig auf einen Haufen der anliegenden Töpferwaare und stippte dann ein anderes Bündel in das Blut. Binsenmark, das also getränkt worden, dient den Chinesen als ein Arzneimittel. Nachdem alle Hinrichtungen vorüber waren, nahm ein junger Bursche, vermuthlich Gehilfe des Henkers, einen Säbel, setzte einen Fuß auf den Rücken des ersten Körpers, ergriff mit seiner Linken den Kopf (der, wie schon gemeldet, nicht vollständig abgehauen war), und sägte ihn vollends ab. Die übrigen waren unterdessen in Särge aus ungehobelten Brettern gelegt worden. Zuletzt wurde das Thor wieder geöffnet, und wir eilten von einem Schaufpiele fort, dem gewiß nur Wenige ohne ganz besondere Gründe ein zweites Mal beiwohnen möchten. Wenige Jahre vorher war ich auf Befehl des Sir John David (damals Bevollmächtigten Ihrer Majestät in China), in Begleitung eines Detachements Soldaten, offizieller Zeuge der Hinrichtung von vier Chinesen, wegen Ermordung britischer Unterthanen; und auch die eben beschriebene Execution mit anzusehen bewog mich hauptsächlich ein Pflichtgefühl: ich wollte mich gegen eine solche Scheu (die mein Beruf mir öfter zur Pflicht machen kann) abhärten und zugleich das gewöhnliche strafgerichtliche Verfahren der Chinesen genau beobachten.

(Journal of the R. Asiatic Society.)

*) Wörtlich heißt k'ai k'eh (in Canton hoi hâu) den Mund öffnen.

Mannigfaltiges.

— Eine verwandelte Stadt. „Seit den fabelhaften Tagen des Kadmus und den satirischen Wundern der Gold-Distrikte Kalifornien's und Australiens“, schreibt Dickens in seinen household Words, „hat es kein Beispiel so zauberhaft rascher Bauten gegeben, als in dem neuverwandelten Paris. In den drei Jahren, während deren sie hauptsächlich stattgefunden, hat man ganze Reihen von engen, krummen Straßen weggeräumt, durch welche sich Ströme ekelhaften Unflaths ergossen; welche ohne Trottoir waren und wo Fußgänger, Pferde, Wagen und Koth sich in gräuelige Verwirrung mischten; welche bei Tage wegen der Höhe der sich dicht gegenüberstehenden Häuser von der Sonne nicht beschienen und bei Nacht nur schwach von elenden, quer über der Straße hängenden Lampen erleuchtet wurden; welche vom Keller bis zum Dach vollgestopft waren von zahllosen Bewohnern, die sich durch den gemeinschaftlichen Charakterzug abschreckenden Schmutzes auszeichneten; in welche vorsichtige Leute sich nie nach Sonnen-Untergang hineinwagten und wo Unvorsichtige häufig beraubt und nicht selten durch den coup de clef oder einen anderen Zwangspaß für die Morgue qualifizirt wurden: Nester, mit einem Wort, des Unfriedens, der Krankheit und des Verbrechens. Nicht allein sind ganze Reviere dieser Art spurlos verschwunden, sondern auch jeder einzelne Stadttheil hat ein mehr oder weniger verbessertes Ansehen erhalten. Bei Straßen von mäßiger Breite ist der enge Eingang erweitert, scharfe Winkel sind abgestumpft, Häuser, die sich vordrängten, zurückgeschoben und in gleiche Linie mit den übrigen gebracht, bequeme Durchgänge durch Sackgassen eröffnet und getrennte Viertel verbunden wor, den. Und doch hat man nicht allein dem Nützlichkeitsprinzip bei diesen Verbesserungen Rechnung getragen. Die Liebe zur Pracht und Großthuerei, welche die Franzosen stets charakterisirte, tritt auch hier im glänzendsten Lichte hervor, namentlich in der Rue de Rivoli und auf dem Boulevard de Sébastopol. Vor Allem aber spricht ein gefundes Sinn, dieser ungewöhnlichste aller Sinne, sich in jeder metamorphosirten Straße, in jedem umgestalteten Hause aus, und ein englischer Architekt oder ein Mitglied der Londoner Bau-Kommission, dem der letzte Rest von Gewissen und Beobachtungsgeist nicht abhanden gekommen ist, wird schwerlich ohne ein Gefühl der Beschämung und Demüthigung durch Paris wandeln können.“

— Deutsche Monatshefte von New-York. Die unter diesem Titel seit drittehalb Jahren in New-York erscheinende, bisher von Kolatschek herausgegebene und mit schönen Stahlstichen ausgestattete, deutsche Zeitschrift ist seit kurzem in den Verlag des Herrn Paul Bernhard, Herausgebers der „Neuen Zeit“, übergegangen. Gleichwie die letztgenannte deutsche Wochen-Zeitung bringt sie ebensowohl in Amerika geschriebene, deutsche Original-Artikel als aus Werken und Zeitschriften der deutschen Heimat abgedruckte Aufsätze. Das Oktober-Heft enthält neben einer Original-Novelle: „Der Heerd im Westen“ von Oskar Falke, „Lebensbilder aus dem Süden“, von Siemering, so wie Schilderungen und Skizzen von Schieden, Franz Löher u. A.; ferner ein Portrait William H. Seward's, des amerikanischen Staatsmannes (Senators von New-York), der im Gegensatze zu den neuen Ignorantismen (Know-nothings) ein Freund der Deutschen ist; endlich für das Damen-Publikum Stickmuster ꝛc.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 151. Berlin, Dienstag den 18. Dezember 1855.

England.

Englische Literatur-Briefe.

Zwölfter Monats-Bericht. 1855.

November, der Monat des Nebels, Mordes und Selbstmordes, dessen meteorologischer und moralischer Charakter. — Beispiele der sittlich-sozialen Zustände in England. — Nachtseiten ohne entsprechende Lichte in dem spezifischen England. — Der Einfluß des Germanismus auf England und Rußland. — Kritik des deutschen Glaubens an das spezifische England. — Deutschlands Mission für die Weltkultur. — Germanismus der englischen Literatur als Negation gegen das spezifische England. — Das „spezifische“ und das „übrige“ England. — Die englische Literatur selbst größte Gegnerin gegen das „spezifische England“. — Thackeray, Dickens, Carlyle u. s. w. — Geschichtliche Berichte über den Krim-Feldzug. — Charakter der Kriegs-Literatur in der Tagespresse und deren Wirkung. — Amerikanische Ruhe und Berechnung der Folgen.

London, Anfangs Dezember.

Der Monat des Nebels und *sort-Koxyo*-Selbstmordes ist endlich vorüber, aber er dauerte viel länger, als selbst ein 31tägiger Monat. So etwas von Wetter muß man sehen, um es zu glauben. Nicht Regen und Schnee und Sturm — das wäre Mai, das wäre orangenblühendes Italien dagegen. In dem deutschen „Schlackenherbstwetter“ liegt Poesie, liegt Leben und Bewegung. Es regnet doch, es schneit wohl auch dazwischen, und der Wind pfeift und prasselt doch hindurch und treibt lustigen Gespensterspuk mit den abgefallenen Blättern. Das ist Wetter, von dem man sogar sprechen kann, in welchem man Etwas sehen, genießen, beobachten kann, ohne gerade ein Dove zu sein. Aber Londoner November! Ja, das ist ein meteorologisches Phänomen! Ich begreife nicht, wo die meisten wirklichen Londoner die Courage hernehmen, einen solchen Monat zu überleben, und sich nicht lieber in einem kontinentalischen Strome von der London-Brücke in die Themse stürzen. Um sich von dem Londoner November eine annähernde Vorstellung zu machen, muß man sich vier Wochen lang Tag und Nacht unaufhörlich windstill, Sack und Asche über den ganzen Himmel hinweg gespannt und stets feucht und still bis auf den Kopf herunterreichend, dazu aber dicken Rauch und Schmutz, von unten stets in die Höhe strebend, denken, aber zu faul und träge, als daß Sack und Asche von unten nur die geringste Bewegung verriethe. Zwischen dieser doppelt sack- und aschewattirten, bewegungslosen Meteorologie, in der man zuweilen Mittags um zwölf Uhr zwei Lichter brennen sieht auf der Straße mit Fackeln fahren muß, bewegen sich stets mehrere Millionen Proletarier, mit Sack und Asche angezogen und so und so viel Tausend Omnibus, Droschken und Lastwagen, in stillen Straßen mit Leierkasten, Puppentheatern, Murmelthieren, Affen, Austern, Aepfeln, Nüssen, Scheeren, Schwefelhölzern, Stahlfedern und Bleistiften und tausenderlei öffentlich ausgeschrienen Dingen, von denen man aber in der Regel durchaus nichts sehen kann. Man muß sich dies durchaus vier Wochen lang dauernd und festhaltend denken, sonst hilft Ihnen drüben auf dem Kontinente die ganze Vorstellung nichts. Allerdings scheint sich zuweilen der Himmel (Gott im Himmel, das muß man hier auch Himmel nennen!) aufheitern zu wollen; das kaum scheint es uns, als ob dies möglich erscheinen könnte, wirft man die Arbeit weg, da man nicht mehr sehen kann, und zündet Licht an, um welches sich aber das solide, massive Sackduch der Luft sofort wie leises Morgengrauen oder letzter Schimmer des Abendrothe dick herum legt.

Man kann sich daher gewiß denken, was während dieses gänzlichen Mangels an Himmel und Erde, Luft und Licht die englische berühmte „fireside“, das „cheerful fire“ im offenen Kamine, das große glühende Auge von Steinkohlen in jedem Zimmer werth ist, warum der Engländer immer gern der Welt nach allen Seiten den Rücken kehrt und für nichts Sinn und Auge hat, als für dieses Feuer, vor dem er stundenlang sitzen kann, ohne ein Wort zu sagen. Es ist die einzige wirksame Medizin gegen Spleen und Selbstmord bei dem, der nicht jede Mußestunde dazu benutzt, sich zu betrinken. Manche gebrauchen auch beide Mittel, z. B. mein eigener Hauswirth nebst seiner besseren Hälfte. Sie sitzen jede Nacht von neun bis ein Uhr mit ihrem Kakadu vor einem glühenden Kaminfeuer, trinken fortwährend Brandy mit heißem Wasser und schweigen fortwährend dazu. Selbst der Kakadu, sonst sehr redselig, verfällt jedesmal in dieselbe stille Andacht.

Immer hilft freilich die Medizin auch nicht, selbst nicht in der angedeuteten Verdoppelung, so daß die Zeitungen während des Novembers oft die Politik einschränken müssen, um nur die „interessantesten“ Morde und Selbstmorde unterzubringen, z. B. wie ein alter, respektabler Beamter der englischen Hauptbank mehrmals von Zälschungen und Unterschlagungen träumte und plötzlich nach einem solchen Traume in die Küche hinunterlief, sich mit einem Messer den Bauch aufschnitt und dann mit den Seinigen noch „ganz vernünftig“ sprach, bis er todt war; wie ein deutscher Tabackshändler mitten in der City sich mit Gewalt endlich doch aufhing, nachdem man ihm öfter abgerathen (Engländer hängen sich nie selbst); wie ein Engländer, aus der Themse gezogen, sich doch noch einmal ersäufte; wie — doch ich will die Nachtseiten (d. h. im November in London die Tages-) des Lebens nicht weiter spezifiziren, und deshalb von den regulären Mordthaten, die alle Tage in den Zeitungen stehen, wie der Börsen-Cours, gar nicht sprechen. Es wird in England eben immer viel gemordet, besonders aber im November. Manchmal kömmt der Mörder, oder Selbstmörder, oder Gemordete auch mit einem blauen Auge (das in England aber immer schwarz aussieht: „black-eye“), oder mit einigen zerbrochenen Rippen, oder, noch glücklicher, mit einer tüchtigen Tracht Prügel davon. Unter den letzteren Glücklichen machte Einer noch sein besonderes Glück mit der Tracht Prügel. Er hatte einer schönen, jungen Dame die Ehe versprochen, welche aber kurz darauf seine Verheirathung mit einer anderen Dame las. Sie grämte sich nicht ab, ersäufte sich auch nicht, klagte auch nicht auf „Bruch des Versprechens“, welches in England durch gute „Blechung“ geneitet werden muß, sondern kaufte sich eine derbe, von Kuhhaut gesteppte Karbatsche (cowhide) und karbatschte den ungetreuen jungen Ehemann auf öffentlichem Markte, wo er Kartoffeln und dergleichen verkaufte, so durch, daß das ganze Gesicht entstellt ward. Dadurch ward der Mann plötzlich so berühmt, daß alle Welt zu ihm strömte und Kartoffeln von ihm kaufte, blos um den merkwürdigen Mann zu sehen, der von einer Dame „gekuhhäutet“ worden war. Auf diese Weise machte er so brillante Geschäfte, daß er sich von einem Anderen Kartoffeln kaufen mußte, um sie zu seinem Braten essen zu können. Es ist überhaupt ein charakteristischer Zug der großen Masse am angelsächsischen in England, daß bei derselben das Verbrechen populär macht, wenn nur irgend eine Eigenthümlichkeit damit verbunden ist. Alice Grey ward in allen Zeitungen biographirt und selbst abgebildet in einigen. „Viele Gentlemen“ hatten viel Geld spendirt, um sie im Gefängnisse zu sehen. Dabei muß man nicht vergessen, daß sie furchtbar häßlich und roh ist. Und woher diese Popularität! Sie hatte etwa zwanzigmal unschuldige Personen des Diebstahls angeklagt, von denen die Richter mehrere verurtheilten. Gewöhnlich wollte sie, fremd und allein auf Eisenbahnhöfen angekommen, um ihre Börse mit all ihrem Vermögen gekommen sein, was sie so rührend darzustellen wußte, daß die Gerichtshöfe und Zuhörer allemal mehrere Pfund für sie sammelten. Außerdem war sie, endlich entlarvt, furchtbar grob und bediente sich der gemeinsten Schimpfreden. Das ist das ganze Fundament ihrer Popularität in der großen und gebildeten Masse, in den Zeitungen, in der Tagesliteratur! Auch die frommen Herren Paul, Strahan und Bates wurden photographirt und in den Bilder-Zeitungen persönlich abgedruckt, ehe sie jeder zu vierzehn Jahren Transportation verurtheilt worden waren. Ein neuer Held in diesem Fache ist der hochkirchliche Geistliche, Dr. Baughan, in einem fashionablen Stadttheile Londons, der seine Todten sehr oft doppelt begrub (!), wenigstens immer dann, wenn doppelte Bezahlung irgendwie zu erlangen war, um sein aus achtzigtausend Pfund bestehendes Privatvermögen zu verbessern. Auch Lieutenant Kuskin, Direktor des Gefängnisses von Birmingham, führte doppelte Buchhaltung, wurde aber nur deshalb, weil

Digitized by Google

er einen Knaben durch Tortur direkt datte todtmachen lassen, zu einigen Monaten Gefängniß verurtheilt. Das Gesetz hatte für ihn Transportation auf Lebenszeit; man nahm jedoch Rücksicht auf seine sonstige „Respektabilität“. In Indien, wo mehrere Hundert Fälle von faktischer grausamster Tortur (z. B. eine Art Daumenschrauben an weibliche Brüste angebracht) englischer Steuer-Einnehmer amtlich ermittelt in einem Kommissionsberichte*) vorliegen, wäre er ganz straflos davongekommen. Eine Witwe, die wegen entrüsteter Abweisung indecenter Anträge vom Steuer-Einnehmer und dessen Polizeidiener an beiden Brüsten mit dem Tortur-Knebel („Rillis“) gemartert und an den auf dem Rücken zusammengebundenen Händen in ihrer Hütte aufgehangen worden war, bis sie ohnmächtig und bewußtlos geworden, klagte bei der englischen Behörde, mit ärztlichen Zeugnissen versehen. Sie wurde abgewiesen, weil sie eine „respektable, amtliche Person“ verklagte. (Dies ist ein Schlüssel zu den jetzigen mörderischen Revolutionen im englischen Indien.) Im Mutterlande der Kolonieen bestraft man doch wenigstens noch die Verbrechen, wenn sie zu Tage kommen und wenn ein gehöriger Ankläger auftritt, z. B. den 60jährigen hohen Richter in Edinburg, einen der höchsten der hochkirchlichen Elite dieser Stadt, bei dem ein Deutscher, durch hohe Empfehlungen eingeführt, Zutritt hatte, bis er einmal erzählte, daß er Strauß „Leben Jesu“ gelesen. Seit der Zeit ward er von keiner der Familien, die mit dem hohen Richter umgingen, wieder eingeladen. Derselbe hohe Richter wurde neuerdings wegen in großer Menge nachgewiesener Fälle von Unzucht gegen unreife Kinder zur Transportation verurtheilt. Unklagt wird eine der vielen Tausenden obdachloser Weiber und Mädchen in London auf der Straße von Wehen überrascht. Eine mitleidige Seele miethet ihr in einem schmutzigen „Court“ elende vier Wände. So wie die Hausleute hinmerin bemerkt, daß sie ein Kind geboren, wickelt sie letzteres in ein Stück Zeug ein und nöthigt und stößt die Mutter desselben zum Hause hinaus mit verschiedenen Drohungen, um beide Geschöpfe auf die kalten Steine der Straße zu placiren. Ein mitleidiger Policeman holt ihr etwas „Brandy and Water“ und bringt die Sache vor den Magistrat. Die Mutter des gestorbenen Kindes, hier gefragt, warum sie sich nicht an ein Arbeitshaus gewandt habe, antwortet, daß sie dies gethan, aber mit Gewalt hinausgestoßen worden sei, wie die Untersuchung auch bestätigt. — Vor einiger Zeit findet ein Mann in der Nacht ein sterbenskrankes Weib auf der Straße. Sie bittet ihn, ihr nach Hause zu verhelfen, und führt ihn in eine abgelegene Höhle der Armuth. Hier wird er plötzlich von den Helfershelfern der „Sterbenskranken“ ausgeplündert und gemißhandelt davongejagt. Fälle ähnlicher Art, aber mit einem romantischeren Schein, sind sogar eine sehr übliche Praxis. Eine halbverschämte, halbwillige, ziemlich fein angezogene Dame findet endlich einen Gimpel, der ihr in einen stillen, dunkeln Theil einer Straße (allemal sehr nahe) folgt, weil sie lispelnd sagt, daß sie sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, von ihrem Manne oder einem ihrer Dienstboten (sie zeigt dabei auf ein brillantes Haus) gesehen zu werden. Kaum hat der Gimpel einige zärtliche Worte mit der Dame in der abgeschiedenen Dämmerung gewechselt, springt ein Mann hervor. „Herr, was haben Sie hier mit meiner Frau zu thun? Und Dich, Frau, schlag ich todt!“ — Sie klammert sich ängstlich an den zärtlichen Unbekannten: „Sir, beschützen Sie mich, verlassen Sie mich nicht!“ — Er, verdutzt und dummer, als je zuvor, weiß natürlich nicht gleich, was er, von der Schönen umklammert, thun soll. Ueberraschung und böses Gewissen machen ihn ganz unfähig, zu sehen, was zu thun sei oder was gerade jetzt mit ihm vorgenommen werde. Er stände vielleicht noch länger unschlüssig, wenn die Dame nicht plötzlich davonliefe und der entrüstete Gatte hinterher. Jetzt nimmt sich der Zurückgebliebene Zeit, wieder an seine Füße, an seine Person, an sein Ich und Eigenthum, also auch an seine Börse zu denken. Erst begreift er gar nicht, wie sie aus seiner Tasche gekommen sein kann, bis er endlich auf den schwarzen Gedanken kömmt, sie sei vielleicht in Gedanken mit der Dame davongelaufen. Die Erfahrung hat bestätigt, daß die Geldbörsen in diesem Falle immer die merkwürdige Eigenschaft besitzen, mit der Dame davonzulaufen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Report of the Commissioners for the Investigation of Illegal Cases of Torture in the Madras Residency.

Nord-Amerika.

Die Begründung des nordamerikanischen Bundesstaats.

Nach Eduard Reimann.**)

Herr Cornelius de Witt hat vor kurzem in einer aus den neuesten Quellen geschöpften Biographie Washington's dem Publikum ein lebhaftes Bild der Befreiungskriegeg und der ersten Schicksale der nordamerikanischen Republik vorgeführt. (Vergl. Revue des deux Mondes, 1. Mai 1855; „Magazin für die Literatur des Auslandes“, 28. und 30. August 1855). In der That muß sich in einer Geschichte desjenigen Mannes, der in dem Freiheitskampfe der Oberfeldherr und in den ersten acht Jahren der Republik ihr Präsident war, ziemlich deutlich die gleichzeitige Geschichte der gesammten Nation darstellen. Indessen der Pariser Friede erfolgte 1783, und Washington's Präsidentschaft beginnt erst 1789. Die Zwischenzeit war keine Mußezeit, und sie steht an historischer Bedeutung keiner anderen nach. Hatte Amerika sich durch Waffengewalt der englischen Herrschaft entzogen, so bestand seine zweite, große Aufgabe darin, sich aus dem Chaos der Revolution zu retten, und durch lebenskräftige Institutionen eine Vereinigung aller bisherigen Erfolge zu verhüten. Die Verfassung der Vereinigten Staaten war das Werk jener ersten Friedensjahre, und die Versammlung, welche, durch das Vertrauen aller dreizehn Unionsstaaten berufen, dieses oberste Grundgesetz auszuarbeiten hatte und es mit viermonatlichen, eifrigen und erschöpfenden Erörterungen im September 1787 wirklich zu Stande brachte, steht naturgemäß im Mittelpunkte dieses ganzen Interregnums. Eines der jahrelichen, talentvollen und patriotischen Mitglieder des Konvents von Philadelphia war allerdings auch Washington, ja, er war, als der gefeiertste Mann der Nation, zum Vorsitzenden desselben gewählt worden, und es machte im Lande einen mächtigen moralischen Eindruck, daß sein Name an der Spitze der Unterzeichner der neuen Verfassung stand. Aber an der Entstehung derselben im Einzelnen hatte er doch nur geringeren Antheil, schon seine Stellung als Präsident brachte es mit sich, daß er in die Debatten der Versammlung sich nicht mischte und an den Ausschußberathungen nur selten Theil nahm. Die innere Geschichte des Konvents von Philadelphia oder, mit anderen Worten, die Geschichte der Begründung des nordamerikanischen Bundesstaats nimmt daher in der Wittichen Biographie Washington's mit Recht nicht mehr als etwa zwei Bogen ein. Und wie sehr ist sie dennoch einer eingehenden Darstellung werth! Verdankt der nordamerikanische Freistaat doch diesem Konvent noch bis auf den heutigen Tag seine Organisation, also zum Theil seine Existenz. Wen sollte es nicht interessiren, im Einzelnen dem Gange der Verhandlungen zu folgen, welche zu einem so großen Resultate führten? Daß „hier zum ersten Male in der Geschichte der Bundesstaat auftritt“, das giebt dem Konvent von Philadelphia seine weltgeschichtliche Bedeutung; daß die Amerikaner die große Aufgabe, an welcher die deutsche Nation vor wenigen Jahren gescheitert ist, am Ende des vorigen Jahrhunderts aufs glücklichste gelöst haben, das macht uns zu Gegenstand besonders wichtig und lehrreich. Mit hoher Freude begrüßen wir daher das Reimannsche Werk, welches gerade diese hochwichtigen geschichtlichen Vorgänge, aber welche bisher noch kein Buch mehr als eine dürftige Kunde enthielt, zu seinem ausschließlichen Thema hat.

Das Buch ist ein Produkt siebenjähriger Studien und besitzt alle Vorzüge einer gediegenen wissenschaftlichen Arbeit. Nach einer höchst sorgfältigen, zum Theil mühsamen Herbeischaffung des Materials, ging der Verfasser mit gleicher Gewissenhaftigkeit an die Verarbeitung desselben, in doppelter Beziehung seinem Gegenstande gewachsen. Er bekundet nämlich erstens in hohem Grade jene Reife des politischen Denkens, die für ein Geschichtswerk dieser Art ganz unerläßlich war. Dann aber verstand er es, den ziemlich unfügsamen Stoff geistig zu durchdringen, daß er ihn vollkommen beherrscht und mit Umsicht und Klarheit zur Darstellung bringt. Dadurch wird sein Vortrag nicht nur da, wo er thatsächliche Ereignisse zu veranschaulichen hat, übersichtlich und fesselnd, sondern auch wo er, wie in dem größeren Theile seines Buches, von den politischen Verhandlungen des Konvents ein Bild entwirft, ist die Lektüre deutlich und bequem. Bedenkt man, daß der Konvent in tiefer Abgeschlossenheit von dem übrigen Volke berieth, daß zwischen ihm und der Außenwelt keine jener Wechselwirkungen stattfand, welche sonst konstituirenden Versammlungen erhöhtes Interesse verleihen, so muß es dem Verfasser als kein geringes Verdienst angesehen werden, daß es ihm gelungen ist, diese umfangreichen Verhandlungen „in Geschichte umzusetzen“, ohne den Leser zu ermüden. Er hat den Stoff nach seinen Hauptmaterien, wie Wahl und Rechte der Nationalvertretung, Wahl und Rechte des Bundespräsidenten, vertheilt, und durch diese glückliche Anordnung nicht nur angenehme Uebersichtlichkeit erzielt, sondern die einzelnen Kapitel des Buches werden dadurch zu umfassenden Abhandlungen über die wichtigsten Fragen des staatlichen Lebens, und ein Politiker wird darin nicht vergeblich Rath und Belehrung suchen.

In der Einleitung ist sehr passend von den früheren Unionsversuchen der englischen Kolonieen die Rede, namentlich von der Vereinigung des Jahres 1643 und von dem Bündnisse von 1754. Beide Male gaben äußere Angriffe dazu den Anstoß. Merkwürdigerweise war die erste Verbindung gegen die Herrschaftsgelüste der Holländer, die zweite gegen die Eingriffe der Franzosen gerichtet und von der

**) Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika im Uebergange vom Staatenbunde zum Bundesstaate. Von Dr. Eduard Reimann, ord. Lehrer an der Realschule z. heil. Geist in Breslau. Weimar, Hermann Böhlau, 1855.

Digitized by Google

englischen Regierung selbst aufs eifrigste ins Werk gesetzt worden. Als es sich später um die Losreißung vom Mutterstaate handelte, da wurden die Rollen gewechselt, und die Union hatte im Kriege gegen England sowohl Frankreich als auch Holland zu Bundesgenossen. Die Wichtigkeit dieses Entscheidungskampfes knüpfte natürlich auch das Band der Union enger als je zuvor; „der Generalkongreß leitete die Kriegs-Operationen, schloß Bündnisse und Verträge, schickte und empfing Gesandte und vertrat überhaupt die Nation dem Auslande gegenüber. Aber nur in der ersten Zeit hatte der Krieg diese Wirkung. Die dreizehn „„freien und unabhängigen Staaten"" entäußerten sich keineswegs der Mitwirkung. Der Kongreß empfahl, rieth und beschloß, aber die Ausführung blieb den Staaten überlassen. Je länger der Kampf dauerte, desto mehr ging die eigentliche Gewalt vom Centrum nach der Peripherie, und die Staatenpolitik überwog hier wie dort. Eifersüchtig auf einander und auf den Kongreß, der wohl selbst zu kräftigerem Handeln vom Oberbefehlshaber ermahnt werden mußte, sahen die einzelnen Staaten vorsichtig darauf, daß sie keine größeren Lasten übernähmen als ihre Nachbarn; einer wartete ab, was der andere thun würde, und alle handelten mit Widerstreben, bis die höchste Noth gebieterisch Gehorsam erzwang." Mit einer bewundernswürdigen Ausdauer überwand Washington diese eigenthümlichen Schwierigkeiten, und der Krieg hatte den erwünschtesten Ausgang. Aber jeder denkende Patriot hatte sich in dieser Zeit von der Nothwendigkeit einer Stärkung der Centralgewalt überzeugt. Daher beschäftigten sich einzelne Männer, wie Hamilton, Franklin, und der Kongreß selbst ernstlich mit einer Regeneration des Bundes, und schon 1781 kamen neue Bundes-Artikel zu Stande. „Der Kongreß führte jedoch auch nach der allseitigen Annahme derselben das frühere siechte Leben fort, ein namenloser Schatten, eine bedeutungslose Versammlung, und Alles litt unter dieser Schwäche der Centralregierung." So wurde endlich von verschiedenen Seiten her das Bedürfniß einer gründlichen Reform, der Ruf nach einem außerordentlichen Generalkonvent laut und laut überall, mit Ausnahme Rhode-Islands, des kleinsten und hartnäckigsten Staates der Union, den lebhaftesten Anklang.

Der Konvent sollte am 2. Mai 1787 in Philadelphia seine Sitzungen beginnen. Von zweiundsechzig Gewählten langten allmählich fünfundfunfzig an, „nicht Neulinge in der Politik, sondern begabte, kenntnißreiche und erprobte Männer, eine Versammlung von Halbgöttern, wie Jefferson einmal in einem Briefe sie nannte." Bald zeigte sich jedoch, daß die Vertreter der Nation, wie diese selbst, in ihren Ansichten und Bestrebungen mannigfach unter einander abwichen. Der Wunsch, ein kräftiges Bundesregiment zu schaffen, erregte die Besorgniß und den Widerspruch Vieler, die darin eine Gefahr für die junge Freiheit erblickten; schon dieser Punkt war die Quelle der heftigsten Konflikte. Nicht minder widerstehte man sich jeder Erweiterung der Centralgewalt auf Kosten der Behörden der einzelnen Staaten. Ueberhaupt bot der Partikularismus hier, wie überall unter ähnlichen Verhältnissen, die größten Schwierigkeiten dar. Denn außer dem gemeinsamen Interesse, das alle Staaten gegen eine Beschränkung ihrer Befugnisse durch die Bundes-Autoritäten vereinigen mußte, standen sich in den wichtigsten Fragen die speziellen Interessen der einzelnen Staaten unter einander feindlich gegenüber. Ging man an die Organisation des Handels, an Steuer-, Ein- und Ausfuhrgesetze, an die Erledigung der Sklavenfrage, bald traten sich der Norden und der Süden in geschlossener Phalanx entgegen. Am tiefsten aber griff der Gegensatz der großen und kleinen Staaten in alle Verhandlungen ein. Das Institut des Senats, in welchen alle Staaten eine gleiche Zahl von Vertretern zu senden haben, war eine Konzession an die kleinen Staaten, die in einer nur nach Köpfen gewählten National-Repräsentation mit ihren Sonderinteressen stets in der Minorität zu bleiben fürchteten. Von gleichem Einfluß war der Widerspruch der kleinen Staaten bei Bildung der Exekutivgewalt, bei den Bestimmungen über direkte oder indirekte Wahl des Präsidenten, über seine Amtsdauer und Wiederwählbarkeit u. a. m. „In dieser Weise zog sich der Widerstreit der Interessen und der Kampf der großen und kleinen Staaten bis zum Schlusse der Berathung hin." Ohne diese Gegensätze wäre das Verfassungswerk unvergleichlich müheloser und rascher zu Stande gekommen. Und wie es zur künstlerischen Darstellung eines großen Kampfes gehört, daß der Autor den Leser eben so oft in die getrennten Lager der Gegner führe, wie auf den gemeinsamen Kampfplatz — wir erinnern an das Muster eines Homer oder Tasso — so hätten wir allerdings gewünscht, daß auch der Verfasser uns in einem besonderen Kapitel ein zusammenhängendes Bild der einzelnen Staaten und ihrer charakteristischen Unterschiede gegeben und uns die großen Faktoren gezeigt hätte, aus denen wir aus den innersten Trieben des amerikanischen Lebens jene geschilderten Kämpfe des Konvents und die Verfassung der Vereinigten Staaten als Produkt resultirten.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, die Debatten des Konvents hier im Einzelnen zu verfolgen. Ihr endliches Ergebniß war die im Großen und Ganzen noch jetzt bestehende Constitution des nordamerikanischen Freistaats, eine Schöpfung, die sich in mehr als sechzigjähriger Praxis glänzend bewährt hat. Die alte Verfassung wurde durch sie nicht modifizirt, sondern völlig umgestaltet; an die Stelle des Staatenbundes trat der Bundesstaat. „Der Bund vom Jahre 1781 war ein Verein von dreizehn unabhängigen Staaten. Nun wurde die Einsetzung einer obersten Regierung für eine Nation vorgeschlagen. „„Wir, das Volk der Vereinigten Staaten"", lautet der Eingang, „„beschließen und errichten hiermit diese Verfassung für die Vereinigten Staaten von Amerika."" Die Centralgewalt wurde von der Mitwirkung der Staaten befreit und mit den Mitteln ausgerüstet, ihren Gesetzen Geltung zu verschaffen. Ihre Anordnungen gehen nicht mehr auf Staaten, sondern auf Individuen. Sie erhebt selbst die nöthigen Steuern; die Truppen sind nicht mehr die Kontingente der einzelnen Staaten, sie werden, wie die Verwaltungsbeamten und Richter des Bundes, von diesem besoldet. In den Konföderations-Artikeln von 1781 versprach jeder Staat, sich der Entscheidung der im Kongreß versammelten Vereinigten Staaten in allen Punkten zu unterwerfen, welche rechtmäßig vor dieselben gehören. In der neuen Verfassung wurde diese selbst nebst den Gesetzen und Verträgen des Bundes für das höchste Landesgesetz erklärt; auch die Repräsentanten und Senatoren, die Verwaltungsbeamten und Richter der Einzelstaaten müssen schwören, die Verfassung und die Gesetze des Bundes aufrecht zu halten."

Wenn im Laufe der langen Verhandlungen die Leidenschaftlichkeit der Parteien sich oft zu einer bedenklichen Krisis gesteigert hatte, wenn der greise, weise Franklin sich einmal veranlaßt fand, vorzuschlagen, daß man den Beistand des Himmels erflehen und jeden Morgen die Sitzung mit Gebet beginnen sollte, so nahm später der Sinn der Versöhnlichkeit im Konvent zu, und Franklin, „die schöne Pflicht des Alters erfüllend", rieth nicht dergeblich zum Nachgeben. Nur durch diesen Geist der Freundschaft und gegenseitigen Nachgiebigkeit gelangte man endlich zu dem erwünschten Ziele, nur durch diesen Geist allein fand die neue Verfassung Zustimmung und Annahme in der Union. Wohl machte sich sowohl in der Presse als auch in den Legislaturen der Einzelstaaten mannigfache Opposition geltend, als das Werk, welches in der Einsamkeit der verschlossenen Gemächer geschaffen worden war, ans helle Licht der Oeffentlichkeit trat, „ein Kind des Glückes, um von den Einen gelieblost, von den Anderen geschlagen zu werden" (Washington an Lafayette). Aber der gesunde Sinn des Volkes verwarf jede Gegenrede, und ein glückliches Auskunftsmittel hob leicht über alle Schwierigkeiten hinweg. Der Konvent hatte, auf den Antrag Madison's, jeden künftigen General-Kongreß der Vereinigten Staaten ermächtigt, Verbesserungen der Verfassung, die sich als nothwendig herausstellen sollten, vorzunehmen. Die meisten Staaten-Konvente nun nahmen die ihnen vorgelegte Verfassung einfach an, und was sie verändert oder hinzugesetzt wünschten, formulirten sie als stehende Instruction für ihre künftigen Vertreter bei dem Kongresse.

„Am 13. September 1788 traf der Kongreß die nöthigen Anstalten zur Einführung der Verfassung, indem er nach den Bestimmungen des Konvents von Philadelphia die Zeit der Wahlen für die Senatoren und Repräsentanten und für den Präsidenten, so wie Zeit und Ort des Zusammentritts der neuen Bundesversammlung, festsetzte. Die Wahlen gingen vor sich und fielen günstig aus. Amerika begann eine andere Periode seiner staatlichen Entwickelung."

„Der neue Kongreß trat in New-York zusammen, und Langdon aus New-Hampshire verkündigte das Ergebniß der Präsidenten-Wahl: einstimmig hatte das Volk Washington zu dieser hohen Stellung berufen, J. Adams aus Massachusetts wurde Vice-Präsident. Am 30. April 1789, fünf Tage vor der Eröffnung der französischen National-Versammlung, schwur Washington auf dem Balkone der Bundeshalle vor beiden Häusern des Kongresses und in Gegenwart einer unübersehbaren Volksmenge, daß er sein Amt treu verwalten und nach Kräften die Verfassung aufrecht halten, schützen und vertheidigen wolle.

Hiermit schließt die verdienstliche und wohlgelungene Arbeit des Herrn Reimann. Zum Schlusse noch ein Wort und der Vorrede des Verfassers über die Eigenthümlichkeit seiner Hauptquelle, der „Papers of James Madison, published by H. D. Gilpin" (New-York, 1841), in drei Bänden. „Wir finden in diesen Bände die Verhandlungen des Konvents vom Anfange bis zum Schluß der Sitzungen. Wie Thukydides die Wichtigkeit des peloponnesischen Krieges alsbald erkannte und daher den Stoff für sein unsterbliches Werk frühzeitig zu sammeln anfing; eben so war auch Madison, durchdrungen von der Aufgabe, welche der Konvent zu lösen hatte, von vorn herein darauf bedacht, die Verhandlungen desselben der Nachwelt aufzubewahren. Zu dem Ende wählte er seinen Sitz dem Präsidenten gegenüber, so daß er Alles, was gesprochen wurde, gut hören konnte, und jedesmal, wenn eine Sitzung beendigt und der Eindruck noch frisch war, arbeitete er nach den gemachten Bemerkungen seinen Bericht aus. Es traf sich so glücklich, daß ihn kein Unfall und keine Abhaltung zu Versäumnissen zwang, und auf diesem Umstande, so wie seiner Ausdauer, beruht die Möglich-

Digitized by Google

keit einer Geschichte des Kongresses. Es war bekannt, daß Madison solche ausführliche Aufzeichnungen in Händen habe; so lange er aber lebte, wurde nichts veröffentlicht bis auf eine kleine Ergänzung des Kongreßprotokolles. Als er 1836, der letzte der Männer von Philadelphia, gestorben war, da kaufte der Kongreß die druckfertig hinterlassenen Papiere, und auf dessen Befehl erschienen sie 1841."

Dr. L. D.

Polen.

Die Eisenbahnen in Galizien.

Bereits im Jahre 1840 kam in der Versammlung der galizischen Stände der Bau von Eisenbahnen zur Sprache, und unter dem 12. October desselben Jahres trat unter Dr. Tomaschek's Vorsitz eine Kommission zusammen, welche die Aufgabe zu lösen hatte, zu untersuchen, welche Vortheile die Anlage von Schienenwegen bieten könne. Dem Ober-Ingenieur Breitschneider wurde die Ausarbeitung des Planes übertragen.

Nach den Vorlagen der Kommission stellte es sich heraus, daß der Bau einer Eisenbahn durch Galizien nicht nur der Hebung der Industrie im Lande selbst sehr ersprießlich sein müsse, sondern auch für die österreichische Monarchie, ja, für ganz Europa eine Sache von höchster Wichtigkeit sei. In früheren Zeiten war Lemberg durch viele Jahrhunderte hindurch der Mittelpunkt der Verbindungsstraße zwischen dem Orient und dem westlichen Europa, der Ort, wo die aus Armenien, der Türkei, Persien und anderen Ländern des Ostens ziehenden Karawanen ihre Schätze niederlegten.

Der Gedanke, durch einen Weg über Galizien das Schwarze Meer mit der Nordsee zu verbinden, ist durchaus kein neuer. Die Vereinigung von Dniestr und Bug, Weichsel und Oder, Sau und Dniestr sollten diesen großartigen Plan verwirklichen, kamen jedoch nicht zur Ausführung. Bei der Gestaltung, welche die Dinge in politischer Hinsicht in den letzten Jahren gewonnen haben, tritt die Nothwendigkeit der Verbindung aufs klarste hervor, und die Linie, welche einerseits Galacz und andererseits Hamburg zu Endpunkten hätte, müßte auch die galizische Hauptstadt berühren. Heute schon zieht sich der Schienenweg ununterbrochen von der Mündung der Elbe bis nach Dembitza. Die Strecke von dieser Stadt bis nach Bochnia war bereits 1853 vollendet, doch dachte man nicht an deren Anschluß an die Krakauer Bahn, was schon aus dem Umstande erhellt, daß man das auf dem Damm und dessen nächster Umgebung reichlich wachsende Gras in Pacht gab.

Der Umschwung, der durch den Krieg am Schwarzen Meere eingetreten ist, und welcher sich auch in Galizien deutlich genug fühlbar macht, hat mehr als alle industriellen Rücksichten auf die Beschleunigung des Baues der galizischen Bahn eingewirkt. Der General Baron von Heß war ganz besonders von dieser Nothwendigkeit durchdrungen und brachte in Vorschlag, zur schnelleren Förderung militairische Kräfte zu verwenden. Man befolgte seinen Rath, und es gelang auf diese Weise, die Strecke von Bochnia nach Krakau — eine Entfernung von fünf Meilen — binnen Jahresfrist zu vollenden.

Gegenwärtig arbeiten an der sechs Meilen langen Strecke von Dembitza nach Rzeszów sechstausend Mann Soldaten, und im Kreise Krakau viertausend. Die Nivellirungen finden in zwei entgegengesetzten Richtungen statt, nämlich von Rzeszów nach Przemysl einerseits und andererseits von Sanzawa nach Tschernowitz.

Die Bahn hat den Zweck, Krakau mit der moldauischen Gränze in unmittelbare Verbindung zu setzen, und berührt auf ihrem Laufe die Städte Dembitza, Rzeszów, Przemysl, Sambor, Halicz, Kolomyja, Tschernowitz und Sanzawa, wo sie sich an die Moldauer Bahn anschließt, die über Jassy nach Galacz führen soll, und deren Bau, den eine englisch-französische Gesellschaft übernommen, im nächsten Frühjahre beginnen soll. Lemberg wird sich durch eine Zweigbahn, welche in Przemysl oder Sambor einmünden soll, an die Hauptlinie anschließen.

Im Laufe des Dezember soll eine Probefahrt auf der vierthalb Meilen langen Strecke von Trzebinia nach Oswiecim stattfinden und dann die ganze Linie zwischen Oderberg und Oswiecim, die eine Ausdehnung von zehnthalb Meilen hat, dem öffentlichen Verkehre übergeben werden. Man wird demzufolge mit Anfang des nächsten Jahres die Reise von Dembitza nach Oderberg zurücklegen können, ohne das preußische Gebiet zu berühren, dadurch sechs Stunden Zeit ersparen und von dem erstgenannten Orte aus zur Reise nach Wien nicht mehr als zwanzig Stunden gebrauchen. Die Stationen auf galizischem Gebiete werden sein: Czarna, Tarnów, Bogumilowice, Brzesko, Bochnia, Podlesze, Krakau — Trzebinia, Chrzanów, Oswiecim, Dziedzic, Pruchno, Oderberg.

Mit der Eröffnung der Bahnstrecke nach Oderberg erfolgt zugleich diejenige der Zweigbahnen nach Biala (Bielitz) und nach Troppau. Zum Frühjahre führt die Eisenbahn schon bis Rzeszów, und werden auch die Zweigbahnen zwischen Bierzunow und Wieliczka, Podlesze und Niepolomice, Szczakowa und den Kohlenbergwerken zu Jaworznic (unweit der preußisch-schlesischen Gränze) so weit vorgeschritten sein, um sie benutzen zu können.

Daß diese neu eröffneten Straßen von größtem Einfluß auf den Verkehr sein müssen, bedarf wohl kaum der Erwähnung; sie werden aber auch der deutschen Intelligenz ein neues, großes und reichen Gewinn versprechendes Feld eröffnen, besonders wenn der einheimische Gutsbesitzer sich nicht bequemen will, mit der Zeit fortzugehen. Wenn auch, was wahrscheinlich ist, der Preis der Güter steigt, so wird er, im Verhältniß zu demjenigen, was bei angemessener Behandlung der Boden bringt, immer noch ein mäßiger sein. (Now.)

Mannigfaltiges.

— Schladebach's Universallexikon der Tonkunst. Von dem in diesen Blättern bereits erwähnten „Universallexikon der Tonkunst", unter Mitwirkung von Liszt, Marschner, Reissiger und Spohr herausgegeben von Dr. Jul. Schladebach,*) liegen und die beiden ersten Hefte vor, welche von A bis Albinoni reichen. Es finden sich in diesen Heften unter Anderem die wichtigen Begriffe „Aesthetik", „Akkord" und „Akustik" abgehandelt, von welchen besonders der letztere Begriff mit großer Vollständigkeit und augenscheinlich mit den Erfahrungen eines kompetenten Beobachters behandelt ist. Jedes der beiden Hefte ist mit einem schönen Stahlstiche, der Eine Mozart und der Andere Beethoven darstellend, Ersterer von sinnigen Emblemen umgeben, geschmückt. Wir entnehmen dem Vorworte des Herausgebers die nachstehenden Notizen:

„Das erste Dictionnaire de Musique gab Seb. de Brossard im Jahre 1703 heraus; mehr als ein halbes Jahrhundert später folgte ihm Rousseau's wohlbekanntes und in den ästhetischen Artikeln vorzugsweise werthvolles Werk unter gleichem Titel. Ersteres darf als die Grundlage aller späteren ähnlichen Schriften angesehen werden, zu denen für Frankreich namentlich noch die ganz nach Rousseau bearbeitete Encyclopédie méthodique de Musique von Framéry und Ginguené gehört. Deutschland ließ dann nicht lange auf sich warten und brachte in J. G. Walther's „musikalischem Lexikon" (1732) das erste wahrhaft bedeutende Werk dieser Gattung, dem sich die Späteren bis auf die neue Zeit zu schuldigem Danke verpflichtet fühlen müssen und das, was ausschließlich den biographischen Theil betrifft, von dem wackeren L. G. Gerber in seinem (alten und neuen) „Lexikon der Tonkünstler" bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts sorgfältig fortgeführt worden. England brachte ein Musical Dictionary, von James Grassineau (1740), mit vorzugsweiser Benutzung des Werkes von Brossard, und sodann das berühmten Thomas Busby Complete Dictionary of Music (1801), während Italien erst im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts durch einen Deutschen, Peter Lichtenthal,**) etwas Bedeutendes auf diesem Gebiete in dem sehr sorgfältig gearbeiteten Dizionario e Bibliografia della Musica (1826) erhielt."

— Entvölkerung der Sandwich-Inseln. Die Bevölkerung des Inselreiches des Königs Kamehameha vermindert sich in einem erschreckenden Grade, worüber ein daselbst stationirter Missionair in einem in den „Annales de la propagation de la foi" veröffentlichten Briefe folgende Angaben macht:

„Wir Missionäre hier können uns wie Leute betrachten, welche eingeladen sind, um dem Leichengängniß einer Nation beizuwohnen. Das allmählliche Verschwinden des havaiischen Volkes ist wahrscheinlich. In Cook's Zeit waren 300,000 Bewohner auf diesen Inseln; zur Zeit des Regenten Kahumanu 150,000; 108,000 im Jahre 1836; 78,000 im Jahre 1850; 1854 blieben blos noch 71,000. Diese Angaben sind aus offiziellen Dokumenten geschöpft. Ich las kürzlich in einem öffentlichen Blatte der Regierung, daß man in den Annalen der Welt kein Beispiel einer gleichen Zerstörung sähe, als die in diesem Archipel vorgehende. Es ist gewiß, daß, wenn das Mißverhältniß, welches sich alljährlich zwischen der Ziffer der Gestorbenen und der der Geborenen herausstellt, in gleichem Maße fortschreitet, unsere Nachfolger im Apostolat und vielleicht noch einige unserer jetzt lebenden Kollegen nur neuen Ansiedlern das Evangelium zu verkünden haben werden."

*) Dresden, Verlag von Robert Schaefer. Der Herausgeber hat sich das Recht zu einer Uebersetzung des Werkes ins Französische und Englische selbst vorbehalten.

**) Der die Italiäner auch mit Lessing's „Laokoon" und mit Winckelmann's Ideen über die Kunst bekannt machte. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expediteur Neumann, Wilhelmsstr. Nr. 57), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 132. Berlin, Donnerstag den 20. Dezember 1835.

Griechenland.

Platon in der Gegenwart.*)

Die Griechen und Römer waren nicht blos im Alterthume die unversöhnlichen Feinde der Barbaren, sondern sind es heute noch und werden es immer sein. So oft das Barbarenthum sein Haupt erhebt, muß man diese seine natürlichen Gegner wieder ins Feld rufen und mit ihren Waffen die Widersacher echter Humanität immer von neuem bekämpfen. Als im Mittelalter die Wissenschaft in spitzfindige Scholastik, die Religion in dumpfen Fanatismus ausgeartet war und die Menschheit in den Fesseln geistiger und leiblicher Knechtschaft schmachtete, da waren es die aus dem Grabe wiedererstandenen Alten, welche die Rettung brachten und den Menschen die verlorenen Güter wiedereroberten, und so oft eine Umkehr zur Barbarei droht, werden sie uns immer vor ihr schützen. Das klassische Studium darf daher nicht auf die Schule beschränkt bleiben, es muß, wenn es seine volle Wirksamkeit beweisen soll, aus der Schule mit in das Leben hinübergenommen und wieder Gemeingut aller Gebildeten werden, und deshalb ist jeder Versuch, die Kenntniß der Alten auch dem Laien zu erleichtern und zugänglich zu machen, mit Dank anzunehmen.

In diesem Sinne verdient auch die in der Anmerkung genannte Schrift des Herrn Arnold volle Beachtung. Es liegt uns nur der zweite Theil vor. Der erste ist in zwei Heften 1835 und 1836 erschienen und enthielt achtzehn Schriften Platon's, und zwar die kleineren und leichteren Gespräche nebst dem „Phädon" und „Parmenides". Der zweite Theil liefert die noch übrigen Gespräche. Ein dritter Theil soll dann die Platonische Lehre im Zusammenhange und ausführlich darstellen, und ihm wird ein Register beigegeben werden, die wichtigsten Begriffe, Lehren, Geschichtliches u. s. w. nach der Buchstabenfolge enthalten. — Ueber den Zweck seiner Schrift äußert sich der Verfasser folgendermaßen:

„Der Zweck des Buches ist wesentlich dahin gerichtet, die Schwierigkeiten, die sowohl der Inhalt, als auch die Methode und Form der Platonischen Schriften bieten, zu beseitigen, indem der Gedankengang in kürzeren Sätzen dargelegt und so die ganze Gliederung des Gespräches genau und deutlich verzeichnet wird. Auf diese Sätze folgt dann nach jedem derselben ein Auszug des Inhalts des Werks selbst, der durch kleineren Druck unterschieden ist. Dies zusammen soll sowohl dazu dienen, durch die Gliederung beim Lesen der Platonischen Werke das Verständniß zu erleichtern und den Ueberblick und inneren Zusammenhang darzulegen, als auch beim weiteren Fortschreiten auf den zurückgelegten Weg mit seinen verschlungenen Pfaden zurückzuschauen und dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Endlich hat es auch die Bestimmung, bei der späteren Darstellung der Lehre in ihrem Zusammenhange Vieles kürzer fassen zu können, indem auf das hier schon Vorliegende verwiesen wird. Wenn diese Auszüge also nicht das Lesen der Platonischen Werke selbst entbehrlich machen wollen, indem sie das Wesentliche kurz darbieten, sondern gerade jenem förderlich sein sollen: so schließt das doch nicht aus, daß in einzelnen Fällen und für Manche sie auch für sich genügen mögen, so wie in der Geschichte der Philosophie auch solches durch Auszüge bezweckt wird, ohne daß erwartet wird, daß alle die bezüglichen Schriften selbst noch von Allen gelesen würden, sondern, wenn dies geschieht, dann auch als Führer und zum leichteren Orientiren in den ausführlichen Werken dienen sollen. Demnach dietet sich das Buch in verschiedenen Beziehungen als ein Hülfsmittel beim Studium des Platon dar."

Wenn wir auch gern zugestehen, daß die überschriftliche Inhaltsangabe der einzelnen Gespräche dem Laien das Studium Platon's sehr zu erleichtern im Stande ist, so wäre doch für ein Gesammtverständniß der Platonischen Schriften noch besser gesorgt worden, wenn der Verfasser auch den Zusammenhang der Gespräche unter einander berücksichtigt hätte. Wir können es ihm indeß nicht verargen, daß er sich keinem der früheren Kritiker in der Anordnung der Platonischen Gespräche angeschlossen, weil auch sie meist von subjektiven Ansichten über das vermeintliche System oder den angeblichen Entwickelungsgang Platon's ausgehen, sondern es vorgezogen hat, die Methode, nach der er selbst am leichtesten zum Verständniß Platon's gelangt ist, zu Grunde zu legen, zumal er selbst für sie durchaus nicht die Unbedingtheit in Anspruch nimmt. — Viel Beachtenswerthes hat der Verfasser in der Einleitung über den Entwickelungsgang der Philosophie und ihre gegenwärtige Periode und über die Bedeutung Platon's für die Philosophie überhaupt und insbesondere für die Einführung in dieselbe gelegt. „Jetzt", heißt es unter Anderem, „kömmt es nicht mehr darauf an, neue Methoden zu entdecken, die wahren sind schon alle gefunden und angewandt worden; auch nach neuen Prinzipien wird man vergebens suchen; es handelt sich nur darum, unter den vorliegenden die ersten richtig zu ergreifen, dann von ihnen aus alle Begriffe so, wie sie wirklich zusammenhangen, abzuleiten, zu ordnen und das Ideale mit dem Realen, oder das Gedachte mit der Wirklichkeit, in harmonische Einheit zu bringen, wo die Behandlung und Verwendung der Gegensätze, zugleich als eins und als verschieden, die Haupt-Aufgabe bleibt. Somit liegt ein verderbliches Mißverständniß und der Hauptgrund der Anfeindung der Philosophie darin, daß man diese selbst, die eine ideale, mit den vielen realen, erscheinenden, oder den Schulen, Systemen verwechselt, die immer individuell beschränkt sind, wo sich Wahrheit und Irrthum mischen. Es verhält sich hier, wie mit der einen Religion und den vielen, oder der allgemeinen, unsichtbaren Kirche und den vielen streitenden, wo jede den echten Ring geerbt zu haben behauptet, daher Schiller seinen „Glauben" so bekannt: „Welche Religion ich bekenne! Keine von allen, die Du mir nennst! — Und warum keine! — Aus Religion." Die ideale allgemeine Religion, wie die Philosophie, sind aber eins, denn die wahre Gottes-Erkenntniß ist der Grund und die Wurzel der wahren Philosophie."

Jetzt gerade, wo das Reale das Ideale, die Materie den Geist zu verdrängen drohen, thut ein Platon noth. Auch wir haben noch unsere Sophisten in der Politik, in der Wissenschaft und Religion, gegen welche die Waffen Platon's noch nicht stumpf geworden sind. Auch jetzt noch, wie damals, verhüllen Sophisten in schöne Phrasen von Tugend und Volksbeglückung ihre Selbstsucht und Eitelkeit. Zu welchen Grundsätzen der Materialismus im Leben führt, das läßt Platon im Gorgias den jungen Kallikles, einen echten Zögling damaliger Zeitbildung, die, das Ideale verachtend, nur auf das Reale und Praktische drang, mit jugendlicher Offenheit aussprechen: „Es giebt ein von Natur Schönes und Gerechtes, und das ist, wenn Jemand, der richtig leben will, seine Begierden so groß als möglich werden läßt und ihnen, wie groß sie auch sind, Genüge zu leisten sucht durch Tapferkeit und Klugheit. Weil aber die Meisten das nicht im Stande sind, so tadeln sie gerade solche Menschen, aus Scham ihr eigenes Unvermögen verbergend, und sagen, Ungebundenheit sei etwas Schändliches, und loben die Besonnenheit und Gerechtigkeit ihrer eigenen Unmännlichkeit wegen. Der Wahrheit nach aber verhält es sich so: Ueppigkeit und Ungebundenheit und Freigebigkeit, wenn sie nur Nachhalt haben, sind eben Tugend und Glückseligkeit, jenes aber ist Ziererei, widernatürliche Satzungen, leeres Geschwätz der Leute und nichts werth." Worauf Sokrates sehr richtig erwidert: „Du sagst ganz offen heraus, was die Anderen zwar auch denken, aber nicht sagen wollen."

Und wie den Materialismus im Leben, so bekämpft Platon den Materialismus in der Wissenschaft. Der Einwand, den er zu seiner Zeit den materialistischen Naturforschern gemacht hat, die, wie er sagt, fest darauf beharren: Alles was sie nicht mit Händen zu greifen im Stande sind, sei durchaus nichts, ist heute noch so schlagend, wie damals: „Wenn sie", meint er, „dem Körper auch nur ein Sein beilegen und ihm ein gewisses Vermögen zu wirken und zu leiden zugestehen, so setzen sie schon ein Uebersinnliches, das das Sinnliche bestimmt." Und wie er auf der einen Seite gegen den grobsinnlichen Materialismus kämpft, so ist er auf der anderen Seite das beste Gegengift gegen unklare Gefühlsschwärmerei und dumpfen Autoritäts-

*) Platon's Werke, einzeln erklärt und in ihrem Zusammenhange dargestellt von Aug. Arnold. Zweiter Theil. Erfurt, C. Villaret, 1835.

Digitized by Google

glauben, gegen alle Gefangennehmung der Vernunft. Herr Arnold hat Recht, wenn er es besonders hervorhebt, daß Platon Idealist, aber nicht Mystiker, Träumer, nicht vom göttlichen Wahnsinn getriebener Prophet ist, wie oft geglaubt wird. „Es ist also nicht wahr, wenn man sagt: „„Der Tiefsinn des Platon hat immer etwas von dem heiligen Dunkel der Götterhaine, daß es oft besser ist, in der Andacht, mit welcher man ihn liest, nur seinen Geist nachzuahnen, als ihn mit Alles erklärenden Analysen seines Feuers zu beranben““ (Schlosser: „Platon's Briefe", S. XXXI.). Er widerspricht dem überall selbst. Weder will er selbst nur „ahnen", noch Andere „nachahmen" lassen. Was wollte er mit seiner steten Frage: Was ist die Erkenntniß? Was das Gerechte? Was die Tugend? u. s. w., wenn es ihm nicht auf den klaren und genauen Begriff überall ankäme! Er müßte ja sonst das „richtige Meinen", das Ahnen, Fühlen der Wahrheit, über Alles setzen und nicht fordern, daß es erst „gebunden" und zum Sichern und Verklärten „durch den im Denken aufgefundenen Grund" gemacht werde. Wo das Ahnen anfängt, da hört das Philosophiren auf, und das Dichten, das Meinen, das Unwissbare liegt außerhalb dieser. Gerade die scharfe und einschneidende Logik, die Dialektik, ist seine Stärke, und wo diese ihr Ziel, wie meist, erreicht, da ist es, wo man „der Wahrheit und ihm nicht widersprechen kann." — Platon ist Wissenschaft die Erkenntniß der Idee des Guten, und Tugend gerecht und fromm sein mit Einsicht, und den Weg dazu findet er in der Verähnlichung mit Gott so weit als möglich. Philosophie und Religion sind bei ihm wahrhaft eins.

Darin eben besteht der Vorzug Platon's vor allen anderen Philosophen, daß er die Philosophie vom Leben nicht trennt, daß er uns nicht ein abstraktes, wissenschaftliches System, sondern eine wahre Lebenskunst giebt, in seinem idealen Sokrates das Muster aufstellend, wie durch die Philosophie das Wahre gefunden und das Gute und Schöne im Leben verwirklicht wird. Darum stimmen wir von Herzen dem Herrn Arnold bei, wenn er das Studium Platon's besonders der reiferen Jugend empfiehlt. Sie möge sich wieder durch ihn an dem Idealen erwärmen lernen, damit, wie einst zu der Medizeer Zeiten, Platon zum zweiten Male die Welt von sophistischem und scholastischem Wuste reinige.

E. M.

England.

Englische Literatur-Briefe.

Zwölfter Monats-Bericht. 1855.

(Fortsetzung.)

Aber wer wird die Nachtseiten einer so riesigen Stadt, wo natürlich auch riesige Laster vorkommen, so zusammenstellen! Warum nicht auch lichte Punkte! Leider muß man darauf aufmerksam machen, daß es in dieser Beziehung gar keinen Tag in London giebt, am allerwenigsten im November. Allerdings kommen Fälle vor, daß ein Droschkenkutscher das Geld, welches ein Bank-Clerk in der Droschke liegen ließ, expreß in die Bank wieder hineinfährt; aber dann sind die Herren so erstaunt, daß sie ihm gleich eine Zehnpfundnote geben, und dann, beschämt über ihre Knickerei, ihm noch eine Zehnpfundnote nachschicken. So ein Stück Ehrlichkeit bringt die Leute ganz außer Fassung. Sie wissen nun nicht, wie sie einen so unglaublichen Fall von Ehrlichkeit belohnen sollen. Ehrlichkeit umsonst? Kein Gedanke. Wird nicht der ehrliche „Kit", dieser liebenswürdige Held, neben dem Spitzeller von Dickens, ungeheuer verhöhnt, weil er verspricht, er wolle das nächste Mal für den Schilling, auf den er nicht herausgeben kann, das Pferd noch mal halten! Und erregt er nicht den schwärzesten Verdacht, weil er wirklich kam! Möchte da nicht die raffinirteste Gaunerei dahinter stecken! Und warum sucht Dickens seinen Helden der Ehrlichkeit blos unter den Söhnen der Waschfrauen! Warum nicht in den Kreisen, in welchen sich Thackeray bewegt. Da sind die „Newcomes". Newcomes, antwortet Ihr, wir glaubt man's nicht. Ja, die Literatur antwortet ausführlich und unwiderleglich. Sie ist in ihren besten Werken das wirkliche englische Leben, und dieses Leben erscheint darin durchweg als Humbug, Hypokrisie und Hohn auf Alles, was die England-Gläubigen für heilig halten, um dessenwillen es in ihrem Glauben gegen Rußland kämpft. Mit dem Glauben zu streiten, ist gefährlich und mindestens vergeblich. Man glaubt in Deutschland an England, weil man durchaus an etwas außerhalb glauben will. Und Frankreich ist als dieser Glaubensartikel ganz und gar aus der Mode gekommen. Während der revolutionairen Bewegungen glaubten die Liberalen in den Provinzen an Berlin, die Berliner an Wien, einmal halb Deutschland an Dresden, dann fast ganz Deutschland an Ungarn, dann an die Türkei. Ja, zuletzt mußten die Türken als Glaubensartikel für die christlich-germanische „gute Sache" in Leipzig herhalten. Aber mit der Zeit hielt auch dieser Artikel die Farbe nicht. Es kamen Ahnungen, daß man sich in die Türkei theilen werde, um deren „Integrität" von verschiedenen Seiten her zu beschützen und zugleich einen kleinen Ersatz für ausgelegte Gelder und Blutströme zu haben. Also blieb nun? Nichts als England. Da ist die bessere Zukunft zuhause, da ist Vorrath, da brant Palmerston in dem liberalen Hexenkessel der Diplomatie eine ungeheure Masse Freiheitstrank, und da der Herr die Deutschen so lieb hat, giebt er ihnen davon im Schlafe ein, so daß sie, früh Morgens erwacht, noch mit der Schlafsmütze auf dem Kopfe, sich plötzlich frei und glücklich fühlen. „Erholungspause des Völkerlebens" hinter sich, und Freiheit und Brüderlichkeit und wohlfeile Kartoffeln in Menge, frisch und warm mit über Nacht gebackenen Milchbroden. So spekulirt der gute deutsche Glaube an England. England macht's und wir Kriegen was ab. Wer also England „schlecht macht", will uns um die in der Wolle gefärbten, wasserdichten, gegen Mottenfraßen versicherten Freiheitsartikel bringen, die wir später jedenfalls abkriegen; wer also England „schlecht macht", ist Kreuzzeitung, ist Russe. Der Kerl hat Rubel in der Tasche, credo. Warum glaubt Du's? Credo, quia absurdum, denn, wenn ich's beweisen könnte, wenn ein Sinn darin läge, warum brauchte ich's denn zu glauben? Warum glaubt Du? Weil ich nach der „Erholungspause" auch etwas abkriegen will. Kannst Du Dir nicht ein Biechen selbst besorgen? Thörichte Frage von dem niederträchtigen Russen. Wir — können, auch dürfen wir ja nicht! — Aber warum nun gerade an England glauben? — Da erkennt man wieder die Rubel in der Tasche. Schnöder Russe, an wen sollten wir denn sonst glauben? Habt ihr uns etwas Anderes übrig gelassen? Ei wohl, ich sollte meinen, Deutschland selbst mit dem in Musik gesetzten kategorischen Imperativ: „Sein Vaterland muß größer sein." Der Engländer glaubt an England, der Franzose an Frankreich, der Russe an Rußland, selbst der Maikäfer fliegt mit eigenen Schwingen, aber Deutschland glaubt an England und fliegt nur, wenn ihm John Bull pustet. Wenn die schönen deutschen Korrespondenten in England irgend eine geheime Absicht haben, warum sie England immer so „schlecht machen", ist es die, daß Deutschland an sich glauben lerne. Ein Biechen ordentliche deutsche Geschichte, und Ihr wißt, daß Alles, was wir in der ganzen Welt Freiheit, Civilisation, Fortschritt u. s. w. nennen, immer wesentlich von Deutschland aus germanischen Schöpfungen herrorging. Die Substanz der Freiheit in England, in Amerika ist uralte, deutsche Institution, jetzt überwuchert, zerfetzt, zerfetzt, in den Koth getreten von Entartung, Barbarei und Humbug aller Art. Und Ihr glaubt an England, an das der romanischen „Freiheit" Napoleon's verfallene England. „England macht's, und wir kriegen was ab!" — Ja, wartet nur, Ihr müßt abgeben an England, an Rußland, an Frankreich, weil Ihr die Einzigen seid, die bei der ganzen Geschichte etwas verdient und profitirt haben. Das Pathos und der Zweck des Krieges ist, wie die Times wiederholt sehr richtig bemerkte, zu sehen und zu probiren, wer am meisten verlieren und sich am meisten ruiniren lassen kann. Verlieren und ruiniren thun sie Alle, und zwar ungeheuer en gros. Der nationale, stolze Engländer sagt: Wir können uns am längsten, am großartigsten ruiniren und ruiniren lassen, denn wir haben das Geld. Also immer d'ran! Schont weder Menschen, noch Geld! Wo nun aforderd it! Wir haben's dazu. Wir halten's länger aus, *als diese „Ruhsch'änd"*, denn diese haben nur Getraide und Fett auf dem Lande, wir aber das Geld. Sie merken nicht, daß sie damit den natürlichen Vortheil, den Rußland vor ihnen voranshat, zugeben und aussprechen, und Rußland trotz aller Niederlagen doch am wenigsten ruinirt wird, zumal da England nach wie vor dessen Talg und Getraide kauft, nur theurer, weil Deutschland als Mittelglied seine Spesen haben muß. Da diese Spesen zugleich der einzige Profit sind, der nicht wieder todtgeschlagen wird, profitirt auch Deutschland nur allein dabei und muß deshalb nach dem Frieden nach Osten und Westen abgeben, wie es die einzige Macht ist, die Rußland aufhalten kann. Deutschland wird sich aber nicht durch Krieg gegen Rußland gefährlich zeigen, sondern es bekämpft Rußland von innen heraus. Die Civilisation, die wirkliche, echte Kultur Rußlands ist bereits wesentlich eben so deutsch, wie die Kultur Englands, in beiden Ländern direkt vom Throne herab bis zu dem geringsten deutschen Sprach- und Musiklehrer. Die deutsche Nerkralität ist kein Zufall, keine Maxime, keine Schmach, wie sie die England-Gläubigen darin finden, sie ist auch nicht „Erholungspauseren" in Fesseln, sie ist die civilisirende, ausgleichende, tiefe, seit vielen Menschenaltern ohne Renommisterei thätige, immer mächtiger hervortretende That der Kulturgeschichte, für welche selbst der blödsinnig gewordene Mars russische Rubel und englische Sovereigns in preußisch Courant verwandeln muß. Der Deutsche, wenn er privatim, ehrlich und moralisch Partei nehmen will an diesem Kriege, muß er vor Rußland Respekt haben mit Verachtung gegen die Heuchelei der „wirklichen Civilisation". Rußland kämpft doch wenigstens ehrlich und wirklich um Zwecke, um welche immer Waffenkriege geführt werden, um materielle Eroberung, Vergrößerung, um Meerwasser für seinen Handel; die Alliirten aber weder für die Türkei, noch zur Verkleinerung Rußlands, nicht einmal

Digitized by Google

für ihre eigenen Interessen. Der ehrliche Deutsche mit einem Kopfe kann für keine der Kriegsmächte wirklich Partei nehmen, will er es aber doch privatim thun, um der vermeintlichen Schmach und Lächerlichkeit der Neutralität wenigstens innerhalb seiner vier Pfähle zu entgehen, so muß er erstens den Krieg überhaupt anerkennen und dann die Macht vorzugsweise, die es mit diesem Kriege am ehrlichsten und ernsthaftesten meint. Das ist Privatsache. Geschichtlich aber und als „moralische Kollektivperson" nimmt der Deutsche nach seiner Seite für oder wider Partei; er sieht den Friedensbruch auf beiden Seiten und sucht deshalb im Osten und Westen die Vernunft wieder herzustellen. Will man Etwas glauben, so glaube man an den Sieg dieses Versuchs, dieser wahrhaft weltgeschichtlichen deutschen That; der Deutsche glaube an seine Betheiligung, vom Sackträger in Memel und Königsberg, bis, durch alle deutsche Kunst, Wissenschaft, Literatur, Industrie hindurch, zum Friedens-Kongreß-Präsidenten herauf, der aber nicht der Sache nach als an der Spitze dieser Mission stehend betrachtet werden soll.

Es ist charakteristisch, daß die Nationalen und Radikalen in England fortwährend von dem zunehmenden Uebergewicht „des Germanismus" als russischer Agentur in England, reden, während in Petersburg und besonders in Moskau die Menschikoffstel, die Aktursen, die deutsche Partei am Hofe als verkappte Engländer zu denunziren und aus ihrem festen Sattel zu werfen suchen. Noch sind die Deutschen weder am Hofe Englands, noch Rußlands der wirkliche, echte, geschichtliche Germanismus, in Petersburg sogar ganz besonders Direction der „hohen" Polizei; aber an beiden Höfen ist Entwickelung, Zuströmung aus dem Stamm- und deutschen Vaterlande, das größer sein muß, und — was die Hauptsache ist — der wahrhaft missionäre Germanismus beschränkt sich nicht auf die Höfe, sondern fällt wesentlich in das soziale, industrielle, wissenschaftliche Leben, in die ganze Breite der Kultur-Atmosphäre.

Einem englischen Literaturbriefe sind darin besondere Schnauten angewiesen. Sehen wir uns innerhalb derselben einmal etwas um. Literarisch tritt der Germanismus in England zunächst entschieden und immer deutlicher als Negation gegen das spezifische Englischthum auf, gegen das nationale, soziale, politische, diplomatische, eigenthümlich influirte und isolirte „boredom", den „flunkeyism, snobishness" — Ausdrücke, die sich erst neuerdings formirt und geprägt haben, um dieses erkannte und verdammte, durch keinen bisherigen Ausdruck zu treffende, nicht zu übersetzende, verrottete, in fauliger Gährung sich zersetzende und renommistische Blasen verfende, spezifische Englischthum zu bezeichnen.

Dieses spezifische England hat in England selbst keinen einzigen Freund mehr. England in England! Ja, ich bitte, dies wohl zu beachten. Darauf kömmt es gerade an. Das spezifische England ist gerade das, an welches man im Auslande glaubt, denn es ist das herrschende, das politische, das nationale, das respektable, welches sich von den Phrasen nährt, wie: „wir sind die anglo-sächsische Race" — freier, gebildeter, reicher, christlicher, mächtiger, reinlicher (dies ist richtig), stärker, stolzer, respektabler, nobler u. s. w., als jede andere „Nation" der Erde, drei Franzosen, fünf Preußer, funfzehn Russen erst so viel wie ein gemeiner englischer Anglo-Sachse. Wir sind die Freiheit, das Geld, die Macht über die Erde, Arndt's „wahres Christenthum", die eigentliche westliche Civilisation, Alles jenseits des Kanals Barbarei, höchstens der Politik wegen Frankreich gerade unter Napoleon für die Dauer der Allianz ausgenommen." — Das sind die Phrasen, in denen kein wahres Wort steckt. Aber das übrige England hat lange davon gegiaubt, jetzt nicht mehr, Deutschland glaubt noch daran. Das übrige England! Was an jenen Phrasen Wahres ist, fällt gerade in dieses „übrige England", politisch und sozial den Bodensatz, auf welchem das spezifische herumtrampelt, politisch und sozial reine Null, in Production, Bezahlung, Plack und Onal — Alles. Es wählt nicht, wird nicht gewählt. Unendlich Viele in diesem „übrigen England" haben das Geld zu politischen Rechten, aber sie enthalten sich mit peinlicher Reinlichkeit und Privatturgen jeder Einmischung in Wahl-, Meetings- und Demonstrations-Angelegenheiten. Sie gehören zu dem Heere der „retired gentlemen", Künstlern, Mechanikern, Kauf- und Handelsleuten, Gelehrten und der in England ganz eigenthümlichen, sehr zahlreichen Klasse von Familien, die in stillen, stets verschlossenen, respektablen Häusern respektabler Stadttheile wohnen und nichts thun, als ihre Rechnungen bezahlen. Sie haben so und so „much a year", man weiß nie genau, wie viel, nie genau, woher. (Schluß folgt.)

Betrachtungen über die sittlichen Zustände des englischen Volks.

Der Londoner Economist enthält einen lesenswerthen Aufsatz über die sittlichen Zustände Englands, der, an die traurigen Erscheinungen anknüpfend, welche sich in der britischen Armee im Orient dargeboten, die ungeschwächte Existenz eines nur zu allgemein verbreiteten Lasters unter dem Volke konstatirt und die von verschiedenen Seiten vorgeschlagenen Reformpläne bespricht. „Seit mehr als einem Vierteljahrhundert", heißt es, „haben Männer aller Parteien sich in dem eifrigen Wunsche vereinigt, den sozialen Fortschritt der unteren Klassen zu befördern. In dieser Absicht sind Schulen jeder Art errichtet, Sparbanken eingeführt, Mäßigkeitsvereine gebildet und Gelübde völliger Enthaltsamkeit anempfohlen worden; man hat die verschiedenartigsten Besserungspläne befürwortet, Geld, schweres Geld unterzeichnet, Prämien ausgesetzt, Traktätlein vertheilt; Geistliche aller Sekten, Dissenter, Katholiken und Episkopalen, haben sich der Sache angenommen, Novellisten haben darüber geschrieben und populäre Redner dafür agitirt. Nach so vielen wohlgemeinten, jahrelang fortgesetzten Bestrebungen, durch die Fackel moderner Wissenschaft erleuchtet und durch die vom Alter geheiligten Lehren der Religion unterstützt, ist es betrübend, die von der Times veröffentlichten Berichte über die Trunksucht unserer Soldaten zu lesen und die sich überall aufrängende Unmäßigkeit, Sittenlosigkeit und Rohheit unserer ländlichen sowohl als städtischen Bevölkerung wahrzunehmen. Als Resultat aller Bemühungen scheint nur die Thatsache festzustehen, daß der Zustand des Volkes sich eher verschlimmert, als verbessert hat; der Abgrund, der die gebildeteren Stände von den Massen trennt und den der Philanthropismus zu überbrücken suchte, hat sich erweitert und vertieft: „die Reichen sind", um die denkwürdigen Worte Gladstone's zu gebrauchen, „reicher und die Armen ärmer geworden", und es fehlt nicht an Symptomen, daß die getäuschten Hoffnungen der regierenden Klassen die Ueberzeugung in ihnen hervorzurufen beginnen, es sei zur Heilung der Gebrechen des Volkes, zur Beseitigung seiner Laster und Hebung seines Charakters ein System der Beschränkung und des Zwanges vonnöthen.

„Diese Erscheinung ist um so merkwürdiger und beklagenswerther, je mehr Umstände sich in der letzten Zeit vereinigt haben, die Lage der arbeitenden Klassen günstiger zu gestalten. Der Freihandel hat dem Arbeiter reichlichere Nahrungsmittel eröffnet und den Lohn seiner Thätigkeit erhöht. Die Gold-Entdeckungen und selbst die Kartoffelkrankheit haben ähnliche Wirkungen hervorgebracht, nachdem die ersten traurigen Folgen der letzteren beseitigt waren. Die politische Freiheit ist erweitert, die Literatur durch Entfernung der darauf lastenden Steuer in den Bereich des Aermsten gebracht worden, und es selbst weder an Büchern, noch an Lesern. Die beschleunigten Verbindungsmittel haben dem Volke gleichsam eine neue Welt erschlossen, indem sie es in den Stand setzen, sich rasch von einem Punkt zum anderen zu bewegen und dort Arbeit zu suchen, wo die Arbeit gerade am dringendsten verlangt und am theuersten bezahlt wird. Und dennoch, trotz aller dieser Vorzüge, deren unser Volk sich in höherem Grade erfreut, als irgend ein anderes in Europa, steht es durch seine Völlerei und andere Laster den Franzosen und Deutschen gegenüber in dem unvortheilhaftesten Licht und wird von Nationen verspottet, denen es in sonstiger Beziehung überlegen ist. Es ist natürlich, daß die Erklärung eines derartigen Phänomens den Scharfsinn unserer kundigsten Beobachter auf die Probe spannen mußte, und man hat demnach die Behauptung aufgestellt — die, wenn begründet, die Sache hoffnungslos machen würde — daß diese schrecklichen Laster unserem Volksstamme angeboren und echt angelsächsisch sind, wie einige unserer gerühmten Tugenden.

„Im Widerspruch mit dieser Ansicht ist jedoch zu bemerken, daß besagte angelsächsische Laster sich nicht in denselben Individuen mit den angelsächsischen Tugenden vereinigt finden — daß die tapferen und geschickten unserer Landsleute nicht zugleich auch die größten Trunkenbolde und Uebelthäter sind, und ferner, daß diese eigenthümlichen angelsächsischen Laster vor nicht gar langer Zeit auch unter den höheren und mittleren Klassen gewöhnlich waren und von ihnen abgelegt wurden, ohne daß sie sich zugleich der angelsächsischen Tugenden entledigten. Eine solche Wandelung dürfte wohl zu dem Glauben berechtigen, daß diese Laster keineswegs zu den nothwendigen Bestandtheilen des angelsächsischen Charakters gehören und daß es auch dem Angelsachsen möglich sei, sich dieselben abzugewöhnen.

„Da nun aber die bisherigen Reformpläne jedenfalls mißlungen sind, so bleibt die Frage zu beantworten, durch welche Mittel die Reform sich denn wirklich erzielen lasse? Sie liegt uns eben so sehr am Herzen als den eifrigsten Vertheidigern des Maine-Liquor-Gesetzes und den kräftigsten Beförderern von Schulen und Besserungs-Anstalten; wie aber die höheren Stände der Völkerei ohne förmliche Anweisungen und Ermahnungen, ohne Mäßigkeitsvereine und Enthaltsamkeitsgelübde, ohne Ausnahmsgesetze zur Bestrafung der Trunkheit und zur Belohnung der Nüchternheit entsagt haben, einfach und allein weil sie zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß die Völlerei ein Uebel sei, daß sie die Gesundheit zerstöre und das häusliche Glück untergrabe, so möchten wir beinahe vermuthen, daß auch die Massen, wenn man sie nur sich selbst überließe, auf eine ähnliche Entdeckung gerathen und nach ähnlichen Beweggründen handeln würden. Sie streben nach Reichthum, wie die höheren Stände; sie kleiden sich, rei-

Digitized by Google

sen, gehen ihrem Vergnügen nach, wie die höheren Stände; sie haben dieselbe Fähigkeit, Böses vom Guten zu unterscheiden, wie die höheren Stände, und da ihre eigene Vernunft hinreicht, die meisten ihrer Handlungen zu leiten, so könnte man ihnen auch getrost die Aufgabe überlassen, ein Laster zu beseitigen, welches unglückselige Folgen jedem Vernünftigen einleuchten müssen. Die Zeloten hingegen, welche die für die Menschen und die Natur herabwürdigende Theorie erdacht haben, daß die natürlichen Motive zur Nüchternheit nicht genügen, und daß es künstlicher Vorkehrungen und Zwangsmaßregeln bedürfe, tragen durch ihren unbesonnenen Eifer eher dazu bei, das Unheil zu vergrößern, welches sie auszurotten suchen. In jedem Fall war ihr Erfolg so gering, daß sie bei einigem Nachdenken selbst an die Weisheit ihres Verfahrens zweifeln und die Möglichkeit zugeben müssen, daß sie nach einer fehlerhaften Theorie zu Werke gegangen sind. Ist dies möglich, so mögen sie ferner überlegen, daß der Trunkenbold nur sich selbst zu Grunde richtet, während diejenigen, welche die Trunkenheit durch eine falsche Theorie befördern, nicht allein Tausende zu Grunde richten, sondern auch den Charakter des Volks benachtheiligen. Die Moralität läßt sich einmal nicht erzwingen, bei dem Volke eben so wenig als bei den regierenden Klassen, und je eher die letzteren dies einsehen, desto besser ist es vielleicht für Beide."

Mannigfaltiges.

— Illustrirter Kalender für 1856.*) Dieser Kalender aller Kalender liegt nun in seinem eilften Jahrgange vor uns. Wenn irgend ein Jahrbuch dieser Art es verdient, eine „vorwärts gekehrte Zeitgeschichte" zu heißen (wie man die Geschichte einen „rückwärts gekehrten Propheten" genannt hat), so ist es der „Illustrirte Kalender", der sich zu allen anderen deutschen Spezialkalendern, mögen sie nun elegant oder einfältig ausgestattet sein, wie eine Encyklopädie zu einer Fibel-Sammlung verhält. Was bringen uns nicht alles diese auf jeder Seite mit reichem Bilderschmucke verzierten Tages- und Jahresbefte! Außer dem gewöhnlichen, aber ebenfalls mit Rubriken, wie sie anderswo nicht gefunden werden, ausgestatteten astronomischen, chronologischen, meteorologischen, Festtags- und Erinnerungs-Kalender, einen durch zahlreiche Illustrationen erläuterten Geschichte-, Hof-, Militair-, Marine-, Landwirthschafts-, Handels-, Gewerbe-, Kirchen- und Schul-, Gelehrten-, Rechts-, Heilwissenschafts-, Literatur-, Kunst- und Künstlerfest-, Haus- und Frauen-Kalender. Damit ist es aber noch nicht zu Ende, denn nun folgt noch ein Jahrbuch der Statistik aller vorgenannten Zweige des öffentlichen Lebens, das so viele deutsche und außerdeutsche Namen enthält, daß kein Leser sicher ist, nicht auch den seinigen darin zu finden. Kaum irgend ein Leser, gleichviel welchem Stande und Beruf er angehören möge, wird aber auch in diesem Buche etwas von dem vermissen, was er zur Ausfüllte oder zur Erinnerung in einem Kalender sucht. Uns Literaten speziell interessirt der Bericht über das, was in Deutschland im Jahre 1854 (auf welches Jahr sich alle historischen Rückblicke des Kalenders für 1856 beziehen) für das Recht des literarischen Eigenthums und das internationale Verlagsrecht geschehen, in welcher letzteren Beziehung der Vorstand des (Leipziger) Börsenvereins der deutschen Buchhändler von der königlich sächsischen Regierung aufgefordert worden, Vorschläge zu machen, die bei den an die Bundesversammlung in dieser Hinsicht zu richtenden Anträgen als Grundlage benutzt werden können."*) Die Frauen werden sich ganz besonders durch zwei Aufsätze befriedigt finden: durch eine Uebersicht der Thätigkeit, welche die Frauenvereine Deutschlands zur Linderung der Noth ihrer leidenden Mitmenschen entwickelt haben, und durch das Lebensbild der Frau von Bayier, welche in Berlin seit dem Jahre 1848 mit bewundernguswerther Aufopferung und Ausdauer eine Zufluchtsstätte für arme Kinder vom zartesten Alter gegründet und erhalten hat. Die Redaction dieses Kalenders, der Jedem etwas zu bringen weiß, leistet in der That Außerordentliches. Mag immerhin das Material, welches die Leipziger „Illustrirte Zeitung" an Zeichnungen und Schilderungen allwöchentlich aufsammelt, eine sehr zur Hand liegende Quelle sein, so bedarf es doch großer Aufmerksamkeit und Umsicht, um diese verschiedenartigsten Stoffe für die Zwecke des Kalenders, nach einem einheitlichen Plane, und zwar immer durch eine sachkundige Hand, verarbeiten zu lassen.

*) Leipzig, J. J. Weber. 1856. Pr. 1 Thlr.

**) Der Börsenverstand hat dieser Aufforderung gemäß, im Oktober d. J. mit Sachverständigen, die aus allen Theilen Deutschlands eingeladen waren, eine Berathung gepflogen, als deren Resultat zunächst eine in vieler Beziehung (namentlich wegen ihrer echt deutschen, aus einander gehenden Mannigfaltigkeit) interessante Zusammenstellung der in Deutschland geltenden, gesetzlichen Bestimmungen über das Urheber- und Verlagsrecht, verglichen mit der französischen und englischen Gesetzgebung, zu betrachten ist. D. R.

— Auswahl aus Washington Irving's Schriften. Einen Ehrenplatz unter den Erzeugnissen der deutschen Presse nimmt eine so eben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene, mit Illustrationen versehene Auswahl und den Schriften Washington Irving's (englisch und deutsch) ein, die in splendider Ausstattung mit den ersten typographischen Meisterwerken Englands und Frankreichs rivalisirt und in künstlerischer Vollendung nicht wenige derselben übertrifft.*) Die dazu gehörigen Zeichnungen sind theils von Henry Ritter, einem jungen Kanadier, der, in Düsseldorf unter den Augen Karl Sohn's gebildet, zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigte, aber leider zu früh der Kunst entrissen wurde, theils von Wilhelm Camphausen, der auf den Wunsch des Verlegers die fehlenden Skizzen hinzufügte. Manche von ihnen, z. B. die Scenen aus „Rip Van Winkle", „The Spectre Bridegroom" „Dolph Heyliger" ꝛc. sind in der That kleine Meisterstücke; sie enthalten eine Fülle von Humor, der sich in jedem Zuge ausspricht und ihnen dasselbe charakteristische Leben verleiht, welches die geist- und gemüthvollen Gebilde durchdringt, zu deren Erläuterung sie bestimmt sind. Wir können das Werk als eines der passendsten Festgeschenke für gebildete Familienkreise empfehlen.

— Deutsche Bücher und französische Kritiker. Das Athenaeum Français vom 1sten d. M., welches aus dem so eben erschienenen dritten Bande von Leopold Ranke's „Französische Geschichte, vornehmlich im 16ten und 17ten Jahrhundert" das Kapitel über Richelieu vollständig mittheilt, bringt zugleich eine sehr anerkennende Kritik von A. Stahr's „Torso", den das Journal als ein der Schule Winckelmann's und Lessing's würdiges, kunstwissenschaftliches Werk bezeichnet. Es ist gewiß erfreulich, daß das französische „Athenäum" den neueren literarischen Erzeugnissen Deutschlands eine solche Aufmerksamkeit schenkt, aber darum sollte es endlich auch sich und seine Mitarbeiter von dem alten, längst widerlegten Vorurtheile emanzipiren, daß die Deutschen nur sesquipedalia verba und kein verständliches, geschmackvolles Buch zu schreiben verständen. Erst kürzlich wurde dies wieder einmal von Herrn Alfred Maury bei Gelegenheit einer Anzeige von H. Brugsch's „Reiseberichten aus Aegypten" ausgesprochen, welchem Buche zwar ein einfacher, deutlicher und knapper Stil zuerkannt wurde, doch seien dies, meinte der Kritiker, schriftstellerische Eigenschaften, an die man in Deutschland durchaus nicht gewöhnt sei. Urtheile solcher Art muß man oft von französischen Kritikern über deutsche Bücher hören. Aber wir glauben, es gebe diesen Kritikern wie jenem Bauern, der durch keine Brille lesen konnte; die deutschen Bücher würden diesen Herren immer unverständlich sein, auch wenn sie noch so verständlich abgefaßt wären.

— Druckſachen auf der Pariſer Ausſtellung. Unter den bereits mehrfach von uns erwähnten Druckwerken der Pariser Ausstellung befanden sich auch die „Atharva Veda Sanhita", herausgegeben von Roth und Whitney, und die „Grammaire démotique", von Professor Brugsch. Die Ausstattung und insbesondere die Typen dieser Druckwerke haben unter den Sachkennern dieses Faches, das gerade in Paris besser als irgendwo vertreten ist, so vielen Beifall gefunden, daß die Verlags-Buchhandlung Ferdinand Dümmler in Berlin, welche eben nur diese beiden Werke zur Ausstellung gesandt hatte, mit der silbernen Denkmünze prämiirt worden ist.

*) Washington Irving. Auswahl aus seinen Schriften. Selections from the Works of Washington Irving. Illustrated by Henry Ritter and Wilhelm Camphausen. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1856.

Literarischer Anzeiger.

Berliner Schachzeitung,

herausgegeben von

A. Andersson und E. Kossack.

Preis des Jahrgangs: Drei Thaler.

Schachfreunde und Schachgesellschaften erlauben wir uns zeitig auf den neu beverstehenden Eilften Jahrgang aufmerksam zu machen, für welchen abermals reiche und wichtige Gaben von den bekannten Mitarbeitern — u. A. von von b. Lasa, von Jaenisch, Lange, von Oppen, den Herausgebern u. s. w. — zu erwarten sind. Die ersten Hefte bringen die Fortsetzung und den Schluß des Werkes des berühmten Damiano, bearbeitet von v. d. Lasa, und in Bezug auf seine so gestellten Probleme durch zahlreiche Diagramme illustrirt; — ferner die Auflösung und Preisbewerthung für das Rathsamsche Problem, zu welchem gegen hundert Lösungsversuche aus allen Welttheilen eingegangen sind.

Den hinzutretenden Abonnenten liefern wir den im November und Dezember d. J. bereits enthaltenen Anfang des Damianoschen Werkes gratis nach.

Der Jahrgang 1855 enthält gegen hundertfünfzig gelyiele Partieen, hundertzwanzig Anfanden und zahlreiche theoretische (u. a. Gouss Gambit von Anderssen), historische und die Gegenwart betreffende Mittheilungen.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Berlin, Ende November 1855. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 153. Berlin, Sonnabend den 22. Dezember 1835.

Nord-Amerika.

Horace Greeley, Redacteur der Tribune in New-York.*)

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren trollte ein langgewachsener, linkischer, weißköpfiger, verhungert aussehender Bursche durch New-Yorks Straßen mit einem Bündel an einem Stabe über der rechten Schulter; seine Toilette hielt mit dem unzuständlichen Feigenblatt-Kostüm einen ziemlichen Vergleich aus; der Ausdruck seines Gesichtes bot eine seltsame Mischung von Staunen und Apathie dar; kurz, seine ganze Erscheinung machte den Eindruck eines dem Meister entlaufenen Lehrjungen, der in Verzweiflung sich nach einem anderen Unterkommen umsieht. Frisch aus den Wäldern Neu-Englands war er nach der großen Metropole gekommen, sein Glück zu suchen, mit kaum zehn Dollar in der Tasche. Unbekannt mit der Welt und den gesellschaftlichen Manieren, kam er den gepuzten Leuten in der City wie ein Pilger aus dem Monde vor. Seine ungeschlachten Bewegungen hatten etwas so Groteskes, daß die Leute auf den Straßen stehen blieben und ihn anstarrten. Bei näherer Anschauung jedoch fanden sie auf dem Gesichte dieses seltsamen Burschen eine eigenthümliche Schönheit leuchten. Hinter den unwöllten Zügen blühte eine ungewöhnliche Intelligenz hervor. Eine hohe, klare, symmetrisch gerundete Stirn schien zum Wohnsitz tiefen Denkens geschaffen. Seine festen, wohlgeschnittenen Lippen, auf denen sich „Stärke und Milde harmonisch paarten", verriethen das Arbeiten eines thätigen, kraftvollen Geistes, kurz, wer ihn genauer ins Auge faßte, sah, daß dieser Herumstreicher kein „gemeiner Kerl" war.

So war Horace Greeley bei seinem Eintritt in eine Bahn, die ihn zu einer gewissen Höhe unter den Tagesberühmtheiten führte. Und reich an Interesse und Belehrung ist diese Laufbahn: sie wirft ein starkes Licht auf den Geist unserer Zeit und auf den Charakter der amerikanischen Institutionen; sie wäre fast unmöglich in einem anderen Lande oder in einer früheren Zeit. Er war, wie es scheint, gerade in einer Epoche zur Welt gekommen, die seine angeborenen Gaben braucht, und in einem Gesellschafts-Zustande, wo sie sofort nuzbar zu machen sind. Vom gemeinen Handwerker, der das knappe tägliche Brod erarbeitete, schwang er sich hinauf zur Stellung eines Leiters der öffentlichen Meinung. Mit der Kraft und Gedrängtheit seines Styls zwingt der autodidaktische Drucker aus dem Hinterwalde die gebildetsten Klassen, seinen täglichen Worten zu lauschen. Geboren in der dunkelsten Volksschicht der neuengländischen Pächter, ohne höhere Schuldbildung, ohne den blendenden Schimmer des Reichthums und Ranges, zu furchtlos und zu persönlich im Ausdruck seiner Meinungen, zu unabhängig in seiner Gesinnung und in seinem Benehmen, um nüzliche Freundschaften durch Schmeichelei zu gewinnen, bietet er das deutliche Beispiel, wie die auf sich selbst ruhende Kraft die Gewalt der Umstände bewältigt.

Schon seine Geburtsstätte war ganz geeignet, mannhafte Kühnheit, kräftige Anstrengung, festen Widerstand gegen die unfreundliche Wirklichkeit und, durch den Kontrast, Idealität und Begeisterung in der jungen Seele zu erzeugen und zu fördern. Seine Aeltern bewohnten ein niedriges, einstöckiges Haus, von einem weitläufigen Zaun umfriedet; über einem alsfränkischen Ziehbrunnen schwebte ein bemooster eichener Eimer hoch in der Luft, und die Umgebung starrte von einer fast ununterbrochenen Felsmasse. „Felsen in dem alten Obstgarten hinter dem Hause; Felsen gucken aus dem Grase auf den Weiden hervor; Felsen verdrämen den Fahrweg; Felsen an den Halden; Felsen auf dem Kamm der Hügel; Felsen überall, nichts als Felsen." Der Stadt Amherst in New-Hampshire, worin diese bescheidene Wohnung lag, ist von der launischen Natur ein harter Boden und ein unfreundliches Klima beschieden worden. Die einzigen Kostbarkeiten, die sie aufzuweisen hat, sind die Schwärme von Jünglingen, die sie von ihrem Weichbilde aussendet, um andere Plätze des Landes zu bevölkern. Die Arbeit der Farmer ist von der härtesten Art. „Da fahren sie den Pflug auf den Halden der Steilen, felsigen Hügel hin, der Pflug knarrt, die Ochsen stöhnen, der Treiber, ein kleiner Bube, springt von Scholle zu Scholle, der Mann lenkt den Pflug um die Felsen herum, Mann und Bube rufen jede Minute mit schrillendem Schrei den kräftigen Thieren ein Halt zu, wenn der Pflug auf einen vorgrossen Stein gestoßen, der zu groß ist, um ihn wenden zu können; und die seierliche Langsamkeit, womit der dröhnende, seufzende Zug sich dahinwindet, giebt dem schlaffen Städter, der zufällig vorübergeht, einen neuen Begriff von harter Schaffen und ein neues Gefühl des eigenen behaglichen Looses."

Die Aeltern Greeley's gehörten zu den schlichten, hartschaffenden Farmern dieses rauhen Landstriches. Seine Mutter, die erste Lehrerin des wißbegierigen Kindes, war das merkwürdigste Muster eines neuengländischen Weibes. Mit männlicher Stärke verband sie ein sanftes, liebreiches Gemüth; unermüdlich fleißig, keinen Augenblick müßig, schente sie keine Arbeit als zu schwer oder widerwärtig. Durch ihre muntere Laune verbreitete sie ununterbrochene Heiterkeit um sich her. Kinder waren gern um sie, während ihre Gutherzigkeit und ihr natürlicher Witz sie zum Liebling jedes Alters machten. Ein unerschöpflicher Vorrath alter Balladen, hübscher Märchen, ländlicher Lieder und Geschichten belebten ihre Unterhaltung und zogen Jung und Alt in ihre Gesellschaft.

Der Knabe Horace, den Geschichten der Mutter lauschend, wenn sie mit gleicher Rüstigkeit Spindel und Zunge in Bewegung setzte und den Faden des Flachses und der Erzählung zu gleicher Länge fortspann, sog schon früh von ihren Lippen Hang zum Lernen. Er lernte lesen, bevor er noch recht sprechen konnte. Das kaum dreijährige Kind lauerte über der ehrwürdigen Familienbibel, die zu seiner Unterhaltung auf dem Boden aufgeschlagen lag, gudte mit unhaltender Neugierde in die Zeitungsblätter, die man ihm zu spielen gab, gleichsam als Vorzeichen seines künftigen Berufs. Im vierten Jahre konnte er jedes beliebige Buch fertig lesen. Er begnügte sich aber nicht, die Worte in ordentlicher Reihe zu lesen, sondern fand Vergnügen daran, das Buch verkehrt zu halten, und in allen Richtungen von oben nach unten, von unten nach oben, von der Rechten zur Linken die Uebung vorzunehmen. Psychologen dürften das Streben des Mannes nach allseitiger Betrachtung der Dinge in dem Spiele des Kindes vorgezeichnet finden.

In der Distriktschule, die er nun besuchte, galt er bald für ein Wunder, besonders in der Buchstabirkunst. Bei den Buchstabirspielen, die dazumal mit dem Eifer eines literarischen Turniers getrieben wurden, wählte man ihn stets als Lieblingskämpen. Bis zu seinem zehnten Jahre versäumte er die unterthalb engl. Meilen von seiner Heimat entfernte Schule keinen Tag, wie oft er auch an Wintertagen in Gefahr gerieth, verschneit zu werden. Die Neigung zum Lesen wuchs in ihm mit den Jahren und wurde zur Leidenschaft. Groß war aber die Schwierigkeit, die angemessene Nahrung zu finden, sie zu befriedigen. Die Hausbibliothek enthielt wenig mehr, als die Bibel, das presbyterianische Glaubensbekenntniß und etwa einige Dutzend einzelner Bände. Zum Glück kam wöchentlich eine Zeitung ins Haus, und der Tag ihrer Ankunft war ein Fest für den Knaben. Mit Ungeduld zählte er die Tage bis zu ihrer Ankunft, und wenn die glückliche Stunde schlug, lief er dem Postreiter auf der Straße entgegen, riß ihm das kostbare Blatt aus den Händen, eilte damit an einen entlegenen Platz, warf sich ins Gras und verschlang gierig den Inhalt. Auf die Länge jedoch wollte diese knappe Kost dem Heißhunger nicht vorhalten. Bücher waren für ihn eine Lebensbedingung; sie anzutreiben, streifte er meilenweit umher, und als die Sammlungen der Nachbarn erschöpft waren, dehnte er seine Jagd bis auf die nächsten Städte aus. Bald gab es in der Umgegend kein Buch, das er nicht gelesen hätte. Ohne Buch sah man ihn nie. „Jede Minute, die er von der Schul- und Hausarbeit abmüßigen konnte, verwendete er aufs Lesen, und war darein oft so vertieft, daß, wenn er von den Aeltern zu einer Dienstleistung gerufen wurde, er wie aus einem tie-

*) The Life of Horace Greeley, Editor of the New-York Tribune. By J. Parton. New-York, 1855. Vgl. Nr. 87 des „Magazin" von d. J., wo statt des Namens Dinglet „Dwight" zu lesen ist.

Digitized by Google

sen Schlafe erwachte und sich erst auf das besinnen mußte, was er zu thun habe. Das Buch ließ er aber auch dann nicht aus der Hand: lesend ging er in den Keller, in den Holzstall, in den Garten, zu Nachbarn, und hatte er seinen Auftrag bestellt, so zog er das Buch aus der Tasche und setzte das unterbrochene Lesen fort." Fing es an, dunkel zu werden, so zündete er einen tüchtigen Fichtenknorren auf dem ungeheuren Heerde an, streckte sich auf den Boden hin, das Gesicht nach dem Feuer gewendet, und las still, regungslos, todt für die Umgebung, die ganzen geschlagenen Winterabende.

So verliefen rasch die ersten Tage der Knabenzeit. Es war das Leben der Seidenraupe, die von dem Maulbeerlaub Stoff zu künftigen kostbaren Erzeugnissen vorbereitet. Noch hatte sein Geist, obgleich mit Nahrung überfüllt, kein Zeichen von Selbstthätigkeit gegeben; noch hatte sich durch Nichts die Gegenwart des schaffenden Genies verrathen. In seinem eilften Jahre fiel ihm eine Abschrift der Gedichte von Mrs. Hemans in die Hände; sie berührten eine neue Saite in seinem Herzen, erweckten die verborgenen Quellen der Begeisterung und brachten ihn zum Bewußtsein der edleren Impulse seiner Natur. „Ich erinnere mich", sagt er irgendwo, „als wenn es gestern wäre, wie unter dem Eindruck des Wahren, Schönen, der tiefen Herzenstöne, welche die Gedichte der Mrs. Hemans charakterisiren, meine unreife, knospenartig eingehüllte Seele sich allmählich entfaltet hat."

Wenige Jahre nach dieser bedeutenden Wendung in seinem inneren Leben finden wir Horace als Lehrling in einer Druckerei auf dem Lande; eine Stelle, die lange als Traum seine jugendliche Phantasie beschäftigt hatte und jetzt das Maß seines Ehrgeizes füllte. Hier wurde er in die politische Debatte eingeweiht. Bald galt er für ein Orakel in dem Bunde der ländlichen Staatsmänner, die ihre abweichenden Meinungen seiner Entscheidung unterwarfen. Der Redacteur der Dorfzeitung, bei dem Greeley in der Lehre war, fand oft verdutzt vor den geschickten Fragen und Winken des embryonischen Polemikers. In den wöchentlichen Meetings des „Lyceums" öffnete sich unserem Horace ein passender Schauplatz zur Uebung seiner gladiatorischen Talente, und er wurde bald ein leitendes Mitglied der Gesellschaft. Hier „ragte er als wahrer Riese hervor. Nicht rednerische Anmuth zeichnete seinen Vortrag aus: aber er sprach fließend und fesselnd und wußte der Debatte eine unerwartete Wendung zu geben, indem er die Hörer an irgend eine wohlbekannte, aber übersehene Thatsache erinnerte, oder ein falschen Estat berichtigte, oder sich auf die sogenannten Grundprinzipien berief. Er war ein furchtbarer Opponent, aber selbst die besiegten Gegner liebten ihn wegen seiner Offenheit und seines Ernstes. Er verlor niemals seinen Gleichmuth."

Seine Lehrjahre gingen jetzt zu Ende. Er war der beste Arbeiter in der Druckerei, und auch bei der Redaction der Zeitung wurden seine Dienste gesucht. Im Alter von zwanzig Jahren schied er vom Schauplatze seiner früheiligen Siege, und mit festem Muth und praktischem Blick reichlich, mit klingenden Mitteln aber spärlich ausgerüstet, trat er die Wanderung an, um sich nach einem weiteren Wirkungskreis umzusehen. Nachdem er in verschiedenen Landdruckereien sein Glück versucht hatte, steckte er seinen wageren Sparpfennig zu sich, der obendrein durch die Unterstützung seines verarmten Vaters auf ein Geringstes zusammengeschrumpft war, tauchte in die Wälder, die sich in der Richtung nach dem Erie-See hin dehnen, und gelangte endlich nach New-York in dem oben beschriebenen Aufzuge. Vierzehn Monate arbeitete er in Druckereien auf Tagelohn. Er eröffnete dann eine Druckerei auf eigene Rechnung; aber unaufhörlich schwebte seiner Phantasie der Redactionsraum vor. Sein erster glücklicher Versuch war die Herausgabe des New-Yorker. Es war ein neuer Schritt auf der Bahn des amerikanischen Journalismus. Die erste Nummer erschien im Frühling 1834. Das Blatt schlich sich geräuschlos ins Dasein, ohne vorangegangenen Posaunenschall, und gewann dennoch allmählich einen ansehnlichen Lesekreis. Das markirte Gepräge desselben zog bald die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich; es gesiel durch die Kraft und Schärfe der Leitartikel, durch die Vollständigkeit und Genauigkeit der Nachrichten, durch die Offenheit und den guten Geschmack der literarischen Besprechungen und durch die glückliche Auswahl der vermischten Mittheilungen. Die Presse im Allgemeinen bewillkommnete es freundlich, und der Redacteur wurde bald weit bekannt und geschätzt. Mancherlei ungünstige Umstände wirkten aber zusammen gegen einen pekuniären Erfolg des „New-Yorker", und nach einem siebenjährigen fruchtlosen Ankämpfen ging er in der Tribune unter, wovon die erste Nummer im April 1841 ausgegeben wurde. Was sie unter seinen Händen geworden und was sie eben nur unter solchen Händen werden konnte, weiß Amerika. Sie ist ein treuer Spiegel seiner Prinzipien, seiner Ueberzeugungen, seiner — denn ist der Redacteur nicht Mensch! — Vorurtheile. Die meisten Original-Aufsätze flossen und fließen aus seiner Feder; sein Geist webt in jeder Zeile; in den Augen des Publikums sind die Vorstellungen Horace Greeley und Tribune identisch.

(Schluß folgt.)

England.

Englische Literatur-Briefe.

Zwölfter Monats-Bericht. 1855.

(Schluß.)

Alles dieses „übrige England", in welchem man den „wahren Gentleman", der nichts Unreinliches, nichts Unsittliches, nichts Gemeines, Nichts Heuchlerisches leiden kann, in welchem man allein die Tugend und Schönheit Englands findet bis ganz hinunter in die Kreise, aus denen Dickens so oft Gold hervorgrub, hat einen größeren Abscheu vor dem spezifischen, als ich jemals zu erkennen zu geben versucht habe. Dieses übrige England — im weitesten Sinne das ganze, mit Ausnahme der Spezifischen, liefert allerdings stets eine Menge Werkzeuge und Narren für das spezifische, aber die Kluft wird immer größer und entschiedener, die eine mittlere Stellung zwischen beiden immer unmöglicher wird. Das wirklich „übrige England" kann Niemand anfrichtiger lieben und achten, als ich, der ich es in manchen lieben Personen und Familien immer näher kennen zu lernen Gelegenheit habe. Aber dieses liebe, achtbare England hat durchaus gar nichts zu thun mit dem spezifischen, an welches Deutschland glaubt. Das „übrige England" steht, erkennt und verachtet in dem spezifischen den ausgebildetsten, faulsten, „most infernal humbug". Es besteht aus Individuen, Privatpersonen, deren Stolz es ist, Privatperson zu sein und nichts mit den „öffentlichen Angelegenheiten" zu thun zu haben. Sie haben sie nicht den geringsten Einfluß auf das England, welches den — deutschen Glaubens-Artikel bildet. Schafe und Böcke sind streng geschieden. Deutschland aber glaubt in den Böcken an die Tugenden der Schafe. Das ist ein kläglicher Irrthum, kläglich, weil er aus Mangel an Selbstvertrauen hervorgeht, kläglich, weil er diesen Mangel nährt, kläglich, weil ihn eine schwere Strafe erwartet, kläglich, weil er nicht zu kuriren ist („bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren"), kläglich, weil er als Irrthum so ungeheuer grob ist und sich gegen die ganze Geschichte der englischen Politik und Diplomatie mit Brettern vernagelt. Glaube, Liebe, Hoffnung könnten sich aus der Thatsache nähren, daß das „übrige England" gesund, gut, edel und ehrlich ist und wirklich die größte Majorität bildet, die früher oder später über den herrschenden „infernalen Humbug" siegen müßte. Das glaube ich auch, aber es dauert jedenfalls länger, als der Krieg, just weil sich alle wirklichen Gentlemen von aller Politik, als etwas Unanständigem fern halten, länger, als die Patrioten seinen Freiheitstraum für Deutschland in seinem Herzenssaft fertig machen kann. Bekömmt er ihn früher fertig, verwende man ihn als Rattengift und dergleichen und entwickele sich in Deutschland „von innen heraus". Geht das nicht, dann klaber gar nicht, was zwar etwas zu konservativ, aber immer noch besser wäre, als die Entwickelung durch englisch-diplomatischen Brechweinstein.

Der Abscheu vor dem herrschenden englischen Humbug kann nicht größer sein, als im „übrigen England" selbst. Das alte, germanische, ehrliche Element Englands selbst und das wissenschaftlich und literarisch aus Deutschland importirte tritt mit einer Schärfe, Breite und Entschiedenheit dagegen auf, daß man in Deutschland sich die Augen ausstechen oder gewaltsam glaubensblenden muß, um es nicht zu sehen. Liest man keine englische Zeitungen in Deutschland? So wundere, schwankend und diplomatisch diese auch leitartikeln, kann man es doch aus jeder Spalte sehen. Liest man keine englische Bücher, die doch sudenweise überseßt werden? Liest man die Thatsachen nicht zuweilen aus den verschwimmenden Zeitungs-Phrasen heraus? Man lese dann z. B. die englische Kriegsschrifte im Zusammenhange, von Angenzeugen, von verschiedenen Standpunkten, auch von der Vertheidigung, und wenn dem Leser nicht selbst aus letzterem ein Licht aufgeht, muß seine geistige Amaurose vollständig ausgebildet und unheilbar geworden sein.

Es liegen jetzt drei authentische Kriegsschichten vor: die bekannte, von dem Times-Korrespondenten Mr. Russell, eine zum Theil vertheidigende, mehr militairische von Oberst-Lieutenant Bruce Hamley („The Story of the Campaign of Sebastopol") und eine vom Korrespondenten des Morning Herald, Mr. Woodd, die eben erschienen ist, und welche ich noch nicht gesehen habe. Sie soll in einem Grade vertheidigend sein, daß er mit den Entschuldigungen die Schuld nur am so ungeschickter hervorkehrt. Der Deutsche könnte sich ein Verdienst erwerben, wenn er die Thatsachen und allen kombinirte und sie logisch verbände und beleuchtete. Manches Richtige und Treffende fände er auch in den bis jetzt fünfundreißig Traktätchen des Sir Arthur Hallam Elton, eines unabhängigen Baronets, über den jetzigen Krieg und die innere Krisis („Tracts for the Present Crisis". I—XXXV.). Er ist ein Mann des Friedens, aber nicht wegen Peel, Spill. und Pence, wie die Herren von Kattun und Manchester, sondern, weil keine Art von Ehre für England aus diesem Kriege hervorgehe, wohl aber die Krisis, welche Englands Bestehen gefährde. Er fürchtet die Pöbel-, die Prätorianer-Herrschaft, die dahinter lauert, d. h.

Digitized by Google

von seinem Standpunkte aus den Ruin der feudalen Schichtung Englands und der Privilegien der Oligarchie. Die, welche in diesem Untergange eine Auferstehung „zeitgemäßer Reformen", d. h. aller bisherigen Disposition nach, entschiedenere und offenere Ausbildung der Mittelklassen-Herrschaft, der Plutokratie sehen, finden in dieser Ansicht auch keinen Trost, wenn sie nicht gerade zu den Männern der Administratiu-Reform-Association-Force gehören.

Ich will die Kriegs- und Krisen-Literatur nicht weiter verfolgen und möchte hier ein- für allemal die Leser der Literatur-Briefe bitten, in den bisherigen Hinweisungen auf die faulen Flecke des politischen, geltenden, spezifischen England wesentlich nichts als Versuche zu erblicken, Deutschland mit seinem Glauben auf sich selbst zu verweisen, nicht auf das geographische Vaterland, sondern auf die welthistorische, kosmopolitische Mission deutschen Wissens und Schaffens, durch welche andere Länder und Nationen bereichert, in der Kultur gefördert, mit einander vermittelt und versöhnt werden; nichts als Versuche, Deutschland mit dem Walde, den es vor Bäumen nicht sieht, bekannt zu machen, mit dem Walde von Thatsachen, daß es stets mehr giebt, als empfängt, daß es auch ganz wesentlich England befreien muß, statt von ihm „bessere Zukunft" u. dgl. zu erhalten.

Ich habe schon früher auf die kontinentale, besonders deutsche Richtung im englischen Leben, in Industrie, Wissenschaft, Kunst, Literatur hingewiesen und gemeint, den Vogel schon an den Federn zu kennen, z. B. am Barte. Ja, ich sehe in dem kaum sechs Monate alten Schnurrbarte von Charles Dickens blos aufgegangene Saat eines neuen Frühlings, die alten Schollen und Schrullen des spezifischen England durchbrechend. Vielleicht sieht man dies deutlicher auch den zwanzig Heften von „Little Dorrit", wovon das erste Heft erschienen oder sich vielmehr in ganze Wallse von Anzeigen verkroch. Aus welcher ursprünglichen Quelle fließt Thackeray's feine, schonungslose, absolute, satirische Polemik gegen das spezifische England? Aus Deutschland, aus Goethe, aus Weimar, wo er einen hübschen Theil seiner Jugend verlebte. Woher kömmt die deutsche Sprache, die deutsche Literatur, die deutsche Erziehung in immer zahlreicheren, edlen Kreisen Englands? Nun, wahrscheinlich weder vom Monde, noch aus Sibirien. Dickens stand nie in direkter Beziehung zu der deutschen Literatur. Aber er selbst hat es wiederholt versichert, daß er Carlyle, dem wesentlich deutschen Denker und Dichter, unendlich viel verdanke. Das spezifische England erklärte ihn, Carlyle, zuweilen für verrückt, aber seine Popularität hat dabei immer zugenommen. Lewes widmet ihm seine „Biographie Goethe's", als dem edlen Manne, der England zuerst lehrte, Goethe zu würdigen, dem ersten, gründlichen Lehrer des Germanismus in England; Carlyle's Werke, bisher der großen Menge ziemlich unzugänglich, weil sie zu voluminös, zu theuer und zu tief waren, sind jetzt in einer wohlfeilen „Anthologie" („Passages selected from the Writings of Thomas Carlyle. By Thomas Ballantyne". Chapman & Hall.) erschienen. In Kritiken über dieses Buch wird er, der einst Verrückte, der sinnlose Schwärmer u. s. w., „der wichtigste Schriftsteller Europa's" genannt, nach den Urtheilen von Thackeray, Dickens, Ruskin, Tennyson u. s. w. unübertrefflich in Größe und Tiefe des Gedankens, in Malerei und Humor, ein Shakespeare in Darstellung der französischen Revolution, gegen welche die von Lamartine ein schöngeistiges Gewächs sei. Auch Macaulay's elegante, conventionelle Form und Geschichtschreibung verschwinde gegen Carlyle's tiefe, historische, individualisirende, stets ins Herz seiner Personen und Thatsachen dringende Darstellung zu oberflächlicher Rhetorik. In diesem Tone geht es fort. Es kömmt uns hier nicht darauf an, solche Kritik zu kritisiren, mag sie übertrieben sein. Richtig darin ist die begeisterte Anerkennung des produktiosten, reichsten und nobelsten Schriftstellers und Menschen, der das Wesen seines Verdienstes und seiner ganzen Production aus dem Geiste des Germanismus, aus der deutschen Literatur schöpfte und zu bescheiden ist, um seine eigene Genialität und dichterische Fülle für Etwas an sich zu halten.

Uebrigens kann man auf diese überschwängliche Anerkennung Carlyle's in der englischen Kritik eben so wenig geben, als auf dessen Anschwärzung früher. Wenn er nicht sich und Autoritäten, wie die genannten, für sich hätte, der Kritik selbst könnte man nicht trauen. Es ist ein allgemeiner, oft unnatürlich werdender Fehler der Engländer unter sich, daß sie sich gegenseitig unaufhörlich und bis in die gröbste Schmeicheiei hinauf belobpaalmen. In jeder Gesellschaft werden sie alle nach der Reihe mit Toasten belobhadelt. Stundenlang steht immer Einer nach dem Anderen auf, um, betoastet und apotheosirt, sich gegen einen Dritten zu revanchiren und in Hyperbeln das Unmögliche zu leisten. Um mich in literarischer Sphäre zu halten, erinnere ich nur an die neue Ausgabe der „Noctes Ambrosianae", vom Professor Wilson in vier Bänden, von denen die beiden ersten erschienen sind. Ich weiß nicht, ob sie in Deutschland bekannt sind. In England hat sich der gute Ruf derselben erhalten, seitdem sie der Reihe nach in Blackwood's Magazine zuerst erschienen. Launige, feine, humoristische Schilderungen und Betrachtungen. Aber in Kritiken jetzt heißt es, Nichts in der Welt sei so humoristisch, wie diese „Noctes Ambrosianae", und der „Schöpfer derselben vereinige alle Schönheiten des Sokrates, Shakespeare, Johnson und Burke in sich." Das klingt beinahe sehr kühn! Die Allürten, Helden So und So, ohne Gleichen in der Geschichte der Menschheit, haben das Unmögliche gethan, mehr, als die Titanen, die den Himmel stürmten; sie haben Sebastopol genommen; aber was sind sie alle gegen meinen Freund Jenkins oder Johnson, d. h. Schulze oder Müller, welcher mit den göttlichen, unsterblichen Waffen seines Genius, seines Pinsels, noch viel tiefer und fester verschlossene Geheimnisse der Kunst in Farben und Lichtern offenbarte! „Ehre den Helden auf der Krim, aber mehr Ehre für den Pinsel meines Freundes Schulze!" So spricht ein erster englischer Freund.

Die weißen, mit rothen Bändern besetzten Jacken der Damen in Abendgesellschaften sind „spezifisch englisch", eben so wie die „Cambridge Essays", alle von Mitgliedern der Universität geschrieben und mit vollen Namen unterzeichnet. Man muß dabei nicht vergessen, daß die „Fellows" der Universität zeitlebens Mitglieder der Universität bleiben, wo sie das Lehren später auch hinverstehen mag. Die diesjährigen „Cambridge Essays" bestehen aus neun Abhandlungen: „Maine", „Tennyson", „Cooper" u. s. w. Ich habe blos Galton's „Notizen über moderne Geographie" wissenschaftlich werthvoll und weniger spezifisch englisch gefunden. In den anderen Essays klingt es immer, als wäre England mit seiner von klösterlichen Manern und Institutionen geschützten Wissenschaft (die also nicht „emanzipiren" braucht) etwas ganz Auserwähltes vor Gott und Menschen.

Noch muß ich ein Stück Kriegs-Literatur in Fraser's Magazine (November-Heft), „A Campaign with the Russian Army", von einem deutschen Wundarzte, erwähnen. Er fungirte als russischer Wundarzt in Sebastopol und dem russischen Lager während der Belagerung. Er schildert malerisch und treffend. Man liest aus jeder Zeile die Ueberzeugung, daß er Alles selbst sah und erlebte, daß er richtig sah und deshalb richtig urtheilen kann. Der Tumult und die Schrecken in Sebastopol vor dem Sturme, die Nacht vor der Schlacht an der Alma, die Schlacht selbst sind großartige Gemälde frisch aus dem Leben weg. Auch er bestätigt, daß nur die Franzosen Alma gewannen und nicht nur dies, sondern daß sie auch den Herzog von Cambridge aus einer Situation retteten, welche die Niederlage vielleicht unvermeidlich gemacht hätte.

Man wird dabei unwillkürlich wieder an Aktenstücke und Thatsachen erinnert, aus denen hervorgeht, daß den Türken unter Omer-Pascha, während die Allürten in den Sümpfen hinter Varna aufgerieben wurden (vor denen Omer-Pascha expreß gewarnt hatte) Niederlagen und den Russen an der Alma Erfolg gewünscht ward (!), eben so an die Intriguen, durch welche Omer-Pascha während seiner ganzen Krimzeit an allen entscheidenden Thaten und unabhängigem Handeln behindert ward. — — Wir haben Sündfluthen von Geschichten der Krim-Expedition, aber noch lange keine Geschichte derselben. Diese wird aber erst unter ganz anderen Personen und Zuständen möglich sein, wenn die Sündfluth von Geschichten abgelaufen sein wird. Die Sündfluth von Geschichten! Diese sind wahrhaft pyramidal und ragen weit mehr als fünfzehn Ellen über die höchsten Berge, so daß keine Rettung vor ihnen möglich ist. Ueberall, wohin man sieht, Kriegsbilder, Kriegsgeschichten. Jedes Unterhaltungsblatt hat immerwährend Kriegsnovellen, jede Bilder-Zeitung wimmelt jeden Sonnabend frisch von in Holz geschnittenen Pulverdampf mit Bajonetten, Leichen und springenden Bomben dazwischen, Lagerscenen, Landungen, Abreisen, Alles, auch das Unmöglichste, das Ekelhafteste (z. B. das Verbrennen angezieferlicher Kleidungsstücke) wird in Holz geschnitten, oft groß wie ein Schnupftuchlügel und in großen bedruckten Penny-Zahlen verkauft. Kulturzeugenstände, Kunst und Wissenschaft sind dabei ganz in Vergessenheit gekommen, Geschmack und Bildungsrichtungen im Volke barbarisirt und verdorben, zumal da die in Holz geschnittenen und in Buchdruckerschwärze verwandelten Kriegsgeschichten in der Regel mit einem Texte auftreten, welcher die Barbarei der Kunst literarisch noch übertrifft. „Wir haben da und dort so und so viel Russisches zerstört, verbrannt oder versenkt, die Russen und aber blos so und so viel geschodet, folglich haben wir so und so viel weniger Schaden, als die Russen." Beiläufig, ein großer Irrthum. Man hat bereits den meisten Siegern der Allürten den Pyrrhussieg nachgewiesen, schon aus dem Umstande, daß unter der englischen Mißverwaltung im Durchschnitt jeder Soldat ein Pfund Sterling täglich kostet und dabei früher wenigstens ganz direkt nothwendig und ersetzt. Das Bombardement von Sweaborg soll den Engländern über eine Million Pfund Sterling mehr kosten, als die Beschädigungen an den Festungswerken negatives Kapital für Rußland gemacht haden. — „Wir haben 1815 so und so viel Kriegs-Ausgaben bestritten, ohne zu Grunde zu gehen, folglich können wir jetzt, reicher und zahlreicher geworden, recht gut auf viele Jahre jährlich achtzig bis hundert Millionen Pfund Sterling extra für den Krieg erübrigen. Also immer zu; aber nicht zu

Digitized by Google

rasch, damit wir recht lange zeigen können, was der John Bull für Geld hat und wie viel er vertragen kann." — Solche Betrachtungen liest man um die Holzschnitte herum. Was mit diesen Opfern erreicht werden solle und müsse, das kümmert sie nicht. Die allgemeine Phrase: John Bull hat das Geld, damit muß er die Russen niederschmettern, koste es, was es wolle, genügt. Von einem bestimmten Friedens-Objekte, von einem Werthe, wie er etwa der „Civilisation" zu Gute kommen und die Opfer aufwiegen könnte, hat man keine Vorstellung, geschweige, daß solch ein Objekt Geist und Begeisterung zu liefern im Stande wäre. Deshalb ist der Krieg von Seiten der Westmächte ein verpfuschter Krieg, aus dem für die europäische Civilisation nichts Gutes erstehen kann. Der Deutsche, der einen „Freiheitskrieg" in der Geschichte und zum Theil noch in den Gliedern hat, möchte das am besten verstehen können. Die Amerikaner sehen durchweg ganz richtig, und sehr oft habe ich in amerikanischen Blättern statistische und arithmetische Beweise und Berechnungen gefunden, daß der Krieg, in der bisherigen Weise fortgeführt, trotz einer halben Mondel noch anderer zerstörter Festungen Rußlands, nur mit geringerem Vortheile für Letzteres enden könne. Die Amerikaner — ein hübsches Stück Palmerston-westlicher Civilisation, daß er auch sie mit Krieg bedrohen ließ — glauben weder an Rußland, noch an England, sondern sie rechnen, sie rechnen wahrscheinlich auch richtig.

Frankreich.

Theologie und Philosophie.

Daß die französische Philosophie nicht mehr anti-theologisch sei, sondern mit weiser Mäßigung die Achtung, welche sie von der Theologie fordert, auch dieser angedeihen läßt, haben unsere Leser kürzlich (Nr. 121) aus den Proben ersehen, die wir ihnen aus Jules Simon's trefflichem Buche über „die Pflicht" mitgetheilt. Seitdem haben wir einen neuen Beweis von dieser Wandlung des philosophischen Geistes unserer Nachbarn durch ein Werk des Herrn Matter, ehemaligen General-Inspectours des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, erhalten.*) Herr Matter, allerdings ein geborener Elsasser und durch seine Jugendbildung mit deutschem Wissen und deutscher Philosophie vertraut, geht in seiner „Geschichte der Philosophie in ihren Beziehungen zur Religion seit der christlichen Aera" von der Ansicht aus, daß keine Philosophie ohne Theologie denkbar sei, daß ihre Beziehungen zu einander zwar beständig wechseln, daß sie bald innigst verbunden, bald blos in freundlichen Verhältnissen und bald sogar in offener Feindschaft leben, daß es jedoch keine Philosophie gebe, die nicht entweder aus einer Theologie hervorgegangen, oder einer Theologie entgegengesetzt, oder endlich mit einer Theologie vereinigt sei. „In allen Zeiten", sagt Herr Matter, „haben diese Beziehungen ein tiefes Bedürfniß zum Grunde gehabt, und seit der christlichen Aera sind sie so lebendig, bald in ihrer innigen Verbindung, bald in ihrem Gegensatze gewesen, daß man davon nicht abstrahiren kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, entweder die Geschichte der Philosophie, getrennt von der der Theologie, oder die Geschichte der Theologie, getrennt von der der Philosophie, unverständlich zu machen."

Es giebt Epochen, fügt Herr Matter hinzu, wo die Philosophie die Theologie konstituirte, wie die Alexandrinische, oder die des heiligen Klemens und Origines; andere, wo umgekehrt die Theologie die Philosophie konstituirte, wie die der Scholastik, und endlich wieder Epochen, wo die Theologie der Herrschaft der Philosophie unterlag, wie die von Descartes bis Kant. Diese drei verschiedenen Epochen umfassen in der That die ganze Geschichte der Philosophie.

Daß eine solche Darstellung der Philosophie in ihren Beziehungen zur Theologie nicht ohne Schwierigkeiten und Klippen ist, begreift sich sehr leicht, doch hat sie der Verfasser glücklich zu überwinden gewußt. Vor Allem hat er sich vor jenen Declamationen gehütet, in welche die katholische Schule so leicht gegen die Philosophie verfällt; er hat aber auch andererseits den nichts weniger als philosophischen Indifferentismus vermieden, den die entgegengesetzte Schule so gern gegen die Theologie zur Schau trägt. Als unparteiischer Geschichtschreiber beider Disziplinen, erkennt er an, daß beide berechtigt sind, die Eine neben der Anderen zu sein, und vindizirt er daher auch jeder das Recht, sich nach ihrem eigenen, inneren Bedürfnisse zu entwickeln.

Das Thema ist übrigens so umfassend, und die Zeit, die diese Geschichte der Philosophie behandelt, so außerordentlich reich an theologischen und philosophischen Entwickelungen, daß der Gegenstand unmöglich in einem Bande, wie ihn Herr Matter geliefert, erschöpft werden konnte. Es ist dies gewissermaßen ein erster Versuch, und zwar sowohl auf philosophischem, als auf theologischem Gebiete. Aber man muß ein solcher Freund beider Disziplinen sein, man muß sich so wenig von Leidenschaften der Schule oder der Partei leiten lassen, wie der französische Verfasser, wenn man, seinem Versuche folgend, die Geschichte der Philosophie und der Theologie in den achtzehn Jahrhunderten seit der Offenbarung des Christenthums erschöpfend und würdig der geläuterten Auffassung unserer Zeit bearbeiten will.

*) Histoire de la philosophie dans ses rapports avec la religion depuis l'ère chrétienne. Un vol. in-12. de XII et 432 pp.

Mannigfaltiges.

— Shakespeare in Amerika und in Deutschland. Auch in Amerika ist jetzt eine kritische, mit Einleitungen, Erläuterungen und abweichenden Lesarten ausgestattete Ausgabe Shakespeare's erschienen, die erste ihrer Art auf dem westlichen Kontinent.*) Herausgeber derselben ist Professor Hudson in Boston, der in der Vorrede nicht verschweigt, daß er auch der deutschen Kritik des großen britischen Dichters Manches zu verdanken habe, während die englischen Shakespeare-Editoren die deutschen Leistungen auf diesem Gebiete gern ignorirten, oder auch für unpraktische Speculationen erklären. Ohne den Dichter mit Details zu überladen, geht Herr Hudson doch sowohl vom literargeschichtlichen, als vom kritischen Standpunkte so tief in den Gegenstand ein, daß der Leser über Alles belehrt wird, was irgendwo im Shakespeare einer Erläuterung für die Gegenwart bedarf. In Amerika glaubt man sogar, der Erläuterungen in sprachlicher Hinsicht weniger zu bedürfen, als in England selbst. Dort sollen sich noch aus der Zeit der „Pilgrim Fathers", die unter den Stuarts nach Amerika ausgewandert waren, Wörter und Redewendungen der Elisabethanischen Aera, die in England längst veraltet und unverständlich geworden, im Munde des Volkes erhalten haben.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, daß kürzlich auch die sechste Lieferung des Delius'schen, englischen Shakespeare (mit deutschen Einleitungen, Anmerkungen und Nachworten) erschienen ist.**) Es ist mit dieser sechsten Lieferung, den „Titus Andronicus" enthaltend, der erste Band einer Arbeit geschlossen, die der deutschen Kritik und Kenntniß ausländischer Literatur jedenfalls zur Ehre gereicht. Nachdem Shakespeare seit Lessing, Eschenburg und Goethe in Deutschland durch vielfache Uebersetzungen und Erläuterungen dem Volke wie den Gebildeten zugänglich geworden, fehlte nur noch eine Ausgabe, wie die Delius'sche, damit er auch in seiner eigenen Sprache bei und wie in seinem Vaterlande gelesen und vollkommen verstanden werde. Wer jetzt in Deutschland den großen englischen Dramatiker im Originale lesen will, der mag nicht verlüumen, sich den Shakespeare von Dr. Nikolaus Delius anzuschaffen.

— Forster's Leben Goldsmith's. Der Verfasser des „Vicar of Wakefield" ist eine der dankbarsten Aufgaben für den Biographen. Der kindlich naive Charakter des berühmten Dichters, sein genialer Leichtsinn, die wechselvollen Phasen seiner schriftstellerischen und gesellschaftlichen Laufbahn und der stete Kampf mit einem feindlichen Geschick, das nicht aufhörte, ihn bis an sein Ende zu verfolgen, bieten den Stoff zu einem so dramatischen Gemälde, wie sie in den Annalen der Literatur nicht häufig vorkommen. So wurde denn auch das reiche Material, das von Prior über das Leben Goldsmith's gesammelt worden, von Washington Irving zu einer jener anziehenden Schilderungen verarbeitet, in welchen der geistvolle Amerikaner eine so unerreichte Meisterschaft besitzt. Ausführlicher, als die biographische Skizze Irving's, und lesbarer, als die fleißige, aber schwerfällige Compilation Prior's, ist die von Forster herausgegebene Lebensbeschreibung, die uns jetzt in einer neuen Ausgabe vorliegt.***) Sie enthält nicht nur anziehende Details über die Lebensverhältnisse Goldsmith's und kritische Analysen seiner Werke, die allerdings von Parteilichkeit nicht ganz frei sind, sondern giebt auch ein graphisches Bild der literarischen und sozialen Zustände Englands zu einer Zeit, wo der „große Lexikograph" (Johnson) als Autokrat der englischen Literatur florirte und die ersten Geister des Tages, Goldsmith mit eingeschlossen, sich Satelliten um seinen Thron versammelte. Die Memoiren Boswell's und Horace Walpole's lieferten natürlich eine Fundgrube von Anekdoten, die, von dem Verfasser mit Umsicht benutzt, seinem Werke große Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit verleihen und es zu einer höchst interessanten Lektüre machen.

*) Boston, Monroe & Co.

**) Elberfeld, 1855, Verlag von R. L. Friderichs.

***) The Life and Times of Oliver Goldsmith. By John Forster. A New Edition. London: Bradbury & Evans. Berlin, A. Oster & Comp.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., worauf jedes Blatt im Inlande pränumerirt und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 52, und beim Oberkirchen Neumann, Werderstraße Nr. 12), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 154. Berlin, Dienstag den 25. December 1855.

Ostindien.

Privatleben eines orientalischen Königs.*)

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren ward der anonyme Verfasser des vorliegenden (im „Magazin" bereits erwähnten) Werkes, der sich zur Zeit in Kalkutta aufhielt, durch die ihm zu Ohren gekommenen Berichte über den Glanz des Hofes von Audh zu dem Wunsche veranlaßt, eine Reise nach Lucknau, der Hauptstadt jenes Königreiche, zu unternehmen. Man hatte ihm namentlich die Vorliebe des Königs für Europäer und europäische Sitten gerühmt und versichert, daß es für ihn ein Leichtes sein würde, einen eben so ehrenvollen als lukrativen Posten im Hofstaate Sr. Majestät zu erhalten. Von dieser Aussicht verlockt, machte er sich also nach der Residenz des indischen Potentaten auf.

Bekanntlich ist Audh einer der bedeutendsten der den Engländern tributpflichtigen Staaten Hindostans. „In früherer Zeit war es eine Provinz des großen Mogulreiche, und sein Beherrscher hieß der Nawab Wesir. Dem englischen Volke wurde der Nawab von Audh zuerst dadurch bekannt, daß Warren Hastings zwei Frauen seines Hofes ausplünderten und die Sklaven derselben auf die Folter spannen ließ, um von ihnen Andeutungen über die Schätze ihrer Herrinnen zu erpressen. Im Parlament erhob sich Burke mit glühender Beredtsamkeit gegen die von Hastings verübten Gewaltthaten, und man betrachtete allgemein den Nawab von Audh als einen schändlich mißhandelten Mann, während er in der That ganz zufrieden war, daß man nicht ihn selbst, sondern die Witwen seines Vorgängers beraubt hatte, der nur sein Adoptivvater war. Als Lord Wellesley nach Indien kam, war Audh größer, als England, und hatte sich stets als der treueste Alliirte der Briten gezeigt. Zur Belohnung dieser Treue vereinigte der General-Gouverneur die Hälfte des Landes mit der Präsidentschaft Bengalen; er konnte kein besseres Mittel finden, das Volk von Audh für die Treue seiner Regenten zu belohnen, als indem er es unter seine unmittelbare Hut nahm. Der Marquis von Hastings borgte zwei Crore Rupien, d. h. zwei Millionen Pfund Sterling, von dem Nawab Ghasi-eddin und gab ihm dagegen ein den Repansesen abgenommenes wüstes Stück Land am Fuße des Himalaya, genannt Terai, mit dem Titel als König. Seine Hoheit der Nawab war solchergestalt in Seine Majestät den König verwandelt, und Ghasi-eddin mußte zufrieden sein oder wenigstens zufrieden scheinen."

Die Erhebung Audhs zum Königreich fand im Jahre 1819 statt. Der erste König, Ghasi-eddin-Heider, der sich durch das von ihm oder vielmehr auf seinen Befehl zusammengestellte große lexikalische Werk „Die sieben Meere" um die orientalische Literatur verdient machte, starb am 20. Oktober 1827; ihm folgte sein Sohn Suleiman-Schah-Nasir-eddin-Heider, der, als unser Verfasser nach Lucknow kam, etwa dreißig Jahr alt war.

Die Höfe der indischen Scheinkönige, welche durch die Gnade der Engländer regieren, bieten eine seltsame Mischung von europäischem Flitterstaat mit den alten verknöcherten Gebräuchen des Ostens dar, die eine Menge halb lächerlicher, halb trauriger Kontraste erzeugt. „Niemand darf sich einem orientalischen Monarchen mit leeren Händen nahen;" diese Wahrheit findet sich schon auf den ältesten assyrischen Monumenten ausgedrückt und wird durch die von dem Verfasser in der Hauptstadt von Audh gemachten Erfahrungen bestätigt. Nachdem er die Erlaubniß des britischen Residenten erhalten, in die Dienste Seiner indischen Majestät zu treten, wurde er zu einer Audienz beim König zugelassen, der ihn nicht mit orientalischem Pomp, sondern in nonchalanter europäischer Weise empfing. „Ich blieb", sagt er, „am Ende eines Fußpfades im Schloßgarten stehen, um die Ankunft Seiner Majestät zu erwarten. Mein Geschenk, fünf goldene Mohare (1 Mohar = 10 Thaler), trug ich in der offenen Hand, die aber durch ein feines Batisttuch von den Goldstücken getrennt wurde. Die linke Hand unterstützte die rechte, auf der das Tuch und das Gold lagen. In dieser Stellung harrte ich der Majestät; es war meine erste Lection in der Hof-Etikette, und als ich so stand, dachte ich unwillkürlich, daß ich wie ein rechter Narr aussehen müsse. (Sehr aufrichtig!) Ich war natürlich unbedeckt, da ich meinen Hut auf eine neben mir befindliche Bank gelegt hatte; die Sonne schien glühend heiß auf mich nieder, und ehe der König anlangte, war ich in einem improvisirten Schweißbade. Endlich kam die königliche Gesellschaft zum Vorschein. Der Monarch war, wie ein englischer Gentleman, in einen einfachen schwarzen Anzug gekleidet, mit einem Londoner Hut auf dem Kopfe. Sein Gesicht, von einer hellen, sehr hellen Sepiafarbe, hatte einen angenehmen Ausdruck. Sein schwarzes Haar, schwarzer Backen- und Schnurrbart harmonirten sehr gut mit der Farbe seiner Wangen und erhöhten den Glanz seiner kleinen, durchdringenden, schwarzen Augen. Er war mager und von mittler Größe. Als er sich näherte, hörte ich ihn sich mit seinem Gefolge in englischer Sprache unterhalten. Der König kam auf mich zu, lächelte, legte seine linke Hand unter die meinige, berührte das Gold mit den Fingern seiner rechten Hand und bemerkte dann: „Sie haben sich also entschlossen, in meine Dienste zu treten?" — „So ist's, Ew. Majestät", war meine Antwort. — „Wir werden gute Freunde sein. Ich liebe die Engländer." Mit diesen Worten ging er weiter, indem er sein früheres Gespräch fortsetzte. Ich schloß mich dem Gefolge an. „Steckt Eure Gold-Mohare gleich ein", flüsterte mein Freund mir zu, „sonst werden die Eingeborenen sie Euch bald abnehmen." Ich ließ sie augenblicklich in meine Tasche hineingleiten, ergriff meinen Hut und folgte der Gesellschaft ins Schloß. Die Zimmer waren meistens geräumig und mit prächtigen Kronleuchtern und einer großen Anzahl Gemälde in reichen, aber geschmacklosen Rahmen verziert. Im Allgemeinen waren sie zu sehr mit Schmucksachen überladen, die eher ein Gefühl der Verwunderung als des Wohlgefallens erregten. Der Speisesaal, d. h. der Privat-Speisesaal, den der König nur im Kreise seiner vertrauten Freunde zu benutzen pflegte, war der einzige gemüthliche Raum im ganzen Palast. Er war nicht zu voll und wich in keinem wesentlichen Punkte von einem englischen dining-room ab. Einmal des Monats veranstaltete der König ein öffentliches Frühstück für die englischen Offiziere seiner Regimenter, welche zu diesem Zwecke von den jenseits des Gumy, fünf Meilen von Lucknau gelegenen Kantonirungen nach der Hauptstadt kamen, und auch dem Residenten und jeden Fremden wurden mitunter Staats-Diners gegeben, aber alle solche ceremoniöse Gesellschaften waren dem Könige höchst lästig. „Gott sei Dank!" habe ich oft sagen hören, als er davon erlöst war, „Gott sei Dank, daß sie Alle fort sind. Nun laßt uns in Ruhe ein Glas Wein trinken. Boppery bopp! (eine Interjection, die etwa mit unserem: o weh! zu vergleichen ist) was sind das für langweilige Geschichten!" Und dann gähnte die Majestät, streckte die müden Glieder aus und warf ihre mit Juwelen geschmückte Mütze in die andere Ecke des Zimmers."

Obwohl Nasir-eddin es, dem Koran zum Trotz, im Champagnertrinken mit dem besten Europäer aufnahm, war er doch in jeder anderen Beziehung ziemlich ungebildet, woran eher eine unüberwindliche Trägheit, als Mangel an Fähigkeiten schuld war. „Er entschloß sich ein Mal nach dem anderen, eine Stunde täglich dem Studium zu widmen, da er den sehnlichen Wunsch hegte, fertig Englisch zu sprechen. So aber war er oft genöthigt, sich im Gespräch mit einem hindustanischen Worte auszuhelfen. Er setzte sich also mit seinem Lehrer an einen mit Büchern bedeckten Tisch nieder. „Nun, Meister" (er nannte seinen Lehrer immer „Meister"), „nun wollen wir im Ernst anfangen." Der Lehrer las ihm eine Stelle aus dem Spectator oder einem populären Roman vor, welche der König ihm nachlas. Der Lehrer ging zu einer zweiten über. „Boppery bopp! das ist ja gewaltig trocken", riefen dann Seine Majestät aus, als die Reihe zu lesen wieder an Hochdieselben kam. „Laßt uns ein Glas Wein trinken, Meister." Das Glas Wein leitete eine Unterhaltung ein, die Bücher wurden bei Seite geschoben, und die Lehrstunde war zu Ende. Dergleichen „Stunden" dauerten selten länger als zehn Minuten, und der Lehrer erhielt dafür ungefähr fünfzehnhundert Pfund Sterling jährlich." (Schluß folgt.)

*) The Private Life of an Eastern King. By a Member of the Household of his late Majesty Nussir-u-Deen, King of Oude. London: Hope & Co., 1855.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Horace Greeley,
Redacteur der Tribune in New-York.

(Schluß.)

Greeley hat sich, wie gesagt, aus sich selbst herausgebildet, ist, so zu sagen, seine eigene Schöpfung. Abweichend indessen von all den in diesem Lande nicht ungewöhnlichen Charakteren, die sich von der untersten Stufe hinaufarbeiten und im Geschäftsleben, in Industriekreisen, im Staatsdienste eine hervorragende Stelle einnehmen, hat ihm sein frühzeitiger Kampf mit den Schwierigkeiten keine irgend bemerkenswerthe Gewandtheit in praktischen Geschäften erworben; ja, er zeigt sich hierin oft so ruthlos und unbeholfen, wie es an weit untergeordneteren Persönlichkeiten überraschen würde. Auf einem ganz anderen Felde hat er seinen glänzendsten Lorbeer gepflückt. Er ist ein Mann des Gedankens, sein Einfluß ist ein wesentlich und eigenthümlich intellektueller. Nach diesem Ziel hat er stets, mitunter unbewußt, gestrebt, in die Erreichung desselben sind die edelsten Kräfte seiner Natur aufgegangen. Ob der Prozeß, durch den er diese Höhe erreicht hat, für die höchste Entwicklung eines Charakters günstig sei, das dürfte allerdings die Frage sein. Jene Harmonie des Charakters, worin alle Saiten des geistigen Instruments voll, kräftig und doch rhythmisch zusammen stimmen; diese Harmonie, welche die Alten als das vollkommenste Menschliche betrachteten, ist wohl schwerlich bei einem durch sich selbst gebildeten Mann zu suchen. Seine charakteristischen Züge sind vielmehr folgender Art: er ist frei vom Zwang der Autorität, giebt wenig auf Worte, hält sich mehr an die Sachen, entscheidet nach dem gesunden Verstand, anstatt schwanke Ueberlieferung oder willkürliches Herkommen zu befragen; seine Meinung, und trage sie auch das Siegel von Jahrhunderten an sich, findet Gnade vor seinen Augen, wenn sie nicht durch einleuchtende Gründe ihre Berechtigung dokumentirt; er geht gern den Dingen auf den Grund, rafft jedes vorbesitzreiche Gerücht au, fordert jedem eingesitzten Brauch, jeder herrschenden Einrichtung den Paß ab und verläßt sich auf nichts, als was die eigenen Augen sehen. Dadurch erhalten seine Ueberzeugungen eine Lebensfrische, die zur Thätigkeit anregend nach außen wirkt, ohne daß der Angeregte erst nach ihrer Gesundheit, nach ihrem praktischen Werth fragt.*)

Der Autodidakt ist aber eigenthümlichen Schwächen preisgegeben, in die der regelmäßig geschulte nicht so leicht verfällt. Er lernt bald an die Unfehlbarkeit seines Urtheils glauben; auf dieses — worauf sonst kann er es? — steift er sich gegen eine Welt. Er kann eine ehrliche Opposition gegen seine Ansichten kaum begreifen. Er ist daher minder geneigt, seinen Opponenten eines Irrthums zu überführen, als ihn wie einen Feind niederzuwerfen; wendet lieber die Stärke harter Worte, als die Stärke gesunder Gründe an. Es fehlt ihm auch an Geduld, eine Frage von ihren mannigfaltigen Gesichtspunkten aus zu beschauen: rasch und ungesümm in seinen Urtheilen, legt er wenig Werth auf ein umsichtiges Erwägen des Gegenstandes der Untersuchung, in den er hinein, nicht aber um ihn herum zu sehen sucht; daher sind seine Schlüsse oft übereilt. Sein Eifer verleitet ihn selbst zum Irrthum; mehr Ruhe und Behutsamkeit würden eine sicherere Bürgschaft der Wahrheit abgeben. Mit der leidenschaftlichen Ueberzeugung paart sich ein übertriebener Hang zur Polemik. Er möchte seine Meinungen der Welt als Gesetz anfdringen. Er macht dem Zweifeln, Zaudern, ja, dem Rechtsgefühl der Gemesseneren, Umsichtigeren nicht das kleinste Zugeständniß. Alles ist ihm schwarz oder weiß; seine Hast hindert ihn, die Schattirungen vorsichtig zu unterscheiden.

Noch weniger ist er gesinnt, Bildungsweisen und Charakterformen, die von den seinen weit abweichen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Erfahrung ist das allgemeine Richtmaß. Er ist ohne Griechisch fortgekommen, folglich ist Griechisch überflüssig. Er fühlt so manchen Gimpel, der Kollegien gehört, gegenüber seine Ueberlegenheit, mithin ist die Universitätsbildung Humbug. Jeder, meint er, kann denselben Weg verfolgen, und wenn er ihn verfehlt, so liegt es in dem Mangel an Kopf, nicht in der Unvollkommenheit der Methode.....

Ohne Zweifel theilt Horace Greeley so manchen Fehler des Autodidakten. Er hält fest an seinen Ueberzeugungen, ist nicht frei von Vorurtheilen, die er steifsinnig behauptet. Eine zarte Rücksicht auf Stand und Würde kennt er nicht; ein Pastor oder ein Bischof ist in seinen Augen nur ein Mensch, und das mitunter ein ganz gewöhnlicher; für Bildungszwecke, die ihm selbst fremd geblieben, ist er sehr sparsam mit seinem Lobe. Dagegen ist er völlig frei von den Mängeln des schulmäßig gebildeten Gelehrten. Er liebt die Bücher, ist aber kein Bücherwurm. Die Periode, wo er die trockenen Blätter heißhungrig verschlang, ging mit der ersten Jugend vorüber. Seitdem er eine so hervorragende Stellung dem Publikum gegenüber einnimmt, lernt er mehr durch die That, als durch das Lesen. Seine Anschauungen gehören dem wirklichen Leben, nicht der Studirstube. Bei aller Zähigkeit, womit er an seiner Meinung hängt, ist er bieder genug, sie der besseren Ueberzeugung preiszugeben; keine frühere Vorliebe für eine Theorie macht ihn blind gegen die Evidenz der Thatsachen. Die Gastlichkeit, womit er neue Ideen in sich aufnimmt, ist sprichwörtlich geworden; sie rührt aber nicht von übertriebener Leichtgläubigkeit, sondern von einem Gerechtigkeitsgefühl gegen die menschlichen Gedanken her. Nicht befangen von einer maßlosen Verehrung des Alterthums, giebt er mit Freuden jeder neuen Entdeckung im Gebiete des Gedankens oder der Praxis freies Spiel. Selten ging er mit irgend welcher Partei, der er sich angeschlossen hatte, bis an Extrem, was ihm als Laubeit und Achselträgerei ausgelegt wurde und ihn um manchen politischen Freund brachte. Wer aber Greeley kennt, wird ihn von dieser niedrigen Gesinnung freisprechen. Wenn er sich von den Ungestüm seiner Partei nicht fortreißen läßt, so geschieht es, weil seine Theorieen durch den gesunden Verstand gezügelt werden, nicht weil er sich in die Lannen der Zeit schickt. — Seine Liebe zu Büchern ist auch nicht durch einen Schatten von Pedanterie getrübt. Er ist kein Citatenmensch; er liebt keine gelehrten Anspielungen; er macht keine Parade mit seinem Wissen, auch bei Gegenständen, die er gründlich kennt. Menschen ohne Schulbildung fühlen sich wohl in seiner Gesellschaft Er zieht seine Kenntnisse nicht mit den Haaren herbei, um die Einfältigen in Staunen zu setzen. Aber vor einer einzigen seiner einschneidenden, kernigen Bemerkungen, die er gelegentlich hinwirft, platzt eine Masse aufgeschwellter Blasen der schulsächsigen Eitelkeit, zerstiebt eine Welt gelehrten Gewäsches.

Horace Greeley ist als Sonderling verrufen. Wo außerhalb des Kreises seiner vertrauten Freunde sein Name erwähnt wird, ruft er gewiß zuerst die Vorstellung von seinen Wunderlichkeiten hervor. Mancher glaubt, er fordere in rohem Uebermuthe den Anstand des geselligen Lebens heraus. Er ist ein lockender Vorwurf für die Karikatur. Um seine Person hängt bereits eine solche Menge umlaufender Anekdoten, daß sein Name in späteren Tagen von einem mythischen Lichtnebel umringt zu sein verspricht, nicht minder glänzend, als der Name Romulus oder Pythagoras. In einigen Kreisen gilt er für eine Art Ungethüm, für einen felsamen, borstigen, blutgierigen Werwolf, der in Stande wäre, die eigenen Kinder ohne Sauce zu verschlingen. Und doch sind seine schlimmsten Exzentrizitäten von der harmlosesten Natur! Freilich ist er oft barsch in seiner Sprache — das Nothwälsch der Salons fließt ihm nicht glatt von der Zunge — seine Antworten auf Eure conventionellen Fragen haben wenig von dem conventionellen Zuschnitt — gehört Ihr zu der ehrsamen Zunft der langweiligen Philister und erwartet Ihr von ihm für Euer Gerätsch mehr als billige Aufmerksamkeit, so wird Euch bald ein Blick mit dem Zaunpfahl über seine Ungeduld und seinen Ekel allen Zweifel benehmen.

Allein geht einmal zu ihm und sprecht seine Mitwirkung zu einem guten Zwecke an, betreffe er ein allgemeines oder auch nur Euer persönliches Interesse — besonders wenn Ihr ein irischer Patriot oder ein italiänischer Märtyrer seid, und Eure Bitte wird den Anlaug eines mitfühlenden Herzens finden, das „offen ist wie der Tag der schmeichelnden Zärtlichkeit", und zwei Hände, die nicht minder offen sind, als das Herz. Seine unermüdliche Freigebigkeit gegen jene unsteten Schufte, die hinterher am lautesten ihn verlästern, ist allgemein bekannt. Ein Mann nach der Mode ist er nicht, das steht fest. Seine Haltung verräth nicht den Unterricht eines Pariser Tanzmeisters. Sein Anzug gehört nicht zu den kleidsamsten: sein Hut, der einst einen wirklichen Biber gewärmt hat, sieht so verkommen aus, als hätte er sich die Beulen aus manchem Straßenkampfe geholt, und die genaue Gränze zwischen seinen Stiefeln und Hosen ist eben so schwer wie in mancher anderen Gränzfrage zu ermitteln. Wohl darf Horace in diesem Punkte einigen Anspruch auf Eure Toleranz machen: er ist zu viel auf Reisen, wird zu häufig von dem Straßenstaub gepudert, um auf den äußeren Menschen, den der Schneider macht, große Sorgfalt zu verwenden. Indeß muß hierin, besorgen wir, der Sonderling zugegeben und er genommen werden, wie er ist; wir dürfen von einem auf dem Lande erzogenen Journalisten nicht die Glätte und Feinheit eines Brummel oder d'Orsay verlangen.

In einer gemischten Gesellschaft scheint sich Greeley, nach den über ihn kursirenden Geschichtchen, nicht ganz heimisch zu fühlen. Seine Verstöße gegen die Etikette aus Unbekanntschaft mit dem Ton der feinen Welt sind faß rührend. Ihr würdet ihn für ein Stück Naturmenschen halten. Hütet Euch aber, Euch an dieser vermeintlichen Einfalt reiben zu wollen: durch eine rasche Wendung prallt der Pfeil des Spottes auf Euch, den Schützen, zurück, und die Lacher stehen auf seiner Seite. Sein trockener Humor läßt ihn nie in Stich. Er hat immer einen Scherz bei der Hand, der oft so treffend ist, als wäre

*) Wir werden nächstens Gelegenheit nehmen, von Horace Greeley's Reden über praktische Landwirthschaft, über freie und Sklaven-Arbeit ꝛc. Einiges mitzutheilen. D. R.

Digitized by Google

er für diese Gelegenheit zugepaßt und aufbewahrt worden. Sein Anekdoten-Vorrath ist unerschöpflich. Sein Gedächtniß für Thatsachen wird ihm nie untreu. Mit einem solchen Schatz von Wissen, der ihm jederzeit zu Gebot steht, ist seine Unterhaltung, wenn er gleichgestimmte Zuhörer hat, sehr lehrreich. Gegen den Gischt und Schaum fashionabeln Geschwätzes zeigt er unverhohlene Gleichgültigkeit. Seine Derbheit ist mitunter für zarte Ohren barsch genug. Der Schweizheit, selbst gegen den Ihril des Menschengeschlechtes, der sie als ein verbrieftes Recht fordert, ist er unsühig. „Haben Sie mein letztes Gedicht gelesen?“ fragte ihn eine junge und schöne Schriftstellerin und nannte das Gemächt. „Heißen Sie das ein Gedicht, Madame!“ war die Antwort. Bei anderer Gelegenheit redete er in einer großen Gesellschaft eine der berühmtesten Dichterinnen Amerika's mit den Worten an: „Mrs. L., so eben habe ich eine Kritik Ihrer Schriften gelesen, in der Sie höchlich überschätzt sind.“ Und doch muß seine rauhe Freimüthigkeit einen gewissen Reiz haben; denn er hat nur wenige Feinde unter dem schönen Geschlechte. Die verstorbene Margarethe Fuller (d'Ossoli) war nicht die einzige geistig hochgestellte Frau, die ihn mit Stolz zu ihren Freunden zählte.

Das Interesse Greeley's an den Reformbewegungen des Tages gründet sich auf das Gefühl des Rechts und der Humanität, empfängt aber seine volle Schärfe von der intensiv praktischen Natur seines Verstandes, der in der Anwendung der Ideen auf greifbare Verhältnisse seine höchste Befriedigung findet. Daher wird jeder kleine oder große Entwurf zur Verbesserung des menschlichen Looses, zur Förderung der gesellschaftlichen Wohlfahrt, von der Construction eines Pfluges bis zur Gründung eines Phalansteriums, seiner Theilnahme gewiß sein. Seine Verfahrungsweise, die gangbaren Meinungen seiner Zeitgenossen in That zu setzen, hängt mit der Eigenheit seines Charakters zusammen: einerseits verräth sie das sanguinisch ungestüme Temperament, in welchem sie wurzelt; anderreseits wird sie von den heißblütigeren Radikalen der äußersten Linken als schüchtern und inkonsequent verdammt. Allein seine Natur ist eben eine Mischung von Leidenschaft für den Forschritt und Behutsamkeit in den Mitteln. Daß seine Reform-Prinzipien der Kritik Blößen geben, daß sie in manchen Punkten einseitig und mangelhaft, daß sie hier den Enthusiasmus eines Geistersehers verrathen und dort matt und flach erscheinen, können seine wärmsten Bewunderer nicht leugnen — daß sie aber von der tiefsten Ueberzeugung getragen werden, aus lauterster Absicht, wohlzuthun, ins Leben treten wollen, dürfen seine entschiedensten Gegner nicht bestreiten.

Nun noch einige Worte zu seiner allgemeinen Charakteristik als Leiter der Presse. Bei der Begeisterung für seinen Beruf ist das geringste das Druckwesen Betreffende Gegenstand seines höchsten Interesses, man möchte fast sagen, seiner leidenschaftlichen Liebe. Nach seiner Ansicht, geht der vollendete Redacteur nicht aus den klassischen Lustgängen, sondern aus den geschwärzten Räumen der Jünger Guttenberg's hervor. Er hat nicht „mit den unsterblichen Göttern Ambrosia und Nektar gekostet“; sondern ist mit Druckerschwärze genährt worden. Anstatt „noch zu bleiben, bis das Bärengeschirr untersinkt, um den Geist Platon's aus seinem Kreise herbeizubannen“, ist er, die letzte telegraphische Depesche erwartend, auf einem Haufen alter Zeitungen eingeschlafen. Der Uebergang von dem Setzstaben zu dem Redacteursstuhl ist, wie Greeley meint, so naturgemäß, wie der vom Vorderdeck in die Capitains-Kajüte. Jene Stellung war seines Strebens höchstes Ziel, sie zu erreichen, hat er sich dem Journalismus geweiht. Seine Laufbahn in diesem Berufe bezeichnet für diesen eine neue Epoche in Amerika. Ohne seinen Antheil an dem Aufschwung der amerikanischen Presse ungebührlich vergrößern zu wollen, läßt sich doch nicht verkennen, daß er gemeinsam mit seinen Berufsgenossen eifrig und mit Erfolg gearbeitet hat, das Ziel der Tagespresse zu veredeln und ihren Wirkungskreis zu erweitern. Er hat sie zum Förderungsmittel gemacht, Nachrichten rasch und genau bis an die fernsten Gränzen des Landes zu bringen. Die Richtigkeit und Raschheit der Wahlberichte in seiner Zeitung ist die Frucht allbewältigender Thätigkeit und wachsamster Aufmerksamkeit. Die Einrichtungen zu diesem Behufe, gereift unter seinen Augen, eine Zeitlang von seinen eigenen Händen gelenkt, sind von allen Klassen bewundert worden. Keine Partei stellt ihre Wirksamkeit in Zweifel. Seine Berichte genießen bei politischen Gegnern, wie bei seinen persönlichen Freunden, gleiches Vertrauen. Nicht minder merkwürdig ist seine Energie in den anderen Partieen einer täglichen Zeitung. Sein natürlicher Hang für Thatsachen wird hier noch von dem Zweck rascher Mittheilung zu fortwährender Regsamkeit angespornt. Sein Adlerblick schwebt über jedem Punkte des Gesichtskreises und kein Vorfall auf beiden Hemisphären entgeht ihm. Aber er ist keineswegs ein bloßer Thatsachen-sammler: er verbindet die scharfe Auffassung der Prinzipien mit einem wundervollen Gedächtnisse für Ereignisse. Die Besprechungen der Tagesfragen bilden daher mit einen Glanzpunkt seines Journalisten-Talents. Im dem Laufe seiner Berufsarbeiten hat er eine unermeßliche Menge Original-Artikel geschrieben, die viele Bände füllen würden. Sie umfassen die mannigfaltigsten Themen: politische Diskussion und Polemik — Versuche über soziale und industrielle Interessen — Reformschriften — wissenschaftliche Kritiken — Reiseskizzen. Mehr als irgend ein Redacteur der Vereinigten Staaten, hat er die Spalten seines Blattes mit eigenen Aufsätzen gefüllt. Seine Feder blieb in steter Thätigkeit und hat nie ihre Schärfe verloren. Seit dem großen Impuls, den die amerikanische Tagespresse in den letzten fünf Jahren bekommen hat, ist die Last, die er früher auf seinen Schultern allein trug, unter zahlreiche Mitarbeiter vertheilt. Bei ihrem stets wachsenden Spielraume beriet sie eine größere Mannigfaltigkeit von Talenten in ihren Dienst, vertraute die Hauptspezialitäten Männern an, die denselben besonders gewachsen waren, und so sind die großen Zeitungen jetzt mehr korporative Anstalten, als individuelle Organe; daher geht der autokratische Einfluß von Männern wie Greeley auf die Neige, und die mächtige Wirkung der Presse auf die öffentliche Meinung wird mehr durch die allgemeine Tüchtigkeit, als durch persönliche Rücksicht bestimmt. Immer jedoch wird die Stellung Greeley's als amerikanischer Journalist ein bedeutendes Gewicht in den öffentlichen Angelegenheiten und in der öffentlichen Meinung behalten. Die Leute sind gewöhnt, ihn als Gewährsmann anzuführen, auf seinen Gang zu achten und seinen persönlichen Ueberzeugungen dieselbe Wichtigkeit beizulegen, die sie sonst nur einer Gesammtmasse von Weisheit und Erfahrung einräumen.

Schriften über weibliche Erziehung.

Es haben sich neuerdings so viele Schriften über weibliche Erziehung auf den Büchermarkt gedrängt, daß den Familien, welche Töchter besitzen, die Auswahl schwer werden muß. Wir sind nun zwar der Meinung, daß eine gute Mutter in ihrem eigenen Verstand und Gefühl steht die beste Erziehungs-Methode finden wird, indessen hört sich eine fremde Meinung und Erfahrung oft mit Nutzen an, auch wenn man sich nicht genau danach richtet, und namentlich für die jungen Mädchen selbst ist es meistens wirksamer, einen Tadel oder eine Lehre von einem so unparteiischen Richter zu erhalten, wie ein Buch ist. Die Wichtigkeit des Gegenstandes rechtfertigt hinreichend die Thätigkeit, welche augenblicklich die Presse dafür entwickelt. Die Erziehung unserer Töchter ist meistens unvollkommen, unpassend und inkonsequent, namentlich im Mittelstande, denn die höhste und die niedrigste Stufe der Stände haben viel bestimmter abgegränzte Ziele als dieser, sie verirren sich nicht so leicht und bedürfen also auch weniger eines Wegweisers. Die Töchter des Mittelstandes sind aber heutzutage fast alle mittellos, denn die meisten Beamten und Militairs, die das jahrelechte Kontingent dazu liefern, können ihren Kindern kein Vermögen hinterlassen; ihre Töchter müssen also nach einer selbständigen Lebensstellung streben, die durch eine Heirat fast nie mehr erreicht wird. Daß die Erziehung auf diese Wendung des weiblichen Lebens Rücksicht nehmen muß, versteht sich von selbst und die neuen Schriften über weibliche Erziehung haben sich daher mit Recht beflissigt, gerade darüber in Rathschlägen zu wetteifern.

Wir müssen uns auf namentliche Anführung von vier Werken beschränken, die den Vorzug vor den übrigen verdienen. Das erste ist von unbekannter Frauenhand im Verlage von Meidinger in Frankfurt am Main erschienen; es enthält treffliche Anleitungen und ist mit seinem Gefühl geschrieben, nur macht es eine komische Wirkung, daß die Verfasserin die Fehler der süddeutschen Redeweise begeht, während sie wissenschaftliche Bildung der Frauen verlangt! Einigen Anstoß könnte es bei ängstlichen Müttern erregen, daß ein Motto eines bekannten revolutionairen Schriftstellers gleichsam die Ueberschrift des Buches bildet; indessen können wir versichern, daß es durchaus nichts Gewaltsames, Revolutionaires enthält, sondern mehr als alle anderen Erziehungsschriften dazu rüth, die Mädchen möglichst nach altem Herkommen zu erziehen, sie kochen und nähen zu lehren, ja, am liebsten möchte die Verfasserin sie wieder spinnen und weben lassen, wie die Frauen des Mittelalters und des Alterthums es gethan, wobei sie allerdings sich viel poetischer ausnahmen als bei den zierlichen Unnützlichkeiten der Gegenwart. Das zweite Werk ist bei Vogt in Weimar erschienen; es enthält viel Anstandsregeln nach französischem Muster, aber der Name der Verfasserin, Elise von Hohenhausen, geb. von Ochs, bürgt dafür, daß auch deutsche Sitte und echte Herzensbildung, daß eine schöne Innerlichkeit mehr noch als eine zierliche Aeußerlichkeit darin gepflegt wird. Eine Erziehungsmethode nach englischen Vorbildern ist durch Amely Bölte in überaus entsprechender Form ausgeprägt. Ein langjähriger Aufenthalt in England hat die Verfasserin mit dem Innern des englischen Familienlebens auf das Genauste vertraut gemacht; sie erzählt ihre Erfahrungen als Erzieherin und giebt zugleich eine Schilderung der Häuslichkeit, der Stellung und Bildung der Frauen in England. Durch lebendige Beispiele zu belehren, versteht Fräulein Bölte meisterhaft; ihr Er-

Digitized by Google

ziehungsbuch wird für die weibliche Jugend eben so nützlich wie interessant sein, und man wird wohlthun, es derselben zur Selbstbelehrung in die Hand zu geben. Dagegen müssen wir ernstlich protestiren bei dem vierten anzuzeigenden Erziehungswerke; es ist von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt), gewiß in bester Absicht geschrieben; die Mütter mögen es im Verborgenen lesen und sich daraus unterrichten, aber es sorgfältig vor jungen Töchtern verschließen. Es ist unbegreiflich, wie eine Frau sich in diesem Grade gegen das weibliche Zartgefühl versündigen konnte! Julie Burow denkt und redet wahrlich wie ein handfester Chirurg über Gegenstände, die vor weiblichen Augen nie entschleiert werden sollten. Sie hat den redlichen Willen, ihrem Geschlechte nützlich zu werden, namentlich den Stand der „alten Jungfern" zu vermindern; sie macht Vorschläge zum Selbsterwerb der Frauen, wodurch dem Manne die Kosten des Haushaltes und also auch die Heiraten erleichtert werden sollen. Indessen werden die meisten unserer jungen Damen doch lieber alte Jungfern werden, als die seltsamen Erwerbszweige ergreifen, die ihnen Frau Pfannenschmidt vorschlägt, und die meisten Freier würden vor einem jungen Mädchen zurückschrecken, das sich zum Wundarzt oder zur Hebeamme ausbildete. Weibliche Krankenpflege ist rührend und heilig, wenn sie um der echten Menschenliebe willen grübt wird, wenn sie im Gewande der Diakonissin oder der barmherzigen Schwester erscheint, aber sie ist widernatürig als Gelderwerb. Die Lage mittelloser Mädchen in unserer Zeit ist allerdings traurig, aber die alten Jungfern werden doch nicht so verächtlich behandelt, wie Julie Burow behauptet, die sie als „Kehricht des Menschengeschlechtes" angesehen glaubt. Alle neuen Theorieen und Pläne gehen zudem kein so praktisches Hülfsmittel ab, wie es die viel geschmähten Damenstifte und Klöster der guten alten Zeit der weiblichen Verlassenheit darboten.

— v. —

Mannigfaltiges.

— Herr v. Fonton. Die Revue Contemporaine giebt über diesen auch in Berlin näher gekannten, russischen Diplomaten, dem sie eine wichtige Rolle bei den angeblich bevorstehenden Friedensverhandlungen anweist, folgende Notizen: „Herr v. Fonton ist von französischer Abkunft, und wir brauchen wohl nicht in Erinnerung zu bringen, unter welchen Verhältnissen seine Familie ihr Vaterland wechselte. Von Jugend auf war Herr v. Fonton in der russischen Diplomatie beschäftigt; zunächst nahm er eine Stellung in der Kanzlei des General Paskewitsch während der Feldzüge in Persien und Polen ein. Ueber die Campagne von Eriban (Erzerum) hat er eine vielgelesene Schrift herausgegeben, doch vermuthete man damals noch nicht, welche wichtige Arbeiten ihm bald übertragen werden würden. Eines Tages war Herr v. Hilferding, Chef der diplomatischen Kanzlei des Marschalls, erkrankt, und Herr v. Fonton trat nun in direkte Beziehungen zum Kaiser Nikolaus, dem der klare Verstand, der lebhafte, gebildete Geist des jungen Beamten so auffiel, daß er ihm bei erster Gelegenheit eine seinen Fähigkeiten mehr zusagende Stellung gab und ihn zum Gesandtschafts-Rath in Berlin ernannte. Herr v. Meyendorf, damals russischer Gesandter am preußischen Hofe, gehört bekanntlich einer ganz anderen diplomatischen Schule, als Herr v. Fonton, an. Für ihn beruhte das Gleichgewicht Europa's auf den Verträgen von 1815, und bei der Geradheit seines Charakters war er der Ansicht, daß weder die Ehre, noch das Interesse seines Landes ihm gestatte, solchen Maßregeln seine Zustimmung zu geben, durch welche die Grundlage jener Verträge eine Aenderung erfuhr. Als im Jahre 1846 die Aufstände in Krakau und in Galizien Oesterreich Gelegenheit gaben, das Gebiet der freien Stadt Krakau in den Kaiserstaat einzuverleiben, wußte die russische Regierung, die damit einverstanden war, sehr wohl, daß diese Maßregel bei Herrn v. Meyendorf eine Opposition finden würde, die, weil sie auf loyalen Grundsätzen ruhte, geachtet werden mußte. Man entschloß sich daher, ihn momentan von seinem Posten zu entfernen; er ward nach Palermo gesandt, wo sich damals die Kaiserin, ihrer Gesundheit wegen, aufhielt, bei der er der wohlwollendsten Aufnahme gewiß war, da sie eine außerordentliche Achtung für ihn hegte. In seiner Abwesenheit leitete Herr v. Fonton sehr geschickt die schwedenden Verhandlungen, und er war es, der im Namen Rußlands den Vertrag über die Einverleibung Krakau's unterzeichnete. In Folge dieses Ereignisses wurde er zum ersten Botschafts-Rath bei Herrn v. Medem in Wien ernannt, wo er in diesem Augenblicke ganz besonders angenehm sein mußte. Diesen Posten hatte er noch inne, als die Revolution von 1848 ausbrach. Man dürfte bei dem damaligen gesetzlosen Treiben annehmen, daß Alle, die an der Unterdrückung des Aufstandes von Galizien sich betheiligt hatten, in Wien einer Gefahr ausgesetzt waren, von der selbst diejenigen, die ihr gehuldigt Charakter als Gesandte schützen sollte, nicht ganz geschützt schienen. Herr v. Fonton war damals — vielleicht zu seinem Glücke — abwesend; seine Gemahlin war allein in ihrem Hotel, als ein Insurgentenhaufe unter dem Vorgeben eindrang, daß sich dort Jemand, den sie suchten, versteckt hatte. Der Anführer dieses Haufens, rutziger, verständiger, oder auch galanter, als man es sonst damals in Wien zu sein pflegte, wollte Frau v. Fonton beruhigen, indem er ihr sagte, daß sie nichts zu fürchten habe. „Fürchten!" erwiderte sie, „ich fürchte Nichts; ich habe dreimalhunderttausend russische Bayonette hinter mir." — Die Leute zogen ab, aber die Antwort hat sich erhalten, und sie trug der Frau von Fonton, eben so wie ihrem Gemahl, die höchste Achtung des Kaisers Nikolaus ein. Herr v. Fonton ist jetzt russischer Gesandter in Hannover, von wo er kürzlich nach St. Petersburg abgereist ist, um vielleicht bei den Friedensverhandlungen, welche möglicherweise eröffnet werden, eine wichtige Rolle zu spielen."

— Samuel Rogers. Mit dem dreiundneunzigjährigen Samuel Rogers, dessen vor einigen Tagen erfolgter Tod in den Zeitungen berichtet wird, ist der letzte und zugleich der älteste von jenen Dichtergeistern aus der Welt geschieden, die zu Ende des vorigen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts eine neue Bewegung in die englische Poesie brachten, ihr einen neuen Impuls und eine neue Richtung gaben. Er war das Glied, welches die Gegenwart an eine ferne Vergangenheit knüpfte; als er seine ersten Verse schrieb, beherrschte Voltaire noch die französische und Johnson die englische Literatur, und ehe noch der Name Napoleon Bonaparte genannt wurde, als Byron noch in der Kinderstube war, Scott sich zum Advokaten vorbereitete, Coleridge und Wordsworth in Cambridge ihren Studien oblagen, als unserem Schiller eben erst die Idee zu seinem „Wallenstein" aufstieg und Goethe den Feldzug in der Champagne mitmachte, hatte Rogers durch seine „Pleasures of Memory" (1792) bereits eine Stelle unter den Berühmtheiten des Tages, einen Ehrenplatz unter den klassischen Dichtern Englands erworben. Durch ein bedeutendes Vermögen (er war Chef eines angesehenen Londoner Banquierhauses) in den Stand gesetzt, ganz seinen literarischen Neigungen und Beschäftigungen zu leben, war er mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit befreundet, und seine jüngeren Kunstgenossen verlieren in ihm einen freigebigen Gönner. Er erheiterte durch seine Theilnahme die letzten Stunden Sheridan's, richtete durch seinen Zuspruch den gebeugten Muth Shelley's auf, und als die englische Gesellschaft sich im Namen der verletzten Moral gegen den Sänger des „Childe Harold" erhob, war er sein fester und standhafter Vertheidiger. Auf Genialität konnte Rogers keinen Anspruch machen; seine Gedichte zeichnen sich eher durch schöne Sprache, liebliche Bilder, anmuthige Schilderungen und sanftes, edles Gefühl als durch erhabenen Flug der Gedanken aus; aber wenn auch nicht der größte Dichter, war er doch einer der edelsten Menschen, und man kann von ihm behaupten, daß er auf seiner fast hundertjährigen Laufbahn sich nicht einen einzigen Feind zugezogen. Seine Memoiren würden für die Literaturgeschichte Englands von außerordentlichem Interesse sein.

— Ein russisches Gedicht. Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist auf Veranlassung des Herrn Poltoratzki ein kleines russisches Gedicht, „Der gefährliche Nachbar*)," gedruckt worden, das von dem verstorbenen Wassilij Puschkin, Oheim des berühmten Dichters dieses Namens, einem gleichfalls in der russischen Literatur nicht unbekannten Schriftsteller, herrührt. Das Opus ist vor mehr als vierzig Jahren geschrieben, wurde aber in Rußland, wie es scheint, von der Censur nicht zum Drucke gestattet und war daher bis jetzt nur handschriftlich verbreitet, da eine im Jahre 1815 veranstaltete lithographirte Ausgabe zu den bibliographischen Seltenheiten gehört. Die Censurschwierigkeiten waren übrigens wohl nicht durch politische Gründe, sondern durch den mehr als schlüpfrigen Inhalt des Gedichts motivirt, dessen poetischer Werth und in der That nicht mit seinem anstößigen Thema anzusöhnen vermag, obwohl der Herausgeber es für „ein chef d'oeuvre in seiner Art" erklärt und ihm sogar eine moralische Tendenz vindizirt. Es hätte füglich noch länger ungedruckt bleiben können.

*) Опасный сосѣдъ. Стихотвореніе Василія Львовича Пушкина. Изданіе второе. Лейпцигъ, въ типографіи Брокгауза, 1855.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., wofür in allen Theilen der Preußischen Monarchie portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Buchhändler Neumann, Niederwallstr. Nr. 13), in wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 155. Berlin, Donnerstag den 27. Dezember 1855.

Nord-Amerika.

Aus dem Tagebuche einer Engländerin, als Gast unter den Mormonen.*)

Great-Lake-City, 1853.

1. Januar. .... Könnte der Inhalt eines Schuldgefängnisses, gepaart mit passenden Weibern, in einem fernen Lande abgesondert und zu dem Glauben gebracht werden, sich für ein verfolgtes Geschlecht und den Diebstahl, wie alle anderen Verbrechen, für eben so viele Tugenden zu halten: er würde doch nur ein schwaches Seitenstück zu der Gemeinschaft bilden, die hier in entlegener Gegend dem Verlehrnd huldigt. Stutzet Euch ein System zu, das an Aberglauben und viehischen Gelüsten seinen Halt hat, und Ihr seid auf dem Wege, die Wahrheit zu treffen.

5. Januar. Heute hatte ich eine sehr interessante Unterredung mit einer Neuangekommenen. Ich hatte sie schon früher zweimal gesehen, und ihre geistige Bildung war mir so aufgefallen, daß ich meine Verwunderung nicht verbergen konnte, wie sie unter die Mormonen gerathen sei. Ihre Familie besteht aus ihrem Manne und zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter, einem fünfzehnjährigen, hübschen Mädchen. Traun, ein schöner Markt für das junge Geschöpf! Ich konnte schon bei einem früheren Zusammentreffen die Frage nicht unterdrücken, ob es ihr recht wäre, daß ihr Mann noch eine Frau heirate. Sie erröthete bis über die Ohren und gab eine ausweichende Antwort; doch offenbar mochte sie aus Scheu vor unserer anwesenden Wirthin nicht mit der Sprache heraus. Heute aber waren wir allein, und nachdem sie an Thüren und Fenstern nachgesehen, brach sie in einen wahren Sturm von Unwillen aus, über all das Schmähliche, was ihnen zu Ohren gekommen. Sie lamen, wie es scheint, in der äußersten Unkenntniß der Polygamie, mit der Absicht, sich hier häuslich niederzulassen. Herr W. kaufte Haus und Hof, und sie fangen jetzt eben ihre Wirthschaft an. Er besitzt einen ansehnlichen Viehstand, den er vor der Hand Hirten zur Hut anvertraut hat; er hatte ursprünglich die Absicht, im Frühlinge nach Kalifornien zu gehen, um dort einen Markt für sein Vieh zu suchen und inzwischen seine Familie hier zurücklassen. Sie haben nun ihren Plan geändert und werden zusammen nach Kalifornien ziehen, um nimmer wieder zu kehren. Um dies aber mit möglichst geringem Opfer an Eigenthum bewerkstelligen zu können, müssen sie ihren Plan für sich behalten. Ihr, einem Weibe von männlichem Geiste und gewohnt, ihre Gedanken ohne Rückhalt zu äußern, muß der Zwang schwer sollen; allein sie sind ernstlich besorgt, wie sie sich aus dieser verwickelten Lage herauswinden werden, und es ist eine Art Sicherheitsventil für ihre Gefühle, daß sie sich mit mir über ihre Lage aussprechen kann. Wir sind beide im Stande, über die elende Gesellschaft summarisch den Stab zu brechen und sie von Herzen in den glutreichsten Theil der Hölle zu verdammen.

Zwei der Mormonenführer haben dem Herrn W. einige Hundert Dollar abgeschwindelt. Diese Schuld einzutreiben, Haus und Hof loszuschlagen und mit halbbreiter Haut davon zu kommen, ist sein höchster Wunsch; und er wäre zufrieden, wenn er diesen mit dem Verlust von tausend Dollars erkauft.

Sie, eine wohlbelesene Wasserheilkundige, wurde bei dem jetzt herrschenden Scharlachfieber schon öfter um Hülfe angesprochen, und sie giebt von dem Leiden manches armen Kindes eine lebendige, obwohl betrübende Schilderung. In einer kleinen Hütte fand sie eine Familie, einen Mann, zwei Frauen, drei schwer kranke Kinder, zwei Betten, einen Hühnerstall in demselben Zimmer, das von einer Pestluft erfüllt war. Der Mann ist ein Mitglied der Legislatur, noch im alten Harvard graduirt und nicht ohne wissenschaftliche Bildung. Als er gegen sie seine Besorgniße um die Kinder aussprückte, fragte sie ihn, wie er erwarten könne, daß sie gesund werden sollen, wenn sie genöthigt seien, eine solche Luft einzuathmen, und sie erklärte ihm geradezu, daß ein häusliches Leben, wie das seinige, nichts weniger als günstig für die Gesundheit sei. Doch was nützt es, mit solchen Menschen vernünftig zu sprechen! Verlange von dem Trunkenbold, er soll das Glas von sich werfen, während der Feuertrank seine Kehle herabrinnt!

10. Januar. Unter den Stammgästen der Frau Farnham ist ein großgewachsenes, hübsches junges Weib, bekannt unter dem Namen Harriet (Hettchen) Cook. Sie ist eine frühere Angesiegelte*) Brigham's, von dem sie ein Kind hat. Als ich sie zum ersten Male sah, schien sie mir unter dem drückenden Gefühl ihrer Lage zu leiden. Sie äußerte sich mit Bitterkeit über ihren Fall, über die Schändlichkeiten des Harems, mit Haß über ihr eigenes Kind, das sie als einen garstigen, unbändigen Balg schilderte. Ich empfand viel Theilnahme für sie und fragte sie, warum sie nicht nach Kalifornien auswandere? Sie antwortete traurig: „Hier bin ich so gut, wie Maria Anna“ (Brigham's erstes Weib) „und alle Anderen; anderswo bin ich ein Anowarf. Mein Bruder wünscht, daß ich fortgehe, aber es nützt nichts.“

Heute besuchte mich dieses Frauenzimmer wieder und verbreitete sich in einer Schilderung der schmutzigen Haremwirthschaft in so widerwärtiger und gemeiner Sprache und mit einem so sichtbaren Wohlgefallen an dem Laster, daß mein ganzer Ekel rege wurde und alle Sympathie für sie erstarb. Von jetzt an unterhielt ich mich mit ihr, wie mit den anderen nur zu dem Zwecke, mich über die mormonischen Zustände zu belehren. Sie kann als Probe gelten für die tiefe und hoffnungslose Entwürdigung, die das Mormonenwesen bewirkt. Und mit zunehmendem Alter wird sie eine boshafte Lust darin finden, Andere zu demselben unseligen Zustande zu verführen.

14. Januar. Gestern gingen wir zum ersten Male in das Tabernakel. Phineas Young begleitete uns und sicherte uns einen guten Platz. Der Andrang war ungeheuer. Auf einem Altane an der Westseite saßen die Hohenpriester und die Aeltesten, die zum Dienste des Tages sich eingefunden hatten.

Es war eine seltsame Versammlung. Ich müßte ein größerer Phrenolog sein, um an eine genaue Classification zu gehen. Es gab nur wenige intelligente Gesichter, untermischt mit ausgeprägter Schlauheit und anwidernder Lüsternheit in Männern und Frauen, eine große Masse Leichtgläubigkeit und eine Ueberfülle an maulaffender, stierender Dummheit. In dem Anzuge keine vorherrschende Mode; die große Mannigfaltigkeit der Kostüme deutete auf ein Zusammenströmen aus allen Punkten der Windrose. — Ein Weib, das vor uns saß, drehte sich um und bohrte in mich ein großes, durchdringendes, schwarzes Augenpaar. Sie schien aus mehr als gewöhnlicher Neugierde an mir begreifen zu wollen, wie eine Heidin aussehe, die es für keine Glückseligkeit hält, einen Mormonen zum Gatten zu bekommen. Base Shearer sagt mir, das Weib sei aus Springfield in Massachusetts, gut verheiratet; sie habe keine geringe Opfer gebracht, um sich den Heiligen anzuschließen, und ihr Mann werde in kurzem die Tochter eines gewissen Colborne zur zweiten Frau nehmen. Die früher mit diesem gemachte Bekanntschaft wird mir vielleicht eine Einladung zur Hochzeit eintragen.

Parley Pratt hielt die Hauptpredigt, die meist aus umherschweifenden, unzusammenhängenden Redensarten zur Verherrlichung der Heiligen bestand. Hin und wieder brachte er, wie es Redner in politischen Versammlungen zu thun pflegen, eines jener Schlagwörter an, die ein wiehernded Gelächter der Zuhörer hervorrief, und es schien mir für ein solches Auditorium gar nicht am unrichtigen Orte. Von Andacht keine Spur. Die Versammlung sah allem Anderen eher als einer religiösen ähnlich. Die vor dem Altane aufgestellte Musikbande bestärkte uns noch mehr in der Meinung, daß wir hier einem Puppenspiel oder einer ähnlichen Aufführung beiwohnen sollten.

17. Januar. Neulich Abends besuchten wir das Theater in der Gesellschaftshalle, einem Gebäude, das zu öffentlichen Vergnügungen bestimmt ist. Eine drei oder vier Fuß über den Zuschauerraum erhöhte Estrade bildet die Bühne. Bulwer's „Lyonerin“ wurde, und

*) Nach Putnam's Monthly.

*) Sealed, als Konkubine aufgenommen. Brigham Young ist der jetzige Groß-Kophta der Secte.

Digitized by Google

zwar besser, als wir erwartet hatten, gegeben, und ich würde mich angenehm genug unterhalten haben, wenn mir der Anblick so manchen Privatstückes, das im Publikum gespielt wurde, mir nicht den Genuß vergällt und mich von dem Besuch des Hauses für immer abgeschreckt hätte. Wie durch und durch, wie entsetzlich vergiftet ist Alles in dieser Gesellschaft!

Heute besuchte ich Frau Cook, die den vorigen Abend ihre Rolle als Mutter des Claude vorzüglich gespielt hatte. Sie ist eine geborene Engländerin, eine Frau von Geist, die mit ihren Kindern den Winter über hier bleibt, während ihr Mann in Kalifornien verweilt. Nach ihrer Versicherung hatte sie nie, weder in England, noch in Amerika, die Bretter betreten; da sie überdies ein angezeichnetes musikalisches Talent ist, so reißt sich Alles um sie. Wie konnte sie aber eine Mormone werden? Vielleicht ist sie, wie Frau W., der Sache schon überdrüssig, oder — wie es bei einem großen Theil der Fall ist — ist ein unausgesprochener Grund vorhanden, der ihr die Gesellschaft der nicht mormonischen Welt verleidet hat. — Ich erfuhr bei ihr manche Merkwürdigkeit über das Theater. Einige Mitglieder waren schon früher auf der Bühne thätig, unter diesen ist eine Mrs. Wheelock, deren Gatte auf einer Mission ans ist, und während seiner Abwesenheit sind die männlichen Schauspieler in voller Jagd hinter ihr her; denn eine verheirathete Frau kann immerhin in Abwesenheit ihres Mannes wieder anderweit verheirathet werden. Am hitzigsten verfolgt sie der Schauspieler, der in der „Lady of Lyons" die Rolle des Claude sehr gut durchgeführt hat und schon mit drei Weibern verbunden ist. Neben dem Stück auf der Bühne trug das gelegentliche Seitenstück hinter den Coulissen nicht wenig zur Unterhaltung des Publikums bei. — Da Mrs. Cook für das liebe Brod arbeitet, so beklagt sie sich bitterlich über die vielen Freibillets, welche die ganze Einnahme aufzehren. Brigham mit zehn oder zwölf Adjunkten, Kimball, mit einem ähnlichen Anhang, und so durch die ganze Bande, haben freien Eintritt, indeß die Schauspieler selbst für ihre Familien bezahlen müssen. (Schluß folgt.)

Ostindien.

Privatleben eines orientalischen Königs.

(Schluß.)

Wie man sieht, hatte der Sprachlehrer des Königs von Audh eine ganz angenehme Stellung, um die ihn unsere schlecht bezahlten Pädagogen wohl beneiden dürften. Außer ihm befanden sich im königlichen Hofstaat noch vier europäische Mitglieder: der Bibliothekar, der Maler, der Hauptmann der Leibwache und der Barbier, der, wie im Orient so häufig, sich der besonderen Gunst Sr. Majestät erfreute. Welches Amt unser Verfasser bekleidete, ist nicht recht ersichtlich; nach manchen in dem Werke vorkommenden Aeußerungen möchten wir ihn für den Hofmaler halten. Die Geschichte des Barbiers erzählt er folgendermaßen:

„Er war als Kajütenjunge nach Kalkutta gekommen; da er aber in London bei einem Friseur gelernt hatte, so verließ er nach seiner Ankunft in Kalkutta das Schiff, um zu seinem alten Gewerbe zurückzukehren. Das Glück war ihm hold; durch Dreistigkeit und Schreierei erwarb er sich einen ausgebreiteten Ruf. In der Folge wurde er ein sogenannter Flußreisender, indem er mit europäischen Waaren den Fluß hinauffuhr. In Lachnau angekommen, fand er den englischen Residenten vor Verlangen brennend, sein von Natur schlichtes Haar in derselben Weise wie das des General-Gouverneurs (Lord Ellenborough) kräuseln zu lassen. Der General-Gouverneur zeichnete sich durch seine Lockenfülle aus, und in Indien ist natürlich der General-Gouverneur „der Mode Spiegel und der Formen Muster". Der Resident mußte ihm nachahmen, und der Flußreisende war nicht zu stolz, sein altes Geschäft wieder vorzunehmen. Wunderbar war die Metamorphose, die er in dem Aeußern des Residenten hervorbrachte, und der große Sahib war so sehr darüber erfreut, daß er den Wunderthäter dem Könige vorstellte. Dieser Resident lebt jetzt in England und schreibt M. P. (Parlaments-Mitglied) hinter seinen Namen. Der König hatte merkwürdig schlichtes, straffes Haar; von Locken war bei ihm nicht im Entferntesten die Rede. Der Barbier that abermals Wunder, und der König war außer sich vor Entzücken. Der glückliche coiffeur wurde mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Er erhielt einen Adelstitel: Sofraz khan (erfunchter Häuptling) war sein neuer Name, und ganz Audh beugte sich vor ihm. Der ehemalige Kajütenjunge war jetzt ein angesehener Mann, und als Liebling des Königs fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, ein bedeutendes Vermögen zu sammeln. Außer den Geschenken, mit welchen er sich für seine Fürsprache bezahlen ließ, hatte er noch eine andere Quelle des Erwerbs: er lieferte alle Getränke, die an der königlichen Tafel konsumirt wurden. Ueberhaupt ging jedes europäische Produkt, das man bei Hofe verbrauchte, durch seine Hand, und die Rupien flossen tausendweise in seine Tasche.

„Was soll man dem Manne thun, den der König gern wollte ehren" ist eine Frage, die an den orientalischen Höfen eben so oft aufgeworfen wird, wie zu den Zeiten Esther's. Die Ehren, die Nasir dem einnehmenden Barbier erwies, waren grenzenlos; er schenkte ihm unbedingtes Vertrauen. Nach und nach wurde er ein regelmäßiger Gast an der königlichen Tafel und setzte sich wie von Rechtswegen neben den König nieder, der nie eine Flasche Wein kostete, die von anderen Händen als denen seines Barbiers geöffnet worden. Die Furcht Seiner Majestät, von seinen eigenen Verwandten vergiftet zu werden, war so groß, daß jede Flasche Wein im Hause des Barbiers versiegelt werden mußte, ehe sie auf den königlichen Tisch kam, und deren Oeffnen unterfuchte der kleine Mann erst sorgfältig das Siegel, um zu sehen, ob auch Alles in Ordnung sei. Er zog dann den Pfropfen, goß etwas Wein aus und probirte es, ehe er ein Glas für den König füllte. Dies war die Etikette am königlichen Tisch, als ich zuerst daran Platz nahm."

Es zeigte sich in der Folge, daß, was unser anonymer Autor als bloße „Etikette" bezeichnet, eine Vorsichtsmaßregel war, zu der Nasireddin und sein vertrauter Barbier allen Grund hatten; denn bald, nachdem Letzterer, hauptsächlich durch die Intriguen der anderen europäischen Mitglieder des königlichen Hofstaats, von der Person des Königs entfernt worden, gelang es den Verwandten desselben in der That, sich in den Palast einzuschleichen und den unglücklichen Monarchen durch Gift aus dem Wege zu räumen.

Unter solchen Auspizien mußte das „Privatleben eines indischen Königs" manche seltsame und nicht sehr erbauliche Züge darbieten. Nasir-eddin war nach dem Geständniß seines Biographen von Natur gutmüthig und seinesweges ohne geistige Anlagen, aber im höchsten Grade launenhaft und von augenblicklichen Einflüssen beherrscht. Seine Vorliebe für die Europäer war ohne Zweifel aufrichtig; er ahmte ihre Sitten nach, nahm ihre Kleidung und ihre Gebräuche an und vertraute sich ganz ihrer Führung; wie schlecht aber seine europäische Umgebung dieses Vertrauen erwiderte, geht aus der eigenen Erzählung des Verfassers hervor. Sein Hang zum Trunke, das erste Laster, welches sich des Mohammedaners bemächtigt, sobald er den strengen Enthaltsamkeits-Regeln des Koran untren wird, wurde eher ermuthigt, als in Schranken gehalten; die Sinekuren, deren man an seinem Hofe genoß, waren zu einträglich, als daß man sie durch unzeitige Offenheit auf das Spiel setzen konnte, und nicht ein Wort des guten Raths oder des freundschaftlichen Tadels wurde von den Günstlingen gewagt, welche die Zeugen und Theilnehmer seiner Verirrungen waren. Allerdings ist es eine kitzliche Sache, einem unumschränkten Monarchen die Wahrheit zu sagen; von Xerxes bis zu Nasir-eddin herab haben orientalische Potentaten stets gezeigt, daß sie in solchen Dingen keinen Spaß verstehen, und der König von Audh liebte daher ungestört der Ueberzeugung, daß es nicht nur echt fürstlich, sondern auch echt „gentlemännisch" sei, sich toll und voll zu trinken und in diesem Zustande die Extravaganzen zu begehen, die seinen Namen in ganz Indien berüchtigt machten.

Ein großer Theil des Werks ist mit Schilderungen jener Thierkämpfe angefüllt, welche im Orient so beliebt sind und an welchen auch der Verfasser offenbar nicht geringes Wohlgefallen findet. Er erzählt von Duellen zwischen dressirten Rebhühnern und Wachteln, die auf dem Eßtisch ausgefochten wurden; von Kämpfen zwischen Tigern und Elephanten, zwischen Büffeln und Tigern, zwischen einen wilden Pferde, das in seiner Diät mit den Rossen des Diomedes wetteiferte, und einem Tiger, in welchen letzterer den kürzeren zog; von Antilopenjagden, Elephantenjagden, Hirschjagden und von anderen, meistens höchst unmenschlichen und blutigen Vergnügungen. Wir begnügen uns damit, eine einzige dieser Scenen wiederzugeben, in welcher der Elephant, seinen zweideinigen Peinigern gegenüber, als bei weitem das edelste und vernünftigste Thier erscheint.

Bei Gelegenheit eines Besuchs, den der britische Oberbefehlshaber und der Resident in Lachnau dem Könige abstatteten, wurde „zur Erheiterung Ihrer Excellenzen" ein großartiger Thierkampf veranstaltet. Der Hof Seiner Majestät von Audh strahlte in allem Glanz orientalischer Pracht. „Der König trug seine neue Krone, die mit zahllosen Edelsteinen geschmückt war und an der eine schneeweiße Reiherfeder befestigt war. Wenn er wollte, konnte er sich mit dieser Würde benehmen, und der Kontrast zwischen dem dunkelschattirten Braun seines Teints, den funkelnden Juwelen und dem schlanken Federbusch war höchst imposant und anmuthig. Er erschien bei diesem feierlichen Anlaß in seiner orientalischen Kleidung, aus gitzerndem Kinkob von gold- und silbergewebter chinesischer Seide bestehend, die bei jeder Bewegung wie leuchtende Diamanten schimmerte." Der erste Akt des blutigen Schauspiels war ein Kampf zweier Tiger, deren Details der Verfasser mit wahrhaft peinlicher Genauigkeit ausmalt. Die interessanteste Episode dieser barbarischen Spiele bildete jedoch ein Duell zwischen einem Lieblings-Elephanten des Königs, genannt Mallik, der bereits in früheren Kämpfen einen Stoßzahn eingebüßt hatte, und einem anderen „furchtbaren schwarzen Kerl" von noch riesenhafterer Gestalt, aber nicht so unerschrockenem Muth, als der verstümmelte Veteran Mallik. Der

Digitized by Google

Letztere trieb seinen Gegner vor sich her in den Fluß, der die eine Seite der Arena begränzte.

„Mallir war wüthend über die Flucht seines Gegners. Sein Mahaut (der Führer, der auf dem Rücken des Elephanten saß) wollte ihn zur Verfolgung anfeuern, aber er wußte, daß es vergebend war, oder war zu aufgebracht, um ihm zu gehorchen. Er blickte wild umher, bereit, den ersten Besten anzugreifen. Der Mahaut, der ihn noch immer mit heftigen Schlägen und rufendem Geschrei vorwärts trieb, verlor in der Aufregung das Gleichgewicht und fiel zu Boden. Er stürzte vor die Füße des erzürnten Thieres, den er selbst noch wüthender und zügelloser gemacht hatte. Sein Schicksal blieb nicht einen Augenblick zweifelhaft. Wir sahen kaum, daß der Mahaut gefallen war und hülflos mit ausgestreckten Beinen und hoch emporgehobenen Armen auf der Erde lag, als wir den ungestalten Fuß des Elephanten auf seine Brust stampfen und seine Knochen zermalmen hörten und der Körper des Unglücklichen nur noch eine formlose Masse darbot! Er hatte kaum Zeit, einen Angstruf auszustoßen; das Hin- und Herschwanken seiner Gestalt auf dem Nacken des Elephanten, sein Sturz, der dumpfe Ton, den er beim Niederfallen auf den weichen Rasen von sich gab, und das gräßliche Getrach des Körpers, als er von dem Fuße des erbitterten Thieres zertreten wurde — alles dies war das Werk eines Moments. Aber die Wuth des Elephanten war noch nicht gesättigt. Ohne den Fuß von der Brust des Mannes zurückzuziehen, ergriff er mit dem Rüssel einen Arm und riß ihn vom Körper ab. Noch einen Augenblick, und das Glied flog hoch in die Luft, indem das Blut von ihm spritzte. Es war ein schauderhafter Anblick. Der andere Arm wurde in derselben Weise abgerissen und in die Luft geschleudert. Wir waren natürlich Alle entsetzt über den traurigen Ausgang unseres Spiels, an welchem aber Niemand schuld war, als der Elephant (also nicht diejenigen, welche dergleichen „Spiele" veranstalten!) — unser Schrecken erreichte jedoch den höchsten Grad, als wir plötzlich eine Frau auf den Elephanten zustürzen sahen. Sie hatte ein Kind im Arm und lief so schnell, als ihre Last es ihr gestattete. Der Oberbefehlshaber, der auf dem Balkon saß, sprang auf mit den Worten: „Majestät! es wird noch mehr Unglück geschehen. Können wir nichts thun, es zu verhindern?" — „Ohne Zweifel ist es die Frau des Mahaut", erwiederte der König; „was können wir machen!" Der Resident hatte zwar schon einigen Reitern Befehl gegeben, vorzurücken und den Elephanten mit ihren langen Speeren wegzutreiben, aber in einem Augenblick ließ sich dieser Befehl nicht ausführen, da die Leute erst aufsitzen und sich vorsichtig, fünf auf jeder Seite, nähern mußten. Vermittelst ihrer langen Speere pflegen sie die Mast-Elephanten (Muſt bedeutet jenen periodischen Zustand der Aufregung, den man die Brunstzeit nennt) fortzutreiben, indem sie, wenn die Thiere widerspenstig sind, ihre Lanzenspitzen gegen den Rüssel derselben richten, welcher ihr verwundbarster Theil ist. Es versteht sich von selbst, daß es geschickte Reiter sein müssen, die im Nu davonsprengen können, wenn der Elephant den Speeren ausweicht und seinerseits zum Angriff übergeht. Während die Lanzenträger sich also anschickten, das Thier fortzutreiben, indem sie aufstiegen und sich ihm vorsichtig von beiden Seiten näherten, lief die arme Frau, ohne der Gefahr zu achten, geradeswegs auf den Elephanten zu. „O Mallir, Mallir! wildes, grausames Thier, sieh, was Du gethan hast", rief sie; „hier, nach unserem Hause ein Ende; Du hast das Dach zerstört, brich jetzt auch die Mauern nieder; Du hast meinen Gatten getödtet, den Du so sehr liebtest, jetzt tödte auch mich und seinen Sohn." Wer Indien nicht kennt, wird eine solche Sprache für unnatürlich und sicherlich halten, allein es ist genau das, was sie sagte, da fast jedes Wort sich meinem Gedächtniß eingeprägt hat. Die Mahauts und ihre Familien leben mit den Elephanten, zu deren Hütung sie bestellt sind, und reden mit ihnen, wie mit vernünftigen Wesen, im Tone des Vorwurfs, des Lobes, der Bitte oder des Tadels. Wir erwarteten nichts Anderes, als daß das wüthende Thier sich von den verstümmelten Ueberresten des Gatten wenden würde, um die Frau und das Kind in Stücke zu reißen; aber glücklicherweise hatten wir uns getäuscht. Mallir's Wuth war gesättigt, und er fühlte Reue über das, was er gethan hatte. Man konnte es an den herabhängenden Ohren und dem gesenkten Kopf erkennen. Er zog den Fuß von dem zerfleischten Körper zurück. Die Frau warf sich darüber hin, und der Elephant stand dabei, ihren Schmerz achtend. Es war ein rührendes Schauspiel. Das Weib jammerte laut, sich von Zeit zu Zeit mit erneuten Vorwürfen zu dem Elephanten wendend, während er gleichsam schuldbewußt da stand und sie traurig anblickte. Ein- oder zweimal streckte der bewußtlose Säugling die Arme nach seinem Rüssel aus und spielte damit. Ohne Zweifel hatte er dies schon oft gethan, denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß Kind eines Mahauts zwischen den Beinen des Elephanten spielen zu sehen, der seinen Rüssel über ihm schwenkt und, wenn es sich zu weit entfernt, es mit der Zärtlichkeit einer Mutter wieder zurückbringt. Unterdessen näherten sich die Lanzenträger auf flinken Pferden, welche eigens zu solchem Dienste abgerichtet waren. Sie kamen von beiden Seiten heran und gaben dem Elephanten ihre Wünsche durch eine leichte Berührung seines Rüssels mit ihren Lanzenspitzen zu erkennen. Mallir schlug seine langen Ohren zurück und blickte sie drohend an. Die Frau seines Mahauts konnte ihn bezwingen, aber von Anderen ließ er sich nichts befehlen; man kam also diesem Entschluß in seinem Auge. Sie stachen ihn wieder, diesmal etwas schärfer. Er warf seinen Rüssel in die Höhe, stieß ein drohendes Gebrüll aus und stürmte plötzlich auf die Angreifer los, die von der linken Seite kamen. In einem Nu machten sie Kehrt, und ihre Pferde sprengten in vollem Galopp davon, während Mallir sie verfolgte. Die unbändige Wuth des Elephanten begann allmählich zurückzukehren, und als die Schaar, die ihn zuerst angegriffen, über eine Mauer gesetzt und seinen Blicken entschwunden war, wandte er sich gegen die zweite. Es war jetzt an ihr, die Flucht zu ergreifen, was sie mit eben so großer Schnelligkeit wie ihre Kameraden that, als diese von Mallir verfolgt. „Die Frau soll ihn zurückrufen", schrie jetzt der König, „er wird ihr gehorchen." Sie rief ihn, und Mallir kam zurück, wie ein Wachtelhund auf die Stimme seines Herrn. „Die Frau soll mit ihrem Kinde aufsteigen und ihn fortführen", befahl der König weiter. Ein Wort von ihr, und der Elephant kniete nieder; sie stieg auf; Mallir reichte ihr zuerst die verstümmelte Leiche und dann ihren Säugling; sie saß auf seinem Rücken an ihres Gatten Stelle und führte ihn ruhig von dannen. Von diesem Tage an war sie sein Mahaut, sein Hüter; er duldete keinen anderen. So aufgeregt, so wüthend er auch sein mochte, sie hatte nur zu befehlen und er gehorchte. Ihre Hand, auf seinen Rüssel gelegt, reichte hin, die heftigsten Ausbrüche zu stillen. Sie führte ihn ohne Furcht oder Gefahr umher, und die Gewalt, die sie über ihn erlangt hat, wird ohne Zweifel auf ihren Sohn übergehen."

Es erhellt aus der ganzen Darstellung des Verfassers, daß, der europäischen Einflüsse ungeachtet, die sich in Indien geltend machen, der Geist des Orients dort noch in voller Kraft obwaltet, und mitten unter fashionablen Londoner Hüten, schwalbenschößigen Fracks und anderen Aeußerlichkeiten unserer modernen Civilisation werden wir von Zwischenfällen überrascht, die uns in die Zeiten des Cyrus und Ahasverus zurückführen. „Eines Tages lud Nasir-eddin seinen Oheim, der ihm mißliebig war, zu Tische ein, in der Absicht, ihm einen Streich zu spielen. Man machte den alten Mann total betrunken, indem man Branntwein in seinen Madeira mischte, sein langer Schnurrbart wurde dann an die Lehne seines Stuhls festgebunden und ein Feuerwerk unter ihm abgebrannt. Die Beine des unglücklichen Onkels wurden jämmerlich versengt; er sprang vom Stuhle auf und riß sich hierdurch zwei Büschel Haare mit der dazu gehörigen Haut von der Oberlippe herunter. Das Blut floß in Strömen aus der Wunde, und der Rausch des Leidenden war in einem Augenblicke verschwicht. Er verließ das Zimmer, indem er dem Könige für seine Bewirthung dankte und nur das Bedauern aussprach, daß ihn das Nasenbluten am Bleiben verhindere!" Erinnern solche Züge nicht an die Anekdoten, welche Herodot von den alten Höfen von Ecbatana und Babylon erzählt!

Ehrenvoller für den König von Audh, der, wie schon angedeutet, neben den Fehlern und Lastern einer durch oberflächliche Kultur eher verderben als veredelten orientalischen Despotennatur, auch manche lobenswerthe Eigenschaften besaß, war sein Benehmen bei einem anderen Vorfall, mit welchem wir die Auszüge aus dem Bericht seines anonymen Biographen schließen wollen. Ein eingeborener Würdenträger, auf die Vorliebe des Monarchen für seine europäische Umgebung eifersüchtig, stellte ihm einst vor, wie unschicklich es sei, daß diese Fremdlinge in die allerheiligste Gegenwart eintraten, ohne die Schuhe oder Stiefel auszuziehen. „So etwas erlauben wir uns nie", sagte der Höfling, „und es ist eine allzu große Herablassung, daß Ew. Majestät es gestatten. Glauben Sie mir, Ihr erlauchter Vater, der große und prächtige Ghasi-eddin, glücklichen Andenkens, hätte es nie geduldet." Der König erwiederte, daß nach europäischer Sitte man in Gegenwart von Höheren den Hut abnehme und daß die Engländer sich ihrem eigenen Souverain in dieser Weise näherten, wie die Muhammedaner als Zeichen der Ehrfurcht die Pantoffeln ausziehen; als aber der Indier sich nicht dabei bezwingen wollte, schlug er ein Kompromiß vor. Er versprach, daß seine Europäer ihre Schuhe oder Stiefel an der Thür seines Audienzzimmers zurücklassen sollten, wenn die Muhammedaner sich zugleich ihrer Turbane entledigen würden. Dies war natürlich ein argumentum ad hominem, da ein echter Muselmann sich fast eher den Kopf abschlagen ließe, als daß er ihn freiwillig entblößte. „Obige Unterredung", sagt der Verfasser, der sie augenscheinlich wiedergiebt, „erschien uns Allen so merkwürdig, daß der König seinem Secretair befahl, sie niederzuschreiben — denn Alles, was am Hofe geschieht, wird (wie bei den alten Persern) genau verzeichnet. Sie bewies, daß es dem Könige keineswegs an gesundem Urtheil fehlte, wenn er den Eingebungen seines natürlichen Verstandes folgte."

Digitized by Google

Frankreich.

Uebersetzte Romane.

In Leipzig erscheint seit einiger Zeit wieder eine große Anzahl von Uebersetzungen, die außer der gewöhnlichen Versündigung gegen die deutsche Sprache auch eine gegen den guten Geschmack begehen. Es ist wahrhaft bedauernswerth, daß manche Buchhändler so wenig gewissenhaft in der Auswahl ihrer Verlagsartikel sind, die sie — wie eine Modewaare möglichst billig, unhaltbar und unsolide — den leichtgläubigen Kunden anpreisen. Die englischen Roman-Fabrikanten, die man bis zur Geburt und Heirat wenigstens dreier vorhergehenden Generationen zurückbegleiten muß, um endlich bei dem wirklichen Helden und seiner vielbändigen Geschichte anzulangen, werden eben so schnell für die deutsche Lesewelt verarbeitet, als die französische Romantik. Diese hat es neuerdings zwar meistens nicht zu langathmigen Romanen gebracht, wie einst Eugen Sue sie einführte, aber die Uebersetzer stürzen sich auf die vielen kurzen, unerbaulichen Geschichten der Camelia-Damen und sonstiger Blumenmädchen. Die neueste Leipziger Uebersetzungs-Fabrik nennt sich „Lesekabinet" der Einhornschen Buchhandlung. Sie bringt für das noch nicht begonnene Jahr 1856 schon einige englische und französische Romane im obigen Zuschnitt. Wir erwähnen hier nur „Mammon", von Mrs. Gore, und „die Perle des Palais-Royal": beide Bücher liefern hinreichende Beweise für unsere Behauptungen.

Dagegen müssen wir einer Uebersetzung aus dem Französischen lobend gedenken, welche so eben in Lorck's Eisenbahn-Bibliothek erschien. Es ist die vortreffliche Novelle „Das Fräulein von Malepeire", von Charles Reybaud. Wir lasen dieselbe bereits mit der größten Bewunderung in der vorjährigen Revue des deux Mondes. Das ist eine meisterhafte Darstellung der ergreifendsten Familien-Ereignisse. Das Schloß eines Edelmannes und das Haus eines Bauern wird mit einer Anschaulichkeit geschildert, wie es bis jetzt noch keinem aristokratischen Autor und auch keinem Meister in Dorfgeschichten gelungen ist. Auch unsere zahlreichen Tendenzschriftsteller könnten ein Beispiel nehmen an dieser einfachen, aber kräftigen Beweisführung über die Wirkung des Büchergifts, welches die Encyklopädisten, die Vorläufer der französischen Revolution, ausstreuten. Ein junges adeliges Fräulein hat auf dem einsamen Schloß ihrer Aeltern Rousseau's „Heloise" gelesen, sich im Stillen für die Menschenrechte begeistert und die Religionszweifel Diderot's, Bayle's und d'Alembert's studirt. Sie schwärmt für die beginnende Revolution, verschmäht einen liebenswürdigen aristokratischen Freier und verliebt sich in einen Bauersohn, den sie ihren Aeltern zum Trotz heiratet. Bis hierher wäre es eine gewöhnliche Geschichte, wie sie oft genug mit sentimentaler Ueberspannung in Romanen gefeiert wird, aber nun wird das Schloßfräulein im Bauerhause gezeigt. Die brave Mutter und die fleißigen Schwestern ihres Mannes nehmen sich sehr vortheilhaft aus neben dem Ungeschick und der Unlust für ländliche Arbeit, wie sie die ehemalige vornehme Dame an den Tag legt. Sie muß nach der guten alten Sitte des bäuerlichen Haushalts ihren Mann bedienen, ihm die beschmutzten Schuhe ausziehen und halbe Nächte auf den etwas lockeren Vogel mit der Abendsuppe am Heerdfeuer warten. Diese Demüthigungen erträgt sie mit stummem Zorn, endlich aber äußert sie denselben doch; ihr Mann schlägt ihr im Wortwechsel ins Gesicht, ohne zu ahnen, wie tief er dadurch die hochgeborene Gattin verletzt. Ein glühender Haß tritt an die Stelle ihrer Liebe zu ihm, und in einer furchtbaren Nacht erstickt sie ihn mit dem Brodmesser des früher so friedlichen Bauerhauses. Die Revolutionszeit, die so manches unschuldige Haupt aufs Schaffot brachte, hatte keine Gesetze zur Bestrafung der Verbrecherin. Das Grelle dieses Ereignisses ist dadurch in der Erzählung sehr gemildert, daß diese einem menschenfreundlichen Priester in den Mund gelegt wird. Er hat endlich die Verbrecherin zur Buße geführt und ihr den früh verlorenen Glauben zurückgegeben. Der Verfasser hat außerdem durch einen sehr überraschenden Schluß, den wir hier nicht verrathen wollen, nicht nur ein versöhnendes, sondern auch ein humoristisches Element in seine Erzählung gebracht, er giebt dadurch einen neuen Beweis von der Vielseitigkeit seines Talentes. F. v. H.

Mannigfaltiges.

— Karl Johann's Politik im Jahre 1812. Der König Karl Johann von Schweden hatte kurz vor seinem Ableben in die Hände seines Adjutanten, Oberst Schinkel, eine Menge Schriftstücke niedergelegt, die als Materialien zu seiner Lebensgeschichte benutzt werden sollten. Der Oberst hat, wie es scheint, keinen Gebrauch von diesen Papieren gemacht, die indessen in neuester Zeit von einem Schwiegersohne desselben, Namens Bergmann, als werthvolle historische Aktenstücke, veröffentlicht worden. Bernadotte's „Politik von 1812" erscheint darin nicht in dem rosigen Lichte, in welchem das schwedische Volk den König seiner Wahl zu sehen liebt. Schweden hatte am 30. August 1812 ein Of- und Defensiv-Bündniß mit Rußland abgeschlossen, und in Bezug auf diesen Vertrag schrieb der damalige Kronprinz Karl Johann an den Kaiser Alexander: „Ich bin nur ein Fürst des Bivouaks, der durch ein glückliches Geschick auf die Stufen des Thrones geworfen worden ist. Eine Zeit wird kommen, wo Europa zu seinen früheren Zuständen zurückkehrt und auch Schweden von einem Rückschlage betroffen und benurnhigt werden kann. Eine Sache nur beruhigt mich: Ew. Majestät haben gerufen, mein Bündniß und meinen Degen angenehmen, und haben erklärt, daß Sie meine Feinde immer wie Ihre eigenen betrachten wollen. Ich werde meinerseits Ihnen völlig ergeben sein; ich werde meinen Sohn in denselben Gesinnungen erziehen. Schweden wird niemals aufhören, Ihr treuester Bundesgenosse zu sein; seine Waffen, seine Huldigungen, seine Wünsche gehören Ihnen für immer." — Mit Bezug auf diese den schwedischen Patrioten etwas unerwartet gekommenen Veröffentlichungen sang kürzlich ein schwedischer Dichter: „Ein königlicher Schatten, den Marschallsstab in der Hand, steht auf den Felsen des Baltischen Meeres und verbietet den tapferen Söhnen Schwedens, ihr altes Finnland wieder zu erobern."

— Ein Amerikaner über H. Heine. Wir haben öfter schon der amerikanischen Gäste gedacht, die sich in Deutschland aufhalten, um deutsche Literatur, Kunst und Wissenschaft an den Quellen zu studiren. Ein solcher Gast begegnet uns auch im November-Hefte von Putnam's Monthly, wo er mit der Ortsbezeichnung: „Oberwesel am Rhein" eine recht gelungene Studie über Heinrich Heine und dessen Dichtungen liefert. Der Amerikaner, der in seiner Skizze mancherlei aus dem Leben Heine's erzählt, was bisher nicht bekannt war und wohl auch nicht authentisch ist, unter Anderem, daß seine jetzige Krankheit die Folge einer Wunde sei, die Heine in einem Duell mit Herrn Strauß, dem Gatten der Freundin Börne's, erhalten, macht die Bemerkung, daß Heine's neuere Productionen durch diese Krankheit merklich bedingt seien. „Die Macht der Empfindung und des Ausdrucks", sagt er, „ist immer noch gewaltig in ihm, aber die bewegenden, anregenden Kräfte, die er niemals in hervorragender Weise besaß, sind ihm gänzlich geschwunden. In der lebendigsten Weise betrachtet er alle Dinge und spricht er über sie, doch in seinem Urtheile hat er keine Fortschritte gemacht — er kömmt zu nirgend hin und kann daher unmöglich Andere leiten. Fragen Sie mich, warum Heine gleichwohl und trotz seiner augenscheinlichen Mängel immer noch so viele Anmerksamkeit erregt? so beantworte ich Ihnen diese Frage durch eine andere: Möchten Sie wohl Rabelais oder Montaigne oder Charles Lamb als einen politischen Rathgeber, als einen Führer durch das Leben annehmen? Oder möchten Sie Ihre Handlungsweise nach einem Sittenkodex von Sterne oder Lucian einrichten? Gewiß nicht! Gleichwohl besitzt Heine, von dem, wie bei allen diesen Schriftstellern, jede Phrase etwas Verführerisches hat, jeder Ausspruch ein Reizmittel ist, eine ihm nicht zu entreißende Herrschaft über die Lesewelt, mögen seine Ansichten auch noch so bizarr sein." — Einen Irrthum begeht der Amerikaner, wenn er, wie auch schon anderwärts geschehen, erzählt, Heine's Mutter sei eine Protestantin von adeliger Herkunft gewesen. Madame Heine, eine geborene von Geldern, die der Dichter auf seiner bekannten letzten Winterreise in Deutschland besuchte und die noch jetzt in hohem Alter bei ihrer Tochter in Hamburg lebt, gehört eben so der jüdischen Religion an, wie es mit der väterlichen Familie des Dichters der Fall war. Heine ist erst in späterer Zeit, nachdem sein Name als Dichter längst bekannt war, zum Christenthume übergetreten. — Wie trefflich übrigens der Amerikaner Heine's Verse übersetzt, mag aus folgendem Vierzeiler entnommen werden:

„When of thes my spirit dreameth,
Dear and distant German land!
Dull, oh France! thy blue sky seemeth,
Weary all thy trifling band!"

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen für das neue Jahr Bestellungen an auf das

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Preis des Jahrganges 3½ Thlr., des Quartales ⅞ Thlr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Ernst u. Korn, Jägerstr. Nr. 59, und beim Buchhändler Neumann, Mohrenstraße, Nr. 51), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 156. Berlin, Sonnabend den 29. Dezember 1855.

Ungarn.

Michael Vörösmarty.

Seit dem 19. November betrauert Ungarn den Tod des Dichters, von dem ein geistreicher Beurtheiler gesagt hat, daß sein Geist seit dreißig Jahren allenthalben im ungarischen Gemeinleben wehe, sein Blut darin allenthalben ströme. Michael Vörösmarty ist gestorben, der ungarische Dichterkönig. Betrachten wir kurz sein Leben und seine Schöpfungen, um den Verlust zu ermessen, den die Literatur erlitten.

Geboren wurde er am 1. Dezember 1800 zu Neckenmarkt (Weißenburger Gespannschaft); sein Vater war Wirthschafts-Inspektor beim Grafen Rhadedy, katholisch, von altem Adel, doch wenig bemittelt und mit Kindern gesegnet. Elf Jahre lang Schüler des Weißenburger Gymnasiums, ging Vörösmarty 1816 nach Pesth, um Philosophie und Jura zu studiren. Der bald darauf erfolgende Tod seines Vaters nöthigte jedoch den nunmehr siebzehnjährigen Jüngling, sich nach einem Erzieher-Amte umzusehen, und als solcher lebte er neun Jahre bei der angesehenen und begüterten Familie Perczel in Bonhard (Gespannschaft Tolnau). Im Jahre 1824 wurde er zum Rechtsanwalt ernannt und lebte von nun an in Pesth, doch ohne je öffentlich aufzutreten.

Liebe zur Dichtkunst bemächtigte sich frühzeitig des feurigen Knaben. Dreizehnjährig versuchte er sich schon selbständig in lateinischen Versen, ein Jahr später in ungarischen Alexandrinern und Hexametern. Die Lesung der Werke eines Baróti, Virág, Révai, deren Bekanntschaft er in Pesth machte, führte ihn zum tieferen Studium der Sprache und des dichterischen Ausdrucks. Zu Tolnau, wo er mit seinen Zöglingen Moriz und Niclas Perczel von 1820 bis 1823 wohnte, machten ihn einige Freunde mit Kajnezys Werke, dem Siebenbürger Museum und mehreren ausländischen Klassikern (namentlich Shakespeare) bekannt. Sein Genius fing an, sich in voller Kraft zu entwickeln: Die Abfassung zahlreicher schöner Oden und kleiner Dramen fällt in diese Zeit. Aber nur die fortgesetzten Aufmunterungen seiner Freunde und die 1820 in Pesth erlebte Aufführung der Dramen K. Kisfaludy's vermochten ihn, sich an Bedeutenderes zu wagen. So kam 1821 „König Salomon" zu Stande, ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen in Jamben (Salomon regierte 1063—1087); ferner ein romantisches Epos, „der Sieg der Treue", neben einigen Bruchstücken satirischer Lustspiele. Jene Epopöe führte ihn zu eindringender Beschäftigung mit Homer, so wie mit den italiänischen und heimischen Epikern, vornehmlich Tasso und Zrinyi. Sein Beruf trat ihm deutlicher vor die Seele; und er faßte den Plan eines großen volksthumlichen Heldengedichtes. Zugleich vollendete er 1823 das Drama „König Sigmund" — Schilderung einer der wichtigsten Perioden des ungarischen Volkslebens, — als ersten Theil einer beabsichtigten großen Trilogie. Hierauf begann er „Zalán's Flucht", Heldengedicht in Hexametern, dessen zehn Gesänge er noch 1824 vollendete. Durch die Herausgabe dieses seines Zalán (1825) war sein Ruf begründet; stolz sah das Volk auf seinen Dichter, welcher in klassischer Sprache den Preis der Ahnen aus Nacht und Dunkel erweckte.

Es folgte sein Trauerspiel „Roni", welches 1828 (anfänglich unter dem Namen „die Irrenden") erschien und den zweiten Theil der erwähnten Trilogie ausmachte. Nun betreundete er sich mit den ihm bis jetzt unbekannten englischen, spanischen und deutschen Klassikern. Auf die Aufforderung K. Kisfaludy's hin besang er Salomon's Sieg über die Cumanen bei „Cserhalom", welches herrliche Epos in Einem Gesange 1826 in der „Aurora" erschien. Es folgte „das Zauberthal", romantisches Gedicht in altmagyarischem Tone („Aurora" 1827); „Erlau", Heldengedicht in drei Gesängen („Aurora" 1828); „Hábador", jambisches Drama in einem Aufzuge (ebendaselbst); „König Salomon", in neuer Bearbeitung; endlich mehrere kleine Gedichte in den Taschenbüchern „Aurora", „Minerva", „Koszoru" (Kranz), zum Theil unter fremdem Namen. Dazu prosaische Aufsätze in der „Sammlung wissenschaftlicher Abhandlungen" („Tudományos Gyüjtemény"), deren Redaction er 1. Januar 1828 zugleich mit den von nun ab „Koszoru" genannten „Schönwissenschaftlichen Beiträgen" übernahm. Schon damals erfuhren Vörösmarty's Heldengedichte eine sehr gründliche Beurtheilung in Dr. Toldy's Schrift „Aesthetische Briefe über Michael Vörösmarty's epische Werke"; vergleiche auch „Tudományos Gyüjtemény", Jahrgang 1827 und 1828.

Der große Dichter des Volkes, wiewohl er damals schon das Vaterland zu unbedingter Begeisterung hinriß und allgemein gekannt war, rang öfter mit Mangel des täglichen Brodes, und sein Gedicht „Es irret im Land der Weise verbannt" wurde von Vielen gelesen und von Vielen gepriesen, Wenige aber brachte es auf den Gedanken, daß die Dürftigkeit des ersten Dichters der Nation nicht ihm, sondern eben der Nation Schande bringe, welche das edelste Schaffen nicht geziemend zu belohnen verstehe. Die Errichtung der Ungarischen Akademie bewirkte wenigstens so viel, daß einer oder der andere der hervorragendsten ungarischen Schriftsteller, der in ihre Mitte aufgenommen wurde, vor der drückendsten Armuth bewahrt blieb und der Autorstand geehrter und selbständiger dastand. Was war natürlicher, als daß Vörösmarty unter den Ersten war, welche zu Mitgliedern der Akademie ernannt wurden, und auch (1836) unter den Ersten einen Platz in der Kisfaludy-Gesellschaft erhielt!

Seiner Thätigkeit eröffnete sich nun das weiteste und glänzendste Feld. Im Jahre 1834 gewann seine „Bluthochzeit" den von der ungarischen Wissenschafts-Gesellschaft für das beste Trauerspiel ausgesetzten Preis von hundert Dukaten. Der nämlichen Zeit gehören „Die Schatzgräber" an, ein Trauerspiel (1832); das Lustspiel „Schleiergeheimniße" in der „Aurora" von 1834; „Árpád's Erwachen", Vorspiel zur Eröffnungsfeier des Pesther Nationaltheaters 1838; nebst Anderem in der „Aurora" und dem „Athenäum". Seit 1837 war er Hauptredacteur der letztgenannten Zeitschrift, zu deren schönsten Juwelen die Erzählungen und kleineren Gedichte Vörösmarty's gehören, so wie seine dramaturgischen und wissenschaftlichen Abhandlungen. Der letztgenannten Richtung seiner Thätigkeit gehören auch seine grammatischen Arbeiten an, so wie seine Theilnahme an der Abfassung des Taschenwörterbuchs der Ungarischen Wissenschafts-Gesellschaft.

Es folgte 1838 das Trauerspiel „Ban Marót", welches die Akademie mit hundert Dukaten honorirte; das Trauerspiel „das Opfer"; seine klassische Uebersetzung des Shakespeareschen „Julius Cäsar" (welche als das beste ungarische Werk des Jahres den akademischen Preis von zweihundert Goldstücken erhielt), endlich „Csilley und die Hunyade", geschichtliches Drama in fünf Aufzügen, 1844. So konnte er (nachdem schon 1833 drei Bände und 1840 weitere vier Bände seiner gesammelten Werke erschienen waren) 1845 eine Gesammt-Ausgabe derselben in zehn Bänden veranstalten, welche 1847 vollendet bei Kilian in Pesth erschien. Sie enthält neben dem Früheren die lieblichsten Erzählungen und Gedichte aus Zeitschriften und Taschenbüchern. Hierher gehören die vielfach übersetzten*) und in Mark und Blut des Volkes übergegangenen herrlichen Lieder „Aufruf", „Lied von Fot", „der Heimatlose", „an Franz Liszt", „Vaterlandsliede", „Hymnus" u. s. w. Seine letzte Arbeit war die Uebersetzung des Shakespeareschen „König Lear", durch die er von neuem seine gewaltige Herrschaft über die Sprache bekundete.

Dem Dichter ward denn auch außerhalb der Akademie die Huldigung seines Volkes in der verschiedensten Weise. Im Jahre 1843 wurde er von den Bürgern des ihm ganz fremden Städtchens Jankowacz in der Bacskaer Gespannschaft zum Vertreter gewählt. In Folge dessen nahm er am letzten Landtage Theil, doch ohne ein besonderes Amt, ausgenommen 1849 den Vorsitz beim Oberbegnadigungsgerichte, wozu er durch sein sanftes, edeles Gemüth ganz besonders berufen war. Er war dann auch in Debreczin und Szegedin, sprach aber fast nie. Im Jahre 1850 wurde er nach längerer Haft von Haynau „begnadigt". Seitdem lebte er theils zu Baranka in der Nähe seines Geburtsortes, theils in diesem selbst, dem Schauplatze seiner Kinderspiele, wo er die ersten Dichterträume träumte. Von seiner Wohnung aus konnte er das Haus sehen, in dem er geboren wurde.

*) S. z. B. bei G. Stier, „Sechshundertzwölf ungrische Gedichte", S. 38; in Gregus, „Ungr. Gesellliteratur", S. 98; Kertbeny, „Album hundert ungar. Dichter", S. 7. 100; Beck in der Pesther Zeitung von 1840, u. s. f.

Digitized by Google

Immer und immer wieder hatte Vörösmarty in seinen Liedern wehmüthig, wie Keiner vor ihm, auf das der ungarischen Nation drohende Unheil hingewiesen, auf den Verlust der Selbstständigkeit. Sein tiefes Gemüth konnte daher die letzten Jahre nicht so bald verwinden. Keine Schreibfeder (sagt man) kam über seine Schwelle; sein wild und düster gewordenes Leben erheiterte nur noch einigermaßen die ihn umgebende Freundestreue, so wie das Familienglück, das ihm seine zärtlich geliebte Gattin (Laura Csajághy, verheiratet seit 1843), sein Sohn und seine beiden Töchterchen bereiteten. Die Hauptstadt, wo er sonst der väterliche Freund junger Dichter und der Mittelpunkt aller geistvollen Zirkel gewesen war, besuchte er immer seltener, noch weniger die Sitzungen der Akademie. Am 13. November erschien er zum letzten Male in Pesth, so kranken Aussehens, daß seine Freunde das Schlimmste befürchteten. Sie irrten leider nicht; am 19ten, Nachmittags 1¼ Uhr, machte die Brustwassersucht seinem irdischen Leben ein Ende; er starb in dem nämlichen Hause, in welchem fünfundzwanzig Jahre früher der jüngere Kisfaludy verschied. Am 21sten begrub man ihn auf dem Rákos-Friedhof; Tages darauf fand die von Unzähligen besuchte Trauermesse statt. An jenem Tage enthielt die „Ungarische Presse" einen von L. Toth geschriebenen (auch unseren Zeilen meist zu Grunde gelegten) Aufsatz über Vörösmarty, welcher gegen die Absicht des Verfassers zum Nekrolog des Gefeierten geworden ist. Am 22sten und den folgenden Tagen ehrte man sein Andenken außerdem durch Aufführung seines Trauerspiels „das Opfer". — Der Schmerz der Wittwe war der des Landes; die edlen Präsidenten der Ungarischen Akademie, Graf Desseffy und Baron Eötvös, versprachen im Namen der Nation den Waisen eine sorgenfreie Zukunft.

Vörösmarty war — so lange er dem Menschenleben noch ganz angehörte — nicht nur ein großer Dichter: er war der treueste und liebreichste Freund, der witzigste Gesellschafter. Seine einfache Rede im täglichen Verkehre war oft das schönste Gedicht, seine Gedanken und Bilder überraschend und hinreißend, Zauberschmelz und Kraftfülle in seltenem Maße vereinend. Schwulst und falsches Pathos waren ihm unbekannt, wie seiner Seele edlen Erborgte fern war. Dem deutschen Publikum sind von derselben und anderseitem Ueberfetzern zahlreiche Proben ungarischer Dichtung geboten worden; aus Vörösmarty's Werken ungemein wenig, weil seine Gedankentiefe und der Schwung seiner Rede mehr als oberflächliche Uebung in beiden Sprachen erheischt. So kennt ihn unser Volk eben noch so gut wie gar nicht. Das ungarische hat ihn hoch geehrt, wie es alle seine Helden ehrte, die er durch seinen Griffel ins Leben zurückgezaubert hat; aber geliebt hat es Wenige wie Vörösmarty, und wird ihn lieben, so lange die Lieder dieses Dichterkönigs von den Karpathen bis zum Adria erschallen.

G. Stier.

Nord-Amerika.

Aus dem Tagebuche einer Engländerin, als Gast unter den Mormonen.

(Schluß.)

21. Januar. Gestern war der Tag so schön, daß ich ein Bad nahm, auf dem Rückwege unherstreifte und gelegentlich in eine offene Thür trat, um auszuruhen. Ich fand die Frauen sehr gesprächig. In einem Hause war eine nette englische Frau aus Bath, von seinem Benehmen. Das Zimmer war mit kleinen Erinnerungszeichen an ihre Vaterstadt ausgeschmückt, und als sie ein Bildchen herabnahm, um mir die Umgegend und besonders den Punkt zu zeigen, von dem sie fortgekommen war, füllten sich bei der Erinnerung an die Heimat ihre Augen mit Thränen. Ich konnte die grausame Frage, ob sie die einzige Frau sei, nicht über die Lippen bringen. Eben trat ein dickes, rothhäckiges Weib ins Zimmer, die hier völlig zuhause schien. Als sie hinausgegangen war, sagte ich: „Dieses Weib wohnt mit Euch zusammen!" — „Ja." — „Seid Ihr verwandt!" — Die Kernfte spielte mit ihrer Schärze, ihre Lippen zitterten. „Sie ist Eures Mannes zweite Frau!" Es dauerte eine Weile, ehe sie mir mit „Ja" antworten konnte. Dann erzählte sie mir in schlichter, ungekünstelter Weise, wie glücklich sie mit ihrem Manne gelebt hatte — wie sie bemüht waren, nach diesem Lande auszuwandern — wie man ihnen das Salzsee-Thal als ein Paradies geräuhmt hätte, wo ihr Mann Land für Nichts bekommen und fünf Dollars täglich verdienen könnte — wie ihnen von den Mormonen-Agenten die Reisekosten vorgestreckt wurden, unter der Bedingung, daß sie ihr Mann hier durch Arbeiten bei öffentlichen Bauten abzahlen sollte. Dann aber, fügte sie mit strömenden Thränen hinzu, wurde vor drei Monaten ihr Mann dahin gebracht, eine zweite Frau zu nehmen, und wie unglücklich sie sich fühlte, als sie zuerst diesen seinen Entschluß erfuhr. Das rauhe, plumpe, schmierige Weibsstück beherrschte die Unglückliche mit eisernem Stecken, indem sie so sehr alle Autorität an sich zu reißen wußte, daß die erste Frau nicht eine Tasse Thee ohne deren Erlaubniß zu trinken wagte. Mein Herz weinte um sie. Sie glaubte an den Mormonismus, weil ihr Mann daran glaubte, und dieser glaubte daran, weil es ihm so schön dünkte, Land zu besitzen, hohen Lohn zu bekommen und ein Priester in der Kirche zu sein. Auf Rechnung dieser Logik kömmt wahrscheinlich ein großer Theil der Bekehrungen unter den Engländern.

24. Januar. Base Shearer ist eine Merkwürdigkeit. Wenn jemals ein unternehmender Barnum eine Menagerie von menschlichen Wesen zusammenbrächte, so möchte ich für die Shearer den Posten einer Löwin in der Sammlung ansprechen. Bei all ihren religiösen Narrheiten zeigt sie in manchen Dingen einen gewissen Grad yankeescher Schlauheit und Wirthschaftlichkeit. Sie gleicht einigen Gegenden, durch die wir gekommen sind: Wildnisse von unfruchtbarem Gestein und nur hin und wieder ein anbaufähiger Fleck. Ich besuchte sie heute in ihrer einsamen Wohnung; denn sie haust allein, sie müßte denn heimlich irgend einem Mormonen angeflegelt sein, was ich ihr geradezu sagte. Sie sah mächtig böse zu diesem weltgesinnten Verdacht, hielt aber an sich und sagte blos: „Derchen, wie könnt Ihr nur so reden!" — Ihre Stube ist ein Kuriositätenkram, wie ihn wohl ein neuenglischer Pfennigscharrer zusammenraffen würde, für den möglichen Fall, noch während der gegenwärtigen Generation Gebrauch davon zu machen. Diese Kostbarkeiten hageln meist herein aus der „Metropole der nations" (Boston); sie entgingen den Gewaltthätigkeiten des Pöbels in Missouri und Illinois, wo Gebäude ohne Erbarmen den Witwen und Waisen über den Köpfen niedergerissen wurden — wie sie pathetisch berichtet — sie wurden sorgfältig aufbewahrt in den „Winterquartieren" der Indianer des Landes und hatten noch manche Gefahre zu Wasser und zu Lande zu bestehen, wo es natürlich nicht ohne Risse, Spalten und Reibungen ablief, die aber wie ehrenvolle Narben auf dem Gesichte eines alten Kriegers erschienen. . . . .

27. Januar. Gestern Abend hatte der Gouverneur Gesellschaft in dem Gesellschaftssaale. Schon zwei Wochen früher wurden die Einladungskarten ausgegeben, und ich war mit unter den Eingeladenen. Wir gingen spät genug, um nicht unter den Erstkommenden zu sein, und wurden in ein Vorzimmer gewiesen, dort unsere Mäntel und Shawls abzulegen. Einige Stufen führten uns in einen langen Saal, wo sechs Cotillions in voller Bewegung waren. Wieder eine kurze Treppe brachte uns in einen tergittertem Altan, von dem man die Tänzer übersah und wo die Musik spielte. Er war mit Sitzen versehen; auf den zwei oder drei Sophas lehnten Aeltefte und Apostel mit einigen ihrer Konkubinen. Brigham, mit dem Hut auf dem Kopfe nach seiner Gewohnheit, war unter ihnen. Wir wurden mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit behandelt, und die ganze Gesellschaft schien bestrebt, uns den Abend angenehm zu machen. Unsere alte Bekanntschaft, Richter Snow mit seiner einzigen Frau war da, und ich benutzte den vertraulichen Fuß, auf dem ich mit Beiden stand, um in manche Eigenthümlichkeiten, die der Abend bot, eingeweiht zu werden. Der Aelteste Kimble war anwesend und zeigte sich sehr freundlich. Sein Harem zählt fünfundzwanzig oder dreißig Angeflegelte; er behandelt aber seine rechte Gemahlin — so heißt es — als die Gebieterin Aller. Sie saß ihm bei dieser Gelegenheit zur Rechten, zur Linken hatte er eine seiner Konkubinen, ein dreistes, verschmitzt aussehendes Weib aus Philadelphia, die in den wenigen Worten, die sie mit mir sprach, einigen Geist zeigte. In ihrer Nähe saß ein zartes Weib, mit Rabenhaar und durchdringenden, schwarzen Augen, Elisa Snow, die mormonische Dichterin, die zu Brigham's Harem gehört. Die Polygamie kann kein Gegenstand sein, poetische Begeisterung zu schaffen; mindestens würden die Ergüsse, die unter ihrem Namen in den „Deseret News" erscheinen, die Musen selbst um den Verstand bringen. Mrs. Orson ist eine angenehme Frau von sehr schlichtem Wesen, und, zur Ehre ihres Mannes sei es gesagt, obgleich er einer der zwölf Apostel ist, lebt er doch mit ihr allein. Ein anderer der zwölf ist Amasa Lyman, dem die rohe Sinnlichkeit aus jedem Zuge spricht. Er lebt in San Bernardino und hält einen wandernden Harem, der von hier bis an den Salzsee abwechselnd an verschiedenen Punkten weilt. Er sammelt den Zehnten in Kalifornien und ist beständig auf der Reise hin und zurück. Ein plumper, dunkelfarbiger, finsterblickender Mann wurde mir als der Aelteste John Taylor bezeichnet, der bei der Verwordung des Propheten in Illinois schwer verwundet worden. Er hatte seine Frau an dem einen Arme und an dem anderen eine junge Witwe und Tennessee, die für reich gehalten wird und, wie es heißt, letzlich dem frommen Aeltesten angeflegelt worden ist.

Die Cotillons waren zu Ende, die Tänzer drangen nun haufenweise auf den Altan, und hier sah ich nun Etwas, was die Erscheinungen des Abends krönte: Parley Pratt schritt herein mit seinen vier Weibern und stellte sie mir nach einander als Mrs. Pratt vor. Das geschah aber mit einer Leichtigkeit und Ungezwungenheit, daß ich nur mit Mühe an mich hielt, ihm nicht ins Gesicht zu lachen. Ich dachte mir in dem Augenblick, mit welcher Entrüstung man diese Menschen, die hier die erste Rolle spielten, in meiner Heimat auf jeder Gesellschaft

Digitized by Google

sagen würde! That das der Mann, um zu zeigen, welch eine eiserne Stirn er habe, oder weil er es für eine Pflicht der Höflichkeit hielt? Ich weiß es nicht. Einige jedoch stellten mir blos die erste Frau vor, und ich wußte ihnen innerlich Dank für diese Rücksicht. Eigen war es, daß auch nur die ersten Frauen sich mit vertraulich zu nähern suchten. Nach einem wieder fortgesetzten rasenden Tanz die tief in die Nacht gingen wir endlich zu Tische. Das Mahl war reichlich und gut zubereitet. Einige Konkubinen des Gouverneurs machten die Aufwartung.

28. Januar. Bei Base Shearer traf ich diesen Morgen ein hellängiges Mädchen, das in dem Kram der würdigen Dame herumwurde. Sie war sauber und sagar zierlich gekleidet, und ich schloß daraus richtig, daß ihr Haus noch von der Beklemmung der Biewelweiberschont geblieben. Sie gehört zu einer englischen Familie von besserem Stande, als man gewöhnlich hier findet. Ihr Vater ist ein tüchtiger Geschäftsmann, hat eine Sabalternenstelle bei der Legislatur, die aber mit der Bezahlung des Soldes oft im Rückstande ist. Da ich das Kind über seine Jahre verständig fand, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, es über die frühere Geschichte seiner Familie auszufragen. Wie sie zum Mormonismus bekehrt worden, konnte ich nicht erfahren. Sie hatten ihr bequemes Auskommen in England; aber wie die Leute vorher ihren Jerwischen nachliefen, so ließen sie sich verleiten, zu den Heiligen zu halten. Nach einer glücklichen Fahrt erreichten sie St. Louis, den gewöhnlichen Sammelplatz für Auswanderer, gesund und voller Muth, wohlversehen mit Lebensmitteln und gehoben von dem Gedanken, in der wahren Weise der neuen Kirche ihre sichere Wohnstätte aufzuschlagen. Die Bethörten ließen es sich nicht träumen, daß ihre Mühsale nun erst angehen. Dem Mormonen-Agenten in St. Louis stach das schöne Piano der Mrd. G. sehr ins Auge, und unter dem Vorgeben, die trockene Hitze in den Ebenen würde es zu Grunde richten, wußte er es ihr abzuschwindeln. Natürlich bekam sie weder Piano, noch das Geld dafür je wieder zu Gesichte. Die Familie brach nach den Ebenen auf mit mehreren beladenen, von Ochsen gezogenen Wagen. Allein Mr. G., nichts weniger als ein guter Fuhrmann, mußte sich gemietheter, brutaler Leute bedienen; seine Thiere fielen eines nach dem anderen, zum Fraß für die Wölfe; in die Sachen theilten sich, unter mancherlei Vorwänden, seine Reisegefährten, und so erreichten sie, in einem Zustande fast völliger Entblößung, Bridger, etwa hundert englische Meilen von dem verheißenen Lande. Das Herz der Mutter war voll trüber Ahnungen; in wenigen Monden erbleichte die Aussicht auf eine behagliche Zukunft, wie das frische Laub vor dem glühenden Odem des Sirokko, und um ihre Seelenpein aufs höchste zu spannen, mußte sie erfahren, daß die Polygamie hier ein kirchliches Gesetz sei. Die Rückkehr war aber abgeschnitten. — Armes Weib, ich fürchte, Dir sind noch härtere Prüfungen vorbehalten, um Dich von Deiner thörichten Leichtgläubigkeit zu heilen!

So oft ein Zug von Einwanderern heraunahet, pflegt Brigham demselben eine Tagereise weit mit Musik und frischem Mundvorrath entgegenzugehen. Das giebt ihm Gelegenheit, ein Schaugepränge zu entfalten und mit dem neuen Zuwachs der Kolonie zu prahlen. Das geschah auch bei diesem Anlaß. Unter einer glänzenden Septembersonne, mit schallender Musik und flatternden Fahnen, in die Stadt eingeführt, von einem fröhlichen Willkommenruf aus dem Thale begrüßt, lebten die Herzen der armen Fremdlinge einen Augenblick auf; allein es war das letzte Aufblitzen der Lampe, bevor die Flamme der Hoffnung für immer erlöscht. Wenige Tage darauf sah sich die Familie in einer sehr engen Wohnung, unanstehnlich von außen, unbehaglich und dürftig von innen, einquartirt. Mr. G. gehört zu den Wenigen, die sich stets gern bei mir sehe; er besucht mich von Zeit zu Zeit und kann selbst den flüchtigen Beobachter seinen Abscheu vor der Polygamie nicht verbergen. Er arbeitet angestrengt, um nur durchzukommen: am Tage macht er Abschriften von den Gesetzen und die Abende spielt er auf der Bühne, dem verderbtesten Pandämonium, das die unzüchtigste Einbildungskraft zu fassen vermag; wenn er daraus unverletzt kömmt, ist es ein Wunder. In wenigen Jahren, wenn sie sich nicht bei Zeiten aus dem Staube machen, werden ihre Töchter unter die Priesterschaft vertheilt sein.

Könnte ich mich in einen Caligula verwandeln und diesen abscheulichen Schelmen Einen Hals geben, ich wäre versucht, den Streich zu führen, um das ganze Gezücht auf Einen Hieb von der Erde zu vertilgen.

Frankreich.

Zur Kenntniß französischer Dialekte.

Seitdem man die Sprachen nicht mehr als bloße Werkzeuge, als Mittel zu Zwecken studirt, seitdem ihre lautliche, grammatische, physiologische Gestaltung also ihr eigenes Selbst zum Gegenstande scharfsinniger Untersuchung oder begeisterter Betrachtung geworden, wiederfährt auch den Dialekten und Mundarten in immer gesteigertem Maße die lange vorenthaltene Ehre. Sie werden nicht ferner als eine Art Parias behandelt, deren Berührung schon entheinige; man würdigt sie sogar seines vertrauteren Umgangs, spürt aufparteisch in ihrem Schooße den Goldkörnern nach, deren Keiner von ihnen ganz baar ist, und beutet sie aus zur Bereicherung und Veredelung desjenigen Idioms, das vielleicht mehr durch ein Zusammenwirken glücklicher Umstände, als wegen hervorragender Eigenschaften obgesiegt hat und Sprache der Literatur und des „gebildeten Umgangs" geworden ist.

Unter den reichhaltigen Sammlungen, deren Gegenstand Volksidiome sind, verdient and diejenige, welche seit 1842 in Lausanne erscheint, rühmender Erwähnung.*) Sie ist den Dialekten der französischen Schweiz und des benachbarten Savoyens gewidmet; die mitgetheilten Stücke sind theils in Prosa, theils in Versen, bald mit, bald ohne französische Uebersetzung, und alle von Personen niedergeschrieben, die des Patois ihrer besonderen Heimat vollkommen Meister. Wir lernen die Volkssprache in allen Schattirungen kennen, die sie bei Waadtländern, Genfern, Neuchatelern, in Freiburg, Wallis und Savoyen angenommen, und wie sie in Liedern, Rubreigen, Erzählungen, Sprüchwörtern sich kundgiebt. Das Patois der französischen Schweiz ist energisch, oft sehr wohlklingend, und hat Laute aufzuweisen, die selbst der Inländer, wenn er mit dem Volke, besonders den Landleuten, wenig in Berührung gekommen, nur schwer sich aneignet. Es bewahrt viel mehr altgallische (keltische) Wörter und Formen als das gebildete Französische, und and von den Wörtern lateinischer Abkunft nehmen viele die seltsamsten Gestalten an. Das letztere Phänomen kann man überall beobachten, wo keine zeitige Bannung in Schrift und Literatur der fortschreitenden lautlichen Metamorphose Halt gebietet; daher z. B. auch in Dialekten des Hoch- und Niederdeutschen Vieles weit fremdartiger sich gestaltet, als das im Englischen oder Skandinavischen Entsprechende. Die Patois der französischen Schweiz sind selbst auf dem Papiere oft schwerer zu verstehen, als die selbständige Tochtersprache des Latein in Rhätien, weil diese viel weniger keltisches Sprachgut enthält; hier reicht es meist schon hin, daß man Kenntniß des Französischen, Catalonischen und Italiänischen mitbringe.

Als Probe mögen hier einige waadtländische Sprüchwörter mit französischer Uebersetzung folgen; dann ein Theil der Geschichte des „verlorenen Sohns" in drei Dialekten:

Mé de djenelie mé d'au.
Plus de poules plus d'oeufs.
Ne fo guion pahi po modere.
Il ne faut personne payer pour maudir (dire du mal).
Ke ptlan vo, tlein tsemena.
Qui va lentement, loin chemine.
Yo mi dere djou ke tserropa.
Il vant mieux dire (à un enfant) tiens toi tranquille que (de lui dire) paresseux.
Lia mé ke lé tzein ke djappan.
Il y a plus que les chiens qui aboyeot.
Kam bein prin ptlau, de la prima ptlodje l'ein ati prau.
Quand même il pleut menu, de cette menue pluie il en tombe assez.
Ci ka prau fotié et prau tei, djamai dzouia ne se vai.
Celui qui a beaucoup de filles et beaucoup do toits, jamais joie ne se voit.

Wallisisch.

Oun omox avey dou fet; lo ple tsouvenoz la demando a soun pire lo drey, que l'avey a partendre de soun eretatzos. Apri que lasn rechu sa porchou, la quito la meyson de soun pire et poëy l'alo en oun pai éloignuz, lo (wo) l'a dessipo tox sonn bin en menen ounax movise viax avoui (mit) de fene (Weibern) debouttchet. Apri sen e venu ounax grossax famenax, etc.

Neuchatel.**)

A n'bomme avoit do boeubes (Buben, Söhne); le pieu gjouveoe demanda à son père le dret de bin que povoit li veni. Le père li patagja sets bins et bailla (gab) i pieu gjouveoe se qne li vegnoit; cetu-ci sa n'alla avoué (mit) sa pai (Antheil) d'heurtaigje da on pai éoigni et dépinsa to son bin, à vivant de la débautsche. Quan il ou (hatte) to dépinsa, i vegaia ana grossa famena, etc.

Savoyisch.

(Nach einem Manuskript des dreizehnten Jahrhunderts.)

Un home aï diù silh, e lo plus jove dis al païre: o païre, dona a mi la partia de la substancia que se coven a mi; e departie à lo la substancia. E *en aprés non motidia* (nicht viele Tage darauf), lo filh plus jove, ajostas totas cosas, ane (ging er) en peleriinage en loguana region, degaste aqui la soa substancia, vivent luxuriosament. E pois qu'el ac (hatte) consuma totas cosas, grant fam fo fait en aquella region, etc.

*) Recueil de morceaux choisis en vers et en prose en patois suivant les divers dialectes de la Suisse française.

**) Patois von Brevine.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

— Der Zwickauer Volksschriften-Verein, von welchem nur wenige Leser des „Magazin" außerhalb Sachsens Kunde haben dürften, hat in der Mitte des Jahres 1855 sein zweites Stufen- oder vierzehntes Alterjahr vollendet, und während dieser Zeit achtundneunzig entweder selbstverlegte (achtundsiebzig) oder angekaufte (zwanzig) Schriften in hundertundsechzehn Bändchen von sich ausgehen lassen. Die dermalige Mitgliederzahl beträgt 9421 in 237 ordentlichen und Zweig-Vereinen und 130 bito mit weniger als fünfzehn Mitgliedern. Das Vereinskapital ist bis gegen 8100 Thaler angewachsen. Alljährlich werden sechs bis acht Schriften für den Preis von fünfzehn Silbergroschen zur Verbreitung gebracht, im letztabgelaufenen Rechnungsjahre wiederum acht, an Bogenzahl 58½ Bogen füllend. Unter den bisher ausgegebenen Schriften findet sich viel aller Welt Ruhbares und darum Empfehlenswerthes. Als eine der vorzüglichsten nennen wir die allerdings schon 1850 erschienene, aber, wie es scheint, um ihres Titels willen nicht verdientermaßen in Umlauf gekommene: „Leben und Meinungen eines Proletariers", ein durch und durch gesundeskernig geschriebenes und zeitgemäßes Volksbuch. Von den Schriften des mit allem Rechte berühmten Jeremias Gotthelf (Albert Bizius) hat die Erfahrung nun wohl sattsam erwiesen, daß sie, in einer der unsrigen so entlegenen Welt wurzelnd und heimisch, wohl eine genußreiche Lektüre unserer gebildeten Mittelstände abgeben, schwerlich aber die rege Theilnahme der unteren deutschen Volksklassen gewinnen können. Das genannte Zwickauer Buch dagegen erfüllt nach Inhalt und Ton fast jede an eine Volksschrift zu machende Anforderung, und in einer zweiten nicht ausbleibenden Auflage wird der bis jetzt ungenannt gebliebene Verfasser ohne Zweifel einige Kapitel umgießen, die damals, als er schrieb, zeit- und zugemäß waren, gegenwärtig aber einem „überwundenen politischen Standpunkte" angehören. Dem Vernehmen nach, heißt der Verfasser Fulda und ist Prediger zu Schönfeld in Sachsen. Das Christenthum, das in dieser Schrift dem Volke in aller Einfalt des Sinnes und Frische des Wortes gepredigt wird, ist das werkthätige, glaubensstarke, lieb- und hoffnungsreiche, in Gott fröhliche Evangelium, das dem vornehmen Herrn eben so als dem gemeinen Manne noththut.

E. K—r.

— Die von Otto Müller herausgegebene „Bibliothek deutscher Original-Romane" hat, so weit dieselbe bereits erschienen ist,*) in der Revue des deux Mondes durch Herrn Saint-René Taillandier eine eben so gründliche wie geistreiche Beurtheilung erfahren. In der Einleitung seines Artikels, welchem er die Ueberschrift gegeben: „Une Académie de Romanciers en Allemagne", hebt Herr Taillandier als charakteristisch für den gegenwärtigen Zustand der belletristischen Literatur, in Deutschland nicht blos, sondern auch in Frankreich und in England, den Umstand hervor, daß unter den talentvollen Schriftstellern, an denen unsere Zeit so reich ist, sich kein einziger findet, der sich auf der Bahn schriftstellerischen Ruhms, die er betreten, oder auf der Höhe, die er vielleicht erreicht, dauernd zu behaupten wüßte. Nachdem er insbesondere den deutschen Literaten noch ihre Sucht, die französische Literatur nachzuahmen, vorgeworfen, spricht er sich über das Unternehmen Otto Müller's in folgender Weise aus:

„Es giebt in Deutschland einen jungen Schriftsteller, welcher das Uebel, dessen Ursachen ich eben angegeben, lebhaft empfunden hat und gegenwärtig anerkennenswerthe Anstrengungen macht, dem Uebel abzuhelfen. Ich meine Herrn Otto Müller, bereits bekannt durch Erzählungen, die sich durch Lebensfrische und Wahrheit auszeichnen. Herr Otto Müller ist, wie wir, von dem Umstande, daß so viele Talente ihre Schätze vergeuden, unangenehm berührt worden; er hat die verderblichen Wirkungen erkannt, welche die Sucht, Frankreich nachzuahmen, auf die deutsche Literatur ausübt; und er ist von dem Verlangen beseelt, den Geistern eine bestimmtere, dem deutschen Genius mehr entsprechende Richtung zu geben. Diejenigen Schriftsteller, welche es mit ihrem Berufe ernst meinen, um sich zu versammeln; die Poesie auf den durch die Geschichte ihr gegebenen Standpunkt, von dem sie sich zu lange schon entfernt hat, zurückzuführen; mit seinen Freunden die Schilderung deutscher Sitte und deutschen Lebens aus der Gegenwart und aus der Vergangenheit wieder aufzunehmen — das ist der Gedanke des Herrn Otto Müller, ein Gedanke, der alle Anerkennung verdient. Hat der junge Schriftsteller diesen Gedanken vollständig zu verwirklichen gewußt? Diese Frage verdient wohl eine sorgfältige Prüfung." Nachdem Herr Taillandier die sechs Romane, mit denen Herr Otto Müller seine „Bibliothek deutscher Original-Romane" eröffnet, im Einzelnen gründlich besprochen und beurtheilt hat, faßt er die Ergebnisse seiner Kritik in dem folgenden Resumé zusammen:

„Man sieht, daß mit der Herausgabe dieser sechs Romane Herr Otto Müller noch nicht Alles leistet, was er versprochen hat. Die Absicht ist vortrefflich; das Programm verräth ein sehr lebendiges Gefühl dessen, was der deutschen Literatur gegenwärtig fehlt; die Ausführung entspricht aber nicht ganz dem ursprünglichen Gedanken. Herr Müller kündigt ausserlesene Werke an, denen tiefes Nachdenken zu Grunde gelegen, die mit Liebe abgefaßt und die geeignet sind, ein Erziehungsmittel für das Publikum zu werden; er kündigt Werke an, welche die Erzeugnisse der für Geld arbeitenden Literatur, die gehaltlosen Nachahmungen des Auslandes, bekämpfen und ersetzen wollen; er hätte nicht vergessen sollen, daß dieser Ankündigung ohne Sicherheit im Urtheil und ohne Strenge in der Auswahl nicht Genüge geleistet werden kann. Die Verfasser der Romane: „Charlotte Ackermann", „der Sonnenwirth", „Afrasja" entsprechen trotz der großen Verschiedenheit der Eigenschaften, durch welche sie sich auszeichnen, alle drei vollkommen dem Zwecke, welchen der Herausgeber sich gesetzt; sie wissen sehr gut, was sie wollen; sie lieben eben so die Wahrheit wie die Kunst. Dies läßt sich aber den vorliegenden Romanen von Gustav Kühne, Ernst Willkomm und besonders dem von Ludwig Bechstein nicht nachrühmen. Von den sechs Werken, welche dazu dienen sollen, im Publikum die Liebe zur wahren Poesie zu erwecken, sind nur drei der wahren Poesie angehörig.

— Fr. Chr. Schlosser's Dante.*) Es war im Jahre 1824, als Fr. Chr. Schlosser eine Schrift über Dante veröffentlichte, und damit von seinem liebevollen Studium des italiänischen Dichters auch weiteren Kreisen Kunde gab. Die Hoffnung auf eine Fortsetzung seiner Mittheilungen, nach der sich gewiß Viele gesehnt, ist leider lange unerfüllt geblieben, bis in den dreißiger Jahren der gefeierte Historiker in dem von ihm gemeinschaftlich mit Bercht herausgegebenen Archiv aufs neue die Verehrer Dante's mit Ergebnissen seiner Forschungen erfreute. Wiederum genannte Zeit ist seitdem verflossen, und kaum hat wohl Jemand daran gedacht, dem greisen Meister der Geschichte noch einmal auf demselben Weg der Ergründung der „Divina Commedia" zu begegnen. Und siehe da, ganz unerwartet werden wir mit einer hochwillkommenen Gabe überrascht. Wir erhalten in dem genannten Buche nicht nur einen neuen Abdruck jener älteren, nicht recht zugänglichen Arbeiten, sondern dazu noch aus jüngster Zeit (1853) Bemerkungen über den Zusammenhang der Canzonen, welche Dante „Vita nuova" genannt hat, mit der „Divina Commedia", ferner eine Uebersicht der neueren Literatur des Dante, und aus dem Jahre 1854 einen Aufsatz: „Dante's Erklärer". Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, den hohen Werth der neuesten Arbeit des ehrwürdigen Verfassers ins Licht zu stellen. Eine bloße Anzeige des Erscheinens wird genügen, um recht Viele einzuladen, in dem durchaus mit jugendlicher Begeisterung geschriebenen Buche Einsichten in das Werk des unsterblichen Dichters und geistige Erhebung zu suchen. (A. Z.)

— „Geschichte des Weibes (History of Woman), in religiöser, kulturgeschichtlicher und häuslicher Beziehung", so heißt ein eben erschienenes, der Königin von Hannover gewidmetes Werk von S. W. Fullomé.**) Englische Blätter sagen über dieses Buch, daß der Verfasser das sehr interessante Thema mit großer Geschicklichkeit behandelt und in der von ihm veranstalteten reichen Sammlung von Frauen-Studien ein Werk von so anziehender Form geliefert habe, wie in jüngster Zeit kein ähnliches in England erschienen sei.

*) Sechs Bände, Frankfurt, 1854—55, folgende Romane enthaltend: I. Afrasja, von Theodor Mügge; II. Charlotte Ackermann, von Otto Müller; III. der Dunkelgraf, von Ludwig Bechstein; IV. der Sonnenwirth, von Hermann Kurz; V. die Freimaurer, von Gustav Kühne; VI. die Familie Ammer, von Ernst Willkomm. Neuerdings sind, zu dieser Sammlung gehörend, angekündigt: Der Amerika-Müde, von Nürnberger (ein treues Gemälde der jetzigen Konflikte zwischen Deutschthum und Yankeethum in Amerika); ferner Fritz Beutel, eine Münchhausiade von Hermann Marggraff, Erich Randel, von Theod. Mügge.

*) Studien von Fr. Chr. Schlosser. Leipzig und Heidelberg, 1855. 8.

**) Mit dem Bildnisse der Miß Nightingale.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen für das neue Jahr Bestellungen an auf das

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Preis des Jahrganges 3½ Thlr., des Quartales ⅞ Thlr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

APR 1965 H

606

SEP 25 1974

4380706

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 092 563 733

Digitized by Google